Bildungs-Halle

im

Sinne und Geiſte unſerer Zeit.

Für alle Stände.

> Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen.
>
> Ev. Joh. 8, 32.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweiter Band:

Die deutſche Literatur.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1853.

Die deutſche Literatur

in ihrer

nationalliterariſchen und wiſſenſchaftlichen Entwicklung

und in ihrer

Einwirkung auf das geiſtige Leben der Völker.

Von

Dr. Johannes Scherr.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ohne Wiſſenſchaft keine Menſchenwürde und keine Bürgertugend.
Kaiſer Joſeph II.

Den Autoren iſt man Alles ſchuldig.
Friedrich der Große.

Illuſtrirt mit zweiundvierzig Portraits
der
ausgezeichnetſten Dichter und Gelehrten deutſcher Nation.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1853.

Vorwort.

An den Berghalden des Schwarzwalds und in den Alpenthälern der Schweiz findet der Wanderer Häuſer, oberhalb deren Thüre nach alter Sitte ein frommer Sinnſpruch geſchrieben ſteht. In Nachahmung dieſes Brauches möchte ich den Eingang meines Um- und Aufriſſes der Geſchichte unſerer Literatur mit einem bedeutſamen Worte zieren und finde kein paſſenderes als den Ausruf Herder's:

„Erwache, deutſches Publicum, und laß dir dein Palladium nicht rauben! Aus dem trägen Schlummer, der das Beſte wegwerfend verachtet, aus der Anmaßung, die dem Schlechteſten das Privilegium des Beſten gibt, aus der untheilnehmenden Kälte, aus der völligen Seelenentfremdung, glaube mir, wird Nichts und kann Nichts werden. Erwache und zeige, daß du kein Barbar biſt, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne!“

Das gemeinte Palladium iſt unſer geiſtiger Nationalreichthum, unſere Literatur, der unermeßlich reiche Schatz von Aufklärung, Humanität und Schönheit, deſſen Gold- und Silberſtufen aus den innerſten Schachten deutſchen Geiſtes und Gemüthes zu Tage gefördert wurden und an deſſen Ausprägung und Anhäufung die beſten Söhne unſeres Volkes gearbeitet haben, der Zauberſchatz der Bildung, womit ſich unſer Land eine freie und große Zukunft erkaufen kann und wird und den daher gewiſſe Leute gar zu gerne in den Rhein verſenken möchten, wo dieſer am tiefſten iſt, gleich jenem Hort der Nibelungen. Laß dir dein Palladium nicht rauben, deutſches Publicum! Dulde nicht, daß man dich verleiten will, dem Schlechteſten das Privilegium des Beſten zu geben, laß dir nicht von Barbaren Barbariſches als Deutſches aufhalſen, wirf den elenden Quark und Plunder, welchen dir die Romantiker von heutzutage als vorgebliche neueſte Offenbarungen des deutſchen Genius vordemonſtriren und vorverſeln, mit Verachtung bei Seite und kehre zurück zu unſerer Claſſik, um dir mit der Größe und Klarheit ihrer Gedanken den Geiſt zu weiten und zu lichten und dein Gemüth an der Schönheit ihrer dichteriſchen Gebilde zu erquicken.

Die vorliegende Schrift, welcher die Gunſt des Verlegers eine reiche artiſtiſche Ausſtattung zu Theil werden ließ, macht den Verſuch, in weiteren Kreiſen, als die Literarhiſtorik gewöhnlich im Auge hat, das Intereſſe für die Entwicklung und die Errungenſchaften unſerer geiſtigen Geſchichte neu zu beleben. Sie gibt ſich als einen anſpruchsloſen Beitrag zu der von den Umſtänden dermalen dringend gebotenen und von vielen wackeren Männern mit Eifer aufgenommenen Arbeit, unſerem Volke den Gang ſeiner Bildung allſeitig klar zu machen und ihm dadurch einerſeits die ungetrübte Einſicht in ſeine gegenwärtige Lage zu ermöglichen, andererſeits ihm ſeine Pflichten in Beziehung auf die Zukunft zum Bewußtſein zu bringen.

Von dem Grundſatze ausgehend, daß der politiſche und ſociale Vorſchritt, wenn er nicht immer wieder alsbald zum Rückſchritt werden ſoll, nur auf der Baſis geiſtiger und ſittlicher Bildung möglich ſei, habe ich die Stadien und Formen, welche dieſe bei uns in nationalliterariſcher und wiſſenſchaftlicher Richtung bisher durchlaufen, aufzuzeigen geſucht und die Geſchichte des deutſchen Geiſtes von ihren erſten Anfängen bis auf die Gegenwart herabgeführt. Da ich hiebei auf populäre Wirkung ausging, ſo mußte der Stoff möglichſt zuſammengedrängt, der gelehrte Apparat ganz weggelaſſen werden, und durfte vom ſpezifiſch Literatoriſchen und Bibliographiſchen nur das Allernothwendigſte Zutritt finden. Ein vollſtändiges Compendium von Namen und Büchertiteln möge Niemand erwarten, aber auch der, welcher unſere zu ungeheuren Maſſen angeſchwollene Literatur genau kennt, wird zugeben müſſen, daß ich kein weſentliches Moment ihres Werdens unberückſichtigt gelaſſen. Die Form iſt bei derartigen Unternehmungen bekanntlich eine Hauptſache. Ob ich die rechte getroffen, muß ich dem Urtheil des Leſers zur Entſcheidung anheimſtellen.

Iſt mir zum Schluß noch eine perſönliche Bemerkung geſtattet, ſo ſage ich, daß mir die Beſchäftigung mit der vorliegenden Schrift, wie die Ausarbeitung meiner gleichzeitig erſcheinenden „Geſchichte deutſcher Cultur und Sitte“, ſehr zum Troſte gereichte. Hinweggehoben über den Jammer der momentanen Sachlage, überzeugte ich mich aufs Neue, daß eine Nation, welche eine ſolche Bildungslaufbahn durchgemacht hat, nicht ohne Zukunft ſein könne, daß unſer theures Vaterland nicht zum Verderben, ſondern zur Größe beſtimmt ſei. Mögen, wünſche ich, auch Andere aus meiner Arbeit dieſe Ueberzeugung und dieſen Troſt ſchöpfen. Und ſo noch einmal: Laß dir dein Palladium nicht rauben oder entweihen, deutſches Publicum!

Sonnenberg im Februar 1853.

J. Scherr.

Die deutſche Literatur.

I.

Althochdeutſche und mittelhochdeutſche Zeit.

1.

Aus den altdeutſchen Wäldern herüber klingt eine leiſe Tradition, daß unſere Vorfahren von Göttern und Heroen geſungen und geſagt. Neben den Gegenſtänden religiöſer Verehrung ſeien, wird uns berichtet, Helden der mythiſchen Vorzeit deutſcher Nation (Teut und Mannus), wie Helden ihrer geſchichtlichen Kämpfe mit den Römern (Hermann und Andere), von unſeren Ahnen in Liedern gefeiert worden. Es iſt uns keines derſelben überliefert und wir können nur vermuthen, daß ihrer Form als charakteriſtiſches Merkmal der uraltgermaniſche, noch jetzt in ſprüchwörtlichen Redensarten lebendige Stabreim eigen geweſen ſei. Ihr Gehalt jedoch macht ſich noch deutlich hörbar in den lateiniſch geſchriebenen Chronikbüchern, in welchen um die Mitte des 6. Jahrhunderts Jornandes die Thaten der Gothen und zweihundert Jahre ſpäter Paul Warnefrid d. J. die der Longobarden erzählte. Der naiv epiſche Ton dieſer Stammgeſchichten zeigt, daß ihre Verfaſſer dem Klang alter Heldenlieder mit Pietät gelauſcht hatten. Nicht unwahrſcheinlich iſt ferner, daß an der Thierſage vom Wolf Iſengrimm und Fuchs Reinhart, welcher ein ſo ſpezifiſch germaniſcher Urwaldgeruch anhaftet, wie an der Sage vom Drachentödter Sigfrid, deren mythiſche Beſtandtheile deutlich auf germaniſches Heidenthum zurückweiſen, vorchriſtlicher Volksſänger dichteriſche Thätigkeit ſich geübt. Daß es ſolche Volksſänger („Fahrende“) frühzeitig gegeben, dürfen wir bei der entſchiedenen Vorliebe unſeres Volkes für poetiſche Aeußerung unbedenklich annehmen, wie auch feſtſteht, daß Könige und Helden altdeutſcher Sage und Geſchichte des heroiſchen Geſanges kundig waren und den recitativiſchen Vortrag deſſelben mit der Harfe begleiteten. Dagegen iſt der Schluß, welcher von der Benennung des altdeutſchen Schlachtlieds (Barditus) auf das Vorhandenſein einer eigenen Dichtergilde, der ſogenannten Barden, in Altgermanien, gemacht werden wollte, als eine unſtatthafte Voreiligkeit deutſchthümelnder Willkür abzuweiſen.

Wie aus Vorſtehendem erhellt, laſſen ſich die Spuren der deutſchen Poeſie bis zum und hinter den Beginn der chriſtlichen Aera zurückverfolgen; eine Literatur aber kann ein Volk erſt dann haben, wenn es ſich in den Beſitz einer Buchſtabenſchrift geſetzt hat. Es iſt bekannt, daß ſchon im heidniſchen Deutſchland eine Art ſolcher vorhanden war: gewiſſe den Prieſtern und weiſſagenden Frauen vertraute Zeichen (Runen), geritzt auf die abgebrochenen Stäbe der Buche, woher auch der Name Buchſtaben ſtammt. Allein ein zum Schriftgebrauch geeignetes Alphabet erhielten die Germanen erſt durch den gothiſchen Biſchof Ulfilas oder Wulfila (Wölfle, ſt. 388), welcher ſein Volk mit der berühmten, in bedeutenden Bruchſtücken noch jetzt vorhandenen Ueberſetzung der Bibel ins Gothiſche beſchenkte. Dieſes ehrwürdige Werk iſt das älteſte deutſche Schriftdenkmal und der Punkt, von welchem unſere Sprachforſchung auszugehen hat, deren Bemühungen ſo viel Licht in das Dunkel germaniſcher Vorzeit trugen. Wir ſagen hier an paſſendſter Stelle gerade noch, daß unſere theure und edle Sprache ein Glied der indogermaniſchen Sprachenfamilie iſt und daß ſie ſich in die oſtdeutſche oder gothiſche, in die oberdeutſche oder althochdeutſche, in die niederdeutſche und in die altnordiſche als in ihre vier Hauptmundarten verzweigte. Die gothiſche Sprache ſtarb mit den Reichen der Gothen in Italien und Spanien dahin, aber ſie hat in ihrer nicht unebenbürtigen Spätlingsenkeltochter, unſerer jetzigen hochdeutſchen Mundart, gleichſam eine Wiedererſtehung erlebt. Das althochdeutſche Idiom lief in drei Unterdialekte aus, in den bairiſchen, fränkiſchen und alemanniſchen oder ſchwäbiſchen, welcher letztere während der Blüthezeit des Mittelalters die Sprache der deutſchen Bildung wurde. Die niederdeutſche Mundart umfaßte auch die altſächſiſche, angelſächſiſche und frieſiſche und hatte die plattdeutſche und holländiſche zu Töchtern. Aus der altnordiſchen Sprache endlich entſprang die isländiſche und durch dieſe die däniſche und ſchwediſche.

Die Entwickelung der Culturkeime, welche Wulfila's Beſtrebungen unter dem bildungsfähigen Stamm der Gothen ausgeſtreut, wurde durch den Sturm der Völkerwanderung zurückgedrängt. Welchen unermeßlichen Einfluß dieſe ungeheure Bewegung auf die Geſtaltung des germaniſchen Lebens überhaupt geübt, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Die Völker von Oſt- und Nordeuropa vollbrachten eine Revolution, welche die ſtaatliche und ſoziale Geſtalt unſeres Erdtheils total veränderte. Aber indem die Germanen als Sieger auf den Trümmern des römiſchen Weltreichs ſtanden, kam über ſie eine Macht, welcher ſie nicht gewachſen waren. Die römiſche Bildung und Politik, die als erneuerndes Element das Chriſtenthum in ſich aufgenommen hatte, wußte den trotzigen Barbaren ſo zu imponiren, daß ſie in Blut, Religion, Sprache und Sitten eine Miſchung mit ſüdlichen Elementen ſich gefallen ließen, in Folge welcher ſie aus Germanen allmälig Romanen wurden. Und auch daheim in Deutſchland waren tiefgreifende Veränderungen das Reſultat der Völkerwanderung. In dem Wirbel derſelben hatten ſich viele altgermaniſche Stämme verloren und waren die Ueberlieferungen der Vorzeit verſunken. Selbſt der alte Geſammtname Germanen war verſchwunden und dafür der der Deutſchen aufgekommen, herzuleiten von Thiuda, d. i. Volk, Thiudiska, d. i. Volksſprache, im Gegenſatz zum Latein, der Sprache der Gelehrten, und zum Romaniſchen. Ganz neue Gebietseintheilungen bildeten ſich, neue Stämme traten auf die Bühne der Geſchichte und der Blick der Sage, welchem die Urzeit in dämmernde Ferne geſchwunden, fixirte ſich auf den koloſſalen Geſtalten eines Attila (Etzel) und Theodorich (Dietrich von Bern), ihrer Dienſtmannen und ihrer Gegner. Aus dieſen und andern gleichzeitigen Perſönlichkeiten formirte die Geſchäftige jene Sagenkreiſe, in welchen ſich die volksmäßige deutſche Epik fortan bewegen ſollte: den niederrheiniſch-burgundiſch-hunniſchen (Sigfrid, Gunther, Gernot, Giſelher, Brunhild, Kriemhild, Hagen, Volker, Dankwart, Etzel, Rüdiger, Walther), den oſtgothiſchen (die Amelungen und Wölſingen, Ermanrich, Dietrich, Hildebrand, Ilſan), den frieſiſch-däniſch-normanniſchen (Hettel, Gudrun, Horand, Wate, Frute, Ludwig, Hartmuth), den nordiſchen (Beowulf, Wittich, Wieland) und den lombardiſchen (Rother, Otnit, Hugdietrich, Wolfdietrich). In dieſen Sagenkreiſen entfaltete ſich ein ſo reiches Heldenleben, daß es die geſangbegabten deutſchen Stämme nothwendig zu erzählenden Liedern anregen mußte. Uns iſt auch hiſtoriſch bezeugt, daß ſolche erklangen und noch Karl der Große eine Anzahl derſelben aus dem Munde des Volkes aufſchreiben ließ. Allein ſie ſind verloren, und was uns von nationaler Heldendichtung in alter Faſſung gerettet wurde, beſchränkt ſich auf das ſehr fragmentariſche Lied von dem Zweikampf des alten Hildebrand mit ſeinem Sohne Hadebrand, auf das in angelſächſiſcher Sprache gedichtete Lied von Beowulf und auf die lateiniſche Bearbeitung einiger Epiſoden der Helden- und Thierſage, unter welchen der Waltharius ſehr vortheilhaft ſich auszeichnet, weil der Mönch, welcher die ſchöne Kunde vom aquitaniſchen Prinzen Walther, der mit ſeiner Braut Hildegunde von Etzel's Hof entweicht und am Waſichenſtein furchtbare Kämpfe mit den Burgundionen zu beſtehen hat, in lateiniſche Hexameter brachte (Ekkehard d. ä. ſt. 973), Takt genug beſaß, die Reinheit und Friſche der Sage nicht durch chriſtelnd-romantiſche Zuthaten zu trüben. So veranſchaulicht uns dieſes Gedicht, wie das von Hildebrand und von Beowulf, die waldurſprüngliche Kraft und Wildheit germaniſchen Heidenthums. Wer ſich in demſelben näher umſehen will, muß zu unſeren ſkandinaviſchen Stammverwandten gehen und die Edda zur Führerin nehmen, jene berühmte Sammlung uralter Götter- und Heldenlieder, welche, wie es heißt, ſchon zu Anfang des 12. Jahrhunderts auf Island geſammelt wurden und zwar durch Sämund Sigfusſon. Dieſes Buch macht, ergänzt durch die ſogenannte jüngere Edda (d. i. Aeltermutter), die Bibel des Germanenthums aus, deſſen Weltanſchauung ſich in der Inſeleinſamkeit Islands poetiſch ausprägte, während ſie in Skandinavien wie in Deutſchland der Invaſion des Chriſtenthums gänzlich erlag oder wenigſtens durch die letztere weſentlich modifizirt wurde. Die ganze Starrheit und Rieſenhaftigkeit nordiſcher Natur ſpiegelt ſich in dieſen Geſängen wider und es ſchallt aus den harten ſcharfen Lauten derſelben das unbändige Getöſe jener Berſerkerkämpfe, Wikingerfahrten und Trinkgelage, zwiſchen welchen das Männerleben älteſten Germanenthums verlief. Man muß die Lieder von Helgi, von Sigurd und Wölundr leſen, um zu erfahren, auf was für granitenen Geſtalten die germaniſche Urgeſchichte ruht, auf Männern, welche lachend in den Tod gingen, welche das Sterben außerhalb der Schlacht für ein Unglück hielten und von denen einer einem chriſtlichen Bekehrer auf die Frage: An wen glaubſt Du? die Antwort gab: Ich glaube an mich! Den ſanfteren Gefühlen iſt in dieſen das nationale Heidenthum in ſeiner vollen Reinheit und Kühnheit bewahrenden Geſängen nur eine ſehr ſpärliche und ſchüchterne Aeußerung geſtattet: die Liebe erſcheint darin nur wie der raſch kommende und wieder ſchwindende bleiche Winterſonnenſtral auf einer Schneelandſchaft, aber Zorn und Rache flammen wie blutrother Nordlichtſchein und auch die religiöſe Anſchauung erreicht den Höhepunkt ihrer Macht und Kraft da, wo ſie in die ungeheure Zerſtörung der Götterdämmerung ausläuft, von welcher die Wala in der Völuspa ſingt. (Simrock hat uns 1851 mit der erſten vollſtändigen Verdeutſchung der älteren und der jüngeren Edda beſchenkt.)

In Deutſchland hat das Heidenthum kein ſo großartiges geiſtiges Erbe hinterlaſſen, wie die Edden ſind. Es mußte hier zu raſch der romaniſch-chriſtlichen Staatsidee Karl's des Großen weichen. Dieſer gewaltige Despot begründete in deutſchen Landen das Königthum von Gottes Gnaden und damit eine neue Staats- und Culturperiode. Die fürſtliche Centraliſation, welche er durchführte, ſchlug der Gemeinfreiheit tödtliche Wunden und ſetzte an die Stelle des ariſtokratiſch-republikaniſchen Staatsprinzips, welches bis dahin bei uns gegolten, das abſolutiſtiſch-monarchiſche, deſſen Stütze die chriſtliche Lehre der Unterwerfung und des Gehorſams bildete. Erſt nachdem es Karln gelungen war, den Widerſtand der Sachſen niederzuſchmettern und die Beſiegten mit Strömen heidniſch-germaniſchen Blutes zu taufen, war ſeine Stellung als die eines Herrſchers geſichert, deſſen Majeſtät ein unmittelbarer Ausfluß der göttlichen war. Das nämlich lehrten die Sendboten der Kirche, mit welcher Karl zu gegenſeitigem Vortheil ein enges Compromiß eingegangen. Die Folgen deſſelben für Deutſchlands geiſtiges Leben zeigten ſich bald. Die Geiſtlichen, die Träger der von dem karolingiſchen Hofe gewollten und gehegten Cultur, verchriſtlichten und romaniſirten unſer Volk nach Kräften. Alles Nationale wurde von den Prieſtern, die ja kein Vaterland haben wollten außer der Kirche, ſcheel angeſehen und vor dem anmaßlichen Lärm, welchen die in den Kloſterſchulen gelehrten ſogenannten ſieben freien Künſte machten, zogen ſich die altgermaniſchen Götter und Heroen in das Gemüth des Volkes zurück, in ein Aſyl, wo ihr Cultus nie ganz erloſchen iſt. Einſtweilen aber verſtummte der nationale Heldengeſang und eine geiſtlich-chriſtliche Dichtung verſuchte es, die Geſtalten deſſelben durch Perſonen der chriſtlichen Mythologie zu erſetzen, weil man fühlte, daß man der Phantaſie des Volkes durchaus Etwas bieten müſſe. Die einſichtigeren Koryphäen der klöſterlichen Cultur, wie z. B. ein Hraban Maurus in Fulda, ein Walafrid Strabo in Reichenau, ein Hartmod und Notker in St. Gallen, ein Williram in Ebersberg, waren überhaupt bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieſe Cultur, wenn ſie eindringen ſollte, dem Volke in ſeiner eigenen Sprache nahe gebracht werden müßte. Daher die grammatikaliſche und überſetzeriſche Beſchäftigung ſolcher Männer mit der Mutterſprache, welche ſich auch ſelbſtſtändig in geiſtlicher Poeſie verſuchte. Das weitaus bedeutendſte ihrer Producte iſt die altſächſiſche Evangelienharmonie aus der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts, betitelt Heliand (Heiland), in Stabreimen gedichtet (Ausgabe von Schmeller, Neudeutſchung von Kannegießer). Von wem, ob von Einem oder Mehreren, iſt unbekannt. Aber es iſt ein echtes Kind der volksmäßigen Epik, bewunderungswürdig durch die national-germaniſche Auffaſſung des jüdiſch-chriſtlichen Mythus, durch die durchaus naive Verdeutſchung des fremdartigen Stoffes, durch die ruhig epiſche, von aller mönchiſchen Gelahrtheit freie Diction. Der Dichter hat die Perſonen der neuteſtamentlichen Geſchichte ſo glücklich in ſeinem ſächſiſchen Heimatlande naturaliſirt, daß es eine wahre Freude iſt, ihn von Chriſtus als dem „Waltenden unter den Weiganden“ erzählen zu hören. In ſchroffem Gegenſatze zu dieſer letzten Schöpfung unſerer alten Volkspoeſie ſteht die oberdeutſche Evangelienharmonie („Kriſt“, Ausg. v. Graff), welche der weißenburger Mönch Otfrid um 865 vollendete, das älteſte Werk deutſcher Kunſtdichtung und außerdem als althochdeutſche Sprachquelle von äußerſter Wichtigkeit. Otfrid iſt durch und durch Mönch, der in ſeinem chriſtlich-gelehrten Bewußtſein mit Verachtung auf den Volksgeſang herabſieht, von welchem dann auch freilich kein Ton in ſeine trockene und farbloſe, weit mehr didaktiſche als epiſche Arbeit eingegangen iſt. Auch formal unterſcheidet ſie ſich bedeutſam genug von dem Heliand, denn ſie vertauſcht den germaniſchen Stabreim mit dem romaniſchen Endreim, und ſo erſcheint die Einwirkung der Fremde ſchon mit dem Beginn unſerer kunſtmäßigen Dichtung verknüpft. Dieſe pauſirte jedoch, gleich der volksmäßigen, vom 10. Jahrhundert an völlig. Die Zeit war nicht darnach angethan, literariſche Beſtrebungen zu begünſtigen, und als durch die Ottonen eine Periode hellen politiſchen Glanzes für Deutſchland heraufgeführt wurde, verwehrte da, wo nicht gänzliche Entartung der clerikaliſch-karolingiſchen Cultur eingetreten, die Ueberwucherung des Vaterländiſchen durch die lateiniſche Bildung das Vorſchreiten einheimiſcher Literatur. Die Bekanntſchaft mit dem antiken Schriftenthum wurde von dem ſächſiſchen Kaiſerhofe, wo romaniſche und byzantiniſche Bildungseinflüſſe thätig waren, vielfach gefördert und verführte die Strebſamen zu dem erklärlichen Irrthum, daß es nichts Edleres geben könne, als mit den Dichtern und Hiſtorikern der Römer in ihrer eigenen Sprache zu wetteifern. Daher ſehen wir bis ins 12. Jahrhundert hinein deutſche Annaliſten, deren Arbeiten als Quellen der Geſchichte ihrer Zeit von größter Bedeutung ſind, ihre Werke in lateiniſcher Sprache abfaſſen: ſo Witukind von Corvey, Thietmar von Merſeburg, Hermann Contractus, Lambert von Aſchaffenburg, Otto von Freiſingen u. A. Ihre claſſiſchen Vorbilder haben ſie freilich ſo wenig erreicht, als die gandersheimer Nonne Hrosuith, in ihren um 980 verfaßten Komödien, die keine ſind, das ihrige, den Terenz, erreichte. Deſſenungeachtet müſſen die Beſtrebungen der Genannten und anderer ihrer Zeitgenoſſen dankbar anerkannt werden, weil ſie beweiſen, wie frühe die Beſſeren unter unſeren Altvorderen ſich bemühten, die aus ihrer Verſchüttung durch die Völkerwanderung allmälig wieder aufgegrabenen Schätze der antiken Bildung auch für unſer Land nutzbar zu machen.

2.

In den Ueberbleibſeln unſerer früheſten Volksdichtung erkennen wir die nationalen Aeußerungen eines ungemiſchten, racenhaften Volkes, das in ſeiner urzeitlichen Beſonderheit von den Ueberlieferungen älteſter Sage und Geſchichte zehrt. Die literariſchen Beſtrebungen der karolingiſchen und ottoniſchen Periode, wie ſie von der Geiſtlichkeit ausgingen, veranſchaulichen das Bemühen, Deutſchland in den Kreis chriſtlich-lateiniſcher Cultur einzuführen. Der folgende Zeitraum, hiſtoriſch als der hohenſtaufiſche, ſprachlich als der mittelhochdeutſche, äſthetiſch als der romantiſche zu bezeichnen, offenbart zuerſt die Univerſalität des deutſchen Geiſteslebens. Die germaniſche Beſonderheit iſt aufgegeben, wir ſind eingetreten in den geiſtigen Wechſelverkehr, in welchen die Kreuzzüge die Völker Europa's geſetzt, und die Folgen deſſelben machen ſich alsbald in unſerer Literatur bemerkbar. Sie faßt alle die poetiſchen Fäden, welche durch die damaligen Culturvölker unſeres Erdtheils laufen, auf und holt ſogar ſolche noch weiter her, aus dem Orient, um ſie in ihre farbenreichen Gewebe zu verſchlingen. Erſt Ueberſetzerin, dann Nachahmerin, ſchreitet ſie zur ſelbſtſtändigen Meiſterſchaft vor und ſchafft, auf ihrem mittelalterlichen Höhepunkte angelangt, Werke, welche die Fremdheit ihrer Stoffe durch die Tiefe und Fülle des deutſchen Geiſtes, der ſie beſeelt, vergeſſen machen oder aus rohen Aneignungen von außen her tadellos ſchöne Kunſtwerke geſtalten.

Wenn man, wie man ja ſoll und muß, unter den Kreuzzügen nicht allein die Heerfahrten der Abendländer nach Paläſtina, ſondern vielmehr jenen ganzen langen Kampf verſteht, welchen die Welt des Chriſtenthums und die des Islam vom erſten Zuſammenſtoß der Moslemin und der Chriſten in Spanien und Frankreich bis zum Fall von Granada mit einander führten, ſo wird von ſelbſt einleuchten, welche unermeßliche Wirkung die Kreuzzüge auf die Entwickelung der europäiſchen Nationen übten. Durch ſie lernten ſich dieſe zuerſt als ein Ganzes fühlen, durch ſie wurde die Idee der Chriſtenheit der Kern des ganzen mittelalterlichen Bewußtſeins und aus dieſem Kern erwuchs die romantiſche Cultur, die jener Zeit ein ſo charakteriſtiſches Gepräge verleiht. Die Starrheit des Feudalismus kam in Fluß, die Völker Europa's tauſchten ihre Sagen, ihre Sitten, ihre Kriegsweiſe, ihre Künſte und bildeten in den Kämpfen gegen den Mohammedanismus jenes ſoziale Inſtitut aus, das unter dem Namen Ritterthum eine weltgeſchichtliche Rolle ſpielte und das zunächſt in Frankreich und Flandern, in Spanien und Italien, durch die Normannen in England und zuletzt auch in Deutſchland in Blüthe kam. Zwar will uns ſcheinen, unſere Altvorderen hätten ſich die Aeußerlichkeiten des romaniſchen Inſtitutes, die Formen und Formeln, kurz das, was man Courtoiſie im weiteſten Umfange zu nennen pflegt, nie ſo geläufig gemacht, wie die Franzoſen, aber zweifellos iſt, daß den idealen Gehalt des Ritterthums keine Nation ſo tief in ſich aufgenommen hat, wie die deutſche. Die literariſchen Emanationen dieſer ſozialen Geſtaltung waren ebenfalls weſentlich durch die Kreuzzüge bedingt. Byzanz öffnete ſeine Schreine, in welche es die Reliquien helleniſcher Poeſie gerettet, und machte dieſe der Andacht der abendländiſchen Schönheitsgläubigen zugänglich, der Orient that die Pforten ſeiner Wunderwelt auf und überſtrömte den Occident mit ſeiner Märchenfülle. Der Handel erſchloß ſich neue Bahnen und führte auch nach Deutſchland nicht nur Laſten materieller Güter, deren Beſitz den Sinn für feineren Lebensgenuß ausbildete, ſondern nicht minder poetiſche Stoffe und Formen, die dem daheim erwachten Kunſtbedürfniß entgegenkamen. Die religiöſe Begeiſterung that das Uebrige. Sie concentrirte ſich in dem Mariacultus, deſſen Ausſtralung der ritterliche Minnedienſt war, in den romaniſchen Ländern vielfach in inhaltsloſe Subtilität oder grobe Unſittlichkeit auslaufend, in Deutſchland, wenigſtens in der Poeſie, mit einer Innigkeit erfaßt, die der altgermaniſchen Hochhaltung des Weibes entſprach und durch eine Beimiſchung geſunder Sinnlichkeit keineswegs beeinträchtigt wurde.

Die Minne, in ihrer Aeußerung als Gottesminne und Frauenminne, war die Seele der romantiſchen Dichtung, welche als ein Product der Kreuzzüge ganz naturgemäß vorzugsweiſe von dem Adel gepflegt wurde, der ſie ja von ſeinen kriegeriſchen Pilgerfahrten mit heimgebracht. Die Lieblingsſitze der Aventiure — denn dies iſt, glaube ich, der bezeichnendſte Name der mittelalterlich-romantiſchen Muſe — waren und blieben die Höfe größerer und kleinerer Dynaſten und daher tragen auch ihre Eingebungen im Gegenſatze zur Volksdichtung den Namen der höfiſchen Kunſt. Eine beſonders freundliche Aufnahme fand dieſe in den Pfalzen der thüringer Landgrafen, der brandenburger Markgrafen, der Böhmenkönige, der babenbergiſchen Herzoge in Oeſtreich und am kaiſerlichen Hoflager der Hohenſtaufen. Am Throne dieſer großen Dynaſtie, welche die mittelhochdeutſche Mundart ihrer ſchwäbiſchen Heimat für drei Jahrhunderte zur Schriftſprache Deutſchlands machte, ſproßte das fremde Reis der Romantik zu einem Baume auf, deſſen Zweige mit prachtvollen Blüthen ſich bedeckten. Man muß den Farbenglanz und Duft derſelben bewundern, man kann, wie geſchehen iſt, daraus folgern, unſere Literatur habe ſchon im Mittelalter einmal eine Periode claſſiſcher Vollendung erreicht; aber man ſoll dabei nicht vergeſſen, daß die erotiſchen Früchte der höfiſchen Kunſt nie zur nationalen Koſt geworden ſind, ſondern nur die Tafeln der privilegirten Klaſſen zierten, man ſoll nicht außer Acht laſſen, wie die fremde Treibhauspflanze nie ſo tiefe Wurzeln in deutſcher Erde ſchlug, als daß ſie hätte vor raſchem Welken bewahrt werden können, ſobald ihr die Gunſt der Umſtände, welche ihren Trieb befördert hatten, zu mangeln begann. Hieraus erklärt ſich auch, warum die in unſerer Zeit eifrigſt betriebene Wiederbekanntmachung der Ritterdichtung im Ganzen und Großen ſo geringe Wirkung gethan hat.

In dem Zeitraum mittelhochdeutſcher Literaturblüthe, als deſſen Markſteine ſich etwa die Jahre 1150 und 1350 angeben laſſen, fanden insbeſondere Epik, Lyrik und Didaktik hingebende Pflege. Was das Formelle dieſer Dichtungsgattungen angeht, ſo bediente ſich die Lyrik mit Vorliebe des dreitheiligen Strophenbaues und die Didaktik kurzer paarweiſe gereimter Verszeilen mit drei bis vier Hebungen. Das letztere Versmaaß iſt auch das des eigentlichen höfiſchen Epos, wo aber die mittelhochdeutſche Epik mit nationalen Sagenſtoffen ſich beſchäftigt, da hält ſie vorwiegend die ſogenannte Nibelungenſtrophe feſt, die altnationale, zum geſangmäßigen Vortrag beſtimmte, aus vier Langzeilen mit ſechs bis ſieben Hebungen beſtehende Strophe.

Ihre Stoffe bezog die Ritterromantik faſt durchgehends aus Frankreich, wo dieſelben, gleichviel welcher Art ſie waren, durch die Trouvères bereits eine romantiſche Geſtalt erhalten hatten. Es waren Ueberlieferungen der antiken Poeſie und der kirchlichen Mythe, dann der vielverſchlungene fränkiſche Sagenkreis von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen und die keltiſch-bretoniſche Sagenwelt vom König Artus und ſeiner Tafelrunde, vom heiligen Gral und ſeinen Pflegern, von Triſtan und Iſolde. In dieſen Stoffen treten die ſchroffſten Gegenſätze hervor, das Ritterthum in ſeiner äußerlichſten und innerlichſten Geſtalt, die Minne in ihrer ſchönſten und frechſten Erſcheinung, der ſublimſte Spiritualismus und der üppigſte Senſualismus, Zweifel und Glaube, Aszeſe und Genuß, myſtiſches Sichverſenken in den Strom des Menſchendaſeins und weltmänniſch leichtſinniges Schwimmen mit demſelben. Oft ſchlägt der Grundton der Zeit, der chriſtliche Kampfruf gegen das Heidenthum (Mohammedanismus), ſtark vor, dann verhallt er aber auch wieder in dämmernde Ferne.

An den früheſten dichteriſchen Leiſtungen der hohenſtaufiſchen Periode bemerken wir noch ein unſicheres Schwanken und Taſten zwiſchen mancherlei Stoffen, Stimmungen und Behandlungsweiſen. Das Volk und die Geiſtlichkeit waren von der thätigen Theilnahme an der literariſchen Production noch nicht völlig zurückgetreten. Das volksmäßige Element macht ſich bemerkbar in dem, uns freilich nur noch ſehr fragmentariſch bekannten, Verſuch einer Wiederaufnahme der uralten Thierſage durch Heinrich den Glicheſer, welche in dieſe Uebergangszeit fällt, ferner in dem ſogenannten Annolied, deſſen Ausdrucksweiſe an den altnationalen Heldenliederton erinnert, theilweiſe auch in der monſtröſen Kaiſerchronik, wo freilich der gelehrte Anekdoten- und Legendenwuſt das Einheimiſche ſchon breit überwuchert. Wie die clerikale Gelehrſamkeit, ſofern ſie ſich nicht auf die Verſifizirung bibliſcher Mythen und Legenden aller Art beſchränkte, mit einheimiſchen Sagenſtoffen umſprang, laſſen insbeſondere die Gedichte vom König Ruother und vom Herzog Ernſt wahrnehmen. Im erſteren iſt das heimiſche Material zu einer byzantiniſchen Hofgeſchichte verſchnörkelt, im zweiten wird die ſchöne Sage, unſerer ſchönſten eine, von den Abenteuerlichkeiten byzantiniſch-geographiſcher Fabelei erdrückt. Auf feſterem Boden ſtehen wir in dem um 1175 von dem Pfaffen Konrad gedichteten Rolandslied (Ausg. v. W. Grimm), deſſen Verfaſſer zwar aus einer franzöſiſchen Quelle ſchöpft, dabei aber durch ſeine ganze Behandlungsweiſe des Stoffes beweiſt, wie ſehr Karl der Große dem deutſchen

Bewußtſein als nationaler Held bekannt und lieb war. Es iſt epiſch naive Stimmung in dieſem Gedicht und es veranſchaulicht in anſprechender Färbung die volksthümliche Auffaſſung des großen Frankenfürſten als eines Vorkämpfers und Heiligen der Chriſtenheit. Viel bunter geht es in dem etwas ſpäter von dem Pfaffen Lamprecht ebenfalls nach einem wälſchen Vorbilde gedichteten Lied von Alexander her (Ausg. u. Nbg. v. Weismann). In dieſem Gedichte, welches übrigens an ſchönen Einzelnheiten keinen Mangel hat, erſcheint die romantiſch-willkürliche Zuſammenwürfelung von Geſchichte, Sage und Legende, Einheimiſchem und Ausländiſchem, Occidentaliſchem und Orientaliſchem ſchon höchlich ausgebildet und läßt die in die Ferne ſchweifende Aventiure ihrem Roß Zaum und Zügel ſchießen, ſo daß es vollen Laufs hineinſetzt in die „wundervolle Märchenwelt“ der Romantik.

Es ſcheint nun aber, die Art und Weiſe, in welcher dichtende Geiſtliche die neuüberkommenen Literaturſtoffe behandelten, habe der adeligen Leſewelt — von geſangmäßigem Vortrag der Ritterepen konnte wohl keine Rede ſein — in die Länge nicht mehr genügt. Denn mit Lamprecht hört die Betheiligung des Clerus an der epiſchen Arbeit auf und der Ritterſtand übernimmt ſie. Auch miſchen ſich alsbald einzelne bürgerliche „Meiſter“ in die höfiſche Sängergilde der „Herren“. Der Erſte in der Reihe der letzteren, Herr Heinrich von Veldeke, wird von ſeinen Nachfolgern übereinſtimmend als Chorführer des höfiſchen Geſanges anerkannt und ſeine Manier blieb eine ſtehende. Er hat in ſeiner Eneit (Ausg. v. Ettmüller) die romantiſch-verwälſchte antike Sage von Aeneas zu einem langathmigen und langweiligen Gedicht ausgeſponnen, deſſen trocken referirender Ton nur da ſich hebt, wo von Minneangelegenheiten die Rede iſt, deren Romantik dem claſſiſchen Stoff freilich wunderlich genug zu Geſichte ſteht. Von antikem Heldenleben hat Heinrich ſo wenig eine Idee als ſein Nachahmer Herbort von Fritzlar, der in ſeinem Liet von Troye (Ausg. v. Frommann) homeriſche Ueberlieferungen verunſtaltete. Trotz der günſtigen Aufnahme, welche dieſe romantiſchen Parodien des Alterthums fanden, begehrte das einmal geweckte Gefallen an den wunderbaren Erzählungen der Aventüre bald nach Neuem. Die ritterlichen Poeten, in Fruchtbarkeit mit ihren franzöſiſchen Vorbildern wetteifernd, kamen dieſem Begehren bereitwillig entgegen. Man verließ einſtweilen die Stoffe des Alterthums und zog den Artus-Gral-Triſtan-Sagenkreis, welcher, durch und durch romantiſch, nicht erſt romantiſirt zu werden brauchte, zur Bearbeitung herbei. Hartmann, Wolfram und Gottfried — die rohen

Vorarbeiten eines Eilhart von Oberg und eines Ulrich von Zazichoven übergehen wir — leiſteten hierin das Beſte, das Bedeutendſte überhaupt, was die höfiſche Epik geleiſtet hat.

Herr Hartmann von der Aue aus Schwaben (um 1190 — 1210) mochte zu ſeinen Zeitgenoſſen ungefähr in dem nämlichen Verhältniſſe ſtehen, wie fünfhundert Jahre ſpäter ſein Landsmann Wieland zu den ſeinigen ſtand. Wie dieſer der vornehmen deutſchen Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts bewies, daß ihnen die elegante Literatur der Franzoſen entbehrlich ſei, weil ihnen ein Deutſcher in nächſter Nähe die nämliche Eleganz zu bieten vermöge, ſo zeigte auch Hartmann der adeligen Societät ſeiner Zeit, daß ein Deutſcher in Anmuth der Sprache und Form recht wohl mit den Wälſchen wetteifern könne. Die Parallele ließe ſich noch weiter ausführen; denn wie Wieland war auch Hartmann ein Meiſter der poetiſchen Erzählung, was ſeine Geſchichte des armen Heinrich (Ausg. v. Lachmann, Ndg. v. Simrock) beurkundet, und wie Wieland in ſeinen ritterlich romantiſchen Dichtungen die äußerliche und frivole Auffaſſung ſeiner Stoffe durch franzöſiſche Vorbilder unbefangen adoptirte, ſo auch Hartmann. Seine beiden Rittergedichte Erek (Ausg. v. Haupt) und Iwein (Ausg. v. Benecke, Ndg. v. Baudiſſin) ſind gedankenloſe Romantik, abenteuerlich, buntſchillernd, hohl, ein Biſchen lüderlich, echte Artusromane, denn ſie weiſen durchgehends die keltiſche Leerheit des Artusritterthums auf. Tieferen, edleren, deutſchen Gehalt brachte in dieſe Sagenwelt erſt der fränkiſche Herr Wolfram von Eſchenbach, deſſen Leben in die Regierungszeit der beiden hohenſtaufiſchen Friedriche fällt. Wolfram iſt nicht nur ein großer Dichter, ſondern er eröffnet auch die Reihe der deutſchen Philoſophen. Er unternahm es, in ſeinem großen Rittergedicht Parzival (Ausg. v. Lachmann, Ndg. v. Simrock) mit Zugrundelegung der Artusſage, jedoch mit Hervorkehrung der myſtiſchen Seite derſelben, des Mythus vom heiligen Gral, eine Apotheoſe des geiſtlichen Ritterthums zu dichten, welcher das weltliche nur zur Folie dienen ſollte. Sein Werk iſt die erſte große That des deutſchen Idealismus, großartig angelegt, mit dichteriſcher Schöpferkraft durchgeführt, getragen von pſychologiſchem Ernſt, nie matt und gewöhnlich, oft rührend durch das gewaltige Ringen des ſpeculativen Gedankens mit dem ſprachlichen Ausdruck, kühn, erhaben, myſtiſch-allegoriſch wie Dante's göttliche Komödie, die an hundert Jahre ſpäter entſtand. Parzival iſt eine Art Fauſt des Mittelalters. Der Dichter führt uns ihn, der aus dem Stamm der Gralkönige entſproſſen, zuerſt in der reizenden Naivetät der Kindheit vor und wir begleiten den Helden auf ſeiner Pilgerſchaft durch die Wirrniſſe des Zweifels und der Leidenſchaft, bis er nach vollbrachter Reinigung des Gralkönigthums würdig befunden wird, d. h. in den unmittelbaren Beſitz der göttlichen Gnade gelangt. Das Räthſel ſeines Lebens, und dieſes iſt nur ein Bild des Menſchenlebens überhaupt, iſt demnach im Sinne der chriſtkatholiſchen Gläubigkeit des Mittelalters ſchön gelöst — Göthe wußte für ſein Fauſt'ſches Räthſel zuletzt auch keine andere Löſung zu finden. Von Wolfram's übrigen Dichtungen ſtehen die Fragmente ſeines ebenfalls dem Gralſagenkreis entnommenen Titurel, namentlich das erſte, unſerer Theilnahme am nächſten. Was erſte Liebe nur je Lieblichſtes und Süßverſchämtes jungen Herzen zugeflüſtert, das hat der Dichter hier ſeinem Schionatulander und ſeiner Sigune auf die bebenden Lippen gelegt. Der Stoff des Titurel wurde von einem Späteren (Albrecht von Scharfenberg?) aufgenommen und zu einem höchſt weitſchichtigen Reimwerk (Ausg. v. Hahn) verarbeitet, das nur ſagengeſchichtlichen Werth hat. Wolfram's großer Zeitgenoſſe, Meiſter Gottfried von Straßburg, iſt in ſeinem wundervollen, zu unſerer Trauer nicht völlig zum Schluſſe geführten Gedicht von Triſtan und Iſolde (Ausg. v. Maßmann, Ndg. v. Kurz) der Opponent, ja der directe Gegenſatz von jenem. Wolfram verlieh dem aus der Fremde geholten Dichtungsmaterial die Weihe des deutſchen Gedankens, Gottfried die Weihe höchſter Kunſtſchönheit. Bei jenem ſtrebt Alles nach Vergeiſtigung, bei dieſem nach ſinnlicher Anſchaulichkeit. Jener irrt mit verworrener Speculation in den Finſterniſſen des Glaubens umher, dieſer beleuchtet, der größten Herzenskündiger einer, die verborgenſten Tiefen des Menſchengemüthes. Wolfram hüllt ſich in das Dunkel ſeines myſtiſchen Idealismus, Gottfried offenbart den blühendſten Realismus und wendet ſich mit bewußter Polemik gegen die „Finder und Bildner wilder Mären“, welche „mit Riegel und Ketten klirren, kurze Sinne verwirren, Gold von ſchlechten Sachen, den Kindern können machen, die Büchſen ſchwingen und rütteln, ſtatt Perlen Staub draus ſchütteln“ und an deren Bildungen, fährt er fort, „erwarmet keine Bruſt, darin liegt keine Herzeluſt“. Gottfried hat die glühendſte Liebesſage des Mittelalters, die von Triſtan, dem Sohne Riwalin's und Blancheflur's, und von der blondhaarigen Iſolde von Irland, mit einer ſo überlegenen Künſtlerſchaft ergriffen und geformt, daß die rohe keltiſche Erzſtufe unter ſeiner Hand zu einem Werk vollendeter Schönheit geworden. Mit welcher pſychologiſchen Freiheit und Sicherheit weiß er uns die Myſterien des Gemüthes und der Leidenſchaft zu enthüllen, wie weiß er, ohne an läppiſchen Aeußerlichkeiten zu kleben, die ritterlich-romantiſche Geſellſchaft in ihrem eigenſten Weſen und Sein uns vor Augen zu führen, wie genial erhebt er ſich über ſeine Zeit, indem er mit graziöſer Ironie das wahnſinnige Inſtitut der Ordalien verſpottet, in welchem melodiſchen Fluſſe ſtrömt ſeine Rede dahin, in der das mittelhochdeutſche Idiom ſeinen höchſten Triumph feiert! Wahrlich, wir ſind keineswegs geneigt, immer und überall den Enthuſiasmus altdeutſcher Philologen für unſere alten Schriftwerke zu theilen, aber wir behaupten, daß Jeder, der auch nur die Schilderung lieſt, welche Gottfried von dem Liebeleben Triſtan's und Iſolde's in der Wildniß entworfen, ſeine Dichtergröße wird bewundern müſſen. Nichts, aber auch gar Nichts in alter oder neuer Poeſie kommt an Friſche und Anmuth dieſer Darſtellung gleich.

Mit Gottfried hatte die höfiſche Epik ihren Höhepunkt erreicht. Er, wie Hartmann und Wolfram, fanden ihre Nachahmer. Der Strom der Dichtung ging immer mehr in die Breite, wurde aber zugleich auch ſeichter. Die Poeten fuhren fort, die Artusſage auszuſchöpfen, oder wandten ſich wieder zur karolingiſchen, in welcher Konrad Flecke den Stoff zu ſeinem hübſchen Gedicht von Flos und Blanceflos fand. Auch auf die antike Sagenwelt kam man zurück und Konrad von Würzburg, der 1287 zu Baſel ſtarb und ſich durch Fruchtbarkeit und Vielſeitigkeit vor den Wirnt von Grafenberg, Kunhart von Stoffel und Anderen hervorthat, ſchrieb einen Trojanerkrieg in 60,000 Verſen. Wie die unzulänglichſte Kraft keck an das Größte ſich wagte, zeigen Ulrich von Turheim und Heinrich von Freiberg, welche beide Gottfried's Triſtan zu Ende zu führen unternahmen. Die romantiſche Begeiſterung, welche zu großen Ritterdichtungen Athem und Stimme verliehen hatte, begann ſich mit dem Sinken der hohenſtaufiſchen Periode raſch zu verflüchtigen und die ſchreckliche Rohheit der einbrechenden Fauſtrechtszeit tritt uns in den Bearbeitungen der Karlsſage, welche im 14. Jahrhundert vorgenommen wurden, ganz abſchreckend ſchreiend entgegen. Es war zu Ende mit dem Ritterthum, andere Lebensmächte machten ihren Einfluß auch in der Literatur geltend. Freilich war er noch nicht ſtark genug, derſelben eine weſentlich neue Richtung zu geben. Die Dichter fuhren noch eine Weile fort, die alten Gleiſe breit zu treten, bemühten ſich aber dabei, dem Unterhaltungsbedürfniß durch Vielerleiheit zu entſprechen. Sie griffen zur Legende und zur gereimten Novelle, wie ſchon Konrad von Würzburg, Rudolf von Ems und Andere thaten, oder nahmen zum volksmäßigen Schwank Zuflucht.

Ein gewiſſer Stricker, wahrſcheinlich ein Oeſtreicher, verfaßte ſchon um 1230 den Pfaffen Amis (Ausg. v. Benecke, Ndg. v. Berlit), eine Schwanknovelle, deren Späße nachmals in das berühmte Volksbuch von Tyll Eulenſpiegel übergingen. Sein Beiſpiel fand mit der Entartung der Ritterdichtung immer eifrigere Nachahmung und von der Hagen konnte drei ſtarke Bände mit ſolchen Schwankdichtungen füllen (Geſammtabenteuer, 1850). An dieſe gereimte Novelliſtik ſchloſſen ſich im 15. Jahrhundert die Anfänge der proſaiſchen, gewonnen zunächſt durch die Auflöſung der höfiſchen Sagenkreiſe in die Proſa der noch jetzt wirkſamen Volksbücher und bereichert ſodann durch die überſetzende Thätigkeit eines Niklaus von Wyle, Albrecht von Eyb und Heinrich Steinhöwel. Quellen dieſer Novelliſtik waren neben dem einheimiſchen Volksleben die altorientaliſche Geſchichte von den ſieben weiſen Meiſtern, ferner die unter dem Titel der römiſchen Geſten bekannte Anekdotenſammlung, dann franzöſiſche Fabliaux und italiſche Novellen, bis dann im 16. Jahrhundert der aus Spanien ſtammende Amadisroman mit ſeinen Verzweigungen den deutſchen Erzählern neue Stoffe zuführte. Bereits im 13. Jahrhundert trat auch die Geſchichte mit dem Verlangen nach dichteriſcher Einkleidung hervor. Wie früher Mönche in einſamer Zelle die Annalen ihrer Zeit in lateiniſcher Sprache niedergeſchrieben, ſo brachten jetzt adelige und bürgerliche Poeten die Zeitgeſchichte engerer oder weiterer Kreiſe in deutſche Reime. Die öſtreichiſch-ſteieriſche Chronik des Ottokar von Horneck und die Kölner Chronik des Meiſters Gottfried Hagen ſtehen unter derartigen Reimwerken obenan. Endlich, als ſchon eine neue Zeit, die der Reformation, an die Pforten der romantiſchen Dome und ritterlichen Pfalzen klopfte, verſuchte Kaiſer Maximilian, der „letzte Ritter“, noch eine literariſche Reſtauration der Ritterdichtung. Er hat aber, ſammt den Ausführern ſeiner literariſchen Entwürfe, Treitzſauerwein und Pfinzing, Nichts zu Stande gebracht, als den Weißkunig und den Theuerdank (Ausg. v. Haltaus), welche beide, jener in Proſa, dieſer in Verſen, die mit wunderlichſt langweiliger Allegorie verquickte Biographie ihres Urhebers enthalten und jetzt nur noch für Bibliomanen Werth haben.

Doch nicht mit dieſem ungünſtigen Eindrucke ſcheiden wir von unſerer alten Heldendichtung. Wir haben die Aufmerkſamkeit des Leſers noch auf Schöpfungen derſelben zu lenken, welche zu den bewunderungswürdigſten der deutſchen Phantaſie gehören. Weiter oben ſagten wir, daß beim gewaltſamen Hereinbrechen der chriſtlich-karolingiſchen Cultur die nationalen

Sagen aus den Kreiſen der Gebildeten in die des Volkes ſich zurückgezogen hätten. Das letztere hing mit Treue an den heroiſchen Ueberlieferungen der Vorzeit und hat dieſelben ohne Zweifel Jahrhunderte hindurch im Stillen gepflegt. Sonſt nämlich wäre es nicht zu erklären, wie die alte Sagenwelt im 12. Jahrhundert plötzlich wieder auflebte. Die hohenſtaufiſche Zeit mit dem Reichthum an geiſtigen Anregungen weckte auch die Maſſen aus ihrem dumpfen Hinbrüten, ſo daß ſie in ihrer Art an der Culturbewegung jener Tage theilzunehmen begehrten. Die Poeſie wirkte auch auf das Volk, aber ſie durfte hier, wenn ſie rechte Theilnahme finden wollte, nicht jene ausländiſch-vornehmen Themata anſchlagen, die in der höfiſchen Geſellſchaft ſo beliebt waren. Das Volk verlangte compactere und geſundere Nahrung für Phantaſie und Gemüth und mit richtigem Inſtinkte griffen ſeine Sänger, die wandernden Spielleute, die Fahrenden, aus der mündlichen Tradition heraus die nationalen Stoffe auf, an welchen ſich die volksmäßige Sagenbildung ſo lange geübt hatte. Auf Kirmeſſen und Jahrmärkten tönten nun wieder zum Klange der Fiedel die alten Heldenweiſen, in welche das Volksgedächtniß die Erinnerungen an die Völkerwanderung eingeſchloſſen. Der altdeutſche Sagenwald begann mächtig aufzurauſchen und aus ſeinen Schatten hervor ſchritten die rieſenhaften Geſtalten eines Sigfrid, Hagen, Dietrich, Hildebrand und Ilſan mitten in die höfiſch geſchniegelten Kreiſe der minniglichen Artusritter und ihrer Damen hinein. Denn nicht lange blieb die Beſchäftigung mit der nationalen Heroologie ausſchließlich bei den Volksſängern. Die Rhapſodieen derſelben mochten gelegentlich auch auf Ritterburgen und in Hofpfalzen-Hörer gefunden und Intereſſe erregt haben. Begierig nach neuem Material, faßten daher zu Anfang des 13. Jahrhunderts höfiſche Dichter die vaterländiſche Sage auf, welche die Theilnahme der ritterlichen Geſellſchaft gewonnen hatte, ſtellten die einzelnen Geſänge der Fahrenden zu größeren Liedercyklen zuſammen und überarbeiteten dieſe nach den Forderungen der damals geltenden Kunſtgeſetze. So erklärt ſich die Geſtaltung, welche unſere volksmäßige Heldendichtung gerade zur Zeit der höchſten Blüthe höfiſcher Kunſt erhielt. Allerdings waren die höfiſchen Bearbeiter derſelben nicht unbefangen genug, ihre Stoffe im altnationalen Tone durchzuführen, wenn ſie auch mit richtigem Takt das altnationale Versmaaß derſelben beibehielten; allerdings behandelten, zerſtückelten, verbanden und erweiterten ſie die ihnen vorliegenden Sagen mit romantiſcher Willkür und verſetzten ihr Material vielfach mit den Elementen fremdländiſchen Ritterthums; dennoch aber hat eine gewiſſe Pietät ſie gezwungen, der Sage im Ganzen und Großen ihr Recht widerfahren zu laſſen, und einige Zweige derſelben ſind zudem in Hände von Bearbeitern gefallen, denen nicht nur ungewöhnliche Geſchicklichkeit, ſondern ein dichteriſches Talent erſten Ranges zuerkannt werden muß. Dies iſt der Fall bei den zwei herrlichen Heldenliedern, welche das ſogenannte große Heldenbuch ausmachen, bei dem Nibelungenlied (Prachtausg. v. Wigand, Ndg. v. Simrock u. Anderen) und der Gudrun (Ndg. v. Simrock u. A.). Der Text des erſteren wurde insbeſondere durch Lachmann, der des zweiten durch Müllenhoff mit kritiſcher Sorgfalt ſeiner urſprünglichen Geſtalt nahegebracht. Die Nibelunge Not bezeugt in ihrer jetzigen Form die mannigfachen Umbildungen und Erweiterungen der uralten Sigfridſage, mit welcher hier der burgundiſche, hunniſche und oſtgothiſche Sagenkreis zuſammengefloſſen. Der Bearbeiter, deſſen Name unbekannt iſt und der um 1210 die letzte Hand an das Gedicht gelegt haben mag, hat daſſelbe in 39 Aventiure eingetheilt und das Ganze zerfällt in zwei große Abtheilungen. Die erſte enthält Sigfrid's Jugendgeſchichte, ſein Werben um die burgundiſche Kriemhild, ſeine Vermählung mit ihr und ſeine Ermordung durch den grimmen Hagen auf Anſtiften Brunhild's, die er ſeinem Schwager Gunther zur Frau gewinnt. Die Brunhildpartie des Werkes iſt beſonders merkwürdig, weil hier, wie auch in der Epiſode von dem Nibelungenhort, urzeitlich mythiſche Beſtandtheile der Sage zum Vorſchein kommen, welche freilich der ritterlich-romantiſche Bearbeiter nicht recht zu handhaben weiß. Die zweite Hälfte erzählt die Verheiratung der verwittweten Kriemhild mit dem Hunnenkönig Etzel und die Erfüllung ihrer furchtbaren Rache an den Verderbern ihres Gemahls, einer Rache, welcher ſie ihr ganzes Geſchlecht zum Opfer bringt und von deren raſender Glut ſie zuletzt ſelber verzehrt wird. Das ganze Lied durchzieht die hiſtoriſche Erinnerung an den Untergang des burgundiſchen Reiches und Königshauſes durch Attila. Es raſſelt von Waffen und tost von dem wilden Kampfgetümmel der Völkerwanderung. In epiſcher Breite und Ruhe ſtrömt es Anfangs einher, um ſich im zweiten Theile mit dramatiſcher Haſt der ſchrecklichen Kataſtrophe entgegenzuſtürzen. Weiterer Anpreiſung enthalte ich mich billig. Wer irgendwie für großartige Compoſition, für pſychologiſche Wahrheit und Conſequenz der Charakteriſtik, für eine Seelenmalerei, welche blitzartig die Abgründe des Menſchenherzens erhellt, für das tragiſche Walten der Nemeſis in der Weltgeſchichte, für nationale Heldenſchaft empfänglich iſt, der wird mit Bewunderung die Größe dieſes unſeres Nationalepos auf ſich wirken laſſen, das, mit Göthe zu ſprechen, Jedermann kennen ſollte, um nach dem Maaßſtabe ſeines Vermögens die Wirkung davon zu empfangen. Die Gudrun, erwachſen aus dem frieſiſch-däniſch-normanniſchen Sagenkreis, ſtellt ſich dem Nibelungenlied würdig zur Seite. Der Name des Bearbeiters iſt gleichfalls unbekannt. Wahrſcheinlich hat das Gedicht ſeine jetzige Geſtalt um 1210 — 12 erhalten, vielleicht in Oeſtreich. Die drei Theile, in welche es zerfällt, ſind nur loſe zuſammengefügt; im erſten ſchlägt der Wunderdrang der Romantik vor, in den beiden folgenden erſcheinen die Züge der nordiſch-germaniſchen Sage reiner. Den Mittelpunkt bildet Gudrun und in der Charakteriſtik dieſer keuſchen und ſchönen Heldin, welcher ihre Treue zu einem Quell der Energie wird, hat das deutſche Weib ſeine edelſte poetiſche Huldigung erfahren. Wie das Nibelungenlied führt auch das von Gudrun rieſenhafte Geſtalten vor unſere Augen, Sprößlinge einer Zeit, wo das heidniſche Germanenthum mit dem romaniſchen Chriſtenthum im Kampfe lag, und wie jenes bringt es uns eine Fülle von Schönheit im Einzelnen und Ganzen entgegen, ja, der Hintergrund des Meeres verleiht ihm ſogar noch einen nicht unbedeutenden Reiz mehr, und wenn uns der erſchütternde Ausgang der Nibelungennoth mit tragiſcher Gewalt ergreift, ſo muthet uns die dreifache Hochzeitfreude, womit die Gudrun endigt, wohlthuend an. Nicht dem ganzen Kreiſe unſerer nationalen Epik waren aber ſo talentvolle Abſchließer gegönnt, wie unſere beiden großen Heldenlieder gefunden. Vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an theilte die volksmäßige Heldendichtung den tiefen Verfall der höfiſchen, und als im 15. Jahrhundert das Intereſſe für jene wieder lebendiger wurde, mußten ſich die alten Sagen entweder eine plump proſaiſche Einkleidung als Volksbücher gefallen laſſen oder ſie fielen Reimern in die Hände, deren Kräfte ihnen ganz und gar nicht gewachſen waren. Man erkennt dies deutlich, wenn man mit dem großen Heldenbuch das ſogenannte kleine vergleicht, ein Sammelwerk, in welchem um das Jahr 1470 ein gewiſſer Kaspar von der Röhn, wahrſcheinlich ein Epigone der alten Fahrenden, eine Anzahl von Sagen aus dem gothiſchen, hunniſchen und burgundiſchen Kreiſe zuſammengeſtellt hat. Ganz unverhältnißmäßig beſſer iſt die Wiedererneuerung unſerer alten nationalen Heldendichtung in unſeren Tagen Karl Simrock gelungen (Heldenbuch, 6 Bde.), dem hiefür der Dank aller vaterländiſch Geſinnten gebührt.

Die höfiſche Lyrik der hohenſtaufiſchen Zeit muß als ein nothwendiges Zubehör der adelig-romantiſchen Cultur damaliger Geſellſchaft betrachtet werden.

Wie es auch heute wieder zur Bildung gehört, einen erträglichen Vers machen zu können, ſo war es damals ein Erforderniß der höfiſchen Zucht und Standesſitte, zu einer gegebenen Weiſe (Melodie) ein Lied zu dichten und es mit Begleitung der Harfe, Rotte oder Zither vorzutragen oder auch wohl mit dem Lied zugleich eine neue Weiſe zu finden. Die lyriſche Kunſt war ſehr verbreitet. Könige, Fürſten, Edelleute, Geiſtliche und Bürger übten ſie. Von der Hagen gibt in ſeiner reichhaltigen Sammlung (Minneſinger, 4 Thle.) Lieder von 162 Dichtern und hat ſich bemüht, biographiſche Notizen über dieſelben beizubringen. Hiebei hat ihn freilich kein ſo reichhaltiges biographiſches Material unterſtützt, wie die Franzoſen über ihre provençaliſchen Troubadours beſitzen. An die letzteren muß man ſich bei unſeren Minneſängern unwillkürlich erinnern, und wenn es auch Unrecht wäre, unſere mittelhochdeutſche Lyrik ein Product der Nachahmung der provençaliſchen oder nordfranzöſiſchen zu nennen, ſo darf doch behauptet werden, daß eine formelle Einwirkung der letzteren auf die erſtere nicht wohl abzuleugnen iſt. Die minneſängerlichen Formen zerfielen in Leiche (einfach fortlaufende Reimpaare ohne regelmäßige Strophenabtheilung), in Reien oder Tanzweiſen, Sprüche, die meiſt nur aus einer Strophe beſtanden, und Lieder mit mehreren in künſtlichen Reimverſchlingungen ſich bewegenden Strophen. Der Gehalt dieſer Lyrik, deren älteſte Ueberbleibſel ihr Hervorwachſen aus dem Volksliede beurkunden, iſt ein durchaus deutſcher, aber äſthetiſch nicht ſehr ſchwerwiegender. Nachdem einmal Friedrich von Hauſen und Heinrich von Veldeke die feineren Kunſtformen in ihr gangbar gemacht, ſpann ſich der Minneliederfaden im Ganzen doch höchſt gedankenarm und monoton ſo ziemlich ein Jahrhundert lang fort und es knüpfte ſich gar zu viel Weibiſches und ärmlich Bettelhaftes in des Wortes wörtlichem Sinne daran. Selbſt die ſinnige Naturfreude, welche der Minnegeſang athmet, muß zuletzt langweilig werden, da er in ſtereotyper Manier immer und ewig vom Gehen des Winters und Kommen des Frühlings oder umgekehrt ſingt. Die Minne (vom althochd. Wort meinan, d. i. gedenken, erinnern) Gottes und mehr noch der Frauen bildet natürlich das Hauptthema des Minnegeſangs und dieſes Thema hat z. B. dem Heinrich von Morungen und dem Gottfried von Neifen einige wirklich tiefgefühlte Lieder eingegeben, namentlich ſogenannte Tag- oder Wächterlieder, welche den Schmerz der Trennung von der Geliebten nach nächtigem Koſen ausdrücken. Allein im Allgemeinen iſt das Geſinge von Minne ein ſo inhaltsloſes und abſtractes, daß wir froh ſind, uns aus der minniglichen

Sublimität in die derbrealiſtiſche Dorfpoeſie eines Nithart retten zu können, der um 1217 im luſtigen Oeſtreich mit munteren Bauern allerlei Schwank und Schabernack verführte, mit drallen Dorfſchönen das höchſt ergötzliche Wemplingbergeſpiel ſpielte und aus geſunder Bruſt aufjauchzend erzählt, wie „ze hant do wart der hoppeldei geſprungen“. Wenn wir jedoch die Eigenſchaften, welche wir an den provençaliſchen Troubadours, den kühnen Vorkämpfern der reformiſtiſchen Ideen, bewundern, an den deutſchen Minneſängern vermiſſen, ſo bietet uns wenigſtens einer derſelben hiefür Erſatz. Dies iſt Walther von der Vogelweide, ein ganzer Mann und wahrer Poet. Er iſt wahrſcheinlich bald nach 1230 geſtorben. Lachmann gab ſeine Lieder heraus, Simrock und Koch lieferten Neudeutſchungen derſelben. Walther wird von Gottfried von Straßburg als „der Nachtigallen Leitfraue und Meiſterin“ bezeichnet, ein Beweis, wie ſehr er ſeiner beſten Zeitgenoſſen Gunſt genoß. Er verdiente ſie. Seine Minnelieder ſind voll keuſcher Innigkeit und doch nicht abſtract, ſondern pulſirend von ſchöner Sinnlichkeit: er feiert weibliche Zucht und Tugend mit unvergänglichen Klängen, aber er belauſcht auch ſeine Herrin im Bade und legt ihr ein wunderſchönes Lied in den Mund, welches in der Erinnerung des ſüßeſten Genuſſes ſchwelgt. Wie ernſt ſind ſeine Betrachtungen über die politiſchen, ſozialen und religiöſen Stimmungen und Zuſtände ſeiner Zeit, wie muthvoll ſchleudert er dem Papſte den Judasnamen ins Geſicht, wie ſcharf ſtraft er die Verderbniß der Höfe und der Geiſtlichkeit, wie klar erkennt er die Schäden ſeines Vaterlandes und wie herrlich endlich bricht ſein glühender Patriotismus aus in dem Lied: Ir ſult ſprechen willekomen! Haben wir volle Urſache, auf den trefflichen Walther ſtolz zu ſein, ſo iſt uns ein Minneſänger von ganz anderem Schlag und Charakter, Ulrich von Lichtenſtein, um der Aufſchlüſſe willen, welche er in ſeinem Frauendienſt über die Sittengeſchichte des 13. Jahrhunderts gibt, ebenfalls von nicht geringer Bedeutung. Der Frauendienſt (Ausg. v. Lachmann, Ndg. v. Tieck) enthüllt deutſches Leben und deutſche Dichtung, wie ſie beim Erbleichen der hohenſtaufiſchen Glanzperiode waren. Das Büchlein iſt eine wahre Don Quijotiade, an vierhundert Jahre früher entſtanden als Cervantes ſeinen glorioſen Hidalgo auf Abenteuer ausreiten ließ. Es enthält die mit vielen artigen Liedern durchflochtene Erzählung, welche Herr Ulrich von ſeinen Minnefahrten gibt. Er begeht auf dieſen Fahrten ganz ähnliche Verrücktheiten, wie der Held von la Mancha, und wie dieſer muß er ſein romantiſches Streben, die Poeſie zu verwirklichen, mit allerlei poſſenhaftem Mißgeſchick büſſen, ohne jedoch von ſeinen Tollheiten abzulaſſen. Später ergeht ſich Ulrich in grämlichem Tadel ſeiner Zeit und Zeitgenoſſen und er hatte allerdings Grund genug, über den Verfall von Zucht, Ehre und Sitte in der höfiſchen Geſellſchaft zu klagen. Es iſt bekannt, welche traurigen ſozialen Erſcheinungen den Untergang der ſtaatlichen Größe Deutſchlands am Ausgang des 13. Jahrhunderts begleiteten, und die ſpäteren Minneſänger, ein Konrad von Würzburg, Reinmar von Zweter, Marner, Frauenlob, Regenbogen, hatten daher überreichlichen Stoff zu didaktiſchen Betrachtungen, welche ſie in überkünſtlichen Formen ausſprachen. Ihre Sinnſpruchpoeſie entbehrt der lyriſchen Unmittelbarkeit und geht, obgleich manchen trefflichen Gedanken äußernd, allzu häufig in die dunkle Räthſelei und leere Wortſpielerei über, von welcher das ſpitzfindig gelehrte Streitgedicht der Sängerkrieg auf Wartburg (Ausg. v. Ettmüller), an das die bekannte gleichnamige Sage ſich knüpft, eine ſehr unerquickliche Probe liefert. Anſprechender äußert ſich die Lehrdichtung, welche der ritterlichen Lyrik ſich anſchloß, in dem Welſchen Gaſt des Thomaſin von Zerclar, in der Beſcheidenheit (d. i. Beſcheidwiſſen Ausg. v. W. Grimm) des Freidank, unter welchem Namen man mit einigem Grund Walthern vermuthet, in dem Renner des Hugo von Trimberg (Ausg. des Bamberger hiſt. Vereins) und in der Spruchſammlung des Winsbecke und der Winsbeckin. Syſtematiſche Lehrgedichte ſind dieſe Werke nicht. Ihre Verfaſſer gehen von der Betrachtung allgemein menſchlicher Verhältniſſe aus oder faſſen die geiſtigen, religiöſen, materiellen und ſittlichen Zuſtände ihrer Zeit ins Auge und knüpfen an die ſo gewonnenen Reſultate in mehr oder minder freier Weiſe, oft mit tiefem Gefühl und in ergreifenden Worten, Mahnungen, Warnungen, Rathſchläge, Lob, Tadel, Spott und Drohung. Einen Vorderplatz in dieſer Didaktik nimmt das ſogenannte Biſpel (Beiſpiel) ein, welches mit Anführung von Alltagsgeſchichten, Schwänken und Thiermärchen argumentirt und aus dem ſich dann die ſelbſtſtändige Fabel herausgebildet hat, zuerſt in dem trefflichen Fabelwerk der Edelſtein (Ausg. v. Benecke) des Ulrich Boner, welcher um 1324—49 als Predigermönch zu Bern lebte.

So hatte ſich denn die mittelhochdeutſche Dichtung von der hochfliegenden ritterlichen Phantaſtik allmälig zur bürgerlichen Verſtändigkeit abgeſtuft. Der Bürgerſtand nahm dem zur Raubritterſchaft verwilderten Adel die Fortführung der literariſchen Production ab. Der Minnegeſang wurde zum Meiſtergeſang, welcher ſich an die Chronik der ſpäteren Minneſänger lehnte.

Poeſie muß man darin nicht ſuchen. Der Meiſtergeſang war dürre Spruchdichtung, verziert mit geſchmackloſer lyriſcher Schnörkelei, und wie ſein Geiſt waren auch ſeine Formen handwerksmäßig. Die Mitglieder der Singſchulen, wie ſie namentlich in Nürnberg und anderen Reichsſtädten blühten, vereinigten ſich zu Zünften, welche durch Kaiſer Karl IV. mit Corporationsrechten begabt wurden (1378). An der Spitze der Genoſſenſchaft ſtand das ſogenannte Gemerk, beſtehend aus dem Büchſenmeiſter oder Kaſſierer, Schlüſſelmeiſter oder Verwalter, Merkmeiſter oder Kritiker und Kronenmeiſter oder Preisvertheiler. Dieſe leiteten die poetiſchen Uebungen, welche an den Sonntagsnachmittagen in der Kirche oder auf dem Rathhauſe ſtattfanden. Man hieß das Schule ſingen. Beſcheidene Preiſe fielen den Siegern in dieſen ehrſamen Wettkämpfen bürgerlicher Meiſter, Dichter, Singer, Schüler und Schulfreunde zu. Es ging mechaniſch genug dabei her. Der ſehr beſchränkte Stoff, mit Vorliebe Anfangs aus der ſcholaſtiſchen Dogmatik, ſpäter aus der bibliſch-lutheriſchen Orthodoxie genommen, wurde ſtreng nach den Formeln einer Poetik zugerichtet, die man Tabulatur hieß und die von den wunderlichſten Spielereien ſtrotzt. Das Meiſterſängerlied war ſtrophiſch gebaut und wurde Bar genannt, die Strophen deſſelben hießen Geſätze und beſtanden aus zwei Stollen, an welche der Abgeſang ſich anſchloß. Die Versarten hießen Gebäude, die Melodien Töne oder Weiſen (blauer und rother Ton, gelbe Löwenhautweis, kurze Affenweis, fette Dachsweis u. dgl. m.); bloß der Erfinder eines neuen Tons hatte Anſpruch auf den Ehrentitel eines Meiſters. Im 16. Jahrhundert klang der Meiſtergeſang in jeder deutſchen Stadt von einiger Bedeutung und er iſt mit ſeinen letzten Epigonen erſt 1839 zu Ulm verſtummt, nachdem 1770 zu Nürnberg die letzte feierliche Singſchule war abgehalten worden. Seine Bedeutung iſt eine weſentlich culturgeſchichtliche: er bezeugt den guten Willen des deutſchen Bürgerthums, in ſeiner Art die literariſche Bildung zu fördern. Für die Nachwelt iſt die ſtädtiſche Chronikſchreiberei von viel größerer Wichtigkeit. Sie ging in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus der Reimform in die Proſa über und die älteſten deutſchen Chroniken, die ſtraßburgiſche des Jakob Twinger von Königshofen und die limpurgiſche, welche, heißt es, durch Johann Gensbein begonnen und nachmals von Mehreren fortgeſetzt wurde, haben zur Begründung und Ausbildung des proſaiſchen Styls weſentlich beigetragen. Dieſer verdankte überhaupt dem bürgerlichen Leben ſehr viel, denn in deſſen Mitte wurde er als Geſchäftsſtyl, ſowie als Kanzlei- und Gerichtsſtyl entwickelt. Vom

Ausgang des 13. Jahrhunderts an ließen alle größeren deutſchen Städte ihre Rechtsordnungen und die Entſcheidungen ihrer Gerichte aufſchreiben und ſo entſtanden die Stadtrechte und Weisthümer, für Sitten- und Rechtsgeſchichte gleich belehrend. Noch wichtiger für die letztere ſind die beiden berühmten Sammlungen von nord- und ſüddeutſchen Geſetzen und Rechtsgewohnheiten, der Sachſenſpiegel (Ausg. v. Homeyer) und der Schwabenſpiegel (Ausg. v. Wackernagel), zwiſchen 1215—76 zuſammengeſtellt, jener durch den ſächſiſchen Ritter Eike von Repgow, dieſer durch einen ungenannten oberdeutſchen Geiſtlichen. Man mochte beim Hereinbrechen einer geſetzloſen Zeit das Bedürfniß eines geſchriebenen Rechtes überall nur um ſo lebhafter fühlen. Nicht minder lebhaft fühlte man, daß nur die eindringlichſte Anregung des religiöſen Gefühls gegen die unſägliche Verwilderung und Verderbtheit der Geſellſchaft einigermaßen helfen könne. Daher ſehen wir im 13. und 14. Jahrhundert in Deutſchland eine Reihe von Predigern und Moraliſten auftreten, einen Bruder Eckart, Berthold von Augsburg, Johann Tauler, Heinrich von Nördlingen, Johann Ruysbroek, Hermann von Fritzlar, Heinrich Suſo oder Seuſe, die mit aller Macht der Beredtſamkeit gegen die ſittliche Verſunkenheit ihrer Zeitgenoſſen eiferten oder auch, angehaucht von dem Geiſte deutſcher Speculation, deſſen Wehen ſchon Wolfram von Eſchenbach ſo ſtark empfunden, mit myſtiſchem Forſchungstriebe in die Geheimniſſe des Chriſtenthums ſich verſenkten und ſo, ihre Nichtbefriedigung durch das päpſtliche Dogma verrathend, mit zu den Wegbahnern reformatoriſcher Tendenzen gehören.

Neben dieſer predigenden und lehrenden Thätigkeit übte die Geiſtlichkeit in jenen Tagen auch noch eine künſtleriſche, eine theatraliſche. Man weiß, daß der katholiſche Cultus ſchon in früheſter Zeit überhaupt einen theatraliſch-künſtleriſchen Charakter angenommen hatte. Die Bauart und Einrichtung der Kirchen, das ganze Ceremoniel des Gottesdienſtes war dadurch bedingt und wir unſererſeits ſind unbefangen genug, dem Katholizismus dieſe künſtleriſche Vermenſchlichung des triſten chriſtlichen Spiritualismus nicht übelzunehmen. Der aus der urchriſtlichen Abendmahlsfeier hervorgegangene Hauptact des katholiſchen Cultus, die Meſſe, war von Anfang an ein liturgiſches Drama geweſen und die Popularität, welche daſſelbe erlangt hatte, konnte die Kirche nur auffordern, die theatraliſchen Elemente des Gottesdienſtes zu vervielfältigen und weiter auszubilden. So geſchah es, daß die Geiſtlichkeit, während ſie gegen das aus dem antiken Heidenthum überkommene

Hiſtrionenweſen fanatiſch zeterte, ſelber immer eifriger mit dem Schauſpiel ſich befaßte, in Deutſchland, wie in der ganzen Chriſtenheit. Zuerſt wurden zur Weihnachts- und Oſterzeit die neuteſtamentlichen Mythen von der Geburt, Paſſion und Himmelfahrt Chriſti pantomimiſch dargeſtellt. Dann ſteigerte man die Erbauung der Gemeinde, indem man den mitſpielenden Perſonen Monologe und Dialoge in den Mund legte, erſt in der lateiniſchen Kirchenſprache, hierauf, um die Theilnahme des Volkes zu erhöhen, in deutſcher. Schon in das älteſte in Deutſchland aufgeführte Myſterium — dieſen Namen erhielten die kirchlichen Dramen von ihrer Beſchäftigung mit den religiöſen Geheimniſſen — welches aus dem 12. Jahrhundert ſtammt, wurden deutſche Strophen eingeſchoben und von da ab bald ganze Myſterien in der Mutterſprache verfaßt. Das Material derſelben erweiterte ſich außerordentlich: man zog die ganze bibliſche Geſchichte wie die Heiligenlegende herbei und that zugleich der immer lebhafter werdenden Schauluſt des Volkes genug, indem man die vergrößerte Bühne aus den Kirchen auf Kirchhöfe und öffentliche Plätze verſetzte, den ſzeniſchen Apparat mit Decorationen, Flugwerken und Verſenkungen bereicherte und ganze Schaaren von Heiligen, Engeln und Teufeln über die Szene gehen ließ. Aus letzterem Umſtand folgte, daß auch Laien, daß gewerbsmäßige Gaukler und Hiſtrionen zu den kirchlichen Dramen als Mitſpielende zugelaſſen werden mußten, und aus dieſen Anfängen entwickelte ſich die deutſche Schauſpielkunſt, die wir aber hier nicht weiter verfolgen können und in Betreff deren Geſchichte wir auf das ausgezeichnete Werk Devrient's (Geſchichte d. deutſch. Schauſpielkunſt) verweiſen, indem wir nur noch ſagen, daß aus dem bibliſch-mythologiſchen Drama das allegoriſch-moraliſche hervorging, deſſen handelnde Charaktere perſonifizirte Tugenden und Laſter waren und das daher auch den paſſenden Namen Moralität erhielt.

Die Poeſie als ſolche gewann indeſſen durch dieſe kirchlichen Farcen ebenſo wenig, als ſie durch die mechaniſch hausbacknen Aeußerungen des Meiſtergeſangs gewann. Sie wäre am Ausgang des 14. und im 15. Jahrhundert gänzlich verſandet und vertrocknet, wenn ſie nicht da eine Zuflucht geſucht und gefunden hätte, von wo ſie beim Beginn unſerer literariſchen Geſchichte ausgegangen, im Volke. Hier ſchöpfte ſie neue Lebenskraft. Das erfolgreiche Trachten der ſtädtiſchen Zünfte nach Gleichberechtigung mit dem Patriziat und mehr noch die heldenhaften Kämpfe der Stedinger und Dithmarſen gegen fürſtliche und pfäffiſche Zwingherrſchaft, ſowie die glorreichen Siege der ſchweizeriſchen Bauern und Bürger über Oeſtreich und Burgund, hatten das demokratiſche Bewußtſein mächtig geweckt und genährt. Die friſchpulſirende Kraft deſſelben verlangte nach poetiſcher Kundgebung. Das hiſtoriſche Volkslied trat an die Stelle der alterſchwach gewordenen Ritterdichtung, das gemüthliche Volkslied an die der inſipid faſelnden Minnelyrik. Halbſuter aus Luzern ſang ſein treffliches Schlachtlied „von dem ſtrit ze Sempach“, Veit Weber aus Freiburg feierte die Schweizerſiege in den Burgunderſchlachten. Und allwärts in deutſchen Landen begann ſich im 15. und 16. Jahrhundert ein vielſtimmiger Volksgeſang zu erheben, der in naturfriſchen Zügen das eigenſte und innerſte Weſen unſeres Volkes offenbart und alle Seiten ſeines Lebens und Webens, Dichtens und Trachtens in zarten und derben, tiefrührend ſchmerzlichen und hochaufjubelnden Weiſen berührt. Des Knaben Wunderhorn und noch in unverwiſchterer Reinheit Uhland's verdienſtvolle Volksliederſammlung bewahren die Schätze dieſer unſerer alten Volkslyrik.

II.

Neuhochdeutſche Zeit.

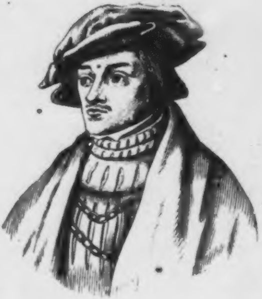
1.

Mit dem Untergange des hohenſtaufiſchen Hauſes hatte Deutſchland die letzte Kaiſerdynaſtie verloren, welche von der Reichsidee Karl's des Großen war getragen worden. Mit den beiden ſchwäbiſchen Friedrichen ging die mittelalterliche Herrlichkeit unſeres Landes unwiederbringlich zu Grabe. Die gebietende Weltſtellung des deutſchen Reiches nach außen brach zuſammen, ſeine innere Verfaſſung und Geſtaltung kehrte zu den Formen der altgermaniſchen Adelsrepublik zurück. Denn im Grunde beginnt ſchon mit Rudolf von Habsburg (1273) die lange Reihe der Schattenkaiſer, welche ihre Familienpolitik zur ausſchließlichen Grundlage ihrer kaiſerlichen machten oder mit anderen Worten ihre Stellung als Reichsoberhaupt nur zur Mehrung ihrer Hausmacht benützten. Ließ man ſie hierin gewähren, ſo ließen ſie es ihrerſeits auch geſchehen, daß die anſchwellende fürſtliche Territorialmacht den Reichsverband immer rückhaltsloſer ſprengte und die Nation ſtets bedrohlicher von dem Krebſe der Viel- und Kleinſtaaterei angefreſſen wurde, der zwar zu Anfang des 19. Jahrhunderts beim völligen Sturze der mittelalterlichen Reichsverfaſſung in engere Gränzen eingeſchloſſen ward, noch immer aber das exſtirpirende Meſſer und das ausbrennende Eiſen erwartet. Mit der politiſchen Rolle Deutſchlands als europäiſcher Großmacht war es alſo vorläufig zu Ende und unter Kaiſer Maximilian I. kam der ſtaatliche Marasmus des Reichs ſchon ſo kläglich zum Vorſchein, daß ſein ſchönſtes Glied, die Schweiz, von dem gealterten Körper ſich lostrennen konnte, um auf eigene Hand eine republikaniſche Exiſtenz zu ſuchen und zu finden. Unſer Land, dem bald noch andere Theile entriſſen werden ſollten, ſank zum Schauplatz der Intriguen der europäiſchen Cabinette und zum Schlachtfeld ihrer widerſtreitenden Intereſſen herab. Die deutſchen Fürſten haderten in kleinlichſter Selbſtſucht untereinander, der Adel wurde durch die wiederholten Landfriedengebote nur nothdürftig in ſeinen rohen Gelüſten gehemmt, die Geiſtlichkeit war ein willenloſes Werkzeug in den Händen der römiſchen Curie, der Bürgerſtand verknöcherte allmälig zum Philiſterthum, der Bauer war ein Sklave. Das Nationalgefühl ſank in den höheren Ständen auf betrübende Weiſe und das Volk war durch den Feudalismus zu ſehr verknechtet worden, um im Ganzen und Großen dem nationalen Ruin eine Schranke ſetzen zu können. Seiner untergeordneten Stellung zufolge mußten auch ſeine Lieder verhallen, ohne daß ſich die gebildeteren Claſſen weiter darum bekümmert hätten. In den letzteren ſchleppten ſich die Stoffe und Formen der abgeſtandenen Ritterromantik noch ſo fort, bis ſie zu ganz kläglicher Wappenſängerei, Spruchſprecherei und Pritſchmeiſterei ausarteten, während das Volksthümliche in den vornehmeren Kreiſen nur durch die Hofnarren vertreten wurde, alſo meiſt nur in ſeiner unſauberſten und zotigſten Geſtalt zum Vorſchein kam.

Indeſſen machten ſich bald Symptome bemerkbar, daß die Nation in emſigſter Geiſtesarbeit Troſt ſuchte für ihren politiſchen Verfall. Vielleicht fand ſie dieſen Troſt nur zu leicht, denn von da ab wurden wir gewohnt, in dem ſelbſtgefälligen Bewußtſein unſerer geiſtigen Bedeutung unſere politiſche Nullität allzu bereitwillig zu verſchmerzen. Wie dem aber auch ſei, die Einkehr der Deutſchen in ſich ſelbſt hatte zur Folge, daß ſie vom Ende des 15. Jahrhunderts an die Hauptträger der reformiſtiſchen Ideen wurden, welche das 16. Jahrhundert ſo revolutionär bewegen ſollten. Wir ſagen mit Abſicht revolutionär, denn die Reactionäre und Dunkelmänner aller Sorten haben vollſtändig Recht, wenn ſie die Reformation — nicht zu verwechſeln mit dem lutheriſchen Kirchenthum, welches nur ein ſchnöder Abfall vom reformiſtiſchen Princip iſt — als Mutter der Revolution haſſen und anklagen. Jeder Unbefangene wird das eingeſtehen und wird ſagen, daß es ſich damals um ganz andere Dinge handelte, als um kahles Pfaffengezänk. Es handelte ſich um die Verwirklichung der Idee der Freiheit und Gerechtigkeit in religiöſer, politiſcher und ſozialer Beziehung. Es handelte ſich um eine Umgeſtaltung der Reichsverfaſſung auf zeitgemäßer Baſis, um Sicherſtellung der unteren Stände gegen die Tyrannei geiſtlicher und weltlicher Fürſten, um Erringung von Menſchenrechten für die Bauerſchaft, um die Theilnahme des deutſchen Volkes an dem Reichsregiment. Aber die Beſtrebungen der drei deutſchen Stände, welche wirklich redlich eine Löſung des reformiſtiſchen Problems verſuchten, erlogen jammervollem Mißgeſchick. Die patriotiſch-nationalen Tendenzen des niederen Adels überlebten das Scheitern der Entwürfe Sickingen's und Hutten's nicht, die Erhebung der Bauern unter Führern wie Münzer und Hipler fand ihr Ende in der gräßlichen Schlächterei der Ueberwundenen, welche die Lehre von der evangeliſchen Freiheit ernſthaft genommen, und das demokratiſch-nationale Wollen des norddeutſchen Bürgerthums mußte mit dem gewaltigſten ſeiner Söhne, mit Jürgen Wullenweber, das von patriziſcher Verrätherei und fürſtlicher Selbſtſucht aufgeſchlagene Schaffot beſteigen. Die Reformation hatte ein Kind geboren, welches von ihren Feinden und falſchen Freunden in der Geburt erwürgt wurde. Doch aus ſeinen Gebeinen ſollte nach mehr als zweihundert Jahren ſeiner Mutter ein Rächer erſtehen.

Es zeugt, wie bekannt, von grober Unkenntniß der Geſchichte, wenn man ſich die Reformation als ein plötzliches Ereigniß vorſtellt, wenn man glaubt, der wittenberger Mönch ſei eines ſchönen Morgens aufgeſtanden, um jene weltgeſchichtliche Bewegung zu veranſtalten. Luther war nur ein Glied, allerdings ein bedeutendes, in der Oppoſitionskette, die ſich von den dunkelſten Jahrhunderten ununterbrochen bis auf unſere Tage herabſpannt und an welche die Zukunft noch manches Glied wird anzureihen haben. Die Despotie des Dogma war kaum gegründet, als auch der ketzeriſche Freiheitsgedanke ſchon an ſeine glorreiche Wühlerarbeit ging. Die Ketzer mochte die Kirche verbrennen, allein mit Arnold von Brescia, Huß, Savonarola und ſo vielen Anderen ſtarb nicht die Idee, deren Träger ſie geweſen. Sie ruhte und raſtete nicht und erweckte ſich ſtets neue Apoſtel und Märtyrer. Sie hatte ſchon im 13. Jahrhundert ganze Gegenden und Volksſtämme ergriffen und wurde mit den hingeſchlachteten Albigenſern, Katharern, Lollharden und Stedingern keineswegs ausgerottet. Die Univerſitäten — in Deutſchland wurde die erſte zu Prag 1348, die zweite zu Wien 1365 gegründet — boten in ihrer corporativen Geſtaltung der erwachenden wiſſenſchaftlichen Forſchung einen geſellſchaftlichen Stützpunkt. Ja, im Schooße der Kirche ſelbſt regte ſich der Widerſtand gegen die päpſtliche Unfehlbarkeit und Anmaßung. In den Kreiſen der Scholaſtiker ſtanden Denker auf, welche nicht nur das Aeußerliche des kirchlichen Gebäudes, ſondern auch das Innere zum Gegenſtande ihrer Unterſuchungen machten, und die großen Kirchenverſammlungen des 15. Jahrhunderts nahmen einen ernſtgemeinten Anlauf zu tiefgreifenden Reformen. Freilich ſtockte dieſer offizielle Anlauf ſehr ſchmählich. Der Clerus erkannte, daß man auch an der Außenſeite der kirchlichen Inſtitutionen keinen Stein verrücken dürfe, ohne das ganze Lug- und Truggebäude zu gefährden. Doch die vorſchreitende Zeit ließ ſich durch keine Concilienbeſchlüſſe aufhalten. Das 15. Jahrhundert ſtrotzte von Gährungsſtoffen und Bewegungselementen. Die in Folge der Erfindung des Schießpulvers (um 1354) veränderte Kriegsweiſe machte dem Feudalſtaat ein Ende, eine Reihe anderer phyſikaliſcher und mathematiſcher Findungen zeigte die Bornirtheit des hierarchiſchen Syſtems, geographiſche Entdeckungen von unermeßlicher Wichtigkeit, wie die des Seewegs nach Oſtindien und die von Amerika, lüfteten den mittelalterlichen Schleier der Unwiſſenheit vor den Augen der europäiſchen Völker, von Italien aus ſtrömte die wiedererſtandene Literatur des claſſiſchen Alterthums das Licht der Vernunft und Schönheit auch über die Länder des Nordens aus und endlich hatte Johannes Gutenberg die von ihm zwiſchen 1436—54 erfundene und vervollkommnete Buchdruckerpreſſe ſeinem deutſchen Vaterlande und der Welt geſchenkt, für ihn zu ewigem Ruhme, für die Menſchheit von unberechenbarem Segen. So waren, verbunden mit den bald erfolgten großen aſtronomiſchen Entdeckungen, die Grundlagen einer neuen Weltanſchauung gegeben, welche vermittelſt der Preſſe ihre Wirkungen auf immer weitere und fernere Kreiſe ausdehnte.

Die Deutſchen nahmen den oppoſitionellen Geiſt der Zeit mit der Tiefe und Beharrungskraft, mit dem ſittlichen Ernſt ihres Nationalcharakters in ſich auf. Die ſchamloſe, vermittelſt des Ablaßhandels und anderen Betrugs geübte Blutſaugerei des römiſchen Hofes, welcher den Ertrag der ſogenannten deutſchen Sünden unter Verhöhnung der leichtgläubigen Thoren jenſeits der Alpen verpraßte, hatte alle Stände erbittert und der neugeweckte Unwille verband ſich mit den Erinnerungen der deutſchen Kaiſergeſchichte zur Erzeugung einer nationalen Oppoſition, deren Keime jedoch tief im Mittelalter zurückliegen und ſchon in den Gedichten eines Walther von der Vogelweide zu zornglühenden Gedanken aufgeſproßt waren. Auch in den Maſſen hatte dieſe gegen Rom feindſelige Richtung tiefe Wurzeln getrieben. Das Volk abſtrahirte ſich ſeinen Haß des römiſchen Weſens zunächſt aus dem ärgerlichen Leben der Geiſtlichen, deren namenloſe Habſucht, Trunkſucht, Unzucht, kenntnißloſe Rohheit und unverſchämte Schelmerei Stoff zu ungünſtigen Betrachtungen in Hülle und Fülle lieferte. Aus dieſen Betrachtungen entſprang die volksmäßig-ſatiriſche Richtung der deutſchen Oppoſition, welche in Schwänken und Anekdoten der Pfaffheit den Krieg machte und oft ſogar das Dogma ſelbſt derb genug ſtreifte. Die reformiſtiſch-theologiſche Wirkſamkeit redlicher und denkender Mitglieder des deutſchen Clerus gab der volksmäßigen Oppoſition feſteren Halt. Schon Tauler und andere Myſtiker hatten gegenüber der gänzlichen Verweltlichung und ſittlichen Verſunkenheit der Hierarchie auf Weckung wahrhaft chriſtlichen Sinnes, auf innere Heiligung des Menſchen gedrungen. Später ſetzten populäre Kanzelredner, ein Johann Weſſel (1420—89), Johann von Weſel, Geiler von Kaiſersberg (1440—1509) und Andere, dieſe Miſſion fort und drangen, mit ſcharfer Kritik die Schäden der Kirche beleuchtend, gegenüber der trägen Werkheiligkeit auf ein praktiſches Chriſtenthum. Ihre ernſte und wiſſenſchaftliche Oppoſition, wie die volksmäßig ſatiriſche, verband ſich in dem glänzenden Streite, welchen die Humaniſten, d. h. die Kenner und Ausbreiter der Literatur des claſſiſchen Alterthums, gegen Rom und die Römlinge erhoben, zu einer höheren Einheit. Hauptvertreter des Humanismus — welches Wort den Geiſt der Claſſik ſo ſchön verſinnlicht — in Deutſchland waren Rudolf Agricola (ſt. 1485), Konrad Celtes (ſt. 1509), Hermann vom Buſche (geb. 1468), Johann Wimpheling (geb. 1450), Willibald Pirkheimer (1470—1531), Eoban Heß, Heinrich Bebel, Johann Reuchlin (1455—1522) und der in Deutſchland eingebürgerte Deſiderius Erasmus aus Rotterdam (1467—1536). Die Humaniſten zogen durch literariſche Thätigkeit, durch Gründung von Bibliotheken, gelehrten Schulen und Geſellſchaften ein geiſtiges Netz über ganz Deutſchland. Ueberall regte ſich der Eifer für die claſſiſchen Studien und in ihrem Gefolge die forſchende Vernunft und der kritiſche Gedanke. Zwar die Humaniſten ſchrieben Latein, auch da ſogar, wo ſie die volksmäßig-ſatiriſchen Elemente der Zeit verarbeiteten; ſie hielten es für das Löblichſte, ihre dichteriſchen Ideen in die Versmaaße des Ovid und Horaz, ihre hiſtoriſchen und ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten in die Perioden Cicero's zu kleiden, und trieben ihre Vorliebe für die Sprache des alten Roms und Griechenlands ſoweit, daß ſie meiſt ihre ehrlichen deutſchen Namen latiniſirten und gräciſirten. Sie bedachten nicht, daß das kaum der geeignete Weg ſei, ihrem Ziele, das deutſche Volk vermittelſt der claſſiſchen Studien aus ſeiner mittelalterlichen Barbarei herauszureißen, näherzukommen.



Ulrich von Hutten

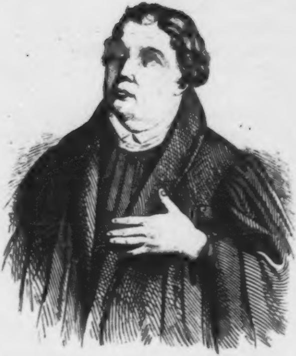
geb. den 20. April 1488 auf ſeinem Familienſchloſſe Stackelberg,
geſt. den 31. Auguſt 1523 zu Ufnau, einer kleinen Inſel im Zuricher See.

Deſſenungeachtet aber iſt der claſſiſche Denkſtoff, womit ſie das deutſche Geiſtesleben befruchteten, von ſegensreichſter Wirkung geworden. Erſt mit dem Humanismus hebt die deutſche Wiſſenſchaft, hebt die moderne überhaupt an.

Die Waffen des Spottes verwunden am tiefſten. Die oppoſitionellen Spottſchriften, welche Bebel in ſeinen Facetien und Erasmus in ſeinem Lob der Narrheit (encomium moriae) gegen die Anhänger der mittelalterlich-barbariſchen, ſcholaſtiſch-römiſch-orthodoxen Richtung ſchleuderten, fachten den ſchon lange glimmenden Ingrimm der letzteren gegen die Neuerer zur hellen Flamme an. Der Streit Reuchlin's mit den dickorthodoxen Theologen der Kölner Facultät über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der jüdiſchen Bücher gab den beiden Parteien Veranlaſſung, ihre Kräfte zu meſſen. Der Sieg in dieſem Streite neigte ſich entſchieden auf die Seite der Humaniſten. Pirkheimer's Apologie Reuchlin's und die Briefe der Dunkelmänner (epistolae virorum obscurorum) vervollſtändigten ihn. Dieſe Dunkelmännerbriefe, ſo genannt, weil ſie den Finſterlingen in die Feder gelegt ſind, muß man als eine der beſten Satiren und durchſchlagendſten Oppoſitionsſchriften anſehen, die jemals erſchienen. Sie erregten über ganz Deutſchland hin das herzlichſte ſchallendſte Gelächter auf Koſten der ſcholaſtiſchen Theologiſten, Mönche und Römlinge aller Sorten, deren Dummheit, Schlechtigkeit und Heuchelei darin in ihrer vollen Blöße aufgedeckt wurde. Die Verfaſſer dieſer Satire, denn es waren offenbar mehrere, ſind nie mit völliger Beſtimmtheit ermittelt worden, jedenfalls aber ging ſie aus den humaniſtiſchen Kreiſen hervor und mit Sicherheit läßt ſich annehmen, daß der Mann, in welchem der Humanismus ſeinen genialſten und hochherzigſten Vertreter fand, an der Abfaſſung der Dunkelmännerbriefe überwiegendſten Antheil hat. Jeder erräth, daß wir den fränkiſchen Ritter Ulrich von Hutten meinen, geboren auf der Burg Stackelberg am Rhein 1488, geſtorben auf Ufnau im Zürichſee 1523. Aus angeſehenem Geſchlechte ſtammend, beredt, witzig, ſchon im Jünglingsalter um ſeiner Gaben und Kenntniſſe willen berühmt, ſeiner lateiniſchen Gedichte wegen von Kaiſer Max eigenhändig zum Poeten gekrönt, hätte Hutten an den deutſchen Höfen leicht eine ebenſo geachtete als einträgliche und vergnügliche Stellung einnehmen können. Aber das Vaterland ließ ihm keine Ruhe und den eigenen Vortheil hat er jederzeit mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der für höhere Zwecke lebt, bei Seite geſetzt. Ihm mochte zum Vorbild Gregor von Heimburg dienen, jener große Patriot, welcher zur Zeit des Basler Concils die öffentliche Meinung in Deutſchland ſo mächtig gegen

Rom aufgerüttelt hatte. Was Tüchtiges und Edles in den erſten Decennien des 16. Jahrhunderts in unſerem Lande gedacht und erſtrebt wurde, das fand in Hutten ſeinen Verkündiger und Verfechter. Er ſtand mit Wort und Schrift raſtlos im Streite. Er warf die lateiniſche Poetenfeder weg und ſtieß, das Volk in deſſen eigener Sprache anredend, jenen herrlichen Kampfruf, Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Papſts, aus, dem an concentrirtem Zorn und edler Leidenſchaft Nichts aus damaliger Zeit gleichkommt. In dieſem ſchönen Gedicht hat er ſein Wollen klar manifeſtirt, das nichts Geringeres bezweckte als die nationale Wiedergeburt Deutſchlands.

Indeſſen hatte Martin Luther (geb. 1483 und geſt. 1546 zu Eisleben), nach langem Ringen und Kämpfen ſeiner Seele in der auguſtiniſchen Gnadenlehre Beruhigung findend, am 31. October 1517 ſeine Theſen gegen den Ablaßhandel zu Wittenberg veröffentlicht, den berühmten Fehdebrief gegen die päpſtliche Macht, deſſen Tragweite der, welcher ihn erließ, Anfangs keineswegs ahnte, der aber dennoch die reformiſtiſche Bewegung in eine beſtimmte Bahn lenkte, in die theologiſch-proteſtantiſche. In dieſer beharrte Luther mit der ganzen Unerſchütterlichkeit ſeines Charakters. Vergebens drängten ihn Hutten, Thomas Münzer, die Ritterſchaft, der Bauernſtand zur Theilnahme an umfaſſenderen und höheren Problemen der Zeit, vergebens gab der treffliche Ulrich Zwingli (1481—1531) von der Schweiz aus das Beiſpiel, wie mit theologiſch-reformatoriſcher Thätigkeit auch die politiſche zu verbinden ſei. Luther kannte die Beſtrebungen jener Tage weder in ihrem ganzen Umfange, noch wollte er ſie als berechtigt anerkennen. Nach Art praktiſcher Naturen beſchränkte er ſich auf das ihm Nächſtliegende, auf ein bibliſches Kirchenthum. Zu deſſen Begründung verband er ſich auf's engſte mit den deutſchen Fürſten und überließ ihnen zum Dank für den Schutz, welchen ſie ſeinem Werke angedeihen ließen, ſeine Erfindung vom beſchränkten Unterthanenverſtand, von welchem ſie ſeither den nachdrücklichſten Gebrauch gemacht haben. Nachdem ihr Hauptträger ſo die politiſche und ſoziale Seite der Reformation abgewieſen, nahm ſie den unſeligen Verlauf, welchen ſie nehmen mußte. Sie befreite uns, wie ſchon Thomaſius geſagt, von dem hölzernen Joche der Tradition und legte uns dafür das eiſerne des Bibelbuchſtabengötzendienſtes auf. Sie ſchwächte das Kaiſerthum, erweiterte und befeſtigte die fürſtliche Gewalt und fügte der ſtaatlichen Getheiltheit und Zerriſſenheit Deutſchlands noch die religiöſe bei. Daß



Martin Luther

geb. den 10. Nov. 1483 zu Eisleben,
geſt. den 18. Febr. 1546 zu Eisleben.

ſodann die lutheriſche Orthodoxie bald genug an dem Prinzip der freien Forſchung, von welchem ſie ausgegangen, die ſchmählichſte Apoſtaſie beging, iſt bekannt; daß aber dieſe Apoſtaſie noch bei Lebzeiten Luther's und mit ſeiner Billigung anhob, wird gewöhnlich vom bornirten Parteigeiſt verſchwiegen. Erſt die deutſche Philoſophie hat das Prinzip der freien Forſchung wieder aufgenommen und hat es mit allen ſeinen Conſequenzen — vor denen ſich die lutheriſche Theologie nicht minder als die katholiſche entſetzen muß — zu dem ihrigen gemacht.

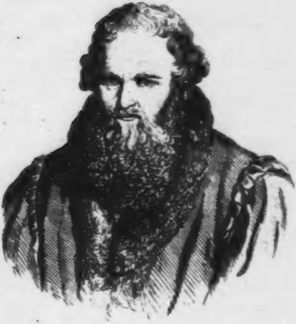
2.

Wie am Eingange der althochdeutſchen Periode unſerer Literatur das Bibelwerk des Wulfila ſteht, ſo tritt uns beim Beginn der neuhochdeutſchen die Bibelüberſetzung Luther's entgegen. Als der Reformator dieſe folgenreiche Arbeit unternahm, welche der religiös-reformiſtiſchen Stimmung der Zeit erſt einen feſten Anhaltspunkt gab, fand er die Sprache in jener Verwilderung vor, welche den Uebergang der mittelhochdeutſchen Mundart in die neuhochdeutſche zu Anfang des 16. Jahrhunderts kennzeichnet. Luther nahm das Schrifthochdeutſch, wie es ſich namentlich in Oberſachſen geſtaltet hatte, zur Grundlage und richtete ſich, wie er ſelbſt ſagt, nach der Ausdrucksweiſe der ſächſiſchen Kanzelei, welche damals „die gemeinſte deutſche Sprache“ war, verſtändlich für „Ober- und Niederländer“. Aber mit welcher tiefen Erkenntniß ſeines innerſten Geiſtes, mit welcher Kraft und Geſchicklichkeit hat er dieſes Sprachmaterial behandelt! Welche Lebensfriſche hat er ihm eingehaucht! Was er vorfand, iſt unter ſeinen Händen zu einer Sprache vom reinſten Metall geworden, feſt und doch biegſam, gediegen, tönend. Ihr Klang wurde der Nation zugleich mit dem Inhalt der Bibel vertraut und theuer und ſie iſt die Quelle unſerer jetzigen Schriftſprache geworden und geblieben. Kaum weniger einflußreich auf unſere Sprach- und Stylbildung war Luther durch ſeinen Katechismus, ſowie durch ſeine Mahnreden und Streitſchriften, in welchen letzteren er dem derbrealiſtiſchen Geiſte der Zeit, welcher ſich in ſo häufiger Anrufung des heiligen Grobianus gefiel, daß der Grobianismus ein bedeutendes Literaturelement wurde, unbefangen ſeinen Tribut entrichtete. Die Leute verhandelten damals ihre Streitfragen in ſehr ungenirtem Deutſch, deſſen naturwüchſige Derbheit übrigens nicht wenig zur allſeitigen Ausbildung unſerer Sprache beigetragen hat.

Doch nicht allein durch ſeinen proſaiſchen Styl hat Luther in die Entwicklung unſerer Nationalliteratur unmittelbar eingegriffen. Er that dies auch durch die von ihm ausgegangene Begründung des evangeliſchen Kirchenlieds. Dieſes war naturgemäß der populärſte und wirkſamſte Ausdruck der Zeitſtimmung, volksmäßig in Stoff und Form. Luther, der, mit einem tiefen Gefühl für Muſik begabt, auch die Melodien zu ſeinen geiſtlichen Liedern erfand, legte den letzteren meiſtens einen Gedanken der Pſalmen zu Grunde, was jedoch ihrer Selbſtſtändigkeit keinen Eintrag that. Sein berühmteſtes Lied, das proteſtantiſche Schlachtlied des 16. und 17. Jahrhunderts, Ein' veſte Burg iſt unſer Gott, baut ſich auf pſalmiſtiſcher Grundlage mit eigenthümlichſter Kraft in die Höhe. Von Luther ausgehend reicht eine lange Reihe proteſtantiſcher Kirchenliederdichter nicht nur bis auf Gellert und Klopſtock, ſondern bis auf unſere Tage herab. Der Ton derſelben iſt natürlich ein ſehr ungleicher. Während Zwingli, Paul von Spretten, Juſtus Jonas, Lazarus Spengler, Erasmus Alberus, Nikolaus Hermann und Andere die urſprüngliche Weiſe der proteſtantiſch-religiöſen Lyrik feſthielten, erkennt man in den Kirchenliedern eines Ludwig Helmbold, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nikolai, Johann Riſt, Ambroſius Lobwaſſer ſchon die unerquickliche Einwirkung theologiſcher Düftelei oder der gelehrt-ſchwülſtigen Dichtungsmanier des 17. Jahrhunderts, welches jedoch in Paul Gerhard (1606—76), dem Dichter der berühmten Lieder: Befiehl du deine Wege — und: O Haupt voll Blut und Wunden — einen geiſtlichen Lyriker von großer Auszeichnung aufzuweiſen hat. Zur nämlichen Zeit weckte das proteſtantiſche Lied auch einen katholiſchen Widerhall. Sehr ſchwach ſind freilich die religiöſen deutſchen Lieder des Jeſuiten Jakob Balde (ſt. 1668), der doch in der lateiniſchen Ode keine geringe Begabung zeigte, ein wirkliches Talent aber verräth in manchem Liede ſeiner Trutz-Nachtigall der Jeſuit Friedrich von Spee (1595—1635), deſſen Namen ſein hochſinniger Eifer gegen den greuelvollen Wahnwitz der Hexenprozeſſe in den Annalen der Humanität unſterblich gemacht hat. Sein jüngerer Zeit- und Glaubensgenoſſe Johann Scheffler (Angelus Sileſius, ſt. 1677) rührte Katholicismus und Pantheismus zu einem myſtiſchen Brei zuſammen, der nachmals in der herrnhut'ſchen Liederdichtung des Grafen von Zinzendorf und Anderer ſo widerwärtig ſüßlich aufgewärmt wurde, überfließend von Lämmleinbruderſchaftsliebeleithränen und duftend von Jeſuleinwundenblutſchweiß.

Wir ſahen oben, daß die literariſche Thätigkeit der Humaniſten, welche bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts durch den unglücklichen Nikodemus Friſchlin (1547—90) in lateiniſchen Gedichten und Komödien fortgeführt wurde, mit ſatiriſchen Elementen ſtark verſetzt war, und dieſe wurden zu gleicher Zeit durch eine Reihe oppoſitionell-ſatiriſcher Werke in deutſcher Sprache auch für das größere Publikum fruchtbar gemacht. Tiefgetaucht in dieſe Zeitfarbe erſtand gerade am Schluß des 15. Jahrhunderts (1498) das uralte germaniſche Thierepos vom Fuchs und Wolf wieder, aber ſeiner waldurſprünglichen Naivetät entkleidet und, durch Nikolaus Baumann (?) oder Heinrich von Alkmar (?) in niederdeutſcher Mundart unter dem Titel Reincke Vos (Nhdg. v. Simrock) erneuert, auf die Zeitgebrechen, namentlich auf die religiöſen, höchſt ergötzlich ſatiriſch gemünzt. Mit wie markigen Zügen das Gedicht den Gährungsprozeß der beginnenden Reformationsperiode zeichnet, deutet ſchon der Umſtand an, daß Göthe in den Gährungen des Revolutionszeitalters eine Wiederdichtung des Reineke vornahm, in der eingeſtandenen Abſicht, ſich daran über ſeine eigne Zeit zu orientiren. Wenn aber in dieſem Gedicht der oppoſitionelle Geiſt Vorzeitliches zu ſeinen Zwecken umformte, ſo ſehen wir anderwärts, daß er auch näherliegende Anknüpfungspunkte ſuchte. Sebaſtian Brant aus Straßburg (1458—1521) vermittelt durch ſein Narrenſchiff oder Schiff aus Narragonien, in welchem die Thorheiten und Laſter der Zeit durch die moraliſche Hechel gezogen werden, den Uebergang von der mittelalterlichen Lehrdichtung zur ſatiriſchen Polemik, welche in ſeines Landsmanns Thomas Murner (1475—1536) Narrenbeſchwörung und anderen Arbeiten ſchon auf beſtimmtere Ziele ſich richtet, erſt für die Reform kämpfend, dann gegen das Lutherthum Front machend. Auch die Fabuliſten Erasmus Alberus (ſt. 1553) und Burchard Waldis (ſt. 1556?) ſtehen in der Reihe der reformiſtiſchen Tendenzpoeten, ebenſo Georg Rollenhagen (1542—1609), der in ſeinem Froſchmeuſeler die Fabel zum Thierepos erweiterte. Sein Froſchmäuſekrieg iſt freilich ſehr gedehnt und gelehrt trocken, mitunter aber auch ſchlagend ſatiriſch, wie z. B. da, wo er in ſeiner Schilderung des Froſchprieſters ein Bild von dem Stande entwirft, deſſen „Vater iſt der heilige Geiz, ſein' Mutter die alte Superſtelz" (Superſtition). Ueber die Genannten erhebt ſich an vielſeitiger Thätigkeit und durchſchlagender Kraft der Satire Johann Fiſchart genannt Mentzer aus Mainz (ſt. 1589), beſeelt von ariſtophaniſchem Geiſt und in ſeinen Schriften, deren lange Reihe noch lange nicht vollſtändig bekannt und zugänglich iſt, ſämmtliche Richtungen und Seiten der Literatur der Reformationsperiode darſtellend. In ihnen hat der publiziſtiſche Charakter dieſer Literatur ſo recht ſeinen Ausdruck gefunden. Fiſchart muß mit außerordentlicher Leichtigkeit produzirt haben und wußte ſich überall ſchnell zurechtzufinden. Seine Meiſterſchaft in Behandlung der Sprache tobt ſich oft in den übermüthigſten Launen aus, beſonders in der dem Rabelais nachgedichteten Affentheuerlich Naupengeheuerlichen Geſchichtsklitterung von den Helden und Herren Grandgoſchier Gorgellantua und Pantagruel von Durſtwelten, einem Werke, in welchem der Grobianismus des 16. Jahrhunderts eine wahrhaft claſſiſche Vollendung erreichte und welches man an Höhe und Tiefe, Witz, Humor, Scharfſinn, ariſtophaniſcher Keckheit und treuherziger Naivetät mit Recht eine zehnfache Ueberbietung ſeines franzöſiſchen Urbildes genannt hat, wie es zugleich eine unerſchöpfliche Fundgrube für die Kenntniß der Volksſitten und Geſellſchaftsgebräuche ſeiner Entſtehungszeit iſt. Aber auch in anderen ſeiner komiſchen Dichtungen, z. B. in der Flöh-Hatz, iſt die plaſtiſche Sittenmalerei bewundernswerth. Wo er, der reformiſtiſchen Richtung mit Entſchiedenheit zugethan, im Dienſte derſelben die ſatiriſche Keule ſchwingt, wie in ſeinem Bienenkorb des h. röm. Immenſchwarms, in ſeinem Sekten- und Kuttenſtreit der Barfüßer, in ſeinem gegen die Schüler des „Ignacio Lugiovoll“ gerichteten vierhörnigen Jeſuwiderhütlein, da treffen ihre Streiche mit zermalmender Wucht. Daß er endlich auch im ernſten Genre ein ſchönes Dichtervermögen bethätigte, deſſen iſt insbeſondere ſein Glückhafft Schiff Zeuge, in welcher poetiſchen Erzählung der Grundgedanke, daß beharrlichem Mannesmuth auch das Schwerſte gelingen müſſe, mit anſchaulicher Malerei durchgeführt wird.

Wie zur Reformationszeit der epiſch-mittelalterliche Styl des deutſchen Lebens gleichſam in den dramatiſch-modernen überging, ſo machte ſich auch in der Dichtung ſelbſt dieſer Uebergang bemerkbar. Dem geiſtlichen Myſterienſpiel hatte ſich allmälig die weltliche Poſſe, das ſogenannte Faſtnachtsſpiel, zugeſellt, hervorgegangen aus improviſirten Maskenſpäſſen zur luſtigen Zeit der Faſtnacht und beſonders auf den Straßen und in den Bürgerhäuſern von Nürnberg heimiſch. Der muntere Wappendichter Hans Roſenblüt und ſein Zeitgenoſſe Hans Folz gaben um 1450 dieſen mit Werkſtattſcherzen,



Hans Sachs

geb. den 5. Nov. 1494 zu Nürnberg,
geſt. den 25. Januar 1576 zu Nürnberg.

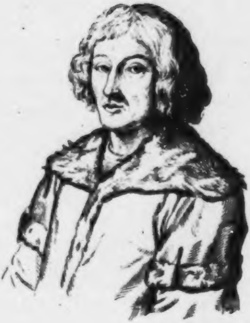
Wochenmarktzoten und Eheſkandalen gewürzten, meiſt auf eine ſaftige Prägelei hinauslaufenden Poſſen zuerſt eine Art literariſcher Form, die jedoch ganz locker und loſe war. Eine höhere Abſicht als eben Lachen zu erregen und die Faſtnachtsfreude zu mehren, lag dieſen Farcen überall nicht zu Grunde. Das änderte ſich aber, ſowie die Zeit der Reformation entgegenſchritt. Die oppoſitionelle Tendenz ging in das werdende Drama ein. Bereits um 1480 wurde in der Manier der Myſterien Ein Spil von Fraw Jutten, welche Bapſt zu Rhom geweſen, geſchrieben, wahrſcheinlich von dem Geiſtlichen Theodor Schernbergk, in welchem die Sage von der Päpſtin Johanna mit offenbar polemiſcher Abſicht behandelt iſt. Ganz beſtimmt und mit ſehr derber Komik prägt ſich die religiös-politiſche Polemik gegen das Beſtehende in den beiden vortrefflichen Faſtnachtsſpielen aus, welche der Berner Maler Niklaus Manuel (1484—1530) im Jahre 1522 in ſeiner Vaterſtadt durch Bürgerſöhne zur Aufführung brachte und von denen der Chroniſt Anshelm rühmt, daß durch „diß wunderliche vnd vor nie als gottesläſterlich gedachte Anſchauwungen ein groß Volk bewegt wardt, chriſtliche Fryheit und bäpſtliche Knechtſchaft ze bedencken vnd ze unterſcheiden." Auch die Myſterien wurden, wie unter anderen des Paulus Rebhun Geiſtlich ſpiel von der Gotfurchtigen vnd keuſchen Frawen Suſannen zeigen kann, von den Proteſtanten in evangeliſchem Sinne und mit Hervorkehrung der allegoriſch-moraliſchen Nutzanwendung umgebildet und durch Schüler oder Bürger zur Darſtellung gebracht. Soweit war das deutſche Drama, als ihm auch der wackere Hans Sachs aus Nürnberg (1494—1576) ſeine fruchtbare Feder widmete. Der hölzernen Unbelebtheit der Handlung, dem Mangel an Charakterentwicklung und was ſonſt noch Unzulängliches dem deutſchen Schauſpiel anklebte, hat Sachs nur wenig oder gar nicht abgeholfen und ſind namentlich ſeine „Tragedi" trockene Holzſchnittzeichnungen, beklext mit grell mordthätigen Farben. Aber der treffliche Mann, deſſen Schuſterſchurzfell nur der vornehme Unverſtand belächeln mag, hat beſonders in ſeinen Faſtnachtsſpielen, von denen das Narrenſchneiden mit Recht in allen Beiſpielſammlungen unſerer Literaturgeſchichte erſcheint, ſo viel tiefe Welt- und Menſchenkenntniß, eine ſo richtige Auffaſſung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, eine ſo geſunde und mild verſtändige Moral entfaltet, daß ſchon um deßwillen ſein Name mit Ehren im Gedächtniß der Nachwelt beſteht. Sachs war eine wirkliche Poetennatur und er hat mit einem Dichter der neueſten Zeit, mit Rückert, darum eine überraſchende Aehnlichkeit, weil ihm Alles, was im Leben ihn berührte, zu einem Gedicht wurde. Nahe an ſechzig Jahre iſt er poetiſch thätig geweſen und er hat vierunddreißig Foliobände handſchriftlich mit ſeinen Arbeiten angefüllt. Da finden ſich freilich viele werthloſe Schlacken, aber auch viele Silberbarren und manches Goldkorn. Er verſuchte ſich in allen dichteriſchen Formen ſeiner Zeit und in einigen, wie in Fabel, Schwank und Faſtnachtsſpiel, mit überlegenem Talent. Das deutſche Bürgerthum des 16. Jahrhunderts hat in ihm ſeinen edelſten und umfaſſendſten Ausdruck gefunden. Er war ebenſo reich an Kenntniß als an Liebe. Kein Wirrſal vermochte die Klarheit ſeines Blickes zu trüben, welcher die beſten Ziele ſeiner Zeitgenoſſen feſt im Auge behielt. Dieſe Ziele hat er ſeinen Mitlebenden mit naiver Heiterkeit und gehaltener Mäßigung zur Anſchauung zu bringen und zu empfehlen gewußt und kein Autor von damals hat die Kunſt, unterhaltend und ergötzend zu lehren, zu warnen und zu beſſern, ſo gut verſtanden wie er. Seine Thätigkeit als Schauſpieldichter wurde von ſeinem Landsmann Jakob Ayrer bis gegen 1618 hin fortgeſetzt, doch kam dieſer nicht über Sachs hinaus, wenn gleich einige ſeiner Stücke dadurch merkwürdig ſind, daß ſie durch Einlegung von Volksliedern in den Text die Anfänge der deutſchen Oper bezeichnen. Das Schauſpielweſen ſelbſt gewann übrigens jetzt eine erweiterte Geſtaltung und Wirkſamkeit durch vagirende Komödiantenbanden, aus denen dann im Verlauf des 17. Jahrhunderts allmälig die Elemente zu ſtehenden Hof- und Stadtbühnen hervorgingen. Das erſte Schauſpielhaus in Deutſchland war 1550 durch die nürnberger Meiſterſängerzunft erbaut worden.

Das ganze 16. Jahrhundert trägt vorwiegend den Charakter einer nüchternen, bürgerlich-praktiſchen Verſtändigkeit, welche, hochfliegender Dichterei weit mehr hinderlich als förderlich, poetiſche Stoffe und Ueberlieferungen gerne in die Form der Proſa umſetzte. Dies zeigt recht anſchaulich unſere alte Volksbücherliteratur, welche die nationalen und höfiſchen Sagengeſtalten des Mittelalters proſaiſch reproduzirte und an welcher das Volk nur wieder um ſo mehr Gefallen fand, je mehr ihm die Theilnahme an der reformiſtiſchen Bewegung durch die theologiſch-gelehrte Verſandung derſelben verkümmert ward. Da jedoch die Buchdruckerei in ihrer ſtets ſich erweiternden Thätigkeit die Leſebegierde auch der unteren Stände raſtlos ſtachelte, ſo thaten derſelben die alten Sagen und Geſchichten allein bald kein Genüge mehr. Die Volksbüchermacher — denn wir können uns nicht zu der geiſtreichen Anſicht erheben, daß ein Volksbuch ſich von ſelbſt mache, oder ein Volkslied ſich ſelber dichte — mußten daher nach neuen Stoffen ausſchauen, wie ſolche ſich gerade in der Zeit vorfanden, und ſo entſtanden die Volksbücher vom Doctor Fauſt und vom ewigen Juden, und die Narrenhiſtorien vom Eulenſpiegel, von den Schildbürgern, von Peter Leu, von Claus Narr, Hans Clauert und anderen, über deren Bibliographie der wißbegierigere Leſer Gödeke's verdienſtvolles Buch: Elf Bücher deutſcher Dichtung (I, 143 fg.) nachſchlagen mag. Mit dem Singen und Sagen war es vorbei, das Schreiben, Drucken und Leſen trat an deſſen Stelle und ſo gewann die Proſa eine immer breitere Wirkſamkeit. Die Leſeluſt ließ ſich aber nicht mehr mit Sagen und Mythen abſpeiſen, ſie verlangte, von dem allwärts erwachenden Realismus der modernen Zeit erfüllt, nach ſoliderer Koſt. Daher die lebhafte Chronikſchreiberei zu Ausgang des 15. und das ganze 16. Jahrhundert hindurch. Noch immer zwar wurden höchſt wichtige zeitgeſchichtliche Werke, wie Pirkheimer's Schweizerkrieg Maximilian's I. und Johann Sleidan's Commentarien über die Regierung Karl's V. lateiniſch abgefaßt allein daneben ſtanden an allen Ecken und Enden Deutſchlands Chroniſten auf, die in treuherzigem Deutſch ihre Leſer mit der Geſchichte der Vergangenheit und Gegenwart bekannt zu machen ſuchten, meiſt auf engere Kreiſe ſich beſchränkend, mitunter jedoch auch den Blick auf weitere richtend. Von ſtreng kritiſcher Sichtung und Ordnung des Materials war freilich in dieſen Chronikbüchern nur ſelten die Rede. Sagen, Fabeln und Legenden laufen viele mitunter in einer Geſchichtſchreibung, die im Allgemeinen nur eine vom Hörenſagen war. Zu ihren beſſeren und beſten Leiſtungen gehören die bairiſche Chronik von Johann Turnmayer (Aventinus), die pommer'ſche von Thomas Kantzow, die dithmarſiſche von Johann Köſter, die preußiſche von Lukas David und die ſchweizeriſche des Egidius Tſchudi, welcher Letztere mit herodotiſch naiver Darſtellung gewiſſenhafte Forſchung vereinigt. Sebaſtian Frank verſuchte ſich ſchon in einer deutſchen Reichschronik, ja er wagte ſich in ſeiner Geſchychtbibel ſogar an die Univerſalhiſtorie. Daneben ſammelte er die deutſchen Sprüchwörter, was nachmals Wilhelm Zinkgref (ſt. 1635) in erweitertem Maaßſtabe fortſetzte, indem er eine reichhaltige Sammlung von hiſtoriſchen Anekdoten und ſinnfertigen Spruchreden anlegte (Apophthegmata). Zur Geſchichte des Ritterthums lieferte Georg Rürner durch ſein Turnierbuch einen ſchätzbaren Beitrag, zur Kriegsgeſchichte der Reformationszeit Adam Reißner durch ſeine Hiſtoria der beiden Frundsberge. Für die Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts ſind von höchſter

Wichtigkeit die Selbſtbiographien des Ritters Götz von Berlichingen (ſt. 1562), des Ritters Hans von Schweinichen (ſt. 1616) und des Bartholomäus Zaſtrow (ſt. 1603). Mit dieſen Werken, welchen man auch noch die Briefe des bekannten augsburger Feldhauptmanns Sebaſtian Schertlin beizählen mag, hebt die deutſche Memoirenliteratur an, wie die Cosmographei des Sebaſtian Münſter (ſt. 1552) die unbeholfenen und wunderlichen Anfänge unſerer geographiſchen Wiſſenſchaft markirt.

Das 16. Jahrhundert brachte auch unſer Zeitungsweſen in Gang, welches überhaupt erſt möglich wurde, nachdem die Buchdruckerkunſt erfunden und das Poſtweſen wenigſtens nothdürftig eingerichtet war. Bisher hatte das hiſtoriſche Volkslied die Stelle der Journaliſtik vertreten. Statt ſeiner kamen nun die fliegenden Blätter und die ſogenannten Relationen auf, welche aber nicht in regelmäßiger Wiederkehr, ſondern nur bei beſonders wichtigen Veranlaſſungen erſchienen, manchmal in ſchlechten Reimen, meiſt aber in proſaiſcher Geſprächs- oder Briefform abgefaßt und gewöhnlich mit Holzſchnitten verziert waren, die ſehr bald auch zerrbildneriſch auftraten. Schon auf dieſe Anfänge unſerer Journaliſtik ſetzte aber die unter Karl V. erlaſſene Cenſurordnung einen bleiernen Dämpfer. Die erſten periodiſch wiederkehrenden und eben dadurch den Uebergang von den Flugſchriften und Relationen zu den eigentlichen Zeitungen in unſerem Sinne vermittelnden Schriften waren die jährlichen Kalender, die erſt kurz vor der Mitte des 16. Jahrhunderts erſchienen, und die buchhändleriſchen Meßkataloge, deren erſter 1564 herauskam. Den Kalendern und Katalogen ſchloſſen ſich dann die ſogenannten Poſtreuter an, welche jedesmal am Schluſſe des Jahres eine Ueberſicht der Ereigniſſe deſſelben lieferten. Es währte bis ins 17. Jahrhundert, bevor eine regelmäßige wöchentliche Zeitung in Deutſchland erſchien. Egenolph Emmel gab ſie 1615 zu Frankfurt heraus und fand ſo raſche Nachahmung, daß ſchon drei Jahre darauf Wien, Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Köln und andere Städte Zeitungen hatten. Zur gleichen Zeit wurden aus Flugblättern, Geſandtenrelationen, Manifeſten und anderen öffentlichen Documenten dickleibige Geſchichtswerke in deutſcher Sprache zuſammengeſtellt. Das von Johann Abellinus 1617 begonnene, nachmals auf 21 Folianten angewachſene Theatrum Europaeum gibt die deutlichſte Vorſtellung von dieſer aus der Journaliſtik hervorgegangenen Hiſtoriographie.

Die emſige Beſchäftigung mit der Geſchichte weiſt ſchon auf das Erwachen deutſchen Forſchungseifers auch auf anderen wiſſenſchaftlichen Ge-



Nicolaus Kopernikus

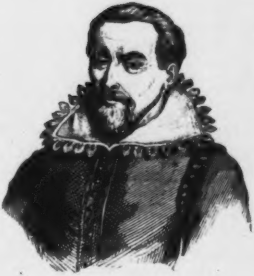
* * *

geb. den 19. Febr. 1473 zu Thorn,
geſt. den 24. Mai 1543 zu Frauenburg.

* * *

bieten hin. Das denkwürdige Zuſammenwirken großer Ereigniſſe im ſtaatlichen, religiöſen und ſozialen Leben der Völker Europa's, welches auf der Gränzſcheide des 15. und 16. Jahrhunderts ſtatthatte, mußte auch die ſtrengere Wiſſenſchaft befruchten. Die Alten waren aus ihren Gräbern auferſtanden. Ihre Schriften predigten den Humanismus, die Gebilde ihrer Kunſt, ein Laokoon, ein Apoll von Belvedere, eine medizeiſche Venus, verkündigten mit ihren Marmorlippen die frohe Botſchaft ewiger Schönheit, deren Apoſtel in Italien Leonardo da Vinci Michelangelo, Raphael und Tizian, in Deutſchland Holbein und Dürer wurden, und wie kühne Seefahrer auf der Oberfläche der Erde neue Welten aufſchloſſen, ſo entdeckten geniale Aſtronomen ſolche in den unendlichen Räumen des Firmaments und enthüllten tiefſinnige Mathematiker die Geſetze des Univerſums, deſſen Unermeßlichkeit vermittelſt der „raumdurchdringenden Kraft“ der zuerſt in Holland (um 1608) bekannt gewordenen Fernröhre dem forſchenden Menſchenauge näher gerückt und begreiflicher wurde. Mit Selbſtgefühl dürfen wir es ſagen, daß Deutſche an den mathematiſchen und aſtronomiſchen Findungen, welche das Fundament der modernen Wiſſenſchaft bilden, einen höchſt bedeutenden Antheil haben. Georg Peurbach und ſein Schüler Johann Regiomontanus (Müller) bahnten Copernicus den Weg, dem großen Reformer der Aſtronomie. Copernicus (Köpernik oder Koppernik) wurde 1472 oder 1473 zu Thorn geboren und ſtarb am 24. Mai 1543, wenige Tage nach dem Erſcheinen ſeines epochemachenden Werkes de revolutionibus orbium coelestium. Nahe an dreißig Jahre hatte er an dieſem Syſtem der Himmelsbewegungen gearbeitet, welches die ſchon im Alterthum da und dort aufgetauchte Ahnung, daß die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls ſei, um welchen die Erde ſich drehe, zur evidenten Wahrheit erhob. Als ihm das große Geheimniß hell aufgegangen, da rief er mit dem edlen Enthuſiasmus des überzeugten Forſchers aus: „durch keine andere Anordnung habe ich eine ſo bewundernswürdige Symmetrie des Univerſums, eine ſo harmoniſche Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie der kreiſenden Geſtirne lenkend, wie in die Mitte des ſchönen Naturtempels auf einen königlichen Thron geſetzt.“ Das copernikaniſche Syſtem, jetzt die Baſis unſerer ganzen Weltanſchauung, hatte das Glück, durch eine Reihe ausgezeichneter Nachfolger ſeines Urhebers, den Dänen Tycho de Brahe, den Deutſchen Keppler, den Italiener Galilei und den Engländer Newton, ſeine allſeitige Prüfung und Feſtſtellung zu erhalten. Johann

Keppler — ſo unterzeichnet er in ſeinen deutſchen Briefen ſeinen Namen — wurde am 27. Dezember 1571 in dem ſchwäbiſchen Dorfe Magſtatt geboren und ſtarb am 15. November 1631 zu Regensburg, zwar nicht Hungers im buchſtäblichen Sinn, wie die Sage geht, aber doch aufgerieben von den Sorgen und Widerwärtigkeiten eines kummervollen Lebens, dem auch die Bitterkeit nicht fehlen ſollte, daß der treffliche Mann ſeine ſiebzigjährige Mutter nur mit äußerſter Mühe den mörderiſchen Krallen des Hexenprozeſſes entreißen konnte. Keppler iſt der Finder der drei nach ihm benannten Geſetze der Planetenbewegung: 1) Jede Bahn eines planetariſchen Körpers iſt eine Ellipſe, in deren einem Brennpunkt die Sonne ſich befindet; 2) in gleichen Zeiten beſchreibt jeder planetariſche Körper gleiche Sectoren um die Sonne; 3) die Quadratzahlen der Umlaufszeiten zweier Planeten verhalten ſich wie die Cubi der mittleren Entfernung. Dieſes Hauptreſultat ſeiner Forſchungen, daß alle Planeten in Ellipſen um die Sonne ſich bewegen und daß die Sonne in dem einen Brennpunkt der Ellipſen ſich befinde, war die nothwendige Ergänzung des copernikaniſchen Syſtems und hiedurch erſchien nun der „planetariſche Weltbau objectiv, gleichſam architektoniſch, in ſeiner einfachen Größe“, ſo daß es Newton ermöglicht war, das „Spiel und den Zuſammenhang der inneren, treibenden und erhaltenden Kräfte“ zu erkennen und zu enthüllen. Der Standpunkt, worauf Keppler gelangt war, ſetzt ſchon voraus, daß in den mathematiſchen Fächern überall Anläufe zu Fortſchritten genommen und ſolche auch erzweckt wurden. Gleichfalls war dies in den Naturwiſſenſchaften der Fall. Auch hier ging man daran, von roher Empirie und gedankenlos nachgebetetem Fabelweſen zu wiſſenſchaftlicher Forſchung und Geſtaltung vorzuſchreiten. Der vielgenannte, vielverläſterte, aber bei allen ſeinen phantaſtiſchen Schrullen dennoch ein originales Forſchertalent bewährende Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus von Hohenheim (1493 — 1541) hat in Medizin und Chemie, welche letztere er zuerſt aus der alchemiſtiſchen Nebelei heraus in die Tagesheitere der Wiſſenſchaft führte, fruchtbare Anregungen gegeben und ſo that in Beziehung auf Geognoſie und Mineralogie Georg Agricola (ſt. 1555), der Begründer des methodiſchen Bergbaus in Deutſchland, ſo in Beziehung auf Geologie, Botanik und Zoologie der unermüdliche Polyhiſtor Konrad Geßner aus Zürich (1516—65). Was die übrigen Wiſſenſchaften angeht, ſo mußten Staatswiſſenſchaft und Jurisprudenz in Deutſchland erſt von außen her, durch die ſtaatswiſſenſchaftlichen Theorien Machiavelli's, Hugo Grotius',



Johann Kepler

geb. den 27. Dec. 1571 zu Magſtadt, einem Dörſchen bei der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Weil,
geſt. den 15. Nov. 1630.

Spinoza's, Hobbes', Locke's, Sidney's und Anderer, befruchtet werden, bevor der wiſſenſchaftliche Anbau derſelben bei uns begann. Selbſt die Carolina, der berühmte unter Karl V. im Jahre 1532 erlaſſene Strafcoder, welcher urſprünglich durch Johann von Schwarzenberg zu Bamberg war zuſammengeſtellt worden, wurde erſt im folgenden Jahrhundert durch Benedict Carpzov und andere Juriſten Gegenſtand gelehrter Behandlung. Dagegen mußte die Theologie in einer Zeit von vorwiegend theologiſchem Charakter der maßloſeſten gelehrten Bemühungen ſich erfreuen, um ſo mehr, als die reformiſtiſche Bewegung ſehr bald in die kleinlichſt-pfäffiſche Klopffechterei ausgeartet war. Wir wollen unſere Leſer mit dieſen jetzt verdunſteten Stänkereien nicht behelligen. Wir ſagen nur, daß auf Seite des Lutherthums nächſt Luther vor allen Philipp Melanchton (Schwarzerd aus Bretten, 1497—1560) als Theologe bedeutend war. Er iſt der Verfaſſer der berühmten Augsburger Confeſſion und der eigentliche Formgeber der proteſtantiſchen Dogmatik, welche nachmals durch Leonhard Hutter (ſt. 1616) und Andere weiter ausgeführt wurde. Auf Seite der Zwingli'ſchen Reform haben ſich neben Zwingli beſonders Oekolampadius, Bucer, Capito und Bullinger als theologiſche Schriftſteller hervorgethan, während katholiſcherſeits durch populäre Wirkſamkeit insbeſondere der Jeſuit Peter Caniſius (ſt. 1598) vorragte, welcher den nach ihm benannten Katechismus dem lutheriſchen entgegenſetzte. Von der verſteinerten Orthodoxie des Lutherthums zweigte ſich die myſtiſche Richtung des Johann Arndt (ſt. 1621) ab, der mit ſeinen vier Büchern vom wahren Chriſtenthum auf Tauler und Suſo zurückweiſt, und noch entſchiedener die theoſophiſche des Valentin Weigel (ſt. 1588), welche in Jakob Böhm (1575—1624) ihren Vollender fand. Dieſer tiefſinnige görlitzer Schuſter, welchem Ausländer den Ehrennamen des Philosophus teutonicus gegeben haben, iſt eine merkwürdige Erſcheinung. Ganz gewaltig regte ſich in ſeiner ſanften und frommen Seele der philoſophiſche Gedanke unſeres Landes und er ſteht an der Gränzſcheide des Reformationszeitalters als ein auf die ſpäteren Entwickelungen deutſcher Philoſophie vorwärtszeigender und darum auch von ſeinen Zeitgenoſſen unverſtandener und ungewürdigter Prophet. In ſeiner Aurora und anderen Schriften ſtrebt das Denken dieſes ſpeculativen Myſtikers darauf hin, Alles in eine abſolute Einheit aufzulöſen, alle Gegenſätze in Gott zu vereinigen, und ſo gelangt er zu dem pantheiſtiſch-chriſtlichen Endergebniß: Das Univerſum iſt Ein göttliches Leben, eine Offenbarung Gottes in allen Dingen.

3.

Keiner der modernen Nationen war es gegönnt, ihr Geiſtesleben und deſſen höchſte Geſtaltung, ihre Literatur, in ſo ungeſtört organiſcher Entwicklung, ſo ganz eigenthümlich und ſelbſtſtändig auszubilden, wie das die helleniſche zu thun vermocht hatte. Das moderne Völkerleben duldete keine antike Abgeſchloſſenheit mehr. Die Schranken des mittelalterlichen Fürſichſeins der Völker waren ſchon durch die Kreuzzüge geſprengt worden und wir ſahen oben, von welcher Triebkraft dieſe umgekehrte Völkerwanderung für die Blüthe unſerer mittelhochdeutſchen Romantik geweſen iſt. Aber ſchon früher war ja die ſelbſtſtändige Entwicklung unſerer Literatur durch das Chriſtenthum und die romaniſche Cultur beeinträchtigt worden und nun ſollten Einwirkungen von außen her auch das höchlich gefährden, was im Reformationszeitalter Deutſcheigenes nationalliterariſch zu keinem und aufzuſproſſen angefangen hatte. Der dreißigjährige Krieg von 1618—48, durch die den Katholicismus reſtaurirenden Jeſuiten angeſchürt, aber von den ſchon lange mit dem Ausland reichsverrätheriſch liebäugelnden und intriguirenden Proteſtanten mitverſchuldet, vernichtete nicht allein unſere politiſche Stellung als Nation, nein, er ſchien Deutſchland überhaupt phyſiſch und moraliſch ruiniren zu wollen. Als dem unſeligen Krieg der weſtphäliſche Friede ein klägliches Ende machte, war die Herrſchaft der Ausländer, welche die von unſeren Urvätern ererbte deutſche Krankheit des Particularismus ſo gut zu benützen wußten, über unſer Land entſchieden. Sein Boden war eine Wüſte, ſeine Bewohnerzahl um drei Viertheile geſchmolzen, ſeine Fürſten hüben und drüben waren Marionetten an den Drähten auswärtiger Cabinette, ſeine Geiſtlichen geiſtloſe Formelmenſchen und liebloſe Fanatiker, ſein Adel war der Heimat und dem Volke entfremdet, ſein Bürgerthum verarmt, ſeine Bauerſchaft verthiert, ſeine Frauen waren entſittlicht und entwürdigt, ſeine Städte ausgeraubt und verheert, ſeine Dörfer verbrannt, ſein alter Ruhm war geſchändet, ſeine neue Schmach unerhört, der Nationalſinn untergegangen in äffiſcher Ausländerei, der Born geiſtiger Zeugungskraft eingefroren zu impotenter Nachahmungskünſtelei. Wenn inmitten ſolcher Trübſal, Verflachung und Verwilderung der deutſche Geiſt ſeine Arbeit wieder von Neuem aufnahm, ſo zeugt das rühmlich von ſeiner unüberwindlichen Lebensfähigkeit. Denn die Aufgabe war eine ungeheuere: zu einer Zeit, welche den Zuſammenhang mit der früheren Cultur zum großen Theil verloren hatte, ſollte eine neue gegründet werden. Und ſie wurde es wirklich und deßhalb müſſen wir die Männer, welche dieſem ſchweren Geſchäfte ſich unterzogen, der Mangelhaftigkeit ihres Werkes ungeachtet, in hohen Ehren halten.

Sie mußten nothgedrungen ihre Blicke auf das Ausland richten. Die Erinnerung an die mittelalterliche Bildung und ihre literariſche Blüthe war, wie ſchon angedeutet, in Deutſchland erloſchen. Die volksthümlichen und nationalen Keime, welche überall in unſerer Literatur des 16. Jahrhunderts ſich geregt hatten, waren unter furchtbaren Kriegsſtürmen verdorrt oder von dem theologiſchen Unkraut überwuchert worden. Da boten ſich alſo nirgends paſſende Anknüpfungspunkte. Hingegen mußte der Blick auf die literariſchen Leiſtungen des Auslandes die Gebildeten zur Nacheiferung auffordern. Die claſſiſcher Studien hatten dort höchſt mächtig auf das nationale Schriftthum eingewirkt. Die italiſche Literatur hatte durch Dante, Petrarca und Boccaccio, durch Machiavelli, Bojardo und Arioſto den Gipfelpunkt ihres Glanzes bereits erſtiegen, die ſpaniſche wurde durch Boscan, Garcilaſo, Montemayor, Mendoza und Cervantes demſelben raſch entgegengeführt und in Frankreich bereiteten Ronſard und ſeine Schule der Claſſik eines Corneille, Racine und Moliere den Weg. Da gab es alſo für die Kenner fremder Sprachen — und dieſe Kenntniß hatte ſich ſchon im 16. Jahrhundert bei uns auszubreiten angefangen — genug zu bewundern und nachzuahmen. Reiſende Fürſten und Edelleute brachten aus der Fremde die poetiſchen Werke derſelben heim und theilten in Verbindung mit dafür empfänglichen Damen den Geſchmack an italiſcher, ſpaniſcher und franzöſiſcher Poeſie weiteren Kreiſen mit. Gelehrte wurden dadurch angeregt, ihrer einſeitig philologiſchen Beſchäftigung mit dem claſſiſchen Alterthum die Berückſichtigung der modernen romaniſchen Literaturen zu geſellen und auch wohl gar nach einem Ruhme zu ſtreben, wie ihn italiſche, ſpaniſche und franzöſiſche Autoren dadurch erlangt, daß ſie in der Volksſprache ſchrieben. So kam denn in die während und nach dem dreißigjährigen Kriege neu ſich bildende deutſche Literatur von Anfang an ein vornehm-gelehrter Ton, welchen das Volk entweder gar nicht verſtand oder welcher daſſelbe, wo er ihm etwa zu Ohren kam, jedenfalls kalt ließ. Ja, ſo excluſiv ſonderte ſich die neue

Poeterei von dem Volke, daß ſie ſogar das da und dort noch tönende Volkslied gewaltſam in die dünnluftige Region der Gelehrſamkeit hinaufrückte, wo ihm dann der Athem bald genug ausging. Wir nehmen das insbeſondere deutlich wahr an den hiſtoriſchen Gedichten aus dem 17. Jahrhundert, deren trocken gelehrte Weitſchweifigkeit gegen die lebensvolle Friſche der geſchichtlichen Volkslieder aus früherer Zeit ſo unvortheilhaft abſticht. Das Zurücktreten des Volkes von der Betheiligung an der literariſchen Production — der noch fortvegetirende Meiſtergeſang war aller belebenden Kraft und Wirkung längſt verluſtig geworden — gab aber der gelehrten Reflectionspoeſie den unbeſchränkteſten Spielraum. Sie folgte mit ſklaviſcher Ehrfurcht den Spuren ihrer ausländiſchen Muſter und ſo hob denn in unſerer Literatur eine lange Periode der Unſelbſtſtändigkeit und Nachahmung an, welcher erſt der in Klopſtock und Leſſing wieder erwachende deutſche Genius mit kräftiger Hand ein Ziel ſteckte.

Wir dürfen uns aber, indem wir zur Betrachtung eines faſt durchweg vom Ausland abhängigen Zeitraums unſerer geiſtigen Geſchichte vorſchreiten, wohl eine Bemerkung erlauben, welche geeignet iſt, uns über das ſo eben abgelegte demüthigende Bekenntniß zu tröſten. Deutſchland hatte das geiſtige Anleihen, welches es im 17. Jahrhundert bei den Fremden contrahirte, zum Voraus und in mehr als tauſendfachem Betrage bezahlt. Unſer Genius war es, welcher den Völkern Europa's die glorreiche Maſchine gegeben, durch die der Gedanke befähigt wird, Gemeingut zu werden, die Maſchine, durch welche Wiſſenſchaft und Literatur überall erſt ſo recht möglich wurden, die Säemaſchine der Bildung, ohne welche Europa noch heutzutage in der triſteſten mittelalterlichen Barbarei befangen ſein würde. Dieſe Wohlthat wog doch wohl einige Regeln der Poetik, einige Versarten und Strophenformen, etliche Schauſpiel- und Romanmuſter auf. Und dann die Reformation, durch welche unſer Land zum Mittelpunkt alles höheren Lebens und Strebens der Völker Europa's geworden. So unzulänglich, ja unheilvoll ſie in ihren nächſten politiſchen und ſozialen Folgen für uns ſelbſt ſich erwies, von eben ſo unermeßlich heilſamer Anregung war ſie für die civiliſirte Welt. Das ſtammverwandte England, in welchem ſeit den Kriegen der beiden Roſen das germaniſche Volkselement über das normänniſch-franzöſiſche Adelsregiment ein immer entſchiedeneres Uebergewicht erlangt hatte, nahm das Werk, an deſſen Durchführung die Ungunſt der Umſtände Deutſchland hatte erlahmen laſſen, mit praktiſchem Sinne auf und ſein Cromwell überſetzte den Gedanken, welcher Luthern zur kirchlichen Rebellion getrieben hatte, in die politiſche That. Das Werk dieſes hochherrlichen Germanen erlag daheim einer zeitweiligen Reaction, aber dieſes Werkes Geiſt ruhte auf den conſequenteſten Anhängern der Reformation, auf den Puritanern, welche, aus ihrem Vaterlande verſtoßen; in der Urwaldwildniß von Nordamerika der Freiheit einen Altar bauten und ein Gemeinweſen gründeten, aus deſſen Schooß hervor dem gealterten Europa das verjüngende Evangelium der Menſchenrechte verkündet werden ſollte. Fürwahr, wir dürfen mit ſtolzem Selbſtbewußtſein dem deutſchen Geiſt ſeinen vollen Antheil an dieſer frohen Botſchaft vindiziren und nie auch möge das uns gegenüber ſo gern ſich überhebende Ausland vergeſſen, daß unſere Forſcher es waren, welche zuerſt mit kühner Hand den Schleier der Natur hoben, die Unermeßlichkeit des Firmamentes maßen und dem Menſchenauge den Einblick in die unendliche Größe und Majeſtät des Univerſums eröffneten.

Es gewährt nur ein dürftiges Intereſſe, die erſten nationalliterariſchen Verſuche des 17. Jahrhunderts zu betrachten. Dichteriſcher Gehalt iſt keiner darin, aber man muß die Ausdauer eines Paul Meliſſus Schede (ſt. 1602), Peter Denaiſius (ſt. 1610), Georg Rudolf Weckherlin (ſt. 1651), Johann Valentin Andreä (ſt. 1654) und anderer patriotiſchen Poeten bewundern, womit ſie in jener trauervollen Zeit gegenüber der unfruchtbaren lateiniſchen Dichterei an der Herſtellung eines formalen Bodens für die deutſche Literatur arbeiteten. Die poetiſchen Formen des Auslandes waren hiebei maßgebend. An die Stelle des volksthümlichen, von Sachs und Fiſchart gebrauchten Verſes von vier Hebungen traten vielerlei künſtliche Rhythmen, Maaße und Strophen, romaniſche und antike, in welchen ſich die verwilderte Sprache freilich ungeſchlacht genug bewegte. Die Nothwendigkeit einer ſprachlichen Reform, einer Reinigung unſerer in den Kriegstrubeln durch buntſcheckigſte Sprachmengerei unſäglich verdorbenen und verwüſteten Sprache machte ſich aber ſo gebieteriſch geltend, daß Jeder, der noch einen Funken deutſchen Gefühls in der Bruſt trug, ſie empfand und durchgeführt wünſchte. Aber dieſe Arbeit erforderte mehr Kräfte, als der einzelne Gelehrte ihr zur Verfügung ſtellen konnte. Nur das Mittel der Aſſociation war hier ausreichend und wir müſſen es rühmend anerkennen, daß zu dieſem richtigen und tüchtigen Mittel gerade in den Kreiſen gegriffen wurde, welche ſonſt in unpatriotiſcher Ausländerei den unteren Ständen mit ſchlimmſtem Beiſpiele vorangingen. Fürſtliche und adelige Perſonen waren es, die den erſtorbenen Sinn für vaterländiſche Sprache und Literatur wieder weckten und den Aeußerungen derſelben in der gebildeten Geſellſchaft Zugang verſchafften. Insbeſondere hat ſich in dieſer Beziehung Fürſt Ludwig von Anhalt-Köthen ein bleibendes Verdienſt erworben. Auf ſeinen Reiſen mit den Einrichtungen und Leiſtungen der italiſchen Akademien bekannt geworden, wollte er etwas Aehnliches auch in Deutſchland verſuchen und ſo ſtiftete er am 24. Auguſt 1617 auf dem Schloſſe Hornſtein mit Gleichgeſinnten die Fruchtbringende Geſellſchaft, welche ſich in Form eines Ordens organiſirte, der zum Sinnbild den Palmbaum und zum Sinnſpruch das Wort: Alles zu Nutzen — annahm. Die Beſtrebungen dieſes Ordens hat uns der treffliche Barthold in ſeiner Geſchichte der fruchtbringenden Geſellſchaft (1848) in anziehender Darſtellung auseinandergelegt. Ihre Mitgliederzahl ſtieg bis auf achthundert und es gehörten zu ihr Männer von vielſeitig wohlthätigem Einfluß auf die Cultur unſeres Vaterlandes, wie z. B. Dietrich von dem Werder (1584 — 1637), der unter Kriegs- und Staatsgeſchäften Muße fand, die deutſche Leſewelt durch Ueberſetzungen, die für jene Zeit ganz ausgezeichnet waren, mit den Heldengedichten Arioſto's und Taſſo's bekannt zu machen und damit die Reihe unſerer poetiſchen Ueberſetzungskünſtler eröffnet. Der Palmorden fand Nachahmung. Die 1633 zu Straßburg entſtandene Aufrichtige Tannengeſellſchaft erloſch zwar bald wieder, dagegen war die 1643 von Zeſen zu Hamburg geſtiftete Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, welche auch Frauen aufnahm, bis ins folgende Jahrhundert thätig. Zu Nürnberg begründeten 1642 Harsdörfer und Klai den Orden der Pegnitzſchäfer, auch der gekrönte Blumenorden genannt, und um 1660 ſtiftete Riſt den Elbſchwanen-Orden. Alle dieſe Sprachgeſellſchaften verfielen häufig in leeres Getändel mit barocken Namen, Deviſen und Symbolen und forderten dadurch die frivole, allem Einheimiſchen abgeneigte Spottluſt der Vornehmen heraus, aber daß ſie trotzdem, wenn auch mit oft ſehr ungeſchicktem Gebahren das Banner vaterländiſcher Sprache inmitten italiſchem und franzöſiſchem Phraſengeſchwirr feſthielten, verdient alle Anerkennung. Vermöge ihrer corporativen Einrichtung ſetzten ſie gewiſſermaßen die Meiſterſängerei fort, und wie in den Singſchulen der letzteren Poeten waren gekrönt worden, ſo wurden nun von den gelehrten literariſchen Genoſſenſchaften Dichter zu ſogenannten Pfalzgrafen gekrönt, die ihrerſeits befugt waren, deutſchdichtende Poeten zu krönen — „Zeit gepuderter Perücken, drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken."

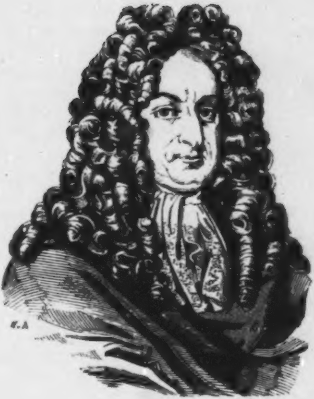
In die fruchtbringende Geſellſchaft wurde 1629 mit dem Ordensnamen der Gekrönte ein Mann aufgenommen, welcher ein Jahr zuvor von Kaiſer Ferdinand II. eigenhändig als Dichter war gekrönt worden und der an literariſchem Ruhm alle ſeine Zeitgenoſſen überflügelte. Es war Martin Opitz (geb. 1597 zu Bunzlau in Schleſien, geſt. 1639 — vollſtänd. Geſammtausg. ſ. Werke zu Breslau 1690, 3 Bde.). Man hat ihn den Vater der neueren deutſchen Dichtkunſt genannt und in der That war er ihr Regelngeber und Erzieher. Er verhalf dem luther'ſchen Hochdeutſch wieder zu feſtſtehendem Anſehen als Schriftſprache und ließ 1624 ſein Buch von der deutſchen Poeterey erſcheinen, den erſten Verſuch einer deutſchen Poetik und Aeſthetik. Er forderte darin gegenüber der elenden Pritſchmeiſterei, in welche die deutſche Dichtung verſunken, einen reineren und edleren, auf die Alten und ihre romaniſchen Nachahmer gegründeten Geſchmack, deſſen Geſetze er hauptſächlich den Anſichten des holländiſchen Poetikers Heinſius entlehnte. Er begründete die neue deutſche Proſodie, indem er mit Verwerfung des meiſterſängerlichen Knüttelverſes den Grundſatz aufſtellte, daß die Länge oder Kürze der Sylben von der Betonung derſelben abhänge. Formale Correctheit war ſein oberſtes Princip und ferner meinte er, das eigentliche Weſen der Poeſie beſtehe darin, daß ſie belehre, indem ſie ergötze. Dieſe Theorie hat er in ſeinen Gedichten getreulich in die Praxis überſetzt. Sowohl ſeine geiſtlichen und erotiſchen Lieder, ſeine Sonette und Madrigale, als auch ſeine eigentlichen Lehrgedichte (Zlatna, Vielgut, Veſuvius, Troſtgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges) gehen auf ſchildernde Belehrung und belehrende Schilderung aus. Kaum daß in der Dürre dieſer wohlgemeinten und correcten Verſtandesdichterei hie und da ein ſchwaches Aederchen von Poeſie zum Vorſchein kommt. So aber wollte es der ganz ernüchterte und proſaiſche Sinn jener Zeit gerade haben. Correctheit und Geſchlecktheit wurde nun, um eine anderwärts von mir gethane Aeußerung hier zu wiederholen, das Feldgeſchrei der Poeten, unbedingtes Anſchmiegen an ausländiſche Muſter unumgängliche Forderung des guten Geſchmacks und es begann der monotone Hundetrab des franzöſiſchen Alexandriners, der Einem aus jener Literaturperiode unſeres Landes ſo widerwärtig in die Ohren klappert. Um Opitz, welcher ſich mit ſeinen poetiſchen Ueberſetzungen zu Dietrich von dem Werder ſtellte, gruppirte ſich die ſogenannte erſte ſchleſiſche Dichterſchule und ſeine Theorie wurde von Poetikern und Versverfertigern über ganz Deutſchland hin verbreitet, bis nach Königsberg hinauf, wo ſich um Simon Dach (ſt. 1659), von deſſen

Gedichten dann und wann ein alter Volksliederhauch den gelehrten Puderſtaub wegwiſchte („Aennchen von Tharau“), eine eigene Poetencolonie ſammelte. Unabhängiger von Opitz ſtellt ſich Johann Wilhelm Lauremberg (ſt. 1659) dar, welcher in plattdeutſcher Mundart und in derb volksmäßigem Ton gegen die alamodiſchen Thorheiten der Zeit ſatiriſch zu Felde zog, ferner der treffliche Sinndichter Friedrich von Logau (1604 — 55), deſſen Epigramme ein rühmliches Denkmal deutſchen Sinnes ſind, und endlich Paul Flemming (1609 — 40) aus Hartenſtein im ſächſiſchen Voigtlande, deſſen Lyrik wie eine grüne Oaſe aus der Sandwüſte der damaligen Reimerei auftaucht. Ob Flemming, falls ihn nicht ein vorzeitiger Tod hinweggenommen, zu umfaſſenderen poetiſchen Leiſtungen das Zeug gehabt hatte, laſſen wir dahingeſtellt, aber ein lyriſcher Dichter war er wirklich. Seine geiſtlichen und weltlichen Lieder offenbaren überall eine dichteriſche Stimmung, wie ſie nur aus einem reichen Gemüthe quillt: ſie ſind mit dem Herzen gedichtet und der einfache Wohllaut ihrer Sprache geht wieder zu Herzen. Der phantaſieloſe Formalismus der Opitz'ſchen Richtung, wie ihn z. B. Joachim Rachel (ſt. 1669) in ſeinen Satiren darlegte, rief eine von Seiten der nürnberger Pegnitzſchäfer, unter welchen Johann Klai (ſt. 1656), Philipp Harsdörfer (ſt. 1658) und Sigmund von Birken (ſt. 1681) eine Rolle ſpielten, kommende Oppoſition hervor. Aber leider griffen dieſe Leute, welche die Nothwendigkeit ſinnlicher Anſchaulichkeit für die Poeſie wohl fühlten, zum unglücklichſten Hülfsmittel, indem ſie die Nachahmung der aufgebauſchten italiſchen Schäferdichtung des 17. Jahrhunderts empfahlen und übten. Dieſe in ſinnlicher Effecthaſcherei ſchwelgende Concettipoeſie, wie ſie Marini in Italien herrſchend gemacht, fand dann durch die ſogenannte zweite ſchleſiſche Dichterſchule eine Ausbildung, die gerechtem Tadel unterliegt. Der Hauptlyriker dieſer Schule, Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79) füllte ein halb Dutzend Bände mit ſüßlich ſchlüpfrigen Liebeleien an, deren „galante Schreibart“ den tiefen ſittlichen Verfall, welcher den politiſchen des deutſchen Reichs begleitete, ſchreiend charakteriſirt. In einer ſo entarteten Zeit konnte es ſelbſt eine ſo bedeutende Dichterkraft, wie ſie Andreas Gryphius (1616—64) aus Glogau unſtreitig beſaß, zu nichts Großem bringen. Gryph's Sinn war durchweg auf das Tüchtige geſtellt und er hätte das Talent und die Energie beſeſſen, Deutſchland ein nationales Theater zu ſchaffen, wäre ihm nur ein nationaler Boden hiezu gegeben geweſen. Beim Mangel deſſelben kam auch er über die Nachahmung im Ganzen nicht hinaus.

Allein er gab der deutſchen Literatur ihr erſtes Kunſtdrama, er gab ihr in ſeinem Carolus Stuardus das erſte eigentliche hiſtoriſche Trauerſpiel und in ſeinen beiden Luſtſpielen Peter Squenz und Horribilicribrifax Komödien, wie ſie vordem noch keine beſeſſen, Komödien, deren Witz und Humor ganz erquicklich in die didaktiſche Eintönigkeit der Opitz'ſchen Reflection hereinklingt. Wenn aber ſchon in Gryph's Tragik das Pathos in Schwulſt ausartete, ſo wurde ſeine Manier in den Trauerſpielen Kaspar's von Lohenſtein (1635—83) zu einer ungeheuerlichen Blaſe, gefüllt mit einem Wind der Phraſeologie, welcher nach dem Bordell und nach dem Schindanger riecht. Dieſer berüchtigtſte Bombaſtiker der deutſchen Sprache machte förmlich Jagd auf Laſter und Greuel und läßt ſeine ſtatt auf dem Kothurn auf Stelzen einhergehenden Perſonen in endloſen Alexandrinern hölzern obſcöne Abhandlungen über Unzucht, Blutſchande und beſtialiſche Grauſamkeit declamiren, die empörend ſein würden, wenn ſie nicht durch ihre Ueberſtiegenheit ins Lächerliche fielen. Lohenſtein hat durch ſeine breitmäulige Liebes- und Lebensgeſchichte des heldenmüthigen Arminius und ſeiner durchlauchtigſten Thusnelda (1689) auch einen namhaften Beitrag zu der namenlos langweiligen Romandichtung geliefert, wie ſie den Leſern des 17. Jahrhunderts ſo ſehr zuſagte. Muſter hiefür waren die italiſchen und ſpaniſchen Schäferromane, ferner die allegoriſch-romantiſch-paſtorale Aſträa des Franzoſen d'Urfée und die dickleibigen Heldenromane der Franzöſin Madeleine Scudery. Auf Ueberſetzungen dieſer Vorbilder folgten Nachahmungen durch Dietrich von dem Werder, Philipp von Zeſen, Heinrich Buchholz, Herzog Ulrich von Braunſchweig und Andere, bis dann Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen mit ſeiner Aſiatiſchen Baniſe (1688) dieſe hiſtoriſch-ſagenhaft-legendariſch-mythologiſch-allegoriſch-moraliſch-didaktiſche Romantik glücklich auf den Gipfel des Ungeſchmacks führte. Ganz andere Früchte zeitigte in Deutſchland der Einfluß der pikaresken Romandichtung der beiden Spanier Mendoza und Quevedo. In Nachahmung der berühmten Viſionen (sueños) des Letzteren lieferte Hans Michel Moſcheroſch (1600—69) ſeine Geſichte Philanders von Sittewald, ein Buch, in welchem ſich die wackerſte patriotiſche Geſinnung mit der anſchaulichſten Sittenmalerei der traurigſten Periode deutſcher Geſchichte verbindet. Der ſpaniſche Schelmenroman rief auch unzweifelhaft den höchſt lehrreichen Studentenroman von Hieronymus Dürr, Geſchichte Lychanders (1668) hervor und endlich ließ der Vollender des Abenteurer- und Vagabundenromans, Hans Jakob Chriſtoffel von Grimmelshauſen (ſt. 1676 zu

Renchen im Badiſchen), ſeine ausländiſchen Muſter weit hinter ſich durch Ausſtellung ſeines großen, humoriſtiſch gefärbten Zeit- und Sittengemäldes, betitelt Abenteuerlicher Simplicius Simpliciſſimus. Das iſt ein gediegenes Buch, geſund und deutſch durch und durch, voll Welt- und Menſchenkenntniß, mit plaſtiſcher Anſchaulichkeit die Zuſtände des dreißigjährigen Krieges vergegenwärtigend. Eine mehr planmäßige ſatiriſche Richtung nahm der Roman in den hiehergehörenden Schriften von Chriſtian Weiſe (ſt. 1708, „die drei Erznarren" u. a.), der in ſeinen Singſpielen und geiſtlichen Liedern in platt proſaiſcher Manier gegen die Ausſchweifungen der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule opponirte. Der ſatiriſche Stoff lag damals allenthalben in ſolcher Menge vor, daß er auch von den Kanzeln herab mit leichter Mühe aufgegriffen werden konnte. Dies zeigen uns die in ihrer Art recht guten ſatiriſch-moraliſirenden Schriften des Hamburger Paſtors Johann Balthaſar Schupp (ſt. 1661, „Regentenſpiegel" u. a.) und die wildburlesken ſatiriſch-homiletiſchen Auslaſſungen des Wiener Hofpredigers Abraham a Sancta Clara oder, wie er eigentlich hieß, Ulrich Megerle (ſt. 1709), welcher die Hanswurſtjacke unter oder vielmehr über die Kapuzinerkutte angezogen hatte („Judas der Erzſchelm" u. a.). Was die eigentliche Romandichtung angeht, ſo nahm ſie in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts das zuerſt von dem Engländer Defoe angegebene Thema der Robinſonaden auf und als deutſches Hauptwerk dieſer Gattung lieferte Ludwig Schnabel die Inſel Felſenburg (1731—43).

Wenden wir uns dem wiſſenſchaftlichen Gebiete zu, ſo finden wir, daß auf demſelben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Regungen und Bewegungen vor ſich gingen, welche an verſchiedenen Stellen die bleierne Decke des Herkommens und der Orthodoxie durchbrachen. Was der Theoſophie Böhm's noch nicht gelungen, die Philoſophie in Deutſchland einheimiſch zu machen, das gelang einem vielſeitiger organiſirten und umfaſſender gebildeten Geiſt, dem des Gottfried Wilhelm Leibnitz, geb. 1646 zu Leipzig, geſt. 1716 zu Hannover. Mit dieſem Manne nahm Deutſchland die philoſophiſche Arbeit entſchieden auf, nachdem ſie in Italien durch Bruno und Campanella, in England durch Bacon von Verulam, in Frankreich durch Descartes, in Holland durch Spinoza gefördert worden war. Leibnitz's philoſophiſches Syſtem beruht auf der idealiſtiſch-moniſtiſchen Weltanſchauung. Er kam nach ſorgfältig kritiſcher Prüfung und Vergleichung der früheren, antiken und modernen, Philoſopheme auf die Idee ſeiner Monadologie,



Gottfried Wilhelm von Leibnitz

geb. den 3. Juli 1646 zu Leipzig,
geſt. den 14. Nov. 1716 zu Hannover.

auf die Idee von den einfachen Subſtanzen, welche von Gott, der urſprünglichen Einheit (monas monadum), als ſeine Wirkungen ausgehen. Durch die weitere Ausführung dieſes Grundgedankens ſeiner Philoſophie hat Leibnitz die Scholaſtik in Deutſchland zum Sturze gebracht, welche in geiſtloſer Handhabung ariſtoteliſcher Dialektik die Philoſophie zur Sklavin der Theologie gemacht hatte. Von jetzt an erſt trennte ſich das philoſophiſche Wiſſen beſtimmt von dem theologiſchen Glauben. Damit iſt jedoch das Verdienſt des Finders der Monadologie, welcher 1677 auch die Differentialrechnung fand, noch nicht erſchöpft. Denn er hat nicht nur auf dem philoſophiſchen, mathematiſchen, phyſikaliſchen, technologiſchen, hiſtoriſchen und ſtaatsrechtlichen Felde als reformiſtiſcher Wegbahner gewirkt, er war es auch, der mit weltmänniſcher Gewandtheit zuerſt die Wiſſenſchaft der Theilnahme der höheren Geſellſchaft in Deutſchland näher brachte und die Höfe zur Gründung wiſſenſchaftlicher Anſtalten ermunterte (Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1700). Endlich darf nicht vergeſſen werden, daß Leibnitz, obgleich er ſelber faſt alle ſeine Schriften lateiniſch oder franzöſiſch verfaßte, die Befähigung der deutſchen Sprache zur Sprache der Wiſſenſchaft zuerſt erkannte und nachdrücklich nachwies. Die Richtigkeit dieſer Anſicht zeigte ſofort durch die praktiſche Anwendung derſelben der wackere Chriſtian Thomaſius (1655—1728) aus Leipzig, der zum unſäglichen Aerger aller akademiſchen Perücken unſere edle Sprache als der Erſte auf dem Hochſchulkatheder erklingen ließ, wie er auch den literariſchen Journalismus in Deutſchland begründete, indem er dem lateiniſchen Pedantismus der durch Otto Mencken in Nachahmung des franzöſiſchen Journal des Sçavans 1683 zu Leipzig gegründeten Acta eruditorum im Jahre 1688 ſeine Monatsgeſpräche ſcherz- und ernſthafter, vernünftiger und einfältiger Gedanken entgegenſetzte. Vermittelſt dieſes Organs und vermittelſt ſeiner übrigen publiziſtiſchen Schriften wendete ſich der hellſichtige Nationaliſt zum erſten Mal an das große Publicum und führte vor deſſen Augen einen raſtloſen, vom Spottlachen der Satire begleiteten Kampf gegen die zahlloſen Ueberbleibſel romantiſcher Barbarei, gegen Aberglauben und Hexenprozeſſe, gegen die Verſumpfung der Univerſitäten und des gelehrten Weſens, gegen die gefrorene Orthodoxie in Theologie und Jurisprudenz, gegen all den Schlendrian im Leben und in der Wiſſenſchaft, einen Kampf, welcher die Aufklärung des 18. Jahrhunderts vorbereitete. Dem Bedürfniß einer ſyſtematiſchen Geſtaltung der Leibnitz'ſchen Philoſophie kam Chriſtian Wolf (1679 — 1754) aus Breslau entgegen, der die leibnitz'ſchen Ideen zu einer vollſtändigen Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften verarbeitete und ſo dem freien Denken den Stützpunkt einer Methode gab, gegen welche der ſcholaſtiſche Kram nicht mehr Stand zu halten vermochte. Etwas früher ſchon als durch Wolf der metaphyſiſchen Seite der Philoſophie in Deutſchland eine breitere Baſis geſchaffen wurde, hatte Samuel Pufendorf (1632 — 94) ihre praktiſche Seite zu entwickeln geſucht, indem er an die völkerrechtliche Theorie des Hugo Grotius ſich lehnend, dem Naturrecht zuerſt ein wiſſenſchaftliches Fundament gab. Seine Anſicht vom Staat faßt ſich dahin zuſammen, daß derſelbe beruhe auf dem Trieb zur Geſelligkeit; der Zweck des Staates ſei Friede und Sicherheit des geſellſchaftlichen Lebens und erreicht werde dieſer Zweck durch Verwandlung der inneren Gewiſſenspflichten in äußere Zwangspflichten. Pufendorf erkannte auch die Nothwendigkeit einer Reform der Hiſtorik und ſchuf derſelben Raum durch ſeine Einleitung zu der Hiſtorie der vornehmſten Reiche und Staaten (1682). Die Geſchichte wurde ſammt ihren Hülfswiſſenſchaften zu dieſer Zeit überhaupt fleißig in Deutſchland angebaut, aber keine Leiſtung in dieſem Fache kommt den berühmten Ferdinandeiſchen Annalen des Grafen Franz Chriſtoph von Khevenhiller (1589 — 1650) gleich, die mit einer diplomatiſchen Genauigkeit, welche für den widerlich unreinen Styl entſchädigt, die deutſchen und auswärtigen Staatshändel des 17. Jahrhunderts beleuchten. Der erwachende Forſchergeiſt verbreitete ſich auch auf die dunkeln Regionen der Kirchengeſchichte, welche bis dahin in die Nebel der Legenden und Fabeln eingehüllt geweſen waren. Es erregte daher bei den Orthodoxen aller Confeſſionen kein geringes Geſchrei des Zornes, als Gottfried Arnold (ſt. 1714) es unternahm, durch ſeine Unpartheyiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie, durch welche die deutſche Kirchenhiſtorik eigentlich erſt begründet wurde, Licht in dieſes obſkure Nebelland zu bringen. Arnold gehörte jener religiöſen Richtung an, welche, durch Philipp Spener (ſt. 1705) eingeſchlagen und durch deſſen Schüler Auguſt Hermann Francke (ſt. 1727) fortgeführt, unter dem Namen des Pietismus damals gegen die ſteife Orthodoxie des Lutherthums in Oppoſition trat. Zu dieſer war der Pietismus, welcher gegenüber dem ebenſo geiſtlos mechaniſchen als fanatiſch unduldſamen Dogmenformalismus dem Volke die gemüthliche und werkthätige Seite des Chriſtenthums nahebringen wollte, unzweifelhaft berechtigt, um ſo mehr, da er insbeſondere durch ſeine Beſtrebungen für Hebung des gräulich vernachläſſigten Volksſchulweſens bewies, daß es um die Realiſirung des ethiſchen Gehalts der chriſtlichen Lehre ernſtlich zu thun ſei. Allein der Pietiſmus verfiel gar bald ſelber in die Fehler ſeiner orthodoxen Gegner, eignete ſich den unduldſamſten Sektenſtolz an, wandte ſich, wie er ſchon gegen Chriſtian Wolf aufs Niederträchtigſte intriguirte, läſternd, verläumdend und denuncirend gegen alle freie Geiſtesthätigkeit und bildete ſich raſch zu jener Eiterbeule der Intoleranz, Heuchelei, Unſittlichkeit und Sklavenhaftigkeit aus, welche in unſeren Tagen ſo unheilvoll im deutſchen Volksleben um ſich frißt und ſo viel von deſſen beſtem Mark verzehrt. Die Geſtaltungen des Pietiſmus, ſeine Folgen für das innere Leben Deutſchlands, ſeine in Verbindung mit dem engliſchen Methodiſmus und dem ſchwediſchen Swedenborgianiſmus nach außen erzielten Wirkungen geben ſicherlich eines der intereſſanteſten Probleme der Culturgeſchichte ab, allein wir unſererſeits müſſen uns hier mit der Andeutung dieſes Problems begnügen.

4.

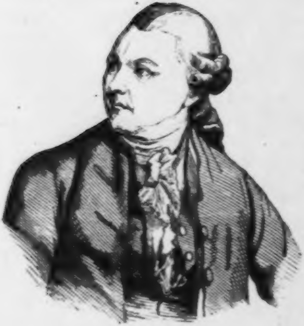
Während aber die deutſche Wiſſenſchaft des 17. Jahrhunderts an der Hand eines Leibnitz, Thomaſius, Wolf und Pufendorf allmälig auf eigenen Füßen ſtehen und ſelbſtſtändig gehen lernte, beharrte die Nationalliteratur noch lange, bis weit in das 18. Jahrhundert hinein in der Nachahmung. Sie ſchien erſt ihren tiefſten Verfall erleben zu müſſen, bevor das Werk der Wiedergeburt beginnen konnte. Vorerſt begnügte man ſich, die Muſter zu wechſeln. Den ſchwülſtigen italiſchen Mariniſmus, welcher in Hoffmannswaldau und Lohenſtein culminirt hatte, gab man auf und adoptirte die kaltverſtändige Convenienzdichtung der Franzoſen, deren Geſetzbuch Boileau entworfen. Das „kalte Fieber der Gallomanie“ brach aus, und wie die Nachäffung des Hoflebens des brutalen Reichsfeindes, Ludwig's XIV., in Deutſchland überhaupt kleinlich und albern ausfiel, ſo auch die Nachahmung der literariſchen Seite deſſelben. Man muß die jämmerlich proſaiſchen und ſchamloſen Reimereien der berliner und dresdener Hofpoeten aus jener Zeit, eines Freiherrn von Canitz (ſt. 1699), eines Johann von Beſſer (ſt. 1729) und Johann Ulrich von König (ſt. 1744), aus dem Staube wohlverdienter Vergeſſenheit aufſcharren, um ſich die ganze Nullität dieſes ſervilen Franzöſelns zu vergegenwärtigen. Angeſichts derſelben war es ſchon ein Gewinn, daß ſich in den Gedichten des in Thorheit und Ausſchweifung früh untergegangenen Johann Chriſtian Günther (1695 — 1723) aus Striegau in Schleſien, wieder einmal wahres Dichtergefühl hörbar machte, wenn auch in den rohſchreienden Lauten des wilden Studentenlebens von damals, und daß Barthold Heinrich Brockes (1680 — 1747) aus Hamburg in ſeiner neunbändigen Gedichtſammlung, betitelt Irdiſches Vergnügen in Gott, mit Hinweiſung auf die Naturmalerei des Engländers Thomſon zu zeigen ſuchte, daß die Poeſie ſchlechterdings ſinnlicher Anſchauungen bedürfe, daß man hören, ſehen und fühlen müſſe, um dichten zu können. Von da an beginnt erſt leiſe, dann entſchiedener die Rückwirkung der aus Pope'ſcher Verſtändigkeit zur didaktiſchen Naturſchilderung eines Cowper, Young und Gray zurückgekehrten engliſchen Poeſie auf die deutſche. Doch arbeitete in dieſer immer noch weit mehr der Kopf, als die Phantaſie und das Gemüth und die franzöſiſche Correctheit blieb vorderhand noch das höchſte Ziel der Poeten. Man ſieht das deutlich in den didaktiſchen und ſatiriſchen Reimwerken des großen ſchweizeriſchen Gelehrten Albrecht von Haller (1708 — 1777) aus Bern, welchen man herkömmlicherweiſe an den Eingang der deutſchen Nationalliteratur des 18. Jahrhunderts zu ſtellen pflegt, obgleich ſeine Gedichte nur das unerquickliche Schwanken des Geſchmacks zwiſchen Boileau'ſcher Convenienzdichtung und der erwachenden Naturfreude aufzeigen. So auch ſein berühmteſtes Gedicht, die Alpen, welches, wenn ſchon inmitten einer wunderbar großen und ſchönen Natur geſchrieben, dennoch aller ſinnlichen Anſchaulichkeit baar iſt und ſeine Bedeutung lediglich ſeiner männlich ernſten Reflection und ſeiner gegenüber lohenſteiniſcher Zerfloſſenheit der Sprache wohlthätig wirkenden herbſtrengen Form verdankt. Ein leichteres und beweglicheres Talent als Haller beurkundete Friedrich von Hagedorn (1708—54) aus Hamburg, welcher in Nachahmung Anakreon's und Catull's und in der Manier der franzöſiſchen Geſellſchaftslyrik eines Chaulieu und Chapelle gefällige Lieder von Lenz, Roſen, Wein und Küſſen ſang, durch welche er das Vorbild der deutſchen Anakreontiker geworden, oder in leichthinfließenden Verſen Fabeln und Hiſtörchen mit ſokratiſch lachender Nutzanwendung erzählte. Die Fabel nimmt in ernüchterten Literaturperioden ſtets einen breiten Raum ein. Wir ſehen daher die Hagedorn'ſche Weiſe des Fabulirens fortgeſetzt durch Magnus Gottfried Lichtwer (1719 — 83) aus Wurzen und noch ſpäter in ſprachgewandter Vielſeitigkeit durch Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1803) aus Kolmar. Von nationalliterariſcher Bedeutung wurden die in erſter Ausgabe 1746 erſchienenen Fabeln von Chriſtian Fürchtegott Gellert (1715—69) aus Haynichen in Sachſen. Die ſanftverſtändige und docirluſtige Moral, welche die Verſuche dieſes liebenswürdig frommen Mannes im Kirchenlied, im Roman und Luſtſpiel charakteriſirt, kennzeichnet auch ſeine Fabeln, die in allen Dingen das Einhalten der goldenen Mittelſtraße empfehlen und durch ihre platte Deutlichkeit dem deutſchen Mittelſtande ſo außerordentlich zuſagten, daß dieſem erſt vermittelſt ihrer eine lebendigere Theilnahme an der Literatur abgewonnen wurde. Von welcher Wichtigkeit dies war, liegt am Tage. Der redſelige Mund der Gellert'ſchen Fabel populariſirte die Literatur, welche jetzt allmälig aus den gelehrten Studirſtuben heraus und wieder in die Mitte der Nation trat. Was Gellert zunächſt mit den Verſen ſeiner Fabeln beabſichtigte, den harmlos milden Tadel der deutſchen Schwächen und Thorheiten, darauf zielte auch Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—70) aus Wachau mit ſeinen in Proſa verfaßten Satiren (1751 fg.). Dieſe beleuchten nicht ohne ſchalkhafte Laune die Miſère des damaligen deutſchen Alltagslebens, ſind jedoch zu ſeicht und energielos, um ſich an irgendwelche höhere Probleme zu wagen. Wo die ſchildernde oder ſatiriſirende Didaktik — denn ſie beherrſchte in Feſthaltung der Opitz'ſchen Anſicht von der Poeſie dieſe Uebergangsperiode unſerer Literatur — Solches unternahm, lehnt ſie ſich ganz beſtimmt an ausländiſche Muſter. So in den komiſchen Heldengedichten von Juſtus Wilhelm Zachariä (1726—77) aus Frankenhauſen, welcher Boileau und Pope zu Vorbildern nahm. Er hat zwar einen andern Verfertiger komiſcher Epopöen jener Zeit, Johann Jakob Duſch (ſt. 1787), an Kraft und Friſche übertroffen, allein ſelbſt ſeinem berühmteſten Gedicht dieſer Art, der Renommiſt, ein aus dem Leben gegriffenes Gemälde der rüden Studentenwirthſchaft von damals, kommt weit mehr ſittengeſchichtliche als äſthetiſche Bedeutung zu. Feineres und ſchärferes Salz, als Rabener und Zachariä auszugeben hatten, tiſchte Chriſtian Ludwig Liscow (ſt. 1760) in ſeiner Satire über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten (1736) auf und ſtreute der berühmte göttinger Mathematiker Abraham Gotthelf Käſtner (1719—1800) in ſeinen ſauber geformten Epigrammen in das Publicum.

Alles zuſammengenommen, ſah es aber in unſerer poetiſchen Literatur doch noch ſehr armſelig aus. Nirgends ein wahrhaft ſchöpferiſches Zeugen und Geſtalten, weder in der Lyrik, noch in der Epik noch im Drama. Das letztere war, da die gelehrte Dramatik eines Gryphius und Lohenſtein gar keinen Boden im Volke hatte finden können, in den Händen der vagirenden Komödiantenbanden zur Stegreifkomödie verwildert, in welcher die Hanswurſterei alle Rohheit der alten Faſtnachtsſpiele wieder aufwärmte. Da und dort gelang es einer dieſer Banden, wie z. B. der des Magiſters Johann Velthen 1685 zu Dresden, ſich zeitweilig als Hofſchauſpielertruppe zu fixiren, allein die höheren Claſſen der deutſchen Geſellſchaft zeigten gar kein Intereſſe für die Ausbildung einer nationalen Bühne, welcher zudem keine tüchtige Dichterkraft zu Hülfe kam. An den Höfen und in den größeren Städten verſchlang die aus Italien geholte Oper — als erſte wurde 1627 am ſächſiſchen Hofe die von Opitz verdeutſchte, von Schütz componirte Daphne aufgeführt — alles Intereſſe und alle Geldmittel und ſie ſteigerte ſich, mit den pomphaſten Jeſuitenſpielen wetteifernd, zu einer unerhörten Spectakelei, zu einem exorbitanten Luxus in Coſtümirung und Maſchinenkünſten. Doch hat man ihr zu danken, daß ſie es war, welche zur Darſtellung von Frauenrollen zuerſt Frauen auf die Bühne führte, denn bisher waren auch die weiblichen Rollen von Knaben und Jünglingen gegeben worden. Freilich wurde mit der Zulaſſung der Frauen auch einer furchtbaren Unſittlichkeit im Theaterweſen Thor und Thüre geöffnet, deren Einzelnheiten in Devrient's vortrefflicher Geſchichte der deutſchen Schaubühne nachzuleſen ſind. Um mit der Oper einigermaßen concurriren zu können, erfand die deutſche Wanderbühne die ſogenannten Haupt- und Staatsactionen, Mordſpectakel, deren aus alter und neuer Sage und Geſchichte entnommene Stoffe im ſtelzenhafteſten Curialſtyl zu loſe an einander gereihten Szenen ausgeſponnen waren, die dann mit lächerlichſtem Pathos hergebrüllt wurden. Zu Wien wurde 1708 der volksmäßigen Hanswurſtkomödie durch den berühmten Harlekinſpieler Joſeph Stranitzky eine feſte Heimat gegründet, welche ſie trotz all der ſeither erfahrenen Modificationen noch heutzutage innehat. Der alte gute deutſche Hanswurſt mit ſeiner Sprache der Poſteriora, ſeinen Zoten und Prügelſuppen hatte aber einen Todfeind in dem Manne, welcher damals, d. h. ungefähr von 1720—40, eine Art literariſcher und dramaturgiſcher Dictatur in Deutſchland ausübte, in Johann Chriſtoph Gottſched (1700—66) aus Königsberg. Dieſer leipziger Profeſſor hatte eine Coterie von Dichterlingen um ſich geſchaart, zu welcher die Stoppe, Clodius, Duſch und Schönaich gehörten, und wußte ſich theils durch wirkliches Verdienſt, theils durch ſprüchwörtlich gewordene Dreiſtigkeit ein kritiſches Anſehen zu verſchaffen, welchem ſelbſt ſeine Manie, totale poetiſche Impotenz, wie ſie in ſeinem elenden Trauerſpiel Cato gähnt, für dichteriſches Vermögen zu halten, lange keinen Abbruch that. Gottſched hat als Sprachreiniger und Bekämpfer des lohenſtein'ſchen Schwulſtes unzweifelhaft wohlthätig gewirkt und eröffnet durch ſein Aufſuchen und Wiederbekanntmachen von Erzeugniſſen unſerer alten Poeſie (z. B. des Reineke Fuchs) die Reihe der deutſchen Philologen. Allein er ſchadete noch mehr ſeinem eigenen Rufe als der Literatur, als er ſeine unzulängliche äſthetiſche Theorie („Kritiſche Dichtkunſt“ 1730) mit der hartnäckigſten Anmaßlichkeit noch geltend machen wollte zu einer Zeit, wo eine junge Dichtergeneration ſich anſchickte, dem Opitz-Boileau'ſchen Formalismus, in welchem Gottſched die Quinteſſenz aller Kunſt fand, thatſächlich ein Ende zu bereiten. Auch mit ſeiner angeſtrebten Reform des deutſchen Theaters war er nicht glücklich, obgleich ihm die talentvolle, enthuſiaſtiſch für ihren Beruf eingenommene Schauſpielerin Friederike Karoline Neuber hiebei behülflich war. Er fühlte wohl, daß es noththue, die Bühne aus ihrem rohen Naturalismus herauszureißen, aber mit der zu dieſem Zwecke von ihm 1737 auf dem leipziger Stadttheater veranſtalteten Verbrennung des Hanswurſts in effigie war um ſo weniger geholfen, da er der deutſchen Bühne für die Einbuße dieſes volksthümlichen Elementes keinen andern Erſatz zu bieten wußte, als die naturloſe dramaturgiſche Theorie der Franzoſen mit ihren pedantiſchen drei Einheiten (der Zeit, des Ortes und der Handlung) und ſeinen nach dieſem Muſter geſchnittenen Cato.

5.

Gegen Gottſched's anmaßend gallomaniſche Dictatur in Sachen des Geſchmacks erfolgten nun von der Schweiz aus jene rebelliſchen Angriffe, welche ſo großen Lärm in unſerer Literaturgeſchichte erregt haben. Die beiden züricher Gelehrten Johann Jakob Breitinger (1701—76) und Johann Jakob Bodmer (1698—1783) waren die Mittelpunkte eines Kreiſes, welcher die Entwicklung der deutſchen und der ausländiſchen Literatur mit emſiger Theilnahme verfolgte. Die Aufmerkſamkeit dieſes Kreiſes war, vielleicht von Brockes angeregt, insbeſondere auf die engliſche Literatur gerichtet und ſo ging aus demſelben in Nachahmung des Addiſon'ſchen Spectators ſchon 1721 eine Zeitſchrift, die Discurſe der Maler, hervor, welche die Oppoſition gegen die herrſchende Kunſtanſicht mehr nur leiſe andeutete als wirklich eröffnete. Bodmer's Ueberſetzung von Milton's verlorenem Paradies gab dem ausbrechenden Zwieſpalt ſchon mehr Nahrung, und nachdem Breitinger der Gottſched'ſchen Kritiſchen Dichtkunſt 1740 ſein ebenſo betiteltes Buch und Bodmer ſeine Abhandlung über das Wunderbare in der Poeſie entgegengeſtellt hatten, entbrannte die literariſche Fehde hüben und drüben aufs Heftigſte. Die Prinzipien der Gottſchedianer ſind nach dem, was oben über die ihres Meiſters geſagt worden, bekannt. Die Neuerungen der Schweizer und ihrer Anhänger in Deutſchland ſtützten ſich auf die Anſicht, daß nicht die formelle Correctheit das Weſen der Poeſie ſei, ſondern vielmehr beſtehe ihr Weſen in der Geſtaltung der Eingebungen einer lebendigen Phantaſie und eines friſchen und warmen Gefühls, für welches die liebevolle Betrachtung der Natur ein unerſchöpflicher Quell der Kräftigung und Läuterung. Naturwahrheit und Unmittelbarkeit der dichteriſchen Stimmung müſſe in die Poeſie zurückkehren, der didaktiſche Standpunkt müſſe überwunden und zu den großen Hauptgattungen der Dichtung, zu Epos und Drama, vorgeſchritten werden. Dieſe Anſichten, welche allerdings einen Fortſchritt in der Kunſttheorie markiren, brachen ſich nicht ſehr raſch Bahn, obgleich Gottſched's blinde Eingenommenheit für die Infallibilität ſeiner Meinungen ihm viele Literaten entfremdet hatte, welche im Grunde mit ihm übereinſtimmten. Von letzterer Seite ging eine literariſche Zeitſchrift aus, Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes (1745 fg.), welche von ihrem Verlagsort gewöhnlich die Bremer Beiträge heißen. Karl Chriſtian Gärtner, Konrad Arnold Schmid, Chriſtlob Mylius, Johann Elias Schlegel, Johann Adolf Schlegel, Johann Andreas Cramer, Johann Arnold Ebert, Nikolaus Dietrich Giſeke hatten, wie auch Rabener, Gellert und Zachariä, nähern oder entferntern Antheil an dieſem periodiſchen Unternehmen, in welches übrigens die Grundſätze der Schweizer nur ſehr langſam einzugehen begannen und das erſt mit dem vierten Bande für unſere Literatur epochemachend wurde. In dieſem Bande nämlich erſchienen 1748 die drei erſten Geſänge des Meſſias von Klopſtock, dem erſten originalen Dichter der neueren deutſchen Literatur.

Friedrich Gottlieb Klopſtock wurde geboren am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg und ſtarb nach einem im Ganzen glücklichen und ruhigen Leben am 14. März 1803 zu Hamburg. Eine wahrhaft nationale Trauer begleitete den greiſen Sänger zu Grabe, aber, es iſt ſchmerzlich zu ſagen, die ungeſtörte



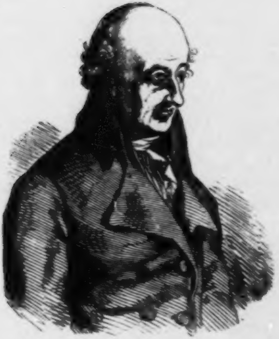
Friedrich Gottlieb Klopſtock

geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg.
geſt. den 14. März 1803 zu Hamburg.

Muße zur Vollendung ſeines Hauptwerkes hatte er nicht ſeinem Vaterlande, ſondern der Freigebigkeit des Königs von Dänemark zu danken, welcher ihm ein Jahrgehalt von 400 Thalern verlieh. Klopſtock wirkte ſchon durch ſeine edle und reine Perſönlichkeit, in welcher etwas Prieſterliches (in des Wortes beſtem Sinne) lag, ungemein zum Heile der Literatur. Er zuerſt verſchaffte den deutſchen Poeten eine höhere geſellſchaftliche Geltung, als ſie bisher genoſſen hatten. Er brachte die Literatur, die vaterländiſche Literatur zu Ehren, indem er ſie mit einer ſittlichen Würde repräſentirte, welche geeignet war, Achtung einzuflößen. Schon auf der Schulbank hatte er ſich mit dem Gedanken getragen, ſeinem Vaterlande ein Dichterwerk zu ſchaffen, welches von der ſelbſtſtändigen Befähigung des deutſchen Geiſtes Zeugniß geben und unſere Poeſie über das bloße Schildern, Beſchreiben und Lehren endlich hinwegheben ſollte. Aber nicht nur dem Inhalte nach ſollte mit der Opitz'ſchen Dichtung gebrochen werden, ſondern zugleich auch formell. Waren nicht die Alten ewige Muſter der poetiſchen Kunſt, warum ſollte man nicht auch ihre Formen in Deutſchland einbürgern, warum nicht mit Verwerfung des Alexandriners, ja des romaniſchen Reimes überhaupt, den Hexameter Homer's, die Rhythmen und Maaße des Pindar und Horaz adoptiren? Das war freilich ein Mißgriff. Denn wie ſehr auch die antiken Vers- und Strophenformen ſeit Klopſtock durch Dichter wie Göthe, Schiller, Hölderlin und Platen unſerem Ohre vertraut gemacht wurden, dennoch ſteht feſt, daß namentlich unſere Lyrik der Schwingen des Reimes nur gezwungen entbehren kann, weil ihre Grundform, das Lied, ohne Reim gar nicht mehr denkbar iſt. Klopſtock mußte das ſelbſt wider Willen anerkennen, indem er da, wo er zunächſt auf populäre Wirkung ausging, in ſeinen geiſtlichen Liedern, wieder zum Reime greifen mußte. Auch außerdem hat er Schiefes und Unrichtiges aufgebracht. Glühend von Vaterlandsliebe, ſchuf er ſich ein willkürliches Ideal von Teutonismus, welcher mit ſeinem erfabelten Bardenthum und mit ſeiner geſtaltloſen nordiſchen Mythologie die edelſchönen Bildungen des claſſiſchen Heidenthums verdrängen ſollte, aber nur eine abſtracte Deutſchthümelei, ein faſelndes Bardengebrüll zu wecken vermochte. Endlich, und das war des trefflichen Mannes größte Verirrung, glaubte er ſich zum epiſchen Dichter berufen und zum dramatiſchen befähigt, während er doch in jeder Faſer Lyriker war. Seine Dramen ſind, um das gleich hier noch zu ſagen, ſowohl die bibliſchen (Adam, Salomo, David) als die altdeutſchen (Hermannsſchlacht, Hermann und die Fürſten, Hermann's Tod), welche letztere er Bardiete nannte, durchweg kalte und lebloſe Producte, ohne alle dramatiſche Entwicklung und Handlung. Indem er ſich nach einem Gegenſtand für das große Heldengedicht umſah, welches er ſchreiben wollte, ſchwankte er zwiſchen einem Helden der deutſchen Vorzeit (Heinrich dem Finkler) und dem Gründer des Chriſtenthums, was die beiden Hauptpole bezeichnet, um welche ſich des Dichters Fühlen und Denken bewegte: Deutſchthum und bibliſches Chriſtenthum. Das letztere überwog, wie denn Klopſtock überhaupt als der letzte große Träger der proteſtantiſch-theologiſchen Culturperiode erſcheint, welche Luther in Deutſchland begründet hatte. Doch markirt er mit ſeinem religiöſen Epos zugleich den beginnenden Uebergang, welcher jene Zeit charakteriſirt, den Uebergang des religiöſen Bewußtſeins in's äſthetiſche und durch dieſes ins menſchlich-freie; denn in der Handhabung der Religion als eines poetiſchen Stoffes kündigt ſich ſchon die Emanzipation von ihrer Herrſchaft an. Die drei erſten Geſänge des Meſſias, deſſen Plan vom Dichter gefaßt und entworfen worden, bevor er Milton's berühmtes Epos kennen lernte, erſchienen, wie ſchon erwähnt, 1748 und erregten unerhörte Senſation. Alle nur irgendwie Empfänglichen fühlten und geſtanden, daß endlich wieder unſerem Lande ein wahrer, ein deutſcher Dichter erſtanden ſei. Man ließ ſich das fremdartige Hexametergewand, in welches die Dichtung gekleidet war, gefallen, man überſah den Mangel derſelben an epiſch geſtaltender Kraft und ließ die edle und warm pathologiſche Stimmung, die empfindungsreiche religiöſe Glut des Werkes mit dankbarer Anerkennung auf ſich wirken. Freilich, als mit dem langſamen Vorſchreiten des Gedichts zur Vollendung (1773) ſeine Schwächen immer nackter hervortraten, als die epiſche Schilderung von Geſang zu Geſang ſich immer mehr in leeres Hallelujaen und Pſalmiren verlor, da kühlte der Enthuſiasmus des Publicums ſich merklich ſchnell ab und heutzutage darf man zuverſichtlich hundert gegen eins wetten, daß nur noch ſehr wenige Leute in Deutſchland leben, welche den Meſſias vollſtändig geleſen haben, es ſeien denn ſolche, welche dies zu literatoriſchen Zwecken thun müſſen. Allein die für unſere Literatur ſo heilſame Wirkung, welche das Gedicht auf unſere Literatur urſprünglich geübt, blieb und blieb um ſo mehr, als ſie Klopſtock durch ſeine Oden (von 1750 an) aufs Nachhaltigſte kräftigte. In den Oden fand die Lyrik unſeres Dichters ihren adäquateſten und vollkommenſten Ausdruck. Hier iſt er Er ſelbſt. Patriotismus, edler Lebensgenuß, begeiſtertes Freundſchaftsgefühl, keuſche und innige Liebe, reger Naturſinn reden hier in echten Herzenslauten. Die

Sprache iſt in dieſen Gedichten, noch nicht getrübt durch die teutoneſken Schrullen, welche Klopſtock ſpäter in ſeiner verunglückten Gelehrtenrepublik vorbrachte, voll urſprünglicher Friſche und Kraft, voll kühner und doch wohllautender Wendungen, voll genialer Würfe und kernhafter Geſchloſſenheit. Im Ganzen wird das Urtheil über den Dichter dahin lauten, daß er Natur, Originalität, Selbſtbeſtimmung und echtes Pathos in unſere Literatur zurückbrachte, daß er die Deutſchen wieder an ihren Genius glauben lehrte und gegenüber der verflachenden Ausländerei den Nationalſinn weckte und nährte. Er hat überall auf die Ziele der Freiheit hingewieſen, aber wirklich erreicht hat er ſie nicht. Der deutſche Magiſter lag ihm zu ſchwer auf der Bruſt, um ein völlig freies Aufathmen derſelben zu geſtatten. Deßhalb begriff er auch den Gang der franzöſiſchen Revolution nicht, welche er zuerſt jubelnd begrüßt hatte, und wandte ſich mit philiſterhafter Schmähung von ihr ab und wieder den altdeutſchen Wäldern zu, wo doch gewiß die Freiheit nicht zu finden war, für welche ſein junges Herz geglüht hatte. (Klopſtock's ſämmtl. Werke, vollſtänd. Ausg. Leipz. 1844, 10 Bde.)

Klopſtock's Einfluß auf die Literatur ſeiner Zeit machte ſich in überwiegender Weiſe geltend. Von der geiſtloſen Nachahmung, von der fratzenhaft teutoniſchen Klopſtöckelei, wie ſie zum Aerger aller Vernünftigen aus den Bardengeſängen der Denis, Kretſchmann und Anderer zu brüllen begann, wollen wir weiter gar nicht ſprechen, wie es auch von keinem Belang für die Literatur war, daß der Meſſias den guten Bodmer anregte, die unendlichen Hexameterwaſſerfluten einer Reihe von Patriarchaden (Noachide u. a.) mit Gewalt aus ſich herauszupumpen. Das wirkliche Verdienſt des Mannes iſt ſchon berührt worden und es ſei hier gerade noch geſagt, daß er es erhöhte, indem er mit regem Fleiße die Schätze unſerer mittelhochdeutſchen Literatur ihrer Vergeſſenheit zu entreißen ſuchte. Bodmer's Landsmann Salomon Geßner (1730—87) ließ in ſeinem patriarchaliſchen Idyll, der Tod Abel's, den Hexameter fallen und wählte eine Proſa, welche auch an ſeinen übrigen aller Naturwahrheit baaren und widerlich ſüßlichen Idyllen das Beſte iſt. Ein jüngerer Mitbürger Geßner's, Johann Martin Uſteri (1763—1827), hat die ſchweizeriſche Idyllik in ſeinen mundartlichen Idyllen dann wieder zum Vers und zur Realität des bürgerlichen Kleinlebens erhoben. Ein vierter Züricher, Johann Kaſpar Lavater (1741—1801), auf welchen wir weiter unten zurückkommen werden, ſetzte noch ſpät die bibliſche Epik fort (Jeſus Meſſias), als ſie ſchon ganz antiquirt war, und ließ ſich durch Klopſtock's Patriotismus zu ſeinen wirkſamen Schweizerliedern ſtimmen. Auch Franz von Sonnenberg (1779—1803) verſchwendete ein nicht gemeines Dichtertalent an die ſchon anachroniſtiſch gewordene religiöſe Heldendichtung (Donatoa). Ebenſo wandelte Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg (1737—1823) mit ſeinen Gedichten eines Skalden in Klopſtock's teutoniſchen Spuren und nicht minder ging Chriſtoph Daniel Friedrich Schubart (1739—91), das berühmte Opfer despotiſcher Fürſtenlaune, der gepeinigte Inſaſſe der hohenasperger Kerkerhöhle, mit ſeiner religiös-patriotiſchen Lyrik aus Klopſtock hervor. Wie aber Gerſtenberg durch ſein auf Shakſpeare fußendes Trauerſpiel Ugolino ſchon auf eine ſpätere Phaſe unſerer Literatur, auf die Sturm- und Drangzeit, hinweiſt, ſo durch ſeine großartige Strafode die Fürſtengruft Schubart, welcher außerdem vermittelſt ſeiner publiziſtiſchen Thätigkeit (Deutſche Chronik) entſchieden in die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts eingreift. Andernorts wirkte nicht ſo faſt Klopſtock's erhabene Religioſität und Vaterlandsliebe, als ſein inniger Naturſinn und ſeine Freundſchaftsſchwärmerei. So beſonders in dem Kreiſe der Anakreontiker und Freundſchaftler, welcher in dem „Vater Gleim", Johann Ludwig Wilhelm Gleim (1719—1803) zu Halberſtadt ſeinen Mittelpunkt hatte und zu dem ſich die Lyriker, Epiſtelndichter, Naturſchilderer und Didaktiker Johann Benjamin Michaelis (ſt. 1772), Johann Nikolaus Götz (ſt. 1781), Klamer-Schmidt (ſt. 1821), Johann Georg Jakobi (ſt. 1814), Johann Peter Uz (ſt. 1796), Ewald Chriſtian von Kleiſt (1715—59) und Andere hielten. Gleim ſelbſt hat ſich in vielerlei Formen verſucht, aber nur mit ſeinen Kriegsliedern eines preußiſchen Grenadiers (1758), welche den Helden des ſiebenjährigen Krieges feiern, eine bedeutendere Wirkung auf ſeine Zeitgenoſſen erreicht. Sonſt verlief ſein Dichten meiſt in jene inhaltsloſe Empfindelei, welche damals in Deutſchland graſſirte und ſo viel widerwärtige Warmbrüderlichkeit in die Literatur einſchwärzte. Jakobi lieferte einige gute Lieder, Uz wußte hagedorn'ſche Sokratik mit politiſchem Freimuth zu verbinden und Kleiſt, ein männlich ernſtes Naturel, brachte durch ſein beſchreibendes Gedicht der Frühling (1749), zu welchem in unſeren Tagen J. M. Schuler die übrigen drei Jahreszeiten als treffliche Ergänzung lieferte, die damals beliebte Theorie von der Nachahmung der Natur zu poetiſcher Geltung. Mehr an die formale Seite Klopſtock's lehnte ſich Karl Wilhelm Ramler (1725—98), der unermüdliche Feiler eigener und fremder Verſe, welcher ohne dichteriſche Begabung die klopſtock'ſche Odenform auf die Re-



Chriſtoph Martin Wieland

geb. am 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim.
geſt. am 20. Januar 1813 zu Weimar.

gern der antiken Rhythmik zurückführte. Sein dilettantiſches Aeſthetiſiren und Kritiſiren wurde dann fortgeſetzt durch Johann Jakob Engel (ſt. 1802), der auch mittelmäßige Luſtſpiele ſchrieb und ſich im Sinne der Aufklärung als Popularphiloſoph und Romandichter (Lorenz Stark) mit leichter Feder, aber leerem Geiſt verſuchte.

6.

Es war ein großes Glück für unſere Claſſik — denn ſie hebt mit Klopſtock an — daß dieſer nicht ohne Ergänzung blieb, daß jetzt überhaupt neben und nacheinander eine Reihe von großen Geiſtern auftrat, welche die verſchiedenen Richtungen und Seiten der Nationalliteratur und der Wiſſenſchaft mit überlegenem Genie und vielſeitigem Talent ihrer Vollendung entgegenführten. Was ohne dieſe Gunſt des Geſchickes aus der Bewegung, welche Klopſtock in unſere Poeſie gebracht, geworden wäre, verrathen die Beſtrebungen ſeiner Nachahmer deutlich genug. Die Literatur bedurfte zunächſt eines Mannes, der, wie Klopſtock die ernſtgeſtimmten und religiöſen Kreiſe für die literariſche Bewegung gewonnen hatte, ſeinerſeits die Weltleute, die franzöſiſch Gebildeten, die frivol Geiſtreichen für ſie gewann. In der That fehlte jener weltmänniſche Ton, durch welchen ſich die franzöſiſche Literatur die europäiſche Geſellſchaft erobert hatte, der unſrigen gar ſehr und dennoch konnte nur durch Einführung deſſelben in ſie jenes allſeitige nationale Intereſſe für ihr Aufblühen geweckt werden, ohne welches ſie niemals zu ihrer ſeither entwickelten Wirkſamkeit hätte gelangen können. Der Mann nun, der weltmänniſche Poet, welcher unſere Nationalliteratur ſo zu ſagen ſalonsfähig und dadurch die franzöſiſche überflüſſig machte, iſt Chriſtoph Martin Wieland, geboren am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach in Schwaben, geſtorben am 20. Januar 1813 zu Weimar, wohin er 1772 durch die geiſtvolle Herzogin Amalie als Prinzenerzieher war berufen worden. Es iſt ſeltſam, daß dieſer Autor, welcher ſpäter in ſeinen Schriften den diametralen Gegenſatz zu der religiös-ethiſchen Richtung Klopſtock's darſtellen ſollte, beim Beginn ſeiner Laufbahn ſo ganz auf klopſtockiſchem Boden ſtand, ja ſogar den Seraphismus — Schraffismus nach der trivialen Wortſpielerei der Gottſchedianer — zum Extrem ſteigerte, indem er, verführt durch ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu Bodmer, in ſeinen kaum noch der Erwähnung werthen Erſtlingswerken (die Natur der Dinge, Antiovid, der geprüfte Abraham, Empfindungen eines Chriſten u. a.) in das Nebelreich überſtiegener, ja zelotiſch unduldſamer Moral und chriſtelnder Empfindelei ſich hineinforcirte. Das ging, ſo lange es gehen konnte, d. h. ſo lange, bis Wieland ſich vor ſich ſelber zu ſchämen begann, daß er ſeiner Natur Gewalt angethan, um die ſeraphiſche Mode mitzumachen, welche der bodmer'ſche Kreis bis zur Carricatur getrieben hatte. Indem er ſein ſchriftſtelleriſches Talent an epiſchen und dramatiſchen Problemen (Cyrus, Johanna Gray u. a.) übte, deren Löſung jedoch ziemlich ſchülermäßig ausfiel, verſchaffte er ſich durch ſeine Ueberſetzung Shakſpeare's in Proſa eine beſſere Einſicht in das Weſen der Poeſie und durch den Umgang mit gebildeten Weltleuten Einſicht in das, was der deutſchen Literatur gebrach. Die Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes und die Berechtigung der Sinnlichkeit in anmuthigen Formen in der vaterländiſchen Dichtung geltend zu machen, das erkannte er hinfort als ſeine Sendung, bei deren Erfüllung er Lukian, Horaz, Arioſto und Voltaire als Vorbilder zu Hülfe rief. Denn überall bedurfte er einer Anlehnung, Urſprüngliches muß man in ihm nicht ſuchen. In ſeinen ſcherzhaften Erzählungen (Diana und Endymion, das Urtheil des Paris, Aurora und Cephalus), womit er 1762 auftrat, iſt er ſchon völlig der ironiſch-didaktiſch-poetiſche Erzähler mit ſtark ſinnlichem Beigeſchmack, der er in Verſen und Proſa ſein Lebenlang geblieben. Die poetiſche Erzählung wieland'ſchen Styls führte er nachmals in der Muſarion und in Gandalin auf ihren Höhepunkt und dieſe beiden Dichtungen waren es hauptſächlich, welche den weltmänniſchen Kreiſen bewieſen, daß die deutſche Poeſie nicht minder zierlich, geiſtreich, witzig und leichtblütig als die franzöſiſche zu reden und zu malen vermöge. Auch an ihrer ſchnellfingerigen Productivität geſtattete die raſche Folge der Werke Wieland's keinen Zweifel mehr. Freilich ließ er ſich durch ſeine Erfolge zu einer Schreibſeligkeit verleiten, die insbeſondere in ſeinen drei größeren Romandichtungen (Agathon, die Abderiten, Ariſtipp) zu unerquicklichſter Breite wird. Es ſind Griechen, welche in dieſen Romanen auftreten, aber Griechen, die ſich in den Bureaux d'Esprit von Paris hatten friſiren und pudern laſſen. Die Abderiten ſind in griechiſcher Maske gegen die Jämmerlichkeiten der deutſchen Philiſterei zu Felde geſchickt, Schade nur, daß das ſatiriſche Salz in dem langhingedehnten Wortmeer des Buches großentheils ſich verflüchtigt. Die Stoffe zu ſeinen ſpäteren poetiſchen Erzählungen entnahm Wieland, wie er die zu den früheren mit Vorliebe dem mythologiſchen und ſozialen Griechenthum entnommen hatte, hauptſächlich der Fundgrube der chevalereſken altfranzöſiſchen Fabliaux. Von dort her ſtammt auch das Material ſeiner romantiſchen Epopöe Oberon (1780), durch welche Wieland, wie durch kein anderes ſeiner Werke, im Gedächtniß der Leſewelt lebendig erhalten wird. Der Oberon gibt ihm gegründeten Anſpruch darauf, der deutſche Arioſt zu heißen, und er hat mit dieſem Gedicht den erſten Anſtoß zu der Ritterdichtung der romantiſchen Schule gegeben, obgleich die letztere Wieland verleugnete und eines ihrer Mitglieder (Friedrich Schlegel 1799) in ſchnödem Undank ſoweit ging, über die Poeſie des Herrn Hofraths Wieland einen Concurs auszuſchreiben, deſſen Eröffnung die Herren Lukian, Fielding, Sterne, Cervantes, Voltaire, Bayle und viele andere Autoren als ſeine literariſchen Gläubiger verlangt hätten. Es iſt etwas Wahres in dieſem herben Spott, allein Wieland geſtand ja ſelbſt zu, daß er „ungeheuer wenig Imagination“ beſäße, und beſtimmte ſein Verdienſt ganz richtig dahin, daß er fünfzig Jahre lang eine Menge Ideen in Umlauf geſetzt hätte, welche den Schatz der Nationalcultur vermehrten. Sein literariſches Journal der deutſche Merkur hatte ihm eine Stellung verſchafft (1773), die von unmittelbarem Einfluß auf die literariſche Bewegung war, aber auch mit der raſchen Verſchlechterung der Zeitſchrift unhaltbar wurde. Wieland beſaß Einſicht genug, zu bemerken, daß ſeine Zeit um war, und ſo viel neidloſe Herzensgüte, daß er dem aufſtrebenden Genius Göthe's, welcher ihn doch in jugendlichem Uebermuth in der Farce: Götter, Helden und Wieland ſo bitter verhöhnt hatte, die herzlichſte Huldigung darbrachte und, „wie einem echten Vater zukommt“, ſeine innigſte Freude daran hatte, daß ihm „der wunderbare Knabe ſo ſchön über'n Kopf wuchs“. Mit ſeinem Journal das attiſche Muſeum machte der gealterte Dichter ſeinen Uebergang zu der philologiſchen Thätigkeit ſeiner letzten Jahre, welcher wir — er hatte ſchon früher den Horaz und Lukian überſetzt — eine vortreffliche Verdeutſchung der Briefe Cicero's verdanken. (Wieland's ſämmtl. Werke, N. A. Lpzg. 1839 fg. 36 Bde.)

Man kann von einer Wieland'ſchen Schule ſprechen, inſofern nicht nur ſeine Manier, der Natur wieder zu ihren Rechten zu verhelfen, in einer Reihe von Schriftſtellern forterbte, ſondern auch ſeine chevalereſke Dichtung directeſte Nachahmung hervorrief. In letzterer Beziehung ſind Johann Baptiſt Alxinger (ſt. 1797), Auguſt Müller (ſt. 1807) und Heinrich von Nicolay (ſt. 1820) als Rittergedichtſchreiber zu nennen, die ihre Stoffe mit geiſtloſem Ernſte behandelten, während die komiſche Erzählungsart Wieland's in Aloys Blumauer's (ſt. 1798) traveſtirter Aeneis in einem Pfuhl von Gemeinheit unterging. Graziöſer wußte ſich Moritz Auguſt von Thümmel (1738—1817) in der Form poetiſcher Erzählung, wie Wieland ſie angegeben, zu bewegen (Inoculation der Liebe), aber ſeine Frivolität wirkt oft geradezu widerwärtig, wie in ſeiner Wilhelmine, einem in Proſa geſchriebenen ſogenannten komiſchen Heldengedicht, das mit ſeiner Geſchichte einer entblätterten Kammerzofe, die einem armen Teufel von Candidaten aufgehalſt wird, an Rabener und Zachariä erinnert. Zu einem ſelbſtſtändigeren Styl erhob ſich Thümmel in ſeinem weitausgeſponnenen humoriſtiſchen Reiſeroman: Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich — wo er auf die leichtfertige, in höchſt anmuthiger Form vorgetragene Philoſophie eines Vergnüglings zuletzt den moraliſchen Trumpf ſetzt. Uebrigens ſteht Thümmel mit dieſem Buch ſchon ganz auf dem Boden der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, auf welchem ſich die Romandichtung von damals in Anlehnung an Wieland und die Engländer Richardſon, Fielding, Smollet und Sterne überhaupt heimiſch gemacht hatte. So beſaßen die jetzt verſchollenen hiſtoriſch-didaktiſchen, ſentimentalen, pikaresken und humoriſtiſchen Romane von A. G. Meißner (Alcibiades, Bianca Capello u. a.), J. A. Feßler (Marc Aurel u. a.), J. Th. Hermes (Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen u. a.), J. G. Müller (Siegfried von Lindenberg), K. Ph. Moritz (Anton Reiſer), A. F. L. von Knigge (Geſchichte Peter Clauſen's) und J. K. Wezel (Lebensgeſchichte Knaut's des Weiſen) für jene Zeit unſtreitig ein berechtigtes Intereſſe und dieſes ging ſoweit, daß J. K. A. Muſäus (ſt. 1787) ſogar mit ſeiner ironiſch-aufkläreriſchen Behandlung der deutſchen Volksmärchen Glück machte. Wie ſehr man ſich damals in Deutſchland anſtrengte, den Sterne'ſchen Humor, welcher in jenen Tagen der Lorenzodoſenfreundſchaftlerei bei uns in unmäßigſter Achtung ſtand, mit den wiſſenſchaftlichen und ſozialen Problemen der Zeit zu vermitteln, zeigen recht deutlich die humoriſtiſchen Romane (Lebensläufe in aufſteigender Linie, Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z) von Th. G. von Hippel (1741—96), welchem, ſtreng genommen, ſein Platz erſt hinter Kant zukäme, weil er mit ſeinen Abhandlungen über Geſetzgebung und Staatenwohl, über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber, über die Ehe, auf der Höhe der Aufklärung erſcheint. Dagegen mag hier noch Wilhelm Heinſe (1749—1803) ſeine paſſende Stelle finden, denn die wieland'ſche Sinnlichkeit hat unzweifelhaft auf ſeine Romandichtung eingewirkt. In ihrem bedeutendſten Product, Ardinghello oder die glückſeligen Inſeln, zeigt Heinſe jedoch einen bedeutenden Fortſchritt über Wieland hinaus. Denn dieſes Buch, welches ſich die Verherrlichung der bildenden Kunſt zur ſpeziellen Aufgabe macht, führt uns ſchon ganz entſchieden in die Region äſthetiſcher Freiheit, predigt, auf rouſſeau'ſche Prinzipien geſtützt, in glühenden Bildern und Worten die Negation des alten Staats, der alten Religion und Geſellſchaft und greift damit in die Sturm- und Drangperiode hinüber, aus welcher Göthe's menſchlich-freie Künſtlerſchaft hervorgehen ſollte.

7.

Wir haben im Vorſtehenden das Wort Aufklärung genannt. Es iſt dies daſſelbe berühmte Wort, welches auf alle unſere geiſtreichen Myſtiker, Obſkuranten, Jeſuiten und Hofräthe von Friedrich Schlegel bis auf Leo und Stahl herab ſo draſtiſch wirkte und wirkt, daß ſie darob in reactionäre Zornkrämpfe verfielen und verfallen. Begreiflicher Weiſe, denn die Aufklärung des 18. Jahrhunderts iſt ja nichts Anderes als der Anfang der Befreiung des deutſchen Bewußtſeins von mittelalterlich-romantiſcher Barbarei und Knechtſchaft, welcher Befreiung die ganze Entwicklung unſeres geiſtigen Lebens zuſtrebt. Was die Aufklärung war und wollte, kann uns demnach ſchon das Toben ihrer Feinde gegen ſie zeigen. Sie war der Verſuch, mit der Vergangenheit entſchiedener zu brechen, als das Lutherthum es gewollt und vermocht, der Verſuch, den religiöſen Greueln einmal feſt ins Auge zu blicken, um ſich von ihnen zu befreien, der Verſuch, Wiſſenſchaft, Staat und Geſellſchaft vom Standpunkt des geſunden Menſchenverſtandes aus zu reformiren, an die Stelle der Theologie den Humanismus zu ſetzen und dadurch die Deutſchen aus gläubigen Philiſtern zu Menſchen, zu denkenden und freien Menſchen zu machen. Es iſt wahr, viele der deutſchen Aufklärer, wie man die Aufheller der romantiſchen Finſterniß ſchön und treffend bezeichnet hat, erkannten dieſes Ziel nur ſehr von Weitem und die meiſten blieben in der religiöſen Fiction und theologiſchen Illuſion noch befangen genug; allein dennoch hat jeder derſelben nach dem Maaße ſeiner Kräfte an unſerer Emanzipirung von dem Vampyrismus der theologiſchen Weltanſchauung gearbeitet. Ja, ſie haben den Haß der Romantiker aller Sorten wohl verdient, wie den innigen Dank derer, welche die Religion der Zukunft, den Humanismus, ſchon jetzt zu der ihrigen machen.

Das deutſche Geiſtesleben war zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch kläglich verkommen und unfrei. Eine ſtupide Theologie beherrſchte Alles, ſchürte bis 1749 Hexenbrände, verteufelte und verknechtete das Volksbewußtſein, hinderte mit dem Bleigewicht ihrer Autorität die Verallgemeinerung der Reſultate Leibnitz-Thomaſius-Wolf'ſcher Denkarbeit und fuhr fort, die Bibliotheken mit aberwitzigen Büchern zu füllen, in welchem letzteren Geſchäfte ihr die übrigen Facultäten redlich beiſtanden. Man muß die gelehrt-blödſinnigen Staatsſchriften der damaligen deutſchen Hofjuriſten leſen, um einen deutlichen Begriff von einer Periode unſerer Geſchichte zu bekommen, welche ein bodenloſer Abgrund von Schmach iſt. Freilich trat da und dort ein Mann hervor, welcher befähigt und muthig genug war, ſeinen in Nachäffung der ſchlechteſten Seiten des Auslands verſunkenen Landsleuten die Wahrheit zu ſagen. So ein unbeachteter Wahrheitsſager war z. B. Realis de Vienna (eigentlich Gabriel Wagner aus Quedlinburg), deſſen Andenken Herder in ſeinen Humanitätsbriefen gerettet hat. Aber wer hörte auf ihn? Durch Klopſtock einerſeits, durch Wieland andererſeits bahnte ſich zwar eine Reform der Nationalliteratur an, allein um dieſelbe in weiteren Kreiſen fruchtbar zu machen, mußte der Gewitterſturm des ſiebenjährigen Krieges erſt die faule Atmoſphäre des deutſchen Lebens reinigen. Friedrich der Große iſt daher, ſeiner entſchiedenen Vorliebe für die franzöſiſche Literatur ungeachtet, von der außerordentlichſten Bedeutung für die deutſche. Er brachte das vermoderte mittelalterliche deutſche Staatsgebäude zu Falle, indem er in Deutſchland einen modernen Staat gründete, welcher bei den dazu vorhandenen Elementen allerdings nur ein militäriſch-polizeilicher ſein konnte. Er machte der politiſchen Geltung der theologiſchen Orthodoxie ein Ende, indem er Gewiſſensfreiheit ſtatuirte, die wiſſenſchaftliche Kritik der Religion geſtattete und Jeden „nach ſeiner Façon“ ſelig werden ließ. Er wandte ſich in ſeiner Thätigkeit als Regent und Politiker im Ganzen und Großen durchaus und mit Entſchiedenheit gegen die mittelalterlichen Inſtitutionen, und wie er durch ſeine glorreiche Laufbahn als Krieger die Achtung des Auslands vor dem deutſchen Namen wieder herſtellte, ſo war bei ſeiner unermeßlichen Popularität das Beiſpiel ſeines ungenirten Unglaubens von ganz vortrefflicher Wirkung auf die Deutſchen. Zu Friedrich's erleuchtetem Despotismus geſellte ſich der nicht minder erleuchtete, aber minder umſichtige und praktiſche

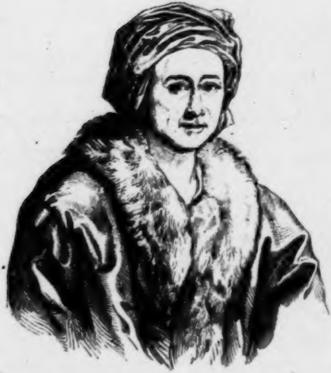
Joſeph's II., deſſen Bemühungen, wie die ſeines großen Vorbildes, eine tüchtige Maſſe romantiſchen Wuſtes wegräumten und zwar in einem Lande, das ſeit Ferdinand II. die liebſte Heimat dieſes Wuſtes geweſen war. Beider Monarchen Beiſpiel rüttelte die deutſchen Regierungen aus ihrer pflichtvergeſſenen Trägheit auf, ſo zwar, daß ſelbſt in den geiſtlichen Fürſtenthümern, ſonſt dem Erbſitze des Obſkurantismus, Anſtalten zum Vorſchreiten auf der Bahn der Bildung und Humanität gemacht wurden. Wir erinnern nur an die Beſtrebungen des mainzer Erzbiſchofs und Kurfürſten Emmerich Joſeph von Breitenbach und an die des bamberger Fürſtbiſchofs Franz Ludwig von Erthal. Alle Empfänglichen der Nation kamen ihrerſeits dem guten Willen der meiſten deutſchen Regierungen, die ſtürmiſch erwachende neue nationalliterariſche und wiſſenſchaftliche Bewegung gewähren zu laſſen, mit regem Eifer entgegen. Im katholiſchen Süddeutſchland verſuchte ſich dieſe Bewegung in dem durch Weishaupt und Zwakh geſtifteten und zunächſt gegen den Jeſuitismus gerichteten Illuminatenorden ſogar ſozial zu organiſiren, während im proteſtantiſchen Norddeutſchland die Aufklärung in der 1736 errichteten Univerſität Göttingen, an welcher Michaelis in der Theologie, Heyne in der Philologie, Schlözer in der Staatswiſſenſchaft, Käſtner und Lichtenberg in der Mathematik und Phyſik, Spittler in der Hiſtorik reformiſtiſch wirkten, ſowie in dem Nicolai'ſchen Kreiſe zu Berlin ihre Mittelpunkte hatte und ihre Fäden bis nach Wien hinab ausdehnte, wo ſie namentlich der treffliche Sonnenfels feſtzuhalten ſuchte.

Unſere geiſtigen Zuſtände waren jedoch zu theologiſch verſumpft geweſen, als daß ſie ganz von ſelbſt wieder hätten in Fluß kommen können. Hierzu waren Zuflüſſe von außen erforderlich und ſie blieben nicht aus. In England, wo ſeither der induſtrielle Materialismus die geiſtige Speculation gänzlich in den Hintergrund gedrängt hat, war in den erſten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine Reihe von Autoren aufgeſtanden, welche in Anknüpfung an die Philoſophie Locke's und an den Skepticismus Bayle's die Grundlagen des kirchlichen Dogmenglaubens einer vorurtheilsfreien Unterſuchung unterwarfen, die natürlich nicht zu deſſen Vortheil ausfallen konnte. Man nannte dieſe Männer (Toland, Collins, Tindal, Wollaſton, Morgan, Mandeville und Andere) Deiſten, wohl auch Atheiſten, denn ſie verwarfen nicht nur das Dogma von einem dreieinigen Gott, ſondern überhaupt die Lehre von einem perſönlichen, nach menſchlichen Vorſtellungen menſchlich geſtalteten höchſten Weſen. Die vornehm witzige, populär-philoſophiſche

Schriftſtellerei der Lords Shaftsbury und Bolingbroke verſchaffte den deiſtiſchen Anſichten Aufmerkſamkeit in der engliſchen Geſellſchaft und aus dieſer verpflanzten ſie ſich in die geiſtreichen Kreiſe von Paris, wo ſchon früher Schriftſteller wie Rabelais, Montaigne, Pascal und Rochefoucauld einen Boden bereitet hatten, auf welchem die praktiſche Philoſophie des engliſchen common sense gedeihen konnte. Aus dem Arſenal dieſer Philoſophie holten ſich Montesquieu, Voltaire, Helvetius, Diderot und die Encyklopädiſten ihre den Kirchenglauben befehdenden Waffen und ſchärften und polirten dieſelben mit dem franzöſiſchen Eſprit und Witz. Ihre glänzenden Ausfälle, Stiche und Streiche gegen und auf die heilige Dummheit und gewiſſenloſe Heuchelei wurden auch dieſſeits des Rheins bewundert, aber dennoch war für Deutſchland das Auftreten Rouſſeau's von noch größerer Bedeutung. Denn dieſer wirkte mit ſeinen revolutionären Gedanken nicht allein auf den Verſtand und die Lachmuskeln, ſondern weit mehr auf das Gemüth und das ſittliche Gefühl. Er lehrte die Moral der Freiheit und gewann dadurch in ganz Europa unzählige Herzen, welche der Spott Voltaire's nur hatte verletzen können. Zur Höhe ſeiner politiſchen Oppoſition vermochten ſich indeſſen in Deutſchland nur Wenige zu erheben und es bewegte ſich die deutſche Aufklärung zunächſt mit Vorliebe auf dem Gebiete der pſychologiſchen Popularphiloſophie, der Theologie und Pädagogik, hier überall die Forderungen des geſunden Menſchenverſtandes geltend machend, für welche man das Wort Rationalismus erfunden hat.

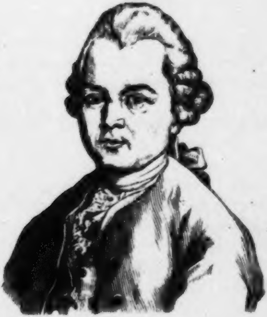
Wenn wir auf die publiziſtiſchen, theologiſchen, pſychologiſchen, geſchichtsphiloſophiſchen und äſthetiſchen Bemühungen der Aufklärer, welche den Inhalt des zeitbewegenden Denkens den Gebildeten und durch dieſe auch den Maſſen mittheilen wollten, in Kürze hinweiſen müſſen, ſo iſt es billig, zuerſt den berliner Buchhändler Friedrich Nicolai (1723—1811) namhaft zu machen, denn dieſer Mann iſt gewiſſermaßen ein Typus der deutſchen Aufklärung geworden und hat ſich von ihren Feinden die wüthendſten Verunglimpfungen gefallen laſſen müſſen. Seine Sphäre war der hausbackene Verſtand und ſo lange er ſich innerhalb deſſelben bewegte, hat er als Publiziſt (Allgemeine deutſche Bibliothek und andere Journale), Reiſeautor (Reiſe durch Deutſchland) und Romanſchreiber (Sebaldus Nothanker u. a.) eine verdienſtlich aufkläreriſche Wirkſamkeit entwickelt. Sein Fehler war nur, es nicht zu merken, daß ſeine Zeit um war, als größere Geiſter auf den Kampfplatz traten, und deßhalb beging er dann von ſeinem beſchränkten

Geſichtspunkte aus Dummheiten, wie z. B. ſeine philiſterhafte Verkennung der göthe'ſchen Poeſie eine war, die mit Recht gezüchtigt wurden. Seine vielverſpottete Jeſuitenriecherei jedoch, die nur allzu richtig roch, wird man ihm leider jetzt, im 19. Jahrhundert, nicht mehr zum Vorwurf machen können. Nicolai griff, eifrigſt ſecundirt von Bieſter, die deutſchen Mißbräuche, namentlich die der Pfafferei, direct an, während ſein Freund Moſes Mendelſohn (1729—86) in ſeinen popularphiloſophiſchen Schriften (Phädon u. a.) mehr im Allgemeinen die Grundſätze der Toleranz in religiöſen Dingen zur Anerkennung zu bringen ſuchte. Schärfer gingen auf die Hauptfrage der deutſchen Aufklärung, auf die Aufhellung der religiöſen Begriffe, ein: Hermann Samuel Reimarus (die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion, Wolfenbüttler Fragmente), J. A. Eberhard (Neue Apologie des Sokrates), J. H. Schulz, J. J. Spalding, K. F. Bahrdt, J. Ch. Edelmann u. A. Bahrdt hat am keckſten die Conſequenzen des Rationalismus gezogen, gefiel ſich aber in ſeiner Schriftſtellerei, die 126 Bände zuwegebrachte, in einer Skandolſucht und Lärmmacherei, welche der von ihm vertheidigten Sache vielfachen Abbruch that. Gediegenere Oppoſition gegen das Kirchenthum machte Edelmann, deſſen Selbſtbiographie überdieß, wie die Schubart's und Feßler's, höchſt wichtige Beiträge zur Culturgeſchichte des 18. Jahrhunderts liefert. Edelmann war es, der es zuerſt muthig unternahm, die ganze ſupranaturaliſtiſche Grundlage des Judenchriſtenthums als nichtig und unhaltbar nachzuweiſen und demnach eine Bahn einzuſchlagen, auf welche ihm freilich der freiſinnige Theologismus eines Baumgarten, Mosheim, Semler, Heilmann, Töllner, Jeruſalem nicht folgen konnte, eben weil er Theologismus blieb. Den philoſophiſchen Rationalismus in Anwendung auf das praktiſche Leben breiteten aus J. G. Zimmermann (Vom Nationalſtolz — Ueber die Einſamkeit), der aber zuletzt vor Eitelkeit verrückt wurde und vom Prinzip der Aufklärung abfiel, H. K. Hirzel (das Bild eines wahren Patrioten), J. Iſelin (Philoſophiſche Träume eines Menſchenfreundes), Th. Abbt (Vom Tod für's Vaterland, vom Verdienſte), H. P. Sturz (Briefe eines Reiſenden) und Chr. Garve (Ueber Geſellſchaft und Einſamkeit u. a.). Auch mit einer Regeneration der Staatswiſſenſchaften befaßte ſich die aufkläreriſche Richtung. Seinem berühmten Vater, dem großen Patrioten Johann Jakob Moſer (ſt. 1785), welcher mit ſeinem Staatsrecht die neuere wiſſenſchaftliche Publiziſtik eröffnete, trat Karl Moſer mit ſeinen ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriften würdig zur Seite und Juſtus Möſer (ſt. 1798), dem ſeine unter dem Titel Patriotiſche Phantaſien geſammelten Abhandlungen den Ehrennamen eines Advokaten des Vaterlandes erwarben und der in ſeinen Osnabrückiſchen Geſchichten zeigte, wie man Geſchichte ſchreiben ſolle, nahm, aufs Tüchtigſte unterſtützt von A. L. von Schlözer (ſt. 1809), der ebenfalls in Staatswiſſenſchaft und Hiſtorik thätig war (Staatsanzeigen, Briefwechſel, nordiſche Geſchichte u. a.), das ſchwere Geſchäft auf ſich, die Theilnahme der Deutſchen an dem öffentlichen Leben, am Staat und Staatsregiment zu wecken und auszubilden. Die Tendenz der Aufklärung zeigte ſich übrigens nicht nur in Möſer und Schlözer für die Geſchichtſchreibung befruchtend. Sie leitete auch J. M. Schröckh (ſt. 1808) auf ſeine kirchenhiſtoriſchen Unterſuchungen, aus welchen ſeine umfaſſende Chriſtliche Kirchengeſchichte erwuchs (35 Bde., 1768—1812), hielt die Fackel bei der gründlichen Erforſchung der Reformationsgeſchichte durch G. J. Planck (1751—1833), aus welcher deſſen berühmte Geſchichte der Entſtehung, der Veränderungen und der Bildung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs hervorging, regte L. T. Spittler (1752—1810) an, das gründlich erforſchte Material ſeiner Geſchichtswerke (Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten u. a.) in einer, freilich mehr für die Wiſſenden als für die Nichtwiſſenden berechneten, künſtleriſchen Form zu verarbeiten, führte die hiſtoriſche Feder von H. L. Heeren (1760—1841), der vermittelſt ſeiner Ideen über die Politik, den Handel und Verkehr der alten Welt zuerſt die Culturzuſtände des Alterthums klar beleuchtete, und vermochte J. G. Eichhorn (1752—1827), ſeine ſtupende bibliothekariſche Gelehrſamkeit durch cultur- und literargeſchichtliche Werke für das Publikum nutzbar zu machen. Auch in der kunſtphiloſophiſchen Theorie ſuchte man ſich klarer und beſtimmter zu orientiren, als bisher geſchehen war, und zu dieſem Zwecke ſchrieb J. G. Sulzer (ſt. 1779) ſeine Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte. Indeſſen half auf dieſem Gebiete über den unſicher taſtenden oder fehlgehenden Dilettantismus erſt Leſſing's Kritik einerſeits hinweg, andererſeits die geniale und begeiſterte, Ueberzeugung und Begeiſterung weckende Art und Weiſe, womit der große Kunſtkenner Johann Joachim Winckelmann (1717—68) aus Stendal in ſeiner claſſiſchen Geſchichte der Kunſt des Alterthums auf das Studium des antiken Kunſtideals drang. Dieſes Studium iſt die eigentliche Baſis unſerer Wiſſenſchaft der Aeſthetik geworden, einer Wiſſenſchaft alſo, die bei der Befreiung des deutſchen Geiſtes vom Mittelalter eine ſo wichtige Rolle geſpielt hat. Denn indem die Deutſchen äſthetiſch frei wurden, lehrten ſie auch ſich ſelbſt und die Völker Europa's menſchlich frei fühlen und



Johann Joachim Winckelmann

geb. den 9. Dez. 1717 zu Stendal,
gemordet den 8. Juni 1768 zu Trieſt.



Gotthold Ephraim Leſſing

geb. den 22. Januar 1729 zu Kamenz,
geſt. den 15. Februar 1781 zu Braunſchweig.

denken. Endlich muß hier noch erwähnt werden, daß die Aufklärung ihre Stralen auch in die finſteren Schulſtuben zu verbreiten ſuchte, wo ſolche für das Volk überhaupt vorhanden waren. Die Bemühungen des Pietismus für das Volksſchulweſen hatten ſich als unzulänglich herausgeſtellt und dieſes lag überall gar ſehr im Argen. Nun riefen die pädagogiſchen Ideen Rouſſeau's, welcher an die Stelle des geiſtloſen und geiſttödtenden Schlendrians der Erziehung naturgemäßere Prinzipien und eine verſtändigere Methode geſetzt wiſſen wollte, auch in Deutſchland eine pädagogiſche Bewegung hervor, an deren Spitze ſich der Rationaliſt J. B. Baſedow (1723—90) ſtellte, zur nämlichen Zeit, als Chr. G. Heyne (1729—1812) die humaniſtiſchen Schulſtudien vermittelſt ſeiner geiſtvolleren Behandlung der Philologie reformirte. Baſedow war der Gründer der unter dem Namen Philanthropine bekannten Erziehungsanſtalten, denn philanthropiſch ſollte die neue Erziehungsmethode ſein, welche Natur und Utilitarismus dem abſtract philologiſchen und theologiſchen Scholaſticismus in der Pädagogik entgegenſetzte und die Realſtudien zur Grundlage des Unterrichts machen wollte. Die Philanthropine zerfielen freilich bald wieder, aber der baſedow'ſche Anſtoß zur Umgeſtaltung und Hebung der Volkserziehung wirkte fort und gelangte durch Bemühungen von Männern wie Campe, Reſewitz, Salzmann, Weiße und Rochow zu praktiſcher Wirkſamkeit.

8.

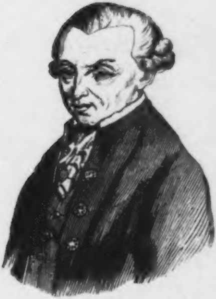
Nachdem wir den allgemeinen Charakter der Aufklärung und ihre einzelnen Richtungen angedeutet, liegt uns ob, die beiden großen Männer vorzuführen, welche jene literariſch-reformatoriſche Zeitſtimmung des 18. Jahrhunderts in Deutſchland zur höchſten und poſitivſten Geſtaltung brachten, der eine im nationalliterariſchen, der andere im wiſſenſchaftlichen Sinne. Wir meinen Leſſing und Kant.

Gotthold Ephraim Leſſing wurde am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlauſitz geboren und ſtarb auf einem Ausflug von Wolfenbüttel, wo er ſeit 1769 in der beſcheidenen Stellung eines Bibliothekars gelebt, nach Braunſchweig am 15. Februar 1781. Man hat ſeine Stellung zur deutſchen

Bildung mit der Voltaire's zur franzöſiſchen verglichen und in der That ſammelte er, wie dieſer, die ganze geiſtige Bewegung ſeiner Zeit in einen Brennpunkt. Aber was ihn hinwieder von Voltaire unterſcheidet, von Voltaire, der ſeine welthiſtoriſche oppoſitionelle Miſſion zuletzt doch nur als genialen Spaß betrachtete, das iſt der heilige Ernſt und Eifer, womit er die Wahrheit ſuchte. Seine Erſcheinung war für unſere und die europäiſche Cultur eine wahrhaft providentielle. Die nationalliterariſche Saat, welche Klopſtock und Wieland angepflanzt, war in Gefahr, unter dem zähen mittelalterlichen Dornengeſtrüpp, welches den deutſchen Boden noch um und um beſtrickt hielt, zu erſticken: da kam Leſſing und reutete mit unvergleichlich energiſcher Hand nach links und rechts all den Quark aus, um Platz für die Tempel der Freiheit, Schönheit und Humanität zu gewinnen. Nur ihm, an dem Alles Klarheit, lichtheller Verſtand und ebenſo unerſchrockener als beſonnener Muth war, konnte das gelingen und die Zeloten und Obſkuranten wußten und wiſſen wohl, warum ſie den Leſſing ſo gründlich haßten und haſſen, den Leſſing, bei deſſen Namen, wie, glaub' ich, Gervinus ſchön bemerkt hat, jedem Deutſchen vor Freude und Stolz das Herz höher pochen ſollte. Sein erſtes Auftreten hinterließ keine „Fußſtapfen des Löwen." Er ſchrieb Luſtſpiele, die weder beſſer noch ſchlechter waren als die Weiße's und anderer Zeitgenoſſen, Lieder im Geſchmack der Anakreontiker, Sinngedichte und Fabeln, in welchen viel Verſtand und wenig Poeſie zu finden war. Allein ſchon hier bewies er, daß es ihm ſtets darum zu thun war, durch ſeine poetiſchen Arbeiten praktiſche Belege für ſeine theoretiſchen Anſichten zu liefern, denn er gab über die zuletzt genannten Dichtarten zugleich beſondere Theorien. Dies Verfahren verräth allerdings und Leſſing ſelbſt beſtätigt es ausdrücklich, daß ſeine dichteriſchen Werke nicht aus dem Enthuſiasmus einer freiſchaffenden Dichterbruſt geboren ſind. Nein, ſie ſind aus dem Kopfe geboren — wie Minerva aus dem Kopfe Jupiter's. Mit ſeinem Drama Sara Sampſon (1755) führte er das bürgerliche Trauerſpiel auf unſere Bühne und bezeichnete die beginnende Emanzipation des deutſchen Theaters von der Herrſchaft der franzöſiſchen Regel, welche dann ſeine Minna von Barnhelm (1763), das erſte originale und nationale Luſtſpiel unſerer Literatur, als völlig überwunden aufzeigt. 1766 gab er den Laokoon heraus, jenes berühmte Werk über die Gränzen der Malerei und Poeſie, welches zuſammengehalten mit der zwei Jahre zuvor erſchienenen Kunſtgeſchichte Winckelmann's, für unſere Philoſophie der Kunſt epochemachend wurde.

Leſſing analyſirte darin die bildende Kunſt und die Dichtkunſt ihrer eigenſten Natur nach und beſtimmte als Weſen der letzteren Bewegung und Handlung, wodurch dem Anſehen der bloß malenden, ſchildernden und reflectirenden Poeſie endlich einmal ein Ende gemacht war. Schon früher hatte er in ſeinen Literaturbriefen den kritiſchen Feldzug gegen die Gallomanie eröffnet, welchen er jetzt in ſeiner Hamburger Dramaturgie (1767—68) ſo geiſtvoll fortſetzte und ſo ſiegreich beendigte. Er machte mit überzeugender Schärfe klar, zu welcher Unnatur die Franzoſen gekommen, indem ſie ſich aus den Alten ein Schema der Dichtkunſt abſtrahirten, ohne daſſelbe mit dem ſubſtantiellen Gehalt der eigenen Zeit und Nationalität zu erfüllen. Auch er anerkannte die Größe der Alten, er wies auf Shakſpeare hin und zeigte, was man von jenen und von dieſem zu lernen habe. Allein nicht das Gelernte ſklaviſch nachzuahmen, nein, die gewonnene Erfahrung mit den ewigen Geſetzen der Natur und mit der Eigenthümlichkeit des heimiſchen Volksbewußtſeins zu vermitteln, das ſei das Wahre, hiedurch werde die Selbſtſtändigkeit der vaterländiſchen Kunſt und ihrer Formen erreicht, hiedurch die Füllung dieſer Formen mit nationalem Geiſt geſichert. Nachdem er ſich durch den Laokoon und die Dramaturgie eine Souverainetät als Kunſtrichter erobert, welche ſelbſt ſeine Gegner ſtillſchweigend anerkennen und ehren mußten, nachdem er durch mehrere Schriften antiquariſchen Inhalts der geiſtloſen Philologie gezeigt, wie man die claſſiſchen Studien zum Nutzen und Frommen der Gegenwart zu betreiben habe, und zwiſchenhinein die männliche und herbſtrenge Tragödie Emilia Galotti (1772) der fürſtlichen Deſpotie jener Tage als ein Brandmal auf die Stirne gedrückt, wandte er, gehüllt in die Rüſtung ſeiner vielſeitigen Gelehrſamkeit, ſeine Waffen gegen die theologiſche Orthodoxie. Das Zetergeſchrei der Getroffenen bezeugte, wie gut ſeine Streiche geführt waren. Er gab des Reimarus Fragmente, ſowie mehrere theologiſche Abhandlungen heraus und faßte in Abwehr der hiedurch erregten Angriffe ſeine reformiſtiſche Polemik in ſeinen Streitſchriften gegen den Hamburger Paſtor Göze zuſammen. Hier erhebt ſich Leſſing's Kritik zur Kunſt und ſchon um ihrer wunderſchönen Form willen wird man dieſe Streitſchriften noch leſen, wenn dem Bewußtſein der Nachwelt dereinſt die Göze und Klötze, gegen welche ſie gerichtet wurden, nur noch als vorweltliche Verſteinerungen erſcheinen werden. Nachdem Leſſing dieſe theologiſchen Händel abgethan, in welchen er ebenſo ſiegreich, wie er früher in ſeinen äſthetiſchen Feldzügen die Autonomie der Kunſt erwieſen, in Sachen der Religion die Autonomie der Vernunft erwies — war es ihm, bevor ihn der Tod in vollſter Manneskraft hinwegnahm, noch gegönnt, die ganze Genialität ſeines Verſtandes, all ſein humaniſtiſches Glauben und Hoffen in einem Dichterwerk zu offenbaren, welches ſtets zu den beſten Thaten des deutſchen Geiſtes gezählt werden wird. Es iſt das Schauſpiel Nathan der Weiſe (1779), deſſen Form den fünffüßigen Jambus für unſer höheres Drama ſtehend machte, es iſt jenes Gemälde edelſter Menſchheit, vor welcher die Götter vergehen. Gleichſam als Epilog zum Nathan ſchrieb Leſſing die letzte ſeiner Schriften, die Erziehung des Menſchengeſchlechts, worin er die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menſchheit entwickelt. Hier und im Nathan erſcheint die Aufklärung in ihrer höchſten Potenz: der ethiſche Gehalt des Chriſtenthums iſt von der ſupranaturaliſtiſchen Fabelei losgelöſt und demſelben ſeine Stelle als Moment in der weltgeſchichtlichen Entwicklung angewieſen. (Leſſing's ſämmtl. Schriften, hrsg. v. Lachmann, 1839—40, 13 Bde.)

Durch Leſſing erhielt der aufkläreriſche Rationalismus ſeine gediegenſte nationalliterariſche Form. Kant legte an die Probleme der Aufklärung den Maaßſtab einer ſtrengphiloſophiſchen Kritik. Immanuel Kant wurde geboren am 22. April 1724 zu Königsberg und ſtarb daſelbſt am 12. Febr. 1804. Er iſt nie über ſieben Meilen weit über den Umkreis ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen und hat ein ſtilles und einförmiges Forſcherleben geführt, in welches nur die elfjährige Reaction, die unter des großen Friedrich's Nachfolger die Denkfreiheit wöllneriſch beeinträchtigte, düſtere Schatten warf. Es iſt eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung, dieſer in ſeinem Gebahren ſo behutſame, in ſeinen Lebensgewohnheiten pedantiſch regelmäßige Gelehrte, der von ſeiner ſtillen Studirſtube im nördlichen Winkel Deutſchlands Gedanken in die Welt ausgehen ließ, welche den Himmel ſtürmten und, zum Syſtem einer neuen Logik und Metaphyſik — Syſtem des kritiſchen Idealismus — zuſammengeordnet, die theologiſche Weltanſchauung geradezu umkehrten, indem ſie unſere Welt zum Zweck machten und Gott nur noch als eine Hypotheſe zur Löſung ihrer Widerſprüche herbeizogen, als ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft, deſſen Daſein auf theoretiſchem Wege zu beweiſen unmöglich ſei. Kant's Wirkſamkeit begann erſt in ſeinem Alter mit Herausgabe ſeiner drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft (1781), Kritik der praktiſchen Vernunft (1785) und Kritik der Urtheilskraft (1787), und auch dann währte es noch eine gute Zeit, bis die abſtruſe Form ſeiner Philoſophie durch die Bemühungen ſeiner Anhänger, unter denen Karl Leonhard Reinhold



Immanuel Kant

geb. den 22. April 1724 zu Königsberg,
geſt. den 12. Febr. 1804 zu Königsberg.

(1758 — 1823) voranſteht, dem Verſtändniß in weiteren Kreiſen nähergebracht wurde. Kant hat die philoſophiſche Arbeit ganz von Neuem begonnen, indem er bis zu den Quellen des menſchlichen Erkenntnißvermögens zurückging und, geſtützt auf die Erforſchung derſelben, das Reich des Wiſſens ganz unabhängig von dem dogmatiſchen Material des Offenbarungsglaubens conſtruirte. Als Reſultat ſeiner Prüfung der letzten Gründe unſeres Erkennens fand er, daß nicht das Wahrnehmen die Quelle des Allgemeinen und Nothwendigen ſei, ſondern vielmehr die menſchliche Ichheit (Subjectivität), das ſelbſtbewußte Ich. Das Ich bildet demnach in Kant's Philoſophie das aprioriſche Centrum, nach welchem ſich die Dinge als die Objectivirung dieſes erkennenden Ichs zu richten haben. Kant kehrt alſo die hergebrachte empiriſche Anſicht um: die Dinge richten ſich nach unſerer Erkenntniß. Aus der Unfähigkeit des Anſchauungsvermögens, die wahrhafte Natur der Dinge zu erkennen, folgert er ſodann conſequent, daß es nur ein Umhertappen im Dunkeln ſei, wenn wir uns aus den Gränzen der Erſcheinungswelt ins Ueberſinnliche verſteigen, und daß unſere Vorſtellungen von einer überſinnlichen Welt leere Hirngeſpinnſte, willkürliche Behauptungen über Dinge ſeien, von denen ſich ebenſo gut die Exiſtenz als Nichtexiſtenz, in Summa Nichts beweiſen laſſe. Die praktiſche Vernunft findet aber an dieſer Theorie kein Genügen. Sie geht auf die Beſtimmung des freien Willens des Menſchen zum Handeln. Die Aufgabe des Willens beſteht in Verwirklichung des höchſten Sittengeſetzes: Handle jederzeit nach Maximen, die fähig ſind, allgemeine Geſetze zu werden! und die allgemeine Verbindlichkeit dieſes Sittengeſetzes äußert ſich als kategoriſcher Imperativ, d. h. in der Form des unbedingt befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unſere egoiſtiſchen Neigungen der durch den kategoriſchen Imperativ befohlenen, um ihrer ſelbſt willen zu erfüllenden Pflicht, ſo haben wir Tugend. Um nun der Tugend ein entſprechendes Aequivalent zu bieten, findet es Kant praktiſch-vernünftig, das, was die reine Vernunft negiren müſſe, Gott und Unſterblichkeit, wieder zu ſetzen. Man ſieht, er hat dem Deismus ſeiner Zeit eine Conceſſion machen zu müſſen geglaubt. Sowie er ſich den praktiſchen Conſequenzen ſeines Syſtems näherte, zog ſein revolutionärer Gedanke die Schwingen ein. Deſſenungeachtet iſt ſeine Philoſophie das eherne Fußgeſtell für die ganze Bildung, für alles Wiſſen, alle Kunſt der Zukunft. Alle nachherigen deutſchen Philoſophen ſtehen auf den Schultern dieſes Rieſen und die, welche dieſe Stütze verſchmähten oder gar umzuſtürzen ſuchten, haben es eben in der

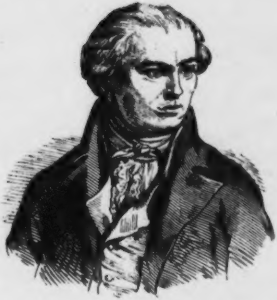
Philoſophie nicht weit gebracht. Dies ſehen wir an Friedrich Heinrich Jakobi (1743—1819) und ſeinen Anhängern, zu denen auch die Eklektiker Fries und Krug gerechnet werden können. Jakobi war ein edler Gefühlsmenſch, dem davor graute, in die kühlen Aetherhöhen der reinen Vernunft Kant's ſich zu erheben. Seinem Grundſatz gemäß, daß alle menſchliche Erkenntniß auf Offenbarung und Glauben beruhe, läuft ſein Philoſophiren, wie er es in zerſtreuten Aufſätzen und auch in Romanform (Allwill, Woldemar) darlegte, auf eine unklare Glaubensphiloſophie hinaus oder, wie er ſie ſelbſt treffend bezeichnet, auf eine Unphiloſophie, die im Nichtwiſſen ihr Weſen hat und der zufolge das an ſich Wahre, Gute und Schöne uns ohne irgend eine Vermittlung durch Begriffe im Gefühl als unmittelbares Wiſſen, als Geiſtes- und Gottesbewußtſein geoffenbart wird. Soweit hatte es ſchon Thomas a Kempis in ſeinem Buch von der Nachfolge Chriſti im Philoſophiren gebracht. (Kant's ſämmtl. Werke, hrsg. v. Roſenkranz und Schubert, 1838 fg. 12 Bde. Jakobi's ſämmtl. Werke, hrsg. v. Köppen, 1812 fg. 6 Bde.)

9.

Leſſing hatte, vereint mit Winckelmann, unſere Aeſthetik reformirt, das wahre Weſen der Poeſie und aller Kunſt ſeinen Landsleuten zum Bewußtſein gebracht und die neu gewonnene claſſiſch edle Form mit nationaler Subſtanz erfüllt. Die-Aufklärer hatten wirklich die romantiſch-mittelalterliche Finſterniß auf allen Gebieten tüchtig gelichtet und dem Köhlerglauben in Religion und Wiſſenſchaft das Bekenntniß ſeiner Nichtigkeit abgezwungen. Kant war aufgetreten und hatte mit unerbittlicher Logik die theologiſchen Illuſionen vernichtet und die Souverainetät der menſchlichen Vernunft proclamirt. Sein Syſtem gewann durch die Reinheit und Strenge ſeiner Moral auch Solche, die vor der himmelſtürmenden Kühnheit ſeiner Kritik zurückbebten und griff in alle Fächer des Wiſſens reformiſtiſch ein, die Gährung der Geiſter klärend, welche in den 60ger und 70ger Jahren des 18. Jahrhunderts das deutſche Leben in ſeinen Grundtiefen aufwühlte. Es war damals eine merkwürdige Zeit. Ein Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen alle herkömmlichen Satzungen durchzog die europäiſche Geſellſchaft, welche zwiſchen den Erinnerungen des Mittelalters und der Sehnſucht nach Befreiung von denſelben, zwiſchen Wahnglauben und Freigeiſterei, zwiſchen Frivolität und Humanität, zwiſchen raffinirter Genußſucht und Zerknirſchung in unbehaglichſter Stimmung ſchwankte. Da wurde das, womit man in Europa theoretiſch ſich abmühte, die Gründung einer neuen Staatsgeſellſchaft, in Nordamerika praktiſch ausgeführt. Die Rückwirkung der Thatſache, daß nach glorreichem Kampfe in den Wäldern und Prairien der neuen Welt ein demokratiſcher Freiſtaat gegründet worden, auf die alte Welt mußte um ſo bedeutender ſein, als dieſer amerikaniſche Demokratismus, welcher den Gliedern aller Nationen und den Bekennern aller Religionen die gleichen Bürgerrechte gab, von durchaus univerſellem Charakter war. Der proteſtantiſche Germanismus hatte ſich jenſeits des Ozeans zum Kosmopolitismus erhoben und erweitert und als ſolcher war er befähigt, bei ſeiner Rückwendung nach Oſten zunächſt das größte der katholiſchen und romaniſchen Völker für ſich zu gewinnen. Die ungeheure Maſſe der in Europa gehäuſten Brennſtoffe machte ſich Luft in dem vulkaniſchen Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, welche, wie die Reformation die freie Religion gefördert hatte, ihrerſeits den freien Staat als Ziel der Entwickelung der Menſchheit hinſtellte. Die ſyſtematiſchen Deutſchen aber fühlten das Bedürfniß eines Mittelgliedes zwiſchen dieſen beiden Zielen und der Verlauf der franzöſiſchen Geſchichte ſeit der erſten Revolution bis 1852 hat gezeigt, daß jenes Gefühl ein richtiges war. Das in Frage ſtehende Mittelglied war kein anderes als die freie Wiſſenſchaft und die freie Kunſt. Auf Eroberung derſelben richtete ſich die in Fortführung der Reformation in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiederaufgenommene Culturarbeit Deutſchlands. Hierin lag, auch abgeſehen von der hemmenden politiſchen Geſtaltung oder vielmehr geſtaltloſen Zerklüftung unſeres Landes, der Grund, warum die Deutſchen mit der Nachahmung der franzöſiſchen Staatsumwälzung weniger ſchnell zur Hand waren, als man hätte erwarten ſollen. Wenn je ein Volk erkannt hat, daß die Weltgeſchichte keine Sprünge macht, wenigſtens keine glücklichen, ſo ſind es wir, und es hieße dem blindeſten Fatalismus huldigen, wenn man der Hoffnung entſagte, daß dieſe mit den ungeheuerſten Opfern erkaufte Erkenntniß in der Zukunft uns ſelbſt und der Menſchheit zu Nutzen und Frommen gereichen müſſe. Mit dem Geſagten ſoll nicht behauptet werden, daß die revolutionäre Idee der Zeit, von welcher wir ſprechen, bei uns nicht auch von ihrer politiſchen Seite wäre begriffen und erfaßt worden. Wer die deutſche litterariſche

Journaliſtik von damals kennt, der weiß, daß auch in unſerem Lande, und zwar ſchon in den 80ger Jahren, Stimmen laut wurden, welche mit Hinweiſung auf Nordamerika ganz offen den Republikanismus predigten. Allein das waren und blieben eben nur vereinzelte Stimmen, während gerade die einflußreichſten Geiſter mit Beiſeitelaſſung der Politik vor Allem die Freiheit der Kunſt und Wiſſenſchaft und durch ſie die Befreiung des Individuums anſtrebten. Man hat die Zeit, in welche dieſe von dem rouſſeau'ſchen Evangelium der Natur und von dem ſhakſpeare'ſchen Evangelium der Poeſie inſpirirten Beſtrebungen hauptſächlich fielen, die Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur genannt und zwar ſehr bezeichnend. Denn allwärts regte ſich in der letzteren der Drang nach Schaffung von Licht, Luft und Raum für die freie Entwicklung der Perſönlichkeit und geſchah ein Sturmlaufen gegen die religiöſe und ſoziale Beſchränktheit, gegen die Standesvorurtheile, gegen die Philiſterhaftigkeit in Tracht, Sitte und Denkweiſe, gegen alles verrottete Formelweſen im Leben und in der Wiſſenſchaft.

Unklar freilich und tumultuariſch genug äußerte ſich die Emanzipationsluſt in ihren Anfängen und wir erblicken in den Reihen der Stürmer und Dränger Männer, welche durch ihre Betheiligung an der literariſchen Bewegung auf die wunderlichſten Abwege geführt wurden, ihr Talent in unerſprießlicher Kraftgenialität — auch ein damals erfundenes Wort — austobten oder aber mit einer Vermittlung von Freiheit und Gläubigkeit unerquicklich ſich abquälten. In letzterer Beziehung that ſich vor Allen Johann Georg Hamann (1730—88) aus Königsberg hervor, welcher zu den Freunden Jakobi's und zu dem Kreiſe gehörte, welchen die myſtiſch-platoniſch-chriſtliche Fürſtin Gallitzin in Münſter um ſich geſammelt hatte. Hamann, eine unreine, petulante Natur, hat ſich durch die Dreiſtigkeit, womit er in einer großen Anzahl von Pamphleten über Religion, Moral, Literatur und Philoſophie in einem ſibylliniſch orakelnden Tone abſprach, den Beinamen des nordiſchen Magus erworben. Seine Polemik gegen den „greiſenhaften Geiſt der Ueberlebung, gegen die veralteten Schulſatzungen, die Kleingeiſterei und pedantiſche Gelehrſamkeit“, durch welche der Aufſchwung deutſcher Bildung gehemmt würde, iſt allerdings ſchon um des Einfluſſes willen, den ſie auf ſo bedeutende Menſchen, wie Herder und Göthe, geübt hat, nicht gering anzuſchlagen. Im Uebrigen aber konnte der von ihm empfohlene und mit rouſſeau'ſchen Ideen ſeltſam verquickte Bibelglauben unſere Bildung ſo wenig fördern als die pietiſtiſche Romanſalbaderei des Johann Heinrich Jung-



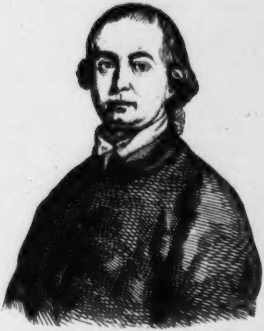
Georg Chriſtoph Lichtenberg

geb. den 1. Juli 1742 zu Oberramſtadt bei Darmſtadt,
geſt. den 24. Febr. 1799 zu Göttingen.

Stilling (1740 — 1817), welcher ſich auch berufen fühlte, „die Schleuder des frommen Hirtenknaben David gegen den atheiſtiſchen Goliath (Kant)“ zu erheben, und ſeine hektiſche Himmelsſehnſucht mit geiſterſeheriſchen Phantasmagorien zu ſtillen ſuchte. Der aus dem höchſten Norden Deutſchlands ertönenden Orakelſtimme Hamann's geſellte ſich vom Süden her die Orakelei des züricher Propheten Lavater, deſſen als Poet ſchon oben gedacht worden iſt. Lavater, urſprünglich eine edle und noble Natur, gehörte zu den Leuten, welche das Heil der Welt von ihrer eigenen ſubjectiven Ueberzeugung, gleichviel, welche dieſe ſei, abhängig glauben. Da es ihm ein für allemal unbegreiflich war, „wie ein Menſch leben und athmen könne, ohne ein Chriſt zu ſein“, ſo wollte er dieſe Unbegreiflichkeit mit aller Gewalt auch Andern beibringen. Als ein Commisvoyageur des Chriſtenthums reiſte er in Deutſchland umher, machte in Religion, gewann durch gemüthliche Salbung viele Schafe und empörte die Verſtändigen durch ſeine Proſelytenmacherei. Zugleich verſuchte er auch die von ihm erfundene Schnurre der Phyſiognomik zu einer Angelegenheit der europäiſchen Geſellſchaft zu machen, und für einige Zeit gelang dies ſeiner unermüdlichen Marktſchreierei wirklich, obgleich er, der Meiſter dieſer phantaſtiſchen Wiſſenſchaft, durch die Phyſiognomien Caglioſtro's, Gaßner's und ähnlicher Gauner, die damals die gläubige Dummheit in Deutſchland ausbeuteten, ſchmählich ſich düpiren ließ (Phyſiognomiſche Fragmente 1775). Ganz prächtig führte den phyſiognomiſchen Orakelſprecher der geiſtvolle Georg Chriſtoph Lichtenberg (1742 — 99) ab, indem er denſelben vermittelſt ſeiner köſtlichen Phyſiognomik der Hundeſchwänze lächerlich machte. Auch die bekehreriſche Zudringlichkeit Lavater's ſatiriſirte Lichtenberg, welcher durch ſeine gründlichen mathematiſchen Kenntniſſe den Ueberſtiegenheiten der Zeit gegenüber in der Sphäre des geſunden Menſchenverſtandes feſtgehalten wurde. Man lobt von ſeinen Werken gewöhnlich ſeine Erklärungen der berühmten Hogarth'ſchen Gemälde am meiſten, aber es will uns ſcheinen, ſein wohlthätiges nationalliterariſches Wirken beruhe mehr auf den witzig-polemiſchen Aufſätzen, womit er, der ſein ſatiriſches Talent auf wiederholten Reiſen nach dem freien England gebildet, gegen die philiſterhaften Schrullen wie gegen die kraftgenialiſchen Thorheiten ſeiner Landsleute zu Felde zog. Er trug ſich lange mit dem Gedanken, einen komiſchen Roman zu ſchreiben, kam aber nicht dazu. Wir möchten wünſchen, er hätte ein Werk geſchrieben, welches auch heutzutage wieder ſehr am Platze wäre, eine Geſchichte der deutſchen Narrheit. Er wäre ganz der Mann dazu geweſen.

(Vermiſchte Schriften, 1800—5, 9 Bde.) Lichtenberg erinnert uns an ſeinen Freund Georg Forſter (1754—94), welcher dem Ruhm, einer der beſten deutſchen Proſaiker zu ſein, den weiteren zugeſellt, daß er einer der makelloſeſten Charaktere unſerer Literatur iſt. Er hatte ſchon in Jünglingsjahren die Welt umſegelt und ſo Gelegenheit gehabt, ſeinen Blick an Verhältniſſen zu üben, welche über den deutſchen Horizont hinauslagen. Daher auch ſein Verſtändniß der Größe der franzöſiſchen Revolution und ihrer kosmopolitiſchen Idee, welche er, ein Mann der That mehr als des Schreibtiſches, in Deutſchland, ſoweit ſein Wirkungskreis reichte, auch factiſch zur Geltung zu bringen ſuchte. Ihn führte der Sturm und Drang jener Zeit mit Bewußtſein auf das politiſche Gebiet und es fehlte ihm nur der Schauplatz, ein ſtaatsmänniſches Genie zu entfalten, deſſen Vorhandenſein ſeine Widerlegung der burke'ſchen Verketzerung der Revolution, ſeine Anſichten vom Niederrhein und andere ſeiner Arbeiten entſchieden beurkunden. Er ſtarb in Paris, verkannt und geſchmäht, aber bis zum letzten Hauche ſeine hellſichtige und hochſinnige Ueberzeugung von dem guten Rechte der Freiheit bewahrend. (Forſter's ſämmtliche Schriften, 1843, 9 Bde.) Ein Verwandter Forſter's in Geſinnung und Unglück iſt Johann Gottlieb Seume (1763 — 1810), der den herben Mißgeſchicken ſeines Lebens die derbe Biederkeit eines ſtoiſch reſignirten Charakters entgegenſetzte, welche ſich auch in ſeinen Reiſewerken und Gedichten ausprägt. (Sämmtl. Werke, 1826, 12 Bde.)

Wenn in Forſter der deutſche Kosmopolitismus einen Anlauf zu praktiſcher Thätigkeit nahm, ſo ſtellt er ſich theoretiſch und nationalliterariſch in ſeinem ganzen Umfange zuerſt dar in Johann Gottfried Herder, geboren am 25. Auguſt 1744 zu Morungen in Oſtpreußen, geſtorben als Präſident des Conſiſtoriums und Oberhofprediger am 18. Dezember 1803 zu Weimar. Herder's Autorſchaft knüpft ſich einestheils an Leſſing, anderntheils wurzelt ſie in der Gährung der Sturm- und Drangperiode. Er beginnt mit der Kritik wie jener, aber ſie geht bei ihm in ſeinen erſten Schriften (Ueber die neuere deutſche Literatur 1766 — Kritiſche Wälder 1769) im Sturmſchritt einher. Schon in dieſen Arbeiten läßt jedoch Herder ſein ſpäteres Weſen durchblicken, ſein Vermitteln der antiken Bildung mit der chriſtlichen, ſeine univerſelle Empfänglichkeit für die über den ganzen Erdboden hin zerſtreuten Schätze der Dichtung, ſein kosmopolitiſch gebildetes Ohr, welches die Klänge der Univerſalharmonie der Poeſie vernahm, verſtand und Andere verſtehen machte. Wie er in den Kritiſchen Wäldern den Homer dem Verſtändniß der



Johann Gottfried von Herder

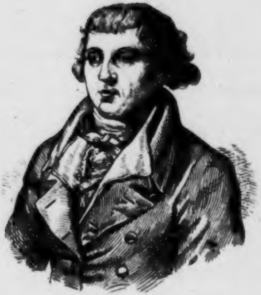
geb. den 25. Auguſt 1744 zu Morungen,
geſt. den 18. Dec. 1803 zu Weimar.

Deutſchen nahebrachte, ſo ſpäter (in den mit Göthe und Möſer herausgegebenen Blättern für deutſche Art und Kunſt 1773) den Shakſpeare und den Oſſian, welcher letztere freilich viel deutſche Thränenſeligkeit jener Tage auf dem Gewiſſen hat, und weiterhin die orientaliſche und ſpaniſche Literatur, jene durch ſeine Blumenleſe aus morgenländiſchen Dichtungen, ſeine Schrift Vom Geiſte der hebräiſchen Poeſie (1782) und ſeine Uebertragung der indiſchen Sakuntala (1791), dieſe durch ſeine Verdeutſchung der Cidromanzen (1802—3). Alles, was von eigenthümlichem Streben zeugt, erregte ſeine dolmetſchende Theilnahme, die Hymnen Pindar's und die Epigramme der griechiſchen Anthologie wie die lateiniſchen Oden des Jeſuiten Balde. Die beſte Gabe dieſer Art aber, welche er auf den Altar der deutſchen Muſe niederlegte, war ſeine berühmte Sammlung von Stimmen der Völker in Liedern (1778—79), durch welche er ſeinen nach Naturunmittelbarkeit dürſtenden Zeitgenoſſen eine reichſprudelnde Quelle derſelben aufgrub. Hier erſcheint er auf dem Höhepunkte ſeiner vermittelnden Stellung zwiſchen Kritik und productiver Originalität. Uebrigens fehlte der kosmopolitiſchen literariſchen Thätigkeit Herder's das ſolide Fundament der Vaterlandsliebe keineswegs. Er war ein feuriger Patriot. Als ſolcher ſprach er 1778 in ſeiner Ode an den Kaiſer das bedeutungsvolle Wort: „O Kaiſer, du von neunundfünfzig Fürſten und Ständen, wie des Meeres Sand, das Oberhaupt, gib uns, wornach wir dürſten, ein deutſches Vaterland!“ Auch ſonſt hat er über unſere politiſche Zerfallenheit und Ohnmacht manche ſtrafende Rede ausgehen laſſen. Aber aus ſeinem Patriotiſmus heraus erkannte er mit Bewußtſein die weltliterariſche Idee und Tendenz unſerer Literatur und wußte dieſelbe mit den concreten dichteriſchen Anſchauungen aller Völker in Wechſelwirkung zu bringen. Vor dieſem Dienſte, den er der Entwickelung der nationalliterariſchen Cultur geleiſtet, treten ſeine ſelbſtſtändigen Verſuche als Dichter in ſehr beſcheidene Entfernung zurück. Nur in ſeinen Jugendgedichten, da, wo er die tiefe Schwermuth einer mit Druck und Armuth männlich ringenden Seele enthüllt, klingt hie und da ein echtlyriſcher Laut. Sonſt herrſcht überall, ſelbſt in ſeinen populär gewordenen Legenden und Paramythien, die didaktiſche Abſichtlichkeit vor, welche dann in den gänzlich verfehlten dramatiſchen Rhapſodien (Admetus, Ariadne, Prometheus u. a.) in gemachte Allegorien ausläuft, die den Leſer fröſteln machen. Herder's gelehrte Thätigkeit ſetzte die Leſſing's fort und wie bei dieſem erſcheint auch bei ihm das innige Bündniß, welches deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt in der höheren Einheit der Nationalliteratur eingegangen, in ſeiner ganzen Fruchtbarkeit. Auch auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete erwies ſich Herder als erfolgreicher Anreger, insbeſondere für hiſtoriſche Forſchung und vernunftgemäßere Behandlung der theologiſchen Fragen. Er begann mit der Preisſchrift über den Urſprung der Sprache (1772), welche dieſes Problem, gegenüber den kindiſchen theologiſtiſchen Anſichten darüber, zuerſt wiſſenſchaftlich zu löſen ſuchte, ließ dann ſeine Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts (1774) folgen, welche der Bibel den Platz anwies, der ihr im Entwicklungsprozeß der Weltgeſchichte zukommt, und lieferte in ſeinen berühmten Ideen zur Geſchichte der Menſchheit (1784 fg.), welche den Gedanken des Humanismus und die fortſchreitende Perfectibilität unſeres Geſchlechtes geſchichtsphiloſophiſch begründeten, ein weltbürgerliches Seitenſtück zu ſeinen Volksliedern. In den ſpäteren Arbeiten Herder's verräth ſich überall eine unerquickliche, mit einer guten Doſis theologiſcher Rechthaberei verſetzte Verſtimmung und Verbitterung, die ihn ſogar den Mißgriff begehen ließ, gegen die kantiſche Philoſophie in einer Art zu reagiren (Metakritik 1799, Kalligone 1800), welche nur bewies, daß ihm Kant auf dem ſtrengphiloſophiſchen Felde unendlich überlegen war. Auch die Briefe zur Beförderung der Humanität (1793 fg.) und die Adraſtea (1801 fg.) ſind — Altersproducte, welche Göthe und Schiller zu der gegründeten Klage Veranlaſſung gaben, daß Herder darin den Ton eines vornehmen katholiſchen Prälaten angenommen, dem Mittelmäßigen eine unglaubliche Duldung angedeihen laſſe, Gutes und Unbedeutendes redneriſch vermiſche, das Elende tolerire, das Vermoderte verehre und das Lebendige mißachte. So mußte alſo dieſer große und edle Geiſt der Schwäche unſerer Natur zuletzt ebenfalls ſeinen Tribut entrichten. (Herder's ſämmtl. Werke, 1826 fg., 55 Bde.)

10.

Wir ſagten, Herder's Verhältniß zur Nationalliteratur ſei das eines Vermittlers zwiſchen der leſſing'ſchen Kritik und der originalen Production geweſen. Was er und ſein großer Vorgänger in Beziehung auf letztere ahnend gewollt und geſtrebt, fand zwar erſt durch Göthe ſeine Erfüllung, allein auch in der Literaturgeſchichte gibt es keine Sprünge und ſo müſſen wir unſere Aufmerkſamkeit zunächſt noch auf die Vorgänger und Mitſtrebenden deſſen richten, welchen man ohne Zwang als den Meſſias unſerer Dichtung bezeichnen kann. Bei dieſer Betrachtung begegnen wir zwei Dichtergruppen, dem göttinger Hainbund und der rhein- und mainländiſchen Genoſſenſchaft, welche beide von dem Sturm und Drang der Zeit erfüllt ſind und gleichermaßen eifrig der Loſung: Natur, Freiheit, Originalität, Genialität! folgen, dennoch aber unter ſich ſchon dadurch verſchieden erſcheinen, daß die ſüddeutſchen Stürmer und Dränger nur durch das Band der Zeitſtimmung zuſammengehalten werden, während die norddeutſchen, in Nachahmung der ſprachlichen und literariſchen Orden des 17. Jahrhunderts, zu einem wirklichen Dichterbund zuſammentreten und dadurch den Verſuch machen, der Poeſie eine ſoziale Geſtaltung zu geben. Eine äußerliche Aehnlichkeit zwiſchen beiden Gruppen läßt ſich jedoch auffinden: jede von ihnen hatte in ihrer Mitte einen praktiſch verſtändigen Mann, welcher der literariſchen Bewegung herzlich zugethan war und dieſelbe in ſeiner Art förderte, aber zugleich auch ihre Verirrungen mit Takt in die gehörigen Schranken zurückwies. Unter den Göttingern ſpielte dieſe Rolle Heinrich Chriſtian Boie (1744 — 1804), welcher mit dem Operndichter Friedrich Wilhelm Gotter (1746—97) den göttinger Muſenalmanach gründete (1770), den ſpäter Bürger und der Epiſtolograph und Epigrammatiker L. F. G. von Göckingk (1748 — 1828) redigirten, unter den Rhein- und Mainländern Heinrich Merck (1741—91), welchen Göthe im Scherze ſeinen Mephiſtopheles nannte und deſſen geſcheidt ſarkaſtiſche Kritik dem großen Dichter höchſt erſprießliche Dienſte leiſtete.

Göttingen hatte durch Käſtner, Lichtenberg und mehr noch durch Heyne, welcher das Alterthum zu einer Schule für Herz und Verſtand zu machen wußte, große Anziehungskraft für die ſtrebſame Jugend gewonnen. Hier ſammelten ſich um Boie und Voß eine Anzahl mehr oder weniger begabter Männer und Jünglinge, Hölty, Miller, Wehrs, Ewald, J. F. Hahn, die beiden Stolberge, Esmarch, Clauswitz, Cloſen, Cramer, Klöntrup, Bürger. In naher Beziehung zu dieſem Kreiſe ſtanden auch J. A. Leiſewitz (1752—1806), der in ſeinem Trauerſpiel Julius von Tarent die Dranggenialität mit leſſing'ſcher Formſtrenge zu verbinden ſuchte, und Matthias Claudius (1740—1815), genannt Asmus, der Wandsbecker Bote, von welchem einzelne ſchöne Lieder zu großer Popularität gelangten (Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher — Der Mond iſt aufgegangen), der aber aus ſeiner urſprünglichen aufkläreriſchen Stimmung in eine pietiſtiſche Verſtimmung hineingetrieben wurde, deren Einfälle und Expectorationen er in einer humoriſtiſch ſein ſollenden Unform zu populariſiren ſich bemühte. Die eigentliche Seele des göttinger Hainbundes war Johann Heinrich Voß (1751 — 1826) aus Sommersdorf in Mecklenburg. Auf ſeine Anregung wurde der genannte Bund von ihm und ſeinen nächſten Freunden geſchloſſen, indem die jungen Männer in der Abenddämmerung des 12. Septembers 1772 unter einſamen Eichenſchatten das auf „Religion, Tugend, Empfindung und unſchuldigen Witz“ lautende Bundesgelübde feierlich ablegten und ſich unter einander ewige Freundſchaft ſchwuren. Voß wurde zum Aelteſten gewählt, Klopſtock als Schutzpatron des Bundes proclamirt, dem „Sittenverderber“ Wieland Fehde geboten. Zugleich beſtimmte man, daß an jedem Sonnabend die Geſellſchaft zuſammentreten ſollte, um die angefertigten Gedichte der Mitglieder zu hören und zu beurtheilen; die für gut befundenen ſollten in das zu dieſem Zwecke angelegte Bundesbuch eingetragen werden. Das öffentliche Organ des Bundes wurde zunächſt der Boie'ſche Muſenalmanach, deſſen Titel „leider“ ein welſcher war. Leider! denn der Kern des göttinger Dichtervereins war ein dem Voltaireismus und Wielandismus ſchroff entgegengeſetzter klopſtockiſch-teutoniſcher Patriotismus mit obligatem Bardengeſchrei einerſeits, andererſeits der klopſtockiſch-elegiſche Natur- und Freundſchaftsenthuſiasmus, welcher letztere vielfach in eine ganz unglaubliche, ja geradezu komiſche Wehmuth und Empfindelei ausartete. Am liebenswürdigſten veranſchaulicht dieſe elegiſche Seite des Hainbundes der ſanfte Ludwig Hölty (1748 — 76) mit ſeiner gemüthlichen, dem Natur- und Volksleben abgelauſchten Lyrik, am breiteſten Johann Martin Miller (1750 — 1814) mit ſeinem thränentriefenden Kloſterroman Siegwart (1776), deſſen Weinerlichkeit bekanntlich ein Meer ſympathetiſcher Zähren hervorgerufen hat. Voß ſelber verſuchte ſich zunächſt in der klopſtock'ſchen Bardenode, ſein auf bürgerlich-kernhafte Verſtändigkeit angelegtes Naturell verhalf ihm jedoch bald zur Emanzipation von dem forcirten Teutonismus und er begann in naturgemäßeren Tönen, mit Vorliebe in der Form des Idylls, ſeine dichteriſche Welt, das ländliche und bürgerliche Kleinleben des deutſchen Nordens, zu ſchildern. In dieſer Weiſe iſt ihm beſonders ſein Idyll vom Schulmeiſter Tamm (der ſiebzigſte Geburtstag) und das größere in drei Geſängen, Luiſe, gelungen und ſind beide Gedichte der Nation bis auf dieſen Tag lieb und werth geblieben. Voß war ſein Lebenlang ein ſtrenger Nationaliſt mit demokratiſchen Neigungen und er hat ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten durch ſeine energiſche Bekämpfung aller romantiſchen Faſelei um die deutſche Geiſtesfreiheit wohl-



Gottfried Auguſt Bürger

geb. den 1. Jan. 1748 zu Molmerswende,
geſt. den 8. Juni 1794 zu Göttingen.

verdient gemacht. Noch Größeres für die nationale Bildung leiſtete er vermittelſt ſeiner Ueberſetzung des Homer (1781 fg.), wodurch dem deutſchen Publicum die Welt des Alterthums eigentlich erſt aufgeſchloſſen wurde. Wie ſehr dies auch der Nationalliteratur zu gut kommen mußte, welche friſchſprudelnde Quellen der Vernunft und Schönheit ihr dadurch zugeführt wurden, wird durch den ganzen Verlauf ihrer Geſchichte in den letzten zwei Dezennien des 18. Jahrhunderts bewieſen. Die Rückkehr aus der theologiſch-chriſtlichen Weltanſchauung in die menſchlich-antike manifeſtirte ſich immer entſchiedener in ihr, und indem ſie dieſe Rückkehr in claſſiſch-ſchönen Werken ausprägte, verkündigte ſie die Lehre des Humanismus ſtets wirkungsreicher der eigenen Nation und den fremden Völkern. (Voß's ſämmtliche Gedichte, 1802, 7 Bde.) Einen ganz anderen Rückzug aus dem teutoniſchen Freiheitsdrang als Voß machte der Graf Friedrich Leopold v. Stolberg (1750—1819) — von ſeinem älteren Bruder Chriſtian, der mit ihm zum Hainbund gehörte, iſt gar nicht mehr zu ſprechen — indem er die Kraftgenialität, welche ihm ein Bardengebrüll entlockt hatte, das nach Inhalt und Form beinahe durchweg ein Atteſtat für's Tollhaus war, nach ſeinem Abgange von Göttingen alsbald wieder mit der Gräflichkeit zu vertauſchen begann. Hinter der Maske altdeutſchen Patriotismus trat dann die Sehnſucht des Mannes nach Reſtitution des Mittelalters in Kirche und Staat immer deutlicher hervor und er ſuchte für ſeine Perſon dieſer Sehnſucht Genüge zu thun durch den Uebertritt zum Katholicismus, worauf ihn Voß mit ſeiner grimmigen Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? literariſch mundtodt machte. Er iſt jetzt mit ſeiner Dichterei, ſeinen Reiſebeſchreibungen und ſeiner kirchlich-dunkeln Hiſtorik in der Rumpelkammer der Literatur verſchollen und nur darum noch zu nennen, weil er die Reihe der romantiſchen Ueberläufer zur Römelei mit Eclat eröffnete. Der eigentliche Poet in der göttinger Dichtergruppe iſt Gottfried Auguſt Bürger (1748—94) aus Wolmerswende bei Harzgerode und er iſt es gerade deßhalb, weil er ſich nicht, wie die anderen, von der geſchmackloſen Hohlheit des Bardenthums beſtechen ließ, wenn gleich ein Freiheitsdrang in ihm waltete, der an Kraft und Intenſivität den der Hainbündler weit übertraf. Man braucht, um dies wahr zu finden, nur ſeine eine Strophe vom Mannestrotz mit den Bardenliedern der letzteren zuſammenzuhalten. Bürger kannte die Welt und das Leben. Er hatte dieſe Kenntniß mit zu viel Leid erkauft, um ſich den Illuſionen der Hainbündler hinzugeben, welche nach Merck's Ausdruck das Poetiſche verwirklichen wollten. Dieſe richtige Einſicht beſtimmte auch ſein Dichten. Er erkannte, daß es ſeit 1748, wo Klopſtock mit dem Meſſias hervorgetreten, ſchon lange her ſei, daß daher die deutſche Poeſie jetzt ganz anderer Anregungen bedürfe, als dieſes Gedicht zu gewähren vermöge, und daß man dem poetiſchen Bedürfniß des Volkes, um es zu befriedigen, andere als Hallelujakoſt bieten müſſe. Auf populäre Wirkung aber war all ſein Schaffen — dem wir bekanntlich auch die prächtige Münchhauſiade (1787) verdanken — mit Bewußtſein gerichtet, und wenn er dadurch oft zum Hinabgleiten in's Triviale verführt wurde, ſo ſtellt er ſich im Ganzen doch als wirklichen Volksdichter im beſten Sinne dar und wird von unſerem Volke dankbar noch immer zu ſeinen Lieblingspoeten gezählt. Er ſchulte ſein großes Talent zur Balladendichtung, die er in unſerer Literatur erſt einbürgerte, mit gutem Takt an den altengliſchen Balladen, welche Percy 1765 wieder an's Licht gezogen hatte, und ſchuf dann ſeine Leonore, ſeine wilde Jagd, ſein Lied vom braven Mann und andere derartige Dichtungen, die durch glückliche Wahl des Stoffes, durch Beſtimmtheit der Zeichnung und Lebendigkeit der Malerei, Leichtigkeit des Versbaues und volksthümliche Friſche der Sprache nun ſchon ſo vieler Generationen Phantaſie und Gemüth ergriffen haben und dem Namen ihres Dichters nicht bloß eine bibliothekariſche, ſondern eine im Herzen und Mund des Volkes lebendige Unſterblichkeit ſichern. (Sämmtl. Werke, 1829—33, 8 Bde.)

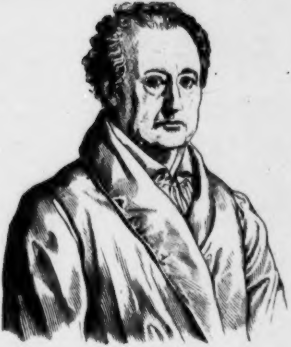
Den Uebergang von den norddeutſchen Stürmern und Drängern zu den ſüdweſtdeutſchen bildet Friedrich Müller (1750—1825), genannt der Maler Müller, aus Kreuznach. Ob er mit den Göttingern in näherem Verkehr geſtanden, läßt ſich nicht beſtimmen, jedenfalls aber ging ſein Dichten von teutoniſch-oſſianiſch-heroiſchen Anſchauungen aus (Rhin und Luitberta). Sonſt verräth er überall das drangvolle Umhertaſten der Dichterjugend jener Zeit nach neuen Stoffen und Formen. Er ſchreibt Idyllen mit Anklängen an Geßner und Voß, wagt ſich aber zugleich auch daran, ein Lieblingsproblem der Sturm- und Drangperiode, die Sage vom Doctor Fauſt, dramatiſch zu geſtalten (1776) und wird durch ſeine mit lyriſcher Haſt und Leidenſchaftlichkeit hingeworfenen Genovefa-Szenen ein Vorläufer der romantiſchen Schule. (Geſammelte Werke, 1825, 3 Bde.) Man erkennt demnach ſchon an Müller, daß die Main- und Rheinländer, für welche Straßburg, Gießen und Frankfurt locale Mittelpunkte abgaben, ſich umfaſſendere und höhere Ziele ſteckten als die Hainbündler, deren Dichten nach Geiſt und Form ein weſentlich lyriſches war. Die ſüdweſtdeutſchen Stürmer, Reinhold Lenz (1750—92), Friedrich Maximilian Klinger (1752 oder 1753—1831), Leopold Wagner (1747—79), Ludwig Philipp Hahn (1746—87) und Göthe, werden in ihrem jugendlichen Feuer und Ungeſtüm, in ihrer revolutionären Auflehnung gegen das Herkömmliche am beſten durch das Wort Titanismus charakteriſirt. Es gährte und brauste in ihnen ein titaniſches Wollen, eine Kraftgenialität, deren Gefühle und Ueberzeugungen ſie mit Vorliebe vermittelſt der „Wucht des dramatiſchen Pathos“, vermittelſt der Form des Drama's, geltend zu machen ſuchten. Freilich entſprach nur bei dem einen Göthe, wie wir ſehen werden, dem Wollen das Können in vollem Maaße. Einige ſeiner Mitſtrebenden — er hat ſie im 14. Buche ſeiner Selbſtbiographie geſchildert — verſchwendeten ein unzulängliches Talent an tragiſchen Vorwürfen, aus welchen ſie nur kraftgenialiſche Monſtruoſitäten zu machen wußten, wie Hahn (der Aufruhr von Piſa) und Wagner (die Kindesmörderin), Andere wußten ſich ſelbſt mit der reichſten Begabung weder im Leben noch in der Dichtung zurechtzufinden. So der unglückliche Lenz, den der Zwieſpalt zwiſchen Poeſie und Wirklichkeit endlich nach vielen genialiſchen „Affenſtreichen“ im fernen Rußland dem Wahnſinn in die Arme trieb. Seine Dramen (der Hofmeiſter, die Soldaten, der neue Menoza u. a.) veranſchaulichen, was Göthe damit meinte, wenn er ſagte, die Verehrung Shakſpeare's ſei unter ſeinen Jugendfreunden bis zur Anbetung geſtiegen. Hier iſt überall ein Stück Shakſpeare, aber ein tollgewordener Shakſpeare. Da fährt Tragik und Komik, das Barockſte, Fratzenhafteſte und doch hin und wieder das Zarteſte und Innigſte in flimmerndem Gewuſel durcheinander, daß Einem Sehen und Hören vergeht. (Geſammelte Schriften, hrsg. v. Tieck, 1828, 3 Thle.) Von gediegenerem Stoffe war Klinger, ein Mann voll ſittlichen Ernſtes, nach Ueberwindung ſeines jugendlichen Vulkanismus in der Uniform eines ruſſiſchen Generallieutnants die ſtoiſch unabhängige Geſinnung eines altrömiſchen Republikaners bewahrend. Unter ſeinen Erſtlingswerken findet ſich ein Schauſpiel, Sturm und Drang, welches dieſer ganzen Literaturperiode ihren paſſenden Namen gegeben hat. Die Perſonen, welche darin auftreten, charakteriſiren recht gut die titaniſche Verzweiflung und den titaniſchen Uebermuth einer poetiſchen Jugend, welche ſich, mit Klinger zu ſprechen, über eine Trommel wollte ſpannen laſſen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen, oder im Raum einer Piſtole hätte exiſtiren mögen, harrend, daß eine Hand ſie in die Luft knallte. Das wahre Weſen der

Kunſt, ihre Selbſtherrlichkeit, hat Klinger nie begriffen. Er ſchrieb erſt ſeine Trauerſpiele, unter welchen beſonders die Zwillinge, die den Preis über Leiſewitz's Julius von Tarent davontrugen, bekannt wurden, dann eine Reihe von Romanen, um zu demonſtriren, zu warnen, zu ſtrafen. Und worauf lief ſeine Didaris hinaus? Auf die troſtlos fataliſtiſche Anſicht, daß die Welt doch nur ein großes Narrenhaus ſei, daß das Gute und Edle nur da ſei, um zu leiden und unterzugehen, während das Gemeine und Böſe triumphire. Seine Dramen, die trotz dem großartig vulkaniſchen Feuer der Sprache etwas Unbelebtes, Mumienhaftes haben, ſind jetzt kaum noch zu leſen, dagegen verdienen ſeine demonſtrativen Romane (Fauſt, Giafar, Raphael de Aquillas, Reiſen vor der Sündflut, Sahir, der Weltmann und der Dichter, Geſchichte eines Deutſchen, der Fauſt der Morgenländer) die Vergeſſenheit, welcher ſie verfallen ſind, keineswegs. Denn trotz vieler Graßheiten und Grellheiten, in welchen ſie ſich gefallen, verrathen ſie überall den ſcharfen Beobachter und gründlichen Kenner von Welt und Menſchen und die edle Sinnesweiſe eines einſamen Denkers, welcher die lebhafteſte Theilnahme an ſeinem Geſchlechte mit dem Panzer der Reſignation verhüllte. (Klinger's ſämmtl. Werke, 1842, 12 Thle.)

Wir haben nun, ſoweit es in Kürze geſchehen konnte, das Wollen der Sturm- und Drangperiode und ihrer Repräſentanten charakteriſirt. Wir ſahen, daß überall neue Mittel und Wege verſucht, neue Verheißungen laut wurden. Jetzt müſſen wir unſere Betrachtung den zwei Männern zukehren, welche für unſere Nationalliteratur die Erfüllung dieſer Verheißungen brachten, Göthe und Schiller. Beide ſtehen auf dem Boden der Sturm- und Drangzeit. Aber Beide arbeiten ſich aus den Unklarheiten, den Gegenſätzen und Widerſprüchen derſelben ſiegreich heraus und erheben die Literatur in die Sphäre wirklich originaler Production, jener die äſthetiſche Entwicklungsphaſe der deutſchen und europäiſchen Cultur als vollendet freier Künſtler abſchließend, dieſer den Uebergang von der Idee der Schönheit zu der Idee der Freiheit, von der freien Kunſt zum freien Staat anbahnend und eröffnend.

11.

Johann Wolfgang Göthe wurde am 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M. geboren. Die Verhältniſſe ſeines väterlichen Hauſes waren ſo, daß dem Knaben nach allen Seiten hin eine harmoniſche Entwicklung ſeines



Johann Wolfgang von Göthe

geb. den 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M.,
geſt. den 22. März 1832 zu Weimar.

geiſtigen und körperlichen Organismus geſichert war. Nie lernte er jenes qualvolle Ringen mit des Lebens Nothdurft kennen, welches in der deutſchen Literatur ſo viele Unzulänglichkeiten und Mißgriffe verſchuldet, ſo viele Talente vorzeitig geknickt, ſo viele auf Abwege geführt, ſo viel edles Streben zur Gemeinheit herabgedrückt hat. Die Natur hatte ihm einen Körper verliehen, deſſen ſorgfältig ausgebildete Vorzüge den Zauber der Schönheit, deren Prophet er werden ſollte, ſchon in ſeiner perſönlichen Erſcheinung wirkſam hervortreten ließen. Das Glück gab ihm eine Mutter, welche, ſelber in hohem Grade genial, dem Genius des Sohnes zu fröhlicher Entfaltung verhalf, einen Vater, deſſen achtſame Verſtändigkeit und Solidität den jungen Wolfgang in die ſchwere Kunſt des Maaßhaltens einweihte, endlich in Merck einen Freund, welcher recht eigentlich dazu geboren ſchien, die ebenſo befruchtenden als widerſpruchsvollen Anregungen, welche Göthe in ſeinen Jünglingsjahren von Seiten Hamann's und Herder's, Klopſtock's und Leſſing's, Baſedow's und Lavater's, Winckelmann's und Jakobi's, Lenzen's und Klinger's erhielt, zum Beſten zu lenken, einen Freund, der Göthe immer wieder aus dem Gedränge jugendlicher Leidenſchaft und äußerlichen Tumults in die Stille des eigenen Herzens hinüberrettete und ihm auch zuerſt ſeine Miſſion als Dichter klar machte, indem er ihm gegenüber dem unfruchtbaren Bemühen der Stürmer und Dränger, das Poetiſche zu verwirklichen, die realiſtiſche Aufgabe zuwies, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben, dem realen Stoff ein ideales Gepräge aufzudrücken. Indem Göthe dieſe Aufgabe erfaßte und löſte, konnte er ſpäter ſagen, daß alle ſeine Werke Bekenntniſſe ſeien, d. h. daß er nur gedichtet, was er gelebt. Um dieſes näher zu verſtehen, braucht man nur ſeine Frauengeſtalten zu betrachten, auf deren Naturwahrheit einer der ſchönſten Vorzüge göthe'ſcher Dichtung beruht. Was er an Gretchen, Aennchen, Friederike, Lotte, Lili und Charlotte geliebt, was er durch ſie und mit ihnen gelitten und genoſſen, das lebte in ſeiner Seele, als er die Maria, Margaretha, Lotte, Clara, Iphigenia, Leonore, Dorothea, Natalie, Aurelie, Eugenie und Charlotte ſeiner Werke ſchuf, damit ſie ein Leben ewiger Schönheit lebten. Hervorzuheben iſt in Göthe's Bildungsgeſchichte namentlich auch ſeine frühe Richtung auf die bildende Kunſt. Daß er ſchon als Knabe den Stift des Zeichners fleißig handhabte und ſein Auge an Kunſtwerken künſtleriſch übte und gewöhnte, das hat ihm ſpäter geholfen, ſeine poetiſchen Figuren mit ſo plaſtiſcher Sicherheit, Beſtimmtheit und Rundung hinzuſtellen.

Das Erwachen ſeines Genius begann ſich während ſeines Aufenthalts auf der Univerſität Leipzig (1765—68) leiſe anzudeuten. Weniger jedoch in ſeinen um dieſe Zeit entſtandenen beiden Luſtſpielen, die Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen, welche noch ganz nach franzöſiſchem Zuſchnitt in Alexandrinern geſchrieben ſind, als vielmehr in den erſten Klängen ſeiner Lyrik, welche das Leipziger Liederbüchlein von 1768 bewahrt. Man muß dieſes aufſchlagen oder die Muſenalmanache jener Zeit, welche Beiträge von Göthe enthalten, durchblättern, um die Wirkung nachzuempfinden, die ſeine Lieder hervorbringen mußten. Hier war endlich unmittelbare, volle und ganze Poeſie, aus einer reichen Bruſt gegriffen und in Formen gekleidet, die an Naivetät und Friſche mit dem deutſchen Volkslied in ſeinen edelſten Aeußerungen wetteifern. Die ganze Tonleiter der göthe'ſchen Lyrik, von dem flüchtigen Liebesſeufzer an, mit welchem er in der Sommernacht die Hütte der Liebſten verläßt, bis hinauf zu den herrlichen Oden und Hymnen, in welchen der Dichter, dem von ihm geſchilderten Zeus gleich, aus rollenden Wolken ſegnende Gedankenblitze über die Erde ſät, durchweht eine Geſundheit der Empfindung und eine Wahrheit des Ausdrucks, welche den Leſer oder Hörer mühelos emporheben über die Pein und Noth des Lebens, deſſen Realität hier ideale Geſtaltung gewonnen hat. Man durfte mit Recht von der Lyrik des Meiſters ſagen, ſie ſei an Glanz, Duft und Geſchmack altem edlem Wein vergleichbar, welchem man ſeine Heimat, ſein Gewächs, ſeinen Jahrgang und Boden noch anſchmecke, der aber von alledem nur die feinſten und lieblichſten Arome behalten und ſie zur köſtlichſten Weinblume vergeiſtigt habe. Wer die Wirkung eines göthe'ſchen Liedes, einer göthe'ſchen Elegie oder Ode nicht zu empfinden vermag, dem wird die Welt der Poeſie ſtets eine verſchloſſene bleiben.

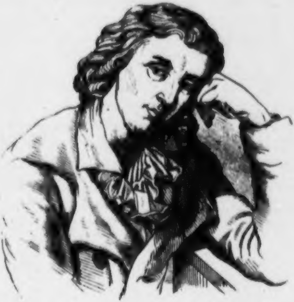
In die Zwiſchenzeit von dem leipziger Aufenthalt des Dichters und dem in Straßburg, wohin er zur Vollendung ſeiner juriſtiſchen Studien 1769 ging, fallen allerlei körperlich und geiſtig krankhafte Verſtimmungen. In Straßburg, wo deutſches und franzöſiſches Leben in anregender Wechſelwirkung ſich berührte, entriß er ſich denſelben. Herder's Umgang eröffnete ihm daſelbſt die Welt Homer's, Oſſian's und Shakſpeare's. Die kraftgeniale Genoſſenſchaft, die ſich in der ſchönen Stadt zuſammengefunden, Liebe und Naturgenuß regten ihn zum Schaffen an und die Beſchäftigung mit bildender Kunſt und naturwiſſenſchaftlichen Fragen bewahrte ihn vor einer Verzettelung von Leben und Talent in maaßloſem Sturm und Drang. Großartige Probleme der Poeſie ſchwebten ihm damals vor der Seele, die Legende vom ewigen Juden, welche in kraftgenialer Manier nur ſehr fragmentariſch ausgeführt wurde, die Geſchichte Mohammed's, welcher er aber nur einen lyriſchen Monolog abgewann, der Mythus von Prometheus, ebenfalls nur in ſeinen Grundzügen zu dramatiſcher Behandlung gediehen (1773), und die nationale Fauſtſage, aus welcher der Dichter ſein und der deutſchen Litteratur größtes Werk geſtalten ſollte. Zunächſt blieb dieſes jedoch mehr nur Intention und Entwurf, denn die Lectüre der Denkwürdigkeiten des Ritters Götz von Berlichingen drängte Göthe zur Conception und Ausführung ſeines gleichnamigen Schauſpiels, welches auf Merck's Andringen 1773 erſchien und mit Jubel aufgenommen wurde. Es iſt eine Frucht der Bewunderung Shakſpeare's, aber nicht einer nachahmenden, ſondern ſelbſtſtändig nacheifernden Bewunderung, ein herrliches Zeugniß von jener ſchon berührten Grundeigenſchaft Göthe's, dem Wirklichen den Stempel des Ideals aufzudrücken. Denn bekanntlich war der gute Götz eigentlich ein ſehr gewöhnlicher Geſelle, durch unſern Dichter aber iſt er zu einem deutſchen Volkshelden geworden. Das Stück iſt auch dadurch ſehr beachtenswerth, daß Göthe darin in weit höherem Grade, als jemals nachher, hiſtoriſchen Sinn bewieſen hat. Der Götz reproduzirt wirklich das 16. Jahrhundert, er führt uns mitten in den Sturm und Drang jener Zeit hinein und ſtellt uns ihre Zuſtände und Strebungen mit anſchaulichſter Wahrheit vor Augen, ohne daß irgend eine Modernität ſtörend zwiſchen uns und das lebensvolle Bild träte, welches in Gehalt und Form zu einem durchaus deutſchen Volksdrama ſich abrundet. Hier hatte es der Sturm und Drang endlich zu einer großen nationallitterariſchen That gebracht, die unſere Bühne vollſtändig vom Franzoſenthum und ſeiner kalten Regel emanzipirte. Nach Geiſt und Form war demnach der Götz ein poetiſcher Ausdruck des patriotiſchen Freiheitsgefühls von damals. Die gemüthliche und ſoziale Seite deſſelben, das Anſtürmen gegen die philiſterhafte Convenienz des deutſchen Lebens geſtaltete Göthe ebenſo dichteriſch meiſterhaft in ſeinen Leiden des jungen Werther (1774), welcher erſte deutſche Originalroman zunächſt wieder als ein göthe'ſches Bekenntniß ſich darſtellt, als ein Bekenntniß ſeiner Liebe zu Charlotte Keſtner in Wetzlar, wohin der Dichter 1772 gegangen, um beim Reichskammergericht zu practiciren. Der Werther machte ungeheure Senſation. Er war aus dem Herzen der Zeitſtimmung herausgeſchrieben und wirkte ſo gewaltig auf dieſelbe zurück, daß der bedächtige Leſſing dem Roman ein cyniſches

Schlußkapitel angehängt wünſchte, um den Triumph der Mächte des Gemüths nicht in ſentimentale Verſchrobenheit und Tollheit ausarten zu laſſen, wie das wirklich vielfach geſchah.

Die nächſten Jahre Göthe's werden durch kein Werk von größerer Bedeutung bezeichnet, denn die beiden Trauerſpiele Clavigo (1774) und Stella (1776) ſind ein ſo entſchiedener Zurückgang von dem durch Götz und Werther markirten Vorſchritt, daß der derbe Merck nicht ſo ganz Unrecht hatte, ſie als „Quark“ zu verwerfen. Eine größere Freude hatten er und alle geſcheidten Leute an dem ſatiriſchen Krieg, welchen Göthe damals gegen Wieland's Franzöſirung des Hellenenthums, gegen Nicolai's kritiſche Anmaßung, Bahrdt's ſchnellfingrige Seichtigkeit, Baſedow's Cynismus, gegen die empfindelnde Freundſchaftſchmarotzerei und andere Zeitgebrechen eröffnete (Götter, Helden und Wieland, Pater Brei, Satyros, Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes, Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern). In den meiſten dieſer dramatiſchen Farcen brachte er den ehrlichen deutſchen Knittelreim wieder zu Ehren, auf welchen ihn die Bekanntſchaft mit Hans Sachs geführt, deſſen poetiſche Sendung er in dem gleichnamigen Gedicht ſo ſchön gewürdigt hat. Die Berufung Göthe's nach Weimar (1775) durch den jungen Herzog Karl Auguſt führte den Dichter in die Bahn des Hoflebens, welches durch ihn für eine Reihe von Jahren einen ganz genialiſchen Anſtrich erhielt. Denn er bezauberte, wie Wieland meldet, Männl[illegible] und Weiblein und brachte es dahin, daß der ganze Hofhalt nach ſeiner Pfeife tanzen mußte. Der Herzog ſtand mit Göthe auf dem Fuß traulichſter Freundſchaft und ſo kann es nicht Wunder nehmen, wenn für einige Zeit in der kleinen Reſidenz eine ſtudentiſche Geniewirthſchaft etablirt wurde, die mit mündlichen und ſchriftlichen Redensarten, wie „wir machen Teufels Zeug“ — „iſt uns auch ſauwohl worden“ — „man muß die beſtialiſche Natur brutaliſiren“, nicht geizte. Der Lärm ſolcher in's Leben übertragenen Genialität, welche Jagd, Tanz und Gelage mit Liebes- und Komödienſpiel abwechſeln ließ, war der Muſe nicht ſehr hold. Zwar beſchäftigte ſich Göthe in den Stunden, wo er ſich aus dem Tumult in die Stille ſeines Gartenhauſes zurückzog, mit größeren poetiſchen Entwürfen, fand aber doch nur Muße und Stimmung, kleinere auszuführen. So die Dramen und Singſpiele: die Geſchwiſter, der Triumph der Empfindſamkeit, Lila, Jery und Bätely, wozu ſich ſpäter die Fiſcherin und Scherz, Liſt und Rache geſellten. Die Fartcatchers Göthe's, wie z. B. der gute Zelter in Berlin, haben ſich noch lange nachher an dieſen

Sächelchen erbaut. Der Unbefangene wird darin weiter Nichts finden wollen als niedliche Kleinigkeiten, die ein begabter Mann niederſchrieb, um das Seinige zu den Unkoſten höfiſcher Feſte beizuſteuern. So eine göthe'ſche Beiſteuer waren dann auch die Vögel, eine mit ariſtophaniſch kecker Laune die urtheilsloſe Leſeſucht des Publicums geißelnde Farce.

Es war ein Glück für Göthe, daß durch Uebertragung der Kammerpräſidentſchaft an ihn (1782) wieder mehr Stetigkeit in ſein Leben kam. Doch drängte es ihn, für einige Zeit allen Verhältniſſen, die ihn feſſelten und wohl auch drückten, ſich zu entreißen und jenem längſt empfundenen Zuge ſeiner Seele nachzugeben, welcher ihn im ſonnigen Süden neue Kraft und Luſt zum Schaffen ſuchen hieß. Er ging daher 1786 plötzlich nach Italien, um faſt zwei volle Jahre daſelbſt zu verweilen. Hier erhielt im Anſchauen eines ſchönen Naturlebens und der Werke antiker Kunſt ſeine plaſtiſche Künſtlerſchaft ihre höchſte Weihe und ſo weihevoll vollendete er ſein Drama Iphigenie in Tauris, deſſen helleniſcher Marmorſchönheit er ſo wunderbar die deutſche Seele einzuhauchen wußte. Auch das Drama Egmont kam hier zum Schluß und Taſſo ward begonnen, um dann zwei Jahre ſpäter, in jambiſchen Rhythmus gekleidet, der Iphigenie als ebenbürtiges Kunſtwerk zur Seite geſtellt zu werden. Der Egmont, welcher die proſaiſche Form des urſprünglichen Entwurfes beibehielt, iſt eines der wirkſamſten Bühnenſtücke Göthe's, aber gerade in dieſem Drama macht ſich uns der Mangel des Dichters an hiſtoriſchem Sinn und Gefühl ſehr bemerkbar. Es iſt wahr, er hat ſeine Eigenthümlichkeit, in den Gebilden ſeiner Phantaſie das Reinmenſchliche zur Anſchauung zu bringen, auch hier ſchön bewährt, allein ſein früherer Meiſter Shakſpeare hätte ihn belehren müſſen, daß die Poeſie keinesfalls berechtigt iſt, aus einem Helden des 16. Jahrhunderts, aus einem Mann, der für die Freiheit ſeines unterdrückten Volkes das Blutgerüſt beſchritt, einen ſentimental tändelnden Gardelieutnant zu machen. Weitere Früchte der italieniſchen Reiſe waren das gleichbetitelte vortreffliche Reiſewerk, ferner die prächtigen römiſchen Elegien, welche „die dürftige Maske der Heuchelei" ſo liebenswürdig verſchmähen, und die geiſtvollen Epigramme aus Venedig. Wenn es aber unſerem Dichter nicht gegeben war, im Egmont eine um zwei Jahrhunderte zurückliegende Revolution hiſtoriſch zu würdigen, wie hätte er dieſe Würdigung der ſo nahe an ihn herantretenden franzöſiſchen Staatsumwälzung angedeihen laſſen können? Er hatte zwar verſucht, ſich durch ſein unbedeutendes Schauſpiel der Großcophta, worin die berüchtigte Halsbandgeſchichte behandelt wird, in ſeiner Weiſe die Urſachen des welthiſtoriſchen Ereigniſſes klar zu machen, aber ohne Erfolg, und als er vollends ſeinen Herzog zu der jämmerlich mißlungenen preußiſchen Campagne in der Champagne (1792) und zu der Belagerung von Mainz begleitete (1793) und bei dieſen Gelegenheiten einerſeits von allerlei Fürſtlichkeiten bekomplimentirt, wie andererſeits von dem Unbehagen des Krieges verſtimmt wurde, da blieb er nicht mehr dabei ſtehen, aus dem ihm unverſtändlichen Wirrwarr der Zeit in die Naturwiſſenſchaften zu flüchten oder ſich durch Umarbeitung des alten Reineke Fuchs in Hexameter in derſelben zu orientiren oder auch vermittelſt novelliſtiſcher Darſtellungen (Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter) über die ganze fatale Geſchichte ſich hinwegzumyſtifiziren, nein, er ging darauf aus, ſich die franzöſiſche Revolution vom Halſe zu ſchaffen, wie er ſich ſeine Liebesqualen vom Halſe zu ſchaffen gewohnt war, indem er ſie künſtleriſch objectivirte. Aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen einer Liebſchaft und einer Revolution, ein ſo großer, wie zwiſchen dem Werther und den ſchaalen Dramen der Bürgergeneral und die Aufgeregten, worin Göthe mit der witzloſen Witzelei eines deutſchen Philiſters die Idee der Revolution lächerlich zu machen ſuchte. Die Göthomanen finden natürlich auch dieſe Sachen groß und bedeutend, allein man hat denn doch allmälig gelernt, das Geſchwätz von Leuten unbeachtet zu laſſen, welche in ihrer Bewunderungswuth ſchon ſo viel unnützen Papierkorbplunder Göthe's veröffentlichten und nicht ruhen werden, bis ſie auch noch göthe'ſche Papierfetzen von einer nicht näher zu bezeichnenden Sorte edirt, commentirt und pflichtſchuldigſt adorirt haben. Unſern Dichter ſtieß das männliche Freiheitsideal ab — wohl! Seine Empfänglichkeit war nach anderen Seiten hin gerichtet und er bekannte offen, daß ihn die Ereigniſſe der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution (deren wohlthätige Folgen er jedoch ſpäter laut einer Aeußerung vom Jahre 1824 anerkannte) nur inſofern berührt hätten, als ſie die größere Geſellſchaft intereſſirten. Er ſelbſt und ſein engerer Kreis habe ſich mit Zeitungen gar nicht befaßt, ihnen ſei nur darum zu thun geweſen, den Menſchen kennen zu lernen, die Menſchheit überhaupt hätten ſie gerne gewähren laſſen. Gut. Es wird keinem billig Denkenden einfallen, Göthe darum zu ſchmähen, weil er ſich zu einer Betheiligung an der geſchichtlichen Bewegung der Zeit nicht erheben konnte. Aber was ſollen wir denken, wenn wir unſern großen Dichter durch dieſe Bewegung ſo tief in die deutſche Lakaienhaftigkeit zurückgeſchreckt ſehen, daß er in ſeinen Propyläen den deut-



Johann Chriſtoph Friedrich von Schiller

geb. den 11. Nov. 1759 zu Marbach,
geſt. den 9. Mai 1805 zu Weimar.

ſchen Künſtlern im vor Devotion erſterbenden, wahrhaft hündiſch kriechenden Curialſtyl des 17. Jahrhunderts erzählen mochte, „Ihro des Königs der Niederlande Majeſtät habe ihm durch Ihro des Herrn Landgrafen von Heſſen-Homburg Hochfürſtliche Durchlaucht allergnädigſt vermelden laſſen, daß die hemſterhuys'ſche Gemmenſammlung in Allerhöchſt Ihro Beſitz wohl verwahrt ſei." Kann man in dem Schreiber ſolcher Worte noch den Dichter des Götz und des Werther erkennen? Zwar ſchon im Taſſo findet ſich die bedenklich ſervile Aeußerung: „Der Menſch iſt nicht geſchaffen, frei zu ſein!" allein ſoweit war Göthe damals noch nicht verfürſtelt, daß er, wie er ſpäter that, dem Naturdichter Hiller zugemuthet hätte, ein einziger Blick aus den Augen der Königin von Preußen müßte demſelben genügt haben, „um ſein ganzes Leben in eine würdige Hymne ſich verlieren zu laſſen." Iſt das noch Göthe, derſelbe Göthe, welcher mit ſtolzem Selbſtgefühl von ſich äußerte, er ſei ſich ſelber immer ſo vornehm vorgekommen, daß es ihm gar nicht merkwürdig erſchienen wäre, wenn man ihn zu einem Fürſten gemacht hätte? derſelbe Göthe, dem ſelbſt Napoleon beim Schluß der bekannten Unterredung mit ihm zu Erfurt bewundernd nachrief: Das iſt ein Mann!?

Doch wir wollen uns nicht länger mit dem leidigen Geſchäfte befaſſen, die Flecken der Sonne zu betrachten und zu zählen. Die Gunſt des Geſchickes, welche ſo augenſcheinlich über Göthe's Leben gewaltet hat, führte ihm gerade in dieſer Zeit, wo er in Gefahr war, ſich ſelbſt zu verlieren, den großen Freund und Mitſtrebenden zu, Schiller, an deſſen edler Natur ſich ſeine erſchlaffte Productionsluſt wieder neubeleben ſollte.

12.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller wurde am 11. November 1759 zu Marbach in Schwaben geboren. Die Verhältniſſe ſeines väterlichen Hauſes waren nicht der Art, daß ſie, wie dies bei Göthe der Fall, dem Knaben und Jüngling die Mittel zu einer ſorgloſen und allſeitigen Entwicklung von Körper und Geiſt gewährt hätten. Göthe wuchs in den behaglichen Zuſtänden eines wohlhabenden Hauſes in einer reichen und vielfach bewegten Handelſtadt heran, Schiller unter dem kleinlich pedantiſchen und kargen Zopfregiment, womit Herzog Karl von Würtemberg ſeine Karlsſchule dirigirte. Der Druck, unter dem er athmete, erzeugte in ſeiner glühenden Seele jenen ſtarken Gegendruck, welcher ihn emporhob in die ideale Sphäre, ſo gewaltig, ſo hoch, daß er die Berechtigung der Realität frühe zu verkennen und zu negiren anfing. Und weil er ſchon in jungen Jahren, wo die Eindrücke am lebhafteſten ſind, mitten hineingeſtellt war in den Kampf des Lebens mit der Idee, ſo konnte er auf der einen Seite zu ſeinem Nachtheil nie zu jener objectiven künſtleriſchen Ruhe gelangen, welche Göthe der ungeſtört harmoniſchen Entwicklung ſeines Genius verdankte, auf der andern aber bildete gerade das einſeitig ſturmvolle Ringen mit der rauhen Wirklichkeit jenen ſtahlkräftigen dramatiſchen Nerv in ihm aus, welchen das mehr lyriſche und epiſche Weſen Göthe's ſehr oft vermiſſen läßt. Göthe's Dichtung wuchs aus der Unmittelbarkeit des Lebens hervor, Schiller's aus der revolutionären Gedankenarbeit des Jahrhunderts. Jene nahm die Naturwiſſenſchaft und die bildende Kunſt zu Führern, dieſe Philoſophie und Geſchichte; jene iſt objectiv geſtaltend, dieſe ſubjectiv reflectirend und ſelbſt als Lyrik und Epik weſentlich didaktiſch; jene findet in der Verwirklichung der Idee der Schönheit das höchſte Streben erfüllt, dieſe will in der äſthetiſchen Welt der Schönheit die Idee der Freiheit als weſentliches Moment wirkſam wiſſen. Beide Freunde ſind vollkommen freie Menſchen, beide haben ſich von dem theologiſchen Dogma vollſtändig emanzipirt, beide ſind Heiden im edelſten Sinne des Wortes. Aber Göthe begnügte ſich, ein freier Künſtler zu ſein und als ſolcher Alles, was die Vergangenheit und Gegenwart an ſüßen und ſchmerzlichen Erinnerungen, an Kraft und Leidenſchaft, an Streben und Kenntniß beſaß, zu Kunſtwerken auszuprägen, Schiller dagegen betrachtete die Schönheit oder, was ihm gleichbedeutend iſt, die allſeitige humane Bildung als eine Schule der Freiheit und wies, vom Künſtler zum Weltbürger aufſteigend, überall auf die Ziele der Zukunft hin. Dieſem Weſen der beiden großen Männer entſpricht auch ihre Wirkung. Die Idee der Kunſt wird die Maſſen ſtets weniger elektriſiren als die der Freiheit. Daher die langſame Verbreitung der Schätzung von Göthe's Größe aus kleineren in weitere Kreiſe, daher die unermeßliche Popularität Schiller's. Jene deutſche Prinzeſſin hatte vom prinzeßlichen Geſichtspunkte aus ganz Recht, wenn ſie, in den Märztagen 1848 an Schiller's Statue in Stuttgart vorübergehend, zornig ausrief: Der da iſt an Allem ſchuld!

Schiller's Erſtlingswerke, das Trauerſpiel die Räuber und die lyriſche Anthologie, erſchienen 1781—82. Beide richteten ſich mit wildgenialem Trotz „in tyrannos“. Herzog Karl ging daher mit dem Gedanken um, den

„zugleich geſchmackloſen und verbrecheriſchen“ Dichter vom Titanismus zur Hofpoetenſchaft zu erziehen, wie ihm das vermittelſt der hohenaſperger Kerkerſchule bei Schubart gelungen war. Der Regimentschirurgus Schiller fand indeſſen nicht für gut, einem ſolchen allergnädigſten Experiment ſich zu unterwerfen, und floh im Herbſt 1782 nach Mannheim, wo die Räuber mit rauſchendem Beifall waren aufgeführt worden. Die Polizei des heiligen römiſchen Reichs war nicht ſo gut organiſirt wie die des deutſchen Bundes und ſo entging der Deſerteur dem Mißgeſchick einer Auslieferung. Aber es begannen für ihn kümmerliche Wandertage, bis er endlich im Hauſe der Frau von Wolzogen zu Bauerbach bei Meiningen gaſtliche Aufnahme fand. Während ſeines unſtäten Aufenthalts in den Rhein- und Maingegenden vollendete er den Fiesko (1783) und Kabale und Liebe (1784). Beide Tragödien ſind noch ganz im Sturm- und Drangſtyl gehalten, doch macht die erſtere den Verſuch, ſich auf den Boden poſitiver Verhältniſſe zu ſtellen, was der zweiten wirklich gelingt, indem ſie mit ebenſo grellen als wahren Farben die Zeit ſchildert, wo deutſche Fürſten Tauſende und wieder Tauſende ihrer Unterthanen gleich Schafheerden nach Amerika und Afrika verſchacherten, um das Blutgeld mit fremden Buhlerinnen zu vergeuden. Die ſtraffe Spannung in der Gemüthsſtimmung des Dichters ließ allmälig nach, ſowie er Kreiſen nähertrat, welche ihm mit freundlicher Theilnahme Welt und Leben in verſöhnlicherem Lichte zu zeigen verſtanden, als beide dem idealiſtiſchen Träumer in ſeiner Verlaſſenheit erſchienen waren. Im Umgange mit ſeinem trefflichen Freunde Körner, der ihn nach Sachſen eingeladen, faßte er neuen Lebensmuth und dichtete deß zum Zeugniß ſein berühmtes Lied an die Freude (1785), welches, namentlich in der erhabenen Schlußſtrophe, den ethiſchen Kern von Schiller's Weltanſchauung bloßlegt. Das Trauerſpiel Don Karlos, welches ſchon zu Bauerbach begonnen und jetzt in Jamben umgearbeitet und vollendet wurde (1787), bezeichnet das Heraustreten des Dichters aus dem kraftgenialen Ungeſtüm. Schon die metriſche Form deutet auf eine Mäßigung und Selbſtbeherrſchung hin, welche den drei früheren, in heißblütigſter Proſa hingeworfenen Dramen abging. Seinem Gehalt nach iſt das Stück eines der wirkſamſten Werke Schiller's geworden und der Malteſer Poſa, in welchem der Dichter unwillkürlich ſich ſelbſt und all ſein Streben im edelſten Aufſchwunge zeichnete, hat Hunderttauſenden die Macht und Schönheit des Humanitätsprinzips bewieſen und Begeiſterung dafür in die Seele geflößt. Der ein Jahr zuvor geſchriebene, fragmentariſche Roman der Geiſterſeher, wozu Schiller durch die Schwindeleien Caglioſtro's angeregt wurde, iſt gewiſſermaßen ein Gegenſtück zu Don Karlos, indem er nachweiſt, zu welcher Unfreiheit religiöſe Unklarheit und moraliſche Haltloſigkeit führe. Mit ſeiner Elegie die Götter Griechenlands, deren ſeelenvoller Pantheismus den Pfaffen ſo viel Aerger verurſachte, nahm Schiller 1788 einſtweilen Abſchied von der Dichtung. Er fühlte die Lücken ſeines Wiſſens und machte ſich mit ſolcher Energie an die Ausfüllung derſelben, daß aus ſeinen geſchichtlichen und philoſophiſchen Studien eine Reihe von hiſtoriſchen und äſthetiſchen Schriften hervorging.

Allerdings laſſen ſelbſt ſeine zwei bedeutendſten hiſtoriſchen Arbeiten, die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande (1788), welche ſeine Berufung als Profeſſor nach Jena veranlaßte, und die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges (1790) in Rückſicht auf umfaſſendes Quellenſtudium und diplomatiſche Genauigkeit Vieles zu wünſchen übrig, allein die künſtleriſche Form und die gehobene, begeiſterte Sprache dieſer Werke weckten die Theilnahme des größeren Publicums an der Hiſtorie und nährten den Widerwillen gegen den Despotismus. Das Element der Reflection, welches in Schiller ſo ſtark war, drängte ihn dann, eine philoſophiſche Baſis für ſein Dichten zu gewinnen, und er ſah ſich um ſo mehr zu derartigen Unterſuchungen veranlaßt, als ihm um dieſe Zeit das Wohlwollen zweier Verehrer ſeiner Muſe, des Herzogs von Auguſtenburg und des däniſchen Miniſters Schimmelmann durch Ausſetzung eines dreijährigen Gehalts von 1000 Thalern freiere Muße gewährte, welche außerdem durch ſeine Heirat mit Charlotte von Lengefeld (1790) mit dem Reiz der Häuslichkeit geſchmückt war. Er ſchrieb in Anlehnung an die kantiſche Philoſophie, welche dadurch für die Nationallitteratur erſt recht fruchtbar wurde, ſeine kunſtphiloſophiſchen Abhandlungen über die tragiſche Kunſt, über das Erhabne, über Anmuth und Würde, über naive und ſentimentaliſche Dichtung, von denen namentlich die letztgenannte durch ihre meiſterhaft klare Entwicklung der Begriffe claſſiſch und romantiſch, antik und modern unſerer Aeſthetik weſentlich vorwärts geholfen hat. Indem er aber die Kunſt analyſirte, ging unſerem Dichter ihr Weſen und Werth als Erziehungsmittel der Menſchheit in jener Fülle und Hoheit auf, wie ſeine Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen (1795) ſie darlegen. Dieſe Schrift gehört ohne Frage zu dem Beſten, was Schiller geſchrieben. Sie faßt Alles, was von Winckelmann und Leſſing an in der Kunſtphiloſophie geleiſtet wurde, in der Idee zuſammen, daß die Schönheit das höchſte Geſetz des Menſchen werden müſſe, um ihn zum Bürger des kosmopolitiſchen Vernunftſtaates heranzubilden. In dem Gedanken, daß die Menſchheit nur auf dem Wege „ruhiger Bildung“ wahrhaft vorwärtsſchreite, trifft Schiller mit Göthe zuſammen und dieſes Zuſammentreffen ermöglichte den ſchönen Freundſchaftsbund, welcher von 1794 an die beiden großen Männer vereinigte, zur gegenſeitigen Förderung für ſie und zur Ehre unſeres Landes, für welches dieſe Freundſchaft ein nie geſehenes Vorbild geiſtigen Zuſammenſtrebens aufgeſtellt hat. Die äußerliche Veranlaſſung zu dieſem Bündniß war die Herausgabe der Zeitſchrift die Horen durch Schiller, welcher Göthe zur Mitarbeit daran beſtimmte. Schiller's Einleitung zu dem genannten Journal macht uns auch ſein Verhältniß zur Revolution klar, welches in Folge ſeiner Beharrung auf dem Prinzip ruhiger Bildung ein ablehnendes ſein mußte. Die Horen ſollten dazu dienen, die politiſch getheilte Welt unter der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen und die Gemüther aus den beſchränkten Intereſſen der Gegenwart in die Region des Reinmenſchlichen und Ewigen emporzuheben. Wie der ſchiller'ſche Idealismus gerade mitten in den Stürmen der franzöſiſchen Revolution zu dieſer Aeußerung kam, iſt leicht zu begreifen, aber ganz eigen muthet es uns doch an, daß der Idealiſt Schiller die im Grunde ganz idealiſtiſch-kosmopolitiſche Tendenz und die hiſtoriſche Nothwendigkeit jenes großen Ereigniſſes ſo wenig begriff als der Realiſt Göthe.

13.

Man darf jedoch nicht überſehen, daß die beiden großen Freunde gerade aus ihrer Erhebung über die wildgährenden Intereſſen des Tages das Vermögen und die Luſt zu neuen künſtleriſchen Thaten ſchöpften. Beide haben es in ihrem berühmten Briefwechſel und anderwärts anerkannt, wie viel hiebei einer dem andern verdankte. Ihre vertraute Bekanntſchaft wurde für ſie nach dem Ausdrucke Göthe's ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte, knospete und blühte. Bei Schiller ſchlug die neuerwachte Productionsluſt zunächſt die lyriſch-didaktiſche Weiſe an, welche in ſeinen Gedichten aus dieſer Zeit (die Ideale, die Macht des Geſangs, die Würde der Frauen, der Spaziergang, der Pilgrim, Klage der Ceres u. a. m.) ſo gedankenſchön tönt, bei Göthe äußerte ſie ſich epiſch, indem er, von dem Freunde aufgemuntert, den ſchon 1777 begonnenen Roman Wilhelm Meiſter's Lehrjahre wieder vornahm und denſelben zum Meiſterromane unſerer Literatur abſchloß (1795). Gemeinſam machten ſie dann vermittelſt der 414 Diſtichen, welche unter dem Titel Xenien in dem ſchiller'ſchen Muſenalmanach für 1797 erſchienen, ihren berühmten Feldzug gegen die Unzulänglichkeiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten der zeitgenöſſiſchen Literatur, einen Feldzug, welcher die literariſche Atmoſphäre gewitterhaft heilſam gereinigt hat. Ohne einzelne Fehlgriffe und Ungerechtigkeiten ging es dabei freilich nicht ab und namentlich ſind die ebenſo boshaften als läppiſchen Xenien gegen Georg Forſter durchaus verwerflich.

Ungeſtört durch den wüthenden Tumult, den viele der mit Xenien Bedachten in der Literatur erregten, machten ſich die Freunde daran, durch neue poſitive Kunſtſchöpfungen der Nation zu beweiſen, daß ſie zum Tadel des Verfehlten und Mittelmäßigen berechtigt geweſen, weil ſie Beſſeres zu geben im Stande ſeien. In den Jahren 1796—98 dichteten ſie in ſchönem Wetteifer ihre herrlichen Balladen und Romanzen, Göthe mit Vorliebe die erſtere (Erlkönig, König von Thule, der Fiſcher, der Sänger, der Gott und die Bajadere, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth), Schiller mehr die zweite dieſer poetiſchen Gattungen pflegend (der Ring des Polykrates, die Bürgſchaft, die Kraniche des Ibykus, das eleuſiſche Feſt, der Kampf mit dem Drachen, der Gang nach dem Eiſenhammer u. a.). Göthe benutzte die epiſche Stimmung ſeiner Phantaſie, um ſein Gedicht von Hermann und Dorothea (1798) zu ſchaffen, das vom bürgerlichen Idyll zum kosmopolitiſchen Epos ſich erweitert und deſſen homeriſch einfache und naive Form vom wärmſten deutſchen Herzſchlag erfüllt iſt. Schiller ſeinerſeits folgte wieder dem Zuge ſeines dramatiſchen Genius, der ſich ſchon in ſeinem Lied von der Glocke (1799) mit neubelebter Macht offenbarte und dem die weimarer Bühne, welche von 1791—1817 unter Göthe's Direction ſtand, Raum zu voller Aeußerung gewährte. Die deutſche Schauſpielkunſt war durch ihre berühmten Jünger Ackermann, Eckhof, Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck allmälig zu einer nationalen Ausbildung gediehen, welche ſie befähigte, die dramatiſchen Meiſterwerke unſerer Claſſik in würdiger Geſtalt vorzuführen. Dies geſchah namentlich auf der weimarer Bühne, an deren Gedeihen Schiller, welcher 1799 nach Weimar übergeſiedelt war, neben Göthe einen bedeutenden Antheil hatte. Seine große Trilogie Wallenſtein wurde 1799 vollendet und aufgeführt und in den Jahren 1800—4 erſchienen in raſcher

Folge ſeine Maria Stuart, ſeine Jungfrau von Orleans, ſeine Braut von Meſſina und ſein Wilhelm Tell, welcher die Idee der Freiheit, deren Verkündigung der Dichter in ſeinen Räubern wildgenial begonnen, in dem verklärenden Lichte geläuterter Schönheit der bewundernden Nation noch einmal voll und ganz enthüllte. Es iſt vom Standpunkt ſtrenger Kunſtkritik aus Manches gegen den Tell und Schiller's Dramen überhaupt einzuwenden und eingewandt worden. Namentlich hat Platen das Richtige getroffen, wenn er dem Dichter zurief: Etwas weniger, Freund, Liebſchaften! denn dieſe ſtören insbeſondere im Wallenſtein, in der Jungfrau, im Tell die Einheit und den Fortgang der Handlung gar ſehr. Allein die Hervorkehrung dieſer und anderer Schwächen Schiller's, worin ſich vor allen die impotenten Romantiker gefielen, war nicht im Stande, die Dramen des Dichters dem deutſchen Volke zu verleiden, welches wohl fühlt, daß es ſeinem edelſten Liebling eine Summe des Dankes ſchuldet, welche nie abbezahlt werden kann. Das Geſchick, welches ſich im Leben ihm ſo ſpröde bewieſen, bezeigte ihm ſeine Huld, indem es ihn als vollſtändigen Mann von hinnen nahm, ſo daß er, wie Göthe äußerte, „im Andenken der Nachwelt als ewig Tüchtiger und Kräftiger erſcheint.“ Mitten in der Arbeit an der Tragödie Demetrius befiel ihn ein verzehrendes Fieber und raffte ihn am 9. Mai 1805 zu trauervoller Ueberraſchung der Nation hinweg. Der in unzähligen Exemplaren verbreiteten Geſammtausgabe ſeiner Werke wünſchten wir als auch jetzt noch paſſendes Motto die Worte Poſa's vorgeſetzt: „Das Jahrhundert iſt meinem Ideal nicht reif; ich lebe, ein Bürger derer, die da kommen werden.“ (Das einläßlichſte Buch über Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke lieferte K. Hoffmeiſter, 1838—42, 5 Thle.)

Schiller's Tod machte auf Göthe einen Eindruck, deſſen Tiefe und Nachhaltigkeit er noch zehn Jahre ſpäter in dem Epilog zu Schiller's Glocke ſo ſchön beurkundet hat. Unmittelbar nach dem großen Verluſt äußerte er, daß er in dem Freunde die Hälfte ſeines Daſeins verloren habe. Er hatte ſich in den letzten Zeiten ihres Zuſammenwirkens mit verſchiedenen epiſchen Entwürfen getragen und mit der Trilogie die natürliche Tochter, wovon aber nur der erſte, exponirende Theil fertig geworden iſt (1804). Aus den diplomatiſch kalten Strichen, in welchen dieſes Drama wurzelte, und aus ſeinen Kunſtſtudien kehrte er in den folgenden Jahren immer wieder zu der Region zurück, woher es ihn warm und jugendfriſch anwehte, zu ſeiner Fauſtdichtung, und im 8. Bande der ſeit 1806 begonnenen Geſammtausgabe ſeiner Schriften erſchien endlich der erſte Theil des Fauſt (1808), welcher ſich zum zweiten, der erſt 1831 vollendet wurde, verhält wie die Jugend zum Alter, wie die ſchaffende Phantaſie zur nüchternen Reflexion, wie der Regenbogen zu ſeinem Schatten. Der Tragödie erſter Theil offenbart die jugendliche Genialität des Dichters in ihrer friſcheſten und zugleich reifſten Schöpferkraft. An der Form, welche echtdeutſch jede ängſtliche Regelfeſſel ſprengt, hängt überall, wie man treffend bemerkt hat, der duftende Thau des Schöpfungsmorgens. Der Inhalt iſt die Geſchichte des deutſchen Geiſtes in ſeiner revolutionären Arbeit des 18. Jahrhunderts. Fauſt iſt der Typus der deutſchen Nationalität, deren kühner Idealismus das Univerſum zu umſpannen und zu bewältigen ſtrebt und an der Hand der Skepſis das Räthſel des menſchlichen Daſeins durchdringen und löſen will, ein moderner Hiob, welcher, gebannt in die Schranken der Endlichkeit, von dem „ſchmerzlichſüßen Gefühle der Unendlichkeit" raſtlos getrieben wird, mit fragender Hand an die Pforte der Geiſterwelt zu pochen. Und weil Fauſt ein echter Deutſcher, d. h. ein Weltbürger, iſt er zugleich ein Repräſentant der Menſchheit und ſtellt ſein tragiſches Geſchick das erhabene Trauerſpiel des menſchlichen Geiſtes vor, der „irrt, ſo lang er ſtrebt", und untergeht, ſowie er über die Schranken der eigenen Natur hinausſtürmt. Es bedarf keiner Nachweiſung, daß es eines Genius vom erſten Range bedurfte, um aus dem rohen Material der Volksſage vom Doctor Fauſt dieſes pſychologiſche Kunſtwerk mit ſeinen lebensvollen Geſtalten, dieſen Mikrokosmos des Menſchengeſchickes zu bilden. Wir wollen daher nur noch ſagen, daß unſer größter Dichter im Fauſt jede Gelegenheit benutzt hat, um ſeine Abweiſung des chriſtlichen Dogma's offen auszuſprechen und in herrlichſter Weiſe ſein pantheiſtiſches Credo anzuſtimmen. Der zweite Theil der Tragödie macht den altersſchwachen Verſuch, eine Verſöhnung zu finden. Dieſer wird denn auch Fauſt durch allerhand Allegorien hindurch zugeführt vermittelſt der göttlichen Gnade, die bei Licht beſehen im kraß theologiſchen Sinn aufgefaßt iſt. Der Schluß wirkt geradezu widerwärtig, denn es iſt doch eine gar zu wohlfeile Erfindung, die Seele Fauſt's durch eine Schaar von Engeln, deren Nacktheit das fauniſche Gelüſten des Teufels reizt, dieſem vor der Naſe wegpaſchen zu laſſen. An ſchönen Einzelnheiten iſt freilich auch der zweite Theil reich, namentlich der dritte Act, wo die Hochzeit von Claſſik und Romantik, Helena's und Fauſt's, gefeiert und dem Sprößling dieſer Ehe, Lord Byron (Euphorion), eine ſchöne Apotheoſe gewidmet wird. Aber das Gefühl der

Nation hat über den Werth des erſten und zweiten Theils der Fauſtdichtung richtiger entſchieden als die vornehme Kritik, indem ſie jenen mit liebevoller Verehrung im innerſten Heiligthum der Nationalliteratur aufſtellte und die Lectüre von dieſem den Commentatoren überläßt. (Den beſten und umfaſſendſten Commentar zur Fauſtdichtung gab H. Düntzer, 1850, 2 Bde.)

Nicht lange nach dem Erſcheinen des erſten Theils vom Fauſt, welchen der Obſcurantismus dem deutſchen Geiſte nie verzeihen wird, veröffentlichte Göthe ſeine Wahlverwandtſchaften (1809), über welche die Prüderie ein ganz dummes Geſchrei erhob, während die Einſichtigen den Roman als ein claſſiſches Muſter der höheren Novelliſtik willkommen hießen. Er iſt das letzte größere Kunſtwerk Göthe's, welcher die freie Muße, die er in den äußeren Wirrſalen der Zeit und unter mannigfachen Verſtimmungen ſeines Inneren noch finden konnte, hauptſächlich auf natur- und kunſtwiſſenſchaftliche Arbeiten oder auf ſeine Selbſtbiographie verwendete (Farbenlehre 1810 — Aus meinem Leben 1811 — Kunſt und Alterthum 1816). In den Jahren 1814—15 entſtanden, zunächſt durch Hammer's Fundgruben des Orients angeregt, die meiſten der Lieder und Betrachtungen, welche nachmals (1819) unter dem Titel Weſtöſtlicher Divan erſchienen. Der mit dem vorſchreitenden Alter immer zunehmende Quietismus des Dichters flüchtete ſich vor dem Lärm des Befreiungskrieges, deſſen Bedeutung er nicht begreifen wollte oder vielleicht nur zu gut begriff, gerne in den Orient und es erhöhte ſeinen Ruhm keineswegs, daß er, welcher den Deutſchen die Bildungsfähigkeit zur Nation ſo entſchieden abgeſprochen, von dem nationalen Befreiungsjubel, der bald in ſchreiende Mißtöne auslaufen ſollte, ſich nöthigen ließ, in ſeinem froſtig allegoriſchen Feſtſpiel des Epimenides Erwachen (1814) „auf vornehme Manier auch patriotiſch zu ſein.“ Es ſtellte ſich jetzt immer beſtimmter heraus, wie providentiell für ſich ſelbſt Göthe geſprochen, als er Schiller glücklich pries, daß dieſer „von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen.“ Die Gebrechen des Alters begannen ſich deutlich und „wunderlichſt“ fühlbar zu machen. Der große Mann verfiel immer mehr in den ſteifſten Hofpoetenton, ſang allerlei Fürſtlichkeiten „behaglichſt“ an und ergab ſich immer widerſtandloſer dem Wichtig- und Schönthun mit Nichtigkeiten, dem Symboliſiren, Allegoriſiren und Geheimnißeln, welches den zweiten Theil vom Fauſt und Wilhelm Meiſter's Wanderjahre (1821) ſo unerſprießlich macht. Sehr rühmlich dagegen iſt die ſchöne Theilnahme zu betonen, womit der alte Herr die Entwicklung der einheimiſchen und ausländiſchen Literatur verfolgte, überall bemüht, das deutſche Geiſtesleben mit dem europäiſchen zu vermitteln, unſere Literatur mit der fremden in Wechſelwirkung zu bringen und ihrer von ihm zuerſt klar erfaßten und beſtimmt ausgeſprochenen weltliterariſchen Beſtimmung zur allſeitigen Anerkennung und Wirkſamkeit zu verhelfen. Thätig bis zuletzt, erkrankte Göthe im Frühling 1832 und ſtarb in ſeinem dreiundachtzigſten Lebensjahre am 22. März mit dem Rufe: Mehr Licht! Er ruht mit ſeinem Freunde Schiller in der weimarer Fürſtengruft zur Seite Karl Auguſt's, dem die deutſche Culturgeſchichte die preiſende Anerkennung ſchuldet, daß er die Hauptſtadt ſeines kleinen Landes zur gaſtlichen Heimat von Wieland, Herder, Göthe und Schiller gemacht. (Die vollſtändigſte und ſchönſte Ausgabe von Göthe's ſämmtl. Werken iſt die v. J. 1850—51 in 30 Bänden, gr. 8. Die Literatur über Göthe und ſeine Schriften füllt eine ganze Bibliothek. Sein Leben haben Viehoff und Schäfer geſchrieben.)

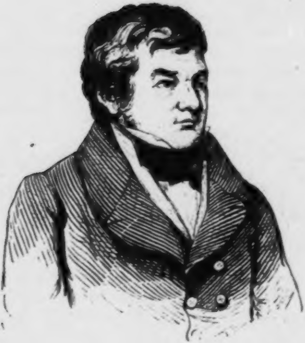
14.

In der weimarer Glanzperiode unſerer Literatur traten eine Menge von Dichtern und Dichterlingen in den Kreis der Oeffentlichkeit, welche theils von der klopſtock-voß'ſchen Richtung ihre Inſpirationen entlehnten, theils Wieland's Manier verflachten, theils die Wege der göthe-ſchiller'ſchen Sturm- und Drangzeit breit traten, theils in Anlehnung an die gereifteren Werke des großen Freundespaares die Literatur wirklich bereicherten. In letzterer Beziehung erregt vor allen unſere lebhafte Theilnahme Friedrich Hölderlin (1770 — 1843) aus Lauffen in Schwaben, den leider ſchon im zweiunddreißigſten Lebensjahre die Nacht unheilbaren Wahnſinns umfing. Wenn feſtſteht, daß Göthe und Schiller den Gipfel ihrer Kunſt erreichten im modernen Griechenthum, d. h. dadurch, daß ſie die claſſiſch edle Form mit romantiſch vertieftem Seelenleben erfüllten, ſo darf geſagt werden, Hölderlin ſtelle ſich mit ſeiner Lyrik nicht unebenbürtig ihnen zur Seite. In der ungezwungenſten Weiſe hat er in ſeinen Hymnen, Oden und Elegien, in ſeinem ſchildernden Gedicht der Archipelagus, in ſeiner höchſt eigenthümlichen poetiſchen Erzählung Emilie, in ſeiner (fragmentariſchen) Tragödie Empedokles und in ſeinem Roman Hyperion das Hellenenthum reproduzirt, mit plaſtiſcher

Anmuth die antiken Rhythmen handhabend und ihr Geäder mit beſtem deutſchen Herzblut ſchwellend. Es iſt etwas dämoniſch Ergreifendes in ſeinen Gedichten, überall blickt uns aus denſelben an „des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend“. Seine berühmte Strafrede auf die Deutſchen im Hyperion hat ihm viele Vorwürfe zugezogen. Sie iſt auch bitter genug. Allein ſein Wort von „deutſcher Barbarei“ wird Keiner ein ganz unberechtigtes nennen wollen, der ſich die Mühe nimmt, die literariſchen Zuſtände von damals näher zu betrachten. Es iſt wahr, die Nation hatte die Meiſterwerke Göthe's und Schiller's mit Liebe aufgenommen, allein ihr Urtheil war noch keineswegs gebildet genug, daneben das Mittelmäßige und Jämmerliche zu verwerfen. Selbſt Perſonen, denen man doch Bildung wird zuerkennen müſſen, wie z. B. die berühmte Königin Luiſe von Preußen, zogen das elende Empfindſamkeitsgeſchmier der Romane von H. J. Lafontaine (1756—1831) den Dichtungen unſerer Meiſter vor. Die Babo und Törring, die Spieß, Cramer, Schlenkert, Veit Weber (Wächter) und Vulpius, welche auf Göthe's Götz und Schiller's Räuber die geiſtloſe und rohe Spektakelei ihrer Ritter- und Räuber-Schauſpiele und Romane pfropften, hatten ein ungeheures Publikum, das ſich auch lieber an den faden Späſſen der Jobſiade von Kortüm und an der Zotenkomik des Schwankerzählers A. F. E. Langbein (1757 — 1835) als an Wieland's graziöſem Witz erbaute. Schiller's großes Streben, das Theater zu einem Inſtitut der nationalen Erziehung zu machen, konnte keineswegs verhindern, daß F. L. Schröder (1744—1816) und A. W. Iffland (1759 — 1814) und Andere mit ihren ſeichten Rührſtücken die Bühne beherrſchten und an Popularität nur Auguſt von Kotzebue (1761—1819) wichen, welcher der angeborenen und eifrigſt ausgebildeten Niederträchtigkeit ſeiner Geſinnung literariſch zu europäiſcher Bedeutung zu verhelfen wußte, indem er überall der Gemeinheit und falſchen Sentimentalität zu ſchmeicheln verſtand und für eitle Schauſpieler „dankbare“ Rollen ſchrieb. Er hätte unſtreitig das Zeug dazu gehabt, ein guter Luſtſpieldichter zu werden, aber er verlüderlichte, wie Alles, auch das eigene Talent. Den Tod durch den Mordſtahl des ſchwärmeriſchen Sand hatte er tauſendfach an Deutſchland verdient. Er blieb jedoch nicht ohne würdige Nachfolger in der Literatur, denn Jedermann wird die Schilling, Clauren, Laun, Julius von Voß, Kurländer u. ſ. w. als eine echte kotzebue'ſche Generation anerkennen. Es iſt demüthigend zu ſagen und muß doch geſagt werden, daß die Stücke Kotzebue's, welche auf dem ganzen civiliſirten Erdboden aufgeführt wurden, es waren, welche einer lebhafteren Theilnahme der Fremden an unſerer Literatur den Weg bahnten. Man wird dadurch an die Worte des Pater Lorenzo in Shakſpeare's Romeo und Julie erinnert: „Was nur auf Erden lebt, da iſt auch Nichts ſo ſchlecht, daß es der Erde nicht beſondern Nutzen brächt'.“

Die literariſche Bewegung hat ſtets Dolmetſcher der ſie beſtimmenden Ideen nöthig. Ohne ſolche könnten dieſelben kaum Gemeingut werden, da das größere Publikum für das Verſtändniß der höheren Kunſtformen nur allmälig herangezogen werden kann. So ein Dolmetſcher und Verallgemeiner des humanen Inhalts unſerer Claſſik iſt Heinrich Zſchokke (1771—1846), der, zuerſt ein Epigone ſchiller'ſcher Räuberdramatik, ſpäter für den Mittelſtand das wurde, was Wieland ſeiner Zeit für die ariſtokratiſchen Kreiſe geweſen war, ein allbeliebter Erzähler. Seine fruchtbare Novelliſtik, die insbeſondere im komiſch gefärbten Gewande wirkſam auftrat, hat eine Menge geſunder und praktiſcher Gedanken in Umlauf geſetzt, während ſeine eigentlichen Volksſchriften, wie das Goldmacherdorf, Aufklärung und Humanität bis in die unterſten Volksſchichten verbreiteten. Auch ſein auf den Rationalismus baſirtes Erbauungsbuch, die Stunden der Andacht, hat außerordentliche Verbreitung gefunden. Hier aber geht die gute Abſicht doch gar zu ſehr in die redſelige Breite. Was in der Lyrik neben Göthe, Schiller und Hölderlin geleiſtet wurde, erhebt ſich kaum hie und da über das Mittelmaaß. Poeten wie K. Ph. Conz und G. A. von Halem, Poetinnen wie Luiſe Brachmann, Amalie von Helwig, Sophie Mereau, Friederike Brun und Eliſabetha von der Recke machten ſich die Ausbildung der dichteriſchen Formen zu Nutze, ohne denſelben einen Inhalt von Bedeutung geben zu können. Alle die genannten Dichterinnen ſtehen im Grunde nicht höher als ihre Vorgängerin Anna Luiſe Karſch, deren Poemata Friedrich der Große mit zwei Thalern hinlänglich honorirt glaubte. Uebrigens wurde die praktiſche Betheiligung der Frauen an der Literatur immer emſiger. Benedicte Naubert erzählte, Muſäus nachtretend, deutſche Volksmärchen, Karoline Pichler gab eine lange Bändereihe gemüthlicher Strickſtrumpfromantik und wurde in Lieferung dieſer beliebten Waare durch Henriette Hanke, Johanna Schopenhauer, Helmina von Chezy, Fanny Tarnow und Amalia Schoppe erſetzt, während die Frau von Weißenthurn die Dramenfabrikantinrolle anticipirte, welche in unſeren Tagen Charlotte Birch-Pfeiffer geſpielt hat. Auf Hölty's Elegik weiſt die zu ihrer Zeit weit über Verdienſt geprieſene poetiſche

BIBL. UNIVERS. LIPS.



Heinrich Zſchocke

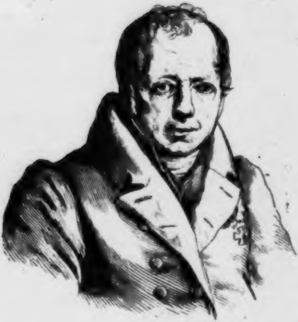
geb. den 22. März 1771 zu Magdeburg,
geſt. den 27. Juni 1848 zu Aarau.

Landſchaftsmalerei Friedrich's von Matthiſſon (ſt. 1831) zurück und die von wirklicher Stimmung zeugende ſchwermüthige Liederdichtung des Schweizers Johann Gaudenz von Salis-Seewis (ſt. 1834). Auch Auguſt Mahlmann (ſt. 1826), der einige gefühlte Lieder gedichtet, und Chriſtoph Auguſt Tiedge (ſt. 1840) gehören zu dieſer Richtung. Der Letztgenannte hat ſich in den Kreiſen äſthetiſcher Frömmelei einen populären Namen gemacht durch die leere Schönrednerei ſeines Lehrgedichts Urania. Mit mehr Beruf verſuchte ſich Valerius Wilhelm Neubeck (ſt. 1827) in der didaktiſchen Dichtung (die Geſundbrunnen) und wenigſtens nicht ganz ohne Beruf Johann Falk (ſt. 1826) in der ſatiriſchen (Elyſium und Tartarus, die Uhue, die Helden). Karl Ludwig von Knebel (ſt. 1834) iſt eigentlich nur um ſeiner Uebertragung des Lucretius willen zu nennen, wogegen Karl Lappe (geb. 1773) die Anerkennung verdient, daß er in ſeinen Gedichten die edle Simplicität göthe'ſcher Form mit Erfolg angeſtrebt hat. In haltungsloſer Unſelbſtſtändigkeit verflachte Ludwig Theobul Koſegarten (ſt. 1818) ſeine Muſter Herder, Voß und Schiller, ebenſo der Däne Jens Baggeſen (ſt. 1826), welcher in ſeinen deutſchen Dichtungen Klopſtock, Wieland, Schiller und Voß nachahmte. Eine Frucht der Idyllik des Letzteren iſt die baggeſen'ſche Parthenais, die vor der Schilderung ſchweizeriſcher Alpenſchönheit durch Haller jedenfalls den Vorzug anſchaulicher Belebtheit voraushat. Das Idyll erfreute ſich überhaupt ſeit Voß fortwährend der Gunſt des Publicums. In der Schweiz wurden die Hexameteridylle Uſteri's, den wir ſchon früher genannt, dankbar aufgenommen, in Schwaben die von Ludwig Neuffer, der auch eine treffliche Verdeutſchung von Virgil's Aeneis lieferte. Das kleinbürgerliche Leben ſeiner Vaterſtadt Nürnberg wußte J. K. Grübel (ſt. 1809) mit Anwendung des Localdialekts in allerliebſte idylliſche Bildchen zu faſſen, aber von weitaus höherem poetiſchen Werth, in ihrer Art geradezu vom höchſten, ſind die Schilderungen von Natur- und Volksleben, welche Johann Peter Hebel (1760—1826) aus Hauſen im Badiſchen in ſeinen Alemanniſchen Gedichten entworfen hat (zuerſt geſ. 1803). Hebel iſt der Meiſter unſerer Idyllik. Nichts kommt der Naturwahrheit und dem Frohſinn, der Friſche und Herzigkeit ſeiner von Göthe lebhaft gerühmten „anmuthigen Verbauerung des Univerſums“ gleich. Hier iſt wirklich überall dem realen Stoff das ideale Gepräge aufgedrückt und Allem, was der Dichter anfaßte, wußte er einen poetiſchen Schmelz und Duft zu verleihen, welchen die liebenswürdige Naivetät der mundartlichen Form noch verſtärkt. Hebel's Idyllik hat namentlich im ſüdlichen Deutſchland und in der Schweiz höchſt wohlthätig gewirkt. Sie half dort den Gebildeten über die mattherzige Stimmung der Miller-Iffland-Matthiſſon'ſchen Weinerlichkeit hinweg und erfüllte vielfach die Hoffnung ihres Schöpfers, daß „dem Volke das Wahre, Gute und Schöne mit den vertrauten heimiſchen Bildern lebendiger und wirkſamer in die Seele gehen würde." (Hebel's geſ. Werke, 1843, 5 Bde.) Von Allem, was ſeither in mundartlicher Dichtung unternommen wurde, können unſeres Erachtens nur die Pfälziſchen Gedichte von Franz von Kobell und die Gemälde aus dem züricher Volksleben von dem Schweizer Jakob Stutz neben den alemanniſchen Gedichten als beachtenswerth genannt werden.

15.

Das deutſche Culturleben des 18. Jahrhunderts führte nicht allein die Nationalliteratur, ſondern auch die Kunſt und die Wiſſenſchaft in ihren mannigfaltigſten Verzweigungen zu immer reicheren und vielſeitigeren Geſtaltungen. Bach, Graun und Händel vollendeten in der Muſik den deutſchen Kirchenſtyl, Gluck, Haydn und Mozart hoben den weltlichen Styl zu idealer Schönheit und Beethoven gab in ſeinen ewigen Tonkunſtwerken unſerer Muſik die claſſiſche Weihe, welche Göthe und Schiller unſerer Poeſie gegeben. Auch auf dem Gebiete der bildenden Kunſt regten ſich productive Kräfte: Mengs, Hackert, Angelica Kaufmann und Chodowiecki leiſteten in Malerei und Kupferſtecherei Treffliches, Kunſtſchulen entſtanden und reiche Bildergalerien thaten ſich auf.

Die Befruchtung der Wiſſenſchaften durch die kritiſche Philoſophie Kant's begann ſich immer folgereicher zu erweiſen. Ein lebhaftes und gründliches Forſchen hob an. Das moderne Griechenthum unſerer Claſſik hatte aus der Kenntniß der antiken Welt geſundeſte Nahrung gezogen und regte hinwiederum zu ſtets tiefer greifenden Studien über das Alterthum an. Was Heyne begonnen, brachte der geiſtvolle Philologe Friedrich Auguſt Wolf (1759—1824) zum Abſchluß, indem er als Lehrer und Schriftſteller die Alterthumskunde dem Kreiſe des Buchſtabenpedantismus entrückte und ihr diejenige Bedeutung und Würde eroberte, durch welche ſie befähigt wird, ein ebenſo edles als unerſetzbares Mittel der Bildung zur Humanität zu ſein.

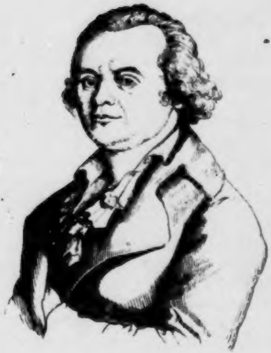


Karl Wilhelm v. Humboldt

geb. den 22. Juni 1767 zu Potſdam,
geſt. den 8. April 1835 zu Tegel bei Berlin.

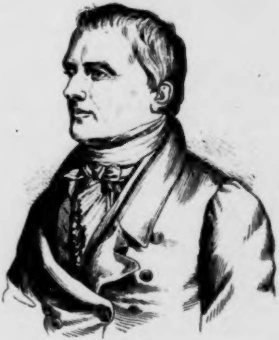
Am berühmteſten iſt er geworden durch ſeine Prolegomena zum Homer, in welchen er mit meiſterhafter Kritik und wahrhaft genialem Blick die Entſtehungsgeſchichte des homeriſchen Epos darlegte. Seine grammatikaliſche, archäologiſche und kunſthiſtoriſche Thätigkeit wurde bis in die neueſte Zeit herein fortgeführt durch eine Reihe ausgezeichneter Philologen, wie Philipp Karl Buttmann, Karl Auguſt Böttiger, Auguſt Böckh, Gottfried Hermann, Friedrich Thierſch, F. G. Welcker, Friedrich Jacobs, Ottfried Müller und andere. Aus dem Boden der Sprachforſchung erwuchs auch die umfaſſende und preiswürdige Thätigkeit Wilhelm's von Humboldt (1767—1835), welchen Böckh einen Staatsmann von perikleiſcher Hoheit des Sinnes genannt und welcher durch ſeine äſthetiſche Kritik, wie er ſie namentlich an Göthe's Hermann und Dorothea meiſterlich bewährte, auf unſere Claſſik den bedeutſamſten und beſten Einfluß geübt hat. Es war ein tief ideales Element in ihm, welches ihn drängte, überall vom Beſonderen zum Allgemeinen aufzuſtreben. Er iſt der eigentliche Begründer der vergleichenden, der philoſophiſchen Linguiſtik und mit Recht nennt Hillebrand Humboldt's Hauptwerk in dieſer Richtung, das Werk über die Kawi-Sprache, eine Art Epos von der Idee der Menſchheit. (Geſ. Werke, 1811 fg.) Nach Humboldt's Vorgang dehnte Julius von Klaproth (ſt. 1835) die vergleichende Sprachforſchung auf die orientaliſchen Sprachen aus, wogegen Johann Chriſtoph Adelung (ſt. 1809) mehr das Zunächſtliegende ergriff und durch ſeine deutſche Grammatik und ſein grammatiſch-kritiſches Wörterbuch den Grund zur deutſchen Philologie legte.

In der Geſchichtſchreibung wandelten den von Spittler, Planck und Heeren vorgezeichneten Weg verſtändiger Forſchung, bald mit ſtrengerer Feſthaltung der aufkläreriſchen Prinzipien, bald mit größerer Nachgiebigkeit gegen Parteiforderungen, Sartorius (Geſchichte der Hanſa), Manſo (Geſchichte des preuß. Staats ſeit dem Hubertusburger Frieden), Hegewiſch, Archenholz und Schmidt, welcher zuerſt eine deutſche Nationalgeſchichte unternahm. Als der eigentliche Schöpfer des hiſtoriſchen Kunſtſtyls iſt Johannes Müller (1752—1809) aus Schaffhauſen anzuerkennen, wenn gleich ſeine dem Salluſt und Tacitus ängſtlich nachgebildete Diction nur ſehr bedingtes Lob verdient, weil ſie dem Genius unſerer Sprache häufig Gewalt anthut. Müller ging eben in der Form, wie in Allem, zu ſehr auf den Effect aus, was ja ſtets ein Erbübel charakterloſer Menſchen iſt. Er hat auch wirklich die Charakterloſigkeit zur Virtuoſität ausgebildet und man muß wider Willen gerade bei den pathetiſch-patriotiſchen Kraftſtellen ſeines berühmteſten Werkes, der unvollendeten (nachmals von Glutz-Blotzheim und Hottinger fortgeſetzten) Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft (1780 fg.), an die niederträchtigen Speichelleckereien denken, womit er einen König Jerome von Weſtphalen anrhetoriſirte. Das Leben Müller's, deſſen unleugbares hiſtoriſches Talent ſich am glänzendſten in der Schlachtenmalerei entfaltete, bietet ein widriges Bild der Erniedrigung, zu welcher Eitelkeit und moraliſche Schwäche einen deutſchen Gelehrten bringen können. (Sämmtl. Werke, 1831, 40 Bde.) Die hiſtoriſchen Arbeiten von K. von Woltmann, welcher mit der Geſinnungsloſigkeit Müller's ſchnöden Undank gegen dieſen verband, und von E. L. Poſſelt, dem erſten Redacteur der Cotta'ſchen Allgemeinen Zeitung, haben nicht viel zu bedeuten, doch machten ſich die des Letzteren durch warme Theilnahme an den Ideen der Zeit bemerkbar. In ſeiner ganzen Schärfe wurde der hiſtoriſche Kriticismus zuerſt gehandhabt durch Barthold Georg Niebuhr (1777—1831) und zwar in Anwendung auf die Geſchichte Roms. Seine Römiſche Geſchichte (1811—32) iſt in Beziehung auf gründliche Forſchung ein Muſterwerk für die neuere Methode der Hiſtorik geworden, während die ſpätere ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des Mannes durch reactionäre Geſpenſterſeherei getrübt erſcheint. Im Gegenſatze zu Niebuhr und in noch directerem zu Müller hat ſich Friedrich Chriſtoph Schloſſer (geb. 1776 zu Jever) die Friſche ſeiner jugendlichen Ueberzeugung, die Markigkeit einer unerſchütterlichen Geſinnung bis ins höchſte Alter bewahrt, ein Mann in jeder Fiber, ein Ehrenmann vom beſten Schrot und Korn. Schloſſer reicht zwar mit ſeinen beiden Hauptwerken, ſeiner großen Univerſalhiſtorie und ſeiner Geſchichte des 18. Jahrhunderts, lebendigſt in die Gegenwart herein, allein wir nennen ihn ſchon hier, weil ſein ganzes Weſen als Menſch und Hiſtoriker entſchieden auf den Prinzipien der kantiſchen Aufklärung fußt, weil er ein Claſſiker iſt und nicht den geringſten romantiſchen Beiſatz hat. Eine neuere hiſtoriſche Schule, welche ihre Hauptſtärke in der diplomatiſchen Vertuſchung und Verwiſchung der Thatſachen und in der hofwohldieneriſchen Schönrednerei ſucht, wirft Schloſſer vor, daß ſeine Auffaſſung der Geſchichte eine zu ſubjective ſei, und in der That, er hat es nirgends zu herzloſer Objectivität gebracht oder bringen wollen. Der ſtrengſittliche Kern ſeines Charakters iſt auch der ſeiner Werke, die an unbeſtechlicher Geradheit nicht ihres Gleichen haben. Sein immenſes Wiſſen, ſein culturhiſtoriſcher Inſtinkt, ſeine ſchonungsloſe Brandmarkung



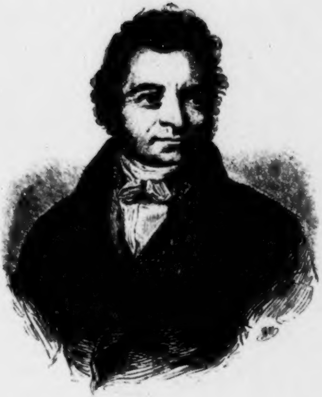
Johannes von Müller

geb. den 3. Januar 1752 zu Schaffhauſen,
geſt. den 29. Mai 1809 zu Kaſſel.



Friedrich Chriſtoph Schloſſer

geb. den 17. Nov. 1776 zu Jever.



Paul Johann Anſelm v. Feuerbach

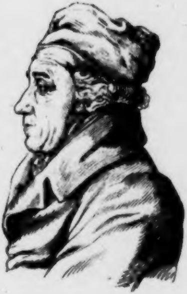
geb. am 14. Nov. 1775 zu Jena,
geſt. den 29. Mai 1833 zu Frankfurt a. M.

der Lüge, Heuchelei und Eitelkeit, der Pfafferei und fürſtlichen Tyrannei würden ihn unbedingt zu unſerem größten Geſchichtſchreiber machen, wenn er es in viel zu weit getriebener Abneigung gegen alle Schöngeiſterei nicht verſchmäht hätte, ſeinen Werken eine künſtleriſchere Form zu geben.

Kant hatte mit ſeinem Naturrecht auch in die Rechtswiſſenſchaft reformiſtiſch eingegriffen. Man begann auch hier den Werth einer philoſophiſchen Methode anzuerkennen, welche die Empirie mit der Idee wiſſenſchaftlich zu vermitteln geeignet war und zugleich in der Praxis den Grundſätzen der Humanität Eingang verſchaffte. In erſterer Beziehung wurde insbeſondere Guſtav Hugo (1764 — 1844) durch ſeine Geſchichte des römiſchen Rechts von nationalliterariſcher Bedeutung, in letzterer hat vor allen Paul Johann Anſelm Feuerbach (1775 — 1833) eine raſtloſe und tiefeingreifende Thätigkeit entwickelt. Durch ſeine Reviſion der Grundſätze des peinlichen Rechts, ſein Lehrbuch des peinlichen Rechts, ſeinen Entwurf zu einem neuen bairiſchen Strafgeſetzbuch reformirte er die Criminaliſtik im Sinne der kant'ſchen Philoſophie und in ſeiner Darſtellung merkwürdiger Rechtsfälle beſchenkte er unſere Literatur mit einem Buch, dem an meiſterhafter pſychologiſcher Kunſt kein anderes Werk dieſer Art gleichkommt. Neben Feuerbach mögen hier noch genannt ſein K. L. W. von Grolmann (ſt. 1829, Grundſätze der Criminalwiſſenſchaft) und K. S. Zachariä (ſt. 1843), deſſen Anfangsgründe des philoſophiſchen Criminalrechts ebenfalls an Kant angelehnt ſind, der aber mit ſeinen ſpäteren Schriften (Handbuch des franzöſiſchen Civilrechts und Vierzig Bücher vom Staate) mehr auf den Boden der neueſten Zeit ſich ſtellt.

Wohin immer am Ausgange des 18. Jahrhunderts auf wiſſenſchaftlichem Gebiete unſere Blicke ſich richten, überall begegnen ſie den Spuren Kant's. Die Macht und der Reichthum ſeines Denkens durchdrang auch die Naturwiſſenſchaften, ſo daß ſich ſelbſt Göthe, dem Kant ſonſt keine Theilnahme abgewann, auf dieſem Felde von ihm anregen ließ. Am früheſten wußte Th. Kielmeyer, der an der Karlsſchule zu Stuttgart, wo Cuvier ſein Schüler war, und ſpäter an der Univerſität Tübingen lehrte, die kantiſchen Ideen für die Naturwiſſenſchaften fruchtbar zu machen, wie ſeine berühmte Rede über die Verhältniſſe der organiſchen Kräfte unter einander im Reiche der verſchiedenen Organiſationen (1793) beweiſt, welche man ganz gut als die Ankündigung der deutſchen Naturphiloſophie bezeichnet hat. Aus der ſchon von Kielmeyer geahnten Erfaſſung des Naturganzen als eines Organismus entwickelte ſich nun eine vielſeitige naturwiſſenſchaftliche Forſchung, deren erſter und eifrigſter Förderer einer, Johann Friedrich Blumenbach (1752 — 1840) aus Gotha, in der Vielerleiheit ſeiner Studien ſtets die bindende Einheit der Idee feſthielt. Seine Unterſuchungen richteten ſich mit Vorliebe auf Phyſiologie und vergleichende Anatomie, welche letztere Wiſſenſchaft er durch ſein Handbuch (1805) eigentlich erſt begründete. Ebenſo bahnbrechend wirkten ſeine übrigen Hauptwerke (Handbuch der Naturgeſchichte — Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft — Das Knochenſyſtem des menſchlichen Körpers — Institutiones physiologicae). Eine weſentliche Weiterbildung erfuhr die Phyſiologie durch S. Th. von Sömmering's (ſt. 1830) berühmtes Werk vom Bau des menſchlichen Körpers, während Chr. W. Hufeland (ſt. 1836), J. Chr. Reil (ſt. 1814), M. Stoll (ſt. 1787) und J. P. Frank (ſt. 1824) die neuen naturwiſſenſchaftlichen Errungenſchaften in die mediziniſche Praxis ſchriftſtellernd und practizirend einführten. Für die Geognoſie wurde Abraham Gottlob Werner (1750—1817) aus Wehrau als Lehrer an der berühmten Bergakademie zu Freiberg in Sachſen für ganz Europa von epochemachender Bedeutung. Er baſirte die genannte Wiſſenſchaft auf die Unterſuchung der Erdrinde, er gab ihr zuerſt wiſſenſchaftliche Geſtalt. Sein geognoſtiſches Syſtem, wornach die Bildungsgeſchichte der Erdoberfläche fünf Perioden durchlaufen hat, erregte unter dem Namen des Neptunismus außerordentliches Aufſehen und heftige Bekämpfung von Seiten der Anhänger des Vulcanismus. Neben Werner erwarb ſich anerkennungswerthe Verdienſte um die Geologie Graf Kaspar von Sternberg (ſt. 1838), insbeſondere durch ſeine Flora der Vorwelt.

Was endlich die Theologie beider Confeſſionen angeht, ſo hätte ſie geradezu aller Empfänglichkeit baar ſein müſſen, wenn die Aufklärungsperiode wirkungslos an ihr vorübergegangen wäre. Wie weiter oben berührt worden, hatte die Aufklärung als Illuminatenorden inmitten des bairiſchen Katholicismus ſogar ſoziale Geſtaltung zu gewinnen geſucht, die freilich bald genug (1784) brutaler Gewalt erlag. Die Joſephiniſchen Neuerungen in Oeſtreich aber gaben um die nämliche Zeit dem freiſinnigeren Element in der katholiſchen Theologie einen mächtigen Impuls, um ſo mehr, als das nationale Unabhängigkeitsgefühl in des edlen Nikolaus von Hontheim (ſt. 1778) berühmter Schrift von dem Zuſtand der Kirche und der legitimen Gewalt des Papſtes (Iust. Febronii de statu ecc. et legit. potestate rom.



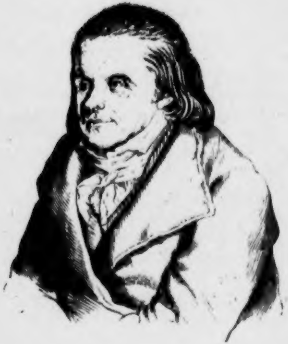
Johann Friedrich Blumenbach

geb. den 11. Mai 1752 zu Gotha,
geſt. den 22. Jan. 1840 zu Göttingen.

pontif. lib.) eine feſte wiſſenſchaftliche Baſis gefunden hatte. Der Gedanke einer katholiſchen Nationalkirche wurde laut und ſchien durch die von vier deutſchen Erzbiſchöfen entworfene Emſer Punctation (1786) einen entſchiedenen Vorſchritt zu ſeiner Verwirklichung machen zu wollen, allein der Ultramontanismus, der namentlich in Baiern, dem alten Lieblingsſitz der virorum obscurorum, ſeinen Stützpunkt hatte, wußte alle derartige Beſtrebungen zu lähmen und zurückzudrängen. Nicht einmal der landshuter Biſchof J. M. Sailer (ſt. 1832) war den Obſcuranten katholiſch genug, weil er in ſeinen Erbauungsſchriften den religiöſen Glauben einigermaßen mit der Vernunft zu vermitteln ſuchte. Dennoch erhielt ſich innerhalb des Katholicismus immer eine liberale Partei gegenüber von den Curialiſten oder Ultramontanen. Blau, Hug und Scholz thaten ſich auf Seiten jener Partei als hiſtoriſche und philologiſche Kritiker hervor und Hermes (ſt. 1831) ſuchte die Forderung der Vernunft, daß nur eine auf wiſſenſchaftliche Beweiſe gegründete Ueberzeugung in Glaubensſachen Autorität ſein könne, der katholiſchen Theologie zu vindiziren. Seine Lehre wurde jedoch von der Curie verdammt und ſeit den 30ger Jahren iſt das katholiſche Deutſchland wieder eine Hauptprovinz des Curialismus geworden. Hievon ſpäter. Freier konnte ſich der Einfluß der kantiſchen Philoſophie in der proteſtantiſchen Theologie bewähren, wenn gleich es auch hier an vielfachen Hemmungen und Rückſchlägen nicht fehlte und die lutheriſche Orthodoxie, wie der Pietismus an Unduldſamkeit mit dem Ultramontanismus redlich wetteiferte. Michaelis, Griesbach und Eichhorn gingen in Anknüpfung an die Herder'ſchen Bemühungen um die richtige Werthung der Bibel rüſtig damit voran, einer geſunderen Beurtheilung der bibliſchen Schriften und des bibliſchen Alterthums Raum zu ſchaffen, und ermöglichten es dadurch dem großen Choragen des Rationalismus, H. E. G. Paulus (1761 — 1851) aus Leonberg in Schwaben, vom Standpunkt der Vernunft aus die Exegeſe der religiöſen Urkunden des Chriſtenthums zu unternehmen, wie er es namentlich in ſeinem Leben Jeſu (1828) that. Paulus iſt ein Geiſtesverwandter Schloſſer's, neben welchem er zu Heidelberg lehrte. Wie dieſer hat er ſich bis ins höchſte Alter den Eifer für Licht und Recht und die ſittliche Kraft bewahrt, dafür zu ſtreiten, indem er bis an ſein Ende alles „Drachennachtgeleite“, wo immer es „aus den Ecken ſchwoll“, mit jugendfriſcher Energie auf den Kopf ſchlug. Wegſcheider, Röhr und Bretſchneider haben die paulus'ſche Richtung des geſunden Menſchenverſtandes in der proteſtantiſchen Theologie aufgenommen und fortgepflanzt. Die Kanzelberedtſamkeit dieſer Confeſſion wurde durch Prediger wie J. G. Marezoll, H. K. Ph. Henke, Chr. F. Ammon und F. V. Reinhard zu einer Stufe der Ausbildung geführt, auf welcher ſie hinter der nationalliterariſchen Entwicklung der übrigen ſchönen Proſa nicht zurückſteht. Auch A. H. Niemeyer (ſt. 1828) war ein Kanzelredner von Ruf und erwarb ſich zugleich ein nicht gemeines Verdienſt um die Pädagogik (Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts). Auf dieſem Felde überragte jedoch Johann Heinrich Peſtalozzi (1746 — 1827) aus Zürich alle ſeine Zeitgenoſſen weit. In dieſem merkwürdigen Manne verband ſich eine ſtreng demokratiſche Denkart mit klarer Einſicht in die Grundübel der, wenn überhaupt, nur nach dem theologiſchen Schlendrian betriebenen Volkserziehung und mit einem heiligen Mitleid für die geiſtige und leibliche Armuth der Armen und Niedrigen. Er bildete ſeine auf Rouſſeau geſtützten pädagogiſchen Anſichten zur mathematiſch-analytiſchen Methode des Anſchauungsunterrichts aus, welche eine ſo höchſt wohlthätige, dem Obſcurantismus freilich ſehr verhaßte, Reform im Elementar- und Realſchulweſen herbeigeführt hat. In dem Staub und Dunſt der Schulſtube, wo er fünfzig Bettelkinder um ſich verſammelt, um ihrer Erziehung Zeit, Geſundheit und Vermögen zu opfern, ſchrieb er ſeinen trefflichen Volksroman von Lienhard und Gertrud. Seine glänzenden Erfolge und den Dank der Nachwelt erkaufte er durch eine Aufopferung, deren Glanzloſigkeit ihre Größe noch erhöhte. (Sämmtliche Schriften, 1819—20, 15 Bde.)

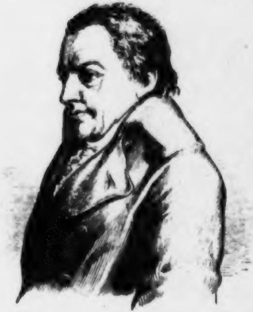
16.

Wir ſind jetzt am Ausgangspunkte unſerer Claſſik angelangt. Sie hatte, wie wir ſahen, zur nämlichen Zeit, als die franzöſiſche Revolution durch den thatſächlichen Sturz des Feudalismus das gealterte Europa zu verjüngen unternahm, ihrerſeits alle Räume des geiſtigen Lebens unſerer Nation mit ihrem humanen Inhalt erfüllt. Die deutſche Wiſſenſchaft und die deutſche Nationalliteratur hatten in innigem Bunde das erreicht, was auf der hiſtoriſchen Bildungsſtufe unſeres Volkes überhaupt zu erreichen war: die Freiheit und Selbſtbeſtimmung der Kunſt, die Freiheit und Selbſtbeſtimmung der wiſſenſchaftlichen Forſchung und in beiden und durch beide



Johann Heinrich Peſtalozzi

geb. den 12. Januar 1746 zu Zürich.
geſt. den 17. Februar 1827 zu Brugg im Aargau.



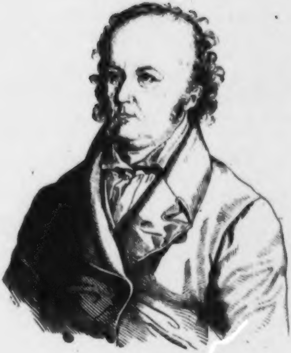
Johann Gottlieb Fichte

geb. den 19. Mai 1762 zu Rammenau,
geſt. den 29. Januar 1814 zu Berlin.

die Befreiung des Individuums, die Autonomie der Perſönlichkeit. So war die koſmopolitiſche Idee der neuen Zeit, zu deren Realiſirung jenſeits des Rheins ein praktiſcher Anlauf genommen wurde, dieſſeits deſſelben zu allſeitiger theoretiſcher Durchbildung gelangt. Jetzt erfolgte ein Rückſchlag, wie ſolche nun einmal in der weltgeſchichtlichen Entwicklung ſchlechterdings nothwendig zu ſein ſcheinen, im politiſchen Leben Frankreichs durch Napoleon's Deſpotie und die bourboniſche Reſtauration, im wiſſenſchaftlichen und nationalliterariſchen Leben Deutſchlands durch die romantiſche Schule, welche an die Stelle der Freiheit die Willkür ſetzte und aus dieſer naturgemäß in die Unfreiheit zurückfiel. Den Uebergang von unſerer Claſſik zur Romantik ſtellen in ihren Werken dar ein Philoſoph und ein Humoriſt, Fichte und Jean Paul.

Johann Gottlieb Fichte wurde am 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlauſitz geboren und ſtarb am 28. Januar 1814 zu Berlin. Sein Sohn, J. H. Fichte, hat ſeine geſammelten Werke herausgegeben (1845 fg.) und ſein Leben beſchrieben (1830). In dieſem vielbewegten, ringenden Leben ſtoßen wir auf zwei Glanzpunkte: auf den muthvollen Kampf, den Fichte in Jena (1798 — 99) für die Denk- und Lehrfreiheit gegen die Bedrohung derſelben durch den Obſcurantismus und die Staatsgewalt durchgefochten, und auf die national-patriotiſche Wirkſamkeit, die er durch ſeine bewunderungswürdig energiſchen, inmitten der franzöſiſchen Beſatzung zu Berlin (im Winter 1807 — 8) gehaltenen Reden an die deutſche Nation, welche den Vorſchlag einer großartigen Nationalerziehung machen, ſich eroberte. Wie in dieſen Reden, hat Fichte auch in anderen ſeiner Werke (Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürſten Europa's — Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution — Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters) ſeine unmittelbare Beziehung der freien Wiſſenſchaft auf den freien Staat klar und ſcharf documentirt und ſich dadurch als einen der nobelſten, hellſichtigſten und furchtloſeſten Charaktere unſerer Literatur, als einen wahrhaft großen Mann erwieſen. Fichte's Philoſophie iſt in ihrer erſten und eigenthümlichen Geſtaltung, wie er ſie in ſeiner Wiſſenſchaftslehre (1794) darlegte, die Conſequenz und Vollendung der kantiſchen. Er erhob Kant's kritiſchen Idealismus zum abſoluten, indem er es unternahm, aus einem höchſten Prinzip heraus die ganze Welt mit wiſſenſchaftlicher Folgerichtigkeit zu conſtruiren. Dieſes höchſte Prinzip iſt das Ich, welches Kant nur als maßgebendes in den Mittelpunkt der Dinge geſtellt, das aber Fichte zum productiven Factor der Dinge ſelbſt machte. Indem ſich das Ich in ſeiner abſoluten Souverainetät in ſeinem reinen Selbſtbewußtſein ſetzt, ſetzt es zugleich auch ſeine endliche Gegenſtändlichkeit, die Welt. Um aber in dieſer ſeine Freiheit nicht zu verlieren, muß es die von ihm ſelbſt geſetzte Welt auch wieder durch ſich überwinden oder aufheben, die gegenſtändliche Wirklichkeit als Beſtimmung ſeiner ſelbſt gewinnen und haben. Es war kein Wunder, daß dem Gedanken auf dieſer iſolirten Spitze des menſchlichen Bewußtſeins zu ſchwindeln begann. Fichte hatte die abſolute Freiheit des Subjects theoretiſch bewieſen, aber er vermochte ſie praktiſch nicht feſtzuhalten, gerade wie Kant den durch die Kritik der reinen Vernunft beſeitigten Gott als eine Forderung der praktiſchen wieder ſtatuirte. In den Umarbeitungen der Wiſſenſchaftslehre und in den ſpäteren philoſophiſchen Schriften Fichte's bereitete ſich allmälig ein Abfall ſeiner Philoſophie vom Wiſſen zum Glauben vor, bis dann in der Anweiſung zum ſeligen Leben (1806) an die Stelle des Ich Gott und an die Stelle des Nicht-Ich die Welt geſchoben wurde. Hier mündete alſo das ſpeculative Denken in die chriſtliche Weltanſchauung aus. Von ſelbſt jedoch verſteht ſich, daß der Rückſchritt Fichte's, deſſen urſprüngliche Philoſophie noch immer eine Menge Befruchtungskeime für die Zukunft enthält, nicht ſo weit ging, daß er unter dem Chriſtenthum etwas Anderes als Freiheit und Humanität hätte verſtanden wiſſen wollen.

Das Fichte'ſche Ich nun iſt die eigentliche Seele von Jean Paul's Humoriſtik. Der Humor ſetzt das menſchliche Ich als Mittelpunkt der Welt, nicht etwa im gemein egoiſtiſchen Sinne, ſondern um mit dieſem abſolut ſouverainen Maaßſtab alle Erſcheinungen zu meſſen und ſie durch den Contraſt mit der Idee zu vernichten. Dem Paradiesvogel gleich ſchläft der Humor fliegend und „auf den ausgebreiteten Flügeln verſchlummert er blind in ſeiner Höhe die unteren Erdſtöße und Brandungen des Lebens im ſeligen ſchönen Traum von ſeinem idealiſchen Mutterlande.“ Der Humor anerkennt nur ein Geſetz, die Willkür ſeines Selbſtgefühls, in welchem ſich die gegenſtändliche Welt als in einem Hohlſpiegel zur Caricatur verzerrt. Aber dieſe humoriſtiſche Willkür gewährt nirgends wirkliche Befriedigung und geſellt ſich daher als Ergänzung die ſchwermüthige Sehnſucht nach dem Idealiſchen oder mit einem Wort die Sentimentalität. Jede Seite in Jean Paul's Werken kann das angedeutete zweiſeitige Auseinanderfallen des Lebens und der Poeſie beſtätigen, welches ſich nirgends zu künſtleriſcher Einheit und



Jean Paul Friedrich Richter

geb. den 21. März 1763 zu Wunſiedel,
geſt. den 14. Nov. 1825 zu Baireuth.

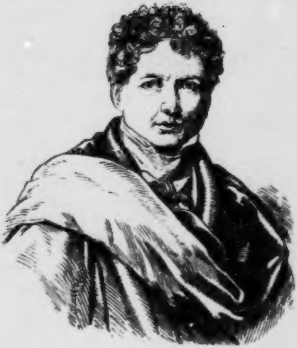
Geſtaltungskraft zuſammenſchließen will. Daß er dennoch eine mächtige Wirkung hatte, verdankt er der gränzenloſen Liebe und Milde ſeines Gemüths, welche unter den Grillen und Schrullen ſeiner humoriſtiſchen Willkür immer wieder ſiegreich und ſchön hervorblüht. Johann Paul Friedrich Richter wurde geboren am 21. März 1763 zu Wunſiedel im Fichtelgebirge und ſtarb zu Baireuth am 14. November 1825. Seine gedrückte Jugendzeit hat er ſelbſt als eine wahre Paſſionszeit und Hungerperiode bezeichnet, aber dennoch „wogt ihm noch in alten Tagen das Herzblut“, wenn er „das Kuhglockenſpiel der hohen fernen Kindheitsalpen“ wieder vernimmt. Kein Wunder, denn er iſt ſein Lebenlang „ein ernſthaft ſpielend Kind“ geblieben, ſelbſt da, wo er ſich, wie beim Beginn ſeiner Schriftſtellerlaufbahn in ſatiriſcher Richtung an dem Titanismus der Sturm- und Drangperiode betheiligte (Grönländiſche Prozeſſe 1783, Auswahl aus des Teufels Papieren 1788). Mit der unſichtbaren Loge (1793) bezeichnet Jean Paul ſeinen Austritt aus der „Eſſigfabrik der Satire“. Dieſer pädagogiſirende Roman, namentlich die darin enthaltene Epiſode vom vergnügten Schulmeiſterlein Wuz, enthält die ganze nachmalige Dichtung Jean Paul's im Keime. Wuz iſt der Mikrokosmus des Jean-Paulismus, wie der Titan (1800—2) ſein Makrokosmus iſt. Der Hesperus (1795), welcher Jean Paul's Popularität insbeſondere in der deutſchen Frauenwelt feſtſtellte, dann Quintus Fixlein (1796), Siebenkäs (1796) und der Jubelſenior (1797) ſind nur als Vorſtufen und Vorſtudien zum Titan zu betrachten, welchen der große Humoriſt als ſeinen „Haupt- und Univerſalroman“ angeſehen wiſſen wollte. Es ſollte darin ſein beſtes Herzblut ausgeſtrömt werden und er wollte in dieſem Werke „Rheinfälle, ſpaniſche Donnerwetter, tragiſche Orkane voll Tropen und Waſſerhoſen anbringen, wollte der Hekla ſein und das Eis ſeines Klima's und ſich dazu auseinanderſprengen und ſich Nichts daraus machen, wenn es ſein letztes wäre“. Das war nun allerdings der Titan nicht, wohl aber, wie ſchon geſagt, das umfaſſendſte. Hier breitet der humoriſtiſche Genius ſeine Schwingen über den ganzen Horizont des menſchlichen Fühlens und Denkens, Schauens und Wiſſens, fliegt in den Himmel hinein und behält doch die Erde mit ihren kleinſten Freuden und Leiden im Auge. Die Abſicht des Werkes iſt die Darſtellung der Entwicklungsgeſchichte einer durch Anlagen, Erziehung und Verhältniſſe harmoniſch vollendeten Individualität von früheſter Kindheit an bis zu allſeitig gereifter Befähigung, das Leben in ſeinen höchſten Forderungen zu erfaſſen und zu führen. Dieſe Abſicht wird auch erreicht, aber ſo, daß wir keinen rechten Eindruck davon empfinden, weil die ganze Zauberwelt, welche der Humor vor uns aufthut, haltlos in der blauen Luft ſchwebt und verſchwebt. Wie ſollten wir heimiſch werden in dieſem anarchiſchen Durcheinander, welcher vom Hundertſten ins Tauſendſte geräth, in labyrinthiſchen Einſchachtelungen ſich gefällt, uns athemlos durch blaſſe Mondſcheinlandſchaften fortreißt, uns mit Blüthenſtaubwolken einhüllt und mit Blumenthränen überſtrömt, ohne uns doch jemals recht über die nüchterne Empfindung wegzuheben, daß das Alles nur ein Spiel der Willkür ſei, welche bacchantiſchen Taumel erkünſtle. Was hätte uns Jean Paul werden können, wenn er, wie ihm Göthe und Schiller riethen, ſeinen Reichthum künſtleriſch zu Rathe gehalten? Es iſt etwas durch und durch Krankhaftes in ihm. Man vergleiche nur ſeine Lianen, Linta's, Linda's und Lenetten mit der geſunden Schönheit der göthe'ſchen Frauengeſtalten. Ueberall fehlt ihm der Formſinn und daher ſind auch ſeine ins Gebiet der Wiſſenſchaft hineinſpielenden Arbeiten (Vorſchule der Aeſthetik 1804, Levana oder über die Erziehung 1807, Selina oder über die Unſterblichkeit 1827) nur Sammelſurien geiſtreicher Aperçus. Mit den Flegeljahren (1803) begann Jean Paul ſeinen Rückzug aus der hochidealiſchen Welt des Titan in die der Wuz'ſchen Idylle und Kleinlebigkeit, in welcher Feldprediger Schmelzle (1808), Katzenberger (1809) und Fibel (1812) ſpielen. In ſeinem letzten Roman, der Komet (1820—22), wollte Jean Paul den Deutſchen einen Don Quixote ſchaffen, aber die Ermattung der Phantaſie, welche hier bedenklich zu Tage tritt, ließ das Wollen nicht zum Thun werden. Zwei Jahre vor ſeinem Tode trug er ſich noch mit dem Gedanken, einen Roman zu ſchreiben, welcher „eine Generalſalve ſeines Kopfes geben, ein Allerſeelenfeſt ſeiner Gedanken feiern ſollte". Der erſt 1845 veröffentlichte Papierdrache enthält die Studien zu dieſem Werke und läßt uns einen Einblick in die humoriſtiſche Werkſtätte Jean Paul's thun, in welcher die widerhaarigſten Materialien chaotiſch durcheinanderliegen. Die Werke Jean Paul's haben ihre Wirkung gehabt. Ihr Vorzug beſtand darin, daß ſie die Freiheit des Fühlens ihrem ganzen Umfange nach forderten und erkämpften, ihr Nachtheil darin, daß ſie die Willkür der Genialität als höchſtes Geſetz der Kunſt proclamirten und daneben durch Verherrlichung der Miſère des Lebens eine thatlos ſentimentale Schwärmerei pflanzten. Freilich, das Letztere wollte Jean Paul keineswegs. Denn in dieſem gefühlsſeligen Humoriſten war auch eine ſtarke Ader energiſcher Freiheitsliebe und durch ihre mit dem edelſten Freimuth vorgetragenen Aeußerungen (Freiheitsbüchlein 1808, Friedenspredigt 1808, Dämmerungen für Deutſchland 1809) ſtellt er ſich als Kosmopolit zu Schiller, als Patriot zu Fichte. Von ihm rührt der Ausſpruch her, daß die Cenſur das gefährlichſte Hülfsmittel der Tyrannei ſei, und er hinwiederum hat den cenſirten Deutſchen ein bedeutſames Troſtwort geſagt, indem er den Feinden der Freiheit zurief: „Zerſchlagt nur jeden Bund ihrer Freunde und zerſtückt jedes Buch ſogar mit dem, der es hinſtellte, um darin die Geiſterſonne, die Freiheit im Aufgange zu zeigen: nun glänzt die Sonne nicht mehr aus einem Spiegel, ſondern neu aus jeder Scheibe des zertrümmerten.“ (J. P. F. Richter's ſämmtl. Werke, 1826 fg. 60 Bde. O. Spazier lieferte einen fünfbändigen biographiſchen Commentar dazu, 1833.)

Wie Jean Paul auf die Wezel, Hippel und Thümmel als Vollender des deutſchen Humors folgte, ſo lehnte ſich an ihn eine Reihe von Humoriſten, in bald minder bald mehr jeanpauliſirendem Tone die Sterne-Hippel-Richter'ſche Humoriſtik ausklingen laſſend. Der bedeutendſte dieſer Autoren iſt der Graf Karl Chriſtian zu Benzel-Sternau (1767—1844), der in ſeinen Romanen, worunter das goldene Kalb der beſte, ſeine genaue Kenntniß der vornehmen Welt zur Unterlage einer ebenſo geiſtreichen als freiſinnigen Satire gemacht hat. Leichter, harmloſer und heiterer ſpielt der Humor in den Erzählungen des Schweizers Ulrich Hegner (1759—1840), von welchen die Molkenkur am bekannteſten wurde. Ernſt Wagner (1767—1812) ſuchte in ſeinen Romanen (Reiſen aus der Fremde in die Heimat, Wilibald's Anſichten des Lebens u. a.) die jeanpaul'ſche Gemüthlichkeit mit göthe'ſcher Stylklarheit zu verbinden, was ihm aber nur ſelten und nie ſo hübſch gelang wie den beiden ſpäteren Humoriſten Daniel Leßmann und Miſes (Fechner). Unabhängiger von Jean Paul und mehr nach der Rouſſeau-Klinger'ſchen Richtung hindeutend ſchrieb Friedrich Wilhelm Meyern (1760—1829) ſeinen didaktiſchen Roman Dya-Na-Sore (1787), welcher als ein Vorläufer der politiſchen Tendenzromane des 19. Jahrhunderts angeſehen werden mag.

17.

Während unſere Claſſik auf dem Höhepunkte ihrer Geſtaltung und Wirkſamkeit das Bewußtſein der Nation mit ihrem humanen Inhalt zu erfüllen begann, ſchob ſich in die naturgemäße Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Geiſtes eine Epiſode ein, deren reagirende Tendenz zuletzt aufs Engſte mit den auf die Reſtitution des Mittelalters in Kirche und Staat gerichteten Reſultaten des Befreiungskrieges von 1813—15 zuſammenſchmolz. Dieſe Epiſode heißt in der Literaturgeſchichte die romantiſche Schule. Sie gab ſich zunächſt für einen Fortſchritt und gewiß iſt, daß, wie bald ſie auch im Ganzen und Großen von der Fortſchrittsidee abgefallen, im Einzelnen auf vielen Gebieten Fortſchritte durch ſie angeſtrebt und erreicht wurden. Auch für ſie gilt in vollſtem Maaße das oben bei Kotzebue citirte Wort des Pater Lorenzo.

Die romantiſche Schule knüpft einerſeits an den jeanpaul'ſchen Humor und die fichte'ſche Lehre von der abſoluten Ichheit an und leitet daraus den Begriff der Ironie her, wornach das Subject befähigt und berechtigt iſt, mit der objectiven Welt ein geiſtreich-willkürliches Fangſpiel zu treiben, andererſeits iſt ſie in ihrem Streben nach Univerſalität lebhaft influenzirt von der Vergötterung des Univerſums, welche die ſchelling'ſche Naturphiloſophie lehrte. Friedrich Wilhelm Joſeph Schelling wurde am 27. Januar 1775 zu Leonberg in Schwaben geboren. Er machte ſich, während Johann Friedrich Herbart (1776—1841) dem ſubjectiviſtiſchen Idealismus Kant's einen philoſophiſchen Realismus gegenüberſtellte, welcher ebenſoſehr über der gemeinen Erfahrungsvorſtellung ſtehen, als von der transcendental-ſubjectiven Production unabhängig ſein ſoll, ſeinerſeits an die Löſung der Aufgabe, das Prinzip Fichte's wiſſenſchaftlich zu verwirklichen, d. i. den transcendentalen Idealismus als Naturphiloſophie durchzuführen, die Identität des Idealen und Realen aufzuzeigen. Fichte hatte, wie wir wiſſen, in ſeiner Wiſſenſchaftslehre, welche das ſeit Kant in der deutſchen Denkerwelt umgehende Geheimniß vom Sturze des Deismus zu einem öffentlichen machte, vermittelſt „intellectueller Conſtruction“ aus dem Idealen das Reale geſchaffen, aus dem Gedanken die Natur. Schelling verfuhr umgekehrt; er ließ



Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling

geb. den 27. Januar 1775 zu Leonberg.

das Ideale aus dem Realen hervorgehen, die Natur ſich zum Gedanken vergeiſtigen, ſo zwar, daß die Natur der ſichtbare Geiſt, der Geiſt die unſichtbare Natur ſei. Dieſe Einheit des Geiſtigen und Körperlichen iſt das Abſolute, welches ſich in dem allumfaſſenden Leben der Natur als ein durch den Widerſtreit entgegengeſetzter Kräfte nach einem allgemeinen Geſetze der Polarität bildendes Prinzip offenbart, im ſubjectiven Bewußtſein des Menſchen aber zu ſich ſelber kommt, wobei alle Stufen des natürlichen Daſeins ebenſo viele Sproſſen ſind, auf welchen der Geiſt zu ſeiner Freiheit und zum Wiſſen von ſich emporſteigt. So weit ſchritt Schelling, von Fichte ausgehend, vor, daß er die organiſche Einheit des Univerſums unter dem Prinzip der abſoluten Vernunft feſtſtellte. Dies iſt das eigentliche Ergebniß ſeiner productiven Periode, an die ſich eine zweite reihte, in welcher er vermittelſt ſehr ungenirt aufgenommener Anleihen bei den Eleaten, bei Plato und Ariſtoteles, bei Bruno, Leibnitz, Böhm, Jakobi und Spinoza ſeine Anſichten zu einem Syſtem zu geſtalten ſuchte. Er brachte es nicht fertig und ſeine dritte Periode verflüchtigte ſich in phantaſtiſchen Verſuchen, ſeinem Welt-Gott oder ſeiner Gott-Welt eine Mythologie zu ſchaffen. Hiebei ſchlug der Mangel an logiſcher Kraft geradezu in Impotenz um, welche ſich an den chriſtlichen Mythus anklammerte, um doch etwas Mythiſches und Myſtiſches zu haben. Auch hiedurch, wie durch ſeine Naturphiloſophie, hat er auf die Romantiker gewirkt, welche ſich außerdem namentlich das ſchelling'ſche Wort, daß die Deutſchen eine eigenthümliche Kunſt gewinnen müßten, bei ihren „deutſch-religiös-patriotiſchen“ Kunſtbeſtrebungen geſagt ſein ließen. Noch bei Gelegenheit ſeiner Berufung nach Berlin (1841) verkündigte Schelling im pythiſchen Orakelton, „er ſei im Beſitze nicht einer nichtserklärenden, ſondern einer ſehnlichſt gewünſchte, dringend verlangte wirkliche Aufſchlüſſe gewährenden, das menſchliche Bewußtſein über ſeine gegenwärtigen Gränzen erweiternden Philoſophie.“ Aber ſiehe da, das mit ſolchen ſelbſtlobhudelnden Poſaunenſtößen angekündigte Kreiſen des Berges gebar nur eine lächerliche Maus, eine ſogenannte Philoſophie der Offenbarung, ein hölzernes Schüreiſen. Paulus und Kapp haben dann dem Orakler ſein Recht angedeihen laſſen und ihn dahin verwieſen, wohin er gehört, in die Reihen der romantiſchen Reactionäre und Viſionäre. Uebrigens ſollen deßhalb die Verdienſte des Mannes aus früherer Zeit nicht vergeſſen werden. Damals arbeitete eine wirklich geniale Phantaſie in ihm, deren Eingebungen er bekanntlich nicht nur als Philoſoph, ſondern unter dem Namen Bonaventura auch als Dichter zu geſtalten ſuchte, am bleibendſten in ſeiner ſchönen Terzinendichtung „die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning.“ Schelling's Naturphiloſophie hat zu ihrer Zeit auf dem äſthetiſchen, naturwiſſenſchaftlichen und ſogar auf dem theologiſchen Gebiete befruchtend und anregend ſich erwieſen. Auf ihr fußt die naturphiloſophiſche Thätigkeit von F. J. Schelver, J. J. Wagner, F. X. Baader, C. A. Eſchenmayer, K. C. F. Krauſe, J. P. V. Troxler, G. H. Schubert (geb. 1780) und dem Norweger Henrik Steffens (1773—1845), welcher ſich auch als Novelliſt hervorthat (Walſeth und Leith, Malcolm u. a.) und in ſeinem zehnbändigen, übermäßig redſeligen Memoirenwerk (Was ich erlebte) wichtige Beiträge zur Geſchichte der romantiſchen Periode gegeben hat. Bei Steffens verlief ſich ſpäter das Philoſophiren in den altluther'ſchen Dogmenglauben und was damit zuſammenhängt, Schubert und Eſchenmayer ſind in ihren Schriften über den myſtiſch-pietiſtiſch-poetiſchen Dilettantismus im Grunde nie hinausgekommen. Schubert's Geſchichte der Seele z. B. bewegt ſich ganz in den Willkürlichkeiten phantaſiereicher Gefühlsſeligkeit, und was Eſchenmayer betrifft, ſo ſank er zuletzt bekanntlich zum gröbſten Teufels- und Geſpenſterſpukgläubigen herab. Im Gegenſatz zu ſolchen Unzulänglichkeiten und Narrheiten erhob ſich Ludwig Oken (1779—1851) auf dem Boden der Naturphiloſophie zu ſeiner großartigen Naturforſchung, deren Reſultate in ſeinem bekannten großen Werk Naturgeſchichte für alle Stände am umfaſſendſten dargelegt ſind. Oken erblickte in der Außenwelt das erweiterte Sinnenſyſtem der empfindenden Weſen und das Thierreich war ihm der auseinandergelegte, in ſeine Organe zerſtückelte Menſch. Im Einzelnen hat er höchſt bedeutende Entdeckungen gemacht, z. B. daß der Thierſchädel aus drei modifizirten Rückenwirbeln zuſammengeſetzt iſt und daß der thieriſche Organismus betrachtet werden muß als der Bau einer koloſſalen Univerſalzelle, welche ihre Organe zu phyſiologiſchen Syſtemen ausarbeitet, welchen das einfache organiſche Zellenleben dienend untergeordnet iſt. Oken gehört zu den ſehr wenigen Mitgliedern der naturphiloſophiſchen Schule, welche geiſtige Geſundheit und Charakterfeſtigkeit bis zum Tode bewahrten. Einen ernſten, aber mißlungenen Verſuch, die ſchelling'ſche Naturphiloſophie mit dem fichte'ſchen Idealismus höchſter Potenz zu vermitteln, machte W. F. Solger (1780—1819). Das Schwanken zwiſchen logiſcher Klarheit und myſtiſcher Vertiefung, welches ſeine philoſophiſchen Anſichten charakteriſirt, findet ſich auch in ſeinen äſthetiſchen, die namentlich im Erwin zuſammengeſtellt ſind. Er hat ſich insbeſondere mit der Begriffsbeſtimmung der Ironie abgequält, welche nach ihm iſt „die Selbſtvernichtung des Endlichen an dem freien Subject und durch dieſes.“ Seine Ueberſetzung der Tragödien des Sophokles gibt ihm Anſpruch auf eine Stelle unter unſeren Verdeutſchungskünſtlern.

Fichte und Schelling ſind die Inizizatoren der Romantik, Novalis iſt ihr Prophet. Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, wurde 1772 zu Wiederſtedt im Mannsfeldiſchen geboren und ſtarb ſchon 1801 an der Schwindſucht. Auch er ging von Fichte aus, allein bald kam er dazu, an die Stelle des fichte'ſchen freien Selbſtbewußtſeins als Abſolutes die myſtiſch-wunderbare und dunkle Gefühlswelt zu ſetzen. Hieraus ergab ſich dann die Nothwendigkeit des Verſuchs, die Philoſophie mit der Religion zu verſöhnen, die chriſtliche Innigkeit in die Poeſie zurückzuführen. Bei Licht betrachtet war das nur ein entſchiedener Rückſchritt von der Bahn humaner Freiheit und Selbſtbefreiung, welche unſere Claſſiker ſeit Leſſing ſo kühn betreten hatten. Novalis mochte das auch dunkel fühlen, und weil er kein Obſcurant war, ſo rang er gewaltig, eine Einheit zu finden, in welcher Religion, Poeſie und Wiſſenſchaft ſich begegnen könnten, ohne die Freiheit zu gefährden. Es gewährt hohes Intereſſe, dieſes Ringen einer engelhaft reinen Seele zu betrachten, wie es ſich namentlich in den fragmentariſchen Betrachtungen von Novalis darſtellt. Wenn es ihm manchmal gelang, der Religion feſt in's Auge zu blicken, erkannte er ihr innerſtes Weſen und ſo ſprach er das furchtbare Wort: „Es iſt wunderbar, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat.“ Aber zuletzt führen ihn alle ſeine Vermittlungsverſuche zwiſchen Spinozismus, fichte'ſchem Idealismus, Schellingianismus und Jakob Böhmismus doch nur zu dem allgemeinen Ziel der Romantik, zum Chriſtenthum und zwar zum Chriſtenthum in ſeiner Form als Katholizismus, denn, ſagt er, „der alte Katholizismus war angewandtes, lebendiggewordenes Chriſtenthum, er war die echte Religion, er war es durch ſeine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue.“ Nachdem ſich Novalis mit einer Willkür, die der Kirchengeſchichte geradezu in's Geſicht ſchlägt, einen Katholizismus zurechtgemacht, prophezeit er, „nur die geiſtliche Macht deſſelben könne den ſtreitenden Völkern den Palmenzweig darreichen. Es wird ſo lange Blut über Europa ſtrömen, bis die

Nationen ihren fürchterlichen Wahnſinn gewahr werden, der ſie im Kreiſe umhertreibt, und von heiliger Muſik getroffen und beſänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermiſchung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Friedensfeſt auf den rauchenden Wahlſtätten mit heißen Thränen gefeiert wird." Conſequenterweiſe geht dann Novalis bis zum Lob des Jeſuitismus fort, verwirft die Reformation und die Aufklärung des Beſtimmteſten, kehrt ſich ab von dem „frechen Licht" des Tages, preist in ſchönen Hymnen die „heilige, unausſprechliche, geheimnißvolle" Nacht und ſingt der Jungfrau Maria inbrünſtige Lieder. Uebrigens iſt die dichteriſche Thätigkeit Hardenberg's, gleich ſeiner philoſophiſchen, eine fragmentariſche geblieben und er zeigt ſich auch darin als echten Romantiker, daß er gerade da, wo er den größten Anlauf nahm, in ſeinem Heinrich von Oſterdingen, auf halbem Wege ſtecken blieb. Dieſer Roman ſollte die Poeſie der Poeſie werden, wurde aber ſtatt deſſen zur Unpoeſie der Phantaſterei und Allegorik, nur in einzelnen der eingeſtreuten Lieder und in der Schilderung von Heinrich's und Mathilde's Liebe genießbar. (Novalis' Schriften, 4. Aufl. 1826, 2 Bde. Dritter Theil 1846.)

18.

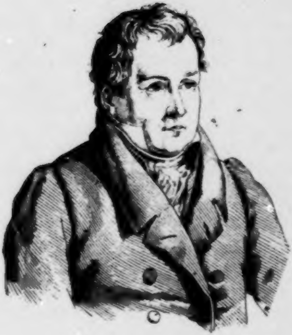
Die romantiſche Reaction, auf welche Novalis prophetiſch hingewieſen, erfüllte ſich durch die Gebrüder Schlegel zunächſt kritiſch und literarhiſtoriſch. Friedrich Schlegel (1772—1829) aus Hannover iſt der eigentliche Doctringeber der Romantik, ſein etwas älterer Bruder Auguſt Wilhelm Schlegel (1767—1845) ihr Propagandiſt. Ihre ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ging zuerſt von Jena aus, wo ſich im letzten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts um Fichte und Schelling ein Kreis von jungen Männern gebildet hatte, die ſich berufen glaubten, eine neue Culturepoche für Deutſchland zu ſchaffen. Friedrich Schlegel, unterſtützt von Adam Müller (ſt. 1829), F. A. Bernhardi, Wilhelm Neumann (ſt. 1835) und dem romantiſch-pietiſtiſchen Kebler und Schwebler Franz Horn (geb. 1781), gab in ſeiner Zeitſchrift Athenäum (1798—1800) und in der ſpäteren Europa (1803—4) den romantiſchen Ton an, nachdem er ſich gleich ſeinem Bruder durch kritiſche und literaturgeſchichtliche Arbeiten, welche von einer tüchtigen Kenntniß alter und neuer

Literatur zeugten, ein gewiſſes Anſehen erworben hatte. Was die negative Seite ſeiner Kritik betrifft, ſo war dieſe insbeſondere gegen die Kotzebue, Merkel und Lafontaine, wie gegen die nicolaiſchen Aufklärer gerichtet. Göthe's künſtleriſcher Meiſterſchaft wurde gehuldigt, Schiller dagegen, deſſen ethiſches Freiheitsſtreben den Romantikern von Anfang an ein Dorn im Auge geweſen, ward vornehm ignorirt oder auch verſteckt und offen befehdet. Die neue Kunſtkritik trat überhaupt mit jener Unverſchämtheit auf, welche alles unſaubere und ohnmächtige Streben charakteriſirt und zu deren Beſchönigung Friedrich Schlegel den Ausdruck „göttliche Grobheit“ erfand. Fragt man, was denn eigentlich die neue Doctrin wollte, ſo lautete die Antwort ſchön genug: Sie wollte die Einheit von Leben und Poeſie in der Unmittelbarkeit beider begreifen, die Realität mit dem Idealismus durchdringen, die Wirklichkeit poetiſch verklären, hiedurch die Emanzipation der Geſellſchaft von der Philiſterei aller Art bewirken und die Bildung in eine Sphäre erheben, wo in dem Brennpunkt der Religion Leben und Kunſt Eins werde. Friedrich Schlegel verſetzte ſich nun in einen poetiſchen Opiumrauſch, um in ſeinem Roman Lucinde (1799) die Unmittelbarkeit des genialen Ich dichteriſch zu veranſchaulichen. Dichteriſchen Werth hat dieſes lüderliche Buch indeſſen gar keinen, aber es zeigt, wohin die romantiſche Ironie ſtrebte. Denn dieſe Ironie, vermittelſt welcher man ſich über ſich ſelbſt und über die ganze Welt wegſetzt, ſpielt in der Lucinde die Hauptrolle. Sie demonſtrirt, das menſchliche Ich finde, nachdem es die Schranke der Subjectivität vergeblich zu durchbrechen geſucht, ſeine wahre Fülle und Einheit nicht in der Thätigkeit, ſondern umgekehrt im Nichtsthun, in der „gottähnlichen Kunſt der Faulheit,“ in welcher die Freiheit oder vielmehr Frechheit des genialen Subjects ſich ſelbſt genießt. Je göttlicher der Menſch oder ein Werk des Menſchen iſt, je ähnlicher werden ſie der Pflanze. Dieſe iſt unter allen Formen der Natur die ſchönſte und ſittlichſte und ſo iſt das höchſte und vollendetſte Leben Nichts als ein reines Vegetiren. Dieſes Vegetiren, dieſer Zuſtand des abſoluten Nichtsthuns, in welchem das Ich ſein höchſtes Ziel erreicht, iſt Religion. Nach ſolchen Prämiſſen kann es nicht Wunder nehmen, daß Friedrich Schlegel auf den Schluß kam, die vegetative Glückſeligkeit, die Religion der Faulheit finde ſich am beſten im Katholizismus verwirklicht, zu welchem er ſchon 1803 übertrat. Ueberhaupt war die Rückkehr zur mittelalterlichen Katholizität das Ende von dem romantiſchen Liede. Die mittelalterlich-katholiſche Weltanſicht, welche vorgeblich Kirche und Staat, Volk und Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben zu einer Einheit zuſammengefaßt hätte, müſſe wieder hergeſtellt und vermittelſt ihrer die deutſche und europäiſche Geſellſchaft verjüngt werden. Der Wendepunkt zum Böſen in der Weltgeſchichte ſei eingetreten mit den Kämpfen der Ghibellinen gegen das Papſtthum und hätte ſich dann durch die Reformation und die Aufklärung vollendet. Daher weg mit dieſer, weg mit der freien Forſchung und es lebe die Denkfaulheit, die Inquiſition, die Jeſuiterei und die päpſtliche Infallibilität! In den Orient müſſe man zurückgreifen, um das höchſte Romantiſche zu finden, im alten Indien finde man vegetatives Leben und göttliches Nichtsthun in höchſter Vollkommenheit. So geht die Schlegel'ſche Litanei noch lange fort und wird, ſchon in ſeinen ſonſt vielfach verdienſtlichen Werken die Sprache und Weisheit der Inder (1808) und Geſchichte der alten und neueren Literatur (1812) angeſtimmt, in ſeiner ſogenannten Philoſophie der Geſchichte (1828) und ſeiner Philoſophie des Lebens (1829) ganz ekelhaft mönchiſch. Ueberblickt man die Doctrin der Romantik im Ganzen, ſo wird man mit Ruge ſagen müſſen, daß ſie darauf ausgegangen, der Aufklärung und Humaniſirung der chriſtlichen Welt die Wiederherſtellung des Chriſtenthums, der Freiheit die Unterwerfung unter Offenbarung und Autorität, der Kunſt die Religion, der Begeiſterung die Ironie, der Freiheit des Menſchen die Frechheit des Genies entgegenzuſetzen.

Der ältere Schlegel gab ſich willig dazu her, die romantiſche Doctrin ſeines Bruders zu propagiren, und reiste, wie weiland Lavater als Muſterreiter der Bibelgläubigkeit, in Deutſchland umher, um durch öffentliche Vorleſungen das neue Heil unter dem Publicum auszubreiten, wobei ihm das Patronat der Frau von Stael, die ihn zu ihrem Reiſebegleiter machte, die vornehmen Cirkel eröffnete. Derartige Vorleſungen wurden die Lieblingsform der Offenbarung romantiſcher Geiſtreichigkeit und nachmals durch Tieck zu dramatiſcher Virtuoſität ausgebildet. Uebrigens war Wilhelm Schlegel zu geſcheidt, um ſich von dem blauen Dunſt der Romantik völlig benebeln zu laſſen. Der eitelſte der Menſchen, cokettirte er mehr nur mit der romantiſchen Rede, als daß er ſie für baaren Ernſt genommen hätte. Er wollte damit Lärm machen, weiter Nichts. Ein geſchmackvoller Sprachkenner, der er war, cultivirte er mit Vorliebe die univerſaliſtiſche Seite der Romantik, und hat der herder-göthe'ſchen Idee der Weltliteratur weſentliche Dienſte geleiſtet. Seine Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur (1809) ſetzten dem größeren Publicum das Weſen des griechiſchen, engliſchen, ſpaniſchen und italiſchen Drama's theoretiſch klar auseinander und ſeine Meiſterſchaft als Ueberſetzer lieferte zu der Theorie überall die praktiſchen Belege. Er führte Dante, Camoens und Calderon in Deutſchland ein, er lieferte eine noch immer unerreichte Uebertragung der Dramen Shakſpeare's (von 1797 an) und eröffnete uns durch ſeine Verdeutſchung einer Epiſode des Ramayâna (die Herabkunft der Ganga) den Blick in die koloſſale Phantaſtik der altindiſchen Epik. Seine kritiſchen und literarhiſtoriſchen Arbeiten erſcheinen überall durch romantiſche Schrullen und Schnurren viel weniger getrübt als die ſeines Bruders und es iſt nur gerecht, anzuerkennen, daß die edle Wiſſenſchaft der Literarhiſtorik eigentlich erſt von ihm datirt. Auch in Betreff der poetiſchen Production lief er dem Bruder den Rang ab, wenigſtens wußte er ſich, im Beſitz großer ſtyliſtiſcher Fertigkeit, mehr das Anſehen eines Poeten zu geben als jener, deſſen dichteriſche Hohlheit in ſeinem Trauerſpiel Alarkos zu einer grellbunten Blaſe der Verrücktheit aufſchwoll. Freilich wetteiferte auch Wilhelm Schlegel in ſeiner einzigen größeren Dichtung, dem Schauſpiel Jon, nur unglücklich mit der göthe'ſchen Iphigenie. Von jedem der Brüder pflanzt ſich herkömmlicher Weiſe ein halb Dutzend Gedichte in den Anthologien fort, aber es ſind kalte, lebloſe, gemachte Producte. Die Schlegel wollten den Mangel an Schöpferkraft und die Proſa ihrer Empfindungsweiſe durch Einführung des Klingklingelweſens ſüdlicher Formen verdecken und es kam durch ſie jene Sonetten- und Gloſſenwuth in Deutſchland auf, welche der wackere Voß ſo herb als treffend perſiflirt hat. Ueberhaupt ging das Schönthun der Schlegel mit den italiſchen und ſpaniſchen Dichtern bald ſo ins Extrem, daß zum großen Nachtheil unſerer Literatur eine Zeit lang gar nicht bezweifelt werden durfte, die crude-katholiſche Phantaſtik der Calderon'ſchen Autos ſei das Höchſte in der Poeſie. (Fr. Schlegel's ſämmtl. Werke, 1822—25, 10 Bde. A. W. Schlegel's ſämmtl. Werke, hrsg. v. Böcking, 1846, 12 Bde.)

19.

Die Schlegel proteſtirten zwar dagegen, daß ſie hätten eine Schule ſtiften wollen, allein eine ſolche war nun einmal da und die ſpezifiſchen Romantiker trugen Sorge, den romantiſchen Schulbegriff recht ſektenmäßig auszubilden. Ihr gemeinſames Merkmal iſt die bald bewußte bald inſtinktmäßige Oppoſition gegen die Claſſik, d. h. gegen Freiheit und Humanität, im weltweiten, kosmopolitiſchen Sinn der Aufklärung verſtanden. Sonſt ſpaltete ſich die Sekte in verſchiedene, ſich vielfach berührende, manchmal auch abweiſende Richtungen: in eine religiös-myſtiſch-katholiziſirende, eine phantaſtiſch-humoriſtiſche, eine junkerhaft-ritterliche, eine patriotiſche, eine ultramontan-fanatiſche und eine politiſch-reactionäre. So ziemlich alle dieſe Richtungen, mit Ausnahme der fanatiſchen, vereinigt in ſich der Hauptpoet der ganzen Schule, Ludwig Tieck, geboren am 31. Mai 1773 zu Berlin. Die Schlegel hatten lange mit Sehnſucht umhergeſpäht, ob denn, da Novalis zu frühe wegſtarb, kein Dichter kommen wolle, welcher thun ſollte, was ſie ſelbſt nicht konnten, nämlich die Formen ihrer Doctrin mit romantiſcher Subſtanz erfüllen. Als Tieck ſich nun der Schule zuneigte, wurde ſein poetiſches Meſſiasthum unter kritiſchen Fanfaren proclamirt, die uns heutzutage kaum mehr ein Lächeln, geſchweige etwas Anderes entlocken. Tieck war ein Poet, keine Frage, und wo er ſeine lyriſche Ader ohne romantiſche Affectation und Prätenſion gewähren ließ, trieb ſie volle, warme und glänzende Liederſtralen in die Luft, aber es hat ſich bitter genug an ihm gerächt, daß er ſeine beſten Jahre an ein lebensunfähiges und nur künſtlich belebtes Kunſtprinzip vergeudete. Er iſt der Nation Nichts geworden, ſeine Wirkſamkeit blieb eingeſchloſſen in die Kreiſe romantiſcher Geiſtreichigkeit und Excluſivität. Er ließ, von ſeinen ſonſtigen unbedeutenden Erſtlingswerken zu ſchweigen, zuerſt in ſeinem weitſchweifigen Roman William Lovell (1793 fg.), welcher die Werther-Fauſtfrage auf den Boden des Don Juanismus hinüberrückt, romantiſche Sympathien merken, kam aber erſt durch ſeine Volksmärchen (1797) und noch entſchiedener durch die gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde Wackenroder verfaßten Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders (1797) und Phantaſien über die Kunſt (1799) mit den



Ludwig Tieck

geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin.

Schlegeln und ihrem Kreiſe in nähere Beziehung. Die neuen Freunde wußten ihn feſtzuhalten und ſeine Productivität zu benützen. Er ſchrieb den Kunſtroman Franz Sternbald's Wanderungen, welcher die myſtiſch-lüſtern-katholiſche Richtung, die Göthe das Sternbaldiſiren nannte, unter den Schwachköpfen unſerer Künſtlerwelt zur Mode machte, fertigte im Intereſſe der Schule ſeine literariſch-polemiſchen Komödien (der geſtiefelte Kater, die verkehrte Welt, Prinz Zerbino u. a.), worin „mit wenig Witz und viel Behagen“ gegen Armſeligkeiten in der Literatur — worunter die Romantiker natürlich auch die Aufklärung verſtanden — zu Felde gezogen wurde, überſetzte ganz vortrefflich den Don Quixote (1799 fg.) und dichtete die Märchen (der getreue Eckart, Tannhäuſer, Ekbert, der Runenberg, die Elfen, der Pokal, Liebeszauber), welche nachmals mit den meiſten der literariſchen Komödien im Phantaſus (1812—17) zuſammengeſtellt und durch Kunſtgeſpräche, in welchen Tieck ſeine äſthetiſchen Anſichten ausführte, unter ſich verbunden wurden. Wir ſagten in Bezug auf dieſe Märchen abſichtlich, „er dichtete“ ſie, denn hier iſt Tieck wirklicher Dichter, hier weiß er, wie keiner der übrigen Romantiker, den Zauber der vielberufenen romantiſchen Waldeinſamkeit wirken zu laſſen und dem Leben der Natur ſeine verſchämteſten Geheimniſſe abzulauſchen. Das war aber den romantiſchen Freunden noch nicht genug, ſie wollten etwas ganz Großes, Dichtwerke, durch welche ſich die Romantik über die Claſſik wegheben oder ſich derſelben wenigſtens ganz entſchieden gleich ſtellen ſollte. Tieck that ſein Möglichſtes und ſchrieb ſein Trauerſpiel Leben und Tod der heiligen Genovefa (1799) und ſein Luſtſpiel Kaiſer Octavianus (1804). Die Schule ſtimmte darob Lobpſalmen an, als wäre jetzt erſt den Deutſchen gezeigt, was eigentlich Dichten hieße. Insbeſondere die Genovefa, dieſe plan- und einheitsloſe Apotheoſe des Mittelalters, rief die verrückteſten Urtheile hervor und wurde von den romantiſchen Narren unbedingt neben oder gar über Göthe's Fauſt geſtellt. Heutzutage fällt es Niemand mehr ein, dieſe Bimbambumelei zu leſen, außer dem Literarhiſtoriker, der aber für ſeine Mühe einigermaßen entſchädigt wird, da ihm die Genovefa den flagranteſten Beweis von romantiſcher Affectation liefert. Hier iſt wirklich das Kokettiren mit mittelalterlicher Sinniglichkeit, Minniglichkeit, Inniglichkeit und anderen Iglichkeiten auf die Spitze getrieben und man wird durch dieſe durchaus hohle und verlogene „Naturunmittelbarkeit“ unwillkürlich an die Schnurre von den zwei Kammerjungfern erinnert, welche die Verjüngungselixirflaſche ihrer Gebieterin auf einmal austranken und ſich dadurch die eine zum Backfiſch, die andere gar zum flennenden Wickelkind verjüngten. Selbſt unſere edle, durch Leſſing, Göthe und Schiller ſo herrlich ausgebildete Sprache muß ſich um der affectirten Mittelalterlichkeit willen die widerwärtigſte Verhunzung gefallen laſſen. Man leſe nur Tieck's Uhuballade die Zeichen im Walde, um zu fühlen, wie weit das ging. Tieck fand überhaupt ironiſches Gefallen daran, die Geduld ſeines Publicums auf harte Proben zu ſtellen. Er verkaufte demſelben die baare, langweilige Proſa ſeiner italiſchen Reiſeeinfälle als Reiſegedichte und ſpäter war er ſogar zu bequem, ſich auch nur um den Schein eines Rhythmus zu bemühen, und veröffentlichte unter dem Titel Seelen zu Gedichten ſeine Lyrik in Proſa. Uebrigens gab er mit ſeinem Märchendrama Fortunat (1815) der anempfundenen und forcirten mittelalterlichen Romantik den Abſchied und trat dann ſeit den 20ger Jahren mit einer langen Reihe von Novellen hervor, worin er auf der Baſis göthe'ſchen Styls die Fragen und Probleme der neuen Zeit gegen dieſe zu kehren ſich bemüht hat. Romantiker iſt er demnach auch in ſeiner zweiten Periode geblieben, nur nahm er hier ſtatt der Mittelalterlichkeit die Ironie zum Haupthülfsmittel. Zu wahrer und voller Poeſie kommt es daher auch in dieſer Novelliſtik nur ſelten. Es fehlt ihr der Herzſchlag der Leidenſchaft, ſie bietet, wie jener engliſche Kritiker ganz richtig bemerkte, der Phantaſie des Leſers viel zu wenig Stoff dar und die romantiſche Tendenz zerbröckelt die Erzählung in nüchterne Reflexionen. Einige dieſer Novellen ſind geradezu nur dialogiſirte Abhandlungen, geſchrieben, um die Berechtigung irgend einer romantiſchen Grille zu erweiſen. Zu den einerſeits durch ſeinen Humor, andererſeits durch pſychologiſche Meiſterſchaft ausgezeichnetſten Producten tieck'ſcher Novelliſtik gehören die Gemälde, der Jahrmarkt, das Zauberſchloß, Dichterleben, der Aufruhr in den Cevennen, wovon aber nur der erſte Theil fertig geworden, der Hexenſabbath, der junge Tiſchlermeiſter und Dichters Tod. Der hiſtoriſche Roman Vittoria Accorombona (1840), womit Tieck, wie es ſcheint, ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn abgeſchloſſen, war noch ein ſprechender Beweis für ſein mehr empfängliches als ſchöpferiſches Talent. Er hatte ſich zuletzt in verſchiedenen Novellen in abſprechendſter Weiſe gegen die ſeit 1830 hervorgetretenen literariſch-ſozialen Tendenzen ausgelaſſen, aber deſſenungeachtet wirkten dieſe ſo mächtig auf ihn, daß er ihnen ſeinen Tribut ſehr auffallend entrichtete, indem er in ſeiner Vittoria eine Emanzipirte jeder Zoll zur Heldin ſeines Abſchiedswerkes machte. Auch als Kritiker, Literarhiſtoriker, Herausgeber und Commentator hat Tieck in heimiſcher und fremder Literatur eine vielſeitige Arbeitſamkeit entwickelt, bei deren Reſultaten man ſchon einige Schrullen, wie z. B. die von der unübertrefflichen Vortrefflichkeit der altengliſchen Bühnentechnik, mit in den Kauf nehmen kann. (Geſ. Schriften, 1828 fg. 19 Bde. Geſ. Novellen, 1838, 14 Bde.)

Tieck machte durch ſeine Novelliſtik den Verſuch, mit der vorſchreitenden Zeit, wenn auch nur in vornehm abweiſender Form, ſich in Beziehung zu ſetzen. Dagegen ſehen wir in Zacharias Werner (1768—1823) aus Königsberg, dem Hauptvertreter der myſtiſch-religiöſen Seite der Romantik, die rückwärtszeigende Befangenheit der Schule auf den Culminationspunkt gelangen. Werner rettete ſein durch ſyſtematiſche Lüderlichkeit zerrüttetes Gemüth in den Schooß der katholiſchen Kirche (1811) und hat ſich dann in Wien zu Tode gepredigt. Es ging in ihm ein großes dramatiſches Talent verloren, verloren in bodenloſer Nebelei und Karfunkelei. Er hatte ſich in ſeiner beſſeren Zeit mit dem Plane getragen, vermittelſt der erweiterten Idee der Freimaurerei mitten in der Wirklichkeit eine ideale Welt, einen religiös-künſtleriſchen Geheimbund zu begründen, und hatte in ſeinem Drama die Söhne des Thals (1803) dieſen Plan poetiſch zu entwickeln und zu organiſiren geſucht. Dies blieb ſeine dichteriſche Hauptleiſtung. Doch ſchon hier und mehr noch im Kreuz an der Oſtſee beginnt jene melodramatiſche Spektakelei mit myſtiſcher Hyſterie, Mirakeln und Geſpenſtern zu rumoren, die ſeine ſpäteren Dramen zu Schatzkäſtlein romantiſchen Wahnſinns macht. Am berüchtigtſten iſt ſein Trauerſpiel der vierundzwanzigſte Februar geworden, welches das griechiſche Fatum zur willkürlichſten Fratze verzerrt und eine Reihe von romantiſchen Schickſalstragödien hervorgerufen hat, welche die Schickſalsidee zum gemeinſten Aberglauben entwürdigten und unſere Bühne für einige Zeit mit dem plumpſten fataliſtiſchen Spuk erfüllten. Adolf Müllner (ſt. 1829, die Schuld), Ernſt von Houwald (geb. 1778, das Bild) und Franz Grillparzer (geb. 1790, die Ahnfrau) gewannen durch ſolche Schauertrauerſpiele den Beifall des großen Haufens. Der Letztere hat, ausgeſtattet mit einem ſchönen Talent, auch den Verſuch gemacht, tragiſche Probleme des Alterthums zu romantiſiren (Sappho, das goldene Vließ, Hero und Leander), ohne es weder hier noch in ſeinen ſonſtigen dramatiſchen Arbeiten zu einem poetiſchen Totaleindruck bringen zu können. Dieſen vermiſſen wir auch überall in den Dichtungen von Clemens Brentano (1777—1842), der recht eigentlich an der romantiſchen Myſtik und Phantaſtik zu Grunde gegangen iſt, wahrhaft geniale Anlagen in Willkür und Zerriſſenheit aufzehrend und zuletzt bis zu kapuzinerhaftem Blödſinn herabſinkend. Er ſpielt mit ſeinen Werken, deren meiſte 1851 in einer Geſammtausgabe von 7 Bänden neu aufgelegt ſind, in die myſtiſche, humoriſtiſche und patriotiſche Richtung der Romantik hinein, doch ſchlägt die erſtere vor. Die zweite berührt er durch ſeine Satire die Philiſter vor, in und nach der Geſchichte (1811) und durch ſeine Erzählung die mehreren Wehmüller (1831), die dritte durch ſein Feſtſpiel Victoria und ihre Geſchwiſter (1813). Wie in ſeinem hiſtoriſch-romantiſchen Drama die Gründung Prags (1815), nahm er in ſeinem Romanzencyklus vom Roſenkranz ebenfalls einen großartigen Anlauf, aber auch das Schönſte, was er hier vorführt, verſchwimmt und verquillt alſbald wieder in die fratzenhaften Gebilde wüſter Myſtik. Die Romanzen vom Roſenkranz ſah er ſelber für ſein Beſtes an, und wie denn die Romantiker von dem göthe'ſchen Wort: Nur die Lumpe ſind beſcheiden! die ausgedehnteſte Nutzanwendung machten, ſo ſagte Brentano von dieſem Gedicht, es ſei, als hätte es Shakſpeare geſchrieben, der den Dante im Leibe gehabt. Mit Vorliebe cultivirte jedoch Brentano das Märchen, denn hier konnte die romantiſche Willkür ganz ſchrankenlos ins Himmelblaue hineinphantaſiren. Man braucht auch nur ſein Märchen von Gockel, Hinckel und Gackeleia zu leſen, um zu erfahren, wie dieſe Märchencaprice zuletzt ganz inſipid und kindiſch wird. Am wenigſten ſieht ſich der Leſer unangenehmen Störungen ausgeſetzt in Brentano's ſchöner Geſchichte vom braven Kasperl und der ſchönen Annerl (1838). Dieſe meiſterhafte Erzählung und die Romanze der luſtigen Muſikanten aus dem gleichnamigen Singſpiel lehren uns den Dichter von der liebenswürdigſten Seite kennen. Brentano gab mit ſeinem Schwager Achim von Arnim (1781—1831) aus Berlin gemeinſchaftlich des Knaben Wunderhorn heraus (1808, 3 Bde.), jene berühmte Sammlung älterer und neuerer deutſcher Volkslieder, deren Text die Herausgeber freilich vielfach romantiſch willkürlich entſtellten. Die Wirkung dieſer Volksliederſammlung thut ſich in der ganzen neueren Lyrik höchſt erfreulich kund, jedoch müſſen wir bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß die Romantiker das Schönthun mit der Volksdichtung häufig bis ins Läppiſche trieben und das Publicum mit aller Gewalt zwingen wollten, auch den roheſten und nichtsſagendſten Aeußerungen des Naturalismus Geſchmack abzugewinnen. Was Arnim betrifft, ſo ſteht er an genialer Begabung keinem der Romantiker nach, und bei ihm haben wir es noch mehr als bei ſeinem

Schwager zu beklagen, daß das „Schweigen in dunkeln Stimmungen und ſchattenhaften Phantaſien, wie die Unfähigkeit der rundenden Form" ſein reiches Talent zu keiner künſtleriſchen Harmonie gelangen ließ. Er hat ſogar vor Tieck das Vermögen voraus, wirkliche, mit Leben und genialem Humor erfüllte Geſtalten zu zeichnen, allein alle ſeine größeren Werke leiden an einer Zerbröckelung und Ungleichheit, die das Schönſte und Größte hart neben das Häßlichſte und Aermlichſte ſtellt; am unerquicklichſten in ſeinen dramatiſchen Verſuchen, wo ihm die Form ganz ins Nebuloſe zerrinnt. In ſeinen Romanen die Gräfin Dolores (1810) und die Kronenwächter (1817), von welchem im großartigſten Style angelegten hiſtoriſchen Roman aber nur die erſte Hälfte geſchrieben wurde, ferner in ſeiner Novelle Iſabella von Aegypten (1812) finden ſich Stellen, die dem größten Dichter Ehre machen würden, aber daneben auch wieder ſolche, namentlich in der Dolores, wo die Poeſie in völlig aberwitzigem Stammeln verklingt oder ihre Gebilde uns plötzlich ein grauenhaft verzerrtes Antlitz zukehren. Am grellſten tritt die ſpukhafte Formloſigkeit, das ſchemenartige Schwanken aller Geſtalten und Gedanken in der Päpſtin Johanna zu Tage, wogegen ſich Arnim's tiefes Gefühl und phantaſievoller Humor in ſeiner Novelle Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott zu einem vollendet ſchönen Kunſtwerk zuſammenfaßte, dem wir in dieſer Art gar Nichts zur Seite zu ſtellen wüßten. (Sämmtl. Werke, hrsg. v. W. Grimm und Bettina, 1839 fg. 18 Bde.) Die phantaſtiſche Humoriſtik, welche das Weſen von Arnim ausmacht, ſchnappte in Werner's Landsmann, Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1822), geradezu über. In den Phantaſie- und Nachtſtücken, in den Märchen und Novellen dieſes Mannes läßt der tollgewordene Humor ſeinen krampfhaften Grimm gegen die Wirklichkeit dadurch aus, daß er derſelben mit dämoniſcher Schadenfreude eine Welt voll unerhörter Fratzenhaftigkeit, Doppelgängerei, Somnambulismus und geſpenſtigem Blindekuhſpiel gegenüberſtellt. Welches Buch man von Hoffmann aufſchlagen mag, aus allen riecht Einen höchſt widerwärtig der Alkohol an, welcher bekanntlich der Spiritus familiaris einer Romantik war, deren Fratzen zuletzt ihrem eigenen Schöpfer eine ſolche Angſt einjagten, daß ſeine Frau bei ihm wachen mußte, wenn er ſie ſchuf. (Sämmtl. Werke, 1844—45, 12 Bde.) Karl Weisflog (ſt. 1828) ſuchte in ſeinen Phantaſieſtücken und Hiſtorien die Manier Hoffmann's möglichſt zu copiren, ſchielte dabei aber auch nach Jean Paul hinüber. Wie dem Callot-Hoffmann das Dämoniſche und Geſpenſtige zur fixen Idee wurde, ſo dem Baron Friedrich de la Motte Fouqué (1777—1843) das ritterliche Junkerthum, welches er in Vers und Proſa, in Heldengedichten, Dramen und Romanen zu Ehren bringen wollte. Nordiſches Reckenthum, altdeutſche Minniglichkeit, abenteuerliches Spukweſen und frömmelnde Gläubigkeit hat er zu einem romantiſchen Brei zuſammengequirlt, über welchen das Publicum mit wahrem Heißhunger herfiel. Der letztere Umſtand verleiht Fouqué literarhiſtoriſche Bedeutung. Durch ihn wurde die Mittelalterlichkeit wirklich in den weiteſten Kreiſen populär, aber das raſche und gänzliche Schwinden dieſer Popularität zeigt zugleich, wie ſchnell das Intereſſe an den Pointen der Romantik ſelbſt unter den urtheilsloſeſten Leſern verwitterte. Heutzutage würde Fouqué, obgleich ſeine Werke 1841 in einer Auswahl von 12 Bänden neugedruckt wurden, gänzlich zu den Verſchollenheiten gehören, wenn nicht hie und da ein großes Kind noch ſein Märchen Undine läſe. Beſſer als Fouqué mit ſeinem Romantiſiren altnordiſchen Reckenthums zuwegekam, löſte dieſe Aufgabe der Däne Adam Oehlenſchläger (1774—1849), der mit der deutſchen Romantik in der engſten Verbindung ſtand und die meiſten ſeiner Werke auch in deutſcher Sprache herausgab, wie dies ſeine Landsleute Baggeſen und Anderſen vor und nach ihm thaten. Oehlenſchläger wußte aus der Quelle des nordiſchen Sagenſchatzes mit geſchickter Hand zu ſchöpfen und mit nicht minder geſchickter ſeinen Recken, wie ſie in den Tragödien Hakon Jarl, Palnatoke, Axel und Walborg, Stärkodder und in anderen ſeiner Dichtungen auftreten, das romantiſche Gewand umzulegen, ohne ihre germaniſche Nationaleigenthümlichkeit zu verwiſchen. Außerdem danken wir ihm eine recht gelungene Wiederdichtung unſeres alten Romans von der Inſel Felſenburg (die Inſeln im Südmeer). Neben Oehlenſchläger ſtellt ſich Ernſt Konrad Friedrich Schulze (1789—1817) aus Celle, inſofern er in ſeinem Hauptwerk, dem Heldengedicht Cäcilia, einen nordiſch-heroiſchen Stoff, die Bekehrung Skandinaviens zum Chriſtenthum, behandelt hat. Schulze's Cäcilia (1818), wie ſeine poetiſche Erzählung die bezauberte Roſe (1818), gehören zu den jetzt noch lesbarſten Producten der Romantik. Dieſe von warm lyriſchem Gefühl getragene Epik iſt formſchön gerundet und von großem ſprachlichen Wohllaut. Gibt ſie ſich auch hie und da etwas zu ſeidenweich, ſo iſt ſie doch weit entfernt von der Süßholzigkeit, womit in neueſter Zeit Friedrich Halm (Münch-Bellinghauſen, geb. 1806) in ſeinen Dramen (Griſeldis, der Sohn der Wildniß) altes Ritter- und Barbarenthum ſo unausſtehlich verſentimentaliſirte.

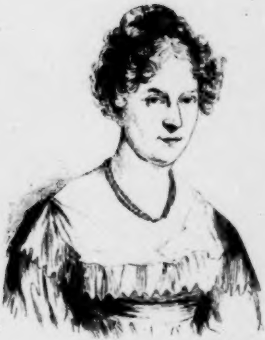
20.

Die patriotiſche Seite der Romantik führt wiederum ganz deutlich auf Fichte zurück. Sie bemühte ſich um die Erweiterung und Populariſirung der Idee einer nationalen Wiedergeburt, wie ſie der tapfere Philoſoph in ſeinen Reden an die deutſche Nation vorgezeichnet hatte. Es lag in der Natur der Verhältniſſe, daß unter dem Druck napoleon'ſcher Fremdherrſchaft der Gedanke des Kosmopolitismus, welcher unſere Claſſik beſeelt hatte, vor dem der Nationalität zurücktrat, daß treffliche Männer nur in der Weckung und Kräftigung des Nationalſinns Heil und Hülfe erblickten. Von dieſem Geſichtspunkt aus waren nicht nur die Bemühungen des Tugendbundes, nicht nur die Beſtrebungen ausgezeichneter Patrioten, wie Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau, Schill, Arndt und Andere, vollkommen berechtigte, ſondern thaten ſogar die ſchriftſtelleriſchen Aeußerungen des „alten und ewigen Gymnaſiaſten“ und Turnkunſtmeiſters F. L. Jahn, wenigſtens in ihren Anfängen (Deutſches Volksthum 1810), gute Dienſte. Später freilich wurde gerade Jahn ein Typus jener geiſtloſen Deutſchthümelei, jener plumpen Affectation waldurſprünglichen Teutonismus, welcher innerlich ebenſo unfrei und bornirt, als in ſeinem äußerlichen Gebahren albern und lächerlich war.

Die Stimmung der trüben Jahre von der Schlacht bei Jena an bis zu den erſten Anzeichen einer nationalen Erhebung nach dem Brande von Moskau prägte ſich nationalliterariſch am ſchärfſten und bedeutendſten aus in Heinrich von Kleiſt, der ſich, geboren 1776 zu Frankfurt a. d. Oder, im November 1811, unfähig, die Schmach des Vaterlandes länger mitanzuſehen, ſelbſt den Tod gab. Kleiſt war eine ſpartaniſche Natur, weitaus der kernigſte, männlichſte Charakter der romantiſchen Schule und dabei ein großer Poet. Die Genialitätsgrillen, Glaubensſchnurren und ironiſchen Frechheiten der Romantik konnten ihm nicht die mindeſte Theilnahme abgewinnen. Alles ging bei ihm auf das Große, Edle, Ethiſche, und ſogar da, wo er anmuthig ſcherzt, wie in ſeinem lieblichen, lange nicht genug gekannten Idyll der Schrecken im Bade, iſt der Scherz nur die Folie hochſittlichen Ernſtes. Im Drama entwickelte er eine Fülle tragiſcher und komiſcher Kraft. Unſere

Literatur hat nur wenige ſo künſtleriſch durchgeführte und dennoch vollkommen bühnengerechte Schauſpiele aufzuweiſen, wie Kleiſt's Prinz von Homburg und Käthchen von Heilbronn, und gar kein Luſtſpiel, wie ſein zerbrochener Krug eines iſt. Ebenſo einzig ſteht ſeine Erzählung Michael Kohlhaas da mit ihrer markigen und conſequenten Charakteriſtik. Kein Product der nachmaligen Befreiungskriegslyrik kommt an concentrirtem Zorn, an Energie des Haſſes dem Mahnruf gleich, welchen Kleiſt 1809 die Germania an ihre Kinder richten ließ, und kein deutſcher Dichter wußte dem vielbehandelten Stoff der Hermannsſchlacht eine ſo hiſtoriſch treue Geſtaltung und zugleich eine ſo natürliche zeitgemäße Beziehung zu verleihen, wie er. (Geſ. Schrift., hrsg. v. Tieck, 1826, 3 Bde.) Die Erhebung Deutſchlands gegen Napoleon repräſentiren in ihren Gedichten vornehmlich die drei Lyriker Körner, Arndt und Schenkendorf. Theodor Körner, geboren 1791 zu Dresden, gab ſich in ſeinen Dramen (Zriny, Roſamunde) der Nachahmung Schiller's zu jugendlich unſelbſtſtändig hin, um als Dramatiker etwas Gediegenes zu leiſten. Dagegen iſt ſeine feurig patriotiſche Kriegslyrik („Leier und Schwert“), die er als Lützow'ſcher Freiwilliger übte, von um ſo bleibenderer Wirkung geworden, als er ihre Wahrheit durch ſeinen Heldentod bei Gadebuſch beſiegelte (am 26. Auguſt 1813). Ernſt Moritz Arndt (geb. 1769) aus Schoritz auf der Inſel Rügen theilte mit vielen ausgezeichneten Männern die Bemühungen für Weckung und Bethätigung vaterländiſchen Sinnes zur Zeit der Fremdherrſchaft, wie nachmals die Wirkungen jener Verdächtigungs- und Verfolgungswuth, welche nach Abſchüttelung des Franzoſenjoches die deutſchen Regierungen ergriff, als ſie patriotiſcher Begeiſterung nicht mehr zu bedürfen glaubten. Aus dem Innerſten von Arndt's biederem Gemüth ſind ſeine allbekannten vaterländiſchen Lieder entſprungen, die den Enthuſiasmus ihres Dichters auf den Schwingen herrlicher Melodien über ganz Deutſchland hintrugen. Arndt's Erinnerungen aus dem äußeren Leben (1840) zeichnen ſowohl den Mann als ſeine Zeit ſehr gut. (Sämmtl. Gedichte, 1840.) Auch die Lieder, welche Max von Schenkendorf (1784—1817) aus Tilſit in und nach den Befreiungskriegen ſang, ſind ganz und voll aus der Zeitſtimmung in ihrem reinſten Aufſchwunge herausgedichtet. Sie wurden ebenfalls, wie die von Körner und Arndt, wirklich geſungen, haben in Tauſenden edle Begeiſterung entzündet und ihre Tiefe und Wärme, ihr elegiſcher Schmelz reihen ſie für immer unter die Perlen unſerer nationalen Lyrik. (Sämmtl. Gedichte, 1837.) Den patriotiſchen Liederton führten ſpäter die Brüder A. L. Follen, K. Follen, E. Hinkel, J. F. Maßmann und Andere in Burſchenſchafts- und Turnergeſängen noch lange fort und unter dieſe miſchte nach langem Schweigen auch das deutſche Volkslied wieder einige herzhafte Klänge. Der patriotiſchen Romantik laſſen ſich ohne Zwang die Heldengedichte (Tuniſias, Rudolfias) des Erzbiſchofs Johann Ladiſlaw Pyrker (geb. 1772) anreihen, in welchen im Gewande des Hexameter vaterländiſche Stoffe nicht ohne epiſches Talent, aber mit mehr romantiſcher als homeriſcher Breite vorgeführt werden. (Sämmtl. Werke, 1845, 3 Bde.) Zwei andere Oeſtreicher, die Brüder Heinrich Joſeph von Collin (1772—1811) und Matthäus von Collin (1779 — 1824), lehnen ſich in ihren Romanzen und Dramen mehr an Schiller an, von welchem ſie aber, wie andere Dramatiker dieſer Periode, A. Klingemann, J. A. Apel (Verfaſſer des callot-hoffmann'ſchen Geſpenſterbuchs) und E. Gehe, nur die rhetoriſche Seite zu erfaſſen vermochten. Von unſtreitig größerer Befähigung zum Tragiker als dieſe war Joſeph von Auffenberg (geb. 1798) aus Freiburg, der den ſchiller'ſchen Styl in einigen ſeiner Stücke (z. B. im Nordlicht von Kaſan) geſchickt copirte, dann aber in ſeiner Alhambra ſich in eine zügelloſe Bilderſchwelgerei, in eine romantiſche Maaß- und Formloſigkeit ſtürzte, deren Wortſchwall alles künſtleriſche Streben erſtickte. (Geſ. Werke, 1843 fg., 21 Bde.) Da wir gerade bei dramatiſchen Unzulänglichkeiten ſind, die mit der Romantik in näherer oder entfernterer Beziehung ſtehen, ſo nennen wir hier auch noch Ernſt Raupach (geb. 1784), der, ein Kotzebue in Jamben, ſeine praktiſche Bühnenkenntniß dazu benützte, einem genügſamen berliner Publicum eine unendliche Reihe von Dramen „ernſter und komiſcher Gattung“ (Sorte ſollte es eigentlich heißen) aufzutiſchen, ferner den wiener Schauſpieler Karl Raimund (1790 — 1836), welcher die Kasperlkomödie mit allegoriſcher Romantik ausſtaffirte, und endlich den bühnenkundigen Karl Eduard von Holtey (geb. 1797), deſſen melodramatiſche Stücke (Leonore u. a.) zu ihrer Zeit Glück machten.

Wir dürfen die patriotiſchen Romantiker nicht verlaſſen, ohne einige Augenblicke bei einer Geſtalt zu verweilen, welche ſich in den erſten Reihen derſelben hervorthat, um ſpäter eine beiſpielloſe ſtyliſtiſche Befähigung gegen die theuerſten Intereſſen des Vaterlandes zu wenden. Wir meinen Joſeph Görres (1776—1850) aus Koblenz, von welchem Gentz ſagt, daß Niemand „erhabener, furchtbarer und teufliſcher“ geſchrieben habe als er. Görres war in ſeiner Jugend trunken von republikaniſcher Freiheitsbegeiſterung und ſo intenſiv war die demokratiſche Färbung, welche ſein Weſen damals angenommen, daß er ſie ſpäter auch mit dem beſten Willen nie gänzlich vertilgen konnte. In ihrem brennendſten Hochroth erſchien dieſe Farbe in ſeinem rothen Blatt (1796), worin er ganz offen die Republikaniſirung der Rheinlande anſtrebte. Als der Gang der Revolution ſeinen excentriſchen Hoffnungen nicht entſprach, warf ſich Görres in das Mittelalter und die Romantik. Während ſeines Aufenthalts in Heidelberg eng mit Brentano und Arnim befreundet, gab er deutſche Volksbücher und Volkslieder heraus und ſchrieb, angeregt durch den mythologiſchen Tic der ſchelling'ſchen Naturphiloſophie, ſeine Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt, worin der görres'ſche Styl zuerſt ſeine ganze Meiſterſchaft entfaltete, eine Meiſterſchaft, die in ſeinem während der Befreiungskriege unternommenen Journal „der rheiniſche Merkur“ eine ſolche Gewalt politiſcher Beredtſamkeit übte, daß man Görres damals den fünften Alliirten nannte. Aber dieſer Alliirte war nach errungenem Siege über die Franzoſen keineswegs geneigt, mit der heiligen Allianz durch Dick und Dünn zu gehen, ſondern wendete ſich mit in Deutſchland unerhörtem Freimuth gegen die beginnende Reaction und ihre Miethlinge, z. B. gegen den elenden Denuncianten Schmalz. Görres ſtand auch als Sprecher an der Spitze der Deputation, welche 1818 den König von Preußen Namens der Rheinprovinz an die Erfüllung feierlich gegebener Verfaſſungsverſprechen mahnte. Von dieſem Höhepunkte ſeiner öffentlichen Laufbahn ſehen wir nun den genialen Mann mit raſchen Schritten abwärts und zurückgehen. Schon in ſeiner Schrift Deutſchland und die Revolution (1819), welche er nach Unterdrückung des rheiniſchen Merkurs herausgab, und noch mehr in dem Buche Europa und die Revolution (1821) führt ihn der darin aufgeſtellte Dualismus zwiſchen Kirche und Staat zu den bedenklichſten Conſequenzen, zur bilderprächtigen Anpreiſung der mittelalterlich-katholiſchen Weltanſchauung. Kochenden Grimm gegen Preußen im Herzen, war er nach München gegangen und ſchleuderte von da aus 1838 ſein fulminantes Pamphlet Athanaſius in die bekannten kölner Wirren. Dieſes Buch ſicherte ihm die nicht beneidenswerthe Rolle als Hauptchampion des Ultramontanismus in Deutſchland und er ſuchte durch Schriften über die chriſtliche Myſtik (1836) und über Kirche und Staat (1842) dieſer Stellung in einer Weiſe Genüge zu leiſten, die zu unſerem Bedauern darthut, daß ein ſolches Genie unrettbar in die Nacht fanatiſchen Wahnwitzes verſank. Syſtematiſcher, aber unendlich geiſtloſer und gemeiner als Görres, ſuchte der 1820



Rahel

Antonie Friederike Varnhagen von Enſe

geb. den 1. Pfingſtfeiertag 1771 zu Berlin,
geſt. den 7. März 1833 zu Berlin.

katholiſch gewordene Schweizer K. L. von Haller, ein Enkel des Alpenſängers, vermittelſt ſeines bandwurmlangen Buches Reſtauration der Staatswiſſenſchaft (1816 fg.) der Reaction der Reſtaurationszeit doctrinäre Wege zu bahnen. Der eigentliche Publiziſt jener unſeligen Periode aber war Friedrich Gentz (1764—1832), der Protokollführer des Wiener Congreſſes, die Feder Metternich's, der Meiſter jenes diplomatiſchen Styls, welcher den verworfenſten Tendenzen und der herzloſeſten Niederträchtigkeit ein glänzendes Mäntelchen umzuhängen weiß. Wir glauben zur Ehre unſeres Landes, daß es keinen zweiten Mann hervorgebracht hat, welcher ſo ſchändlich feig und feil wäre, wie Gentz es war, der um Geld ebenſo unbedenklich, wie ſeine eigene, auch die Ehre ſeiner Mutter verkauft hätte. Er ließ in der Virtuoſität der Apoſtaſie die Adam Müller, Schlegel, Haller u. ſ. f. meilenweit hinter ſich. Mit Görres kann er gar nicht verglichen werden, denn dieſer war nie gemein und feil. Dennoch hat Gentz in der deutſchen Culturgeſchichte eine nicht unwichtige Stellung. Er ſteht mit ſeinem laſterhaften Egoismus und Epikuräismus, mit ſeiner geiſtreich frechen Schauſtellung von Lüderlichkeit, Unverſchämtheit und Blaſirtheit, die ſich ſelber „unendlich ſchlecht“ nennt, mit ſeiner raffinirten Genußſucht und ſeiner ſchandbaren Käuflichkeit da als die Perſonifikation der letzten Conſequenz romantiſcher Willkür, als warnendes Beiſpiel, in welche Cloake die romantiſche Ironie zuletzt nothwendig ausmünden mußte.

Es thut ordentlich wohl, daß wir uns von der niederſchlagenden Betrachtung gentziſcher Gemeinheit und Verlogenheit wieder aufrichten können durch den Hinblick auf eine Frau, in deren intellectuellem und ſittlichem Weſen Humboldt zufolge die Wahrheit der auszeichnende Zug war. Es iſt dies Rahel Levin (1771 — 1833) aus Berlin, welche, ohne ſelber als Schriftſtellerin aufzutreten, gleichwohl durch ihre Perſönlichkeit und ihren Briefwechſel auf viele der namhafteſten Männer ihrer Zeit im beſten Sinne anregend gewirkt hat. In allen Dingen wußte ſie mit wunderbarem Inſtinkt das Wahre herauszufinden und das Gefundene auch Andern zu Nutzen und Frommen zu wenden. So war ſie z. B. mit unter den Erſten, ja ſie war geradezu die Erſte, welche die wahre Stellung Göthe's in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes zu erkennen und zu würdigen verſtand. Mit Recht hat man ſie „den perſönlichen Chor in dem großen Drama ihrer Zeit“ genannt. Ihr reicher Briefwechſel, welchen ihr Gatte Varnhagen veröffentlichte (1834—36, 3 Bde.), enthüllt den treueſten Spiegel der romantiſchen

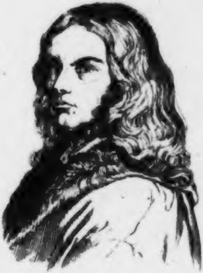
Epoche und der Reſtaurationsperiode und läßt uns in die kryſtallklare Seele einer Frau von ſeltenem „Zuſammenhange in Gemüth und Ueberzeugung“ hineinblicken, die von ſich ſagen konnte und durfte: „Mehr gedemüthigt als ich wird man nicht, mehr Kummer erlebt man nicht, größeres Unglück in Allem, worauf man den größten und kleinſten Werth ſetzt, erfährt man nicht, mehr ſieht man nicht untergehen, eine gepeinigtere Jugend erlebt man nicht, kränker war man nicht, dem Wahnwitz näher auch nicht — und geliebt habe ich! Wann aber ſprach die Welt mich nicht an, wann fand mich nicht alles Menſchliche, wann nicht menſchliches Intereſſe, Leid und Kunſt und Scherz!“ Das verſtändige Streben Rahel's, die Idee überall mit der Wirklichkeit in Beziehung zu ſetzen, hüllt ſich in den Büchern, womit Bettina (Eliſabeth, geb. 1787), die Schweſter Brentano's und Gattin Arnim's, aufgetreten, in die buntſchillernden, wimmelnd und wirbelnd daherfahrenden Wolken der romantiſchen Phantaſie, aus welcher viel geniale Blitze brechen, viel lachender Donner fährt, daneben aber auch myſtiſches Irrwiſchgeflacker und unerquicklicher Wind. Man muß das eben nehmen, wie es kommt, denn Bettina iſt die ſouveraine romantiſche Willkür in Perſon, ſie iſt ein Kind, das Kind, welches uns ſeine genialen Einfälle vorplaudert, wo, wann und wie ſie ihm gerade einfallen. Sie hat das Intereſſe des Publicums zuerſt erregt durch ihren 1835 veröffentlichten Briefwechſel eines Kindes mit Göthe (3 Bde.) und daſſelbe ſeither durch andere Briefwechſel und Geſpräche (mit der Günderode, mit der Frau Rath d. i. Göthe's Mutter, mit ihrem Bruder Clemens) lebhaft wach erhalten. Alle dieſe Briefwechſel und Geſpräche ſind im Grunde Bettina'ſche Dichtungen, welche namentlich durch ihre wunderbar ſchönen Naturſchilderungen und die naive Offenbarung der ſüßeſten Geheimniſſe einer Mädchenſeele anmuthig wirken. Bettina ſtrebt aber nach Höherem, und wenn ſie in ihren neueren Schriften (z. B. im Königsbuch durch Darſtellung des Elends der berliner Familienhäuſer) ihre Theilnahme an den brennendſten ſozialen Fragen der Gegenwart edel manifeſtirte und dem politiſchen Aberglauben tüchtig zuſetzte, ſo trug ſie ſich, inſpirirt von der Naturphiloſophie, früher hauptſächlich mit der Idee, eine neue Religion, die Religion der freien Perſönlichkeit zu ſtiften, in welcher Wahrheit, Schönheit und Liebe zuſammenklingen und die ganze Weltgeſchichte zur Harmonie wird. Als bewegendes Agens, als den Gott dieſer Religion, bei der es, wie ſie der Günderode ſchreibt, der Menſchheit wieder wohl werden ſoll, faßt ſie die Leidenſchaft und gibt daher der nach Gott fragenden Freundin zur Antwort:

„Gott iſt die Leidenſchaft. Fühlſt du nicht auch: das Göttliche, was den Geiſt des Erſchaffens gibt, ſei die ungebändigte Leidenſchaft? Was iſt Leidenſchaft als erhöhtes Leben durch's Gefühl, das Göttliche ſei dir nah, du könneſt es erreichen, du könneſt zuſammenſtrömen mit ihm? Was iſt dein Glück, dein Seelenleben als Leidenſchaft, und wie erhöht ſich deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun ſich auf in deiner Bruſt, von denen du vorher noch nicht geträumt hatteſt? Ja drum! Der Irrthum der Kirchenväter, Gott ſei die Weisheit, hat gar manchen Anſtoß gegeben, denn Gott iſt die Leidenſchaft. Groß, allumfaſſend im Buſen, der alles Leben ſpiegelt wie der Ozean, und alle Leidenſchaft ergießt ſich in ihm wie Lebensſtröme, und ſie alle umfaſſend iſt die Leidenſchaft die höchſte Ruhe." Schon dieſe kurze Stylprobe kann zeigen, daß man Grund hatte, Bettina die Sibylle der Romantik zu nennen, aber zugleich auch, daß eine geniale Zukunftsahnung dieſer Sibylle in ihrer Jugend das Wort eingab: „Oft dacht' ich, ich müſſe mit fliegender Fahne den Völkern voranziehen."

21.

Wir haben uns nun mit den dichteriſchen Epigonen der Romantik zu beſchäftigen, die theils widerſtandlos in der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", befangen blieben, theils aber auch dem Banne ſich entrafften, um geſunder und freier in der Gegenwart zu athmen, wenn ſie gleich die Nachwirkung des romantiſchen Zaubers nie völlig zu überwinden vermochten. Unſere Betrachtung wird hier nur eine zerbröckelte, katalogartige ſein können, denn es hieße den Eigenthümlichkeiten der Männer, welche wir im Auge haben, Zwang anthun, wollten wir ſie unter irgend einem Parteibegriff zuſammenfaſſen. Wir wüßten auch außer der Bezeichnung romantiſcher Epigonenſchaft gar keinen ſolchen Geſammtbegriff zu finden und dieſer hat wieder einen ſo anrüchigen Beigeſchmack, daß wir ihn keineswegs auf alle in Frage ſtehenden Poeten angewendet wiſſen möchten.

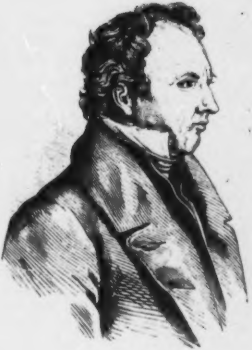
Ganz getränkt mit mittelalterlich-katholiſch-patriotiſcher Romantik erſcheint Joſeph von Eichendorff (geb. 1788) aus Lubowitz in Schleſien. Er hat noch 1847 der romantiſchen Schule ein apologetiſches Buch gewidmet, worin er derſelben nur den Vorwurf macht, daß ihre Richtung ſie mehr nur bis vor die Thüre der katholiſchen Kirche als in das Heiligthum ſelber geführt hätte. Was ſein Dichten angeht, ſo iſt ein träumeriſches Helldunkel die Region, in welcher es ſich bewegt, weshalb ihm auch dramatiſche Verſuche am wenigſten gelangen. Seine Stimmung iſt durch und durch lyriſch und die ſeelenvolle Innigkeit ſeiner Lieder macht ihn zu einem Lyriker erſten Ranges. Auch ſeine Novelliſtik iſt Lyrik in der Form ungebundener Rede. Freilich, zur befriedigenden Durchführung größerer Romandichtungen (Ahnung und Gegenwart, Dichter und ihre Geſellen) reicht dieſe in prächtig friſcher Naturmalerei ſchwelgende, gläubig phantaſirende, zuweilen auch ſchelmiſch blickende Lyrik nicht aus, wohl aber vollſtändig zu kleineren Novellen, wie deren Eichendorff einige höchſt anmuthige gedichtet hat (Leben eines Taugenichts, die Glücksritter — Geſ. Werke, 1843, 4 Bde.). Verwandt mit Eichendorff in lyriſcher Grundſtimmung iſt ein anderer populärer Liederſänger, Wilhelm Müller (1794—1827) aus Deſſau, deſſen „zartes raſches flackerndes Gefühl und von Witz leicht aufgeregte Einbildungskraft“ ſich namentlich in der lyriſchen Ausmalung hübſch erfundener Situationen aus dem Volksleben gefielen, der vermittelſt ſeiner männlich feurigen Griechenlieder (1822) den durch die matte Literatur der Reſtaurationsperiode verflachten Sinn ſeiner Landsleute zuerſt wieder auf höhere Ziele lenkte und gegenüber deutſchthümelnder Verbohrtheit und Engherzigkeit den romantiſch umwölkten Horizont des deutſchen Kosmopolitismus wieder aufhellte. Dieſer ließ ſogar einen Franzoſen, den trefflichen Adalbert von Chamiſſo (1781 — 1838) aus der Champagne, auf deutſcher Erde heimiſch werden. Chamiſſo hängt der Form nach eng mit den Romantikern zuſammen und ſtellt ſich mit ſeiner Geſchichte des ſchattenloſen Peter Schlemihl (1814), welche ſeinen Ruf zuerſt begründete, mitten in die romantiſche Märchendichtung hinein. Aber es war ein republikaniſch ſtrenges und ſtolzes Element in ihm, deſſen Entwicklung ihn immer entſchiedener von der Romantik emanzipirte. Man leſe nur ſein ſchönes Gedicht, in welchem er den Ackersmann ſegnet, welcher über den Trümmern ſeines in der Revolution zerſtörten väterlichen Schloſſes den Pflug führt, und man wird begreifen, daß nur ein der neuen Zeit zugewandtes Herz ſo ſich äußern konnte. Hier, wie in ſeinen Romanzen von der alten Waſchfrau und vom Bettler mit ſeinem Hund, iſt ein tiefdemokratiſcher Zug, welcher an Beranger erinnert, der auch unſtreitig auf Chamiſſo gewirkt hat. Die Charakterherbigkeit des Letzteren läßt ihn jedoch nicht dazu gelangen, ſein Material mit ſo ſouverainer Heiterkeit zu



Adalbert von Chamiſſo

geb. den 27. Januar 1781 auf dem Schloſſe Boncourt in der Champagne,
geſt. den 21. Auguſt 1838 zu Berlin.

geſtalten, wie es der franzöſiſche Chanſonnier zu thun vermochte. Meiſterhaft iſt er in der humoriſtiſchen Romanze, die man ihm als eigenthümliches Territorium mit Recht zugewieſen, und in der poetiſchen Erzählung in Terzinenform, wozu er, der wie Georg Forſter die Welt umſegelt hatte, die Stoffe mit meiſt glücklicher, jedoch das Gräßliche zu ſtark accentuirender Wahl aus den entlegenſten Räumen herholte. (Sämmtl. Werke, 1836—39, 6 Bde.) Chamiſſo's Art und Weiſe zu dichten erbte ſich fort in ſeinem Freunde Franz von Gaudy (1800—40), der nach unſicherem Umhertaſten in mancherlei Stimmungen und Richtungen endlich den rechten, ihm ganz zuſagenden Ton im humoriſtiſchen Lied und in der humoriſtiſchen Novelle (z. B. Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergeſellen) kaum gefunden hatte, als ein vorzeitiger Tod ihn abrief. (Sämmtliche Schriften, 1844 fg., 24 Bdchn.) Wenn dieſe beiden Dichter mit allem Ernſt ſich bemühten, aus der Verſtimmung durch widerwärtige Schickſale in die Betheiligung an den Intereſſen der Neuzeit ſich zu retten, ſo ſehen wir dagegen Karl Immermann (1796—1840) aus Magdeburg Leben und Talent in ſtarrem, vornehm kaltem Opponiren gegen dieſe Intereſſen aufbrauchen. Dieſer Mann hoher Begabung konnte ſich ſein Lebenlang nicht von dem im Grunde ganz kleinlichen Aerger erholen, den ihm in ſeinen Studentenjahren das Treiben der patriotiſch-romantiſchen Phantaſten bereitet hatte, welche auf der Wartburg die „unſauberen“ Bücher verbrannten. Unter dieſen hatte ſich auch ein Pamphlet Immermann's gegen die Burſchenſchaft befunden, mit welcher er zu Halle in Streit gerathen war. Es geht ein unverſöhnter und unerquicklicher Zwieſpalt durch ſein Weſen und ſeine Werke. Auf der einen Seite war er durch eine ſtreng altpreußiſche Erziehung zu nüchterner Verſtändigkeit herangebildet worden, während doch auf der andern die Poeſie in ihm zu mächtig war, um hierin Befriedigung zu finden. So ſollte er, ohne einen feſten Mittelpunkt finden zu können, ſtets zwiſchen mancherlei Schulen und Muſtern ſchwanken, insbeſondere zwiſchen Shakſpeare, Göthe und den Romantikern; zu den letzteren gehörte er in ſeinem Weſen als Dichter ganz und gar, obwohl er es oft nicht haben wollte. Er hat viele Komödien und Tragödien geſchrieben, von welchen letztern Andreas Hofer und Ghismonda am bekannteſten geworden ſind. Die im großartigſten Styl angelegte Trilogie Alexis erfüllt in ihrem Verlaufe die ſchönen Hoffnungen nicht, welche die erſten Acte erregen, und wenn man Immermann's mythiſches Drama Merlin, deſſen Vorſpiel allerdings kühn und erhaben gedacht und ausgeführt iſt, als einen zweiten Fauſt hat geltend machen wollen, ſo muß man das als eine romantiſche Grille abweiſen. Der Roman die Epigonen (1836), welcher ſich gut liest, erinnert nicht zu ſeinem Vortheil gar zu deutlich an Göthe's Wilhelm Meiſter und der weitere Roman Münchhauſen (1839) iſt in ſeiner negativen, ſatiriſchen Partie ebenſo unerfreulich als in ſeiner poſitiven, der weſtphäliſchen Hofſchulzengeſchichte, gediegen und erfreulich. Hier that Immermann nach vielen Mißgriffen einmal einen glücklichen Griff und dieſes markige Bild aus dem Volksleben, wodurch er Vorbild und Bahnbrecher der ſpäteren Dorfnovelliſtik geworden, iſt der beſte Fund ſeines ganzen Dichterlebens. Am Schluſſe deſſelben kehrte er mit neuer Liebe zu romantiſchen Anſchauungen zurück und ſchrieb in Anlehnung an Gottfried von Straßburg ſein Gedicht von Triſtan und Iſolde, in welchem warmes Blut pulſirt und das, wenn der Tod dem Dichter die Vollendung gegönnt hätte, unſeres Erachtens unter allen größeren Dichtungen der romantiſchen Schule als die daſtände, welche der Achtung der Nation am würdigſten wäre. Auch hier waltete wieder der Fluch, welcher gerade in die beſten Intentionen der Romantik ſtörend eingriff. Das iſolirte Schwanken Immermann's auf der Gränzſcheide romantiſcher Dämmerung und moderner Tageshelle theilt Chriſtian Grabbe (1801 — 1836) aus Detmold, eine unheimliche Geſtalt, die in ihren Lebenswirren und ihrem dämoniſchen Geniedrang an Callot-Hoffmann erinnert, zugleich aber alle zerſtörenden Elemente modernſter Zerriſſenheit und modernſten Weltſchmerzes in ſich aufgenommen hatte. Die vulkaniſchen Ausbrüche ſeiner dichteriſchen Kraft gemahnen auch an Klinger, denn wie bei dieſem erſtarrt die ausgeworfene Lava alsbald zu ſteinern lebloſer Härte. Seine Dramen (Gothland, Aſchenbrödel, Barbaroſſa, Heinrich VI., Hannibal, Don Juan und Fauſt, Napoleon, die Hermannsſchlacht) ſind wahre Lavawüſten voll bizarrer, oft erhabener, noch öfter wildgrotesker Bildungen, bedeckt mit Gewitterwolkenfinſterniß, aus welcher grelle Hyperbelblitze zucken und in welcher der Donner dämoniſcher Zerſtörungsluſt umherwühlt. Grabbe's Geſtalten kränkeln alle an krampfhafter Uebertreibung, ſie ſind mehr aufgereckt als groß und trotz aller Bemühung des Dichters, ſie feſt und ſcharfumriſſen hinzuſtellen, doch wieder verblaſen und nebelhaft. Eine ganz eigenthümliche Kunſt muß jedoch Grabbe, der ſich kühn an die höchſten pſychologiſchen und hiſtoriſchen Probleme der Poeſie wagte, ganz unzweifelhaft zugeſtanden werden, nämlich die, Maſſen dramatiſch wirkſam in Bewegung zu ſetzen, und dieſe Kunſt hat er namentlich in ſeinem Napoleon bewährt, der



Johann Ludwig Uhland

geb. den 26. April 1787 zu Tübingen.

überhaupt als die einzige deutſche und ausländiſche Napoleon-Dichtung bezeichnet werden kann, welche der Größe ihres Gegenſtandes einigermaßen adäquat iſt.

Es war Ludwig Uhland (geb. am 26. April 1787) aus Tübingen vorbehalten, den wirklich poetiſchen Elementen, welche in der Romantik lagen, zu nationalliterariſcher Wirkung und Geltung zu verhelfen, und es gelang ihm dies ſo ſchön, weil er es ohne alle Nebengedanken unternahm. Er trat an das Mittelalter heran mit dem ruhigen und klaren Wollen eines ſinnigen Künſtlers, der aus ſeinem Stoffe nicht mehr machen will, als ſich naturgemäß aus demſelben machen läßt. Weit entfernt, ſich von dieſem Stoff überwältigen zu laſſen, geſtand er ihm nur die poetiſche Bedeutung zu, welche demſelben wirklich innewohnte. Er verhielt ſich zum Mittelalter ganz ſo, wie ſich Göthe zu den dichteriſchen Problemen der Sturm- und Drangzeit verhalten hatte, künſtleriſch bewältigend, und daher konnte er freien Gemüthes den Beſtrebungen der neuen Zeit, der Idee des freien Staates, jene wackere Theilnahme zuwenden, die ihn, der ſtets deutſch war ohne jemals zu deutſchthümeln, zu den bewährteſten Freunden der Freiheit und des Vaterlandes ſtellt. Ueber dieſe edle und kernhafte Natur hatte nie etwas Greiſenhaftes und Grillenhaftes Macht und da, wo ſo viele patriotiſche Renommeen ihren Glanz ſchmählich verloren, in den Stürmen von 1848—49, hat Uhland's reicher Lorbeerkranz nur neue Blätter angeſetzt. Denn treu und bieder hat er die Fahne der guten Sache bis zum Ende aufrecht erhalten helfen, wie er früher nach den Täuſchungen der Befreiungskriege den Mahnruf nach Erfüllung heiligſter Verſprechungen in Liedern metallenen Klanges furchtlos an die Fürſtenburgen hatte klopfen laſſen. Es gereicht dem geſunden Sinne der Nation zu hohem Lobe, daß ſie Uhland's Dichtungen mit wärmſter Liebe hegt, während ſie weitaus die meiſten Producte der Romantik nach raſch geſtillter Neugierde dem Schlummer bibliothekariſcher Vergeſſenheit anheimgegeben hat. Uhland, welchen die Kritik nach erſter Veröffentlichung ſeiner Gedichte (1815) lange vornehm ignorirte, iſt in der That neben ſeinem Landsmann Schiller unſer populärſter Dichter geworden. Seine Lieder klingen unter der Dorflinde, wie in der Werkſtatt und auf der Studentenkneipe, und er iſt überall hochgeehrt außer da, wo man einem Manne Geſinnung, Redlichkeit und Vaterlandsliebe nie verzeiht. Hauptmerkmale ſeiner Dichtung ſind ihre Geſundheit und eine gewiſſe ſonntägliche Stimmung, die er namentlich auch ſeinen Naturgemälden einzuhauchen weiß.

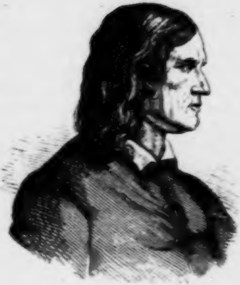
Die Stoffe zu ſeinen Balladen und Romanzen hat er mit glücklichſtem Takte aus allen Sagenkreiſen der europäiſchen Völker gewählt und allen eine deutſche Seele gegeben. Er, aber auch nur er wußte das Mittelalter ſo naiv zu idealiſiren, daß es uns wirklich anheimelt, daß wir ſeine Luſt und ſein Leid mitfühlen. Wenigen Dichtern alter und neuer Zeit war es ferner in dem Maaße wie Uhland gegeben, mit ſo einfachen Mitteln die poetiſche Idee zu ſo vollſtändiger Erſcheinung zu bringen. Man vergegenwärtige ſich nur ſeinen Bertran de Born und ſeine verlorene Kirche, um deutlich zu verſtehen, was wir meinen. Seine dramatiſchen Dichtungen (Herzog Ernſt 1818, Ludwig der Baier 1819), die gleich den Balladen voll dramatiſchen Lebens ſind, hat man mit der Aeußerung abfertigen zu können geglaubt, daß ſie eben bloß dramatiſirte Balladen ſeien. Es iſt dies aber, wie Wienbarg treffend nachwies, nur die elende Ausflucht einer Hofdramaturgie, welche lieber den jämmerlichſten Abhub der pariſer Boulevardstheater über die Bretter gehen laſſen mag als die edlen, einfach großen Gebilde Uhland's. Mag er ſich für dieſen und andern Unglimpf damit tröſten, daß das deutſche Volk ſeines Sängers Fluch: „Weh euch, ihr ſtolzen Hallen!“ ebenſo wenig je vergeſſen wird als Schiller's Wort: „Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei!“

Bei Erwähnung Uhland's, der ſich bekanntlich auch als Sagenforſcher und Literarhiſtoriker verdient gemacht, pflegt man gewöhnlich von einer ſchwäbiſchen Dichterſchule zu ſprechen. Es iſt aber damit Nichts und einer der dazu Gezählten hatte ganz Recht, zu ſagen: „Bei uns (in Schwaben) gibts keine Schule, mit eignem Schnabel jeder ſingt, was halt ihm aus dem Herzen dringt“. Allerdings hat der uhland'ſche Naturſinn ſowohl als die uhland'ſche Balladendichtung auf viele ſeiner älteren und jüngeren Landsleute mächtig eingewirkt, allein nicht mehr und nicht minder als auf eine Menge von Poeten in allen übrigen deutſchen Stämmen. Einer der vertrauteſten Jugendfreunde Uhland's, Juſtinus Kerner (geb. 1786) aus Ludwigsburg, unterſcheidet ſich ſogar als Dichter ganz weſentlich von jenem. Oder will man zwiſchen der lauteren Geiſtesklarheit von Uhland und dem ſomnambuliſtiſchen Myſtizismus Kerner's irgend eine Aehnlichkeit auffinden? Kerner iſt ein Romantiker vom reinſten Waſſer, obgleich er dann und wann, wie in ſeinen Reiſeſchatten des Schattenſpielers Luchs (1811) und in ſeinem Bärenhäuter (1835), einem unwiderſtehlichen Jucken nachgab, ſich humoriſtiſch über den romantiſchen Quark luſtig zu machen. Seine Lieder ſind ihrer Form nach höchſt vortrefflich; ſie reproduziren auf wunderbar täuſchende

Weiſe das Volkslied und laſſen in ihrer melancholiſchen Innigkeit das Hereinragen von man weiß nicht recht was für einer Geiſterwelt ſpüren. Die in Kerner's letztem Blüthenſtrauß (1853) gedruckten, meiſt an allerlei Prinzeßlichkeiten und Gräflichkeiten adreſſirten Altersſchwächen, in denen eine faſelnde Romantik die Beſtrebungen von 1848 beſchimpft, laſſen wir füglich unberührt; ebenſo des Mannes geiſterſeheriſche Bücher (die Seherin von Prevorſt, Magikon), welche allfällig in einer Literaturgeſchichte des Unſinns, wo ſie dicht neben Sprenger's Hexenhammer von 1489 zu ſtellen wären, einen breiten Platz anſprechen könnten. (Kerner's Dichtungen, 1841, 2 Bde.) In viel engerer Wahlverwandtſchaft als Kerner ſteht zu Uhland ſein Freund Guſtav Schwab (1792—1850) aus Stuttgart. Er hat ſich als Schilderer von Land und Leuten (die ſchwäbiſche Alp, der Bodenſee, die Schweiz mit ihren Ritterburgen), als Ueberſetzer, Sagenerzähler, Biograph, Antholog und Herausgeber vielſeitig und wacker in der Literatur umgethan und jüngeren Talenten eine väterliche Theilnahme bewieſen. Sein dichteriſcher Werth beruht hauptſächlich auf ſeinen Balladen und Romanzen, voll Gemüthstiefe im Gehalt, voll gediegener Pracht in der Form. Von einer bloßen Nachahmung Uhland's iſt da überall keine Rede, von einem glücklichen Wetteifer dagegen zeugen zahlreiche Proben. Für die romantiſche Epigonenſchaft iſt Schwab beſonders einflußreich geworden durch ſeine eifrige Cultur der hiſtoriſchen Romanze (der Appenzellerkrieg, die Kammerboten, Herzog Chriſtoph's Jugendleben u. a.), welche bis auf unſere Tage herab einen ſo großen Raum unſerer Dichtung einnimmt und durch ihre compacte Stofflichkeit den weiteſten Kreiſen Intereſſe abgewonnen hat. (Schwab's Gedichte, neue Auswahl, 2. Aufl., 1846.) Wollen wir noch andere ſchwäbiſche Poeten hier anführen, wie Karl Mayer, den Grafen Alexander von Würtemberg (1801—44), Albert Knapp, Wilhelm Zimmermann, Guſtav Pfizer, Wilhelm Waiblinger (1804—30), Eduard Mörike und Ludwig Seeger, ſo bemerken wir, daß ihre Beſtrebungen keineswegs ſchulmäßig einſeitig waren. Während Mayer das gemüthliche Landſchaftsbild zur epigrammatiſchen Pointe zuſammendrängte und Zimmermann, der ausgezeichnete Geſchichtſchreiber des Bauernkriegs, den uhland-ſchwab'ſchen Romanzenton, welchen Knapp verpietiſtelte, am friſcheſten fortführte, verſuchte Alexander von Würtemberg in ſeinen Liedern eines Friedensſoldaten und ſeinen Sturmliedern andere Weiſen, verſetzte Pfizer die Naturbetrachtung und Balladendichtung mit philoſophiſcher Reflexion und verwob Seeger in ſeinem Sohn der Zeit in die geſungene

Schilderung ſchweizeriſcher Alpenſchönheit den Sturm und Drang unſerer jüngſten politiſchen Lyrik. Mörike ſeinerſeits hat in manchem ſeiner Lieder, wie in der Novelle Maler Nolten und in dem reizenden Idyll Fiſcher Martin die Rückkehr aus den Dämmerungen der Romantik zur claſſiſchen Helle und Klarheit in einer lyriſchen Unmittelbarkeit dargelegt, zu welcher ſich der in trüben Lebenswirren zu früh untergegangene, reich befähigte Waiblinger, in deſſen Erzählungen aus Griechenland der Byronismus überbyroniſirt iſt, nur in einzelnen ſeiner reifſten Gedichte (Blüthen der Muſe aus Rom) zu erheben vermochte. Richten wir die Blicke nach der Epigonenſchaft der Romantik in anderen deutſchen Ländern, ſo begegnen wir im Süden und Norden, Oſten und Weſten einer Menge von Lieder- und Romanzendichtern, die zum Theil auch mit größeren lyriſch-epiſchen Schöpfungen hervortraten. Wir nennen aus Oeſtreich J. Ch. von Zedlitz (Gedichte, Todtenkränze, Waldfräulein, altnordiſche Bilder), K. E. Ebert, J. G. Seidl, J. N. Vogl, A. von Tſchabuſchnigg, L. Halirſch, U. Horn, L. A. Frankl und E. Duller (Gedichte, der Fürſt der Liebe); aus Mittel- und Norddeutſchland L. Bechſtein, V. Strauß, A. F. v. Heyden, K. Schimper, F. W. Rogge, H. Stieglitz, R. Reinick (ganz vortrefflich im ſchalkhaften Lied), A. Peters, O. F. Gruppe, A. Kopiſch (ausgezeichnet im humoriſtiſchen Märchen und im Schwank), F. Kugler, A. Bube, A. Schults, A. Böttger, Ph. E. Nathuſius, E. Ferrand und B. von Lepel; aus der Schweiz J. A. Henne, A. E. Fröhlich (bedeutend als Fabuliſt und Schlachtenmaler), K. R. Tanner, S. Tobler, W. Wackernagel, L. Ettmüller und E. L. Rochholz; am Rhein hinab Adolf und Auguſt Stöber, A. Schnezler, W. Smets, E. von Schenk, Wolfgang Müller (der jedoch mit ſeinen Bruderſchaftsliedern auch in die ſozial-politiſche Lyrik hinübergreift), Ch. J. Matzerath, G. Pfarrius, L. Schücking und K. J. Simrock, auf welchen als trefflichen Wiederdichter unſerer altnationalen Heldenſage ſchon früher dankend hingewieſen wurde. Entſchiedener, als bei den zuletzt Genannten verſchmelzen ſich in den Werken von Julius Moſen (geb. 1803 im ſächſiſchen Voigtland) die Tendenzen der neueſten Zeit mit den romantiſchen Formen der Reſtaurationsliteratur. Eigentlicher Romantiker iſt er nur in ſeinen hiſtoriſchen Dramen, wo freilich lyriſche Reflexion die dramatiſche Handlung überwuchert, und in ſeinem anmuthigen Novellenbuch (Bilder im Mooſe). Mit ſeiner Lyrik, die ſich im ſangbaren Volkston bewegt, und mit ſeinem hiſtoriſchen Roman der Congreß von Verona kehrt er ſich den Intereſſen der Gegenwart zu. Seine zwei epiſchen Dichtungen Ritter Wahn und Ahasver bringen es zwar, trotz des energiſchen Ringens des Dichters, nicht zu einer vollkommen befriedigenden künſtleriſchen Geſtaltung der ihnen zu Grunde liegenden großartigen Ideen, ſind aber reich an Silberblicken echteſter Poeſie. In Betreff der Dichterinnen, die bei der Romantik ihre Anregungen holten, möge hier an Agnes Franz, Henriette Ottenheimer, Adelheid von Stolterfoth, Luiſe von Ploennies, Betty Paoli (Eliſabeth Glück) und Annette von Droſte-Hülshof (ſt. 1850) flüchtig erinnert werden. Die Letztgenannte hat in ihren Gedichten (1844) Balladen und poetiſche Erzählungen geliefert (z. B. der Geierpfiff, der Graf von Thal, der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers, die Schlacht im Loener Bruch), die von der männlichſten Energie Zeugniß geben. Eine Romantikerin von reactionärſter Färbung, hat ſie mit wirklich originellem Geiſt die verblaßten Anſchauungen der Romantik neuzubeleben gewußt; nur Schade, daß ihre Diction durch das geſuchte Spielen mit dunkelſinnigen Provinzialismen oft abſtoßend manierirt wird. Ungezierter, ja, von wahrhaft reizender Natürlichkeit ſind die 1846 in einer Geſammtausgabe erſchienenen Gedichte von Eliſabeth Kulmann (ſt. 1825), die im fernen Rußland in der Sprache ihrer deutſchen Mutter die Geſchichte eines kurzen, aber höchſt reichen Seelenlebens in einer Liederchronik niederlegte, welche jedem Empfänglichen Theilnahme abgewinnen muß.

Gleich der hiſtoriſchen Romanze iſt auch ihre Uebertragung in die Form der Proſa, der hiſtoriſche Roman, weſentlich ein Product der Romantik. Allerdings finden wir, daß ſchon der Liebes- und Heldenroman des 17. Jahrhunderts es liebte, an hiſtoriſche Stoffe ſich anzulehnen, aber dieſe verflüchtigten ſich dort bis zur Unkenntlichkeit in einem Meere von Abenteuerlichkeit. Ferner kann man mit Grund ſagen, daß der hiſtoriſche Roman bei uns erſt durch den Einfluß Walter Scott's recht in Flor kam, allein bevor dieſer Einfluß ſich geltend machte, waren in Deutſchland durch einige Romantiker, namentlich durch Arnim, höchſt bedeutende Anläufe zur hiſtoriſchen Romandichtung gemacht worden. Außerdem iſt genugſam bekannt, daß der berühmte Schotte, ehe er ſeinerſeits auf Deutſchland zurückzuwirken begann, ſeinen romantiſchen Geiſt mit Bürger's Balladen, Göthe's Götz und Tieck's Märchen genährt hatte. Es war alſo ein verwandtes und bekanntes Element, welches das deutſche Publikum in den Romanen Scott's ſo lebhaft willkommen hieß. Die hiſtoriſche Novelliſtik wurde durch ſeinen Vorgang für lange Zeit, insbeſondere aber für das Jahrzehent von 1820 — 30, der ropulärſte Zweig der Literatur. Damals und weit ſpäter, bis in die 40ger Jahre hinein, erſchienen eine Menge hiſtoriſcher Romane und Novellen und auch gegenwärtig hat in den Leihbibliotheken die Nachfrage ſelbſt nach den platteſten Büchern dieſer Art, wie die von Van der Velde, Tromlitz, Blumenhagen und Wachsmann ſind, noch nicht gänzlich aufgehört. In ſeinen edleren Leiſtungen konnte übrigens der hiſtoriſche Roman, ſo zweifelhaft ſein Kunſtwerth ſein mag, nur vortheilhaft wirken, indem er immerhin den Sinn für Geſchichte und geſchichtliche Anſchauung wecken half. Als der gediegenſte deutſche Nacheiferer Scott's erſcheint uns Ph. J. Rehfues (1779 — 1842) aus Tübingen, Verfaſſer der beiden vortrefflichen hiſtoriſchen Romane Scipio Cicala und die neue Medea, als der geleſenſte darf unſtreitig K. Spindler (geb. 1795) angeſehen werden, der es in ſeiner langen Reihe hiſtoriſch-romantiſcher Gemälde (Baſtard, Jude, Nonne von Gnadenzell, König von Zion u. a. m.) verſtand, das Mittelalter in draſtiſch-realiſtiſcher Weiſe zu vergegenwärtigen. Mit Auszeichnung muß in dieſer Richtung ferner genannt werden Willibald Alexis-Häring (Cabanis, Roland von Berlin, Waldemar, die Hoſen des Herrn von Bredow) und Erwähnung heiſchen W. Hauff (ſt. 1827), der durch ſeine guterzählte romantiſche Sage Lichtenſtein und ſeine Novellen namentlich in ſeinem Heimatlande Schwaben populär geworden, dann L. Bechſtein (Grumbach u. a.), E. Duller (Kaiſer und Papſt u. a.), L. Rellſtab (das Jahr 1812), A. von Bronikowsky, K. Heller und Bernd von Guſeck. In die hiſtoriſchen Romane von V. A. Huber (Skizzen aus Spanien), Heinrich König (die hohe Braut, Shakſpeare, die Clubiſten von Mainz), Theodor Mundt (Thomas Münzer, Mendoza), Guſtav Kühne (Kloſternovellen, die Rebellen von Irland), Heinrich Laube (die Bandomire, die Gräfin von Chateaubriant), Theodor Mügge (Touſſaint u. a.), Adolf Stahr (die Republikaner in Neapel), Levin Schücking (die Ritterbürtigen u. a.) und Friedrich von Uechtritz (Albrecht Holm) ſpielen ſchon zu deutlich die politiſchen, ſozialen und religiöſen Tendenzen unſerer modernſten Novelliſtik hinein, als daß ſie für unbefangene Dichtungen in Scott's Manier gelten könnten oder wollten. Viele Leſerinnen haben die Romane der Auguſte von Paalzow (Godwie Caſtle, Saint-Roche, Thomas Thyrnau, Jakob van der Nees) gefunden, in welchen die Geſchichte mit Glacehandſchuhen auftritt, die Parfüms pietiſtelnd-ariſtokrätelnder Sentenzen um ſich verbreitend. Feinſchmecker in der Lectüre mögen auch dann und wann noch in den deutſchen Denkwürdigkeiten des Freiherrn K. F. v. Rumohr



Friedrich Rückert

geb. den 16. Mai 1788 zu Schweinfurt.

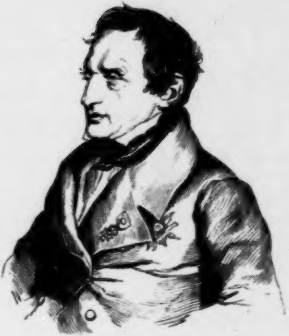
blättern, welcher, wie der Novelliſt E. von Bülow, ſeinen erkünſtelt göthe'ſchen Styl mit tieck'ſcher Ironie verquickte. Endlich ſei hier, da wir die von der Romantik influenzirten Aeußerungen der ſchönen Proſa doch ſchon bis in die Gegenwart herein verfolgt haben, gerade noch des berühmten Weltfahrers Fürſt Hermann von Pückler-Muskau gedacht, welcher zuerſt mit ſeinen Reiſebriefen eines Verſtorbenen (1830) große Aufmerkſamkeit erregte, dann unter dem Namen Semilaſſo reiſte und zuletzt als „Vergnügling" mit anerkennungswerther Offenheit merken ließ, daß in ihm die romantiſche Lebensphiloſophie eines Friedrich Schlegel und Gentz einen ihrer treueſten Jünger gefunden.

Wenn wir unſerem bunten Moſaikgemälde der romantiſchen Epigonenſchaft auch das Bild von Friedrich Rückert (geb. am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt) einfügen, ſo dient uns zur Rechtfertigung, daß dieſer große Poet mit ſeiner Lyrik, die er nachmals univerſell ausgebildet hat, urſprünglich ein Partiſan der patriotiſchen Romantik war. Als ſolcher trat er wenigſtens unter dem Namen Freimund Reimar 1814 mit ſeinen deutſchen Gedichten hervor, welche auch die geharniſchten Sonette enthielten, die gedankenvollſte Hervorbringung der Befreiungskriegslyrik. Im Kreiſe dieſer bewegte ſich Rückert's Muſe auch noch in ſeiner politiſchen Komödie Napoleon (1816) und in ſeinem Kranz der Zeit (1817), welcher wirkliche Zeitgedichte enthielt, die Ernſt und Scherz in klarſchöne Bilder ausprägten. Die Hinweiſung auf den Orient durch Göthe's weſtöſtlichen Divan beherzigend, holte ſich Rückert dort Stoff und Stimmung zu ſeinen öſtlichen Roſen (1822), in welchen die Formen orientaliſcher Lyrik, namentlich das Ghaſel, ihre ſprachlich meiſterhafte Einbürgerung in unſerer Lyrik fanden. Das Morgenland blieb von da ab die immer wieder mit Vorliebe aufgeſuchte poetiſche Fundgrube Rückert's. An der Hand ſeiner Sprachſtudien ſtieg er, die weltliterariſche Tendenz unſerer Literatur aufs Schönſte zu bethätigen, in dieſe Fundgrube hinab und förderte aus ihr koſtbare Barren zu Tage, die er vermittelſt des Stempels ſeiner Sprachvirtuoſität, deren ſpielender Uebermuth nur manchmal zu weit ging, als gangbare Münze in Umlauf ſetzte. Er hat durch ſeine Wiederdichtungen den Horizont unſerer poetiſchen Anſchauungen weſentlich erweitert und durch die ſeltenſte Aneignungskraft für den Univerſalismus des deutſchen Geiſtes ruhmvolles Zeugniß abgelegt. Aus Arabien brachte er uns die prächtigen Eulenſpiegeleien des Abu Seid von Hariri (1826), in welchen unſere Sprache den höchſten Triumph ihrer Biegſamkeit und ihres Reichthums feiert, ferner die Lieder des Amrilkais (1843) und die edlen Geſänge des altarabiſchen Volksliederbuches Hamaſa (1846), aus Indien die herzige Epiſode des Mahabharata von Nal und Damajanti (1828), das Liebesglut ſprühende Idyll Gitagovinda und die tiefrührende Erzählung von Savitri's Treue bis in den Tod (Brahmaniſche Erzählungen 1839), aus China das von Confucius zuſammengeſtellte Buch nationaler Geſänge (Schi-King 1833), welches uns in Theilnahme erregender Weiſe eine in tauſendjähriger Stabilität beharrende Geſellſchaft erſchließt, aus Perſien endlich die dem großen Firduſi nachgedichtete Heldengeſchichte von Roſtem und Suhrab (1838), deren liebliche Partien ſo naiv, deren heroiſche ſo einfach groß ſind. Rechnet man dazu die trefflichen Nachbildungen der altengliſchen Heldenſage vom Kind Horn, der Ritornelle und Sicilianen Italiens, der altdeutſchen Minnelieder durch Rückert, ſo wird man geſtehen müſſen, daß er berechtigt war, mit Beziehung auf ſich zu ſagen: „Die Poeſie in allen ihren Zungen iſt dem Geweihten eine Sprache nur." Alle die genannten Leiſtungen machen jedoch nur eine Seite der raſtloſen Productivität des Dichters aus. Die andere bildet ſeine ſelbſtſtändige Lyrik, welche in ſechs ſtarken Bänden (1834—39) geſammelt vorliegt, mit didaktiſchen und epiſchen Anklängen reichlich durchflochten. So geſtaltet durchläuft ſie die ganze Tonſcala vom naiv plaudernden Kindermärchen an bis hinauf zur geiſtvollen poetiſchen Erzählung (Edelſtein und Perle, die drei Quellen, Flor und Blancflor), von den anmuthig idylliſchen Erinnerungen und Phantaſieſpielen dörflicher Jugend (Jugendgedichte, Amaryllis) bis zu dem hochſinnigen pantheiſtiſchen Credo, deſſen tiefgefühlte Ueberzeugung aus dem Gedicht die ſterbende Blume ſo tröſtlich duftet. In dieſem Gedicht erreicht die didaktiſche Betrachtung Rückert's, welche ſich in der tagebuchartigen Lehrdichtung die Weisheit des Brahmanen (1836—39) zu gedankenreicher, wenn auch hie und da etwas monotoner Moſaik auseinanderbreitet, ihren Glanzpunkt, wie ſeine reine Lyrik in dem Liebesfrühling, der ein unerſchöpfliches Füllhorn von Blüthen über uns ausſchüttet, ihre eigentlichſte Beſtellung fand. Betrachtet man, wie man ſoll, Rückert's poetiſche Stellung in ihrer Totalität, ſo wird man auch an ſeinen Dramen (Saul, Herodes, Kaiſer Heinrich IV., Colombo), mit welchen er ſeit 1843 hervortrat, ſowie an ſeiner Evangelienharmonie (Leben Jeſu 1839) nicht theilnahmlos vorübergehen dürfen, wiewohl das kaum etwas Anderes als ſubjective Abfindungen mit Stoffen und Fragen ſind, wie ſie gerade den Dichter oder die Zeit bewegten. Denn das eben iſt das Eigenthümliche an Rückert, daß er Alles, was in der Form des Gefühls, des Gedankens und des Ereigniſſes in Luſt und Leid an ihn herantrat, dichteriſch faßte und geſtaltete. So haben auch ihm, ſo gut wie Jean Paul, alle Jahreszeiten geblüht, alle ihm ihre Früchte gebracht, und er durfte im Rückblick auf ſeine Laufbahn die ſchöne Selbſtkritik äußern: „Daß mein Leben ein Geſang, ſag' ich's nur geworden; jeder Sturm und jeder Drang dient' ihm zu Akkorden.“ Mit Rückert theilt die poetiſche Wiederſpiegelung eines lauteren und harmoniſchen Daſeins Leopold Schefer (geb. 1784) aus Muskau in der Niederlauſitz. Ihm laufen die tauſend Stralenbrechungen des Lebens in den Brennpunkt eines pantheiſtiſchen Naturdienſtes zuſammen, als deſſen Prieſter er in Stein, Pflanze und Thier, wie im Menſchen, das Walten der Weltſeele aufzeigt. In den ſeelenvollen Betrachtungen ſeines Laienbreviers, welchem ſich die Vigilien und der Weltprieſter anſchloſſen, predigt er eindringlich mild einen von ſchelling'ſcher Naturphiloſophie myſtiſch angehauchten Humanismus, dem er auch in der beſten ſeiner Novellen, die leider an jeanpauliſirender Zerfahrenheit des Styls leiden, in der göttlichen Komödie zu Rom, deren Held der Märtyrer Giordano Bruno iſt, ein ſchönes Ehrenmal errichtet hat. (Ausgew. Werke, 1845—46, 12 Bde.)

22.

Biegen wir vom nationallitterariſchen Felde wieder einmal auf das wiſſenſchaftliche hinüber, ſo ſei zum Voraus geſagt, daß uns auch hier, wie zuletzt auf jenem, Erſcheinungen begegnen werden, welche, obgleich in der romantiſchen Periode wurzelnd und in ihren Anfängen enger oder loſer mit der Romantik verflochten, dennoch in ihrem Fortgange füglich bis zur Gegenwart und in dieſe herein verfolgt werden können, um nicht den Faden der Darſtellung abbrechen und ſpäter mit Umſchweifen wieder anknüpfen zu müſſen.

Wir beginnen mit der vaterländiſchen Sprach- und Alterthumsforſchung, welche als ein erſtgeborenes und geſundeſtes Kind der Romantik mit Freuden zu begrüßen iſt. Wenn die Romantik im Ganzen und Großen nichts Anderes war als der Verſuch, das Mittelalter in Poeſie, Kunſt und Leben wieder zu erwecken, ſo mußte ſie, wie ſie that, die gelehrte Forſchung naturgemäß aneifern, jene Zeit ſich und Anderen allſeitig klar zu machen. Man begann daher bis zu den Quellen des mittelalterlichen Lebens zurückzugehen, und wo floſſen dieſe reichlicher als in den Werken unſerer alten Literatur, welche man unter dem Staub von Jahrhunderten hervorgrub? Aber dieſe Werke blickten das nachgeborene Geſchlecht ſo fremdartig an, daß ihr Verſtändniß und ihre Würdigung nur möglich wurde auf der ſoliden Unterlage von Sprach- und Sagenſtudien. Hier war es, wo ſich die beiden Brüder Jakob Grimm (geb. 1785) und Wilhelm Grimm (geb. 1786) aus Hanau unverwelkliche Lorbeeren erwarben. Jakob Grimm verband mit ſeiner großartigen Thätigkeit als Sprachforſcher, deren Reſultate in dem Rieſenwerke ſeiner unſere nationale Sprachwiſſenſchaft ganz neu aufbauenden deutſchen Grammatik (1818 fg.) und in ſeiner Geſchichte der deutſchen Sprache (1849) verarbeitet ſind, höchſt bedeutende Forſchungen in einheimiſcher Rechts- und Mythengeſchichte (deutſche Rechtsalterthümer 1828, deutſche Mythologie 1843 u. A.). Wilhelm Grimm hat neben vielfacher Bemühung um die Findung, Herausgabe und Erläuterung alter Schriftdenkmale als Hauptwerk die deutſche Heldenſage (1829) geliefert. Gemeinſchaftlich unterzogen ſich die Brüder der Sammlung und Bekanntmachung unſeres Märchen- und Sagenſchatzes (Kinder- und Hausmärchen 1812, deutſche Sagen 1816) und gemeinſchaftlich gingen ſie an die koloſſale Arbeit, unſeren ganzen Sprachſchatz in ihrem deutſchen Wörterbuch (1852 fg.) zu heben und zu ſichten, ein Werk, wie es ſicherlich kein anderes Volk aufzuweiſen haben wird. Neben ihnen haben ſich in der deutſchen Philologie hervorgethan Büſching, Gräter, Graff, Docen, Zeune, von der Hagen, Benecke, Mone, Aufſeß, Laßberg, Lachmann, Haupt, Maßmann, San Marte (Schulz), Haltaus, Ettmüller, Wackernagel, Pfeiffer und viele Andere, während Heyſe und Becker die neugewonnenen Standpunkte der Sprachwiſſenſchaft für den höheren Unterricht nutzbar zu machen wußten. Mit großem Eifer richtete ſich die von der Romantik angeregte Linguiſtik auch auf den Orient, wohin ja die beiden Schlegel ſo angelegentlich gewieſen. Geſenius und nach ihm Ewald leiſteten im hebräiſchen, Bopp, Laſſen, Böhtlingk, Bohlen und Neumann im indiſchen und chineſiſchen Sprach- und Alterthumsgebiet Tüchtiges. Als der Erſte aber, welcher, mit umfaſſender Kenntniß der orientaliſchen Sprachen und Literaturen ausgerüſtet, die Pforten des Morgenlandes aufſchloß, muß Joſeph von Hammer-Purgſtall (geb. 1774 zu Gratz) gerühmt werden. Er that es



Joſeph Freiherr v. Hammer-Purgſtall

geb. im Jahr 1774 zu Graz.

vermittelſt ſeiner Fundgruben des Orients (1810 fg.), welche Göthe's und Rückert's orientaliſirende Lyrik weckten und deutſcher Gelehrſamkeit öſtliche Ziele der Forſchung in's Auge rückten. Dann ſchrieb er ſeine mit zahlreichen Proben belegten Geſchichten der perſiſchen, türkiſchen und arabiſchen Literatur und ſeine treffliche große Spezialgeſchichte des osmaniſchen Reiches (1827 fg.). Als Ueberſetzer der Divane des berühmten perſiſchen Dichters Hafis und des im Morgenland kaum minder berühmten arabiſchen Mutanabbi hat er freilich die Meiſterſchaft Späterer nicht erreicht, aber alle ſeine Nachfolger auf dem Felde der Verdeutſchung orientaliſcher Dichtung ſtehen auf ſeinen Schultern. Rückert's eminente Kunſtfertigkeit in dieſer Richtung haben wir ſchon berührt und benützen dieſe Gelegenheit zu der Bemerkung, daß unſere poetiſche Ueberſetzungskunſt durch die rege Receptivität der Romantik nach allen Seiten hin mächtig gefördert wurde. So ſchließt ſich an A. W. Schlegel eine lange Reihe von Ueberſetzungskünſtlern, welche die dichteriſchen Klänge und Reden des Südens und Nordens, Oſtens und Weſtens zu der grandioſen Harmonie eines deutſch-weltliterariſchen Concertes zuſammentönen laſſen: Gries (Arioſto, Taſſo, Calderon), Streckfuß (Dante), Kannegießer (Dante, Leopardi, Mickiewicz, Stagnelius), Förſter (Petrarca), Witte (Boccaccio), Regis (Rabelais, Cidromanzen), Donner (Sophokles, Camoens), Droyſen (Aeſchylos, Ariſtophanes), W. Grimm (altnordiſche Heldenlieder), Simrock (die Edda), Mohnike (Tegner), Talvj (ſerbiſche Volkslieder), Vaihinger (Hiob), Weil (Märchen der tauſend und einen Nacht), Hoefer (indiſche Gedichte), Graf (Sadi), Meier (Sakuntala), Hoffmann (ſpaniſche Lyriker), Schwab (Lamartine), Seeger (Beranger, Ariſtophanes), Freiligrath (Victor Hugo, Moore, Hemans, Burns), Kaufmann, Heintze und Gerhard (Burns), Pfitzer (Byron), Böttger (Byron), Zedlitz (Childe Harold), Hilſcher (Byron's Manfred), Dohrn (ſpaniſche Dramatiker), Arentſchildt (ſpaniſche und portugieſiſche Lyriker), Diez und Heiſe (Troubadours), Elliſſen (neugriechiſche Poeten), Sanders (neugriechiſche Volkslieder), Fiedler (ſchottiſche Volksdichter), Ploennies (franzöſiſche, engliſche, niederländiſche Poeten), Kapper (ſlaviſche Volksgeſänge), Bodenſtedt (Lermontoff). Schon dieſes auch nicht einmal annähernd vollſtändige Verzeichniß kann andeuten, mit welcher Liebe der deutſche Kosmopolitismus um die Realiſirung des rückert'ſchen Wortes: „Weltpoeſie iſt Weltverſöhnung!“ ſich bemüht hat.

Die Ergebniſſe der emſigen Bemühungen im Fache der ſprachlichen, literariſchen und archäologiſchen Forſchung mußten auf die Hiſtorik alsbald einen höchſt bedeutenden Einfluß äußern und wir ſehen die deutſche Geſchichtſchreibung ſeit der Periode der Romantik zu einem Umfang, einer Vielſeitigkeit und Gediegenheit heranwachſen, wie ſie noch im vorigen Jahrhundert gar nicht denkbar geweſen. Eine ganz neue Regſamkeit führte das Aufgraben und Faſſen mittelalterlicher Quellen auf dem Gebiete unſerer Nationalgeſchichte herbei, welche nach umfaſſendſtem Maaßſtabe zu ſchreiben Heinrich Luden (geb. 1780) unternahm. Seine Geſchichte des deutſchen Volkes (1826 fg.), welche nicht vollendet wurde, wurzelt in der patriotiſchen Romantik und iſt in einzelnen Partien ſehr gediegen gearbeitet, ohne es im Ganzen zu einer rechten genetiſchen Entwicklung und organiſchen Gliederung des Stoffes bringen zu können. An Luden reihen ſich als Hiſtoriker, welche die nationale Geſchichte als ſolche im Ganzen oder in einzelnen Zeiträumen oder auch als Spezialgeſchichte der verſchiedenen Stämme und Staaten behandelt haben: K. A. Menzel, J. K. Pfiſter, W. Menzel, H. Zſchokke, G. A. H. Stenzel, D. Ch. von Rommel, J. Voigt, J. G. A. Wirth, J. G. Pahl, Ch. F. Stälin, J. W. Barthold, J. A. Henne, J. E. Kopp, W. Benſen, L. Häuſſer, H. Wuttke. Sehr wichtige Anhaltspunkte für unſere nationale Geſchichte gewähren die älteſten Documente derſelben, wie ſie G. H. Pertz für ſich allein und in Verbindung mit Anderen herausgegeben. Zur Aufhellung der hiſtoriſchen Verhältniſſe öſtreichiſcher Länder und öſtreichiſcher Diplomatie hat namentlich die lange Reihe der geſchichtlichen Arbeiten Joſeph's von Hormayr (1781—1848) beigetragen. Die Glanzpartien des Mittelalters haben dargeſtellt F. Wilken in ſeiner Geſchichte der Kreuzzüge (1807 fg.) und Fr. Raumer in ſeiner Geſchichte der Hohenſtaufen (1824 fg.), in welcher das unerquickliche Juſtemilieu des Verfaſſers weniger Gelegenheit hat, ſich zu äußern, als in ſeiner Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. L. Ranke wählte ſich zu ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten, unter denen die Geſchichte der Päpſte im 16. und 17. Jahrhundert und die deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation vorragen, mit Vorliebe die Periode, in welcher der Wendepunkt des Mittelalters zu der neuen Zeit liegt. Sein Hauptvorzug beſteht in der Fähigkeit, ſich in die Anſchauungsweiſe der von ihm geſchilderten Zeiten und Völker hineinzuverſetzen. Im Uebrigen iſt er der directe Gegenſatz von Schloſſer, deſſen ſtrengſittlichem und rationaliſtiſchem Standpunkt gegenüber er den diplomatiſchen repräſentirt. Von dieſem aus mögen freilich ſo herz- und blutloſe Hiſtorien, wie Ranke's neun Bücher preußiſcher Geſchichte, wo des Diplomäteln bis zur ſervil-höfiſchen Vertuſchung oder Verſchweigung „brutaler“ Thatſachen geht, ihre Berechtigung haben. Wir unſererſeits können uns nicht vorlügen, ein Glacéhandſchuhſtyl, welcher den Paradeeinzug irgend einer Prinzlichkeit und die Greuel der Bartholomäusnacht im ganz gleich glatten Tone erzählt, ſei der wahre hiſtoriſche Kunſtſtyl, und es will uns bedünken, eine Hiſtoriographie, welche das Volk und ſein Leben nur ſo beiläufig beachtet und die Entwicklung der Geſellſchaft bloß als ein Gewebe diplomatiſcher Kniffe und Pfiffe aufzufaſſen liebt, müſſe zuletzt nothwendig zur Falſchmünzerei der Geſchichte werden. Bei Schloſſer fühlen wir überall, daß die Weltgeſchichte das Weltgericht iſt, in Ranke's Geſchichtswerken betreten wir einen niedlichen Salon, wo hiſtoriſche Charaktere der entgegengeſetzteſten Prinzipien und Handlungsweiſe in gleicher Abgeſchliffenheit zu einem geiſtreichen Thee verſammelt ſind und Leute, wie Cäſar Borgia und Karl IX., ſich in den anſtändigſten Umgangsformen bewegen. Nach Niebuhr's Vorgang wurde die Geſchichte des römiſchen und griechiſchen Alterthums einläßlich beleuchtet durch Böttiger's, Ottfried Müller's, Boeckh's und Anderer hiſtoriſche und archäologiſche Arbeiten, während J. Ph. Fallmerayer die Strenge ſeiner Kritik an den Zuſtänden der byzantiniſch-griechiſchen Welt im Mittelalter erprobte und G. Weil das Dunkel der Khalifengeſchichte lichtete. Der Univerſalgeſchichte wandten neben Schloſſer ihre Thätigkeit zu K. H. L. Pölitz, J. F. V. Schneller, K. F. Becker, J. W. Loebell und G. Weber. Am populärſten wurde die Weltgeſchichte von K. W. von Rotteck (1775—1840), in welcher ſich, obgleich ſie ſchon 1813 zu erſcheinen begann, mit der patriotiſchen Romantik die rhetoriſche Anticipation des Liberalismus der 30ger Jahre verſchmilzt. In ſchneidendem Contraſt zu der rotteck'ſchen Univerſalgeſchichte ſteht die von H. Leo, der den Standpunkt reactionärer Mittelalterlichkeit mit energiſchem Fanatismus, mit cyniſcher Biſſigkeit vertritt. Ein Unternehmen, welches unſerem Lande Ehre macht, iſt die von Heeren und Ukert begründete Geſchichte der europäiſchen Staaten. Hier finden ſich ausgezeichnete Leiſtungen, wie Lappenberg's Geſchichte von England, Leo's Geſchichte der italiſchen Staaten, Schmidt's Geſchichte von Frankreich, Schäfer's Geſchichte von Portugal, Roepell's Geſchichte von Polen und die Geſchichte Dänemarks von F. Ch. Dahlmann, der auch die Geſchichte der engliſchen und franzöſiſchen Revolution ebenſo geſchmackvoll als gründlich geſchrieben hat. In der biographiſchen Kunſt gilt K. A. Varnhagen von Enſe als Meiſter, doch iſt die Plaſtik ſeiner bio-

1) graphiſchen Denkmale mehr nur eine porzellanene als marmorne. Preuß mit ſeinen Schriften über Friedrich den Großen und Droyſen mit ſeinem 1) Leben Stein's haben ſich als umſichtige Biographen bewährt. Sehr erfreulich iſt es, daß ſich die hiſtoriſche Forſchung von der bloßen Cabinetts- und Kriegsgeſchichte immer mehr der inneren Entwicklung der Völker zuwendet. Der ungemein thätige W. Wachsmuth hat auf dem Gebiete der Culturhiſtorik durch ſeine europäiſche Sittengeſchichte und ſeine allgemeine Culturgeſchichte rühmliche Leiſtungen aufgeſtellt und noch weitere Ziele ſteckte ſich G. Klemm in ſeiner Culturgeſchichte der Menſchheit, in welcher jedoch das reiche Material mehr bloß geſammelt als verarbeitet iſt. Zur deutſchen Cultur- und Sittengeſchichte haben insbeſondere Voigt, Barthold und K. Hagen (Deutſchlands relig. und lit. Verhältniſſe im Reformationszeitalter) ſchätzenswerthe Beiträge geliefert, wobei auch an die älteren Autoren dieſes Faches, wie Anton, Fiſcher, Flögel, Stetten, Hüllmann, dankbar erinnert werden mag. Die Reſultate des deutſchen Forſchungseifers, welcher ſich nach der Bahnbrechung durch Arnold, Walch, Schröckh und Planck auf die Kirchengeſchichte richtete, liegen in den Arbeiten von J. A. W. Neander, G. K. L. Gieſeler, J. H. K. von Weſſenberg, J. G. V. Engelhardt, K. A. Haſe, A. Gfrörer, Ch. W. Niedner, K. R. Hagenbach, E. Zeller und Anderer vor. Die Geſchichte der Philoſophie fand im Ganzen und Einzelnen eine große Anzahl von Bearbeitern, von denen genannt ſein mögen E. Reinhold, Sigwart, Brandis, Braniß, Chalybäus, Michelet, Biedermann, J. H. Fichte, Carriere, Erdmann, Schwegler, Feuerbach, Fortlage und H. Ritter, deſſen Werk in den weiteſten Dimenſionen ſich ausbaut. Es gebührt der Romantik die Anerkennung, daß ſie es war, welche die Wahrheit, nur die Ausmeſſung der Höhen und Tiefen der Literatur eines Volkes vermöge den Schlüſſel zum Verſtändniß der Geſchichte deſſelben zu liefern, zuerſt vollſtändig zur Anerkennung brachte, und wir haben oben erwähnt, daß die Literaturhiſtorik, welche dieſen Namen wirklich verdient, erſt mit den Schlegeln beginnt. Die von ihnen ausgehende Anregung führte Fr. Bouterwek zur Ausarbeitung ſeiner Geſchichte der modernen Poeſie und Beredtſamkeit (1801—19, 12 Bde.) und L. Wachler zu Durchführung ſeiner Univerſalhiſtorie der Literatur, die namentlich in der zweiten Umarbeitung noch immer brauchbar iſt. In die Fußſtapfen dieſer Vorgänger trat J. G. Th. Gräße, mit dem ungeheuren Material einer allgemeinen Literargeſchichte kräftig ringend, aber höchſt illiberal in der Auffaſſung moderner Literaturzuſtände

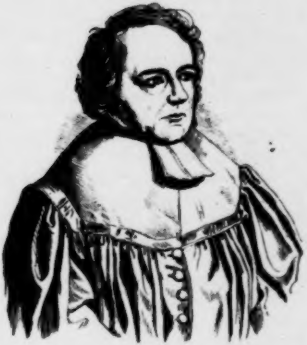
und incorrect im Einzelnen. Was für die Kenntniß der griechiſchen Literatur K. O. Müller, G. H. Bode, G. Bernhardy, A. Schöll, F. G. Welcker, der römiſchen J. Chr. F. Bähr, der provençaliſchen F. Diez, der ſpaniſchen L. Clarus und A. F. von Schack, der italieniſchen E. Ruth, der engliſchen H. Ulrici, der germaniſchen und ſlaviſchen Volkspoeſie Frau Th. A. L. Robinſon (Talvj), der modernen europäiſchen Literaturzuſtände Th. Mundt geleiſtet haben, gehört zu den ſchönſten Zeugniſſen des weltbürgerlichen Sinnes der Deutſchen, denen es, wie ſonſt keiner Nation gegeben iſt, ſich in die Anſchauungsweiſe fremder Völker zu verſetzen. Wollten wir alle Werke namhaft machen, welche die Geſchichte unſerer Nationalliteratur behandelten, ſeit E. J. Koch 1790 durch ſein Compendium und C. G. Jördens durch ſein Lexikon der deutſchen Dichter und Proſaiſten (1806 fg.) nachhaltigen Anſtoß dazu gaben, ſo müßten wir mehrere Seiten mit Autornamen und Büchertiteln füllen. Statt deſſen begnügen wir uns, zu ſagen, daß Wachler zuerſt ein Geſammtbild unſeres nationalliterariſchen Werdens und Seins aufſtellte (Vorl. ü. d. Geſch. d. d. Nationallit. 1818) und daß ſeither G. G. Gervinus in ſeiner auf dem gründlichſten Quellenſtudium beruhenden genetiſchen Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen (5 Bde. 3. Aufl. 1846) ein claſſiſches Werk der Literarhiſtorik geliefert hat, neben welchem als ehrenhafteſte Leiſtungen erwähnt werden müſſen A. Koberſtein's Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur (4. Aufl. 1845), J. K. F. Rinne's innere Geſchichte der deutſchen Literatur (1842), A. F. C. Vilmar's Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur (2. Aufl. 1847), J. Hillebrand's deutſche Nationalliteratur ſeit Leſſing bis auf die Gegenwart (3 Bde. 2. Aufl. 1850), W. Wackernagel's Geſchichte der deutſchen Literatur (1851), E. R. Prutz's (unvollendete) Geſchichte des deutſchen Journalismus (1845) und des Göttinger Dichterbundes (1841), endlich K. Hoffmeiſter's Werk über Schiller, K. Roſenkranz's Monographie über Göthe und H. Düntzer's Studien zu Göthe's Leben. Die lebhafte Beſchäftigung der Romantik mit der Kunſt brachte nicht nur eine Menge von Kunſtromanen zuwege, ſondern wurde auch für die Kunſtgeſchichte ſehr fruchtbar. A. Hirt zeigte ſich zwar in ſeinen Büchern über antike bildende Kunſt und Architektur mehr noch an die Winckelmann-Göthe-Meyer'ſchen Kunſtſtudien angelehnt und in den bezüglichen Schriften von Fr. Thierſch und J. K. L. Schorn über die helleniſche Kunſt fand dieſe gerechte Würdigung, wogegen G. Fr. Waagen, J. D. Paſſavant, S. Boiſſerée und der Tragödien- und Romandichter Fr.

von Uechtritz in ihren kunſthiſtoriſchen Arbeiten romantiſche Färbung tragen. Als claſſiſche Werke unſerer neueren und neueſten Kunſthiſtorik darf man bezeichnen Karl Schnaaſe's Geſchichte der bildenden Künſte und Gottfried Kinkel's Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern, als ſehr inſtructiv Franz Kugler's Handbuch der Kunſtgeſchichte und Ernſt Förſter's Geſchichte der deutſchen Kunſt. Eine gehaltvolle und anziehende Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt hat Eduard Devrient geliefert.

Die Romantik bemühte ſich angelegentlichſt, die geſchichtlichen Studien zur ſyſtematiſchen Formulirung ihrer Idee des ſogenannten chriſtlichen Staates zu benützen, wie ſie insbeſondere Adam Müller aufgeſtellt hatte. Die patriotiſchen Romantiker ſuchten mit derſelben die nationalen Intereſſen zu verflechten, machten aber weit weniger Glück als der ſchon früher erwähnte Haller, der mit ſeiner Predigt von dem im Territorialbeſitz wurzelnden, von der Kirche getragenen fürſtlichen Abſolutismus, von welchem die Rechtspflege nur als ein willkürlicher Gnadenact ausfließt, ſo recht ein politiſcher Theoretiker nach dem Herzen der Reſtaurationspolitiker und ihrer Gebieter war. Doch blieb er nicht ohne Oppoſition und zwar ward ihm die beſonnenſte und kräftigſte zugleich gemacht durch J. L. Klüber (1762—1837), der mit gediegener Wiſſenſchaftlichkeit und männlichem Freimuth in ſeinem berühmten Buch Oeffentliches Recht des deutſchen Bundes (1817) das deutſche Staatsrecht auf dem Fundament conſtitutioneller Freiheit aufzubauen unternahm, uneingeſchüchtert durch die Verfolgungen, welchen er ſich dadurch ausſetzte. Stahl's Philoſophie des Rechts nach geſchichtlicher Anſicht (1830 fg.) iſt bei Licht betrachtet nur eine neu aufgelegte Hallerei, reich verbrämt mit theologiſchen Wunderlichkeiten. Sehr Tüchtiges wurde geleiſtet für die wiſſenſchaftliche Entwicklung der deutſchen Straf- und Civilrechtstheorie und für die Geſchichte des deutſchen Rechts. Hier ſteht voran K. Fr. Eichhorn mit ſeiner deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte (1808—18) und ſeinem deutſchen Privatrecht (1823). An ihn ſchließen ſich die rechtsgeſchichtlichen und rechtstheoretiſchen Arbeiten von Böhmer, Wilda, Albrecht, Beſeler, Wigand, Waitz, Gaupp, Wächter, Heffter, Mittermaier und Anderen. Für das römiſche Recht und ſeine Geſchichte that das Meiſte und Beſte F. K. von Savigny vermittelſt ſeiner zwei berühmten Bücher Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter (1815—26) und Syſtem des römiſchen Rechts (1840 fg.). An Savigny einerſeits, an A. F. J. Thibaut andererſeits knüpft ſich die lebhafte Bewegung, welche durch die Spaltung unſerer Jurisprudenz in eine philoſophiſche und in eine hiſtoriſche Schule entſtand. Thibaut hielt, beſonders kräftig von dem Hegelianer Gans unterſtützt, die philoſophiſche Anſicht feſt, daß nationales Recht und Geſetz aus dem lebendigen Volksgeiſt zu entwickeln ſei, Savigny dagegen, unter deſſen Partiſanen Puchta ſich hervorthat, verfocht die Anſicht, daß Recht und Geſetz nur aus dem geſchichtlichen Entwicklungsgange des nationalen Rechtsbewußtſeins erwachſen könne. Im Vorſchritt der Zeit machte ſich die Wichtigkeit der ſtaatswirthſchaftlichen und nationalökonomiſchen Wiſſenſchaft immer nachdrucksvoller geltend. Hiebei aber zeigte ſich, daß der Mangel an öffentlichem Leben und die vielfache Hemmung praktiſcher Theilnahme an der univerſalen Bewegung der Induſtrie und des Handels keine günſtigen Vorausſetzungen von Kenntniſſen ſeien, wie ſie der Engländer Smith und der Franzoſe Say unter ihren Landsleuten verbreitet hatten. Erſt in Friedrich Liſt erhielt Deutſchland einen Nationalökonomen, der mit tiefer Kenntniß der factiſchen Verhältniſſe originalen Geiſt verband. Sein nationales Syſtem der politiſchen Oekonomie iſt in wiſſenſchaftlicher Beziehung grundlegend geworden und hat bekanntlich auch ſchon praktiſche Wirkung gethan. Die große Frage der ſozialiſtiſchen Reform der Geſellſchaft, wie ſie von den Franzoſen Saint-Simon, Fourier, Cabet, Proudhon und Blanc angeregt worden, hat in Deutſchland wenigſtens einen trefflichen Geſchichtſchreiber ihres bisherigen Verlaufs gefunden in L. Stein (Geſch. d. ſozialen Bewegung in Frankreich). Eine encyklopädiſche Bearbeitung der Staatswiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange gibt vom Standpunkte des Liberalismus aus das Staatslexikon von Rotteck und Welcker. Möge der Erwähnung dieſes Werkes gerade noch die der rieſenhaften Allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber, ſowie der Converſationslexika von Brockhaus, Wigand und Pierer anzureihen geſtattet ſein. Das Vorhandenſein der letzteren kann jedenfalls beweiſen, daß der Drang und Trieb nach Bildung in unſerem Volke immer weitere Kreiſe ſich zieht.

Die naturphiloſophiſch-romantiſche Bewegung verlief in ihren weitaus meiſten Richtungen in religiöſe Poſtulate und es konnte daher nicht ausbleiben, daß die romantiſch-religiöſe Stimmung der Zeit in der deutſchen Theologie ihren wiſſenſchaftlichen Ausdruck fand. Die Theologie erhob ſich dabei zu der Kühnheit der fichte'ſchen Subjectivitätslehre, um durch den ſpinoziſtiſchen Pantheismus und die böhm-ſchelling'ſche Theoſophie hindurch ihren Rückzug in die chriſtliche Weltanſchauung zu bewerkſtelligen. Dieſen

Entwicklungsgang zeigt die berühmteſte theologiſche Autorität der Romantik, F. D. E. Schleiermacher (geb. 1768 zu Breslau, geſt. 1834 zu Berlin), in ſeinen Schriften deutlich auf. Er hat als akademiſcher Lehrer, als Schriftſteller und bewunderter Kanzelredner ungemein tiefgreifend auf ſeine Zeitgenoſſen gewirkt und ſich zwiſchen Philoſophie und Theologie eine Mittelſtellung zu verſchaffen gewußt, die den verſchiedenartigſten wiſſenſchaftlichen Parteien eine Berufung auf ihn ermöglicht. Wenn dies aber ein rühmliches Zeugniß ſeiner geiſtigen Beweglichkeit und Vielſeitigkeit abgibt, ſo iſt es zugleich auch ein bedenkliches hinſichtlich ſeiner Feſtigkeit und Conſequenz. Es findet ſich bei Schleiermacher in hohem Grade das charakteriſtiſche Merkmal der Romantik, die Empfänglichkeit, welche ihn dreißig Jahre lang das Schwanken des deutſchen Geiſteslebens redlich hat mit durchmachen laſſen. Daher verräth ſein ganzes Weſen etwas Schaukelndes, daher konnte er beim Beginn ſeiner Laufbahn entzückte Briefe über Schlegel's Lucinde ſchreiben und noch in ſeinen Monologen (1801) die Macht des fichte'ſchen Ich verherrlichen, während er, gewiß mit ebenſo guter Ueberzeugung, am Schluſſe ſeines Lebens den Genuß des chriſtlichen Abendmahls als die beſte Vorbereitung zum Sterben betrachtete. Eines ſeiner Hauptwerke, die chriſtliche Glaubenslehre, hielt ſich bei ihrem erſten Erſcheinen (1821) zwiſchen fichte'ſchem Idealismus und ſchelling'ſcher Naturvergötterung in der Schwebe, näherte ſich aber in ihrer ſpäteren Umarbeitung mehr dem kirchlichen Dogmenglauben und ſuchte, was Schleiermacher's ſpätere Werke überhaupt beabſichtigten, darzuthun, daß nur im Glauben an Gott und in der kirchlichen Gemeinſchaft das Leben Realität habe. Das höchſte Ziel ſeines Wollens, die Ausgleichung der Welt der Sinne und der des Geiſtes, hat er mit dem künſtleriſchen Spiel ſeiner Dialektik nirgends erreicht und deßhalb durfte man ihn mit Fug und Recht einen theologiſchen Schachſpieler nennen, „der ſeine wiſſenſchaftlichen Figuren hin- und herſchiebt, wobei weder die Philoſophie noch die Theologie das Spiel gewinnt, während er ſelbſt zuletzt ſo müde wird, daß er das Schachbrett ſammt allen Figuren fortwirft und in frommſeliger Hingabe an das Jenſeits endigt.“ Im Uebrigen muß ihm nachgerühmt werden, daß ſeine geſchmackvolle Art, theologiſche Fragen zu behandeln, auf den theologiſchen Styl heilſam gewirkt hat, und außerdem, daß er gegen reactionäre Heilloſigkeiten, wie z. B. gegen die Schmalziſche Denunciationsſchuſterei, die vernichtenden Waffen eines edelgeſinnten Mannes richtete. (Sämmtl. Werke, 1836—42, 12 Bde.) Schleiermacher's Vermittlungs-



Friedrich Ernſt Daniel Schleiermacher

* * *

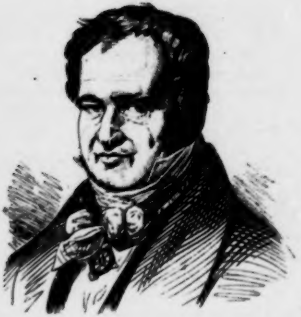
geb. den 21. Nov. 1768 zu Breslau,
geſt. den 12. Febr. 1834 zu Berlin.

* * *

verſuche zwiſchen Philoſophie und Theologie wurden auf dem Gebiete des Proteſtantismus fortgeführt durch W. M. L. de Wette (1780—1849), welcher mit Auguſti eine ausgezeichnete Bibelüberſetzung lieferte. K. Daub (1765—1836) und Ph. K. Marheineke (geb. 1786) gaben dann dieſen Vermittlungsverſuchen durch Herbeiziehung der Hegel'ſchen Logik eine erweiterte Grundlage, wogegen die Tholuck, Hengſtenberg, Harleß, Lange, Harms und Krummacher aus den Geſichtspunkten der Myſtik, der altluther'ſchen Orthodoxie und des Pietismus reagirten. Katholiſcherſeits fand die Reform der Theologie im Sinne der Romantik einen geiſtvollen Förderer an F. Baader (1765—1841), der uns ſchon unter den Naturphiloſophen begegnet iſt und bei Ausführung ſeiner religiöſen Anſichten auf die Myſtiker des Mittelalters und auf Jakob Böhm zurückgriff. Günther und Windiſchmann ſuchten den philoſophirenden Katholicismus auf der Höhe romantiſcher Speculation zu halten, ohne jedoch verhindern zu können, daß derſelbe in Bekämpfung des Hermeſianismus, deſſen antipäpſtliche und antijeſuitiſche Conſequenzen namentlich Ellendorf mit Geiſt und Schärfe zog, immer mehr zu ultramontaner Verfinſterungsſucht herabſank und ſo, an Unduldſamkeit mit der proteſtantiſchen Orthodoxie wetteifernd, die kraſſreactionären Endabſichten der Romantik in Sachen der Religion ebenſo abſchreckend bloßlegte, wie dies die Haller und Gentz in Sachen des Staates gethan hatten. Ein Ausfluß des romantiſchen Theologismus war die lebhafte Hingabe an mythologiſche Forſchungen, wie wir ſolche ſchon bei Schelling und Görres getroffen. Die linguiſtiſche Eröffnung des Orients gewährte den Mythologen die weiteſten Räume und die deutſche Phantaſie war thätig genug, dort den Centralpunkt aller mythologiſchen Anſchauungen zu ſuchen und zu finden. Es baute ſich aus denſelben insbeſondere durch G. F. Creuzer (geb. 1771 zu Marburg) ein mythologiſches Syſtem auf (Symbolik und Mythologie der alten Völker, 1810—22), welches, bekämpft von Voß, als das ſymboliſche bezeichnet werden kann, indem es die Mythen als äußerliche Symbole tiefer liegender religiöſer Ideen faßt und aus ihrer Geſammtheit eine gemeinſame ideelle Weltanſchauung aller Nationen herausdeuten will, einen urſprünglichen Monotheismus, welcher im Verlaufe der Zeit durch Einwirkung der Poeſie zum ſinnlichen Polytheismus geworden ſei. Der Symbolſtreit wurde nachmals durch den Katholiken Möhler und den proteſtantiſchen Dogmenhiſtoriker Baur in die Arena einer confeſſionellen Polemik verſetzt, die bis in die Gegenwart hereinſpielte. Was Stuhr und Rhode in der aſiatiſchen

Mythengeſchichte leiſteten, wurde in Schatten geſtellt durch die Darſtellung des altperſiſchen und altägyptiſchen Religionsſyſtems, welche E. Röth im erſten Bande ſeiner epochemachenden Geſchichte der abendländiſchen Philoſophie (1847) gegeben hat.

Daß die Naturphiloſophie vom weitgreifendſten Einfluß auf die Naturwiſſenſchaften ſein mußte, iſt klar und oben ſchon an dem Beiſpiele von Oken nachgewieſen worden. In der pantheiſtiſchen Idee der Einheit des Weltorganismus fanden die verſchiedenen naturwiſſenſchaftlichen Fächer ihre Verſchmelzung zu einem organiſchen Ganzen, fand die Empirie ihre Beſeelung durch den Gedanken, unter deſſen Herrſchaft die deutſche Forſchung in Phyſik, Chemie und Phyſiologie, in Geognoſie, Geologie, Zoologie und Botanik, in Aſtronomie und Geographie ſo erſtaunliche Reſultate gewonnen hat, Reſultate, die ihre reformiſtiſche Macht auf allen Feldern des praktiſchen Lebens geltend machen und immer mehr geltend machen werden. Man vergleiche, um von dieſen wunderbaren Fortſchritten einen deutlichen Begriff zu erhalten, nur den Zuſtand, in welchem ſich unſere Erdkunde zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts befand, mit der Höhe, auf welche ſie gehoben wurde durch Karl Ritter (geb. 1779 zu Quedlinburg), den Schöpfer der vergleichenden Erdbeſchreibung, welcher in ſeinem großen Werke (die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen, 1817 fg.) das mit umfaſſendſter und pünktlichſter Gelehrſamkeit geſammelte geographiſche Material zu einem Gemälde zu verarbeiten weiß, in welchem ſich philoſophiſche Combination in lichtvollſter und anſchaulichſter Darſtellung ausprägt. Ausgezeichnete Reiſewerke, wir erinnern nur an die von Martius, Lichtenſtein, Neuwied, Pückler-Muskau, Hügel, Koch, Fallmerayer, Orlich, Rüppell, M. Willkomm, Venedey, Stahr, Gerſtäcker, Blaſius, Kohl, gewähren unſerem geographiſchen Wiſſen immer neue Aufſchlüſſe und Anhaltpunkte. Was für zahlloſe und zum Theil höchſt bedeutende Findungen in Mathematik, Phyſik und Aſtronomie gemacht wurden durch Gaus, Olbers, Schröter, Enke, Mädler, Pfaff, Littrow, Struve, Chladni, Weber und Ermann, in der Geognoſie und Geologie durch Leopold von Buch, Link, Ehrenberg, Goldfuß, Leonhard, Kloeden und Andere, in der Chemie durch Mitſcherlich, Wöhler, Liebig, Gmelin, Löwig und Schloßberger, in der Phyſiologie, Pſychologie, Pathologie und Operationskunſt durch Burdach, Autenrieth, Johann Müller, Carus (den Ausbildner der Gall'ſchen Schädellehre), Heinroth, Schönlein, Henle, Biſchof, Valentin, Dieffenbach und Andere, in der Theorie des thieri-



Friedrich Heinrich Alexander v. Humboldt

geb. den 14. Sept. 1769 zu Berlin.

ſchen Magnetismus durch Nees von Eſenbeck, Kieſer und Ennemoſer — das Alles kann hier nur angedeutet werden durch Namhaftmachung der gefeierten Männer, welche die reiche Geiſteskraft unſeres Volkes und die Größe unſerer Literatur auch auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete ſo glänzend bewährt haben. Höchſt anerkennungswerth iſt an unſeren Naturforſchern auch das, daß ſie ſich immer entſchiedener bemühen, durch gemeinfaßliche Werke der Ergebniſſe ihres Fleißes die Wiſſenſchaft mit dem Leben in unmittelbare Beziehung zu ſetzen: ſo Burmeiſter durch ſeine Geſchichte der Schöpfung, Liebig durch ſeine chemiſchen Briefe, K. Vogt durch ſeine phyſiologiſchen und zoologiſchen Briefe, Euler und Müller durch ihre phyſikaliſchen Briefe, Schleiden durch ſein Leben der Pflanze, R. Wagner durch ſeine Darſtellung der Chemie auf ihrem neueſten Standpunkte.

In Alexander von Humboldt (geb. am 14. Sept. 1769 zu Berlin) beſitzt die Univerſalität der deutſchen Naturforſchung einen Repräſentanten von europäiſcher Berühmtheit. Humboldt legt das Bekenntniß des Zuſammenhangs ſeiner allſeitigen naturwiſſenſchaftlichen Thätigkeit mit der Naturphiloſophie ab in ſeinem bekannten Worte, daß die höchſte Tendenz der phyſikaliſchen Forſchung darauf gehe, in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen aus Alles zu umfaſſen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelnheiten prüfend zu ſondern und doch nicht ihrer Maſſe zu unterliegen, der erhabenen Beſtimmung des Menſchen eingedenk den Geiſt der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erſcheinungen verhüllt liegt, und ſo den rohen Stoff empiriſcher Anſchauung gleichſam durch Ideen zu beherrſchen. Ihm, der allen Ländern Europa's, der Amerika und Aſien die Fußſtapfen ſeines univerſellen Forſchereifers eindrückte, war es gegeben, dieſe großartige Auffaſſung der Naturwiſſenſchaft in ſeinen Reiſewerken, in ſeinen Ideen zu einer Geographie der Pflanzen (1811), endlich am umfaſſendſten in ſeinem Kosmos (1845—51, Bd. 1—3), welcher den genialen Verſuch macht, mit Zuſammenfaſſung aller Reſultate bisheriger Forſchung „die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu ſchildern und in dem wellenartig wiederkehrenden Wechſel phyſiſcher Veränderlichkeit das Beharrliche aufzuſpüren" oder, mit einem Wort, eine Weltgeſchichte der Natur zu ſchreiben — zu wiſſenſchaftlicher Realität zu geſtalten. Die höchſte nationallitterariſche Schönheit erreicht Humboldt's Styl in ſeinen Anſichten der Natur (2 Bde. 3. Aufl. 1849). Hier erhebt ſich die Wiſſenſchaft, ohne aufzuhören, ſolche zu ſein, zu claſſiſcher Poeſie, welche die Natur mit ihrer eigenſten Stimme ſprechen zu laſſen verſteht.

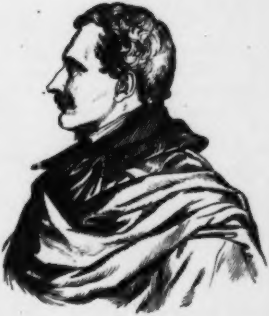
23.

Die wiſſenſchaftlichen Strebungen, welche wir im vorſtehenden Abſchnitte ſkizzirten, gehen zwar in ihren Anfängen tief in die romantiſche Periode zurück, bewegen ſich aber in ihrem Fortgange und ihren neueſten Entwickelungen ſchon auf dem Boden der Jetztzeit und gerade auch in Humboldt manifeſtirt ſich deutlich die Umkehr des deutſchen Geiſtes aus der „mondbeglänzten Zaubernacht“ in die claſſiſche Tageshelle. Allerdings iſt dieſe Umkehr noch keineswegs ganz vollbracht und findet ſelbſt in unſeren Tagen die Romantik, gehalten von dem Patronat allerhöchſter Herrſchaften, noch Raum genug zu den bedenklichſten Aeußerungen. Allein in dem Entwicklungsprozeß unſerer neueſten Literatur hat ſie ihre Sache ſo vollſtändig und ſchmählich verloren, iſt ſie, um eines ihrer eigenen Worte zu gebrauchen, ſo unwiderlegbar als Golem erkannt und entlarvt worden, daß man es der reactionären Staatsraiſon wohl gönnen kann, noch eine Weile ihre Zärtlichkeiten an die geſchmückte und geſchminkte Leiche zu verſchwenden.

Tritt man mit unbefangener Kritik an die productive Romantik heran, ſo findet man, daß ſie über den Dilettantismus in der Poeſie nie hinausgekommen. Im ganzen Umfange ihrer Leiſtungen trifft man nicht ein einziges Werk, welches ſo elektriſch und elektriſirend auf die Nation gewirkt hätte, wie die Dichtungen Klopſtock's, Göthe's und Schiller's. Dies erklärt ſich auch ganz leicht aus dem Umſtand, daß die romantiſchen Verſuche nicht ein Product des Nationalgeiſtes in ſeinem Vorſchreiten, ſondern das einer rückwärtsſtrebenden Sekte waren. Allem Beginnen derſelben mußte man das Hohle, Willkürliche, Gemachte anmerken. Sogar das Chriſtenthum der Romantiker war nur ein gemachtes, äſthetiſch zubereitetes, und der größte Karfunkelpoet der Schule, Werner, ließ ſich das Geſtändniß entwiſchen, das Chriſtenthum ſei eigentlich nur für den großen Haufen da, denn, ſagt er, „was dir dein Glaube an dein Ideal, das iſt dem Volk ſein Heiland und ſein Fetiſch.“ Es gab aber dennoch Leute, welche das romantiſche Chriſtenthum buchſtäblich nahmen, und das waren insbeſondere die deutſchen Künſtler, die

Maler, welche groß zu ſein glaubten, wenn ſie zu Rom katholiſch wurden, die Haare à la Dürer wachſen ließen, jüngſte Gerichte mit Horden von Teufeln und Engeln und andere dergleichen crüde Anachronismen malten. Wahrlich für dieſe Menſchen hatten unſere Leſſing, Herder, Göthe und Schiller gar nicht gelebt, für ſie gab es in der deutſchen Literatur nur drei Hauptwerke, den Herenhammer, Caniſii Katechismus und Pater Kochem's Himmelsſchlüſſel. Indeſſen begann auch unſere Kunſt der romantiſchen Beſtrickung allmälig wieder ſich zu entraffen und die Huſſitenbilder von Karl Friedrich Leſſing z. B. geben das ſchönſte Zeugniß, daß unſere Malerei ganz andere Aufgaben zu löſen vermag als die Kleckſung von Heiligenſchindereien und Teufelsfratzen. Wie in derartigen Werken unſerer modernen Kunſt die Helle des Zeitbewußtſeins über die Dunſtſchichten romantiſcher Verfinſterung ſiegreich ſich emporringt, ſo hatte unſere Poeſie ſchon früher den Faden naturgemäßer nationalliterariſcher Entwicklung, welchen die Romantik abgebrochen, wieder an unſere Claſſik angeknüpft, um das Grundmotiv derſelben, den Humanismus, weiterzubilden. Mit der Romantik im Ganzen und Großen iſt's aus in unſerer Literatur. Sie ſpukt nur noch in den hohlen Schädeln einiger Verspfuſcher und Reimerinnen oder wird von der gemeinen Induſtrie als Maske vorgenommen, um Hofprofeſſuren zu ergattern. Im Jahre 1847 ſagte Eichendorff, es ſei noch kein Menſchenalter vergangen, ſeit die moderne Romantik wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporſtieg, um nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tauſend bunte Sterne ſpurlos zu zerplatzen. Mit dem Zerplatzen hat es ſeine Richtigkeit; die „wunderbare Beleuchtung“ und die „tauſend Sterne“ wollen wir als poetiſche Licenzen des Parteigängers der Romantik hinnehmen. Freilich bewerkſtelligte ſich das Zerplatzen nicht ſo raketenhaft ſchnell, wie Eichendorff vorgibt. Es ging langſam und mit Hinterlaſſung des übelſten Geruchs von ſtatten. Man erinnere ſich nur der Taſchenbuchliteratur der 20ger Jahre, in welcher die Romantik zu ihrer ganzen Seichtigkeit und Miſerabilität abgeſchwächt war. Die Apathie, welche ſich nach den raſch und gewaltſam vernichteten Illuſionen der Befreiungskriege der Nation bemächtigt hatte, fand in der Literatur einen troſtloſen Ausdruck. Neben der Bude, wo die Tromlitze, Blumenhagen und Wachsmänner ihre hiſtoriſch-romantiſchen Gliedermänner ausboten, hatte Clauren ſeine Mimilipüppchen von Dreck und Zucker feil. Wo die früher erwähnte Generation Kotzebue's die Theater nicht occupirt hielt, da beherrſchten Raupach die Scene mit ſeinen lederüberzogenen Hiſtorien oder die Müllner und Houwald mit dem plumpen Spuk ihrer Schickſalstragödien. In Berlin hatte der Calembourgiſt Saphir ein Wortwitzeleigeſchäft etablirt und in Wien handelte Caſtelli mit anekdotiſch-belletriſtiſcher Kurzwaare. Die Abgeſtandenheit der Romantik theilte ſich ſogar ihrer beſten Seite, der patriotiſchen Lyrik, mit und es war einem ihrer Vertreter, Stägemann, vorbehalten, von der innerlichen Unfreiheit und Engherzigkeit dieſer ganzen Richtung noch einen recht flagranten Beweis zu liefern. Stägemann war es nämlich, welcher in brutal-reactionäre Wuth ausbrach, als 1830 das, was er früher geprieſen, nationale Freiheit, auch ein nichtdeutſches Volk, das polniſche, zu erringen trachtete.

Gegen alle die angedeuteten Jämmerlichkeiten im Einzelnen, wie gegen die abgeſtandene Romantik im Ganzen richtete ſich die polemiſche und poſitive Poeſie des Grafen Auguſt von Platen, welcher, am 24. Oktober 1796 zu Anſpach geboren, am 5. Dezember 1835 in der Locanda dell' Aretuſa zu Syrakus ſtarb. Er iſt der Mann, welcher die nationalliterariſche Wiederaufnahme der Idee der Freiheit und Humanität markirt und dieſelbe, indem er ſich den Romantikern als Claſſiker gegenüberſtellt, weiterführt, weiterführt dadurch, daß er ihr eine beſtimmte Beziehung auf den freien Staat gibt. Weit entfernt alſo, Platen's Bedeutung ſo oberflächlich zu faſſen, daß man ſie mit dem Zugeſtändniß ſeiner formellen Meiſterſchaft für erſchöpft hielte, muß man ihm vielmehr die Ehrenſtelle des Chorführers einer neuen Literaturperiode einräumen, welche ſich, geſtützt auf die Errungenſchaft freier Kunſt und Wiſſenſchaft, die politiſche und ſoziale Freiheit zum Ziele ſetzt. Das erſte Auftreten Platen's war ein noch romantiſch befangenes. Er lieh der Anerkennung, daß Schelling als akademiſcher Lehrer tief auf ihn gewirkt, bewundernde Worte, erboſte ſich heftig, daß der deutſche Michel die dramaturgiſchen Experimente Tieck's mit Calderon auszupochen „gewagt“ habe, dichtete orientaliſche Ghaſelen und Komödien (der gläſerne Pantoffel, der Schatz des Rhampſinit u. a.) im romantiſirenden Ironieſtyl, in welchen die eigenlobſelige Genialitätspointe der Romantik mehr als billig betont wurde. Allein ſein gutes Naturell rang ſich bald zu einer freieren Auffaſſung des Lebens und der Kunſt durch und in ſeinen beiden literariſch-polemiſchen Luſtſpielen die verhängnißvolle Gabel (1826) und der romantiſche Oedipus (1829) ſteht er bereits auf der Höhe der helleniſtiſch-claſſiſchen, der menſchlich-freien Anſchauung. Die erſtere dieſer Komödien, welche den Dichter jedenfalls berechtigten, ſich einen Ariſtophaniden zu nennen, wendet ſich gegen



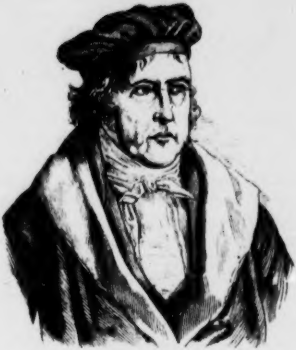
August Graf v. Platen

geb. den 24. Oct. 1796 zu Ansbach,
geſt. den 5. Dec. 1835 zu Syrakus.

die romantiſche Schickſalstragödie, die zweite gegen die Romantik überhaupt; jene iſt ein Manifeſt der claſſiſchen Aeſthetik gegen die Schänder der Kunſt, dieſe ein Manifeſt des geſunden Menſchenverſtandes gegen die „empor ſich ſchraubende Ohnmacht" romantiſcher Willkür. In Rhythmen vom herrlichſten Tonfall kehrt ſich hier der ſchlagfertige Witz gegen alle Seiten der Romantik, erſpäht ihre Blößen und ſchnellt ihr die Bolzen der Satire ins Herz. Gleichſam als Epilog zu dieſen Luſtſpielen hat Platen 1835 noch eine Parabaſe gedichtet, in welcher er ſeine Polemik prägnant und fulminant zuſammenfaßt und an deren Schluß er den Deutſchen zuruft: „Nicht ſchreitet zurück, krankhaft dem Geweſenen hold, das lange vermorſcht! Abwendet das Ohr paradoxem Geſchwätz, ſeid Männer und ſteht, mit dem Fuß vorwärts, unerſchütterlich feſt, ſucht Wahres und lacht des romantiſchen Quarks und erquickt das Gemüth an der Schönheit!" Platen begnügte ſich aber nicht damit, das romantiſche Phantom in ſein Nichts aufzulöſen, er war auch poſitiver Künſtler. An die Stelle des weggefegten romantiſchen Wuſtes ſetzte er die gehaltvolle Lyrik ſeiner ſpäteren Sonette, ſeiner Oden und Feſtgeſänge, in welchen letzteren er mit Pindar um den Preis ringt. Ueberall in dieſer Lyrik iſt der gedankenreiche, zur ſonnigſten Klarheit durchgearbeitete Gehalt in der claſſiſch-edlen Form marmorner Plaſtik ausgedrückt und hier hebt, um ein Wort aus des Dichters Hymnus aus Sizilien zu entlehnen, das wiedergewonnene humane Bewußtſein Deutſchlands, „die entwölkte Stirn mit Weisheit krönend, den wahnfreien Blick ſtolz empor." Durch mehrere ſeiner Oden und durch ſeine Polenlieder wurde Platen der Begründer unſerer modernen Freiheitslyrik, die ſich von der patriotiſch-romantiſchen weſentlich unterſcheidet, indem ſie den nationalen Egoismus der letzteren in der kosmopolitiſchen Idee der Völkerſolidarität untergehen läßt. Platen hat es in ſeinen politiſchen Gedichten zuerſt unumwunden ausgeſprochen, daß das ſogenannte Recht von Gottes Gnaden nur eine romantiſche Lüge ſei, denn „ſeit es Könige gegeben, rief ſie nur das Volk ins Leben", und indem er dem Ultra, welcher „der Rede eine Schranke ſetzen, Wort und Schrift einkerkern will", triumphirend zuruft, der Glutgedanke der Freiheit „wälze ſich bacchantiſch und unſterblich fort", erhebt er ſich aus der Verneinung der romantiſchen Unfreiheit zur freudigen Prophetie der freien Zukunft. (Geſ. Werke, 1843, 5 Bde. mit der Biographie des Dichters von K. Gödeke.)

Die Poeſie für ſich allein war aber zu ſchwach, um die Geltendmachung des antiromantiſchen Prinzips durchzuſetzen. Die Philoſophie mußte ihr zu Hülfe kommen, um die Vernunft wieder allſeitig in ihre Rechte zu inſtalliren. Sie that es in der Perſon von Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geboren am 27. Auguſt 1770 zu Stuttgart, geſtorben am 14. November 1831 in Berlin, wo er ſeit 1818 an der Univerſität gelehrt und eine zahlreiche und rührige Schule herangezogen hatte, die freilich ſpäter in mancherlei Richtungen auseinander ging, zu der aber anfänglich insbeſondere Marheineke, Gans, Schulze, Hennings, Hotho, Michelet, Förſter, Vatke, Gabler und Roſenkranz gehörten. Hegel's culturhiſtoriſche Bedeutung für Deutſchland und für die civiliſirte Welt überhaupt beruht darauf, daß er die Vernunft als das eigentliche Weſen des geſammten Seins erfaßte und das freie Weltvernunftbewußtſein in dem ganzen Umfange der Wiſſenſchaft methodiſch durchführte. Seine Philoſophie iſt der ſyſtematiſche Commentar zu dem Satze, worin er, der Stifter des abſoluten Idealismus, die abſolute Souverainetät der Vernunft proclamirte: „Alles Wirkliche iſt vernünftig und alles Vernünftige iſt wahrhaft wirklich.“ Hegel's Verhältniß zur Wiſſenſchaft hat große Aehnlichkeit mit dem Verhältniß Göthe's zur Nationalliteratur. Dieſer faßte die ganze Vergangenheit und Gegenwart in den Rahmen ſeiner Dichtung, jener ſyſtematiſirte die ganze bisherige Geiſteswelt. Seine Theorie derſelben, nur da ſchwach, wo ſie ſich zu Conceſſionen an das Beſtehende in Staat und Kirche herbeiläßt, baut ſich mit logiſcher Unerbittlichkeit zugleich zu einem Arſenal auf, welches der zerſtörenden Kritik der Vergangenheit und Gegenwart die ſchärfſten Waffen und mithin auch dem Aufbau der Zukunft paſſendes Handwerkszeug liefern kann, geliefert hat und liefern wird.

Hegel fußt auf ſeinen Vorgängern Fichte und Schelling. Sein Syſtem kann im Allgemeinen bezeichnet werden als die mit Meiſterſchlägen geſchmiedete Combination der Methode von jenem und der urſprünglichen Subſtanz des Philoſophirens von dieſem. Fichte ließ alles Sein aus dem Ich entſpringen, Hegel deducirt ebenfalls alles Sein aus dem Denken, aber ſo, daß er dem idealiſtiſch Deducirten zugleich die objective Realität vindicirt. Das Endreſultat der Philoſophie iſt nach ihm der Gedanke, welcher in ſeinem Beiſichſein das Univerſum erfaßt und es in intelligente Welt verwandelt. In ſeiner Phänomenologie des Geiſtes (1807) ſuchte Hegel ſeinen Standpunkt des abſoluten Wiſſens zuerſt ſyſtematiſch zu begründen. Das hier mehr nur Angedeutete fand dann in ſeiner Logik (1812—16), in ſeiner Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften (1817) und in ſeinen erſt nach ſeinem



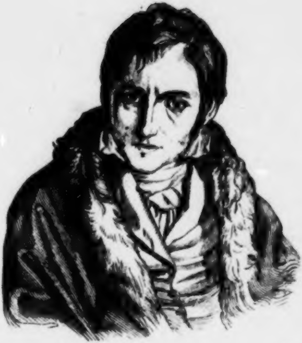
Georg Wilhelm Friedrich Hegel

geb. den 27. Auguſt 1770 zu Stuttgart,
geſt. den 14. Nov. 1831 zu Berlin.

Tode im Druck erſchienenen Vorleſungen über die verſchiedenen Zweige der Philoſophie ſeine allſeitige Entwicklung, Begründung und Abrundung. Hegel ſetzt als höchſtes Intereſſe der Vernunft die Vereinigung und Aufhebung der Gegenſätze von Geiſt und Sinnlichkeit, Intelligenz und Natur, Subjectivität und Objectivität in der Einheit des allumfaſſenden Seins, des Abſoluten. Dieſes Abſolute iſt aber keine ſtarr und ruhig beharrende Einheit, ſondern ein anfang- und endloſer Prozeß, eine ewig fortſchreitende Bewegung, vermittelſt welcher das ſubſtanzielle, unperſönliche, unendliche, unbedingte, nur nach ſeinen eigenen Geſetzen und Formen thätige Denken ſeinen ideellen Inhalt in der Form des äußerlichen Daſeins und der unmittelbaren Exiſtenz darſtellt und verwirklicht. Durch dieſe Darſtellung bringt es die abſolute Idee oder Vernunft zur Selbſterfaſſung, zum Offenbarwerden in ſich ſelbſt und dadurch iſt ſie, was ſie an ſich iſt, auch für ſich. Die abſolute Idee läßt uns in ihrem Sein drei von einander unzertrennliche und in einander übergehende Momente wahrnehmen. Sie iſt nämlich erſtens die Idee an und für ſich oder die reine logiſche Idee im abſtracten Elemente des Denkens; ſie iſt zweitens die Idee in ihrem Andersſein oder in der Aeußerlichkeit, d. h. die Natur; ſie iſt drittens die aus ihrem Andersſein in ſich zurückkehrende Idee, d. h. der Geiſt. Hiernach beſtimmt ſich die Eintheilung des hegel'ſchen Syſtems in Logik, Naturphiloſophie und Geiſtesphiloſophie — Theſis, Antitheſis und Syntheſis. Die Logik ihrerſeits zerfällt wieder in die Lehre vom Sein, die Lehre vom Weſen und die Lehre vom Begriff. Sie bewegt ſich im Aether des reinen Denkens und entwickelt vermittelſt der von einem Gedanken unaufhörlich zum anderen fortſchreitenden Dialektik die reinen Vernunftbegriffe, d. h. jene Begriffe oder Kategorien, die das Fundament von allem Denken und Sein ausmachen, die ebenſoſehr das ſubjective Erkennen beſtimmen als ſie die objective Wirklichkeit beſeelen. In der Naturphiloſophie durchläuft die Natur oder die Idee in ihrem Andersſein die drei Phaſen der Mechanik (die Materie in ihrem abſtracten dumpfen Inſichſein), der Phyſik (die Materie in ihrer Qualifikation zur Individualität, zum Körper) und der Organik, in welcher ſich die in der Phyſik zur Individualität beſtimmte Natur zur Subjectivität fortbildet. Die organiſche Natur ſtellt ſich in drei Formen dar, als geologiſcher Organismus (Mineralreich), als vegetabiliſcher Organismus (Pflanzenreich) und als animaliſcher Organismus (Thierreich), in deſſen höchſter Bildung, dem Menſchen, der die Natur beſeelende Geiſt als bewußte Ichheit, als vernünftiges Selbſt ſich erfaßt. Gegenſtand der Geiſtesphiloſophie iſt die zu ſich ſelbſt gekommene Idee, der ſeiner ſelbſt bewußte Gedanke, der freie Geiſt, deſſen Sein und Leben drei Stufen durchläuft. Er iſt nämlich als Erkennen und Wollen des Individuums ſubjectiver Geiſt (deſſen theoretiſche Seite die Intelligenz, deſſen praktiſche der Wille), er iſt objectiver Geiſt in ſeiner Geſtaltung als Recht, Sitte und Staat, er iſt endlich abſoluter Geiſt in der Einheit ſeiner Subjectivität und Objectivität. In ſeinen Auslaſſungen über die objective Form des Geiſtes als Sitte, Recht und Staat legt Hegel eine tiefſittliche Betonung auf die Heiligkeit der Ehe und der Familie und neigt ſich in Beziehung auf den Staat der antiken Auffaſſung deſſelben zu, indem er die freie Bewegung der Individualität der Omnipotenz der Staatsidee opfert. Als Staatsform gefällt ihm vor allen andern die ſtändiſche Monarchie, in welcher, wie er ſagt, der König das Tüpfelchen auf dem i iſt. Doch iſt das ſo unbeſtimmt hingeſtellt und verclauſulirt, daß der preußiſche Abſolutismus und Bureaukratismus nicht minder als der Liberalismus ſeine Argumente aus Hegel ſchöpfen konnte, ja daß dieſer geradezu vielfach als königlich preußiſcher Staatsphiloſoph betrachtet wurde. Der abſolute Geiſt iſt zunächſt für die ſinnliche Anſchauung vorhanden als die ſinnliche Erſcheinung der Idee, d. h. als Schönes, als Kunſt, die mit der Architektur beginnt und durch die Skulptur, Malerei und Muſik hindurch zu ihrer Vollendung in der Poeſie ſich fortbildet. Aus der Sphäre der Aeſthetik aber tritt der abſolute Geiſt in die der Religionsphiloſophie hinüber, denn die Poeſie vermittelt den Uebergang der Kunſt in die Religion, welche iſt die Verſöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen, des Subjects mit Gott, die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen. Dieſe Einheit ſtrebten ſchon die Naturreligionen des alten Orients an, ferner das Judenthum (die Religion der Erhabenheit), das Griechenthum (die Religion der Schönheit) und das Römerthum (die Religion des Verſtandes oder der Zweckmäßigkeit); allein die wirkliche Verſöhnung von Gott und Welt erreichte erſt das Chriſtenthum, welches in der Perſon des Gottmenſchen Chriſtus die realiſirte Einheit von Göttlichem und Menſchlichem anſchaut. Zerbricht endlich der abſolute Geiſt die Form der religiöſen Vorſtellung, ſo gelangt er auf den Standpunkt der abſoluten Philoſophie, d. h. des ſich ſelbſt als alle Wahrheit wiſſenden, das ganze natürliche und geiſtige Weltall aus ſich ſelbſt reproducirenden Gedankens. (Vollſt. Ausg. von Hegel's Werken in 18 Bänden, 1832 ff. Hegel's Leben von Karl Roſenkranz, 1844.) Die hegel'ſche Philoſophie, zu deren Propagirung die berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik geſtiftet wurden (1827) und deren Methode auf den meiſten deutſchen Univerſitäten raſchen Eingang fand, iſt für unſere Zeit gerade das geworden, was die kantiſche für die Periode der Aufklärung war, die planmäßige und organiſch gegliederte Conſtruction des wiſſenſchaftlichen Zeitbewußtſeins. Seither haben ſich in der hegel'ſchen Schule manche Divergenzen und Schwankungen bemerkbar gemacht und iſt, während Roſenkranz, Gabler, Erdmann und Andere das Hegelthum in ſeiner urſprünglichen Form feſtzuhalten ſuchten, die von dem jüngeren Fichte, Weiße und Anderen gebildete äußerſte Rechte, der ſogenannte Pſeudohegelianismus, allmälig ins Lager der neuſchelling'ſchen Glaubensphiloſophie übergegangen. Wie und durch wen die praktiſchen Conſequenzen der hegel'ſchen Philoſophie gezogen wurden, werden wir ſpäter ſehen.

24.

Das charakteriſtiſche Merkmal der neueſten Entwicklungsphaſe unſerer Literatur iſt der Geiſt der Kritik, welcher nach allen Seiten hin die Errungenſchaften unſerer Cultur einer ſtrengen Prüfung unterwirft, das Wahre und Ewige vom Falſchen und Vergänglichen ſondert, das Verlebte und Vermoderte beſeitigt und hiedurch den ſproſſenden Keimen der Zukunft, die nur der Unachtſame überſehen kann, Luft und Raum ſchafft. Die literariſche Polemik Platen's enthält den kritiſchen Bruch mit der Romantik, das hegel'ſche Syſtem iſt als Theorie der bisherigen philoſophiſchen und theologiſchen Weltanſchauung zugleich auch ihre Kritik und in Ludwig Börne (geb. 1786 zu Frankfurt a. M., geſt. 1837 in Paris) thut der deutſche Kriticismus den wichtigen Schritt aus dem religiöſen und äſthetiſchen Gebiet vorwärts in das des Staats. Wie Leſſing als nationalliterariſcher Kritiker unſere äſthetiſche, Kant als philoſophiſcher unſere wiſſenſchaftliche Befreiung einleitete, ſo Börne als politiſcher unſere ſtaatliche. Schon beim Beginn ſeiner kritiſch-humoriſtiſchen Laufbahn in ſeinen Journalen die Zeitſchwingen (1818—20) und die Waage (1820—21) findet Alles, ſelbſt die Theaterkritik, ſeinen Bezug auf den Staat, welchen er vom Standpunkt des demokratiſchen Radicalismus aus kritiſirt. Die zahlloſen Philiſtereien und Armſeligkeiten des deutſchen Lebens, an welchen er ſein kritiſches Meſſer ſchärfte, dienen ihm nur dazu, unſere politiſche Unfreiheit, Unmündigkeit und Nullität an ihnen aufzuzeigen. Indem er ein Houwald'ſches Trauerſpiel analyſirt oder die Thurn und Taxis'ſche Poſtſchnecke ſecirt, demonſtrirt er zugleich die Kläglichkeit unſerer öffentlichen Zuſtände. Was nicht politiſche Bedeutung hat, nicht dem politiſchen Fortſchritt dient, verwirft er mit einer Conſequenz, die nothwendig zur Einſeitigkeit werden mußte. Er preist Jean Paul, aus deſſen Styl er den ſeinigen meiſterhaft herausbildete, weil ihn aus Jean Paul's Werken hinter all der humoriſtiſchen Willkür hervor immer wieder die eine große Freiheitsidee anblickte. Er bekämpft Göthe mit leidenſchaftlichem Haß, er nennt ihn einen grauen Staar im Auge Deutſchlands, weil ihn Göthe's altersſchwacher Quietismus abſtieß, weil er in deſſen Werken keine Beziehung auf die Idee des freien Staats zu finden vermochte. Die Julirevolution kam mit ihren ſtolzen Hoffnungen und ſchmerzlichen Enttäuſchungen. Börne ging nach Paris und ſetzte von dort aus den daheim begonnenen Kampf gegen das Beſtehende im größeren Style fort. Die ſechs Bände ſeiner Briefe aus Paris (1831 ff.) enthalten die unerbittlichſte Kritik der Geſchichte Deutſchlands und Europa's während der erſten Hälfte der 30 ger Jahre. Die Kritik wird darin zur Poeſie, zur Poeſie des Zornes, welche zermalmende Anklagen auf den Despotismus und die Knechtſeligkeit ſchleudert und die Roſen ihrer Liebe unter den Dornen des bitterſten Sarkasmus verbirgt. Daß Börne die deutſchen Schooßſünden, welche ſchon Herder in den Worten „duldſam träge Eſelei und Lakaienhaftigkeit“ ſummirt hatte, ſchonungslos aufdeckte, das konnte ihm der deutſche Philiſter nicht verzeihen. Er nannte Börne, der von Patriotismus glühte wie außer Heinrich von Kleiſt vor ihm noch kein Deutſcher, um der Enthüllung des deutſchen Sündenregiſters willen einen Verräther am Vaterlande. Der friſche und ſtürmiſche Hauch dieſes republikaniſchen Geiſtes blies unſerer politiſchen Ofenhockerei zu ſchneidend ins Geſicht. Wahr iſt, daß Börne in ſeiner letzten Zeit ſeiner Verzweiflung an Deutſchland einen oft zu gallſüchtigen Ausdruck lieh, aber wer hat in der Fremde ſchöner für ſein Land plaidirt als gerade er? In der Balance, einem Journal, welches Börne Behufs der Vermittlung zwiſchen dem geiſtigen und politiſchen Leben Deutſchlands und Frankreichs franzöſiſch ſchrieb, geſteht er den Franzoſen nur das Talent zu, während er den Deutſchen das Genie vindizirt. Er rühmt ſeinen Landsleuten nach, daß ſie „eine edle Gerechtigkeit üben gegen Alles, was groß und ſchön iſt, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit“, und ein



Ludwig Börne

* * *

geb. den 22. Mai 1786 zu Frankfurt a. M.,
geſt. den 12. Febr. 1837 zu Paris.

* * *

andermal ſagt er den Franzoſen das ſchöne Wort: „Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend, es iſt groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmert.“ Wo hat ſich der deutſche Patriotismus je ſelbſtbewußter geäußert? Aber allerdings ein bornirter Patriot, ein Deutſchthümler war er nicht, denn er „liebte die Familie mehr als ſich, das Vaterland mehr als die Familie, die Welt mehr als das Vaterland.“ Er hatte für daſſelbe gelebt, er ſtarb an ihm: das deutſche Elend brach ihm das Herz. Aber bevor er ſich zum Sterben hinlegte, ſchrieb er noch ſeinen Menzel der Franzoſenfreſſer, ſeine ſchönſte Schrift. In dieſem Abſagebrief an die Bourgeoiſie, wo die 1848 factiſch erfolgte Loslöſung der deutſchen Demokratie vom Liberalismus publiciſtiſch anticipirt iſt, nahm Börne Abſchied von ſeinem Publicum mit den Worten: „Wer in dieſer ſchnöden peſtbeherrſchten Welt ſich vor Anſteckung ſichern und geſund erhalten will, muß ſich in Eſſig baden, um alle verbuhlten Lavendelſeelen und bleiſüßen Herzen von ſich entfernt zu halten. Es gibt darum noch brave Männer genug, welche auch die ſauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken und dieſe verſtehen mich und lächeln mir zu.“ (Börne's geſ. Schriften, 8 Thle., 2. Aufl., 1840. Börne's Leben v. K. Gutzkow, 1840.)

Man hat ſich einmal gewöhnt, in der Literaturgeſchichte neben Börne Heinrich Heine (geb. am 13. Dezember 1799 in Düſſeldorf) zu ſtellen, und thut dies wirklich nicht ohne Grund. Zu der kritiſchen Verurtheilung des Beſtehenden durch Börne gehört die witzige Vernichtung deſſelben durch Heine. Beide ergänzen ſich ebenſo ſehr als ſie ſich abſtoßen. Sie verhalten ſich mutatis mutandis wie Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg, Klopſtock und Wieland, Schiller und Göthe, wie der Idealismus und Realismus, der Spiritualismus und Senſualismus ſich zu einander verhalten. Sie unterſtützen ſich wechſelſeitig und ſind doch durch eine ungeheure moraliſche Kluft von einander getrennt. Börne iſt der geſinnungsvolle Ernſt, Heine der geniale Spaß; jener zürnt über ſeine Zeit und ſeine Zeitgenoſſen, dieſer verhöhnt ſie und lacht ſie aus. Börne iſt weſentlich Politiker, Politiker in jeder Fiber, Heine weſentlich Poet, Poet auch in der Politik. Börne glaubt an das Ideal des freien Staats, Heine's Skepticismus glaubt an Nichts, wenn nicht an den Witz. Börne iſt groß durch ſeinen Charakter, Heine gerade umgekehrt durch ſeine Charakterloſigkeit: wie ſich auch das Chamäleon dreht und wendet, immer ſpielt es in den prächtigſten Farben. Wie Börne aus Jean Paul hervorgegangen, ſo Heine aus der Romantik, aber er wuchs in der franzöſirten Rheinprovinz auf, er wurde „großgezogen unter den Wirbeln franzöſiſcher Trommeln“ und ihm ſprang ein Funke voltaire'ſchen Esprit ins Blut, der ſeine Seele für die Größe der franzöſiſchen Revolution und ihrer kosmopolitiſchen Miſſion entzündete, ſoweit entzündete, als der Witz überhaupt Feuer fangen kann. Als Lyriker zeigte ſich Heine bei ſeinem erſten Auftreten (Gedichte 1822) von des Knaben Wunderhorn inſpirirt und ſeine Lyrik konnte dieſe romantiſche Erinnerung überhaupt nie ganz loswerden. Es exiſtiren Gedichte von ihm, wie z. B. viele Lieder in ſeinen „Jungen Leiden“, ſein Nordſeebild Frieden, die Wallfahrt nach Kevlaar und andere ſeiner Romanzen, in welchen das romantiſche Gefühl ſeine zarteſten und duftigſten Blüthen getrieben hat. Aber eine nationalliterariſche Macht wurde Heine erſt durch ſeine Reiſebilder (1826 fg., 4 Bde.), welchen ſich das Buch der Lieder (1827) anſchloß. In dieſen beiden Werken tritt der fertige, ganze Heine vor uns. Die heine'ſche Poeſie des Witzes ergreift die ſouveraine Pritſche und ſchlägt ſie dem deutſchen Michel lachend um die Ohren. Heine hat die Bedeutung des Witzes für die Gegenwart, d. h. für die Zeit ſeines eigenen Auftretens, ganz gut angegeben. Er ſagt: „Es gibt trockene Leute in der Welt, die den Witz gern proſcribiren möchten, und man kann täglich hören, wie Pantalon ſich gegen dieſe niedrigſte Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigſten Seelenkräften gehören, ſo glauben wir doch, daß er ſein Gutes hat. Seitdem es nicht mehr Sitte iſt, einen Degen an der Seite zu tragen, iſt es durchaus nöthig, daß man Witz im Kopfe habe. Und ſollte man auch ſo übellaunig ſein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, ſondern ſogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, ſo werdet darüber nicht allzuſehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutſchen Vaterlandes. Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat ſeinen guten Nutzen in dieſer ſchlechten nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion iſt mehr im Stande, die Lüſte der Erdenbeherrſcher zu zügeln, ſie verhöhnen euch ungeſtraft und ihre Roſſe zertreten eure Saaten; eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem ſchmutzigen Parvenü, alle Roſen dieſer Welt werden die Beute eines windigen Geſchlechts von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien und vor dem Uebermuth des Reichthums und der Gewalt ſchützt euch Nichts als der Tod und die Satire.“ Dieſe Satire nun, dieſer Angriffswitz, tritt bei Heine mit unerhörter Kühnheit auf. Wie ſie das eigene Selbſt, das eigene Denken und Fühlen verhöhnt, wie ſie jeden zarteſten oder begeiſterzſten Herzenslaut durch Anhängung eines ſchneidenden Lachtrillers wieder aufhebt, ſo vernichtet ſie überhaupt das Ideelle, Erhabene, Rührende, Ueberſchwängliche durch den Zuſammenſtoß mit dem Realen, Komiſchen, Gemeinen und Cyniſchen. Die Liebe, die weibliche Schönheit, die ſentimentale „Jugendeſelei“, die Freiheit, der Patriotismus, der Enthuſiasmus, die Sittlichkeit, die Idee, die Philoſophie, die Politik, die Unſterblichkeit, die Religion, Alles wird in dieſer Werkſtätte des zerſtörenden Witzes zerſchnitten, zerfreſſen, zu Staub zerrieben und lachend in die Luft geſtreut. Der Witz kennt nichts Heiligſtes, er achtet, glaubt und hofft Nichts. Er hat auch keine Leidenſchaft. „Apfeltörtchen, ſagt Heine, waren früher meine Paſſion; jetzt ſind es Liebe, Freiheit, Wahrheit und — Krebsſuppe.“ Aber man würde ſehr irren, wollte man glauben, daß das Zerſtörungsfeuerwerk des heine'ſchen Witzes eben nur die Bedeutung eines Feuerwerkes hätte. Es wohnt dieſem Zerſtörungsjubel, unter deſſen Fanfaren ſich die Romantik, ihr eigenes Räthſel löſend, in den Abgrund der Vernichtung ſtürzt, eine mächtige befreiende Kraft inne. Heine iſt Satiriker, der größte, welchen die Welt ſeit Ariſtophanes, Cervantes und Rabelais geſehen, die Miſſion ſeines Humors iſt erfüllt, nachdem derſelbe die Nichtigkeit der alten und offiziellen Geſellſchaft und ihrer Ideale aufgezeigt; aber die Einſicht in dieſe Nichtigkeit muß nothwendig die Sehnſucht nach einer neuen, vom Supranaturalismus und was daranhängt erlöſten Geſellſchaft wecken. Das iſt das befreiende Moment in Heine's Poeſie und um deßwillen durfte er ſagen: „Die Poeſie, wie ſehr ich ſie auch liebte, war mir immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für höhere Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm. Aber ein Schwert ſollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menſchheit.“

Die Originalität der Reiſebilder und des Buchs der Lieder hatten Heine inmitten der Flachheit der Reſtaurationsliteratur eine ſehr hervorragende Stellung verſchafft. Die 30ger Jahre gefährdeten aber dieſelbe ſehr. Die Julirevolution hatte ihn gleich Börne nach Paris geführt, allein er nahm den Umſchlag der Bewegung leichter als dieſer. Der Witz half ihm belachen, worüber Börne verzweifelte. Er unternahm es, die Franzoſen in ihren Journalen über die Entwicklung der deutſchen Wiſſenſchaft und Literatur zu belehren, ſchrieb ſeine franzöſiſchen Zuſtände (1833), deren politiſche Achſelträgerei ihre fatale Erklärung in dem Umſtande findet, daß Heine auf der

Penſionärliſte der guizot'ſchen geheimen Fonds ſtand, und erließ ſein Manifeſt gegen die romantiſche Schule (1836), wo die Kritik, wie in ſeinem gegen die ſchwäbiſchen Dichter gerichteten Schwabenſpiegel (1839), allzuſehr zur perſönlichen Invective herabſinkt. Noch unerquicklicher und geradezu verwerflich iſt ſein Buch über Börne (1840), in welchem das chamäleontiſche Farbenſpiel des Styls die feige Tendenz, das Grab eines großen Todten zu entweihen, nur dürftig maskirt. Einige Jahre zuvor hatte Heine ſeine zerſtreuten Aufſätze unter dem Titel der Salon (1834 fg. 4 Bde.) zu ſammeln begonnen. Das Beſte darin ſind die Florentiniſchen Nächte und der Rabbi von Bacharach, zwei Novellenfragmente, die leider ſolche geblieben. Die 40ger Jahre brachten drei bedeutende Productionen von Heine: das humoriſtiſch-polemiſche Epos Atta Troll (1843), welches der Dichter als „letztes freies Waldlied der Romantik“ bezeichnet, durch deſſen „altes Thema moderne Variationen gaukeln“, dann die neuen Gedichte (1844) und zugleich das Wintermärchen Deutſchland. Namentlich im letzteren nimmt die heine'ſche Satire, die ſchon im Atta Troll und in den politiſchen Gedichten der neuen Sammlung wieder zu prächtiger Aeußerung gekommen, noch einmal alle Genialität ihres Witzes zuſammen. Dieſe meiſterhafte Satire iſt ein farbenſprühender Holzſtoß, deſſen ſchwelgende Flammen das „alte offizielle Deutſchland, das verſchimmelte Philiſterland“, verzehren. In Heine's letzter Gedichtſammlung, Romanzero (1851), erreicht die Satire ſolche Energie und Pracht nicht mehr und fliegt der Witz oft mit halbgelähmter Schwinge. In dem Schlußwort zum Romanzero hat der kranke Dichter aus ſeiner pariſer „Matratzengruft“ heraus ſeine Bekehrung zum Glauben an einen perſönlichen Gott und an eine perſönliche Unſterblichkeit zu erkennen gegeben. Das ſteht aber bei Licht betrachtet einem heine'ſchen Witz auf's Haar gleich. In dem letzten Gedicht des Romanzero disputiren ein Rabbi und ein Mönch über die Vorzüge ihrer Religionen. Die Königin Blanka gibt die Entſcheidung: „Welcher Recht hat, weiß ich nicht; doch es will mich ſchier bedünken, daß der Rabbi und der Mönch, daß ſie alle beide ſtinken.“ Das iſt der beſte Commentar zu dem heine'ſchen Bekehrungswitz.

25.

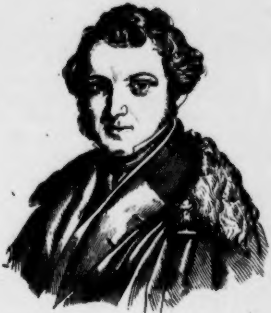
Die Wiederaufnahme der humaniſtiſchen Freiheitstendenz durch Platen, die hegel'ſche Philoſophie, die eindrucksvolle Kritik Börne's, in welcher der politiſche Liberalismus ſeine Spitze gefunden, endlich die ſatiriſche Auflöſung der Romantik durch Heine gaben zu Anfang der 30 ger Jahre den Anſtoß zu einer neuen literariſchen Bewegung, welche durch die Julirevolution und ihre Folgen, durch die Rebellion Belgiens, die Inſurrection Polens, durch die Radicalreformen in der Schweiz, durch die revolutionären Verſuche in Italien und da und dort in Deutſchland ſelbſt in raſcheres Rollen gebracht wurde. Sie manifeſtirte ſich zunächſt in der höheren Belletriſtik und belletriſtiſchen Kritik durch die Thätigkeit einer Gruppe von Schriftſtellern, welche man ziemlich willkürlich unter dem Collectivbegriff des jungen Deutſchlands zuſammenzufaſſen pflegt. Zu der jungdeutſchen Schule, wenn dieſes Wort überhaupt ſtatthaft iſt, zählte man insbeſondere L. Wienbarg (geb. 1803), Heinrich Laube (geb. 1806), Guſtav Kühne (geb. 1806), Theodor Mundt (geb. 1807) und Karl Gutzkow (geb. 1811), fünf Autoren, die bald nach verſchiedenen Richtungen hin auseinandertraten und zum Theil mit einander in bitterperſönliche Fehden geriethen. Als literariſche Producte der jungdeutſchen Manier können gelten Wienbarg's Wanderungen durch den Thierkreis, Laube's Reiſenovellen und ſein Roman das junge Europa (die Poeten, die Krieger, die Bürger), Kühne's Novelle die Quarantaine im Irrenhaus, Mundt's Novelle Madonna, Gutzkow's Roman Wally, ſeine Briefe eines Narren an eine Närrin und ſeine Tragödie Nero. Man darf jedoch nicht glauben, daß dieſe Literatur durch ein gemeinſames, conſequent verfolgtes Prinzip zuſammengehalten worden ſei. Sie hatte zwar gemeinſame Elemente und es waren dieſe fauſt'ſche Skeptik und Zerriſſenheit, byron'ſcher Weltſchmerz, börne'ſches Unbehagen an den politiſchen Zuſtänden, rouſſeau'ſcher Naturenthuſiasmus und damit verbunden die ſozialreformiſtiſche Tendenz der george-ſand'ſchen Genialität, woraus ſich dann die Verneinung unſerer ſtaatlichen, kirchlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe ergab und die Forderung ſozialer Umgeſtaltungen, der Emanzipation der Frauen und der Einſetzung der Sinnlichkeit in ihre Rechte. Aber dieſe Elemente wußten keine prinzipielle

Einheit zu gewinnen, obgleich ſich namentlich der männlich charakterfeſte Wienbarg Mühe gab, in ſeinen äſthetiſchen Feldzügen (1834) eine ſolche zu finden. Es iſt dies ein geiſtvolles, friſches Buch, läuft aber doch auf das negative Reſultat hinaus, daß es den Deutſchen „an einem gemeinſamen Mittel der Bildung fehle, weil ihnen das gemeinſame Leben mangle.“ Die jungdeutſche Oppoſition wäre zweifelsohne als eine prinziploſe noch bälder verſchollen, als ſie wirklich that, hätte ihr nicht die Verfolgung durch den Bundestag laut Beſchluß deſſelben vom Jahr 1835 die Theilnahme der Nation noch für einige Zeit geſichert. Dieſer polizeilichen Verfolgung jungdeutſcher Schriften und Autoren lag die Denunciation zu Grunde, welche Wolfgang Menzel (geb. 1798) in ſeinem Literaturblatt gegen ſie gerichtet hatte. Menzel war durch energiſche Bekämpfung der Seichtigkeit und Prätenſion der Reſtaurationsliteratur zu einer gewiſſen kritiſchen Autorität gelangt und wendete nun dieſelbe gegen die junge Schriftſtellergeneration. Ein Gegner Göthe's und Verehrer Tieck's, ging Menzel durchweg von den Geſichtspunkten der patriotiſchen Romantik aus. Den Wendepunkt, welchen die literariſche Bewegung zu Anfang der 30ger Jahre von der Idee der nationalen Freiheit zu der der ſozialen nahm, verſtand er nicht und mochte er nicht beachten. Er blieb Romantiker, nachdem die Romantik in dem vorſchreitenden Zeitbewußtſein längſt überwunden und abgethan war. Daraus entſprangen alle ſeine Verirrungen, deren größte die war, daß er die engherzigſte chriſtlich-germaniſche Moral zum oberſten Maaßſtab der Kunſt machen wollte.

Die Jungdeutſchen räumten der durch Menzel gegen ſie erregten Entrüſtung des bornirten Philiſterthums und den Maaßnahmen der Polizei ziemlich ſchnell das Feld und zogen ſich, von ihrem oppoſitionellen Standpunkte mehr oder weniger abfallend, auf die unverfänglicheren Gebiete der Pückler'ſchen Weltfahrerei, der hiſtoriſchen und literariſchen Portraitirkunſt und der literarhiſtoriſchen Kritik zurück. Manche von ihren Leiſtungen in dieſen Fächern hat das Publikum mit Dank entgegengenommen: ſo Laube's franzöſiſche Luſtſchlöſſer und moderne Charakteriſtiken, Mundt's Geſchichte der modernen Literatur, Kühne's männliche und weibliche Charaktere, Portraits und Silhouetten, Gutzkow's öffentliche Charaktere, Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte, die Zeitgenoſſen, die Briefe aus Frankreich und die Biographie Börne's. Laube, Kühne und Mundt cultivirten auch den hiſtoriſchen Roman, wie wir ſchon früher zu bemerken Gelegenheit hatten.

Uebrigens ſind die meiſten Mitglieder des ſogenannten jungen Deutſchlands in kurzer Zeit uralt geworden, wie z. B. Laube's greiſenhaftes Buch über das erſte deutſche Parlament beweiſt. Gutzkow muß nachgerühmt werden, daß er ſich die lebhafte Theilnahme an den Fragen der Zeit am friſcheſten erhielt und dieſe Theilnahme in beweglicher Productionskraft fortwährend beurkundete. Sein philoſophiſch-humoriſtiſcher Roman aus früherer Zeit, Maha Guru, ſollte nicht vergeſſen werden, eher der mißlungene komiſche Roman Blaſedow und ſeine Söhne. Seine Meiſterſchaft als ſozialer Novelliſt, wie er ſie im Saduccäer von Amſterdam und anderen Erzählungen an den Tag legte, bewährte ſich auch höchſt erfreulich in ſeinem großen Roman die Ritter vom Geiſte (9 Bde.), welcher die Intereſſen, Strebungen, Contraſte, Tugenden und Schwächen der Gegenwart in einem glänzenden Gemälde vorführt. Gleich Laube, der in ſeinen Karlsſchülern einem populären Stoff dramatiſch wirkſame Geſtalt gab, hat ſich Gutzkow unſeres Theaters mit Eifer angenommen und der Erfolg ſeiner Komödie das Urbild des Tartuffe, wie der ſeiner Tragödie Uriel Acoſta, war ein durchaus verdienter.

Die jüngere Poetengeneration hat überhaupt mit anerkennungswerther Emſigkeit ſich bemüht, unſer Theater der aus der Reſtaurationsperiode ſtammenden Schmach, bloß von den Abfällen des franzöſiſchen zu leben, zu entreißen. Manches von dem, was E. Bauernfeld, S. Moſenthal, G. Freitag, R. Benedix, L. Feldmann und J. v. Plötz im Converſationsſtück und Charakterluſtſpiel, H. Marggraff, J. Kuranda, H. Köſter, J. L. Klein, R. Griepenkerl und R. Gottſchall im hiſtoriſchen Drama geleiſtet haben, darf als eine wirkliche Bereicherung unſeres Repertoir angeſehen werden. Ebenſo dürfen dies die hiſtoriſchen und bürgerlichen Dramen von Fr. Hebbel, die bei allen Auswüchſen eine ſchöne Kraft und Originalität verrathen. Die Zeit ſcheint freilich noch ferne, wo dramatiſche Dichtungen, wie der Tod Danton's von dem allzu früh weggerafften Georg Büchner (1813—1837), die ihnen innewohnende Wirkung von der Bühne herab geltend machen können. Dazu gehört ein freies Nationalleben. Der Mangel deſſelben, der Mangel einer nationalen Bühne, die nicht von den Launen höfiſchen Ungeſchmacks abhängig wäre, macht das Aufkommen einer wahrhaft geſunden und edlen Dramatik dermalen zur Unmöglichkeit. Ein gutes Zeichen der Zeit iſt jedoch, daß das geſchmacklos tolle Opernelend, welches unſere Bühne überwuchert, einen tüchtigen Widerſacher gefunden hat in Richard Wagner, der als Componiſt die Kunſtreform zu realiſiren ſucht, welche er als Schriftſteller fordert (das Kunſtwerk der Zukunft 1850, Oper und Drama 1852). Am nachhaltigſten haben die Anregungen, welche von der jungdeutſchen Richtung ausgegangen, auf dem Gebiete der ſozialen Novelliſtik fortgewirkt, auf welches auch mehrere ausgezeichnete Pfleger des hiſtoriſchen Romans einbogen, wie Spindler, Alexis-Häring, Mügge und König. Freilich iſt noch kein Poet unter uns aufgetreten, welcher die ſozialen Conflicte zu Bauſteinen ſo vollendeter Kunſtwerke, wie die Franzöſin Aurora Dudevant (George Sand) ſie ſchuf, hätte zu benützen verſtanden, dennoch aber müſſen wir unſeren Novelliſten zugeſtehen, daß ſie uns die Phyſiologie der deutſchen Geſellſchaft allſeitig darzulegen wußten. Alle Standpunkte und Partreiſchattirungen haben in dieſer Novelliſtik ihre Vertreter gefunden. Während ſich Emerentius Scävola (von der Heyden) in der weltſchmerzlichen Zerriſſenheit ſinnlich-derb umherbewegte, ließ E. Boas in ſeinem Kriegscommiſſär Pipitz komiſche Streiflichter auf die Philiſterwelt fallen und ſuchten Schücking nach romantiſchen, K. Reinhold (Köſtlin), F. Hackländer und Claire von Glümer nach künſtleriſch unbefangenen Geſichtspunkten adelige und bürgerliche Kreiſe zu ſchildern. Die Societät im excluſiven Sinn, die Ariſtokratie, hat ihre novelliſtiſchen Myſterienenthüller gefunden in dem gewandten und fruchtbaren Alexander von Sternberg und in der leidenſchaftlich bewegten Vollblutariſtokratin Ida von Hahn-Hahn, die in ihren alten Tagen fromm geworden iſt und zur Abbüßung ihrer Sünden — wir meinen nur poetiſche — ein Kloſter geſtiftet hat. Dieſen Salonsnovelliſten par excellence ſchließen ſich an Thereſe von Bacheracht und Ida von Düringsfeld, letztere reichbegabt und verſöhnlich geſtimmt. Dagegen iſt Fanny Lewald, welche in ihrer Diogena die hahn-hahn'ſche Manier ſo trefflich ſatiriſirte, eine liebenswürdige Parteigängerin der Demokratie, deren Sache novelliſtiſch geführt wird von L. Starklof (Armin Galoor), E. Willkomm (Weiße Sklaven) und Max Waldau (Spiller von Hauenſchild), welcher letztere ſich vermittelſt ſeiner geiſtvollen Romane (Nach der Natur — Aus der Junkerwelt), wie durch ſeine Canzonen und ſeine melodiſche poetiſche Erzählung Cordula raſch einen bedeutenden Ruf verſchafft hat. Auch Otto Müller, H. Pröhle und Profeſſor Klencke, der zuletzt mit literarhiſtoriſchen Romanen debütirte (Leſſing, Herder), können hieher gezogen werden. Iſolirter ſteht Adelbert Stifter da, deſſen Studien (6 Bde.) die poetiſche Landſchaftsmalerei zu wunderſamer Belebtheit ausgebildet haben. Man kann ſich in ihrer Art nichts Reizenderes denken als dieſe ſtifter'ſchen Spiegelbilder der Natur. Sie athmen Feldblumenpoeſie und duften von Hochwaldsfriſche.



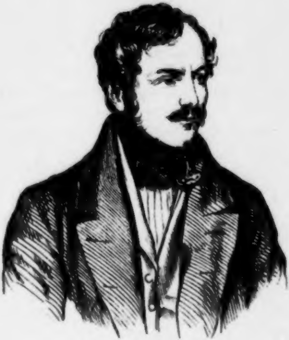
Anaſtaſius Grün

geb. den 11. April 1806 zu Laibach.

26.

Es iſt von Intereſſe, zu beobachten, wie die geiſtige Bewegung, aus welcher die Literatur der Gegenwart erwuchs, unter allen Himmelsſtrichen Deutſchlands Führer und Verkündiger ſich erweckte. Süddeutſchland gab uns Platen und Börne, vom Rhein her kam Heine, im deutſchen Norden ſchlug die hegel'ſche Philoſophie Wurzel, mit ihrer Dialektik die jungdeutſche Kritik fördernd, und nun ergriff der oppoſitionelle Geiſt auch Oeſtreich, welches ſich ſeit dem Tode Joſeph's II. chineſiſch gegen die Einflüſſe des wiſſenſchaftlichen und nationalliterariſchen Entwicklungsprozeſſes vermauert hatte. Der Geiſt ſpottet ſolcher chineſiſchen Mauern, er fliegt darüber hinweg wie die Lerche, verhöhnt tirilirend die unten aufpaſſenden Zöllner und Sünder und bringt die verbotene Gedankenfracht glücklich an Ort und Stelle. Das zeigte ſich recht augenſcheinlich, als mitten in dem metternichtigen Oeſtreich ein Dichter auftrat, Anaſtaſius Grün (Anton Alexander Graf von Auersperg, geb. am 11. April 1806 zu Laibach), ein Dichter, welcher ſeine von den zeitbewegenden Ideen angefachte Begeiſterung lerchenhaft friſch nach Deutſchland heraus erſchallen ließ. Grün gewann die Aufmerkſamkeit und Liebe weiterer Kreiſe zuerſt durch ſeinen Romanzenkranz der letzte Ritter (1830), deſſen Held Kaiſer Max I. iſt. Die Romantik dient in dieſer Dichtung zum epiſchen Hintergrund einer Freiheitslyrik, welche einen Kranz glühender Roſen um die Alpenfirnen der Schweiz windet. Noch entſchiedener trat die freie Geſinnung, wie die poetiſche Eigenthümlichkeit des Dichters, in den Spaziergängen eines Wiener Poeten zu Tage (1831). Er iſt erfüllt von Schmerz und Trauer über die Kirchhofruhe ſeines Heimatlandes, er führt uns in die prachtfunkelnden Salons der Paläſte, an deren Mauern die Klagen des Volkes ungehört verhallen, er malt uns die „dicken und dünnen“ Pfaffen, denen er wünſcht, daß die erſteren die letzteren auffreſſen möchten, „denn nicht lange mehr kann leben, wer ſo gift'ge Koſt genoß“, — er führt uns den Naderer vor, welcher auf Gedankenwild lauert, den Cenſor, der es meuchelt, aber bei Alledem verklingt die Klage immer wieder in dem Jubel der freudigſten Zukunftshoffnung, die ihr Thema: „Freiheit iſt die große Loſung, deren Klang durchjauchzt die Welt!“ in tauſend Wendungen zu variiren und mit einer Bilderpracht auszuſtatten weiß, wie ſie in ſo unverſieglicher Fülle nur Grün zu Gebote ſteht. Jeder Gedanke wird ihm zum poetiſchen Bild, jede Wahrnehmung zur Metapher, aus deren Hülle ſtets die große humane Freiheitsidee hervorblickt, oft die lächelnde Thräne des Humors im Auge. So in der Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte (1837), ſo in den vier lyriſch-epiſchen Dichtungen, welche, unter dem Titel Schutt zuſammengeſtellt (1835), über den zuſammenſtürzenden Geſtaltungen der Vergangenheit den Bau der Zukunſt prophetiſch ſich wölben ſehen. Wandelt der Dichter durch die Gaſſen der Todtenſtadt Pompeji, ſo tritt ihm das vom fröhlichſten Lebenstrieb durchpulste Aufſtreben Amerika's vor das geiſtige Auge, betritt er Kerker- und Kloſterruinen, ſo ſieht er, wie die vorſchreitende Zeit die Blumengewinde ihrer Geſittung darüber hingebreitet hat, und in dem Schlußgedicht vom Schutt geſtaltet ſich ihm die Legende von der alljährlichen Erſcheinung Chriſti zur Oſterzeit auf dem Oelberg zu der Viſion von einer Zeit, wo Schwert und Kreuz unbekannte und namenloſe Dinge ſein werden. In den zwei neueren größeren Dichtungen von Grün, die Nibelungen im Frack (1843) und der Pfaff vom Kahlenberg (1850), labt der köſtliche Humor gewiß Jeden, der in unſerer Zeit nicht etwa das Lachen ganz verlernt hat. Beide Gedichte ſind wahre Komödien des Lebens, die letztere, mit ernſterem Grundgedanken, aus der bunten Ritter- und Bauernwelt des Mittelalters, die erſtere, deren Held der geigenwüthige Herzog Moritz Wilhelm von Sachſen-Merſeburg, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, abſolute Heiterkeit verbreitend. Die ſeltene Eigenſchaft, Alles im tröſtlichen Lichte zu ſehen, iſt überhaupt das eigenſte Weſen von Grün's Dichten. Die Poeſie iſt ihm das friſche Waldesgrün, in deſſen Anſchauen ſich das Seelenauge ſtärkt und erquickt, die Knechtſchaft der Menſchheit ein vorübergehender Winter, deſſen Feſſeln Lenz, der „fröhliche Rebell“, brechen und ſo tief unter Roſen verſtecken wird, daß man ſie nimmer finden kann, die Erde ſelbſt ein Freudenſaal, aus welchem der letzte Menſch als letzter Dichter ſingend und jubelnd hinausziehen wird.

Neben Grün's Poeſie ſteht die ſeines Freundes Lenau wie neben der Freude die Trauer, neben der Hoffnung die Schwermuth, wie neben dem ſtralenden Frühlingstag die thauſchwere Sommermondnacht. Grün iſt die Lerche, Lenau die Nachtigall der deutſchen Freiheitslyrik. In dem ſchönen Nachruf, welchen Grün dem Freunde gewidmet hat, ſagt er, ſich und ihn treffend charakteriſirend: „Dein Banner war tiefſchwarze Seide, ich ſchwang



Nikolaus Lenau (Niembſch von Strehlenau)

geb. den 13. Auguſt 1802 zu Cſatad in Ungarn.
geſt. den 22. Auguſt 1850 zu Döbling bei Wien.

ein roſenroth Panier." Lenau (Nikolaus Niembſch von Strehlenau) wurde am 13. Auguſt 1802 zu Cſadad im Banat geboren. Die wühlende Skepſis, welche den Grundzug ſeiner geiſtigen Exiſtenz ausmacht, ließ ihm ſchon in jungen Jahren nicht Ruhe noch Raſt. Er ſuchte im Studium der Philoſophie, der Jurisprudenz und der Medizin nacheinander Befriedigung, ohne ſie finden zu können. Seine Strophe: „Du begleiteſt mich durch's Leben, ſinnende Melancholie; mag mein Stern ſich ſtralend heben, mag er ſinken, weicheſt nie" — drückt die perennirende Stimmung ſeines Daſeins ganz wahr aus. Selbſt die Urwälder Amerika's, wohin er 1832 gereiſt, vermochten das grübleriſche Sehnen ſeines Gemüths nicht zu ſtillen; er ſah auch dort, wie überall, nur einen „großen ew'gen Schmerz" auf dem Antlitz der Natur liegen und kehrte unbefriedigt nach der alten Welt zurück. Es wäre jedoch unſtatthaft, zu glauben, der lenau'ſche Weltſchmerz verliere ſich in weinerliche Sentimentalität. Der Dichter ringt kräftig mit ihm und es iſt gewiß kein ſiegwartiſch thränenſeliger Wunſch, wenn er ausruft: „Könnt' ich leben alſo innig, feurig, raſch und ungebunden, wie das Leben jenes Blitzes, der dort im Gebirg verſchwunden!" Lenau fand bei ſeiner Rückkehr aus Amerika ſeinen Dichterruf durch ganz Deutſchland verbreitet, denn Schwab hatte während ſeiner Abweſenheit die erſte Sammlung ſeiner Gedichte herausgegeben (1832, neue Sammlung 1838, Gedichte, 2 Thle. in einem Bd. 8. Aufl. 1846). Auf ſeiner Lyrik beruht Lenau's Dichtergröße und das Hauptmerkmal dieſer Lyrik iſt eine wunderbar tiefe und innige Naturſymbolik. Kein deutſcher, ja kein Poet überhaupt hat es wie Lenau vermocht, die Natur zu beleben und zu beſeelen; ſeine Naturmalerei iſt Durchdringung der Natur mit Gefühl und Geiſt, ſo daß ſie aus ſeinen Frühlings- und Herbſtliedern, aus ſeinen Haide-, Schilf- und Waldliedern mit tauſend geheimnißvollen Stimmen zu uns ſpricht. Er weiß auch, z. B. in ſeinen ſchönen Romanzenkränzen Clara Hebert und Johannes Ziska, das Menſchenleben mit dem Leben der Natur in ſo originelle Beziehung zu ſetzen, daß jenes in ganz eigenthümlicher Beleuchtung erſcheint. Lenau's Sehnſucht nach Befreiung, Gewißheit und Befriedigung richtet ſich vorwiegend auf das religiös-philoſophiſche Gebiet. Die alte und ewige Hiob-Fauſt-Manfred-Frage nach des Menſchenlebens Sinn und Frommen iſt das Thema, welches in den größeren Schöpfungen des Dichters zu löſen verſucht wird, in dem epiſch-dramatiſchen Fauſt (1836), in den lyriſch-epiſchen Gedichten Savonarola (1837) und die Albigenſer (1842), endlich in dem fragmentariſch hinterlaſſenen Don Juan (1851). Zu einer befriedigenden Löſung des Räthſels kommt es freilich nirgends, denn mit der Rückkehr aus der Philoſophie zum Chriſtenthum, wie ſie in dem, übrigens künſtleriſch vollendeten, Savonarola angedeutet wird, iſt Nichts gewonnen. Das zeigt uns Lenau ſelbſt ſehr deutlich, indem er in den Albigenſern wieder tiefer als je in die religiöſe Skepſis zurückgefallen erſcheint. Das Reſultat, welches ſich aus dieſer Dichtung ergibt, iſt die Erkenntniß der Nothwendigkeit eines raſtloſen Entwicklungskampfes der Menſchheit; denn „Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln kann das Elend ihr von dannen fächeln, wär's ein Lächeln auch wie das vordem auf dem Kreuze zu Jeruſalem. Wie die Fauſt einſt Brand und Eiſenruthen, muß der Geiſt ſein Schwert, ſein Feuer brauchen, bis die Herzen der Deſpoten bluten und zerfallend ihre Burgen rauchen.“ Lenau lebte, was er dichtete. Die Saiten ſeiner Seele ſpannten ſich in dem ſchmerzlichen Ringen mit qualvollen Zweifeln immer fieberiſcher und ſprangen dann plötzlich mit dem gellenden Aufſchrei: „Ich will in die Freiheit!“ entzwei. Mit dieſem Aufruf verfiel er 1844 dem Wahnſinn. Vorahnend hatte er einſt geſungen: „Ich ſehne mich nach einer ſtillen Nacht.“ Sie hielt ihn nicht ſo lange umfangen wie ſeinen Geiſtes- und Schickſalsgenoſſen Hölderlin: er ſtarb am 22. Auguſt 1850 zu Döbling bei Wien. Mit ſo aufrichtiger Hingabe, wie kaum irgend ein Anderer, hat er die Schmerzen unſerer Zeit in der Bruſt getragen und ſeine innigſte Klage war, daß er die Zukunft nicht mehr ſchauen ſollte. „Tiefer, ſang er in den Albigenſern, tiefer ſchmerzt als das Geroll Zeit und Tod zu meinen Füßen, daß ich nicht erleben ſoll, wie ſich Welt und Freiheit grüßen. Doch, ſetzte er hinzu, doch der Geiſt, der bald den Riß enden wird durch dieſe Hülle, lebt in Andern einſt gewiß ſeine Freiheit, Macht und Fülle!“

Wie die Lyrik Grün's und Lenau's von dem Herzſchlag der Gegenwart bewegt iſt, ſo iſt es auch die eines dritten Oeſtreichers, Karl Beck's (geb. 1817), der gleich Lenau aus Ungarn ſtammt. Beck hat die überſchwängliche Bilderſchwelgerei ſeiner Erſtlinge (Nächte, der fahrende Poet) in der umgearbeiteten Geſammtausgabe ſeiner Gedichte (1845) auf ein verſtändiges Maaß zurückzuführen geſucht, ohne daß es ihm im Ganzen gelungen wäre. Seine Poeſie iſt wie ungariſcher Wein, feurig, ſüß, berauſchend, aber wie ungariſcher Wein in der Gährung: der Stoff klärt ſich darin nur ſelten zum ideellen Gehalt ab. In ſeiner poetiſchen Erzählung Janko der Roßhirt überwuchern die lyriſchen Arabesken das mit kühnen Phantaſiezügen entworfene Gemälde aus dem ungariſchen Volksleben und von ſeiner Tragödie Saul hat man mit Recht geſagt, es ſeien lauter lyriſche Dichter, welche das Drama aufführen. Beck's Lieder vom armen Mann (1846) documentiren das Eingehen der ſozialen Fragen in unſere Lyrik, die freilich hier noch nebelhaft und verblaſen genug auftritt. Gedichte jedoch, wie die alte Jungfer, Anne Marie, Knecht und Magd, bezeugen unwiderlegbar, daß ein wirklicher Poet ſie geſchrieben. Faſt zugleich mit Beck war Ferdinand Freiligrath (geb. 1810 zu Detmold) aufgetreten (Gedichte 1838), in ſeinem markigen Realismus der directe Gegenſatz zu der träumeriſchen Verſchwommenheit von jenem. Freiligrath war eine wahrhaft heilſame Erſcheinung: er brachte neue Stoffe und Formen, er trat die Monotonie der conventionell gewordenen heine'ſchen Liebeslyrik und die weltſchmerzliche Koketterie der Zerriſſenheitspoeten mit dem dröhnenden Schritt ſeiner Verſe zu Boden. Ein poetiſcher Weltumſegler ging er auf Entdeckungen aus und ſtellte heimgekehrt vor dem ſtaunenden Publicum jene Bilder auf, welche, plaſtiſch gezeichnet und mit der intenſivſten Farbenglut gemalt, die Schrecken und die Erhabenheit des Ozeans, der Vulkane Islands, der afrikaniſchen Wüſten, der Savannen Amerika's, des Urwalds der Tropen mit magiſcher Gewalt mitten in die deutſche Binnenpoeſie hereinverſetzten und uns den jagenden Löwen, den Kampf des Tigers mit der Boa, die Fata Morgana der Sahara, die vom Samum vernichtete Karavane, das Pionierleben am Fuß der Felſengebirge, das in ferner Meeresöde mit dem Sturm auf Leben und Tod kämpfende Schiff vor die Augen zauberten. Freiligrath, dem wir ſpäter noch einmal begegnen werden, hat ſich einmal ſcherzend den Van Aken der deutſchen Poeſie genannt: er iſt vielmehr der Columbus, welcher ihrem Kosmopolitismus neue Regionen der Anſchauung aufthat. Seine Originalität weiß auch abgelebten Formen einen ganz neuen Lebensfunken einzuhauchen. Man ſehe nur ſeinen Alexandrinervers an. Das iſt freilich „der Renner nicht, den Boileau gezäumt und mit Franzoſenwitz geſchulet", das iſt das leibhaftige „Wüſtenroß aus Alexandria", welches über „die leidige Cäſur" hinwegſetzt, als wäre ſie „ein Felſenriß des Sinai", dem Fels des Kieſels Blitze und des Echo's Donner entlockend. Uebrigens hat ſich in Freiligrath der nationale Gehalt keineswegs in fremden Stoffen und Formen ſpieleriſch verflüchtigt. Unſere ganze Literatur hat, um ein Beiſpiel vom Gegentheil anzuführen, nur wenige Dichtungen aufzuweiſen, in welchen ſich das deutſche Gemüth und der deutſche Charakter ein ſo herrliches Denkmal geſetzt, wie in Freiligrath's Liedercyclus der ausgewanderte Dichter.

Die geographiſche und ethnographiſche Poeſie, welche zu ſuchen Freiligrath's Phantaſie den Wanderſtab ergriff, brachte uns Charles Sealsfield als Gaſtgeſchenk von unſeren germaniſchen Verwandten jenſeits des atlantiſchen Ozeans. Ein geborener Nordamerikaner, hat Sealsfield ſeine Werke deutſch geſchrieben (der Legitime und die Republikaner (1833), der Virey, Morton oder die große Tour, Lebensbilder aus der weſtlichen Hemiſphäre, deutſch-amerikaniſche Wahlverwandtſchaften, das Cajütenbuch, Süden und Norden). Wahrſcheinlich bewog ihn hiezu die richtige Vorausſetzung, daß der offene Sinn der Deutſchen die Bedeutung dieſer Bücher am beſten zu würdigen wiſſen würde. So geſchah es auch und wir zählen Sealsfield mit Freude zu den Unſrigen. Seine Schreibart iſt die novelliſtiſche, allein der Roman iſt ihm überall nur Beiwerk. Die Hauptabſicht geht auf Schilderung eines Landes und einer Geſellſchaft, welche ihm ein ebenſo unerſchöpfliches als meiſterhaft bewältigtes Material darbieten. Wenn, wie wahrſcheinlich, der Schwerpunkt der Zukunft in Amerika zu ſuchen iſt, ſo hat uns Sealsfield einen außerordentlich wichtigen Dienſt erwieſen. Denn er bringt uns die amerikaniſchen Verhältniſſe mit einer Anſchaulichkeit zur Kenntniß, die alle derartigen Verſuche weit überflügelt. In ſeinen Schriften lebt Amerika mit ſeinen ungeheuren Waldwildniſſen und ſeinen wimmelnden Handelsſtädten, mit der erhabenen Einſamkeit ſeiner Prairien und mit der Pracht ſeiner Tropengegenden, mit ſeinen endloſen Strömen und Alligatorſümpfen, mit ſeiner Millionen Schoſſe treibenden jungen Cultur, mit ſeiner Hinterwäldlergeſundheit und der überfirnißten Gemeinheit ſeiner Geldariſtokratie, mit ſeinen hundert religiöſen Sekten und ſeiner ruhelos vorwärts ſtrebenden Demokratie, mit ſeinem germaniſchen Racekampf gegen das ſpaniſche und creoliſche Element, mit ſeinen Indianern und Negern, mit ſeinem Ausbreitungsdrang und ſeiner Abenteuerluſt, mit all ſeinem Denken und Handeln, Wollen und Können. Wahrlich, ein ungeheures Bild, und wie iſt es gemalt! Mit welcher greifbaren Beſtimmtheit weiß Sealsfield darin die Unterſchiede der Nationalitäten zu veranſchaulichen! Und mit derſelben Meiſterſchaft, womit er die nationale Charakteriſtik handhabt, zeichnet er auch ſeine individuellen Charaktere. Erinnern wir uns nur an ſeinen Tokeah, den letzten Sachem der Oconees, an den Piraten Lafitte, an den Squire Copeland, an den Conde San Jago, an den Squatterregulator Nathan, an die Indianerin Canondah. Shakſpeare ſogar hätte keine realeren Geſtalten zu ſchaffen vermocht als dieſe ſind. Die vornehme Kritik wirft Sealsfield vor, er ſei zu tendenziös. Ja freilich. Aber die Tendenz liegt in der Sache ſelbſt und Sealsfield kann Nichts dafür, wenn der Contraſt der republikaniſchen Jugendfriſche Amerika's mit der altersſchwächlichen Legitimität Europa's auf die Nerven gewiſſer Leute unangenehm wirkt.

27.

Die philoſophiſchen Taſchenſpieler und Eiertanzkünſtler, welchen das hegel'ſche Syſtem nach dem Tode des Meiſters zunächſt in die Hände gefallen, hatten es glücklich zuwegegebracht, daß dieſe Philoſophie aus dem Leben wegescamotirt und in den blauen Dunſt der Theologie entrückt wurde. Bald galt es für ausgemacht, daß Hegel eigentlich bloß für den Theologismus und für das Mandarinenthum des abſtracten Beamtenſtaats gelebt und gedacht hätte. Sein Syſtem wurde als die Vollendung des Proteſtantismus und Bureaukratismus, welche ſich beide ſo vortrefflich und brüderlich darauf verſtehen, dem Menſchen die himmliſche Exiſtenz zu verſprechen, um ihm die irdiſche und ſtaatliche zu verkümmern — von den preußiſchen Kathedern gelehrt und eine heuchleriſche Friedensmiene breitete ſich über die deutſche Wiſſenſchaft aus. Der faule Friede währte aber nicht lange, denn der deutſche Kriticismus hatte keine Ruhe, und wie er ſich in Lenau's Poeſie ſkeptiſch abmühte, ſo ſehen wir ihn jetzt zuvörderſt ſeine ganze Energie gegen den Kirchenglauben wenden und dann der Bekämpfung des religiöſen Abſolutismus auch die des politiſchen anreihen. Durch dieſen wiſſenſchaftlichen Kampf, in welchem Strauß, Bauer, Feuerbach, Daumer und die Kritiker der Halliſchen Jahrbücher voranſtehen, wurde das hegel'ſche Syſtem ſeiner Abſtraction vom Menſchen entriſſen, wurde die deutſche Philoſophie überhaupt erſt praktiſch wirkſam gemacht, auch in ſtyliſtiſcher Hinſicht, denn die jüngeren Philoſophen, die Junghegelianer, erwarben ſich auch das Verdienſt, daß ſie die abſtruſe Terminologie unſerer Philoſophie einmal in die menſchliche Sprache überſetzten.

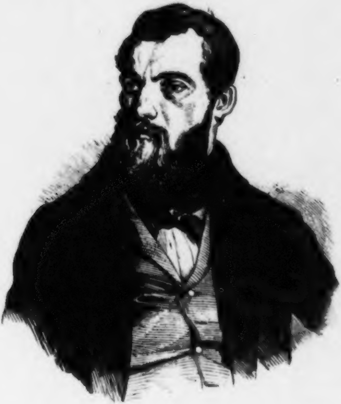
David Friedrich Strauß (geb. 1808 zu Ludwigsburg) gab 1835 ſein Leben Jeſu heraus, welches bekanntlich in der theologiſchen Welt einen wahren Sturm des Aufſehens erregte. Die altkirchliche Exegeſe hatte es ohne Weiteres für Thatſache genommen, daß in der Geſchichte Jeſu, wie die

Evangeliſten ſie geben, Geſchichte ſei, wenn auch übernatürliche mit natürlicher gemiſcht. Die rationaliſtiſche Exegeſe dagegen hatte die natürliche Geſchichte von der übernatürlichen ausgeſchieden, mit Verwerfung der letzteren. Strauß nun unterſuchte, ob die Evangelien überhaupt auf geſchichtlichem Grund und Boden ſtünden, und gelangte zu dem verneinenden Reſultat, es ſei an den Berichten der Evangeliſten gar nichts Hiſtoriſches, die evangeliſche Geſchichte ſei ein Conglommerat von Mythen, eine Mythe aber nichts Anderes als die geſchichtliche Gewandung der zu einer beſtimmten Zeit herrſchenden Begriffe vermittelſt der Poeſie. In dieſer Weiſe habe man die Geſchichte Jeſu aus dem jüdiſchen Meſſiasbegriff, wie derſelbe die erſten anderthalb Jahrhunderte nach Chriſtus in den chriſtlichen Gemeinden verbreitet geweſen ſei, herausconſtruirt, indem man alle altteſtamentlichen Vorſtellungen von dem Meſſias auf Jeſus von Nazareth übertrug, der nichts Anderes geweſen als eben der Rabbi Jeſus, welcher gleich vielen Andern von Johannes getauft ward, in der feſten Ueberzeugung von ſeiner meſſianiſchen Sendung ſeine Lehre verkündigte, dadurch den Haß der orthodoxen Judenprieſterſchaft erregte und von dieſer an's Kreuz gebracht wurde. Strauß blieb aber, wenn auch philoſophiſcher Theolog, immerhin noch Theolog. Denn beim Schluſſe ſeiner kritiſchen Unterſuchungen angelangt, verſuchte er den hiſtoriſch vernichteten Chriſtus vermittelſt des hegel'ſchen Begriffs vom Gottmenſchen philoſophiſch wieder zu rehabilitiren, indem er ſagte: „Mit Beiſeiteſtellung der Begriffe von Unſündlichkeit und ſchlechthiniger Vollkommenheit als unvollziehbarer, faſſen wir Chriſtus als Denjenigen, in deſſen Selbſtbewußtſein die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen zuerſt mit einer Energie aufgetreten iſt, welche in dem ganzen Umfange ſeines Gemüthes und Lebens alle Hemmungen dieſer Einheit bis zum verſchwindenden Minimum zurückdrängte; der inſofern einzig und unerreicht in der Weltgeſchichte ſteht; ohne daß jedoch das von ihm zuerſt errungene und ausgeſprochene religiöſe Bewußtſein der Läuterung und Weiterbildung durch die fortſchreitende Entwicklung des menſchlichen Geiſtes ſich entziehen dürfte.“ Dieſe Anſicht führte dann Strauß weiter aus in ſeinem zweiten großen Werke (die chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft 1840). Auch hier faßte er das Chriſtenthum als ein nothwendiges Moment in der Geſchichte der Menſchheit, als ein Vorſchreiten über die jüdiſche und heidniſche Weltanſchauung hinaus, als eine berechtigte Entwicklungsphaſe, die aber in der Zukunft der Offenbarung des ſich ſelbſt bewußten

Menſchengeiſtes weichen müſſe. Das Endergebniß der ſtrauß'ſchen Kritik iſt die Einſicht in die Unvereinbarkeit von Chriſtenthum und Philoſophie, denn jenes hat die Phantaſie und das Gemüth, dieſe die Vernunft und die Wahrheit zu ihrem Inhalt. Damit war die Vertheologiſirung der hegel'ſchen Philoſophie beſeitigt und die aus der „toll gewordenen Speculation" wieder zum geſunden Menſchenverſtand zurückgeführte directe menſchliche Vernunft erwies ſogleich ihre ſiegreiche Macht, indem die Bekämpfung der ſtrauß'ſchen Kritik vom orthodoxen, pietiſtiſchen, romantiſchen und ultramontanen Standpunkt aus ganz kläglich ſcheiterte.

Die wiſſenſchaftliche Bewegung, in welcher die Abwendung von der reactionären Strömung und die Wiederhinwendung zum humaniſtiſchen Fortſchritt enthalten war, ſtand nicht ſtille. Auf Strauß folgte Bruno Bauer mit ſeiner Kritik der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker und des Johannes (1841—42). Er legt ſeinen Unterſuchungen die Forderung zu Grunde, daß der Proteſtantismus, wenn er die Forſchung in der Schrift überhaupt als eine freie anerkenne, jedes Reſultat dieſer Forſchung freigeben müſſe. Bauer's Kritik geht über die von Strauß hinaus. Denn wenn dieſer die Evangelien als Producte des „mythenbildenden Geiſtes der Gemeinde" betrachtete, ſo ſtellt und erledigt Bauer die Frage, durch wen und wie dieſer mythenbildende Geiſt denn eigentlich zum Vorſchein gekommen ſei. Er zeigt, daß Marcus, bei welchem die Empfängniß und Geburt Jeſu noch als eine natürliche erſcheint, der Urevangeliſt ſei, welchen die andern abgeſchrieben und in theologiſchen Abſichten verändert hätten. Dieſe Abſichten werden dann des Näheren erörtert und aus der Erörterung ergibt ſich das Reſultat, das Chriſtenthum ſei eine Schöpfung der theologiſchen Phantaſie und Tendenz, ein Product der Theologie, die Religion, wie ſie ſich in den Evangelien darſtelle, ſei diejenige Zerſpaltung des Selbſtbewußtſeins, in welcher die eigene Beſtimmtheit deſſelben ihm als eine von ihm verſchiedene Macht entgegentrete, diejenige Zerſpaltung, welche Saft und Kraft, Blut und Leben der Menſchheit, Natur und Kunſt, Familie, Volk und Staat vampyrartig aufſauge. Das war erklärter Hochverrath an der Religion und Kirche und die letztere zauderte auch nicht, die Staatsgewalt zur Einſchreitung gegen den Hochverräther zu veranlaſſen. Bauer wurde von ſeinem Lehrſtuhl an der Univerſität Bonn entfernt. Von ſeinen ſpäteren Büchern verdient beſondere Erwähnung die Bibliothek der religiöſen und politiſchen deutſchen Aufklärer im 18. Jahrhundert, welche er gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Edgar Bauer herausgegeben hat.

Den unermeßlich wichtigen Schritt von der philoſophirenden Theologie zur Anthropologie, aus der Metaphyſik zur Realität des Lebens machte die deutſche Wiſſenſchaft durch Ludwig Feuerbach (geb. am 28. Juli 1804), den vierten der fünf Söhne des berühmten Criminaliſten, die ſich alle in verſchiedenen Fächern wiſſenſchaftlich hervorthaten. In Ludwig Feuerbach erfüllte ſich das Dichterwort: „Der ſich lange ſelbſt vergeſſen, iſt am Ziel der Unglücksbahn, und der Menſch, der ſie durchmeſſen, kommt beim Menſchen endlich an.“ Der Menſch auf dem Grund und Boden der Natur iſt das Prinzip, woraus Feuerbach Alles herleitet und worauf er Alles zurückführt, und dieſes humane Prinzip ſetzt er an die Stelle der abſtracten philoſophiſchen und religiöſen Prinzipien. Er begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit ſeinen Gedanken über Tod und Unſterblichkeit (1830), lieferte dann hiſtoriſch-kritiſche Arbeiten über Bacon, Spinoza, Leibnitz, Bayle, und erhob ſich in ſeinem berühmten Buch das Weſen des Chriſtenthums (1841) zur productiven und poſitiven Wirkſamkeit. Ueber ſeine Stellung zu Strauß und Bauer ſpricht ſich Feuerbach in der Vorrede ſeines Werkes dahin aus, daß Strauß das Leben Jeſu und die chriſtliche Glaubenslehre, alſo die dogmatiſche Theologie, Bauer die evangeliſche Geſchichte, alſo die bibliſche Theologie, zum Gegenſtand habe, er aber die Religion, wie ſie unmittelbares Weſen des Menſchen iſt. Im erſten Theil ſeiner Schrift zeigt Feuerbach das wahre, d. h. das anthropologiſche Weſen der Religion auf, im zweiten das unwahre, d. h. das theologiſche. Die vollſtändige Auflöſung der ganzen übermenſchlichen Welt in die wirkliche iſt das Reſultat ſeiner Beweisführung. „Die Religion, ſagt er, iſt der Traum des menſchlichen Geiſtes. Sie iſt das Verhalten des Menſchen zu ſeinem eigenen Weſen — darin liegt ihre Wahrheit und ſittliche Heilkraft — aber zu ſeinem Weſen nicht als dem ſeinigen, ſondern als einem andern, von ihm unterſchiedenen, ja entgegengeſetzten Weſen — darin liegt ihre Unwahrheit, ihr Widerſpruch mit Vernunft und Sittlichkeit, darin die unheilſchwangere Quelle des religiöſen Fanatismus, darin das oberſte Prinzip der blutigen Menſchenopfer, kurz der Urgrund aller Greuel, aller ſchaudererregenden Szenen in dem Trauerſpiel der Religionsgeſchichte.“ Nimmt dieſe Entzweiung des Menſchen mit ſich ſelbſt reflectirte Geſtalt an, d. h. wird ſie zur Theologie, ſo produzirt ſie unendliche Lügen, Illuſionen, Blendwerke und Widerſprüche. Das Chriſtenthum markirt nach Feuerbach keinen Fortſchritt gegenüber vom Heidenthum; beide bilden nur die zwei Seiten der religiöſen Verirrung, indem im Heiden-



Ludwig Feuerbach

geb. den 28. Juli 1804 zu Landshut.

thum das Individuum der Gattung, im Chriſtenthum umgekehrt die Gattung dem Individuum geopfert wurde. Im Heidenthum geſtaltet die Religion die Wünſche einer ausſchweifenden Phantaſie, im Chriſtenthum die krankhaften Bedürfniſſe des Herzens zu hohlen, für wirklich gehaltenen Phantomen, an welche der Menſch ſeine beſten Geſinnungen und Kräfte, welche dem Leben, dem Menſchen zugewandt werden ſollten, vergeudet. Das Geheimniß der Theologie, ſagt Feuerbach in der Schlußanwendung ſeiner Deductionen, iſt die Anthropologie, des göttlichen Weſens das menſchliche. „Aber die Religion hat nicht das Bewußtſein von der Menſchlichkeit ihres Inhalts; ſie ſetzt ſich vielmehr dem Menſchlichen entgegen oder wenigſtens ſie geſteht nicht ein, daß ihr Inhalt ein menſchlicher iſt. Der nothwendige Wendepunkt der Geſchichte iſt daher dieſes offene Bekenntniß und Eingeſtändniß, daß das Bewußtſein Gottes nichts Anderes iſt als das Bewußtſein der Gattung, daß der Menſch ſich nur über die Schranken ſeiner Perſönlichkeit erheben kann und ſoll, aber nicht über die Geſetze, die Weſensbeſtimmungen ſeiner Gattung, daß der Menſch kein anderes Weſen als abſolutes, als göttliches Weſen denken, ahnen, vorſtellen, fühlen, glauben, wollen, lieben und verehren kann als das menſchliche Weſen. Die Religion iſt das erſte Selbſtbewußtſein des Menſchen. Heilig ſind die Religionen, eben weil ſie die Ueberlieferungen des erſten Bewußtſeins ſind. Aber was der Religion das Erſte iſt, Gott, das iſt der Wahrheit nach das Zweite, denn er iſt nur das ſich gegenſtändliche Weſen des Menſchen, und was ihr das Zweite iſt, der Menſch, das muß daher als das Erſte geſetzt und ausgeſprochen werden. Die Liebe zum Menſchen darf keine abgeleitete ſein, ſie muß zur urſprünglichen werden. Dann allein wird die Liebe eine wahre, heilige, zuverläſſige Macht. Iſt das Weſen des Menſchen das höchſte Weſen des Menſchen, ſo muß auch praktiſch das höchſte und erſte Geſetz die Liebe des Menſchen zum Menſchen ſein. Homo homini Deus est (der Menſch iſt dem Menſchen Gott) — dies iſt der oberſte praktiſche Grundſatz, dies der Wendepunkt der Weltgeſchichte.“ (Feuerbach's ſämmtl. Werke, 1846—51, 8 Bde.)

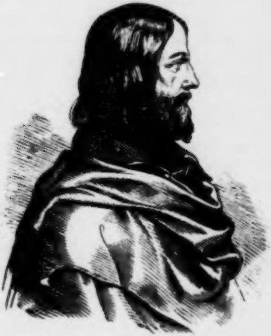
Feuerbach hat mit einer Unerſchrockenheit und Conſequenz, in welcher ſich der philoſophiſche Genius Deutſchlands mit ganzer Kühnheit offenbarte, das verſchleierte Bild von Sais entſchleiert und das Räthſel der religiöſen Sphinx gelöſt: der abſolute Geiſt iſt der Menſchengeiſt. In Anlehnung daran ſchrieb Georg Friedrich Daumer ſeine zwei hiſtoriſch-kritiſchen Bücher, der Feuer- und Molochdienſt der alten Hebräer und die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums (1847). Das antichriſtliche Bewußtſein wird aber hierin vielfach zum Exzeß und die daumer'ſche Beweisführung erinnert, weil ſie zu viel beweiſen will, namentlich in der zweiten Schrift oft an jenen Mann, der eine Brille mit rothen Gläſern aufgeſetzt hatte und nun behauptete, die ganze Welt ſei roth. Freilich iſt es Daumern gar nicht um's Scherzen zu thun, im Gegentheil es iſt ihm mit ſeiner Anſicht vom Chriſtenthum blutiger Ernſt. Dieſes iſt nach ihm die Religion des Geiſtes, welche das natürliche und reale Sein der Dinge, alſo auch das Menſchliche, abſolut negirt und unter den Benennungen Welt, Sünde, Fleiſch, Teufel fanatiſch bekämpft. Dieſe ſchreckliche Negation und Abſtraction, die ſich aus der objectiven und natürlichen Welt in die hohle, nur von Schemen und Spukgeſtalten erfüllte Tiefe der Innerlichkeit zurückgezogen hat, wurzelt in dem molochiſtiſchen Menſchenopfercult, welcher die urväterliche Religion der Hebräer war und ſich erſt bei vorgeſchrittener Geſittung aus dem phöniziſchen Molochismus zum Jehovahdienſt abſchwächte. Es blieb aber im Judenthum immer eine Partei zurück, welche von der Humaniſirung des Molochismus Nichts wiſſen wollte und die blutigen Myſterien deſſelben im Geheimen fortwährend beging. Dieſe Partei trat zur Zeit des Auftretens Chriſti aus ihrem Dunkel wieder hervor und ſetzte den alten Greuel unter dem Namen des Chriſtenthums, welches iſt der Jeſuitismus des Judenthums, auf's Neue in die Welt. Der molochiſtiſche Myſticismus ſtellte ſich dem Humanismus der griechiſchen Religion feindlich entgegen. „Die Zeit und Welt, ſagt Daumer, welche auf dieſen holden Götterdienſt, auf dieſe edle affirmative Entwicklung des menſchlichen Lebens folgte, war die der Einſiedler, Säulenheiligen, Mönche und Pfaffen, der die Natur haſſenden, die menſchliche Geſellſchaft fliehenden, ſich ſelbſt mißhandelnden, alle Welt entzweienden, Mord und Tod predigenden Asceten und Fanatiker, die Zeit der Bußen und Peinigungen des Fleiſches, der Glaubensinquiſitionen, Schaffote, Scheiterhaufen, Judenſchlachten, Hexenprozeſſe, Bartholomäusnächte, eine Zeit und Welt, deren Unglück, Finſterniß und Greulichkeit beiſpiel- und namenlos iſt.“ Dies wird auch der für richtig erkennen, den die Beweiſe, welche Daumer für ſeine Behauptung, daß die molochiſtiſche Kinderſchlächterei bis tief ins Mittelalter hinein von der chriſtlichen Kirche im Meßopfer (bei der Verwandlung von Brot und Wein in das Fleiſch und Blut Chriſti) kannibaliſch fortgeſetzt worden ſei — beizubringen weiß, nicht zu überzeugen vermögen.

Nachdem durch die vollendete Kritik der Religion das humaniſtiſche Prinzip, welches unſere Aufklärung und Claſſik des 18. Jahrhunderts beſeelt hatte, wieder zu vollſter wiſſenſchaftlicher Geltung gelangt war, mußte ſich der kritiſche Geiſt ganz folgerichtig gegen die in Literatur und Wiſſenſchaft, Kirche und Staat noch factiſch beſtehenden Geſtaltungen der prinzipiell abgethanen Weltanſchauung kehren. Er that dies vornehmlich in den Halliſchen, nachmals Deutſchen Jahrbüchern, welche Theodor Echtermeyer (1806—44) und Arnold Ruge (geb. 1802) im Jahre 1838 gegründet hatten. Dieſes Journal, an welchem Strauß, Bauer, Feuerbach, der berühmte, unſere Kunſtphiloſophie auf ihrem jetzigen Standpunkte zu einem harmoniſch ſchönen Bau abſchließende Aeſthetiker Friedrich Theodor Viſcher (Aeſthetik 1846—52, 3 Thle.), Stahr, Nauwerck und Andere mitarbeiteten, wurde ein Centralorgan für die deutſchen Humaniſten — Hegelingen nannte ſie Leo in einer fanatiſchen Denunciationsſchrift. Der Hauptkämpe auf Seiten der Jahrbücher aber war Ruge, deſſen geiſtvolle publiziſtiſche Arbeiten jetzt in ſeinen geſammelten Schriften (1846—47, 7 Bde.) vorliegen. Die Jahrbücher richteten ihre kritiſchen Waffen gegen die Romantik in jeder Form, ſei es, daß ſie als Pietismus, als Ultramontanismus, als verzopftes Preußenthum, als hengſtenberg'ſche Orthodoxie, als tholuck'ſche Myſtik, als göſchel'ſcher Mißbrauch des hegel'ſchen Syſtems, als neuſchelling'ſche Offenbarungscharlatanerie, als görres'ſche Inquiſitionsliebhaberei u. dgl. m. erſchien. Ueberall trafen ſie die Reaction, und als ihre Oppoſition, wie ſie mußte, immer deutlicher die politiſche Richtung einſchlug, da fand das wüthende Geſchrei der Obſkuranten und Reactionäre aller Sorten gegen das Journal Erhörung. Die Jahrbücher wurden 1843 unterdrückt, denn ſie waren eine Macht geworden, die man zu fürchten hatte. Wenige Monate darauf widerfuhr das auch der Rheiniſchen Zeitung, welche den Humanismus ins Praktiſche, d. h. in den Socialismus, überſetzt hatte. Die Wirkung der Jahrbücher auf die gebildete deutſche Welt war aber eine tiefeindringende geweſen. Sie hatten die wiſſenſchaftliche Befreiung des deutſchen Geiſtes von der Romantik vollbracht, eine Befreiung, ohne welche das alsbaldige Erſcheinen von politiſchen Schriften, wie J. Jacoby's vier Fragen, H. Simon's Annehmen oder Ablehnen?, L. Walesrode's unterthänige Reden, H. Heinzen's preußiſche Bureaukratie, nicht wohl denkbar geweſen wäre. In Wigand's Vierteljahrsſchrift, in den Jahrbüchern der Gegenwart und in cenſurflüchtigen Büchern fand dann die wiſſenſchaftliche Oppoſition Raum zu weiterer Aeußerung.

28.

Die deutſche Wiſſenſchaft war aus der Abſtraction, aus dem Reiche der Einbildung in die Realität zurückgekehrt, ſie hatte die Beſchäftigung mit dem Jenſeits aufgegeben, um ihre Kraft und ihre Liebe dem Dieſſeits zuzuwenden und mit ihrer ganzen Energie die Nation aus theologiſcher Verbohrtheit und politiſcher Verſumpfung aufzurütteln, eine ungeheure Arbeit! Denn jetzt erſt, als die Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes — von welchem die ſchulphiloſophiſchen Jongleurs das myſtiſche Ding „ſpeculative Vernunft" wohlweislich getrennt wiſſen wollen, denn wie könnten ſie ſonſt ihre ſophiſtiſchen Gaukeleien aufführen? — ja, jetzt erſt, als die Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes eine romantiſche Illuſion nach der andern vor unſern Augen in ihr Nichts auflöste und vernichtete, kamen wir zum Bewußtſein, wie tief wir Alle noch in der Romantik geſteckt hatten und welche Anſtrengung es koſtete, uns völlig von ihr zu befreien. Wer dieſe Erfahrung gemacht hat — und es hat ſie Jeder gemacht, der auf der Höhe der Zeit ſteht und ſeinen Standpunkt nicht heuchleriſch verleugnet — der wird wohl begreifen, wie unendlich langſam die Befreiung in die Maſſen dringen und auch dort ſich vollziehen kann.

Die Nationalliteratur folgte dem Zuge der Wiſſenſchaft. Auch ſie wurde real, praktiſch, politiſch, direct oppoſitionell. Klar veranſchaulicht den nationalliterariſchen Uebergang der wiſſenſchaftlichen Doctrin zur politiſchen Poeſie Friedrich von Sallet (1812—43), der in ſeinem Laienevangelium (1842) den populären Stoff der evangeliſchen Geſchichte zu einem Streitgedicht geſtaltete, welches mahnend, warnend und drohend alle Kreiſe des Lebens, insbeſondere des deutſchen Lebens durchſchreitet und namentlich in der deutſchen Frauenwelt, welche die warme Herzensſprache der Dichtung darüber wegſehen ließ, daß man neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen ſoll, großen Anklang gefunden hat. Die Sammlung von Sallet's lyriſchen Gedichten (1843) läßt uns den Entwicklungsgang eines reichen Geiſtes und eines hochſinnigen Gemüthes durch Naturleben und junge Liebe, durch Zerriſſenheit und Pantheismus hindurch zum klarſten Fühlen, Denken und Wollen in anziehendſter Weiſe mitmachen. Dieſes Fühlen, Denken und



Friedrich von Sallet

geb. den 20. April 1812 zu Neiße.
geſt. den 21. Febr. 1843 in Reichau.

Wollen hat Sallet zuletzt in ſeinem epigrammatiſchen Zuruf an die hegel'ſchen Commentatoren von Göthe's Fauſt hübſch und bündig ausgedrückt: „Zeit iſt's, daß ihr faſſet freier Fauſt's, Helenen's Hochzeitsfeier. Flieht die Zellen der Scholaſtik, wandelt auf des Lebens Bahnen! Wenn der Tiefſinn der Germanen ragt in griechiſch ſchöner Plaſtik, iſt erfüllt des Weltgeiſts Mahnen. Fauſtens und Helenen's Sohn ſei die That, Euphorion!“ Der philoſophiſchen Umhüllung entkleidet, friſch, unmittelbar, kühn, trat die Poeſie in die politiſche Oppoſitionsſtellung über in Georg Herwegh's (geb. 1816 in Stuttgart) Gedichten eines Lebendigen (1. Bd. 1841, 2. Bd. 1843), welchen ſich Heinrich Auguſt Hoffmann (geb. 1798 zu Fallersleben) mit ſeinen „unpolitiſchen“ Liedern (1841, 2 Thle.), Franz Dingelſtedt mit ſeinen Liedern eines kosmopolitiſchen Nachtwächters (1842) und Robert Eduard Prutz mit ſeinen neuen Gedichten (1843) anſchloſſen. Es iſt ganz irrig, wenn man glaubt, Herwegh's politiſche Lyrik ſei durch den 1840 zwiſchen Deutſchland und Frankreich drohenden Conflict geweckt worden. Die meiſten Gedichte eines Lebendigen waren ſchon vorher gedichtet, aber allerdings mochte die Veröffentlichung derſelben durch die Aufregung, welche jener Conflict und die Illuſionen, die ſich an die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's IV. knüpften, verurſacht hatten, mitbedingt worden ſein. Sie trafen die Zeitſtimmung ins Herz und ihr republikaniſches Feuer riß Alles unwiderſtehlich mit ſich fort. Hier war, was die Anhänger der alten und ewig jungen guten Sache drückte und quälte, was ſie haßten und liebten, glaubten und hofften, mit hochpathetiſchem Schwung in blankſchönen, energiſchen Formen ausgeſprochen. Daher die unerhört ſchnelle Popularität, welche der Lebendige gewann. Hinterher kamen dann die Recenſenten, mäkelten an dem und jenem und behaupteten, Herwegh ſei ſchon mit ſeinem zweiten Bande tief unter den erſten herabgeſunken, was ganz unbegründet. Denn wenn ſich der Dichter in der zweiten Sammlung mehr der ſatiriſchen als der pathetiſchen Stimmung hingab, ſo zeigt dies gerade, daß er wirklicher Poet einer Zeit war, für welche nach raſch wieder eingetretener Ebbe der öffentlichen Meinung die Satire, die freilich Keiner ſo meiſterhaft wie Heine zu handhaben vermochte, als der paſſendſte poetiſche Ausdruck anerkannt werden mußte. Auch Dingelſtedt ſchlug in ſeinen Nachtwächterliedern dieſe Saite an, kam aber aus der weltſchmerzlichen Sentimentalität nicht recht heraus. Hoffmann von Fallersleben, welcher früher die Volksliederweiſe trefflich reproduzirt hatte, drängte die politiſche Lyrik zum humoriſtiſch-ſatiriſchen Epigramm zuſammen, das bei ſcheinbarer Harmloſigkeit ſeine Stacheln nur um ſo tiefer einbohrte. Ein Namensvetter von ihm, Heinrich Hoffmann aus Frankfurt, hatte in ſeiner Komödie die Mondzügler (1843) dem ariſtophaniſch-polemiſchen Luſtſpiel Platen's zu weiterer Entwicklung verholfen und auch Prutz übertrug die Tendenzen der politiſchen Oppoſition in dieſe Form, ſo zwar, daß nur grämliche Leute ſeiner Komödie die politiſche Wochenſtube (1845) die Zuerkennung der Tüchtigkeit weigern können. Später wandte ſich Prutz, deſſen wir als Literarhiſtoriker ſchon früher gedacht, mit Erfolg zur ſocialen Novelliſtik (das Engelchen, Felix). Epiſche Geſtalt nahm die politiſche Satire an in dem neuen Reineke Fuchs (1846) von Adolf Glaßbrenner. Die politiſche Lyrik, in welche ſich immer deutlicher ſocialiſtiſche Tendenzen verflochten, wurde fortgeführt von Th. Opitz, Th. Althaus, E. Mautner, R. Gottſchall, dem wir ſchon unter den jüngeren Dramatikern begegnet, H. Püttmann, G. Weerth, T. Ullrich, Gottfried Keller, deſſen Gedichte (1846) endlich der Schweiz einen unmittelbaren, der Schönheit und Größe ihrer Natur würdigen Poeten gaben, Hermann Rollett, deſſen friſche Lieder (1848) wirklich friſch und voll lyriſchen Duftes ſind, und von vielen Anderen. So von den beiden Deutſch-Böhmen Moritz Hartmann, der in ſeinen Gedichtſammlungen (Kelch und Schwert 1845, neuere Gedichte 1847) den oppoſitionellen Geiſt mit realen Anſchauungen glücklich zu vermitteln verſtand und in ſeiner Reimchronik des Pfaffen Mauritius (1849) die Unglücksgeſchichte der Märzbewegung von 1848 mit zwiſchen Elegie und Satire wechſelnden Tönen begleitete — und Alfred Meißner, welcher in ſeinen Gedichten (1845) die ſocialen Contraſte wahrhaft poetiſch wirkſam aufzeigte und in ſeiner ſchönen epiſchen Dichtung Ziska (1846) einen alten Freiheitshelden der lebhaften Theilnahme der Gegenwart nahebrachte. Auch Freiligrath war mit ſeinem politiſch-lyriſchen Glaubensbekenntniß (1844) förmlich in die Reihen der Oppoſition übergegangen und ſein Nachruf der Todten an die Lebendigen (1849) hebt ſich mit energiſcher Kraft über die troſtloſe Apathie der Gegenwart hinweg. Wie Freiligrath's Poeſie, entwickelte ſich die von Gottfried Kinkel (geb. 1815 zu Obercaſſel bei Bonn), den wir ſchon unter den Kunſthiſtorikern trafen, zur entſchiedenſten Parteinahme für die revolutionären Beſtrebungen der deutſchen Demokratie. In der erſten Auflage ſeiner Gedichte (1843), welche auch die höchſt anmuthige rheiniſche Geſchichte Otto der Schütz enthält, iſt Kinkel noch Romantiker, in der zweiten dagegen (1850) tritt er als fertiger Republikaner vor uns, der das in begeiſterten Liedern preiſt, wofür er auf dem Schlachtfeld gefochten und im Kerker geduldet. Die Erzählungen, welche er gemeinſchaftlich mit ſeiner Frau Johanna (1851) herausgab, ſind insbeſondere werthvoll durch die zwei meiſterhaften Dorfgeſchichten (Margret, die Heimatloſen), welche ſie bringen, und ſo mag er uns als Uebergangspunkt zur Dorfnovelliſtik dienen.

. Dieſe iſt die andere Seite der demokratiſchen Geſtaltung unſerer Nationalliteratur in der Gegenwart, während die politiſche Lyrik die erſte bildet. Die ſoziale Novelliſtik, wie ſie vom jungen Deutſchland in Anregung gebracht worden, war allmälig ſehr abgeſtanden. Das Geſchnatter der novelliſtiſchen Gänſe und Gänſeriche, die „gemäſtet mit Tendenzen“, begann die Leſewelt endlich recht ſehr zu langweilen, als Berthold Auerbach (geb. 1812 zu Nordſtetten im Schwarzwalde) mit ſeinen Schwarzwälder Dorfgeſchichten (1843—53, 3 Bde.) wieder einen friſchen Zug in die literariſche Bewegung brachte. Das Genre als ſolches war nicht neu, denn die Idyllik des deutſchen Bauernlebens war ſchon von Jung-Stilling (in ſeiner Jugendgeſchichte), von Brentano (Geſchichte vom braven Kaspar), von M. Martell (der lahme Hans), Adelheid Reinbold (Irrwiſch-Fritze) und Immermann (im Münchhauſen) zu novelliſtiſchen Darſtellungen benützt worden. Allein Auerbach ſchuf dem Dorfroman einen ganz neuen Boden, indem er in ungeſuchteſter und bedeutſamſter Weiſe das Leben des Volks, des Landvolks, mit dem der übrigen Stände in Beziehung zu ſetzen wußte und, uns mitten in die ſüddeutſche Bauerſchaft hineinführend, die Stellung derſelben in der politiſchen und ſocialen Entwicklung unſerer Zeit als wirklicher Poet zur Anſchauung brachte. Dies, wie auch die inſtinktmäßig ſichere Findung und Hebung der im Volke ruhenden poetiſchen Schätze, iſt keinem ſeiner Nachfolger und Nebenbuhler ſo gut gelungen wie ihm, wiewohl wir gerne anerkennen, daß uns A. Weill aus dem Elſaß, W. O. von Horn (Oertel) aus den Rhein- und Maingegenden, J. F. Lentner aus Tyrol, Joſeph Rank aus dem Böhmerwald, G. Schirges und E. Hoefer, deſſen Geſchichten aus dem Volk (1852) wir beſonders betonen möchten, aus Norddeutſchland, Andere anderswoher Gemälde aus dem Volksleben gebracht haben, welche beweiſen, welche Fülle von Geſundheit noch in unſerem Volke lebt. Ein Meiſter in der Bauerncharakteriſtik iſt Jeremias Gotthelf (Bizius), der ſeine berner Dorfbilder mit niederländiſch treuem und minutiöſem Pinſel gemalt, aber zu viel pfäffiſche Ochſengalle und reactionären Bleizucker unter die Farben gemiſcht hat. Die große Gunſt, welche ſich die Dorfgeſchichtſchreibung zu erringen wußte, iſt uns ein Beweis, daß die demokratiſche Strömung unſerer Zeit ſelbſt in Kreiſen, die ihr widerſtreben, unwiderſtehlich ſich Bahn bricht.

Ja, ſie bricht ſich Bahn. Der Salonsbeifall, welchen ſeit dem unſeligen Ausgang der Bewegung von 1848 eine anachroniſtiſche Romantik gefunden, wird keinen Vernünftigen vom Gegentheil überzeugen. Gönnen wir den romantiſchen Fledermäuſen ihr Bischen Schwirren in der reactionären Dämmerung, bevor ein neuer Tag kommt. Zur Romantik mit ihrer patriotiſchen Färbung in der Befreiungskriegsperiode hatte zuerſt wieder Emanuel Geibel (geb. 1815 zu Lübeck) zurückgegriffen (Gedichte 1840) und ſich dann mit einem gegen Herwegh gerichteten Lied und mit ſeinen Zeitſtimmen (1841) gegen die demokratiſche Lyrik in directe Oppoſition geſetzt, die ſich auch in ſeinen Juniusliedern (1847) fortſpann, obgleich er ihre Aeußerungen nur als „die menſchliche Berechtigung der Poeſie“ gegenüber der Tendenzdichtung angeſehen wiſſen möchte. Wir ſind übrigens weit entfernt, das harte Urtheil zu billigen, welches Geibel nur „gedankenloſe Süßholzraſpelei“ zugeſtehen will, und halten ſogar dafür, daß es mit ſeiner ariſtokrätelnden Verachtung der „Menge“, des „Pöbels“ oder welche Ausdrücke für Volk ihm ſonſt belieben, nicht ſo ernſt gemeint ſei. Er beſitzt drei Noten, altdeutſche Treue, altdeutſche Gottesfurcht, altdeutſche Minne, die er mit großer Geſchicklichkeit abwechſelnd zu greifen und in höchſt muſikaliſch-melodiſchen Tönen zu variiren verſteht. Den Platz, an welchen er eigentlich gehört, den Platz neben Schenkendorf nämlich, füllt er ganz ehrenhaft aus. Aber wahr iſt, daß ſich an den Ruhm, welchen ſich Geibel an den Theetiſchen der ariſtokratiſchen Societät erworben, ein Schweif von romantiſch-gedankenloſen Süßholzraſplern angeleimt hat. Dieſe Revenants fouqué'ſcher Narrethei ſetzten Dinger in die Welt, wie z. B. die Amaranth des Herrn Oscar von Redwitz eines iſt. Wahrlich, die deutſchen Frauen, für welche doch Göthe und Schiller auch gedichtet, ſollten erröthen über eine Unverſchämtheit, welche es wagt, ihnen ſo ein mit dem Kleiſter der Frömmelei überzogenes Ding von Dreck und Zucker — denn das iſt die Amaranth ſo gut wie Clauren's Mimili's und Liſeli's — mit der zudringlichſten Prätention darzubieten. Rudolf Rodt hat in ſeinen Gedichten in allerlei Humoren (1852), wo überhaupt die literariſchen Narrheiten der letzten Zeit gut perſiflirt werden, eine ergötzliche Kritik dieſer redwitziſch-romantiſchen Schneiderpoeſie geliefert. Angeſichts ſolcher Jämmerlichkeit verdient die Schlachtenmalerei, welche H.

Scherenberg in ſeinen preußiſchen Bataillenſtücken (Waterloo, Leuthen) entfaltete, verdient auch die ſporenklirrende, von echtem Troubadoursgeiſt getragene Romantik des in trotzigſter Jugendkraft (1847) weggerafften Grafen Moritz von Strachwitz (Geſammtausg. ſ. Gedichte 1850) alles Lob. Da iſt doch Kraft und Saft, männliche Intention und plaſtiſches Geſtaltungsvermögen darin. Im Uebrigen hat ſich unſere Dichtung erſt wieder zu faſſen, zu ſammeln und genau in der Zeit zu orientiren, bevor wieder, mit Göthe zu ſprechen, wahrhaft „Menſchengeſchick beſtimmende“ Leiſtungen von ihr zu erwarten ſind. Das entſchiedene, zu Fleiſch und Blut gewordene Bewußtſein, daß „das Menſchliche das Göttliche, das Endliche das Unendliche, iſt die Quelle einer neuen Poeſie und Kunſt, die an Energie, Tiefe und Feuer alle bisherige übertreffen wird.“ Wir acceptiren dieſe Prophezeiung des Philoſophen und glauben in den köſtlichen hafiſiſchen Liedern von G. Fr. Daumer (Hafis, 1846), welchen ſich die Lieder des Mirza-Schaffy (1852) von Fr. Bodenſtedt anſchließen, Vorboten der Erfüllung ſolcher Verheißung begrüßen zu dürfen.

Der Univerſalismus deutſcher Poeſie und Wiſſenſchaft hat ſeine Ausſtralungen in die civiliſirte Welt begonnen. Wie unſere Literatur mit wunderbarer Aneignungskraft alle weltliterariſchen Elemente in ſich aufgenommen, ſo wirkt ſie nun ihrerſeits mit kosmopolitiſcher Macht auf die Völker. Mögen es dieſe auch hochmüthig leugnen, wer den Erſcheinungen des europäiſchen Geiſteslebens auf den Grund zu ſehen vermag, wird dennoch erkennen, daß die Entwicklung des deutſchen jenes weſentlich mitbeſtimmt hat und daß ſein geräuſchloſes, aber raſtloſes Wirken überall von Tag zu Tag bedeutender und erkennbarer hervortritt. Des Dankes können wir uns begeben, aber wir ſind uns ſelbſt die Anerkennung ſchuldig, daß unſer Höchſtes und Theuerſtes, unſere Literatur, ihren Eroberungsgang durch die Welt ſiegreich angetreten hat und fortſetzt. Sie iſt das Band, welches unſere Stammgenoſſen in der Schweiz und in den Niederlanden noch immer beim Reiche, beim Reiche des deutſchen Geiſtes, feſthält, ſie hat in Dänemark Baggeſen's, Oehlenſchläger's, Hauch's und Anderſen's Muſe geweckt und genährt, wie in Schweden die Dichtung von Geijer, Tegnér, Atterbom und Stagnelius. Ohne das, was unſere Literatur im 18. und 19. Jahrhundert geworden, hätte Frankreich wohl nie einen Chateaubriand, Lamartine, Hugo und George Sand geſehen, Italien nie einen Leopardi, Manzoni und Niccolini, England nie einen Scott, Byron und Bulwer, Polen nie einen Mickiewicz, Garczynski und Kraſinski, Rußland nie einen Lomonoſſoff, Kryloff, Puſchkin, Lermontoff und Marlinsky, ſo wenig als Böhmen einen Schafarik und Palacky. Betrachtet euch die ſpaniſche und neugriechiſche Literatur, ihr werdet in Arriaza's und Martinez de la Roſa's, in Korais', Sutſos' und Rhangawis' Werken die Spuren der deutſchen Claſſik und Romantik vorfinden. Schifft nach Amerika hinüber und ihr trefft dieſe Spuren in Bryant's, Longfellow's und Dana's Dichtungen. Unſere wiſſenſchaftliche Forſchung übt allwärtshin den tiefſten Einfluß. Wo immer ein bedeutendes Geſchichtswerk erſcheint, bezeugt es die Anwendung des deutſchen Kriticismus, wo irgend ein kühner Gedanke emanzipationsluſtig gegen die mittelalterliche Tradition ſich aufrichtet, weist er auf die deutſche Philoſophie als auf ſeine Mutter zurück. Wahrlich, wir haben Urſache, dem deutſchen Publicum zuzurufen: Halte dein Palladium feſt! Wirkt es ſo nach außen, warum ſollte es nicht auch nach innen wirken?

Unſere Literatur hat einen reichen, vielbewegten Entwicklungsgang hinter ſich. Ihre Geſchichte iſt die des deutſchen Geiſtes. Sie erhob ſich durch die karolingiſch-chriſtliche Cultur aus dem Naturalismus teutoniſcher Barbarei, gelangte in der hohenſtaufiſchen Zeit zur höchſten Blüthe der Romantik, eroberte im 16. Jahrhundert die religiöſe Freiheit, gewann ſich in unſerer Claſſik des 18. Jahrhunderts den Preis freier und humaner Kunſt und Wiſſenſchaft und ſtrebt, nach Beſeitigung der neuromantiſchen Epiſode, im 19. Jahrhundert dem Ziele des freien Staats, des Freiſtaats, mit Macht zu. Der Geiſt, den dieſe literariſche Geſchichte geboren und herangezogen, iſt nicht wieder zu bannen oder einzuſchläfern. Für jeden Rückſchlag, den unſer Vorſchreiten erleidet, hat er einen Gegenſtoß in Bereitſchaft. Als in den 40ger Jahren eine Reaction, welche ſelig entſchlafene Streitfragen des Nonſens, wie die über die gemiſchten Ehen, wieder galvaniſch belebte, ihrer Sache ſo ſicher war, daß ſie ſogar Heiligenrockfetiſchmus aufführen zu dürfen glaubte, kamen der Deutſchkatholicismus und die freien Gemeinden von Uhlich und Wislicenus, deren Wirkungen keineswegs „ſpurlos verſchollen ſind." Die Jahre 1848—49 ſodann haben uns bei allem Unglück dennoch eine unentreißbare Errungenſchaft hinterlaſſen, die Vernichtung der Illuſion des Liberalismus. Die nächſte Gegenwart freilich blickt troſtlos trübe. Die öffentliche Meinung iſt unglaublich corrumpirt oder — confiscirt. Es iſt wahr, erſchreckend wahr, wenn Feuerbach ſagt: „Schein iſt das Weſen der Zeit, Schein unſere Politik, Schein unſere Sittlichkeit, Schein unſere Religion, Schein unſere Wiſſenſchaft. Wer jetzt die Wahrheit ſpricht, der iſt impertinent, ungeſittet, wer ungeſittet, unſittlich. Wahrheit iſt unſerer Zeit Unſittlichkeit. Sittlich iſt die taktloſe Halbheit, aber unſittlich die ihrer ſelbſt gewiſſe und ſichere Ganzheit; ſittlich der lüderliche Widerſpruch, aber unſittlich die Strenge der Conſequenz; ſittlich die Mittelmäßigkeit, weil ſie mit Nichts fertig wird, nirgends auf den Grund kommt, aber unſittlich das Genie, weil es aufräumt, weil es ſeinen Gegenſtand erſchöpft — kurz ſittlich iſt nur die Lüge, weil ſie das Uebel der Wahrheit oder, was jetzt eins iſt, die Wahrheit des Uebels umgeht, verheimlicht. Rathloſigkeit im Kopfe, Thatloſigkeit im Herzen, Wahrheits- und Geſinnungsloſigkeit, kurz Charakterloſigkeit iſt daher jetzt die nothwendige Eigenſchaft eines echten, recommandabeln, koſchern Gelehrten" — und Deutſchen überhaupt, ſetzen wir hinzu. Es ließe ſich eine Menge der ſchmerzlichſten Betrachtungen daran knüpfen, aber wir unterdrücken ſie. Schreien doch die Thatſachen von allen Dächern, Thatſachen wie die, daß ein Conſiſtorialrath es wagen darf, in einem Regierungsjournal, in offiziellen Artikeln den Menſchenhandel, welchen deutſche Fürſten im vorigen Jahrhundert trieben, als die rechtmäßigſte Sache von der Welt zu vertheidigen. Doch trotz Alledem laſſen wir uns nicht bange machen. Wir betrachten die Weltgeſchichte nicht unter dem byron'ſchen Bilde der in ewigem Einerlei ſteigenden und zurückweichenden Flut und Ebbe des Meeres. Uns iſt ſie ein endloſer Strom, der ſeine Wogen in zahlloſen Krümmungen dahinwälzt, in Krümmungen, die oft ſo ſtark und lang nach rückwärts biegen, daß der Strom ſelber zurückzurollen ſcheint. Die Gegenwart iſt eine ſolche Krümmung. Aber der Strom der Zeit wird ſeine Wendung wieder nach vorwärts nehmen, weil er ſie nach vorwärts nehmen muß. Nein, wir gehören nicht zu den Verzweifelnden. In der für ihn troſtloſeſten Situation des ſiebenjährigen Krieges ſagte Friedrich der Große: „Mag ich untergehen, es wird der Freiheit Deutſchlands und Europa's nie an Vertheidigern fehlen." Laßt uns hoffen, laßt uns unſeren Glauben und unſere Liebe unſeren Kindern als Saat der Zukunft feſt in die jungen Herzen pflanzen, damit ſie, und wenn nicht ſie, ihre Kinder und Kindeskinder die theoretiſch vollzogene Befreiung in die Praxis des Lebens übertragen.

Druckfehler.

Seite 18, Zeile 2 v. u. lies „Feinheit" ſtatt „Freiheit."
„ 32, „ 1 v. u. l. „Gnomik" ſt. „Chronik".
„ 45, „ 12 v. o. l. „Melanchthon" ſt. „Melanchton."
„ 60, „ 7 v. u. l. 1730 ſt. 1720.
„ 64, „ 6 v. u. ſind die Worte „auf unſere Literatur" zu ſtreichen.
„ 75, „ 5 v. o. l. „Mendelsſohn" ſt. „Mendelſohn".
„ 91, „ 17 v. o. l. „gefordert" ſt. „gefördert."
„ 120, „ 16 v. o. l. „Fangballſpiel" ſt. „Fangſpiel."
„ 130, „ 10 v. u. l. 1806 ſt. 1808.
„ 161, „ 10 v. u. l. „Arentsſchildt" ſt. „Arentſchildt."
„ 164, „ 2 v. o. l. „Droyſen mit ſeinem Leben York's und Pertz mit ſeinem Leben Stein's haben ſich" — ſt. „und Droyſen mit ſeinem Leben Stein's haben ſich."

Register.

Seite

A.

Abbt 73
Abelinus 83
Abraham a Sancta Clara 84
Ackermann 166
Adelung 113
Agricola, Georg 44
Agricola, Rudolf 32
Alberus 36
Alexanderlied, das 13
Alexis-Häring 156
Althaus 204
Alxinger 99
Ammon 120
Anakreontiker, die 66
Andreä 49
Angelus Silesius 36
Anhalt-Köthen, Ludwig von 36
Annolied, das 12
Anton 164
Apel 143
Archenholz 115
Arentsſchilde 161
Arndt, Johann 45
Arndt, E. M. 142
Arnim 130
Arnold 56
Auerbach 206
Auffenberg 142
Aufklärung, die 71
Aufſeß 160
Autenrieth 170
Ayrer 40

B.

Baader 160
Babo 111
Bach 114
Bacheracht, Thereſe von 188
Baggeſen 113
Bähr 105
Bahrdt 75

Seite

Balde 56
Barden 4
Barthold 182, 184
Baſedow 77
Bauer, B. 197
Bauer, E. 197
Baumgarten 75
Baur 180
Bauernfeld 167
Bebel 33
Bechſtein 134, 156
Beck 186
Beck, Karl 193
Becker, (Grammatiker) 160
Becker, (Hiſtoriker) 163
Beethoven 114
Beil 105
Beiträge, die Bremer 62
Benedix 187
Beneke 160
Benfey 164
Benzel-Sternau 125
Beowulf, Lied von 6
Berlichingen, Götz von 43
Bernhardi, 130
Bernhardy 165
Berthold von Augsburg 25
Beſeler 186
Beſſer 57
Bettina 145
Biedermann 164
Bieſter 75
Birch-Pfeiffer, Charlotte 113
Birken 52
Biſchof 170
Blaſius 170
Blau 119
Blumauer 70
Blumenbach 116
Blumenhagen 136
Boas 186
Bode 165
Bodenſtedt 161, 207
Bodmer 61, 66
Böckh 113, 163

Seite

Bohlen 160
Böhm 45
Böhmer 136
Böhtlingk 160
Boie 80
Boiſſerée 165
Boner 23
Bopp 160
Börne 179
Böttger 151, 161
Böttiger 115, 163
Bouterwek 164
Brachmann, Luiſe 112
Brandis 164
Braniß 164
Brant 37
Braunſchweig, Ulrich von 53
Breitinger 61
Brentano 137
Bretſchneider 119
Briefe, die der Dunkelmänner 30
Brockes 58
Bronikowski 136
Brun, Friederike 112
Bube 154
Buch, Leopold von 170
Bucer 45
Buchholz 53
Büchner 187
Bullinger 45
Bülow 157
Burdach 170
Bürger 91
Burmeiſter 160
Buttmann 115

C.

Campe 77
Caniſius 45
Canitz 57
Capito 45
Carpzow 45

Seite

Carriere 164
Carus 170
Caſtelli 174
Celtes 29
Charybdis 164
Chamiſſo 148
Chezy, Helmina von 112
Chladni 170
Chodowiecki 114
Chroniſten 34, 41
Clarus 165
Claudius 69
Clauren 173
Clauſewitz 99
Clodius 90
Cloſen 90
Collin, die Brüder 142
Converſationslexika 167
Conz 112
Copernikus 43
Cramer 89
Cramer, J. A. 88
Creuzer 160

D.

Dach 51
Dahlmann 163
Daub 169
Daumer 190, 207
David 41
Deiſten, die 73
Denaiſius 49
Denis 66
Devrient 166
De Wette 169
Dieffenbach 170
Diez 161, 165
Dingelſtedt 203
Dohm 161
Donner 161
Dozen 160
Droſte-Hülshof, Annette von 188
Droyſen 161, 164
(vgl. das Druckfehlerverzeichniß)
Duller 184, 186
Düntzer 165
Dürer 42
Düringsfeld, Ida von 199
Dürr 33
Duſch 89

E.

Eberhard 75
Ebert 88
Ebert, K. E. 174
Eckermann 204
Eckart 25
Eckhof 100
Edda, die 6
Edelmann 73
Ehrenberg 170
Eichendorff 167
Eichhorn, J. G. 76
Eichhorn, K. F. 166
Ekkehard 6
Ellendorf 169
Elſſen 161

Seite

Emmel 22
Encyklopädien 167
Engel 67
Engelhardt 164
Enſe 170
Ennemoſer 171
Epigonenſchaft, die der Romantik 167
Erasmus von Rotterdam 33
Erdmann 164
Ermann 170
Ernſt, Gedicht vom Herzog 13
Eſchenmayer 126
Eſenbeck, Nees von 171
Esmarch 90
Ettmüller 154, 160
Euler 171
Ewald, ([illegible]) 89
Ewald, (Orientaliſt) 160

F.

Fahrende (Sänger) 3
Falk 113
Fallmerayer 163
Feldmann 167
Ferrand 184
Feßler 70
Feuerbach, P. J. A. 117
Feuerbach, L. 164, 190
Fichte, J. G. 121
Fichte, J. H. 164
Fickler 161
Fiſchart 38
Fiſcher 164
Fleck 100
Flecke 16
Flemming 52
Flögel 164
Follen, die Brüder 143
Folz 30
Fouqué 169
Forſter 66
Förſter, (Ueberſetzer) 161
Förſter, (Kunſtſchreiber) 166
Fortlage 161
Franck, S. 41
Frank, J. P. 118
Francke 96
Frankl 184
Franz, Agnes 153
Frauenlob 23
Freidank 23
Freiligrath 181, 190, 204
Freitag 187
Friedrich der Große 73
Friedrich von Hauſen 21
Fries 78
Friſchlin 37
Fröhlich 154

G.

Gabler 170
Gallomanie, die 87
Gans 167
Gärtner 88
Garve 75

Seite

Gaudy 169
Gaupp 166
Gaus 170
Gehe 143
Geibel 206
Geiler von Kaiſersberg 32
Gellert 89
[illegible] 36
Genz 145
Gerhard 36
Gerſtäcker 170
Gerſtenberg 88
Gervinus 165
Geſenius 160
Geßner, Konrad 44
Geßner, Salomon 63
Gfrörer 164
Gieſeler 164
Glaßbrenner 204
Gleim 68
Gluck 114
Glümer, Claire von 198
Gmelin 170
Göckingk 90
Goldfuß 170
Görres 143
Göthe 94
Götter 90
Gottfried von Neifen 21
Gottfried von Straßburg 15
Gottſchall 187, 204
Gottſched 90
Götz 85
Grabbe 190
Graf 161
Graff 160
Gräße 164
Gräter 100
Graun 114
Griepenkerl 187
Gries 151
Griesbach 119
Grillparzer 137
Grimm, die Brüder 160
Grimmelshauſen 52
Grobianismus, der 35
Grolmann 117
Grubel 113
Grün 188
Gruppe 184
Gryphius 52
Gudrun, die 20
Günther, J. Chr. 88
Günther, A. 160
[illegible] 186
Gutzkow 185

H.

Hackert 114
Hackländer 188
Hagedorn 58
Hagen, Gottfried 17
Hagen, K. 166
Hagen, von der 160
Hagenbach 164
Hahn, J. F. 89
Hahn, Ph. M. 93
Hahn-Hahn, Ida von 188
Hainbund, der 88

Seite
Halbſuter 27
Halem 112
Halirſch 154
Haller, A. v. 86
Haller, K. L. v. 165
Halm 160
Haltaus 100
Hamann 84
Hammer-Purgſtall . . . 160
Händel 114
Hanke, Henriette . . . 112
Handwerkskomödie, die . 60
Hardenberg, ſ. Novalis.
Häring, ſ. Alexis.
Harleß 160
Harms 160
Harsdörfer 58
Hartmann von der Aue . 11
Hartmann, M. 204
Hartmod 7
Haſe 161
Hauff 156
Haupt 160
Haupt- und Staatsactionen 60
Häuſſer 164
Haym 114
Hebbel 187
Hebel 113
Heeren 75
Heffter 166
Hegel 170
Hegel'ſche Schule . . . 179
Hegewiſch 115
Hegner 125
Heilmann 73
Heimburg, Gregor von . 33
Heine 161
Heinrich von Freiberg . 16
Heinrich der Glicheſer . 12
Heinrich von Morungen . 21
Heinrich von Nördlingen 25
Heinrich von Veldeke . 13
Heinroth 170
Heinſe 70
Heinze 161
Heinzen 201
Heiſe 161
Heldenbuch, das große . 19
Heldenbuch, das kleine . 20
Heliand, der 8
Heller 156
Helmbold 36
Helwig, Amalie von . . 112
Hengſtenberg 160
Henke 130
Henle 170
Henne 156, 161
Hennings 176
Herbart 135
Herbort von Fritzlar . 13
Herder 96
Hermann vom Buſche . 32
Hermann Contractus . . 9
Hermann von Fritzlar . 25
Hermann, N. 36
Hermann, G. 115
Hermes, J. Th. 70
Hermes, G. 119
Herwegh 200
Heß 28
Heyden, F. A. v. 154
Heyne 77
Heyſe 160
Hildebrand, Lied von . . 6
Hillebrand 165
Hilſcher 161
Hinkel 143
Hippel 70
Hirt 165
Hirzel 75
Hoefer, A. 161
Hoefer, E. 205
Hoffmann von Hoffmannswaldau 53
Hoffmann, E. Th. A. . . 139
Hoffmann von Fallersleben 200
Hoffmann, H. 204
Hoffmeiſter 165
Höfiſche Kunſt 11
Höfiſche Sagenkreiſe . . 12
Holbein 43
Hölderlin 110
Holtei 143
Hölty 90
Hontheim 118
Hormayr 162
Horn, Fr. 139
Horn, U. 154
Horn, W. O. v. 206
Horneck, O. v. 17
Hotho 176
Houwald 137
Hraban Maurus 7
Hrotsuith 9
Huber 156
Hufeland 118
Hug 119
Hugo 117
Hüllmann 164
Humaniſten, die 32
Humboldt, W. v. 114
Humboldt, A. v. 171
Hutten 33
Hutter 45

J.

Jacobs 115
Jahn 141
Jahrbücher, die Halliſchen 201
Jakobi, J. G. 86
Jakobi, Fr. H. 88
Jakoby 201
Jean Paul, ſ. Richter.
Jeruſalem 75
Iffland 111
Illuminatenorden, der 73, 116
Immermann 160
Johann von Weſel . . . 31
Jonas 36
Jördens 165
Jornandes 3
Joſeph II. 73
Iſelin 75
Jung-Stilling . . . 66, 205

K.

Kaiſerchronik, die . . . 13
Kalender, die erſten . . 62
Kannegießer 161
Kant 90
Kanzow 41
Kapper 164
Karl der Große 7
Karſch, Anna Luiſe . . . 172
Käſtner 69
Kaufmann 161
Kaufmann, Angelica . . 124
Keller 204
Keppler 46
Kerner 139
Khevenhiller 56
Kielmeyer 117
Kieſer 171
Kinkel 166, 206
Kirchenlied, das 36
Klai 58
Klaproth 115
Klein 167
Kleiſt, E. Chr. v. 66
Kleiſt, H. v. 141
Klemm 164
Klencke 205
Klingemann 143
Klinger 98
Klöden 170
Klöntrup 99
Klopſtock 68
Kloſterſchulen, die . . . 7
Klüber 166
Knapp 139
Knebel 112
Knigge 79
Kobell 116
Koberſtein 165
Koch, (Literarhiſtoriker) . 165
Koch, (Reiſeſchriftſteller) 170
Kohl 170
Komödiantenbanden, die 60
König, U. v. 67
König, H. 156
Konrad, der Pfaff . . . 12
Konrad von Würzburg . 16
Kopiſch 156
Kopp 160
Körner 148
Kortüm 111
Koſegarten 113
Köhler, J. 41
Köſter, H. 187
Köſtlin 160
Kotzebue 111
Kraftgenialität, die . . . 94
Krauſe 125
Kretſchmann 65
Krug 88
Krummacher 160
Kugler 154, 166
Kühne 156, 165
Kulmann, Eliſabeth . . 135
Kunhart von Stoffel . . 16
Kurländer 111

L.

Lachmann 160
Lafontaine 111
Lambert von Aſchaffenburg 9
Lamprecht, der Pfaff . . 12
Langbein 111
Lange 160

Seite
Lappe 113
Lappenberg 163
Lasberg 100
Lassen 100
Laube 136, 165
Laun 111
Lauremberg 33
Lavater 48, 83
Lebrun 84
Leisewitz 89
Lenau 190
Lentner 205
Lenz 93
Leo 163
Leonhard 170
Lepel 134
Lehmann 123
Lessing, G. E. 77
Lessing, K. Fr. 173
Lewald, Fanny 186
Lichtenberg 83
Lichtenstein 170
Lichtwer 36
Liebig 170, 171
Link 170
Lisco 89
Lisch 167
Littrow 170
Lobwasser 36
Loebell 163
Logau 33
Lohenstein 33
Löwig 170
Lucas 162
Luther 31

M.

Mädler 170
Mahlmann 113
Manso 115
Manuel 39
Marezoll 130
Marggraff 157
Marheineke 100
Marner 23
Martell 205
Martius 170
Maßmann 163, 166
Matthisson 113
Mayerath 134
Mautner 204
Maximilian I. 17
Mayer 153
Meier 161
Meißner, A. G. 70
Meißner, Alfred 201
Meistergesang, der 23
Melanchthon 43
Mencken 85
Mengs 114
Mendelssohn 73
Menzel, K. A. 162
Menzel, W. 162, 166
Merck 83
Mereau, Sophie 113
Meyern 123
Michaelis, J. B. 66
Michaelis, J. D. 119
Michelet 164

Seite
Miller 90
Minnegesang, der 21
Mises 125
Mitscherlich 170
Mittermaier 166
Möhler 100
Mohnike 161
Mone 100
Mörike 133
Morhof 70
Moscherosch 33
Mosen 134
Mosenthal 167
Moser, J. J. und F. 75
Möser 73
Mosheim 73
Mozart 114
Mügge 136
Müller, Adam 120, 166
Müller, J. G. 70
Müller, Friedrich 82
Müller, Johannes 113
Müller, Otfried 113, 163, 166
Müller, Wilhelm 148
Müller, Wolfgang 134
Müller, Johann 170
Müller, Otto 166
Müllner 137
Mundt 136, 163, 183
Münter 43
Murner 37
Musäus 70
Mylius 62
Mysterienspiele, die 25

N.

Narrenhistorien 41
Nathusius 134
Naubert, Benedikte 112
Nauwerk 201
Neander 164
Neubeck 113
Neuber, Karoline 61
Neuffer 113
Neumann, W. 130
Neumann, K. Fr. 160
Neuwied, Prinz von 170
Nibelungenlied, das 10
Nibelungenstrophe, die 11
Nicolai 74
Niebuhr 116
Niedner 166
Niemeyer 120
Nicolay, Ph. 35
Nikolay, L. H. v. 66
Nithart 22
Notker 7
Novalis 120
Novellistik, die soziale 166
Novellistik, die dörfliche 205

O.

Oberg, Eilhart von 14
Oehlenschläger 140
Oekolampadius 43
Oken 128
Olbers 170

Seite
Opitz, M. 31
Opitz, Th. 206
Orlich 170
Otfried 6
Ottenheimer, Henriette 153
Otto von Freisingen 9

P.

Paalzow, Auguste von 136
Pahl 162
Paoli, Betty 155
Paracelsus 44
Passavant 166
Paulus 119
Pech 162
Pestalozzi 120
Peters 154
Peuerbach 43
Pfaff 170
Pfarrius 154
Pfeffel 86
Pfeiffer 160
Pfinzing 17
Pfister 166
Pfizer 153, 161
Pichler, Karoline 112
Pietismus, der 56
Pirkheimer 39
Planck 76
Platen 174
Plönnies, Luise von 155, 161
Pölitz 163
Posselt 116
Postreuter, die 43
Preuß 164
Pröhle 166
Prutz 163, 205
Puchta 167
Pückler-Muskau 137
Pufendorf 56
Punctation, die Emser 119
Püttmann 204
Pyrker 163

R.

Rabener 59
Rachel 38
Rahel (Levin) 143
Raimund 143
Ramler 66
Rank 205
Ranke 160
Rationalismus, der 74
Raumer 160
Raupach 143
Realis de Vienna 75
Rebhun 39
Recke, E. v. d. 112
Redwitz 205
Reformation, die 39
Regenbogen 23
Regiomontanus 43
Regis 161
Rehfues 136
Reil 116
Reimarus 7
Reinhold, Adelheid

[illegible]

Seite
Reineke Vos, der 37
Reinhard 120
Reinhold, C. 164
Reinhold, K. L. 90
Reinick 134
Reinmar von Zweter 23
Reißner 41
Relationen, die 42
Rellſtab 155
Reiswitz 77
Reuchlin 32
Rhode 100
Richter (Jean Paul) 122
Ringwaldt 56
Rinne 145
Riſt 36
Ritter, H. 164
Ritter, K. 170
Rochholz 134
Rochow 77
Roſe 206
Roepell 163
Ronge 134
Röhr 119
Rolandslied, das 12
Rollenhagen 37
Rollett 204
Roman, der hiſtoriſche 155
Romantiſche Schule, die 120
Rommel 162
Roſenblüt 30
Roſenkranz 155, 176
Roth 170
Rotteck 163
Rückert 137
Rudolf von Ems 16
Ruge 201
Rumohr 156
Runen, die 4
Ruother, Gedicht vom König 13
Rüppell 170
Ruth 165
Rurner 41
Ruysbroeck 25

S.

Sachs 30
Sachſenſpiegel, der 25
Sagenkreiſe, die 5
Sailer 119
Salis 113
Sallet 202
Salzmann 77
Sämund 6
Sanders 161
San Marte 160
Saphir 174
Sartorius 115
Savigny 156
Scävola 100
Schack 165
Schäfer 162
Schede 40
Schefer 130
Schelling 126
Schelver 120
Schenk 134
Schenkendorf 143
Scherenberg 207
Schernbergk 30
Schertlin 42
Schiller 101
Schilling 111
Schimper 134
Schirges 205
Schlegel, J. E. 68
Schlegel, J. A. 69
Schlegel, A. W. 120
Schlegel, Fr. 120
Schleiden 171
Schleiermacher 109
Schlenkert 111
Schlettberger 170
Schloſſer 118
Schlözer 74
Schmid, K. A. 68
Schmidt, M. J. 115
Schmidt 163
Schnaaſe 166
Schnabel 84
Schneller 163
Schnezler 134
Schöll 168
Scholz 119
Schönaich 66
Schönlein 170
Schoppe, Amalia 113
Schoppenhauer, Johanna 112
Schorn 163
Schröckh 76
Schröder 111
Schröter 170
Schubart 66
Schubert 128
Schücking 154, 156
Schuler 66
Schultz 154
Schulz 71
Schulze 186
Schupp 84
Schwab 153
Schwabenſpiegel, der 25
Schwarzenberg 46
Schwegler 164
Schweinichen 42
Sealsfield 196
Seeger 153, 161
Seidl 154
Semler 73
Seume 96
Sigwart 164
Simon 201
Simrock 90, 154
Sleidan 41
Smets 154
Solger 126
Sömmering 110
Sonnenberg 66
Sonnenfels 73
Spalding 75
Spee 36
Spener 36
Spengler 36
Spieß 111
Spindler 186
Spittler 76
Sprache, die deutſche 4
Sprachgeſellſchaften, die 36
Spretten 36
Stägemann 174
Stahl 166
Stahr 156, 170, 201
Stälin 163
Starklof 166
Steffens 12[illegible]
Stein 147
Steinhöwel 17
Stenzel 163
Sternberg, A. v. 118
Sternberg, K. v. 166
Stetten 164
Stieglitz 134
Stifter 166
Stöber 134
Stolberg, die Brüder 91
Stoll 118
Stolterfoth 156
Strachwitz 207
Strauß, V. 134
Strauß, D. Fr. 195
Streckfuß 161
Stricker, der 17
Struve 170
Stuhr 160
Sturm- u. Drangperiode, die 86
Sturz 75
Stuß 114
Sulzer 76
Suſo 25

T.

Talvj 161, 163
Tanner 156
Tarnow, Fanny 112
Tauler 25
Thibaut 166
Thierſch 115, 166
Thietmar von Merſeburg 9
Tholuck 109
Thomaſin von Zerclar 23
Thomaſius 65
Thümmel 76
Tieck 126
Tiedge 113
Tobler 156
Töllner 75
Törring 111
Treizſauerwein 17
Trimberg 23
Tromlitz 156
Troxler 118
Tſchabuſchnigg 156
Tſchudi 41
Turmayer (Aventinus) 41
Twinger von Königshofen 16

U.

Uechtritz 156, 166
Uhland 131
Ulfilas 4
Ulrich 204
Ulrich von Lichtenſtein 22
Ulrich von Türheim 19
Ulrici 165
Uſteri 66
Uz 66

Seite

V.

Vaihinger 181
Valentin 170
Van der Velde 136
Varnhagen 163
Vehse 176
Velthen 60
Venedey 170
Vilmar 165
Vischer 201
Vogl 154
Vogt 171
Voigt 163, 164
Volksbücher, die deutschen 40
Volkslied, das 27
Volksmäßig-nationale Epik 16
Völuspa, die 7
Voß, J. H. 90
Voß, J. v. 111
Vulpius 111

W.

Waagen 165
Wachler 164, 165
Wachsmann 156
Wachsmuth 164
Wächter (Veit Weber) . 111
Wächter, C. G. . . . 166
Wackenroder 134
Wackernagel . . . 154, 165
Wagner, Leopold . . . 93
Wagner, Ernst 125
Wagner, J. J. 129
Wagner, Rudolf . . . 171
Wagner, Richard . . . 167
Waiblinger 133

Seite

Waitz 156
Walafrid 7
Walch 164
Waldau 155
Waldis 37
Walesrode 201
Walther, der v. Aquitanien 6
Walther von der Vogelweide 22
Warnefrid 3
Weber, K. 97
Weber, G. 163
Weber, (Schäfer) . . . 170
Weckherlin 49
Weerth 204
Wegscheider 119
Wehrs 89
Weigel 45
Weil 164, 165
Weiß 205
Weise 54
Weiße 77
Weißenthurn 113
Weisflog 120
Weishaupt 73
Welcker, F. G. . . 113, 165
Welcker, K. Th. . . . 167
Werder, Dietrich von dem 80
Werner, Z. W. . . . 116
Werner, J. 137
Wessel 33
Wessenberg 164
Wetzel 70
Wieland 97
Wienbarg 165
Wigand 160
Wilda 166
Wilken 162
Williram 7
Willkomm, M. 170

Seite

Willkomm, E. 169
Wimpfeling 28
Winckelmann 76
Windischmann 169
Winsbecke und Winsbeckin 23
Wirnt von Grafenberg . 16
Wirth 166
Witte 161
Witukind von Corvey . 9
Wöhler 170
Wolf, Chr. 56
Wolf, Fr. A. 114
Wolfram von Eschenbach 14
Wollmann 116
Wurtemberg, A. v. . . 153
Wuttke 168
Wyle, Nik. v. 27

Z.

Zachariä, J. W. . . . 59
Zachariä, K. S. . . . 127
Zahrow 61
[illegible] 14
Zedlitz 164, 165
Zeitung, die rheinische . 201
Zeitungen, erste . . . 48
Zeller 164
Zesen 60
Zeune 160
Ziegler 52
Zimmermann, J. G. . . 75
Zimmermann, W. . . 153
Zinkgref 41
Zinzendorf 56
Zschokke 112, 163
Zwingli 35, 56

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Dichterkönige.

Von

Johannes Scherr.

Zweite
verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1861.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dichterkönige.

Von

Johannes Scherr.

Zweite
verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1861.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Den Frauen.

Ich bin König eines ſtillen Volks von Träumen,
Herrſcher in der Phantaſieen Himmelsräumen;
Kaiſerkron' und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, um ihren Oberherrn zu grüßen.
Um die dunkeln Locken farb'ge Wolkenbogen
Sind, ein buntgeſteintes Diadem, gezogen.
Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ew'gen Liebesklagen;
Alle Bronnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
Von Geheimniſſen mit mir ſich zu beſprechen.
Gegen Nacht und Finſterniß in Kampfesſchranken
Führ' ich eine Schaar von leuchtenden Gedanken.
An der Linken trag' ich Salomonis Siegel,
Mit der Rechten heb' ich Tſchemſchid's Weltenſpiegel:
Alle Geiſter ſind des Siegels Unterthanen
Und die Schöpfung ſchwört zu meinen Sonnenfahnen.
Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden.
Nachtigallen aller Zonen mit den Roſen
Aller Himmel laſſet mir zuſammen koſen.
Ihr Bewohner Tſchinniſtans, Peris und Tſchinnen,
Baut mir hier ein Wunderſchloß mit goldnen Zinnen;
Bauet mir den Weltpalaſt mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt ſoll ſchimmern!

Rückert.

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter, weckt ſie vom Schlummer auf,
Die jetzt noch ſchlafen, — gebt die Geſetze, gebt
Uns Leben, ſingt, Heroen! ihr nur
Habt der Eroberung Recht wie Bacchus.

Hölderlin.

Vorwort zur erſten Auflage.

Als der verewigte Schiller im Jahre 1794 zur Herausgabe ſeiner „Horen" verſchritt, ſagte er in der Ankündigung dieſer Zeitſchrift: „Je mehr das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart die Gemüther in Spannung ſetzt, einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeit erhaben iſt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

Sei es geſtattet, das als Geleitswort dem Buch der Dichterkönige mit auf den Weg zu geben. Wie tel des Buches verſtanden werden will, erklären erſtehenden Motti von Rückert und Hölderlin. nregung zu meiner Arbeit gab mir die Mah- Platen's:

Entnervendes zu bieten ſtatt des Schönen,
Iſt an der Zeit ein Majeſtätsverbrechen.

zur Sammlung und Herausgabe des Werkes chte mich der Hinblick auf unſere Literaturzu- , welche nicht allein in Deutſchland, ſondern oder weniger überall, zerfahrene, unzulängliche nattherzige ſind. Ich verkenne durchaus nicht ngunſt der Zeit, welche den Beruf des Dichters nem doppelt ſchwierigen macht. Es fällt mir nicht ein, leugnen zu wollen, daß die letzten nien her in Deutſchland in Lyrik, Drama und an viel Tüchtiges und Schönes geſchaffen wer- Aber ebenſo ſteht feſt, denke ich, daß wir nach durchſchlagenden poetiſchen That, nach einem terkönig in unſeren Tagen vergeblich uns um- zen. Es iſt hier nicht der Ort gegen wunder- e Epigonenverſuche zu polemiſiren. Man wird leicht verſtehen, wenn ich ſage, daß es mir gegenwärtig, wo eine mit dem verſchliſſenen Flitterſtaat einer kränklichen Romantik aufgeputzte Aftermuſe im Vaterland Leſſing's, Göthe's und Schiller's ſich breit machen darf, ſo recht an der Zeit ſchien, die Leſewelt wieder einmal an die Schöpfungen wahrer Poeſie zu erinnern, ſie aufzufordern, das Gemüth an der Schönheit zu erquicken, und an alle noch nicht im Materialismus Ertrunkenen Platen's Frage zu richten:

Was hat das Ewige verſchuldet,
Daß man's nur nebenher noch duldet?

Die Einrichtung vorliegenden Buches, welches ſein Möglichſein der univerſellen deutſchen Ueberſetzungskunſt verdankt, iſt ſo. Gedrängte biographiſche und literarhiſtoriſche Ueberſichten leiten die aus den Werken der Dichterkönige gegebenen Proben ein. Daß ich für dieſe Ueberſichten da und dort meine früheren literargeſchichtlichen Arbeiten benützte, wird man mir nicht verargen wollen. Die Proben angebend, ſtrebte ich dahin, immer ein verſtändliches Ganzes, ein abgerundetes Bild zu geben, oder wo dieſes ſchlechterdings nicht möglich war, wenigſtens s in ſich geſchloſſene Gemälde eines beſtimmten eelenzuſtandes. Man wird dies Beſtreben auch den dramatiſchen Stücken (z. B. aus Shakeare, Göthe, Schiller) wahrnehmen. Ausdrücklich merke ich, daß die ganze Oekonomie des Buches mir rbot, in Mittheilung der Proben auf den literarſtoriſchen Entwicklungsgang der Dichter ſpezielle ückſicht zu nehmen. Rückſichtlich der Auswahl der berſetzungen könnte es z. B. bei Homer auffallen, aß ich Monjé und Wiedaſch nicht berückſichtigte; lein nach ſorgfältiger Prüfung ſchien es mir, daß rade zwei der von mir gewählten Stücke — (das eite aus der erſten Ausgabe der Voß'ſchen Odyſſee) – vom alten trefflichen Voß noch immer unüberoffen überſetzt ſeien. An der Aufeinanderfolge der nzelnen Dichter wird Nichts auszuſetzen ſein. Sie gab ſich, mit Ausnahme etwa der aus anderen ründen paſſend ſcheinenden Zuſammenſtellung ölderlin's mit Shelley, aus der literargeſchichtlichen hronologie. Daß der Kreis der Dichterkönige leicht och hätte erweitert werden können, iſt unbeſtreitbar. Die Beſorgniß aber, das Volumen des Buches zu ſehr anzuſchwellen, legte mir die eingehaltene Beſchränkung auf.

Den Frauen, den geborenen Prieſterinnen des Schönen, iſt dieſes Buch beſonders zugeeignet. Das mußte bei Anlage des Ganzen und bei Auswahl der einzelnen Proben vielfach maßgebend ſein. Befürchte aber darum Niemand eine charakterloſe Anbequemung an die entnervende Tartüfferie und Prüderie unſerer Tage. Ich hoffe, man wird auf das ganze Buch die Worte anwenden können, welche Bodenſtedt ſeiner Ueberſetzung Puſchkin's vorgeſetzt:

Die keuſche Muſe dieſer Lieder
Iſt kein verhimmelt, ſchmachtend Weib,
Putzt nicht mit Flitterſtaat die Glieder,
Weil ſelbſt zu ſchön von Seel' und Leib;
Sie weint und jauchzt aus vollem Herzen,
Mag fröhlich gern mit Frohen ſein,
Und iſt zu reich an wahren Schmerzen,
Um künſtlichen ihr Wort zu leih'n.

So öffne ich denn die Pforte des Tempels der Schönheit. Mögen die Empfänglichen eintreten und an dieſer Fülle ewigblühender Geſtalten, tiefer und lichter Gedanken, zarter und hoher Gefühle ſich erfreuen, tröſten, klären und ermuthigen. Und wie ich dieſe Vorrede mit den Worten eines unſerer großen Todten anfing, ſo ſei ſie mit denen eines anderen beſchloſſen: „Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechſelt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters ſteigen auf und nieder; Nichts iſt dauernd als der Wechſel, Nichts beſtändig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt, eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend. Der Dichter iſt der Tröſter der Menſchheit!“

J. S.

Zur zweiten Auflage.

Inmitten ernſter Studien und Berufsgeſchäfte war es mir angenehm, winterabendliche Feierſtunden auf die Durchſicht des Buchs der Dichterkönige verwenden zu können .... Die zweite Auflage, in zwei Bändchen erſcheinend, darf ſich jedenfalls eine verbeſſerte und weſentlich erweiterte nennen.

Dem nicht unbegründeten Tadel, daß in die erſte Ausgabe keiner der griechiſchen Tragiker aufgenommen worden, iſt jetzt durch Aufnahme des Sophokles abgeholfen. Zur Erfüllung der Forderung, auch das ſpaniſche Drama in dieſem Buche vertreten zu ſehen, konnte ich mich dagegen nicht herbeilaſſen. Ein vollſtändiges Drama — und nur ein ſolches kann von der ſpaniſchen Bühne eine Vorſtellung geben — konnte ich aus räumlichen Urſachen nicht mittheilen und die Mittheilung von Bruchſtücken war zwecklos. Damit jedoch Spanien in dem Kreiſe der Dichterkönige ebenfalls repräſentirt ſei, habe ich Leon aufgeommen, welcher nach meinem Gefühl und Urtheil der refflichſte Lyriker ſeines Landes iſt. Auch Skandiavien erhielt in dieſer Umgeſtaltung meines Buchs inen Vertreter und zwar den würdigſten: Tegnér.

Ein Freund hat mich getadelt, Puſchkin und ermontoff ſo zu ſagen zu „Dichterkönigen“ creirt u haben. Ich kann aber dieſe Ausſtellung nicht elten laſſen. Denn ich hatte mich keineswegs auf en abſolut-äſthetiſchen Standpunkt geſtellt — die bſoluten Standpunkte ſind mir, beiläufig bemerkt, n Sachen der Kunſt überhaupt ſtets bedenklich geweſen — ſondern auf den weltliterariſchen. Das ill ſagen: ich anerkannte, daß die beiden genannten uſen vollauf berechtigt ſeien, für Dichterkönige hres Landes zu gelten.

Im Uebrigen weiſe ich auf die Vorrede zur erſten uflage zurück und betone nur noch, daß allfällige Beurtheiler meiner Arbeit das derſelben voranſtehende Widmungsblatt („Den Frauen“) nicht außer Acht aſſen mögen.

J. S.

Inhalt des erſten Bändchens.

Seite

Homeros 1
- 1) Andromache 16
- 2) Hera 22
- 3) Nauſikaa 32

Sophokles 49
- 1) Antigone 56
- 2) Chorlieder 63
- 3) Fragmente aus Chören 67

Drei aus Morgenland 71
- I. **Kalidaſa** 73
  - Der Wolkenbote 78
- II. **Firduſi** 94
  - Menidſche 101
- III. **Hafis** 121
  - Lieder aus dem Diwan des Hafis . . 124

Wolfram von Eſchenbach 141
- Schionatulander und Sigune 151

Dante 163
- 1) Das Thor der Hölle 179
- 2) Francesca 180

Seite
- 3) Ugolino 185
- 4) Der Höllenkönig 188
- 5) Beatrice 191
- 6) Das Exil 192
- 7) Die Paradieſesroſe 193

rioſto 198
- 1) Olympia 205
- 2) Iſabella 212

aſſo 219
- 1) Erminia 231
- 2) Armida 238

eon 255
- 1) Die ſternhelle Nacht 262
- 2) Tugendſtärke 265
- 3) Das Leben im Himmel 268
- 4) Der Ruhehafen 270
- 5) Zurückgezogenheit 273

amões 277
- 1) Venus 291
- 2) Ines de Caſtro 296
- 3) Die Fremde 302
- 4) Die Inſel der Liebe 307

Homeros.

Iſt Homeros ein Gott, mit Göttern werd' er verehret,
Und wenn keiner er iſt, ſo werd' er ein Gott doch erachtet.

Gr. Anthologie.

Und die Sonne Homer's, ſiehe, ſie lächelt auch uns.

Schiller.

Einer glänzenden Lichtwolke gleich taucht das Griechenthum aus dem Dunkel des Alterthums. Zwar das Alter der Cultur von Hellas wird an Anſehen beeinträchtigt durch die hiſtoriſche Forſchung unſerer Tage, welche die phantaſtiſch dämmernden Geſtalten der Vorzeit in immer ſchärferen Umriſſen vorführt, gerade wie die Naturforſchung die rieſenhafte Märchenwelt der vorweltlichen Flora und Fauna immer deutlicher uns vor Augen ſtellt. Bereits iſt uns eine Fernſicht aufgethan, welche Millionen von Jahren in die Entwickelungsgeſchichte unſeres Planeten zurückreicht, und ſo ſind auch die Markſteine vorzeitlicher Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit in Regionen zurückgerückt, welche der raſtloſe wiſſenſchaftliche Eifer unſerer Zeit der geſchichtlichen Kenntniß erobert hat. Archäologiſche Entdeckungen und Mythenforſchungen haben, in Verbindung mit den Reſultaten der vergleichenden

Sprachkunde, der hiſtoriſchen Combination Hülfsmittel an die Hand gegeben, kraft welcher ſie zur Löſung von Räthſeln befähigt iſt, die unſere Vorfahren auf ſich beruhen laſſen mußten. Unendlich Vieles, was ſie nur dunkel ahnen konnten, wir wiſſen es. So iſt uns denn auch klar, daß die griechiſche Bildung ein Reis vom Stamme der älteren orientaliſchen war, insbeſondere der ägyptiſchen, welche mit ihren Wurzeln in unvordenkliches Alterthum hinabreicht.

Aber wie ſelbſtſtändig und herrlich hat dieſes Reis ſich entwickelt! Wie bildet das Griechenthum einen ſo wohlthuenden Gegenſatz zu der Phantaſtik des Orients, welche ſo gern in Unnatur ausläuft! Unter einem ſonnigen Himmel, in einem Lande, wo das an drei Seiten flutende Meer die Wärme des Klima's mäßigte, die Erſchlaffung hinderte und zu all der kräftigenden Thätigkeit des Seelebens einlud, geſtaltete ſich die griechiſche Weltanſchauung, Religion, Poeſie, Kunſt und Politik. Die Bodenbeſchaffenheit des von zahlreichen Buchten, Gebirgszügen und Flüſſen vielfach abgegränzten Landes unterſtützte den Hang der Hellenen, innerhalb der verſchiedenen Gebiete die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Volksſtämme möglichſt auszubilden, und beförderte auf naturgemäßeſtem Wege die Herſtellung und Befeſtigung zahlreicher kleiner Staaten, welche in Ausbildung eines freien Gemeinweſens wetteiferten. Mit den ſeltenſten Vorzügen des Körpers und Geiſtes ausgeſtattet, beſaß das griechiſche Volk, hierin, wie in vielem Anderen, dem deutſchen gleich, — ein nationales Band in einer Sprache voll Reichthum, Biegſamkeit und Wohllaut. Zugleich zeigen aber die verſchiedenen Dialekte dieſer Sprache, der äoliſche, joniſche (die Sprache Homer's und Herodot's), der doriſche und der attiſche, ebenfalls wieder das Bedürfniß einer möglichſt freien Individualiſirung der verſchiedenen Stammgenoſſenſchaften auf und ſpiegeln daher die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Stämme ſcharf und entſchieden ab. Das mächtigſte Band helleniſcher Nationaleinheit neben der Sprache war die Religion, welche man unbedenklich als die Religion der Schönheit charakteriſiren darf. Sie war ein Cultus des Lebens, entſprungen aus dem Bewußtſein, daß die Erde die Heimat des Menſchen. Hieraus mußte, da der religiöſe Gedanke aller Kunſt Quell iſt, die licht- und maaßvolle Sicherheit der künſtleriſchen Thätigkeit der Griechen hervorgehen. Der Menſch war ihnen überall Anfangs- und Ausgangspunkt, und indem ſie ſich ihre Götter nur als körperlich und geiſtig vollkommene Menſchen vorſtellten, lernten ſie die Menſchennatur achten und als den höchſten Vorwurf der Kunſt anſehen. Am Menſchlichen hielten ſie feſt und dieſe weiſe Selbſtbeſchränkung erzeugte jenes plaſtiſche Kunſtideal, das alle Schönheit in dem menſchlichen Organismus findet und aufzeigt, mit den einfachſten Mitteln die höchſte Wirkung erreicht und in eine Statue der Aphrodite alle Wunder der Schönheit, in ein Trauerſpiel des Sophokles alle zarten, erhabenen und furchtbaren Regungen des Menſchenherzens bannt. Ein Künſtlervolk hat man die Griechen mit Fug genannt. Wann ſie zu Olympia, Delphi, Nemea und auf dem Iſthmus von Korinth zu ihren großen Nationalfeſten, zu ihren olympiſchen Spielen ſich zuſammenthaten, da prägte ſich in körperlichen und geiſtigen Wettkämpfen dieſes glückliche künſtleriſche Naturell aus und es iſt für das ganze Hellenenthum höchſt bezeichnend, daß der Olivenkranz, womit die Sieger in den olympiſchen Spielen bekrönt wurden, für die höchſte Ehre galt, welche ein Menſch zu erlangen vermöge.

Aller Geſchichte Anfang bildet überall die Heldenſage. Wo dieſe fehlt, gibt es auch jene nicht. Daß die geiſtvollen Griechen ſchon zu einer Zeit, bis zu welcher geſchichtliche Kunde nicht hinaufreicht, uranfänglicher Wildheit ſich entwöhnt und der Sittigung zugewandt haben, das bezeugt ihre Heroologie, ihre Heldenſage, die vielfachſt mit der religiöſen, mit dem Mythus, verflochten iſt. Die Abenteuer des Herakles machen recht eigentlich einen Culturmythus aus. So auch die Sagen von der Kretafahrt des Theſeus, vom Argonautenzug des Jaſon und ſeiner Gefährten und nicht minder, was uns von der zauberhaften Wirkung des Leierſpiels eines Orpheus und Amphion überliefert werden. Wie dieſe, waren in älteſter Zeit auch noch andere prieſterliche Seher — als ſolchen bezeichneten die Alten den Dichter — hochangeſehene Vermittler zwiſchen Göttern und Menſchen. Durch ihren Mund gaben die Götter ihre Orakel, ſie prieſen in Hymnen die Himmliſchen, ſie erzählten den Sterblichen von dem Werden der Gottheiten und der Welt (Theogonie und Kosmogonie). Alle dieſe älteſte Muſenarbeit der Griechen fällt noch in die mythiſch-heroiſche Zeit.

Es kommt aber für alle Culturvölker eine Zeit, wo ſie aus der mythiſchen Dämmerung der Sagenwelt in die Tageshelle der Geſchichte herübertreten. Für Griechenland wurde der trojaniſche Krieg mit ſeinen Nachſpielen ein ſolcher Wendepunkt. Der Zug nach Troja, welchen die Chronologie an's Ende des 12. Jahrhunderts vor Chriſtus ſetzt, beſchließt das heroiſche Zeitalter und leitet das geſchichtliche ein. Dieſe Kriegsfahrt, die erſte nationale That von Geſammt-Griechenland, hat in zehnjährigem Kampf den höchſten Glanz helleniſchen Heroenthums entfaltet. Solchen Thaten, welche zuſammengefaßt den achäiſch-trojaniſchen Sagenkreis[1]) bilden, durfte der ebenbürtige Sänger nicht fehlen, welcher das Große und Wunderbare jener Zeit den fernſten Geſchlechtern der Zukunft überliefern ſollte, in ewigjunger Form, in der Form der homeriſchen Geſänge.

Unter dem milden Himmel Joniens entſtanden ſie, wo ein griechiſcher Volksſtamm „bei ſchönen Feſten und in feierlichen Zuſammenkünften des müheloſen Daſeins ſich erfreute, voll Empfänglichkeit, froher Lebensluſt, unſchuldiger Neugier und kindlichen Glaubens, mit Entzücken auf die Geſchichte der Helden horchend, deren Thaten, Abenteuer und Irren die Vorwelt mit Ruhm erfüllt hatte.“ Hier ergriffen die aus volksthümlichen Sängerſchulen hervorgehenden Rhapſoden, welche, an die Stelle der prieſterlichen Sänger der orphiſchen Zeit getreten, als überall willkommene Gäſte von Ort zu Ort wanderten, den „Fahrenden“ des deutſchen Alterthums gleich, — dieſe Rhapſoden ergriffen und geſtalteten in recitirendem Vortrag mit Vorliebe den nationalen Sagenkreis, welcher an dem tragiſchen Geſchick Ilion's (Troja's) haftete. So erwuchs allmälig aus der Sage das Heldengedicht (Epos), in welchem ſich die „herrliche Heldenwelt in voller Würde und in heiterem poetiſchen Glanz bewegte.“ Die epiſche Dichtung, welche, wie es der Jugendſinn der Zeit und des hörenden Volkes verlangte, ſinnlich anſchaulich, objectiv, mannigfaltig und ausführlich ſein mußte, ſchuf ſich eine entſprechende Form in dem Hexameter, deſſen feſtgefugter und doch wechſelvoller Rhythmus „zum Kampf des heroiſchen Lieds unermüdlich ſich gürtet.“

---

[1]) Die Griechen führen bei Homer bekanntlich den Geſammtnamen Achäer, von der Landſchaft Achaja.

Die homeriſchen Geſänge bilden zwei große Epen, die Ilias und die Odyſſee, beide von den ſpäteren Ordnern je in 24 Bücher eingetheilt. Der große Ariſtoteles beſtimmt den Unterſchied zwiſchen den beiden Dichtungen ſo: „Die Ilias gehört der einfachen und pathetiſchen, die Odyſſee der durch Schickſalswechſel und Wiedererkennung verwickelten und ethiſchen Gattung an.“ Mit anderen Worten: die Ilias iſt mehr heroiſch, die Odyſſee mehr romantiſch. Die Ilias umfaßt einen kurzen Zeitraum aus dem zehnten Jahr der Belagerung von Ilios oder Troja. Sie hebt an mit dem zwiſchen Agamemnon und Achilleus um der kriegsgefangenen Tochter des Briſes willen entſtandenen Zwiſte und ſchließt mit der Leichenfeier des von Achilleus erſchlagenen Hektor. Dieſe beiden Helden, Hektor auf Seite der Troer, Achilleus auf

Seite der Achäer, ſind die beiden Angelpunkte des Gedichts, welches man ohne Zwang in zwei Haupttheile zerlegen kann. Der erſte (Geſ. 1—15) ſchildert das ſiegreiche Vorgehen der Troer gegen die Belagerer und die Leiden derſelben, der zweite (Geſ. 16—24) enthält die Verherrlichung des Achilleus, welcher, nachdem ſein Buſenfreund Patroklos von Hektor erſchlagen worden, durch die tödtliche Rachevollſtreckung an dieſem — dem großen Kampf die entſcheidende Wendung gibt. Die Odyſſee erzählt die abenteuervolle Rückfahrt des klugen Odyſſeus von dem zerſtörten Troja nach ſeiner Heimatinſel Ithaka und die durch den Heimgekehrten an den übermüthigen Freiern ſeiner treuen Gattin Penelopeia vollſtreckte Rache. Das Gedicht hat vor der Ilias die größere Einheit des Planes voraus und gewinnt durch Herbeiziehung des Seelebens in den Kreis ſeiner Schilderungen ein bedeutſames Element der Schönheit mehr.

Das Alterthum ſchrieb die Urheberſchaft dieſer unſterblichen Werke mit Einmuth dem Homeros zu und ſetzte die Lebenszeit des Dichters in das Jahr 1000 oder 900 v. Chr. Freilich, die Perſönlichkeit deſſelben war ſchon den Alten eine ſagenhafte. Man wußte nicht mit Beſtimmtheit anzugeben, wo und wie er gelebt: ſieben und mehr Städte und Inſeln ſtritten ſich um die Ehre, ihn geboren zu haben[2]), und die Sage machte ihn zu einem blinden Bettler. Das hinderte jedoch nicht, ihn als einen Gott zu verehren. Die philologiſche Kritik der Neuzeit, mit größter Energie durch F. A. Wolf geübt, hat indeſſen die einheitliche Urheberſchaft und Ausführung der homeriſchen Geſänge verneint und die allmälige Zuſammenſetzung der Ilias und Odyſſee aus einzelnen Rhapſodieen nachzuweiſen geſucht. Sie ſtützte ſich hiebei auf die Ungleichartigkeit in Ton und Sprache und auf den Nachweis der Unmöglichkeit, daß zu einer Zeit, wo die Schreibekunſt noch nicht exiſtirte und Geſänge demnach nur durch mündliche Ueberlieferung feſtgehalten werden konnten, ein einzelner Dichter den Plan ſo umfangreicher Werke hätte faſſen und ausführen können. Später wurden, dieſe negative Kritik zu ſchwächen, verſchiedene Vermittelungsvorſchläge gemacht; unter anderen auch der, Homer, nachdem er in der

---

2) Die griechiſche Anthologie (Epigrammenſammlung) enthält darüber ein Epigramm, welches ich zu überſetzen verſuche: —

Wohl erzeugten dich nicht die reizenden Auen von Smyrna,
  Noch auch Kolophons Stern, göttlicher Vater Homer!
Nicht iſt Vaterland dir das ſchöne Chios, noch Kypros,
  Nicht Aegypten und nicht felſigen Ithaka's Strand.
Argos gebar dich nicht und nicht das hohe Mykena,
  Auch entſproßteſt du nicht Kekrops' geheiligter Stadt.
Denn nicht irdiſchen Stamms biſt du, — es ſandten die Muſen
  Dich vom Himmel, die Luſt jeglicher Zeiten zu ſein.

Fülle ſeiner Jugendkraft die Ilias geſungen, habe in ſeinem Greiſenalter irgend einem eingeweihten Schüler den Plan der Odyſſee, der ſchon lange in ſeiner Seele gelegen, mitgetheilt und ihm denſelben zur Ausführung überlaſſen. Jedenfalls iſt die Ilias das ältere der beiden Gedichte: abgeſehen von der künſtleriſch einheitsvolleren Compoſition der Odyſſee, deutet dieſe auch dadurch auf eine vorgeſchrittenere Zeit, daß in ihr die Culturverhältniſſe ſchon entwickelter ſind, als in der Ilias. Der Eindruck der beiden Epen iſt im Ganzen und Großen ſo, daß wir in beiden das Weben eines und desſelben Geiſtes fühlen. Sie ſind daher wohl im Ganzen das Werk des ioniſchen Sängers, welchen die Alten Homeros nannten. Manches vom Meiſter nur im Umriß Angedeutete mag dann von ſeiner Schüler kunſtgeübten Händen weiter ausgeführt, manche Epiſode eingewebt, da und dort wohl auch ein Seitenflügel an den Prachtbau angefügt worden ſein. Als dann endlich durch der Piſiſtratiden edle Fürſorge im ſechſten Jahrhundert vor Chriſtus die homeriſchen Geſänge ſchriftlich fixirt wurden, iſt ihnen noch eine geſchickt überarbeitende Hand zu gute gekommen.

Worauf der unbeſchreibliche und ewigfriſche Reiz der homeriſchen Geſänge beruht, das iſt die unvergleichlich naive Auffaſſung und echt epiſche

Objectivirung von Leben und Sage. In dieſen Gedichten, der ſchönſten Jugendblüthe der Civiliſation, waltet ein Zauber des Reinmenſchlichen, welchen nur zwei moderne Dichter, Shakſpeare und Göthe, in ihren glücklichſten Momenten erreicht haben. Schön hat Heeren geſagt: „Aus einer Bruſt, die reinmenſchlich fühlte, floſſen Homer's Geſänge; darum ſtrömen ſie und werden ſie ſtrömen in jede Bruſt, die menſchlich fühlt.“ Da iſt Alles, was Rührendes und Großes, Schönes und Erſchütterndes in den Menſchengeſchicken ſich findet, mit entzückender Naturwahrheit dargelegt. Auf die heiligſten Gefühle, auf Gatten- und Kindesliebe, auf das Bewußtſein der Familie, auf Vaterlandsſtolz und Ruhmesdrang, ſind dieſe ewigen Lieder gegründet. Und auf Eins iſt noch beſonders aufmerkſam zu machen, auf die Schönheit und Würde der homeriſchen Frauen. Andromache (ſ. u. 1), Nauſikaa (ſ. u. 3) und Penelope werden ihren Platz im innerſten Heiligthum der Poeſie für alle Ewigkeit behaupten.

Was Zarathuſtra den alten Perſern, Manu den Indern, Moſes den Israeliten, das war Homer den Griechen. Wie ſeine Geſänge ſeinem Volke das Buch der Bücher, eine Bibel waren, ſo ehrte ihn das ganze Alterthum als den Urdichter, den Univerſaldichter, als den unverſieglichen Brunnen der

Poeſie nicht nur, ſondern der Cultur überhaupt. Er war der Bringer der Sitte, der Geſtalter der Religion. Denn Homer iſt weſentlich ein religiöſer Dichter, im griechiſchen Sinne natürlich, d. h. er iſt der Prophet einer reinmenſchlichen Weltanſchauung. Da iſt Alles vermenſchlicht, der Himmel ſteigt zur Erde hinab und der Olymp ſpiegelt in ſeinen wunderbar ſchönen Geſtalten nur die Ideale menſchlicher Typen wider. Die Götter verlaſſen ihre ätheriſchen Wohnungen, miſchen ſich unter die Sterblichen, theilen ihre Luſt und ihr Weh, nehmen für und wider Partei: Alles in Natur und Menſchenleben iſt von dem Hauch pantheiſtiſcher Kraft durchdrungen. Die Welt der Götter und die der Menſchen, Heroen und Frauen, Fürſten und Völker, die belebte und unbelebte Natur ſind hier unter dem Geſichtspunkt des ungetrübten, unentzweiten Menſchenthums aufgefaßt, deſſen Geſetze Alles bedingen und regeln. Das machte Homer zum Lehrer der alten Welt, das ſicherte ihm jene unermeßliche Wirkſamkeit, die nur mit der Cultur ſelbſt erlöſchen wird [3].

---

[3] Ich hole nach, was ich oben unterlaſſen, minder mit Homer Vertraute auf vortretende Schönheiten ſeiner Geſänge aufmerkſam zu machen. Die größten ſind nach meinem Gefühl die beiden unten mitgetheilten Stellen, Hektor's Abſchied von Andromache in der Ilias und die

Epiſode der Odyſſee, Nauſikaa, ein Bild edelſter Jungfräulichkeit, um ſo anziehender, als durch die würdevolle Zurückhaltung der Jungfrau die Glut einer raſch erwachten Neigung durchſchimmert. Dieſen Stellen zunächſt mögen wohl ſtehen: der Beſuch des alten Priamos bei Achilleus, um ſich von dieſem den Leichnam Hektor's zur Beſtattung zu erbitten (Ilias, Geſ. 24, V. 469 ff.) und die Wiedervereinigung des Odyſſeus und der Penelope (Odyſſee, G. 23, V. 153—343). Dann: die Volksverſammlung (Il. G. 1, V. 1—483), die Erſtürmung des achäiſchen Lagers (Il. G. 12, V. 195—471), Zeus und Hera (Il. G. 14, V. 153—361), der Tod des Patroklos (Il. G. 16, V. 683—866), der Schild des Achilleus (Il. G. 18, V. 369—617), der Kampf der Götter (Il. G. 21, V. 205—519). Endlich: Odyſſeus in der Unterwelt (Od. G. 11, V. 152—640), Ares und Aphrodite (Od. G. 8, V. 261—366), Odyſſeus landet auf Ithaka (Od. G. 13, V. 1—125), Odyſſeus und ſein Sohn Telemachos (Od. G. 16, V. 1—219), Odyſſeus betritt ſein Haus als Bettler (Od. G. 17, V. 204—359), die Rache an den Freiern (Od. G. 22, V. 297—501).

1.

Andromache.

Ilias, B. 6, V. 369 — 502.

. . . . . Es enteilte der helmumflatterte Hektor [1]).
Bald erreicht' er darauf die wohlgebauete Wohnung.
Doch nicht fand er die ſchöne Andromache dort in der Kammer;
Sondern zugleich mit dem Kind' und der Dienerin, ſchönen Gewandes
Stand ſie annoch auf dem Thurm, und jammerte, ſeufzend und weinend.
Als nun Hektor daheim nicht fand die untadlige Gattin,
Trat er zur Schwelle hinan, und rief den Mägden des Hauſes:
Auf wohlan, ihr Mägde, verkündiget ſchnell mir die Wahrheit.
Wohin ging die ſchöne Andromache aus dem Gemache?
Ob ſie zu Schweſtern des Manns, ob zu ſtattlichen Frauen der Schwäger.

---

[1]) Hektor „enteilte“ dem Hauſe ſeines Bruders Paris, welchen er aus ſeiner trägen Ruhe zur Theilnahme an dem unter den Mauern von Troja wüthenden Kampf aufzurütteln verſucht hatte und zwar mit Erfolg.

Ob zu Athene's Haus enteilete, wo auch die andern
Lockigen Troerinnen die ſchreckliche Göttin verſöhnen?
Ihm antwortete drauf die ämſige Schaffnerin alſo:
Hektor, weil du gebeutſt, die Wahrheit dir zu verkünden;
Nicht zu Schweſtern des Manns, noch zu ſtattlichen Frauen der Schwäger,
Noch zu Athene's Haus enteilte ſie, wo auch die andern
Lockigen Troerinnen die ſchreckliche Göttin verſöhnen;
Sondern den Thurm erſtieg ſie von Ilios, weil ſie gehöret,
Daß Noth leiden die Troer, und Obmacht ſei den Achäern.
Eben nur iſt ſie zur Mauer mit haſtigem Schritte gewandert,
Ganz einer Raſenden gleich; und die Wärterin trägt ihr das Knäblein.
Alſo ſprach zu Hektor die Schaffnerin; ſchnell aus der Wohnung
Eilte den Weg er zurück durch die wohlgebaueten Gaſſen.
Als er das ſkäiſche Thor, die gewaltige Veſte durchwandelnd,
Jetzo erreicht, wo hinaus ihn führte der Weg in's Gefilde;
Kam die reiche Gemahlin Andromache eilenden Laufes
Gegen ihn her, des edlen Eëtion blühende Tochter:
Denn Eëtion wohnt' am waldigen Hange des Plakos[2]),
Dort in der plakiſchen Thebe, Kilikia's Männer beherrſchend,
Und er vermählte die Tochter dem erzumſchimmerten Hektor.
Dieſe begegnet' ihm jetzt; die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Bruſt das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektor's einzigen Sohn, dem ſchimmernden Sterne vergleichbar.
Hektor nannte den Sohn Skamandrios, aber die Andern
Nannten Aſtyanax[3]) ihn, denn allein ſchirmt' Ilios Hektor.

---

[2]) Ein Berg ſüdöſtlich von Troja. — [3]) d. h. „König der Stadt."

Siehe, mit Lächeln blickte der Vater ſtill auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand, und redete, alſo beginnend:
  Seltſamer Mann, dich tödtet dein Muth noch! und du erbarmſt dich
Nicht des ſtammelnden Kindes, noch mein, des elenden Weibes,
Ach, bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achäer,
Alle mit Macht anſtürmend! Allein mir wäre das Beſte,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzuſinken, denn weiter
Bleibt kein Troſt mir übrig, wenn du dein Schickſal erreicht haſt,
Gram nur! und nicht mehr hab' ich ja Vater und liebende Mutter!
Siehe, den Vater erſchlug mir der göttliche Streiter Achilleus,
Und er verheerte die Stadt, die kilikiſche Männer bevölkert,
Thebe mit ragendem Thor: den Eëtion ſelber erſchlug er,
Doch nicht nahm er die Waffen; denn grauenvoll war der Gedank' ihm;
Nein, er verbrannte den Held mit dem künſtlichen Waffengeſchmeide,
Hoch dann häuft' er ein Mal; und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen, die Aegiserſchütterers 4) Töchter.
Sieben auch waren der Brüder mir dort in unſerer Wohnung;
Und die wandelten all' am ſelbigen Tage zum Aïs 5);
Denn ſie all' erlegte der muthige Renner Achilleus,

---

4) Des Zeus. — 5) Dem Gotte der Unterwelt, Pluton.

Bei weißwolligen Schafen und ſchwerhinwandelnden Rindern.
Meine Mutter, die Fürſtin am waldigen Hange des Plakos,
Führet' er zwar hierher mit anderer Beute des Krieges;
Doch befreit' er ſie wieder, und nahm unendliche Löſung:
Aber im Vaterpalaſt erlegte ſie Artemis Bogen 6).
Hektor, o du biſt jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun, und bleib' allhier auf dem Thurme!
Mache du nicht zur Waiſe das Kind, und zur Wittwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel: denn dort iſt
Leichter die Stadt zu erſteigen, und frei die Mauer dem Angriff.
Dreimal haben ja dort es verſucht die tapferſten Krieger,
Kühn um die Ajas beid' und den hohen Idomeneus ſtrebend,
Auch um des Atreus Söhn', und den ſtarken Held Diomedes:
Ob nun jenen vielleicht ein kundiger Seher geweiſſagt,
Oder auch ſelbſt ihr Herz aus eigener Regung ſie antrieb.
Ihr antwortete d'rauf der helmumflatterte Hektor:
Mich auch härmt das Alles, o Trauteſte; aber ich ſcheue
Troja's Männer zu ſehr, und die ſaumnachſchleppenden Weiber,
Wenn, wie ein Feiger, entfernt ich hier ausweiche der Feldſchlacht.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernete, biederen Muthes
Immer zu ſein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm, und den meinen!

---

6) d. h. ſie ſtarb eines ſanften, ruhigen Todes.

Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geiſt und Empfindung:
Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt,
Priamos ſelbſt, und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir ſo nahe der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe[7]) ſelbſt, noch Priamos auch des Beherrſchers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, ſo viel und ſo tapfer,
All' in den Staub hinſinken, von feindlichen Händen getödtet:
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumſchirmten Achäer
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend;
Wenn du in Argos webſt für die Herrſcherin, oder auch mühſam
Waſſer trägſt aus dem Quell Hypereia, oder Meſſeïs[8]),
Sehr unwilligen Muths; doch hart belaſtet der Zwang dich!
Künftig ſagt dann Einer, die Thränenvergießende ſchauend:
Hektor's Weib war dieſe, des tapferſten Helden im Volke
Roſſebezähmender Troer, da Ilios' Stadt ſie umkämpften!
Alſo redet man einſt; und neu erwacht dir der Kummer,
Solchen Mann zu vermiſſen, der Abwehr böte der Knechtſchaft!
Aber es decke mich Todten der aufgeworfene Hügel,
Ehe von deinem Geſchrei ich gehört, und deiner Entführung!
Alſo der Held, und hin nach dem Knäblein ſtreckt' er die Arme:
Aber zurück an den Buſen der ſchöngegürteten Amme
Schmiegte ſich ſchreiend das Kind, erſchreckt von dem liebenden Vater,

---

7) Seiner Mutter, latein. Hekuba. — 8) Zwei Quellen in Theſſalien.

Bange zugleich vor dem Erz und der flatternden Mähne des Buſches,
Welchen es fürchterlich ſah vom obern Helme herabwehn.
Lächelnd ſchaute der Vater das Kind, und auch die zärtliche Mutter.
Schleunig vom Haupte ſich nahm er den Helm, der ſtralende Hektor,
Legete dann auf die Erde den ſchimmernden; aber er ſelber
Küßte ſein liebes Kind, und wiegt' es ſanft in den Armen;
Laut dann flehet' er alſo dem Zeus und den anderen Göttern:
Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieſes mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich ſelbſt, vorſtrebend im Volke der Troer,
Auch ſo ſtark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrſchen!
Und man ſage dereinſt: Der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erſchlagenen Feinds! Dann freue ſich herzlich die Mutter!
Alſo ſprach er, und reicht' in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn; und ſie nahm in das duftende Buſengewand ihn,
Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann voll inniger Wehmuth
Streichelte ſie mit der Hand, und redete, alſo beginnend:
Armes Weib, nicht mußt du zu ſehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geſchick mich ein Mann hinſenden zum Ais.
Doch dem Verhängniß entrann Niemand von den Sterblichen, mein' ich,
Edeler ſo wie Geringer, nachdem er einmal gezeugt ward.

Auf, zum Gemach hingehend, beſorge du deine Geſchäfte,
Spindel und Webeſtuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu ſein. Für den Krieg liegt Männern die Sorg' ob,
Allen, mir ja zumeiſt, die Ilios' Veſte bewohnen.
Dieſes geſagt, erhob er den Helm, der ſtralende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim ging die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt, und herzliche Thränen vergießend.
Bald erreichte ſie nun des männervertilgenden Hektor's
Wohlgebauete Wohnung, und fand die Mägd' in der Kammer,
Viel an der Zahl; und allen erregte ſie Gram und Betrübniß.
Lebend noch ward Hektor betrauert in ſeinem Palaſte;
Denn ſie glaubten gewiß, nie wieder daher aus der Feldſchlacht
Kehr' er heim, der Achäer gewaltigen Händen entrinnend.
(Voß.)

2.

Hera.

Ilias, B. 14, V. 153 — 353.

. . . . . Sie ſtand und blickte, die goldenthronende Hera,
Hoch von Olympos' Gipfel herab, und den Bruder und Schwager
Hatte ſie ſchleunig erkannt, und freute ſich ſeiner im Herzen.

Der wild ſchaltete dort im männerbewährenden Kampfe.
Auf der erhabenſten Kuppe des quellenergießenden Ida
Sah ſie gelagert den Zeus; ihm grollte ſie tief in der Seele.
Und ſie erwog, nachſinnend im Geiſt, die gefeierte Hera,
Wie ſie das Herz ihm täuſche, dem ägisſchwingenden Gotte.
Endlich erſchien ihr dieſer Entſchluß in der Seele der beſte,
Wohl in Schmuck ſich zu hüllen und ſo nach dem Ida zu wandeln,
Ob er vielleicht in Liebe ſich ihr an die Seite zu betten
Trachtete, daß ſie dem Gott harmloſen, behaglichen Schlummer
Ueber die Augen ergöſſe, den ſpähenden Sinn zu berücken.
Und ſie betrat das Gemach, das einſt ihr theurer Hephäſtos
Zimmerte, der in die Pfoſten gefügt feſtſchließende Thüren
Durch ein verborgenes Schloß, das keiner der anderen Götter
Oeffnete. Dort eintretend verſchloß ſie die glänzenden Flügel.
Und mit Ambroſia wuſch ſie zuerſt von den reizenden Gliedern
Jede Befleckung ab und ſalbte ſich dann mit dem lautern,
Feinen, ambroſiſchen Oel, das liebliche Düfte verſtrömte:
Wenn es im ehernen Hauſe des Zeus nur wenig bewegt ward,
Drang ſein würziger Hauch ſogleich durch Himmel und Erde.
Damit ſalbte ſich Hera die blendenden Glieder; das Haupthaar
Ordnete ſie, und flocht es geſchickt in glänzende Locken,
Die in unſterblicher Schöne der göttlichen Scheitel entwallten.
Hüllte ſich dann in das hehre Gewand, das Pallas Athene

Künſtlich gewirkt und durchwoben mit mancherlei Wundergebilden,
Heftete drauf an dem Buſen es feſt mit den goldenen Spangen,
Und umſchlang ſich den Gürtel, den hundert Quaſten umkränzten,
Schmückte ſich auch mit Ringen die ſchöndurchſtochenen Ohren:
Dreifach ſchimmerten Sterne daran in unendlicher Anmuth.
Oben umhüllte der Schleier das Haupt der unſterblichen Göttin,
Schön, erſt neulich gewirkt; er leuchtete hell wie die Sonne.
Dann mit zierlichen Sohlen umband ſie die glänzenden Füße.
Aber nachdem ſie völlig den Schmuck um die Glieder geordnet,
Eilte ſie flugs aus ihrem Gemach, Aphroditen zu rufen
Fern von den andern Göttern, und ſprach die geflügelten Worte:
  Möchteſt du wohl mir gewähren, o Töchterchen, was ich begehre?
Oder verweigerſt du mir's, deßhalb mir grollend im Herzen,
Weil du Troja's Männer, und ich die Achäer beſchütze?
  Und es verſetzte dagegen des Zeus holdlächelnde Tochter:
Hera, würdige Göttin, erzeugt vom gewaltigen Kronos!
Sprich nur, was du verlangſt; mein Herz ja gebeut die Gewährung,
Kann ich es anders gewähren, und iſt's auch wirklich gewährbar.
  Liſtig entgegnete drauf die gefeierte Herrſcherin Hera:
Leihe den Zauber der Liebe mir denn und der ſchmachtenden Sehnſucht,
Der dir die Himmliſchen alle bezwingt und die Sterblichen alle.

Hingeh'n will ich die Enden zu ſchau'n der ernährenden Erde,
Und den Okeanos, dem wir entſtammt, und Tethis die Mutter,
Die mich in ihrem Palaſte ſo liebreich nährten und pflegten,
Denen mich Rheia befahl, da der Donnerer Zeus den erhab'nen
Kronos unter die Erde verſtieß und die Wüſten des Meeres.
Sie denn will ich beſuchen, den endloſen Hader zu ſchlichten;
Lange ja ſchon enthalten die Gatten ſich, Einer dem Andern
Sich zu geſellen in Liebe, da bitterer Groll ſie getrennt hat.
Könnt' ich den Beiden das Herz mit gewinnenden Worten bereden,
Daß ſie das Lager beſteigend in ſeliger Luſt ſich umfingen:
Allzeit nennten ſie mich voll Lieb' und ehrend die Freundin.
Und es verſetzte dagegen die huldreichlächelnde Kypris:
Unrecht iſt es, unmöglich, Gewährung dir zu verſagen;
Denn du ruhſt in den Armen des Zeus, des gewaltigſten Gottes.
Sprach's und löſte vom Buſen des buntdurchſchimmerten Gürtels
Wundergebild'; in dem Gürtel bewahrte ſie jeglichen Zauber;
Liebreiz, ſchmachtendes Sehnen, Gekoſ' und ſchmeichelnde Bitte
Wohnte darin, die ſelbſt den Verſtand der Verſtändigſten fortreißt.
Den nun reichte ſie Heren, begann und redete alſo:
Da, nimm, birg im Buſen den buntdurchwebenen Gürtel;
Hier wohnt jeglicher Zauber vereint. Ich denke, du wirſt nicht
Sonder Erfolg heimkehren, und was du beſchloſſen, gelingt dir.
Sprach's; da lächelte Hera, die hoheitblickende Göttin;

Lächelnd empfing ſie darauf und verbarg im Buſen den Gürtel.
  Sie nun eilte nach ihrem Gemach, Zeus' reizende Tochter.
Hera ſtürmte hinab von dem felſigen Haupt des Olympos
Ueber Pieria hin und Emathia's liebliche Felder,
Schwang ſich zu ſchneeigen Höh'n roßtummelnder Thraker, die höchſten
Gipfel entlang, und berührte das Erdreich nicht mit den Füßen,
Schwebte ſodann vom Athos herab auf wogende Meerflut,
Bis ſie gen Lemnos gelangte, zur Stadt des erhabenen Thoas.
Allda fand ſie den Schlaf, den erquickenden Bruder des Todes,
Faßte die Hand ihm freundlich, begann und redete ſolches:
  Mächtiger Schlaf, der Alle beherrſcht, ſo Götter als Menſchen,
Wie du zuvor mein Flehn erhört, ſo bewähre mir jetzt auch
Willigen Sinn; ich werde dir all mein Leben es danken.
Schläfre mir unter den Brauen die leuchtenden Augen Kronion's
Alsbald ein, nachdem ich dem Gott mich in Liebe geſellte.
Dir wird dann zum Geſchenk ein ſtattlicher Seſſel von Golde,
Schön, von ewiger Dauer; ihn ſoll mein hinkender Sohn dir
Bilden mit Kunſt, Hephäſtos, zugleich für die Füße den Schemel,
Daß du darauf am Mahle die glänzenden Füße dir ſtützeſt.
  Und der erquickende Schlaf antwortete, alſo beginnend:
Hera, würdige Göttin, erzeugt vom gewaltigen Kronos!

Jeglichen anderen wahrlich der endloswaltenden Götter
Bettet' ich leicht in Schlummer, ſogar des Okeanosſtromes
Wallende Flut, der Allem des Seins Anfänge verliehen:
Aber ich darf's nicht wagen, dem Zeus, dem Kroniden, zu
nahen,
Noch ihn betten in Schlummer, wo nicht er ſelbſt es gebietet.
Denn mich witzigten früher einmal ſchon deine Befehle,
Damals, als Herakles, der trotzige Sohn des Kronion,
Heim aus Ilios fuhr, nachdem er die Veſte zertrümmert.
Damals wiegt' ich in Ruhe den ägistragenden Gott ein,
Sanft mich ergießend um ihn; doch du ſannſt jenem im
Herzen
Unheil, regteſt im Meer hellbrauſender Stürme Gewalt auf;
Ja, du verſchlugſt ihn endlich nach Kos, dem bevölkerten
Eiland,
Weit von den Freunden hinweg. Doch Zeus, aufwachend,
ergrimmte,
Warf im Palaſte die Götter umher, und ſuchte vor Allen
Mich, und hätte vernichtend ins Meer mich geſchleudert vom
Aether,
Schirmte die Nacht mich nicht, die Götter und Sterbliche
bändigt:
Fliehend entkam ich zu ihr, und der Gott, ſo gewaltig er
grollte,
Zähmte den Grimm, er beſorgte, die flüchtige Nacht zu be-
trüben.
Und nun treibſt du mich wieder, ein Werk zu beginnen des
Unheils!
Und es verſetzte darauf die gefeierte Herrſcherin Hera:
Schlaf, o warum denn läſſeſt du dies in der Seele dich
kümmern?
Meinſt du, der weithindonnernde Zeus werd' alſo den
Troern

Beiſteh'n, wie er Herakles, den Sohn, im Zorne beſchirmte?
Aber wohlan, ich will von den jüngeren Chariten Eine
Dir zum Gemahle verleihen, Paſithea werde dir Gattin,
Sie, nach welcher du ſtets und an jeglichem Tage verlangteſt.
Hera ſprach's; da jauchzte der Schlaf und entgegnete alſo:
Auf denn, ſchwöre mir nun bei der Styx unverletzlichen Waſſern;
Faſſe dabei mit der Rechten die vielfachnährende Erde
Und mit der Linken das Meer; ſo ſei'n uns Zeugen die Götter
Alle, verſammelt um Kronos im Tartaros, daß du der jüngern
Chariten Eine, Paſithea, mir zum Gemahle verleih'n willſt,
Sie, nach welcher ich ſtets und an jeglichem Tage verlange.
Sprach's, und willig geborchte die lilienarmige Hera,
Schwur, wie der Gott es verlangt, und rief den Unſterblichen allen,
Welche, Titanen genannt, tief unten im Tartaros hauſen.
Aber nachdem ſie gelobt und mit heiligem Eid ſich gebunden,
Schritten die Beiden dahin aus Lemnos, der Stadt, und von Imbros,
Dicht von Gewölken umhüllt und die Bahn vollendend in Eile.
Und ſie gelangten zum Ida, dem quelligen Vater des Wildes,
Traten zuerſt bei Lekton an's Land, dann über die Veſte
Schritten ſie; unter den Tritten erbebte der Wald in den Wipfeln.
Da nun weilte der Schlaf, eh' ihn Zeus' Augen erblickten,
Unter die Tanne ſich bergend, die ſtämmige, welche, des Ida
Hochſte, ſich ſtolz in den Aether erhob durch trübere Lüfte.
Allda ſaß er, umhüllt von den dichteſten Zweigen der Tanne,

Aehnlich dem kreiſchenden Vogel der Nacht, den, hauſend im Bergwald,
Chalkis nennen die Götter, und ſterbliche Menſchen Kymindis.
Hera ſchwang ſich bebend zu des Gargaros Spitze, des Ida
Luftigen Höh'n; hier ſah ſie der donnernde Wolkenverſammler.
Als er ſie ſah, da beſchlich inbrünſtiges Liebesverlangen
Ihm den verſtändigen Sinn, wie, da ſie zuerſt ſich umarmten,
Und ingeheim vor den Eltern das bräutliche Lager beſtiegen.
Ihr denn trat er entgegen, begann und redete alſo:
Hera, wohin ſo geſchwind? Was führt dich hierher vom Olympos?
Haſt du doch hier nicht Wagen zur Hand noch hurtige Roſſe.
Liſtig entgegnete drauf die gefeierte Herrſcherin Hera:
Hingeh'n will ich, die Enden zu ſchau'n der ernährenden Erde,
Und den Okeanos, dem wir entſtammt, und Tethis die Mutter,
Die mich in ihrem Palaſte ſo liebreich nährten und pflegten.
Sie denn will ich beſuchen, den endloſen Hader zu ſchlichten.
Lange ja ſchon enthalten die Gatten ſich, Einer dem Andern
Sich zu geſellen in Liebe, da bitterer Groll ſie getrennt hat.
Drunten am äußerſten Saume des quelligen Idagebirges
Steht das Geſpann, das über die Flut und die Erde mich hinträgt.
Doch jetzt kam ich hieher vom Olympos dir zu Gefallen,
Daß du hernach nicht etwa mir grollſt, entfernt' ich mich heimlich
Nach des Okeanos Hauſe, des tiefhinwogenden Stromes.

  Und es verſetzte dagegen der donnernde Wolkenverſammler:
Hera, dorthin kannſt du ja wohl auch ſpäter gelangen;
Jetzt laß uns zu der Liebe Genuß uns wenden im Lager!
Denn noch nie hat eine der Göttinnen oder der Frauen
So mir das Herz im Buſen mit glühender Liebe bewältigt;
So nicht feſſelte mich Ixions holde Gemahlin,
Die mir den Weiſen gebar, den Peirithoos, ähnlich den Göttern,
Auch nicht Danae ſo, des Akriſios liebliche Tochter,
Welche den herrlichſten Mann mir gebar, den gefeierten Perſeus,
Auch nicht Phönix' Tochter, des fernegeprieſenen Königs,
Welche die göttlichen Helden gebar, Rhadamanthys und Minos,
Selbſt auch Semele nicht, auch nicht Alkmene von Thebä,
Die zum Sohne mir ſchenkte den muthigen Streiter Herakles;
Semele aber gebar mir der Sterblichen Luſt, Dionyſos;
Niemals reizte mich alſo die ſchönumlockte Demeter,
Noch die gefeierte Leto, die Herrſcherin, oder du ſelbſt auch,
Als ich für dich jetzt glühe, von Luſt und Verlangen bewältigt.
  Liſtig entgegnete drauf die gefeierte Herrſcherin Hera:
Was für ein Wort, o Kronide, du Schrecklicher, ſpracheſt du eben!
Wenn du verlangſt dich jetzt in traulicher Liebe zu lagern
Hoch auf Ida's Gipfel, wo ſichtbar Alles und frei liegt:
Ha, wie wär's, wenn einer der endloswaltenden Götter
Uns hier fände zuſammen und ging' und den Himmliſchen allen
Meldete, was er geſeh'n? Nie käm' ich in deinen Palaſt mehr,
Wenn ich das Lager verlaſſen; es wäre unſägliche Schande!
Aber wofern du begehrſt und dir's in der Seele genehm iſt,

Haſt du ja doch ein Gemach, das dir dein theurer Hephäſtos
Zimmerte, der in die Pfoſten gefügt feſtſchließende Thüren:
Gehen wir dorthin ruh'n, weil dich nach dem Lager gelüſtet!
Und es verſetzte dagegen der donnernde Wolkenverſammler:
Hera, fürchte du Nichts; kein Gott und der Sterblichen keiner
Wird uns ſchau'n; ein ſo dichtes Gewölk als goldene Hülle
Breit' ich um dich; ſelbſt Helios ſoll uns nimmer hindurchſchau'n,
Der doch ſcharf wie Keiner mit ſtrahlenden Augen herabblickt.
Alſo ſprach der Kronid' und umfing mit den Armen die Gattin.
Unten erwuchs neugrünend das Gras aus göttlicher Erde,
Thauige Lotosblumen und Krokos ſammt Hyakinthos,
Dicht und lockergeſchwellt, der ſanft ſie vom Boden emporhob.
Darauf ruhten die Götter und hüllten ſich rings ein Gewölk um,
Golden und ſchön, und es thauten herab hellfunkelnde Tropfen.
Alſo ſchlummerte ſanft auf Gargaros' Höhe der Vater,
Leiſe von Schlaf und Liebe beſiegt, die Gemahlin umfangend.

(Donner.)

3.

Nauſikaa.

Odyſſee, B. 6, B. 7, V. 1—47, B. 8, V. 56—70.

Alſo ſchlummerte dort der herrliche Dulder Odyſſeus[1],
Ueberwältigt von Schlaf und Arbeit. Aber Athene
Ging hinein in das Land zur Stadt der phäakiſchen Männer.
Dieſe wohnten vordem in Hypereiens[2] Gefilde,
Nahe bei den Kyklopen, den übermüthigen Männern,
Welche ſie immer beraubten, und mächtiger waren und ſtärker.
Aber ſie führte von dannen Nauſithoos, ähnlich den Göttern,
Brachte gen Scheria[3] ſie, fern von den erfindſamen Menſchen,
Und umringte mit Mauern die Stadt, und richtete Häuſer,
Baute Tempel der Götter, und theilte dem Volke die Aecker.
Dieſer war jetzo ſchon todt und in der Schatten Behauſung;
Und Alkinoos herrſchte, begabt von den Göttern mit Weisheit.
Deſſen Hauſe nahte ſich jetzo Pallas Athene,
Auf die Heimkehr denkend des edelgeſinnten Odyſſeus.

---

[1] Nachdem der Held auf einem Floß von der Inſel der Kalypſo weggeſegelt, hatte er auf Veranſtaltung des Poſeidon (Neptun) in der Nähe der Inſel der Phäaken Schiffbruch gelitten, war zwei Tage und zwei Nächte in der Meerflut umgetrieben und endlich von einer gewaltigen Woge an's Land geworfen worden, nackt und bloß. In höchſter Ermattung war er in einen Haufen dürren Laubes gekrochen und da eingeſchlummert. — [2] Wahrſcheinlich auf der Oſtküſte Siciliens. — [3] Später Kerkyra genannt, Korfu.

Und ſie eilte ſofort in die prächtige Kammer der Jungfrau,
Wo Nauſikaa ſchlief, des hohen Alkinoos Tochter,
Einer Unſterblichen gleich an Wuchs und reizender Bildung.
Und zwei Mädchen ſchliefen, geſchmückt mit der Grazien Anmuth,
Neben den Pfoſten, und dicht war die glänzende Pforte verſchloſſen.
Aber ſie ſchwebte, wie wehende Luft, zum Lager der Jungfrau,
Neigte ſich über ihr Haupt und ſprach mit freundlicher Stimme,
Gleich an Geſtalt der Tochter des ſegelkundigen Dymas,
Ihrer liebſten Geſpielin, mit ihr von einerlei Alter;
Dieſer gleich an Geſtalt erſchien die Göttin, und ſagte:
Liebes Kind, was biſt du mir doch ein läſſiges Mädchen!
Deine koſtbaren Kleider, wie Alles im Wuſte herumliegt!
Und die Hochzeit ſteht dir bevor! Da muß doch was Schönes
Sein für dich ſelber, und die, ſo dich zum Bräutigam führen!
Denn durch ſchöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
Bei den Leuten; auch freu'n ſich deſſen Vater und Mutter.
Laß uns denn eilen und waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet!
Ich will deine Gehülfin ſein, damit du geſchwinder
Fertig werdeſt; denn Mädchen, du bleibſt nicht lange mehr Jungfrau.
Siehe, es werben ja ſchon die edelſten Jüngling' im Volke
Aller Phäaken um dich; denn du ſtammſt ſelber von Edeln.
Auf! erinnere noch vor der Morgenröthe den Vater,
Daß er mit Mäulern dir den Wagen beſpanne, worauf man

Lade die ſchönen Gewande, die Gürtel und prächtigen Decken.
Auch für dich iſt es ſo bequemer, als wenn du zu Fuße
Gehen wollteſt: denn weit von der Stadt ſind die Spülen entlegen.
Alſo redete Zeus blauäugichte Tochter, und kehrte
Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigem Wohnſitz,
Nie von Orkanen erſchüttert, vom Regen nimmer beflutet,
Nimmer beſtöbert vom Schnee: die wolkenloſeſte Heitre
Waltet ruhig umher und deckt ihn mit ſchimmerndem Glanze:
Dort erfreut ſich ewig die Schaar der ſeligen Götter.
Dorthin kehrte die Göttin, nachdem ſie das Mädchen ermahnet.
Und der goldene Morgen erſchien, und weckte die Jungfrau
Mit den ſchönen Gewanden. Sie wunderte ſich des Traumes.
Schnell durcheilte ſie jetzo die Wohnungen, daß ſie den Eltern,
Vater und Mutter, ihn ſagte: und fand ſie beide zu Hauſe.
Dieſe ſaß an dem Herd', umringt von dienenden Weibern,
Drehend die zierliche Spindel mit purpurner Wolle: und jener
Kam an der Pfort' ihr entgegen: er ging zu der glänzenden Fürſten
Rathsverſammlung, wohin die edlen Phäaken ihn riefen.
Und Nauſikaa trat zum lieben Vater, und ſagte:
Lieber Papa, laß mir doch einen Wagen beſpannen,
Hoch mit hurtigen Rädern: damit ich die koſtbare Kleidung,
Die mir im Schmutze liegt, an den Strom hinfahre zum Waſchen.
Denn dir ſelber geziemt es, mit reinen Gewanden bekleidet

In der Rathsverſammlung der hohen Phäaken zu ſitzen.
Und es wohnen im Hauſ' auch fünf erwachſene Söhne,
Zween von ihnen vermählt, und drei noch blühende Knaben:
Dieſe wollen beſtändig mit reiner Wäſche ſich ſchmücken,
Wenn ſie zum Reigen gehn; und es kommt doch Alles auf mich an.
Alſo ſprach ſie, und ſchämte ſich, von der lieblichen Hochzeit
Vor dem Vater zu reden; doch merkt' er Alles, und ſagte:
Weder die Mäuler, mein Kind, ſei'n dir geweigert, noch ſonſt was.
Geh', es ſollen die Knechte dir einen Wagen beſpannen,
Hoch, mit hurtigen Rädern, und einem geflochtenen Korbe.
Alſo ſprach er, und rief; und ſchnell gehorchten die Knechte,
Rüſteten außer der Halle den Wagen mit rollenden Rädern,
Führten die Mäuler hinzu, und ſpanneten ſie an die Deichſel.
Und Nauſikaa trug die köſtlichen feinen Gewande
Aus der Kammer, und legte ſie auf den zierlichen Wagen.
Aber die Mutter legt' ihr allerlei ſüßes Gebacknes
Und Gemüſ' in ein Körbchen, und gab ihr des edelſten Weines
Im geißledernen Schlauch; (und die Jungfrau ſtieg auf den Wagen;)
Gab ihr auch geſchmeidiges Oel in goldener Flaſche,
Daß ſie ſich nach dem Bade mit ihren Gehülfinnen ſalbte.
Und Nauſikaa nahm die Geißel und purpurnen Zügel;
Treibend ſchwang ſie die Geißel; und hurtig mit lautem Gepolter
Trabten die Mäuler dahin, und zogen die Wäſch' und die Jungfrau,
Nicht ſie allein, ſie wurde von ihren Mägden begleitet.

Als ſie nun das Geſtade des herrlichen Stromes erreichten,
Wo ſich in rinnende Spülen die nimmerverſiegende Fülle
Schöner Gewäſſer ergoß, die ſchmutzigſten Flecken zu ſäubern:
Spannten die Jungfrau'n ſchnell von des Wagens Deichſel die Mäuler,
Ließen ſie an dem Geſtade des ſilberwirbelnden Stromes
Weiden im ſüßen Klee, und nahmen vom Wagen die Kleidung,
Trugen ſie Stück vor Stück in der Gruben dunkles Gewäſſer,
Stampften ſie drein mit den Füßen, und eiferten unter einander.
Als ſie ihr Zeug nun gewaſchen, und alle Flecken gereinigt,
Breiteten ſie's in Reihen am warmen Ufer des Meeres,
Wo die Woge den Strand mit glatten Kieſeln beſpület,
Und nachdem ſie gebadet und ſich mit Oele geſalbet,
Setzten ſie ſich zum Mahl am grünen Geſtade des Stromes,
Harrend, bis ihre Gewand' am Strale der Sonne getrocknet.
Als ſich Nauſikaa jetzt und die Dirnen mit Speiſen geſättigt,
Spielten ſie mit dem Ball, und nahmen die Schleier vom Haupte.
Unter den Fröhlichen hub die ſchöne Fürſtin ein Lied an.
Wie die Göttin der Jagd durch Erimanthos' Gebüſche
Oder Taygetos' *) Höhn mit Köcher und Bogen einhergeht,
Und ſich ergötzt, die Eber und ſchnellen Hirſche zu fällen;

---

*) Zwei waldbewachſene Höhen im Peloponnes; die eine in Lakonien (Maina), die andere in Arkadien: Braccia di Maina und Xiria.

Um ſie ſpielen die Nymphen, Bewohnerinnen der Felder,
Töchter des furchtbaren Zeus: und herzlich freuet ſich Leto;
Denn vor allen erhebt ſie ihr Haupt und herrliches Antlitz,
Und iſt leicht zu erkennen im ganzen ſchönen Gefolge:
Alſo ragte vor Allen die hohe blühende Jungfrau.
Aber da ſie nunmehr ſich rüſtete, wieder zur Heimfahrt
Anzuſpannen die Mäuler, und ihre Gewande zu falten:
Da rathſchlagete Zeus' blauäugige Tochter Athene,
Wie Odyſſeus erwachte, und ſähe die liebliche Jungfrau,
Daß ſie den Weg ihn führte zur Stadt der phäakiſchen Männer.
Und Nauſikaa warf den Ball auf eine der Dirnen;
Dieſer verfehlte die Dirn', und fiel in die wirbelnde Tiefe;
Und laut kreiſchten ſie auf. Da erwachte der edle Odyſſeus,
Sitzend dacht' er umher im zweifelnden Herzen, und ſagte:
Weh' mir! zu welchem Volke bin ich nun wiedergekommen?
Sind's unmenſchliche Räuber und ſittenloſe Barbaren?
Oder Diener der Götter, und Freunde des heiligen Gaſtrechts?
Eben umtönte mich ein Weibergekreiſch, wie der Nymphen,
Welche die ſteilen Häupter der Felſengebirge bewohnen,
Und die Quellen der Flüſſe und grasbewachſenen Thäler!
Bin ich hier etwa nahe bei redenden Menſchenkindern?
Auf! ich ſelber will hin, und zuſehn, was es bedeute!
Alſo ſprach er, und kroch aus dem Dickicht, der edle Odyſſeus,
Brach mit der ſtarken Fauſt ſich aus dem dichten Gebüſche
Einen laubdichten Zweig, des Mannes Blöße zu decken;
Ging dann einher, wie ein Leu des Gebirgs, voll Kühnheit und Stärke,
Welcher durch Regen und Sturm hinwandelt; die Augen im Haupte

Brennen ihm; furchtbar geht er zu Rindern oder zu Schafen,
Oder zu flüchtigen Hirſchen des Waldes: ihn ſpornet der Hunger
Selbſt in verſchloſſene Höf', ein kleines Vieh zu erhaſchen:
Alſo ging der Held, in den Kreis ſchönlockiger Jungfrau'n
Sich zu miſchen, ſo nackend er war; ihn ſpornte die Noth an.
Furchtbar erſchien er den Mädchen, vom Schlamm des Meeres beſudelt;
Hiehin und dorthin entflohn ſie, und bargen ſich hinter die Hügel.
Nur Nauſikaa blieb. Ihr hatte Pallas Athene
Muth in die Seele gehaucht, und die Furcht den Gliedern entnommen.
Und ſie ſtand und erwartete ihn. Da zweifelt Odyſſeus:
Ob er flehend umfaßte die Kniee der reizenden Jungfrau,
Oder, ſo wie er war, von ferne mit ſchmeichelnden Worten
Bate, daß ſie die Stadt ihm zeigt', und Kleider ihm ſchenkte.
Dieſer Gedanke ſchien dem Zweifelnden endlich der beſte,
So wie er war, von ferne mit ſchmeichelnden Worten zu flehen:
Daß ihm das Mädchen nicht zürnte, wenn er die Kniee berührte.
Schmeichelnd begann er ſogleich die ſchlau erſonnenen Worte:
  Hohe, dir fleh' ich: du ſei'ſt eine Göttin, oder ein Mädchen!
Biſt du eine der Göttinnen, welche den Himmel beherrſchen;
Siehe, ſo ſcheinſt du mir der Tochter des großen Kronion's,
Artemis gleich an Geſtalt, an Größe und reizender Bildung!

Biſt du eine der Sterblichen, welche die Erde bewohnen:
Dreimal ſelig dein Vater und deine treffliche Mutter,
Dreimal ſelig die Brüder! Ihr Herz muß ja immer von hoher
Ueberſchwänglicher Wonne bei deiner Schöne ſich heben,
Wenn ſie ſehn, wie ein ſolches Gewächs zum Reigen einhergeht!
Aber Keiner ermißt die Wonne des ſeligen Jünglings,
Der, nach großen Geſchenken, als Braut zu Hauſe dich führet!
Denn ich ſahe noch nie ſolch einen ſterblichen Menſchen,
Weder Mann noch Weib! Mit Staunen erfüllt mich der Anblick!
Ehmals ſah ich in Delos[5], am Altar Phöbos' Apollon's,
Einen Sprößling der Palme von ſo erhabenem Wuchſe.
Denn auch dorthin kam ich, von vielem Volke begleitet,
Jenes Weges, der mir ſo vielen Jammer gebracht hat!
Und ich ſtand auch alſo vor ihm, und betrachtet' ihn lange
Staunend; denn ſolch ein Stamm war nie dem Boden entwachſen.
Alſo bewund're ich dich, und ſtaun' und zittre vor Ehrfurcht,
Deine Kniee zu rühren! Doch groß iſt mein Elend, o Jungfrau!
Geſtern am zwanzigſten Tag' entfloh ich dem dunkeln Gewäſſer:
Denn ſo lange trieb mich die Flut und die wirbelnden Stürme
Von der ogygiſchen Inſel. Nun warf ein Dämon mich hieher.

---

[5] Eine kleine, aber durch ihren Apollodienſt berühmte Inſel im Aegäiſchen Meere.

Daß ich auch hier noch dulde! Denn noch erwart' ich des Leidens
Ende nicht: mir ward viel mehr von den Göttern beſchieden!
Aber erbarme dich, Hohe! Denn nach unendlicher Trübſal
Fand ich am erſten dich, und kenne der übrigen Menſchen
Keinen, welche die Stadt und dieſe Gefilde bewohnen.
Zeige mich hin zur Stadt, und gib mir ein Stück zur Bedeckung,
Etwa ein Wickeltuch, worin du die Wäſche gebracht haſt!
Mögen die Götter dir ſchenken, ſo viel dein Herz nur begehret,
Einen Mann und ein Haus, und euch mit ſeliger Eintracht
Segnen! Denn Nichts iſt beſſer und wünſchenswerther auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten: den Feinden ein kränkender Anblick,
Aber Wonne den Freunden; und mehr noch genießen ſie ſelber!
Ihm antwortete d'rauf die lilienarmige Jungfrau:
Keinem geringen Manne noch thörichten gleichſt du, o Fremdling.
Aber der Gott des Olympos ertheilet ſelber den Menſchen,
Guten oder Geringen, nach ſeinem Gefallen ihr Schickſal.
Dieſer beſchied dir dein Loos, und dir geziemt es zu dulden.
Jetzt, da du unſerer Stadt und unſern Gefilden dich naheſt,
Soll es weder an Kleidung, noch etwas Anderm dir mangeln,
Was unglücklichen Fremden, die Hülfe ſuchen, gebühret.
Zeigen will ich die Stadt, und des Volkes Namen dir ſagen:
Wir Phaaken bewohnen die Stadt und dieſe Gefilde.
Aber ich ſelber bin des hohen Alkinoos Tochter,
Dem des phaakiſchen Volkes Gewalt und Stärke vertraut iſt.

Alſo ſprach ſie, und rief den ſchöngelockten Geſpielen:
Dirnen, ſteht mir doch ſtill! Wo fliehet ihr hin vor dem Manne?
Meinet ihr etwa, er komme zu uns in feindlicher Abſicht?
Wahrlich, der lebt noch nicht, und niemals wird er geboren,
Welcher käm' in das Land der phäakiſchen Männer, mit Feindſchaft
Unſre Ruhe zu ſtören; denn ſehr geliebt von den Göttern,
Wohnen wir abgeſondert im wogenrauſchenden Meere,
An dem Ende der Welt, und haben mit Keinem Gemeinſchaft.
Nein, er kommt zu uns, ein armer irrender Fremdling,
Deſſen man pflegen muß. Denn Zeus gehören ja alle
Fremdling' und Darbende an; und kleine Gaben erfreu'n auch.
Kommt denn, ihr Dirnen, und gebt dem Manne zu eſſen und trinken:
Und dann badet ihn unten im Fluß, wo Schutz vor dem Wind' iſt.
Alſo ſprach ſie. Da ſtanden ſie ſtill, und riefen einander,
Führten Odyſſeus hinab zum ſchattigen Ufer des Stromes,
Wie es Nauſikaa hieß, des hohen Alkinoos Tochter:
Legten ihm einen Mantel und Leibrock hin zur Bedeckung,
Gaben ihm auch geſchmeidiges Oel in goldener Flaſche,
Und geboten ihm jetzt, in den Wellen des Fluſſes zu baden.
Und zu den Jungfrau'n ſprach der göttergleiche Odyſſeus:
Tretet ein wenig beiſeit, ihr Mädchen, daß ich mir ſelber
Von den Schultern das Salz abſpül', und mich ringsum mit Oele
Salbe; denn wahrlich, ſchon lang entbehr' ich dieſer Erfriſchung!

Aber ich bade mich nimmer vor euch: ich würde mich ſchämen,
Nackend zu ſtehn in Gegenwart ſchönlockiger Jungfrau'n.
  Alſo ſprach er: ſie gingen beiſeit und ſagten's der Fürſtin.
Und nun wuſch in den Strom der edle Dulder das Meerſalz,
Welches den Rücken ihm und die breiten Schultern bedeckte,
Rieb ſich dann von dem Haupte den Schaum der wüſten Gewäſſer.
Und nachdem er gebadet, und ſich mit Oele geſalbet,
Zog er die Kleider an, die Geſchenke der blühenden Jungfrau.
Siehe, da ſchuf ihn Athene, die Tochter des großen Kronion's,
Höher und jugendlicher an Wuchs, und goß von der Scheitel
Ringelnde Locken herab, wie der Purpurlilien Blüthe.
Alſo umgießt ein Mann mit feinem Golde das Silber,
Welchen Hephäſtos ſelbſt und Pallas Athene die Weisheit
Vieler Künſte gelehrt, und bildet reizende Werke:
Alſo umgoß die Göttin ihm Haupt und Schulter mit Anmuth.
Und er ging an's Ufer des Meeres, und ſetzte ſich nieder,
Strahlend von Schönheit und Reiz. Mit Staunen ſah ihn die Jungfrau.
Leiſe begann ſie, und ſprach zu den ſchöngelockten Geſpielen:
  Höret mich an, weißarmige Mädchen, was ich euch ſage!
Nicht von allen Göttern verfolgt, die den Himmel bewohnen,
Kam der Mann in das Land der göttergleichen Phäaken!

Anfangs ſchien er gering' und unbedeutend von Anſehn;
Jetzo gleicht er den Göttern, des weiten Himmels Bewohnern.
Würde mir doch ein Gemahl von ſolcher Bildung beſcheeret,
Unter den Fürſten des Volks; und gefiel es ihm ſelber zu bleiben!
Aber, ihr Mädchen, gebt dem Manne zu eſſen und trinken.
Alſo ſprach ſie; ihr hörten die Mägde mit Fleiß, und gehorchten:
Nahmen des Tranks und der Speiſ', und brachten's dem Fremdling am Ufer.
Und nun aß er und trank der herrliche Dulder Odyſſeus
Voller Begier, denn er hatte ſchon lange nicht Speiſe gekoſtet.
Und ein Neues erſann die lilienarmige Jungfrau:
Lud auf den zierlichen Wagen die wohlgefalteten Kleider,
Spannte davor die Mäuler mit ſtarken Hufen, beſtieg ihn,
Und ermunterte dann Odyſſeus, rief ihm und ſagte:
Fremdling, mache dich auf, in die Stadt zu gehen! Ich will dich
Führen zu meines Vaters, des weiſen Helden, Palaſte,
Wo du auch ſehen wirſt die edelſten aller Phäaken.
Thu' nur, was ich dir ſage: du ſcheinſt mir nicht unverſtändig.
Siehe, ſo lange der Weg durch Felder und Saaten dahingeht,
Folge mit meinen Mägden dem mäulerbeſpanneten Wagen
Hurtig zu Fuße nach, wie ich im Wagen euch führe.
Aber ſobald wir die Stadt erreichen, — — —
Siehe, da mied' ich gerne die böſen Geſchwätze, daß Niemand
Uns nachhöhnte; man iſt ſehr übermüthig im Volke!

Denn es ſagte vielleicht ein Niedriger, der uns begegnet:
Seht doch, was folgt Nauſikaen dort für ein ſchöner und großer
Fremdling? Wo fand ſie den? Der ſoll gewiß ihr Gemahl ſein!
Holte ſie dieſen vielleicht aus ſeinem Schiffe, das fernher
Sturm und Woge verſchlang? Denn nahe wohnet uns Niemand.
Oder kam gar ein Gott auf ihr inbrünſtiges Flehen
Hoch vom Himmel herab, bei ihr zeitlebens zu bleiben?
Beſſer war's, daß ſie ſelber hinausging, ſich aus der Fremde
Einen Gemahl zu ſuchen; denn unſre phäakiſchen Freier
Sind ihr wahrlich zu ſchlecht, die vielen Söhne der Edeln!
Alſo ſagten die Leut', und es wär' auch wider den Wohlſtand.
Denn ich tadelte ſelber an Andern ſolches Verfahren,
Wenn man, der Eltern Liebe mit Ungehorſam belohnend,
Sich zu Männern geſellte vor öffentlicher Vermählung.
Aber vernimm, o Fremdling, was ich dir rathe, wofern du
Wünſcheſt, daß bald mein Vater in deine Heimat dich ſende.
Nah' am Weg iſt ein Pappelgehölz, Athenen geheiligt.
Ihm entſprudelt ein Quell, und tränkt die grünende Wieſe,
Wo mein Vater ein Haus mit fruchtbaren Gärten gebaut hat,
Nur ſo weit von der Stadt, wie die Stimme des Rufenden ſchallet.
Allda ſetze dich nieder im Schatten des Haines, und warte,
Bis wir kommen zur Stadt, und des Vaters Wohnung erreichen.
Aber ſobald du meinſt, daß wir die Wohnung erreichet,
Mache dich auf, und gehe zur Stadt der Phäaken, und frage
Dort nach meines Vaters, des hohen Alkinoos Wohnung.

Leicht iſt dieſe zu kennen, der kleinſte Knab' auf der Gaſſe
Führet dich hin. Denn nicht auf gleiche Weiſe gebauet
Sind der Phäaken Paläſte; des Helden Alkinoos Wohnung
Stralt vor allen. Und biſt du im ringsumbaueten Vorhof,
Dann durcheile den Saal, und geh zur inneren Wohnung
Meiner Mutter. Sie ſitzt am glänzenden Feuer des Herdes,
Drehend die zierliche Spindel mit purpurfarbener Wolle,
An die Säule gelehnt; und hinter ihr ſitzen die Jungfrau'n.
Neben ihr ſteht ein Thron für meinen Vater, den König,
Wo er, wie ein Unſterblicher, ruht, und mit Weine ſich labet.
Dieſen gehe vorbei: und umfaſſe mit flehenden Händen
Unſerer Mutter Kniee: damit du den Tag der Zurückkunft
Freudig ſeheſt und bald, du wohneſt auch ferne von hinnen.
Denn iſt dieſe dir nur in ihrem Herzen gewogen,
O dann hoffe getroſt, die Freunde wiederzuſehen,
Und dein prächtiges Haus und deiner Vater Gefilde!
 Alſo ſprach die Fürſtin, und zwang mit glänzender Geißel
Ihre Mäuler zum Lauf: ſie enteilten dem Ufer des Stromes,
Trabten hurtig von dannen, und regen behende die Schenkel.
Aber ſie hielt ſie im Zügel, damit die Gehenden folgten,
Ihre Mägd' und Odyſſeus, und ſchwang die Geißel mit Klugheit.
Und die Sonne ſank; und ſie kamen zum ſchönen Gehölze,
Pallas' heiligem Hain: hier ſetzt' Odyſſeus ſich nieder.
Und er betete ſchnell zur Tochter des großen Kronion's:
 Höre mich, ſiegende Tochter des wetterleuchtenden Gottes!
Höre mich endlich einmal, da du vormals nimmer mich hörteſt,

Als der geſtadumſtürmende Gott mich zürnend umherwarf!
Laß mich vor dieſem Volk Barmherzigkeit finden und Gnade!
  Alſo betete dort der herrliche Dulder Odyſſeus.
Aber Nauſikaa flog in die Stadt mit der Stärke der Mäuler.
Als ſie die prächtige Burg des Vaters jetzo erreichte,
Hielt ſie ſtill an der Pforte des Hofs. Da kamen die Brüder
Ringsumher, an Geſtalt den Unſterblichen ähnlich; ſie ſpannten
Von dem Wagen die Mäuler, und trugen die Wäſch' in die Kammer.
Jetzo ging ſie hinein, und ihre Kammerbediente
Zündete Feuer an, die alte Eurymeduſa.
Einſt entführten die Schiffer ſie aus Epeiros, und wählten
Für Alkinoos ſie zum Ehrengeſchenke, den König,
Welcher hoch, wie ein Gott, im phäakiſchen Volke geehrt ward;
Und ſie erzog ihm die ſchöne Nauſikaa in dem Palaſte.
Als das Feuer nun brannte, beſorgte ſie hurtig die Mahlzeit.
  Aber Odyſſeus ging in die Stadt; und Pallas Athene
Hüllt' ihn in finſtere Nacht, aus Sorge für ihren Geliebten:
Daß ihn nicht auf dem Wege der hochgeſinnten Phäaken
Einer mit Schmähungen kränkte, noch fragte, von wannen er käme.

. . . .

  Und Nauſikaa ſtand, geſchmückt mit göttlicher Schönheit,
An der hohen Pforte des ſchön gewölbeten Saales,
Und betrachtet' bewundernd den göttergleichen Odyſſeus.
Und ſie redet' ihn an, und ſprach die geflügelten Worte:

Lebe wohl, o Fremdling, und bleib' in der Heimat auch meiner
Eingedenk, da du mir zuerſt dein Leben verdankteſt.
Ihr antwortete d'rauf der erfindungsreiche Odyſſeus:
O Nauſikaa, Tochter des edlen Phäakenbeherrſchers,
Laſſe mich jetzo nur Zeus, der donnernde Gatte der Here,
Glücklich zur Heimat kehren, und ſchau'n den Tag der Zurückkunſt!
Täglich werd' ich auch dort, wie einer Göttin, voll Ehrfurcht
Dir Dank ſagen: du haſt mein Leben gerettet, o Jungfrau!

(Voß.)

Sophokles.

Dir iſt's, o frommer Sophokles, gelungen,
Den Punkt zu ſchau'n, wo Menſch und Gott ſich ſcheidet,
Und was in ird'ſche Worte du gekleidet,
Das ward vom Himmel aus dir vorgeſungen!
Du biſt in's Inn're tiefer Welt gedrungen
Und kennſt zugleich, was auf der Fläche weidet:
Was nur ein Menſchenbuſen hofft und leidet,
Du ſprachſt es aus mit deinen tauſend Zungen!
Nie biſt du kühl zur Nüchternheit verſunken,
Du ſprühteſt in erhabener Verſchwendung
Der goldnen Flammen lichte, rechte Funken!
An dich erging die heil'ge, große Sendung,
Du haſt den Rauſch der Poeſie getrunken
Und ſchimmerſt nun in ſtrahlender Vollendung.

Platen.

Die Entwicklung der helleniſchen Literatur iſt eine naturgemäße, organiſche geweſen. Nach Ausprägung der Anſchauungen, Stimmungen und Sitten des heroiſchen Zeitalters im Epos athmete die Seele einer reicheren, feineren, vielgeſtaltigeren Kultur in der griechiſchen Lyrik, d. h. in dem mit der Lyra begleitendem Klang untrennbar verbundenen Geſang. Ihren höchſten lyriſchen Schwung offenbarte, wie bekannt, die griechiſche Muſe in den Geſängen des Pindaros aus Theben, des „Weiſen“, „Großtönenden“, „Göttlichen“ (490 v. Chr.), ihre ſeelenvollſte Glut und Innigkeit in den Liedern der Sappho aus Mitylene (620 v. Chr.), der genialſten Frau des Alterthums, von welcher man keineswegs all das Excentriſche oder gar Schlimme zu glauben braucht, was der antike Klatſch ihr nachgeſagt hat[1]. Das Drama endlich, eine Schöpfung der attiſchen Demokratie, war die edelſte Blüthe der helleniſchen Bildung und zugleich die vollendetſte künſtleriſche Manifeſtation des claſſiſchen Alterthums. Mit dem Aufbau ihres Drama's waren die Griechen auf der oberſten Stufe des geiſtigen Prozeſſes ihrer

---

[1] Leider ſind von den zahlreichen Gedichten der Sappho nur zwei vollſtändige Oden und etliche wenige Bruchſtücke auf uns gekommen. Die erſte der beiden Oden, an die Kythereia (Kypris, Aphrodite, Venus) gerichtet, lautet in Richter's Verdeutſchung ſo:

Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Liſtkundige, dich beſchwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angſt und Trauer,
Hehre, das Herz mir!

Nein, o komm', wenn je auch in andern Tagen
Meiner Inbrunſt Ruf du gewährend hörteſt
Und die Wohnung deines Erzeugers laſſend
Nieder auf goldnem

Wagen kamſt anſchwebend: — es zogen dann dich
Schöne muntre Vögel zur ſchwarzen Erde,
Raſch den Fittig wirbelnd, vom Himmel mitten
Hin durch d[illegible] Aether.

Plötzlich waren hier ſie und du, o Sel'ge,
Fragteſt lächelnd dann mit dem Himmelsantlitz,
Was geſchehen mir wäre, warum ich flehend
Her dich berieſe;

Was ich meinem feuerberauſchten Herzen
Allermeiſt erſehnete. „Wen nur wieder
Soll ich herzumſtrickend dir fah'n? O, wer nur
Kränkt dich, o Sappho?

Flieht er dich, bald ſoll er von ſelber folgen;
Schlägt er Gaben aus, o, er ſoll ſie geben;
Liebt er dich nicht, bald ſoll er dich lieben, ob auch
Du es verſchmäheſt." —

Komm' zu mir auch jetzt und erlöſ' aus bangen
Sorgen mich, und welche Gewährung immer
Mir das Herz verlanget, gewähr' und ſelber
Leihe mir Beiſtand!

Geſchichte angelangt und daſſelbe vereinigte in ſich alle Gewinnſte dieſes Prozeſſes, in der Tragödie die Verklärung des helleniſchen Menſchenthums feiernd, in der Komödie, deren Meiſter Ariſtophanes, den abſoluten Gegenſatz zum Tragiſchen aufzeigend; in jener das vollkommene Bewußtſein der menſchlichen Freiheit und Würde, aber auch der menſchlichen Unzulänglichkeit und Schwäche gegenüber der ewigen Naturnothwendigkeit darlegend, in dieſer das ganze Daſein in den Reigen einer bacchantiſchen Perſiflage hereinziehend und alle Verhältniſſe der zerſetzenden Willkür eines ſouverainen Witzes preisgebend.

Das griechiſche Drama hat, wie nachmals auch das moderne, im Gottesdienſt ſeinen Urſprung genommen. Denn ſowohl das tragiſche als das komiſche Schauſpiel iſt aus den Umzügen und Chorgeſängen der Dionyſien, d. h. der Bakchosfeſte erwachſen. Die Namen des Epigenes, des Thespis und des Phrynichos bezeichnen die Anfänge des helleniſchen Schauſpielweſens. Dann kam Aeſchylos (geb. 525 v. Chr.), in deſſen Tragödien — ſieben derſelben ſind uns noch erhalten — die tragiſche Kunſtform ſchon vollendet vor uns ſteht. Zu ſeiner Zeit bildete das Drama ſchon den Höhepunkt des ſozialen Lebens von Athen und die Wettkämpfe der dramatiſchen Dichter hatten bereits die Bedeutung von Staatsacten.

In einem dieſer Wettkämpfe erlag der gewaltige Aeſchylos i. J. 468 v. Chr. ſeinem jüngeren Nebenbuhler **Sophokles** (geb. 495, geſt. 405 v. Chr.), welcher als anmuthiger Jüngling nach dem Siege von Salamis den von feierlichen Lyraklängen geleiteten Chorreigen um die Trophäen her angeführt hatte. Seine dramatiſche Kunſt machte ihn zu einem Liebling ſeiner Landsleute. Er war ſehr fruchtbar: die Anzahl ſeiner Stücke ſoll 100 oder gar 130 betragen haben. Wir beſitzen davon noch ſieben: — Ajas, Elektra, Oedipos der König, Antigone[2], Oedipos auf Kolonos, die Trachinerinnen, Philoktet.

Die Tragik des Sophokles iſt in der Poeſie der höchſte künſtleriſche Ausdruck des Perikleiſchen Zeitalters. Sie iſt überhaupt die vollendetſte und geläutertſte geiſtige Ausprägung des Hellenismus. Auch dadurch, daß in den Sophokleiſchen Dramen das Frauengeſchlecht bedeutſam hervortritt, weit entſchiedener als es bei Aeſchylos der Fall war. Bei Sophokles ſchreitet die dramatiſche Handlung in organiſcher Gliederung von der Expoſition zur ſorgſam motivirten Peripetie und Kataſtrophe vor.

---

[2] Dieſer ſeiner Meiſtertragödie verdankte der Dichter die Ehre, daß er zugleich mit dem großen Staatsmann Perikles zum Admiral der gegen Samos beſtimmten Flotte gewählt wurde (441 v. Chr.).

Das lyriſche Element verbindet ſich harmoniſch mit dem dramatiſchen, indem der Chor gegenüber dem Dialog ſeine naturgemäße Beſchränkung findet. Die gigantiſchen Geſtalten und titaniſchen Motive der Aeſchyleiſchen Tragik ſind in der Sophokleiſchen menſchlicheren gewichen, ohne deßhalb an wahrer Größe einzubüßen. Die Schickſalsidee erſcheint hier als eine mildere, die Religion, ſelbſt in ihren furchtbarſten Geſtaltungen, freundlicher. Die Gegenſätze des Göttlichen und Menſchlichen, bei Aeſchylos in ſo ſchroffer Feindſeligkeit ſich bekämpfend, neigen ſich bei Sophokles zur Verſöhnung und über alle, auch die ſchmerzlichſten Conflicte iſt das ſanfte Abendroth würdevoller Reſignation hingehaucht. Ueberall wird Maß gehalten und die Anmuth erſtrebt und erreicht. Daher hieß Sophokles den Alten der „Anmuthsvolle“ und als ſolchem hat ihm der Epigrammatiker Simmias aus Rhodos dieſe Grabſchrift geſetzt: —

Mögeſt du ſanft hingleiten um Sophokles' Hügel, o Epheu,
  Sanft ausgießen auf ihn dein unverwelklich Gelock;
Roſengebüſch auch blühe dann rings und, von Beeren umſchimmert,
  Schütte der Weinſtock feucht grünende Sproſſen umher:
Wegen der ſinnigen Kunſt, die der Anmuthsvolle geübt hat;
  Denn ihm waren zumal Muſen und Grazien hold.

1.

Antigone.

(V. 332–383.)

Chor.

Vieles Gewaltige lebt, doch Nichts
Iſt gewaltiger als der Menſch.
Denn ſelbſt über die grauliche
Meerflut zieht er, vom Süd umſtürmt,
Hinwandelnd zwiſchen den Wogen
Den rings umtoſten Pfad.
Die höchſte Göttin auch, die Erde,
Zwingt er, die ewige, nie ſich erſchöpfende,
Während die Pflüge ſich wenden von Jahr zu Jahr,
Wühlt ſie durch der Roſſe Kraft um.
Flüchtiger Vögel leichten Schwarm
Und wildſchweifender Thiere Volk,
Auch die Waſſergeſchöpf' im Meer,
Fängt er, liſtig umſtellend, ein
Mit netzgeflochtenen Garnen,
Der vielerfahrne Menſch;
Bezähmt mit ſeiner Kunſt des Landes
Bergedurchwandelndes Wild, und den mähnigen

Nacken umſchirrt er dem Roß mit dem Joche rings,
Wie dem freien Stier der Berghöhn.
Und das Wort und den luftigen Flug
Des Gedankens erlernt' er, erſann
Staatordnende Satzungen, weiß dem ungaſtlichen
Froſte des Reifes, und
Zeus' Regenpfeilen zu entfliehn;
Ueberall weiß er Rath:
Rathlos trifft ihn nichts
Zukünft'ges; vor dem Tode nur
Späht er kein Entrinnen aus;
Doch für die ſchwerſten Seuchen wohl
Fand er Heilung.
In Erfindungen liſtiger Kunſt
Weit über Verhoffen gewandt,
Neigt bald er zu Böſem, zu Gutem bald, achtet doch
Der Heimat Geſetz,
Der Götter ſchwurheilig Recht,
Hebt die Stadt. Ihr ein Fluch,
Lebt, wer, frech geſellt
Dem Laſter, voll Trotz ſich bläht.
Nicht an Einen Herd mit mir
Gelange, noch in meinen Rath
Solch ein Frevler!
Was ſeh' ich? Erſcheint, von den Göttern geſandt,
Dies Wunder? Ich weiß, — wie leugnet' ich's noch,
Daß die Jungfrau dort Antigone ſei?
Unglückliches Kind
Von dem Unglücksvater, dem Oedipus, ach!
Was ahnt mir? Sie führen dich doch nicht her
Als unfolgſam den Geboten des Herrn,
Und ergriffen dich über der Thorheit?
(Der Wächter bringt die Antigone.)

Wächter.

Hier iſt des Frevels Thäterin; die trafen wir
Das Grab beſtellend. Aber ſagt, wo Kreon iſt.

Chor.

Sieh, aus dem Hauſe kommt er eben recht zurück.

(Kreon tritt aus dem Palaſte.)

Kreon.

Was iſt es? Wozu komm' ich euch gelegen her?

Wächter.

O Herr, verſchwören ſollte Nichts ein Sterblicher:
Denn ſpäteres Wiſſen ſtraft den Vorſatz Lügen. So
Hätt' ich gelobt mir, ſchwerlich wieder herzugehn,
Ob deiner Drohung, die vorhin mich fortgeſtürmt.
Doch — denn die Freude, die mir ungehofft erſcheint,
Vergleicht mit keiner andern Luſt an Größe ſich —
Doch komm' ich trotz dem Eide, den ich ſchwor, zurück,
Und bringe dieſes Mädchen, die getroffen ward
Das Grab beſtellend. Diesmal wurde nicht gelooſt:
Nein, mir gehört, und keinem Andern, dieſer Fund.
Und nun, o König, nimm ſie ſelbſt, wie dir's gefällt,
Forſch' aus und überführe ſie: ich frei der Schuld,
Muß billig auch von aller Strafe ledig ſein.

Kreon.

Wie bringſt du dieſe mir daher, wo griffſt du ſie?

Wächter.

Sie hat den Mann beſtattet: Alles weißt du nun.

Kreon.

Bemerkteſt du's? Und ſprichſt du wahrhaft, was du ſagſt?

Wächter.

Sie ſah ich den beſtatten, welchem du das Grab
Geweigert. Red' ich alſo klar und deutlich dir?

Kreon.

Und wie geſehen und ergriffen ward ſie dort?

Wächter.

Alſo begab ſich's. Als ich hingekommen war,
Von deinen harten Reden hier ſo ſchwer bedroht,
Und wir vom Leichnam allen Staub hinweggekehrt,
Bis nackt in ſeiner Blöße lag der modernde:
So ſetzten wir am hohen Hügel uns, entfernt
Vom Wind, entflohn dem Dunſte, der vom Todten kam,
Und wachſam regte Mann den Mann mit drohenden
Scheltworten auf, wollt' Einer läſſig ſein im Dienſt.
Das währte nun ſo lange, bis im Mittelraum
Des Himmels hoch die Sonnenſcheibe leuchtend ſtand
Und glühend brannte: plötzlich hebt vom Boden ſich
Sturmwirbelwind mit Sauſen, ungeheures Graun,
Und füllt das Blachfeld, und zerſtiebt weitum das Laub
Im Wald der Ebene; Staubgewölk erfüllt die Luft:
Wir trugen blinzend dieſe gottverhängte Noth.
Doch als die Windsbraut endlich ſchwieg nach langer Zeit,
Erſchien das Mägdlein, bitter ſcholl ihr Jammerruf,
Wie banger Laut des Vogels, wann er, heimgekehrt,
Des leeren Bettes Lager ſah der Brut beraubt.
So klagt auch dieſe, da ſie nackt den Todten ſieht,
In herbem Kummer, und verflucht mit gräßlicher
Verwünſchung jene, die gethan ihr ſolche That.
Sofort mit Händen trägt ſie trocknen Staub heran,
Und krönt mit dreifach heiligem Guß aus ehernem,
Kunſtreich getriebnem Kruge dann den todten Leib.
Und wir, gewahrend Alles, eilten hin, ſofort
Des nicht erſchrocknen Mädchens uns bemächtigend,
Und klagten jener erſten, wie der letzten That,
Sie an, und Nichts ableugnend ſtand ſie ruhig da:
Das iſt für mich erfreulich und ſchmerzhaft zugleich.
Denn ſelber glücklich aus der Noth entronnen ſein,
Iſt höchſt erfreulich: doch in Noth die Freunde ziehn,

Das ſchmerzt. Indeß dies Alles acht' ich weniger,
Als eigne Wohlfahrt, alſo liegt's in meiner Art.

Kreon.

Du alſo, die zur Erde niederſenkt das Haupt,
Bekennſt du, oder leugneſt, daß du dies gethan?

Antigone.

Ich that es, frei bekenn' ich's, und verleugn' es nicht.

Kreon.

(Zu dem Wächter.)

Von hinnen wende du dich nun, wohin du willſt,
Erlöſt und ledig aller Schuld der ſchweren That.

(Zu Antigone.)

Du ſag' in kurzen Worten ohn' Umſchweife mir:
War dir der Ausruf unbekannt, der dies verbot?

Antigone.

Ich kannt' ihn: wie denn ſollt' ich nicht? Kund war er ja.

Kreon.

Und wagteſt dennoch, wider mein Gebot zu thun?

Antigone.

Nicht Zeus ja war es, der mir dieſes kundgethan,
Noch Dike war's, die bei den untern Göttern wohnt,
Die ſolche Satzung aufgeſtellt den Sterblichen.
Auch nie ſo mächtig achtet' ich, was du befahlſt,
Um über ungeſchriebnes, feſtes, göttliches
Geſetz hinauszuſchreiten, eine Sterbliche.
Denn heute nicht und geſtern, nein, in aller Zeit
Lebt dieſes, Keinem wurde kund, ſeit wann es iſt.
Für dieſes wollt' ich nicht dereinſt, aus banger Scheu
Vor Menſchendunken, mir der Götter Strafgericht
Zuziehen. Daß ich ſterben muß, das wußt' ich ja
Schon längſt, auch ohne deinen Spruch. Doch nimmt der Tod
Mich vor der Zeit hin, nenn' ich das Gewinn für mich.

Denn wem ſo vielfach herbe Noth das Leben kränkt,
Wie mir, gewährte dieſem nicht der Tod Gewinn?
So bringt es mir, daß dieſes Todesloos mich trifft,
Mitnichten Schmerzen; doch der eignen Mutter Sohn,
Vermöcht' ich unbeſtattet ihn zu ſehn im Tod,
Das wäre ſchmerzlich; jenes macht mir keinen Schmerz.
Und ſchein' ich thöricht jetzo dir in meinem Thun,
Mag wohl der Thorheit mich ein Thor beſchuldigen.

Chor.

Die harte Frucht vom harten Vater zeigt ſich klar
Am Kind; der Noth zu weichen hat ſie nicht gelernt.

Kreon.

Doch glaube mir, des Sinnes allzu ſtarrer Trotz,
Er ſinkt am erſten, und den allerſtärkſten Stahl,
Der durch das Feuer allzu ſehr gehärtet iſt,
Den wirſt du meiſtens brechen und zerſplittern ſehn.
Auch weiß ich, daß der Roſſe zornentbrannten Muth
Ein kleiner Zügel meiſtert; nie geziemt es dem
Sich groß zu dünken, der ein Knecht der Andern iſt.
Doch die verſtand ſich ſchon zuvor auf frechen Trotz,
Achtlos der Satzung, die dem Volk verkündet ward;
Und dieſes iſt nun, nach der That, ihr zweiter Trotz,
Darob zu prahlen, und mit Hohn ſich aufzublähn.
Ich wäre wahrlich nicht ein Mann, ſie wäre Mann,
Wenn ungeſtraft ihr ſolcher Uebermuth gelingt.
Doch, ſei ſie meiner Schweſter Kind, ſei näher uns
Verwandt, als Alle, die der Zeus des Hauſes ſchirmt;
Doch ſoll dem ſchlimmſten Looſe nicht ſie ſelbſt entgehn,
Noch ihre Schweſter: denn auch dieſe klag' ich an,
Daß ſie, vereint ihr, mit erſann die Frevelthat.
Ruft ſie daher mir! Denn ich ſah noch eben ſie
Umher im Hauſe raſen, ganz beſinnungslos.
Der trügeriſche Sinn verräth ſich ſelbſt zuvor,

Wenn Einer Arges ausgedacht im Finſteren;
Doch haſſ' ich auch den Frevler, der auf böſer That
Betroffen, nachher dieſe will beſchönigen.

Antigone.

Verlangſt du Größres, als den Tod mir anzuthun?

Kreon.

Nichts weiter: Alles hab' ich, ſo mir dieſes wird.

Antigone.

Was alſo ſäumſt du? Wie von deinen Worten mir
Gefällig keins iſt, noch mir je gefallen wird:
So ſind die meinen eben auch mißfällig dir.
Und doch, wodurch wohl konnt' ich einen ſchönern Ruhm
Erringen, als indem ich meines Bruders Grab
Beſtellte? Dieſe würden all' es wohlgethan
Erklären, feſſelt' ihnen Furcht die Zunge nicht.
Doch wie dem Herrſcher andres Glück in Menge ward,
So darf er reden, darf er thun, was ihm beliebt.

Kreon.

Du ſiehſt allein dies unter Kadmos' Volke hier.

Antigone.

Auch dieſe ſehn es: aber dir verſtummt ihr Mund.

Kreon.

Nicht Scham erfüllt dich, andern Sinns, als die, zu ſein?

Antigone.

Nicht ſchanden kann es, wenn man fromm den Bruder ehrt.

Kreon.

War Bruder nicht auch, der ihm gegenüber fiel?

Antigone.

Deſſelben Vaters und derſelben Mutter Sohn.

Kreon.

Warum an ihm denn frevelſt du durch ſolche Gunſt?

Antigone.

Nicht alſo richten wird der Abgeſchiedene.

Kreon.
Doch, wenn du ihn gleich ehreſt, wie den Frevler dort.
Antigone.
Es ſtarb ja nicht ſein Sklave, nein, der Bruder ſtarb.
Kreon.
Dies Land verheerend, welches er vertheidigte.
Antigone.
Gleichwohl verlangt der Hades dies als Pflichtgebot.
Kreon.
Doch darf der Böſe nicht empfahn dem Guten gleich.
Antigone.
Wer weiß, ob dieſes auch genehm dort unten iſt?
Kreon.
Nie wird der Feind zum Freunde, ſelbſt im Tode nicht.
Antigone.
Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben weiß ich nur.
Kreon.
Hinab denn kommend, liebe, wenn du lieben mußt,
Die dort! So lang ich lebe, zwingt ein Weib mich nicht.
(Donner.)

2.

Chorlieder.

1.

Preis des attiſchen Landes.

(Ödipus auf Kolonos. V. 668 fg.)

Fremdling, im Lande der prangenden Roſſe
Biſt du zur herrlichſten Stätte gedrungen,
Glänzend umfängt dich Kolonos' Gebiet,

Wo unter zahlloſen Sangesgenoſſen
Schmelzende Klagen die Nachtigall flötet,
Heimiſch im grünenden, ſchattigen Thal,
Unter des Epheus dunkelen Ranken,
Tief in dem heiligen, nimmer berührten,
Früchtebeladenen, nächtlichen Laub,
Nimmer bedroht von verheerenden Stürmen,
Wo mit dem ſeligkeit-trunkenen Schwarm
Bakchos erſcheint, in der göttlichen Weiber
Hehrem Geleite, die einſt ihn ernährt.
Unter dem Thauduft des Himmels erblühen,
Täglich ſüßduftende Knoſpen entfaltend,
Schlanke Narziſſen zum Kranze den zwei
Mächtigen Göttinnen [1]), uraltem Brauch nach.
Krokus auch ſchimmert, wie Gold; es verrinnen
Nimmer die Waſſer des raſtloſen Quells,
Langs dem Kephiſſos die Auen benetzend;
Täglich befruchtet der Regen mit lauterm,
Reichlichem Guſſe das fette Gefild,
Weithin ſich dehnende Fluren, die weder
Chöre der Muſen im Tanze verſchmäht,
Noch Aphrodite, mit goldenem Zügel
Lenkend das leichte, beſchwingte Geſpann.
Hier auch ſiehſt einen Baum du ergrünen,
Wie ihn nicht Aſiens Boden, noch Pelops'
Doriſches Eiland ſo herrlich erzeugt:
Nimmer der Pflege bedürftig, durch eigne
Triebkraft gedeiht er, ein Schreckbild den Feinden,
Blühend und ſtattlich in unſerm Gebiet,
Nahrung auch ſpendend, der bläuliche Oelbaum,
Er, an dem ſich nicht Greis oder Jüngling

---

[1]) Demeter und Perſephone.

Jemals vergriffen mit frevelnder Hand,
Weil der geweiheten Schößlinge Schirmer
Zeus ihn mit ſorgenden Blicken bewacht,
Weil die blauaugige Herrin Athene
Ueber ihm waltet mit heiliger Hut.
Anderes Lob noch bleibt zu verkünden,
Höchſte und herrlichſte Gaben des großen
Schutzherrn, die er der Heimat verlieh:
Prangender Reichthum der Roſſe und Füllen,
Prangende Flut des umwogenden Meeres,
Großer Kronide, wir danken ſie dir,
Dir nur den Ruhmglanz, Herrſcher Poſeidon,
Der du der erſte mit ſicherndem Zügel
Roſſe gebändigt auf attiſcher Flur;
Wo in die Meerflut hurtig und machtvoll
Niedergeſchwungen, das Ruderbrett hüpft,
Rings von den hundertfüßigen Töchtern
Nereus', des Greiſes der Wogen, umſchwärmt.

(Eliſſen.)

2.

An Gott Dionyſos.

(Antigone, V. 1100 ff.)

Hör' uns vor deinem Thron,
Semele's macht'ger Sohn,
Den ſie empfing von des Donnerers Samen;
Wie in Italia's Land,
So an Eleuſis Strand
Ruft man zu deinem gewaltigen Namen.

Hier bei Ismenos' Gewäſſern in Theben,
Hier, wo die Zahne, von Kadmos geſät,
Wuchſen empor zu menſchlichem Leben,
Hör', Dionyſos, auch unſer Gebet!

Nächtlicher Fackeln Glanz,
Jauchzender Nymphen Tanz
Sieht der Parnaß, dich jährlich zu ehren.
Hoch an dem Doppelhorn
Wie am kaſtal'ſchen Born
Wirſt du begrüßt mit feſtlichen Chören.
Nyſiſche Höhen, mit Epheugehängen,
Grünende Ufer mit Reben umkränzt,
Theben vor allen erſchallt von Geſängen,
Wenn dein geheiligtes Feſt uns erglänzt.

Komm uns als Retter her.
Siehe, wir leiden ſchwer:
Tod und Verderben bedrohet dein Theben.
Sieh deiner Mutter Sitz,
Wo ſie dich unter Blitz
Sterbend gebar zu göttlichem Leben.
Wo du auch weileſt im Naxiſchen Meere,
Auf des Parnaſſes geheiligten Höhn,
Komm, Dionyſos, o komm und erhöre
Deiner Thebaner brünſtiges Fleh'n.

Mächtiger Gott und Held!
Erde wie Himmelswelt
Zwingſt du mit deinen geheiligten Weiſen.
Nach deiner Lieder Klang
Dreh'n, wie durch Zauberſang,
Sich die Geſtirne in ewigen Kreiſen.

Auch die Begleiter, ſie ſeien geladen,
Die dich umtanzen in ſchwärmender Nacht.
Sohn des Kroniden, mit deinen Mänaden,
Komm, Dionyſos, mit rettender Macht!
(Gravenhorſt.)

3.

Fragmente aus Chören.

Die Beſonnenheit iſt von den Gütern des Glücks
Das erhabenſte Gut. Nie frevle darum
An der Götter Geſetz! Der Vermeſſene büßt
Das vermeſſene Wort mit ſchwerem Gericht,
Das den Trotzigen lehrt,
Noch weiſe zu werden im Alter.

Ihr Seligen, deren Geſchick nie koſtet' Unheil!
Wem ſein Wohnhaus Götter erſchütterten, niemals
Läßt der Fluch ihn, fort von Geſchlecht
Zu Geſchlecht ſich wälzend:
So wie das aufgeſchwellne Meer,
Wann, vom Thrakerſturm' erregt,
Machtvoll es in die umdüſterte Tief' hinab ſich wälzt,
Vom Abgrund' auf den ſchwarzen Meerſand
Wühlt und dumpf im ſtöhnenden
Orkan die flutgeſchlagnen Ufer toſen.

Hoffnung, die in der Irr' umherſchweift,
Iſt Vielen ein ſüßes Labſal,
Doch Vielen ein Trug flatternder eitler Gierden;
Dieſer beſchleicht ſie

Arglos, eh ſie den Fuß ſetzen auf glühend Feuer.
Ein geprieſener Ausſpruch
Scholl von dem Mund der Weisheit:
Es erſcheine gut das Böſe
Dem, welchem ein Gott das Herz
Lenken woll' in Unheil:
Nur flüchtige Zeit wandelt er frei von Unheil.

Ihr Menſchengeſchlechter, ach!
Euch, die leben im Lichte, wie
Zähl' ich ähnlich dem Nichts euch!
Denn welcher der Sterblichen
Nimmt ein größeres Glück dahin,
Als ſo viel ihm der Wahn verleiht,
Bis vom Wahn er hinabſinkt?

Wer ein längeres Lebenstheil
Wünſcht, nicht achtend ein kürzeres
Daſein, thörichten Sinn bewahrt
Dieſer nach meinem Ermeſſen wahrlich.
Denn viel herbe Bekümmerniß
Führt langdauerndes Alter dir
Herbei; doch das Erfreuende
Wohl gewahreſt du nirgendwo,
Wenn einer längres Leben ſich
Allzu ſehr wünſcht, ohne Genügen,
Bis ſich am Ziele
Tod vom Hades, ohn' Hymenäen,
Ohne Lauten, ohne Reigen,
Allen gemeinſam, einſtellt.

Nie geboren zu ſein, iſt der
Wünſche größter; und, wenn du lebſt,

Iſt das Andere, ſchnell dahin
Wieder zu gehen, woher du kameſt.
Denn ſo lange die Jugend blüht,
Leichten, thörichten Sinnes voll,
Wer lebt' ohne Bekümmerniß?
Wo blieb' eine Beſchwerd' ihm fern?
Mord, Hader, Aufruhr, Kriegeskampf,
Neid und Haß: am düſtern Ende
Naht ſich, verachtet,
Oede, kraftlos, aller Freunde
Leer, das Alter, dem ſich jedes
Wehe des Weh's geſellt hat.

(Donner.)

Drei aus Morgenland.

Fern im Oſten wird es helle,
Alte Zeiten werden jung.

Novalis.

1.

Kalidaſa.

Indien, das Land der glühenden Farben und der ſchroffen Gegenſätze, hat ſchon in ſehr früher Zeit in Religion und Kunſt jene rieſenhafte Phantaſiethätigkeit entwickelt, wie ſie dem aus Erhabenheit, Ueppigkeit und Schrecken gemiſchten Naturcharakter der Gegenden am Indus und Ganges entſpricht. Von den Hochebenen des Hindukuſch in die Gangesniederung herabgeſtiegen, hatte der oſtariſche Zweig des indogermaniſchen Stammes der Arier eine Cultur geſchaffen, welche zu den älteſten und eigenthümlichſten gehört. Seltſam, während die ſozialen Einrichtungen der Hindus zu ſtabilſtem Kaſtenweſen verſteinerten, blieb in ihrem Geiſtesleben eine maßloſe Beweglichkeit herrſchend, die mit den grellſten Contraſten raſtlos ſpielt. Kühnſter Aufſchwung des Gedankens und blödſinnige Erlahmung deſſelben, reinſte Goldkörner und werthleereſte Schlacken, blitzendſte Diamanten und gemeinſte Kieſel, grauenhafteſte Askeſe und raſende Wolluſt, kindliche Güte und raffinirte Grauſamkeit, — all das liegt hart neben einander, wie im indiſchen Leben, ſo auch in der indiſchen Poeſie. Phantaſtik iſt ihr Name. Sie läßt uns in eine ſchwüle Treibhausatmoſphäre treten: die tropiſche Vegetation umgibt uns mit ihren Rieſenblumen und ihrem märchenhaften Farbenzauber, auf den Zweigen wiegen ſich exotiſche Vögel, fixirten Sonnenſtralen gleich, hinter den Stämmen der Palmen ſteigt ein koloſſaler Tempelbau mit bizarrer Kuppelung in die Luft, an ſeinen Grundmauern hin rauſcht der heilige Gangesſtrom und hoch herein blicken in ernſter Majeſtät des Himalaja ſilberne Firne. Aber in dem entzückend duftenden Buſchwald lauert der Tiger, durch die Blumen ringelt ſich die Cobra, aus dem Waſſer hebt der Alligator ſeinen abſcheulichen Rachen, und in der Säulenhalle des Tempels hockt ein monſtröſes Götterbild, umgeben von unzüchtigen Symbolen. So iſt Indien, ſo die indiſche Cultur, die indiſche Poeſie. Zu der maßvollen Schönheit, zu der plaſtiſchen Rundung und Ruhe der griechiſchen hat ſie es nie gebracht und iſt deshalb vom erhabenſten Schwung immer wieder zu geſtaltloſer Zerfloſſenheit, zu nebelhaftem Unſinn herabgeſunken. Die Freiheit der griechiſchen Phantaſie iſt eine geſetzmäßige, die der indiſchen eine anarchiſche. Größe und ſelbſt inniges Gefühl vermag auch die Anarchie zu erzeugen, allein reine Schönheit iſt ohne Maaß und Geſetz unmöglich.

An der Hand der Religion hat die indiſche Dichtung ihre erſten Gänge verſucht. Dem Kultus dienend, ſang ſie in älteſter Zeit fromme Hymnen. Dann ſchritt ſie zu epiſcher Thätigkeit vor und zwar ebenfalls auf religiöſem Wege, denn, wie überall, wo es ein naturwüchſiges und nicht bloß ein künſtliches Product, iſt auch in Indien das Heldengedicht aus religiöſer Wurzel entſproſſen. Von der indiſchen Götterſage hat ſich die indiſche Heldenſage ausgezweigt und iſt zu zwei rieſenhaften Gedichten herangewachſen, dem Ramajana und dem Mahabharata. Im Sanskrit, der Schriftſprache Altindiens, verfaßt, zählt das erſte dieſer Heldengedichte 24,000, das zweite an 100,000 Slokas (Doppelverſe). Jenes wird dem Valmiki, dieſes dem Vjaſa als Verfaſſer zugeſchrieben, aber auf beide Epen iſt in vollſtem Maaße die oben dargelegte Entſtehungstheorie der homeriſchen Geſänge anzuwenden. In beiden herrſcht die Phantaſie mit ſchrankenloſeſter Willkür und wirft Himmel und Erde in ein chaotiſches Getümmel zuſammen, in welchem Götter zu Menſchen, Menſchen zu Göttern, Pflanzen zu beſeelten Weſen, Affen und Elephanten zu bewußt handelnden Perſonen werden. Aus dieſem Wirrwarr glänzen beſonders im Mahabharata ſchöne Epiſoden hervor, vor allen die von Nalas und Damajanti und die Geſchichte der Savitri, deren holdſelige Treue ſelbſt über den Tod triumphirt. Beide hat Rückert in Deutſchland eingebürgert.

Später hat ſich in Indien auch die idylliſche, lyriſche und dramatiſche Dichtung zu reichſtem Flor entwickelt. Den ſinnebethörendſten Duft orientaliſcher Erotik athmet Dſchajadeva's Idyll Gita-Govinda, welches die Liebe des göttlichen Hirten Govinda zur Hirtin Radha beſingt, und an tropiſcher Glut ſtehen die Liebeslieder von Amaru, Bhartrihari und Tſchaura dieſem Idyll kaum nach. Der univerſellſte Dichtergenius Indiens aber iſt Kalidaſa, von deſſen Lebensumſtänden wir bis jetzt nur wiſſen, daß er um das Jahr 56 v. Chr. am Hof des Königs Vikramaditja lebte, welcher zu jener Zeit die Gangesländer bis gen Kaſchmir hinauf beherrſchte und Wiſſenſchaft und Kunſt förderte. Kalidaſa iſt ein epiſcher, lyriſcher und dramatiſcher Dichter erſten Ranges, ſofern man, wie man muß, den Maaßſtab des indiſchen Schönheitsideals an ihn legt. Sein allbekanntes Drama Sakuntala hat ihm auch in Europa viel Gunſt zugewendet. Mit Recht, denn es iſt ein von einem Hauch zarteſter Anmuth durchdrungenes Gedicht, voll lieblichſten Blumenſchmucks.

Dieſe drei Frauengeſtalten, Sakuntala, Damajanti und Savitri, ſind meines Erachtens die ſchönſten Schöpfungen der indiſchen Poeſie und es gereicht dieſer zu hoher Ehre, daß ſie bei jeder Gelegenheit dem Weibe die zarteſten Huldigungen darbringt[1]. Von Kalidaſa's übrigen Werken ſind von höchſtem Werth ſein lyriſch-beſchreibendes Gedicht, die Verſammlung der Jahreszeiten (Ritusanhara, deutſch v. Hoefer, Indiſche Gedichte, I. 65—116) und die herrliche Elegie „Der Wolkenbote" (Meghaduta), welche dem europäiſchen Sinn und Gefühl wohl näher ſtehen dürfte, als ſonſt irgend ein Erzeugniß der Muſe Indiens.

---

1) Wie ſchön iſt z. B. der von Daumer überſetzte Spruch: —

Und haſt du tauſend arge Plagen
Und tauſend Fehle zu verklagen,
Mit einer Blume nur zu ſchlagen
Ein Frauenbild — nicht ſelbſt du wagen!

Der Wolkenbote.

Im Büßerhain des Ramabergs[1]), am Quell, den Sitâ's[2]) Bad geweihet,
Dort wohnt ein Jakſcha[3]), wo im Wald dichtſchattig Baum an Baum ſich reihet,
Ihn hat des Herren ſchwerer Fluch ein Jahr verbannt von ſeinen Lieben,
Hat ihm geraubt des Glückes Glanz, weil läſſig er ſein Amt betrieben[4]).

Dort hatte manchen langen Mond der Liebende getrennt gelitten,
Indeß von ſeinem magren Arm der goldne Reif herabgeglitten;

---

1) So heißt der Berg, wo ſich Râma, der Held des großen indiſchen Epos Râmajana, während ſeiner Verbannung mit ſeiner Gattin Sitâ und ſeinem Bruder Lakſchmana aufgehalten. — 2) Sitâ, die ihrem Gatten Râma in die Verbannung folgte und ſpäter von Râvana geraubt ward, war die Tochter des Dſchanaka, und die Quellen, in denen ſie badete, wurden dadurch geheiligt. — 3) Die Jakſchas ſind eine Art Halbgötter, die ſteten Begleiter des Kuvera, des Gottes des Reichthums, und Hüter ſeiner Schätze auf dem Kailâſa. — 4) Der Jakſcha wurde von Kuvera mit der Bewachung des goldenen Lotus im Mânaſaſee beauftragt. Als er einſt eine Nacht in ſeinem eigenen Hauſe bei ſeiner Geliebten zubrachte, trabten die Weltelephanten den See und zertraten deſſen Blumen; daher wurde er von ſeinem Herrn auf ein Jahr von ſeiner Gattin getrennt und ſeiner Würde beraubt.

Da, an Aſchâdhas [5]) erſtem Tag, kam ein Gewölk herangeflogen,
Als wenn voll Wuth zum Stoße ſich ein wilder Elephant gebogen.

Kaum hielt der Schwache ſich empor, kaum hielt zurück er ſeine Thränen,
Vor ihr, die die Pandanen tränkt und träumte lang voll heißem Sehnen;
Selbſt dem Beglückten ſchlägt das Herz, ſieht er die Wolke weiter rücken,
Ein Fremdling ſtirbt vor Sehnſucht faſt, die Gattin an ſein Herz zu drücken [6]).

Drum bei des Wolkenmondes Nah'n will er der Gattin Grüße ſenden,
Die Kunde ſeines Wohlergehns ſoll ihr auch neues Leben ſpenden;
Zum Opfer weiht er dem Gewölk von Kutadſcha die ſchönſten Blüthen,
Und ruft ihm ein Willkommen zu mit Worten, die von Liebe glühten.

Was ſoll die Wolke, die aus Dunſt, Licht, Waſſer, Luft hervorgegangen,
Da nur durch eines Boten Mund die Grüße hin zum Ziel gelangen?

---

5) Der Aſchâdha fällt Ende Juni und Juli, zu welcher Zeit in Indien die großen Wolken von Süden nach Norden ziehen und die Regenzeit eintritt. — 6) Da beim Eintreten der Regenzeit die Reiſenden der ſchlechten Wege wegen gewöhnlich in ihre Heimat zurückkehren, ſo findet man oft die Sehnſucht der Frauen geſchildert, deren Geliebte zu jener Zeit noch nicht zurück ſind.

Nicht dachte je der Guchjaka[7], er nahte ſich mit heißem Flehen:
Wen Liebe quält, der klaget ſtets, mag Keiner auch ſein Leid verſtehen.

Ich kenne dich, du Wechſelnder[8], mit Luſt geweiht zu Indra's Knechte,
Aus der Puſchkarâvartakas weithin geprieſenem Geſchlechte[9].
Verbannt vom Schickſal nah' ich dir; die Bitte, ſelbſt die fehlgethane
An einen Edlen ziemt ſich mehr, als die vom Niederen empfah'ne.

Du biſt ja der Gequälten Troſt, o Wolke, bringe meiner Lieben
Den Gruß von mir, der durch den Zorn Kuvera's[10] weit von ihr vertrieben;
Geh' nach der Jakſchafürſten Sitz, nach Alakâ, in deren Hainen
All' die Palaſte hell und klar vom Mond des Harahauptes[11] ſcheinen.

Wenn du der Winde Weg betrittſt, ſo ſehn auf dich der Wandrer Frauen,
Die noch die Locken[12]) nicht gelöſt, und athmen wieder voll Vertrauen.

---

[7] Ein anderer Name für Jakſcha. — [8] Dieſer Ausdruck bezieht ſich auf die verſchiedenen Geſtalten, welche die Wolke annehmen kann. — [9] Indra iſt der Gott des Himmels und die Wolken ſind ſeine Diener. Die Puſchkarâvartakas ſind die Wolken, welche am Ende jedes Weltalters die Sündflut bewirken und unterdeſſen an den Bergen im äußerſten Norden ruhen. [10] Der Gott des Reichthums und der Herr der Jakſchas. — [11] Hara iſt der Name des Çiva, der den Mond als Diadem auf ſeinem Haupte trägt. — [12] Eine Sitte der indiſchen Frauen will, daß ſie, wenn der Geliebte in die Ferne zieht, das Haar in eine herabhängende Flechte zuſammenbinden und es nicht wieder löſen, bis der Zurückgekehrte dies ſelbſt thun kann.

Wer kehrte zur Verlaſſ'nen nicht, ſobald er hört des Donners Klänge,
Wenn nicht auch ihn vielleicht, wie mich, des Herrn Befehl zu bleiben zwänge.

Leiſ', leiſe treibt der Wind dich fort, als wär' er günſtig deinen Wegen,
Der waſſergier'ge Tſchâtaka [13]) ſingt ſchön und heilvoll dir entgegen:
Dich, der du reichen Segen bringſt, dich grüßen an dem Himmelsbogen
Balâkas [14]) in geſchloſſ'nen Reih'n, die frohen Blicks dir nachgezogen.

Wenn du ſchnell gehſt, wirſt du, o Freund, die Gattin noch am Leben finden,
Die mir getreu die Tage zählt, die, ach, ſo langſam ihr entſchwinden;
Das Band der Hoffnung hält ja feſt der Frauen treuerfüllte Herzen,
Wie einen zarten Blumenkelch, bei langer Trennung bittren Schmerzen [15]).

---

13) Ein Vogel, der kein anderes Waſſer als die im Fluge von ihm erhaſchten Regentropfen trinkt. Während es ſonſt bei den meiſten Vögeln von günſtiger Bedeutung iſt, wenn ſie zur Rechten fliegen, bringt dieſer Glück, wenn er ſich zur Linken befindet. — 14) Die Balâkas ſind Kraniche, die bekanntlich immer in geordneten Zügen fliegen. Da ihre Brutzeit in die Regenzeit fällt, ſo bringt ihnen die Wolke gleichſam reichen Segen. — 15) Nach der Sage gibt es zwei Arten Lotos, einen Sonnen- und einen Mondlotos; die erſtere Blume iſt die Geliebte des Sonnengottes, blüht nur am Tage und ſchließt ſich mit Sonnenuntergang, die andere, des Mondes Geliebte, blüht nur im Mondenſchein und ſchließt ſich vor den Sonnenſtralen. Daher die Anſpielung, daß allein die Hoffnung des Wiederſehens ihren Kelch feſtzuhalten vermöchte.

Die weißen Schwäne 16), die der Ton des labenden Gewitters wecket,
Das mit der Pilze Sonnendach die heißgeſengte Erde decket 17),
Sie folgen zum Kailâſa dir, um nach dem Mânaſa zu kommen,
Ein Stückchen Lotos haben ſie als einz'ge Zehrung mitgenommen.

So ſcheide denn vom hohen Berg 18), den du als lieben Freund umſchlungen,
Auf deſſen Pfad die heil'ge Spur von Râma's Füßen eingedrungen.
So oft du fliegſt an ſeine Bruſt, wirſt du die alte Liebe ſchauen,
Der Trennung heiße Thräne wird dir aus den Augen niederthauen.

Laß nun, o Segenſpender, dir den rechten Weg der Reiſe ſagen,
Und höre meine Botſchaft dann, um in die Ferne ſie zu tragen.

---

16) Die Schwäne ziehen alljährlich mit den Wolken von Süden nach Norden in das Innere des Himâlaja. — 17) In Folge der mit den Gewittern verbundenen Feuchtigkeit ſprießen eine große Anzahl Pilze aus dem Boden, deren Geſtalt den Sonnenſchirmen gleicht, und mit denen ſich die Erde gegen die Glut des Himmels ſchützt. — 18) Vom Râmaberg nämlich, auf dem ſich der Jakſcha befindet, und wo die Wolke, wie bei einem alten Freunde ausgeruht und in ihrem Regen Thränen geweint hat, aus Schmerz über die lange Trennung, da ſie nur einmal im Jahre hier vorbeikommt.

Biſt müde du auf deinem Pfad, ſo laß dich auf den Bergen nieder,
Biſt durſtig du, ſo ſtärke dich am leichten Dunſt der Flüſſe wieder[19].

O, merke dieſe Zeichen, Freund, dann wirſt du bald die Wohnung ſehen,
An deren Pforten, ſchön gemalt, der Lotos und die Muſchel ſtehen[20].
Jetzt wird das Haus, da ich ſo fern, nicht mehr in hellem Glanze ſtralen,
Die Lotosblume welkt ja auch des Nachts bei ihrer Trennung Qualen.

Auf jenen Hügel ſteig' herab, doch ſoll die Laſt ihn nicht erdrücken,
Leicht, wie ein junger Elephant, tritt dann auf ſeinen ſchönen Rücken,
Von dort laß dann des Blitzes Blick in ihre ſtille Kammer fallen,
So wie mit leiſem, leiſem Glanz Glühwürmchen durch die Lüfte wallen.

Die Zarte, deren Haut ſo braun, vor deren Mund der Bimba weichet,
Die mit den Zähnen dem Jasmin und mit dem Aug' dem Rehe gleichet;

---

[19] Die hier zunächſt folgende, höchſt ausführliche Beſchreibung des Weges laſſen wir weg. — [20] Entweder ſind damit heilige, auf den beiden Hausthürflügeln gemalte Zeichen gemeint, die Unglück vom Hauſe abwehren ſollen, oder ſie ſtellen zwei von den neun fabelhaften Schätzen Kuvera's dar, welche auf dem Kailâſa gehütet wurden.

Die ſchlanken Wuchs mit edlem Gang und reicher Gliederfülle einet,
Sie, welche in der Schönheit Reich ein Meiſterwerk des Schöpfers ſcheinet:

Erkenne ſie, die wenig ſpricht, die Gattin, die mein and'res Leben,
Die, wie die Tſchakravâki[21]) klagt, wenn ſich ihr Freund hinwegbegeben.
Die heiße Sehnſucht nahm gewiß ihr in der Trennung bitt'ren Tagen
Der Jugend Reiz, als wenn ein Froſt wild in die Lotosflur geſchlagen.

Die Augen der Geliebten ſind vom vielen Weinen wohl geſchwollen,
Erbleichet iſt der rothe Mund, dem heiße Seufzer oft entquollen:
Ihr Haupt, das auf der Hand geſtützt, bedeckt faſt ganz der Locken Fülle,
Es iſt, als ob der bleiche Mond in Wolkenſchleier ſich verhülle.

Vielleicht ſteht ſie beim Opfer jetzt, wenn ſie den Anblick dort erreichet,
Sie malt vielleicht mein Ebenbild, das abgehärmt dem Fernen gleichet.

---

21) In Indien unter dem Namen Brahmany-Ente bekannt. Dieſe Vögel fliegen am Tage ſtets paarweiſe, während ſie ſich des Nachts getrennt halten ſollen. Gleich unſerer Turteltaube iſt dieſer Vogel in der Poeſie der Hindus das Bild der Treue und ehelichen Liebe, mit der Eigenthümlichkeit, daß das Paar für immer zu nächtlichem Getrenntſein verdammt iſt, weil ein indiſcher Heiliger einſt von ihnen beleidigt ward.

Vielleicht fragt ſie die Sárikâ[22], die ſo geſchwätzig ſonſt geweſen,
„O, Stumme, denkſt des Gatten du, der dich zum Liebling einſt erleſen?“

Vielleicht hat ſie im dunkeln Kleid, die Leier auf den Schooß genommen,
Ein Lied, das meinen Namen trägt, iſt auf die Lippen ihr gekommen;
Doch bald, nachdem ſie bei dem Spiel die Saiten naß von Thränen machte,
Vergißt ſie mehr und immer mehr die Töne, die ſie ſelbſt erdachte.

Auch nimmt ſie von der Thüre wohl die monatlich geweihten Kränze[23]
Und rechnet ſo die Monden ab von deines Fluches feſter Gränze;
Ja, auch die Luſt des Wiederſehns mag ſie vorher ſchon oft empfinden,
So können ja verlaſſ'ne Frau'n den einz'gen Troſt der Trennung finden.

Am Tag', wo ſie beſchäftigt iſt, erträgt ſie eh'r der Trennung Schmerzen,
Doch in der Nacht, wo ſie allein, fühlt härt'ren Kummer ſie im Herzen.

---

[22] Eine Art Droſſel, die im Käfig gehegt werden und die man ſprechen gelehrt. — [23] Einer indiſchen Sitte gemäß hingen die von ihren Männern getrennten Frauen zu gewiſſen Zeiten Blumen an die Hausthüre, die ſie ſpäter abnahmen und jedes Mal von der Zeit des Wiederſehens ſubtrahirten.

Drum mußt du dann vom Fenſter dich zu ihrer Lagerſtätte ſchwingen,
Du kannſt mit meiner Botſchaft ja in dunkler Nacht ihr Tröſtung bringen.

Die eine Seite liegt enthüllt herab von ihrem Wittwenlager,
Dem Mondesſtreif im Oſten gleich, macht ſie der Schmerz der Trennung mager.
Die Nacht, die, wie ein Augenblick, in ihren Armen mir entfloſſen,
Sie wird von der Verlaſſ'nen jetzt mit heißer Thränenflut begoſſen.

Der Seufzer nahm der Lippen Roth, ſie ſtreicht hinweg von ihren Wangen
Die Locken, die vom kalten Bad noch ungeſchmückt herniederhangen.
Sie möchte ſchlafen, denn ein Traum, er kann ſie ja mit mir vereinen,
Doch ſelbſt der Schlaf iſt ihr verſagt vor ihrer Augen ſtetem Weinen.

Das Haar, das ſie am erſten Tag ohn' allen Schmuck zuſammen gewunden,
Das ich allein ihr löſen ſoll, wenn mit dem Fluch der Schmerz verſchwunden,
Sie ſalbt und ſchmückt es nimmermehr und ſtreicht ſie es von ihren Wangen,
So bleibt ſie mit den Nägeln oft in den zerzauſten Flechten hangen.

Das Mondeslicht, das himmliſch kühl durch ihre Fenſter eingedrungen,
Sie blickt es an und ſchaut hinweg voll ſchöner Rückerinnerungen;
Ihr thränenſchweres Augenlid hat ſie voll Schmerz herabgeſchlagen,
Dem Lotos gleich, der weder ſchläft, noch auch erwacht in trüben Tagen.

Mit keinem Schmucke zieret jetzt die Arme ihre zarten Glieder
Und ſtets von neuem Schmerz gequält, ſinkt auf des Lagers Rand ſie nieder,
Gewiß erregt ihr heißer Schmerz, o Freund, auch deinen Thränenregen,
Denn Jeder, der ſo weich wie Du, läßt ja zum Mitleid ſich bewegen.

Ich kenn' es wohl, der Freundin Herz, das nur von Gattenliebe brennet,
D'rum, glaub' ich, klagt ſie jetzt ſo ſehr, da wir zum erſten Mal getrennet;
Denk' nicht, daß ich zu viel geſagt, o Freund, in eitelem Vertrauen,
In Kurzem wirſt du Alles dort mit deinen eig'nen Augen ſchauen.

Ihr Auge, das ſie nicht geſchmückt[24]), worauf die Locken niederſinken,
Das nicht im Wein ſich mehr berauſcht und längſt vergaß der Brauen Winken,

---

24) Um das Feuer ihres Blickes zu erhöhen, färbten die Orientalinnen ihre Augenwimpern dunkelſchwarz und die Indierinnen mit Andſchana.

Es blicket ſchnell zu dir empor, ſobald dein Nahen ſie gehöret,
Gleich wie wenn eines Fiſches Stoß den Lotos aus dem Schlummer ſtöret

Doch ſollte ſie zu jener Zeit ihr Haupt zum ſüßen Schlummer neigen,
So harre wenig Stunden nur und laß die lauten Donner ſchweigen!
Daß nicht, wenn den Geliebten ſie im Traum an ihre Bruſt gezogen,
Ihr Arm getäuſcht herniederſinkt, der ſich um ſeinen Hals gebogen.

Erwecke ſie, wenn ſie der Wind, gleich des Jasmines welken Sproſſen,
Mit ſeinem friſchen Weh'n erquickt, das deine Tropfen kühl durchfloſſen:
Und wenn ſie ſtarr zum Fenſter ſchaut, wo deine gold'nen Blitze zücken,
Dann mögeſt du die edle Frau mit ernſtem Donnerwort beglücken.

„Dein Gatte lebt! Als treuer Freund bin ich von ihm zu dir gekommen
Und bringe ſeine Botſchaft dir, die in mein Herz ich aufgenommen.
Du kennſt mich ja, mein Donnern läßt nicht Raſt den müden Wanderſchaaren,
Die gern die Flechte ſchon gelöſt aus der verlaſſ'nen Gattin Haaren.“

Bei dieſer Rede wird ihr Herz von neuer Sehnſucht ſich erſchließen,
Wie Maithili[25] den Sohn des Winds, ſo wird ſie freundlich dich begrüßen,
Und lauſchen wird ſie deinem Wort, denn Botſchaft aus des Gatten Munde,
Wie ſie ein Freund der Gattin bringt, gleicht faſt der Rückkehr ſchönſter Stunde.

D'rum ſag', o Freund, zum Troſte dann ihr meine Red' und auch die deine,
Und ſprich: „Dort auf dem Râmaberg lebt noch dein Freund im Büßerhaine,
Und fragt dich, wie es dir ergeht, da du getrennt von ihm mußt leben.“
Mit ſolchen Worten muß man ſtets den erſten Troſt den Schwachen geben.

„Der Langentfernte kommt zu dir, zu dir, der Magern und Betrübten,
Zu dir, die du in Thränenflut voll Sehnſucht bangſt nach dem Geliebten;
Er kommt, tiefſeufzend, trüb' und matt, von heißem Sehnen abgezehret —
Doch in Gedanken kommt er nur, da Rückkehr ihm das Schickſal wehret.“

---

[25] Maithili, ein anderer Name für Sitâ, Râma's Gattin, die in der Waldeinſamkeit, in welche ſie ſich mit ihrem Manne begeben, von Râvana geraubt und nach Lankâ auf Ceylon geführt ward. Hier fand ſie endlich der treue Gefährte des betrübten Râma, Hanuman, der Sohn des Pavana (des Windes), und brachte ihr Troſt und Kunde von dem fernen Geliebten.

„Dein Freund, der oft in's Ohr dir ſprach, was Keinem heimlich bleiben ſollte,
Nur weil er unbemerkt dein Haupt mit ſeinen Lippen küſſen wollte,
Schickt jetzt, da du ihn nicht mehr ſiehſt, noch ſeine Worte zu dir ſchweben,
Durch meinen Mund die Grüße dir, die ihm die Sehnſucht eingegeben.“

„Ich ſehe zwar in krauſer Flut das muntere Spiel deiner Brauen,
Im Aug' des Rehes deinen Blick, dein Haar im vollen Schweif des Pfauen;
Ich ſeh' im Monde dein Geſicht und im Prijangu 26) deine Glieder,
Doch ach! an einem Ort vereint find' ich dein Bildniß nirgends wieder.“

„Als Zürnende mal[illegible]ch dich oft mit rother Farb' auf platten Steinen!
Und möchte dann mein eig'nes Bild zu deinen Füßen dir vereinen,
Doch langſam ſteigt die Thrän' empor und hüllt in Dunkel meine Blicke,
Ach! hier auch werden wir getrennt von unſerm feindlichen Geſchicke.“

„Wenn mich des Waldes Götter ſehn, wie ich nach dir die Arme breite,
Um dich an meine Bruſt zu ziehn, ſah ich im Traum dich mir zur Seite,

---

26) Eine zarte Pflanze, mit der die indiſchen Mädchen oft ihres ſchlanken, feinen Wuchſes wegen verglichen werden.

Dann glaub' ich, werden oftmals auch aus ihren Augen
Thränen ſinken,
Die, groß wie Perlen, in dem Wald rings an den friſchen
Knospen blinken."

„Die Winde vom Himálaja, die manchen Blüthenkelch zertheilen
Und ſüß vom Blumennektarſaft hin nach dem Süden weiter
eilen,
Ich drücke ſie an meine Bruſt und fühle Wonne im Gedanken,
Daß ſie vielleicht in früh'rer Zeit auf deine Glieder niederſanken."

„O, möchte doch die lange Nacht mir, wie ein Augenblick,
verſchwinden,
O, möchte doch des Tages Licht am frühen Morgen ſchon
erblinden!
So ſeufz' ich oft, Holdblickende, bei unſ'rer Trennung
bittern Schmerzen,
Doch keine Macht auf dieſer Welt gibt Troſt dem hoffnungsloſen Herzen."

„Oft denk' ich unſerm Schickſal nach, und kann mit eig'ner
Kraft mich heben,
D'rum, Herrliche, darfſt du auch nicht dich der Verzweiflung
ganz ergeben:
Wer kennt ein ungeſtörtes Glück? Wer ſeufzte je in ew'gem
Drange?
Das Glück ſteigt auf und ſinkt herab, gleich wie ein Rad
in ſchnellem Gange."

„Mein Fluch iſt aus, wenn Keçava[27]) vom Schlangenlager ſich erhebet,
Drum drücke deine Augen zu, bis daß der vierte Mond entſchwebet:
Wir werden nach der Trennung Pein nur höh're Wonne noch genießen,
Wenn in des Herbſtes kühler Nacht die Vollmondsſtralen niederfließen.“

„Und auf dem Lager wirſt du dann beglückt an meinem Halſe hangen,
Du ſchlummerſt ein und du erwachſt — und Thränen ſtehn auf deinen Wangen, —
Ich frage dich, was weineſt du? und lachend gibſt du mir die Kunde:
„ „Ich ſah im Traum, o Böſer, dich an eines and'ren Mädchens Munde.“ “

„Wenn du aus dieſer Botſchaft nun gehört von meinem Wohlbefinden,
So laß, Schwarzäugige, darauf auch jeden böſen Zweifel ſchwinden!
Die Trennung iſt der Liebe Tod, ſo ſagt man wohl, doch die Entbehrung
Macht größer nur der Liebe Glück, wenn unſ'rem Sehnen wird Gewährung.“

---

[27]) Keçava, ein Name des Viſchnu, der das Jahr hindurch auf der tauſendköpfigen Schlange ſchläft und ſich im Herbſte, im Monat Kârtika (Oktober, November) erhebt. Da nun zu jener Zeit der Fluch des Jakſcha aufhört, ſo dauert es vom Aſchâdha, wo die Wolken erſcheinen, noch vier Monate, bis ſie ſich wiederſehen können.

O Herrlicher, ſag', wirſt du nun mir dieſen Freundesdienſt erzeigen?
Ich ſchöpfe frohe Zuverſicht, verharrſt du auch in tiefem Schweigen:
Stumm gibſt du ja den Tſchatâka's auch die erbet'nen Waſſerſpenden:
Statt des Verſprechens pflegt ein Mann gleich das Erbet'ne zu vollenden.

Wenn Freundſchaft oder Mitgefühl mir deine Hilfe zugewendet,
Und du, warum aus Gattenpflicht mein Herz dich bat, mir treu vollendet,
Dann zieh' nach deinem Lieblingsort. Mög' reicher Regen dich beglücken,
Und möge nie des Schickſals Spruch dich aus der Gattin[28] Arm entrücken.

(Müller.)

---

[28] Die Gattin des Gewölks iſt die Leuchtung.

2.

Firduſi.

Schah Mahmud, der Erſte dieſes Namens aus der Gasneviden-Dynaſtie, empfand auf der Höhe ſeiner Macht und ſeines Ruhmes das Verlangen, die glorreiche Heldenſage von Iran (Altperſien) dichteriſch dargeſtellt zu ſehen. Er ließ die Traditionen derſelben ſorgfältig ſammeln und beauftragte mit Bearbeitung dieſes Stoffs den Anßari, der in dem Dichterkreis ſeines Hofes den Vorſitz führte. Aber Anßari lehnte den großen Auftrag ab und bezeichnete als den, welcher der gewaltigen Aufgabe einzig gewachſen ſei, ſeinen Freund Abul Kaſim Manſur, welchem ſein Genie den Ehrennamen Firduſi, d. i. der Paradieſiſche, eingetragen. Firduſi übernahm die rieſenhafte Arbeit und führte ſie herrlich durch.

Er war um das Jahr 940 n. Chr. zu Schadab geboren, einem bei Tus in Khoraſſan gelegenen Dorf.

Man weiß von ſeinem Leben bis zum 36. Jahre nur wenig. Zu dieſer Zeit begann er das „Schahname,“ d. i. Königsbuch, Heldenbuch, welchen Titel das große Epos von Iran führt. Proben daraus, die dem Schah Mahmud bekannt wurden, entzückten dieſen ſo, daß er ſeinem Weſir befahl, für jedes Tauſend der gereimten Doppelverſe, in welchen das Gedicht geſchrieben iſt, tauſend Goldſtücke dem Dichter auszubezahlen. In ſeinem 71. Lebensjahr vollendete Firduſi ſein Werk und überreichte es dem Schah, welcher im erſten Entzücken befahl, dem Dichter ſo viele Goldſtücke zu geben, als ein Elephant zu tragen vermöchte. Aber eine Kabale neidiſcher Höflinge ſtimmte dieſe Großmuth unendlich herab. Firduſi befand ſich gerade im Bad, als ihm auf Befehl des Schahs für die nahezu 60,000 Doppelverſe ſeines Gedichts ebenſoviele Silbermünzen eingehändigt wurden. In ſeines Dichterſtolzes Empörung vertheilte er die ganze Summe an den Badwärter und den Schenkwirth, bei welchem er ſo eben ein Glas Fukaa getrunken, und ließ dem Schah ſagen, nicht des Geldes halber hätte er das Schahname geſchaffen. Erboſt, brach Mahmud in die Drohung aus, den Dichter unter die Füße ſeiner Elephanten werfen zu laſſen, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Es fand ſogar eine nothdürftige Verſöhnung ſtatt, aber Firduſi verließ bald darauf den Hof und führte ein unſtätes Wanderleben, bis er gegen das Ende ſeiner Tage zu in ſeine Heimat nach Tus zurückkehrte. Dort hörte er eines Tages, durch den Bazar wandernd, einen Knaben einen Vers aus der Satire ſingen, womit er ſich an der Filzigkeit Mahmud's gerächt, und das rief ihm all ſein Mißgeſchick mit ſo erſchütternder Gewalt vor die Seele, daß er ohnmächtig nach Hauſe getragen werden mußte und ſtarb (i. J. 1020). Gerechtigkeit ward ihm — nach dem Tode. Der Schah war endlich zur Erkenntniß ſeines Unrechts gekommen und ſandte Boten, welche dem Dichter die verſprochenen 60,000 Goldtomans und ein Ehrenkleid überbringen ſollten. Unter dem Stadtthor begegneten dieſe Boten dem Leichenzuge Firduſi's, eine tragiſche Schickung, welche ſchon manchen Dichter zur Bearbeitung gelockt hat.

Das Schahname ſteigt hinauf zu den Urquellen der altiraniſchen Sage und reicht herab bis zur Eroberung Perſiens durch die Mohammedaner, welche i. J. 636 den letzten Saſſaniden bei Kadeſia vernichteten und auf den Trümmern der Ateſchgahs (Feueraltäre) von Zarathuſtra's Ormuzdreligion die ſiegreiche Fahne des Islam aufpflanzten. Das Gedicht umfaßt alſo einen Zeitraum von ungefähr 2600 Jahren. Damit iſt ſchon geſagt, daß es kein Epos in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes iſt. Es iſt vielmehr ein ganz eigenthümliches Dichterwerk, eine mythiſch-hiſtoriſche Dichtung, aus dem alten Nationalbewußtſein ſeine Inſpiration ſchöpfend, Mythus, Sage und Geſchichte in einen dichteriſchen Rahmen faſſend, der dem Ganzen eine künſtleriſche Einheit verleiht. Dieſe iſt jedoch nicht ſo ſtreng, daß nicht das ganze Werk in zwei große Hälften zerfiele. Die erſtere macht das eigentliche Heldenbuch von Iran aus, beginnend mit den Mythen von Kajumers, Huſcheng, Tahmuras und Dſchemſchid, an welche ſich die Erinnerung der Iranier an die Auswanderung aus ihren Urſitzen am Hindukuſch knüpft, und ſchließend mit dem Höhepunkt der iraniſchen Geſchichte unter den erſten Fürſten der Dynaſtie des Darius Hyſtaspis; die zweite führt dann in ſagenhafter Weiſe die perſiſche Geſchichte bis zum Ausgang der Saſſaniden fort. Wenn dieſe Abtheilung mehr den Reimchroniken unſeres Mittelalters ähnelt, ſo iſt dagegen jene durch und durch eine großartige dichteriſche Schöpfung: ſie umfaßt das heroiſch-epiſche Zeitalter von Iran und hat zum Mittelpunkt den gewaltigen Ruſtem, den „elephantenleibgeſtaltigen“ Pehlewan (Held, Ritter, großer Baron). Aber der eigentliche Held des Schahname iſt nicht dieſer oder jener einzelne Menſch, ſondern vielmehr die ganze iraniſche Nation, deren wechſelnde Geſchicke die einzelnen

Abenteuer ausmachen. Und eine erhabene Grundidee trägt das Ganze: der Gedanke der zoroaſtriſchen Religion, die Vorſtellung von dem raſtloſen Kampf des Lichtgeiſts Ormuzd und ſeines Lichtreichs Iran gegen den Dunkelgeiſt Ahriman und ſein Dunkelreich Turan. Mit bewunderungswürdigem Genie hat Firduſi vermittelſt dieſes Grundgedankens des Zoroaſterthums ſein Werk beſeelt und durchgeiſtigt, mit um ſo bewunderungswürdigerem, da er ein Mohammedaner war und die Gläubigen Mohammed's die Ormuzddiener mit bitterſtem Fanatismus haßten. In ſeinem Dichterherzen fand ſolcher Haß keine Stelle und jenes grandioſe religiöſe Gedicht, die Glaubenslehre Zoroaſter's, feierte im Schahname ſeine Wiederauferſtehung. Des großen Dichters Zauberſtab hat die verſunkenen Jahrhunderte aus ihrem Grabe heraufbeſchworen und in der populärſten Dichtung des Orients — denn das iſt Firduſi's Werk — der ſchönen Lichtreligion Ormuzd's ein unvergängliches Denkmal geſetzt.

Wenn aber, mit Schack zu reden, deſſen Ueberſetzersmeiſterſchaft uns Deutſchen den Firduſi angeeignet, — „wenn das iraniſche Epos in ſeiner Geſammtheit den Eindruck des Unermeßlichen hervorbringt, dem Anblick des geſtirnten Himmels gleich, der die unendliche Menge der Welten in ein glanzreiches Sternenſyſtem verflicht:“ ſo gewinnt unſere Bewunderung noch an Wärme und Tiefe, wenn wir einzelne Planeten dieſes Syſtems näher ins Auge faſſen. Firduſi erweiſt eine wahrhaft erſtaunliche Vielſeitigkeit, und wenn auch der tragiſche Grundton, der Widerhall des Weltkampfes zwiſchen Ormuzd und Ahriman, überall in ſeinem Werke durchklingt, ſo weiß er doch den reizendſten Wechſel von Anmuthigem und Schrecklichem, von Heroiſchem und Idylliſchem, von Tragiſchem und Romantiſchem eintreten zu laſſen und ſtets findet er den rechten Ton und die rechte Farbe. Erſchütterndſter Gewalt zeigt ſich Firduſi's heroiſch-tragiſcher Styl insbeſondere in den Geſchichten von Feridun und ſeinen Söhnen, vom Untergang des edlen Sijawuſch, von dem Tod des herrlichen Heldenknaben Sohrab, in welchem der verzweifelnde Ruſtem, erſt nachdem er ihn erſchlagen, ſeinen Sohn erkennt, und endlich in Darſtellung des Kampfes zwiſchen Ruſtem und Isfendiar.. Erhabener Tiefſinn ſpricht aus der Sage von Kai-Chosru's Entrückung, in allen Zaubern romantiſcher Phantaſie ſchwelgt die Erzählung von Kai-Kawus' Zug nach Maſenderan, anſchaulichſte Schlachtenmalerei zeigt die Schilderung des Streites der zwölf Helden auf und eine der ſchönſten Liebesgeſchichten, welche je ein Dichter erzählt, iſt die von Biſchen und Meniſche. Sie folgt hier, in ihren Hauptmomenten zuſammengeſtellt. Sie iſt in ihrer Zartheit doch zugleich auch eine Variation des großen im Schahname durchgeführten Themas vom Zwieſpalt zwiſchen Iran und Turan. Der Iranier Biſchen geräth in Liebe zu der Tochter des Schahs Afraſiab von Turan und verfällt dadurch der finſteren Gewalt Ahriman's. Aber Meniſche's Liebe und Treue wendet das tragiſche Geſchick und gibt den geliebten Mann dem Licht, den Freunden und der Heimat wieder.

Menische.

(Aus dem Schahname.)

1.

Behelmten Haupts, mit Waffen aller Art
Bewehrt, begab ſich Biſchen auf die Fahrt;
Begleiter war Gurgin ihm auf dem Ritte,
Ihm gleich an Stärke und an Heldenſitte.
Zum Jagen nahm er Falken mit und Panther,
Und wie ein Elephant, ein wuthentbrannter,
Zog er des Weges, die Gaſellen tödtend,
Mit wilder Eſel Blut den Boden röthend;
Die Wüſtenſchafe floh'n vor ihm voll Grauen,
Doch bald erlagen ſie den Panther-Klauen;
Die Eſel alle mit der Fangſchnur fing er,
Er glich dem Tahmuras, dem Diwbezwinger;
Von Vögeln, die zerfleiſcht der Falken Krallen,
Sah blut'ge Tropfen man zur Erde fallen;
So zogen Beide durch die Wüſte kühn,
Als wäre ſie ein Garten friſch und grün.

2.

Als ſie, der Eine nicht an Arges denkend,
Der Andre ſich in böſen Plan verſenkend,
Einſt zogen durch gewalt'ger Wälder Mitte,
Vergönnten ſie ſich Ruhe von dem Ritte
Und fanden dort zwei Tage lang am Jagen
Mit Panthern und mit Falken ihr Behagen.
Gurgin erfuhr, Meniſche ſei nicht fern
In jenem Thal, das wie ein Augenſtern
Von ihrem Glanze ſtrale; er erzählte
Dem Biſchen, daß zum Feſte Nichts mehr fehlte,
Nicht Frauenzier, nicht Saitenſpiel, noch Sang,
Und dieſer rief: „So geh' ich meinen Gang!
Von fern beſchauen will ich das Gelag,
Wie wohl ein Feſt der Türken ausſeh'n mag,
Betrachten will ich mir die ſchönen Frauen,
Um die, die mir zumeiſt gefällt, zu ſchauen
Und über was zu thun mich aufzuklären;
Verhängten Zügels werd' ich heimwärts kehren,
Und dann geziemt uns, weitern Rath zu pflegen
Und zu der That die Lanzen einzulegen.“
Gurgin erwiderte: „Zieh' hin zum Feſte!
Gelinge dein Beginnen dir auf's Beſte!“
Die Wangen Biſchen's glühten wie zwei Roſen,
Raſt war nicht mehr vergönnt dem Ruheloſen;
Ausrief er: „Reicht das Diadem mir ſchnell,
Das meines Vaters Stirn geſchmückt und hell
Beim Freudenmahl durchfunkelte den Saal!
Ein Feſt erwartet mich in jenem Thal,
D'rum her die Kette und das Ohrgehänge,
Ghesru's Geſchenke und das Armgeſpänge!“

Sein Diadem mit Adlerflügeln ſchmückend,
Das glänzende auf ſeine Stirne drückend,
Schwang er ſich auf ſein edles Roß Schebring;
Hell ſchimmerte ſein Gurt, ſein Siegelring
Und hell ſein Rumiſches Brokatgewand;
Er ſprengte fort, dem Walde zugewandt,
Und als er an des Thales Rand gelangte,
Da wählt' er, dem das Herz in Sehnſucht bangte,
Sich einen Platz, beſchattet von Cypreſſen,
Zur Ruheſtätte; auch ſein Roß indeſſen
Ließ er vom Sonnenbrande ſich erholen,
Und blickte nach den Türkenfrau'n verſtohlen,
Die, prangend wie der munt're Frühling, ſchön
Wie Puppen Kandahar's, bei dem Getön
Des Saitenſpiels und munt'rer Lieder Klingen
Im Thal luſtwandelnd auf- und niedergingen.
Meniſche ſah aus ihrem Zelt alsbald
Den Helden von Cypreſſenwuchsgeſtalt,
Sah ſein jasminenweißes Angeſicht,
Dem Stern Canopus gleich an Glanz und Licht,
Sah mit dem Diadem ſein Haupt bekränzt,
Von ſeid'nem Kleide ſeine Bruſt beglänzt,
Und flammte unter ihrem weißen Schleier
Für jene Sonne auf in Liebesfeuer.
Sie ſprach zu ihrer Botin, ihrer Amme:
„Geh' eilends dort zu dem Cypreſſenſtamme!
Wer mag dort ſteh'n, der Mondgeſichtige?
Geh' hin, die Sorgen mir beſchwichtige,
Und ſprich zu ihm: Was hat dich hergeführt,
Du, deſſen Schönheit alle Seelen rührt?
Von einer Peri biſt du wohl entſtammt,
Daß Glut für dich in jedem Herzen flammt;
Der du der Leidenſchaften Feuer zündeſt,

Sprich, ob den Auferſtehungstag du kündeſt?
In jedem Jahre feir' ich ſchon ſeit lange
Das Frühlingsfeſt an dieſem Bergeshange,
Doch kam kein Fremdling noch in meine Nähe,
Du Holder, biſt der erſte, den ich ſehe!
Komm, Periſohn, ſchön wie der Stern Soheil,
O komm und nimm an unſ'rem Feſte Theil!"
  Die Amme ging zu der Cypreſſe hin,
Als ſolcher Botſchaft Ueberbringerin,
Und ſprach zu Biſchen, den ſie bald erſpäht,
Nachdem ſie Segen auf ſein Haupt erfleht,
Die Worte, wie Meniſche ſie geboten.
Des hocherfreuten Jünglings Wangen lohten
In Roſenglut, als er ihr Wort vernommen,
Und alſo ſprach er: „Weib, ſei mir willkommen!
Doch einen Periſohn nicht nenne mich!
Als einen Helden Iran's kenne mich!
Der Sohn des Giw zu ſein darf ich mich rühmen;
Ich kämpfte hier mit Eber-Ungethümen;
Das Haupt der wüthenden hab' ich geſpalten,
Und ihre Zähne als Trophä'n behalten;
Von eurem Feſte hört' ich, und geſchwind,
Statt heimzukehren, wo die Meinen ſind,
Hab' ich den Plan, hierherzuzieh'n, gefaßt;
Doch quälte mich der Zweifel ohne Raſt
Auf meinem Ritt, ob das Geſchick mir gönnte,
Daß ich Meniſche's Antlitz ſehen könnte.
Kannſt du die Sache mir nach Wunſche lenken,
So will ich dieſes Prunkgewand dir ſchenken
Und dies Gefäß mit Perlen geb' ich dir,
Mit Schmuck und Edelſteinen, reich an Zier.
Dies Thal, in deſſen Anblick ich verſunken,
Seh' ich wie einen Götzentempel prunken;

Wohlan! ſind dieſe Perlen dir genehm,
Dies Ohrgehänge und dies Diadem,
So magſt du mich zu jener Schönen führen,
Und ihr im Herzen Liebe zu mir ſchüren!“
  Die Amme kehrte wieder zu Meniſchen,
Und raunt' ihr in das Ohr das Wort des Biſchen.
Sie ſprach: „So iſt ſein Wuchs! ſein Antlitz ſo!
So ſchön erſchuf ihn Gott, darum ſei froh!“
Meniſche ließ den Biſchen Antwort wiſſen:
„Laß ab von Zweifeln und von Kümmerniſſen!
Erhört iſt dir der Wunſch, d'rum komm zur Stelle,
Und meiner Seele Finſterniß erhelle!
Dich ſeh'nd wird mein Geſicht in Freude lachen,
Zum Roſenhain wirſt du mein Lager machen.“
  Die Botin ging von Neuem, wie zuvor,
Und fröhlich wurde Biſchen's Herz und Ohr.

3.

  Da ihn die Schöne ſich zum Freund erlas,
Ließ er die ſchatt'ge Stätte, wo er ſaß,
Und ſchlich, geführt von ſeiner innigen
Sehnſucht, zum Zelt der Edelſinnigen.
Als er den Vorhang von dem Zelte zog
Und eintrat, wie Cypreſſenſtämme hoch,
Schloß ihn an's Herz Meniſche lieb und hold,
Nahm ihm den ſchweren Gürtel ab von Gold
Und fragt' ihn: „Sprich, auf welchem Wege kamſt du?
Und was für Helden zu Begleitern nahmſt du?
O Schöngeſicht'ger, ſchlank wie eine Säule,
Was plagſt du dich mit dieſer wucht'gen Keule?“

D'rauf wuſchen Sklavinnen des Biſchen Füße
Mit Roſenwaſſer, voll von Duft und Süße,
Und ſie bereiteten für ihn ein Mahl
Mit Schüſſeln und Gerichten ſonder Zahl,
Wein ward gebracht, es tönte Lautenſchlag.
Die Fremden wies man aus dem Zeltgemach,
Von Mädchen ſcholl, von doppelfach gereihten,
Geſang und Harfenklang und Spiel der Saiten,
Der Teppich glänzte pfauenbunt und hell,
Der Boden ſchien ein Leopardenfell,
Der mit Rubinen und mit Gold beſtreute;
Duft quoll empor, der jeden Sinn erfreute.
Vom alten Weine aus kryſtall'nem Becher
Trank Biſchen viel, der lieberfüllte Zecher;
Drei Tage labt' er ſich an Lieb' und Trank,
Bis er zuletzt berauſcht in Schlummer ſank.

4.

Meniſchen kam die Stunde, heimzukehren,
Doch mochte ſie des Biſchen nicht entbehren;
Und als er immerdar im Rauſche lag
Und nur von Wein und neuem Zechen ſprach,
Ward ihm von ihr ein Schlummertrank gemiſcht
Und von den Sklavinnen ihm aufgetiſcht.
Kaum, daß der Jüngling von dem Trank getrunken,
So lag er auch bewußtlos hingeſunken
Und ward, gebändigt von des Schlafes Feſſel,
Hinweggeführt auf einem Trageſeſſel;
Meniſche ſelbſt nahm neben ihrem Schatz,
Nach Hauſe kehrend, in der Sänfte Platz.

Mit Roſenöl beſtreute ſie ſein Bette,
Warf Kampher ihm auf ſeine Lagerſtätte
Und breitete, als ſie zur Stadt gelangte,
Ein Tuch auf ihn, um den ihr Herz erbangte;
Dann ſchlich ſie Nachts mit ihm in den Palaſt
Und ſchloß ſich ab vor jedem andern Gaſt.
Im Schlafgemach liegt Biſchen hingeſtreckt,
Meniſche aber naht, daß ſie ihn weckt,
Und gibt, an Klugheit reich und an Entwürfen,
Ihm einen Balſam mit Bedacht zu ſchlürfen.
Der Held kommt zur Beſinnung und erblickt
Von lilienweißen Armen ſich umſtrickt.
Er ſieht das Mondgeſicht, das hingeſchmiegt
An ſeiner Seite auf dem Kiſſen liegt;
Daß in Afraſiab's Schloß er weilt, bemerkt er,
Zum Himmel flehend ſeine Seele ſtärkt er
Und ruft voll Angſt: „O Helfer in der Noth!
Vom Tod bin ich in dieſem Schloß bedroht!
Du, räche mich an Gurgin, dem Verräther;
Mein Fluch ſei über jenem Miſſethäter,
Denn er, in Liſt und Uebelthun verſtockt,
Hat mich durch Trug in dies Geſchick gelockt.“
Meniſche ſprach zu ihm: „Verſcheuch' die Sorgen,
Genieß das Heute, denke nicht an Morgen!
Dem Menſchen ſteht bald dies bevor, bald das,
Bald Lieb' und Feſte, bald auch Krieg und Haß.“
So, hier das Henkerbeil vor Augen ſehend,
Dort an dem Rand des Hochzeitbettes ſtehend,
Ergötzten ſich die Beiden mannichfaltig;
Sie riefen Sängerinnen, ſchöngeſtaltig,
Muſik erſcholl, indeß beim Mahl ſie ſaßen
Und unter Freuden die Gefahr vergaßen,
Und ſo ſchwand lange Zeit. Doch endlich blieb

Dem Kämm'rer, was Afraſiab's Tochter trieb,
Nicht unbekannt. Am Hofe war ein Schwätzer,
Ein Spaher der Geheimniſſe, ein Hetzer,
Der überall die Saat des Böſen ſäte
Und dieſen Liebeshandel bald erſpähte.
Er forſchte nach des Fremden Land und Namen;
Sobald ihm über Beides Kunden kamen,
Gab er, beſorgt um ſeinen eignen Hals,
Dem Kämmerer Bericht des ganzen Falls,
Und dieſer, voll von Angſt und Schrecken, lief
In Eile zum Afraſiab und rief:
„Herr! deine Tochter, ſo ward mir erzählt,
Hat einem Mann aus Iran ſich vermählt.“

3.

Der Schah gab ſo an Gerſives Befehle:
„Den Biſchen führ' in eine finſt're Höhle,
Mit Ketten Haupt und Fuß belade ihm
Und Händ' und Arme; keine Gnade ihm!
Feſt ſchmiede, wie du kannſt, der Ketten Erz,
Und wirf ihn ſo, das Haupt hinunterwärts,
In eine Höhle, tief und grauenvoll,
Wo er nicht Mond noch Sonne ſehen ſoll.
Den Stein des Diwen Akwan ſchaff' mir her,
Den ich gezogen aus dem tiefſten Meer
Und in den Wald von Tſchin geworfen habe;
Jetzt ruht er auf des Diwen Erſcheng Grabe;
Auf Elephanten hol' ihn mir herbei,
Und, daß die Höhle wohl verſchloſſen ſei,
Wälz' ihn auf ihre Mündung! Raſend werde

Mir Biſchen dort im finſtern Schooß der Erde!
Ich will mich rächen an den beiden Sündern!
Geh, um es zu verwüſten und zu plündern,
In meiner Tochter Haus, der feilen Dirne,
Reiß ihr die Krone von der frechen Stirne
Und ſprich zu ihr: O Weib, von Luſt bethört,
Die deines Vaters Ehre du zerſtört,
Und deinen Stamm beſchimpft, ſchamloſe Metze,
Nicht biſt du werth der Krone und der Schätze.
Nackt ausgezogen führ' ſie zu der Höhle
Und ſag' ihr: Sieh' den Liebſten deiner Seele!
Du warſt ſein Herz! nun tröſt' ihn, wenn er klagt,
Und dien' in ſeinem Kerker ihm als Magd!“
  Alsbald enteilte Gerſives dem Saal,
Um zu vollſtrecken, was der Schah befahl:
Gefeſſelt und mit Ketten ſchwer behäuft,
Ward Biſchen zu dem Höhlenrand geſchleift;
In Eiſen wurden Hand und Fuß ihm feſt,
In einen ehrnen Ring der Leib gepreßt,
Und Schmiede ſchmiedeten mit wucht'gem Hammer
Um alle Glieder ihm die dicke Klammer;
Man warf ihn häuptlings in der Höhle Schlund
Und ſchloß mit jenem Felſen ihren Mund.
Dann eilte Gerſives mit ein'gen Mannen
In der Meniſche Wohngemach von dannen,
Verwüſtete den Saal und jeden Platz
Und plünderte der Fürſtentochter Schatz.
Meniſche aber, ihres Schlei'rs beraubt,
Mit nackten Füßen und entblößtem Haupt,
Die Wange bleich von ſo viel Kümmerniſſen,
Ward zu dem Rand der Höhle fortgeriſſen.
„Hier iſt dein Wohnort jetzt — rief man ihr zu —
Als Magd dem lieben Biſchen diene du!“

Sie gingen und Meniſche blieb allein:
Aus ihren Augen quoll das Naß der Pein,
Wehklagend hier- und dorthin ſchweifte ſie,
Die Wüſte Tag und Nacht durchſtreifte ſie,
Dann lief ſie wieder zu dem Höhlenrand
Und grub ein Loch hinein mit ihrer Hand.
Von nun an täglich mit dem Morgenroth
Ging ſie zur Stadt und bettelte um Brot
Vor allen Thüren, bis der Tag erbleichte,
Dann kehrte ſie zur Höhle heim und reichte
Das Brot dem Biſchen durch die Oeffnung hin.
Ihr Leben ſo mit kummervollem Sinn
In Elend und in Gram verbrachte ſie,
Die Höhle immerdar bewachte ſie.

6.

Nachts rüſteten die Helden ſich zur Fahrt [1],
Die Krieger wurden vor dem Schloß geſchaart,
In ehrne Harniſche ſich Alle ſchnürend,
In Händen Alle blanke Waffen führend,
Ein Jeglicher bereit, ſein Blut zu laſſen.
Bei Tagesanbruch, als die Hähne krähten,
Erſchollen aus dem Schloſſe die Drommeten,
Tehemten, hoch wie die Cypreſſe ragend,
Fangſtrickbewehrt, die wucht'ge Keule tragend,

---

[1] Die Helden von Iran nämlich, welche, nachdem Biſchen's unglückliches Schickſal daheim bekannt geworden, unter des großen Ruſtem's Führung nach Turan ſich aufmachten, um Biſchen zu befreien.

Sprach über Iran einen Segensſpruch
Und rückte aus dem Schloß mit ſeinem Zug.
Als er zu Turans Mark gekommen war,
Sprach zu den Häuptern ſeiner wackern Schaar
Er ſolches Wort: „Hier an der Gränze bleibt!
Und wenn euch Kampfbegier auch vorwärts treibt,
So haltet doch, wofern des Himmels Wille
Mein Leben ſchont, euch ruhig hier und ſtille!
Doch immer ſteht bereit, daß, wenn ich winke,
Alsbald das Schwert in euren Händen blinke!“
So an der Gränze ließ er ſeine Streiter
Und zog mit Ein'gen nur nach Turan weiter.
Den Rittergürtel legte Ruſtem ab,
Er hüllte ſich in Kaufmannstracht und gab
Den Großen gleichfalls wollene Gewänder,
Und ſo betraten ſie Afraſiab's Länder.
Wohl ſelten ſah man ſchön're Karawanen,
Als dies vermummte Heer der Pehlewanen;
Acht edle Roſſe führten ſie, die Recken,
Den Rekſch und and're Rappen oder Schecken;
Zehn Dromedare trugen die Juwelen
Und hundert führten Waaren, nicht zu zählen.

7.

Meniſche, da ſie, tiefgebeugt von Gram,
Von jenem Karawanenzug vernahm,
Lief in die Stadt; der Sinne faſt beraubt
Trat ſie zu Ruſtem mit entblößtem Haupt
Und ſprach, nachdem ſie Thränen viel vergoſſen,
Die auf's Gewand ihr blutroth niederfloſſen:

„Genieße deiner Schätze und des Lebens!
Sei deine weite Reiſe nicht vergebens!
Der Himmel kreiſe ſtets nach deinem Willen
Und, haſt du Kummer, mag er bald ſich ſtillen!
Meniſche, des Afraſiab Tochter bin ich:
Nie hatt' ich, eh' mein Schickſal ſich erfüllt,
Dem Sonnenſtral mein Angeſicht enthüllt:
Nun aber ſchleich' ich, weinend für und für,
Von Gram und Jammer bleich, von Thür zu Thür,
Und bettle um ein Bischen trocknes Brot!
So tief durch das Geſchick ſank ich in Noth.
Sag! iſt auf Erden wohl ein traur'ger Loos?
Gott helfe mir! wie arm bin ich, wie bloß!
In finſt'rer Höhle, wo er lang ſchon wohnt,
Sieht Biſchen nicht die Sonne, nicht den Mond;
In Klammern, Ketten und in Eiſenringen
Wünſcht er, der Tod mög' ihm Erlöſung bringen,
Ich aber nähr' ihn mit den dürft'gen Brocken;
Vom vielen Weinen ward mein Auge trocken.
O, lieber Mann, nach Iran mußt du gehen,
Zum Guders mußt du eilen — hör' mein Flehen! —
An Chosru's Hof wirſt du dem Giw begegnen,
Den Ruſtem ſehn — mag ihn der Himmel ſegnen!
Zu ihnen ſprich von Biſchen's Noth, der herben,
Und ſage: Wenn ihr zögert, wird er ſterben,
Denn unter einem Felſen, der das Loch
Der Höhle ſchließt, ſeufzt er im Eiſenjoch."
Auf's Neue weinte ſie in Liebesbangen
Und Ruſtem ſprach: „O Weib von ſchönen Wangen!
Die Großen Turans bitte doch, den grimmen
Zorneifer deines Vaters umzuſtimmen,
Vielleicht wird ſein Gewiſſen wach; vielleicht
Daß ſein Gemüth ſich gegen dich erweicht."

BIBL. UNIVERS. LPS.

Sodann befahl er, der Meniſche Speiſen,
So viel ihr nöthig wären, zuzuweiſen;
Er ſelber aber ließ ein Huhn, gebacken,
In eine Rinde Brots behutſam packen,
Und ſteckte ſeinen Ring, den er als Siegel
Zu brauchen pflegte, ſchnell in das Geflügel;
D'rauf ſprach er: „Edle Unglückströſterin!
Nimm dieſes Huhn und bring es Biſchen hin!“

8.

Meniſche lief zur Höhle hin im Flug;
Das Huhn, das ſie, gewickelt in ein Tuch,
Am Buſen trug, gab ſie mit Freudebeben
Dem Biſchen, wie es Ruſtem ihr gegeben.
Erſtaunt war Biſchen über ihre Gabe
Und ſprach zu ihr aus ſeinem Höhlengrabe:
„O Schöngeſichtige, auf welche Weiſe,
Erzähle mir, empfingſt du dieſe Speiſe?
Wie viele Mühen meinetwegen trägſt du!
Nicht Nachts noch auch bei Tag der Ruhe pflegſt du!“
Meniſche d'rauf: „Ein Kaufmann, wie es ihrer
Nicht viele gibt, ein Karawanenführer
Iſt jüngſt aus Iran angelangt in Choten;
Viel Waaren werden von ihm feilgeboten;
Mildthätig iſt er, klug und voll Erfahrung,
Ein groß Gewölbe hat er zur Verwahrung
Der Schätze, reich iſt er im Uebermaße
Und einen Laden hat er an der Straße.
Er gab mir in dem Tuche dieſes Huhn
Und ſprach zu mir: Gott liebt barmherz'ges Thun;

Bring' dieſes dem Gefang'nen in der Höhle,
Und, will er mehr, komm wieder, arme Seele!"
Bei dieſem Wort ward Biſchen's Herz betroffen:
Er brach, mit Sorge halb und halb mit Hoffen,
Die Speiſe an, die eben er empfing,
Und fand darin verſteckt den Siegelring:
Als er ihn mehr und mehr betrachtet hatte,
Sah er erſtaunt den Namen auf der Platte;
Es war ein zierlich Siegel von Türkis,
Das ganz erkennbar Ruſtem's Namen wies;
Ihm ſchien's vom Baum des Heiles eine Frucht,
Er dachte ſchon an Rettung und an Flucht,
Und lachte freudig auf, des Jubels voll,
Daß ſein Gelächter bis nach oben ſcholl.
Meniſche, als das Lachen ſie vernahm,
Das aus der Höhle ihr zu Ohren kam,
Erſtaunte, wurde ganz verwirrt und dachte:
Er muß verrückt ſein, daß er alſo lachte!
Zu Biſchen ſprach ſie dann: „O du Beglückter!
Du lachſt vor Freuden ja wie ein Entzückter!
Der du nicht Sonne, Mond, noch Sterne ſchauſt,
Sag' an, wie du zu lachen dich getrauſt!
Welch ein Geheimniß denn verhehlſt du mir?
Warum denn nicht dein Glück erzählſt du mir?
„Ich habe Hoffnung — ſagte der Gefangne —
Daß mich die Zukunft tröſte für's Vergangne.
Wenn du mir einen heil'gen Eidſchwur ſchwörſt,
Geheim zu halten, was du von mir hörſt,
So will ich das Geheimniß dir vertrauen,
Doch anders nicht. Wer kann auf Weiber bauen?
Nichts hülf' es, ihre Lippen zuzunähen,
Sie würden doch zu ſchwatzen noch verſtehen."
Da rief Meniſche unter lautem Weinen:

„Solch Mißgeſchick, wie mich, betraf noch Keinen!
An Biſchen gab ich Gut und Hab' und Leib;
Nun ſetzt er Mißtrau'n in mich armes Weib,
Die meinen Thron ich ihm mit freud'gem Muth
Geopfert, meine Habe und mein Gut;
Für ihn verließ ich meines Vaters Haus,
Nackt lief ich in die weite Welt hinaus,
Und nun, da Hoffnung Biſchen's Herz erfüllt,
Iſt mir die Welt mit Finſterniß umhüllt,
Weil er mir ſeinen Troſt verborgen hält;
Du kennſt die volle Wahrheit, Herr der Welt!“
  Zu ihr ſprach Biſchen: „Liebſte, du ſprichſt wahr!
Du brachteſt mir der Opfer viele dar;
Doch, beſte Freundin, meine Herzerwählte,
Was hülf' es, wenn ich jetzt dir viel erzählte?
Gib jetzt mir lieber einen weiſen Rath,
Da mir die Qual das Hirn zerrüttet hat!
Vernimm, der Kaufmann, den du geſtern ſahſt,
Von dem du jenes Huhn erhalten haſt,
Iſt meinethalb aus Iran hergereiſt;
Sonſt wußt' er nicht, was Handeltreiben heißt.
Bald ſeh' ich nun entfeſſelt meine Glieder,
Und bald der Erde großes Antlitz wieder.
Die Ketten löſt er mir, die um mich klirren,
Dir ſpart er dieſes Betteln, dieſes Irren;
Geh' hin zu ihm, um ſo zu ihm zu reden:
O Pehlewan, erprobt in tauſend Fehden,
Der du in unſrer Noth uns Troſt bereiteſt,
Sprich, heißt das Roß nicht Rekſch, auf dem du reiteſt?“
  Meniſche flog hinweg mit Windeshaſt,
Sie hatte Biſchen's Botſchaft wohl gefaßt,
Vor Ruſtem trat ſie hin und that die Frage:
„Heißt Rekſch das Roß, auf dem du reiteſt? ſage!“

Da merkte Ruſtem wohl, die ſchöne Maid
Sei ſchon in das Geheimniß eingeweiht,
Und gab ihr Antwort: „O Cypreſſenſchlanke!
Daß dir der Himmel ſo viel Liebe danke!
Des Freundes halb haſt du in Noth geſchmachtet,
Biſt du mißhandelt worden und verachtet.
Sprich denn zu ihm: Gott ſchickt dir einen Streiter!
Rekſch heißt das Roß, und Ruſtem heißt der Reiter!
Er hat in Sabul deiner nicht vergeſſen,
Und deinethalb den weiten Weg durchmeſſen.
Dies thu' ihm kund, und wird es Nacht, ſo lauſche,
Ob irgendwo ein Lärm, ein Fußtritt rauſche!
Am Tage morgen mußt du dann verſtohlen
Dir Holz und Reißig aus dem Walde holen;
Und Nachts am Höhlenrand ein Feuer zünden:
Das wird den Weg mir, den ich gehn muß, künden!“
Froh ward Meniſche, als ſie das vernommen,
Nicht mehr von Kummer war ihr Herz beklommen,
Zur Höhle kehrte ſie zurück auf's Neue
Und ſprach zu dem, dem ſie mit Lieb' und Treue
Ergeben war: „Genau, wie du geſagt,
Hab' ich den edlen, hohen Greis gefragt,
Und dies war der Beſcheid, den ich empfing:
Mein Name ſteht auf jenem Siegelring;
Du, die du troſtlos hin und wieder irrſt,
Und todtenblaß vom vielen Jammer wirſt,
Zu Biſchen ſprich: Dich ſuchten wir bis heute;
Kein Leopard ſucht emſ'ger ſeine Beute.
Jetzt aber, da wir deine Spur gewittert,
Soll unſer Arm, vor dem die Erde zittert,
Den Fels, mit dem ſie deine Gruft beladen,
Gen Himmel ſchleudern bis an die Plejaden!
Mir trug er auf, daß, wenn der Tag erbliche

Und vor der Finſterniß die Helle wiche,
Ich einen mächt'gen Feuerbrand entfachte,
Der weitumher die Wüſte ſichtbar machte,
Damit die Flamme ihn, die hochgeſchürte,
Durch ihren Schein zu deiner Höhle führte.“
Froh wurde Biſchen über dieſe Kunde;
Und ſprach in ſeinem düſtern Höllenſchlunde:
„Ja! nicht umſonſt hab' ich gefleht, ich Armer!
Du, allgerechter, heiliger Erbarmer,
Du wirſt von meinen Leiden mich erlöſen
Und Pfeile ſchleudern auf das Haupt der Böſen;
Du weißt, was gleich dem niedrigſten Verbrecher
Ich litt an Schmerz und Qual; ſei du mein Rächer!
Die Erde werd' ich wieder nun umfaſſen
Und meinen Unglücksſtern hier unten laſſen.
Und du, o Mädchen, die man viel gekränkt,
Die Gut und Blut mir, Herz und Leib geſchenkt,
Die mir zu Liebe, ohne je zu klagen,
Du jede Mühſal, jede Noth ertragen,
Die du mir Freunde, Krone und Palaſt
Und Vater, Mutter hingeopfert haſt:
Werd' ich erlöſt aus dieſes Drachen Krallen,
So will ich auf die Kniee vor dir fallen;
Wie fromme Menſchen zu dem Schöpfer beten,
Will ich, die Hände faltend, vor dich treten
Und, wie der Sklave ſeines Königs Willen,
Zum Dank dir jeden, jeden Wunſch erfüllen!
Nun trage du noch dieſe letzte Mühe,
Vielleicht ſieht uns erlöſt die nächſte Frühe.“
Das Mädchen eilte nach dem Wald ſogleich,
Wie Vögel klomm ſie aufwärts in's Gezweig,
Las Reiſig auf, brach Aeſte von den Bäumen
Und trug ſie zu der Höhle ohne Säumen.

Dann ſpähte, heimgekommen mit der Bürde,
Sie nach, ob nicht die Sonne ſinken würde:
Und als das Tagslicht nun verſchwunden war,
Vom Schlei'r der Nacht die Welt umwunden war,
Als ſich zum Schlummer hin die Erde ſtreckte,
Da trat ſie zu dem Holzſtoß hin und ſteckte
Ein Feuer an, das, wie es mächtig lohte,
Die Nacht, die finſtre, zu verbrennen drohte,
Und zitternd lauſchte ſie, ob Ruſtem käme
Und ſie den eh'rnen Ruf des Rekſch vernähme.

9.

Inzwiſchen machte Ruſtem ſich bereit:
Er nahm von Rum das eh'rne Panzerkleid,
Und ſandte betend einen Hülferuf
Zum Ewigen, der Mond und Sonne ſchuf:
„Der Böſen Augen — rief er — blende du!
Durch mich das Elend Biſchen's ende du!“
Die Seinen hieß er ſich in Rüſtung werfen
Und zu der nächtgen Fahrt die Blicke ſchärfen.
Sie alle legten ihren Roſſen ſchnell
Die Decken auf von Leopardenfell.
Voran zog Ruſtem, jener Flamme nach,
Die mächtig lodernd durch das Dunkel brach,
Und als ſie kamen zu dem Ort der Trauer,
Wo Akwan's Fels wie eine mächt'ge Mauer
Die Höhle ſchloß, ſprach er zu ſeinen Recken:
„Nun ſteigt von euren Roſſen, wackre Recken!
Es gilt jetzt alle Kräfte aufzuraffen,
Um jenen mächt'gen Felſen fortzuſchaffen.“

Die Helden ſuchten, wie er ſie geheißen,
Den Felſen von der Höhle wegzureißen:
Sie rüttelten, ſie mühten ſich unſäglich,
Allein der Stein lag ſtill und unbeweglich,
Und Ruſtem, der ſie ſah vom Schweiße triefen,
Sprang, noch bevor ſie ihn zu Hülfe riefen,
Vom Roſſe, ſchnürte ſeinen Gürtel ſtärker,
Trat zu dem Felſen über Biſchen's Kerker,
Bat den um Hülfe, der ſie einzig ſchafft,
Ergriff den Stein, hob ihn mit aller Kraft,
Und warf weit fort ihn in den Wald von Tſchin.
Zu Biſchen in der Höhle ſprach er dann:
„Wie ſankſt du in dies Mißgeſchick, ſag' an?
Du, dem die Welt ihr Süßeſtes geſchenkt,
Wie kommt's, daß ſie dich nun mit Giften tränkt?“
Und Biſchen rief aus ſeinem düſtern Schlunde:
„O Pehlewan, ein Ton aus deinem Munde,
Wie elend ich auch ſei und wie mißhandelt,
Hat alles Gift in Honig mir verwandelt,
Sieh meinen Wohnort, dieſen Platz des Schmerzes,
Die Ketten ſieh, die Klammern harten Erzes!
Von Mühſal, Qual und Schmerz und Pein vernichtet,
Hatt' ich auf dieſes Leben ſchon verzichtet.“
Zu ihm ſprach Ruſtem: „Dem Erbarmungsvollen
Magſt du den Dank für deine Rettung zollen!
Nun aber, Freund, gewähre, hold und lieb,
Mir eine Bitte! Dem Gurgin vergib!
Was er verbrochen hat, vergiß mir das
Und denke nicht an Rache mehr noch Haß!“
Doch Biſchen ſagte: „O mein Freund, mein Treuer!
Du kennſt noch nicht das ganze Abenteuer,
Du kennſt nicht, Löwenmuth'ger, den Verrath,
Den Milad's Sohn an mir begangen hat;

Treff' ich ihn je, das glaub', o Königlicher,
So iſt er meiner blut'gen Rache ſicher!“
D'rauf Ruſtem: „Deinem Retter und Bewahrer
Kannſt du den Wunſch verſagen, Undankbarer?
Wohlan, ſo kehr' ich heim; du ſollſt es büßen!
Gekettet bleib an Händen und an Füßen!“
Kaum drang dies Wort in ſeine finſtre Kammer,
So ſchluchzte Biſchen laut und rief voll Jammer:
„Weh mir! Vor Allen bin ich ganz unſelig!
Noch Keinen traf das Mißgeſchick ſo ſchmählich!
Dem ſchändlichen Gurgin für ſein Verbrechen
Soll ich verzeih'n, ſtatt mich an ihm zu rächen?
Allein es ſei! Ich muß ihm wohl vergeben!
Die Hand will ich zur Rache nicht erheben!“
Sodann warf Ruſtem ſeinen Strick hinab
Und holte Biſchen aus dem finſtern Grab:
Baarhaupt war er, ſein Körper gelb und fahl,
Und ganz gemagert von der Noth und Qual,
Der Leib voll Blut, das Angeſicht erblaßt,
Die Glieder wund von ſchwerer Kettenlaſt.
Ruſtem ſchrie auf, als er ihn ſo erblickte,
Wie Eiſen ihn vom Haupt zum Fuße drückte;
Die Feſſeln, die ihm Arm und Bein umwanden,
Nahm er ihm ab, die Klammern und die Banden,
Und dann mit ihm und mit Meniſche kehrte
In ſeine Wohnung heim der Ruhmverklärte.

(Schack.)

3.

Hafis.

Das iſt ſo ein Geiſt, wie ſie ſelten und nur in langen Zwiſchenräumen der hiſtoriſchen Entwickelung der Menſchheit auftreten, kühn, originell, neue Bahnen brechend, in ſouverainer Machtſtellung über ihre Zeitgenoſſen hinwegragend. Zunächſt iſt er der Fürſt der perſiſchen Lyrik, welche durch ihn zum höchſten Glanz geführt wurde, nachdem Firduſi das hiſtoriſche Epos geſchaffen, Niſami mit ſeinen Liebesepopöen von Medſchnun und Leila, von Chosru und Schirin, das romantiſche begründet, Dſchelaleddin und Sadi die Lehrdichtung auf ihre Höhepunkte gebracht hatten. Aber Hafis iſt nicht nur ein perſiſcher Poet, er iſt ein Dichter für die Welt, einer der größten Lyriker, welche je die Geheimniſſe des „Labyrinths der Bruſt" in himmliſchen Tönen geoffenbart. Sein Geſang iſt zugleich die höchſte Potenz des Orientalismus und die kühnſte Verneinung deſſelben, d. h. er weiß mit unvergleichlicher Virtuoſität mit den Klängen und Farben der orientaliſchen Poeſie zu ſpielen, aber dieſes Spiel dient ihm nur dazu, den lebensfeindlichen Spiritualismus des Orients zu helleniſchem Senſualismus umzubiegen oder, mit anderen Worten, die theologiſche Weltanſchauung in die humaniſtiſche aufzulöſen. Sein Humanismus konnte von ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen nicht verſtanden werden. Sie legten ſich daher ſeine berauſchende Lyrik in ihrer Weiſe zurecht. Sie thaten, wie früher die Theologen mit dem liebeglühenden Hohenlied der Hebräer, ſie deuteten myſtiſche Bezüge nicht heraus, aber hinein, ſie nannten den Propheten der Lebensfreudigkeit „die myſtiſche Zunge“ und noch jetzt wallfahrten fromme Mohamedaner zu ſeinem Grab. Allerdings, ſagt Daumer, der uns den Perſer deutſch wiedergedichtet hat, „allerdings iſt in Hafis eine gewiſſe Myſtik zu erkennen, aber eine ganz andere als die mönchiſch düſtere, frömmleriſche. Wenn er nämlich die Nüchternheit verdammt, ſo verſteht er darunter die Zurückziehung der menſchlichen Ichheit vom natürlich Realen, ein abſtractes, ſubjectives Verhalten, das mit Recht als böſe bezeichnet wird, und wenn er die Trunkenheit preiſt, ſo verſteht er darunter kein gemeines Berauſchtſein durch Wein, ſondern die begeiſterte Verſenkung der Seele in Natur und Wirklichkeit. Um den perſiſchen Dichter nicht ſchief zu faſſen, dazu gehört erſtlich, daß man Scherz verſtehe und nicht Alles, wozu eine fröhliche neckiſche Laune in poetiſcher Darſtellung fortzugehen reizt, für proſaiſchen Ernſt nehme; dann aber auch, daß man den gleichwohl vorhandenen, ſelbſt hinter dem tollſten Muthwillen verſteckten feineren Ernſt bemerke, um deſſen willen man ſagen kann, daß Hafis ein Theolog, Philoſoph und Moraliſt in ſeiner Art iſt.“

Er hat eigentlich Schemseddin Mohammed geheißen, wurde zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Schiras geboren, hat daſelbſt, Gunſt und Gaben der Großen verſchmähend, als Derwiſch in freiwilliger Armuth gelebt und iſt i. J. 1389 geſtorben. Er war ein hochgeachteter Lehrer, ein gefeierter Gelehrter. Seiner außerordentlichen theologiſchen Kenntniſſe halber gaben ihm ſeine Verehrer den Ehrennamen Hafis, Bewahrer (des Koran). Unter dieſem iſt er unſterblich geworden. Erſt nach ſeinem Tode wurden ſeine Lieder geſammelt, unter dem in der orientaliſchen Lyrik gebräuchlichen Titel „Diwan“ (Genienverſammlung), und zu Kalkutta iſt 1791 der erſte vollſtändige Druck des Urtextes veranſtaltet worden.

Lieder aus dem Diwan des Hafis.

1.

Sei geſegnet, Hauch der Lüfte!
Sei geſegnet, Lippenhauch!
Sei geprieſen, Rebenhügel!
Buſenhügel, ſei es auch! —

Nennſt du Küſſen eine Sünde?
Trinken einen Ketzerbrauch?
Mundrubine ſind ſo lieblich,
Weinrubine ſind es auch. —

Ueber Roſ' und Tulipane
Schimpfet der gemeine Lauch;
Nöthig aber unſerm Herzen
Sind ſo ſchöne Blüthen auch. —

Jakob iſt ſo glatt, ſo gleißend,
Edom iſt ſo rauh, ſo rauch;
Jakob aber ſtiehlt den Segen,
Und die Lämmer ſtiehlt er auch.

Deine Weisheit, wie beſchämt ſie
Mich betrunknen, armen Gauch!
Eine tiefe Nacht umhüllt mich;
Eine tiefe Nacht dich auch. —

In den Lüften, in den Wogen,
Im Gefild, auf Baum und Strauch —
Alles iſt beglückt und ſelig:
Menſchenherz, o ſei es auch!

(Daumer.)

2.

Sing', o lieblicher Sängermund,
Stets von Neuem und ende nicht!
Spend' uns herrlicher Reime Fund
Stets von Neuem und ende nicht! —

In holdſeligem Minneſpiel
Ueb', o Schüler Hafiſens, dich,
Weil nur alſo das Herz geſund,
Stets von Neuem und ende nicht! —

Sieh, o Schenke, die Becher leer,
Bring' uns, um zu bekräftigen
Mit dem Weine den edlen Bund,
Stets von Neuem und ende nicht! —

Daß ich theuer und werth dir ſei,
Sag' es, Liebſte, denn nimmermehr
Ward mir ſüßere Märe kund,
Stets von Neuem und ende nicht! —

Raſ' und tobe, du ſchwarzes Herz,
Wenn es alſo gefällig iſt,
Unvernünftig und ohne Grund
Stets von Neuem und ende nicht!

Du, o Quelle des Lichts, jedoch
Scheuch, o Sonne, die finſtre Nacht,
Hell durchſtrale das Weltenrund
Stets von Neuem und ende nicht! —

(Daumer.)

3.

Nachtigallenlieder tönen
Aus den Zweigen der Cypreſſe,
Daß ſich nie ein böſes Auge
Roſen anzuſchau'n vermeſſe.

Roſe, dankend deinem Glücke,
Daß die Schönſte du vor Allen,
Zieh' dich nicht ſo ſtolz zurücke
Von den armen Nachtigallen!

Wenn du je dich mußt entfernen,
Will ich mich nicht weich geberden,
Durch Entfernung will ich lernen,
Deiner Nähe froh zu werden.

Fromme laßt von Huris [1]) reden,
Harrend im Palaſt von Golde,
Doch mir iſt die Schenk' ein Eden,
Eine Huri meine Holde.

---

[1]) Die ſchwarzäugigen, ewigjungfräulichen Mädchen, welche die Seligen in Mahommet's Paradies dienend umgeben.

Wenn die Andern ihre Triebe
Durch Begier und Luſt vergeuden,
Wird der Schmerz um deine Liebe
Mir zur Quelle hoher Freuden.

Trinke Wein beim Laut der Zinken,
Ohne dich zu grämen, Armer!
Sagt man dir: Du ſollſt nicht trinken!
Sage: Gott iſt ein Erbarmer!

Dieſe Klagen ob der Trennung
Darfſt du dir nicht mehr geſtatten:
Den Verein erhöht die Trennung,
Und das Licht erhöht der Schatten.

(Platen.)

4.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn:
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfah'n;
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh' an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
Und o, wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

(Daumer.)

3.

Freue dich, o Seelenvogel,
Laſſe deinen Jubel ſchallen,
Daß du in der Roſe zarte
Liebe, ſüße Haft gefallen!

Nicht in eines Vogelſtellers
Rohe Netze wirſt du ſinken,
Nicht ergriffen wirſt du werden
Mörderiſch von Räuberkrallen.

Zwar es hat der Dorn der Roſe
Tief genug dein Herz verwundet.
Und ſo wirſt du dich verbluten
Und hinab zum Grabe wallen.

Doch der Tod, der dich erwartet,
Iſt der ſchönſte Tod von allen;
Sterben wirſt du nach dem edlen
Sterbehauch der Nachtigallen.

(Daumer.)

6.

Fort mit dem Ich und ſeiner Kraft,
Gebeut die Liebe, fort damit!
Vor jenem Auge ziemet ihm,
Daß es zerſtiebe; fort damit!

Nein, geize nach der Ehre nicht,
Dir ſelber ewig gleich zu ſein;
Woferne nur ein Schein davon
Zurücke bliebe, fort damit!

Sich aufzulöſen, iſt ſo ſchön
In ungemeſſ'ner Leidenſchaft,
Und deiner Ichheit ſtolze Pracht
So triſt und trübe; fort damit!

Zu Aſche brenn' ein liebend Herz
Und in die Lüfte ſtreu's der Wind,
Beweiſend aller Welt, wie groß
Die Macht der Liebe; fort damit!

(Daumer.)

7.

Holder Oſt, beſchwingter Bote,
Den die Liebe wandeln heißt,
Grüße mit dem ſchönſten Gruße
Jene Schöne, die du weißt.

Melde, daß mir in die Lüfte
Schwinde der gequälte Geiſt,
Wenn ſie nicht zu ſpenden eile
Jene Spende, die du weißt.

Denn zu kennen und zu miſſen,
Was mit Edens Wonne ſpeiſ't,
Es gebiert die tiefe Trauer,
Die gefähre, die du weißt.

Ja, was ſind die Paradieſe,
Welche der Verzückte preiſ't,
Lacht ſie, jene Flur der Liebe,
Jene zarte, die du weißt!

Nicht der Aar zu ſein verlangt mich,
Der hinauf zur Sonne reiſ't;
Nachtigall Hafis vergöttert
Jene Roſe, die du weißt.

(Daumer.)

8.

Das Aethermeer, das mächtige,
Erglänzet in des Mondes hehrem Glanze;

Schon blicket er, der prächtige,
Durch's dunkle Laub als goldne Pomeranze.

Es ſtreuet ihm die Lilie
Weihrauch empor, es hangt an ihm bezaubert
Bülbül, die tonkunſtmächtige,
Und grüßet ihn mit ihrer ſüßen Stanze.

Doch ach, wie ſtolz erhebt er ſich,
Damit er nie zu Hoffnungen, zu ſchönen,
Die Sängerin berechtige
Und nie die ſtille, liebevolle Pflanze!

Du biſt der Mond, die Lilie
Iſt mein Gemüth und Nachtigall die Lippe,
Die dir umſonſt andächtige
Gebete weiht die Sommernacht, die ganze.

(Daumer.)

9.

Ich will bis in die Sterne
Die Fahne der Liebe tragen;
Sie ſoll auf einer Wolke
Ob ſämmtlichen Himmeln ragen.

Ich will im hohen Aether
Anſtimmen erhab'ne Lieder,
Will rühmend eine Pauke
Unendlicher Ehre ſchlagen.

Orion und Plejade,
Sie ſollen im Tanze kreiſen

Und Sohre, freudig horchend,
Das eigene Spiel vertagen.

Tief unter mir die Wüſten,
Die ſandigen, ungeheuren,
Sie ſollen blüh'n und grünen
Gleich himmliſchen Roſenhagen.

„Warum, Hafis?“ ſo fragſt du?
Wie magſt du ſo thöricht fragen?
Es lächelte mir die Freundin,
Es endeten alle Klagen.

(Daumer.)

10.

Wehe mir, mein Roſenkränzlein,
Weh', es iſt entzwei geſprungen,
Denn zu heiß um deine Hüfte
Hatte ſich mein Arm geſchlungen.

Ach, wie ſoll ich zelleneinſam
Lappiſche Gebete murmeln,
Der ich alſo glüh' und ſprühe
Von verliebten Huldigungen?

Alſo hat kein Herz gelodert,
Seit geboren ward die Liebe,
Seit in alten Wundermären
Thaten ihrer Macht erklungen:

Seit Chosroen und Schirine,
Leila's und Medſchnune waren,
Seit Ferhade voll Verzweiflung
Ihre Hände wund gerungen.

Von der unerhörten Flamme,
Welche mir im Buſen wüthet,
Iſt die Sonne nur ein Funke,
Der ſich in die Luft geſchwungen.

(Daumer.)

11.

Der Roſe Duft will mir nicht ſüß
Ohn' meines Mädchens Wangen ſein,
Und ohne Wein der Frühling nicht
Voll Luſt und Blüthenprangen ſein!

Ob du im ſchatt'gen Lorbeerhain,
Ob du in blum'gen Lauben weilſt:
Schlägt nicht die Nachtigall darin,
Wird bald die Luſt vergangen ſein!

Ob die Cypreſſe mich umſchwankt,
Ob mich ein Blumenmeer umwogt:
Stets wird nach einem ſchönen Kind
Mein Sehnen und Verlangen ſein!

Doch ſelbſt der Schönſten Gegenwart,
Der ſüße Mund, das Wangenroth,
Kann mir nur wahrhaft angenehm
Bei liebendem Umfangen ſein!

Schön iſt die Roſe, ſüß der Wein,
Doch nur mit Selma; wo ſie fehlt,
Wird jeder Schritt zu Glück und Luſt
Ein eitel Unterfangen ſein!

Was auch die Hand der Kunſt erzeugt:
Das ſchönſte Kunſtgebild kann nur
Voll Leben durch den Widerſchein
Von meiner Selma Wangen ſein!

Dein eignes Leben, o Hafis,
Iſt ein zu werthlos Stückchen Geld,
Als könnte es von Selma's Hand
Für ihre Gunſt empfangen ſein.

(Bodenſtedt.)

12.

O wie ſüß ein Duft von oben
Meinen Geiſt umwittert!
Wie ein Blick in jene Klare
Mir das Hier verbittert!

Breit', o Seele, deine Flügel
Schwinge dich nach Eden! —
Wehe, wehe, daß du ringsum
Schmählich eingegittert! —

Aber nein, ich will nicht klagen,
Nein, ich will nicht fliegen,
Ob mir auch in's Freie winkend,
Jede Schranke ſplittert.

Alles Schönſte, Liebſte, Beſte
Blühet auf der Erde
Und es iſt ein hohler Flitter,
Der dort oben flittert.

Nur ein Schatten ird'ſcher Wonne,
In der Höhe ſpiegelnd,
Macht, daß unſre Bruſt ſo ſehnlich
Ihr entgegen zittert.

Um das Heil, das uns von dorther
In die Leere ladet,
Sei auf Erden nicht ein einzig
Roſenblatt zerknittert!

(Daumer.)

13.

Es eilt die Roſ', aus ihrem Nichts
In's wundervolle Sein zu treten,
Und die Viole neigt ſich ihr,
Sie tief in Ehrfurcht anzubeten.

Komm, trink ein Gläschen Morgenwein
Bei Tamburin und Lautenklange
Und hüte dich, des Seins Genuß
Bis auf das Ende zu verſpäten.

Erhaſche dir ein holdes Kind,
Verſuch' ein Küßchen zu erſchmeicheln!
Nicht eine taube Hülſe werth
Iſt all dein Faſten, all dein Beten.

Bekehre dich zum Feuerdienſt!
Denn flammenheiß iſt Lieb' und Leben
Und Leichenhauch und Schauderfroſt
Durchweh'n die Zelle des Aſceten.

Nicht hör' auf abgedroſchenen
Legendenkram und fromme Lügen;
Hör' auf des Lenzes Unterricht,
Des ewig jungen Urpropheten!

Er weht — o öffne deine Bruſt
Dem einzig achten Duft des Heiles! —
Der Liebe Geiſt, der Liebe Luſt
Von Myriaden Blumenbeeten.

(Daumer.)

14.

Still zu deinem Buche greifſt du,
Zum Pokale greift Hafis,
Zur Vollendungskrone reifſt du,
Zum Verderben reift Hafis.

In gewohnter Schranke bleibſt du,
Ein geduldig frommes Schaf:
Als ein Leu aus ſeinem Gitter
In die Wilde ſchweift Hafis.

Eitel gute Werke häufſt du,
Stralender Verdienſte Berg;
Fürchterlich zu aller Stunde
Seine Sünden häuft Hafis.

Viele fromme Herzen ſtärkſt du
Durch gelehrten Unterricht;
Mächtiglich in aller Thorheit
Alle Thoren ſteift Hafis.

Mörderiſche Klingen ſchleifſt du,
Ziehend in den Ketzerkrieg;
Seine Versdiamanten,
Seine ſchönen, ſchleift Hafis.

Hoch hinauf zum Himmel ſteigſt du
Als ein qualmend Rauchgewölk;
Eine friſche Felſenquelle,
Tief zu Thale läuft Hafis.

Faſſ' ich es in eine Stanze:
Ewig, o du armer Mann,
Träufſt du nur von Bitterkeiten,
Und von Süße träuft Hafis.

(Daumer.)

15.

Komm, Sofi, komm und laß uns aus der Heuchler
Befleckt Gewand ziehn,
Uns über ihre freche Lügentafel
Die naſſe Hand ziehn!

Laß, oder Zelle Dunkelheit verfluchend,
Den Weinpokal uns
Aufſtecken als Panier und alſo jauchzend
Durch's weite Land ziehn!

Unholde Weſen, welche ſcheu und ſchüchtern
Die Wonne meiden,
Laß uns herbei an einem Strick von Roſen
Zum Heilverband ziehn!

Wir wollen Nichts als gute Thaten üben;
Laß zwiſchen ſie uns
Und nachgeborne Fanatismen endlich
Die ſcharfe Wand ziehn!

Laß uns der Liebe ſüße Fackel ſchleudern!
In jede Seele
Soll ein die Luſt und aus Entſagungstrauer
Und Unverſtand ziehn!

Ganz helle von Palaſte zu Palaſte,
Von Hütte lodernd
Zu Hütte, ſoll der Welt reformatoriſch
Entfachte Brand ziehn!

(Daumer.)

16.

Ob feindſelige Winde
Schreckhaft toſen, o gräme dich nicht!
Denn bald werden im Lenze
Lüftlein koſen, o gräme dich nicht!

Ob erſtorbne Gebüſche
Rings dein Auge beleidigen,
Aus dem Tode lebendig
Blüh'n einſt Roſen, o gräme dich nicht!

Ob durch ſtach'lige Wüſte
Hin zur Kaaba die Reiſe geht,
Laß dich Dornen und Diſteln
Nicht erboſen, o gräme dich nicht!

Ob glückſeliger Heimat
Juſſuf grauſam entriſſen weint,
Hoch in Glorie prangt einſt
Der verſtoßen, o gräme dich nicht!

Alles kreiſet und wechſelt,
Auch dein Leiden, es wandelt ſich;
Nicht erliege den herben
Schickſalsloosen, o gräme dich nicht!

(Daumer.)

Wolfram von Eſchenbach.

Wolfram von Eſchenbache,
Der gottverworr'ne Mund von deutſchem Samen.

Immermann.

Aus den Roſenlauben von Schiras, wo Hafis ſeine Bülbül-Lieder ſang, eilen wir nach einer Ritterburg des mittelalterlichen Deutſchlands, die ſich in der Nähe von Ansbach erhob, und da treffen wir einen ritterlichen Herrn, welcher „ganz im Ringpanzer, darüber den Wappenrock mit umgegürtetem Schwerte, das Haupt im geſchloſſenen Helm, den Schild in der Linken, die Lanze in der Rechten, vor ſeinem geſattelten und gezäumten Roſſe ſteht, als wollte der Ritter eben zum Kampf auf Schimpf oder Ernſt aufſitzen.“

So ſtellt uns eine Schilderei in dem berühmten Maneſſiſchen Liedercodex Herrn Wolfram von Eſchenbach dar. Wir haben auch ein Wort von ihm, worin er ſeine ritterliche Streitbarkeit betont 1). Er

---

1) Zu Schildesamt bin ich geboren ....
Trag' ich edler Frau Begehr,
Vermag ich nicht mit Schild und Speer
Zu erwerben ihrer Minne Sold,
So ſei ſie mir mit nichten hold.

war aber arm, wie ſein Zeitgenoſſe, der große Lyriker Walther von der Vogelweide, welchem die deutſchen Frauen eine ſo ſchöne Huldigung danken [2]). Mit Walther traf er am Hofe des Dichtung und Dichter liebenden Landgrafen Hermann von Thüringen in Eiſenach zuſammen. Er ſcheint verheiratet geweſen zu ſein, wenigſtens preiſt er das Glück des Ehelebens. Fügen wir noch hinzu, daß ſein Leben in die Zeit der beiden großen hohenſtaufiſchen Friedriche (1152—1250) fällt, ſo iſt das ſo ziemlich Alles, was ſich über ſeine perſönlichen Verhältniſſe beibringen läßt.

---

[2]) Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die Beſten ſein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu ſchauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilft mir Gott, ſo ſchwör' ich, ſie ſind beſſer hier,
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig iſt der deutſche Mann,
Deutſche Frau'n ſind engelſchön und rein;
Thöricht, wer ſie ſchelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer ſein.
Zucht und reine Minne,
Wer ſie ſucht und liebt,
Komm' in unſer Land, wo es noch beide gibt,
Lebt' ich lange nur darinne!

In den Grenzlanden von Spanien und Frankreich war die moderne Muſe — modern als Gegenſatz zu antik gefaßt — zuerſt wach geworden. Von der blühenden Cultur, welche in den arabiſchen Reichen der pyrenäiſchen Halbinſel waltete, während das chriſtliche Europa noch in triſter Barbarei lag, entlehnte ſie Anregung und Formen. Die Füllung der letzteren mit chriſtlicher Subſtanz ließ das romantiſche Kunſtideal entſtehen. Der Kern der Romantik iſt, wie bekannt, der chriſtliche Spiritualismus, das chriſtliche Sehnſuchtsgefühl nach dem Jenſeits, die chriſtliche Glaubensmyſtik. Aber dieſem Supranaturalismus gegenüber machte ſich jene große Reaction geltend, welche in Form des mittelalterlichen Katholicismus das Heidenthum mit ſeiner Farbenſchönheit, ſeiner Lebensheiterkeit, ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Sinnlichkeit wieder auferſtehen ließ. So wurde das geiſtige Leben des Mittelalters ein raſtloſer Kampf zwiſchen Spiritualismus und Senſualismus.

Die romantiſche Poeſie, auf den angedeuteten Grundlagen ruhend, fand ihre früheſten Pfleger in den ſüdfranzöſiſchen (provençaliſchen) Troubadours und in den nordfranzöſiſchen Trouvères, ritterlichen Sängern, von welchen jene mehr die Lyrik, dieſe mehr die Epik anbauten. Frankreich war überhaupt die Werkſtatt, in welcher die Formen des Ritterthums und die Stoffe der Ritterdichtung zubereitet wurden. Der Weltverkehr nun, in welchen einerſeits die Kreuzzüge, andrerſeits die hohenſtaufiſche Politik Deutſchland hineinzogen, brachte die Kenntniß des Materials und der Formen romantiſcher Poeſie an den deutſchen Adel. Dieſer war, als Repräſentant der ritterlichen Geſellſchaft, vorzugsweiſe Handhaber der ritterlichen Dichtung. Allerdings dichteten neben den Rittern auch Geiſtliche und Bürger, welche letztere der adeligen Titulatur „Herr“ gegenüber den Titel „Meiſter“ führten, aber die eigentliche Heimat der von den Troubadours überkommenen fröhlichen Liederkunſt (gaya scienza) waren doch die Ritterburgen, namentlich die fürſtlichen, die Hofburgen, wovon auch die Dichtung dieſer Zeit den Namen der höfiſchen erhalten hat. Zur Seite dieſer Kunſtpoeſie ſchritt jedoch eine volksmäßige, die, freilich von jener ſtark beeinflußt, mit Sammlung und Umdichtung der alten vaterländiſchen Sagenſtoffe und Heldenlieder ſich beſchäftigte und ſo zur ſelben Zeit, in welcher die Ritterepik und der Minnegeſang ihre bedeutendſte Thätigkeit entwickelten, unſere herrlichen nationalen Heldengedichte ſchuf, das Nibelungenlied und das Gudrunlied. Dieſe ganze Blüthenzeit unſerer mittelalterlichen Literatur bezeichnet man gewöhnlich als die mittelhochdeutſche oder ſchwäbiſche, denn in dieſer biegſamen und wohllautenden Mundart, welche unter den Hohenſtaufen zur Sprache der Gebildeten geworden, äußerte ſie ſich. Ihre Thätigkeit war eine epiſche, lyriſche und didaktiſche. Ihr Material nahm die deutſche Ritterepik ſo zu Handen, wie es aus Frankreich eingeführt wurde. Es beſtand neben kirchlichen Legenden und ſagenhaften oder geſchichtlichen Ueberlieferungen des Alterthums vorzugsweiſe aus dem fränkiſchen Sagenkreis von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen, ſowie aus den keltiſch-bretoniſchen Sagen vom König Artus und ſeiner Tafelrunde, vom heiligen Gral und von Triſtan und Iſolde. Ueberall iſt dieſer Ritterepopöe anzuſehen, daß ſie ein echtes Kind der Kreuzzüge. Dieſe hatten den chriſtlichen Wunderglauben auf ſeinen Gipfelpunkt erhoben und das Wunderbare iſt daher die Atmoſphäre, in welcher die Ritterdichtung athmet. Die Aventure d. i. die phantaſtiſch willkürliche Verknüpfung wunderſamer Begebenheiten, iſt die Muſe dieſer Epiker. Sie thut eine „wundervolle Märchenwelt,“ eine „mondbeglänzte Zaubernacht“ vor uns auf. Sie erhebt ſich auf den Schwingen chriſtlich-romantiſcher Andacht gegen Himmel und wirft ſich dann wieder mit üppigen Scherzen in die heißeſten Wogen der Sinnenwelt. Eingehüllt in den faltenreichen Mantel bequem ſchweifender Darſtellung, wird ſie nicht müde, uns von Gottesdienſt und Frauenminne, von ritterlicher Tapferkeit und höfiſcher Sitte, von wunderlichen Liebesgeſchichten und unerhörten Abenteuern zu erzählen, und wenn ſie die Gefahr, in das Läppiſche und Unſaubere höfiſchen Klatſches ſich zu verlieren, keineswegs immer vermeidet, ſo ſtimmt ſie zu unſerer Ueberraſchung und Entſchädigung plötzlich auch wieder mit ſtarker Bruſtſtimme das große Thema an, welches jene Zeit bewegte, das Thema vom Kampf der chriſtlichen mit der mohammedaniſchen Welt.

Zwei große Dichter haben das höfiſche Ritterepos auf den Gipfel der Vollendung geführt, Wolfram von Eſchenbach und ſein Zeitgenoſſe und Antagoniſt, Meiſter Gottfried von Straßburg, welcher die glühende Liebesſage von Triſtan und Iſolde mit dem wunderſamſten Zauber der Poeſie geſchmückt hat. Er iſt der realiſtiſche, Wolfram der idealiſtiſche Poet. Gottfried iſt der Prophet des Senſualismus, Wolfram der Apoſtel des Spiritualismus. Sie ſtehen in ihrer Zeit wie in ſpäterer Schiller und Göthe.

Eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, dieſer Wolfram, auch abgeſehen von ſeinem poetiſchen Genie als ſolchem. Er iſt ein Dichter-Philoſoph. Er hat es unternommen, in ſeinem großen Rittergedicht Parzival, — welches auch Solchen, die nicht mit der mittelhochdeutſchen Mundart vertraut ſind, durch San Marte's und Simrock's Bemühungen nahegebracht wurde — mit Zugrundelegung der Artusſage, jedoch mit Hervorkehrung der myſtiſchen Seite derſelben, des Mythus vom heiligen Gral, eine Apotheoſe des geiſtlichen Ritterthums zu dichten, welchem das weltliche nur zur Folie dienen ſollte. Er iſt ein vollkommen chriſtlich-germaniſcher Dichter. Sein Werk, die erſte große That des deutſchen Idealismus, iſt großartig angelegt, mit dichteriſcher Schöpferkraft durchgeführt, getragen von pſychologiſchem Ernſt, nie matt und gewöhnlich, oft rührend durch das gewaltige Ringen des ſpeculativen Gedankens mit dem ſprachlichen Ausdruck[3]), kühn, erhaben, myſtiſch-allegoriſch wie Dante's göttliche Komödie, die, wohlgemerkt, an hundert Jahre ſpäter entſtand. Parzival iſt der Fauſt des Mittelalters: was Göthe aus der ungefügen Fauſtſage des 16. Jahrhunderts, das hat Wolfram aus der in Aeußerlichkeiten verſchwimmenden Artus-Gralſage gemacht, ein pſychologiſches Meiſterwerk.

Aber ein reinmenſchlicheres und folglich auch ein poetiſcheres Intereſſe erweckt die Herzensgeſchichte Schionatulander's und Sigune's, enthalten in einem

---

3) Hierauf bezieht ſich Wolfram's Bezeichnung durch Immermann: — „der gottverworr'ne Mund.“

zweiten, in wunderſchön gebauten Strophen gedichteten Ritterepos Wolfram's. Es behandelt ebenfalls einen Stoff aus dem Gralſagenkreis und führt den Titel Titurel, iſt aber leider nur ganz fragmentariſch auf uns gekommen. Das erſte der beiden Bruchſtücke ſchildert die Entſtehung der Minne in zwei jungen Herzen, die lieblichſte, ſüßverſchämteſte, deutſcheſte Liebeshiſtorie, die je gedichtet wurde. Nur Einiges in Shakſpeare und Göthe kommt ihr nahe, übertreffen iſt ſie nirgends.

Schionatulander und Sigune[1]).

(Aus dem „Titurel.“)

Der ſtolze Gahmuret
 erzog ſie mit einander
In ſeiner Kemenate.
 War der junge Schionatulander
Nur zu ſchwachem Sinne noch gediehen,
Er konnte doch der Herzensnoth
 von Sigunens Minne nicht entfliehen.

O wehe! ſie ſind noch
 zu jung ſolchen Aengſten.
Wo die Jugend von der Minne
 ergriffen wird, da währt ſie am Längſten.
Das Alter mag der Minne leicht entſagen;
Die Jugend zwingt der Minne Band,
 ſie kann ſich ihrer Kraft nicht entſchlagen.

---

[1]) Sigune, die Tochter des Herzogs Kiot von Katelangen (Katalonien) und der Schoiſiane, einer Tochter des Gralkönigs Titurel, wird mit Schionatulander, dem Delfin (Dauphin) von Graswaldane, am Hof des Königs Gahmuret erzogen. Die Minne berührt die Herzen der jungen Leute. Sigune iſt dem Jüngling hold, aber er ſoll ſie erſt „unter Schildesdach“ verdienen. Darum begleitet Schionatulander den König auf einem Kreuzzug, und in dieſe Zeit des Getrenntſeins fallen die reizenden Liebesgeſpräche zwiſchen dem König und Schionatulander einerſeits und zwiſchen der Königin und Sigune andererſeits.

Weh, Minne, was verſchont nicht
  deine Kraft die Kinder!
Einer, der nicht Augen hat,
  würde dich doch ſpüren, ein Blinder.
Zu vielfach, Minne, biſt du ſtets geweſen:
Alle Schreiber ſchrieben
  deine Art nicht aus noch dein Weſen.

Auch den Mönch im Kloſter
  überwindet Minne,
Sie zwingt den Einſiedel
  ſelbſt zu gehorſamem Sinne:
Keine Regel hält ſie dann im Zaume;
Sie zwingt den Ritter unterm Helm:
  ihr genüget an dem engſten Raume.

Der Minne Macht bewältigt
  die Nähe wie die Weite:
Minne hat auf Erden Haus:
  in den Himmel gibt ſie gut Geleite.
Minn' iſt allwärts, außer in der Hölle.
Der ſtarken Minne lähmt die Kraft,
  wird Wankelmuth und Zweifel ihr Geſelle.

Ohne Wank und Zweifel
  ſah man die beiden
Schionatulander
  und Sigunen, in der Liebe Leiden;
Große Freude miſchte ſich darunter.
Es wird zu lang, ſonſt ſagt' ich euch
  von kindlicher Minne manches Wunder.

Verſchämte Zucht und ihres
  Geſchlechts ererbte Weiſe
(Aus lautrer Liebe ſtammten ſie)
  hielt ſie in dem angeſtammten Gleiſe,
Daß ſie außen ſich der Minn' erwehrten
Vor der Merker Augen,
  und in den Herzen innen ſich verzehrten.

Die je geminnet haben
  und Minneleid getragen,
Von magdlichem Kummer
  höret nun und Junglingsſchmerzen ſagen.
Davon will ich euch Abenteuer künden,
Allen, die der Sehnſucht Pein
  je herzliche Liebe ließ ergründen.

Der ſüße Schionatu-
  lander Genannte,
Als ſeiner Geſpielin
  Huld ſein leidend Herz übermannte,
Da ſprach er: „Sigune, hülfereiche,
Hilf, ſüße Magd, daß deine Hand
  mir aus dieſen Sorgen Hülfe reiche.

„Duſcheß von Katelangen,
  laß mich des genießen.
Man ſagt, du ſeiſt der Art entſtammt,
  die es niemals mochte verdrießen,
Mit Minnelohn ihm Hülfe zu gewähren.
Der Minnenoth durch ſie empfing:
  die Sitte ſollteſt du an mir bewähren."

„Deur Ami, nun ſprich,
ſüßer Freund, was du meineſt.
Laß hören, ob du ſolche
Geſinnung gegen mich mir beſcheineſt.
Daß ich Gehör der Klage müſſ' ertheilen:
Biſt du des Schadens nicht gewiß,
ſo ſollteſt du dich nicht übereilen."

„Gnade ſoll man ſuchen
da, wo ſie wohnet.
Herrin, ich ſuche Gnade,
nun ſieh, wie deine Gnade mir lohnet.
Freundſchaft halten ziemt verſtänd'gen Kindern:
Aber Ungnade,
wem könnte die wohl Schmerzen lindern?"

Sie ſprach: „Du ſollſt um Linderung
deinen Schmerz da künden,
Wo man dir beſſer helfen mag
als ich, du möchteſt ſonſt dich verſünden,
Wenn du begehrſt, daß ich den Schmerz dir heile.
Denn ich bin eine Waiſe,
Land und Leuten fern, ach, manche Meile!" —

„Ich weiß wohl, daß dir Leut und Land
gehorchen, ihrer Frauen:
Das begehr ich Alles nicht:
nur laß dein Herz durch deine Augen ſchauen,
So daß es meines Kummers Noth bedenke:
Nun hilf, eh deiner Minne Flut
mir das Herz und die Freuden ertränke." —

„Wer ſolche Minne hat, daß er
durch Minne gefährde
So lieben Freund, wie du mir biſt,
mir der liebſte Freund auf der Erde,
Solch gefährlich Ding iſt mir nicht Minne.
Gott weiß wohl, ich wußte
nie von der Minne Verluſt noch Gewinne.

„Minne, iſt das ein Er?
Kannſt du Minne beſchreiben?
Iſt das ein Sie? Und kommt mir
Minne, wo ſoll ich mit ihr bleiben?
Soll ich ſie verwahren bei den Decken?
Fliegt ſie uns auf die Hand,
oder iſt ſie wild? Ich kann ihr wohl locken.“

„Herrin, ich hörte ſagen
von Frauen und von Mannen,
Minne kann auf Alt und Jung
den Bogen ſo meiſterlich ſpannen,
Daß ſie mit Gedanken tödtlich ſchießet:
Sie trifft ohne Fehlen,
was da läuft, kriecht, fliegt oder fließet.

„Ich kannte, ſüße Magd, bisher
Minne nur aus Mären:
In Gedanken wohnt die Minne;
das kann ich mit mir ſelber nun bewähren.
Dazu treibt ſie wandelloſe Liebe.
Minne ſtiehlt mir Freude
aus dem Herzen gleich einem Diebe.“

„Schionatulander,
mich zwingen Gedanken,
Wenn du mir aus den Augen kommſt,
daß ich an den Freuden muß erkranken,
Bis ich dich heimlich wieder angeſehen.
Drum traur' ich in der Wochen
nicht Einmal, zu oft iſt mir's geſchehen.“

So darfſt du, ſüße Magd, mich
nicht fragen nach Minne:
Du erfährſt wohl ohne Fragen
von der Minne Verluſt und Gewinne.
Sieh, wie die Minne Freude kehrt in Schmerzen:
Thu der Minne ihr Recht, daß
uns die Minne nicht verderbt in den Herzen.“

Sie ſprach: „Kann die Minne
die Herzen ſo beſchleichen,
Daß ihr nicht Mann, nicht Weib noch Magd
mit Lebendigkeit mög' entweichen:
Weiß denn Jemand, was die Minne rächet
An Leuten, die ihr Schaden nie
gethan, daß ſie ihre Freude ſchwächet?“

„Wohl iſt ſie gewaltig
der Jungen wie der Greiſen:
Kein Meiſter lebet,
der ihre Wunder alle möge preiſen.
Daß uns um ihre Hülfe Beide werben
Mit wandelloſer Freundſchaft:
ſo kann mit Wank uns Minne nicht verderben.“

„O weh, könnte Minne
doch andre Hülf' erzeigen,
Als daß ich meinen freien Leib
in dein Gebot dir gäbe zu eigen!
Deine Jugend war zu Dienſt mir nie befliſſen:
Du mußt mich unter Schildesdach
erſt verdienen, das ſollſt du wiſſen!“

„Herrin, wenn ich erſtarke
die Waffen zu führen,
In ſüßer, ſaurer Arbeit
will ich heut und immer mich rühren,
Daß mein Dienſt nach deiner Hülfe ringe;
Deine Hülfe thut mir Noth:
hilf denn, daß mir an dir gelinge.“

So hatt' ihre Minne
den Anfang genommen
Mit Worten, in den Zeiten,
da Pompejus vor Baldag zu kommen
Sich gerüſtet mit gewalt'gem Heere,
Und Ipomidon der Werthe:
da zerbrachen ſie viele neue Speere.

Gahmuret entſchloß ſich
auch dahin zu fahren,
Nur mit eignem Schilde:
nicht entbot er ſeine ſtolzen Scharen,
Denn er trug wohl dreier Lande Kronen,
So trieb ihn Minne in den Tod:
den empfing er von Ipomidonen.

Schionatulander's
Herz war beklommen,
Da ihm Sigunens Minne
hohen Muth und Freude benommen.
Er mußte doch mit ſeinem Oheim ſcheiden:
Das war Sigunens Herzeleid
und ſeins: nachſtellte Minne den Beiden.

Schionatulander
trug lang ſein Leid verborgen,
Eh der werthe Gahmuret
inne ward der verhohlnen Sorgen,
Wie ſeinen nächſten Blutsfreund Kummer drückte:
Sommer und Winter quält' er ſich,
wie auch der Erde wechſelnd Kleid ſich ſchmückte.

Wie liſtig ſei die Minne,
ſie muß ſich entdecken,
Wer Augen hat und Minne kennt,
dem kann ſich ihre Kraft nicht verſtecken.
Sie iſt als Winkelmaaß auch ohne Tadel;
Sie ſtickt und zeichnet wunderſchön,
noch beſſer als Stift oder Nadel.

Gahmuret gewahrte
den verborgnen Kummer,
Der aus Graswaldan dem jungen
Delfin die Freude nahm und den Schlummer.
Er zog ihn auf das Feld beiſeit mit Fragen:
„Wie hat Anfliſens Knabe ſich?
Seine Trauer gibt mir kein Behagen.

„Ich ſpür an dir die Minne:
die Spur iſt tief geſchlagen.
Hehl mir nicht deine Heimlichkeit,
Da wir ſo nahe Verwandtſchaft tragen.
Wir ſind ein Fleiſch und Blut durch rechte Sippe,
Näher als von der Mutter,
die da erwuchs aus der geſtohlnen Rippe.“

Der Knappe ſprach in Sorgen:
„So will ich nur denken,
Wie mir dein Frieden bleibe
und mich dein Zorn nicht ferner dürfe kränken:
Aus Zucht verbarg ich dir all meine Schmerzen,
Nun nenn ich dir Sigunen:
die hat es angethan meinem Herzen.

„Du magſt mich wohl erlöſen
der ſchließenden Banden,
Trag ich einſt ſelber Helm und Schild
mit fürſtlicher Pracht in den Landen,
Und ſoll mit tapfrer Hand da Preis erringen,
Bis dahin ſei mein Vogt, auf daß
dein Schirm mich ſchütze vor Sigunens Zwingen.“

„Ei, ſchwacher Knapp, wie muß ſo viel
des Waldes noch verderben
In Tioſten deine Hand,
ſollſt du der Minne der Dücheſſ erwerben.
Werthe Minne lohnt nur dem Verdienſte:
Tapferm Armen wird ſie ehr
als dem verzagten Reichen zum Gewinnſte.

„Doch hör ich gerne, daß dein Herz
ſo hoch dir ſteiget:
Wo hat ein Baum die Aeſte
wohl noch je ſo wonniglich verzweiget?
Blüht ſchön're Blum' auf Flur und Wieſengrunde?
Hat dich mein Mühmchen bezwungen,
o wohl dir der lieblichen Kunde.

„Die dir hat obgeſiegt, nun ſollſt
du Sieg an dir erringen
Mit dienſtlicher Treue.
Ich will auch bald auf deine Seite bringen,
Daß ſie dir beiſteht, ihre werthe Muhme.
Durch Sigunens Glanz ſoll deine
Farb' erblühn gleich einer lichten Blume.“

Schionatulander
begann da zu ſprechen:
„So will mir deine Treue
aller meiner Sorgen Bande brechen,
Nun ich darf mit deinem Willen minnen
Sigunen, die mir lange
Freude ſtahl und fröhliche Sinne.“

Da durfte wohl der Hoffnung
auf Hülfe ſich vermeſſen
Schionatulander.
Nun laßt uns nicht der großen Noth vergeſſen,
Die Kiot's und Schoiſianens Kind getragen,
Bevor ſie gleichen Troſt empfing:
Die mußte aller Freude lang entſagen.

Da von Katelangen
die Fürſtin war bezwungen
Von der ſtrengſten Minne,
mit Schmerzen allzulang hat ſie gerungen,
Wie ſie es vor ihrer Muhme hehle.
Die Königin ward inne
mit Erſchrecken, was Sigunen fehle.

Da ſprach zu ihr die Königin
aus liebendem Herzen:
„O weh mir, Schoiſianens Kind,
ich trug bisher zu viel andre Schmerzen,
Da von dem Anſchewein ich mußte ſcheiden:
Nun wächſt in meinen Kummer
ein neuer Dorn, da ich dich ſehe leiden.

„Verwaiſtes Kind, nun mußt du
Waiſe mich erbarmen.
Bei dreier Lande Kronen
zähle man mich immer zu den Armen,
Bis ich's erwirke, daß dein Kummer ſchwindet
Und mein ſpähend Auge
den wahren Grund deines Leides findet.“ —

„So muß ich mit Sorgen
all meine Angſt dir künden:
Haſt du mich darum wen'ger lieb,
gewiß, das hieße ſich an mir verſünden;
Jch weiß mich ja nicht mehr davon zu ſcheiden:
Bleibe mir gewogen,
liebe Mutter, das geziemt uns Beiden.

„Gott ſoll dir lohnen:
niemals hat dem Kinde
Eine Mutter größere Zärtlichkeit
erbeten, als ich an dir hier finde,
Mußt' ich gleich an Freuden jetzt erkranken.
Hier war ich keine Waiſe:
deiner weiblichen Güte will ich's danken.

„Deines Rathes, deines
Tröſtes, deiner Hulden
Bedarf ich mit einander,
ſeit ich nach dem Freund muß Jammer dulden,
Viel qualenvolle Noth; ſie iſt zu peinlich.
Er knüpft mein ſchweifend Denken
an ſeinen Strick; all mein Sinn iſt ihm heimlich;

„Nach dem lieben Freunde
iſt all mein Schauen
Aus den Fenſtern auf die Straße,
über Haid und nach den lichten Auen
Vergebens, ich erſpäh ihn allzuſelten.
Drum müſſen meine Augen
des Freundes Minne weinend theu'r entgelten.

„So geh ich von dem Fenſter
hinauf an die Zinnen
Und ſchaue oſtwärts, weſtwärts,
ob ich ſein nicht Kunde mag gewinnen,
Der mein Herz ſchon lange hat bezwungen;
Man mag mich zu den alten
Liebenden zählen, nicht zu den jungen.

„Wenn ich dann auf wilder Flut
  im Nachen gleite,
So ſpähen meine Blicke
  wohl über dreißig Meilen in die Weite,
Ob ich ſolche Kunde möge finden,
Die des Leids um meinen
  jungen klaren Freund mich könnt' entbinden.

„Wo blieb meine Freude?
  warum iſt geſchieden
Aus meinem Herzen hoher Muth?
  Ach und Weh vertrieb unſern Frieden.
Ich wollt' es gern alleine für ihn leiden;
Doch weiß ich, daß auch ihn zu mir
  Verlangen zieht, muß er gleich mich meiden.

„Weh mir, wie könnt' er kommen?
  zu fern iſt mein Getreuer,
Um den ich bald erkalte,
  bald lodre wie im kniſternden Feuer:
So erglüht mich Schionatulander,
Seine Minne gibt mir Hitze
  wie Agremontin dem Wurm Salamander.“

(Simrock.)

Dante.

Einem göttlichen Gedichte
Hat er Alles einverleibt
Mit ſo ew'gen Flammenzügen,
Wie der Blitz in Felſen ſchreibt.

Uhland.

„Groß zu ſein und unglücklich!“ iſt der Spruch, welcher auf der Stirne der für die höchſten Pläne menſchheitlicher Entwickelung Auserwählten ſteht, und gegen dieſen Spruch zu murren, iſt der Berufene ſelten verſucht. Wahre Hoheit des Geiſtes iſt unzertrennlich von einer entſprechenden Charaktergröße und der Ruhm wird in den Augen derer, die nach ihm ſtreben, in dem Maaße theurer, als des Glücks Launenhaftigkeit und der Menſchen Bosheit die Erlangung ſeiner Krone erſchwert. Das Genie gehört keinem beſtimmten Zeitalter an; es iſt der Zeitgenoſſe aller kommenden Geſchlechter: Gerechtigkeit thront auf ſeinem Grab.

In dieſe Worte iſt ein Italiener ausgebrochen, als er ſich anſchickte, in der Erzählung der Geſchicke ſeines unglücklichen Landes von dem großen Dante zu ſprechen. Seine Bewegung begreift ſich, denn der Name des Dichters der göttlichen Komödie iſt für die Söhne Italiens gleichbedeutend geworden mit allem Großen, Schönen und Schmerzlichen ihrer Geſchichte. Dante iſt die Verkörperung der Idee des italiſchen Patriotiſmus. Daher das liebevolle Studium, welches dem alten Florentiner zugewandt wurde, ſeit der italiſche Nationalgeiſt aus ſeiner tiefen Erſchlaffung ſich aufzuraffen angefangen hat. Er iſt aber auch ſo ein Mark-, Wehr- und Eckſtein, an welchem ſich ein durch jahrhundertelanges Unglück der Knechtſchaft gebeugtes Volk wieder aufrichten kann.

Dante Alighieri hat im Mai des J. 1265 zu Florenz das Licht erblickt[1]. Seine Jugend- und Lehrjahre fielen demnach in eine Zeit, wo die Republiken der Lombardei und Tusciens den Höhepunkt ihres Glanzes erreicht hatten, wo die Freiheit und Rührigkeit des öffentlichen Lebens ſich mit der wieder erwachten Pflege der Künſte verband, um die Städte, in welche der Handel ſeine Schätze geleitet, mit den edelſten Gebilden der Architektur zu ſchmücken, — in eine Zeit, wo in der ſchönen Arnoſtadt Cimabue und Giotto malten, Caſella die Muſik lehrte und der berühmte Gelehrte Brunetto Latini einer Schule der Grammatik und Rhetorik vorſtand, d. h. die Jugend in die Sprachen und Literaturen des Alterthums einführte. Die Genannten waren des jungen Dante Lehrer und Freunde: er genoß einer ſorgfältigen Erziehung, bildete ſich in den Künſten aus, namentlich in Poeſie und Muſik, lag ritterlichen Leibesübungen ob und ſah ſeine Jünglingsjahre von der Liebe zu Beatrice Portinari gekrönt, einer Liebe, die ihm ſeine lyriſchen Gedichte eingab, beſonders die in dem Büchlein „vita nuova“ (Neues Leben) geſammelten, und überhaupt für ſein ganzes Fühlen und Denken ſo höchſt einflußreich geworden und geblieben iſt 2). Beatrice wurde die Muſe nicht nur, nein, die Seele von Dante's Poeſie.

---

[1] Wie oft großer Männer Geburt, war auch die Dante's von Wunderzeichen umgeben. Schön iſt die Sage von dem Traum, welchen, wie des Dichters älteſter Biograph, Boccaccio, meldet, ſeine Mutter Bella (die Schöne) kurz vor der Geburt ihres Sohnes hatte. Ihr träumte, ſie ruhe bei einem klaren Quell auf grüner Au unter einem hohen Lorbeerbaum, und ihr war, als fühle ſie Wehen und bringe ein ſchönes Knäblein zur Welt, welches, andere Nahrung verſchmähend, von den herabfallenden Lorbeern des Baumes genoß und aus dem Quell trank. Davon ſchnell zum Manne erwachſend, glich er von Anſehen einem Hirten, erhob ſich vom Boden zu dem Gezweig, um daſſelbe zu pflücken, ſank aber zurück, um, plötzlich in einen Pfau verwandelt, die Pracht des Gefieders zu entfalten. Das Staunen über dieſes Wunder machte Bella aufwachen und bald darauf genas ſie eines Knaben, des künftigen Dichters der divina commedia.

---

2) Boccaccio erwähnt der Sage, daß der neunjährige Dante Beatrice als achtjähriges Kind geſehen und einen unauslöſchlichen Eindruck davon empfangen habe. Uhland hat das in einem ſchönen Gedicht dargeſtellt („Sängerliebe“, Romanze 3). Mrs. Jameſon ſagt in ihrem Buch

Aber nicht allein zu einer ſolchen Zeit hat Dante gelebt, wo die moderne Bildung Wurzeln ſchlug, die-

---

„Romance of biography.“ Dante's Liebe zu Beatrice habe Etwas an ſich von der Reinheit und dem erhabenen Charakter derjenigen, welche ſie einflößte, und trug auch Merkmale des Tiefſinns und melancholiſchen Ernſtes, welche ſo hervorragende Züge im Charakter des Dichters bilden. Er bricht nicht in weiche weibiſche Klagen aus, er ſeufzt nicht ſeine Sehnſucht in die Lüfte und ſchwellt nicht den Quell mit ſeinen Thränen. Seine Liebe läßt ihn nicht, wie die Petrarca's zu Laura, abwechſelnd brennen und erfrieren: ſie iſt auch kein Bitterſüß („dolce amaro“), mit welchem ſeine Phantaſie in wohlgewählten Worten ſpielen kann. Nein, ſie erſchüttert ſein ganzes Weſen, gleich dem Erdbeben; ſie ſchlägt in jedem Pulſe, in jeder Ader; ſie hat in ſeinem Herzen gewohnt, bis ſie ein Theil ſeines Lebens oder, richtiger geſprochen, ſein Leben ſelbſt geworden iſt. Dieſe Liebe war weſentlich religiös; daher konnte der Dichter in einem ſeiner Sonette an Beatrice ſagen:

> In deine Hände, meine theure Donna,
> Befehl' ich im Verſcheiden meine Seele.

Irdiſches Glück war nicht mit dieſer Liebe. Man darf zwar mit Beſtimmtheit annehmen, daß Dante's Neigung von Beatrice erwidert wurde; aber die Verhältniſſe machten ſie zur Frau eines Anderen. Vier Jahre nach ihrer Verheiratung mit Simone de' Bardi ſtarb ſie (1290). Das edle Liebesfeuer des Dichters erloſch nicht mit dem Leben der Geliebten: es loderte in nur noch ſchöneren Flammen auf. Wie zart und erhaben zugleich iſt folgende Stanze aus einer der Kanzonen, welche er der dahingegangenen Geliebten nachſang: —

ſelben in dem ewigen Lebensquell der claſſiſchen Literatur tränkend, ſondern auch zu einer ſolchen, wo die Wuth der Parteien das Verderben der italiſchen Republiken vorzubereiten anfing. Der ungeheure Fall des hohenſtaufiſchen Hauſes bedeckte Italien mit Trümmern und in wüthenden Bürgerkriegen tobte ſich die letzte Kraft der großen Parteien des Mittelalters, der Ghibellinen und Guelphen, aus. Vier Monate vor Dante's Geburt war Friedrich's II. genialer Sohn Manfred bei Benevent gefallen; drei Jahre war der Dichter alt, als Konradin zu Neapel auf dem Schaffot gemordet wurde. Die Nachwehen dieſer tragiſchen Ereigniſſe ſollten ſchwer auf Dante's Leben laſten: er ſollte ſein gut Theil von dem allgemeinen Unglück der Zeit abbekommen.

In einer damals guelphiſchen Stadt als Sprößling einer guelphiſch geſinnten Familie geboren, focht

---

Ja, Beatrice ging zu Himmels Zinnen,
In's Land der Engel, in des Friedens Reich,
Und weilet dort, ihr Frauen, euch entrücket.
Nicht ſtarrer Froſt entraffte ſie von hinnen,
Auch Sonnenglut nicht, andern Frauen gleich,
Die Milde that's, die uns an ihr entzücket
Und die mit ihrer Demuth ſich geſchmücket,
So daß ihr Glanz durchdrang das Sterngefild,
Vom ew'gen Gott mit Staunen wahrgenommen,
Als Gott darauf entglommen,
Zu ſich zu rufen ſolch ein Tugendbild,
Ließ er empor ſie von hienieden kommen,
Erwägend, daß dem ſchnöden Erdenleben
Mit Unrecht ſolch ein Kleinod hingegeben.
(Kannegießer's Ueberſ.)

Dante noch ſehr jung in den Schlachten der Florentiner gegen die Ghibellinen von Arezzo und Piſa, und wie er der Vaterſtadt hiebei tapfer mit dem Schwert gedient, ſo gewandt diente er ihr nachmals in diplomatiſchen Geſchäften mit Wort und Schrift. Seinen Verdienſten entſprach die Wahl in das Collegium der Priori, die höchſte Magiſtratur der Republik. Damit aber hatte er den Scheitelpunkt des Glücks erreicht und die Sonnenwende trat ſchnell ein. Die Zwiſtigkeiten der nach Florenz verpflanzten Piſtojer Familie Cancelleri, welche ſich in die feindlichen Zweige der Weißen (Bianchi) und Schwarzen (Neri) ſpaltete, ſchürten den Bürgerkrieg in der Republik, deren Bewohnerſchaft ſich in die Parteien der Cerchi und Donati ſonderte. Jene, denen auch Dante angehörte, hielten es mit den Bianchi, dieſe mit den Neri, welche von dem Papſt Bonifaz VIII. unterſtützt wurden. Während nun Dante im Jahr 1302 als Geſandter von Hauſe abweſend war, fiel der Sendling des Papſtes, Karl von Valois, mit Hülfe der Donati über die Bianchi und Cerchi her und trieb die ganze Partei aus der Stadt. Die Unterlegenen wurden geächtet, ihre Güter confiszirt, ihre Häuſer niedergeriſſen. Dieſes Loos traf auch Dante, obgleich ſeine Frau Gemma, mit welcher er ſeit 1281 in unglücklicher Ehe gelebt, die Schweſter des Hauptführers der Gegenpartei war. Nachträgich wurde über Dante und ſeine Mitverbannten noch der Spruch gefällt, daß ſie lebendig verbrannt werden ſollten, wenn ſie in die Hände der Floren- iner fielen. Den Ausgeſtoßenen blieb keine andere Wahl, als ſich mit den Ghibellinen zuſammenzuthun und mit Hülfe derſelben 1304 einen Angriff auf Florenz zu unternehmen. Er mißlang und jetzt ſah ſich Dante gezwungen, über die Apenninen zu gehen, um in der Lombardei eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen.

Nun kamen alle die Entbehrungen und Demüthigungen, alle die Bitterkeiten der Verbannung über ihn. Neunzehn Jahre lang irrte er unſtät und flüchtig umher. Er, der ſtrenge und ſtolze Republikaner, mußte ſich bequemen, die Gaſtfreundſchaft der kleinen Tyrannen anzuſprechen, welche damals Oberitalien mit allen Laſtern und Greueln erfüllten. Endlich, ermüdet von dem „harten Auf- und Abſteigen fremder Treppen“ (vgl. u. „das Exil“), aufgerieben von Gram und Zorn über das eigene Mißgeſchick und mehr noch über das Unglück der florentiniſchen Heimat und Italiens[3]), angeekelt von der Menſchen Schlechtigkeit und verbittert durch das

---

[3] Nichts kommt an Energie der Entrüſtung der Apoſtrophe gleich, welche Dante im 6. Geſang des Purgatorio an Italien richtet. Er hat da gleichſam in eine Terzine alle Schuld und alles Unglück des ſchönen Landes zuſammengedrängt: —

Fehlſchlagen der liebſten Hoffnungen, ſtarb Dante in ſeinem 56. Lebensjahr am 14. September 1321 zu Ravenna, welches ſein Grab als ein nationales Heiligthum hütet [4]).

Aber, — um ein Wort Shakſpeare's anzuführen: —

> Süß iſt die Frucht der Widerwärtigkeit,
> Die gleich der Kröte, häßlich und voll Gift,
> Ein köſtliches Juwel im Haupte trägt.

Das Juwel, die ſüße Frucht der Widerwärtigkeit von Dante's Exil, war die „Göttliche Komödie.“ Zwar mag der Plan des großen Gedichts ſchon früher gefaßt und theilweiſe wohl auch ausgeführt worden ſein, allein der Ton des Ganzen bezeugt hinlänglich, daß es weſentlich eine Frucht der herben

---

> Ahi serva Italia, di dolore ostello,
> Nave senza nocchiero in gran tempesta,
> Non donna di provincie, ma bordello!

[4]) Ein ebenbürtiger Geiſt, Michelangelo Buonarotti, hat Dante dieſe Grabſchrift geſetzt: —

> Wie groß er war, iſt nimmer auszuſagen!
> Zu hell den Blinden wäre ſein Licht entzündet. . . .
> Er ſtieg hinunter zu des Irrthums Reichen,
> Uns zu belehren, dann empor zu Gotte.
> Der Himmel wehrt' ihm nicht die hohen Thore,
> Dem ſeine Vaterſtadt zuſchloß die ihren.
> Dankloſe Vaterſtadt, die ſich zum Schaden
> Warſt ſeines Unglücks Amme. Recht bezeugt das,
> Wie du den Beſten quellſt die meiſten Leiden,
> Steh' hier für tauſend Zeugniſſe dies eine:
> Daß nie ein Gleicher ſo unwürd'gen Bann trug,
> Wie nie ein größ'rer Mann, als er, erſchienen!

Wanderjahre des Dichters. Es iſt ein Werk heiligen Zornes, eines Zornes, welcher an der Leuchte der Liebe ſeine Fackel angezündet: es iſt ein Stück Weltgericht, verhängt über die ganze Zeit des Dichters, welcher Hölle, Fegefeuer und Himmel durchwandert, um für ſeinen patriotiſchen Eifer Nahrung zu finden: es iſt ein Unternehmen der Frömmigkeit zugleich und der Wiedervergeltung. Von dem Dichter Virgil, welcher ja in ſeinem Heldenlied vom frommen Aeneas dieſen auch in die Unterwelt führte, läßt ſich Dante durch die Höllenkreiſe geleiten, welche ſeine unvergleichlich kühne Phantaſie geſchaffen und mit dem Furchtbarſten angefüllt hat, was je ein Dichter erſonnen. Dann, nachdem er den Gipfel des Fegefeuerberges emporgeklommen, beut ſich ihm die verklärte Beatrice als Führerin durch die Räume des Paradieſes dar und an ihrer Hand dringt er zur Region des ewigen Lichtes vor.

Die „Göttliche Komödie“ iſt in einem energiſchen, plaſtiſchen Styl, in einer ihrer Prägnanz und ſymboliſirenden Ausdrucksweiſe halber oft ſehr dunkeln Sprache gedichtet und in Terzinen (Dreireimen) geſchrieben. Das Gedicht, zu deſſen Aufhellung und Geltendmachung Deutſche weitaus das Beſte gethan, zerfällt in 100 Geſänge und iſt in drei große Abſchnitte eingetheilt: Hölle (Inferno), Fegefeuer (Purgatorio) und Paradies (Paradiso).

Grundgedanke von Dante's Werk iſt, daß für die moderne Welt eine ſo feſtgefugte Lebenseinheit gefunden werden müſſe, wie für die alte Welt beſtanden, und dieſe Einheit könne keine andere ſein als das chriſtliche oder, wenn man will, das katholiſche Dogma. Man durfte daher Dante's grandioſe Allegorie mit Fug als die Normaldichtung des Katholicismus bezeichnen, aber man überſehe nicht, daß die Dante'ſche Katholicität durchgehends einen reformatoriſchen Verjüngungstrieb in ſich hegt und unausgeſetzt auf ein ideales Chriſtenthum hinweiſt. Dieſes Ideal, die welterlöſende Liebe oder, wie Dante ſich ausdrückt, „die Liebe, die beweget Sonn' und Sterne," — inſpirirte ihn, und ſofern ſeiner Anſicht zufolge das Drama der Weltgeſchichte, welchem ſein epiſch-lyriſch-didaktiſches Werk nachgedichtet iſt, in das Ideal, in die Liebe, alſo in das Glück ſich auflöſen mußte, gebührt ſeiner das Dieſſeits und Jenſeits umſpannenden Dichtung der Titel Komödie, welche an zarten und rührend ſchönen, erhabenen und gigantesken Einzelnheiten ſo überreich iſt[5].

---

[5] Wie überall in dieſem Buche der Dichterkönige, ſo wird auch hier von dem äſthetiſchen Fundamentalſatz ausgegangen, daß das wahrhaft Poetiſche zu ſuchen ſei im Reinmenſchlichen. Dieſes, mit ſeinen edlen und furchtbaren Leidenſchaften, herrſcht im Inferno vor und darum

Die Göttliche Komödie ſteht ganz eigenthümlich in der Geſchichte der Weltliteratur da, nicht nur ihrer ſelbſt willen, ſondern auch in ihrem Verhältniß zur literariſchen Entwicklung Italiens. Dieſes hat nachher nie mehr einen ſo gewaltigen Geiſt wie Dante hervorgebracht, welcher mit *einem* Wurfe das Größte erreichte. Es gibt keine andere Literatur, welche etwas Aehnliches beſäße, ſchon deßhalb nicht, weil die italiſche von allen modernen die einzige iſt, welche mit dem Beſten anfängt. Indem Dante ſeinem Lande die poetiſche Sprache ſchuf, ſchuf er zugleich ihr größtes Meiſterwerk. Aber es muß auch dieſes geſagt werden: die Dante'ſche Weltanſchauung liegt uns ſo ferne, daß das aus derſelben hervorgegangene Werk, auch abgeſehen von einzelnen

---

hat dieſe Abtheilung der Göttlichen Komödie die meiſten dichteriſchen Schönheiten aufzuweiſen. Vorragende ſind: die Höllenpforte (Geſ. 3, ſ. u.), die Epiſode von dem Liebespaar Paolo Malateſta und Francesca da Rimini (5, ſ. u.), Ugolino della Gherardesca (33, ſ. u.), der Höllenkönig (34, ſ. u.), die Schilderung der Glücksgöttin (7), Farinata degli Uberti, Pier delle Vigne (13). Im Purgatorio: Das Zuſammentreffen mit dem Sänger Caſella (2), der Tod Buonconte's in der Schlacht bei Campaldino (5), die Anrede an Italien und Florenz (6), die Erſcheinung Beatrice's (33, ſ. u.). Im Paradieſe: Das ſtralende Crucifix (14), das alte Florenz in der Schilderung von Dante's Ahn Cacciaguida (15), die Verbannung (17, ſ. u.), die Paradieſesroſe (30—31, ſ. u.).

Stellen, die unſer Gefühl verwunden[6]), — als Ganzes für uns weit mehr culturhiſtoriſchen als dichteriſchen Werth hat. Mehr als irgend ein anderer Dichter muß daher Dante im Zuſammenhang mit der Geſchichte und der Bildung ſeiner Zeit betrachtet werden: davon losgelöſt, wird er abſtrus, unverſtändlich und ungenießbar. Wer alſo keine Zeit oder keine Luſt zu geduldigſtem Studium des Ganzen hat, muß ſich an die wunderſchönen Epiſoden halten. Dieſe reichen freilich allein ſchon hin, Dante in die Reihe der größten Dichter aller Zeiten zu ſtellen.

---

[6] Jeder geſunde moderne Menſch wird ſich z. B. mit Widerwillen davon abwenden, wenn Dante den Brutus und Caſſius mit Judas Iſchariot im Rachen des Höllenkönigs zuſammenkoppelt oder wenn er einen der hellſten Geiſter und liebenswürdigſten Menſchen, die je gelebt, Kaiſer Friedrich II., in der Hölle braten läßt.

Aus der „Göttlichen Komödie.“

1.

Das Thor der Hölle.

(Die Hölle, 1.)

„Ich führe dich zur Stadt der Qualerkor'nen,
Ich führe dich zum unbegränzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlor'nen;
Mich ſchuf mein Meiſter aus Gerechtigkeit,
Die erſte Liebe wirkte, mich zu gründen,
Die höchſte Weisheit und Allmächtigkeit.
Vor mir war nichts Erſchaffenes zu finden,
Als Ewiges, und ewig daur' auch ich. —
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung ſchwinden!“ —
Die Inſchrift zeigt' in dunkler Farbe ſich
Vor meinen Blicken über einer Pforte,
D'rum ſprach ich: „Herr[1], ihr Sinn beängſtet mich.“
Er aber d'rauf zu mir mit klugem Worte:
„Hier ſei jedweder Argwohn weggebannt,
Und jede Feigheit ſterb' an dieſem Orte.
Wir ſind zur Stelle, die ich dir genannt,
Hier wirſt du jene Jammervollen ſchauen,
Die nicht den wahren Weg des Heils erkannt.“

---

[1] Dante redet hier den Dichter Virgil an, welcher ihm zum Führer durch die Höllenſchlunde dient.

Er faßte meine Hand, daher Vertrauen
  Durch ſein Geſicht voll Muth auch ich gewann.
  D'rauf führt' er mich in das geheime Grauen.
Gleich hob Geächz', Geſchrei und Klagen an,
  Laut durch die ſternenloſe Luft ertönend,
  So daß ich ſelber weinte, da's begann.
Verſchied'ne Leute, Worte, gräßlich dröhnend,
  Handſchläge, Klänge heiſeren Geſchrei's,
  Die Wuth, aufkreiſchend, und der Schmerz, erſtöhnend —
Dies Alles wogte toſend ſtets, als ſei's
  Im Wirbel Sand, durch Lüfte, die zu ſchwärzen
  Es keiner Nacht bedarf, im ew'gen Kreis.

2.

Francesca von Rimini.

(Die Hölle. 5.)

So ging's hinab vom erſten Kreis zum zweiten,
  Der größern Schmerz verſchließt an kleinerm Ort,
  Wo Wehgeheul und Winſeln ſich verbreiten.
Minos ſteht furchtbar zähnefletſchend dort,
  Erforſcht hier alle Schuld, erkennt und ſendet
  Dann, je nachdem er ſich umwindet, fort.
Ich ſage: Wenn ein Sündenleben endet,
  So kommt vor ihn, ſo beichtet ihm der Geiſt.
  Der Sündenkenner, der durch Nichts geblendet,
Zum rechten Höllenplatze Jeden weiſ't,
  Schickt dann ſie ſo viel Grad' hinab zur Hölle,
  Als oft er ſich mit ſeinem Schweif umkreiſ't.

Von vielem Volk iſt ſtets beſetzt die Schwelle
Und nach und nach kommt Jeder zum Gericht,
Spricht, hört und eilt zu der beſtimmten Stelle.
„Du, der in dieſe Qualbehauſung bricht,“
So rief mir Minos, als er mich erſehen,
Und ließ indeß die Uebung großer Pflicht:
„Schau, wem du trauſt! leicht iſt's hinein zu gehen,
Doch täuſche nicht dich ein verweg'ner Drang.“
Mein Führer d'rauf: „Laß dir den Groll vergehen!
Nicht hind're den verhängnißvollen Gang!
Die wollen's dort, die können, was ſie wollen,
Nicht mehr gefragt, denn unſer Weg iſt lang.“
Bald hört' ich nun, wie Jammertön' erſchollen,
Denn ich gelangte wieder zu dem Haus,
Zur Klag' und dem Geheul der Unglückvollen.
Jedwedes Licht verſtummt' im dunkeln Graus,
Das brüllte, wie, wenn ſich der Sturm erhoben,
Beim Kampf der Winde lautes Meergebraus.
Nie ruht der Höllen-Wirbelwind vom Toben
Und reißt zu ihrer Qual die Geiſter fort
Und dreht ſie um nach unten und nach oben.
Und ſind ſie nun am Rand des Abgrunds dort,
Da heulen ſie, da brüllen ſie und klagen
Und fluchen Gott mit wildverruchtem Wort.
Und ich vernahm hier, daß zu ſolchen Plagen
Verdammt die fleiſchlichen Verbrechen ſind,
Die mit dem Triebe die Vernunft verjagen.
Wie irren Fluges, wenn der Froſt beginnt,
Ein dichtgedrängter breiter Troß von Staaren,
So ſieht man ſie in jenem Wirbelwind
Hierhin und dort, hinauf, hinunter fahren,
Geſtärkt von keiner Hoffnung, mind'res Leid,
Geſchweige jemals Ruhe zu erfahren.

Wie Kraniche, zum Streifen lang gereiht,
  In hoher Luft die Klagelieder krächzen,
  So ſah ich von des Sturms Gewaltſamkeit
Die Schatten hergeweht mit bangem Aechzen.
  „Wer ſind die, Meiſter, welche her und hin
  Der Sturmwind treibt und die nach Ruhe lechzen?“
So ich — und er: „Des Zuges Führerin,
  Von welchem du gewünſcht Bericht zu hören,
  War vieler Zungen große Kaiſerin.
Sie ließ von Wolluſt alſo ſich bethören,
  Daß ſie für das Gelüſt Geſetz' erfand,
  Um nur der tiefen Schmach ſich zu erwehren.
Sie iſt Semiramis, wie allbekannt,
  Nachfolgerin des Ninus, ihres Gatten,
  Einſt herrſchend in des Sultans Stadt und Land.
Dann ſie, die, ungetreu Sichäus' Schatten,
  Aus Liebe ſich dem Tode ſelbſt geweiht,
  Sich dann Kleopatren im Flug ermatten.“
Auch Helena, die Urſach' böſer Zeit,
  Achillen ſah ich ſich im Sturme heben,
  Den Lieb' hinabgeſtürzt in's letzte Leid.
Den Paris ſah ich dort, den Triſtan ſchweben
  Und tauſend And're zeigt' und nannt' er dann,
  Die Liebe fortgejagt aus unſerm Leben.
Lang hört' ich den Bericht des Lehrers an
  Von dieſen Rittern und den Frau'n der Alten,
  Voll Mitleid und voll Angſt, bis ich begann:
„Mit dieſen Zwei'n, die ſich zuſammenhalten,
  Die, wie es ſcheint, ſo leicht im Sturme ſind,
  Möcht' ich, o Dichter, gern mich unterhalten.“
Und er darauf: „Gib Achtung, wenn der Wind
  Sie näher führt, dann bei der Liebe flehe,
  Die Beide führt, da kommen ſie geſchwind.“

Kaum waren ſie geweht in unſ're Nähe,
Als ich begann: „Gequälte Geiſter, weilt,
Wenn's Niemand wehrt, und ſagt uns euer Wehe.“
Gleich wie ein Taubenpaar die Lüfte theilt,
Wenn's mit weit ausgeſpreizten ſteten Schwingen
Zum ſüßen Neſt herab voll Sehnſucht eilt:
So ſah ich ſie dem Schwarme ſich entringen,
Bewegt vom Ruf der heißen Ungeduld,
Und durch den Sturm ſich zu uns niederſchwingen.
„O du, der uns beſucht voll Güt' und Huld
In purpurſchwarzer Nacht, uns, die die Erde
Vordem mit Blut getüncht durch unſ're Schuld,
Gern bäten wir, daß Fried' und Ruh' dir werde,
Wär' uns der Fürſt des Weltenalls geneigt,
Denn dich erbarmt der ſeltſamen Beſchwerde.
Wie ihr zu Red' und Hören Luſt bezeigt,
So reden wir, ſo leih'n wir euch die Ohren,
Wenn nur, wie eben jetzt, der Sturmwind ſchweigt.
Ich ward am Meerſtrand in der Stadt geboren,
Wo ſeinen Lauf der Po zur Ruhe lenkt,
Bald mit dem Flußgefolg im Meer verloren.
Die Liebe, die in edles Herz ſich ſenkt,
Fing dieſen durch den Leib, den Liebreiz ſchmückte,
Der mir geraubt ward, wie's noch jetzt mich kränkt.
Die Liebe, die Geliebte ſtets berückte,
Ergriff für dieſen mich mit ſolchem Brand,
Daß, wie du ſiehſt, kein Leid ihn unterdrückte.
Die Liebe hat uns in ein Grab geſandt —
Kaina harret deß, der uns erſchlagen.“
Der Schatten ſprach's, uns kläglich zugewandt.
Vernehmend der bedrängten Seelen Klagen,
Neigt' ich mein Angeſicht und ſtand gebückt.
„Was denkſt du?“ hört' ich d'rauf den Dichter fragen.

„Weh'," ſprach ich, „welche Glut, die ſie durchzuckt,
Welch' ſüßes Sinnen, liebliches Begehren,
Hat ſie in dieſes Qualenland entrückt?"
D'rauf ſäumt' ich nicht, zu Jener mich zu kehren:
„Francesca," ſo begann ich nun, „dein Leid
Drängt mir in's Auge fromme Mitleidszähren.
Doch ſage mir: Zu ſüßer Seufzer Zeit,
Wodurch und wie verlieh die Lieb' euch Beiden
Den zweifelhaften Wunſch der Zärtlichkeit?"
Und ſie zu mir: „Gibt's wohl ein größ'res Leiden,
Als ſchöner Zeit Erinn'rung bei der Wuth
Des Mißgeſchicks? Dein Meiſter mag's entſcheiden.
Doch forſcheſt du dem Urſprung unſ'rer Glut
So eifrig nach, ſo ſollſt du ihn erfahren
Durch meine Red' und meine Thränenflut.
Wir laſen einſt zur Luſt von den Gefahren
Des Lanzelott und wie ihn Lieb' umwandt',
Wobei wir einſam und ohn' Argwohn waren.
Oft war beim Leſen unſer Blick entbrannt
[illegible] unſ're Wang' entfärbt — doch eine Stelle,
Nur eine war es, die uns überwand.
Denn wie des heißerſehnten Lächelns Quelle
Im Buche küßt der Buhle, ſtolz und hehr,
Da naht' auch mir mein ewiger Geſelle,
Da küßte zitternd meinen Mund auch er —
Galeotto war das Buch, und der's verfaßte —
An jenem Tage laſen wir nicht mehr."
Der eine Schatten ſprach's, der and're faßte
Sich kaum vor Weinen und mir ſchwand der Sinn
Vor Mitleid, daß ich wie im Tod erblaßte,
Und wie ein Leichnam hinfällt, fiel ich hin.

3.

Ugolino.

(Hölle, 32 und 33.)

Wir gingen fort und etwas weiter vor
War, Haupt auf Haupt gedrückt, ein Paar zu finden,
Das feſt in einem Loch zuſammenfror.
Und wie man nagt an hartem Brot und Rinden,
So nagt am untern der, der oben war,
Da, wo ſich Nacken und Gehirn verbinden.
Wie Tydeus einſt, geweiht dem Tode zwar,
Doch ſeine Zähn' in Melanipp geſchlagen,
So macht' es der mit Schädel, Fleiſch und Haar.
„O du, der du mit viehiſchem Behagen
Den Haß an dieſem ſtillſt, den du verzehrſt,
Weshalb,“ begann ich, „magſt du dich beklagen?
Und wenn du mich von deinem Recht belehrſt,
Und wer er ſei und was dein Nagen räche,
So mach' ich, daß du dort zu Ehren kehrſt,
Wenn dieſe nicht verdorrt, mit der ich ſpreche.“
Den Mund erhob vom ſchaudervollen Schmaus
Der Sünder jetzt, und wiſcht' ihn mit den Locken
Des angefreſſ'nen Hinterkopfes aus.
Er ſprach: „Du willſt zum Reden mich verlocken?
Verzweiflungsvollen Schmerz ſoll ich erneu'n,
Bei deß Erinn'rung ſchon die Pulſe ſtocken?
Doch darf ich hoffen, Saaten auszuſtreu'n,
Die Schmach als Frucht für den Verräther bringen,
Nicht Worte werd' ich dann, noch Thränen ſcheu'n.

Zwar, wer du biſt, wie dir hieher zu dringen
Gelungen, weiß ich nicht, doch ſchien vorhin
Wie Florentiner-Laut dein Wort zu klingen:
D'rum höre jetzt: ich war Graf Ugolin,
Erzbiſchof Roger er, den ich zerbiſſen.
Nun horch, warum ich ſolch ein Nachbar bin.
Zwar, daß er mich, der ich auf ſein Gewiſſen
Vertraute, fing durch ſeinen argen Rath
Und dann mich tödtete, das wirſt du wiſſen;
Doch wie der Tod mir qualenvoll genaht,
Das weißt du nicht — ſo hör' es, um zu ſchauern,
Und ſprich, ob Haß mir ziemt für ſolche That.
Ein enges Loch in des Verließes Mauern,
Durch mich benennt vom Hunger, wo gewiß
Fortan noch Manche feſt verſchloſſen trauern,
Es zeigte kaum nach nächt'ger Finſterniß
Das erſte Zwielicht, als ein Traum voll Grauen
Der dunkeln Zukunft Schleier mir zerriß.
Er jagt' als Herr und Meiſter durch die Auen
Den Wolf und ſeine Brut zum Berge hin,
Der Piſa hindert, Lucca zu erſchauen.
Mit Hunden, mager, ſchnell, von gier'gem Sinn,
Und mit Lanfrank, Gualand und mit Sismunden
Zog dieſer vor der wilden Jagd dahin.
Bald ſchien im Lauf des Wolfes Kraft geſchwunden
Und ſeiner Jungen Kraft, und bis zum Tod
Sah ich von ſcharfen Zähnen ſie verwunden.
Als ich erwacht' im erſten Morgenroth,
Da jammerten im Schlafe noch die Meinen,
Die bei mir waren, und verlangten Brot.
Theilſt du nicht meinen Schmerz, ſo theilſt du keinen
Und denkſt du, was mein Herz mir kund gethan,
Und weineſt nicht, wann pflegſt du dann zu weinen?

Schon wachten ſie, die Stunde naht' heran,
  Wo man uns ſonſt die Speiſe bracht', und Jeden
  Weht' ob des Traumes Unglücksahnung an.
Verriegeln hört' ich unter mir den öden,
  Grau'nvollen Thurm — und in's Geſicht ſah ich
  Den Kindern allen, ohn' ein Wort zu reden.
Ich weinte nicht, ſo ſtarrt' ich innerlich,
  Sie weinten, und Anſelm, mein Kleiner, fragte:
  Du blickſt ſo, Vater! ach, was haſt du? ſprich!
Doch weint' ich nicht, und dieſen Tag lang ſagte
  Ich nichts, und nichts die Nacht, bis abermal
  Des Morgens Licht der Welt im Oſten tagte.
Als in mein jammervoll Verließ ſein Stral
  Ein wenig fiel, da ſchien es mir, ich fände
  Auf vier Geſichtern mein's und meine Qual;
Da biß ich mich vor Schmerz in beide Hände,
  Und Jene, wähnend, daß ich es aus Gier
  Nach Speiſe thät', erhoben ſich behende
Und ſchrie'n: Iß uns, dann leiden minder wir!
  Wie wir von dir die arme Hüll' erhalten,
  O ſo entkleid' uns, Vater, auch von ihr.
Da ſucht' ich ihrethalb mich ſtill zu halten.
  Stumm blieben wir den Tag, den andern noch.
  Und du, o Erde, konnteſt dich nicht ſpalten!
Als wir den vierten Tag erreicht, da kroch
  Mein Gaddo zu mir hin mit leiſem Flehen:
  Was hilfſt du nicht? Mein Vater hilf mir doch!
Dort ſtarb er — und ſo hab' ich ſie geſehen,
  Wie du mich ſiehſt, am fünften, ſechsten Tag,
  Jetzt den, jetzt den hinſinken und vergehen.
Schon blind, tappt' ich dahin, wo Jeder lag,
  Rief ſie drei Tage, ſeit ihr Blick gebrochen,
  Bis Hunger that, was Kummer nicht vermag." —

Und ſcheelen Blickes fiel er, dies geſprochen,
Den Schädel an, den er zerriß, zerbrach,
Mit Zähnen wie des Hundes, ſtark für Knochen.
O Piſa, du des ſchönen Landes Schmach,
In dem das Si erklingt mit ſüßem Tone,
Zieht träg dein Nachbar deinen Freveln nach,
So ſchwimme her Capraja und Gorgone,
Des Arno Mund zu ſtopfen, daß die Flut
Dich ganz erſäuf' und keiner Seele ſchone.
Denn, wenn auch Ugolino's Frevelmuth,
Wie man geſagt, die Schlöſſer dir verrathen,
Was ſchlachtete die Kinder deine Wuth?
O neues Theben, war an ſolchen Thaten
Unſchuldig nicht das zarte Knabenpaar,
Das ich genannt, nicht Hugo ſammt Brigaten? —

4.

Der Höllenkönig.

(Hölle, 34.)

Uns naht des Höllenköniges Panier!
Schau hin, ob du vermagſt, ihn zu erſpähen,
So ſprach mein edler Meiſter jetzt zu mir.
Und wie wenn dichte Nebel uns umweben,
Wie in der Dämmerung, vom fernen Ort
Windmühlenflügel ausſeh'n, die ſich drehen;
So ſah ich jetzo ein Gebäude dort —
Nichts fand ich ſonſt, mich vor dem Wind zu decken,
D'rum drängt' ich feſt mich hinter meinen Hort.

Dort war ich, wo — ich ſing' es noch mit Schrecken —
Die Geiſter, in durchſicht'ges Eis gebannt,
Ganz d'rin, wie Splitterchen im Glaſe ſtecken.
Der lag darin geſtreckt und Mancher ſtand,
Der aufrecht, jener auf dem Kopf; der bückte
Sich ſprenkelkrumm, das Haupt zum Fuß gewandt.
Indem ich hinter'm Meiſter vorwärts rückte,
Sprach er zuletzt: „Das Weſen zeig' ich dir,
Das einſt die Schönheit eines Engels ſchmückte."
Mit dieſen Worten trat er weg von mir
Und fuhr dann fort: „Bleib', um den Dis zu ſchauen,
Doch ſtark zu ſein und muthig gilt es hier."
Wie ich da ſtarr und heiſer ward vor Grauen,
Darüber ſchweigt, o Leſer, mein Bericht,
Denn keiner Sprache läßt ſich dies vertrauen.
Nicht ſtarb ich hier, auch lebend blieb ich nicht.
Nun denke, was dem Zuſtand deſſen gleiche,
Dem Tod und Leben allzugleich gebricht
Der Kaiſer von dem thränenvollen Reiche
Entragte mit der halben Bruſt dem Glas,
Und wie ich eines Rieſen Maß erreiche,
Erreicht' ein Rieſe ſeines Armes Maß.
Nun ſiehſt du ſelbſt das ungeheure Weſen,
Dem ſolch ein Glied verhältnißmäßig ſaß.
Iſt er, wie häßlich jetzt, einſt ſchön geweſen
Und hat den güt'gen Schöpfer doch bedroht,
So muß er wohl der Quell ſein alles Böſen.
O Wunder, das ſein Kopf dem Auge bot!
Mit drei Geſichtern ſah ich ihn erſcheinen,
Von dieſen aber war das vord're roth,
Die beiden andern fügten ſich dem einen
So an, daß jedes ob der Schulter ſtand,
Um oben ſich beim Kamme zu vereinen.

Weißgelblich war das Antlitz rechter Hand,
  Das linke jenen gleich, die in den Landen
  Jenſeits des Nilfalls Sonnenglut verbrannt.
Groß, angemeſſen ſolchem Vogel, ſtanden
  Zwei Flügel unter jedem weit heraus,
  Die wir den Segeln gleich, nur größer, fanden
Und federlos, wie die der Fledermaus.
  Sie flatterten ohn' Unterlaß und goſſen
  Drei Winde nach verſchied'ner Richtung aus,
Die kaltend den Cocyt mit Eis verſchloſſen.
  Sechs Augen waren nie von Thränen frei,
  Die auf drei Kinn in blut'gem Geifer floſſen
Und einen armen Sünder malmt' entzwei
  Und kaute jeder Mund, daher zerbiſſen,
  Flachsbrechen gleich, die ſcharfen Zähne drei.
Der vord're Mund ſchien ſanft in ſeinen Biſſen,
  Verglichen mit den ſcharfen Klau'n, zu ſein,
  Die oft die Haut vom Fleiſch des Sünders riſſen.
Da ſprach Virgil: „Sieh hier die größte Pein!
  Iſcharioth's Kopf ſteckt zwiſchen ſcharfen Zangen
  Und außen zappelt er mit Arm und Bein:
Zwei And're ſieh den Kopf nach unten hängen:
  Hier Brutus an der ſchwarzen Schnauze Schlund
  Sich ohne Laute winden, dreh'n und drängen;
Dort Caſſius, kräftig, wohlbeleibt und rund —
  Doch naht die Nacht, d'rum ſei jetzt fortgegangen,
  Denn ganz erforſcht iſt nun der Hölle Grund.“

(Streckfuß.)

5.

Beatrice.

(Fegefeuer, 30.)

Ich ſahe ſchon im Anbeginn des Tages
  Den morgendlichen Theil ganz Thau-erfüllet,
  Den andern Himmel ſchön geziert mit Heit're,
Und dann der Sonn' Antlitz verdunkelt aufgeh'n,
  Alſo daß, ob der Mäßigung durch Dünſte,
  Das Aug' es lange Zeit hindurch ertragen:
Alſo inmitten einer Blumenwolke,
  Die aus der Engel Händen ſich erhebend,
  Hernieder regnet innen ſo wie außen:
Bekränzt mit Oellaub auf dem weißen Schleier,
  Erſchien ein Weib mir unter grünem Mantel,
  Gekleidet in lebend'ger Flamme Farbe.
Mein Geiſt jedoch, da ſchon ſoviel der Zeiten
  Vergangen, daß in ihrer Näh' er nimmer
  Erzitternd vor Erſtaunen hingeſunken,
Fühlt', eh' er mit den Augen mehr erkannte,
  Durch hehrgeheime Kraft von ihr geregt,
  Die große Mächtigkeit der alten Liebe!
Sobald als in dem Anblick mich getroffen
  Die hehre Kraft, die früher mich durchdrungen,
  Eh' ich dem Knabenalter noch entlaufen:
Wandt' ich zur Linken mich mit der Befängniß,
  Mit der das Kind hineilet zu der Mutter,
  Wenn Furcht es hegt oder tief betrübt iſt:
Um zu Virgil zu ſagen: Keine Drachme
  Von Blut iſt mir geblieben, die nicht zittert:
  Ich kenn' die Zeichen der uralten Flamme!

6.

Das Exil[1].

(Paradies, 17.)

Wie Hippolyt Athen verlaſſen müſſen,
Der untreu ſchändlichen Stiefmutter halben,
So mußt du von Florenz dereinſt dich trennen.
Dies will man und dies wird bereits betrieben,
Und bald wird es vollbringen, der es ausſann,
Wo Chriſtus alle Tage wird verſchachert.
Der Ruf der Schuld wird dem gekränkten Theile
Nachfolgen, wie gewöhnlich, doch die Rache
Wird zeigen von der Wahrheit, die da rächet.
Du wirſt alsdann verlaſſen alle Dinge,
Die dir die liebſten ſind: dies wird der erſte
Pfeil ſein, den der Verbannung Bogen abſchnellt.
Du wirſt dann merken, wie nach Salze ſchmecke
Das fremde Brot, und welch ein harter Gang iſt
Das Auf- und Niederſteigen fremder Treppen.

---

[1] Der Dichter begegnet auf ſeiner Wanderung durch das Paradies ſeinem Ahn Cacciaguida und dieſer prophezeit ihm in markigen Worten ſeine Verbannung. Die bitteren Erfahrungen derſelben hat Dante in dieſer Stelle niedergelegt.

7.

Die Paradieſesroſe[1].

(Paradies, 31.)

Und alſo in Geſtalt von weißer Roſe
Darſtellete ſich mir die heil'ge Heerſchaar,
Die ſich in ſeinem Blut Chriſtus vermählt hat.
Die andere, die fliegend ſchaut und ſinget
Den Ruhm deß, der mit Liebe ſie erfüllet,
Und ſeine Huld, die ſie ſo hehr geſchaffen:
Gleich wie ein Bienenſchwarm bald in die Blumen
Sich ſenkt, bald wiederum zurückſchwärmt,
Dorthin, wo ſeine Arbeit ſich verköſtlicht:
Fiel ſie zur großen Blume, die ſich ſchmücket
Mit ſo viel Blättern, und dann ſtieg ſie wieder
Hinauf, wo ihre Liebe wohnt allimmer.
Lebend'ge Flamme war Jedwedes Antlitz,
Die Flügel golden und weiß alles And're,
Daß nie ein Schnee an die Vollendung reichet.
Wenn in die Blume ſie von Sitz zu Sitze
Sich ſenkten, brachten Frieden ſie und Inbrunſt,
Die ſie erwarben, fächelnd ihre Seiten.
Doch zwiſchen jenem Höchſten und der Blume,
Verhinderte des flatternden Geſchwärmes
Unzahl das Schauen weder, noch den Lichtglanz:
Denn es erſtralet das göttliche Leuchten,
Das All' durchdringend, je nachdem es würdig,
So mächtig, daß kein Ding ihm widerſteh'n kann.

---

[1] Die Heerſchaar der Seligen bildet die Roſe des Paradieſes. Aber zwiſchen Gott und der Blume flattern die thätigen Geiſter, die Engel, welche gleich einem Bienenſchwarm die Süßigkeiten des Paradieſes, Frieden und Inbrunſt, erwerben und ſpenden.

Das ſichere und freud'ge Reich hier wandte,
Erfüllt von altem Volke und von neuem,
Blick ſo wie Liebe ganz nach einem Ziele.
O dreifach Licht du, das, in einem Sterne
Erfunkelnd ihrem Blick, ſie ſo befriedigt:
Schau' gnädiglich herab auf unſern Sturm hier!

Ariosto.

Schwing' auf den Hippogryphen dich auf und waffne mit Zauber,
Waffne mit magiſcher Kraft Sinn und Verſtand dir und Geiſt.
Denn es dreht dir die wimmelnde Welt, die begeiſterte Willkür
Tauſend Sirenen hinab dich in den Wirbel zu zieh'n.
Still mit der alten Mama, der Natur, ihr Geſetz iſt vorüber
Und von Magiern und Feen, zaubernden Todten und Frau'n,
Fliegenden Roſſen, kryſtall'nen Kaſtellen und Wundern des Meeres,
Lanzen und Hörnern und Schild' iſt ſie verlacht und geneckt.
Dennoch öffnet ſie zärtlich den Schooß und die ſüßeſten Blüthen
Und den unendlichſten Reiz beut ſie verſchwenderiſch dir.
Himmliſche Frühlinge weben dich an und Jugend und Freude,
Selig melodiſch ertönt dir aus den Sternen Muſik.

Waiblinger.

Dante hatte am Ausgang des 13. Jahrhunderts die italiſche Literatur geſchaffen. Petrarca, der große Sonettiſt und Verewiger Laura's, und Boccaccio, der Schöpfer der italiſchen Proſa und im ſchalkhaften Genre unübertroffene Meiſter der Novelle, hatten ſie im 14. Jahrhundert weitergebildet. In ein zweites Stadium trat ſie im 15. und 16. Jahrhundert, zu einer Zeit alſo, wo der Abglanz, welchen die eifrigſt betriebenen claſſiſchen Studien auf Italien warfen, am hellſten leuchtete. Dieſes wiedererwachte Intereſſe für die humaniſtiſche Weltanſchauung des Alterthums iſt ohne Zweifel für Poeſie und bildende Kunſt außerordentlich befruchtend geweſen und manches Unübertreffliche, wie z. B. Raphael's Madonnen, Tizian's Liebesgöttinnen, wurde damals geſchaffen. Aber verglichen mit dem Geiſt, welcher aus Dante's großem Gedicht und ſelbſt aus einigen patriotiſchen Canzonen Petrarca's athmet, iſt dieſe zweite Periode der italiſchen Literatur faſt durchgehends ſchon eine Abſpiegelung ſittlicher Hohlheit und Entnervung. Der republikaniſche Geiſt, welchen die italiſchen Gemeinweſen im vorhergegangenen Zeitraum in todesmuthigem Kampfe gegen ein Herrſcherhaus, wie das hohenſtaufiſche, aufrecht zu erhalten vermocht, war jetzt ſo ziemlich überall jener knechtiſchen Stimmung gewichen, welche kleinlicher Tyrannei nachtritt, und das italiſche Volk hatte ſich gewöhnt, ſeinen aus Condottieri oder Bankiers zu Fürſten gewordenen Herren Alles zu verzeihen, wenn ſie ihm nur erlaubten, die Zaubereien, welche die Künſte an den Höfen ſchufen, aus der Ferne mitanzuſehen.

Zwei Höfe vornehmlich waren es, welche literariſche Mittelpunkte abgaben und ein eifrig geſuchtes Mäcenat ausübten: der Hof der Medici zu Florenz und der Hof der Eſte zu Ferrara. Lorenzo von Medici, ein Mann von hoher Begabung und bedeutendem Dichtertalent, machte in Fortführung des Werkes ſeines Großvaters Cosmo ſeine Paläſte und Villen zum Sammelplatz von Gelehrten, Poeten und Künſtlern. Die lyriſche, ſatiriſche und dramatiſche Dichtung fand hier Pflege und die Brüder Luca und Luigi Pulci betrieben am Medizäerhof auch die Ausbildung der romantiſchen Ritterepopöe, deren Stoffe vom 14. Jahrhundert an aus Frankreich nach Italien eingeführt worden waren. Hauptgegenſtand dieſer Epik war und blieb für Italien der Sagenkreis von Karl dem

Großen und ſeinen Paladinen, unter welchen Roland (Orlando) hervorragte. Ein weitſchichtiger, nach franzöſiſchen Quellen bearbeiteter Ritterroman, betitelt I Reali di Francia (die fränkiſchen Königskinder), bot eine reiche Fundgrube. Aber die italiſchen Epiker waren weit davon entfernt, ihren Stoff mit gläubiger Naivetät zu faſſen und zu geſtalten. Von dem philoſophiſchen Tiefſinn, womit der deutſche Wolfram die Ritterromantik erfüllt hatte, konnte vollends bei ihnen keine Rede ſein. Das Italien dieſer Zeit war nicht der Ort, wo der mittelalterlichen Romantik ihr dichteriſches Recht widerfahren konnte[1]. Sie war den Italienern weiter Nichts als ein Subſtrat ihrer Skepſis und Komik. Schon die epiſchen Verſuche der Pulci, namentlich „der große Morgant" von Luigi Pulci, repräſentiren den Charakter der italiſchen Rakterepopöe: den Mangel an echtem Ritterthum und echter Minne, die Zuſammenwürfelung von Heidniſchem und Chriſtlichem, von Pathetiſchem und Komiſchem, den Hang zu aufſchneideriſcher Unwahrſcheinlichkeit, das zweck- und kernloſe Abenteuern der Helden, das buhleriſche Vagiren der Heldinnen, die Verſpottung der Pfaffheit und eine ungläubige Ironie, die ſich zum atheiſtiſchen Sarkasmus ſteigert.

---

[1] Die allgemeine Sittenverderbniß hatte längſt alle edlen Gefühle der Ehre, Treue und Loyalität untergraben und die Herzen waren unter dem ſtählernen Panzer erkaltet und von niedrigen Regungen erfüllt. Die Abenteuer, welche die alten Troubadours mit unerſchütterlichem Ernſte erzählten, wären Männern, deren Glaube lau und ſkeptiſch war, ebenſo langweilig wie ſonderbar vorgekommen.

Mariotti.

Ihre umfaſſendere und feinere Ausbildung fand die italiſche Ritterepik am Hofe von Ferrara, wo zuerſt Bojardo, als der Vorläufer Arioſto's, in ſeiner Epopöe „der verliebte Roland“ (Orlando innamorato) den Stoff der Karlsſage in ihrem weiteſten Umfang behandelte. Wo er den Faden fallen gelaſſen, nahm ihn Arioſt auf.

Ludovico Arioſto wurde 1474 in der Stadt Reggio geboren. Sein Vater ſtand in amtlichen Beziehungen zu dem Hof von Ferrara und ſo hatte der Knabe ſchon frühzeitig Gelegenheit, das glänzende Leben daſelbſt zu ſehen. Die prunkvollen Darſtellungen der Luſtſpiele des Plautus und Terenz, welchen er anwohnte, ſollen zuerſt ſein Dichtertalent angeregt haben. Er begann ſich friſchweg in das dichteriſche und künſtleriſche Leben zu werfen, welches ihn umgab. Allein der Wille ſeines Vaters, welcher eine zahlreiche Familie zu verſorgen hatte, verwies ihn gebieteriſch auf die einträglichere juriſtiſche Laufbahn und erſt ſpäter durfte er das verhaßte Rechtsſtudium mit den humaniſtiſchen Studien vertauſchen. Nach dem Tode ſeines Vaters gelang es ihm, dem Hof ſeine poetiſchen Gaben bemerklich zu machen, und er wurde von dem Cardinal Ippolito d'Eſte in Dienſte genommen. Es iſt nicht recht klar, worin dieſe Dienſte eigentlich beſtanden, Arioſto beklagt ſich aber in ſeinen Satiren und Briefen vielfach über die Beſchwerlichkeit und die ſchlechte Belohnung derſelben, was ihn jedoch nicht abhielt, in ſeinem großen Gedicht dem Haus Eſte die maßloſeſten Schmeicheleien darzubringen, Allem nach, um ſich dadurch eine Stellung zu verſchaffen, die ihm erlaubt hätte, ganz nach ſeiner Laune zu leben. Seine Erwartungen gingen indeſſen nur in ſehr beſcheidenem Maaße in Erfüllung. So gab er denn nach fünfzehn Jahren ſeine Dienſte bei dem Cardinal auf und trat in die des Herzogs Alfonſo d'Eſte, der ihn zum Gouverneur der Provinz Garfagnana machte. Dort blieb er drei Jahre, worauf er an den Hof zurückkehrte und bei dem Schauſpielweſen als Dramaturg und dramatiſcher Dichter eine ſeinen Neigungen entſprechende Stelle fand. Seine letzten Jahre verlebte er in glücklicher Muße und, wie höchſt wahrſcheinlich iſt, in einer geheimen Ehe mit einer edlen Frau, Aleſſandra Strozzi. Sein Tod erfolgte am 6. Juni 1533.

Elf Jahre lang hat er an ſeiner Ritterepopöe „der raſende Roland“ (Orlando furioso) gearbeitet, welche 46 Geſänge zählt und in dem Versmaaß geſchrieben iſt, welches für das romantiſche Epos der

Italiener ſtehend geworden, in jenen achtzeiligen Stanzen (ottave rime), welche unſer Schiller ſo ſchön charakteriſirte[2]). Von 1515 an begannen die Geſänge des raſenden Roland zu erſcheinen und ſie wurden mit Entzücken aufgenommen. Arioſto hatte aber auch ſeinen Gegenſtand in echt italiſch-nationalem Sinn behandelt, d. h. nicht mit ernſter Begeiſterung, ſondern mit jenem graziöſen Humor, mit jener ſchalkhaft ironiſchen Skepſis, welche der Stimmung des italiſchen Publicums von damals ſo angemeſſen und willkommen war. Die Wirkung des Gedichts war ungeheuer und iſt eine nachhaltige geblieben: noch jetzt iſt alſo Arioſto der populärſte Dichter ſeines Landes. Das allmälige Bekanntwerden des Werkes war wie darauf berechnet, den Hauptvorzug deſſelben in's hellſte Licht zu ſetzen, ſeine Vortrefflichkeit in Einzelnheiten.

Zu den ſchönſten ſind zu zählen die Kampfbilder im 1., 2., 9., 14., 17. und 36. Geſang, die Epiſode von der Ginevra (Geſ. 4—6), das Erwachen der von Biren verrathenen und verlaſſenen Olympia auf der einſamen Inſel (10, ſ. u.), die Entdeckung von Angelika's Untreue durch Roland und des Ueber-

---

2) Stanze, dich ſchuf die Liebe, die zärtlich ſchmachtende. Dreimal
Flieheſt du ſchamhaft und kehrſt dreimal verlangend zurück.

gangs ſeiner Liebesſehnſucht in Raſerei (23), wovon das ganze Gedicht ſeinen Namen trägt, ferner der Tod Zerbin's (24) und die damit zuſammenhängende Erzählung von Iſabella's Treue bis in den Tod (29), unſtreitig die edelſte und rührendſte Partie des ganzen Werkes (ſ. u.), endlich die feinſatiriſche Schilderung von Aſtolf's Reiſe in den Mond (34), der derbe Schwank von der Weiber Liſt und Untreue (28) und die humoriſtiſche Weisheit in der Epiſode von der Weiberprobe (43).

An dieſe und zahlreiche andere einzelne Schönheiten muß man ſich halten, wenn man an Arioſt rechte Freude haben will. Denn als Ganzes betrachtet, leidet ſein Werk an weſentlichen Mängeln. Es gilt vom raſenden Roland im Beſonderen, was oben über die italiſche Romantik im Allgemeinen geſagt wurde. Das Arioſt'ſche Ritterthum entbehrt der Naivetät, des rechten Glaubens, wie der rechten Liebe. Daher vermögen uns auch ſeine Helden keine rechte Theilnahme einzuflößen. Sie ſind keine plaſtiſchen Individualitäten, keine Charaktere, ſondern willenloſe und vielfach auch verſtandloſe Marionetten, tanzend am Draht der Sinnlichkeit. Die Heldinnen ſind, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen (Ginevra, Olympia, Iſabella), ebenſo unweiblich als ihre Galane unmännlich, und ſchweben fortwährend zwiſchen leichtfertiger Hingebung und Vergewaltigung.

Der ganzen Dichtung fehlt eine höhere leitende Idee und damit die epiſche Einheit: ihr Plan iſt die Planloſigkeit, die ſouveraine Willkür. Deßhalb herrſcht hier eine athemloſe Phantaſtik, welche den Leſer toll mit ſich fortwirbelt, die ganze Ordnung der Natur umkehrt, das Unmögliche zum Wirklichen und die ganze Welt zu einem Schauplatz der bunteſten Phantasmagorien und Bizarrerien macht; — deßhalb das ruheloſe Gehetze aus einem Abenteuer in das andere, ins dritte, vierte, zehnte, zwanzigſte, hundertſte. Aber zuweilen winkt der Zauberſtab des Dichters dem mänadenhaften Reigen ſeiner Geſtalten und Geſchichten ein Halt zu und läßt ſich mit der ganzen Geſellſchaft auf einer Inſel, auf einer Oaſe oder in einem einſamen Thal nieder, um mit der ihm eigenen heiteren Behaglichkeit eine reizende Situation darzuſtellen, die ſich unter ambroſiſchem Lachen wieder löſt, oder eine Gruppirung zu veranſtalten, deren Figuren wir mit geſpannteſtem Intereſſe verfolgen, oder ein Gemälde von Natur- und Menſchenſchönheit vor uns aufzurollen, aus welchem uns „himmliſche Frühlinge" anwehen, — um dann plötzlich wieder die wilde Jagd durch alle Regionen fortzuſetzen und dem Flügelroß romantiſcher Willkür Zaum und Zügel ſchießen zu laſſen.

1.

Olympia [1].

(Der raſende Roland, 10 — 11.)

Ihr ſchönes Antlitz war ſo anzuſchauen,
Wie ſich im Frühling wohl der Himmel weiſt,
Wenn, während milde Regen niederthauen,
Die Sonne rings der Wolken Flor zerreißt;
Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Im Laube dann den Liederreihn ergeußt,
So badet in den Thränen, die erquicken,
Die Flügel Amor, ſonnt ſich an den Blicken.

---

[1] Olympia iſt die Tochter des Grafen von Holland und wird nach Ueberwindung von mancherlei Gefahren mit ihrem Geliebten, dem Herzog Biren von Seeland, vermählt. Dieſer macht ſich auf, um das Frieſenreich zu erobern, deſſen Königstochter ihm in die Hände gefallen. Auf der Fahrt verliebt er ſich aber in die Prinzeſſin und läßt auf einer Inſel ſeine ſchöne und tugendhafte Gattin im Stich. Später wird Olympia von den Bewohnern der Inſel Ebuda gefangen und nackt an einen Felſen angefeſſelt, ein Opfer für den Kraken. Gerade will dieſer die Unglückliche verſchlingen, als Roland herbeikommt und das Ungeheuer tödtet. Später wird Olympia die glückliche Frau des iriſchen Königs Obert, welcher ſie an Biren rächt. — Wir geben oben zunächſt Olympia's Bild, um daran Arioſt's Manier, zu portraitiren, zu zeigen; dann die Erzählung von Biren's Verrath und von Olympia's Erwachen auf einſamer Inſelküſte.

Und in der ſchönen Augen Stral entglühet
Er gold'ne Pfeil', und löſcht ſie in der Quelle,
Die ſich durch roth' und weiße Blumen ziehet;
So ſtählend zieht er dann mit Kraft und Schnelle
Auf jenen Jüngling, der ihm nicht entfliehet,
Ob dreifach Erz ihm um den Buſen ſchwelle,
Der, weil ſein Blick um Aug' und Haar ihr ſpielet,
Er weiß nicht wie, ſein Herz getroffen fühlet.

Olympia's Reize waren zart gewoben,
Von ſeltner Art, und nicht die Stirn allein,
Haar, Aug' und Wange waren ſchön zu loben,
Der Mund, die Naſe, Hals und Schultern: nein,
Von da hinab, wo ſich die Brüſt' erhoben,
Was vom Gewande pflegt verhüllt zu ſein,
War ſo erleſen, daß auf weiter Erden
Wohl Nichts damit verglichen konnte werden.

Den friſchen Schnee an Weiße überwindet,
Das Elfenbein an Glätte, die Geſtalt;
Es gleichen ihre Brüſtchen, weich geründet,
Der Milch, die ſchäumend im Gefäß noch wallt,
Und zwiſchen ihnen iſt ein Raum gegründet,
Der ſanft ſich ſenkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wie zwiſchen kleinen Hügeln ſchatt'ge Thale,
Wo noch der Schnee nicht ſchmolz im Frühlingsſtrale.

Die ſchlanken Seiten, wie ein Spiegel eben
Der reine Leib, und dieſe weißen Lenden,
Mit Fleiß gebildet ſchienen ſie zu leben
Aus Phidias, ja größ'rer Meiſter Händen.

Auch jene Reize muß ich noch erheben,
Die ſie umſonſt den Blicken will entwenden,
Kurz, von dem Haupt bis zu den Füßen nieder
Enthüllen alle Schönheit ihre Glieder.

Wenn ſie der Phryger Hirt auf Ida's Weiden
Geſehen hätte, weiß ich nicht zu ſagen,
Ob Venus, übertraf ſie gleich die beiden
Göttinnen, wohl den Preis davon getragen.
Vielleicht hätt' ihn, das Gaſtrecht zu verleiden,
Verbotne Luſt nach Sparta nicht verſchlagen.
Er hätte wohl geſagt: „Bleib, Helena,
Beim Menelaus! Ich will dieſe da!“

Und wäre ſie in Kroton einſt geweſen,
Als Zeuxis jenes Bildniß unternahm
Für Juno's Tempel, als von ihm erleſen
Der Schönſten Zahl entkleidet zu ihm kam,
Und er, zu ſchaffen ein vollkommnes Weſen,
Von dieſer Eins, von jener Andres nahm:
Er durfte nur von ihr allein entlehnen,
Er fand in ihr den Inbegriff der Schönen.

(Schlegel.)

Sie ſchiffen luſtig fort und bald verlieren
Sie aus dem Angeſichte Hollands Strand.
Und um nicht Frieslands Küſte zu berühren,
Hat man ſich links nach Schottland zu gewandt.
Da aber läßt ein heft'ger Wind ſich ſpüren,
Der hat ſie bald in's Meer hinausgeſandt,
Bis ſich zuletzt ein ödes Eiland zeiget,
Am dritten Tag, als ſich die Sonne neiget.

Man landet dort in einer engen Bai,
Olympia ſteigt aus beim letzten Strale,
Setzt ſich vergnügt, von jedem Argwohn frei,
Mit ihrem Falſchen hin zum Abendmahle.
Ein Zelt wird aufgeſchlagen nebenbei,
Dort legt ſie nieder ſich mit dem Gemahle,
Die Andern eilen ihren Schiffen zu
Und ſuchen dort die lang vermißte Ruh.

Die Angſt, die ſie drei Tage lang empfunden,
Und die ſie wach erhielt in Müh' und Pein,
Der ſich're Platz, den man nun aufgefunden,
Vom Lärmen fern im angenehmen Hain,
Und daß jedwede Sorge weggeſchwunden
Beim liebevollen zärtlichen Verein,
Dies macht ſo feſt ſie ſchlummern dort am Hafen,
Als irgend Ratzen oder Bären ſchlafen.

Ihm hält der böſe Vorſatz wach die Blicke,
Und kaum noch liegt ſie ruhig ſchlummernd dort,
Erhebt er leiſ' ſich, packt die Kleidungsſtücke
In einen Bund und eilt im Nachtkleid fort,
Als wie beflügelt, aus dem Zelt, zurücke
Zu ſeinen Leuten, weckt mit leiſ'em Wort
Sie alle auf, heißt ſtill die Anker lichten,
Und ohne Schrei'n die Fahrt vom Strande richten.

Schon weit hat ihn in's Meer das Schiff getragen,
Noch ſchläft Olympia, die Arme, feſt,
Bis nun Aurora von dem gold'nen Wagen
Den weißen Reif zur Erde fallen läßt,

Und an dem Strand die Halcyonen klagen,
Von der Erinn'rung alten Leids gepreßt.
Halbwachend ſtreckt ſie aus die zarten Arme,
Und ach, umſonſt! — daß ſie den Freund umarme.

Sie trifft ihn nicht, und zieht die Hand zurücke,
Verſucht's auf's neue dann und trifft ihn nicht.
Ob hierhin ſie, ob dorthin ſuchend rücke
Bald Arm, bald Fuß — umſonſt, ſie trifft ihn nicht.
Da ſcheucht die Furcht den Schlaf — ſie ſchlägt die Blicke
Voll Angſt empor, und ach! ſie ſieht ihn nicht —
Nicht länger kann ſie auf dem Kiſſen weilen,
Stürzt aus dem Bett, dem Zelt, in vollem Eilen.

Sie rennt an's Meer, verletzt die zarten Wangen,
Zerſchlägt die Bruſt und wüthet in ihr Haar;
Denn grauſe Ahnung war ihr aufgegangen —
Ob weit hinaus — noch ſchien der Mond ſo klar —
Vom Strand hinaus die Blicke ſuchend drangen,
Doch bot ſich nur der Strand dem Blicke dar.
Sie ſchreit: Biren! Biren! — die Höhlen tönen
Den Namen nach, gerührt von ihren Thränen.

Am Strande ragt' ein Felsblock, den die Wogen
Mit ihrer Wellen immer neuem Schlag
Von unten ausgehöhlt, gleich einem Bogen,
So daß er überm Meer krumm hängend lag.
Auf deſſen Höhen wird ſie hingezogen,
(Sie fühlt, was ein geängſtet Herz vermag.)
Und ſieht noch fern die vollen Segel ragen,
Die ihren Falſchen in das Weite tragen.

Sie ſieht's von ferne oder glaubt's zu ſehen,
Denn noch nicht völlig war die Luft erhellt,
Und ſie erbebt in ungeheuern Wehen,
Daß weiß und kalt, wie Schnee, ſie niederfällt.
Wie ihr die Kraft wird, wieder aufzuſtehen,
Da kehrt ſie ſich zur Bahn des Schiffs — es gellt
Sein Name laut aus ihres Buſens Tiefe,
Damit ſie noch den Grauſamen erriefe.

Sie ringt, da ach, zu ſchwach die Stimme war,
Die Hände wund, netzt weinend ihre Wangen.
Wohin enteilſt du, grauſam, undankbar?
Laß erſt dein Schiff die volle Laſt erlangen!
Mich nehm' es auf, ich bring' ihm nicht Gefahr,
Es trägt das Herz, laß es den Leib empfangen!
So winkt ſie mit dem Kleide, mit der Hand
Zurück das Schiff, das immer mehr entſchwand.

Indeß das Schiff und jenen Falſchen mit
Die Winde auf des Meeres Höhe jagen,
Verweh'n ſie auch den Schmerz, den jene litt,
Und führen fort die Bitten und die Klagen.
Vom Strande kehrt ſie dreimal ihren Schritt
Hin nach dem Meer, zu enden ihre Plagen —
Und endlich reißt ſie los ſich von der Flut
Und kehrt dahin, wo ſie die Nacht geruht.

Sie wirft ſich in ihr Bett auf's Angeſicht
Und ſpricht, indem ſie es mit Thränen feuchtet:
Zwei nahmſt du auf, zwei ſind wir heute nicht!
Verfluchte Mächte, die ihr ihn verſcheuchtet!

Treuloſer Mann! Verfluchtes Tageslicht,
Das meiner Mutter zur Geburt geleuchtet!
Was ſoll ich thun, was kann ich, ſo allein?
Wer gibt mir Hülf' und Troſt in meiner Pein?

Nicht Menſchen ſeh' ich, ach, im öden Land
Zeigt ſich kein Werk von Menſchenhand dem Blicke,
Kein Schiff erſcheint und führt vom grauſen Strand
Zur Heimat mich, zu meinem Heil zurücke.
Umkommen muß ich! ach, und keine Hand,
Die der Verblichnen zu die Augen drücke!
Kein Grab für mich, gönnt nicht ein wildes Thier
Aus dieſem Wald in ſeinem Bauch es mir.

Schon fürcht' ich es, ſchon glaub' ich es zu ſchauen,
Wie Bär und Leu aus dieſem Walde tritt,
Und was noch ſonſt bewehrt mit ſcharfen Klauen
Und ſpitzen Zähnen jemals wüthend ſtritt;
Doch geben ſie mir nicht den Tod voll Grauen,
Den ich von dir, grauſames Unthier, litt.
Mit einem Tode ſind ſie ſchon zufrieden,
Doch tauſend Tode haſt du mir beſchieden.

(Streckfuß.)

2.

Iſabella[1]).

(Der raſende Roland, XI.)

Er will nicht durch Gewalt die Holde ſchrecken,
Und wohlgeſittet wird ſich aufgeführt,
So muß ſich der gewohnte Stolz verſtecken
Vor jenem Reiz, den er im Herzen ſpürt.
Das ſüße Fleiſch des Kernes könnt' er ſchmecken,
Doch leiſe wird die Schale nur berührt,
Denn beſſer, glaubt er, ſtill' es ſein Verlangen,
Wenn er den Kern von ihr geſchenkt empfangen.

Er glaubt, ſie nach und nach durch Blick und Wort
Geneigt zu machen ſeinem Liebes-Sehnen,
Und ſie, am öden unbewohnten Ort,
Fühlt wie die Maus ſich in der Katze Zähnen.
Weit lieber wäre ſie im Feu'r, als dort,
Und ſinnt bei ſich, nicht ohne ſtille Thränen,
Auf welche Weiſe ſie dem wilden Mann
Unangetaſtet wohl entkommen kann.

---

1) Iſabella, die Tochter des Königs von Galizien, verliebt ſich bei einem Turnier in den ſchottiſchen Prinzen Zerbin. Er erwidert ihre Neigung und entführt ſie. Nach mancherlei Abenteuern wird Zerbin in Gegenwart der Geliebten durch Mandrikart im Zweikampf getödtet. Die untröſtliche Iſabella will den Leichnam des Geliebten in die Heimat bringen, fällt aber unterwegs dem wilden Sarazenen Rodomont in die Hände. Er beſtürmt ſie um Liebe, ſo daß ſich das edle Mädchen, welches ihrem Zerbin auch über das Grab hinaus die Treue bewahren will, nur durch freiwilligen Tod der Untreue und Schmach erwehren kann. Die Art und Weiſe, wie ſie ihren heroiſch-jungfräulichen Entſchluß zur That macht, iſt echt arioſtiſch.

Feſt ſteht in ihr der Vorſatz: Sie entreißt
Sich lieber mit der eignen Hand das Leben,
Eh ſie dem Heiden willig ſich erweiſ't —
Nichts macht ſie mehr, als der Gedanke beben,
Die Treue dem zu brechen, der den Geiſt
In ihrem Arm jüngſt, leider! aufgegeben,
Und dem ſie, als ſein Aug' im Tode brach,
Noch ew'ge Keuſchheit fromm geſinnt verſprach.

Sie ſieht in ihm die blinde Gier ſich mehren,
Stets brünſt'ger ſcheint er, und ſie weiß nicht Rath.
Sie weiß, Nichts kann ihr Hülf' und Schutz gewähren,
Beſchließt der Heide die verruchte That.
Sie ſinnt und ſinnt, ihn von ſich abzuwehren,
Und findet endlich einen ſichern Pfad,
Um zu erhalten ihrer Keuſchheit Blume —
So hört es denn, zu ihrem ew'gen Ruhme.

Schon naht er ihr mit plumper Heftigkeit,
Mit wilder Brunſt in That und Wort und Blicke,
Und weit entfernt von jener Höflichkeit,
Die er gezeigt im erſten Augenblicke.
Da ſpricht ſie: Herr, gewährt mir Sicherheit
Für meine Ehr', — und, euch zum größten Glücke,
Empfangt dann ein Geſchenk von höherm Werth,
Als wenn ihr mich Unſelige entehrt.

Für eine Luſt von einem Augenblick,
Die ſonſt die Welt euch beut im Ueberfluſſe,
Verachtet nicht ein dauernd großes Glück,
Weit über jedem anderen Genuſſe.

Wohl tauſend Frau'n, hold von Geſicht und Blick,
Sind ſchnell für euch bereit zu Lieb' und Küſſe,
Doch das Geſchenk, das ich euch zugedacht,
Wird euch von keiner Andern dargebracht.

Ich habe Wiſſenſchaft von einem Kraute,
Das, wie ich ſah, hier nah ſich finden läßt.
Es macht, gekocht mit Epheu und mit Raute
Und mit Cypreſſenholz, die Menſchen feſt,
Denn wenn der Saft daraus herniederthaute,
Von einer reinen Jungfrau Hand gepreßt,
So braucht man dreimal ſich damit zu baden,
Und Schwert und Feuer wird dann nimmer ſchaden.

Man wäſcht ſich dreimal, und ununterbrochen
Wahrt einen Mond die Unverwundbarkeit;
Allein die Kraft verſchwindet nach vier Wochen,
Und dann wird wieder dieſer Saft erneut.
Und gern und willig ſei es euch verſprochen:
Ich mach' und ihr erprobt den Saft noch heut.
Wenn ich nicht irre, wird dies mehr euch nützen,
Als heut noch ganz Europa zu beſitzen.

Doch fordr' ich einen Lohn von euch dafür —
Ihr ſollt mir jetzt auf eure Treue ſchwören,
Den keuſchen Sinn inskünft'ge nimmer mir
Mit Worten und mit Thaten zu beſchweren.
Sie ſpricht's und macht den Fürſten von Algier
Zur erſten Ehrbarkeit zurücke kehren.
Er will, um unverwundbar ſich zu ſehn,
Mehr noch, als ſie verlangt, ihr zugeſtehn.

So lange halten will er ſein Verſprechen,
Bis er des Wunderſaftes Kraft erfuhr;
So lange wird ihm nicht die Kraft gebrechen,
Zu bändigen die grimmige Natur.
Doch dann gedenkt er, den Vertrag zu brechen,
Denn Gott und Heil'ge ſind zum Spott ihm nur:
Das ganze Afrika, das Land der Lügen,
Weiß er im Bruch der Treue zu beſiegen.

Geſchworen hat er mehr denn tauſend Male,
Daß er ſie nimmer mehr beläſt'gen will,
Nur ſoll ſie ſchaffen, was bei Glut und Stahle
Ihn ähnlich macht dem Cyknus und Achill.
Sie klimmt durch Felſenhäng' und dunkle Thale,
Von Stadt und Dorfe fern, dahin, wo ſtill
Die Matten blühn, und ſammelt viele Kräuter,
Und Kedement iſt immer ihr Begleiter.

Viel Kräuter waren hier und dort gefunden,
Mit, ohne Wurzeln, und es ſchien genug.
Spät kehrten ſie zum Hauſe nach vielen Stunden,
Wo ſie, der Keuſchheit ſchönes Muſter, klug,
Bis daß der Reſt der Nacht dahin geſchwunden,
Die Kräuter kochte mit erhab'nem Trug.
Bis die geheimnißvollen Werke fertig,
Blieb Algiers König immer gegenwärtig.

Die Nacht vertrieb er ſich die Zeit, und ſpielte,
Indem er dort mit ſeinen Knappen ſaß,
Und da er Glut vom nahen Feuer fühlte,
— So brannt' im engen Haus ohn' Unterlaß. .

Bekam er einen heißen Durſt, und kühlte
Ihn ab in griech'ſchem Wein, und leert' ein Faß,
Das ſeine Knappen kurz vorher bekommen,
Indem ſie's einem Reiſenden genommen.

Gewöhnt iſt Rodomont nicht an den Wein,
Weil Mahom's Sätze dieſen Trank verwehren,
Doch ſcheint er ihm ein Götterſaft zu ſein,
Daß Nektar, Manna Nichts dagegen wären.
Er gießt ihn flaſchenweiſ' in ſich hinein,
Und ſchmäht dazu auf ſeines Glaubens Lehren.
Der gute Wein, der glatt hinuntergeht,
Macht, daß ſein Kopf ſich wie ein Kreiſel dreht.

Die Pfann', in der gekocht die Kräuter waren,
Nahm Iſabell' indeſſen von dem Heerd,
Und ſprach zu ihm: Jetzt ſoll ſich's offenbaren,
Ob, was ich ſagte, ſich als wahr bewährt.
Sie, die das Falſche ſcheidet von dem Wahren,
Und ſelbſt den Rohſten klug macht und gelehrt,
Die ſichere Erfahrung ſoll's beweiſen
An meinem eignen Leib mit deinem Eiſen.

Ich will die Erſte ſein, dir zu erproben,
Welch' Glück, welch' Wunder dieſe Miſchung ſchafft,
Vielleicht hat ſich in dir Verdacht erhoben,
Als wäre tödtlich giftig ihre Kraft.
Drum ſalb' ich denn ſogleich mich ſelbſt von oben,
An Kopf und Hals und Bruſt mit dieſem Saft.
Dann prüfe deine Kraft und deinen Degen,
Der wird nicht ſchneiden, jene Nichts vermögen.

Sie ſalbt ſich, wie ſie ſprach, und hält vergnügt
Dem leicht Betrognen nackt den Hals entgegen.
Und unvorſichtig, und vom Wein beſiegt,
Vor deſſen Macht Nichts Schild und Helm vermögen,
Haut jenes Vieh, dem ſchon ihr Wort genügt,
So mit der Hand, ſo mit dem grauſen Degen,
Daß er das ſchöne Haupt, wo Amor weilt,
Mit einem Hieb von Bruſt und Rücken theilt.

Drei Sprünge macht es, und mit hellem Laute
Ertönt daraus im Fallen noch: Zerbin!
Dem folgend, ſie ſo ſeltnen Weg ſich baute,
Um der Gewalt des Heiden zu entfliehn.
O Seele, der nicht vor dem Tode graute,
Um das Gebot der Treue zu vollziehn,
Der einſt, — jetzt eine unbekannte Tugend —
Die Keuſchheit mehr als Leben war und Jugend.

Beglückte, ſchöne Seele, geh' in Frieden!
Und hätten alſo meine Reime Macht,
Wie dich zu preiſen nimmer ſie ermüden,
Mit aller Kunſt, die hold die Rede macht,
Nach tauſend Jahren würde noch hienieden
Mit Preis und lautem Ruhme dein gedacht —
Mög'ſt du zum höchſten Sitz in Frieden gehen,
Und Andre mögen auf dein Vorbild ſehen.

Zu dieſer einz'gen That voll Größe richtet
Der Schöpfer ſeinen Blick herab, und ſpricht:
Sie, deren Tod das Reich Tarquin's vernichtet,
Erreicht doch dich an Preis und Ruhme nicht.

Und deßhalb ſei nun ein Geſetz errichtet,
Deß Kraft der Lauf der Zeiten nimmer bricht.
Ich ſchwör' es bei den unverletzbar'n Fluten,
Feſt ſteh' es bei den Edeln und den Guten:

Es ſollen die, ſo Iſabella heißen,
In Zukunft ſtets von hohem Geiſte ſein.
Die ſchönen Frau'n, die Edeln, Wackern, Weiſen
Und Ehrbar'n ſchmücke dieſer Nam' allein.
Und reichen Stoff, das Herrlichſte zu preiſen,
Soll er dem hohen Lied der Dichter leihn.
Vom Helikon, Parnaß und Pindus nieder
Schall': Iſabella! Iſabella! wieder.

Gott ſprach es, und erhellte wunderſam
Ringsum die Luft und glättete die Wogen.
Zum Arm Zerbin's im dritten Himmel kam,
Wie Gott befahl, der keuſche Geiſt geflogen.
Auf Erden aber bleibt voll Schmach und Scham
Der mitleidsloſe Heide arg betrogen,
Den, als er den zu vielen Wein verdaut,
Sein Irrthum reut, und dem's im Herzen graut.

(Streckfuß.)

Tasso.

Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. Und mir noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide.

Göthe.

Geboren am 11. März 1544 zu Sorrent bei Neapel, war Torquato Taſſo ein frühreifes Wunderkind. Schon vor ſeinem zehnten Jahre kannte er die ſchönſten Stellen von Homer und Virgil im Original und verfaßte lateiniſche und italieniſche Reden und Gedichte. Aber auch das Unglück, des Genius allzu getreuer Begleiter, geſellte ſich frühe zu dem jungen Torquato. Sein Vater Bernardo, ein namhafter Poet, hatte ſein Geſchick an das des Fürſten Sanſeverino von Salerno geknüpft, welcher gegen das ſpaniſche Regiment in Neapel Oppoſition machte und, als Rebell geächtet, das Land verlaſſen mußte. Bernardo Taſſo theilte die Verbannung ſeines Gönners und zog unſtät an den italiſchen Höfen umher. Seine Frau Porzia tödtete der Gram und der junge Torquato wurde in die Noth und Unſtäte des Wanderlebens ſeines Vaters hineingezogen[1]. Nach dem Wunſche Bernardo's ſollte ſein Sohn auf der Univerſität Padua als Brotwiſſenſchaft die Jurisprudenz ſtudiren, wie Arioſto, aber wie in dieſem war auch in Taſſo der innere Beruf mächtiger als die äußere Nöthigung. Er erwarb ſich zwar in Padua ſchöne Kenntniſſe im Recht, in Theologie und Philoſophie, aber wovon während ſeines zweijährigen Aufenthalts daſelbſt ſeine Seele voll und womit ſeine Zeit hauptſächlich ausgefüllt war, zeigt das Rittergedicht Rinaldo in 12 Geſängen, welches 1562 zu Venedig gedruckt wurde und dem achtzehnjährigen Dichter große Ehre einbrachte. Nicht eben zu ſeinem Glück, denn der ungemeſſene Beifall, welcher ihm zu Theil wurde, fügte der natürlichen Reizbarkeit des Jünglings, — eine traurige Frucht ſeiner in Leiden verbrachten Jugend, — noch ein Stück Dichtereitelkeit hinzu, welche ihn in den Stürmen ſeines Lebens nur allzu oft das Steuer verlieren ließ. Kamen nun noch, wie geſchah, die Verſtrickungen italiſchen Hoflebens jener Zeit dazu, ſo mußte ſich eine Summe von Mißgeſchick ergeben, unter deren Macht der arme Dichter zuletzt zuſammenbrach.

---

[1] In der 9. Canzone ſeiner lyriſchen Gedichte wirft Taſſo einen ſchmerzlichen Rückblick auf ſeine trübe Kindheit: —

> Dem Vater, gleich Camillen und Askanen,
> Folgt' ich, dem Irrenden, auf irren Bahnen,
> Verbannung, Armuth mein Erbe,
> Wuchs ich heran bei traurig ſtrengem Schweigen,
> Zu früh mußt' ich des Unglücks Schmerz erfahren,
> Denn in des Jammers Herbe,
> In herbem Leid, ach! ſah zu früh ich reifen
> Die Jahre, da ſie ſelbſt noch herbe waren.

Angezogen von Taſſo's dichteriſchem Ruf, berief ihn der Cardinal d'Eſte, Bruder des Herzogs Alfonſo II., nach Ferrara und machte ihn zu einem Edelmann ſeines Gefolges. Taſſo kam 1565 nach Ferrara, konnte ſich aber in den glänzenden Kreiſen des prachtvollen Hofes nicht zurechtfinden. Politiſche und galante Intriguen, übergoldet mit künſtleriſchen Beſtrebungen, waren nicht das rechte Element für eine glühende, höchſt reizbare Dichterſeele. Seine Stellung wurde daher bald eine ſehr unerquickliche. Sein Verhältniß zu der Schweſter des Herzogs, der Prinzeſſin Leonora, die neun Jahre älter war als der Dichter, war auch kein heilſames. Die Prinzeſſin ſtand an dem üppigen Hof ihres Bruders in dem Ruf der Heiligkeit. Sie war ein zartes, ſchwärmeriſches Weſen und nährte in Taſſo den ohnehin ſchon übermächtigen Hang zur Schwärmerei. Eine Menge von Dichtern und darunter ſolche erſten Ranges, wie Göthe und Byron, hat die Liebe Taſſo's zu Leonora zum Gegenſtand der Poeſie gemacht, allein es ſteht darüber etwas Thatſächliches nicht feſt, während bewieſen iſt, daß Taſſo für eine andere Dame des Hofes, Lucrezia Bendidio, in leidenſchaftlicher Glut entbrannte und mit den feurigſten ſeiner Sonette um ihre Gunſt warb 2). Allerdings hat er auch an Leonora viele Sonette und Canzonen gerichtet, aber bei näherer Betrachtung thut man kaum Unrecht, wenn man dieſe Gedichte als ein Spiel poetiſcher Galanterie betrachtet, wie ſie ſchon in dem Verhältniß des Dichters zu dem Hofe begründet war, zu einem Hofe, an welchem es zum guten Ton gehörte, den Damen dichteriſche Huldigungen darzubringen. Jedenfalls war das Verhältniß Taſſo's zu der Prinzeſſin nie mehr als ein Ausfluß platoniſchen Idealismus. Die Gunſt, welche ihm das herzogliche Haus zugewandt, hielt ſich, wenn auch mit einigen Unterbrechungen, ſo hin, bis zum Jahre 1575, in deſſen Frühling die Vollendung ſeines großen Gedichts, das befreite Jeruſalem, fällt. Man hätte glauben ſollen, ſeine Stellung am ferrareſiſchen Hofe hätte ſich durch Uebergabe des Gedichts an den Herzog befeſtigen müſſen, denn das Haus Eſte iſt in dem Werk höchlich verherrlicht, allein der

---

2) Wahrſcheinlich an dieſe Dame iſt Taſſo's ſo Madrigal gerichtet, einer der zarteſten Wünſche, die je ein Dichter ſeiner Geliebten gegenüber ausgeſprochen: —

> Blickſt du, mein Stern, nach oben
> Zum ſchönen Himmel droben,
> Möcht' ich der Himmel werden,
> Daß, wenn du von der Erden
> Mit Funken, hell und rege,
> Aufblickſt nach meinen Blicken,
> Ich tauſendäugig möge
> An deinen tauſend Reizen mich erquicken.

neidiſche Klatſch der Höflinge, unwürdige Zumuthungen beſchränkter Kritiker, endlich der von der römiſchen Inquiſition ſeltſamer Weiſe erhobene Zweifel an der Rechtgläubigkeit des Dichters ſteigerten deſſen ohnehin ſchon krankhafte Reizbarkeit in einem ſolchen Grade, daß offenkundige Symptome des Wahnſinns ſich einſtellten. Vergebens ſuchte er ſich durch fortwährendes Feilen und Glätten an ſeinem großen Werk über Mißmuth und Schwermuth zu erheben. Die Rückfälle wurden immer bedrohlicher und im Sommer 1577 mußte er ſich endlich auf Veranlaſſung des Herzogs in dem Franciskanerkloſter von Ferrara ärztlicher Behandlung unterwerfen. Wie weit es damals ſchon mit ihm gekommen, erſieht man daraus, daß er, Vergiftung fürchtend, keine Arzneien nehmen wollte und an den Herzog ſchrieb, dieſer ſelber ſei verrückt. Der Herzog wollte nun keine Briefe mehr von dem Unglücklichen annehmen und, darüber außer ſich, entfloh dieſer nach Sorrent, wo er bei ſeiner Schweſter Beruhigung und Heilung zu finden hoffte und auch wirklich zu finden ſchien. Aber ſein Dämon trieb ihn an den Hof von Ferrara zurück. Der Herzog willigte in ſeine Wiederaufnahme unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſich Taſſo einer ernſtlichen Cur unterziehe, um ſich von ſeiner Melancholie zu befreien. Zum Unglück langte der Dichter zu Ferrara gerade in dem Gewühl der Feſtlichkeiten an, welche die Hochzeit des Herzogs mit Margherita Gonzaga, begleiteten (1579). Da ſoll er ſich nun, überwältigt von ſeinem Gefühl, in Gegenwart des ganzen Hofes der Prinzeſſin Leonora an die Bruſt geworfen und ſie in ſeine Arme gedrückt haben. Aber dieſe Anekdote verdient nicht den geringſten Glauben. Taſſo konnte unmöglich Angeſichts des Hofes einen ſolchen Verſtoß gegen die Etikette begehen, denn es ſteht feſt, daß er im Wirrwar des Feſtes weder bei dem Herzog, noch bei Leonora, noch bei ihrer Schweſter, der Herzogin Lucrezia von Urbino, vorgelaſſen wurde. Gerade dieſer Umſtand führte die Kataſtrophe herbei. Denn außer ſich über die ihm widerfahrene, von ſcheelſüchtigen Höflingen vielleicht veranſtaltete, jedenfalls aber ausgebeutete Vernachläſſigung, verlor der unglückliche, überreizte Dichter alles Gleichgewicht des Geiſtes, erging ſich in lauten Verwünſchungen gegen das Haus Eſte und erklärte, der Herzog und ſein Hof ſeien eine ganz ſchlechte Geſellſchaft von Dieben und undankbaren Ungeheuern. Natürlich wurde dies Alles dem Herzog ſogleich überbracht und der Fürſt hatte nicht genug Geiſtesgröße oder auch nur ruhige Einſicht, um Taſſo als den zu behandeln, der er war, als Kranken. Er verfügte die Einſperrung des Dichters in eine Zelle des St. Annahospitals, den Verwahrungsort von Narren und Blödſinnigen. In Wahrheit war

Taſſo jetzt ein Gefangener, den der Herzog um ſo eher feſthielt, als er verhindern wollte, daß der Dichter von ſeinem berühmten Werk nicht eine Ausgabe veranſtalte, aus welcher die Verherrlichung des Hauſes Eſte wegfiele. Im Jahre 1580 wurde zwar der Fürſt dieſer Sorge ledig, denn da erſchien endlich das befreite Jeruſalem im Druck, aber trotzdem mußte Taſſo, während ſein Werk ganz Italien mit Entzücken erfüllte[3], noch bis zum Jahre 1586 in ſeinem Kerker ſchmachten. Da befreite ihn endlich die Verwendung des Herzogs von Mantua. Er nahm jetzt das unſtäte Wanderleben ſeiner Knabenjahre wieder auf, verweilte abwechſelnd in Mantua, Neapel, Florenz und Rom. In dieſer Stadt, die noch immer für die erſte des Erdkreiſes galt, wollten des Dichters Verehrer, voran der Cardinal Aldobrandini, dem Schwergeprüften die feierlichſte Huldigung bereiten. Er ſollte, wie vordem Petrarca, auf dem Capitol mit dem dichteriſchen Lorbeer gekrönt werden. Aber das Schickſal hat ihm dieſen höchſten Triumph nicht gegönnt. Mitten unter den Vorbereitungen dazu mußte er ſich, von einem Zehrfieber ergriffen, in das Kloſter San Onofrio in Rom zurückziehen und ſtarb dort in ſeinem 52. Lebensjahr am 25. April 1595.

---

[3] Von 1580 bis 1820 hat das befreite Jeruſalem in Italien allein 140 Auflagen erlebt. Es iſt ſieben Mal ins Lateiniſche, zu wiederholten Malen in alle Sprachen Europa's, ja ſogar ins Arabiſche, Türkiſche und Chineſiſche überſetzt worden.

Taſſo's Genie war ganz auf das Ernſte, Erhabene, Pathetiſche gerichtet. Die Sage erzählt, nie ſei ein Lächeln auf ſeine Lippen getreten. Der Ernſt ſeiner Geſinnung, die Tiefe ſeines Gefühls und die Hoheit ſeiner Gedanken ſind allen ſeinen Werken, namentlich dem mit Recht berühmteſten aufgedrückt, dem Heldengedicht von dem befreiten Jeruſalem (la Gerusalemme liberata) in 20 Geſängen. Die herkömmliche italiſche Manier der Epik, die Manier Pulci's und Arioſto's aufgebend, wurde Taſſo durch ſeine Anſicht von der Würde des epiſchen Gedichts faſt mit Nothwendigkeit auf den großartigen Stoff der Kreuzzüge geführt, welcher alle die romantiſchen Sagen und Geſchichten von den Kämpfen zwiſchen der chriſtlichen und mohammedaniſchen Welt in einem Geſammtbild zuſammenfaßt. Der religiöſen Begeiſterung, womit Taſſo dieſen Stoff aufgriff und behandelte, kam der durch die deutſche Reformation in Italien neuangeſchürte orthodoxe Eifer zu Hülfe und gab dem Gedicht jene ſtrengkatholiſche Färbung, die es zum Schlußſtein der romantiſchen Epik macht. Durch ſeine hiſtoriſche Baſis und die Einheit ſeines Plans erhebt es ſich weit über die übrigen Producte der italiſchen Heldenrichtung. Es legt ſich jedoch auf die Blumen und Blüthen des Gedichts der Schulſtaub einer Gelehrſamkeit, die ſich viel zu knechtiſch in Nachahmung griechiſcher und römiſcher Vorbilder ergeht. Leider aber hat Taſſo ſeinen Vorbildern die edle Humanität nicht abgelernt, womit beſonders Homer auch dem Feind Gerechtigkeit widerfahren läßt, und der Zelotismus, womit die Sarazenen durchgehends behandelt und als blind und toll Raſende, Elende und Verworfene verſchrieen werden, fällt höchſt unangenehm auf. Auch die homeriſche Objectivität und Plaſtik wird man bei Taſſo vergeblich ſuchen: in ſeinem Gedicht überwiegt das maleriſche Element, die leidenſchaftliche Herzensſtimmung des Dichters tritt überall ſo drangvoll hervor, daß die Malerei zur Muſik wird und die Darſtellung in lyriſchen Akkorden verſäuſelt.

Aber nun gegenüber dieſen Mängeln welche Fülle von Schönheit in dieſem von einer erhabenen Melancholie überhauchten Gedicht! Weſſen Seele wird ſich nicht in dem Zauber dieſer wunderſam melodiſchen Rhythmen berauſchen, die zum Preiſe der Liebe in ſchmelzender Harmonie zuſammenklingen? Wer hat nicht für Olind und Sofronia gezittert? Wer nicht eingeſtimmt in Tankred's Klagen, als er die Klorinda erſchlagen, die ſo edel endigt, nachdem ſie im Tode ihr unnatürlich forcirtes Weſen, eine Erbſchaft der mannweiblichen Heldinnen Arioſto's, abgelegt?

Wen hat Odoardo's und Gildippe's Tod nicht erſchüttert? Wen Armida's Reiz nicht beſtochen? Szenen wie die, wo Erminia's Liebesglut, während ſie dem König vom Thurm herab die Kreuzfahrer zeigt, beim Anblick Tankred's unter geheucheltem Haß leuchtend hervorbricht, oder die ſpätere, wo das zwiſchen Scham und Liebe kämpfende Mädchen, die echteſte und ſchönſte Frauengeſtalt der italiſchen Epik, nächtlicher Weile heimlich ins Chriſtenlager ſchleicht (ſ. u. 1). — ferner das reizvolle und doch ſo keuſche Gemälde der ſchönen Schwimmerinnen im 15. Geſang, die Schilderung von Rinaldo's und Armida's Liebesleben in dem Zauberſchloß (ſ. u. 2), dann des Paares Wiederzuſammentreffen und Verſöhnung in der letzten wilden Schlacht nach der Erſtürmung von Jeruſalem, endlich der mit furchtbarer Energie dargeſtellte Verzweiflungskampf Argante's mit Tankred; — dieſe Szenen gehören ganz unzweifelhaft mit zu dem Schönſten, was die Poeſie in alter und neuer Zeit geſchaffen.

1.

Erminia[1]).

(Das befreite Jeruſalem. 6.)

Sie war erzeugt aus König Kaſſan's Blut,
Der einſt geherrſcht im Antiochier-Lande.
Erobert ward es durch der Chriſten Muth
Und ſie mit ihm zum Siegesunterpfande.
Doch zeigte ſich Tankred ihr ſanft und gut,
Und ſchützte ſie vor Ungemach und Schande,
Ja, ſtürzt' in Trümmern auch ihr Reich dahin,
Doch ehrt' er immer ſie als Königin.

---

[1]) Ueber dieſe Epiſode äußert Ruth in ſeiner Geſchichte der ital. Literatur (II, 430) Folgendes: — Die ſchönſte und zarteſte Geſchichte (des befreiten Jeruſalem) iſt die der Erminia, in welcher Taſſo durch einen meiſterhaft angebrachten Contraſt von Begebenheiten und Empfindungen die ſchönſten Seiten einer echten Weiblichkeit herauszuheben weiß. Erminia lernt den Tankred bei einer für ſie ſchrecklichen Begebenheit kennen, bei der Einnahme von Antiochia, wobei ihre fürſtlichen Eltern getödtet werden. Die zarte Rückſicht, die der Sieger in der Behandlung der verlaſſenen Jungfrau zeigt, erweckt in dieſer Achtung und Neigung, woraus nach und nach die glühendſte Liebe hervorgeht. Beide werden getrennt. Erminia kommt nach Jeruſalem zu Aladin, dem wüthendſten Feind der Chriſten, und muß daher ihre Liebespein ſtill in ſich verſchließen. Dieſen Contraſt hat Taſſo zu einer vortrefflichen Szene benutzt. Erminia ſteht mit Aladin auf der Zinne des Thurms, um die an-

Er ehrte ſie, er ſucht' ihr treu zu dienen,
Ja, Freiheit ſchenkt' ihr bald der edle Held,
Der alle Dinge, die von Werthe ſchienen,
Kleinod' ihr überließ, und Gold und Geld.
Als ihr der königliche Sinn erſchienen,
Von Jugend und von Liebreiz ſchön erhellt,
Blieb ſie die Sklavin Amor's, deſſen Banden
Sie feſter noch, als je ein Herz, umwanden.

So hatt' er Freiheit ihrem Leib verſchafft,
Allein von Banden blieb die Seel' umſchlungen.
Wohl zu verlaſſen die geliebte Haft,
Den theuern Herrn, war ſie von Gram durchdrungen,
Allein von dem, was nie ein Weib von Kraft
Und Würd' und Werth verletzen darf, gezwungen
Von königlicher Sitte, zog ſie fort
Und ſuchte Schutz an einem Freundesort.

---

kommenden Feinde zu ſehen. Sie erkennt Tankred und Seufzer und Thränen ſtehlen ſich, ehe ſie es hindern kann, aus Bruſt und Augen und in der Verwirrung, ſich zu verrathen, wird ſie über und über mit Röthe übergoſſen. Aber nun ſoll ſie dem ſtrengen Aladin erklären, wer jener Ritter ſei, ſie ſoll den Namen desjenigen ausſprechen, der ihr ganzes Herz erfüllte, und mit echt weiblicher Verſchlagenheit weiß ſie ſchnell ihrem hervorbrechenden Gefühl eine andere Deutung zu geben und ſtellt den Tankred als den Hauptfeind der Mohammedaner dar, der auch ihr ſchon ſo vieles Unglück verurſacht habe. (Dies die eine Hälfte der Epiſode; die andere iſt eben mitgetheilt.) Ungemein zart iſt nachher im Fortgang der Erzählung dargeſtellt, wie Erminia ſo oft auf die Zinne des Thurms geht, den Geliebten aus der Menge herauszufinden, wie ſie mit Angſt ſeinem Zweikampf mit Argante zuſieht, wie jeder Schwertſtreich ihr Herz erſchüttert, wie ſie ſein Blut fließen ſieht. Sie glaubt, ſie allein könne ihn heilen, ſie muß ihn ſehen, ihn pflegen. Die Scham und weibliche Furcht kämpft lange mit der Liebe; endlich beſchließt ſie in der Nacht in's Chriſtenlager zu ſchleichen. Nach langer Wahl in der Ausführung dieſes Plans legt ſie heimlich die Rüſtung der Klorinde an — die ſchöne Heroine, welche auf Seiten der Sarazenen gegen

Sie, ſammt der Mutter, zog zur heil'gen Stadt,
Von Paläſtina's Herrſcher wohl empfangen.
Bald weinte ſie in Trau'r, da lebensſatt
Die hochbejahrte Mutter heimgegangen.
Doch Schmerz um ſie, die ſie verloren hat,
Und trauriger Verbannung Gram und Bangen,
Reißt nicht die Lieb' aus ihrer Bruſt heraus,
Ja, löſcht kein Fünklein ſolcher Gluten aus.

Die Arme liebt und glüht, und muß ſich kränken,
Da ihr ſo gänzlich faſt die Hoffnung ſchwand,
Daß die verborg'ne Glut im Angedenken
Mehr, als im Hoffen, ihre Nahrung fand.
Sie muß das Feu'r verſchließen und beſchränken,
Doch flammt nur deſto heftiger der Brand,
Tankred zuletzt, erweckend all' ihr Hoffen,
War dort mit allen Schaaren eingetroffen.

Als ſo viel mächt'ge Völker dort erſchienen,
Ergriff Entſetzen Aller Herz und Sinn,
Doch ſie erheiterte die trüben Mienen,
Sah froh und ſchmachtend nach den Schaaren hin,

---

die Kreuzfahrer ſieht und im nächtlichen Zweikampf von Tankred, der ſie liebt, erſchlagen wird) — und macht ſich, von einem verſchwiegenen Führer begleitet, zu Pferde auf den Weg. Aber wie drückt die Rüſtung die zarten Glieder, wie ängſtet ſie die Nacht und das ungewiſſe Abenteuer, wie pocht ihr, als ſie an das Thor kommt, das Herz, aus Furcht erkannt zu werden! Das Alles muß man in den herrlichen Verſen des Taſſo leſen; auch wie ſie, von Liebe geſpornt, ſich zu weit gegen das chriſtliche Lager verwagt, wie das Blitzen ihrer Waffen im Mondſchein ſie verräth und wie ſie, von einer Abtheilung der Feinde verfolgt, voll Scham, Trauer und Sehnſucht tagelang flieht und ſich nicht eher von ihrer Angſt erholt, als bis ſie in einem abgelegenen Thal von einer armen Hirtenfamilie erfährt, daß dahin nie ein Krieger komme.

Und ſuchte gier'gen Blickes unter ihnen,
Denn ihr Geliebter, Theurer war darin,
Oft wohl umſonſt — oft ſah ſie dort ihn gehen,
Kannt' ihn und rief: Er iſt's, den ich geſehen.

Hoch aus dem königlichen Schloſſe ragte
Ein alter Thurm empor, der Mauer nah,
Von dem, wer ſich auf ſeine Zinne wagte,
Das Heer und Berg' und Eb'nen überſah.
Wenn's golden nun im fernen Oſten tagte,
Bis zu dem Grau'n des Abends ſaß ſie da,
Mit unverwandtem Blick das Heer betrachtend
Im Selbſtgeſpräch, in heißer Liebe ſchmachtend.

Sie ſah von dort, wie ſich der Kampf begeben,
Und ihres Herzens Bangigkeit war groß,
Und zitternd ſchien's zu ſagen: Ach, dein Leben
Iſt Jener dort, bedroht vom Todesſtoß! —
So ſah ſie denn in Sorgen, Angſt und Beben
Des wilden Streites zweifelhaftes Loos,
Und fühlte, wenn das Schwert des Heiden kreiſ'te,
Den Stahl und ſeine Streich' in ihrem Geiſte.

Doch als ſie hört', es ſoll' auf's Neu beginnen
Der wilde Kampf und ganz vollendet ſein,
Da fühlte ſie ihr Blut zu Eis gerinnen,
Von ungewohnter Furcht und Herzenspein.
Oft ließ ſie nun geheime Thränen rinnen,
Oft ſtöhnte ſie im ſtillen Kämmerlein,
Bleich, fahl, im Angeſicht die Angſt des Herzens,
Ein traurig Bild des Schreckens und des Schmerzens.

Mit Bildern, die ihr tiefes Grau'n erwecken,
Erfüllt ſie das, was ſein wird, und was war.
Mehr als der Tod muß ſie der Schlummer ſchrecken,
Denn grauſe Larven ſtellt der Traum ihr dar.
Den theuern Ritter glaubt ſie zu entdecken,
Zerfleiſcht, voll Blut, jetzt fleht er ſie ſogar
Um Beiſtand an, und ſie erwacht indeſſen
Und fühlt, daß Thränen Aug' und Buſen näſſen.

Und nicht nur Furcht vor künft'gen Leiden beut
Ihr ewig Stoff zu tiefen Kümmerniſſen:
Der ſchon geſchlag'nen Wunden Schmerz erneut
Sich ſtets in ihr, der ihre Bruſt zerriſſen.
Im täuſchenden Gerücht, rings ausgeſtreut,
Will man vergrößert das Entfernte wiſſen,
So daß ſie glaubt, ſchon ſchmachte, nah dem Tod,
Der ſtarke Rittersmann in Schmerz und Noth.

Und da ſie von der Mutter einſt erfahren,
Welch ſtille Kraft jedwedes Kraut enthält,
Und welchen Zauberſpruch man den Gefahren,
Den Wunden und dem Schmerz entgegenſtellt —
Kunſt, welche Königstöchter dort bewahren,
Wo ſie durch Ueberlief'rung ſich erhält —
So möchte ſie mit eig'ner Hand den Theuern
Die Wunden heilen und den Schmerzen ſteuern.

Gern heilte ſie den Freund im Lager drüben,
Doch iſt's ihr Pflicht, dem Feind hier beizuſtehn.
Daß gift'ge Säfte ſein ſie überhüben,
Wohl fühlt ſie den Gedanken oft entſteh'n,

Allein ſo arge Frevelkunſt zu üben,
Muß dann der Jungfrau fromme Hand verſchmäh'n.
Doch wünſcht ſie mindeſtens Sprüch' und Kräuterſäfte,
Zu dem Gebrauch beraubt der alten Kräfte.

Sie würde kühn zum Feindesheer ſich wagen,
Denn, einſt herumgeirrt als Pilgerin,
Erblickte ſie oft Krieg' und Niederlagen,
Der Mühen und Gefahren Dulderin.
So hatt' ihr Muth durch das, was ſie ertragen,
Sich hoch erhoben über Frauenſinn,
Und hieß bei minder grauſen Schreckensbildern
Die Furcht entflieh'n und ihre Scheu ſich mildern.

Doch mehr, als Alles, flößet Selbſtvertrauen
Dem zarten Buſen Amor's Kühnheit ein,
D'rum würde ſie auch zwiſchen Gift und Klauen
Von Lybien's Ungeheuern furchtlos ſein.
Indeß, erregt ihr auch der Tod kein Grauen,
So muß ſie Sorg' und Furcht dem Rufe weihn,
D'rum kämpfen in der Bruſt zwei mächt'ge Triebe
Mit zweifelhaftem Ringen — Ehr' und Liebe.

Die eine ſpricht: O Jungfrau, rein und zart,
Haſt Du bis jetzo mein Geſetz gehalten,
Und Seel' und Glieder hab' ich keuſch bewahrt,
Und alſo unter Feinden Dich erhalten.
Und was Du als Gefang'ne Dir geſpart,
Darüber willſt Du frei mit Leichtſinn ſchalten?
Was weckt Dir ſolchen Sinn in zarter Bruſt?
Was denkſt Du? Hoffſt Du alſo Glück und Luſt?

So leicht willſt Du der Keuſchheit Ruhm entſagen,
Und gibſt ſo ſchnell den Preis der Sitte hin,
Daß Du nicht anſtehſt, Dich zum Feind zu wagen,
Aufſuchend Schmach als nächt'ge Buhlerin.
Verloren, wird der ſtolze Sieger ſagen,
Iſt mit dem Reich Dein königlicher Sinn.
Mein unwerth biſt Du — ſei für meine Leute
D'rum eine nied're, wenig theure Beute.

Mit ſolchem Schmeicheln lockt vom andern Theile
Zu ſeiner Luſt ſie trügeriſcher Rath:
O Du, die nicht die Bärin, noch der ſteile,
Eiskalte, rauhe Fels geboren hat,
Um zu verachten Amor's Glut und Pfeile,
Und um zu flieh'n, wenn das Vergnügen naht,
Haſt Du ein Herz von Demant oder Eiſen,
Um, wenn es liebt, nur Reue zu beweiſen?

So gehe denn, und folge Deinem Sehnen!
Was ſtellſt Du grauſam Dir den Sieger dar?
Gedenkſt Du nicht, wie er bei Deinen Thränen
So mitleidsvoll, ſo ſanft und gütig war?
Grauſam biſt Du, die Du im leeren Wähnen
Mit Hülfe ſäumſt bei dringender Gefahr.
Tankred, Du Undankbare, liegt verſchmachtend,
Und Du verweilſt, nach and'rer Heilung trachtend?

Wohl würd' es menſchlich ſchöne Pflicht genannt,
Die Dich mit Wonn' und Himmelsluſt beglückte,
Wenn nun, genaht der tapfern Bruſt, die Hand
Der Kräuter Säft' in ſeine Wunden drückte;

Wenn ſein Geſicht, dem alle Farb' entſchwand,
Durch Dich belebt, ſich neu mit Roſen ſchmückte;
Wenn Dir's geziemte, Reize, die vergeh'n,
Mit Liebesblick als Dein Geſchenk zu ſeh'n.

Dann wär' ein Theil von ſeinem Ruhme Dein,
Dich nennte man bei ſeiner Thaten Kunde.
In ſittiger Umarmung wärſt Du ſein,
Beglückt von ihm in ſchönem Ehebunde.
Du würdeſt unter Latium's Frauen ſein,
Gezeigt und hochgeehrt von jedem Munde,
Im ſchönen Welſchland, wo der Frühling wohnt,
Wo wahrer Muth und wahrer Glaube thront.

Gelockt von ſolcher Hoffnung ſüßen Weiſen,
Stellt ſie, die Thörin, hohes Glück ſich vor.
Doch, wie's gelänge, ſicher fortzureiſen,
Bedenkt ſie jetzt, und Zweifel ſteigt empor.
Denn wachſam ſind die Wachen ſtets und kreiſen
Von außen am Palaſt, auf Mau'r und Thor.
Auch öffnet man in dem bedrängten Orte
Nie ohne wicht'gen Anlaß eine Pforte.

Oft weilte lang in ihren ſtillen Leiden
Erminia freundlich bei der Kriegerin;
Sie ſah mit ihr die Sonn' im Abend ſcheiden,
Sie ſah mit ihr des Tags Verkünderin.
Und öfters auch empfing *ein* Bett die Beiden,
Schwand nun in Nacht der Stral des Tages hin,
Und kein Geheimniß, außer Liebesſorgen,
Hielt Eine vor der Andern je verborgen.

Nur dies verbirgt Erminia vor Klorinden,
Und wenn ſie irgend klagt, von ihr gehört,
So weiß ſie andern Grund des Grams zu finden,
Und ſcheint durch Sorg' um ihr Geſchick beſchwert.
Ihr iſt, da Lieb' und Freundſchaft ſie verbinden,
Der Zutritt zur Gefährtin nie verwehrt,
Sei dort Klorind', im Rath', im Kriege — nimmer
Verſchließt man vor Erminien ihre Zimmer.

Dort kam ſie hin, als einſt in and'rer Gegend
Klorinda war, und blieb tiefſinnend ſteh'n,
Im Geiſte Weg' und Mittel überlegend,
Um, wie ſie wünſcht, im Stillen fortzugeh'n.
So, Dies und Jenes ohne Raſt erwägend,
Unſichern Geiſt's, hat ſie empor geſeh'n,
Und ſieht die Waffen ſammt dem Oberkleide
Klorindens dort, und ſeufzt in ſtillem Neide.

Und ſeufzend ſpricht ſie: O die tapf're Maid,
Wie muß ich doch ihr Glück mit Neide ſchauen!
Allein ihr Ruhm erregt nicht meinen Neid,
Noch ihre Schönheit, dieſer Ruhm der Frauen;
Doch ihre Schritte hemmt kein langes Kleid,
Noch eine Zell' ihr ſtolzes Selbſtvertrauen.
Sie rüſtet ſich, ſie geht, wohin ſie denkt,
Von keiner Furcht, von keiner Scham beſchränkt.

Ach, daß ich nicht gleich mächtig Bruſt und Glieder
Vom Himmel und von der Natur empfing;
Wie gern dann gäb' ich Kleid und Schleier wieder
Für Panzer, Helm und Schien' und Eiſenring.

Nie drückt' ein Froſt des Buſens Flammen nieder,
Brand, Sturm und Regen achtet' ich gering,
Und würd' am Tag und bei der Nacht Gewittern
Allein und mit Geleit im Feld nicht zittern.

Dann wärſt Du nicht, o grimmiger Argant,
Mit meinem Herrn zuerſt zum Kampf gegangen;
Ich wär' auf ihn und Dir vorausgerannt,
Hätt' ihn beſiegt und hielt' ihn hier gefangen,
Und von der liebevollen Feindin Hand
Hätt' er ein ſanftes, leichtes Joch empfangen,
Und ſeine Feſſeln machten mir vielleicht
Die meinigen zu tragen ſanft und leicht.

Und wär' es anders mir beſtimmt geweſen,
Drang in mein Herz das Schwert des Feindes ein,
So würd' ich durch den Streich des Stahls geneſen
Zum mindeſten von Amor's Wunden ſein.
Und friedlich fühlt' ich Seel' und Leib ſich löſen,
Und meine Aſche würd' und mein Gebein
Mit ſeinen Thränen dann der Sieger ehren,
Und ihnen mitleidsvoll ein Grab gewähren.

Doch ach, was ſehnt nun hier in Luſt und Grauen
Sich thöricht nach Unmöglichem mein Herz?
So weil' ich denn, nach Art gemeiner Frauen,
Von Angſt gezügelt und von feigem Schmerz?
Nein, auf, mein Herz, zu wagen, zu vertrauen!
Das Schwert gefaßt! Die Bruſt bedeckt mit Erz!
Ob ſchwach und zart, doch wird die Wehr zu tragen
Auf kurze Zeit, die Kraft mir nicht verſagen.

Ja, ich vermag's, denn Amor's Gluten machten
Schon oft den Schwächſten ſtark, warum nicht mich?
Es rüſten ja, von ihm geſpornt, zu Schlachten
Mit Muth unkriegeriſche Hirſche ſich.
Und kämpfen nicht in dieſer Wehr, nur trachten,
Scharfſinn'gen Trug d'rin zu vollziehn, will ich.
Klorindens Anſehn ſei jetzt angenommen,
Um ſicher, ſo verſtellt, hinauszukommen.

Die Wächter wagen nicht, auf ihrem Wege
Durch's hohe Thor ihr je zu widerſteh'n.
Ich ſinn' und ſinn', und, was ich überlege,
Doch kann ich dieſen Weg nur offen ſeh'n.
Du Glück, du Liebe, die ihn lehrt', o möge
Durch euch unſchuld'ger Trug von ſtatten geh'n.
Ich geh', eh' die bequeme Stunde ſchwindet,
Da in der Burg Klorinda ſich befindet.

Und ſie beſchließt's, in Amor's Wuth entglommen,
Und wartet, von ihm angereizt, nicht mehr.
Nächſtan iſt ihr Gemach — ſchnell abgenommen
Und hingebracht wird die geſtohl'ne Wehr.
Man macht' ihr vorhin Platz, da ſie gekommen,
Und ließ ſie dort allein, d'rum iſt's nicht ſchwer.
Auch deckt die Nacht, der Liebenden und Diebe
Getreue Freundin, ſchon den Raub der Liebe.

Sie, ſehend, daß der Himmel mittlerweile
Verdunkelt und beſtreut mit Sternen ſei,
Geht raſch an's Werk und ruft nun ſonder Weile
Der Knappen Treuſten insgeheim herbei,

Auch eine wack're Magd, und ſagt zum Theile
Was ſie beſchloß, allein nicht völlig frei,
Indem ſie von der Flucht ſie unterrichtet,
Doch andern Grund angibt, warum ſie flüchtet.

Der Knappe ſchafft', um in Geſchwindigkeit
Das, was ihm nöthig ſchien, bereit zu halten;
Sie zog indeſſen aus das prächt'ge Kleid,
Deß Falten ihr bis zu den Füßen wallten,
Und ſtand im ſchlichten Rock, voll Lieblichkeit,
Die leichteſte, die ſchlankſte der Geſtalten;
Dabei half Jene nur, die ſie zuvor
Sich zur Genoſſin ihrer Flucht erkor.

Das gold'ne Haar, der Hals, ſo weich und mild,
Fühlt harten Stahls Verletzung und Beſchwerde,
Und ihre zarte Hand erfaßt das Schild
Und fühlt, daß überſchwer die Bürde werde.
So ſchimmert ſie umher, ein eiſern Bild,
Und zwingt ſich ſelbſt zu krieg'riſcher Geberde;
Und Amor, wie, als er mit Frauentracht
Den Herkul ſchmückte, ſieht's erfreut und lacht.

Wie mühſam trägt ſie doch ungleiche Laſt,
Wie langſam doch die Schritte ſich bewegen!
Die treue Freundin hält ſie angefaßt,
Die vor ihr geht als Stütz' auf ihren Wegen.
Doch Lieb' und Hoffnung gibt dem Geiſt nicht Raſt,
Und weiß die Kraft der Glieder anzuregen;
So kommen ſie dahin, wo ihr Genoß,
Der Knappe, harrt, und ſchwingen ſich auf's Roß.

Verkleidet zogen ſie dahin und hatten
Mit Fleiß gewählt den ſtillſten, fernſten Pfad,
Doch Stahlgefunkel glänzte durch die Schatten,
Und Kriegsvolk zeigte ſich, da ſie genaht.
Indeß ging ungeſtört die Flucht von ſtatten,
Weil, wer ſie ſah, ſogleich bei Seite trat,
Denn dieſe weiße Tracht und dieſes Zeichen,
Erkannt bei Nacht, hieß ſchleunig Jeden weichen.

Wohl muß dies etwas ihren Muth erwecken,
Obwohl noch nicht die Sorge völlig ruht,
Sie glaubt, man werde ſie zuletzt entdecken,
D'rum fühlt ſie Furcht vor dem zu großen Muth.
Allein am Thor bemeiſtert ſie den Schrecken,
Und täuſchet Den, dem man's vertraut zur Hut:
Klorinda bin ich, öff'ne ſonder Weile,
Mich ſchickt der Fürſt, und mein Geſchäft hat Eile.

Die Frauenſtimme, gleich Klorindens Laute,
Erleichtert' ihr die kühne Täuſchung ſehr.
Wer glaubt' auch, als man ſie in Waffen ſchaute,
Ein and'res Weib ſei's, ungewohnt der Wehr?
Der Wächter öffnet. — Sie und die Vertraute
Ziehn ſchnell hinaus, der Knappe hinterher,
Und reiten, daß man ſie nicht treffen möge,
Durch's Thal hinab auf langem, krummem Wege.

Doch als ſie nun im ſtillen Grunde waren,
Da hemmt Erminia ihren raſchen Lauf,
Und meint beſiegt die dringendſten Gefahren,
Denn Niemand, ſcheint ihr, halte ſie hier auf.

Doch was ſie erſt vergeſſen zu gewahren,
Fällt jetzt ihr ein, und ernſtlich denkt ſie d'rauf:
Wohl ſchwerer ſei's, in's Heer hineinzukommen,
Als ihr's in eil'ger Sehnſucht vorgekommen.

Sie ſieht, es ſei, da Waffen ſie bedecken,
Sehr thöricht, zu dem Lager hinzugeh'n,
Doch möchte ſie auch Keinem ſich entdecken,
Bevor ſie nicht den theuern Herrn geſeh'n.
Und, ohne Ruf und Ehre zu beflecken,
Will ſie zu ihm, geheim und unverſehn:
D'rum hält ſie an, auf beſſ're Vorſicht ſinnend,
Und ſpricht zu ihrem Knappen, ſo beginnend:

Vorläufer ſollſt Du mir, mein Treuer, ſein,
Doch ſei geſchickt und ſchnell, dann wird's gelingen.
Zum Lager geh', und laß Dich dort hinein
In's Zelt Tankred's und an ſein Bette bringen,
Und ſprich: Ein Mädchen komme, ganz allein,
Und woll' ihm Heil und Frieden ſich erringen —
Mir Frieden, weil die Liebe mich bekämpft,
Und nur ſein Heil den Sturm des Krieges dämpft.

Sie mach' ihn voll Vertrau'n zu ihrem Horte,
Und übergeb' ihm ſicher Ehr' und Glück.
Nur dies ſag' ihm allein; mit keinem Worte
Gib ſonſt Beſcheid, und kehre bald zurück.
Ich bleibe mittlerweil' an dieſem Orte,
Denn ſicher bin ich hier vor Mißgeſchick.
Sie ſpricht's — der treue Knapp', als hätt' er Schwingen,
Macht ſchnell ſich fort, den Auftrag zu vollbringen.

Und alſo macht er's, daß man an den Schranken
Des Lagers freundlich Eintritt ihm gewährt,
Und ihn dahin führt an das Bett des Kranken,
Der ſeine Botſchaft heitern Blicks erfährt.
Dann ihn verlaſſend, welcher die Gedanken
Mit tauſend Zweifeln hier- und dorthin kehrt,
Eilt er, an ſie die Antwort zu beſorgen:
Sie könne kommen, heimlich und verborgen.

Doch ſie, durch jede Zögerung gekränkt,
Fühlt ſich indeß von Ungeduld verzehren,
Und zählt bei ſich des Andern Schritt' und denkt:
Jetzt kommt, jetzt tritt er ein, jetzt muß er kehren!
Schon ſcheint er ihr — was ſie in Gram verſenkt —
Sich nicht ſo ſchnell wie immer zu bewähren.
Daher die Ungeduld ſie vorwärts zieht,
Empor zum Ort, wo man die Zelte ſieht.

Es breitet' über ſanft entſchlaf'nen Triften
Den Sternenſchleier wolkenlos die Nacht,
Und Luna kam und ſtreut' aus Aetherdüften
Lebend'ge Perlen aus und Licht und Pracht;
Da klagt ſie nun dem Himmel und den Lüften,
Welch eine Glut ihr Amor angefacht,
Und macht das holde Schweigen, die bethauten,
Duftreichen, ſtillen Felder zu Vertrauten.

Dann aber ſpricht ſie, nach dem Lager blickend:
Wie glänzt ihr Zelte dort mit holdem Schein!
Wie wehn von euch die Lüfte ſo erquickend
Und laden mich, zu nahn, ermunternd ein!

O möchte ſo nach langem Sturm beglückend
Ehrbare Ruh' der Himmel mir verleih'n,
Wie ich ſie ſuch' in euch; denn Herzensfrieden
Iſt nur im Lärm der Waffen mir beſchieden.

D'rum nehmt mich auf, und ſchenkt mir das Erbarmen,
Das Mitleid nur, das Liebe mir verſprach,
Und das bei'm holden, milden Herrn der Armen,
Ach, der Gefang'nen, einſtens nicht gebrach.
Nur dieſem ſtreb' ich jetzt durch euch mit warmen,
Sehnſucht'gen Wünſchen, nicht dem Throne nach.
Ohn' ihn wird meinen Dank das Glück verdienen,
Dafern mir's nur erlaubt, in euch zu dienen.

Sie ſpricht es, ſonder Ahnung des Geſchickes,
Das ihr bereit ein großes Leiden hält.
Dort ſieht ſie, wo der Glanz des Himmelsblickes
Gerad' auf ihre glatte Rüſtung fällt,
Und weithin ſieht man ſelben Augenblickes
Das ſchöne Weiß, das ſie umgibt, erhellt.
Sie iſt's! ſo heißt's bei flimmernder Bewegung
Des Strales auf des Helmes Silberprägung.

Ein ſtarker Hauf' im Hinterhalte ſtand
Dort nah — ſo hat's Erminiens Loos verhangen —
Geführt von Poliſern und von Alcand,
Den Brüdern, die dem Latier-Land entſprangen,
Um zu verhindern, daß nicht aus dem Land
Die Heiden Stier' und Heerdenvieh empfangen;
Wenn ihnen erſt der kluge Knapp' entkam,
War's, weil er eilt' und einen Umweg nahm.

Und Polifern, der Jüngling, dem Clorinde
Vor ſeinem Blick den Vater jüngſt erlegt,
Glaubt, daß er hier die hohe Heldin finde,
Da er das weiße Kleid ſieht, das ſie trägt,
Treibt die verborg'ne Schaar auf ſie geſchwinde,
Und, leicht zum Wahnſinn von der Wuth bewegt,
Vermag er nicht, die Wallung zu beſiegen,
Und ruft: Du ſtirbſt! und läßt den Wurfſpieß liegen.

So wie die Hindin, die nach friſchen Quellen
In heißem Durſt durch die Gebüſche zieht,
Wenn ſie die felsentquoll'nen klaren Wellen,
Das Bächlein zwiſchen Blumenufern ſieht,
Und nun ſich letzen will, beim jähen Bellen
Hervorgeſprung'ner Hunde ſcheu entflieht,
Rückwärts gewandt ſich durch das Dickig preſſend,
Und Müdigkeit und Durſt vor Angſt vergeſſend:

So Dieſe, die das innige Verlangen,
Der Liebe Durſt im kranken Herzen, nun,
Sittig und froh von ihrem Freund empfangen,
Zu ſtillen hofft' und endlich auszuruhn,
Jetzt, da ihr Jene raſch entgegenſprangen,
Beim Waffenklang, beim feindlich wilden Thun —
Sie gibt ſich ſelbſt und ihren Wunſch verloren,
Und gibt voll Angſt dem ſchnellen Roß die Sporen.

2.

Armida [1]).

Rund iſt das reiche Bauwerk, deſſen Mitte,
Als Mittelpunkt im Kreis, ein Garten macht,
Schön ausgeſchmückt, weit über Brauch und Sitte
Selbſt der berühmteſten, mit Reiz und Pracht.
Rings neckt ein Zimmerlabyrinth die Schritte,
Wie dies die geiſt'gen Bauleut' ausgedacht,
Daß Niemand auf dem vielgewund'nen Gange
Bis zum verborg'nen Sitz der Luſt gelange.

Nach wirrem Pfad erſchloß mit *einem* Male
Ein Garten ſich, gar heiter, hold und traut:
Da wurden Bäche, Seen im Sonnenſtrale
Und Blumen mancher Art und Pflanz' und Kraut,
Beſonnte Hügel, grüne Schattenthale
Und Höhl' und Wald mit *einem* Blick erſchaut,
Und — weßhalb holder dieſe Schöpfung lachte —
Nie zeigte ſich die Kunſt, die Alles machte.

---

[1] Um ungeſtört mit ihm der Liebe zu leben, hat die zaubermächtige Armida den Rinaldo, dieſen Achilleus in Taſſo's Heldengedicht, auf eine reizende Inſel im fernen Meer entführt. Dieſe Situation iſt hier mitgetheilt. Der Fortgang iſt: Die Anführer des vor Jeruſalem lagernden Kreuzheeres ſchicken zwei Ritter als Boten ab, um Rinaldo im Namen des Glaubens und der Ehre zur Rückkehr zu bewegen. Mit einem Gegenzauber bewaffnet, dringen die Ritter in das Zauberſchloß ein und entreißen den Helden ſeiner müßigen Ruhe. Vergebens will ihn die verzweifelnde Armida zurückhalten. Sie geſellt ſich dann, Rache ſuchend, zu dem Heer des Sultans von Aegypten, welches zum Entſatz Jeruſalems heranzieht, aber zu ſpät kommt. In der Schlacht, mit deren Schilderung Taſſo ſein Gedicht ſchließt, begegnen ſich die Beiden wieder und ihre gegenſeitige Liebe feiert ein Verſöhnungsfeſt.

Du glaubſt, wie Wildniß ſich und Anbau fügen,
Natur der Lag' und Zierde Schöpferin.
Sie, ſonſt der Kunſt Vorbild, ſcheint mit Vergnügen
Hier nachzuahmen die Nachahmerin.
Die milde Luft auch, die mit durſt'gen Zügen
Der Buſen trinkt, iſt Werk der Zauberin,
Und macht die Bäume tragen ſtets und blühen
Und neben Blüthen reife Früchte glühen.

Am ſelben Stamm, vom ſelben Laub umgeben
Schau'n junge Feigen hinter alten vor;
Hier glänzt des Apfels Gold, doch drängt daneben
Am ſelben Zweig der grüne ſich hervor;
Am ſonnigſten der Plätze ſchlängeln Reben
Voll Ueppigkeit die krummen Arm' empor;
Hier blüht, dort ſchimmert hinter friſchem Laube,
Wie Gold und wie Rubin, die Nektartraube.

Wetteifernd ſchallt, um jedes Herz zu kirren,
Der Vögel Sang aus grünem Laubgemach.
Die Luft erregt mit angenehmem Schwirren
Der Bäume Laub, den Weiher und den Bach,
Und weht gelinder, wenn die Vögel girren,
Doch ſchweigen ſie, ſo wird ihr Rauſchen wach.
Sei's Zufall, Kunſt — jetzt weht ſie ſanft begleitend,
Jetzt mit dem Lied in Wechſeltönen ſtreitend.

Im ſchönen Schwarm fliegt einer, das Gefieder
War prächtig bunt, der Schnabel Purpurſchein;
Die Zung', entfaltend laute, volle Lieder,
Scheint Menſchenſprach' und Menſchenton zu leih'n,

Und alſo ſtrömen ſeine Töne nieder,
Daß Jeder fühlt, ein Wunder müſſ' es ſein.
Die andern, lauſchend ſeinem Lied, verſtummen,
Und auch die Winde hören auf zu ſummen.

O ſieh beſcheiden jungfräulich am Morgen,
So tönt's, die Roſ', entſprießend ihrem Grün,
Und ſie, nur halb enthüllt und halb verborgen,
Je minder ſie ſich zeigt, je ſchöner blühn!
Sieh dann die Bruſt ſie keck und ohne Sorgen
Dem Licht entfalten, ſchmachten und verglühn!
Nicht ſcheint ſie mehr dieſelbe, die das Sehnen
Von tauſend Buhlen war und tauſend Schönen.

Und ſo vergeht, bevor ein Tag vergangen,
Des Erdenlebens Grün und Blüthenflor;
Kehr' auch der Lenz, nicht grünt auf Euern Wangen,
Nicht blüht darauf das Leben neu empor.
D'rum pflückt die Roſe bei des Morgens Prangen,
Und eh' er — ach, wie ſchnell. — den Glanz verlor!
Heut' pflückt der Liebe Roſ' und liebt, da Liebe
Euch noch beglücken kann durch Gegenliebe!

Hier ſchwieg er, und, zu *einem* Chor geſtimmt,
Erſchallen billigend der andern Lieder;
Wie neu die Lieb' in jedem Thier entglimmt,
So küſſen zärtlicher die Tauben wieder:
Der keuſche Lorbeer liebt, die Eich' — es ſchwimmt
Ein Liebeshauch aus allen Zweigen nieder:
Ja, ſelbſt die Erde ſeufzt, es ſeufzt die Flut
In zarten Tönen ſüßer Liebesglut.

Durch ſolche Schmeichelreize, ſolches Locken,
Durch ſolche zarte, ſüße Klänge geh'n
Die beiden Krieger weiter, doch verſtocken
Ihr ſtrenges Herz, der Luſt zu widerſteh'n
Und ſieh, durch Zweige, Laub und Blüthenflocken
Sieht unſer Paar nun, oder glaubt zu ſeh'n,
Und ſieht gewiß beim Liſpeln ſüßer Töne,
Den Buhlen ihr im Schooß, im Gras die Schöne.

Ihr Schleier theilt ſich vor der Bruſt, es fluten
Die Haar' im Winde, der ſie flatternd hebt;
So ſchmachtet ſie, das Angeſicht voll Gluten,
Durch warmen Thau gebleicht und mehr belebt,
Indeß im feuchten Auge, wie in Fluten
Ein Sonnenſtral, ein Lächeln üppig bebt,
Sein Haupt ruht ihr im Schooß — ſie beugt ſich nieder,
Und ſehnend hebt er Wang' an Wange wieder.

Süß weidet er an ihr die gier'gen Augen
Und ſcheint vor Wonnen ſterbend zu vergeh'n.
Sie neigt ſich hin, manch ſüßen Kuß zu ſaugen,
Den von den Augen, von den Lippen den.
Er ſtöhnt, als müſſ' er hier den Geiſt verhauchen,
Und dieſer wandernd in ſie übergeh'n.
Die beiden Krieger ſtehn verſteckt und werden
Gewahr indeß der Liebenden Geberden.

Zur Seite hängt der üppigſten der Frauen
Ein wunderbar Kryſtall, glatt, rein und licht.
Aufſteht ſie jetzt, um ihm es zu vertrauen,
Dem Liebesprieſter, zur geheimſten Pflicht;

Worauf ſie in Verſchied'nem Gleiches ſchauen,
Sie, lächelnd, er entglüht das Angeſicht.
Ihr Spiegel iſt das Glas — der Schönen milde
Und heit're Augen ſpiegeln ſein Gebilde.

Sie, ſtolz in ſich, daß Herrſchaft ſie bekröne,
Er aber, daß er dien', iſt ſtolz in ihr.
O wende, ſpricht er, wende, ſel'ge Schöne,
Die Augen jetzt beſeligend zu mir!
Denn wiſſe, Reizende, von Deiner Schöne
Gibt meine Glut das treuſte Bildniß Dir.
Du ſiehſt ja die Geſtalt, die Wunder alle
Klarer in meiner Bruſt als im Kryſtalle.

Doch da Du mich verſchmähſt, o könnteſt Du
Nur anderm Spiegel Deinen Reiz vertrauen!
Gibt Nichts dem Blick Befriedigung und Ruh,
So würd' er ſelig in ſich ſelber ſchauen.
Kein Spiegel ſtrahlt ſo holdes Bild Dir zu,
Kein kleines Glas faßt Paradieſesauen;
Dein werth iſt nur der Himmel — das Gefild'
Der Sterne zeigt allein Dein reizend Bild.

Sie lächelt zwar, doch ſäumt nicht fortzufahren
Liebäugelnd mit ſich ſelbſt im holden Thun;
Die Locken, die voll Luſt geflattert waren,
Heißt ſie in Flechten, ſchön geordnet, ruhn,
Und macht dann Ringel aus den kürzern Haaren,
Schmückt ſie, wie Gold mit Schmelz, mit Blumen nun
Und ordnet auf der Bruſt den Schlei'r, den loſen,
Und fügt zu eig'nen Lilien fremde Roſen.

So wird kein Blick vom eiteln Pfau geweidet,
Wenn er zur Schau die hundert Augen trägt,
Von Iris nicht, wenn ſie, bethaut, bekleidet
Mit Gold und Purpur, ihren Bogen ſchlägt.
Das Schönſte bleibt der Gürtel, den, entkleidet
Sogar, die Zauberin nie von ſich legt.
Hier gab ſie Körper körperloſen Dingen,
Und ihr nur konnte ſolch Gemiſch gelingen.

Zärtlichen Groll, ſanft ruhiges Verneinen,
Holdſel'ge Lockung, heitern Friedensſchluß,
Dann Lächeln, Flüſtern, wonnevolles Weinen,
Manch halben Seufzer, manchen feuchten Kuß:
Sie wußt' es wohl zu miſchen, zu vereinen,
Und ſtählt an linder Fackelglut den Guß.
So war der Wundergürtel ihr gelungen,
Mit welchem ſie die ſchöne Zeit' umſchlungen.

(Streckfuß.)

Icon.

Leon's Originalgedichte füllen nicht mehr als ungefähr hundert Seiten; es findet ſich aber in ihnen kein Vers, der nicht Werth hätte, und man darf ſie an die Spitze der ſpaniſchen Lyrik ſtellen.

Ticknor.

Eine der unverwüſtlichſten Volksnaturen iſt die ſpaniſche. Nachdem Königthum und Pfaffenthum, gegen Volkswohl und Vernunft zu wüthendem Haſſe verbunden, Jahrhunderte lang das Möglichſte gethan, die Nation zu vergiften und zu verderben, iſt dennoch das „tönende Erz, welches der Spanier in der Bruſt trägt,“ in der Erhebung gegen Bonapartiſchen Verrath und Napoleoniſchen Weltdeſpotismus plötzlich wieder gewaltig und hochherrlich aufgeklungen.

Uebrigens gab es eine Zeit — das 16. und das 17. Jahrhundert — wo die ſpaniſche Nation, wie Jedermann weiß, auch im Reiche des Geiſtes einen ihrer politiſchen Machtſtellung entſprechenden Rang einnahm. Um die Höhepunkte zu bezeichnen, welche der ſpaniſche Genius im Gebiete der Kunſt erſchwang, braucht man nur drei Namen zu nennen: Cervantes, Calderon und Murillo. Denn wer den Don Quixote und den ſtandhaften Prinzen geleſen und die auf dem Halbmond ſtehende Madonna geſehen hat, der kennt dieſe Höhepunkte.

Die Literatur Spaniens ging einen ſo durchaus geſunden, naturgemäßen und organiſchen Entwicklungsgang wie außer ihr nur noch die altgriechiſche und die engliſche: — auf die volksmäßige Epik der alten Romanzendichtung, welche in den verſchiedenen Romanzen- und Liederbüchern (Romanceros y cancioneros) geſammelt iſt, folgte die kunſtmäßige Lyrik und auf dieſe eine durchaus auf nationale Anſchauungen, Stimmungen und Bedürfniſſe geſtellte Dramatik, deren Repertoire, im letzten Drittel des 16. und in den zwei erſten Dritteln des 17. Jahrhunderts von Dichtern erſten Ranges geſchaffen [1]), das weitaus reichſte der Erde iſt.

Dies geſagt, wenden wir uns zu dem Poeten, in welchem wir mit Grund den trefflichſten der ſpaniſchen Lyriker erblicken, zu Leon, der ſeine lyriſchen Vorgänger und Mitſtrebenden, wie Caſtillejo, Boscan, Garcilaſo, Mendoza und Herrera, an Zartheit und Innigkeit des Gefühls, an echtſittlichem Pathos, ſowie an Macht des Ausdrucks hinter ſich gelaſſen hat.

Luis Ponce de Leon wurde i. J. 1528 (oder 1527?) zu Belmonte in der Mancha geboren. Von ſeinem Vater, einem Anwalt, als Vierzehnjähriger nach Salamanca geſandt, um daſelbſt ſeine Univerſitätsſtudien zu machen, trat er, dem tiefreligiöſen Zuge ſeiner Seele folgend, in das dortige

---

[1]) Lope, Caſtro, Tirſo, Alarcon, Calderon, Rojas, Moreto — das Siebengeſtirn der ſpaniſchen Bühne.

Auguſtinerkloſter. Auch als Mönch jedoch arbeitete er emſig an ſeiner Ausbildung, blieb mit der Univerſität in Verbindung, wurde von dieſer i. J. 1560 zum Licentiaten und nachmals zum Doctor der Theologie gemacht. Im Alter von 34 Jahren erhielt er eine theologiſche Profeſſur und trug insbeſondere bibliſche Literatur vor.

Damit hatten nun aber ſeine äußerlichen Erfolge ein Ende. Wie zu vermuthen ſteht, gab es im 16. Jahrhundert an der Univerſität Salamanca gerade ſolche Neidharte und Ränkeſpinner, wie es deren an deutſchen Univerſitäten noch im 19. Jahrhundert gibt. Denn gewiß iſt, daß die geiſtlichen Herren Collegen des armen Leon, welche ſeine gelehrten und amtlichen Erfolge ſcheel anſahen, nicht ruhten, bis ſie ihn unglücklich gemacht hatten. Es gab ja einen Drachen in Spanien, welcher unerſättlich nach Opfern lechzte, und dieſen Drachen, die Inquiſition, hetzte man auf Leon.

Zu Ausgang des Jahres 1571 wurde bei dem Inquiſitionshof von Salamanca eine Denunciation gegen Leon angebracht, des Inhalts, der Angeklagte habe — ſchrecklich zu ſagen! — öffentlich geäußert, die kirchliche Bibelüberſetzung (Vulgata) ſei einer Verbeſſerung fähig; auch habe derſelbe — noch ſchrecklicher zu ſagen! — das Hohelied Salomo's ins Caſtiliſche überſetzt. Die letztere Anklage allein ſchon genügte der Inquiſition, ihr Opfer zu faſſen, was im März 1572 geſchah.

Fünf lange Jahre, während welcher Alles aufgeboten wurde, ſeinen „ſanften, aber feſten“ Geiſt zu brechen, ſchmachtete der unglückliche Dichter in den geheimen Kerkern (carceles secretas) des „heiligen“ Gerichts. Im September 1576 verhängten ſeine Richter die Folterung über ihn, jedoch das Obertribunal der Inquiſition zu Madrid ſchlug dieſe Sentenz nieder und ſprach den der Ketzerei Angeklagten völlig frei. Als er zum erſten Mal wieder ſeinen Lehrſtuhl beſtieg, begann er, als wäre inzwiſchen gar Nichts geſchehen, ſeinen Vortrag mit den Worten: „Wie wir bei unſerer letzten Zuſammenkunft bemerkt haben.“ — Dieſes milde und edle Gemüth wußte Nichts von Erbitterung und Rache.

Leon hat, obſchon die erlittene fünfjährige Qual ſeiner Geſundheit einen harten Stoß verſetzte, nachmals noch vierzehn Jahre gelebt. Zuletzt als Generalvikar der Auguſtinerklöſter von Caſtilien zu Madrigal, wo er am 23. Auguſt 1591 geſtorben iſt, im Leben geliebt von allen Guten, im Tode tief betrauert.

Er hat Mancherlei geſchrieben, Theologiſches und Homiletiſches; aber ſein Ruhm beruht auf einer kurzen Reihe von lyriſchen Gedichten, die ohne Frage mit zu dem Beſten gehören, was die ſpaniſche

Literatur geſchaffen. Sie gehören, wenige ausgenommen, ſämmtlich der Odengattung an und es iſt darin ein Hauch der hebräiſchen Pſalmodie und Prophetie. In altcaſtiliſchen Verſen und Strophen gedichtet, zeigen dieſe Oden die höchſte Vollendung, eine wahrhaft claſſiſche Reinheit und Feinheit der Form. Was aber dieſelben noch ganz beſonders auszeichnet, iſt die maßvolle Weisheit und milde Frömmigkeit, welche ihr Inhalt offenbart — eine Weisheit und eine Frömmigkeit, die zu der hochrothen Unduldſamkeit und dem blutdürſtigen Fanatismus eines Lope und Calderon einen höchſt wohlthuenden Gegenſatz bilden.

1.

Die ſternhelle Nacht.

An Don Oloarte.

Wenn ich die Blicke ſende
Zum Himmelsdom, beſä't mit Sternenfunken;
Dann ſie zur Erde wende,
Auf die jetzt Nacht geſunken,
Die Schlummer und Vergeſſenheit getrunken:

In meinem Buſen wecken
Dann Lieb' und Schmerz ein brennendes Verlangen;
Mit heißer Flut bedecken
Die Augen meine Wangen;
Ich ruf', Oloarte! dann mit Wehmuthbangen:

O Thron der Größ' und Macht!
Des Lichts, der Schönheit Tempel! welch Geſchick
Hält in des Kerkers Nacht,
Des niedern, hier zurück
Den Geiſt, beſtimmt zu deinem hohen Glück?

Welch raſendes Verblenden
Ab von der Wahrheit unſer Herz ſo kehret,
Daß deiner Götterſpenden
Es ganz vergißt, bethöret
Nach Schatten haſcht, Scheingüter nur begehret?

Der Menſch vergißt, ſich wiegend
In Träumen, daß der Tod ihn ſtets umkreiſe;
Denn, wie der Himmel fliegend
Durcheilt die ſtillen Gleiſe,
Raubt er vom Leben Stund' auf Stund' ihm leiſe.

Ihr Sterblichen erwachet!
Bedenket, dürfen hocherleſ'ne Seelen,
Wo Himmelswonne lachet,
An ihrem Heil ſo fehlen,
Daß ſie dem Wahn, dem Trug zu leben wählen?

Ach, zu der ew'gen Sphäre
Des Himmels laßt die Blicke ſich erheben!
Seht, wie nur Tand gewähre
Euch dieſes arme Leben,
Das ſo der Furcht und Hoffnung hingegeben.

Iſt nicht Atom die ſchwere
Und nied're Erde bloß, wenn Ihr ſie haltet
Ans Urbild, jenes hehre
Wo in Verklärung waltet
Was war und iſt, und einſt ſich noch geſtaltet?

Betrachtet Ihr, wie weiſe
Gefügt der ewigen Geſtirne Reihen,
Seht ihre ſchönen Kreiſe,
Die Schritte jene freien
Und richtigem Verhältniß doch ſo treuen:

Den Mond, wie er beweget
Sein Silberrad: das Licht dann folgt, das immer
Schlauheit und Liſten heget;
Und, ſchön im Glanzesflimmer,
Dann naht der holden Liebesgöttin Schimmer;

Und wie den Schritt der wilde,
Der blut'ge Mars durch andre Pfade wendet;
Und Jupiter, der milde,
Der tauſend Güter ſpendet,
Mit liebem Stral dem Himmel Klarheit ſendet;

Wie ſich, als Letzter, drehet
Saturn, der Vater jener goldnen Zeiten:
Der Sterne Chor dann ſtehet
Zahllos nach allen Seiten,
Sein Licht und ſeine Schätze zu verbreiten:

Wer iſt, der dies betrachtet,
Und fühlt der Erde Tand ſich nicht verleidet?
Und ſeufzet nicht und ſchmachtet,
Wirft von ſich, was umkleidet
Die Seel', und dieſe Herrlichkeit ihr neidet?

Die heitre Ruh hier wohnet;
Hier hat der Friede ſein Panier erhoben;
Die heil'ge Liebe thronet
Auf reichem Sitz hier oben,
In Seligkeit, von Glorien umwoben.

Hier zeiget ohne Grenzen
Die ew'ge Schönheit ſich; das Auge ſiehet
Das reinſte Licht erglänzen,
Vor dem die Nacht ſtets fliehet,
Ein ewig jugendlicher Lenz hier blühet.

O Fluren ſel'ger Wonnen!
O Matten, wahrhaft lieblich und entzückend!
Ihr waſſerreichen Bronnen!
O Gründe, ſo erquickend!
Ruhthäler, ſich mit tauſend Reizen ſchmückend!

2.

Tugendstärke.

An Philipp Ruiz.

Was nutzt, ſo viel erblicket
Der Sonne Stral, wo er ſich hebt und ſenket;
Was die Levant' uns ſchicket;
Was Indiern geſchenket,
Sammt Allem, was des Pöbels Herzen lenket?

Der Eine, der nur trachtet,
Zu häufen ſeinem Erben reiche Güter,
In bittrer Armuth ſchmachtet,
Iſt ſeines Mammons Hüter
Und ſelber ſich der härteſte Gebieter.

So rennt mit durſt'gem Keichen
Ein Zweiter blind nach hohem Ehrenſtande;
Und um ihn zu erreichen,
So bettelt er, o Schande!
Und ſchmiedet ſelber ſich die Sklavenbande.

Wenn zweier Augen Stralen
Und goldnes Haar verlockt zu Liebeseiden:
Die ſchwache Stunde zahlen
Wird er mit tauſend Leiden,
Endloſe Thränen weint er kurzen Freuden.

Glück, Philipp! nur beſitzet,
Wer ſich beherrſcht; vom Leben nur begehret,
Was wahrem Heile nützet;
Und willig das entbehret,
Was nicht der eig'ne Buſen ihm gewähret.

Ob hell die Sonne ſchiene,
Ob Aeolus ſein ganzes Reich zerrütte —
Er wechſelt keine Miene;
Ob ihn der Berg verſchütte,
Feſt ſteht er da in ſeiner Trümmer Mitte.

So ſtreckt die knot'ge Eiche
Auf ihrer Berghöh', hieb den Schmuck vom Haupte
Die Axt mit wildem Streiche,
Statt jener, die man raubte,
Noch höh're Zweig empor, noch mehr belaubte [1]).

Ihn beugen willſt du, heben
Wird er ſich höher nur: im harten Streite
Gewinnt die Kraft ihm Leben;
Hin ſchleudert er ins Weite
Ihn, der den Sieg ſchon wähnt auf ſeiner Seite.

Vor Glück und Macht: im Staube
Nie kriechend tritt er feſt, mit kaltem Blute,
Vor den Tyrannen, ſchnaube
Wild er in frevlem Muthe,
Bewehrt mit Feuer, Schwert und Zornesruthe.

Dein Feuer, ſpricht er, zünde!
Schleif deinen wilden Stahl! Brich auf in Eile,
Und, ſo du magſt, mich binde!
Den gier'gen Hunger heile,
Und das erſehnte Mahl ihm nun ertheile!

Du ſäumſt? Siehſt du die bloße,
Wehrloſe Bruſt nicht? Deine Macht erkennet
In ſeinem engen Schooße
Das Herz nicht, dem vergönnet,
Daß Erd- und Himmelsſchlüſſel ſein es nennet.

---

[1]) Die Zweige der immergrunen oder Stecheiche werden wie bei unſern Weidenbaumen abgehauen und wachſen wieder nach.

Stoß tiefer noch! Zerwuhle
Mein Innerſtes mit tollen Mörderhänden!
Die Mitte wähl' zum Ziele!
Doch es iſt Mühverſchwenden:
Nie wird ihr Werk die blinde Wuth vollenden.

Du bracheſt meine Bande:
Dir fröhnen ſollt' ich, deine Martern hoben
Mich auf zum Friedenslande.
Frei ſchweb' ich jetzt nach oben,
Durchzieh den Aether, wandl' im Lichte droben.

3.

Das Leben im Himmel.

Ihr ſel'gen, lichten Zonen!
Begluckte Matten ihr, die Froſt und wilde
Glutſtralen freundlich ſchonen!
Geſegnete Gefilde,
Wo Fried' und Troſt erbluhn in ew'ger Milde!

Auf euch — mit Purpurbluthen,
Mit Blumenſchnee bekränzt die Schläfen beide —
Fuhrt, ohne Stab zum Huten,
Hinaus zur ſüßen Weide
Der gute Hirt die Heerde, ſeine Freude.

Die ſel'gen Schafe ziehen
Den Spuren ihres Hortes nach, genießend
Da Blumen, die ſtets blühen,
Und Roſen, ewig ſprießend,
Sich, abgeweidet, doppelt reich erſchließend.

Er führt zum Berg der Wonnen
Hinauf die Heerde dann; jetzt er ſie badet
Am ew'gen Freudenbronnen;
Zum reichen Mahl dann ladet
Er — Hirt und Weide — ſie, die hoch begnadet.

Und wenn hin auf die Matten
Die Sonne ſtralt vom höchſten Punkt im Gleiſe,
Dann ruhet er im Schatten
In ſeiner Heerde Kreiſe,
Erlabt ihr heil'ges Ohr mit ſüßer Weiſe.

Die Cither tönt, die holde
Und Himmelswonnen in die Seele rinnen;
Nicht fröhnt ſie mehr dem Golde;
Nach Liebe geht ihr Sinnen,
Dies holde Kleinod nur will ſie gewinnen.

O ſüße Tön'! o Lieder!
Daß doch ein leiſer Nachhall von euch ſchwebte
Zu meinem Ohr hernieder,
Die Seele froh durchbebte
Und ganz in dir, o Liebe, ſie dann webte!

Dann ſüßer Bräut'gam, wurde
Die Statte, wo du ſaßeſt, ihr erſcheinen;
Und, ledig dann der Bürde
Des Kerkers, ſie mit deinen
Geliebten Schafen ſie ſofort vereinen.

4.

Der Ruhehafen.

O ſichrer Port, gewonnen
Nach langer Irrfahrt nun! O, wie nach Tage
In Trübſal mir verronnen,
Soll, als Erſatz für Plagen,
Die ſüße, heitre Ruhe mir behagen!

Du niedre Halmenhütte,
Wo nimmer Sorge nagt am ſtillen Glücke,
Die nicht in ihrer Mitte
Den Neid mit Gleißnerblicke
Verbirgt, noch Meineid und Verrathes Tücke!

Du Berg, deß Gipfel raget
Zur Welt' empor, und dem die Ruh' gewähr
Die nicht der Erde taget,
Wo Blindheit noch verkehret
Und wilde Leidenſchaft das Herz verzehret!

Dein Gipfel mich empfange!
Nimm den Verfolgten auf, der wünſcht zu ſcheiden
Von irren Volkes Drange,
Von Mühe ſonder Freuden,
Und falſchem Frieden, unverdientem Leiden!

Wo reiner wehn die Lüfte,
Da laß mich ſitzen, daß ich mir die Wunde
Ausheile von dem Gifte,
Das arglos ich zum Munde
Geführt, und mein verderbtes Herz geſunde!

Daß mählich mög' entſchweben
Aus dem Gedächtniß, was dort niederlegte
Das trugbethörte Leben,
Das ewig aufgeregte,
Von eitler Luſt und bitterm Schmerz bewegte.

Auf dir, gleichſam entkleidet
Des Staubes, wo mein Geiſt nicht mehr der alten
Gewohnheit Feſſel leidet:
Da wird zu Frieden, Walten
In Licht und Luſt mein Leben ſich geſtalten.

Von dir werd' ich gewahren,
Zum Meere blickend unter mir mit Beben,
In welcherlei Gefahren
Die Unglückſel'gen ſchweben,
Die ſich den ſalz'gen Wogen preisgegeben.

Der Eine, der am Thurme
Des Hafens froh die Küſte ſchon berühret,
Erfaßt vom wilden Sturme,
Ins hohe Meer entführet,
Kaum noch ſein maſtenloſes Schiff regieret.

Auf unſichtbare Klippen
Lauft Jenes Boot, und geht ſogleich zu Grun
Da Kiel zerſchellt und Rippen;
Windſtill' hält Den im Sunde;
Der ſitzet feſt in niedrer Syrten Runde.

Ein wilder Sturm mit Regen
Macht Jenen Tageslicht und Muth verglimmen
Sie bieten Hab' und Segen
Dem Meere, jenem grimmen;
Ein Andrer will dem bittern Tod' entſchwimme

Nur Muth! nur kühn gerungen!
Allein wie hoffſt du von dem ſchwachen Brette,
— Dein Fahrzeug ward verſchlungen —
Daß, Aermſter! es dich rette
Vor dieſes weiten, gier'gen Grabes Bette?

O ſüßer Ruhehafen
Noch einmal und noch hundertmal willkommen!
Mag eitler Tand den Sklaven
Des blinden Irrthums frommen;
Nicht neid' ich ſie, da du mich aufgenommen.

5.

Zurückgezogenheit.

Wie frohe Tage ſiehet,
Wer, für das laute Weltgewühl verloren,
Auf jenem Pfade ziehet,
Dem ſtillen, den erkoren
Die wen'gen Weiſen, ſo der Welt geboren!

Nie wird der ſtolze Schimmer
Des mächt'gen Großen ihm das Herz berücken:
Am Goldpalaſte nimmer,
Den Jaspisſäulen ſchmücken,
Des Mauren Kunſtbau, hängt er mit Entzücken.

Nicht fragt er, ob ihn preiſe,
Ob Ruhm ihm Fama's Heroldſtimme ſpende:
Noch, ob im Schmeichlerkreiſe
Man Lob an das verſchwende,
Was reine Wahrheit tadelnswürdig fände.

Soll ich ein Glück es achten,
Wenn mich der Finger zeigt im Volkeshaufen,
Muß ich mit durſt'gem Schmachten
Nach dieſem Winde laufen,
Mit banger Sorg' und Unruh ihn erkaufen?

O Flur, o Berg, o Quelle!
O ſüße, freundliche, verborgne Stätte!
Wie aus des Schiffbruchs Welle
In euren Port ich rette
Mich hin aus dieſem Meer, der Stürme Bette.

Ich wünſche ſanften Schlummer
Mir nur und frohe, heit're, freie Tage;
Nicht mag ich ſehn, wie Kummer
Deß Stirn in Falten ſchlage,
Der hoch durch Ahnen oder Reichthum rage

Mich wecken, tagt der Morgen,
Der Vöglein ungelernte, holde Lieder;
Nicht jene ſchweren Sorgen,
Womit erwacht ſtets wieder,
Wer ſich vor fremder Laune beugt danieder.

Mit mir nur will ich leben:
Mich freuen ohne Zeugen an dem Glücke,
Vom Himmel mir gegeben;
Nicht Lieb' und Haß berücke
Mein Herz, nicht Hoffnung, Furcht und Neidestücke

Dicht an des Berges Grenze
Das Gärtchen liegt, deß meine Hände pflegen;
Wo freundlich ſchon im Lenze
Aus reichem Blüthenſegen
Die ſich're Frucht der Hoffnung winkt entgegen.

Und wie vom Wunſch gezogen,
Zu ſchaun, zu ſchmücken dieſe ſchöne Stelle,
Kommt zu ihr hingeflogen
Mit ihrer klaren Welle
Vom luft'gen Scheitel eine muntere Quelle.

Doch gleich in holder Stille,
Dann zwiſchen Bäumen ihren Schritt ſie lenket,
Und Gras in üpp'ger Fülle
Und bunte Blumen ſchenket
Dem Boden ſie, den ihre Welle tränket.

Die Luft, das Gärtchen kühlend,
Läßt tauſend Wohlgerüche zu mir ſteigen ;
Sie reget, leiſe ſpielend,
Ein Säuſeln in den Zweigen,
Vor dem, vergeſſen, Gold und Scepter ſchweigen.

Gern laß' ich Schätze Denen,
Die muthvoll auf ein falſches Brett ſich wagen.
Nicht ſehn mag ich die Thränen
Der Jammernden, ihr Zagen,
Wenn ſich Südweſt und Nord im Kampfe jagen.

Es wankt der Maſt und ſtöhnet ;
Die dunkle Nacht verſchlingt des Tages Helle :
Hinauf zum Himmel tönet
Der Stimmen Angſtgegelle,
Und Opfer ſinkt auf Opfer in die Welle.

Ein Tiſchlein, dem die holde
Zufriedenheit der ſchönſte Schmuck, mir g'nüget:
Geräth aus feinem Golde,
Das ſeine Tafel bieget,
Sei Deß, der kühn das wilde Meer durchpflüget.

Und während daß, entzündet
Vom Ehrgeiz, Andre, jenem nimmerſatten,
Der Hoheit, die entſchwindet,
Nachjagen ohn' Ermatten,
Sing' ich, gelagert hin im kühlen Schatten.

Im Schatten hingegoſſen,
— Verwebt mit Epheu, meine Stirn umkrönen
Des ew'gen Lorbeers Sproſſen —
Horch ich entzückt den ſchönen,
Dem holden Saitenſpiel entlockten Tönen.

(Hoffmann.)

Camões.

Das Vaterland, nicht Sold, ſtimmt meine Saiten, —
Ein hoher, ewiger Gewinn iſt mein;
Nicht eitel iſt der Lohn, von fernen Zeiten
Als Herold meines Volks erkannt zu ſein.

Camoes.

Des Herzens Woge ſchäumte nicht ſo ſchön empor und würde Geiſt, wenn nicht der alte ſtumme Fels, das Schickſal, ihr entgegenſtünde.

An dieſes ſchöne Wort unſeres Hölderlin wird man erinnert, wenn man die herrliche Schöpfung des Portugieſen Camöes, die Luſiaden, mit dem unglücklichen Lebensgang des Dichters zuſammenhält. Auch dieſes Dichterleben vergegenwärtigt uns wieder den Satz, daß Mißgeſchick des Genius Erbtheil.

Luis de Camöes[1]) wurde 1524 zu Liſſabon geboren. Sein Leben und Dichten fällt alſo in die kurze Glanzperiode Portugals während des 16. Jahrhunderts. Er machte ſeine Studien auf der Univerſität Coimbra und überließ ſich ſchon als Student ſeinem dichteriſchen Drange. Nach Beendigung ſeiner Studienjahre gerieth er in Liſſabon zu der Hofdame Catarina d'Attayde in ein Verhältniß voll

---

[1]) Zu ſprechen: Luis di Kamohn(g)iſh. Das ſh am Ende wie das engliſche th.

Glut und Leidenſchaft und aus dieſem Verhältniß brach der einzige kurze Sonnenblick des Glücks hervor, welcher in dieſes Dichterleben gefallen. Da ſeine dichteriſche Thätigkeit keine Beachtung fand, beſchloß er, Krieger zu werden, und nahm als Freiwilliger Dienſte auf der Flotte, die gegen die Küſte von Marokko auslief. Wie die berühmten ſpaniſchen Dichter Cervantes, Lope, Garcilaſo und Ercilla hat auch Camòes mitten im Geräuſch der Waffen, des Seeſturms und der Feldſchlacht gedichtet. Nach beendigtem Seezug kehrte er nach Liſſabon zurück, ohne weiteren Erfolg ſeiner bewieſenen Tapferkeit, aber mit Einbuße eines rechten Auges, welches ihm in einem Seetreffen in der Meerenge von Gibraltar eine feindliche Büchſenkugel ausgelöſcht. Unmuthig, in ſeinem Vaterland durchaus keine irgendwie ſeinen Gaben und Kenntniſſen entſprechende Laufbahn ſich eröffnen zu können, ſchiffte er ſich 1553 nach Oſtindien ein. Allein auch in Goa, dem Mittelpunkt der indiſchen Beſitzungen Portugals, gelang es ihm nicht, ein Amt zu erhalten, und er ſah ſich daher genöthigt, abermals Kriegsdienſte zu nehmen und verſchiedene Expeditionen mitzumachen, auf denen er alle Gefahren, welche die nachher von ihm verherrlichten Entdecker des Seewegs nach Oſtindien beſtanden hatten, gleichſam perſönlich zu erleben Gelegenheit hatte, ein Umſtand, der auf ſein großes Gedicht den bedeutendſten Einfluß üben mußte. Die Erbärmlichkeit der portugieſiſchen Verwaltung Indiens bewog ihn zu einer ſatiriſchen Schilderung derſelben, welche den Statthalter Dom Francisco Barreto ſo erzürnte, daß er den Dichter auf die an den Küſten China's gelegene Halbinſel Macao verbannte, wo er ſich fünf Jahre lang mit einem armſeligen Amt quälen mußte. Bei der Stadt Macao zeigt man noch jetzt die ſogenannte Camões-grotte, von welcher aus ſich eine entzückende Fernſicht auf Land und Meer aufthut. In dieſer Grotte ſoll, wie die Sage geht, der Dichter ſein großes Nationalepos Os Lusiadas [2]) geſchaffen oder wenigſtens der Vollendung entgegengeführt haben. Unterdeſſen hatte in Goa ein neuer Vicekönig die Verwaltung übernommen, welcher dem Dichter erlaubte, den Ort ſeiner Verbannung zu verlaſſen. Auf der Rückreiſe nach Goa ſcheiterte das Schiff, welches den Dichter trug, an der Mündung des Camboja-Fluſſes und mit Noth rettete er ſich ſchwimmend, in der einen Hand ſein Gedicht haltend, deſſen Blätter die Meereswellen näßten. Auf dieſen Unglücksfall ſpielt er in

---

2) Nicht, wie gewöhnlich fälſchlich geſchieht, zu überſetzen mit: die Luſiade. Os Lusiadas heißt die Luſiaden, die Luſitanier, d. i. die Portugieſen. Der Name leitet ſich her von Luſus, dem mythiſchen König, auf welchen die Stiftung des portugieſiſchen Staats zurückgeführt wird.

der 128. Stanze des 10. Geſangs der Luſiaden an[3]). In Goa brachten es Verleumder und Gläubiger dahin, daß er ins Gefängniß geworfen wurde, woraus einige Freunde ſeiner Muſe endlich ihn erlöſten. Darauf verließ er, arm, wie er es betreten, das Wunderland, wo ſo viele Nichtswürdige Schätze aufhäuften, und landete nach ſechszehnjähriger Abweſenheit 1569 wieder in Liſſabon. Im Jahre 1572 veröffentlichte er ſein großes Gedicht mit einer würdevollen Widmung an den jungen König Sebaſtian, welcher dem Verherrlicher der portugieſiſchen Nation ein Jahrgehalt von 15 Milreis, d. i. 25 Thlr., ſage 25 Thlr., ausſetzte. Camões wäre daher, während ſein Werk das ganze Land mit Enthuſiasmus erfüllte, dem Hungertod anheimgefallen, hätte nicht ſein treuer Mohrenſklav Antonio, welchen er aus Indien mitgebracht, Nachts in den Straßen von Liſſabon für ſeinen Herrn gebettelt. Neben eigenem Unglück ſollte der Dichter auch noch den Fall ſeines glühend geliebten Vaterlandes erleben, welchen der von den Jeſuiten gegängelte König Sebaſtian durch ſeinen hirntollen Ritterzug gegen Marokko im Jahr 1578 herbeiführte. Von Armuth, Kummer und Krankheit verzehrt, ſtarb der größte Mann, welchen Portugal hervorgebracht, 1579 in einem Hoſpital. Nach ſeinem Tod kam, wie das zu gehen pflegt, die wohlfeile Anerkennung. Im Jahre 1595 wurde dem Todten ein Denkmal errichtet, als dem „Fürſten der Dichter ſeiner Zeit“ (Principe dos poetas de seu tempo). Ein ſchöneres hat ihm der deutſche Dichter Tieck geſetzt, die herrliche Novelle: „der Tod des Dichters.“

---

[3]) Und dieſer Strom — (der Cambodja) — wird ſchmeichelnd dann umfangen
In ſeinem Schooß den Sang, der wilden Wogen
Im trauervollſten Schiffbruch kaum entgangen
Und Klippen, die beim Sturm das Schiff betrogen,
Dem Hunger und Gefahren, großen, bangen, —
Wenn man den ungerechten Spruch vollzogen
An Jenem, deſſen Leier, reich an Tönen,
Mehr Ruhm als hohes Glück dereinſt wird krönen.
(Booch-Arkoſſy's Ueberſ.)

Camões iſt groß als Lyriker, größer als Epiker. Seine Cançaos und Sonette ſind gleich ausgezeichnet durch ſeelenvollen Gehalt wie durch edle Form. Aber ſeine unvergängliche Bedeutung für ſeine Nation und für die ganze gebildete Welt beruht auf ſeinem in achtzeiligen Stanzen geſchriebenen Heldengedicht in 10 Geſängen, die Luſiaden. Es iſt kein unmotivirtes Lob, wenn man ihn den modernen Homer nennt, wenn man ſein Werk als die größte epiſche Dichtung der Völker romaniſcher Zunge preiſt. Tieck durfte ſagen, das Gedicht des Camões ſei die zweite göttliche Komödie, aber eine heroiſche, in welcher das Vaterland und deſſen Verherrlichung den Grund bilden, auf welchem alle übrige Zier eingewirkt iſt, und ein portugieſiſcher Kritiker, Dias Gomes, war zu folgender Aeußerung berechtigt: „Die Lebendigkeit, die Größe, die Erhabenheit ſind die vortretenden Eigenſchaften von Camões' Poeſie. Die Wahrheit ſeiner Darſtellung ſteht auf dem höchſten Gipfel. Seine Umriſſe ſind die freieſten und kühnſten, ſeine Tinten die ſanfteſten und glänzendſten. Im Pathetiſchen, in der Darſtellung rührender und erſchütternder Gefühle war er ein erhabenſter Meiſter. Mit welcher Macht des Ausdrucks behandelt er das Schreckenvolle! Aber mit welcher Liebenswürdigkeit ſchildert er die Anmuth, die Reize der Natur!"

Mit einer ſehr hochſinnigen Vorſtellung von der Bedeutung ſeines Vorhabens ging Camões an die Ausführung ſeines Gedichtes. Nicht einen einzelnen Helden, nein, ein ganzes Volk und deſſen Geſchichte, allen Ruhm, welchen die Luſitanier erworben, will er verherrlichen. Das eben verleiht den Luſiaden ein ſo eigenthümliches Gepräge und macht ſie dem Schahname des Firduſi ähnlich. Hiſtoriſcher Sinn und edelſter Patriotismus walten überall in Camões' Gedicht und ſtellen es hoch über die Ritterepik Italiens. Als ſeine Muſen ruft der Dichter die „Jungfrau'n des Tajo" an, damit ſie ihm Begeiſterung leihen, um „die Waffen und glorreich edlen Recken" ſeines Landes würdig zu beſingen. Der Inhalt ſeines Heldenliedes iſt aber dieſer, denn wir halten es, da Camões in Deutſchland noch immer wenig bekannt iſt, für gerathen, eine kurze Ueberſicht deſſelben zu geben, wobei wir zugleich auf vorragende einzelne Schönheiten aufmerkſam machen.

1) Vasco de Gama und ſeine Gefährten, deren Entdeckungsfahrt dem Dichter zum leitenden Faden dient, befinden ſich mit ihren Schiffen bereits im indiſchen Meer, in der Nähe von Madagaskar, als Jupiter die Götter verſammelt, um über dieſes Unternehmen Rath zu halten. Der Göttervater erweiſt ſich den Portugieſen günſtig, ebenſo Mars und Venus, wogegen Bacchus, der den alten Ruhm ſeiner Züge nach Indien durch die luſitaniſchen Helden verdunkelt zu ſehen fürchtet, ſeine Abneigung gegen ihr Unternehmen zu erkennen gibt. Mars macht den Vorſchlag, den Merkur abzuſenden, um die Portugieſen an einen Ort zu bringen, wo ſie von den Strapazen der Seefahrt ausruhen und Nachrichten über Indien einziehen könnten. Dies wird genehmigt, und die Portugieſen erreichen Mozambik, wo aber Bacchus in Geſtalt eines vornehmen Mauren den dortigen Scheik gegen ſie aufwiegelt, ſo daß ſie ſich nur durch ihre Tapferkeit eines heimtückiſchen Angriffs erwehren können. Beim Weiterſegeln bedienen ſie ſich eines Wegweiſers, welcher ſie irreführen will, allein Venus vereitelt ſeine Liſt und bringt ihre Schützlinge nach Mombaza. — 2) Hier erwartet

Bacchus die Ankömmlinge, um ſie vermittelſt neuer Kunſtgriffe zu verderben. Um die Portugieſen glauben zu machen, daß Mombaza von Chriſten bewohnt ſei, nimmt er zwei Soldaten, welche Gama als Kundſchafter an's Land geſchickt, gaſtfreundlich in ſein Haus auf, in welchem er — ſo kühn ſpielt Camões mit der antiken Mythologie — wie ein Chriſt lebt und der Madonna einen Altar errichtet hat. Venus entreißt jedoch die Luſitanen der drohenden Gefahr, indem ſie mit Hülfe der Nereiden die Schiffe, als ſie in den verrätheriſchen Hafen einlaufen wollen, zurücktreibt. Gama richtet, der Rettung froh, ein Gebet an die göttliche Vorſicht, auf welches hin Venus — ſo ſehr vermengt ſich in dem ganzen Gedicht heidniſche und chriſtliche Mythologie — zum Empyreum emporſteigt, um des Helden Gebet an den Stufen von Jupiter's Thron niederzulegen. Dieſer Gang der Venus iſt eine der höchſten Glanzſtellen des Gedichts. Die Weichheit, Glut, üppige Grazie, wolluſtvolle Pracht und ſprachliche Muſik dieſer Schilderung (ſ. u. 1) ſind unvergleichlich. Jupiter erhört die Bitten der Göttin, prophezeit die künftigen Großthaten der Portugieſen in Indien und befiehlt dem Merkur, die kühnen Fahrer nach Melinda zu führen, deſſen gaſtfreies Volk ſie freundlich aufnehmen würde. Dies geſchieht ſo und der König von Melinda, erſtaunt über die kühne Seefahrt und aus dieſem Unternehmen den Schluß ziehend, daß die Portugieſen ein außerordentlich tapferes und großes Volk ſein müßten, ſchließt ein Bündniß mit den Abenteurern und bittet den Gama, ihm die Geſchichte ſeines Vaterlandes zu erzählen. — 3) Gama hebt ſeine Erzählung an, welche alle wichtigen, tragiſchen und rühmlichen Ereigniſſe der Geſchichte Portugals umfaßt. Hervorzuheben iſt die rührend ſchöne Epiſode von der unglücklichen Ines de Caſtro (ſ. u. 2). — 4) Gama ſchließt ſeine geſchichtliche Relation mit Schilderung Emanuel's des Großen, welcher die Entdeckungspläne ſeines Vorgängers Johann II. verfolgt und ihn ſelbſt, Gama, mit Aufſuchung des Seewegs nach Oſtindien beauftragt, nachdem dem König in einem Traumgeſicht der Ganges erſchienen und ihm die portugieſiſche Herrſchaft über Indien geweiſſagt hatte. Großartig iſt hier (St. 94—104) die Verwünſchung, welche ein Greis beim Abſegeln Gama's über die Herrſchſucht ausſpricht. — 5) Gama ſchildert dem König von Melinda die bisher auf ſeiner Fahrt beſtandenen Abenteuer und Gefahren. Schön iſt die Beſchreibung der Waſſerhoſe (St. 18—22; ſ. u. 3), wie denn Camões nach Alexander's von Humboldt vollgültigem Zeugniß (Kosmos, II. 59) in der Schilderung von Naturſcenen und Naturwundern unübertrefflich iſt, und furchtbar die Erſcheinung des Rieſen Adamaſtor am

Vorgebirg der guten Hoffnung (St. 37—61). — 6) Gama's Bericht iſt zu Ende, die Portugieſen gehen wieder unter Segel und durchſchiffen das indiſche Meer. Nun ſteckt ſich Bacchus hinter die Meergötter und reizt dieſe gegen die kühnen Seefahrer auf, welche ſich die Langeweile der Reiſe damit vertreiben, daß ſie der von Velloſo erzählten Epiſode von den Zwölf aus Engellande lauſchen (St. 43—69). Aeolus ſchickt ſeine Winde aus, welche das Meer in Aufruhr bringen, allein Venus eilt mit ihren Nymphen herbei und die Reize derſelben beſänftigen die Winde. Die Küſte Indiens erſcheint in Sicht. — 7) Der Dichter ſpricht mit einem Gefühl patriotiſchen Stolzes von ſeinem Land und Volk und geht dann zur Schilderung Indiens über. Der König von Malabar empfängt die landenden Fremdlinge mit Güte. Ein indiſcher Großer beſucht die luſitaniſchen Schiffe. Er bemerkt, daß auf den Flaggen der Portugieſen kriegeriſche Thaten abgebildet ſind, und erbittet ſich eine Erklärung dieſer Bilder. — 8) Gama's Bruder gibt dieſe Erklärung, d. h. abermals eine epiſche Verherrlichung der berühmteſten Könige und Helden Portugals von dem ſagenhaften König Luſus an bis herab zu den Infanten Dom Pedro und Dom Enrique, welche Ceuta eroberten. Inzwiſchen reizt Bacchus einen Prieſter und durch dieſen die Vornehmen Malabar's gegen die Fremdlinge auf, von welchen der Religion des Landes Gefahr drohe. Daraus entſtehen eine Menge von Verwicklungen zwiſchen dieſen und den Eingeborenen. 9) Nachdem ſich dieſe Conflicte ziemlich friedlich gelöſt, ſpannt Gama, der ſeine Aufgabe gelöſt und ſein Ziel erreicht hat, die Segel ſeines Geſchwaders zur Heimfahrt auf. Venus beſchließt, zur Schadloshaltung für die beſtandenen Mühſale ihrer Schützlinge alle Wonnen koſten zu laſſen, womit ſie die Menſchen beſeligen kann. Im Verein mit ihrem Sohn Amor bevölkert ſie eine der anmuthigſten Inſeln des Orients mit den Nymphen des Meers und führt die heimkehrenden Portugieſen an die Küſte dieſes Eilands. Die Schilderung dieſes entzückenden Ortes, wobei der Dichter ſeinen Pinſel in die Glutfarben der Tropenzone getaucht, ſo wie des Liebelebens der kühnen Abenteurer mit den Nymphen, iſt wunderbar ſchön und freudeathmend (St. 51 ff., ſ. u. 4) und der Dichter ſchließt ſie mit der kühn allegoriſchen Deutung, daß dieſes Elyſium mit ſeinen Zaubereien die Ehre ſei, „die wonnevoll das Heldenleben krönt.“ — 10) Bei einem von der Göttin veranſtalteten Bankett ſingt eine Sirene prophetiſch die Thaten, welche Gama's Nachfolger auf den von ihm eröffneten Bahnen vollbringen würden, und hiedurch wird der Cyklus der luſitaniſchen Heldenſage und Geſchichte, welchen Camões im 3. und 4. Geſang begonnen und im 6. und 7. fortgeſetzt hatte, würdig beſchloſſen. Dann führt Thetis den Gama auf einen hohen Berg und zeigt ihm vermittelſt eines wunderſamen Globus die Einrichtung des Weltſyſtems und der Erde. Hierauf ſtechen die Portugieſen wieder in See und geleitet ſie der Dichter in ihr Heimatland zurück. Eine erhabene Apoſtrophe an den König, welchem das Gedicht gewidmet iſt, ſetzt den Luſiaden ihren Schlußſtein.

1.

Venus[1]).

(Die Luſiaden, II, 29—44.)

Als Gama ſinnend im Gemüth erwogen,
Welch' jäher Schreck das Mohrenvolk durchbebt,
Wie der Pilot ſich durch die Flucht entzogen,
Begriff er, welchen Plan der Feind gewebt.
Und weil, ob auch nicht aufgeregte Wogen,
Noch ungeſtüm die Winde widerſtrebt,
Die Flotte doch nicht vorwärts drang zum Porte,
Staunt' er das Wunder an und ſprach die Worte:

O Schickſal, groß, in das kein Rath gedrungen,
O Wunder in der Wahrheit hellſtem Schein!
O Trug, der unverſehn an's Licht gerungen!
O falſches Volk, ruchloſe Gleißnerei'n!
Wie mag ein Sterblicher, von Tück' umſchlungen,
Sich klüglich ohne Fährlichkeit befrei'n,
Wenn nicht von oben ſchirmende Gewalten
Die ſchwache Kraft des Erdenſohnes halten?

---

[1]) Ich verweiſe zu beſſerem Verſtändniß dieſer und der weiteren Proben aus den Luſiaden auf die in der Einleitung gegebene Inhaltsangabe des Gedichts.

Wohl weiſen uns die himmliſchen Geſchicke,
Wie wenig Schutz uns dieſer Hafen leiht:
Wohl hat ſich's klar enthüllt vor unſerm Blicke,
Wie ſchlau berückt ward unſre Sicherheit.
Weil aber, wo die Bosheit ihre Stricke
Trugvoll gewebt, kein Menſchenrath befreit:
So laß, o Vorſicht, deine Hand uns faſſen,
Die ohne dich allein ſtehn und verlaſſen!

Und wenn des fremden Volkes fromme Sitte,
Des armen, dich zu Mitleid ſo gewandt,
Allgütige! daß du, von unſrer Bitte
Gerührt, uns retteſt aus verruchter Hand:
O ſo geleite gnadvoll unſre Schritte
Nunmehr nach eines Portes ſichrem Strand,
Ach, oder laß die Gau'n, wohin wir ſtreben,
Uns ſehn, da wir nur deinem Dienſte leben!

Wohl hört in frommem Mitgefühl die hehre
Cythere den geliebten Beter an:
Sie läßt die Nymphen, die mit trüber Zähre
Im Blick, ſo ſchnell die Herrin ſcheiden ſahn.
Schon wandelt ſie auf ſternbeſäumter Sphäre,
Schon wallt ſie durch die dritte Himmelsbahn,
Und weiter ſtets und nun zur ſechſten Zone
Vordringend, kam ſie zu des Vaters Throne.

Vom weiten Weg glühn röther ihre Wangen,
Hoch ſtralt der Reiz der göttlichen Geſtalt,
Daß Luft und Himmel zittert in Verlangen,
Und rings der Sterne Chor in Liebe wallt.
Das Auge, das ihr Sohn zum Sitz empfangen,
Strömt aus der Geiſter lebende Gewalt,

Womit ſie zündend ſtarre Pol' umſchlinget
Und flammend in die kalte Sphäre dringet.

Daß höher noch des Vaters Glut ſie fache,
Der immerdar an ihr voll Liebe hing,
Erſcheint ſie ihm, wie dort im Waldgemache
Des Ida, wo ſie Troja's Held umfing.
O ſähe ſie Actäon, der im Bache
Dianen ſchaut' und Thiergeſtalt empfing:
Nicht ſeine Hunde hätten ihn entſeelet,
Eh ſtürb' er noch, von Liebesgram zerquälet.

Ihr goldnes Haar wallt in der Locken Ringung
Zum Nacken, der den reinen Schnee beſiegt:
Ihr Buſen bebt in leiſer Wellenſchwingung,
Auf welcher Amor ungeſehn ſich wiegt:
Glut ſprüht des Gürtels blendende Umſchlingung,
Womit ihr Sohn die Seelen heiß umſchmiegt:
An glatter Hüfte rankten die Verlangen,
Die, gleich dem Epheu, ſich um jene ſchlangen.

Ein dünner Stoff webt um die ſtillen Reize,
Die frommer Scham vertraute die Natur:
Das Netz, die Roſ' umſchleiernd, nicht mit Geize
Entfaltet und verhüllt zur Hälfte nur;
Doch daß es noch zu hell'rem Brande reize,
Entdeckt es lauſchender Begier die Spur.
Schon hört man auf des Himmels fernſten Plänen
Vulcanus' Zornwuth, Mavors' Liebesſehnen 2).

---

2) Vulcanus der Gemahl, Mavors oder Mars der Geliebte der Liebesgöttin.

Im engelſchönen Blick der Hehren thaute
Des Grams Gewölk, mit Lächeln hold vereint:
Dem Mädchen gleich, das unverſehn der Traute
Verletzt' im Liebesſpiel, wie dann es weint
Und klagt und wieder lacht in Einem Laute
Und munter itzt und wieder zornig ſcheint:
So ſprach die Göttin, aller Frauen Krone,
Mehr froh, als traurig, vor des Vaters Throne:

O Herr und Vater! ſtets war mein Begehren,
Du möchteſt Allen, die mir theuer ſind,
Dich liebevoll und ſanft und hold bewähren,
Was Böſes auch ein Widerſacher ſinnt:
Doch ſeh' ich nun im Buſen Groll dich nähren
Auch wider mich, und Nichts verbrach dein Kind;
Mag denn geſchehn, was Bacchus ausgeſonnen:
Klar iſt es, daß mich Unglück hält umſponnen!

Dies Volk, mein Volk, um welches heiß entquellen
Die Zähr' umſonſt ach! mir die Wange netzt,
Ich lieb' es, drum muß ich ihm Uebles wollen,
Da ſo dein Sinn ſich wider meinen ſetzt;
Laut fleh' ich auf zu dir, die Thränen rollen,
Und wider eignes Wohl kämpf' ich zuletzt;
Ich lieb' es, darum ward's in Schmach gebettet!
Ich will ihm fluchen und es wird gerettet!

Erlieg' es denn der wilden Brut Geſchoſſen,
Weil alſo mich . . . . Und ihre Wange ſchwimmt
Verklärt in heißer Thränenflut ergoſſen,
Wie zarter Thau die junge Roſ' umglimmt.

Ein Veilchen, als wär' ihr der Mund geſchloſſen
Vom Grame, der den frommen Laut ihr nimmt,
Verſtummt ſie, will dann ſprechen und vollenden,
Da wehrt der Donn'rer ihr, das Wort zu enden.

Gerührt von ſolchem Liebeston der Hehren,
Der eines Tigers harte Bruſt bezwingt,
Klärt er den Blick, der hoch aus Himmelsſphären
Die dunkle Luft mit heitrem Stral durchdringt:
Von Lieb' erglühend, trocknet er die Zähren,
Indeß er küſſend ihren Hals umſchlingt:
Und wären ſie allein und ungeſehen,
So wird ein neuer Liebesgott erſtehen.

Und als er koſend auf dem Mund ihr ruhte,
Entſtrömte wilder ihr der Thränen Fluß:
So mehrt die Mutter, ſchaltend mit der Ruthe,
Des Kindes Schrein durch ihren Schmeichelkuß;
Und Troſt zu bringen dem erzürnten Muthe,
Enthüllt er ihr des Schickſals dunkeln Schluß:
Er ſtellt der Zukunft weit entlegne Kreiſe
Vor ihren Blick, und ſpricht in dieſer Weiſe:

O fürchte nicht für deine Heldenrotte,
Reizvolle Tochter, irgendwo Gefahr:
Denn mehr gewähr' ich keinem andern Gotte,
Als dieſer Thrän' im hohen Augenpaar:
Und ich gelobe dir, daß einſt zum Spotte
Vor deinem Volk verſinkt der Griechen Schaar;
Vor ſeinen Thaten in des Oſtes Reichen,
O Tochter, ſoll der Römer Stern erbleichen!

(Donner.)

2.

Ines de Caſtro[1].

(Die Luſiaden, III, 118—136.)

Als endlich glorreich ſie den Sieg errungen,
Kehrt heim Alfons zum Luſitanierlande,
Um auch im Frieden Ehren zu erlangen,
Wie reich ſie ihm beſcheert im Kriegerſtande.
Ein Trauerfall, werth, daß ihn Dichter ſangen,
Der Todte ſelbſt noch aus dem Grabe bannte,
Brach hier das Herz der ärmſten aller Frauen,
Die erſt im Tod als Königin zu ſchauen.

---

[1] Der Hiſtoriker Gasco gibt zu dieſer Epiſode der Luſiaden die folgende geſchichtliche Erläuterung. „Dona Ines de Caſtro war die Tochter eines portugieſiſchen Edelmanns und mit ſo hoher Schönheit begabt, daß ihre Zeitgenoſſen ſie zur Auszeichnung die Dame mit dem Silbernacken (collo-deprata) nannten. Ihre Schönheit, ihr Geiſt, ihr echt weibliches Weſen riſſen den Kronprinzen Dom Pedro, Sohn Königs Alfons IV., ſo hin, daß er ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin Conſtanze im Jahre 1344 heimlich mit Ines trauen ließ. Als dies dem König mehrere Jahre ſpäter, bei ſeiner Heimkehr von einem Kriegszug gegen die Mauren in Spanien, von den perſönlichen Feinden des Kronprinzen in gehäſſigſter Weiſe hinterbracht wurde, beſchloß Alfons, durch die Weigerung ſeines Sohnes, eine zweite ſtandesgemäße Ehe zu ſchließen, noch mehr ergrimmt, die vermeintliche Verführerin deſſelben dem Tode zu überantworten. Er ging nach Coimbra, wo Dona Ines lebte, und dort ließ er ſie durch Diego Lopes Pacheco, Antonio Gonçalves und Pedro Coelho mit Degenſtößen grauſam ermorden, vor ſeinen Augen. Es half Nichts, daß die ſchöne ſchuldloſe Frau die Kniee ihres Schwiegervaters umfaßte, um Gerechtigkeit flehend, auch Nichts, daß ſie ihm ihre blühenden Kinder, ſeine Enkel, vorſtellte und mit rührenden Worten empfahl.“

Nur du, Gott Amor, haſt herauf beſchworen,
(Indem du unauflöslich Herzen bindeſt,)
Mit wilder Kraft den Tod, dem ſie verloren,
In deren Kranz du Grabesblumen windeſt.
Es ſagt, grauſamer Gott, wer dich erkoren,
Daß Labung du nicht an den Thränen findeſt,
Die du erzeugſt; nein, mit Tyrannenmuthe
Willſt du dich baden in der Menſchheit Blute!

Du warſt, o holde Ines, ſtill zufrieden,
Es ſchwanden ſorglos deines Lebens Tage:
Ein ſchöner Traum des Glücks war dir beſchieden,
Den ach! zu bald nur ſtört die Trauerklage.
Dort, wo Mondego's grüne Fluren bieten
Geſunde Luft, ſucht in dem Blumenhage
Der Wieſen, auf den Bergen, in den Auen
Dein ſchönes Aug' des Theuren Bild zu ſchauen.

Von deinem Fürſtengatten widerklangen
Im Herzen dir der Lieb' Erinnerungen,
Die ſtets, in deiner hehren Schönheit Prangen,
Sein geiſtig Auge hielten treu umſchlungen.
Von ſüßen Träumen warſt du Nachts umfangen,
Tags von Gedanken, ſeltſam tief erklungen.
Aus Allem, was für dich er that und dachte,
Nur das Bewußtſein ſeliger Liebe lachte.

Und er verneinet, je ſich zu vermählen
Mit Königstöchtern, andern ſchönen Frauen:
Nicht fürder magſt du, reine Liebe, wählen,
Wenn dir aus holden Augen Glück ſoll thauen. —

Nicht kann der kluge Vater ihm verhehlen,
Wie ſo ſein Thun gar ſeltſam anzuſchauen, —
(Längſt hört' er's leiſ' ſchon aus des Volkes Munde)
Daß abgeneigt der Sohn dem Ehebunde.

Da will der Welt er Dona Ines zeigen,
Um endlich ganz den Sohn ihr zu entziehen,
Den ſie gefeſſelt. Mit des Todes Schweigen
Will er erſticken treuer Liebe Glühen.
Wie kann gemeine Wuth das Schwert erreichen,
Das tapfere, (vor dem die Mauren fliehen)
Daß es ſo ſchonungslos erhoben worden,
Um eine ſchwache, zarte Frau zu morden?

Ha! rohe Henker ſchleppten ſie, die Arme,
Hin vor den König, dem das Herz ſich rührte;
Doch durch das Droh'n von ihrer Feinde Schwarme
Wird er vermocht, daß man zum Tod ſie führte.
Sie bittet flehend, daß er ſich erbarme
(Als ſie gewahrt, wie Bosheit eifrig ſchürte)
Der Söhne nur, des theuren Gatten wegen:
Sie ſelbſt mag ruhig dann in's Grab ſich legen.

Zum Himmel nur kann ſie die Blicke ſenden
Mit Augen, welche ſchmerzerfüllt von Thränen;
Gefeſſelt ward ſie von der Schergen Händen,
Die Widerſtand bei ſchwachen Frauen wähnen;
Voll Angſt mag ſie ſich zu den Kindern wenden,
Die Mutterliebe bangt in heißem Sehnen
Für die, die ſie als Waiſen nun muß wiſſen,
Wenn durch den König ihnen ſie entriſſen.

Zum Vater, der ſo grauſam, ſie erbebet
Das Wort und ſpricht: „Selbſt auch der Wildniß Thiere,
Was auf der Flur und in den Lüften lebet,
Beſtimmet, daß es Krieg um Beute führe:
Mit großer Liebe zu den Jungen ſtrebet
Jedwedes, daß es nimmer ſie verliere:
Schon bei des Ninus Mutter dies ſich kündet,
Und bei den Brüdern, welche Rom gegründet: —

Und du, der Menſch von Anſehn und Geberde,
(Wenn Menſch der Mörder iſt von ſchwachen Frauen,
Die niemals eine and're Schuld beſchwerte,
Als daß ſie wahrer Liebe mochten trauen)
Halt' dieſe Kinder frei ſtets von Gefährde,
Daß nicht auch ſie umſchließt des Grabes Grauen:
Mag ihre Unſchuld dich und meine binden,
Denn Schuld nicht rührt dich, die du nicht kannſt finden.

Wenn du gewußt dem Mauren obzuſiegen,
Zum Tod ihn ſendend mit dem tapfern Eiſen:
So wiſſe auch in Gnaden zu verfügen,
Daß Nichts das Leben Denen mag entreißen,
Die ohne Schuld: doch willſt du Eine rügen,
Magſt du auf immer mich in Wüſten weiſen,
In's rauhe Scythien, unter Libyens Gluten,
Wo ewig meiner Thränen Ströme fluten.

Entſende mich, wo alle Wildheit wohnet,
Zu Löwen, Tigern, und du wirſt erfahren,
Daß mich der Kreis der Ungeheuer ſchonet,
Mehr Mitleid zeigen ſie, als ihr Barbaren.

Und mit der Lieb', die mir im Buſen thronet,
Will ich die theuern Pfänder um mich ſcharen,
Die ſeine Liebe gab, für den ich ſcheide:
Ein Troſt der Mutter in dem bittern Leide!"

Schon wollte ſie der König ganz begnaden,
Da tief ſein Herz die Klagetöne rührten:
Allein das wilde Volk, voll Luſt am Schaden,
Und ſein Geſchick zurück ihn machtlos führten.
Ergrimmt dann, die als gut die That gerathen,
Das Weib ermorden, Henkern gleich, verthierten:
O ſchandvoll Würgen hier bei Edelleuten,
Die um den Dienſt mit Henkersknechten ſtreiten!

Wie einſt ſich gegen Polyxena's Leben,
Der ſchönen Jungfrau, ihrer Mutter Freude,
Der rauhe Pyrrhus drohend mocht' erheben,
Weil ſie Achillens' Schatten heiſcht als Beute, —
Und ſie mit ruhigem Auge, ſonder Beben
(Gleich einem Opferlamm) den Tod nicht ſcheute,
Vielmehr das Haupt zum Opfer willig reichte,
Indeß ſich troſtlos ihre Mutter zeigte:

So tauchten auch die wilden Mordgeſellen
In Ines' Alabaſterhals, den weißen,
(Der einſt ob ſeiner Schönheit machte ſchwellen
Das Herz des Prinzen) jetzt ihr kaltes Eiſen:
Aus Lilien ſieht man Bäche Blutes quellen,
Auf Blumen, die ſein Blick ſo hoch mag preiſen.
Mit Tigerluſt ſie rauhe Mörder ſchlachten,
Die wohl des Lohns der Unthat nicht gedachten.

Wohl möchteſt du, o Sonne, ob der Schande
Verhüllet, weinen düſtern Trauerregen,
Wie damals, als Thyeſt zu ſpät erkannte,
Daß ſeines Sohnes Fleiſch vor ihm gelegen.
Der Thäler Echo, wär'ſt du doch im Stande,
Zu hören, was die Lippen macht bewegen:
O möchteſt du, wo Boten nicht zu finden,
Weit in die Ferne: „Pedro! Pedro!“ künden!

Der Maßlieb' gleich, die vor der Zeit gepflücket
Ob ihrer Weiße mit dem zarten Schimmer,
Von rohen Kinderhänden ſchier zerdrücket,
Die ſie geſteckt in's Haar als bunten Flimmer,
Welk, duftlos, nun nicht mehr das Aug entzücket:
So liegt das holde Weib jetzt dort, um nimmer
Zum Leben zu erſteh'n, mit bleichen Wangen,
Kalt, blutbedeckt, und anzuſchau'n mit Bangen.

Mondego's Jungfrau'n haben lang' beweinet
Den Tod, den traurig Ines hier gefunden,
Und zum Gedächtniß iſt die Schaar vereinet
An einem Quell durch manche trübe Stunden.
Sie ſchenkten ihm den Namen (und man meinet,
Daß er noch heute werde dort gefunden) —
Wohl mag es Ines' Liebe ſtets erwähnen —:
Der „Liebesquell“ netzt Blumen ſanft mit Thränen.

Nicht lange Zeit verſtrich, als wilde Rache
Dem Pedro nahm für jene Todesſtreiche.
Denn als er König, war's ihm Ehrenſache,
Durch Blut zu ſühnen ſeiner Gattin Leiche.

Die Mörder, die gefloh'n, greift ſeine Wache,
Nichts iſt, das Pedro's grauſam Herz erweiche;
Er rächte, wie Auguſt einſt hat gerochen,
Was Lepid, was Antonius verbrochen[2]).

(Booch-Arkoſſy.)

3.

Die Trombe.

(Die Luſiaden, V, 18—22.)

Sankt Elmo's Feuer ſah ich deutlich ſprühen,
Als heilig von dem Schiffervolk geachtet
Zur Zeit des Sturms, wann wild die Wogen ziehen,
Der Regen ſtrömt und rings das Meer umnachtet.

---

2) Nach ſeiner Thronbeſteigung rächte Dom Pedro den Mord ſeiner Gattin und ließ zwei Mörder, der dritte war entflohen, auf ſchreckliche Weiſe tödten. Damit begnügte er ſich aber nicht, ſondern er wollte dem Andenken der armen Ines eine glänzende Genugthuung widerfahren laſſen. Er ließ ihren Leichnam nach dem königlichen Kloſter von Alcobaça bringen und vor der Wiederbeſtattung feierlich krönen. Eine der größten Dichterinnen, die Britin Felicia Hemans (geſt. 1835), hat dieſe ſeltſame Ceremonie in dem folgenden wunderſchönen Gedicht, betitelt „die Krönung der Ines de Caſtro", geſchildert.

Um Mitternacht Muſik tönt
Vom Königstempel her —
Dazwiſchen eine Glocke ſchallt,
Dröhnend ſo dumpf und ſchwer.
Seltſam ihre Miſchung in der Luft!
Wer's hört, der athmet nicht;
Denn die Muſik Triumph ausruft —
Von Tod die Glocke ſpricht!

Da, wenn der Donner rollt, die Blitze glühen,
Hat unſer Aug' ein Wunder oft betrachtet:
Des Wetters Wolke als gewaltige Röhre
Senkt auf die hohen Wogen ſich im Meere.

Und deutlich ſah ich (nicht hat mich getrogen
Der Augenſchein) ein Wölkchen ſich erheben
Wie feiner Rauch gen Himmel aus den Wogen,
Und dann, vom Sturm erfaßt, im wilden Beben
Als Säule zu den Wolken aufgezogen,
Die man durchſchaute, wie wenn Dünſte ſchweben:
Das Ganze ſchien, von unten bis nach oben,
Aus Wolkenſtoff und Nebeldunſt gewoben.

Um Mitternacht Geräuſch war
Von Schritten viel und Gedrang;
Doch ſchollen ſie von Scheu gedämpft
Die nächtliche Straß' entlang;
Und leiſer, ſchwächer ſchallten ſie,
Sich nähernd des Tempels Thor,
Wo auf die Königsceremonie
Brach feſtlich Licht hervor.

Es glühte ein rothes Glanzmeer
Inmitten von dem Dom;
In Falten der Purpurbaldachin
Gleich wogte wie ein Strom;
Auf's Marmorpflaſter er niederrollt
Mit ſchwerer, trüber Pracht;
Denn Etwas lag in dem ſtarren Gold,
Wie ein Schatten aus Grabesnacht!

Im köſtlichen Gezelte,
In greller Lichter Schein,
Saß ſchweigend eine Frau'ngeſtalt
Auf ſchimmerndem Thron allein.
Ihr Perlenkleid fiel ſo ſeltſam ſtill;
Auf der Bruſt die Juwelenſchnur
Von keinem Herzſchlag ſich heben will,
Als deckt' einen Stein ſie nur.

Doch nach und nach ſchwoll's an im Sturmeswehen,
Bald zeigt ſich's ſtärker als die dickſten Maſten,
Es dehnt, es weitet ſich, die Wellen drehen
Mit mächtigem Waſſerſchwall zu ihm die Laſten;
Und ſchaukelnd ſchien auf Wogen es zu ſtehen,
Bis einer Wolke Spitzen es erfaßten,
Wodurch der Umfang wuchs ſo ſchnell, daß Grauen
Uns Alle packte, die dies mochten ſchauen.

Den Egeln gleich, die oft gefährlich hangen
Am Maul des Vieh's, das unbedacht zur Quelle

Doch der Muſik wild Schmettern
Jetzt ſelbſt den Staub durchzuckt;
Als das Diadem auf die blaſſe Stirn
Ward von brennendem Gold gedruckt:
Da ſtarb hinweg das laute Getoſ'
Von plötzlicher Stille gebannt:
Fürſt trat und Baron aus der Menge Schooß
Hervor und küßt' ihre Hand.

Warum packt kalter Schauer
Den unverzagteſten Mann,
Als ein Edler nach dem andern trat,
Die Hand berührend, heran?
Daß ſie nicht würdevoll ganz und gar?
Zierte Fürſtenanmuth nicht
Unter'm getheilten Rabenhaar
Das bleiche, ſtille Geſicht?

Tod! Tod! wie wärſt du lieblich
Dem Auge des Lebens je?
Thut nicht dein kalter Anblick ſchon
Lebend'gem Pulsſchlag weh?
Ein Anblick war es, grauſig ganz,
Auf dieſem Haupt die Kron',
Das Prachtgewand, der Lichter Glanz —
Um ſie, die todt doch ſchon!

Im Wald, den Durſt zu löſchen, hingegangen, —
Wie das Gewürm, ſich ſaugend feſt am Felle,
Allmälig dicker wird und ſchwillt gleich Schlangen,
Zum Platzen trinkend Blut an edler Stelle:
So ſieht man jetzt der Säule Schaft ſich füllen,
Wo ſchwarze Wolken oben ſie verhüllen.

Doch als das Ganze mächtig vollgeſogen,
Hebt auf der Säule Fuß ſich aus dem Meere,
Und, waſſerſtrömend, dehnt im weiten Bogen
Am Himmel ſich der Wolke düſt're Schwere:

Stumm, mit gleich blaſſer Stirne,
Ein Mann zur Seit' ihr ſteht,
Die weißen Lippen feſt gepreßt,
Daß ihn ſein Herz nicht verräth —
König Pedro, der mit Eiferſucht
Die Huldigung bewacht,
Daß ſie vom Adel mit Ernſt und Zucht
Seiner Märtyrin werde gebracht.

Doch ſchaut' er nicht in's Antlitz,
Das einſt geweſen ſein Stern;
Sein irrer Blick, wie er auch ſchweift,
Bleibt der ſtillen Königin fern;
War auch von der Schönheit gerettet noch
Etwas, eh' ganz ſie zerbricht:
Ihre Farben verriethen den Grabhauch doch:
Er konnt' es ertragen nicht!

Die Krone, ach, und Scepter,
Der Erde Schätze geſammt,
Und die Liebe, die ſolche Gaben verlieh,
Zu gleichem Nichts verdammt!
Aus iſt das Amt — tragt die Todte nun
Hin in das Grabgezelt!
Das fürſtliche Haupt laßt wieder ruhn!
Staub ſchlaf' dem Staub geſellt!

Dem Meere gibt ſie, was aus ihm gezogen,
Doch macht ſie, daß das Waſſer ſalzlos kehre
Zurück zur Flut: wie Dieſes mag geſchehen,
Kann nur ein Kundiger der Natur verſtehen.

(Booch-Arkoſſy.)

Um Mitternacht Muſik tönt,
Ein Requiem traurig ſchön,
Wie die Trauerleute durch's Kirchenſchiff
In dunklem Zuge gehn;
Die Sternenkrone, den Goldring,
All' die Schätze verſchlang als Raub
Das ſtille Haus, das wieder empfing
Die Königin von Staub!

Voran dem Zug, feſt, thränlos,
Pedro die Schritte lenkt;
Doch birgt er im falt'gen Mantel 's Geſicht,
Als wieder der Staub wird verſenkt.
Still wird's zuletzt — die Menge verſchwand —
Der Sterbgeſang ſinkt zur Ruh —
Wer hat, Liebe! dich ſtark wie der Tod genannt?
O! mächtiger noch biſt du!

(Pfizer.)

4.

Die Liebesinsel.

(Die Luſiaden, IX, 51—84.)

Des großen Meeres breite Bahn durchſtreben
Die Schiffe zum geliebten Vaterland,
Und friſches Waſſer einzunehmen eben
Begehren ſie, zu langer Fahrt gewandt:
Als nun vereint, in ſchneller Freude Beben,
Ihr Aug' erſah der Liebesinſel Strand,
Indeß voll Anmuth durch die lichten Flächen
Des Himmels froh Aurora's Stralen brechen.

Sie ſah'n das Eiland, friſch und ſchön, von weiten,
(Wie wenn der Wind ein weißes Segel füllt)
Das Venus führte durch des Meeres Weiten
Dorthin, wo ſich die wack're Flott' enthüllt.
Denn daß an ihm ſie nicht vorübergleiten,
Daß Acidalia's Wille werd' erfüllt,
Entrückte ſie voll Allmacht auf den Wogen
Dorthin das Eiland, wo die Schiffe zogen.

Doch ſchafft ſie, daß es unbeweglich weile,
So wie's die Schiffer ſah'n in frohem Drang,
Gleich Delos, als die Göttin, froh der Pfeile,
Und Phöbus ſich Latona's Schooß entrang.

Dorthin lenkt nun der Schiffe Bug in Eile,
Wo ſich das Meer in eine Bai verſchlang,
Friedſam, gekrümmt, der weißer Sand entſtralte,
Den Venus Huld mit rothen Muſcheln malte.

Drei Hügel, ſchön und anmuthvoll, erhoben
Sich himmelan in zauberiſcher Pracht,
Von Blum' und Gras in buntem Schmelz umwoben,
Im Eiland hier, das heit're Wonn' umfacht:
Der Quellen Bäche, klar und lauter, ſtoben
Vom Gipfel, der in ſattem Grüne lacht,
Und leiſ' hinab hüpft über weiße Kieſel
Voll Melodie ihr flüchtiges Gerieſel.

In ſchönem Thale, das die Hügel ſpaltet,
Vereinen ſich die klaren Quellen dann,
Und bilden eine Fläche, ſchön entfaltet,
Daß Schön'res keine Phantaſie erſann:
Und über ihr hängt Laubwerk, ſchön geſtaltet,
Als wie bereit, zu ſchmücken ſich fortan,
Wenn ſich's beſchaut in des Kryſtalles Reine,
Der es in ſich abmalt im Widerſcheine.

Zum Himmel ſieht man tauſend Bäume ragend,
Mit Obſte, ſchön und düftereich, geſchmückt,
Der Pomeranzen milde Früchte, tragend
Die Farbe, die an Daphne's Haar entzückt:
Nach Stützen ſucht, zur Erde niederſchlagend,
Der Citrusbaum, von gelber Laſt gebückt;
Die Prachtlimonen, die von Dufte thauen,
Sind ſchön gewölbt, wie Buſen zarter Frauen.

Die wilden Stämme, die der Hügel Räume
Mit laubigem Gezweige rings umblüh'n,
Sind Hercul's Pappeln, ſind die Lorbeerbäume,
Wofür des Lorbeergottes Schmerzen glüh'n,
Die Fichten Cybele's, beſiegt durch Träume
Von and'rer Liebe, Venus Myrthengrün;
Der Cypariſſus ſtrebt mit ſcharfer Spitze
Zum Himmel auf, dem luftumwogten Sitze.

Hier ſchafft Natur Pomona's edle Gaben,
Ungleich an Wohlgeſchmacke, zart und fein,
Die, ohne Pfleg' und Wartung noth zu haben,
Viel herrlicher noch ohne ſie gedeih'n:
Maulbeeren, die mit ſüßem Safte laben,
Die Kirſch' in purpurrother Farbe Schein,
Die Pfirſich auch, der Perſerheimat Wonne,
Die würziger geräth an fremder Sonne:

Granaten, die in rothem Glanze weben,
Vor dem dein Schimmer, o Rubin, erblaßt:
Der Ulmen Arm umranken heit're Reben,
Mit roth und grünen Trauben eingefaßt.
Und wollet ihr, o ſpitze Birnen, leben
An eurem Baume, ſchwer von ſüßer Laſt,
So duldet nur den Schaden, den die rohen
Gevögel euch mit ſcharfem Schnabel drohen.

Die Teppiche, mit deren zartem Schleier
Sich dort die Erde friſch und ländlich ſchmückt,
Schuf Achämenia nicht in ſolcher Feier,
Als ihre Pracht im dunkeln Thal entzückt.

Hinab zum klaren, lichtumfloſſ'nen Weiher
Hat hier Narciſſus Blum' ihr Haupt gebückt:
Auch, Cinyras! dein Sohn und Enkel blühte,
Für welchen Paphos Göttin noch erglühte.

Schwer mochte wohl entſcheiden, wer die gleichen
Glutfarben ſah an Erd' und Himmel hier:
Verlieh den Blumen ihrer Farbe Zeichen
Aurora, liehn den Glanz die Blumen ihr?
Dort malte mit der Liebesfarb' Erbleichen
Zephyr und Flora der Violen Zier:
Und Purpurlilien, junge Roſen ſtralen,
Wie auf des Mädchens Wange ſchön ſich malen.

Der glänzende Jasmin, die Anemona
Glühn, von des Morgens Thränen überthaut;
Die Blume, werth dem Sohne der Latona,
Verkündet Hyacinthus Klagelaut.
Daß Chloris dort wetteif're mit Pomona,
Wird an den Früchten, Blumen klar geſchaut:
Und ſchweben Vögel ſingend auf zum Himmel,
Webt auf der Erde munt'res Thiergewimmel.

Der weiße Schwan ſingt ruhend am Geſtade,
Und Philomel' antwortet ihm vom Aſt:
Und nicht erſchrickt Actäon, der im Bade
Der klaren Flut erſieht der Hörner Laſt:
Dort heben ſich aus dichtem Waldespfade
Der Haſe, die Gazell' in banger Haſt:
Hier tragt im Schnabel zum geliebten Neſte
Der Vogel Futter für die kleinen Gäſte.

Nun landeten die neuen Argonauten
An dieſem Strand, den Wonne rings umwallt,
Wo ſich die holden Göttinnen, die trauten,
Harmlos ergingen ſchon in Buſch und Wald:
Die locken Tön' aus Harfen, ſüßen Lauten,
Indeß die Flöte dort melodiſch hallt:
Noch and're ſchienen mit dem gold'nen Bogen
Nach Wild zu ziehn, wonach ſie nimmer zogen.

So rieth die Meiſt'rin ihnen, wohlerfahren,
Sich zu zerſtreu'n in dieſem Luſtrevier,
Daß, wenn die Ritter ihren Raub gewahren,
Sie erſt ergriffe ſehnende Begier.
Wohl Etliche, die voll Vertrauen waren,
Enthüllten ſie verborgner Reize Zier,
Erſchienen nackt, im klaren Quell zu baden,
Nachdem ſie ſchmucker Hüllen ſich entladen.

Die wackern Knaben, die an's Ufer ſprangen,
Weil ſie zum Lande längſt ihr Sehnen trieb —
(Denn da war keiner, der nicht voll Verlangen
Nach Wild auszog, der träg dahinten blieb:)
Nicht ahnen ſie, daß, ohne Netz und Stangen,
So zartes Wild, ſo traulich und ſo lieb,
Als Erycina ſchon für ſie getroffen,
Auf jenen Wonnebergen ſei zu hoffen.

Ein Haufe, der mit Röhren, mit Geſchoſſen,
Die Hirſche kühn zu fällen, ſich bewehrt,
Warf dorthin ſich voll Muthes und entſchloſſen,
Wo düſtre Nacht in Buſch und Wald verkehrt.

Noch Andre ziehn, vom Schatten rings umfloſſen,
Der Phöbus Stral vom grünen Anger wehrt,
Entlang des Waſſers, das mit leiſem Rieſeln
Am frohen Strande wallt auf weißen Kieſeln.

Als ſich mit eins inmitten grüner Weiden
Zu zeigen bunter Farben Glanz beginnt:
Doch kann der Blick bald fühlen und entſcheiden,
Daß das nicht Roſen oder Blumen ſind,
Nein, Farbe feiner Woll' und bunter Seiden,
Die mächtiger mit Liebeskraft durchrinnt,
In deren Schmuck die Roſenjungfraun lachen,
Und ſchöner noch durch edle Kunſt ſich machen.

Voll Staunen ruft Velloſo laut: Gefährten!
Das (ruft er) iſt ein ſeltſames Gethier:
Wenn noch der Heiden alte Bräuche währten,
Göttinnen heilig glaubt' ich das Revier.
Mehr als der Menſchen Sinne je begehrten,
Entdeckt ſich uns; wohl deutlich ſieht man hier,
Daß große, ſchöne Ding' auf Erden walten,
Die ſich dem Unverſtande nicht entfalten.

Drum laßt uns ihnen folgen, und erproben,
Ob wahre Körper dort, ob Schatten nur!
So ſprach er: ſchneller noch als Gemſen hoben
Sie nun den Schritt, zu folgen ihrer Spur.
Die Nymphen ſind im Walde flugs zerſtoben:
Doch minder ſchnell, als liſtig von Natur,
Schrein ſie mit Macht, und lächeln halb verſtohlen,
Und laſſen von dem muntern Trupp ſich holen.

Dort ſpielt der Wind mit einer Nymphe reichen
Goldlocken, hier mit zierlichem Gewand:
Sehnſucht entbrennt, und nimmer mag ſie weichen,
Nährt an enthüllter Glieder Schnee den Brand.
Die fällt mit Abſicht, und vergiebt mit Zeichen
Der Liebe, nicht des Zornes Unterpfand,
Wann über ihr ein Jüngling ausgeglitten,
Der durch den Sand gefolgt war ihren Schritten.

Und andre Jüngling' anderwärts ereilen
Die Nymphen, die zum Bade ſich zerſtreun;
Die fangen an, mit Schrein die Luft zu theilen,
Als ob ſie Angriff' unverſehns bedräun:
Nackt fliehn zum Wald die Einen ſonder Weilen,
(Als ob verletzte Scham ſie minder ſcheun,
Als die Gewalt) dem Auge ſo zu ſpenden,
Was ſie verweigern den begier'gen Händen.

Wohl Eine, ſchneller ihrer Scham zu wahren,
Birgt, was in gleicher Noth Diana that,
Den ſchönen Leib im Waſſer: andre fahren,
Sich in's Gewand zu hüllen, aus dem Bad.
Die Jünglinge, bekleidet, wie ſie waren,
(Denn durch Verzug begingen ſie Verrath
An ihrem Glück) ſpringen in die Fluten,
Im Waſſer jach zu löſchen ihre Gluten.

So wie der Jagdhund, der, wohl abgerichtet,
Getroffnes Wild zu holen aus der Flut,
Am Auge ſieht das Stahlrohr aufgerichtet
Auf Reiher oder Schnepf', in raſchem Muth,

Bevor der Knall dröhnt, flugs in's Waſſer richtet
Den Sprung, und nach der Beute ſichrem Gut
Laut bellend ſchwimmt: ſo ſtürzen ſich die Knaben
Auf ſie, die nicht Diana's Tugend haben.

Ein Krieger, Leonardo, ſchön geſtaltet,
Klug und verliebt, ein ächter Rittersmann,
Mit welchem Amor grauſam ſtets geſchaltet,
Und dem er viel Unluſt und Ekel ſpann;
Dem nun der Glaube feſt im Buſen waltet,
Daß ihm kein Glück durch Amor blühen kann:
Der doch ſich nicht die Hoffnung läßt entwenden,
Daß ſein Geſchick annoch ſich könne wenden:

Ihn zwang ſein Loos, nach Ephyra zu ſtreben,
Dem Muſterbilde jeder Lieblichkeit,
Die mehr als Alle zaudert hinzugeben,
Was die Natur, um es zu leihn, ihr leiht;
Schon ruft er ihr, ermattend: Holdes Leben!
Wie ziemte dir ſo rauhe Sprödigkeit?
Ich will durch dich den Preis des Lebens miſſen:
Drum nimm den Leib, dem du die Seel' entriſſen!

Die Andern ruhn, o Reine, vor Ermatten,
Ergaben ſich des Feindes ſtolzem Sinn:
Du nur fliehſt nur vor mir in Wälderſchatten?
Wer ſagte dir, daß ich dein Folger bin?
Wenn meine Looſ' es dir verkündet hatten,
Die mit mir gehn nach allen Orten hin,
Glaub' ihnen nicht: denn glaubt' ich meinem Glücke,
Empfand ich tauſendmal auch ſeine Tücke.

Ermatte nicht, auf daß du mich ermatteſt:
Und willſt du mir entfliehn, ſo wiſſe nur:
Mein Loos iſt, daß du nimmer mir dich gatteſt,
Selbſt ob du meiner harrteſt auf der Flur.
O warte: ſehn will ich, wenn du's geſtatteſt,
Wie ſchlau es mir entziehn wird deine Spur;
Und der Erfolg am Ende wird dich lehren,
Welch hohe Mauer ſcheidet Hand und Aehren.

Daß du nicht flöhſt, und alſo nie entglitte
Das kurze Leben deiner Wohlgeſtalt!
Denn nur, indem du zähmſt die leichten Schritte,
Beſiegeſt du des Schickſals Herrſchgewalt.
Wo wär' ein Fürſt, ein Heer ſo kühner Sitte,
Zu brechen des Geſchickes Wuth, die kalt
Mir folgt in Allem, was ich heiß begehrte?
Das magſt nur du, nicht fliehend meine Fährte.

Haſt du mein Unglück dir zum Bund erleſen?
Schwachheit verräth es, Stärkern Hülfe leihn!
Du nahmſt ein Herz, das immer frei geweſen:
O gieb es los, und leichter wirſt du ſein!
Beſchwert dich nicht ein ſolch geringes Weſen,
Das du gebunden trägſt im goldnen Schein
Der Locken? Oder iſt in deinem Zwinger
Sein Loos gewandelt, ſeine Laſt geringer?

In dieſer Hoffnung nur folg' ich dir gerne,
Ob dich vielleicht ermüde ſein Gewicht,
Ob endlich nah die traurig harten Sterne
Sich wandeln deines Auges holdem Licht:

Dann fliehſt du nimmer mir in öde Ferne,
Wenn, Holde, deinen Starrſinn Amor bricht;
Du harreſt mein, wenn Amor dich getroffen,
Und harrſt du mein, hab' ich Nichts mehr zu hoffen.

Schon floh die Holde, minder, abzuhalten
Den Jüngling, der ihr folgte trüb' und bang,
Als um den Klagen, die ſo ſüß erſchallten,
Zu horchen, ſeinem lieblichen Geſang.
Die Blicke wendend, die ganz überwallten
Von Lacheln und von frohem Liebesdrang,
Sinkt ſie zu Füßen ihm, der, ſiegestrunken,
Da ſteht, in reiner Liebe ganz verſunken.

Welch trunkne Küſſe nun im Hain erſchollen!
Welch zärtlich Klagen durch die Lüfte tönt!
Welch holde Schmeichelein! welch ſüßes Grollen,
Das bald in heiterm Lächeln ſich verſöhnt!
Doch was der Morgen und der Mittag zollen,
Die Venus Huld mit neuen Wonnen krönt,
Läßt minder ſich beſchreiben, als gewahren:
Beſchreib' es Jener, der es nicht erfahren!

So haben denn die Nymphen ſich am Ende
Vereint mit ihrer Helden trauter Schaar;
Sie ſchmucken ihr mit reicher Kronen Spende
Von Lorbeer, Gold und Blumen froh das Haar:
Wie Bräute, reichen ſie die weißen Hände:
Mit feierlichem Worte, feſt und klar,
Geloben ſie, in Tod und Leben ihnen
Mit Ruhm und Wonnen ewig treu zu dienen.

(Donner.)

* * *

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei **Otto Wigand** in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte.

Von Dr. Johannes Scherr. Zweite, umgearb. und verbeſſerte Auflage. gr. 8. Preis 2 Thlr.

Geſchichte der Religion.

Von Dr. Johannes Scherr. Sechs Bücher in 3 Theilen oder 9 Liefergn. gr. 8. Preis à Liefrg. 10 Ngr.

Geſchichte der deutſchen Frauen.

In drei Büchern nach den Quellen. Von Dr. Johannes Scherr. gr. 8. Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Geſchichte der Engliſchen Literatur.

Von Dr. Johannes Scherr. gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte der Deutſchen Literatur.

Von Dr. Johannes Scherr. Zweite, durchgeſehene und verbeſſerte Auflage. Mit 30 Portraits der ausgezeichnetſten Dichter und Gelehrten deutſcher Nation. gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dichterfürſten.

Von Dr. Johannes Scherr. 16. Schön geb. 2 Thlr.

Friedrich Schiller und ſeine Zeit.

Von Dr. Johannes Scherr. Prachtausgabe. In 3 Büchern à 3 Thlr. 10 Ngr. Illuſtrirt mit 14 Portraits und 20 hiſtoriſchen Bildern. Preis in Carton 10 Thlr., in prachtvollem Einband mit reicher Deckenverzierung und Goldſchnitt 14 Thlr.

Friedrich Schiller und ſeine Zeit.

Von Dr. Johannes Scherr. Volksausgabe. 3 Bände. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Nibelungen.

Eingeleitet, übertragen und erläutert von Dr. Johannes Scherr. 4. Mit Illuſtrationen. Broſchirt 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Nibelungen.

Von Dr. Johannes Scherr. 16. Volksausgabe. Broſch. 15 Ngr.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dichterkönige.

von

Johannes Scherr.

Zweite
verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1861.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Den Frauen.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Seite
Shakſpeare 1
1) Julia 17
2) Ophelia 32
3) Desdemona 41
4) Shakſpeareſophie 53
Milton 63
1) Satan 75
2) Des Meſſias Schlachtfahrt und Sieg 77
3) Das Paradies und die Menſcheneltern 82
Göthe und Schiller 89
I. Gothe
1) An den Mond 100
2) Gränzen der Menſchheit 102
3) Suleika 103
4) Die Braut von Korinth 105
5) Dora 112
6) Amyntas 118
7) Dorothea 120
8) Gretchen 121

Seite
9) Iphigenie 136

II. Schiller

1) Der Pilgrim 153
2) Des Geſanges Macht 155
3) Ideal und Leben 157
4) Die Macht des Weibes 162
5) Der Genius 163
6) Hero und Leander 165
7) Thekla 174
8) Eine Perlenſchnur 184
Burns 199
1) Hochlands-Marie 207
2) Jeſſy 211
3) Trotz alledem! 212
4) O, wär' mein Lieb' die rothe Roſ'! 214
5) Wer iſt vor meiner Kammerthür'? 215
6) Tam o' Shanter 216
Byron 225
1) Childe Harold 235
  1) Die Nacht auf dem Genferſee —
  2) Der Fluch 239
  3) An das Meer 241
2) Liebe 243
3) Sie geht in Schönheit 245
4) Thyrza 246
5) Zuleika —
6) Finſterniß 247
7) Der Staubbach 250
8) Mazeppa 251
Hölderlin und Shelley 267

I. Hölderlin

1) Diotima 283

Seite
2) Das Schickſal 286
3) Die Götter 289
4) Sokrates und Alkibiades 290
5) Menſchenbeifall . . . . . —
6) Heidelberg 291
7) Der blinde Sänger 292
II. Shelley
Alaſtor 293
Béranger 319
1) Mein Beruf 325
2) Der Gott der Biedermänner 326
3) Die rothe Hanne 328
4) Liſette 330
5) Volkserinnerungen 331
6) Die vier Zeitalter 334
7) Fahrt wohl, ihr Lieder! 336
Tegnér 339
1) Der Geſang 347
2) Liebe 349
3) Hertha's Kinder 350
4) Aus der Frithjof-Sage 352
1) Frithjof und Ingeborg . . . . . —
2) Frithjof's Glück 358
3) Wikingerbalk 363
Mickiewicz 369
1) Sonett aus der Krim 376
2) Das Switezmärchen 377
3) Romantik 383
4) Ukrainiſche Ballade 385
5) Matecznik 388
6) Die Polonaiſe 391
7) Der Faris 393

Seite

Puſchkin 401

Der Springquell von Bachtſchißarai 4

Lermontoff 131

Das Lied von dem Czaren Iwan Waſſiljewitſch, von ſeinem jungen Leibwächter Kiribejewitſch und dem kühnen Kaufherrn Kalaſchnikow . . 138

I.

Shakspeare.

Shakſpeare — eine Welt dramatiſcher Geſchichte, ſo groß und tief wie die Natur! Aber ihr Schöpfer gibt uns auch Auge und Geſichtspunkt, ſo groß und tief zu ſehen.

Herder.

Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menſchheit und Schickſal gehabt, finde ich in Shakſpeare's Werken erfüllt und entwickelt. Es ſind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeſchlagenen, ungeheuren Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens ſauſ't und ſie mit Gewalt raſch hin und wieder blättert.

Göthe.

Es gibt geſchichtliche Epochen, wo die Entwicklung der Menſchheit mit außergewöhnlicher Raſchheit vorſchreitet, Zeiten, die wie ein Frühling des Geiſtes über der Geſellſchaft aufgehen. Der allgemein wiederkehrende Charakter ſolcher Sturm- und Drangperioden iſt, daß Alles, was Edles im Menſchen, gegen die herrſchende Lüge und Unterdrückung ſich empört und daß die beſten Kräfte energiſch ſich bemühen, das ewige Sehnen nach Erkenntniß, Freiheit, Schönheit und Glück, welches uns eingeboren iſt, der Befriedigung wieder um einen Schritt näher zu führen.

Eine ſolche Zeit waren die anderthalbhundert Jahre von 1440—1600. Eine Sonne der Bildung und Humanität, erhellte die wiedererweckte Literatur des Alterthums den Horizont einer mönchiſch verengten und verfinſterten Welt, Guttenberg's glorreiche Erfindung verſah den Gedanken mit raſtloſen Schwingen, der Genius des Colombo fügte unſerer Erde ihre zweite Hälfte hinzu, die neue Welt der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchen eröffnend trat der Proteſtantismus ins Leben, die moderne Kunſt ſproßte auf und ſchoß in Blüthe; denn damals bauten, malten und muſizirten Da Vinci, Buonarotti, Raphael, Tizian, Correggio, Dürer und Paleſtrina, damals hüllten Rabelais und Cervantes große Ideen in das Gewand der Satire und des Humors, damals dichteten Arioſto, Camões, Taſſo, Lope und Shakſpeare.

England hat an den Triumphen dieſer Vorſchrittsperiode ſeinen reichen Antheil und es fußt dieſer weſentlich auf dem Widerſtand, welchen es, als Träger des Prinzips germaniſcher Freiheit, dem Prinzip des in der ſpaniſchen Weltmacht verkörperten romaniſchen Abſolutismus entgegenſetzte. Was Alles England in dieſem Kampf errang, pflegt der Engländer zuſammenzufaſſen in dem Ton innerlichſter Befriedigung, womit er von den „ſchönen Tagen der Königin Beß“ (Eliſabeth) ſpricht. Dieſe „Elizabethan era“ war wirklich eine Zeit politiſchen Triumphes, commercieller Eroberung, bildungseifriger Rührigkeit und heiter geſelligen Lebensgenuſſes, voll Strebſamkeit und Aufſchwung auf allen Gebieten des Lebens. Bacon begründete die Philoſophie der Neuzeit, Spenſer gab der engliſchen Literatur ihre romantiſche Epopöe, die Feenkönigin, das Theater hatte ſich aus dem rohen Naturalismus ſeiner kirchlichen Anfänge (Miracle-Plays und Moral-

Plays) allmälig in die Sphäre der Kunſt erhoben und hier bereiteten reichbegabte Dramatiker, wie Peele, Greene und Marlowe, den Boden, auf welchem der Univerſaldichter der modernen Welt ſeine unvergängliche Wirkſamkeit entfalten ſollte, **William Shakſpeare**.

Er wurde muthmaßlich am 23. April 1564 zu Stratford am Avon in Warwickſhire geboren[1]). In ſeinen Knabenjahren waren die Verhältniſſe ſeines väterlichen Hauſes die eines wohlhabenden Bürgerhauſes jener Tage und ſo genoß er eine denſelben angemeſſene Schulbildung, deren Lücken er ſpäter durch eifriges Privatſtudium auszufüllen hatte. Ueber den Grad ſeiner Gelehrſamkeit hat ſich ſpäter ein ganz müſſiger Streit erhoben: es iſt ja von ſelbſt einleuchtend, daß ein ſolcher Dichterkünſtler zu den Gebildetſten ſeiner Zeit gehören mußte. Er war in ſeinen Jugendjahren kein Heiliger, wie denn Menſchen von Genie, bevor ſie den ſittlichen Angelpunkt ihres Weſens gefunden, die Schranken der conventionellen Sitte gern überſpringen. Er gerieth in lockere Geſellſchaft, ging ein vorzeitiges, höchſt unbeſonnenes Ehebündniß ein, aus welchem ihm wenig Glück erblühte, wurde von Armuth angefochten und

---

1) Der Geburtstag des Dichters ſteht nicht urkundlich feſt. Getauft wurde er am 26. April 1564.

entzog ſich endlich den drückenden Verhältniſſen, welche in der Heimat ihn umringten, durch eine wahrſcheinlich 1586 oder 1587 ausgeführte Flucht nach London. Zwei Jahre ſpäter treffen wir ihn, nachdem er inzwiſchen mit Dürftigkeit und Mangel gekämpft, als angeſehenes Mitglied einer Schauſpielertruppe, welche das Globus-Theater erbaute, wo des Dichters reifſte Werke über die Bühne gingen. Sein Antheil an dieſem und ähnlichen Unternehmungen machte ihn wohlhabend. Er konnte ſeine Familie unterſtützen, in London ein Haus, daheim in Stratford eine ländliche Beſitzung erwerben. Aber auch in ſeinem inneren Leben hatte ſich allmälig eine große und heilſame Wandlung bewerkſtelligt. Der Moſt jugendlicher Leidenſchaft, welcher während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt noch wild gegährt und gebrauſt 2), klärte ſich zu edlem Wein. Stets reicher und voller erſchloß ſich ihm das Verſtändniß des Lebens, tiefſittlicher Mannesernſt trat an die Stelle der Jünglingsthorheiten, und während der Ruhm einen glänzenden Schimmer auf ſein Haupt ergoß, blickte er mit edler Schwermuth, aber ohne ſchwachherziges Reuegefühl, auf den trügeriſchen Zauber der Luſt

---

2) Dies bezeugen auch ſeine poetiſchen Erſtlinge, die erzählenden oder vielmehr beſchreibenden Gedichte: „Venus und Adonis“ und „Lucretia.“

zurück, welcher auch ihn gefangen gehalten hatte. Seine 154 Sonette veranſchaulichen in höchſt anziehender Weiſe den Läuterungsprozeß, welcher ſich im Seelenleben des Dichters vollzog. Sie bilden ein pſychologiſches Tagebuch. Shakſpeare's Perſönlichkeit muß eine ſehr liebenswürdige, die Achtung vor ſeinem Charakter eine ſehr große geweſen ſein. Seine Zeitgenoſſen redeten von ihm als von dem „milden", „edlen" und „geliebten" Shakſpeare. Männer von hoher Geburt und glänzender Lebensſtellung ſtrebten nach ſeiner Freundſchaft: drei Lords aus den angeſehenſten Häuſern, die Earls Southampton, Pembroke und Montgomery, huldigten als Freunde dem Genius, deſſen Träger, ein Schauſpieler, nach den damaligen Begriffen auf einer der unterſten Stufen der geſellſchaftlichen Hierarchie ſtand. Als der Höhepunkt von Shakſpeare's Wirkſamkeit und Ruhm unter ſeinen Zeitgenoſſen läßt ſich der Zeitraum zwiſchen 1595 und 1605 bezeichnen. Im Jahre 1613 zog er ſich, des Aufenthalts in der Hauptſtadt müde, wo nach Eliſabeth's Tod unter ihrem Nachfolger Jacob I. ein raſcher Verfall des Staats Platz griff, — auf ſeine Beſitzung New-Place in Stratford zurück und lebte hier in ruhiger Muße, erheitert durch den Umgang mit ſeiner Tochter Suſanne. Am 23. April 1616 ſtarb der Dichter. Angenommen, der 23. April ſei auch ſein Geburtstag geweſen, ſo hätte ein und derſelbe Monatstag Shakſpeare der Welt gegeben und genommen. Nachdem England ſeinen größten Genius lange undankbar vergeſſen, errichtete es ihm 1741 in der Weſtminſter-Abtei, wo die großen Todten des Landes ſchlafen, ein nationales Denkmal.

Shakſpeare's Thätigkeit als dramatiſcher Dichter mag kurze Zeit nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt begonnen haben, denn der Zuſtand des engliſchen Bühnenweſens war damals ſo, daß dem Anfänger durch Umarbeitung ſchon vorhandener Stücke und durch Mitarbeit an neuen reichliche Gelegenheit zur Uebung geboten wurde. Als den Zeitpunkt, von welchem die ſelbſtſtändige und originale Production Shakſpeare's datirt, ſetzen die unterrichtetſten Kritiker das Jahr 1589. Doch mögen einige ſeiner älteſten Stücke noch weiter zurückreichen und gewiß iſt, daß der Dichter erſt mit „Romeo und Julia" ſeine Herrſchaft über die engliſche Bühne antrat 3).

---

3) Die bisherigen Unterſuchungen über Shakſpeare, wie ſie unter den Engländern insbeſondere Collier, unter den Deutſchen insbeſondere Tieck, Ulrici, Gervinus und Delius gefördert, ermöglichen es, nachfolgendes chronologiſches Schema der Entſtehung von Shakſpeare's Dramen zu geben. Manche Angabe darin kann freilich nur auf Wahrſcheinlichkeit Anſpruch machen.

I. Periode, von 1587 bis 1591—92. Perikles 1587.

Die Miſſion des Mannes, über welchen die ſchaffende Natur das ganze Füllhorn dichteriſcher Begabung ausſchüttete, des Mannes, deſſen Werke „die ganze Welt und Menſchheit wie in einem Spiegel zeigen“ — und der zugleich ein gewaltigſter Poet und ein klarer Denker und beſonnener Künſtler iſt, war dieſe. Es galt, auf der Gränzſcheide des

---

Titus Andronicus 1587—88. König Heinrich VI. 1589. Die Komödie der Irrungen 1591.

2. Periode, von 1591—92 bis 1597—98. Verlorene Liebesmühe, die beiden Veroneſer, Ende gut Alles gut 1591—93. Romeo und Julia 1592 (zuerſt aufgeführt). Richard III. 1593—94. Richard II. 1594—95. Heinrich IV., die gezähmte Widerſpenſtige 1595—96. Der Kaufmann von Venedig 1597.

3. Periode, von 1597 bis 1605. Der Sommernachtstraum 1597. Hamlet 1598 (in der erſten Geſtalt, umgearbeitet 1603). Was ihr wollt 1598. Viel Lärmen um Nichts und Heinrich V. 1599. Wie es euch gefällt und die luſtigen Weiber von Windſor 1600. Maaß für Maaß 1604. König Lear 1605.

4. Periode, von 1605 bis 1613—14. Julius Cäſar 1606. Antonius und Kleopatra 1607. Coriolanus 1608. Troilus und Kreſſida 1608. Macbeth und Cymbeline 1609 — 1610. Der Sturm, das Wintermärchen und König Johann 1610—11. Othello 1612 (letzte Geſtaltung). Heinrich VIII. und Timon von Athen 1612—14.

Mittelalters und der Neuzeit das Romantiſche, d. h. das phantaſtiſch-idealiſtiſche Element, welches mit dem und durch das Chriſtenthum zum mächtigſten Factor der modernen Geſchichte geworden, mit dem vernünftig-realiſtiſchen Prinzip, welches die Reformationszeit aufſtellte und an deſſen Geltendmachung ſeither die Geſellſchaft unausgeſetzt gearbeitet hat, in eine Harmonie zu bringen, welche vorerſt freilich nur im Gebiete der Poeſie möglich war. Die Herſtellung dieſer Harmonie, die Verſchmelzung des romantiſchen Geiſtes mit dem modernen, des Idealismus mit dem Realismus, war eine nach der Seite des Mittelalters hin abſchließende, nach der Seite der Neuzeit hin prophetiſche That. Shakſpeare vollbrachte ſie und die Gunſt der Umſtände kam ihm hiebei zu ſtatten, ſofern die außerordentliche Popularität, deren die aufblühende Bühne ſeines Landes genoß, ſeinem Genie den richtigen Weg zeigte.

Die Form, in welcher der Shakſpeare'ſche Genius ſich offenbarte, war weder eine zufällige noch eine willkürliche. Um der Welt als Dichter zu werden, was er ihr ward, mußte ſich Shakſpeare einer Kunſtform bedienen, welche dem Weſen der neuen Zeit analog war. Dieſe Kunſtform konnte keine andere ſein als das Drama, denn wie dem Alterthum das Epos und dem Mittelalter die Lyrik entſpricht, ſo der Neuzeit das Drama, die Poeſie der

Handlung, der freien That, eine Poeſie, die nicht minder den klaren hiſtoriſchen Sinn, welcher aus umfaſſender Welt- und Menſchenkenntniß hervorgeht, als eine großartige ideale Weltanſchauung zur Vorausſetzung hat. Dieſe Eigenſchaften beſaß Shakſpeare in ſo wunderbarem Gleichmaß, wie ſie keinem Zweiten geworden ſind. Er beſaß aber auch die klarſte Einſicht in die Mittel, durch deren Anwendung jene Eigenſchaften fruchtbar gemacht werden konnten. Niemand hat von dem Drama einen höhern Begriff gehabt, Niemand hat denſelben in bedeutſamere Worte gefaßt, als er. Das Drama ſoll ſein der dichteriſche Reflex der Weltgeſchichte[4]).

Handeln iſt das Weſen des Drama's. Das Handeln aber ſetzt die freie Selbſtbeſtimmung des

---

[4] Das iſt der Sinn jener berühmten Stelle im Hamlet (Act 3, Sz. 2), wo dieſer zu den Schauſpielern ſagt: „Paßt die Geberde dem Wort, das Wort der Geberde an, wobei ihr ſonderlich darauf achten müßt, niemals die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten. Denn Alles, was ſo übertrieben wird, iſt dem Vorhaben des Schauſpiels entgegen, deſſen Zweck ſowohl anfangs als jetzt war und iſt, der Natur gleichſam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen.“

Menſchen voraus. Shakſpeare's Menſchen beſtimmen ſich ſelbſt, ſie ſind frei, ihre Handlungen ſind Acte ihres Willens. Inſofern kann man Shakſpeare allerdings den Dichter des Proteſtantismus nennen, denn die Idee deſſelben, nicht die kirchliche Form, geht auf die freie Selbſtbeſtimmung.

Dieſe iſt jedoch nur der eine Factor des weltgeſchichtlichen Prozeſſes. Dem freien Willen des Menſchen gegenüber ſteht jenes Geheimnißvolle; Ewige, welches Verhängniß, Schickſal, Gott, ſittliche Nothwendigkeit zu nennen die Menſchen übereingekommen ſind. An dieſer Schranke bricht ſich die menſchliche Selbſtbeſtimmung; ſie geht an ihr zu Grunde, falls ſie nicht zugleich Selbſtbeſchränkung iſt. Die Leidenſchaft geräth in Conflict mit der ſittlichen Nothwendigkeit, die Natur mit dem Geiſt, und dieſer Conflict reißt nicht nur das Niedrige, Gemeine und Schlechte ins Verderben, ſondern auch das Große, Edle und Gute, ſobald es mit dem ewigen Sittengeſetz in Colliſion kommt. Das iſt die tragiſche Seite von Shakſpeare's Weltanſchauung. Die komiſche Seite derſelben beruht auf der Auffaſſung des Menſchenlebens als einer Komödie, als einer Falſtaffiade, in welcher nicht die menſchliche Freiheit, ſondern die menſchliche Willkür im Anrennen gegen ſelbſtgeſetzte oder unweſentliche und nichtige Schranken ein buntes, eitles, thörichtes Spiel treibt, in deſſen Verlauf ſie haltlos in ſich zuſammenbricht, um aus ihrer Vernichtung das Rechte und Gute hervorgehen zu laſſen.

Zwiſchen beiden Seiten ſchlägt Shakſpeare's Humor, jene wunderbare Miſchung von olympiſcher Heiterkeit und tiefem Ernſt, die vermittelnde Brücke. Aus dieſem Humor, der in ſeiner Eigenſchaft als erhabener die Geſtalten Hamlet's, Talbot's, des Narren im Lear, des Baſtards im König Johann, Mercutio's und des Prinzen Heinz ſchuf, wie er als komiſcher der Welt die ewig einzige Figur Falſtaff's ſchenkte, — aus dieſem Humor reſultirt das Ineinanderſpielen des ernſten und des komiſchen Elements in Shakſpeare's Dramen, jenes Spiel mit Contraſten, welches z. B. im „Sommernachtstraum" der aus Mondſchein und Blumenduft gewobenen Elfenwirthſchaft die hausbackene und hausbäckige Handwerkerkomik der Squenz, Zettel und Compagnie geſellt. Dieſes Spiel iſt aber nicht etwa ein willkürliches, ſondern es iſt ein nothwendiges. Denn Shakſpeare's Dramen ſind realiſtiſch, wie die Geſchichte, welche dem erhabenen Trauerſpiel des Unterganges eines Volkes die gemeine Poſſe einer Boudoirintrigue beimiſcht und den Hanswurſt dem Helden auf die Ferſen treten läßt; ſie ſind wahr wie das Leben, welches vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur einen Schritt zu machen hat, in die

Herzenslaute der Begeiſterung das Gekicher des Skepticismus und in das in allen Himmeln ſchwärmende Geflüſter der Liebe den Cynismus der Zote hineinſchallen läßt.

Würde nun in des großen Dichters Werken ſo ein zufälliges Nebeneinander herrſchen, ſo müßte ihnen aller Kunſtwerth abgeſprochen werden. Die Sache ſtellt ſich aber anders. Shakſpeare's Dramen ſind lebendige Organismen, wurzelnd in der Wirklichkeit, aber hineinwachſend in die Aetherregion des Ideals, jedes beſeelt von einer *Grundidee*, deren Ausſtralungen in alle einzelnen Theile reichen, wie das Herz des Menſchen das Blut durch die entfernteſten Venen des Körpers treibt. Solche leitende Ideen, von denen die ganze Handlung getragen wird, ſind z. B. in Romeo und Julia der Conflict der idealen Berechtigung der Liebe und der realen gegebener Verhältniſſe, im Hamlet das Verhältniß des Gedankens zur That, im Othello das Weſen der Ehe, im Lear die Idee der Familie, im Kaufmann von Venedig das Verhältniß der Rechtsform zur Rechtsidee, im Macbeth die dämoniſche Macht des Böſen in der Erſcheinungsform des Ehrgeizes.

Die Motive der Shakſpeare'ſchen Dramen ſind jedoch nicht etwa in der Form der Reflexion dargelegt, ſondern ſie ſind dramatiſirt, d. h. ſie leben und wirken in den handelnden Perſonen. Hiebei bewährt der Dichter eine Seelenkunde von ganz unvergleichlichem Umfang und von eben ſo großer Tiefe als Klarheit. Die ſanfteſten Gefühle, wie die wüthendſten Leidenſchaften, die gewöhnlichſten, wie die abnormſten Seelenzuſtände hat ſein Blick bis in ihre innerſte Faſer durchſchaut und bloßgelegt, ſo daß man ihn treffend den „Herzenskündiger“ und den „ſouverainen Herrn des Menſchenherzens“ genannt hat. Seine Meiſterſchaft als Charakteriſtiker, ſeine Kunſt der Individualiſirung ſteht als unerreichte feſt. Keinem zweiten Dichter war es vergönnt, eine ſolche Reihe von männlichen und weiblichen Charakteren in gleicher Vollendung zu ſchaffen. Endlich entſpricht auch Shakſpeare's Sprache vollkommen der Genialität ſeiner Compoſition, der Wahrheit ſeiner Charakteriſtik, dem echtdramatiſchen Gang ſeiner Werke. Sie iſt durch und durch dramatiſch. Sie ſchmiegt ſich der Handlung an, wie die Haut der Muskulatur des Körpers: ſie umgaukelt graziös die launigen Sprünge des Humoriſten, wirft die abgeriſſenen Gedanken des Grüblers ſtoßweiſe heraus und toſt bei Ausbrüchen der Affecte wie ein über ſeine Ufer getretener Bergſtrom einher. Spricht der Haß, ſo tönt ſie rauh, herb, bitter, ſarkaſtiſch; ſpricht die Liebe, ſo wehen uns ihre Schmeicheltöne an, ſüß wie der Blüthenhauch der Mainacht.

Es iſt ſchwer von Shakſpeare zu ſcheiden, ohne in eine Lobpreiſung des größten Dichters aller Zeiten auszubrechen. Iſt er doch uns Deutſchen theurer als ſeinen eigenen Landsleuten, welche endlich auch zu der Erkenntniß gekommen, daß der germaniſche (ſächſiſche) Geiſt es iſt, welchem ſie den Schöpfer des Lear verdanken 5). Mir iſt jederzeit vorgekommen, als müßte das ſchöne Wort, welches Shakſpeare den Antonius über den todten Brutus ſprechen läßt, auf ihn ſelbſt bezogen werden 6). Und ſo ſtehe hier nur dies Zeugniß, daß ein Göthe bekannte, er habe zu Shakſpeare hinaufzublicken als „zu einem Weſen höherer Art.“

---

5) Ein ausgezeichneter neuerer Kritiker, Arthur Dudley, Anhänger Shelley's und Schüler Carlyle's, hat ſich in dieſer Richtung des Beſtimmteſten ausgeſprochen. „Nachdem die Zeit des Ritterthums vorüber war und die Reformation Fuß gefaßt hatte, ſagt er, erreichte in England der ſächſiſche Geiſt ſeinen Höhepunkt. Er trug die Krone mit Eliſabeth und glänzte culminirend in Shakſpeare's Ruhm.“

6) . . . . So miſchten ſich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufſtehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!

Auch das, ſcheint mir, paßt auf Shakſpeare, was er den Caſſius von Cäſar ſagen läßt: —

Ja er beſchreitet, Freund, die enge Welt
Wie ein Coloſſus, und wir kleinen Leute
Wir wandeln unter ſeinen Rieſenbeinen . . . .

1.

Julia.

(Romeo und Julia, Act 2, Szene 2.)

Capulet's Garten. **Romeo** kommt, **Julia** erſcheint oben an einem Fenſter.

Romeo.

Was ſchimmert durch das Fenſter dort?
Es iſt der Oſt und Julia die Sonne!
Geh' auf, du holde Sonn'! Ertödte Lunen,
Die neidiſch iſt und ſchon vor Grame bleich,
Daß du viel ſchöner biſt, obwohl ihr dienend.
O, da ſie neidiſch iſt, ſo dien' ihr nicht.
Nur Thoren gehn in ihrer blaſſen, kranken
Veſtalentracht einher: wirf du ſie ab!
Sie iſt es, meine Göttin! meine Liebe!
O wüßte ſie, daß ſie es iſt! —
Sie ſpricht, doch ſagt ſie Nichts: was ſchadet das?
Ihr Auge red't, ich will ihm Antwort geben.
Ich bin zu kühn, es redet nicht zu mir.
Ein Paar der ſchönſten Stern' am ganzen Himmel
Wird ausgeſandt und bittet Julia's Augen
In ihren Kreiſen unterdeß zu funkeln.

Doch wären ihre Augen dort, die Sterne
In ihrem Antlitz? Würde nicht der Glanz
Von ihren Wangen jene ſo beſchämen,
Wie Sonnenlicht die Lampe? Würd' ihr Aug'
Aus luft'gen Höh'n ſich nicht ſo ſchnell ergießen,
Daß Vögel ſängen froh den Tag zu grüßen?
O wie ſie auf die Hand die Wange lehnt!
Wär' ich der Handſchuh doch auf dieſer Hand
Und küßte dieſe Wange!

Julia.

Weh' mir!

Romeo.

Horch!
Sie ſpricht. O ſprich noch einmal, holder Engel!
Denn über meinem Haupt erſcheinſt du
Der Nacht ſo glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erſtaunten, über ſich
Gekehrten Aug' der Menſchenſöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuſchau'n,
Wenn er dahin fährt auf den trägen Wolken
Und auf der Luft gewölbtem Buſen ſchwebt.

Julia.

O Romeo, warum denn Romeo?
Verleugne deinen Vater, deinen Namen!
Willſt du das nicht, ſchwör' dich zu meinem Liebſten,
Und ich bin länger keine Capulet!

Romeo (für ſich).

Hör' ich noch länger oder ſoll ich reden?

Julia.

Dein Nam' iſt nur mein Feind. Du bleibſt du ſelbſt

Und wär'ſt du auch kein Montague. Was iſt
Denn Montague? Es iſt nicht Hand nicht Fuß,
Nicht Arm noch Antlitz, noch ein and'rer Theil.
Was iſt ein Name? Was uns Roſe heißt,
Wie es auch heiße, würde lieblich duften;
So Romeo, wenn er auch anders hieße,
Er würde doch den köſtlichen Gehalt
Bewahren, welcher ſein iſt ohne Titel.
O Romeo, leg' deinen Namen ab,
Und für den Namen, der dein Selbſt nicht iſt,
Nimm meines ganz!

Romeo (näher hinzutretend).

Ich nehme dich beim Wort.
Nenn' Liebſter mich, ſo bin ich neu getauft
Und will hinfort nicht Romeo mehr ſein.

Julia.

Wer biſt du, der du, von der Nacht beſchirmt,
Dich drängſt in meines Herzens Rath?

Romeo.

Mit Namen
Weiß ich dir nicht zu ſagen, wer ich bin.
Mein eig'ner Name, theure Heil'ge, wird,
Weil er dein Feind iſt, von mir ſelbſt gehaßt.
Hätt' ich ihn ſchriftlich, ſo zerriß' ich ihn.

Julia.

Mein Ohr trank keine hundert Worte noch
Von dieſen Lippen, doch es kennt den Ton.
Biſt du nicht Romeo, ein Montague?

Romeo.

Nein, Holde; Keines, wenn dir Eins mißfällt.

Julia.

Wie kamſt du her? O ſag' mir, und warum?
Die Gartenmau'r iſt hoch, ſchwer zu erklimmen;
Die Stätt' iſt Tod, bedenk' nur, wer du biſt,
Wenn einer meiner Vettern hier dich findet.

Romeo.

Der Liebe leichte Schwingen trugen mich;
Kein ſteinern Bollwerk kann der Liebe wehren
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann:
D'rum hielten deine Vettern mich nicht auf.

Julia.

Wenn ſie dich ſehn, ſie werden dich ermorden.

Romeo.

Ach, deine Augen droh'n mir mehr Gefahr,
Als zwanzig ihrer Schwerter; blick' du freundlich,
So bin ich gegen ihren Haß geſtählt.

Julia.

Ich wollt' um Alles nicht, daß ſie dich ſäh'n.

Romeo.

Vor ihnen hüllt mich Nacht in ihren Mantel.
Liebſt du mich nicht, ſo laß ſie nur mich finden,
Durch ihren Haß zu ſterben wär' mir beſſer,
Als ohne deine Liebe Lebensfriſt.

Julia.

Wer zeigte dir den Weg zu dieſem Ort?

Romeo.

Die Liebe, die zuerſt mich forſchen hieß.
Sie lieh mir Rath, ich lieh ihr meine Augen.

Ich bin kein Steuermann, doch wärſt du fern
Wie Ufer, von dem fernſten Meer beſpült,
Ich wagte mich nach ſolchem Kleinod hin.

Julia.

Du weißt, die Nacht verſchleiert mein Geſicht,
Sonſt färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich ſagen hörteſt.
Gern hielt ich ſtreng auf Sitte, möchte gern
Verleugnen, was ich ſprach: doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebſt du mich? Ich weiß, du wirſt's bejah'n,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn du ſchwörſt,
So kannſt du treulos werden; wie ſie ſagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebſt:
Sag's ohne Falſch! Doch, dächteſt du, ich ſei
Zu ſchnell beſiegt, ſo will ich finſter blicken,
Will widerſpenſtig ſein und Nein dir ſagen,
So du dann werben willſt: ſonſt nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könnteſt denken, ich ſei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer ſein
Als die, die fremd zu thun geſchickter ſind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauſcht in Liebesklagen. D'rum vergib!
Schilt dieſe Hingebung nicht Flatterliebe,
Die ſo die ſtille Nacht verrathen hat.

Romeo.

Ich ſchwöre, Fräulein, bei dem heil'gen Mond,
Der ſilbern dieſer Bäume Wipfel ſäumt —

Julia.

O ſchwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren,

Der immerfort in ſeiner Scheibe wechſelt,
Damit nicht wandelbar dein Lieben ſei!

Romeo.

Wobei denn ſoll ich ſchwören?

Julia.

Laß es ganz.
Doch willſt du, ſchwör' bei deinem edlen Selbſt,
Dem Götterbilde meiner Anbetung!
So will ich glauben.

Romeo.

Wenn die Herzensliebe —

Julia.

Gut, ſchwöre nicht. Obwohl ich dein mich freue,
Freu' ich mich nicht des Bundes dieſer Nacht. —
Er iſt zu raſch, zu unbedacht, zu plötzlich:
Gleicht allzuſehr dem Blitz, der nicht mehr iſt,
Noch eh' man ſagen kann: es blitzt. — Schlaf ſüß!
Des Sommers warmer Hauch kann dieſe Knospe
Der Liebe wohl zur ſchönen Blum' entfalten,
Bis wir das nächſte Mal uns wieder ſeh'n.
Nun gute Nacht! So ſüße Ruh' und Frieden,
Als mir im Buſen wohnt, ſei dir beſchieden.

Romeo.

Ach, du verläſſeſt mich ſo unbefriedigt?

Julia.

Was für Befriedigung begehrſt du noch?

Romeo.

Gib deinen treuen Liebesſchwur für meinen.

Julia.

Ich gab ihn dir, eh' du darum gefleht;
Und doch, ich wollt', er ſtünde noch zu geben.

Romeo.

Wollt'ſt du ihn mir entziehn? Wozu das, Liebe?

Julia.

Um unverſtellt ihn dir zurückzugeben.
Allein ich wünſche, was ich habe, nur.
So gränzenlos iſt meine Huld, die Liebe
So tief ja wie das Meer. Jemehr ich gebe,
Je mehr auch hab' ich: Beides iſt unendlich.
Ich hör' im Haus Geräuſch; leb' wohl, Geliebter!

(Die Amme ruft hinter der Szene.)

Gleich, Amme! Holder Montague, ſei treu!
Wart' einen Augenblick, ich komme wieder.

(Sie geht zurück.)

Romeo.

O ſel'ge, ſel'ge Nacht! Nur fürcht' ich, weil
Mich Nacht umgibt, dies Alles ſei nur Traum,
Zu ſchmeichelnd ſüß, um wirklich zu beſteh'n.

(Julia erſcheint wieder am Fenſter.)

Julia.

Drei Worte, Romeo; dann gute Nacht!
Wenn deine Liebe, tugendſam geſinnt,
Vermählung wünſcht, ſo laß mich morgen wiſſen
Durch Jemand, den ich zu dir ſenden will,
Wo du und wann die Trauung willſt vollziehn.
Dann leg' ich dir mein ganzes Glück zu Füßen
Und folge durch die Welt dir als Gebieter.

(Die Amme hinter der Szene: Fräulein!)

Ich komme; gleich! — Doch meinſt du es nicht gut,
So bitt' ich dich —
(Die Amme ruft abermals: Fräulein!)
Im Augenblick: ich komme! —
Hör' auf zu werben, laß mich meinem Gram!
Ich ſende morgen früh —

Romeo.

Beim ew'gen Heil —

Julia.

Nun tauſend gute Nacht!
(Sie verſchwindet.)

Romeo.

Raubſt du dein Licht ihr, wird ſie bang durchwacht.
Wie Knaben aus der Schul', eilt Liebe hin zum Lieben,
Wie Knaben an ihr Buch, wird ſie hinweggetrieben.
(Er entfernt ſich langſam. Julia erſcheint wieder am Fenſter.)

Julia.

St! Romeo, ſt! O, eines Jägers Stimme,
Den edlen Falken wieder herzulocken!
Abhängigkeit iſt heiſer, wagt nicht laut
Zu reden, ſonſt zerſprengt' ich Echo's Kluft
Und machte heiſ'rer ihre luft'ge Kehle,
Als meine, mit dem Namen Romeo.

Romeo (umkehrend).

Mein Leben iſt's, das meinen Namen ruft.
Wie ſilberſüß tönt bei der Nacht die Stimme
Der Liebenden, gleich lieblicher Muſik
Dem Ohr des Lauſchers!

Julia.

Romeo!

Romeo.

Mein Fräulein!

Julia.

Um welche Stunde ſoll ich morgen ſchicken?

Romeo.

Um neun.

Julia.

Ich will nicht ſäumen; zwanzig Jahre
Sind's bis dahin. Doch ich vergaß, warum
Ich dich zurückgerufen.

Romeo.

Laß hier mich ſtehn, derweil du dich bedenkſt.

Julia.

Auf daß du ſtets hier weilſt, werd' ich vergeſſen,
Bedenkend, wie mir deine Näh' ſo lieb.

Romeo.

Auf daß du ſtets vergeſſeſt, werd' ich weilen,
Vergeſſend, daß ich irgend ſonſt daheim.

Julia.

Es tagt beinah', ich wollte nun, du gingſt;
Doch weiter nicht, als wie ein tändelnd Mädchen
Ihr Vögelchen der Hand entſchlüpfen läßt,
Gleich einem Armen in der Banden Druck,
Und dann zurück ihn zieht am ſeid'nen Faden:
So liebevoll vergönnt ſie ihm die Freiheit.

Romeo.

Wär' ich dein Vögelchen!

Julia.

Ach, wärſt du's, Lieber!
Doch hegt' und pflegt' ich dich gewiß zu Tod.
Nun gute Nacht! So ſüß iſt Trennungswehe,
Ich rief wohl gute Nacht, bis ich den Morgen ſähe.

(Sie geht zurück.)

Romeo.

Schlaf wohn' auf deinem Aug', Fried' in der Bruſt!
O wär' ich Fried' und Schlaf und ruht' in ſolcher Luſt!
Ich will zur Zell' des frommen Vaters gehen,
Mein Glück ihm ſagen und um Hilf' ihn flehen.

Act 3, Szene 2.

Ein Zimmer in Capulet's Hauſe. **Julia** tritt auf.

Julia.

Hinab, du flammenhufiges Geſpann,
Zu Phöbus Wohnung! Solch ein Wagenlenker,
Wie Phaeton, jagt' euch gen Weſten wohl,
Und brächte ſchnell die wolk'ge Nacht herauf. —
Verbreite deinen dichten Vorhang, Nacht!
Du Liebespflegerin! damit das Auge
Der Neubegier ſich ſchließ', und Romeo
Mir unbelauſcht in dieſe Arme ſchlüpfe.
Verliebten g'nügt zu der geheimen Weihe
Das Licht der eig'nen Schönheit; oder wenn

Die Liebe blind iſt, ſtimmt ſie wohl zur Nacht. —
Komm, ernſte Nacht, du züchtig ſtille Frau,
Ganz angethan mit Schwarz, und lehre mir
Ein Spiel, wo Jedes reiner Jugend Blüthe
Zum Pfande ſetzt, gewinnend zu verlieren!
Verhülle mit dem ſchwarzen Mantel mir
Das wilde Blut, das in den Wangen flattert,
Bis ſcheue Liebe kühner wird, und Nichts
Als Unſchuld ſieht in inn'ger Liebe Thun.
Komm, Nacht! — Komm, Romeo, du Tag in Nacht!
Denn du wirſt ruhn auf Fittigen der Nacht,
Wie friſcher Schnee auf eines Raben Rücken. —
Komm, milde liebevolle Nacht! Komm, gieb
Mir meinen Romeo! Und ſtirbt er einſt,
Nimm ihn, zertheil' in kleine Sterne ihn:
Er wird des Himmels Antlitz ſo verſchönen,
Daß alle Welt ſich in die Nacht verliebt,
Und Niemand mehr der eiteln Sonne huldigt.

Szene 3.

Julia's Zimmer. **Romeo und Julia.**

Julia.

Willſt du ſchon gehn? Der Tag iſt ja noch fern.
Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Romeo.

Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; ſieh den neid'ſchen Streif,
Der dort im Oſt der Frühe Wolken ſäumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der munt're Tag erklimmt die durſt'gen Höh'n;
Nur Eile rettet mich, Verzug iſt Tod.

Julia.

Trau' mir, das Licht iſt nicht des Tages Licht,
Die Sonne hauchte dieſes Luftbild aus,
Dein Fackelträger dieſe Nacht zu ſein,
Dir auf dem Weg' nach Mantua zu leuchten;
D'rum bleibe noch: zu geh'n iſt noch nicht Noth.

Romeo.

Laß ſie mich greifen, ja, laß ſie mich tödten!
Ich gebe gern mich d'rein, wenn du es willſt.
Nein, jenes Grau iſt nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthia's Stirn.
Das iſt auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern; zum Geh'n bin ich verdroſſen. —
Willkommen, Tod! hat Julia dich beſchloſſen. —
Nun, Herz? Noch tagt es nicht, noch plaudern wir.

Julia.

Es tagt, es tagt! Auf! eile! fort von hier!
Es iſt die Lerche, die ſo heiſer ſingt,
Und falſche Weiſen, rauhen Mißton gurgelt.
Man ſagt, der Lerche Harmonie ſei ſüß;
Nicht dieſe: ſie zerreißt die unſ're ja.
Die Lerche, ſagt man, wechſelt mit der Kröte
Die Augen: möchte ſie doch auch die Stimme!

Die Stimm' iſt's ja, die Arm aus Arm uns ſchreckt,
Dich von mir jagt, da ſie den Tag erweckt.
Stets hell und heller wird's: wir müſſen ſcheiden.

Act 5, Szene 3.

Ein Kirchhof. Das Familienbegräbniß der Capulet's.
Romeo tritt auf.

Romeo.

. . . . O mein Herz! mein Weib!
Der Tod, der deines Odems Balſam ſog,
Hat über deine Schönheit Nichts vermocht.
Noch biſt du nicht beſiegt: der Schönheit Fahne
Weht purpurn noch auf Lipp' und Wange dir!
Hier pflanzte nicht der Tod ſein bleiches Banner. —
. . . . Liebe Julia,
Warum biſt du ſo ſchön noch? Soll ich glauben —
Ja, glauben will ich, (komm, lieg' mir im Arm!)
Der körperloſe Tod entbrenn' in Liebe,
Und der verhaßte, hag're Unhold halte
Als ſeine Buhle hier im Dunkel dich.
Aus Furcht davor will ich dich nie verlaſſen,
Und will aus dieſem Palaſt dichter Nacht
Nie wieder weichen. Hier, hier will ich bleiben
Mit Würmern, ſo dir Dienerinnen ſind.
O, hier bau' ich die ew'ge Ruhſtatt mir,
Und ſchüttle von dem lebensmüden Leibe
Das Joch feindſeliger Geſtirne. — Augen,
Blickt euer Letztes! Arme, nehmt die letzte

Umarmung! und, o Lippen, ihr, die Thore
Des Odems, ſiegelt mit rechtmäß'gem Kuſſe
Den ewigen Vertrag dem Wuch'rer Tod.
Komm, bitt'rer Führer! widriger Gefährt'!
Verzweifelter Pilot! Nun treib' auf einmal
Dein ſturmerkranktes Schiff in Felſenbrandung!
Dies auf dein Wohl, wo du auch ſtranden magſt!
Dies meiner Lieben! — (Er trinkt.) O wack'rer Apotheker
Dein Trank wirkt ſchnell. — Und ſo im Kuſſe ſterb' ich.
(Er ſtirbt. **Lorenzo** tritt auf.)

Lorenzo.

O wehe, weh' mir! Was für Blut befleckt
Die Steine hier an dieſes Grabmals Schwelle?
Was wollen dieſe herrenloſen Schwerter,
Daß ſie verfärbt hier liegen an der Stätte
Des Friedens?
(Er geht in das Begräbniß.)
Romeo? — Ach, bleich! Wer ſonſt?
Wie? Paris auch? und in ſein Blut getaucht? —
O welche unmitleid'ge Stund' iſt Schuld
An dieſer kläglichen Begebenheit? —
Das Fräulein regt ſich.

Julia (erwachend).

O Troſtesbringer! wo iſt mein Gemahl?
Ich weiß recht gut noch, wo ich ſollte ſein,
Da bin ich auch. — Wo iſt mein Romeo?
(Geräuſch von Kommenden.)

Lorenzo.

Ich höre Lärm. — Kommt, Fräulein, flieht die Grube
Des Tods, der Seuchen, des erzwung'nen Schlafs;
Denn eine Macht, zu hoch dem Widerſpruch,

Hat unſern Rath vereitelt. Komm, o komm!
Dein Gatte liegt an deinem Buſen todt,
Und Paris auch; komm, ich verſorge dich
Bei einer Schweſterſchaft von heil'gen Nonnen.
Verweil' mit Fragen nicht; die Wache kömmt.
Geh', gutes Kind!

(Geräuſch hinter der Szene.)

Ich darf nicht länger bleiben.

(ab.)

Julia.

Geh' nur, entweich'! denn ich will nicht von hinnen. —
Was iſt das hier? Ein Becher, feſtgeklemmt
In meines Trauten Hand? — Gift, ſeh' ich, war
Sein Ende vor der Zeit. — O Böſer! Alles
Zu trinken; keinen güt'gen Tropfen mir
Zu gönnen, der mich zu dir brächt'? — Ich will
Dir deine Lippen küſſen. Ach, vielleicht
Hängt noch ein wenig Gift daran, und läßt mich
An einer Labung ſterben. (Sie küßt ihn.) Deine Lippen
Sind warm. —

(Wächter hinter der Szene.)

Wo iſt es, Knabe? Führ' uns.

Julia.

Wie? Lärm? — dann ſchnell nur. —

(Sie ergreift Romeo's Dolch.)

O willkomm'ner Dolch!
Dies werde deine Scheide. (Erſticht ſich.) Roſte da,
Und laß mich ſterben.

(Sie fällt auf Romeo's Leiche und ſtirbt.)

(Schlegel.)

2.

Ophelia.

(Hamlet, Act 3, Szene 1.)

Zimmer im Schloſſe. **Hamlet. Ophelia.**

Hamlet (auftretend).

Sein oder Nichtſein, das iſt hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geſchicks erdulden oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen
Durch Widerſtand ſie enden. Sterben — ſchlafen —
Nichts weiter! — und zu wiſſen, daß im Schlaf
Das Herzweh und die tauſend Stöße enden,
Die unſers Fleiſches Erbtheil — 's iſt ein Ziel,
Auf's Innigſte zu wünſchen. Sterben — ſchlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt,
Das zwingt uns, ſtill zu ſtehn. Das iſt die Rückſicht,
Die elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verſchmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufſchub,

Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
Die Unwerth ſchweigendem Verdienſt erweiſ't,
Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte
Mit einer Nadel bloß? Wer trüge Laſten
Und ſtöhnt' und ſchwitzte unter Lebensmüh'?
Nur daß die Furcht vor Etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn:
So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen,
Der angebornen Farbe der Entſchließung
Wird des Gedankens Bläſſe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch dieſe Rückſicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren ſo der Handlung Namen. — Still!
Die reizende Ophelia. — Nymphe, ſchließ
In dein Gebet all meine Sünden ein.

Ophelia.

Mein Prinz, wie geht es euch ſeit ſo viel Tagen?

Hamlet.

Ich dank' euch unterthänig, wohl.

Ophelia.

Mein Prinz, ich hab' von euch noch Angedenken,
Die ich ſchon längſt begehrt zurückzugeben.
Ich bitt' euch, nehmt ſie jetzo.

Hamlet.

Nein, ich nicht;
Ich gab euch niemals was.

Ophelia.

Mein theurer Prinz, ihr wißt gar wohl, ihr thatet's,
Und Worte ſüßen Hauchs dabei, die reicher
Die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,
Nehmt dies zurück: dem edleren Gemüthe
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.
Hier, gnäd'ger Herr.

Hamlet.

Ha ha! Seid ihr tugendhaft?

Ophelia.

Gnädiger Herr?

Hamlet.

Seid ihr ſchön?

Ophelia.

Was meint euer Hoheit?

Hamlet.

Daß, wenn ihr tugendhaft und ſchön ſeid, eure Tugend keinen Verkehr mit eurer Schönheit pflegen muß.

Ophelia.

Könnte Schönheit wohl beſſern Umgang haben, als mit der Tugend?

Hamlet.

Ja freilich; denn die Macht der Schönheit wird eher die Tugend in eine Kupplerin verwandeln, als die Kraft der Tugend die Schönheit ſich ähnlich machen kann. Dies war ehedem paradox, aber nun beſtätigt es die Zeit. Ich liebte euch einſt.

Ophelia.

In der That, mein Prinz, ihr machtet mich's glauben.

Hamlet.

Ihr hättet mir nicht glauben ſollen; denn Tugend kann ſich unſerm alten Stamme nicht ſo einimpfen, daß wir nicht einen Geſchmack von ihm behalten ſollten. Ich liebte euch nicht.

Ophelia.

Um ſo mehr wurde ich betrogen.

Hamlet.

Geh' in ein Kloſter. Warum wollteſt du Sünder zur Welt bringen? Ich bin ſelbſt leidlich tugendhaft; dennoch könnt' ich mich ſolcher Dinge anklagen, daß es beſſer wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren. Ich bin ſehr ſtolz, rachſüchtig, ehrgeizig, mir ſtehen mehr Vergehungen zu Dienſt, als ich Gedanken habe, ſie zu hegen, Einbildungskraft, ihnen Geſtalt zu geben, oder Zeit, ſie auszuführen. Wozu ſollen ſolche Geſellen, wie ich, zwiſchen Himmel und Erde herumkriechen? Wir ſind ausgemachte Schurken, Alle; trau Keinem von uns! Geh' deines Wegs zum Kloſter! Wo iſt euer Vater?

Ophelia.

Zu Hauſe, gnädiger Herr.

Hamlet.

Laßt die Thür hinter ihm abſchließen, damit er den Narren nirgends anders ſpielt als in ſeinem eignen Hauſe. Leb' wohl.

Ophelia.

O hilf ihm, güt'ger Himmel.

Hamlet.

Wenn du heirateſt, ſo gebe ich dir dieſen Fluch zur Ausſteuer: Sei ſo keuſch wie Eis, ſo rein wie Schnee, du wirſt der Verläumdung nicht entgehn. Geh' in ein Kloſter! Leb' wohl! Oder willſt du durchaus heiraten, nimm einen Narren; denn geſcheite Männer wiſſen allzu gut, was ihr für Ungeheuer aus ihnen macht. In ein Kloſter! geh'! und das ſchleunig. Leb' wohl.

Ophelia.

Himmliſche Mächte, ſtellt ihn wieder her!

Hamlet.

Ich weiß auch von euren Malereien Beſcheid, recht gut. Gott hat euch Ein Geſicht gegeben und ihr macht euch ein andres; ihr ſchlendert, ihr trippelt und ihr liſpelt und gebt Gottes Creaturen verhunzte Namen und ſtellt euch aus Leichtfertigkeit unwiſſend. Geht mir! Nichts weiter davon! Es hat mich toll gemacht. Ich ſage, wir wollen Nichts mehr vom Heiraten wiſſen: wer ſchon verheiratet iſt, Alle außer Einem, ſoll das Leben behalten; die Uebrigen ſollen bleiben, wie ſie ſind. In ein Kloſter! geh!

(Hamlet ab.)

Ophelia.

O welch ein edler Geiſt iſt hier zerſtört,
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muſter;
Das Merkziel der Betrachter: ganz, ganz hin!
Und ich, der Frau'n elendeſte und ärmſte,
Die ſeiner Schwüre Honig ſog, ich ſehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verſtimmte Glocken jetzt;

Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend,
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich ſah, was ich ſah, und ſehe, was ich ſehe.

Act 4, Szene 5.

Zimmer im Schloſſe. **König** und **Königin**.
Laertes. **Ophelia**.

Dänen (hinter der Szene).
Laßt ſie hinein!

Laertes.
Was gibt's? was für ein Lärm?
(**Ophelia** kommt, phantaſtiſch mit Kräutern und Blumen geſchmückt.)
O Hitze, trockne
Mein Hirn auf! Thränen, ſiebenfach geſalzen,
Brennt meiner Augen Kraft und Tugend aus! —
Bei Gott! dein Wahnſinn ſoll bezahlt uns werden
Nach dem Gewicht, bis unſre Wagſchal' ſinkt.
O Maienroſe! ſüßes Kind! Ophelia!
Geliebte Schweſter! — Himmel, kann es ſein,
Daß eines jungen Mädchens Witz ſo ſterblich
Als eines alten Mannes Leben iſt?
Natur iſt fein im Lieben: wo ſie fein iſt,
Da ſendet ſie ein koſtbar Pfand von ſich
Dem, was ſie liebet, nach.

Ophelia (ſingt).

Sie trugen ihn auf der Bahre bloß,
Leider! ach leider!
Und manche Thrän' fiel in Grabes Schoß —
Fahr wohl, meine Taube!

Laertes.

Hätt'ſt du Vernunft, und mahnteſt uns zur Rache,
Es könnte ſo nicht rühren.

Ophelia.

Ihr müßt ſingen: „'Nunter, hinunter! und ruft ihr ihn 'nunter." O wie das Rad dazu klingt? Es iſt der falſche Verwalter, der ſeines Herrn Tochter ſtahl.

Laertes.

Dies Nichts iſt mehr als Etwas.

Ophelia.

Da iſt Vergißmeinnicht, das iſt zum Andenken: ich bitte euch, liebes Herz, gedenkt meiner! und da iſt Rosmarin, das iſt für die Treue.

Laertes.

Ein Sinnſpruch im Wahnſinn: Treue und Andenken bezeichnet.

Ophelia.

Da iſt Fenchel für euch und Agley — da iſt Raute für euch, und hier iſt welche für mich — ihr könnt eure Raute mit einem Abzeichen tragen. — Da iſt Maaßlieb — ich wollte euch ein paar Veilchen geben, aber ſie welkten alle, da mein Vater ſtarb. — Sie ſagen, er nahm ein gutes Ende. — (ſingt.)

Denn traut lieb Fränzel iſt all meine Luſt —

Laertes.

Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle ſelbſt,
Macht ſie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Ophelia (ſingt).

Und kommt er nicht mehr zurück?
Und kommt er nicht mehr zurück?
Er iſt todt! o weh!
In dein Todesbett geh,
Er kommt ja nimmer zurück.

Sein Bart war ſo weiß wie Schnee:
Sein Haupt dem Flachſe gleich:
Er iſt hin, er iſt hin,
Und kein Leid bringt Gewinn;
Gott helf' ihm ins Himmelreich!
Und allen Chriſtenſeelen! Darum bet' ich. Gott ſei mit euch!

(ab.)

Laertes.

Seht ihr das? o Gott!

Szene 7.

Ein anderes Zimmer im Schloſſe. **Der König. Laertes. Die Königin** tritt ein.

Königin.

Ein Leiden tritt dem andern auf die Ferſen,

So ſchleunig folgen ſie.
Laertes, eure Schweſter iſt ertrunken.

Laertes.

Ertrunken ſagt ihr? Wo?

Königin.

Es neigt ein Weidenbaum ſich übern Bach,
Und zeigt im klaren Strom ſein graues Laub,
Mit welchem ſie phantaſtiſch Kränze wand
Von Hahnfuß, Neſſeln, Maaßlieb, Kuckucksblumen.
Dort, als ſie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den geſenkten Aeſten aufzuhängen,
Zerbrach ein falſcher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und ſie ſelbſt
Ins weinende Gewäſſer. Ihre Kleider
Verbreiteten ſich weit, und trugen ſie
Sirenen gleich ein Weilchen noch empor,
Indeß ſie Stellen alter Weiſen ſang,
Als ob ſie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geſchöpf, geboren und begabt
Für dieſes Element. Doch lange währt' es nicht,
Bis ihre Kleider, die ſich ſchwer getrunken,
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinunterzogen in den ſchlamm'gen Tod.

(Schlegel.)

3.

Desdemona.

(Othello, Act 4, Szene 3. Act 5, Szene 2.)

Vorſaal im Schloſſe. **Desdemona. Emilia.**

Emilia.

Wie geht's nun? Er ſcheint milder, als zuvor.

Desdemona.

Er ſagt, er werde hier ſein ungeſäumt;
Er gab mir den Befehl, zu Bett zu gehen,
Und hieß mir, dich entlaſſen.

Emilia.

Mich entlaſſen? —

Desdemona.

Er will es alſo; darum, gutes Kind,
Gib mir mein Nachtgewand und lebe wohl!
Wir dürfen jetzt ihn nicht erzürnen.

Emilia.

Hättet ihr ihn doch nie geſehn!

Desdemona.

Das wollt' ich nicht, mein Herz hängt ſo an ihm,
Daß ſelbſt ſein Zorn, ſein Trotz, ſein Eigenſinn —
Komm, ſteck mich los — mir lieb und reizend dünkt.

Emilia.

Die Tücher legt' ich auf, wie ihr's befahlt.

Desdemona.

's iſt Alles Eins. — Ach! was wir thöricht ſind! —
Sterb' ich vor dir, ſo bitt' dich, hülle mich
In eins von dieſen Tüchern.

Emilia.

Kommt, ihr ſchwatzt! —

Desdemona.

Meine Mutter hatt' ein Mädchen, — Bärbel hieß ſie —
Die war verliebt und treulos ward ihr Schatz
Und lief davon. Sie hatt' ein Lied von Weide,
Ein altes Ding, doch paßt' es für ihr Leid;
Sie ſtarb, indem ſie's ſang. Das Lied heut Nacht
Kommt mir nicht aus dem Sinn; ich hab' zu ſchaffen,
Daß ich nicht auch den Kopf ſo häng' und ſinge
Wie's arme Bärbel. Bitt' dich, mach' geſchwind.

Emilia.

Soll ich eu'r Nachtkleid holen? —

Desdemona.

Nein, ſteck' mich hier nur los. —
Der Lodovico iſt ein feiner Mann.

Emilia.

Ein recht hübſcher Mann.

Desdemona.

Er ſpricht gut.

Emilia.

Ich weiß eine Dame in Venedig, die wäre barfuß nach Paläſtina gegangen, um einen Druck von ſeiner Unterlippe.

Desdemona (ſingt).

Das Mägdlein ſaß ſinnend am Feigenbaum früh,
Singt Weide, grüne Weide!
Die Hand auf dem Buſen, das Haupt auf dem Knie,
Singt Weide, Weide, Weide!
Das Bächlein, es murmelt und ſtimmt mit ein,
Singt Weide, grüne Weide:
Heiß rollt ihr die Thrän' und erweicht das Geſtein;
Leg' dieß bei Seite —
Singt Weide, Weide, Weide!
Bitt' dich, mach ſchnell, er kommt ſogleich —
Von Weiden all' flecht' ich mir nur den Kranz —
O ſcheltet ihn nicht, ſein Zorn iſt mir recht, —
Nein, das kommt ſpäter, — horch! Wer klopft da? —

Emilia.

Es iſt der Wind.

Desdemona.

Ich nannt' ihn du Falſcher! was ſagt' er dazu?
Singt Weide, grüne Weide!
Seh' ich nach den Mädeln, nach den Buben ſiehſt du —
So geh nun fort; gute Nacht! Mein Auge juckt,
Bedeutet das wohl Thränen?

Emilia.

Ei, mit nichten!

Desdemona.

Ich hört' es ſo. — Die Männer, o die Männer!
Glaubſt du, auf dein Gewiſſen ſprich, Emilia,
Daß wirklich Weiber ſind, die ihre Männer
So gröblich täuſchen?

Emilia.

Solche gibt's, kein Zweifel.

Desdemona.

Thät'ſt du dergleichen um die ganze Welt?

Emilia.

Nun, thätet ihr's nicht?

Desdemona.

Nein, beim Licht des Himmels! —

Emilia.

Ich thät' es auch nicht bei des Himmels Licht,
Ich könnt' es ja im Dunkeln.

Desdemona.

Thät'ſt du dergleichen um die ganze Welt?

Emilia.

Die Welt iſt mächtig weit; der Lohn wär' groß,
Klein der Verſtoß.

Desdemona.

Gewiß, du thät'ſt es nicht! —

Emilia.

Gewiß, ich thäte es und machte es wieder ungethan, wenn ich's gethan hätte. Nur freilich thäte ich ſo Etwas nicht für einen Fingerring, noch für einige Ellen Battiſt, noch für Mäntel, Röcke und Hauben, oder ſolchen armſeligen Kram; aber für die ganze Welt — ei, wer hätte da nicht Luſt, dem Manne Hörner aufzuſetzen und ihn zum Weltkaiſer zu machen? Dafür wagte ich das Fegefeuer! —

Desdemona.

Ich will des Todes ſein, thät' ich ſolch Unrecht
Auch um die ganze Welt.

Emilia.

Ei nun, das Unrecht iſt doch nur ein Unrecht in der Welt, und wenn euch die Welt für eure Mühe zu Theil wird, ſo iſt's ein Unrecht in eurer eignen Welt. Ihr könnt es geſchwind zu Recht machen.

Desdemona.

Ich glaube doch, es gibt kein ſolches Weib.

Emilia.

Ei, zehn für eins und noch ſo viel in Kauf,
Die Welt, um die ſie ſpielten, gleich zu füllen.
Allein mich dünkt, es iſt der Männer Schuld,
Daß Weiber fallen. Wenn ſie pflichtvergeſſen
In fremdem Schooß vergeuden unſern Schatz;
Wenn ſie, verkehrt in laun'ſcher Eiferſucht,
An's Haus uns feſſeln, wenn ſie gar uns ſchlagen,
Wenn ſie in Leichtſinn unſer Gut verthun:
Dann ſchwillt auch uns die Galle; wir ſind fromm,
Doch nicht von Rachſucht frei. Sie ſollen's wiſſen,
Wir haben Sinne auch, wir ſehn und riechen
Und haben einen Gaum für ſüß und herbe,
Wie unſre Männer. Was bezwecken ſie,
Wenn ſie uns Andre vorziehn? Iſt es Luſt?
Ich denke, ja. Treibt ſie die Leidenſchaft?
Nicht Hang zur Luſt? Und Schwachheit gleich den Männern?

D'rum, wenn der Mann ſich treulos von uns kehrte,
War's ſeine Bosheit, die uns Böſes lehrte.

Desdemona.

Gut' Nacht! — Und laß mich, Herr, in fremden Sünden
Nicht eig'ne Sünde, laß mich Beſſ'rung finden!
(Sie gehen ab.)

Schlafzimmer. **Desdemona** ſchlafend im Bette. Ein Licht brennt neben ihr. **Othello** tritt herein.

Othello.

Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!
Laßt ſie mich euch nicht nennen, keuſche Sterne!
Die Sache will's! — Doch nicht ihr Blut vergieß' ich,
Noch ritz' ich dieſe Haut, ſo weiß wie Schnee
Und ſanft wie eines Denkmals Alabaſter.
(Er legt ſeinen Degen ab.)

Doch ſterben muß ſie, ſonſt betrügt ſie Andre.
Thu' aus das Licht und dann — — thu' aus das Licht!
Ja, löſch' ich dich, du flammenheller Diener —
Kann ich dein vorig Licht dir wiedergeben,
Sollt' ich's bereu'n; — doch *dein* Licht ausgethan,
Du reizend Muſter herrlichſter Natur,
Nie find' ich den Prometheusfunken wieder,
Dein Licht zu zünden. Pflückt' ich eine Roſe,
Nie kann ich ihr den Lebenswuchs erneun,
Sie muß, muß welken. — Dufte mir vom Stamm!
(Er kußt ſie.)

O würz'ger Hauch, der ſelbſt Gerechtigkeit
Ihr Schwert zu brechen zwingt! — Noch einen! einen! —
Sei, wenn du todt biſt, ſo, dann tödt' ich dich

Und liebe dich nachher. — Noch einen und den letzten!
So ſüß war nie ſo tödtlich. Ich muß weinen;
Doch ſind's grauſame Thränen. Dieſer Schmerz
Iſt wie des Himmels, ſtrafend, wo er liebt. —
Sie wacht.

Desdemona.

Wer da? Othello?

Othello.

Ja, Desdemona.

Desdemona.

Wollt ihr zu Bett gehn, mein Gemahl?

Othello.

Haſt du zu Nacht gebetet, Desdemona?

Desdemona.

Ja, mein Gemahl.

Othello.

Kannſt du dich einer Sünde noch erinnern,
Nicht ausgeſöhnt dem Himmel und der Gnade,
So flehe jetzt alsbald.

Desdemona.

Ach, mein Gemahl, was willſt du damit ſagen?

Othello.

Wohl, thu' es und ſei kurz; ich geh bei Seite.
Nicht möcht' ich deinen Geiſt in Sünden tödten,
Nein, Gott verhüt's! nicht deine Seele tödten.

Desdemona.

Sprichſt du vom Tödten?

Othello.

Ja.

Desdemona.

Dann, güt'ger Himmel,
Erbarm' dich mein!

Othello.

Amen von ganzem Herzen!

Desdemona.

Wenn du ſo ſprichſt, dann wirſt du mich nicht tödten.

Othello.

Hum! —

Desdemona.

Und dennoch fürcht' ich dich, denn du biſt ſchrecklich,
Wenn ſo dein Auge rollt.
Warum ich fürchten ſollte, weiß ich nicht,
Da ich von Schuld Nichts weiß; doch fühl' ich, daß ich fürchte.

Othello.

Denk' deiner Sünde.

Desdemona.

Das iſt zu dir die Herzensliebe.

Othello.

Und dafür ſtirbſt du.

Desdemona.

Grauſamer Tod, der nur um Liebe tödtet! —
Ach, warum nagſt du ſo die Unterlippe?
Dein ganzer Bau erbebt in blut'ger Wuth.
Das ſind Vorzeichen; doch ich hoff', ich hoffe,
Sie deuten nicht auf mich.

Othello.

Schweig' und ſei ſtill!

Desdemona.

Ich ſchweige; was begehrſt du?

Othello.

Das Tuch, das ich ſo werth hielt und dir ſchenkte,
Du gabſt es Caſſio.

Desdemona.

Nein, bei Seel' und Leben!
Ruf' ihn herbei und frag' ihn.

Othello.

Behüte, Kind, behüte dich vor Meineid,
Du liegſt auf deinem Sterbebette.

Desdemona.

Ja, doch nicht jetzt zu ſterben.

Othello.

Ja, alsbald.
Darum bekenn' aufrichtig deine Sünde;
Denn jeden Punkt mit einem Eid verleugnen,
Nicht wälzt es ab, noch beugt's der Ueberzeugung Laſt,
Die mich zu Boden drückt. Du biſt am Sterben!

Desdemona.

Dann, Gott, erbarm' dich mein!

Othello.

Ich ſage Amen.

Desdemona.

Auch du erbarm' dich mein! Nie hab' ich dich

Jemals beleidigt, Caſſio nie geliebt,
Als mit der Liebe, die der Himmel ſelbſt
Geſtattet; niemals gab ich ihm ein Pfand.

Othello.

Bei Gott, ich ſah mein Tuch in ſeinen Händen,
Meineidig Weib! Ha! Du verſteinſt mein Herz
Und machſt zum Mord, was ich beginnen will,
Was ich als Opfer meinte.
Ich ſah das Tuch.

Desdemona.

So hat er's denn gefunden;
Nie hab' ich's ihm gegeben; ruf' ihn her,
Daß er's bekennt, wie's iſt.

Othello.

Er hat bekannt.

Desdemona.

Was, theurer Herr?

Othello.

Daß er dein Freund geweſen.

Desdemona.

Wie? Unerlaubt?

Othello.

Ja!

Desdemona.

Das kann er nicht ſagen.

Othello.

O nein, ſein Mund iſt ſtumm;
Der treue Jago hat dafür geſorgt.

Desdemona.
O, meine Furcht erklärt mir's. Wie? Er todt?

Othello.
Ob jedes Haar ein Leben war, mein Grimm
Verſchlang ſie alle.

Desdemona.
O Gott, er iſt verrathen, ich verloren!

Othello.
Ha, Metze! Weinſt um ihn vor meinen Augen?

Desdemona.
Verſtoße mich! O tödte mich nur nicht!

Othello.
Nieder mit dir, Metze!

Desdemona.
Tödte mich morgen, laß mich heut' noch leben!

Othello.
Kein Sträuben!

Desdemona.
Nur ein Stündchen!

Othello.
Iſt's gethan,
Braucht's keines Zögerns.

Desdemona.
Nur bis ich noch gebetet!

Othello.
's iſt zu ſpät!
(Er erſtickt ſie.)

Emilia (draußen).

Mein gnad'ger Herr! He! holla! Gnad'ger Herr!

Othello.

Was fur ein Larm? Nicht todt? Noch nicht ganz todt? —
Ich bin zwar grauſam, aber doch barmherzig,
Nicht möcht' ich dir verlängern deine Qual.
(Er durchbohrt ſie mit dem Dolch.)
So, ſo!

Emilia (draußen).

He, holla! gnäd'ger Herr.

Othello.

Wer da?

Emilia (draußen).

O beſter Herr, nur auf ein Wort mich euch!

Othello.

Ja, 's iſt Emilia. Gleich. — Jetzt iſt ſie todt. —
Gewiß, ſie kommt und meldet Caſſio's Tod;
Der Larm war groß. — Ha! regſt du dich nicht mehr?
Still, wie das Grab. — Darf ſie herein? — Wär's gut?
Mir daucht, ſie ruhrt ſich. — Nein. — Was iſt das Beſte?
Kommt ſie, wird ſie nach meinem Weibe fragen — —
Mein Weib! mein Weib! — Welch Weib? Ich hab' kein Weib.
O unertraglich! O furchtbare Stunde!
Nun, dacht' ich, müßt' ein groß Verfinſtern ſein
An Sonn' und Mond und die erſchreckte Erde
Sich aufthun vor Entſetzen.

(Baudiſſin.)

4.

Shakspeareosophie.

Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die ſchwangre Phantaſie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Geſtaltet ſie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm feſten Wohnſitz.

Seid rührig wie die Zeit, Feu'r gegen Feuer.
Bedroht den Droher, übertrotzt des Schreckens
Prahlhafte Stirn: ſo werden niedre Augen,
Die ihr Betragen von den Großen leihn,
Durch euer Vorbild groß, und ſie erfüllt
Der kühne Geiſt der Unerſchrockenheit.

. . . . Im Gottesdienſt
Wo iſt ein Irrwahn, den ein ehrbar Haupt
Nicht heiligte, mit Sprüchen nicht belegte
Und bürge die Verdammlichkeit durch Schmuck!

Theologie der Hölle!
Wenn Teufel ärgſte Sünde fördern wollen,
So locken ſie zuerſt durch frommen Schein.

Das iſt die liſt'ge Ausſtattung der Hölle,
Den frechſten Schalk verkleidend einzuhüllen
In fromme Tracht.

Gar viel erlebt man's — mit der Andacht Mienen
Und frommem Weſen überzuckern wir
Den Teufel ſelbſt.

Mich dünkt, die Wahrheit ſollte immer leben,
Als wär' ſie aller Nachwelt ausgetheilt,
Bis auf den letzten Tag der Welt.

Dies über Alles: ſei dir ſelber treu,
Und daraus folgt, ſowie die Nacht dem Tage,
Du kannſt nicht falſch ſein gegen irgend wen.

. . . . . . Der Menſch, der ſtolze Menſch,
In kleine kurze Majeſtät gekleidet,
Vergeſſend, was am mind'ſten zu bezweifeln,
Sein gläſern Element, — wie zorn'ge Affen,
Spielt ſolchen Wahnſinn, gaukelnd vor dem Himmel,
Daß Engel weinen.

. . . . . . Was iſt der Menſch,
Wenn ſeiner Zeit Gewinn, ſein höchſtes Gut,
Nur Schlaf und Eſſen iſt? Ein Vieh, Nichts weiter.
Gewiß, der uns mit ſolcher Denkkraft ſchuf,
Vorauszuſchau'n und rückwärts, gab uns nicht
Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
Um ungebraucht in uns zu ſchimmeln.

Oft iſt's der eigne Geiſt, der Rettung ſchafft,
Die wir beim Himmel ſuchen. Unſrer Kraft
Verleiht er freien Raum, und nur dem Trägen,
Dem Willenloſen ſtellt er ſich entgegen.

. . . . . . Die ganze Welt iſt Bühne,
Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab,
Sein Leben lang ſpielt Einer manche Rolle
Durch ſieben Acte hin.

Der Himmel braucht uns, ſo wie wir die Fackeln,
Sie leuchten nicht für ſich; wenn unſre Kraft
Nicht ſtralt nach Außen hin, wär's ganz ſo gut,
Als hätten wir ſie nicht. Geiſter ſind ſchön geprägt
Zu ſchönem Zweck; — noch leiht jemals Natur
Den kleinſten Gran von ihrer Trefflichkeit,
Daß ſie ſich nicht, als wirthſchaftliche Göttin,
Den Vortheil eines Gläub'gers ausbedingt,
So Dank wie Zinſen.

Gibt's einen Harniſch wie des Herzens Reinheit?
Dreimal bewehrt iſt der gerechte Streiter,
Und nackt iſt der, obſchon in Stahl verſchloſſen,
Dem Unrecht das Gewiſſen angeſteckt.

Wenn hinter'm Erdball ſich das ſpäh'nde Auge
Des Himmels birgt, der untern Welt zu leuchten,
Dann ſchweifen Dieb und Räuber ungeſeh'n
In Mord und Freveln blutig hier umher;

Doch wenn es um den ird'ſchen Ball hervor
Im Oſt der Fichten ſtolze Wipfel glüht
Und ſchießt ſein Licht durch jeden ſchuld'gen Winkel,
Dann ſteh'n Verrath, Mord, Gräuel, — weil der Mantel
Der Nacht geriſſen iſt von ihren Schultern, —
Bloß da und nackt und zittern vor ſich ſelbſt.

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt wie des Himmels milder Regen
Zur Erde unter ihr, zwiefach geſegnet:
Sie ſegnet den, der gibt, und den, der nimmt.

Wenn Liebe ſpricht, dann wiegt der Götter Stimme
Den Himmel ein durch ihre Harmonie;
Nie wagt's ein Dichter und ergriff die Feder,
Eh' er ſie eingetaucht in Liebesſeufzer!
Dann erſt entzückt ſein Lied des Wilden Ohr,
Pflanzt in Tyrannen holde Menſchlichkeit.

Zu wilde Freude nimmt ein wildes Ende
Und ſtirbt im höchſten Sieg, wie Feu'r und Pulver
Im Kuſſe ſich verzehrt. Die Süßigkeit
Des Honigs widert durch ihr Uebermaß,
Und im Geſchmack erſtickt ſie unſre Luſt.
Drum liebe mäßig, ſolche Lieb' iſt ſtät;
Zu haſtig und zu träge kommt gleich ſpät.

Glück iſt gleich einem Schalle flüchtig,
Wie Schatten wandelbar, wie Träume kurz,
Schnell wie der Blitz, der in geſchwärzter Nacht
In einem Nu Himmel und Erd' entfaltet;
Doch eh' ein Menſch vermag zu ſagen: ſchaut!
Schlingt gierig ihn die Finſterniß hinab:
So ſchnell verdunkelt ſich des Glückes Schein.

Ein Hergang iſt in aller Menſchen Leben
Abbildend der verſtorbnen Zeiten Art;
Wer den beachtet, kann zum Ziele treffend
Der Dinge Lauf im Ganzen prophezei'n,
Die ungeboren noch in ihrem Samen
Und ſchwachen Anfang eingeſchachtelt liegen.
Dergleichen wird der Zeiten Brut und Zucht.

Der Mäkler, der die Treu zur Makel macht,
Der Alltagsmeineid, der um Alle wirbt,
Um Kön'ge, Bettler, Alte, Junge, Mägde, —
Die er, wenn ſie Nichts zu verlieren haben,
Als das Wort Magd, um dies, die Armen, trügt, —
Der glatte Herr, der Schmeichler Eigennutz;
Ja Eigennutz, der ſchiefe Hang der Welt,
Der Welt, die gleich gewogen iſt an ſich,
Auf eb'nem Boden g'rade hin zu rollen,
Bis dieſer Vortheil, dieſer ſchnöde Hang,
Der Lenker der Bewegung, Eigennutz,
Sie abwärts neigt von allem Gleichgewicht,
Von aller Richtung, Vorſatz, Lauf und Ziel.

Könnten die Großen donnern
Wie Jupiter, ſie machten taub den Gott;
Denn jeder winz'ge, kleinſte Richter brauchte
Zum Donnern Jovis Aether; — Nichts als Donnern,
O gnadenreicher Himmel!

Wie Ueberfüllung ſtrenge Faſten zeugt,
So wird die Freiheit, ohne Maß gebraucht,
In Zwang verkehrt; des Menſchen Hang verfolgt
(Wie Ratten gierig ſelbſt ihr Gift ſich rauben)
Die durſt'ge Sünd', und tödtlich wird der Trunk.

O würden Güter, Rang und Aemter nicht
Verderbter Weiſ' erlangt, und würde Ehre
Durch das Verdienſt des Eigners rein erkauft;
Wie Mancher deckte dann ſein bloßes Haupt!
Wie Mancher, der befiehlt, gehorchte dann!
Wie viel des Pöbels würde ausgeſondert
Aus reiner Ehre Saat! und wie viel Ehre
Geleſen aus der Spreu, dem Raub der Zeit,
Um neu zu glänzen!

. . . . . . **Schönheit, Witz,**
Geburt, Verdienſt im Kriege, Kraft der Sehnen,
Geiſt, Freundſchaft, Wohlthat, alle ſind ſie Knechte
Der neidiſchen, verläumdungsſücht'gen Zeit.
Natur macht hierin alle Menſchen gleich:
Man ſchätzt den Staub, ein wenig übergoldet,
Weit mehr, als Gold, ein wenig überſtäubt.

. . . . . . Verläumdung,
Sie ſchneidet ſchärfer, als das Schwert; ihr Mund
Vergiftet mehr, als alles Nilgewürm;
Ihr Wort fährt auf dem Sturmwind und belügt
Jedweden Erdſtrich, Kaiſer, Königinnen,
Fürſten, Matronen, Jungfrau'n, ja in Grabes
Geheimniß wühlt das Natterngift, Verläumdung.

Der gute Name iſt bei Mann und Frau
Das eigentliche Kleinod ihrer Seelen.
Wer meinen Beutel ſtiehlt, nimmt Tand; 's iſt Etwas
Und Nichts; mein war es, ward das Seine nun,
Und iſt der Sklav' von Tauſenden geweſen.
Doch wer den guten Namen mir entwendet,
Der raubt mir das, was ihn nicht reicher macht,
Mich aber bettelarm.

Sei, was du weißt, du ſeiſt es, und dann biſt du
So groß, als was du fürchteſt.

Wenn das Glück den Menſchen wohlthun will,
So blickt es ſie mit droh'nden Augen an.

Es iſt das Unglück Prüfſtein der Gemüther,
Gemeine Noth trägt ein gemeiner Menſch.
Es fährt auf ſtiller See mit gleicher Kunſt
Ein jedes Boot; doch tiefe Todeswunden,
Die Glück in guter Sache ſchlägt, verlangen
Den höchſten Sinn.

Ein jeder Platz, beſucht vom Aug' des Himmels,
Iſt Glückes Hafen einem weiſen Mann.
Lehr' deine Noth die Dinge ſo betrachten,
Denn mehr als alle Tugend iſt die Noth.

Der Strom der menſchlichen Geſchäfte wechſelt, —
Nimmt man die Flut wahr, führet ſie zum Glück;
Verſäumt man ſie, ſo muß die ganze Reiſe
Des Lebens ſich durch Noth und Klippen winden.

Darin, ihr Götter, macht ihr Schwache ſtark,
Darin, ihr Götter, bändigt ihr Tyrannen:
Nicht felſenfeſte Burg, noch ehr'ne Mauer,
Nicht dumpfe Kerker, noch der Ketten Laſt
Sind Hinderniſſe für des Geiſtes Stärke;
Das Leben, dieſer Erdenſchranken ſatt,
Hat ſtets die Macht, ſich ſelber zu entlaſſen.

Morgen und Morgen und dann wieder Morgen
Kriecht ſo mit kleinem Schritt von Tag zu Tag
Zur letzten Sylb' auf unſerm Lebensblatt,
Und alle unſ're Geſtern führten Narren
Den Pfad des ſtaub'gen Tods. — Aus, kleines Licht! —
Leben iſt nur ein wandelnd Schattenbild;
Ein armer Komödiant, der ſpreizt und knirſcht
Sein Stündchen auf der Bühn', und dann nicht mehr
Vernommen wird; ein Märchen iſt's, erzählt
Von einem Dummkopf, voller Klang und Wuth,
Das Nichts bedeutet.

. . . . Wir ſind ſolcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umſpannt ein Schlaf.

Weisheit und Tugend ſcheint dem Schlechten ſchlecht,
Schmutz riecht ſich ſelber nur.

Dieſes Vorrecht iſt der Unſchuld Theil,
Daß Scherz und Lachen immer ſie veredelt.

Wo tief der Bach iſt, läuft das Waſſer glatt:
Der Fuchs bellt nicht, wenn er das Lamm will ſtehlen.

Der Feige ſtirbt ſchon vielmal, eh' er ſtirbt,
Die Tapfern koſten einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß ſich Menſchen fürchten,
Da ſie doch ſeh'n, der Tod, das Schickſal Aller,
Kommt, wann er kommen ſoll.

(Schlegel.)

Milton.

Unter allen Dichtern, welche in ihren Werken das Eingreifen übernatürlicher Weſen geſchildert, iſt das Milton am beſten gelungen. Seine böſen Geiſter beſonders ſind wunderbare Schöpfungen. Ihre Charaktere ſind, wie ihre Formen, mit einer gewiſſen dunkeln Aehnlichkeit mit denen der Menſchen bezeichnet, aber zu rieſigen Dimenſionen geſteigert und in geheimnißvolles Dämmer gehüllt.... Milton's Poeſie erinnert uns an die Wunder der Alpenwelt. Buchten und Thäler, ſchön wie Feenland, ſind in ihre rauheſten und rieſenhafteſten Erhebungen eingelagert. Roſen und Myrthen blühen froſtfrei am Rande der Gletſcher.

Macaulay.

Die Heiterkeit des engliſchen Lebens im Zeitalter der Eliſabeth verſchwand in den Stürmen, welche die Unfähigkeit und der abſolutiſche Uebermuth der beiden erſten Stuarts heraufbeſchworen und nach Beendigung des großen Bürgerkriegs drückte die eiſerne Fauſt des ſiegreichen Puritanerthums dem Staatsweſen, wie dem geſelligen Gebaren, den Stempel eines religiöſen Zwanges auf, unter welchem dem dichteriſchen Genius Englands der Athem vergehen zu wollen ſchien. Aber der puritaniſche Gedanke wirkte keineswegs nur zerſtöreriſch, ſondern auch ſchöpferiſch. Er gab Großbritannien ſeinen größten Mann der That, Oliver Cromwell, und ſtellte dieſem Milton zur Seite als des Puritanismus edelſten Typus und ruhmreichſten Bannerträger im Reiche der Intelligenz.

John Milton wurde am 9. December 1608 zu London geboren, ſtudirte nach ſorgfältiger Vorbildung zu Cambridge, wo er akademiſche Würden erwarb, und vollendete, wie das ſchon damals der Brauch engliſcher Gentlemen war, ſeine Studienlaufbahn auf einer Tour nach dem Feſtland. Ein Aufenthalt in Italien war ſehr bildend für ihn, um ſo mehr, da er des Umgangs mit Männern, wie Galilei, ſich erfreute. In Italien ſoll er auch beim Anblick eines geiſtlichen Drama's („Myſterium“) vom Sündenfall der Menſcheneltern die erſte Idee zu ſeinem weltberühmten Gedicht vom verlornen Paradies gefaßt haben. Heimgekehrt ſchloß er ſich in den bürgerlichen Wirren der republikaniſchen Partei an, deren Sache er als publiziſtiſcher Kämpfer erſten Ranges ſein Lebelang mit dem ganzen Feuer einer großen Seele verfochten hat. Nach dem Fall des Königthums (1649) wurde er zu einem der Secretäre des Staatsraths ernannt. Seine perſönlichen Verhältniſſe blieben jedoch beſcheidene und ſeine häuslichen waren ſo unglücklich, wie die Dante's. Seine Frau, mit der er ſich 1643 verheiratet hatte, ſtammte aus einer ſtreng royaliſtiſchen Familie. Sie und die Ihrigen bereiteten dem Dichter viel Herzeleid, was er mit Nachſicht und Wohlwollen vergalt. Nach der Rückführung der Stuarts (1660) verlor er ſein Amt, hatte Verfolgungen zu beſtehen und in ſeinen alten Tagen, neben dem furchtbaren Mißgeſchick der Erblindung, mit Dürftigkeit zu kämpfen, da er den Verſuch des Hofes, ſein Genie und ſeine republikaniſche Tugend zu beſtechen, mit Standhaftigkeit zurückwies. Milton iſt ein wahrhaft antikedler Charakter, ſo eine Geſtalt, auf welcher unſer Auge als auf einem Markſtein menſchlicher Größe mit Wohlgefallen ruhen kann. Nachdem er es in den großen religiöſen und politiſchen Kämpfen der Zeit den Beſten gleichgethan, ſchuf er in beſcheidener Zurückgezogenheit, des Augenlichts beraubt, ſein unſterbliches Gedicht. Im Jahre 1665 war es vollendet, 1667 gedruckt[1], zu Anfang des 18. Jahrhunderts allgemein als eine claſſiſche Nationaldichtung anerkannt. Milton ſtarb am 10. November 1674 zu London. Die Führer der Oppoſition und die Bürgerſchaft von London bereiteten ihm ein feierliches Leichenbegängniß. Das wohlverdiente Denkmal in der Weſtminſter-Abtei hat er erſt 1737 erhalten.

Das verlorene Paradies (Paradise lost) von Milton gehört zu den Werken, deren Titel in Jedermanns Mund ſind und die in der ganzen gebildeten Welt eines traditionellen Anſehens genießen. Deſſen ungeachtet aber dürfte es nicht überflüſſig ſein, hier den Gang des Gedichts zu ſkizziren, und zwar nach der Zeitfolge der in demſelben dargeſtellten Begebenheiten.

---

[1] Der Buchdrucker, welchem die Cenſur viele Schwierigkeiten bereitete, bezahlte für das Manuſcript 5 Pfund. Moore erhielt für ſeine Lalla Rookh (1817) nicht weniger als 3000 Pfund, Scott für einen ſeiner Romane, Woodſtock, 57,000 Thaler. Als Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten der zwei Jahre 1826—27 nahm Scott nicht weniger als 300,000 Thaler ein.

Weſentlich religiös geſtimmt, ruft der Dichter zu Anfang die Muſe der heiligen Geſchichte um Beiſtand an. Die Erzählung der vormenſchlichen Ereigniſſe der jüdiſchen Mythologie wird dem Erzengel Raphael in den Mund gelegt, welcher ſie dem Adam mittheilt. Dieſer Mittheilung zufolge berief Gott eines Tages ſeine Heerſchaaren zuſammen, ihnen anzuſagen, daß er ſich ſoeben ſeinen Sohn gezeugt, welchen ſie zu ſeiner Rechten ſitzen ſähen und welchem ſie Huldigung leiſten ſollten. Dies geſchah und ein herrliches Feſt beſchloß den Tag. Aber einer der mächtigſten Himmelsfürſten, Satan (ſ. u. 1), empörte ſich wider den Gedanken, einem Jüngeren das Knie zu beugen, und in der Nacht brach er mit ſeinen Vaſallen, dem dritten Theil des ganzen Engelheeres, plötzlich auf und zog von dannen. Das war der Beginn von Satans Rebellion gegen den höchſten Himmelsherrn, welcher ſofort Anſtalten trifft zur Abwehr der Empörer, die ihrerſeits mit dem Angriff nicht zögern. Michael und Gabriel werden an die Spitze der himmliſchen Geſchwader geſtellt, die Schlacht beginnt, abwechſelnd auf feſtem Grund und in den Lüften, und es wird beiderſeits mit großer Tapferkeit geſtritten. Nachdem die Nacht den Kampf unterbrochen, erſcheint am andern Morgen das Höllenheer abermals auf dem

Plan, ausgerüſtet mit einer neuen furchtbaren Erfindung, mit Artillerie, denn Satan hat während der Nacht dieſe hölliſche Erfindung den Seinigen bekannt gemacht und die Wirkung des ſchrecklichen Kriegsmittels ſcheint das Treffen zu Gunſten der Sataniker entſcheiden zu wollen, obgleich die niedergeſchmetterten Himmelskrieger ſich immer wieder zu neuer Energie aufraffen. Unter dem Toſen eines Streites, welches die Wölbung des Firmaments zu ſprengen droht, ſinkt die zweite Nacht herab. Als der Morgen wieder tagte, ſprach der Ewige zu ſeinem Sohn: Zwei Tage des Streites ſchwanden ohne Entſcheidung, der dritte nun iſt dein. Da hub ſich der Sohn, der Meſſias, ſelber zum Streite und beſtieg den Wagen des Allmächtigen. Die Schilderung ſeiner Ausfahrt zur Schlacht und ſeines Sieges gehört zu dem Prachtvollſten, was die Phantaſie je erſonnen (ſ. u. 2). Die Rebellen entſagen bald aller Gegenwehr, der Wall des Himmels öffnet ſich, nach innen rollend, eine ungeheure Tiefe thut ſich auf, in welche Satan und die Seinigen hinabgeſtürzt werden, und neun Tage fallen ſie, bevor ſie auf dem Boden der Hölle anlangen. Das Herz Gottes trauerte aber über dieſe theilweiſe Entvölkerung ſeines Himmels und zum Erſatz für die abgefallenen Engel beſchloß er eine neue Welt mit neuen Geſchöpfen zu ſchaffen. Hier beginnt dann die Schöpfungsgeſchichte, eine glänzende Umſchreibung der moſaiſchen Geneſis. Adam ſeinerſeits theilt dem Erzengel, nachdem dieſer ſeine Erzählung beſchloſſen, ſeine Empfindungen und Erlebniſſe ſeit ſeiner erſten Daſeinsſtunde mit. Die Schilderung ſeiner Hochzeitsfeier mit Eva iſt eine der zarteſten und lieblichſten Stellen des Gedichts. Zugleich hat Milton bei Zeichnung dieſer und ähnlicher Situationen bewieſen, daß ſeine geſunde Frömmigkeit von der krankhaften Prüderie der ſpäteren Frommen ſeines Landes himmelweit entfernt war.

Inzwiſchen hat ſich Satan von der neuntägigen Betäubung, welche ſeinem Sturz gefolgt war, wieder erholt. Der Ort, wo er ſich befindet, die Hölle, deren grauenvolle, ſichtbares Dunkel ausſtrömende Oede im erhabenſten Styl beſchrieben wird, zeigt ihm die ganze Tiefe ſeines Falls. Allein ſein rebelliſcher Stolz wird zu einer unerſchöpflichen Quelle der Energie für den Höllenkönig, deſſen Geſtalt bezeugt, daß kein, aber auch gar kein Dichter dem des verlorenen Paradieſes in der Schöpfung übernatürlicher Weſen gleichkommt, insbeſondere in der Schöpfung von Dämonen. Sein Satan iſt ein Bild voll Majeſtät, vor dem das Schrecken einhergeht. Der Höllenkönig weiß ſeine Thatkraft auch ſeinen Vaſallen einzuflößen, in welchen, ſagt man, Milton die verworfenen Höflinge Karl's II. portraitirt habe. Als paſſender Ort, den Kampf gegen Gott weiterzuführen, wird die neugeſchaffene Erde auserſehen und Satan macht ſich auf, das Terrain auszukundſchaften. Er gelangt an die Pforten der Hölle und findet hier zwei grauenhafte Wächter, den Tod und deſſen Tochter, die Sünde, geſpenſtige Bildungen, welche des Dichters Meiſterſchaft in derartigen Schöpfungen abermals aufzeigen. Die Sünde bewegt ihren Vater, das Thor zu öffnen, und Satan tritt hinaus in den chaotiſchen Raum, in der grauen Tiefe Dunkel, welches der Mutterleib der Natur und vielleicht ihr Grab. Die Dämonen dieſes zuſtandloſen Raumes weiſen ihm den Weg, auf welchem nach dem Sündenfall Tod und Sünde den Spuren des Höllenfürſten folgen.

Dieſer betritt endlich die ſo eben dem Chaos entrungene Schöpfung, geleitet durch den blendenden Lichtſtrom, welcher von dem Palaſt Gottes ausſtralt. Weiter wandernd ſtößt er auf den Erzengel Uriel und nimmt, um nicht erkannt zu werden, die Geſtalt eines jugendlichen Engels an, vorgebend, er durchwandere das Univerſum, um die Schöpferherrlichkeit Gottes anbetend zu bewundern. Uriel zeigt ihm auf ſeine Bitte den Weg zu der neugeſchaffenen Erde. Auf dieſer gelangt er an die Umwallung des Paradieſes, welche er überſpringt und ſo die Schönheit Edens erblickt. Dieſe und die Erſcheinung der Menſcheneltern iſt vom Dichter wiederum mit dem höchſten Reichthum und Schmelz der Farben gemalt (ſ. u. 3).

Ein von Satan belauſchtes Geſpräch zwiſchen Adam und Eva verräth ihm, daß dem Paar unter Androhung des Todes verboten iſt, die Früchte vom Baum der Erkenntniß zu eſſen. Hierauf gründet Satan den Plan, das Glück der Bewohner Edens zu ſtören.

Unterdeſſen iſt jedoch dem Uriel der wandernde Engel verdächtig vorgekommen: er ſchwingt ſich zur Erde, bringt die Engelſchaar, deren Obhut das Paradies anvertraut iſt, in Alarm, die Aufgeſtörten durchſuchen Eden nach dem Feind und finden ihn endlich, wie er, in Geſtalt einer Kröte, der ſchlafenden Eva böſe Träume ins Ohr flüſtert. Da ihn aber Ituriel mit ſeinem Speer berührt, ſieht er ſich gezwungen, ſeine wahre Geſtalt anzunehmen, vor welcher die Engel entſetzt zurückfahren, und da auch Gabriel herbeikommt, will ſich zwiſchen den Engeln und dem Höllenkönig ein mörderiſcher Kampf entſpinnen, als der Allmächtige die goldene Waage, worin er jegliches Erſchaffene wiegt, am Himmel aufhängt. Satan ſieht, daß ſeine Wagſchale emporgeſchnellt wird, und flieht mit Murren, ſeinen Anſchlag auf die Menſcheneltern verſchiebend.

Aber die von dem Höllenfürſten eingegebenen Träume haben in Eva ſchon gewirkt: ſie iſt lüſtern nach den Früchten vom Baum der Erkenntniß. Gott zwar ſieht vermöge ſeiner Allwiſſenheit das

Unheil voraus, welches die Menſchen bedroht, aber er läßt es zu, damit der Menſch ſeine Freiheit bewähren könne. Da jedoch die durch den Sündenfall provocirte göttliche Gerechtigkeit einer Sühnung bedürfe, ſo bietet ſich der Gottesſohn zum Opfer an. Hierauf prophezeit der Allmächtige den jüngſten Tag. Wann die Zahl der Verdammten voll wäre, ſollte die Hölle für immer zugeſperrt werden. Auch würde dann die Welt in Feuer aufgehen, um aus ihrer Aſche einen neuen Himmel und eine neue Erde hervorgehen zu laſſen, der Seligen Wohnſitz. Ungewarnt jedoch ſollten die Menſchen der Verſuchung nicht anheimfallen und deßhalb ſendet Gott den Raphael nach Eden hinab, damit derſelbe den Menſcheneltern Alles das mittheile, was wir in unſerer Skizze vorangeſtellt.

Allein dieſe Warnung ſchlägt nicht an. Satan, welcher nicht aus dem Paradies gewichen, nimmt ſein Werk wieder auf und bringt in Schlangengeſtalt vermittelſt Schmeichelei die Eva dahin, von den Früchten des Baumes der Erkenntniß zu koſten. Triumphirend theilt ſie dem Gatten ihre Entdeckung mit und er läßt ſich „durch Frauenreiz und Zärtlichkeit“ verführen, ebenfalls von der verbotenen Frucht zu genießen. Eine zauberhafte Wirkung tritt ein: das Paar glüht von einer niegekannten Luſt. Aber als ſie aus dem Schlummer, welcher ſie nach Taumel des Genuſſes befallen, erwachen, erfaßt ſie das Gefühl der Scham und Reue. Sie wiſſen nun, was gut und böſe iſt, und dieſe Erkenntniß bricht zunächſt in gegenſeitigen Vorwürfen aus. Raſchen Schrittes naht auch die Strafe. Die Engel fliehen aus dem entweihten Eden, der Gottesſohn erſcheint, den Schuldigen das Urtheil zu ſprechen, Sünde und Tod verlaſſen die Hölle und machen die Erde zu ihrem Tummelplatz. Eva gelingt es jedoch, mit dem zürnenden Adam Frieden zu ſchließen, nachdem ſie den Gatten in rührendſter Weiſe um Verzeihung angefleht. Der Erzengel Michael treibt das Paar aus dem Paradieſe und zeigt ihm in einer großartigen Viſion die Folgen des Sündenfalles, welcher durch den Opfertod des menſchwerdenden Gottesſohnes in ferner Zukunft geſühnt werden ſoll. Getröſtet durch die Ausſicht, daß ſie gewürdigt ſei, den Samen des Erlöſers zu erſchaffen, welcher das verlorene Paradies dereinſt wieder gewinne 2), weiß Eva auch den Gatten zu tröſten und ſo wendet das Paar Hand in Hand Eden langſam den Rücken.

---

2) Milton hat bekanntlich ſeinem verlorenen Paradies ein wiedergewonnenes (Paradise regained), welches, wie jenes, im fünffüßigen reimloſen Jambus (Blank-verse) gedichtet iſt, zur Seite zu ſtellen unternommen. Den Inhalt bildet die Verſuchungsgeſchichte Jeſu in der Wüſte. Aber dieſes wiedergewonnene Paradies kann ſich in keiner Weiſe mit dem verlorenen meſſen.

1.

Satan.

(Das verlorene Paradies, B. 1 und 2.)

Das Haupt der Flut enthoben und die Augen
In Flammen funkelnd, niederwärts gebeugt,
Schwamm mehre Hufen weithin ausgeſtreckt
Sein Körper auf den Wogen lang und breit,
An Größe jenen Rieſen gleich der Fabel,
Wie die Titanen oder Erdgebornen,
Die Zeus bekriegt, wie Briareus und Typhon,
Die einſt die Schlucht beim alten Tarſus barg,
Wie jenes Seegethier, der Leviathan,
Den Gott als allergrößtes Weſen ſchuf,
Das in des Oceans Gewäſſern ſchwimmt,
Den, wenn er in Norwegens Schaume ſchlummert,
Der Schiffer einer nachtereilten Barke
Oft für ein Eiland hält, und, wie man ſagt,
Wirft dann der Seemann in die Schuppenhaut
Den Anker und liegt vor dem Wind geſchützt
An ſeiner Seite, wenn noch nachtumhüllt
Dem Meer nicht der erſehnte Morgen lacht.
So ausgeſtreckt lag jetzt der Satan da,
Gekettet an den Feuerſee; wohl nimmer
Hätt' er ſein Haupt erhoben, wenn der Wille

Und die Erlaubniß des Allwaltenden
Ihm Raum zu ſeinem finſtern Werke ließ,
Damit er ſelbſt durch wiederholten Frevel
Verdammniß auf ſich häufe, da er Andern
Zu ſchaden ſucht' und dann voll Grimm gewahrt,
Wie alle Bosheit Gutes nur erſchuf
Und den durch ihn verführten Menſchenkindern
Unendlich Huld und Gnad' erwieſen wird.
Doch wälzt auf ihn ſich dreifach Rach' und Wuth, —
Jetzt richtet aus dem Pfuhl er ſich empor,
Gewalt'gen Wuchſes, von den beiden Seiten
Zurückgetrieben, ſenken ſich der Flammen
Hochzackige Gipfel, rollen in die Wogen
Und laſſen mittenin ein ſchrecklich Thal.
Dann ſteuert er mit ausgeſpannten Schwingen
Im Flug empor, auf finſtern Lüften ſchwebend,
Die ungewohnte Laſt empfinden, bis er dann
Das trock'ne Land erreicht, wenn Land es war,
Wo immerfort ein feſtes Feuer glimmt,
So wie der See von flüſſigen Flammen glühte.
Bald kreuzt er nach der rechten Hand die Küſte,
Bald nach der linken, jetzt mit flachen Schwingen
Die Tiefe ſtreifend, ſchwingt er ſich empor,
Hinauf zum hochgethürmten Flammenbogen.
Wie wenn zur See von ferne man entdeckt
Hoch an den Wolken hängend eine Flotte,
Die mit dem Wind der Nacht- und Tagesgleiche
Geſellig von Bengalen ſegelt oder
Von Tidor und Ternate, von woher
Kaufleute theure Spezereien holen,
Durch Aethiopien bis zum Cape fahrend
Und nach dem Nordſtern Nachts die Richtung lenkend:
Alſo erſchien von fern des Satans Flug.

2.

Des Messias Schlachtfahrt und Sieg.

(Das verlorene Paradies, B. 6.)

Das dritte heil'ge Morgenroth begann
Zu leuchten durch den Himmel. Wirbelnd rauſchte
Der Wagen des allmächt'gen Gottes fort,
Glutflammen ſprühend, in den Rädern ſelbſt
War geiſt'ge Kraft, die ſie von ſelbſt bewegte,
Begleitet nur von Cherubimgeſtalten,
Von denen jede vierfach war von Antlitz,
Leib, Flügel waren ſternengleich mit Augen
Beſät, ſo wie die Räder von Beryll,
In deren Speichen lichte Flammen lohten.
Kryſtall'ner Himmel war ob ihren Häuptern,
Den er beſtieg auf einem Saphirthrone,
Der ausgelegt mit reinſtem Ambra war
Und in des Regenbogens Farben ſpielte.
Er ſtand gerüſtet in dem Waffenſchmuck
Der Stralen Urim, eines Götterwerks.
Zur Rechten ſaß der Sieg mit Adlerflügeln,
Zur Seite hing der Bogen ſammt dem Köcher,
Verſehn mit dreigezackten Donnerkeilen,
Und um ihn rollte wilder Qualm und Rauch,
Durchzuckt von Flammen und von Funkenglut;
Zehntauſendmal zehntauſend Engel folgten;
Fern leuchtete ſein Kommen, zwanzigtauſend
Der Götterwagen im Geleit, getheilt
Zu beiden Seiten; doch auf Cherubſchwingen
Fuhr er dahin an dem kryſtallnen Himmel,

Weithin erglänzend, doch zuerſt erblickt.
Die Engelſchaar ward überraſcht, beſeligt,
Als des Meſſias Banner funkelte,
Sein Zeichen von den Seraphim getragen,
Worunter Michael die Heeresmacht,
Die an den Flanken weit ſich ausgedehnt,
Zu einer Maſſe bald vereinigte.
Die Wege bahnte vor ihm Gottes Macht,
Auf ſein Gebot verſchwanden rings die Berge
Und kehrten zu den Wurzeln wieder heim,
Sie hörten ſeiner Stimme Laut gehorſam,
Dem Himmel ward die vorige Geſtalt,
Voll Blumen lachte wieder Berg und Thal.
Dies ſah der Feind — und doch blieb er verſtockt.
Er reiht zum Aufruhr die Rebellenſchaar,
Wahnwitzig Hoffnung aus Verzweiflung ſchöpfend.
Vermochte ſolcher Trotz in Himmelsgeiſtern
Zu wohnen? Freilich welche Zeichen möchten
Den Stolzen überzeugen? Welches Wunder macht
Verſtockte mild? Was ſie am meiſten hätte
Bekehren müſſen, machte ſie verſtockter.
Als des Meſſias Ruhm ſie angeſchaut,
Ergriff ſie Neid; nach ſeiner Höhe ſtrebend
Ermannten ſie ſich wiederum zum Kampf
Und wähnten durch Gewalt und Liſt zuletzt
Gott und Meſſias zu beſiegen oder
Ins äußerſte Verderben ſich zu ſtürzen;
Nun zogen ſie zur letzten Schlacht, die Flucht
So wie den feigen Rückzug arg verſchmähend,
Als Gottes großer Sohn zu ſeinem ganzen
Kriegsheere hin nach beiden Seiten ſprach:

„Steht hier, ihr Heil'gen all' in Stralenreih'n,
Steht hier, ihr Engel, ruht von Kämpfen aus.

Treu fochtet ihr, zu Gottes Wohlgefallen,
Und furchtlos für des Herrn gerechte Sache.
Was euch befohlen, habt ihr ausgeführt
Und unbeſiegt; doch die Beſtrafung dieſes
Verfluchten Schwarms gebühret and'rer Hand.
Die Rach' iſt nur ſein eigen oder deſſen,
Den er ernennt. Des heut'gen Tages Werk
Erfordert keine Menge; bleibet hier,
Um anzuſchau'n, wie des Allmächt'gen Zorn
Auf die Verruchten niederfällt durch mich.
Sie haben euch nicht, ſondern mich verſchmäht,
Den ſie beneideten; ich war's allein,
Der ihre Wuth gereizt, weil mich der Vater,
Dem Reich und Macht und Herrlichkeit gebührt,
Geehrt hat ſeinem hohen Willen nach.
D'rum übertrug er mir auch ihr Gericht,
Damit ſie ihren Wunſch erreichen mögen,
Mit mir zu ſtreiten, wer der Stärk're ſei,
Sie ſämmtlich oder ich allein. Sie meſſen
Nur Alles nach der rohen Kraft, und eifern
Nach anderm Vorzug nicht, den ſie verſchmäh'n.
Ganz unbekümmert, wer ſie überbietet,
Halt' ich auch andern Kampfes ſie nicht werth."

So ſprach der Sohn und wandelte die Miene
In Schrecken, viel zu ſtreng, ſie zu ertragen,
Voll Zornes auf die Feindesſchaar gerichtet.
Die Cherubs breiten ihre Sternenflügel,
Berühren ſich mit furchtbar grauſem Schatten,
Des Wagens Räder rollten wie Getös
Des Bergſtroms oder eines mächt'gen Heers.
Er ſelbſt fuhr hin auf den verruchten Feind,
So finſter wie die Nacht. Des Himmels Grund
Erzittert unter ſeinen Flammenrädern

Allüberall, nur nicht an Gottes Thron.
Schnell war er unter ihnen. Mit der Rechten
Wirft er zehntauſend Donner auf ſie nieder,
Daß ihre Seelen tiefe Pein durchdrang.
Beſtürzt verloren ſie den Muth zu ſtehn
Und ſchleuderten die Waffen all' hinweg:
Auf Schilden, Helmen, helmbedeckten Häuptern
Von hingeſtürzten Fürſten, mächt'gen Engeln,
Fuhr er dahin, daß ſie voll Klagen wünſchten,
Die Berge würden wieder auf ſie nieder
Geſchleudert als ein Schirm vor ſeinem Zorn.
Auf beide Seiten fielen ſeine Pfeile,
Durch Augen der vier Cherubs abgeſandt,
Die vierfach jeglicher ein Antlitz zeigten
Und durch die Räder, die lebendig klar
In gleicher Weiſe reich an Augen waren.
Ein Geiſt durchfloß ſie, jedes Auge blitzte
Und ſchoß verderblich Feuer auf die Schaar
Verfluchter, das die Kraft in ihnen dörrte,
Und ſie, da ihre Stärke ganz entmarkt,
Erſchöpft, gebeugt und troſtlos niederſtreckte.
Doch braucht er kaum die Hälfte ſeiner Kraft;
Er hemmte ſelbſt im Fluge ſeinen Donner,
Denn nicht vernichten wollt' er dieſe Rotte,
Nein, bannen aus dem Himmelsraume nur.
Die Hingeſtreckten hob er wieder auf
Und trieb ſie vor ſich her wie eine Heerde
Furchtſamer Schafe, ſchwer bedrängt vom Donner,
Verfolgt von Schreck und Graus bis an die Gränzen
Des Himmels, zum kryſtall'nen Mauerwall,
Der weit aufgähnend ſich nach innen rollte
Und eine tiefe Kluft in's Oede bot.
Des Anblicks Schauder treibt den Feind zurück,
Im Rücken aber ärger noch bedrängt,

Stürzt häuptlings ſich die Schaar vom Himmelsraum,
Der ew'ge Zorn flammt hinter ihnen her,
Hinab zum tiefen, bodenloſen Schlund.

Die Hölle hört das gräßliche Getös,
Sie ſah den Himmel aus dem Himmel ſtürzen
Und wär' entſetzt geflohn, wenn das Geſchick
Zu tief nicht ihren finſtern Grund gelegt.
Neun Tage fielen ſie: das Chaos brüllte
Und fühlte zehnfach ihres Falls Verwirrung,
Denn überall erfüllte dieſe Flucht
Den Raum mit Trümmern. Endlich nahm die Hölle
Gähnend ſie auf und ſchloß ſich über ihnen:
Die Hölle, fürder nun des Feindes Sitz,
Mit Feuer angefüllt, das nie zu löſchen,
Der Ort des ewigen Schmerzes und der Qual.
Der Himmel jauchzte, ſeiner Bürde ledig,
Und füllte bald den Riß der Mauer aus,
Die raſch zurückkehrt, wo ſie hergerollt.
Der ſiegende Meſſias wandte nun
Nach der Vertreibung ſeines Feinds den Wagen
Des Sieges um: die Heil'gen all', die ſchweigend
Des Herrn allmächt'ge Thaten angeſchaut,
Umgeben jubelnd ihn und vorwärts ſchreitend
Beſchatten ſie mit Palmenzweigen ihn
Und jede Stralenreihe ſang Triumph,
Sie prieſen ihn, den ſieggekrönten König,
Den Sohn und Erben, dem des Reiches Macht
Als würdigſten verliehn. Er fuhr gefeiert
Und triumphirend mitten durch den Himmel,
Zum Thron und Tempel des gewalt'gen Vaters,
Der ihn in ſeiner Glorie Glanz empfing,
Wo jetzt er ſitzt zur rechten Hand des Heils.

3.

Das Paradies und die Menſcheneltern.

(Das verlorne Paradies, B. 4.)

Südwärts durch Eden floß ein breiter Fluß,
Der ſeine Richtung nimmer änderte,
Durch jene waldigen Hügel weiter drang,
Wo er verſchwand. Denn Gott warf dies Gebirg'
Als Gartengrund auf dieſen ſchnellen Strom,
Der durch die Adern der erweichten Erde
Sanft aufgeſogen ward und lieblich dann
Als friſcher Quell emporſtieg, und den Garten
Mit manchem Bache wäſſernd, dann vereint
Bergabwärts fiel und ſich dem Fluſſe miſchte,
Der aus dem finſtern Durchgang wiederkommt
Und in verſchied'ne Ströme dann ſich theilt,
Manch' rühmlich Land und Königreich durchwandert,
Die jetzt mein Lied nicht zu verkünden braucht,
Doch künden ſoll es, wenn es Kunſt vermag,
Wie aus dem Saphirquell die Bäche kräuſelnd
Auf Goldſand und auf Perlen weiter rollend
Sich unter Büſchen ſchlängeln und wie Nektar
Die Pflanzen tränkt und Blumen, würdig Edens,
Die nicht die Kunſt in dichte Beete pflanzte,
Nein, wie die gütige Natur auf Bergen,
Im Thal und auf der Flur ſie ausgeſä't,
Wohin die Morgenſonne warme Stralen
Zuerſt geſendet und zur Mittagszeit,
Die Lauben rings ein dichter Schatten bräunt;
So war der Ort ein ländlich ſel'ger Sitz

Mit mannigfacher Ausſicht voller Wälder,
Aus deren Bäumen duftige Harze troffen,
Wo Früchte glänzten mit der gold'nen Schale,
So lieblich, daß Heſperiens Fabeln hier
Zur Wahrheit wurden, köſtlich an Geſchmack.
Dazwiſchen lagen Au'n und holde Matten,
Die für die Heerden zarte Kräuter boten;
Auch Palmenhügel, wo im tiefern Thal
Den beſten Schatz ein Blumenbuſen ſtreut,
Und Blüthen jeder Farbe ſich erwieſen
Und ohne Dorn die Roſe ſelbſt erblüht.
Jenſeits dann waren Grotten, deren Schatten
Die kühlſten Sitze hegte, drüberhin
Der Weinſtock ſeine Purpurtrauben rankt,
Und üppig wachſend, ſanft empor ſich ſchlingt,
Indeß die Waſſer von den Hügeln rauſchen,
Sich bald im Waſſer, bald im See ſich einen,
Der dem geſchmückten myrthumkrönten Strand
Kryſtall'ne Spiegel zum Beſchauen beut.
Die Vögel ſchmettern Chöre voll Muſik,
Und Frühlingsluft, gewürzt vom ſüßen Duft
Der Au'n und Wälder, ſtimmen allgemein
Die zitternden Blätter, da indeſſen Pan
Mit Grazien und Horen leichten Tanzes
Den ewigen Frühling nah' und näher führt.
Nicht Enna's holdes Feld, wo Blumen pflückend
Proſerpina, die allerſchönſte Blume,
Vom dunkeln Dis gepflückt ward, was die Ceres
Sie in der ganzen Welt dann ſuchen ließ,
Noch Daphne's traute Waldung am Orontes,
Noch die caſtiliſche Quelle könnte je
Mit dieſem Paradies in Eden eifern;
Noch auch des Niſens Inſel, die umringt
Vom Fluſſe Triton, wo vor Zeiten Cham,

Von Heiden Ammon, Lybiens Zeus genannt,
Die Amalthea und den ſchmucken Sohn,
Den jungen Bacchus, vor den Augen Rhea's,
Die ihm Stiefmutter war, verborgen hatte;
Noch Amara, der Berg, wo jener Stamm
Der Abaſſiden herrſcht, das Paradies
Der Moslemiten, an dem Haupt des Nils,
Umringt von Klippen, Tagereiſen hoch,
Doch weit entlegen von dem Garten Aſſurs;
Wo Satan mißvergnügt die ganze Luſt
Der lebenden Geſchöpfe, für ihn fremd
Und neu, erblickte: zwei von ihnen edler,
Emporgerichtet und erhab'nen Leibes,
Göttlich erhaben, in angeborner Größe:
Sie ſchienen Herrn in nackter Majeſtät,
Auch ſchienen ſie dies werth, denn aus den Augen
Erglänzte göttlich ihres Schöpfers Bild,
Wahrheit und Weisheit, reine Heiligkeit,
(Die kindlich ſich in ihrer Freiheit zeigt)
Worin des Menſchen wahre Hoheit liegt.
Doch waren Beide nicht einander gleich,
Wie auch der außern Bildung nach verſchieden.
Des Einen Bild war Kraft und Ueberlegung,
Der Andern Bild Anmuth und ſüße Huld,
Er ſchien ein Gott allein, doch ſie in ihm.
Die hohe Stirn und der erhab'ne Blick
Bezeugten ſeiner Herrſcherkraft Gewalt;
Die hyacinthnen Locken hingen ringelnd
Ihm vom getheilten Scheitel dicht herab,
Jedoch an Breite nur den Schultern gleich.
Sie trug die gold'nen Haare frei und luſtig,
Ein Schleier, der zur Hüfte niederwallt,
In loſen Ringeln, wie die vollen Ranken
Sich an dem Weinſtock krauſeln und ſich dehnen.

Ihr ganzes Weſen ſprach von Unterwerfung,
Von ſolcher, die mit Sanftmuth wird erheiſcht,
Von ihr gezollt und liebreich aufgenommen,
Die züchtig mit beſcheidnem Stolz ſich fügt,
Mit ſanftem liebevollem Widerſtreben.
Auch war der Leibesform geheimer Theil
Noch unverhüllt; die Scham trug keine Schuld;
Scham, die nicht für Naturgebilde paßt,
Ehrloſe Scham, von Sünde nur erzeugt,
Wie haſt du doch das menſchliche Geſchlecht
Mit leerem Schein der Reinheit arg verblendet
Und aus dem Menſchenleben allen Segen,
Der Einfalt und der Unſchuld Glück verbannt! —
Sie gingen nackt einher und ſcheuten nicht
Das Auge Gottes noch der Engel Blick;
Denn Arges nimmer denkend gingen ſie,
Das liebevollſte Pärchen, Hand in Hand,
Wie nimmer eines wieder ſich umarmt:
Adam der ſchönſte von der Männerſchaar,
Eva die lieblichſte von allen Frau'n!
Sie ſetzten unter laubigem Schattendach,
Das ſanft auf grünem Felde ſäuſelte,
Bei einem kühlen Brunnenquell ſich nieder;
Nachdem ſie mit dem holden Garten ſich
So viel gemüht, als nöthig, um der Ruhe,
Des Weſt's Erquickung reiner zu genießen
Und Durſt und Hunger ſüßer zu befried'gen:
Vereinte ſie der Nectar-Früchte Mahl,
Die ihnen freundlich tief die Zweige boten,
Als ſie ſich auf die Raſenbank gelehnt,
Die rings umgürtet war mit duft'gen Blumen.
Sie labten ſich am ſaftig ſüßen Fleiſch,
Und ſchöpften Waſſer aus dem Quell mit Schalen,
Auch fehlte nicht der Jugend Tändelei,

Des Lächelns und des Koſens Zärtlichkeit,
Wie's einem ſchönen Liebespärchen ziemt,
Das ganz allein im Ehebunde lebt.
Es ſpielten um ſie ſcherzend alle Thiere,
Die jetzo wild in Wald und Wüſten ſich,
In Forſt und Höhlen bergen. Tändelnd ſpielte
Der Löwe mit dem Lämmchen in der Klaue,
Es ſprangen Bären, Tiger, Parder, Unzen
Um ſie herum; der Elephant verſucht,
Trotz ſeiner Tücke, Freude zu bereiten,
Und krümmte ſeinen Rücken mächtiglich;
Die kluge Schlange ringelt mit dem Schweif
Einſchmeichelnd gordiſche Knoten, unbedacht
Von ihrer argen Liſt Beweiſe gebend.
Noch and're legten ſich in's Gras und ruhten
Geſättigt aus, auch gingen wiederkäuend
Zum Lager ein'ge: denn die Sonne ſchied
Und eilte ſchnell zum Ocean hinab.

Jetzt kam der Abend und das Dämmerlicht
Hüllt' Alles in ein düſteres Gewand;
Und ſein Gefolg' war Stille: Thier' und Vögel
Sie ſchlichen hin zum Lager und zum Neſt,
Nur nicht die wache, munt're Nachtigall,
Sie ſang die ganze Nacht ihr zärtlich Lied:
Süß war dies Schweigen, glühend funkelte
Das Himmelszelt von lebenden Saphiren,
Es führte Hesperus das Sternenheer
Und rollt als glänzendſter von allen hin,
Bis auch der Mond in Wolkenmajeſtät
Emporſtieg und, ein ſichtbarer Monarch,
Sein unvergleichlich Licht entſchleierte
Und um die Nacht den Silbermantel warf.

Da ſprach Adam zu Eva: Holdes Weib,
Die Stunde der Nacht, wo Alles ſanft entſchlummert,
Mahnt uns zu gleicher Ruh; da Gott dem Menſchen
Arbeit und Ruh in gleichem Maß vertheilt
Wie Tag und Nacht; der Abendthau des Schlafs
Fallt nun mit ſanftem Druck auf unſ're Lider.

Eva erwidert ihm in hoher Schöne:
Mein Herr! wenn Du befiehlſt, gehorch' ich gern;
So will es Gott und Gott iſt Dein Geſetz,
Wie Du das meine biſt; nicht mehr zu wiſſen,
Das iſt des Weibs Erkenntniß, Glück und Ruhm.
Zur Seite Dir, vergeſſ' ich ganz die Zeit,
Des Tages Wechſel iſt mir gleich ergetzend.
Süß iſt des Morgens Hauch, und ſüß ſein Kommen
Mit ſeiner frühen Vögel Zauberſang,
Hold iſt die Sonne, wenn ſie auf's Gefild'
Zuerſt die rothen Morgenſtralen wirft,
Auf Blumen, Frücht' und Bäume thaubeglänzt,
Süßduftend iſt der Boden nach dem Regen,
Süß auch des ſanften Abends holdes Nahn,
Und dann die ſtille Nacht mit Nachtigallen
Und ihrem ſchönen Mond, dem Sternenheer;
Doch weder Morgenhauch, wenn ſanft er kühlt
Bei früher Vögel zauberhaftem Sang,
Noch auch die Sonne, wenn ſie dem Gefild
Die Stralen ſchenkt, noch Blumen thaubenetzt
Sammt Bäum' und Früchten, noch der ſüße Duft
Nach Regen, noch des Abends holde Milde,
Noch auch die ſtille Nacht mit Nachtigallen,
Noch auch ein Gang im ſanften Mondenlicht,
Noch auch der Sterne blaſſer Lichterſchimmer
Iſt ſüß und lieblich ohne Dich, Geliebter!
So ſprechend ſchritten Hand in Hand allein

Sie nach der ſegensvollen Laube hin.
Dies war ein Ort, gewählt vom höchſten Gärtner,
Als alle Ding' er zu des Menſchen holdem
Gebrauch erſchuf; das dichtbelaubte Dach
Wob ſich aus Myrth' und Lorbeer ſeinen Schatten
Und aus den duft'gen Blättern höh'rer Bäume;
Akanth umzäunte rings auf beiden Seiten
Bei würzigem Pflanzenduft die grüne Wand;
Die ſchönſten Blumen, Iris aller Farben,
Jasmin und Roſen hoben ihre Kronen
Empor und einten ſich als Moſaik;
Darunter ſtickten Veilchen, Hyacinthen
Und Crocus reich den Boden, bunter glänzend,
Als Steine höchſten Werthes. And're Weſen,
Inſekten, Vögel, Säugethiere wagten
Hier nimmer einzutreten, denn ſie ehrten
Den Menſchen ſo. Es ſchliefen nimmer Pan
Und Sylphen, nimmer Nymphen wohl und Faun
In ſchattenreich'rer Laube, wenn die Sage
Dies heil'ger auch und ſtillverborgner meldet.
Hier ſchmückte jüngſt in traulichem Verſteck
Mit Blumenkränzen, duftigſüßen Stauden
Eva ihr erſtes Hochzeitslager aus,
Hier ſang ein Himmelschor das Hochzeitslied,
Als unſerm Ahn der Engel ſie gebracht,
In nackter Schönheit lieblicher geſchmückt
Als einſt Pandora, die der Götter Huld
So reich mit allen Gaben ausgeſtattet.

(Böttger.)

Göthe und Schiller.

Zwei Rieſenberge ſtandet ihr im Leben,
Von aller Welt beſungen und bewundert;
Denn neben euch vermochte das Jahrhundert
Kein neues Rieſenhaupt ſo hoch zu heben.
Du ein Vulkan, der glühend ſich verzehrte,
Um dann in Trauerwolken aufzurauchen;
Doch er ein Gletſcher, der in Ruh' begehrte
Das Haupt in Regenbogenpracht zu tauchen;
Du jagteſt donnernd aus dem tiefſten Herzen
Des Geiſtes Flammen durch die dunkle Nacht
Und Meer und Land beſtrahlte deine Pracht;
Er aber ließ um ſich die Wölkchen ſcherzen.
Die Adler zieh'n im feierlichen Kreiſe,
Die Sonne ſpielen auf des Buſens Eiſe.
Doch als mit einem Male über Nacht
Verſchwunden war der flammende Vulkan,
Der Gletſcher ſtand in einſam ſtiller Pracht, —
Da hub das Volk die Todtenklage an.

Dch.

„Wie durch ihre unſterblichen Werke, haben ſie durch ihre Freundſchaft, in der ſich das geiſtige Zuſammenſtreben unlösbar mit den Geſinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht.“

So Wilhelm von Humboldt über das Zuſammenwirken der Beiden, welche dem deutſchen Geiſt die ſchönſten Triumphe erfochten, den höchſten und edelſten Ausdruck verliehen haben. Mögen daher ihre Namen auch in dieſem Buche beiſammen ſtehen .....

Es war auch wieder ſo eine Sturm- und Drangperiode, das 18. Jahrhundert, wie das 16. eine geweſen (ſ. o. bei Shakſpeare). Die Gährungsſtoffe, welche die engliſchen „Freidenker“ und die franzöſiſchen „Encyklopädiſten“ in die Zeit geworfen, hatten in den Bemühungen der deutſchen „Aufklärer“ fortgewirkt und einerſeits hatte unſer großer Leſſing, andererſeits unſer großer Kant die Aufklärung zur höchſten Potenz erhoben. Jener in nationalliterariſcher Beziehung („Nathan“ 1779), dieſer in ſtrengwiſſenſchaftlich-philoſophiſcher („Kritik der reinen Vernunft" 1781). Leſſing, in Verbindung mit Klopſtock, Wieland und Herder, emanzipirte Deutſchland literariſch vom Ausland. Dieſe Vier ſchufen eine ſelbſtſtändige deutſche Literatur. Sie bereiteten nach allen Richtungen hin den Boden, auf welchem eine jüngere Generation die Paniere des Vorſchritts aufpflanzen konnte. Das thaten dann die „Stürmer und Dränger", zerfallend in eine norddeutſche und in eine ſüdweſtdeutſche Dichtergruppe, jene in den feſtgefugten Göttinger „Hainbund" (Voß, Bürger, Hölty, Stolberg u. A.), dieſe in eine zwangloſe rhein- und mainländiſche Genoſſenſchaft (Klinger, Lenz, Wagner u. A.) zuſammentretend. Dort und hier galten Homer, Shakſpeare, Rouſſeau als Propheten, dort und hier war Freiheit und Natur! die Loſung. Großes Wollen, kühne Verheißung, titaniſches Ringen überall. Aber erſt Göthe und Schiller geſellten dem Wollen das Vollbringen, der Verheißung die Erfüllung, dem Ringen den Sieg. Beider Thätigkeit wurzelt in der Region, wo die Stürmer und Dränger ihre tumultuariſche Oppoſition gegen das Beſtehende aufführten; aber Beide arbeiteten ſich aus den Unklarheiten, Gegenſätzen und Widerſprüchen derſelben ſiegreich heraus und erheben die Literatur in die Sphäre wirklich originaler Production, — Göthe dem realen Stoff das ideale

Gepräge aufdrückend 1) und eben dadurch die äſthetiſche Entwicklungsphaſe der deutſchen und europäiſchen Cultur als vollendet freier Künſtler abſchließend, — Schiller den Uebergang von der Idee der Schönheit zu der Idee der Freiheit, von der freien Kunſt zum freien Staat anbahnend und eröffnend. So ergänzen ſie ſich gegenſeitig, ſo ſtehen ſie da als die erſten und unerreichten Repräſentanten der deutſchen Claſſik.

Johann Wolfgang Göthe ward am 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M. geboren. Erfährt in Knabenjahren die glückliche Einwirkung einer

---

1) Um recht zu verſtehen, wie das gemeint ſei, braucht man nur die Frauengeſtalten Göthe's zu betrachten, auf deren Naturwahrheit einer der ſchönſten Vorzüge ſeiner Dichtung beruht. Dieſe Frauengeſtalten erklären auch, was Göthe gemeint, wenn er in alten Tagen ſagte, daß alle ſeine Werke „Bekenntniſſe“ ſeien. Was er an Gretchen, Aennchen, Friederike, Lotte, Lili und Charlotte geliebt, was er durch ſie und mit ihnen genoſſen und gelitten, das lebte in ſeiner Seele, als er die Maria, Margaretha, Lotte, Clara, Iphigenie, Leonore, Dorothea, Natalie, Aurelie, Eugenie und Charlotte ſeiner Werke ſchuf. Für die Liebe, die ſie ihm gaben, hat er ihnen den Kranz der Unſterblichkeit um die Stirn gelegt. Wenn je ein Dichter, durfte Göthe zu ſeinen Geliebten ſagen, was jener italiſche zu der ſeinigen ſagte: —

Jo ti cinsi de gloria e fatto ho dea!
(Hab' dich gekrönt mit Ruhm, gemacht zur Göttin!)

genialen Mutter auf die Entwicklung des eigenen Genius, in Jünglingsjahren die befruchtende von Männern wie Hamann und Herder, Klopſtock und Möſer, Baſedow und Lavater, Winkelmann und Jakobi. Bezieht 1765 die Univerſität Leipzig, kehrt 1768 nach Frankfurt zurück, geht 1769 zur Vollendung ſeiner Rechtsſtudien nach Straßburg, wird 1771 zum Doctor der Rechte promovirt, beſchäftigt ſich lebhaft mit den poetiſchen Problemen: Ahasver, Mohammed, Prometheus, Fauſt, geht 1772 nach Wetzlar, beim Reichskammergericht zu practiziren. Gewinnt Merk zum „Mephiſto“, wie er ſagte, in Wahrheit zum Freund und Kritiker. Rückkehr nach Frankfurt. Götz von Berlichingen 1773. Werther's Leiden 1774. Schweizerreiſe mit den beiden Stolberg. Einladung nach Weimar durch den Herzog 1775. Ernennung zum Legationsrath 1776. Tollſchöne Geniewirthſchaft am Hof von Weimar: — „Wir machen Teufelszeug!“ 1779 Geheimrath. Schweizerreiſe mit dem Herzog. 1782 Kammerpräſident. 1786 Reiſe nach Italien. 1788 Rückkehr nach Weimar. Erſte Bekanntſchaft mit Schiller. Iphigenie. Egmont. 1790 Reiſe nach Venedig. Taſſo. Begleitet 1792 den Herzog auf dem Feldzug nach der Champagne und 1793 zur Belagerung von Mainz. 1794 Freundſchaft mit Schiller. 1795 Wilhelm Meiſter's Lehrjahre.

1795—97 Balladen und Romanzen, im Wetteifer mit Schiller. 1797 die Xenien, gemeinſchaftlich mit Schiller. 1798 Hermann und Dorothea. 1804 die natürliche Tochter. 1806 Verheiratung mit Chriſtiane Vulpius. 1807 Fauſt (der Tragödie 1. Theil). Erſte Sammlung der Werke, 13 Theile. 1809 die Wahlverwandtſchaften. 1811 Aus meinem Leben. 1819 Weſtöſtlicher Diwan. 1821 Wilhelm Meiſter's Wanderjahre. 1825 Dienſtjubiläum. 1827 Zweite Sammlung der Werke, 40 Theile. Göthe ſtirbt im 83. Lebensjahr am 22. März 1832 mit dem Ruf: „Mehr Licht!“ [2]).

---

2) Stets des Lebens dunkler Seite
Abgewendet wie Apoll,
Daß er Licht um ſich verbreite,
War der Ruf, der ihm erſcholl.
Und ſo ſtand er jung im Streite
Bis ins Alter würdevoll
Gegen Drachennachtgeleite,
Das aus allen Ecken ſchwoll,
Das er bald mit Scherz beiſeite
Schob, bald niederſchlug mit Groll.
Als er abtrat nun vom Streite,
War das letzte Wort, das quoll
Aus der Bruſt erhobner Weite:
„Mehr Licht!“ . . .

(Rückert.)

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller wird zu Marbach in Unterſchwaben am 10. November 1759 geboren[3]. Früher, nothgedrungener Kampf mit dem Leben, worin ebenſowohl des Dichters Richtung auf das Pathetiſche und Idealiſche als auch der dramatiſche Nerv ſeines Dichtens wurzelt. 1773 Eintritt in die Karlsſchule, deren militäriſches Zopfregiment das oppoſitionelle Element in Schiller ſtärkt und entwickelt. 1780 Regimentschirurg. 1781 *die Räuber* — „In tyrannos!“ *Anthologie* auf das Jahr 1782. Flucht aus Stuttgart. 1782 bis 1784 unſtätes Wanderleben am Main, Rhein, in Thüringen. 1783 *Fiesko.* 1784 *Kabale und Liebe.* 1787 *Don Carlos.* 1788 *Geſchichte des Abfalls der Niederlande.* Profeſſur in Jena. 1789 *der Geiſterſeher* und *die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.* 1790 Heirat mit Charlotte von Lengefeld. 1793 Reiſe in die Heimat. 1794 Herausgabe der „Horen“. Freundſchaft mit Göthe. 1795 *Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.* 1796 das „*Balladen-*

---

[3] Es iſt noch immer nicht unwiderſprechlich feſtgeſtellt, ob der 10. oder der 11. November des Dichters Geburtstag ſei. Die Ueberzeugung, die ich aus wiederholter Prüfung der Acten gewonnen, iſt, daß Schiller in einer ſpäten Abendſtunde des 10. November geboren und am 11. getauft wurde.

jahr.“ 1797 die Xenien, gemeinſchaftlich mit Göthe. 1799 das Lied von der Glocke. 1800 Wallenſtein. Gedichte. Ueberſiedlung nach Weimar. 1801 Maria Stuart. 1802 die Jungfrau von Orleans. 1803 die Braut von Meſſina. 1804 Wilhelm Tell. Fragmente des Demetrius. Der Dichter ſtirbt am Abend des 9. Mai 1805. Nach einem ſchmerzlichen Abſchied von den Seinigen hatte er noch einmal die Sonne zu ſehen verlangt und empfing den Scheidegruß des Tagesgeſtirns[4]).

---

[4]) „Es liegt etwas Großes darin, daß der Mann, deſſen Geiſtesreichthum den Kulturſchatz der Menſchheit mehrte und fortwährend mehrt, die Welt ſo arm und einfach verließ, wie er ſie betreten hatte. Am Ufer des Neckars in einer dürftigen Bäckerſtube geboren, iſt er am Ufer der Ilm ohne Sang und Klang in einem Sarge, welcher drei Thaler koſtete, zu Grabe getragen worden.“ (Scherr in „Schiller und ſeine Zeit.“) Sehr hart traf der Schlag Göthe. Bei Schiller's Tod ſelbſt kaum von einer Krankheit geneſen, ſchrieb er an Zelter: „Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren und verliere nun den Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins.“ — Nach wiedererrungener Faſſung trat er vor die Nation hin mit den helleniſchen Worten: „Wir dürfen Schiller wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als Mann gelebt und iſt als vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als

ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen: denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und ſo bleibt uns Achill als ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig.“ Im Auguſt 1805 hat Göthe in ſeinem „Epilog zu Schiller's Glocke“ dem hohen Freund ein herrlich.Denkmal geſetzt. In dieſem Gedicht heißt es ſchön und wahr von Schiller: —

Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich, ſtets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Was ſeither der Dichter des Glockenlieds,' des Wallenſtein und des Tell ſeinem Volke und der Menſchheit geworden, hat der 10. November von 1859 herrlich gezeigt. Von allen zu dieſem ſchönſten Feſt des Jahrhunderts dargebrachten Huldigungsliedern haben zwei Landsleute des Gefeierten, Herwegh und Pfau, die beiden beſten gedichtet. Das Pfau'ſche, an Schillers Säcularfeſt von den Deutſchen in Paris geſungen, iſt dieſes: —

Wohl biſt du uns geboren,
Geſtorben biſt du nicht:
Du lebſt ſo unverloren,
Wo deutſche Zunge ſpricht.
Du gibſt uns, großer Meiſter,
Ein einig Vaterland —
Die Bruderſchaft der Geiſter,
Das iſt der Einheit Band.

Dein Wort hat uns geſtählet,
Dein Lied uns Troſt gebracht,
Dein Hauch hat uns beſeelet
Am großen Tag der Schlacht.

Mit Tells Geſchoß, ein Rächer,
Stehſt du in neuer Zeit —
Der iſt der Kettenbrecher,
Der uns den Geiſt befreit.

Du haſt in ew'ge Töne
Das flücht'ge Wort gebannt,
An höchſte Menſchenſchöne
Die höchſte Kraft gewandt.
Hell brennt in deutſchen Buſen
Dein heilig Feuer noch —
Die liebſte deiner Muſen,
Das war die Freiheit doch.

Nie hat der Dichtung Flamme
Ein edler Haupt geſchmückt:
Du haſt dem ganzen Stamme
Dein Siegel aufgedruckt.
Wie weite Lande lichter
Im Abendfeuer ſtehn —
So darf dein Volk, o Dichter,
In deinem Purpur gehn.

Wir ſtehen, deine Erben,
Getrennt, doch ungebeugt:
Das Volk kann nicht verderben,
Das ſolche Männer zeugt.
Den du geſtreut, der Same,
Er ſchießt in Aehren ſchon —
Geſegnet ſei dein Name,
O Deutſchlands liebſter Sohn!

Ihr Völker, nah und ferne,
Jauchzt unterm Himmelszelt:
Die Denker und die Sterne
Sie leuchten aller Welt.
Sprich, Genius, dein Werde!
Bis jede Schranke fiel —
Die Menſchheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!

I. Göthe.

1.

An den Mond.

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz.
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh',
Rauſche, flüſt're meinem Sang
Melodieen zu,

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit Dem genießt,

Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

2.

Gränzen der Menſchheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor Jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeins
Unendliche Kette.

3.

Suleika.

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder Dich an's Herz!
Ach, was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, Du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart!
Eingedenk vergang'ner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhab'ner Schöpfungsluſt;
Und er ſprach das Wort: „Es werde!“
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht: ſo trennte
Scheu ſich Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend aus einander flieh'n.
Raſch, in wilden, wüſten Träumen,
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeſſ'nen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war Alles, ſtill und öde.
Einſam Gott zum erſten Mal!
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erſt auseinander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich, was ſich angehört;
Und zu ungemeſſ'nem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt;
Sei's Ergreifen, ſei es Raffen,
Wenn es nur ſich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an Deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.
Beide ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: „Es werde!"
Trennt uns nicht ein zweites Mal.

4.

Die Braut von Korinth.

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er euch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen prangt,
Eh' er es verlangt;
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich auf's Bette legt;
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſelt'ner Gaſt
Sich zur off'nen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht: bei ſeiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz' und gold'nes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

„Bin ich,“ rief ſie aus, „ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte Nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort;
Und ich gehe ſchnell, ſo wie ich kam.“

„Bleibe, ſchönes Mädchen!“ ruft der Knabe,
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind:

„Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind!
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm' und laß,
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind!“

„Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan!“

Und der alten Götter bunt' Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
„Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht?
Sei die Meine nur!
Unſ'rer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht!“

„Mich erhältſt Du nicht, Du gute Seele!
Meiner zweiten Schweſter gönnt man Dich.
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach, in ihren Armen denk' an mich,

Die an Dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt ſie ſich!“

„Nein! bei dieſer Flamme ſei's geſchworen:
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus;
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Fei're gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.“

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen;
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
„Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte Dich
Eine Locke gib von Deinem Haar!“

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſein.
Gierig ſchlürfte ſie mit blaſſem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der, wie ſie, nun haſtig lüſtern trank.
Liebe fordert er bei'm ſtillen Mahle;
Ach, ſein armes Herz war liebekrank!
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
„Ach, wie ungern ſeh' ich Dich gequält!
Aber, ach, berührſt Du meine Glieder,
Fühlſt Du ſchaudernd, was ich Dir verhehlt!
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis,
Iſt das Liebchen, das Du Dir erwählt."

Heftig faßt er ſie mit ſtarken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
„Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wär'ſt Du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt Du nicht und fühleſt mich entbrannt?"

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen,
Eins iſt nur im Andern ſich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſei:
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebeſtammelns Raſerei.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß;
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre, —

Lieb' und Schmeichelworte mit Verdruß —
„Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt Du wieder da?" — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind: —
„Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind?"
So zur Thür hinein.
Bei der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen' Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eig'nem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſt's Gewalt
Hebet die Geſtalt
Lang' und langſam ſich im Bett empor.

„Mutter! Mutter!" ſpricht ſie hohle Worte:
„So mißgönnt Ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?"

„Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt

Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach, die Erde kühlt die Liebe nicht!"

„Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heit'rer Tempel ſtand.
Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd', ein falſch Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand."

„Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlor'nen Mann zu lieben
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um Den geſchehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth."

„Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſiecheſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich Dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh ſie an genau!
Morgen biſt Du grau,
Und nur braun erſcheinſt Du wieder dort."

„Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte Du;
Oeffne meine bange, kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh'!
Wenn der Funke ſprüht
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu."

5.

Dora.

Ach unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Flut weiter und weiter hinaus.
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt; der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für Alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch Dir iſt verſchwunden das Schiff, das Deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach, Dir den Bräutigam raubt!
Auch Du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch, ach, nun an einander nicht mehr!
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte; Du wiegeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf!
Ach, nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein Leben,
Unvermuthet in Dir, wie von den Göttern, herab!
Nur umſonſt verklärſt Du mit Deinem Lichte den Aether;
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?

Klage Dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
  Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung in's Ohr.
Jeden freuet die ſelt'ne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
  Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
  Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt Du die Binde,
  Die Du um's Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte befrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
  Endlich ſtrebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend und leere Träume der Zukunft!
  Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! Ich halte Dich, Dora!
  Und die Hoffnung zeigt, Dora, Dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel Dich gehn, geſchmückt und geſittet,
  Und das Mütterchen ging feierlich neben Dir her.
Eilig warſt Du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen!
  Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte Dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien Dein Hals, erſchien Dein Nacken vor Allen,
  Und vor Allen erſchien Deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug Dir entſtürzen;
  Doch er hielt ſich ſtät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin! ja, ſo war ich gewohnt, Dich zu ſehen,
  Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
  Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.

Jahre, ſo gingt Ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Flut! Du lügſt nur den Himmel,
Welle! Dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich' Haus, rief mich zum Strande hinab.
„Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde," ſo ſprach er:
„Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm', Alexis, o komm'!" Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
„Glücklich kehre zurück!" riefen ſie, „glücklich und reich!"
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre Dich ſtehn
Deines Gartens. Du lächelſt mir und ſagteſt: „Alexis!
Sind die Lärmenden dort Deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſucheſt Du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt Du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft hab' ich die Zierde gewünſcht!"
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht Deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt Du den Preis! Da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrei; da ſagteſt Du freundlich:
„Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit Dir!

Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen: das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor.“
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel Dir, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt Du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen
Und die Myrthe bog blühend ſich über uns hin.
Schweigend begannеſt Du nun, geſchickt die Früchte zu ordnen:
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrthe bedeckt ward und geziert das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm: tauſend Mal küßt' ich den Hals;
Mir ſank über die Schulter Dein Haupt; nun knüpften auch Deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amor's Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zuſammen
Und aus heiterer Luft donnert' es drei Mal. Da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab: Du weinteſt, ich weinte;
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt Du nicht mein?
„Ewig!“ ſagteſt Du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.

Näher rief es: „Alexis!“ Da blickt der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich Dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe,
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
„Ewig!“ Dora, lispelteſt Du, mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt, der Bund!
O, ſo eile denn, Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Flut.
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmied
In der Werkſtatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wahrlich, zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neun Mal umgebe ſie Dir, locker gewunden, den Hals!
Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigſten; gold'ne
Spangen ſollen Dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteif're Rubin und Smaragd, der liebliche Saphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut, einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an Dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen: Du ſollſt das Schönſte von Allem
Wählen: ich widmete gern alle die Ladung nur Dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft Dein Geliebter;

Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er Dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und Dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!
Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm?
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, Ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinn'rung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie: — und die ſich geſchwinde dem Einen
Gibt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dies Mal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe Dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, Ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt Ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden Ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, Ihr Guten, von Euch!

6.

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach, mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſein!
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach, das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf!
Raſ't nicht unaufhaltſam der Sturm, und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: Auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz eh'rner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo belad'ne;
Sieh', der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß:
„O, verletze mich nicht, den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt!
O, verletze mich nicht! Du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Daß du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.

Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gaſt, der geliebteſte, maßet behende
Unterweges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verrätherin iſt's, ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! — o Nikias, ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o, laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?"

7.

Dorothea.

(Hermann und Dorothea, 7. 5.)

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal in's Auge, die ſchnell verſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbei, und ſchien dem Pfad in's Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf; wendete langſam
Nach dem Dorfe ſich zu, und ſtaunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Geſtalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Feſt betrachtet er ſie; es war kein Scheinbild, ſie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: ſo ſchritt ſie geſchäftig zum Brunnen. . . .
Sieh, wohl ſchwerlich iſt an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark ſind vielmal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umſchlagt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

8.

Gretchen.

1.

Straße. **Fauſt. Margarethe** (vorübergehend).

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein; darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarethe.

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.
(Sie macht ſich los und ab.)

Fauſt.

Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So Etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

2.

Marthens Garten. **Margarethe. Fauſt.**

Margarethe.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarethe.

Nun ſag', wie haſt Du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann;
Allein ich glaub', du hältſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will Niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarethe.

Das iſt nicht recht; man muß d'ran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarethe.

Ach, wenn ich Etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sakramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarethe.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſein.

Margarethe.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen
Und wer bekennen:
„Ich glaub' ihn?“
Wer empfinden
Und ſich unterwinden,
Zu ſagen: „Ich glaub' ihn nicht?“
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt:
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es denn, wie du willſt,

Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott;
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt Alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Margarethe.

Das iſt Alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt Das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarethe.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen.
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind.

Margarethe.

Es thut mir lang ſchon weh',
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarethe.

Der Menſch, den du bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer, inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben

So Nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchens widrig' Geſicht.

Fauſt.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarethe.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne, dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarethe.

Wollte nicht mit Seinesgleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein
Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an Nichts einen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frei, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarethe.

Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,

Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſein.

Fauſt.

Du haſt nun die Antipathie.

Margarethe.

Ich muß nun fort.

Fauſt.

Ach, kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hängen
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?

Margarethe.

Ach, wenn ich nur alleine ſchlief';
Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen!
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief;
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt.

Fauſt.

Du Engel; das hat keine Noth!
Hier iſt ein Fläſchchen. Drei Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarethe.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarethe.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon zu viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt Nichts mehr übrig bleibt.

3.

Kerker. **Fauſt** mit einem Bund Schlüſſel und einer Lampe vor einem eiſernen Thürchen.

Fauſt.

Mich faßt ein längſt entwohnter Schauer,
Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt ſie, hinter dieſer feuchten Mauer
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderſt, zu ihr zu gehen!
Du fürchteſt, ſie wieder zu ſehen!
Fort! dein Zagen zögert den Tod heran.
(Er ergreift das Schloß. Es ſingt inwendig:)
Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich 'geſſen hat!
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein'
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein,
Fliege fort, fliege fort!

Fauſt (aufſchließend).

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauſcht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh, das rauſcht.
(Er tritt ein.)

Margarethe (ſich auf dem Lager verbergend).
Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Fauſt (leiſe).
Still! Still! Ich komme, dich zu befreien.

Margarethe (ſich vor ihn hinwälzend).
Biſt du ein Menſch, ſo fühle meine Noth!

Fauſt.
Du wirſt die Wächter aus dem Schlafe ſchreien!
(Er faßt die Ketten, ſie aufzuſchließen.)

Margarethe (auf den Knieen).
Wer hat dir, Henker, dieſe Macht
Ueber mich gegeben?
Du holſt mich ſchon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Iſt's morgen früh nicht zeitig genug?
(Sie ſteht auf.)
Bin ich doch noch ſo jung, ſo jung!
Und ſoll ſchon ſterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah' war der Freund, nun iſt er weit;
Zerriſſen liegt der Kranz, die Blumen zerſtreut.
Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen;
Hab' ich dich doch mein Tage nicht geſehen!

Fauſt.
Werd' ich den Jammer überſtehen!

Margarethe.
Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken!

Ich herzt' es dieſe ganze Nacht;
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich; es iſt bös von den Leuten!
Ein altes Märchen endigt ſo;
Wer heißt ſie's deuten?

Fauſt (wirft ſich nieder).

Ein Liebender liegt dir zu Füßen,
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.

Margarethe (wirft ſich zu ihm).

O, laß uns knie'n, die Heil'gen anzurufen!
Sieh, unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe
Mit furchtbarem Grimme
Macht ein Getöſe!

Fauſt (laut).

Gretchen! Gretchen!

Margarethe (aufmerkſam).

Das war des Freundes Stimme!
(Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.)
Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll Niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,
An ſeinem Buſen liegen!
Er rief: Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappern der Hölle,
Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.

Fauſt.

Ich bin's!

Margarethe.

Du biſt's? O, ſag' es noch ein Mal!
(Ihn faſſend.)
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers, der Ketten?
Du biſt's; kommſt, mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſten Male ſah,
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Fauſt (fortſtrebend).

Komm' mit! Komm' mit!

Margarethe.

O weile!
Weil' ich doch ſo gern, wo du weileſt.
(Liebkoſend.)

Fauſt.

Eile!
Wenn du nicht eileſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.

Margarethe.

Wie! du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund! — ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang

Und du mich küßteſt, als wollteſt du mich erſticken?
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich dich!

(Sie umfaßt ihn.)

O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich d'rum?

(Sie wendet ſich von ihm.)

Fauſt.

Komm'! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Glut;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dies!

Margarethe (zu ihm gewendet).

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Fauſt.

Ich bin's! Komm' mit.

Margarethe.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schoß.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befrei'ſt?

Fauſt.

Komm', komm'! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarethe.

Meine Mutter hab' ich umgebracht;
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?
Dir auch — du biſt's! Ich glaub' es kaum.

Gib deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! Ach, aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht,
Iſt Blut d'ran.
Ach, Gott! Was haſt du gethan?
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich d'rum.

Fauſt.

Laß das Vergangne vergangen ſein!
Du bringſt mich um.

Margarethe.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beſchreiben:
Für die mußt du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,
Meinen Bruder ſogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit! —
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt,
Niemand wird ſonſt bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu ſchmiegen,
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's, als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als ſtießeſt du mich von dir zurück;
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Fauſt.

Fühlſt du, daß ich es bin, ſo komm'!

Margarethe.

Da hinaus!

Fauſt.

In's Freie.

Margarethe.

Iſt das Grab drauß,
Lauert der Tod, ſo komm'!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Fauſt.

Du kannſt! So wolle nur! Die Thür ſteht offen.

Margarethe.

Ich darf nicht fort: für mich iſt Nichts zu hoffen.
Was hilft es, fliehen? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend, betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend, in der Fremde ſchweifen;
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.

Ich bleibe bei dir.

Margarethe.

Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bache hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links, wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.

Beſinne dich doch!
Nur einen Schritt, ſo biſt du frei.

Margarethe.

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein;
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht; der Kopf iſt ihr ſchwer;
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr;
Sie ſchlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hier hilft kein Flehen, hilft kein Sagen:
So wag' ich's, dich hinweg zu tragen.

Margarethe.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja Alles zu Lieb' gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarethe.

Tag! Ja es wird Tag! Der letzte Tag dringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſein!
Sag' Niemand, daß du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh' meinem Kranze!
Es iſt eben geſcheh'n!
Wir werden uns wiederſeh'n,
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich: man hört ſie nicht,

Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt, wie das Grab!

Fauſt.

O, wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles (erſcheint draußen).

Auf, oder ihr ſeid verloren!
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern;
Der Morgen dämmert auf.

Margarethe.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! Der! Schick' ihn fort!
Was will Der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Fauſt.

Du ſollſt leben!

Margarethe.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm'! komm'! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarethe.

Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! ihr heiligen Schaaren,

Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephiſtopheles.

Sie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).

Iſt gerettet!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Her zu mir!

(Verſchwindet mit Fauſt.)

Stimme (von innen, verhallend).

Heinrich! Heinrich!

Iphigenie.

(Dritter Aufzug.)

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt, wie der letzte, lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,

Daß ihr verloren ſeid — Wie könnt' ich euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und Niemand, wer es ſei, darf euer Haupt,
So lang ich Prieſterin Diane'ns bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert,
So wählt er eine meiner Jungfrau'n mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beizuſtehn.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns im fremden Lande hoch willkommen:
Wie ſoll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegenbringet und das inn're Herz
Mit neuer, ſchöner Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.

Verbirgſt du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? Oder darf ich wiſſen,
Wer mir, gleich einer Himmliſchen, begegnet?

Iphigenie.

Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende Derer, die, von Troja kehrend,
Ein hartes, unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des ſcheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp ſich aufgethan
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt

Zum Schrecken Ilion's herabgeſendet,
Und Agamemnon war vor Allen herrlich!
O, ſage mir, er fiel, ſein Haus betretend,
Durch ſeiner Frauen und Aegiſth'ens Tücke?

Oreſt.

Du ſagſt's!

Iphigenie.

Weh dir, unſeliges Mycen!
So haben Tantal's Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen, wilden Händen ausgeſä't,
Und gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſchüttelnd
Und tauſendfält'gen Samen um ſich ſtreuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt. Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders ſchnell
Die Finſterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Rächer
Dereinſt zu ſein, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich' Geſchick
Mit des Avernus Netzen ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Electra?

Oreſt.

Sie leben.

Iphigenie.

Gold'ne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Stralen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron, denn ich bin arm und ſtumm!

Oreſt.

Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königshauſe,
Biſt du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verräth:

So bändige dein Herz und halt' es feſt.
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen ſein.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Oreſt, Electra leben.

Oreſt.

Und fürchteſt du für Clytämneſtre'n Nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.

Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergoß ſie reuig wüthend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.

Nein; doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne.
Die Ungewißheit ſchlägt mir tauſendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter auserſehn
Zum Boten einer That, die ich ſo gern

In's klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Electra rettend ihren Bruder. Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eig'nen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekomm'nen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rachen. Unverſehen, fremd gekleidet,
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſt'ens Tode
Mit ſeiner Aſche. Wohl empfänget ſie
Die Königin; ſie treten in das Haus.
Electre'n gibt Oreſt ſich zu erkennen;
Sie bläſ't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte, leichte Spur des frech
Vergoſſ'nen Blutes oftgewaſch'nen Boden
Mit blaſſen, ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge ſchilderte
Sie jeden Umſtand der verruchten That,
Ihr knechtiſch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geſchwiſter
Von einer ſtiefgeword'nen Mutter warteten. —
Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf,
Der ſchon in Tantal's Hauſe grimmig wüthete,
Und Clytamneſtra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenie.

Unſterbliche, die Ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken ſelig lebet,
Habt Ihr nur darum mich ſo manches Jahr
Von Menſchen abgeſondert, mich ſo nah
Bei Euch gehalten, mir die kindliche
Beſchäftigung, des heil'gen Feuers Glut
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele,
Der Flamme gleich, in ew'ger frommer Klarheit
Zu Euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauſes Gräuel ſpäter
Und tiefer fühlen ſollte? — Sage mir
Vom Unglückſel'gen! Sprich mir von Oreſt! —

Oreſt.

O, könnte man von ſeinem Tode ſprechen!
Wie gährend ſtieg aus der Erſchlag'nen Blut
Der Mutter Geiſt
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch iſt er geweiht!“
Sie horchen auf, es ſchaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um ſich her;
Sie rühren ſich in ihren ſchwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leiſ' herbei.
Vor ihnen ſteigt ein Dampf vom Acheron;
In ſeinen Wolkenkreiſen wälzet ſich
Die ewige Betrachtung des Geſcheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und ſie, berechtigt vom Verderben, treten
Der gottbeſä'ten Erde ſchönen Boden,
Von dem ein alter Fluch ſie längſt verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß;
Sie geben nur, um neu zu ſchrecken, Raſt.

Iphigenie.

Unſeliger, du biſt in gleichem Fall,
Und fühlſt, was er, der arme Flüchtling, leidet!

Oreſt.

Was ſagſt du mir? Was wähnſt du gleichen Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie Jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngſter Bruder ſchon.

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft' Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, ſinnreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Oreſt; und dieſes ſchuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſei er willkommen!
Wer du auch ſei'ſt, ſo wünſch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es ſtürze mein entſeelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht Ihr, daheim, im ſchönen Griechenland,
Ein neues Leben freundlich anzufangen.
(Er entfernt ſich.)

Iphigenie.

So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!

Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir;
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die,
Mit Frucht- und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt; denn ihm muß wenig ſcheinen,
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt: ſo kennt
Man Euch, Ihr Götter, an geſparten, lang
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.
Denn Ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und ſchaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Ausſicht uns verdeckt. Gelaſſen hört
Ihr unſer Fleh'n, das um Beſchleunigung
Euch kindiſch bittet; aber Eu're Hand
Bricht unreif nie die gold'nen Himmelsfrüchte;
Und wehe Dem, der, ungeduldig ſie
Ertrotzend, ſaure Speiſe ſich zum Tod
Genießt! O, laßt das langerwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeſchied'nen Freundes, eitel mir
Und dreifach ſchmerzlicher vorübergehn!

Oreſt (tritt wieder zu ihr).

Rufſt du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit Euerm.
Du retteſt den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich geſellſt, und theileſt Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schickſal iſt an deines feſtgebunden.

Oreſt.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhüllteſt du

In deinen Schleier ſelbſt den Schuldigen:
Du birgſt ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmliſche,
Drängt ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht.
Sie dürfen mit den eh'rnen, frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reiſender
Sich rettete. Da draußen ruhen ſie
Gelagert; und verlaß ich dieſen Hain,
Dann ſteigen ſie, die Schlangenhäupter ſchüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie.

Kannſt du, Oreſt, ein freundlich' Wort vernehmen?

Oreſt.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Durch Rauch und Qualm ſeh' ich den matten Schein
Des Todtenfluſſes mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Haſt du Electre'n, *eine* Schweſter nur?

Oreſt.

Die Eine kannt' ich; doch die Aelt'ſte nahm
Ihr gut' Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Bei Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O, laß dein Fragen, und geſelle dich

Nicht auch zu den Erinnyen; ſie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrande ſtill
In mir verglimmen. Soll die Glut denn ewig,
Vorſätzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe ſüßes Rauchwerk in die Flamme.
O, laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Glut des Buſens leiſe wehend kühlen.
Oreſt, mein Theurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O, wenn vergoſſ'nes Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schweſter Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft, es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt in dir ſich eine Rachegöttin?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! Sieh' Iphigenie'n!
Ich lebe!

Oreſt.

Du?

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Creuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.
Laß mich, wie Hercules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn! O, daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O, löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des langerflehten, mich auch ſicher werden! -
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.

Oreſt.

Iſt hier Lyäens Tempel, und ergreift
Unbändig heil'ge Wuth die Prieſterin?

Iphigenie.

O höre mich! O, ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen!
O, laß mich! laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels, in's gold'ne Thal hinab,

Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig' Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich bieten willſt,
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irrt umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch' ihn auf,
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner.

Iphigenie.

Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt.
O, nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlor'ne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen' Heiligthum.
Gefangen biſt du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterin die Schweſter.

Oreſt.

Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier, damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick und Leiden friſte?

Gut, Prieſterin: Ich folge zum Altar!
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes, und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt! Und laß dir rathen: habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm', folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl erzeugte Drachen,
Bekämpfend die verwandte Brut, verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wüthende Geſchlecht;
Kommt kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Clytämneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwung'ner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen, tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkomm'nen Schauſpiel bei,
Dem letzten, gräßlichſten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du haſt nicht Schuld.
Seit meinen erſten Jahren hab' ich Nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter!
Ja, ſchwinge deinen Stahl, verſchone nicht,
Zerreiße dieſen Buſen, und eröffne
Den Strömen, die hier ſieden, einen Weg.
(Er ſinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieſes Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo biſt du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?
(Sie entfernt ſich ſuchend.)

Zweiter Auftritt.

Oreſt

(aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend.)

Noch einen! — Reiche mir aus Lethe's Fluten
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült; bald fließet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in eurer Ruhe ſich
Den umgetrieb'nen Sohn der Erde laben!
Welch' ein Geliſpel hör' ich in den Zweigen,
Welch' ein Geräuſch aus jener Dämm'rung ſäuſeln? —
Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander,
Wie ein verſammelt' Fürſtenhaus, ſich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherrn meines Hauſes. Mit Thyeſten
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen:
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ihn her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verloſch die Rache, wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feierlichen Zug mich miſchen.
Willkommen, Väter! Euch grüßt Oreſt,
Von euerm Stamme der letzte Mann;
Was ihr geſä't, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen ſtieg er herab;
Doch leichter träget hier ſich jede Bürde.
Nehmt ihn, o, nehmt ihn in euern Kreis!

Dich, Atreus, ehr' ich; auch dich, Thyeſten!
Wir ſind hier Alle der Feindſchaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur ein Mal
Im Leben ſah! — Biſt du's, mein Vater,
Und führſt die Mutter vertraut mit dir?
Darf Clytämneſtra die Hand dir reichen,
So darf Oreſt auch zu ihr treten
Und darf ihr ſagen: Sieh deinen Sohn! —
Seht euern Sohn; heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unſerm Hauſe
Der Gruß des Mordes gewiſſe Loſung,
Und das Geſchlecht des alten Tantalus
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht.
Ihr ruft: „Willkommen!" und nehmt mich auf!
O, führt zum Alten, zum Ahnherrn mich! —
Wo iſt der Alte, daß ich ihn ſehe;
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe ſaß?
Ihr ſcheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was iſt es? Leidet der Göttergleiche?
Weh' mir! Es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit eh'rnen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pylades.

Oreſt.

Seid ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl, Schweſter, dir! Noch fehlt Elektra;
Ein gut'ger Gott ſend' uns die Eine

Mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm' mit, komm' mit, zu Pluto's Thron,
Als neue Gäſte den Wirth zu grüßen!

Iphigenie.

Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, und den Abgeſchied'nen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du liebſt, Diane, deinen holden Bruder
Vor Allem, was dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendeſt dein jungfräulich Angeſicht
Nach ſeinem ew'gen Lichte ſehnend ſtill.
O, laß den einz'gen Spätgefund'nen mir
Nicht in der Finſterniß des Wahnſinns raſen!
Und iſt dein Wille, da du hier mich bargſt,
Nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn,
Und ihm durch mich, die ſel'ge Hülfe geben:
So löſ' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung ſchwinde.

Pylades.

Erkennſt du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlſt du den Arm des Freundes und der Schweſter,
Die dich noch feſt, noch lebend halten? Faß
Uns kräftig an; wir ſind nicht leere Schatten.
Merk' auf mein Wort! Vernimm es! Raffe dich
Zuſammen! Jeder Augenblick iſt theuer,
Und unſ're Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, ſcheint es, eine günſt'ge Parze ſpinnt.

Oreſt (zu Iphigenie).

Laß mich zum erſten Mal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!

Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig ernſt den langerflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windesbrauſen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet:
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſ't und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſcherquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris, freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt:
O, laßt mich auch an meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten!
Es löſet ſich der Fluch; mir ſagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind, der unſ're Segel ſchwellt, er bringe
Erſt unſ're volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rath und Schluß.

II. Schiller.

1.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerſtabe
Zog ich fort mit Kinderſinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, der Weg iſt offen,
Immer nach dem Aufgang fort,

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangſt, da gehſt du ein,
Denn das Irdiſche wird dorten
Himmliſch, unvergänglich ſein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer ſtand ich ſtill;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich ſuche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Geſtaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend ſeinem Faden
Warf ich mich in ſeinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich ſeiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort iſt niemals Hier!

2.

Des Geſanges Macht.

Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen —
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen,
Und Eichen ſtürzen unter ihm;
Erſtaunt, mit wolluſtvollem Grauſen,
Hört ihn der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Flut vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht:
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Weſen,
Die ſtill des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude, mit Gigantenſchritt,
Geheimnißvoll nach Geiſterweiſe,
Ein ungeheures Schickſal tritt:
Da beugt ſich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,

Des Jubels nichtiges Getöſe
Verſtummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verſchwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde
Und tritt in heilige Gewalt:
Den hohen Göttern iſt er eigen,
Ihm darf nichts Irdiſches ſich nahn,
Und jede and're Macht muß ſchweigen;
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es ſchwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz:
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

3.

Ideal und Leben.

Ewig klar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechſeln und Geſchlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Roſen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Stral.

Wollt ihr ſchon auf Erden Göttern gleichen,
Frei ſein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von ſeines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick ſich weiden;
Des Genuſſes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht.
Selbſt der Styx, der neunfach ſie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift ſie, und es bindet
Ewig ſie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Geſtalt.

Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Stralen
Schwebe hier der Menſchheit Götterbild,
Wie des Lebens ſchweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem ſtyg'ſchen Strome,
Wie ſie ſtand im himmliſchen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unſterbliche herunter ſtieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erſcheinet hier der Sieg.

Nicht, vom Kampf die Glieder zu entſtricken,
Den Erſchöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, ſelbſt wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in ſeine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber ſinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrſchen und zu ſchirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer ſtürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn:
Da mag Kühnheit ſich an Kraft zerſchlagen
Und mit krachendem Getöſ' die Wagen
Sich vermengen auf beſtaubtem Plan.

Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt.

Aber der, von Klippen eingeſchloſſen,
Wild und ſchäumend ſich ergoſſen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Malt Aurora ſich und Heſperus.
Aufgelöſt in zarter Wechſelliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe
Und verſchwunden iſt der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenlos der Genius entbrennt:
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und, beharrlich ringend, unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born;
Nur des Meißels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick:

Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menſchheit traur'ger Blöße
Steht vor des Geſetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld ſich naht:
Da erblaſſe vor der Wahrheit Strale
Eine Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beſchämte That.
Kein Erſchaff'ner hat dies Ziel erflogen;
Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entfloh'n,
Und der ew'ge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht;
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Wenn der Menſchheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priam's Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenloſem Schmerz:
Da empöre ſich der Menſch, es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!

Der Natur furchtbare Stimme ſiege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unſterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düſtern Schleier
Hier der Ruhe heit'res Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt —

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.

Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronion's Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

4.

Die Macht des Weibes.

Mächtig ſeid ihr, ihr ſeid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber:
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauſchende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrſche und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten;
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet bloß, weil ſie ſich zeigt.

5.

Der Genius.

„Glaub' ich," ſprichſt du, „dem Wort, das der Weisheit Meiſter mich lehren,
„Das der Lehrlinge Schaar ſicher und fertig beſchwört?
„Kann die Wiſſenſchaft nur zum wahren Frieden mich führen,
„Nur des Syſtemes Gebälk ſtützen das Glück und das Recht?
„Muß ich dem Trieb mißtrau'n, der leiſe mich warnt, dem Geſetze,
„Das du ſelber, Natur, mir in den Buſen geprägt,
„Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
„Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geiſt?
„Sage du mir's! du biſt in dieſe Tiefe geſtiegen,
„Aus dem mod'rigen Grab kamſt du erhalten zurück.
„Dir iſt bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
„Ob der Lebenden Troſt dort bei den Mumien wohnt?
„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es!
„Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —
Freund, du kennſt doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt —
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch das Gefühl ſich bewahrt,
Da noch das große Geſetz, das oben im Sonnenlauf waltet
Und, verborgen im Ei, reget den hüpfenden Punkt,

Noch der Nothwendigkeit ſtilles Geſetz, das ſtetige, gleiche,
Auch der menſchlichen Bruſt freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu ſehen;
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten geſucht.
Gleich verſtändlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem ſie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit iſt dahin! Vermeſſene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört.
Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.
Nur in dem ſtilleren Selbſt vernimmt es der horchende Geiſt noch,
Und den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort.
Hier beſchwört es der Forſcher, der reines Herzens hinabſteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Haſt du, Glücklicher, nie den ſchützenden Engel verloren,
Nie des frommen Inſtinkts liebende Warnung verwirkt;
Malt in dem keuſchen Auge noch treu und rein ſich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Bruſt;
Schweigt noch in dem zufried'nen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird ſie, weißt du's gewiß, ſchweigen auf ewig, wie heut';
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verſtand trüben das tückiſche Herz —
O, dann gehe du hin in deiner köſtlichen Unſchuld!
Dich kann die Wiſſenſchaft Nichts lehren. Sie lerne von dir!

Jenes Geſetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz,
Und an alle Geſchlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund
Redeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geiſter dir beuget,
Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.

6.

Hero und Leander.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlöſſer ſich entgegenſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brauſend durch der Dardanellen
Hohe Felſenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung ſtürmen,
Die ſich an dem Felſen bricht?
Aſien riß ſie von Europen;
Doch die Liebe ſchreckt ſie nicht.

Hero's und Leander's Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amor's heil'ge Göttermacht.

Hero, ſchön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend
Rüſtig, im Geräuſch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbund'ne Paar,
Und die ſüße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Seſtos Felſenthurme,
Den mit ew'gem Wogenſturme
Schäumend ſchlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einſam grauend,
Nach Abydos Küſte ſchauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut ſich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug ſtößt vom Ufer;
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet ſie mit ſicherm Faden,
Auch den Blöden macht ſie klug,
Beugt ins Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuerſprüh'nden Stiere
An den diamant'nen Pflug.
Selbſt der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die Wagende nicht aus:
Mächtig raubt ſie das Geliebte
Aus des Pluto finſterm Haus.

Auch durch des Gewäſſers Fluten
Mit der Sehnſucht feur'gen Gluten
Stachelt ſie Leander's Muth.

Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, ſtürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finſt're Flut,
Theilt mit ſtarkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo, auf hohem Söller leuchtend,
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der ſchwerbeſtandnen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,
Den in ſeligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgeſpart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schooß der Liebe ſchreckt.

Und ſo flohen dreißig Sonnen
Schnell, im Raub verſtohlner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht ſüße Freuden,
Die die Götter ſelbſt beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekoſtet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenfluſſes
Schauervollem Rande bricht.

Heſper und Aurora zogen
Wechſelnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, ſie ſahn

Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeiſten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn.
Freudig ſahen ſie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis:
Für das läng're Glück der Nächte
Dankten ſie bethört dem Zeus.

Und es gleichte ſchon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage,
Und die holde Jungfrau ſtand
Harrend auf dem Felſenſchloſſe,
Sah hinab die Sonnenroſſe
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag ſtill und eben,
Einem reinen Spiegel gleich:
Keines Windes leiſes Weben
Regte das kryſtallne Reich.

Luſtige Delphinenſchaaren
Scherzten in dem ſilberklaren,
Reinen Element umher,
Und in ſchwärzlich grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgeſtiegen,
Kam der Thetis buntes Heer.
Sie, die Einzigen, bezeugten
Den verſtohlnen Liebesbund;
Aber ihnen ſchloß auf ewig
Hekate den ſtummen Mund.

Und ſie freute ſich des ſchönen
Meeres und mit Schmeicheltönen
Sprach ſie zu dem Element:

„Schöner Gott, du ſollteſt trügen?
Nein, den Frevler ſtraf' ich Lügen,
Der dich falſch und treulos nennt.
Falſch iſt das Geſchlecht der Menſchen,
Grauſam iſt des Vaters Herz;
Aber du biſt hold und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz.

„In den öden Felſenmauern
Müßt' ich freudlos einſam trauern
Und verblühn in ew'gem Harm;
Doch du trägſt auf deinem Rücken,
Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll iſt deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut;
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth.

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros mächt'ger Bogen,
Als des goldnen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.
Schnell, von ihrem Reiz beſieget,
Griffſt du aus dem finſtern Schlund,
Zogſt ſie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund.

„Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Waſſergrotte,
Lebt ſie jetzt unſterblich fort;

Hülfreich der verfolgten Liebe,
Zähmt ſie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle, holde Göttin,
Selige, dich fleh' ich an:
Bring' auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn!"

Und ſchon dunkelten die Fluten,
Und ſie ließ der Fackel Gluten
Von dem hohen Söller wehn.
Leitend in den öden Reichen
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer ſehn.
Und es ſauſt und dröhnt von ferne,
Finſter kräuſelt ſich das Meer,
Und es löſcht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterſchwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt ſich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schooß;
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felſengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Waſſerſchlund:
Gähnend, wie ein Höllenrachen,
Oeffnet ſich des Meeres Grund.

„Wehe, weh' mir!" ruft die Arme
Jammernd, „großer Zeus, erbarme!
Ach, was wagt' ich zu erfleh'n!

Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er ſich den falſchen Meeren
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnte Vögel
Ziehen heim, in eil'ger Flucht;
Alle ſturmerprobte Schiffe
Bergen ſich in ſich'rer Bucht.

„Ach, gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden;
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach, in dieſem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wuth,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Flut!

„Falſcher Pontus, deine Stille
War nur des Verrathes Hülle;
Einem Spiegel warſt du gleich;
Tückiſch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falſches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr ſich verſchloß,
Läſſeſt du auf den Verrathnen
Alle deine Schrecken los!“

Und es wächſt des Sturmes Toben,
Hoch, zu Bergen aufgehoben,
Schwillt das Meer, die Brandung bricht

Schäumend ſich am Fuß der Klippen:
Selbſt das Schiff mit Eichenrippen
Nah'te unzerſchmettert nicht.
Und im Wind erliſcht die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewäſſer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und ſie fleht zur Aphrodite,
Daß ſie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt, den ſtrengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh'
Fleht ſie, lindernd Oel zu gießen
In die ſturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erſchallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige Leukothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöthen,
Rettend oft erſcheinen ſah.
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnißvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluten hebt!“

Und die wilden Winde ſchweigen,
Hell am Himmelsrande ſteigen
Eos Pferde in die Höh',

Friedlich an dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächeln Luft und See,
Sanfter brechen ſich die Wellen
An des Ufers Felſenwand,
Und ſie ſchwemmen, ruhig ſpielend,
Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er iſt's, der, auch entſeelet,
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt ſie ihn.
Keine Klage laßt ſie ſchallen,
Keine Thräne ſieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd ſtarrt ſie hin.
Troſtlos in die öde Tiefe
Blickt ſie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angeſicht.

„Ich erkenn' euch, ernſte Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh ſchon iſt mein Lauf beſchloſſen;
Doch das Glück hab' ich genoſſen,
Und das ſchönſte Loos war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Prieſterin;
Dir, ein freudig Opfer, ſterb' ich,
Venus, große Königin!“

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt ſie von des Thurmes Rande
In die Meerflut ſich hinab.

Hoch in ſeinen Flutenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er ſelber iſt ihr Grab;
Und, mit ſeinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerſchöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

7.

Thekla.

(Wallenſtein's Tod, Aufzug 4, Szene 10.)

Thekla. Der ſchwediſche Hauptmann. Fräulein **Neubrunn.**

Hauptmann (naht ſich ehrerbietig).

Prinzeſſin — ich — muß um Verzeihung bitten,
Mein unbeſonnen raſches Wort — wie konnt' ich —

Thekla (mit edlem Anſtand).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn:
Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling ſchnell mir zum Vertrauten.

Hauptmann.

Ich fürchte, daß Sie meinen Anblick haſſen:
Denn meine Zunge ſprach ein traurig Wort.

Thekla.

Die Schuld iſt mein. Ich ſelbſt entriß es Ihnen;

Sie waren nur die Stimme meines Schickſals.
Mein Schrecken unterbrach den angefangnen
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann (bedenklich).

Prinzeſſin, es wird Ihren Schmerz erneuern.

Thekla.

Ich bin darauf gefaßt — — Ich will gefaßt ſein.
Wie fing das Treffen an? Vollenden Sie.

Hauptmann.

Wir ſtanden, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neuſtadt ſchwach verſchanzt in unſerm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufſtieg vom Wald her, unſer Vortrab fliehend
In's Lager ſtürzte, rief: der Feind ſei da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns ſchnell
Auf's Pferd zu werfen, da durchbrachen ſchon,
In vollem Roſſeslauf daher geſprengt,
Die Pappenheimer den Verhack; ſchnell war
Der Graben auch, der ſich um's Lager zog,
Von dieſen ſtürm'ſchen Schaaren überflogen.
Doch unbeſonnen hatte ſie der Muth
Vorausgeführt den Andern: weit dahinten
War noch das Fußvolk; nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —

(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis ſie ihm einen Wink gibt, fortzufahren.)

Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterei
Und drängten ſie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, ſchnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen ſtarr entgegenſtreckte.
Nicht vorwärts konnten ſie, auch nicht zurück,

Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht ſich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberſt Piccolomini —
(Thekla, ſchwindelnd, faßt einen Seſſel.)
Ihn machte
Der Helmbuſch kenntlich und das lange Haar,
Vom raſchen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, ſprengt, der Erſte, ſelbſt
Sein edles Roß darüber weg, ihm ſtürzt
Das Regiment nach — doch — ſchon war's geſchehn!
Sein Pferd, von einer Partiſan' durchſtoßen, bäumt
Sich wüthend, ſchleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Roſſe, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachſender Angſt begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, ſie will ſinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt ſie in ihren Armen.)

Neubrunn.

Mein theures Fräulein —

Hauptmann (gerührt).

Ich entferne mich.

Thekla.

Es iſt vorüber — bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.

Da ergriff, als ſie den Führer fallen ſahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt Keiner mehr;
Gleich wilden Tigern fechten ſie; es reizt
Ihr ſtarrer Widerſtand die Unſrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen iſt.

Thekla (mit zitternder Stimme).
Und wo — wo iſt — Sie ſagten mir nicht Alles.

Hauptmann (nach einer Pauſe).
Heut' früh beſtatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelſten Geſchlechter;
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer ſchmückte ſeinen Sarg; drauf legte
Der Rheingraf ſelbſt den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten ſeinem Schickſal nicht;
Denn Viele ſind bei uns, die ſeine Großmuth
Und ſeiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte ſein Geſchick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet; doch er ſelbſt
Vereitelt' es: man ſagt, er wollte ſterben.

Neubrunn
(gerührt zu Thekla, welche ihr Angeſicht verhüllt hat).
Mein theures Fräulein — Fräulein, ſehn Sie auf!
O warum mußten Sie darauf beſtehn?

Thekla.
— Wo iſt ſein Grab?

Hauptmann.
In einer Kloſterkirche
Bei Neuſtadt iſt er beigeſetzt, bis man
Von ſeinem Vater Nachricht eingezogen.

Thekla.
Wie heißt das Kloſter?

Hauptmann.
Sanct Kathrinenſtift.

Thekla.
Iſt's weit bis dahin?

Hauptmann.

Sieben Meilen zählt man.

Thekla.

Wie geht der Weg?

Hauptmann.

Man kommt bei Tirſchenreuth
Und Falkenberg durch unſre erſten Poſten.

Thekla.

Wer commandirt ſie?

Hauptmann.

Oberſt Seckendorf.

Thekla

(tritt an den Tiſch und nimmt aus dem Schmuckkäſtchen einen Ring).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn
Und mir ein menſchlich Herz gezeigt — Empfangen Sie
(indem ſie ihm den Ring gibt)
Ein Angedenken dieſer Stunde — Gehn Sie! —

Hauptmann (beſtürzt).

Prinzeſſin —

(Thekla winkt ihm ſchweigend zu gehen und verläßt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab.)

Thekla (fällt der Neubrunn um den Hals).

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die du mir ſtets gelobt! Beweiſe dich
Als meine treue Freundin und Gefährtin!
— Wir müſſen fort, noch dieſe Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Thekla.

Wohin? Es iſt nur *ein* Ort in der Welt!
Wo er beſtattet liegt, zu ſeinem Sarge!

Neubrunn.

Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?

Thekla.

Was dort, Unglückliche! So würdeſt du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Iſt Alles, was noch übrig iſt von ihm:
Der einz'ge Fleck iſt mir die ganze Erde.
— O halte mich nicht auf! Komm und mach' Anſtalt!
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Thekla.

Ich fürchte keines Menſchen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Den Hohn der Welt! des Tadels arge Zunge!

Thekla.

Ich ſuche Einen auf, der nicht mehr iſt.
Will ich denn in die Arme — o mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

Neubrunn.

Und wir allein, zwei hülflos ſchwache Weiber?

Thekla.

Wir waffnen uns: mein Arm ſoll dich beſchützen.

Neubrunn.

Bei dunkler Nachtzeit?

Thekla.

Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieſer rauhen Sturmnacht?

Thekla.

Ward *ihm* ſanft
Gebettet unter den Hufen ſeiner Roſſe?

Neubrunn.

O Gott! Und dann die vielen Feindespoſten!
Man wird uns nicht durchlaſſen.

Thekla.

Es ſind Menſchen;
Frei geht das Unglück durch die ganze Erde!

Neubrunn.

Die weite Reiſe —

Thekla.

Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

Neubrunn.

Die Möglichkeit, aus dieſer Stadt zu kommen?

Thekla.

Gold öffnet uns die Thore. Geh' nur, geh'!

Neubrunn.

Wenn man uns kennt?

Thekla.

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden, ſucht Niemand Friedland's Tochter.

Neubrunn.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Thekla.

Mein Cavalier verſchafft ſie. Geh' und ruf' ihn!

Neubrunn.

Wagt' er das ohne Wiſſen ſeines Herrn?

Thekla.

Er wird es thun. O geh' nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.

Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verſchwunden ſind?

Thekla

(ſich beſinnend und ſchmerzvoll vor ſich hinſchauend).

O meine Mutter!

Neubrunn.

So viel ſchon leidet ſie, die gute Mutter:
Soll ſie auch dieſer letzte Schlag noch treffen?

Thekla.

Ich kann's ihr nicht erſparen! — Geh' nur, geh!

Neubrunn.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Thekla.

Bedacht iſt ſchon, was zu bedenken iſt.

Neubrunn.

Und ſind wir dort, was ſoll mit Ihnen werden?

Thekla.

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.

Ihr Herz iſt jetzt voll Unruh', theures Fräulein:
Das iſt der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Thekla.

Zur tiefen Ruh', wie er ſie auch gefunden.
— O eile, geh'! Mach' keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderſtehlich fort zu ſeinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerſtickende Band des Schmerzes wird
Sich löſen — meine Thränen werden fließen.
O geh', wir könnten längſt ſchon auf dem Wege ſein.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich dieſen Mauern
Entronnen bin — ſie ſtürzen auf mich ein —
Fortſtoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — was iſt das für ein Gefühl!
Es füllen ſich mir alle Räume dieſes Hauſes
Mit bleichen, hohlen Geiſterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — immer neue!
Es drängt mich das entſetzliche Gewimmel
Aus dieſen Wänden fort, die Lebende!

Neubrunn.

Sie ſetzen mich in Angſt und Schrecken, Fräulein,
Daß ich nun ſelber nicht zu bleiben wage.
Ich geh' und ruf' gleich den Roſenberg.

(Geht ab.)

Thekla.

Sein Geiſt iſt's, der mich ruft. Es iſt die Schaar
Der Treuen, die ſich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumniß klagen ſie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm laſſen,
Der ihres Lebens Führer war — das thaten
Die rohen Herzen, und ich ſollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Lorbeerkranz,
Der deine Todtenbahre ſchmückt, gewunden.
Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf es hin, da ſein Gehalt verſchwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden,
Da war das Leben Etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag,
Mir träumte von zwei himmelſchönen Stunden.
Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen;
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück:
In dein Herz fiel mein erſter Blick!

(Sie ſinkt hier in Nachdenken und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf.)

— Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —
— Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

8.

Eine Perlenſchnur.

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.

Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein,
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.
Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengehn.

Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane:
Still lenke ſie zum Oceane
Der großen Harmonie!
Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.

Von dem allererſten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Iſt ein Lichtgedanke nur.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel ſchwebt,
So iſt jede ſchöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düſtern Grabe
Schließt die Nacht ſie wieder ein.

Ihm 1) gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt;
Er hat Alles geſehn, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt;
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.
Er breitet es luſtig und glänzend aus,
Das zuſammengefaltete Leben;
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben;
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Alles wiederholt ſich nur im Leben,
Ewig jung iſt nur die Phantaſie:

---

1) Dem Dichter

Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Rauch iſt alles ird'ſche Weſen!
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen —
Nur die Götter bleiben ſtet.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!

Freiheit liebt das Thier der Wüſte,
Frei im Aether herrſcht der Gott,
Ihrer Bruſt gewalt'ge Lüſte
Zähmet das Naturgebot:
Doch der Menſch in ihrer Mitte
Soll ſich an den Menſchen reihn,
Und allein durch ſeine Sitte
Kann er frei und mächtig ſein.

Wie in den Lüften der Sturmwind ſaust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar ſchliefen.

Ach, umſonſt auf allen Länderkarten
Spähſt du nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht.
Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt ſelbſt ermißt ſie kaum;
Doch auf ihrem unermeſſ'nen Rücken
Iſt für zehen Glückliche nicht Raum.
In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.

. . . . Die Liebe iſt
Das Einzige auf dieſem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als ſich ſelbſt.
Die Liebe iſt der Liebe Preis. Sie iſt
Der unſchätzbare Diamant, den ich
Verſchenken oder, ewig ungenoſſen,
Verſcharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold
Und Königen zum Schimpfe, ſeine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu ſtolz,
Sie unter ihrem Werthe loszuſchlagen.

Mein Sohn, laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er iſt kein Umweg. Grad' aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächſten Wege, langt er an,
Macht ſich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! die Straße, die der Menſch befährt,
Worauf der Segen wandelt, dieſe folgt
Der Flüſſe Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeſſ'ne Gränzen ehrend —
So führt ſie ſpäter, ſicher doch zum Ziel.

O, nimm der Stunde wahr, eh' ſie entſchlüpft!
So ſelten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig iſt und groß. Wo eine
Entſcheidung ſoll geſchehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zuſammenfinden —
Und einzeln nur, zerſtreuet zeigen ſich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die, nur in einem Lebenspunkt zuſammen
Gedrängt, den ſchweren Früchteknoten bilden.

. . . . Glaub' mir,
In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne.
Vertrauen zu dir ſelbſt, Entſchloſſenheit
Iſt deine Venus!

Die Geiſterleiter, die aus dieſer Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt mit tauſend Sproſſen
Hinauf ſich baut, an der die himmliſchen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreiſe in den Kreiſen, die ſich eng
Und enger ziehn um die centraliſche Sonne —
Die ſieht das Aug' nur, das entſiegelte,
Der hellgebornen, heitern Joviskinder.

Es iſt ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeſſ'nen Höhn,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Geſtirnen,
Da wir erſt wurden, ſchon geflochten ward.

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
Und eine Frage frei hat an das Schickſal.

. . . . Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.

Des Menſchen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, ſein Mikrokosmus, iſt
Der tiefe Schacht, aus dem ſie ewig quellen.
Sie ſind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
Hab' ich des Menſchen Kern erſt unterſucht,
So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.

Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
Verflucht ſei, wer ſein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt — — — —
Bald iſt's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt Nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles Deſſen,
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth.

Ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter
Unter der Menſchen flücht'gem Geſchlecht;
Aber die Natur, ſie iſt ewig gerecht.
Uns verlieh ſie das Mark und die Fülle,
Die ſich immer erneuend erſchafft:
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüſtet,
Führen ſie aus, was dem Herzen gelüſtet,

Füllen die Erde mit mächtigem Schall:
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.

Geflügelt iſt das Glück und ſchwer zu binden:
Nur in verſchloſſ'ner Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen iſt zum Hüter ihm geſetzt,
Und raſch entfliegt es, wenn Geſchwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.

Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.
Und mit erfriſchendem Windesweben
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer beſitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz!

O, mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!

O, lerne fühlen, welches Stamms du biſt!
Die angebornen Bande knüpfe feſt,
Ans Vaterland, ans theure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.

. . . Eine Gränze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben!

Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben.

Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

. . . . Die Mehrheit;
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn:
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen.
Bekümmert ſich ums Ganze, wer Nichts hat?

Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel ſeine Stimm' verkaufen.
Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet.

Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde:
Was der Eine verſpricht, leiſtet die Andre gewiß.

Auch ein Klaglied zu ſein im Mund der Geliebten iſt herrlich;
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Göttliche Liebe, du biſt's, die der Menſchheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich.

Groß zwar nenn' ich den Mann, der, ſein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und, was ihm die Charis
Neidiſch geweigert, erringt nimmer der ſtrebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernſte, bewahren;
Alles Höchſte, es kommt frei von den Göttern herab.

Zürne der Schönheit nicht, daß ſie ſchön iſt, daß ſie verdienſtlos,
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geſchenk!

Laß ſie die Glückliche ſein; du ſchauſt ſie, du biſt der Beglückte!
Wie ſie ohne Verdienſt glänzt, ſo entzücket ſie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir ſingt, was ihn die Muſe gelehrt!
Weil der Gott ihn beſeelt, ſo wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche iſt, kannſt du der Selige ſein.

Zwei ſind der Wege, auf welchen der Menſch zur Tugend emporſtrebt;
Schließt ſich der eine dir zu, thut ſich der andre dir auf:
Handelnd erringt der Glückliche ſie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den ſein Geſchick liebend auf beiden geführt!

Suchſt du das Höchſte, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was ſie willenlos iſt, ſei du es wollend — das iſt's!

Vor dem Tod erſchrickſt du? Du wünſcheſt, unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin biſt, es bleibt.

Wirke Gutes, du nährſt der Menſchheit göttliche Pflanze.
Bilde Schönes, du ſtreuſt Keime der Göttlichen aus.

Adel iſt auch in der ſinnlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit Dem, was ſie thun, edle mit Dem, was ſie ſind.

Immer ſtrebe zum Ganzen! und, kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an!

Keiner ſei gleich dem Andern, doch gleich ſei Jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſei Jeder vollendet in ſich.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh', wie die Andern es treiben.
Willſt du die Andern verſtehn, blick' in dein eigenes Herz.

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die übrigen Alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt. — Und warum keine? Aus Religion.

Einig ſollſt du zwar ſein, doch Eines nicht mit dem Ganzen:
Durch die Vernunft biſt du Eins, einig mit ihm durch das Herz.

Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber:
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimniß:
Was ihr den Zauber verleiht, iſt, was ſie bindet, die Scham.

Tugenden brauchet der Mann, er ſtürzt ſich wagend ins Leben,
Tritt mit dem ſtärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: ſie iſt da, ſie erſcheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erſcheine ſie ſtets.

Burns.

Eine Jugend, wie von grünen Feldern und Bergluften, lebt in ſeiner Dichtung, — ſie erinnert an das Naturleben und an rüſtige Naturmenſchen. Es liegt eine entſcheidende Kraft in ihm und doch häufig eine ſüße angeborene Anmuth. Er ſchmilzt das Herz oder entflammt es mit einer Macht, die ihm gewohnt und vertraut ſcheint. Wir ſehen in ihm die Sanftheit, das zitternde Mitleid des Weibes neben dem tiefen Ernſt, der Kraft und dem leidenſchaftlichen Feuer des Helden. Thränen liegen in ihm und verzehrendes Feuer liegt wie ein Blitz verſteckt in den Tropfen der Sommerwolke. Er hat einen Ton in der Bruſt für jede Note menſchlichen Gefühls.

Carlyle.

Mit der Reſtauration der Stuarts hatte ſich in England die Gallomanie einzubürgern angefangen, jene „Aftermuſe" mit Reifrock und Schönpfläſterchen, welche vom Ende des 17. Jahrhunderts mit kokett gehandhabtem Fächer als mit einem ſouverainen Szepter die europäiſche Literatur tyranniſch beherrſchte. In England war Pope der berühmteſte Repräſentant dieſer künſtlichen, naturloſen Convenienzpoeſie, dieſer Pſeudo-Claſſik. Die Umkehr von ihr zum nationalen Styl fällt in die Zeit des großen Aufſchwungs des engliſchen Staatsweſens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in die Zeit, wo der ältere Pitt, wo Burke, Sheridan und Fox den Glanzpunkt des Parlamentarismus herbeiführten.

Große Ereigniſſe erheben den Menſchen und lehren ihn die Sprache, welche die Seele in ihrem höchſten Aufſchwung ſpricht, die Poeſie. Die Kraftentfaltung des italiſchen Bürgerthums im Mittelalter zeugte einen Dante, unſere große deutſche Kaiſerzeit einen Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg, das Zeitalter Eliſabeth's gab England einen Shakſpeare, das Cromwell's einen Milton, auf den ſiebenjährigen Krieg folgten Leſſing, Göthe und Schiller, die Revolution erzeg Béranger, Frankreichs nationalſten Dichter, und in dem Kampf, welchen Britannien gegen die franzöſiſche Revolution führte, ſtanden Burns, Scott, Moore und Byron auf.

Nicht da, wo Alexander Pope mit ſeinen glatten Verſen und Mylord Bolingbroke mit ſeinem ſkeptiſchen Witz vornehm-faſhionable Zirkel ergötzt, nicht da, wo im Kreiſe unterwürfiger Verehrer und Verehrerinnen der ſteifleinene Doctor Johnſon kritiſche Orakel gegeben hatte, nicht da erhob ſich der erſte wahrhaft originale Ton, welcher eine neue Phaſe in der Poeſie von Großbritannien ankündigte. Vom Ufer des Doon, aus einer Lehmhütte Schottlands, ſtieg die Haidelerche auf, welche ihn anſtimmte. Mag das Privilegium, mag der Reichthum alle Genüſſe des Lebens noch ſo ſehr für ſich monopoliſiren, nie werden ſie im Stande ſein, den arm und niedrig Geborenen das edle Vorrecht zu entreißen, daß in ihren Seelen jener göttliche Hauch am liebſten waltet, welcher die Menſchen zu Dichtern und Denkern, zu Helden und Märtyrern macht.

Robert Burns wurde am 25. Januar 1759, dem Geburtsjahr Schiller's, im Kirchſpiel Alloway in einer am Ufer des Doon gelegenen baufälligen Hütte geboren. Er wurde Bauer, wie ſeine Väter geweſen. Aber im ſchottiſchen Landvolk hat ſchon ſeit alter Zeit ein großer Bildungseifer gelebt und ſo arbeitete auch Burns, unterſtützt von ſeinem wackeren Vater, eifrigſt an der Entwicklung ſeiner Gaben. Er lernte die engliſche Schriftſprache, etwas Franzöſiſch, Geometrie, vaterländiſche und fremde Geſchichte. Einundzwanzigjährig, ſtiftete er unter den jungen Bauernburſchen des Dorfes Tarbolten einen Bildungsclub, in deſſen von ihm entworfenen Statuten es heißt: „der große Zweck der menſchlichen Geſellſchaft iſt, weiſer und beſſer zu werden, und ſollte daher dieſes das erſte Streben jedes Mannes in jedem Stande ſein.“ Dieſe Worte enthalten ſchon eine Aeußerung jenes hochſinnigen Menſchenbewußtſeins, welchem nachmals Burns in ſo vielen ſeiner Lieder Ausdruck gegeben, am herrlichſten in dem berühmten „Trotz Alledem!“ (ſ. u. 3).

In Tarbolten lernte Burns Mary Campbell kennen, welche als Milchmädchen auf dem Schloß Colesfield diente. Das iſt die Hochlands-Marie (Highland Mary), welcher Burns, liebend und wieder geliebt, die Unſterblichkeit geſichert hat, wie Dante ſeiner Beatrice, Petrarca ſeiner Laura, Göthe ſeinem Gretchen. Wunderbare Macht des Genius! die arme, in ihr dürftiges Plaid gehüllte hochländiſche Magd iſt unendlich viel ſchöner und inniger im Liede gefeiert worden als die ſtolzeſten Kaiſerinnen und Königinnen der Erde (ſ. u. 1). Durch dieſes ganze Liebesverhältniß geht ein rührender Hauch von Poeſie. Marie nahm am Ufer des Ayr Abſchied von Burns, um nach den weſtlichen Hochlanden, ihrer Heimat, hinüberzugehen, wo ſie Alles zu ihrer bevorſtehenden Hochzeit in Ordnung bringen wollte. Die Liebenden ſtanden am Ufer des Baches, Robert hüben, Marie drüben, wuſchen ihre Hände im klaren Waſſer und, eine Bibel zwiſchen ſich haltend, ſprachen ſie über den Blättern derſelben das Gelübde der Treue aus und ſchieden, um ſich nie wiederzuſehen. Denn die arme Marie wurde daheim von einem bösartigen Fieber weggerafft [1]).

Nach ſeines Vaters Tod übernahm Burns gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Gilbert die Pachtung Moßgiel bei Mauchline. Hier verband er ſich mit Hannchen Armour und er hat dieſe ſeine Frau in ſeinen Liedern ebenfalls verewigt. Die Herausgabe ſeiner erſten Gedichtſammlung (1786) verſchaffte ihm Ruf und brachte ihn mit der literariſchen und vornehmen Welt Edinburgs in Verbindung. Er war einen Winter lang der „Löwe“ der dortigen Kreiſe, benahm ſich aber verſtändig und war klug genug, wieder zu ſeinem Pflug zurückzukehren. Mit dem Ertrag ſeines dichteriſchen Erſtlingswerkes trat er eine größere Pachtung an, aber der arme Burns war nicht dazu gemacht, in der Welt vorwärts zu kommen. Er war viel zu ſehr Poet, um ein guter Bauer zu ſein, und bald mußte ihn, — wie er es in ſeinem ſchönen Gedicht „an die Maßliebblume“ geſchildert, — beim Tod der Blumen, welche er mit der Pflugſchar zerriß, die düſtere Ahnung überkommen, daß er ſelber in kurzer Zeit in die Furche des Grabes ſinken würde, entwurzelt von der Pflugſchar des Unglücks. Am Schluſſe des Jahres 1791 gab Burns, um nicht gänzlich zu verarmen, ſeine Pachtung auf und zog nach Dumfries, wo ihm ſeine Freunde einen kleinen Poſten bei der Acciſe ausgemittelt hatten. Sein männlicher Freimuth zog ihm ſtatt Beförderung natürlich nur Unannehmlichkeiten zu. Seine Geſundheit begann zu wanken. Armuth, Sorgen, die Furcht vor dem Schuldgefängniß verſchlimmerten das Uebel und ſchon am 21. Juli 1796 erlag der Dichter demſelben, 37 Jahre und 6 Monate alt. Er wurde mit kriegeriſchen Ehren beſtattet und die Nation that wenigſtens an dem Todten ihre Schuldigkeit, indem ſie ſeine arm hinterlaſſene Familie verſerate. Im Jahre 1844 wurde ihm in Gegenwart von Tauſenden am Ufer des Doon ein Denkmal errichtet.

---

[1]) Jahre nachher ſchrieb er an dem Todestag Marie's zu ihrem Andenken das ſchönſte ſeiner Lieder (ſ. u. 1, Nr. 4). Die Erinnerung an ihren Verluſt trieb ihn Abends, als es dunkelte, aus dem Hauſe und auf einen Bund Stroh hingeſtreckt hing er unverwandten Auges lange an einem glänzenden Stern. Seine Frau weckte ihn endlich aus ſeiner Träumerei und bat ihn, hereinzukommen. Er that es, forderte ſein Schreibzeug und ſchrieb raſch das Gedicht nieder.

Burns iſt ein Volksdichter im höchſten Sinne des Wortes. Seine Lehrmeiſter waren nur die Natur und das Leben, aber außerordentlich iſt es, wie er über die ſinnliche Begreiflichkeit, über den Realismus ſeiner Poeſie den verklärenden Schimmer des Ideals hinzubreiten weiß. In umfaſſenderen Compoſitionen hat ſein Genius nur hie und da ſich verſucht, doch lieferte er ein Meiſterſtück von poetiſcher Erzählung, Tam o'Shanter (ſ. u. 6), von welcher Walter Scott ſagt, daß kein Dichter, Shakſpeare ausgenommen, jemals eine ſolche Gewalt, durch raſcheſte Uebergänge vom Furchtbaren zum Lächerlichen die verſchiedenartigſten Gefühle zu erregen, geoffenbart habe, wie Burns hier. Aber er war vorzugsweiſe Lyriker. Er war als ſolcher der Poet, welcher auf den britiſchen Inſeln, nach langer Herrſchaft einer vermittelſt Reflexion und conventionellen Geſchmacks gemachten Poeſie, als der Erſte wieder in die eigene Bruſt griff und nicht Anempfundenes, ſondern Selbſtgefühltes in ſeinen Liedern ausſprach. Daher haben denn auch dieſelben, eng an die alten Volksweiſen ſich anſchließend, etwas ſo Friſches und Herziges, in ihrer Einfachheit etwas ſo Edles und Großes.

1.

Hochlands - Marie.

1.

Himmelsbote, Stral der Sterne,
Der ob ſchöner Unſchuld wacht,
Wenn ich irr' in weiter Ferne,
Schütz' Marien deine Macht!

Hold, voll Huld und ohne Fehle,
Hold und rein und klar wie du,
Auf Mariens reiner Seele
Mit dem hellſten Scheine ruh'!

Laue Lüfte, mild ihr lächelt,
Leiſe weht ihr Kühlung zu:
Linder Hauch, der ſie umfächelt,
Wiege ſanft ihr Herz zur Ruh!

Und ein Engel auf ſie blicke,
Wenn ich irr' am fernen Strand;
Fern von ihr, verbannt vom Glücke,
Sei ihr Herz mein Heimatland.

(Kaufmann.)

2.

Noch ein Kuß und dann geſchieden!
Noch ein ſüßes Wort hienieden!
Dann in Thränen grimmer Schmerzen
Trink' ich Abſchied deinem Herzen.
Nenne nie das Glück zertrümmert,
Wenn der Hoffnung Stern noch ſchimmert:
Meine Sterne ſind verſtoben
Und Verzweiflung zieht da oben.

Nimmer ſchelte ich mein Hoffen:
Keiner Waffnung Pfad blieb offen!
Sie zu ſehen, war ſie lieben,
Endlos ihrem Selbſt verſchrieben.
Wär' ſo ſüß nicht ſolch ein Finden,
Wär' ſo ſüß nicht ſolch Erblinden,
Hätten ſo wir nie geſprochen:
Wär' das Herz uns nicht gebrochen!

Lebewohl du ſüße Eine,
Lebewohl du theure Meine,
Jedes holde Glück der Erden,
Wonn' und Liebe mög' dir werden.
Noch ein Kuß und dann geſchieden!
Noch ein ſüßes Wort hienieden!
Dann in Thränen grimmer Schmerzen
Trink' ich Abſchied deinem Herzen.

(Vetter.)

3.

Ihr Ufer, Höh'n und Ströme rund
Um Schloß Montgomery's Wälle,
Grün iſt eu'r Wald, eure Blumen ſchön
Und klar ſtets eure Welle,
Hier ſtets zuerſt der Sommer prangt,
Pflegt gern hier zu verziehen,
Denn hier den letzten Abſchied nahm
Ich von Hochlands-Marien.

Wie lieblich war der Birke Blühn,
Wie reich der Dorn ſich ſchmückte,
Als in dem duft'gen Schatten ich
An meine Bruſt ſie drückte!
Uns Beiden ſchien die goldne Stund'
Auf Engelsſchwing' zu fliehen,
Denn lieb, wie Licht und Leben lieb
Hatt' ich Hochlands-Marien.

Mit manchem Schwur und inn'gem Kuß
Wie ſchieden wir ſo herzlich,
Verſprachen wieder uns zu ſehn
Und trennten uns ſo ſchmerzlich!
Doch ach, unzeit'ger Todesfroſt
Knickt meine Blum' zu frühe,
Der Raſen grünt, in kalter Erd'
Ruht nun Hochlands-Marie.

O, blaß iſt nun die Roſenlipp',
Die oft ich küßt' inbrünſtig,
Für immer todt der feur'ge Blick,
Der auf mir weilt' ſo günſtig.

Vermodernd nun zu ſtummem Staub
Ihr Herz, einſt voller Glühen:
Doch nie in meinem Herzen trifft
Der Tod Hochlands-Marien!

(Fiedler.)

4.

O milder Stern mit bleichem Stral,
Begrüßt vom glühenden Abendroth,
Du mahneſt wieder mich einmal
An meiner guten Mary Tod.
O theure Mary! ſel'ger Geiſt!
Wo ſchwebſt du jetzt in Himmelsluſt?
Siehſt du, was mir das Herz zerreißt?
Fühlſt du die Leiden meiner Bruſt?

Könnt' ich vergeſſen jenen Tag,
Wo ich, nicht ahnend Scheidens Kluft,
Beglückt an deinem Herzen lag?
Vergeſſen deine frühe Gruft? —
Nie raube mir der Zeiten Fluß
Dein ſüßes Bild, ſo rein und klar;
O, fühlt' ich wohl im letzten Kuß,
Daß es der letzte, — letzte — war?

Das Bächlein rieſelt' über'n Sand,
Die Büſche gaben ſich're Hut,
Und um die duft'ge Birke wand
Waldrebe ſich in Liebesglut;

Der Vogel ſang im ſtillen Neſt,
Zum Pfühle boten Blumen ſich,
Bis — ach! — zu früh in glüh'ndem Weſt
Des Tages Seligkeit entwich.

Noch brütet der Erinnrung Schmerz
Auf dem, was mich ſo ſüß durchbebt',
Und tiefer fühlt es nur das Herz,
Wie tiefer ſtets ein Strom ſich gräbt. —
O theure Mary! ſel'ger Geiſt!
Wo ſchwebſt du jetzt in Himmelsluſt?
Siehſt du, was mir das Herz zerreißt?
Fühlſt du die Leiden meiner Bruſt?

(Gerhard.)

2.

Jessy.

Ein Hoch ihr, die ich lieb' ſo ſehr!
Ein Hoch ihr, die ich lieb' ſo ſehr!
Süß wie Verliebter Lächeln iſt dein Gruß,
Sanft biſt du wie die Trennungszähr' —
Jeſſy!

Kannſt du auch nie die Meine ſein,
Iſt auch die Hoffnung mir verſagt,
Verzweifeln ſelbſt für dich mir beſſer
Als alles Glück der Welt behagt —
Jeſſy!

Der frohe Tag bringt mir nur Trauer,
Dann denk' ich hoffnungslos an dich;
Doch grüß' ich froh des Schlummers Träume,
Denn da in deinem Arm ich lieg' —
Jeſſy!

Ich leſ' in deinem Engellächeln,
In deines Auges Liebesglut;
Doch wozu ſoll der Lieb' Bekenntniß?
Denn anders will's des Schickſals Wuth —
Jeſſy!

Ein Hoch ihr, die ich lieb' ſo ſehr!
Ein Hoch ihr, die ich lieb' ſo ſehr!
Süß wie Verliebter Lächeln iſt dein Gruß;
Sanft biſt du wie der Trennung Zähr' —
Jeſſy!

(Fiedler.)

3.

Trotz alledem!

Ob Armuth euer Loos auch ſei,
Hebt hoch die Stirn trotz alledem!
Geht kühn dem feigen Knecht vorbei,
Wagt's arm zu ſein trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz niederm Pack und alledem!
Der Rang iſt das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!

Und ſitzt ihr auch beim kargen Mahl
In Zwilch und Lein und alledem,
Gönnt Schurken Sammt und Goldpokal —
Ein Mann iſt Mann trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Trotz Prunk und Pracht und alledem!
Der brave Mann, wie dürftig auch,
Iſt König doch trotz alledem!

Heißt „gnäd'ger Herr" das Bürſchchen dort,
Man ſieht's am Stolz und alledem;
Doch lenkt auch Hunderte ſein Wort,
's iſt nur ein Tropf trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Band und Stern und alledem!
Der Mann von unabhäng'gem Sinn
Sieht zu und lacht zu alledem!

Ein Fürſt macht Ritter, wenn er ſpricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Mann creirt er nicht,
Der ſteht zu hoch trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Würdenſchnack und alledem —
Des innern Werthes ſtolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!

D'rum Jeder fleh', daß es geſcheh',
Wie es geſchieht trotz alledem,
Daß Werth und Kern, ſo nah wie fern,
Den Sieg erringt trotz alledem,

Trotz alledem und alledem!
Es kommt dazu trotz alledem,
Daß rings der Menſch die Bruderhand
Dem Menſchen reicht trotz alledem!

(Freiligrath.)

4.

O, wär' mein Lieb' die rothe Roſ'!

O, wär' mein Lieb' die rothe Roſ',
Die auf des Schloſſes Mauer glüht!
O, wär' ich ſelbſt der Tropfen Thau,
Den man im Kelch der Roſe ſieht!

An ihrer Bruſt die ganze Nacht
Läg' ich und ſchwelgt' in trunkner Luſt;
Bis Morgens, wo der Tag erwacht,
Läg' ich an ihrer ſüßen Bruſt.

O, wär' mein Lieb' ein Holderſtrauch
Wie der, voll Blumen jeder Aſt!
O, wär' ich ſelbſt ein Vögelein!
Auf ſeinen Zweigen hielt ich Raſt.

Wie wollt' ich trauern, ſäh' ich ihn
Entblättern des Novembers Weh'n;
Wie ſingen, ſähe blüh'nd und grün
Ich wieder ihn im Lenze ſteh'n.

(Freiligrath.)

5.

Wer ist vor meiner Kammerthür'?

(In Zuricher Mundart.)

Wer böpperlet a der Chammer a? —
Nu ich bi's, ſeit de Heiri —
So pack di hei, was witt du da? —
Nu öppis, ſeit de Heiri. —
Du ſchlüchſt ja wie wänn d' gſtolle hettſt —
Chumm, lueg nu, ſeit de Heiri —
De machſt na Stämpeneie z'letzt —
Cha ſcho ſy, ſeit de Heiri.

Und lieſi di i's Chämmerli —
O, laß mi, ſeit de Heiri —
So wär's dänn mit mim Schlaf vorbi —
Natürli, ſeit de Heiri. —
Und wäreſt i mim Chämmerli —
O, wäri, ſeit de Heiri —
So wettſt, bis's taget, bimer ſy —
Bis's taget, ſeit de Heiri.

Und welliſt die Nacht bimer ſy —
Die ganz' Nacht, ſeit de Heiri —
Se fürchi, chämeſt wieder gli —
Gli wieder, ſeit de Heiri. —
Was gſcheh mag dänn im Chämmerli —
Laß gſcheh nu, ſeit de Heiri —
Das rathider, das b'halt' für di —
Verſtaht ſi, ſeit de Heiri.

(Corrodi.)

6.

Tam o' Shanter.

Wenn ſchon die Krämer heimwärts wandern,
Ein durſt'ger Nachbar trifft den andern,
Wenn lang der Markttag hat gewährt,
Und jeder ſucht den eignen Herd:
Dann ſitzen zechend wir gemächlich,
Und werden ſelig unausſprechlich,
Vergeſſen ſchott'ſcher Meilen Länge
Und Haid' und Waſſer und Schluchten enge,
Die uns noch trennen von zu Haus,
Wo unſ're Frau ſitzt trüb' und kraus:
Wuth Wolken auf die Stirn ihr treibt,
Sie ſchürt den Zorn, daß warm er bleibt.

Bei Tam o' Shanter ſich's bewährte,
Als Nachts von Ayr nach Haus er kehrte,
Von Ayr, fürwahr dem ſchönſten Städtchen
An wackern Männern, hübſchen Mädchen.

O Tam, wie klug hätt'ſt du's gemacht,
Hätt'ſt du des Weibes Rath beacht't!
Hieß ſie dich nicht 'nen Taugenicht,
'nen Zänker und geſchwätz'gen Wicht,
Der nicht ein einzig Mal im Jahr
An einem Markttag nüchtern war,
Der, wenn er Korn zur Mühle bringt,
So lang ſein Geld reicht, ſitzt und trinkt,
Und, wenn der Schmied beſchlagen ſoll,
Sich mit ihm trinkt blitzhagelvoll,

Der bei des Herren Haus am Sonntag,
Bei Kirchdorf-Hannchen trank bis Montag.
Sie prophezeit ihm, daß er fände
In Doons Gewäſſern noch ſein Ende,
Sonſt dreht ein Zaub'rer jedenfalls
Bei All'ways Kirch' ihm um den Hals.

Oft, gute Frau'n, mir weh es that,
Dacht' ich, wie für ſo manchen Rath,
Für manche Predigt, lang und weiſ',
Euch keinen Dank der Ehmann weiß.
Doch nun zur Mähr' — 's war Markttag Nacht,
Als Tam ſich zum Kamin gemacht,
So recht an's Feu'r, das hoch ſich ſtreckte,
Bei ſchäum'gem Ale, das göttlich ſchmeckte.
Und Schuſter Hannes bei ſich hatt' er,
Den alten, durſt'gen, treu'n Gevatter.
Als Bruder liebt' ihn Tam, denn trunken
War'n Beid' oft unter'n Tiſch geſunken.
Bei Sang und Schwatzen kam die Nacht
Und immer beſſ'res Ale man bracht'.
Tam und die Wirthin wurden minnig
Mit Blick und Kuß, geheim und innig,
Hans bringet ſchnurr'ge Mähren vor,
Der Wirth, ſtets fertig, lacht als Chor.
Oft brüllt und raſ't der Sturm da draus,
Tam ſchert ſich drum nicht eine Laus.

Die Sorge, die ſein Glücke kränkt,
Vor Wuth ſich ſelbſt im Glas ertränkt;
Wie Bienen heim mit Schätzen fliegen,
Trägt jeder Augenblick Vergnügen.
Sind Kön'ge glücklich, Tam iſt Kaiſer,
Nichts mehr von Lebensnöthen weiß er.

Allein die Freude gleicht dem Mohn,
— Berührt, iſt todt die Blum' auch ſchon, —
Dem Schnee, der in den Fluß fällt nieder,
Erglänzend jetzt, dann nimmer wieder.
Dem Schein des Nordlichts auch ſie gleicht,
Das, eh' man's recht geſehn, entweicht,
Dem Regenbogen, deſſen Farb'
Inmitten wilden Sturms erſtarb 1).
Niemand hält auf den Strom der Zeiten,
Die Stunde naht, wo Tam muß reiten,
Die Stunde, die den Schlußſtein macht
Im ſchwarzen Bogen dunkler Nacht.
'ne ſchlimm're Nacht als dieſe da
Noch nie ein armer Sünder ſah.

Es ſtürmt', als ſtürmt' es nimmer wieder,
Und Regenſchauer praſſeln nieder,
Der Blitzſtral ſchnell die Nacht verſchlang,
Der Donner brüllte dumpf und lang —
'ne Nacht, ein Kind ſchon ſah es ein,
Der Teufel mußt' im Spiele ſein.

Auf Lieschen, ſeiner grauen Mähr',
('ne beſſ're ſchwer zu finden wär')
Tam ſtolpert über Dick und Dünn,

---

1) Dieſe acht Verſe bilden die berühmteſte Stelle in Burns' Werken. Gerhard überſetzt ſie ſo:

Doch ähnlich iſt die Luſt dem Mohn, —
Rührſt du die Blüthe, fällt ſie ſchon;
Dem Schnee im Waſſer, deſſen Helle
Hinſchmilzt im Bett der feuchten Welle;
Dem Sturme, der von dannen weht,
Eh' du noch ſiehſt, wo er entſteht;
Des Regenbogens Farbenpracht,
Erloſchen in Gewitternacht.

Trotz Wind und Blitz und Regen hin;
Bald hält die blaue Mütz' er feſt,
Bald er ein Verschen hören läßt,
Und bald bedächtig Wach' er hält,
Daß kein Geſpenſt ihn überfällt.
Jetzt bei Kirch All'way möcht' er ſein,
Wo Geiſter Nachts und Eulen ſchrei'n;
Die Furt hatt' hinter ſich er lang,
Wo'n Krämer in den Schnee verſank,
Die Birken und den großen Stein,
Wo Gottfried brach das Nackenbein,
Die Ginſterhaid', den ſtein'gen Ort,
Wo einſt ein Kind umkam durch Mord;
Und auch am Born vorbei es ging,
Wo Mungo's Mutter ſich erhing.
Vor ihm ergießt Doon ſeine Flut,
Verdoppelt brüllt des Sturmwinds Wuth,
Der Blitz durchzuckt die Himmelsſphär',
Der Donner rollt, und immer näh'r,
Als flimmernd durch der Bäume Reih'n
Kirch All'way blickt mit hellem Schein.
Durch jedes Loch die Stralen drangen,
Und drin ſie jubelten und ſprangen.

Hans Gerſtenkorn, du Kühnheitsbringer,
Vor dir ſcheint die Gefahr geringer.
Mit Bier vor keinem Leid wir zagen,
Bei Wein wir's mit dem Teufel wagen.
So ſchäumt das Ale in Tam's Gehirne:
Dem Teufel böt' er frech die Stirne.
Doch Lieschen ſtand wie feſtgefroren,
Bis angereizt durch Ferſ' und Sporen
Sie endlich zuſchritt auf das Licht.
Weh! was ſah Tam für ein Geſicht!

Sah Hexen da mit Zaub'rern tanzen,
Nicht Cotillon, nach Art der Franzen,
Nein, ſchott'ſcher Tanz nur ganz alleine
Bringt Feu'r und Leben in die Beine.
Und in des Oſtens Fenſter ſaß
In Thiersgeſtalt Herr Satanas,
Ein zott'ger Hund, ſchwarz, groß und wild,
Der ihnen auf zum Tanze ſpielt':
Er drückt die Pfeifen, daß ſie tönen,
Bis Dach und Sparren all' erdröhnen,
Und ringsum offne Särge ſtanden,
Die Todten drin in Grabgewanden,
Und jeder wie durch Teufelstrug
Ein Licht in kalten Händen trug.
Der kühne Tam bei ihrem Schein
Sah liegen auf dem heil'gen Schrein
In Galgeneiſen Mörders Bein',
Zwei Kinder, ungetauft und klein,
'nen eben abgeſchnitt'nen Dieb,
Dem offen ſtehn der Mund noch blieb,
Fünf Tomahawks, in Mord getaucht,
Fünf Säbel, dran das Blut noch raucht,
Die Schnur, die Säuglings Hals umſchlang,
Den Dolch, der Vaters Kehl' durchdrang,
Dem nahm ſein eig'ner Sohn das Leben,
Am Heft noch graue Haare kleben,
Und mehr des Schrecklichen und Graſſen,
Als ich in Wort und Reim kann faſſen.

Wie Tam voll Neugier ſtaunt und ſtarrt,
Die Freud' und Luſt ſtets wilder ward.
Der Pfeifer blies ſtets hell und heller,
Die Tanzer flogen ſchnell und ſchneller,
Rundum, hochauf, die Kreuz und Quer,

Die Vetteln ſchwitzten immer mehr,
Bis ab ſie werfen ihre Kleider
Und nun im Hemde tanzen weiter.

Wohlan, Tam, wären ſie geweſen
Recht runde, volle, junge Beſen,
Ihr Hemd, ſtatt ſchmutziger Flanell,
Aus altem Linnen, rein und hell:
Die Hoſen hier, mein einzig Paar,
Einſtmals von Pluſch mit blauem Haar,
Ich zög' ſie ab vom Beine, traun,
Könnt' ich die hübſchen Vöglein ſchau'n.

Doch ſolche Hexen, alt und häßlich,
Zum Füllenfangen gut, ſo gräßlich,
An ihrem Stab ſich dreh'nd und ſchwingend,
O Tam, war's dir nicht ekelbringend?
Doch Tam, was hübſch war, wohl verſtund.
Ein hübſches Mädchen, nett und rund,
Sich heut zum erſten Mal einfand.
(Lang kannt' man ſie an Carricks Strand,
Denn manches Stück Vieh ſchoß ſie todt,
Stürzt' um ſo manches hübſche Boot,
Macht' Korn- und Gerſtenähren leer,
Das ganze Land ſie ſcheute ſehr.)
Ihr kurzes Hemd, von Paisley-Arbeit,
Ob's auch herniederging nicht gar weit,
Ihr beſtes war's und gern getragen;
Sie trug's ſchon in den Mädchentagen.
Nicht dachte die Großmutter Dein,
Als ſie es kauft' der Enkelin klein,
Für zwei Pfund Schott'ſch, ihr' Habe ganz,
's würd' prangen einſt beim Hexentanz.
Doch hier die Muſe ſenkt die Schwingen,

Denn nimmermehr wird's ihr gelingen
Zu ſingen, wie ſie tanzt' ohn' Ende,
Denn kraftvoll war ſie und behende,
Und wie Tam daſtand wie verzückt
Und hielt ſein Auge für beglückt.
Selbſt Satan ſchaute gern ſie an,
Und blies die Pfeife, was er kann.
Und jetzt ein Luftſprung, dann ein zweiter,
Und Tam's Vernunft hielt's aus nicht weiter,
Los brüllt er: Kurzhemd, brav gemacht!
Im Augenblick war Alles Nacht.
Kaum ſetzte Lieschen ſich in Gang,
Als vor die Höllenbande ſprang.
Wie zornig ſummt der Bienen Schwarm,
Droht ihrem Neſt ein Räuber Harm,
Wie Kätzchens Todfeind klafft und bellt,
Wenn plötzlich ſie in's Aug' ihm fällt,
Und wie das Marktgedränge wallt,
Wenn „fangt den Dieb!“ gar laut erſchallt:
So Lieschen rennt, die Hexen eilen
Ihr nach mit fürchterlichem Heulen.
O Tam, wie ſchlecht warſt du berathen!
Als Hering werden ſie dich braten.
Umſonſt dein Käthchen auf dich harrt,
Bald trau'rt ſie, daß ſie Wittwe ward.
O Lieschen, deine Schnelle zeig',
Den Schlußſtein auf der Brück' erreich'!
Den Schwanz weiſ' ihnen, muthig drauf!
Denn über'n Fluß geht nicht ihr Lauf.
Doch, eh' ſie konnt' zum Stein gelangen,
Hatt' ſchon ſie keinen Schwanz mehr hangen.
Denn Annchen vor den andern Allen
Droht über Lieschen herzufallen.
Schon ſprang auf Tam ſie wüthend los,

Doch Lieschens Schnelligkeit war groß,
Ein Sprung den Herrn in's Trockne bringt,
Doch war ihr Schweif hin unbedingt.
Die Hexe faßt' ſie bei dem Rumpf
Und ließ ihr kaum noch einen Stumpf.

Ihr Mutterſöhne, leſet hier
Die wahre Mähr' und folget mir:
Wenn's euch gelüſtet nach dem Wein,
Fällt euch ein kurzes Hemde ein,
Denkt: leicht zu theu'r die Freude wär',
Gedenkt an Tam o' Shanter's Mähr'.

(Fiedler.)

Byron.

Sein Athem war nicht Weh'n der Sommerlüfte,
Die fächelnd aus den Lindenwipfeln dringen,
Vom Blüthenhauch gewürzt anmuth'ger Düfte.
Sein Lied war furchtbar wie Gewittergrauen,
Wenn es daher gefegt, auf mächt'gen Schwingen,
Die raſchen Stürme bringen,
Und ſchwere Wolken ſchauernd ſich entladen
Vom Hagel, den ihr dunkler Schooß getragen.
Der Ernte Segen ſeh'n wir rings zerſchlagen
Und Regenſtröme das Gefilde baden;
Nur wo der Schleier des Gewölks zerriſſen,
Lacht blauer Himmel aus den Finſterniſſen.

Zedlitz.

Eine Erſcheinung, wie ſie eben nur aus der modernen Geſellſchaft hervorgehen konnte, eine Perſönlichkeit, in welcher ſich die Elemente des Dichters, des Helden, des Wüſtlings, des ariſtokratiſchen Dandy und des kosmopolitiſchen Revolutionärs, die Stimmungen des Voltaireismus und Rouſſeauismus, die Aufſchwünge des Titanenthums aus der Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts mit der modernſten Blaſirtheit in bizarrſter Weiſe miſchten, — ſo ging Lord Byron den ſtaunenden Blicken ſeiner Zeitgenoſſen vorüber. Ein Meteor ſtieg er am literariſchen Himmel Europa's herauf, welches, kometenhaft prächtig und furchtbar, alle übrigen Geſtirne, — die Sonne Göthe ausgenommen — verdunkelte, mit ſeinem düſter rothen Licht die Zeitgenoſſen zu einem aus Schrecken und Bewunderung gemiſchten Gefühl hinriß und nach ſeinem Verſchwinden in den Sümpfen von Miſſolonghi da, wo es gewandelt, eine unauslöſchliche Flammenfurche hinter ſich zurückließ.

Man hat Byron's Leben mit Grund einen Roman genannt. Dieſer Roman erinnert an die kühne Idee unſeres Grabbe, die beiden tragiſchen Probleme Fauſt und Don Juan in einem Drama zu löſen. Byron's Leben iſt ein Fauſt-Don Juan-Roman mit heroiſchem Schluß. Mehrfach zum Gegenſtand novelliſtiſcher und dramatiſcher Darſtellung gewählt, ſind die Einzelheiten dieſer Lebensgeſchichte in weiteſten Kreiſen bekannt geworden. Wir können uns daher auch hier, wie oben bei Göthe und Schiller, darauf beſchränken, einfach die biographiſchen Daten anzuführen und damit die Chronologie der Byron'ſchen Werke zu verbinden.

George Byron-Gordon, geboren am 22. Januar 1788 in London. Verbringt ſeine Kinderjahre mit ſeiner Mutter, die 1791 Wittwe geworden, in Schottland. Gelangt 1798 durch den Tod ſeines wunderlichen Großoheims Lord William in den Beſitz der Peerswürde und des Familienguts Newſtead-Abtei. Macht ſeine Gymnaſialſtudien zu Harrow. Nicht erwiderte Liebe zu Miß Mary Chaworth, in dem Gedicht „der Traum“ ſchön geſchildert. Bezieht 1805 die Univerſität Cambridge. 1807 Stunden der Muße. 1808 genial excentriſches Poeten- und Zecherleben in Newſtead-Abtei. 1809 die Satire Engliſche Barden und ſchottiſche Kritiker. Nimmt ſeinen Sitz im Hauſe der Lords. Reiſt über Portugal und

Spanien nach dem Orient. Durchſchwimmt im Mai 1810 den Hellespont zwiſchen Seſtos und Abydos. 1811 Rückkehr nach England. Verliert ſeine Mutter durch den Tod. 1812 Jungfernrede im Haus der Lords (am 27. Februar). Childe Harold (Geſang 1—2). 1813 die Satire der Walzer. Der Giaur. Die Braut von Abydos. 1814 der Korſar. Lara. Hebräiſche Melodieen. Byron der „Löwe“ der Saiſon. 1815 Heirat mit Miß Anna Iſabella Milbanke-Noel. 1816 die Belagerung von Korinth. Pariſina. Trennung von ſeiner Gattin. „Lebewohl, und ſei's für immer!“ Verkauf von Newſtead-Abtei. Byron verläßt England zum zweiten Mal und auf Nimmerwiederſehen. Fahrt rheinaufwärts nach der Schweiz. Aufenthalt in der Villa Diodati am Genferſee. Freundſchaft und Zuſammenleben mit Shelley, einem anderen von der engliſchen „Geſellſchaft“ Ausgeſtoßenen. Der Traum. Finſterniß. Prometheus. Monodie auf den Tod Sheridan's. Alpenſtreifereien. Der Gefangene von Chillon. Childe Harold (3. Geſang). Abreiſe nach Italien und Aufenthalt in Venedig. 1817 Manfred. Taſſo's Klage. Beppo. 1818 Ode auf Venedig. Childe Harold 4. Geſang). Mazeppa (ſ. u. 8). Don Juan Geſ. 1—2). Bekanntſchaft mit Thereſa Guiccioli-Gamba. **1819** Don Juan (Geſ. 3—4). **1820** folgt Byron der Geliebten nach Ravenna. Betheiligung an den Plänen der Carbonari. Die Prophezeiung Dante's. Marino Faliero. Don Juan (Geſ. 5). **1821** Sardanapal. Die beiden Foscari. Kain. Viſion des Gerichts. Himmel und Erde. Ueberſiedlung nach Piſa. **1822** Verluſt Shelley's. Werner. Der umgeformte Mißgeformte. Don Juan (Geſ. 6—9). Umzug von Piſa nach Genua. **1823** das eherne Zeitalter. Die Inſel. Don Juan (Geſ. 12—16). Entſchluß, mit Gut und Blut den aufgeſtandenen Griechen beizuſtehen. **1824** Landung in Miſſolonghi (Januar). Byron errichtet auf eigene Koſten eine Brigade Sulioten, um die Türken in Lepanto anzugreifen. Schwanenlied mit kriegeriſchem Schluß[1]. Das Fieber, welches den Dichter ergriffen, ſteigert ſich zu tödtlicher Gefahr. Er ſtirbt im 36. Lebensjahr am 19. April 1824. Das griechiſche Volk legt Trauer um ihn an. Das engliſche Zelotenthum verweigert dem Todten ein Grab in der Weſtminſter-Abtei. Sein Staub ruht in der Kirche des Dorfes Hucknell. Dichter aller Zungen haben Lorbeerkränze auf dieſes Grab niedergelegt.

---

[1] Reut dich die Jugend, warum leben?
Stirb in dem Land, wo's rühmlich Brauch,
In Kampf und Schlachten aufzugeben
Den letzten Hauch.

Such' dir, was Krieger finden wollen,
Ein Heldengrab, grünübermooſt,
Schau um dich, wähle dir die Schollen
Und ſtirb getroſt!

(Böttger's Ueberſ.)

Der innerſte Kern von Byron's Poeſie iſt die Verzweiflung, — die Verzweiflung an der Welt, an den Menſchen, an ſich ſelbſt. Es iſt eine Poeſie der Negation und des Hohns, düſter, nächtlich, aber durchzuckt von wunderbaren Schönheitsblitzen, durchhallt von Gedankendonnerſchlägen, die in der fernſten Zukunft noch ein Echo finden werden. Es iſt eine Poeſie des Haſſes, aber eines Haſſes, welcher die Liebe zur Mutter hat[2]). Zwiſchen den Dornen von Byron's Skeptik, Grimm und Spott blühen überall die Glutroſen der Liebe. War er doch auch im Leben von unvergleichlicher Herzensgüte. Die italiſchen Städte, in welchen er gelebt, begrüßten ſein Kommen und betrauerten ſein Gehen als das eines Wohlthäters. Zuletzt hat er Vermögen und

---

2) Ach wer heilet die Schmerzen
Deſſ', dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?

Göthe.

Leben an einen großen Wurf, an einen Entſchluß edler Begeiſterung geſetzt. Und man nehme nur ſeine Frauencharaktere, ſeine Leila, Zuleika, Medora, Gulnare, Pariſina, Angiolina, Adah, Myrrha, Neuha, Haidie, Marina. Kann ein Liebeloſer ſolche Geſtalten ſchaffen? Niemals! Sehr ſchön hat Börne von Byron geſagt: „Wie mild und ſtark zugleich! Er donnert auf der Flöte!“

Byron ſtand zu einer Zeit auf, wo der Glaube an die alten Lebensmächte der Geſellſchaft vernichtet und ein neuer noch nicht gefunden war. Die zerſtöreriſche Philoſophie des 18. Jahrhunderts, von England ausgegangen, durch die Franzoſen populariſirt und propagirt, in Deutſchland mit der höchſten Würde wiſſenſchaftlicher Freiheit bekleidet, — hatte eine ungeheure Leere in den Gemüthern erzeugt, eine Leere, die erſt dann recht fühlbar wurde, als die That dieſer Philoſophie, die franzöſiſche Revolution, geſcheitert war und die große Enttäuſchung eine entſprechende Erſchlaffung mit ſich brachte. Das Motiv der Nationalität, welches zunächſt auf reſtaurativem Wege die Völker aus der Nebelhaftigkeit eines idealen Weltbürgerthums zu ſich ſelbſt zurück und dann auf die Bahn weiterer Entwicklungen führte, erwies ſich vorerſt noch zu dunkel, zu unſicher und zu vielfach irregeleitet, um genialen Menſchen einen neuen Inhalt des Denkens und Strebens zu bieten, und von den plumpen Bemühungen des religiöſen und politiſchen Obſcurantismus, die Nationen Europa's ins Mittelalter zurückzuſcheuchen, mußten ſie ſich geradezu angewidert fühlen. Hiezu kam noch Byron's Stellung als Engländer und Lord. Er konnte weder ſeines nationalen Naturells völlig ſich entäußern und noch viel weniger vermochte er in demſelben aufzugehen. Einerſeits Ariſtokrat durch Geburt und perſönliche Neigungen, fühlte er andererſeits jeden Tropfen ſeines Blutes ſich empören, wenn er ſehen mußte, wie die Politik Caſtlereagh's England den freiheitsfeindlichen Grundſätzen der heiligen Allianz dienſtbar zu machen wußte. So, bei großem Wollen überall kein deutliches Ziel vor Augen, in ſeinen idealen Anſprüchen an das Leben früh geſtört und enttäuſcht, auf die Gränzſcheide einer untergehenden und einer erſt im Keimen begriffenen Geſellſchaft geſtellt, wurde er von einem Zweifel raſtlos in den andern geworfen, um zuletzt an Allem zu verzweifeln. Wie dem Shakſpeare'ſchen Hamlet, ſchien ihm die Welt nur ein verwilderter Garten voll verworfenen Unkrauts und wie jenem ſelbſtquäleriſchen Grübler kam ihm alles Menſchentreiben ekel, ſchaal und unerſprießlich vor. Die Werther'ſche Senſibilität, der Fauſt'ſche Drang verſchwammen in gränzenloſem Ueberdruß, der in Selbſtmord hätte auslaufen müſſen, wenn nicht eine raſtloſe Productionsluſt der entnervenden Langeweile [3]) das Gleichgewicht gehalten hätte. Dieſer Langeweile zu entgehen, ſchleuderte Byron ſeine Dichtungen auf's Papier. Aber wie ſein Leiden, war auch ſein Dichten wahr. Er trug wirklich voll und ganz jenen titaniſchen Weltſchmerz in ſich, mit deſſen verbrauchten Lappen ſich nachher ſo viele ſeiner Affen herausgeputzt haben. Er ſprach die Pein ſeiner Zeit aus, wie ſein Manfred das Geheimniß ſeiner Seelenqualen den Gletſcherwinden preisgegeben [4]), und ſo dröhnend und majeſtätiſch klang der gen Himmel geworfene Verzweiflungsſchrei ſeiner Poeſie, daß das Verhallen deſſelben zu den undenkbaren Dingen gehört.

---

3) „Was mag doch wohl der Grund davon ſein, daß ich mein ganzes Leben lang mehr oder weniger Langeweile gehabt habe?“ Byron's Tageb. vom 6. Jan. 1821. Zur näheren Kenntniß von des Dichters Leben und Charakter iſt die Bekanntſchaft mit ſeinen Tagebüchern und Briefen ſchlechterdings nothwendig.

4) Mein Schmerz ſoll Stimme finden . . .

Die Worte, welche Manfred hinzufügt, paſſen ganz auf ſeinen Schöpfer: —

. . . . Seit der Jugend
Ging meine Seele nicht mit Menſchenſeelen,
Noch ſah ich auf die Welt mit Menſchenaugen;
Der Ehrſucht Durſt in ihnen war nicht mein,
Der Endzweck ihres Lebens war nicht mein,
Mich machten Freude, Schmerz und Trieb und Kraft
Zum Fremdling . . . . .

1.

Childe Harold.

1.

Die Nacht auf dem Genferſee.

Du Gegenbild der wilden Welt, die ich
Bewohnt, o Leman! Deine Waſſer ſchwellen
In ſüßer Ruh'! Zu tauſchen mahnt ſie mich
Der Erde trübe Flut für rein're Quellen.
Lautlos entführt der Kahn mich auf dem hellen,
Freundlichen See all meinem Leid! Wohl lang'
Liebt' ich ein tobend Meer; doch deine Wellen
Sie ſchmählen ſanft, wie Schweſterſtimme-Klang,
Daß je ſo rauhe Luſt ſo mächtig mich bezwang.

Still lauſcht die Nacht: dunkel und doch zu ſehn,
Ganz kennbar, ob auch Schatten es umgeben,
Iſt Alles zwiſchen dir und jenen Höhn,
Dem finſtern Jura! Seine Gipfel ſchweben
Senkrecht und ſteil, und wenn wir näher ſtreben,
Weht von der Küſte ſüßlebend'ger Duft
Der friſchen Blumen; träge Ruder heben
Sanft plätſchernd ſich, und munter zirpend ruft
Im Lied uns „gute Nacht“ das Heimchen durch die Luft! —

Das ſchwärmt, ein Kind ſein Lebelang, herum
Und ſingt nach Herzensluſt! — Es ſchlägt zu Zeiten
Ein Vogel an im Buſch — doch bald wird's ſtumm! —
Am Hügel ſcheint ein Lüftchen hinzugleiten. —
Doch Täuſchung iſt's! Voll ſtiller Heimlichkeiten
Thauen die feuchten Sterne auf die Flur
In Liebesthränen nieder und verbreiten,
Bis ſie ſelbſt weggeweint die eigne Spur,
Tief ihrer Farben Geiſt im Buſen der Natur.

Des Himmels Poeſie ſeid ihr, o Sterne!
Verzeihlich, lieſ't der Menſch, ſein Loos zu deuten
Und das der Welt, in euren Stralen gerne!
Verzeihlich iſt's, wenn, groß zu ſein, zu Zeiten
Der Erde Schranken er möcht' überſchreiten,
Und er dann wähnt, er ſei mit euch verwandt!
Denn ihr ſeid hold, voll ſüßer Heimlichkeiten,
So, daß, für euch in ſcheue Lieb' entbrannt,
Glück, Leben, Ehre, Macht — die Menſchen „Stern" genannt.

Himmel und Erde ruht! Nicht ſchlummertrunken,
Doch ſtumm, wie ernſtem Sinnen hingegeben,
Lautlos, wie wir, in Rührung oft verſunken! —
Himmel und Erde ruht! Geſteigert Leben
Durchwebt die Sternenheere, die dort ſchweben,
Den eingelullten See, den Alpenſtrand!
Verloren iſt kein Stral, kein Blatt, kein Beben
Der Luft! Ein Theil des Seins, fühlt ſich's verwandt
Ihm, der dies All erſchuf und ſchirmt mit ſeiner Hand.

So ſchwärmt der Geiſt endlos und fühlt, allein
Sei der am wenigſten, der einſam lebt.
Die Wahrheit ſchmilzt und reinigt unſer Sein;

Ton, Quell und Seele der Muſik, erhebt
Sie uns zu ew'ger Harmonie und webt,
Wie einſt Cytherens Gürtel, zauberhaft
Liebreiz um alle Weſen! Vor ihr bebt
Des Todes Schemen ſelbſt; ſein Arm erſchlafft,
Hätt' er auch in der That uns weh zu thun die Kraft.

Nicht abſichtslos erwählte ſich fürwahr
Berggipfel, die die Erde überſchau'n,
Und Höh'n der Perſer einſt, ſich den Altar
In mauerloſen Tempeln zu erbau'n!
Dort ſuchte er den ew'gen Geiſt, dem, traun!
Schwach dünkt der Menſchen Werk. Vergleicht den Stein,
Den Goth' und Griech' zum Götzenhaus gebau'n,
Dem Dome der Natur, der Luft, dem Hain
Und pfercht in Mauern nicht eure Gebete ein!

Am Himmel welch ein Wechſel rings! — O Nacht,
Finſterniß, Sturm, wunderbar ernſt ſeid ihr;
Doch wie ein dunkles Mädchenauge lacht,
Lieblich zugleich! — Durch's ganze Felsrevier,
Von Höh' zu Höh', rollen beſtändig ſchier
Die Donner fort. 's iſt eine Wolke nicht,
Die Stimm' erhebt jedwedes Berghaupt hier
Und Antwort ruft, durch Nebelhüllen dicht,
Jura der Alpe, die, laut jubelnd, mit ihm ſpricht.

Welch eine Nacht! — O höchſt glorreiche Nacht,
Nicht Schlummers wegen ſchmückt dich ſolche Zier!
Laß mich genießen deine wilde Pracht,
Der ich ein Theil ja bin vom Sturm und dir! —
Ein Phosphormeer erglüht der See vor mir;
Der dicke Regen tanzt vom Himmel nieder
Und wieder finſter wird's; und nun ballt hier

Die Bergesluſt der lauten Hügel wieder,
Als regt' die Erde froh in jungem Muth die Glieder.

Dort, wo der ſchnelle Rhon wogt zwiſchen Höhen,
Aehnlich zwei Liebenden, die Haß geſchieden,
Die ſich getrennt durch tiefe Klüfte ſehen
Und ewig fern, ſich nimmermehr befrieden;
Obgleich ſie ſich gebrochnen Herzens mieden
Und Liebe nur des Haders Wurzel war,
Das Gift war, das die Blüthe fraß hienieden,
Und die, als ſie entflohn, für manches Jahr
Nur Winter hinterließ und Kämpfe immerdar —

Dort, wo der wilde Rhon ſich Weg bahnt, halten
Die mächtigſten der Wetter ihren Stand;
Nicht eines nur, nein, viele ſieht man walten,
Der Donnerkeil entfliegt von Hand zu Hand,
Leuchtend ringsher! — Um dieſe Bergeswand,
Die zwiegeſpalten, blitzgeröthet, thront
Das furchtbarſte; als wär' es ihm bekannt,
Daß in der Schlucht hier, wo Zerſtörung wohnt,
Nichts, was ſich drin verbirgt, der lohe Stral verſchont.

Gebirge, Himmel, Blitz, See, Fluß und Nacht,
Wind, Wolken, Donner und ein Geiſt, der, voll
Davon, dies fühlen lehrt — ſie ſind gemacht
Wohl, um mich wach zu halten! — Fernher ſchwoll
Rings eure Stimme und gleich ihr erſcholl,
Was in mir ſchlaflos, wenn ich raſte! Sagt,
Wo, Stürm', iſt euer Ziel? Gleicht euer Groll
Den Stürmen unſrer Bruſt oder erjagt
Ihr, Adlern gleich, den Horſt, der hoch in Wolken ragt?

Könnt' ich entkörpern jetzt, könnt' aus ich ſprechen,
Was mir am mächtigſten den Buſen bebt;
Könnt' ich am Ausdruck den Gedanken rächen,
Ausſprühen Seele, Herz, was mich durchwebt,
Stark oder ſchwach, was ich erlitt, geſtrebt,
Gekannt, gefühlt, in ein Wort und dies Wort
Es wär' ein Blitz: — ich ſpräch's! So aber lebt',
So ſterb' ich ungehört; und wie im Hort
Der Scheid' ein Schwert, fühl' ſprach- und ſtimmenlos ich fort!

2.

Der Fluch 1).

O Nemeſis, der nie die Waag' entfallen,
Wägſt Menſchenfrevel du mit ſtrenger Hand;
Die einſt geehrt in dieſes Tempels Hallen 2),
Die aus dem Pfuhl den Furienchor geſandt,
Der ziſchend, heulend den Oreſt umſtand
Und ſeiner Rache blutiges Vergehen,
Die wohl gerecht, nur von zu naher Hand 3) —
Hier, wo dein Reich einſt, rufet dich mein Flehen!
Hörſt du mein Herz nicht? Auf! Du wirſt, du mußt erſtehen!

---

1) In dieſen Stanzen (132—137, Childe Harold, 4. Canto) erhebt ſich die Lyrik Byron's zum höchſten Pathos. Es iſt vielleicht die glühendſte Ausſtrömung ſeiner Dichterſeele. — 2) Byron hat dieſe Strophen im Coliſeum in Rom gedichtet. Ein ſehr heilig gehaltener Tempel war der Nemeſis, der Vergeltung, der Rachegöttin, auf dem Palatin geweiht. — 3) Oreſt tödtete ſeine Mutter Klytämneſtra, um ſeinen von ihr gemordeten Vater Agamemnon zu rächen.

Sei's, daß der Väter Sünden abzutragen,
Oder die meinen, dieſe Wunden bluten;
Hätt' ſie ein ehrlich Schwert mir nur geſchlagen,
Würd' ich, dies Blut zu hemmen, mich nicht ſputen!
Doch nun, fürwahr, ſoll's in den Staub nicht fluten!
Dir weih' ich es! Die Rache, ſie ſein dein!
Sie kommt gewiß, wollt' mir's auch nicht gemuthen,
Sie ſelbſt zu nehmen, weil — Genug — mag's ſein! —
Ich ſchlafe; aber du, du wirſt nicht ſchlafen, nein!

Und hört ihr jetzt mich meine Stimm' erheben,
Iſt's nicht, daß ich mich krümm' in meinen Wehen;
Er ſpreche, der mich bleich, der mich erbeben
In meiner Seele Krämpfen hat geſehen!
Doch dieſes Blatt hier ſoll als Denkmal ſtehen!
Mein Wort wird nicht in Luft verwehn, wenn lang'
Ich Aſch' auch bin, und in Erfüllung gehen,
Vollauf, wird mein weiſſagender Geſang
Und thürmen, berghoch, ſich meines Fluches Zwang!

Der Fluch, er ſei — Vergebung! Höre mich,
O Mutter Erd', ihr himmliſchen Gewalten!
Kämpft' ich mit meinem Schickſal nicht? Hab' ich
Was ſich verzeiht, nicht duldend ausgehalten? —
War nicht mein Geiſt glutkrank, mein Herz geſpalten,
Zerſtört Hoffnung und Ruf, mein tiefſtes Leben? —
Und trotzt' ich der Verzweiflung finſt'rem Walten,
War's, weil von anderm Stoff als Viele eben,
Im Seelenmoder ich, wie ſie, nicht mochte weben.

Hab' ich, was Menſchen können, nicht erlebt,
Von kleinen Tücken bis zur ärgſten That?
Verleumdung, die laut brüllend, ſchäumend, ſtrebt,
Einzelner Schurken flüſternden Verrath;

Der Menge fein'res Gift, das kriechend naht:
Den Janusblick, der durch beredtes Schweigen
Zu lügen weiß, den Schein der Wahrheit hat,
Und der die ſtumme Bosheit, die ihm eigen,
Durch Blick und Seufzer ſtrebt zu fördern und zu zeigen?

Und doch hab' ich gelebt, und nicht vergebens!
Mag auch die Glut aus Geiſt und Adern ſcheiden,
Zerbrech' in Qual die Form auch meines Lebens —
Etwas in mir trotzt ſelbſt der Zeit, dem Leiden
Und hält noch meinen Athem im Verſcheiden!
Etwas, das irdiſch nicht, das ſie nicht ahnen,
Wird, gleich dem Nachhall längſt verklung'ner Saiten,
Den Geiſt beſänft'gend, einen Weg ſich bahnen
Und ſpät an Lieb' und Reu' verſteinte Herzen mahnen.

3.

An das Meer.

Roll' an, tiefblauer Ozean, roll' an,
Durch den zehntauſend Flotten ſpurlos ſtreichen!
Der Menſch verheert das Land, ſo weit er kann,
Dich aber nicht! Doch deines Thuns ein Zeichen
Schwimmen die Trümmer rings! Nur ſeine Leichen
Läßt dir der Menſch als der Zerſtörung Pfand,
Wenn er, dem Regentropfen zu vergleichen,
Gurgelnd und ſtöhnend in der Flut verſchwand,
Vergeſſen, nicht Geläut', nicht Grab, nicht Bahre fand.

Dich zeichnet nicht ſein Schritt: deine Gefilde
Sind nicht ſein Raub! Aufſteigſt du, und im Nu
Schüttelſt du ihn weit weg; und, ſeine wilde
Zerſtörungswuth verachtend, ſchleuderſt du
Von deinem Buſen ihn den Wolken zu:
Wie deinen Giſcht, laſſ'ſt du ihn, heulend, fliegen
Zu ſeinen Göttern, wo bald wohl zur Ruh'
In naher Bai ſich ſeine Träume wiegen,
Und ſchnellſt ihn endlich hin an's Land: — dort mag er liegen!

Kriegsflotten, deren Donner rings die Mauern
Der Felſenſchlöſſer, rings die Völker beben,
Kön'ge auf ihren Burgen angſtvoll ſchauern;
Eich'ne Leviathan', rieſ'ge, die eben
Den Lehmkloß, der ſie ſchuf, zum Wahn erheben,
Er ſei dein Herr, und ſein der Kriege Loos:
Zum Spielwerk ſind ſie deiner Macht gegeben,
Schneeflocken gleich, ſchmelzend in deinem Schooß,
Wie der Armada Stolz, Trafalgars Wahn zerfloß.

Rings ſchwanden alle Reiche, deines währt;
Aſſyrien, Hellas, Rom — was ſind ſie worden?
Als ſie noch frei, hat ſie dein Sturm verheert,
Seither Tyrannen! Sklaven, wilde Horden,
Im fremden Joch, wohnen an deinen Borden;
Länder veröden; du trotz wildem Streit
Der Wellen, biſt noch anders nicht geworden;
Der Stirn' Azur furchte noch nicht die Zeit,
Wie dich die Schöpfung ſah, ſo fluteſt du noch heut.

Glorreicher Spiegel, wo im Wetterſauſen
Blickt des Allmächt'gen Bild! In allen Zeiten,
Still und bewegt, im Hauch, im Sturm, im Brauſen,
Am eiſ'gen Pol, in glutdurchflammten Weiten,

Nachtdunkel, endlos, hehr, — der Ewigkeiten
Erhab'nes Bild, des Unſichtbaren Schrein!
Des Abgrunds Ungeheuer ſelbſt entgleiten
Bloß deinem Schleim entſproßt! Allwärts herrſcht dein
Geſetz! So wogſt du fort, hehr, bodenlos, allein!

(Zedlitz.)

2.

Liebe.

1.

Ja, von dem Himmel ſtammt ſie ab,
Ein Funke ew'ger Glut iſt Liebe,
Den Allah uns und den Engeln gab,
Vom Staub zu heben nied're Triebe.
Dringt Andacht auch zum Himmel ein,
Herab zieht Liebe ihn allein.
Sie iſt ein Fühlen, Gott entlehnt,
Das von der Selbſtſucht Schmutz entwöhnt,
Ein Stral, vom Allerſchaffer ſtammend,
Ein Nimbus, rings das Herz umflammend.

(Hilſcher.)

2.

. . . . Es lebt, der Erde Räumen
Entrückt, der Fromme ganz in ſeinen Träumen;

Nicht Zeit und Welt ſieht den Verzückten an,
Zum Himmel flog ſein Geiſt dem Staub voran:
Iſt Liebe minder mächtig? Nein! hinauf
Zu Gott lenkt ſie auch den erhabnen Lauf!
Mit Allem, was uns von dem ſel'gen Droben
Hienieden wird bekannt, iſt ſie verwoben!
Das and're, beſſ're Ich iſt ſie, deß Luſt
Und Schmerz mehr als das eigne fühlt die Bruſt.
Sie iſt der Zug, der die geſchied'nen Flammen
Zu Einer Lohe mächtig zwingt zuſammen:
Das Leichenfeuer, drin mit heitern Mienen
Dem Tod ſich Herzen weihen — wie Braminen.
Weg mit der falſchen Zärtlichkeit zum Ich!
Wer, auf zum Himmel ſchau'nd, denkt noch an ſich?

(Pfizer.)

3.

O Liebe, erdentrückte! Seraph mild,
Geglaubt, doch nicht geſchaut! Dein Dienſt, ach, bricht
Deiner Bekenner Herz! Noch ſah dein Bild
Kein bloßes Aug', wird's nie! Des Geiſtes Licht
Schuf dich, wie er den Himmelsraum oft dicht
Erfüllt mit ſeiner Sehnſucht Traumgeſtalten,
Antlitz und Form um die Gedanken flicht,
Die ihren Sitz in durſt'ger Seele halten,
Die ungeſtillt hindorrt, ermüdet, wund, geſpalten.

(Zedlitz.)

3.

Sie geht in Schönheit.

Aus: „Hebräiſche Melodieen.“

Sie geht in Schönheit, gleich der Nacht
In wolkenloſem Sternenlicht;
Des Schattens und des Lichtes Pracht
Eint ſich auf ihrem Angeſicht,
Aus dem ein milder Schimmer lacht,
Der ſtets dem grellen Tag gebricht.

Ein Stral hinweg, ein Schatten mehr
Und fort würd' auch die Anmuth ſein,
Die aus dem Rabenlockenmeer
Die Stirn umglänzt mit ſanftem Schein,
Wo die Gedanken ſüß und hehr
Verkünden, daß ihr Wohnſitz rein.

Und auf der Stirn, dem Wangenpaar
Spricht von dem reinſten Jugendmuth
So ſanft beredt, ſo ruhig klar
Des Lächelns Reiz, der Farben Glut
Von einem Herzen wunderbar,
Wo Liebe voller Unſchuld ruht.

(Böttger.)

4.

Thyrza.

Keine wohl von allen Schönen
Steigt zu deinem Reiz empor!
Wie Muſik auf Wogen tönen
Deine Worte mir ins Ohr.
Wie vom Zauberwort umſpannt
Lichte Wellen träumen,
Eingelullt und feſtgebannt
Rings die Winde ſäumen —
Wie der Vollmond um gelindes
Wogen auf der Tiefe ſchwebt,
Die ſich ſanft wie eines Kindes
Bruſt im ſüßen Schlafe hebt:
So iſt auch der Geiſt gewillt,
Dir allein zu lauſchen,
Tief erregt und ſanft geſtillt
Wie des Meeres Rauſchen.

(Böttger.)

5.

Zuleika.

Aus: „Die Braut von Abydos.“

Schön, wie das erſte Weib, die Sünderin,
Von böſer Schlange lieblich angezogen,
Die tief das Bild behielt in ihrem Sinn,
Fortan betrügend, da ſie ſelbſt betrogen;

Bezaubernd, wie der allzuflücht'ge Traum,
Dem bunten Schlaf des Grames eingewoben,
Wo Herz an Herz ſich trifft im Himmelsraum
Und der Verluſt zum Leben wird erhoben,
Sanft wie geliebter Todten Angedenken,
Rein, wie ſich Kinder im Gebet verſenken:
So war die Tochter von dem rauhen Greiſe,
Der Thränen weint — doch Thränen ihrem Preiſe.
Wer wüßte nicht, daß ſchwache Worte malen
Kaum einen von der Schönheit Himmelsſtralen?
Wer fühlt nicht, wenn vom Staunen wonnetrunken
Der Blick geblendet und in Nacht verſunken,
Der Wange Glut, des Herzens Schlag bekennt:
Wie Lieblichkeit ſo wunderbar entbrennt!
So war Zuleika — und ein Zauberſchein
Umſtralte ſie, verborgen ihr allein:
Der Anmuth Reinheit und der Liebe Licht,
Geiſt und Muſik, die aus den Zügen ſpricht,
Des Herzens Sanftheit, die noch Alles eint,
Das Auge, das an ſich ſchon Seele ſcheint!

(Böttger.)

6.

Finsterniss.

Mir ward ein Traum, doch war es mehr als Traum,
Da ſah verſchwunden ich die Sonne und den Raum
Des Univerſums hüllte dichte Finſterniß
Und bahn- und ſtrallos ſchweiften durch die Düſterniß

Die ew'gen Sterne — mondberaubt die Luft,
Drin hing die Erde, gleich 'ner ungeheuren Gruft,
Kalt, ſchwarz und blind. Der Morgen ſtieg herauf
Und ging und kam in ſeinem Kreiſeslauf,
Doch blieb es Nacht und nimmer ward es Tag.
Der Menſch vergaß jetzt jeder Leidenſchaft
In dieſer Oede, welche bleiſchwer lag
Auf jedem Herz, daß deſſen Saft und Kraft
Gefror im qualvoll ſelbſtiſchen Gebet um Licht.
Der Scheiterhaufen grelle Glut allein durchbricht
Das Dunkel: denn Paläſte, Schlöſſer und der Thron
Hochmüth'ger Kön'ge, gleich dem Bettlerhaus von Thon,
Alles, was brennbar, ging in Flammen auf
Und um ihr brennend Obdach ſtanden dann zu Hauf
Die Menſchen, ſich noch 'mal in's Aug' zu ſchaun.
O glücklich, wer da der Vulkane Höllengraun
Genüber wohnte. Banges, ſcheues Hoffen nur
Verblieb den Menſchen. Wälder ſteckten ſie in Brand,
Doch Stamm auf Stamm deckt ſtürzend die verkohlte Flur
Und ſchwarzes Dunkel hielt umfangen alles Land.
Von der Verzweiflung fahlen Blitzen
Erleuchtet wurden nur der Menſchen Stirnen:
Hier ſah man büßend ſie im Staube ſitzen
Und dort gen Himmel ſie ihr Antlitz kehrten,
Des Wahnſinns Lachen, gleich verbuhlten Dirnen,
Aus ihrem Munde ſtoßend; Andre nährten
Der Scheiterhaufen Glut in Todesängſten,
Jetzt windend im Gebete ſich, im bängſten,
In Flüchen jetzt vergeudend ihren Odem.
Und ſieh, des Dunkels gifterfüllter Brodem,
Der machte nun die wild'ſten Thiere zahm.
Unter die Menſchen zitternd ſich der Tiger miſcht,
Der Geier bänglich nieder aus den Lüften kam,
Die Rieſenſchlange, wie um Mitleid flehend, ziſcht —

Man ſchlug ſie todt zum Mahl.
Der Krieg, der vor Entſetzen kaum geruht,
Schlang ſich von Neuem voll mit Menſchenblut.
Sich ſättigend in Grimm und Qual,
Saß Jeder einſam,
Es gab nicht Liebe mehr, nur ein Gedanke: Tod!
War noch der Welt gemeinſam.
Dahin Geſundheit, Blüthe, Wangenroth —
Der Mangel fraß die Menſchen unverwehrt
Und unbegraben modert' ihr Gebein:
Ein Magerer den Mageren verzehrt,
Anbiß der Hund den Herren ſein.
Und ſo die Menſchheit Hungers ſtarb,
An Peſt und Seuchen alle Creatur verdarb.
Zwei Männer lebten aber noch zuletzt
In einer großen Stadt, und grimmer Haß
Hatt' ſie manch Jahr gehetzt
Ohn' Unterlaß.
Sie trafen ſich bei des Altares Aſchenglut,
Und ſie zur Flamme anzufachen ſuchend,
Erkannten ſie ſich, und in blöder Wuth
Verathmen ſie, ſich gegenſeitig fluchend. —
Leer jetzt die Welt, die völkerreiche, prächtige,
Ein Chaos nur von Koth,
Jahrzeitlos, baumlos, leblos, die einſt ſo lebensmächtige,
Ein Klumpen Tod!
Die Ströme ſtanden ſtill auf ihrer Bahn
Und regungslos ward See und Ocean.
Es wurden faul die Schiffe auf den Wogen
Und ſtill dann von der Tiefe eingeſogen.
Todt Flut und Ebbe,
Die Welt 'ne unausſprechlich todte Steppe.
Es faulte in der Moderluft der Winde Zug,
Der Wolken Himmelſchleier riß.

Todt Alles, ſtumm und todt! — Sie war ſich ſelbſt genug.
Sie war das All' — die Finſterniß.

(Scherr.)

7.

Der Staubbach.

Aus: „Manfred," Act 2, Szene 2.

Noch Mittag nicht. Des Sonnenbogens Stralen
Umwölben noch den Strom mit Himmelsfarben
Und zieh'n ſich um der Wogenſäule Silber,
Ueber des Felſens ſcheitelrechten Abſturz,
Und ſpielen längs des Schaumlichts Streifen her
Und hin, wie jenes fahlen Roſſes Schweif,
Des Rieſenpferds, worauf der Tod ſaß, wie
Es in der Offenbarung heißt. Kein Auge
Als meines jetzt verſchlingt den ſchönen Anblick.
Hier ſollte ich, in ſüßer Einſamkeit
Allein, nur theilen mit dem Geiſt des Orts
Die Heimat dieſer Flut.

(Hilſcher.)

8.

Mazeppa[1].

„Das Pferd heraus!“ — Es kam zur Stelle,
Fürwahr, es war ein edles Roß,
Des ächten Tartarblutes Sproß,
Als wäre des Gedankens Schnelle
In ſeinen Schenkeln; und ſo wild,
Wie je nur wilde Hirſche ſprangen,
Nicht Sporn und Zügel macht es mild,
Es war erſt kürzlich eingefangen.
Es ſträubt die Mähne, ſchnaubt und ſchäumt,
Und wie ſich's, wenn auch fruchtlos, bäumt,
Führt man der Steppe wildes Thier
In vollem Schaum und Grimm zu mir.
Es band der Diener ſchnöder Troß
Mit derben Stricken mich auf's Roß:
Dann ließ man es mit einem Hieb
Hinweg, und fort — wohin es trieb,
Wohin es wie der Gießbach ſchoß.

Nur fort! nur fort! — mein Athem ſchwand,
Ich ſahe nicht, wohin ſich's wandt':

---

[1] Mazeppa, der Hetman der Koſaken, welcher ſich mit Karl XII von Schweden gegen den Czar Peter den Großen verbunden hatte, erzählt nach der Niederlage des Schwedenkönigs bei Pultawa dieſem auf einer Fluchtraſt ein Liebesabenteuer aus ſeinen Jünglingsjahren. Der Gemahl ſeiner Geliebten, ein polniſcher Magnat, nahm die Rache, daß er den jungen Mazeppa auf ein wildes Steppenroß binden und dieſes in die Weite jagen ließ.

Es graute kaum der Morgen noch,
Fort ſchäumt und fort der Renner doch! —
Der letzte Ton, den ich vernahm
Und der von meinen Feinden kam,
War ein Gelächter, das die Rotte
Mir nachgeſandt mit wildem Spotte,
Das noch der Wind mir nachgebrüllt;
Ich wandt' mein Haupt, von Wuth erfüllt,
Biß in den Strick, der mir als Zügel
Den Hals band an der Mähne Flügel,
Mich wendend macht' ich den Verſuch
Rückwärts zu heulen meinen Fluch.
Doch es verlor ſich nur mein Rufen
In meines Roſſes Donnerhufen;
Es that mir leid — ich hätt' um's Leben
Gern ihre Schmach zurückgegeben.
Doch ſpäter hab' ich's treu gethan,
Seht euch das Thor des Schloſſes an,
Zugbrücke, Gatter iſt nicht mehr,
Stein, Riegel, Graben öd' und leer,
Kein Gras kann mehr die Felder ſchmücken,
Es wächſt nur auf dem Mauerrücken,
Wo einſt der Herd der Halle ſtand.
Ihr mögt dort lange Stunden ſäumen,
Und werdet dennoch ſchwerlich träumen,
Daß hier ein Schloß ſich ſtattlich wand.
Ich ſah die Thürme glutumflattert,
Wo ſchon die Zinne barſt und knattert,
Das heiße Blei in Regenfluten
Von ſchwarzverkohltem Dache ſchoß,
Das ſich der Rache nicht verſchloß.
Da mochten ſie wohl nicht vermuthen,
Als, wie auf Blitzen fortgeſchnellt,
Sie mich dem Abgrund preisgeſtellt,

Daß eines Tags ich kehren würde
Zehntauſend Roſſe zum Geleit,
Daß ich für ſeines Rittes Bürde
Dem Herrn zu danken nun bereit.
Sie ſpielten einen böſen Streich,
Als ſie auf dieſem Ritt beſtanden,
Mich auf des Roſſes Rücken banden.
Doch ich vergalt es ihnen reich;
Die Zeit macht endlich Alles gleich,
Und nimmt man nur die Stund' in Acht,
So gibt's wohl nimmer eine Macht,
Wenn man ihr nicht Verzeihung gönnte,
Die jemals widerſtehen könnte
Der Wachſamkeit, dem Spähertrieb
Deß, dem im Herzen Kränkung blieb.

Nur fort! — nur fort! mein Roß und ich
Wir ſauſten auf des Windes Schwingen,
Der Menſchen Häuſer dehnten ſich
Schon fern, bis ſie uns ganz entgingen;
Wir flohn, den Meteoren gleich,
Die wild ſich durch den Himmel jagen,
Wenn kniſternd rings der Nacht Bereich
Vom Nordlicht hell beginnt zu tagen.
Von Stadt und Dörfern keine Spur,
Weithin gedehnte Fläche nur,
Von einem ſchwarzen Wald begränzt,
Und kaum zu ſehn ein alter Thurm,
Der noch aus alten Zeiten glänzt,
Als Bollwerk vor Tartarenſturm,
Doch ſonſt von Menſchen keine Spur.
Vor einem Jahre zogen nur
Hier Türken durch, doch wo der Huf

Der Spahi ſeine Tritte ſchuf,
Da floh das Grün den blut'gen Grund.
Graudunſtig war des Himmels Rund,
Die Lüfte hört' ich klagend ſchweben.
Hatt' ſeufzend Antwort gern gegeben,
Doch ſeufzen, beten konnt' ich nicht,
So war das Thier auf Haſt erpicht,
Mein Schweiß ſo kalt wie Regen floß
Aus Mähnenhaar dem wilden Roß,
Vor Wuth und Schrecken ſchnaubend drang
Es fort die weite Bahn entlang.
Zuweilen dacht' ich wohl, es ſolle
Einhalten in dem wilden Flug,
Doch gleich war's ſeinem Muth und Grolle,
Daß mich es, den Gebundnen, trug:
Es ſchien ihm bloß ein Sporn zu ſein,
Und jede Regung, aus dem Joch
Die armen Glieder zu befrein,
Vermehrte nur ſein Wüthen noch.
Ich ſchrie mit ſchwacher leiſer Stimme,
Doch war's ein Stachel ſeinem Grimme,
Indem es horchend plötzlich ſprang,
Als töne fern Trompetenklang.
Mein Blut benetzte bald den Strick,
Gepreßt aus Gliedern und Genick;
Und heißer noch wie Flammen ſtand
Auf meinem Mund des Durſtes Brand.

Dem wilden Walde nahten wir,
Kein Ende ſah ich dort noch hier,
Begränzt von Bäumen ſtark und alt,
Die nie gebeugt des Sturms Gewalt,
Der aus Sibiriens Wüſte brauſt

Und haſtig durch die Wälder ſauſt;
Nur wenig waren's, dichter ſtand
Der niedern Büſche grüne Wand,
Die üppig Laub als Anblick beut,
Bevor's des Herbſtes Nacht verſtreut,
Die raſch des Waldes Blätter tödtet,
Und ſie dann leblos überröthet,
An Farbe gleich dem ſtarren Blut,
Das nach der Schlacht auf Todten ruht,
Wenn Winterreif herniederfließt
Auf Häupter, die kein Grab umſchließt,
So ſtarr, daß nur umſonſt die Raben
Den Schnabel in die Wange graben.
Es war ein wildes Unterholz,
Kaſtanienbäume hier und da,
Sammt Eichen, Fichten, hart und ſtolz,
Doch ſtanden ſie nicht allzunah,
Und das ſo recht zu meinem Glück,
Sonſt dächt' ich wohl nicht mehr zurück.
Der Buſch zerriß mir nicht die Glieder,
Den Schmerz der Wunden preßt' ich nieder,
Sie harſchten vor des Wind's Gewalt.
Die Bande gab mir feſten Halt.
Wir rauſchten wie der Wind dahin,
Und ließen Wald und Wölfe drin,
Nachts hört' ich ſie auf unſrer Spur,
Ihr Trupp war immer uns im Nacken,
Und im Galopp, im ſchnellſten nur,
Daß Hund und Jäger nie ſie packen.
Sie folgten uns, wohin wir flohn,
Und boten ſelbſt dem Morgen Hohn;
Ich ſahe ſie kaum ruthenweit
Durch Büſche ziehn zur Morgenzeit,
Hört' ich doch Nachts ſchon, wie ihr Tritt

Bebend verſtohlen weiter glitt.
O wie erſehnt' ich Schwert und Wehr,
Zu ſterben unter dieſem Heer,
Und wenn ich einmal ſollte ſterben,
Doch manchen Feind noch zu verderben!

Nach Mittag lag der Wald im Rücken,
Die Juniluft weht' kalt uns an,
Vielleicht daß kühl mein Blut auch rann,
Denn Leiden ſchwächt ſelbſt Trotz und Tücken.
Auch war ich nicht, was jetzt ich bin,
Nein! wie ein Bergſtrom brauſt' ich hin,
Und die Empfindung war vermiſcht,
Noch eh' ich ihren Grund erforſcht,
Und ſo voll Furcht und Wuth und Gram,
In Qualen, die mich rings umwunden,
In Kälte, Hunger, Noth und Scham,
Ganz nackt und hülflos feſtgebunden,
Aus einem Stamm, deß hitzig Blut,
Wenn's einmal kocht vor wilder Glut,
Gereizt der Klapperſchlange glich,
Wenn ſie bereit ſich macht zum Stich —
Was Wunder, wenn Momente faſt
Dem Leid erlag ſolch morſcher Aſt?
Die Erde ſchien mir zu vergehn,
Der Himmel ſich im Kreis zu drehn;
Ich meinte ſchon, ich ſänke nieder,
Der Strick jedoch hielt meine Glieder.
Mein Herz ward matt, — mein Hirn ward ſchwer,
Erſt pocht' es noch, dann ſchlug's nicht mehr.
Die Wolken ſpannen nur ein Rad,
Die Bäume taumelten vom Pfad,
Ein Blitz fuhr über's Auge dann,

Ich ſah nicht mehr. Wer ſtirbt, der kann
Nicht ſchlimmer ſterben, als wie ich.
Vom Ritt gemartert fürchterlich,
Fühlt' ich das Dunkel nahn und fliehn,
Zu wachen ſtrebt' ich,
Und dennoch bebt' ich
Die Sinne wieder auf zu ziehn.
Mir war's, als ſchwämm' ich in den Wogen
Auf einem Brett hinabgezogen,
Dann wieder wild emporgehoben,
Bis ſie an wüſtes Ufer toben.
Mein ſchwankend Leben glich dem Licht,
Das bei geſchloſſenem Geſicht
Um Mitternacht der Kranke ſieht,
Wenn Fieber ihm das Hirn umzieht.
Bald ging vorüber dies, — jedoch
Nun folgt ein wildrer Taumel noch.

Doch endlich kam ich zu mir wieder;
Wo war ich? — Schwindelnd, ſtarr und kalt,
Nur Puls um Puls kam in die Glieder,
Ein langſam ſchwacher Lebenshalt:
Bis mich ein einz'ger Schmerz nur drückte,
Der mich zuerſt als Krampf durchzückte,
Es floß mein Blut, doch dick wie Eis,
Es drang ein Rauſchen mir ins Ohr,
Es ſchlug das Herz, doch ſchwach und leis,
Die Augen blickten matt empor,
Faſt wie durch trübes Glas hervor.
Mich dünkt, es rauſchten Wellen nah:
Der ſternbeſetzte Himmel ſah
Herab auf mich — es war kein Traum,
Das wilde Roß ſtürzt in den Schaum,

Des breiten Fluſſes ſtolze Macht
Toſt weithin in die kühle Nacht.
Wir mitten drin, dem fremden Strand
War unſer Kämpfen zugewandt.
Das Waſſer riß mich aus dem Traum,
Und ſtärkte mir für Augenblicke
Die Glieder von dem Druck der Stricke.
Mein Renner theilte ſtolz den Schaum,
Und immer vorwärts ging es leicht,
Bis wir den glatten Strand erreicht.
Ich dankte für den Hafen kaum,
Denn hinter mir war Nacht und Graus,
Und vor mir ſah's ſo dunkel aus.
Wie viele Stunden Nacht und Tag
Ich bangend ſo und bangend lag,
Nicht weiß ich's, zweifeln wollt' ich eben,
Ob in mir noch ein menſchlich Leben.

Mit glatter Haut, die Mähne feucht,
Schwer triefend, rauchend, taumelnd keucht
Das wilde Roß und wüthend ſetzt
Es nach dem ſteilen Ufer jetzt,
Und oben ſind wir; tiefer Schatten
Lag auf dem weitgedehnten Plan,
So weit, ſo weit uns aufgethan,
Daß faſt das Auge will ermatten,
Wie oft dem Blick im Fieberwahn
Endloſe Schlünde nahn.
Nur hie und da ein weißer Streif
Zerſtückelt trat in's Licht hinein,
Von düſterm Grün ein matter Reif,
Als rechts erſchien des Mondes Schein.
Von Hütten aber keine Spur.

Bewohnt war nirgends die Natur,
Ringsum die flache Wüſte nur.
Kein Lichtlein winkte mir von fern
Gleich einem gaſtlich holden Stern,
Kein Irrlicht zeigte ſich dem Blick
Zum Hohne meinem Mißgeſchick;
Die Täuſchung ſelbſt, wenn auch erkannt,
Willkommen hätt' ich ſie genannt!
Erinnert hätte ſie mich doch
An Aufenthalt von Menſchen noch.

Und weiter ging's — doch nur gemach,
Da jetzt dem Roß die Kraft gebrach;
Der ſchaumbedeckte Renner ſchritt
Langſam im ſchwachen Tritt.
Es konnt' ein krankes Kind das Thier
Jetzt leiten, da es ſelber litt,
Was aber half dies mir?
Mir war es gleich, ob es gezähmt,
Die Feſſeln hatten mich gelähmt,
Und wär' ich jetzt auch frei.
Die ſchwache Kraft verſucht' ich doch
An meiner ſtarken Bande noch,
Doch riß ſie nicht entzwei!
Nur ſchärfer ſchnitt es in die Glieder,
Drum ließ ich's bald, es brachte wieder
Mir neue Qual herbei.
Der Ritt ſchien faſt dem Ende nah,
Obwohl man noch kein Ziel erſah.
Ein Stral, der durch die Wolken brach,
Verkündete den Tag gemach,
Wie langſam ach! die Sonne ſchlich!
Es war, als ob der graue Flor

Sich nimmer in dem Licht verlor,
Wie rollt' er ſich ſo ſchwer empor,
Bis endlich roth im Oſten ſich
Die Sonne hob im goldnen Schein,
Die Sterne zogen düſter ein.
Sie füllte Luft und Erde ganz
Mit einem einz'gen — ihrem Glanz.

Die Sonne ſtieg, das Nebelzelt
Zerrann nun auf der ſtillen Welt,
Die mir zu allen Seiten lag;
Was half es mir durch Strom und Hag
Zu reiten? Nicht von Menſch und Thier
Sah Fährten man und Tritte hier —
Man konnte hier von keinem Weſen
Ein Mal der Müh' im Boden leſen.
Und ſtumm und lautlos wie die Gruft
War rings die Luft.
Kein Vogel ſang ein Morgenlied,
Kein Käfer ſchwirrte durch das Ried
Und durch den Buſch. — Noch manche Werſte
Und keuchend, als ob's Herz ihm berſte,
Trug mich der müde Renner doch,
Wir waren immer einſam noch.
Bis endlich, wie wir ziehn entlang,
Es mir wie nahes Wiehern klang
Aus einer dichten Föhrennacht.
Weht im Gezweig des Windes Macht?
Nein! nein! ein Trupp in wilden Reihn
Sprengt aus dem Forſt mit Hufgeſtampfe,
Er nahert ſich — ſchon wollt' ich ſchrein,
Doch meine Lippe ſchwieg im Krampfe.
Die Roſſe ſprengten voller Haſt —

Doch wer hat ſie im Zaum gefaßt?
Ha! tauſend Pferde, doch kein Reiter!
Es fliegt der Schweif — es wallt die Mähne,
Die Nüſtern ſchnauben frei und heiter,
Nie kauten am Gebiß die Zähne,
Den Huf beſchwerten Eiſen nie,
Nicht Sporn und Gerte fühlten ſie.
Ja, tauſend Roſſe, wild und frei,
Sie ſprengten donnernd jetzt herbei,
Wie Meereswogen hin und wieder,
Als wollten ſie uns Schwache grüßen.
Das ward ein Sporn des Renners Füßen:
Momente ſetzt er ſich in Lauf,
Momente wiehert er noch auf
Zur Antwort — und dann ſtürzt er nieder.
Matt, keuchend, dampfend lag er da,
Das Auge gläſern, ſtarr die Glieder —
Es war ſein erſter, letzter Ritt.
Als ihn der Trupp am Boden ſah,
Wie ich darauf gebunden litt,
Und mich die Bande blutig ſchnitt —
Da hielten, ſtutzten, ſchnaubten ſie,
Und bäumten ſich und ruhten nie,
Zu nahn, zu fliehn und ſich zu drehn,
Und rückwärts plötzlich dann zu gehn.
Ein ſtarker Rappe führt die Flucht,
Er ſchien der Patriarch der Zucht,
Auf ſeiner Haut war nicht die Spur
Von einem weißen Härchen nur,
Sie ſchäumten, wieherten und ſprangen,
Und flohen wieder in den Wald,
Als hegten ſie wohl Scheu und Bangen
Vor jedem Menſchenauge bald,
Sie ließen mich verzweifelt hier

Gebunden an das todte Thier,
Das unter mir die Glieder ſtreckte,
Frei von der Laſt, die 's lang erſchreckte,
Doch von ihm konnt' ich mich nicht winden.
So mußten wir uns Beide binden,
Den Sterbenden das Todte —
Ich hoffte nicht, im Morgenrothe
Mich noch am Leben zu befinden.

Die Sonne ſank, ich lag gekettet
Noch an das kalte, ſteiſe Roß,
Und hielt mich ſchon ihm gleich gebettet.
Noth war's, daß Tod den Blick mir ſchloß,
Nicht hofft' ich, daß ich noch gerettet,
Und wie ich meine letzten Blicke
Aufwärts nochmals gen Himmel ſchicke,
Da ſah ich einen Raben fliegen,
Der kaum die Gier mehr kann beſiegen,
Bis Beide wir erkaltet liegen,
Eh er ſein feſtlich Mahl begann.
Er flog und ruhte, flog dann wieder,
Und immer näher mir heran;
Im Zwielicht ſah ich ihn ſodann
So nahe zu mir niederflattern,
Daß, wenn ſo matt nicht meine Glieder,
Ich mit der Hand ihn konnt' ergattern,
Doch die Bewegung meiner Hand,
Ein ſchwaches Scharren in dem Sand,
Des dürren Schlundes heiſres Stöhnen,
Kaum ähnlich einer Stimme Tönen,
Verſcheuchten endlich mir das Thier! —
Nun weiß ich weiter nichts von mir. —
Von einem vielgeliebten Stern,

Der meinen Augen glänzte fern
Und ging und kam in Stralenſchaum,
War meines Geiſtes letzter Traum.
Dann ein Gefühl der Wiederkehr
Der Sinne, kalt und matt und leer,
Und dann, als ſchlüg' die Todesſtunde,
Darauf ein kurzer Athemzug,
Ein Röcheln raſch, wie die Sekunde,
Ein Krampf, der ſich ins Herz mir ſchlug,
Im Hirn ein Zucken hin und her, —
Ein Aechzen dann noch tief und ſchwer,
Ein Seufzer — und Nichts mehr.

Erwacht — wo war ich? — beugte ſich
Ein Menſchenantlitz über mich?
Iſt das ein Dach, was mich umſchließt?
Ein Lager, wo man Ruh genießt?
Iſt dies ein Zimmer, wo ich liege?
Iſt dies ein ſterblich Augenlicht,
In deſſen Stralen ich mich wiege?
Mein Auge ließ ich offen nicht,
Aus Furcht, es könne meine Pein
Von früher nicht vorüber ſein.
Ein Mädchen, reichgelockt und ſchlank,
Saß wachend auf der Hüttenbank;
Ich fing entzückt des Auges Funken,
Sobald der Traum von mir geſunken,
Denn immer wieder ſah ihr Blick,
Ihr ſchwarzes Auge frei und wild
Mitleidig auf mein Mißgeſchick.
Als lang ich ſtarr am Blick gehangen,
Sah ich, es war kein täuſchend Bild!
Ich lebte — ja war ohne Bangen,

Und eines Geiers Wuth entgangen!
Als das Koſakenmädchen ſah
Des ſchweren Auges Decke brechen,
So lächelt ſie — ich wollte ſprechen,
Umſonſt jedoch — ſie kam mir nah,
Um mir mit Hand und Mund zu zeigen,
Ich möchte lieber jetzt noch ſchweigen,
Bis meine Kraft zurückgekehrt,
Und Sprechen mich nicht mehr beſchwert'.
Das Kiſſen rückte mir die Kleine,
Legt' ihre Hand dann auf die meine,
Schleicht auf den Zehen leiſe fort
Zur Thür und flüſtert ſanft ein Wort —
O wie ſo ſüß die Stimme klang,
Muſik umwogte ſelbſt den Gang!
Doch die ſie anrief, wachten nicht,
Und ſie verſchwand, doch eh' ſie ging,
Sah ſie auf mich und ich empfing
Ein Zeichen, das in Worten ſpricht:
Nicht drohten mir Gefahren hier,
Da all' die Ihren nahe mir,
Bald würde ſie zurücke ſein —
Als ſich verlor ihr holder Schein,
Fühlt' ich mich nur zu ſehr allein.

Mit ihren Eltern kam ſie d'rauf
Zurück zu mir. — Was braucht es noch?
Ich halt' Euch jetzt nicht weiter auf,
Ihr rathet nun das And're doch!
Als die Koſaken mich gefunden
Bewußtlos, auf das Roß gebunden,
Da trugen ohne Raſt und Ruh
Sie mich der nächſten Hütte zu.

Sie heilten mich, — nach ſo viel Pein
Dereinſt ihr Herrſcher noch zu ſein.
Fort hetzte mich der eitle Thor,
Um ſeine Wuth an mir zu kühlen,
Ließ mich die ärgſten Martern fühlen,
Als ich in Wildniß mich verlor;
Gebunden, blutig, nackt, voll Hohn,
Kam ich durch Wüſten auf den Thron!

(Böttger.)

Hölderlin und Shelley.

Die Götter haben freundlich dein gedacht,
Die du ſie fromm gehalten einſt in Ehren,
Und lebend ſchon dich aus der Welt gebracht.

Herwegh.

Ein Elfengeiſt in einem Menſchenleibe,
Von der Natur Altar ein reiner Funken
Und drum für Englands Pöbelſinn die Scheibe;
Ein Herz, vom ſüßen Duft des Himmels trunken,
Verflucht vom Vater und geliebt vom Weibe,
Zuletzt ein Stern im wilden Meer verſunken.

Derſelbe.

Sie haben Beide in den Stralengüſſen, welche aus den Werken des Homer, des Sophokles und Platon in die moderne Welt herüberfallen, die junge Seele geſonnt; Beide haben ſie in Jünglingsträumen den Kuß der Muſe von Hellas auf den Lippen brennen gefühlt; Beide ſind ſie, liebevollſten Herzens, mit von Pantheismus trunkenem Geiſt, unbeachtet, verkannt, wie hohe Fremdlinge durch die ſtumpfe Menge gewandelt, vom Felde des Lebens nur Leid erntend, von „des Daſeins freundlicher Gewohnheit“ frühzeitig getrennt durch ein tragiſches Geſchick, welches den Einen in den Abgrund des Wahnſinns, den Andern in den Abgrund des Meeres warf. Beider Dichten iſt ein ſchöner Zukunftstraum, der Traum von einer Zeit, wo die Menſchen endlich zu Menſchen geworden ſein werden.

Johann Chriſtian Friedrich Hölderlin wurde zu Lauffen am Neckar in Unterſchwaben am 29. März 1770 geboren. Er verbrachte ſeine Knabenjahre in dem Städtchen Nürtingen, deſſen idylliſche Umgebungen den innigen Naturſinn Hölderlin's weckten. Schon als Knabe hat er die Göttlichkeit der Natur geahnt, als Jüngling wurde ihm dieſe Ahnung zu pantheiſtiſchem Glauben, und wie in ſeinen ſpäteren, lebt auch in ſeinen früheſten Gedichten ſchon dieſe Gott-Naturtrunkenheit ſo tiefgefühlt und ſchön[1]). Er begann ſeine Studienlaufbahn in den Kloſterſchulen Denkendorf und Maulbronn und vollendete ſie in dem berühmten theologiſchen Stift zu Tübingen, aus welchem nicht nur ſchwäbiſche Landpfarrer und Magiſter, ſondern auch Männer wie Schelling und Hegel hervorgegangen ſind. Mit den beiden Genannten, ſeinen Studiengenoſſen, war Hölderlin befreundet. Später zählte er unter ſeine Freunde auch ſeinen größten Landsmann, Schiller, welcher an der Entwicklung

---

1) Wie du das Herz
Der Pflanzen erfreueſt,
Wenn ſie entgegen dir
Die zarten Arme ſtrecken,
So haſt du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und wie Endymion
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

O all ihr treuen,
Freundlichen Götter,
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!

von Hölderlin's Dichtergabe liebevollen Antheil nahm und demſelben 1793 die Uebernahme einer Erzieherſtelle im Hauſe des Freiherrn von Kalb in Waltershauſen bei Meiningen vermittelte. Zwei Jahre darauf ging Hölderlin nach Jena, wo damals der herrliche Fichte lehrte, wo ſich die Träger einer neuen geiſtigen Bewegung für Deutſchland ſammelten. An dieſer nahm Hölderlin in ſeiner humaniſtiſch-kosmopolitiſchen Weiſe lebhaft theil. Im Jahre 1796 ſodann übernahm er eine Hofmeiſterſtelle in einem angeſehenen Hauſe zu Frankfurt a. M. Hier wurde die Mutter ſeiner Zöglinge, eine „mit einem vortrefflichen Charakter edles Zartgefühl und hohe Bildung vereinigende Frau,“ unter dem Namen Diotima die Seele ſeiner Poeſie, der Stern ſeines Lebens, aber auch das Fatum deſſelben. Zu ſpät für ſeine Ruhe trennte ſich Hölderlin 1798 von dieſem Hauſe. Die Seelenkämpfe, in welche ſeine unglückſelige Leidenſchaft ihn geworfen, zerrütteten ſeinen Geiſt. Es wollte ſich leider auch nirgends eine feſtere äußere Stellung für ihn geſtalten, die wieder Halt in ſein Leben gebracht hätte. So verzehrte der Schmerz ſein Genie. Er hatte zuletzt (1801) eine Hofmeiſterſtelle in Bordeaux übernommen, aber hier faßte ihn der Wahnſinn und trieb ihn in glühender Sommerhitze zu Fuß durch ganz Frankreich über den Rhein in die Heimat zurück. Wahrſcheinlich hatte

Hölderlin noch in Bordeaux die Nachricht von dem im Juni 1802 erfolgten Tod Diotima's erhalten und dieſe Botſchaft die Kataſtrophe herbeigeführt. Zwar traten in der ſchrecklichen Krankheit des Dichters noch einzelne hoffnunggebende Intervalle ein, allein ſie täuſchten und 1806 mußte jede Hoffnung aufgegeben werden. Der Kranke wurde zu Tübingen im Hauſe des Tiſchlermeiſters Zimmer untergebracht, welchem die Anerkennung gebührt, den unglücklichen Dichter mit wohlwollender Sorgfalt gepflegt zu haben. Da hat Hölderlin 37 lange Jahre bis zum 7. Juni 1843 in der Nacht des Wahnſinns gelebt, geiſtigtodt und, wie ſein Biograph Schwab ſagt, die troſtloſen Tage ſeines ſchattenhaften Greiſenlebens nur mit Ausübung ſeines muſikaliſchen Talents erheiternd. Auch die Muſe der Poeſie trat ihm noch zuweilen nahe, aber er vermochte ihren Eingebungen nur noch die verworrene Form des Irrſinns zu geben, welche einen ſchmerzlich rührenden Eindruck macht. Fromme Hände ſchmückten das Haupt des Todten. „Als der Sarg niedergelaſſen wurde,“ — ſchließt Schwab ſeine Biographie — „erhellte ſich der trübe Himmel und die Sonne goß ihre freundlichſten Stralen über das offene Grab. Es war ein Feſt der Befreiung, das die Natur mit uns feierte.“

Wenn anerkannt iſt, daß Göthe und Schiller den Gipfel ihrer Kunſt erreichten im modernen Griechenthum, d. h. dadurch, daß ſie die claſſiſch edle Form mit romantiſch vertieftem Seelenleben erfüllten, ſo darf geſagt werden, Hölderlin ſtelle ſich ihnen als Lyriker ebenbürtig zur Seite. In der ungezwungenſten Weiſe hat er in ſeinen Hymnen, Oden und Elegieen, in ſeinem ſchildernden Gedicht der Archipelagus, in ſeiner fragmentariſchen Tragödie Empedokles und in ſeinem Roman Hyperion[2] das Hellenenthum reproducirt, mit plaſtiſcher Anmuth die antiken Rhythmen handhabend und ihr Geäder mit beſtem deutſchen Herzblut ſchwellend. Es iſt etwas dämoniſch Ergreifendes in

---

2) Im Hyperion ſteht die berühmte Strafrede auf die Deutſchen, welche dem Dichter viele Vorwürfe zugezogen. Und doch war Hölderlin's Zürnen nur ein Zürnen der Liebe. Wie ſchön bezeugen das die folgenden Strophen aus ſeinem „Geſang des Deutſchen“: —

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der ſchweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn ſchon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Beſtes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geiſt von dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen ſie
Dich ungeſtalte Rebe, daß du
Schwankend den Boden und wild umirreſt.

Du Land des hohen, ernſteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine ſchon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugneſt.

ſeinen Dichtungen: überall blickt uns aus denſelben an „des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend." — — —

„Da iſt wieder ein Mann dahin," ſchrieb Byron beim Tode Shelley's, — „den die Welt aus Unwiſſenheit, Rohheit und Bosheit verkannte. Shelley war der beſte und ſelbſtſuchtsloſeſte Menſch von allen, die ich je kennen gelernt: er war ein Mann, der ſein ganzes Glück und Vermögen für Andere geopfert hat."

Percy Byſſhe Shelley wurde am 4. Auguſt 1792 zu Fieldplace bei Warnham in der Grafſchaft Suſſex geboren. Er war ſchon in Knabenjahren, auf der Schule zu Eton, ein Einſamer, Unerkannter, Gehetzter[1]. Auf der Univerſität Oxford, dem Hauptquartier der engliſchen Orthodoxie, gab er dem ihn beſeelenden reformiſtiſchen Drang zuerſt jugendlich excentriſchen Ausdruck durch Veröffentlichung einer pantheiſtiſchen Abhandlung. Die Orthodoxen waren außer ſich vor Wuth, auch ſeine Familie verſtieß ihn; denn die Bigotterie iſt ein Meſſer, welches alle Bande zerſchneidet: Shelley war von dieſem Augenblick an ein von der engliſchen Geſellſchaft Ausgeſtoßener und iſt es ſein Lebenlang geblieben. Krank, in bitterer Armuth, dichtete jetzt der Siebzehnjährige ſeine Königin Mab. Darin läßt die Fee Mab die Seele ihres Schützlings Janthe in die Vergangenheit zurückblicken und die Gegenwart überſchauen, beide gleich ſchrecklich und troſtlos. Aber zuletzt enthüllt ſie der von dieſem Knäuel von Unſinn und Verworfenheit ſchaudernd ſich abwendenden Janthe auch die Zukunft, wo die Erde „des Himmels Wirklichkeit“ ſein wird, ein ſo ſchimmerndes Utopien, wie es der liebevollſte Schwärmer in ſeinen entzückteſten Viſionen nur immer erſinnen mag. Dieſe Zukunftsahnung iſt überhaupt das eigentliche Weſen von Shelley's Dichtung.

---

[1] „Er war ein ſeltſames Weſen, von Allen verkannt. Etwas Mißtrauiſches, Neugieriges und zugleich Aengſtliches bezeichnete dies Kind unter ſeinen Kameraden, und wenn man ſeinen etwas ſchlottrigen Gang, ſeinen beweglichen, aber ſanften Blick ſah und ein gewiſſes Etwas in ſeinem Weſen beachtete, was ſich nicht in Worte faſſen läßt, das ſich aber in jeder ſeiner Bewegungen kundgab, ſo dachte man immer an einen ſcheuen jungen Hirſch, der dem Dickicht des Waldes entſprungen. Dieſer Gedanke ſchien auch einem ſeiner Schulgefährten in den Sinn gekommen zu ſein, denn mitten in der Schule ertönte einſt der laute Jagdruf: Halli, Hallo, macht Jagd auf Shelley! Von dieſem Augenblick an wurde er im vollſten Sinne des Wortes gehetzt."

Arthur Dudley.

Die Eingehung einer unbeſonnenen, zu Gretna Green geſchloſſenen Ehe, zu welcher den armen Shelley ſeine Liebebedürftigkeit hinriß, ſchlug keineswegs zu ſeinem Glück aus und wurde nach drei Jahren, mit gegenſeitiger Einwilligung der Gatten, wieder aufgelöſt. Hierauf ging Shelley mit knappen Mitteln auf's Feſtland und bei ſeiner Zurückkunft (1815) entzog ihn ſeine inzwiſchen eingetretene Mündigkeit der Gefahr, auch ferner von ſeiner reichen und orthodox-gläubigen Familie dem Hunger preisgegeben zu werden [2]). Einen einſamen Sommer am Rande des Windſerforſts verlebend, ſchrieb er ſein ſchönes Gedicht Alaſtor (ſ. u.), deſſen pantheiſtiſche Naturſchwelgerei von hinreißendem Zauber iſt. Im Jahre 1816 verband er ſich mit Mary Godwin, Verfaſſerin der höchſt originellen Märchennovelle „Frankenſtein“. Mit dieſer ſeiner zweiten Frau, deren Hochſinn, Liebe und Treue den Dichter aus ſeiner ſchwermüthigen Reſignation zu neuem Zukunftsglauben weckte, ging er nach der Schweiz und verlebte einen glücklichen Sommer am Genferſee, im Umgange mit Byron, der für Shelley ungewöhnlichſte Achtung und Freundſchaft hegte. Der Prometheus des Aeſchylos und Göthe's Fauſt bildeten damals die vorzüglichſte Nahrung ſeines Geiſtes. Seine Einwirkung auf Byron war eine ſehr bedeutende.

Bei ſeiner Zurückkunft nach England erwarteten ihn neue Verfolgungen. Das „macht Jagd auf Shelley!“ war, wie vormals zu Eton, noch immer das Stichwort der „Geſellſchaft“ und der niedere Pöbel wiederholte die ihm von dem vornehmen gegen den Dichter gegebene Loſung. Shelley hatte, wie alle freien, ihrer Zeit voranſchreitenden Geiſter, ſchmerzlich zu erfahren, welche furchtbare Rohheit in den Maſſen exiſtirt 3). Seine frühere Frau hatte ſich in einem Anfall von Wahnſinn den Tod gegeben. Shelley wollte daher ſeine Kinder aus früherer Ehe zu ſich nehmen, allein auf Betreiben des Lordkanzlers Eldon wurde die unerhörte Brutalität an ihm begangen, daß er, als Verfaſſer der Königin Mab, gerichtlich für unfähig erklärt ward, die Pflichten eines Vaters zu üben. Tief verwundet zog er ſich in die Einſamkeit der Buchenwälder von Becham zurück und ſchrieb dort die zwölf Geſänge ſeiner Empörung des Islam, ein Gedicht, welches, wie der Verfaſſer ſagt, ein Verſuch ſein ſollte, zu erforſchen, ob in der Seele gebildeter Menſchen die Sehnſucht

---

[2]) Es fiel ihm geſetzlich ein Lehnsgut als Eigenthum zu, welches er gegen eine Jahresrente von 1000 Pfd. an ſeinen Vater abtrat.

---

3) „Das Rohe im Volk murrt immer gegen ſeine Moſes, Sokrates und Göthen.“

Rahel.

Das Volk, das froh in die Hände ſchlägt
Und jauchzend die Täuſchung begrüßt,
Hat Keinem, der die Wahrheit trägt,
Noch eine Stunde verſüßt.

Schefer.

nach einer beſſeren Einrichtung der Geſellſchaft die Stürme überlebt habe, welche das Jahrhundert erſchütterten.

Im Frühling 1818 verließ Shelley mit ſeiner Gattin England auf Nimmerwiederkehr und ſuchte ſeinen Freund Byron in Venedig auf. Das Gedicht Julian und Maddalo gibt ein anmuthiges Bild von dem Zuſammenleben der beiden Freunde in der alten Lagunenſtadt. Aber neues Unglück kam über Shelley: er verlor raſch hinter einander ſeine beiden Kinder und unſtät und krank zog er darauf in Italien umher. In Rom dichtete er ſeinen entfeſſelten Prometheus, dieſen Hymnus auf die welterlöſende Kraft der Humanität, und das großartige Trauerſpiel die Cenci, in Piſa das von Freiheitslyrik überſtrömende Drama Hellas und die beiden wunderſchönen Elegieen Adonais und die Sinnpflanze. Im April 1822 bezog Shelley mit ſeiner Mary ein einſames Landhaus an der Bai von Spezzia. Er hatte ſich ein Boot bauen laſſen und verbrachte ſeine meiſte Zeit auf der See. Im Juli ſchiffte er mit einem Freund nach Livorno zu einer Zuſammenkunft mit einem Bekannten. Auf der Rückfahrt wurde das ſchwache Boot von einem Sturm erfaßt, das Meer verſchlang den Dichter und warf einige Tage ſpäter ſeinen Leichnam an den Strand. Byron kam mit einigen Freunden von Piſa herüber, um dem Todten die letzten Ehren zu erweiſen. Ein auf antike Weiſe geſchmückter Holzſtoß verzehrte die Ueberreſte Shelley's. Dann wurde die Aſche geſammelt und in Rom bei der Pyramide des Ceſtius beigeſetzt[4]).

---

[4]) Wir beſitzen ein ſehr ſchönes Gedicht von Alfred **Meißner**, welches die am 18. Auguſt 1822 am Meeresufer bei Lerici ſtattgehabte antike Szene ſchildert und zugleich eine poetiſche, aber wahre Charakteriſtik Shelley's enthält. Es ſtehe hier.

> Still war es, ſtill! Das Sonnenaug' war trüber,
> Natur hielt ihren Odem ſcheu an ſich,
> Als wünſchte ſie: die Stunde ſei vorüber.
> Ein kaltes Todesfröſteln überſchlich
> So Meer als Land, und ob kein Lüftchen hauchte,
> Das blaſſe Gras des Ufers ſträubte ſich.
> Still lag das Meer. In der Entfernung tauchte
> Das blaue Elba aus der dunklern Flut,
> Indeß Livorno fern am Strande rauchte.
> Sonſt Oede, Oede! nur als treue Hut
> Die Alpen, Wächter mit ergreiſtem Haar,
> Sich wärmend an dem Herd der Abendglut,
> Und hieher blickend! denn am Strande war
> Ein mächt'ger Scheiterhaufen aufgeſchichtet.
> Es drängte ſich um ihn die bleiche Schaar
> Erſchrockner Menſchen, deren Blick gerichtet
> Auf eine Leiche, die auf jenen Scheitern
> Stille da lag, wie ein Träumer, wenn er dichtet.
> Ein Mann, vorragend unter den Begleitern,
> Wie unter Menſchenvolk ein Göttersohn,
> Hielt ſeinen Mund auf jenen Todesſcheitern,
> Von dem der kalte Odem längſt entflohn.
> Der Mann war jung. Ob ſchmerzliches Erkennen
> Die weiße Stirn gefurcht und bittrer Hohn
> Den Mund umzuckte, war er ſchön zu nennen,
> Schön wie ein Seraph, der zur Erde kam,
> Für ſchöne Erdentöchter zu entbrennen.

Shelley markirt unzweifelhaft einen Fortſchritt über Byron hinaus. Dieſer hat einer am Horizont der Geſchichte hinabſinkenden Epoche ein Grablied voll dämoniſchen Vernichtungsjubels geſungen: zum Glauben an die Zukunft der Menſchheit erhob er ſich

Ein ſchwarzer Mantel deckt' ihn. Er war lahm,
Wie alle großen Engel, die gefallen,
Und denen Gott den farb'gen Fittich nahm.
Was auch ſein Name war in Geiſterhallen,
Hier: Noel *Byron*, König, deſſen Reiche
Die Menſchenherzen, Träume die Vaſallen.
Und Shelley, Shelley war die ſchöne Leiche,
Die hingeſtreckt auf jenem Holzſtoß lag,
Voll Gottesruh' das Angeſicht, das bleiche.
Ein ernſthaft ſpielend Kind — ein Maientag —
Der Schatten eines Menſchen — eine Laute,
Von jedem Windhauch tongeſchwellt — ein Hag
Voll Roſenduft — ein Geiſt, der Geiſter ſchaute,
Der Wurm und Vogel ſeine Brüder nannte
Und dem Natur ihr tiefſtes Sein vertraute.
Vom Vaterfluch gebeugt, zog der Verbannte,
Der Ketzer für Europa's Phariſäer,
Die Söhne Albions, das ihn nicht erkannte,
Von Land zu Land. Es folgten ihm die Schmäher,
Die Mörder, die unſel'ger Wahn gedungen;
Und da nun der Naturgott-trunk'ne Seher
Ein ſtill Aſyl dem Schickſal abgerungen,
Da hatten ihn auf jener Meeresfahrt
Die Fluten wie ein Meteor verſchlungen.
Das war's! Da lag er nun nach Griechenart
Auf einem Holzſtoß — rings die Gäſte trüber,
Erprobter Freunde um ihn her geſchaart.
Natur ward ſtill dem Liebling gegenüber,
Den ſie unwiſſend todtſchlug — ſie erblich,
Als wünſchte ſie, die Stunde ſei vorüber.
Ein kaltes Todesfröſteln überſchlich
Das ſtille Meer und das verbrannte Land,
Und jeder blaſſe Grashalm ſträubte ſich.
Da hob ſich Byron, warf den erſten Brand
Auf's Herz, auf daß es Flammenblüten triebe.

nicht. Die Poeſie Shelley's dagegen iſt das Gefühl von einer künftigen Welt. Schade, daß weitaus in den meiſten ſeiner Werke das künſtleriſch-geſtaltende, das architektoniſche Element von dem viſionären ſo ſehr überwogen wird. Dadurch iſt er mehr nur „ein Dichter für Dichter“ als ein Dichter für die Welt geworden. Aber viel entſchiedener, als Byron, hat Shelley, genährt mit den kühnen Ideen deutſcher Philoſophie, mit der Tradition gebrochen. Seine Befreiung iſt eine vollſtändigere als die irgend eines ſeiner Landsleute. Er war der idealen Bildung ſeines Landes ſo weit vorausgeeilt, daß nur ſehr wenige ſeiner Zeitgenoſſen dem Flug ſeiner Ideen folgen konnten, einige Mildgeſinnte ihm ein mitleidiges Achſelzucken widmeten, die ungeheure Mehrzahl ihn verwünſchte und verfluchte. Aber für alle großen

---

Und rief, das Aug' zur Leiche hingewandt:
„So werde eins mit der Natur! Es bleibe
Nichts, was da mahnt an ſchreckende Phantome,
Geripp' und Moderduft von deinem Leibe.
Zerſtäubt nun, langgefeſſelte Atome,
Schwebt himmelan, ſenkt euch zur Erde nieder,
Seid Tropfen Bluts im großen Lebensſtrome.
Die Flamme ſteigt, ſie frißt die zarten Glieder!
Gießt duft'ges Oel — die ird'nen Formen brachen.
Natur, du haſt den großen Todten wieder!“
Der Dichter ſchwieg. Da wurden tauſend Sprachen
In Meer und Lüften wach. Ein Sturm brach los,
Die Möven jauchzten! Freud'ge Blitze ſtachen
In's Meer: das blaue Gewog'. „Sel'ges Loos,“
Sprach Byron, „tiefer, wunderbarer Friede!
Eins mit Natur! Staub! eine Handvoll bloß!
Verbergt ſie bei des Ceſtius Pyramide!“

Geiſtesthaten kommt die Zeit der Geltung. Die Manen Shelley's erhalten jetzt ihre Sühnung; denn in neueſter Zeit hat ſich in England eine philoſophiſche und dichteriſche Schule gebildet, welche den Namen „Shelley“ auf ihre Fahne ſchrieb, und iſt der Shelleyismus eine geiſtige Macht, ein anerkanntes Agens der Bewegung gegen die intellectuelle Verknöcherung Großbritanniens geworden.

I. Hölderlin.

1.

Diotima.

Leuchteſt du wie vormals nieder,
Goldner Tag! und ſproſſen mir
Des Geſanges Blumen wieder
Lebenathmend auf zu dir?
Wie ſo anders iſt's geworden!
Manches, was ich traurig mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meiner Freude Lied,
Und mit jedem Stundenſchlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit ſtille Tage,
Seit ich ſie, die Eine fand.

Diotima! edles Leben!
Schweſter, heilig mir verwandt!
Eh' ich dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne dich gekannt.
Damals ſchon, da ich in Träumen,
Mir entlockt vom heitern Tag,

Unter meines Gartens Bäumen,
Ein zufriedner Knabe lag,
Da in leiſer Luſt und Schöne
Meiner Seele Mai begann:
Säuſelte, wie Zephyrstöne,
Göttliche! dein Hauch mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Jeder frohe Gott mir ſchwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, ſtand,
Da die Laſt der Zeit mich beugte,
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend ſchon hinab ſich neigte
In der Todten ſtummes Reich:
Wünſcht' ich öfters noch, dem blinden
Wanderer, dies Eine mir,
Meines Herzens Bild zu finden
Bei den Schatten oder hier.

Nun! ich habe dich gefunden!
Schöner als ich ahnend ſah,
Hoffend in den Feierſtunden,
Holde Muſe! biſt du da;
Von den Himmliſchen dort oben,
Wo hinauf die Freundſchaft flieht,
Wo, des Alters überhoben,
Immerheit're Schöne blüht,
Scheinſt du mir herabgeſtiegen,
Götterbotin! weilteſt du
Nun in gütigem Genügen
Bei dem Sänger immerzu!

Sommerglut und Frühlingsmilde,
Streit und Friede wechſelt hier
Vor dem ſtillen Götterbilde
Wunderbar im Buſen mir;
Zürnend unter Huldigungen,
Hab' ich oft beſchämt, beſiegt,
Sie zu faſſen ſchon gerungen,
Die mein Kühnſtes überfliegt;
Unzufrieden im Gewinne,
Hab' ich ſtolz darob geweint,
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig ſie erſcheint.

Ach! an deine ſtille Schöne,
Heilig holdes Angeſicht!
Herz! an deine Himmelstöne
Iſt gewöhnt das meine nicht;
Aber deine Melodieen
Heitern mälig mir den Sinn,
Daß die trüben Träume fliehen,
Und ich ſelbſt ein And'rer bin!
Bin ich dazu denn erkoren?
Ich zu deiner hohen Ruh'?
So zu Licht und Luſt geboren,
Göttlich Glückliche! wie du?

Wie dein Vater und der meine,
Der in heitrer Majeſtät
Ueber ſeinem Eichenhaine
Dort in lichter Höhe geht,
Wie er in die Meereswogen,
Wo die kühle Tieſe blaut,
Steigend an des Himmels Bogen,
Klar und ſtill hinunter ſchaut:

So will ich aus Götterhöhen
Neu geweiht in ſchön'rem Glück,
Froh zu ſingen und zu ſehen
Nun zu Sterblichen zurück.

2.

Das Schickſal.

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo ſich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber ſchwand,
Als nun des Schickſals eh'rne Rechte,
Die große Meiſterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geſchlechte
Den langen, bittern Kampf gebot:

Da ſprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er ſie, die ſchöne Spur
Zu ſeiner Tugend ſchwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geiſter höchſte Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Luſt der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeih'n;
Und nur in ſeinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und ſtolz zu ſein;

Triumph, die Paradieſe ſchwanden:
Wie Flammen aus der Wolke Schooß,
Wie Sonnen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen ſich Heroen los.

Der Noth iſt jede Luſt entſproſſen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebſte, was mein Herz genoſſen,
Der holde Reiz der Menſchlichkeit;
So ſtieg, in tiefer Flut erzogen,
Wohin kein ſterblich Auge ſah,
Still lächelnd aus den ſchwarzen Wogen
In ſtolzer Blüthe Kypria.

Durch Noth vereiniget, beſchwuren,
Vom Jugendtraume ſüß berauſcht,
Den Todesbund die Dioskuren
Und Schwert und Lanze ward getauſcht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unſterblichkeit.

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beſchämt und ruhmlos läßt ſie nicht
Die Kraft der Jünglinge verſchmachten,
Gibt Muth der Bruſt, dem Geiſte Licht;
Der Greiſe Fauſt verjüngt ſie wieder;
Sie kömmt wie Gottes Blitz heran,
Und trümmert Felſenberge nieder,
Und wallt auf Rieſen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt

Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich iſt, beſteht.

O du, Geſpielin der Koloſſen,
O weiſe, zürnende Natur,
Was je ein Rieſenherz beſchloſſen,
Es keimt in deiner Schule nur;
Wohl iſt Arkadien entflohen,
Des Lebens beſſ're Frucht gedeiht
Durch ſie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.

Für meines Lebens goldnen Morgen
Sei Dank, o Pepromene, dir!
Ein Saitenſpiel und ſüße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabſt du mir!
Die Flammen und die Stürme ſchonten
Mein jugendlich Elyſium,
Und Ruh' und ſtille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligthum.

Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nur von Kampf und Schmerz
Die Blüth' am grenzenloſen Stamme,
Wie Sproſſe Gottes, dieſes Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erſchwinge
Mein Geiſt des Lebens höchſte Luſt,
Der Tugend Siegesluſt verjünge
Bei kargem Glücke mir die Bruſt!

Im heiligſten der Stürme falle
Zuſammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geiſt in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieſes Herz!

3.

Die Götter.

Du ſtiller Aether! immer bewahrſt du ſchön
Die Seele mir im Schmerz, und es adelt ſich
Zur Tapferkeit vor deinen Stralen,
Helios! oft die empörte Bruſt mir.

Ihr guten Götter! arm iſt, wer euch nicht kennt,
Im rohen Buſen ruhet der Zwiſt ihm nie,
Und Nacht iſt ihm die Welt, und keine
Freude gedeihet und kein Geſang ihm.

Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend, nährt
In Herzen, die euch lieben, den Kinderſinn,
Und laßt in Sorgen und in Irren
Nimmer den Genius ſich vertrauern.

4.

Sokrates und Alkibiades.

„Warum huldigeſt du, heiliger Sokrates,
„Dieſem Jünglinge ſtets? kenneſt du Größ'res nicht?
„Warum ſiehet mit Liebe,
„Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?"

Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte,
Hohe Jugend verſteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weiſen
Oft am Ende zum Schönen ſich.

5.

Menſchenbeifall.

Iſt nicht heilig mein Herz, ſchöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich ſtolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltſamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es ſelber ſind.

6.

Heidelberg.

Lange lieb' ich dich ſchon, möchte dich, mir zur Luſt,
Mutter nennen und dir ſchenken ein kunſtlos Lied,
Du, der Vaterlandsſtädte
Ländlich ſchönſte, ſo viel ich ſah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt ſich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menſchen tönt.

Wie von Göttern geſandt, feſſelt' ein Zauber einſt
Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne ſchien.

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Eb'ne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, ſich ſelbſt zu ſchön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit ſich wirft.

Quellen hatteſt du ihm, hatteſt dem Flüchtigen
Kühle Schatten geſchenkt, und die Geſtade ſah'n
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber ſchwer in das Thal hing die gigantiſche
Schickſalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern geriſſen:
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Rieſenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauſchten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gaſſen
Unter duftenden Gärten ruh'n.

7.

Der blinde Sänger.

Wo biſt du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wach, doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonſt lauſcht' ich um die Dämmerung gern, ſonſt harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umſonſt!
Nie tauſchten mich, du Holdes! deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamſt du,

Kamſt allbeſeligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne, wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grünten ſonſt die Lauben, es leuchteten
Die Blumen, wie die eigenen Augen, mir,
Nicht ferne war das Angeſicht der
Lieben, und leuchtete mir, und droben

Und um die Wälder ſah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war;
Nun ſitz' ich ſtill allein, von einer
Stunde zur anderen, und Geſtalten

Aus Lieb' und Leid der helleren Tage ſchafft,
Zur eig'nen Freude, nun mein Gedanke ſich,
Und ferne lauſch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt, und der Boden
Unter ihm dröhnt, und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen und ihm nach tönt ihr,

Ihr, meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geiſt, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, ſo geleit' ich
Gerne den Sicheren auf der Irrbahn.

Wohin? wohin? ich höre dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's!
Wo endeſt du? und was, was iſt es
Ueber den Wolken? und o, wie wird mir!

Tag! Tag! du über ſtürzenden Wolken! ſei
Willkommen mir! es blühet mein Auge dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geiſtiger rinnſt du nieder,

Du gold'ner Quell aus heiligem Kelch! und du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einſt, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude ſei,
Ihr alle! daß euch ſegne der Sehende!
O nehmt, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das göttliche mir vom Herzen!

II. Shelley.

Alaſtor[1]).

Luft, Erde, Meer, geliebte Brüder mir[2])!
Wenn eure große Mutter meiner Seele
Nur Etwas gab von jener frommen Kraft,
Zu fühlen eure Liebe, zu vergelten
Mit meiner Neigung Inbrunſt dies Geſchenk;
Wenn je der thauige Morgen, duftende
Mittag und Abend mit der Sonne prächtigem,
Purpurnem Untergang; der Mitternacht
Ergreifend feierliches Schweigen; wenn
Des Herbſtes Sterbeklag' im dürren Hain;
Der Winter, wenn mit reinem Schnee und Kronen
Von ſternigem Eis das graue Gras, das nackte
Geäſt er kleidet; wenn die üppigen Farben

---

[1]) Dieſes „naturſelige" Gedicht ſchildert das träumeriſche Zwielichtsleben eines Jünglings, eines Dichters, welchen ſein raſtloſes Streben, die Ideale ſeiner Seele verwirklicht zu ſehen, durch alle Lande wandern läßt und zuletzt in ein frühes Grab treibt. Das Ganze iſt eine hochpoetiſche, halb bewußte, halb unbewußte Transfiguration von Shelley's eigenem Leben. — [2]) Ganz ähnlich, wie Shelley in dieſem und den zunächſt folgenden Verſen, ſpricht ſich im Fauſt Göthe über ſein Verhältniß zur Natur aus: —

Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen u. ſ. f.

Des Lenzes, wenn er auf die Fluren haucht
Die erſten Küſſe, je mir theuer waren;
Wenn nimmer ich den Vogel, das Inſekt,
Ein ſanftes Thier bewußt beleidigt, ſondern
Sie, meine Brüder, ſtets geliebt; — o, dann
Vergebt mir dieſes ſtolze Ruhmeswort,
Geliebte Brüder, und entziehet mir
Nicht einen Theil jetzt der gewohnten Gunſt!

Mutter der Welt, der unergründlichen!
Weih' dieſes hohe Lied, denn immer liebte
Ich dich, und dich allein nur! Deinen Schatten
Hab' ich bewacht und deines Wegs Geheimniß,
Und in die Tiefen deiner Räthſel forſchte
Stets meine Seele. Meinen Pfühl macht' ich
Auf Leichenſteinen und auf Särgen, wo
Der ſchwarze Tod verzeichnet die Trophäen,
Die er von dir genommen; und ich hoffte
Hier meinen brünſtigen Durſt nach Wiſſenſchaft
Von dir und deinen Kindern zu befriedigen,
Wenn einem Schemen, deinem Boten, ich
Die Kunde von des Menſchenſeins Geheimniß
Abringen könnte. Wenn die Einſamkeit
Der ſtillen Nacht mit dumpfem Schweigen dringt
Unheimlich, ſchaurig in die Seele, hab' ich,
Gleich dem verwegnen Alchymiſten, welcher
Sein Leben einſetzt gegen eine Hoffnung
Der Finſterniß, mit ernſtem Wort und Blick
Mit meines Herzens keuſcher Braut geſprochen:
Bis Geiſterkuß und wunderſame Thränen
Solch einen Zauber ſchufen, daß die Nacht
Verrathen mußte, was du ihr vertraut . . . .
Und haſt du auch noch nicht den Schleier mir

Von deines Heiligthumes Innerſtem
Genommen, ward mir in des Traums Geheimniß,
In Dämmerungsviſion, und in des Tages
Gedankenwerk genug ſchon offenbart,
Daß ich jetzt heiter und voll Ruhe, gleich
Der längſtvergeſſ'nen Harfe, die vereinſamt
In eines wüſten Tempels Schauern hängt,
Erwarte deinen Odem, große Mutter,
Auf daß mein Lied in Harmonie ertöne
Mit Windeswehen, Meer- und Waldesrauſchen,
Mit lebender Geſchöpfe Stimmen, mit
Des Tages und der Nacht vereinten Hymnen,
Und mit dem Lied des tiefen Menſchenherzens.

Ein Dichter lebt' einſt, deſſen frühes Grab
Nicht Menſchenhand mit frommer Andacht baute.
Es thürmten nur des Herbſtwinds Zauberwirbel
In öder Wildniß eine Pyramide
Von welken Blättern über ſeiner Leiche.
Ein holder Jüngling — keines Mädchens Trauer
Hat ſeines ewigen Schlummers einſam Bett
Mit Trauerkränzen und mit weinenden
Blumen geſchmückt: ſanft, edel, wacker, doch
Hat ſeinem dunkeln Loos kein Dichtermund
Mit ſeiner Seufzer Melodie gedacht.
Er lebte, ſang und ſtarb in Einſamkeit.
Es weinten Fremde, wenn ſein Lied erſcholl,
Und Jungfrau'n ſah'n den Ungekannten wandeln
Und ſeufzten und verzehrten ſich aus Sehnen
Nach ſeinen glühenden Augen. Doch verloſchen
Iſt dieſer Sterne milde Glut, und Schweigen,
Verliebt in dieſer Stimme Ton, verſchloß
Ihre Muſik in ſeiner rauhen Gruft.

Es nährten ſeiner Kindheit Tage hehre
Geſichte, Silberträume. Jede Schau
Und jeder Ton der allumfaſſenden
Luft und der unermeſſ'nen Erde tönte
In ſeinem Herz im reinſten Echo wieder;
Die Quellen göttlicher Philoſophie
Entflohen nicht vor ſeinen durſtigen Lippen;
Und alles Große, Gute, Schöne, was
Das Ehedem in Wahrheit oder Dichtung
Geheiligt, wußt' und fühlt' er. Als die Kindheit
Entſchwunden war, floh er vom kalten Herd
Und aus dem fremd gewordnen Vaterland,
In unentdeckten Landen wunderſamen
Wahrheiten nachzuforſchen. Furchtlos hat
Sein Fuß durchirret manche weite Wüſte
Und mancher Wildniß Labyrinth, und ſeines
Blicks, ſeiner Stimme holde Macht gewann
Von Wilden Obdach ihm und Mahl.

Er liebte
In abgeſchied'nen Thälern zu verweilen,
In tiefſter Wildniß ſeine Hütte bauend,
Bis angelockt von ſeines Auges Milde
Das Eichhorn und die Taube nahm aus ſeiner
Harmloſen Hand die dargebot'nen Körner,
Und die Gazelle, die zuſammenſchrickt,
Wenn in dem Dickicht rauſcht das dürre Laub,
Die ſcheuen Tritte hemmte, daß ſie ſich
An ſeiner Glieder Wohlgeſtalt ergötze.

Hohe Gedanken leiteten die Schritte
Des Wanderers hin zu den hehren Trümmern
Vergang'ner Zeiten. Er erblickte Tyrus,
Athen und Balbek und die Wüſte, wo

Einſt Salem ſtand und Babels Trümmerthürme,
Die ewigen Pyramiden, Memphis, Theben,
Was Wunderſames auf dem Obelisk
Von Alabaſter, auf dem Jaspisgrabmal
Und auf der Sphinxe Trümmergliedern bergen
Des ſchwarzen Aethiopiens wüſte Hügel.
Er weilte dorten unter den Ruinen
Der Tempel, unter ungeheuren Säulen,
Phantaſtiſchen Bildern übermenſchlicher
Geſtalten, wo des Zodiaks ehernem
Geheimniß marmorne Dämonen wachen,
Wo ringsum an die ſtummen Mauern ihre
Stummen Gedanken Todte hängten, und
Dort forſcht er durch des ganzen Tages Glut
In dieſen Zeugen von der Erde Jugend, —
Und brütet über dieſen ſtummen Bildern;
Selbſt bis der Mond mit ungewiſſen Schatten
Füllt die geheimnißvollen Hallen, brütet
Und ſchaut er, bis gleich der Begeiſtrung Stral
Das Wiſſen ſtrömet in ſein träumend Hirn,
Und ſich vor ſeinem Auge der Geburt
Der Zeit erbebendes Geheimniß breitet.

Ihr täglich Mahl bracht' aus des Vaters Zelt
Ihm eine Maid Arabiens, breitete
Zu ſeinem Lager ihre Decken, und
Stahl ſich von Werk und Ruh', um ihn zu pflegen. —
Sie liebt' ihn, doch der Ehrfurcht Scheu verwehrt ihr,
Sich ihm mit Liebeswort zu nah'n: ſie wachte
Ob ſeinem nächtigen Schlaf, ſelbſt ſchlummerlos
Auf ſeine Lippen blickend, deren Oeffnung
Den ruhigen Athemzug unſchuldiger Träume
Enthauchte; wenn des rothen Morgens Licht

Den bleichen Mond noch mehr erbleichen machte,
Floh ſie zu ihrem Zelt, verſtört und matt.

Der Dichter wanderte mit freudigen Schritten
Durch Sabä, Perſien und Karmaniens Wüſte,
Und über jene hochgethürmten Berge,
Aus deren Eiſeshöhlen rollt die Flut
Des Sind und Orus; bis in Kaſchmirs Thal,
In ſeinem fernſten, niebetretnen Grund,
Wo unter hohlen Felſen eine Laube
Die balſamduftenden Gewächſe flechten,
Er ſeine müden Glieder ſtreckte. Hier
Kam über ſeinen Schlummer ein Geſicht,
Ein Traum von Hoffnungen, die ſeine Wange
Noch nie geröthet! Ein verſchleiert Mädchen
Saß neben ihm und ſprach mit feierlichen
Und tiefen Tönen. Ihre Stimme glich
Der Stimme ſeines eignen Herzens, wenn
Er ſie vernahm in der Gedanken Schweigen;
Ihre Muſik ertönte, wie wenn Liſpeln
Des Windes ſich mit Stromesrauſchen miſcht,
Und wob ein Netz auf vielgefärbten Fäden
Und Schillerfarben um ſein innerſt Herz.
Sie ſprach von Wiſſen, Wahrheit und von Tugend,
Von hehren Hoffnungen erhabner Freiheit,
Von ſeinen theuerſten Gedanken allen,
Von Poeſie, ſie, eine Dichterin ſelbſt.
Bald zündet ihres reinen Geiſtes Inbrunſt
Durch ſeine Glieder ein durchdringend Feuer;
In mildem Sang erhob ſie ihre Stimme,
Von bebendem Geſchluchz erſtickt, geſänftigt
Von ihrer eignen Inbrunſt. Nur die Hände,
Die ſchönen, waren bloß, und ſie entlockten
Aus wunderſamer Harfe wunderſamen.

Geſang, und in den vielverzweigten Adern
Spricht ihr beredtſam Blut in tiefen Worten
Von unſagbarer Meinung. Durch die Pauſen
Der Harmonien ertönten ihre Pulſe,
Und mit des Liedes unterbrochnen Strophen
Verſchmolzen ihres Athems wilde Züge.

Auf einmal ſteht ſie auf, als wenn ihr Herz
Nicht mehr ertragen könnte ſeiner Bürde
Erdrückendes Gewicht. — Er wandte ſich,
Von ihrer Regung aufgeſtört, und ſah
Bei ihrem eignen warmen Licht die glühende
Geſtalt umhüllt von einem wogenden
Schleier gewebten Winds, die bloßen Arme
Geſtreckt gen Himmel, ihre dunkeln Locken
Vom Hauch der Nacht bewegt, die ſtralenden
Geſenkten Augen und die offenen Lippen
Von brünſtigem Verlangen bleich und bebend.
Vom Uebermaß der Liebe ſank und ſiechte
Sein ſtarkes Herz — erbebend regt er ſich —
Sein ſtöhnend Athmen ſtockt, die Arme breitet
Er aus, um an ſein Herz den wogenden
Buſen zu drücken; — jetzt weicht ſie zurück —
Dann hingeriſſen von der Wonne Macht,
Schließt ſie ihn mit gepreßtem Schrei, wahnwitz'ger
Geberde wild in ihre Schattenarme. —
Da hüllte Nacht ſich um ſein ſchwindelnd Auge,
Und Finſterniß verſchlang die Viſion.
Der Schlaf, gleich ſchwarzer Flut, die aufgedämmt
In ihrem Lauf, rollt ſeinen Bann zurück
Auf ſeines Hirnes Leere. Von dem Stoß
Erſchreckt, erweckt, entweicht ihm die Verzückung —
Das kalte, weiße Licht des Morgens, tief
Im Weſt der bleiche Mond, die grellen Hügel,

Das ferne Thal, die leeren Wälder bieten
Sich ſeinem Blick. — Wohin ſind ſie entfloh'n,
Die Paradieſesfarben, die ſich wölbten
Ob ſeinem Lager geſtern Nacht? Die Töne,
Die ihn in Schlummer lullten? Das Geheimniß
Und die Erhabenheit der Erde? Wo
Iſt die Verzuckung, wo die Wonne hin?
Die müden Augen ſtarren auf, die Oede,
Leer wie des Meeres Mond, blickt zu dem Mond
Des Himmels auf. Der Geiſt der Erdenliebe
Hatt' deſſen Schlummer ein Geſicht geſandt,
Der ſeiner Gaben auserleſenſte
Verachtet hat. Voll Haſt verfolgt er nun
Jenſeits des Träumereichs den flücht'gen Schatten:
Er überſpringt die Gränze. Weh! ach Weh!
War Athem und Geſtalt und Weſen ſo
Verrätheriſch verknüpft? Verloren, ach,
Verloren ewig nun die reizende
Geſtalt im unbetretnen öden Reich
Des dunkeln Schlummers! Führt das ſchwarze Thor
Des Todes ein in dein geheimnißvolles
Eden, o Schlaf? Führt denn der lichte Dom
Von Regenbogenwolken, Bergeshängen,
Die man im klaren Meeresſpiegel ſchaut,
Nur in die ſchwarze Waſſertiefe, während
Des Todes blau Gewölb, mit widrigſten
Gewölken überhängt, wo jeder Schatten,
Der aus der Gruft, der faulenden, entſteigt,
Sein todtes Auge vor'm gehaßten Tag
Verbirgt, zu deinen Wonnereichen führt,
O Schlaf? Gewaltiger Flut gleich überſtrömte
Der Zweifel ſeinen Geiſt. Das wilde Sehnen,
Das er erweckte, ſtachelte ſein Hirn
Gleich der Verzweiflung.

Während noch der Tag
Am Himmel glänzte, hielt der Dichter ſtummes
Geſpräch mit ſeiner ruhigen Seele. Doch
Nachts kam die Leidenſchaft gleich einem Dämon
Aus einem Fiebertraum und rüttelte
Ihn aus der Ruh' und jagt' ihn in die Nacht.
Gleich einem Adler, welcher von den Ringeln
Der grünen Schlang' umſtrickt, in ſeiner Bruſt
Des Giftes Glut fühlt und durch Tag und Nacht,
Durch Sturm und Ruh' und Wolken ſtürzt mit blindem
Flug durch der Lüfte Wüſteneien, raſend
Von Folterqualen, floh der Dichter nun,
Getrieben von dem Schatten ſeines Traums,
Beim kalten Schein der öden Nacht durch ſteiles
Geklüft und ſumpfig Dickicht, mit des Fußes
Achtloſem Tritt die mächtige Schlange ſchreckend.
Der rothe Morgen tagte ſeiner Flucht
Und hellte wie aus Spott mit ſeinen Farben
Des Lebens ſeine Todtenwange. Vorwärts
Eilt er, bis er gleich einer Wolke ragen
Von Petra's Höh' am tiefſten Horizont
Den rieſigen Aornos ſah. Durch Balk
Und wo der Partherkönige wüſte Gräber
Den Wind mit ihrem Trümmerſtaube ſchwängern,
Eilt er mit irrem Schritte vorwärts, Tag
Nach Tag durch eine traurige Stundenwüſte;
In ſich den tiefen Kummer tragend, welcher
Stets ſeines Lebens bald verlöſchende
Flamme verzehrte. Seine Glieder waren
Jetzt abgezehrt. Sein fliegend Haar, verdorrt
Von einem Herbſte wunderſamer Leiden,
Sang mit dem Wind ein Leichenlied. Die Hand
Hing in der welken Haut gleich todtem Knochen,
Und Leben und die Glut, die es verzehrte,

Schien, wie im Ofen heimlich Feuer, nur
Aus ſeinen dunkeln Augen. Die Bewohner
Der Hütten, die mit menſchlich milder Hand
Ihm Nahrung reichten, ſah'n mit grauendem
Erſtaunen ihn vorüberflieh'n. Der Hirt
Im Hochgebirg', wenn er an ſchwindlichten
Abgrundes Rand ihn ſah, geſpenſtergleich,
Er glaubte, daß des Sturmes Geiſt mit Augen
Von Blitzen, jachem Odem und mit Füßen,
Die nicht das glatte Schneefeld kräuſelten,
Von ſeinem Laufe ruhete. Das Kind
Barg in der Mutter Kleid ſein fürchtend Antlitz,
Erſchreckt von dieſer wilden Augen Leuchten,
Und träumt von ihrer wunderbaren Glut
In mancher ſpätern Nacht. Doch junge Mädchen,
Von der Natur gelehrt, verſtanden bald
Das Weh, das ihn verzehrte, nannten ihn
Freund oder Bruder, drückten ſcheidend ihm
Die bleiche Hand und folgten ſeinem Wege
Von ihrem Thor mit thränentrüben Augen.

Am öden Strand Chorasmiens, eine weite
Und traurige Wüſte faulender Moräſte,
Verweilt er endlich. Nach des Meeres Küſte
Trieb ihn ſein Geiſt mit Macht. Am Ufer
Des trägen Stroms im dichten Röhricht weilte
Ein Schwan; er ſchwang ſich auf bei ſeinem Nah'n,
Und ſtieg mit ſtarken Schwingen hoch empor
Zum Himmel, über's unermeßliche
Meer weit ſein glänzendes Gefieder tragend.
Des Dichters Augen folgten ſeiner Flucht:
„Du findeſt deine Heimat, ſchöner Vogel!
Du ſchwingſt dich zu dem Neſt, wo dein Geſpons
Den Silbernacken ſchlingt um deinen, und

Mit Augen, die von Liebesfreude leuchten,
Dein Kommen grüßt. Und was bin ich, daß ich
Hier weilen ſollte, mit noch ſüßrer Stimme
Als deines Sterbens Lied, mit größrem Geiſt
Als du, mit ſchönerer Geſtalt begabt,
Um in der tauben Luft, an blinder Erde
Und an den Himmel, der von meines Herzens
Stimme kein Echo gibt, die hohen Kräfte
So eitel zu vergeuden?“ Um den bleichen
Mund ſpielt ein düſter Lächeln wild'ſten Hoffens.
Ihm war bewußt, daß ſeine theure Beute
Mit Macht der Schlummer feſſelt, und es bot
Der ſtumme Tod, vielleicht ſo treulos als
Der Schlummer, eine ſchattenhafte Lockung
Und ſpottete mit doppelſinnigem Lächeln
Der eignen Reize Wunderſeltſamkeit.

Erſchreckt von ſeinen eigenen Gedanken
Blickt er um ſich. Kein ſchöner Dämon war
In ſeiner Nähe. Ringsum Einſamkeit;
Nur in der eignen Seele Tiefe regten
Geſtalten ſich und Töne grauſer Hehre.
Ein kleiner Nachen an des Ufers Rand
Bot ſich des Auges ungeduldigem Suchen.
Verlaſſen war er lange, denn es gähnte
In ſeinen Borden mancher weite Riß,
Und in der Flut Gewog erbebte ſein
Gebrechlich Rippenwerk. Ein ruheloſer
Trieb zwingt ihn in das Boot zu treten und
Einſam den Tod zu ſuchen auf der Wüſte
Der Waſſer, denn er wußte wohl, daß dieſer
Gewaltige Schatten in den ſchleimigen Höhlen
Des völkerreichen Meers zu wohnen liebt.

Der Tag war ſchön und ſonnighell. Es ſchwelgte
In ſeines Glanzes Wonne Meer und Himmel,
Und von dem Ufer blies mit ſtarkem Hauch
Der Wind, die Wellen ſchwärzend. Von dem Sehnen
Des Herzens angetrieben, ſprang der Wandrer
In's Boot hinab: den Mantel breitet er
Als Segel an den kahlen Maſt und nimmt
Allein und einſam ſeinen Sitz und fühlt,
Wie über's ruhige Meer das Boot dahineilt,
Gleich Wolkenfetzen vor des Sturmes Hauch.
Es floh auf dunklen, ſchaumgekrönten Wellen,
So wie ein Boot in lichten Träumen fliegt,
Von duftigen Winden über glänzendes
Gewölk gejagt. Mit ungeſtümen Stößen
Und wildem Drängen treibt's ein Wirbelwind
Durch zornigen Meeres weiße Wogenkämme.
Die Wellen toben: höher noch und höher
Krümmt ſich ihr zorniger Nacken vor der Geißel
Des Sturmes, wie ſich Schlangen in den Klauen
Des Geiers winden. Voller Ruh' und Wonne
Saß er im grauſen Kampf, wo Welle ſich
An Welle bricht, wo Sturm auf Sturm mit Wuth
Herniederfährt und wo die dunkle Flut
Vernichtend ſich in Wirbelſtröme ſtürzt.
Es ſaß der Dichter, als ob ihre Geiſter
Ihn leiten ſollten zu dem Lichte jener
Geliebten Augen, feſt das Steuer haltend.

Der Abend kam und ſeine Stralen färbten
Mit Irisglanz die Schaumesdome, welche
Vergänglich ſich ob ſeinem Pfade wölbten
Durch Meereseinſamkeit. Die Dämmerung
Erhob im Oſten langſam ſich und wand
In dunklern Kränzen ihre Locken um

Des Tages ſchöne Stirn und Stralenaugen;
Dann kam die Nacht, in Sternen angethan.
Von allen Seiten ſtürzen grauſenvoller
Die tauſend Ströme von der Bergeswüſte
Des Oceans zu allgemeinem Krieg
Herbei, in dräu'ndem Aufruhr, donnernd, wie
Zum Hohn des ruhigen Sternenhimmels. Noch
Floh vor dem Sturm das kleine Boot, wie Schaum
Des Winterſtromes ſteilen Fall hinabſchießt;
Jetzt ſchwebt es auf dem Rand zerſchellter Woge;
Jetzt läßt's weit hinter ſich das berſtende
Gewog, ob deſſen Sturz das Meer erbebt.
Geſichert iſt ſein Lauf, als wäre jene
Gebrechliche Geſtalt, die an dem Steuer
Sich ruht, ein Elementengeiſt, und nicht
Ein Menſchenſohn.
Um Mitternacht der Mond
Ging auf, und ſieh! die himmelsnahen Klippen
Des Kaukaſus, deß Eiſesgipfel gleich
Dem Licht der Sonnen unter den Geſtirnen
Erglänzten, und um deß durchhöhlten Fuß
Die Wirbel und die Wogen im gewalt'gen
Kampf ewig wüthen und zerſchellen, zeigen
Dem Blicke ſich. — Wer wird ihn retten? — Vorwärts,
Stets vorwärts jagt das Boot — die ſiedende
Flut treibt — die Klippen ſchließen ſich ringsum
Mit ſchwarzen, zackigen Armen, der zerriſſ'ne
Berg dräuet über'm Meer, und immer ſchneller
Mit übermenſchlicher Gewalt, am Abhang
Der glatten Welle gleitend, ward das Boot
Vorwärts getrieben. Eine Höhle gähnte
Dort und verſchlang in ihrem jähen Sturz
Und ihrer Tiefe Labyrinth das Meer.
Und weiter jagt das nimmermüde Boot.

„Viſion und Liebe!“ ruft der Dichter laut,
„Ich ſah den Pfad, den du geflohn. Es ſoll
Der Tod und Schlaf nicht lange mehr uns trennen.“

Der Nachen folgt' der Höhle Windungen. —
Des Tages Licht ſchien endlich auf die Flut
Des dunkeln Stroms, und langſam ſchwamm das Boot
Jetzt auf dem unergründlich tiefen Fluſſe,
Wo jetzt der Wogen Kampf ruht. Wo die Schluchten
Des Berges ihre ſchwarzen Tiefen boten
Dem blauen Himmel, eh' die ungeheure
Flut ſtürzte bis zum Grund des Kaukaſus
Mit einem Donner, der die ew'gen Felſen
Erbeben machte, füllt ſie jenen Schlund
Mit einem ungeheuren Wirbel. Stufe
Auf Stufe hoben ſich die Wirbelfluten
In unermeſſ'nen Kreiſen, und zerſchellten
In Wechſelſtürmen an den zack'gen Wurzeln
Gewaltiger Bäume, die die Rieſenarme
Im nächtigen Dunkel über ſie erſtreckten.
Inmitten ſtand ein ſtiller, glatter Teich
In fürchterlich verrätheriſcher Ruhe,
Der jegliches Gewölk verzerrend ſpiegelt.
Gepackt von der Gewalt des ſteigenden
Stroms dreht das Boot von Stufe ſich auf Stufe
In Schwindelhaſt, bis an dem höchſten Rand
Der Kreiſe, wo durch einen Spalt der Felſen
Die Waſſer überſtrömen, und inmitten
Des Wogenkampfs ein Waſſerſpiegel blieb,
Schwebt ſchaudernd jetzt der Nachen. Wird er ſinken
Hinunter in den Abgrund? Wird des Schlundes
Gewaltiger Widerſtrom ihn jetzt verſchlingen?
Wird er verſinken jetzt? Ein leiſer Stoß
Des Abendwindes füllt ſein Segel wieder,

Und ſieh! ſanft zwiſchen moosbegrünten Ufern
Auf ruhigen Wäſſern gleitet er, beſchattet
Vom dichten Hain; und horch! der ſchrecklichen
Flut fernes Brüllen miſcht ſich mit dem Winde,
Der in dem tönereichen Hain ſich regt.
Dort, wo das ringsumſchattende Gebüſch
Zurückweicht, eine kleine Matte laſſend,
Schließt ſich die Bucht durch die vereinten Ufer,
Von denen goldne Blumen ewig blicken
Auf ihre niederwärts geſenkten Augen,
Die in kryſtallner Ruhe ſich beſpiegeln.
Vom Boot erregt, zerſtört der Wellen Schlag
Ihr ſinnig Werk, das nur des Windes Koſen,
Des Graſes Fallen oder eines Vogels
Verirrter Flug und nur ihr eigner Tod
Je hätte ſtören können. Seines Haupts
Verwelkte Locken ſehnte ſich der Dichter
Mit ihren Glanzesfarben zu verzieren;
Doch in ſein Herz kam Einſamkeit zurück
Und er verweilte nicht. Der ſtarke Trieb,
Der ſich in den geſenkten Augen barg,
Und in der Wange Fieberglut, im Siechthum
Des Körpers, hatte jetzt noch nicht ſein Amt
Vollzogen; wie der Blitz in einer Wolke
Aufleuchtet und verweilt, eh' er verſchwindet,
Und eh' die Flut der Nacht ſich um ihn ſchließt,
So hängt er dräuend über ſeinem Leben.

Die Mittagsſonne glänzt jetzt auf den Wald,
Ein rieſig Schattenumgeben'r, deß braune
Erhabenheit von einer Schlucht umgeben.
Dort ſpotten unermeſſ'ne Höhlen in
Dem dunkeln Fuß der luftigen Felſenzinnen
Mit ewigem Gebrüll und Widerhall

Des Waldes Klagen. Die verſchlungnen Zweige
Und dichten Blätter webten Dämm'rung über
Des Dichters Pfad, wie er von Liebe, Trauer,
Gott oder mächtigerm Tod geleitet, ſich
Im Herzen der Natur ſucht eine Stelle
Der Ruh', ſein Grab und ihre Wiege. Finſtrer
Und finſtrer dunkelt rings der Schatten Nacht.
Die Eich' umfaßt mit ihren Rieſenarmen
Der Buche helles Laub. Die Pyramiden
Der ſchlanken Ceder wölben unter ſich
Erhabne Kuppeln, unter denen tief,
Gleich Wolken unter einem Himmel von
Smaragd, die Blätterwogen der Akazie
Und Eſche bleich und zitternd hangen. Gleich
Ruhloſen Schlangen im Gewand von Glut
Und Regenbogen, winden um die grauen
Stämme ſich Paraſiten, in dem Schmuck
Von Millionen Blumenſternen, und
Wie heitre Kinderaugen ihre Stralen
Mit ſanftem Sinn und unſchuldvoller Liſt
Um Derer Herzen flechten, die ſie lieben,
So ranken ſie um die vermählten Zweige
Noch feſter ſie vereinend. Das Gewebe
Des Laubes ſchaffet aus dem tiefen Blau
Des Himmels, aus des Mittags klarem Dunkel
Ein Netzwerk, wechſelnd gleich ſeltſamer Wolken
Geſtalten. Moſige Sammetmatten ſchwellen
Im Schatten dieſer Dome, duftend mit
Balſamiſchen Kräutern, und mit winzigen,
Doch ſchönen Blumen überſtreut. Die Nacht
Des finſterſten Geklüfts entſendet ſeine
Roſengebüſche, mit Jasmin verzweigt.
Ein ſeelberauſchend Düften, das zu holderem
Geheimniß einlud. In dem Thale halten

Das Schweigen und die Dämm'rung, Zwillingſchweſtern,
Hier ihre Mittagswacht, und ſchweben durch
Die Nacht, gleich halberblickten Dunſtgeſtalten.
Und weiter fort ein Brunnen, funkelnd, ſchwarz,
Deß Waſſer war vom lichteſten Kryſtall,
Und der das dichtverwobene Gezweig,
Ein jedes Blatt und jeden Fleck des Himmels,
Der zwiſchen ihnen noch zu ſehen, malt;
Und Nichts verwiſcht ſein Bild im Waſſerſpiegel,
Als ein verirrter Stern, der durch die Oeffnung
Des Laubes blitzt, ein bunter Vogel, der
Im Mondenſcheine ruht, ein prächtiges
Inſekt, das regungslos hier ſchwebet, eh'
Den Tag es kennt, und eh' es ſeiner Schwingen
Glänzende Pracht dem Aug' des Mittags bot.
Zu dieſer Stelle kam der Dichter. Er
Erblickte ſeiner Augen bleichen Glanz,
Durch ſeine dünnen Locken abgeſpiegelt
In jener ſtillen Quelle ſchwarzer Tiefe;
So wie das Menſchenherz, das träumend ſchaut
Hin über's düſtre Grab, ſein eigenes
Verrätheriſches Bildniß dort erblickt.
Er hört der Blätter und des Graſes Rauſchen,
Erſchrickt, und ſchaut und zittert, daß er fühle
Hier eines ungewohnten Weſens Daſein, daß
Des holden Baches Plätſchern er vernimmt,
Der aus des dunkeln Brunnens Quellen ſtrömt.
Ein Geiſt ſchien neben ihm — nicht angethan
In ein Gewand von Silber oder Licht,
Von irgend einem Weſen dargeliehn,
Das auf der Erd' in Schönheit, Majeſtät
Oder Geheimniß weilt — nur Walderwogen,
Der ſtumme Bronnen und der Plauderbach,
Das abendliche Zwielicht, das zur Nacht

Sich jetzt verdüſtert, ſind des Geiſtes Sprache.
So ſpricht er zu ihm — als ob ſie allein
Die einzigen Weſen wären — nur . . . . als er
Den Blick erhob im Kampfe der Gedanken . . . .
Erſchaut zwei Augen er, zwei Sternenaugen
Im Düſter der Gedanken, die mit heiterm,
Azurnem Lächeln ihm zu winken ſchienen.

Dem Licht gehorſam, das in ſeiner Seele
Erglänzte, folgt des Thales Windungen
Der Dichter. In des Waldes Schatten floß
Das Bächlein ſcherzend durch manch' grüne Schlucht;
Manchmal rauſcht es mit ernſter Harmonie
Und hohlen Tönen durch das feuchte Moos.
Dann tanzt es auf dem glatten Kies, wie Kinder
Im Springen lachend; dann durch Ebnen ſchlich es
In ruhigen Wellen: jeder Knoſpe Haupt
Und jedes Kraut abſpiegelnd, welches über
Dem ruhigen Spiegel hing. — „O Bach! deß Quelle
So unermeßlich tief iſt, wohin wendet
Sich dein geheimnißvoller Strom? Du biſt
Ein Bild von meinem Leben. Deine Ruhe,
So dunkel, deine ſprüh'nden Wellen, deine
Abgründe, laut und hohl, dein unſichtbarer
Lauf, deiner Quellen Unergründbarkeit,
Von Allem hab' ich Gleiches; und das Meer,
Das unermeßliche, der weite Himmel,
So leicht iſt's ihnen, mir zu ſagen, welche
Verirrte Wolke, welche ſchleimige Höhle
Hegt deine Wäſſer, als das Weltenall
Mir ſagen kann, was meine lebenden
Gedanken einſt bewohnen werden, wenn
Auf deinen Blumen meine todten Glieder
Im Hauch des Windes bleichen.“

An der Seite
Des Bachesufers wandelt er. In's grüne
Moos drückt er ſeinen Fuß, der von der Glut
Des Fiebers zitterte. Gleich einem, der
Im Wahnwitz von dem Fieberlager ſpringt,
So ſchreitet er, doch nicht gleich ihm, vergeſſend
Des Grab's, in das er niederſteigen muß,
Wenn ſeiner Freude ſchwache Flamme ſich
Verzehrt. Mit haſtig ſchnellen Schritten eilt
Er durch des Waldes Schatten, längs des Ufers,
Des wilden Plauderquells, und nun verſchwanden
Des Waldes ernſte Dome. Wechſellos
Und heiter wölbt ſich über ihm der Himmel
Des Abends. Graue Felſen lugten vor
Aus dürrem Moos und hinderten den Lauf
Empörten Bachs. Des Ginſters ſchlanke Stengel
Beſchatteten den rauhen Abhang; Nichts
Als knorrige Wurzeln alter Tannen, ſonder
Gezweig und von dem Blitz getroffen, krallten
Sich in den harten Boden. Ein allmäliger,
Doch grauſer Wechſel. Denn, wie ſchnell die Jahre
Entfliehen, runzelt ſich die glatte Stirn,
Das Haar wird bleich und dünn; wo Sternenaugen
Mit thauigem Glanz einſt ſtralten, funkeln jetzt
Mit marmorſtarrem Blick ſie; ſo entſchwand
Von ſeinem Pfad der Blumen Glanz, mit ihren
Balſamiſchen Winden, ihren holden Tänzen.
Doch ruhig folget er dem Strom, der jetzt
Mit mächtigerer Flut des Grundes Labyrinthe
Durchrollt und durch den Fall der Schluchten ſich
Nagt ſeinen Pfad mit ſchneegeſchwellter Macht.
Auf allen Seiten ragten Klippen nun,
Die ſchwarzen, nackten Gipfel in phantaſtiſchen
Geſtalten ſich des Abends Schimmer bietend.

Die Felswand, die des Stromes Bett verfinſtert,
Zeigt, eben in der Mitte wankender
Felsblöcke, ſchwarze Klüfte, Höhlenrachen,
Aus deren Windungen der laute Strom
Zehntauſend Stimmen lockt. Sieh! wo der Rachen
Des Paſſes gähnt, ſchießt niederwärts der Berg
Im jähen Sturz, und ſcheint mit ſeinen Haufen
Von Klippen eine Welt zu überhängen;
Denn unten breiten ſich in weiter Ferne,
Vom untergehenden Mond und bleichen Sternen
Beſchienen, inſelreiche Meere, blaue Berge,
Gewalt'ge Ströme, dämmernde Gefilde,
Gekleidet in des bleigefärbten Abends
Feierlich Düſter, und am fernſten Rand
Des Horizontes glühende Hügel, welche
Vermiſchen ihre Flammen mit der Dämmerung.
In nackter, ſtrenger Einfachheit erhob
Der Vordergrund ſich als ein Widerſpiel
Der weiten Welt. Im Felſen eingewurzelt
Streckt eine Kiefer ihre ſchwanken Arme
Quer vor den leeren Raum, auf jeden Stoß
Des unbeſtändigen Windes einen Ton nur
Erwidernd und mit dem Geheul, dem Donner
Und dem Geziſche heimatloſer Ströme
Ihr ernſtes Lied verbindend; weiter fort
Eilt ſchäumend über rauh Geſtein der Strom
Mit breitrer Flut und ſtürzt ſich in den Abgrund,
Den unermeſſ'nen, vor den flüchtigen Winden
In Dunſtgewölken ſeine Flut verſtäubend.
Die Mondesſichel ſchwebte tief am Rand
Des Horizonts und ſtrömt ein Glanzesmeer
Ueber die fernen Berge. Goldner Nebel
Erfüllt die unbegränzte Luft und ſchwelgt
Im bleichen Mondſchein bis zur Sättigung;

Kein Stern erglänzt, kein Ton wird jetzt vernommen,
Und ſelbſt die grimmigen Stürme, der Gefahr
Geſpielen, ſchlummern in des Abgrunds Armen.
O Sturm des Todes, deſſen unſichtbare
Gewalt durchbrauſet dieſes nächtige Schweigen!
Und du, gigantiſches Geripp, der Führer
Von ſeines Laufs Unwiderſteblichkeit,
In deiner Allmacht der Vernichtung, König
Der ſchwachen Erde, von dem Blutgefild
Der Schlacht, dem peſtumqualmten Krankenhaus,
Bis zu des Patrioten heil'gem Lager,
Dem ſchneeigen Pfühl der Unſchuld, dem Schaffot,
Dem Thron, dir rufet eine mächtige Stimme.
Dem Bruder Tod ruft die Vernichtung. Dir
Hat ſie, die Welt mit Mördergier durchſtreifend,
Bereitet eine königliche Beute.
Von ihr geſättigt, kannſt du ruhen, und
Der Menſch kann, Blumen oder kriechendem
Gewürm gleich, zu dem Grabe gehn und braucht
Nicht länger nun an deinem dunkeln Altar
Gebrochne Herzen unbeachtet opfern.

Als in das Thor der Waldeseinſamkeit
Der Wandrer eintrat, wußt' er, daß der Tod
Ob ſeinem Haupte ſchwebte. Doch noch eh'
Sein hoher, heiliger Geiſt entfloh, verweilte
Er auf den Bildern der erhabenen
Vergangenheit, die ſeiner Seele Ruhe
Durchſchweben, tönereichen Winden gleich,
Wenn ſie im dämmernden Gemache wehen.
Die abgezehrte, bleiche Hand ſtützt er
Auf jener alten Kiefer rauhen Stamm.
Sein müdes Haupt legt er auf einen Stein,
Von Epheu überwoben. Seine Glieder

Ruhn ſchwach und regungslos am ſanften Abhang
Der finſtern Kluft. — So ruht er, ſeines Lebens
Zögernde Kräfte ruhig fliehen laſſend.
Die Qualen Hoffnung und Verzweiflung ſchlummern.
Es ſtöret ſeine Ruhe weder Pein
Noch Furcht des Irdiſchen und nur der Sinne
Gewahrtes und ſein ſchmerzenloſes Sein
Nährt, immer ſchwächer, ſchwächer quellend, ſeiner
Gedanken Strom, bis nur ein ſchwaches Lächeln
Und ſeines Athems leiſe Züge zeugten
Von ſeinem Leben noch: — ſein letzter Blick
Fiel auf den Mond, deß mächtig Horn am Weſtrand
Der weiten Welt ſchwebt, und deß falbe Stralen
Sich mit der Nacht verwebten. Jetzo ruht er
Auf den gezackten Hügeln, und ſo wie
Die ungeheure Himmelsſichel ſinkt,
Erbebt in ſchwächern, immer ſchwächern Schlägen
Des Dichters Herz, das ſtets in myſtiſcher
Und tiefer Sympathie ſchlug mit der Flut
Und Ebbe der Natur: und als zwei kleine
Und immer kleinere Glanzespunkte durch
Das Dunkel glänzten, tönte ſchwach und ſelten
Des Athems letztes Seufzen durch das dumpfe
Schweigen der Nacht; — bis auch der kleinſte Stral
Verloſchen war, erbebte noch ſein Herz.
Jetzt ſchweigt es — regt ſich wieder. Doch als nun
Das letzte Licht ſchwand, hüllt mit düſterſtem
Gewand die Nacht ſich um ein Weſen, ſtumm,
Kalt, regungslos, der leeren Luft gleich und
Der ſtummen Erde. Gleich dem Nebelflor,
Den erſt der Sonne goldne Stralen färbten,
Und der dann grau und ſchwer vorüberrollt,
Wenn ſie verſank, war jetzt die herrliche
Geſtalt zu ſchaun. Todt, ſtarr und ohne Hauch

Der Göttlichkeit — ein ſchwaches Saitenſpiel,
In deſſen tönereichen Saiten irrt
Des Himmels Wink — ein ſchöner Strom, den einſt
Ein Quell mit tauſendſtimmigen Wellen nährte —
Ein Jugendtraum, den Zeit und Nacht für immer
Verlöſcht hat, aber ſtumm jetzt, todt, vergeſſen.

O, wär' Medea's Zauberbalſam mein,
Deß Tropfen aus der Erde Glanzesblumen
Erblühen ließen, aus den kahlen Zweigen
Den neuen Duft der Frühlingsblumen lockten!
O, reichte Gott, verſchwenderiſch in Giften,
Den Kelch dar, den ein Menſchenſohn nur trank,
Er, das Gefäß des ewigen Zorns, ein Sklave,
Nicht auf den grauſen Fluch ſtolz, den allein
Er trägt, der ewige Weltenwandrer, einſam
Dem Todesdämon gleich! O, wär' der Traum
Des Magikers, wenn er in ſeiner Höhle
Der Zauber ſucht in ſeines Tiegels Aſche
Nach Macht und Leben, ſelbſt wenn ſeine Hand
Schon zittert vor dem Tod, das einzig wahre
Geſetz, das dieſe goldne Welt regiert!
Doch du entſchwandeſt, gleich dem ſchwachen Nebel,
Um den der Morgen goldne Stralen hüllt —
Ach, du entflohſt! — Der Gute, Milde, Holde,
Des Genius und der Schönheit Kind.
Dem bleichen
Mund, hold im Todesſchweigen noch, den Augen,
Des Schlummers Bild im Tode, der Geſtalt,
Die noch der Wurm nicht zu benagen wagt,
Fließ' keine Thräne, ſelbſt nicht in Gedanken.
Und wenn die Farben ſchwanden, wenn das Antlitz.
Das göttliche, vom todten Wind verweht,
Nur noch in dieſes ungeſchminkten Liedes

Kunſtloſen Verſen dauert, möge nicht
Des Sanges hohe Kunſt, zu deß Gedächtniß,
Was nun entſchwunden, nicht der Farben oder
Des Marmors Schmerz, in kalten Bildern zeugen
Von ihrer eignen Schwäche. Kunſt und Macht
Des Worts und Alles, was die Erde beut,
Sie alle ſind zu nichtig, den Verluſt
Zu trauern, der in Nacht kehrt ihren Glanz.
Es iſt ein Schmerz, „zu tief für Thränen“, wenn
Auf einmal Alles wird hinweggeriſſen,
Wenn ein gewalt'ger Geiſt, deß Licht die Welt
Rundum beſtralte, den Verlaſſ'nen nicht
Der Thränen Troſt, den wilden Aufruhr läßt
Standhafter Hoffnung; ſtarre Ruh' nur, bleiche
Verzweiflung, der Natur gewaltigen Rahmen,
Der Menſchendinge bunt Gewebe drin,
Geburt und Tod, die nicht ſind, was ſie waren.

(Seybt.)

Béranger.

Mir ſummt ein Stimmchen,
Leis wie ein Immchen;
Mein Lischen, mein Orakel ſpricht:
Sing', lieber Freund, und ſchreibe nicht!

Béranger.

Das Lebenselement der franzöſiſchen Poeſie iſt die Phraſe. Sie hat ſich nicht vollſtändig von innen heraus, aus eigener Machtvollkommenheit, entwickelt. Höfiſche und geſellige Convenienz übten despotiſche Einflüſſe auf ſie und zwangen ſie ſchon frühe in einen Formalismus hinein, deſſen Traditionen im Grunde noch jetzt die franzöſiſche Literatur beherrſchen. Die ſogenannte claſſiſche Muſe Frankreichs war bekanntlich recht eigentlich eine Hofmuſe. Die Corneille und Racine waren nicht Dichter von Gottes Gnaden, ſondern von Ludwig's XIV. Gnaden. Sie waren auch keine Schöpfer, aber ſehr geſchickte Modiſten. Sie überſetzten die griechiſchen und römiſchen Helden und Heldinnen in die franzöſiſche Phraſeologie, nicht nur in Beziehung auf die Perücken und Reifröcke, welche ſie ihnen anthaten.

Die Phraſe modelte ſich nach den Zeitumſtänden, aber ſie blieb. Sie ſprach aus Voltaire als der freigeiſtige Witz, aus Rouſſeau als das naturevangeliſche Pathos des 18. Jahrhunderts; ſie predigte durch Lamartine die empfindſame Frömmelei der Reſtaurationszeit, orakelte in Lamennais' Schriften als apokalyptiſches Prophetenwort und ſchritt in Hugo's pompöſen Anläufen in den Prachtgewanden romantiſcher Tracht einher. Selbſt Aurora Dudevant, der freieſte Künſtlergeiſt Frankreichs, hat ſich nicht völlig von der Phraſe emanzipiren können.

Allein neben der prunkhaften Hof- und Modedame Phraſe oder Kunſtdichtung waren ihr zum Trotz ſtets zwei volksmäßige Gattungen von Poeſie einhergegangen, das Vaudeville und die Chanſon. In beiden hat ſich das franzöſiſche Weſen am eigenthümlichſten und liebenswürdigſten ausgeprägt, in jenem dramatiſch, in dieſer lyriſch. Die Chanſon ſollte zuletzt einen Träger finden, welcher ſie, ohne ihren volksmäßigen Charakter im Geringſten zu beeinträchtigen, in die Sphäre der Kunſt erhob. Das that Béranger, der Chanſonnier par excellence, Frankreichs nationalſter und populärſter Dichter.

Pierre Jean Béranger wurde am 19. Auguſt 1780 zu Paris geboren. Seine Wiege ſtand in der Manſarde eines armen Schneiders, ſeines Großvaters, welcher den Enkel erzog, ſo gut er es vermochte. Béranger hatte harte Lehrjahre durchzumachen, als Aufwärter in einem Wirthshaus, als Buchdruckerjunge. Am Setzkaſten hat er ſein Wiſſen erworben, gewiß mühſam genug. Die Bibel und der Homer weckten ſeinen Geiſt. Lucian Bonaparte, welcher auf Béranger's Dichtertalent aufmerkſam geworden, verſchaffte ihm ein ſehr beſcheidenes Amt in der Verwaltung der Univerſität. Aber Béranger reihte ſich nicht in den Schmeichlerchor des Kaiſerreichs: erſt als gefallene Größe beſang er Napoleon. Dagegen wurde er der Leibpoet des Volkes. Schon 1813 waren ſeine Lieder: „der König von Yvetot“ und „der Senator“ und andere in Aller Mund. Béranger ſang, er ſchrieb nicht. Während der Reſtauration wurden ſeine Chanſons eine öffentliche Macht. Es iſt gar nicht übertrieben, wenn man geſagt hat, Béranger habe die Bourbons aus Frankreich hinausgeſungen. Sie ließen ihn auch, ſo lange ſie da waren, ihre Feindſchaft redlich fühlen. Er wurde zu wiederholten Malen verfolgt, einmal zu neunmonatlicher Haft und 10,000 Francs Buße verurtheilt. Nach der Julirevolution bot man ihm Aemter und Würden an. Er aber, wie er in ſeinem ſchönen Gedicht: „An meine Miniſter gewordenen Freunde“ — ſagt, er wollte „Nichts“ ſein und bleiben1). Zur Strafe, den Bonapartismus in

---

1) Nein, meine Freunde, nein, ich will Nichts werden,
Mit Stellen, Titeln, Orden bleibt daheim!
Gott ſchickte mich als Hofmann nicht zur Erden,
Ein ſcheuer Vogel flieh' ich ſolchen Leim.
Kommt mir ein kußlich ſchlankes Kind entgegen,
Gibt's Schmaus und tollen Spaß — woran gebricht's!
In meiner Wiege Stroh war lauter Segen, —
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts!

der Perſon Napoleon's I. beſungen zu haben, hat der große Chanſonnier noch Napoleon III. erleben müſſen. Er ſtarb am 16. Juli 1857. Die Regierung escamotirte den Leichenzug des Dichters.

Béranger's Chanſon iſt das incarnirte Franzoſenthum mit allen ſeinen Schwächen, und da ſich die Franzoſen ſogar in ihren Schwächen noch liebenswürdig zu geben wiſſen, ſo iſt das Béranger'ſche Lied auch in Wiederſpiegelung dieſer Schwächen noch graziös und liebenswürdig. Die Leier des Chanſonnier iſt von reicher Beſaitung. Die epikuräiſche Philoſophie des 18. Jahrhunderts, die Freiheitsbegeiſterung der Revolutionszeit, der kriegeriſche Napoleons-Enthuſiasmus, der liberaliſtiſche Spott auf die verſuchte Reſtauration in Kirche und Staat, die warme Theilnahme an der Befreiung und Beglückung der Völker, der Liebe Leid und Luſt, die geſellige Heiterkeit und der Weinſcherz, die humoriſtiſche Begnügung, das fauniſche Schmunzeln, der geſunde Spaß, endlich die ganze Wucht und Bitterkeit der modernen Sklaverei: — das Alles ſingt, jubelt, kichert, lacht, grollt und weint aus Béranger's Chanſons, mit einer Innigkeit und Wahrheit, Anmuth und Kraft, welche lebhaft fühlen machen, daß in dieſer Poeſie wirklich das Volksherz klopft.

1.

Mein Beruf.

Auf dieſen Ball verſtoßen,
Armſelig, unerquickt,
Ach allzuklein, im großen
Gewühle faſt erſtickt;
Als ich, die Bruſt gehoben
Von Seufzern, weinend ging,
Hört' ich den Ruf von oben:
Sing', armer Junge, ſing'!

Hin rollt des Reichen Wagen,
Ich geh', von ihm befleckt;
Ein Wörtchen kann ich ſagen,
Wie Hohn des Mächt'gen ſchmeckt;
Ich ſah das Dräu'n und Toben,
Das ihm im Auge hing,
Da rief es mir von oben:
Sing', armer Junge, ſing'!

Vor'm Schlimmſten mich zu retten
Schien Nichts mir allzuherb,
Ich ſchleppe meine Ketten
Um ſpärlichen Erwerb.

Freiheit! ich muß ſie loben,
Doch Hunger — ſchlimmes Ding!
Da ruft es mir von oben:
Sing', armer Junge, ſing'!

Mich aufzurichten, mühte
Sich einſt der Liebe Hand,
Doch floh ſie, wie die Blüthe
Der Jugend mir entſchwand.
Die Schönheit lichtumwoben
Verſengt den Schmetterling,
Da ruft es mir von oben:
Sing', armer Junge, ſing'!

Ja, Singen bleibt auf Erden
Doch mein Beruf zuletzt:
Wird mir nicht Liebe werden
Von euch, die ich ergötzt?
Ja, wenn der Gram zerſtoben
Beim Wein im trauten Ring,
Da ruft mir's laut von oben:
Sing', armer Junge, ſing'!

(Seeger.)

2.

Der Gott der Biedermänner.

Es iſt ein Gott, vor dem ich tief mich neige;
Zwar arm, hab' ich nie mehr von ihm begehrt
Wie auch die Welt mir oft das Arge zeige,
So hab' ich doch das Gute nur verehrt.

Auf einen weiſen Himmel darf ich bauen,
Seit ich des Lebens Herrlichkeit erkannt.
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.

Und wenn die Armuth auch mein Bett umgaukelt,
So weckt ſie mich doch nie aus holdem Traum:
Der Liebe Dank! von Hoffnung ſüß geſchaukelt,
Wähn' ich zu ſchlummern auf wohl ſüßer'm Flaum.
Mögt ihr des Hofes Göttern Tempel bauen,
Mein Glaube hat ſich mildern zugewandt.
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.

Als ein Eroberer im Glück vermeſſen,
Mit laun'ſcher Hand Geſetz' und Scepter brach,
Mit ſeiner Füße Staub ſich eingefreſſen
In Königsbinden, Herrſcher, euch zur Schmach,
Da konnten wir euch Alle kriechend ſchauen,
Ich bot dem frechen Herren Widerſtand;
Und will der Biedermänner Gott vertrauen,
Den Becher in der Hand.

In unſern Schlöſſern, wo beſchützt vom Siege
Goldfrüchte trieb der Künſte ſüdlich Reis,
Sah ich des Nordens Völker nach dem Kriege
Abſchütteln ihres Heimatlandes Eis.
England wagt's ſtolz auf uns herabzuſchauen,
Doch Glück und Wellen haben nicht Beſtand.
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.

Doch welche Drohung ſprach ein Pfaff' ſo eben?
„Der jüngſte Tag, der letzte Tag trifft ein.

Die Ewigkeit wird ihren Schleier heben
Und Zeit und Welten werden nicht mehr ſein.“
Weckt die verſchlaf'nen Todten auf, ihr glauen,
Pausbäck'gen Cherubim, in ihrem Sand!
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.

O Thorenwahn! Nein, Gott hegt keine Galle;
Der Alles ſchuf, iſt gegen Alles mild.
O holde Freundſchaft, edle Triebe alle,
Die er uns eingeimpft nach ſeinem Bild,
Vor eurem Zauber fliehen all' die grauen
Nachtträum' in ihr geſpenſtiſch Nebelland.
Der Biedermänner Gott mag Jeder trauen,
Den Becher in der Hand.

(Gaudy.)

3.

Die rothe Hanne.

Den Säugling an der Bruſt, den zweiten
Der Knaben auf dem Rücken, führt
Sie an der Hand den Erſtgebornen,
Der faſt entkleidet, barfuß friert.
Den Vater haben ſie gefangen,
Er kühlt im Kerker ſeinen Muth;
Sei, Gott, du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb ſitzt in ſich'rer Hut.

Ich ſah ſie oft in beſſern Tagen,
Schulmeiſters liebes Töchterlein;

Sie ſpann und ſang und las und nähte,
Ein herzig Kind und ſchmuck und fein;
Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden,
Wie war ſie froh und wohlgemuth!
Sei, Gott, du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb ſitzt in ſich'rer Hut.

Ein junger, hübſcher, reicher Pächter
Verſprach ihr einſt ein beſſ'res Glück;
Ihr rothes Haar, das ward verſpottet,
Der reiche Freier trat zurück;
Es kamen andre, gingen wieder;
Sie hatte ja kein Heiratsgut.
Sei, Gott, du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb ſitzt in ſich'rer Hut.

Ein Taugenichts war ſchnell entſchloſſen:
Ich nehme dich, blond oder roth;
Drei Büchſen hab' ich, weiß die Schliche,
Der Förſter macht mir keine Noth;
Den Schwarzrock will ich auch bezahlen,
Deß Sprüchlein uns zuſammenthut;
Sei, Gott, du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb ſitzt in ſich'rer Hut.

Sie ſprach nicht nein, mit ſanfter Lockung
Gebot Natur in ihrer Bruſt,
Und drei Mal ward allein im Walde
Sie Mutter unter bitt'rer Luſt;
Die Kinder treiben und gedeihen,
Ein blühend friſch geſundes Blut;
Sei, Gott, du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb ſitzt in ſich'rer Hut.

Des treuen Weibes nächt'gen Jammer
Erhellet noch ein milder Schein;
Sie lächelt: ihre Kleinen werden
Schwarzlockig wie der Vater ſein;
Sie lächelt, ach! aus ihrem Lächeln
Schöpft der Gefang'ne friſchen Muth:
Sei, Gott, du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb ſitzt in ſich'rer Hut.

(Chamiſſo.)

4.

Lisette.

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Sie, die ich ewig lieben muß!
Die ſüße Schwermuth ihrer Augen
Bringt Träume ſtets von Glück und Kuß.
Mit ſeinem ſchönſten Lebenshauche
Beſeelte ſie der Himmel noch —
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!

O großer Gott, wie reizend iſt ſie!
Sie, die kaum zwanzig Sommer alt;
Die Lippen eben aufgeblühet,
Das Haar, das blond hernieder wallt;
Durch tauſend Gaben noch verſchönet,
Kennt ſie kaum ihren Liebreiz noch —
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und liebt mich dennoch wahr und warm.
Wie lange trug ich Neid im Herzen,
Weil ich an allem Schönen arm.
Eh' ſie das Leben mir verherrlicht,
Floh immer mich die Liebe noch —
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Da Nichts mir ihre Treue raubt;
Der Kranz, den ſie für mich gewunden,
Schmückt mein ſchon früh ergrautes Haupt.
Ihr Schleier, die ihr ſie verhüllet,
O ſinket! Gänzlich ſieg' ich noch —
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich bin, ach, ſo häßlich doch!

(Wolff.)

5.

Volkserinnerungen.

Lange ſeinen Ruhm bewahren
Wird der Hütten nied'res Dach;
Keiner andern Mähre nach
Fragt Jemand mehr in fünfzig Jahren.
Abends um die Ahne her
Setzt ſich Alt und Jung beim Lichte.
— Mutter, ſag' uns doch noch mehr
Von der neulichen Geſchichte!

— Glaubt ihr, ſagt ſie, daß gequält
Je das Volk für ihn erkalte,
Für ihn erkalte?
— Ja, erzählt uns, gute Alte,
Ja, von Ihm erzählt!

Kinder, durch das Dorf gekommen
Iſt Er, Fürſten im Geleit.
Ach, das war vor langer Zeit,
Kaum hatt' ich meinen Mann genommen.
Dort hinauf am letzten Gut,
Wo ich Ihn zu ſehen hocke,
Ging Er mit dem kleinen Hut,
In dem grauen Ueberrocke.
„Guten Tag, mein Kind!“ — Verſüßt
War die Angſt — wie das mir ſchallte,
Sein Gruß mir ſchallte!
— Wie, er grüßt' Euch, gute Alte,
Er hat Euch gegrüßt?

In Paris, da durft' ich ſchauen
Ihn im Glanz das nächſte Jahr,
Wie Er auf dem Zuge war
Zum Münſter Unſrer lieben Frauen.
Alle Herzen wurden weit,
Jauchzten dieſer Pracht entgegen;
Alles rief: O ſchöne Zeit,
Ueber Ihm iſt Gottes Segen!
Helle Vaterfreude lag
Auf dem Antlitz ohne Falte,
Ja, ohne Falte!
— Welch ein Tag für Euch, o Alte,
Welch ein ſchöner Tag!

Aber als dem Feind erlegen
Seufzte das Champagnerland,
Wie Er da allein noch ſtand
Und focht im dichten Kugelregen! —
Einmal hör' ich an mein Thor
Klopfen Abends, grad wie eben,
Oeffne, Gott! Er ſteht davor,
Nur von Wenigen umgeben.
Hier die Bank, da ſaß Er vor;
Ha, wie Er die Fäuſte ballte,
Lautſeufzend ballte!
— Hier iſt Er geſeſſen, Alte,
Grade hier ſaß Er?

Sprach: Mich hungert! und in Eile
Bring' ich ſchwarzes Brot und Moſt.
Und Er trocknet ſich: getroſt
Entſchläft Er dann nach einer Weile.
Thränen kamen mir. Erwacht
Sieht Er mich: „Nur nicht verzagen!
Büßen ſoll des Feindes Macht
Vor Paris für Frankreichs Klagen!"
Und Er ging. Ihr wißt, wie hoch
Ich Sein Glas in Ehren halte,
In Ehren halte.
— Und Ihr habt es, gute Alte,
Habt es immer noch?

Ja, da iſt es! — Ins Verderben
Zog's den Helden ſieggewöhnt;
Er, vom Papſte ſelbſt gekrönt,
Auf wüſter Inſel mußt' er ſterben.
Lange hat's kein Menſch geglaubt,
Und es hieß: Er landet wieder,

Schlägt der Feinde freches Haupt,
Eh ſie ſich's verſehn, darnieder.
Leere Hoffnung! Meint' ich doch,
Daß es mir das Herz zerſpalte,
Das Herz zerſpalte!
— Gott vergilt's Euch, gute Alte,
Gott vergilt's Euch noch!

(Seeger.)

6.

Die vier Zeitalter.

Geſellſchaft, alte, wankende Ruine,
Die überm Haupt uns bald zuſammenfällt!
Kein Halt mehr und kein Licht iſt, das uns ſchiene
Auf unſerm Gang durch dieſe Trümmerwelt.
Wohin wir wandern, fragen hundert Weiſe,
Den Finger an der Stirne: — Traum und Wahn!
Die Sonnen wandeln fort in ſichrem Gleiſe,
Gott ſprach zu ihnen: Hier iſt eure Bahn!

Der Zeiten Räthſel löſen nur die Zeiten:
Die Menſchheit hat ein Recht zum Glücklichſein.
Je mehr des Menſchen Mühn die Welt erweiten,
Je weiter wird ſein Kopf, der Welt zum Schrein.
Der Menſchheit Arche ſchwankt auf hoher Welle,
Sie ſät und baut auf dem Geſtad der Zeit;
Sinkt Einer, füllt ein Andrer ſeine Stelle.
Gott ſpricht: Ihr Völker, haltet euch bereit!

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Im Anfang trauliches Familienleben:
Natur gebeut dem Menſchen, was er thut.
Zerſtreute Gruppen — Mann und Männin geben
Die Kinder in des grünen Laubdachs Hut.
Die Söhne ſchaaren ſich, in ſtetem Kriege
Mit Wölf und Tigern, auf den jungen Au'n.
Es iſt der Staat noch wimmernd in der Wiege.
Gott ſpricht: Ich will erbarmend auf euch ſchaun.

Im zweiten Zeitraum kämpft der wilde Krieger
Für's Vaterland, das Blut erſt düngen muß.
Volk waffnet gegen Volk ſich und der Sieger
Setzt dem Beſiegten auf die Bruſt den Fuß.
Der Menſch muß an die Knechtſchaft ſich gewöhnen,
Den Zwingherrn hebt zum Gott des Schwertes Knauf.
Da ſtralt ein himmliſch Licht den Erdenſöhnen,
Gott ſpricht: Ihr Menſchen, hebt die Augen auf!

Dann reibt der Menſch ſich wach vom langen Schlafe:
Ein einz'ger Altar ſtatt vielfält'gem Brauch,
Die Menſchen alle Brüder, frei der Sklave,
Unſterblich wie der Fürſt der Bettler auch.
Geſetz und Kunſt, Gewerb und Handel ranken
Empor, gebändigt wird der Wellen Reich.
Die Preſſe ſchleift des Vaterlandes Schranken;
Gott ſpricht: Ihr Völker, liebt euch, frei und gleich!

Humanität regiert! Wer will erneuen
Das Alte? Laßt den Tod in ſeiner Ruh.
Dies Evangelium — die Winde ſtreuen
Und tragen es den fernſten Wilden zu.
Arbeit und Frieden! Ja, es muß gelingen;
In Eintracht blüht uns köſtlicher Gewinn.

Laßt uns die Welt dem Himmel näher bringen,
Und Gott ſpricht: Kinder, geht geſegnet hin!

Dir, menſchliche Familie, Heil und Segen!
Doch wie? Ein Lied von Lieb' in dieſer Zeit?
Noch blitzen durch die Länder blanke Degen,
Kaum graut der Tag, noch dunkelt's weit und breit.
Frankreich, willſt du dein Licht der Welt verſtecken?
Das Amt, dir auferlegt, erfüll' es gern!
Um eine Welt vom Schlummer aufzuwecken,
Ruft Gott dir zu: Geh' auf, du Morgenſtern!

(Seeger.)

7.

Fahrt wohl, ihr Lieder!

Jüngſt ſann ich noch einmal auf neue Lieder,
Zu ſehn, ob nicht die Ader mir verſiegt.
Wie ich begann, erſchien die Fee mir wieder,
Die mich beim alten Schneider einſt gewiegt.
„Such eine Freiſtatt für die langen Nächte,
Der Winter hat die Haare dir bereift;
Du haſt dich müd' geſungen, müd' gekeift,
Biſt zwanzig Jahr geſtanden im Gefechte!“
Fahrt wohl, ihr Lieder, meine Zeit iſt um,
Der Nordwind pfeift, der Vogel duckt ſich ſtumm.

„Die Zeit iſt hin, wo deine Seele glühte,
Und wie die Harf' in allen Tönen klang,
Wo unerſchöpft dein Frohſinn Flammen ſprühte,
Und blitzend durch die Nacht der Zeit ſich ſchwang.

Auch deiner Freunde Lachluſt will ermatten;
Dein Streifchen Himmel dunkelt allgemach.
So Mancher ging hinab, du ſeufzſt ihm nach,
Liſette ſelbſt iſt, ach! nur noch ein Schatten.“
Fahrt wohl, ihr Lieder, meine Zeit iſt um,
Der Nordwind pfeift, der Vogel duckt ſich ſtumm.

„Doch ſei getroſt! Zum armen Volke nieder
Drang dein Geſang, und klingt ſchon überall;
Die Melodie ergriff das Ohr, die Lieder
Sie fanden auch im Herzen Wiederhall.
Wer leſen kann, wird eure Redner loben;
Was deine Kunſt dem armen Volk verlieh,
Das klingt; du haſt die Gaſſenmelodie,
Zum Tort den Königen, zum Lied erhoben.“
Fahrt wohl, ihr Lieder, meine Zeit iſt um,
Der Nordwind pfeift, der Vogel duckt ſich ſtumm.

„Die Pfeile, die zurückgeprallt vom Ziele,
Sie wurden niederfallend aufgerafft.
Im Volke fanden ſich der Schützen viele,
Die warfen ſie hinauf mit neuer Kraft.
Der Blitzſtral, den der Thron herabgeſchoſſen,
War ſein Verderben, nach drei Tagen ſchon.
Von all den Kugeln, die zerſchellt den Thron,
Wie viel hat deine Muſe nicht gegoſſen!“
Fahrt wohl, ihr Lieder, meine Zeit iſt um,
Der Nordwind pfeift, der Vogel duckt ſich ſtumm.

„Du haſt dein ſchönes Theil an dieſen Tagen,
Von deren Beute du dich abgekehrt.
Du wirſt der Nachwelt dieſe Kunde ſagen,
Dein Alter ſei durch ihren Glanz verklärt.

Sei du der Jugend Führer und Berather,
Und ſchaut das Vaterland mit ſtolzem Blick
Dereinſt auf ſie, dann ſegne dein Geſchick;
Am Ruhm des Sohns verjünge ſich der Vater!“
Fahrt wohl, ihr Lieder, meine Zeit iſt um,
Der Nordwind pfeift, der Vogel duckt ſich ſtumm.

Zum Rückzug bläſt du, gute Fee; der Barde,
Der arme, folgt, wohl iſt es Zeit dazu.
Bald wohnt Vergeſſenheit in der Manſarde
Bei mir, die Mutter und das Kind der Ruh
Und wenn ſie einſt zu meinem Grabe kommen,
Spricht naſſen Aug's vielleicht ein Veteran:
Der Stern, den wir die Nacht erleuchten ſah'n,
Gott löſcht' ihn lang' bevor er ausgeglommen.
Fahrt wohl, ihr Lieder, meine Zeit iſt um,
Der Nordwind pfeift, der Vogel duckt ſich ſtumm.

Tegnér.

Tegnér's Dichtung zeichnet ſich hauptſächlich durch eine gewiſſe Energie, durch Friſche und Leben aus, ferner durch eine höchſt lebendige Phantaſie, die raſtlos thätig iſt, neue Bilder und Gleichniſſe zu erfinden und nach den goldnen Fäden zu ſuchen, die nur dem Auge des Dichters ſichtbar ſind und wodurch die äußere Natur mit den Erſcheinungen der inneren Welt verknüpft iſt, endlich durch kühne Zeichnung und ſtarkes Colorit, durch eine ſinnlich belebte Darſtellung und einen äußerſt maleriſchen Vortrag.

Rydqviſt.

Eſaias Tegnér wurde am 13. November 1782 zu Kyrkerud in der Provinz Wermland geboren, armer Eltern Kind, welches nach dem Ausdruck eines der Freunde des Dichters bis ins 13. Jahr „wie ein junger Apfelbaum in der Wildniß aufwuchs.“ Sein Lebensgang war nicht der eines Glücklichen. Zwar erhielt er nach beendigten Studien im Jahre 1812 die griechiſche Profeſſur an der Univerſität zu Lund, wo er ſeine bedeutendſten Dichtungen ſchrieb, und zwölf Jahre ſpäter wurde er auf den Biſchofsſtuhl von Wexiö berufen. Allein dieſe äußerlichen Erfolge wurden durch körperliche und häusliche Leiden mehr als aufgewogen und überdies iſt Tegnér's Geiſt zweimal vom Wahnſinn umdunkelt worden. Er ſtarb am 2. Nov. 1846. Im folgenden Jahre erſchien zu Stockholm eine Geſammtausgabe ſeiner Werke (Samlade Skrifter), eingeleitet durch eine vortreffliche Biographie des Dichters von der Hand ſeines Schwiegerſohnes Böttiger.

Tegnér iſt ohne Frage der Bannerherr der neueren ſchwediſchen Literatur. Dieſe aber iſt ein Ausfluß der großen literariſchen Bewegung, welche unter dem Namen der Romantik auf der Grenzſcheide des 18. und 19. Jahrhunderts von Deutſchland über Europa ausgegangen iſt.

In Schweden theilte ſich die romantiſche Schule, nach Niederkämpfung der dortigen franzöſelnden Pſeudoclaſſik in zwei Fractionen. Die eine bildeten unter ihrem Führer Atterbom die „Phosphoriſten", ſogenannt von ihrer Zeitſchrift Phosphorus. Sie ergingen ſich in allen den Nebeleien und Extravaganzen, wie ſie von den „Phantaſten" der deutſchen Romantik aufgebracht worden waren. Dieſer Richtung trat zum Glück für die ſchwediſche Literatur unter der Führung von Geijer, Tegnér und Afzelius die ſogenannte „gothiſche" Schule (götiska forbundet) entgegen, deren Zeitſchrift „Iduna" (1810—24) der ſchwediſchen Neuromantik die altnationale Heldenſage und den alteinheimiſchen Volksgeſang zur geſunden Grundlage gab. Das Weſen dieſer literariſchen Richtung beſtimmt ſich alſo dahin, daß ſie im Romantiſchen das Nationale zur Erſcheinung brachte.

Am bedeutendſten und erfreulichſten geſchah dies in den Dichtungen Tegnér's, deſſen Dichterader zuerſt in ſeinem Preisgedicht „Schweden" (Svea, 1811) gewaltig pulſirte. Es folgte das theologiſche Idyll

„die Nachtmahlskinder“ (Nattvardsbarnen, 1821); dann die Romanze „Axel“ (1822); weiterhin eine Fülle von lyriſchen Gedichten, dann die „Frithjofs-Sage“ (1825) und endlich die unvollendet gebliebene epiſche Dichtung „Gerda“.

Tegnér iſt vorzugsweiſe Lyriker[1]). Freilich ſcheint dieſer Anſicht zu widerſprechen, daß des

---

[1]) Sein vollendetſtes Gedicht iſt meines Erachtens das „Sonnenlied“ (Solsangen). Leider exiſtirt von demſelben keine metriſche Verdeutſchung, welche die energiſche Prägnanz des Originals vollſtändig wiedergäbe. Um daher dem Leſer wenigſtens den Inhalt dieſes großartigen Liedes nahe zu bringen, ſetze ich Leinburg's wortgetreue Uebertragung in ungebundener Rede hieher: —

Dir will ich ein Lied ſingen, du hochherſtralende Sonne! Ringsumher um deinen Königsthron, im tiefen Dunkel der blauenden Nacht, haſt du dir die Welten hingeſetzt als Vaſallen. Du ſchaueſt hoch hinab auf die in Demuth dir Unterthänigen; — doch dein Wandel iſt im Lichte.

Siehe, wie im Todesſchlaf ruht die Natur. Die Nacht, die Freundin der Schatten, hat auf ihre erblichne Pracht ihr Bahrtuch gelegt. Manche Nachtampel blickt in's Trauerhaus herab. Jedoch du erhebſt dich wieder glühend aus dem Oſt, und wie eine Roſe aus der Knoſpe bricht die Schöpfung an's Licht hervor. Sie wird lebendig, ſie wird reicher an Farben, du indeſſen blickſt heiter auf's luſtige Glänzen des Laubes, auf's Feuer der roſenroth glühenden Berge hinab. Der bewegte Strom des Lebens, der, wie vom Froſt gefeſſelt, ſtillſtand, ſanft murmelnd nun ſprudelt er wieder hervor, und ſchaukelt in ſeinem Spiegel dein Bild, bis kühleren Hauches du hinabblickſt gegen den

Dichters Ruhm daheim und in der Fremde hauptſächlich auf ſeiner in 24 Geſängen oder Romanzen gedichteten Frithiof-Sage beruht. Allein bei näherem Zuſehen erkennen wir, daß der Hauptreiz dieſer Dich-

---

weſtlichen Saal, wo ahnendem Hoffen am Ende, wo endlich der Tugend, nachdem ſie ſich müde gekämpft im Kampf des Lebens, die Thore aufſpringen zur Wohnung der Seligen.

O, du Tochter des Himmels, woher iſt deine Straße? Biſt du wohl ſchon dabei, ſchon dabei geweſen, als der Ewige daſaß und in die plötzlich ſich lichtende Nacht flammige Saat ausſäte? — Oder biſt du an ſeinem unſichtbaren Throne geſtanden (dem hoch außerhalb der Welt ſtehenden), ihn anbetend als Engel: bis hoffärtig du einmal nicht thateſt, was dir vom Throne herab befohlen ward, und er in ſeinem Zorn dich erfaßte an deinem ſtralenden Hals, und dich mit Verachtung hinausſchleuderte als einen Ball in's Blau des Himmels, damit du dennoch Zeugniß gebeſt von ſeiner Macht, der du da Trotz zu bieten dich frevelnd vermaßeſt? — Darum eileſt du vielleicht noch jetzt ſo ohne Raſt und Ruhe, ſo ſtürmiſch ſchnell deine Bahn dahin; kein Freund hält tröſtend die Wandrerin auf. Darum bedeckſt du wohl noch jetzt zuweilen mit dem Tuch der Wolken deine glühenden Wangen. Denn noch immer gedenkſt du voll Gram des Tages, als dich der Rächer aus dem Kreis der Gerechten verſtieß und du von ſeinen Knien in die Wüſten des Raumes hinausfielſt.

Sage mir doch, gehſt du dich nicht müde auf deiner einſamen Straße? Wird dir der Weg nicht zu weit, den du ſo oft ſchon gegangen? Seit vielen Tauſenden von Jahren biſt du nun ſchon wieder und wieder gekommen: und doch werden deine goldgelben Locken noch nicht grau?

tung, welche ſich an epiſcher Kraft mit den altſchwediſchen Volksballaden keineswegs meſſen kann, gerade in den Stellen liegt, wo Tegnér ſein lyriſches Feuer walten läßt, wo er die Innigkeit und die Glut ſeiner Empfindung frei ausſtrömt. Es darf jedoch nicht ungeſagt bleiben, daß die Macht von Tegnér's Lyrik nicht nur in der Stärke und Friſche der Gefühle des Dichters wurzelt, ſondern auch in dem Umſtand,

---

— Wie ein Held wandelſt du deine glänzende Bahn, noch umwandeln dich ruhig und ſicher im Kreiſe deine glänzenden Heerſchaaren. Doch eine Stunde wird kommen dereinſt, in welcher dein goldener Ball in Stücken ſpringt: der Knall davon wird das Zeichen geben zum Einſturz der Welt. Und gleich Häuſern, die in den Schutt ſinken und zuſammenbrechen, ſtürzen die Eckſteine der Schöpfung dir nach in Schutt und Graus: und die fliegende Zeit ſtürzt, gleich einem Adler, welchem ein Schuß der Fittige Kraft gebrochen, todt daneben zu Boden nieder. Kommt dann einmal ein Engel des Weges, wo du vormals deine Bahn dahinzogſt wie ein goldener Schwan durch den blauen Ocean: — ſiehe, dann blickt er ſchweigend umher im einſamen Raum der unermeßlichen Oede; dich jedoch findet er nicht mehr, denn deine Prüfung iſt zu Ende, und verſöhnt wohl nahm dich der Ewige wie ein Kind auf ſeinen Arm, und nun ruheſt du ſelig an ſeiner Vaterbruſt aus. — Wohlan, ſo laß denn auch in Zukunft deinen Ball im Licht ſeine Kreiſe ziehn und gehe froh und heiter deiner Verklärung entgegen! Nach einer langen, langen Nacht werd' ich dich wieder einmal ſchauen in einem ſchöneren Blau; ich werde dich dann begrüßen mit einem ſchönern Geſang.

daß er ſtets von realen Anſchauungen ausgeht. Mit Fug und Recht durfte ein ſchwediſcher Kritiker ſagen, es ſei in Tegnér eine Energie herrſchend, die ſich dem Leſer unwillkürlich mittheile, eine Lebensluſt und ein Gefühl von friſcher Natur, das die Seele beſtändig in Spannung erhält, während es ſie zu gleicher Zeit ſtärkt und ſtählt.

I.

Der Geſang.

Haſt du geſchaut der Dichtung Haine,
Wo Früchte gelb im Laube glühn;
Wo Quellen rings um blum'ge Raine
Hin rieſeln klar im dunkeln Grün?
Wie aus des Frühlichts rothen Fluten
So ſchön die reichen Au'n erſtehn!
Wie auf den Höhn in hellen Gluten
Der Hoffnung grüne Fahnen wehn!

Was klagt der Dichter dann? Durchſchauern
Ihn holder Götter Winke nicht?
Wie mag der Undankbare trauern,
Ein Eden ſei nur im Gedicht?
Erkennt er Edens Thale nimmer
Mit Herbſtesgold, mit Lenzesluft?
Und ſingt die Nachtigall nicht immer
Noch aus der Tiefe ſeiner Bruſt?

Der Sänger hehr umarmt das Leben
Mit heißer Glut wie eine Braut.
Des Herzens heilig ſtilles Weben
Erſchließt er uns in Bild und Laut.

Die Welt, die in der Bruſt geſangen
Ihm ruhte, ging hervor zum Licht.
Ein ew'ger Sieg nur, — und Verlangen
Iſt ew'ges der Geſang ihm nicht.

Der hohe Genius fliegt mit Singen
So leicht hin über Meer und Land;
Des Morgens Flammen ſind ihm Schwingen,
Ein Maigewölk iſt ſein Gewand.
So froh, wie früh die Vöglein koſen,
So ſtark, wie graus der Donner ſchreckt;
Im Haare ſitzt ihm unter Roſen
Der Ring der Ewigkeit verſteckt.

Er weiß nicht von der trüben Sage
Von eitler Sehnſucht bangem Leid;
Verſteht nicht mehr die weiche Klage,
Er gibt ſein Weh dem Sturm der Zeit.
Sein Sehnen iſt ein Strom und gehet
Melodiſch zum geſuchten Meer;
Sein Seufzen iſt ein Hauch und wehet
Von eines Grabes Blumen her.

Sein Tempel ſteht im Licht und blinket,
Ein Born quillt an der Mauer hell
Vom Schooß der Zeiten her: es trinket
Der Sänger Kraft ſich aus dem Quell.
Von jedem Harm, an dem er bluten
Mag, heilt ſein Waſſer ihm den Sinn.
Nicht ird'ſche Zähren ſind die Fluten,
Nein, bloß der Himmel ſchaut ſich drin.

Wohlan, ich wandle hin zur Quelle
Und trinke, bin ich's werth daraus,

Mit friſchen Augen will ich helle
Schaun in die kranke Welt hinaus.
Das goldne Saitenſpiel erklinge
Mir nimmer von geträumter Pein.
Des Dichters Leiden ſind geringe, —
Klar muß des Liedes Himmel ſein.

So lang die Gräber tapfrer Ahnen
Das Sterngewölbe noch umringt,
So lange friſcher Stürme Mahnen
In Schlummer Sweas Kinder ſingt —
So lang laß, Bruſt im Nord, erſchallen
Der ſchönen, holden Stimme Klang,
Um Berg und Thal weit ſoll es hallen
Von Schwedens männlichem Geſang.

(Leinburg.)

2.

Liebe.

O Wunder aller Wunder, Liebe!
Du Athemzug der Seligkeit!
Du friſcher Hauch aus ſchön'rer Zeit
Im qualmerfüllten Weltgetriebe!
Du Herz in aller Weſen Bruſt,
Der Götter und der Menſchen Luſt!
Ein Tropfen ſucht im Meer den andern,
Und die Geſtirne, die dort wandern,
Sie ſchlingen nur im weiten Kranz
Den Brautreihn um der Sonne Glanz.

Du lebſt noch in des Menſchen Herzen,
Ein Abendroth, getrübt von Schmerzen,
Der ſchönern, ach! der beſſern Zeit,
Der Luſt und Liebe nur geweiht,
Dort in des Himmels blauen Saalen,
Wo hell die Silberkronen ſtralen,
Wo er vom Tanze müd' und warm
Einſchlummert' in des Vaters Arm.
Reich war er wie der Born der Lieder,
Gebet war ſeine Sprache nur;
Die Engel auf der Himmelsflur, —
Als Bruder liebt er alle wieder.
Doch ach! er fiel herab, und rein
Kann ſeine Liebe nicht mehr ſein.
Doch wird ein Herz ihm lieb und theuer,
Gemahnt's ihn noch an's früh're Feuer,
Es mahnt ihn mit bekanntem Klang
Des Lenzes und der Dichter Sang.
Dann iſt ihm wieder Luſt geſchenkt,
Dem Fremdling aus der Schweiz gleich, der
Ein Lied hört aus der Heimat her
Und der geliebten Alpen denkt.

(Leinburg.)

3.

Hertha's Kinder.

Einſten entbrannte in Schmerzen
Hertha zum Gotte der Welt.
Sieh, wie noch heute am Herzen
Er die Grünlockige hält.

Erben, der Liebe Zeichen,
Machten gedoppelt ſie reich.
Sohn und die Mutter ſich gleichen,
Tochter und Vater ſind gleich.

Talamod[1]) heißen ihn Dichter.
Sorglich die Mutter ihn hegt
Und wie die nächtlichen Lichter
Bleichliche Züge er trägt.

Stütz' iſt ein dorniger Stecken,
Wunden auch bringt er und Schmerz.
Ewige Kämpfe bedecken
Sieht man das ſeufzende Herz.

Stille durchzieht er's Getümmel,
Blicket zur Erde bedacht;
Hoffnung, die Schweſter, zum Himmel
Zeiget die Schöne und lacht.

Schnell iſt ſie wie die Gedanken,
Heiter wie Lenzblüthenſchaar,
Mit einer Binde von Ranken
Feſtet ſie's fliegende Haar.

Plagen bekämpfend er ſtehet,
Männlich, doch müde auch faſt;
Sie, die Beflügelte, wehet,
Alle entfliehen mit Haſt.

Lichtalfen! ſchwöret uns Segen,
Beide, die Huld auch dazu!

---

[1] Geduld.

Folget uns, bis daß wir legen
Nieder das Haupt zu der Ruh.

Kampfender Herthaſproſſe
Halt' mich im Sturme und Schmerz;
Hoffnung, du Himmelsgenoſſe,
Tröſte mein leidendes Herz.

(Mayerhoff.)

4.

Aus der Frithjof-Sage.

1.

Frithjof und Ingeborg.

Es wuchſen einſt auf Hilding's Gut
Zwei Pflanzen unter treuer Hut;
Zwei ſchön're nie im Nord erſchienen,
Sie wuchſen herrlich auf im Grünen.

Aufſchoß die eine wie die Eich,
Ihr Stamm iſt einer Lanze gleich;
Zum Helme wölbet ſich die Krone,
Erzitternd in des Windes Zone.

Die andere der Roſe glich,
Wann eben erſt der Winter wich,
Doch Lenz, die Roſe hüllend, ſäumet,
Noch in der Knoſpe liegt und träumet.

Der Sturm doch wird die Erd' umgehn,
Mit ihm die Eiche kämpfend ſtehn;
Lenzſonne wird am Himmel glühen,
Dann roth der Roſe Lippen blühen.

So wuchſen ſie an Freude reich,
Und Frithjof war die junge Eich;
Es nannten aber Nordens Söhne
Die Roſe — Ingeborg die ſchöne.

Sahſt beide du beim Tagesſtral,
Du wähnteſt dich in Freja's Saal;
Brautpaare drehn ſich dort in Ringen
Mit blondem Haar und Roſenſchwingen.

Doch ſahſt du ſie beim Mondenſchein
Im Walde tanzen Ringelreihn,
Du wähnteſt unter Haineskränzen
Der Elfen Königspaar in Tänzen.

Ihm iſt ſo wohl, ihm iſt's ſo werth,
Wie man die erſte Run' ihn lehrt.
Kein König war ſo hoch in Ehren,
Die Rune konnt' er Ingborg lehren.

Wie heiter fuhr in ſeinem Kahn
Mit ihr er auf der blauen Bahn!
Wie herzlich bei des Segels Wende
Klatſcht ſie in kleine weiße Hände!

Kein Vogelneſt war ihm zu hoch,
Für ſie er hin zur Höhe flog:
Der Adler ſelbſt, der Lüfte König,
Er ſchützte Jung' und Eier wenig.

Es iſt kein Bach, wie ſtark er ſchlägt,
Darüber er nicht Ingborg trägt:
Wie ſchön, wann Strudel lärmend klingen,
Ihn kleine weiße Arm' umſchlingen!

Die erſte Blume, die er zieht,
Die erſte Erdbeer, die er ſieht,
Die erſte Aehre reif und golden
Beut froh und treu er ihr, der Holden. —

Doch Kindheit flieht im ſchnellen Lauf,
Bald tritt der Knab' als Jüngling auf;
Sein Feuerauge Hoffnung flehet,
Die Maid in Schönheitsfülle ſtehet.

Jung Frithjof zog nun auf die Jagd,
Wohl Mancher hätte ſich bedacht;
Denn ohne Spieß und ohne Degen
Trat er dem Bären kühn entgegen.

Bruſt gegen Bruſt mit ihm er rang,
Bis, doch zerkratzt, er ihn bezwang;
Ihr bracht' er heim die rauhe Beute;
Auch deß die Jungfrau ſich erfreute.

Das Weib den Muth des Mannes ehrt,
Das Starke iſt des Schönen werth;
Wie Helm und Haupt zuſammen paſſen,
So nie die zwei einander laſſen.

Doch wann er Winterabends ſaß
Beim Feuerſchein des Herds und las
Ein Lied von Odin's lichten Hallen,
Von Göttern und Göttinnen allen;

Dann dacht' er: Gelb iſt Freja's Haar,
Ein wogend Feld voll Aehren zwar;
Doch Ingborg's Haar gleicht goldnen Ringen,
Die ſich um Roſ' und Lilie ſchlingen.

Iduna's Buſen ſchön und reich
Hüpft unter Seide grün und weich;
Ich kenne Seide, welche decket
Lichtalfen zwei, darin verſtecket.

Und Frigga's Aug' iſt hell und blau,
Wie wenn du ſiehſt des Himmels Au.
Ich weiß ein Auge, wann es funkelt,
Lichtblauer Lenztag wird verdunkelt.

O wie doch Gerda's Wange lacht,
Gleich friſchem Schnee mit Nordſcheinspracht!
Ich kenne Wangen, wann ſie blühen,
Zugleich zwei Morgenröthen glühen.

Ich kenn' ein Herz ſo zart und weich,
Wie Nanna's, fehlt der Ruf ihm gleich;
Dich preiſt mit Recht ob Nanna's Treue,
O Balder, jeder Skald auf's Neue.

O ſtürb' ich doch wie du beweint
Von einer Maid, die treu es meint,
So treu wie Nanna, ſo voll Liebe!
Bei Hel alsdann ich gerne bliebe. —

Die Königstochter ſaß und ſang
Ein Heldenlied, und fröhlich ſchlang
Sie in den Teppich Heldenthaten,
Und Wogen, grüne Hain' und Saaten.

Im Schnee der Wolle wächſt mit Macht
Der goldgewebten Schilde Pracht;
Zum Streit die rothen Lanzen fliegen,
Doch ſtarr die Silberpanzer liegen.

Und immer mehr als Frithjof ſtellt
Sich auf dem Teppich dar der Held;
Und wie er aus dem Teppich blicket,
Erröthet ſie, jedoch entzücket.

Doch Frithjof ſchnitt, wohin er kam,
Ein J, ein F in jeden Stamm;
Es ſchlangen, wie der Herzen Flammen,
Die Runen wachſend ſich zuſammen.

Stellt ſich der Tag am Himmel dar,
Weltkönig mit dem goldnen Haar,
Wann Leben rauſcht und Menſchen wandern,
Dann denket Eines nur des Andern.

Stellt ſich die Nacht am Himmel dar,
Weltmutter mit dem dunkeln Haar,
Wann Stille herrſcht und Sterne wandern,
Dann träumet Eines nur vom Andern.

„Du Erde ſchmückſt dich jedes Jahr
Mit Blumen in dem grünen Haar;
Gib mir die ſchönſten, denn in Kränzen
Für Frithjof ſollen ſie mir glänzen.“

„Du Meer, in deinem dunkeln Saal
Sind Perlen tauſende an Zahl;
Gib mir die ſchönſten und die beſten,
Um Ingberg's Hals will ich ſie feſten.“

„Du Knauf an Odin's Königszelt,
Du goldne Sonne, Licht der Welt!
O wärſt du mein, du Glanzgebilde,
Ich machte dich zu Frithjof's Schilde."

„Du Leuchte in Allfaders Saal,
Du Mond mit deinem bleichen Stral!
O wärſt du mein, du ſollteſt ſchmücken
Mein Mägdlein mit den ſüßen Blicken."

Doch Hilding ſagte: „Pflegeſohn,
Laß dieſe Liebe, laß davon!
Ungleiche Looſe wirft die Norne;
Aus Königsblut iſt die Erkorne.

Zu Odin ſelbſt, zum Sternenſaal
Hinauf ſteigt ihrer Ahnen Zahl;
Du biſt nur Thorſtens Sohn; drum weiche,
Bei Gleichem nur gedeiht das Gleiche."

Doch Frithjof lacht: „Ins Todtenthal
Hinab geht meiner Ahnen Zahl.
Des Waldes König ließ im Falle
Mir mit dem Fell die Ahnen alle.

Nicht weicht der freigeborne Mann:
Die Welt gehört dem Freien an.
Was Glück verbrach, auch Glück verſöhnet,
Der Siegeskranz die Hoffnung krönet.

In Kraft der höchſte Adel thront,
Ihr Ahnherr Thor in Thrudwang wohnt:
Nach Stand nicht ſieht er, nur nach Werthe,
Ein mächt'ger Freier iſt im Schwerte.

Für ſie zum Kampf tret' ich hervor,
Und wär' es mit dem wilden Thor.
Blüh, weiße Lilie, unverzaget;
Weh dem, der uns zu trennen waget!"

2.

Frithjof's Glück.

Durch Bele's Söhne mag erſchallen
Von Thal zu Thal der Ruf in's Feld.
Ich ziehe nicht; in Balder's Hallen
Da iſt mein Kampfplatz, meine Welt.
Von da nicht will zurück ich blicken
Auf Königsrach', auf Erdenſorg',
Nein, Götterluſt ſoll mich entzücken
Vereint mit meiner Ingeborg.

So lang der Sonne Stralenfülle
Den Purpurglanz der Blumen weckt,
Gleich Roſenflore, deſſen Hülle
Den Buſen meiner Ingborg deckt,
So lange irr' ich noch am Strande,
Von ew'ger Sehnſucht abgezehrt,
Und ſchreibe ſeufzend in dem Sande
Den theuern Namen mit dem Schwert.

Sind denn erlahmt der Stunden Flügel?
Du Delling's Sohn, was weilt dein Stral?
Sahſt du denn heut die Hain' und Hügel,
Die Sund' und Seen zum erſten Mal?

Wohnt denn im Weſt der Jungfrau'n keine,
Die deiner längſt geharret hat,
An's Herz dir fliegt im Götterhaine,
Von Liebe redend früh und ſpat?

Ermattet von des Weges Mühen
Sinkſt endlich du von deiner Wacht,
Den Roſenteppich eilt zu ziehen
Der Abend vor der Götter Pracht.
Es flüſtert Lieb' im Hauch dort oben,
Es flüſtert Lieb' im Stromeslaut.
Dich, Göttermutter, will ich loben,
Dich, Nacht im Perlenſchmuck der Braut!

Wie ſtill die hohen Sterne gehen!
Still wie zur Maid der Knabe ſchleicht;
Ellide, laß die Flügel wehen,
Stoß, Welle, nach und mach' es leicht!
Es grünen dort des Gottes Haine,
Zu guten Göttern geht es hin;
Der Tempel glänzt im Sternenſcheine,
Der Liebe Göttin wohnt darin.

Wie ſelig tret' ich an's Geſtade!
Ich küſſe dich, geliebtes Land;
Euch Blumen, weiß und roth am Pfade,
Umſchlängelnd den gewund'nen Rand.
Du Mond, mit deinem Glanze ſäumeſt
Du Tempel, Hain und Grab und Mal,
Wie ſchön doch ſitzeſt du und träumeſt,
Wie Saga ſitzt im Hochzeitſaal!

Du Blumenbach, wer mochte ſagen
Die Sprache meiner Liebe dir?

Du Nordens Nachtigall, dein Klagen
Wer ſtahl aus meiner Bruſt es mir?
Mit Abendroth die Alfen malen
Mir Ingberg's Bild am Himmel dort;
Doch Freja fühlt des Neides Qualen,
Sie duldet's nicht und haucht es fort.

Doch ſchwinde, Bild am Himmelsſaume!
Sie ſelbſt, die Holde, naht ſich ſchon,
Und treu, gleich einem Kindheitstraume,
Kommt ſie mit meiner Liebe Lohn.
Geliebte, komm und laß mich drücken
Dich an das Herz, das liebewarm!
Wunſch meiner Seele, mein Entzücken,
O komm und ruh' in meinem Arm!

Schlank wie der zarten Lilie Stengel,
Voll, wie die reife Roſe blüht,
Rein wie die Götter, ohne Mängel,
Und doch ſo warm, wie Freja glüht;
Küß, Holde, mich, hinüberziehen
In dich laß meine Gluten hier:
Des Himmels Rund, die Erde fliehen
Bei deinem Kuß, Geliebte, mir.

Was bebſt du? Fürchte nicht Gefahren!
Dort mit dem Schwert iſt Björn geſtellt,
Mit Kämpen gnug, uns zu bewahren,
Wär's nöthig, gegen eine Welt.
Ich ſelbſt, o daß ich könnte ſtreiten
Für dich, wie ich dich halte hier!
Welch Glück, zu Walhalls Höhn zu ſchreiten,
Wenn du Walkyrie würdeſt mir!

Was flüſterſt du von Balder's Grimme?
Er zürnet nicht. Der fromme Gott,
Er liebte auch, und ſeine Stimme
Iſt unſre Liebe, ſein Gebot.
Der Gott mit ew'ger Treu im Herzen,
Auf ſeiner Stirn das Sonnenlicht,
O, liebte in des Todes Schmerzen,
Wie ich dich lieb', er Nanna nicht?

Da ſteht ſein Bild, er ſelbſt iſt nahe;
Wie blickt er doch ſo mild und gut!
Zum Opfer er ein Herz empfahe
Erfüllt von Zärtlichkeit und Glut.
Beug' auch dein Knie! Auf Nichts von oben
Schaut Balder ſo mit Huld herab,
Als auf zwei Herzen, die geloben
Sich ſeine Treue bis in's Grab.

Nicht irdiſch iſt, vom Himmelsbogen
Stammt meine Liebe; flieh ſie nicht!
Im Himmel ward ſie groß gezogen,
Heim ſehnt ſie ſich zum Himmelslicht.
O, wer doch ſchon dort oben weilte,
Wer jetzt, mit dir dem Tod geweiht,
Als Sieger zu den Göttern eilte,
Umarmt von ſeiner blaſſen Maid!

Wenn dann die andern Kämpfer reiten
Durch's Silberthor hinaus auf's Feld,
Dein wartend ſäß' ich dir zur Seiten,
Als treuer Freund dir zugeſellt.
Wenn rings zum Mahl Walkyren bringen
Das Methhorn mit dem goldnen Schaum,

Mit dir allein nur würd' ich klingen,
Nur ſüßem Flüſtern geben Raum.

Und eine Laube an den Fluten
Würd' ich erbau'n, an blauer Bucht,
Wo ſicher wir im Schatten ruhten,
Im Hain mit ſeiner goldnen Frucht.
Und ſtralte Walhalls Sonne nieder,
Wie klar, wie herrlich iſt ihr Schein!
Dann ſahen wir die Götter wieder,
Voll Sehnſucht doch nach uns allein.

Mit Sternen würd' ich dir bekränzen
Die Stirne, deiner Locken Gold,
Im Wingolfſaale unter Tänzen
Dich roſig röthen, Lilie hold!
Bis daß ich aus dem Tanz dich trüge
Zum Friedenszelt der Lieb' und Treu,
Wo Brag' im Silberbarte ſchlüge
Am Abend uns dein Brautlied neu.

Wie ſingt die Droſſel dort im Haine!
Das Lied kommt von Walhalla's Strand.
Wie glänzt der Sund im Mondenſcheine!
Der Schein kommt aus der Todten Land.
Geſang und Licht, ach, ſie verkünden
Uns eine Welt ohn' Harm und Sorg';
Und dieſe Welt, ſie möcht' ich finden
Mit dir, mit dir, o Ingeborg!

O weine nicht! noch ſtrömt das Leben
In meinen Adern, weine nicht!
Doch Lieb' und Männerträume heben
Gern ſchwärmend ſich zum Himmelslicht.

Ach, ſchlingſt du deinen Arm nur wieder
Um mich, ruht nur dein Blick auf mir,
Wie leicht lockſt du den Schwärmer nieder
Von Götterſeligkeit zu dir! — —

„Horch, dort die Lerche!“ Nein, im Haine
Girrt eine Taub' in ſüßer Luſt:
Noch ſchläft im Neſt auf grünem Raine
Die Lerche an der Gattin Bruſt.
Die Glücklichen! denn ihnen bringet
Der Tag nicht Trennung noch Gefahr,
Frei leben ſie, zur Wolke ſchwinget
Sich frei hinauf das frohe Paar.

„Schau Tagesdämmern!“ Nein, die Flammen
Der Bake leuchten öſtlich dort.
Noch können ſprechen wir zuſammen,
Noch iſt die theure Nacht nicht fort.
Spät komme heut mit deinem Schimmer,
Verſchlaf' dich, goldner Tagesſtern!
Für Frithjof magſt du ſchlafen immer
Bis Ragnarök — er ſieht es gern.

Doch eitel iſt es, dies zu hoffen:
Es wehet ſchon ein Morgenhauch.
Des Oſtens Roſen ſind ſchon offen,
So friſch ſind Ingborg's Wangen auch.
Sieh dort in klarer Wolke Flimmern
Der Sänger Schaaren zwitſchernd ziehn;
Das Leben rauſcht, die Wogen glimmern,
Der Liebende, die Schatten fliehn.

Da kommt ſie ganz in ihrem Prangen!
Vergib, o Sonne, was ich bat!
Ein heil'ger Schauer faßt mich Bangen;
Ich fühl's, daß eine Gottheit naht!
O wer, wie du, ſo hehr und mächtig
In ſeiner Laufbahn träte auf,
Und ſtolz und froh, gekleidet prächtig
In Licht und Sieg, vollbrächt' den Lauf!

Hier vor dein hohes Aug' ich ſtelle,
Was ſchön im Nord du ſaheſt nur;
Nimm ſie in deine Hut, du Helle!
Sie iſt dein Bild auf grüner Flur.
Ihr Herz iſt rein wie deine Stralen,
Ihr Aug' iſt wie dein Himmel klar,
Das Gold, das deine Blicke malen,
Trägt ſie in ihrem Lockenhaar.

Leb wohl, Geliebte! Einer neuen
Und längern Nacht ja harren wir.
Noch dieſen Kuß der Stirn, der treuen,
Und dieſen noch den Lippen hier.
Schlaf nun, und träum' von mir, erwache
Am Mittag, zähle ſehnſuchtsvoll
Die Stunden, ſo wie ich, und fache
Die Liebesglut! Lebwohl, lebwohl!

3.

Wikingerbalk.

Nun er ſchwebete rings auf dem einſamen Meer, fuhr weit wie der jagende Falk;
Doch Geſetz er da ſchrieb für die Kämpen am Bord. Du nun höre den Wikingerbalk:

„Auf dem Schiffe nicht zelt, und im Hauſe nicht ſchlaf; es ſind drinnen nur Feinde geſtellt.
Auf dem Schild ſchlaf, Wiking, das Schwert in der Hand, und den Himmel, den blauen, zum Zelt!

„Kurzſchaftig der Hammer des ſiegenden Thor, elllang iſt bei Frej nur das Schwert.
Das genügt; iſt dir Muth, geh nahe dem Feind, und zu kurz nicht biſt du bewehrt.

„Wann es ſtürmet mit Macht, dann die Segel du hiß; es iſt luſtig auf ſtürmender See.
Wie es gehet, ſo geh's; wer da ſtreichet, iſt feig, eh du ſtreicheſt, zu Grunde du geh.

„Schütz am Lande die Maid, doch ſie bleibe von Bord; wär's Freja, ſie täuſchte ſich doch;
Denn das Grübchen der Wang' iſt die falſcheſte Grub', und ein Netz iſt die fliegende Lock'.

„Wein Walfader trinkt, und ein Rauſch iſt vergönnt, doch Beſinnung bewahre du dir;
Wer da taumelt am Land, ſteht auf, doch zu Ran, die dich einwiegt, taumelſt du hier.

„Wenn der Krämer ſich naht, ſo beſchütze ſein Schiff, doch den Zoll dir der Schwache bezahl.
Du biſt König der See, er iſt Sklav' des Gewinns, und ſein Geld iſt nicht mehr denn dein Stahl.

„Theil Gewinn auf dem Decke durch Würfel und Loos; wie er fällt, nicht beklage du dich;
Seekönig er ſelbſt doch den Würfel nicht wirft, er behält nur die Ehre für ſich.

„Nun ein Wikingerſchiff! Da geentert, gekämpft! in dem Streite die Schwerter nicht ruhn;
Wenn du weichſt um ein Haar, biſt du unſer nicht mehr. Was dir obliegt, kenneſt du nun.

„Dir genüge der Sieg! Wer um Frieden dich fleht, iſt entwaffnet, er iſt nicht dein Feind.
Flehn ſtammt aus Walhalla, den Bleichen erhör'! Nur ein Schurke die Bitte verneint.

„Wund' iſt Wikingsgewinn und ſie ſchmücket den Mann, wenn ſie ſteht auf der Stirn, auf der Bruſt;
Wie ſie blute, verbinde vor Abend ſie nicht; wir begrüßen dich ſonſt nicht mit Luſt."

So nun ſchrieb er Geſetz, und an jeglichem Tag in der Ferne ſie nannten ihn weit.
Seines Gleichen nicht war auf dem wogenden Blau, und die Kämpen ergötzte der Streit.

Doch er ſelber er ſaß an dem Steuer betrübt, ſah nieder in's wallende Meer.
„Du biſt tief, in der Tief' iſt der Friede vielleicht, doch hier oben da tobet es ſehr.

Iſt der Weiße mir gram, nun ſo zieh' er ſein Schwert,
und ich falle ja gerne dahin;
Doch er ſitzt im Gewölk und Gedanken er ſchickt, die verſinſtern mir ſtetig den Sinn." —

Doch wenn nahet der Streit, dann ihm hebt ſich der Muth,
wie nach Ruhe ſich hebet der Aar;
Und die Stirn iſt ihm klar, und die Stimm' iſt ihm hoch,
und er ſteht ſo wie Thor vor der Schaar.

So nun ſchwamm er von Siegen zu Siegen getroſt, auf dem
ſchäumenden Grabe daher;
Und er ſchaute im Süden die Schären und Oen, und ſo
kam er zum griechiſchen Meer.

Als die Hain' er nun ſah, die entſtiegen der Flut, mit der
Tempel hinſinkender Zier,
Was er ſann, weiß Freja, es weiß es der Skald; und ihr
wißt es, ihr Liebenden, ihr! —

„Hier Behauſung uns wär'! Hier iſt Inſel und Hain,
hier der Dom, den mein Vater beſchrieb.
Ach! ich flehte die Theure zu ziehen hieher, doch im Norden
die Grauſame blieb.

Iſt nicht Fried' in den Thälern, den ſeligen, dort; nicht
Erinn'rung im marmornen Gang?
Und wie Liebesgeflüſter der Quellen Geräuſch? Iſt nicht
Brautlied der Vögel Geſang?

Wo iſt Ingeborg nun? Ob ſie mein noch gedenkt bei dem
greiſen, verwelkten Gemahl?
Ach, ich kann nicht vergeſſen, ich ſtürbe wie gern, ſie zu
ſehn, ſie zu ſehn nur einmal!

Hin der Jahre ſind drei, ſeit ich ſchaute mein Land, das der Saga Königesſaal;
Ragt das hehre Gebirge noch himmelempor? Iſt es grün noch im heimiſchen Thal?

Auf dem Hügel des Vaters ihm pflanzt' ich die Lind'; ob die zarte noch lebt auf dem Grab?
Und wer pfleget ſie nun? Gib, Erde, dein Naß, und den Thau gib, Himmel, herab!

Doch was lieg' ich noch länger auf fremdem Gewog' und beſchatze mit mordender Hand?
Mir iſt Ehre genug, und das flammende Gold, das veracht' ich, den lumpigen Tand.

Da die Flagg' auf dem Maſt und nach Norden ſie zeigt, und das theuerſte Land iſt mir dort,
Ja ich folge der Winde, der himmliſchen, Gang, ja ich ſteure zum heimiſchen Nord."

(Mohnike.)

Mickiewicz.

Vaterland, deinen Werth erkennt nur, wer dich verloren!

Mickiewicz.

Die ſlaviſchen Nationen haben eine Volkspoeſie, deren melancholiſche Weiſen ein treues Echo der ſlaviſchen Charaktereigenthümlichkeiten ſind. Am bedeutendſten hat dieſe Volkspoeſie bei den Serben ſich entwickelt: ſie iſt hier bis zum heutigen Tag nicht nur lyriſch, ſondern auch epiſch thätig geblieben. Sehr beachtenswerth iſt, wie in der ſerbiſchen, ſo in der ſlaviſchen Volksdichtung überhaupt die Abweſenheit aller Gemeinheit, ebenſo der faſt durchgängige Mangel an Witz und Satire. Ihre älteſten Aeußerungen ſcheinen die in tſchechiſcher Zunge uns überlieferten zu ſein.

Die Kunſtpoeſie anlangend, ſo hat ſich dieſe, dem allgemeinen Gang und Stand der Kultur des Slaventhums entſprechend, in den Slavenländern erſt ſehr ſpät entwickelt. Zwar nennen die Polen einen Poeten des 16. Jahrhunderts, Jan Kochanowski, mit Stolz als einen großen Nationaldichter, müſſen aber doch zugeben, daß er ſich ängſtlich nach lateiniſchen und franzöſiſchen Muſtern gebildet habe. Bis ins 19. Jahrhundert wurde die polniſche und ruſſiſche Literatur von dem pſeudoclaſſiſchen Geſchmack des

Zeitalters Ludwig's XIV. beherrſcht. Erſt die große literariſche Revolution, welche ſich zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutſchland vollendete und von England und Skandinavien großen Theils, von Frankreich, Italien und Spanien wenigſtens einigermaßen adoptirt wurde, hat auch dem ſlaviſchen Dichtergenius die Feſſeln gelöſt. Insbeſondere waren es die deutſche Claſſik ſowohl als die wieder erwachte Romantik, und zwar weſentlich die nationale Seite derſelben, welche auf eine ſich geſtaltende jungſlaviſche Dichtung den mächtigſten Einfluß übten. Göthe, Schiller und die deutſchen Romantiker einerſeits, Shakſpeare, Scott und Byron andererſeits wirkten auf die ſlaviſchen Poeten. Aber überall verbanden ſich mit dieſen Einflüſſen die der Traditionen altſlaviſcher Volkspoeſie. Die Tſchechen trugen die Fahne der literariſchen Reform voran, die Polen und Ruſſen folgten wetteifernd nach und übertrafen jene bald in originalen Schöpfungen.

Zu Anfang der 20ger Jahre beſtand in der polniſchen Univerſitätsſtadt Wilna ein literariſcher Kreis, an welchem ſich die ſtrebſamſten polniſchen Jünglinge betheiligten. Aus dieſem Kreis ging Adam Mickiewicz hervor, 1798 in Litthauen geboren, armer Eltern Kind. In ihm anerkannte die jungpolniſche Literatur bald ihren Führer. Im Jahre 1822 erſchien die erſte Sammlung ſeiner Gedichte, unter welchen beſonders die Balladen und Romanzen als bedeutend vortreten. Unglückliche Liebe begeiſterte den jungen Dichter zu ſeiner erſten umfaſſenderen Schöpfung, die in dramatiſcher Form geſchrieben und Dziady (die Todtenfeier) betitelt iſt. Der Dichter erhebt ſich im Verlauf ſeines Werkes aus ſeinem perſönlichen Schmerz zu dem ſeines Volkes und von dieſem zum Schmerz der Menſchheit. Wichtig iſt beſonders der 1. Act des 3. Theils der Todtenfeier, deſſen Held der junge Konrad, ein Glied der Familie Fauſt-Manfred und dabei doch eine originelle Geſtalt, ein Poet und ein Pole. Künſtleriſch mehr vollendet iſt das epiſche Gedicht Konrad Wallenrod (1828), das unter den Polen das Anſehen einer Nationaldichtung gewonnen hat. Die Fabel derſelben gehört der Zeit an, wo der Orden der Deutſchherren den Litthauern das Chriſtenthum mit Schwert und Feuer predigte. Ein weiteres erzählendes Gedicht, Grazyna, hat denſelben Grundgedanken, wie Wallenrod, und ähnlichen Stoff. In einer dritten epiſchen Dichtung, Pan (Herr) Thaddäus (1834), führt uns Mickiewicz ſein Land und Volk in Zuſtänden vor, welche der neueren Zeit angehören. Der hiſtoriſche Hintergrund dieſer „Schlachtſchitz-Geſchichte“ in 12 Büchern iſt nämlich das Jahr 1812, wo Napoleon's ruſſiſcher Feldzug die polniſche Nation ihre

Wiederherſtellung vergeblich hoffen ließ, und die Fabel dreht ſich um einen Sajasd, einen jener vielen Mißbräuche, woran Polens Kraft ſich verblutete. Der epiſche Faden, welcher durch das Gedicht ſich zieht, iſt nur ein dünner, aber es ſchießen an denſelben nationale Schilderungen und Erinnerungen, litthauiſche Szenen in Haus und Feld, idylliſche Landſchaftsgemälde und komiſche Genrebilder wie eine reiche Perlenſchnur an. So iſt Pan Thaddäus ein Roman in Verſen und gewiß einer der beſten Romane, die es überhaupt gibt.

Mickiewicz war inzwiſchen von den über die Univerſität Wilna 1823 verhängten Proſcriptionsmaßregeln mitbetroffen worden. Er wurde, weil er eben ein patriotiſcher Pole war, längere Zeit eingekerkert und dann ins Innere von Rußland verbannt. Am Ufer des ſchwarzen Meeres dichtete er ſeine ſchönen Sonette aus der Krim. Freunde ſeiner Muſe erwirkten ihm endlich die Erlaubniß zu einer Reiſe ins Ausland. Er befand ſich in Italien, als die polniſche Inſurrection von 1830 ausbrach. Heimwärts eilend, erfuhr er in Dresden den tragiſchen Ausgang derſelben. Er lebte nun in Deutſchland und in der Schweiz, bis er 1832 als Profeſſor der ſlaviſchen Literaturen nach Paris berufen wurde. Hier hielt er am Collége de France Vorleſungen, in welchen er als Prophet des Panſlavismus auftrat, deren myſtiſche Färbung aber allmälig eine ſolche ward, daß ſie auf eine Störung im Geiſtesleben ihres Urhebers ſchließen ließ. Der Dichter ſtarb im Jahre 1855 zu Konſtantinopel.

Als Poet iſt Mickiewicz ohne Frage der größte ſeines Landes. Er ſelbſt hat angedeutet, daß der Dichter des Childe Harold ihm „das Geheimniß ſeiner Miſſion“ enthüllt habe, aber er iſt darum nicht etwa ein bloßer Nachahmer Byron's. Warum? Weil er die Verſöhnung des Gegenſatzes von Ideal und Leben, welche die tiefer wühlende Skepſis des britiſchen Dichters nicht finden konnte, für ſich im Chriſtenthum oder vielmehr im katholiſchen Dogma fand, und dann, weil er Pole vom Scheitel bis zur Sohle, weil er national iſt. Die innere und äußere Reſtitution ſeines Volkes, dieſer Gedanke arbeitete raſtlos in ihm, dieſen wollte er durch ſeine Geſänge allen ſeinen Landsleuten einflößen. Polen ließ ihm keine Ruhe, es machte ihn aber auch zum großen Dichter. Seine Muſe iſt eine echte Polin, ſchön, groß, ſchlank, mit großen prächtigen Augen, deren leidenſchaftliche Glut von Melancholie verſchleiert iſt. Ojczyzna![1]) das iſt der Grundton ſeiner Poeſie.

---

[1]) Vaterland.

1.

Sonett aus der Krim.

Mit dem Band des Wimpels ſpielt kaum der Wind, die Welle hebt
Sich im Widerſchein des Lichts, wie des Mädchens Buſen bebt,
Das von Liebesglücke träumt und erwacht und ſeufzt und wieder
Sinkt in Schlummer nieder.

Segel am entblößten Maſt ſchlafen, Banner nach der Schlacht;
Wie an Ketten feſtgeknüpft wieget ſich das Schiff nur ſacht,
Die Matroſen athmen auf und die Fremden in der Runde
Freuen ſich der Stunde.

Meer! es wohnt auch der Polyp in der Tieſe deiner Flut,
Im Gewimmel deines Volks ſchläft verborgen er und ruht,
Wenn der Himmel wolkig ſtürmt; aber kehrt die Ruhe wieder,
Reckt er lange Glieder.

Seele, die Erinnerung wohnt, ein Gei'r, in deinem Grund,
In des Schickſals wildem Sturm ſchläft ſie und du biſt geſund;
Aber wenn die Ruh in's Herz wiederkehret und Vertrauen,
Faſſen es die Klauen.

(Schwab.)

2.

Das Switezmädchen.

Wer iſt der Jüngling, lieblich zu ſchauen?
Wer iſt daneben die Dirne?
Dort an des Switez Waſſern, den blauen,
Geh'n ſie beim Glanz der Geſtirne.

Sie aus dem Korbe reichet ihm Beeren,
Er zu dem Kranz ihr die Blüten.
Leichtlich aus Allem läßt ſich erklären,
Daß für einander ſie glühten.

Jegliche Nacht faſt ſehen ſich Beide,
Dort, wo der Lerchenbaum raget.
Er iſt ein Schütze hier in der Haide.
Wer iſt das Mädchen? Nicht fraget!

Nie, wo ſie herkam, ließ ſich erſpähen,
Nie, wo ſie hinging, ergründen.
Kommt, wie die Lilie taucht aus den Seen,
Gehet, wie Irrlichter ſchwinden.

„Sprich, dies Geheimniß, was ſoll es frommen?
Liebliche Maid aus den Hainen,
Sprich, welche Pfade biſt du gekommen?
Wo iſt dein Haus, wo die Deinen?

Sommer entſchwindet, Blätter erſtarren,
Regnichter Herbſt kommt gezogen;
Soll ich dein Nahen immer erharren,
Hier an dem Strande der Wogen?

Wirſt du denn immer, ſcheu gleich dem Rehe,
Dich in die Waldnacht entrücken?
Ihn, der dich liebet, laß deine Nähe,
Mich laß ſie, Theure, beglücken.

Nah' iſt mein Hüttchen, klein zwar und enge,
Hinter des Haſelſtrauchs Hülle;
Milch dort und Früchte hab' ich die Menge,
Habe dort Wildpret die Fülle."

„„Schweige, Verwegner!"" rufet die Schöne,
„„Weiß, wie der Vater mich warnte:
Männermund hauchet Nachtigalltöne,
Flieh, eh' der Fuchs dich umgarnte.

Mehr iſt zu fürchten euer Bethören,
Als euren Gluten zu trauen.
Möchte vielleicht dein Flehen erhören,
Doch — kann ich auch auf dich bauen?""

Nieder da knie't er, greift mit der Linken
Sand, ruft der Hölle Gewalten,
Schwört bei der Sterne heiligem Blinken;
Doch wird den Eidſchwur er halten?

„„„Halt' ihn, o Schütze, höre mein Mahnen:
Denn, wer den Eidſchwur gebrochen,
Hier ſchon im Leben wird es ſich ahnen,
Jenſeit wird einſt es gerochen!“““

Sprach es das Mädchen, länger nicht weilend,
Schmückte die Stirn mit dem Kranze,
Grüßt noch den Schützen, weit ſchon enteilend,
Schwebet dahin wie im Tanze.

Fruchtlos der Schütze hinter ſie ſtrebet,
Konnte die Flücht'ge nicht faſſen,
Leicht, wie ein Windhauch, war ſie entſchwebet,
Er bleibt allein und verlaſſen;

Bleibet verlaſſen; durch die Moräſte
Kehrt er auf ſchwankenden Stegen:
Rings iſt es ſtille, raſchelnde Aeſte
Nur unter'm Fuß ſich ihm regen.

Uferhin ſchweift er, irrend die Schritte,
Irrend die Augen ihm flogen:
Da in dem Forſt brauſt's, tief in der Mitte,
Toſender ſchwellen die Wogen;

Toſender ſchwell'n ſie, öffnen die Schlünde,
Wunder, o nimmer erlebet!
Ueber des Switez ſilberne Gründe
Hold eine Maid ſich erhebet.

Feucht, wie von Morgens Thränen die Roſen,
Stralet ihr Antlitz hernieder,
Leicht, wie ein Nebel, alſo umkoſen
Weh'nde Gewande die Glieder.

„Sag' mir, o Jüngling, lieblich zu ſchauen,"
Singet beweglich die Dirne,
„Was an des Switez Waſſern, den blauen,
Schweifſt du beim Glanz der Geſtirne?

Was um den Wildfang kannſt du ſo bangen,
Der dich verlockt in die Haiden,
Stets dann entweichet deinem Verlangen,
Und wohl noch lacht deiner Leiden?

Höre mein Flehen, treu iſt's gemeinet;
Laſſe die Seufzer verhallen!
Hierher, zu mir her! daß wir vereinet
Gaukeln auf feuchten Kryſtallen;

Bald, wie die flücht'gen Schwalben, das friſche
Antlitz der Welle nur ſtreifen,
Bald, ſo geſund und froh wie die Fiſche,
Plätſchernd die Tiefen durchſchweifen;

Nachts dann, in Abgrunds ſilbernem Schooße,
Unter den Zelten, den lichten,
Sanft auf der Waſſerlilien Mooſe
Träumen von Himmelsgeſchichten."

Da aus den Hüllen ſchimmern die Brüſte,
— Schamhaft zu Boden hin ſchaut er —
Siehe, ſie naht ſich ſchwebend der Küſte,
Zu mir! ſo ruft ſie, mein Trauter!

Und, wie der Regenbogen erglühend,
Schwingt ſie den Fuß durch die Lüfte;
Tröpfchen dann wieder, ſilberne, ſprühend,
Theilt ſie die wallenden Klüfte.

Hin eilt der Schütze, ſtehet dann ſäumend,
Möcht' in die Fluten, und ſtocket,
Bis eine Welle, rückwärts entſchäumend,
Sacht in ihr Gleis ihn verlocket;

So ihn verlocket, ſo ihn berauſchet,
Alſo das Herz ihm berücket,
Wie wenn des Jünglings Hand unbelauſchet
Schüchtern die Liebende drücket.

Da hat der Schütze Liebchen vergeſſen,
Achtet nicht Eidſchwur, nicht Warnung;
Und in die Tiefen eilt er vermeſſen,
Folgend der neuen Umgarnung;

Eilet und ſchauet, ſchauet und eilet,
Fort hat die Flut ihn gezogen:
Ferne dem trock'nen Strand er ſchon weilet,
Koſet inmitten der Wogen;

Hält ſchon die ſchnee'ge Hand ihr gefangen,
Kann von dem Antlitz nicht laſſen,
Will an den roſ'gen Lippen ihr hangen,
Brünſtig den Leib ihr umfaſſen.

Da weht ein Lüftchen; Nebel entſchwinden;
Frei von dem täuſchenden Scheine
Sieht er die Maid nun, glaubt zu erblinden:
Ach! 's iſt die Maid aus dem Haine!

„Wo iſt der Eidſchwur? wo iſt mein Mahnen?
Ja, wer den Eidſchwur gebrochen,
Hier ſchon im Leben wird es ſich ahnen,
Jenſeit wird einſt es gerochen!

Nie wirſt im See du tändelnd dich laben,
Nie in die Tiefen du tauchen:
Nackend den Leib wird Erde begraben,
Kies dir verlöſchen die Augen!

Aber die Seele dort an dem Stamme
Soll die Jahrtauſende ſchmachten,
Ewig erdulden hölliſche Flamme,
Fruchtlos zu löſchen ſie trachten.“

Schütze vernimmt es; irrend die Schritte,
Irrend die Augen ihm flogen.
Da in dem Forſt brauſt's, tief in der Mitte,
Toſender ſchwellen die Wogen;

Toſender ſchwell'n ſie, wall'n bis zum Grunde,
Netzen dem Schützen die Stirne;
Auf thut der See ſich, nieder zum Schlunde
Sinkt mit dem Jüngling die Dirne.

Toſend die Wogen heut' noch ſich heben,
Heut' noch, beim Glanz der Geſtirne,
Sieht man zwei nicht'ge Schatten dort ſchweben:
's iſt mit dem Jüngling die Dirne.

Sie, auf den Fluten, fern ſeinem Leide,
Er unter'm Lerchenbaum klaget.
Wer iſt der Jüngling? Schütz' aus der Haide.
Wer iſt das Mädchen? Nicht fraget.

(Blankenſee.)

3.

Romantik.

Höre doch, Mädchen!
— Doch ſie hört nicht. —
Tag iſt's, ſieh, das iſt das Städtchen,
Niemand iſt bei dir, ſei ſo bethört nicht!
Sag', weshalb ſo um dich faßt du?
Mit wem ſprichſt du? Sag', was haſt du?
— Doch ſie hört nicht.

Bald, gleich todtem Felsgebild,
Starrt auf einen Fleck ſie wild;
Bald läßt das Auge ſie ſchweifen,
Bald ihren Träumen den Lauf;
Will Etwas halten, will Etwas greifen,
Schluchzet tief und lacht laut auf.

„Biſt du bei Nacht das? Mein Hans? Ja, das iſt er!
Ach, er liebt im Tode mich noch!
Hieher, hieher, Langvermißter!
Aber leiſe, leiſe doch!

Und warum leiſe? Mutter mag's hören!
Den Todten wird ſie nicht ſtören! —
So wärſt du todt denn? — Ach, mir iſt bange!
Bange? Was thäte Hans mir zu Leide?
Er ja iſt's, das iſt dein Auge, deine Wange,
Das dein weißes Kleid.

Und du ſelbſt biſt wie ein Tuch ſo weiß,
Kalt, wie kalt ſind deine Hände.
Hier an meine Bruſt dich wende,
Lippe drück' an Lippe heiß!

Ach, wie es kalt dort ſein muß im Grabe!
Ja, du ſtarbſt! zwei Jahre iſt's her.
Nimm mich mit! wenn ich dich nicht habe,
Iſt die Welt mir leer.

Schlimm mir bei den Menſchen geht es;
Ich weine, da ſpotten ſie;
Ich rede, Keiner verſteht es;
Ich ſehe, ſie ſehen nie!

Komm Tags auch einmal! — Wenn dies nur ein Traum?
Nein, nein, mein Arm hält dich umfaßt. —
Ach, wohin fliehſt du ſo in Haſt?
Du kamſt ja kaum, du kamſt ja kaum!

Mein Gott, der Hahn hat gekräht,
Das Morgenroth färbet die Scheiben,
Ach, kannſt du denn nicht bleiben
Bei ihr, die ſonſt vergeht?"

So mit dem Liebſten koſet das Mädchen,
Folgt ihm, ſchreit auf, ſtürzt zuſammen.
Ihr Fall, ihr Angſtſchrei locket das Städtchen
Von allen Seiten zuſammen.

Die Menge ruft: Sprechet Gebete!
Hier muß ſein Geiſt ſie umſchweben.
Der Hans muß hier ſein bei ſeiner Käthe,
Er hat geliebt ſie im Leben!

(Blankenſee.)

4.

Ukrainische Ballade.

Von dem Gartenaltan
Keucht zum Schloſſe heran
Der Woywode, voll Wuth und voll Schrecken.
Reißt die Vorhänge fort
Von dem Ruheort
Seines Weib's — leer liegen die Decken.

Auf den Boden er ſtarrt,
In den greiſigen Bart
Seine Hände, die bebenden, packen.
Wild erhebt er den Blick,
Wirft die Aermel zurück
Und ruft Naum, den treuen Koſaken.

Ha, Koſake, du Wicht!
Warum waren mir nicht
Heute Nacht im Garten die Hunde?
Die Jantſcharka nimm dir
Und reiche auch mir
Die gezogene Büchſe zur Stunde.

Als vollbracht das Geheiß,
Schleichen Beide ſich leis'
Zum Altan an der Mauer Rande.
An dem traulichen Ort
Was leuchtete dort?
Ein Weib iſt's im weißen Gewande.

Eine Hand birgt ins Haar
Ihrer Augen Paar,
Und die Bruſt in die Linnen ſie ſchmieget;
Mit der anderen Hand
Hält ſie von ſich gewandt
Einen Mann, der zu Füßen ihr lieget.

Und umfangend ihr Knie
Beſchwöret er ſie:
„Hab' ich Alles denn, Alles verloren?
Hat den Händedruck auch
Und des Seufzers Hauch
Der Woywod' ſich zu eigen erkoren?

Ich, der ich manch Jahr
Treueigen dir war,
Soll dich meiden und ſchauen dich nimmer?
Er liebte dich nicht;
Doch das Gold hat Gewicht:
Du verkaufteſt ihm Alles auf immer!

Jeden Abend, o Graun!
Wird auf ſchwellendem Daun
An den Buſen der Alte dir ſinken,
Und vom roſigen Mund
Und der Wangen Rund
Mir verbotene Seligkeit trinken.

Ich eile zu dir
Auf dem treuen Thier
Durch die Nacht und der Sturmwinde Toſen,
Ein Seufzer mein Gruß,
Und ſtatt Abſchiedskuß:
Gute Nacht dir und fröhliches Koſen!“

Sie widerſteht,
Wie er leiſe auch fleht,
Daß ſie ſeines Leids ſich erbarme;
Bis die Kraft ihr entſchwand
In der wehrenden Hand
Und ſie hinſank ihm in die Arme.

Vom Geſträuche verſteckt,
Auf den Boden geſtreckt,
Der Woywod' und der Diener liegen;
Ziehn die Ladung hervor
Und laſſen in's Rohr,
Von dem Ladſtock getrieben, ſie fliegen.

„Herr!“ flüſtert es ſacht,
„Mich hemmt eine Macht:
Ich kann auf das Mädchen nicht ſchießen.
Als den Hahn ich zog,
Mich ein Schauer durchflog
Und zur Pfanne ſah Thränen ich fließen.“

„„Still, Haiduckengezücht!
Lehre weinen dich, Wicht!
Nimm hier Liſſaer Pulver zum Zünden.
Mache ſchnell den Stein
Mit dem Nagel rein,
Dann — ihr Ziel laß die Kugel ſich finden!

„„„Höher! . . . . Rechts! . . . . Halt ſtill!
Ich ſelber erſt will
Den Bräutigam — ſtrecken zu Boden!“““
Der Koſak ſchlägt an,
Zielet feſt, ſpannt den Hahn
Und trifft in's Herz — den Woywoden. —

(Blankenſee.)

5.

Materznik.

Aus: „Pan Thaddäus“, B. 4.

Wer kennt wohl Litwa's bodenloſe Walderweiten?
Wer kann zur Mitte hin, zum Kern des Dickichts ſchreiten?
Wie Fiſcher kaum am Meeresrand zum Boden ſtreifen,
So Jäger um die Waldeslager Litwa's ſchweifen,
Kaum oberflächlich kennend die Geſtalt, die Wangen;
Denn nie zu ihren Herzensräthſeln ſie gelangen.
Und dieſe weiß nur Fabel, Sage nur zu ſingen.
Kannſt du den Wald, den ausgefütterten, durchdringen,
Da triffſt du einen Wall von Stämmen, Wurzeln, Aeſten,
Wie Burgen ſtark von tauſend Bächen und Moräſten,
Von Ameisbergen, Netzen, welche Kräuter rings ſich ſchlangen,
Von Weſpen-, Horniſſneſtern, Klumpen gift'ger Schlangen.
Hat mehr als Menſchenkühnheit Alles dies beſieget,
Die größre Schreckniß dir noch weiter einwärts lieget,
Gleich Wolfesgruben lauern Höhlen jedem Schritte
Und kleine Seen, grasbedecket in der Mitte,
Von Menſchen ihre Tiefen nie erforſcht noch waren —

Sehr wahr erſcheint die Sage, daß dort Teufel ſcharen —
Der Seen Waſſer decket fleckig bunter Schimmel,
Stets raucht aus ihm ein ſtink'ger Brodem auf zum
Himmel,
Vor dem den Bäumen Laub und Rinde rings entfallen,
Die kahl ſtehn, zwerghaft, krank, der Wurm in allen:
Die Aeſte hält ein weichſelzöpfig Moos gebogen,
Mit Pilzen wie mit Bärten iſt der Stamm umzogen.
Den See umſitzend einer Hexenſchar ſie gleichen,
Die ſich am Keſſel wärmet und ſich kochet Leichen.

Und hinter dieſe Teiche ſtrebt umſonſt zu gehen
Nicht nur der Fuß, das Aug' auch, weiter noch zu ſehen.
Dort Nebelwolken Alles bergend ſchon umgeben,
Die aus den weichen Sümpfen ewig ſich erheben,
Doch hinter dieſem Nebel, wie die Sage wähnet,
Nun eine ſchöne, reiche Landſchaft aus ſich dehnet,
Die große Hauptſtadt aller Thier- und Pflanzenarten,
Wo ſie den Baum- und Pflanzenſamen aufbewahrten
Von den Geſchlechtern, die ſich in der Welt zerſtreuen:
Da, wie in Noah's Schiffe alle Thiere seien,
Zum wenigſten die Paare, die ſich hier vermehren.
Ganz in der Mitte hätten ihren Hof, wir hören,
Des Waldes Kaiſer, wie die Turus, Ur' und Bäre:
Der flinke Iltis auf den Bäumen niſtend wäre,
So wie der Vielfraß, als Miniſter, die da wachen.
Die untergebnen adligen Vaſallen machen
Der Eber, Wolf, das Elenthier, die weiter wohnen,
Und über ihren Köpfen Falk' und Adler thronen
Und von der Herrſchaft Tiſch als Hofſchmarotzer zehren.
Des Thierreichs Haupt- und Aelterpaare ſo verkehren
Im Kern des Waldes und den Fernen Boten ſchicken.
Indeß ſie ſelbſt hier weilen und ſich ſtill beglücken.
Die Altgewordnen den Naturtod nur erleiden.

Die haben einen Kirchhof, dem, wenn nah' dem Scheiden,
Sie ihr Gefieder, ihre Haare anvertrauen;
Der Bär, deß ſtumpfgewordne Zähne nicht mehr kauen,
Der Hirſch, wenn er gebeugt kaum rutſchet auf den Füßen;
Ergraute Raben, Falken, denen zu ſich ſchließen
Die Augen, Haſen, wenn ihr Adernblut erkaltet;
Der Adler, wenn der Schnabel krumm ſich ſchon geſtaltet,
Dem Hals ſich naht und nun auf immer iſt geſchloſſen:
Sie birgt der Kirchhof. — Kleinwild auch, wenn angeſchoſſen,
Erkrankt auch, eilet in der Heimat zu verenden,
Weshalb auch, wo als Gäſte hin ſich Menſchen wenden,
Auch nie man noch gefunden todter Thiere Knochen!
Dort in der Thiere Hauptſtadt, alſo wird geſprochen,
Mit guten Sitten alle Thiere ſich regieren,
Weil Menſchen nicht durch ihre Bildung ſie verführen.
Nicht Eigenthum und Rechte, die oft Menſchen trennen,
Nicht Zweikampf und nicht Kriegskunſt dieſe Thiere kennen;
Den Vätern gleich im Paradies die Enkel leben
Und Wild und Zahm der Eintracht ſind, der Lieb' ergeben.
Nie beißet, nie mit Hörnern Einer ſtößt den Andern.
Ja, ſollte unbewaffnet auch ein Menſch hier wandern,
Er könnte ruhig unter dieſe Beſtien gehen;
Sie würden ihn mit dem erſtaunten Auge ſehen,
Mit dem an jenem erſten Schöpfungsmorgen
Die Väter, die in's Paradies ihr Neſt geborgen,
Auf Adam ſahen, ehe ſie ſich ihm entzweiten.
Zufalle nie, zum Glücke, her die Menſchen leiten,
Denn Furcht und Tod und Mühe wehren hin zu ſchreiten.
Nur manchmal wohl verdutzte Hunde bei dem Jagen,
Wenn zwiſchen Sumpf und Jungholz ſie und Moor ſich wagen
Und jene Schauer ihre Augen ganz verwunden,

Wie toll und mit verwirrtem Blicke fliehn und Stunden
Noch lang, wenn ſie des Herren Hand geſtreichelt, müſſen
Noch zittern ihm, gefeſſelt ganz vor Angſt, zu Füßen.
Des Urwalds Schlupfort, den die Menſchen nimmer kennen,
In ihrer Sprache Jäger nun Matecznik nennen.

(Spazier.)

6.

Die Polonaiſe.

Aus: „Herr Thaddäus,“ B. 12.

Der Podkomorzy [1]) ſchreitet vor und rückwärts ſtreifet
Des Kontuſch Puffe, dreht den Schnauzbart und ergreifet
Sophiens Hand, ſie, zierlich grüßend, zu erbitten
Zum erſten Paar; zu andern Paaren Andre ſchritten.
Das Zeichen ſchallt, der Tanz beginnt, von ihm geleitet.
Mit rothen Stiefeln auf dem Raſen hin er gleitet;
Der Säbel glänzt, der Gürtel reichen Schein verbreitet,
Und langſam er, faſt läſſig, kann man ſagen, ſchreitet.
Doch jeder Schritt des Tänzers, jede Regung kündet,
Was er im Sinn hat, Alles, was er nur empfindet.
Jetzt ſteht er ſtill, als wollte er die Dame fragen,
Und neigt zu ihr und will in's Ohr ihr Etwas ſagen.

---

[1]) Spr. Podkomerſche. Es war dies zur Zeit des Beſtehens der Republik Polen ein ſehr bedeutendes und in großer Achtung ſtehendes Amt mit richterlichen Befugniſſen.

Das Haupt die Dame wendet, ihn zu hören ſcheuet.
Er zieht die Mütze, neiget tief ſich — da erfreuet
Sie ihn mit einem Blicke, aber noch ſie ſchweiget.
Und langſamer er ſchreitet; ſpähend, wie ſie blicket,
Mit ſeinen Augen. Endlich lächelt er beglücket
Durch ihre Antwort. Schneller geht er, ſtolzer ſehend
Auf ſeine Nebenbuhler. Bald er, alſo gehend,
Auf ſeine Stirn die Konfedratkamütze drücket
Mit ihrem Reiherbuſche; bald ſie ſchüttelt, rücket
Sie endlich in die Quere, ſeinen Schnauzbart ſtreichet.
Er geht und Alles neidiſch hinterher ſich ſchleichet;
Wie gern mit ſeiner Dame er die Menge flöhe!
Und manchmal hält er höflich hebend in die Höhe
Die Hand und freundlich bittend, daß vorbei man ziehe;
Und manchmal überlegend, wie geſchickt er fliehe,
Nimmt andern Weg und möchte gern ſie irre leiten.
Die Läſtigen beſtändig aber ihn begleiten,
Belagern ihn von allen Seiten, ihn umſchlingend.
Da wird er bös; die Rechte an den Säbel bringend,
Sagt gleichſam er: Weh! Eiferſücht'ge; und doch lache
Ich ihrer! Dann mit ſtolzer Stirn, im Auge Rache,
Dreht er ſich nun, grad auf die Menge loszugehen.
Die Tänzer aber wagen ihm nicht feſt zu ſtehen;
Sie weichen — und, die Ordnung ändernd ihrer Reihen,
Von Neuem nun verfolgen ihn.
                                        Und alle ſchreien:
„Das iſt vielleicht der Letzte! — junge Leute, ſehet!
O ſeht! Es iſt der Letzte wohl, der ſo verſtehet
Zu führen Polonaiſen!“ Und die Paare wallten
Mit Heiterkeit und lärmend; bald ſie ſich entfalten,
Bald ſchließen ſie ſich wieder; gleich den Rieſenſchlangen,
Sind ſie in tauſend Windungen umhergegangen.
Die bunten Farben und die bunten Schmucke blinken
Von Damen, Herren, Kriegern in der Sonne Sinken,

Wie eine goldne Schildkrötſchale, die vom Grunde
Des dunkeln Raſens abſticht. Jetzt die Tänzerrunde
Beſchließt den Tanz und Bravo's und der Töne Schallen
Und endloſe-Toaſte ringsum widerhallen.

(Spazier.)

7.

Der Faris.

So wie ein Kahn, der weg vom Strand voll Luſt
Auf bläulichem Kryſtall ſich wieder wiegt,
Mit Rudern ſanft umfängt des Meeres Bruſt
Und mit dem Schwanenhals auf Wellen fliegt —
Alſo der Araber, vom Felſenrand
Wenn er ſein Roß zur weiten Wüſte lenkt,
Wenn deſſen Huf ſich taucht dumpf ziſchend in den Sand,
Wie glühend rother Stahl, den man in's Waſſer ſenkt.
Schon ſchwimmt im trocknen Meer mein Roß und ſchnellt
dahin
Durch Sandeswellen leicht wie ein Delphin.
Immer ſchneller, immer ſchneller,
Kaum berührt's den Landesſtrich,
Immer weiter, immer weiter,
Durch die Staubwolk' ſchwingt es ſich.

Schwarz wie die Wetterwolke iſt mein Roß:
Der Stern an ſeiner Stirn ſtralt gleich dem Morgenſterne,
Die Straußenfedermähn' läßt es dem Winde bloß
Und mit den weißen Füßen wirft es Blitze in die Ferne.
Greif, mein Roß, greif aus und fleuch!

Berge, Wälder, flüchtet euch!
Umſonſt der grüne Palmenbaum
Lockt mich mit Frucht und Schattenhaus,
Ich fliege fort, ich ſeh' ihn kaum,
Der Palmbaum weicht mir ſchamroth aus,
Verbirgt in der Oaſe ſich
Und durch die Blätter rauſcht er ſeinen Hohn um mich.

Und jene Felſen dort, der Wüſte Gränzen-Wächter,
Schau'n den Beduinen an mit wildem Angeſicht,
Ihr Echo wiederholt den Hufſchlag mit Gelächter
Und höhnend dräut es mir und ſpricht:
„Thor! wohin denkſt du zu eilen,
Wo dein Scheitel obdachlos
Vor der Sonne ſcharfen Pfeilen,
Kein grünlockiger Palmenbaum,
Keiner weißen Zelte Schooß,
Einzig Zelt der Himmelsraum.
Dort die Felſen nachten nur,
Dort die Sterne wandeln nur.“
Ha! umſonſt, umſonſt ſie droh'n,
Doppelt ſchnell flieg' ich davon;
Rückwärts ſah ich und am Wege
Blicken fern die Felſen ſchon,
Bis ein jeder voller Scham
Hinterm Nachbar Zuflucht nahm.

Was ſie gedräut, vernahm und glaubte thöricht ihnen
Der Geier in der Wüſt', zu ſah'n den Beduinen,
Und ſchwang ſich auf, nach meinem Blute lechzend,
Dreimal mit ſchwarzem Kranz mein Haupt umſchlang er
krächzend:
„Leichenmoder wittr' ich hier,
Toller Reiter, tolles Thier,

Sucht hier Weg im Sand der Reiter,
Sucht der Weißfuß hier ſich Kräuter?
Reiter, Gaul, die Müh' iſt leer.
Nimmer geht, wer kam hieher.
Selbſt der Wind verirret hie
Und verweht des Weges Spuren,
Nicht für Pferd' ſind dieſe Fluren,
Schlangen nur ernähren ſie.
Einzig hier in dieſen Reichen
Kreiſen Geier, ſchlummern Leichen.“
So mit blanken Krallen höhnt' er krächzend in das Auge mir
Und mit ſcharfem Blick uns dreimal, Aug' in's Auge, ſchauten wir.
Und wem bangt'? Dem Geier bangte, in die Höhe ſchwang er ſich,
Als den Kecken baß zu zücht'gen, ſpannte meinen Bogen ich.
Und als ich noch einmal wandte mit Verachtung meine Blicke,
Hing er ſchon hoch in den Lüften wie ein kleines Fleckchen nur,
Wie ein Sperling, Falter, Mücke;
Endlich ganz verſchwand er im Azur.
Greif, mein Roß, greif aus und fleuch!
Felſen, Geier, flüchtet euch!

Aber jetzo kam geflogen eine Wolke aus dem Weſten,
Setzte mir mit weißem Flügel an dem blauen Himmel nach;
Wie ich einer in der Wüſte, alſo wollt' ſie für den beſten
Reiter an dem Himmel gelten.
Ueber meinem Haupt mit Schelten
Dräuend ſie im Winde ſprach:
„Thörichter, wohin er trachtet,

Wo vor Durſt die Bruſt verſchmachtet,
Nie beſpült ein Wolkenguß
Das beſtaubte Angeſicht,
Wo auf heißem Sand kein Fluß
Rieſelnd Silberlaute ſpricht,
Wo den Thau, bevor er ſinkt,
Heißer Wind im Fluge trinkt.“
Doch ſie dräut umſonſt, ich fliege und verdopple meinen Lauf;
Müd' am Himmel fing die Wolke an zu wanken und zu weichen,
Tiefer ſtets das Haupt zu neigen,
Stützt ſich auf die Felſen drauf.
Und als ich noch einmal wandte mit Verachtung meinen Blick,
War um einen ganzen Himmel ſie ſchon hinter mir zurück.
Am Geſicht erkannt' ich ihres Herzens Tücke,
Roth ward ſie vor Zorn und Groll,
Gelb hernach, des Neides voll,
Und zuletzt zog leichenſchwarz ſie in die Berge ſich zurücke.
Greif, mein Roß, greif aus und fleuch!
Geier, Wolken, flüchtet euch!

Jetzt die Augen ließ ich rollen
Sonnengleich rund um mich her,
Und auf Erden und am Himmel
Zeigt ſich kein Verfolger mehr.
Menſchentritte hörte nie
Die Natur im Schlafe hie,
Still das Elementenreich
Schläft hier, zahmen Thieren gleich,
Deren Heerde nicht entflieht,
Wenn ſie Menſchen kommen ſieht.
Allah! nicht der Erſte bin ich! Aus des Sandeilandes Mitte

Schimmert dort ein Reiterlager.
Sind es Wand'rer? Sind es Räuber, lauernd auf der Wand'rer Tritte?
Ha! wie blendend weiß die Reiter und wie weiß die Pferde ſind!
Angeſprengt — ſie ſteh'n: ich rufe und ſie ſchweigen: das ſind Leichen!
Eine alte Karavane
Aus dem Sand geſcharrt vom Wind!
Beingeripp' von Reitern ſitzen auf Gerippen von Kameelen.
Durch die leeren Augenhöhlen,
Durch entfleiſchte Kiefern quillt
Stromweis Sand und warnt und ſchilt:
„Du beſ[illegible]'ner Beduin,
Wohin reiteſt du, wohin?
Dort ſind Huragane!“

Huragan, der Stürmer erſter in dem afrikan'ſchen Land,
Wandelte allein und einſam über heiße Fluten Sand;
Er erblickte mich von Weitem, ſtutzte drob und ſtille ſtehend
Alſo vor ſich hin dumpf braust' er, ſich im Wirbel rundum drehend:
„Was für einer von den Stürmern, meinen jüngern Brüdern wallt
Dort von ſo erd'eb'nem Fluge, unbedeutender Geſtalt,
Und erdreiſtet ſich, die Lande zu betreten, die mein Reich?“
Brüllend alſo, kampfbegierig kam er, pyramidengleich.
Als er merkt', daß ich nur ſterblich, aber nicht entfliehen wollte,
Stampft' er mit dem Fuß und grollte,
Daß Arabien bebt' davon,
Packte, wie der Greif den Vogel, mich mit ſeinen Klauen ſchon,

Sengte mich mit heißem Qualme,
Wirbelt' Staub auf mit den Flügeln,
Schleudert' mich hinauf, hinunter,
Thürmt' den Flugſand auf zu Hügeln:
Auf mich raffend, kämpf' ich munter,
Seine Lenden ihm zerreißend —
Und ſein ſandig Fleiſch zermalme
Ich, mit Zähnen ihn zerbeißend —
Huragan will meinem Arme ſich entſchwingen ſäulengleich
Auf zum Himmel, nicht entſchlüpft' er, barſt und ſtürzt' und niederrann
Er im Sandesregen dann
Mir zu Füßen, wie ein Stadtwall, fallend — eine Rieſenleich'!

Ich erholte mich und blickte, zu den Sternen ſtolz blickt' ich
Und mit goldnen Augen blickten alle Sterne,
Alle blickten auch auf mich:
Außer mir war Niemand — Niemand auf der Erde, nah und ferne.
Ha! mit offner Bruſt hier athmen — auszuathmen, welche Luſt!
Ja, ich trink' in vollen Zügen!
Alle Luſt Arabiſtans
Kann kaum meiner Bruſt genügen!
Ha! mit off'nen Augen ſchauen — auszuſchauen, welche Luſt!
Ausgeſpannt ſind meine Augen,
So in's Weite, ſo in's Breite,
Daß ſie mehr umfaſſen Welt,
Als der Horizont enthält.
Ha! die off'nen Arme ſtrecken — auszuſtrecken, welche Luſt!
Wonnig, ſelig zu der Welt aus ſtreck' ich die entzückten Arme

Und mir ſcheint, daß ich von Oſten bis nach Weſten ſie umarme!
In das endlos Blaue flieget mein Gedanke, gleich dem Blitze,
Höher, höher und noch höher, bis zur höchſten Himmelsſpitze.
Wie die Biene mit dem Stachel auch das Leben ſich entreißt,
So vertieft' mit dem Gedanken in den Himmel ſich mein Geiſt!

(Nobielak und Werner.)

[redacted]

Puschkin.

Puſchkin iſt vollkommen national und doch dem Fremden verſtändlich. Wie alle großen Dichter ſteht er immer mit dem Leſer auf gleicher Höhe, er erhebt ſich, er wird düſter, ſtürmiſch und tragiſch, ſeine Verſe grollen wie das Meer, wie der vom Sturme bewegte Wald; aber er iſt zugleich heiter, Funken ſprühend, der Freude ſowie der Rührung bedürftig. Allenthalben iſt er wahr und natürlich, es iſt nichts Kränkliches in ihm. Seine Muſe iſt kein bleiches, nervenſchwaches, in ein Leichentuch gehülltes Weſen; ſie iſt ein feuriges, vom Glanz der Geſundheit umſtraltes Weib, zu reich an echtem Gefühl, um nach erkünſteltem zu haſchen, und unglücklich genug, um jede Erfindung affectirten Schmerzes zu verſchmähen.

Herzen.

Alexander Puſchkin wurde 1799 zu Petersburg geboren und begann unter der Regierung Alexander's ſeine poetiſche Laufbahn als Revolutionär. Seine Ode „an den Dolch" und ſeine „Gabrielide" curſirten handſchriftlich in ganz Rußland. Jene war das Knirſchen eines Sklaven, welcher ſeine Ketten ſchüttelt, dieſe eine Ausſchreitung der ſkeptiſchen Frivolität, welche damals die Orgien der Petersburger Geſellſchaft würzte. Czar Alexander fand den Liberalismus des jungen Poeten nicht nach ſeinem Geſchmack und verbannte Puſchkin in das Innere des Reiches. Seine Wanderzüge, welche ſich bis nach der Krim und Beſſarabien erſtreckten, gaben ihm Gelegenheit, über das eigene Talent klar zu werden und zugleich durch Kenntnißnahme von den Zuſtänden, Sitten, Leiden und Stimmungen des ruſſiſchen Volkes mehr in das Weſen deſſelben einzudringen. Daß auf dieſen Zügen Byron's Werke ſeine Begleiter waren, merkt man einigen ſeiner poetiſchen Erzählungen leicht an, z. B. dem Gefangenen im Kaukaſus und der weiteren die

Zigeuner. Hier iſt der Byronismus noch nicht durch originale Anſchauungen erſetzt, ſondern nur auf neue Localitäten übertragen. Allein wenn Puſchkin mit Vorliebe an der Form der poetiſchen Erzählung feſthielt, welche durch den Dichter des Giaur und Mazeppa ſo außerordentlich populär geworden, ſo trug er in dieſe Form doch von Schritt zu Schritt mehr von ſeinem eigenſten Weſen hinein, ſowie von der ruſſiſchen Nationalität.

Ueberhaupt kam immer mehr Geſundheit und Realität in ſeine Dichtungen. Aeußerte er ſich als Lyriker, ſo gab er nur der inneren Stimme Worte; erzählte er, ſo wußte er die Bildungen ſeiner prächtigen Malerei mit dem Duft einer zarten Melancholie zu überhauchen. Sehr ſchön tritt uns dieſe Miſchung von Leidenſchaft und Reſignation entgegen in der poetiſchen Erzählung der Springquell von Bachtſchiſſarai (ſ. u.). Eine weitere poetiſche Erzählung, das Räuberbrüderpaar, iſt friſch aus dem ruſſiſchen Volksleben gegriffen und wirft düſtere Streiflichter auf barbariſche Zuſtände. Eine dritte dagegen, Graf Nulin, erzählt mit ſprudelnder Laune eine Schlafzimmergeſchichte aus der ruſſiſchen „Geſellſchaft.“ In den nach alten Volksmärchen gedichteten Geſchichten vom Czar Saltan und von der Czarentochter und den ſieben Rittern iſt der Dichter mit bewunderungswürdiger

Naivetät in die Fußtapfen der altſlaviſchen Rhapſoden getreten.. Dem hiſtoriſchen Rußland gehört die Romanze Poltawa in 3 Geſängen an. Die Hauptfigur dieſer wohlgerundeten Dichtung iſt jener Koſakenhetman Mazeppa, welchen auch Byron zum Helden einer ſeiner ſchönſten poetiſchen Erzählungen gemacht hat. Poltawa iſt aber ganz und gar nicht byroniſch. Das Gedicht legt in der epiſch-maleriſchen Weiſe der metriſchen Romane Walter Scott's einen vaterländiſchen Stoff klar und ſchön auseinander.

Dem Verderben, welches nach der Thronbeſteigung des Czar Nikolaus über die Mitglieder der Verſchwörung vom 26. Dezember 1825 hereinbrach, entging ihr Geſinnungsgenoſſe Puſchkin auf eine Art und Weiſe, welche etwas ſehr Romantiſches hat. Sobald er die Nachricht von dem Tod Alexander's erhielt, machte er ſich von dem Landgut, wo er ſich damals aufhielt, nach Petersburg auf den Weg, um an den daſelbſt zu erwartenden Ereigniſſen theilzunehmen. Da lief ihm ein Haſe über den Weg, ein unglückliches Vorzeichen. Er fuhr weiter, bis ihm ein altes Weib begegnete, ebenfalls ein ſchlechtes Omen. Sein Kutſcher, ein treuer Diener, wurde auch ſo ſtutzig, daß er ſeinen Herrn umzukehren bat. Puſchkin befahl ihm, weiter zu fahren. Aber gleich darauf begegnete dem Wagen ein Pope. Das iſt in Rußland für einen Reiſenden das allerſchlimmſte

Verzeichen. Der Kutſcher wirft die Peitſche weg und fleht ſeinen Herrn kniefällig an, die Reiſe nicht weiter fortzuſetzen. Einer Ahnung nachgebend, folgt ihm der Dichter. Wäre er am 26. Dezember in der Hauptſtadt geweſen, ſo hätte ihn aller Wahrſcheinlichkeit nach das Loos ſeiner Freunde getroffen, Tod am Galgen oder in den ſibiriſchen Bergwerken.

Trotzdem fiel Puſchkin ſeinem Schickſal anheim. Er wurde zwar nicht an den Galgen oder nach Sibirien geſchickt, aber er wurde von Nikolaus an den Hof berufen und zum Kammerjunker gemacht. Auch geruhte der Czar allergnädigſt, höchſtſelbſt der Cenſor des Dichters zu werden. Puſchkin fühlte mit tiefer Erbitterung den Bleidruck, welchen der Verdacht der Apoſtaſie auf ſein Haupt übte. In ſeiner Zerfallenheit mit ſich ſelbſt und mit der Welt ſtürzte er ſich in rauſchende Orgien und machte ſich auch zur Abwechslung zum Poſaunenbläſer des Czarismus. Eine Frau, wie er ſie beſaß, war leider auch nicht geeignet, dem Leben des Dichters wieder einen beſſeren Halt zu geben. In der Production Beruhigung ſuchend, erprobte er, der Gunſt des Publicums ſicher, ſein Talent an Manchem, ſchrieb eine hübſche Novelle, die Hauptmannstochter, dichtete das hiſtoriſche Trauerſpiel Boris Godunoff, ſammelte Materialien zu einer Geſchichte des

Pugatſcheff'ſchen Aufſtands und machte Verſe, um ſie, ſagt man, auf der Farobank einzuſetzen, im Werth von fünf Rubeln die Zeile.

Stets wieder jedoch kehrte Puſchkin von anderweitigen Beſchäftigungen und von all den unerſprießlichen Zerſtreuungen des Petersburger Lebens zur Fortführung ſeines Hauptwerks zurück, zum Eugen Onägin. Der Onägin iſt ſeiner Form nach ein Roman in Verſen, abgetheilt in 8 Bücher. Ein neuntes hat die Cenſur unterdrückt, welche in dem Werk überhaupt große Verheerungen anrichtete. Man hat den Onägin einen Sprößling von Byron's Don Juan genannt, könnte ihn jedoch mit mehr Recht den ruſſiſchen Childe Harold nennen, wobei aber das Wort ruſſiſch ſehr betont werden müßte; denn das Gedicht iſt durch und durch national. Es iſt ein unvergleichliches Gemälde der modernen ruſſiſchen Geſellſchaft. Die Fabel der Geſchichte iſt einfach. Zwei junge Männer, der blaſirte Weltmenſch Eugen Onägin und der träumeriſche Poet Wladimir Lensky, dann zwei junge Landmädchen und Schweſtern, Tatjane und Olga, die erſtere jenem, die andere dieſem wahlverwandt, alle vier um ihr Lebensglück betrogen, vor der Zeit geknickt oder in befriedigungsloſen Verhältniſſen eine unerquickliche Exiſtenz hinſchleppend, — das ſind die Hauptperſonen des Romans. Onägin und Lensky ſind ruſſiſche Charakterbilder, nationale Typen, Lensky der jugendlich aufſtrebende Idealiſt, Onägin der von dem ehernen Himmel, welcher Rußland überwölbt, frühzeitig zu dem zweckloſen Daſein der Langeweile niedergedrückte Ueberſättigte, Enttäuſchte. Den Styl des Versromans angebend, rollt die Erzählung zwiſchen Scherz und Ernſt in farbenhellem Wechſel und voll Friſche und Ungezwungenheit dahin.

Aber wie die Helden und Heldinnen ſeines Onägin erlag Puſchkin ſelbſt, noch in jungen Jahren, dem Zwang der Convenienz, welche inmitten ihrer Farcen manchmal zur Abwechslung nach einem tragiſchen Act verlangt. Abſcheuliche Intriguen führten ein Duell herbei, in welchem im Januar 1837 die Kugel eines franzöſiſchen Induſtrieritters dem Dichter die Todeswunde ſchlug[1]. Seine Ueberreſte wurden im Swätogorskiſchen Kloſter unweit

---

[1] Vorahnend hatte Puſchkin im Onägin (B. 6, St. 26—37) den Tod des Poeten Lensky, welcher im Zweikampf von der Hand Onägin's fällt, ſo ſchön beſungen: —

„Nun tretet an!“ — Die Gegner ſchreiten
(Doch keiner zielt) mit kaltem Blut
Gleichmäßig vor von beiden Seiten
Und jeder ſo vier Schritte thut,
Vier Schritte, die zum Grabe gehen!
Zuerſt — doch ohne ſtill zu ſtehen —
Hebt langſam jetzt Eugen den Lauf;
Sie gehen noch fünf Schritt, darauf
Zielt Lensky, nur *ein* Auge offen,
Das rechte — und im Augenblick

des Dörfchens Michailowska im Pſkow'ſchen Gouvernement, wo Puſchkin einige Jahre gelebt hatte, ſeinem ausdrücklichen Willen gemäß an der Seite des Sarges ſeiner Mutter beigeſetzt.

Onägin ſchießt . . . O, Gramgeſchick!
Lensky erbleicht, er ward getroffen,
Die Waffe glitt ihm aus der Hand,
Derweil er ſchwankend, wortlos ſtand.

Er ſtreckt nach dem getroffnen Herzen
Noch einmal zitternd ſeine Hand,
Sein Blick verkündet Tod, nicht Schmerzen;
So fällt er . . . wie vom Bergesrand
Langſam gelöſt vom Sonnenſtrale
Eine Lawine rollt zu Thale.
Ein kalter Schauer überlief
Eugen, er ſprang hinzu, er rief —
Er kam zu ſpät, es war vergebens!
Die Glut erloſch auf dem Altar,
Im jungen Dichterherzen war
Schon keine Spur mehr warmen Lebens!
Ein Sturm brach dieſe Blume ab,
Grub ihr ein frühes, kaltes Grab.

Starr lag er mit geſchloſſ'nem Munde
Und einer Ruhe grauenvoll
Auf ſeiner Stirn, indeß der Wunde
Sein Herzblut dampfend roth entquoll.
Und dieſes junge Herz, das eben
Noch voll Begeiſtrung war und Leben,
Voll jugendlichem Uebermuth,
Voll Hoffnung, Haß und Liebesglut,
Iſt allem Leben jetzt verſchloſſen,
Gleichwie ein unbewohntes Haus,
Darin nur Schweigen herrſcht und Graus;
Die Fenſterläden ſind geſchloſſen,
Die Herrin weilt nicht mehr darin,
Schwand ohne Spur, Gott weiß wohin?

(Bodenſtedt's Ueberſ.)

Der Springquell von Bachtschissarai.

Giréi ſaß, den Blick geſenkt,
Der Bernſtein dampft an ſeinem Munde;
Lautlos den grimmen Chan umdrängt
Der knecht'ſche Hof. Weit in der Runde
Herrſcht Stille wie zur Zeit des Schlummers.
Die ehrfurchtsvoll den Chan umſteh'n,
Auf ſeinem finſtern Antlitz ſeh'n
Des Zornes Zeichen und des Kummers.
Da plötzlich winkt er mit der Hand
In Ungeduld — und ſchnell verſchwand
Mit tiefem Gruß der Höflingstroß.

Der Herrſcher bleibt allein im Schloß
Und athmet freier. Aus der Glut
Der Augen, und dem Angeſicht,
Dem ſtrengen, jetzt lebend'ger ſpricht,
Was ihm das Herzblut aufgewiegelt —
Wie in bewegter Golfesflut
Ein Sturmgewölk ſich wiederſpiegelt.
Doch was durchwogt die ſtolze Bruſt?
Will er ſich friſche Lorbeern holen?
Hat er zu neuem Kriege Luſt
Mit Rußland — oder gilt's den Polen?
Drückt blut'ge Rache ihn ſo ſchwer?
Verſchwor ſich gegen ihn ſein Heer?

Droht ihm des Bergvolks wilde Schaar?
Der ſchlauen Genueſer Tücken?

O nein! der Kriegsruhm, die Gefahr
Vermag ihn nicht mehr zu berücken!
Die Hand iſt müde noch vom Siege,
Und ſein Gelüſten fern dem Kriege.

Ward in des Harems Wolluſtſchranken
Trotz aller Wacht Verrath geſponnen,
Und hat ein Kind erzwungner Wonnen
Sich gar verliebt in einen Franken?

Nein! in Giréi's Haremsräumen
Wagt keine Frau zu wünſchen, denken;
Wagt keine nur von Glück zu träumen,
Auf Fremdes ihren Blick zu lenken.
Der Langeweile Ueberdruß
Verzehrt ſie, ihre Schönheit muß
Verborgen allen Menſchen bleiben,
Sorgſam bewacht und eingehegt —
Wie man im Treibhaus hinter Scheiben
Arabiens ſchönſte Blumen pflegt . . . . .

Sie ſeh'n im ſchleichenden Getriebe
Die Tage, Monde, Jahre flieh'n,
Und unbemerkbar mit ſich zieh'n
Die Zeit der Jugend und der Liebe.
Es gleicht ein Tag dem andern Tage,
Langſam die öden Stunden ſchwinden,
Der Trägheit und des Zwanges Plage
Läßt keine rechte Freude finden.
Wohl oft, im Drange nach Vergnügen,
Die jungen Frau'n ſich ſelbſt betrügen:

Bald wechſeln ſie der Kleidung Pracht;
Bald wird geſpielt, geſcherzt, gelacht;
Bald ſchwärmen ſie auf grünen Matten
In mächtiger Platanen Schatten,
Des hohen Springquells plätſchernd Rauſchen,
Des Baches Wellgetös zu lauſchen.
Doch immerfort, auf jedem Schritt
Geht der Eunuch, der finſt're, mit.
Unmöglich iſt's, ihm zu entflieh'n,
Sich ſeinem Anblick zu entzieh'n.
Sein Aug' und Ohr iſt allerwärts
Auf ihrer Spur; ſein ſtumpfes Herz
Und ſein Verſtand iſt nur dem Chan,
Dem Allgebieter, unterthan,
Deß Willen er in dieſer Welt
So heilig wie den Koran hält.

Und wie ein leblos Bild erträgt
Er Haß, Verachtung, Spott und Hohn;
Ihn, den kein Wort des Schimpfs erregt,
Rührt auch kein Fleh'n und Schmeichelton.
Taub iſt ſein Ohr für alle Bitten,
Sein Aug' für alle Thränen blind;
Und liebefremd kennt er die Sitten
Der jungen Evatöchter lange,
Weiß, daß ſie ſchlau und liſtig ſind,
Wie in der Freiheit, ſo im Zwange.
Nie hat die Liebe ihn verführt,
Nie hat ein Blick ſein Herz gerührt,
Er kennt das Band nicht der Geſchlechter,
Und traut den Schönen niemals weiter,
Als er ſie ſieht — ihr finſt'rer Wächter
Und unvermeidlicher Begleiter.

Wenn der Gefang'nen junge Schaar
Mit flatternd aufgelöſtem Haar
Sich badet in der Sommerſchwüle
Bei der Platanen Schattenkühle: —
Rein um die wonniglichen Glieder
Plätſchert das Waſſer auf und nieder —
Steht der Eunuch am Bachesrand
Den nackten Reizen zugewandt;
Doch alle Schönheit rührt ihn nicht,
Kalt bleibt ſein Herz, ſtreng ſein Geſicht.

Nachts ſchleicht er durch die Haremsräume,
Des Argwohns finſterer Geſelle
Durchſpäht er ſorgſam jede Zelle,
Belauſcht den Schlaf, belauſcht die Träume
Der Odalisken, ob man nicht
Im Traume gar von Liebe ſpricht
Zu einem Andern als dem Chan.
So ſchleichend auf dem Teppich geht er
Behutſam ſeine Späherbahn,
Vor jedem Bette horchend ſteht er,
Kommt heimlich und geht heimlich fort
Von Thür' zu Thür' — und Wehe ihr,
Die durch ein unvorſichtig Wort
Verrathen, daß ihr Herz nicht hier!

Da kann Giréi ſicher ſein . . . . .

Und doch, was ſchuf ihm ſolche Pein?
Lang' ſchon erloſch ihm ſein Tſchibuch [1].
Stumm an der Thür ſteht der Eunuch,
Der des Gebieters Winken harrt;

---

[1] Pfeife.

Wagt in des Chanes Gegenwart
Zu athmen kaum; ernſt von Geberde
Senkt er den ſtarren Blick zur Erde.

Plötzlich erhebt ſich ſtumm der Chan,
Die Thür wird vor ihm aufgethan
Und führt ihn in die Haremszimmer,
Einſt ſeine höchſte Wonne immer.

Dort, auf weichſeid'nen Perſerdecken,
Rings um des Springquells Marmorbecken
Sitzt reichgeſchmückt die Schaar der Frauen,
Des Chans gewärtig: und ſie ſchauen
Mit kindlich-frohem Uebermuth,
Wie in des Marmors klarer Flut
Die Fiſchlein ſchwimmen. Hin und wieder
Fällt auf den Grund ein Ringlein nieder,
Daß jedes Fiſchlein aufwärts ſteigt
Bis zu dem plätſchernden Geſchäume.
Es wird Scherbet herumgereicht,
Und Wohlgeruch erfüllt die Räume.
Dann ſingen laut in ſchönen Weiſen
Die Mädchen, Liebesglück zu preiſen.

* * *

Tatariſches Lied.

Dem Menſchen wird Erſatz gegeben
Für alles Leid, das ihm geſchieht;
Und war auch noch ſo trüb ſein Leben:
Heil dem Fakir, der Mekka ſieht!

Heil dem auch, der im Kampf gefallen
An der berühmten Donauflut!
Im Paradies lohnt ihm vor Allen
Der ſchönſten Jungfrau Liebesglut.

Doch glücklicher iſt der hienieden,
Saréma, in der Haremsnacht
Glutvolle Roſe! den der Frieden,
Den deine Liebe glücklich macht!

* *
*

Sie ſingen. Doch der Liebe Stern,
Saréma, warum weilt ſie fern?
Bleich, mit verweintem Angeſicht,
Hört ſie ihr eignes Loblied nicht.
So traurig ſah man ſie noch nie!
Wie eine ſtolze Palme, die
Der Sturm gebrochen und entlaubt,
Senkt ſie das ſchöne, junge Haupt.
Nichts, Nichts, was ihr noch Glück verſpricht:
Giréi liebt Saréma nicht,
Hat ſie betrogen!
Doch wer mag,
Georgierin, ſich dir vergleichen?
Dein Aug' glänzt heller als der Tag
Und dunkler als die Nacht; in reichen
Glanzvollen Flechten ſchlingt dein Haar
Sich zweimal um die Lilienſtirne;
Dein Hals beſchämt den Schnee der Firne.
Und weſſen Stimme ſpricht ſo wahr
Wie deine, ſo voll Glut und Kraft?

Von der Gewalt der Leidenſchaft?
Iſt's möglich, daß, wer dich beſeſſen,
Jemals nach andrer Schönheit trachtet?
Und doch! Giréi hat dich vergeſſen,
All' deine Reize kalt verachtet.
In Einſamkeit und finſt'rem Gram
Durchwacht der Chan die öden Nächte,
Seit in ſein Schloß die Polin kam,
Ein Sproß aus fürſtlichem Geſchlechte.

In jungfräulicher Pracht erblühte,
Kind noch an Jahren und Gemüthe,
Maria — kurze Zeit zurück
War ſie noch fern im Heimatland
Des greiſen Vaters Stolz und Glück,
Von ihm ſein einz'ger Troſt genannt.
In ſeiner Pflege ward ſie groß,
Ihr Wille war dem Greis Gebot,
Er lebte, ſorgte nur für ſie,
Und wünſchte Nichts, als daß ihr Loos,
Von keinem Ungemach bedroht,
Dem heitern Frühlingsmorgen gleiche,
Und ſelbſt ein flücht'ger Kummer nie
In ihre zarte Seele ſchleiche,
Daß ſie das Bild der Jugendjahre
Gleichwie ein freundliches Vermächtniß,
Ihm und ſich ſelber zum Gedächtniß,
Bis in die ſpät'ſte Zeit bewahre.

Schön von Geſtalt, lieb von Geberden,
Schien ſie ein Bild des Glücks auf Erden.
Im dunkelblauen Auge lag es
Glutvoll und klar wie Glanz des Tages.
Und was ihr des Geſchickes Gunſt

Verlieh an ſeltner Körperſchöne,
Erhöhte ſie noch durch die Kunſt:
Entlockte zaubervolle Töne
Der Harfe, die beim Feſtesmahle,
Entzücken weckend rings im Saale,
Erklang im fürſtlichen Palaſte.

Wohl ſchon von manchem hohen Gaſte
Ward nach Maria's Hand getrachtet,
Und heimlich mancher Jüngling ſchmachtet
Nach ihrer Gunſt in treuer Minne.
Doch fremd bis jetzt blieb ihrem Sinne
Die Liebe. Ihre Zeit verfloß
In traulicher Geſpielen Kreiſe,
Vergnügt, in kindlich-froher Weiſe
Auf des geliebten Vaters Schloß.

Und plötzlich . . . . . lange iſt's noch nicht —
Ein wilder Schwarm Tataren bricht
Wie eine Flut in's Polenland
Und wogt umher — ſo ſchnell verbreitet
Im Felde ſich kein Erntebrand.
Verderbend durch die Lande ſchreitet
Der Krieg, zerſtört was blühend iſt.
Verwüſtet ſind in kurzer Friſt
Weitum die Dörfer und die Felder,
Verbrannt die alten Eichenwälder.
Das ſtolze Schloß ſteht öd' und leer,
Maria wohnt im Schloß nicht mehr.
In der Kapelle, wo die Leichen
Des Fürſtenhauſes beigeſetzt,
Sieht man ein neues Grabmal jetzt
Mit Krone und mit Wappenzeichen.

Maria's Vater ruht im Grabe.
Sie ſelbſt weilt fern von Haus und Habe.
Erloſchen iſt des Hauſes Stern,
Das Schloß hat einen neuen Herrn,
Der — ehrlos dem Tataren-Chan
Und eigner Raubſucht unterthan —
Dem ſchon verödeten Gebiet
Schamlos das letzte Mark entzieht.

Ach! in Giréi's Haremsmauern,
Für ſie noch ſchlimmer als das Grab,
Muß jetzt die junge Fürſtin trauern,
Welkt ſie dahin und härmt ſich ab.
Das jammervolle Loos der Armen,
Ihr lauter, thränenreicher Kummer,
Weckt ſelbſt dem grimmen Chan Erbarmen,
Ihr Weinen ſtört ihn Nachts im Schlummer.
Er liebt ſie, lindert ihre Haft,
Für ſie hat das Geſetz nicht Kraft,
Wonach dem tückiſchen Eunuch
Die Odalisken unterthan.
Ihr darf bei Nacht und Tag nicht nah'n
Der finſt're Wächter; ſie wohnt einſam
Im Schloß, nach des Gebieters Spruch,
Hat mit den Andern Nichts gemeinſam.
Allein geht ſie zum Bade hin,
Und nur die alte Dienerin
Tritt hin und wieder zu ihr ein,
Dienſtbar auf jeden Wunſch zu hören.
Mit ihr ſchläft ſie zur Nacht allein
Im ſeidnen Bett, dem dicht umhang'nen,
Und ſelbſt der Chan wagt nicht zu ſtören
Die heil'ge Ruhe der Gefangnen.

Beim Muttergottesbild im Zimmer,
Das ihr zur Wohnung auserleſen,
Brannte die heil'ge Lampe immer.
Und ſah man hier die Fürſtin knie'n
In brünſtigem Gebet, erſchien
Sie wie ein überirdiſch Weſen
Entrückt in dieſe Einſamkeit.
Die Stille weckt in ihrem Innern
Ein ſchmerzlich-ſeliges Erinnern
An Vaterhaus und Jugendzeit.
Und während Alle ſie beneiden,
Die Auserkorne glücklich wähnen,
Welkt ſie dahin in Gram und Leiden,
Schwimmt Tag und Nacht ihr Aug' in Thränen.
Doch, mochte man ihr Alles rauben:
In Treue hält ſie feſt am Glauben,
Läßt von der frommen Zuverſicht
Auf Gottes Vaterhülfe nicht.
Und während Alles rings im Kreiſe
Nach Luſt lechzt, wie nach Thau die Blume:
Wird hier in wunderbarer Weiſe
Ein Winkelchen zum Heiligthume.
So wahrt — ob auch im Weltgewühle
Der Menſch geſtrauchelt und geſunken,
Von eitelm Sinnentaumel trunken —
Das Herz doch ſeine Gottgefühle . . . .

* *
*

Schon dunkelt's nächtlich überall.
Süß Tauris' üpp'ge Fluren träumen:
Fern aus den duft'gen Lorbeerbäumen
Klingt der Geſang der Nachtigall.

Bleich folgt am wolkenloſen Himmel
Der Mond dem ſtralenden Gewimmel
Der Sterne, hüllt mit blaſſem Schein
Wald, Hügel und Gefilde ein.

Und in der Stadt Bachtſchißarai,
An plattgedruckter Häuſerreih',
Von einer Thüre zu der andern
Sieht man Tatarenfrauen wandern,
Um nächtlich im vertrauten Kreis
Durch Plaudern ſich zu unterhalten.
Ganz eingehüllt in blendend Weiß
Sieht man die luſtigen Geſtalten
Wie Schatten ſchnell vorüberſchweben.
Der Harem ſchlummert; im Palaſt
Iſt nirgends eine Spur von Leben.
Schon machte der Eunuch die Runde,
Und ſchläft jetzt ſelbſt in ſpäter Stunde,
Doch hat er keine Ruh noch Raſt.
Argwöhniſche Gedanken ſtören
Des Wächters leiſen Schlaf; bald glaubt
Er Flüſtern um ſich her zu hören,
Bald leichter, flücht'ger Tritte Schall.
In Argwohn hebt er dann ſein Haupt,
Horcht, ſchleicht umher, ſpäht überall.
Doch um ihn her herrſcht tiefes Schweigen,
Nichts will ſich ſeinem Blicke zeigen,
Und mag er noch ſo emſig lauſchen:
Nichts als des Springquells lieblich Rauſchen
Vernimmt er, und den ſüßen Schall
Der Roſen-treuen Nachtigall.
Noch lange horcht er, ſinkt dann wieder
Voll Müdigkeit auf's Lager nieder.
Wie wonnevoll, genußreich ſind

Des üpp'gen Morgenlandes Nächte!
Wie ſüß verfließen und geſchwind
Hier dem moslemiſchen Geſchlechte
Die Stunden! Welch ein weiches Träumen
In dieſer Haus- und Gartenpracht,
Voll Duft und Zauber unvergleichbar!
Still iſt es in des Harems Räumen,
Den heimlichen, bei Tag und Nacht
Dem Blick der Neugier unerreichbar;
Und nur des Mondes mild Gefunkel
Durchbricht das feierliche Dunkel;
Doch Alles rings bei ſeinem Schein
Hüllt träge Ruh und Wolluſt ein.

Nur Eine flieht der Schlaf; ſie ſteht
Kaum athmend auf vom Lager, geht
Zur Thüre, öffnet haſtig, ſchleicht
Fort durch das Dunkel, ſchnell und leicht . . . .
Vor ihr in leiſem Schlummer ſtreckt
Sich der Eunuch — und Angſt unſäglich
Durchzuckt ſie, daß ihr Schritt ihn weckt,
Sein hartes Herz iſt unbeweglich,
Und oft nur Täuſchung ſeine Ruh . . . .
Doch ſchnell entſchloſſen geht ſie zu,
Und wie ein Schatten ſchwindet ſie
Vorüber; bald nun findet ſie
Die Thüre, die ſie ſucht. Erſt ſtand
Sie zitternd, zagend auf der Schwelle —
Dann öffnet ſie das Schloß, tritt ein,
Schaut wirren Blickes nach der Wand,
Wo vor dem gold'nen Heil'genſchrein
Des ew'gen Lämpchens matte Helle
Das Muttergottesbild beſcheint.
Sie ſieht das Kreuz, das Himmelszeichen

Der Liebe — o Georgierin!
Sag' an, warum dein Auge weint?
Durchzieht Erinn'rung deinen Sinn
Aus deiner Kindheit freudenreichen
Und beſſern Tagen? . . . .

Vor ihr ruht
Die junge Fürſtin. Zart belebte
Des jungfräulichen Schlummers Glut
Die Wangen, und ein Lächeln ſchwebte
Um ihre Lippen, trotz der Spur
Von friſchen Thranen im Geſicht:
So glänzt die Blume auf der Flur
Von Regen feucht, im Mondenlicht.
Ein Engel ſchien ſie von Geberde,
Der niederſchwebte zu der Erde
Zum Troſt dem ſünd'gen Menſchenthume,
Und der in mitleidvollem Kummer
Das Loos beweinte — ſelbſt im Schlummer —
Der langſt geknickten Haremsblume . . . .

Was iſt mit dir, Saréma? ſprich!
Sie beugt zur Schlummernden ſich nieder,
Der Schmerz bezwingt ſie, alle Glieder
Verſagen ihren Dienſt der Armen;
Sie jammert: „O erhöre mich,
Verſchließ dein Herz nicht, hab' Erbarmen!“
Saréma's ſchwankende Bewegung,
Ihr Flehen und ihr Stöhnen traf
Das Ohr der Fürſtin, die vom Schlaf
Auffuhr in ängſtlicher Erregung.
Erſchreckt zu ihren Füßen knie'n
Sieht ſie die junge Unbekannte,
Und zitternd, ſcheu ſich zu ihr wandte

Maria, ſie empor zu zieh'n:
„Wer biſt du, und was willſt du hier,
Allein, ſo ſpät in nächt'ger Stunde?"
Entklang es fragend ihrem Munde.

Saréma ſprach: — Ich kam zu dir,
Errette mich, durch dich kann mir
Noch Hülfe werden .... nur durch dich!
Ach, lange glücklich, ohne Klage,
Sorgloſer ſtets von Tag zu Tage
Lebt' ich — da über Nacht erblich
Mein Glücksſtern .... o erhöre mich!
Sieh, ich verderbe ....

Weit bin ich
Von hier, in fremdem Land geboren,
Früh kam ich fort vom Heimatland,
Doch ging ſein Bild mir nicht verloren:
Selbſt was nur ſchnell vorüberſchwand,
Blieb mir ein heiliges Vermächtniß
Tief eingegraben dem Gedächtniß.
Hoch bis zum Himmel ragende
Gebirge, Wolken-tragende:
Der Gießbach, der aus dunkler Schlucht
Zu Thale ſpringt in wilder Flucht;
Die Hügel-angebauten Felder,
Die uralt dichten Eichenwälder:
Das Alles ſteht vor meinem Blick
Noch klar; und klar noch weiß ich auch,
Daß andre Sitte, andrer Brauch
Dort war als hier; — doch welch Geſchick
Mich fortgeführt, weiß ich nicht mehr!
Nur vor mir ſeh' ich noch das Meer
Und einen Menſchen hoch am Maſt ....

Furcht, Kummer hab' ich nie gekannt,
Und nur geliebt, noch nicht gehaßt.
In ſorgenloſer Stille ſchwand
Die Zeit mir in des Harems Räumen;
So blüht' ich auf, in ſüßen Träumen
Das Glück erwartend erſter Minne.
Und Alles ging nach meinem Sinne,
Mir wurde das erwünſchte Glück.
Girei kam vom Krieg zurück,
Nach blutigen Erob'rungszügen
In Haremsluſt ſich zu vergnügen.
Wir mußten uns dem Chane zeigen,
Wie Alle ängſtlich ſtand auch ich;
Er ſah uns forſchend an in Schweigen,
Da fiel ſein heller Blick auf mich.
Er rief mich zu ſich . . . : .

Seit der Zeit
In ungeſtörter Seligkeit
Hab' ich gelebt — nie heimgeſucht
Von Argwohn und von Eiferſucht.
Er lebte nur von meinem Kuß,
Es ſtörte unſers Glücks Genuß
Kein Mißtraun und kein Ueberdruß.

Maria! da erſchieneſt du
Vor ihm und hin war meine Ruh'.
Denn ſeit dem Tage iſt's dem Chan,
Als hätteſt du's ihm angethan.
Grimm auf Verrath ſinnt er im Stillen,
Und eifert mich um deinetwillen.
Auf meinen Vorwurf hört er nicht,
Kalt bleibt ſein Herz, kalt ſein Geſicht
Bei meinen Thränen, meinem Flehn:

Er flieht mich, mag mich nicht mehr ſehn,
Es langweilt ihn mit mir zu ſprechen.
Ich weiß, du biſt an dem Verbrechen
Nicht Schuld, drum hör' mich ruhig an:
Ich kenne meiner Schönheit Macht,
Seit ich Giréi's Herz gewann;
Es darf in dieſer Haremsnacht
Kein andrer Stern ſich mir vergleichen,
Maria! dir nur muß ich weichen!
Doch du kennſt nicht die Flammentriebe,
Die mich durchglühen, mich verloren, —
Ich bin zur Leidenſchaft geboren,
Drum laſſe mir Giréi's Liebe!
Warum durch deine kalte Schöne
Willſt du ſein ſchwaches Herz verführen,
Daß er ſich meiner Glut entwöhne?
Nur mich vermag ſein Kuß zu rühren,
Laß mir Giréi, er iſt mein!
Gelobt hat er mit heil'gen Schwüren
Mir treu bis in den Tod zu ſein.
Mit unſrer Herzen Liebesflammen
Floß unſer ganzes Sein zuſammen,
All unſer Wünſchen, Denken, Streben,
Und ſein Verrath knickt mir das Leben.
Zu deinen Füßen ſink' ich nieder,
Ich klage dich nicht an — doch jammernd
In Trübſal deine Knie umklammernd
Fleh' ich: Gib mir Giréi wieder!
Antworte nicht . . . . mein iſt er . . . . doch
Dich liebt er . . . Du vermagſt ihn noch
Zurückzuhalten, durch dein Klagen,
Durch Haß, Verachtung, — Nichts verſchmähe!
Verbanne ihn aus deiner Nähe
Und zwinge ihn, dir zu entſagen!

Hier ſchwöre .... (ob auch manches Jahr
Entſchwunden, ſeit ich hier verloren
Den Glauben, darin ich geboren,
Und dem Propheten angehöre:
Doch meiner Mutter Glaube war
Der deine auch —) bei dieſem ſchwöre,
Daß mir Giréi angehöre
Wie einſt, — du weißt ſein Herz zu rühren.
Doch glaub', Maria, wenn ich muß ....
Ich weiß den ſcharfen Dolch zu führen,
Ich bin ein Kind des Kaukaſus! —

Sprach's, und verſchwand. Die Fürſtin wagt
Ihr nicht zu folgen: ſie verſtand
Nicht, was Saréma ihr geſagt,
Was die Verſtoßene empfand,
Was ſie in Trübſal zu ihr trieb.
Der unſchuldvollen Jungfrau blieb
Die Sprache wilder Leidenſchaft
Ein Räthſel: doch der bloße Klang
Der Worte macht das Herz ihr bang.
Was hat ſie in der Haremshaft
Selbſt zu erwarten? Welch Geſchick?
Kann ſie durch Beten, Thränen, Flehen
Dem unheilvollen Loos entgehen?
Sie ſenkt den kummerſchweren Blick,
Vertieft in ſchmerzliche Betrachtung:
Soll ſie des Chanes Lüſten fröhnen,
Dem Haremsleben ſich gewöhnen,
Ein Opfer werden der Verachtung!
Der Heimat fern, in dieſen Mauern
Des Lebens ſchönſte Zeit vertrauern!
O heil'ger Gott! wenn doch der Chan,
Statt ihr in frecher Luſt zu nahn,

Sie ganz vergäße, ganz verſtieße,
Sie als ſein Opfer ſterben ließe!
Wie froh begrüßte ſie den Tod
Als ihren Retter aus der Noth!
Das Leben bietet ihr Nichts mehr,
Die Welt iſt für ſie wüſt und leer,
Verſchwunden iſt ihr Jugendglück,
Ach, und kein Flehn bringt es zurück.
Schon fühlt ſie ihres Endes Nähe,
Und blickt ſo lächelnd und voll Frieden
Auf's Neu, als ob ſie ſchon hienieden
Den Himmel vor ſich offen ſahe.
Es zieht ſie wie mit Freundeshand
Hinweg von hier . . . . .
Die Zeit verſchwand;
Maria iſt nicht mehr . . . . . Der Tod
Schnell trocknete der Waiſe Zähren,
Trug ſie hinauf in's Himmelszelt,
Um jene längſtersehnte Welt
Als neuer Engel zu verklären.
Was brach ſo ſchnell die junge Kraft?
War's eine Krankheit — lag zu ſchwer
Auf ihr die hoffnungsloſe Haft?
Genug: Maria iſt nicht mehr!

Girei hat nicht Ruh noch Raſt
In dem verödeten Palaſt.
Auf's Neue die Tatarenhorde
Führt er hinweg zu Raub und Morde.
Auf's Neue nach Gefahr und Blut

Lechzt er im wilden Schlachtgewühle;
Doch heimlich nährt ſein Herz die Glut
Wohl andrer, beſſerer Gefühle.
Oft, wenn im blutigen Gefechte
Zum Hieb den Säbel ſchwingt die Rechte,
So bleibt ihm plötzlich unbeweglich
Der Arm, und eine Angſt unſäglich
Erfaßt ihn, wirr blickt er umher
Und murmelt Worte unverſtändlich,
Erbleicht, ihm zittern alle Glieder
In Fieberfroſt, gar hin und wieder
Hängt's in den Augen thränenſchwer,
Der grimme Chan iſt kaum noch kenntlich.

Des Harems wird nicht mehr gedacht,
Wo der Verachtung preisgegeben
Die Odalisken welkend leben
In des Eunuchen ſtrenger Wacht.
Saréma iſt ſchon lange nicht
Mehr unter ihnen: in der Nacht,
Die auch Maria in den Hafen
Der Ruhe trieb, ward von den Sklaven
Des Chans Saréma umgebracht,
Streng ging man mit ihr in's Gericht:
Ließ ſie des Waſſertodes ſterben;
Warum? Wer weiß es!
Als der Chan
Des blut'gen Werks genug gethan,
Weitum Zerſtörung und Verderben
Vom Kaukaſus bis in das Herz
Des ſtillen Ruſſenlands getragen,
Kehrt' er nach Tauris, heimatwärts,
Trüb wie er ſchied, in Weh und Klagen.
Im Hof, in des Palaſtes Innern

Sich an Maria zu erinnern,
Ließ er, von Marmor ausgehauen,
Als Denkmal einen Springquell bauen.
Auf des Propheten Halbmond oben
Ward noch ein Chriſtenkreuz erhoben.
(Ein Zeichen der Unwiſſenheit
Des Chans war dieſe Doppelzier.)
Auch eine Inſchrift lieſt man hier,
Noch nicht zernagt vom Zahn der Zeit.
Dahinter aus dem Marmor ſteigt
Der Quell empor in hellem Schimmer,
Weint ſeine kalten Thränen immer,
Sein klagend Murmeln niemals ſchweigt:
So führt die Mutter wohl am Tage
Der Trauer ob des Sohnes Klage,
Des lieben, der im Feld geblieben.
Den jungen Mädchen hier zu Land
Iſt noch die Sage wohlbekannt,
Wie ſie erzählt die alten Leute.
Das düſtre Denkmal wird bis heute
Hier nur „der Thränenquell“ genannt.

(Bodenſtedt.)

Lermontoff.

Einſam verzehrt' er ſich in ſtummem, ſtolzem Kummer.
In unfruchtbarer Reue Brand —
Schlicht im Soldatenmantel ging er zum ew'gen Schlummer.
Sein Grab grub eine Miethlingshand.

Lermontoff.

Von dem noch friſchen Grabhügel Puſchkin's aus, deſſen Tod ſeine zahlloſen Verehrer in Trauer und Entrüſtung verſetzte, richtete ein junger Dichter, Michail Lermontoff, einen herrlichen Schrei um Gerechtigkeit und Rache an den Czar Nikolaus. Die Antwort war die Verweiſung Lermontoff's aus der Garde in ein Regiment, welches im Kaukaſus kämpfte.

Lermontoff hatte den Kaukaſus ſchon einmal beſucht, bevor er denſelben als Verbannter wiederſah, und es hatte das prächtige Bergland auf ſeine Poeſie ſehr bedeutend eingewirkt. Hier fühlte er ſich wenigſtens verhältnißmäßig frei, hier fand er die Anregung und das Material zu ſeinen poetiſchen Erzählungen: der Tſcherkeſſenknabe, Hadſchi-Abrek, der Dämon, Jsmail Bey. Die letztere iſt die umfaſſendſte, aber von der Cenſur leider ſchrecklich verſtümmelt. Es iſt eine Geſchichte ſo wild und ſchön, wie das Land, in welchem ſie ſpielt, ſo kühn und leidenſchaftlich, wie dieſes Landes Bewohner. Am bekannteſten iſt in Deutſchland der

Tſcherkeſſenknabe geworden, welchen man allerdings „ein Juwel der Poeſie“ nennen durfte. Die Fabel iſt ganz einfach. Ein junger Tſcherkeß wird als Gefangener in ein Kloſter gebracht. Die Sehnſucht nach Freiheit verzehrt ihn. Er entflieht, wird verſchmachtend in der Steppe gefunden, zurückgeführt, erzählt einem Mönch die Abenteuer ſeiner Flucht und ſtirbt: — ein Gemälde voll ergreifender Traurigkeit, das Zugrundegehen eines Naturkindes an der Sklaverei. Herrlich, wie in dieſer, ſind in allen Lermontoff'ſchen Kaukaſus-Romanzen die Naturſchilderungen. Nicht nur die äußeren Formen der Landſchaft, ſondern auch ihren Geiſt weiß Lermontoff äußerſt glücklich wiederzugeben.

Es war ein großes Glück für den Dichter, daß er aus dem Sumpf der Petersburger Geſellſchaft in eine Natur voll Wildheit und Größe hinausgeſchleudert wurde. Die Berührung wirkte elektriſch auf ſeinen Genius, wie er in dem Vorgeſang zu Ismail Bey ſelber angibt[1]). Der Kaukaſus hat ihn von dem ſchrecklichen Antagonismus von Ideal und Wirklichkeit, von glühend ſtrebſamem Enthuſiasmus und bitterer Hoffnungsloſigkeit [2]), in welchem ſein Leben ſich verzehrte, nicht geheilt, er hat die Gegenſätze zwiſchen dem, was Lermontoff fühlte und dachte, und dem, was er auf Rußland blickend ſah, nicht ausgeglichen; aber er hat ihn zum Dichter gemacht und zum Mann. Lermontoff überragt an Charakter ſeinen Vorgänger Puſchkin weit. Seine Poeſie iſt das freieſte, männlichſte, ſelbſtſtändigſte Wort, welches Rußland bis jetzt geſprochen. Es iſt merkwürdig, zu ſehen, wie wenig Lermontoff's Verbitterung ſeine geniale Kraft zu beeinträchtigen vermochte. Mit heiligem Ernſt und Eifer hat er die Aufgabe des Dichters erfaßt. Man leſe nur ſeine zwei ſchönen Gedichte: **der Prophet** und **der Dichter** (Bodenſtedt's Uebſ. I, 306, II, 301).

---

[1]) Auf's Neu' der Bruſt, die leblos lang,
Iſt die Begeiſterung erſchienen,
Den Gram, der Leidenſchaft Ruinen,
Mir umzuwandeln in Geſang u. ſ. f.

---

[2] Dieſe hat ihren beredteſten Ausdruck gefunden in Lermontoff's berühmter **Duma** (Betrachtung), wo er unter Anderem ſagt: —

In Trauern blick' ich hin auf das Geſchlecht von heute,
Wie es die künſtlich frühe Reife büßt,
Früh ſchon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft ſchaut, die dunkel oder wüſt.
Zum Guten wie zum Böſen ſind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen,
Kaum aus der Wiege, haben wir ſchon viel
Von unſrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben, wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel,
Ermüdet uns gleich einem fremden Feſte,
Dem wir zuſchauen, theilnahmloſe Gäſte:
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf ſoll uns der Sieg beglücken.

Der Mittelpunkt von Lermontoff's Dichten iſt ſeine drangvolle Perſönlichkeit, d. h. das raſtloſe Ringen eines freien und einſamen Geiſtes gegen den nivellirenden Druck allgemeiner Sklaverei. So wird ihm ſein Ich zu einer Feſſel, die er klirrend durch ſeine Dichtungen nachſchleift. Ganz wie bei Byron. Aber es darf gefragt werden, ob die Verzweiflung des freien Ruſſen gegenüber dem Czarismus nicht eine wahrere, berechtigtere war, als die des engliſchen Lords gegenüber den Zuſtänden und der Geſchichte ſeines Landes. Sicherlich! Sodann hat ſich Lermontoff wenigſtens in einer ſeiner Dichtungen zu einer Freiheit und Macht objectiver Geſtaltung erhoben, wie es Byron nie vermochte, in dem rein volksthümlichen, ganz und gar nationalen Lied von dem Czaren Iwan Waſſiljewitſch, ſeinem jungen Leibwächter Kiribéjewitſch und dem kühnen Kaufherrn Kalaſchnikow (ſ. u.). Dieſes kleine Epos, von welchem der treffliche Ueberſetzer desſelben mit Grund rühmte, daß es von wahrhaft homeriſcher Erhabenheit und Einfachheit ſei, — dieſes kleine Epos gibt Geiſt und Form altſlaviſcher Volkspoeſie mit einer Treue, Naivetät und künſtleriſchen Sicherheit wieder, die nicht ihres Gleichen haben. Für den, welcher, unbeirrt durch die Zeitſtimmungen, für das Unvergängliche, Ewige in der Poeſie einen offenen Sinn bewahrt hat, iſt dieſes Gedicht ein Hochgenuß.

Lermontoff's Ausgang war wie der Puſchkin's. Wie dieſer im Onägin ſeine Todesart poetiſch vorhergeſagt, ſo that auch Lermontoff in ſeinem Roman der Held unſerer Tage, und zwar mit ſo zu ſagen wörtlich genauer Verzeichnung der Umſtände. Das iſt doch ein merkwürdiges, zweimal in ſo kurzer Zeit vorgekommenes Spiel des Zufalls oder, wenn man will, der dichteriſchen Ahnung. Lermontoff, ein grundſätzlicher Gegner des Zweikampfs, fiel in einem Piſtolenduell am 27. Juli 1841 im Kaukaſus. Er war kaum 30 Jahre alt geworden, aber alt genug, um ſich einen unvergänglichen Namen zu ſtiften.

Das Lied

von dem

Czaren Iwan Waſſiljewitſch, von ſeinem jungen Leibwächter Kiribéjewitſch und dem kühnen Kaufherrn Kalaſchnikow.

1.

Nicht leuchtet am Himmel die rothe Sonne mehr,
Nicht mehr liebelt mit ihr das dunkle Gewölk:
Sieh, beim Gaſtmahl, mit gold'ner Krone ſitzt,
Sitzt der grauſe Czar, Iwan Waſſiljewitſch!
Stummer hinter ihm ſtehen die Stolniki [1],
Ihm gegenüber die Bojaren und Fürſten all,
Ihm zur Seite ſteht der Leibwächter Schaar;
Und es ſchwelgt der Czar zum Ruhme Gottes viel,
Und zu eigener Luſt und Ergötzlichkeit.
Gnädig lächelnd befahl der Czar allda
Süßen Wein zu bringen, überſeeiſchen,
Damit zu füllen ſeinen goldenen Humpen,
Und man reicht den Wein ſeinen Wächtern dar;
Und alle tranken davon, und ſie rühmten den Czar.

Nur Einer von Allen, von der Wächter Schaar,
Ein ſtürmiſcher Kämpe, ein kühner Geſell,

---

[1] Die Würdenträger, welche den Czar bei Tafel bedienten.

Netzte die Lippen im goldnen Humpen nicht;
Schweigend ſenkt er zu Boden den finſtern Blick,
Schweigend ſenkt er den Kopf auf die breite Bruſt —
Aber grimme Gedanken ſchwellen die breite Bruſt.
Allda runzelt der Czar ſeine ſchwarzen Brauen,
Und richtet auf ihn ſeinen ſcharfen Blick:
Wie der Habicht herab aus der Wolkenhöh'
Auf die junge blauflüglige Taube ſchaut. —
Doch der junge Kämpe erhob ſein Auge nicht,
Und es murmelt der Czar ein drohend Wort,
Und finſter hält er den Blick auf den kühnen Geſell.

„Du unſer treuer Diener Kiribéjewitſch,
Birgſt du ſchlimme Gedanken in deiner Bruſt?
Oder beneideſt du unſern Fürſtenruhm?
Oder erfüllt dich mit Mißmuth der Ehrendienſt?
Wenn der Mond aufgeht, freuen die Sterne ſich
In ſeinem Glanz zu wandeln am Himmelszelt;
Aber welcher Stern ſich in den Wolken verbirgt,
Der fällt ſchnell verlöſchend zur Erde herab.
Dir mißfällt, wie es ſcheint, Kiribéjewitſch,
Deines Czaren Gelag und Ergötzlichkeit;
Und biſt doch vom Geſchlechte der Skuratow —
Und erzogen im Hauſe der Maljutin!“

Alſo antwortet d'rauf Kiribéjewitſch
Dem grauſen Czaren, mit tiefem Gruß:
— „Du unſer Herrſcher, Iwan Waſſiljewitſch!
Zürne ob deines unwürdigen Sklaven nicht.
Dem heißen Herz taugt nicht der ſüße Wein,
Er verſcheucht meine finſtern Gedanken nicht!
Aber hab' ich dich erzürnt — ſo geſchehe dein Wille:
So befiehl mich zu ſtrafen, mir den Kopf abzuhau'n;

Er liegt mir auf den Schultern wie eine ſchwere Laſt,
Vor dir bis zur feuchten Erde beugt er ſich.“ —

Und es ſprach zu ihm Czar Iwan Waſſiljewitſch:
„Aber was macht dich ſo trübe, du kühner Geſell?
Iſt dir nicht fein genug mehr dein ſammt'ner Kaftan?
Deine ſchmucke Mütze aus Zobelfell?
Fehlt's an Geld dir, iſt die Taſche leer?
Oder hat Scharten bekommen dein ſtählern Schwert?
Oder hat Schaden genommen dein gutes Roß?
Oder trugeſt du eine Wunde davon
Im Fauſtkampfe auf dem Mosquaſtrom[1])?“

Darauf antwortet Kiribéjewitſch,
Verneinend ſchüttelnd ſein lockiges Haupt:
„Nicht der Fauſtkampf hat meinen Kummer erzeugt,
Keine Schuldennoth und kein Mangel an Geld;
Wohlauf iſt mein muthiges Steppenpferd,
Und wie helles Glas ſchimmert mein ſcharfes Schwert,
Und am Feſttage, durch deine Gnade, Czar,
Bin ich nicht ſchlechter gekleidet als Andere,
Aber höre, vernimm, was mich traurig macht:

„Muthig ſaß ich zu Roſſe, auf ſchnellem Roß,
Ritt zum Mosquaſtrome, zum Eiſeslauf,
Einen ſeidenen Gürtel um den ſchmucken Kaftan,
Auf dem Kopfe die Mütze, die ſammt'ne,
Die mit ſchwarzem Zobel gefütterte.
Vor den Häuſern zuneben den Pforten ſteh'n
Viel hübſche Mädchen, junge, rothwangige,
Flüſtern und ſchäkern und kichern froh —

---

[1]) Dies bezieht ſich auf die alten ruſſiſchen Kampfſpiele, welche an Feſttagen im Winter auf dem Eiſe der Mosqua gehalten wurden.

Nur Eine von ihnen flüſtert und ſchäkert nicht,
In die buntſtreifige Fata [1] verhüllt ſie ſich . . . .

„Im heiligen Rußland, unſerm Mütterchen,
Sucht umſonſt ſolche Schöne der ſpähende Blick:
Wie von Wellen getragen geht ſie — einem Schwane gleich,
Und ihr Blick iſt ſo ſüß — wie ein Taubenblick,
Ihre Stimme ſo rein — wie Nachtigallſang;
Es glühen ihre Wangen, roth angehaucht,
Wie die Morgenröthe am Gotteshimmel;
In goldnen Flechten wallt das lange Haar,
Mit hellen Bändern ſchmuck zuſammengeknüpft,
Um den Nacken ſchlängelt's, um die Schultern her,
Küßt die weiße Bruſt, die hochſchwellende . . .
Sie ſtammt vom Geſchlecht eines Handelsherrn,
Heißt mit Namen Alona Dmitrewna.

„Und ſeh' ich das Weib, bin ich ſelbſt nicht mein,
Taumelnd hängen die Arme, die kräftigen,
Düſter werden die Augen, die blitzenden;
Drückend, grauſig iſt mir's, o rechtgläubiger Czar!
So verſiechen zu ſeh'n meine Kraft, meinen Muth.
Mein ſchnellfüßiges Steppenroß ekelt mich an,
Dazu die Gewänder, die ſammetnen;
Und gleichgültig iſt mir jetzt Silber und Gold.
Mit wem ſoll ich theilen mein Silber und Gold?
Vor wem ſoll ich zeigen meinen jungen Muth?
Vor wem mich brüſten mit meinem ſchmucken Gewand?

„Laß mich fortziehn zur Ferne, in's Steppenland,
Dort in Freiheit zu leben nach Koſakenart.

---

[1] Der alte ruſſiſche Schleier.

Dort wird bald mein Kopf, der ſtürmiſche,
Einer Lanze der Buſurmanen[1] zum Schmuck,
Und den böſen Tataren zur Beute wird
Mein muthiges Roß, mein ſcharfes Schwert,
Dazu das Geſchirr, das tſcherkeſſiſche.
Meine weinenden Augen hacken die Geier aus,
Meine feuchten Knochen wäſcht der Regen ab,
Und unbegraben fliegt mein verkümmerter Staub
Von den Winden getragen nach allen Seiten hin . . .“

Lächelnd ſprach darauf Iwan Waſſiljewitſch:
„Nun du mein treuer Diener! deinem Ungemach,
Deinem Kummer und Gram ſchafft ſich Hülfe leicht.
Da, nimm meinen Ring mit Rubin geſchmückt,
Und dieſe bernſteingeſchlungene Halsſchnur nimm.
Erſt ſuch' eine kluge, ſchlaue Freiwerberin,
Und dann ſchicke das koſtbare Hochzeitsgeſchenk
Deiner geliebten Alena Dmitrewna zu:
Gefällt es ihr, feierſt du Hochzeit bald,
Gefällt es ihr nicht, ſei nicht böſe darum.“

— O rechtgläubiger Czar, Iwan Waſſiljewitſch!
Es hat dich getäuſcht dein verſchmitzter Sklav,
Hat dir Falſches geredet, nicht die Wahrheit geſagt!
Er hat dir verſchwiegen, daß das ſchöne Weib
In der Kirche Gottes einem Andern getraut,
Getraut mit einem jungen Kaufmann iſt ſie
Nach unſerm Geſetze, dem chriſtlichen — . . . .

---

[1] Gleichbedeutend mit Muſelmann.

2.

Vor ſeiner Bude ein junger Kaufmann ſitzt,
Der ſtattliche Burſch Stephan Paramonowitſch[1]),
Mit Familiennamen Kalaſchnikow;
Seidene Waaren breitet er ſorgſam aus,
Mit ſüßer Rede lockt er die Käufer herbei,
Das gewonnene Geld überzählt er ſchlau.
Aber kein guter Tag fiel dem Kaufmann zu Theil,
Viele reiche Bojaren gingen vorbei,
Und zu ſeiner Bude kam keiner heran.

Schon verhallt iſt das Geläut, das zur Vesper rief,
Dunkel flammt hinterm Kremlin das Abendroth,
Eilig fliehen die Wolken am Himmel hin, —
Schneegeſtöber peitſchen die Winde herbei;
Nach und nach wird der Kaufhof von Menſchen leer.
Und auch Stephan Paramonowitſch ſchließt
Seine Bude zu mit der eichenen Thür,
Mit einem deutſchen Schloſſe, einem ächten, daran;
Und ſinnend geht er nach Hauſe und denkt
An ſeine junge Frau hinterm Mosquaſtrom.

Und gelangt er zuletzt in ſein hohes Haus,
Und es wundert ſich Stephan Paramonowitſch,
Nicht begegnet ſein Blick ſeiner jungen Frau,
Ungedeckt noch ſteht dort der eichene Tiſch,
Kaum noch flackert das Licht vor dem Heiligenbild
Und er ruft ſeine alte Haushälterin:

---

[1]) D. h. Stephan, der Sohn des Paramon.

„Du ſag' an, ſag' an, Jereméjewna,
Wohin iſt verſchwunden, wo hat ſich verſteckt
In ſo ſpäter Stunde Alona Dmitrewna?
Und haben meine lieben Kinderchen
Schon Thee getrunken, ſich müde geſpielt,
Und hat man ſie ſchon zu Bette gebracht?“

„— O du mein Herr, Stephan Paramonowitſch!
Gar ſeltſame Dinge ſind heute geſcheh'n:
Ging zur Vesper zu beten Alona Dmitrewna;
Schon iſt der Pope zurück mit ſeiner jungen Frau,
Haben Licht angezündet und eſſen zur Nacht —
Aber deine junge Frau bis zu dieſer Zeit
Iſt aus der Kirche noch nicht zurückgekehrt.
Und die Kinderchen ſind auch noch nicht ſchlafen gelegt,
Sind nicht ſpielen gegangen, weinen immerfort:
Die armen Würmchen wollen ihre Mutter ſehn.“ —

Und grimme Gedanken umzogen die Stirn
Des jungen Kaufmanns Kalaſchnikow;
Und er ſtellt ſich an's Fenſter, ſieht zur Straße hinaus —
Doch in dunkle Nacht war die Straße gehüllt;
Weißer Schnee flockt herab, wächſt zu dicker Schicht,
Und der Fußtritt des Menſchen verliert ſich darin.

Horch, da ſchallt's von der Flur, als öffne die Thüre ſich,
Und er vernimmt leiſer flüchtiger Tritte Schall;
Er lauſcht, ſieht ſich um — und beim heiligen Gott!
Sieh da, vor ihm ſteht zitternd ſein junges Weib,
Zitternd und bleich, mit bloßem Haar,
Die goldenen Flechten wild aufgelöſt —
Weiße Schneeflocken hängen ſtatt des Schmuckes darin:
Die Augen rollen wie im Wahnſinn umher,
Unverſtändlich fällt von den Lippen das Wort.

„Nun was treibſt du dich, Weib, noch ſo ſpät umher?
Von welchem Hofe, welchem Markte kommſt du,
Daß dein Haar ſo zerzauſt und aufgelöſt,
Daß deine Kleider zerknickt, zerriſſen ganz?
Biſt du zu Gaſte geweſen, haſt Liebſchaft geſucht
Bei einem hübſchen reichen Bojarenſohn? . . .
Biſt du deshalb vor dem heil'gen Muttergottesbild
Mir zur Lebensgefährtin angetraut?
Haben wir deshalb die goldenen Ringe gewechſelt? . . .
Wart' du, in ein finſt'res Gemach ſperr' ich dich,
Mit eiſenbeſchlagener Eichenthür,
Daß dir Gottes heller Tag verſchloſſen bleibt
Und du ferner nicht meinen guten Namen entehrſt . . .“

Wie Alona Dmitrewna die Worte hört,
Erbangt ſchier und zittert das liebe Weib,
Gleich einem Herbſtblatt am Baum vom Sturm bewegt,
Bittre, bittre Thränen entrollen ihr,
Und zu den Füßen ihres Mannes wirft ſie ſich.

„O du mein Herr, meine rothe Sonne du!
Hör' mich ruhig an oder tödte mich!
Deine Worte ſind mir wie ein ſcharfes Schwert;
Du reißt mir damit das Herz blutig auf.
Ich fürchte die Marter des Todes nicht,
Auch nicht der Leute böſes Geſchwätz,
Den Verluſt deiner Liebe nur fürchte ich!

„Als ich heim von der Veſper nach Hauſe ging,
Die krumme einſame Straße entlang,
Da erſcholl es plötzlich wie Geklirr hinter mir;
Ich ſeh mich um — läuft ein Mann auf mich zu!
Meine zitternden Füße knickten unter mir,
Mit meiner ſeidenen Fata verhüllt' ich mich.

Und kräftig greift er meine bebende Hand,
Und mit leiſem Geflüſter ſagt er mir:

„„ — Was erſchrickſt du denn ſo, du mein ſchönes Kind?
Ich bin kein Mörder, kein nächtlicher Dieb,
Ich bin ein Diener des Czaren, des grauſen Czar;
Und ich heiße mit Namen Kiribéjewitſch,
Aus dem berühmten Geſchlechte Maljutin . . . .““

„Da erſchrak ich noch ärger als vorhin ſchon,
Und mein armer Kopf ging wirr im Kreiſe mir.
Und er fing mich zu küſſen, zu koſen an,
Und liebkoſend ſprach er in einem fort:

„„ — Sag' an, ſchönes Kind, was du haben willſt,
Holdes Täubchen du, mein geliebtes Kind!
Willſt du Gold, verlangt dir's nach Perlenſchmuck?
Willſt du Edelgeſtein oder blumigen Sand?
Wie eine Czarin ſollſt du gekleidet gehn,
Zum Neide, zum Aerger aller anderen Frau'n,
Nur laß mich nicht ſündigen Todes ſterben:
Lieb' mich, mein Kind, liebe und küſſe mich,
Wenn auch Einmal nur, zum erſten und letzten Mal! — ““

„Und dann küßt' er mich wieder und koſete mich,
Noch jetzt fühl' ich brennend die Wangen glühn,
Wie ein Raſender feſter umſchlang er mich . . . .
Und aus den Fenſtern rings lugten die Nachbarinnen
Und zeigten verhöhnend mit den Fingern auf uns.

„Wie ich mich ſträubend ſeinen ſtarken Armen entwand,
Und in ſtürmiſcher Haſt dem Hauſe zulief,
Blieb in den Händen des Räubers zurück
Mein geſticktes Tuch, das du mir geſchenkt,

Und meine buchariſche Fata dazu.
So ward ich beſchimpft, von dem Buben entehrt,
Ich, deine ehrliche treue Frau! —
Und die ſchlimmen Nachbarinnen, die mich geſehn! —
O Gott! ewig bin ich beſchimpft und entehrt!

„O gib mich nicht, mich dein treues Weib,
Dem böſen Geſpött, der Verachtung Preis!
Wer außer dir iſt, der mir helfen kann?
Auf der weiten Welt ſteh ich als Waiſe allein!
Mein alter Vater liegt längſt im feuchten Grab,
Ihm zur Seite iſt meiner Mutter Grab,
Mein älteſter Bruder, wie du ſelber weißt,
Iſt ſeit lange verſchollen in fremdem Land,
Und mein jüngſter Bruder iſt noch ein kleines Kind,
Bedarf ſelbſt meiner Hülfe und Pflege noch . . .“

Alſo jammerte Alona Dmitrewna
Und ſie weinte bittere Thränen dabei.

Und es ſchickt darauf Stephan Paramonowitſch
Zu ſeinen beiden jüngern Brüdern hin:
Und die beiden Brüder kamen und grüßten ihn;
Und alſo redeten ihn die Beiden an:

„Sprich, was iſt mit dir, iſt dir ein Unglück geſchehn,
Daß du zu uns geſchickt in ſo ſpäter Stund,
So ſpät in der ſtürmiſchen Mitternacht?“

„— Wohl, lieben Brüder, iſt mir ein Unglück geſchehn,
Mir und meiner ganzen Familie:
Geſchändet iſt unſer ehrliches Haus
Durch einen Diener des Czaren, Kiribéjewitſch;
Ein Unglück, das meine Seele nicht trägt,

Das zu ſchwer auf dem duldenden Herzen liegt.
Wenn man morgen den feſtlichen Fauſtkampf hält
Auf der Mosqua, in des Czaren Gegenwart,
Werd' ich kämpfen mit dem Leibwächter Kiribéjewitſch
Einen furchtbaren Kampf, auf Leben und Tod.
Und tödtet er mich, ſo verzagt nicht darob,
Betet zur Jungfrau, der allerheiligſten!
Ihr ſeid jünger als ich, ſeid noch friſcher an Kraft,
Und weniger Sünden laſten auf euch,
Der Herr wird euer Hort, euer Helfer ſein!"

Solches ſprachen die Brüder zur Antwort darauf:
„Wohin der Wind weht vom Himmelsgewölb,
Dahin eilen die Wolken, die willigen.
Wenn der blaue Adler zu Gaſte ruft
Nach der Wahlſtatt zu fliegen, der blutigen,
Zum Feſtesmahle, zum Leichenfraß,
So folgen alle Jungen des Alten Flug.
Du biſt der ältere Bruder, unſer zweiter Vater.
Thu, was dir gut dünkt, nach eigener Wahl —
Wir gehorchen dir willig, verlaſſen dich nicht."

3.

Ueber der Mosquaſtadt, der goldköpfigen,
Ueber den Kremlinsmauern, den weißſteinigen,
Hinter fernem Gehölz, blauen Bergen her,
Flammt, die weißen Dächer der Häuſer vergoldend,
Und die feuchten, verdüſternden Wolken zertheilend,
Die leuchtende Morgenröthe auf;
Und ſie reinigt lächelnd das goldene Haar,

Wäſcht ihr Antlitz im weißen Schnee,
Einer Schönen gleich, die ſich im Spiegel beſchaut,
Schaut ſie wohlgefällig lächelnd vom Himmel herab.
Warum, ſchönes Frühroth, ſprich, biſt du erwacht?
Welche Freude, ſprich, biſt du gekommen zu ſehn?

Schon zur Stadt hinaus wandern, ſchon verſammeln ſich
Die kühnen Kämpfer der Fauſt, die moskowiſchen,
Auf dem Mosquaſtrom, auf der Eiſesbahn.
Schon nahet der grauſe, rechtgläubige Czar,
Mit ſeinen Bojaren und ſeiner Wächterſchaar;
Und er befiehlt eine ſilberne Kette zu ziehn,
Eine ſilberne Kette mit Gold geziert.
Und ſie umzogen mit der Kette einen freien Platz
Von fünfundzwanzig Saſhén 1) zum Kampfesſpiel.
Und hieß darauf Czar Iwan Waſſiljewitſch
Mit lauter Stimme zu rufen das Aufgebot:
„Herbei, eilt zum Kampfe, ihr kühnen Geſell'n!
Unſern Vater zu ergötzen, den grauſen Czar,
Eilt herbei, tretet ein in den breiten Kreis.
Wer Sieger von euch wird, den belohnet der Czar,
Dem Beſiegten aber wird unſer Herrgott verzeihn!“

Und hervor tritt der kühne Kiribéjewitſch,
Und er neigt ſich vor dem Czar bis zum Gürtel tief,
Wirft von den ſtarken Schultern ſeinen ſammtnen Pelz,
Stützt feſt in die Seite die rechte Hand,
Rückt mit der andern die ſchmucke Mütze zurecht,
Und ſo erwartet er einen Gegner zum Kampf.
Dreimal ergeht zum Kampfe das Aufgebot —
Aber keiner von den Kämpen rührt ſich rings,
Alle ſtehen ſtumm, Einer ſtößt den Andern an.

---

1) Eine Saſhén gleich 7 engl. Fuß.

Im Kreiſe geht der Leibwächter auf und ab,
Und verhöhnt die umſtehenden Kämpen laut:
„Nun, was ſteht ihr ſo ſtill da, als fürchtet ihr euch!
Wagt ſich Keiner heran unter meine Fauſt,
Zum Ergötzen des Czars, des rechtgläubigen?“

Plötzlich theilt ſich der Haufen nach beiden Seiten hin,
Und hervor tritt Stephan Paramonowitſch,
Der junge Kaufmann, der kühne Geſell,
Mit Familiennamen Kalaſchnikow;
Tief verbeugt er ſich erſt vor dem grauſen Czar,
Und dann vor dem weißen Kremlin mit den heiligen Kirchen,
Und zuletzt vor dem verſammelten Ruſſenvolk.
Wildes Feuer durchflammt ſein Adleraug,
Mit feſtem Blick ſchaut er den Leibwächter an,
Darauf ihm gegenüber kühn ſtellt er ſich,
Zieht die ſchützenden, dicken Fauſthandſchuh an,
Zieht die breiten, gewaltigen Schultern auf,
Und glättet ſchmuck ſeinen lockigen Bart.

Darauf redet zu ihm Kiribéjewitſch:
„Aber ſag mir zuvor, du kühner Geſell,
Aus welchem Geſchlechte und Stamme biſt du,
Und wie mit Namen nennſt du dich?
Daß man weiß, wem zu beſtellen das Todtenamt,
Und daß ich bei Namen kenne, den ich beſiegt.“

Und es antwortet Stephan Paramonowitſch:
„Ich heiße mit Namen Stephan Kalaſchnikow,
Ich bin geboren von ehrlichem Elternpaar,
Und habe immer nach Gottes Geboten gelebt:
Nie geſchändet hab' ich meines Nachbarn Weib,
Bin nie auf Raub geſchlichen im Dunkel der Nacht,
Habe nie mich verſteckt vor dem Tageslicht . . . .

Wohl geſprochen haſt du ein wahres Wort:
Ueber Einen von uns hält man Todtenamt,
Und nicht ſpäter als morgen zur Mittagszeit;
Und Einer von uns wird ſich rühmen des Siegs
Mit den kühnen Freunden, beim Feſtesmahl . . . .
Nicht iſt's Zeit jetzt zu Scherzen, zu Spott und Hohn,
Ich bin zu dir gekommen, du Heidenſohn,
Zu furchtbarem Kampfe auf Leben und Tod!“

Und als Kiribéjewitſch die Worte gehört,
Erblaßte ſein Antlitz, wurde bleich wie der Schnee,
Seine blitzenden Augen verſinſterten ſich,
Es durchrieſelt ihn kalt wie ein Eiſeshauch,
Auf den offenen Lippen erſtarb das Wort.

Schweigend nahen die beiden Kämpfer ſich,
Und der furchtbare, ritterliche Kampf hebt an.

Kiribéjewitſch erhebt zuerſt ſeine Hand,
Und führt einen Schlag auf Kalaſchnikow,
Und trifft ihn tief in der Mitte der Bruſt —
Von dem Schlage erbebte die muthige Bruſt,
Und zurück ſchwankte Stephan Paramonowitſch.
Er trug auf der Bruſt ein metallenes Kreuz,
Mit heiligen Reliquien aus Kiew geſchmückt,
Und es bog ſich das Kreuz, ward tief ins Fleiſch gepreßt,
Und in dickem Strom quoll das Blut dabei.

Und es ſpricht für ſich Stephan Paramonowitſch:
Wen das Unglück trifft, auf den komme es;
Ich werde kämpfen, ſo lange im Arme noch Kraft!
Und er ſammelt ſich wieder und bereitet ſich,
Nimmt zuſammen ſeine ganze Kraft,

Und führt mit gewaltiger Wucht einen Schlag
Ueber die linke Schläfe die Schulter hinab.

Und der junge Leibwächter ſtöhnte leis,
Strauchelte, fiel todt zu Boden hin;
Getroffen ſtürzt er hin auf den weißen Schnee,
Wie im Walde ein junger Fichtenbaum
Bei der Wurzel abgehauen zu Boden kracht,
Derweil aus dem Stamme das Harz entquillt.
Wie der Czar das ſah, Iwan Waſſiljewitſch,
Ergrimmte er, ſtampft auf den Boden voll Zorn,
Und grimmig zieht er die finſteren Brau'n,
Befiehlt zu ergreifen den kühnen Geſell'n,
Den jungen Kaufmann Kalaſchnikow,
Ihn zu führen in ſeine Gegenwart.

Und alſo ſprach zu ihm der rechtgläubige Czar:
,,Steh mir Rede, antworte wahrhaft mir,
Erſchlug mit Vorſatz oder durch Zufall dein Arm
Meinen tapfern Kämpen Kiribéjewitſch?''

,,Ich will dir ehrlich geſtehen, rechtgläubiger Czar:
Aus freiem Vorſatz erſchlug ich ihn,
Aber warum und wofür — das ſag ich dir nicht,
Das geſteh ich nur Gott, dem Einigen!
Befiehl mich zu tödten — auf dem Richtplatz mir
Den unſchuldigen Kopf vom Rumpfe zu hau'n:
Nur verlaß meine armen Kinderchen nicht!
Verlaß nicht mein junges unſchuldiges Weib
Und entzieh meinen Brüdern deine Gnade nicht ....''

— ,,Du haſt wohl gethan, du kühner Geſell,
Du Kämpfer der Fauſt, junger Kaufmannsſohn,

Daß du Antwort gegeben nach Wahrheit und Pflicht.
Deinem jungen Weibe und deinen Kindern zahl ich
Aus eigener Kaſſe ein Jahrgeld aus,
Deinen Brüdern erlaub' ich von dieſem Tag
Freien Handel im weiten Ruſſenland,
Ohne Abgaben zu zahlen noch Zollgebühr;
Du ſelbſt aber, junger Kaufmannsſohn,
Sollſt zum Richtplatz gehn, auf das hohe Schaffot,
Dort zur Ruhe legen deinen ſtürmiſchen Kopf.
Ich werde wetzen laſſen ein ſtarkes Beil,
Und dem Henker befehlen ſein Kleid anzuthun;
Ich werde befehlen die große Glocke zu läuten,
Um allen Mosquabewohnern kund zu thun,
Daß ich auch an dir meine Gnade geübt . . . .“

Auf dem Platze wogt es von Volksgedräng,
Die große Glocke läutet, in klagendem Schall
Tönt weithin die traurige Botſchaft umher.
Auf dem Richtplatz, auf dem hohen Schaffot,
Im rothen Hemde, mit heller Schürze davor,
Mit dem großen, dem ſcharfgewetzten Beil
Geht der Henkersknecht fröhlich auf und ab,
Und harrt ſeines Opfers, des Kaufmannsſohns:
Und der junge Kämpe, der Kaufmannsſohn,
Nimmt Abſchied von ſeinem Brüderpaar:

„Nun Brüder, meine lieben Freunde,
Laßt mich euch küſſen, umarmen zum letzten Mal,
Zur letzten Trennung auf dieſer Welt.
Grüßt von mir Alona Dmitrewna,
Helft ihr ihren Kummer zu mäßigen,
Und daß ſie meinen Kindern nicht erzähle von mir!

„Grüßt von mir unſer theures Elternhaus,
Und alle meine braven Bekannten grüßt,
Und betet in der Kirche Gottes für mich,
Für das Heil meiner Seele, der ſündigen!“

Und ſie tödteten Stephan Paramonowitſch
Eines martervollen, ſchimpflichen Tod's;
Hoch auf dem Schaffote wälzte ſich
Sein blutiges, ſein gefallenes Haupt.

Und ſie begruben ihn hinterm Mosquaſtrom
Auf freiem Feld, wo drei Wege gehn:
Nach Tula, nach Rjaſan und Wladimir,
Und aus der feuchten Erde machten ſie einen Grabhügel hoch,
Und pflanzten drauf ein Kreuz aus Ahornholz.
Und es heulen und brauſen die Winde jetzt
Ueber das öde Grab, das kein Name ziert;
Und viele gute Leute gehen vorbei,
Geht ein Greis vorüber — ſchlägt er fromm ein Kreuz,
Geht ein Burſch vorüber — blickt er ſtolz drauf hin,
Geht ein Mädchen vorüber — wird das Auge feucht,
Geht ein Sänger vorüber — ſingt er ein traurig Lied.
(Bodenſtedt.)

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

1848 – 1851.

Erſter Band.

Von

Achtundvierzig bis Einundfünfzig.

Eine Komödie der Weltgeschichte.

Von

Johannes Scherr.

> All the world's a stage.
> Shakespeare.

Erster Band.

Leipzig

F

Prolog.

Urſprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Das, was die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.

Goethe.

1.

Stellt euch einen Gott vor, welcher eines Tages aus dem Weltenozean einen Waſſertropfen herausgreift, unſere Erde, und denſelben unter das Mikroſkop bringt. Was für ein Anblick wird ſich dem Verwunderten darbieten? Genau derſelbe, den euch ein millionenfach vergrößerter Tropfen Waſſer zeigt: — ein häßliches Gewimmel zahlloſer Weſen, welche in unaufhörlichem Kampfe einander zerreißen und verſchlingen.

Ich und Du, Mein und Dein: ſowie der Blitz dieſer Gegenſätze in das Gehirn des Menſchen einſchlug, ward er aus einem naiven Thier ein bewußtes. Damit hob der Krieg Aller gegen Alle an, welcher ſeither, die ganze Geſchichte der Menſchheit entlang, unter tauſendfach wechſelnden Formen ruhelos und ruchlos geraſ't hat.

Um aber dieſen Krieg in größerem Stile führen zu können, als die Beſtien des Urwaldes thun, mußte der Menſch ſich „civiliſiren“. Der kategoriſche Imperativ der Mutter Noth und die herben Rippenſtöße der Schulmeiſterin Erfahrung belehrten ihn mitſammen über die Unzulänglichkeit ſeines Könnens als Einzelweſen und in Folge dieſer Unterweiſung wurde das bewußte Thier ein geſelliges. Allein der einmal geweckte „Vervollkommdaher förmlich organiſirt werden und zu dieſem Zwecke ward aus dem geſelligen Thier ein geſellſchaftliches, ein politiſches, das „Zoon politikon“ des Ariſtoteles.

Die ganze ſogenannte Weltgeſchichte iſt nur eine fortwährende „Armeereorganiſation“, eine unumgänglich nothwendige. Denn Ich kriegt gegen Du, Mein gegen Dein, Perſönlichkeit gegen Perſönlichkeit, Familie gegen Familie, Volksſtamm gegen Volksſtamm, Nation gegen Nation. Immer und ewig Krieg! Allen Veden, Bibeln und Koranen, allen Rechtsbüchern, allen Friedensverträgen zum Trotz niemals auch nur ein ſtundenlanges Aufhören des „kleinen“ Privatenkriegs oder des „großen“ Kirchen und Staatenkriegs.

Zum Glück oder zum Unglück fehlt es dieſer ewigen Kriegsfurie nicht an Kanonenfutter, weil dem menſchlichen Vertilgungstrieb der menſchliche Zeugungstrieb das Gegengewicht hält. Jeder Hinz ſucht ja bekanntlich ſeine Hanne, jede Käthe will ihren Kunz haben. Wie die Erde, das ewig gebärende und ewig verſchlingende Ungethüm, in langweiligem Einerlei um die Sonne ſich dreht, ſo dreht die Menſchheit zwiſchen den beiden Polen Zeugung und Vernichtung hin ſich und her. Dichter nennen das —

„Den Born, worin die Weſen alle gründen,
Das Meer, worein ſie ſterbend alle münden.“

Gewiß, die Menſchheit hätte, des ewigen Drehens ſatt, ſchon lange ein für alle Mal in das beſagte „Meer“ ſich geſtürzt, ſo ſie nicht ein Spielzeug beſäße, mittels deſſen ſie ſich die Zeit vertreiben, ſich zerſtreuen, beluſtigen und tröſten kann. Laßt dem armen alten Kinde ſein Thonpfeifenrohr, ſein Bißchen Waſſer, ſein Stückchen Seife und ihr werdet es mit rührender Beharrlichkeit jene buntſchillernden Seifenblaſen in die Luft treiben ſehen, welche man Ideale nennt.

Die höchſten Aufſchwünge des Menſchengeiſtes, die ſtolzen dacht und die keuſchen Wonneſchauer der erſten Liebe, die blendenden Illuſionen der Begeiſterung und die ſtolzen Triumphe der Wiſſenſchaft, in den Himmel hinaufſteigende Luſt und in die Erde ſich hinabwühlendes Leid, der ſtachelnde Hunger nach Rang und Reichthum, der lechzende Durſt der Ehrſucht und die Sättigung mit Ruhm, der berauſchende Hochmuth der Herrſchaft und der entzückende Traum von Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, das Hochgefühl der Tugend und die Hoffnung auf Unſterblichkeit: — Seifenblaſen!

Die Welt ſelbſt iſt nur eine ſolche, hat der Buddha vor 24 Jahrhunderten gepredigt, der große Prophet der Nichts-Religion. Es gibt nur das Eine: Nirwana, das Urnichts. Alles Andere iſt ein Strom von Nichtigkeiten, welcher ſich dem Ozean des Nirwana zuwälzt. Erde und Himmel, Götter und Menſchen, Geiſt und Materie, Leben und Tod, Familie und Staat, Tugend und Laſter, Glück und Unglück — Alles nur ein nichtiger Schein! Wie eine blühende Lotosblume iſt die Welt aus dem Urnichts aufgeſtiegen, wie eine welke ſinkt ſie wieder in daſſelbe zurück. Die Schaumblaſe des Erdendaſeins platzt, das Fieber des Lebens hört auf. Alles verliſcht in abſoluter Leere. Wenn der hebräiſche Koheleth klagt:

„Oh, was wird dem Menſchen für all' ſeine Mühſal,
Womit er ſich abquält unter der Sonne?
Alle ſeine Tage ſind ja voll Schmerzen
Und in der Nacht auch ruht ihm das Herz nicht" —

ſo ſtellt der Buddhiſt mit ſchwindelhoher Abſtraktionsluſt der Welt ſich gegenüber und ſagt zu ihr: Du ſollteſt nicht ſein, wie du biſt; weil es aber eine Unmöglichkeit, dich anders zu machen, ſo ſollſt du gar nicht ſein. Und du biſt nicht! Du biſt nur Schein, Schaum, Traum, Gaukelei. Verblaſſe, ſchwinde, verfühl- und merkbar zu ſein ſcheint: nicht als eine klöſterlichſtille und mönchfaule Lamaſerie, ſondern als ein toſender Kampfplatz; nicht als ein Gegenſtand feiger Verleugnung, wie eine ſolche das Chriſtenthum dem Buddhismus plagiatoriſch nachgepredigt hat, ſondern vielmehr als ein Gegenſtand tapferer Beſtreitung.

Mag der Gott, entrüſtet oder angewidert, das Mikroſkop wegthun und den Waſſertropfen in den Weltenozean zurückſchleudern; mag es ſein, daß die Nichts-Religion ſchließlich recht hat; mag es geſchehen, daß ein Tag kommt („dies irae, dies illa“), allwo —

„Die wolkenhohen Thürme, der Paläſte Pracht,
Die heiligen Tempel und der große Erdball ſelbſt
Mit Allem, was drauf hauſ't, wird untergeh'n
Und, wie ein leeres Schaugepräng' erblaßt,
Spurlos verſchwinden“ ...

noch rollt die Erde um die Sonne, noch ſind die Menſchen und — der geſundeſte aller Dichter und Denker hat es geſagt, Wolfgang der Große — „Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein“.

Darum laßt uns kämpfen! Nicht, als ob es ſich der Mühe lohnte, nicht um des Kampfpreiſes willen — es gibt keinen — ſondern weil wir müſſen, weil die „dira Necessitas“, der noch Keiner ihr Räthſel abgefragt hat, es will. Und weil wir uns in vieltauſendjährigem Kampfe nachgerade doch mälig aus der Beſtialität herausgerungen haben ſollten, ſo laßt uns ſo zu ſagen menſchlich kämpfen, laßt uns —

„Parcere subjectis et debellare superbos!“

herab die Menſchheit gewandelt iſt bis heute, und du wirſt von den Idealen nicht mehr reden wollen als von „Seifenblaſen".

Denn wie der bibliſchen Dichtung zufolge die Feuerwolke den Kindern Iſrael verwandelte, nächtlicher Weile die Wege ihnen zu weiſen beim Auszug aus Mizraim, ſo leuchteten und leuchten die Ideale der Menſchheit voran beim Vorſchritt aus der Nacht der Barbarei in die leiſe anbrechende Morgendämmerung der Humanität. Wann der Tag kommen und was er bringen wird, wer weiß es? Aber kommen wird er und du brauchſt dich ja nicht um den Abend zu ſorgen: — lange, lange, bevor es dem Abend zugeht, wirbeln die Atome, „die ſich zu Luſt und Leid in dir gefügt", fühllos mit in dem ungeheuren Staubwirbel von ewigem Werden und Vergehen.

Aber dieſer Staubwirbel iſt er nicht ein unendliches Trauerſpiel von bleierner Schwere und Monotonie?

Wohl, das wär' er, ſo nicht der Idealismus in die dicke, dumpfe, dunkle Maſſe Licht, Luft und Leichtigkeit brächte, ſo nicht ein Funke vom Centralſonnenfeuer in den trägen Erdenkloß gefallen wäre. Denn — weißt du? —

„Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Wär' in uns nicht des Gottes Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Ja, „est deus in nobis" — auch ſo eine Seifenblaſe.

Schelte mir ſie nicht! Geſegnet ſeien die „Seifenblaſen". Das ſind die Montgolfièren, welche uns emportragen über die Noth des Lebens, über „die Angſt des Irdiſchen" . . .

Ins Blaue?

In die Aetherluft des Humors, von wo herab geſehen das hölliſche Trauerſpiel der Weltgeſchichte zum menſchlichen Luſt-

Laſter und Elend, von Tücke und Brutalität, von Thränen und Blut?

So ſieht und fragt der weinende Philoſoph: aber der lachende, welcher doch mindeſtens ebenſo berechtigt iſt, ſieht anders und ſagt ſo: — Da wir zu ohnmächtig ſind, einen vernünftigen Zweck zu verwirklichen, ſo brauchen wir uns auch nicht mit der Frage abzuquälen, ob unſer Daſein überhaupt einen vernünftigen Zweck habe oder nicht. Und weil das Menſchenleben mit der Flüchtigkeit eines Traumſchattens über die Erde hinſtreicht, ſo ſollten wir uns dieſe Flüchtigkeit nicht noch verkürzen und vergrämen mit Grübeln und Klagen über Unabänderliches und Unabwendbares. Die Wiſſenſchaft mag ſich noch ſo ſehr in die Bruſt werfen und eine noch ſo hochmüthige Miene aufſetzen, ſie weiß auf die kategoriſche Frage: Wie, wann und warum entſtand die Welt und der Menſch? doch nur ſtotternde Hypotheſen zur Antwort zu geben. So muß es denn noch immer erlaubt ſein, in Ermangelung des Wiſſens die Phantaſie zur Hilfe zu rufen und ſie ſagen zu laſſen: Das Weltall und unſer kleiner närriſcher Erdball darin ſie ſind von einem wachenden Gotte gedichtet oder von einem ſchlafenden geträumt worden und noch immer geht weiter der göttliche Traum oder die göttliche Dichtung.

Wohl! Aber iſt nicht der Traum ein Alp, die Dichtung eine tragiſche?

Nein! Denn wer zwingt uns, es zu machen wie die Pfaffen, welche allzeit und überall in dem träumenden Weltgeiſt nur einen ewig zorngrinſenden, zähnefletſchenden und blutlechzenden Moloch ſahen und ſehen? Wer hindert uns, in dem angeblichen Moloch vielmehr einen nach gigantiſchem Maßſtab dichtenden Ariſtophanes zu erkennen, welcher die Welt zu einem koloſſalen Wolkenkukuksheim eingerichtet hat?

und mitunter auch wohl in undenkbaren Formen auf dieſer Weltbühne.

Siehſt du? — Daß die Weisheit von der Thorheit, das Große vom Erbärmlichen, das Erhabene vom Niedrigen, die Hochherzigkeit von der Gemeinheit, die Ehrlichkeit von der Gaunerei, die Genialität von der Trivialität, das Verdienſt von der Unverſchämtheit, die Tugend vom Laſter, der Ruhm vom Neide, die Liebe vom Haß, die Treue von der Falſchheit, die Begeiſterung vom Nutzen hintangedrängt, beſiegt, vernichtet wird, — das eben iſt der ariſtophaniſche Spaß der Weltgeſchichte.

Ein Spaß, fürwahr, von dem geſungen iſt:

„Wer vermag es, ohne Grauen
Dieſen Gräuel anzuſchauen?“

Bah, je nachdem man ihn anſchaut und nimmt! Heraklit freilich hört aus dem weltgeſchichtlichen Drama nur die unabläſſig ſchwingende Todtenglocke heraus, aber Demokrit das immerfort lachende Klingeln der Schellenkappe. Wer der Weiſere und Glücklichere von Beiden, kann gar nicht fraglich ſein. Was kommt bei der pathetiſch-tragiſchen Weltanſchauung heraus? Nichts, als daß man jedes Organ einbüßt, den grandioſen Humor zu verſtehen, welcher aus dem ewigen Antitheſenſpiel des geſchichtlichen Prozeſſes ſich entwickelt, wie eine köſtliche Weinblume aus der Gährung der Moſtelemente. Darum noch einmal: Schau' und nimm die Weltgeſchichte als Komödie! Nur dann wirſt du die Hochkomik von Thatſachen begreifen, wie z. B. jene geweſen, daß ein auf Golgatha gekreuzigter jüdiſcher Rabbi alle die blühenden Göttergeſtalten von Hellas, alle die Macht und Pracht der „ewigen“ Roma mit ſich in ſeinen Schooß hinunterreißen konnte und hinuntergeriſſen hat.

3.

„Amboß oder Hammer ſein“. Es gibt kein Drittes.

In der antiken Welt wurde das mit ehrlicher Unbefangenheit geſagt und geübt. Es gab da Bevorrechtete und Rechtloſe, Herren und Sklaven, Bürger und Barbaren. Selbſt Phantaſten höchſter Potenz, wie ein Platon, ſie dachten nicht daran, die Chimäre einer allgemeinen und unbedingten Menſchengleichheit und Menſchenbruderſchaft aufzubringen.

Immer aber, wann die Menſchheit in Folge ſchlechten Lebenswandels ganz heruntergekommen iſt, treibt ihre Todesangſt ſie an, mittels einer Radikalkur, einer religiöſen Faſtenkur, einer moraliſchen Kaltwaſſerkur wieder Heilung und Verjüngung zu ſuchen. Deßhalb, als die antike Geſellſchaft in der Völlerei-, Wolluſt- und Blutorgie des römiſchen Cäſarismus bis zur äußerſten Verderbniß ſiech geworden war, nahm ſie das Kreuz des Chriſtenthums auf ſich.

Die weltgeſchichtliche Hungerkur hob an. Anhaltendes Faſten ſteigerte die Nerventhätigkeit zur Ekſtaſe: kein Wunder alſo, daß Hallucinationen und Viſionen eintraten; Hallucinationen von einer Religion der Liebe, Viſionen vom tauſendjährigen Reiche des Friedens und der Freude. Es klang ja ſo verheißungsvoll von Galiläa her: „Ich bin geſandt, zu bringen die frohe Botſchaft den Armen, zu heilen die wunden Herzen, zu verkündigen den Gefangenen, daß ſie los ſein, und den Blinden, daß ſie ſehen, und den Geknechteten, daß ſie frei ſein ſollen“.

Wie der Frühling auf die Erde ſich ſenkt, ſo ſenkte ſich das Evangelium von der Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft in die Herzen der Menſchen: — der flüchtige Blüthentraum einer Mainacht!

„Waffen braucht die Welt! Kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen lächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
An dem Kreuze zu Jeruſalem."

Darum laßt den alten und ewigen Bruderkrieg weiterraſen! Die Völkerwanderung hat ja glücklich eine prächtige „Armeeorganiſation" zuwegegebracht und die „vagina gentium", die germaniſche Welt, liefert „Kanonenfutter" in Hülle und Fülle. Auch iſt zu den früheren Kriegselementen und Vernichtungsmitteln ein neues, furchtbar wirkſames hinzugekommen: das Gift des jüdiſchen Fanatismus, der furor molochisticus, welchen das Juden-Chriſtenthum den Völkern einimpfte. „Ich ſchlage dich todt, weil deine Seele nicht nach meiner Façon ſelig werden will", iſt das unzählige Male wiederholte Wort, welches der chriſtliche Kain zum chriſtlichen Abel ſprach.

Geht hin und ſucht im Mittelalter die Chimäre von der chriſtlichen Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft der Menſchen. Ihr werdet, ſo ihr Augen habt, zu ſehen nur ein wüſtes Wirrſal von brutaler Herrſchaft und beſtialer Knechtſchaft verſinken und ihr werdet, ſo ihr Ohren habt, Herren und Knechte gleich entwürdigt unter dem Joche eines abſcheulichen Afterglaubens einherkeuchen hören. Häuft alles Gräuliche und Scheuſäliche zuſammen, was aus Antrieb und im Namen der ſämmtlichen übrigen Religionen auf Erden geſchah, ihr werdet doch nur einen Hügel zuwegebringen gegenüber von dem Gräuelberge, welcher aus Antrieb und im Namen des Chriſtenthums aufgethürmt worden iſt.

Gedenket nur der Zeit, wo ein ſchlauer Mönch, der da wußte, daß die Welt betrogen ſein will, ſeine Tonſur unter einer dreireifigen Krone verbergen, der europäiſchen Menſchheit ſeinen Fuß auf den Nacken ſtellen und zu ihr ſagen durfte: „Ich bin

Millionen und wieder Millionen haben an dieſen Wahnwitz geglaubt, glauben daran noch zur Stunde, und ihr ſagt, der Menſch ſei ein vernünftiges Weſen?

So ein Koloß von Unvernunft, wie das Papſtthum, müßte aber Europa aus dem Gleichgewichte gebracht haben, falls dem Koloß nicht ein ziemlich ebenbürtiges Gegengewicht geworden wäre: der Heilige-Römiſche-Reichs-Schwindel.

Die beiden Schwindelkoloſſe hatten, wie bekannt, anfänglich ein Kompagniegeſchäft errichtet, auf daß, geſchäftlich zu reden, einer den andern „pouſſire“, auf daß einer den andern „mouſſiren“ mache. Der „Sachſenſpiegel“ in ſeiner Unkenntniß der modernen Geſchäftsſprache hat das ſo ausgedrückt: „Twei ſwert lit got in ertrike to beſchermene de kriſtenheit; deme pauſe is geſat dat geiſtlike, deme keiſere dat wertlike“. Allein das Kompagniegeſchäft hielt ſich nicht lange, maßen die Kompagnons über ihren Antheil an den „Beneficien“ und „Dividenden“ in Streit geriethen. Das geiſtliche Schwert kehrte ſich gegen das weltliche, dieſes ſchlug auch nach Kräften auf jenes hinein und die von romantiſchen Jongleurs bis auf unſere Tage herab Dummköpfen vorgegaukelte „im Brennpunkt der Religion gebundene Einheit des mittelalterlichen Lebens“ iſt thatſächlich ein furchtbarer Zwieſpalt geweſen, eine Jahrhunderte währende gräßliche Katzbalgerei zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum, deren Zeche der Prügelknabe der Weltgeſchichte, Michel Theut, bezahlen mußte. Nichts Unerſprießlicheres, fürwahr, und nichts Unerquicklicheres als die deutſche Kaiſergeſchichte! Statt durch Vernichtung der Adelsanarchie daheim die Nation zu konſtituiren, ſtatt einen Staat zu ſchaffen, dieſes donquixotiſche Werben um Frau Aventure Weltmonarchie, dieſes Haſchen nach einer Fata Morgana, dieſe Jagd auf das Heilige-Römiſche-Reichsphantom, Weil jedoch Altar und Thron allen ihren Mord- und Todhändeln zum Trotz allzeit das Bedürfniß gegenſeitiger Stützung empfanden, hielt die Kirche die Fiktion von dem göttlichen Recht der Könige das ganze Mittelalter hindurch ſalbungsvoll aufrecht. Die Reformation ihrerſeits hütete ſich wohl, an dieſer kirchlichen Dichtung zu rütteln; im Gegentheil, ſie predigte dieſelbe noch viel eindringlicher: — hat ja doch erſt im Neſte des Lutherthums die Orde Prieſterſchaft ihre Species Hofpfafferei ausgebrütet. Daneben freilich beſaß ſchon das Mittelalter nicht mehr ſo ganz und beſaß noch weniger die Neuzeit jene Naivetät, womit das Alterthum den Gegenſatz von Privilegirten und Unberechtigten, von Glücklichen und Unglücklichen, von Herren und Sklaven, von Müſſiggängern und Arbeitern als eine unabänderliche Schickſalsfügung bekannt und anerkannt hatte. Denn ſchon im Mittelalter begann ſich die von der antiken Naturwüchſigkeit ſo widerlich abſtechende Heuchelei und Scheinheiligkeit zu entwickeln, welche nachmals zu rieſigen Verhältniſſen angewachſen iſt: jene moderne Heuchelei und Scheinheiligkeit, welche ſich einbildet, zu glauben, die blutenden Wunden und eiternden Geſchwüre am Körper der Menſchheit ſeien ſo gut wie nicht vorhanden, falls man ſie mit dem dünnen Mantel der chriſtlichen Liebesphraſe bedecke.

4.

Das Zwangshemd der mittelalterlichen Weltanſchauung war einer weſentlich ackerbaulichen Geſellſchaft auf den Leib gepaßt. Es mußte demnach mälig aus den Nähten gehen, ſowie neben dem Junkerthum und ſeinen Hörigen das ſtädtiſche Bürgerthum mit ſeiner Gewerbe- und Handelsthätigkeit mehr und mehr ein lang in gemüthlicher oder ungemüthlicher Rohheit fortvegetiren können, aber die Bedürfniſſe und Begehrlichkeiten der Induſtrie und des Handels zerbrachen dieſe Schranken.

Die Luſt des Denkens, Forſchens, Wiſſens, welche ſo lange als ſündlichſte Sünde geächtet geweſen war, entzündete ſich von Neuem an dem Schönheitsſonnenſtral, welcher aus der Gruft des Alterthums aufſchoß. Ein ambroſiſcher, aus Althellas kommender Luftzug reinigte die vom Kuttengeruch verdorbene Atmoſphäre Europa's. Die jugendkräftig aufſtrebende Naturwiſſenſchaft ſchickte ſich an, das Netz hierarchiſcher Seelenfiſcherei zu zerreißen, und die Auffindung Amerika's erweiterte nicht nur den geographiſchen, ſondern auch den intellektuellen Geſichtskreis der Menſchheit.

In der alſo phyſiſch und geiſtig erweiterten Welt ſchlug das moderne Freiheitsprinzip die Augen zum Leben auf.

Aber, ſiehe, auch das war eitel!

Auf die religiöſe Freiheitsfrage des ſechszehnten Jahrhunderts gab das ſiebzehnte den zu ſeiner Vollkraft gelangten Jeſuitismus, das proteſtantiſche Phariſäerthum, den dreißigjährigen Krieg, den Hexenprozeß und die Dragonnaden Ludwigs des Vierzehnten zur Antwort, — eine Antwort, welche der „Menſchenbrüderſchaft“ wieder einmal erwünſchte Gelegenheit verſchaffte, in ihrer ganzen Glorie ſich ſehen zu laſſen.

Der große Denker deſſelben ſiebzehnten Jahrhunderts, Baruch Spinoza, wußte wohl, was er that, als er meinte, das leidige Welträthſelproblem laſſe nur eine nothdürftige Löſung zu: — Reſignation!

Um ſolche „ſtubengelehrte“ Meinungen ſich zu kümmern hat jedoch die Menſchheit weder Zeit noch Neigung. Sie kann und darf nicht pflanzenhaft reſignirt, ſondern muß und will kriegeriſch gerüſtet und thätig ſein. Sie bedarf und achtet nicht tiger als die Findung einer neuen „Idee“. Mit Ideen kann man ja einander nicht umbringen, wenigſtens nicht unmittelbar.

Das achtzehnte Jahrhundert nahm die Frage des ſechszehnten wieder auf und der „Patriarch von Ferney“ meinte, ein unendliches Hohngelächter das ſei die beſte, ja einzige Löſung des Problems.

Ernſter faßte die Sache der „Weiſe von Königsberg“. Der fuhr mit dem eiſernen Kehrbeſen ſeiner Logik über das Firmament des Supranaturalismus hin und wiſchte alle Sterne, alle Illuſionen, alle menſchlichen Selbſttäuſchungen und Selbſtbeſpiegelungen hinweg. Thu' deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, Menſch, und laß dir von deiner närriſchen Einbildungskraft keine überſinnlichen Flauſen vormachen! ſagte der ſtrenge Kehrausmann. Weil er aber doch auch wieder Stunden hatte, wo er kein eiſerner Logiker, ſondern nur ein gutmüthiger deutſcher Hageſtolz war, fügte er nach einer Weile achſelzuckend hinzu: Maßen es, wie es ſcheint, ein „Poſtulat der praktiſchen Vernunft“ iſt, daß du Illuſionen habeſt, ſo habe ſie meinetwegen, Schwachkopf!

Zur gleichen Zeit hatte der Debattirklubb in der Taverne „Zur Jungfer Europa“ die Frage der bürgerlichen, der politiſchen Freiheit auf die Tagesordnung geſetzt. Monſieur le Baron Charles de Secondat la Brède et de Montesquieu erſtattete den Kommiſſionsbericht („Esprit des lois“) und die geräuſchvolle Debatte hob an. Reſultat: Das Evangelium von den „drei Gewalten“ wurde mit großer Mehrheit angenommen, — ein Evangelium, welches, aus dem Urlande der Heuchelei, aus England herübergeholt, eigentlich ein Apokryphon „De tribus impostoribus“ iſt, das Lug- und Trugkredo des Konſtitutionalismus.

Dieſer mußte, weil ja die Welt belogen und betrogen ſein will, nothwendig ſeither ein Hauptmotiv der weltgeſchichtlichen machen, brachte der „Citoyen de Genève“ in das Stück, indem er der alleinſeligmachenden Lehre von der Monarchie die alleinſeligmachende Lehre von der Demokratie gegenüber ſtellte, dem Phantom Gottesgnadenthum das Phantom Volksgnadenthum. Die beiden Rieſenphantome ſtießen dann aufeinander und es gab einen Krach — die franzöſiſche Revolution — der die arme alte Erde in ihren Grundveſten erſchütterte und zur „Wiederkehr des alten Urſtands der Natur“ das Signal geben zu wollen ſchien.

Und welcher der beiden Rieſen ſiegte in dieſem furchtbaren Duell? Keiner von beiden.

Ihr kennt ja das alte Sprüchlein „Duobus litigantibus tertius gaudet“. Während die zwei ehrlichen Rieſen Monarchismus und Demokratismus auf Leben und Tod redlich ſich rauſten, hielt ſich Zwerg Konſtitutionalismus vorſichtig bei Seite und lachte ins Fäuſtchen. Als ſodann die beiden braven Berſerker aus tauſend Wunden blutend und in tödtlicher Ermattung auf der Walſtatt lagen, kam er herbeigeſchlichen, um beide auszuplündern.

Aber der ſchlaue Zwerg kam zu ſpät für diesmal. Ein ſoldatiſcher Abenteurer war ihm zuvorgekommen und hatte raſch zugegriffen.

5.

Napoleon, Göthe, Byron: — dieſe drei Geſtalten ziehen vor allen übrigen unſere Blicke an, ſo wir auf den Entwickelungsgang unſeres Jahrhunderts zurückſchauen. Alles Andere iſt, genau betrachtet, nur unzulängliche Nachahmung, ſchwächliche Wiederholung, druckfehlervoller Abklatſch dieſer drei Typen.

Napoleon unternahm es, alle Hebel und Hilfsmittel der ſein Unternehmen ein Widerſpruch in ſich ſelbſt war. Denn der Träger der modernen Kultur iſt das Bürgerthum, der dritte Stand, die Geſchäftemacherſchaft, und dieſe verlangt nicht ſo ſehr die Achtung vor der Freiheit ſelbſt — (von welcher ſie im Grunde ihres Herzens denkt wie Falſtaff von der Ehre) — als vielmehr die Berückſichtigung der Freiheitsphraſe. „Komm' mit deinem Scheine, ſüßes Engelsbild!“ Der korſiſche Glücksſoldat würde wohlgethan haben, zuweilen des 5. Mai von 1789 ſich zu erinnern. Sobald damals im Reichsſtändeſaal zu Verſailles der König nach gehaltener Thronrede ſeinen Federhut aufſetzte und die Herren von der Kirche ihre rothen und violetten Barette und die Herren vom Adel ihre „aufgekrämpten“ Hüte aufſetzten, ſtülpten aller feudalen Kleiderordnung zuwider auch die Herren vom Geſchäft ihre „niedergekrämpten“ Hüte feſt auf die bürgerlichen Köpfe, und wollte das ſagen: So, fortan wollen wir, die Bourgeois, mitregieren im Staat oder wenigſtens ſoll man uns ſo thun laſſen, als regierten wir mit. Napoleon hätte demnach den Menſchen mit dem Sein des freien Staatslebens nicht zugleich auch den Schein deſſelben vorenthalten ſollen. Daß er es dennoch that, das war ſein Kaiſerwahnſinn und hat ihn zu Grunde gerichtet. Jedes Jahrhundert hat neben der allgemeinmenſchlichen noch ſeine beſondere Narrheit. Die des neunzehnten iſt die parlamentariſche (insania garrula senatoria). Wäre dem gewaltigen Schlachtenmeiſter in ſeinem Machtrauſche nicht die Klugheit abhanden gekommen, ſo würde er das berückſichtigt und ſeine Zeitgenoſſen an dem Narrenſeil geführt haben, welches ſie ſich ſelber zurechtgedreht hatten. Ah, er hatte keine Vorſtellung von der ungeheuren Expanſivkraft der Phraſe; er machte das Schwatzventil zu und die Folge war, daß der Keſſel des Napoleonismus barſt.

Alſo iſt ein weltumfaſſendes Genie thöricht an die Unmög-

Knechtſchaffenheit zehnfältig mit der Freiheitsphraſe drapirt und die gemeinen Züge ihrer Selbſtſucht mit der Schminke der Humanität überkleiſtert. Napoleon hat ſein Unterfangen ſchwer gebüßt: er, der Meiſter des „großen“ Kriegs, iſt ſchließlich im allerkleinſten, im „Duell mit einer Wanze“, im Gezänke mit Sir Hudſon Lowe umgekommen. Und die Moral ſeines Auf- und Ausgangs? Es ſoll fürder keinen großen Schurken mehr geben, ſondern nur noch kleine Schufte.

Wie der Soldatenkaiſer ein Weltalter abgeſchloſſen hat, ſo that auch der Dichterkaiſer. Aber wie ganz anders that er es! Auch in Göthe war ein weltumfaſſender Genius thätig; aber nicht, um einem Phantom nachzujagen, um einen Traum zu verwirklichen, ſondern vielmehr, um dem Realen den Stempel des Idealen aufzuprägen. Alles Süße, Schöne, Hohe, alles Liebliche und Tröſtliche, was Naturleben und Kunſtſchaffen bieten, Göthe hat es mit heidniſch-frommer Hand zu einem ewigfriſchen Strauße gebunden, deſſen Glanz die Augen erfreuen, deſſen Duft die Herzen erquicken wird, ſo lange der Menſchheit „labyrinthiſche“ Laufbahn währt. Er dichtete das große Trauerſpiel des menſchlichen Geiſtes, den Fauſt; aber mitleidsvoll der Schwäche ſeiner Zeitgenoſſen Rechnung tragend und erkennend, daß ſie lieber erheitert als erſchüttert ſein wollten, ließ er die irdiſche Tragödie in eine himmliſche Komödie verlaufen. Weiſe mahnte er: Ihr werdet die Welt im Ganzen und Großen niemals ändern, richtet ſie alſo wenigſtens im Einzelnen und Kleinen möglichſt wohnlich und ſchön ein. Wenn er den jugendlichen Titanismus ſeines Lieblingsſohnes Fauſt —

„Vom Himmel fordern ließ die ſchönſten Sterne ...“

ſo verwies er das dem Himmelſtürmer ſofort mit den lächelnden Vaterworten:

„Die Sterne die begehrt man nicht,

blick der Zukunft zukehrte, pflegte er liebevoll die Blumen und Blüthen der Gegenwart.

In die Seele Göthe's war die olympiſche Ruhe der „Reſignation“ des von ihm wohlſtudirten und hochverehrten Spinoza eingegangen. Darum legte ſich die göthe'ſche Poeſie über den toſenden Welttag des achtzehnten Jahrhunderts hin wie ein prächtiges Abendroth, ſtill und bewegt zugleich, majeſtätiſch und friedſam, entzückend und beſchwichtigend.

In Byron dagegen wurde die That der franzöſiſchen Revolution zur Dichtung.

Aus den Scheinheiligkeitsnebeln ſeiner Heimatinſel zornſprühend aufgeſtiegen, um in den Sümpfen von Miſſolonghi bald und plötzlich zu erlöſchen, ging die Erſcheinung Sr. Dichterlordſchaft den ſtaunenden Augen ſeiner Zeitgenoſſen vorüber wie ein blitzendes Meteor, das eine breite, tiefe, rothe Flammenſpur hinter ſich zurückließ. Eine breite, tiefe, rothe Flammenſpur: jene magiſch-mächtigen Geſänge, um welche — hat ein „frommer“ Mann gemeint — der Himmel die Hölle beneiden mußte. Mitglied der hochmüthigſten Ariſtokratie der Erde und ſelbſt ein ſiebenfach potenzirter Ariſtokrat, hat Byron während der Zwingherrſchaft Napoleons die vervehmte Erinnerung an die Zeit, allwo

„Die Menſchen wagten für ſich ſelbſt zu denken,
Die Könige zu richten und zu reden
Von Freiheit, der verbotnen Frucht . . .“

wieder wachgerufen, hat ſodann die den Händen der müdgehetzten Revolution entfallene Weltgerichtstuba („tuba mirum spargens sonum“) aufgerafft und in die Kirchhofſtille der Heiligen-Allianz-Jahre die dämoniſch-jubelnde Prophezeiung hineingeſchmettert: Stürzen werden die Throne und die Zukunft gehört der Demokratie!

Iſt er nicht ein köſtliches Impromptu des Demiurgos-

Es ging nun zunächſt der konſtitutionell-parlamentariſche Akt in Scene: denn während der Reſtaurationsperiode hatte ſich die Befriedigung der Anſprüche des dritten Standes als eine unumgängliche Nothwendigkeit herausgeſtellt. Der kurzathmige revolutionäre Anlauf vom Juli 1830 machte dieſe Nothwendigkeit im ganzen civiliſirten Europa noch einleuchtender und zugleich zeigte der Verlauf dieſes Anlaufs, das liberale Bürgerthum (im Sinne des franzöſiſchen Wortes „Bourgeoiſie“ gemeint) ſei im Grunde ein „bon enfant“, auch ſo ziemlich ſalonsfähig, und es würde ſich demnach bei einiger Herablaſſung wohl mit ihm auskommen und leben laſſen. Seither iſt denn auch die Bourgeoiſie, wenn nicht überall rechtlich, ſo doch thatſächlich in den Mitgenuß der Vorrechte getreten, welche bislang dem erſten und zweiten Stande vorbehalten geweſen waren.

Daß nun der dritte Stand, in den Kreis der Privilegirten eingetreten, gegen den nichtprivilegirten vierten, daß der Kapitaliſt gegen den Arbeiter, der Bourgeois gegen den „weißen Nigger“, den Proletarier, ſich abſchloß, das war ganz in der Ordnung und mußte ſo ſein, weil es menſchlich war, d. h. aus dem Weſen des Menſchen, welches nicht das eines Fabelthiers von Engel iſt, naturnothwendig-folgerichtig hervorging.

Als ebenſo naturgemäß jedoch muß es anerkannt werden, daß ſeinerſeits der weiße Nigger ſeine Lage unbehaglich fand und darauf ſann, ſich ebenfalls bequemer zu betten.

Maßen aber die Machtſtellung der Bourgeoiſie auf der raſtloſen Entwickelung der Induſtrie und des Handels beruht, maßen ſie folglich zu ihren Geſchäften „Hände“ braucht und immer mehr Hände, ſo war ſie dazu verdammt, ihren grimmigen Feind ſelber großzuziehen, d. h. ein maſſenhaft wucherndes Proletariat zu ſchaffen.

Die „Hände“ kamen nun auf den nicht eben fernliegenden ewig Arbeitsmaſchinen im Dienſte und zum Vortheil Anderer ſein ſollen und weiter nichts? Soll und darf das Kapital allzeit ein brutaler Tyrann und muß die Arbeit allzeit eine mißbrauchte und demüthige Sklavin ſein?

Man nennt das die „ſoziale Frage“.

Sie hat höchſt tiefſinnige Unterſuchungen und ſehr lärmende Debatten veranlaßt. Der gelehrten Erörterungen wirklicher und der langen Reden kurzer Sinn iſt aber dieſer: — Der vierte Stand will die Privilegien der drei bevorrechteten Stände mitgenießen. Iſt er in dieſen Mitgenuß eingeſetzt, ſo wird auch er ſeinen weißen Nigger haben wollen und gegen einen fünften Stand tapfer Front machen, wie der fünfte unter gleichen Verhältniſſen gegen einen ſechſten, und ſo weiter ins Unendliche.

Denn die frohe Botſchaft von der Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft der Menſchen iſt und bleibt der Traum wohlwollender Träumer. Die Menſchen können nicht gleich ſein, ſie wollen nicht frei ſein und Brüder werden ſie ſtets nur ſein im Sinne der uralten und ewigjungen Geſchichte von den feindlichen Brüdern.

6.

Siehſt du jenen Knaben dort, welcher eine aus Kautſchuk verfertigte Fratze in ſeinen Händen dreht, preßt und knetet? Hut ab, es iſt ein Geſchichtsphiloſoph, welcher das „konſtruirt“, was man den weltgeſchichtlichen Prozeß nennt.

Wäre aus dieſem Prozeß der geſunde Menſchenverſtand heutzutage nicht „wiſſenſchaftlich“ ausgeſchieden, ſo müßte er über die Verrenkungen und Verzerrungen, welche das arme Kautſchukding ſich gefallen laſſen muß, baß erſtaunen.

Profeſſor und jede Sylbe ein Hofrath iſt: — „Meine Herrn! Alles mußte von Anfang an gerade ſo kommen, wie es gekommen iſt. Das Ei der Leda enthielt ja, wie Jedermann weiß, ſchon den ganzen trojaniſchen Krieg, ſammt dem hölzernen Gaul, nebſt der Ilias und Odyſſee: das alles dotterte ſich nur ſo auseinander. Freilich könnte die Frage gethan werden, wie es denn mit dem trojaniſchen Kriege, dem hölzernen Gaul und der Ilias und Odyſſee gekommen ſein würde, falls das beſagte Ei zufällig zu Bouillon oder Rühreiern verwendet worden wäre, was ja jedem Ei begegnen kann. Allein dergleichen Fragen ſind als unwiſſenſchaftlich, weil auf „roher Empirie“ beruhend, a priori abzuweiſen. Ueberhaupt iſt Alles als unwiſſenſchaftlich abzuweiſen, was nicht in unſeren Kram paßt. Der weltgeſchichtliche Prozeß war demnach von Uranfang an und bis zu dieſer Stunde eine feſtgeſchloſſene Kette von logiſchen Entwickelungen. Folglich kennt die Geſchichte kein anderes Kriterium und Geſetz, kein anderes Recht und keine andere Moral als den Erfolg. Die Geſchichte aber macht den Menſchen. Alſo hat ſie auch uns gemacht, die wir uns faſt die kurzen Fortſchrittsbeine ablaufen, um den Erfolg immer bei Zeiten einholen und unſere Kniebeugungen ihm darbringen zu können.“

Wir Andern, die wir dem armen, kritiſch ausgeſchiedenen und par ordre du moufti verbannten common sense ein Aſyl gewährt haben, wir waren und ſind der Meinung, die Geſchichte ſei kein Abſtraktum, keine „philoſophiſch“ konſtruirte Taſchenprovidenz, dazu beſtimmt, die Windbeutelei und Niedertracht der Erfolganbeter unſerer und aller Zeiten zu rechtfertigen; ſondern ſie ſei vielmehr das Produkt der wirklichen und der eingebildeten Bedürfniſſe, wie nicht minder der guten und der ſchlechten Leidenſchaften der Menſchen. Die Menſchen alſo machen die Geſchichte und, fürwahr, ſie iſt auch darnach.

Oh, die kommt nicht abhanden, weil ja die wirklichen und die eingebildeten Bedürfniſſe, die guten und die ſchlechten Leidenſchaften der Menſchen allzeit und überall dieſelben waren, ſind und ſein werden. Die Kuliſſen auf der Bühne der Weltgeſchichtekomödie werden unaufhörlich gewechſelt und geändert, die Bühne ſelber bleibt ſtabil. Der alte Motivekohl dieſer Komödie wird immer wieder umgekocht, anders gewürzt und in den der Zeitmode ſo oder ſo geformten Schüſſeln abermals aufgetiſcht. Darum heißt es von Allem, was kommt und kommen mag, „auch ſchon dageweſen“. Komöde-Weltgeiſt wiederholt ſich und ſchreibt ſich ſelber ab; er kann gar nicht anders, denn er arbeitet ja immerfort für dieſelben Komödianten.

Hieraus erklärt ſich das Immerwiederkehren von überwunden geglaubten Thorheiten und Rohheiten, von beſeitigt gewähntem Elend. Hatte man ſich nicht der Hoffnung hingegeben, die Aufhellungsarbeit des 18. Jahrhunderts müßte ſoweit Tag gemacht haben, daß ſich keine mittelalterlichen Spukgeſtalten mehr ſehen laſſen dürften? Und dennoch kamen ſie im 19. Jahrhundert ſcharenweiſe wieder. Ja, unter den Jubelfanfaren des reſtaurirten Obſkurantismus kehrte das ganze wüſte Heer des Unſinns zurück, kamen die Fratzengebilde der romantiſchen Schule, kamen die plumpen Poltergeiſter des „Geiſterſehers“ von Weinsberg, kam der mittelalterſüchtige Kunſtduſel, welcher den „Großmeiſter“ der deutſchen Malerei ſeinen Pinſel in das dickſte Pfaffenthum tauchen und, im 19. Jahrhundert! ein Großmeiſterſtück von Jüngſtem Gericht malen machte, welches denkenden Menſchen Abſcheu erregen mußte. Der königlich preußiſche Staatsphiloſoph und Katheder-Charlatan Hegel reſtaurirte die Philoſophie, indem er dem tiftelnden Blödſinn der Scholaſtik ein modernes Mäntelchen umthat, und in derſelben „Metropole der Intelligenz“ reſtaurirte der Kanzel-Jongleur Schleiermacher den Theonunft und Unvernunft, Dialektik und Dogmatik, die Milch der frommen Denkart und das gährende Drachengift des Zweifels zu einem abſcheulichen Alleweltvermittlungslügenbrei zuſammenmanſchte.

Ueber dieſer verdorbenen Atmoſphäre, in welcher Bourbonen, Heilige Allianzen, Kongregationen und Miſſionen, Metterniche und Gentze, karlsbader und veroneſer Kongreſſe, Patriotenſänge und Judenhetzen, Adelsketten und Kloſterbauten gediehen, ging die Juliſonne auf und brütete die Küchlein des Liberalismus aus.

Und ſiehe, ein konſtitutionelles Gegacker und ein parlamentariſches Geſchnatter ging los an allen Ecken und Enden.

Umſonſt verſuchte der Abſolutismus ſich die Ohren zu verhalten und zu verſtopfen: er mußte hören und ſo oder ſo zulaſſen, daß das Syſtem des Juſtemilieu, das Regiment der richtigen Mittelmäßigkeit allenthalben im civiliſirten Europa mehr oder weniger breit ſich einrichtete.

Weil dann aber das Gottesgnadenthum nach verwandenem Juliſchrecken die vom dritten Stand erworbene Breite politiſcher Bedeutung und Geltung überall wieder zu ſchmälern ſuchte, thaten die Herren vom Geſchäfte ſo, als könnten ſie mit den Knechten der Arbeit ſich verbünden, und ſie gaben ſich, um ihr politiſches Intereſſe zu fördern, ſogar den Anſchein, als wollten ſie die ſoziale Frage auf die Tagesordnung ſetzen.

Der Abſolutismus nahm das Spiel für Ernſt, glaubte brutal dagegen einſchreiten zu müſſen und forderte dadurch die Bourgeoiſie heraus, gegen den Stachel zu lecken.

Der vierte Stand nahm das Spiel ebenfalls für Ernſt und lud demzufolge die vom dritten durchaus nur demonſtrativ angelegte Mine mit wirklichem Revolutionspulver.

Dann ſchlug ein lächerlich kleiner Phosphorfunke, der

Gaukler mit dem Leitſtrick in Berührung und — die Februarexploſion von 1848 ſchrie den Völkern wiederum die alte Zauberformel von der Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft in die Ohren.

7.

Ich verſuche die Geſchichte dieſer Exploſion zu ſchreiben und unternehme es, die Scenen der weltgeſchichtlichen Komödie, welche von 1848 bis 1851 geſpielt hat, den Augen meiner Leſer vorüberzuführen.

Die Scenen der weltgeſchichtlichen *Komödie*! Denn alſo darf und muß doch wohl ein Zeitraum heißen, welcher, obzwar wie alle Zeiträume von Thränen und Blut triefend, an ſeinem Eingang einen Papſt auftreten läßt, der in Liberalismus macht, und an ſeinem Ausgange dem Helden von Straßburg und Boulogne den Kaiſerpurpur um die Schultern legt.

Eine Komödie will aber regelrecht gegliedert ſein und demnach zerfällt mein Stück in die drei durch ein *Vorſpiel* eingeleiteten Hauptakte: 1) *Entwickelung* (Expoſition), 2) *Verwickelung* (Peripetie) und 3) *Abwickelung* (Kataſtrophe). Der erſte Band enthält den Prolog, das Vorſpiel und die Expoſition; der zweite wird die Peripetie, der dritte die Kataſtrophe und den Epilog bringen.

Der Schwierigkeiten meines Unternehmens wohl bewußt, muß ich darauf gefaßt ſein, daß an mich die Frage ergehe:

. . . . „Unde
Ingenium par materiae?“

Allein ich ermuthige mich mit deſſelben römiſchen Poeten Worten:

Das Material liegt ziemlich vollſtändig vor, da ja in unſeren Tagen das diplomatiſche Geheimniſſeln und Verſteckenſpielen nicht mehr lange vorhält. Allerdings iſt gar manches mehr oder weniger unſaubere Hof- oder Parteigeheimniß aus der in Rede ſtehenden Zeit noch nicht aktenmäßig aufgedeckt und wird vielleicht niemals aufgedeckt werden; allein deſſen ungeachtet läßt ſich nicht nur der Gang der Ereigniſſe deutlich und ſicher verfolgen, ſondern laſſen ſich auch die treibenden Motive mit Beſtimmtheit erkennen und nachweiſen. Ich glaube ſagen zu dürfen, daß ich ſämmtliche Materialien mit ſorgfältiger und unbefangener Kritik geprüft und geſichtet, daß ich keine der bereits eröffneten Quellen von Bedeutung und Verläßlichkeit überſehen und außerdem mich bemüht habe, neue zu finden und aufzugraben*).

---

*) Dies bezieht ſich insbeſondere auf die Ergebniſſe von Nachforſchungen, welche während der Oſterferien von 1867 im Bundesarchive zu Bern anzuſtellen mir geſtattet war, — von Nachforſchungen, welche in erſter Linie die Depeſchen zum Gegenſtande hatten, die innerhalb der von mir behandelten Periode die ſchweizeriſchen Geſchäftsträger in Paris, die HH. Delley (zeitweilig) und Barman, ſowie in Wien, die HH. Effinger, Kern und Steiger, an die eidgenöſſiſche Behörde richteten. Auch die Berichte der ſchweizeriſchen Handelskonſulate in Italien gewährten einige Ausbeute.

Ich werde, wo ich von dieſem archivaliſchen Material Gebrauch mache, daſſelbe mit der Chiffre S. B. A. (Schweizeriſches Bundes-Archiv) bezeichnen.

Selbſtverſtändlich fühle ich mich zu lebhaftem Danke verpflichtet für die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit, womit die Gewinnung dieſes Materials mir ermöglicht und erleichtert wurde. Im Uebrigen jedoch halte ich nicht hintan mit dem Bekenntniß, daß meine früher gewonnene Anſicht über den Werth (oder beziehungsweiſe Unwerth) diplomatiſcher Korreſpondenzen für moderne und modernſte Geſchichte durch meine in Bern vollbrachte Arbeit im Ganzen und Großen nur beſtätigt worden iſt. In einer Zeit der Blitz-

Meine Anſchauung, mein Urtheil und mein Vortrag ſind nicht dazu angethan und beſtimmt, jenem gelehrten und jenem nichtgelehrten Publikum zu gefallen, von welchem beim Platen geſchrieben ſteht:

„Dieſes mark- und knochenloſe Publikum beklatſchet nur,
Was verwandt iſt ſeiner eignen Kreiſchmeluſinennatur.“

Nein, ich habe nicht und will nicht das Zeug haben, Allen zu gefallen, und ich bilde mir Etwas darauf ein, namentlich den Herren gelehrtthuenden Pedanten, den Schönfärbern und Süßſchwätzern zu mißfallen, dieſen Jämmerlingen insgeſammt, welche jedes Splitterchen im Auge des Gegners wahrnehmen, niemals aber den Balken der Dummheit und Feigheit im eigenen. Das Streben nach Allerweltsbeliebtheit überlaſſe ich billig den großen Autoren der Gegenwart, welche keine Zeile niederſchreiben ohne ſich zu fragen: Wie wird der Herr Geheimrath von Dingsda das aufnehmen und was wird die Frau Konſiſtorialräthin von Dingsdert dazu ſagen? Ich ſchreibe ſodann bekanntlich weder für halbwüchſige Jungen, noch für bleichſüchtige Mädelchen; ich ſchreibe auch nicht für den Pöbel, weder für den vornehmen noch für den geringen, und die urtheilsloſe Menge ſehe ich ganz ſo an, wie vor Zeiten Hobbes ſie angeſehen hat: — „Ego sane in ea opinione jam diu sum, neque egregiam umquam fuisse sententiam quae placuit populo, neque sapientiam vulgari majorem vulgo agnosci posse, quippe quam vel non intelligunt vel intelligentes negant.“ Wer mich

---

beſtellt? Man wird die Antwort leicht finden, wenn man ſich z. B. das Buch anſieht, welches Lord Normanby unter dem Titel: „A year of revolution in Paris“ veröffentlicht und worin er in ſeiner Weiſe das geſchildert hat, was vor ſeinen Augen und Ohren im Jahre 1848 in der Hauptſtadt Frankreichs vorging. In ſeiner Weiſe, d. h. in der Weiſe der Unkenntniß und der böswilligſten Voreingenommenheit. Das Machwerk dieſes leſen will, muß denken können und wollen, muß freien Geiſtes, lauteren Herzens und mannhaften Sinnes ſein.

Ich kann nicht verſprechen, daß meine Darſtellung ganz ohne Liebe und ganz ohne Haß ſein werde. Zwar ſind wir jetzo glücklich in die Epoche der „Realpolitik“ eingetreten, wo alle Chimären und Luftſpiegelungen des Idealismus ihren Kredit eingebüßt haben und alle Diſſonanzen von Recht und Unrecht in die höhere Harmonie des Erfolges ſich auflöſen; allein es hat nun einmal nicht jeder das Zeug zum Realpolitiker und deßhalb wird man mir ſchon geſtatten müſſen, Menſchen und Dinge mit meinen Augen zu betrachten und in meiner altfränkiſchen Weiſe von ihnen zu reden, ſelbſt auf die Gefahr hin, dieſen oder jenen unſanft anzufaſſen. Es liegt das ſchon in meinem Stoffe. Denn — ſagt der alte Macchiavelli — „io giudico che sia impossibile, senza offendere molti, discrivere le cose de' tempi suoi.“

Dagegen kann ich verſprechen, daß ich die Grundpflichten des Hiſtorikers, nach Wahrhaftigkeit zu ſtreben und Gerechtigkeit zu üben, ſtreng erfüllen werde.

Schon meine Ueberzeugung von der Nichtigkeit und Traumflüchtigkeit alles Menſchlichen läßt mich an meinen Stoff herantreten, wie der Künſtler zu dem Marmorblock herantritt, den er formen will. Er thut es ohne Leidenſchaft, wenn auch nicht ohne den unwillkürlichen Wunſch, das, was in ihm ſelber athmet und pulſirt, in den Stein überſtrömen zu laſſen.

Endlich bin ich ja ein einſamer Mann, welcher mit beiden Füßen außerhalb des Getriebes der Parteien ſteht, ſeitdem die ſeinige, die republikaniſche, in Europa nicht mehr mitzählt. Die Anſichten und Abſichten dieſer Parteien haben in meinen Augen ſo ganz gleichen Werth oder Unwerth, daß ich gar nicht wüßte, Hinblick auf das Rathen und Thaten derſelben wird mir „kühl bis an's Herz hinan“, und dieſe Kühle der Betrachtung, um nicht zu ſagen der Verachtung der Gegenwart ſoll, hoffe ich, auch der parteiloſen Betrachtung der Vergangenheit zu gute kommen, von welcher ich zu handeln habe. Freilich, ich habe ſattſam erfahren, daß man nicht ungeſtraft ſich weigert, dem Glücke zu Hofe zu reiten und in die Jubelpſalmen einer ſiegreichen Faktion miteinzuſtimmen; aber gleichviel —

> „For mine is not a nature to be bent
> By tyrannous faction and the brawling crowd.“

Da ich ein Deutſcher bin, obgleich ich es nicht liebe, mich, wie die Patrioten von Handwerk thun, mit der Phraſe des Deutſchthums zu drapiren, — ja, da ich ein Deutſcher bin, ſo werden ſelbſtverſtändlich die Ereigniſſe in Deutſchland in meiner Darſtellung einen breiten Raum einnehmen. Jedoch iſt damit nicht gemeint, daß die Vorgänge in den mittleren, kleineren und kleinſten Staaten und Stäätchen irgendwelche beſondere Berückſichtigung finden ſollen. Ich werde mich da auf die Hervorhebung von charakteriſtiſchen Zügen beſchränken und überlaſſe das Uebrige der Geſchichtſchreibung von Flachſenfingen und Krähwinkel.

In dieſem Sinne wird Deutſchland mit den beiden Angelpunkten und Gegenpolen ſeiner Geſchicke, Wien und Berlin, ein Hauptaugenmerk meiner Darſtellung ſein. Ein zweites (beziehungsweiſe das erſte) iſt Frankreich, während Italien und Ungarn ſchon weiter zurückſtehen. Die übrigen Länder und Völker Europa's können nur nebenbei in Betracht kommen. Im „Vorſpiel“ ſollen die Zeichen der Zeit in Scene gehen, welche den herandrohenden Ausbruch ſehenden Augen und hörenden Ohren ſo deutlich ſignaliſirten. Das Stück ſelbſt hebt an mit dem Februar von 1848 und ſchließt mit dem Dezember von 1851 in

„Où tant d'autels debout ont roulé de leurs bases,
Tant d'astres ont pâli sans achever leurs phases,
Tant de chars meurtriers creusèrent leur ornière,
Tant de pouvoirs honteux rougirent la poussière,
De révolutions au vol sombre et puissant
Crevèrent coup sur coup leurs nuages de sang . . .“

Zum Voraus zeige ich an, daß meine Erzählung der Geſchichte der ſo eben markirten Zeitſpanne von vier Jahren nicht in durchweg gleichmäßigem Schritt und Tritt ſich bewegen wird. Denn die Hauptakte ſollen, ſoweit mein Können dem Wollen entſpricht und ſoweit das authentiſche Material reicht, mittels ſorgſamer Detailzeichnung und farbenfriſcher Malerei zu dramatiſcher Anſchaulichkeit und Belebtheit gebracht, die verbindenden Mittelglieder dagegen nur in flüchtigen Umriſſen ſkizzirt werden. Dieſe Behandlungsweiſe eines hiſtoriſchen Stoffes hat ihre Vorzüge und ihre Nachtheile; man kann auch darüber ſtreiten, ob ſie überhaupt zuläſſig. Ich habe ſie aber einmal gewählt und muß ihrer Wirkung oder Nichtwirkung gewärtig ſein. Im Uebrigen verräth dieſe Wahl den Wiſſenden, daß ich bei meinen Leſern die allgemeine Kenntniß deſſen, was von 1848 bis 1851 in Europa geſchehen iſt, vorausſetze.

Auch die Bekanntſchaft mit den materiellen und intellektuellen, mit den politiſchen und ſozialen Zuſtänden, welche die Revolution von 1848 herbeigeführt haben, muß ich vorausſetzen, maßen ich medias in res mich werfen und nicht bis zum Ueberdruß Erörtertes noch einmal wiederkauen will. Darum rufe ich meinen Leſern die europäiſche Situation, wie ſie in den 40ger Jahren geweſen, nur ganz flüchtig ins Gedächtniß zurück.

Der Juliſtoß von 1830 war nicht von nachhaltiger Kraft. Dieſe ſogenannte Revolution wurde durch die franzöſiſche Bourgeoiſie mit nicht allzu großer Mühe zu eigenen Gunſten eskadie zwiſchen Thiers und Guizot, waren ja nie etwas Anderes als gemeine und gemeinſte Fehden um Seſſel und Portefeuilles — ſuchten der Welt zu beweiſen, daß der Konſtitutionalismus nur ein mehr oder weniger geſchickt maskirter Abſolutismus und daß es daher klug und zeitgemäß ſei, den Völkern die konſtitutionell-parlamentariſche Maskerade zu gewähren, nach der die großen Kinder nun doch einmal verlangten. Der Bürgerkönig, welcher ein ebenſo geſcheidter Menſch als ein vortrefflicher Hausvater war, hat auch nicht unterlaſſen, von Zeit zu Zeit ſeine Herren Brüder auf den europäiſchen Thronen aufmerkſam zu machen, daß es ſo, wie es in verſchiedenen Ländern zu- und herging, unmöglich mehr lange gehen könnte. Namentlich verwies er auf Italien, wo eine Rotte von Deſpoten, unter welchen einer abſcheulicher als der andere, der abſcheulichſte aber der Prieſtertyrann Gregor der Sechszehnte war, in nicht weniger ſtupider als unmenſchlicher Weiſe an der Herbeiführung einer Umwälzung arbeitete.

Freilich hätte der Warner beſſer gethan, ſtatt Andere ſich ſelber zu warnen. Das Glück, welches ihn bei der Verlächerlichung legitimiſtiſcher Kindereien, bei der Ausblaſung ſozialiſtiſcher Schwindel, bei der Niedertretung republikaniſcher Aufſtände begünſtigt hatte, ließ ihn allzu blind auf ſeine Klugheit und Erfahrung vertrauen. Auch ſeine Lebensweiſe iſolirte ihn mehr und mehr, ſo daß er die Fühlung mit der Stimmung des Landes verlor. Deßhalb konnte er ſich noch beim Anfang des Endes im vollſten Sicherheitsgefühle wiegen. Der arme Mann wußte nicht, daß ſeine Todfeinde, die republikaniſchen und ſozialiſtiſchen Parteien, ſeit ihrer Beſiegung in den Straßen von Paris und Lyon an Umfang und Vertiefung ungeheuer zugenommen hatten; er ahnte auch nicht, daß er mit ſeiner Hausväterlichkeit und Sparſamkeit, mit ſeiner Weisheit und Friedensliebe, mit ſeiner
[illegible] und ſeiner Lebensverſicherungskutſche aus Eiſenblech, mit

ſogar ſeine Höflinge kaum ausgenommen, nachgerade langweilig geworden war, langweilig bis zum Fortjagen. In Wahrheit, ſoweit war der Louis-Philippismus allmälig heruntergekommen. Es widert die ſtrenge Richterin Hiſtoria an, es zu ſagen, aber es iſt doch ſo: die Don-Guizoterie mit ihren ſchulmeiſterlich-ſteifleinenen Mienen hätte das konſtitutionelle Gaukel- und parlamentariſche Schaukelſpiel noch lange forttreiben, die Teſte und Compairs hätten in Kompagnie mit den Baronen der Agiotage die Nation noch lange ausſäckeln, die Praslin und vornehmes Mitpack hätten in der unmittelbaren Umgebung des Julithrons noch manche Gräuelhochzeit veranſtalten, die Thiers, Barrot und die übrigen Tribünecharlatane von der „dynaſtiſchen Oppoſition“ hätten noch manche unſaubere Zettelung anſpinnen, die Republikaner noch lange knirſchen, die Sozialiſten noch lange humbugiren können, — dieſer Thron wäre trotz alledem nicht zu Falle gekommen, wenn es nicht die Pariſer entſetzlich gelangweilt hätte, ſo pfiffig und kniffig regiert zu werden, und falls ſie nicht wieder einmal nach einer großen „Emotion“ lüſtern geweſen wären, nach einer Emotion, welche alle die lärmenden Skandale des Theaters und der Romanſchreiberei, alle die tollen Opium-Rauſch-Phantasmagorieen der Hugo, Sue und Dumas ihren abgeſtumpften Nerven nicht länger entlocken konnten. Zum Sturze reife Gewalten ſehen und hören bekanntlich nichts mehr als die Zuſtimmungen von Seiten der eigenen Eitelkeit und Hochfahrt. Sonſt hätte der Louis-Philippismus, abgeſehen von allem anderen, ſtutzen und erſchrecken müſſen über den rauſchenden Applaus, welchen dem Zuckerwaſſerlyriker und Erzſchuldenmacher Lamartine die in ſeinem Girondiſten-Roman glücklich bewerkſtelligte „Vergoldung der Guillotine“ in den Salons wie in den Kneipen, in den Wachtſtuben wie in den Werkſtätten einbrachte.

lichen — Menſchlichkeit. Die Herren Brüder von Gottes Gnaden ſchmeichelten dem „Parvenu“ öffentlich und höhnten und ſchimpften den „Uſurpator“, wann ſie unter ſich waren oder zu ſein glaubten. Ihren rechten Hort und Schirm ſahen und anerkannten ſie in dem Czaren, zu deſſen Füßen jahrein jahraus eine Schar von Kronen- und Fürſtenhüteträgern ihre Andacht verrichtete. Kaiſer Nikolaus war der eigentliche Bal, der Herr und Gott des Abſolutismus, und er verdiente es zu ſein. Denn er war wenigſtens ein Mann, hielt mannhaft an ſeinem autokratiſchen Prinzip und hat ſich niemals zum heuchleriſchen Schönthun mit der konſtitutionellen Heuchelei herabgelaſſen. Eine andere Frage freilich iſt, ob es ſchmeichelhaft für das Europa des 19. Jahrhunderts, daß ein Mann, deſſen Geſichtskreis an Umfang und Tiefe den eines richtigen Korporals nie überholt hat, nahezu zwei Jahrzehnte lang als ſein oberſter Schiedsrichter ſich gebaren und als ſolcher anerkannt werden konnte. Nicht etwa nur von der feſtländiſchen Fürſten-, Junker- und Beamtenſchaft, ſondern auch von der engliſchen Ariſtokratie, in deren Reihen ja der Czar viele ſeiner glühendſten Verehrer zählte.

Die beiden deutſchen Großmächte wandelten ergeben in den Geleiſen der ruſſiſchen Politik. Oeſtreich wurde nach dem Tode des ſteinherzigen Kaiſertartuffe Franz von dem Erzherzog Ludwig und von dem Fürſten Metternich regiert, das will ſagen von dem Kulturhaß und von der Frivolität. Die Lothringer hatten, mit Abrechnung der kurzen Regierungsepiſode des armen Kaiſers Joſeph, die kulturfeindliche Miſſion der von hiſpaniſcher Bigoterie durchſäuerten Habsburger übernommen und fortgeführt. Um ihrem fanatiſchen Haß gegen den deutſchen Geiſt genugzuthun, zögerten ſie niemals, mit allen barbariſchen Völkerelementen Oeſtreichs gegen das Deutſchthum ſich zu verbinden, und ſo hat es dieſe Dynaſtie, von welcher ein Schwachkopf ſpei-

Halbbarbaren, welche das Wenige, was an ihnen menſchlich iſt, einzig und allein den vom deutſchen Kulturtiſch gefallenen Broſamen verdanken, die Deutſchen in Oeſtreich brutaliſiren durften und konnten. Metternich, obzwar ein ganz ideenarmer Menſch — die einzige Idee, falls es eine war, die er je gehabt, die Idee der Legitimität, hatte ihm bekanntlich Erzſchuft Talleyrand eingeblaſen — Metternich war doch nicht dumm genug, nicht zu ahnen, wohin das über alle Maßen ſtupide Syſtem der Hofburg den Staat bringen müßte. Allein der Leichtfertige, welcher niemals gewußt hat, was ein Gewiſſen iſt, ſchlug der Zukunft ein Schnippchen à la Pompadour: — „Uns hält das Syſtem doch wohl noch aus!“ Und was war denn, genau angeſehen, dieſes „Syſtem“? Nichts anderes als der mit einer Bornirtheit und Gewiſſenloſigkeit, wie ſie ähnlich nur im Kirchenſtaat, in der Türkei und im bourboniſchen Neapel und Spanien, alſo in den am ſchlechteſten regierten Staaten Europa's zu finden waren, von oben herab geförderte Selbſtauflöſungsprozeß der öſtreichiſchen Monarchie, deſſen Beginn im Jahre 1848 auch dem blödeſten Auge ſichtbar geworden iſt.

Preußen konnte in *dieſer* Weiſe nie verſumpfen. Seine ganze Natur und Stellung mußte das verhindern und verhinderte es wirklich. Denn Preußen war, nachdem der Kurfürſt Friedrich Wilhelm ihm einmal den großen und König Friedrich der Zweite den größeren Stoß nach vorwärts gegeben hatten, auch unter ſo unbedeutenden Königen wie Friedrich Wilhelm der Zweite und Friedrich Wilhelm der Dritte dennoch der „Toujours-en-vedette“-Staat, welcher es ſich niemals auf der Bärenhaut des „Tu felix Austria nube!“ bequem machen durfte. Bei Zerbrechung des Napoleonismus entwickelte Preußen eine Stärke des Wollens und eine Kraft des Könnens ohne Gleichen und das Mißverhältniß zwiſchen ſeinem dadurch erlangten Anſehen und ſeiner territorialen Eingränzung mußte ihm zu einem neuen und geſchärften Stachel werden, ſo daß es ſogar während der ſpäteren ſchläfrigen Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten den beträchtlichen Zollvereinsvorſchritt that. Da nun in Deutſchland die Vorgeiger der öffentlichen Meinung, alle die liberalen Gaukler und Schaukler, dem Volke immer und ewig vordudelten, es habe weder das Talent noch den Willen, aus ſich ſelbſt heraus, aus eigener Kraft etwas zu werden, bis das arme Volk an dieſes armſelige Gegeige glaubte und demnach niemals eine ernſtliche Anſtrengung machte, die politiſchen Kinderſchuhe auszutreten; da ferner die handgreifliche Widerdeutſchheit der Lothringer-Habsburger es unbedingt verwehrte, irgendeine nationale Hoffnung auf ſie zu ſetzen; da endlich jeder der halben oder ganzen Anläufe, welche die Ohnmacht der Mittel- und Kleinſtaaten zur Verwirklichung des nationalen Gedankens etwa unternahm, mit einem lächerlichen Fiasko endigte: ſo mußte ſich die Ueberzeugung bilden, das Haus Hohenzollern ſei beſtimmt und berufen, uns von der Vielſtaaterei zu erlöſen, und wäre es auch um den Preis, daß nicht Preußen in Deutſchland, ſondern Deutſchland in Preußen aufginge.

Der deutſche Liberalismus nahm dieſen Satz in ſein Glaubensbekenntniß auf und begrüßte in der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Vierten um ſo mehr eine Bürgſchaft für die Erfüllung ſeiner Hoffnungen, als gar viel davon verlautet hatte, der neue König ſei von jeher ein Gegner der bureaukratiſchen Regierungsweiſe ſeines Vorgängers geweſen. In Wahrheit, das war er geweſen; aber freilich nicht aus liberalen, ſondern aus romantiſchen Gründen. Der Liberalismus mußte bald erkennen, daß er ſich in Friedrich Wilhelm dem Vierten bedeutend geirrt habe, und warf ſich demzufolge in eine Oppoſition, deren bitterer Groll bis zur Bosheit der „Majeſtätsbeleidigung“ ſich verſtieg, der König trage die Seele Don Quijote's in dem Körper Falſtaffs.

Friedrich Wilhelm der Vierte war ein Talent, aber kein

Charakter. Eine Künſtlernatur, hat er die alte Erfahrung beſtätigt, daß Künſtler und Poeten Regenten ſind, wie er einer geweſen iſt. Zweifelsohne war er beim Antritt ſeiner Regierung voll guten Willens und löblicher Vorſätze; aber er brachte, in den Anſchauungen der romantiſchen Schule befangen, auch die ganze Zerfahrenheit, Verblaſenheit und Impotenz der Romantik auf den Thron mit. Daraus erklärt es ſich, daß der unſtäte, fahrige Mann, welcher ſo viel von ſeinem bis zum Ungeheuerlichen aufgeblaſenen Selbſtherrſchergefühle ſprach, durch notoriſche Mittelmäßigkeiten beeinflußt, ja gegängelt werden konnte, durch Günſtlinge, welche ſchamlos genug waren, ihm weiszumachen, ein mehr oder weniger geiſtreicher Einfall Sr. Majeſtät ſei ſchon ein Verdienſt um den Staat, ein guter oder ſchlechter Witz eine Herrſcherthat. Friedrich Wilhelm lebte ſtatt in der Gegenwart in der Vergangenheit. Seine lebhafte Phantaſie gaukelte ihm eine unmögliche Königsrolle vor und hinter dieſem Phantaſiebild entſchwand ihm die thatſächliche, welche er hätte durchführen können und ſollen. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Eingebungen ſeiner romantiſchen Willkür unſanft und immer unſanfter mit den Bedürfniſſen und Forderungen der Wirklichkeit zuſammenſtießen, und das ermüdete und verbitterte ihn frühzeitig. Wie Jedermann weiß, iſt alles anders gekommen, als er gemeint und gewünſcht. Nachdem er mit fieberiſcher Haſt alles hatte ungeſtalten wollen, brachte er es nur dazu, an allem zu rütteln und alles zu verwirren, ſtatt etwas zu ſchaffen oder zu beſſern. Als er zornvoll ſich geſtehen mußte, daß der Liberalismus ſtärker ſei als die Romantik, daß die Barone der induſtriellen Feudalität mächtiger ſeien als die der ackerbaulichen, daß die Intelligenz und der Beſitz der Bourgeoiſie von einer Wiederherſtellung der „mondbeglänzten Zaubernacht“ mittelalterlicher Gläubigkeit und Geſellſchaftsklitterung ſchlechterdings nichts wiſſen wollten, und als er dann dieſem Geſtändniß durch Berufung des Vereinigten Landtags einen (obzwar maskirten) geſchichtlichen Ausdruck gab, da war er bereits ein gebrochener Mann.

Im Uebrigen ſah es ſich ſeltſam an, wie das Rückwärtsſtreben des Romantikers auf dem Throne der Hohenzollern an allen Ecken und Enden in Deutſchland den Widerſpruch weckte und ſchärfte.

Die Literatur war, ſeit Börne und Heine, Platen und Lenau den Ton Byrons aufgenommen und jeder in ſeiner Weiſe weitergeführt hatten, durchweg revolutionär geſtimmt. Sogar hinter der chineſiſchen Mauer von Oeſtreich hervor warf Anaſtaſius Grün ſein Freiheitslerchengeſchmetter in die Lüfte. Die kritiſchen Arbeiten der Baur, Strauß, Bauer, Zeller und Schwegler zeigten, wie wenig verläßlich die angeblichen hiſtoriſchen Fundamente des Kirchenglaubens. Die Geſchichtewiſſenſchaft nahm im ganzen Umfang ihrer Thätigkeit einen energiſchen Aufſchwung. Die Philoſophie ſtieg vom Katheder herab, warf die Perücke bei Seite und begann menſchlich und geſundverſtändig zu reden. Feuerbach zog mit kühner Hand die Schlußfolgerungen ihrer Prämiſſen und Ruge bewerkſtelligte in ſeinen Halliſchen Jahrbüchern den Uebergang von der radikalen Kritik der Religion zu der des Staats. Die Tagespreſſe wuchs, namentlich ſeitdem jüdiſche Betriebſamkeit einen großen Induſtriezweig daraus machte, der Cenſur über den Kopf und zu einer Macht heran, mit welcher man rechnen mußte. Inſolenzen, welche Römlinge und Mucker, allerhöchſten Schutzes ſicher, begehen zu dürfen glaubten, riefen die Proteſterſcheinungen des Deutſchkatholicismus und der Freigemeindſchaft hervor, Erſcheinungen, welche wenigſtens als Gährungsmittel nicht ohne Bedeutung waren.

Zu alledem kam, nicht als das Letzte, ſondern als das Erſte, der raſtlos von Findung zu Findung eilende Vorſchritt der exakten Wiſſenſchaften. Welche Macht könnte mächtig genug ſein, dieſen Triumphen des Wiſſens gegenüber den dumpfen Wahn mittelalterlicher Unwiſſenheit feſtzuhalten oder gar den religiöſen und politiſchen Köhlerglauben der „guten alten frommen Zeit“ wieder heraufzuführen über Menſchen, deren Blick auf „Flügeln von Kryſtall“ die gränzenloſen Weiten des Weltalls durchfliegt, über eine Geſellſchaft, welche auf völkereinigenden Eiſenwegen mit feſter Hand das Dampfroß lenkt und den Blitz als des Gedankens Windhund über Berg und Thal und durch des Meeres Tiefen hetzt?

Doch hier ſei dem Prolog das Wort entzogen. Er hat es lange genug, vielleicht zu lange gehabt .... Rührt die Klingel, damit ſich hebe der Vorhang und beginne das Spiel.

Vorſpiel.

Non populi gentesque tremunt? Regesque superbi
Corripiunt divûm perculsi membra timore,
Ne quod ob admissum foede dictumve superbe
Poenarum grave sit solvendi tempus adactum?
Lucretius, V, 1220—23

1.

„Evviva il santo padre!“

Vom wolkenloſen Junihimmel goß am Morgen des 17. Brachmonats von 1846 die Sonne ihre Licht- und Glutmaſſen auf den Monte Cavallo in Rom herab und auf die dicht wie Aehren eines Kornfeldes aneinander gedrängten Köpfe einer zahlloſen Menge, welche den ganzen Hof des Quirinals und deſſen Portiken anfüllte, rückwärts weit in die Straße der Porta Pia hinein geſtaut ſtand, aus allen Fenſtern des rechts gelegenen Palaſtes der Sacra Conſulta und des links ragenden der Panetteria und Dateria ſchaute, ja ſogar die Dächer dieſer Gebäude und die der päpſtlichen Marſtälle bedeckte.

Es handelte ſich aber auch um ein Haupt- und Staatsſpektakel erſter Größe: — um die Erſcheinung eines neuen Statthalters Chriſti.

Dort auf der ſäulengetragenen Loggia über dem großen Portal der päpſtlichen Sommerreſidenz ſoll der neue „Pontifex Optimus Maximus“ erſcheinen. Aber wird er wirklich erſcheinen? Noch iſt die Thür zur Loggia vermauert, wie die Etikette des Konklave gebietet, und geſtern war zur Zeit der Abenddämmerung aus dem dünnen Schornſteinrohr, welches auf den Quirinalplatz mündet, ein verneinendes Rauchgekräuſel hervorgekommen, und hatten ſich die harrenden Menſchenmaſſen entfernt mit den Worten: „Der Papſt iſt im Rauch aufgegangen (il papa é andato in fumo)“.

Man hatte aber, wie das überall und allzeit bräuchlich, dem Volke blauen Dunſt vorgemacht, man hatte es mit dem Rauchgekräuſel geäfft und genarrt. Denn der Stuhl Petri war am Abend des 16. Juni wirklich neu beſetzt worden.

Am 13. Juni hatte um Mitternacht das Konklave im Quirinal begonnen. Einundfünfzig Kardinäle waren in ihren Zellen. Am Abend des folgenden Tages geſchahen die erſten Wahlgänge in der nach dem Apoſtel Paulus benannten Kapelle des Palaſtes. Ein Gitter trennt den Chorraum derſelben von dem Schiff. Innerhalb des erſteren ſind längs der Seitenwände bis zum Altar hinauf die Sitze der Kardinäle angebracht, jeder von einem Baldachin überhimmelt, von welchem eine Schnur herabhängt, deren Ende an einem gelben Knopf in der Mitte der Rückwand befeſtigt iſt. Zwiſchen den beiden Sitzreihen ein großer Tiſch mit grüner Decke und darauf die Wahlurnen. Nach jedem vergeblichen Wahlgang werden die denſelben entnommenen Stimmzettel in einem hinter dem Altar angebrachten Ofen verbrannt, deſſen auf den Platz hinausgehendes Abzugsrohr dann der neugierigen Menge kundgibt, daß der Papſt vorderhand in Rauch aufgegangen ſei.

Die erſten Skrutinien ließen den Kardinal-Staatsſekretär Lambruschini, den würdigen Diener ſeines verſtorbenen Gebieters, hoffen, der Nachfolger deſſelben zu werden. Während der Nacht vom 15. auf den 16. Juni wandte ſich das Blatt zu Ungunſten des ſtarren Rückſchrittspfaffen, aber doch nicht zu Gunſten ſeines Mitbewerbers Ghizzi, welchem Kardinal man ſchüchterne Vorſchrittsneigungen zuſchrieb und der deßhalb im Auftrage Louis Philipps durch den franzöſiſchen Geſandten Roſſi dem Kardinalkollegium dringend empfohlen war. Ein dritter, an welchen beim Beginn des Konklave kaum Jemand gedacht hatte, trug den Sieg davon: Giovanni Maria Graf Maſtai-Feretti, Kardinal-Biſchof von Imola.

Der morgendliche Wahlgang vom 16. Juni brachte die Entſcheidung noch nicht; doch hatte Lambruschini nur noch 13, Maſtai ſchon 27 Stimmen. Der römiſche Kuratklerus war in großer Prozeſſion vom Sankt Peter zum Quirinal gezogen und der älteſte Pfarrer kam aus dem Hofe zur Vorhalle der pauliniſchen Kapelle herauf, wo die Prälaten und Räthe der Rota verſammelt waren und des Wahlergebniſſes harrten. „Habemusne pontificem?“ fragte der Pfarrer. „Non habemus“, hieß die Antwort, worauf die Prozeſſion wieder vom Quirinal abzog unter Anſtimmung des „Veni creator spiritus!“

Ueber den Hergang beim abendlichen und entſcheidenden Wahlakt liegen verſchiedene Berichte vor. Dem einen, dem gäng und gäben zufolge war der Kardinal Fieschi durch das Loos zum Skrutinator erkoren, d. h. zum Vorleſer der aus den Wahlurnen gezogenen Stimmzettel. Als er zum 30ſten Male den Namen Maſtai's abgeleſen habe, ſei der Genannte erblaßt und habe den Skrutinator gebeten, innezuhalten. Aber Fieschi habe weitergeleſen und mit Leſung der 33ſten Stimme ſei Maſtai von ſeinen Wählern als Papſt proklamirt worden, unter einem an dieſer Stelle höchſt ungewöhnlichen Jubelausbruch. Ein anderer Bericht hat eine mehr anekdotiſche Färbung, kommt jedoch von einem Orte, wo man die Vorgänge im Konklave ſehr genau wiſſen konnte und mußte, nämlich aus der „Casa di Gesù,“ dem am Fuße des Kapitols gelegenen Stammkloſter der Jeſuiten. Dieſem Berichte gemäß war beim vierten Wahlgang am Abend des 16. Juni Maſtai ſelber Skrutinator. Als er den achtzehnten auf ſeinen Namen lautenden Stimmzettel abgeleſen hatte, wurde ſeine Aufregung ſo groß, daß er ſich einer Ohnmacht nahe fühlte, und er bat ſeine Kollegen, ſtatt ſeiner einen andern Stimmenzähler zu ernennen. Die Kardinäle verweigerten es und zwei von ihnen ſtützten den wankenden Skrutinator, welcher mühſam fortfuhr und 36 mal ſeinen Namen ablas. Die Wähler brachen in Beifallsrufe aus, der älteſte Kardinal rührte die Klingel, die Pforte der Kapelle that ſich auf, die draußen harrenden Prälaten und Räthe erſchienen am Eingang und der Kardinal Riario Sforza, als Stellvertreter des in ſeiner Zelle krankliegenden Kardinaldekans Mikara, richtete an den Erwählten die Amtsfrage: „Acceptasne electionem de te factam in summum pontificem?“ Der Gefragte blickte gen Himmel, wo ja die Menſchen ſtets eine Beſtätigung der Wünſche des eigenen Herzens zu finden ſich einbilden, und erklärte dann: „Accepto“. Damit war er Papſt. Sämmtliche Kardinäle löſen raſch die Schnüre der Thronhimmel ihrer Sitze, die Baldachine ſinken zuſammen, nur der über dem Stuhle des neuen Statthalters Chriſti bleibt. Seine bisherigen Amtsbrüder geleiten den über ſie Erhöhten zu ſeinem Sitze und bringen ihm ihre erſte Huldigung dar. „Heiliger Vater“, fragt wieder der Kardinal Sforza, „welchen Namen will Eure Heiligkeit führen?“ — „Den Namen Pius“. — „Pius, des Namens der Neunte, wir grüßen dich!“ —

Maſtai war nicht der von der ſogenannten öffentlichen Meinung gewollte Papſt. Als daher in der Nacht das Gerücht, die Wahl ſei geſchehen, die Stadt durchlief, glaubte dieſer bettelhafte Schatten einer großen Vergangenheit, welchen man Rom nennt, glaubte dieſes Wirrſal von Ruinen und Schmutz, der Kardinal Ghizzi ſei gewählt. Seine Eminenz hatte doppelten Aerger davon: erſtens den über ihre Nichtwahl, zweitens den über ihr zerbrochenes und zerſchmiſſenes Geräthe und Geſchirre. Denn Ghizzi's Dienerſchaft hatte auf die falſche Kunde von der Wahl ihres Herrn hin in ſeinem Palaſte altem Brauche gemäß alles kurz und klein geſchlagen: der Papſt ſollte nicht auf Kardinalſtühlen ſitzen oder aus Kardinalſchüſſeln eſſen. Als vor Tagesanbruch die Erwählung Maſtai's bekannt wurde, gab es ein Kopfſchütteln der Enttäuſchung und Ungewißheit. Denn man wußte von dem Erkorenen des Konklave's zunächſt nur, daß derſelbe ein junger Papſt, weil erſt 54 Jahre alt. Dann kam als das Reſultat eines geflügelten Fragen- und Antwortentauſches dieſes zu Tage: — Giovanni Maria Maſtai ſoll in ſeiner Jugend beabſichtigt haben, Soldat zu werden und zu heiraten. Am einen und am andern ſoll ihn die Epilepſie gehindert haben, woran er litt und wovon ihn eine in kirchlichen Aufträgen gemachte Seereiſe nach Chile geheilt haben ſoll. Ferner ſoll er als junger Mann einen Finger oder gar eine ganze Hand mit in dem Karbonarigetriebe der 20ger Jahre gehabt haben. Lauter „Soll“ ſoweit. Als thatſächlich hat damals und ſpäter ſich herausgeſtellt, daß Giovanni Maria Maſtai einer jener Teigmenſchen war, welche man „gutmüthige“ zu nennen pflegt, weil ſie nicht rauben, mordbrennen, nothzüchtigen und todtſchlagen. Als Mitglied der römiſchen Hierarchie hatte er weder mit den Intriken des Vatikans noch mit den Verfolgungen der Liberalen ſich befaßt und beides konnte und mußte ſchon als ein Verdienſt erſcheinen. Als Biſchof hatte er ſeine Pflicht gethan, d. h. fleißig Meſſe geleſen und die übrigen Ceremonien des Gottesdienſtes eifrig geübt, wie er denn für rituale Schauſpiele aller Art eine knäbiſche Leidenſchaft hegte, Summa: ein Schwächling und ſchwankendes Rohr, dazu gemacht, ſo oder ſo gewendet, gedreht, gegängelt zu werden; ein Prieſter von engem Geiſt und kleiner Seele, vom Volksgunſtwind für eine Weile zu einem „liberalen“ Papſt, das will ſagen zum lächerlichſten aller Alfanze aufgeblaſen, dann durch die Hände der Jeſuiten zu einem ordinären Prieſter zuſammengedrückt, deſſen Geiſtesarmuth und Unwiſſenheit ſchließlich in der Encyklika vom 8. Dezember 1864 ſpaßhaft in die Welt ausgeborſten iſt. . . .

Lautlos harrt und ſtarrt die neugierige Menge auf dem Monte Cavallo, überragt von den antiken Marmorkoloſſen der beiden Roſſebändiger und von den ägyptiſchen Obelisken, welche fern am gelben Nil vor Jahrtauſenden vielleicht zu Theben oder Memphis mitangeſehen hatten, wie ein neu inthroniſirter Pharao dem Volke von Mizraim vorgeſtellt wurde. So ſtill iſt's auf dem heißen Platze, daß man nur das klingende Rauſchen vernimmt, womit die Waſſerſtralen der Springbrunnen in die Granitſchalen fallen.

Aller Augen hängen an der Loggia. Jetzt, hört! hebt es an der Innenwand des vermauerten Ausgangs zu derſelben zu klopfen an. Ein Stein fällt heraus und herab, ein zweiter, ein dritter. Die ganze Vermauerung geräth in Bewegung, ſie ſpaltet und erweitert ſich, der ganze Rahmen der Loggiathüre wird frei und heraustritt der Kardinaldekan, ein großes Aktenſtück in den Händen. Die Eminenz geht bis an die Baluſtrade der Loggia vor, und wie er mit der Rechten auf das Dokument in ſeiner Linken deutet, wird es auf der Piazza noch ſtiller denn zuvor. Der alte Herr lieſ't mit ſonorer Stimme erſt in lateiniſcher, dann in italiſcher Sprache den Inhalt des Wahlprotokolls, daß nämlich die Kardinäle unter Beiſtand und Eingebung des heiligen Geiſtes den Grafen Giovanni Maria Maſtai-Feretti zum Papſte gewählt hätten und daß dieſer den Namen Pius der Neunte ſich erkoren.

Er tritt zurück; das große Kreuz, welches dem Pontifex vorgetragen wird, taucht blitzend aus der Thüröffnung der Loggia, deren ganzer Raum mit dem Roth und Violett prälatiſcher Staatsgewänder ſich füllt. Zwiſchen dieſem Roth und Violett ſchimmert ein weißer Talar, deſſen Träger mit über der Bruſt an einander gelegten Händen und über die Schultern herabfallender Prachtſtola langſam an die Baluſtrade tritt: — der neue Tale Lama des Occidents, welcher kommt, urbi et orbi zum erſten Mal ſeinen Segen zu ertheilen.

Ein weiches, teigiges Geſicht mit klerikalem Doppelkinn, etwas fade, jetzt in Beklemmung und Verſchämtheit geſenkte Augen, ein zu wohlwollendem Lächeln bereiter Mund, nichts Ungewöhnliches in den Zügen, in der Geſtalt, in der ganzen Erſcheinung, wohl aber etwas Mildes, Gewinnendes in der Haltung des neuen Papſtes, als er ſich nun, das verſammelte Volk zu grüßen, nach drei Seiten hin verneigte.

Ein ſtürmiſches „Evviva il santo padre!“ rauſchte von der Piazza zur Loggia hinauf.

Und wäre der Satan Dante's im Pontifextalar leibhaftig auf dem Balkon erſchienen, dieſe armen Römer hätten ihm doch ihr Evviva zugejubelt. Denn immerhin war ja ein neuer Papſt der Nachfolger Gregors des Sechszehnten, welcher ſtupide und grauſame Mönch den Kirchenſtaat in ein Elend geſtürzt hatte, das ſelbſt dem Teufel Erbarmen erregen mußte. Es konnte nicht ſchlechter, alſo mußte es beſſer werden.

Im Lichte dieſer Schlußfolgerung betrachteten die Römer ihren neuen Prieſterkönig. Darum jauchzten ſie ihm zu und ſo hat am Morgen des 17. Juni von 1846 der berühmte Pio-Nono-Schwindel ſeinen Anfang genommen.

Da aber nicht die Weisheit, ſondern die Thorheit, nicht die Wahrheit, ſondern der Wahn Macht hat über die Menſchen, ſo erwies ſich der Reform-Papſt-Schwindel zunächſt mächtig genug. Er wurde zum wirkſamſten Ferment der nationalen und freiheitlichen Bewegung Italiens.

Unter den civiliſirten Nationen Europa's haben zwei, die deutſche und die italiſche, beim Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit es nicht dazu gebracht, zum Einheitsſtaat ſich zuſammenzuſchließen. Darum blieb Deutſchland und blieb Italien inmitten der modernen Centraliſationsſtaatengebilde unfertig und ohnmächtig, darum waren ſie die Ziele der Ränke und Gewaltſamkeiten der europäiſchen Politik, deren Leidenſchaften und Begierden auf deutſchen und italiſchen Schlachtfeldern ſich austobten, auf Schlachtfeldern, welche noch dazu Myriaden und wieder Myriaden von Deutſchen und von Italienern im Dienſt und Intereſſe der Feinde ihres Landes verbluten ſahen.

Niedergewuchtet durch den Fluch der Zerriſſenheit, bezeichnet mit dem Stempel der Knechtſchaft, eingewiegt durch die lauen Lüſte eines milden und freigebigen Klima's, in Schlummer geſungen durch die Sirenenlieder eines zu barem Heidenthum gewordenen Kultus, verſank Italien in eine Hoffnungsloſigkeit, Entnervung und Halbbarbarei, wie ſolche in Deutſchland ſchon deßhalb nicht platzgreifen konnten, weil unſer rauhes, meiſt nur zwiſchen einem weißen und einem grünen Winter wechſelndes Klima den Menſchen zu einer raſt- und ruheloſen Thätigkeit nöthigt. Unter dieſer Himmelsgräue, inmitten dieſer ewigen Nebel, Stürme und Fröſte iſt ja ein italiſches „dolce far niente“ nicht einmal denkbar, geſchweige ausführbar. Sodann hatte die Reformationszeit in unſerem Lande eine Saat geſtreut, welche zur reichſten Ernte heranreifte und im 18. Jahrhundert von unſeren Nationalhelden, von unſeren großen Denkern und Dichtern eingeheimſt wurde. Daraus iſt uns eine geiſtige Nahrung bereitet worden, an welcher wir uns geſund und ſtark eſſen konnten oder wenigſtens könnten. Den Italienern iſt dieſe Koſt erſt viel ſpäter und auf mühſeligſten Umwegen zugeführt worden und iſt dieſelbe jenſeits der Alpen für die Maſſen bis heute ein unerſchwinglicher Luxusartikel geblieben.

Dagegen hat Italien vor Deutſchland den großen Vorzug und Vortheil, daß von dem Augenblicke an, wo in ſeinen Söhnen und Töchtern ein beſſerer Sinn wieder erwachte, jedes fühlende Herz und jeder gebildete Geiſt, alles, was tüchtig, brav und (im beſten Sinne des Wortes) vornehm im Lande, durchaus vaterländiſch geſinnt und auf die Wiedergeburt der armen ſchönen Italia feuervoll bedacht war. Zwei Poeten, der Lyriker Filicaja und der Tragiker Alfieri, hatten dieſes Feuer in den Seelen ihrer Landsleute entzündet und nach dem ruhmvollen Vorgang dieſer beiden hat im 18. und 19. Jahrhundert eine Schar von Dichtern, Hiſtorikern und Publiziſten, haben die Parini, Pindemonte, Foscolo, Leopardi, Manzoni, Niccolini, Pellico, Guerrazzi, Berchet und Giuſti, haben die Muratori, Giannone, Tiraboschi, Litta, Botta, Colletta und Amari, haben die Gioberti, D'Azeglio und Balbo die heilige Flamme genährt und an Umfang und Stärke gemehrt. Freilich läßt ſich nicht beſtreiten, daß, was die dichteriſche Seite dieſer patriotiſchen Literatur angeht, ihr Werth ein ſehr verſchiedener und im Ganzen nicht eben ſehr hoch anzuſchlagender iſt. Selbſt Manzoni's vielgeprieſenes Meiſterwerk („I promessi sposi") ſtellt ſich, genau angeſehen, bei allen ſeinen glänzenden Einzelnheiten als ein unbehilfliches, zerbröckelndes, mitunter in der Langeweile bis an die äußerſte Gränze des Erlaubten oder Unerlaubten fortgehendes Buch heraus. Man vermißt bei Manzoni und ſeinen Brüdern in Apoll, nur Leopardi und Giuſti ausgenommen, gar oft den menſchlich-freien Blick und die philoſophiſche Durchbildung. Ueberall ſchmeckt man den kirchlichen Weihrauch und hört das gläubige Glockengebimmel, ſelbſt bei Guerrazzi, obzwar ſeine kühn entworfenen beiden Hauptrichtungen („L'assedio di Firenze" und „Beatrice Cenci") von Todfeindſeligkeit gegen Papſt- und Pfaffenthum glühen. Man merkt voll Mitleid, daß alle dieſe begabten und hochherzigen Menſchen unter der erſtickenden Decke eines bleiernen Deſpotismus nach Licht und Luft rangen. Manchem brach in dieſem furchtbaren Ringen die Kraft: den armen Pellico brachten die Spielberg-Kerkerqualen ſo herunter, daß er unter die Jeſuiten ging, und der Adler, welcher in des unglücklichen Leopardi Geſängen ſo herrliche Flüge unternommen, barg zuletzt die ermatteten Schwingen in den finſteren Schatten der Verzweiflung. Alledem jedoch zum Trotz eignet der modernen italiſchen Literatur ein unbeſtreitbarer Charakter der Größe, weil ſie nicht, wie die deutſche häufig genug that, in die Region abſtrakten Kunſtduſels vornehm ſich verſchloß, ſondern vielmehr, getragen von dem Gedanken des Vaterlandes, in allen Formen und Weiſen an dem Werke der Befreiung und Einheitlichung Italiens arbeitete.

Dies hat auch von Stund' an, wo er zu denken begann, der glorreiche Wühler Giuſeppe Mazzini als ſein Leben lang redlich gethan. Daß es ſolche Ausnahme-Menſchen überhaupt gibt, daß es vollends zu einer Zeit, wo der einzig-reſpektirte Adelsbrief der Geldſack iſt und die gemeinſte Selbſtſucht als vollendete Reſpektabilität anerkannt wird, noch ſolche Ausnahme-Menſchen geben kann, welche an die Verwirklichung eines großen Gedankens, der ihre Seele ſchwellt, alles und alles ſetzen, ſchon das erfüllt die europäiſche Philiſterſchaft mit Aerger und Ingrimm. Warum, fragt ſie, iſt dieſer Genueſe nicht wie ein anderer ordentlicher Advokat ſeinen Geſchäften nachgegangen, ſtatt für die Freiheit und Einheit Italiens zu wühlen, raſtlos jahrein jahraus ruhelos bei Tag und Nacht, unter tauſend Strapazen, Mühſalen, Opfern und Gefahren, mit wunderbarer Beharrlichkeit, hundertmal getäuſcht, aber nie entmuthigt und, wenn an zehn Stellen geſchlagen, ſofort an der elften zum Angriff wiederkehrend? Wohl, ſo that er und keiner der Lebenden oder Todten hat glühender für Italien gefühlt, hat mehr für Italien gearbeitet als dieſer unermüdliche Wecker und Wachhalter, dem ſein Land unendlich viel mehr Dank ſchuldet als allen den „Realpolitikern“, welche breitſpurig triumphirend auf den Wegen einherwandelten, welche der verbannte Agitator ihnen aufgethan und geebnet hatte. Ganz in der Ordnung daher, daß er ſtatt Dankes nur Verleumdung und Verfolgung erfuhr; denn

„Iſt Verfolgung doch die Kelter,
In die das Schickſal alles Große preßt“ —

und hat ſich ja noch Niemand ungeſtraft mit dem Geſchäfte befaßt, die Menſchen zu Menſchen und die Völker zu Bürgern zu machen.

Mazzini hat, wie Jedermann weiß, ſeine Laufbahn in den Logen der Karbonari begonnen, den Karbonarismus jedoch bald als ein ariſtokratiſches Spielzeug mit Verachtung bei Seite geworfen. Schon im Jahre 1831 ins Exil getrieben, ſtiftete er zu Marſeille die revolutionäre Verbindung das „Junge Italien", welchem er zum Symbol den Cypreſſenzweig und zur Loſung „Jetzt und immer (ora et sempre)!" gab. Die Erweiterung dieſes Vereins zum „Jungen Europa" hat der feſtländiſchen Diplomatie und Polizei erſchrecklich viel zu thun gegeben. „La giovine Italia", „La jeune France", „Das junge Deutſchland", „Die junge Schweiz" gingen als nebelhafte Schreckgeſpenſter um in den Paläſten der Fürſten, in den Sakriſteien der Prieſter und in den Komtoren der Bankiers. „Much ado about nothing!" Denn das „Junge Europa" war nur Nebel und es läßt ſich nicht leugnen, daß es auch um das Zukunftsideal her, welches Mazzini für ſein Vaterland aufgeſtellt hatte, ſtark nebelte. Republikaner und Demokrat in jeder Fiber ſeiner Seele, wollte und erſtrebte er für Italien die demokratiſche Republik. Es begegnete ihm, was genialen und hochherzigen Menſchen nur allzu häufig begegnet, nämlich zu wähnen, das Licht und Feuer, von welchem ſie ſelber durchſonnt ſind, müſſe auch in anderen, ja in allen leuchten und glühen, — ein Irrthum, welcher die Abſolutiſten und Konſtitutionellen, die ihrerſeits ganz richtig nicht auf die Idealgläubigkeit, ſondern vielmehr auf die gemeinen Inſtinkte und knechtiſchen Gewohnheiten der Maſſen, wie auf die Halbheit und Feigheit der „gebildeten Stände" ſpekuliren, immer wieder den Republikanern und Demokraten den Vorſprung abgewinnen läßt. Wenigſtens noch für ſo lange, bis etwa das wirklich und wahrhaft junge Amerika dem alten Europa das republikaniſch-demokratiſche Geſetz vorſchreiben wird.

Wenn für die idealgläubige Gemeinde Italiens das Zukunftsideal in der Perſon ihres Propheten Mazzini gleichſam verkörpert war, ſo ſtellten die Führer der patriotiſch-monarchiſchen, der konſtitutionellen oder „neuguelfiſchen" Partei, ſtellten die Gioberti, Balbo und D'Azeglio, welche lange des gewiß ebenfalls ſehr optimiſtiſchen Glaubens lebten, die italiſchen Fürſten, der Klerus und ſogar das Papſtthum würden ſich für die Idee einer beſſeren Zukunft Italiens gewinnen laſſen, der Geſtalt des republikaniſchen Agitators die des Königs Karlo Alberto von Sardinien gegenüber, als die Verkörperung ihrer Zukunftshoffnungen. Wunderlicher Weiſe waren die beiden Geſtalten einander vielfach ähnlich, in ihrer äußeren Erſcheinung und Haltung nämlich. Beider Antlitz war von antik-edelm Schnitt, mit Bläſſe bedeckt und erhellt und belebt durch große Augen voll träumeriſchen Feuers. Beider Auftreten und Gebärdenſpiel würdevoll und anmuthig zugleich. Kaltſinnige Engländer ſelbſt und berechnende Schotten haben enthuſiaſtiſch anerkannt, daß Mazzini's Blick, Stimme und ganzes Gebaren von bezaubernder Macht, und ſogar Solche, welche der Sardenkönig — erſt der Mitverſchworene, dann der Verräther und, auf der wiener Hofburg Geheiß, der Verfolger der Karbonari — verrathen und verfolgt hatte, geſtanden, daß Karlo Alberto unwiderſtehlich liebenswürdig ſein konnte, ſo er wollte. Daneben ſprachen ſie freilich auch von ſeiner Chamäleonsnatur, deren er ſelber auch gar wohl ſich bewußt war; ſonſt hätte er nicht eines Tages an ſeine Vertrauteſten die Frage thun können: „Nicht wahr, ich bin ein unbegreiflicher Menſch?“ An innerem Gehalt und ſittlicher Größe überwog der Tribun den König weit. Mazzini war ein wahrhaft ſittenſtrenger Mann, welcher das, was er für die ſittliche Wiedergeburt ſeines Landes forderte, an ſich ſelber übte; Karlo Alberto ſeinerſeits hatte Anwandlungen von mönchiſcher Askeſe, fiel aber, nach Mönchsart, aus der Rolle des Asketen häufig genug in die des Lüſtlings. Der Tribun dachte nur an Italien, der König nur an ſich oder höchſtens noch an das Haus Savoyen. Ein wildſelbſtſüchtiger Ehrgeiz verzehrte ihn, weil ſeine Fähigkeiten und ſeine Thatkraft zu den Eingebungen deſſelben im fühlbarſten Mißverhältniſſe ſtanden.

So, wie die beiden waren, repräſentirte der eine die

Hoffnungen der Republikaner, der andere die Berechnungen der Konſtitutionellen Italiens. Dieſe beiden patriotiſchen Parteien verhetzten und verbitterten ſich, gerade wie anderwärts, gegen einander, während ihr gemeinſamer Feind noch aufrecht ſtand. Der Konſtitutionalismus ſagte zum Republikanismus: Du biſt die revolutionäre Wildgans, welche, nichtwiſſend, daß die Politik die Wiſſenſchaft des Möglichen, ſtets in das Märchenblau einer idealen Welt hineinfliegt und darum die Bedingungen und Forderungen der wirklichen Welt überfliegt. Worauf der Republikanismus zum Konſtitutionalismus: Und du biſt der Hund des Königthums, welcher nur um ſo anhänglicher wird, je mehr Schläge und Fußtritte er bekommt .... Welcher von beiden hatte recht? Beide!

Leopardi hatte in ſeinem großen Kanto die „wunderholde Frau Italia“ dargeſtellt „voll der Wunden, des Blutes und der Bläſſe, mit gefeſſelten Armen einſam auf nackter Erde kauernd, ſchleierlos, die Haare wirr, die Augen in Thränen ſchwimmend, das Haupt auf die Kniee gebeugt —“ und Gioberti hatte die Schilderung des Dichters vervollſtändigt mit der troſtlos-wahren Proſa: „Zerriſſen, unter der Fremden Joch gebeugt, ohne eine Spur von Freiheit, wie ohne Macht und Glanz, die Preſſe geknebelt, die Wiſſenſchaften todt, das Volk in Rohheit verſunken, der Handel gelähmt, die Induſtrie gleich Null, ohne Fahne und ohne Flagge, ſo iſt Italien nur ein geographiſcher Ausdruck, als politiſcher Körper exiſtenzlos, eine Chimäre von Nation“. Das Schlimmſte des Schlimmen war aber der ſittliche Marasmus, welcher, eine logiſche Folge der geiſtlichen und weltlichen Tyrannei, die auf Italien laſtete, alle Volkskreiſe angefreſſen hatte. Giuſeppe Giuſti hat dieſen Marasmus in ſeiner unvergleichlichen

Höllenſtein-Satire vom „Gingillino“ gezeichnet, nachdem ſchon früher Giovanni Berchet in einer ſeiner Romanzen das Lotter- und Laſterleben ſo vieler ſeiner Landsleute an den Pranger der Ironie geſtellt hatte*).

Gewiß war das Unternehmen, die Italiener aus ſolcher Verſunkenheit herauszuheben, ein kühnes und mühſames, und daß den italiſchen Patrioten wenigſtens die Anfänge deſſelben gelungen ſind, zeugt für ihre Hingebung und Energie, wie nicht minder für die Unverderblichkeit des Kerns der italiſchen Nationalität. Allerdings war im Jahre 1846 die moraliſche Wiedergeburt und politiſche Erziehung der Italiener nur bis zur Stufe der Kindheit gediehen; aber war es nicht ſchon etwas, war es nicht ſchon ſehr viel, daß die arme Italia aus einer alten Sünderin wieder ein friſches, naives, enthuſiaſtiſches Kind werden konnte?

In Wahrheit, ſo recht wie naivgläubige Kinder haben die Römer, haben die Italiener den Hoffnungsſtral begrüßt, welcher

---

*) „Weiche, wer thöricht die Luſt mir verbittert
Mit ewigen Klagen und dienen nicht kann!
Ob nun Italien unter den Völkern
Noch ferner genannt wird, was liegt mir daran?

„Werden die Reben verdorrt auf den Hügeln
Uns darum verſagen den köſtlichen Wein?
Werden die roſigen Küſſe uns mangeln d'rum?
Wird ſie zu rauben verboten uns ſein?

„Gebt mir den Becher! Trinket, ſpület
Nichtiger Seufzer quälenden Wuſt!
Trinket! Es lod're durch Leib und Seel' uns,
Hell aus den Augen ſprühe die Luſt!

„Nun auf den Lippen lächle das ſchlaue,
Bittende, wünſchende Liebesglühn,
Daß die verliebten Frauen mir winken,
Leis ins bekannte Stübchen mich ziehn.“ u. ſ. w.

am 17. Juni von 1846 mit der Erſcheinung des neunten Pius auf der Loggia des Quirinals über ihrem ſo ſchönen und ſo unglücklichen Heimatland aufging.

Einen Monat ſpäter, am 16. Juli, erſchien das berühmte Amneſtiedekret, kraft deſſen der Papſt allen um ihrer politiſchen Geſinnungen, patriotiſchen Wünſche und Strebungen willen Verfolgten, Gefangenen, Verbannten und in Unterſuchung Stehenden Verzeihung angedeihen ließ. Vernichtender als alle jemals von Menſchen erſonnenen Verwünſchungen es thun könnten, kennzeichnet die Thatſache das päpſtliche Regiment, daß es wie ein Weltwunder beſtaunt wurde, wenn der neue „Statthalter Chriſti" ein fühlendes Herz in der Bruſt trug ſtatt des Mühlſteinbrockens, welchen ſein Vorgänger in der Bruſt getragen hatte. Rom ſchwamm in einem Freudenrauſch, deſſen Wogen über die ganze Halbinſel hinſchlugen*). Kind Italia machte klafterhohe Jubelſprünge und herzte und küßte ſeinen Pio Nono, wie nur je ein glückſeliger Backfiſch in frühreifer Verliebtheit ſeinen „Engel" und „Abgott" geherzt und geküßt hat. Der Papſt ward auch geradezu der „angelo di Vaticano" genannt. Der Piuskult, als deſſen Großceremonienmeiſter der Vetturin Brunetti ſich ſpreizte, den ihm gegebenen Spottnamen Ciceröndchen (Ciceruacchio) ernſthaft nehmend, wurde zur förmlichen Narrethei und es ging ganz natürlich zu, daß des Papſtes ohnehin nicht ſehr ſolid konſtruirtes Gehirn in dem allgemeinen Schwindel ebenfalls ſchwindelig geworden iſt. Der ſchwache Mann ſchwelgte in den Wonnen ſeiner Popularität und ſog mit Wolluſt die Weihrauchwolken ein, welche von überallher ihm entgegendampften. Als „der Kirche Regenerator", als „Italiens Heiland und Meſſias" ward er in ekſtatiſchen Hymnen angeſungen. „Ich habe in dem Amneſtiebreve das Verſprechen der Freiheit geleſen", ſagte der ſiziliſche Mönch und Demagog Ventura zu ihm. „Du haſt in meinem Herzen geleſen", gab der Papſt zur Antwort. Eine ganz widerſinnige, d. h. widerpäpſtliche Antwort, um deren allein willen ſchon Pius der Neunte verdient hätte, ſtatt Pontifex Maximus zu heißen Confuſionarius Maximus. Ein Befreier-Papſt! Das iſt die tollſte Wortmißgeburt, welche ausgeſonnen werden kann. Und doch haben Millionen dieſe widerliche Mißgeburt auf den Altar geſtellt und davor ihre Stirnen in den Staub gebeugt. Oh, Unvernunft, dein Name iſt Menſch!

---

*) Sogar die Jeſuiten fühlten ſich von dem Schaumſpritzen dieſer Wogen berührt oder fanden wenigſtens für gut, ſo zu thun, als wären ſie es. Als die Sage ging, ihr General Roothaan hätte zu der Amneſtie mißbilligend den Kopf geſchüttelt, veranſtalteten ſie — („Seid klug wie die Schlangen!") — in der Kirche des römiſchen Kollegiums eine „Akademie" zu Ehren der Amneſtiebulle. Das war eine jener Komödien, zu deren Aufführung die Väter von der Geſellſchaft Jeſu ihre Zöglinge ſo geſchickt abzurichten verſtehen. Es gab da italiſche, franzöſiſche, deutſche, engliſche, holländiſche, ungariſche u. ſ. w. Lobhudelungen des Papſtes in Verſen und Proſa, untermiſcht mit Geſängen, deren Texte ein Jeſuit gedichtet und ein anderer in Muſik geſetzt hatte. Einer der Zöglinge deklamirte mit Feuer ein Preisgedicht auf die Amneſtie, welches mit den Worten anhob:

„Perdono, perdono, assisa sul trono
Clemenza sovrana, perdono gridò.
Clemenza la figlia più bella di Dio
Nel cuore di Pio possente regnò."

Die Komödie war aber umſonſt geſpielt. Das Volk wollte von den frommen Vätern nichts wiſſen und es hatten ſich höchſtens zehn Zuſchauer in der Kirche eingefunden.

Der arme Schwächling von Papſt, ohne alle ſtaatsmänniſche Begabung und politiſche Bildung, wie er war, trieb widerſtandslos mit dem Strome der entfeſſelten Bewegung. In Augenblicken der Ernüchterung überkam ihn freilich die Ahnung, daß ſein ganzes Thun oder Geſchehenlaſſen zum Papalismus im ſchroffen Widerſpruche ſtünde. In einem ſolchen Augenblicke hat er auch einmal kummervoll ausgerufen: „Man fordert Dinge von mir, welche zu übernehmen ich ganz unfähig bin. Mein Gott, ſie halten mich für einen Napoleon! Und ich beſitze doch weder deſſen Genie noch deſſen Kraft." Allein die nächſte beſte dem heiligen Vater dargebrachte Huldigung — und die Huldigungen hörten dazumal in Rom gar nicht mehr auf — verwehte wieder dieſe richtige Selbſterkenntniß, erneuerte in Pius den Volksgunſtrauſch und ließ ihn weiter vorſchreiten auf der Bahn der Reform, welche mit derſelben Nothwendigkeit, womit dem Blitze der Donner folgt, zur Revolution führen mußte. Denn es iſt bare Unmöglichkeit, das kirchenſtaatliche Bauwerk, d. h. eine mittelalterliche Ruine voll Moder, Wurmfraß und Unflat umzubauen. Wer immer die Hände daran legt, dem zerbröckelt und zerfällt es unter den Händen und es bedarf dann nur eines einzigen tüchtigen Windſtoßes, um das wüſte Getrümmer zuſammenkrachen zu machen.

Dieſes „Meſſer ohne Heft, dem die Klinge fehlte“, dieſer liberale Papſt machte eine um ſo mehr tragikomiſche Figur, als er zu ſeinem Liberalismus gekommen war, wie die Magd zum Kinde, d. h. ohne zu wiſſen wie. Denn dieſem geiſt- und kulturloſen Prieſter waren die modernen Ideen im Grunde durchaus antipathiſch. Er ſah in dem Gedanken der Freiheit alles Ernſtes eine „Ausgeburt der Hölle“ und hat denſelben in ſeinen Breven und Bullen auch wiederholt ſo genannt. Auch iſt gar nicht zu bezweifeln, daß Pius zu Anfang gewähnt hatte, mittels Scheinkonceſſionen mit der Reformbewegung ſich abfinden zu können. Aber er war ſowohl viel zu ſchwach als viel zu eitel, um dieſe ſchlaue Politik durchführen zu können. Das ewige „Evviva Pio Nono!“ war ihm ſchon zu einem täglichen Bedürfniß geworden, von Turin her umkoſ'ten ihn die Neu-Guelfen mit den feinſten Schmeicheleien, von Paris und London her kamen ihm Ermuthigungszurufe aus den Kabinetten Guizots, welcher den Drachen der drohenden italiſchen Revolution mit dem Honigkuchen der Reform ſättigen zu können glaubte, und Palmerſtons, welcher einen Reformer-Papſt als ſpitzen Pfahl im Fleiſche Oeſterreichs zu hätſcheln ſich beeiferte, und wenn der öſtreichiſche Geſandte im Auftrage Metternichs eine immer bedenklichere Miene im

Vatikan zur Schau trug, immer höher die Achſeln zuckte und immer warnender ſein „Aber, heiligſter Vater!“ flüſterte, mochte ſich in der innerſten Seelenfalte des Papſtes unwillkürlich das Gefühl regen, daß er doch auch ein Italiener ſei und dieſe „barbariſchen Talgfreſſer“ doch eigentlich nicht verdienten, ſein ſchönes Heimatland zu beherrſchen und zu knechten.

Genug, die Reform in Rom ſchritt fürbaß, der Revolution die Pfade bereitend und ganz Italien aufrührend. Von beſonders weitgreifender Wirkung waren die Einſetzung der Staatskonſulta („consulta di stato“, April 1847) und die Errichtung der Bürgerwehr („guardia civica“, Juli). Von da ab ging es mit der Umwandelung des prieſterlichen Regiments in ein bürgerliches raſcher voran und aus den halben Anläufen zum Konſtitutionalismus wurden allmälig ganze. Im „al Gesù“ begann man einzupacken: es bedurfte eben keiner ſehr feinen Naſen, um zu wittern, daß Dinge im Anzuge ſeien, welche ſich mit dem jeſuitiſchen Prinzip der unbedingten Autorität, Unkultur, Bigoterie und Kirchhofsruhe ſchlecht vertragen würden. Auch wurde der Drohruf „Morte ai gesuiti!“ von Tag zu Tag lauter um das Mutterhaus des Ordens her ... Von London aus überwachte Mazzini mit Falkenblicken die Vorgänge in Rom und erkannte daraus, daß Leopardi's Italia im Begriffe ſei, ihre Feſſeln zu ſchütteln, vielleicht abzuſchütteln. Ueber die Stellung, über das Wollen und Können von Pius dem Neunten, wie über das Karl Alberts täuſchte ſich der Tribun keinen Augenblick. Er ſah in beiden nur „Illuſionen“, welche bald zerrinnen würden; allein er erblickte in beiden auch Werkzeuge, von welchen man als von für den Augenblick dienlichen Gebrauch machen müſſe. Demzufolge erließ er im November ein Sendſchreiben an den Papſt, worin er denſelben aufforderte, an die Spitze der Bewegung für die nationale Unabhängigkeit ſich zu ſtellen. Wo nicht, würde die Bewegung ſich abwenden vom „Kreuze“ und andere Wege wandeln. Pius wies den Tribun zurück, „wie vordem Chriſtus ſeinen Verſucher zurückgewieſen hatte", und die entſchiedenen italiſchen Patrioten wußten fortan, was ſie von dem „guten Mann" Maſtai, von dem „Engel des Vatikans" zu halten hätten.

Aber ſchon hatte, was vom Sommer bis zum Herbſte vom Vatikan ausgegangen, in Italien und über Italien hinaus ſeine Wirkung gethan. Es half nichts, daß die italiſchen Fürſten bitterlich klagten, die Reformer könnten ſich jetzt auf den Vorgang des Papſtes berufen, was doch wider alles Herkommen und geradezu ungeheuerlich ſei. Sie mußten den „Schwindel" mitſchwindeln, einer nach dem andern, mit lächerlich langen Geſichtern, kochende Wuth im Herzen oder auch, wie der Sardenkönig, hüpfende Hoffnung. Denn was war denn noch unmöglich, im ſchlimmen und guten Sinne, zu einer Zeit, wo in Rom Volksprozeſſionen, von mit der italiſchen Trikolore beſchärpten Prieſtern geführt, vor das „al Gesù" zogen und die Mauern dieſes Montſalvatſch des Jeſuitismus von dem Gebrülle „Viva Ganganelli!" erdröhnen machten?

In Toskana war die Vorſchrittsbewegung zur Reform ſchon im Gange geweſen, noch bevor Monſignore Maſtai die Tiara genommen hatte. Der Deſpotismus war hier ſtets ein „wohlmeinender" und Großherzog Leopold der Zweite hatte weder das Zeug noch den Willen, ein ſo brutaler Tyrann zu ſein, wie Herzog Franz der Vierte von Modena geweſen, noch ein ſo raffinirter, wie König Ferdinand der Zweite von Neapel war. Die Florentiner ſind artige Leute, voll Mäßigung und Urbanität. Alles geſchah in der ſchönen Kunſtſtadt am Arno in den höflichen Formen der Wohlmeinenheit. So auch, was die liberale Oppoſition der Capponi, Ridolfi, Ricaſoli und ihrer Freunde wollte und plante. Dieſe italiſchen Gothaner — Verzeihung für die anachroniſtiſche, aber ſonſt ganz paſſende Bezeichnung — deren Liberalismus ſelbſtverſtändlich ein „in Unterthänigkeit erſterbender" war, wurden mehr nach vorwärts gedrängt, als ihnen lieb, durch eine radikale Partei, welche in Piſa und Livorno Boden gewonnen hatte und deren ſchwärmeriſche Begeiſterung der Piſaner Montanelli, deren revolutionäre Leidenſchaft der Livorneſe Guerrazzi vertrat, von welchem Literaten und Advokaten die Liberalen ſagten, er ſei mächtig durch Genie und Bosheit („ingegno e malizia“). Der Großherzog, zwiſchen den von Rom her kommenden Vorwärtsdruck und den von Wien aus geübten Rückwärtsdruck eingeklemmt, ſuchte ſich einſtweilen mit halben Bewilligungen zu helfen. Er gab eine halbe Preßfreiheit, er geſtattete die Errichtung der Bürgerwehr, welches glitzernde Spielzeug in den Jahren 1847 und 1848 jenſeits wie dieſſeits der Alpen der Bourgeoiſie ſo viel kindliches Vergnügen bereitet hat.

In den Herzogthümern Modena und Parma — das letztere ging nach dem im Dezember von 1847 erfolgten Tode der Wittwe Napoleons und noch verſchiedener anderer Männer, nach dem Tode der von den italiſchen Patrioten als „Messalina austriaca“ gefeierten Maria Luiſa an den Bourbon Karl den Zweiten von Lucca über — konnte vorderhand der Liberalismus nichts ausrichten: die öſtreichiſchen „Weißröcke“ waren zu nahe. Im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche thaten die patriotiſchen Minirer mit Bohren und Laden der wideröſtreichiſchen Minen eifrig ihre Schuldigkeit, aber der Zündblitz ſollte erſt aus Paris kommen; in Erwartung deſſelben vergnügte ſich Mailand mit „Cigarrentumulten“. Der ſchlaue Radetzky freilich, Oberbefehlshaber der Oeſtreicher in Lombardien, ſah in dieſem Vergnügen ein weiteres Vorzeichen bedrohlicher Ereigniſſe und ſuchte ſeine Anſchauung auch in der wiener Staatskanzlei zur Geltung zu bringen. Dort aber wiegte man ſich vorerſt noch allzu ſehr im vollen Wohlgefühle metternichtiger Unfehlbarkeit, um dem ſoldatiſchen Warner viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Man hielt das auch um ſo weniger für nöthig, als man ja, wie in Betreff der gleichzeitigen Vorgänge in der Schweiz, ſo in Betreff Italiens im Herbſte von 1847 mit Monſieur Guizot in Paris ein Herz und eine Seele war, mit demſelben Monſieur Guizot, welcher noch vor Kurzem den Papſt zu „unbedingt nothwendigen“ Reformen ermuntert hatte*).

Ueberblickt man ruhigen Auges, was bislang in Italien im Sinne der Reform geſchehen und gethan war, ſo iſt das wirkliche Ergebniß ein ſehr geringfügiges. Die ganze Bewegung glich gar ſehr einem mit größter Liebenswürdigkeit in Scene geſetzten Karneval. Viel Geſchrei, wenig Wolle. Die armen Italiener, ſeelenvergnügt, überhaupt ſich wieder einmal bewegen zu dürfen, bewegten ſich um der Bewegung willen. Sie bedurften einer radikalen Umformung von innen heraus und wähnten, die leichtlebigen Kinder, dieſes ungeheure Werk ließe ſich bewerkſtelligen mit ſo kindiſchen Mitteln, als da waren Preis- oder Spottgedichte, Feſtprozeſſionen, Fahnen und Guirlanden, Illuminationen und Feuerwerke, Glockengeläute, Böllerſchüſſe und unendliches Evvivageſchrei.

Mehr Ernſt und Gehalt kam von Turin aus in das patriotiſche Getriebe und Gewühle. Die Piemonteſen erwieſen von Anfang an, daß ſie von gediegenerem Metall als die Bevölkerungen von Mittel- und Unteritalien. Daſſelbe thaten die Lombarden, welche keine Ahnung hatten, daß, wenn ſie „Morte ai Tedeschi!“ ſchrieen, dies gegen den beſſeren und beſten Theil ihres eigenen Weſens ſchreien hieß, d. h. gegen das germaniſche Blut, welches in ihren Adern rollt. In Oberitalien, allwo man ja, in grellem Gegenſatze zu Mittel- und Unteritalien, weiß und will, was Arbeit heißt und iſt, hatte der italiſche Einheitsgedanke zuerſt ſtaatsmänniſch denkende Pfleger gefunden, das will ſagen Pfleger, welche die Dinge ſahen, wie ſie waren, und mit Wirklichkeiten ſtatt mit Phantasmen rechneten. Die Blicke dieſer Männer mußten ſich auf Karl Albert richten, denn der Sardenkönig allein ſtellte eine wirkliche Macht vor und einer ſolchen bedurfte es zur Vertreibung der öſtreichiſchen Zwingherrn, welche ſchlechterdings keine Anſtalt machten, durch das Modegeſchrei „Fuori i barbari!“ ſich vertreiben zu laſſen. Was kümmerte dieſer patriotiſche Wuthſchrei die Böhmaken, Hannaken, Slovaken und Kroaten? Karl Albert ſeinerſeits hat unzweifelhaft im Sommer von 1847 die erſehnte Zeit gekommen geglaubt, wo die Dynaſtie Savoyen ihre lange geträumte weltgeſchichtliche Rolle antreten könnte. Natürlich redete er nicht von der Dynaſtie Savoyen, ſondern von der Unabhängigkeit Italiens. Er wickelte ſeine Hauspolitik in die italiſche Fahne ein. Ja, das Chamäleon ſchien endlich feſt und fix in Weiß-Grün-Roth zu ſchimmern. Im Auguſt ſchrieb er an den Grafen Caſtagneto oder eigentlich an die Oeffentlichkeit. „So Gott uns einen Krieg für die Unabhängigkeit Italiens befiehlt, ſteige ich mit meinen Söhnen zu Pferde und thue, wie Schamyl im Kaukaſus thut. Was wird das für ein ſchöner Tag ſein, wo man für Italiens Selbſtſtändigkeit wird zu den Waffen rufen können!“

---

*) „Bald nach Uebernahme der Präſidentſchaft des franzöſiſchen Miniſterraths äußerte Hr. Guizot, daß er ſie nicht angetreten hätte, würde er nicht die Ueberzeugung hegen, die bisherige konſervative Politik des Kabinets fortbehaupten zu können. Beſonders in Beziehung auf Italien ſprach er ſich auf eine Weiſe aus, die keinen Zweifel geſtattet, daß Frankreich mit Oeſtreich in gänzlicher Uebereinſtimmung handeln wird, ſo lange Letzteres nicht ohne vorherige Aufforderung intervenirt“. Depeſche Eſſingers vom 9. Okt. 1847 aus Wien. S. B. A.

Da jedoch Gott, welchem bekanntlich die Großen wie die Kleinen ihre eigenen Wünſche in die Schuhe ſchieben, den Kriegsbefehl zu geben zögerte, fiel Karl Albert wieder in ſein gewohntes Schwanken zurück. Eine Initiative war überhaupt von ihm nicht zu erwarten. Der Stoß, wodurch die italiſche Revolution wieder um einen Ruck vorwärts geſchoben wurde, mußte daher anderwärts erfolgen und erfolgte auf der Inſel Sizilien, deren Bevölkerung, zunächſt die von Palermo, durch das neapolitaniſche Regiment zur Verzweiflung getrieben, am 12. Januar von 1848 die Fahne der Empörung gegen Ferdinand den Zweiten erhob.

Der Stoß wirkte über den Faro herüber und das Unerwartetſte geſchah. Der König erſchrak vor einer am 27. Januar auf dem Palaſtplatze veranſtalteten Volksdemonſtration, wobei grünweißrothe Taſchentücher und grünweißrothe Regenſchirme das Beſte thaten, ſo über alle Maßen, daß er ſeinen lieben Haupthofpfaffen Cocle und ſeinen lieberen Polizeiminiſter Delcarreto fortſchickte, eine Verfaſſung verſprach und ein viertel- oder gar halbliberales Miniſterium einſetzte. Als die liberalen Herren zum erſten Mal in den Palaſt entboten wurden, trat ihnen der feige und heuchleriſche Tyrann mit den Worten entgegen: „Ich bin verrathen, ich bin mißbraucht worden; beklagt mich!" Aber einen Augenblick nachher drückte er einem ſeiner im Audienzſal anweſenden alten Vertrauten und Helfershelfer verſtohlen die Hand und flüſterte ihm zu: „Nicht wahr, wir haben uns gut aus der Klemme gezogen? Die Einfaltspinſel! Die Schwachköpfe!" In Wahrheit, das waren die neapolitaniſchen Liberalen, die Bozzelli, Savareſe, Saliceti und Konſorten, auch Poerio nicht ausgenommen. Denn ſie ließen ein handgreiflich tückiſches Spiel mit ſich treiben, ließen ſich grauſam mißhandeln und blieben dennoch die treugehorſamſten „Hunde" der Monarchie. Ganz dieſelbe Hiobsgeduld, wie die deutſchen Liberalen von der Sorte Eiſenmann und Behr ſie entwickelten, welche nach jahrelangen ihnen zugefügten Kerkerleiden und nachdem man ſie gezwungen, vor dem Bilde ihres Königs — und was für eines Königs! — ihr Verbrechen, d. h. ihre deutſchpatriotiſche Geſinnung, knieend abzubitten, dennoch fortfuhren „in Treue zu erſterben" .... Vorderhand jedoch ſchwimmt Neapel in Freiheitsjubel und Nudelnfett. Zugleich mit der Einläutung des Karnevals — kein übler Witz von Seiten des fünften „Re Bomba!" — wurde am 10. Februar die Verfaſſung verkündigt und mit dem echtneapolitaniſchen Freudenruf empfangen: „Hoch die Konſtitution und die Maccheroni!"

Hinter Neapel konnte man aber ſchicklicher Weiſe unmöglich zurückbleiben. Der liberale Demonſtrationsapparat wurde in demſelben Monat Februar von 1848 auch in Rom, in Florenz, in Genua und Turin in häufige Bewegung geſetzt und klapperte und plapperte ſein Stichwort: „Konſtitution!“ heftig her. Da half kein Widerſtreben. Am 15. Februar unterzeichnete Leopold der Zweite die Verfaſſung für Toskana. Der Papſt, welchem auf der ſchiefen Ebene der liberalen Konceſſionen allmälig ſehr unbehaglich geworden, erinnerte ſich mehr und mehr, daß er eigentlich der abſoluteſte aller abſoluten Herrſcher ſei oder ſein ſollte, er, der Stattbalter des „Abſoluten“ — (von dieſem hegel'ſchen Gottesbegriff wußte der arme Pius freilich nichts). Er verſuchte auch mitunter recht ſteif auf ſeine Abſolutheit ſich zu ſteifen. Es ging nicht; denn der erwähnte Apparat wurde immer lauter und zudringlicher. Stück für Stück ließ ſich der Papſt die Erſetzung des Prieſterregiments durch ein Laienregiment abevvivahen und am 24. Februar theilte der päpſtliche Nuntius in Wien mit einer Eſſigmiene dem auch nicht eben ſüß dazu lächelnden Staatskanzler Metternich mit, daß Se. Heiligkeit nicht umhin könne, dem Kirchenſtaat eine Verfaſſung zu verleihen. Sie iſt dann am 14. März proklamirt worden.

Aber die Honigmonde des Pio-Nono-Schwindels waren ſchon vorüber. Dagegen begannen die Flitterwochen des Karlo-Alberto-Humbug. Der König verſprach am 8. Februar eine Konſtitution, nach franzöſiſcher Schablone, verſteht ſich. Am 5. März iſt dann der „Statuto“ glücklich zur Verkündigung gelangt und zugleich der Graf Balbo mit der Bildung eines konſtitutionellen Miniſteriums betraut worden. Derweil war jedoch der alte Revolutionsvulkan Paris wieder in Thätigkeit getreten und hatte die Blitze und Donner ſeiner Februarexploſion nach allen Seiten hinausgeſchleudert. Wie ein elektriſcher Schlag ging durch die italiſchen Herzen das Gefühl: Die große Stunde iſt da! („il gran momento è venuto!“). Die große Stunde zur Abwerfung der Fremd- und Zwingherrſchaft. Der unwiderſtehliche Ausdruck dieſes Gefühls ſchob die Verhandlung konſtitutioneller Doktrinen bei Seite. Italiens Einheit und Unabhängigkeit! wurde die Loſung. Wer aber ſoll, wer kann unſer Führer, wer „la spada d'Italia“ gegen Oeſtreich ſein? Nur der Sardenkönig. Darum geht jetzt Karl Alberts Geſtirn in ſeinem Vollglanz auf und die Städte der Halbinſel widerhallen von dem Hymnus —

„Sorgete Italiani
A vita novella!
D'Alberto la stella
Risplende nel ciel.
Stringiamoci assieme,
Siam tutti fratelli!
In giorni più belli
Ci gioja sperar.“

2.

„Im Hochland fiel der erſte Schuß“.

Zu Bern in der Zeughausſtraße, gegenüber der ehemals katholiſchen, jetzt franzöſiſchen Kirche, ſteht ein aus der Zopfzeit ſtammendes Haus, das „äußere Standesrathhaus“ geheißen, welcher Name ſeinen früheren Sinn längſt verloren hat. Das Gebäude, nach berner Art ſolid aus Quadern erbaut, hat nur das Auszeichnende, daß ſein ganzes Obergeſchoß einen großen Sal bildet. Dieſer Sal iſt heutzutage der Ort der Schwurgerichtsſitzungen und hat ein etwas dürftiges, kahles, an Strafgeſetzbuch, Zuchthaus und dergleichen unäſthetiſche Dinge mehr gemahnendes Ausſehen. Auch Säle haben ja ihre Schickſale. Bis zum Jahre 1848 ſah der in Rede ſtehende ſtattlich genug aus in dem Schmucke ſeiner Seidentapeten und Sammetmöbeln; denn bis dahin diente er der „Hohen Tagſatzung ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft“ zum Sitzungslokal, ſo oft die Reihe, Vorort zu ſein, an Bern kam.

Am 29. Oktober von 1847 ging in dieſem Sal eine bedeutſame Staatsaktion vor ſich. Zum letzten Mal vor dem Zuſammenſturze des Schweizerbundes vom Jahre 1815 war die Tagſatzung vollſtändig verſammelt. Den Vorſitz führte Herr Ochſenbein, als Regierungspräſident des Vororts Bern.

Die Sonderbundskrankheit, an welcher die Schweiz litt, ſollte heute zur vollen Kriſis ausſchlagen.

Dieſes Gefühl ging auch durch die Volksmenge, welche die Straße anfüllte. Sie verhielt ſich ſtill; es war ſo viel Drückendes in der Luft: Bürgerkriegsdrohung im Innern, während, wie es hieß, an der Oſtgränze die Weißkittel und an der Weſtgränze die Rothhoſen ſich anſammelten, um die Aufträge der Firma Metternich und Guizot in der Schweiz zur Ausführung zu bringen.

Die Berner ſind ſonſt nicht eben Flüſterer und Liſpeler, ſondern Lautſprecher. Aber zur Stunde ging es in der Zeughausſtraße faſt flüſternd und liſpelnd zu. Wie würden droben im Tagſatzungsſale die Entſcheidungswürfel fallen? Man errieth es, als jetzt mehrere vierſpännige Kutſchen die Straße herabkamen und vor dem äußeren Standesrathhauſe hielten. Dieſe Wagen waren leer, aber die „Standesweibel" der ſieben Sonderbundskantone kamen, angethan mit ihren mittelalterlich bunten Mänteln, aus dem Hauſe, öffneten die Wagenſchläge und ſtellten ſich zur Seite derſelben auf, als wären ſie bereit, ihren „Tagſatzungsherren" einſteigen zu helfen. „Luget an, das hät ebbis z'bedüte", ſagten die Leute zu einander.

In Wahrheit, es hatte etwas zu bedeuten. Droben im Sale war der Entſcheidungswurf gethan . . . . .

Die Schweiz hat ſich in ihren Geſchicken von 1815 bis 1848 als der politiſche Mikrokosmos Europa's dargeſtellt. Alle die Gegenſätze, welche die europäiſche Geſellſchaft leiſe und laut bewegten, hier trafen ſie in offenem Kampfe aufeinander. Es handelte ſich dabei um die Entſcheidung von zwei großen Fragen. Die eine war prinzipieller, die andere nationaler Natur: die eine hieß Durchführung des demokratiſchen Prinzips in den einzelnen Kantonen der Eidgenoſſenſchaft, die andere Abthuung der kläglichen Bundesverfaſſung von 1815 und Umwandelung des Staatenbundes in einen Bundesſtaat. Auf dieſe „Krönung des Gebäudes" arbeitete die Reformpartei thatkräftig hin, ſeitdem das Jahr 1830 zur Brechung der Rückwärtſerei, wie ſolche durch die Reſtaurationszeit auch in der Schweiz zur Herrſchaft gekommen, das erſehnte und wohlverſtandene Signal gegeben hatte. In allen civiliſirten Kantonen war ſeither das Junker-, Pfaffen- und Bauernregiment dem Vorſchritt des Radikalismus gewichen, welcher in den 30ger Jahren die fröhlichſte und gedeihlichſte Schaffungsthatkraft entfaltete. Radikalismus iſt freilich, obzwar eine gäng und gäbe, eine unrichtige Bezeichnung, weil auch der radikalſte Schweizer noch immer ein erkleckliches Stück von einem Konſervativen. Lächerlich vollends war es, wenn man, wie die Rückſchrittspreſſe zwei Jahrzehnte hindurch beharrlich that, in der Schweiz einen „europäiſchen Revolutionskrater“ und in den ſchweizeriſchen Radikalen kosmopolitiſche Revolutionsmänner erblickte. Die Wahrheit iſt, daß die Schweizer nicht ein Atom von Weltbürgerthum im Leibe hatten und haben und daß ſie nur Schweizer und nichts als Schweizer ſein wollten und wollen.

Der ſchweizeriſche Radikalismus hatte ſich ſchon zum Liberalismus abgedämpft, war auch von inneren Zänkereien und Stänkereien durchfreſſen, zudem durch die notoriſche, mitunter an das Halunkenthum ſtreifende Ungebundenheit von mehr als einem ſeiner Führer dem Bankerott nahegebracht, als durch die „hehre Bewegung“ von 1839, durch den glorreichen „Züriputſch“, zu welchem die unbedachtſame Berufung des Doktor Strauß als Profeſſor der Dogmatik an die züricheriſche Hochſchule nicht das Motiv, aber den Vorwand geliefert hatte, eine bedeutſame Wendung eintrat. Bei dieſer Gelegenheit, allwo die Gehäſſigkeit der Parteileidenſchaften in ihrer ganzen Höhe und die Volksdummheit in ihrer ganzen Dicke ſich ſehen ließ, wurde, wie Jedermann weiß, die Religion glücklich „gerettet“ und die Folge dieſer Rettung war, daß von dem proteſtantiſchen Zürich aus das ultramontane Pfaffenthum der Schweiz die lebhafteſte Ermunterung und Ermuthigung empfing. In Folge deſſen mußte es auch den blödeſten Augen deutlich werden, daß, wie ein Aufklärungsmann pathetiſch ſagen würde, Pietismus und Jeſuitismus nur zwei Zweige an demſelben Upasbaume ſind. Ein heftiger Ruf zur Sammlung erging an Alles, was rückwärtſig in der Schweiz. Alle Poſaunen der Religionsgefahr wurden wüthend geblaſen, alle Pauken der Staatsromantik nicht minder wüthend geſchlagen und ein wunderliches, nicht gerade wohlduftendes Amalgam von ſeſſelſüchtigem Doktrinarismus und brutaler Bauerntölpelei, von Junkerei, Jeſuiterei und Muckerei ſuchte ſich als eine geſchloſſene, über die ganze Schweiz verbreitete Partei dem Liberalismus gegenüber zu organiſiren. Es ſchien gelingen zu wollen, wobei jedoch die oberſte Leitung von den flauen züricher Doktrinären ſehr bald auf die entſchloſſeneren luzerner Rückſchritts- und Gewaltleute überging. Die fromme Wuth dieſer Bande, welche ſich von vornherein des öſtreichiſchen und vielleicht auch des franzöſiſchen Beiſtandes unter allen Umſtänden für ſicher hielt, verdarb ihr das Spiel. Der Liberalismus hatte ſich ſchwach gezeigt, als es gegolten, den Anfängen der Reaktion entgegenzutreten; jetzt aber, als er merkte, daß es um Kopf und Kragen ging, ermannte er ſich wieder. Die Aufhebung der rebelliſchen Klöſter im Aargau durch Regierung und Volksvertretung (1841) war das erſte ſichere Zeichen dieſer Wiederermannung, aber auch das Zeichen zum verſtärkten Geblaſe des ultramontanen Uriſtierhorns. Auf den Vorſchritt des aargauer Kloſteraufhebungsbeſchluſſes gab der Rückſchritt die Berufung der Jeſuiten nach Luzern (1844) zur Antwort. Daraufhin ſetzten die Leidenſchaftlicheren unter den Liberalen im genannten und im folgenden Jahre ihre Freiſcharenzüge gen Luzern, als „das Neſt der Schlange", in Bewegung und das klägliche Mißlingen dieſer übelberathenen und ſchlechtgeleiteten Unternehmungen gab dem Jeſuitismus den Muth, unter kaum maskirtem Beiſtande des Pietismus den übrigens ſchon 1841 vorbereiteten „Sonderbund" (Luzern, Zug, Unterwalden, Schwyz, Uri, Freiburg und Wallis) als lebensgefährlichen Pfahl ins Fleiſch der Eidgenoſſenſchaft hineinzubohren.

Der ſchweizeriſche Liberalismus hätte mit Feigheit geſchlagen ſein müſſen, ſo er dieſe Herausforderung nicht annahm, und mit Dummheit, ſo er im Sonderbund nicht zugleich eine verläßliche Handhabe zur Wiederaufnahme der Bundesreformarbeit erkannte. Die Vollberechtigung aber dieſer Arbeit für alle mit fünf geſunden Sinnen ausgeſtatteten Menſchen darzuthun, genügt ſchon die Hinweiſung auf den Umſtand, daß der Bundesverfaſſung von 1815 zufolge der kleine, arme, tief im Mittelalter ſtecken gebliebene Hirtenkanton Uri mit ſeinen paar tauſend Bewohnern in allen Bundesſachen gerade ſo viel zu ſagen und zu beſtimmen hatte wie der große, reiche, materiell und intellektuell auf hoher Kulturſtufe ſtehende Kanton Zürich mit ſeinen paar hunderttauſend Bewohnern, ſeiner großartig entwickelten Induſtrie und ſeinem Welthandel.

Freilich, wenn der Prophet der alleinſeligmachenden abſolutiſtiſchen Verſumpfungspolitik, Herr von Metternich, und der ordentliche Profeſſor der ebenfalls alleinſeligmachenden konſtitutionellen Korruptologie, Monſieur Guizot, als Repräſentanten der feſtländiſchen Kabinettsweisheit verlangten, daß in der Schweiz Alles beim Alten bleiben, daß Uri gerade ſo viel gelten ſollte wie Zürich, ſo war das, von ihrem Standpunkt aus angeſehen, nicht ſo dumm, wie es ausſah. Denn republikaniſcher Vorſchritt konnte nicht im Intereſſe des monarchiſchen Rückſchritts liegen. Man mußte alſo jenen lahmlegen. Man mußte verhindern, daß die Schweiz aus einem Staatenbund ein Bundesſtaat würde. Man mußte demnach die Bundesverfaſſung von 1815 und das durch dieſelbe garantirte „Kleinod der Kantonalſouverainetät" erhalten*). Denn damit und dadurch verhinderte man die Eidgenoſſenſchaft, im Innern ihre materielle und geiſtige Kultur allſeitiger, gleichmäßiger und kräftiger als bislang zu entwickeln und nach Außen eine berechtigte Machtſtellung zu gewinnen, ſoweit von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein kann. Ein ſolches „böſes“ Beiſpiel durfte nicht gegeben werden. Im Gegentheil, die unglückliche Schweiz —

---

*) Depeſche Eiſingers aus Wien vom 4. Auguſt 1847: „Irre ich nicht, ſo bezieht ſich die Theilnahme, die ſich der Sonderbund im Ausland erworben haben mag" — („erworben haben mag?" man ſieht, der Mann drückte ſich ſehr vorſichtig aus) — „weit weniger auf die Gegenwart als auf die Zukunft, indem hauptſächlich die bedenklichen Folgen, die aus ſeiner

„'s iſt keine Ordnung in der Schweiz,
Im Winter regnet's, im Sommer ſchneit's;
Auch ragen die Berge, die Lümmel,
So unverſchämt in den Himmel —“

ja, die unglückliche Schweiz ſollte vielmehr für die übrigen glücklichen europäiſchen Staaten ein abſchreckendes Exempel abgeben, wie das noch im Oktober von 1850 Czar Nikolaus zu Warſchau mit gewohnter großartiger Offenheit befohlen hat, ſprechend: „Die Schweiz muß man gewähren laſſen. Sie iſt der betrunkene Helot unter den Völkern und gibt ihnen ein warnendes Beiſpiel von Anarchie ...“ Oh, du arme Helotin Helvetia!

Prophet Metternich und Profeſſor Guizot ſahen jedoch im Jahre 1847 die Sache nicht mit dem philoſophiſchen Auge des Czaren an, und da ſie in Betreff des Sonderbundes „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag“ waren, ſo bemühten ſie ſich wetteifernd für die Erhaltung deſſelben, ſowie der ſchweizeriſche Liberalismus die Hände rührte, dem Ding ein Ende zu machen und zwar, wo nöthig, mit Gewalt. Letzteres ſtellte ſich aber immer deutlicher als eine Nothwendigkeit heraus, weil die Häuptlinge der Sonderbündler und ihre Affiliirten in den Nichtſonderbundskantonen gar wohl ſich bewußt waren, nicht nur die Sache der ſchweizeriſchen, ſondern auch die der europäiſchen Reaktion zu führen, und demnach, im feſten Vertrauen

---

gewaltſamen Auflöſung für die Kantonal-Souverainetät hervorgehen, ins Auge gefaßt werden. Auf die ungeſchmälerte Erhaltung dieſer Souverainetät legen die Kontinental-Mächte bekanntlich außerordentlichen Werth.“

S. B. A.

auf die Zuſicherungen des Propheten und des Profeſſors, ihre Gegner zum entſcheidenden Waffengang geradezu herausforderten. Man war freilich in Wien und Paris von Anfang an etwas unklar darüber, wie man eigentlich den lieben Freunden in der Schweiz helfen könnte und wollte. Im Oktober von 1847 hatte man dann den Einfall, die ſüddeutſchen Staaten als Büttel gegen die bundestreuen Schweizer zu Gunſten der ſonderbündiſchen zu verwenden*). In der Downing-Street zu London hatte man aber einen Gegeneinfall. Dem Erzhumbuger Palmerſton nämlich, welcher ſo recht dazu gemacht und angethan war, der leitende Miniſter der Erzheuchlerin Britannia zu ſein und als Geſchäftsführer der engliſchen Oligarchie ſeine ſcheinheiligen, hochnäſigen, widerwärtigen, brutalſelbſtſüchtigen und gewiſſenloſen, von den armen Chineſen, denen ſie ſich mit der Opiumgiftkiſte in der einen und mit der Bibel in der andern Hand aufgedrungen, ſo richtig als „rothhaarige Barbaren“ charakteriſirten Landsleute an der Naſe herumzuführen, — dem Erzhumbuger Palmerſton bot der Sonderbundshandel eine hochwillkommene Gelegenheit, den feſtländiſchen Staatsweiſen wieder einmal einen ſeiner gewohnten „Tricks“ zu ſpielen. Das Wohl oder Wehe der Schweiz war natürlich dem herzloſen Gaukler ganz gleichgültig; allein die ſchöne Gelegenheit, dem öſtreichiſchen Haus-, Hof- und Staatskanzler Eins an das Bein zu geben und dem Louis Philipp von wegen der „ſpaniſchen Heiraten“ einen Gegenpoſſen zu ſpielen, war zu verlockend, um nicht benützt zu werden. Demgemäß erhielt der engliſche Geſandte am eidgenöſſiſchen

---

*) Eſſinger am 19 Oktober: „Für den Fall, daß in Folge der Ereigniſſe, welche ſich in der Schweiz vorbereiten, gemeinſame Maßregeln im Intereſſe der Nachbarſtaaten liegen würden, ſollten an Baiern und Würtemberg, vielleicht auch an Baden, Anfragen über ihre Geneigtheit, dieſe Maßregeln zu übernehmen, gerichtet werden. Die Anfrage iſt im Laufe des vorigen Monats wirklich geſchehen, jedoch ablehnend beantwortet worden und hat beſonders in Stuttgart keinen Anklang gefunden.“ S. B. A.

Vorort, Robert Peel der Jüngere, die Inſtruktion, die ſonderbundsfreundlichen Machenſchaften ſeines öſtreichiſchen und ſeines franzöſiſchen Kollegen möglichſt zu durchkreuzen. Dieſe Machenſchaften ſind von dem „Holzgrafen“, wie die Schweizer den Namen des franzöſiſchen Geſandten Bois-le-Comte ſcherzend überſetzten, mit größter Schamloſigkeit betrieben worden. War doch die franzöſiſche Geſandtſchaftskanzlei geradezu das Korreſpondenzvermittlungsbureau zwiſchen den Sonderbündlern der Oſt- und Weſtſchweiz und bis zuletzt hat der Herr „Holzgraf“ nach Anweiſung ſeines Meiſters Guizot alles Mögliche gethan, um die geliebten Jeſuiten und Jeſuiterlinge oben zu halten. Man darf hiebei allerdings nicht überſehen noch verſchweigen, daß Guizot wie Metternich und die Regierungen ſämmtlicher Nachbarſtaaten der Schweiz von der aufrichtigen Angſt erfaßt waren, ein energiſcher Aufſchwung des ſchweizeriſchen Liberalismus, ein ſiegreiches Durchhauen des Sonderbundsknoten könnte zündende Funken in die allwärts auf dem Feſtland Europa's gehäuften Brennſtoffe werfen*). Dies glaubten Guizot und Metternich durch Unterſtützung der Sonderbündelei verhindern zu können. Auf der andern Seite, auf der Seite der ſchweizeriſchen Sonderbundsfeinde, war man ſich auch gar wohl bewußt, daß man gewiſſermaßen den Schlauch des Aeolus in den Händen halte, ein Bewußtſein, das vollſtändig gerechtfertigt wurde durch die ungemeine Spannung, womit Europa auf die in der Schweiz ſich verbreitende Entſcheidung blickte, auf den anhebenden „Sturm im Glaſe Waſſer“, von welchem die einen ſo vieles hofften, die anderen alles fürchteten.

Die Gegenſätze hatten an Schärfe und Zuſpitzung gewonnen, als mit dem Anfang des Jahres 1847 Bern Vorort wurde und der Freiſcharengeneral von 1845, Ochſenbein, inzwiſchen zum dortigen Regierungspräſidenten aufgeſtiegen, als Bundespräſident in Funktion trat. Profeſſor Guizot hielt es jetzt für zeitgemäß und dringlich, durch ſeinen Famulus Bois-le-Comte den oberſten Magiſtrat der Eigenoſſenſchaft ſo recht ex cathedra ſchulmeiſtern zu laſſen. Der Holzgraf gab mündlich und ſchriftlich Muſternoten von Taktloſigkeit und Lümmelei von ſich. Allein Profeſſor und Famulus waren damit an den Unrechten gekommen. Als der franzöſiſche Geſandte am Schluſſe einer Audienz drohend die Interventionskarte ausſpielte, warf der Bundespräſident alsbald den Trumpf drauf: „Wollen die alliirten Mächte va banque ſpielen, wohl, ſo werden wir mitſpielen (si les puissances alliées veulent jouer va banque, nous jouerons avec!)“

---

*) Dieſe Angſt dokumentiren ſehr deutlich die Depeſchen Effingers vom 22. und 26. Oktober und vom 2. November.

Beim Zuſammentritt der ordentlichen Tagſatzung von 1847 am 5. Juli wurde alsbald klar, daß die bundesgetreue Mehrheit der Kantone (12 Stimmen) entſchloſſen war, gegen den Sonderbund thatkräftig vorzugehen. Es war dazu hohe Zeit; denn bereits ſtand der Sonderbund in Wehr und Waffen, hatte auch in der Perſon des Herrn von Salis-Soglio aus Graubünden einen General ſich erkoren, einen Kriegsrath aufgeſtellt, die Truppen der zu ihm haltenden ſieben Kantone in vier Diviſionen eingetheilt und machte ſich mit Getrommel und Säbelgeraſſel möglichſt laut und unangenehm. Die Mehrzahl der Bevölkerung in den ſieben Kantonen war gehörig fanatiſirt, denn

„Pfaffen haben lange Zungen
Und das Volk hat lange Ohren.“

Sehr lange, in der That, und je dickere Lügen man in dieſe langen Ohren hineinſchreit, deſto willkommener ſind ſie. Die armen verhetzten Hirten und Bauern von Uri, Schwyz, Zug, Unterwalden, Luzern, Freiburg und Wallis glaubten in ihrer biderben Einfalt alles Ernſtes, die „dreimal vermaledeiten Ketzer von Radikalen" wollten ihnen ihre Religion rauben. Wären dieſe zweifelsohne aufrichtig überzeugten Menſchen im Stande geweſen, ihre Denkapparate ſoweit in Bewegung zu ſetzen, um ſich die einfache Frage vorzulegen und zu beantworten, was denn wohl die Radikalen mit der „Religion", auf welche man ihnen ſo ſträfliche Abſichten zuſchrieb, nach glücklich vollzogenem Raube anfangen ſollten, ſo würde die Siedhitze ihres Fanatismus und ihrer Beſorgniſſe beträchtlich ſich vermindert haben. Es war aber dafür geſorgt, daß dieſer Fall nicht eintreten konnte. Mußte doch auch die antiſonderbündiſchgeſinnte Mehrheit der Bewohnerſchaft der Städte Luzern, Zug und Freiburg ſchweigend unter das Joch der Diktatur des ſonderbündiſchen Kriegsraths ſich ducken. Die chriſtlichen Herren Häuptlinge des Sonderbundes hatten den heidniſchen Schreckensmännern von 1793 gar manchen Handgriff abgelernt. Es iſt ja für Heiden und Juden und Chriſten gleich ſüß, ihre lieben Mitbrüder in Zeus, Jahve oder Chriſtus zu unterdrücken und zu quälen, und wer gerade Hammer iſt, den kümmert es wenig, wie dem Amboß zu Muthe.

Alles zuſammengehalten, wird ein unbefangener und wiſſender Urtheiler nicht anſtehen, zu ſagen, daß die Durchführung des Widerſonderbundsgeſchäftes durch die ſchweizeriſchen Liberalen mit zu den beſten Thaten gehört, welche in der modernen Welt dem Republikanismus überhaupt gelungen ſind. Schon die Herbeiführung der Möglichkeit, dieſes Geſchäft ernſtlich anzufangen, d. h. die Sicherung der Stimmenmehrheit im Schooße der Tagſatzung, hatte große Geſchicklichkeit und Ausdauer erfordert. Bei der feierlichen Eröffnung der Verſammlung am 5. Juli that der Bundespräſident eine Rede, in welcher er ganz offen und ehrlich die Abſichten und Ziele des Liberalismus angab und zugleich an die Adreſſe der auswärtigen Kabinette ſehr beherzigenswerthe Worte richtete, welche natürlich unbeherzigt blieben. „In der neuen Welt, welche durch die rieſenhaften Vorſchritte der Wiſſenſchaft, der Induſtrie und der politiſchen Bildung aufgebaut worden iſt, ſtehen noch ſichtbar die Pfeiler der Vorzeit, die mumienhaften ſozialen Einrichtungen, angehörend einer längſt verſchwundenen Anſchauungsweiſe, anderen Begriffen, anderen Verhältniſſen und Bedürfniſſen, auf keine andere Grundlage geſtützt, als auf die Macht der Gewohnheit, des Ehrgeizes oder des Eigennutzes, Strukturen, welche bei der leiſeſten Erſchütterung wie verwittertes Gemäuer auseinanderzufallen drohen. Nur der Verſtocktheit gegenüber dem geiſtigen Wehen der Zeit muß das die Staaten Europa's durchzuckende Feuer zugeſchrieben werden. Schon wetterleuchtet es, aber der europäiſche Staatenkoloß achtet deſſen nicht; er ſchläft, aber einen gefährlichen Schlaf.“ Nicht minder deutlich wurde jede fremde Einmiſchung des Auslands in die inneren Angelegenheiten der Eidgenoſſenſchaft zurückgewieſen. Die ganze Rede war ſo gehalten, daß die Geſichter der fremden Diplomaten, welche in der Heiligengeiſtkirche, wo die Feierlichkeit ſtatthatte, anweſend waren, um ein Betkächtliches ſich verlängerten. Zum Ueberfluß wiſperten ihnen ſonderbündleriſche Zungen in die Ohren: „Das iſt ja eine Kriegserklärung des Radikalismus gegen die Monarchieen Europa's!“

Die Sonderbundsfrage kam bald zur Verhandlung. Die Sonderbündler aber trugen den Kamm ſehr hoch. Der Geſandte Luzerns erklärte hoch herab, falls die Klöſter im Aargau wiederhergeſtellt würden, falls man die Jeſuitenfrage „aus Abſchied und Traktanden fallen ließe“, falls man auf jede die Souverainetät der Kantone beeinträchtigende Aenderung der Bundesverfaſſung verzichten wollte, dann ließe ſich etwa von der Auflöſung des Sonderbundes reden. Dann raſſelte der Geſandte von Schwyz gewaltiglich mit dem Schwerte von Morgarten und horribilikribrifaxte dazu: „Mein Kanton iſt bereit, den Fehdehandſchuh aufzunehmen; aber nur über die Leichen der Enkel Tells und Winkelrieds wird man in die Thäler der uralten Freiheit eindringen.“ (Man iſt um viel billigeren Preis nachmals in dieſe Thäler eingedrungen und ſelbſt die Leiche des Schwertraſſelers iſt nirgends ſichtbar geworden.) Solchem Hochmuth und ſolchem Gepolter traten insbeſondere die Geſandten von Zürich und Thurgau mit Widerlegungen gegenüber, welche in der ruhigklaren Form ſtaatsrechtlicher Beweisführung ſich bewegten, aber nur um ſo vernichtender waren. Am 20. Juli hat dann auf den Antrag Berns die Tagſatzung die Auflöſung des Sonderbundes beſchloſſen; am 16. Auguſt erneuerte ſie einen ſchon i. J. 1832 gefaßten Beſchluß, daß die Bundesverfaſſung einer Reviſion zu unterziehen ſei; am 3. September wurde ſie ſchlüſſig, Luzern, Schwyz, Wallis und Freiburg zur Entfernung der Jeſuiten einzuladen und künftig dem Orden von Bundeswegen die Schweiz zu verſchließen. Dann vertagte ſich die Verſammlung bis zum 18. Oktober, gewärtig, ob die Sonderbündler den Beſchlüſſen der höchſten Bundesinſtanz ſich fügen würden oder nicht.

Sie haben ſich nicht gefügt und ſind von Wien und Paris aus in ihrem Widerſtande fort und fort beſtärkt worden, ſchon dadurch, daß man von dorther eine Intervention zu ihren Gunſten in beſtimmte Ausſicht ſtellte. Wie man aber interveniren ſollte, darüber blieben Metternich und Guizot noch immer unklar und ſchwankend, bis man ſich, während der Vertagung der Tagſatzung, halb und halb zu einer Sperrung der Schweizergränze entſchloß*). Der halbe Entſchluß blieb unausgeführt und die Häuptlinge des Sonderbundes erhielten bald Gelegenheit, über die Verläßlichkeit ihrer Gönner in Wien und Paris nicht ſehr angenehme Gedanken ſich zu machen. In Wahrheit, ſie haben außer dummen Rathſchlägen von daher und von dorther nichts

*) Effinger am 16. Oktober: „Es iſt in Wien ſtark die Rede von Vorbereitungen zu einer militäriſchen Cernirung der Schweizergränze vom Bodenſee bis zum Lago maggiore." Am 18. Oktober: „Die Bedenken, welche Baiern und Würtemberg gegen eine Mitwirkung von einer gegen die Schweiz beabſichtigten Gränzſperre hatten, ſcheinen beſeitigt." S. B. A.

erhalten als etliche Stücke Geſchütz, etliche Kiſten mit Munition und ganz jämmerliche Bagatellſummen an Geld. Auch das Herbeiſtrömen von vornehmen und gemeinen, patriziſchen und plebejiſchen Kriegsinduſtrierittern von auswärtsher zur Sonderbundsfahne, das Manſchen und Pantſchen franzöſiſcher Legitimiſten und Orleaniſten, baieriſcher Päpſtler, ſtadtbaſeliſcher Pietiſten und berner Patrizier im Sonderbundslager war für die Sonderbündler weit mehr vom Uebel als vom Heil. Aus Oeſtreich war, um ſeinen „ritterlichen" Degen der Jeſuitenſache zu widmen, der Fürſt Friedrich von Schwarzenberg gekommen, der „Landsknecht". Barbariſches Jahrhundert, wo ein Menſch eine Ehre darin finden kann, ſich einen Landsknecht zu nennen! Barbariſches Jahrhundert, deſſen höchſte, geſuchteſte und belohnteſte Kunſt die Mordkunſt iſt und welches den Triumph der Wiſſenſchaft in der Findung von raffinirten Vernichtungsmitteln erblickt! Und wir rühmen uns unſerer Civiliſation, wir „humanen" Europäer, und ſind doch unendlich viel weiter als unſere Großväter von der Erkenntniß entfernt, daß der nächſte beſte Bauer, welcher, zuribieteriſch zu ſprechen, ſeine wenn auch nicht ſehr wohlriechende „Friedenskanone" ladet und entladet, unendlich viel mehr für die Menſchheit thut als alle die Erfinder von Monſtrekriegskanonen, als alle die „Helden" von Schlächtern, welche freilich die Erde ebenfalls düngen, aber mit Blut, Leichen und Thränen. So lange die Nebukadnezare und Napoleone als „große" Männer und „Heroen" geprieſen werden, ſollte man fürwahr nicht von einer Geſchichte der Menſchheit, ſondern nur von einer Geſchichte der Beſtienheit reden. Im Uebrigen hat von den Heldenthaten, welche der „Landsknecht" unter der Sonderbundsfahne verrichtete, kein Menſch etwas geſehen oder gehört; aber ſchade iſt es, ſehr ſchade, daß nicht noch ein anderer „frommer" Landsknecht von damals, der Fürſt Felix von Lichnowsky, ſeinen ritterlichen Degen ebenfalls für den Sonderbund gezogen hat. Dieſer moderne „miles gloriosus" wäre da ganz an ſeinem Platze geweſen. Denn mit Bramarbaſiren war man im Sonderbundslager wahrlich nicht ſpröde und blöde. Man theilte auch, ſiegesſicher, das Fell des zu erlegenden Bären zum Voraus, indem man eine Karte der künftigen Schweiz entwarf, auf welcher Karte den widerſonderbündiſchen Kantonen ſehr übel mitgeſpielt wurde. Auch auf die Einſetzung „proviſoriſcher" Regierungen in den zu beſiegenden Halb- und Ganzketzerlanden war man vorſorglich bedacht.

Derweil hatte ſich am 18. Oktober die Tagſatzung, auch von den Sonderbundsſtänden noch beſchickt, wieder „beſammelt", ſchweizeriſch zu reden. Die Sache war im Grunde hüben und drüben ſchon auf des Schwertes Schärfe geſtellt; aber dennoch beſchloß die bundesgetreue Mehrheit, durch Sendung von Friedensboten in die ſieben Sonderbundskantone noch einen Verſöhnungsverſuch zu machen, deſſen Scheitern jedoch die ſonderbündiſchen Tagſatzungsgeſandten ebenſo trotzig als richtig vorausſagten. Da aber zur ſelben Zeit der Waffenlärm aus dem Sonderbundslager immer herausfordernder herüberſchollr, ſo war es dringend geboten, daß auch die Bundestreuen ſich vorſahen. Am 21. Oktober wählte die Tagſatzung den Genfer Dufour, einen konſervativen Mann und in der napoleoniſchen Schule gebildeten Offizier, zum Bundesgeneral und drei Tage ſpäter rief ſie vorläufig 50,000 Mann zum eidgenöſſiſchen Dienſt auf. Wiederum vier Tage nachher trat auf Betreiben der ſtadtbaſeliſchen Geſandtſchaft eine letzte Vermittelungskonferenz zuſammen, in welcher die Bundestreuen mit Stimmenmehrheit bis zur äußerſten Gränze der Nachgiebigkeit gingen, indem ſie vorſchlugen, die Jeſuitenfrage einem ſchiedsrichterlichen Entſcheide des Papſtes anheimzugeben, — eine echtliberale Schwachmattigkeit! „Ja", ſagten die Sonderbündler, „aber unter der Bedingung, daß auch die aargauer Kloſterfrage der Entſcheidung des Papſtes unterſtellt wird“. Das war ſelbſt den frommen, friedelechzenden Stadtbaſelern zu dick, zu „urchig“- und uriſtierig-ultramontan. Man trennte ſich unverrichteter Dinge.

Am folgenden Tage, am 29. Oktober, that man dies ſo zu ſagen in Gala, nämlich in offener Tagſatzung, verſammelt im „äußeren Standesrathhaus“ in der Zeughausſtraße zu Bern.

Die Sonderbündler traten da mit dem Geſammtantrag hervor, ſie wollten ihren Bund auflöſen, falls ihnen zuvor garantirt würde das Fallenlaſſen der Jeſuitenfrage, die Wiederherſtellung der aargauer Klöſter und die Beibehaltung der Grundprinzipien des fünfzehner Bundes. Für dieſen Antrag gewannen ſie außer ihren ſieben eigenen nur die Stimme des amphibiſchen Kantons Neuenburg, welcher dazumal noch weder Fleiſch noch Fiſch geweſen iſt, weil Mitglied einer Föderativrepublik und zugleich ein Fürſtenthum des Hauſes Hohenzollern, eines der vielen verzwickten und verzwackten Machwerke des wiener Kongreſſes, die unmöglich dauern konnten. Die Mehrheit blieb feſt und verwarf auch den Zuſatzantrag Luzerns, das Aufgebot eidgenöſſiſcher Truppen zurückzunehmen, worauf der Sonderbund ebenfalls entwaffnen würde. Das ganze Ergebniß der Sitzung war ſo ſehr von den Sonderbündlern vorausgeſehen worden, daß in ihrem Namen der erſte Geſandte Luzerns ſofort eine Erklärung bereit hatte, des Inhalts, daß die ſieben Kantone „vor dem beſchloſſenen Bürgerkriege weichen“, d. h. die Tagſatzung verlaſſen und „das Schwert zu gerechtem Widerſtande ergreifen würden“. Selbſtverſtändlich mußte, wie das bei ſolchen Gelegenheiten üblich, auch noch der Herrgott behelligt werden, indem der Luzerner mit hinlänglichem Pathos ſchloß: „Nun es dahin gekommen, mag zwiſchen uns und euch Gott der Allmächtige richten, dem wir die Sache anheimſtellen und auf den die ſieben Stände ihr feſtes Vertrauen ſetzen“. Wogegen der Geſandte von Solothurn, ein milder und maßvoller Mann: „Laßt

Gott aus dem Spiele! Es iſt unangemeſſen, ſeinen Namen anzurufen für eine Sache, die nicht von göttlicher, ſondern von teufliſcher Art iſt." Darauf Luzern: „Herr Präſident, ich verlange den Ordnungsruf gegen Solothurn." Aber der Bundespräſident: „Ich verweigere denſelben als ungerechtfertigt."

Die Geſandten der ſonderbündiſchen Kantone erhoben ſich und verließen, den luzerniſchen an ihrer Spitze, den Sal. Noch an demſelben Tage wurde von Bern aus in die Kloaka Maxima der Don-Guizoterie in Paris, in das Journal des Debats, das „holzgräfliche" Lügenmärchen geſpritzt, das ergreifende Schauſpiel des Ausbruchs der Sonderbündler aus der Tagſatzung ſei von der liberalen Mehrheit mittels Spottes und Hohns entwürdigt und entweiht worden. Auf Seite der Weggehenden ſei Ueberzeugung, Einfachheit, Würde, edles, tiefes, ſchmerzliches Gefühl geweſen; auf Seite der Dableibenden erkünſtelte Gleichgültigkeit, Leichtſinn und Muthwille. Die Wahrheit iſt aber, daß auf dem Geſichte des luzerniſchen Sprechers, als er, die ſonderbündiſchen Geſandten hinter ſich, den Sal verließ. die Zornröthe flackerte, daß der Geſandte von Stadtbaſel laut weinte, daß die liberale Mehrheit ein würdiges Schweigen beobachtete, daß, als die Sonderbündler aus dem Hauſe traten und ihre bereitſtehenden Reiſewagen beſtiegen, die Tagſatzungswache ihnen zu Ehren ins Gewehr gerufen und die Trommel gerührt wurde, ſowie endlich, daß die verſammelte Volksmenge die Scheidenden ohne Gruß und Dank, aber auch ohne irgendwelche kränkende Bezeigung abfahren ließ.

So war der parlamentariſche Entſcheidungswurf gethan und die Würfel der ſchweizeriſchen Geſchicke hatten hinfort auf dem Schlachtfelde zu rollen. Glücklicher Weiſe ſollte das Schlachtfeld kein ſehr blutiges ſein. Für möglichſtes Maßhalten auf Seiten der Tagſatzungsmehrheit bürgte ſchon der Charakter der drei Männer, welche ſommerlang dieſe Mehrheit geleitet hatten:

Furrer aus Zürich, Munzinger aus Solothurn und Kern aus dem Thurgau. Das angehobene Werk ſollte durchgeführt und mit einer neuen, vernunft- und zeitgemäßen Bundesverfaſſung gekrönt, aber der zu dieſem Zwecke unumgänglich gewordene Bürgerkrieg ſollte, ſoweit es eine Menſchenmöglichkeit, ſeiner Schrecken entkleidet werden. Eine ſtarke Garantie hiefür bot auch die Sinnesweiſe des Bundesgenerals Dufour, welcher von vornherein nicht allein nach dem kriegswiſſenſchaftlichen Grundſatze: „Vorſicht iſt die Mutter der Tapferkeit!“ ſondern auch nach den Grundſätzen der Vaterlandsliebe und Humanität verfuhr, als er darauf beſtand und dafür ſorgte, daß dem Sonderbund eine ſtarke eidgenöſſiſche Uebermacht gegenübergeſtellt und damit die Möglichkeit gegeben würde, dem ganzen Unweſen ein raſches und wenig blutiges Ende zu bereiten. Der General gehörte, wie ſchon erwähnt worden, der konſervativen Partei an; auch die unter ihm befehligenden eidgenöſſiſchen Oberſten Ziegler, Donats, Burckhardt, Bontemps und Bourgeois zählten entſchieden zu derſelben Partei und ſchon dieſer Umſtand hätte der europäiſchen Diplomatie, ſo ſie hätte ſehen wollen, zeigen können, daß die Ausführung der Tagſatzungsbeſchlüſſe gegen den Sonderbund keineswegs nur eine „Intrike des Radikalismus“, ſondern vielmehr eine ſittliche und politiſche Nothwendigkeit war, wobei es um Sein oder Nichtſein der Schweiz ſich handelte. Das begriff die überwiegende Mehrzahl der Konſervativen in den Mehrheitskantonen und richtete ihr Gebaren darnach ein. Auf der gegenüberſtehenden Seite iſt es ein Kurioſum geweſen, daß der Sonderbundsgeneral ein Proteſtant war, und eine Thatſache, daß es dem Diktator des Sonderbundes, dem Kriegsrathspräſidenten Siegwart Müller und ſeinen geiſtlichen und weltlichen Haupthelfershelfern doch nur ſehr ſporadiſch gelang, das Volk der Sonderbundskantone ſo in Verblendung und Wuth hineinzuhetzen, daß von einem „Krieg bis auf's Meſſer“ hätte die Rede ſein können. An manchen Orten ließen es die „Diener der Religion der Liebe“ an der Anwendung der äußerſten Reizmittel freilich nicht fehlen, thaten aber hiebei nicht ſelten den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. So z. B. wenn ſie den guten freiburger Bauern des beſtimmteſten verſprachen, die berner Ketzer würden, ſowie ſie den freiburgiſchen Boden beträten, auf drei Tage mit Blindheit geſchlagen werden; oder, falls die Stadt Freiburg von den eidgenöſſiſchen Truppen angegriffen werden ſollte, würde die allerheiligſte Jungfrau Maria auf einer blitz- und donnerträchtigen Wolke zum Schutze der Stadt herbeieilen. Außerhalb der Schweiz machten die Sonderbundsfreunde eifrig in komiſcher Zeitungsmakulatur, indem ſie ſich über die ſonderbündiſche Widerſtandsfähigkeit und Widerſtandsluſt, vornehmlich in den Urkantonen, Wunderlichſtes einbildeten. So ſchrieb z. B. unterm 11. November ein bekannter Jeſuit aus Paris in die Allgemeine Zeitung: „Geſetzt, Luzern würde eingenommen, ſo erfolgt nun erſt der wahre Kampf. In den Rachen des Löwen (d. h. in die Waldſtätte) wird man ſich nicht hineinwagen.“ Vierzehn Tage darauf hatte man ſich aber, wie Jedermann weiß, mitten in dieſen fürchterlichen Rachen hineingewagt und der Löwe führte ſich ganz manierlich auf, gerade ſo manierlich, wie das von dem ſchwyzer Junker Schorno im Tagſatzungsſale zu Bern geſchwungene „Schwert von Morgarten“ oder wie die von einem anderen ſchwyzer Junker, Abyberg, am 26. September auf der Landsgemeinde bei Rothenthurm zur Zeugin ſeiner zu verrichtenden Heldenthaten angerufene „Sonne von Morgarten“. Bekanntlich ſind dieſe abybergiſchen Heldenthaten davonlaufender Art geweſen. Haſen mit acht Füßen ſollten es billig unterlaſſen, wie Löwen brüllen zu wollen. Dergleichen Flunkereien waren auch gar nicht nach dem Sinne der einfachen Bevölkerungen der Urkantone, wo, wie das ja unter ähnlichen Verhältniſſen allzeit und überall geſchieht, eine fanatiſirte Minderheit die verſtändigere und darum beſorgnißvolle Mehrheit terroriſirte. Wäre dem nicht ſo geweſen, ſo würde der Sonderbund einen thatſächlichen Widerſtand gegen die Eidgenoſſenſchaft überhaupt nicht verſucht haben*).

Am 4. November befahl die Tagſatzung dem Bundesgeneral, ihre Beſchlüſſe vom 20. Juli gegen den rebelliſchen Sonderbund in Vol[illegible]u ſetzen, und Dufour ging an's Werk. Er hatte unter ſei[illegible]ehl ſieben Diviſionen Fußvolk, drei Artillerie- und drei R[illegible]rigaden, im Ganzen 98,861 Mann, wogegen der Sonderbund aufgebracht hatte 84,940 Mann, aber mit Einrechnung von nicht weniger als 47,531 Mann Landſturm. Das ſonderbündiſche Heer war dem eidgenöſſiſchen in keiner Weiſe gewachſen, weder an Zahl, noch auch in Betreff der Führung, des Truppenmaterials, der Organiſation und der Ausrüſtung. Der franzöſiſche Geſandte, in ſeiner zärtlichen Beſorgniß für den Sonderbund, ſandte deßhalb Depeſche auf Depeſche nach Paris, um die Intervention zu beſchleunigen, und Guizot ſeinerſeits trieb in Wien zu eilfertigem Handeln, ohne jedoch ſeinen Zweck erreichen zu können**). Palmerſton hinwiederum ließ durch ſeinen Geſandten in Bern der ſonderbundsfreundlichen Diplomatie möglichſt viele Knüppel zwiſchen die Beine werfen und Sir Robert Peel ſtand nicht an, mehr oder weniger laut merken zu laſſen, das Geſcheidteſte ſei, die Niederwerfung des Sonderbundes zu einer „vollendeten Thatſache“ zu machen, bevor der Prophet in Wien und der Profeſſor in Paris zu einem feſten Entſchluſſe kämen. Es ging und geht auch die Sage, und zwar die ausnahmsweiſe ſehr hiſtoriſche Sage, der engliſche Geſandtſchaftskaplan Temperley ſei — natürlich nur zu ſeinem Privatvergnügen — von Bern ins Hauptquartier Dufours gegangen und habe dort — ganz auf eigene Hand, verſteht ſich — das nachdruckſame Diktum von ſich gegeben: „Macht ſchnell (dépêchez-vous)!“

---

*) Ich ſpreche aus eigener Anſchauung, indem ich, von Jugend auf mit den Zuſtänden der Schweiz bekannt, im Sommer von 1847 die Urkantone bereiſ'te und namentlich während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts auf dem Rigi mit den verſchiedenartigſten Perſönlichkeiten aus den Waldſtätten und aus Luzern verkehrte. Sehr lebhaft erinnere ich mich auch, daß ein luzerner Offizier (S.), welcher zum Adjutantendienſt beim Sonderbundsgeneral aus dem neapolitaniſchen Dienſte heimberufen war, eines wunderſchönen Morgens auf dem „Känzeli" uns auseinanderſetzte, daß und warum die Entſcheidung des ſchon mit Beſtimmtheit erwarteten Krieges höchſt wahrſcheinlich unfern von Luzern im Reußthale ſtattfinden würde, wie dann auch geſchehen iſt.

**) Depeſche Effingers vom 13. November: „Eine neue Anregung zur Intervention geht von Paris aus. Es kommt aber zu keiner Verſtändigung." S. B. A.

Und, in Wahrheit, ſie machten ſchnell, obzwar nicht überſtürzeriſch, ſondern vorſichtig, weil, wie ſchon erwähnt, Vorſicht die Mutter der Tapferkeit iſt. Während das Interventions-Pourparler weiter zwiſchen Wien und Paris hin und herging, während die „Kabinette eifrig damit beſchäftigt waren, über die Grundlagen des Manifeſtes ſich zu verſtändigen, welches ſie an die Eidgenoſſenſchaft zu richten beabſichtigten“*), wurde das Werk gethan und ſo gethan, daß jeder Vorwand für eine auswärtige Einmiſchung wegfiel. Denn die Nachbarſtaaten der Schweiz wurden in keiner Weiſe geſchädigt, beläſtigt oder auch nur verunbequemt und es ſteht feſt, daß niemals ein Bürgerkrieg ſo raſch, ſäuberlich und manierlich geführt und beendigt worden iſt wie der ſchweizeriſche Sonderbundskrieg von 1847.

Die Feindſeligkeiten wurden von den Sonderbündlern angehoben und zwar ſchon am 3. November durch Beſetzung der Gotthardspaßhöhe auf teſſiniſchem Gebiet. Es folgten dann, während der Bundesgeneral mit dem Hauptharſt der eidgenöſſiſchen Armee gegen Freiburg ſich wandte, die reſultatloſen ſonderbündiſchen Angriffsſtöße von Luzern aus gegen das aargauer Freiamt. Am 14. November ergab ſich Freiburg, da von der verſprochenen und zuverſichtlich erwarteten blitz- und donnerträchtigen Jungfrau-Maria-Rettungswolke nichts zu ſehen war, ohne Schwertſchlag an die Eidgenoſſen. Sofort lenkte Dufour ſein Heer gegen die innere Schweiz und ſchon am 21. November ſprang ein zweiter Ring aus der Sonderbundskette, indem Zug kapitulirte. Zwei Tage darauf, am 23., erfolgte in der Reußthalniederung bei Gislikon und auf den Abhängen des Rothenbergs, wo die Hauptſtreitmacht des Sonderbundes Stellung genommen, um Luzern zu decken, der Hauptſchlag. Dieſes Treffen bei Gislikon und am Rothenberg war der ernſthafteſte Zuſammenſtoß der beiden Heere während des ganzen Feldzugs und es wurde an dieſem Tage viel verſchwendet, glücklicherweiſe aber viel weniger Blut als Pulver, indem mehr als 1000 Geſchütz- und mehr als 200,000 Gewehrpatronen verknallt worden ſind, die Eidgenoſſen aber ihren Sieg nur mit 19 Todten und 76 Verwundeten zu bezahlen hatten. Der ganze Krieg hat auf eidgenöſſiſcher Seite gekoſtet 74 Todte und 377 Verwundete, auf ſonderbündiſcher 50 Todte und 175 Verwundete (oder gar nur 24 Todte und 116 Verwundete): immer noch genug und übergenug, aber doch verhältnißmäßig eine geringe Anzahl von Opfern. Und das war und iſt in den Augen von denkenden Menſchen das ſchönſte Verdienſt des Bundesgenerals, ein nicht nur humanes, ſondern auch ein politiſches Verdienſt. Denn indem Dufours ſtrategiſche Geſchicklichkeit den Sieg der eidgenöſſiſchen Waffen zu einem verhältnißmäßig ſo unblutigen zu machen verſtand, hat er zur nachmaligen Verſöhnung, Befriedung und Befreundung der Gemüther auf beiden Seiten ein Großes beigetragen.

---

*) Depeſche Eſſingers vom 21. November. S. B. A.

In der Nacht vom 23. auf den 24. November fuhr der Diktator des Sonderbundes ſammt den ſonderbündiſchen Kriegsraths- und luzerner Regierungsherren, kurz mit der ganzen Jeſuitenblaſe, die ſonderbündiſche Kriegskaſſe, ſowie den koſtbaren „Landsknecht“ nicht zu vergeſſen, von Luzern weg und fliehend den Vierwaldſtätterſee hinauf gen Uri, von wo die Flucht raſch weiter ging. Als der geſchlagene Sonderbundsgeneral von

Gislikon nach Luzern zurückkehrte und keine Regierung, keinen der Horribilikribrifaxe und Taradiridatumdarideſſe mehr vorfand, welche wenige Tage zuvor noch feierlich erklärt hatten, „unter keinen Umſtänden zu weichen und unter ſich und mit dem Volke zuſammenzuhalten, möge kommen, was immer wolle“, da that er einen Soldatenfluch und rief aus: „Niemals hätte ich mich dazu hergegeben, das Kommando zu übernehmen, ſo ich gewußt, daß ich es mit ſolchen Hundsföttern zu thun haben würde“. Was noch von luzerner Truppen in der Stadt und ihrer Umgebung ſtand, lief auseinander, die Urkantönler zogen in ihre Heimatkantone ab, die Luzerner pflanzten die eidgenöſſiſche Fahne auf die Thürme ihrer Stadt und um 11 Uhr Vormittags am 24. November zogen die Eidgenoſſen triumphirend in dieſelbe ein. Am folgenden Tage kapitulirte Unterwalden, am 26. Schwyz, am 27. Uri, am 29. auch Wallis. Das Sonderbundsſkandal war aus und vorbei*).

---

*) Dieſes Kapitel iſt niedergeſchrieben worden, bevor der 8. Band der guizot'ſchen „Mémoires“ erſchien. Derſelbe enthält einen langen Abſchnitt „La Suisse et le Sonderbund“, worin der Verfaſſer das Verhalten des franzöſiſchen Kabinetts gegen die Schweiz zur Sonderbundszeit zu rechtfertigen ſucht. Das gelingt ihm aber ſehr ſchlecht und das von ihm beigebrachte diplomatiſche Material kann mich zu keiner Aenderung an meiner Auffaſſung und Darſtellung beſtimmen. Herr Guizot gibt mit ſüßſaurer Miene zu, daß Lord Palmerſton in der Sonderbundsſache die feſtländiſche Diplomatie am Narrenſeil herumgeführt habe. Noch mehr, er thut — zu ſeiner Ehre ſei es geſagt — halbwegs Buße für die arge Dummheit, welche er und Louis Philipp mit ihrer Parteinahme für den Jeſuitismus und den Sonderbund begangen haben. Einestheils will er ſich freilich von dieſer Sünde weißbrennen, indem er behauptet, daß er ſich nur bedingungsweiſe zu einer Intervention herbeigelaſſen haben würde — („nous étions bien décidés, d'une part, à n'intervenir en Suisse que si une longue, oppressive et douloureuse anarchie en faisait généralement sentir la nécessité; d'autre part, à ne pas souffrir qu'aucune autre puissance y intervînt sans y prendre nous-mêmes une forte et sûre position“, p. 514) — anderntheils halſ't er die ganze Dummheit dem Geſandten Bois-le-Comte auf (p. 516). Der

Es galt jetzt, den Sieg zu benützen, wobei der Liberalismus den Vorwurf auf ſich gezogen und theilweiſe auch verdient hat, daß ihm ſeine Natur, d. h. ſeine Halbheit, hinderlich geweſen ſei, dieſe Arbeit gründlich zu thun. Namentlich behaupteten Prinzipmänner, man hätte die unwiederbringlich ſchöne Gelegenheit, im ganzen Umfange der Eidgenoſſenſchaft mit den ewigen Hemmſteinen alles Vorſchritts, mit den Klöſtern, ein radikales Ende zu machen, benützen ſollen und müſſen. Auch abgeſehen jedoch davon, daß niemand, auch der Liberalismus nicht, aus ſeiner Haut herauskann, konnten die Liberalen mit gutem Grund ſagen, maßhaltende, ja ſogar ängſtliche Rückſichtnahme ſei ihnen ſchon dadurch auferlegt worden, daß ſie ihren Sieg der Beihilfe aller beſſeren Elemente der konſervativen Partei mitverdankten. So wurden denn, neben anderem mittelalterlichem Unrath, die Klöſter, wo ſie noch beſtanden, konſervirt und ſo blieben auch die zum Theil höchſt natur- und zweckwidrigen territorialen Verhältniſſe der ſämmtlichen Kantone unverändert. Die den Sonderbundsſtänden mit vollem Recht überbundenen Kriegskoſten wurden denſelben ſpäter großmüthig erlaſſen.

Das gemäßigte und ſchonungsvolle Gebaren des Liberalismus nach errungenem Siege ermöglichte es auch, daß in den ſonderbündiſchen Kantonen das liberale Element mehr oder weniger zur Geltung gelangte; bleibend freilich nur in Luzern. Dieſer Umſtand mußte natürlich die Sieger ermuthigen, die große Frage der Bundesreform ſofort wieder zur Hand zu nehmen, um wenigſtens als edelſte Frucht ihrer ſo eben beſtandenen An-

---

„Holzgraf“ nämlich, welcher im höchſten Grade für die Jeſuiten und Sonderbündler eingenommen geweſen ſei, habe ihn durch ſeine Berichte über die ſchweizeriſchen Zuſtände, über die moraliſchen und materiellen Mittel und Kräfte der Jeſuitenpartei gänzlich irregeführt: „Ses appréciations et ses prévisions nous jetèrent dans la même erreur. Notre politique reposait sur la double idée qu'en droit la cause du Sonderbund était bonne et qu'en fait sa résistance serait forte et longue.“ p. 517.

ſtrengungen eine neue Bundesverfaſſung zu gewinnen. Hiezu aber machte nun die feſtländiſche Diplomatie die ſcheelſten Augen, welche ſie aufzuwenden hatte, und fuhr fort, ſich — lächerlich zu machen. Denn anders kann man es doch fürwahr nicht nennen, wenn am 7. Dezember, nachdem die ganze Sonderbundsblaſe mit Mißduft ſchon zwei Wochen zuvor geplatzt war, Oeſtreich und Frankreich den Vorort mit gleichlautenden Noten behelligten, in welchen gefordert wurde, die Jeſuitenfrage ſollte dem Papſt anheimgegeben, die Feindſeligkeiten eingeſtellt und eine Bundesreviſion nicht ohne Zuſtimmung ſämmtlicher Kantone verſucht werden. Die Tagſatzung ſchickte die übelberathenen und zudringlichen Rathgeber mit langen Naſen heim, worüber Don Guizot in Paris ſo wüthend war, als ihm ſeine Steifleinenheit nur immer geſtattete*). Es wurde freilich auf Metternichs abermaliges Drängen hin zwiſchen öſtreichiſchen, franzöſiſchen und preußiſchen Bevollmächtigten zu Paris in Sachen der Schweiz weiter gemunkelt und gemauſcht, das diplomatiſche Protokollgekritzel und Notengefaſel hörte nicht auf; aber es kam dabei nichts heraus als eben Protokolle und Noten, d. h. Makulatur. Das machte, die Eidgenoſſenſchaft hatte ſich durch die raſche und glückliche Niederwerfung des Sonderbunds in ſolchen Reſpekt geſetzt, daß ſich die Herren Metternich in Wien, Guizot in Paris und Canitz in Berlin zwei- und dreimal beſannen, bevor ſie ſchlüſſig wurden, Gewaltſamkeiten gegen die Schweiz in Anwendung zu bringen. Dies hinderte freilich nicht, daß namentlich der letztgenannte Herr Miniſter die abenteuerlichſten Fabeln über die „irreligiöſen“ und „kommuniſtiſchen“ — (risum teneatis, amici!) — Grundſätze der Schweizer in die Welt ausgeben ließ und den deutſchen Regierungen mit den Gefahren, welche für ſie aus der Umwandelung des ſchweizeriſchen Staatenbundes in einen Bundesſtaat erwachſen müßten, bange zu machen ſuchte*).

---

*) Depeſche Dellev's vom 15. Dezember 1847 aus Paris, worin der genannte ſchweizeriſche Geſandtſchaftsſekretär (der Geſchäftsträger Tſchann war am 28. November geſtorben) meldete, daß er die Antwortsnote des Vororts durch den Geſandten der Hanſeſtädte Herrn Guizot habe zuſtellen laſſen. Der Hanſeat habe ihm (Dellev) berichtet, daß der franzöſiſche Miniſter ſich auf dem Abſatz herumgedreht und ihn barſch angefahren habe („qu'il s'est brusquement retourné et lui a répondu d'un ton qui ne lui permettait pas de réplique"). Z. P. A.

Im Januar 1848 trat die Tagſatzung wieder zuſammen, von ſämmtlichen Gliedern der Eidgenoſſenſchaft beſchickt. Robert Steiger, ein vielgenanntes Opfer ſonderbündiſchem Terrorismus, jetzt erſter Geſandter Luzerns, zog die Summe der Ereigniſſe vom November und Dezember des vergangenen Jahres mit den Worten: „Wie Spreu vor dem Winde ſtob der Sonderbund vor der eidgenöſſiſchen Fahne auseinander und vereitelt wurden alle auf Anarchie im Innern und Unterſtützung von außen geſtellten

---

*) Depeſche Effingers vom 20. Dezember: „Die überraſchende Schleunigkeit, mit der die eidgenöſſiſche Armee organiſirt und innerhalb 14 Tagen zu der Zahl von 94,000 vollſtändig ausgerüſteter Streiter gebracht wurde, während ihr gegenüber ebenfalls nahe an 40,000 Mann unter den Waffen ſtanden; ferner der Umſtand, daß dieß ohne Magazine und ohne Anleihen geſchah, die Vorzüglichkeit der Spezialwaffen, namentlich einer Artillerie von mehr als 200 Feuerſchlünden, die Tüchtigkeit der Leiter haben das Erſtaunen von Europa erregt und die Achtung für die der Schweiz inwohnende militäriſche Kraft außerordentlich geſteigert. Doch hat eben dieſe unerwartete Kraftentwicklung die Beſorgniß hervorgerufen, daß bei bedeutend vermehrter Centralität die Eidgenoſſenſchaft zu dem Verſuch verleitet werden könnte, ihre demokratiſchen Inſtitutionen auf fremden Boden zu verpflanzen. Dieſe Befürchtung erklärt hinlänglich den Inhalt der Circularnote, welche der General von Canitz, preußiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, in den erſten Tagen dieſes Monats an die deutſchen Bundesregierungen richtete und worin er behauptet, die Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat ſei für Deutſchland gefährlich, weil ſie einer Centralregierung vermehrte Mittel biete, die in der Schweiz vorhandenen irreligiöſen und kommuniſtiſchen Grundſätze auch in den Nachbarländern zur Geltung zu bringen.“ S. B. A.

Berechnungen deſſelben." Der entſchieden kundgegebene Wille der Tagſatzung, die Bundesreform zu bewerkſtelligen, ſetzte die gemeinſame öſtreichiſch-preußiſch-franzöſiſche Notenfabrik abermals in Gang, ſo daß ſie am 22. Januar eine Kollektivnote, worin gegen die Bundesreviſion Einſpruch gethan ward, zu Tage förderte. Die Tagſatzung wies dieſen Einſpruch mittels einer von Jonas Furrer vortrefflich redigirten Antwort ſehr beſtimmt zurück und wies die von ihr beſtellte Reviſionskommiſſion an, ihre Thätigkeit zu beginnen. Noch bevor aber die ſchweizeriſche Antwort an ihre Adreſſe gelangte, hatten die Herren Guizot, Kolloredo und Radowitz in Paris einen franzöſiſch-öſtreichiſch-preußiſchen Vertrag vereinbart, welcher die Einzelnheiten der jetzt alles Ernſtes beabſichtigten thatſächlichen Einmiſchung in die Angelegenheiten der Schweiz feſtſtellte und am 15. März ratifizirt werden ſollte.

Am 15. März von 1848! An dieſem Tage war Guizot ein Flüchtling auf fremdem Boden, als Frauenzimmer verkleidet aus Paris entflohen; an dieſem Tage war Metternich ein Flüchtling, nachdem er nothvoll aus Wien entkommen, mit anderer ſchmutziger Wäſche, wie der Volkswitz meinte, in einen kaiſerlichen Wäſchewagen verpackt; an dieſem Tage ſchickten die Berliner ſich an, Barrikaden zu bauen gegen das Königthum von Gottes Gnaden. So endete die Interventionspoſſe und bewährte ſich auf's Neue das alte Schweizerglück.

3.

Das Satyrdrama „Lola“.

Ein deutſcher Gelehrter, welcher das Nebeneinander philologiſcher Begeiſterung für antiken Republikanismus und hofräthlicher Hingebung an das moderne Königthum würdig und zierlich zu repräſentiren verſtand, Friedrich Thierſch, hat am 8. März 1848 aus München an die Königin Eliſabeth von Preußen geſchrieben: „Die Hoffnung — (auf Wiederkehr des Vertrauens auf König Ludwig) — iſt allerdings noch keine feſte, ſo lange es unmöglich iſt, dem Könige begreiflich zu machen, daß hinter dieſen Erſchütterungen etwas anderes verborgen ſei, als ultramontane Falſchheit und Liſt, und daß es eine entſchieden nationale Verwerfung ſeines ganzen Regierungsſyſtems iſt, auf die er ſtößt und welche durch den Umſchwung in Frankreich nicht erſt erzeugt, ſondern nur zum Bewußtſein und zur Energie gekommen iſt“ *).

---

*) Thierſch's Leben von Heinrich W. J. Thierſch, II, 588. Dieſes ſonſt verdienſtvolle Buch gibt mir Anlaß zu einer Bemerkung. Da nämlich, wo der Verfaſſer auf das Lola-Montez-Skandal zu ſprechen kommt (II, 559), findet er für paſſend, ſich zu entrüſten über „das Hohngelächter unſittlicher Menſchen, wie es damals laut wurde, am lauteſten in einem häßlichen Artikel der „„Gegenwart““, I, 1848“. Ich weiß nicht, wer den alſo verklagten Artikel geſchrieben hat; das aber weiß ich, daß derſelbe einen durchaus wahrheitgetreuen Bericht über den Lola-Handel gibt, einen Bericht,

Ein Mann alſo, der zweifellos wie zu den urtheilsfähigſten ſo auch zu den bedächtigſten und gemäßigtſten ſeiner Zeitgenoſſen gehörte, ein deutſcher Hofrath, welcher häufig und gern in höfiſchen Kreiſen ſich bewegte, ein Prinzen- und Prinzeſſinnenlehrer fühlte ſich in ſeinem Gewiſſen gedrungen, die allgemeine „Verwerfung" des Waltens eines Königs, *ſeines* Königs, und noch dazu der Schweſter deſſelben gegenüber zu bezeugen. Wer wagt es, dieſes vernichtende Zeugniß anzufechten? Es iſt unanfechtbar. Aber indem Richterin Geſchichte ihr „Schuldig!" ſpricht, vergißt ſie nicht, beizufügen: „Unter mildernden Umſtänden". Und welche wären dieſe? Die Knechtſeligkeit und Feigheit der Völker, welche es dulden, daß ihre Gebieter über Recht, Sitte und Scham ſich hinwegſetzen. Die Niederträchtigkeit der Unterthanen war ja überall und allzeit das Lotterbett, auf welchem der Uebermuth der Herrſcher mit Behagen ſich reckte und ſtreckte.

Seht euch nur die durchſchnittlich herkömmliche, in die

---

welcher, ſo man deſſen Entſtehung im „tollen Jahr" 1848 bedenkt, noch dazu als maßvoll gehalten erſcheinen muß. Trotzdem wird gegen den Verfaſſer ohne Weiteres und ſo recht ex cathedra die Anklage auf „Unſittlichkeit" erhoben. Hat denn der Ankläger gar keine Ahnung gehabt, daß er damit gerade deſſen *ſich* ſchuldig machte, weſſen er einen andern bezichtigte? Wie, es wäre wirklich „unſittlich", Verkehrtes wahrhaftig zu erzählen und Schandbares beim Namen zu nennen? Wohin würde denn eine ſolche Kaſuiſtik führen? Dazu, daß man ſagen müßte: Tacitus iſt unſittlich, weil Nero ein Scheuſal war. Freilich, die Anhänger einer hiſtoriſchen Schule, welche dermalen in Deutſchland das große Wort führt, oder wenigſtens ihre Adepten von der ſtrikten Obſervanz ſie haben es als „echtwiſſenſchaftlichen Stil" in die Hiſtorik eingeſchmuggelt, von den Laſtern und Freveln der Großen und Mächtigen in ſo gedämpftem, vertuſchendem und ſchweifwedelndem Tone zu ſprechen, daß der nichteingeweihte Leſer nicht ſelten in den Fall kommen könnte, zu wähnen, jene Laſter und Frevel ſeien eigentlich Tugenden und Verdienſte geweſen. Aber die ſüßen Herren und glatten Höflinge ſollen nicht glauben, daß ſie ihr Gewerbe der Schönfärberei und Falſchmünzerei ohne Widerſpruch und Widerſtand betreiben könnten. Klio iſt keine Hofräthin, ſondern eine Muſe, die Muſe der Wahrhaftigkeit.

höfiſche Treibhausluſt eingeſchloſſene Prinzenerziehung an und ihr werdet die Opfer derſelben mehr noch beklagen als verdammen. Die Mehrzahl der mitleidswerthen Fürſtenkinder geht aus den Händen der Amme Verhätſchelung in die des Pädagogen Sklavenſinn über. Nichts vom herben Evangelium der Arbeit, nichts vom ſtrengen Imperativ der Pflicht, nichts vom ſcharfen Sporn des Wetteiferns mit Schulkameraden, keine geſunde Rauferei, kein Blick in des Lebens Noth und Mühſal und demnach auch kein Wiſſen von „himmliſchen Mächten“. Dagegen durch die auf allen Wegen und Stegen dienſtbereite vornehme und niedrige Lakaienſchaft die Pforte zu vorzeitigem Genuſſe weit aufgethan und die Pfade zum Laſter glatt parkettirt und mit weichen Teppichen belegt. Es müßte ein Wunder geſchehen, wenn je ein prinzlicher Junge nicht zu der Einbildung käme, er und Seinesgleichen ſeien aus anderem Teige geknetet als die übrigen Menſchenkinder und darum müßte es auch für ihn und Seinesgleichen einen eigenen Kodex der Moral geben, d. h. gar keinen. Hat man Uns nicht von der Wiege an in tauſenderlei Schmeichelweiſen vorgeſungen, daß Wir die „Götter dieſer Erde“? Für die Menſchen mögen Schranken wie Recht, Geſetz und Sitte, Ehrbarkeit und Anſtand, öffentliche Meinung und Strafjuſtiz ganz gut, ja nothwendig ſein, aber für Uns Götter ſind ſie nur lächerlich. Wir ſpringen lachend darüber weg und werden am Ende aller Enden dennoch „höchſtſelig“. Darum laßt Uns genießen und fröhlich ſein; denn die Völkerdummheit iſt gränzenlos wie der Raum und die Völkergeduld unendlich wie die Zeit ....

König Ludwig der Erſte von Baiern gelangte 1825 zur Regierung. Er hatte neben dem Unglück, ſchlecht erzogen worden zu ſein, das zweite, ein Kunſtdilettant zu ſein und ſich für einen Poeten zu halten, — eine Eigenſchaft und eine Einbildung, welche die Befähigung ihres Beſitzers zum Regieren von vornherein fraglich machten. Als ein drittes Unglück kam hinzu, daß die Throngelangung des beklagenswerthen Fürſten in die Orgienzeit der Heiligen-Allianz-Politik fiel. Der Prinz hatte ſich in Verſen und in Proſa viel damit gewußt und gehabt, ein „teutſcher“ Patriot zu ſein. Der König ſetzte dieſe ſeine „Teutſchheit“ getreulich fort, — in Verſen, in Proſa und in Thaten; die letzteren entſprachen an wohlbekannter Qualität den beiden erſteren vollkommen. Deutſch und mittelalterlich hielt Ludwig für dieſelbig, über das nie ſehr aufgehellte Baierland die „mondbeglänzte Zaubernacht“ der Romantik wieder heraufzuführen für ſeine Königspflicht. Als guter „Teutſcher“ haßte er alles Franzöſiſche, am heftigſten aber die Ideen und Prinzipien von 1789. Binnen Kurzem wurde die Hauptſtadt Baierns die Hauptburg der Römlinge, das Präterium der Jeſuiterei in deutſchen Landen. Von hier ließ, die Mönchskapuze auf die Jakobinermütze ſtülpend, Torquemada-Görres ſeine tollen Fanatismen ausgehen; von hier aus wurde der ekelhafte Altweiberzank zwiſchen Meßbuch und Bibel immer von Neuem wieder zum verzehrenden Brand einer nationalen Kalamität aufgeſchürt und angeblaſen. So gelangte der König allmälig dazu, die Nahrung für ſeine „Teutſchheit“ aus dem „al Gesù“ in Rom zu beziehen, und deßhalb iſt es ganz in der Ordnung geweſen, daß Baierland eine der Stätten war, wo nationaler Sinn und zeitgemäße Strebungen am wüthendſten verfolgt wurden, obſchon in denkbar zahmſter Weiſe ſich kundgebend. Die Behr und Eiſenmann hatten das in jahrelanger Kerkerqual zu ſpüren und mögen ſich auch, gezwungen, vor dem Bildniß Sr. Majeſtät von Baiern knieend Abbitte zu thun — ſeit den Zeiten der verworfenſten römiſchen Cäſaren war ſo etwas nicht wieder vorgekommen — über die „Teutſchheit“ ihres geliebten Königs abſonderliche Gedanken gemacht haben.

Möglich allerdings, daß Ludwig der Erſte gar keine Zeit hatte, auf Nebenſachen und Kleinigkeiten wie Juſtizpflege und dergleichen Philiſtereien mehr zu achten. Nicht nur hatte er vier Bände voll „Gedichte“ zu machen, die in der „teutſchen“ Literatur, ja in der Weltliteratur umſonſt ihres Gleichen ſuchen; nicht nur hatte er als Minneſänger einer raſchen Aufeinanderfolge von „Herrinnen“ ſeine minneliederlichen Huldigungen darzubringen, ſondern auch war ſeine Seele von Kunſtbegeiſterung voll bis zum Ueberlaufen. Derſelbe Romantiker, welcher in ſeinem Lande die Klöſter wieder herſtellte und ſeine Hauptſtadt zur Heimat aller Dunkelmänner des Jahrhunderts machte, griechelte zugleich dermaßen, daß es ihm zur fixen Idee wurde, die alte ehrliche Iſar ſei eigentlich der Iliſſos, er ſelber aber, allerhöchſtſelber dazu beſtimmt, mitten im dachauer Mooſe das „teutſche“ Athen zu ſchaffen. Es wurde geſchaffen — daß Gott erbarm'!

Doch ſei es, daß Kunſtduſelinge dieſe aus der gewaltſamen Verkuppelung des Hellenismus mit der Romantik entſprungene Baſtardin, dieſe bunte Muſterkarte aller Stilarten, wie Iſar-Athen ſie aufweiſ't, ſchön finden mögen, erlaubt muß es deſſenungeachtet ſein, zu fragen, was dieſe im Brütofen fürſtlicher Willkür ausgebrütete Kunſt gekoſtet und wer dieſe Koſten bezahlt habe? Daſſelbe bairiſche Volk hat ſie bezahlt, deſſen intellektuelle wie materielle Intereſſen und Bedürfniſſe um dieſes Kunſtduſels willen gröblichſt und ſträflichſt vernachläſſigt und hintangeſetzt wurden. Zu München ſchwelgte man in dem Narrenwahn, die Zeit des Perikles erneuert zu haben, und ein paar Stunden von der Reſidenz entfernt traf man eine im kraſſeſten Fetiſchiſmus dahinvegetirende Bevölkerung, ſo daß man ſich unter Wilden glauben konnte: es fehlte nur die Tätowirung. Daſſelbe arg vernachläſſigte bairiſche Volk hatte die Koſten auch noch einer andern Griechelei des „Kunſtkönigs“ zu bezahlen; es hatte alle die Millionen aufzubringen, welche in die bodenloſen Taſchen griechiſcher Klephtenhäuptlinge und Pallikarenſachems floſſen, damit ein Wittelsbacher König der Hellenen hieße, — auf die Stunde hin ſo lange, als jene Millionen in beſagte bodenloſe Taſchen gefloſſen ſind . . . In dieſer Weiſe wirthſchaften, das nannten die Bonzen und Mandarinen, welche Baiern regierten, „das monarchiſche Prinzip ſtärken".

Eine ſuperlativiſche Stärkung ſollte demſelben zugeführt werden durch die im Jahre 1837 proviſoriſch und 1839 definitiv begonnene Miniſterſchaft des Herrn von Abel, welchen ein höchſt unterthäniger bairiſcher Unterthan als den „Haſſenpflug Baierns" bezeichnet hat und welcher ſogar einem Rückſchrittsfanatiker wie Julius Stahl zu rückſchrittsfanatiſch vorgekommen iſt. Torquemada-Görres und Mitkapuzen jubelten hoch auf: die ſyſtematiſche Verfolgung des Proteſtantismus und das vandaliſche Wüthen gegen die Wiſſenſchaft durch Abel bürgten dafür, daß der im jeſuitiſchen Prätorium ſchon lange geplante und vorbereitete große Ruck, Deutſchland in die glücklichen Zeiten römiſcher Allmacht und ſpaniſcher Inquiſition zurückzuſchieben, demnächſt alles Ernſtes verſucht werden könnte und würde. Der König, dankbar, daß Herr von Abel aus dem „Mondſchein im Waſſer", d. h. aus der Verfaſſung Baierns binnen Kurzem noch weniger als Mondſchein im Waſſer, d. h. gar nichts zu machen wußte, ließ ſeinen vortrefflichen Miniſter gewähren, ließ denſelben allen Mahnungen der verfaſſungsmäßig-loyalen Volksvertreter, allen Klagen der heißgeliebten Unterthanen zum Trotze gewähren, ließ ihn abeliſch ſchalten und walten, bis der Vortreffliche eines Tages auf den Einfall kam, die perſönlichen, die allerhöchſtperſönlichen Wege der Majeſtät kreuzen zu wollen.

Im Herbſte des Jahres 1846 bewerkſtelligte eine „tugendloſe Perſönlichkeit" — die Patſchuliſprache eines königlich bairiſchen Hofraths und Profeſſors nachzuſprechen — ihre geräuſchvolle Erſcheinung in der Haupt- und Reſidenzſtadt des Bawarenlandes, die tugendloſe, ſchon ziemlich abgelebte und mehr noch abgeliebte Perſönlichkeit der Donna Maria Dolores Porris y Montez, genannt Lola Montez.

Ein unbedeutendes Ereigniß, an und für ſich betrachtet; aber eine kleine Urſache thut oft, wie jedermann weiß, eine große Wirkung. Hier that ſie die allergrößte, geradezu eine unerhörte, eine märchenhafte. Denn dieſe kleine Urſache im Unterrock bewirkte ja ein Stück bairiſcher Revolution. Wie äfft doch uns arme Menſchen das Schickſal! Hätte das omnipotente Trifolium Abel, Görres und Döllinger wohl jemals ſich es träumen laſſen, daß aus dem von ihnen hochverehrten Lande herrlichſter Glaubenseinheit, daß aus demſelben Spanien, wo der Ketzerbrandgeruch noch immer ſo angenehm nachduftete, eine ſchwarzhaarige und blauäugige Teufelin hergetanzt kommen würde, um mittels etlicher Pirouetten alle die zu Monacho-Monachorum ſo mühſam und ſorgſam konſtruirten heiligen Cirkel auseinanderzutanzen? Gewiß nicht.

Freilich, mit der Spanierſchaft der Donna Lola ſtand es nur ſo ſo. Herkunft und Kindheit derſelben verlieren ſich nämlich in die dämmerigen Regionen des Mythus, wie ja das bei berühmten Perſönlichkeiten, tugendhaften ſowohl als tugendloſen, gar häufig der Fall iſt. Sie ſoll um die Jahre 1818—24 herum von einer kreoliſchen Mutter einem ſpaniſchen Vater geboren worden ſein. Die Ehre, ihre Geburtsſtätte zu ſein, machen das andaluſiſche Sevilla, das ſchottiſche Montroſe und das iriſche Limerick ſich ſtreitig. In einer Penſion zu Bath in England ſoll ſie erzogen worden ſein. Ein armes, verwahrloſ'tes, heftig herumgewürfeltes, vorzeitig auf ſich ſelbſt geſtelltes Geſchöpf jedenfalls, ſicherlich von Haus aus nicht ſchlechter als Tauſende blau-, braun- und ſchwarzäugiger Mädchen, obzwar vielleicht etwas hübſcher. Erſt genöthigt, dann geneigt, die Auſter des Daſeins mittels ihres eigenen Witzes zu öffnen, lernte ſie auf der wechſelvollen Laufbahn einer Hetäre mit Menſchen und Verhältniſſen ſpielen, wie ein Jongleur mit bunten Hohlkugeln ſpielt. Sehr jung mit einem Engländer, Kapitain **James**, verheiratet — wenn es wahr iſt — begleitete ſie denſelben nach Oſtindien und wurde daſelbſt in die ganze Abenteuerlichkeit der gegen die Afghanen geführten Kriege hineingeſtoßen. Wo und wie ſie im Gangeslande ihrem Manne oder der Mann ihr abhanden gekommen, iſt unklar; genug, ſie kehrte allein nach Europa zurück und tauchte nach einander in London, Paris, Brüſſel und Madrid in der nicht gerade glänzenden Rolle einer Straßenſängerin auf. Im Jahre 1839 tanzte ſie in Warſchau. Im folgenden Jahre war ſie offiziell Tänzerin am Theater der Porte-Saint-Martin in Paris und offiziös für den Preſſe-Induſtrieritter Dujarier das, was die Franzoſen in ihrer Höflichkeit „une petite femme“ nennen, die unhöflichen Deutſchen dagegen mit einem zweiſylbigen Worte bezeichnen. Als das „kleine Weibchen“ des Dujarier, den ein Mitritter vom Orden des heiligen Lumpazius im Duell todtſchoß, kam ſie am 27. März von 1846 vor dem Schwurgerichte zu Rouen öffentlich zum Vorſchein, als Zeugin in dem garſtigen Prozeß, welchen das erwähnte Duell zur Folge hatte. Sie führte ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr empfindſam auf, rühmte ſich jedoch daneben ihrer Geſchicklichkeit im Piſtolenſchießen und hatte in der That ihr Talent für dieſe Kunſt, wie auch für das ritterliche Handiren mit der Reitgerte und für die „noblen Paſſionen“ überhaupt, eifrig entwickelt und geſchult. Um alles mit einmal zu ſagen: ſie konnte ſich rühmen, die Welthochſchule des Laſters, Seine-Babel, mit glänzendem Erfolg abſolvirt und alle „odeurs de Paris“ ſich angeeignet zu haben. Und das war das Pfund, womit fortan ſie wucherte.

Das Kapitel der Lola-Montezias, welches in die Zeit vom Frühling bis zum Herbſte 1846 fällt, iſt wieder mythiſch oder wenigſtens ſagenhaft; es ſind darüber keine Akten, ſondern nur Legenden vorhanden, z. B. die eigenen „Memoiren“ der Donna. Im Vorſommer ſoll die Señora in London geweſen ſein, aber ſchlechte Geſchäfte gemacht haben und in Geſellſchaft eines anrüchigen Subjekts, Papon geheißen, auf das Feſtland zurückgekehrt ſein. Gewiß iſt, daß ſie es jetzt mit den „deutſchen Bären“ verſuchen wollte und in Berlin erſchien, wo ſie die Angel ihrer Augen nach einem preußiſchen Prinzen auswarf, welchem von ſeinen Reiſen in Oſtindien her der Zauber derartiger „Gazellenaugen“ bekannt war. Ob er angebiſſen oder nicht, darüber ſind die Gelehrten noch nicht einig. Sicherer dagegen iſt, daß in Berlin (oder ſchon in London?) Einer anbiß, welcher geradezu für einen Hecht im Karpfenteiche damaliger deutſcher Fürſtlichkeiten gelten konnte, ein Selbſtherrſcher, der ſich durch ſein wunderſames Regieren und noch wunderſameres Ediktiren hochberühmt gemacht hatte, ſoweit die deutſche Zunge klang: — Se. Durchlaucht Heinrich der Zweiundſiebzigſte, Fürſt von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, ein Original, das man nach ſeinem Tode von Pietäts-, Rechts- und Wiſſenſchaftswegen hätte ausbälgen ſollen, um es in einem Zukunftsmuſeum der deutſchen Nationalfauna aufzuſtellen.

Um ſich von der Strapaze ſeines bekannten „zwanzigjährigen Herumreitens auf einem Prinzip“ wieder einmal zu erholen, war der Autokrater eines Reiches, das in die Länge und Breite mitſammen genau 6 Quadratmeilen maß, im Frühjahr 1846 auf Reiſen gegangen und als Ausbeute derſelben brachte er die gazellenäugige — (der alte Homer würde geſagt haben die „kuhäugige“) — Spanierin mit in die Hallen ſeiner Ahnen zurück. Da waren aber zwei Excentricitäten, zwei Bizarrerieen an einander gerathen und das konnte nicht lange gutthun. Das Gebaren der Donna mußte den guten Ebersdorfern ſehr „ſpaniſch“ vorkommen. Sie kratzte und biß die Dienerinnen und reitpeitſchte die Diener; ſie ritt im Garten über die ſchönſtgepflegten Blumenbeete weg und ſchlug im Treibhauſe den ſeltenſten Prachtpflanzen die Blüthendolden ab. Sereniſſimus wollte anfänglich mit der tollen Dirne im Spaniſchthun wetteifern und gab unter anderen Narretheien auch die an, daß bei einem Jagdbankett zu Waid-

v. landes

mannsheil die Muſiker ſeiner Hofkapelle mit ihren Inſtrumenten auf Bäume klettern und von dort herab eine Symphonie ſpielen mußten, was ſogar Señora „barock“ fand. Mit der Zeit aber kam ſie Sereniſſimo ſelber barock vor, namentlich dann, als ſie in ſeine allerhöchſten Herrſcherrechte einzugreifen keinen Anſtand nahm. Der durchlauchtige Herr geruhte bekanntlich mitunter den rieſigen Fanghund, welcher ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte, auf einen ſeiner geliebten Unterthanen, welcher ſo oder ſo das allerhöchſte Mißfallen erregt hatte, zu hetzen. Lola fand an dem Experimente Gefallen und brachte daſſelbe im Parke des genannten Jagdſchloſſes gegen arme Landmädchen in Anwendung. Das vermerkte aber der Selbſtherrſcher aller Reußen, Lobenſteiner und Ebersdorfer übel: es ſchien ihm das wieder ſo eine „Verwirrung der Begriffe anſtändig oder unanſtändig“, worüber er ſich, wie bekannt, ſchon häufig weidlich erboſ't hatte. „Hören Sie mal, ma chère“, ſoll er bei dieſer Gelegenheit die Señora angeſelbſtherrſcht haben — „Dergleichen verbitt' ich mir! Unterthanenleben mir anvertraut von Gott, unverletzlich! Auf's Spiel geſetzt von Laune? Quod licet Jovi, non licet bovi! Will ſagen: Was Fürſt thun darf, Maitreſſe nicht thun darf. Verſtanden?“ Lola replizirte, der Zweiundſiebzigſte duplizirte, Señora triplizirte und das Facit dieſes Multiplikationsexempels war, daß Sereniſſimus am Abend zu ſeinem Adjutanten ſagte: „Das Frauenzimmer fortſchaffen! Nicht mehr leiden können!“ Nun gab es im Reiche Reuß einen Adjutanten in tauſend Aengſten, maßen der Arme wußte, daß die Reitpeitſche der Donna nicht mit ſich ſpaßen ließ. Nachdem er endlich alles, was Mann in ihm, ſoweit aufgeboten hatte, um der Señora des Fürſten Befehl, binnen 24 Stunden „alle ſeine Staaten“ zu verlaſſen, ſchriftlich zukommen zu laſſen, brach der Lolaismus in höchſter Potenz los. Die Gazellenäugige hieb alles, was ihr in den Weg kam, kurz und klein, unter anderem auch einen unglücklichen Wicht von Sekretär. Aber vergeblich all ihr Wüthen, zum Durchlauchtigen zu dringen. Der Heinrich der Heinriche, welcher doch heldiſch ſo manchen Sechszehnender erſchoſſen und ſo manche Sau abgefangen hatte, fand für gut, unzugänglich zu bleiben, in ſeine ſouveraine Würde und in eine Wolke von Leibjägern gehüllt. Unter ſolchen Umſtänden fand die Donna es paſſend, den Furienſtil mit dem diplomatiſchen zu vertauſchen. Ein Kompromiß kam zu Stande, demzufolge Señora 2000 Thaler Reiſegeld erhielt. Damit hub ſie ſich von dannen, in ihrem ſchlechten Franzöſiſch den lachenden Abſchiedsgruß kauderwelſchend, ſie brauche, um „alle Staaten" Sr. Durchlaucht zu verlaſſen, keine 24 Stunden, ſondern nur 1 Viertelſtunde.

Ueber Heidelberg, allwo Spuren ihres Wandels in verſchiedenen Korpskneipen für fleißige Forſcher unſchwer zu entdecken ſein dürften, ging Lola's Wanderfahrt nach der Haupt- und Reſidenzſtadt Bawariens, wo die Odyſſee ihres Daſeins zum europäiſchen Skandal ſich aufgipfeln ſollte, — zum unvergänglichen Zeugniß, daß noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf deutſchem Boden fürſtliche Verblendung nicht davor zurückſchreckte, verwerfenſte Epiſoden des Ancien-Régime, Pompadour- und Dubarry-Epiſoden von Neuem in Scene zu ſetzen.

Señora kam, ließ ſich ſehen und ſiegte. Das jugendlich-thörichte Herz, welches der kunſtkönigliche Großpapa in ſeiner Bruſt trug, fing an den phosphorescirenden Gazellenaugen Feuer wie noch nie. Wenigſtens hat er das ſelber hoch und heilig verſichert in einem ſeiner Gedichte, welches mit dem ſchrecklichen Pentameter ſchließt:

„In der Spanierin fand wahre Liebe und Leben ich nur."

Wie nämlich das Herz des bawariſchen David ſpaniſches Feuer gefangen, ſo ſchoß ſofort der Baum ſeiner Poeſie von Neuem in Trieb und Saft und entwickelte eine Menge von grasgrünen

Blättern, welche den Geſammttitel „Auf und an Lolita“ trugen und in der Kurioſitätenkammer der Literargeſchichte ſicherlich einen der bevorzugteſten Plätze anſprechen dürfen. Ein zweites Beiſpiel von einer ſolchen, natürlich ſehr unbewußten und unfreiwilligen Selbſtverhöhnung iſt in der ganzen Weltliteratur nicht aufzufinden. Das Ding würde mitleidswürdig ſein, wenn es nicht halb lächerlich, halb ekelhaft wäre.

Der König baute und ſchmückte für ſein Juwel Lolita einen Juwelenſchrein, d. h. ein Haus in der Barrer Straße und hier richtete ſich die Sultana einen ſehr lärmenden und üppigen Hofhalt ein. Lüderliche Studenten, lüderlichere Lieutenants und lüderlichſte Komödianten und Muſikanten bildeten den Hofſtaat. Das Laſter wirthſchaftete da mit einer Frechheit, als wäre das Haus in der Barrer Straße eigentlich in der Subura Roms zur Zeit des Petronius geſtanden. Und — dieſer Zug rückt das Gemälde erſt in die rechte Beleuchtung! — die Göttin dieſes Tempels der Schamloſigkeit wurde von getreuen bawariſchen Unterthanen mit Bittſchriften und Dienſtgeſuchen ſo überſchüttet, daß ſie öffentlich erklären laſſen mußte, man „ſolle Madama doch damit verſchonen; ſie ſei ja unbekannt mit den Verhältniſſen des Landes nnd nicht in der Stellung, ſich mit dergleichen Sachen zu befaſſen.“ Es ſteht zu vermuthen, daß dieſe Erklärung von der Erfahrung diktirt wurde, welche Madama mit der Eiferſucht des Selbſtherrſchers aller Reußen auf ſeine Souverainetätsrechte gemacht hatte. Sobald ſie aber fand, daß Ludwig mehr Spaß verſtand als Heinrich, beſchloß Lola, neben ihrer berühmten Reitpeitſche auch noch die Zügel der Regierung Baierns in ihre niedlichen Hände zu nehmen. Hiebei aber konnte es nicht ausbleiben, daß ſie unſanft mit ſolchen zuſammenſtieß, welche bislang dieſe Zügel gehalten und das monarchiſche Prinzip in ihrer Weiſe „geſtärkt“ hatten, wie Madama es jetzt in der ihrigen that.

Es war nur billig, daß in einer Stadt, wo eine rührige

Dunkelmannſchaft ſeit ſo vielen Jahren der Vernunft den Krieg gemacht hatte, viele fromme Seelen und einfältige Gemüther vollſtändig von einer teufeliſchen Beſtrickung des Königs überzeugt waren. Torquemada-Görres mochte bedauern, daß ſeine „Chriſtliche Myſtik“, dieſer „Hexenhammer“ des 19. Jahrhunderts, ein Buch, in welchem der Humor des Blödſinns mit der Glaubenswuth ſeine Schandhochzeit feiert, ſchon gedruckt war. Denn das in Rede ſtehende Exempel von Behexung hätte demſelben zur erbaulichſten Zierde gereichen müſſen. In Wahrheit, das Gebaren Ludwigs des Erſten war wie das eines Dämoniſirten, eines Beſeſſenen. Bei hellem Tage taumelte er auf der Skandalſtraße dahin, ohne des rechts und links lautwerdenden Hohngeſchrei's zu achten. Warnungen, ſelbſt loyalſte, ſelbſt deutlichſte, erhöhten nur noch den Eigenſinn des Berauſchten. Der König wünſchte die Aufnahme „dieſer achtbaren Dame“ in den Kunſtverein, der Vorſtand verweigerte ſie. Der König verlangte ausdrücklich die Zulaſſung der „gefeierten Künſtlerin“ in die Muſeumsgeſellſchaft, das Komité faßte unter dem Vorſitz von Thierſch den Beſchluß, die Dame müßte ſich dem Skrutinium unterziehen, was ſagen wollte, ſie würde nicht zugelaſſen werden. Darauf wurde Thierſch allerhöchſt bedeutet, man würde es huldvoll vermerken, wenn er den Salon der Miſtreß James beſuchte. „Ich gehe nicht hin“, ſagte der reinliche Alterthumskenner, worauf Señora mit ihrer ewigen Reitpeitſche wild durch die Luft hieb und ausrief: „Der Kerl iſt raſend, er iſt ein Jeſuit; ich werde ihn abſetzen laſſen!“ Sie war demnach jetzt „in der Stellung, mit dergleichen Sachen ſich zu befaſſen“.

Mit Hetärenfrechheit ſtrebte ſie höher und höher. Zunächſt nach dem Gräfintitel. „Ihre Gnaden die Frau Gräfin von Landsfeld“ klang nicht übel. Schon glänzte auf dem Silbergeſchirre, auf welchem die unwähleriſchen Gäſte des Hauſes in der Barrerſtraße ſpeiſ'ten, ſowie auf den Knöpfen der Lakaien Señora's die gräfliche Krone. Es bedurfte, dieſelbe auch auf das

Rabenhaar der „achtbaren Dame“ und „tugendloſen Perſönlichkeit“ zu ſetzen, nur noch einer kleinen Formalität. Um zur bairiſchen Gräfin gemacht werden zu können, mußte Madama zuvor des bairiſchen Indigenats theilhaftig ſein. Der König konnte der Verfaſſung zufolge das Indigenat verleihen, aber die Verleihung wurde, wie jede Verordnung, erſt durch die Gegenzeichnung eines Miniſters rechtsgültig. Das Miniſterium verweigerte dieſe Gegenzeichnung wie ein Mann. Natürlich, denn es war in demſelben eben nur ein Mann, Herr von Abel. Ein Jubelſchall ſchlug auf in allen Kirchen und Sakriſteien über dieſen ſittlichen Heroismus, allein zwiſchendurch konnte man doch auch fragen hören, warum denn die tugendhafte Entrüſtung, der ſittliche Heroismus von Abel und Konſorten jetzt erſt ſo plötzlich wachgeworden ſei? Die Antwort war leicht zu finden. Abel und Konſorten hatten es nicht für nöthig gefunden, über den königlichen Lebenswandel ſich tugendhaft zu entrüſten und ſittlich-heroiſch zu gebaren, ſo lange der König nur zahme Deutſchinnen mit ſeiner allerhöchſten Gunſt behelligt hatte; denn dieſe Damen waren viel zu beſcheiden geweſen, mitregieren oder gar allein regieren zu wollen. Nun aber eine wilde Spanierin Coeur-Dame geworden und alle Anſtalten machte, Mitregentin oder gar Oberregentin zu werden, ja, nun war Religion und Sitte, Kirche und Staat in Gefahr, in Todesgefahr. Der Tugendzorn überkam die geſammte Dunkelſippſchaft in ganzen Schwaden, der alte Görres ſchob mit letzter Kraft ſeine Kapuze ſoweit zurück, daß die Jakobinermütze wieder deutlich darunter ſichtbar ward, und alle die hierarchiſchen Krebſe wurden, in ſittlicher Entrüſtung förmlich geſotten, brandroth. Die Guten wären ſicherlich ſchwarz geblieben, wenn die regierende Spanierin wenigſtens im Sinne ihres berühmten Landsmannes, welcher im Jahre 1491 auf dem Schloſſe Loyola in der Provinz Guipuscoa geboren ward, hätte regieren wollen. Aber dieſe ſpaniſche Fliege nahm ſich heraus, voltairiſch zu ſummen — anathema sit!

Die Miniſter weigerten alſo ihre Mitwirkung zur Baroniſirung und Grafung des „königlichen M“—ädchens und ſie thaten noch mehr. Sie reichten am 11. Februar 1847 ein „Memorandum“ ein, in welchem ſie dem Könige die Hölle gehörig heiß machten. Das Aktenſtück ſollte geheim bleiben und es iſt nicht wahr, wenn behauptet worden, die Herren hätten unter der Hand für die Bekanntmachung dieſer abſonderlichen „Stärkung des monarchiſchen Prinzips“ geſorgt. Bekannt iſt ſie trotzdem geworden; denn die Schweſter eines der Miniſter wußte ſich mittels eines Schlüſſeldiebſtahls das Dokument zu verſchaffen, nahm eine Abſchrift und theilte dieſelbe „im tiefſten Vertrauen“ einer Freundin mit. Wenn aber zwei Freundinnen ein Geheimniß wiſſen, ſo könnte, wie jedermann weiß, auf die Bewahrung deſſelben der Weltuntergang geſetzt ſein, es müßte und würde doch „im tiefſten Vertrauen“ weitergeſchwatzt werden. Des langen Memorandum kurzer Sinn war, der König hätte zu wählen zwiſchen einer „Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt iſt“, und ſeinen Miniſtern; entſchiede er ſich für jene, ſo böten ſie, die Miniſter, obzwar „mit gebrochenem Herzen“, ihre Entlaſſung an. Die Majeſtät, dazumal im Hochſtadium des Lolaſchwindels, war ganz in der Stimmung, als ein traveſtirter Richard der Dritte auszurufen: „Mein Königreich für Lola!“ und demnach bald ſchlüſſig, das widerſpänſtige Miniſterium zu entlaſſen. Am Abend des 13. Februars, wo dieſe Entlaſſung geſchah, ſoll der bethörte Greis heiter aufgeregt in den Salon der Señora getreten ſein mit den Worten: „Alle meine Miniſter hab' ich fortgejagt; das Jeſuitenregiment hat aufgehört in Baiern!“ Wogegen Abel, als man ihm berichtete, daß ſein Fall im Publikum mit Befriedigung aufgenommen worden ſei: „Man wird ſchon ſehen, was für ein Geſchmeiß nach mir kommen wird“.

Das „Geſchmeiß“ kam. An die Spitze des neuen Miniſteriums trat derſelbe hochgelehrte Herr von Maurer, welcher vor Kurzem in einer Staatsrathsſitzung die Verleihung des Indigenats an Lola Montez als die „größte Kalamität“ bezeichnet hatte, welche Baiern treffen könnte, jetzt aber mit jenem „Wahrheitsmuth“, der die deutſchen Gelehrten auszeichnet, als Miniſter ſeine Gegenzeichnung des königlichen Erlaſſes, kraft deſſen die „achtbare Dame“ zur Gräfin von Landsfeld gemacht wurde, unweigerlich gab. Dieſer Biedermann ließ ſich und ſeine Herren Mitminiſter als die Heraufführer einer „neuen Morgenröthe für Baiern“ auspoſaunen. Es ging da aber nur die alte Bauernregel in Erfüllung: „Morgenroth, Abendkoth“. Das Miniſterium, ganz unfähig, etwas Rechtes zu ſchaffen, gab ſich erbärmlicher Weiſe zu einem Kehrbeſen her, womit der rachſüchtige König, von Lola befeuert, das „Jeſuitenneſt“ an der münchener Hochſchule ausfegen wollte.

Man hatte damit angefangen, den talentvollen Rebeler Laſaulx, welcher in der griechiſchen Mythologie allenthalben latentes Chriſtenthum entdeckt haben wollte, allerhöchſtungnädig in Ruheſtand zu verſetzen, weil er im Senat der Univerſität eine Sympathiebezeugung für den geſtürzten Adel beantragt hatte. Da er ein beliebter Docent war, zogen die Studenten am 1. März in Scharen vor ſeine Wohnung und brachten dem gewaltſam Quiescirten ein ſtürmiſches Vivat. Auf dieſes ließen ſie, in die Barrer Straße hinübergezogen, ein noch ſtürmiſcheres „Pereat, du Hu—mmel!“ folgen, und als Señora, ſolche bawariſche Serenade zu genießen, mit etlichen ihrer Geſellen am Fenſter erſchien und, etwas beſpitzt, wie ſie war, in ihrer Weiſe über das Spektakel ſich luſtig machte, da wurde der Krakeel zum Krawall. Dieſen zu dämpfen mußte man zur Abſperrung der Straße durch Linientruppen ſchreiten und zum Schutze des verhaßten Hauſes ſelber eine zahlreiche Schar von Poliziſten und Gendarmen aufſtellen. Allein das alles war dem Könige noch nicht genug: er glaubte in eigener Perſon zum Schutze der „achtbaren Dame“

herbeieilen zu müſſen, und ſo that er wirklich. Er kam zu Fuße aus der Reſidenz, ſchritt in gewohnter leutſeliger Manier grüßend durch die Menge, während Soldaten und Gendarmen das Gewehr vor ihm präſentirten, und verſchwand im Hauſe der „Achtbaren“. Als er aber bei Einbruch der Nacht wieder herauskam und nach dem Schloſſe zurückging, wurde auch ihm ſein Antheil von der Serenade. In Wahrheit, es umſchollen ihn auf dieſem Kunſtliebhabergange Zurufe, die nicht geſchrieben, ſondern nur errathen laſſen werden dürfen, Epitheta ornantia, welche aus des Altbaierthums tiefſtem Gemüthe grobianiſch geſchöpft waren.

Die Antwort des Königs auf dieſe Adreſſe war, daß der erwähnte Kehrbeſen gegen das beſagte „Jeſuitenneſt“ jetzt energiſch in Bewegung geſetzt wurde. Eine ganze Reihe von ultramontanen Kerzen wurde von ihren Leuchtern, d. h. von ihren Kathedern an der Univerſität brutal herabgeriſſen, entſetzt, verſetzt, zur Ruhe geſetzt. Es ſollte ein Licht angeſteckt werden in der ſeit 21 Jahren allerhöchſt ſo ſorgſam gepflegten bairiſchen Finſterniß, ein Licht, das an den phosphorescirenden Gazellenaugen einer „achtbaren Dame und gefeierten Künſtlerin“ entzündet worden war. Nachdem aber der Kehrbeſen Maurer-Zenetti-Zurhein ſeine Dienſte gethan, widerfuhr ihm, was verbrauchten Beſen zu widerfahren pflegt. Die Miniſter erwieſen der Störrigkeit des im Herbſte verſammelten Landtags gegenüber ihre ganze Unfähigkeit und erregten den allerhöchſten Zorn insbeſondere durch ihr Ungeſchick, zu verhindern, daß die Volksvertreter ſehr unliebſame Dinge zur Sprache brachten. Nach dem Schluſſe des Landtags im November fiel das Miniſterium. Die Herren Fürſt von Wallerſtein, von Beisler und von Berks wurden Miniſter. Der erſte ſoll es in der Abſicht geworden ſein, das Regiment der altgebackenen Tänzerin und neugebackenen Gräfin zu ſtürzen; vom zweiten weiß man nichts als den Namen, der dritte war ein erklärter Lolait vom trübſten Waſſer. Als großer Organiſator verrichtete er die Meiſterthat — es war ſeine einzige — für die Gräfin von Landsfeld eine ſtudentiſche Leibwache zu organiſiren, das Korps Alemannia, deſſen Daſein und Gebaren zu den heftigſten Reibungen und Zerwürfniſſen innerhalb der Studentenſchaft führte. Die ſtarke Mehrheit derſelben hielt zu den Ultramontanen, weil dieſe den „Lolamontanen“, wie der münchener Witz witzig genug die Anhänger der Tänzerin-Gräfin hieß, aufſätzig waren. Deßhalb war es den Dunkelmännern leicht, das Leichenbegängniß des inmitten dieſes Satyrdrama's geſtorbenen Görres am 31. Januar von 1848 zu einer widerlolamontanen Demonſtration zu machen. Sie wurde verſtanden und Señora geruhte zu fulminiren: „Wenn das ſo fortgeht, werde ich machen, daß die Univerſität geſchloſſen wird“. Und ſie machte das, maßen König David wie Wachs war in den Händen Bathſeba's. Am 8. Januar gab es Tumult in der Ludwigsſtraße, entſprungen aus einer Studentenrämpelei, wobei der Senior der Alemannen mit dem blanken Dolche fuchtelte. Señora, zu deren ſpezifiſchen Liebhabereien derartige Auftritte gehörten, wagte ſich mitten in das Straßenſkandal. Allein der münchener Pöbel hatte keinen Reſpekt vor ihrer pfeifenden Reitpeitſche. Das „königliche M—“ädchen wurde, wo möglich, noch altbairiſcher empfangen als unlängſt der königliche Minneſänger und mußte, um vor Handgreiflichkeiten bewahrt zu bleiben, durch die Polizei in die Theatinerkirche gerettet werden. Am folgenden Tage aber hatte auf königlichen Befehl der Rektor Thierſch in der großen Aula zu verkünden, daß die Univerſität bis zum Oktober geſchloſſen ſei. Gerüchtweiſe hieß es auch, Señora wollte die Hochſchule überhaupt nicht mehr in München haben und dieſelbe ſollte daher nach Landshut verlegt werden.

Das hieß jedoch die münchener Bürgerſchaft da anfaſſen, wo die Menſchen am empfindlichſten ſind, an ihren materiellen Intereſſen, an ihrem Geldbeutel. Ganz in der Ordnung alſo, daß jetzt die ſittliche Entrüſtung der Bevölkerung von München über Donna Lola und die Lolamontanen den Siedepunkt erreichte und kreuzbrave Philiſter den Studenten erklärten: „Ihr müßt hier bleiben, ihr dürft nicht fort; wir wollen und werden euch ſchützen und die Vorleſungen müſſen wieder beginnen“. Geſagt, gethan. Große Bürgerdeputation vom Rathhauſe weg an den König zum angegebenen Zwecke, dazu als wirkſamer „Drucker“ große Maſſendemonſtration vor der Reſidenz. Der Inſaſſe derſelben mochte denken, was etliche Zeit nachher ein preußiſcher Miniſter ausſprach: „Der Starke weicht muthig zurück“ — und der Verſchluß der Univerſität wurde zurückgenommen, auch die Alemannia aus der Stadt verwieſen.

Damit war es aber nicht genug. Die guten Münchener hatten mit unbeſchreiblichem Erſtaunen gemerkt, wie leicht es ihnen geworden, den König zum Nachgeben zu zwingen, „nicht ſchwerer als wenn man ein Seidel leert“. Mit dem Trinken ſteigerte ſich der Durſt. Auch die „mauriſche (maureriſche) Gräfin“ ſollte und mußte fort. Es rumorte revolutionär in allen den „Bräu's“ der Stadt und die Seideldeckel klapperten widerludwigiſch: „So darf es länger nicht fortgehen! — Wollen es nicht mehr dulden, daß der Schweiß des Landes an Maitreſſen und Mitgeſindel vergeudet werde! Habt ihr die mauriſche Gräfin neulich im Theater geſehen? Hatte das Laſter einen Schmuck auf dem Leibe, deſſen Werth Kenner auf 60,000 Gulden ſchätzten. Und wie ein Feenſchloß iſt ihr Haus in der Barrerſtraße eingerichtet. Wer aber bezahlt das alles? Natürlich wir, wir armen Teufel“ — (die wir es höchſtens auf ein Dutzend Seidel oder anderthalb täglich bringen können). — „Ja, und Alles muß nach der Geige der Tänzerin tanzen, Miniſter, Militär und Civil. — Ei freilich, und wie! Hat ſie doch auch alle gutkatholiſchen Profeſſoren von der Univerſität weggegeigt. — 's iſt zum Lutheriſchwerden! — Ja wohl, auf das iſt's auch abgeſehen, wartet nur. — Nein, wartet nicht, ſag' ich, ſondern auf ſie! ſag' ich, und fort mit dem L.... und, wenn es nicht anders geht, auch mit dem Ludwig!“ — Man ſieht, der bezauberte Kunſtkönig mußte eifrigſt im Hopfengarten einer bairiſchen Revolution gearbeitet haben. Und er ließ von dieſer Arbeit noch nicht ab, bis die zur täglichen Tagesordnung gewordenen Krawalle in der Barrerſtraße einen ſo drohenden Charakter annahmen, daß Señora für gut fand, aus einer Stadt zu verſchwinden, wo man ihre Genialität ſo ſchnöde verkannte. Aber ſie verſchwand nur öffentlich und als mauriſche Gräfin, geheim und als Lola kehrte ſie noch zu verſchiedenen Malen wieder, weil König David von Bathſeba nicht laſſen konnte und wollte.

Derweil fiel in das Gelärme dieſes in Iſar-Athen ſpielenden Satyrdrama's das Donnergeroll der in Paris angehobenen Februartragödie herein, einen Ton angebend, welcher auch jenem Drama ein in höherem Stil gehaltenes Finale hinzufügte.

König Ludwig hatte ſich unmöglich gemacht. Das Narrenwort: „Mein Königreich für Lola!“ wurde zu einer hiſtoriſchen Thatſache. Am 6. März ſah es ganz ſchwarzrothgoldig aus in den Straßen von München und erſchollen die Drohrufe: „Abdankung!“ und ſogar — grauſig zu ſagen — „Republik!“ Der König verſuchte vergeblich einen Paraderitt auf ſeiner längſt zur Schind- und Schandmähre gewordenen „Teutſchheit“, indem er eine Proklamation erließ, worin neben andern ſchönen Worten auch dieſe ſtanden: „Wie ich für die teutſche Sache denke und fühle, davon zeugt mein ganzes Leben. Baierns König iſt ſtolz darauf, ein teutſcher Mann zu ſein“. Um ſich aber von der Anſtrengung dieſes Paraderitts zu erholen, hatte er in der Nacht vom 8. auf den 9. März eine Zuſammenkunft mit der abermals heimlich nach München zurückgekehrten gazellenäugigen Lolita[*]).

---

[*]) Ob ſie bei dieſer Gelegenheit den König zum letzten mal geſehen, iſt nicht von Belang. Nach ihrer Vertreibung aus Baiern wandte ſich die „neue Meluſina“ zuerſt nach der Schweiz, wo aber natürlich kein Boden für ſie war. Dagegen erlebte ſie in England einen Nachglanz ihrer münchener Glorienzeit. Der Gardelieutenant Heald nämlich, Beſitzer von 15,000 Pfund Rente, heiratete die „Gräfin“ Landsfeld, um ſich durch dieſe Excentricität die Pforten des „Excentric Club“ zu öffnen. Zwei Jahre ſpäter fand er

Dies ſchlug dem Bierfaß der Bawarengeduld den Boden aus. Der Drohruf „Abdankung!“ wurde lauter und allgemeiner, König Ludwig erkannte ſeine Unmöglichkeit und entſchloß ſich, abzudanken, um ſo mehr, da, wie die Sachlage war, nicht daran gedacht werden konnte, in der alten Manier weiterzuregieren. Am 20. März dankte er ab zu Gunſten ſeines Sohnes Max und zwar mit den Worten: „Treu der Verfaſſung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freiſtaats Beamter geweſen, ſo gewiſſenhaft ging ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um“.

Es ſind im „tollen Jahre“, wie männiglich weiß, viele, ſehr viele ungeheuerliche Phraſen losgelaſſen worden; aber daß dieſe ludwigiſche die ungeheuerlichſte von allen war, wird jedermann zugeben müſſen.

Am Nachmittag des 20. Juni von 1848 zog Robert Blum in der Paulskirche zu Frankfurt die Moral des an der Iſar aufgeführten Satyrdrama's, indem er, gegen die Rechtsbodenjunker Vincke und Kompagnie gewendet, die Worte ſprach: „Es gab einen Staat in Deutſchland, der *auch* auf dem hiſtoriſchen Rechtsboden ſtand, auf *Ihrem* hiſtoriſchen Rechtsboden, welcher uns hier ſo oft vorgeführt wird. Dieſer Staat ward in ſeinen Grundveſten erſchüttert durch den Fuß einer *Tänzerin*!“

---

es aber gerathen, ſich ſcheiden zu laſſen. Lola ging darauf nach Amerika, ſchrieb ihre Memoiren und hielt in verſchiedenen Städten der Vereinigten Staaten öffentliche Vorleſungen über ihre Abenteuer. Am 17. Januar von 1861 iſt ſie zu New-York in einer ſchlechten Kammer geſtorben, verrathen und verlaſſen von Leuten, welchen ſie Wohlthaten erwieſen hatte, mißhandelt von einer rohen Wärterin. Im Uebrigen war ſie, auf daß das Sprüchwort erfüllt und die Geſchichte vollſtändig werde, den „Spiritualiſten“ in die Hände gefallen und eine vollendete Betſchweſter geworden.

I.

Die Entwickelung.

> Arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen; their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent. This principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded.
>
> Oliver Cromwell.

I.

Ein Kehraus.

1.

Im Sommerſchloß zu Neuilly war es, daß der König Louis Philipp eines Tages, nachdem er ein langes Zwiegeſpräch mit ſeinem Lieblingsminiſter Guizot geführt hatte, ſeinen Kopf in die Hände preßte und voll Entmuthigung und Trauer ausrief: „Welches Wirrſal! Was für Stänkereien! Eine Maſchine, die immer auf dem Punkt iſt, auseinanderzufallen! In was für einer traurigen Zeit ſind wir zu leben verdammt!“ Ein andermal hat der König an demſelben Orte und zu derſelben Zeit — es muß im Jahre 1847 geweſen ſein, obzwar unſer Gewährsmann Guizot das Datum nicht genau angegeben — zu demſelben Miniſter geſagt: „Eine liberale Regierung iſt, eingeklemmt zwiſchen die abſolutiſtiſchen Ueberlieferungen und den Revolutionsgeiſt unſerer Zeit, ein ſehr ſchwieriges Ding. Es bedarf dazu einer gehörigen Anzahl von Männern, welche zugleich konſervativ und liberal ſind, und ſolcher Männer gibt es nicht genug.“

Inhaltsſchwere Worte, bedeutſame Geſtändniſſe fürwahr! Alſo der Meſſias des Juſtemilieu-Glaubens verzweifelte an demſelben? Er fühlte, daß er ſeinen Thron auf Sand, auf weniger als Sand gebaut habe? Auf ein nichts nämlich, auf die ſinnloſe

Hoffnung, daß es Menſchen geben könnte, eine „gehörige Anzahl“ ſogar von Menſchen, welche mit dem einen Fuße vorwärts und mit dem andern rückwärts gingen, und auf die noch ſinnloſere, ſolche Vor-Rück- und Rück-Vorwärtſer würden gegen die Revolution auf der einen und gegen die Reaktion auf der andern Seite das „Syſtem der richtigen Mitte“ zu halten wiſſen. Schwall und Rauch, umnebelnd Hilfloſigkeit! Denn der kluge Rechner-König brachte ja als Facit einer ſiebzehnjährigen Herrſchaftsrechnung nur „Wirrſal und Stänkerei“ (confusion et gâchis) heraus und ihm ſchwante, daß die ſo mühſam und künſtlich gezimmerte Maſchine der Bourgeois-Monarchie beim erſten kräftigen Stoß, den ſie zu befahren hätte, aus Rand und Band gehen müßte. Das erklärt vieles, wenn nicht alles in der Haltung oder Nichthaltung des alten Mannes während der Februarkataſtrophe.

Aber derſelbe alte Mann, welcher in lichten Augenblicken ſo klar ſah, fiel ſofort wieder in eine Verblendung zurück, die durch ſiebzehnjährige Erfolge hervorgerufen worden war, und gefiel ſich in einer Halsſtarrigkeit, welche durch Verweigerung kleiner Zubilligungen das glimmende Kohlenfeuer der Oppoſition zur revolutionären Flamme angeblaſen hat oder wenigſtens anblaſen half. Denn was forderte die vereinigte Oppoſition der dynaſtiſchen Linken und der republikaniſchen äußerſten Linken? Die Wahlreform, d. h. die Herabſetzung des Wählercenſus auf weniger als 200 Francs jährlichen Staatsſteuerbetrags, ſowie die Beſchränkung der Wählbarkeit von Staatsbeamten, von welchen die Deputirtenkammer wimmelte und deren pagodiſche Jaſagerei den blauen Dunſt des Konſtitutionalismus doch gar zu unerträglich blau erſcheinen ließ. Magiſter Guizot ſelbſt ſcheint um das Jahr 1846 mitunter von der Beſorgniß angewandelt worden zu ſein, daß es mit dem durch die Firma Louis-Philipp und Guizot betriebenen „gouvernement libre“, von welchem er in ſeinen Memoiren ſo viel und ſo ſelbſtgefällig ſchwatzt, nicht mehr zum beſten beſtellt ſei und daß es demnach ſtaatsmänniſch, wenn er dann und wann im Reformballſpiel der Oppoſition Konkurrenz mache. Deßhalb ließ er in einer zu Liſieux im genannten Jahre an ſeine Wähler gehaltenen Rede die Phraſe los: „Die Oppoſition verſpricht euch die Reform; aber nur wir, die Konſervativen, ſind in der Lage, ſie euch zu geben.“ Ein ſogenannter Herr von Morny — eigentlich Flahaut, Spurius der weiland Titularkönigin von Holland Hortenſe Beauharnais, damals Deputirter und ein Vertrauter des Hofes — hatte es eilig, dem Könige zu ſagen, daß der Premierminiſter nun auch unter die Reformer gegangen ſei, und fügte hinzu: „Sire, wenn Eure Majeſtät das Verſprechen erfüllen will, welches Monſieur Guizot zu Liſieux gegeben hat, ſo wird es bei den nächſten Wahlen keine Oppoſition mehr geben.“ Worauf Louis Philipp, welcher gar wohl wußte, daß die Worte Guizots eben nur eine Wahlphraſe geweſen: „Was für ein Verſprechen? Die Wahlreform? Die Beſchränkung der Beamtenwählbarkeit? Bah! Sie kennen Frankreich nicht. Man kann es nur mit Beamten regieren.“

Aber kannte er Frankreich? Wußte er, was das Reformgeſchrei eigentlich zu bedeuten hatte? Hörte er den alten Revolutionskrater unter dem Julithron arbeiten? Nein, oder wenigſtens eben nur in ganz flüchtigen lichten Momenten.

Derweil gewannen die Angriffsſtöße der vereinigten Oppoſition an Kraft. Sie ſetzte über das ganze Land hin die „Reformbankette“ in Scene und fütterte ein heißhungeriges Publikum mit ſtimulirenden Tiraden. Die Bewegung nahm raſch zu an Umfang und Energie. Wenige, wenn überhaupt welche, ahnten das Ziel derſelben. Die vereinigte Oppoſition war ſehr ſchlecht zuſammengeleimt; die Monarchiſten darin hofften die Republikaner und dieſe hofften jene für Narren halten zu können. Einſtweilen hielt das Ding nothdürftig zuſammen und man beſchloß, brüderlich zu banketiren. Leute von reizbarem Nervenſyſtem wollen freilich — ihrer eigenen Bezeugung zufolge — ſchon zu Ende des Mai von 1847 die bevorſtehende Februareruption vorausempfunden haben. Zur genannten Zeit hatte in der Wohnung von Odilon Barrot eine Zuſammenkunft ſtatt, um das gemeinſame Programm für das Reformbankett im Chateau-Rouge in Paris zu entwerfen, welches dann am 9. Juli von 1847 gefeiert wurde und zum Bankettiren im ganzen Lande das Signal gab. Die radikalen Programmatiker Carnot, Pagnerre, Bieſta, Labelonde und Garnier-Pagès gingen mitſammen von Barrot weg, und als ſie, auf dem Boulevard beim Miniſterium des Auswärtigen angelangt, ſich trennen wollten, ſagte Pagnerre: „Meiner Treu, ich hoffte nicht, daß die Leute von der dynaſtiſchen Linken unſere Vorſchläge ſo raſch und vollſtändig annehmen würden, wie ſie gethan haben. Sehen denn dieſe Herren nicht, wohin das führen könnte? Ich für meine Perſon ſehe das freilich auch nicht deutlich; allein ich denke, wir Radikalen brauchen uns darüber nicht zu ängſtigen.“ Darauf will Garnier-Pagès entgegnet haben: „Seht ihr den Baum da? Nun wohl, grabt das Datum des heutigen Tages in die Rinde deſſelben! Denn was wir heute beſchloſſen haben, iſt nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution.“

Aktenmäßig ſteht feſt, daß das Vorgefühl einer herandrohenden Kriſis ſelbſt in der königlichen Familie rege geweſen; wenigſtens unter den jüngeren Mitgliedern derſelben. „Lieber Tan“, ſchrieb Louis Philipps dritter Sohn, der Prinz von Joinville, in der Familie vertraulich Hadſchi genannt, vom Bord ſeines Flaggenſchiffes „Le Souverain“ am 7. November von 1847 aus der Bucht von Spezzia an ſeinen Bruder, den Herzog von Nemours, mit dem familiären Spitznamen Tan — „lieber Tan, ich ſchreibe dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereigniſſe mich ſchwer beunruhigen. Es ſcheint mir unvermeidlich, daß der unnatürliche Zuſtand Frankreichs, welcher die konſtitutionelle Fiktion verſchwinden machte, in der bevorſtehenden Sitzung der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Miniſter mehr, denn ihre Verantwortlichkeit iſt eine Null.

Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück (tout remonte au roi). Derſelbe iſt auf einer Altersſtufe angelangt, wo man keinen Bemerkungen mehr zugänglich. Gewohnt, zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiere. Seine unermeßliche Erfahrung, ſein Muth, alle ſeine großen Eigenſchaften verleiten ihn, der Gefahr kühn zu trotzen; allein die Gefahr iſt deßhalb nicht weniger groß .... Unſere Lage iſt ſchlecht. Im Innern ein Finanzzuſtand, welcher nach ſiebzehn Friedensjahren keineswegs ein glänzender iſt, und auch nach außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch ebenſo nöthig als leicht geweſen wäre, der Eigenliebe unſeres Landes etliche von jenen ihr ſo theuren Befriedigungen zu verſchaffen, mittels welcher man die Aufmerkſamkeit der Franzoſen von bedenklichſten inneren Schäden ablenkt. Die ſpaniſche Geſchichte (la campagne espagnole) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treuloſigkeit verſchafft*). Von England getrennt zur Stunde, wo die italiſche Bewegung anhob, konnten wir uns daran nicht thätig und in einer Weiſe betheiligen, welche unſer Land entzückt (séduit) und uns wieder in Einklang mit den Prinzipien geſetzt hätte, welche wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer etwas ſind. Wir wagen es nicht, uns gegen Oeſtreich zu kehren, aus Furcht, England möchte ſofort eine neue heilige Allianz gegen uns ſtiften. Dieſes alles iſt das Werk des Königs allein, iſt das Reſultat des Alters eines Königs, welcher regieren will und doch nicht mehr die Kraft beſitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Dieſe unglückſeligen ſpaniſchen Heiraten! Wir haben die Hefen ihrer Bitterkeit noch lange nicht geleert .... Alles zuſammengerechnet, ſtehen wir ſo: — Im Innern zerrüttete Finanzen; nach außen genöthigt, zu wählen zwiſchen einer demüthigen Abbitte bei Palmerſton oder der Schmach, gemeinſam mit Oeſtreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unſere Prinzipien und gegen unſere natürlichen Bundesgenoſſen zu kämpfen. An alledem iſt der König ſchuld, der König allein, welcher unſere verfaſſungsmäßigen Einrichtungen gefälſcht hat (qui a faussé nos institutions constitutionelles). Du wirſt mir verzeihen, daß ich alſo von dem Vater ſpreche: du weißt ja, wie ſehr ich ihn achte und liebe. Aber es iſt mir unmöglich, des Blickes in die Zukunft mich zu enthalten, und dieſe flößt mir Schrecken ein."

---

*) Der Prinz von Joinville war alſo hinſichtlich der ſpaniſchen Heiraten ganz anderer Anſicht als Monſieur Guizot, welcher im 8. Bande ſeiner „Mémoires" dieſer „ſpaniſchen Geſchichte" als ſeines größten Meiſterſtücks von diplomatiſcher Kunſt ſich rühmt. Dieſe Memoiren ſind überhaupt durchgehends nur eine breite und höchſt ſelbſtgefällige Apologie der Don-Guizoterie und als geſchichtliche Quelle nur ſehr vorſichtig zu gebrauchen. Was für eine Vorſtellung von hiſtoriſcher Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit muß ein Menſch gehabt haben, welcher, wie Guizot gethan (Mém. VIII, 126), die Schamloſigkeit begehen konnte, die ſpaniſchen Bourbons als eine „glorieuse famille" zu preiſen! Dieſe Philipp V., Ferdinand VI., Karl IV., Ferdinand VII., dieſe Marien Luiſen, Chriſtinen, Iſabellen, dieſer Weichſelzopf von Sodomitern, Tollhäuslern, Kretinen, Tigern und Meſſalinen, eine hübſche „glorreiche Familie" fürwahr!

Zwei Monate und etliche Tage nach Niederſchreibung dieſes Briefes erließ aus Anlaß des Todes der Prinzeſſin Adelaide, Schweſter des Königs der Franzoſen, Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, der „Geiſtreiche", an Louis Philipp eine Beileidsepiſtel, aus welcher das pariſer Blatt „La Semaine", am 31. Januar von 1848 dieſe Stelle mittheilte: — „Sire! Sie ſind der Schild der europäiſchen Monarchieen; Sie ſind der von der Vorſehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Geſellſchaft auf ihren alten, erſchütterten Grundlagen neu zu befeſtigen. Möge Gott Eure Majeſtät zum Heile Frankreichs und zum Beſten Europa's noch lange leben laſſen! Das iſt mein heißeſter Wunſch."

Dieſe zwei Aktenſtücke zeichnen ſcharf und klar die Situation des „Bürgerkönigthums" auf der Schwelle vom Jahre 1847 zum Jahr 1848. Sein eigen Fleiſch und Blut verdammte die großen Fehler und ſchweren Sünden, welche Louis Philipp begangen hatte; der Sohn ſprach dem Vater das Urtheil. Dagegen beweihrauchte ein gekrönter Schwärmer für das „göttliche Recht“ der Könige den von den Grundſätzen der Freiheit und Vernunft Abgefallenen, den Zögling und Verehrer Voltaire's, welcher mit den Jeſuiten gemeinſame Sache gemacht hatte. Der Sohn Egalité's, der „Uſurpator“ von 1830, welchen damals Czar Nikolaus in ſeinem Hochmuth für einen Lump und Schubiak angeſehen und als ſolchen behandelt hatte, war demnach jetzo vom Abſolutismus zu Gnaden angenommen.

Ja, das zeichnet vollſtändig die Sachlage. Die Julimonarchie war reif zum Untergange und der Vernichtungsſpruch gefällt. Sehen wir zu, wie er ſich vollzog.

2.

Als Karl der Zehnte am 2. März von 1830 ſeine letzte Thronrede hielt, ſagte er darin: „Wenn eine ſtrafbare Agitation meiner Regierung Hinderniſſe in den Weg werfen ſollte, ſo würde ich die Kraft, dieſelben zu überwinden, in meiner Entſchloſſenheit, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, im gerechten Vertrauen der Franzoſen und in der Liebe finden, welche ſie zu jeder Zeit für ihren König an Tag gelegt haben.“ Als Louis Philipp am 27. Dezember von 1847 ſeine letzte Thronrede hielt, ſagte er darin: „Inmitten der Agitation, welche durch feindſelige oder blinde Leidenſchaften genährt wird, beſeelt und kräftigt mich die Ueberzeugung, daß wir in der konſtitutionellen Monarchie, im einigen Zuſammenwirken der großen Staatsgewalten ein ſicheres Mittel beſitzen, alle durch jene Leidenſchaften geſchaffenen Hinderniſſe zu überwinden und den moraliſchen und materiellen Bedürfniſſen unſeres lieben Vaterlandes Befriedigung zu verſchaffen.“

Die große Ironikerin Hiſtoria braucht als Prämiſſen bloß ſolche Thatſachen zuſammenzuſtellen, um ihre Zuhörer zu der uralten und ewigjungen Schlußfolgerung gelangen zu laſſen: Eitelkeit der Eitelkeiten! Wie zuverſichtlich ſprachen die beiden Könige faſt mit denſelben Worten von der Ueberwindung der Hinderniſſe, welche eine ſtrafbare Agitation ihnen bereitete, und kurz nach ſolchem Sprechen war der eine wie der andere vom Sturmodem der Revolution nach England hinübergeblaſen, welke, vom Baume der Weltgeſchicke gewirbelte Blätter.

Vom 22. Januar bis zum 12. Februar von 1848 rumorte und raſaunte im Sitzungsſal der Deputirtenkammer im Palais Bourbon die Adreſſedebatte. Ein koloſſaler Schwatz! Alle Helden, Halunken und Hanswurſte der Tribüne arbeiteten im Schweiße ihrer Angeſichter, das Publikum zu unterhalten und zu amüſiren. Die ſervile Mehrheit, die Guizotiſten um jeden Preis hielten beſonders darauf, daß in der Antwortsadreſſe auf die Thronrede echohaft geſagt würde: „Die Agitationen, welche durch feindſelige Leidenſchaften oder blinde Begehrlichkeiten entfacht werden“ — und ſetzten dieſe der Oppoſition zugedachte Ohrfeige mit 223 gegen 18 Stimmen durch, weil die Oppoſitionsdeputirten ſich in Maſſe der Abſtimmung enthielten. Guizot hatte im Verlaufe der Debatten ausdrücklich erklärt, daß die Regierung die Wahlreform verwerfe und ihre bislang eingehaltene konſervative Politik beibehalten werde. Der Miniſter des Innern, Duchatel, hatte ſeinerſeits angezeigt, daß er auf Grund eines Geſetzes von 1790 die Reformbankette zu verbieten beabſichtige. Das hieß den parlamentariſchen Oppoſitionmachern zwar nicht an die Seele, aber an noch Theureres greifen, nämlich an die Zunge. Des Schwatzes ſüßer Gewohnheit ſollten ſie entſagen? Nimmermehr! Zweiundneunzig Deputirte erklärten am 18. Februar, daß ſie die Einladung zu einem großen

Reformbankette annähmen, welches vom Wahlkomité des 12. Arrondiſſement von Paris angeordnet worden war und am 22. Februar zu Chaillot jenſeits der elyſäiſchen Felder unter einem großen Zelte ſtatthaben ſollte.

Alſo wirklicher und wahrhaftiger Widerſtand? Und nicht nur paſſiver, ſondern ſogar ein Loth von aktivem? Kühn das für parlamentariſche Schwätzer und Klätſcher, übermäßig kühn; nicht nur verwegen, ſondern auch verwegen ſo zu ſagen. Freilich, zu weit darf man den parlamentariſchen Heroismus nicht treiben, denn das wäre unſchicklich und könnte den ganzen konſtitutionellen Hokuspokus kompromittiren. Guizot kannte ſeine Helden, Halunken und Hanswurſte der Tribüne ſehr gut und ließ daher den Polizeipräfekten Deleſſert Namens des Miniſteriums mittels Maueranſchlags vom 21. Februar das angeſagte Reformbankett einfach verbieten; natürlich in herzlicher Uebereinſtimmung mit dem Könige, welchen der Reformbankettſchwindel auch perſönlich verdroſſen hatte, maßen bei dieſen Tiſchredeübungen der offizielle Toaſt auf die Majeſtät entweder gar nicht ausgebracht, oder, wenn ausgebracht, mit eiſigem Schweigen aufgenommen worden war. Wie beantwortete nun die parlamentariſche Oppoſition die an ſie gerichtete Herausforderung? Mit Nachgeben, verſteht ſich. Die Herren verſammelten ſich bei Odilon Barrot. Der erſte Schwätzer Frankreichs, Monſieur Thiers, war auch da. Derſelbe lebte bekanntlich der Ueberzeugung, daß ein großer General in ihm ſtäcke, und weil er, wie es ſcheint, Strategik und Taktik im „Hudibras“ ſtudirt hatte, dachte er mit dem Helden Butlers:

„Wer flieht, kann wieder ins Gefecht,
Wer bleibt und fällt, der kann das nicht;
Drum wer da weicht zur rechten Zeit,
Iſt in der Kriegskunſt ſchon ſehr weit —“

und beantragte, daß man vom Bankett wegbleiben ſolle. Angenommen! Von den etlichen 90 anweſenden Deputirten verweigerten nur 18 ihre Zuſtimmung; darunter Dupont de l'Eure, Lamartine und Marie. Die Bankettkommiſſion ſtellte ihre Vorbereitungen ein und ließ die ganze Sache fallen. Statt des Banketts zu Chaillot fand am 22. Februar im Palais Bourbon die harmloſe Demonſtration ſtatt, daß 22 Deputirte den Vorſchlag, das Miniſterium ſeiner innern und auswärtigen Politik halber in Anklage zu verſetzen, auf das Bureau niederlegten.

Guizot triumphirte und richtete ſich wieder zu ganzen Höhe ſeiner Steifleinenheit auf; um ſo mehr, da ihm der Kriegsminiſter, General Trezel, den Nachweis an die Hand gegeben, daß man auf alle Vorkommniſſe hin nicht weniger als 31,000 Mann Truppen mit 5370 Pferden in Paris ſchlagfertig zur Verfügung habe. Die Möglichkeit, dieſer Streitkräfte ſich bedienen zu müſſen, dämmerte nämlich doch ſchon im Laufe des 21. Februar auf und nahm dann am folgenden Tage ſo beſtimmte Umriſſe an, daß unbefangene Beobachter der Meinung waren, es bedürfe nur eines zündenden Funkens, um Paris in Feuer zu ſetzen; ſo aufgeregt ſeien die Geiſter*).

An dieſem Dienſtag, dem 22. Februar, gab es allerdings, wie Guizot bezeugt, vorerſt noch mehr nur Gelärm als Handlung („d'agitation plus que d'action“); jedoch war, bei näherem Zuſehen, der Uebergang der Bewegung vom Parlamentariſchen zum Volksmäßigen ſchon geſchehen. Der konſtitutionelle Kammerzank hatte ſich unverſehens in eine populäre Streitfrage verwandelt und hinter dem Oppoſitionsgaukelſpiel tauchte ſchon der Emeute-Ernſt auf. Der Tag war trüb und regneriſch, aber trotzdem begann unter den Schädeldecken der Bevölkerung von Paris die Erinnerung an die Juni-, Juli- und Auguſttageglut ihrer früheren Revolutionen wach zu werden. Maſſenanſammlungen auf den Straßen und Plätzen, Umgehen des „A-bas-“ Geſchrei's. Gegen Abend zu wurde der Ruf: „Nieder mit Guizot!“ artikulirter und drohender. Um die Madeleine her ungeheures Gewühl, in der Allee Marigny und in den Champs-Elyſées das Aufbrennen in Brand geſteckter Wachthäuſer. Noch nirgends Kampf zwiſchen Volk und Truppen; aber allwärts eine tiefe und ausdauernde Gährung.

---

*) Depeſche Deſſey's vom 22. Februar: „Il ne faudrait qu'une étincelle pour mettre Paris en feu, tant les esprits sont montés.“ S. B. A. In derſelben Depeſche ſpricht der ſchweizeriſche Diplomat die Befürchtung aus, daß ein gewaltſamer Zuſammenſtoß ſtattfinden werde; aber auch ſeine beſtimmte Ueberzeugung, daß die Regierung die Oberhand behalten würde.

Im Schloſſe war man derweil guter Dinge, wenigſtens der König. Als am Dienſtagvormittag der Miniſter der öffentlichen Arbeiten, Monſieur Jayr, in das königliche Kabinett trat, kam ihm Louis Philipp mit freudehellem Geſicht („le visage rayonnant“) entgegen. „Ah, Sie kommen, mir Glück zu wünſchen? In der That, die Sache macht ſich gut! Sie wiſſen, die Herren von der Oppoſition haben auf das Bankett verzichtet. Sie ſind, freilich ein wenig ſpät, zur Einſicht gekommen, daß ſie ein großes Spiel ſpielen würden. Die ganze Geſchichte wird unſerer Kammermajorität neue Stärke verleihen.“ — „Sire, die Lage iſt noch immer ſehr ernſt. Auf meinem Wege hierher ſah ich eine Maſſe Bluſenvolkes auf beiden Seineufern nach dem Concordeplatz ſtrömen. Die Vorſtädte haben augenſcheinlich ihren Vortrab in Bewegung geſetzt. Wir werden, wenn nicht eine große Schlacht, doch einen tüchtigen Aufruhr haben und müſſen uns bereithalten.“ — „Ganz recht, Paris gährt, warum ſollte es auch nicht? Aber dieſe Gährung wird ſich von ſelber legen. Nach dem Kleinbeigeben (lâche-pied) der Herren von der Oppoſition kann die Unordnung unmöglich größere Verhältniſſe annehmen. Im Uebrigen ſind, wie ſie wiſſen, alle nöthigen Veranſtaltungen getroffen“ .... Am Abend fand ein anderer Miniſter, Duchatel, den König noch in derſelben zuverſichtlichen Stimmung, dagegen die Königin Marie Amelie in unruhiger und beſorgnißvoller.

Die Nacht über wuchs die Bewegung bedeutend, an Höhe, an Tiefe, an Umfang. Der Faubourg Saint-Antoine, der alte Hauptrekrutirungsplatz der Revolution, war maſſenhaft auf den Beinen. Der Kammerliberaliſmus hatte ſich unſichtbar gemacht, aber der Radikaliſmus that ſein Rüſtzeug an und dem Republikaniſmus ging eine Hoffnung auf; eine ſchwache vorerſt noch, aber doch eine Hoffnung. Gegen 10 Uhr Vormittags hatte das Kochen und Sieden, Wallen und Brauſen der Gährung ſehr bedrohlich zugenommen, ſo bedrohlich, daß das Barometer der Zuverſicht in den Tuilerien ſchon im Fallen begriffen war. Auch im Palais Bourbon, wo Guizot mit etlichen ſeiner Kollegen der Kammerſitzung anwohnte. Hier erfuhr er, was ihn erſchrecken mußte: nämlich, daß die Nationalgarde von Paris in ihrer Mehrheit nicht nur unzuverläſſig, ſondern ſogar feindlich, d. h. reformluſtig ſei und daß dieſe Stimmung in den Reihen der Bürgerwehr um ſo entſchiedener ſich kundgäbe, als die konſervativen Elemente derſelben dem Rufe der Apelltrommeln nur ſpärlich und verdroſſen gehorcht hätten. Der Premier hatte den Eindruck dieſer Neuigkeit noch nicht verwunden, als ſein Amtsgenoſſe Duchatel kam, um ihn eiligſt nach dem Schloſſe zu holen. Auf der Fahrt dorthin äußerte Duchatel, der König habe ihm ſo eben mitgetheilt, er werde von allen Seiten mit dem Rath angegangen, das Miniſterium zu wechſeln, um der Kriſe ein Ende zu machen; daß er ſich aber dazu nicht entſchließen könne. „Die Königin — fuhr der Miniſter des Innern Guizots Bezeugung zufolge fort — die Königin kam, gefolgt von dem Herzog von Montpenſier, in das Kabinett des Königs. Sie war ſehr aufgeregt. Herr Duchatel, ſagte ſie zu mir, ich kenne die Hingebung Guizots für den König und für Frankreich. Wenn er dieſe Hingebung zu Rathe zieht, wird er keinen Augenblick länger Miniſter bleiben wollen. Sage doch nicht ſolche Sachen, liebe Freundin, bemerkte der König; wenn Herr Guizot es hörte! Worauf die Königin: Das will ich ja gerade. Ich werde es ihm ſelber ſagen; ich ſchätze ihn zu ſehr, als daß ich nicht glauben ſollte, er würde mich verſtehen.“ Bei ſothanen Umſtänden hatte es Duchatel gerathen gefunden, den Premier herbeizuholen.

Es war $2^{1}/_{2}$ Uhr, als die beiden Miniſter beim Könige eintraten, wo ſie auch die Königin und die Herzöge von Nemours und Montpenſier vorfanden. Louis Philipp ſetzte die Sachlage auseinander, ſprach von dem Ernſte derſelben, noch mehr von ſeinem, ohne Frage aufrichtigen Wunſche, das Miniſterium beizubehalten, und von dem Bedauern, daſſelbe entlaſſen zu müſſen. „Ich möchte lieber abdanken“, fügte er hinzu. Das gefiel der Königin ſchlecht. „So etwas ſollſt du nicht ſagen — bemerkte ſie — du gehörſt nicht dir an, ſondern Frankreich.“ Worauf der König: „Das iſt wahr; ich bin viel unglücklicher daran als die Miniſter, ich kann meine Entlaſſung nicht nehmen.“ Guizot merkte, und es gehörte nicht eben ein feiner Merker dazu, daß das ganze Gerede nur den Sinn habe: Macht, daß ihr fortkommt! Allein der Miniſter hielt ſich für das Heil Frankreichs mindeſtens ebenſo unentbehrlich wie Louis Philipp ſelber und machte daher bemerklich, daß das Miniſterium, falls der König feſt zu demſelben ſtände, ſich wohl getraue, den Kampf mit dem Aufruhr erfolgreich durchzuführen. Es zog nicht, denn Louis Philipp ſtand zu dieſer Stunde ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Frau, welche wähnte, mittels einer Aenderung des Miniſteriums könnte und würde der Sturm beſchworen werden. Das verlegene Hin- und Herſprechen endigte damit, daß der König mit der Erklärung herausging, er werde den Grafen Molé rufen laſſen, um denſelben mit der Bildung eines neuen Miniſteriums zu betrauen.

Das Gewitter einer Revolution in vollem Aus- und Losbruch und als Beſchwörer deſſelben ein Graf Molé! Ein wahrhaft kindiſcher Einfall, vollends in dem Gehirn eines Mannes, welcher ſchon zwei Revolutionen erlebt hatte.

Guizot begab ſich aus dem Schloſſe nach dem Palais Bourbon zurück und zeigte der Kammer an, daß das Miniſterium entlaſſen und Graf Molé berufen ſei, ein neues zu bilden. Dieſe Senſationsnachricht machte die Mehrheit in wilden Tumult ausbrechen. Die „Korrupten“ wollten von dem geliebten Profeſſor der Korruptologie nicht laſſen, und da Louis Philipp in der Kammermehrheit den wahren und einzig richtigen Ausdruck der Geſinnung und Stimmung Frankreichs erblickte, ſo war er Abends 4 Uhr wieder halb und halb entſchloſſen, das Miniſterium Guizot, welches unterdeſſen zu amten fortfuhr, zu behalten. Zwei Stunden ſpäter war man in den Tuilerien dahin gebracht, daß man es für eine Nothwendigkeit anſah, dem verhaßteſten, aber, wie man wähnte, entſchloſſenſten und unbeſiegbarſten der Generale, dem Marſchall Bugeaud, den Oberbefehl über ſämmtliche in Paris vorhandenen Streitkräfte zu geben. Denn im Verlaufe des Tages war die Aufregung mehr und mehr zur Erhebung in Waffen geworden und hatte unter den Klängen von Rouget de l'Isle's ewigem Zauberlied der Revolutionstanz begonnen. Die Leichenernte des Tages war nicht unbeträchtlich, der Blutzehnte nicht gering; aber aus dem abſcheulichen Pulverdampf des Bürgerkriegs blitzte da und dort ein Lichtſtral hervor, welcher Zeugniß gab, daß im Menſchen- und Völkerdaſein Augenblicke vorkommen, welche glauben machen könnten, das arme Geſchöpf Menſch ſei doch etwas mehr als ein „zweibeiniges, ungefiedertes, nothdürftig gezähmtes Thier“. Ein Wachthaus war nach hartnäckiger Gegenwehr der Soldaten und wiederholtem verluſtvollem Anſturm durch eine Schar von Bluſenleuten genommen worden. In der erſten Erhitzung wollten die Sieger ihre ſämmtlichen Gefangenen über die Klinge ſpringen laſſen. Doch legte ſich der Kampfzorn raſch und die Barbarei unterblieb. Einer der Proletarier jedoch fuhr noch zu toben fort. „Man hat mir meinen Bruder umgebracht — ſchrie er — ich muß dafür wieder Einen umbringen!“ Worauf ein Kamerad von ihm: „Aber wen könnteſt du denn umbringen, der nicht auch dein Bruder wäre?“ Es iſt ſehr die Frage, ob jemals unter einem

Purpurmantel ein Wort hervorgegangen, das dieſem unter einer Bluſe hervorgegangenen gleichkäme. Ueberhaupt iſt — nur Schalke und Schelme können das beſtreiten — die Februarrevolution von einer beiſpielloſen Großmuth geweſen. Die Reaktion freilich hat ihr dieſe Großmuth übel vergolten, wie das eben der Reaktion Natur und Art. Man muß doch die Wiederaufrichtung von Thron und Altar mit Darbringung von Menſchenopfer-Feſthekatomben verherrlichen: ſo verlangt es die Etikette, ſo will es das Ritual.

Zur Abendzeit hatten Louis Philipp und Graf Molé ein Pourparler mitſammen, das zu keiner Verſtändigung führte, weil der König ſelbſt das Minimum von Reform, welches der Graf zur Vorbedingung ſeines Eintritts ins Miniſterium machte, nicht zugeſtehen wollte. Derweil hatte ſich aber die Nachricht vom Sturze Guizots und ſeiner Kollegen in der Stadt verbreitet und allgemeine Freude hervorgerufen. Das alte und ewige Kind, das Volk, läßt ſich ja ſo leicht ſchweigen und ſchwichtigen, ſogar mit Mondſchein im Waſſer. Der Kampf hatte allenthalben aufgehört, Paris illuminirte, Hunderttauſende wogten fröhlich und lachend durch die Straßen und Bourgeois und Proletarier, Nationalgarde und Linie, Männer und Frauen tauſchten miteinander den jubelnden Friedensgruß: „Vive la réforme!“ Auf den Boulevards wandelt, wimmelt und wuſelt es ameiſenwuſelig. Eine Kolonne von Bluſen, welche den Tag über die Barrikaden im Quartier Saint-Martin vertheidigt hatten, kam vom Vendomeplatz her und traf bei der Ausmündung der Rue de la Paix auf den Boulevard mit einer andern zuſammen. Vereinigt zogen die beiden Scharen unter Anſtimmung der Marſeillaiſe die Boulevards hinab bis zur Ausmündung der Rue Neuve Saint-Auguſtin, wo der Zug ſtockte und ſich ſtaute, weil ein daſelbſt zum Schutze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten im Viereck aufgeſtelltes Soldatenbataillon den Weitermarſch hemmte. Hier, vor Guizots Wohnung alſo, geſchah um 9 Uhr

Abends das Unaufgeklärte und wahrſcheinlich Unaufklärliche, welches die Reformfeier in eine Revolution verwandelte.

Die Spitze der Volkskolonne, von dem Bürgerwehrlieutenant Schumacker geführt, wird von der nachſchiebenden Maſſe hart an das Bataillon herangedrängt. „Kommandant — ſagt Schumacker zu dem zu Pferde vor der Front haltenden Oberſtlieutenant Courant — laſſen Sie uns durch; unſere Abſichten ſind friedlich. Sie ſehen, wir können unmöglich umkehren, weil die Menge uns von hinten drängt.“ Worauf der Offizier: „Sie haben gut reden. Ich habe beſtimmten Befehl, niemand hier durchzulaſſen.“ Das Pferd ſcheut vor den wehenden Fahnen und ſprühenden Fackeln, ſein Reiter lenkt es daher in das Viereck hinein, und da er ſieht, daß die vorderſte Reihe ſeiner Leute durch die andrängende Maſſe in Unordnung gebracht wird, ſchreit er: „Grenadiere, fällt das Bajonnett!“ Die Gewehrläufe ſenken ſich und auf der äußerſten Linken der Linie geht ein Schuß los; ob aus Zufall oder aus Abſicht, kein Menſch wußte oder weiß es zu ſagen[*]. Aber dieſer Schuß gab das Signal zu einem Bataillonsfeuer, welches 33 Menſchen todt und 47 verwundet auf das Pflaſter niederwarf, zur Verzweiflung des Kommandanten Courant, zur Beſtürzung der Soldaten, welche dem Anreiz eines paniſchen Schreckens nachgegeben hatten.

Die furchtbare Wirkung dieſer plötzlichen Metzelei iſt weltbekannt. Von dem blutbeſudelten Boden vor Guizots Wohnung erhob ſich der Rachegeiſt in die Lüfte, auf Rieſenfittigen über Paris ſich hinſchwingend, und von Stund' an folgten ſich die Ereigniſſe mit ſo überſtürzender Haſt, daß der Julithron bereits umgeſtürzt und der Bürgerkönig ſchon auf der Flucht war, als man in dieſem oder jenem Quartier der Stadt noch von weiter nichts wußte als von der Berufung des Grafen Molé *).

---

[*] In der dickleibigen Sammlung von Lügen über die Februarrevolution — welche Sammlung auch der Phantaſt Lamartine durch ſein romanhaftes Buch beträchtlich anſchwellen machte — iſt zu leſen, daß der Republikaner Charles Lagrange den verhängnißvollen Schuß gethan, ein Piſtol auf die Soldaten losbrennend. Selbſt Guizot verſchmähte es, von dieſer ſchlecht erfundenen Legende beſtimmten Gebrauch zu machen. Er ſagt (Mém. VIII, 590): „Personne n'ignore l'évenement (je ne décide pas s'il faut dire fortuit ou criminel) qui éclata à neuf heures du soir, sur le boulevard, devant l'hôtel des affaires étrangères.“

3.

Die Uhr des Pavillon de l'Horloge ſchlägt 1 Uhr, die erſte Stunde des 24. Februar von 1848. Die Nacht iſt froſtig und finſter, aber der Widerſchein von Myriaden Gaslichtern macht die über Paris hängende Dunſtmaſſe weißlich ſchimmern. Der alte Königspalaſt, welcher ſchon ſo viele Schickſalswechſel geſehen, dieſe Tuilerien, worin Ludwig der Vierzehnte den Abſolutismus inthroniſirt, Maria Antoinette intrikirt, der Konvent vulkaniſirt und Napoleon deſpotiſirt hatte, ſie zeigen auch zu dieſer Stunde wieder in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeſchreibliche Ungewöhnliche, Unruhige, Haſtvolle und Bängliche, welches den Kataſtrophen von Herrſchern und Staaten vorauſzugehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windſtrom dem Gewitter voranwallt.

---

*) In einer Depeſche Deſſert's, die um 2 Uhr Mittags am 24. Februar geſchrieben wurde, heißt es: „Je me trouve tellement emprisonné par les barricades et la masse de populace qui encombre toutes les rues qu'il est impossible d'aller voir ce qui se passe. Le fait est que le roi a fait appeler Mr. le comte de Molé, pour le charger de composer une nouvelle administration et que les ministres actuels restent au pouvoir jusqu'au moment ou le ministère nouveau soit formé." D. B. A.

Die Wachtpoſten ſind an allen Ecken und Enden verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes iſt geſchloſſen. Der ganzen Vorder- und Hinterſeite des Schloſſes entlang iſt in allen Stockwerken eine Menge von Fenſtern erhellt und man ſieht in den Korridoren des Erdgeſchoſſes, wie droben in den Manſardengängen, eilende Lichter kommen, verſchwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein ſummendes Getöſe, nur noch mühſelig gedämpft durch den beſchwichtigend erhobenen Finger der Aja Etikette; ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Allenthalben ins Längliche oder auch ſchon ins Lange und Längſte gezogene Geſichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüſter, Gewiſper und Geziſchel. Ein Unheimliches ſchreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch iſt dieſes Schreiten nur ein Schlurfen, aber bald wird es ein Dröhnen ſein.

Kriegeriſche Zurüſtungen rings um den Palaſt. Längs der Rue Rivoli eine Kolonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwiſchenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Kavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais-Royal vorgeſchoben. Der Quai entlang der Seine, ſoweit die Tuilerien ſammt dem Louvre reichen, ebenfalls wohlbeſetzt. Auch hier zwiſchen dem Fußvolk Artillerie, beſonders an den Punkten, wo ſich die drei Brücken Pont Royal, Pont du Carrouſel und Pont des Arts auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zuſehen könnte man in der Haltung der Truppen eine gewiſſe Schlaffheit und Verdroſſenheit bemerken: hatten ſie doch ſchon ſeit nahezu 48 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebſamen Dienſt gethan. Aber laut und lebhaft geht es her drinnen auf dem Carrouſelplatz. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, welcher auf allen vier Seiten mit Truppen aller Waffengattungen eingefaßt iſt. In der Mitte ein dichtſtehender Halbkreis von Stabs- und

Subalternoffizieren. Vor der Fronte deſſelben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialiſcher Figur, Haltung und Gebärde. Sein von den breiten Schultern zurückgeſchlagener Mantel läßt eine reichgeſtickte Uniform ſehen und auf dem Kopfe trägt er den mit weißem Federbeſatze geränderten Hut eines Marſchalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält ſich ein ſchlanker Mann in Generallieutenantsuniform, deſſen feine, kühle und etwas hoffärtige Züge den Duc de Nemours, Louis Philipps zweitälteſten Sohn, erkennen laſſen.

„Meſſieurs — ſpricht der Marſchall Bugeaud kurz und barſch die Offiziere an — der König hat mich ſo eben mit dem Oberbefehl über die geſammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, beehrt. Man muß ein Ende machen mit den Revoluzern! Ihr wißt, wann ich mich mit ihnen ſchlug, bin ich niemals geſchlagen worden. Gebt Acht, Parbleu, daß ihr mich diesmal meine Jungferſchaft nicht verlieren macht!“

Beifälliges Lächeln belohnt den Kaſernenſpaß des Duc d'Isly, bekannter noch unter ſeinen populären Titeln „Kerkermeiſter von Blaye“ und „Schlächter von der Rue Transnonain“. Doch, horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräuſch den Strom herunter, von der Cité-Inſel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die ſich zur Linken der Seine um das Pantheon zuſammenballen und zur Rechten des Fluſſes zwiſchen dem Hotel de Ville, der Place de la Baſtille und den Boulevards gelagert ſind? Ein Rauſchen und Brauſen, bald ſinkend, bald ſchwellend; ein tauſendfältig Gemiſch von Tönen und Klängen, zerſplitternd jetzt in Hunderte von grellen Mißlauten, dann wieder zuſammenſchlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantiſchen Ozean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen ſich aus dem maſſenhaften Saus und Braus einzelne artikulirte Töne los: — „Allons enfants!“ und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est arrivé!“ und wie ein Bündel feuriger Klangraketen ziſcht zum nächtigen Himmel empor der Refrain: „Aux armes, citoyens!“

Der Marſchall zieht ſich den Mantel dichter um die Schultern und ſagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden ſprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr ſollt alsbald meine Befehle haben, Meſſieurs. Ich gehe, die Verfügungen zur Niederwerfung der Emeute feſtzuſtellen.“

Während er, ſiegesſicher, alſo ſpricht und nach dem Etat-Major (Generalſtabsgebäude) der Tuilerien ſich begibt, arbeiten ſich zwei Männer mühſam und oft angerufen zum Eingange des Palaſthofs und von dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der Eine trägt die Uniform der Adjutanten des Königs, der Andere iſt in Civil, ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeſchlagenen Kragen ſeines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er ſich aus ſeinen Einhüllungen herausgewickelt, ſtellt ſich der Kleine dar als ein ziemlich altes Männchen mit einem entſchiedenen Nußknackergeſicht, welchem jedoch die Augen viel „Eſprit“ verleihen würden, ſo ſie nicht durch große runde Brillengläſer verdeckt wären. Er nimmt ſeinen Hut ab und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne; denn er hat unterwegs mit ſeinen armen kurzen und dünnen Beinen verſchiedene Barrikaden überklettern und ſo zu ſagen ein „Rennen mit Hinderniſſen“ unliebſam beſtehen müſſen. Dann folgt er ſeinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitskabinette des Königs. Auf dem Wege dahin ſtreifen, von dorther kommend, zwei Herren an ihm vorüber, faſt Ellenbogen an Ellenbogen, und wie der Kleine ſie erkennt, gleitet flüchtig ein ſardoniſches Lächeln über ſein Geſicht, ſo daß ſeine Naſenſpitze faſt mit dem zahnloſen Oberkiefer in Berührung kommt.

Die Begegnenden waren die Herren Guizot und Duchatel. Sie kamen vom Könige, wo ſie die Ordonnanz, welche dem Marſchall Bugeaud den Oberbefehl übertrug, gegengezeichnet hatten.

Sie trafen den Marſchall noch auf dem Carrouſelplatze und fragten ihn, was er von der Sachlage halte. „Es iſt ein wenig ſpät — erwiderte der Gefragte — aber ich bin noch nie geſchlagen worden und denke heute das Michſchlagenlaſſen nicht anzufangen. Man laſſe mich nur machen und dreinkartätſchen! Es wird Blut fließen, ja wohl; aber morgen Abend wird die Stärke auf Seiten des Geſetzes ſein und werden die Wühler ihre Zeche zu bezahlen haben (qu'on me laisse faire et tirer le canon, il y aura du sang répandu; mais demain sera la force du côté de la loi, et les factieux auront reçu leur compte)."

Derweil iſt der Kleine mit dem Nußknackergeſicht im Vorzimmer zum königlichen Kabinett angelangt. Hier eilt ihm Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliſte, eine Perſon, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas angeſehenen Knaben gleicht. Im Uebrigen ein befliſſenſter. Fartcatcher des von Louis Philipp erfundenen und vom Erzmagiſter Guizot docirten Syſtems der konſtitutionellen Windbeutelei. Der geſchmeidige Höfling iſt deßhalb nicht zu tadeln. Hat doch das geſammte offizielle und nicht offizielle Europa dieſes „Syſtem" als die Quinteſſenz politiſcher Weisheit lobgeprieſen und zwar mit Fug und Recht. Denn wenn zu einer Zeit, welche es glücklich ſoweit gebracht hat, nur noch ein Prinzip anzuerkennen und nur noch eine Richtſchnur zu achten, den dreimal heiligen Erfolg, zu einer Zeit, wo ſchon der Erfolg eines Jahres, eines Tages, einer Stunde vollwichtigen Anſpruch auf Vergötterung gibt, wenn zu einer ſolchen Zeit ein nahezu achtzehnjähriger Erfolg aufzuweiſen iſt, wie ſollte er nicht das goldene Kalb ſein, um welches her die Kinder Iſrael und die Söhne und Töchter der Gojim vom Aufgang bis zum Niedergang wetteiſernd die Anbetungspolka tanzen?

„Ah, Monſieur Thiers", ſagt Herr de Montalivet, „wir ſind höchlich erfreut, Sie hier zu ſehen. Freilich, Se. Majeſtät erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber ſchonen

Sie den König!“ — „Den König ſchonen? Meine erſte Pflicht iſt, ihm die Wahrheit zu ſagen“, entgegnet der kleine Nothhelfer, in welchem man zu dieſer Stunde einen großen ſieht. Was doch alles die Menſchen ſich einbilden und einbilden laſſen! Thiers, der Verfaſſer einer napoleoniſchen Mythologie in 20 dicken Bänden, ein „Wahrheitsſager!“ Freilich, was iſt Wahrheit? hat vor Zeiten der römiſche Oberpräſident von Judäa gefragt und in unſeren eigenen Tagen hat Einer, der auch nicht dumm geweſen iſt, den Dreireim gemacht: —

„Traum iſt alles Irdiſchen Erſcheinung,
Wahn iſt jede liebende Vereinung,
Und was Wahrheit wird genannt, iſt Meinung.“

Um 2½ Uhr ſtand der napoleoniſche Mythograph und orleaniſtiſche Staatsmann vor dem Sohn Egalité's, welchem der Königstraum, den er dereinſt mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgiſchen Gränze geträumt hatte, im Juli von 1830 zur Wirklichkeit geworden war, — zu einer Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen ſollte wie ein Traum. Der alte ſchlaue Herr, in deſſen mit einer wohlfriſirten Perücke bedecktem „Birnenkopf“ eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu dieſer Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, ſeines Bourgeoiskönigthums ganze Macht und Pracht, in einen ſchmutzigen Fiaker verpackt, kläglich-flüchtig davongeſtoben ſein würde. Der vielerfahrene Odyſſeus des Konſtitutionalismus hatte doch zuletzt den Wirkungen des Taumelkelches, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerſtehen gekonnt und hatte die boshafte Zauberin demzufolge ſich beeilt, den Reineke der Reineke in jenes Thier zu verwandeln, deſſen Ohren für bedeutend länger gelten als ſein Verſtand. Die Ereigniſſe der zwei letzten Tage hatten nun zwar dem nahezu Fünfundſiebzigjährigen körperlich tüchtig zugeſetzt — er lag überwacht und ſchachmatt, ganz in Flanell gewickelt, in ſeinem Lehnſtuhl — aber ſie hatten ihn vom Rauſche des Machtbeſitzes keineswegs ernüchtert. Im Gegentheil, je mehr das Skepter ſeiner Hand zu entſchlüpfen drohte, um ſo krampfhafter hielt er es feſt, und wenn er, wie wir mitangehört, vom Abdanken geredet, ſo hatte er es nur gethan, damit man ihm widerſpräche. Die Berufung von Thiers, wozu er ſich auf vielfältiges Drängen hin kurz vor Mitternacht entſchloſſen, war ein ſeinem Stolze ſchwer abgerungenes Zugeſtändniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greiſe ſein gekränktes Selbſtgefühl und ſeine üble Laune die Kraft, raſch aufzuſtehen und den kleinen Nothhelfer mit den barſchen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen; er will nicht. Ich ſah mich alſo genöthigt, Ihre Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Haben Sie ein Miniſterium bei der Hand? Ich brauche auf der Stelle ein ſolches.“

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Miniſterliſte bereit.“ — „Ah ſo? Ja, man ſagt, daß Sie nicht mehr ins Kabinett treten wollten.“ — „Allerdings, Sire, war das meine Abſicht.“ — „Sie müſſen ſich unverweilt nach Kollegen umſehen. Sie kennen das Widerwärtige, was ſich vor dem Miniſterium des Auswärtigen zugetragen. Die Regierung kann nichts dafür; es war ein Zufall; aber die Wirkung eine ſehr unglückliche. Ich muß alſo ein Miniſterium aus der Oppoſition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe nichts dagegen. Er iſt ein guter Menſch, obzwar ein ſchlechter Muſikant, will ſagen Politiker. Präſident des Kabinetts jedoch müſſen Sie und darf nicht Barrot ſein. Man muß feſt auftreten und dabei zähl' ich nur auf Sie.“ — „Herr de Remuſat?“ — „Einverſtanden.“ — „Herr Duvergier de Hauranne?“ — „Ah, Duvergier?“ — „Der tritt feſt auf.“ — „Ja, aber auf meine Koſten. Doch es ſei. Die Herren ſind Ihre Freunde, laſſen Sie dieſelben kommen. Hinſichtlich des Perſönlichen wären wir alſo im Reinen. Was verlangen Sie in Betreff des Sächlichen?“ —

„Die Wahlgeſetz- und Parlamentsreform iſt eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich zwar für meine Perſon war für eine Reform des Wahlgeſetzes nie ſehr eingenommen. Indeſſen muß man doch geſtehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener iſt. Er geſtattet einer allzukleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung auszubeuten.“ — „Wie, Sie wollen mir alſo eine enorm große Wählerſchaft und eine enorm große Kammer aufhalſen?“ — „Bewahre! Fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen.“ — (Das nannte Monſieur Thiers dem Könige „die Wahrheit ſagen“!) — „Nun, wir wollen ſehen.“ — „Sire, das iſt noch nicht alles.“ — „Ei, was denn ſonſt noch?“ — „Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren.“ — „Ah, Sie verlangen die Auflöſung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Nie und nimmer! Um keinen Preis!“ Und ſo ſprechend ging der alte Mann in höchſter Aufregung im Zimmer hin und her. Mühſam ſich beherrſchend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, ſind Miniſter. Suchen Sie mir welche! Wir werden uns ſpäter wohl verſtändigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflöſung ausgenommen.“ — „Dieſe gerade aber iſt das, worauf meine Freunde entſchieden beſtehen werden.“ — „Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen laſſen, daß ich Sie berufen und mit der Neubildung des Miniſteriums betraut habe.“ „Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot zu geſellen.“ — „Sei es.“ — Und damit ſetzte ſich Ludwig Philipp an ſeinen Schreibtiſch und ließ ſich von Thiers diktiren: — „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, ſich Herrn Barrot beigeſellen zu dürfen, und der König hat dieſem Wunſch entſprochen.“

Soweit war man, als es 3 Uhr ſchlug. „Wann werden

Sie zurückkommen?" frug Louis Philipp. „Sire, ich mache mich ſofort auf, um Miniſter für Sie zu ſuchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden." — „Gut, bis dahin will ich ſchlafen. Alſo auf Wiederſehen zwiſchen 8 und 9 Uhr?" — „Wir ſind noch nicht einig über den Hauptpunkt." — „Das weiß ich." „Selbſtverſtändlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verſtändigen können, nicht ins Kabinett treten. Wir haben dann freie Hand." — „Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand." Er zog die Klingel, befahl die geſchriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu ſenden, und ſagte dann zu Herrn Thiers, welcher ſeine Abſchiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch ſagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der geſammten bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet ſich im Generalſtabsquartier. Sie werden ſich, da er Ihr intimer Freund iſt, leicht mit ihm verſtändigen." Thiers ſchwieg verlegen. „Was haben Sie denn? Man ſollte faſt glauben, die Ernennung Bugeauds mißfiele Ihnen." — „Sire, ich liebe den Marſchall ſehr und ſehe in ihm den erſten Krieger unſerer Zeit. Aber, aber .... die Ernennung Bugeauds ſteht in ſchroffem Widerſpruch mit Ihrer durch die Berufung eines Miniſteriums aus den Reihen der Oppoſition angezeigten Abſicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen." — „Sie werden mich doch in einer ſo kritiſchen Stunde nicht meines Degens berauben wollen?" — „Das nicht; ich muß und will vielmehr verſuchen, den Marſchall meinen Kollegen annehmlich zu machen."

Bevor er das Schloß verließ, ſprach der neue halbe Premierminiſter — denn er war ja noch weit entfernt, ein ganzer zu ſein — im Etat-Major vor, welcher in dem Pavillon der Tuilerien untergebracht war, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli ſtößt. Der tapfere Marſchall hatte ſo eben wieder eine Rede an die verſammelten Offiziere gehalten und der eintretende Thiers konnte noch den Schlußſatz mitanhören: „Wenn die Nationalgarde mit uns geht, deſto beſſer; wenn nicht, nun wohl, Meſſieurs, ſo marſchiren wir über ſie hinweg (nous nous passerons d'elle).“ Die bedenkliche Miene von Thiers kontraſtirte gar ſehr mit dieſer Fanfaronnade. Der Kleine empfing die Glückwünſche zu ſeiner Miniſterſchaft mit nicht eben freudiger Genugthuung. „Man muß die Aenderung des Miniſteriums ſofort proklamiren“, ſagte Bugeaud. „Ja, aber weiß ich denn, daß ich wirklich dazu kommen werde, ein Miniſterium zu bilden?“ entgegnete Thiers muthlos. „Ei was, warum denn nicht?“ fragte der Marſchall ermuthigend. An ſeiner feſten Haltung richtete ſich auch der kleine Nothhelfer wieder auf, ſo daß er ziemlich beruhigt auf die Miniſterſuche ging.

4.

Bugeaud war in Wahrheit dermalen noch voll Zuverſicht und traf ſeine Maßregeln und Anordnungen mit Sicherheit und Beſtimmtheit. Die Zahl der Streitkräfte, über welche er zunächſt verfügen konnte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marſchall, welchem die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf ſie, ſondern verließ ſich nur auf die Linientruppen, für welche mittels Telegrammen Verſtärkungen aus in der Nähe der Hauptſtadt gelegenen Garniſonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde war die Hauptmaſſe der bewaffneten Macht in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während ſchwächere Abtheilungen den Platz der Baſtille, das Stadthaus, die Polizeipräfektur und das Pantheon beſetzt hielten. Dagegen befand ſich zu derſelben Stunde das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwiſchen der Rue de la Paix, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der

Rue Rambuteau und dem Baſtilleplatz, ſchon in den Händen des Aufruhrs, welcher ſeit der verhängnißvollen neunten Abendſtunde des geſtrigen Tages an Umfang, Energie und Rüſtung unermeßlich zugenommen und gewonnen hatte.

Ah, ſie waren fleißig am Werke geweſen dieſe Nacht über, die anſtelligen, falkenäugigen, flinkhändigen Barrikadenkünſtler der alten Lutetia; ſie hatten ſich keine Mühe verdrießen laſſen, der „ultima ratio regum“ die ultima ratio populorum entgegenzuſtellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunſt erbaute Barrikaden, wozu andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumſtämme und 1,277,000 Pflaſterſteine verwandt worden waren. Im Beſitze dieſer Hunderte von improviſirten Citadellen, ſchickte das Volk von Paris ſich an, die ihm vom Schickſal zugewieſene Rolle, den Nationen vorzuturnen auf dem Turnplatz der Weltgeſchichte, wieder einmal mit Anſtand, Virtuoſität und theatraliſchem Gebärdenſpiel durchzuführen, auf daß abermals erfüllt werde, was von ihm geſchrieben ſteht: —

„Oh, Volk du von Paris . . . .
Kühn handhabſt du das Schwert und keck die Pflaſterſteine!
Du Meer, deß Zorngebrüll, wenn es im Sturm erwacht,
Auf der gekrönten Stirn den Goldreif zittern macht,
Das himmelhoch drei Tag' emporwirft ſeine Maſſen
Und wieder fällt und träg' ſich hinſtreckt und gelaſſen;
Volk, einzig in der Welt, in dem ſich räthſelhaft
Mit Greiſenſünden miſcht beſchwingte Jugendkraft,
Das mit Gefahren ſpielt und mit dem Tode — immer
Erſtaunt ob dir die Welt, doch ſie begreift dich nimmer!“

Die Rieſenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt, die Körper zu ermüden und die Geiſter abzuſpannen, in den Reihen der Inſurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampfluſt nur geſteigert. Das Erſcheinen des Moniteur am Morgen war auch nicht geeignet, dieſe Stimmung zu beſchwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in ſeinem nichtamtlichen Theil die nebelige Nachricht von der bevorſtehenden Einſetzung eines Miniſteriums

Thiers-Barrot, in ſeinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marſchall Duc d'Isly gegeben worden ſei. „Was — ſchrieen die Barrikadenmänner — Bugeaud? Der Kartätſcher von der Rue Transnonain, welcher das Blut des Volkes wie Waſſer vergoſſen hat, der Henkersknecht des Syſtems, deſſen Sophiſt und Jeſuit Guizot iſt! Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen iſt. Weg damit und aux armes citoyens!“ Noch nirgends erhob ſich um dieſe Zeit der Ruf: „Die Republik!“ und es unterſteht keinem Zweifel, daß noch an dieſem Morgen des 24. Februar die Maſſen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Reformen zu beſchwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen geweſen wären. Aber mit jeder in dieſem Sinne ungenutzt gelaſſenen Stunde, Viertelſtunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde ſie eine zum Aeußerſten entſchloſſene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen eines großen Umſturzes. Auf den Stirnen republikaniſcher Führer begann Heiterkeit zu ſchimmern und um ihre Lippen ein Hoffnungslächeln zu ſpielen: — ſie ſpürten in allen Fibern, daß dieſer Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil alſo eine Partei, welche Ludwig Philipp durch ſeine Périer und Bugeaud völlig beſiegt zu haben wähnte, ſich anſchickte, auf eine Entſcheidung der ſchwebenden Streitfragen im widermonarchiſchen Sinne hinzudrängen, war der Marſchall auch nicht müſſig geweſen, das Feld, auf welchem er dem Volke die vorausſichtlich bevorſtehende Schlacht liefern wollte, zu prüfen und die Stellungen ſeiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten ſein ſtrategiſches Terrain: die Seinequais und die Boulevards. Auf dem rechten Ufer des Stroms mußten als wichtige und wichtigſte Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hotel de Ville, die Bank, der Siegesplatz und weiterhin der Baſtilleplatz und der Concordeplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitſammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenſo der Invalidenpalaſt und die Kriegsſchule, das Palais Bourbon, die Polizeipräfektur und das Pantheon. Bugeaud hatte beſchloſſen, einen Angriff von Seiten der Inſurrektion nicht erſt abzuwarten, ſondern demſelben durch angriffsweiſes Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organiſirte er vier Marſchkolonnen. Die erſte derſelben, geführt vom General Sebaſtiani, ſollte durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Stadthauſe vordringen, wohin ſie auch, um 5 Uhr vom Carrouſelplatz aufbrechend, um 7 Uhr wirklich gelangte und mit dem auf dem Grèveplatze ſtehenden General Tallandier ſich vereinigte. Die zweite Kolonne marſchirte unter Führung des Generals Bedeau um $5\frac{1}{2}$ Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Beſtimmung, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und dieſe entlang nach dem Baſtilleplatz zu gelangen. Eine dritte Kolonne, befehligt vom Oberſt Brunet, ſetzte ſich gegen 6 Uhr in Bewegung und war angewieſen, durch die Straßen Saints-Pères, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique zu marſchiren, um den beim Pantheon ſtehenden General Renault zu verſtärken. Die Führer dieſer Angriffsharſte hatten Befehl, alle Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerſtand energiſch niederzuſchlagen. Eine vierte Kolonne behielt der Marſchall unter ſeiner eigenen Hand: er wollte damit im Rücken der beiden erſten operiren, um jede Wiederherſtellung der genommenen und zerſtörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geſchwader endlich, deſſen Infanterie der General Rulhières und deſſen Kavallerie der General Regnault de Saint-Jean-d'Angely kommandirte, ſollte als Reſerve auf dem Carrouſelplatze zurückbleiben.

Von der Nationalgarde glaubte Bugeaud bei ſeinen Anordnungen ganz abſehen zu dürfen. Ein ſchwerer Irrthum!

Denn die Reformſtimmung der Mehrheit der ſich ſelbſt überlaſſenen Bürgerwehr machte die „Bärenmützen“ mit den „Bluſen“ ſympathiſiren und das Erſcheinen der erſteren an der Seite der letzteren verdoppelte und verdreifachte die Unluſt der Linientruppen, rückſichtslos und ausdauernd für das Julikönigthum ſich zu ſchlagen*). Seltſam zu ſagen und doch unzweifelhaft wahr, für dieſes Julikönigthum wurden jetzt, wie übrigens nicht ſelten für ſtürzende Gewalten, ſogar ſeine guten und beſten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter dieſen guten und beſten Seiten hatte Louis Philipps ſtandhafte Friedensliebe die erſte Stelle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementſucht der Armee nur ein Laſter ſah. In ihren Reihen war der „Roi-Bourgeois“ längſt entpopulariſirt und, Alles zuſammengehalten, war demnach zum energiſchen Schlagen für das Beſtehende nur die „Munizipalgarde“ entſchloſſen, ein aus Unteroffizieren gebildetes Korps, die Blüthe der Schnauzbartbrutalität, aber zugleich auch, wie man gerechter Weiſe anerkennen muß, die höchſte Potenz ſoldatiſchen Ehr- und Pflichtgefühls. Hätten die Miniſter, die Generale, alle die Hof- und Staatswürdenträger, alle die Anhänger und Säulen des „Syſtem“ nur den hundertſten Theil des Muthes, der Hingebung und Ausdauer dieſer Soldaten bethätigt, die Inſurrektion würde nicht ſiegreich in die Tuilerien eingezogen ſein. Aber freilich, das „Syſtem“ ſelbſt war faul geworden bis in den Kern hinein, wie hätte es ausreichend viele Vertheidiger finden können? Die Stärke der Februarrevolution war in weit höherem Grade moraliſcher als materieller Natur; daher ihre Unwiderſtehlichkeit. Wißt ihr, wer das bezeugt? Gewiß ein unverwerflicher Zeuge, Louis Philipp ſelber, welcher, im Exil zu klarer Einſicht gelangt, in Claremont zu ſeinem Höfling Cuvillier-Fleury geſagt hat: „Gegen eine moraliſche Inſurrektion gab es weder Angriff noch Vertheidigung. Man hat behauptet, ich hätte den Befehl gegeben, das Feuer einzuſtellen. Das iſt unwahr. Wozu auch ein ſolcher Befehl? Er lag ja in der Luft**).

---

*) Hieraus hauptſächlich erklärt ſich die Thatſache, daß in den Kämpfen der Februartage der Menſchenverluſt auf Seiten des Volkes wie der Armee ein verhältnißmäßig geringer war. Der heftigſte und andauerndſte Zuſammenſtoß fand bekanntlich beim Wachtpoſten vom Chateau d'Eau ſtatt und bei dieſem weitaus erbittertſten aller Straßenkämpfe vom Februar verloren 38 Bürger und 11 Soldaten das Leben und wurde 1 Offizier tödtlich verwundet. Im Ganzen ſind während der Februartage gefallen auf Seiten des Volkes 275 Männer und 14 Frauen, auf Seiten des Heeres 72 Mann, worunter 4 Offiziere.

Trotz alledem wiegte ſich Bugeaud etliche Stunden lang in der trügeriſchen Hoffnung auf einen Triumph, deſſen er zum Voraus genoß. Denn nachdem er ſeine Angriffskolonnen hatte abmarſchiren laſſen, ſetzte er ſich hin und ſchrieb an Thiers: „Schon lange habe ich vorhergeſehen, mein Freund, daß wir Zwei berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entſchluß iſt gefaßt: ich habe meine Schiffe verbrannt. Sobald ich die Emeute beſiegt haben werde — und ich werde ſie beſiegen, denn die Läſſigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterſtützung von dieſer Seite ſollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminiſter in das von Ihnen gebildete neue Miniſterium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unüberſteigliches Hinderniß ausmacht“ .... Eine geradezu ins Komiſche fallende Probe menſchlicher Selbſttäuſchung fürwahr! Längſtens zwei Stunden nach Niederſchreibung dieſer Zeilen war die „Emeute“ entſchieden oben auf und in vollem Vorſchritt zum Siegesziel begriffen. Zu dieſer Stunde geſchah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris ſtets für ein bedeutſames gegolten hat. Die Zöglinge der polytechniſchen Schule erklärten dem Chef General der Anſtalt, daß ſie ſich an dem Aufſtande betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, nahmen ihre Waffen und eilten ſcharenweiſe nach den verſchiedenen Kampfſtellen, um ſich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher gingen. Schon befanden ſich wichtige ſtrategiſche Punkte, wie die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kaſernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes; andere waren dicht von demſelben eingeengt. Mehr und mehr ſahen ſich die operirenden Truppenkörper von einander abgeſchnitten und, ermattet, hungrig und kampfunluſtig, wie ſie waren, immer hilfloſer in das ungeheure Straßennetz verſtrickt, deſſen Maſchenknoten Barrikaden.

---

*) Cuvillier-Fleury: Portraits pol. et révol. 2 édit. Paris 1852. I, 22. Dieſe „Portraits“ ſind freilich, ſofern es ſolche von Gegnern des Hofes ſind, nur boshafte Karikaturen ohne allen hiſtoriſchen Werth.

5.

Unterdeſſen hatte Herr Thiers ſich gehörig abgezappelt, um mittels Findung von Miniſtern das Verhängniß abzuwenden. Es iſt ja, wie Wiſſenden wohlbekannt, eine der Hauptziffern im Hexeneinmaleins des Konſtitutionalismus, mittels eines gelegentlichen Wechſels der Perſonen den genasführten Völkern die Phantasmagorie eines Wechſels der Sachen vorzugaukeln.

Der kleine Nothhelfer mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer um ſich zu verſammeln und dieſe Herren – Barrot, Remuſat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Toqueville, Couſin, Laſteyrie, Maleville – wie auch den General Lamoricière in erſter oder zweiter Linie zur Annahme von Miniſterpoſten zu beſtimmen. Man wollte noch drei andere parlamentariſche Größen, die Herren Paſſy, Dufaure und Billault beiziehen; allein alle drei lehnten ab. Gerade waren die Herren Miniſterſchaftskandidaten übereingekommen, zwiſchen 7 und 8 Uhr in das Schloß ſich zu begeben, als Monſieur de Reims, der Sekretär von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundſchaft ausgeweſen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Miniſteriums Thiers-Barrot auf das Redaktionsbureau des „National“ gebracht. „Das genügt nicht“, hatte ihm der Chefredakteur Marraſt zur Antwort gegeben: „wir müſſen die Abdankung des Königs haben und zwar vor Mittag! Nach Mittag würde es zu ſpät ſein“ . . . Zu ſpät! Das ſchmächtige Wort hat ſich in jenen Stunden und Tagen recht breit gemacht. Man hat es in allen Sprachen wiederholt und geſcheite und dumme Leute haben mehr oder weniger langweilige Predigten darüber gehalten. Die alte und immer neue Geſchichte iſt dieſe, daß es für das Glück der Völker überall und allzeit entweder zu früh oder aber zu ſpät iſt. Für die ewig Betrogenen und Betrogenſeinwollenden kommt nie etwas zur rechten Zeit . . . Die um Thiers verſammelten Matadore des Liberalismus glaubten jedoch keineswegs an das marraſtiſche „Zu ſpät“. Duvergier de Hauranne ſpottlächelte: „Parbleu, Citoyen Marraſt predigt für ſeine Heilige“. Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Witz, welcher natürlich Beifall fand.

Freilich, auf ihrem Wege nach den Tuilerien hatten die Herren dann doch ſattſame Gelegenheit, zu bemerken, der Aufſtand habe eine ſolche Geſtalt angenommen, daß demſelben mit den ordinären konſtitutionellen Taſchenſpielergriffen nur noch ſehr ſchwer würde beizukommen ſein. Namentlich Odilon Barrot war durch das, was alles er unterwegs geſehen und gehört, ſo ſtutzig geworden, daß er, mit ſeinen Begleitern am Gitter des Schloßhofes angelangt, ſtehen blieb und erklärte: „Ich gehe nicht weiter. Die Ernennung des Marſchalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Kataſtrophe wahrſcheinlich; ich ziehe mich zurück“. Worauf Thiers, als ſchriebe er an einem Kapitel ſeiner napoleoniſchen Mythologie: „Dürfen wir dem Könige ſeinen Degen aus der Hand ſchlagen? Sollen wir einen Marſchall von Frankreich vom Pferde ſteigen heißen?“

Die Elektriſirmaſchine der Phraſe wirkt immer auf den Franzoſen: Barrot gab nach.

Im Palaſthof traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpenſieur entgegen, beide ſehr bewegt, beſonders der jüngere Prinz. „Es iſt troſtlos — klagte er — denn alle Mittel erweiſen ſich als unwirkſam. Die Lage der Truppen iſt furchtbar. Sie verſinken im Koth und es fehlt ihnen an Schießbedarf.“ Man erfuhr, der König ſchliefe noch, und bis er geweckt würde und bereit wäre, die Miniſterkandidaten zu empfangen, ging Herr Thiers mit dem Duc de Nemours nach dem Generalſtabslokal. Er fand daſelbſt den Marſchall ſchon bei weitem nicht mehr ſo zuverſichtlich wie wenige Stunden zuvor. Bugeaud beſchwerte ſich bitter über die unzureichende Truppenzahl, wie auch über den Mangel an Munition und Proviant. Er war noch nicht zu Ende mit ſeinen Klagen, als ein angeſehener Fabrikant, Herr Fauvelle, begleitet von dem Bürgerwehroffizier Courpon, athemlos hereinſtürzte, mühſam die Worte hervorwürgend: er komme von den Boulevards, wo er den General Bedeau und deſſen Kolonne auf gleicher Höhe mit dem Gymnaſe Angeſichts einer ungeheuren feſten Barrikade verlaſſen habe. Er fügte ohne Umſtände hinzu, daß, falls der Kampf dort begänne, derſelbe ein ſehr mörderiſcher ſein würde und leicht ein Aeußerſtes, d. h. den Umſturz des Throns zur Folge haben könnte. „Monſeigneur — wandte er ſich dann an den Herzog von Nemours — vereinigen Sie ſich mit mir, um den Befehl zum Rückzug der Truppen zu erwirken. Dulden Sie nicht, daß Blut den Namen Ihres Vaters und Ihren eigenen beſudele. Noch iſt nichts verloren; aber hat das Blutvergießen einmal begonnen, ſo wird nichts der Rache des Volkes eine Gränze ſetzen.“ Der Marſchall, welcher ſchon den Mund geöffnet hatte, um dem Sprecher auf gut wachtſtübiſch anzuſchnauzen, unterließ es, als er die bedenklichen Mienen des Prinzen und des Herrn Thiers wahrnahm, und zog die Beiden zu einer geflügelten Berathung in ein Nebenzimmer. Das Reſultat dieſer Berathung hieß Nachgeben. Bugeaud händigte dem Fabrikanten einen ſchriftlichen Befehl für den General Bedeau ein und dieſer Befehl lautete: „Mein lieber General, meine Verfügungen haben eine Abänderung erfahren. Laſſen Sie das Feuer überall einſtellen und die Nationalgarde den Sicherheitsdienſt übernehmen. Laſſen Sie Worte der Verſöhnung vernehmen und ziehen Sie ſich gegen den Carrouſelplatz zurück" .... Es war 9 Uhr, als Bedeau dieſe Ordre empfing und ſich über die Boulevards gegen den Concordeplatz hin zurückzuziehen begann, weil er den Rückzug auf dem Wege, den er gekommen war, mit Recht für zu gefährlich hielt. Das Nachgeben von Seiten der Gewalt hatte alſo begonnen*). Zu ſpät!

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Kabinett des Königs eingeführt worden und der greiſe Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neubelebt, empfing ſie mit der gewohnten Lebhaftigkeit ſeiner Manieren. Er ging auf Thiers zu und ſagte: „Nun wohl, mein lieber Miniſter" — „Sire, wir kommen, zu verſuchen, ob wir uns mit Ihnen verſtändigen können; aber noch ſind wir nicht Ihre Miniſter." — „Sie ſollen es ſofort ſein. Was iſt zu thun?" — „Man weiß in Paris noch nicht offiziell, daß Sie uns berufen haben." Ueberraſcht und beunruhigt, ließ Louis Philipp ſeinen Kabinettsſekretär Fain rufen und dieſer übergab dem Gebieter einen Brief vom Polizeipräfekten, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfektur blockirt und nicht ein einziger ſeiner Agenten im Stande geweſen ſei, die amtliche Beſtätigung der Nachricht von der Berufung eines Miniſteriums Thiers-Barrot zu verbreiten. „Das iſt ja troſtlos!“ ſagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberſchaft Bugeauds die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit mache, wozu Thiers bemerkte, man müſſe allerdings jeden weiteren Zuſammenſtoß zu vermeiden ſuchen; allein die Entfernung des Marſchalls vom Oberkommando ſei in dieſem Augenblick unräthlich und deßhalb ſchlage er vor, dem Namen deſſelben einen populärern beizugeſellen, etwa den des Generals Lamoricière. „Vortrefflich! — ſagte Louis Philipp — aber nur Sie, mein lieber Thiers, können den Duc d'Isly dieſe Pille verſchlucken machen.“ Und ſo ſprechend verſchwand er für etliche Minuten in ein anſtoßendes Zimmer. Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflöſung der Kammer“ — „Die Auflöſung? Um keinen Preis! Niemals!“ Und mit großen Schritten ging er in dem Kabinett auf und ab, um dann abermals in das anſtoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte ſich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Beſtimmtheit erklärt hatte: „Die Auflöſung der Kammer iſt unbedingt nothwendig.“ Der König, durch die Seitenthür wieder hereingetreten, ſagte abermals mit äußerſter Heftigkeit ſein „Niemals! Niemals!“ her, was die liberalen Matadore um ſo mehr reizte und erbitterte, als ſie beim Oeffnen und Wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in dieſem das wohlbekannte Geſicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Louis Philipp ſuchte und befolgte alſo noch immer die Rathſchläge ſeines abgedankten Miniſters? Sollten ſie, die Führer der parlamentariſchen Oppoſition, etwa bloße Nothbehelfshampelmänner für den Augenblick ſein?*)

---

*) Man erzählt, ein Jahr ſpäter ſei Bugeaud mit Fauvelle zuſammengetroffen, habe den Fabrikanten erkannt und zu ihm geſagt: „Sie haben viel Unheil angerichtet. Ich hätte Sie, ohne Sie zu hören, von mir jagen, ich hätte, taub für das Geheul eurer Bourgeois und eurer Nationalgarde, die alle mitſammen für Narren gehalten wurden, meinen König in ſeinen Tuilerien vertheidigen und euch ohne Gnade niederkartätſchen ſollen. Louis Philipp ſäße noch auf ſeinem Thron und ihr würdet mich jetzt dafür zu den Wolken erheben. Aber was wollen Sie? Ich war verwirrt und verdummt durch einen Schwarm von Feiglingen und Höflingen, welche mich gerade ſo jammerſelig gemacht hatten, wie ſie ſelber waren."

---

*) Guizot freilich hat beſtimmt verneint (Mém. VIII, 593), daß er am 21. Februar vom Könige noch zu Rathe gezogen worden ſei; allein er hat

Dieſe Frage und andere noch blieben einſtweilen in der Schwebe, weil für nöthig befunden ward, vor allem den Marſchall die „Pille" hinunterſchlucken zu machen. Die Matadore begaben ſich zu dieſem Ende nach dem Generalſtabslokal, woſelbſt nach kurzer Verhandlung mit dem ganz handlich gewordenen Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Kommando der Nationalgarde übernehmen ſollte, und ferner, daß der genannte General und Herr Barrot ſich in die Barrikadenquartiere begeben und die Wirkſamkeit ihrer Namen, ſowie ihrer Beredtſamkeit zur Beſchwichtigung der Gemüther aufbieten ſollten. Dies abgemacht, eilten die Herren Thiers, Remuſat und Duvergier, begleitet von dem Duc de Nemours, in die königlichen Gemächer zurück, um endlich von dem Könige die Zuſtimmung zu ihrem Miniſterprogramm zu erlangen, zu erpreſſen. Allein Louis Philipp blieb hartnäckig dabei, die Auflöſung der Kammer zu verweigern. Die Scenen von vorhin wiederholten ſich und endlich ließ der Bürgerkönig die Herren rathlos ſtehen, indem er, ohne nachgegeben zu haben, in den Salon der Königin hinübertrat. „Sie ſehen es, wir verlieren nur Zeit", ſagte Thiers zu Nemours; „der König will die Auflöſung der Kammer nicht, demzufolge ſind wir nicht Miniſter und können nichts thun." Worauf der Prinz, welcher ſich an dieſem Kehraustage vom Anfang bis zum Ende als ein verſtändiger und braver, obzwar nicht als ein bedeutender Mann erwieſen hat: — „Sie haben recht. Laſſen Sie mich machen. Ich gehe zum König." Kaum war er weggegangen, als der vielberufene Journaliſt Emile de Girardin, einer der Hauptinduſtrieritter der pariſer Preſſe, ohne Umſtände hereingelaufen kam und an Thiers die eilfertigen Worte richtete:

---

zugegeben, daß er um 8 Uhr Morgens noch einmal nach den Tuilerien gegangen ſei, „pour prendre définitivement congé du roi." Er befand ſich demnach zur Stunde, wo Louis Philipp mit Thiers, Barrot und ihren Freunden verhandelte, unzweifelhaft im Schloſſe.

„Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Man muß auf der Stelle das neue Miniſterium, die Auflöſung der Kammer u. ſ. w. proklamiren." — „Ich weiß es, aber wir können Nichts erlangen." Endlich, nach einer Viertelſtunde bänglicher Erwartung kam der Prinz zurück. „Der König — meldete er — willigt in die Auflöſung der Kammer und bevollmächtigt ſeine neuen Miniſter, dies in einer Proklamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß ſein Name darein gemiſcht wird." Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des gekrönten Reineke? Jedoch der Augenblick drängte zu ſehr, als daß man ſich um ſolche Fuchſerei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligſt dieſe Proklamation verfaßt: — „Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens. Bürger (citoyens) von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzuſtellen, iſt gegeben. Wir haben vom Könige den Auftrag erhalten, ein neues Miniſterium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöſ't und an das Land appellirt. Der General Lamoricière iſt zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne ſind Miniſter. Freiheit, Ordnung, Reform! Barrot. Thiers."

Zu ſpät! Man hatte nicht einmal die Mittel zur Hand, dieſe Verkündigung raſch und maſſenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Preſſe und es mag in der bei dieſer Gelegenheit von Emile de Girardin mit Emphaſe ausgeſtoßenen Phraſe: „Aus Mangel einer Druckerpreſſe geht die Monarchie zu Grunde!" ein Zehntel Wahrheit geweſen ſein. Freilich, nur ein Zehntel. Denn als es gelungen war, in den Druckereien der „Preſſe" und des „Conſtitutionnel" eine Anzahl von Exemplaren der Proklamation zu drucken und anſchlagen zu laſſen, wurden dieſe Plakate ſofort heruntergeriſſen und durch andere erſetzt, deren lakoniſcher, von Flocon verfaßter und von Proudhon in der Druckerei der „Reform" geſetzter Inhalt lautete: „Louis Philipp läßt euch morden, wie ſeiner Zeit

Karl der Zehnte that. Mag er hingehen, wohin Karl der Zehnte gegangen.“

6.

Die Monarchie ging zu Grunde, ja. Schon bröckelte unaufhaltſam Stein nach Stein aus dem mit dem Mörtel vonguizotiſchen Doktrinarismus gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Bemühungen Barrots und Lamoricière's, durch Geltendmachung ihres perſönlichen Anſehens und durch die Nachdruckſamkeit ihrer Verſicherungen im Sinne einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Vorſchrittsbahn zu bewegen, erwieſen ſich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Miniſterſchaft nicht länger als eine Stunde währte, zunächſt kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten ſich vor ihnen und man ließ ſie hindurch; allein von einer dieſer Verſchanzungen zur andern ſteigerte ſich merkbar die revolutionäre Stimmung. Die proletariſchen Bluſen, welche, gar nicht ſpärlich mit bürgerwehrlichen Bärenmützen vermiſcht, die erſte Barrikade beſetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!“ Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!“ Von der Bruſtwehr einer dritten ſcholl es ſchon: „Nieder mit Thiers!“ und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!“ Zwar ein „Vive la république!“ wurde noch nicht laut; aber wenn auf dem Boulevard der Italiener die konſtitutionelle Phraſeologie Barrots noch ihre Wirkung that, ſo verſagte dieſe weiterhin bei der Porte Saint-Denis gänzlich. Da ſtieg eine ungeheure Barrikade auf und von ihrer Bruſtwehr flatterte die rothe Fahne. Die Vertheidiger dieſer Baſtion gaben, als der liberale Schönſchwätzer vortrat und zu geſtikuliren anhob, ihre Geſinnung und Stimmung ſehr deutlich zu erkennen: — ſie ſchlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob ſich wie Meeresgebrauſe der wilde Ruf: „Weg mit den Abwieglern! Fort mit den Einſchläferern! Wir wollen keinen Molé, keinen Thiers, keinen Barrot! Nieder mit Louis Philipp! Zu den Tuilerien! Auf, zu den Tuilerien!“

Die Friedensſtiftung war fehlgeſchlagen. Barrot ſah ſich von einer drohenden Volksmaſſe umflutet und mußte umkehren. In der Rue de la Paix angelangt, trat er müde und niedergedrückt in ſein Haus, wo er eine Menge ſeiner Bekannten verſammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagès, welcher zu ihm ſagte: „Man muß raſch vorgehen, wenn uns die Ereigniſſe nicht überholen ſollen. Heute ſind Sie an der Reihe — (d. h. geweſen) — morgen werden meine Freunde und ich es ſein, übermorgen iſt es Ledru Rollin.“ Genau zu derſelben Stunde that der Letztgenannte im Konferenzſal des Palais Bourbon gegen eine Anzahl gutorleaniſtiſcher Deputirter die Aeußerung: „Meſſieurs, Sie haben keine Zeit zu verlieren. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentſchaft (für den minderjährigen Grafen von Paris) nicht proklamirt iſt, wird das Volk hierherkommen, die Kammer ſprengen und die Revolution zu einer vollſtändigen machen.“

Alſo auch einer der vorragendſten Führer der republikaniſchen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der um Barrot verſammelte Kreis wollte aber von einem ſolchen „Aeußerſten“ dermalen noch gar nichts wiſſen, und nachdem der Hausherr wieder etwas ſich erholt hatte, machte er ſich, dem Drängen ſeiner Freunde nachgebend, auf, um ſich im Miniſterium des Innern zu inſtalliren. Dem Reiz einer Miniſterſchaft vermögen Leute von der Sorte des Herrn Barrot, d. h. von der Sorte der „korrekten“ Liberalen, vermögen die „Staatsmänner“ der Mittelparteien unter keinen Umſtänden zu widerſtehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Miniſter

Louis Philipps zu ſein, hat Herr Barrot, wie bekannt, möglichſt ſich beeilt, der Miniſter Bonaparte's zu werden.

„Wir können nichts thun“, hatte Thiers gejammert, ſo lange der König ſeine Zuſtimmung zum Programm des neuen Kabinetts verweigerte. Aber was konnten denn jetzt, nach erlangter Zuſtimmung, die neuen Miniſter thun und was thaten ſie? Nichts. Ihre Namen und Perſonen dienten durchaus nur dazu, das Gewicht der allgemeinen Impotenz auf Seiten der Regierung zu verſtärken. Der Aufſtand, iſt nachmals geſagt worden, verdankte ſeinen Sieg nur der Milde oder, wenn man will, der Schwäche des greiſen Königs; denn Bugeaud habe ja alles in Bereitſchaft gehabt, die Inſurrektion bis zum letzten Funken im Blute der Inſurgenten zu erſticken. Dem aus der unbefangenen Anſchauung der Sachlage entſpringenden kühlen Urtheile vermag jedoch dieſe Behauptung nicht ſtandzuhalten. Es iſt wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung ſeiner Gewalt hing, war nur eine ohnmächtige Altersgrille; es fehlte derſelben jedes thatkräftige Wollen, jeder mannhafte Entſchluß und der Greis war in ein klägliches Schwanken, in ein mitleidswerthes Tappen und Taſten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem ſo ein Aeußerſtes oder Verzweifeltes abzuringen, wie z. B. das Bombardement der Hauptſtadt von den Forts aus, nicht nur eine moraliſche, ſondern auch eine phyſiſche Unmöglichkeit geweſen iſt. Angenommen aber auch, der König wäre grauſam genug geweſen — er war bekanntlich überhaupt nicht grauſam, nie und nimmer — den „Schlächter von der Straße Transnonain“ ſein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weiteſten Umfange treiben zu laſſen, die Lage der Sachen war ſchon ſo, daß der Marſchall wenig oder gar nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde, in ihrer überwiegenden Mehrzahl, wollte ſich für die Reform und die Linie wollte ſich nicht gegen die Bürgerwehr ſchlagen. Hier ſaß der Entſcheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl vollends hatte die abgemüdeten, hungernden und verdroſſenen Soldaten wie man zu ſagen pflegt „demoraliſirt“, d. h. ihren Widerwillen, als Mordmaſchinen für das Julikönigthum ſich gebrauchen zu laſſen, geſteigert. Dazu kam, daß der martialiſche Marſchall den lähmenden Einfluß ſeiner nicht „angeblichen“, ſondern ſehr thatſächlichen Unpopularität an ſich ſelber verſpürte. Als er vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgeſtellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion muſtern gegangen, hatten Offiziere und Mannſchaften derſelben den Gehorſam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marſchall, die Nationalgarde will von Ihnen nichts wiſſen!“ Gegen den Hochdruck einer ſolchen Thatſache vermochte ſelbſt der geſpannteſte Soldatenhochmuth nicht aufzukommen.

Nein, nein, die rollenden Wogen der Flut waren nicht mehr zu beſchwören oder aufzuhalten. Um 11½ Uhr befand ſich das Hotel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit ſeinen Umgebungen in den Händen des Volkes. Dann fiel auf beiden Seiten des Fluſſes ein wichtiger Punkt nach dem andern der vorſchreitenden Inſurrektion anheim, während da und dort eine Kompagnie von Soldaten kapitulirte, anderwärts ein ganzes Bataillon „die Gewehrkolben in die Höhe kehrte“ und die Ueberreſte der am Morgen von den Tuilerien ausgeſandten Kolonnen mühſelig in die nächſten Umgebungen des Schloſſes oder, wie von der Kolonne Bedeau's bereits gemeldet worden, nach dem Eintrachtsplatze hin ſich zurückzogen. Nur an wenigen Stellen, am hartnäckigſten beim und im Chateau d'Eau, welcher außerordentlich feſte Wachtpoſten den Zugang zum Palais Royal wie zum Louvre und den Tuilerien deckte, hielten noch Abtheilungen der Munizipalgarde das Gefecht aufrecht. Sonſt wälzte ſich der Bluſenſtrom mehr oder weniger raſch den zurückweichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf den Eintrachtsplatz, durch die Rue Rivoli und den rechten

Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die beiden zuletztgenannten Gebäude, um das Schloß und den Kammerpalaſt her ſchürzten ſich die Entwickelungsknoten des großen Drama's vom 24. Februar eng und enger. Bald wird die ausberſtende Kataſtrophe dort den Königsthron umſtürzen und hier die Republik improviſiren oder wenigſtens die bereits auf den Barrikaden improviſirte anerkennen.

Denn ſchon ſchwankte ja das Schiff des Louis-Philippismus ſo bedrohlich im brauſenden Sturme, daß es den Ratten an der Zeit ſchien, nach Rattenart zu thun. Auch Monſieur Guizot hatte es ſo zwiſchen 9 und 10 Uhr rathſam gefunden, ſein langwieriges Abſchiednehmen zu beendigen, das Schloß zu verlaſſen und zu ſeinem Kollegen Duchatel ſich zu begeben, wo es aber bald auch nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der ſehr reſoluten Madame Duchatel entflohen die beiden Miniſter dem heranbrandenden Volkszorn durch eine Hinterthüre des Gartens und fanden zuerſt eine Zuflucht in der Rue Vanneau. In der folgenden Nacht rettete ſich Guizot dann in ein mehr Sicherheit verſprechendes Aſyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet — (muß ſich in dieſer Verkleidung recht grazienhaft ausgenommen haben, der arme Magiſter Magiſtrorum!) — zu ſeiner Freundin Madame de Mirbel trippelte, von wo aus ihm dann die Flucht nach England unſchwer gelang.

7.

Um 10 Uhr macht Aja Etikette eine letzte Anſtrengung. Sie hat den Frühſtückstiſch für die königliche Familie in der

Galerie der Diana regelrecht gedeckt und, gehorſam ihren Winken, finden die Majeſtäten, die Prinzen und Prinzeſſinnen zu gewohnter Stunde ſich ein.

Louis Philipp iſt ſichtbar aufgeregt, aber weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzuſitzen im Begriffe ſei. Wähnt er ſich doch einſtweilen ſicher und geborgen hinter dem Schilde der vermeintlichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot und bildet er ſich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynaſtiſchen Oppoſition“ genommenes Miniſterium eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen ſeinem Thron und der Empörung aufrichten. Der verblendete alte Mann! War er nicht inmitten einer Revolution aufgewachſen und konnte, ſollte, mußte er nicht gelernt haben, wie raſch Revolutionen marſchiren? Doch, ach, die Menſchen wollten und wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, ſondern nur Dummheiten, und wie ſollte die altjungferſäuerliche, herbäugige, bitterzungige Lehrſchweſter Erfahrung gegen die verführeriſch geſchminkte und geſchmückte, honigſüß liſpelnde Buhlſchweſter Illuſion aufkommen können?

Eine Dritte jedoch, ſie, „la vierge fougueuse, enfant de la Bastille“, wie Barbier ſie genannt hat, ſie zaudert nicht, ihr Herannahen recht merkbar kundzuthun. In dem Augenblicke nämlich, wo der König ſeinen Platz an der Frühſtückstafel einnimmt und ſeine Familie nach herkömmlicher Ordnung um den Tiſch ſich reihen will, ſchlägt der Widerhall raſch ſich entladender Gewehrſalven über den Tuileriengarten herüber und an die Fenſter. Es iſt das Gekrache der Schüſſe, womit eine vom Madeleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Concorde-Platz flutende Volksmaſſe von am Eingang zum letztgenannten Ort aufgeſtellten Munizipalgardiſten empfangen wurde.

Wenige Sekunden darauf treten die Herren Remuſat und Duvergier mit verſtörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlafloſigkeit geröthet, Blicke der Beunruhigung und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat ſich etwas Ernſthafteres ereignet?“ Die arme Nichte einer armen Tante, welche Tante in denſelben Tuilerien einen 20. Juni und einen 10. Auguſt von 1792 hatte erleben müſſen! In der Verblendung ihrer abſolutiſtiſchen Neigungen hatte die Frau Louis Philipps alles, was dieſe Tage her in Paris geſchehen war, nicht für etwas „Ernſthaftes“ angeſehen, ſondern nur für eine künſtlich zu einem Skandal aufgeblaſene Intrike der Herren Thiers, Barrot und Konſorten. In höfiſchen Kreiſen iſt es nun einmal ſo herkömmlich, den ganzen Prozeß der Weltgeſchichte nur als eine Aufeinanderfolge von Intriken ſich vorzuſtellen. Dieſe Leute meſſen die Größe der Welt mit dem Maßſtab der eigenen Kleinheit.

Duvergier gibt auf die Frage der Königin keine Antwort und Remuſat eine ausweichende; zugleich winken ſie mit den Augen den Herzögen Nemours und Montpenſier. Die Prinzen ſtehen auf und gehen mit den beiden Herren in den anſtoßenden Salon. Auch der König erhebt ſich und folgt ihnen. In dem Salon findet man Herrn Thiers vor, im Geſpräch mit dem Hauptmann Laubespin vom Generalſtab begriffen. Der Offizier legt die ganze Wahrheit der Sachlage dar, von welcher er ſich ſo eben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk, ſo faßt er die Summe ſeiner Nachweiſe zuſammen, ſei im Begriffe, des Stadthauſes ſich zu bemächtigen und werde vorausſichtlich bald auch des Palais Royal und des Eintrachtsplatzes Meiſter ſein. Das ſind Thatſachen von größter Bedrohlichkeit. Man darf Angeſichts derſelben nicht zögern, das für die Sicherung der königlichen Familie Nöthige und Zweckdienliche vorzukehren. Dem Könige ſelbſt drängt ſich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen in Bereitſchaft zu ſetzen. Aber da kommt ein Adjutant Bedeau's mit der Meldung von Seiten dieſes Generals, daß derſelbe auf ſeinem Rückzug glücklich den Eintrachtsplatz erreicht hätte und daß dieſer, ſowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung beſetzt gehalten würden.

Daraufhin erſcheint die Fluchtfrage nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er ſeine Unruhe verbergen. „Was iſt Ihre Meinung?“ fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Nothhelfer, welcher gern ein großer ſein möchte und es trotz alles Reckens und Streckens doch nicht dazu bringt, zieht ſeine Uhr und ſagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir ſammt und ſonders weggeſchwemmt ſein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Herr wäre“ .... „Was würden Sie thun?“ — „Das Anſchwellen der Bewegung ſeit heute früh hat alle Vorausſicht zu Schanden gemacht. Mit den wenigen Streitkräften, die wir zur Hand haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern packen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Herr wäre, würde ich mich nach Saint-Cloud zurückziehen, daſelbſt 50 — 60,000 Mann Truppen um mich ſammeln und nach drei Tagen an der Spitze dieſer Streitmacht wieder in Paris einrücken“ .... Das Orakel hat geſprochen; leider aber war ſein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor 17 Jahren und 7 Monaten ein gewiſſer Marmont nach einem dreitägigen Straßenkampf mit ſeinen ermüdeten Truppen nach Saint-Cloud ſich zurückgezogen? Hatte nicht ein ſicherer Karl der Zehnte im genannten Schloſſe gegen die Revolution ſich behaupten wollen und gehofft, binnen etlichen Tagen triumphirend in ſeine rebelliſche Hauptſtadt wieder einziehen zu können? Nichts Neues unter der Sonne! Die arme, ſich heiſer ſprechende Lehrerin Geſchichte lehrt nur, daß die Menſchen zu allen Zeiten gleich thöricht und verſtockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren und ſind und folglich auch ſein werden .... „Sie könnten rechthaben“, ſagt der König zum bebrillten Orakel. Dann geht er in den Speiſeſal zurück, beſpricht ſich mit ſeiner Frau und beſchließt — nichts. Herr Thiers ſeinerſeits eilt zu ſeinem Freunde Bugeaud, welcher —

ſoweit iſt ſeine Siegeszuverſicht herunter — den Plan des Orakels billigt und ein Bataillon Truppen, ſowie etliche Reiterſchwadronen in den Tuileriengarten ſendet, damit ſie den Abzug der königlichen Familie deckten.

In der Galerie der Diana verblaßte jetzo — es war 11 Uhr — eine nackenſteife und grandezzahafte Aja Etikette mehr und mehr zu einem bloßen Schemen und bald zu gar nichts. Denn ſiehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuariſches Abbild im Innern des Palaſtes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie ſelbſt ein immer zwang- und formloſeres Kommen und Gehen, ein buntes Durcheinanderſchwatzen, ein geräuſchvolles Wirrſal von Botſchaften und Rathſchlägen. Jeder wollte auskramen, was er für weiſe hielt, zu helfen wußte keiner. Wenn man alle die anweſenden „Säulen“ des Orleanismus, die Herren Thiers, Remuſat, Duvergier, Broglie, Piscatory, Laſteyrie, Couſin, Quinette, Beaumont und noch ein ganzes Schock anderer ſammt und ſonders auf den Kopf geſtellt hätte, es würde aus keiner dieſer Säulen ein rettendes Wort, geſchweige eine rettende That herausgefallen ſein. Bei der leidenſchaftlich bewegten Königin fand der nicht ſo faſt verwegene als vielmehr verrückte Plan, die Tuilerien zu einer bis auf die letzte Patrone und bis auf den letzten Mann zu vertheidigenden Feſtung des Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire — ſprach ſie ihren Gemahl an — ziehen Sie Ihre Uniform an, ſteigen Sie zu Pferde, elektriſiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und ſterben Sie, ſo es ſein muß, für Ihre Ehre und für Ihren Thron!“

Der arme alte Mann, deſſen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in völlige Willenloſigkeit umgeſchlagen war, that, wie ihm geſagt worden. Er zog ſeine Generalsuniform der Nationalgarde an, ließ ſich das große Band der Ehrenlegion überhängen, ließ ſich in den Hof hinunterführen und dort auf ein prächtig aufgezäumtes Pferd ſetzen, um die auf dem Carrouſelplatz aufgeſtellten Streitkräfte zu „elektriſiren“. Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linientruppen inne mit 16 Stücken Geſchütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Louvrehof abgränzt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarſchirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. ſtanden, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengeſetzten Seite in Schlachtordnung. Seine beiden Söhne, der Marſchall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trezel, Rulhière, Delarue, Herr von Montalivet und verſchiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remuſat zu Fuße dem Könige. Aus den geöffneten Fenſtern des Erdgeſchoſſes der Tuilerien ſah die Königin mit ihrer Tochter Klementine, mit ihren Schwiegertöchtern, den Herzoginnen von Orleans, Nemours und Montpenſier, und mit ihren Enkelkindern der Muſterung zu und wartete auf die „Elektriſirung“ der Truppen. Aber, ach, die ſchlaffen und bekümmerten Züge des langſam vorreitenden Königs waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzuſprechen als irgendwie und irgendwen zu elektriſiren. Er traf zuerſt auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion und das empfing ihn nicht mit einem „Vive le roi!“ ſondern mit einem „Vive la réforme!“ Louis Philipp ritt zu dem Kommandanten heran und ſagte zu ihm: „Sie mögen Ihren Leuten die Verſicherung geben, daß ſie die Reform haben werden. Ich würde dieſelbe ſchon früher bewilligt haben, ſo ich gewußt hätte, daß ſie von der Nationalgarde ſo lebhaft gewünſcht wird.“ Das Bataillon von der 10. Legion erhob denſelben Reformruf und erhielt dieſelbe Antwort. Als ſich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm der noch deutlichere Empfang: — „Hoch die Reform und nieder die Miniſter!“ Louis Philipp wollte ſprechen, aber Geſchrei erſtickte ſeine Stimme. Die Offiziere des Bataillons ſchwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre und beide vereinigten ſich zu dem tumultuariſchen und entſchieden feindſeligen Ruf: „Nieder mit dem Syſtem!“

Das Schwergewicht dieſer Demonſtration fiel wahrhaft erdrückend auf den König. Was, ſeine getreuen „Epiciers“ verließen ihn? Wie, der „Bourgeois“ machte gemeinſame Sache mit der Emeute? Noch acht Tage zuvor hatte Louis Philipp zu einem ſeiner Vertrauteſten, welcher ihn vor der bedenklichen Stimmung der pariſer Bürgerwehr warnte, mit einem Lächeln der Ueberlegenheit geſagt: „Mein Lieber, Sie werden es binnen acht Tagen bitter bereuen, alſo über die Nationalgarde geſprochen zu haben. Die iſt unter allen Umſtänden für mich! Glauben Sie mir, die Bürger von Paris werden vonwegen eines Banketts den Thron nicht verſtümmeln.“ Und jetzt? Was der König ſo eben hatte ſehen und hören müſſen, erſchien ihm als ein gegen die Exiſtenz des Julikönigthums gefälltes Verdikt. Des alten Mannes Haupt ſank auf ſeine Bruſt herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen lenkte er ſein Pferd um, ritt zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora abſteigend ſagte er auffeufzend zu Herrn Thiers: „Ach, ich ſehe es wohl! Es gilt mir! Alles iſt zu Ende!“

8.

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, raſch und immer raſcher. Das Schlurfen des Schickſalsſchrittes in den Tuilerien war jetzt zum Dröhnen geworden und rieſengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend fragenden Blicken der Palaſtbewohner ſich auf. Schon zeigte das Schloß ein wirrſäliges Bild der Beſtürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren ſtanden offen, Schildwachen und Portiers verwehrten nicht den Eintritt von Theilnehmenden und Neugierigen. Generale, Offiziere, Staats- und Palaſtbeamte, Deputirte, Journaliſten, Bekannte und Unbekannte kamen und gingen bunt durcheinander. Nur in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Gemächer, wo die königliche Familie zur Stunde ſich aufhielt, waltete noch einiger Reſpekt und Anſtand. Bald jedoch ſchwemmte die ſteigende Flut auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majeſtät des Throns um ſich hergezogen hatte, und nach dieſen Schranken den Throninhaber und nach dieſem den Thron ſelbſt.

Denn allbereits war, was jetzo im Schloſſe ſich abſpielte, nicht mehr nur die ſchmerzliche Agonie eines Königs, ſondern vielmehr ſchon die des Königthums. Noch eine ganz kurze Weile und nicht mehr handelte es ſich darum, irgendwelchen Widerſtand gegen die Emeute zu verſuchen, ſondern nur noch darum, dem Griffe der ſiegenden und, wie man wähnte, rachedurſtigen Revolution zu entfliehen.

Hatten doch derweil die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Vorſchritte, welche der Aufſtand den Vormittag über gemacht, die Entſcheidungskarte ausgeſpielt und ſchüttelten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verſtändigten ſich die beiden republikaniſchen Fraktionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National“ (ſpäter die „honetten“ oder „blauen“ Republikaner genannt) und die Sozial-Demokraten von der „Reform“ (nachmals die „Rothen“ geheißen). Die Häuptlinge der letzteren waren auf dem Redaktionsbureau ihres genannten Organs beiſammen. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute vom National. Man wurde raſch einig und ſchlüſſig, den mit Beſtimmtheit zu erwartenden vollſtändigen Volksſieg entſchloſſen zu benutzen, die ſiegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geſchehen war, durch eine Handvoll Intrikanten „eskamotiren“ zu laſſen und ſofort die Mitgliederliſte einer proviſoriſchen Regierung aufzuſetzen. So that man und kam auf folgende Namen überein: Dupont (de l'Eure), Arago (François), Ledru-Rollin, Marie, Marraſt, Cremieux, Flocon, Garnier-Pagès, Lamartine, Blanc. Der Letztgenannte, Louis Blanc, ſetzte, dem ſtürmiſchen Verlangen der Volksmaſſen nachgebend, welchen er die Liſte vorlas, noch den Namen des Arbeiters Albert auf dieſelbe und erlangte hiezu, wie er glaubhaft behauptet, die Zuſtimmung der Bourgeois-Republikaner vom National[*]. Albert war ein Mechaniker, ein kreuzbraver Menſch und tapferer Barrikadenmann, ſonſt aber mittelmäßig ganz und gar. Daß ein ehrlicher und verſtändiger, wenn auch nur mittelmäßiger Arbeiter in einer Regierung immer noch viel beſſer an ſeinem Platze iſt als ein einfältiger Junker, ein unwiſſender Pfaffe, ein eitler Profeſſor, ein ränkeſüchtiger Advokat oder ein herzloſer Kouponsſchneider, unterſteht keiner Frage. Allein trotzdem war die Aufnahme des „Arbeiters“ Albert unter die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung ein arger Mißgriff, weil ſie zu unendlicher Begriffeverwirrung Veranlaſſung gegeben hat. In dieſem Mißgriff lag der Keim zu jener lächerlich-einſeitigen Ueberſchätzung, ja Alleinſchätzung der Handarbeit, welche zur niederträchtigſten Volksſchmeichelei führte, lag der Anſtoß zu jenem widerlichen Kultus des Gnotenthums, welcher der Bewegung von 1848 ſo ſehr geſchadet hat. Im Uebrigen hatten ſich die vom National und die von der Reform nicht ohne geheime Vorbehalte mitſammen verſtändigt. Soviel wenigſtens iſt gewiß und durch die Geſtändniſſe der „Blauen“ feſtgeſtellt, daß dieſe vor dem Experiment, die Republik zu proklamiren, zurückſchraken und bereit waren, mit der Abdankung Louis Philipps und der Regentſchaft der Herzogin von Orleans ſich zu begnügen. Leider ſeien ihnen, erklärten ſie ſpäter, die aufrichtigen und ehrlichen Republikaner um *eine* Stunde zuvorgekommen. Vorderhand jedoch, d. h. ſo lange der Kampf noch währte, war oder ſchien man einig. Die vereinbarte Liſte wurde raſch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie verbreitete ſich telegraphengeſchwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenſter zu Fenſter, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Bluſen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“

---

[*] „J'écrivis avec émotion le nom d'Albert, et, courant aux bureaux du *National*, je le fis ajouter sur la liste.“ Révélations historiques, I, 76.

Dies die wirkliche und wahrhafte, aus einem dicken Bündel unabſichtlicher und abſichtlicher Lügen herausgewickelte Geneſis des Gedankens einer proviſoriſchen Regierung und damit auch die Geneſis der franzöſiſchen Republik von 1848. Herr Alphonſe de Lamartine, welcher mit François de Chateaubriand nicht erfolglos um die Palme der Eitelkeit ſtreitet, hat nachmals in ſeinem Selbſtverherrlichungsroman, welchen er „Geſchichte der Februarrevolution“ betitelte, ſich ſelbſt und Anderen einzubilden geſucht, die Republik ſei am 24. Februar wie eine mit Zuckerwaſſerlyrik großgeſäugte Pallas Athene ſeinem Dichterſchädel entſprungen. Vanitas vanitatum! Warum aber iſt der glückliche Konkurrent des Verfaſſers der „Mémoires d'outre tombe“ auf die Liſte der Mitglieder einer republikaniſchen Regierung geſetzt werden, er, welcher, ſo er überhaupt in der Politik etwas war, eigentlich ein Legitimiſt und eigentlichſt ein chamäleontiſch ſchillernder Phantaſt geweſen iſt, — warum? Darum, weil man auch einen „Bruder Redner“ haben wollte oder mußte, einen Deklamator „für alles“, eine allzeit geladene Tiradenſpritze. Als ſolche that er vortreffliche Dienſte. Er rednerte ſo ſchön, daß er ſelber an ſein Gerede glaubte. Als er dann ſich ausgerednert, als er die letzte ſeiner unzähligen Rauſchgoldphraſen verausgabt hatte, da warf ihn das dankbare Vaterland bei Seite, wie ein Kind eine Knallblaſe wegwirft, welche ein Loch gekriegt hat. Noch mehr, das dankbare Vaterland ließ ihn ſogar die Schmach hinunterwürgen, daß der Proklamator der Republik in ſeinen alten Tagen von ihrem Mörder ein Almoſen annehmen mußte.

9.

Es iſt nahezu Mittag. Louis Philipp ſitzt oder liegt am Fenſter ſeines Kabinetts in einem Lehnſtuhl, umgeben von den Herren Thiers, Remuſat, Duvergier, Beaumont, Laſteyrie und anderen. Der Herzog von Montpenſier führt Herrn Cremieux ein, Deputirter der Linken, welcher zur Stunde noch nicht weiß, daß er auf der republikaniſchen Liſte einer proviſoriſchen Regierung ſteht, und ſein Scherflein zur Rettung der Julimonarchie beiſteuern will. „Noch iſt — ſagte er — nichts oder wenigſtens nicht alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflöſung und einem aus der Linken genommenen Miniſterium ſich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Miniſterium angeht, ſie flößt, ich ſage es mit Bedauern, dem Volk einen unbeſieglichen Argwohn ein.“

Der kleine Nothhelfer, ſicherlich insgeheim nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinausſchlüpfen zu können, wendet ſich ſofort an den König: — „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten.“ — „Aber wen ſchlagen Sie mir denn zum Premierminiſter vor, Herr Cremieux?“ — „Barrot, welcher ermächtigt ſein muß, aus den Reihen der vorgeſchrittenſten Oppoſition ſeine Kollegen zu wählen.“ — „Wohl, man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige.“ — „Will der König mir noch eine weitere Bemerkung geſtatten?“ — „Sprechen Sie!“ — „Sire, wer Ihnen rieth, dem Marſchall Bugeaud den Oberbefehl zu geben, rieth Ihnen Schlimmſtes.“ — „Wen würden Sie denn an Bugeauds Stelle ſetzen?“ — „Den Marſchall Gérard.“ — „Es ſei.“ — Cremieux geht hinaus, um dieſe neuen, von der Geſtaltung der Dinge ſchon weit überholten Zugeſtändniſſe bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, von einer ſarkaſtiſchen Laune flüchtig angeflogen, an den kleinen Ex-Nothhelfer die Worte: „Ei, ſieh’ da, mein lieber Thiers, ſo wären Sie alſo nicht weniger unpopulär als ich!"

Herr Fain ſchreibt die Ordonnanz, der General Trezel, das einzige Mitglied des Miniſteriums Guizot, welches noch bis jetzt in den Tuilerien ausgehalten hat, macht ſich bereit, ſeine Gegenzeichnung zu geben, und ſchon hat der König die Feder in der Hand, um ſeinerſeits zu unterzeichnen, als plötzlich das Geknatter von Gewehrſalven aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo der Kampf um das Chateau d'Eau wiederum ſcharf ſich entſponnen hat. In demſelben Augenblick tritt in höchſter Eile und Aufregung Emile de Girardin in das Kabinett, ein Stück bedruckten Papiers in der Hand.

„Was gibt es, Monſieur de Girardin?" fragt Louis Philipp. „Das, Sire, daß man Eure Majeſtät eine koſtbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man der Inſurrektion, welche bereits mit Macht aus der Rue de Chartres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, ſei es, daß man zu den größten Opfern ſich herbeilaſſen will, jedenfalls ſind die Minuten gleich Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben." — „Aber was thun?" — „Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunſten einer Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Hier iſt die fertige Proklamation, welche ich, um Zeit zu ſparen, ſofort drucken ließ. Sie lautet: „„Abdankung des Königs. Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Auflöſung der Kammer. Allgemeine Amneſtie."""

Soweit alſo war es mit dem „Salomon des Juſte-Milieu", ſoweit mit dem Juſte-Milieu ſelbſt gekommen, welches alle die Zinkeniſten des konſtitutionellen Schwindels mit Trompeten und Pauken geprieſen hatten von Dan bis Berſeba? Ja, ſoweit war es damit gekommen, daß der nächſte beſte Zeitungsſchreiber, daß ein Emile de Girardin, welcher im beſten Falle nichts Beſſeres war als ein publiziſtiſcher Seilgaukler, Simſenläufer und Eiertanzkünſtler, zum Quaſi-Diktator ſich aufwerfen und mittels eines bedruckten Papierfetzens über das Schickſal von Frankreich verfügen konnte.

„Wenn es ſo ſteht, Sire — ſagt der Duc de Montpenſier, ein Prinz vom ordinären Prinzenſchlag und ſeinen Brüdern in keiner Weiſe gleichzuſtellen — wenn es ſo ſteht, Sire, ſo darf kein Zaudern ſtattfinden. Danken Sie ab!“

Ob vielleicht dieſe plumpe Unkindlichkeit den greiſen König, der ja ein Kenner der Geſchichte war, daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. November von 1688 erfuhr, ſeine Tochter Anna ſei ins Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Helfe mir Gott, meine eigenen Kinder verlaſſen mich!“ ausgeſtoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann ſagte nur mechaniſch, wie ein ſchon halb Verſunkener, der ſich von der Strömung mitfortreißen läßt („comme un homme à demi noyé se laisse emporter par le courant qui l'entraine“): „Ich bin allzeit ein friedliebender Fürſt geweſen . . . Ich danke ab.“

Kaum iſt das Wort heraus, ſo drängen mehrere der Anweſenden in ihrer Angſt, die Tuilerien könnten abermals einen 10. Auguſt erleben, Herrn de Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilt hinaus, hinunter, gegen das Palais Royal hinüber; aber ſeine Botſchaft verhallt ungehört und wirkungslos in dem um das Chateau d'Eau her tobenden Kampfgewühl und er ſieht ſich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hat der Duc de Nemours das königliche Kabinett verlaſſen und iſt in den Palaſthof hinabgeſtiegen, wo er den ihn umringenden Offizieren verkündet: „Meſſieurs, der König hat zu Gunſten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans iſt Regentin.“

Der General Lamoricière wirft ſich auf ein Pferd, um dieſe Kunde weiter zu tragen. Der Bürgerwehroffizier Moriceau reitet mit ihm. Sie gelangen in die Straße Richelieu und bis zum Molière-Brunnen, wo eine Barrikade ihr weiteres Vordringen hemmt. Dort erblickt Mericeau den Citoyen Etienne Arago, ſpricht ihn an und nennt ihm den Namen des Generals. Dieſer bringt ſeine Neuigkeit vor. „Es iſt zu ſpät!“ ſagt Arago. „Zu ſpät?“ entgegnet Lamoricière ungläubig; „zu ſpät? Man bewilligt euch die Reform, man gibt euch die Regentſchaft, was wollt ihr denn mehr?“ — „Die Republik!“ — „Bah, welche Narrheit!“ — „Ja, die Republik! Ihr ſeid auch gar nicht mehr im Stande, ſie zu verhindern. Das Volk iſt Herr von Paris und es will keinen König, keine Prinzen und keine Dynaſtie mehr“ . . . Armer Idealpolitiker! Die Wahrheit iſt, daß die Völker nach Königen hungern, nach Prinzen dürſten und der Dynaſtieen nie genug haben können. In Deutſchland, hat ein kluger Mann geſagt, geht das ſogar ſoweit, daß jeder richtige Deutſche eine eigene Dynaſtie ganz für ſich allein haben möchte... Der ungläubige General — ſpäter iſt er ein gläubiger im Superlativ, ein wahrhaftiger Glaubensgeneral geworden — wandte ſich nach dem Palais-Royal-Platz, dort aber erhielt ſein Pferd eine Kugel in den Leib und er ſelbſt einen Bajonnettſtich in den Arm. Seine Friedensbotenrolle war alſo zu Ende und er mußte froh ſein, daß mitleidige Seelen ihn nach Hauſe ſchafften . . . .

Derweil iſt drinnen im Schloſſe Louis Philipp mühſam von ſeinem Lehnſtuhl aufgeſtanden und hat die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzeſſinnen ſich befinden. Aufgeregt und angſtbeklommen kommen die Frauen heraus. „Ich danke ab“, ſagt der Greis. Darauf die Königin ungeſtüm: „Nein, nicht abdanken! Lieber ſterben!“

Der König läßt ſich wieder in ſeinen Fauteuil am Fenſter fallen und ſtützt die Hände läſſig auf ſeine Kniee. Die Damen umringen ihn und dieſen kleinen Kreis umgibt ein größerer, ein bunter Miſchmaſch von Offizieren, Deputirten, Journaliſten, Hofherren und Hofdamen. In trübem Schweigen ſtarrt dieſe Menge auf das klägliche Schauſpiel. Die Königin allein bewahrt und offenbart ihren Muth oder doch ſo etwas. „Man will dir — ſagt ſie zu ihrem Gemahl — das Skepter entreißen und doch hat niemand als du die Kraft, es zu tragen.“ (Hiebei ſchleudert die Sprecherin einen Blick zorniger Anklage auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es iſt beſſer — fährt ſie fort — muthig zu ſterben als ſchmählich abzudanken. Steig' zu Pferde! Die Armee wird dir folgen.“ Dann kehrt ſie ſich gegen die Anweſenden und wirft ihnen die Worte ins Geſicht: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem ſolchen Augenblick verlaſſen kann. Ihr werdet es bereuen!“ Helene von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und ſagt ſchluchzend: „Sire, niemand iſt darauf vorbereitet, mich als Regentin zu ſehen, und ich noch weniger als irgendwer. Soll man überhaupt in einer ſolchen Kriſe auf die Schultern einer Frau eine ſolche Laſt legen, welche Ihnen zu ſchwer vorkommt?“ Schwiegermutter und Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll von Zorn, Eiferſucht und grünem Neid. Denn in dieſem Gemälde menſchlicher Erbärmlichkeit durfte auch ſolcher ſpezifiſch weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derſelbe erſchien: — es handelte ſich dabei nicht allein um „ces puériles rivalités de femmes“, ſondern auch darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans ſchon ſeit langer Zeit beargwohnten und bezichtigten, ſie ſtände mit Führern der Oppoſition in ehrgeizigen Beziehungen.

Etliche der anweſenden „Säulen des Syſtems“ fühlen ſich durch die Aneiferung der Königin doch getrieben, ihre Säulenhaftigkeit ſehen zu laſſen. „Danken Sie nicht ab, Sire — ſagt Herr Piscatory — danken Sie nicht ab! Im Namen Ihrer Familie, im Namen aller Familien Frankreichs, thun Sie es nicht! Schlagen wir uns lieber heute als morgen, denn morgen werden wir die Republik haben.“ Die Königin faßt, wie außer ſich, den Arm des Sprechers und ſagt mit gedämpfter Stimme: „Nehmen Sie ſich in Acht! Es giebt Verräther hier.“

Und ihre Augen weiſen auf die Herzogin von Orleans und auf Herrn Thiers. „Meinen Sie?“ fragt das ſchwankende Rohr von altem Mann; „nun, ich habe ja meine Abdankung noch nicht unterzeichnet.“ „Danken Sie nicht ab, Sire, danken Sie nicht ab!“ ſchluchzt Helene von Orleans. Aber, horch, das Geknatter von Gewehrſalven kommt offenbar näher und immer näher. Beſtürzung malt ſich auf dem Geſichte des Königs. Wie um ein Auge zu ſuchen, das ihm Muth einſpräche, ſchaut er um ſich. Allein die Menge blickt zu Boden und bleibt ſtumm; hatte ſie doch einen vom Unglück Gezeichneten vor ſich. „Ihr werdet es bereuen, Meſſieurs — ruft wieder die Königin — ihr fordert die Abdankung des beſten der Könige!“ Darauf Herr Piſcatory abermals: „Zum wenigſten ſollte der König nicht abdanken, bevor die Emeute niedergeſchlagen wäre.“ Und zum Duc de Montpenſier gewendet ſetzt er hinzu: „Drunten im Schloßhofe ſtehen noch mehr als 3000 Mann Truppen ſchlagfertig. Stellen Sie ſich an ihre Spitze, Prinz!“ Marie Amelie, welche in Wahrheit lieber als Königin ſterben, denn gedemüthigt leben will, blickt zuſtimmend und aufmunternd auf den Sohn. „Was rathen Sie, Monſieur Thiers?“ fragt Montpenſier in ſichtbarer Verlegenheit. „Ich? Ich habe hier keinen Rath mehr zu geben; ich bin nichts mehr“, erwidert der Kleine. Da beugt Herr Piſcatory vor der Königin das Knie und küßt ihr die Hand mit den Worten: „Ah, Madame, Sie ſind hier die einzige Perſon, die ich achte und verehre.“ Der König hört es und ermannt ſich zu der Frage: „Iſt es wohl möglich, die Tuilerien zu halten?“ „Ja“, antworten zwei oder drei Stimmen zögernd. „Nein!“ ruft eine ganze Menge ungeſtüm. Darauf Louis Philipp: „Maßen die Tuilerien unhaltbar, will ich kein nutzloſes Blutvergießen. Ich danke ab.“

In dieſem Augenblick erſcheint der Marſchall Gérard auf der Thürſchwelle. Verzweiflungsvoll, händeringend eilt und ruft die Königin ihm entgegen: „Marſchall, retten Sie, was noch zu retten iſt! Steigen Sie zu Pferde!" Der alte Krieger neigt ſich gehorſam. Er ſoll dem Volke die Thronentſagung Louis Philipps verkündigen und das Gewicht dieſer verſöhnenden Bewilligung durch ſeine Perſönlichkeit verſtärken.

Zu ſpät! Alles und alles zu ſpät!

Man ſetzt den durch Alter, Krankheit und Kummer gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen auf das Pferd, welches vorhin bei der vergeckten Muſterung den König getragen hat, gibt ihm einen Buchsbaumzweig in die Hand und läßt ihn der herangrollenden Revolution als Friedensboten entgegenreiten. Er iſt noch nicht über den Carrouſelplatz hinausgelangt, als einem ſeiner Begleiter, dem Deputirten Lacroſſe einfällt, es wäre doch wohl beſſer, wenn der Marſchall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lacroſſe eilt in das königliche Kabinett zurück und theilt ſeinen Einfall dem Herzog von Montpenſier mit. Der Prinz legt ein Blatt Papier auf den in der Mitte des Zimmers ſtehenden Schreibtiſch und ſagt zu ſeinem Vater: „Sire, Sie müſſen Ihre Thronentſagung niederſchreiben!"

Der König erhebt ſich und geht langſam zu dem Schreibtiſch, vor welchen ſein Sohn einen Stuhl hinſtellt. Da macht die Königin noch einen letzten Verſuch der Gegenwehr, indem ſie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausruf: „Schreiben Sie nicht, Sire, ſchreiben Sie nicht! Weichen Sie nicht einer Emeute! Man will Ihnen nur bange machen."

Der alte Mann hält inne, aber Montpenſier zeigt mit einer Gebärde der Ungeduld auf das Blatt Papier.

„Nun wohl, da man es will" — ſagt der König, ſetzt ſich und beginnt langſam zu ſchreiben.

„Sire, beeilen Sie ſich", ſagt eine Stimme, man weiß nicht, weſſen — „ſchon wird auf dem Carrouſelplatz geſchoſſen!"

Das iſt dem alten Manne doch zu viel. Er ſieht auf, forſcht mit einem Blick der Entrüſtung nach dem Sprecher und entgegnet:

„Man wird mir wohl Zeit laſſen. Komme, was da wolle, ich kann nicht ſchneller machen.“

Und er ſchrieb in langſamen Zügen mit großen Buchſtaben:

„Ich entſage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunſten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe löſen! (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelé à porter, en faveur de mon petit-fils le comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourd'hui.) Am 24. Febr. 1848. Louis Philipp.“

Nachdem er dieſe Urkunde aufgeſetzt und unterzeichnet hatte, las er ſie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und ſagte: „Möge dein Enkel dir gleichen! Denn, Meſſieurs, der König iſt doch ein redlicherer Mann als ihr alle“. Und ſie fügte dieſer Beleidigung noch die Grollworte bei: „Ihr habt jetzt, was ihr gewollt; aber ihr werdet es bereuen!“

Der entkönigte Greis ſagte: „Da iſt meine Abdankung. Man bringe ſie dem Marſchall Gérard.“

Ein Reſt von Scham hielt alle Hände zurück. Endlich nahm Herr Baudin das Papier und eilte damit dem Marſchall nach.

Zu ſpät! Es iſt, als hörte man an dieſem 24. Februartage einen äſchyleiſchen Eumenidenchor das ſchickſalsſchwere Wort immer und immer wieder anſtimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloſer Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marſchalls Gérard gelangte, ſondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Miſſion des Marſchalls ſelbſt that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinderniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Chateau d'Eau, nach mörderiſchem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution für alle vermittelnden Stimmen taub, wie ja das ſo hatte kommen müſſen.

Und dennoch — es iſt unbegreiflich, aber wahr — hegte man im Schloſſe kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde ein ſänftigendes Oel auf die Aufſtandswogen träufeln würden. Auch die Regentſchaft der Herzogin von Orleans galt für geſichert. Sie ſelbſt freilich, verſtört durch die Zornblicke ihrer Schwiegermutter und das feindſelige Gebaren ihrer Schwägerinnen, rief weinend aus: „Großer Gott, welche Laſt! Ohne Stütze, ohne Beiſtand! Verlaßt mich nicht!“

10.

Um 12½ Uhr ging Herr Thiers auf den Carrouſelplatz hinunter, um ſeinem Freunde Bugeaud zu ſagen, wie derweil die Dinge droben ſich entwickelt hatten. Der eiſenfreſſeriſche Soldat, welcher wenige Stunden vorher ſeinem kleinen Freunde geſchrieben hatte, daß ſie Beide „berufen ſeien, mitſammen die Monarchie zu retten“, ſchrie fluchend: „Sacré nom de dieu, ſo iſt alſo alles zum Teufel!“ Worauf der Kleine mit dem Nußknackerkopf: „Ja, man hat uns eben zu ſpät berufen.“

Der Duc de Nemours kam, dem Marſchall das Kommando abzunehmen, was dieſer mit widerwilligem Brummen geſchehen ließ. Die beiden Ex-Säulen der Julimonarchie, welche „zu ſpät berufen worden“, dieſelbe zu retten, dachten nun darauf, ſich ſelbſt zu retten. Bugeaud übrigens iſt martialiſch genug, in ſeinem vollen Marſchallsanzug langſam davonzureiten. Herr Thiers ſeinerſeits ſchlängelt ſich zu Fuße durch den Tuileriengarten und über die Concordebrücke ins Palais Bourbon hinüber, in deſſen Räumen die Repräſentanten der Korruption — offiziell heißen dieſe Herren die Vertreter des franzöſiſchen Volkes — rathlos hin und herwuſeln. Selber rathlos und bis zur Beſinnungsloſigkeit beſtürzt, geht der kleine Nichtnothhelfer durch einen der Säle. Korrupte umdrängen ihn da mit ſtürmiſchen Fragen. „Meſſieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt!“ erwidert er ſtotternd und verſchwindet, um nicht mehr geſehen zu werden, bevor die politiſche Temperatur wieder ſo iſt, daß Ränkeſpinnen mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Schlupfwinkeln ſich hervorwagen können.

Nachdem Nemours den Befehl an ſich genommen, ordnete er an, daß die Truppen den Carrouſelplatz räumten und in den Tuilerienhof ſich zurückzogen. Dies geſchehen, ſchloſſen ſich die Eiſengitter des Palaſthofes hinter den Soldaten. Unterdeſſen aber gab es ein großes Geſtampfe und Geſtaube in den Korridoren und auf den Treppen des Schloſſes: — der Vollſtrom der Rattenauswanderung ergoß ſich. Der jetzt mit Macht graſſirende „Schlotter“ machte Herren in Uniformen und Hoffräcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln ſcharenweiſe davongehen, Beſtürzung auf den Geſichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angſtruf: „Alles iſt verloren!“

Demzufolge hatte ſich die Menge auch im königlichen Kabinett und in den anſtoßenden Salons beträchtlich gelichtet, als die Botſchaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marſchalls Gérard vollſtändig geſcheitert und der General Lamoricière verwundet und vom Volke gefangen worden ſei. In demſelben Augenblicke Schüſſegeknatter auf dem Carrouſelplatz, wohin die Inſurrektion bereits ihre Plänkler vorgeſandt hatte. Dieſe ſahen einen Zug königlicher Reiſewagen, welcher aus den Ställen der Rue Saint Thomas du Louvre herbeibefohlen worden, ſchoſſen darauf, tödteten einen Vorreiter, ſowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remiſen.

Das Geknalle dieſer Schüſſe macht die Prinzeſſinnen Schreckensſchreie ausſtoßen. Louis Philipp ſelber fährt in höchſter Unruhe aus ſeinem Lehnſtuhl empor. Hereinſtürzt, die Kleider in Unordnung und die Geſichtszüge in äußerſter Faſſungsloſigkeit, Herr Cremieux: — „Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien ſein!“

Der alte Mann ſagt kein Wort; aber er haſtet ſich, Ordensband und Degen abzuthun. Dann zieht er ſeine Uniform aus, ſchlüpft mit Hülfe der Königin in einen bürgerlichen Rock und ruft ſuchend und zappelnd: „Meine Uhr? Wo iſt meine Uhr? Ah, ich hab' ſie! Und mein Portefeuille? Da, nehmt mein Portefeuille! Und wo iſt mein Schlüſſelbund?“ Es war etwas wie Wahnſinn in dem Gebaren und Reden des Greiſes, aber nichts vom Wahnſinn eines Lear, obzwar er wie Lear im dritten Akt hätte ſagen können:

. . . . „Hier ſteh' ich,
Ein armer, ſchwacher, alter, kranker Mann,
Den man verachtet“ —

nein, nichts vom Wahnſinn eines Lear, wohl aber von dem eines Aktienſchwindlers, über welchen der Bankerott jählings hereinbricht. In Wahrheit, das Ende des Louis-Philippismus entſprach mathematiſch genau dem Anfang. Der ganze Verlauf von des Mannes Hinaufſchleichen zum Throne macht den Eindruck des Fuchſig-Gemeinen und ein würdeloſeres Herabfallen vom Thron als das ſeinige hat es kaum jemals gegeben. Daß die Februarrevolution eine „Revolution der Verachtung“ geweſen, iſt zwar ein durch häufige Wiederholung trivial gewordenes Wort; aber ein wahres iſt und bleibt es doch . . . .

Die Prinzeſſinnen brechen in Schluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie ſtarren mit ängſtlicher Neugier auf das für ſie unbegreifliche Schauſpiel. Louis Philipp ſetzt haſtig ſeinen Hut auf, bietet der Königin den Arm, ſagt flüchtig zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben hier!“ und gibt durch ſein Weggehen das Signal zur Flucht. Von Mitglieder der Familie folgen dem greiſen Paare der Duc de Montpenſier, welcher ſeine Frau, die Infantin Luiſa Fernanda — geborene Muñoz, ſagen die böſen Zungen — dem Schutze des Herrn de Laſteyrie übergibt, ferner die Herzogin von Nemours mit ihren Kindern und der Prinz von Sachſen-Koburg mit der Prinzeſſin Klementine, ſeiner Frau. Mitgehen die Herren Cremieux, Ary Scheffer, Laſteyrie, Gourgaud, Roger und Lavalette. Etliche Hofdamen, Adjutanten, Palaſtbeamte und Diener ſchließen den Zug, welcher mittels eines engen und dunkeln Ganges aus dem Kabinett des Königs in die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge und von da in den Tuileriengarten gelangt. Dieſer iſt ſtill und leer, aber von rechtsherüber rollt und grollt das Kampfgetöſe. Herr von Montalivet, ſeinem Gebieter treuer als viele andere, hat an der Palaſtpforte zwei Schwadronen Küraſſiere unter den Befehlen des Generals Regnauld Saint-Jean d'Angely bereitgehalten, die Flucht des Entkrönten zu decken. Nationalgarden der 1. Legion ſchließen ſich ebenfalls dem Fluchtzug an, welcher ſo raſch als der alte Mann, deſſen dem völligen Bruche nahe phyſiſche und moraliſche Kraft nur durch die Seelenſtärke ſeiner Frau nothdürftig aufrecht erhalten wird, zu gehen vermag, die große Avenue des Gartens entlang eilt, — ganz wie ein Leichenzug der Julimonarchie! Man ſah von der Rue Rivoli aus denſelben zwiſchen den Baumſtämmen dahingleiten, leichenbitterlich ſchwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipps die Trauer um die kurz zuvor geſtorbene Prinzeſſin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Cremieux vorangehende Duc de Montpenſier kehrte ſich von Zeit zu Zeit um und ſagte: „Beſchleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!“ In der Mitte der Avenue überſchlug ſich das Pferd eines reitenden Nationalgardiſten und fiel auf ſeinen Reiter. „Armer junger Mann!“ rief Marie Amelie aus. Louis Philipp aber: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!“ Am Gitter der aus dem Garten nach dem Concordeplatze führenden Drehbrücke angelangt, blieb er ſtehen und richtete an Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich ſicher nach Saint Cloud bringen zu können?“ „Ja, Sire.“ Der Entkrönte paſſirte das Gitter und betrat den Platz. Geſenkten Hauptes einherſchreitend bemerkte er Blutſpuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abſcheu's. Der Eintrachtsplatz war aber nicht ſo ſtill und leer wie der Tuileriengarten. In der Mitte ſtanden dicht gedrängt die Truppen Bedeau's, welcher General in der peinlichſten Verlegenheit ſich befand, da er ſeit Stunden ohne Befehle, ja ohne alle Benachrichtigung gelaſſen worden war. Eine zahlloſe Menge umwogte die Truppen. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch eine Schar Bluſen, Gewehre in den Händen, die Geſichter vom Pulverrauch geſchwärzt.

Der Fluchtzug ſtockte vor dem Anfluten der Menge. Die Begleiter und Beſchützer des entkrönten Flüchtlings wagten es nicht, Zwang anzuwenden, um einen Durchpaß zu eröffnen; die Peinlichkeit des Augenblickes ſtieg. „Die Wagen! Nun, wo ſind denn die Wagen?“ frug Louis Philipp ungeduldig. Neugierige drängten heran. Er ſchien nicht nur, er war erkannt. „Meſſieurs, Schonung, Gnade für den König!“ rief ein Küraſſieroffizier. „Die ſoll er haben, wir ſind keine Mörder; aber ſchnell auf und fort mit ihm!“ eine Antwort, welche das hundertfältige Echo fand: „Ja, ſchnell auf und fort mit ihm!“ Die Königin zog ihren Gemahl mit ſich fort, dahin, wo am Fuße des Obelisk drei ſchlechte Einſpänner von Miethwagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu reden, „La Sainte-Vierge Guillotine“ ihren Altar gehabt.

Ein grauſamer Schickſalshohn, fürwahr, daß der vom Throne gefallene Sohn von Philipp Orleans-Egalité gerade von dieſer Stelle aus ins Exil geſchleudert wurde. Von der Stelle aus, wo ſein Vater am 6. November von 1793 in weißer Weſte, gelben Lederhoſen und zeiſiggrünem Frack auf beſagtem „Altar“ erſchienen war, „pour faire le saut de carpe en avant.“

Der alte Mann iſt jedoch von der Angſt der Gegenwart viel zu ſehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet den Schlag eines der ſchmutzigen Fuhrwerke und findet daſſelbe bereits mit Prinzeſſinnen und Kindern vollgeſtopft. „Heraus! Steigt alle heraus!“ ruft er, in der Selbſtſucht des Alters und der Furcht ſeiner ſo lange und ſo vortrefflich geſpielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias ganz vergeſſend. Die Prinzeſſinnen gehorchen. Louis Philipp wirft ſich haſtig in den Wagen, die Königin folgt ihm, drei ihrer Enkelkinder haben den Vorderſitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie preſſen ſich ſo gut es eben gehen will in die beiden andern Wagen; aber die Prinzeſſin Klementine und die Ducheſſe de Montpenſier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Laſteyrie aus dem Gedränge und in ein ſicheres Aſyl gebracht. Die ſchöne Infantin iſt eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüſant“ zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Laſteyrie, das ſei doch auch mal eine der Rede werthe Abwechſelung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!“ ſchreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens, maßen der „König der Juden“ ſelbſt in dieſer äußerſten Beklemmung ſeiner „Werthpapierche“ nicht vergißt. Herr Cremieux ſchiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfenſteröffnung und, im Beſitze ſeines Theuerſten, ruft der Greis in höchſter Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!“ Der Kutſcher peitſcht auf ſein Pferd und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüſſige Koth darob zuſammenſpritzt.

Alſo verſchwand des Roi-Renard Majeſtät und Herrlichkeit. Im Juliſtaube war er gekommen, im Februarkoth iſt er gegangen. Derbwahr ſagt ein ſpaniſches Sprichwort: „Aus ſolchem Staube wird ſolcher Dreck!“

11.

Helene d'Orleans hat aus der Stärke ihres Muttergefühls die Kraft geſchöpft, in den Tuilerien zurückzubleiben. Die ſchmeichelnd-trügeriſche Hoffnung, es könnte ihr gelingen, die vom Haupte ihres Schwiegervaters gefallene Krone im Falle aufzufangen und auf den Kopf ihres älteſten Knaben zu ſetzen, hielt ſie aufrecht und ließ ſie Gefahren trotzen, deren ganzen Umfang ſie ſchwerlich gekannt hat. Oder glaubte ſie als Wittwe des „populären" Herzogs von Orleans, mit welchem die beſte Stütze des Julikönigthums eingeſargt worden war, überhaupt nicht ernſtlich gefährdet zu ſein? Ach, die Völker vergeſſen ihre Günſtlinge noch ſchneller als die Fürſten.

Etliche wenige Mitglieder der Deputirtenkammer waren bei der Prinzeſſin im Schloſſe zurückgeblieben, ſowie auch etliche Mitglieder der Kammer der Pairs. Die letztere hat, zwiſchenhinein bemerkt, am 24. Februar die Rolle einer vollſtändigen, nicht mehr lächerlichen, ſondern nur noch erbarmungswürdigen Nullität geſpielt. Die Inſurrektion hielt es gar nicht der Mühe werth, an das „Herrenhaus" auch nur zu denken, weder während des Kampfes noch nach dem Siege. Dieſe ganze Mumienſammlung, worin bekanntlich alle ſeit 50 Jahren in Frankreich geſchworenen politiſchen Meineide balſamirt waren, verſank ohne Sang und Klang in den Strudel der Revolution: freilich nur, um ſpäter durch den Bonapartismus als „Senat" wieder heraufgefiſcht zu werden. Die Herren Pairs waren auf 1 Uhr in ihr Sitzungslokal im Luxemburg zuſammenberufen. Als ſie ſich zu verſammeln begannen, trat der Herr Graf Beugnot mit bänglicher Haſt in den Sal und rief ſeinen Mitpairs zu: „Die Deputirtenkammer iſt im Begriffe, vom Volk erſtürmt zu werden, und wir werden es auf der Stelle ebenfalls ſein!" Worauf der Graf de Saint-Prieſt ſpottlächelnd: „Mein lieber Kollege, Sie ſchmeicheln uns allzuſehr." Dieſe Bezeugung von „ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" war das letzte Lebenszeichen, welches die Mumienſammlung von ſich gegeben hat .....

Der Deputirte Lacroſſe ſagte nach der Flucht Louis Philipps zu der Herzogin: „Madame, gehen Sie mit ihren beiden Knaben ſofort nach der Deputirtenkammer. Dort iſt jetzt der Sitz der Autorität". Die Herzogin nahm dieſen Rath an und zog ſich für eine kurze Weile in ihre Wohnung im Pavillon Marſan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Säule des Orleanismus, welche aber binnen Kurzem eine Säule des Bonapartismus wurde — ſie aufſuchte und ſie in der Abſicht, ihr Heil im Palais Bourbon zu verſuchen, beſtärkte. Er ſprach noch, als der Adjutant Touchard hereinſtürzte mit der geflügelten Meldung, der Herzog von Nemours laſſe ſeine Schwägerin bitten, ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch denſelben zu der Drehbrücke ſich zu begeben. Es ſei kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Prinzeſſin brach alsbald auf und machte ſich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den ihr bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war wirklich kein Augenblick mehr zu verlieren geweſen, maßen inzwiſchen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen ſimpeln Lieutenant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Carrouſelplatz geräumt hatten, war derſelbe ſofort von Nationalgarden beſetzt worden. Kaum war dies geſchehen, als nach Bewältigung des Chateau d'Eau die ſiegreiche Volksmaſſe mit dem Donnerruf „Tuileries!" über die Rue Rivoli gegen den Platz verbrach und alsbald ſchlugen die Flintenkugeln an die Nordſeite des Schloſſes. Der Herzog von Nemours, erkennend, daß jeder Verſuch, den Palaſt zu vertheidigen, bloß ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang ſeiner Schwägerin zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge ſich bereit zu halten. Derweil mühten Bärenmützen und Bluſen in buntem Gemiſche ſich ab, das Eiſengitter, welches den Schloßhof gegen den Carrouſelplatz abſperrte, niederzubrechen, und befürchtend, dieſe Mühwaltung könnte die Wuth der Stürmenden ſteigern, wußte ſich der genannte Bürgerwehroffizier durch das Thor des an die Rue Rivoli ſtoßenden Pavillon Eingang zu verſchaffen und den Gouverneur des Palaſtes, Oberſt Bilfeld, zu bewegen, ihm die Schlüſſel auszuliefern. Dann eilte er, das nach dem Carrouſelplatze führende Hofgitterthor aufzuſchließen, und die Menge ſtrömte in den Schloßhof. Der Duc de Nemours vernahm, im Veſtibül des Pavillon de l'Horloge im Kreiſe ſeiner Offiziere ſtehend, das Herannahen des Volkes. „Was? Jetzt ſchon?“ rief er aus, gab raſche Befehle, die ſämmtlichen noch im Schloſſe vorhandenen Truppen durch die große Mittelpforte in den Garten debouchiren zu laſſen, und ſtellte ſich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat, wie bekannt, an dieſem Tage ſeine Pflicht mit großer Hingebung und Selbſtverleugnung bis zuletzt gethan; er und nur er war es, der am 24. Februar dem Namen Orleans Ehre machte. Retten freilich konnte er ſeines Hauſes Sache nicht.

Derweil eilte Helene d'Orleans am Arme des Herrn Dupin den großen Mittelgang des Gartens hinab. An ihrer rechten Hand hielt ſie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ein Diener ihr nach. Bei der Drehbrücke wurde ſie von den Herren Havin und Biesta eingeholt, welche der im Miniſterium des Innern eitel ſich abmühende Odilon Barrot an die Prinzeſſin abgeordnet hatte mit dem dringlichen Rath, ſie ſollte trachten, mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Stadthauſe zu gelangen; denn dort, im Hauptquartier des ſiegreichen Aufſtands, liege die Entſcheidung. Dieſer Rath war das Geſcheiteſte, das einzig Geſcheite, was Herr Barrot während der ganzen Kriſe gethan hat. Die Duchesse ſtand ſtill, ungewiß, was zu thun, aber doch mit dem Inſtinkt einer Mutter fühlend, daß dieſer Rath der beſſere. Herr Biesta drang in ſie, denſelben zu befolgen. „Können Sie reiten?" frug er die Prinzeſſin. — „Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd beſteigen zu können." — „Nun wohl, zaudern Sie keinen Augenblick! Kommen Sie ins Hotel de Ville und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König ſein. Wenn nicht, iſt Ihre Sache verloren." — „Das iſt der Rath eines Narren — ſchrie Monſieur Dupin — ins Palais Bourbon müſſen Sie gehen, Madame!" So ein echter und gerechter „liberaler" Philiſter, ſo ein Zungendreſcher des Juſte-Milieu (zu Deutſch der richtigen Mittelmäßigkeit) erblickt ja einen Narren in jedem, welcher weiter ſieht, ſchärfer denkt und hochherziger fühlt als er.

Die Herzogin befolgte den Rath des „gewiegten" Staatsmanns, begab ſich in die Deputirtenkammer und — nach einer Stunde voll Angſt und Pein ſollte ſie daſelbſt ihre Regentſchaft und ihres Sohnes Krone, ſollte ſie ihre Kinder und ſich ſelbſt vom Wirbelwind der Revolution fortgefegt ſehen wie Spreu.

12.

Während die übelberathene Prinzeſſin über den Concordeplatz und die Eintrachtsbrücke nach dem Quai d'Orſai hinübereilt, beginnt der ſiegreiche Aufſtand in den eroberten Tuilerien ſein Siegesbakchanal zu feiern.

Nicht in Blut — die ruchloſe Revolution überließ das der heiligen Reaktion, welche wenige Monate darauf ihre rothen Orgien in Scene ſetzte — wohl aber in Wein, den man aus den

Kellern deſſen heraufholte, welcher davon gegangen war, ſein mit Werthpapieren vollgeſtopftes Portefeuille unter dem Arm und, wenn nicht ſagend, doch wohl denkend: „Tout est perdu hors la caisse!“

Es ging luſtig her in dieſen vergoldeten Räumen, aus welchen Dame Etikette mit dem übrigen Hofgeſinde entſetzt entflohen war. Zerſchlagen, zerriſſen und zertreten wurde manches und vieles, geſtohlen nichts. „Mort aux voleurs!“ Es iſt aktenmäßig feſtgeſtellt, daß, obgleich am Nachmittag und Abend dieſes Tages allein an 100,000 oder mehr bewaffnete Bluſen im Palaſt aus- und eingingen, nichts von irgend nennenswerthem Werth abhanden kam, daß ein armer Teufel, welcher eine Kleinigkeit ſich angeeignet hatte, von ſeinen Kameraden ſofort erbarmungslos auf dem Hofe erſchoſſen ward und daß herumliegende Koſtbarkeiten im Werthe von mehr als 4 Millionen von Proletariern, welche vielleicht wenige Sous oder auch gar keinen in der Taſche hatten, geſammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz beſonderer Rückſichtsnahme behandelte das ſiegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Leſepult der Prinzeſſin lag ein Buch, betitelt „De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions“. Das aufgeſchlagene Kapitel trug die Ueberſchrift „Stabilité du gouvernement.“ Oh, Prediger Salomonis!

In für geſunde Menſchenaugen widerlichem, aber echtfranzöſiſch-komödiantiſchem Nationalſtil war es, daß eine Dirne ſich erfrechte, die Rolle der Freiheitsgöttin zu improviſiren und als ſolche in der großen Vorhalle des Palaſtes ſich zu inthroniſiren. Da ſaß ſie, die rothe Mütze auf dem Kopfe, eine Pike in der Rechten, mit feſtgeſchloſſenen Lippen und unbewegten Augen mehrere Stunden lang und empfing die Grüße der Vorübergehenden.

Aber die gutmüthig-ſpaßhafte Siegesfreude, welche anderwärts in den Tuilerien tobte und tollte, müßte, durch den Genius eines Shakeſpeare oder eines Kaulbach zu einem Bilde zuſammengefaßt, einen weltgeſchichtlichen Karneval — es war ja gerade Karnevalszeit — darſtellen, wie es einen zweiten kaum jemals gegeben hat. Ein Schwarm von Gamins hängt freudeläutend am Zugſeil der großen Schloßglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Mittelpavillons pflanzen und ihre Kameraden auf der Plattform des Daches den Kankan tanzen. Im Garten, in den Höfen, in den Korridoren und Sälen krachen unzählige Jubelſalven; denn der noch vorhandene Reſt von Patronen muß ſchlechterdings verbraucht werden. Hier hat im Schlafzimmer Louis Philipps Einer über ſeine Bluſe eine weiße Sammetweſte des Ci-devant-Roi angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuze von Diamanten darüber gehängt, um, alſo ausſtaffirt, aus Leibeskräften und ſeelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Töne zum Fenſter hinauszublaſen. Dort ſteht eine andere Bluſe, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangſalon des Herzogs von Montpenſier, die Marſeillaiſe herkrähend und auf einer aufgerafften prinzlichen Violine ſchrecklich dazu geigend, während Kameraden, mit anderen Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um den Muſikanten her die Karmagnole ſpringen. Im Bibliothekzimmer hat ſich ein kleiner Burſch in das Studium eines Plans der Domäne Neuilly vertieft. „Was machſt du da, Marquis?“ fragt ein vorübergehender Arbeiter. „Ich ſtudire den Plan meines Grundbeſitzes, Vicomte“, lautete die lachende Antwort. Dort kommt, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Arbeitern aus der Schloßkapelle und durch die große Galerie, ehrerbietig ein der Zerſtörung entriſſenes, wundervoll aus Elfenbein geſchnitztes Krucifix geleitend, unter dem unweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Bürger, Hüte ab! Grüßt den Zimmermann von Nazareth!“

Aber im Allerheiligſten, im Thronſal — verhülle dein Antlitz, oh Köhlerglaube der Monarchie! — da wird die purpurne Throndraperie in Fetzen geriſſen und wird aus einem der Stücke eine Freiheitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schloſſes gegenüber im Tuileriengarten ſtehende Spartakus tragen ſoll. Der Bürgerwehrhauptmann Dunoyer ſchreibt mit Kreide auf das Geſimſe des Thrones: „Das Volk von Paris an ganz Europa: — Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft!“ Ein Beifallsſturm macht die Wände dröhnen und die Decke ſchüttern. Ein Proletarier ſpringt auf den Thronſeſſel, wiſcht ſeine kothigen Schuhe an dem Sammet ab, ſchwingt eine rothe Fahne und ruft frohlockend: „Vive la république!“

Eine Stunde darauf, gegen 3 Uhr zu, ging ein phantaſtiſchbunter Faſchingszug von etlichen Tauſenden vom großen Veſtibul des Palaſtes aus durch den Tuileriengarten nach dem Eintrachtsplatz und ſchwenkte von da auf die Boulevards ein. Vorauf ritten ein Polytechniker und ein Student auf prächtigen Pferden aus dem königlichen Marſtall. Dann kam eine Reihe von Trommlern in Bürgerwehruniform. Hierauf ein Karren, auf welchen die Trümmer und Ueberreſte der zerſtörten Herrlichkeiten des Thronſals zuſammengepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronſeſſels, welcher, von vier handfeſten Bluſen getragen, über den Köpfen der Schar einherſchwebte. Hinterher eine fröhliche Menge, an den Enden ihrer Piken Purpurfetzen, Brokatſtücke, Atlaslumpen, Hofuniformen und Livreen, auf den Spitzen ihrer Bajonnette Fleiſchſtücke, Brotlaibe, Speckſeiten und leere Flaſchen tragend, Witze reißend, ſingend, johlend.

Das Ziel dieſer abſonderlichen Prozeſſion war der Baſtilleplatz, an welchem ſo viele Traditionen der pariſer Umwälzungen haften. Nachdem der Zug daſelbſt angelangt war, machte er Halt und bildete einen großen Kreis um die Juliſäule her. Raſch wurde ſodann am Fuße derſelben ein Holzſtoß gethürmt. Darauf warf man die erwähnten fragmentariſchen Herrlichkeiten und auf die Spitze der Pyramide ſtellte man den Thronſtuhl. Jetzo ward unter Anſtimmung eines beliebten Gaſſenhauers auf den „Roi des agioteurs“ der Holzſtoß angezündet. Als die Flammen den Thron ergriffen, barſt ein tauſendſtimmiges Gejauchze los und hochauf ſchlug die ſchwelgende Lohe.

II.

„Vive la république!“

I.

Heute, im Jahre 1867, wo die Völker förmlich abgedankt haben und in byzantiſcher Unterwürfigkeitsbefliſſenheit der Willkür ihrer Gebieter ſich anbequemen, heute hat man oft Mühe, zu glauben, zu was für märchenhaft phantaſtiſchen Blüthen der demokratiſche Völkerfrühlingstraum von 1848 ausgeſchlagen iſt. In Wahrheit, die Hof-, Kirchen-, Kaſernen- und Kanzleileute hatten gar nicht ſo unrecht, das Jahr ein „tolles“ zu nennen. Es ſah wirklich toll genug aus, wie unſere alte

„Jungfer Europa war verlobt
Mit dem ſchönen Geniuſſe
Der Freiheit und ſie herzten ſich
Und ſchwelgten im erſten Kuſſe —“

in dem bekannten Märzkuß, deſſen Honig ſich gar bald in Galle verwandelte. Aber während des Honigmonats da geſchahen Wunder und Zeichen und zwar nicht allein am grünen Holze, ſondern auch am dürren. Hat doch — um nur *ein* ſolches Zeichen namhaft zu machen — damals ein königlich preußiſcher geheimer Legationsrath, welcher zwar bei Lebzeiten niemals ohne ſein Ordensband im Knopfloch ausging, aber nach ſeinem Tode in acht anſtändig dicken Tagebücherbänden demokratiſches Feuer und revolutionäre Flammen ſchnob, zu der Weiſſagung ſich verſtiegen, die rothe Fahne werde dermaleinſt das Bundesbanner der „Vereinigten Freiſtaaten von Europa“ ſein.

Einſtweilen iſt ſoviel gewiß, daß am 24. Februar von 1848 Punkt 1 Uhr 5 Minuten nach Mittag die rothe Fahne auf der Kuppel des großen Pavillon der Tuilerien flatterte, als Triumphſignal einer ſiegreichen Revolution.

Während das pariſer Volk, aus dem Kampfzorn in den Humor hinübergeſprungen, in den Tuilerien als „luſtige Perſon“ ein heiteres Intermezzo im Drama des Tages agirte, wurden anderwärts die Kuliſſen für einen weiteren Akt zurechtgeſchoben. Die Scene iſt jetzt das Palais Bourbon, was man nicht ohne Verwunderung vernehmen könnte, ſo man nicht wüßte, daß der Autoritätsglauben gar wunderſame Sprünge zu machen pflegt. Die Deputirtenkammer, eine verſchwindend kleine Minderheit ausgenommen, nur aus ſo oder ſo Verkauften beſtehend, war die Kloake der Verachtung, in welche die triumphirende Empörung voll Ekel hinunterſpuckte, — und doch ſuchte man in dieſer Kloake die Entſcheidung. Nicht allein that dies der Royalismus, was ganz in der Ordnung; ſondern auch der Republikanismus, was beweiſ't, daß er ſeiner Sache doch nicht eben ſehr ſicher geweſen iſt. Ja, wer die menſchlichen Dinge vom vielleicht einzig richtigen Standpunkt aus, d. h. vom Iſolirberg ironiſcher Verachtung herab betrachtet, dem mag wohl ein mephiſtopheliſch Lächeln die Lippen kräuſeln, wenn er Monarchie und Republik ſo zu ſagen einen keuchenden Wettlauf nach der Kloake anſtellen ſieht, in welcher alle die ſchändlichen Reſultate der Lehren zuſammenfloſſen, die der ordentliche Profeſſor der konſtitutionellen Korruptologie, Monſieur Guizot, ſo erfolgreich vorgetragen hatte.

Ein keuchender Wettlauf geſchah dahin. Denn derweil die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Knaben und mit dünnem Gefolge den Tuileriengarten hinabeilt, um drüben im Palais

Bourbon durch die „Volksrepräſentation Frankreichs“ auf ihres älteren Sohnes Haupt die Königskrone und in ihrer eigenen Hand den Regentſchaftsſtab befeſtigen zu laſſen, hat ſich aus dem Redaktionsbureau des „National“ eine Abordnung der Republikaner aufgemacht, Emanuel Arago an der Spitze, um der Deputirtenkammer die „Beſchlüſſe des Volkes“ kundzuthun, die proviſoriſche Regierung der Republik inmitten der Korrupten des Königthums auszurufen und endlich ſodann dieſe proviſoriſche Regierung im Triumphe vom Palais Bourbon zum Stadthauſe zu führen. Dieſe Abordnung gelangte vor der Herzogin über die Eintrachtsbrücke und zur Deputirtenkammer. Sie hatte auf dem Eintrachtsplatz, wo noch immer die aus allen Waffengattungen beſtehende Kolonne Bedeau's ſtand, eine kurze Begegnung. Der General erkannte nämlich den Citoyen Arago, kam auf ihn zu, beklagte ſich, daß man ihn ganz ohne Befehle ließe, und bat, Arago möchte doch für ihn, Bedeau, bei Thiers oder Barrot oder bei ſonſt irgendwem Befehle einholen, — eine ganz lächerliche Bitte, die natürlich unbeachtet blieb. Der Ex-Retter der Monarchie, Thiers, welcher kurz zuvor ebenfalls über den Concordeplatz gegangen ſein mußte, hatte nicht entfernt daran gedacht, die Streitmacht Bedeau's ganz oder theilweiſe zum Schutze des Palais Bourbon zu verwenden. Ueberhaupt — ſo ganz war die Regierungsmaſchine binnen wenigen Stunden zerfallen — dachte Niemand daran, der Deputirtenkammer eine ausreichende militäriſche Deckung zu verſchaffen. Daher die Leichtigkeit, womit dann die Revolution, ihre Volkswogen auf beiden Ufern der Seine heranrollend, ſchaumſpritzend in das „Heiligthum“ der geſetzgebenden Macht eindrang, d. h. den ganzen parlamentariſchen Schmutz und Stank, die ſchamloſe Lüge von „Volksvertretung“ nieder- und wegſchwemmte. Aber freilich, war es nicht ebenfalls Lüge und Heuchelei, wenn die Demokratie an dieſem ſeit Jahren von ihr angeſpieenen Orte das Wort der Entſcheidung zu ſuchen kam? Es ſah ganz ſo aus, war jedoch nur der

Zwang der geſchichtlichen Logik, welche die Menſchen antreibt, immer wieder zu verſuchen, ob ſich ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, das Neue an das Alte anknüpfen, das Werdende als eine naturgemäße Zeugung des Beſtehenden darſtellen ließe.

Alſo immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach, nein! Das Wort iſt vielmehr umzukehren; denn es iſt ja nur ewig derſelbe alte, tauſendmal um- und wiedergeborene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menſchliche Kulturarbeit ſich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menſchheit, iſt und bleibt ewig derſelbe, ſofern nicht — was ſehr unwahrſcheinlich — die Organiſation des menſchlichen Gehirns eines ſchönen Tages eine andere wird. Schon der älteſte Buddhiſt hätte, ſo die Druckkunſt erfunden geweſen wäre, ſicherlich Bücher drucken laſſen, wie ſie zu unſerer Zeit Herr Arthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmaismus, Moſaismus, Hellenismus, Chriſtenthum, Islam, Päpſtelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Deſpotie, Ariſtokratie, Demokratie, Sozialismus, Antik, Romantiſch, Modern — Schläuche, nichts als Schläuche, die ſich ablöſen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende, jetzt ſo geformt, jetzt anders; jetzt roth, grün, blau, gelb, weiß u. ſ. w. angeſtrichen, jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuſchneiderung des Schlauches nennen die Leute ein neues Weltalter, einen friſchen Anſtrich eine neue Aera. Der Inhalt aber iſt und bleibt der alte und — das halb ſchreckliche, halb lächerliche Räthſel „Menſch“ ſtets ungelöſ't ....

Aber habt ihr, liebe Miträthſel, jemals das Urbild eines Menſchen in tauſend Aengſten geſehen? Wenn nicht, ſo ſei euch daſſelbe hiemit leibhaftig vorgeſtellt in der Perſon des Monſieur Sauzet, Präſidenten der Deputirtenkammer. Bekanntlich auch eine Säule des Louis-Philippismus und der Don-Guizoterie!

Schade nur, daß dieſe Säule, wie alle ihre Mitſäulen thun, heute gar kläglich wankt und ſchwankt unter dem rauhen Anhauch des Februarſturms. Was thun? Was beginnen in dieſem Trubel? Gerechter Himmel, dieſe Tagesordnung des 24. Februars ſtimmt ja ganz und gar nicht mit der unſrigen. „Um 3 Uhr öffentliche Sitzung: Fortſetzung der Debatte über das Privilegium der Bank von Bordeaux" — lächerlich! Der ärmſte aller Präſidenten, ſoweit es heute ſolche gibt auf Erden, winſelt bleich und verſtörten Blickes im Palais umher und rudert ſich dann mühſam durch den Sal der „Pas-perdus" hindurch. Denn dieſer iſt vollgeſtopft mit Deputirten, Journaliſten und Nationalgarden. Fragen und Antworten, Verſicherungen und Bezweifelungen, Thatſachen und Mythen ziſchen und ſchwirren da bunt durcheinander, nur geeignet, einen armen Präſidenten vollends gänzlich zu ſtupifiziren.

2.

Im chaotiſchen Wirrwarr dieſes Sales war vorhin auch der kleine Thiers, wie gemeldet worden, flüchtig auf- und untergetaucht. Gerade aber zur Stunde, wo der monarchiſche Oberdeklamator aus dem Palais Bourbon verſchwand, betrat daſſelbe der Mann, welcher von heute an für etliche Monate oder wenigſtens für etliche Wochen der republikaniſche Oberſtdeklamator ſein wird: — Alphonſe de Lamartine, welcher nicht wie der Herr Vicomte de Chateaubriand bis zu ſeinem Tode gewartet hat, um die Welt auf das Genaueſte mit ſeinen Thaten in Verſen und Proſa, mit ſeinen Erlebniſſen als Menſch und Staatsmann bekannt zu machen. In einem der vielen, vielen Bücher, welche er je nach Stimmung und Laune bald Erinnerungen, bald Bekenntniſſe, bald Geſchichten betitelte, erzählt er uns umſtändlichſt, wie er am 24. Februar von 1848 von ſeiner Wohnung hinweg und ins Palais Bourbon gelangte. In einem der Korridore von den Herren Marraſt, Baſtide und etlichen anderen Republikanern angetreten, ward er von denſelben „dringend“ um eine geheime Unterredung erſucht, welche dann in einem abgelegenen Bureauzimmer wirklich ſtatthatte.

„Sie wiſſen — ſagte Lamartine zufolge der Wortführer Marraſt — Sie wiſſen, was wir ſind und was wir wollen. Wir ſind Republikaner und wollen demnach die Republik“ — (nämlich mit den bekannten Mentalreſervationen). „Falls dieſe aber nur mittels eines Kampfes, welcher Frankreich in Blut tauchte, möglich wäre, würden wir uns mit der Regentſchaft zufrieden geben; immerhin jedoch mit dem Vorbehalt, den endlichen Triumph unſerer Idee vorzubereiten. Wir kennen Sie nicht, aber wir achten Sie und das Volk ruft Ihren Namen an; es hat Vertrauen zu Ihnen und Sie ſind daher in unſeren Augen heute der Mann der Verhältniſſe. Wollen Sie der Vormund des ſterbenden Königthums und der Miniſter der werdenden Republik ſein?“ Auf dieſe Anrede hin ſtellte oder ſetzte ſich vielmehr Lamartine in eine Poſitur, welche er ſelbſt uns genau, bis zum Malen genau beſchrieben hat, nämlich in dieſe: „Er ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und verbarg ſein Antlitz in ſeine Hände. Er flehte in ſeinem Inneren zu Dem, der allein niemals ſich irrt, daß er ſeine Gedanken lenken möge. Faſt ohne zu athmen verharrte er 5 oder 6 Minuten in tiefem Nachdenken.“ Und, richtig, die „faſt athemlos“ erflehte Inſpiration und Erleuchtung kam über ihn, unmittelbar vom Himmel herabfallend, wunderwirkend. Denn als der gute Poet, wie er zu melden nicht unterläßt, „endlich ſeine Hände wieder ſinken ließ“, erklärte er den um ihn herumſtehenden Republikanern, daß er ſelber mit einem Schlage ein Republikaner geworden ſei; zwar nicht gerade aus Ueberzeugung, aber doch aus Politik. Hierauf rührte er die beredten Lippen zu einem langwierigen, um nicht zu ſagen langweiligen Phraſenſchaumſchlagen, deſſen kurzer Sinn war, daß man ſofort über die Regentſchaft hinweg und in die Republik hineinſpringen müſſe, weil nur dieſe — orakelte Herr von Lamartine — „Frankreich zu bewahren vermöge vor Anarchie, vor Bürgerkrieg, vor Krieg mit dem Auslande, vor Raub, vor Schaffoten, vor Theilung des Eigenthums, vor dem Umſturz der Geſellſchaft.“ Arme Geſellſchaft, die du allfort in der kläglichen Lage biſt, „gerettet“ werden zu müſſen! Anno 1848 rettete man dich mittels der Republik, Anno 1851 mittels Meuchelmordung der Republik, womit wird man dich wohl das nächſte Mal retten?... Schließlich verpflichtete ſich Lamartine, in der Kammer gegen die Regentſchaft zu ſprechen und den Antrag, eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, zu unterſtützen oder auch wohl ſelbſt zu ſtellen. Und dieſes ſchwankende Zuckerrohr von Lyriker ſtand für eine Weile am Steuer des franzöſiſchen, republikaniſch bewimpelten Staatsſchiffes! Was Wunder, daß das Fahrzeug ſo ſchmählich ſcheiterte?

Man muß einem anderen Manne, welchem ſonſt wenig oder nichts nachzurühmen iſt, man muß Herrn Odilon Barrot rühmend nachſagen, daß er ſich doch nicht ſo im Handumdrehen republikaniſiren ließ. Während er im glücklichen Bewußtſein ſeiner Miniſterſchaft vom Miniſterium des Innern aus eifrigſt in die Provinzen hinaus telegraphirte: „Der König hat abgedankt; die Herzogin von Orleans iſt als Regentin proklamirt; Alles läßt ſich hier verſöhnlich an (tout marche ici vers la conciliation)“ — wurde ihm gemeldet, daß die Prinzeſſin ſich in die Deputirtenkammer begeben habe und ihn daſelbſt ängſtlich erwarte. Der Quaſi-Miniſter warf ſich mit ſeinem Freunde Pagnerre in einen Miethwagen und gelangte glücklich zum Palais Bourbon, allwo inzwiſchen die republikaniſche Abordnung, deren Sprecher Emanuel Arago war, in dem bunten Gewirre, welches den Sal der „vergeblichen Tritte“ füllte und ſtopfte, mit zweifelhaftem Erfolge für die Republik geweibelt hatte. Beim Erſcheinen Barrots gingen ihn die Republikaner um eine Unterredung an, welche ſofort in einem Nebenzimmer ſtatthatte, zur ſelbigen Zeit, wo in einem andern Gelaſſe Marraſt und Baſtide mit Lamartine verhandelten. Der Miniſter hatte zwei befreundete Kammermitglieder zur Seite, die Herren Mornay und Morny, Letzterer heute noch ein liberalthuender Orleaniſt, künftig aber der Held-Schurke des 2. Dezembers von 1851. Emanuel Arago faßte die Darlegungen ſeiner Partei in dem Satze zuſammen: „Das Volk will eine proviſoriſche Regierung“ — und richtete an Barret die Frage: „Wollen Sie ein Mitglied derſelben ſein?“ Worauf der Befragte: „Nein. Ich war immer liberal, bin aber kein Republikaner. Ich bin für die Regentſchaft.“ „Nun wohl — erwiderte ihm einer der Republikaner — ſo müſſen wir es ohne Sie zu machen ſuchen. Aber vergeſſen Sie für alle Fälle nicht, daß Solche, welche die Uebernahme der gefahrvollen Miſſion verweigern, auch kein Recht haben, Die zu tadeln, welche den Muth beſitzen, ſich damit zu belaſten.“

Damit trennte man ſich. Die Sitzung der Kammer ſollte beginnen. Die Arena, in welcher der Zweikampf zwiſchen Monarchie und Republik entſchieden werden ſollte, that ſich auf.

3.

1 Uhr 30 Minuten. Die Galerien füllen ſich allmälig, zunächſt vorzugsweiſe mit „reſpektablen“ Leuten. Viele Nationalgardeuniformen darunter; auch elegante Damen, denn wo könnte ein Spektakel anheben auf Erden, ohne daß mehr oder weniger ſchöne Frauenaugen neugierig darauf blickten? Die Stenographen, welche mit rühmlicher Pflichttreue die Vorgänge der beginnenden Weltgeſchichteſtunde ſchnellſchriftlich photographirt haben, ſind in ihrer Loge. Die amphitheatraliſch anſteigenden Bänke der Deputirten zeigen große Lücken, beſonders zur Rechten und zur Linken. Die Mitglieder der Centren, die geſchworenen Gui-

zotiſten, ſind ziemlich vollſtändig da, mit bänglicher Wehmuth auf den leeren Miniſtertiſch ſtarrend, allwo ihr theurer Meiſter und Magiſter und ſeine Herren Kollegen nicht erſcheinen. Am Fuße der beiden Treppen, welche zur Rednerbühne emporführen, bei den von Huiſſiers bewachten Thüren, welche dort unter der den Präſidentenſtuhl tragenden Eſtrade rechts und links angebracht ſind, haben ſich Gruppen von Kammermitgliedern zuſammengethan, ängſtliche Blicke und geflügelte Fragen austauſchend. Andere Deputirte ſind auf die Plattform des Säulenganges hinaufgeſtiegen, welcher hinter den Bänkereihen halbkreisförmig hinläuft, und ſuchen, nach dem Quai d'Orſai hinaus und nach der Eintrachtsbrücke hinüberblickend, zu erſpähen, wie der Kampf zwiſchen dem Volke und den Truppen ginge. Denn noch ſcheint das Fechten im Gange, da von Weile zu Weile Gewehrſalvengekrach aus der Ferne herüberhallt. Es iſt aber nur das Viktoriaſchießen der ſiegreichen Empörung. Gerade zu dieſer Zeit wird ja drüben in den Tuilerien von des entflohenen König-Fuchſes Thronſeſſel herab proletariſch-luſtig die Republik ausgerufen.

Bleich, verſtört, wankend ſteigt Monſieur Sauzet zu ſeinem Präſidentenſtuhl hinauf, ſo langſam, als würden ihm die Fußſohlen auf jeder Stufe der Treppe feſtgeleimt. Droben bleibt er ſtehen und blickt, wie um ſich bei ſeinem Herrn und Gebieter Rath zu holen, auf das große, hinter dem Präſidentenſeſſel angebrachte Gemälde, welches den König Louis Philipp darſtellt, wie er die Charte beſchwört. Endlich ſetzt er ſich und faßt den Griff ſeiner Klingel. Aber was ſoll er denn eigentlich ſagen, ankündigen, vorſchlagen? Man iſt ja im Palais Bourbon gar nicht auf dem Laufenden. Man hat nur ſo etwas von der Miniſterpräſidentſchaft Barrots und von der Regentſchaft der Herzogin von Orleans raunen gehört. Ein die Treppe zum Bureau hinaneilender Offizier entreißt den armen Sauzet ſeiner Verlegenheit. Er klingelt. Die Deputirten nehmen ihre Sitze ein.

Der Präſident aufſtehend: „Meſſieurs, die Frau Herzogin von Orleans und der Graf von Paris ſind im Begriffe, in der Kammer zu erſcheinen“. Bewegung auf den Bänken der Deputirten, Unruhe auf den Galerien, über deren Bruſtwehren Zuſchauer und Zuſchauerinnen möglichſt weit ſich vorbeugen. Kammerweibel bringen drei Stühle und ſtellen dieſelben zu Füßen der Rednerbühne auf, welche unter dem Präſidialbureau angebracht iſt, den Deputirtenbänken gegenüber und genau im Mittelpunkt der Sehne des gewaltigen Halbbogens, welchen der Sal bildet. Gerade der Tribüne gegenüber und auf gleicher Höhe mit derſelben befindet ſich in der Mitte des hinter dem Amphitheater der Deputirtenſitze herlaufenden Säulengangs eine Flügelthüre. Sie öffnet ſich zugleich mit der Ankündigung des Präſidenten und Helene d'Orleans tritt mit ihren beiden Knaben ein, geleitet von ihrem Schwager Nemours und begleitet von etlichen Generalen und Bürgerwehroffizieren.

Arme Frau, du mußt heute bitterlich erfahren, daß du nicht daheim in Mecklenburg, wo ein rechtloſes Volk knechtiſch-ſtumm unter den Junkerſtock ſich beugt, aus der Heimat ſich wegſehnend wie Verdammte aus der Hölle. Du ſtehſt vielmehr auf dieſem Weltvulkan Paris, der heute wieder einmal Blitz und Donner und Lava ſpeit, exploſiviſch ſich ſchüttelnd, daß die alte Frau Europa in Nervenkrämpfe verfällt, als wäre ſie noch ein bleichſüchtig Mädelchen. Freilich, auch dieſe Improviſatoren von Revolutionen, dieſe muntern und geſchwinden Kettenbrecher und Feſſelnſprenger, dieſe „charmanten“ Franzoſen, auch ſie laſſen ſich zeitweilig das Zwangshemd der Sklaverei anthun und wälzen ſich, wie es Sklaven geziemt, mit beſtialem Behagen im Kothe der Niedertracht. Aber plötzlich klimmt, ſteigt, fliegt die Queckſilberſäule des Naturells einer Nation, welche das „Vorvolk“ heißt und heißen darf, heißen muß, wieder aus der tiefſten Tiefe hinan zur höchſten Höhe. Julitage und Februartage brechen an, Auguſtnächte ſchimmern und funkeln mit tauſend Geſtirnen der Begeiſterung und immer und immer wieder ſchlägt eine Stunde, wo der galliſche Rieſe aus tiefer Erniedrigung zu wunderſamem Aufſchwung ſich erhebt und binnen Minuten lachend zu Müll zerſchlägt, was, ihn zu knechten und zu knebeln, Schlauheit und Schurkerei, Lug und Trug, Liſt und Gewalt binnen Jahren mühſelig aufgebaut hatten ....

Die Prinzeſſin trägt das Trauergewand der Wittwe. Ihr halb auf den Hut zurückgelegter Schleier läßt die Bläſſe ihres Antlitzes ſehen, auf welchem noch ein Schimmer von Jugend liegt. In ihren blauen Augen, welchen der weite Raum des Sales plötzlich entgegentritt, iſt der flehende Ausdruck der Mutterſorge. Sie hält an ihrer rechten Hand den Grafen von Paris, an ihrer Linken den Herzog von Chartres. Die Knaben haben kurze Tuniken von ſchwarzem Tuch an und ihre Hemdkragen ſind auf die Schultern zurückgeſchlagen. So gemahnen die Kinder, welche weit entfernt ſind, den ganzen Ernſt des vor ihnen ſich entwickelnden Schauſpiels zu ahnen, mehr als Einen der Anweſenden an die Söhne Karls des Erſten von England, wie Vandyk ſie gemalt hat.

Die Herzogin ſteigt mit den beiden Knaben, mit ihrem Schwager und ihrem kleinen Gefolge die Stufen herab und der Anblick dieſer jungen Mutter hat etwas ſo Herzbewegendes, daß von allen Seiten des Sales der Willkomm ihr entgegentönt: „Vive la duchesse d'Orléans! Vive le comte de Paris! Vive le roi! Vive la régente!" Frau Helene verbeugt ſich mit anmuthiger Schüchternheit und ein Hoffnungsſtral bepurpurt ihr flüchtig das Antlitz. Die Täuſchung ſollte kurz ſein und die Enttäuſchung bitter. Die Prinzeſſin nimmt mit ihren Söhnen auf den am Fuße der Rednerbühne ſtehenden Stühlen Platz. Ihr Schwager Nemours ſtellt ſich vor ſie hin und die Herren, welche mit ihr gekommen, reihen ſich rechts und links.

Die Kammer alſo hat in ihrer Mehrheit durch ihren Zuruf den König-Knaben und die Mutter-Regentin anerkannt.

Aber was iſt die Kammer zu dieſer Stunde noch? Es wird ihr bald genug und unhöflich-deutlich genug ins Geſicht geſagt werden. Schon ſchlagen auch die erſten Wellenſpitzen der mehr und mehr angeſchwollenen Brandung draußen an die Mauern und Wände. An der Thüre zur Linken vom Bureau der Kammer lärmt und pocht es von außen. Huiſſiers rufen abwehrend: „Ihr dürft nicht herein! Ihr habt kein Recht dazu!“ Allein trotzdem geht die Thüre auf, eine Anzahl von Bürgern ſchiebt und drängt ſich herein und vertheilt ſich in den Gängen. Die Deputirten wagen ſchon keinen Einſpruch mehr gegen dieſe Verletzung des privilegirten Raumes. Sie ſitzen in unbehaglicher Spannung, in unverkennbarer Angſt auf ihren Bänken. Die Kundgebung, zu welcher ſie ſich vorhin, beim Eintritt der Prinzeſſin vereinigt haben, ſcheint den Reſt ihrer Kraft erſchöpft zu haben. Rathloſigkeit iſt ganz augenſcheinlich der Geſammtausdruck der Verſammlung, wie das ja in der Regel der Charakter parlamentariſcher Verſammlungen in großen Kriſen zu ſein pflegt. Ruhmvolle Ausnahmen, wo berathende Verſammlungen zugleich handelnde von höchſter Mächtigkeit geweſen ſind, der römiſche Senat zur Blüthezeit der Republik, das Lange Parlament, der Gründungskongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Konvent — ſolche Ausnahmen ſind eben Ausnahmen, ruhmvolle, aber ſpärliche.

Etwas muß jedoch gethan oder wenigſtens geredet werden, um dieſer unerträglich peinlichen Spannung ein Ventil zu öffnen. Herr Lacroſſe, ein Deputirter vom linken Centrum, welcher mit der Herzogin aus dem Schloſſe herüber gekommen war, ſteht deßhalb auf und ruft in das dumpfe Stimmengeſchwirre hinein: „Ich verlange, daß Herr Dupin das Wort nehme.“ Worauf der alſo Aufgerufene: „Ich? Ich habe das Wort nicht begehrt.“ Aber zahlreiche Stimmen ſchreien ihm zu: „Sprechen Sie! Sprechen Sie!“ Er ſteigt zur Rednerbühne hinan und ſagt: „Meſſieurs, Sie kennen den Zuſtand der Hauptſtadt, Sie wiſſen, was für Manifeſtationen“ — (ja wohl, Handgreiflichkeiten!) — „ſtattgefunden haben. Sie hatten zur Folge die Abdankung Sr. Majeſtät Louis Philippe zu Gunſten ſeines Enkels mit der Regentſchaft ſeiner Schwiegertochter.“ Die Centren rufen: „Hoch der König! Hoch die Regentin!“ Der Präſident Sauzet: „Meſſieurs, wie mir vorkommt, hat die Kammer mittels ihrer einmüthigen Zuſtimmung“ ... Stimmen im Centrum: „Bravo! Bravo!“ Stimmen auf der Linken: „Nein! Nein!“ Wachſender Tumult. Die ſchon vorhin erwähnte Thüre am Fuße der Tribünetreppe wird abermals von außen aufgedrückt und Bewaffnete ſtrömen herein, Bourgeois und Proletarier, Bärenmützen und Bluſen. Die beiden Aufgänge zur Rednerbühne ſind von geſtikulirenden und ſchreienden, zuſtimmenden und proteſtirenden Deputirten belagert. Herr Marie ſchiebt einen Knäuel ſeiner Kollegen bei Seite und ſteigt hinauf. Da er ſich in dem Lärm nicht hörbar zu machen vermag, ſo hält er wenigſtens die Tribüne beſetzt. Lamartine ruft von ſeinem Platz aus dem Präſidenten zu, dieſer möge die Sitzung ſuspendiren, aus Achtung vor der Nationalvertretung und aus Achtung auch vor der erlauchten Prinzeſſin, welche anweſend ſei. Sauzet folgſam: „Die Kammer ſuspendirt ihre Sitzung, bis die Frau Herzogin und der neue König ſich zurückgezogen haben werden“.

Die Deputirten verlaſſen ihre Bänke und ſammeln ſich in dem Halbkreis am Fuße des Bureau. Eingedrungene Bürgerwehrleute und Barrikadenmänner miſchen ſich da mit ihnen. Es entſteht ein Gedränge und Gewoge, daß der Staub aufwirbelt. Die Galerien droben füllen und überfüllen ſich zum Brechen. An die große Flügelthüre wird von außen mit Fäuſten gehämmert, mit Gewehrkolben gedonnert. Hunderte von Rufen und Tönen aller Art quellen zu einem chaotiſchen Getöſe zuſammen und an der Decke des Sals hängt eine Wolke von Staub und Dampf.

Der Herzog von Nemours, deſſen Kaltblütigkeit unſchwer erkennt, daß inmitten dieſes anarchiſchen Durcheinander für die Dynaſtie Orleans kein Halt und kein Heil zu finden ſei, redet ſeiner Schwägerin zu, den Sal zu verlaſſen. Sie aber fühlt, daß ihren Platz aufgeben alles aufgeben heiße. Endlich, dem Drängen des Schwagers und etlicher Deputirten nachgebend, ſteht ſie auf und macht ein paar Schritte, hält aber dann wieder inne. Schon vermag der ſie ſchützend umgebende Kreis nur noch ſehr nothdürftig das immer unwiderſtehlicher anwachſende Gedränge abzuhalten. Der General und Deputirte Oudinot erhebt ſeine Stimme und ruft aus: „Ich appellire an alle großmüthigen Gefühle. Wenn die Prinzeſſin ſich zurückziehen will, wollen wir ſie begleiten (— „„Nein! Nein!““) — wenn ſie hier bleiben will, ſo wird unſere Hingebung ihr Schild ſein.“ Dieſe Berufung ſcheint für einen Augenblick Eindruck zu machen, ſo daß Präſident Sauzet den Muth findet, zu ſagen: „Das Dringendſte, was wir zu thun haben, iſt, alle Perſonen, welche nicht in die Kammer gehören, einzuladen, dieſen Ort zu räumen.“ — „„Nein! Nein!““ — „Meine Herren, im Namen der Konſtitution“ — „„Nein! Nein!““ Die Eingedrungenen wanken und weichen nicht, ihre Anzahl wächſt mit jeder Minute, der Lärm wird betäubend, das Gedränge bedrohlich. Man ſieht die Herzogin, ungewiß ob freiwillig oder geſchoben, mit ihren beiden Knaben den Halbkreis am Fuße der Tribüne verlaſſen und die Stufen in dem Gange zwiſchen den Centren zu dem Säulenkorridor emporſteigen. Nemours geht vor ihr her und ſucht ihr eine Gaſſe zu öffnen. Aber in demſelben Augenblicke wird die große Flügelthüre droben gewaltſam von außen aufgeſtoßen und ſtrömt eine Volksmenge durch die Oeffnung herein, der Prinzeſſin den Ausgang ſperrend. Sie ſetzt ſich, während von draußen tauſenderlei Schreie, begleitet von Gewehrſalven gehört werden, mit ihren Söhnen auf die oberſte Bank des linken Centrums. Ihre Umgebung ſucht Mutter und Kinder ſo gut als möglich zu bergen und zu decken. Von den Deputirten ſind jetzt nur noch die Mitglieder der äußerſten Linken unerſchütterlich auf ihren Plätzen, während die Bänke der Centren und der Rechten mehr und mehr von eingedrungenen Bürgern und Proletariern eingenommen werden. Die Kammer als ſolche hat ſchon aufgehört zu exiſtiren und iſt im Handumkehr an ihre Stelle ein ſehr buntſcheckiges Volksparlament getreten.

Trotz alledem und alledem hält Präſident Sauzet die Fiktion von Konſtitution und Kammer noch eine Weile feſt. Er handhabt heftig ſeine Schelle und wiederholt ſeine Einladung an die Eingedrungenen, den Sal zu räumen. „Nein! Nein!“ Doch ſeht, da kommt ja Herr Odilon Barrot, der zuletzt noch erkorene Rettungsengel der Julimonarchie. Laßt ihn auf die Tribüne ſteigen, um das ſänftigende Oel ſeiner liberalen Rednerei auf die hoch und höher gehenden Wogen der Empörung herniederzugießen. Sie *müſſen* ſich glätten, es kann nicht fehlen! In der That, der Biedermann ſchickt ſich an, ſeine wunderwirkende Oelflaſche zu entkorken. Leider zu ſpät!

4.

Viel zu ſpät! Denn gerade jetzt ſchleudert Marie, welcher noch immer die Rednerbühne innehat, das ausſchlaggebende Stichwort in den toſenden Sal: „Ich verlange, daß auf der Stelle eine proviſoriſche Regierung ernannt und eingeſetzt werde.“

Das war nun ſo, —

„Wie wann in ſchwüle Mitternacht Berg und Thal ſich mummt,
In tiefen Odemzügen des Lebens Mund verſtummt,
Dann plötzlich durch die Finſterniß fährt der Wetterſchein,
So brennt mit *einem* Schlage der ganze Tannenhain.“

Ja, in Wahrheit, das Wort des Deputirten Marie iſt ein Blitz, welcher wegzeigend durch das Dunkel dieſer tumultuariſchen Berathung zuckt. Aber der beſtätigende Donnerſchlag zögert noch, einzufallen. Denn ein letzter Strohhalm, ſich daran zu halten, iſt oder ſcheint wenigſtens dem Königthum geboten in der Perſon des Schein- und Schemen-Premier Barrot, welcher ſo eben ſich anſchickt, Herrn Marie auf der Tribüne abzulöſen. Freilich, er muß noch warten. Da iſt nämlich zunächſt der Herr Abbé de Genoude vom Stamme Loyola, welcher wähnt, die Gelegenheit ſei günſtig, für ſeinen König, Henry V. in partibus, eine Rede zu halten. Bekannte von ihm, welchen die Atmoſphäre nichts weniger als bourboniſch vorkommt, machen ihm bemerklich, daß, wenn er ſchlechterdings etwas halten wollte, er am klügſten thäte, das Maul zu halten. „Wie ſo? — fragt er — ich habe keine anderen Intereſſen als die des Landes“. — „Zum Henker mit Ihren Intereſſen!“ Während dieſes Zwiſchenfalls hat Herr Cremieux vom Stamme Juda raſch die Rednerbühne erklommen und kreiſcht: „Das Volk will nicht ſo ohne Weiteres die Regentſchaft der Frau Herzogin von Orleans annehmen. Anno 1830 haben wir uns übereilt und darum ſind wir jetzt, Anno 1848, in der Lage, von vorne beginnen zu müſſen. Ich habe ſo eben den unglücklichen König und ſeine Familie zu ihren Reiſewagen begleitet, ich hege die höchſte Achtung vor der Frau Herzogin; aber ich fordere die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung von 5 Mitgliedern.“ — „„Bravo! Bravo!““ — Loyolait, Legitimiſt und Levit Genoude iſt nun doch für einen Augenblick Inhaber der Rednerbühne und bemerkt, die urdemokratiſche Maske — („Seid klug wie die Schlangen!“ ſpricht der Herr) — verſteckend: „Ihr könnt weder eine Regentſchaft noch eine proviſoriſche Regierung machen. Ich ſage, alles iſt ungültig ohne die Zuſtimmung des Volkes. Wollt ihr etwas thun, ſo ruft die Nation zuſammen, um ſie zu befragen. Das habt ihr Anno 1830 verſäumt und jetzt erlebt ihr die Folgen dieſer Verſäumniß.“ — „„Ja! Ja! — Sehr gut! — Nein! Nein!““ — Lärm und Wirrwarr. „„Seht, Herr Barrot iſt auf der Tribüne. Laßt Herrn Barrot ſprechen!““

„Was wird Herr Barrot ſagen?“ fragt der Graf von Paris ſeine Mutter. — „Er ſpricht für dich, mein Sohn.“ — „Und die andern, ſprechen ſie auch für mich?“ — „Nein, mein Sohn, nicht alle.“ Und dieſes ſagend dreht die Herzogin ängſtlich ein Blatt Papier in den Händen, welches ihr derſelbe Cremieux, der ſoeben für eine proviſoriſche Regierung geſprochen, wenige Minuten zuvor zugeſteckt hatte. Auf dieſem Papier ſtand geſchrieben: „Nur von dem Willen der Nation wollen mein Sohn und ich unſere Vollmachten erhalten. Ich, die Wittwe des Herzogs von Orleans, und mein Sohn, die Waiſe, erwarten mit Vertrauen die Entſcheidung, welche das Volk treffen wird. Gewiß aber iſt, daß ich meinen Sohn in der innigſten Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit erziehen werde.“ Der Republikaner Cremieux, wenn er nämlich wirklich einer war, ſcheint demnach die Republik zunächſt für unmöglich oder unräthlich gehalten und eine proviſoriſche Regierung nur gewollt zu haben, um durch dieſelbe die Regentſchaft von Helene d'Orleans vorzubereiten. Freilich, wer konnte im Wirrſal dieſer Stunde überhaupt von ſich ſagen, daß er ganz klar, beſtimmt und folgerichtig gedacht und gewollt habe?

Derweil hat Barrot zu reden angefangen und er redet ſo, daß es für einige Sekunden den Anſchein gewinnt, der Strohhalm könnte doch zu einem Rettungsbalken werden. Er ſagt, die Lage ſei einfach und die Pflicht vorgezeichnet; er wendet ſich beſchwörend an die Großmuth der Nation und ſpielt den Phraſentrumph aus: „Die Krone des Julikönigthums ruht auf dem Haupt eines Kindes und einer Frau.“ Die orleaniſtiſchen Deputirten, welche beim Erſcheinen Barrots ſich wieder zuſammengeſchart haben, bedecken die Stimme des Redners mit ihren Beifallsrufen. Die Herzogin erhebt ſich, um die Verſammlung, welche ihrer Sache ſich wieder völlig zuwenden zu wollen ſcheint, dankbar zu grüßen, und auf einen Wink von ihr thut der Graf von Paris ebenſo. Barrot fährt fort: „Ich thue einen feierlichen

Aufruf"… Herr de Larochejaquelin, der legitimiſtiſche Deputirte, welcher ſpäter unter die Bonapartiſten ging, von ſeinem Platz aus: „Sie wiſſen nicht, was Sie thun!" Nemours flüſtert ſeiner Schwägerin etwas zu. Sie ſteht abermals auf und hebt das Blatt Papier, welches ſie noch immer in der Hand hält, empor, wie zum Zeichen, daß ſie zu reden begehre. Viele Stimmen: „Hört! Hört! Laßt die Frau Herzogin ſprechen!" Andere: „Herr Barrot ſoll fortfahren!"

Er gehorcht, und was er zu Gunſten der Regentſchaft vorbringt, iſt recht gut geſagt; aber es macht keine entſprechende Wirkung mehr, nicht einmal bei den Kammermitgliedern, welche ſich wieder in den Centren zu ſammeln verſucht haben. Das Ende von Barrots Rede erregt nur mäßigen Beifall und mit ſeinem Verſchwinden von der Rednerbühne erliſcht der letzte für die Monarchie und für die Julidynaſtie aufgeleuchtete Hoffnungsſtral. Als jetzt die Enaksgeſtalt von Larochejaquelin, dem Sohne des Helden der Vendée, auf der Tribüne erſcheint, murrt es am Fuße derſelben: „Was, will er etwa ſeinen Henry V. proklamiren?" Er ſchüttelt ſeinen mit einer fabelhaften Haarfülle bedeckten Kopf und ſagt: „Ich komme nicht, einen tollen Anſpruch (une folle prétension) zu erheben; aber ich glaube, daß der ehrenwerthe Herr Barrot ſo eben an dieſer Stelle der Sache, welcher er dienen wollte, ſchlecht gedient hat. Meſſieurs, es ſteht vielleicht Solchen, die vormals den Königen treu gedient haben, am beſten zu, dermalen vom Lande und vom Volke zu ſprechen." — „„Gut! Sehr gut!"" — Larochejaquelin, ſeine Geſtalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtend und die Rechte gegen die Centren ausſtreckend, mit einer Donnerſtimme: „Heute ſeid ihr nichts, zur Stunde ſeid ihr gar nichts mehr!" — „„Wie? Was? Wir können uns das nicht gefallen laſſen."" — Präſident Sauzet: „Monſieur, Sie vergeſſen ſich. Ich rufe Sie zur Ordnung." — Larochejaquelin: „Warum über eine Wahrheit ein ſolches Geſchrei verführen? Nicht als Deputirter ſag' ich euch, daß die Kammer der

Deputirten gar nicht mehr exiſtirt. Ja, ſie exiſtirt nicht mehr! Ich ſage, man muß die Nation zuſammenberufen und dann“ —

Dieſes durch furchtbares Getöſe gekappte Wort des Legitimiſten war wie ein Signaltrompetenſtoß, beſtimmt, neue Mitſpieler in dieſem wilden Drama auf die Bühne zu rufen.

5.

Nein, beim über- und beim unterirdiſchen Zeus, nicht in ſeinen ſchrecklichſten Angſtträumen hat jener weiland Geſtaltenſeher von 1848, der aus Ekel ſich todtſchoß, als er einmal ſich ſelber in *ſeiner* wahren und wirklichen Geſtalt erblickt hatte — nicht in ſeinen ängſtlichſten Träumen hat er *ſolche* Geſtalten geſchaut, wie ſie jetzt durch die beiden Thüren am Fuße des Präſidialbureau hereinwimmelten, — eine Schmutzwoge der Empörung, eine tüchtige Portion Hefe von der Barrikadengrundſuppe, eine ſaturnaliſche Maskerade der für den Augenblick obenauf gekommenen Pöbelei.

Der ſogenannte Baron und ſogenanntere Oberſt Dumoulin, halb ein Bonapartiſt, halb ein Republikaner und ganz ein Narr, iſt der Anführer dieſes buntſcheckigen Haufens, welcher in den Halbkreis vor der Rednerbühne hereinbricht, ſtampfend, brüllend, ſchweißtriefend, pulvergeſchwärzt, zerriſſene Fahnen, Säbel, Bajonnette, Eiſenſtangen über den Köpfen ſchwenkend, abenteuerlich behangen mit allerhand Flitter- und Lappalienzeug, welches dieſe „sainte canaille“ in den Tuilerien, woher ſie kommt, aufgeleſen hat. Und wie das beim losgeborſtenen Franzoſenthum immer ſo ſein muß, dem Furchtbaren und Abſcheulichen geſellt ſich das Burleske. Wie eine häßliche Erinnerung an die Sansculotterie von 1793 macht ſich in der Schar ein Metzgerknecht mit blutiger Schürze bemerkbar, ein breites Hackmeſſer ſchwingend, und dieſem Kerl zur Seite geht mit ſtelzenhafter Grandezza ein Greis, barhäuptig, die Bruſt von den Silberwellen eines Patriarchenbartes umfloſſen, in der Rechten die unmäßig lange Klinge eines Ritterſchwertes führend, welche durch einen Brotlaib geſteckt iſt, der ihr als Stichblatt dient.

„Wir wollen die Abſetzung des Königs! Die Abſetzung Die Abſetzung!“ ſchreien die Eindringlinge. Herr de Larochejaquelin ruft dem ſogenannten Oberſt Dumoulin zu: „Wir gehen alſo direkt auf die Republik los?“ — „Warum nicht? Was könnt' es ſchaden?“ — „Oh, gar nichts. Um ſo ſchlimmer für die Louis-Philippiſten. Diesmal werden ſie dieſelbe nicht eskamotiren.“ Und ein Lachen befriedigten Rachegefühls bricht über die Lippen des Legitimiſten. „Die Abſetzung! Die Abſetzung!“ Die Galerien widerhallen den Ruf. Die Deputirten ſpringen auf. Dumoulin zwängt ſich mit einer dreifarbigen Fahne zur Rednerbühne hinauf und legt den Fahnenſchaft über die Marmorplatte, auf welcher die Hände von ſo manch einem parlamentariſchen Hanswurſt herumgefingert haben. „Meſſieurs — ſchreit er in das Gewühle hinein — wißt, daß das Volk heute ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit wieder erobert hat. Wißt, daß wir den Thron des Roi-Bourgeois ſo eben in den Tuilerien zertrümmert und die Treppe hinabgeworfen haben.“

Einer, welcher inmitten der Flut ſich überſtürzender Vorgänge an dieſem Tage auf Nebendinge zu achten vermocht hätte, der würde ſich ſo ein nebendingliches etwas gemerkt haben, welches, an und für ſich verſchwindend klein, doch ſchon den Schatten eines ungeheuren Ereigniſſes vor ſich herwarf. Die Fahne nämlich, welche Dumoulin auf der Rednerbühne aufpflanzte, hatte mit zu der Bannergruppe gehört, welche vor einer Stunde noch den Thronſeſſel Louis Philipps ſchmückte. Als der „Oberſt“ dieſe Fahne aus dem Schloſſe weggetragen, hatte ein Bekannter ihn unterwegs beſchäftigt geſehen, mit ſeinem Stiefelabſatz den galliſchen Hahn zu zertreten, welcher die Spitze des Fahnenſtabes zierte, und hatte den alſo ſich Bemühenden ſpöttiſch gefragt: „Ah, wollen Sie vielleicht den kaiſerlichen Adler an die Stelle des galliſchen Hahns ſetzen?" Der Bartholomäustag, der 2. oder vielmehr der 4. Dezember von 1851, wird auf dieſe Spottfrage ſeine furchtbare Blutantwort geben . . . .

Während Dumoulin noch auf der Rednerbühne ſteht, erſcheinen ihm links und rechts zur Seite zwei neue Acteurs, Ledru-Rollin und Lamartine. Beide ſehen aus, als paßten ſie auf ihr Stichwort, beide erlauern augenſcheinlich den Moment, ihre Rolle zu beginnen. Präſident Sauzet arbeitet wüthend mit ſeiner Schelle, deren Töne in dem Getöſe verloren gehen. „Herr Präſident — ſchreit ein orleaniſtiſcher Deputirter, Herr de Mornay — bedecken Sie ſich! Das iſt abſcheulich, niederträchtig! Es gibt hier keine Freiheit mehr. Wir ſind von einer Räuberhorde überwältigt." Auch in der Loge der Journaliſten traut man der zuletzt eingedrungenen Bande nichts Gutes zu. „Das iſt nicht das wahre Volk — ſagt dort Herr Gervais von Caen — ich will das wahre holen." Verzweiflungsvoll ſtülpt Präſident Sauzet ſeinen Hut auf den Kopf, zum Zeichen, daß es aus ſei mit der Sitzung und ſeinem Präſidium. Aber ſofort rufen drohende Stimmen: „Hut ab, Präſident!" und der ärmſte aller Präſidenten gehorcht.

Die Menge drängt ſich in dem Halbkreis, in den Gängen, zwiſchen den Deputirtenbänken hin und her. Hier ruft es: „Keine Bourbons mehr!" Da ſchreit es: „Nieder mit den Verräthern!" Dort brüllt es: „Eine proviſoriſche Regierung auf der Stelle!" Ledru-Rollin ſchiebt den Herrn Oberſt und Baron Dumoulin bei Seite und ruft mit ſeiner Stentorſtimme dem ſpektakelnden Haufen zu: „Im Namen des Volkes, welches ihr repräſentirt, Stille!"

Die Erſcheinung der populären Figur des Tribuns und ſeine Aufforderung thun Wirkung. Wenigſtens eine Art von Stille und Aufmerkſamkeit ſtellt ſich her und Ledru beginnt gegen die Regentſchaft zu ſprechen und von der Nothwendigkeit einer Berufung an die Nation und von der Verfaſſung von 1791 und von allerlei Dingen ſonſt noch. Bei einer Stelle dieſer etwas gedunſenen Standrede will ſich der früher von uns im Gedränge wahrgenommene Metzgerknecht ein Bißchen mauſig machen, mit ſeinem Hackmeſſer geſtikulirend; aber ſofort macht ſich der allgemeine Abſcheu energiſch gegen den Kerl geltend und wird derſelbe windgeſchwind aus dem Sale hinausgeſtoßen, förmlich hinaustelegraphirt. Ledru's Umſtändlichkeit — war ſie eine berechnete, um dem „wahren“ Volke Zeit zu geben, ſeine Aufwartung zu machen? — läßt den legitimiſtiſchen Deputirten Berryer ungeduldig ausrufen: „Kommen Sie doch zur Sache! Schluß! Eine proviſoriſche Regierung!“ Ledru fährt aber fort: „Im Jahre 1815 wollte Napoleon zu Gunſten des Königs von Rom abdanken, das Land jedoch wollte davon nichts wiſſen. Im Jahre 1830 wollte Karl der Zehnte zu Gunſten ſeines Enkels abdanken, das Land aber wollte davon ebenfalls nichts wiſſen“ — Berryer: „So kommen Sie doch zum Schluſſe! Wir kennen ja die Geſchichte.“ Ledru: „Ich fordere eine proviſoriſche Regierung und die ſofortige Einberufung eines Nationalkonvents, welcher die Rechte des Volkes ſicher ſtellen ſoll.“ Tobender Beifall.

Sehr bemerkenswerth iſt, daß der notoriſche Republikaner Ledru das Wort Republik auszuſprechen unterließ. In Wahrheit, die Royaliſten konnten ſich ſogar jetzt noch einbilden, das Königthum ſei zu retten, und, alles in Betracht gezogen, hätte ein Miniſter oder General, welcher, ſtatt im Palais Bourbon zu gaffen und zu ſchwatzen, ſo ſkrupellos reſolut und erbarmungslos dreingefahren wäre, wie 3 Jahre und 10 Monate ſpäter Louis Bonaparte und ſeine Morny, Maupas und Magnan, Perſigny, Saint-Arnaud, Canrobert, Eſpinaſſe und Reybell thaten, die Bruchſtücke des die Treppe hinabgeworfenen Throns vielleicht noch zuſammenklauben und wieder leidlich zurechtflicken können. Es fand ſich aber am 24. Februar kein ſolcher Miniſter oder

General. Sein böſes Gewiſſen lähmte den Royalismus ganz und gar und es war ihm beſchieden, nicht nur zu fallen, ſondern auch mit Schmach zu fallen, ſo recht in den Koth ſeiner Sünden.

6.

Soweit alſo iſt man, daß die Republikaner ihren Vorſchlag, eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, offen vorbringen können und Orleaniſten wie Legitimiſten die Sache ſich gefallen laſſen. Eine proviſoriſche Regierung iſt ja das Unbeſtimmte, aus welchem etwas Beſtimmtes hervorgehen zu machen jede Partei hoffen kann: — die Republik oder den Grafen von Paris oder gar den Grafen von Chambord, wer weiß? Auf den tollen Einfall freilich, daß die Frucht der Februarrevolution in Form einer Kaiſerkrone auf das Haupt des „Abenteurers von Straßburg und Boulogne" niederfallen werde, kommt vorderhand keine Seele, ausgenommen die eigene Seele deſſen, welchen ſeine Mutter Hortenſe als „un doux entêté" bezeichnet und der in dem ſenekaiſchen oder pſeudoſenekaiſchen Satze: „Aut Caesarem aut fatuum nasci opertet" — eine Beſtätigung ſeiner fixen Kaiſeridee gefunden hatte.

„Lamartine! Hört Lamartine!" ſchreit es unter Beifallklatſchen, als der Poet an die Bruſtwehr der Rednerbühne vortritt, um Ledru zu erſetzen. Selbſtverſtändlich hat er uns nachmals des Breiteren und Breiteſten erzählt, daß er es geweſen, welcher das Entſcheidungsſtichwort ausgegeben. Er hätte — verſichert uns der Zweiteitelſte der Sterblichen jenſeits des Rheins — nur zu der Herzogin und ihren Söhnen zu ſagen gebraucht: „Erhebt euch! Sie ſind die Wittwe des Herzogs von Orleans, deſſen Tod und Andenken das Volk in Ihnen gekrönt hat" — (oh, heiliger Galimathias, ſteh' uns bei!) — ihr ſeid die Kinder, welche den Vater verloren haben und welche die Nation adoptirt hat! Ihr ſeid unſchuldig der Fehler des Throns, ihr ſeid Opfer dieſer Fehler, ihr ſeid Schützlinge des Volkes!" — ja, dieſes alles mit mehrerem hätte ich nur zu ſagen gebraucht und ich würde, bei allem lyriſchen Zuckerwaſſer, welches ich je ge . . . dichtet! zu Gunſten der Krönung des Grafen von Paris und der Regentſchaft ſeiner Mutter Kammer und Volk, Bourgeoiſie und Proletariat, Butz und Benz, Mann und Maus, Kind und Kegel, alles, aber auch gar alles, was nicht ganz niet- und nagelfeſt war, mit mir fortgeriſſen haben. „So lag ich und ſo führt' ich meine Klinge!"

Getragen von ſolchem Bewußtſein ſouverainſten Könnens, hub er — „mit gedämpfter Stimme" — alſo an: „Meſſieurs, ich empfinde nicht weniger als irgendeiner von Ihnen das doppelte Gefühl, welches zur Stunde in dieſem Raume rege geworden, als wir auf eins der rührendſten Schauſpiele blickten, welches menſchlichen Augen ſich darbieten kann, — das einer erlauchten Fürſtin, welche ihren unſchuldigen Sohn zu ihrem Schilde macht (se défendant avec son fils innocent) und ſich aus einem verlaſſenen Palaſt in die Mitte der Volksvertretung wirft." Dieſes Präludium klang für die orleaniſtiſchen Deputirten, ſoweit ſie noch im Sale vorhanden, ſo troſtreich, daß ſie ſich zu einem „Beifallsflüſtern" ermannten. Der gute Lyriker, welcher ſämmtliche Paragraphen des chriſtlichen Katechismus in pompoſe Alexandriner umgeſetzt hat, wird, nach dieſem Eingange zu ſchließen, in ein hochpoetiſch-beredtes Plaidoyer zu Gunſten der Regentſchaft ſich ergießen? So ſcheint es, aber . . . ja: „Aber fährt er mit einer plötzlichen Schwenkung fort — obzwar ich die Rührung theile, welche ein ſo herzbewegendes Schauſpiel erregt, und obzwar auch ich wie Sie alle dem Unglück Achtung zolle, ſo hege ich darum doch keine geringere Achtung vor dieſem glorreichen Volke, welches ſeit drei Tagen kämpft, um eine perfide Regierung wieder auf den rechten Weg zu bringen (pour redresser un gouvernement perfide) und die Herrſchaft der Ordnung und Freiheit auf eine unerſchütterliche Grundlage zu ſtellen." Das in die Kammer eingedrungene „Volk" jubelt Beifall, die „Korrupten" ducken ſich. Die Phraſenſchleuſe iſt aufgethan und das lamartine'ſche Zuckerwaſſer ſtrömt in reißendem Schwall und Fall hervor. Der lyriſche Staatsmann weiß ſchlechterdings nichts vorzubringen und vorzuſchlagen als was andere ſchon vor ihm vorgebracht und vorgeſchlagen haben: Verwerfung der Regentſchaft, Errichtung einer proviſoriſchen Regierung und Berufung an die Nation; aber wenn ſo ein Schönſchwätzer einmal am Klange ſeines Süßholzgeraſpels ſich berauſcht hat, kann er nicht wieder aufhören, und Lamartine beachtet es daher gar nicht, daß er keinen Widerſpruch mehr niederzuwäſſern hat, ſondern daß man ihm von allen Seiten ungeduldig zuruft: „Die Namen der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung! Die Namen! Namen!" Er ſetzt von Neuem an, er will, wie er ſagt, noch ein „letztes" Wort und dann ſicherlich noch ein allerletztes zum beſten geben, als, bevor er zum letzten gelangt, eine draußen in der Vorhalle loskrachende Gewehrſalve ſeine Stimme erſtickt.

Kleinbürger ſind es, Ouvriers und Gamins, welche, wie ſie lachend erzählen, ſo eben drüben in den Tuilerien dem „Papa Louis Philipp" ſeinen Champagner weggetrunken haben, es iſt das eigentliche Barrikadenvolk, welches mittels dieſer Salve ſeine Ankunft ſignaliſirt. Die ſchon im Sal anweſende Menge beantwortet dieſes Signal mit einem Freudengejauchze. Die Thüren zu den Galerien droben, die Thüren zu dem Halbkreiſe drunten, die Thüren zu dem Säulengange hinten werden aufgedrückt oder mit Gewehrkolben eingeſchlagen und hereinſpritzt der Wogenſchaum der Springflut: Bürgerwehrleute, Polytechniker, Studenten, Bluſenmänner bunt durcheinander, alle bewaffnet, Pulverſchwärze an den Händen, Blutflecken an den Kleidern, auf den weingerötheten Geſichtern eine ſouveraine

Luſtigkeit, welche aber doch nur des leiſeſten Anreizes zu bedürfen ſcheint, um in Wuth umzuſchlagen, alles auf ihrem Wege wegſchiebend oder niederſtampfend, ſingend, lachend, höhnend, ſchimpfend, brüllend.

Und aus dieſem Meeresgebrauſe von Diſſonanzen tönt ſcharf und mächtig hervor der Grundbaß: „Nieder mit der Kammer! Fort mit den Deputirten! Zum Teufel mit den Korrupten!“ Von der Bruſtwehr der Galerie herab richtet ſich der Lauf einer Muſkete auf die Rednerbühne. „Schießt nicht! Schießt nicht! Es iſt Monſieur de Lamartine, welcher ſpricht!“ Bluſenmänner ſchlagen den Gewehrlauf ihres Kameraden in die Höhe. Lamartine ſteht noch immer auf der Tribüne; aber zwiſchen der Balluſtrade derſelben und ſeiner Geſtalt huſchen Bürgerwehr und Bluſenmänner vorüber, welche ſich hinaufgeſchwungen haben und ihre Lungen bis zum Berſten anſtrengen, um ſich hörbar zu machen. Man ſieht nur ihre Lippen ſich bewegen und vernimmt kein Wort. Präſident Sauzet renkt ſich faſt den Arm aus, ſeine Schelle krampfhaft hin- und herſchwingend. Man hört ſie nicht. Man hört nur noch den wüthenden Schrei, welcher die Wände des Sales erzittern macht: „Fort mit den Korrupten! Weg mit der Regentſchaft! Hoch die Republik!“

7.

Der Orkanſtoß hat endlich den ärmſten aller Präſidenten weggewiſcht. Untergetaucht iſt er, weggeſchmolzen, verſchwunden und ſeine Schelle mit ihm. Das Chaos regiert. Was noch von royaliſtiſchen Deputirten im Sale, macht eine ehrenhafte Anſtrengung, als Schutzmauer um die Herzogin, die noch immer nicht von der Stelle weichen will, und ihre zwei Knaben ſich zu ſcharen. Die Oppoſitionsdeputirten von der äußerſten Linken behaupten noch ihre Plätze, auf den übrigen Bänken hat ſich dichtgedrängt das „Volk“ niedergelaſſen. Es füllt auch die Zwiſchengänge, den Halbkreis, den Säulengang, die Galerien, es iſt überall. Der ganze Raum eine wogende, wallende, wabernde Brandung. Hitze, Staub und Dunſt unerträglich. Das Getöſe ſo ohrenzerreißend, daß man fürchtet, das ganze Haus müſſe im nächſten Augenblick auseinanderberſten. Das Wirrſal ſo orgiaſtiſch-wild, daß man erwarten muß, die wohlbekannte menſchliche Beſtialität werde ſich ſofort in irgendeinem Ungeheuerlichen offenbaren.

Es geſchieht nicht. Voltaire's „Tiger-Affe“ iſt heute in vortrefflicher Laune. Das Affenhafte ſchlägt zur Stunde vor in dieſem pariſer Volke, welches den Umſturz des Königthrons wie einen Faſtnachtsſpaß betreibt. Ein Moment zwar kommt, wo das äffiſche Krakeelen ſaturnaliſcher Luſtigkeit plötzlich in das blutlechzende Gebrülle des Tigers ſich verwandeln zu wollen ſcheint. Ja, man glaubt die furchtbare Beſtie zu ſehen, wie ſie, ihre Flanken mit dem Schweife peitſchend, zum Todesſprung auf ihr Opfer anſetzt.

Auf ein wehrloſes Opfer! Auf eine Mutter, welche vergeblich verſucht hat, mit ihren ſchwachen Händen ein Scheinding von Krone auf dem Haupt ihres Sohnes feſtzuhalten.

Nachdem einmal die Schickſalsworte „Proviſoriſche Regierung“ und „Republik“ gefallen waren, drängten die Freunde der Herzogin dieſelbe zum Fortgehen. Mußte ſie doch ſelber erkennen, daß alles vorbei und verloren ſei. Aber wie fortkommen, eingekeilt wie ſie war, in dieſe hin- und herwogende Menſchenmaſſe? Da bricht plötzlich das Geſchrei los: „Wo iſt ſie? Wo iſt ſie?“ und Bewaffnete weiſen mit Bajonnetten und Säbelſpitzen auf die um Helene d'Orleans geſammelte Gruppe. Eine Schar bricht dorthin ſich Bahn. Geſchieht es aus bloßer Neugier? Wollen ſich dieſe Barrikadenleute eine Frau näher anſehen, welche es wagt, durch ihre bloße Anweſenheit es wagt, der triumphirenden Revolution wenigſtens paſſiven Widerſtand zu bieten? Vielleicht! Möglich aber auch, daß in dieſer Stunde mänadiſchen Taumels in wildpulſirenden Herzen der Wuthgedanke ſich regt, den Knoten der Lage mit einem Mordſtreich zu zerhauen. Es iſt immer ein gefährlich Ding, ſo ein Tiger-Affe von Franzoſenthum. Aber hat der alte Voltaire ſeinen Landsleuten nicht ein Unrecht angethan? Steckt die zwieſchlächtige Beſtie nicht in jedem Menſchen und in jedem Volke? Wiſſende werden kaum neinſagen wollen.

Der Herzog von Nemours, gar wohl wiſſend, daß er dem Volke verhaßt iſt, hat dennoch bislang ſtandhaft bei ſeiner Schwägerin und bei ſeinen Neffen ausgehalten. Jetzt aber, da er ſie durch die heranpreſſenden Bewaffneten bedroht glaubt, beſteht er entſchieden darauf, daß ein Verſuch gemacht werde, die Prinzeſſin und ihre Knaben aus dem Sale wegzubringen. Man muß mitten in das Gedränge hinein, welches den Säulengang hinter den Deputirtenbänken verſtopft: es bleibt kein anderer Ausweg. Nemours und der Deputirte Mornay ſuchen der Mutter, welche ihre Söhne an den Händen hält, eine Bahn zu ſchaffen. Aber das gelingt nur für etliche Schritte. Dann wird die Herzogin in das ſchreckliche Gewühle hineingeriſſen und von ihren Beſchützern getrennt; ſie verliert ihre beiden Knaben, wird durch eine kleine Thüre hinaus, weiterhin durch den Sal der Pasperdus gewirbelt und endlich, dem Erſticken nahe und halb ohnmächtig gegen eine Glasthüre geſchleudert, welche in den Garten des Kammerpräſidenten führt. Hier heben etliche ihrer Begleiter, welchen es gelungen, ſie wieder zu finden, die unglückliche Prinzeſſin auf, die einen Schmerzensſchrei der Mutterſorge um ihre Söhne ausſtößt, ſprengen mit Gewalt die Glasthüre und retten die Herzogin in die Amtswohnung Sauzets, von wo man ſie nach dem Invalidenhotel brachte, als nach einem ſichern Zufluchtsort, obzwar der Gouverneur der Invaliden, der alte Marſchall Molitor, Angſtmann genug war, zu erklären, daß er für nichts ſtehen könnte, ſo das Volk den Zufluchtsort der Prinzeſſin entdeckte. Die beiden Knaben, im und durch das Gedränge von ihrer Mutter weggeriſſen, ſind in Gefahr geweſen, zerdrückt und zertreten zu werden. Nur mit äußerſter Mühe wurden ſie gerettet, der Graf von Paris durch den Bürgerwehrmann Martinet, der Herzog von Chartres durch den Huiſſier-Lipmann. Als man den älteren Prinzen durch den Garten des Palais Bourbon trug, hatte er ſich von dem Schrecken ſchon ſoweit wieder erholt, daß er ſeinen Träger frug: „Nicht wahr, Monſieur, man wird mich nicht hindern, König zu ſein?“ Auch Oheim Nemours entkam glücklich. Er hatte ſich in eines der Bureauzimmer geflüchtet, vertauſchte hier ſeine Generalsuniform mit der eines Nationalgardiſten, welche der mitleidige Beſitzer ihm lieh, und gelangte in dieſer Verkleidung unangefochten ebenfalls ins Hotel der Invaliden. Dieſes Aſyl war bezeichnend: die weggeſchwemmten Ueberbleibſel des Julikönigthums, welches den Frieden um jeden Preis gewollt hatte, ſuchten Schutz hinter den Mauern, welchen das Zauberwort „la gloire française“ eine unverletzbare Heiligkeit verlieh.

8.

Derweil ſcheint der im Sitzungsſale einer weiland Deputirtenkammer tobende Aufruhr in ſeinem eigenen Fett erſticken zu wollen. Denn es überſteigt die Kraft menſchlicher Lungen, Arme und Beine, ſo ein Rufen, Rumoren und Raſaunen, ſo ein Gezappel, Geſchiebe und Gerammel allzulange auszuhalten, und darum müſſen von Weile zu Weile Pauſen eintreten, wo der Gedanke über dem Chaos ſchwebt und die menſchliche Stimme das unartikulirt-thieriſche Gebrülle einigermaßen beherrſcht.

Während einer ſolchen Pauſe erſcheint auf der Eſtrade über der Rednerbühne ein Greis von achtunggebietendem Ausſehen und nimmt, geleitet von dem Sohne Carnots und umgeben von einer Schar Studenten, Polytechniker und Arbeiter, Beſitz von dem verlaſſenen Präſidentenſtuhl. „Dupont de l'Eure — ruft es durch den Sal — Dupont führt den Vorſitz. Stille!“

Lamartine, welcher noch immer auf der Rednerbühne ſteht, will den Einfall gehabt haben, den hochangeſehenen Greis, einen der zwei oder drei Republikaner, welche in der Kammer geſeſſen, durch junge Leute auf den Präſidentenſtuhl holen zu laſſen und damit ſymboliſch anzudeuten, daß die Republik das Präſidium über Frankreich zur Hand nehme. Dies geſchehen, „hebt ſich Lamartine — (ſo erzählt er uns) — auf den Zehen in die Höhe“ und ſagt zu Dupont: „Eilen Sie, die Namen der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, welche durch das Volk und die noch anweſenden Deputirten mittels Zuruf ernannt werden ſollen, ſofort zu proklamiren.“ Dupont nickt zuſtimmend, aber wie ſoll die ſchwache Stimme des alten Mannes inmitten dieſes babyloniſchen Konzertes ſich bemerkbar machen?

Denn der Gräuel von Mißklängen raſ't wieder los und Lamartine muß abermals eine Pauſe abwarten, um den Verſuch machen zu können, die beiſpielloſeſte aller Wahlhandlungen zu leiten. Inzwiſchen wandelt ſich die Rednerbühne in eine Stimmzettelurne. Nicht nur die Namenliſten, wie ſie von den Leuten vom „National“ und von denen der „Reform“ abgeſondert entworfen und wie ſie dann zwiſchen beiden Parteien vereinbart werden, ſind da, ſondern es wird auch eine Menge von Papierfetzen, auf welche ein jeder der auf den Treppen und der Plattform der Tribüne ſich Drängenden die Namen ſeiner Erwählten geſchrieben, von rechts und links in Lamartine's Hände geſchoben. Er trifft in der Geſchwindigkeit ſeine Auswahl und macht dann eine erſte Anſtrengung, zur Verkündigung der Namen zu ſchreiten. „Ich werde die Namen ableſen“ — „Stille!

Stille!" — „Dupont de l'Eure." — „Er iſt ja auf dem Präſidentenſtuhl." — „Meſſieurs, ich werde die Namen" — Hunderterlei Geſchrei. Lamartine: „Die Herren Arago" — zahlreiche Stimmen: „Die proviſoriſche Regierung!" Lamartine: „Dupont de l'Eure wird die Namen der Mitglieder nennen." Wüthendes Bravo. Eine Stimme: „So hört doch!" Ein Barrikadenmann: „Nur einen Augenblick Stille! Wir müſſen doch die Namen der Männer hören, welche die Regierung bilden werden." Eine Stimme: „Unſer Heil hängt davon ab. Stille!" Eine zweite: „Dupont de l'Eure vor allen Andern!" Eine dritte: „Hoch die Republik!" Eine vierte: „Im Namen des Volkes, Stille!" Eine fünfte: „Es lebe Lamartine!" Und wiederum quell alles in einem wüſten Wirbel von Wirrwarr zuſammen.

Dann abermals eine Pauſe, nachdem das Getöſe erſchöpft in ſich ſelber zuſammengebrochen. Dupont: „Man ſchlägt euch vor, eine proviſoriſche Regierung zu beſtellen." — „Ja, ja. Die Namen! Die Namen!" Die Stenographen (aus ihrer Loge herausſchreiend): „Stille! Wir werden euch die Namen wiederholen." — Dupont: „Hier habt ihr die Namen." — „Welche? Her damit!" — Dupont: „Arago, Lamartine, Dupont de l'Eure, Cremieux." — Geſchrei und Tumult. Lamartine: „Meſſieurs, Stille! Wenn Sie wollen, daß die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung die Miſſion auf ſich nehmen, welche Sie derſelben anvertrauen, ſo muß doch wenigſtens die Verkündigung der Namen geſchehen." — Eine Stimme: „Ihr müßt vor Allem wiſſen, daß das Volk vom Königthum nichts mehr wiſſen will. Die Republik!" Viele Stimmen: „Berathen wir auf der Stelle!" Eine Stimme: „Setzt euch, ſetzt euch! Wir wollen die Plätze der Verkauften einnehmen (prenons les places des vendus)." — Eine andere: „Keine Bourbons mehr! Eine proviſoriſche Regierung und dann die Republik!" — Eine dritte: „Wir verlangen, daß die Republik proklamirt werde!" — Eine vierte: „Nur einen Augenblick Stille! Wir kommen ſonſt zu nichts.“ — Dupont (die Namen ableſend, deren jeder durch die Stenographen in den Sal hinausgeſchrieen wird): „Lamartine“ — (ja! ja!) — „Ledru-Rollin“ — (ja! ja!) — „Arago“ — (ja! ja!) — „Dupont de l'Eure“ — (ja! ja!) — „Marie“ — (ja! nein!) — Etliche Stimmen: „Georges Lafayette“ — (ja! nein! nein!) — Viele Stimmen: „Die Republik! Die Republik!“ Ein Bluſenmann: „Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung müſſen rufen: Hoch die Republik! bevor ſie anerkannt werden wollen.“ Eine andere Bluſe: „Man muß die proviſoriſche Regierung nach dem Stadthauſe führen. Wir wollen eine weiſe, gemäßigte Regierung. Kein Blut! Aber wir wollen die Republik!“ Die Maſſe: „Bravo! Bravo! Zum Stadthaus! Lamartine voran!“

Der Dichter ſteigt von der Rednerbühne herab. Man ſchafft ihm, man ſchafft dem alten Dupont, man ſchafft auch Cremieux Bahn und die drei verlaſſen den Sal, gefolgt von einem zahlreichen Geleite, um nach dem Hotel de Ville zu gehen, welches im Beſitze bewaffneter Republikaner iſt. Dieſe verhandeln dort unter dem Vorſitze von Lagrange ebenfalls über die Errichtung einer proviſoriſchen Regierung, während eine Schar von Sozial-Demokraten, welche der Polizeipräfektur ſich bemächtigt haben, unter der Leitung von Cauſſidière und Sobrier daſelbſt eine pariſer „Commune“ à la 1792 zu organiſiren ſucht. Das Stadthaus iſt jetzt, zur Zeit der dritten franzöſiſchen Revolution, was es zur Zeit der erſten und zweiten geweſen: — das unbeſtrittene Hauptquartier. Das fühlt der Inſtinkt der Maſſen, das wiſſen die Führer der verſchiedenen Faktionen und Fraktionen. Wer ſich zuerſt mit einem Anſchein von Berechtigung, mit einem Schatten von Vollmacht im Hotel de Ville als „Gouvernement“ inſtalliren kann, der hat Paris, d. i. Frankreich. Denn Regierungsloſigkeit iſt den Menſchen, wie ſie nun einmal ſind und der Hauptſache nach allzeit ſein werden, ſo lange der Erdball zuſammenhält, gleichbedeutend mit

Weltuntergang. Sie fühlen eben, daß ſie ihrer vieltauſendjährigen Kulturarbeit zum Trotz doch erſt nur halbgezähmt ſind und demnach der Eiſenumgitterung, genannt Staat, Polizei, Strafjuſtiz u. ſ. w. ſchlechterdings nicht entbehren können.

„Lamartine voran!" Mit dieſer Loſung hat der „honette" Republikanismus ſeine Fahne aufgepflanzt, — jener honette Republikanismus, welcher glaubt und hofft, innerhalb des Rahmens einer im Innern maßvollen und verſöhnlichen, nach außen friedlichen und durch dieſe beiden Eigenſchaften der bürgerlichen „Reſpektabilität" ſich empfehlenden Republik müßten und würden ſich die großen Ideen von 1789 endlich verwirklichen laſſen. Mit dem praktiſchen Schick und Takt, welchen die Franzoſen in allen großen Kriſen ihrer Geſchichte gezeigt haben, begriffen dieſe wohlmeinenden Leute und wackeren Patrioten, daß der Dichter der „Girondins" das beſte Sprachrohr dieſes anſtändigen, achtbaren und zahlungsfähigen Republikanismus ſei, und es iſt nur gerecht, anzuerkennen, daß dieſes Sprachrohr Töne gefunden hat, welche, dem begeiſterten Schwunge der Flitterwochen der Februarrevolution wahlverwandt, ohne Frage ſehr viel dazu beigetragen haben, die „honette" Republik, entgegen den ſozialiſtiſchen Träumereien und den kommuniſtiſchen Gelüſten, zu begründen und feſtzuſtellen, — auf dem Flugſand der erwähnten Flitterwochenſtimmung nämlich. Der erſte entſcheidende Akt dieſer im Handumdrehen vollzogenen, d. h. *vorausgeſetzten* Republikaniſirung Frankreichs war die wirkliche Konſtituirung des „Gouvernement provisoire" im Hotel de Ville, ein Akt alſo, welcher ohne die muthige Rednerarbeit Lamartine's, wie Jedermann weiß, kaum möglich geweſen wäre. Daß hiebei die urſprüngliche, d. h. im Palais Bourbon halb oder ganz proklamirte Liſte der Mitglieder verſchiedene Erweiterungen und Aenderungen ſich gefallen laſſen mußte, änderte an der Hauptſache nichts . . . .

Aber laßt uns noch geſchwinde das Nachſpiel mitanſehen, welches in dem brodelnden Krater vor ſich geht, aus welchem die Herren Lamartine, Dupont und Cremieux ſo eben mühſelig herausgeklettert ſind, um ſich zum Stadthaus auf den Weg zu machen.

Ziemlich überflüſſiger Weiſe hat ſich Ledru-Rollin des von Lamartine verlaſſenen Platzes auf der Rednerbühne bemächtigt und ſucht dem Volke, ſoweit es ihn hört und anhört, die Bedeutung der Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung des Breiteren begreiflich zu machen, lieſt auch die Namenliſte — und zwar dieſe: Dupont, Arago, Lamartine, Garnier-Pagès, Marie, Cremieux, Ledru-Rollin — wiederholt vor und verlangt, daß man durch Handmehr über Annahme oder Verwerfung derſelben abſtimme. Die Menge unterbricht das unnütze Gerede mit dem Rufe: „Zum Hotel de Ville!“ Ein Polytechniker: „Ihr ſeht, keines der Mitglieder eurer proviſoriſchen Regierung will die Republik. Wir werden wiederum betrogen ſein wie im Jahre 1830.“ Ein Bürgerwehrmann, auf der Tribüne ſein Gewehr ſchwingend: „Es lebe die Republik! Zum Stadthaus! Zum Stadthaus!“

Die wogende Menge ſetzt ſich in Bewegung, den Sal zu räumen. Aber für einen Augenblick ſtemmt und ſtaut ſie ſich wieder. Ein mit einer Doppelflinte bewaffneter Arbeiter ſchreit mitten aus dem Halbkreiſe vor der Rednerbühne heraus: „Gebt Acht! Ich ſchieße auf Louis Philipp!“ und in demſelben Moment entladen ſich die beiden Läufe ſeiner auf das über dem Präſidentenſtuhl angebrachte Gemälde gerichteten Waffe. Schreckensrufe berſten aus. Ein anderer Arbeiter, Theodor Six heißt er, ſchwingt ſich blitzſchnell auf die Tribüne und ruft mit energiſchen Gebärden in das Getümmel hernieder: „Achtung vor den Denkmalen! Achtung vor dem Eigenthum! Warum zerſtören? Warum auf Gemälde ſchießen? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht irreleiten kann. Zeigen wir jetzt, daß es ſeinen Sieg zu ehren weiß!“ Eine ungeheure Salve von Beifall belohnt den treffenden Spruch.

Die Maſſen ordnen ſich zum Abzug. Der Boden des Sals erzittert unter ihren Tritten und an der Decke widerhallt ſchmetternd der Jubelruf: „Vive la république!“

III.

Alles proviſoriſch.

1.

An einem der erſten Märztage von 1848 hat eine Franzöſin, die genialſte der Franzöſinnen und der größte aller Poeten ihres Geſchlechts, Aurore Dudevant, die Urenkelin des Marſchalls Moritz von Sachſen, deren Ahn demnach Auguſt der Starke und deren Ahne die ſchöne Aurora von Königsmark geweſen, ſie hat einen Dithyrambus „An das Volk“ ausgehen laſſen, worin geſchrieben ſtand: — „Oh, Volk Frankreichs, du haſt dich in deinem letzten Kampfe ſo groß und ſo großmüthig benommen, daß du jeden, der dich nicht liebte, gezwungen haſt, dich zu lieben und zu verehren. Du wareſt groß! Du biſt heldiſch von Haus aus; deine Kühnheit, deine erhabene Verachtung der Gefahr ſetzen niemand in Erſtaunen. Allein geſtern noch bangte allen Ariſtokraten der Welt vor dir und glaubten, an deiner Gnade zweifelnd, die einen, man müſſe deinen Aufſchwung durch die Waffen der Gewalt, die andern, man müſſe ihn durch die Waffen der Liſt hemmen. Du hatteſt jedoch ſchon bewieſen, daß du zu ſiegen und zu verzeihen wüßteſt. Man hatte ſeit achtzehn Jahren ſo viel des Unheils auf dein Haupt gehäuft, man hatte ſo viele Verbrechen gegen dich zugelaſſen, daß man deine Rache, wenn nicht für rechtmäßig — das kann die Rache niemals ſein!

— ſo doch für unvermeidlich hielt. Aber du haſt einen glänzenderen Beweis als jemals geliefert, daß du die vorzugsweiſe hochherzige Klaſſe biſt. Bei deiner Kraft, wie biſt du milde! Wie biſt du ſtark, indem du ſo gut biſt! Darum wirſt du herrſchen, oh Volk, brüderlich herrſchen mit Deinesgleichen aller Klaſſen! Denn die Republik, dieſe heilige Bundeslade, unter deren Trümmern wir lieber alle ſterben als daß wir ſie verlaſſen wollen, die Republik, dieſe vorzugsweiſe Form dauerhafter Geſellſchaften, verkündet und weiht vor dem Weltall, das ſie zum Zeugen ihres Eides anruft, die Gleichheit der Rechte aller Menſchen.“

Das hieß die Sachlage durch die roſenroth-optimiſtiſchen Gläſer einer Dichterbrille anſehen. Außerdem wirbelt in den dithyrambiſchen „Lettres au peuple“, welche die gute Frau Aurore in den erſten Wochen nach der Februarrevolution ſchrieb, gar viel und dicker Selbſtbeweihrauchungsdampf, wie ihn die franzöſiſche Nationaleitelkeit ſo ſehr zu ſchlürfen liebt. Indeſſen iſt doch zu betonen, daß nicht nur die Augen einer Dichterin, ſondern ſogar die von Diplomaten die Situation zunächſt in tröſtlichem Lichte ſahen. Einer hat bezeugt, daß insbeſondere die Abſchaffung der Todesſtrafe für politiſche Vergehen, eine der erſten Maßregeln der proviſoriſchen Regierung, unmittelbar veranlaßt durch das falſche Gerücht von der Aufgreifung des flüchtigen Guizot, einen ſehr beruhigenden Eindruck hervorgebracht habe*). Etliche Tage ſpäter meldete freilich derſelbe Geſchäftsträger nach Hauſe, man ſetze zwar im Allgemeinen großes Vertrauen auf die Klugheit und Energie mehrerer der zur Leitung der Angelegenheiten berufenen Männer; allein es ſei fraglich, ob die Mitglieder der Regierung über alle Fragen einig und einverſtanden ſeien. Schon mache ſich daher die Anſicht geltend, daß die höchſte Behörde ſo, wie ſie zuſammengeſetzt oder vielmehr „improviſirt“ worden ſei, nicht lange werde bleiben können[*]. Zwei Tage darauf lautete ein in den Bundespalaſt nach Bern abgehender Bericht wieder viel zuverſichtlicher. Alles laſſe ſich gut an in der neuen Republik: die Geſchäfte würden wieder aufgenommen und die Ordnung ſcheine vollſtändig hergeſtellt[**].

---

*) Depeſche Delley's vom 26. Februar. S. B. A.

Allein die Zuverſicht, die Wiederaufnahme der Geſchäfte, die Aufrechthaltung der Ordnung, die Ausſöhnung oder wenigſtens die Verträglichkeit der Parteien, der Beſtand der Regierung, die am 24. Februar improviſirte Republik ſelbſt, — alles war nur Schein, alles war nur proviſoriſch und machte auf jeden ruhig Betrachtenden und Erwägenden den mißlichen Eindruck des Proviſoriſchen.

Frankreich ließ die pariſer Improviſation, die Republik, ſich gefallen; aber es nahm ſie nicht an. Was wußte der grauenhaft unwiſſende franzöſiſche Bauer von einem Freiſtaat? Wie hätte der kaum weniger unwiſſende Bourgeois in den Provinzen für die Republik ſich begeiſtern können, in welcher er nur eine Wiederheraufbeſchwörung des rothen Schattens von 1793 ſah? Zudem waren ja der Royalismus und der Jeſuitismus in Folge der Feigheit ihrer Führer zwar überraſcht und geſchlagen, nicht aber beſiegt. Schon am Tage nach ihrer Niederlage richteten ſie ſich aus ihrer geduckten Stellung wieder auf, ſchauten vorſichtig um ſich her, und als ſie die gutmüthige Vertrauensduſelei der

---

[*] Deſſen am 29. Februar: „On a généralement une grande confiance dans l'énergie et la sagesse de certains hommes qu'on a mis aux affaires; mais il est probable qu' entr' eux ils ne seront pas toujours d'accord sur toutes les questions. Les éléments dont cette administration a été composé ou pour mieux dire improvisé sont tels qu'il est probable qu'il devra y avoir quelque épuration plutard.“ S. B. A.

[**] Depeſche Barmans vom 2. März: „L'état intérieur de la république nouvelle est satisfaisant, je pourrais même dire miraculeusement rassurant; les affaires commencent se reprendre, et l'ordre parait entièrement rétabli.“ S. B. A.

Sieger wahrnahmen, gingen ſie, obzwar „Vive la république!“ mitrufend, an's Werk, im Laboratorium royaliſtiſch-pfäffiſcher Chemie und Perfidie für die großmüthige Stegreifsdichtung vom 24. Februar den tödtlichen Gifttrank zu brauen. Ob die Herren Chemiker an das Geſpenſt des Kommunismus, durch welches zu ihrer Arbeit angeeifert worden zu ſein ſie vorgegeben haben, wirklich glaubten oder nicht, iſt noch heute nicht unwiderſprechlich feſtgeſtellt. Soviel aber ſteht unwiderſprechlich feſt, daß verdrehte Phantaſten von Sozialiſten und notoriſche Narren von Kommuniſten alles Menſchenmögliche thaten, um dieſes Geſpenſt zu einem Schreckphantom aufzublaſen, vor welchem ſich alle politiſchen Kinder faſt zu Tode fürchteten und welches den Rückſchrittlern einen hochwillkommenen Text zu ihren Angſtpredigten lieferte.

Am längſten hat der hoffnungsfreudige Enthuſiasmus in der Maſſe der Arbeiterbevölkerung von Paris vorgehalten. Dieſe armen Bluſenleute glaubten und hofften alles Ernſtes, die Februarrevolution müßte das große Räthſel des Verhältniſſes von Kapital und Arbeit löſen. Sie wollten ſich nicht überzeugen laſſen, daß dieſes Räthſel längſt gelöſ't ſei, maßen das Verhältniß von Kapital und Arbeit genau ſo, wie das Verhältniß von Macht und Recht. „Sei im Beſitz und du biſt im Recht!“ Die Idealpolitiker in Bluſen gaben ſich demnach thörichten Illuſionen hin. Allein nur parlamentariſche Seilgaukler, nur Fartcatchers des Prozenthums konnten und können über die rührende Wahrheit und tragiſche Würde des Wortes die Achſeln zucken, welches das pariſer Proletariat an die proviſoriſche Regierung gerichtet hat: — „Wir ſtellen euch drei Monate Hunger zur Verfügung.“ Und das Wort iſt nicht nur verpfändet, es iſt auch redlich eingelöſ't worden, mit einer Tapferkeit, welche die auf den Barrikaden entfaltete himmelhoch überſtieg.

Die große Frage der Möglichkeit einer Ausgleichung, einer billigeren Regelung zwiſchen den Anſprüchen des Kapitals und den Bedürfniſſen der Arbeit war jedoch einmal auf die Tagesordnung geſetzt worden und es hob darüber eine Debatte an, deren entſetzliche Zuſammenfaſſung die Juniſchlacht werden ſollte. Der Märzmond war nur erſt zur Hälfte herum, als die verderbenträchtige Juniwetterwolke ſchon am Horizont aufzudunkeln begann. Sogar die exaltirte Triumphirerin vom Februar, unſere gute Frau Aurore, ließ die Flügel bereits bedenklich hängen. Am 19. März, in ihrem zweiten Brief an das Volk, ſchrieb ſie: „Ich habe geſehen, wie das Mißtrauen und die ſchreckliche Zweifelſucht, jenes unſelige Erbtheil monarchiſcher Sitten, in das Herz der Reichen ſich einſchlichen und dort den Funken erſtickten, der im Begriffe war, aufzulodern; ich habe geſehen, wie Ehrgeiz und Betrug die Maſſe der Zuſtimmung und des Beitritts verſteckten und wie die Furcht einer Menge von ſelbſtſüchtigen Seelen ſich bemächtigte; habe geſehen, wie bittere Rachegefühle in der Form niederträchtiger Einſchmeichelung ſich kundgaben; habe geſehen, wie dieſe ihre Reichthümer verbargen und verleugneten, jene die Abſichten des Volkes verleumdeten, weil ſie ſeine Handlungen nicht verdammen konnten; kurz, ich habe Dinge geſehen, die ich nicht vorausſehen konnte, weil ich ſie noch heute nicht verſtehen kann." Arme Wolkenwandlerin! Du hätteſt doch unſchwer verſtehen lernen können, daß die Politik nicht mittels himmelblauer und roſenrother Ideale gemacht wird, ſondern mittels ſehr „realer" Faktoren, als da ſind Mittelmäßigkeit und Gemeinheit, Egoismen und Iſkariotismen, die Gier, große Gewinnſte herauszuſchlagen, und die Sucht, kleine Eitelkeiten zu befriedigen.

Ein Hausſklave der Orleans, Monſieur Cuvillier-Fleury, verſtand die Situation viel beſſer, indem er ſich über den Zuſtand, welcher durch die Exploſion vom Februar herbeigeführt worden, alſo ausließ: — „Niemals hat die Tyrannei ſchwerer auf einem Volke gelaſtet; denn ſie ging darauf aus, an einem Tage unſere Einrichtungen, unſere Sitten, unſere Sprache zu ändern. Sie warf uns durch ihre lächerliche Wiederausgrabung der Phantome von 1793 ebenſoſehr um 60 Jahre rückwärts, als ſie uns um mehr als ein Jahrhundert vorwärts ſtieß durch die gewaltſame Vorwegnahme der, übrigens beſtreitbaren, Konſequenzen unſerer erſten revolutionären Befreiung. Sie dekretirte, auf uſurpatoriſchen Antrieb der Klubbs und um einer Handvoll von Sektirern genugzuthun, eine Staatsform, welche zu beſtimmen nur die Wähler Frankreichs berechtigt waren. Sie verbreitete mittels Mißkredits den Ruin, mittels Vertrauensloſigkeit den Stillſtand der Geſchäfte, mittels Steuerdrucks das Elend, mittels ihrer Kommiſſäre den Schrecken, mittels ihrer Wahlagenten das Skandal, mittels ihrer Bulletins die Begriffsverwirrung und den Haß über das ganze Land.“

Dieſe Auslaſſung iſt aus einem Drittel Wahrheit und zwei Dritteln Lüge zuſammengeſetzt und doch iſt ſie — wunderlich zu ſagen! — ganz und gar wahr und richtig. Das macht, Hausſklave Cuvillier iſt ein unendlich viel thatſächlicherer Ab- und Ausdruck ſeiner Zeitgenoſſen und Landsleute als Wolkenwandlerin Aurore. Gerade ſo wie er verhielt ſich die ungeheure Mehrzahl der Franzoſen zur Februarrevolution und ihren Folgen. Was er ſagt oder ſagen will, läuft auf die Thatſache hinaus, daß die Verwirklichung der Freiſtaatsidee für die ungeheure Mehrzahl der Franzoſen und der Europäer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Unmöglichkeit, eine Tollheit, eine Undenkbarkeit iſt. Seitdem Induſtrialismus und Kommerzialismus die naturgemäßeren Grundlagen der europäiſchen Geſellſchaft beſeitigt haben, muß für dieſen unendlich komplizirten und raffinirt künſtlichen Geſellſchaftsbau jedes freiheitliche Experiment ein lebensgefährliches werden. Er verträgt keine Erſchütterung und das aus unwiderſprechlicher Erfahrung erfloſſene Gefühl hievon hat eine bleigraue Werkeltagsſtimmung hervorgebracht, welche kaum noch verſuchen mag, zu ſonntäglich-idealiſtiſcher Anſchauung ſich zu erheben. Das Höchſte, wozu ſie ſich erſchwingen kann, iſt, die öde Alltagsmiſère eines geiſtverlaſſenen, entgötterten, ganz und gar vermaterialiſirten Daſeins durch materielles Schaugepränge und durch Sinnenkitzel aller Art erträglicher zu machen. Daß aber die Gier und Gewohnheit ſinnlichen Genuſſes die moraliſche Peſt der Niedertracht und Feigheit immer allgemeiner und intenſiver machen muß, liegt auf der Hand. Nicht weniger, daß es Narrheit, von einer alſo beſchaffenen Geſellſchaft Begeiſterung, Thatkraft und Aufopferung zu fordern oder gar zu erwarten. Es ſteht bekanntlich geſchrieben:

„Der Dienſt der Freiheit iſt ein ſtrenger Dienſt;
Er bringt nicht Gold, er bringt nicht Fürſtengunſt“ —

und von Leuten, für welche außer dem Gelderwerb, den mit Geld erkaufbaren Genüſſen und etwa noch Titeln und Orden, Alles Schwindel und Hirngeſpinnſt, von ſolchen Leuten verlangen, daß ſie dieſen „ſtrengen Dienſt“ thun ſollen, heißt raſen. Summa: Für die europäiſche Geſellſchaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts iſt der Deſpotismus die paſſendſte, ja die einzig mögliche Staatsform, vorausgeſetzt, daß dieſelbe, da nun einmal die Welt vom Betrogenſeinwollen nicht laſſen will, mit etwelchem konſtitutionellen Firlefanz und einigem parlamentariſchen Schnickſchnack ausſtaffirt ſei.

2.

Das einzige Mandat, worauf die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung mit Recht ſich berufen konnten, war nicht die tumultuariſche Wahlhandlung im Palais Bourbon, wohl aber die brennende Nothwendigkeit, irgendetwas einer Autorität Aehnliches an die Stelle zu ſetzen, welche der weggefegte Louis-Philippismus leer gelaſſen hatte. Es gehörte fürwahr ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, auch nur einen dahin zielenden Verſuch zu machen, und daß dieſer Verſuch mittels Energie und Ausdauer zu einer Thatſache erhoben wurde, gereicht den Betheiligten zu einer Ehre, welche keine Mäkelei wegwiſchen oder verkleinern kann. Was wäre wohl aus dem am Abend des 24. Februars einer vollſtändigen Anarchie preisgegebenen Paris geworden, ſo ſich nicht elf Männer der koloſſalen, der geradezu verzweifelten Aufgabe unterzogen hätten, wiederum Ordnung in das Chaos zu bringen?

Schon das war eine harte und gefährliche Arbeit, durch das ungeheure Wirrſal, welches um das Stadthaus her wimmelte und wüthete, hindurch und in das Prätorium der Revolution hinein zu bringen, und als dieſes gelungen, was für eine namenloſe Mühe koſtete es dann, um endlich für die Sieben (Dupont de l'Eure, Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie und Cremieux) ein abgelegenes Zimmerchen zu erobern, ja, förmlich zu erobern, wo ſie, während die Thüre durch Polytechniker und Studenten mit blanker Waffe gegen den ſtets wiederholten Anſturm Unberufener vertheidigt werden mußte, ihre Konſtituirung und ihre erſten Regierungshandlungen vornehmen konnten.

Hierbei hat ſich nun freilich ſofort die klaffende Kluft der Gegenſätze aufgethan, welche unter den Gliedern der zu konſtituirenden Behörde vorhanden waren. Daß Armand Marraſt mit in das kleine Gemach eingetreten, hatten die Sieben ſtillſchweigend hingenommen. Als aber auch Louis Blanc und Flocon, welche nebſt Albert im Stadthauſe proklamirt worden waren, eintraten, da gab es lange Geſichter und krauſe Mienen. Begreiflich! Die Aufnahme der drei Sozialdemokraten in die Regierung mußte vorausſichtlich auf die Bourgeoiſie die Wirkung einer platzenden Bombe thun. Es war ja damit angezeigt, daß die leidige politiſche Revolution zu einer leidigeren ſozialen ausſchlagen könnte. „Was wollen denn Die da?“ fragte Cremieux den Lamartine. „Ich weiß es nicht“, erwiderte dieſer gleichgültig. Allein Blanc, in deſſen kleinem Leib eine tapfere Seele wohnte, war nicht der Mann, durch fragende Mienen und finſtere Blicke ſich einſchüchtern zu laſſen. Er ging geraden Weges auf den Tiſch zu, um welchen die früheren Ankömmlinge herumſaßen, und ſagte: „Berathen wir!“ Worauf Arago hochherab: „Gewiß, wir wollen berathen, ſobald Sie ſich entfernt haben werden.“ Dieſe Grobheit mußte für den, dem ſie galt, um ſo unerwarteter kommen, als derſelbe Arago denſelben Blanc ſeit Jahren in ſeinen publiziſtiſchen Kämpfen gegen Louis-Philippismus und Don-Guizoterie ermuntert und mit Lob förmlich überſchüttet hatte. Allein der barſch hingeworfene Handſchuh wurde barſch aufgenommen und der Verfaſſer der „Histoire des dix ans“ bewies dem berühmten Aſtronomen kurz und bündig, daß die im Sale Saint-Jean des Hotel de Ville erkorenen Mitglieder einer proviſoriſchen, zuerſt auf den Barrikaden geforderten und ausgerufenen Regierung eine mindeſtens ebenſo gute Vollmacht hätten wie die im Sale der „Korrupten“ im Palais Bourbon erwählten. Dagegen ließ ſich gar nicht aufkommen, wenn nicht etwa mit einer jener parlamentariſchen Zweiächſeleien, mit einem jener Vermittelungsvorſchläge, welche immer und überall das Weſen der Dinge gerne preisgeben, wenn ſie nur den Schein der Formen retten können. Garnier-Pagès ſchlug nämlich vor, daß die nicht im Palais Bourbon proklamirten drei Herren Marraſt, Blanc und Flocon als „Sekretäre“ der proviſoriſchen Regierung ſich anſchließen ſollten. Marraſt und Flocon ſchienen geneigt, auf dieſes Abkommen einzugehen; Blanc dagegen, beleidigt, drohte, ſofort an die Entſcheidung durch das Volk zu appelliren, gab jedoch ſchließlich ebenfalls nach, da Ledru-Rollin pathetiſch ſeinen Patriotismus anrief. Aber der kleine Mann mit den Feueraugen und der Feuerſeele gab nur nach, indem er mit Entſchiedenheit („avec autorité“) erklärte, die proviſoriſche Regierung müßte ſich als ein weiteres direkt vom Volke beſtelltes Mitglied den Mechaniker Albert gefallen laſſen. Es wurde kein Einwurf gegen den „Arbeiter“ vorgebracht und ſo kam es, daß Marraſt, Blanc, Flocon und Albert zunächſt als „Sekretäre“ der proviſoriſchen

Regierung erſchienen. Jedoch nur ein einziges Mal, nur in einer Nummer des Moniteur, nur am Fuße der noch am 24. Februar entworfenen Proklamationen. Denn ſchon 48 Stunden ſpäter, der Moniteur bezeugt es, war die Unterſcheidung zwiſchen den Sieben und den Vier verwiſcht und verſchwunden und erſchienen die letzteren den erſteren durchaus gleichberechtigt und gleichgeſtellt. Man ſieht, in dem großen Proviſorium der Republik von 1848 gab es wieder kleine Proviſorien die Hülle und Fülle.

Wie ſo häufig geſchieht in dieſer Welt voll Lug und Trug, hatte man ſich demnach über die klaffende Kluft prinzipieller Gegenſätze mittels einer trügeriſchen Wortbrücke vorerſt glücklich hinübergeſchwindelt. Aber die Kluft wurde dadurch keineswegs geſchloſſen, ſondern ſie hat ſich vielmehr von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde erweitert.

Dies zeigte ſich ſofort, als die proviſoriſche Regierung dazu verſchritt, auf die allererſte der wuchtvoll auf ſie einſtürmenden Fragen eine Antwort zu geben. Soll das illegitime, auf den Barrikaden geborene Dreitagekind anerkannt werden oder verleugnet? Soll die Republik amtlich verkündet und ausgerufen werden oder nicht?

Dupont und Arago, beide alt, ſchwach und krank, beide geneigt, die Sachlage eher noch ſchwärzer denn lichter anzuſehen als ſie wirklich war, beide auf den angeblichen Republikanismus ihrer Landsleute mit dem Unglauben der Erfahrung blickend, waren für die Verneinung der Frage. Marie neigte zu ihnen. Ledru, Blanc und Flocon dagegen ſtimmten eifrig für Bejahung und Lamartine verrieth Neigung, ihnen beizutreten.* Garnier-Pagès, Cremieux und Marraſt meinten, die Frage ſei einſtweilen offen zu laſſen. Die Debatte iſt zu verſchiedenen Malen durch Anſtürme von außen, welche die wachthaltenden Polytechniker und Studenten vergeblich abzuſchlagen ſuchten, unterbrochen worden. Einmal ſchienen die wüſten Wogen der Anarchie geradezu die kaum konſtituirte Regierung aus ihrem Zufluchtswinkel wegſpülen zu wollen. Das immer wilder werdende Geſchrei der Menge: „Die Republik! die Republik!“ machte die Mauern des Stadthauſes erzittern. Um den Sturm zu beſänftigen, mußte Blanc auf den Grèveplatz hinabſteigen und dort ankündigen: „Die proviſoriſche Regierung will die Republik!“ Im ſelben Augenblick that auch Lamartine im Sale Saint-Jean eine beſchwichtigende Anſprache an die kochende, ſtrudelnde Maſſe. Der Schrei: „Tod dem Lamartine! Den Kopf Lamartine's!“ ſchlug, von der ſouverainen Unvernunft ausgeſtoßen, an die Ohren des Redners. Da ſprang ihm ein glückliches Wort auf die Zunge. Mit einem Lächeln der Verachtung ſagte er zu den Schreiern gekehrt: „Meinen Kopf? Wollte Gott, Bürger, mein Kopf ſäße euch allen auf den Schultern!“ Das ſchlug ein.

Die nach ſolchen Zwiſchenſpielen wieder aufgenommene Debatte über die große Frage des Augenblicks wurde mühſelig zum Schluſſe gebracht. In der von Lamartine entworfenen Proklamation der proviſoriſchen Regierung an das franzöſiſche Volk ſtand urſprünglich der Satz: „Obgleich die proviſoriſche Regierung der republikaniſchen Staatsform den Vorzug gibt, ſo maßt weder ſie noch maßt das Volk von Paris ſich an, dieſe ihre Meinung den Bürgern Frankreichs aufzudringen, welche unverzüglich berufen werden ſollen, die endgültige Form des Staates feſtzuſtellen“. Blanc, Ledru und Flocon verwarfen dieſen Satz entſchieden; allein Cremieux ſchnitt den wieder anhebenden Streit ab, indem er die von den Republikanern beſtrittene Redensart aus dem Proklamationsentwurf ſtrich und dafür dieſe einſchaltete: „Die proviſoriſche Regierung will die Republik, mit Vorbehalt der Zuſtimmung des Volkes, welches unverzüglich befragt werden ſoll“. Die Koſtbarkeit der Augenblicke machte ſich ſo ſehr fühlbar, daß kein weiterer Widerſpruch erhoben und die ganze Proklamation, einſchließlich des zuletzt angeführten Satzes, ſofort in die Druckerei des Moniteur befördert, ſowie in einer

Menge mit fliegenden Federn gefertigten Abſchriften auf den Grèveplatz ausgeworfen wurde*). Dieſem erſten von der proviſoriſchen Regierung erlaſſenen Aktenſtücke ſchloß ſich als zweites unmittelbar eine an die Armee gerichtete Proklamation an, worin den Generalen, Offizieren und Soldaten eine dicke Schichte Phraſenhonig auf die Lippen geſtrichen ward.

Wie bekannt, hat ſich die franzöſiſche Armee unweigerlich der proviſoriſchen Regierung zur Verfügung geſtellt. Die in Paris anweſenden Truppen thaten das in den Perſonen ihrer Generale und Oberſten noch in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar. Dieſes Beiſpiel fand dann raſche Nachfolge in den Provinzen; auch in Algier, wohin man anfänglich mit Beſorgniß geblickt hatte, weil man befürchtete, die daſelbſt anweſenden, im Heer und in der Marine ſehr beliebten Söhne Louis Philipps, der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville, könnten einen Verſuch machen, die Fahne der Julidynaſtie aufrecht zu halten. Die beiden Prinzen waren jedoch zu gute Franzoſen, als daß ſie Dem, was nun einmal zur Stunde für den Nationalwillen galt, ſich hätten entgegenſtemmen wollen. Die Art, womit ſie dieſen Nationalwillen anerkannten und womit ſie ihre Kommando's niederlegten, um ins Exil zu gehen, war durchaus würdig und eine ſchöne Frucht der verſtändigen Nicht-Prinzenerziehung, welche ihnen ihr Vater hatte geben laſſen. Daß übrigens Armee und Flotte der neuen Ordnung der Dinge ſo leicht ſich fügten, begreift ſich unſchwer. Erſtens war ja Niemand da, welcher ihnen das Gegentheil befohlen hätte; zweitens war das Bürgerkönigthum im Heer und in der Marine ſchon lange unpopulär geweſen; drittens hatten in den Regimentern wie auf den Kriegsſchiffen die Ueberlieferungen der erſten Republik unauslöſchlich ſich fortgepflanzt und viertens endlich hat der franzöſiſche Soldat an die Fabel von „des Königs Rock“ nie geglaubt und hat demnach nur unter ſo ganz außerordentlichen, ſo kunſtvoll zu- und vorbereiteten Umſtänden, wie ſie im Dezember von 1851 geweſen ſind, ſeine Sache gänzlich von der ſeines Volkes getrennt. Freilich, die Wirkung, welche die Zauberformel „Republik“ im Frühling von 1848 unzweifelhaft auf die franzöſiſche Armee übte, war eben auch nur eine proviſoriſche und konnte nur eine ſolche ſein, da die Republik mit aller Welt im Frieden leben zu wollen erklärte und alſo den kriegeriſchen Erwartungen der Soldaten nicht entſprach . . . .

---

*) In ſehr beſtimmter Form und auch unwiderlegt iſt die Sage aufgetreten, die Herren Dupont, Lamartine, Cremieux und Garnier-Pagès hätten es ſofort bereut, dem Ausſpruch, daß die proviſoriſche Regierung die Republik wolle, zugeſtimmt zu haben, und ſie hätten einen Vertrauten (den Herrn Bixio) nach der Druckerei des Moniteur geſendet, um den ihnen anſtößigen Satz aus der Proklamation zu entfernen. Allein es ſei ſchon zu ſpät und das Blatt bereits gedruckt und ausgegeben geweſen. Auch Marraſt ſoll an dieſem Verhinderungsverſuch ſich betheiligt haben

Nachdem die proviſoriſche Regierung ſich konſtituirt und ihre erſten Verlautbarungen erlaſſen hatte, mußte ſie ſich organiſiren, um den öffentlichen Dienſt wieder in Gang zu bringen. Zu dieſem Zwecke nahm man zunächſt eine Beſetzung der wichtigſten Staatsämter vor. Der alte Dupont, dem wenig oder keine Arbeit mehr zugemuthet werden durfte, ward zu dem Ehrenamt eines Regierungspräſidenten ohne Miniſterportefeuille berufen. Lamartine nahm das Miniſterium des Aeußeren, Ledru das des Inneren, Cremieux das der Juſtiz, Marie das der öffentlichen Arbeiten, Arago das der Marine an ſich. Zum Finanzminiſter ernannte man den Bankier Goudchaux, zum Kriegsminiſter den General Subervic, zum Unterrichtsminiſter Carnot, zum Handelsminiſter Bethmont, zum Maire von Paris Garnier-Pagès, zum Befehlshaber der Nationalgarde des Seinedepartements den Oberſt Courtais, zum Generalgouverneur von Algier den General Cavaignac. Cauſſidière und Sobrier beließ man in der Leitung der Polizeipräfektur, deren ſie ſich „im Namen des ſouverainen Volkes“ bemächtigt hatten. Nachdem dieſe Beſtimmungen getroffen waren, traf man die weiteren von der Noth des Augenblicks eingegebenen Anordnungen.

So hatte man bis um Mitternacht regiert, als den Mitgliedern der Regierung die Thatſache, daß ſie ſeit länger als 12 Stunden weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen, ſehr deutlich ſich fühlbar machte. Es iſt wohl der Aufzeichnung werth, daß dieſe Diktatoren, welche in einem abgelegenen Winkel des pariſer Stadthauſes ſo eben Beſchlüſſe gefaßt und Dekrete erlaſſen hatten, die das Schickſal Frankreichs beſtimmten, die äußerſte Mühe hatten, kärglichſte Mittel zur Stillung ihres Hungers und Durſtes ſich zu verſchaffen. Mit Noth wurden ein halber Laib Kommisbrot und etliche Stücke Käſe aufgetrieben, welche Lebensmittel die Soldaten, die das Stadthaus beſetzt gehabt, daſelbſt hatten liegen laſſen, ein Arbeiter brachte einen gefüllten Waſſerkrug, ein von Hand zu Hand gehendes Taſchenmeſſer mußte als gemeinſames Beſteck, das Bruchſtück einer Zuckerdoſe als gemeinſamer Becher dienen und die Mahlzeit begann, — die frugalſte, welche jemals eine franzöſiſche Regierung, ja wohl überhaupt jemals eine Regierung auf Erden gehalten hat. Aber nicht fehlte ihr die Würze von Seiten des wahren und wirklichen Nothhelfers der Franzoſen, des geflügelten Feenkindes Eſprit. Denn Lamartine ſagte: „Seht mal, unſer Bankett iſt ein gutes, auf eine wohlfeile Regierung weiſendes Vorzeichen (voici un festin de bon augure pour un gouvernement à bon marché).“ Nachdem Brot und Käſe aufgezehrt und der Waſſerkrug geleert war, wurde die Arbeit wieder aufgenommen und bis zum Tagesgrauen fortgeſetzt. An 70 Manifeſte, Anordnungen, Unterweiſungen und Befehle ſind die Frucht dieſer Nachtarbeit geweſen, die in der fahlen Morgendämmerung des 25. Februars eingeſtellt werden mußte, weil im buchſtäblichen Wortſinne die übermüdeten Augen und Hände den Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung den Dienſt verſagten.

3.

Wenig nur fehlte, daß ſchon an dieſem alſo herangewachſenen 25. Februar das republikaniſche Proviſorium noch etwas Proviſoriſcherem hätte weichen müſſen. Dem armen Wickelkind von improviſirter Republik ſammt ihren proviſoriſchen Vormündern drohten nämlich die im Brütofen der ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Doktrinen ausgeſchlüpften Phantasmen und Utopien alsbald über den Kopf zu wachſen. Am Vormittag und am Nachmittag erwehrte ſich die proviſoriſche Regierung nur mit äußerſter Anſtrengung der Gefahr, nicht allein ſich ſelber weggeſchwemmt, ſondern auch den ganzen Geſellſchaftsbau in Trümmer geworfen zu ſehen. Dieſen Sinn, dieſes Ziel hatte in der That der wiederholte Anſturm proletariſcher Banden auf das Stadthaus und ihre drohende Forderung, das blauweißrothe Nationalbanner durch die rothe Fahne zu erſetzen.

Nun kann man allerdings ſagen, es wäre um den bedrohten Geſellſchaftsbau nicht ſehr ſchade geweſen. Aber welcher Menſch von fünf geſunden Sinnen wird behaupten wollen, daß an die Stelle dieſes Geſellſchaftsbau's ein beſſerer geſetzt worden wäre durch den (übrigens im Großen ganz unmöglichen) Verſuch, die Träumereien Saint-Simons, die Abſtraktionen Fouriers, die Windbeuteleien Cabets zu verwirklichen? Ein ſolcher Verſuch würde und müßte, falls er über eine gräuelvolle Anarchie überhaupt ſich hätte erheben können, nur zur bleiſchwerſten aller Tyranneien ausgeſchlagen ſein. Der Wahnwitz des Kommunismus hat ja in alter und neuer Zeit überall nur da ſich ausführbar, für kurze Weile ausführbar erwieſen, wo er mit einem andern Wahnwitz, mit dem religiöſen Fanatismus, ſolidariſch verbunden aufgetreten iſt. Und wie haben die beiden Wahnwitze ihre armen Bekenner überall und allzeit ſo namenlos elend gemacht!

Jedermann weiß, daß und wie am 25. Februar der rothe Sturm glücklich abgeſchlagen wurde. Abermals hauptſächlich durch einen glücklichen Einfall Lamartine's — ach, dieſe franzöſiſche Republik und ihre proviſoriſche Regierung ſie lebten ja überhaupt nur von glücklichen Einfällen! — ja, wiederum durch einen glücklichen Einfall Lamartine's, welcher die rothe Fahne niederredete, „dieſe rothe Fahne, welche bloß um das Marsfeld die Runde gemacht hat, 1791 und 1793 geſchleift im Blute des Volkes, während die dreifarbige Fahne die Runde um die Welt machte mit dem Namen, dem Ruhm und der Freiheit des Vaterlandes!“ Dieſe ſo äußerſt geſchickt auf die franzöſiſche Eitelkeit berechneten Worte brachten eine magiſch-mächtige Wirkung hervor und es erfolgte eine jener großen Rührſcenen, die auf der franzöſiſchen Revolutionsbühne ſo häufig ſind. „Seid umſchlungen, Millionen! Dieſen Kuß der ganzen Welt!“ Seinen künſtleriſch-melodramatiſchen Gipfelpunkt hat das dreifarbige Fahnenſchwenken, das patriotiſche Umſchlungenſein und das koſmopolitiſche Weltküſſen im Frühling von 1848 in den plaſtiſchen Attitüden gefunden, welche die große Komödiantin und häßliche Jüdin Rachel im Theater Français zum Beſten gab, mit der Trikolore geſtikulirend und die Marſeillaiſe deklamirend, — auch ſo eine Freiheitsmuſe, welche von den Sünden der Monarchie fett geworden war.

Der Sieg der „honetten“ Republik über die „rothe“ am 25. Februar iſt jedoch nur ein zweifelhafter geweſen; denn die proviſoriſche Regierung ließ ſich ja an dieſem Tage, um, wie ſie glaubte, dem Proletariat gerecht zu werden, dieſes Dekret entreißen: — „Die proviſoriſche Regierung der franzöſiſchen Republik verpflichtet ſich (s'engage), die Exiſtenz des Arbeiters mittels der Arbeit zu gewährleiſten (à garantir). Sie verpflichtet ſich, allen Bürgern Arbeit zu verſchaffen. Sie anerkennt, daß die Arbeiter berechtigt ſind, ſich unter einander zu verbünden, um des gerechten Nutzens ihrer Arbeit zu genießen. Die proviſoriſche Regierung zuerkennt den Arbeitern die verfallene Million der Civilliſte des Exkönigs.“

Allerdings war die Noth zur Stunde groß unter dem pariſer Proletariat und die proviſoriſche Regierung mußte ſich, wie die Sachen lagen, zur Beibringung eines Beweiſes gedrungen fühlen, daß diesmal die Revolution nicht nur durch das Volk, ſondern auch für das Volk gemacht worden ſei. Allein bei alledem war das Dekret doch vom Uebel. Es lag darin der Keim der unſeligen Nationalwerkſtätten, es beſtärkte die Arbeiter in dem durch die verrückten ſozialiſtiſchen Schreier ohnehin ſchon ſattſam verbreiteten Irrwahn, der Staat ſei eine Wunderkuh, welche man nur zu melken brauche, um den Topf, und was für einen Topf! ſtets voll Milch zu haben. Nicht als ob die verſtändigeren Arbeiter dieſen Blödſinn nicht erkannt und verworfen hätten; allein das zwar undemokratiſche, jedoch ſehr wahre Wort Schillers:

„Verſtand iſt ſtets bei Wenigen nur geweſen!"

gilt nicht weniger von den arbeitenden Klaſſen als von den genießenden. Zudem konnte es gar nicht fehlen, daß jedes Zeichen, auch das leiſeſte, vom Vorhandenſein ſozialdemokratiſcher Tendenzen im Schooße der Regierung für die geſammte Bourgeoiſie, für den Groß- wie für den Kleinbeſitz zu einem Schreckensſignal werden mußte, welches die geſchworenen Feinde der Republik, die zahlloſe Bande der Nutznießer monarchiſcher Mißbräuche, die Schranzen des Königthums und die Prieſter des goldenen Kalbes, die ganze am 24. Februar in alle Winde geſtäubte Horde der Korrupten vortrefflich im Sinne und zu Gunſten des Rückſchritts auszubeuten wußten, — ſo auszubeuten wußten, daß wenige Wochen ſpäter dem franzöſiſchen und dem europäiſchen Philiſter — und der Philiſter zählt nach Millionen — als unentwegliches Dogma galt, das ſchreckliche Wort Republik, obzwar nur dreiſylbig, bedeute Plünderung, Raub und Mord, Gütervertheilung, Weibergemeinſchaft, Guillotinepermanenz, kurz, alle möglichen wie auch alle unmöglichen Beſtialitäten und Kanibalismen.

Natürlich ließen ſich — man kennt ja die menſchliche Niederträchtigkeit — die ſämmtlichen Verleumder, Haſſer und Todfeinde der Republik dadurch nicht abhalten, mit keuchender Beeiferung zur Anerkennung der Republik ſich herbeizudrängen und ihre Anhänglichkeit an dieſelbe zu betheuern. In Wahrheit, ſelten oder nie hat die Feigheit und Falſchheit der Menſchen glänzender ſich geoffenbart, als hier geſchah. Alle Stände und Parteien wetteiferten in dieſer Anerkennung und in ſolchen Betheurungen. Generalität, Admiralität, Prälatur, Bureaukratie, Konſtitutionalismus, Orleanismus und Legitimismus (von den Berryer und Polignac an bis herab zu den Hauptjeſuiten Montalembert und Falloux), nicht zu vergeſſen den Bonapartismus, alles und alle huldigten der Republik und die Pfaffen ſangen aus voller Kehle: „Domine, salvam fac rempublicam!“ Alle die Volksfeinde ergoſſen ſich auch in bombaſtiſchen Lobpreiſungen der Großmuth, Uneigennützigkeit und Redlichkeit des Volkes. Nämlich öffentlich; denn im Geheimen und unter ſich ſignaliſirten ſie jeden Arbeiter als Plünderer und Todtſchläger, jeden Proletarier als Räuber und Mörder. Es half nichts, auf die Thatſache hinzuweiſen, daß die Bluſen die Schätze der eroberten Tuilerien unberührt gelaſſen hatten; ſowie auf die nicht weniger ſprechende, daß die Bank von Frankreich am 24. Februar in den Händen der Inſurgenten geweſen und nicht im Geringſten gefährdet worden war; ebenſo, daß die Kaſſendiener der Bank am 25. mit vollen Geldſäcken über die Straßen gingen, ohne daß bei noch vollſtändiger „Anarchie“ auch nur ein einziger Verſuch, einen dieſer Geldſäcke anzutaſten, vorgekommen wäre. Die ruchloſen Inſinuationen der Royaliſten auf der einen, die unbeſonnenen Demonſtrationen der Sozialiſten auf der andern Seite machten den Bourgeois zu einem ſiebenfach potenzirten, machten ihn zu einem Angſtphiliſter, der nichts mehr ſah, hörte, roch und ſchmeckte als das „rothe Geſpenſt“, der blind und taub wurde für alle Vernunft und Wahrheit und bereit war, aus lauter Feigheit tapfer, aus blaſſer Furcht brutal und aus purer Angſt grauſam zu werden.

4.

„Panem et circenses", Brot und Spektakel dem Volke zu bieten, das mußte die proviſoriſche Regierung als ihre dringlichſte Aufgabe erkennen und ſie hat ſich redlich angeſtrengt, derſelben zu genügen. Die Spektakel begannen mit der feierlichen Verkündigung der Republik am Fuße der Juliſäule auf dem Baſtilleplatz am 27. Februar, bei welchem Anlaß ein Hunderttauſend Bürgerwehrleute und bewaffnete Bluſen paradirten. Das Verhältniß zwiſchen den beiden Klaſſen, zwiſchen Bourgeois und Ouvriers, erſchien an dieſem Tage noch als ein ganz vortreffliches, äußerlich angeſehen nämlich. Denn innerlich hatte der Fraternité-Schwindel bereits ein großes Loch bekommen.

In Wahrheit, der Argwohn der Beſitzenden war ſchon in hohem Grade wachgeworden und die Mehrheit der proviſoriſchen Regierung gab demſelben beförderlich Ausdruck mittels einer Maßregel, deren wahren Sinn zunächſt nur die Eingeweihten begriffen. Dieſe Maßregel war die Schaffung der ſogenannten „Mobilgarde", wodurch der unliebſamen Thatſache der Volksbewaffnung ihre gefährlichſte Spitze abgebrochen werden ſollte und wirklich abgebrochen wurde. Die Blüthe der pariſer Straßenjugend, das beweglichſte und krakeelluſtigſte Element des Proletariats, etwa 24,000 Burſche im Alter von 15—20 Jahren wurden zu 24 Bataillonen ſoldatiſch organiſirt, um den Sicherheitsdienſt in der Hauptſtadt zu thun. Es war dies ein ſehr geſchicktes „Abſchöpfen des Revolutionsſchaums" und hat die Mobilgarde die von ihr gehegten Erwartungen ſogar noch weit übertroffen. Dieſe Kinder des Proletariats haben ja mit größter Hingebung und Tapferkeit die Intereſſen der Bourgeoiſie verfochten.

Was das „Brot" angeht, ſo war es freilich ſchwieriger zu beſchaffen als die „Spektakel". Aus allen den wohlgemeinten Veranſtaltungen, welche die Regierung traf, um für Arbeit und

Nahrung zu ſorgen, ſetzte ſich nur die unſelige Rutſchbahn zuſammen, auf welcher die junge Republik in den Abgrund der Junikataſtrophe hinunterrollte. Unter der Maſſe von Dekreten, welche in den letzten Februartagen vom Regierungsſitz im Stadthauſe ausgingen — eins derſelben ſtellte die republikaniſche Deviſe „Liberté, égalité et fraternité“ wieder her, ein anderes befahl die Veräußerung der Krondiamanten und der Güter der Civilliſte, ein drittes ſchaffte die Adelstitel ab, u. ſ. w. — war auch eins, welches eine permanente Regierungskommiſſion „pour les travailleurs“ errichtete, die den ziemlich nebelhaften Auftrag erhielt, „das Loos der Arbeiter zu verbeſſern“. Der Sozialismus lag nun einmal ſo ſehr in der Luft, daß auch die allen ſozialiſtiſchen Experimenten grundſätzlich abgeneigte Mehrheit der proviſoriſchen Regenten ſeinen Einwirkungen nicht ſich zu entziehen vermochte. Die Minderheit vollends athmete dieſe Einwirkungen eifrigſt ein und insbeſondere fiel es dem, von Albert ſekundirten Louis Blanc, dem „Miniſter des Vorſchritts (ministre du progrés)“, zu, die Doktrin der Verbeſſerung des Looſes der arbeitenden Klaſſen zu lehren und das Problem einer ſogenannten „Organiſation der Arbeit“ theoretiſch zu löſen. Zu dieſem Ende ſaß er dem „Arbeiterparlament“ vor, welches, aus 250 Abgeordneten aller pariſer Gewerbe — auch aus 3 Abgeordnetinnen — beſtehend, in dem prächtigen Sitzungsſal der weiland Pairskammer zuſammentrat und in dieſer Umrahmung das abſonderlichſte Bild einer ſehr gemiſchten Geſellſchaft darbot. Während man hier eines jener qualvoll uralten und ewigjungen Räthſel, eine jener großen Fragen, —

„Worüber ſchon ſo manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme ſchwitzende Menſchenhäupter,
Und worauf nur ein Narr Antwort erwartet“ —

die Frage, wie der Herr Geld mit der Magd Arbeit glücklich zu verheiraten wäre, mittels mehr oder weniger verſtändiger Erörterungen und Debatten „ſtudirte“ und theoretiſch zurechtzulegen unternahm, that die Regierung anderwärts einen weiteren Schritt auf dieſem unſicheren Terrain, einen praktiſchen Schritt, d. h. einen ungeheuer großen Fehlſchritt. Sie ließ nämlich in Folge des erwähnten unſinnigen Erlaſſes vom 25. Februar durch den Miniſter der öffentlichen Arbeiten, durch Marie (alſo nicht, wie man lange gelogen hat, durch Blanc) die Staatswerkſtätten („ateliers nationaux“) einrichten, in welchen ſich nach und nach an 70,000 Arbeiter oder vielmehr Nichtarbeiter zuſammenfanden, um auf Staatskoſten zu faulenzen. Denn nicht etwa Aſyle für die redlichen und fleißigen Proletarier waren dieſe Staatswerkſtätten, ſondere Sammelplätze für die Maſſe der faulen und lüderlichen, was freilich nicht ausſchloß, daß Hunderte auch von braven Arbeitern, welche die äußerſte Noth in die Staatswerkſtätten trieb, in denſelben allmälig an ein müſſiges Taugenichtsdaſein gewöhnt wurden. Selbſtverſtändlich waren es auch dieſe heilloſen Anſtalten, deren Errichtung ebenſo eine Sünde wie ihre ſpätere plötzliche Aufhebung eine berechnete Grauſamkeit geweſen iſt, ja, dieſe Anſtalten waren es, wo die tollſten Ausgeburten des Kommunismus zu jeder Stunde auf Maſſen von Rekruten mit Sicherheit rechnen konnten.

Die proviſoriſche Regierung, auf keinem feſten Prinzip fußend, in ſich geſpalten, nach verſchiedenen Polen hingezogen, verſuchte, wie das ja der Unzulänglichkeit und Schwäche gar häufig begegnet, das Allerſchwierigſte zu vollbringen, d. h. allen Parteien gerecht zu werden und zu gefallen. Den einzigen rettenden Gedanken hat ſie niemals auch nur von ferne in's Auge zu faſſen gewagt, den Gedanken, daß die Republik nur auf den Trümmern der vollſtändig zu vernichtenden Regierungsmaſchine der Monarchie wirklich, wahr- und weſenhaft begründet werden könne. Freilich, das Franzoſenthum, wie es nun einmal iſt, leidet an dem organiſchen Fehler, das Weſen der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchen gar nicht zu verſtehen: es wird daher nie einen auch nur halbwegs glücklichen und dauernden Verſuch machen, die Idee des demokratiſchen Selfgovernments zu verwirklichen. Sowie aber die Republik von 1848 drei Dinge ſo beſtehen ließ, wie ſie dieſelben von der Monarchie überkommen hatte, die Centraliſation der Verwaltung, die Omnipotenz von Paris und das ſtehende Heer, war ſie ſchon verloren.

Die Arme friſtete eben ihr flüchtiges Daſein nur durch ſchwächliche Konceſſionen. Hatte die proviſoriſche Regierung dem Proletariat das Arbeiterparlament und die Staatswerkſtätten bewilligt, ſo machte ſie jetzt der Bourgeoiſie, welche davor zitterte, die Republik von 1848 könnte die kriegeriſche Propaganda der Republik von 1793 wieder aufnehmen wollen, das Zugeſtändniß, das berühmte Friedensmanifeſt vom 7. März an Europa zu richten, womit dann freilich wieder die Armee unſanft vor den Kopf geſtoßen wurde. Das Manifeſt war von Lamartine verfaßt und könnte, wenn ſtatt in Proſa in Verſen geſchrieben, ganz gut in den „Méditations“ oder „Harmonies“ des Poeten ſtehen. Dieſes Stück lyriſcher Diplomatik oder diplomatiſcher Lyrik ſagte den europäiſchen Machthabern: Thut ihr uns nichts, ſo thun wir euch auch nichts. Wir anerkennen zwar nicht mehr den Rechtsbeſtand, wohl aber den Thatbeſtand der Verträge von 1815 und unſere Republik wird nur auf moraliſche Eroberungen ausgehen.

Derweil geſtalteten ſich aber die Verhältniſſe in Paris ſo, daß es doch wieder ſehr fraglich wurde, ob ſich nicht bald die Nothwendigkeit herausſtellen werde, dem noch in voller Arbeit befindlichen Revolutionsvulkan eine Gelegenheit zu eröffnen, ſeine Lava nach außen zu ergießen. Eine zügelloſe Preſſe rüttelte an den Grundveſten alles Beſtehenden und das ganz Paris überwuchernde Klubbweſen ſtellte die Möglichkeit des Beſtehens irgendeiner Regierung mehr und mehr in Frage. Zu Ende des März gab es 150 Klubbs, im April mehr als 300, Klubbs für alles und alle, ſogar einen „republikaniſchen Centralklubb für die Taubſtummen Frankreichs“ und unter den Damenklubbs einen „Frauemanzipationsklubb“ und einen „Klubb der Veſuverinnen (Vésuviennes)“. Die eigentlich revolutionären Vereine machten entſetzlich viel Lärm, waren aber ſo ziemlich alle nur klägliche Nachäffungen ihrer Vorbilder während der erſten Revolution. Einen Danton, einen Robespierre oder auch nur einen Desmoulins hat das pariſer Klubb-Weſen oder Unweſen von 1848 nirgends hervorgebracht. Wir leben ja überhaupt im Zeitalter der Mittelmäßigkeiten. Der gefürchtetſte Klubb war die „Société républicaine centrale“ in der Rue de Grenelle St. Honoré, welche gleich nach ihrer Gründung Einheimiſchen und Fremden für den wiedererſtandenen Jakobinerklubb galt *). Präſident war Auguſt Blanqui, der ſkrupelloſeſte aller Fanatiker, der gefährlichſte und zäheſte aller Verſchwörer, der wüthendſte aller Haſſer des Beſtehenden und dabei nichts weniger als ein „vir integer“. Dem „Club de la révolution“ ſaß Armand Barbès vor, der ſtandhafteſte Idealiſt ſeines Landes und einer der bravſten, uneigennützigſten und liebenswürdigſten Menſchen ſeiner Zeit, welcher kein Opfer, keine Gefahr und kein Leiden geſcheut hat, wo es galt, für ſein Ideal der ſozialdemokratiſchen Republik einzutreten, deſſen Schwärmerei und Gutmüthigkeit aber vielfach von Demagogen unlauterſter Sorte mißbraucht worden ſind. In der „Société fraternelle centrale“ predigte der Chemiker Raſpail ſeinen abſtruſen Sozialismus und im „Club icarien“ leierte Cabet ſeinen konfuſen Kommunismus her. Wenn alle Gänſe der Erde gerupft und jede Gänſefeder von einem Schreiber in Bewegung geſetzt worden wäre, dennoch hätten ſie alle mitſammen die Maſſe des in den 300 pariſer Klubbs binnen 3 Monaten produzirten Un- und Blödſinns nicht niederzuſchreiben vermocht.

---

*) Schon in einer Depeſche Delley's vom 29. Februar heißt es, die „Société centrale républicaine“ ſei beſtimmt, „à remplacer celui des Jacobins.“ G. B. A.

Wenn nun ſchon die in dieſen 300 Vereinen graſſirende Schwatzcholera vom Unheil war, weil ſie die Leute an Müſſiggang und an den Wahn gewöhnte, daß ſie durch Herbrüllen oder Anhören ſouverainen Unverſtandes eine patriotiſche Pflicht erfüllten, ſo griff der Klubbismus noch unheilvoller in die Entwickelung der Dinge ein, wenn er ſich nicht auf das Schwatzen und Klatſchen beſchränkte, ſondern handeln zu müſſen glaubte. Die Gerechtigkeit gebietet zu ſagen, daß dieſem Trieb, zu handeln, der unzweifelhaft richtige Gedanke zu Grunde lag, daß die proviſoriſche Regierung nicht das Zeug habe, die Republik zu begründen. Daneben aber hatten ſich die Häuptlinge der Klubbiſten in den Wahn verbiſſen, die Erſetzung dieſer Regierung durch eine wohlfahrtausſchüßliche Diktatur würde unfehlbar zum Ziele führen, während ſie noch dazu in Betreff der Perſon des zu kürenden Diktators oder der Mitglieder des zu beſtellenden Diktatoriums im höchſten Grade uneinig waren. In Wahrheit, die ſogenannten „Rothen“ zerfielen in unendlich viele Farbenſchattirungen, waren einander wie Gift und Galle zuwider, und wenn der Republikanismus, als deſſen verſchiedene Spitzen die „Citoyens“ Ledru, Blanc, Flocon, Cauſſidière, Barbès, Sobrier, Huber, Blanqui, Proudhon, Raſpail, Cabet, Thoré vorragten, einen augenblicklichen Sieg über die „trikoloren“ Republikaner und über die Monarchiſten erlangt hätte, ſo würden ſofort ſeine einzelnen Fraktionen wüthend untereinander ſich zerfleiſcht haben.

Als ſeinen Haupthebel hat der Klubbismus bekanntlich die Maſſendemonſtrationen angeſetzt, welche aber die beabſichtigte Wirkung nicht thaten. Im Gegentheil! Denn ſie riefen alle Beſorgniſſe der Beſitzenden ſtets von Neuem wach; ſie verhinderten, weil ſie das Geld in ſeine Schlupfwinkel zurückſchreckten, das Wiederaufleben von Handel und Wandel; ſie befeſtigten und verhärteten die Bourgeoiſie in der Ueberzeugung, daß einem Zuſtande, der täglich und ſtündlich Alles in Frage ſtelle, um jeden Preis ein Ende gemacht werden müſſe; ſie verſtärkten die

Angſtmannſchaft der Spießbürgerei unermeßlich und erfüllten dieſe Angſtmannſchaft mit dem Muth und mit der Wuth der Verzweiflung. Das thörichte Kokettiren der Demagogen mit dem Proletariat, der myſtiſche Kultus, welchen ſie dem Abſtraktum „Volk“ (peuple) widmeten, die Schroffheit, womit ſie dieſen ganz willkürlich gemachten Volksbegriff als trennenden Keil in die nationale Geſammtheit hineintrieben, das alles mußte nothwendig zur Folge haben, daß die gebildeten und beſitzenden Klaſſen feſt und feindſelig gegen das „Volk“ ſich zuſammenſchloſſen. Auch ſollte ſich bald zeigen, daß ſie die Stärkeren waren. Die Bürgerwehr, insbeſondere die der reichen und eleganten Stadtquartiere, zog ſich entſchieden von aller Gemeinſchaft mit den Bluſen zurück, reihte ſich dicht um die proviſoriſche Regierung, als die einzige konſtituirte Autorität, und befliß ſich bei jeder Gelegenheit, ihre frühere Allianz mit der ſchmollenden Armee wieder herzuſtellen, was auch gelang. Die Mehrheit der proviſoriſchen Regierung ihrerſeits trug Sorge, das bedeutende Machtmittel, welches ſie in der Armee und Nationalgarde beſaß, noch beträchtlich zu mehren und zu ſtärken durch Hinzufügung der Mobilgarde, welcher ſie geſchickt ſchmeichelte, nicht allein mit Worten, ſondern auch mit materiellen Begünſtigungen.

Mit ſtarrenden Augen und klingelnden Ohren, bleich vor Furcht, verſteinert vor Schrecken hatte die Bourgeoiſie mit angehört, wie Proudhon, ein Querkopf von Haus aus, den das Studium der hegel'ſchen Philoſophie noch mehr verquert und verdreht hatte, in ſeinem Journal „Représentant du peuple“, den alten Sieyès karikirend und traveſtirend, dieſes Frage- und Antwortſpiel getrieben: „Was iſt der Arbeiter? Nichts. Was ſoll er ſein? Alles. Was iſt der Kapitaliſt? Alles. Was ſoll er ſein? Nichts.“ Jetzt aber hatte ſie ſich von ihrem Starren und Entſetzen wieder erholt. Sie bewies das ſchon bei Gelegenheit der klubbiſtiſchen Maſſendemonſtration vom 17. März, noch mehr aber und nachdrücklicher bei der vom 16. April. An dieſem

Tage gab die Bourgeoiſie auf die proudhon'ſche Frage: „Was iſt das Kapital?“ ihre Antwort, die Antwort: „Das Kapital iſt der Herr der Arbeit“. Daß die „Rothen“ am 16. April die proviſoriſche Regierung mit Gewalt hätten ſtürzen wollen, iſt unerwieſen und nicht einmal wahrſcheinlich. Gewiß aber iſt, daß die Nationalgarde einen Eifer entwickelte, welcher unbefangenen Beobachtern auffiel und deſſen Sinn nicht mißzuverſtehen war *). An dieſem Apriltage hat die Bourgeoiſie noch nicht der Republik, wohl aber nicht allein dem Sozialismus und Kommunismus, ſondern auch der Demokratie den Krieg auf Leben und Tod erklärt.

Um den düſtern Eindruck dieſer Thatſache zu verwiſchen, ließ die Regierung vier Tage ſpäter, am 20. April, die wohlarrangirte Komödie eines ſogenannten „Bruderſchaftsfeſtes“ in Scene gehen. Bei dieſem Fahnenweihefeſt zogen in feſtlichem Waffenſchmuck 300,000 Mann auf, lauter „Brüder“, die ſich zwei Monate ſpäter in wüthendem Mordkampf auf einander warfen. Uebrigens wurde, was an dem republikaniſchen Bruderſchaftsſchwindel ſei, ſchon früher offenbar, ſchon drei Tage nach dem Feſt vom 20. April. Denn am Oſterſonntag begannen die Wahlen zur Nationalverſammlung, deren Geſammtreſultat ja nichts anderes geweſen iſt als eine Kriegserklärung gegen die Republik, obzwar dieſelbe amtlich noch verſchwiegen wurde.

Die proviſoriſche Regierung hatte ſchon am 5. März die Wahlen zur konſtituirenden Nationalverſammlung ausgeſchrieben, auf Grund des allgemeinen und direkten Stimmrechts, ſo daß

---

*) Depeſche Delley's vom 17. April: „Toutes les légions de la garde nationale de Paris et de la banlieue sont accourus pour prêter main forte au gouvernement dans le cas où il en aurait besoin: cet élan spontané avait quelque chose de vraiment imposant et surtout il a dû prouver d'une manière evidente, aux meneurs combien leurs utopies sont peu goutées par la généralité de la population qui est vraiment lasse de démonstrations et de désordre.“ E. B. A.

jeder unbeſcholtene Franzoſe nach zurückgelegtem 21. Lebensjahre wählbar war. Auf je 40,000 Einwohner ſollte ein Deputirter kommen, ſo daß die Geſammtzahl derſelben, Algier und die übrigen Kolonien inbegriffen, ungefähr 900 ſein würde. Jeder Abgeordnete ſollte während der Dauer der Sitzungen ein Taggeld von 25 Francs erhalten. Paris nun und das Seinedepartement wählten ihre 34 Vertreter ganz im Sinne des 24. Februar, d. h. im Sinne der „honetten" Republik, ein ſchlagender Beweis, daß zu Oſtern der Royalismus in der Hauptſtadt noch nicht wieder obenauf war. An der Spitze der Vierunddreißig ſtand mit 259,800 Stimmen Lamartine, am Ende mit 104,871 Lamennais. Der Erſtere war noch in 9 anderweitigen Wahlkollegien gewählt worden und hatte im Ganzen 2,300,000 Stimmen auf ſich vereinigt: aber, ach, wie bald und wie raſch ſollte er von dieſem ſtolzen Gipfel ſeiner Popularität herabſtürzen! Der Klubbismus unterlag bei den pariſer Wahlen vollſtändig; keiner ſeiner Häuptlinge erhielt mehr als 20,000 Stimmen. Das Wahlergebniß in den Provinzen kündigte die Reaktion gegen die Februarrevolution deutlich an; denn obzwar da und dort ein „Rother" durchgegangen, beſtand die überwiegende Mehrheit der Gewählten keineswegs aus „dreifarbigen" Republikanern, ſondern vielmehr aus Orleaniſten, aus Legitimiſten und (freilich in weit geringerem Maße) aus Bonapartiſten. Die letzteren rührten ſich übrigens ſehr eifrig und emſig. Sie hatten das richtige Vorgefühl, daß ihre Zeit gekommen ſei oder doch bald kommen werde. Natürlich gebärdeten ſie ſich vorerſt als eifrige und eifrigſte Republikaner. Verſchiedene Prinzen vom Hauſe Bonaparte verſicherten die Republik und die proviſoriſche Regierung ausdrücklich ihrer „wärmſten Anhänglichkeit". Auch der Sohn von Hortenſe Beauharnais war ſchon am 28. Februar nach Paris gekommen, natürlich nur zu dem Zwecke, um der proviſoriſchen Regierung ſeine Hingebung (son „dévouement") zu bezeugen. Auf einen Wink der Regierung hin hatte der Held von

Straßburg und Boulogne wieder nach England ſich zurückbegeben, um, wie er erklärte, „der Befeſtigung der republikaniſchen Staatsform nicht durch ſeine Perſon hinderlich zu ſein.“ Dann ſchlug Louis Bonaparte, ſich koſtbar machend, eine Wahl in die Nationalverſammlung zunächſt aus, ſagte aber zur Marchioneß Douglas, ſeiner Verwandten von Karlsruhe her: „Bevor ein Jahr um iſt, ſtehe ich an der Spitze der Regierung von Frankreich ....“

Donnerstags den 4. Mai trat die Nationalverſammlung im Palais Bourbon zuſammen. Warum die Monarchiſten ihre offenkundige Mehrheit nicht ſofort geltend zu machen verſuchten, iſt ſehr leicht zu erklären. Die Herren hatten bewegliche Gründe, einſtweilen die republikaniſche Maske vorzuſtecken. Erſtens ſtand ja noch das „Volk“ von Paris für die Republik kampfbereit und unbeſiegt unter den Waffen und zweitens waren die Royaliſten über das Wie der Wiederherſtellung des Königthums unter ſich ganz zerfahren, zerfallen und geſpalten. Man mußte — „mel in ore, fraus in corde“ — die Republik ſanft und ſachte todtintrikiren. Das Uebrige würde ſich mit der Zeit ſchon finden.

Die proviſoriſche Regierung legte ihre Gewalt in die Hände der Nationalvertretung nieder und dieſe erklärte mit allen gegen eine Stimme (die von Barbès), daß ſich jene um das Vaterland verdient gemacht habe. Dann verſchritt die Verſammlung zur Wahl einer proviſoriſchen Exekutivkommiſſion („commission exécutive“), welche 5 Mitglieder zählen, als oberſte Behörde die Miniſter ernennen und überhaupt die Regierung fortführen ſollte, bis die Verfaſſung des Landes zum Abſchluß gebracht ſein würde. Dieſe Exekutivkommiſſion wurde von 774 Votanten beſtellt aus Arago (mit 725 Stimmen), Garnier-Pagès (715), Marie (702), Lamartine (645) und Ledru-Rollin (458). Der einzige wirkliche Republikaner unter den Fünfen war alſo ſchon nur noch als der Letzte gewählt worden und Lamartine, der geſtern noch vergötterte Lamartine ſchon nur noch als der Vorletzte. Es war eine tödtliche Beleidigung für den eitelſten der Lyriker und ſicherlich von Seiten der Bourgeoiſie eine grelle Undankbarkeit. Aber die Citrone war ja ausgepreßt, warum ſollte ſie nicht weggeworfen werden?

Dem Proviſorium alſo machte der Zuſammentritt der Nationalvertretung keineswegs ein Ende. Im Gegentheil, Jedermann fühlte, dachte, ſagte jetzt mehr als je: Alles proviſoriſch! Im Uebrigen trug die Mehrheit der Verſammlung ihre Maſke mit ſolchem Anſtand, daß fremde Diplomaten, die nicht zu den dümmſten gehörten, nach Hauſe berichteten, dieſe Mehrheit ſei der Republik aufrichtig zugethan*).

Sie hatte das auch am 4. Mai feierlich betheuert. Um 5½ Uhr Abends erſchien die proviſoriſche Regierung inmitten der Repräſentanten Frankreichs auf der Plattform der großen, der Concordebrücke gegenüber gelegenen Freitreppe des Palais Bourbon, um Angeſichts einer ungeheuren Volksmenge zu verkündigen, daß die Verſammlung ſo eben einmüthig und einſtimmig die Republik anerkannt habe.

Und als nun das „Vive la république!“ hunderttauſendſtimmig zu ihnen emporbrauſ'te, da hoben die Mitglieder der Nationalverſammlung, alle, alle, nicht allein die Republikaner, ſondern auch die Orleaniſten, Legitimiſten, Bonapartiſten und Jeſuiten alle, alle die Hände zum bekräftigenden Schwur empor.

Weithin roch es nach Meineiden.

---

*) So verſichert auch Delley in ſeiner Depeſche vom 11. Mai, daß die Mehrheit der Nationalverſammlung die Republik wolle („qu'elle veut la république“). E. D. A.

IV.

Des Liberalismus Wonnemond.

1.

Schrecken, ein lähmender, geradezu memmenhafter Schrecken auf der einen und Hoffnung, eine überſchwängliche, geradezu närriſche Hoffnung auf der andern Seite, das war es, was der Wetterſchlag des Frühgewitters vom 24. Februar unmittelbar wirkte. Die Machthaber zitterten vor Furcht, die Völker zappelten vor Freude. Wenn nicht gerade für alle Welt ein Wonnemond, ſo iſt der März von 1848 doch wenigſtens ein Wundermonat geweſen. Denn Märchenhaftes wurde da zu alltäglicher Wirklichkeit, Unerhörtes und Beiſpielloſes ſo gemein wie Brombeeren. Die Könige bekamen plötzlich Ohren, die Pfaffen wurden beſcheiden, die Poliziſten höflich und alle Welt wollte nicht nur liberal und patriotiſch ſein, ſondern auch von jeher, ſchon im Mutterleibe es geweſen ſein. Wer damals die Augen eines Mephiſto im Kopfe gehabt hätte! Er hätte vor Schadenfreude aus der Haut fahren müſſen. Denn was für fabelhafte Narrenſprünge machten da die Menſchen-Marionetten an den Drähten des Demiurg-Ariſtophanes! Der fabelhafteſte vielleicht iſt der Traum von einer deutſchen Republik geweſen, maßen ja die gelehrten Deutſchen das Königthum erfinden würden, ſo es noch nicht erfunden wäre, damit ſie doch ja das Vergnügen hätten, Buch 2, Vers 204—5 der Ilias citiren zu können. Eine deutſche Republik, während jeder richtige Deutſche, wie bekannt, eine eigene Dynaſtie haben möchte und jede richtige Deutſchin, wo möglich, deren zwei, — nein, ſo Tolles ſteht weder im Rabelais noch im Swift! Gewiß, die drei Dutzende von deutſchen Republikanern, wenn es ſo viele gegeben hat, waren ſchon darum ſtrafbar, weil ſie die „realpolitiſche“ Thatſache vergeſſen hatten, daß ſie im Heimatlande des beſchränkten Unterthanenverſtandes geboren worden.

Aber wo blieb denn nur der Stolz auf die Reſultate metternichtiger Kirchhofsruhepolitik? Wo die Zuverſicht auf die Früchte einer „kalmirenden“ preußiſchen Staatsraiſon? Wo das Feſthalten an den Beſchlüſſen karlsbader Kongreſſe und wiener Miniſterkonferenzen, deren volksfeindlichen Machenſchaften Judas-Iſkariot-Gentz — (Schade, daß der Schuft das Jahr 1848 nicht mehr erlebte, um einen zehnfältigen Angſttod zu ſterben!) — unverbrüchlichen Beſtand prophezeit hatte? Wo blieb das mit ſo großem Pompe verkündete majeſtätiſche Selbſtbewußtſein eines nie und nirgend „Sichimponirenlaſſens?“ Wo endlich das Rathen und Thaten der mit ſo vielem Geräuſch aus London importirten „engliſchen Erbweisheit?“ Ach, das alles mit mehrerem iſt in die Brüche gegangen, als die furchtbare Luftdruckwelle der Exploſion vom 24. Februar rheinherüber ſchlug. Die Kunde kam gegangen, wie wenn ſie zu ſchildern des alten Virgilius ſchöne Verſe eigens gemacht worden wären: —

„Parva metu primo mox sese attollit in auras,
Ingrediturque solo et caput inter nubila condit.“

Das erſt leiſe auftretende Gerücht, daß der alte König-Reineke aus ſeinem Tuilerien-Malepartus mit revolutionärem Pulverdampf hinausgeräuchert worden und die Republik proklamirt worden ſei, wurde mit dem ungläubigen Lächeln vornehmer Ueberlegenheit aufgenommen. Als es aber im Handumdrehen zu einer in Rieſengeſtalt einherbrauſenden Thatſache ſich wandelte, da ging ein ungeheurer Schlotter durch die Paläſte und Schlöſſer, durch die Kanzleien und Sakriſteien und ward kläglich-klärlich offenbar, —

„Wie ſehr von manchem hohen Stamme,
Die Wurzeln faul.“

Etliche Monate ſpäter ſchämte man ſich freilich der gehabten Angſt gründlich. Man hatte inzwiſchen einſehen gelernt, wie überflüſſig dieſe Angſt geweſen; denn man hatte erkannt, wie dumm und feig die Völker. Es iſt auch ganz in der Ordnung geweſen, pſychologiſch korrekt ſo zu ſagen, daß bei wiedergekehrtem Machtbewußtſein die Scham über die Märzangſt zum ſchärfſten Sporn des Rachegefühls geworden. Nichts ja macht einen Menſchen wüthender und brutaler als die Erinnerung, daß er ſich ſchwach gezeigt, daß er ſich vor ſeinen lieben Mitmenſchen „in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle“ habe ſehen laſſen.

Denkwürdig bleibt, wie bei den verſchiedenen Nationalitäten, ſoweit ſie überhaupt durch die pariſer Botſchaften tiefer und mächtiger ergriffen wurden, die Aufregung zunächſt ſich äußerte. Ganz national und praktiſch that ſie es bei den Italienern und bei den Polen: Abwerfung der Fremd- und Zwingherrſchaft war hier das Stichwort. Auch bei den Magyaren trug die Bewegung einen nationalen und praktiſchen Charakter, jedoch miſchte ſich ihr eine ſtarke Doſis von Romantik bei, indem es hinter dem Vorhang liberaler Phraſen auf die Wiederherſtellung ariſtokratiſcher Autonomie abgeſehen war. In England zeigten die energie- und reſultatlos wiederaufgenommenen Verſuche des zuerſt in den 30ger Jahren formulirten und organiſirten „Chartismus“ nur, daß auf dieſem hochariſtokratiſchen Boden der demokratiſche Gedanke gar keinen Halt habe und daß das Volk gegenüber den eng zu einer Oligarchie verbundenen Ariſtokratieen des Grundbeſitzes und des Geldes ganz und gar machtlos ſei. Durchweg romantiſch gebärdeten ſich die in der Kultur am weiteſten zurückſtehenden Europäer, die Slaven, mit

Abrechnung der Polen. Denn die Czechen und Südſlaven haben, nach einem kurzen Anlauf der erſteren in entgegengeſetzter Richtung, bekanntlich gegen das moderne Freiheitsprinzip Partei ergriffen, haben ſich zur Bekämpfung deſſelben mit der wiener Hofburg verbündet und haben daneben mehr oder weniger laut verkündigt, daß ihr Endziel ein ruſſiſch-panſlaviſches Czarenthum ſei, welches der verhaßten, weil antilauſewenzel'ſchen, Kamm und Seife handhabenden, friſchgewaſchene Hemden fordernden und überhaupt auf Vermenſchlichung ganzer oder halber Barbaren ausgehenden deutſchen Kultur ein Ende machen ſoll. Freilich findet, wie nicht verſchwiegen werden darf, wenigſtens der unter den ſlaviſchen Stämmen Oeſtreichs graſſirende Haß gegen die deutſche Kultur ſeine ausreichende Erklärung darin, daß dieſelbe den Slaven in der weit mehr abſtoßenden als anziehenden Form ſchwarzgelber Beamtenrüpelei nahegetreten iſt, obzwar die Deutſchöſtreicher ihrerſeits behaupten, die rüpelhafteſten aller ſchwarzgelben Beamten ſeien von jeher böhmakiſchen, hannakiſchen und ſlovakiſchen Urſprungs geweſen. Im Uebrigen offenbarte ſich die Romantik der ſlaviſchen Bewegung von 1848 auch darin, daß das Rückwärtsſtreben zur heiligen Wenzelskrone und anderen altſlaviſchen Antiquitäten und Kurioſitäten ein Hauptgewicht auf theatraliſche Aeußerlichkeiten, Nationaltrachtenfirlefanz und dergleichen Kindereien mehr gelegt hat.

Hierin gerade verrieth ſich die ſlaviſche Halbkultur deutlich genug. Während nämlich der kultivirte Europäer nicht daran denkt, eine andere Tracht anzuthun als eben die europäiſche oder vielmehr amerikaniſche, wie ſie ſich aus dem Anzug, in welchem Benjamin Franklin am Hofe von Verſailles erſchien, entwickelt hat, begehrt der nicht- oder halbkultivirte eine beſondere „Nationaltracht", bunte Farben, mittelalterlichen Schnitt, Borten und Troddeln, Glimmer- und Glitzerzeug. Und noch etwas verrieth ſich hiebei: der das Slaventhum kennzeichnende Mangel an Originalität und Produktivität. Das konnte ſo recht wahrnehmen, wer im Frühjahr oder Sommer von 1848 die richtigen „Nationalczechen" in den Straßen von Prag herumſteigen ſah. Der klägliche Mummenſchanz war aus aller Welt zuſammengepumpt, aus Ungarn, aus Rußland, aus Polen, aus Spanien, aus der Türkei, und zwar zuſammengepumpt noch dazu durch einen verlaufenen deutſchen Theaterſchneidergeſellen, welcher, wie es hieß, dieſes ſlaviſche „Nationalkoſtüm" erfunden hatte.

Die Deutſchen wurden durch die dritte Revolution Frankreichs in einen unüberſehbaren Wirrwarr von Anſchauungen und Stimmungen geworfen. Nur Eins iſt aus dieſem Wirrwarr ſofort deutlich hervorgetreten: die gänzliche moraliſche Unreife und die gänzliche politiſche Unmündigkeit der Maſſen, und zwar der Maſſen bis hoch hinauf. In den verworrenen Kundgebungen derſelben überwog jedoch das freiheitliche Bedürfniß das nationale weit. Jedermann weiß — d. h. jedermann, wer überhaupt zu den Wiſſenden gehört und ſich keinen blauen Dunſt vormacht — daß die Bevölkerungen Deutſchlands ein naturwüchſiges Nationalgefühl, ein elementares Nationalbewußtſein nicht beſitzen. Sie ſind von Haus aus nur Schwaben, Baiern, Oeſtreicher, Heſſen, Sachſen, Preußen, ſowie auch Flachſenfinger und Krähwinkeler; Deutſche werden ſie erſt auf dem Wege der Reflexion, folglich der Bildung. Redet mal einem mit dem ſchwarzen Staar glaubenseiniger Stupidität behafteten Tiroler oder einem mecklenburgiſchen, mit dem Halseiſen der Hörigkeit zur Welt gekommenen Taglöhner oder auch einem im Fett ſeiner Schinken erſtickenden weſtphäliſchen Bauer oder einem zur Verkörperung der Bieridee gewordenen Altbaier von ſeinem Deutſchthum und alle Viere werden euch anglotzen, als hielten ſie euch für nicht ganz richtig im Kopfe. Die mittelalterliche Reichsverfaſſung hat zur Schaffung eines deutſchen Nationalbewußtſeins ſo viel wie nichts gethan, und wenn zur Reformationszeit einzelne erleuchtete Patrioten, vor allen der arme Hutten, die Vorſtellung von einer „deutſchen Nation" betonten, ſo waren das Stimmen von Predigern in der (theologiſchen) Wüſte. Erſt Klopſtock und die Hainbündler haben die Deutſchheit zu einem bevorzugten literariſchen Motiv erheben und haben ein deutſches Nationalbewußtſein den Gebildeten dichteriſch zu vermitteln und annehmlich zu machen geſucht und gewußt. Die Anfänge Göthe's ſtreiften bekanntlich ebenfalls an dieſe Richtung, ſpäter jedoch iſt Wolfgang der Einzige als der vollendete Weltbürger, welcher er war, der ſtandhaften Ueberzeugung geweſen: —

„Zur Nation euch zu bilden, ihr Deutſchen hofft es vergebens!"

Allein der vornehme göthe'ſche Kosmopolitismus ward in den Hintergrund gedrängt durch die unwiderſtehlich durchſchlagende patriotiſche Tendenz von Schillers Johanna und Tell. Dazu kamen dann die Wirkungen der Reden Fichte's, kam die Vergelbung und Karfunkeliſirung des deutſchen Mittelalters durch die Romantiker, endlich die patriotiſche Lyrik der widernapoleoniſchen Kriegszeit, die Verherrlichung eines abſtrakten Deutſchthums durch die Kleiſt, Schenkendorf, Körner und Arndt. Von da ab hat es allerdings ein deutſches Nationalgefühl und Nationalbewußtſein gegeben, aber ein auf dem Wege literariſcher Entwickelung künſtlich gewonnenes, kein angeborenes, ſondern nur ein anempfundenes und deßhalb vorerſt auf die gebildeten Kreiſe beſchränktes. Dieſe Thatſache erklärt auch den Umſtand, daß Deutſche von Un- oder Halbbildung, ſowie ſolche vom Gaunerorden, ſo leicht ſich entdeutſchen und daß ein deutſcher Ochſe ſich in einen Cſiſpány magyariſirt, ein deutſcher Eſel zum Eſelinsky ſich czechiſirt und ein deutſcher Schuft zum ruſſiſchen Schubiak wird. Daß das auf dem Wege einer höheren Kultur gewonnene deutſche Nationalgefühl von den gebildeten Kreiſen aus mehr und mehr in die Volkskreiſe ſich verbreitet, iſt Wahrheit; aber daß die Durchdringung aller Volksſchichten mit dem nationalen Gedanken bereits vollendet ſei, iſt Phantaſterei. Wer ſich des Jahres 1848 erinnert, wird wiſſen, welche Mühe es gekoſtet hat, den Maſſen auch nur die nationale Bedeutung des frankfurter

Parlaments begreiflich zu machen. Oder hätte der Volksinſtinkt dieſe Bedeutung etwa nicht begreifen wollen, weil er nur allzu ſehr begriff, was für ein Schwindel das Parlament?

2.

Die traurige Ehre, dieſes Schwindels Erfinder zu ſein, haben viele in Anſpruch genommen. Ganz unrichtig iſt die ſeiner Zeit weit verbreitet geweſene Meinung, er ſei eigens in der Abſicht erfunden worden, die deutſche Revolution zu hindern, aus einer halben eine ganze zu werden. Benützt iſt er hiezu allerdings ſehr ſtark worden, aber nicht erfunden. Denn er war ſchon vor dem Ausbruch der Bewegung da. Sein Vater war zweifelsohne der deutſche Liberalismus, ſeine Mutter die konſtitutionelle Illuſion und ſeine Säugamme die deutſche Vertrauensduſelei.

Offiziell hat der Parlamentsgedanke ſeine Erſcheinung ſchon vor der pariſer Exploſion vollzogen, ſchon am 12. Februar von 1848, obzwar in noch ſehr beſcheidener, in wickelkindlicher Form. Nämlich in Form des Antrags, welchen Herr Baſſermann am genannten Tage in der Abgeordnetenkammer zu Karlsruhe geſtellt hat, dahin gehend, den ganz klatterig gewordenen Bundestag in populärem Sinne zu renoviren, indem man demſelben eine Art von deutſcher Volksvertretung beigäbe.

Der badiſche Liberalismus iſt, wie bekannt, in den 40ger Jahren der Flügelmann des deutſchen geweſen. Er machte der ganzen Linie deſſelben die einzelnen Bewegungen des oppoſitionellen Exercitiums vor, mit etwelcher radikaler Uebertreibung, wie das eines richtigen Flügelmannes Art und Amt. Nicht etwa nur der Patriarch der badiſchen Oppoſition, der alte Itzſtein, und die beiden jungen Heißſporne Hecker und Struve galten für erklärte Republikaner, ſondern auch der Herr Hofrath Welcker und der Herr Bankier und Buchhändler Baſſermann, welche beiden Herren namentlich zur Zeit der deutſchkatholiſchen Bewegung durch ſchäumende Wuthergüſſe gegen Thron und Altar als ſuperlativiſche Revoluzer ſich manifeſtirt hatten. Später that ſich dann der eine durch die patriotiſche Reſignation hervor, womit er die annehmliche Beſoldung eines Bundestagsgeſandten ſich gefallen ließ, und der andere durch ſeine patriotiſche Geſchicklichkeit als Centralgewaltpoſtillon und Diätenberechner. Der badiſche Radikalismus hat übrigens ſeine Wünſche und Forderungen ſchon im Herbſt von 1847 beſtimmt und deutlich formulirt und zwar im September auf einem großen, faſt ſchon wie eine Volksverſammlung ſich darſtellenden Parteitag zu Offenburg, wo auch republikaniſche und ſozialiſtiſche Anklänge („Selbſtregierung des Volkes“, „Volksbewaffnung“, „Garantie der Arbeit von Seiten des Staats“) ſchlagwörtlich aufſchwirrten. Einen Monat ſpäter hat die durch Itzſtein begründete und alljährlich wiederholte Zuſammenkunft von Führern der Oppoſition in den verſchiedenen deutſchen Kammern und Kämmerchen zu Heppenheim ſtattgefunden und da iſt das Parlamentsideekindlein förmlich und feierlich getauft worden, ſo daß es dann, wie ſchon gemeldet, vier Monate darauf Herr Baſſermann im Ständehauſe zu Karlsruhe mit Ehren vorzeigen konnte. Deutſche Patrioten, die ein warmes Herz, aber kein Hirn beſitzen, und deßhalb unſerem Volke allerhand Eigenſchaften, die es nicht hat und nie gehabt hat, andichten möchten, haben aus der Prämiſſe der Verſammlungen zu Offenburg und Heppenheim den Schluß gezogen, in Deutſchland würde es auch ohne das eindringliche Exempel der pariſer Februarrevolution im Jahre 1848 „losgegangen“ ſein. Die Deutſchen von ſich aus, ſelbſtherrlich, aus eigenem Antrieb, Wunſch und Willen eine Revolution machen? Das heißt denn doch der deutſchen Treue und Redlichkeit einen argen Schimpf anthun.

Mit Reden allerdings waren die Deutſchen diesmal den Franzoſen zuvorgekommen. Noch mehr, es hatte ſogar den Anſchein gehabt, als wollte man in Deutſchland dem allmälig immer ſtürmiſcher gewordenen Reformdrängen von unten herauf halbwegs von oben herab entgegenkommen. Hatte doch Friedrich Wilhelm der Vierte in ſeiner unruhigen Weiſe auch an dem wurmſtichigen Ding von deutſchem Bundestag gerüttelt. Er wollte denſelben anders haben. Wie? iſt freilich nie recht klar geworden, aber, kurzum, anders ſollte das Ding werden —

„Sic volo, sic jubeo; sit pro ratione voluntas!"

Natürlich hatten dieſe königlich preußiſchen Rüttelungsverſuche in der Hofburg und Staatskanzlei zu Wien nur ein mores verneinendes Achſelzucken zur Folge gehabt, d. h. bislang, bis zum Eintreffen der Februarbotſchaft aus Paris. Denn jetzo ſchien mit einmal auch Herr von Metternich zur Einſicht gekommen, es könnte doch wohl zu bedenken ſein, ob es ſich nicht als räthlich und thunlich empfehlen dürfte, zu unterſuchen, ob man allfällig einige Vorbereitungen in Ausſicht ſtellen ſollte, welche darauf abzielten, die ferne Möglichkeit durchblicken zu laſſen, daß man vielleicht, wenn alles wohl ſich ſchickte, zu gelegener Zeit ſich entſchließen möchte, den Entwurf eines Plans zur Ueberweißung, theilweiſen Neutapezirung und Lackirung des wurmſtichigen Dings zu Frankfurt am Main in reifliche Ueberlegung und ſpäterhin ſogar in Vorberathung zu ziehen. Nicht ſobald hatte der König von Preußen wahrgenommen, daß man in der Staatskanzlei in Wien zu ſolcher Höhe der Reformſtimmung ſich erhoben habe, als er auch ſchon ſeinen Vertrauteſten, den Herrn Joſeph, nicht Balſamo, ſondern von Radowitz an Metternich entſandte, um zu vereinbaren, daß die deutſchen Großmächte das Reformwerk zur Hand nähmen. Herr von Radowitz, welcher zum Hauptmacher der nationalen Wiedergeburt Deutſchlands vortrefflich ſich eignete, weil er in ſeiner myſterienhaften Perſon den wiener Ultramontanismus mit dem berliner Pietismus ſo ſchön vereinigte, Herr von Radowitz hatte Erfolg. Denn er brachte es zuwege, daß Oeſtreich und Preußen in rührender Eintracht am 10. März mitſammen eine Kundgebung ausgehen ließen, welche den glücklichen deutſchen Völkerſchaften verſprach, daß noch in demſelben Monat März zu Dresden ein Fürſtenkongreß zuſammentreten ſollte, um die Angelegenheiten Deutſchlands in Betrachtnahme und Berathung zu ziehen.

Sintemal nun, wie männiglich weiß, auf Fürſtenkongreſſen allzeit für die Intereſſen des deutſchen Volkes ſo höchſt vorzüglich geſorgt worden iſt, ſo war es unſäglich beklagenswerth, daß „der in die Zeit gefahrene Sturm“ — mit dem greiſen Uhland zu reden — nicht geduldig genug war, zu warten, bis ein nach Dresden berufener Fürſtenkongreß das Heil Deutſchlands mit Weile und Würde in Betrachtnahme und Berathung gezogen hätte. Statt treu und bieder dem Hoffmann von Fallersleben nachzuſingen:

> „Wer hindert uns in unſern Zwecken und Entwürfen
> Und unſeren Ideen?
> Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß dürfen
> Wir immer vorwärts geh'n.
> Die Obrigkeit hat doch,
> Ja, ja, das Beſt' im Sinn:
> Sie führet uns auch noch
> Zur deutſchen Einheit hin —“

unterwanden und unterſtanden ſich die beſchränkt verſtändigen Unterthanen da und dort, insbeſondere in dem „ganz und gar durch- und unterwühlten“ Südweſtdeutſchland, ohne alle Rückſicht auf die Polizeiordnung ſich zu gebärden und ihre Angelegenheiten ſo zu ſagen in die eigenen Hände zu nehmen. In Wahrheit, der Märzenſaft ſchoß mitunter ſo üppig in Zweig und Blatt, daß Wetterkundige die Brauen bedenklich in die Höhe zogen und nicht nur ein „tolles“ Jahr prophezeiten, ſondern geradezu eine „Götterdämmerung“ — keine mythologiſche, aber eine hiſtoriſche.

Denn es fehlte nicht an Zeichen, daß auch der deutſche Bauer, welcher doch ſo geduldig iſt wie der Boden, den er bearbeitet, vom Wirbelſturm der Zeit angefaßt worden ſei. In den Bauerſchaften Schwabens und Frankens zuckte da und dort eine wilde Erinnerung auf, daß ihre Vorfahren vor 323 Jahren im „hellen Haufen des Odenwalds und Neckarthals“ oder in der „ſchwarzen Schar“ des Florian Geyer mitgefochten: und die noch wildere, daß ſie die Nachkommen der Rebellen, welche am Oſterſonntag von 1525 Stadt und Burg Weinsberg mit Sturm genommen und am Oſtermontag Kaiſer Maximilians des Erſten Eidam, den Grafen von Helfenſtein, mit 13 andern Edelleuten daſelbſt unter Zinkenklang und Trommelſchlag „durch die Spieße gejagt“ hatten. Aus der unter einer dicken Kruſte Zeitaſche noch immer fortglimmenden Erinnerung an den alten Bauernkrieg ſchien die Glut eines neuen emporſchlagen zu wollen, und wie zur Reformationszeit die Bauern dem lutheriſchen Text von der „evangeliſchen Freiheit“ eine etwas andere Auslegung gegeben haben als das „ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg“, ſo illuſtrirten jetzt im März von 1848 die Bauern im Odenwald und im Hohenlohiſchen das Evangelium von der „deutſchen Freiheit“ in ihrer Weiſe, indem ſie den Schlöſſern der Feudalherren den rothen Hahn auf die Dächer ſetzten und mit beſonderer Vorliebe die baronlichen Archive verbrannten, in welchen alle die „wohlerworbenen“ Rechte regiſtrirt waren, denen zu Gunſten der „arme Mann“, was der Bauer dort herum im 19. Jahrhundert nicht minder war als er es im 16. geweſen, jahrein jahraus ſeinen Schweiß hatte vergießen müſſen.

Ja, es fehlte gar nicht viel, daß in Südweſtdeutſchland auf dem flachen Lande die „Bundſchuh“-Fahne wieder erhoben worden wäre. Es fehlte auch nicht viel, daß von den Städten aus das vielbeſchwerte Kleinbürgerthum den grollenden Bauern die Hand gereicht hätte. Aus Stadt und Dorf, aus Werkſtätten und Scheunen züngelten revolutionäre Flammen empor und ſchienen zu einem allgemeinen Brande zuſammenſchlagen zu wollen.

Da trat — es iſt hier zunächſt überall von den deutſchen Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten die Rede — der Liberalismus ins Mittel, um die Reform nicht in die Revolution überſpringen zu laſſen, und begann als Allerweltsmohr ſeine Vermittelungsarbeit.

3.

Nur ſchnöder Undank kann leugnen, daß der deutſche Liberalismus — d. h. der politiſche Ausdruck der beſitzenden und gebildeten Mittelklaſſen, alſo der Bourgeoiſie, denn man kann dieſen franzöſiſchen Begriff nicht umgehen — im Frühling und Sommer von 1848 der Schirm und Schild der Dynaſtieen, der Retter des Adels und der Kirche geweſen iſt. Allerdings war er das nicht aus purer Großmuth, denn der Liberalismus iſt zuvörderſt Geſchäftsmann und dann erſt Menſch, Chriſt und Patriot. Er unternahm alſo ſein Schirm-, Rettungs- und Vermittelungsgeſchäft zunächſt im eigenen Intereſſe, d. h. um ſeine bisherigen Beſtrebungen in geſetzmäßig feſtgeſtellte „Errungenſchaften“ umzuwandeln; aber er führte das Geſchäft, wie zu ſeinem eigenen Vortheil, ſo auch zu dem ſeiner Klienten, der Fürſten, der Edelleute und der Prieſter, eifrig, geſchickt und redlich durch. Dieſes gethan, konnte der Mohr nicht nur „gehen“, ſondern wurde auch mit Fußtritten „von dannen gegangen“, mit ſo brutalen Fußtritten, daß einer der liberalen nicht Hauptmacher, aber Hauptſchwätzer, ein gewiſſer Beſeler, ſich nicht enthalten konnte, den Schmerzensſchrei auszuſtoßen: „Man behandelt uns unmenſchlich!“ Jedoch muß man dem Anno 1849 von dannen gefußtretenen Mohren nachſagen, daß er in dieſer mißlichen Situation als ein ganzer Chriſt ſich benommen hat. Denn er nahm, wie bekannt, das Kreuz des Undanks ergeben auf ſich und ſagte, allzeit unterthänigſt-dienſtbereit, im Abgehen zu ſeinen höhnenden Verabſchiedern: Wenn ihr mich wieder braucht, ſo ruft mich nur!

Eine vornehmſte der Urſachen, welche den Liberalismus ſein großes 48ger Geſchäft mit Glück abwickeln ließen, war ohne Frage die Schlauheit, womit er gleich zu Anfang das in der Bauerſchaft gloſtende Revolutionsfeuer zu löſchen wußte, auf die kraſſe bäueriſche Selbſtſucht ſehr geſchickt ſpekulirend. Er verſtändigte ſich, ſei es ausdrücklich durch Worte oder ſtillſchweigend durch Winke, mit den Regierungen, mit dem Adel und mit der Kirche dahin, daß die Bauern der feudalen Laſten und Leiſtungen entledigt werden ſollten; gegen billige Entſchädigung aller Beſitzer von „wohlerworbenen" Rechten natürlich, aber ſo raſch, wie menſchenmöglich. Dies geſchah und hatte ganz die beabſichtigte Wirkung. Die ſchwäbiſchen Bauern knöpften die Taſchen ihrer Lederhoſen zu, ſchmunzelten ſo pfiffig, wie nur ein ſchwäbiſcher Bauer ſchmunzeln kann, und — (ipse audivi, saepe, saepius, saepissime) — ſagten: „So, jetzt han wir unſer Sächle. Jetzt mögen die Stadtleut' gucken, wie ſie's auch kriegen. Jetzt ſind wir für Ruah und Ornig (Ruhe und Ordnung)". Anderwärts dachten und ſprachen die bäueriſchen „Satisfaits" daſſelbe, nur mit etwas anderen Worten und vielerorten gehörten die Bauern, nachdem ſie „ihr Sächle hatten", ſofort zu den allerärgſten Angſtlappen, Ruheheulern und Ordnungsfanatikern: um ſo mehr, da die von ihrem Märzſchrecken mälig wieder ſich erholenden Pfaffen den Bauernweibern gehörig die Hölle heiß machten mit der Drohung, die Ketzer von Demokraten wollten dem Volke ſeine „Regillion" nehmen.

Um es kurz zu ſagen, der Liberalismus hat mittels der Befriedigung der Bauern das die Bauerſchaft und das Kleinbürgerthum zuſammenhaltende Band revolutionärer Stimmungen und gemeinſamer Intereſſen durch- und abgeſchnitten und hat dadurch der deutſchen Bewegung die maſſige Unterlage der ländlichen Bevölkerung entzogen.

Eine zweite, ebenfalls mit Geſchicklichkeit eingeleitete und mit Glück durchgeführte Handirung der Liberalen war, daß ſie, demokratiſch-revolutionäre Regungen zu dämpfen, den Hauptaccent von der deutſchen Freiheit ſchnell auf die deutſche Einheit hinübertaſchenſpielten. Schon am 28. Februar brachte Herr Heinrich von Gagern — bald darauf, als die liberalen Haupthandirer und Obermachenſchafter einander gegenſeitig als die „edelſten und beſten Männer“ anweihrauchten, als „der Edeln Edelſter“ lobpſallirt — ja, Herr Heinrich von Gagern brachte ſchon am genannten Tage in der darmheſſiſchen Abgeordnetenkammer den Antrag ein, es ſollte ein deutſches Parlament einberufen werden und zwar unter der Vorausſetzung,„daß gleichzeitig der Nation ein oberſtes Haupt beſtellt würde. Damit war die liberale Loſung ausgegeben, und da bei der politiſchen Unbildung der Maſſen jedermann froh war, daß überhaupt eine Loſung gegeben, eine Fahne erhoben war, ſo ſcharte ſich die Menge um die Parlamentsfahne.

Die liberalen Fahnenträger proklamirten dann als Anhängſel zur Parlamentsloſung den Orakelſpruch: „Revolution auf geſetzlichem Boden!“ Dies war freilich ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, geradezu ein Kretinismus; allein die „beſten und edelſten Männer“ Deutſchlands mußten ja recht haben, auch wenn ſie Kretiniſches von ſich gaben. Soweit es übrigens in ihren Parteikram paßte, nahmen ſie es mit dem „geſetzlichen Boden“ keineswegs genau. Sie traten z. B. ohne Umſtände über dieſen Boden hinaus, als eine Verſammlung der liberalen Matadore am 5. März zu Heidelberg beſchloß, einen Aufruf an die Nation zu erlaſſen, worin ein nach der Volkszahl gewähltes Nationalparlament als unumgänglich nothwendig erklärt und gefordert wurde; weiterhin beſchloß, zu erklären, jede Einmiſchung der deutſchen Regierungen in die Angelegenheiten Frankreichs oder gar ein Bündniß mit Rußland wäre vom Uebel; endlich beſchloß, einen Ausſchuß von Sieben zu erwählen, welcher die Wahl und Einberufung des Parlaments berathen und betreiben, zunächſt aber ein „Vorparlament“, beſtehend aus Vertrauensmännern der Nation, berufen ſollte, um die Nationalverſammlung vorzubereiten. Hieß das etwa auf dem „geſetzlichen Boden,“ auf dem Bundesverfaſſungsrechtsboden ſtehen? Dieſelben liberalen Gaukler, welche zu Heidelberg und anderwärts, wo und wie immer es ihren Intereſſen entſprach, den geſetzlichen Boden verließen, haben ſich nachmals kein Gewiſſen daraus gemacht, ihre früheren Parteigenoſſen, welche nicht an die Miniſterunfehlbarkeit der Herren glauben wollten, als „Revolutionäre“, „Anarchiſten“ und „politiſche Verbrecher“ zu verfolgen, was freilich ganz in der Ordnung war; denn wer in der Macht iſt, der iſt im Recht.

Und in der Macht waren ſie, ſo unbeſtritten, daß auch die alte Oberpolizeimaſchine Deutſchlands, der Bundestag, ſich beeilte, dieſe Macht anzuerkennen. Es iſt ohne Frage einer der burleskeſten Schnörkel des „tollen“ Jahres geweſen, als die Mumienſammlung im taxis'ſchen Palaſt in der eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt urpatriotiſch und urliberal zu rumoren und zu handiren anfing, als ſie am 9. März das von ihr bislang ſo heſtig verpönte und verfolgte Schwarzrothgold für die Farben des deutſchen Bundes erklärte, die deutſche Fahne wirklich und leibhaftig heraushing und den Beſchluß faßte, es ſeien ſämmtliche Bundesregierungen zu ſchleuniger Verſtärkung des Bundestags durch Männer des allgemeinen Vertrauens einzuladen, damit alsbald eine Reviſion und Reform der Bundesverfaſſung auf wahrhaft nationaler und zeitgemäßer Grundlage bewerkſtelligt werden könnte. Man ſieht, die armen alten Mumien ſtrengten ſich gewaltig an, mit der Zeitbewegung gleichen Schritt zu halten. Es wollte aber nicht gehen. Ihr im liberalen Lenzwonnemond plötzlich ſo wunderbarlich zur ſchwarzrothgoldenen

Blüthe gediegener Urpatriotismus wurde ſchnöde verkannt, was ſich allerdings nicht allzu ſchwierig daraus erklärt, daß der „hohe" Bundestag ſeit lange in Deutſchland ſo ungefähr für das angeſehen war, wofür in Frankreich die von-guizotiſche Kammer der „Korrupten" galt, d. h. für die Centralkloake der Verachtung.

In denſelben Tagen, wo die Macht des deutſchen Liberalismus eine moraliſche war, wurde ſie auch eine amtliche. Noch bevor ſie hiezu förmlich gelangte, war das liberale Programm, wie es muſtergebend zuerſt durch eine am 27. Februar unter Itzſteins Vorſitz zu Mannheim tagende Volksverſammlung formulirt wurde, in manchen Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten theilweiſe oder ganz in mehr oder weniger tumultuariſcher Weiſe verwirklicht worden. Dieſes Programm enthielt die landläufigen Forderungen des Liberalismus: Preßfreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Befreiung von Grund und Boden, Nationalvertretung. Die Nachgiebigkeit der Regierungen, ihre Zuſtimmung zu dieſem Programm war hier eine ſchnellere, dort eine langſamere. Blut hat die Durchſetzung der liberalen Wünſche nicht gekoſtet. Der Name der deutſchen Revolution in den Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten war Adreſſe. Denn, in Wahrheit, mittels Losbrennung von mehr oder weniger fein- oder grobkörnigem Adreſſen-Pulver ſprengte man das ganze bisherige Syſtem abſoluter Bevormundung in die Luft. Die Fürſten warteten nicht die Rebellion ab, ſie wichen der Demonſtration. Am langſamſten und widerwilligſten in Dresden, Kaſſel und Hannover. Der Kurfürſt Friedrich Wilhelm und der König Ernſt Auguſt Kumberland waren in ihrer Weiſe unter ihren Herren Kollegen die ehrlichſten. Denn ſie ließen ſo deutlich, daß kein Menſch darüber zweifelhaft ſein konnte, merken, daß ſie, ſobald der „Schwindel" und „Rummel" vorüber wäre, zum gewohnten und angeſtammten Deſpotismus zurückkehren würden.

Es war naturgemäß und unumgänglich, daß zur Inſcenesetzung der neuen nationalen und liberalen Politik die Führer und

Leiter der bisherigen Oppoſition berufen wurden. In den fürſtlichen Paläſten mag es manchen ſchweren Stoßſeufzer gekoſtet haben, bis man ſich entſchließen konnte, die verhaßten Oppoſitionsmänner, die „Demagogen“ zur Audienz zu berufen. Zu ihrer nicht geringen Ueberraſchung fanden die Fürſtlichkeiten, männliche und weibliche, daß die liberalen Tyrannenfreſſer und Schreckensmänner bei weitem nicht ſo ſchrecklich waren wie ihr Ruf bei Hofe, gar nicht revoluziſch wild, ſondern im Gegentheil ganz zahm und manierlich. Umgekehrt konnte man aus dem Munde von liberalen Matadoren und Miniſterkandidaten, welche noch Abends zuvor die Marſeillaiſe mitgeſungen hatten, vernehmen, ſie hätten ſich gar nicht vorgeſtellt, daß die fürſtlichen Perſonen ſo „charmant“ wären. Auf Grund dieſer gegenſeitigen angenehmen Ueberraſchung verſchritt man zur Herſtellung des Inſtituts der „Märzminiſterien“ in den verſchiedenen Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten, — eines der kläglichſten Inſtitute, welche jemals die Sonne auf ihrer Bahn beſchienen hat, obzwar man von den Märzminiſtern, was ihre Perſonen anlangt, ſagen kann, was Antonius vom Brutus ſagte: —

„So are they all, all honourable men.“

Männer freilich weniger, Staatsmänner am wenigſten: aber ehrenwerthe Leute ſammt und ſonders, meiſt wohl auch gute Leute, jedoch ſchlechte Muſikanten. Sie konnten nichts dafür; es war von ihrer Mittelmäßigkeit zu viel verlangt, daß ſie mehr als Flick- und Stückwerk ſchaffen ſollten. Sie waren, bei Lichte beſichtigt, nur noch ausgebrannte Raketenhülſen, keine Raketen mehr. Was allenfalls von Kraft und Feuer in ihnen geweſen, war in Kammerzänkereien und Kämmerchenſtänkereien verpufft worden. Enge Köpfe, gingen ſie jedem großen Gedanken aus dem Wege, aus Furcht, er müßte ihnen den Schädel zerſprengen. Kleine Herzen, blickten ſie mit Argwohn auf jede ſelbſtſtändige Kraft, welche ſich neben ihnen geltend zu machen wagte. Auf das Volk würden ſie mit äußerſter Verachtung geblickt haben, wenn die Angſt es ihnen zugelaſſen hätte. In jedem dieſer Märzminiſter ſteckte ein vormärzliches Deſpötlein. Sie allein und ihre Parteigeſellen waren, wähnten ſie, im abſoluten Alleinbeſitz aller politiſchen Weisheit. Sie verlangten, daß man mit unbeſchränktem Vertrauen von ihrer Wohlmeinenheit erwarte, was von ihrer Schwäche kein Verſtändiger hoffen konnte. Im Innern der Einzelſtaaten war ihre erſte Sorge und Arbeit auf möglichſte Beſchirmung und Beſchildung von Thron und Altar gerichtet und ihre zweite darauf, ihrer Partei die Mitregierung oder wenigſtens den Schein der Mitregierung zu ſichern. In Betreff der nationalen oder auch nichtnationalen Politik waren ſie mit Ausnahme ſolcher unter ihnen, welche die deutſche Einheit von vorneherein alſo verſtanden, daß Deutſchland preußiſch werden ſollte und müßte, etwas mehr oder weniger maſkirte Partikulariſten; aber ſo ſehr Partikulariſten jeder Zoll wie einer der Vorragendſten von ihnen, Herr Stüve in Hannover, welcher ja ehrlich von ſich bekannt hat, er ſei eigentlich nur Osnabrücker und es koſte ihm ſchon Mühe, ſich als Hannoveraner zu fühlen, geſchweige denn als Deutſchen.

Nun wäre es aber ungerecht im höchſten Grade, verkennen oder verſchweigen zu wollen, daß die Schwierigkeiten, womit die Märzminiſterien zu ringen hatten, außerordentlich große und vielartige geweſen ſind. Weit befähigtere und thatkräftigere Männer würden dieſelben nur mit Noth bewältigt haben. Weil der Liberalismus vermöge ſeiner ganzen Anlage zwiſchen Revolution und Gegenrevolution ſich in die Mitte geſtellt hatte, mußte er nach zwei Seiten hin einen Kampf führen, dem ſeine Kräfte nicht gewachſen waren. Sein ganzes Schalten und Walten bot ein betrübſames Schauſpiel. Er wurde durch die werdende Demokratie — die aber auch nie etwas Rechtes wurde — nach links geſchoben, durch ſeine neuen Beziehungen zu den Höfen nach rechts gezogen. Sein Zuſtand war ſo recht ein „Hangen und Bangen in ſchwebender Pein“. Er hatte nicht den Muth, entſchieden mit dem Volke zu gehen, er wollte ſich aber auch nicht unbedingt an die Fürſten verkaufen. Von dieſen trennte ihn doch immer wieder ſeine ganze Vergangenheit, von jenem ſah er ſeine ganze Gegenwart und Zukunft bedroht, — eine Beſorgniß, welche ſich vornehmlich aus der Angſt der Bourgeoiſie vor ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Tendenzen entwickelte. Dieſe Angſt iſt freilich im Grunde eine ganz abgeſchmackte und lächerliche geweſen. Denn es gab in Deutſchland in den Bewegungsjahren 1848 und 1849 allerdings ein Dutzend Leute, welche ſich zu Sprachrohren des franzöſiſchen Sozialismus und Kommunismus machten und ſelbſtverſtändlich um ſo lauter ſchrieen, je hohler ſie waren; aber eine ſozialiſtiſche und kommuniſtiſche Partei hat es nicht gegeben und man brauchte jenen Geſellen nur etwas näher zu treten, um zu erkennen, daß ſie ſehr wenig furchtbar und gefährlich. Wenn ſie jedoch ſonſt zu nichts taugten, ſo taugten ſie doch dazu, von ſchlauen Rückwärtſern zu Schreckgeſpenſtern herausgeputzt zu werden, womit man zu Gunſten der Höfe, des Adels und der Kirche die Bourgeoiſie ins Bockshorn jagen konnte. Als dann vollends im Verlaufe der Ereigniſſe die verhetzten und verbitterten Maſſen da und dort ihre angeborene Rohheit herauskehrten und zu ſchandbaren Ausſchreitungen ſich fortreißen ließen, da bequemte ſich der Liberalismus in die Angſtloſung: „Ruhe um jeden Preis!“ miteinzuſtimmen und eine der vielgeprieſenen „Märzerrungenſchaften“ nach der andern preiszugeben.

Vorderhand jedoch, d. h. im März von 1848, hätte man Jeden unbedingt für einen Narren erklärt, wer da prophezeit haben würde, daß dem aufblühenden Völkerfrühling gar bald ein ſolcher Herbſt und Winter folgen könnte. Alle Welt trug ja Brillen mit roſenrothen Gläſern und es war nicht räthlich, ohne eine ſolche Brille ſich ſehen zu laſſen, ſo man nicht für einen Dummkopf gelten wollte. Die urtheilsloſe Menge war wie berauſcht und ihre Propheten redeten in allen Zungen, nur nicht in der des geſunden Menſchenverſtandes. So lange Wien und

Berlin noch nicht ihre Märztage gehabt hatten, konnte mitunter noch ein Saul es wagen, unter dieſe Propheten ſich zu miſchen und in das Gefackel und Geflunker derſelben hinein ein die glorioſen „Märzerrungenſchaften“ und glorioſeren „Märzminiſter“ anzweifelndes Wort zu werfen. Als aber die ſchwarzrothgoldne Fahne auf der Hofburg der Lothringer-Habsburger und auf dem Königsſchloſſe der Hohenzollern entfaltet worden, da war kein Halt und keine Hemmung mehr. Alle Schleußen des patriotiſchen Schwatzes und liberalen Klatſches thaten ſich auf und rauſchend und brauſend ergoß ſich eine alles mit ſich fortwirbelnde Phraſenflut.

Freilich, es ſah auch ganz ſo aus wie aus dem keckſten aller Märchenbücher herausgeſchnitten, dieſes ſchwarzrothgoldne Geflatter auf den Hofburgen von Wien und Berlin.

V.

„Ich laß nit ſchießen!“

1.

Ein grober Irrthum wär' es, zu wähnen, daß es nicht auch in die Fenſter der Hofburgen von fernher hineingewetterleuchtet hätte, bevor das Gewitter heranzog. Sie waren gewarnt, die allerhöchſten Herrſchaften. Sogar in der Hofburg zu Wien, deren Uhr doch ſonſt um ein Jahrhundert oder auch um zwei zu ſpät zu gehen pflegte, hörte man mitunter den Tritt der „Geiſter, die den großen Geſchicken voranſchritten“, und nahm die „Schatten“ wahr, welche „die kommenden Ereigniſſe vorauswarfen“.

Wäre dem nicht ſo geweſen, hätten die Vorgänge in Italien, hätte der klägliche Ausgang der Sonderbundsmachenſchaft in der Schweiz nicht neuerlichſt der lothringiſch-habsburgiſchen Indolenz und der metternichtigen Frivolität dann und wann einen unſanften Rippenſtoß verſetzt, ſo würde ja das Unerhörte nicht erklärlich ſein, daß der Kehrreim aus einer damals in Wien beliebten Liederpoſſe: „So kann's nicht mehr bleiben; muß anders werden“ — ſogar im Innern der kaiſerlichen Familie Widerhall fand und daß öſtreichiſche Regierungsmänner kecklich ſich vermaßen, von einer „Reichsverfaſſung“ behutſam zu reden, welche zu ſchaffen ſei, natürlich „in einer ſpäteren Periode“. Schade nur, daß ſolchen Unerhörtheiten und Keckheiten ſofort immer wieder das Bedenken ſich geſellte, ob es überhaupt möglich, aus dieſem öſtreichiſchen Wirrſal centrifugaler Nationalitäten etwas zu machen, was einem modernen und ſoliden Staatsbau einigermaßen ähnlich ſehen würde*).

Zu Anfang des Jahres 1848 war man dem erwähnten Bedenken zum Trotz in Wien ſoweit vorgeſchritten, an die Vorbereitung von Grundlagen zu denken, auf welchen dereinſt — in ferner Zukunft, verſteht ſich — eine Verfaſſung errichtet werden könnte. Der Verſuch, welchen im vorhergegangenen Jahre Friedrich Wilhelm der Vierte mit der Berufung des „Vereinigten Landtags“ gemacht hatte, wirkte auch an die Donau herab. Freilich war dieſes Experiment nicht ſo ganz im Sinne ſeines königlichen Urhebers ausgeſchlagen, welcher daraus eine neue, pompos-dekorative Folie ſeines unbedingten Königthums hatte ſchaffen wollen; allein es machte ſich in der wiener Hofburg und ihrer Umgebung nun einmal das Gefühl geltend, es müſſe irgendetwas verſucht werden, was den Wunſch und Willen verriethe, an dem offenkundigen Marasmus ſenilis des franz- und metternichtigen Syſtems herumzudoktern. Man ſagte ſogar *einem* Blatte des Dreiblattes der „Staatskonferenz“ (Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat), welche im Namen des armen kranken und unzurechnungsfähigen Kaiſers Ferdinand regierte, d. h. nicht regierte, — ja, man ſagte dem Grafen Kolowrat nach, daß er den Anhauch der zeitbewegenden Ideen mitunter leiſe verſpürte. Noch mehr, man wollte auch wiſſen, daß die Erzherzogin Sophie — von der man ſpäter ganz anderes wiſſen wollte — zeitweilige Anwandlungen hätte, das „So kann's nicht mehr bleiben!“ mitzuſingen*).

---

*) Effingers Depeſche vom 19. Februar 1848: „Seit ungefähr einer Woche iſt in Wien viel davon die Rede, daß mehrere Mitglieder des Kaiſerhauſes die Ueberzeugung ausgeſprochen hätten, wie die öſtreichiſche Staatsverwaltung dem Andringen moderner Ideen von außen und von innen auf die Länge ohne Konceſſionen nicht mit Erfolg widerſtehen könne. Hiebei zeigt ſich in den Regierungskreiſen die Neigung, den Provinzialſtänden größere und gleichartige Wirkſamkeit zu geſtatten, um dadurch die Grundlagen zu erhalten, auf denen in einer ſpäteren Periode, wenn es die Umſtände erfordern und erlauben, eine allgemeine Reichsverfaſſung ſich aufbauen laſſe. Nur iſt zu beſorgen, daß bis zu dieſem kaum ſehr nahen Zeitpunkt die den Kaiſerſtaat bildenden Volksſtämme, die ſeit einem Jahrzehent in auffallender Weiſe zu den alten Erinnerungen und Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität und Sprache zurückkehren, ſich zu ſehr entfremdet haben werden, um einer einzigen und gemeinſamen Reichsverfaſſung anzugehören“. S. B. A.

Eine ganze Reihe von guten Beobachtern und verläßlichen Zeugen ſtimmt darin überein, daß die erſte Kunde von dem, was am 24. Februar in Paris geſchehen, in Wien weit mehr eine betäubende als aufregende Wirkung hervorbrachte. Daß die Kaiſerſtadt an der Donau binnen wenigen Tagen der Schauplatz ähnlicher Ereigniſſe werden würde, ließ ſich gewiß keiner ihrer Bewohner einfallen. Unten dachte man in den erſten Stunden und Tagen nach dem Eintreffen der Revolutionsbotſchaft ſicherlich kaum an die Möglichkeit einer Demonſtration; oben munkelte man, daß es vielleicht räthlich wäre, wenn die Frau Erzherzogin Sophie die Gnade haben wollte, das Reformlied hörbarer als bislang anzuſtimmen*). Noch am 3. März jedoch ging die Sorge in den Hofkreiſen nur dahin, das pariſer „Weltereigniß“ könnte die Gefahr eines europäiſchen Krieges näherrücken**).

---

*) Effinger am 23. Februar: „Daß man ſich zu Wien in den höchſten Regionen der Staatsverwaltung mit der Vorbereitung von Reformen beſchäftige, die einer einſtigen Verfaſſung zur Grundlage dienen ſollen, iſt ferner nicht zu bezweifeln. Den Anſtoß dazu hatte vor einem Jahre die Einberufung der vereinigten Landſtände in Preußen gegeben. Doch ließ man die Sache bald wieder liegen. Diesmal veranlaßten die Bewegungen in Italien den Grafen Kolowrat, ſie wieder in Anregung zu bringen; allein erſt zu Anfang dieſes Monats erhielt dieſe Anregung den erforderlichen Nachdruck, als im nämlichen Sinne eine Prinzeſſin auftrat, die als Gemahlin des nächſten und Mutter des einſtigen Thronfolgers die Lage der öſtreichiſchen Monarchie ſchon längſt mit ſorgenvollen Blicken betrachtet und, obwohl ſonſt ſehr konſervativ geſinnt, die Nothwendigkeit, dem Zeitgeiſt Konceſſionen zu machen, erkannt zu haben ſcheint.“ S. P. A.

Auch in Prag wollte zuvörderſt wenig oder nichts ſich regen. Die oberen Führer des Czechenthums waren entweder, wie die Herren Schafarik und Strobach, perſönlich nicht geeignet und nicht geneigt, die Oppoſition aus der Studirſtube und dem Advokatenbureau auf den offenen Markt hinauszutragen, oder ſie waren, wie Herr Palazky, den neuzeitlichen Anſchauungen abgeneigt. Die untergeordneteren czechiſchen Häuptlinge aber waren entweder, wie die Herren Faſter und Trojan, ſo unter dem Strich ordinär oder, wie der Herr Brauner, ſo wenig geachtet, daß ſie nur langſam und mühſelig die Demonſtrationsmode, welche ſie übrigens den deutſchen Nachbarländern abſahen und entlehnten, in der Hauptſtadt Böhmens in Gang zu bringen vermochten. Energie und feſte Leitung kam in die czechiſche Bewegung erſt, als der von ſeinen Landsleuten eilends aus Italien heimberufene Rieger die oberſte Führung übernahm. Die Deutſchböhmen haben in dieſer Bewegung eine erbärmliche Rolle geſpielt, insbeſondere in Prag. In ſich zerfahren und unter ſich zerfallen, konnten ſie es zu keiner Organiſation bringen und hat ihre Mehrzahl dem Czechenthum ſich gebeugt, ihre Minderzahl ſogar demſelben niederträchtig ſich angeſchmeichelt. Denn es iſt nun einmal dumme deutſche Art, von allem, was mit der gehörigen Unverſchämtheit auftritt, und demnach auch von der ſlaviſchen Halb- oder Ganzbarbarei ſich imponiren zu laſſen.

---

*) Effinger am 1. März: „Man meint, der Erzherzogin Sophie werde es gelingen, den Erzherzog Ludwig, welcher als Präſident der Staatskonferenz den Ausſchlag gibt, von der Unerläßlichkeit einiger Neuerungen zu überzeugen“. S. B. A.

**) Effinger am 3. März: „Die Februarrevolution wird hier als ein Weltereigniß angeſehen, welches den gefürchteten europäiſchen Krieg näher rücken dürfte“. S. B. A.

Einen viel raſcheren und glänzenderen Gang als in Wien und Prag, ja geradenwegs einen Schwung und Flug nahm die Bewegung in Preßburg, wo das ungariſche Parlament verſammelt war. Freilich beſaß Ungarn in dieſem ſeinem Parlament ein ſchon anerkanntes und geübtes Organ, ſeinen Wünſchen und Forderungen Ausdruck zu geben, während die Bevölkerungen des cisleithaniſchen Oeſtreichs unſicher nach irgendeinem Ding, das einem Sprachrohr der öffentlichen Meinung gliche, umhertaſteten. Es wurde ſofort klar, wie ſehr die Magyaren, weil im Beſitz einer althergebrachten, obzwar ganz ariſtokratiſchen Verfaſſung, und parlamentariſcher Bräuche, den übrigen Nationalitäten des Kaiſerſtaats gegenüber im Vortheil ſeien. Politiſch geſchult, wie ſie waren, wurden ſie das leitende Volk in Oeſtreich, während die Deutſchöſtreicher, obgleich an Kultur den Magyaren und Slaven weit überlegen, nur mühſelig und ſchüchtern unter der vom Deſpotismus über ſie gebreiteten Bleidecke ſich hervorarbeiteten und dann keinen andern Rath wußten als den, an das deutſche Geſammtvaterland ſich anzulehnen, welches aber erſt zu ſchaffen war und bekanntlich zu ſchaffen geblieben iſt.

Der Februarſturm blies mit ſolcher Macht in das parlamentariſche Sprachrohr Ungarns, daß deſſen Klanggewalt von einer bloß magyariſchen zu einer geſammtöſtreichiſchen, ja zu einer europäiſchen anſchwoll. Schon am 3. März erhob ſich zu Preßburg an der „Ständetafel“, d. h. im Repräſentantenhauſe, Ludwig Koſſuth — ohne Frage der Meiſterredner ſeiner Zeit und einer der größten Redekünſtler aller Zeiten — um der auf der Tagesordnung ſtehenden Banknotenjammerdebatte eine Wendung zu geben, kraft welcher ſeine Rede ſo recht die ſchmetternde Trompetenfanfare wurde, welche zum Ausbruch der ungariſchen und der öſtreichiſchen Revolution das Signal gab. In Wahrheit, von allen im „tollen“ Jahre gehaltenen Reden war dieſe die wirkſamſte. Koſſuth unterzog die Metternichtigkeit einer zerreibenden, einer vernichtenden Kritik. Er riß ſchonungslos alle

Hällen von der „Beinkammer des wiener Syſtems, aus welcher eine verpeſtende Luft weht, alles niederdrückend, lähmend und vergiftend“. Er zeigte, daß der Parlamentarismus Ungarns nur eine unfruchtbare „Tretmühlarbeit“ ſein könnte und müßte, ſo lange die übrigen Theile der öſtreichiſchen Monarchie das Joch des Abſolutismus ſchleppten. Schließlich ſpitzte er ſeine genialiſch-kühnen Ausführungen zur Beantragung einer „Repräſentation“ an den Kaiſer zu, in welcher jede der geforderten Reformen noch einmal kräftig betont und zuletzt dieſer Haupttreffſchuß losgebrannt wurde: „Wir wiſſen, daß unſere Wünſche nur dann verwirklicht werden können, wenn eine nationale Regierung errichtet wird, welche aus der Mehrheit des Reichstags hervorgeht und dem Volke verantwortlich bleibt. Daher verlangen wir ein verantwortliches ungariſches Miniſterium. Ferner wiſſen wir, wie ſehr die gedeihliche Entwickelung unſerer Verfaſſung weſentlich dadurch gehemmt wurde, daß in den Erbländern nach anderen, unſerem politiſchen Leben feindſeligen Grundſätzen regiert wurde. Nur in der innigſten Verbindung der verſchiedenen Provinzen der Monarchie liegt die Gewähr für die Ruhe, die Stütze für die Dynaſtie, der Schutz für unſere Freiheit. Wir bitten daher, den kaiſerlichen Thron mit konſtitutionellen Einrichtungen zu umgeben, allen Ländern Oeſtreichs eine Verfaſſung verleihen zu wollen.“ . . . In dieſer Repräſentation, welche im Jubelſturm des Augenblicks von der Ständetafel einmüthig beſchloſſen wurde, wimmelte es von Illuſionen, vielleicht von berechneten Täuſchungen. Denn wie für Koſſuth, welcher ſtets Magyar und nur Magyar geweſen iſt, der Kosmopolitismus nie etwas anderes war als eine oratoriſche Floskel, ſo konnte es ihm auch mit dieſer Begeiſterung für Geſammtöſtreich und für eine öſtreichiſche Geſammtſtaatsverfaſſung unmöglich Ernſt ſein. Möglich allerdings, daß das Märzfieber auch den ungariſchen Agitator ſo gewaltig ſchüttelte, daß er außer Standes, die Tragweite ſeiner Worte zu ermeſſen; möglich aber auch, daß er ſchon am 3. März recht wohl wußte, wie eitel das Bemühen ſein würde, Oeſtreich unter einen konſtitutionellen Geſammthut zu bringen, und daß er zu dieſem Bemühen dennoch ermunterte in der Hoffnung, die zu erwartende öſtreichiſche Anarchie würde in dem Magyarenthum ihren Rettungsanker ſuchen müſſen und in Folge deſſen Oeſtreich in Ungarn aufgehen.

Einſtweilen war der Meiſterredeſchuß vom 3. März losgebrannt und die Kugel traf ins Centrum.

2.

Man erzählt, Haus-, Hof- und Staatskanzler Metternich ſei, als das „Vive la république!“ von Paris her zum erſten Mal an ſein Ohr ſchlug, zehn Minuten lang bleich und erſtarrt dageſeſſen, wie verſteinert durch den plötzlichen Wiederanblick der Meduſa Revolution, welche man für immer eingeſargt und begraben zu haben glaubte.

Aber dieſer erſte Schrecken ging vorüber; der Herr Fürſt gewann ſein gewöhnliches Aplomb wieder und wußte dann bis zu ſeinem Abgetretenwerden von der Bühne die gewohnte vornehm-kühle Haltung zu bewahren. Warum auch nicht? Etwas wie ein Herz hatte Metternich nie gehabt, und was ſeine Sinne betraf, ſo waren dieſelben jetzt bis zu jener Blaſirtheit abgeſtumpft, welche nichts fürchtet, weil ſie nichts hofft.

Dagegen ging es im Innern der kaiſerlichen Familie ziemlich unruhig, ja faſt turbulent her. Sogar bis in die innerſten Gemächer der Hofburg, allwo man den Kaiſer Ferdinand, den armen Epileptiker und gutmüthigen Blumenzüchter, ſorgſam verſchloſſen hielt, war eine Kunde von den unerhörten Dingen gedrungen, die draußen in der Welt, in Paris und dann Schlag auf Schlag in deutſchen und anderen Landen geſchahen. „Schauen's — ſagte die kaiſerlich-königliche Majeſtät, den armen ſchweren Waſſerkopf bedächtig hin- und herwiegend, zu ihrem kammerdienerlichen Lieblingskrankenwärter — ſchauen's, Eins weiß ich halt: — ich laß nit ſchießen!“ Eines der menſchlichſten Worte, welche je über lothringiſch-habsburgiſche Lippen gegangen. Vielleicht hat der gute Schattenkaiſer dieſe oder ähnliche Worte auch im Familienrathe geſprochen, falls man ihn zu den Sitzungen deſſelben zuließ. Es ſoll in dieſen Sitzungen nicht gerade ſtill und einmüthig hergegangen ſein. Der alte Erzherzog Johann — auch eine der vielen Nullen, welche Anno 1848 recht hoch hinaufgeſchraubt worden ſind, damit ihre Nullität weithin ſichtbar würde — alſo der Erzherzog Johann habe da für eine ſachliche und perſönliche Aenderung des Regierungsſyſtems geſprochen und ſei von dem Staatskonferenzmitglied Kolowrat leiſe ſekundirt worden und von der Erzherzogin Sophie laut. Aber der Präſident der Staatskonferenz, Erzherzog Ludwig, der „graue Schleicher“, welcher ganz ſo ausſah und war, wie Philipp der Zweite im 19. Jahrhundert ausgeſehen hätte und geweſen ſein würde, verweigerte jede Konceſſion an den „verdammlichen Zeitgeiſt“, erklärend, er habe es ſeinem höchſtſeligen Bruder Franz an deſſen Sterbebette verſprochen, daß bei ſeinen (des grauen Schleichers) Lebzeiten keinerlei Veränderung in der Staatsverwaltung zugelaſſen werden ſollte. Metternich trat dieſer Abweiſung aller Reformwünſche bei, worauf die Erzherzogin Sophie zornig aus dem Gemache rauſchte, im Abgehen das bittere Fragewort hinſchleudernd: „Man will alſo meinem Sohne das Schickſal des Herzogs von Bordeaux bereiten?“

Das „Syſtem“ kümmerte ſich wenig um derartige Fragen. Es that vielmehr noch ungemein dick und patzig. So in einer Auslaſſung der amtlichen „Wiener Zeitung“ am 4. März, wo die pariſer Revolution als eine kommuniſtiſche Machenſchaft „vom hohen Olymp herab“ verdonnert, auf die Treue, d. h.

Schafsgeduld der Bevölkerungen Oeſtreichs gepocht und ſchließlich das Orakel ertheilt wurde: „Nur in dem feſten Anſchließen der Regierten an ihre Regierungen iſt das Mittel des Heils zu finden“.

Die Regierten waren aber ſo frei, ſich die Freiheit zu nehmen, den Stiel umzukehren. Die Geduld der Wiener war doch nicht ſo ganz ſchäfig, wie das „Syſtem“ vorausgeſetzt hatte. Eines „verdammlichen Zeitgeiſtes“ Sturm fuhr auch in die frommen Oeſtreicher, alle die ſpaniſchen Wände umwerfend, welche Señor Egnazio Tartuffio dagegen aufgeſtellt hatte. Ah, der arme Lenau, welcher draußen im Irrenhauſe zu Döbling der Erſcheinung des Befreiers Tod entgegenbrütete, hatte es wohl prophezeit —

„Nicht läßt der Sonnenaufgang ſich verhängen
Mit Purpurmänteln oder ſchwarzen Kutten“ . . .

Das „Kapua der Geiſter“ erwies ſich in der Wirklichkeit doch nicht ſo ganz als das Kapua, als welches Wien der hypochondriſchen Phantaſie eines andern öſtreichiſchen Dichters ſich dargeſtellt hatte. Die gutmüthigen Wiener waren zwar zuvörderſt wie angedonnert von dem, was in Paris geſchehen, und hatten Mühe, es zu faſſen, wie man dort ſo ohne Umſtände das Julikönigthum in einen ſchmierigen Miethwagen verpackt und zum Kukuk geſchickt hatte. Aber als ſie wahrnahmen, wie leicht es ihren „deutſchen Brüdern“ draußen im „Reich“ wurde, binnen wenigen Tagen oder gar binnen etlichen Stunden „frei“ zu werden, da fragten ſie ſich: Warum ſollten wir nicht auch thun wie die da draußen im Reich? Und ſiehe, ſie thaten ſo und machten ſich an's Adreſſeln; denn das war ja vorerſt die deutſche Revolutionsform. Schon am 6. März brachte in der Monatsverſammlung des niederöſtreichiſchen Gewerbevereins in Anweſenheit des Erzherzogs Franz Karl, des Bruders von Kaiſer Ferdinand, und des Grafen Kolowrat Herr Arthaber den Entwurf einer Adreſſe vor, deren Spitze die bereits angedeutete

Stielumkehrung war, daß das Heilmittel beſtehe in dem „feſten Anſchließen der Regierung an die Regierten“. Auch flimmerte und ſchimmerte es in dieſer Adreſſe ſchon recht ſchwarzrothgoldig, denn es hieß da: „Nur ein inniges Anſchließen Oeſtreichs an die Intereſſen des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes kann das alte Vertrauen wieder gewinnen.“ Im Uebrigen war die Haltung der Adreſſe ganz nebelhaft; aber daß überhaupt eine ſolche von einem, wohlverſtanden! durchweg konſervativen Kreiſe ausging und daß der Erzherzog Franz Karl auf Erſuchen ſich herbeiließ, das Schriftſtück ſeinem kaiſerlichen Bruder zu überreichen, das lieferte einen unzweifelhaften Beweis von der bedenklichen Erkrankung des „Syſtems“.

Nach dieſem Anfang wurde luſtig weiter geadreſſelt. Mitglieder der zu ihrer gewohnten Frühlingsſitzung auf den 13. März berufenen niederöſtreichiſchen Ständeverſammlung fühlten ſich ſtark verſucht, ihre liberalen Reden, welche ſie bislang hatten ſchweigen müſſen, jetzo in Adreſſenform von ſich zu geben. So der Herr von Schmerling, nachmals als deutſcher „Reichsminiſter“ einer der größten Ha — nswurſte der weltgeſchichtlichen Komödie ſeiner Zeit. Der juridiſch-politiſche Leſeverein, der Sammel- und Mittelpunkt der wiener „Intelligenz“, gab einer zuerſt im Shakeſpeareklubb angeregten und an die niederöſtreichiſche Ständeverſammlung gerichteten Adreſſe eine erweiterte Form. Einer der beſten Oeſtreicher, der auch einer der beſten blieb, Bauernfeld, hat gemeinſam mit dem Doktor Bach — welcher damals eines der hellſten und feurigſten Lichter auf dem Leuchter des öſtreichiſchen Liberalismus war, um ſpäter im Günſtlingsfutter des Hofes zu einer dickſten Konkordatskerze ſich anzumäſten — dieſe Adreſſe entworfen, welche, mit Unterſchriften reichlich verſehen, die Nothwendigkeit einer Verfaſſung für Oeſtreich klarlegte, auch die ſonſtigen Wünſche des „verdammlichen Zeitgeiſtes“ formulirte und nicht unterließ, kräftig zu betonen, daß „Oeſtreich, deſſen Herrſcher durch Jahrhunderte die deutſche

Kaiſerkrone trugen, nur in feſtem Anſchluß an deutſche Intereſſen ſein wahres Heil gewinnen könne."

Die wichtigſte Seite der Adreſſenmachenſchaft in Wien war dieſe, daß ſie die Brücke geworden, über welche die Studentenſchaft in die Bewegung eintrat. Arme Jungen, ſchwer habt ihr den heiligen Irrthum gebüßt, zu wähnen, dieſe unſere Welt ſei zur Verwirklichung von Idealen da. Aber laßt es euch und eure Manen nicht anfechten, wenn die Herren Realpolitiker euch hinterher mit Koth beworfen haben; ſie ſchöpften eben aus dem Vorrath der eigenen Gemeinheit .... Die deutſche Studentenſchaft hat, abgeſehen von Wien, in den Jahren 1848 und 1849 keine vortretende Stellung genommen, wenigſtens nirgends maſſen- und dauerhaft. Der deutſche Student, ſoweit er ſich überhaupt um Politik kümmerte, war ja ebenfalls zum Realpolitiker geworden, ſeitdem die Regierungen, allen voran der „teutſche" König Ludwig von Baiern, allergnädigſt ihm wieder geſtattet hatten, Kraft und Geiſt in den Spektakeln und Orgien der Komment-Romantik „nach alter Väter Weiſe" zu vertoben, um dann das übriggebliebene „Phlegma" ſeiner Exiſtenz an der Staatskrippe zu loyal-vegetativem Beamtendaſein aufzufüttern. Hat es doch in Deutſchland eine der vormärzlichen Regierungskünſte ausgemacht, der Studentenſchaft ebenſoſehr einen Korpsgeiſt einzupflanzen wie der Soldatenſchaft. Kein Wunder daher, daß jeder unwiſſende Nichtsnutz, welcher eine buntfarbige Mütze aufhatte, gerade wie jeder ſtupide Bauerlümmel, der einen zweierleifarbigen Rock anhatte, ſich für hocherhaben über das Bürgerthum hielt und vom „Philiſter" ganz ſo dachte und ſprach, wie der Junker-Offizier von der „Canaille" von Volk, welches ihn ernährte. Freilich, die zahlloſen Opfer der Komment-Sklaverei waren und ſind mehr noch zu bemitleiden als zu verklagen. Dagegen gebührte jenen Herren Profeſſoren und Hofräthen die Ruthe, welche ſich nicht entblödeten, die jugendliche Phantaſie irrezuleiten und dem jugendlichen Unverſtand zu ſchmeicheln, indem ſie die ſtudirende Jugend in der barbariſchen „Studentenromantik“ ſteiften und mittels kauderwelſchen Geſaſels von „akademiſcher Freiheit“ u. dgl. m. die albernſte Ausſchließlichkeit pflanzten und pflegten.

Unter die wiener Studentenſchaft hatte die Kommentromantik ihre phyſiſchen und moraliſchen Verwüſtungen noch nicht verbreitet. Sonſt hätte ſie gar nicht idealiſtiſche Stimmung, Naivetät und Muth genug beſeſſen, eine weltgeſchichtliche Rolle anzutreten und durchzuführen. Daß aber dieſe Studentenſchaft eine weltgeſchichtliche Rolle überhaupt antreten und durchführen konnte, iſt das am meiſten charakteriſtiſche Merkmal der öſtreichiſchen Revolution. Die „Aula“ verlieh derſelben eine ganz einzig daſtehende Jugendlichkeit und Friſche, geradezu einen Farbenſchimmer und Klang von Poeſie. Allerdings barg ſich hinter dieſer Poeſie die ſehr proſaiſche Thatſache der Unmündigkeit des öſtreichiſchen Volkes; allein warum immer kritiſch den Vorhang lüften in dieſer Welt des Scheins und der Täuſchung? Laßt es uns dankbar hinnehmen als einen flüchtigen Glücksſonnenſtral, ſo die Proſa nicht überall und allzeit breitſpurig im Vordergrunde ſteht.

Am 7. März hat in einer Studentenkneipe der Alſervorſtadt ein junger Mediziner zuerſt den Gedanken hingeworfen, daß die Studenten auch eine Adreſſe machen ſollten, eine Adreſſe an den Kaiſer. Das zündete unter den Medizinern, Juriſten und Technikern. Die Adreſſe erhielt am 11. März ihre Schlußredaktion. Am folgenden Tage ſollte die Unterzeichnung und Ueberreichung ſtatthaben, aber auf eine Weiſung des Hofkanzlers Inzaghi hin verhindert werden. Es geſchah nicht, was wiederum einen merklichen Vorſchritt der Krankheit des „Syſtems“ bekundete. Zweitauſend Studenten unterzeichneten in der Aula der Univerſität die Adreſſe, welche auf Rede-, Preß-, Lehr- und Lernfreiheit, Gleichſtellung der Konfeſſionen, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Volksvertretung in Oeſtreich und beim deutſchen Bundestag antrug. Die Profeſſoren Endlicher und Hye — der letztere ein pfiffiger Schaukelmenſch, der in einem Athem gegen und für die Adreſſe redete — wurden beauftragt, die Adreſſe in die Burg und vor den Kaiſer zu bringen, was ihnen nach Ueberwindung von allerhand Hinderniſſen am Abend dieſes 12. Märztages gelang. Der gute Ferdinand gab den beiden Adreſſeträgern gute Worte, deren Sinn jedoch, falls ſie überhaupt einen hatten, ſchwer oder gar nicht zu entziffern war. Sechsunddreißig Stunden ſpäter hat der Kaiſer ſchon deutlicher geſprochen.

3.

Aber was dachte denn nur die Metternichtigkeit, daß ſie eine Revolution ſo ſtraflos gewähren ließ, und wäre es auch nur eine papierene Adreſſenrevolution? Oh, die Metternichtigkeit dachte gar nichts. Sie ſaß ruhig, ſicher und vornehm-kühl, wie immer, in der Staatskanzlei. Was ging ſie das unerhörte Neue an, welches ſeit dem 6. März in Wien geſchah? Sie hatte ja ihrerſeits wohlweislich beſchloſſen, alles beim Alten zu laſſen[*].

Das kranke „Syſtem“ fieberte ſachte einem „Nachlaß der Natur“ zu. Indeſſen unterließ es noch nicht, auf ſeinem Krankenlager die Farbe der Geſundheit und Kraft ſich anzuſchminken. Hat doch noch am 12. März einer der Herren Staatsräthe (Graf Hartig?) geäußert, man ſollte die frechen Jungen in der Aula peitſchen; das wäre die beſte Antwort auf die Adreſſe. Allein im Laufe des Tages waren im Sinne von Bewilligungen oder wenigſtens Scheinbewilligungen Hände thätig, wie ſie an byzantiniſchen Höfen ſtets ihre fünf und zehn Finger in Staatsſachen hineinzuſtecken pflegen, Weiberhände. Erzherzogin Sophie hörte nicht auf, zu wiederholen, der Metternich bringe die Dynaſtie ins Unglück. Das kam auch der Metternichin zu Ohren und die wollte es nicht auf ſich ſitzen laſſen. Melanie Zichy, des Haus-, Hof- und Staatskanzlers dritte Frau, vereinigte zwar den Hoch- und Uebermuth von hundert Junkern in ihrer weiland ſchönen Perſon, erkannte aber mit ſcharfem Fraueninſtinkt, daß Petrefakte wie ihr Herr Gemahl und der „graue Schleicher“ Ludwig nicht das Zeug hätten, einem Wickelkind von Revolution mit energiſchem Griffe den Hals umzudrehen. Folglich müßte es rathſam ſein, dem Adreſſen hergreinenden Balg einen Scheinkonceſſionenlutſchbeutel ins Maul zu ſtopfen. Frau Melanie ſuchte das zuwegezubringen, indem ſie den Grafen Montekukkoli, den Marſchall der niederöſtreichiſchen Stände, einen Konceſſionsmann, zu ihrem Gemahl führte und beide mitſammen in ein Zimmer verſperrte, bis der Fürſt dem Drängen des Grafen nachgab. Das Reſultat dieſer Unterrocksdiplomatie war, daß am ſpäten Abend vom 12. März die Staatskonferenz ein Kabinettsſchreiben aufſetzte, worin ſie den Kaiſer erklären ließ, er habe zu beſchließen geruht, es ſollten „aus allen Provinzen Mitglieder der Stände und zwar aus jedem Stande ein Mitglied nach Wien berufen und dort mit einer Regierungskommiſſion in Berührung gebracht werden, damit ſie mit derſelben in Anſehung ihrer ſtändiſchen Verhältniſſe in Rückſprache träten.“ Eine Art von metternichtig verdünntem „Vereinigtem Landtag“ alſo. Ferner, „der Kaiſer habe ſich vorbehalten, dieſer ſtändiſchen

---

[*] Eſſinger am 10. März: „Die Lage der Dinge iſt auch hier auf einmal viel ernſter geworden als man vor wenigen Tagen für möglich hielt. Die Vorgänge in Deutſchland, insbeſondere die Proklamation des Königs von Baiern, in welcher unter anderem auch eine Reviſion der deutſchen Bundesverfaſſung verheißen wird, haben in den höchſten hieſigen Regionen der Meinung Zugang verſchafft, daß die ſeit mehreren Wochen vorberathenen Reformpläne nicht mehr genügen und daß es daher beſſer ſei, bis Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt, Alles beim alten zu laſſen.“ S. P. A.

Deputation die Maßregeln andeuten zu laſſen, welche die Bedürfniſſe des Augenblickes erfordern." Man ſieht, in den Lutſchbeutel wurde wenig Zucker, aber viel Sägmehl gethan. Begreiflich daher, daß das Wickelkind, dem Arme und Beine wunderbar ſchnell wuchſen — die Arbeiterbevölkerung der Vorſtädte hatte ſich nämlich derweil allgemach auch zu rühren begonnen — an dem kläglich-unſchmackhaften Ding nicht lutſchen wollte, ſondern vielmehr ungebärdiger zu ſchreien und zu ſtrampeln ſich anſchickte.

Am nächſten Tag, am 13. März, hob dann wirklich jene ſogenannte wiener Märzrevolution an, welche eigentlich keine Revolution geweſen iſt und die nur den wirrſäligen Beweis lieferte, daß man im Machen und im Bekämpfen von Revolutionen in der Donauſtadt beiderſeits noch gar keine Uebung hatte. Ueberhaupt gewähren die deutſchen Regungen und Erhebungen vom Frühjahr von 1848, ſo man ſie von einem über die Parteidunſtſphäre erhöhten Standpunkt aus betrachtet, keinen erquicklichen Anblick. Zwar fehlen nicht ganz die heldiſchen Züge, aber überall fehlt die Grazie, — jene Grazie, welche ſämmtlichen pariſer Revolutionen ein ſo hübſches Relief verleiht. Auch verletzt das Plump-Nachahmeriſche der deutſchen Bewegung den gebildeteren Sinn. Der Mangel an Eigenwüchſigkeit, elementarer Leidenſchaft und ſpontaner Kraft macht ſich allzu ſehr fühlbar. Wär' es geſtattet, einen ſtudentiſchen Ausdruck zu gebrauchen, ſo müßte man ſagen: Was die Franzoſen ihnen in Wein vorgetrunken, haben die Deutſchen in Bier nachgeläppert. Man ſpürt an allen Ecken und Enden den widerwärtigen Bierſtubengeruch.

Am 13. März trat der niederöſtreichiſche Landtag in ſeinem Sitzungshauſe in der Herrengaſſe zuſammen. Dieſe Statiſten-Verſammlung hatte ſonſt nicht die geringſte Bedeutung und ihre Verhandlungen waren nur ein Formalitätsſchwindel. Da aber die Menſchen ſtets einen beliebigen Afterglauben haben müſſen, ſo war in Wien an dieſem Tage der Afterglauben an die niederöſtreichiſchen Landſtände Trumpf, für etliche Stunden nämlich. Zeitig am Morgen ſammelten ſich Scharen von „wohlgekleideten“ Bürgern in dem Hofe des Landhauſes. Der 13. März war ja überhaupt der Revolutionstag des wohlgekleideten, wohlhabenden, behäbigen wiener Bürgerthums*). Ein anderer Sammelplatz war die Univerſität, wo Schaukler Hye einen langen Schwatz that, um der Studentenſchaft zu ſagen, daß Se. kaiſerliche Majeſtät die Adreſſe ſehr huldvoll entgegenzunehmen geruht habe. Die Studenten wollten nicht begreifen, wie denn der Herr Profeſſor dazu käme, um ſolcher kaiſerlicher nichtsſagender Huld willen dieſen Tag „als den größten in der Geſchichte Oeſtreichs“ zu pſalliren. Sie ließen alſo den Schwätzer drinnen in der Aula ſchwatzen und organiſirten ſich derweil draußen im Hofe zu einem Zug nach dem Ständehauſe.

Das „Syſtem“ ſeinerſeits warf ſich auf ſeinem Krankenlager, das übermorgen zu ſeinem Sterbebette werden ſollte, hin und her, rath- und thatlos. Staatskonferenz und Staatsrath waren in der Burg verſammelt und warteten höchſt wahrſcheinlich auf eine Eingebung von oben; denn ſie ſelber dachten und thaten nichts. Der arme Kaiſer war in das innerſte der inneren Gemächer verſchloſſen. Man ſchützte ſeine Krankheit vor, fürchtete aber ſeine Gutmüthigkeit. Selbſt die gewöhnlichſten militäriſchen Vorſichtsmaßregeln waren vernachläſſigt und es iſt eine kennzeichnende Thatſache, daß die Staatskonferenz- und Staatsrathsmumien an dieſem Tage mit der Welt außerhalb der Hofburg mittels keiner andern Organe verkehrten als mittels der kommenden und gehenden Wortführer der Bewegung. Trotz alledem behauptete die Metternichtigkeit noch immer ihre viel-

---

*) Effinger am 13. März: „Die Volkshaufen, die übrigens durchaus nicht das Ansehen der arbeitenden, ſondern der wohlhabenden Klaſſe an ſich tragen, ſcharen ſich nunmehr beim bürgerlichen Zeughaus zuſammen.“
G. V. A.

belobte vornehme Kühle. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler hatte am Morgen eine Konferenz mit dem preußiſchen General-Diplomaten oder Diplomaten-General Radowitz. Das Geſpräch wurde unterbrochen durch die Meldung, daß auf den Straßen große Unruhe zu herrſchen begänne. „Was geht das mich an? Das gehört nicht in mein Reſſort", ſagte der Fürſt mit „klaſſiſcher Ruhe" und nahm den Faden der Unterhaltung wieder auf. Der „Familienrath", weder Fleiſch noch Fiſch, aber ein Inventarſtück in dieſem lothringiſch-habsburgiſchen Byzantinerthum, war ebenfalls in der Burg beiſammen und zwar, parlamentariſch zu kauderwelſchen, gewiſſermaßen als Linke. Denn es gab darin den widermetternichtigen Ton an die Erzherzogin Sophie, welche ſchon ſeit etlicher Zeit den Fürſten gern durch einen Andern erſetzt geſehen hätte oder eigentlich durch eine Andere, nämlich durch die Frau des Erzherzogs Franz Karl.

Wie jedermann weiß, hat nachmals, als in Oeſtreich die Mörderin Reaktion über die Schwärmerin Revolution Meiſterin geworden, die wiener Märzbewegung von den „Juden", ſchlechterdings nur von den „Juden" gemacht worden ſein müſſen. In Berlin dagegen konnten es bekanntlich die Juden nicht allein thun. Dort hat „eine Handvoll von Literaten, Advokaten, Juden und Fremden" die „Erzinfamie" der Märztage zuwegegerichtet. Nun wohl, es iſt wahr, an beiden Orten haben die Kinder Iſrael bedeutend mitgethan. Das machte, ihre Pulſe und ihre Zungen gingen raſcher als die der germaniſchen „Gojim". Aber ebenſo wahr iſt, daß 9 Zehntel deſſen, was die Rückwärtſerei von der märzlichen Thätigkeit und Wirkſamkeit der Juden ſich erzählt, abſurde Lügenmärchen ſind, der Mühe einer Widerlegung unwerth. Die Reaktion iſt doch ſonſt nicht gerade ſo dumm, wie ſie ausſieht. Wie kommt ſie alſo dazu, ihren Pfaffen und Junkern die Schmach anzulügen, ſie ſeien von „lauſigen" Juden beſiegt worden?

Die Haltung der auf dem Hofe des Ständehauſes in der Herrengaſſe verſammelten Menge von Bürgern und Studenten war zuvörderſt eigentlich gar keine. Dieſe guten Wiener guckten einander dämiſch und verlegen an. Sie hatten das Gefühl, daß etwas angefangen werden, etwas geſchehen ſollte. Aber was wollte man anfangen und wer ſollte anfangen? Eine verteufelte Frage, ſtachelig wie ein Igel! Denn daß das „Syſtem" nur noch ein Syſtem „in extremis", wußte man nicht; wohl aber, daß es nach dem Spielberge nicht ſehr weit ſei. Endlich wurde aber der Igel doch angefaßt und zwar allerdings von einem Nachkommen Abrahams, Iſaaks und Jakobs. Der junge Doktor Fiſchhof, ein Enthuſiaſt, ehrlich und brav in jeder Fiber, ſchwingt ſich auf das Dach des Hofbrunnens und bricht von dort herab mit einem „Hoch die Freiheit!" das Eis. Sofort ſtürzt der Phraſenſchwall hervor und „Gewiſſensfreiheit!" „Preßfreiheit!" „Miniſterverantwortlichkeit!" „Konſtitution!" u. ſ. w. ſpritzen nach allen Seiten hin und umher. Man ſetzt ſich mit der Statiſten-Verſammlung im Ständehaus in Beziehung, etwas tumultuariſch zwar, doch in Gemüthlichkeit. Sprecher Fiſchhof ſagt: „Das Volk iſt gekommen, um durch ſeine Haltung die Stände zu unterſtützen, ſo ſich dieſe verpflichten wollen, die allgemeinen Wünſche an den Kaiſer zu bringen". Der Landtagsmarſchall Montekukkoli erwidert: „Mit Vergnügen. Des Volkes Wünſche ſind auch unſere, der Stände, Wünſche". Allgemeines Vergnügen ſoweit.

Inzwiſchen hat aber ein Student angefangen, von der Rednerbühne, d. h. von dem Brunnendache draußen im Hofe herab die Koſſuthrede vom 3. März vorzuleſen und alsbald beginnt das Feuer derſelben auch hier Funken zu werfen. Dieſe Funken platzen inmitten der Menge, daß es kracht und dampft. Die Rede gibt ein handliches Programm. Die trefflich geſtimmten Kehlen haben jetzt einen Text mit Noten und die Symphonie hebt an. „Abdankung des allverhaßten Miniſters!" — „Weg mit den Volksverdummern, den Jeſuiten!" — „Keine Ruſſen!" — „Augenblickliche Bürgerbewaffnung!" In dieſes Koncert herab fällt aus einem Fenſter des Ständehauſes ein Blatt Papier, worauf geſchrieben ſteht, die Stände hätten beſchloſſen, den Kaiſer um Veröffentlichung des Staatsbudget und um Berufung eines ſtändiſchen Ausſchuſſes aus allen Provinzen zu bitten. „Mehr nicht?" — „Zum Teufel mit den Ständen!" — „Zerreißt den Wiſch!" Ein Student thut ſo, erturnt dann den Balkon des Ständehauſes und ruft die Loſung über die Menge hin: „Wir wollen eine Verfaſſung! Es lebe der konſtitutionelle Kaiſer von Oeſtreich!"

Wenn der „allerhöchſtſelige" Kaiſer Franz in ſeiner Gruft bei den Kapuzinern dieſen Ruf gehört hätte, er würde ſich zweifelsohne nicht nur einmal, ſondern dreimal im Grabe herumgedreht haben. Dem bei Lebzeiten eines Tages Verſchnupften hatte ſein Leibarzt Stifft geſagt, die Sache habe nichts zu bedeuten, Se. Majeſtät habe ja eine gute Konſtitution. „Was Konſtitution!" raſſelte der ſteinherzige Deſpot den Arzt an. „Was ſchwatzen's da, Stifft? Dies Wort laſſen's mich halt nit wieder hör'n! Eine gute Natur, ſagen's mein'thalb, oder in Gottesnamen eine gute Komplexion; aber, ſchauen's, eine gute Konſtitution gibt es gar nit. Ich hab' keine Konſtitution und will keine hab'n!"

4.

Soweit alſo war man zu Wien an den Iden des März vorgeſchritten, daß man die Gebote der Loyalität und die Anforderungen des Liberalismus in dem Rufe: „Vivat der konſtitutionelle Kaiſer von Oeſtreich!" zuſammenkuppelte. Damit hielt man ſich noch innerhalb der Schranken der wiener Gemüthlichkeit. Aber nur noch einen Augenblick; denn im nächſten that man doch ſchon einen Schritt darüber hinaus und zwar zunächſt in das Ständehaus hinein.

Daran war eine Art Panik ſchuld, welche aber diesmal die Leute nicht rückwärts, ſondern vorwärts ſcheuchte. Auf der einen Seite des Hofraums hieß es: „Der Doktor Fiſchhof und unſere übrigen Vertrauensmänner, die mit dem Landtagsmarſchall verhandeln, werden da drinnen im Landhaus als Gefangene zurückgehalten.“ Auf der andern: „Vom Schottenthore zieht Militär heran.“ Zorn und Furcht können die Menſchen bekanntlich zu allerhand machen. Hier machten ſie die verſammelte Menge zu einem koloſſalen Sturmbock, welcher mit einmal wüthend gegen das Ständehaus ſtieß. Die Treppe hinan, hinein, hinauf, geradeaus, rechtshin, linkshin, in alle Zimmer und Gänge ſplitterten die einzelnen Theile hinein, in welche die Maſchine innerhalb des Hauſes auseinandergeborſten war. Die „Stände“ entfuhren ihrem Sitzungsſal wie ein Klumpen Queckſilber unter einem Hammerſchlag nach allen Seiten hin auseinanderſpritzt. Der Landtagsmarſchall Montekukkoli ſpricht nur noch die geflügelten Worte: „Meine Herren, es iſt nichts mehr zu thun als die Volkswünſche dem Kaiſer zu überbringen.“ Etliche ſeiner Kollegen ſchließen ſich ihm an, Studenten vorauf, Studenten hintendrein, ſo geht es zur Burg.

Hier erſchrickt man nicht wenig über den unceremoniöſen Aufzug des Herrn Landtagsmarſchalls, läßt jedoch denſelben nicht bis zum Kaiſer dringen. Die Staatskonferenz nimmt, was Montekukkoli bringt, in Berathung. Sie faßt alles, was von Weisheit und Thatkraft in ihr iſt, zuſammen und bringt es richtig zu dem Beſchluſſe, es ſei den Ständen der Beſcheid zu ertheilen: — „Dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen entſpricht, wird durch ein eigens hierzu aufgeſtelltes Komité geprüft und der allerhöchſten Entſcheidung unterzogen werden, worüber Allerhöchſtdieſelben das zum allgemeinen Wohle der Geſammtheit ihrer geliebten Unterthanen Dienliche mit Beſchleunigung beſchließen werden" .... Hört ihr das Glöcklein? Macht Platz, damit man dem „Syſtem" die Sterbeſakramente bringen kann.

Aber horch, ein anderer Ton! Knatterte da drüben beim Ständehauſe nicht eine Gewehrſalve? Und folgte derſelben nicht ein wirres Weh- und Wuthgeſchrei?

Wohl, ſo war es. Auf demſelben Platze, wo vorhin die wiener Revolution mit Reden getauft worden, hatte ſie auch ihre erſte Bluttaufe empfangen ... Schon am Morgen waren Truppenabtheilungen aus den Vorſtädten nach der inneren Stadt gezogen und insbeſondere die Zugänge zur Burg ſtark mit Fußvolk und Reiterei beſetzt, auch zum Schutze dieſer Zugänge, ſowie anderwärts, Kanonen aufgefahren worden. Das Kommando hatte der Erzherzog Albrecht, eines volksbeliebten Vaters, des Erzherzogs Karl, unbeliebter Sohn, obzwar ſich ihm weiter nichts nachſagen ließ, als daß er eben ein Erzherzog vom gewöhnlichen erzherzoglichen Schlag, ſchnauzbärtig-barſch, wie das einem Prinzen und Soldaten geziemt. Er leitete vom Platz „am Hof" aus die militäriſchen Anordnungen und Bewegungen, in welchen übrigens kundige Augen von Anfang an eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Schlaffheit bemerkt haben wollen. Die Truppen dagegen waren im Ganzen „vom beſten Geiſte beſeelt", d. h. ſie waren willenloſe Maſchinen, wie dies die Soldaten einer ſtehenden Armee von Disciplin- und Subordinationswegen ſein ſollen. Als die Nachricht kam, das Ständehaus ſei vom Volke geſtürmt worden, wurden vom Minoritenplatz aus Grenadiere und vom Schottenthore her Pioniere in Bewegung geſetzt, um Haus und Hof zu ſäubern. Es geſchah dies ohne Zweifel nicht in der Abſicht, einen gewaltſamen Zuſammenſtoß hervorzurufen; allein die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen lag ſchon in der Luft.

Denn die Stimmung der auf allen Plätzen und Straßen dicht und dichter ſich anſammelnden Maſſen war ſeit etlichen

Stunden immer heißer geworden. Das blitz- und donnerſchwangere Fluidum, welches die Menſchen mit Veränderungsluſt und Kampfzorn tränkt, lag auf der Stadt. Das Glacis wimmelte von Vorſtädtern. Auf dem Ballplatz vor der Staatskanzlei brach ein „Pereat Metternich!“ nach dem andern los. Auf der Freiung ſchrie es: „Fort mit Sedlnitzky!“ und eine Straße warf der andern die Verwünſchungen des verhaßten Staatskanzlers und ſeines dreimal vermaledeiten Oberſbirren zu. In dem Gewühle und Gewoge mußten die Bewegungen der militäriſchen Patrouillen, ja ganzer Kolonnen immer ſchwieriger werden. Die unbewaffnete Menge wich zwar überall vor den Kompagnien und Bataillonen auseinander, aber allenthalben ſchlug ſie ſofort hinter den Soldatenreihen wieder zuſammen, ziſchend, heulend, brauſend wie ein brandendes Meer. Mitunter gab es auch ſchon Vorzeichen ſpäterer Ereigniſſe, Vorzeichen, daß die militäriſche Maſchine doch nicht ganz durch und durch niet- und nagelfeſt ſei. Man ſah eine Kompagnie von Grenadieren dem Zuruf von Seiten des Volkes: „Gewehr bei Fuß!“ nachkommen; man ſah anderwärts, daß ein Zug von Artilleriſten aus freien Stücken die Bajonnette von den Gewehren that.

Auf dem Hofe des Ständehauſes wurden die Truppen mit Ziſchen und Grunzen empfangen. Als ſie Anſtalt machten, den Platz zu ſäubern, verſchritt das Volk, welches die Räume des Ständehauſes von unten bis oben anfüllte, dazu, alles Mobiliar zu zerſchlagen, um mit den Trümmern von den Fenſtern aus gegen die Soldaten bombardirend zu handiren. Ein Offizier der Pioniere wird von einem dieſer Wurfgeſchoſſe mehr nur geſtreift als getroffen. Er ſchreit ſeinem Zuge zu: „Schlagt an! Feuer!“ und die erſte Salve entladet ſich gegen die Fenſter. Sie verwundet niemand, aber das Geknalle ſteigert den Trotz und Zorn des Volkes und Haus und Hof widerhallt von dem Ruf: „Fort mit dem Militär!“ Da kommt der kommandirende Erzherzog ſelber angeritten mit ſeiner Generalität. Er will in ſeiner Weiſe Ordnung ſchaffen. Er hat ſo eben drüben „am Hof" einem Bürger, welcher ihn dringend bat, die Bürgergarde ausrücken und durch ſie die Ruhe herſtellen zu laſſen, wie das Volk es verlange, die Abfertigung zutheil werden laſſen: „Einem Volke, das verlangt, geb' ich nichts; ich werde es zu traktiren wiſſen!" So traktirt er es denn auf ſeine Manier, nicht aber — man darf das nicht verſchweigen — ohne perſönlich gereizt worden zu ſein. Eines der aus den Ständehausfenſtern fliegenden Holzſtücke trifft den Erzherzog empfindlich und unmittelbar darauf krachen zwei Gewehrſalven. Ob der Prinz ſelber dazu das Kommando gegeben oder nicht, gleichviel; die Salven krachen los, mitten in das Gedränge der unbewaffneten Menge im Hofraum hinein und ſtrecken fünf Perſonen todt zu Boden, darunter einen Greis mit langen ſchneeweißen Haaren.

Als Sieger zieht der Erzherzog mit ſeinen Generalen, Korporalen und Soldaten ab. Denn dieſe Waffenthat hat den Platz im Nu geſäubert. Aber die Fliehenden wollen Rächer ſein. „Waffen! Waffen!" ſchreit es. „Zum Zeughaus!" Und ſie werfen ſich in die engen Gaſſen, welche zum bürgerlichen Zeughaus führen, in ihrem Grimm und Groll nicht darauf achtend, daß die dort einſchwenkende ſchwere Reiterei ſie niederhaut und niederſtampft. Sie ſuchen ſich, hier geworfen, auf der Freiung wieder zu ſetzen. Andere Scharen, noch immer waffenlos, machen ſich mit fliegendem Athem und ungeſchickten Händen daran, auf dem Judenplatze Barrikaden zu improviſiren. Auch beim Sankt Stephan, am „hohen" Markt und in der Nähe der Hofburg ſpielen einzelne Kampfſcenen. Aber das alles ſieht noch nach nicht viel aus, iſt verzettelt, kraftlos, dilettantiſch. Man erkennt deutlich, daß die Weltgeſchichte in dieſer guten Stadt Wien bislang noch keinen Lehrſtuhl der Barrikadoſophie errichtet hatte.

Nun aber bekam es ganz den Anſchein, als ſollte dieſe Wiſſenſchaft auch in Wien nicht allein theoretiſch gelehrt, ſondern ſofort in praktiſche Uebung gebracht werden. Denn das beim Ständehauſe vergoſſene Blut ſchrie, wenn nicht zum Himmel, ſo doch zu den Herzen der wiener Bürger und zwar der wohlhäbigen wiener Bürger, welche berechtigt waren, die Uniform der altherkömmlichen ſtädtiſchen Bürgergarde zu tragen. Vielleicht hatte keiner dieſer ehrenwerthen Familienväter jemals die Oreſtie des Aeſchylos geleſen, allwo die Chorführerin meint: —

„Für blutigen Mord ſei blutiger Mord
Als Buße geſetzt! Wer frevelte, büße!“

aber als die Kunde deſſen, was beim Landhauſe geſchehen, blitzſchnell durch alle Quartiere der Stadt ſich verbreitete, ging unter den Leuten vom „Beſitz“ und von der „Intelligenz“ ein zorniges Rumoren um, ſo etwas könnten ſie ſich doch nicht gefallen laſſen, und die Mehrzahl entſchloß ſich denn auch, obzwar ſehr allmälig, ſo etwas ſich wirklich nicht gefallen zu laſſen. Angeſehene Männer aus ihrer Mitte, wie die Herren Scherzer, Arthaber, Hornboſtl und Bach, waren nach verſchiedenen Seiten hin thätig, um das wiener Bürgerthum auf den Plan und in Thätigkeit zu bringen. Die Einen beſtürmten den Bürgermeiſter, einen Tropf der Tröpfe, durch Schlagenlaſſen des Generalmarſches das bewaffnete Bürgerkorps zur Sammlung zu rufen, und als der Jammermenſch es nicht wagte, ließen ſie auf eigene Hand von Gaſſe zu Gaſſe die Trommel wirbeln. In Folge deſſen begann ſich in den erſten Nachmittagsſtunden die Bürgergarde auf den Glacis zuſammenzuthun. Vom Verſammeln bis zum Handeln war es freilich noch weit. Die willenloſe Schäfigkeit und viereckige Unbehülflichkeit, welche durch einen jahrhundertelangen Despotismus gepflanzt worden, konnte nicht plötzlich verſchwinden. Darum brachte es der unermüdliche Scherzer nur mühſelig dazu, daß ſechs ſeiner Mitbürgeroffiziere ſich bereit finden ließen, ihm als Abordnung nach der Hofburg zu folgen.

Dieſe Abordnung ſollte zuvörderſt nur die Zurückziehung der Truppen und die Betrauung der ſtädtiſchen Bürgermiliz mit der Wiederherſtellung der Ordnung von der Staatskonferenz erwirken; allein unterwegs mußten ſich die Mitglieder der Deputation überzeugen, daß mehr, viel mehr gefordert werden müßte, falls einem Aeußerſten vorgebeugt werden ſollte, alles in allem: die Entfernung Metternichs. Denn „mit der Schlange ſtirbt auch ihr Gift". Man ſollte jedoch die Erfahrung machen, daß die Schlange mitunter ihr Gift hinter ſich zurückläßt.

Um 5 Uhr Abends langte Scherzer mit ſeinen Kameraden in der Burg an. Etwas ſpäter traf daſelbſt eine Abordnung der Univerſität ein. Die Studenten nämlich hatten ſich wieder in Maſſe in der Aula geſammelt und erhoben den Ruf nach Waffen. Profeſſor Hye ſuchte ſie mittels eines Schwatzes hinzuhalten, welcher unter anderen ſchönen Dingen auch die großartige Selbſtberühmung enthielt, daß er, Hye, „obgleich Vater von 4 Kindern", ſo muthig in die Breſche trete. Als aber die Blutbotſchaft vom Ständehausplatze hereinkam, machten die jungen Leute dem profeſſorlichen Geſchwätze tumultuariſch ein Ende, einſtimmig nach Waffen ſchreiend und drohend, ſie würden, ſo man ihnen keine Waffen gebe, das Zeughaus ſtürmen. „Der Rektor ſoll unſere Bitte um Bewaffnung an den Kaiſer bringen — ſchlug ein junger Arzt, Doktor Köck, vor — er hat ja das altherkömmliche Recht, allzeit unangemeldet beim Kaiſer erſcheinen zu dürfen." Man holte den Rektor Jenull herbei und der zweiundſiebzigjährige Hofrath war an dieſem 13. März ſo ſehr Mann und Nichthofrath, daß er die Sendung übernahm und, begleitet von den Herren Hye und Endlicher, nach der Burg ſich aufmachte, nachdem ihm die Studenten verſprochen hatten, bis zu ſeiner Rückkehr nichts zu unternehmen.

So fanden ſich denn nach und nach drei Abordnungen, die ſtändiſche, die bürgerliche und die akademiſche, in der Burg zuſammen. Das Wickelkind der wiener Revolution war nur erſt zum halbwüchſigen Mädelchen geworden, welches als Bittgängerin ſein Glück verſuchte.

5.

Das labyrinthiſche Winkelwerk der wiener Hofburg, allwo hiſpaniſches Mittelalter in allen Ecken kauerte, hatte ſo Ungeheuerliches, wie an dieſen Märziden geſchah, noch nie geſchaut. Selbſt an jenem Junitag von 1619 nicht, als die Fauſt einer adeligen Rottirung den zweiten Ferdinand in ſeinem Kabinett am Koller packte. Denn das war eben ein Junkerkrawall geweſen, weiter nichts; heute aber ſchien die Stammgäſtin der Tuilerien, Dame Revolution, auch einmal im Kaiſerpalaſt an der Donau einen Beſuch abſtatten zu wollen.

Die Burg bot in ihrem Innern ein mikrokosmiſches Spiegelbild deſſen, was ganz Wien, was ganz Oeſtreich an dieſem Märztage war: — ein Bild hilfloſer Anarchie. Oberceremonienmeiſterin Etikette that ſchon auch hier, was ſie 18 Tage zuvor im Königspalaſt an der Seine gethan hatte: ſie packte ihren Kram zuſammen. In den inneren Gemächern ſaß die Staatskonferenz da in Permanenz und der Familienrath dort. In den Vorzimmern und Korridoren drängten ſich Staatsräthe, Generale, Hofräthe, Hofdamen, Zofen und Lakaien. Da war zweck- und zielloſes Kommen und Gehen, jenes Haſten und Taſten, jenes Flüſtern und Wiſpern, deſſen Summe Rathloſigkeit heißt. Wie Geſpenſter des Mittelalters ſchauten die wachthaltenden Trabanten der Arcièrengarde in das ängſtlich-bewegte Treiben; ſie bildeten in ihrer hiſpaniſchen Tracht, Grandezza und Unbeweglichkeit einen geradezu lächerlichen Kontraſt zu dem Gewimmel und Gewuſel um ſie her.

Die Metternichtigkeit ſuchte derweil ihr Einziges, ihre vornehme Kühle und Unnahbarkeit, noch immer zu bewahren. Dies zeigte der Nichterfolg der akademiſchen Abordnung. Rektor Jenull und ſeine zwei Begleiter verſuchten umſonſt, zu dem abgeſperrten Kaiſer zu dringen. Man führte ſie endlich zu deſſen Bruder, dem Erzherzog Franz Karl, welcher ihnen „als ehrlicher Mann" die Verſicherung gab, es ſeien „Konceſſionen im Werke". Ob der Erzherzog auch die Uebertragung des Oberbefehls über die geſammte bewaffnete Macht an den Fürſten von Windiſchgrätz — welche mit diktatoriſcher Vollmacht ausgeſtattete Uebertragung noch am Abend des 13. März ſtattfand — unter dieſen „Konceſſionen" verſtanden habe, iſt nicht recht klar. Die Abordnung wollte aber einen beſtimmteren Beſcheid haben und drängte ſich mühſelig bis zum Erzherzog Ludwig durch. Der zeigte ſich anfänglich noch völlig eingemauert in ſeinen lothringiſch-habsburgiſchen Dünkel. Da warf ſich der alte Jenull vor ihm auf die Kniee: — „Kaiſerliche Hoheit, es ſteht alles auf dem Spiele, wenn unſere Bitten abgeſchlagen werden!" Herr Ludwig war zwar ein Erzherzog, aber keineswegs ein Erzheld. Er wankte. „Nun ja — ſagte er — die Staatskonferenz wird beförderlich berathen, welche Zugeſtändniſſe allfällig zu machen ſeien." — „Und die Bewaffnung der Studirenden?" — „Man wird ſie in Erwägung ziehen."

Mit dieſem ſattſam untröſtlichen Ergebniß ihrer Sendung machte ſich die Deputation auf den Rückweg zur Aula, kreuzte ſich aber unterwegs mit einer zweiten von dort kommenden, welche, von der mediziniſchen Fakultät abgeordnet, die Forderungen der Studirenden in noch energiſcherer Form nach der Burg zu bringen beauftragt war. Der Dekan Lerch und die Doktoren Engel und Schilling machten dieſe Abordnung aus, Männer einer jüngeren Generation, deren Haltung dem Gelehrtenſtande Wiens einen ſehr ehrenwerthen Antheil an den Märzereigniſſen ſicherte. Dieſer Deputation gaben die Studenten das Verſprechen, bis 9 Uhr Abends zu warten. Würde bis zur bezeichneten Stunde ihr Geſuch nicht bewilligt ſein, ſo wollten ſie losbrechen. Die Abordnung konnte nur mit großer Mühſal zur Burg gelangen. Denn die unteren Schichten der Stadtbevölkerung hatten jetzt in ihrer Manier in die Bewegung einzugreifen begonnen. Die Menge hatte ſich mit Wehr und Waffen verſehen, ſo gut es gelingen wollte, d. h. mit dem Geräthe der Werkſtätten und der Feldarbeit. Unter Vortragung von wunderlichen Standarten und Emblemen, z. B. eines ſchmutzigen Lappen an einer Stange mit der Inſchrift „Vivat Sedlnitzky, der Hauptlump!“ — ſcharten ſich die Haufen und warfen ſich zerſtörend auf Wachthäuſer und öffentliche Gebäude. Freut euch, ihr Glaſermeiſter von Wien, ihr werdet morgen unendlich viel Arbeit vorfinden. Wurden doch ſogar die Fenſter des dem Joſephsplatze zugekehrten Flügels der Hofburg zertrümmert. Aber am wildeſten raſ'te die Verwüſtungslaune an und in der orientaliſch-üppig eingerichteten Villa Metternich am Rennweg. Es blieben von dieſem Prachtwohnſitz vornehmer Kühle nur die nackten Mauern ſtehen. Auch an den Gasleitungen übte ſich die Zerſtörungswuth. Vom Kärnthnerthor bis zum Burgthor waren auf den Glacis die Röhren bloßgelegt und aus denſelben loderte das entzündete Gas in dicken, baumhohen Säulen in den Nachthimmel empor.

Da und dort verſchritten die aufgeſtellten Truppen zum Angriff auf das Volk. Es war aber kein Plan und Zuſammenhang in dieſen Angriffen. Ein heftiger und dauernder Kampf hatte am 13. März nirgends ſtatt: die Geſammtzahl der Getödteten und Verwundeten erreichte nicht die Ziffer 50. Aber freilich hing es nur an einem Haare, daß vor den Thoren der Burg ſelbſt ein gräßliches Blutbad angerichtet worden wäre. Die Menge ſtand dort ſo dicht, daß ihre Vorderreihe hart an die Bajonnette der den Palaſt abſperrenden Soldatenkette und an die Mündungen der daſelbſt aufgefahrenen Kanonen gepreßt war. Einer der vielen Erzherzoge, welche an dieſem Tage in der Burg ſich unnütz machten, Maximilian, hatte den Befehl gegeben, das Volk mit Kartätſchenſchüſſen zurückzutreiben; allein ein verſtändiger Feuerwerker nahm den Artilleriſten die brennenden Lunten weg und trat ſie aus. Feuerwerker müſſen Verſtand beſitzen, Erzherzoge müſſen geboren ſein.

Aber wie war es inzwiſchen den abgeordneten Bürgerwehroffizieren in der Burg ergangen? Schlecht genug. Zunächſt hatte ihnen der Herr Staatsrath Graf Hartig auseinandergeſetzt, ſie irrten gröblich, wenn ſie wähnten, dem Kaiſer mitſpielen zu können, wie dem Louis Philipp in Paris oder dem Ludwig in München mitgeſpielt worden. Die Offiziere ließen ſich auf keine Entgegnung ein und wollten zum Kaiſer oder wenigſtens zum Stellvertreter deſſelben, zum Erzherzog Ludwig. Zum letzteren zu dringen gelang endlich. Aber Se. kaiſerliche Hoheit war wieder ganz ſtarr und ſtörrig. Die einzige Antwort, welche der Präſident der Staatskonferenz der Abordnung zu geben ſich herabließ, lautete: „Konceſſionen? Nichts da! An den Bürgern iſt es, für die Wiederherſtellung der Ordnung zu ſorgen. Baſta.“ Aus dem Empfangſale des Prinzen in das von Menſchen wimmelnde Vorzimmer hinausgetreten, ſagt Scherzer zu ſeinen Mitdeputirten: „Wir haben hier nichts mehr zu thun. Laßt uns gehen.“ Da faßt ihn jemand im Gedränge beim Arm und Scherzer erkennt den Erzherzog Johann, welcher zu ihm ſagt: „Ich weiß, wo es fehlt, lieber Freund; aber warten Sie noch!“ und dann ſchnell in den Sal hineingeht. Die Wartenden tritt wiederum der Graf Hartig an mit der Frage: „Was wollen Sie denn eigentlich?“ — „Den Rücktritt Metternichs.“ — „Wie? Was unterſtehen Sie ſich? Glauben Sie denn, daß der Kaiſer den Mann, welcher ſeit 30 Jahren das Staatsruder geführt hat, einer Volkslaune opfern wird?“ — „Das weiß ich nicht; aber was ich weiß, iſt, daß ich im Namen und Auftrag des Volkes hier bin und daß es meine Pflicht, auszuſprechen, was das Volk denkt.“ Der Herr Graf ſchwand weg und dieſer Hauptadept der Metternichtigkeit hat dann, wie ſelbſtverſtändlich, den am 13. März noch vergötterten Herrn und Meiſter ſchon am 14. verleugnet und zwar, wie ebenfalls ſelbſtverſtändlich, gerade für ſo lange, bis die Metternichtigkeit in Oeſtreich eine verböſerte Auflage erlebte.

Nach allerhand nutzloſem Hin- und Herreden rief ein Adjutant die Bürgerwehroffiziere wieder in den erzherzoglichen Audienzſal hinein. Sie fanden jetzt in demſelben außer dem Erzherzog Ludwig die Erzherzoge Albrecht und Maximilian, ſowie den Fürſten Metternich. Im Hintergrunde hielten ſich verſchiedene Gruppen von Hofwürdeträgern, Staatsbeamten, Generalen und Ständemitgliedern. Metternich trat vor, klopfte dem Sprecher der Deputation auf die Schulter und ſagte: „Sie ſind ein wiener Bürger. Für die Bürger Wiens wäre es eine Schande, ſo ſie im Verein mit dem Militär nicht einen Straßenkrawall beſiegen könnten.“ — „Durchlaucht“, entgegnete Scherzer genau mit den Worten, welche Abends 10 Uhr am 14. Juli 1789, am Abend des Baſtilleſturmtages, der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt im Schloſſe zu Verſailles zu Ludwig dem Sechszehnten geſagt hatte — „Durchlaucht, das iſt kein Straßenkrawall, ſondern eine Revolution, an welcher alle Klaſſen ſich betheiligen.“ — „Das iſt nicht wahr. Es ſind nur Juden, Polen, Italiener, Schweizer, welche das Volk aufwiegeln.“ — „Durchlaucht, die Petition an die niederöſtreichiſchen Stände iſt von Tauſenden aus allen Ständen unterzeichnet und außerdem kann Ihnen ein Blick in die Straßen die Wahrheit meiner Ausſage beſtätigen. Mit dem Militär zuſammenzuwirken, iſt für uns Bürger eine Unmöglichkeit geworden, ſeitdem jenes auf das Volk geſchoſſen hat.“ Der Erzherzog Albrecht hielt dieſe Unmöglichkeit keiner Beachtung werth. Er ſagte: „Man könnte die Bürgergarden gemeinſam mit dem Militär die Wachtpoſten beziehen laſſen; aber jene müßten darauf gefaßt ſein, daß bei dem erſten Zeichen von Widerſtand ſcharf geſchoſſen würde.“ — „Wir müſſen uns entſchieden weigern, dieſen Vorſchlag anzunehmen“, erklärten die Bürger. Worauf der ſchießluſtige Erzherzog Maximilian hoch herab: „Nun wohl, ſo ſeid auch ihr Rebellen und wird man auch auf euch ſchießen." Das war aber den guten Wienern doch zu erzherzoglich. Sie kehrten der durchlauchtigen Verſammlung den Rücken, ſtürzten in das Vorzimmer hinaus, wo ſie ihrer Entrüſtung in unzweideutigen Worten Luft machten, und wollten fort. Da wurden ſie aber von den Höflingen, deren meiſten das Herz aus Furcht ſchon anderswo ſaß als in der Bruſt, mit ſanfter Gewalt zurückgehalten, um wenigſtens keinen troſtloſen Beſcheid aus der Burg hinaustragen zu können.

Gerade jetzt traf auch die Abordnung der mediziniſchen Fakultät im Vorzimmer ein. Ihr erſter Sturm auf die knöcherne Halsſtarrigkeit des Erzherzogs Ludwig und auf die vornehme Kühle des Fürſten Metternich ſchien gar keinen Erfolg zu haben. Allein ſchon vereinigten ſich in dem Audienzſal mit den Bitten der Deputation die Vorſtellungen von Herren wie Kolowrat und aus dem mehr und mehr in den Zuſtand tumultuariſcher Bewegung gerathenen Vorzimmer drang ein lauter Warnungsruf nach dem andern herein. Dorthin hatte ſo eben ein Offizier der Bürgergarde die Nachricht gebracht, daß von im Polizeigebäude verſteckten Soldaten auf friedlich vorbeimarſchirende Bürgergarden geſchoſſen worden und durch dieſe meuchleriſchen Schüſſe zwei Gardiſten getödtet ſeien. Allgemeine Entrüſtungsbezeugung, denn ſogar Höflinge und Hoflakaien ſtimmen in dieſelbe mit ein. Der aus dem Empfangſal tretende Erzherzog Albrecht mochte aber dieſe Entrüſtungsbezeugung als an ſeine Adreſſe gerichtet anſehen und ſagte unwirſch: „Der Vorfall ſoll unterſucht werden. Uebrigens iſt ja mit Holz und Steinen auch auf mich geworfen worden und zwar von Bürgern." Ein Mitglied der zuletzt von der Univerſität angelangten Deputation will einen Einwurf vorbringen. „Halten Sie das Maul!" runzelt ihn der Erzherzog an. Da geſchieht etwas in dieſem Raume noch nie Geſchehenes: — der Erzherzog wird ausgeziſcht. Der Angerunzelte murmelte ſo etwas wie: „Kaiſerliche Hoheit, Grobſein iſt keine Kunſt“ — und ſetzt dann deutlicher hinzu: „Es ſieht alles danach aus, als würde es auch hier bald heißen müſſen, wie es in den Tuilerien geheißen hat: — Zu ſpät!“ Unwillkürlich echot die ganze bunt durcheinander gewürfelte Verſammlung das ſchickſalsſchwere Wort.

Ob es auch drinnen hinter den Flügelthüren einen Widerhall gefunden? Ob dieſer Widerhall verſchärft worden durch das Büchſengeknatter, welches von den Stallgebäuden der Burg herüberſcholl? Es mag ſein; denn gewiß iſt, daß man ſich im Audienzſal endlich zu einer Konceſſion verſtand und zwar zur Aufhebung der Cenſur, weil man damit den Dank der „Intelligenz“ zu erwerben und die dankbare vom Volke zu trennen hoffte. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler begab ſich aus dem Sal in ein anſtoßendes Kabinett, um den Entwurf einer Preſſeverordnung, etwa nach dem Muſter der preußiſchen vom 8. März, zu Papier zu bringen. Da ſchlägt durch die halboffene Thüre vom Sale her das Wort an ſein Ohr: „Metternich muß abdanken!“ Er glaubt zu träumen, er hat wohl falſch gehört, er lauſcht. Wahrhaftig wiederum: „Ja, der Fürſt muß zurücktreten!“ Aber ſolcher frechen Rebellion wird doch ſofort widerſprochen, ſie wird, ſie muß von der Wucht des allgemeinen Unwillens erſtickt werden? Ach nein, kein Widerſpruch, ſondern vielmehr vielſtimmige, faſt ſtürmiſche Zuſtimmung.

Nun, Mann der vornehmen Kühle, zeige, ob du mit derſelben Gelaſſenheit, womit du das Glück der Völker zu Grunde richten geholfen, das eigene Glück dahinfahren ſehen kannſt . . . . Er konnte es, das muß man ihm laſſen! Und ſei es auch nur mit der Würde der Blaſirtheit, er iſt wenigſtens nicht ohne Würde gefallen; nicht ſo kläglich und jämmerlich, wie Louis Philipp und Monſieur Guizot fielen. Er iſt in Wahrheit „aufrecht von dannen gegangen.“ Gar manche, gar viele im Umkreiſe von Deutſchland haben ihm ein gemeines Hohngelächter nachgeſandt, die nach ſeinem Falle zur Macht gelangten, um dieſelbe wie Lumpe zu handhaben und wie Lumpe wieder zu verlieren....

Wer aber hat im Audienzſal des Erzherzogs Ludwig am 13. März um 8 Uhr Abends den Rücktritt Metternichs zuerſt offen gefordert? Ein Mitglied der niederöſtreichiſchen Stände, ein Graf, dem man nachgeſagt hat, er ſei nur das Sprachrohr der Erzherzogin Sophie geweſen.

Im Vorzimmer drängten ſich inzwiſchen die bedrohlichen Botſchaften, mehrte ſich das chaotiſche Durcheinander, ſtiegen Spannung und Ungeduld bis zur Unerträglichkeit. Da thaten die Salthüren ſich auf und die Abordnungen der Bürgerwehr und der Hochſchule wurden hineingerufen. Aus dem Kreiſe der Erzherzoge, Staatsräthe u. ſ. w. trat der Fürſt Metternich hervor und ließ ſich, zu den Bürgerwehroffizieren gewendet, mit „ruhigem Anſtand“ alſo vernehmen: „Es iſt die Aufgabe meines Lebens geweſen, von meinem Standpunkt aus für das Heil der Monarchie zu ſorgen. Glaubt man, daß das Beharren auf jenem Standpunkte dieſes Heil gefährde, ſo kann es für mich kein Opfer ſein, meinen Poſten zu verlaſſen. Sie haben erklärt, nur mein Rücktritt vermöge die Ruhe wieder herzuſtellen. Ich effektuire denſelben alſo mit Freuden. Ich wünſche Ihnen Glück zur neuen Regierung, wünſche Oeſtreich Glück.“ — „Durchlaucht“, entgegnete einer der Bürgeroffiziere, „wir haben nichts wider Ihre Perſon, aber alles wider Ihr Syſtem, und darum müſſen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten Sie den Thron und die Monarchie. Wir danken Ihnen alſo für Ihren Rücktritt. Vivat Kaiſer Ferdinand!“

Das Vivat widerhallte im Sale, ſcholl in das Vorzimmer hinaus und wurde von dort durch die ganze Burg weitergerufen. Metternich wiederholte die Verſicherung der Bereitwilligkeit ſeines Rücktritts, welche Wiederholung überflüſſig war und den künſtleriſchen Effekt ſeines „Abgangs“ bedeutend beeinträchtigte. Er verlor ſich dann unter den Anweſenden, verſchwand im Hintergrunde, glitt unbemerkt aus der Burg, wußte in den Palaſt des Fürſten Lichtenſtein zu gelangen, wo er die Nacht verbrachte, entkam dann am folgenden Morgen mit allerlei Liſten, wenn auch nicht gerade in einem kaiſerlichen Wäſchewagen, unter der energiſchen Bedeckung ſeiner Frau Gemahlin aus der Stadt und auf den Bahnhof der gloggnitzer Bahn, dann über Olmütz nach Prag, von da weiter und endlich über die See nach London, dem gemeinſamen Ziel- und Sammelpunkte der hohen, höheren und höchſten Februar- und Märzflüchtlinge. Hier konnte er ſeinem Mitſonderbundspolitiker Guizot die Abenteuer ſeiner Flucht erzählen und von dieſem ſich erzählen laſſen, wie es dem ſteifleinenſten aller Doktrinäre zu Muthe geweſen, als er in Weiberkleidern hatte davongehen müſſen. Vielleicht würde Metternich gelacht und ſogar Don Guizot gelächelt haben, wenn ſie gewußt hätten, daß einer heiteren Sage zufolge daſſelbe binnen kurzer Zeit auch Sr. Heiligkeit Pius dem Neunten begegnen und alſo die alte Päpſtin-Johanna-Fabel von einem Papſt im Unterrock im 19. Jahrhundert wieder aufgewärmt werden würde ....

Recht charakteriſtiſch iſt, daß man den Haus-, Hof- und Staatskanzler aus dem Audienzſal abziehen ließ ohne allen Habedank. Der Erzherzog Ludwig, dem das von Amtswegen geziemt hätte, fand nicht ein einziges anerkennendes Abſchiedswort. Ueberhaupt keines. Die knöcherne Halsſtarrigkeit des „grauen Schleichers“ ſchien jetzt einer vollſtändigen „Verdatterung“ gewichen zu ſein. Auf das Andrängen der Abordnungen bewilligte der „Verdatterte“ nur ſo im Schwick und Handumdrehen die Bewaffnung der Studenten und die Einreihung ſämmtlicher Bürger in die Bürgergarde, d. h. die Volksbewaffnung.

Die Deputirten eilten auf den Burgplatz hinunter. Scherzer erkletterte dort einen Gaskandelaber und rief in die wogende Volksmaſſe hernieder: „Metternich iſt geſtürzt, iſt fort!“ Das ſagte alles oder ſchien wenigſtens alles zu ſagen. Ungeheuerer Jubel brach aus und wälzte ſich brauſend aus der inneren Stadt nach den Vorſtädten. Die Bürger Wiens illuminirten und auch die Proletarier der Vorſtädte illuminirten; nämlich in ihrer Weiſe, indem ſie die verhaßten Mauthhäuſer an den Linien niederbrannten. Noch in der Nacht fand die nothdürftige Organiſation und Bewaffnung der „akademiſchen Legion" ſtatt, die ihren Namen unauflöslich mit der Geſchichte Oeſtreichs im Jahre 1848 verknüpft hat. Die „Aula" wurde das „Hotel de Ville" von Wien.

6.

So war denn das „Syſtem" todt und ab? Es hatte, nachdem ſein Hauptträger Metternich gefunden, die Luft der Hofburg ſei für ihn nicht länger zu athmen, ſeinen letzten Odemzug gethan? Behüte! Die Agonie des zählebigen Dinges war noch nicht vorüber. Im Gegentheil, es gab ſogar Leute, welche wähnten, mittels tüchtiger Doſen von Moſchus müßte es ſich am Leben erhalten laſſen. Mit anderen Worten: der Metternich war fort, aber die Metternichtigkeit war noch da und die Kamarilla, welche ſich nicht erſt ſeit heute oder geſtern um die Erzherzogin Sophie her gebildet hatte, war des Dafürhaltens, jetzt, da ſie obenauf gekommen, ſei alles gut und weiter nichts mehr zu thun, als dafür zu ſorgen, daß die im Verlaufe des 13. März gemachten Bewilligungen über die Bedeutung von Scheinkonceſſionen nicht hinauswüchſen. Der Prinzeſſin ſelber, welche ſich jetzt als Gewalthaberin fühlte, kam es nicht entfernt zu Sinne, dem Abſolutismus Valet zu ſagen. Sie glaubte aber, denſelben geſchickter und ſtraffer handhaben zu können als der „ſchwache alte Mann", der Metternich, und konnte dies für etliche Stunden glauben, da ſich natürlich alle militäriſchen und bureaukratiſchen Abſolutiſten ſofort der aufgehenden Sonne Sophie zuwandten. Alle dieſe Damen und Herren hatten von der Lawinen-Natur einer Bewegung, wie die des 48ger März eine geweſen iſt, gar keine Vorſtellung. Für ſie handelte es ſich auch am Morgen des 14. März noch nur um die Beſeitigung eines „Straßenkrawalls". Der Fürſt Windiſchgrätz, ein ſiebenfach potenzirter Junker-Offizier, ſollte das beſorgen.

Allein die Lawine war trotzdem einmal im Rollen, und als man in der Hofburg die widerwilligen Ohren dem Gerolle nicht mehr verſchließen konnte, gab man ſofort zaghaft nach. Kein Zweifel, das Ausſchlaggebende iſt geweſen, daß das geſammte wiener Bürgerthum, auch in ſolchen ſeiner Schichten, wo Vernunft und Freiheit ſonſt nicht weniger verhaßt waren als in den Hofkreiſen, über Nacht liberal und reformluſtig geworden oder, dem unwiderſtehlichen Zug der Tagesmode folgend, wenigſtens ſo that. Es ſah ſich unendlich lächerlich an, wie alte und junge Hofräthe, beſchnittene und unbeſchnittene Bankherren am Morgen des 14. März nach dem bürgerlichen Zeughauſe keuchten, um ſich in die „Nationalgarde" einregiſtriren und für „Kaiſer, Freiheit und Vaterland" irgendeinen roſtigen Schießprügel auf die Schultern legen zu laſſen. Allein von den Fenſtern der Burg aus geſehen, hatte dieſer maſſenhafte Zudrang zur „Volksbewaffnung" nichts Lächerliches, ſondern etwas Bedrohliches, etwas ſo Bedrohliches, daß man gar nicht wagte, von den Streitkräften an Linientruppen Gebrauch zu machen, welche in dichten Scharen auf den Glacis lagerten.

Frühmorgens hatte man das allerdings beabſichtigt und noch bis nach Mittag an dieſer Abſicht feſtgehalten. Sonſt wäre es ja unerklärlich, wie man um 3 Uhr eine Bekanntmachung ausgehen laſſen konnte, welche von Seiten der Wiener nur als Drohung und Herausforderung gedeutet werden konnte, die Bekanntmachung: „Der Kaiſer hat beſchloſſen, zur Wiederherſtellung der Ruhe dem Feldmarſchalllieutenant Fürſten Windiſchgrätz alle nöthigen Vollmachten zu übertragen und ihm alle Civil- und Militärautoritäten zu unterordnen."

In Wahrheit aber hatte der arme, gute, eingeriegelte Kaiſer Ferdinand etwas ganz Anderes beſchloſſen, als man ihn da ſagen ließ. Er hatte beſchloſſen: „Ich laß nit ſchießen!“ Er ſuchte auch, ſoweit es in ſeinen Kräften ſtand, dieſem ſeinem Beſchluſſe Geltung zu verſchaffen und man durfte ſeine Stimme doch nicht ganz überhören, maßen, wie die Sachen lagen, die Fiktion von ſeiner Kaiſerſchaft ſchlechterdings nicht ganz bei Seite geſtellt werden konnte. Es müſſen während jener Märztage ſonderbarliche Auftritte in den Familiengemächern der Hofburg geſpielt haben und es konnte, was da vorging, nicht ganz verholen bleiben. Die ſtrenge Wacht haltende Etikette war ja weggeſchwunden, die Kontrolirung der Kommenden und Gehenden hatte aufgehört und ſchon der ſummende Wirrwarr im ganzen Palaſte mußte den Kaiſer aufmerkſam machen, daß drinnen und draußen Ungewöhnliches vorging. Sehr begreiflich und verzeihlich auch, daß die Vorhängeſchlöſſer, welche in gewöhnlichen Zeiten die Lippen der kaiſerlichen Leibdiener verſchloſſen hielten, durch die unerhörten Ereigniſſe dieſer Tage aufgeſchloſſen wurden. Genug, es lief ſchon am Abend des 14., noch beſtimmter aber am Morgen des 15. März in der ganzen Stadt die Sage um, der Kaiſer habe, nachdem ihm klar geworden, daß der Fürſt Windiſchgrätz mittels Bajonnetten und Kartätſchen die Wiener Mores lehren ſollte, im Familienrathe wiederholt ausgerufen: „Ich laß nit ſchießen! Und wenn ihr ſchießen laßt, geh' ich fort!“

Es iſt dann auch wirklich nicht geſchoſſen worden. Theilweiſe doch gewiß auch aus Rückſicht auf die kaiſerliche Willensäußerung; größeren Theils aber ſicherlich darum, weil ſowohl dem vielköpfigen Familienrath als der Erzherzogin-Sophie-Koterie jene Entſchloſſenheit abging, die das Aeußerſte wagte. Die rollende Lawine flößte doch Reſpekt ein. Erſt weit ſpäter, als ihr Donnergeroll aufgehört hatte und ſie zu Waſſer geworden war, fand man den Muth, ſeine Standrechtswolluſt auszulaſſen.

Aber wiederum ſpäter ſollte ein Tag kommen, ein Junitag von 1867, wo auch Haus Lothringen-Habsburg einmal erfahren mußte, wie es Vätern und Müttern, Frauen und Kindern, Brüdern und Schweſtern thut, wenn Standrechtsſchüſſe knallen. Oh, große Sternenbannerrepublik jenſeits des Ozeans, Heil dir für allzeit, weil du in deinem Siegesfrühling von 1865 ein glorreichſtes Beiſpiel gegeben, daß die einzige dem Freiſtaatsbürgerthum geziemende Rache ein großmüthiges Verzeihen und Vergeſſen iſt! . . .

Halbes Wollen bringt überall nur ganze Dummheiten zuwege. Halb wollte man in der Hofburg nachgeben, halb widerſtehen. So wurde der 14. März in lauter kläglichen Halbheiten verzettelt, bis dann noch am ſpäten Abend richtig eine ganze Dummheit daraus geworden iſt.

Die Bevölkerung der Stadt hatte gegen Abend zu, nachdem die erwähnte Bekanntmachung ruchbar geworden, eine unverkennbar drohende Haltung angenommen. Dichtgeſcharte Maſſen umſtanden die Burg. Das revolutionäre Roth vollzog in Geſtalt von Bändern und Kokarden ſeine Erſcheinung. Unaufhörlich ſchlugen die tauſendſtimmigen Rufe: „Preßfreiheit!“ „Nationalgarde!“ „Konſtitution!“ an die Mauern des Palaſtes. Im Prätorium, in der Aula, rüſtete man ſich alles Ernſtes zu einem Waffengang. Derweil hatte das Hin- und Herparlamentiren zwiſchen der Burg und der Stadt immer ſeinen Fortgang. Nach Einbruch der Nacht gab einer Abordnung, an deren Spitze die Herren Engel und Arthaber ſtanden, der Fürſt Windiſchgrätz die Verſicherung, am folgenden Tage würde dem Volke alles Gewünſchte gewährt werden. Etliche Stunden nachher wurde in den von Bürger- und Studentenpatrouillen durchzogenen Straßen — es klingt unglaublich dumm — ein Plakat angeſchlagen, das höchſt lakoniſch Wien in Belagerungszuſtand erklärte. Dieſer Windiſchgrätzismus verſchwand aber ſo ſchnell wieder, wie er gekommen. Noch ſpäter hielt die durch Metternichts Austritt verſtümmelte Staatskonferenz unter Beiziehung einzelner Staatsräthe eine gemeinſame Sitzung mit dem Familienrath, bei welcher Gelegenheit der ſiebzehnjährige Erzherzog Franz Joſeph, der nachmalige Kaiſer, zum erſten Mal an einem Staatsakte ſich betheiligte. Der Rathſchlag ging dahin, ob Oeſtreich eine Konſtitution haben ſollte oder nicht? Dabei muß es nun hochkomiſch mitanzuſehen geweſen ſein, wie ſchon das Wort „Konſtitution“ die Herren kopfſcheu machte. Es war, als ginge das Geſpenſt des höchſtſeligen Kaiſers Franz durch den Konferenzſal, den knöchernen Finger drohend erhoben. „Konſtitution? Stifft, was ſchwatzen's da? Das Wort laſſen's mich nie wieder hör'n!“ Man wollte auch wirklich nichts davon hören und hören laſſen. Das Reſultat der Berathung war demnach wieder ein halber Entſchluß, alſo abermals eine ganze Dummheit. Man beſchloß nämlich, am nächſten Tage kundzuthun, daß „die Stände der deutſchen und der ſlaviſchen Länder Oeſtreichs, ſowie die Centralkongregationen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs ſpäteſtens bis zum 3. Juli Abgeordnete nach Wien ſenden ſollten, da der Kaiſer die Abſicht habe, ſich in legislativen und adminiſtrativen Fragen ihres Beirathes zu bedienen.“ Nebel!

7.

Der „Nebel“ wirkte am Morgen des 15. März keineswegs beruhigend, um ſo weniger, als er von einer Bekanntgebung des Fürſten Windiſchgrätz begleitet war, worin den Wienern, obzwar mit etwas verblümten Worten, verdeutet war, daß ihre Stadt eigentlich im Belagerungszuſtand ſich befände. Als wär' es darauf abgeſehen, dieſen Belagerungszuſtand ins Geſicht zu verhöhnen, flatterte das erſte cenſurfrei gedruckte Flugblatt luſtig durch die Stadt, das „Lied an die Univerſität“, vom guten

Poeten Frankl während des Wachtſtehens gedichtet*). Unter der Bevölkerung war das mit unverholener Erbitterung kundgegebene Gefühl allgemein, daß es heute zum Biegen oder zum Brechen kommen müſſe. Und es wäre zweifelsohne zum Brechen, d. h. zu einer Vorwegnahme der Oktoberereigniſſe gekommen, ſo

---

*) „Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht.
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Univerſität.

Die Stunde iſt des Lichts gekommen!
Was wir erſehnt, umſonſt erfleht,
Im jungen Herzen iſt's entglommen
Der Univerſität.

Das freie Wort, das ſie gefangen,
Seit Joſeph arg verhöhnt, geſchmäht,
Verkämpfend ſprengte ſeine Spangen
Die Univerſität.

Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern;
Horcht, wie es dithyrambiſch geht!
Und wie die Herzen ſich erwiedern:
Die Univerſität!

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefall'nen Freiheitsopfern, ſeht:
Bezahlt hat mit den erſten Leichen
Die Univerſität.

Doch wird dereinſt die Nachwelt blättern
Im Buche der Geſchichte, ſteht
Auf einem Blatt mit goldnen Lettern:
Die Univerſität.“

Man wird zugeben müſſen, daß dieſer erſte cenſurfreie Lerchenſchlag in Oeſtreich nicht ſehr tief gegriffen und volltönig war, wenn auch ſehr wohlgemeint. Die dichteriſche Ausbeute des Jahres 1848 war überhaupt in ganz Deutſchland keine bedeutende. Großartig ſteht nur eine poetiſche Aeußerung aus jener Zeit da: Freiligraths Zornflammengedicht „Die Todten an die Lebendigen“.

man in der Hofburg nicht zuletzt doch noch zum Sichbiegen entſchloſſen hätte.

Im Laufe des Vormittags ſchlug nämlich im Palaſte die Widerſtandsſtimmung, welche frühmorgens herrſchend geweſen, wieder um. Hauptſächlich in Folge eindringlicher Warnungen und Beſchwörungen, womit insbeſondere die Erzherzogin Sophie beſtürmt wurde. Als ſolche Warner und Beſchwörer werden genannt der erzherzogliche Leibarzt Huſſian, die Grafen Czernin und Breuner, der Freiherr Sommaruga und — nicht als der letzte, ſondern als der erſte — der geiſtreichſte Oeſtreicher, Bauernfeld. Auch Graf Anton von Auersperg (Anaſtaſius Grün) ſoll mitbeſtimmend eingegriffen haben. Es muß aber eine mühſamſte Arbeit geweſen ſein, die Erzherzogin und ihre Umgebung von der unausweichlichen Nothwendigkeit der Gewährung einer Konſtitution zu überzeugen. Auch gelang es nur mittels wiederholter Anläufe.

Zunächſt verſuchte man noch, das Verhaßte abzuwenden und die Möglichkeit, des Abſolutismus ſüße Gewohnheit zu retten, zu erproben, ein althergebrachtes dynaſtiſches Hausmittel. Se. kaiſerlich königlich apoſtoliſche Majeſtät ſollte ihren geliebten Unterthanen ſich zeigen. Vielleicht daß dann der loyale Jubel alle unliebſamen konſtitutionellen Forderungen verſtummen machte. Dies iſt der Sinn jener Umfahrt, welche man Vormittags den guten Kaiſer Ferdinand im offenen Wagen machen ließ. Doch auch hier, wie ſo häufig im Leben und in der Geſchichte, bewahrheitete ſich Mephiſto's Wort: „Ihr glaubt zu ſchieben und werdet geſchoben.“ Der kaiſerliche Kranke wurde auf ſeiner Fahrt mit einem unendlichen „Vivat Kaiſer Ferdinand, der nit ſchießen läßt!“ begrüßt und von den Volksmaſſen dermaßen mit Zärtlichkeit überſchüttet, daß er bei ſeiner Heimkehr in die Burg bis zu Thränen gerührt war und entſchieden, ſoweit er entſchieden ſein konnte, erklärt haben ſoll, „ein ſo gutes Volk, welches ihn ſo ſehr liebe, müſſe halt auch die verlangte Konſtitution haben“. Demnach wäre die kaiſerliche Aus- und Umfahrt zum Gegenſatze von dem ausgeſchlagen, was die Veranſtalter derſelben damit bezweckt hatten.

Noch andere Motive drängten einer Entſcheidung zu. Gegen Mittag traf der Palatin von Ungarn, der Erzherzog Stephan, in der Hofburg ein, einer Abordnung des ungariſchen Reichstags vorauſeilend, an deren Spitze Koſſuth und Batthyany ſtanden. Wie nämlich die Rede des erſteren vom 3. März aus Preßburg nach Wien herübergewirkt, ſo hatten die wiener Ereigniſſe vom 13. März ihre Wirkung in Preßburg gethan. Die koſſuth'ſchen Anträge waren nun auch von der Magnatentafel, die bis dahin gezögert hatte, zu Beſchlüſſen erhoben worden und die vom Reichstag entſendete Deputation kam, dieſe Beſchlüſſe vor den Thron zu bringen. Der Erzherzog Stephan galt für einen weißen Raben, d. h. für einen „liberalen" Erzherzog. Jedenfalls beſaß er Scharfblick genug, um die Sachlage in Wien klar zu erkennen. Er meinte, man könne Dreierlei thun: entweder die Anarchie künſtlich großfüttern, damit ſie baldigſt im eigenen Fett erſticke; oder den Abſolutismus gewaltſam herſtellen; oder endlich den Zeitforderungen mit klug rechnender Nachgiebigkeit entgegenkommen. Er für ſeine Perſon rathe zum Letzteren. Außerdem machte der Prinz aufmerkſam, daß bei der unverkennbar entſchloſſenen und drohenden Haltung der Bevölkerung Wiens ein längeres Zögern alles auf Spitze und Knopf ſtellen würde. Zwar machte die Partei in der Hofburg, von welcher geſchrieben ſteht:

„Der Kaiſer Franz war ihr noch zu joſephiſch,
Die Kleriſei war ihr zu wenig pfäffiſch,
Der Papſt noch nicht genug Papiſt
Und Chriſtus ſelbſt zu wenig Chriſt" —

noch eine letzte Anſtrengung, „alles beim Alten zu laſſen", und als ſie damit nicht aufzukommen vermochte, fing ſie ein wahrhaft läppiſches Feilſchen und Markten um das entſetzliche Wort „Konſtitution“ an. Es ſollte in dem zu erlaſſenden kaiſerlichen Manifeſt genannt und doch auch wieder nicht genannt werden. Man vereinigte ſich dann, nicht „konſtitutionelle Geſtaltung“ und auch nicht „Konſtituirung“, ſondern „Konſtitution des Vaterlandes“ zu ſagen, — ein möglichſt dummer Ausdruck.

Ein Herr Hock hat ſich gerühmt, das Konſtitutionsmanifeſt in der Hofburg niedergeſchrieben zu haben, und zwar vom Grafen Hartig — („et tu, Brutum?“) — dazu aufgefordert. Dieſer Entwurf ſei dann von Kolowrat durchgeſehen und Nachmittags von der Staatskonferenz angenommen worden. Das Ding iſt übrigens wunderlich auf Schrauben geſtellt und ſchlecht ſtiliſirt. In dem Augenblick, wo das Manifeſt dem Kaiſer zur Unterſchrift vorlag, ſollen die Abſolutiſten einen letzten Verſuch gemacht haben, abwehrend zwiſchen das Papier und die kaiſerliche Hand ſich zu drängen. Eine hiſtoriſch ungreifbare Sage will, Anaſtaſius Grün ſei es da geweſen, welcher halb im Raube die kaiſerliche Unterſchrift erlangt hätte; eine halb, wenn auch nicht ganz verbürgte dagegen will, Ferdinand habe die Abmahner und Abwehrerinnen mit einem zornigen „Bin ich der Kaiſer oder nicht?“ weggeſcheucht.

So iſt denn Schlag 3 Uhr Abends am 15. März das „Syſtem“ endlich unſelig im Teufel entſchlafen.

Eine halbe Stunde ſpäter trat ein kaiſerlicher Herold aus dem Hauptportal der Burg, um der harrenden Menge das Manifeſt kundzumachen. „Wir Ferdinand der Erſte haben nunmehr ſolche Verfügungen getroffen, die wir als zur Erfüllung der Wünſche unſerer treuen Völker erforderlich erkannten. Die Preßfreiheit iſt durch meine Erklärung der Aufhebung der Cenſur in derſelben Weiſe gewährt wie in allen Staaten, wo ſie beſteht. Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Beſitzes und der Intelligenz, leiſtet die erſprießlichſten Dienſte. Wegen Einberufung der Abgeordneten aller Provinzialſtände und der Centralkongregation des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs in der möglichſt kürzeſten Friſt mit verſtärkter Vertretung des Bürgerſtandes und unter Berückſichtigung der beſtehenden Provinzialverfaſſung zum Behufe der von uns beſchloſſenen Konſtitutionen des Vaterlandes iſt das Nöthige verfügt.“

Abends ſchwamm die ganze Stadt in einem Licht- und Jubelmeer. So leicht ſind die alten Kinder, die Völker, mittels Wortſpielzeugs zu entzücken. In der Aula ließ Koſſuth in deutſcher Sprache den „harmoniſchen Katarakt“ einer ſeiner Reden brauſen und fand eine jauchzende Verbrüderung ſtatt zwiſchen Deutſchthum, Magyarenthum und Slaventhum. Der Rauſch währte nicht länger als eben Räuſche zu währen pflegen, allein ſo ein Verbrüderungsrauſch iſt immer etwas werth in dieſem „der Diſkordia geweihten Tempel“, wie der alte Voltaire unſere arme Erde füglich genannt hat („un vaste temple dédié à la discorde“). In unendlicher Prozeſſion umſchritt auf dem Joſephsplatze die Volksmaſſe das Erzbild des großen und unglücklichen Kaiſers, dem man eine Fahne mit den deutſchen Farben in den Arm gelegt hatte, ihm, dem einzigen Lothringer-Habsburger, der — (in einem Brief vom 13. Juli 1787 an den Koadjutor Dalberg) — von ſich bekannte, daß er „das gemeinſame Vaterland liebe und ſtolz darauf ſei, ein Deutſcher zu ſein.“ Ununterbrochen rauſchten jubelnde Vivats zu dem auf den Burgbalkon herausgetretenen Ich-Laß-Nit-Schießen-Ferdinand empor. Thränen erſtickten ſeine Stimme, als er ſeinen Dank in ein Lebehoch auf ſein Volk zuſammenfaſſen wollte. Unter den vielen Glücklichen dieſes Tages war der arme gute Kaiſer vielleicht der Glücklichſte. Auch in die nächſtfolgenden Tage reichte die Feſtſtimmung hinein. Die Bürgerwehr und die Studentenlegion ſorgten eifrig und erfolgreich für die Aufrechthaltung der Ordnung*). Aber doch begann die Heiterkeit des Horizontes ſchon am 1. April ſich zu trüben; denn die Widerhaarigkeit der Völkerelemente, aus welchen Oeſtreich zuſammengeſetzt war, ließ ſich nicht länger hinter Verbrüderungsphraſen verſtecken*).

---

*) Effinger am 16. März: „In Wien iſt die Freude überaus groß, doch weit mehr unter den gebildeten Klaſſen, die nicht zu der höchſten Ariſtokratie und Bureaukratie gehören, als unter dem Handwerkerſtand und dem Volke, welche die Ereigniſſe der letzten Tage noch gar nicht begreifen.“ Am 17. März:

Das iſt ſehr bald widerlichſt offenbar werden. Am 2. April wurde die ſchwarzrothgoldene Fahne auf dem Thurme vom Sankt Stephan aufgepflanzt; aber in Prag, der Hauptſtadt eines deutſchen Bundeslandes, war ſchon kein Deutſcher, welcher die deutſchen Farben trug, vor Beſchimpfung und Mißhandlung ſicher. Die Mitglieder der „Swornoſt“ ſtolzirten da im Hochgefühle ſlaviſcher Nationaltracht und eines Tages ſagte einer der Chorführer des Czechenthums, der Publiziſt Hawliczek, auf der Straße zu dem deutſchböhmiſchen Poeten Moritz Hartmann: „Ja, wir ſind lieber ruſſiſche Leibeigene als freie Deutſche.“ — „Darf ich von dieſen Worten öffentlich Gebrauch machen?“ — „Sagen Sie es der ganzen Welt!“ Das war wenigſtens deutlich und ehrlich geſprochen. Andere Czechen und ſonſtige Slaven verkleideten ihren Haß gegen das Deutſchthum noch eine Weile in Freiheitsphraſen, bevor ſie offen zur Vergötterung des Czarismus ſich bekannten.

Fernhin freilich warf die wiener „Revolution“ einen ungetrübten rothen Freudenſchein. In Paris war gerade eine Sitzung des Arbeiterparlaments im Luxemburgpalaſt zu Ende, als dieſer Freudenſchein daſelbſt aufging. Der Vorſitzende, Louis Blanc,

---

„Die Nationalgarde, welche aus dem ehrenwertheſten Theile der Bevölkerung Wiens beſteht und bereits 50,000 Mann zählen ſoll, iſt vom beſten Geiſte beſeelt. Dank ihrer und der Studirenden Unermüdlichkeit herrſcht in der Stadt die muſterhafteſte Ordnung und faſt alle Tage ſeit der Revolution trug Wien einen durchaus feſtlichen Anſtrich.“

*) Eſſinger am 1. April: „In Folge der Abreiſe vieler reicher Familien und auch in Folge der zum Nachtheile Wiens immer deutlicher hervortretenden ſeparatiſtiſchen Beſtrebungen der den Kaiſerſtaat bildenden Länder hat ſich der Jubel über die Errungenſchaften der Märztage unter der hieſigen Bevölkerung ſchon bedeutend vermindert.“ S. B. A.

hatte bereits den Sal verlaſſen, kehrte aber mit freudeſtralendem Geſichte in denſelben zurück und rief aus: „Kommt, meine Freunde, ich habe euch eine große frohe Botſchaft mitzutheilen. Ich erfahre ſo eben von meinem Kollegen Lamartine, daß Oeſtreich in voller Revolution iſt.“ Schallender Zuruf von allen Seiten: „Hoch die Republik! Hoch die allgemeine Republik!“ Der „National“ ſtimmte einen Jubelpſalm an: — „Metternich iſt beſiegt und mit ihm der Deſpotismus des Nordens, das letzte Bollwerk des Abſolutismus. In der Revolution von Wien begrüßen wir das Morgenroth der Befreiung Deutſchlands, und du, oh Polonia, bleiche Scheintodte, ſteig' aus der Nacht deines Grabes empor!“

Die Geographie, welche franzöſiſch-leichtweg Wien nach dem Norden verſetzt, iſt zwar in dieſem Ausruf nicht ſehr korrekt; aber man hört aus denſelben heraus den Herzſchlag jener wunderbaren Märztage, wie ſie wohl in einem Jahrtauſend kaum wiederkehren werden. Wer jenen Frühling nicht miterlebte, vermag ſich nicht vorzuſtellen, wie er geglänzt und geblüht hat, die ſchönſte aller Illuſionen, welche jemals über Europa hinleuchtete. Fremd, ſeltſam, unverſtanden klingen die Stimmen jener Tage in unſere enttäuſchte, ernüchterte und vergemeinerte Zeit herein, wie aus einer Welt, die ſchon weit, weit hinter uns verſunken und verſchwunden. Ob, wir ſind unſäglich kühl und klug geworden: wir ſind reif zu guten Unterthanen eines europäiſchen „bas empire“.

VI.

„Ein Mißverſtändniß!“

1.

Friedrich Wilhelm der Vierte tafelte im Schloſſe zu Potsdam, als die Botſchaft anlangte, Wien ſei im Aufruhr und der „Neſtor konſervativer Staatsweisheit“ auf der Flucht. Der König legte Meſſer und Gabel hin und ſagte: „Nun werd' ich wohl nach Berlin müſſen, damit ſie mir dort nicht auch tolle Streiche machen.“

Es war das keine Redensart, es war ein Ueberzeugungswort. Denn Friedrich Wilhelm lebte und webte ja in der Atmoſphäre eines romantiſch-myſtiſchen Königthums, welches die Herren Radowitz, Jarcke und die übrigen Heiligen des „Politiſchen Wochenblattes“ ihm künſtlich zurecht gemacht hatten. Er glaubte demnach aufrichtig an die Allmacht ſeiner Perſönlichkeit und war überzeugt, ſeine Anweſenheit in Berlin würde vollſtändig genügen, jedes allfällige Revolutionsgelüſte niederzuhalten. Zwar könnte man meinen, daß ein Chriſt par excellence, was der König zu ſein ſich berühmte, einem ſo hoffärtigen Gefühle von Omnipotenz nicht hätte zugänglich ſein ſollen; oder wenigſtens, daß der in der Deviſenkunde des Mittelalters ſo wohlbewanderte Liebling Radowitz ſeinen Gebieter zeitweilig an den alten Spruch:

„Quid superbit homo? cujus conceptio culpa
Nasci poena, labor vita, necesse mori!“

hätte erinnern ſollen. Allein man weiß ja, daß ein anderer alter Spruch ſagt: „Hinter dem Kreuze ſteht der Teufel“ — das will ſagen: Auch im chriſtlichſten Chriſten ſteckt noch ein gut Stück vom alten Adam, vom eiteln, hoffärtigen Menſchen; und ebenſo weiß man, daß Höflinge nicht dazu da ſind, den Königen die Wahrheit zu ſagen. So blieb Friedrich Wilhelms romantiſches Allmachtsbewußtſein unverſehrt, bis es in der Nacht vom 18. auf den 19. März jenen furchtbaren Stoß erhielt, vor dem es jählings zuſammenbrach.

Als am 28. Februar um Mittag die Nachricht nach Berlin kam, daß in Paris die Republik ausgerufen und Louis Philipp in einem Fiaker entflohen ſei, ſchrieb Friedrich Wilhelm an Alexander von Humboldt: „Laissons passer en silence la justice de dieu.“ Wenige Wochen zuvor hatte er an den König der Franzoſen geſchrieben: „Sire, Sie ſind der Schild der europäiſchen Monarchieen; Sie ſind der von der Vorſehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten.“ Donec eris felix, cet. Die alte Geſchichte! Der Prinz von Preußen, kein Schöngeiſt und Romantiker, ſondern ein einfacher und ehrlicher Soldat, ſagte: „Louis Philipp iſt durch Barrikaden geſtiegen und durch Barrikaden gefallen; das iſt in der Ordnung.“

Dem Prinzen, als der Verkörperung des preußiſchen Militärgeiſtes, mußte alles konſtitutionelle und parlamentariſche Weſen höchlich zuwider ſein. Daß ihm vollends jede revolutionäre Regung als ein abſcheulichſtes, rückſichtslos zu beſtrafendes Verbrechen erſcheinen mußte, liegt auf der Hand. Aus dieſer Ueberzeugung heraus hat er, der, wie geſagt, kein Schöngeiſt und Romantiker, kein ſchwankendes Rohr, ſondern ein Mann war, allzeit nicht nur geredet, ſondern auch gehandelt. Darum verwarf er von Anfang an alles, was den demokratiſchen Gedanken verrieth, wie Volksbewaffnung, allgemeines Stimmrecht, deutſches

Parlament, mit Entſchiedenheit. Aber ſeines Vaters echter Sohn, hatte er die nüchterne Anſchauung Friedrich Wilhelms des Dritten geerbt und beſaß eine gute Doſis praktiſchen Verſtandes. Dieſer ſagte ihm, daß in einer Kriſis, wie ſie in Folge der Ereigniſſe in Frankreich auch in Preußen eintreten könnte und vielleicht müßte, mit dem myſtiſch-romantiſchen Ding von Königthum, wie ſein Bruder es ſich vorſtellte und zu beſitzen wähnte, nicht auszureichen ſein würde; ſowie, daß die Leute, aus welchen der Mehrzahl nach das Miniſterium zuſammengeſetzt war, dieſe Eichhorn, Savigny, Thile und Konſorten nicht das Zeug hätten, in einer ſolchen Kriſis zu handeln, wie gehandelt werden müßte, damit die Krone von Gottes Gnaden unbeſchädigt und unbemakelt bliebe. Ueberhaupt ſollte man, meinte der Prinz ganz richtig, nicht unvorbereitet die Ereigniſſe an ſich herankommen laſſen; ebenſo, daß man der Mittel, die man bei der Hand hatte, ſich bedienen müßte, um die Gewalt des herandrohenden Sturmes zum Voraus zu brechen. Deßhalb hat er denn auch den König erinnert, die Verabſchiedung der verſammelten Ausſchüſſe des Vereinigten Landtags biete eine gute Gelegenheit, die vom Lande gewünſchte Bürgſchaft für die regelmäßige Wiederkehr der Sitzungen dieſer „Reichsſtände“ zu gewähren und kundzugeben. „Warum?“ entgegnete Friedrich Wilhelm. „Wer darf mir etwas vorſchreiben? Niemand ſoll mir Forderungen machen. Ich fürchte nichts. Ich bin eine geheiligte Perſon.“ Gegen ein ſo ſuperlativiſch-romantiſches Perſönlichkeitsgefühl war natürlich mit Gründen des armen geſunden Menſchenverſtandes nicht an- und aufzukommen.

In den Reihen der preußiſchen Bureaukratie verbreitete der erſte Schrecken über die pariſer Exploſion eine völlige Verbieſterung. Allein der in ſiebenfältige Steifleinwand eingewickelte Dünkel des Mandarinenthums an der Spree war doch nicht ſo leicht zu beugen wie die wohllebige Indolenz des Mandarinenthums an der Donau. Nach Ueberwindung des erſten Staunens und Schreckens über die „Monſtroſitäten“ vom 24. Februar richtete ſich dieſer Dünkel wieder kerzengerade auf und that ſo vornehm, daß er ſich bis zu Erinnerungen an die „Campagne in der Champagne“ von 1792 verſtieg und wohl gar von einer Wiederholung dieſes kläglichen Kreuzzugs für Thron und Altar phantaſirte. Der Herr Miniſter von Bodelſchwingh — derſelbe, welcher ſich unlängſt bei einem Zweckeſſen von einem alten Enthuſiaſmus von Hofrath den koloſſalen Schmeichelei-Unflath hatte ins Geſicht dahnen laſſen: „Künftig wird man nicht nur auf Adlerſchwingen, ſondern auch auf Bodelſchwinghen ſich erheben“ — der Herr Miniſter von Bodelſchwingh warf läſſig die Aeußerung hin: „Ich denke, binnen vierzehn Tagen laſſen wir marſchiren“ — und am 2. März ſprach das Regierungsorgan, die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“, im gewohnten neunmalweiſen Orakelton ihr Verdammungsurtheil über die Februarrevolution, welche, meinte ſie, nur auf zwei Motiven beruhte, auf „Untreue“ und „roher Gewalt“. Weiterhin wurde ſehr zuverſichtlich erklärt, daß die Großmächte keine Verletzung der Verträge von 1815 dulden würden. Allein mit dem bodelſchwinghiſchen „Marſchirenlaſſen“ ſchien es doch nicht ſehr zu eilen, da der Staatszeitung zufolge die Regierung „fern war von dem Gedanken einer Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs“ und ſich einſtweilen begnügen wollte, „mit ſcharfem Blick den Bewegungen deſſelben zu folgen“. Sodann konnte die Neunmalweiſe doch nicht umhin, die zweifelnde Frage zu thun: „Wird die Revolution auch anderswo neue Triumphe feiern?“ tröſtete ſich aber ſofort wieder damit, daß „unſer deutſches Vaterland durch zwanzigjährige ſchmerzliche Erfahrung gründlicher als irgendein anderer Theil Europa's über die Geſchenke der franzöſiſchen revolutionären Freiheit belehrt iſt“.

Ach, es gibt Augenblicke im Völkerleben, wo ſelbſt eine unfehlbare königlich preußiſche Staatszeitung dem Irrthum näher iſt als der Wahrheit. Denn das arme deutſche Vaterland, für welches die preußiſche Allgemeine mit einmal ſo zärtlich beſorgt ſich zeigte, war, wie die Vorgänge in Südweſtdeutſchland bewieſen, hinſichtlich der „Geſchenke der franzöſiſchen revolutionären Freiheit" in anderem als ſtaatszeitunglichem Sinne „belehrt" und gerade 24 Stunden, bevor das berliner Regierungsorakel geſprochen, hatte die Revolution ſogar im taxis'ſchen Palaſt zu Frankfurt am Main einen „Triumph" gefeiert. Denn am 1. März erklärte ja der Bundestag das Unerhörte, daß er „alles aufbieten werde, um für die Förderung der nationalen Intereſſen und des nationalen Lebens zu ſorgen", und verkündete feierlich: „Deutſchland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt!"

Die Botſchaften von den Wirkungen der Februarrevolution im ſüdweſtlichen Deutſchland machten die wieder geſammelte berliner Selbſtgefälligkeit doch einigermaßen ſtutzig. Zwar die Mandarinen der höchſten Knopfordnung fanden es unter ihrer Würde, um dieſe Zeichen der Zeit ſich zu kümmern: im preußiſchen Staat war ja alles nicht nur vortrefflich beſtellt, ſondern auch geradezu unverbeſſerlich. Um billig, ja, um nur gerecht zu ſein, muß man auch anerkennen, daß viel Schein für dieſe Anſchauung ſprach. Die preußiſche Staatsmechanik war zweifelsohne in guter Ordnung. Die Finanzerei wurde mit Redlichkeit geleitet, die Verwaltung mit Genauigkeit geführt, die Juſtizpflege galt für unabhängig und ſelbſt das dunkelmänniſche Wüthen eines Eichhorn und ſeiner Mitfrommen hatte Preußens Nimbus, der „Staat der Intelligenz" zu ſein, noch nicht ganz zerſtört. Fügte man zum Stolz auf dieſen Schein noch die Beruhigung, welche der Grundſatz, das Volk ſei ſchlechterdings nur willenloſes Futter der Staatsmaſchine, an die Hand gab, ſo konnte man ſich unſchwer erklären, daß die Miniſter Friedrich Wilhelms des Vierten wähnten, in Preußen ſei nichts zu ändern und zu beſſern, weil ſchon alles möglichſt gut ſei. Allein in Kreiſen, die ſich zu dieſer Höhe mandariniſchen Staatsbewußtſeins nicht zu erheben vermochten, ja mitunter ſelbſt in ariſtokratiſchen und bureaukratiſchen Kreiſen war man von ſolcher Befriedigung und Zuverſicht weit entfernt. Wie hätte es auch anders ſein können? Menſchen mit ſehenden Augen und hörenden Ohren mußten ja alle ſo fühlen und denken, wie der Fürſt von Karolath in leidenſchaftlicher Erregung zum Varnhagen ſprach: — „Es wird auch hier losgehen. Es iſt bei uns der gräßlichſte Zuſtand, das ganze Land leidet, alles wird verwahrloſ't, man regiert nur ſcheinbar, jeder Beamte denkt nur an ſich, wie er ſich in Gunſt ſetze und vorwärts komme, die Miniſter ſelber kennen und ſehen nichts mehr, alles iſt Schein und Trug; in dem Dünkel und in der Ueppigkeit ihrer hohen Stellung vergeſſen ſie der allgemeinen Wohlfahrt, die von allen Seiten ſchutzlos preisgegeben iſt. Bleiben die gerechten Forderungen des Volkes noch länger unerfüllt, ſo werden ſie gewaltſam ausbrechen, und was dann folgt, iſt nicht abzuſehen. Niemand wagt dem Könige zu ſagen, was bevorſteht, niemand ihm die falſchen Vorſtellungen, denen er folgt, zu berichtigen.“

2.

Der Klaſſe der Höchſtbeſteuerten anzugehören, iſt ohne Frage eine gemächliche Sache. Unter Umſtänden kann es ſogar eine verdienſtliche ſein. Unruhige Köpfe, welche keine Ausſicht haben, jemals im Geheimeräthviertel oder im Kommerzienräthequartier in Berlin zu wohnen, ſind freilich der Anſicht, der am höchſten, d. h. am ſchwerſten Beſteuerte ſei überall und allzeit der „arme Mann“, das Volk; allein ſolche finanzpolitiſche Ketzereien ſind ein für alle Mal in die ſchwarzangeſtrichene Region der „deſtruktiven Tendenzen“ zu verweiſen und gegebenen Falles zu maßregeln und zu beſtrafen. So gemächliche und verdienſtliche Unterthanen nun aber die Mitglieder der höchſten Steuerklaſſe auch immer ſein mögen und unter Umſtänden wirklich ſind, ſchwerlich dürfte zu beſtreiten ſein, daß, falls es keine niedriger Beſteuerten gäbe, wir ſtatt auf Eiſenbahnen zu fahren noch das waldurſprüngliche Glück hätten, auf allen Vieren herumzulaufen und mit unſern Vettern und Baſen, den Affen und Aeffinnen, gemiſchte Ehen einzugehen.

Alles Gute, Schöne, Große, alles, was die Menſchen-Beſtien zu Menſchen-Menſchen machte, alles, was die menſchliche Geſellſchaft baute und erhält, ehrt und ſchmückt, alles kam vom armen Mann, nur vom armen Mann, immer und allerorten. Nimmer und nirgends iſt eine erlöſende Idee, ein befreiender Gedanke, eine Weltgeſchicke beſtimmende Entdeckung, eine Menſchenloos mildernde Erfindung, ein frohlockender Blitz des Genius in einem Palaſt zur Welt gekommen. Die Propheten, Heilande und Meſſiaſſe ſind überall und allzeit arme Teufel geweſen. Nur von einem Prinzen weiß man, daß er „von der Menſchheit ganzem Jammer" angefaßt worden, von Sakjamuni-Buddha, und der fühlte, daß er erſt ein armer Mann werden müßte, bevor er ein Heiland werden könnte. Auch der erlauchte Zimmermann von Nazareth, der große Revolutionär und Sklavenemanzipator, hat bekanntlich keineswegs zur Klaſſe der Höher- oder Höchſtbeſteuerten gehört, — ein widerwärtiger Umſtand für Hofprediger und Bankfrauenpaſtöre! Wie vor ihm, ſo hat auch nach ihm allen nicht bloß gemalten, ſondern wirklichen Vorſchrittsmännern etwas von einer „katilinariſchen Exiſtenz" angehangen, wobei freilich zu erinnern, daß wir ja von dem römiſchen Verſchwörer nicht mehr wiſſen, als Junker Salluſt und Bourgeois Cicero uns wiſſen laſſen wollten.

Jeder Planentwerfer; Werkmeiſter und Arbeiter am Bau der Zukunft iſt ein geſchworener Feind der Gegenwart und muß es ſein. Maßen aber dieſes Baugewerke ein ſehr mühſelig und leidenreich Ding, maßen das Humaniſirungsgeſchäft keineswegs ſo bequem und einträglich wie das Couponsſchneiderhandwerk, ſo wird der höchſtbeſteuerten Gemächlichkeit von keinem Verſtändigen zugemuthet werden, daß ſie daran ſich betheilige. Die Einen ſind von Uranfang zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß beſtimmt, ſagen Sankt Auguſtin und Sankt Kalvin. Dieſen iſt Arbeit, Mühſal und Trübſal zugetheilt, Jenen Müſſiggang, Freude und Genuß, ſagt die Erfahrung der Jahrtauſende. Das iſt „göttliche Ordnung“. Thoren rennen ſich an dem Granit derſelben die Schädel ein, Weiſe nehmen ſie hin, wie ſie es hinnehmen, daß das Feuer brennt und der Schnee kältet, — als ein Selbſtverſtändliches alſo, das gar nicht in Frage kommt. Summa: Wer eine recht lange, breite und warme Decke beſitzt, hat ſich leicht nach ihr zu ſtrecken, und wer behaglich zugedeckt liegt, braucht nicht mit den Füßen zu ſtrampeln und mit den Armen zu fechten, um ſich ein wenig zu erwärmen.

Demnach kann es gar nicht befremden, ſondern muß als völlig regelrecht befunden werden, daß nicht die Herren Geheimen- und Kommerzienräthe in Berlin „anfingen“, wohl aber die „katilinariſchen Exiſtenzen“, die Walther vom Habenichts. Jemand mußte doch anfangen, ſintemal allen neunmalweiſen Staatszeitungen der Welt zum Trotz dieſes Anfangen nun einmal eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit war. Die „frommen“ Leute, welche hinterher dieſe Nothwendigkeit leugneten, haben damit ihrer „Frömmigkeit“ grob ins Geſicht geſchlagen. Denn es iſt ja alles „von Ewigkeit vorherbeſtimmt“; folglich war es auch das „tolle“ Jahr, welches neben anderem die berliner Märztage enthielt. Fürwahr, nur ein „Frommer“ kann gegen den Stachel dieſer Logik „löcken“, ohne ſich die Zunge daran zu ſpießen.

Angefangen ward alſo. Aber zu welchem Ziel und Zweck? Das iſt leichter gefragt als beantwortet; denn man ſollte doch meinen, daß Menſchen, welche eine Revolution anheben, wiſſen mußten, wohin und was ſie damit wollten.

Die Wahrheit iſt, daß dies in Berlin niemand wußte; und ferner, daß die Berliner zu einem Stück Revolution kamen wie die bekannte Magd zum Kinde. Eine weitverbreitete Unzufriedenheit mit der ſtaatlichen und kirchlichen Romantik des Königs und dem Willkürregiment ſeiner Miniſter war allerdings in den gebildeten Klaſſen ſchon lange vorhanden. Das Experiment, mittels Aufführung der Vereinigten-Landtags-Poſſe dieſe Unzufriedenheit zu beſchwören, war mißlungen. Die Leiden des Hungerjahres 1847 hatten in den ärmeren Klaſſen der hauptſtädtiſchen Bevölkerung die Verſtimmung zur Verbitterung geſteigert. Der unwiderſtehlich-mächtige Luftdruck, welchen die pariſer Exploſion verurſacht hatte, ballte auch in Preußen die dunſtige, dumpfe, ſchwüle Atmoſphäre zu Gewitterwolken zuſammen. Die Botſchaften aus Südweſtdeutſchland und vollends die aus Oeſtreich thaten das Uebrige. Wie, Berlin, die „Metropole der Intelligenz“, ſollte Karlsruhe, Stuttgart und München, ſollte gar Wien nachſtehen? Was, die Preußen allein ſollten jetzund, wo es draußen hageldicht, wolkenbrüchig „Errungenſchaften“ regnete, geduldig unter dem Zwangsdache des Abſolutismus ſtehen und ſitzen bleiben, um nichts von dieſem Freiheitsſegen abzubekommen? Mit nichten! Die Welt ſoll ſehen, daß auch wir „Demonſtrationen“ machen können und an Adreſſenverfertigungsmuth keinem Volke der Erde weichen.

So begann denn das allgemeine Unbehagen ſich Luft zu machen. Die ſchon anderwärts mit Erfolg beſchrittenen Bahnen wurden auch in Berlin und in anderen preußiſchen Städten betreten, und nachdem die Ereigniſſe einmal ins Rollen gekommen, trieb das Geſetz der Schwere ſie weiter. Aber noch einmal: Wohin und was wollte die berliner Bewegung? Sie wußte es nicht. Sie hatte, wie keine vorragenden Führer, ſo auch kein beſtimmtes Ziel. Eine planloſe Stegreifsrichtung, verlief ſie kümmerlich im märkiſchen Sande. In Frankreich wußten feſtgegliederte Parteien, was ſie mit der Februarrevolution wollten oder wozu ihnen dieſelbe dienen ſollte. Republikaner, Sozialiſten, Legitimiſten und Bonapartiſten hatten ihre beſtimmten Abſichten, Pläne und Ziele. Auch der ſüddeutſche Liberalismus beſaß ein Programm, ſo kurzdärmig daſſelbe ſein mochte. Sogar in dem chaotiſchen Wirrſal der wiener Revolution machte ſich wenigſtens der eine leitende Gedanke oder Inſtinkt bemerkbar, die eiſernen Bänder und Klammern zu zerbrechen, womit die widerhaarigen Völkerbeſtandtheile Oeſtreichs zuſammengezwängt waren. Die berliner Revolution dagegen war ſo zu ſagen eine abſtrakte, ganz entſprechend dem Orte, wo Erzcharlatan Hegel ſo lange ſeine abſtruſen Abſtraktionen hergeſtottert hatte. Wollte die berliner Revolution — falls nämlich das Ding dieſen Namen verdient — etwa die Republik? Thorheit der Thorheiten! Preußen iſt das Land des Königthums par excellence. Selbſt die wenigen republikaniſch angeſtrichenen Preußen waren und ſind unter dieſem Anſtrich royaliſtiſch bis ins Mark ihrer Knochen. Es kann nicht anders ſein. Preußen wurde, was es geworden, durch das abſolute Königthum und die abſolute Unterthanſchaft. „Kommando und Gehorſam!“ iſt das Motto und zugleich das Geheimniß ſeiner Geſchichte. Das preußiſche Volk hat niemals einen eigenen Willen gehabt oder haben wollen. Seht euch im Buch der preußiſchen Geſchichte das glorreichſte Blatt an; das Blatt, worauf 1813 ſteht. „Das Volk ſtand auf, der Sturm brach los“ — ja wohl; aber erſt, nachdem der König allergnädigſt es befohlen.

Als die berliner Revolution geſiegt hatte, wußte ſie nicht, wohin ſie wollte, was ſie mit ihrem Siege ſollte. In dieſer Verlegenheit ließ ſie ſich unſchwer einreden, daß ſie den Konſtitutionalismus wolle. Sie glaubte es und fiel folgerichtig den Halb- oder Ganz-Unmännern der Vereinigten-Landtags-Oppoſition in die Hände, welche ſich beeiferten, die Genasführte möglichſt ſchnell zu entwaffnen, um ſie wehrlos ihren Todfeinden zu überliefern.

3.

Vom 1. März an verrieth die Straßenphyſionomie von Berlin, daß in den Gemüthern der Berliner etwas Ungewöhnliches vorging. Die Stadt hörte von Stunde zu Stunde mehr und mehr auf, ihr gewohntes Reſidenzgeſicht zu machen. Ein Unfaßbares, der Griffe von Poliziſten und Gensdarmen Spottendes hing in der Luft. Von rebelliſchem Thun oder auch nur von revolutionärem Wollen noch keine Spur, wohl aber allwärts deutliche Zeichen von Unbehagen, Unraſt und Gährung.

Die Regierung kann keineswegs der Sorgloſigkeit beſchuldigt werden. Sie bemerkte die Symptome der Aufregung und traf Maßregeln, allfälligen Ausbrüchen derſelben mit Entſchiedenheit entgegenzutreten. Der Gedanke einer Nachgiebigkeit gegenüber der „Rebellion“ konnte in den herrſchenden Kreiſen zu dieſer Zeit noch gar nicht aufkommen. Die Möglichkeit einer baldigen Verwendung der bewaffneten Macht war vorgeſehen. Die Truppen erhielten Befehl, allſtündlich zum Marſchiren und Fechten bereit zu ſein, und eine ausreichende Anzahl von Geſchützen ward feuerfertig gemacht. Dieſe Zurüſtungen entgingen hinwieder den Blicken der Bevölkerung nicht und die Wahrnehmung, daß die Regierung auf einen Ausbruch von Unruhen ſich gefaßt machte, ſolche demnach erwartete, war nur geeignet, die Gährung zu mehren und, ſo zu ſagen, die guten Berliner mit der Vorſtellung einer Revolution vertrauter zu machen, als es königlich preußiſchen Unterthanen von Rechtswegen zukam und von Gewohnheitswegen anſtand. Das wunderliche Ding von Menſch iſt ja bekanntlich ſo geartet, daß abſchreckende Exempel für ihn zugleich verlockende ſind.

Am 6. März fingen die Demonſtrationen an, hüben und drüben, oben und unten. Die Reihe derſelben eröffnete der König ſelbſt, indem er eine feierliche Entlaſſungsrede an den „Vereinigten ſtändiſchen Ausſchuß“ richtete, welcher ſeit dem Januar auf dem Windei eines Strafgeſetzentwurfes brütend geſeſſen hatte. Friedrich Wilhelm der Vierte beſaß redneriſches Talent und man hat es ihm viel zu ſehr verübelt, daß er dieſes ſein Licht gerne leuchten ließ. „Dichter lieben nicht zu ſchweigen“ und Redner noch weniger. Am 6. März redete der König mit Gefühl und Schwung. Er gab die Erklärung ab, daß der Vereinigte Landtag fürder die gewünſchte „Periodicität“ haben ſollte; ſowie, daß ihm der Gedanke fern, in die inneren Angelegenheiten fremder Völker (d. h. der Franzoſen) ſich einmiſchen zu wollen, es wäre denn, daß von dorther ein Angriff erfolgte. Schließlich ſagte er: „Das Vertrauen meines Volkes iſt meine feſteſte Stütze“ — und ſprach die Hoffnung aus, die Welt werde auch jetzo wieder erfahren, „daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieſelben ſind von Geſchlecht zu Geſchlecht“.

Falls es mehr als eine Redefigur geweſen, wenn der König von dem Vertrauen des Volkes zu ihm als von ſeiner feſteſten Stütze geſprochen hatte, ſo ſollte bald offenbar werden, daß dieſe Stütze, wenigſtens in Berlin, dermalen eine ſehr wurmſtichige war. Denn nur Dummlinge oder Lumpe, welche im Sinn ihrer Käufer und Auftraggeber oder auch aus Antrieb ſelbſteigener Gehirnſchwäche die berliner Märztage ſchlechtweg den „Fremden“, den „Polen und Juden“ auf Rechnung ſetzten, ja, nur Menſchenkehricht und Spülichtliteraten konnten ſo ſchamlos ſein, die Thatſache zu leugnen, daß in Berlin und anderen Städten der preußiſchen Monarchie die ordonnanzmäßige Unterthanenſtimmung durch das revolutionäre Agens der Zeit zeitweilig gänzlich zerſetzt geweſen und daß die verſpäteten und unzulänglichen Bewilligungen von Seiten der Regierung — wie die Periodicität des Vereinigten Landtags, die Einberufung dieſer feudaliſch gegliederten Verſammlung auf den 27. April, die halbverheißene halbe Preßfreiheit, der in Dresden zu verſammelnde deutſche Fürſtenkongreß — mit entſchiedener Nichtachtung oder offener Verachtung aufgenommen wurden. Außerhalb der offiziellen Kreiſe nämlich; denn innerhalb derſelben that man ſelbſtverſtändlich ſo, als wäre man von den allerhöchſten Konceſſionen, Anſchauungen und Anordnungen entzückt. Als der König nach gemeldeter Rede die Ausſchußherren zur Tafel lud, that der Landtagsmarſchall Fürſt Solms einen Trinkſpruch, worin er Preußen beglückwünſchte, „einen Herrſcher zu beſitzen, deſſen Worte Thaten ſind“. Man ſieht, die Kunſt, „das monarchiſche Prinzip zu ſtärken“, iſt in Berlin nicht weniger fein und ſchlau betrieben werden als in Wien.

An demſelben Montag, dem 6. März, an welchem der König Morgens im weißen Sale des Schloſſes geredet hatte, wurde Abends in einem der ſogenannten „Zelte“ im Thiergarten aus einer anderen Tonart geſprochen. Junges Volk — altes fängt nie an, iſt viel zu klug und ſchlecht dazu — hatte ſich da zuſammengethan, Studenten, Kommis, Handwerker, um eine „Adreſſe der Jugend“ anzuregen, zu entwerfen und zu berathen, welche, an den König gerichtet werden und „von dem in Berlin herrſchenden Geiſte Zeugniß ablegen ſollte“. Dies der embryoniſche Anfang der bekannten, von Tag zu Tag an Zahl und Bedeutung wachſenden Volksverſammlungen bei den „Zelten“ und ſomit auch der Anfang der berliner Märzrevolution.

Sie waren ein ſeltſamer Miſchmaſch von gemüthlicher Kneiperei und improviſirtem Parlamentarismus, dieſe Verſammlungen mit ihrem zur Rednerbühne umgewandelten Orcheſtergeſtell, ihren neugebackenen „Volksrednern“ und altgebackenen Semmeln, ihren ſauren Gurken und ſaureren Schlagworten, ihrem zahmen Weißbier und wilden Fuſel, ihren mißduftenden Knoblauchwürſteweibern und ſchlechtwitzigen Cigarrenjungen. Man muß aber, dieſe komiſchen Zugaben bei Seite geſtellt, zugeben, daß ſich das berliner „Volk“ in dieſer „Schule der Freiheit“ anſtändig und anſtellig genug betragen hat. Das eben weiß die alte und ewigjunge Zauberin Libertas zu wirken, daß ihre bloße Erſcheinung ſelbſt roheſten Gemüthern eine gewiſſe Scham und Scheu einflößt, eine Selbſtachtung, welche das Gemeine im Menſchen bannt oder wenigſtens zeitweilig niederhält .... Am 7. März kam bei den Zelten eine „Allgemeine Adreſſe" zu Stande, welche die „Forderungen des Volkes" alſo formulirte: — 1) Preßfreiheit, 2) Redefreiheit, 3) Amneſtie für alle politiſchen und preßlichen Vergehen, 4) freies Verſammlungs- und Vereinsrecht, 5) gleiche politiſche Berechtigung aller ohne Unterſchied der Religion und des Beſitzes, 6) Geſchworenen-Gerichte und Unabhängigkeit der Richter, 7) Verminderung des ſtehenden Heeres und Volksbewaffnung, 8) allgemeine deutſche Volksvertretung und 9) ſchleunigſte Einberufung des Vereinigten Landtags ... Ein ſonderbarliches Durcheinander, fürwahr! Dieſe durch eine Deputation an den Monarchen zu bringende Adreſſe forderte bereits die berühmte „breiteſte demokratiſche Grundlage", zeugte jedoch zugleich auch von dem weltberühmten beſchränkten Unterthanenverſtand; denn im gleichen Athemzug neben einer demokratiſchen Umgeſtaltung des Staates die Berufung des Vereinigten Landtags fordern, hieß ja von dieſer feudalen Miß- und Spottgeburt von Volksvertretung eine ſolche Umſchaffung erwarten. Daraus erhellt wieder klärlich, daß in Preußen ſelbſt die „exaltirteſten Wühler" noch immer ausbündige Monarchiſten geweſen ſind; denn jene Miß- und Spottgeburt war ja dem ureigenen Geiſte des Königs entſprungen und deßhalb wurde ſie mit Reſpekt angeſehen. Die ſuperklugen Berliner ſtanden demnach, genau betrachtet, mit dem darmheſſiſchen Bäuerlein, welches in jenen Tagen das große Wort: „Die Republik wollen wir, aber unſern Großherzog wollen wir auch" — gelaſſen ausſprach, auf derſelben Leiterſproſſe politiſcher Bildung.

Derweil alſo das Volk auf der Freiheitsbahn die erſten unbeholfenen Schritte wagte, in kindlicher Naivetät rechtshin und linkshin nach Anhaltspunkten taſtend, hatte auch ein hochwohlweiſer Magiſtrat der preußiſchen Hauptſtadt das Adreſſenfieber bekommen. Wenigſtens die Minderheit dieſer Behörde ſchwang ſich bereits zu der Erdreiſtung empor, Se. Majeſtät ebenfalls um ſofortige Berufung des Vereinigten Landtags allerunterthänigſt zu bitten. Noch mehr, in der Gehirnhöhle des Herrn Oberbürgermeiſters Krausnick, eines über jeglichen Verdacht revolutionärer Stimmung thurmhoch erhabenen Mannes, verdichteten ſich die Märznebel zu ſo wunderlichen Phantaſmen, daß der Gute ſich für gefährdet wähnte, möglicher Weiſe der Präſident einer proviſoriſchen Regierung werden zu müſſen. Nicht vom Adreſſenfieber, aber vom Schreckensſchüttelfroſt war die Königin der öffentlichen Wohlfahrt in unſerem glücklichen Jahrhundert, die Börſe, befallen. In Wahrheit, ſchon am 7. März war ſie ſo ſehr eine „ſchlotterige Königin“, daß ſie die preußiſchen Staatsſchuldſcheine auf 84 und Eiſenbahnaktien und andere „Werthe“ ſo zu ſagen ins Bodenloſe fallen ließ.

Am Morgen des folgenden Tages verſammelte ſich die Abordnung, welche die bei den Zelten beſchloſſene Adreſſe dem König überbringen ſollte, in der „Zeitungshalle“. Hier erſchien aber der Polizeipräſident der Hauptſtadt, Herr von Minutoli, deſſen märztägliches Gebaren mehr oder weniger heftig die Anklage auf Zweiächſelei erfahren hat, und erklärte, daß die Adreſſe allenfalls „durch die Stadtpoſt“ an Se. Majeſtät befördert werden könne. Der König verbitte ſich die Ueberreichung des Schriftſtückes durch eine Abordnung ganz entſchieden; er „möge eine derartige Demonſtration nicht“ und die Abſicht, dieſelbe dennoch ins Werk zu ſetzen, würde, wo nöthig, mittels Gewalt vereitelt werden. Die Kindlichkeit eines der drei mit Ueberreichung der Adreſſe beauftragten Deputirten wurde auf dieſe Eröffnung hin ſo wickelkindiſch, daß er Herrn von Minutoli bat, die Adreſſe ſelber ins Schloß mitzunehmen, was der Polizeichef mit geziemendem Spottlächeln ablehnte. Im Uebrigen gab er noch die Erklärung ab, daß nicht beabſichtigt werde, Verſuchen, dem Könige Wünſche zu unterbreiten, entgegenzutreten. Das hieß ſagen, die Adreſſenmacherei dürfe ungeſtört weitergehen. Darin lag doch unverkennbarer Weiſe eine erſte bedeutſame Nachgiebigkeit gegen die Bewegung und mit Fug iſt geſagt worden, daß die Erſcheinung des Herrn von Minutoli in der Zeitungshalle ein Akt der Schwäche geweſen und daß mittels der daſelbſt abgegebenen Erklärungen des Polizeichefs die Staatsgewalt mit dem Embryo der Revolution in Unterhandlung getreten ſei.

Der Embryo merkte, daß man ihn wachſen laſſen würde, und am Tage darauf hatte die Zuſammenkunft bei den Zelten ſchon den Umfang und das Ausſehen einer richtigen Volksverſammlung, welche ihre ſproſſende „Souverainetät“ in durchweg würdigen Formen zum Ausdruck brachte. Die Hauptverhandlung drehte ſich um die Frage, was mit der Adreſſe angefangen werden ſollte, und da in Erfahrung gebracht worden, daß auch die Stadtverordneten-Verſammlung, kühner als der Magiſtrat, Se. Majeſtät mit einer Adreſſe behelligen wollte, ſo wurde beſchloſſen, die Volkszuſchrift den Stadtverordneten zuzuſtellen mit der Bitte, das Schriftſtück zugleich mit dem von ihnen ſelbſt zu entwerfenden dem Monarchen zu überreichen. Die lange und langweilige Geſchichte der Volksadreſſe war jedoch damit noch nicht zu Ende. Die Stadtverordneten-Verſammlung nämlich beſchloß zwar am 11. März eine Adreſſe, lehnte aber rückſichtlich der Volksadreſſe den Botendienſt ab, ſo daß die Arme doch endlich der Stadtpoſt ſich anvertrauen mußte.

Unterdeſſen zeigte die Bewegung von Stunde zu Stunde mehr Neigung, aus einer papierenen eine thatſächliche zu werden, und der 13. März muß als der Wendepunktstag bezeichnet werden. Düſtere und aufregende Gerüchte rumorten in der Stadt. In Köln, hieß es, und in anderen rheiniſchen Städten ſei der offene Aufſtand losgebrochen. Ferner, der Prinz von Preußen wolle hin, um mit allen Mitteln der Gewalt die Rebellion niederzuſchmettern. Aber zuvor noch ſollte in Berlin ſelbſt durch Anwendung derſelben Mittel die Bewegung im Keime erſtickt werden. Die letztere Sage ſchien durch allerhand

Regierungsmaßnahmen beſtätigt zu werden. Die Schulen wurden geſchloſſen, ſtarke Patrouillen durchzogen die Straßen, in welchen da und dort Geſchütze aufgefahren waren, das Schloß und das Zeughaus erhielten militäriſche Beſatzung und eine ſtarke Säule von Reiterei bewegte ſich durch das brandenburger Thor nach dem Thiergarten.

Dieſe Entfaltung von Machtmitteln nahm das Volk, wie das unter ähnlichen Umſtänden überall und immer ſo war und ſo ſein wird, für eine Drohung und offene Herausforderung. Die Veranſtaltungen der Regierung wirkten demnach weit mehr aufreizend als beruhigend. Zwar die ſchon zum täglichen Hausgebrauch gewordene Verſammlung bei den Zelten verlief ruhig. Es wurde daſelbſt in kläglicher Nachäffung von Pariſiſchem darüber hin- und hergeſchwatzt, ob man nicht vom Könige die Errichtung eines „Arbeit-Miniſteriums“ erbitten ſollte. Allein an einer andern Stelle des Thiergartens war inzwiſchen ein Volkshaufe mit einem Trupp Reiterei unſanft zuſammengerathen und von letzterem gegen das brandenburger Thor gedrängt worden. Darauf flutete die ganze Menge nach der Stadt zurück und da und dort, namentlich „Unter den Linden“, kam es zu tumultuariſchen Auftritten. Wildes Geſchrei, Gedränge, Geſchiebe und Gewühle auf Seiten der Maſſen; ſcharfes Einhauen von Seiten der Soldaten. Die Beſatzung des Schloſſes ſandte Abtheilungen vor, welche mit gefälltem Bajonnett den Schloßplatz ſäuberten. In der Jägerſtraße verſuchte das Volk ein Waffenmagazin zu ſtürmen, in der Grünſtraße wurden ſchüchterne Vorübungen in der Kunſt des Barrikadenbaus verſucht. Von einem Standhalten gegen die bewaffnete Macht war jedoch nirgends die Rede. An Verwundungen fehlte es nicht. Um Mitternacht war alles ruhig.

Der Tag hatte den Beweis geliefert, daß die Regierung auf ihre militäriſchen Hilfsmittel vollſtändig ſich verlaſſen könne. Es zeigte ſich in der preußiſchen Armee nicht eine Spur von jener inneren Zerſetzung, welche in der franzöſiſchen offenbar geworden und in der öſtreichiſchen binnen Kurzem offenbar werden ſollte. Am Nachmittag des 13. März traten berliner Bürger auf der Straße einen Stabsoffizier an mit der Frage: „Wird das Militär auf die Bürger ſchießen?“ und der Gefragte gab zur Antwort: „Warum nicht? Wenn der König es befiehlt, ſchießen wir und gern“... Dieſes „gern“ malt unvergleichlich draſtiſch das Verhältniß des preußiſchen Militarismus zum Civismus. Der ſoldatiſche war und iſt in Preußen der eigentliche Ehrenſtand, bevorzugt in jeder Beziehung. Seine Intereſſen wurden durch die angehobene Bewegung bedroht, gar keine Frage. Bedrohte Intereſſen ſind aber, wie Jedermann weiß, erbarmungslos. Die Stellung der Soldateska zu dieſer Bewegung konnte daher nur eine todfeindſelige ſein. Außerdem war die ganze Schulung der preußiſchen Armee ſo folgerichtig, ſo ſtraff und ſtramm, die Macht der Disziplin eine ſo abſolute, daß ein „Abfall“ der Truppen, ein „Fraterniſiren mit dem Volke“ ganz undenkbar. Hier kam nur Eins in Betracht: der Wille und Befehl des „Kriegsherrn“, und ebenſo ſehr wie die Soldaten Cäſars, ja mehr noch waren die preußiſchen berechtigt, von ſich zu ſagen:

„Gegen das Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter,
Wenn Er's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand ſich auch ſträube.“

4.

Am 14. März, Nachmittags 2 Uhr, empfing der König die Abordnung des Magiſtrats und der Stadtverordneten. Der Herr Oberbürgermeiſter las nach erbetener und gewährter Erlaubniß die am 11. beſchloſſene Adreſſe vor. Se. Majeſtät war ſehr gnädig und gab ausführlich eine mündliche Antwort, „im Konverſationston“, wie er bemerkte. Er zollte der bisherigen

Haltung der Bewohner Berlins, „auf deren Benehmen er Werth lege“, Anerkennung, erklärte, daß die Hauptbitte der Adreſſe ſchon gewährt, d. h. daß die Einberufung des Vereinigten Landtags ſeit mehreren Tagen beſchloſſen ſei, und ſagte dann noch unter anderem, ſeine Loſung ſei: „Freie Völker, freie Fürſten!“ um welche moderne Auslaſſung her jedoch ſofort die romantiſche Arabeske gezogen wurde: „Die gute alte deutſche Ordnung darf nicht unbeachtet bleiben. Auch die Gliederung der Stände iſt deutſch; wer dagegen anſtrebt, ſetzt ſich Gefahren aus“. Die in der Adreſſe zur Sprache gebrachten deutſch-nationalen Wünſche überging Friedrich Wilhelm in ſeiner Antwort ebenfalls nicht. „Das Schickſal Deutſchlands“, äußerte er, „liegt nicht in meiner Hand. Alles aber, was meine Kraft vermag, will ich redlich und ernſtlich anwenden, damit auch dieſe Zeit der Kriſis zu deſſen Einigkeit, Kraft und Größe ausſchlage. Sie liegt mir ſo ſehr am Herzen als die Preußens“. Aus dieſen rückhaltsvollen Worten hört ſich die Rückſicht auf Oeſtreich leicht heraus: man konnte ja in Berlin noch nicht wiſſen, was gerade in dieſen Stunden in Wien geſchah. Daß der königliche Redner in ſeinem Sinne für Deutſchland fühlte, unterſteht keinem Zweifel; was dagegen ſeine „Kraft“, für Deutſchland zu handeln, angeht, ſo beruhte dieſelbe auf romantiſcher Selbſttäuſchung . . . Am Abend des Tages fuhr der König nach Potsdam und man hat unlange darauf die naheliegende Vermuthung ausgeſprochen, dieſe Ortsveränderung ſei eine Machenſchaft der ſtarren Militärpartei geweſen, welche den weichmüthigen, für augenblickliche Eindrücke empfänglichen Fürſten hätte von Berlin weghaben wollen, um bei ihrem beabſichtigten rückſichtsloſen Vorgehen und Losfahren gegen etwaige Aufſtandsgelüſte in keiner Weiſe durch ſeine Anweſenheit behindert zu ſein; allein ein authentiſcher Beweis für dieſe Vermuthung iſt bislang nicht beigebracht worden. Freilich, für gar manche unzweifelhafte Thatſache der berliner Märzereigniſſe ſind bis jetzt amtlich-aktenmäßige Beweiſe nicht beizubringen geweſen und werden höchſt wahrſcheinlich niemals beigebracht werden können. Die Geſchichte und zwar die wirkliche und wahrhafte Geſchichte ſetzt ſich auch bekanntlich keineswegs aus lauter amtlichen Aktenſtücken zuſammen. Thäte ſie dieſes, müßte ja gerade ihre Wahrhaftigkeit längſt zum Spottlachen der Welt geworden ſein und müßte ihre Muſe ſtatt Klio heißen Pſeudole.

Noch an demſelben Abend erſchien in der Allgemeinen preußiſchen Zeitung das königliche Patent, welches den Vereinigten Landtag auf den 27. April einberief. Der Miniſter von Bodelſchwingh ſoll lebhaft dieſe Konceſſion angerathen haben, während von ſeinen Kollegen die Herren Eichhorn, Savigny, Thile und Uhden mit der ganzen Heftigkeit verbiſſener Rückwärtſer jedes Eingehen auf die Forderungen der Zeit bekämpften. Herr von Bodelſchwingh hat ſpäter (1849) die öffentliche Erklärung ausgehen laſſen, mit der Berufung des Vereinigten Landtags mittels Patents vom 14. März ſei die beſtimmte Abſicht verbunden geweſen, dem preußiſchen Staat eine Verfaſſung zu geben, kraft welcher die Geſetzgebung und das Beſteurungsrecht zwiſchen dem König und den „Ständen" — (von dieſer mittelalterlichen Marotte konnte und wollte man alſo ſchlechterdings nicht laſſen) — getheilt werden, die Vollziehungsgewalt aber dem erſteren verbleiben ſollte. Auch hätte ja der König ſeinen ernſtlichen Willen, in Gemeinſchaft mit Oeſtreich die nationale Verfaſſung Deutſchlands zu beſſern, durch die Sendung des Herrn von Radowitz nach Wien ſattſam erwieſen.

Verſetzt man ſich in den Anſchauungs- und Vorſtellungskreis Friedrich Wilhelms des Vierten und ſeiner Räthe, ſo wird man gerechter Weiſe anerkennen müſſen, daß die erwähnten Abſichten rückſichtlich Preußens und Deutſchlands ſo gute geweſen ſind, als ſie innerhalb dieſes Kreiſes nur immer erwartet werden konnten. Aber ebenſo gewiß iſt, daß ſie zu ſpät kamen, viel zu ſpät, und zwar um ſo mehr, als das Vertrauen der ſtädtiſchen

Bevölkerungen zu dem Monarchen und ſeinen Räthen in Preußen ſelbſt — vom übrigen Deutſchland gar nicht zu reden — höchlich geſchwächt, ja ſogar gänzlich dahin war.

Trotzdem bleibt es denkwürdig, daß die Bewilligungen von Seiten des Hofes aller Wirkung auf die Berliner ermangelten. Denkwürdig deßhalb, weil der richtige Berliner kein Enthuſiaſt, ſondern ein geborener Skeptiker iſt, gewohnt, die Dinge nicht durch die Brille des Gefühls, ſondern mit dem Auge des Verſtandes anzuſehen. Hätten die Berliner ſolches auch in dieſen Märztagen gethan, ſo würden ſie wohl zur Erkenntniß gelangt ſein, daß ſie nicht das Zeug, ja nicht einmal den Willen beſäßen, eine ganze Revolution zu machen; ſowie, daß eine halbe mehr vom Uebel ſein müßte als das Beharren bei der ſüßen oder herben Gewohnheit preußiſcher Unterthanſchaft. Kaltblütige Beobachter werden es daher allzeit für eine der wunderbarſten Erſcheinungen des Wunderfrühlings von 1848 anſehen, daß die klarverſtändigen, nüchternen, ſkeptiſchen, witzigen Berliner, wenn nicht gegen das Königthum, ſo doch gegen den König in offene Empörung ausgebrochen ſind. Mehr als alle anderen thut dieſe Thatſache dar, wie allgewaltig, wie unwiderſtehlich der Impuls geweſen, welcher in jenen Frühlingstagen die Menſchen erfaßt hatte, um ſie zu Unwahrſcheinlichſtem, zu Unerhörtem und Beiſpielloſem zu treiben.

In wie raſchem Vorſchreiten das Verhängniß ſchon begriffen war, erhellt daraus, daß die gnädige Antwort, welche die Abordnung am 14. März aus dem Schloſſe zurückbrachte, gar keinen Eindruck mehr machte, was ſie am Tage zuvor ſicherlich noch gethan haben würde. Die Leidenſchaften waren jetzt ſchon ſo entfeſſelt, daß ihnen nur die äußerſte Energie Zaum und Zügel hätte anlegen können. Und dieſe Energie, wo war ſie? Gewiß nicht bei Friedrich Wilhelm dem Vierten.

Die Rottirungen des Volkes waren an dieſem Tage viel maſſenhafter als am vorigen und die Auslaſſungen der Maſſen viel rebelliſcher. Demnach mehrten ſich auch die Zuſammenſtöße mit den Truppen und wurden dieſe Zuſammenſtöße mehr und mehr zu blutigen. Zwar hatte der Gouverneur von Berlin, der brave General von Pfuel, den Befehl gegeben, daß die bewaffnete Macht mit möglichſter Milde und Schonung verfahren ſollte; allein dies geſchah nicht und es ſcheint, daß von anderwärtsher anderslautende Befehle ergangen ſeien. Denn manche Offiziere verhehlten gar nicht, daß ſie angewieſen ſeien, mit äußerſter Strenge einzugreifen. Man darf aber hiebei nicht vergeſſen, zu erwähnen, daß das Militär vielerorten heftig gereizt und beſchimpft wurde. Die Menge ſchrie den Soldaten zu: „Bauerjungen, geht heim und freßt Kommisbrot!“ und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Vereinzelte Offiziere wurden da und dort mit Stockſchlägen und Steinwürfen bedroht. Das ſteigerte natürlich die Erboſung der Truppen, welche der anſtrengende Dienſt und die damit verbundenen Entbehrungen ohnehin ſchon erbittert hatten, bis zur Brutalität. Denn mit ſolcher verfuhren ſie nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Schloßplatze, ſowie in der Breitenſtraße und Brüderſtraße. Insbeſondere wütheten in der letzteren Gardeküraſſierſäbel gegen die eingekeilte, wehr- und waffenloſe Menge, was mitanzuſehen ſo empörend war, daß ehrſame und friedliebende Bürger ſich angeeifert fühlten, aus den Fenſtern ihrer Häuſer den Soldaten Drohungen und Verwünſchungen zuzuſchleudern und am folgenden Morgen unter Vortritt eines Juſtizraths bei dem Miniſter Bodelſchwingh eine Klage anzubringen, worauf die Antwort ertheilt wurde, das „zu beklagende Ereigniß“ ſollte ſofort durch eine gemiſchte Kommiſſion unterſucht und ſollten die Schuldigen zur Strafe gezogen werden.

Im Schloſſe zu Potsdam erfuhr man die Vorgänge vom Abend des 14. März am folgenden Tage, gerade, als man zur Mittagstafel gehen wollte. Der König machte keinen Verſuch, ſeine Betroffenheit zu verbergen, und ſagte zu ſeinen Gäſten:

„Eſſen Sie, meine Herren; kehren Sie ſich nicht an mich. Mir geht die Geſchichte bis an den Hals.“ Vielleicht hat Friedrich Wilhelm dem Vierten zu dieſer Stunde der warnende und zürnende Zuruf des Dichters im Ohre geklungen:

„Noch lebt die Sphinx der Revolution!
Und du, du biſt kein Oedipus geweſen!“

Wie zur weltgeſchichtlichen Beſtätigung des prophetiſchen Dichterwortes kam nun auch noch der Kurier angeſprengt, welcher die wiener Revolutionsbotſchaft brachte. Das war ein um ſo wuchtigerer Schlag, als der preußiſche Monarch auf die „Weisheit“ Metternichs ein unbeſchränktes Vertrauen geſetzt hatte. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler hatte durch ſeine Frau noch wenige Tage zuvor nach Berlin ſchreiben laſſen, daß „er ſich von den Ereigniſſen durchaus nicht imponiren ließe“. Und jetzo war das Unerwartetſte geſchehen: der Unerſchütterliche hatte ſich von den Ereigniſſen aus der Hofburg, aus Wien, aus Oeſtreich hinausimponiren laſſen. Welche Schickung! Friedrich Wilhelm erblickte plötzlich die „Sphinx“ und ſagte, wie ſchon gemeldet worden: „Nun werd' ich nach Berlin müſſen, damit ſie mir nicht dort auch tolle Streiche machen.“

5.

Und ſie machten ſie doch!

Die Kunde von dem in Wien Geſchehenen lief gerüchtweiſe ſchon am 15. März auch in Berlin um und wurde zu einem weiteren Ferment der Bewegung. Die Zeichen meuteriſcher Stimmung und rebelliſcher Entſchlüſſe nahmen unter den Maſſen zu. An dieſem Tage wurden von den Truppen die erſten Schüſſe abgefeuert und von den Meuterern die erſten ernſtlichen Barrikadenbauverſuche gemacht. Der Gouverneur Pfuel that das Menſchenmögliche, um die Kluft zwiſchen Volk und Militär nicht klaſſender werden zu laſſen, was, vom Standpunkte des abſoluten Militarismus aus angeſehen, allerdings eine übelangebrachte Mäßigung war. Als daher der General an dieſem Tage das Fußvolk, welches die Beſatzung des Schloſſes bildete, innerhalb der Höfe und der Portale hielt, den Gebrauch der Schußwaffe unterſagte, auch dann unterſagte, als die auf dem Schloßplatze verſammelte Menge Steinwürfe gegen die Truppen richtete, und ſich begnügte, den Platz durch von der Stechbahn her vorſprengende Reiterei ſäubern zu laſſen, ſoll der Prinz von Preußen heftig an ihn herangetreten ſein, ihn beſchuldigend, die Truppen zu demoraliſiren, und ſein Benehmen als „indigne“ bezeichnend. Das habe Pfuel ſehr entſchieden zurückgewieſen, erklärend, er nehme die Verantwortung ſeiner Maßnahmen auf ſich und werde ſich bei Sr. Majeſtät beſchweren. Dies ſei dann geſchehen, aber der König habe eine Ausſöhnung zwiſchen dem Prinzen und dem General zuwegegebracht. Wenn dieſe Ausſöhnung ſtattfand, ſo hielt ſie jedenfalls nicht lange vor. Pfuel war nicht der Mann, wie ihn der Abſolutismus unter den obwaltenden Umſtänden brauchte. In Kriſen, wo es ſich um's Biegen oder Brechen handelt, machen ſich die Vermittler überhaupt nur unnütz. Wirkliche Gegenſätze wollen nicht vermittelt ſein, weil ſie von Naturwegen keine Vermittelung vertragen. Laßt ſie alſo auf einander platzen und einander auf Leben und Tod bekämpfen! Auch dieſes ja iſt „göttliche Ordnung“; denn es war immer ſo und wird immer ſo ſein.

Nach Berlin zurückgekehrt, ließ der König am Abend des 16. März die Mitglieder des Staatsraths eilig zu einer Sitzung ins Schloß entbieten. Die wiener Ereigniſſe hatten ja die ganze Sachlage ſo bedeutend verrückt, daß es eine Nothwendigkeit geworden, bezügliche Entſchlüſſe und Beſchlüſſe zu faſſen. Zur gleichen Abendſtunde, als im Schloſſe der Staatsrath ſaß, verhandelten in der Aula der Univerſität die Studenten über die Frage, ob ſie ſich der Regierung zur Verfügung ſtellen ſollten, um zur Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken. Ganz in der Weiſe, wie dies eine am vorigen Tag improviſirte unbewaffnete Bürgerwehr that, die ſogenannten „Schutzmänner", um ihrer weißen Friedensſtäbe und ihres feierlich-ſchwermüthigen Gebarens willen vom Volkswitz „Leichenbitter" genannt und als ſolche verhöhnt. Damit die Studenten bei ihrer beabſichtigten Thätigkeit als Ruhe- und Ordnungſtifter nicht dieſelbe Behandlung zu befahren hätten, wollten ſie ſich von der Regierung Waffen erbitten. Mitten in die Debatte über die Räthlichkeit dieſes Anſinnens hinein krachte nun aber von draußen her eine ſtörſame Gewehrſalve.

Schon zur Mittagszeit hatten ſich auf dem Platze zwiſchen der Univerſität und dem Opernhauſe ſtarke Anſammlungen gebildet, zumeiſt aus neugierigen Gaffern beſtehend. Als nun die „Leichenbitter" mit ihrem brühwarmen Amtseifer ſich unangenehm machten, gegen die unerlaubten Zuſammenſtrömungen eiferten und mit ihren läppiſchen Stecken handirten, verübte der berliner Bummelwitz allerhand Muthwillen gegen dieſe Ruhe- und Ordnungs-Biedermaier. Plötzlich ſchwenkt ein Zug Infanterie, vom Palais des Prinzen von Preußen herkommend, auf den Platz ein, marſchirt auf und feuert eine Salve in die Menge hinein. Ein geraden Weges aus ſeinem Kontor kommender Buchhalter (Franke) wird dadurch getödtet, ein Arbeiter (Hartmann) tödtlich verwundet. Der Infanterietrupp ſei „vom Pöbel eingewickelt" worden und habe ſich nur mittels Anwendung der Schußwaffen frei machen können, wurde nachmals behauptet. Ein Augenzeuge hat ausgeſagt: „Die Scene der Verwirrung, welche auf die Salve folgte, iſt ſchwer zu beſchreiben. Mit furchtbarem Angſtgeſchrei ſtürzten ſich die am Opernhauſe und am Zeughauſe befindlichen Maſſen an der Schloßfreiheit hinunter nach der Schleuſenbrücke. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch eine von der Jägerſtraße her anrückende Kavallerie-Patrouille. In wenigen Minuten war das bis dahin friedliche Ausſehen der umliegenden Straßen und Plätze wie verwandelt; überall verwirrendes Geſchrei, durcheinander laufende Menſchen, Gruppen an den Straßenecken. Einen Augenblick ſchien es, als wäre das Aergſte zu befürchten“. Wohlbezeugt iſt übrigens, daß der Offizier, welcher die in Rede ſtehende Soldatenſchar befehligte, nachdem dieſe bei der Blücherſtatue Schwenkung gemacht und ihre Front gegen die Schloßbrücke gerichtet hatte, drei Mal das warnende Trommelſignal geben ließ, bevor er Feuer kommandirte; aber nicht minder iſt wohlbezeugt, daß die Menge ſofort ſich anſchickte, der Warnung Folge zu leiſten, daß ſie jedoch hiezu keine Zeit hatte, weil die drei Signale einander mit äußerſter Geſchwindigkeit folgten und zugleich mit dem letzten Trommelſchlag die Salve loskrachte.

Der Schrecken, welchen dieſe Salve erregt hatte, that für den Reſt des Tages vollſtändige Wirkung. Alles blieb ruhig. Die Studenten waren inzwiſchen mit ihrer Debatte glücklich zu Ende gekommen und entſandten eine Abordnung nach dem Schloſſe, durch welche ſie im bezeichneten Sinne ihre guten Dienſte anbieten ließen. Der Herr Kommandant, General von Ditfurth, empfing die jungen Leute und behandelte ihr Anerbieten mit „erſichtlicher Geringſchätzung“. Ihn ärgerte die ſchwarzrothgoldene Kokarde, welche einer der Abgeordneten am Hute trug, und er wähnte ohne Zweifel, heimliche Spießgeſellen der Rebellion vor ſich zu haben. „Was iſt denn das für ein Dingsda von Kokarde?“ — „Excellenz, das iſt ja die deutſche Kokarde, welche die Bundesverſammlung feierlich adoptirt hat.“ — „Die Bundesverſammlung? Was für eine Bundesverſammlung?“ — Die Verhandlung endigte mit einer hochmüthigen Abweiſung des ſtudentiſchen Anerbietens. Man machte ſogar Miene, die Abgeordneten in Haft zu nehmen, was jedoch durch die Dazwiſchenkunft des Generals Pfuel verhindert wurde. Begreiflich freilich, daß nach ſolchem Empfang und ſolcher Entlaſſung ihrer Deputirten die „korrekte“ Geſinnung einer großen Anzahl von Studenten zur inkorrekten umſchlug und gar viele die beabſichtigte Rolle von Ruhe- und Ordnungsſtiftern mit der thatſächlichen von Barrikadenkämpfern vertauſchten.

Mit dem 16. März war das Präludium der berliner Revolution zu Ende und man hätte glauben können, mit dieſem Vorſpiel ſei das Stück ſelber ſchon aus. Denn am folgenden Tage herrſchte ſcheinbar eine vollſtändige Ruhe in ſämmtlichen Quartieren der Stadt. Man hat ſie mit einer banalen Phraſe die bekannte „Ruhe vor dem Sturme" genannt und zwar mit Fug. Die Gährung hatte ſich von den Straßen und Plätzen in die Häuſer, in die Gemüther zurückgezogen. Da kochte und brodelte ſie. Das Auftreten des Militärs in den letzten Tagen hatte die Bürgerſchaft höchlich gereizt und ſcharf entrüſtet, ſo daß ſelbſt der ruhigſte Weißbierphiliſter den Racheſchrei des vergoſſenen Blutes zu hören glaubte. Die ſtachelnden Berichte aus Wien liefen von Mund zu Mund. Ebenſo die ſpornende Kunde von einer aus Köln in Berlin angelangten Abordnung, welche beauftragt ſei, dem Könige beſtimmte Forderungen vorzulegen und ſogar mit dem Abfall der Rheinlande zu drohen. Das Erſcheinen dieſer kölner Deputation mag zuerſt den Gedanken einer Maſſendemonſtration geweckt haben, welcher am 17. März in der Stadt umging und raſche Zuſtimmung fand. Die Bürger von Berlin ſollten in Maſſe vor das Schloß ziehen, um dem Monarchen die „Forderungen des Volkes" unmittelbar vorzutragen. In einer Verſammlung von Bürgern, welche außerhalb der Thore im „Kemperhof" ſtattfand und zwar unter der Leitung des Doktor Wöniger, iſt dieſes Vorhaben beſonders lebhaft erörtert und die Ausführung vorbereitet worden. Die „Friedensmanifeſtation der Volkswünſche", wie man bombaſtiſch das Ding nannte, ſollte am nächſten Tage, Nachmittags 2 Uhr, in Scene gehen. Die „Volkswünſche" aber, wie ſie in der dem Könige zu überreichenden Adreſſe formulirt werden ſollten, gingen auf „Preßfreiheit, beſchleunigte Einberufung des Vereinigten Landtags, Zurückziehung der Truppen (aus der Stadt) und Bürgerbewaffnung“.

Aus den Kreiſen der dunkelrothen Reaktion iſt nachmals die Mittheilung gekommen, daß Friedrich Wilhelm, kaum erſt aus Potsdam zurückgekehrt, ſchon am 16. März Berlin wieder habe verlaſſen wollen, „in der klaren Einſicht, daß durch dieſe Entfernung die unruhige Bewegung in gewiſſem Sinne ihr Objekt, wenigſtens ihre zeitherigen Richtungspunkte verliere“. Aus derſelben, freilich nicht ſehr lauteren Quelle ſtammt auch die Angabe, der Polizeipräſident Minutoli habe am 17. dem Miniſter (des Innern) Bodelſchwingh erklärt: „Zeither habe man Straßenemeuten gehabt, aber am folgenden Tage werde die Revolution ihr Haupt erheben. An einer Menge nachweisbarer Punkte der Stadt werde ſie unverhelen gepredigt und verkündigt“. Minutoli ſelbſt hat ſpäter dieſe Angabe beſtätigt, aber, wohlverſtanden, in einer Schrift, welche er veröffentlichte, um ſich gegen den ihm gemachten Vorwurf, „Koketterie mit der Revolution getrieben zu haben“, zu rechtfertigen. Der Herr Miniſter von Bodelſchwingh — ſo murmelt die dunkelrothreaktionäre Quelle weiter — habe „unter den Eindrücken deſſen, was im ganzen übrigen Deutſchland geſchehen, bei dem nicht zu verhehlenden Anblicke des Rauſches, in welchen damals ſelbſt die Bedächtigen und Verſtändigen gerathen waren, bei den Sympathieen, welche die Bewegung ſelbſt in höheren Kreiſen unter der thörichten Vorausſetzung fand, daß man derſelben durch Nachgeben in der Zügelhaltung am erſten noch einigermaßen Herr bleiben könne“, die warnende Meldung des Polizeipräſidenten mißachtet und an dieſem 17. Märztage ſo feſt daran geglaubt, den Gang der Bewegung meiſtern zu können, daß er gegen den ruſſiſchen Geſandten äußerte: „Schreiben Sie getroſt nach Petersburg, in Berlin ſei die Sache abgemacht“. Zehn Monate ſpäter hat jedoch Herr von Bodelſchwingh dieſe ihm zugeſchriebene Aeußerung für „eine alles Grundes entbehrende Anekdote“ erklärt in einer gedruckten Auslaſſung, in welcher er freilich auch vom Vorhandenſein einer „revolutionären Propaganda“ fabulirte, von der (am 17. März) noch ein „ernſthafterer Verſuch“ zu erwarten geweſen ſei, „um, nachdem Oeſtreich gefallen, auch Preußen zu beugen“.

Der urtheilsloſe große Haufen der Reaktion, die „Treubündler“ und ähnliches Gelichter, ſie haben aufrichtig an dieſen läppiſchen Propagandageſpenſterſpuk geglaubt. Es iſt derſelbe aber zweifelsohne von den Familiaren der vormärzlichen Gewalthaber erdichtet worden, um die klägliche Niederlage der Herren zu erklären und zu beſchönigen. Die berliner Revolution war wie die wiener eine Improviſation von A bis Z. Ihre Plan- und Führerloſigkeit liegt ſo klar zu Tage, iſt ſo unwiderſprechlich erwieſen, daß das Gefaſel von einer fremden oder einheimiſchen „Revolutionspropaganda“ („Fremdlinge“, „Emiſſäre“, „Juden“, „Franzoſen“, „Polen“, „eine Rotte Böſewichte“) nicht einmal das Verdienſt der Komik hat. Es iſt zu dumm dazu. Es iſt aus derſelben Tiefe des abſoluten Blödſinns geſchöpft, woher auch jene Tirade ſtammte, womit einer der Volksredner bei den „Zelten“, wie man ihm nachſagte, dermaßen ſeine Rede ſchloß: „So laßt uns denn unſere Schiffe hinter uns verbrennen und dann mit vollen Segeln hinausſteuern in den Ozean der Freiheit!“

6.

Feſt ſteht, daß die Berliner, obzwar zur Entrüſtung ſcharf hinaufgeſtimmt, am 17. März nur erſt zu dem Entſchluſſe ſich erſchwungen hatten, die Wirkſamkeit friedlicher Demonſtrationen weiter zu verſuchen. Am Morgen des 18. wurde, was Tags zuvor im „Kemperhof“ beantragt und verhandelt worden, zur Kenntnißnahme und Beſchlußfaſſung vor größere Kreiſe gebracht. Im köllniſchen Rathhauſe, ebenſo im berliner und im

Betſale der lutheriſchen Gemeinde in der neuen Friedrichsſtraße fanden Bürgerverſammlungen ſtatt, welche die „Friedensmanifeſtation der Volkswünſche“ in Berathung zogen. Das Kühnſte, wozu man in dieſen Verſammlungen ſich verſtieg, war die Anſicht, man müſſe den König bitten, ſein Miniſterium, von welchem kein aufrichtiger Vorſchritt zu erwarten ſei, zu entlaſſen.

Im köllniſchen Rathhauſe ſaßen auch der Magiſtrat und die Stadtverordneten in Berathung und kamen zu dem Schluſſe, eine Deputation ins Schloß zu entſenden, um dem Monarchen von Seiten Berlins Wünſche vorzutragen, welche mit dem Programm vom Kemperhof und den Forderungen übereinſtimmten, die heute durch die Abordnung der Stadt Köln vor den Thron gebracht werden ſollten. Die Stadtverordneten wählten ſofort eine Deputation (Behrends, Raumer, Seidel, Schäffer, Veit) und gaben derſelben auf, ausdrücklich zu fordern: Entlaſſung des Miniſteriums, Verfaſſung mit beſchließenden Ständen, Abzug des Militärs und Bürgerbewaffnung. In der Aula tagte gleichzeitig eine Studentenverſammlung, die ziemlich leidenſchaftlich erregt und bewegt war, dann aber durch das von draußen kommende Gerücht, die drei verhaßteſten Miniſter, Eichhorn, Savigny und Thile, ſeien entlaſſen, zum Jubiliren umgeſtimmt wurde.

Derweil hatte ſich auch bei Hofe und im Schooße des Miniſteriums mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Geſtaltung der Dinge in Wien, wie nicht minder die Stimmung der eigenen Hauptſtadt von Seiten der Regierung neue Entſchließungen heiſchten. Herr von Bodelſchwingh hat ſich ſpäter gerühmt, „die Nothwendigkeit einer Aenderung vollkommen und vielleicht zuerſt erkannt zu haben“, und nicht weniger die weitere Nothwendigkeit, die Aufrichtigkeit der zu machenden Gewährungen durch ſeinen und ſeiner Kollegen Rücktritt zu verbürgen. Er erzählt: „Am 16. wurde die Kataſtrophe Wiens in Berlin bekannt. Dieſe veränderte weſentlich den Standpunkt der Sache. Das Zuſtandekommen des Fürſtenkongreſſes erſchien problematiſch, wenigſtens durfte man dabei nicht mehr auf Oeſtreich zählen; zugleich griff die Revolution in Deutſchland mit Rieſenſchritten um ſich. Da erkannte man die Nothwendigkeit, mit den längſt vorbereiteten, nur ſchärfer ausgeprägten und mit dem Zugeſtändniß eines deutſchen Parlaments vervollſtändigten Plänen für Deutſchlands Umgeſtaltung vorzugehen und Preußen, von dem ſie ausgegangen waren, auch an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. Damit war zugleich der eine Grund der verſpäteten Einberufung des Vereinigten Landtags gefallen, während auf der andern Seite die mit des Sturmes Eile dahin laufenden Ereigniſſe des Tages zur Eile mahnten. Es wurde beſchloſſen, den Landtag zu einem nahen Termin zu berufen und das Einberufungspatent zugleich zur Veröffentlichung der Pläne Preußens für ſeine und Deutſchlands Umgeſtaltung zu benutzen“. Das Patent, von welchem der Staatsminiſter hier redet, wurde während der Nacht vom 17. auf den 18. März entworfen, am Morgen des 18. im Miniſterrathe erörtert, vom Könige vollzogen und ſogleich in die Druckerei gegeben. Es berief den Landtag auf den 2. April, es forderte die Umwandelung Deutſchlands aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat, ein deutſches Bundesbanner, Bundesheer, Bundesgericht, es adoptirte den aus Südweſtdeutſchland gekommenen Gedanken eines deutſchen Parlaments — („eine aus den Ständen aller deutſchen Länder gebildete Bundesrepräſentation“) — und anerkannte die „Nothwendigkeit konſtitutioneller Verfaſſungen für alle deutſchen Länder“, demnach auch für Preußen. Noch am 17. hatte der König auch ein „Geſetz über die Preſſe“ genehmigt, kraft deſſen die Cenſur aufgehoben wurde. Beide Patente ſind von dem Prinzen von Preußen mitunterſchrieben und von ſämmtlichen Miniſtern gegengezeichnet worden. Wie dieſe Herren ſämmtlich zu der Ueberzeugung gebracht wurden, daß es nöthig, den Staat die Schwenkung von der Romantik zum Konſtitutionalismus machen zu laſſen, darüber gibt es nur Vermuthungen. Die Nothwendigkeit übrigens, mit dem Syſtem auch das Miniſterium vollſtändig zu ändern, ſcheint keiner der Herren Kollegen Bodelſchwinghs dieſem nachgefühlt zu haben.

Das alſo vorbereitete neue Syſtem mußte nach Trägern ausſchauen und als der zum Hauptträger geeignete Mann wurde bei Hofe der Graf von Arnim auserſehen. Wie es ſcheint, auf Anregung Bodelſchwinghs. Bei dieſem befand ſich der Graf ſeiner eigenen Angabe zufolge am Morgen des 18. März, als er zwiſchen 9 und 10 Uhr durch den Miniſter von Thile zum Könige berufen und von Sr. Majeſtät mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt wurde. Er erbat und erhielt Bedenkzeit bis zum folgenden Tage.

Bald nach 10 Uhr führte der in Berlin anweſende Oberpräſident der Rheinprovinz, Herr Eichmann, die kölner Bürgerdeputation zur Audienz ins königliche Kabinett. Der Sprecher der Abordnung, Gemeinderath von Wittgenſtein aus Köln, redete den König „mit tiefergreifenden Worten" an und ſchilderte die Lage der Rheinprovinz und der Stadt Köln „mit Ernſt und Würde, die volle Wahrheit mittheilend". Die Antwort Friedrich Wilhelms bezeugte, daß auch er den gewaltigen Eindrücken dieſer Tage nicht hatte widerſtehen können. Der myſtiſch-romantiſche Aufputz der Majeſtät war fort, der autokratiſche Allmachtstaumel verflogen. „Sichtbar bewegt und in huldreichſter Weiſe" antwortete der Monarch, es freue ihn, daß die vorgebrachten Wünſche mit ſeinen eigenen Abſichten übereinſtimmten. Er werde ſich an die Spitze der deutſchen Bewegung ſtellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren. Die Rheinländer nahmen dieſe Verſicherung dankbar hin, aber ſie wieſen wiederholt darauf hin, daß es zur Beruhigung ihres Heimatlandes beſtimmter und feſter Bürgſchaften bedürfte und daß ſie nur mit ſolchen in den Händen an den Rhein zurückkehren möchten. Noch vor wenigen Tagen würde Friedrich Wilhelm in dieſer Mißtrauensbezeugung ge-

geradezu eine Majeſtätsbeleidigung erblickt und ſie als ſolche hoch herab gerügt haben. Jetzt erſuchte er die Rheinländer, ihre Heimreiſe noch um etliche Stunden zu verzögern, damit ſie gleich die Proklamationen und Patente, welche alle die geſchwünſchten Gewährungen enthielten, mitnehmen könnten. Auch der anweſende Prinz von Preußen ſprach freundliche Worte zu der Abordnung, bevor dieſelbe ſich zurückzog.

Unlange nach der Audienz der Rheinländer wurde die Deputation der Stadtverordneten beim Könige vorgelaſſen, ebenfalls gnädig empfangen und der Gewährung der „Volkswünſche" verſichert, in deren Reihenfolge auch noch die politiſche Gleichſtellung aller Glaubensbekenntniſſe eingeſchoben worden war. Als die Abgeordneten in den Sitzungsſal der Behörde zurückgekommen waren, Nachmittags 1 Uhr, und den daſelbſt maſſenhaft verſammelten Bürgern das Ergebniß ihrer Sendung mittheilten, brach der helle Jubel aus und wurde beſchloſſen, die Stadt prächtig zu beleuchten. Von einer fordernden Maſſendemonſtration war gar keine Rede mehr, ſondern nur noch von einer dankenden, welche aber keineswegs organiſirt wurde, ſondern ſich von ſelber machte.

Will man das Zeugniß des Herrn von Minutoli als ein verläßliches gelten laſſen, ſo hat genau zur gleichen Zeit mit der Scene im Stadtverordnetenſale im Königsſchloſſe dieſe geſpielt. Um 1 Uhr Mittags traf der Herr Polizeipräſident im Vorzimmer des königlichen Kabinetts mit dem Herrn Miniſter von Bodelſchwingh zuſammen. Dieſer ſagte: „Herr Präſident, geſtehen Sie, daß Sie falſch prophezeiten, als Sie für heute eine blutige Demonſtration vorausſagten. Statt von einer ſolchen vernimmt man nur vom Jubel des Volkes". Darauf Minutoli (immer nach ſeiner eigenen Bezeugung): „Excellenz, ich beharre auf meiner Prophezeiung. Ich bin auch zur Stunde nur hiehergekommen, um Ihnen und in Ihrer Gegenwart Sr. Majeſtät dem Könige zu ſagen, daß der beabſichtigte" — (d. h. der von einer ein Vierteljahr ſpäter erfundenen „Revolutionspropaganda“ beabſichtigte) — „blutige Konflikt heute leider doch noch ſtattfinden wird“. Nur mit Widerſtreben und mit einem ungläubigen Lächeln führte dann der Miniſter den Polizeipräſidenten auf deſſen Verlangen zum Könige, welchem Minutoli über die ſeiner Anſicht nach drohende Gefahr einen förmlichen Vortrag hielt. Als dieſer zu Ende, meinte Bodelſchwingh: „Sie hegen unnöthige Beſorgniſſe“. Friedrich Wilhelm ſeinerſeits ertheilte der bisher bewieſenen Thätigkeit und Anſtrengung des Polizeichefs alles Lob, fügte jedoch bei: „Nur Eins, lieber Minutoli, kann ich nicht unbemerkt laſſen: Sie ſehen immer zu ſchwarz!“

Beſonnene Erwägung wird nicht leugnen, daß dieſem Berichte einige Wahrhaftigkeit innewohnt. Alle Umſtände weiſen ja darauf hin, daß der König zur angegebenen Zeit wie ſo ziemlich Jedermann in Berlin der Ueberzeugung war, alles ſei friedlich beigelegt und ausgeglichen. Daß Friedrich Wilhelm die gemachten Gewährungen nur gemacht hätte, um hinter dem Vorhang derſelben ein hinterliſtiges Spiel zu treiben, iſt als plumpe Verleumdung abzuweiſen; und daß es am Hofe eine Partei gegeben, welche, mit Beiſeiteſtellung des Königs, ihrerſeits hinter dem eben erwähnten Vorhang die Anwendung brutaler Gewaltmittel zur Aufrechthaltung des Abſolutismus planmäßig vorbereitet hätte, muß für eine müſſige Vermuthung ohne hiſtoriſchen Werth ſo lange gehalten werden, bis zuverläſſige Beweiſe dafür beigebracht werden. Allerdings iſt unbeſtreitbar und unbeſtritten, daß es eine abſolutiſtiſche Partei gab, welche zu den dem Liberalismus und dem Nationalgefühle gemachten Konceſſionen ſcheel ſah, ſehr ſcheel; aber es iſt nicht nur nicht erwieſen, ſondern auch ganz unwahrſcheinlich, daß dieſes Scheelſehen bereits am Vormittag des 18. März irgendwie die Geſtalt feſter Entſchlüſſe und Pläne zur Vernichtung der königlichen Bewilligungen angenommen habe.

Schon im Laufe des Vormittags hatten ſich unter den Linden und auf dem Schloßplatze zahlreiche Gruppen von Neugierigen angeſammelt, welche auf das Erſcheinen der am vorigen Tage angekündigten Maſſendemonſtration warteten. Der zweifelhaften Stimmung dieſer immerzu ſich mehrenden Menge wurde zwiſchen 1 und 2 Uhr durch das Erſcheinen eines Extrablattes der Allgemeinen preußiſchen Zeitung ein Ende gemacht. Denn darin ſtanden die beiden königlichen Patente, welche den Bruch mit dem alten Syſtem zur aktenmäßigen Thatſache machten. Die Blätter gingen von Hand zu Hand, einer rief dem andern die frohe Botſchaft zu und ein mächtiger Impuls der Freude trieb die ganze Volksmaſſe, welche keineswegs ein „pöbelartiges", ſondern vielmehr ein „behäbig-bürgerliches" Ausſehen hatte, dem Schloßplatze zu, in der ausgeſprochenen Abſicht, dem Könige Dank zu ſagen.

„Auf dem Schloßplatze — ſo hat ein Augenzeuge berichtet — waren etwa 2000 Bürger gruppenweiſe verſammelt, lauter wohlgekleidete, ſehr anſtändige Leute. Die Stimmung war erregt, aber durchaus nicht feindſelig. Umgekehrt, die Gruppen ließen den König hochleben und riefen ein Vivat über das andere. Ganz im Hintergrunde, an den Ecken der auf den Platz mündenden Straßen, ſah ich Proletarier und Arbeiter ſtehen, die nur einzeln in den Vordergrund traten und die, als ſie die vergnügten Geſichter ringsum ſahen, ſagten: Das hilft uns armen Leuten noch alles nichts! Da traten die Bürger an ſie heran, beruhigten ſie, ermahnten ſie, nicht die Exceſſe der vorigen Tage zu wiederholen; das führe zu nichts. Alle Läden auf dem Platze waren geöffnet, Damen hatten die Fenſter beſetzt. Im Innern des Schloſſes bivouakirten die aus Potsdam herübergekommenen Truppen; ſie ſpazirten rauchend im Hofe. Unterdeſſen hatte ſich der Schloßplatz immer dichter gedrängt (sic?) und das Publikum fing an, darüber zu debattiren, wie es durchaus nöthig ſei, daß die fremden (d. h. die potsdamer) Soldaten Berlin verließen und daß auch die Truppen, welche um Berlin konſignirt ſeien, ſich zurückzögen. Da war es denn unverkennbar, daß eine große Erbitterung gegen das Militär vorherrſchte, eine ziemlich inſtinktartige Erbitterung ohne politiſche Beimiſchung, wie jene in Folge unglückſeliger Mißverſtändniſſe in großen Städten nur zu oft vorkommt. Gegen halb 2 Uhr trat der König auf den Balkon, verſuchte zu ſprechen und ein ihn begleitender Herr — irre ich nicht, Herr Bürgermeiſter Naunyn — ſagte mit lauter Stimme ohngefähr: — Der König will, daß Preßfreiheit herrſche; der König will, daß der Landtag ſofort berufen werde; der König will, daß eine Konſtitution auf der freiſinnigſten Grundlage alle deutſchen Länder umfaſſe; der König will, daß eine deutſche Nationalflagge wehe; der König will, daß alle Zollſchlagbäume in Deutſchland fallen; der König will, daß Preußen ſich an die Spitze der Bewegung ſtelle . . . . Stürmiſcher, faſt trunken zu nennender Jubel herrſchte auf dem Platze. Leute aus den gebildetſten Ständen ſtellten ſich auf Wagen, um die freudige Kunde zu verbreiten. Der König trat nochmals auf den Balkon; er wehte mit dem Tuche. Ein Herr, den ich für den Herrn von Bodelſchwingh hielt, ſprach dann vom Balkon herab den Dank des Königs aus, aber auch zugleich deſſen Wunſch, daß nunmehr die Demonſtrationen aufhören möchten.“

Unſer Gewährsmann fügte ſich als treugehorſamer und wohlerzogener Unterthan ſofort dieſem Wunſche: er verließ den Schloßplatz und ging nach der Königsſtraße, um dort zu Mittag zu ſpeiſen. „Da ſah ich — ſo ſchließt er ſeinen Bericht — wie ſich die Leute vor Freude umarmten und wie ſie weinten. Die Frauen wehten aus den Fenſtern mit Taſchentüchern, das Material zur Illumination für den Abend wurde durch die Straßen getragen und die Bürger, die mir begegneten, riefen: Wir wollen auch auf den Schloßplatz, wollen auch unſerem geliebten König ein Vivat bringen. Es war 2 Uhr, ich befand mich im Kronprinzen, inmitten der Königsſtraße bei Tiſche; man ſammelte vor Freude für die Armen; Bürger kamen, um den

Tag feſtlich zu begehen; man gratulirte ſich, daß der große Tag der Freiheit und der Wiedergeburt auch für Preußen hereingebrochen, glorreich hereingebrochen ſei, ohne Blutvergießen."

In dieſem ganzen ſo lichten und lachenden Freudegemälde gibt es nur einen ſchwarzen Punkt: die „im Hintergrunde" ſtehenden Proletarier mit ihrem: „Das hilft uns armen Leuten noch alles nichts!" Allein der dritte Stand, welcher ſeines Sieges ſicher zu ſein wähnte, hatte für dieſes Grollwort des vierten kein Ohr und beachtete nicht, daß hinter dem ſcheinbar gelöſ'ten politiſchen Problem der Gegenwart ſchon das ſoziale der Zukunft drohend heraufſtieg. Leicht begreiflich freilich, daß in dem lauten Jubel des Augenblicks der dumpfe Vordonner eines am Saume des Horizonts heraufziehenden Gewitters verklang.

So zeigte denn die Stimmung der preußiſchen Hauptſtadt, ſo hatte die ganze Phyſionomie von Berlin Nachmittags 2 Uhr am 18. März die vollſte Aehnlichkeit mit der Stimmung und Phyſionomie von Paris Abends vor 9 Uhr am 23. Februar. Alles ſchien Friede, alles war Freude. „Doch das Glück wendet ſich oft um", lautet der düſtere Kehrreim der altnordiſchen Ballade von Axel und Walborg.

7.

Es wandte ſich auch diesmal, plötzlich, geheimnißvoll, furchtbar.

Auf dem Schloßplatze von Berlin geſchah am 18. März um 2½ Uhr Nachmittags, was am 23. Februar auf dem Boulevard des Capucines in Paris um 9 Uhr Abends geſchehen war.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm den Balkon verlaſſen, noch rauſchten die Vivatrufe tauſendſtimmig zu den Schloßfenſtern empor, als die Glückswendung eintrat, ein aus wolkenloſem Blau fallender Blitz.

Die Volksmenge vor dem Schloſſe war von 2 Uhr an immer dichter geworden. Kopf an Kopf ſtand ſie auf dem Platze ſelbſt geſtaut und ſtopfte die Mündungen der von demſelben auslaufenden Straßen. Mit einmal machte ſich in den Maſſen eine Strömung bemerkbar, welche der Jubelſtimmung augenſcheinlich entgegengeſetzt war. Wie es ſcheint, iſt dieſer jähe Umſprung zunächſt bewirkt worden durch den Umſtand, daß Mannſchaften vom 1. Garderegiment, die ſogenannten „Potsdamer“, gerade jetzt die Schloßportale beſetzten. Dieſen Potsdamern gab man ja das brutale Dreinfahren der Soldateska an den vorhergegangenen Tagen hauptſächlich ſchuld. Der gegen dieſelbe angeſammelte Grimm und Groll wollte und mußte ſich Luft machen. Wie aus einer Kehle erſcholl demnach aus tauſenden der Ruf: „Soldaten fort! Militär zurück! Soldaten abziehen! Der König ſoll ſich unter den Schutz der Bürger ſtellen!“

Behauptet, aber nicht erwieſen iſt worden, daß dieſe tumultuariſchen Forderungen zu den Ohren Friedrich Wilhelms gelangt ſeien und daß der König durch einen der Herren ſeiner Umgebung die Antwort habe herunterrufen laſſen, „die Berliner würden ihm doch wohl nicht zumuthen, in einen unehrenvollen Rückzug der Truppen zu willigen.“

Während das Geſchrei: „Militär fort!“ mit geſteigerter Heftigkeit weiterging, wurde durch Mitglieder der berliner Bürgerſchützen an einem Hauſe des Schloßplatzes eine ſchwarzweiße Fahne aufgeſteckt, — gewiß auch nur ein Zeichen loyaler Unterthanenfreude, als welches die Fahne von vielen Leuten auf dem Platze mit Händeklatſchen begrüßt wurde. Allein die ungeheure Mehrzahl der Verſammelten klatſchte nicht mit. Im Gegentheil, ſie rief, demonſtrativ genug, nach der deutſchen, nach der ſchwarzrothgoldenen Fahne. Noch mehr, das Aufſtecken der preußiſchen Fahne, zuſammengehalten mit den Wahrnehmungen, daß zur gleichen Zeit die „Potsdamer" die Wachtpoſten an den Zugängen des Palaſtes beſetzten und eine von der Schloßfreiheit herkommende Schwadron Gardedragoner bei der Stechbahn aufritt und Poſto faßte, ſcheint in der Menge plötzlich die Vorſtellung eines gegen ſie geſponnenen Verraths geweckt zu haben, — eine Vorſtellung, welche ſich raſch zu dem rieſengroßen Argwohn aufbauſchte, es ſei gegen ſie, gegen die wehr- und waffenloſen Tauſende, ein kombinirter Angriff beabſichtigt und im Werke.

Nun entſteht auf dem Platze ſofort ein dumpfes Toben und Toſen, ein wirrſäliges Geſchiebe und Gewühle, ein Drängen und Wogen nach allen Richtungen hin.

Sehr möglich, ſehr wahrſcheinlich ſogar, daß dieſe Angſtſymptome im Schloſſe keineswegs für ſolche, ſondern vielmehr für die Vorzeichen einer Angriffsbewegung angeſehen worden ſind. In ſolchen Augenblicken fieberhafter Nervenſchwingung haben ja die Menſchen überall und allzeit hohlſpiegelartig geſchliffene Vergrößerungsgläſer vor den Augen und dann reicht irgendein Ruck oder Zuck aus, um das Unheil in Gang zu bringen.

Die Dragonerſchwadron an der Stechbahn machte eine kurze Bewegung gegen den Platz herein. Das war der ſchlimme Ruck und Zuck.

Die Volksmenge, den Reitern das Schlimmſte zutrauend, ſchreit ihnen entgegen: „Zurück! Zurück!"

Noch in dieſem Moment fehlt es keineswegs an beſonnenen Männern, welche eifrig jeden Nerv anſpannen, um die aufgeregte Maſſe zu beruhigen. Steht doch dort bei der Kurfürſtenbrücke ſo ein Beruhiger auf einer Droſchke und verſucht durch Vorleſen der königlichen Patente den Tumult noch zu beſchwören, als dieſer bereits zur Kataſtrophe gelangt iſt.

„Zurück! Zurück!"

Die Dragoner wenden ihre Roſſe, als wollten ſie dem Rufe gehorchen.

„Bravo! Bravo!“ ruft jetzt die Menge, des vermeintlichen Abzugs der Reiter froh.

Aber das „Bravo!“ iſt noch nicht verklungen, da ſchwenken die Dragoner wieder um, ziehen ihre Pallaſche, ſetzen ihre Pferde in Trab und ſprengen auf die Menge ein, die wehrloſe wie eine Schafheerde bis dahin, wo der große Kandelaber des Schloßplatzes ſteht, vor ſich hertreibend. In geſtrecktem Trab und mit geſchwungenen Säbeln! Das iſt eine hundertfach bezeugte Thatſache, obzwar man dem übelberathenen Könige die Lüge vorzugaukeln verſtand, die Reiterattake ſei eigentlich gar keine geweſen, maßen dieſelbe im Schritt und mit eingeſteckten Pallaſchen ſtattgefunden habe.

Das Schreckbild eines „kombinirten Angriffs“ ſcheint ſich verwirklichen zu wollen.

Denn gleichzeitig mit dem Einſprengen der Dragoner thut ſich das (von der Spree an gerechnet, zweite) Schloßportal auf und aus der Oeffnung bricht mit ſchlagenden Trommeln und gefällten Bajonnetten eine Kompagnie Grenadiere hervor, entfaltet ſich, zieht eine Kette über den Platz nach der breiten Straße zu und geht, das Volk vor ſich herjagend, gegen die Kurfürſtenbrücke vor.

Da, auf dem äußerſten rechten Flügel der Kette, dicht an den Häuſern zwiſchen der Brücke und der breiten Straße, fallen aus den Reihen der Grenadiere zwei Schüſſe.

Dieſe zwei Schüſſe, höchſt wahrſcheinlich nicht auf Kommando, ſondern rein zufällig und aus Verſehen losgegangen, geben das Signal zum Aufſtand von Berlin.

Außer ſich vor Ueberraſchung, Angſt und Wuth, ſtieben die Maſſen auseinander, überall hin die Kunde des Geſchehenen tragend. Der Angſtruf: „Verrath!“ zetert, der Zornſchrei: „Waffen und Rache!“ gellt durch die Straßen. Die Plünderung der Waffenläden hebt an, das Herrichten der Büchſen, der Kugelguß, der Barrikadenbau.

In höchſter Betroffenheit eilte der General von Pfuel nach dem Schloſſe. Er erfuhr dort, daß er des Kommando's enthoben und daſſelbe dem General von Prittwitz übertragen ſei.

Alſo hatte jener Proletarier rechtgehabt, welcher um Mittag am Schloßportale dem Herrn von Savigny, der ihn herablaſſend belehren wollte, daß der König mehr bewilligt hätte, als verlangt worden ſei, zur Antwort gegeben: „Alter, das verſtehſt du nicht; man hat nichts bewilligt" —? Alles wäre nur Täuſchung geweſen, um das Volk ſicher zu machen und das ſichergemachte deſto leichter vergewaltigen zu können?

Dieſe Frage iſt in den Abendſtunden des 18. März in der preußiſchen Hauptſtadt von Tauſenden, von Hunderttauſenden aufgeworfen und entſchieden bejaht worden. Nur aus dieſer allgemeinen Ueberzeugung, nur aus dieſer Empörung der Gemüther erklärt ſich die Thatſache, daß die Berliner, dieſe geborenen Reflexionsmenſchen und gebildeten Ironiker, eine Revolution oder wenigſtens ein Stück Revolution machten. Machten oder wenigſtens machen ließen. Denn wenn ohne Weiteres zugeſtanden werden muß, daß nur ein kleiner Bruchtheil der berliner Bürgerſchaft aktiv an dem Kampfe ſich betheiligte, ſo war doch die paſſive Betheiligung der bürgerlichen Mittelklaſſen eine allgemeine. Die eigentlichen Kämpfer, d. h. die Walther vom Habenichts aus den gebildeten Ständen und die Arbeiter, ſie hätten ohne dieſe Unterſtützung, ohne dieſes Gewährenlaſſen von Seiten des Bürgerthums gar nichts ausgerichtet und man hat ganz wahrheitsgemäß geſagt, daß kaum eine einzige Barrikade hätte errichtet werden können, ſo die Bürger es nicht wollten. Ein Bibelwort ging damals an dieſen Bürgern von Berlin in Erfüllung: — indem ſie nicht *für* die Regierung waren, waren ſie *gegen* dieſelbe. Da hilft kein nachträgliches Leugnen, Vertuſchen und Beſchönigen. Hiſtoriſche Thatſache iſt und bleibt: die Vorgänge auf dem Schloßplatze hatten die ungeheure Mehrzahl der Bewohnerſchaft der preußiſchen Hauptſtadt revolutionär geſtimmt, und wer da einen Schulſack und in dem Trubel jener Stunden noch Zeit hatte, deſſelben ſich zu erinnern, der mag wohl mehr oder weniger artikulirt einen bekannten virgiliſchen Vers vor ſich hin parodirt haben: — Will es nicht biegen von obenher, ſo ſoll es brechen von untenauf!

8.

Aber wie war denn das Alles ſo gekommen?

Die es ſagen wollen, wiſſen es nicht; und die es wiſſen, wollen es nicht ſagen. Oder wüßte es vielleicht kein Menſch? Auch das iſt gar nicht unmöglich. Sagen und Mythen die Hülle und Fülle, geſchichtliche Gewißheit keine.

Am Abend des 18. März war in Berlin die Ueberzeugung allgemein, auf dem Schloßplatze ſei das Komplott des „ſtrammen“ Militarismus, welcher für den Abſolutismus eingetreten, nachdem der „ſchlaffe“ Bureaukratismus die Flagge geſtrichen, zur Exploſion gekommen. Schon damals wurde die Legende in Umlauf geſetzt, im entſcheidenden Augenblicke ſei der Adjutant des Prinzen von Preußen, der Major Graf von Königsmark, zu den Dragonern bei der Stechbahn herangeeilt und habe dem kommandirenden Offizier den Befehl: „Einhauen! Einhauen!“ zugerufen. Hiſtoriſchen Werth hat natürlich dieſe unerwieſene Sage keinen, wenn nicht etwa als Stimmungs-Anekdote. Ebenſo ſind die im frommen Brütofen der dunkelrothen Reaktion nachträglich ausgebrüteten Lügenentenküchlein, in der Zeitungshalle hätte am Morgen des 18. März ein „Revolutionsausſchuß“ geſeſſen und beſchloſſen, einen Konflikt mit der bewaffneten Macht um jeden Preis herbeizuführen; ferner, „Böswillige“ hätten die bei der Stechbahn haltenden Dragoner beleidigt und gereizt, indem ſie „mit Stöcken und Regenſchirmen auf die Pferde und auf die Schenkel der Reiter ſtießen"; ſodann, die beiden Infanteriegewehre hätten ſich im Gedränge „durch das Dazwiſchenſtoßen Uebelwollender mit Stöcken" entladen; endlich, ein „dritter Schuß ſei, um als Signal zu dienen, aus einem Fenſter der benachbarten Häuſer abgefeuert worden" und ſofort nach dieſen Schüſſen ſei es „ſichtbar geweſen, wie einzelne der vorher ſo wild auftretenden Haufen in faſt geordnet zu nennender Weiſe davoneilten, wahrſcheinlich nach ſchon vorher beſtimmten Sammelplätzen" — ja, alle dieſe frommen Lügenentenküchlein ſind hiſtoriſch nicht zu verwerthen, ſind überhaupt nur etwa dazu zu gebrauchen, wozu der Sieur Gargantua des Rabelais gewöhnliche Entenküchlein zu verwenden pflegte.

Soweit die Akten bis jetzt vorliegen, wird ein über der Parteibornirtheit ſtehendes Urtheil dahin gehen, daß am 18. März die nachmittäglichen Ereigniſſe auf dem berliner Schloßplatz von keiner Seite mit Vorbedacht herbeigeführt worden, ſondern die Folge einer Verkettung von Zufällen geweſen ſind.

Gegen dieſes Urtheil werden nun freilich die Herren Geſchichtekonſtruktoren von der ſouverainen Höhe ihrer Katheder herab gelehrteſte Grimaſſen ſchneiden und werden verbohrte Demokraten wie verbiſſene Gottesgnadenthümler um die Wette dagegen ankläffen. Das hilft aber alles nichts. Der Zufall, dieſer boshaft-luſtige Hofzwerg der Dame Hiſtoria, ſpielt in der bunten „Comoedia humana" eine viel bedeutendere Rolle, als die Schulweisheit ſich träumt und die Parteidummheit begreifen kann.

Ganz blödſichtig vollends und blödſinnig iſt es geweſen, wenn man die Schloßplatzkataſtrophe mittelbar oder unmittelbar dem Könige auf Rechnung ſetzte. Niemand, ſoviel iſt ſicher, wurde durch dieſes „untoward event" mehr und ſchwerer überraſcht als Friedrich Wilhelm ſelbſt und die furchtbare Wucht, womit es auf ihn fiel, wird bezeugt durch das ganze Verhalten und Gebaren des Monarchen während der folgenden Stunden und Tage, d. h. durch eine Halt- und Faſſungsloſigkeit, welche zwiſchen Extremen des Empfindens und Wollens hin- und herſchwankte, durch eine Rath- und Thatloſigkeit, welche aus der Lethargie gänzlicher Entmuthigung plötzlich zu einem Fieberanflug von Heroismus ſich hinaufphantaſirte, um dann ebenſo raſch wieder kraftlos zuſammenzuſinken. Die Billigkeit kann in Friedrich Wilhelm, was ſein Reden, Thun und Nichtthun vom Abend des 18. März an bis zum 22. betrifft, nur einen mitleidswerthen Kranken erblicken, welcher von Quackſalbern und Charlatanen hin- und hergezerrt ward und ſich von ſolchen Wunderdoktoren ſelbſt die abenteuerlichſten Recepte verſchreiben ließ.

In dieſer Staatskriſis ſollte für alle ſehenden und hörenden Menſchen offenbar werden, daß Geiſtreichigkeit und Witzigkeit, Kunſtgeſchmack und Rhetorik, Myſtik und Romantik noch lange keinen König ausmachen. Schlichter Verſtand, feſter Wille und geradaus blickende Energie hätten in dieſer Kriſis ganz anders gehandelt, hätten das Richtige getroffen.

Und das Richtige, was wäre das Richtige geweſen?

Die energiſche Niederwerfung des Aufſtandes oder noch beſſer die unſchwer zu bewerkſtelligende Verhütung der Möglichkeit deſſelben. Dadurch wäre ja, nur Phantaſten können es bezweifeln, dem preußiſchen Staatsgeiſt und Staatsbewußtſein unendlich viel beſſer entſprochen worden als durch ein halbes Kokettiren und Kapituliren mit der Revolution, unendlich viel beſſer als durch die ſchwächliche Hingabe an Phantaſmen, welche zu verwirklichen man ja doch nicht die Kraft, ja nicht einmal den rechten Willen hatte. Die ganze Folgezeit hat den Beweis erbracht, daß nicht allein der Hof, ſondern auch das Volk in Preußen die Märztage nur als einen böſen Traum betrachtete, welcher das naturgemäße, d. h. abſolut-monarchiſche Staatsdaſein unterbrochen habe. Die Minderheit, welche an das Märchen von der Reiſe und Befähigung des preußiſchen Volkes für das Selfgovernment redlich glaubte, war verſchwindend klein.

An die Möglichkeit, eine preußiſche Republik zu ſchaffen oder auch nur zu denken, konnten vollends nur notoriſche Narren glauben. Daß aber etwa das berliner Volk eine Revolution gewagt oder gemacht hätte, um die ſyſtematiſirte Prellerei, den Konſtitutionalismus, zu erobern, das muß der geſunde Menſchenverſtand als eine Lächerlichkeit verwerfen.

Was folgt aus alledem?

Daß die berliner Revolution in der That das geweſen iſt, als was ein weltgeſchichtlich gewordenes Wort, das wir ſogleich in Frakturſchrift auf weißer Leinwand erſcheinen ſehen werden, ſie bezeichnete: — ein Mißverſtändniß! Ein Mißverſtändniß von oben wie von unten, ein Mißverſtändniß von Seiten des Königs wie des Volkes, ein großes Mißverſtändniß von A bis Z!

9.

Als von 3 Uhr ab der Ruf nach Waffen und Rache durch die Straßen raſ'te und das Volk die Rüſtungen zum Kampf an die Hand nahm, ſind von Seiten der Bürgerſchaft wie von Seiten des Hofes noch Verſuche gemacht worden, den Ausbruch der Gewaltſamkeiten hintanzuhalten oder ganz zu verhüten.

Der Kaufmann Guſtav Hiller erzählt uns: „Nach dem Schloſſe eilend traf ich an der Kurfürſtenbrücke ein Regiment Infanterie, der Oberſt an der Spitze. Ich ſchilderte ihm raſch, was in der Altſtadt ſchon vorgefallen“ — (die Entleerung der Schwertfegerbuden, das Aufreißen des Pflaſters, die Errichtung von Barrikaden, die gewaltſame Entwaffnung einzelner Soldaten und Wachtpoſten) — „und drang in ihn, ſich wenigſtens ins Schloß zurückzuziehen. Er ſagte: „Bringen Sie mir den Befehl von oben und ich weiche ſofort zurück.“ Durch dichtgedrängte Menſchenmaſſen gelangte ich dann in den Schloßhof. Die weiße

Binde um den linken Arm verſchaffte mir durch die vielen Offiziere, welche im Portal und im Hofe ſtanden, ſo viel Raum, um bis zum General Fürſten Radziwill zu gelangen, welcher in der Mitte des Hofes ſtand. Auf meine dringende Vorſtellung: „Noch iſt das Blutbad zu vermeiden! Laſſen Sie mich raſch zum König!“ folgte ich dem Fürſten bis an die königlichen Gemächer. Aber Minute nach Minute verrann, der Fürſt kehrte nicht zurück und hoffnungslos, die Schrecken einer Revolution abzuwenden, kehrte ich zu meiner beängſtigten Familie zurück.“ Wie dieſer Zeuge haben noch mehrere Bürger und Stadtverordnete in Vermittelungsverſuchen ſich erſchöpft. Es kam aber dabei vorderhand nichts heraus als ein Hin- und Herſprechen mit verſchiedenen Miniſtern, Generalen und Prinzen auf dem Schloßhofe. Man wies die Vermittler vom Pontius zum Pilatus und umgekehrt. Jeder Beſcheid, welcher ihnen gegeben wurde, ſchloß mit dem Refrain: „Das geforderte Zurückziehen der Truppen wäre gegen die Ehre der preußiſchen Armee.“ Vom Prinzen Karl wird gemeldet, derſelbe habe den Bürgern zugeſichert, daß er ihre Wünſche bei ſeinem königlichen Bruder befürworten werde. Der König ſelbſt war vor dem Losbruch des Kampfes für die bürgerlichen Friedensboten unzugänglich. Umgeben von Miniſtern, Generalen und Hofwürdeträgern, hielt er ſich in den inneren Gemächern des Schloſſes, wo zwar zu dieſer Stunde viel haſtiges Kommen und Gehen, viel aufgeregtes Wiſpern und Flüſtern, viel geflügeltes Frage- und Antwortſpiel zu bemerken war, doch aber die gewohnte Haus- und Kleiderordnung noch ganz leidlich aufrecht blieb. Etliche Stunden ſpäter ſah es freilich im Palaſt anders aus und zwar ganz ſo, wie es in Paläſten auszuſehen pflegt, wenn die Revolution Miene macht, in denſelben ihre Aufwartung zu machen.

Aber wenn der äußere Anſtand des Königthums noch beobachtet wurde, wie war es mit ſeinem inneren Halt beſtellt? Wackelig, ſehr wackelig! Allen Zeichen nach müſſen ſich die Anſchauungen und Entſchlüſſe in der Seele Friedrich Wilhelms wirbelwindig gejagt haben. Denn ganz Widerſprechendes iſt uns aus jenen Stunden überliefert. Die plötzliche Enthebung Pfuels vom Kommando und ſeine Erſetzung durch den General von Prittwitz wurde allgemein für eine Drohung und für ein Symptom angeſehen, daß die „ſtramme“ Militärpartei obenauf und zum Handeln entſchloſſen ſei. Allein zugleich mit dieſer Thatſache ging vom Schloſſe das Gerücht aus, der König wolle die liberaliſirenden Schwatzhelden des Vereinigten Landtags ins Miniſterium berufen, den Allerweltsvermittler Schwerin, den kölner Cicero Kamphauſen, den Säuſeler Beckerath oder gar auch noch die „Luſtige Perſon“ par excellence aller parlamentariſchen Poſſen der nächſten Jahre, den Herrn von Vincke. Gewiß iſt, daß in den leitenden Kreiſen vorübergehend Einflüſſe zur Geltung gelangt ſein müſſen, welche es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen wollten. Allbekannte Thatſachen bezeugen das.

Die eine derſelben war jene Friedensmanifeſtation, die zu ſo vielen ſchlechten Witzen den Stoff geliefert hat, aber dennoch, falls ſie von Friedrich Wilhelm ſelber ausgegangen, dieſem nicht zur Unehre gereicht. Denn es lag ja darin das Eingeſtändniß, daß es ein grober Mißgriff geweſen, das angeordnet oder zugelaſſen zu haben, was um 2½ Uhr auf dem Schloßplatze geſchehen war.

Etwa eine Stunde war ſeither verfloſſen, als aus dem Schloßportal durch zwei bürgerlich gekleidete Männer ein zwiſchen zwei Stangen befeſtigtes großes Stück Weißleinwand herausgetragen wurde, auf welcher mit großen ſchwarzen Buchſtaben geſchrieben ſtand: **„Ein Mißverſtändniß!“** Und darunter: „Der König will das Beſte!“ Dieſe Friedensſtandarte trugen ihre beiden Träger über den ganzen Platz hin bis zur Kurfürſtenbrücke. Ein dritter Bürger (der Stadtſyndikus Möwes?) ging vorauf, ſchwenkte den Hut und rief: „Der König lebe hoch!“ Es wollte jedoch keiner der Anweſenden – lauter Leute, die erſt nach der Säuberung des Platzes durch die Truppen denſelben betreten hatten — in den Ruf einſtimmen. Die ganze Demonſtration verzeckte kläglich und that das Friedensbanner auch keine Wirkung, als es am ſpäteren Abend aus einem Fenſter des Schloſſes hing. Ebenſo wirkungslos blieben zwei weitere vom Palaſt ausgehende Beſchwichtigungsverſuche: zwei Proklamationen in Plakatform, die eine vom Miniſter von Bodelſchwingh, die andere vom Generaladjutanten des König, einem Herrn von Neumann, verfaßt. Beide ſind nur wenigen Perſonen zu Geſichte gekommen und haben gar keine Beachtung gefunden.

Es war zu ſpät, auch hier zu ſpät! Schon heulten die Sturmglocken und auf den Barrikaden flatterte die „Freiheitsfahne", das Schwarzrothgold.

10.

Zum erſten Opfer der anhebenden Straßenſchlacht war ein braver Soldat auserſehen, der Grenadier Theiſſen. Auf ſeinem Wachtpoſten bei der Bank in der Jägerſtraße von einem Volkstrupp mit der Aufforderung, ſeine Waffen abzugeben, überfallen, vertheidigte er mannhaft den Beſitz ſeines Gewehrs, bis dieſes im Ringen unverſehens ſich entlud und zwar in ſeine eigene Bruſt. Sterbend ins Lazareth getragen, hat er vor ſeinem Tode noch verordnet, daß, was er an Barſchaft beſitze, den Armen gegeben werden ſollte. Das erſte Opfer auf der Seite des Volkes war ein Dienſtmädchen, Karoline Kleinfeld. Die erſte Barrikade war an der Ecke der Werder- und Oberwallſtraße errichtet worden und gleichzeitig die zweite an der Ecke der Oberwall- und Jägerſtraße, zwiſchen der „Zeitungshalle" und dem gegenüberſtehenden Eckhaus. Die erſte Barrikade wurde, kaum errichtet, kurz nach 3 Uhr, von einer Kompagnie des 2. Garderegiments genommen. Auf die zweite ſprengte eine Schwadron Dragoner aus der Jägerſtraße heran, mußte jedoch, mit Steinwürfen unſanft empfangen, wieder zurückgehen. Hierauf nahm die Gardeinfanterie nach Ueberwältigung der erſten Barrikade auch die zweite. Von dem Dache der Zeitungshalle herab mit Steinwürfen angegriffen, richteten die Soldaten ihr Feuer in die Höhe. Im dritten Stockwerke des Hauſes war das erwähnte junge Mädchen gerade an's Fenſter getreten mit den Worten: „Seinem Schickſal kann man ja doch nicht entgehen!" als eine von unten kommende Soldatenkugel ſie todt niederſtreckte. Eine andere Kugel tödtete in einem andern Gelaſſe des Hauſes den Schenkwirth der Leſeanſtalt. Als die Soldaten, ihren Erfolg ausbeutend, in die benachbarten Häuſer eindrangen, um „Rebellen" zu ſuchen, begannen jene buntdurcheinander vorgenommenen Verhaftungen und jene barbariſchen Mißhandlungen der Gefangenen, welche ein ſo eigenthümlich düſteres Licht auf die berliner Märzkämpfe geworfen haben. Freilich darf man, um auch hier Gerechtigkeit zu üben, nicht außer Acht laſſen, daß es in der Natur von Straßenkämpfen liegt, die Truppen im höchſten Grade zu erbittern, weil dieſe leicht, ja mit Nothwendigkeit dazu kommen, in jedem Dachziegel eine Todesdrohung zu erblicken und hinter jedem Fenſter einen lauernden Todfeind zu wittern. Außerdem ſind ja ſolche Straßenſchlachten bekanntlich viel anſtrengender und erſchöpfender als Feldſchlachten, erregen, reizen und erboſen demnach die Soldaten auch mehr als die letzteren. Endlich ſind die Menſchen in Uniform eben auch Menſchen wie andere; folglich, wenn die Beſtie in ihnen einmal los iſt, will ſie ihre Beute haben und läßt ſich nicht ſo mir nichts dir nichts wieder an die Kette legen ....

Wie der ganze Straßenkampf zweifellos kein planmäßig vorbereiteter, ſondern ein plötzlich und inſtinktmäßig unternommener geweſen iſt, ſo war auch die Leitung deſſelben eine improviſirte und ſo zu ſagen rein naturaliſtiſche. Zwar werden uns einige Führer und Barrikadenchefs genannt, wie die Herren Eichler und Berends, der Thierarzt Urban und der Drechsler Heſſe, zwar ſehen wir an der Spitze einer Kämpferſchar einen jungen Polen in Ulanenuniform und die Konföderatkamütze auf dem Kopf erſcheinen, zwar ſoll auch ein Junker und Rittmeiſter außer Dienſt, ein Herr von B. auf einer Barrikade kommandirt haben; allein dieſe und andere Führergeſtalten tauchen nur ganz flüchtig aus dem Kampfwirrwarr auf, um ſofort wieder anderen, ebenſo flüchtig erſcheinenden und wieder verſchwindenden Platz zu machen. Der junge „Pole“ hat ſich ſchließlich gar als ein Ruſſe entpuppt und alſo den Leibhiſtorikern der Reaktion ihr Phantaſiegemälde von der berliner Märzrevolution um eine koſtbare Figur ärmer gemacht. Daß „unſere Leut'“ als Barrikadenkämpfer beſonders ſich hervorgethan hätten, iſt auch nirgends erwieſen und ſo ſei denn hier dem Mythus, daß „Polen und Juden“ die eigentlichen Verurſacher und Durchfechter des großen berliner „Mißverſtändniſſes“ geweſen, für immer der Abſchied gegeben.

Das aber iſt wahr, die Berliner wußten ſich in die Sachlage, wie ſie nun einmal war, ganz wunderſam zu finden und zu ſchicken. Die Bevölkerung entwickelte ein gut Stück Revolutionsgenie und bemächtigte ſich gleichſam durch Intuition aller Geheimniſſe der Barrikadoſophie. Alles wurde zu Waffen umgeſchaffen oder wenigſtens zu Mitteln der Vertheidigung und des Angriffs. Zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends war die Stadt bis in die entlegenſten Quartiere hinaus mit Barrikaden bedeckt, die zum Theil einen ſehr ſoliden Bau aufwieſen. Als vollkommene Barrikaden-Meiſterſtücke thaten ſich die Verſchanzungen am Alexandersplatze und am köllniſchen Rathhauſe hervor. Die Bewaffnung der Vertheidiger dieſer Wälle war beſonders zu Anfang eine ſehr ärmliche und bunte und die Zaunpfähle, Miſtgabeln, Schüreiſen und halbverroſteten Sarraſſe wurden nur ſehr allmälig durch brauchbare Schießgewehre erſetzt. Der Umſtand übrigens, daß ſo viele Soldaten durch Büchſenkugeln niedergeſtreckt werden ſind, weiſ't deutlich genug darauf hin, daß auch Beſitzer von feinen Gewehren, d. h. wohlhabende Bürger, aktiv an dem Kampfe ſich betheiligt haben müſſen.

Falls das alberne Märchen von einer planmäßig in Scene geſetzten Empörung mehr als ein Märchen wäre, ſo müßten ſich ſchlechterdings Spuren eines gemeinſamen Operationsplans der Rebellen auffinden laſſen. Davon iſt aber gar keine Rede, nicht von einer leiſeſten Spur. Der einzige Plan, der hier nachweisbar, war der Volksinſtinkt, während die Methodik der Kampfführung durch die Traditionen der pariſer Straßenkämpfe an die Hand gegeben worden ſein mag.

Die Streitkräfte, womit die Regierung zur Niederwerfung des Aufſtands verſchreiten konnte und wirklich verſchritt, waren beträchtlich. Sie hatte zu ihrer unmittelbaren Verfügung an 12,000 Mann ſchlagfertiger Infanterie, welche durch raſches Herbeiziehen nahegelegener Garniſonen auf die Stärke von nahezu 20,000 Mann gebracht wurde; ferner 3 Regimenter Reiterei, die Garde-du-Korps ungerechnet, und eine entſprechende Artillerie. Die Kavallerie kam wenig und nur zu Anfang des Kampfes zur Verwendung. Dagegen haben von den anweſenden Infanterieregimentern, Garde und Linie, ſo ziemlich alle mehr oder weniger am Gefechte ſich betheiligt. Des Generals von Prittwitz Feldzugsplan ſoll dem ähnlich geweſen ſein, welchen der Marſchall Bugeaud in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar entworfen hatte. Die Verbindung zwiſchen dem Schloßplatze, dem Gensdarmenmarkt und der Straße unter den Linden ſollte unbedingt offen gehalten werden. Dieſe Oertlichkeiten ſollten der Mittelpunkt aller Operationen ſein und bleiben. Von hier aus ſollten Kolonnen in die einzelnen Stadttheile entſendet werden, aber dieſe Kolonnen müßten ſtets miteinander Fühlung haben und ſollten ſchließlich den außerhalb der Stadt aufgeſtellten Truppen die Hand reichen, um mittels eines gleichzeitigen und allgemeinen Angriffs von innen und außen die Rebellion zu zerquetſchen. Dieſer Plan mochte nicht übel ſein, aber mit der Ausführung happerte es.

11.

Zur gleichen Zeit, wo in der Oberwallſtraße der erſte Truppenangriff auf die Verſchanzungen der Empörung ſtattgefunden hatte, war vor dem oranienburger Thor der erſte Kartätſchenſchuß auf das Volk losgebrannt worden. Studenten waren, die deutſchen Farben an den Hüten und die Schläger in den Händen, zu Fuß und zu Pferde dorthin geeilt, um die Arbeitertauſende der großen Maſchinenbauwerkſtätten zum Kampf aufzurufen, und es iſt eine charakteriſtiſche Thatſache, daß unter dieſen ſtudentiſchen Rufern zum Kampfe gerade ſolche die eifrigſten waren, welche man zwei Tage zuvor, als ſie mit ihrem loyalen Anerbieten ins Schloß gekommen, daſelbſt ſo ſchnöde hatte abblitzen laſſen.

Der maſſenhafte Eintritt der „Feuerarbeiter“ in den Kampf gab dieſem erſt ſeinen rechten Schick und ſeine rechte Wucht. Nachdem ſie ſich mit Eiſenſtücken nothdürftig bewaffnet hatten, begannen ſie damit, das Straßenpflaſter vor dem Thor aufzureißen und daſſelbe zu einer Barrikade aufzuthürmen, weil es hieß, Reiterei, die draußen in den Dörfern lag, wollte in die Stadt rücken. Da kommt ein Offizier aus der Stadt zu der in der Nähe des Thors gelegenen Artilleriekaſerne geſprengt als Ueberbringer des Befehls: „Vier Geſchütze nach dem Schloſſe!“ und das gibt der Sache eine andere Wendung. Die Abfahrt der Kanonen ſoll verhindert werden. Ein Student zu Pferde ſetzt ſich an die Spitze einer Arbeiterſchar und führt dieſelbe über die Barrikade hinweg zum Angriff auf die Kaſerne. Der Offizier tritt an der Spitze ſeiner Artilleriſten dem Angriff auf dem

Kaſernenhof entgegen. Der Student feuert ein Piſtol auf den Offizier ab, ohne ihn jedoch zu treffen, und greift ihn dann mit dem Schläger an. Die Arbeiter folgen ihrem Führer und treiben die Kanoniere in die Kaſerne zurück, vermögen jedoch nicht in dieſelbe einzudringen. Während dieſer Angriff ſtattfindet, wirft ſich ein anderer Arbeitertrupp auf das am Thorgebäude befindliche Montirungsmagazin, erbricht daſſelbe und vertheilt die drinnen erbeuteten Waffen. Da kommt eine Haubitze, welche die Kaſerne durch das Hinterthor verlaſſen hat, im Galopp um die Ecke und in die Friedrichsſtraße hereingefahren, protzt ab und gibt Feuer. Es war nur ein blinder Schuß. Die Arbeiter ſtürzen auf das Geſchütz los, andere verſuchen das Thor zuzuſchlagen. Aber das gelingt ihnen nur mit dem einen Flügel. Der andere bleibt offen und durch dieſe Oeffnung kracht ein zweiter Schuß, eine vollwichtige Kartätſchladung von 40 bis 50 ſechslöthigen eiſernen Kugeln in die dichte Menſchenmaſſe hinein, welche ſich in der Thorhalle zuſammengedrängt findet. Die Wirkung iſt, wie ſie ſein muß. Eine Anzahl von Getroffenen, darunter auch der ſtudentiſche Führer, ſtürzt todt oder tödtlich verwundet zu Boden und in wildeſter Flucht ſtiebt und ſpritzt die Menge unter fürchterlichem Wuth- und Rachegeſchrei nach allen Seiten hin auseinander.

Hunderte von Arbeitern und Tauſende ſind wohl erſt durch dieſen Mordſchuß in die Reihen der Aufſtändiſchen getrieben worden. Noch vor Einbruch der Nacht bildeten dieſe gliederſtarken Geſellen die Hauptwehr der Barrikaden. Die Volksrache jedoch ließ ihren Grimm über das von Seiten der Artillerie Erlittene zunächſt an den koloſſalen, mit Kriegszeug aller Art angefüllten, an der Straße nach Oranienburg gelegenen „Wagenhäuſern der Artillerie“ aus, welche in Brand geſteckt wurden und die ganze Nacht hindurch lichterloh brannten.

Anderwärts kam das Straßengefecht von beiden Seiten in immer hitzigeren Gang. Die Truppen, welche jene erſte Barrikade bei der Zeitungshalle genommen hatten, rückten von dort bis zu der Ecke vor, welche durch die Oberwallſtraße und den Hausvogteiplatz gebildet wird. Hier jedoch wurden ſie mit einem ſo heftigen Gewehrfeuer empfangen, daß die Kolonne ſtockte. Insbeſondere von dem Dache des Eckhauſes, wo die Mohren- und die Jeruſalemerſtraße zuſammenlaufen, regnete es Kugeln auf die Soldaten. Eine Umgehung wurde verſucht, indem eine Kompagnie der Garde durch die Mohrenſtraße nach dem Hausvogteiplatze gelenkt ward. Dieſe Kompagnie richtete mehrere Salven nach den Dächern und verſchritt zur Wegnahme der ihren Weg ſperrenden Barrikaden, vermochte das aber nicht zu vollbringen, weil der von allen Dächern auf ſie niederpraſſelnde Steinhagel ſie zum Innehalten zwang. Dann machten die Truppen Kehrt und zogen ſich möglichſt raſch nach dem Gensdarmenmarkt zurück.

Der Abend verging und die Nacht kam, eine weiche, warme Lenznacht, deren Milde und Stille mit dem wilden Toben der Straßenſchlacht wunderſam kontraſtirte. Der Vollmond ſtand groß und klar in der Himmelswölbung und überſchüttete die Gaſſen und Plätze mit ſeinem weißen Licht. Das war wie ein blaſſes Lächeln der Ironie über ein Treiben, welches ſo gar nicht berliniſch, ſo ganz nicht preußiſch ausſah. Vielleicht aber hat ſich der alte Geſelle nicht ſehr darüber verwundert, was er da unten erblickte. Er hat ja hinlänglich Zeit gehabt, zu erfahren, daß der alte und ewige Krieg aller gegen alle bei Nacht ſo wenig ſtillſteht als bei Tage, daß die Menſchen denſelben ſogar in ihren Träumen fortführen. Warum alſo erſtaunen, wenn dieſer Krieg in der preußiſchen Hauptſtadt zur Abwechſelung einmal die abſonderliche Form des Barrikadenkampfes angenommen hatte? Der gute Mond mochte denken: Das alte Lied, die alte Leier —

„Was ſoll uns denn das ewige Schaffen?
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!“

Aber in die Berliner war eine helle Empörungsfreudigkeit gefahren. Der Kampflärm hatte ſeine berauſchende Wirkung gethan. Mehr und mehr nahm ſich die Geſammtheit oder wenigſtens die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung hilfreich der kämpfenden Rebellen an. Kaufleute öffneten denſelben ihre Magazine, Krämer ihre Läden, Frauen und Mädchen trugen ihnen Speiſe und Trank zu, Knaben goſſen Kugeln für ſie. Die berliner Anſtelligkeit bot ihren ganzen Witz auf, die Vertheidigungsmittel zu mehren und Angriffswaffen zu beſchaffen. Man möchte faſt ſagen, daß der Humor der Oberkommandant auf den Barrikaden geweſen ſei: ſo kordial-witzig ging es hinter den Bruſtwehren dieſer Verſchanzungen her. Beim Anrücken der Truppen zerſtreuten ſich die plaudernden und lachenden Gruppen, um fröhlich den Kampf aufzunehmen. Jeder ging an ſeinen Poſten, die Einen an die Schießlöcher der Barrikaden, die Andern auf die Dächer der anſtoßenden Häuſer, um von dort herab das Steinwurfgeſchütz wirken zu laſſen.

Zu den am beſten gebauten und am tapferſten vertheidigten Barrikaden gehörte die ſchon erwähnte am köllner Rathhaus. Ihr Erbauer, der Mechaniker Siegriſt, leitete auch die Vertheidigung. Ein Augenzeuge, der von ſeiner Wohnung in der Breitenſtraße aus die Vertheidigung mitanſah, hat darüber ſo berichtet: — „Es dunkelte. An der Barrikade ſah man Lichter funkeln, auch rothe Bivouaksflammen fingen an zu leuchten. Da fielen, etwa um 7 Uhr, die erſten Schüſſe. Bald darauf rückte die Infanterie in breiten Zügen an, theilte ſich und fiel zu beiden Seiten der Straße ab, auf dem Bürgerſteige an den Häuſern vorgehend. Alle Hausthüren waren geſchloſſen, die Häuſer der Straße nach dem köllner Fiſchmarkte zu erleuchtet. Nun hörten wir Pelotonfeuer, dann anhaltendes Schießen. Nachdem daſſelbe eine Viertelſtunde angehalten, kehrten die Truppen vereinzelt zurück. Es wurden Verwundete geführt, Gefangene fortgeſchleppt. Genommen war die Barrikade nicht, doch hatte man verſchiedene Häuſer, aus denen geſchoſſen worden, erſtürmt und dort die Gefangenen gemacht.

Nach kurzer Friſt wieder Schüſſe von der Barrikade her und ſofort erneuerter Angriff durch die Truppen. Gegen 9 Uhr, nachdem der Kampf etwa dreimal begonnen und wieder aufgehört hatte, ertönten die Straßen plötzlich vom raſſelnden Dröhnen der Kanonen. Die Infanterie hatte ſich nach beiden Seiten geöffnet und wir ſahen Geſchütze auffahren, die zwei Häuſer vor dem meinigen Halt machten und abprotzten. Die Geſchütze krachten, die Fenſter zitterten. Die Artillerie protzte auf, ging zurück, die Infanterie abermals vor. Es erneuerte ſich alles ſchon Vorhergegangene und ſo wiederholte ſich, ohne daß irgendein erheblich abweichendes Moment, irgendeine Kriſis ſichtbar geworden wäre, der entſcheidungsloſe Kampf vier oder fünf Mal. Die Artillerie rückte immer näher und ihre Kugelſendungen wechſelten mit dem Peloton- und Einzelfeuer der wiederholt angreifenden Infanterie. Von Zeit zu Zeit hörten wir das Brauſen eines wilden Männergeſchrei's von der Barrikade her; doch es war weder das Zeichen eines Sieges noch das einer Niederlage. Bis nach 1 Uhr in der Nacht dauerten dieſe Kämpfe. Dann wurde es ſtill . . .“

Als ein Stück proletariſchen Heldenthums muß der Verſuch anerkannt werden, die ſchwache Barrikade zu vertheidigen, welche die Jägerſtraße von der Friedrichsſtraße abtrennen ſollte. Als die Truppen von den Linden heranrückten, zogen ſich die Vertheidiger nach einer an der Ecke der Taubenſtraße errichteten Verſchanzung zurück. Nur zwei blieben, der neunzehnjährige Schloſſergeſell Glaſewald und der ſiebzehnjährige Schloſſerlehrling Ernſt Zinna. Der Geſell feuerte ſeine Büchſe auf die Soldaten los, erhielt aber im gleichen Augenblick einen Schuß, welcher ihm den Arm zerſchmetterte und ihn kampfunfähig machte. Wie nun die Truppen ſich anſchicken, die Bruſtwehr der Barrikade zu erklimmen, ſtürzt der Lehrling aus derſelben hervor, wirft ſich auf den Offizier und verſetzt demſelben mit ſeiner Waffe, einem alten Krummſäbel, einen Hieb in den Hals. Ein Halbdutzend Gewehre entladen ſich ſofort auf den kühnen Knaben. Gewandt ſich bückend, entgeht er den Kugeln, rafft drei Pflaſterſteine auf und ſchleudert dieſelben einen nach dem andern den Soldaten entgegen. Da ſchlägt ihm eine tödtliche Kugel in den Unterleib. Er bedeckt die Wunde mit beiden Händen, flüchtet ſich in eine offene Hausthüre, ſinkt um und ſtirbt ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben.

Wenn alſo der arme Knabe auf der Seite des Volkes ein Beiſpiel von naivem Heroismus gab, ſo hat dagegen auf der Seite der Truppen ein Offizier, Hermann Tüpke vom 37. Infanterieregiment, ein Beiſpiel gegeben, wie ein gebildeter und tapferer Mann mit bewußtem Heldenmuthe dem Tod ins Antlitz ſieht. Den Angriff auf eine Barrikade in der neuen Königsſtraße mit Entſchloſſenheit leitend, iſt er durch einen Schuß in die Bruſt lebensgefährlich verwundet worden. Nach einigen Tagen verſchied er, nachdem er in der Todesſtunde zu einem Freunde die Worte geſprochen hatte: „Der dem Geiſte der Zeit widerſprechende Gegenſatz zwiſchen Bürger und Soldat muß aufgehoben werden. Weil dies nun, wie es ſcheint, nur auf gewaltſamem Wege geſchehen kann, ſo müſſen nothwendig Opfer fallen, und darum ſchmerzt es mich nicht, eines der Opfer für Deutſchlands Wiedergeburt zu ſein.“

Wenn ſolche Einzelzüge aus dem düſteren Nachtgemälde hell hervorleuchten, ſo wird daſſelbe auch durch einen denkwürdigen Generalzug gekennzeichnet: durch die Abweſenheit aller Gemeinheit auf Seiten des Volkes. In all dem anarchiſchen Wirrwarr dieſer Kampfnacht war eine gewiſſe ſittliche Ordnung und die Barrikadenleute haben ſich — nur nichtswürdige Lakaien von vornehmer und geringer Sorte können das beſtreiten wollen — in Betreff der Humanitätsrückſichten wie der Eigenthumsverhältniſſe muſterhaft benommen. Unter den 700 Gefangenen (in runder Summe), welche am 18. März und während der folgenden Nacht vom Militär gemacht und die in den Kellern des Schloſſes wie auf dem Transport nach Spandau ſo barbariſch mißhandelt wurden, hat ſich amtlicher Unterſuchung und Bezeugung zufolge nicht ein einziger kriminaliſch Beſtrafter befunden! Von dem unmenſchlichen Wüthen der Soldaten gegen Kämpfer und Nichtkämpfer, gegen Gefangene und ganz Unbetheiligte, ja ſogar gegen Greiſe, Frauen und Kinder ſticht auch ſehr vortheilhaft ab der gutmüthige Humor, womit das Volk bei Gelegenheit *ſeine* wehrloſen Feinde behandelte. Zeugniß hiefür gibt z. B. jener hochkomiſche Auftritt, als am Morgen des 19. März in der Nähe des Schloſſes ein hochgeſtellter und tiefverhaßter Staatsbeamter von der Menge erkannt und unter allerdings nicht gerade höflichen Redensarten umringt wurde. Der Jammermann flüchtete aus dem Kreiſe und verbarg ſich in einem nahen Kellerloch, ward aber dort aufgeſpürt und hervorgezogen. Um ihn Bedrohlichem zu entziehen, fiel es einem Proletarier ein, dem Zitternden mit Kreide und in großen Buchſtaben auf den Rücken zu ſchreiben: „National-Eigenthum" — und dieſer Witz fand ſolchen Beifall, daß die lachenden Leute den Angſtmenſchen nicht nur ungeſchoren laufen ließen, ſondern auch denſelben ſchützend zu ſeinem Hauſe geleiteten.

12.

Die Truppen thaten mit Muth und Ausdauer ihren mühſäligen und gefahrvollen Dienſt. Sie litten ſchwere Noth und erfuhren beträchtliche Verluſte an Todten und Verwundeten*).

---

*) Nach den amtlichen Liſten 274 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Es hieß freilich, die wirkliche Zahl der Gefallenen und Verwundeten ſei viel größer geweſen, aber Beweiſe für dieſe Ausſage ſind keine beizubringen. Auf Seite des Volkes ſind etwa 230 Perſonen, darunter auch Frauen und Kinder, gefallen oder tödtlich verwundet worden. Leider darf nicht verſchwiegen werden, daß unter dieſen Opfern eine nicht kleine Anzahl ſel-

Die Antibarrikadentaktik war im März von 1848 noch nicht erfunden; ſie ward es erſt drei Monate ſpäter und kam dann ſofort im größten Stil in Anwendung, als in Paris die ſchreckliche Juniſchlacht geſchlagen wurde. Aus den ganz neuen Umſtänden und Ueberraſchungen, welche der nächtliche Straßenkampf für die preußiſchen Truppen mit ſich brachte, wird ein gerechter Sinn die gräßlichen Auftritte, welche die Wuth der Soldaten herbeigeführt hat, zwar nicht ganz, aber doch zu einem guten Theil erklären.

Zu leugnen ſind dieſe Barbareien nicht. Sie beſchönigen, heißt einer Infamie, ſie verſchweigen wollen, heißt einer Geſchichtefälſchung ſich ſchuldig machen. Nicht dadurch wird die ſchwärende Wunde einer furchtbaren Erinnerung geheilt, daß man das Pflaſter der Lüge darüber klebt, ſondern dadurch, daß man ſie mit dem Feuer der Wahrheit ausbrennt.

Es iſt ein Zeuge da von anerkannt königlich-preußiſcher Geſinnung, ein Mann, gegen deſſen Glaubwürdigkeit von keiner Seite her die leiſeſte Einwendung vorgebracht werden konnte, Herr Auguſt, damals Direktor des köllner Gymnaſiums zu Berlin. Dieſer Gelehrte hatte eine Amtswohnung im köllner Rathhauſe, vor welchem eine der gewaltigſten Barrikaden errichtet war. Den Erbauern und Vertheidigern derſelben gegenüber hielt ſich Herr Auguſt, wie er ſich ausdrückte, „auf dem Standpunkte der verſöhnenden Neutralität“. Sie ihrerſeits verſprachen, im Inneren des Gebäudes keinerlei Verheerung und Zerſtörung vorzunehmen, und hielten gewiſſenhaft ihr Wort. Um 10 Uhr Abends fingen die Kanonen gegen die Barrikade zu feuern an. Die Vertheidi-

---

cher ſich befanden, die beim Eindringen der Soldaten in die Häuſer oder aber als Gefangene wehrlos niedergemacht wurden. „Das iſt der Krieg!“ pflegt man bei ſolchen Vorkommniſſen zu ſagen. Die Mehrzahl der gefallenen Barrikadenkämpfer gehörte dem Handwerkerſtande an, die Minderzahl beſtand aus Gelehrten, Künſtlern, Studenten und Kaufleuten. Geheimeräthe, Juſtizräthe, Konſiſtorialräthe und Kommerzienräthe waren allerdings nicht darunter.

ger behaupteten dem furchtbarſten Kartätſchfeuer zum Trotz ihre Verſchanzung bis nach Mitternacht. Dann erſt entſchloſſen ſie ſich, da ihnen die Munition gänzlich ausgegangen, zum Ab- und Rückzug. Nun drangen die „Potsdamer" über die Barrikadentrümmer hinweg in das Rathhaus. „Ich ergriff ſchnell das Klingelſchild meiner Eingangsthüre — berichtet Herr Auguſt — rief den Offizieren zu, daß hier eine Privatwohnung mitten im Rathhauſe ſei, nannte mich, verſicherte mit Verpfändung meines Lebens, dies ſei die einzige Thüre meiner Wohnung. Man möge ſie beſetzen, ich würde meine Familie rekognosciren, dann könne man verhaften; aus meinen Fenſtern ſei nicht geſchoſſen, Verwundete zu pflegen ſei Chriſtenpflicht. Meine Worte wirkten nicht; es zeigte ſich hier die grauſame Wirkung der Maßregel, fremde Regimenter zur Aufrechthaltung der Ordnung nach Berlin berufen zu haben. Offiziere hieſiger Garniſon hätten mich leichter erkannt oder hätten die Wahrheit meiner Worte ſchneller begriffen. Hier trat Unkunde zur Wuth, die an ſich ſchon blind war. Ich fühlte den Degen eines Offiziers in meinem Geſicht und ſah mein Blut herabrieſeln. An Ausrufungen der Verwünſchung ließen es die Herren auch nicht fehlen. Kolbenſtöße, Bajonnettſtiche, Schüſſe bedrohten mein Leben. Ich riß mir die Kriegsmedaille ab und rief den Wüthenden entgegen, daß ich für das Vaterland und den König gefochten, noch ehe ſie lebten, daß ich Kriegsſitte kenne, daß ihre Grauſamkeit und Mordluſt ein Schandfleck für das preußiſche Heer ſei. Durch dieſe meine Rede entging ich dem Tode, aber nicht den Mißhandlungen. Meine Bitte für die Meinigen fand kein Gehör. Dieſe waren in dem engen Raume der Küche, dem einzigen, der nach keiner Straße hinausliegt, zuſammengedrängt. Meine Frau, drei erwachſene Töchter, meine beiden jüngſten Kinder noch in Betten, mein halberwachſener Sohn in Geſellſchaft zweier Schweſterſöhne meiner Frau. Ohne mich anzuhören, packten mich die Gardiſten feſt, dann riß man zuerſt meinen Neffen, den stud. jur. Hermann

von Holtzendorff, am Barte von der Seite meiner Frau, als ob dieſer Bart beſonders verdächtig ſei; nach ihm meinen zweiten Neſſen, den Schulamtskandidaten Georg Zelle. Auch mein Sohn Richard entging der Wuth nicht; an den Haaren aus den Armen der Mutter, der man das Bajonnett auf die Bruſt hielt, fortgezerrt, wurde er draußen auf dem Flur zu anderen geſtellt, die man in meiner Wohnung gefunden hatte. Inzwiſchen verſchwendete ich fruchtloſe Bitten an die Offiziere, mich bei den Meinigen zu laſſen. Ich wurde mit allen Verhafteten fortgeſchleppt und erhielt auf der Treppe viele Kolbenſtöße, zuletzt noch an der Ecke der Scharrenſtraße von einem Tambour Schläge auf den Kopf mit dem Trommelſtock, ohne daß ihn der Offizier davon zurückhielt. So allgemein war das Vergnügen an Mißhandlungen bei den potsdamer Garden verbreitet. In der Breitenſtraße gelang es mir, mich einigen höheren Offizieren bemerklich zu machen. Die Generale von Aſchoff und von Rauch befreiten mich und meinen Sohn und erwieſen mir auf meine Bitten die Liebe, mich durch die höchſt aufgebrachten Soldaten, die bei jedem Schritt auf mich Blutenden eindringen wollten, zu den geängſteten Meinigen zu führen. Der Herr Oberſt von Bonin trat zu mir heran und ſagte mir die baldige Befreiung meiner beiden Neſſen zu. Einer derſelben, Georg Zelle, der bei ſeiner Feſtnehmung einen Bajonnettſtich in den Arm erhalten hatte, wurde um 2 Uhr frei. Der andere aber, Hermann von Holtzendorff, war bereits ein Opfer ſoldatiſcher Wuth geworden. Er wurde zuerſt ganz rückſichtslos fortgeſchleppt und von zwei Soldaten, die den Weg zum Schloſſe nicht kannten, in die Roßſtraße, mitten unter die erbitterten Bürger geführt. Auf den Ruf „Loslaſſen!" entließ ihn einer der Gardiſten. Da erſchoß ihn der andere und dieſe Unthat brachte das ſchmerzlichſte Unglück über einen Familienverband, der treue Anhänglichkeit an den König nie verleugnete ..."
Unanfechtbare Zeugniſſe ſtellen es feſt, daß die „Potsdamer" überall ſo oder ähnlich verfuhren wie hier. Ja, ſo wurde in

allen Häuſern verfahren, von denen die Soldaten glaubten oder angaben, daß daraus geſchoſſen worden oder daß „Rebellen“ darin eine Zuflucht geſucht. Ob Schuldige oder Unſchuldige, ob auch nur Greiſe, Frauen und Kinder vorgefunden wurden, gleichviel — „man druff!“ Es ſtand in der Willkür der Offiziere und Soldaten, ob die gemachten Gefangenen ſofort niedergeſchoſſen oder aber nach ausgeſuchten Mißhandlungen weiteren Qualen entgegengeführt werden ſollten. Einer der vielen blutigen Auftritte, welche an die Gräuel der ſpaniſchen und mexikaniſchen Bürgerkriege erinnern, hat in einem Eckhauſe des Spittelmarktes geſpielt. Unter Führung eines Herrn Hauptmanns von Pannewitz waren Soldaten vom 2. Garderegiment in dieſes Haus gedrungen. In einem Zimmer fanden ſie zwei gutgekleidete, faſt noch dem Knabenalter angehörende junge Leute bewaffnet vor. Sogleich befahl der Herr Hauptmann, die Rebellen niederzuſchießen, was auf der Stelle geſchah. Die Wände und Möbeln des Zimmers waren von der umhergeſpritzten Gehirnmaſſe der armen Knaben bedeckt.

Genug des Gräßlichen und überflüſſig auch, die ſämmtlichen Straßengefechte vor Augen zu führen. Sie wurden von den Empörern ohne Zuſammenhang, wie ohne einheitliche Leitung gefochten. Am heißeſten ging es her bei Vertheidigung der Barrikaden in der Taubenſtraße und am köllner Rathhauſe, beim Angriff auf das Landwehrzeughaus in der Lindenſtraße, ferner bei der Hausvogtei und auf dem Alexanderplatz. Auch in der Luiſen- und Dorotheenſtraße iſt hartnäckig und blutig gekämpft worden. Endlich ebenſo in der Königsſtraße, einer Hauptpulsader der Stadt, die zu den ſchmaleren Straßen gehört und deßhalb zum Barrikadenkrieg ſehr geeignet war. Hier reihte ſich denn auch Schanze an Schanze. Schon gegen 5 Uhr Abends ſchritt das erſte Garderegiment von der langen Brücke her zum Angriff. Aber die ganz unerwartete Kraft des Widerſtandes machte die Sturmkolonne ſtutzen und ſogar, als in ihren Reihen die erſten

Verwundeten niederſtürzten, zurückweichen. „Wie, die Garde weicht?“ rief der auf dem Schloßplatze ſtehende General von Neumann den Wankenden zu, worauf es ſofort wieder vorwärts ging. Allein der Infanterieangriff wollte doch nicht flecken. Man mußte Artillerie zu Hülfe nehmen. Um 5 Uhr ſauſ'ten die erſten Granaten und bald darauf praſſelten Kartätſchenladungen von der langen Brücke her in die Königsſtraße hinein. Wie erbittert Angriff und Vertheidigung geweſen, zeigte am folgenden Tage das Ausſehen der Straße, ein jammervolles Bild der Zerſtörung. Um 7 Uhr war die Garde unter dem Schutze des Geſchützefeuers Schritt für Schritt bis gegen die Königsbrücke vorgedrungen. Hier ſetzten die an der neuen Königsſtraße und anderen Stellen des Alexanderplatzes erbauten Barrikaden ihrem weiteren Vorſchreiten ein Ziel. Das Feuern von beiden Seiten währte aber mit kurzen Pauſen die ganze Nacht hindurch.

13.

Das hätte ſich der gute Andreas Schlüter, der geniale Erbauer des berliner Königsſchloſſes, gewiß nimmer träumen laſſen, daß dereinſt ein Tag oder vielmehr eine Nacht kommen könnte, wo ſein ſtolzer Bau halb ein Bivouak und halb ein Gefängniß ſein würde. Und doch war nun ſo eine Nacht gekommen, die Nacht vom Samſtag auf den Sonntag, vom 18. zum 19. März 1848.

In den Kellerräumen des Palaſtes waren die Hunderte von Gefangenen zuſammengedrängt, welche nach Entbrennung der Straßenſchlacht von allen Seiten hierher gebracht und hier verwahrt wurden, bis ſie Morgens 4 Uhr ihren Martergang nach Spandau antreten mußten, jenen Martergang, welcher damit anhob, daß ein Stabsoffizier unter den Linden den Soldaten des

1. Bataillons vom 2. Linienregiment, welches die Eskorte bildete, zurief: „Nehmt die Kanaillen nur ordentlich zuſammen! Wenn einer nicht fort will, ſo gebraucht die Kolbe, und wenn ſich jemand widerſetzt, ſo nehmt die Bajonnette!“

Ueber den Kellerräumen ſah es ebenfalls wirr und wild und wüſt genug aus, wie vielfache Schilderungen von Augenzeugen übereinſtimmend darthun. „Im Portal — erzählt einer derſelben — ſah man unordentlich hin und wieder verſtreutes Stroh; auf den Treppen lagerten einzelne Leute, Offiziere und Gemeine durcheinander. Der Schloßhof glich einem Bivouak, Geſchütze ſtanden angeſpannt, Stroh in größeren Maſſen zur Lagerſtätte für Pferde und Menſchen war aufgeſchüttet, Kavallerie und Infanterie ſtand in dicht zuſammengezogenen Abtheilungen. Offiziere in Menge, vom General ab, wogten durcheinander, halb im Paradeanzug, halb in Feldbekleidung, Mänteln, Ueberröcken, Feldmützen, wie der Augenblick es gebot oder geſtattete.“ Das Wirrſal wiederholte ſich im Innern des Schloſſes in verſchiedenen Abſtufungen und mit allerlei Kuliſſenſtellungen. Im Vorzimmer des Königs ein Gewimmel von Prinzen, Miniſtern, Generalen, Offizieren und Staatsbeamten jeden Ranges und bunt dazwiſchengeſprenkelt Schloßdiener und Lakaien aller Sorten. Man kam, man ging, man fragte, man berieth. Mit dem Vorſchritt der Nacht geſtaltete ſich das Thun und Treiben in den königlichen Gemächern immer anarchiſcher. Es kam dann gegen Morgen zu ſoweit, daß alle Unterſchiede von Rang und Stand ſich verwiſchten, daß die Etikette ſpurlos wegſchwand, daß alles durcheinander lief, ging und kam und wieder ging, wer mochte und wollte, berliner Bürger ſich erſchöpft auf die Lehnſtühle und Ottomanen der königlichen Zimmer warfen, Leute, die ſonſt den Palaſt nur ſehr aus der Ferne geſehen, ohne Umſtände an die königliche Frühſtückstafel ſich ſetzten*). Das war freilich ein gewaltiger Scenenwechſel ſeit dem Abend des 18. März, wo, als die Angriffe der Truppen begannen, die entſchiedenſte Zuverſicht im Schloſſe herrſchte, eine ſo entſchiedene, daß einer der Schloßdiener laut ausrief: „Wenn einige Rebellen purzeln, wird das Spektakel bald ein Ende haben!"

---

*) Dieſe Anarchie macht es erklärlich, daß uns über die Vorgänge im Schloſſe während jener Unglücksnacht ſo viele Einzelnheiten, zum Theil ſehr

Freilich, nicht ſämmtliche Bewohner des Palaſtes haben dieſe Zuverſicht getheilt. Man erzählt, die Königin Eliſabeth, welche ſich unbäßlich befand und darum den beängſtigenden Eindrücken der Sachlage in erhöhtem Maße zugänglich war, hätte ſich, als der erſte Kanonenſchuß gefallen war, dem Könige zu Füßen geworfen und ihn „um Gottes willen" gebeten, nicht ſchießen zu laſſen, mit Beifügung der Worte: „Fliehen wir! Wir haben ja keine Kinder und Vermögen genug." Eine andere Ueberlieferung will, die Fluchtfrage ſei allerdings zwiſchen dem königlichen Paare zur Sprache gekommen, allein erſt ſpäter, mitten in der Nacht, und da habe die Königin, welche bislang Schweigen beobachtete, geäußert: „Ich will auch einmal ſprechen! Der König hat ſo richtiges Gefühl. Wenn er ihm folgt, hat er immer recht. Will er fliehen, ſo werde ich mit ihm gehen; will er bleiben, ſo bin ich bereit, hier alles mit ihm zu theilen."

Sicher iſt, daß Friedrich Wilhelm zu Anfang der Schreckensnacht keineswegs an Flucht gedacht hat. Denn er war damals noch ganz und gar überzeugt, daß nur die „Kanaille", die „Krapule", nur die „fremden Revolutionsmacher", der „Auswurf der Hölle" an der Rebellion ſich betheiligten und daß man daher mit dieſer leicht und raſch fertig werden würde. Die dem Monarchen

---

pikanter Natur, durch Augenzeugen überliefert ſind. Ich werde jedoch von bloß mündlichen Ueberlieferungen entweder gar keinen Gebrauch machen oder wenigſtens denſelben nur einen legendariſchen Werth beilegen und dieſen ſtiliſtiſch („Es geht die Sage" — „Man erzählt" — „Es ſoll" u. ſ. w.) andeuten. Hiſtoriſche Bedeutung kommt nur den ſchriftlichen, mit Namensunterſchrift verſehenen Schilderungen von ſolchen Augenzeugen zu, deren Wahrhaftigkeit außer Zweifel ſteht.

in den Mund gelegte Bezeichnung der Rebellen als „Auswurf der Hölle“ gibt der allgemein in Berlin verbreiteten Sage, der urfromme Miniſter von Thile habe vor allen anderen den König in dieſer Anſchauung geſteift, einen nicht geringen Grad von Wahrſcheinlichkeit.

Aber nicht allein ſeine Ueberzeugung, daß nur der „Pöbel“, nur das „Geſindel“ ſo „undankbar“ ſein könne, nach allen den Bewilligungen vom 18. März zu rebelliren, ſondern ſein ganzes Königsbewußtſein mußte dem Träger der preußiſchen Krone anrathen, gegen die Empörung mit äußerſter Strenge vorzufahren. Dabei fehlte ihm aber, was bei ſolchem Entſchluſſe nicht fehlen durfte: die Folgerichtigkeit, die Beharrung. Mit jeder Stunde der Nacht nahm ſeine Unentſchiedenheit, ſeine Nachgiebigkeit zu, um zuletzt in völliger Erſchlaffung zu enden. Es hätte allerdings ein ganz anderes Naturell als das ſeinige dazu gehört, den in dieſer Nacht ohn' Unterlaß auf ihn einſtürmenden Botſchaften, Bitten und Beſchwörungen zu widerſtehen. Wer derartige Situationen nicht nachzufühlen vermag, hat kein Recht, darüber ein Urtheil zu fällen.

Kaum hatte der Straßenkampf begonnen, als eine Abordnung der ſtädtiſchen Behörden nach dem Schloſſe eilte, um dem Könige die Bitte vorzutragen, daß er den Rückzug der Truppen in die Kaſernen befehlen möge, indem ſonſt für nichts zu ſtehen ſei. Friedrich Wilhelm gab zur Antwort, von einem Zurückziehen der Truppen könne gar keine Rede ſein, ſo lange nicht der geſammte Vertheidigungsapparat der Rebellion beſeitigt ſei. Dafür ſollten die ſtädtiſchen Behörden Sorge tragen. Er ſeinerſeits verpfände ſein Wort, daß nach Wegſchaffung der Barrikaden das Militär keine Feindſeligkeiten mehr verüben werde. Die ganze Verhandlung konnte, wie die Dinge zur Stunde lagen, nur reſultatlos ſein. Einen komiſchen Beiklang erhielt ſie dadurch, daß einer der Bürgerdeputirten, ein ſuperlativiſch getreuer Unterthan, vor Entſetzen in Ohnmacht fiel, als der König, von den angeblichen Wühlereien zweier höchſt harmloſer Literaten redend, ſagte: „Ich weiß ſchon, was dieſe Herren wollen" — und, zu dem Deputirten gewendet, hinzufügte: „Auch Sie, Herr Schauß, wiſſen es". Der Gute wähnte ſich ebenfalls der Wühlerei bezichtigt, wankte, erblaßte und fiel um.

Während noch vor eingebrochener Dämmerung das Gefecht in der Königsſtraße hitzigen Fortgang nahm, hatten ſich in der alten Roßſtraße vier angeſehene Bürger zuſammengethan, drangen durch das Getobe nach der Brüderſtraße vor und baten den dort wohnenden Biſchof Neander, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, da ſie den König um Einſtellung des Kampfes anflehen wollten. Der Biſchof warf ſich in ſeinen Ornat, die Fünfe gelangten unter vielen Schwierigkeiten zum Schloſſe und dort nach Ueberwindung von allerhand Hinderniſſen vor den Monarchen. Sie meldeten, die Bevölkerung ſei kampffertig und kampfentſchloſſen; die Folgen eines allgemeinen Straßenkampfes ſeien nicht zu berechnen. Dann baten ſie beweglich um die Zurückziehung der Truppen, weil dieſe die Vorbedingung einer Friedensſtiftung ſei. Friedrich Wilhelm wollte davon nichts hören, ließ ſich jedoch im Verlaufe der Audienz zu dem Zugeſtändniß herbei, die Herren Deputirten könnten ja die Miſſion von Vermittlern und Friedensboten übernehmen. Gelänge dieſelbe, d. h. würden alle „aggreſſiven" Verſuche von Seiten des Volkes eingeſtellt, ſo ſollte ſofort die Zurückziehung der Truppen angeordnet werden. Dann ſcheint aber der König doch wieder anderen Sinnes geworden zu ſein; denn er habe plötzlich den Ton geändert und, auf die Schloßplatzvorgänge, wie dieſelben ihm dargeſtellt worden waren, zurückkommend, geſagt: „Was wollen Sie? Es iſt eine ſehr einfache Geſchichte. Ich ſaß bei ernſten und wichtigen Arbeiten, da kamen die Leute vor die Thüre und ſtörten mich. Das kann ich nicht dulden. Daß ein paar Gewehre losgegangen ſind, dafür kann ich nicht, und ohne Plempe wird Keiner verwundet und die Plempe iſt nicht gezogen, ich gebe ihnen mein Wort darauf.

Uebrigens geht mich die Sache nichts an. Ich habe dem Kommandanten meine Befehle gegeben und der Kommandant thut ſeine Schuldigkeit. Ich habe nur eine Bombe in die Königsſtraße werfen laſſen und ſchon gehört mir die Straße; die anderen werde ich auch nehmen." Die Abordnung wurde ungnädig entlaſſen. Dem Könige war während der Audienz eine ſchwarzrothgoldene Fahne in die Augen gefallen, welche auf einem Hauſe an der Roßſtraßenecke flatterte und ſeinen Zorn reizte. „Schafft mir dieſe Fahne aus den Augen!" rief er unwirſch den Bürgern zu, indem er ſie entließ . . . Auch dieſem Vorgange hat ſich einer jener komiſchen Schnörkel angehängt, womit Miniaturmalerin Anekdote das Buch der Geſchichte zu verzieren oder auch zu verunzieren liebt. Gegen Morgen zu, als das Schießen allmälig aufgehört hatte, ſoll der König den Maler Henſel zum Biſchof Neander geſchickt haben, um demſelben zu ſagen, daß, falls die Barrikaden nicht augenblicklich abgetragen würden, das Feuer von neuem beginnen werde. Dem Herrn Biſchof ging darob die chriſtliche Lammgeduld völlig aus. „Aber was ſoll denn mir das? Was habe ich denn da zu ſagen? Das iſt ja Unſinn!" rief er wüthend und die Frau Biſchöfin riß ſich gar vor Erboſung über die ihrem Manne gemachte Zumuthung die Haube vom Kopfe, als wollte ſie dieſelbe dem Boten ins Geſicht werfen.

Glaubhaften und übereinſtimmenden Berichten zufolge hat in der Nacht vom 18. auf den 19. März und noch am letzteren Tage eine vortretende Rolle im Schloſſe innegehabt der Freiherr von Vincke, auf unbeſtimmte Zeit beurlaubter Generalſtabsmajor, ein Vetter der „luſtigen Perſon", aber in keiner Weiſe mit dieſer zu verwechſeln. Es war dies derſelbe Herr von Vincke, welcher den Prinzen von Preußen bis nach Hamburg begleitete, als Friedrich Wilhelm am 19. März für angemeſſen erachtete, ſeinem Bruder eine „vertrauliche Miſſion" an die Königin Viktoria von England zu übertragen, um dem berliner Volkszorn einen ſeiner vorragendſten Gegenſtände aus den Augen zu thun. Denn die ſonſt ſo leichtbeſchwatzliche Menge wollte ſich, obzwar halb- und ganzamtliche Auslaſſungen verſicherten, der Prinz habe alle die Tage her gar kein Kommando geführt und überhaupt mit den militäriſchen Veranſtaltungen nichts zu thun gehabt, die einmal liebgewonnene Vorſtellung nicht ausreden laſſen, daß Se. königliche Hoheit der Verurſacher des „Mißverſtändniſſes“ auf dem Schloßplatze geweſen ſei. Nun, der Prinz ſollte eine zwar ſpäte, aber deſto glänzendere Genugthuung für dieſes „Mißverſtändniß“ erhalten. Dieſelbe Menge, welche ihm am 19. März von 1848 ihr „Kreuzige!“ nachſchrie, hat ihn am 20. September von 1866 mit einem jubelnden „Hoſianna!“ begrüßt. Eingedenk der traurigen Wahrheit, daß die Menge unzuverläſſig wie Flugſand und wetterwendiſch wie ein Apriltag, wird er als verſtändiger Mann jenes Kreuzige und dieſes Hoſianna gleich hoch gewerthet haben ....

Der Major, von ſeinem Landgut in Schleſien herbeigeeilt, habe ſich ſchon am 18. oder gar ſchon am 17. März Zutritt beim Könige verſchafft und demſelben, zu nicht geringem Entſetzen der anweſenden Höflinge, zum Gruße die Worte zugerufen: „Majeſtät, ich ſehe die Krone auf Ihrem Haupte wanken!“ Dann habe er, unbeirrt durch das Abmahnen der Schranzen, dem Könige mit Freimuth den ganzen Ernſt der Umſtände dargelegt, und es gereicht Friedrich Wilhelm nur zur Ehre, daß er dieſen Freimuth keineswegs übelnahm. Herr von Vincke war es weiterhin, der ſich in der Nacht des Straßenkampfes durch eigene und gewiſſenhafte Beobachtung überzeugte, daß keineswegs nur die „Kanaille“ und „Krapule“ dieſen Kampf führte, und er hat es dem Monarchen offen geſagt, daß ein nicht geringer Theil der berliner Bürgerſchaft aktiv und die überwiegende Mehrzahl derſelben paſſiv mit den Barrikadenkämpfern einverſtanden ſei.

Das waren wuchtvolle Worte aus dem Munde eines Mannes, an deſſen treue Unterthanſchaft ein Zweifel auch nicht von ferne herantreten konnte. Friedrich Wilhelm fühlte das ganze Gewicht dieſer Enthüllung und die Spannung ſeiner künſtlich aufgebauſchten Entſchloſſenheit ließ mehr und mehr nach. Der Anblick und die Thränen ſeiner leidenden Frau, welche ſich fortwährend weigerte, ohne den König abzureiſen, und wiederholt erklärte, ſie wolle und werde auf jede Gefahr hin bei ihrem Gemahle bleiben, mögen auch nicht wenig den Monarchen mitbeſtimmt haben, in ſeiner Weiſe gegenüber der Bevölkerung von Berlin einen Verſöhnungsverſuch und Friedensvorſchlag zu machen. Mitten in der Nacht ſetzte er ſich hin und verfaßte jenen Aufruf „An meine lieben Berliner“, welcher ſo mancherlei Kommentare erfuhr, aber ſeine Wirkung auf die lieben Berliner, in deren Hände er übrigens erſt in den Morgenſtunden des 19. März kam, zunächſt verfehlte. Ein merkwürdiges Aktenſtück ohne Frage! Ganz Friedrich Wilhelm der Vierte! Viel Unklarheit und Romantik zu Anfang — denn die Proklamation ging ja durchweg von den Mythen über die Entſtehung des Kampfes aus, welche man dem Könige weisgemacht hatte — und viel Gemüth hintendrein! In Worten die augenſcheinlich aus einer gequälten Seele kamen, beſchwor der Monarch die „Einwohner ſeiner geliebten Vaterſtadt“, zum Frieden zurückzukehren und die Barrikaden zu räumen. Geſchähe dies, ſo würden ſogleich die Truppen aus den Straßen zurückgezogen und nur zur Beſetzung des Schloſſes, des Zeughauſes und „weniger anderer Gebäude“ verwendet werden. Charakteriſtiſch lautete auch der Schluß des Aufrufs: — „Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die ſehr leidend darniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen“. Herr von Bodelſchwingh, welcher überzeugt war, daß die „herzlichen Worte“ der Proklamation den „beſten Erfolg“ haben müßten, beförderte dieſelbe im erſten Morgengrauen zur Druckerei. Eine ultrareaktionäre Hiſtorik — sit venia verbo — hat ſpäter erklärt, Se. Majeſtät habe mit dieſem Aufruf bezweckt, „dem beſſer geſinnten Theile der Bevölkerung Berlins einen Anlaß zu muthigem Hervortreten zu geben". Wer bildete nun aber den „beſſer geſinnten Theil der Bevölkerung?" Doch wohl die Herren Geheimen-, Juſtiz-, Konſiſtorial- und Kommerzienräthe? Und dieſen Herren muthete man ein „muthiges Hervortreten" zu, unter obwaltenden Umſtänden wohl gar ein Hervortreten in Waffen? „Difficile est satiram non scribere." Viel näher, ja ſogar ganz nahe der Wahrheit kommt man, ſo man die Proklamation einfach als eine Gemüthserleichterung Friedrich Wilhelms nimmt, ohne weithergeholte Tiftelei ganz naturgemäß dem Drange des Augenblickes entſprungen.

Gegen Morgen zu muß aber der König zeitweilig wieder mehr Kraft gewonnen haben. Wenigſtens hat er einem der vielen Vermittler zwiſchen der Krone und dem Volke, welche ſich aus eigener Machtvollkommenheit dazu ernannten, ja er hat dem literariſchen Kurzwaarenhändler Ludwig Rellſtab gegenüber, der in der Morgenfrühe des 19. März nach dem Schloſſe geeilt war, mit Beſtimmtheit geäußert, daß er „zu jeder gütlichen Ausgleichung bereit ſei, daß aber die Truppen erſt dann in ihre Kaſernen zurückgezogen werden könnten und ſollten, wann die Bürger die Barrikaden verließen und niederriſſen". „Suchen Sie ſie dazu zu bewegen", fügte er hinzu: „Ich will den Kampf, den ich nicht begonnen habe, auch nicht erneuern". Darauf will Herr Rellſtab entgegnet haben: „Darf ich wagen, Eurer Majeſtät zu äußern, wie hoch ich den Einſatz halte, der in dieſem furchtbaren Spiele gewagt wird? Es handelt ſich nicht allein um die Krone Eurer Majeſtät, ſondern vielleicht um die Dynaſtie der Hohenzollern überhaupt, ja um das Geſchick des ganzen deutſchen Vaterlandes". Wogegen Friedrich Wilhelm: „Ich weiß, was auf dem Spiele ſteht. Ich habe mir jeden Ausgang vorgeſtellt, allein ich bin auf das Vollkommenſte vorbereitet". — „Alſo ſoll ich hoffnungslos ſcheiden, Majeſtät?" — „Oh nein, auch ich wünſche ja nichts ſehnlicher als das Ende dieſes traurigſten aller Kämpfe. Sie können mit dazu beitragen. Nehmen Sie dieſe Blätter („„An meine lieben Berliner**), verbreiten Sie ſie unter die guten, ehrenhaften Bürger, die ja die größte Mehrzahl in Berlin bilden. Sagen Sie ihnen, wie ich denke, und noch beſſer, bringen Sie mir ſogleich zwanzig, dreißig, funfzig Bürger von guter Geſinnung. Ich will ſelbſt mit ihnen reden. Eilen Sie!"

14.

Um 5 Uhr Morgens am 19. März war vom Schloß aus an die Truppen der Befehl ergangen, nicht mehr angriffsweiſe vorzugehen, ſondern ruhig in ihren Stellungen zu verharren.

Dieſe Anordnung thut unzweifelhaft dar, daß der Wunſch und Wille des Königs, dieſen „traurigſten aller Kämpfe" beendigt zu ſehen, ein aufrichtiger war, immer aber unter der Bedingung, daß die Abrüſtung und Entwaffnung zuerſt auf Seiten des Volkes vor ſich gehen müßte. Der gute Wille und aufrichtige Wunſch Friedrich Wilhelms kann, unbefangen beurtheilt, um ſo weniger in Frage gezogen werden, als der Monarch in der Morgenfrühe durchaus überzeugt war, die Truppen hätten in der nächtlichen Straßenſchlacht einen Sieg, einen vollſtändigen Sieg davongetragen.

Das war aber eine vollſtändige Illuſion, inſofern die Bevölkerung der Stadt zur energiſchen Weiterführung des Kampfes entſchloſſen und dermalen auch im Beſitz ausreichender Kampfmittel war.

Die Umgebung des Königs hatte übrigens ſcheinbar Urſache, denſelben glauben zu machen, daß er bereits Sieger ſei. Denn die innere Stadt war zur Stunde, wo das Feuer allmälig aufhörte, im Beſitze der Truppen. Dieſe hatten das Schloß mit dem Luſtgarten bis Monbijou inne, ſodann den zwiſchen den Linden und der Spree gelegenen Stadttheil, die Friedrichsſtadt mit

Ausnahme der Mauerſtraße, die Jägerſtraße und den Hausvogteiplatz, die Brüderſtraße und die Breiteſtraße, die Königsſtraße bis zur neuen Königsſtraße und das Quartier zwiſchen der erſteren und dem Fluſſe. Mit dieſen Stellungen war ihnen auch der Beſitz von zwei Stadtthoren, des potsdamer und des brandenburger, geſichert. Nimmt man nun aber einen Plan von Berlin vom Jahre 1848 zur Hand, ſo findet man, daß das von den Truppen genommene und feſtgehaltene Gebiet noch nicht die Hälfte der Stadt ausmachte und daß gerade das volkreichſte Quartier, das Voigtland — der Faubourg Saint-Antoine Berlins, ſo zu ſagen — noch gar nicht angegriffen war. In allen von den Truppen nicht beſetzten Quartieren, namentlich in dem Stadttheile vom Dönhofsplatz bis zum halliſchen Thore, ſowie in den Umgebungen des Alexanderplatzes, ſtand das Volk kampfbereit hinter vortrefflich gebauten Barrikaden. Kampfbereit und kampftüchtig; denn die Wegnahme von drei Kaſernen und die nach einem mörderiſchen Gefecht erfolgte Erſtürmung des Landwehr-Zeughauſes hatten ihm eine Fülle von Waffen und Munition geliefert. Wie wenig die Kampfluſt der Aufſtändiſchen durch die Ereigniſſe der Nacht geſchwächt worden, weiſ't ſchon der Umſtand auf, daß die Vertheidiger der Barrikade an der neuen Königsſtraße, berliner „Bürgerſchützen", alſo kein „fremdes Geſindel", ſondern rechte Eingeborene und richtige Bürger Berlins, in der Morgenfrühe des 19. März die eingetretene Waffenruhe ihrerſeits thatſächlich kündigten, indem ſie das Feuer auf die ihnen gegenüberſtehenden Truppen und zwar zu nicht geringem Nachtheil derſelben wieder eröffneten. Ebenſo wenig wie die Thatſache, daß die Barrikadenleute am Morgen des 19. friſch, rüſtig und munter geweſen ſind, iſt die wegzuleugnen und wegzulügen, daß die Truppen, obzwar ihrer ſoldatiſchen Pflicht durchweg treu, von dem mühſeligen Dienſt ermüdet, von den erbitterten Kämpfen erſchöpft waren und daß ihnen eine ſorgſame Verpflegung abging. Es konnte das auch gar nicht anders ſein.

Die hier ſich aufdrängende Frage, wer denn wohl bei fortgeſetztem Kampfe in Berlin ſchließlich Sieger geworden ſein würde? iſt im Grunde eine ganz müſſige und mag Konjekturalhiſtorikern zur Austiftelung überlaſſen bleiben. Wenn jedoch vom hohen Streitroß militäriſcher Unfehlbarkeit herab behauptet werden wollte und will, daß, falls der Straßenkampf weitergeführt worden, die Truppen unbedingt geſiegt haben müßten, ſo ſind ſolche unfehlbare Herren etwa auf das zu verweiſen, was der Marſchall Marmont, gewiß kein Dummkopf und kein Feigling, über die Natur ſolcher Straßenkämpfe und über ſeine während der Julirevolution gemachten Erfahrungen geäußert hat; und nicht weniger auf die Thatſache, daß der Marſchall Radetzky, gewiß auch kein Dummkopf und kein Feigling, im März von 1848 nach mehrtägigem Straßenkampf in Mailand es für unumgänglich nöthig erachtete, mit ſeinem Heer aus der aufſtändiſchen Stadt zu weichen . . . .

Derweil iſt Herr Ludwig Rellſtab — daß auch er zum Friedensmittler zwiſchen Krone und Volk nicht nur ſich aufwerfen konnte, ſondern auch als ſolcher allerhöchſt anerkannt wurde, das beweiſ't tragikomiſch, wie ſehr am Morgen des 19. März in der preußiſchen Hauptſtadt alles aus Rand und Band geweſen ſein muß — ja, derweil iſt Herr Ludwig Rellſtab, „beſſer geſinnter Bürger“ von Charakter und Theaterrezenſent von Handwerk, an die Erfüllung ſeiner Miſſion gegangen. Zwar der königliche Zuruf „an die lieben Berliner“ fand, den Denkwürdigkeiten des biederen Miſſionärs zufolge, gar keinen günſtigen Widerhall. Selbſt von den „beſſer geſinnten“ Bürgern „ſchenkten nur die wenigſten der Darſtellung über die Veranlaſſung des Angriffs u. ſ. w. Vertrauen“, — und was gar den „roheren Theil des Volkes“ betraf, ſo gerieth dieſer rohere Theil „in Erbitterung und trat die Proklamation mit Füßen, ſchreiend: Das ſind alles Lügen; ſie haben uns ſchändlich verrathen!“ Trotzdem brachte der eifrige Vermittler, obzwar mit Ach und Krach, eine Anzahl „gutgeſinnter“ Bürger zuſammen und kehrte mit denſelben ins Schloß zurück. Der König empfing die Herren gnädig und herzlich, erklärte aber, daß er an ſeinen in der Proklamation geäußerten Anſchauungen und Entſchlüſſen feſthalten müßte und würde. Das ſollten die Bürger in der Stadt verkünden. „Gehen Sie und thun Sie, was in Ihren Kräften iſt, daß nicht ferneres beklagenswerthes Unheil die Stadt und die Bürger treffe“. Herr Rellſtab ſuchte darauf ſeine Vermittlerrolle auf den Straßen weiterzuſpielen; aber — berichtet er wehmüthig — „der wilde, trübe Strom der Volksmaſſen ſchwoll zu heftig und ungedämmt entgegen, als daß es irgend möglich geweſen wäre, ihm Widerſtand zu leiſten“.

Bald nachdem dieſe Abordnung unverrichteter Dinge den Palaſt verlaſſen hatte, erſchien, gegen 8 Uhr zu, daſelbſt eine andere Bürgerdeputation, welche unter Führung des Oberbürgermeiſters Krausnick den Empfangſal betrat. Der König war von Prinzen und Generalen umgeben und hatte die Königin zur Seite. Er ſah angegriffen und verſtört aus, bemühte ſich aber doch, heiter zu ſcheinen und freundlich zu ſprechen. „Nun, meine Herren, Sie haben wohl auch dieſe Nacht nicht ſchlafen können?“ Der Herr Oberbürgermeiſter hielt eine feierliche Anſprache, der Majeſtät dringend an's Herz legend, für das Heil der Stadt zu ſorgen. Friedrich Wilhelm beharrte in ſeiner Antwort darauf, daß erſt die Barrikaden weggeräumt werden müßten, bevor die Truppen zurückgezogen werden könnten, und gab zu verſtehen, das Militär ſei ja nicht weniger zum Schutze der Bürgerſchaft als der Krone da. Hierauf ſetzte einer der Bürger, Herr Nobiling, auseinander, daß und warum der Entſchluß, die Ruhe der Stadt durch Militär herzuſtellen, unzukömmlich ſei, und empfahl eine „auserwählte Anzahl“ von Bürgern ſofort mit Wehr und Waffen zu verſehen und dieſer Bürgergarde den Schutz des Königs und der Stadt zu übertragen. „Nein!“ ſcholl es kurz und barſch aus der Umgebung des Monarchen. Wogegen der

Bürger Neumann: „Wer wagt es hier, Sr. Majeſtät dem Könige vorgreifen zu wollen?“ Friedrich Wilhelm: „Eine Bewaffnung der Bürger verträgt ſich nicht mit dem Syſtem der Regierung. Dem Militär allein liegt die Pflicht ob, Ordnung und Geſetz zu ſchützen, und wenn alle meine Mahnungen, vom Aufruhr abzuſtehen, nichts fruchten, ſo werde ich mit meinen Truppen zu ſiegen wiſſen“. Darauf wieder der Kaufmann Neumann: „Ein ſolcher Sieg, Majeſtät, würde eine Niederlage ſein!“ Wohl das kühnſte Bürgerwort, welches jemals innerhalb der Wände des berliner Schloſſes lautgeworden. Im Uebrigen verlief auch dieſe Audienz ohne unmittelbares Ergebniß.

Nicht aber ohne mittelbares. Die Vorſtellungen der Bürger, die man doch unbedingt nicht der mythiſchen „Rotte fremder Böſewichter“ beizählen konnte, machten im Schloſſe doch einen bedeutenden Eindruck. Das von draußen hereinſchallende, ohne Unterlaß fortgehende Sturmglockengeheul, welches den Sonntag in ſehr eigenthümlicher Weiſe einläutete, ſowie das Geknatter des da und dort von Seiten der Barrikadenleute wieder angehobenen Gewehrfeuers, ſie konnten auch nicht ſehr auf die Beruhigung der Nerven hinwirken. Daß die Epiſode der Gefangennahme des Generals von Möllendorf zeitig genug im Palaſt bekannt geworden, um ein weiteres Motiv der Nachgiebigkeit abgeben zu können, iſt geradezu unmöglich. Der General erſchien ja etwa um 8 Uhr vor der großen Barrikade am Alexanderplatz und verlangte, ein weißes Tuch ſchwingend, freien Durchgang zu einer nahegelegenen Kaſerne, um dort, wie er ſagte, die Einſtellung der Feindſeligkeiten anzuordnen. Der Kommandant der Barrikade, der Thierarzt Urban, gewährt den Durchpaß. Aber die Barrikadenleute, die überall „Verrath“ wittern, umringen den General, werfen ihn zu Boden und ein vierzehnjähriges Bürſchlein von Weberlehrling ſtipitzt ihm den Degen weg und ſchreit: „Sie ſind mein Gefangener!“ Nun fulminirt der General über Verrath, worauf man ihm den Degen zurückgibt, aber ihn als „Geiſel“ zurückhält und der Obhut von Bürgerſchützen überliefert.

Möllendorf mußte, als er vor die Barrikade trat, ſchon ganz beſtimmte Kunde haben, daß der Wind im Schloſſe umgeſchlagen. Der Berg kam nicht zum Mohammed, alſo kam Mohammed zum Berge. Die Barrikaden wurden nicht verlaſſen und weggeräumt, alſo zog der König die Truppen zurück. Von Logik war hiebei allerdings wenig zu ſpüren, nämlich von Schul-Logik. Denn die Logik der Thatſachen machte ſich bemerkbar genug.

Es iſt klar, im entſcheidenden Augenblicke verſagte dem Monarchen der Entſchluß zur That, und ſo blieb nichts anderes übrig als nachzugeben. Schade, daß damals das große manteuffeliſche Wort: „Der Starke weicht muthig einen Schritt zurück“ — noch nicht erfunden war. Dem Herzen Friedrich Wilhelms mag dieſes Zurückweichen zur Ehre gereichen, dem preußiſchen Staat aber gereichte es nicht zum Heile. Denn das Volk erwies ſich ja ganz und gar unfähig, die „glorreichen Märzerrungenſchaften“ feſtzuhalten, und die Logik dieſer Thatſache konnte keine andere ſein als die mühſelige, widerliche und verluſtvolle Umkehr von dem Scheinregiment der liberalen Schwätzer zum Seinregiment des „ſtrammen“ Militarismus.

Eine Stunde mochte verfloſſen ſein, ſeit die vom Oberbürgermeiſter eingeführte Abordnung das Schloß verlaſſen hatte, als daſelbſt eine Rathſchlagung der anweſenden hochgeſtellten Civil- und Militärbeamten ſtattfand, wie es ſcheint, auf Anregung des Miniſters von Bodelſchwingh. Der König ſelbſt ſaß dieſer Verſammlung vor, in welcher ſich das Gefühl nachdrücklich geltend machte, daß etwas geſchehen, daß man etwas thun, ſo oder ſo handeln müßte. Die Mehrheit der Verſammlung wurde ſchlüſſig, man ſollte die Truppen zunächſt auf einigen Punkten zurückziehen, ohne weiter auf der bislang feſtgehaltenen Bedingung dieſes Rückzugs zu beſtehen. Das würde auf die Rebellen einen verſöhnenden Eindruck machen und ſo könnte dadurch der Friede raſcher angebahnt werden. Zu deutſch: die Krone ſollte nachgeben. Eine Minderheit beſtritt dieſen Rathſchlag, aber derſelbe erhielt die Billigung des Königs.

So war denn beſchloſſen, verſuchsweiſe der berliner Bürgerſchaft halb ihren Willen zu thun. Aber dieſe halbe Maßregel verwandelte ſich unter der Hand in eine ganze, wozu ohne Zweifel das Erſcheinen des Bürgermeiſters Naunyn an der Spitze einer dritten Deputation im Schloſſe bedeutend mitgewirkt hat. Herr Naunyn hat in ſeinem amtlichen Berichte hierüber folgende Angaben gemacht. Er traf am frühen Morgen eine große Menge höchlich erbitterter Bürger in der Nähe der Barrikade in der großen Friedrichsſtraße unfern der Einmündung der Zimmerſtraße. Bis zu dieſer Barrikade war das 2. Garderegiment während der Nacht kämpfend vorgerückt. Der Bürgermeiſter, um an dieſer Stelle dem Wiederbeginn des Blutvergießens vorzubeugen, übernahm es, zunächſt das Zurückziehen der Truppen bis in die Nähe der Leipzigerſtraße zu vermitteln, und weiterhin, von dem Könige das Zurückziehen ſämmtlicher Truppen von allen Plätzen und Straßen der Hauptſtadt zu erwirken. Die erſte Aufgabe zu löſen gelang ihm ſofort. Denn auf Naunyns Erſuchen ging der in der Friedrichsſtraße kommandirende Major von Rauchhaupt mit ſeinen Truppen bis in die Nähe der Leipzigerſtraße zurück. Sodann ins Schloß geeilt, traf er daſelbſt den Stadtrath Duncker, den Advokaten Stieber und ein Dutzend anderer Bürger, welche in derſelben Abſicht gekommen waren. Unter Vortritt des Bürgermeiſters betraten ſie den Audienzſaal und nach einſtündiger Verhandlung ſagte der König den Bürgern die unbedingte Gewährung ihrer Bitte zu. Straßen und Plätze ſollten ſofort von den Truppen geräumt und dieſe theils in ihre Kaſernen zurück, theils aus der Stadt geführt werden. Die allgemeinen Wünſche des Landes ſollten, ſoweit es möglich, zur Erfüllung gelangen und ein neues Miniſterium würde mit der Leitung der Staatsgeſchäfte betraut werden. Dagegen vertraue der König nun aber auch, daß es den Bürgern gelingen werde, die Barrikaden zu entfernen und die Ruhe wieder herzuſtellen.

Dies die Subſtanz des bürgermeiſterlichen Berichts. Derſelbe geht aus bürgermeiſterlichen Gründen über die Einzelnheiten der Audienz flüchtig hinweg und verſchweigt, daß noch zu allerletzt von der „ſtrammen“ Militärpartei ein durch den Miniſter Bodelſchwingh ausdrücklich bezeugter Verſuch gemacht wurde, die unbedingte Gewährung des Königs einzuſchränken. Friedrich Wilhelm trat, durch die Auseinanderſetzungen und Vorſtellungen der Bürger ſichtbar bewegt, aus dem Empfangſal in ſein Kabinett und winkte dem Miniſter von Bodelſchwingh und dem Grafen von Arnim, ihm zu folgen. Kurz darauf kamen die beiden Herren wieder in den Sal heraus. Herr von Bodelſchwingh hält ein Papier in der Hand und ſagt: „Se. Majeſtät zieht die Truppen zurück.“ Der Prinz von Preußen tritt heran und bemerkt: „Das heißt, wenn die Barrikaden weggeräumt ſind.“ Darauf Bodelſchwingh: „Es iſt dies meine letzte Handlung als Miniſter; ich bringe hier den Befehl des Königs, wie er iſt.“ Nun reden und rufen viele darein. Der Stadtrath Duncker aber macht dem Wirrſal ein Ende mit den Worten: „Wir alle ſind Unterthanen des Königs und dürfen an deſſen Willen und Worten nichts drehen oder verändern. Se. Majeſtät hat unbedingt befohlen.“

Drunten im Schloßhofe ſtellte der kommandirende General von Prittwitz die nöthige Anzahl von Offizieren den Bürgern zur Verfügung, um den Befehl zum Abzuge der Truppen überallhin zu tragen. Die Neuigkeit verbreitete ſich pfeilgeſchwind in der Stadt. Um 11 Uhr war der königliche Befehl ſämmtlichen Militärabtheilungen mitgetheilt und von denſelben ausgeführt worden. Die Haltung der Truppen war eine muſterhaft geordnete, gehaltene und gefaßte. Das preußiſche Schiboleth „Kommando und Gehorſam!“ erwies auch hier ſeine Macht. Nur da und dort hat der Pöbel ſeinen Muthwillen an den abziehenden Truppen auszulaſſen verſucht. Meiſt ließ das Volk die Regimenter und Bataillone ſchweigend an ſich vorüberziehen; an einer Stelle wurde eine Regimentsmuſik, welche einen luſtigen Marſch ſpielte, von der Menge bedeutet, eine Trauermelodie anzuſtimmen, welchem Verlangen mittels Intonirung eines Chorals entſprochen wurde.

Aber wie kam es, wer hat es verurſacht, daß der Abzug der Truppen von den Plätzen und aus den Straßen zu einem Abmarſch aus der Stadt wurde? Die Geſchichte weiß bis zur Stunde auf dieſe Frage keine zuverläſſige Antwort zu geben. Eine Sage will, Friedrich Wilhelm habe, als er Nachmittags zwiſchen 4 und 5 Uhr wahrgenommen, daß das Schloß nicht mehr von Truppen beſetzt ſei, ausgerufen: „Um Gotteswillen, wo iſt das Militär hin? Wer hat das befohlen?“ und darauf habe der General Prittwitz geantwortet: „Ich nicht, Majeſtät. Ich habe nichts befohlen, die Truppen ſind mir aus der Hand gekommen.“

Zeitig in den Nachmittagsſtunden des 19. März thaten Maueranſchläge der Bevölkerung zu wiſſen, daß der König ein neues Miniſterium berufen und zu deſſen Präſidenten den Grafen von Arnim ernannt habe. Der Herr von Auerswald ſei zum Miniſter des Inneren, der Graf von Schwerin zum Miniſter des Kultus, der Steuerdirektor Kühne zum einſtweiligen Leiter der Finanzen beſtellt. Von den bisherigen Miniſtern blieben „einſtweilen“ die Herren von Rohr und von Stolberg auf ihren Poſten. Am folgenden Tage wurde dann bekannt gegeben, daß der Graf von Stolberg entlaſſen und der kölner Handelsbaron Kamphauſen ins Miniſterium berufen, auch der bisherige Präſident des Obercenſurgerichts, Herr Bornemann, zum Juſtizminiſter ernannt ſei. Ein „reines“ Märzminiſterium, in Berlin auch das „Beſchwichtigungsminiſterium“ genannt, kam erſt 10 Tage ſpäter zu Stande. Herr Kamphauſen erhielt dann die Präſidentſchaft, Herr Hanſemann aus Aachen (Autor des „In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!“) die Finanzen, Herr von Auerswald behielt das Innere, Graf Schwerin Kultus und Unterricht, Kriegsminiſter wurde der General von Reyher, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten der frühere Geſandte in Paris, Herr von Arnim-Strik.

15.

Während und unmittelbar nach dem Abzug und Ausmarſch der Truppen ſuchte Berlin in ſeinem ungewohnten militärloſen Zuſtande ſich zurechtzufinden, ſo gut es gehen wollte. Aus den Fenſtern der reicheren Stadtquartiere flaggten weiße Fahnen, wie um das friedensfrohe Aufathmen der Bevölkerung nach den Schrecken der Nacht und den Ungewißheiten des Tages zu ſymboliſiren. Im Vorſchritt der Stunden miſchte ſich dann mit dem harmloſen Weiß immer häufiger und immer größer zugeſchnitten die deutſche Trikolore, wie um den Sieg der Bewegung frohlockend zu ſignaliſiren.

Das Volksgewühl in den Straßen war ungeheuer. Volksredner an allen Ecken und Enden ſchreiend und geſtikulirend, die Abwiegler übrigens an Zahl und Erfolg bei weitem die Aufwiegler überholend. Zwei dieſer Abwiegelungskünſtler thaten ſich beſonders hervor: der Dichter Karl Gutzkow, von Geburt ein berliner Kind, und der Fürſt Felix von Lichnowsky, ein viel, wenn auch nicht ſehr rühmlich berufener Abenteurer, welcher mit ſeinem „ritterlichen“ Degen dem ſtupideſten aller Pfaffenknechte, dem Don Karlos, in Spanien gedient hatte und jetzt, am 19. März von 1848, in Berlin die Doppelrolle eines Volkstribuns auf den Straßen und die eines zudringlichen Rathgebers im Schloſſe mit gewohnter „Ritterlichkeit“ durchzuführen unternahm.

Dieſe und andere Beſchwichtiger hatten nicht ohne Nutzen die Walfiſchfängeranekdote geleſen, daß man aufgeregten und erboſten Walfiſchen, ſo man nicht gerade in der Verfaſſung ſei, ihnen zu Leibe zu gehen, einſtweilen leere Tonnen zum Spielen hinzuwerfen pflege, und die Nutzanwendung hievon iſt geweſen, daß man dem armen aufgeregten berliner Wal auch ſo ein Spielzeug geben müſſe. Die leere Tonne fand ſich und hieß Bürgerbewaffnung.

Die nächſten Sorgen der Menge waren jedoch die Gefallenen und die Gefangenen der Straßenſchlacht. Die Todten wurden von den Barrikaden herab und aus den Häuſern auf die Straßen getragen, auf Bretter, Bahren und Leiterwagen gelegt, mit Tüchern, Bändern und Blumen geſchmückt und ſo durch die Straßen getragen und gefahren. Aus weſſen Mund da zuerſt der Ruf: „Zum Schloſſe!“ gegangen, iſt nicht nachzuweiſen; aber daß dieſer Ruf raſch einen tauſendſtimmigen Widerhall fand, iſt gewiß. Der Maſſenſchwall wälzte ſich dem Palaſte zu, überflutete den Schloßplatz und warf ſeine Brandungswogen in die Höfe hinein. „Die Gefangenen! Wir wollen die Gefangenen heraushaben!“ ſcholl es deutlich aus dem Gebrauſe. Doch zeigte der ganze Auftritt vorerſt noch viele Aehnlichkeit mit dem auf, welcher 24 Stunden zuvor auf demſelben Platze ſtattgefunden, d. h. er hatte noch vorwiegend einen friedlich-demonſtrativen Charakter. Und heute, wie geſtern, erſchien der König auf dem Schloßbalkon. „Ich habe gehört — rief er herab — ihr wünſchet, daß die Gefangenen von heute Nacht freigelaſſen werden. Ich will ſie euch ſchicken.“ Sofort wurden die noch in den Schloßkellern befindlichen Gefangenen freigegeben und nach Spandau hinaus Befehl gegeben, die dorthin geſchleppten ebenfalls zu entlaſſen.

Zwiſchen der Schloßbrücke und der Schloßfreiheit ſtand Kopf an Kopf die Arbeiterbevölkerung. In dem Luſtgarten drängte ſich Kopf an Kopf die berliner Bürgerſchaft. „Bürgerbewaffnung!“ rief es hier, „Volksbewaffnung!“ ſchrie es dort. Der Walfiſch wollte ſeine Tonne haben.

Eine Abordnung, beſtehend aus den drei Bürgern Holbein, Hiller, Schweidnitz und dem Aſſeſſor Wache, wurde zum Könige hinaufgeſandt und zum Führer derſelben „durch Akklamation der Verſammelten“ der Herr Polizeipräſident von Minutoli ernannt, — auch eine abſonderliche Thatſache! Friedrich Wilhelm empfing die fünf Herren oben an der Treppe und führte ſie in den nächſten Sal. Hier that Herr Holbein die Anſprache: „Eurer Majeſtät ſprechen wir im Namen aller gutgeſinnten Bürger Berlins den einſtimmigen Wunſch aus, ſofort die Bewaffnung der Bürgerſchaft zu gewähren und den einzigen Mann, welcher das höchſte Vertrauen und die ganze Liebe aller Bürger unſerer Stadt verdient, den Herrn Polizeipräſidenten mit der Organiſation der Bürgerbewaffnung zu beauftragen und ihn an die Spitze der bewaffneten Bürgerſchaft zu ſtellen, da nur durch dieſe Maßregel die Ruhe der Stadt herzuſtellen iſt“. Der König mochte ſich erinnern, daß er am Tage zuvor erklärt hatte, die Bewaffnung der Bürger vertrage ſich nicht mit dem Syſtem der Regierung. Er ſtand unſchlüſſig. Aber die Herren Hiller und Schweidnitz reden lebhaft auf ihn ein: — „Majeſtät, begeben Sie ſich unter die drunten harrenden Bürger! Sie werden dadurch die Bürgſchaft erhalten, daß Sie ſich unter dem Schutze derſelben ſicherer befinden als unter dem Schutze aller Kanonen“. Friedrich Wilhelm kehrt ſich zum Fenſter, wie um aus demſelben zu ſprechen. Doch die beiden genannten Herren ergreifen im Ueberſchwang ihres Eifers den Arm des Monarchen mit den Worten: „Kommen Sie! Eilen Sie, Majeſtät!“ und führen ihn hinunter und hinaus auf die Schloßterraſſe. Hier ſpricht er die verſammelten Tauſende alſo an: „Meine lieben Bürger, Sie haben gewünſcht, daß ich unter Ihnen erſcheinen möge. Ich bin gekommen. Sie haben mich durch einige ihrer Mitbürger überzeugt, daß die Ruhe der Stadt auf der Bewaffnung der Bürger beruhe. Ich gewähre

Ihnen gerne die Bewaffnung." Jubelndes „Hurrah und Hoch der König!" Worauf Friedrich Wilhelm: „Und nun lege ich die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, welche durch Sie am beſten bewahrt werden kann, in Ihre Hände".

Eine Stunde ſpäter wurde die bezügliche Bekanntmachung ausgegeben und um 6 Uhr Abends bezog der erſte Trupp Bürgerwehr die Schloßwache.

Der König aber mochte, von der Palaſtterraſſe in ſeine Zimmer zurückgekehrt, ſich dem Glauben hingeben, daß die Prüfungen dieſes Tages endlich vorüber ſeien. Er irrte ſich: die bitterſte ſtand ihm noch bevor . . .

Zwiſchen 2 und 3 Uhr des Nachmittags war es. Friedrich Wilhelm hatte gerade ſeine Anſprache an die im Luſtgarten verſammelten Bürger gehalten, als — während der König von der Schloßterraſſe wieder die Palaſttreppe hinaufſtieg, ehrfurchtsvoll von einer Bürgerdeputation geleitet — der Vortrab der ſchrecklichen Todtenparade von den Linden her auf den Schloßplatz einbog. Voran ein Student, barhaupt, mit fliegenden Haaren, den Schläger in der Hand. Hinter ihm ein Wagen mit 9 Leichen, deren klaffende Wunden bloßgelegt waren; dann noch 3 oder 4 Bahren mit Todten und als Trauergefolge eine Schar von Proletariern, ſo, wie ſie von den Barrikaden kamen.

Die Menge auf dem Schloßplatze gab dem düſteren Zuge Raum, ſo daß derſelbe in den Hof des Palaſtes gelangen konnte. Schar um Schar folgte dieſem Vortrab, die Zahl der herbeigebrachten Todten, welche in langen Reihen hingelegt wurden, fort und fort mehrend.

Ein Augenzeuge hat unmittelbar nach dieſem in der Weltgeſchichte einzig daſtehenden Auftritt mit bebender Hand denſelben alſo ſchriftlich feſtzuhalten verſucht: — „Eine Scene, welche an tragiſchem Pathos alles überbot, was jemals in Trauerſpielen der antiken und romantiſchen Kunſt an den erſchütterten Gemüthern vorübergezogen iſt! Denn welch ein Schauſpiel ward uns bereitet! Von allen Seiten zogen durch die Portale des Schloſſes die Barrikadenkämpfer herein, mit wilden, verſtörten Geſichtern, in der Hand noch die mörderiſche Waffe, auf den Schultern die Bahren mit den Leichen der gefallenen Brüder, deren Wunden zu gräßlicher Schau ſie offen gelegt, deren blutige Stirnen im Vorübertragen von Frauenhänden mit Immortellen und Lorbeer geſchmückt worden waren. Die Volksmenge, durch welche ſie hindurchſchritten, ſtand lautlos, ehrfurchtsvoll nahm ein jeder den Hut ab, die Lippen bebten, in den Augen zitterten Thränen, nur die feſten Tritte der Träger hallten in dem Schloßhofe wider und von Zeit zu Zeit der Name eines der Gefallenen, von einem Träger laut ausgerufen mit näherer Angabe, wie: „Familienvater von 5 unerzogenen Kindern!“ — „Auf der Barrikade am köllner Rathhauſe niederkartätſcht!“ — „Ohne Pardon niedergeſtochen, nachdem er ſich ergeben hatte!“ — „Eine Wittwe, Mutter von 7 Waiſen!“ — „Fünfzehn Jahre alt, an meiner Seite niedergeſchoſſen, mein einziger Sohn!“ — Es war ein grauſamer Inſtinkt, welcher in den entlegenſten Theilen der Stadt das Volk ohne irgendeine Verabredung trieb, die Todten nach dem Schloßhofe zu bringen. Schon hatte ſich der innere Hof, in welchem die Wendeltreppen zu den königlichen Gemächern führen, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem Könige zu rufen begann. Der Fürſt Lichnowsky, welcher, nachdem der Kampf vorüber war, mit einigen der Barrikadenhäupter fraterniſirt hatte, verſuchte es, ſeine guten Freunde zu bedeuten, daß Se. Majeſtät ſich zurückgezogen hätte und daß man ihr einige Ruhe gönnen möge. Allein der Ruf: „Der König ſoll kommen!“ erſcholl mit verzehnfachter Gewalt, daß die Schloßfenſter davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die Leichen wieder auf und ſchickten ſich an, dieſelben die Wendeltreppe hinauf in die königlichen Gemächer zu tragen, da erſchienen oben auf der Galerie die Grafen Arnim und Schwerin, um zu beſchwichtigen, vermochten aber nicht, gegen die höher und höher ſchwellende

Flut aufzukommen. „Der König! Der König ſoll kommen!“ gellte und grollte es immer drohender. Da trat auf die offene Galerie heraus der tiefgebeugte Monarch, an ſeinem Arme die vor Angſt und Entſetzen bleiche Königin. „Hut ab!“ Er entblößte das Haupt. Die Träger nahmen die blutigen Leichname wieder auf, ſie hoben die Bahren hoch zu dem Könige hinauf unter ſchrecklichem Zuruf der Männer und dem Wehklagen der Frauen: „Gib uns unſere Brüder! Unſere Väter, unſere Söhne, unſere Männer gib uns wieder!“ Der König und die Königin vermochten nur mit Thränen das tiefgefühlte Beileid des gebrochenen Herzens zu bezeugen. In den blutgetränkten Gewändern der Gefallenen erblickten ſie den königlichen Purpur zu ihren Füßen im Staube liegen. Da plötzlich ſtimmte das Volk den Choral an „Jeſus meine Zuverſicht“ — der König verweilte mit unbedecktem Haupte, bis der feierliche Todtengeſang geendet, und führte dann die kaum ſich noch aufrechthaltende Königin in ihre Gemächer zurück.“

Die Wirkung dieſer Scene auf die Schloßbewohner mußte eine furchtbare ſein. Alle auf uns gekommenen Ueberlieferungen laſſen errathen, daß man in den Räumen des Palaſtes fürchtete, ein 10. Auguſt von 1792 ſtehe bevor oder ſei gar mit dem heutigen Tage ſchon angebrochen. Sehr bemerkbar lichtete es ſich um den König her und Potsdam füllte ſich mit vornehmen Flüchtlingen. Der Herr Polizeipräſident ſoll ſo ſehr den Kopf verloren gehabt oder die Sachlage für ſo drohend angeſehen haben, daß er dem von der Todtenparade zurückkehrenden Monarchen entgegeneilte mit den Worten: „Majeſtät, es iſt jetzt die höchſte Zeit! Sie müſſen Berlin verlaſſen!“. Dieſem Rathſchlage ſei aber der Herr Oberbürgermeiſter mit Erfolg entgegengetreten. Ein in Berlin zurückgebliebenes Mitglied der Abordnung aus Köln, Herr Klaeſſen, begleitete eine Dame, welche zur Prinzeſſin von Preußen wollte, in den Palaſt, gerade als dort die Verwirrung, Niedergeſchlagenheit und Sorge „ihren höchſten Grad erreicht hatten", wie der genannte Augenzeuge ſich ausdrückt. Tauſende von Neugierigen wälzten ſich beſtändig durch die Schloßportale, Höfe, Treppen und Korridore. Militärwachen, welche man abzulöſen vergeſſen hatte, lagen da und dort ſchlafend mit dem Gewehr im Arm am Boden. Nur mit Mühe vermochte Herr Klaeſſen ſeine Schutzbefohlene durch die Volkshaufen bis zu dem Zimmer zu bringen, in welchem ſich „der Ueberreſt der königlichen Familie im deſolateſten Zuſtande befand". Die Umgebung des Königs war auf wenige Perſonen zuſammengeſchmolzen, ein General ſaß abgemattet und ſchlaftrunken in einem Lehnſeſſel, „alle Anweſenden ſchienen beſtändig in banger Erwartung der Dinge, die noch kommen würden" ....

In dem tragiſchen Akt der Leichenſchau gipfelte der Sieg der berliner Bewegung und kündigte ſich zugleich ſchon ihr Umſchlag an. Kein Zweifel, in den ſchweren Wehen jener furchtbaren Augenblicke wurde die Reaktion geboren.

Vom royaliſtiſchen Standpunkt aus betrachtet, war die Todtenparade vom 19. März im Hofe des berliner Schloſſes ein unſühnbarer Frevel; mit republikaniſchen Augen angeſehen, war ſie eine begreifliche, aber kaum verzeihliche Grauſamkeit. Beurtheilt man jedoch dieſen Auftritt völlig parteilos und kaltverſtändig, ſo wird man darin eine Dummheit der Dummheiten erkennen müſſen. Man darf einen König nicht alſo demüthigen, wenn man weder die Kraft noch auch nur den Willen hat, das Königthum zu vernichten. Friedrich Wilhelm konnte dieſe Beſchimpfung nicht vergeben und vergeſſen, auch wenn er es aufrichtig wollte. Es war mehr, als Fleiſch und Blut zu ertragen vermochten. Der Pfeil blieb im Herzen haften und die ſchmerzende Wunde ſchrie nach Rache.

16.

Am Abend des 19. März ſchien jedoch jeder Mißton im brauſenden Jubeleinklang verſchwinden zu wollen. Die Stadt, glänzender als jemals beleuchtet, glich einem Lichtmeer: ſtralte ja doch ſogar der Palaſt des Kaiſers von Rußland unter den Linden in vollem Beleuchtungsſchmuck. Die ſpäter im großen Stil betriebene Kunſt der Katzenmuſikdarbringung iſt an dieſem Abend allerdings auch zuerſt zur Ausübung gekommen — vor den Wohnungen der Exminiſter Eichhorn und Thile, ſowie des Oberbürgermeiſters Krausnick — jedoch erſt nur dilettantiſch-ſchüchtern und konnte ſie darum als ein keineswegs ſtörſames „Scherzo" in der großen Friede- und Freudeſymphonie erſcheinen. Etwas früher am Abend waren freilich zwei weniger idylliſche Akte von „Volksjuſtiz" vorgekommen: die Zerſtörung der Wohnung des Majors von Preuß im Eckhauſe der Königs- und Poſtſtraße und die Verheerung eines Ladens unter den Linden, welcher dem Handſchuhmacher Wernicke gehörte. Die beiden Herren waren beſchuldigt, Volkskämpfer an die Soldaten verrathen zu haben. An beiden Orten wurde alles zerbrochen, zerriſſen und zerſchmiſſen, aber nicht für eines Pfennigs Werth entwendet und mitgenommen.

Die hiſtoriſche Gerechtigkeit verlangt auch an dieſer Stelle wieder den lauten Ausſpruch, daß das Gezitter und Gezeter des Prozenthums im Frühjahr 1848 überall nur aus dem eigenen böſen Gewiſſen kam und nirgends auf Thatſachen fußte, welche die dem Proletariat unterſtellte Vernichtung der Heiligkeit des Eigenthums erwieſen hätten. Der ſchwärzeſte Schwarzſeher iſt der Geldſack in ſeiner Angſt. Wer ſein Gezappel und Geklapper im „tollen" Jahre nicht mitangeſehen und mitangehört hat, weiß eigentlich gar nicht, *wie* erbärmlich Menſchen ſein und ſich gebaren können ....

Am 20. März war die preußiſche Hauptſtadt der „ſiegreichen Revolution zur Beute hingeworfen", wie man emphatiſch geſagt hat. In Wahrheit, Berlin war ohne Behörden, ohne Militär, ohne Polizei, ohne Arbeit, in voller Anarchie. Weder die Stadt noch der Staat ging deßhalb zu Grunde. Man ſuchte und wußte ſich zu helfen. Zunächſt äußerte ſich die Theilnahme für die Hinterlaſſenen der Opfer des Straßenkampfes in reichlichen Spenden. Weiterhin ſuchte die befreite Preſſe Ordnung in das Chaos zu bringen und rührte auch, die „Errungenſchaften“ zu mehren und zu ſichern, das improviſirte Vereinsrecht geflügelte Zungen, die freilich häufig ſo ſchnell flogen, daß der arme geſunde Menſchenverſtand weit hinter ihnen zurückbleiben mußte. Allmälig erholten ſich auch wohl die Behörden von ihrem Starrkrampf, ja ſogar die Börſe erwachte allmälig wieder aus ihrer Schreckensohnmacht und ließ Reden fallen, die in ihrem Munde ganz märchenhaft klangen, bewundernde Reden über den Heldenmuth und die Enthaltſamkeit des Volkes.

Zur Mittagsſtunde wurde auf dem Schloßplatze verkündigt, daß der König für alle politiſchen und preßlichen Vergehen eine Generalamneſtie gewährt habe. Dieſe kam zunächſt den im Staatsgefängniß vor dem „neuen“ Thore ſitzenden Polen zu gut, welche ſeit ihrer 1846 in Poſen verſuchten Inſurrektion verhaftet geweſen waren. Der Triumphzug, in deſſen Mitte man Ludwig Mieroslawski und ſeine Schickſalsgenoſſen durch die Stadt führte, geſtaltete ſich zu einer gemeinſamen deutſch-polniſchen Kundgebung gegen Rußland. Der genannte Polenhäuptling hielt vor der Univerſität, wo die bewaffneten Studenten ihn und ſeine Gefährten begrüßten, auf einem Wagen ſtehend und eine ſchwarzrothgoldene Fahne in der Hand tragend, eine Rede, welche ſich zu dem Satze zuſpitzte: „Das polniſche Banner wird von jetzt an in Eintracht neben dem deutſchen wehen.“ Auch ſo eine nebelhaft-kosmopolitiſche Märzphantaſie! Schon im April ſtanden in Poſen Deutſche und Polen im mörderiſchen Kampfe einander gegenüber.

Gegen den Abend zu verbreiteten ſich wunderliche Gerüchte über einen von Potsdam her durch die Truppen zu bewerkſtelligenden Ueberfall der Stadt. Angſtmänner ſchrieen gar: „Die Ruſſen kommen!“ Der Waffenruf ging durch die ganze Stadt und machte dieſelbe wiederum „wie ein brauſendes Meer aufſchäumen“. Die Wogen legten ſich aber bald wieder. Die Potsdamer kamen nicht und die Ruſſen blieben ruhig in Rußland. Mitten in der Nacht kam der König mit dem Prinzen Albrecht zu den Bürgerwehrleuten der Schloßwache und verpfändete ſein Wort, daß gegen die Stadt keinerlei Feindſeliges geplant werde, und unmittelbar darauf verließen auf ſeinen Befehl die „letzten“ — d. h. angeblich die letzten — noch im Schloſſe zurückgebliebenen Soldaten den Palaſt und Berlin. Maßen das ſpätere königliche Stichwort: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!“ dermalen noch nicht ausgegeben war, ſo ſchienen die Dinge auch ohne Truppen einen ganz ordentlichen Gang einſchlagen und einhalten zu können. Zumal die Reihen der Bürgerwehr ſich raſch füllten, auch mit geheimen und öffentlichen Räthen jeder Art und Abart, mit Profeſſoren, mit Hofwürdeträgern und Börſenfürſten. Die ſchwarzrothgoldene Kokarde an den Hüten dieſer Streiter „für Freiheit und Ordnung“ nahm ſich freilich abſonderlich genug aus. Ach, an was alles für Hüte mußte ſich in jenen Tagen dieſe arme Kokarde befeſtigen laſſen! Sogar an den Hut des weiland Juſtizminiſters von Kamptz, des wüthendſten Verfolgers deutſcher Burſchenſchaftbänder. Da würde es kein Wunder geweſen ſein, wenn das Schwarzrothgold vor Scham und Zorn ganz roth geworden wäre.

Aber ein noch größeres Wunder und Zeichen geſchah. Am 18. März hatte Friedrich Wilhelm, als er die erſte deutſche Fahne flattern ſah, ausgerufen: „Schafft mir dieſe Fahne aus den Augen!“ Am 21. März trug er ſelber das Schwarzrothgold.

Im Schloſſe mußte ſich natürlich das Gefühl, daß ein Programm für die innere und auswärtige Politik Preußens entworfen und kundgegeben werden ſollte, mit Nachdruck geltend machen. Man konnte, man durfte das Staatsſchiff nicht auf's Gerathewohl auf der hoch und hohl gehenden See der Tagesſtimmung ſchlenkern und rollen laſſen. Eine Flagge mußte aufgezogen, das Steuer in eine beſtimmte Richtung gebracht werden.

Dies verſuchte der Freiherr Heinrich von Arnim-Strik zu thun, welcher allen Anzeichen zufolge für etliche Tage als Oberſteuermann anerkannt war. Am Morgen des 21. März brachte eine königliche Kabinettsordre die Ernennung des genannten Herrn zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und eine Stunde nachher, Morgens 9 Uhr, wurde überall in der Stadt ein in der Hofbuchdruckerei gedrucktes und mit der Firma derſelben verſehenes Plakat angeſchlagen; dieſer „Aufruf an die deutſche Nation“: — „Eine neue glorreiche Geſchichte hebt mit dem heutigen Tage für euch an! Ihr ſeid fortan wieder eine einige große Nation, ſtark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm der Vierte hat ſich, im Vertrauen auf euren heldenmüthigen Beiſtand und eure geiſtige Wiedergeburt, zur Rettung Deutſchlands an die Spitze des Geſammtvaterlands geſtellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutſcher Nation noch heute zu Pferde in eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konſtitutionellen Fürſten, dem Führer des geſammten deutſchen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergeborenen deutſchen Nation!“

Eine gelungene Stilübung nicht wahr? Wort für Wort ein Armuthszeugniß für ſtaatsmänniſchen Dilettantismus! Friedrich Wilhelm hatte alle Urſache, zu ſagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, d. h. meinen neuen Miniſtern! Was dieſe Herren dem Monarchen am 21. März zu thun riethen, hat, genau angeſehen, das preußiſche Königthum noch tiefer gedemüthigt, als die Leichenparade vom 19. es that, und mußte altpreußiſchen Herzen zu bitterſtem Aergerniß und ſchwerſtem Herzeleide gereichen. Oder hätten etwa die zeitweiligen Rathgeber der Krone die Aufmerkſamkeit eines zur Stunde ſehr rückſichtsvoll zu behandelnden Publikums mittels eines wohlfeilen Spektakels beſchäftigen wollen, um über den Drang des Augenblickes hinwegzukommen? Das iſt möglich, aber es würde nur eine noch härtere Verurtheilung der Miniſter begründen. Denn es iſt doch wohl das leichtfertigſte aller Spiele, die Monarchie dadurch retten zu wollen, daß man den Nimbus der Monarchie zum Einſatz macht . . .

Um 10 Uhr wurden die im Kaſtanienwäldchen bei der Univerſität exercirenden Studenten in die Aula gerufen, wo der von den akademiſchen Würdeträgern umgebene Kultusminiſter Schwerin dieſe Anſprache an ſie richtete: — „Meine Herren, ich halte es für meine Pflicht, die akademiſche Jugend, welche ſich in den letzten Tagen ſo tüchtig bewährt hat bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, von den Maßregeln in Kenntniß zu ſetzen, welche Se. Majeſtät im Sinne des Fortſchritts zu nehmen gedenkt. Se. Majeſtät will ſich an die Spitze des konſtitutionellen Deutſchlands ſtellen. Sie will die Freiheit unter dem Schutze der konſtitutionellen Monarchie nicht nur für Preußen, ſondern für ganz Deutſchland. Sie hat daher auch die ſchleunige Bildung eines deutſchen Parlaments anzubahnen beſchloſſen und wird ſich auch hier an die Spitze des Fortſchritts ſtellen. Der König rechnet dabei auf den Schutz und Beiſtand ſeines treuen Volkes. Sind ſie nicht auch der Meinung, daß er es kann? — (Jubelndes „Ja wohl! Ja wohl!“) — Der König wird ſofort, geſchmückt mit den deutſchen Farben, in den Straßen erſcheinen und rechnet darauf, daß die akademiſche Jugend ſich um ihn ſcharen werde. Meine Herren, es lebe unſer wahrhaft deutſcher König! — (Neuer Jubelſturm.) — Meine Herren, wir ſind Sr. Majeſtät verantwortliche Miniſter, aber unſere Seele iſt der König, der Fortſchritt, die Freiheit ſeiner Gedanken; für die Ausführung ſind wir verantwortlich. Die Verantwortlichkeit der Miniſter hoch!“

Die Verantwortlichkeit, ei freilich! Hätte der Herr Miniſter ſich dieſelbe recht zu Herzen genommen, ſo würde er nicht ſo ſchw — eriniſch geſchwatzt haben.

Kurz nach dieſem Auftritt in der Aula der Univerſität begann der berühmte „Umritt" Friedrich Wilhelms mit den deutſchen Farben, ein — wie „Tante Voß" hochbegeiſtert meldete — „ein fröhlicher herzlicher Zug, wie ihn unſere Fürſten ſelbſt in den beſten Zeiten der früheren Monarchie unter dem Schutze der Soldaten wohl nicht erlebt haben".

Gegen 11 Uhr kam der König die Wendeltreppe des inneren Schloßhofes herab, um am Fuße derſelben zu Pferde zu ſteigen. Es wird erzählt, daß ihm mitten auf der Treppe ein altpreußiſch geſinnter Mann, der General von Rauch, ſonſt preußiſcher Militärbevollmächtigter in Petersburg, dermalen aber in Berlin anweſend, entgegengetreten ſei mit der Bitte, Se. Majeſtät möchte doch den Schritt, d. h. den Ritt, welchen er zu thun im Begriffe ſei, erſt reiflicher überlegen. Allein der König habe den beſorgten Warner, welcher ihn franzöſiſch angeſprochen hatte, abgefertigt mit den Worten: „Non, non, c'est décidé; nous allons monter à cheval".

Schloßhof und Schloßplatz waren voll von Volk. Friedrich Wilhelm trug die Uniform des 1. Garderegiments und den Helm. Um ſeinen linken Arm war ein breites ſchwarzrothgoldenes Band geſchlungen. In ſeinem Gefolge befanden ſich die in Berlin anweſenden Prinzen und die neuen Miniſter, ſammt und ſonders mit den deutſchen Farben geſchmückt.

Die Menge begrüßte den Monarchen mit ſtürmiſchem Beifall. Er dankte und ſagte: „Es iſt keine Uſurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutſchen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich ſchwöre zu Gott, daß ich keine Fürſten vom Throne ſtoßen will; aber Deutſchlands Einheit und Freiheit will ich ſchützen. Sie muß geſchirmt werden durch deutſche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konſtitutionellen Verfaſſung."

Wiederum großer Beifall, worauf der Zug ſich in Bewegung ſetzte. Vorauf die Miniſter, der Generaladjutant von Neumann und andere Herren zu Pferde, dann der Bürgerſchütze Krauſe zu Fuß, eine mächtiggroße ſchwarzrothgoldene Fahne vor dem Könige einhertragend. Dem Monarchen zur Seiten ritten der Doktor Stieber und der Stadtverordnete Gleich. Eine ganz abenteuerliche Figur bewegte ſich ebenfalls in der unmittelbaren Nähe des Monarchen, der Thierarzt, Volksredner und Barrikadenhäuptling Urban, barhaupt, wallenden Haares, mit auf die Bruſt fallendem Schwarzbart, lang, hager, bleichen Antlitzes, ſpukhaft, eine gemalte Kaiſerkrone in der Hand haltend.

Auf den Schloßplatz herausgekommen, hielt die Prozeſſion an und Friedrich Wilhelm wiederholte bei dieſem Halt ſo ziemlich mit den gleichen Worten, was er ſchon drinnen im Hofe geſagt hatte, auch hier wieder ſeine Verwahrung gegen eine „Uſurpation“ betonend. Gerade das aber iſt das Kläglichſte an dieſem ganzen, höchſt ungeſchickt in Scene geſetzten Verſuche geweſen. Sollte derſelbe wirklich etwas bedeuten, ſollte er gelingen, ſo mußte der König in dem Augenblicke, wo er die deutſchen Farben anlegte, ſich als König oder Kaiſer von Deutſchland proklamiren. Das wäre in Wahrheit eine rettende That geweſen und ſie mußte, auch nur halbwegs mit Verſtand und Entſchloſſenheit durchgeführt, zweifelsohne glücklich ausſchlagen. Allein die myſtiſche Halbheit, die romantiſche Ohnmacht verdarben alles. Dieſes klägliche Wollen und Nichtwollen, dieſes halbe Zugreifen und ſcheue Zurückfahren, dieſe Verwahrungen und Verklauſulirungen ſtießen die Nation zurück und erboſ'ten doch die Höfe höchlich, wie denn z. B. die Nachricht von dem „Umritt“ Friedrich Wilhelms in Wien den Hof und das Volk gleichmäßig in Harniſch jagte[*]).

---

[*]) Depeſche Effingers vom 27. März: — „Die unmittelbar nach den Metzeleien in Berlin doppelt unerwartete Erklärung des Königs von Preußen, daß er an die Spitze des ſich verjüngenden Deutſchlands trete, hat hier bei allen Klaſſen der Bevölkerung eine außerordentliche Aufregung hervorge-

Aber was hätte denn Oeſtreich damals gegen eine thatkräftige preußiſche „Uſurpation“ aufzuwenden gehabt? Worte, weiter nichts ...

Der königliche Umzug paſſirte derweil die Schloßfreiheit und hielt bei der Hauptwache am Zeughaus. Die Bürgerwehr trat ins Gewehr, der König ritt an ſie heran und ſagte: „Ich ſehe euch hier auf der Wache, ich kann nicht genugſam in Worte kleiden, was ich euch danke; glaubt's mir!“ Da rief — eine widerwärtige Unterbrechung des „herzlichen fröhlichen Zuges“ — eine gellende Stimme: „Nein, glaubt ihm nicht!“ Der alſo proteſtirende Proletarier wurde aus der Menge herausgegriffen und in die Wache geſchleppt, ſchrie aber im Hinweggeſchlepptwerden fortwährend: „Ihr mögt mich zerreißen, aber ich rufe doch: Glaubt ihm nicht!“ Wie um den übeln Eindruck dieſer Epiſode zu verwiſchen, erhob eine andere Stimme den Ruf: „Es lebe der Kaiſer von Deutſchland!“ Worauf der König: „Nicht doch! Das will, das mag ich nicht.“

Nachdem die Prozeſſion durch die Behrenſtraße und unter den Linden hingegangen, machte ſie am Univerſitätsgebäude Halt. Hier trugen drei Studenten das deutſche „Reichsbanner“ herbei und ſchwenkten es grüßend vor Friedrich Wilhelm, während ihre Kommilitonen bewaffnet in Reih' und Glied ſtanden, Se. Magnificenz der Herr Rektor im Amtstalar an ihrer Spitze. Der König zügelte ſein Pferd, da, wo jetzt Rauchs großer Fritz auf ſeinem Poſtamente reitet, und ſprach die Studirenden alſo an: „Mein Herz ſchlägt hoch, daß es meine Hauptſtadt iſt, in der

bracht und die Regierung wird von allen Deutſchen Oeſtreichs bei den Schritten, die ſie unternehmen wird, um Preußen die alleinige Suprematie in Deutſchland zu beſtreiten, unbedingt unterſtützt werden. Nächſte Folge des perſönlichen Aufrufs des Königs war hier die Ernennung des Grafen Kolleredo-Waldſee zum Bundespräſidial-Geſandten mit der Inſtruktion, gegen die (gefürchtete) Ueberſiedelung des Bundestags nach Potsdam zu proteſtiren.“

ſich eine ſo kräftige Geſinnung bewährt hat. Der heutige Tag iſt ein großer, unvergeßlicher, entſcheidender. In Ihnen, meine Herren, ſteckt eine große Zukunft, und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele ihres Lebens zurückblicken auf daſſelbe, ſo bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machten den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage die Farben, die nicht mein ſind; aber ich will damit nichts uſurpiren, ich will keine Krone, keine Herrſchaft, ich will Deutſchlands Freiheit, Deutſchlands Einigkeit, ich will Ordnung, das ſchwöre ich zu Gott! Ich habe nur gethan, was in der deutſchen Geſchichte ſchon oft geſchehen iſt, daß mächtige Fürſten und Herzöge, wann die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und ſich an die Spitze des Volkes ſtellten, und ich glaube, daß die Herzen der Fürſten mir entgegenſchlagen werden und daß der Wille des Volkes mich unterſtützen wird. Merken Sie ſich das, meine Herrn, ſchreiben Sie ſich's auf, was ich Ihnen ſage, denn es iſt für die Nachwelt: ich will nichts uſurpiren, will nichts als deutſche Freiheit und Einheit. Ich trete an die Spitze von Deutſchland, in deſſen Einheit und Freiheit beſteht fortan Preußen, nicht anders! Schreiben Sie ſich's auf und ſagen Sie es der abweſenden ſtudirenden Jugend. Es thut mir unendlich leid, daß nicht alle da ſind. Sagen Sie es allen!“

Die Studenten ſchlugen huldigend und Hoch rufend ihre Waffen zuſammen und der Zug ging, von einer ungeheuren Menge begleitet, aber durch keinen unliebſamen Zwiſchenfall mehr geſtört, weiter. Beim Halt am köllner Rathhauſe redete der König zu den dort aufgeſtellten Stadtbehörden und Bürgerwehrmännern: „Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht ſtark bin durch die Waffen meines gewiß ſtarken und tapferen Heeres, daß ich nicht ſtark bin durch meinen gefüllten Schatz, ſondern nur durch die Herzen und Treue meines Volkes. Und, nicht wahr dieſe Herzen, dieſe Treue werdet ihr mir ſchenken? Ich ſchwöre es euch, ich will nur das Gute für euch und Deutſchland!“

Es ſoll dem Monarchen nicht der Nachruhm entzogen werden, daß er — die Thatſache iſt gar nicht anzuzweifeln — auf ſeinem Umritte nachdrücklich die Vertheidigung ſeines Bruders, des Prinzen von Preußen, übernommen hat, was, wie die Sachen lagen, gar nicht unbedenklich war. Friedrich Wilhelm erklärte in einer ſeiner Anſprachen, daß ſein Bruder „Soldat durch und durch" ſei, daß derſelbe „den biederſten und offenſten Charakter beſitze, aber es nicht verſtehe, der Maſſe zu ſchmeicheln und ſich beliebt zu machen". Das ſei der Grund der über den Prinzen verbreiteten „böslichen Gerüchte". Er, der König, gebe ſein Ehrenwort, daß ſein Bruder „unſchuldig ſei an allen den Handlungen, deren er von einigen Böswilligen bezichtigt werde".

Genau zur ſelbigen Zeit, wo der ſchwarzrothgoldene Umritt ſtattfand, wurden in der Staatskanzlei zwei merkwürdige, vom 21. März datirte Aktenſtücke zu ſchleuniger Bekanntmachung fertig gemacht. Das eine war eine an den Kriegsminiſter gerichtete königliche Kabinettsordre, alſo lautend: „Da ich mich ganz der deutſchen Sache widme und in der Theilnahme Preußens die entſchiedene Förderung derſelben erblicke, ſo beſtimme ich, daß die Armee ſogleich neben der preußiſchen die deutſche Kokarde anzuſtecken hat. Friedrich Wilhelm." Das andere war eine Proklamation des Königs „An mein Volk und an die deutſche Nation", in welcher Friedrich Wilhelm erklärte: „Deutſchland iſt von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieſer doppelten dringenden Gefahr kann nur aus einer innigſten Vereinigung der deutſchen Fürſten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute dieſe Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht ſcheut, wird mich nicht verlaſſen und Deutſchland wird ſich mir mit Vertrauen anſchließen. Ich habe heute die alten deutſchen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutſchen Reiches geſtellt. Preußen geht fortan in Deutſchland auf."

Im April von 1850 war aus „ökonomiſchen" Gründen die deutſche Kokarde ſpurlos von den preußiſchen Soldatenhelmen verſchwunden und im Hochſommer von 1866 wurde Deutſchland in Preußen aufgegangen ....

Als Friedrich Wilhelm von ſeinem nur halb gewagten und darum ganz mißlungenen Kaiſerritte zum Schloß zurückkehrte, flatterte auf der höchſten Zinne deſſelben, auf dem Gerüſte der im Bau noch unvollendeten Kuppel eine große dreifarbig-deutſche Fahne. Nach wenigen Stunden war ſie wiederum weggeweht. Ihr Gewebe iſt viel zu ſchwach geweſen, um dem Winde widerſtehen zu können, welcher ſchneidend von Potsdam herein und ſchneidender noch vom Winterpalaſt an der Newa herüber ſchnob.

Und ſo muß es denn Summa Summarum von dieſem vielbeſchrieenen, vielbeklagten, vielverwünſchten und vielbelachten 21. Märztag des Jahres 1848 heißen: Schattenſpiel an der Wand!

An keinem der berliner Bewegungstage iſt ſo klärlich und kläglich offenbar worden wie gerade an dieſem, daß die Hebekraft der ganzen preußiſchen „Revolution" nicht mächtig genug war, einen Mann, auch nur einen über das ordinäre Mittelmaß emporzutragen. Alles verharrte „in Reih' und Glied" der Mittelmäßigkeit, auf gut preußiſch des Kommando's harrend. Da jedoch das entſchloſſene, thatfroh-zugreifende Kommando, wie es vor Zeiten der große Friedrich geführt, fehlte, ſo blieb der Kaiſerritt, welcher ein weltgeſchichtlicher, die Geſchicke Deutſchlands, ja Europa's beſtimmender hätte werden können, ein hohler Mummenſchanz und war der 21. März ſtatt ein anbrechender Schickſalstag nur ein verſpäteter Faſchingstag.

17.

Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß die glänzendſte Feierlichkeit, zu welcher die preußiſche, die deutſche „Revolution“ es bringen konnte, eine Todtenfeier war, die auf den 22. März angeordnete Beſtattung der berliner Barrikadenkämpfer. Auch hier wieder — wie, ach, ſo oft! — glaubt man um die Winkel von Klio's ſtrengem Mund einen Zug grauſamer Ironie ſpielen zu ſehen.

Wie ſehr die auf der Volksſeite gefallenen Opfer der Straßenſchlacht ein Gegenſtand der ehrfurchtsvollen Theilnahme auch auf Seiten der Regierung waren, beweiſ't ſchlagend der Umſtand, daß die „Allgemeine preußiſche Zeitung“, alſo das Regierungsblatt, am Abend des 22. März mit einem Trauerrande erſchien und ſeinen ſpärlichen Umfang und Inhalt mit den Worten entſchuldigte: „Ganz Berlin hatte am heutigen Tage eine heilige Pflicht zu erfüllen. Den heldenmüthigen Opfern eines tief zu beklagenden, durch ein Zuſammentreffen unglücklicher Zufälle, Gerüchte, Mißverſtändniſſe und Irrungen entſtandenen Kampfes waren die letzten Ehren zu erweiſen. Auch die an unſerem Blatte Beſchäftigten ſind dieſer Pflicht gefolgt.“ Und nicht nur die Regierungspreſſe ſprach aus dieſer Tonart, ſondern auch die orthodoxe und die pietiſtiſche Kanzel. Einer der Hauptpauker der letzteren, Herr Krummacher, predigte von den Barrikadenkämpfern, daß ſie „mit weißen Kleidern, Palmen in den Händen, als ſelige, verklärte Entrinner von der Erde in den Himmel eingegangen ſeien“ . . .

In der Nacht vom 21. auf den 22. waren in und vor der neuen Kirche auf dem Gensdarmenmarkte Hunderte von Arbeitern in Thätigkeit, an der großen Freitreppe vor der Säulenhalle einen koloſſalen Katafalk aufzubauen und zu ſchmücken. Dieſer Katafalk trug 183 Särge, worunter die von 5 Frauen und 2 Knaben ſich befanden. Jeder Sarg war bekränzt.

Mit Tagesanbruch war die ganze Stadt in feierlicher Regung und Bewegung. Von den Häuſern wehten neben der deutſchen Trikolore lange Trauerflaggen. Auf den Zinnen und Balkonen des Königsſchloſſes, ſowie auf den Stadtthoren waren ſchwarze Fahnen aufgepflanzt. Alle Männer trugen den Trauerflor um die Hüte oder um die Arme, alle Frauen, welche auf den Straßen, den Balkonen und an den Fenſtern erſchienen, waren ſchwarzgekleidet. Unzählbar ſtand die Menge, ruhig, ernſt und ſchweigend zu beiden Seiten der Straße, durch welche der Leichenzug gehen ſollte, und füllte den ganzen Raum vom Gensdarmenmarkte bis zum landsberger Thor. Es war ein milder, heller Tag, voll Sonnenſchein und Frühlingshoffnung.

Gegen Mittag kamen die Bataillone der Bürgerwehr, der Studentenſchaft, die Gilden der Gewerke und ſonſtige Korporationen, auch die Abordnungen deutſcher Städte und Hochſchulen angezogen und ſtellten ſich auf den ihnen bezeichneten Plätzen auf. So auch der berliner Magiſtrat, die Stadtverordneten und die Schützengilde, welche die Ehrenſalven über der Gruft abfeuern ſollte. Die Geiſtlichkeit aller Konfeſſionen fehlte ebenfalls nicht. Den Angehörigen der Todten reichte man friſche Blumenſträuße, welche aus den königlichen Gärten kamen, wie denn der reiche Blumen- und Blüthenſchmuck des Trauerfeſtes insbeſondere der Fürſorge des Hofmarſchallamtes zu danken war. Sämmtliche Züge, die nicht unter Waffen gingen, wurden von eigenen Trauermarſchällen geordnet und geführt. Man hörte in dieſer ganzen ungeheuren Menge kein lautes Wort. Dieſes in wundervoller Ordnung und feierlichem Schweigen verharrende Menſchenmeer, im Hintergrund überragt von dem inmitten ſeines Blumenſchmuckes düſteren Katafalk, brachte einen mächtigen Eindruck hervor. Drinnen am Altar der Kirche empfing der Biſchof Neander die leidtragenden Hinterlaſſenen der Todten mit Worten des Troſtes.

Um 2 Uhr begannen die Glocken aller Thürme zu läuten und ſtimmte ein Chor von Poſaunen den Choral an: „Jeſus meine Zuverſicht“. Von dem zu Füßen des Katafalks errichteten Altar aus hielten dann nach einander der evangeliſche Paſtor Sydow, der katholiſche Kaplan Ruland und der Rabbiner Sachs kurze „Weihereden“. Hierauf fielen die Poſaunen wieder ein und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung, von Hunderten umflorter Fahnen überragt. Eine durch Tauſende von Bürgern, Studenten und Arbeitern rechts und links gebildete Kette ſchuf dem Leichengeleite Bahn bis hinaus zum Friedrichshain vor dem landsberger Thor, eine Wegſtrecke von etwa 1½ Stunden. Die Spitze des Zuges hatte den Friedrichshain ſchon erreicht, als das Ende noch auf dem Gensdarmenmarkte ſtand.

Unter Vortritt eines Trauermuſikkorps eröffnete die berliner Schützengilde, vereinigt mit Abordnungen auswärtiger Schützenvereine, die grandioſe Prozeſſion. Hierauf 15 ſchwarzgekleidete Mädchen, auf weißen Kiſſen Kränze tragend. Dann die Angehörigen der Todten und dieſe ſelbſt in ihren 183 Särgen, deren jeder 6 Träger hatte. Zwiſchen den Särgen marſchirten die Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen, ſo daß jedes Gewerk die ihm angehörigen Todten führte. Unter den verſchiedenen Korporationen und Vereinen, welche die Särge geleiteten, erblickte man auch einen Trupp Italiener mit der grünrothweißen und einen Trupp Polen mit der rothweißen Fahne. Folgte nun die Geiſtlichkeit der verſchiedenen Bekenntniſſe, geführt von dem Biſchof Neander. Dann die Profeſſoren und Studentenſchaft, jene in ihren Amtstalaren, dieſe im Waffenſchmuck, an der Spitze Alexander von Humboldt und der Rektor Magnificus Trendelenburg. Hierauf die Schriftſteller und Journaliſten, die Deputationen deutſcher Städte, der Magiſtrat und die Stadtverordneten, die ſtädtiſchen Schulen, der Herr Polizeipräſident in großer Uniform, die Innungen der Handwerker und die Gruppen der Maſchinenbauarbeiter.

Der Zug ging zunächſt durch die Charlottenſtraße nach den Linden. Eine große Rührung überkam die Tauſende und wieder

Tauſende, als die Prozeſſion in feierlichem Schweigen über den Opernplatz zog und nun mit einmal die tiefergreifenden Klagetöne eines von dem Dom-Chor angeſtimmten Trauerliedes über dem Menſchenmeere ſchwebten. Und geradezu erſchütternd wirkte es, daß beim Vorüberziehen des Leichengeleites am Schloſſe der König zur Begrüßung deſſelben auf den Balkon heraustrat, umgeben von ſeinen Miniſtern und Adjutanten. Links und rechts am Balkone war eine ſchwarze und in der Mitte die ſchwarzrothgoldene Fahne zu ſehen. Die Fahnen wurden zum Gruße vor den Särgen geſenkt, Friedrich Wilhelm nahm den Helm ab und blieb barhäuptig, bis der letzte Sarg vorüber war.

Draußen im Friedrichshain waren lange Reihen von Gräbern zum Empfange der Todten bereit. In der Mitte erhob ſich ein Maſt, geſchmückt mit dem deutſchen Adler, mit dem Wappen der Stadt Berlin, mit Lorbeer- und Cypreſſenzweigen. Die vereinigten Männerchöre Berlins ſtimmten die Grabgeſänge an, begleitet von einem Hautboiſtenchor, welchen die Muſikbanden verſchiedener Regimenter der Armee geſtellt hatten. Dann wurden die Särge hinabgeſenkt und der Paſtor Sydow hielt die Grabrede, in welcher er die Gefallenen als „Märtyrer unſerer Freiheiten und Rechte“ feierte. Zum Schluſſe ſprach der Biſchof Neander den „Segen“ und wurde die Ehrenſalve gefeuert.

Wenige Monate darauf aber legte ein deutſcher Dichter, zum zweiten Mal ins Exil wandernd, den Todten des Friedrichshains das Zornwort „an die Lebenden“ in den Mund: —

„Weh' euch! Wir haben uns getäuſcht! Vier Monden erſt vergangen
Und alles feig durch euch verſcherzt, was muthig wir errangen!
Was unſer Tod euch zugewandt, verlottert und verloren“ — — —

18.

Zuvörderſt freilich war der Meinung der Menge gemäß ein belachenswerther Hypochonder oder, wie man ſich auf patriotiſchen Bierbänken damals auszudrücken beliebte, eine „Schwarzgallenblaſe“ und „Trübſalſpritze“, wer nicht mitjubelte in dem allgemeinen Freiheitsjubel oder gar zu prophezeien wagte, die herrlichen „Errungenſchaften“ würden bald genug zu Zerſprungenſchaften werden. So in Berlin, in ganz Preußen, in ganz Deutſchland. Das Wehen der deutſchen Trikolore von den Zinnen der Hofburgen zu Wien und Berlin machte den Liberalismus ſchwindelig vor Vergnügen und drehend vor Vertrauen. Die ganze Nation taumelte in einem Vertrauensrauſch umher, der etliche Wochen anhielt, unwiederbringlich koſtbare Wochen, während welcher man hätte handeln müſſen ſtatt zu jubiliren und zu illuminiren.

Doch warum nicht jubiliren, da ſich ja alles ringsher ſo glatt und leicht, ſo ganz von ſelber zu machen ſchien? Der Märzſturm durchfuhr ja ſchier ganz Europa mit unwiderſtehlicher Gewalt. Seht, an demſelben 18. März, wo in Berlin das verhängnißvolle „Mißverſtändniß“ geſchehen, erhob ſich jenſeits der Alpen die Hauptſtadt der Lombardei zu heldiſchem Kampfe gegen die öſtreichiſche Fremd- und Zwingherrſchaft und nach viertägigen mörderiſchen Straßengefechten ſah ſich der alte Feldmarſchall Radetzky, der „beſte Mann Oeſtreichs“, gezwungen, Mailand zu räumen, was ihm nur mit äußerſter Anſtrengung am 22. März gelang, — an demſelben 22. März, wo zwei der gelungenſten Exemplare von metternichtig-öſtreichiſchen Thron- und Altarſäulen, der Herr Civilgouverneur Graf Palffy und der Herr Militärgouverneur Graf Zichy, mittels ſchmachvollſter Kapitulation die aufgeſtandene Lagunenſtadt Venedig dem Volkstribun Manin übergaben. In denſelben Tagen erhoben ſich auch Parma und Modena und jagten ihre dreimal abſcheulichen Herzoge-Tyrannen von dannen.

Und nicht nur heißblütige Italiener, ſondern auch kaltblütige Deutſche rührten ſich rebelliſch. Am 18. März begann mit einer Zuſammenkunft von Abgeordneten der Ständeverſammlungen von Schleswig und Holſtein zu Rendsburg der lange, wechſel- und jammervolle Lostrennungskampf der deutſchen Elbeherzogthümer von Dänemark, in deſſen Hauptſtadt zur gleichen Zeit die heftigſte demokratiſche Gährung hochaufkochte. Viel kühneren Rebellenmuth jedoch als die ſehr bedächtigen Schleswig-Holſten offenbarten die Unterthanen Heinrichs des Zweiundſiebzigſten. In Wahrheit, das Reich Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf befand ſich in offener Revolution; denn das Unglaubliche geſchah: die getreuen Reuß-Lobenſtein-Ebersdorfer ſchoſſen ihres Landesvaters vielgeliebte Hirſche und Wildſchweine in ſeinen Parken todt, ſchoſſen ſie todt unter ſeinen allerhöchſten Augen. Ob ſolchem Gräuel ergrimmete Heinrichs des Zweiundſiebzigſten Herz im Buſen und er machte ſich auf, zu fliehen gen Gera. Aber ſiehe, hier ſuchten ihn heim ſeine getreuen Unterthanen mit einer „Sturmpetition“, vor welcher der Durchlauchtige ſchleunigſt Reißaus nahm, ſeine „ſämmtlichen Staaten“ räumend und auf Schloß Guteborn in der Lauſitz eine Zuflucht ſuchend. Von dort aus erließ er dann ſpäter (im Juli) ſein „Letztes Wort an mein Volk“, das ſich den berühmteſten „Edikten“ des geweſenen Selbſtherrſchers von 6 Quadratmeilen würdig anreihte. Es begann: „Meine Aufrufe vom 12. und 22. März fußen auf dem Glück, wie ich mich damals ausdrückte, ſo gute, brave Landesleute in den Landleuten zu beſitzen. In jenen Aufrufen, in allen Maßregeln ſeitdem iſt allen Anforderungen die äußerſte Rechnung getragen und ſonach im Hinblick auf jenes glückliche Verhältniß der Grundſatz an die Spitze geſtellt, daß wir Hand in Hand in die Umgeſtaltung treten wollten. Mein ganzes Leben gibt übrigens Bürgſchaft, daß Volkswohl und Fortſchritt mir nicht bloß leere Worte ſind. Die Verhältniſſe haben ſich geändert. Auf das Frechſte iſt jedes Band zwiſchen uns zerriſſen. Der ſchändlichſte Undank auf mein, ich darf es ſagen, unſchuldiges Haupt gehäuft" u. ſ. w. Hierauf erklärte er, abdanken zu wollen, um „in irgend einem fernen Ort über den Wechſel menſchlicher Dinge nachzudenken", und ließ folgende Begründung dieſes Entſchluſſes folgen: „Nicht das Auferſtehen Teutſchlands, ſondern die Maſſe von Erbärmlichkeit, die in der Flachſenfingerei eines kleinen Staates mit dem März auftauchte, hat mich vertrieben. Im Anfange gänzliche Unkunde und Schwäche der Civilbehörden, durch die die Wühlerei erſt großgezogen ward und natürlich weiterfraß und alles anſteckte. Mein im Kleinen ausgebildetes Wehrſyſtem unbenutzt. Da iſt mein Bleiben unmöglich, weil ich nichts halb ſein will und überhaupt da Teutſchland eine Einheit ſein ſoll und die kleinen Herrſcher eine Unmöglichkeit. Mein Entſchluß, die Regierung niederzulegen, wird um ſo eiſerner, als die bekannte infame Sturmpetition bei Gera unſer älteſtes Schloß entwürdigte. Dort dieſelbe Traurigkeit der Behörden, die Bürgerwehr, 1200 Mann ſtark, ließ mich im Stich. Heinrich der Zweiundſiebzigſte."

Vom Lächerlichen bis zum Erhabenen iſt mitunter auch nur ein Schritt, gerade wie umgekehrt. Der Miniatur-Selbſtherrſcher von Reuß entfloh vor einer Sturmpetition, der Folio-Selbſtherrſcher aller Reußen ſtand in der revolutionären Brandung Europa's wie ein unerſchütterlicher Leuchtthurm des Abſolutismus. Am 26. März erließ Czar Nikolaus einen Ukas an die ruſſiſche Nation, in welchem er mit einem verachtungsvollen Seitenblick auf die der Revolution erlegenen Regierungen von Oeſtreich und Preußen ſeinem Machtgefühle ſtolzeſten Ausdruck verlieh und ſeinen Entſchluß kundgab, jedem allfälligen Herübergreifenwollen des Revolutionsgeiſtes nach dem „heiligen" Rußland mit Unerbittlichkeit entgegenzutreten und ebenſo jedem etwaigen Angriff auf die Gränzen des Reiches mit vollem Vertrauen auf ſeine treuen Unterthanen. „Wir ſind überzeugt ſchloß er — daß unſer alter Kriegsruf: Für Glaube, Czar und

Vaterland! auch jetzt uns zum Siege führen wird. Dann rufen wir im Gefühle der Dankbarkeit, wie jetzt im Gefühle des Vertrauens auf Gott, einſtimmig: Gott mit uns! Vernehmt es, ihr Heiden, (ihr fremden Völker), und unterwerfet euch, denn mit uns iſt Gott!“

Man hatte in Deutſchland keine Zeit, auf dieſe grellenden und drohenden Czarenworte zu achten, welche der Reaktion zuerſt wieder Halt und Richtung gaben. Man hatte auch keine Zeit, zu ahnen, daß und wie bald ein Tag kommen werde, wo der Czar in übermüthigſter Weiſe über die Geſchicke Deutſchlands ſchiedsrichterlich entſcheiden würde. Man hatte nur Zeit und Luſt, für die „Konſtitutionelle Monarchie auf breiteſter demokratiſcher Grundlage“ zu ſchwärmen und zu lärmen. Dieſer Spielball für die öffentliche Meinung war vom zur Scheinmacht gelangten Liberalismus aufgeworfen worden und das konſtitutionelle Ballſpiel, das unſittlichſte aller Spiele, wurde insbeſondere von den Hofdemokraten eifrigſt empfohlen und überſchwänglich geprieſen.

Dieſe „Hofdemokraten“ dürfen unter den Figuren des hiſtoriſchen Gemäldes vom „tollen“ Jahr nicht fehlen. Es waren Schößlinge und Nachſchößlinge vom weiland „Jungen Deutſchland“, halb oder ganz um- und abgeſtandene Literaten, welche da und dort bei Hofe unterzuducken verſucht und gewußt hatten. Schon vor 1848. In dem großen Sturmjahr kamen aber ſolche Hofdemokraten an den deutſchen Höfen förmlich in die Mode. Wie man ſich früher einen Zwerg, einen Mohren, einen Affen oder Papagei von ſeltenerer Art gehalten hatte, ſo hielt man ſich jetzt einen Hofdemokraten. Ueberwand man ſich vollends ſoweit, daß man gar einen Hofdemokraten aus einem der 12 Stämme Iſrael anſchaffte, ſo hatte man gewiß im Zeitgemäßen das Fürſtenmögliche geleiſtet. Dieſe Hofdemokraten haben ſich um ihre Gönner ohne Frage höchlich verdient gemacht und demnach — da Jedermann weiß, daß „Fürſtenwohl Volksglück“ iſt — auch um das deutſche

Volk. Im Uebrigen hat ſchon Lord Byron in der „Viſion des Gerichts“ das Lob dieſer Herren geſungen: —

„Sie haben Königsmördern Ruhm verlieh'n
Und ſpäter alle Könige gelobt:
Sie haben „Hoch die Republik!“ geſchrie'n
Und ſpäter gegen Republik getobt.
Nun ſind ſie liberal, doch ſtets erbötig,
Den Rock zu wechſeln und — die Haut, wenn nöthig.“

Der Konſtitutionalismus hatte ſein Spiel leicht zu gewinnen. Der Abſolutismus hielt ſich ja in Deutſchland vorderhand mäuschenſtill und der Republikanismus hatte zwar etliche Prediger, aber keine Gemeinde. Die konſtitutionelle Monarchie war wenigſtens eine beſtimmte Loſung, ein Programm, etwas Vorſtellbares, während die Idee der Republik unfaßbar in dem blauen Himmel des Vertrauensſchwindels umherflatterte und für blöde Philiſteraugen auch unſichtbar. Außerdem verſprach der Konſtitutionalismus baldigſt „Ruhe und Ordnung“ zurückzuführen und nach Ruhe und Ordnung lechzte die ungeheure Mehrzahl der Nation. Sehr begreiflich und ſehr verzeihlich! Leben muß und will man und in unſerer modernen Geſellſchaft iſt „Leben“ und „Geſchäft“ gleichbedeutend, das Geſchäft aber ohne Ruhe und Ordnung undenkbar.

Die Wahrheit frei herauszuſagen, auch abgeſehen von den unliebſamen Störungen und ſchweren Einbußen, welche der Frühlingsanfang von 1848 für Handel und Wandel mit ſich brachte und noch in Ausſicht ſtellte, konnte und mußte es richtigen deutſchen Unterthanen ungemüthlich, unluſtig und unheimlich werden in dieſem babyloniſchen Wirrwarr des März und April.

Was hat ſich damals nicht alles lautgemacht, als die vormärzlichen Vorhängeſchlöſſer von den Lippen der Menſchen und die Knebel und Klammern von den Preſſen gefallen waren! Es regnete Zeitungen, ſchneite Flugblätter und hagelte Karikaturen. Unendliche Redenkatarakte drohten die ganze Welt unter Waſſer zu ſetzen. Der Eine ſprach vom Elſaß, von Dänemark, von den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, als hätte man ſie bereits in der Taſche. Ein Anderer ließ ein Memorial drucken, wie die Schweiz wieder zum „Reiche“ zurückzubringen ſei. Ein Dritter elraſirte den Czaren, ein Vierter civiliſirte den Sultan, ein Fünfter proteſtantiſirte den Papſt. Ein Sechſter erörterte mit ſtaatsmänniſcher Tiefe, wie die drei Farben auf der Nationalflagge zu ordnen ſeien und wie das künftige Reichsſiegel geſtochen werden müſſe. Der Siebente erfand hochtönende Namen für die Orlogſchiffe der künftigen deutſchen Flotte. Der Achte ſprach nur in Ausdrücken des engliſchen Parlaments, der Neunte radebrach die Tiraden des franzöſiſchen Konvents. Der Zehnte entwarf eine Reichsverfaſſung, der Elfte eine männliche und weibliche Muſtertracht; der Zwölfte ſchrie, man müſſe vor allem die Frauen emanzipiren. Der Dreizehnte ſtiftete einen Hutnichtabziehungsverein, der Vierzehnte konſtruirte Dampfguillotinen. Der Fünfzehnte pflanzte ſich altdeutſche Bartwälder ins Geſicht, der Sechszehnte neufranzöſiſche Rothfedern auf den Schlapphut. Der Siebzehnte verſpürte in ſich das vereinigte Feldherrentalent Cäſars und Napoleons, der Achtzehnte weiſſagte den ewigen Völkerfrieden. Und das alles ſchwirrte, klirrte, ſchimmerte, flimmerte, funkelte, flunkerte, phantaſirte, manifeſtirte, proklamirte, haſelirte, randalirte, pokulirte, toaſtirte, glorifizirte, katzenmuſizirte über-, unter und durcheinander — „auf breiteſter Grundlage“.

Alſo das Finale der „Expoſition“ unſerer weltgeſchichtlichen Komödie. Mißtönig genug, ohne Zweifel. Und doch iſt es nur wie ein ſchüchternes Inſtrumenteſtimmen geweſen, verglichen mit der hölliſchen Kakophonie, welche die „Peripetie“ uns vorführen wird. Mit dem März von 1848 war die Entwickelung des großen Drama's zu Ende, mit dem April hob die Verwickelung an.

Inhalt.

Seite

Prolog 1

Vorſpiel: 39

I. „Evviva il santo padre!" 41

II. „Im Hochland fiel der erſte Schuß" 66

III. Das Satyrdrama „Lola" 92

I. Die Entwickelung: 113

I. Ein Kehraus 115

II. „Vive la république!" 189

III. Alles proviſoriſch! 224

IV. Des Liberalismus Avancement 253

V. „I laß nit ſchießen!" 273

VI. „Ein Mißverſtändniß!" 319

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

1848 — 1851.

Zweiter Band.

Von

Achtundvierzig bis Einundfünfzig.

Eine Komödie der Weltgeſchichte.

Von

Johannes Scherr.

> Savoir accepter des vérités sévères dites sans ménagement, sera toujours la marque d'un grand peuple.
>
> *Quinet.*

Zweiter Band.

Erſte Hälfte.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1868.

[illegible]

1447

Inhalt.

Seite

I. Das „wilde“ Parlament 1

II. Putſch-Idyll 51

III. Batrachomyomachia 110

IV. Ein König geſtrammt und ein Kaiſer entführt 149

V. Paulskirchenhiſtorien 184

VI. Die Juniſchlacht 219

II.

Die Verwickelung.

> Quivi sospiri, pianti, ed alti guai
> Risonavan . . . .
> Diverse lingue, orribili favelle,
> Parole di dolore, accenti d'ira,
> Voci alte e fioche, e suon di man con elle
> Facevano un tumulto, il qual s'aggira
> Sempre in quell' aria senza tempo tinta,
> Come la rena, quando il turbo spira.
> Dante, Inf. III, 22.

I.

Das „wilde“ Parlament.

1.

Weltſchlange Zeit beißt ſich bekanntlich in den eignen Schwanz. Daneben iſt ſie in einem beſtändigen Häutungsprozeſſe begriffen, aber Stoff und Färbung der Schlangenhaut bleiben doch ewig dieſelben. Ob ein Tacitus zürnend oder ein Rabelais lachend ſie ſchreibe, die „Comoedia humana“ iſt immer die nämliche und ſie verläuft mit der langweilig-erhabenen Monotonie, womit unſer Sonnenſyſtem im unendlichen Raume ſich umwälzt.

Als am 20. März von 1848 die Bürger von Köln die ſchwarzrothgoldene Fahne auf den Dom ihrer Stadt ſteckten, da mochte der alte Geſelle ſich erinnern, daß er vor Zeiten ja auch die franzöſiſche Trikolore getragen. So ein Dom hatte ſattſame Gelegenheit, die Ueberzeugung ſich anzueignen, daß es mit dem ſtrohfeurigen Glauben an ſolche ketzeriſche Dreifarbigkeiten nicht weit her ſei, daß es die orthodoxe Dreifaltigkeit Krone, Kapuze und Kanone doch immer wieder über jene davontragen und die ſchwarze Fahne der Unvernunft allzeit die größte Bekennermaſſe um ſich verſammeln werde.

Ja, die Schlange häutet ſich, aber Stoff und Färbung der Schlangenhaut bleiben dieſelben. Des Unſinns ſüße Gewohnheit war ſchon vor Jahrtauſenden gerade ſo mächtig, wie ſie nach Jahrtauſenden noch ſein wird. Scheinbar grellſte Gegenſätze und Widerſprüche ſind in Wahrheit nur leicht modulirte Variationen des Thema's Menſchenthorheit, welches unſtillbar iſt wie bairiſcher Bierdurſt und dehnbar wie eine Schafſehne oder wie die Ueberzeugungstreue eines deutſchen Liberalen von der Sorte 1866. Wo iſt denn der Unterſchied zwiſchen den Sansculotten und Ohnehemdinnen von 1793, welche in Notre-Dame um den Altar der „Déesse de la raison“ herumkankanirten, und ihren Enkeln und Enkelinnen, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor der ſchwarzen Göttin von Mariä-Einſiedeln ſcharenweiſe knierutſchten? Die Formen ändern ſich, die Dummheit bleibt; Dekorationen und Koſtüme wechſeln, das Spiel iſt immer das gleiche: — Siſyphusarbeit, Danaidengeſchäft, Schattenſpiel an der Wand. Wir ſtoßen und quälen uns eine Weile herum auf dieſer ſchönen Erde, und nachdem wir das bißchen Leben einander möglichſt ſauer gemacht haben, wiſcht uns der Tod alle mitſammen weg, wie man Müll wegkehrt. Milliarden haben es ſo vor uns getrieben, Milliarden werden es nach uns ſo treiben, bis einmal etwa ein unverſehens unſern Ball antaumelnder Komet das kleine Erdennichts im großen Univerſalnichts verſchwinden macht. . .

Vorderhand jedoch laßt uns den Vorſchritt unſerer weltgeſchichtlichen Komödie mitanſehen.

Die gute Stadt Köln am Rhein iſt von jeher ein bevorzugter Raritätenkaſten geweſen. Sind darin doch nicht nur drei heilige Könige, ſondern auch elftauſend heilige Jungfern und zwar auf einem Haufen zu ſehen geweſen. Eine richtige Rarität konnte man in Köln auch am 22. März von 1848 erblicken, falls man ſich mit den beiden neueſtgebackenen Befehligern der neugebackenen Bürgerwehr der Stadt, mit den Herren Wittgenſtein und Raveaux in das „Kommandanturgebäude“ begab, allwo der Herr Graf, Diviſionsgeneral und Feſtungskommandant von

Kanitz reſidirte. Die Beiden kamen, den General zu erſuchen, daß er befähle, die Bürgerwehr mit Gewehren aus dem Staatszeughauſe zu verſehen — ein ungeheuerliches Geſuch in den Ohren eines Generals des abſoluten Soldatenſtaats Preußen. Die Geſuchſteller fanden das Haus öde und verlaſſen und hatten Mühe, jemand aufzufinden, welcher ſie dem Feſtungskommandanten meldete. Endlich trat der Herr Graf in voller Uniform in das Zimmer, wo die zwei Bürgerwehroffiziere ſeiner harrten. Gegenſeitige ſtumme Begrüßung. Der Herr Graf und General ſcheint nur für etwas Geſicht und Sinn zu haben: für das ſchwarzrothgoldene Band, welches die Beſucher im Knopfloche tragen. Was, die Farben der Revolution, das Ordensband der Rebellion ſo zu ſagen, ſogar hier, im Quartier des Kommandanten einer königlich preußiſchen Stadt und Feſtung offen zur Schau getragen? Spiegelfechterei der Hölle! Die hochbeleidigten, geradezu attentäteriſch behelligten Augen des Generals wollen vor Verwunderung und Entſetzen ſchier aus ihren Höhlen ſpringen. Er lehnt ſich mit dem Rücken an eine Spiegelkonſole und ſtützt ſich dabei mit den flachen Händen auf dieſelbe. Die Beiden beginnen ihren Sermon. „Als neugewählte Befehliger der neuen Bürgerwehr kommen wir, Sie, Herr General, aufzufordern, uns etwa 4000 Gewehre aus dem Zeughauſe verabfolgen zu laſſen." Der arme Herr von Kanitz, ſtupifizirt, petrefizirt, ſchnappt nach Luft. „So? So? Ja wohl! So? So?" ſtößt er endlich mühſam heraus. Der Blick, womit er unverwandt auf die ſchrecklichen dreifarbigen Bänder ſtarrt, wird ſtier, fahle Bläſſe überzieht ſein Geſicht, krampfhaft klammern ſich ſeine Hände an die Konſole; dann bricht er plötzlich zuſammen und ſtürzt lautlos der ganzen Länge nach rücklings zu Boden, ſtürzt zu Boden wie eine an die Wand gelehnte Mumie, welche unverſehens ein heftiger Windſtoß getroffen hat. . . .

Die Mumie war die deutſche Fürſtenmacht, welche der Märzſturm von 1848 umgeworfen hatte. Starrkrampfgelähmt, wehrlos lag ſie am Boden. Der Liberalismus hob ſie auf, beſtrich ihr die Schläfen mit Eau de mille servilités, brachte ſie wieder in eine anſtändige Stellung, leimte ihr die Maſchine der konſtitutionellen Doktrin an die Hinterſeite und ſetzte dieſe Maſchine mit Vertrauensdampf in Bewegung. Etliche Monate darauf war die Mumie glücklich wieder zu ſolcher Lebenskraft gelangt, daß ſie hoch herab zum dienſtbefliſſenen liberalen Muley Haſſan ſagen konnte: „Erinnern Sie ſich gefälligſt, daß es in Deutſchland noch Fürſten gibt!“

Ein wiſſender Mann hatte im Wonnemond des liberalen Schwindels gut reden: „Eine rechte Revolution muß entweder die moraliſche Ordnung der Dinge ändern, d. h. die Religion, oder aber die materielle, d. h. die Eigenthumsverhältniſſe.“ Mit andern Worten: eine rechte Revolution muß eine ſolche ſein, wie das Chriſtenthum, oder eine ſolche, wie die Völkerwanderung ſie gemacht hat. Wie hätte man aber der deutſchen Gemüthlichkeit auch nur die blaſſe Idee einer ſolchen Radikalkur zumuthen dürfen, geſchweige die rothbackige That? Die Nerven der modernen Geſellſchaft halten überhaupt ſo etwas gar nicht mehr aus.

Statt einer ganzen wurde demnach eine halbe Revolution beliebt: — die dümmſte der Dummheiten! Denn eine halbe Revolution rüttelt an allem, ohne etwas umzuwerfen, bringt alles ins Schwanken und beſeitigt nichts. Sie reizt und erbittert durch ihre Zerſtörungsgelüſte die Nutznießer des Beſtehenden; aber ſie kann nichts ſchaffen, weil ſie nichts zu zerſtören wagt. Eine halbe Revolution iſt nur eine ganze Inſolenz und Impotenz. Der deutſche Liberalismus hat im Frühling von 1848 den armen Schiller ſo häufig, bis zur Mißhandlung häufig citirt; aber gerade an das beſte Wort, welches der große Idealiker wie vorahnend geſprochen, dachte der Liberalismus nicht, an den prächtigen Wahrſpruch: —

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.

> Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre weichen;
> Wer nicht vertrieben ſein will, muß vertreiben;
> Da herrſcht der Streit und nur die Stärke ſiegt."

Es ſind vollwichtige Gründe zu der Annahme vorhanden, daß die Liberalen, von ihrem Scheinſiege berauſcht, einfältig genug geweſen, ihre Scheinſtärke für eine wirkliche, ihre Märzminiſterſchaft für eine dauernde zu halten. Viele von dieſen Eiſen- und ſonſtigen Biedermännern, Schwachköpfe von Haus aus, waren auch ſchon in die Kindſchaft des Alters eingetreten und nicht mehr zurechnungsfähig, alſo unzweifelhaft zu dumm, um die Unmöglichkeit zu begreifen, daß die alten Dynaſtien „aufrichtig konſtitutionell" werden könnten. Anderen verwehrte ihre angeſtammte Knechtſchaffenheit, es für möglich zu halten, daß ein „deutſcher Mann" ſich als etwas Anderes denn als Unterthan fühlen und denken könnte. Dritte — und dieſe bildeten die überwiegende Mehrzahl der liberalen Leithämmel — ſchloſſen mit Bewußtſein, mit kühlem Vorbedacht ihren Bund mit der heiligen Dreifaltigkeit Krone, Kapuze und Kanone. Sie ſagten zu der werdenden Demokratie: Ah, du willſt nicht gleich uns ſo thun, als hielteſt du die Chimäre Montesquieu's für eine Wirklichkeit? Du erkühnſt dich, uns hindern zu wollen, daß wir, die Herren von der Börſe, vom Korpus Juris und vom Katheder, uns nach der Weiſe der engliſchen zur deutſchen Oligarchie machen? Bedenke wohl, was du thuſt! Man muß nur das Mögliche anſtreben. Die Linie, auf der wir ſtehen, zu erreichen iſt möglich. Dieſe Linie einhaltend ſind nämlich wir möglich, d. h. hier können wir Kommerzien-, Juſtiz-, Konſiſtorial-, Hof-, Geheime- und andere Räthe werden, ordentliche Profeſſoren, Staatsſekretäre, Geſandte, Miniſter. Was alſo über unſere Linie hinausliegt, nur einen Schritt, nur eine Spanne weit hinausliegt, das iſt Utopie, Anarchie, Felonie, Blasphemie. Daher hübſch die Linie des liberalen Möglichſeins eingehalten! Wo nicht, ſo rufen wir: Vivat Abſolutismus! . . .

In dem Volke ſahen dieſe Beſt- und Biedermänner nur eine wiſſen- und willenloſe Schafheerde, welche höchſtens drehend, nicht aber verſtändig und menſchlich gemacht werden könnte. War nun das Volk wirklich eine ſolche Heerde, ſo würde ſie ja wohl ihren liberalen Leithämmeln auch in die Republik hinein nachgeſprungen ſein. Aber die Leithämmel hüteten ſich ſorgſam, nach jener Richtung hin zu wandeln. Sie wußten ja, daß es dort keine Titel und Orden, keine hochbeſoldeten Aemter, keine liebenswürdigen Sinekuren, keine fetten Penſionen für junge Greiſe, keinen zweierleituchenen Müßiggang, keine Verſorgung von Vettern und Baſen auf Staatskoſten gäbe, und hätten ſie das einmal vergeſſen wollen, ſo würden ſie von ihren holden Leitſchäfinnen alsbald ſehr daran erinnert worden ſein. Es kommt hiebei in Betracht, daß die Hauptſitze des liberalen Hammelthums die Reſidenzſtädte der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten geweſen ſind, zu jener Zeit Brutneſter aller Gemeinheit und Niedertracht. Der Weichſelzopf höfiſcher Lakaienſchaft verzweigte ſich peſtilenziſch über dieſe Orte und es gab nur noch ein Gemeineres als dieſe Reſidenzler, nämlich die Reſidenzlerinnen. Solchem Geziefer, Männlein und Weiblein, von Menſchenwürde und Bürgertugend ſprechen, hieß Vierfüßlern die Schönheit einer rafael'ſchen Madonna, eines göthe'ſchen Liedes oder einer beethoven'ſchen Symphonie begreiflich machen wollen.

Daß dieſe Peſt der Bedientenhaftigkeit auch die liberalen Matadore, wenigſtens in ihrer überwiegenden Mehrzahl, nicht unberührt laſſen konnte, liegt am Tage. Daher war für ſchärfere Augen hinter der oppoſitionellen Grimaſſe der Herren die angeborene, anerzogene, mit der Luft eingeathmete Fürſtenfurcht und Unterthänigkeit leicht erkennbar. Dazu kam bei vielen, ſehr vielen derſelben noch eine dicke Unwiſſenheit, namentlich eine faſt unglaubliche Unkenntniß der Geſchichte. Eine Folge hievon iſt unter anderen die geweſen, daß die Lügen-Jeremiaden über die große franzöſiſche Revolution, welche die Rückwärtſer warnend verſchluckten, nicht allein von Schafen, ſondern auch von Leithämmeln geglaubt wurden. Wir wiſſen z. B. ganz beſtimmt, daß verſchiedene der von ihren Parteigenoſſen und mehr noch von ihnen ſelbſt als „Staatsmänner" hochverehrte liberale Größen überzeugungsvoll die kläglichdumme Lüge nachplapperten, der franzöſiſche Konvent ſei kommuniſtiſch geſtimmt geweſen und habe das Eigenthum abſchaffen wollen: — derſelbe Konvent, welcher im Auguſt von 1793 jenes berühmte Geſetzbuch („code civil") annahm, das ihm nachmals Bonaparte ſchamlos geſtohlen hat, um es für ſein Werk auszugeben, jenes Geſetzbuch, welches die Eigenthumsbeſtimmungen des römiſchen Rechts ſo ſtreng und ſtrikt adoptirte, — derſelbe Konvent, welcher den Robespierre mit Beifall überſchüttete, als dieſer am 24. April von 1793 den Kommunismus als ein Phantom brandmarkte, welches Spitzbuben erfunden hätten, um damit Dummköpfe zu ängſtigen [*].

Apoſtaten, Renegaten und Verräther hat man die liberalen Führer, wenigſtens die Mehrheit derſelben, mit Unrecht geſcholten. Sie hatten früher nur gethan, was ſie auch ſpäter thun wollten, nämlich unter Anwendung aller juriſtiſch-möglichen Vorſichtsmaßregeln gefahrlos auf dem ſchlaffen Seile des Konſtitutionalismus gaukeln, und falls ſie in ihren Deklamationsübungen hie und da über dieſes Seil linkshin weggeſprungen waren, ſo war es ja nicht ihre Schuld, daß man dieſe Deklamationsſprünge für Ernſt gehalten hatte. Wenn ſie aber ihren als Seilgaukler und Deklamirer gewonnenen Ruf und Einfluß zu verwerthen trachteten und demnach damit dort, wo Anno 1848 Nachfrage nach dieſer Waare war, d. h. an den Höfen hauſiren gingen, ſo könnte ihnen das nur verübeln, wer thöricht genug wäre, zu verlangen, daß die Diſtel Trauben tragen ſollte.

---

[*] „Vous devez savoir, que cette loi agraire, dont vous avez tant parlé, n'est qu'un fantôme créé par les fripons pour épouvanter les imbéciles; il ne fallait pas une révolution pour apprendre à l'univers que l'extrême disproportion des fortunes est la source de bien des maux et de bien des crimes. Mais nous n'en sommes pas moins convaincus que l'égalité des biens est une chimère. Il s'agit bien plus de rendre la pauvreté honorable que de proscrire l'opulence." Rede Robespierre's vom 24. April 1793.

Dagegen trifft die liberalen Beſtmänner deutſcher Nation, wenn auch ebenfalls wieder nur der großen Mehrzahl nach, der gerechte Verwurf, daß ſie, nachdem ſie einmal als Schutzſchilde vor die Throne ſich geſtellt und das Umfallen dieſer Möbeln verhindert hatten, dennoch ſich nicht ſchämten und ſcheuten, aus jämmerlicher Popularitätshaſcherei noch für eine geraume Weile die Chimäre von der Volksſouveränetät dem armen Michel als Narrenſeil durch die Naſe zu ziehen, um ihn daran in dem Nebelheim ihrer „Staatsmänniſchkeit“ herumzuführen, beziehungsweiſe den guten Vertrauensduſeler unvermerkt in den Zwangſtall des Polizeiſtaats zurückzugängeln. Oder ſollte die Stumpfheit der „Edelſten und Beſten“ ſoweit gegangen ſein, daß ſie die Unſittlichkeit ihrer Volksſouveränetätslüge gar nicht fühlten? Vielleicht. In dieſem Falle wären aber auch wieder weniger die Liberalen als der Liberalismus anzuklagen. Denn dieſe Doktrin der richtigen Mittelmäßigkeit hat etwas Nivellirendes, ja geradezu etwas Verdummendes, Verſimpelndes, und daher iſt es nur logiſch, daß der richtige liberale Biedermann alles und alle, was und welche im Anſchauen, Fühlen und Denken über das allerheiligſte Mittelmaß, über das Ordinäre hinausreicht und hinwegragen, mit giftigem Argwohn, mit blindem Haſſe betrachtet, verläſtert und verfolgt. Weil dieſe „Staatsmänner“ nie und nimmer die große Göttin Begeiſterung geliebt, ſondern ſtets nur mit der kleinen Aeffin derſelben, mit der Phraſe gebuhlt hatten, wußten ſie nicht und wollten nicht wiſſen, daß nicht der klugfeige Rechner Egoismus, ſondern der ſorgloſe Held Enthuſiasmus immer und überall auf Erden die großen Dinge, die wahrhaft großen, Welt- und Menſchengeſchicke beſtimmenden Thaten vollbracht hat und vollbringt. Wäre der proletariſche Rabbi Jeſus ein Realpolitiker von dem allermodernſten Kleiderordnungsſchnitte geweſen, ſo hätte er es wohl bis zum Leibleviten beim Kaiphas oder zum Hofrath beim Herodes gebracht. Als der radikale Idealpolitiker, der er war, wurde er von den „beſten und edelſten" Männern Judäa's, ſonſt auch Phariſäer und Sadduzäer genannt, als Utopiſt, Anarchiſt, Blasphemiſt und Atheiſt, als Hochverräther und Rebell verfolgt, verklagt, an den Galgen gebracht; aber von ſeinem Kreuze herab hat er eine Welt aus ihren Fugen gehoben. . . . .

Auf der andern Seite unterliegt das kleine Fähnlein der deutſchen Republikaner von 1848 dem ernſten Tadel, daß auch *ſie* wie gedankenloſe Knaben durch die liberale Taſchenſpielerei mit dem Worte Volksſouveränetät ſich täuſchen und zu närriſchen Hoffnungen bethören ließen. Und doch hätten ſie nur die Augen aufmachen dürfen, um die ernüchternde Wahrnehmung zu machen, daß dieſem blauen Wortdunſte die ſtehengebliebenen Throne als greifbare Thatſachen gegenüberſtanden. Wir hatten ja in dem Märzſturme keines unſerer angeſtammten Kleinodien verloren. Ja —

„Wir hatten auch nicht *einen*
Zaunkönig eingebüßt" . . .

nicht einen einzigen Meiſenherzog, keinen Spatzenfürſten. Wir konnten die Häupter unſerer geliebten Landesväter dutzendweiſe zählen und, ſiehe, es fehlte keines der theuren, mit Ausnahme des Selbſtherrſchers aller Reußen, Lobenſteiner und Ebersdorfer, welchen unterhaltlichſten ſeiner Herren Kollegen leider eine „Sturmpetition" aus allen 6 Quadratmeilen ſeiner ſämmtlichen Staaten hinauskatzenmuſizirt hatte*). Wenn der revolutionäre

---

*) „Der Fürſt von Doppelhaſenſprung
Sah wüthend vom Altane,
Daß dicht vor ſeiner Naſe hung
Die ſchwarzrothgoldne Fahne.

Sturm die Throne nicht weggefegt hatte, wie konnte man wähnen, der flaue Wind des Parlamentarismus würde dieſelben zur Bedeutungsloſigkeit herabfächeln? Nur Deutſchlands „edelſte und beſte“ Männer konnten ſo vernagelt ſein, zu wähnen, die deutſchen Fürſten würden mit ſich handiren laſſen, als wären ſie nur noch ausgebälgte, ſtatt leibhaftige und lebende zu ſein.

Als der deutſche Republikanismus merken mußte, wie der Liberalismus eigentlich die Volksſouveränetät verſtand und verſtanden wiſſen wollte, hat er freilich — wir werden es mit anſehen — dieſer liberalen Realpolitik gegenüber Verſuche einer wirklichen und wahrhaftigen, einer radikalen Idealpolitik gemacht. Aber —

„Was man von der Minute ausgeſchlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück“ . . .

und was zu Anfang des März hätte gelingen können, mußte, wie die Sachen lagen, zu Ende Aprils fehlſchlagen. Um ſo gewiſſer, als die republikaniſche Idealpolitik keinen Träger fand, der das Zeug gehabt hätte, ſie mit genialer Kraft und todverachtender Entſchloſſenheit über die dumpfe Atmoſphäre der Alltäglichkeit in jene Flammenregion emporzuheben, von wo herab das elektriſche und elektriſirende Fluidum der Leidenſchaft die Menſchen überſchauert und ſie unwiderſtehlich mitfortreißt.

Das eben iſt der große Jammer von 1848 geweſen, daß nirgends ein Held und Heiland aufſtand; weder in Deutſchland, noch in Frankreich, noch in Italien, nirgends! Die liberale Doktrin hatte ihre demoraliſirende Wirkung gethan: der feige, blaſirte, impotente Ungeiſt der Mittelmäßigkeit, Philiſterei und Biedermaierei hielt alles in ſeinem Bann und Zwang. Nirgends

---

Doch wie er nun mit eigner Hand
Am Kleben zerrt und reißt,
Da läuft ſein Volk ins Nachbarland,
Von wo es Steine wuthentbrannt
Ihm in die Fenſter ſchmeißt“ u. ſ. w. Demiurgos, II, 85.

ein Nummer-Eins-Mann, nirgends ein ſouveräner Genius, nirgends ein überwältigender Koloß. Ueberall nur Mittelgut und ordinärer Zuſchnitt. Die wunderbar große Gelegenheit fand erſchreckend kleine Menſchen vor.

2.

Der deutſche Liberalismus hatte am 5. März von 1848, wo er, durch ſeine Spitzen vertreten, in Heidelberg die Zeitlage verhandelte und zuvörderſt ein „Vorparlament“ zu berufen beſchloß (vergl. Bd. I, S. 266), ſehr merklich mit der nicht hoffähigen Frau Revolution kokettirt. Aber ſo ein Kokettiren paßte eben damals in ſeinen Kram und verhalf auch nebenbei zum Karrièremachen. Das letztere den liberalen Matadoren verübeln zu wollen, wäre ganz einfältig. Warum ſollten ſie, nachdem ſie ſich — etliche allerdings unanſtändig plötzlich — entſchloſſen hatten, das Lied der Monarchie zu ſingen, nicht auch das Brot der Monarchie eſſen? Die heidelberger Verſammlung hatte einen Ausſchuß von Sieben beſtellt, um ihre Beſchlüſſe zur Ausführung zu bringen, und von dieſen Sieben fanden drei ſofort Gnade vor allerhöchſten Augen: Herr von Gagern wurde noch am 5. März ſelbſt darmheſſiſcher, Herr Römer am 8. würtembergiſcher Miniſter, Herr Welcker am 14. badiſcher Bundestagsgeſandter. Streng genommen, wären ſolche hiemit eingeleitete Perſonenwechſel in den deutſchen Miniſterien freilich nicht vonnöthen geweſen. Denn ſelbſt die urreaktionärſten vormärzlichen Miniſter betheuerten und bewieſen eine wahrhaft rührende Bereitwilligkeit, dem „Zeitgeiſt“ von 1848 zu huldigen und zu gehorchen, ſo lange derſelbe in der Mode wäre, und gerade ſo haben es, wie jedermann weiß, die Herren Märzminiſter ihrerſeits auch gemacht.

Man wird bei Betrachtung dieſer Perſonalveränderungen recht deutlich an die alte Seſſelgeſchichte erinnert: „Steh' du auf, damit ich ſitzen kann" — oder auch daran, daß Göthe in ſeinem „Ewigen Juden" von der Reformation geſagt hat: —

„Sie nahm den Pfaffen Haus und Hof,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur, in allem Grund der Sachen,
Mehr ſchwätzen und Grimaſſen machen."

Der Siebener-Ausſchuß ließ die Einladungen zu einem „Vorparlament", welches zu Frankfurt a. M. zuſammentreten ſollte, auf den 31. März ergehen. Sie ſollten zunächſt an Solche gerichtet werden, welche Mitglieder einer geſetzgebenden Verſammlung waren oder geweſen waren. Da aber gerade in den beiden deutſchen Großſtaaten bislang geſetzgebende Verſammlungen nicht beſtanden hatten — den Vereinigten Landtag in Preußen wird niemand eine ſolche nennen wollen — ſo ergab ſich ſchon hieraus, daß die Zuſammenſetzung des ſogenannten Vorparlaments eine ganz willkürliche ſein mußte und war. Haben doch Herr von Gagern und ſeine Handlanger ſchließlich ganze Schocks beliebiger Philiſter aus Darmheſſen und Naſſau verſchrieben, um mittels ſolcher Stimmen die konſtitutionellen Beſchlüſſe in der Verſammlung durchzudrücken. Daß von einem nationalen Mandat dieſer Verſammlung gar keine Rede ſein konnte, beweiſen ſchon die Ziffern ihrer Zuſammenſetzung: — es waren da 2 Oeſtreicher, aber 141 Preußen (der Mehrzahl nach Rheinländer und „Stadtverordnete"); 9 Hannoveraner, aber 84 Darmheſſen; aus dem Königreiche Sachſen und aus den ſächſiſchen Herzogthümern mitſammen 47, aber aus Baden 72, aus den vier „freien" Städten 26, aus Würtemberg 52, aus Schleswig-Holſtein 7, aus Kurheſſen 26, aus Baiern 44, u. ſ. w. Summa: 574. Der Zuſammentritt des Vorparlaments war ganz unzweifelhaft ein revolutionärer Akt. Die Verſammlung hatte gar keine Vollmacht außer der, welche ſie ſelber ſich gab.

Man konnte als Abgeordneter von Ständen, von Vereinen, von Volksverſammlungen, man konnte auch als ſein eigener Abgeordneter am Vorparlament ſich betheiligen. Es war nichts als eine Volksverſammlung im Cylinder ſtatt in der Mütze und im Schlapphut. Willkürlich und zufällig zuſammengeſetzt, ſchlecht geleitet und tumultuariſch verlaufen, iſt dieſe Verſammlung nicht unpaſſend das „wilde" Parlament genannt worden. Es war der würdige Vorſchwatz zum nachfolgenden jammerſeligen Hauptklatſch.

Zwei Gegenſätze von übler Vorbedeutung klafften dabei ſogleich auf: der Gegenſatz zwiſchen Liberalismus und Radikalismus und der zwiſchen Süd- und Norddeutſchen. Jener hätte ſich von geſchickten Händen — wenn welche da geweſen wären — noch leichter überbrücken und übertünchen laſſen als dieſer. Es ſtellte ſich als eine leidige Thatſache heraus, daß die Norddeutſchen in politiſcher Anſchauung und Bildung unverhältnißmäßig weit hinter den Süddeutſchen zurückgeblieben waren. Dieſe ſchleppten freilich noch auf Schritt und Tritt die Eierſchalen des zerbrochenen Polizeiſtaats mit ſich herum, aber jene das Halseiſen des Feudalismus. Das Volks- und Freiheitsbewußtſein in Süddeutſchland war erſt ein Kind, aber in Norddeutſchland war es noch ein Embryo.

Denkende Menſchen hätten ſchon aus dieſem Umſtand einen übeln Ausgang der ganzen deutſchen Bewegung prophezeien müſſen. Allein erſtens gab es dazumal ſehr wenige denkende Menſchen und zweitens würde man ihre Prophezeiungen als Narretheien verlacht haben. Die liberale Staats- und Biedermänniſchkeit trug eine Zuverſicht zur Schau, welche den Philiſter — deſſen Zahl Legion hieß — entzückte und ihn in jedem einen Tollhäusler oder gar einen Frevler an dem kretiniſchen Dogma „Revolution auf geſetzlichem Boden" erblicken ließ, welcher die glorioſen „Märzerrungenſchaften" das nannte, was ſie waren, Spielzeug für politiſche Kinder, welches man denſelben wieder wegnehmen würde, ſobald ſie in ihrem Vertrauensrauſch eingeduſelt wären. Die Dummheit war, iſt und wird ſtets das Mächtigſte auf Erden ſein. Wenn ſie einmal ſo recht in Zug und Fluß, iſt es ganz eitel, ja lächerlich, gegen ſie anzukämpfen.

Die gute Stadt Frankfurt, die es in ihrer Art recht ehrlich mit der nationalen Sache meinte — dieſe alte Kaiſerſtadt mit ihrer intelligenten, thätigen und gaſtfreien Bevölkerung, in deren Mitte die erſte Landsgemeinde deutſcher Nation tagen ſollte, ſchwamm in Immergrün und Feſtjubel. Ueberall Freiheitsbäume, Ehrenpforten, ſchwarzrothgoldene Fahnen und Flaggen, überall Vaterlandsworte, hochſinnige Loſungen, hoffnungshelle Begrüßungen, Freudenſchüſſe, freiheitlicher Sang und patriotiſcher Klang. Durch die Straßen der Stadt wandelnd, befeuert durch die freudeſtralenden Blicke ſchöner Frauen- und Mädchenaugen, mittrunken in der allgemeinen Trunkenheit konnte man wenigſtens für Augenblicke wähnen, alles müßte und würde gut gehen. Es war der letzte Märztraum.

3.

Dieſer Traum mußte ſchon in den Vorverſammlungen zum Vorparlament zerrinnen; wenigſtens bei allen, welche überhaupt den Willen und die Kraft hatten, ſich die Träume aus den Augen und den Rauſch aus dem Schädel zu wiſchen. Denn die ſeit einem Monat bis zum Ekel hergeleierte Litanei von der deutſchen Einigkeit und Brüderlichkeit verſchwand wie Rauch und unter ſchneidenden Diſſonanzen hob der Babelthurmbau des deutſchen Verfaſſungswerkes an.

Die Frage, die auf allen Zungen zitterte, ſprang ſofort hervor: — Republik oder Monarchie? Heutzutage muß es uns wunderlich, ja urkomiſch erſcheinen, daß ſie überhaupt noch aufgeworfen werden konnte; denn ſie war ja thatſächlich bereits entſchieden. Der heidelberger Siebener-Ausſchuß hatte ſie zum voraus zur Entſcheidung gebracht, indem er als Begleitung für das Vorparlament ein Programm mit nach Frankfurt nahm, worin die Grundlinien der ſpäteren Reichsverfaſſung mehr oder weniger deutlich vorgezeichnet waren. Nur vom Kaiſerthum oder gar vom preußiſchen Kaiſerthum war darin noch keine Rede. Die künftige Verfaſſung Deutſchlands ſollte dieſem Programm zufolge den lockeren deutſchen Staatenbund in einen feſtgegliederten Bundesſtaat umwandeln, an deſſen Spitze ein „Bundesoberhaupt“ mit verantwortlichen Miniſtern geſtellt würde. Die Nation ſollte ihre konſtitutionellen Rechte ausüben mittels eines Parlaments in zwei Kammern (Senat der Einzelſtaaten und Volkshaus; letzteres durch Urwahlen zu beſtellen, ſo daß je auf 70,000 Seelen 1 Abgeordneter käme). Die einzelnen Staaten ſollten durch Verzichtleiſtung auf die meiſten ihrer Souveränetätsrechte die Bundesmacht und Reichsgewalt erhöhen und kräftigen, ſo zwar, daß Deutſchland fortan nur ein Heerweſen, nur eine Vertretung gegenüber dem Auslande, ein nationales Syſtem des Handels, des Verkehrs- und Zollweſens, der Waſſerſtraßen, Eiſenbahnen und Poſten, ferner die Einheit von Maß, Gewicht und Münze beſäße. Ebenſo müßte die geſammte Civil- und Strafgeſetzgebung, ſammt dem Gerichtsverfahren vereinheitlicht und ein höchſter Nationalgerichtshof („Bundesgericht“) geſchaffen werden. „Die Freiheitsrechte“ der Nation müßten mit feſten Bürgſchaften verſehen werden — (aus welcher Redensart dann die unendliche Schraube der Grundrechtedebatte hervorwuchs). Schließlich zeichnete das Programm dem Vorparlament deſſen Beſtimmung und Aufgabe vor. Dieſe ſollte ſein, auf Grundlage der angegebenen Beſtimmungen die Einberufung einer konſtituirenden Nationalverſammlung zu beſchließen. Die Einberufung ſelbſt müßte aber durch die bisherige Bundesbehörde, d. h. durch den Bundestag geſchehen, welcher jedoch durch „Vertrauensmänner“ zu verſtärken wäre. Außerdem ſollte das Vorparlament einen Ausſchuß beſtellen, welcher, zu Frankfurt in Permanenz tagend, die Vollziehung der Beſchlüſſe der Verſammlung zu überwachen hätte, ſo zu ſagen dem Bundestag, welcher zwar nicht ſo klug, aber doch ſo ſchwerfällig wie ein Elephant war, als lenkender und ſtachelnder Kornak auf den Nacken geſetzt werden ſollte. (Das arme Bieſt hat dann auch richtig ganz gelehrig die von ihm verlangten Kunſtſtücke gemacht.)

Man wird zugeben müſſen, daß der Grund-, Um- und Aufriß des babyloniſchen Thurms, d. h. das Programm der Sieben, gar nicht übel ſich anſah. Leider hatte das Ding die bedenklichſte Aehnlichkeit mit dem berühmten Pferde von Arioſto's verrücktem Roland, welches bekanntlich alle vortrefflichen Eigenſchaften beſaß, nur war es todt. Das Fundament von dem liberalen Reichsverfaſſungsthurm ſollte und mußte ja der gute Wille, der erleuchtete Freiſinn, die patriotiſche Opferfreudigkeit der deutſchen Fürſten ſein. Auf was das in Wirklichkeit bauen hieß, darüber konnten ſich nur die „beſten und edelſten“ Männer deutſcher Nation verblenden und täuſchen. Soweit konnte man nur kommen, wenn man vor lauter Klugheit ganz dumm geworden war. Aber die Herren wollten ihren Willen haben. Da half keine Erinnerung, keine Thatſache. Der ganze Verlauf der deutſchen Geſchichte lieferte den Gegenbeweis — und was für einen ſchmerzlichen Gegenbeweis! — von dem, was die Beſt- und Biedermaier glaubten und glauben machen wollten; aber was hatte das zu ſagen? Vergeblich war es auch, dieſen Mattherzen unter anderen Argumenten das entgegenzuhalten, die Tauſende, die Hunderttauſende, die Millionen von deutſchen Handwerkern und Bauern fänden ſich drüben in Amerika doch immerhin ſehr leicht und raſch in das erſchreckliche Unglück der Fürſtenloſigkeit; ſie wollten aus naheliegenden Gründen in dieſem Unglück den Weltuntergang ſehen und logen ſich ſelbſt und anderen vor, die deutſchen Fürſten hätten gar keine andere Wahl und auch keinen anderen Willen mehr, als nach ihrem, der Beſt- und Biedermaier, konſtitutionellem Dudelſack zu tanzen. Die Folge iſt geweſen, daß die als ſo bereitwillig vorausgeſetzten Tänzer, d. h. in Wahrheit Nichttänzer den Dudelſack ergriffen und denſelben den Muſikanten unſanft um die Vertrauensduſelköpfe ſchlugen.

Das prophezeiten den Herren Liberalen die Sprecher, welche der Radikalismus in Frankfurt vorſchickte, um die Sache der Republik zu führen, ſchon am 29. Märzabend im „Weidenbuſch", in deſſen großem Sal auch etliche Bundestagsgeſandte unter der bunten Menge von „Volksvertretern" ſich herumdrückten. Dieſen armen Schluckern von Diplomaten muß, als ſie die Frage: Monarchie oder Republik? in ſehr undiplomatiſchen Tiſchreden, d. h. von den Tiſchen herab erörtern hörten, ungefähr zu Muthe geweſen ſein, als wandelten ſie durch ein Märchen von Kallot-Hoffmann. In der Vorderreihe der Republikaner redeten Guſtav von Struve und Friedrich Hecker, welche beide in den Oppoſitionskämpfen ihres Heimatlandes Baden ſich die Sporen verdient hatten; jener mehr als Publiziſt, dieſer als Klubb- und Kammerredner. Daß Struve und Hecker Männer von Ehre, Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue waren, haben ſelbſt ihre giftigſten Feinde, d. h. ihre früheren badiſchen Mitrepublikaner und ſpäteren monarchiſchen Gegner nicht zu beſtreiten gewagt. Beide waren aber auch, was Schillers Philipp von Spanien „ſonderbare Schwärmer" zu nennen pflegte, obzwar ſie auf verſchiedenen Wegen zu ihrer Schwärmerei gelangt waren: Struve auf dem Wege logiſcher Abſtraktion, Hecker auf dem Stege phantaſtiſcher Intuition. Wunderlicher Weiſe überphantaſirte der trockene Abſtraktor Struve, welcher von Pflanzenkoſt lebte wie ein indiſcher Jogi, dann doch wieder den Heißſporn Hecker, in welchem, phyſiſch und moraliſch angeſehen, das Ideal eines flotten Burſchen, der Typus eines Korpsſenior ohne Furcht und Tadel verkörpert war. Seine Begeiſterung für die Republik gab ſich als eine glühende und ſie war es; aber — und das vollendet das Bild des Romantikers — durch die rothen Roſen ſeiner Rede ſchlängelte ſich häufig und plötzlich die blaſſe Skepſis. Struve, welcher in dem Glauben an ſein Ideal ganz aufging, bis zum Fanatismus aufging und bis in ſeine Fingerſpitzen hinaus überzeugt war, daß das Vorparlament die deutſche Republik nicht allein dekretiren *müßte*, ſondern auch mit vollem Erfolge dekretiren *könnte*, iſt viel weniger auf der Erde und unter den Menſchen heimiſch geweſen als Hecker, der aus einem Bürger von Wolkenkukuksheim ohne allzu große Bemühung mitunter wieder ein ſcharfſichtiger mannheimer Advokat wurde, welcher nicht anſtand, zu ſagen, daß es ein eitel und vergeblich Wagen, den deutſchen Philiſter zum Republikaner machen zu wollen. Er hat ſich auch nur ſo zwiſchenhinein der Illuſion hingegeben, daß vom Vorparlament ein Wahrſpruch zu Gunſten der Republik zu erwarten ſei, oder der Hoffnung, daß jetzt, zu Ende des März, in Deutſchland für das republikaniſche Prinzip überhaupt noch etwas Belangreiches zu thun ſei. Aber er hielt es für ſeine Pflicht, unter *dieſen* und unter allen Umſtänden für ſein Ideal einzutreten, und dieſes Pflichtgefühl, welches mit einer erklecklichen Doſis von Eitelkeit recht wohl ſich vertrug, hat ihn dann zu jener verſpäteten republikaniſchen Schilderhebung getrieben, deren Erfolgloſigkeit er ſelber vielleicht ſo deutlich vorausſah wie irgendeiner.

Unendlich viel beſſer als Hecker und Struve eignete ſich zu einem Führer und Leiter der Demokratie auf parlamentariſchem Boden Robert Blum aus Leipzig, der häßlichſte Mann ſeiner Zeit und zweifelsohne einer der beſten — natürlich nicht im Sinne der Beſt- und Biedermaier. Dieſe haßten in Blum den geborenen Tribun, haßten ihn um ſo mehr, als ſie wußten, daß er alle die liberalen Kniffe und Pfiffe aus dem Grunde kannte, und die „Beſten und Edelſten“ haben dann auch bei ſeiner Ermordung ihre Befriedigung, ja ihr Entzücken nur ſchlecht oder gar nicht verhehlt. Blum verband mit dem Ausſehen und Gebaren des Proletariers die Anſchauungen und Ueberzeugungen der demokratiſch geſtimmten Fraktion des deutſchen Bürgerthums. Ueber das Durchſchnittsmittelmaß, welches die Menſchen von 1848 kennzeichnete, ragte auch Blum nicht empor; aber wenn man die herben Hinderniſſe bedenkt, welche ſich dieſem Proletarierkind auf ſeiner Lebens- und Bildungsbahn entgegengeſtellt hatten, ſo wird man namentlich den feinfühligen und feinhörigen Takt bewundern müſſen, womit er ſich in dem Getriebe der Politik zurechtfand. Seine Rednergabe war ſehr bedeutend; nicht ganz phraſenlos, aber doch immer ſo, daß ſie ein gebildetes Ohr anſprach, den erfahrenen Verſtand beſchäftigte und zugleich das Volksherz ſympathiſch berührte. Republikaner aus Neigung und Ueberzeugung, glaubte er den Konſtitutionellen von vornherein das Zugeſtändniß machen zu müſſen, daß die Republik, wenn überhaupt erreichbar, nur auf konſtitutionell-monarchiſchen Umwegen zu erreichen ſei. Für ſeinen Werth als Menſch und Bürger, für ſeine Treue und Hingebung zeugt unwiderſprechlich ſein Grab in der Brigittenau. Selbſt Fürſt Windiſchgrätz, welcher doch gar nicht nahe dabei geſtanden, als das Pulver erfunden worden, begriff, daß er in der Perſon Blums einen Hauptmann umbringen zu laſſen Gelegenheit habe.

Wie die drei genannten radikalen Führer redliche Männer waren, ſo könnte nur die Parteiverbohrtheit beſtreiten wollen, daß auch die Führer der Liberalen der Mehrzahl nach redlich und uneigennützig geſinnt geweſen ſeien. Der Mehrzahl nach! Denn es gab welche darunter, welche ihre Staatsmänniſchkeit doch ſehr privatgeſchäftlimacheriſch betrieben und es ſehr gut verſtanden, die arme Patria zu einer volleuterigen Privatmilchkuh zu machen. Auf den Platz des erſten Führers der Konſtitutionellen haben beim Zuſammentreten des Vorparlaments die Umſtände den Herrn Heinrich von Gagern geſtellt, Sohn jenes Herrn Hans von Gagern, welcher als „deutſcher Patriot“ berühmt geworden, weil er beim wiener Kongreſſe ſeinem damaligen Dienſtherrn, dem König von Holland, möglichſt viel deutſches Land zuzuſchanzen eifrigſt befliſſen geweſen war. Herr Heinrich von Gagern konnte nach Begabung, Bildung, Stimmung und Haltung als der vollendete Ausdruck des patentirten Liberalismus gelten, welchen er aber vornehm zu repräſentiren verſtand. Hinter dieſem vornehmen Schein war des Mannes Sein das der entſchiedenſten Alltäglichkeit und Großes iſt niemals an ihm geweſen, ausgenommen ſeine Augenbrauen. Zum „großen“ Mann hat ihn vornehmlich der deutſche Profeſſorenreſpekt vor ſeinem freiherrlichen Titel und Wappen gemacht. Der liberale Philiſter ſodann war allum ganz glücklich darüber, dieſes Großmannspatent anzuerkennen und das ſtattliche Urbild ſeines eigenen Weſens als den „Allerbeſten und Alleredelſten der Beſten und Edelſten“ verehren zu ſehen und geräuſchvoll mitverehren zu dürfen.

Das Selbſtvertrauen des Herrn Heinrich von Gagern und damit die An- und Auſſpannung ſeiner an ſich beſcheidenen Kräfte mußte natürlich unter dem Anhauch des unermeßlichen Vertrauens, welches ſeine Partei in ihn ſetzte, beträchtlich zunehmen, und ſo war er eine Zeit lang, wofür er galt. Er gebärdete ſich als General und man gehorchte und folgte ihm. Der Erſte, welcher ein Stück Land einzäunte und zu den Andern ſagte: „Das iſt mein!“ hat ja bekanntlich auch Narren gefunden, die ihm glaubten. Die ganze Kunſt, Menſchen zu beherrſchen, beſteht darin, den Kommandoſtab mit einer Zuverſichtlichkeit zur Hand zu nehmen, als ſei die Berechtigung dazu ſelbſtverſtändlich. Dieſe Kunſt verſtand Herr von Gagern aus dem Fundamente. Im Uebrigen gereicht es ihm zur Ehre, daß er wenigſtens daheim und im Hauskleide den großen Mann nicht ſpielte. Am 2. April

Morgens 9 Uhr ſchrieb der alte Herr Hans von Gagern von Frankfurt aus an ſeinen älteſten und bedeutendſten Sohn Friedrich: „Im Ganzen ſind die Söhne (Heinrich und Max) mit dem Gang von geſtern zufrieden; jeder in ſeiner Art. Heinrich, ſich waſchend, ſehr ruhig, kam ex abrupto zu der Aeußerung: „„Welche Zeiten! Welche Armuth, daß ein ſo mittelmäßiger Kopf wie ich zu ſolcher Rolle kommt!"" Widerſpruch wäre unhöflich, volle und herzliche Zuſtimmung demnach. Aber es zeugt für die urſprünglich gute und gerade Sinnesweiſe des Mannes, daß er dieſes aus redlicher Selbſterkenntniß erfloſſene Armuthszeugniß in einem von ihm herausgegebenen Buche zu veröffentlichen nicht anſtand*). Oh, das geſchah nur, um den Widerſpruch herauszufordern, ſpottlacht Mephiſto. Nein! und dieſe ehrliche Selbſtbezeugung ſeiner Nichtgröße ehrt in den Augen von Urtheilsfähigen Herrn von Gagern mehr, unendlich viel mehr, erweiſ't unwiderſprechlicher den „vir integer", als es die einfältigen Schmeicheleien ſeiner Fartcatchers thaten, deren Unverſtand den liberalen Freiherrn recht hoch hinaufſchraubte, damit weithin ſichtbar würde, wie geringfügig ſeines Lichtes Leuchtkraft ſei. Nun, er hat den keckſten ſeiner „kühnen Griffe", d. h. die Selbſtüberhebung, mehr vorſtellen zu wollen, als er zu ſein vermochte, ſchwer gebüßt. Er, der eine Weile für den erſten Mann ſeiner Nation gegolten hatte, ſah ſich ſchließlich im Falle, von einem Dalwigk mit dem Sinekürchen eines darmheſſiſchen Geſandtſchaftspöſtleins ſich beſchenken zu laſſen. Ach, das Leben mit ſeinen gemeinen Anforderungen iſt ein harter Treiber und in unſerem Zeitalter einer bequemen Realpolitik, die alles anzunehmen und alles zu rechtfertigen weiß, iſt es nicht mehr Mode, daß öffentliche Charaktere auch dann, wann ſie zu glänzen aufgehört haben, noch als Gold ſich erweiſen. Das horaziſche: —

---

*) Das Leben des Generals Friedrich von Gagern, von Heinrich von Gagern, II, 688.

„Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Catonis“ —

iſt heutzutage unſeren realpolitiſchen Gelehrten unverſtändlicher als die altperſiſche Keil- und die altperuaniſche Quipus-Schrift, und arme „Prinzipienreiter“ wie Demoſthenes und Kato ſind in den Augen einer ebenfalls realpolitiſchen Jugend nur noch lächerliche Figuren. Herr von Gagern hat demnach recht gethan, wenn er die Lächerlichkeit der „Prinzipienreiterei“ nicht an und auf ſich kommen, ſondern vielmehr für ſeine Verdienſte um das deutſche Vaterland von Herrn von Dalwigk ſich zum Geſandten machen ließ. Hornau iſt nicht Kalauria und Darmſtadt iſt nicht Utika.

4.

Im Kaiſerſale des „Römer“ wurde am 31. März das „wilde“ Parlament unter dem Alterspräſidium des bremer Bürgermeiſters Smidt frühmorgens eröffnet. So die Bilder der alten Kaiſer rings an den Wänden hätten fühlen und reden können, ſie würden zu den Verſammelten geſagt haben: „Gebt euch keine Mühe! Ihr bringt ja doch nichts zu ſtande, wie wir zu unſerer Zeit auch nichts zu ſtande gebracht haben. Germania confusione regitur.“

Die deutſche Konfuſion offenbarte ſich auch richtig ſofort, als es galt, das Bureau der Verſammlung zu beſtellen. Herr Smidt ſchlug den Herrn von Gagern zum Vorſitze: vor. Murren links: „Wollen keine Miniſter!“ Bemerkung rechts: „Die Siebener ſind übereingekommen, daß keiner von ihnen den Vorſitz übernehmen dürfe.“ Höchſt unerquickliches Wahlgeſchäft überhaupt, die Abſtimmungsverſuche mittels Rechts- und Linkstretens in dem nicht ſehr geräumigen Sale ganz wirrſälig, endlich mit Ach und Krach Herr Mittermaier zum Präſidenten und die Herren Itzſtein, Blum, Dahlmann und Jordan zu Vicepräſidenten gewählt. Mittermaier war ein vortrefflicher Profeſſor, welcher, wenn er dornige oder übelduftende Partieen des Kriminalrechts zu erörtern hatte, eine friſche Roſe mit auf's Katheder zu bringen und damit, während er mörderiſche Beſtimmungen der Karolina citirte, anmuthige Schwenkungen auszuführen pflegte. Auch ein guter Menſch und Patriot war er, aber ein ſchlechter Präſident. Als ſolcher würde er, wo möglich, ſeine Sache noch ſchlechter gemacht haben, hätte ihm nicht der einzige ſeiner Beiſtänder, welcher ſo ein Geſchäft verſtand, zeitweilig helfend unter die rathloſen Arme gegriffen, Robert Blum.

Gegen 10 Uhr zog das „Stegreifparlament", wie man es ebenfalls paſſend genannt hat, vom Römer durch die Reihen der Frankfurter Bürgerwehr unter Glockengeläute und Geſchützdonner, unter Halloh und Hurrah zu ſeinem eigentlichen Sitzungsort, in die ſäulenumſäumte, hochbekuppelte, ſchwarzrothgolden geſchmückte Rotunde der Paulskirche, allwo Herr Mittermaier, ein feiner Kathedermann mit Silberhaar und Silberbart, ſeinen Vorſitzerſpruch that. Darin war viel vom „Rieſen Volksgeiſt", mehr von den „Millionen unſerer deutſchen Brüder", am meiſten von der „Freiheit" und von den „Volkswünſchen" die Rede, aber von den Fürſten gar nicht. Das mißfiel ſichtbarlich der Mehrheit der Verſammlung und verſtimmte ſie gegen den Präſidenten, was für dieſen ſein ſchwieriges Amt noch bedeutend ſchwieriger machte. Die liberalen Leiter der Mehrheit hatten unter ſich abgekartet, daß vor allem die brennende Frage: Monarchie oder Republik? gelöſcht werden müßte. Die Anweſenheit der Halseiſenmänner aus dem Norden und der rheinländiſchen Lebemänner aus dem Weſten, ſammt der maſſenhaften Einfuhr darmheſſiſcher Angſtphiliſter, verbürgte ihnen die Durchſetzung ihrer monarchiſchen An- und Abſicht.

Die radikale Minderheit in der Verſammlung führte alsbald die Gelegenheit hierzu herbei, indem ſie ihr Programm, das republikaniſche, verbrachte, als der Vorſitzende das monarchiſche Programm des Siebener-Ausſchuſſes auf die Tagesordnung ſetzte. Struve betritt die Rednerbühne und entwickelt das in 15 Punkte gefaßte Manifeſt der Demokratie, welches an Beſtimmtheit und Deutlichkeit ſo ganz und gar nichts vermiſſen läßt, daß jedes Mitglied der Mehrheit, zumal jedes norddeutſche mit dem frommen Helden Virgils im 2. Geſange von ſich ſagen kann:

> „Schrecken befällt mich, aufbäumt ſich das Haar und die Stimme
> verſagt mir".

Denn die Eſſenz des ſtruve'ſchen Antrags iſt keine andere als die, die halbe Revolution zu einer ganzen zu machen, die Monarchie abzuthun und Deutſchland in eine Föderativrepublik umzuſchaffen, womit ſofort der praktiſche Anfang gemacht werden ſollte und zwar dadurch, daß das Vorparlament bis zum Zuſammentreten eines „frei gewählten" Parlaments in Frankfurt beiſammenbliebe und ſo zu ſagen als deutſcher Konvent die Führung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand nähme, namentlich mittels der Wahl eines „Vollziehungs-Ausſchuſſes".

Es war Sinn, Logik und Folgerichtigkeit in dieſem Programm, gar keine Frage. Aber einen ſolchen Antrag und zwar hoffnungsvoll vor eine Verſammlung bringen, deren ungeheure Mehrheit von vornherein entſchloſſen geweſen iſt, die Monarchie, d. h. die deutſchen Fürſtenherrſchaften zu halten, weil ſie dabei nicht nur perſönlich vielfach intereſſirt war, ſondern auch, weil ſie die Republik aufrichtig fürchtete — das hieß denn doch als einen richtigen Wolkenkukuksheimer ſich darſtellen und ausweiſen. Gegenüber einer ſolchen Nebelei waren diejenigen badiſchen Republikaner, welche gemeint hatten, ſtatt nach Frankfurt zu gehen, ſollte man lieber verſuchen, die Republik in Freiburg oder Offenburg oder Mannheim auszurufen, immerhin noch praktiſche Leute geweſen. Hecker ſelbſt war in jenen Tagen doch wieder Phantaſt genug, wunderwas vom Vorparlament zu hoffen. „Was zum Teufel — hatte ihm zu Offenburg einer der wenigen süddeutſchen

Demokraten geſagt, welchem der Märzſturm das Gehirn nicht wirbelig gemacht — erwarten Sie denn von einer Verſammlung, deren Mehrzahl aus Hof- und andern Unräthen, Profeſſoren, Mandarinen und Bonzen zuſammengeſetzt ſein wird? Wie können Sie von ſolchem Geziefer etwas Mannhaftes, von ſolchen Philiſtern etwas Revolutionäres hoffen?" — „Ich werde ſie terroriſiren," hatte Hecker geantwortet.

Terroriſiren? Was ſich die Menſchen nicht alles einbilden! Da bildete ſich nun ein gemüthlicher Mannheimer ein, er hätte das Zeug zu einem Wohlfahrtsausſchüßler à la 1793. Terroriſiren? Wenn Hecker und Struve alles, was von Terrorismus in ihnen, zuſammengethan hätten, es würde nicht ausgereicht haben, auch nur einen Floh zu terroriſiren . . .

Herr Schaffrath aus Sachſen beantragte einen Ausſchuß zur Prüfung des republikaniſchen Programms. Die Fürſtenfürchtigen merkten, daß damit gemeint ſei, dieſes Programm ſollte dem monarchiſchen als ein gleichberechtigter Berathungsgegenſtand gegenübergeſtellt werden. Die „brennende" Frage brannte alſo wieder auf wie ein rechter Feuerteufel. Herbei mit den Löſchgeräthſchaften! Se. Excellenz von Gagern führte nicht ungeſchickt ſein Miniſter-Wendrohr, um daraus das kalte Angſtwaſſer des Liberalismus auf den ſtruve'ſchen Antrag zu ſpritzen. Er dokumentirte ſich recht als einen Mann nach dem Herzen der Bourgeoiſie, indem er mit Nachdruck betonte, daß die Verkündigung von Grundſätzen, wie Herr von Struve ſie entwickelt habe, unmöglich zur „Wiederhebung des Kredits" beitragen könnte. Daneben verſchlug es ihm aber auch nichts, ein bißchen volksthumfarbig zu ſchillern. Mit jenem Biedermaier-Pathos, in welchem er ſtark war, beſchwor er ſchließlich die Verſammlung: „Sprechen Sie es aus, daß wir an der Monarchie feſthalten. Sagen Sie, daß es ſich beim ſtruve'ſchen Antrag nur um Vorſchläge ſeitens einer Minderheit handelt, die nach Problemen haſcht und unerreichbare Dinge anſtrebt. Sprechen Sie es aus, daß wir zwar eine Verſammlung bilden, welche die Freiheit will und um des Volks und der Volksſouveränetät willen beſteht, aber dem Prinzip der Monarchie im Staate treu bleibt und zugleich der Nothwendigkeit der Durchführung einer Einheit huldigt.“

Liberalismus locutus est. Zwar ſchlägt der geſunde Menſchenverſtand ob dieſer Staatsmänniſchkeit die Hände über dem Kopfe zuſammen und fragt voll Staunen: Wie kann ein Menſch von fünf richtigen Sinnen in *einem* Athem von Volksſouveränetät und von Monarchie reden? Dieſer darmheſſiſche Miniſter ſchwatzt ja genau wie jener darmheſſiſche Bauer: — „Republik wollen wir und unſern Großherzog wollen wir auch.“ Aber was thut das? Wer hat ſich bei ſolchen Vorfallenheiten um ſo ein Ding, wie der arme geſunde Menſchenverſtand iſt, zu kümmern? Eine richtige Realpolitik hat nicht auf die Klugheit, ſondern auf die Dummheit zu ſpekuliren. Tiefſter Blödſinn wird höchſte Weisheit, wird Offenbarung, ſobald die Menſchen daran *glauben*. Vgl. die chriſtliche und andere Dogmatiken. Die Mehrheit des Vorparlaments und mit ihr die ungeheure Mehrheit deutſcher Nation glaubte an den gagern'ſchen Gallimathias, folglich hatte Herr von Gagern recht und war ein großer Mann. Hatte recht und war ein großer Mann in den Augen eines Volkes, welches ſich „mit wenig Witz und viel Behagen“ als eine „Nation von Denkern und Kritikern“ anſchmeicheln läßt. Stünde dieſe ganze Volksſouveränetäts- und Monarchie-Geſchichte nicht aktenmäßig feſt, man müßte ſie für ein albernes Märchen halten. Im „tollen“ Jahre iſt eben alles möglich geweſen, nur nichts Geſcheites.

Neben dem Herrn von Gagern ſprachen mit beſonderer Erhitzung noch die Herren Welcker und Eiſenmann für die Monarchie. Der letztere brachte in Erinnerung, daß die konſtitutionelle Monarchie ihn ſchnödwiderrechtlich 15 Jahre lang im Kerker feſtgehalten habe, und rief dann begeiſtert aus: „Ich lebe und ſterbe für die konſtitutionelle Monarchie!“ Schade, daß die konſtitutionelle Monarchie dieſen Mikrokephalos nicht noch durch weitere 15 Kerkerjahre von ihrer Vortrefflichkeit zu überzeugen fortfuhr. Wie lange war es denn aber her, daß Herr Welcker in Heidelberg in einem Anfall demokratiſcher Wuthekſtaſe geſchrieen hatte: „Herunter müſſen die Kerle von ihren Thronen, herunter jetzt gleich!“? Oh, gar nicht lange war es her. Aber ſo konnte Anſtands halber doch ein neukreirter Herr Bundestagsgeſandter nicht mehr reden. Vogt aus Gießen wollte in höflichſter Weiſe auf dieſe Unmöglichkeit hinweiſen, indem er anhob: „Der Herr Abgeordnete oder vielmehr der Herr Bundestagsgeſandte Welcker“ — — Wilder Tumult, gemiſcht aus lachender Zuſtimmung und grollendem Tadel. Wahrheit wirkt bekanntlich auf Parteien wie Scharlach auf Bullen. Die fürſtenfürchtige Mehrheit im „wilden“ Parlament wüthete daher aus Leibeskräften gegen die Anſpielung Vogts auf das liberale Windfahnenthum. Der Präſident wußte dem Wirrwar nur dadurch zu ſteuern, daß er die Sitzung für eine halbe Stunde aufhob. Bei der Wiedereröffnung ſprach Blum wohlgewogene verſöhnliche Worte, die Verſammlung zum Bewußtſein ihrer Stellung und zur Wahrung ihrer Würde zurückrufend. Die kühleren Köpfe unter den Radikalen ſuchten einer ſofortigen Entſcheidung der Hauptfrage vorzubeugen. Vogt hatte bereits beantragt, daß für ſchleunige Berufung des wirklichen Parlaments geſorgt und demnach von dem Vorparlament vor allem der Wahlmodus berathen und feſtgeſtellt werden ſollte. Weſendonck führte das näher aus: — „Es iſt gleich verwerflich, dieſer Verſammlung die Republik oder die Monarchie aufzwingen zu wollen. Wir haben gar kein Mandat, die eine oder die andere zu dekretiren. Die wirkliche, vom ganzen Volke gewählte Nationalverſammlung wird dieſe Frage entſcheiden. Stellen Sie daher den erſten Paragraph des Siebener-Programms einſtweilen bei Seite. Man kann doch nicht den Bau mit dem Dache beginnen, nicht die Fürſtenrechte vor den Volksrechten berathen. Alſo vor allem die Nationalverſammlung. Will dieſe dann die Republik, ſo nehmen wir ſie an; will ſie die Monarchie, ſo nehmen wir ſie ebenfalls an. Denn darüber wenigſtens werden wir wohl einig ſein, daß wir unſere perſönlichen Anſichten dem durch die Nationalverſammlung repräſentirten Willen des deutſchen Volkes unterwerfen müſſen.“

Dieſe Anſchauung drang durch, inſofern beſchloſſen wurde, daß die Geſtaltung der konſtituirenden Nationalverſammlung der erſte Berathungsgegenſtand ſein ſollte. Bei Anhandnahme der Berathung malte die deutſche Gemüthlichkeit allerlei Phantasmagorieen auf den phraſenblauen Hintergrund weltbürgerlicher Illuſionen. Doch zeugte es dafür, daß der Märzhauch auch in der Bruſt der Liberalen noch nicht ganz erſtorben war, wenn die Verſammlung zu erklären beſchloß: — „Die Theilung Polens iſt ein ſchmachvolles Unrecht. Die Verſammlung anerkennt die heilige Pflicht des deutſchen Volkes, zur Wiederherſtellung Polens mitzuwirken.“ Schließlich kam man zu dem Beſchluſſe, daß je 50,000 Deutſche 1 Vertreter zum Nationalparlament abordnen, ſowie daß die Bewohner von Schleswig, Oſt- und Weſtpreußen, welche Länder bislang nicht im deutſchen Bundesverbande geweſen waren, dies ebenfalls thun ſollten.

Der Geſammteindruck der erſten Sitzung auf Urtheilsfähige war unzweifelhaft dieſer, daß die Republik verſpielt und die Monarchie gewonnen habe. Es war demnach eine bare Thorheit, daß die entſchiedenen Republikaner, welche ihr Ideal unter allen Umſtänden und um jeden Preis verwirklichen wollten, noch fernerweit an einer Verſammlung ſich betheiligten, von welcher ſie nach den Erfahrungen vom 31. März nichts mehr erwarten konnten. Wenn ſie überhaupt thun wollten, was ſie nachher thaten, ſo mußten ſie es auf der Stelle thun. Allein am Abend und in der Nacht brachten die Huldigungen, welche jubelnde Turnerſcharen und feurigblickende Schikſelchen in der „Mainluſt“ und anderwärts der Republik und den republikaniſchen

Führern zollten, brachten die Worte von Arndts Vaterlandslied und die Weiſe der Marſeillaiſe, brachten urdemokratiſche Schoppenſtecherreden von ſeiten frankfurter Couponsſchneider und ururdemokratiſche Händedrücke von ſeiten ſachſenhäuſer Proletarier, brachten rother Ingelheimer und weißer Nierſteiner, brachten Fahnenſchwenken und Fackelſchwingen die guten Bürger von Wolkenkukuksheim zu dem Wahnglauben, ſie würden ihre am 31. März erlittene Niederlage am 1. April rächen und gutmachen können. Am 1. April? Es iſt das, wie bekannt, der große Fopptag für alle, die ſich foppen laſſen.

5.

Zuvörderſt ließ ſich jedoch dieſer 1. April nicht übel an. Des „wilden" Parlaments embryoniſch-chaotiſcher Zuſtand ſchien überwunden zu ſein und die zur 10. Morgenſtunde eröffnete zweite Sitzung in zahmer Regelrichtigkeit verlaufen zu wollen. Es herrſchte an dieſem Vormittag eine recht angenehm-friſche Temperatur in der Verſammlung, als wäre eine demokratiſche Zugluft aus den erſten Märztagen bis heute irgendwo hängen geblieben und von dort unverſehens in die Paulskirche hineingeſchlüpft. Man verhandelte die Frage, wie zur Nationalverſammlung gewählt werden ſollte, und raſch und merkwürdig glatt und leidlich einmüthig folgten einander die Beſchlüſſe. Oberſter Grundſatz: Direkte Wahl. Die Wahlart ſei dem Ermeſſen der einzelnen Staaten anheimzugeben, jedoch unter dieſen bindenden Bedingungen: Wahlberechtigt und wählbar jeder nach dem Geſetze ſeines Heimatlandes Volljährige, die Wählbarkeit gänzlich unabhängig von Glaubens-, Standes- und Vermögensverhältniſſen; der zu Wählende braucht nicht *dem* Einzelſtaat anzugehören, in welchem er gewählt wird; endlich ſollen die politiſchen

Flüchtlinge, welche heimkehren und ihr heimiſches Bürgerrecht anſprechen wollen, wahlfähig und wählbar ſein. Durchweg freiſinnig und national, dieſe Erledigung der Parlamentswahlfrage.

Aber am Nachmittage kniſterte die „brennende" Frage doch wieder auf, nicht zu zündenden Flammen ausſchlagend, ſondern die Paulskirche nur mit häßlichen Qualm und Rauch erfüllend.

Einmüthig hatte man noch beſchloſſen, daß die Stadt Frankfurt der Sitz des konſtituirenden Parlaments ſein und dieſes im Mai, wo möglich am 1. Mai, zuſammentreten ſollte. Alles gut ſoweit. Weiterhin jedoch kamen häkelige Dinge zur Sprache. Die Liberalen wollten ſo raſch als möglich mit dem „wilden" Parlament ein Ende machen. Daher ſollte aus der Mitte deſſelben ein Ausſchuß von 15 oder 50 Mitgliedern beſtellt und dieſer Ausſchuß mit dem Bundestag in Beziehung geſetzt werden, um gemeinſchaftlich mit demſelben die oberſte Leitung der nationalen Angelegenheiten bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung zu handhaben. Der Bundestag, argumentirten die Royaliſten, ſei ganz handirlich und manierlich, auch gar nicht mehr „gefährlich", da die „Epuration" deſſelben bereits begonnen hätte und ihm auch von ſeiten der Regierungen geſandte „Vertrauensmänner" — Ludwig Uhland war ein ſolcher — als Ueberwacher zur Seite ſtänden. Die Abſicht der Liberalen hiebei war klar: ſie wollten ihren Kretinismus „Revolution auf geſetzlichem Boden" praktiziren, indem ſie ſich der Bundestagsmaſchine bedienten. Und zwar zu zweierlei Zwecken: denn erſtens ſollte dieſe Maſchine dem Parlament eine „legale" Baſis bereiten; zweitens ſollte die Verwendung dieſer Maſchine den Fürſten und ihrem geſammten Anhange die Garantie geben, daß der Liberalismus voll unterthänigen Reſpekts vor allem Beſtehenden ſei. Dieſe ganze Machenſchaft machte es nun auch handgreiflich, daß alle die Zugeſtändniſſe, wozu die Mehrheit des Vorparlaments in der

Wahlfrage ſich herbeigelaſſen hatte, nur eine ſpaniſche Wand waren, hinter welcher man ſchon jetzt die Lahmlegung der Souveränetät der Nationalverſammlung vorbereitete, indem man dieſelbe als einen Ausfluß der bisherigen Bundesverfaſſung, ſo zu ſagen als eine Schöpfung des Bundestags erſcheinen ließ. Alſo die Leitung der deutſchen „Revolution" der Rückwärtſerei in die Hände zu ſpielen, dem Parlamentskindlein den Bundestag zur Amme zu geben, — es war rührend unverſchämt.

Die Radikalen, hinſichtlich der Anzahl und Stimmung ihrer Gegner noch immer nicht gehörig aufgeklärt, verwarfen die Abſicht, den Bundestag wieder zu Ehren zu bringen, mit der gebührenden Verachtung und ſtellten der Ausſchuß-Idee den Antrag entgegen, das Vorparlament ſolle ſich permanent erklären, um bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung die Geſchicke Deutſchlands zu leiten. Es lag darin die Hoffnung ausgeſprochen, daß es auf dieſem Wege gelingen könnte, die vergeckte deutſche Bewegung doch noch ins rechte Geleiſe zu bringen.

Natürlich fröſtelte der Antrag auf Permanenzerklärung den ſämmtlichen Beſt- und Biedermaiern der Verſammlung ſchauerlich den Rücken hinauf. Auch empfindſamen Ein- oder Zweiachtelsdemokraten von der Farbe Venedey kam es ſo vor, als ſollte mit dieſem Antrag ein Schreckensregiment à la Konvent inaugurirt werden und als hörten ſie in der Ferne ſchon die Mordkläpſe des fallenden Guillotinemeſſers.

Die Liberalen ſchickten den Herrn Welcker vor, um ihre An- und Abſicht zu begründen, und er that es mit ſolchem Eifer, als wäre er nicht erſt ſeit 17 Tagen, ſondern ſeit doppelt ſo vielen Jahren Bundestagsgeſandter. Gegen ſeine Behauptungen ſprachen mit beſonderem Feuer der alte Itzſtein, Hecker, Raveaux und Jakobi aus Königsberg — der letztere all ſein Leben lang auch ſo ein „beklagenswerth-ſteifer Prinzipienreiter", welcher Rank und Schwank zur Apoſtaſie nicht finden kann, wann ſeine rückgratbeweglichen und leichtfüßigen Parteigenoſſen hurtig in dieſelbe hineinſpringen. Raveaux warf der liberalen Mehrheit die Wahrheit ins Geſicht: „Sie ſind eine revolutionäre Verſammlung!“ und meinte, dieſe müßte doch den Willen und den Muth haben, die Konſequenzen ihrer eigenen Exiſtenz zu ziehen. Hecker ſchloß ſeine feurige Begründung des Antrags auf Permanenzerklärung damit, daß er den Konſtitutionellen zurief: „Wer Alpha geſagt hat, muß auch Omega ſagen!“ Darin irrte er. Dem Hexeneinmaleins des Konſtitutionalismus — verdammt ſei der Bandwurm von Wort! — zufolge muß, wer A geſagt hat, keineswegs B, geſchweige Z ſagen; denn dieſes Hexeneinmaleins macht es ja auch glaublich, daß 2 mal 2 nicht gleich 4, ſondern gleich 3 oder 5 oder 7 ſei. Von der abſoluten Unlogik muß man keine Folgerichtigkeit verlangen oder erwarten. Gegen Welckers Darlegung, daß der vom Vorparlament zu beſtellende Ausſchuß recht wohl des Bundestags als eines „beſtehenden Organs“ ſich bedienen könnte, bemerkte Hecker: „Wenn der Ausſchuß eine der beſten Maßregeln in Vorſchlag bringt und der Bundestag ſanktionirt ſie oder er geht Arm in Arm mit dem Ausſchuß, ſo iſt die beſte Maßregel nicht bloß verdächtigt, ſondern geradezu in die Acht erklärt.“ Auch das war ein Irrthum. Der arme gute Michel begehrte ja in ſeiner Vertrauensſeligkeit nichts ſehnlicher als allem und jedem zu vertrauen, was ſeine „beſten und edelſten“ Männer ihm als vertrauenswürdig bezeichneten. Romantiker Hecker ſollte bald genug zu ſeinem eigenen Schaden erfahren, wie ſehr das deutſche Volk auf die Weiſung ſeiner „Beſten und Edelſten“ hin ſogar dem mehr oder weniger „epurirten“ Bundestage vertraute. Herr von Gagern gab ſchließlich den Ausſchlag wider die Permanenz, welche mit 368 Stimmen gegen 143 abgeworfen wurde.

Die Radikalen waren alſo an dieſem 1. April, auf welchen ſie geſtern thörichte Hoffnungen geſetzt hatten, ſo recht in den April geſchickt. Sie hätten jetzt ihr Bündel ſchnüren können und ſollen, falls ſie ſich nicht unbedingt dem Willen der Mehrheit unterordnen wollten. Aber ſie blieben, klammerten ſich noch an einen letzten Hoffnungsſtrohhalm und wunderlicher Weiſe ſollten ſie zu allerletzt von ſeiten der Konſtitutionellen noch eine Konceſſion oder Scheinkonceſſion erhalten, welche man unbegreiflich finden müßte, ſo man nicht wüßte, daß eben Logik ein Ding iſt, welches für den Konſtitutionalismus nicht exiſtirt.

6.

Es iſt ſogar von liberaler Seite her zugeſtanden worden, daß, nachdem der Mehrheitsbeſchluß: „Ein Ausſchuß von Fünfzig ſoll mit dem Bundestag ins Vernehmen treten und denſelben bei Wahrung der nationalen Intereſſen berathen“ — heraus war, die Mehrheit ihren Sieg „weder großmüthig noch ſtaatsmänniſch“ zu benutzen verſtand. Sie konnte und mußte den Riß zwiſchen Liberalismus und Radikalismus verkleiſtern und letzteren ſogar nöthigen, ihr Geſchäft mitzuthun, indem ſie ſeine „gefährlichſten“ Häuptlinge unter die Fünfzig einreihte. Statt deſſen verfuhr ſie mit der gewohnten Ausſchließlichkeit herrſchender Parteien, indem ihre Führer die — ſpäter wieder halb zurückgenommene — Loſung ausgaben, die Minderheit ſei bei der Ausſchußwahl nicht zu berückſichtigen. War das bloß eine liberale Dummheit oder wollte man boshaft-pfiffig mittels dieſer brutalen Herausforderung die Heißſporne der Demokratie zu verzweifelten Schritten treiben, um aus dieſen die Berechtigung zu ziehen, allen Hinderniſſen der liberalen Herrlichkeit raſch und gewaltſam ein Ende zu bereiten? Die Frage iſt mit Beſtimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen; doch iſt zu ſagen, daß nachmals in Frankfurt die Sage ging, die Herren Mathy und Baſſermann, welche in der 2. Hälfte des März von 1848 aus dem radikalſten Radikalismus in den treuunterthänigſten Liberalismus ſich hinübergemauſert hatten und bei denen in den erſten Apriltagen ſchon der erſte Flaum des Miniſter- und Staatsſekretäre-Gefieders anſetzte, — ja, die Herren Mathy und Baſſermann hätten Gagern und Konſorten den Rath gegeben, die „Eitelkeit“ Heckers durch Nichtberückſichtigung bei der Ausſchußwahl tödtlich zu beleidigen und dadurch die „Heckerlinge“ zu irgendeinem tollen Streiche aufzureizen, damit man die „ganze republikaniſche Blaſe“ mit einmal zerdrücken könnte. Protokolle pflegen über derartige Machenſchaften bekanntlich nicht aufgenommen zu werden und ſo müſſen wir dieſe Sage als ungreifbar in ihre Nebelregion zurückflattern laſſen.

War die Schlinge wirklich gelegt, ſo zeigte die dritte Sitzung des Vorparlaments in ihrem Verlaufe, daß die, welchen ſie gelegt war, wohl hineingehen würden. Die übelberathenen Radikalen machten einen Verſuch, in parlamentariſchen Kniffen und Pfiffen mit ihren Gegnern zu wetteifern, indem ſie durch Zitz aus Mainz den Antrag einbringen ließen: „Die Verſammlung möge erklären, bevor der Bundestag die Angelegenheit der Gründung einer konſtituirenden Nationalverſammlung an die Hand nehmen kann, ſoll ſich derſelbe von den verfaſſungswidrigen (karlsbader und wiener) Ausnahmebeſchlüſſen losſagen und aus ſeiner Mitte die Leute entfernen, welche zur Hervorrufung und Ausführung ſolcher Beſchlüſſe mitgewirkt haben.“ Die Abſicht dieſes Antrags ging deutlich genug dahin, entweder die Mehrheit zu nöthigen, eine neue Bundesbehörde zu fordern, oder aber die Mehrheit als mit dem alten Bundestag einverſtanden dem öffentlichen Abſcheu zu ſignaliſiren.

Herr Baſſermann unternahm es, den Sinn des geſtellten Antrags zu eskamotiren mittels eines jener Taſchenſpielerſtückchen, welche der konſtitutionellen Gaukel- und Schaukeldoktrin immer bequem zur Hand ſind. „Keine Hexerei, pure Geſchwindigkeit!“ Dieſe pure Geſchwindigkeit beſtand an dieſem 2. April darin, daß Herr Baſſermann vorſchlug, den zitziſchen Antrag anzunehmen, aber an die Stelle des Wörtchens „bevor" das Wörtchen „indem" zu ſetzen und an die Stelle der Worte „nehmen kann" das Wort „nimmt". Bürger Kapp aus Heidelberg, der alte ehrliche Kapp, welcher vordem den romantiſchen Dunkeler Schelling aus der Philoſophenmaſke herausgeprügelt hatte, merkte die Abſicht und wurde ſo verſtimmt, daß er wurzelmänniſch-rückſichtslos den „ſogenannten Bund und Bundestag als ein Verbündniß wälſchen Hochverraths mit ruſſiſchem Knutenthum" bezeichnete, „mitten im Herzen Deutſchlands vom Ausland geſchmiedet", und, wider alle diplomatiſche Kleiderordnung rebellirend ausrief: „In dieſer Frage wird ſich zeigen, wer es mit Lichte hält oder mit der Teufelei." Die Herren Liberalen lächelten aus der Höhe ihrer Staatsmänniſchkeit herab mitleidig über den „alten Polterer", welcher von der edeln Kunſt, ſich möglich zu machen, augenſcheinlich nicht die entfernteſte Vorſtellung hatte. Der Freiherr von Kloſen aus Baiern meinte, er „kämpfe nicht gerne mit Todten. Der metternichtige Bundestag ſei in den Märztagen von Wien geſtorben." Was der gute Freiherr wohl am 2. September von 1850, als der in den „glorreichen Märztagen" von 1848 metternichtig verſtorbene Bundestag ſchwarzenbergiſch wieder auferſtand, für ein Geſicht gemacht haben mag? Auf die Möglichkeit einer ſolchen Wiederauferſtehung wies Blum prophetiſch warnend hin, aber ſelbſtverſtändlich war ſeine ahnungsvolle Weisheit in den Augen der biedermaier'ſchen Dahl- und Duſelinge nur ſchwarzſichtige Thorheit. Viel mehr Gehör und Anklang fand das blonde Votum des Herrn Venedey: „Der Bundestag wird unſer Briefträger werden und darum haben wir ihn nöthig." Bürger Struve traf den Nagel auf den Kopf, als er ſagte: „Der baſſermanniſche Antrag unterſcheidet ſich von dem zitziſchen wie das Wort von der That. Wir verlangen eine That. Wir haben bittere Erfahrungen genug gemacht, um uns nicht wieder mit Worten beſcheiden zu laſſen." Aber es war kindlich, von der liberalen Biedermaierei eine „That" zu verlangen, welche ja nur eine revolutionäre ſein konnte; und es war noch kindlicher, die ohnehin ſchon ſiegesbewußte liberale Mehrheit noch ſiegesbewußter zu machen mittels der leeren Drohung: „Der Antrag von Zitz iſt der letzte von unſerer Seite gemachte Verſuch, ob wir noch weiter mit dieſer Verſammlung zuſammenbleiben und wirken können.“ Balladenmeiſter Uhland ſprach vertrauensvoll-dichteriſch für das baſſermanniſche „Indem“, verwies auf die „glühend im Oſten (in Wien) aufgeſtiegene Morgenröthe“ und ſchloß: „Ich glaube, daß, wenn der Frühling Sproſſen treibt, das alte Laub von ſelbſt abfällt“. Wohl, Meiſter Ludwig wird nach Verfluß von 14 Monaten und etlichen Tagen recht ſicht- und merkbar erfahren, von welcher Sorte Laub das nach dem Abfall des „alten“ aufgeſproßte liberale 48ger Laub, das Märzminiſterlaub eigentlich war. Herr von Gagern erinnerte, die „Epuration“ des Bundestags habe ja bereits begonnen, indem mehrere der mißliebigſten Geſandten von ihren Regierungen abberufen und durch vertrauenswürdige Männer erſetzt worden ſeien. Gegen dieſen Beſchwichtigungsverſuch redete dann Hecker mit ſchneidender Leidenſchaftlichkeit. Den während der Verhandlungen dieſes Tages von ſeiten der Liberalen ausgeworfenen Köder, man müſſe Männer von allen politiſchen Farben in den Fünfziger-Ausſchuß wählen trat er mit Füßen. „Wir wollen nicht gewählt ſein um den Preis, daß man Männer von der republikaniſchen Partei neben die alten Bundestagsgeſandten ſetzt und damit das Volk fangen will.“ Aber der greiſe Itzſtein erkannte mit der richtigen Witterung des wohlerfahrenen Debatters, daß das taſchenſpieleriſche „Indem“ mit ungeheurer Mehrheit obenauf ſei, und wollte daher, indem er ſich ſelber für dieſes unvermeidliche Indem erklärte, ſeinen Parteigenoſſen eine abermalige Abſtimmungsniederlage erſparen. Der ſehr deutliche Wink wurde nicht verſtanden oder nicht beachtet. Die Abſtimmung fand ſtatt und hatte ein leicht vorauszuſehendes Reſultat: das „Veter“ wurde mit großer Mehrheit verworfen. Die

Zuſammenberufung der „konſtituirenden" Nationalverſammlung war demnach in die Hände des Bundestags gelegt und die Reinigung deſſelben dem Zufall und dem Belieben anheimgegeben.

Sowie der Beſchluß herauswar, ging ein großer Rumor in der Paulskirche los. In der Verſammlung wogte und brauſete der Zorn der geſchlagenen Minderheit; auf den Galerieen raſaunete und trampelte die „öffentliche Meinung". Hecker und Struve ſtanden auf und führten ihr Fähnlein hinaus, — eben nur ein Fähnlein; denn es wurde nun handgreiflich offenbar, wie ſehr das ſogenannte „wilde" Parlament im Grunde ein zahmes: den republikaniſchen Generalen folgte eine Armee von ganzen 40, höchſtens 50 Mann. Es wäre doch ein gar zu ſtarkes Stück Wolkenkukuksheimerei geweſen, ſo ſich Hecker und Struve eingebildet hätten, die Mehrheit der Verſammlung oder auch nur eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern mit ſich hinausreißen zu können. Wenn ſie aber ſchlechterdings austreten wollten, ſo hätten ſie, nachdem ſie einmal draußen waren, auch draußen bleiben ſollen. Es war geradezu knäbiſch, durch einen Mehrheitsbeſchluß erſt zu einem „Jetzt thun wir nicht mehr mit!" ſich verſtimmen und hernach mittels Phraſen, von welchen die Radikalen ja wiſſen mußten, daß es nur Phraſen, zu einem „Jetzt thun wir wieder mit!" ſich umſtimmen zu laſſen. Heute der lächerlichen Illuſion nachgeben, man könnte mittels eines barſchen Austritts Berufung an das „Volk" einlegen, mittels des „Volkes" den ganzen vorparlamentariſchen Schwindel wegblaſen, die fürſtenfürchtige Mehrheit in alle Winde zerſtäuben, an deren Stelle als ein Quaſi-Konvent ſich aufthun, und dann morgen, auf eine Verſicherung von Seiten des Bundestags hin — ja, des Bundestags! — den parlamentariſchen Schwindel wieder mitſchwindeln, was war denn das für eine Politik? Die Politik ſolcher, von denen geſchrieben ſteht: „Puerilia tractant!"

Die Blum, Itzſtein, Jakobi, Raveaux und Vogt waren zu geſcheit, als daß ſie das Austrittsmanöver ihrer Geſinnungsgenoſſen mitgemacht hätten. Die beiden erſtgenannten bemühten ſich eifrig und geſchickt, den Wiedereintritt derſelben zu vermitteln, weil ſie guten Grund zu der Befürchtung hatten, das Beharren bei der Seceſſion würde nur die Machtloſigkeit der Seceſſioniſten aufdecken. Mitten in dem Trubel, welcher durch die Austrittsſcene veranlaßt worden, iſt eine Frage zur Sprache gekommen, deren Behandlung denkenden Leuten klarmachen mußte, daß es der Liberalismus bei ſeinen parlamentariſchen Evolutionen, jetzt und ſpäter, durchaus nur auf den Schwatz, nicht auf die That abgeſehen habe. Der Mainzer Glaubrech brachte nämlich den Antrag vor, die Verſammlung wolle beſchließen, daß der von ihr zu beſtellende Ausſchuß als eine ſeiner erſten Aufgaben die Herſtellung einer vollſtändigen Volksbewaffnung zur Hand nähme. In dieſem Vorſchlag prägte ſich der ganz richtige Gedanke der Demokraten aus, der Parlamentsidee die ſolide Unterlage einer organiſirten Volkswehr zu geben oder, mit anderen Worten, den durch die künftige Nationalverſammlung repräſentirten idealen Willen des deutſchen Volkes zu einer realen Macht zu geſtalten. Jedem, der nicht ein liberaler Plattſchädel und eine doktrinäre Dreipfennigſeele war, mußte der praktiſche Werth, mußte die abſolute Nothwendigkeit einleuchten, daß, wenn aus der deutſchen Reform etwas werden ſollte, ſchlechterdings eine Waffenmacht geſchaffen werden müßte, welche den Heerkräften, die man ja den Fürſten zur Verfügung gelaſſen hatte, die Stange halten könnte. Aber was half es, dämiſchen und dünkelhaften Doktrinären, welche mit den Spinngeweben der konſtitutionellen Theorie die drei gewaltigen Ismen, Partikularismus, Dynaſticismus und Abſolutismus, feſſeln zu können wähnten, Vernunft, Praxis und Muth zu predigen? Als Glaubrech ſeinen Antrag ganz ſachgemäß begründet hatte, ließ ſich die erwähnte blonde Fiſtelſtimme vernehmen: „Das Nothwendigſte iſt, eine Erklärung der Rechte des deutſchen

Volkes zu erlaſſen. Alles andere kann dann ſpäter kommen.“ Der dümmſte in der Paulskirche ſitzende Schwabe ſeinerſeits greinte: „Nehmen wir den Antrag Glaubrechs an, ſo handeln wir als proviſoriſche Regierung, was gewiß nicht gerechtfertigt wäre.“ Ein Herr Aßmann aus Braunſchweig meinte: „Leitet der Ausſchuß Volksbewaffnung ein, ſo entreißt er den Fürſten das wichtigſte Recht, das noch in ihren Händen iſt, das Recht, die Ordnung in Deutſchland von ſich aus herzuſtellen.“ Man ſieht, der Wackere trug ſein Knechtshalsband mit Bewußtſein. Der Liberalismus benahm ſich übrigens auch bei dieſer Gelegenheit echtliberal: er kaufte ſich mit Worten von der Verpflichtung, zu handeln, los. Die Mehrheit beſchloß nämlich, der Ausſchuß ſolle auf Volksbewaffnung in allen deutſchen Landen hinwirken — und damit war die Sache abgethan. Erwähnenswerth aber iſt um der hiſtoriſchen Gerechtigkeit willen, daß bei dieſer Gelegenheit die Stimme des Herrn Mathy im Sinne ſeines vormärzlichen beſſeren Selbſt zum letzten mal erſcholl, indem er für die „Beſchleunigung der ſo nothwendigen und dringenden Volksbewaffnung“ ſprach. „Wir müſſen die Volksbewaffnung haben, wie nach außen, ſo auch als die einzig-ſichere Garantie gegen Reaktion im Innern.“

Wenn in der Volkswehr-Debatte der vulgäre Liberalismus ſeinen Unverſtand und ſeine Feigheit breit und dick ſehen ließ, ſo ließ er ſeine Unwiſſenheit und Herzloſigkeit glänzen, ſobald die Verhandlungen über den Umkreis der Schablone liberaler Politik hinaus und in das Gebiet der ſozialen Fragen hinein ſtreiften. Dies konnte nicht ausbleiben, als die durch Herrn Jaup aus Darmſtadt im Namen von 68 Mitgliedern beantragten 12 Punkte einer deutſchen „Volkscharte“ hin- und hergeworfelt wurden. Blum und andere nahmen ſich warm der arbeitenden Klaſſen, der „armen Leute“ an und empfahlen, in den Entwurf der „Grundrechte“ aufzunehmen „ein volksthümliches Kreditſyſtem mit Ackerbau- und Arbeiterkaſſen; Schutz der Arbeit durch Einrichtungen und Maßregeln, um Arbeitsunfähige vor Mangel zu bewahren, Erwerbloſen Beſchäftigung zu verſchaffen, die Verfaſſung des Gewerbe- und Fabrikweſens den Bedürfniſſen der Zeit anzupaſſen; Schulunterricht für alle Klaſſen, Gewerbe und Berufe aus Staatsmitteln.“ Der Liberalismus, als politiſcher Ausdruck der Bourgeoiſie im ſchlechteſten Sinne des Wortes, ſuchte einſtweilen mittels der allzeit bereitwilligen Springſtange der Phraſe über die unbequeme Kluft, welche die ſozialen Fragen vor ihm aufthaten, hinwegzukommen. Dabei war es freilich fatal, daß er ſelbſt ſo viele Jahre hindurch, alle die Zeit von 1815 her die Arbeiter, die Proletarier im Namen der Freiheit und Gleichheit, im Namen des Naturrechts und des Hungers gegen die beſtehenden Gewalten aufgehetzt und aufgerufen hatte. Aber der Liberalismus, der nichts von Logik weiß, wußte ſich zu helfen. Der Herr Miniſter Römer aus Stuttgart erſchien auf der Rednerbühne und ſprach: „Meine Herren, Sie alle theilen gewiß die Sympathie für dieſe Leute und ich bitte durch Aufſtehen den Beweis zu geben.“ Der Liberalismus ſtand auf wie 400 von einem Draht gezogene Marionetten und damit — Punktum. Die ſoziale Frage war in ſeinen Augen gelöſ't . . . „Dieſe Leute!“ So lange es gegolten hatte, die Wälle und Mauern des Feudalſtaats und des abſoluten Polizeiſtaats niederzuwerfen, damit über die Trümmer hin die liberalen Matadore den Weg zu den Regierungsſeſſeln finden könnten, da hatten die Proletarier den liberalen Beſt- und Biedermaiern „liebe Brüder“ und „wackere Mitbürger“ geheißen. Jetzt aber, als ſich die lieben Brüder und wackeren Mitbürger hinter den zerriſſenen Wällen und zertrümmerten Mauern in voller Leibhaftigkeit aufrichteten und zu fragen begannen: „Wo ſind denn unſere Märzerrungenſchaften?“ da waren ſie für den Liberalismus nur noch „dieſe Leute“, welche man mit wohlfeiler, durch „Aufſtehen“ kundzugebender „Sympathie“ abſpeiſen wollte, unter Vorbehalt, daß, wenn dieſe Abſpeiſung nicht klecken ſollte, die Bajonnette und Kartätſchen des

Belagerungszuſtandes gegen die weiland „lieben Brüder" und „wackeren Mitbürger" zur Hilfe gerufen werden müßten. . . .

Inzwiſchen hatte der „hohe" Bundestag ganz ſo erbärmlich ſich benommen, wie es von dieſer „erlauchten" Behörde erwartet werden mußte. Noch am Abend vom 2. April hielt er Sitzung in jenem thurn- und taxis'ſchen Palaſt in der eſchenheimer Gaſſe, welcher das Ziel unzähliger Flüche geweſen iſt. Das Reſultat der Berathung war ein ſo ſchmachvoll-feiges, daß es allein ſchon hinreichte, zu beweiſen, wie ſchändlich der Liberalismus ſich beſudelte, indem er mit einer ſolchen Spott- und Dreckgeburt von Behörde Arm in Arm ging. Der Herr Graf Kolloredo, dazumal Bundestagspräſident, hinterbrachte Herrn Mittermaier, daß die Bundesverſammlung den Beſchlüſſen des Vorparlaments ſich fügen und den Fünfziger-Ausſchuß anerkennen werde; ſowie, daß diejenigen Geſandten, welche fühlten, der vom Vorparlament am 2. April gefaßte Beſchluß zielte auf ſie, ihre Entlaſſung bereits genommen hätten oder doch unverzüglich nehmen würden; endlich, daß ſämmtliche Geſandtſchaften ihren Regierungen dringlichſt gerathen hätten, den Bundestag ungeſäumt ſo neuzubilden, daß derſelbe das allgemeine Vertrauen erweckte.

Bei Eröffnung der Sitzung vom 3. April gab der Vorſitzer dem Vorparlamente dieſe Schlußnahmen der Herren im thurn- und taxis'ſchen Palaſte kund. „Papa" Itzſtein, welcher ſich geſtern ſchon abgemüht hatte, die Ausgetretenen wieder in die Verſammlung zurückzuführen, knüpfte an dieſe Präſidialeröffnung die Bemerkung, daß die vernommenen Bundestagsbeſchlüſſe „jeden Grund aufheben, welcher jene Männer veranlaßt hat, aus unſerer Mitte zu ſcheiden". Aus dem wirren Hin- und Herreden, welches folgte, glaubte Itzſtein das Ergebniß ziehen zu dürfen, daß ihn die Verſammlung, obzwar nicht ausdrücklich, bevollmächtigte, die Seceſſioniſten zum Wiedereintritt einzuladen. So faßte auch Hecker die Sache, als er, durch Itzſtein gerufen, mit ſeinen Parteigenoſſen wieder in der Paulskirche erſchien und von der Rednerbühne herab erklärte: „Weil die Verſammelten den Beſchluß gefaßt haben, uns einzuladen, an der Verſammlung wieder theilzunehmen, und weil die ſeit geſtern erfolgten Beſchlüſſe des Bundestags den Grund unſeres Austritts hinweggräumten, haben wir uns um des Vaterlandes willen für verpflichtet erachtet, in die Verſammlung wieder einzutreten.“

Dieſe hatte die Wiederkehr der Demokraten mit Beifall begrüßt; aber ſei es, daß die Mehrheit an der allerdings etwas ſelbſtgefällig lautenden Erklärung Heckers ſich ſtieß, ſei es aus bloßem Partei-Unverſtand, genug, die Liberalen machten den dummen Streich, bei der jetzt erfolgenden Wahl des Fünfziger-Ausſchuſſes die Heißſporne des Radikalismus zu übergehen, ſtatt dieſelben mit in dieſen Ausſchuß einzuwickeln und dadurch ebenſo „unſchädlich“ zu machen, wie ſie, den früher gefaßten Vorſatz, die Minderheit bei der Wahlhandlung gar nicht zu berückſichtigen, pfiffiger Weiſe aufgebend, die eigentlichen Strategen und Taktiker der Demokratie, die Blum, Itzſtein, Raveaux und Jakobi, durch Einwickelung in den Ausſchuß „unſchädlich“ machten. Hecker kam mit knappen 171 Stimmen als der Einundfünfzigſte, Struve mit nur 100 Stimmen als der Zweiundſechzigſte aus der Wahlurne hervor. Den leicht erregbaren Hecker muß es wie der bitterſte Spott getroffen haben, gerade als der Einundfünfzigſte der Fünfzig gewählt worden zu ſein. Es iſt, wie die Menſchen im Allgemeinen nun einmal ſind und wie der Fritz Hecker im Beſonderen war, ſehr fraglich, ob ohne dieſen Spott der Fritz jemals Veranlaſſung gegeben hätte, daß von ihm geſungen würde:

„Hecker blus im hellen Zorn
In ſein großes Putſcher-Horn.“

Wunderlich kontraſtirte mit der feindſeligen Ausſchließlichkeit, welche die liberale Mehrheit bei der Ausſchußwahlhandlung gegen die „urchigen“ Demokraten kundgab, der ſcheinbar ſcharfdemokratiſche Windſtoß, welcher plötzlich in die Verhandlungen dieſer 4. und letzten Sitzung des Vorparlaments vom 3. April hereinbrauſ'te, noch dazu losgelaſſen von Einem, welcher ſich ebenfalls gleich verſchiedenen anderen ſeiner badiſchen Landsleute in dieſen Tagen aus dem verpönten Radikalismus in den patentirten und brevetirten Liberalismus hinübermauſerte. Herr von Soiron aus Mannheim nämlich, welchem es in ſeinem keimenden neuen Gefieder noch nicht recht behaglich war und dem auch die Erinnerung im Kopfe ſpuken mochte, daß er erſt vor 14 Tagen noch, am 19. März, zu Offenburg feurige Toaſte auf die Republik ausgebracht hatte, — Herr von Soiron beantragte nämlich: „Die Verſammlung wolle erklären, daß die Berathung und Beſchlußnahme über die künftige Verfaſſung Deutſchlands einzig und allein der vom Volke zu erwählenden Nationalverſammlung zu überlaſſen ſei.“ Fehlte etwa noch etwas zur Deutlichkeit dieſes Antrags, ſo that es die Motivirung des Antragſtellers ſofort hinzu. „Ich bin — ſagte er — der Anſicht, daß endlich das deutſche Volk auf ſich vertrauen muß und vertrauen darf in dieſer kritiſchen Lage. Ich bin der Anſicht, daß wir heute laut und offen vor dem deutſchen Volke den Grundſatz der Volksſouveränetät im höchſten Maße ausſprechen ſollen.“ Ein ehrlicher Halsbandträger aus Hannover, Herr Siemens, entſetzte ſich, wie billig, über dieſen revolutionären Vorſchlag, von welchem er ſagte, derſelbe „paſſe nicht für Norddeutſchland. Für uns paßt nur, was auf Vereinbarung zwiſchen Fürſt und Volk beruht.“ Herr Aßmann aus Braunſchweig ſtellte den Gegenantrag: „Die konſtituirende Nationalverſammlung hat die Grundzüge der deutſchen Verfaſſung zu entwerfen und über deren Annahme mit den Fürſten Deutſchlands zu unterhandeln.“

So war dem Prinzip der Volksſouveränetät das Vereinbarungsprinzip deutlich gegenüber geſtellt. Herr Welcker wollte in ſeiner täppiſchen Weiſe den Gegenſätzen die Spitzen abbrechen und verſtieg ſich bis zu der Lächerlichkeit, zu ſagen: „Das ſind Dinge, um die ſich nur die Gelehrten ſtreiten.“ Er machte aber damit das Wirrſal nur hitziger und die Verſammlung brodelte und ſtrudelte wieder einmal recht anarchiſch durcheinander. Herr von Soiron erſchrak, vergaß in ſeinem Schrecken ſeine offenburger Toaſte vom 19. März gänzlich und beeilte ſich, den Beweis zu liefern, daß ſein erſchrecklicher Antrag, genau angeſehen, weiter nichts ſei als eine zweideutige Phraſe von der patentliberal-pausbackigen Sorte. „Ich bitte Sie — erläuterte er — überſehen Sie nicht, daß es in meinem Antrage heißt, der Nationalverſammlung ſei die Berathung und Beſchlußfaſſung einzig und allein zu überlaſſen, und denken Sie ſich das Wort überlaſſen mit ganz großer Schrift gedruckt. Sie werden dann finden, daß dieſer Antrag keinen Zwang gegen die Nationalverſammlung üben will, ſondern ihr durchaus überläßt, nachdem ſie mit ihrem Geſchäfte fertig geworden iſt, darüber Verträge mit den Fürſten abzuſchließen oder nicht.“ Der ganze Lärm war demnach ein Streit um des Kaiſers Bart, eine liberale Schnurre, eine konſtitutionelle Spiegelfechterei. Mit dieſer Motivirung konnte ſelbſt der ausbündigſte Rückwärtſer dem Antrage zuſtimmen und die Zuſtimmung der Verſammlung erfolgte denn auch unter großem Hallohen und Jubiliren. Die Menſchen ſind ja ungeheuer froh, wenn ſie mit Anſtand ſich als erbärmlich erweiſen können.

Um 4 Uhr Abends that Herr Mittermaier ſeine Abſchiedsrede und ſchloß die Sitzungen des „wilden“ Parlaments.

7.

Einer der ſchärfſtzangigen Krebſe, welche in dem Parteigeklüfte der Paulskirche damals und ſpäter aus- und einſchlüpften, Herr Jürgens aus Stadtoldendorf, hat geurtheilt: „In der Berufung und dem Verhalten des Vorparlaments war Sinn und

Konſequenz nur dann, wenn es entweder durch Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung eine Revolution im großen Stile begann oder aber ſich feſt und unentweglich den geſetzlichen Gewalten zur Seite ſtellte.“

Das iſt ganz unbeſtreitbar richtig. Was wollte, was that ſtatt deſſen die Mehrheit im Vorparlament, wie ſpäter in der Nationalverſammlung? Sie wollte zwiſchen dieſem Entweder und dieſem Oder einen Mittelweg ausfindig machen und wandeln, einen Mittelweg, welchen eben nur die liebe liberale Mittelmäßigkeit für den beſten Weg halten konnte. Sie wollte den Pelz waſchen, ohne ihn naß zu machen; ſie wollte ein Meſſer ohne Heft handhaben, dem die Klinge fehlte; ſie wollte ihren Kretinismus verwirklichen: eine Revolution zu machen ohne Revolution.

Daher das ſchnöde, unheilvolle, die ekelhafte Unſittlichkeit des Konſtitutionalismus handgreiflich veranſchaulichende Lug- und Trugſpiel, in welches die Liberalen ſich verſtrickten.

Sie ſpielten mit Legalität und Illegialität, mit Volksrechten und Fürſtenprivilegien wie Jongleurs mit Gummibällen. Sie proklamirten die Volksſouveränetät laut und wiſperten den Fürſten, Junkern und Pfaffen leiſe zu: Das iſt nur Spaß, nur façon de parler. Sie verletzten die Fürſten durch großwortige Befehle und ließen den Verletzten alle Mittel, ſich zu rächen. Sie thaten ſo, als führten ſie das Kommando in Deutſchland, und ließen doch den Fürſten die Verfügung über die Heere und die Finanzen. Sie ſchalten den Bundestag einen Leichnam, geſtatteten aber demſelben, weiter zu handiren, und traten mit ihm in Geſchäftsverbindung. Kurz, eine ſolche Verlogenheit und Unredlichkeit, wie der Liberalismus ſie im Vorparlament und ſpäter entwickelte, eine ſolche aus Unverſtand und Anmaßung zuſammengemantſchte Monſtruoſität, ein ſolcher Rattenkönig von Dünkel und Ohnmacht, von Pfiffigkeit und Blödſinn, von Pralhanſerei und Feigheit hat fürwahr ſelten die Augen denkender Menſchen beleidigt.

Aber auch die radikale Minderheit des Vorparlaments trifft der Schuldigſpruch der Geſchichte. Die Komödie des Austretens und Wiedereintretens war kindiſch. Da aber in dieſer Komödie ſelbſt die Anerkennung der Berechtigung der Verſammlung lag, ſo durfte, nachdem ſie einmal geſpielt und der Wiedereintritt der Republikaner geſchehen war, dieſe Berechtigung nicht ſofort wieder in Frage geſtellt werden, — auch dann nicht, als die Häuptlinge der „urchigen“ Demokratie in dem Fünfziger-Ausſchuß keinen Platz gefunden hatten. Hecker vor allen hätte ſeines eigenen Wortes vom Alpha und Omega ſich erinnern ſollen. Wer parlamentariſch A geſagt hatte, mußte auch parlamentariſch B ſagen u. ſ. w. bis zum Z. Wer den Parlamentarismus anerkannt hatte, durfte nicht, wenn der Parlamentarismus that, wie es ſeine Natur und Art war, vom Parlamentarismus an den Putſchismus appelliren. Das war nicht ehrlich, es war auch nicht politiſch, ſondern, mildeſt geſagt, knäbiſch-launenhaft, burſchikos-romantiſch.

Es geſchah aber doch und zwar hauptſächlich deßhalb, weil Hecker kein Charaktermann, ſondern ein Stimmungsmenſch war, welcher ſich als ſolcher auch noch viel ſpäter, noch in ſeinen alten Tagen manifeſtirte, da er nach den Ereigniſſen von 1866 keinen Anſtand nahm, zur heiligen Zündnadel zu beten. Er war unzweifelhaft rein und edel von Natur, voll Seelenſchwung und durchpulſ't von inniger Vaterlandsliebe. Nie, ſelbſt im Traume nicht, hätte er die Möglichkeit begriffen, daß man, um Miniſter zu werden, an ſeinem beſten Freunde zum Mouchard werden könne, oder daß man, um eine ordentliche Profeſſur oder Dergleichen zu ergattern, über eine beſiegte und geſtandrechtete Partei, welcher man früher ſelber angehörte, unter dem Titel von „Denkwürdigkeiten“ mit ſchlechtverhehlter Freude über die Standrechtsmorde ein ſerviles Läſterbuch zu ſchreiben im Stande iſt. Aber ebenſo wenig wie dieſe Möglichkeit vermochte er die Unräthlichkeit zu begreifen, den Maßſtab der eigenen hochgeſtimmten, ſturm-

und drangvollen Perſönlichkeit an die Durchſchnittsmenſchen — und dieſe machen die menſchliche Geſellſchaft aus — zu legen. Wer ſich zu einem Führer unter den Menſchen aufwirft, muß dieſe kennen; das iſt ſeine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Hecker kannte ſie nicht. Mit einer wahrhaft verblüffenden Naivetät hat er nach dem Mißlingen ſeiner Schilderhebung erzählt: „Täglich langten (zu Anfang Aprils) Briefe, Adreſſen, Deputationen bei Hecker und Struve an, von welchen man überzeugt war, daß ſie nicht bloß zu reden, ſondern auch zu handeln entſchloſſen ſeien. Man forderte ſie auf, die Republik auszurufen und mit den Waffen in der Hand vorwärts zu rücken. Stündlich mehrten ſich die feierlichen Zuſagen entſchloſſener Mitwirkung von ſeiten der Bürger und Soldaten; ſtündlich manifeſtirte ſich der Volksunwille energiſcher und wurde erklärt, daß, wenn ſich jene nicht an die Spitze ſtellten, das Volk für ſich handeln werde, da es nicht länger zurückzuhalten ſei. Und — ſollte man es glauben? — von jenen Adreſſanten, Briefſchreibern und perſönlich erſchienenen Aufforderern zogen ſich die meiſten im Momente des Handelns feige zurück oder arbeiteten geheim und offen der Erhebung entgegen" . . . All' ihr Götter, als ob das verwunderlich wäre? Dieſer naive Menſch hatte doch ſchon jahrelang in einer Deputirtenkammer geſeſſen, hatte jahrelang den konſtitutionellen Humbug mitgemacht und wußte noch nicht, daß derſelbe die Menſchen und die Völker demoraliſirt; wußte auch noch nicht, daß vom Worte zur That, vom Wünſchen zum Handeln ein unendlich weiter Weg iſt, welchen die ungeheure Mehrzahl der Leute gar nicht zurücklegen kann, ja nicht einmal zurücklegen will. Man ſieht, Hecker war ein Träumer und Illuſionär, und dieſe ſind nicht zum weltgeſchichtlichen Handeln gemacht. Dazu ſind die großen Helden und die großen Spitzbuben da, was Beides ſie häufig, meiſtens ſogar in einer und derſelben Perſon vorſtellen.

Während der Strudeltage des Vorparlaments hatte ſich das um Hecker und Struve geſcharte Fähnlein der „Urchigen“, deren ganze Politik in dem Zauberworte „Losſchlagen“ ſich zuſammenfaßte, durch fortwährende Reibung unter einander und mit der liberalen Staatsmänniſchkeit mehr und mehr erhitzt. Nach geſchehener Wahl des Fünfziger-Ausſchuſſes war vollends im „Wolfseck“, dem Hauptquartier der Losſchlägerei, gar kein Zweifel mehr, daß es jetzt „losgehen“ müßte. Wer in den vertrauten, vertrauteren und vertrauteſten Berathungen der „Heckerlinge“ und „Struvelpeter“, wie die Beſt- und Biedermaier die Anhänger der Republik verunnamſeten, einiges Bedenken gegen den Wahn, bei Aufpflanzung der republikaniſchen Fahne im Felde würde ſich in Südweſtdeutſchland das „Volk“ maſſenhaft für dieſelbe erheben, lautwerden ließ, mußte ſchon als ein in der Wolle gefärbter Republikaner bekannt ſein, um nicht ſcheel angeſehen zu werden. Als in einer dieſer Berathungen die Frage aufgeworfen wurde, wo man zuerſt losſchlagen ſollte, wurde Würtemberg genannt. Ein anweſender Schwabe glaubte ſeinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Er ſetzte, um ſein Heimatland wenigſtens vor dieſem Schwabenſtreiche zu bewahren, auseinander, daß und warum es in Würtemberg unmöglich „losgehen“ könnte. Seine lieben Landsleute ſeien gerade vollauf damit beſchäftigt, an dem vergoldeten und verzuckerten Firlefanz der „Märzerrungenſchaften“ ſich zu erluſtiren wie Kinder am Chriſtbaumströdel. Sie befänden ſich im höchſten Stadium, im Delirium ſo zu ſagen des Vertrauens zu ihren neugebackenen „Märzminiſtern“. Eine republikaniſche Schilderhebung in Würtemberg würde und müßte unfehlbar ſchmählich vergecken; denn — ſchloß der Mann aus Schwaben — „meine lieben Landsleute merken es gewöhnlich etwas ſpät, wenn ſie angeführt und angeſchmiert werden, und es wird deßhalb noch etliches Waſſer den Neckar hinabfließen, bevor ſie dahinterkommen, was es mit Märzerrungenſchaften und Märzminiſtern eigentlich für eine Bewandtniß habe“.

Daraufhin lautete die Frageſtellung: „Soll die republikaniſche

Fahne im Odenwald oder aber im badiſchen Seekreis erhoben werden?“ Die Entſcheidung fiel für den Seekreis und allerdings war dieſe Landſchaft die geeignetſte Stätte, falls es nämlich für einen von Anfang an hoffnungsloſen Verſuch überhaupt eine geeignete Stätte gab. Denn dort, in dem an der Schweizergränze langgeſtreckt ſich hinziehenden badiſchen Seekreiſe war ſchon ſeit längerer Zeit im republikaniſchen Sinne der Mann thätig geweſen, welcher die Volksbearbeitungskunſt in ganz Deutſchland am beſten verſtand und dieſe Kunſt mittels des Wortes und der Schrift mit ganzer Hingebung und höchſter Ausdauer übte. Joſeph Fickler, ein geborener „Wühler“, der, falls ſeine Anſchläge gelungen wären, jetzt ein großer Mann heißen und von denſelben verſtandesdürren und herzenstrockenen Propheten der richtigen Mittelmäßigkeit, welche jetzo von ihm nur wegwerfend als von einem „Wirthshausagitator“ reden, als ein großer Mann geprieſen würde, — Joſeph Fickler beſaß einen ſcharfen Verſtand und ein warmes Herz. Es hat im ganzen Bereiche der deutſchen Bewegung keinen zweiten Mann gegeben, welcher im Fühlen und Denken, im Reden und Thun ſo ganz und gar volksmänniſch war wie er. Aus der Anſchauung und Sinnesweiſe des Volkes heraus wirkte er auf daſſelbe von ſeinem Wohnort Konſtanz aus durch ſeine „Seeblätter“, ſowie durch ſeine häufigen Miſſionsreiſen. Seine Popularität im ganzen Seekreiſe, im Schwarzwalde, bis hinab ins Wieſenthal und hinüber in den Breisgau, war eine außerordentliche. Wenn die beabſichtigte republikaniſche Schilderhebung irgendeine Ausſicht auf Erfolg haben ſollte, ſo mußte die oberſte Führung bei Fickler ſein, welcher hiefür ganz andere Eigenſchaften und Fähigkeiten mitgebracht hätte, als ſie dem Romantiker Hecker und dem Doktrinär Struve zu Gebote ſtanden. Der geſcheite Ueberläufer Mathy wußte daher recht wohl, was er that, als er ſeinen Freund und Wohlthäter Fickler an die großherzogliche Polizei verrieth und überlieferte, zur Stunde, als der Verrathene von Karlsruhe nach

Konſtanz heimkehren wollte, um — was ihm freilich nachmals, nach dreizehnmonatlicher Haſt und Prozedur vor Gericht nicht bewieſen werden konnte — die mit ſeinen Parteigenoſſen verabredeten Rüſtungen zum Aufſtand ernſtlich in die Hand zu nehmen. . . . .

Ziehen wir, nochmals nach Frankfurt zurückblickend, die Summe der Verhandlungen des Vorparlaments, ſo ergibt ſich: — Konfuſion. Dieſe Verſammlung hatte nicht gewollt, was ſie gekonnt, und ſie konnte nicht, was ſie wollte. Ihre rechte Seite wollte den Liberalismus und Konſtitutionalismus über den Feudalismus, Abſolutismus und Klerikalismus triumphiren machen, d. h. unter Vorſchützung demokratiſcher Phraſen der Bourgeoiſie zu dauernder Herrſchaft verhelfen, und das alles, indem ſie mit den Fürſten, dem Adel und der Geiſtlichkeit ſich verband. Die linke Seite wollte die von ihren Gegnern proklamirte „Revolution auf geſetzlichem Boden" zu Gunſten der Demokratie wenden und merkte nicht, daß ſie ſich dadurch zur Mitſchuldigen eines volksbetrügeriſchen Kretinismus machte. Die linkſte Seite endlich hatte durch ihre bis zuletzt fortgeſetzte Betheiligung an der Verſammlung anerkannt, daß dieſe die legale Volksſouveränetät repräſentirte, und doch wollte ſie jetzt an eine illegale appelliren. Konfuſion! Konfuſion! Konfuſion!

II.

Putſch-Idyll.

1.

Am Abend vom 7. April hatten die Leute von der badiſchen Landtagsoppoſition in ihrem gewohnten Kneiplokal zu Karlsruhe zum letzten mal geſellig beiſammen geſeſſen. Die heute noch in ſüddeutſch-leichtlebiger, ſtudentiſch-geräuſchvoller Weiſe mitſammen getrunken, geraucht und geplaudert hatten, ſollten ſich morgen ſchon als Todfeinde gegenüberſtehen.

Unzählige ſolcher Riſſe ſind zu jener Zeit gewaltſam durch die deutſche Geſellſchaft gegangen. Menſchen, welche noch im März einander achteten und herzlich liebten, haben ſchon im April einander wie wilde Beſtien angeknurrt. Der politiſche Parteihaß nahm ſo ganz die giftige Form des religiöſen an, daß man leicht hätte glauben können, man befände ſich unter lauter Pfaffen und vernähme den fanatiſchen Zank um das Nichts katholiſcher oder proteſtantiſcher Dogmen, das Gepfauche, Gegeifer und Gezeter der Meßbuchleviten und der Bibelbonzen. Hüben und drüben tummelten ſich die gemeinſten Inſtinkte, die bösartigſten Leidenſchaften. Falls die Lügen, Leumundfälſchungen und Läſterungen, welche die Parteiwuth damals erfand und ausgehen ließ, zu einem Berge aufgethürmt werden könnten, *der* Berg würde bis zum Sirius emporreichen. Und das alles „um Hekuba“! Um

Perſonen, um Meinungen, um Farben, um Formeln, um Worte, um Buchſtaben, um nichts, — wenn nämlich die menſchliche Dummheit nichts wäre. Ja, die Menſchheit würde ſicherlich ein recht nettes Ding ſein, wäre ſie nur nicht aus Menſchen zuſammengeplätzt . . .

Die Geſellſchaft im „Pariſer Hof" brach auf. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder war ſchon zur Thüre hinaus, als ein Mann von gedrungenem, unterſetztem Gliederbau, auf deſſen breitem Nacken ein runder Kopf mit dunkeln Augen und energiſchem Geſichtsausdruck ſaß, etliche der noch Anweſenden in eine Fenſtervertiefung zog. „Ich muß heute noch fort," ſagte er raſch. — „Warum denn?" — „Ei, habt ihr denn nicht bemerkt, wie mich der Mathy von der Thürſchwelle des Nebenzimmers aus anſah, bevor er wegging? Sag' euch, das war ein Judasblick! Der Mathy wird mich verrathen." — „Bah, bah! Nicht auch vollends! Was denkſt du doch? Der Mathy ein Judas? Chimären! Geh' zu Bette und ſchlaf' deinen närriſchen Argwohn aus." Fickler ließ ſich bereden; allein ſchon im Begriffe, in's Bett zu ſteigen, ſagte er noch einmal zu den Freunden, welche ihn auf ſein Zimmer begleitet hatten: „Und ich ſag' euch, es wäre, beim Stral' geſcheiter, wenn ich heute noch abreiſ'te."

Als er am folgenden Morgen auf den Bahnhof kam, um mit dem um 8 Uhr nach dem Oberlande gehenden Zug abzureiſen, war Herr Mathy ſchon dort. Fickler ſaß bereits im Waggon, als der verrätheriſche Freund mit Poliziſten und Bahnhofbedienſteten an den Schlag herantrat und ſeine Begleiter aufforderte, den „Landesverräther" zu verhaften. Die Leute weigerten ſich, zu gehorchen. „Wo iſt der gerichtliche Verhaftsbefehl?" fragten ſie. Herr Mathy hatte auch auf dieſen Zwiſchenfall ſich vorgeſehen. Militär war in der Nähe. Er holte es herbei. „Auf meine Verantwortung als Mitglied der Abgeordnetenkammer, verhaftet dieſen Mann. Er iſt ein Landesverräther!" Dies

Wort that ſeine Wirkung. Fickler wurde aus dem Wagen geholt und als Gefangener in den Rathhausthurm abgeführt.

Daß Herr Mathy mit dieſem Stücklein das Beſte für das Mißlingen der republikaniſchen Schilderhebung gethan hat, unterliegt keinem Zweifel. Die geſchichtliche Wahrhaftigkeit fordert auch, daß geſagt werde, es habe ihm an einem geſetzlichen Vorwand, den Sbirren zu ſpielen, nicht gefehlt. Das Hofgericht in Bruchſal hatte nämlich eine Unterſuchung gegen Fickler angeordnet, weil derſelbe die am 2. April zu Achern tagende Volksverſammlung zur Verjagung der Fürſten aufgefordert, ſowie mit den Deutſchen in Frankreich und in der Schweiz, welche einen bewaffneten Einfall in Deutſchland beabſichtigten, Beziehungen unterhalten hätte. Der mathy'ſche Geſetzlichkeitseifer konnte ſeinem Lohne nicht entgehen. Wenige Tage darauf hatten die Demokraten Veranlaſſung, zu ſagen: Der Herr Miniſter Mathy kann ſich bei dem Mouchard Mathy bedanken. Gegenüber dieſer Verdammung erhoben die Liberalen Mathy's Sbirrenthat bis zu den Wolken. Der liberale Philiſter in ganz Süddeutſchland jubelte darüber hochauf. Er votirte Herrn Mathy eine Bürgerkrone, er pries ihn als einen „antiken Charakter", welcher, um das Vaterland vor Anarchie und Bürgerkrieg zu bewahren, ſeinen theuerſten Gefühlen Zwang angethan habe.

Nachdem Fickler hinter Schloß und Riegel, eilte der neugebackene „antike Charakter" und hoffnungsvolle Miniſterkandidat in ſeine Heimatſtadt Mannheim hinüber, um die Bürgerkrone in Empfang zu nehmen. Der Ruf ſeiner Großthat war ihm vorausgeflogen, allein das pfälziſch-lebhafte Volk in Mannheim verſtand dieſelbe leider ſo, daß es ernſtlich Miene machte, den Thäter in Stücke zu reißen. Die ganze Bürgerwehr mußte aufgeboten werden, ihn und ſeine Wohnung zu ſchützen; auch wurden zu dieſem Zwecke Truppen aus Karlsruhe requirirt. Unter dem Schutze der bewaffneten Bourgeoiſie verſuchte Herr Mathy vom Rathhausbalkon herab ſich zu rechtfertigen. Auch der

Verrath hat ſeine Logik, und wer A geſagt hat, muß B ſagen. Herr Mathy that alſo ſeinen theuerſten Gefühlen noch einmal Zwang an und redete beſt- und biedermänniſch auf dem mannheimer Marktplatz hinab: „Fickler war ein Landesverräther! Er hat mit den Fremden, mit den Franzoſen konſpirirt, um ſie zu einem bewaffneten Einfall in Baden zu veranlaſſen. Ich habe die Aktenſtücke, welche dies unzweifelhaft darthun, bei Mittermaier, dem Präſidenten der Abgeordnetenkammer, eingeſehen“. Natürlich wurde jetzo dem muthigen Vaterlandsretter die Bürgerkrone feierlich aufgeſetzt. Aber — oh, unbegreifliche Querköpfigkeit eines deutſchen Profeſſors! — Präſident Mittermaier ging her und erklärte in öffentlichen Blättern, Herr Mathy habe gelogen; er, Mittermaier, wiſſe nichts von den erfabelten Aktenſtücken. Dieſe „taktloſe“ Wahrheitsbezeugung erregte den Ingrimm des Herrn Beſt-, Bieder- und Baſſermann, welcher dem unglücklichen Profeſſor und Präſidenten auf die Stube rückte und ſo grob auf denſelben hineinſchimpfte, daß der alſo in der Staatsmänniſchkeit Unterwieſene vor Aerger alles Ernſtes erkrankte.

Zu ſeiner Vaterlandsrettungsrede war Mathy wahrſcheinlich begeiſtert werden durch die friſche Erinnerung an die vortrefflich rückwärtſige Wirkung, welche der ſogenannte „blinde Franzoſenlärm“ — in der Nacht vom 25. auf den 26. März ausgeborſten — im ſüdweſtlichen Deutſchland gethan hatte. Männer mit ſehenden Augen und hörenden Ohren waren ſchon damals überzeugt und haben es laut ausgeſprochen, daß dieſer dumme Lärm, dem zufolge die Franzoſen maſſenhaft über den Rhein gegangen ſein ſollten, um Deutſchland mit Brand und Raub und Mord heimzuſuchen, von Feinden der deutſchen Bewegung in Scene geſetzt werden ſei, um mittels dieſes Phantoms von franzöſiſchem Ein- und Ueberfall, welches in dem ganzen Lande zwiſchen Rhein und Donau ein ſo lächerliches Reiten, Rennen und Rumoren veranlaßte, dem Stadt- und Landphiliſter Angſt zu machen und den armen Michel ſchon jetzt mit Sehnſucht nach der

Ruhe und Ordnung der guten alten frommen Polizeiſtaatszeit zurückblicken zu laſſen. Herr Bekk, der badiſche Hauptminiſter dazumal, hat die Wahrheit geſprochen, wenn er in ſeiner Schrift über „die Bewegung in Baden" ſagte, der „blinde Franzoſenlärm" ſei amtlich aus Würtemberg nach Baden hinübergetragen worden; in der That, er war im erſtgenannten Lande fabrizirt.

Die erſte Idee dazu mag der Umſtand gegeben haben, daß nach der Februarrevolution die Deutſchen in Paris, vorweg die deutſchen Arbeiter, unter dem Vorſitze von Georg Herwegh zu einem demokratiſch-republikaniſchen Vereine ſich zuſammengethan und dann militäriſch ſich organiſirt hatten, zu einer 2 Bataillone ſtarken Legion, welche den „Brüdern in Deutſchland" zu Hilfe ziehen ſollte und wollte. Wunderlicher Weiſe waren die Hauptmacher dieſer Freiſchärlerei mit Ausnahme Herweghs lauter Herren „von": — Herr Adalbert von Bernſtedt, Herr Reinhart von Schimmelpennink, Herr Otto Julius Bernhart von Korvin. Während der Flitterwochen der Februarrepublik iſt in Paris viel Völkerſolidaritätspolitikſchwindel geſchwindelt worden und ſo unterſtützte denn auch die proviſoriſche Regierung das Projekt der Deutſchen in Paris, wobei ihr Neben- oder vielmehr Hauptzweck geweſen iſt, eine hübſche Anzahl beſchäftigungsloſer Arbeiter aus Paris und aus Frankreich abzuſchieben. Die Regierung ließ durch den Mund ihres Mitglieds Flocon den Hauptleuten das nöthige Geld zur Ausrüſtung der deutſchen Legion anbieten und Herwegh beging die märchenhafte Beſcheidenheit, nicht mehr als 2000 Francs zu fordern, worüber ſein praktiſcherer Begleiter Korvin als über eine koloſſale „Dummheit" ſich entſetzte. Denn — meinte er mit Recht — „Herweghs Abneigung, überhaupt Geld von der franzöſiſchen Regierung zu nehmen, hatte zwar in einer ehrenhaften Regung ihren Grund; allein da er ſich einmal entſchloß, überhaupt etwas zu nehmen, ſo mußte es doch dem Zweck entſprechen." Mit 2000 Francs eine Legion von mehr als 1000 Mann ausrüſten zu wollen, war allerdings ſehr dichteriſch.

Indeſſen, die Leute hatten guten Willen und thaten für ihre Ausrüſtung das Meiſte ſelber, ſo daß in den letzten Märztagen die Legion in zwei Scharen von Paris nach Straßburg abrücken konnte. Schon auf dem Marſche machte ſich die gänzliche Unfähigkeit und Unerfahrenheit der meiſten Führer, wie nicht minder die disziplinloſe Handwerksburſchenbummelei der Mannſchaft ſo unangenehm bemerkbar, daß der klägliche Ausgang des ganzen Unternehmens mit Beſtimmtheit vorherzuſehen und vorauszuſagen war. In Straßburg angelangt, erfuhr die Legion ſofort, daß die franzöſiſche Regierung ſich ganz und gar nicht mehr um ſie bekümmerte. „Hätten die Straßburger ſich unſer nicht freundlich angenommen — klagt der Homer dieſer traurigen Odyſſee, Herr von Korvin — wir hätten in dieſer Stadt verhungern müſſen.“

Die badiſche Regierung hatte natürlich alsbald ihre Augen auf dieſen in Straßburg angeſammelten „republikaniſchen Horden.“ Sie blickte mit derſelben Angſt auch nach der Schweiz hinüber, allwo, wie die Rede ging, in Bern und Biel deutſche Arbeiter ebenfalls zu einer Legion ſich ſcharten, welche ſich dem Bürger Hecker als Obmann der badiſchen Volksvereine oder auch dem Kommando der von Paris herkommenden Freiſchar zur Verfügung ſtellen ſollte. Die liberale deutſche Angſtphiliſterei offenbarte ſich in der kindiſchen Furcht vor dieſen „Legionen“, welche in der Wirklichkeit ſo dünn und dürftig ausſahen, in ihrer ganzen Länge und Breite und ihr gegenüber hatte Herwegh ganz recht, zu ſagen: „Iſt es möglich, ein ſolches Geſchrei zu erheben um ein paar Tauſend Deutſche“ — (es waren lange nicht ſo viele) — „die aus der Fremde in ihr Vaterland zurückkehren wollen und die zu dieſem Zwecke und im Intereſſe der Ordnung thun, was alle Welt jetzt thut, d. h. ſich vereinigen, um, wie ſie zuſammen gelitten haben, nun auch in der Heimat, nicht gegen die Heimat zuſammen zu kämpfen? Ihr wollt ſie mit Flinten und Kanonen, mit Feuer und Schwert empfangen, weil ſie bewaffnet erſcheinen? Edle Sprache der jungen deutſchen Freiheit! Entweder iſt es euch ernſt mit der allgemeinen Volksbewaffnung und dann könnt ihr keinen eurer Brüder davon ausſchließen, oder ihr fürchtet das bewaffnete Volk und dann ſeid ihr Heuchler, die nur von Volksbewaffnung reden, um einer ſchwankenden Popularität wieder auf die Beine zu helfen.“ Natürlich war es ſo. Die „Volksbewaffnung“ iſt nur eine Phraſe geweſen, die von Seiten der Liberalen gehandhabt wurde wie alle ihre übrigen großbrockigen Phraſen. Wirklich bewaffnet ſollte neben den Soldaten und Poliziſten nur noch der Angſtphiliſter ſelber ſein und die bis an die Zähne bewaffneten Gevatter Hof- und Geheimräthe, Hofſchneider und Hofköche haben denn auch unbedingt mit zu den heiterſten „Geſtalten“ des tollen Jahres gehört. Heulen war ihr Paßwort und Zähneklappern ihr Feldgeſchrei.

Daß die Rückwärtſer die Angſt der ſtädtiſchen und ländlichen Bourgeoiſie vor dem Freiſcharenweſen bis zur höchſten Potenz ſteigerten, iſt begreiflich; es entſprach das ganz ihrer Taktik. Daß man aber auf demokratiſcher Seite, wo man doch den jämmerlichen Ausgang der noch dazu unter den günſtigſten Umſtänden zur Sonderbundszeit in der Schweiz unternommenen Freiſcharenzüge noch ganz friſch im Gedächtniß haben mußte, von der Freiſchärlerei etwas Bedeutendes oder überhaupt nur etwas erwarten konnte, würde unbegreiflich ſein, ſo man nicht wüßte, daß gegen die Dummheit bekanntlich ſelbſt Götter vergeblich kämpfen, geſchweige einzelne hellſichtige Menſchen. Wer zu jener Zeit verdammt war, in demokratiſchen Verſammlungen als Demokrat gegen den ſouveränen Unverſtand ankämpfen zu müſſen, wird Ja und Amen dazu ſagen.

Die badiſche Regierung hatte auf ihrem Stand- oder vielmehr Wackelpunkte vollauf Urſache, beim Bundestag in Frankfurt und anderwärts die Freiſcharengefahrtrommel ſo heftig zu rühren, wie ſie eben that. Sie konnte ſich weder auf das ſtehende noch auf das ſitzende Heer, weder auf ihre Beamten noch auf ihre

Soldaten verlaſſen. „Die geſetzliche Autorität war durch die Aufregung und Agitation faſt überall gelähmt, in vielen Gegenden beinahe ganz wirkungslos“, bezeugt klagend der Herr Miniſter Bekk. Das Armeeweſen war verrottet, die Bildungsloſigkeit des Offizierskorps wußte und wollte nur den Kamaſchendienſtſchlendrian, die im Heere von oben herab gepflanzte und begünſtigte Junkerei und Flunkerei hatte die Soldaten erbittert und den von demokratiſcher Seite kommenden Belehrungen und Lockungen ſehr zugänglich gemacht. Die badiſche Regierung ſah ſich demzufolge anderweitig nach Hilfe um. Sie erwirkte in Frankfurt den Bundestagsbeſchluß, daß das 7. und 8. Korps der Bundesarmee (Baiern, Würtemberger, Darmheſſen und Badenſer) mobil gemacht würden, um nach Bedarf im ſüdweſtlichen Deutſchland verwendet zu werden. Der Beſchluß kam zur Ausführung und demnach waren ſchon in den erſten Tagen des April Truppenaufſtellungen getroffen, welche mehr als hinreichend geweſen ſind, jedes von „Putſch und Kompagnie“ unternommene Geſchäft ſofort zu einem bankerotten zu machen. Die karlsruher Regierung, auf die Nullität ihrer eigenen, den Soldaten verhaßten Generale aufmerkſam gemacht, trug auch Sorge, das Kommando über die badiſchen Truppen einem Nichtbadenſer zu übertragen, welcher für einen Mann von Talent und Energie galt, nämlich dem Herrn General Friedrich von Gagern, der bislang in holländiſchen Dienſten geſtanden hatte.

2.

Illuſionär Hecker war derweil am 8. April von Karlsruhe heim nach Mannheim gegangen, an demſelben Samſtag alſo, wo Herr Mathy vom Rathhausbalkon herab den guten Mannheimern eine Bürgerkrone abgel...ickert hatte. Die Stadt ſchwamm in triumphirender Angſtmaierei. Keine angenehme Temperatur demnach daſelbſt für Einen, der die Fahne der Republik aufzupflanzen im Begriffe war. Quer, dieſe Mathy-Atmoſphäre, ſehr quer! Der Plan der badiſchen Republikaner war geweſen, daß Fickler im Seekreis und Schwarzwald, Struve im Breisgau, Hecker in der Rhein- und Neckarlandſchaft den Aufſtand entfachen und kommandiren ſollte. Nun ſaß aber Fickler hinter Schloß und Riegel und die Stadt Mannheim ſammt Umgegend war zur Stunde ein Boden, auf welchem ein Mann in einer republikaniſchen Bluſe, mit Flößerſtiefeln an den Beinen und mit einer rothen Feder auf dem „Heckerhut“ nicht ungefährdet ſtehen konnte.

Daher — erzählt uns Hecker[*] — „verabſchiedete ich mich

---

[*] Hecker: Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutſche Republik. 2. Aufl. Straßburg 1848. Wo weiterhin im Text Aeußerungen Heckers angezogen werden, ſind ſie dieſen ſeinen Aufzeichnungen entnommen. Um das vorliegende Kapitel zu ſchreiben, habe ich mich durch einen ganzen Haufen von ungedruckten Privatmittheilungen und von gedrucktem Quellenmaterial hindurchgearbeitet, wie ſolches von beiden Parteien über den Aprilgang der badiſchen Republikaner geliefert worden iſt. Die werthvollſten Berichte von dieſer Seite ſind die, welche Hecker, Struve, Sigel und Mögling unmittelbar nach dem Scheitern der Inſurrektion niedergeſchrieben haben. Auf Möglings Relation und auf ſeine Denkwürdigkeiten („Briefe an meine Freunde“, Solothurn 1858) lege ich ein ſehr großes Gewicht, weil ich den braven „Hannes“ all ſein Lebenlang als einen durch und durch wahrhaftigen Mann gekannt habe. Auch Korvins Bericht (über die herwegh'ſche Expedition von 1848, wie über den badiſchen Aufſtand von 1849) iſt von Belang („Aus dem Leben eines Volkskämpfers,“ Amſterdam 1861, Bd. 3). Den weitaus wichtigſten Beitrag zur Geſchichte der „Bewegung in Baden 1848—49“ (Mannheim 1850) von royaliſtiſcher Seite her hat unter dieſem Titel der badiſche Miniſter J. B. Bekk geliefert. Auch das „Leben des Generals Friedrich von Gagern“ von ſeinem Bruder Heinrich von Gagern (Bd. 2, Abthlg. 2) iſt zu Rathe zu ziehen. Die „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der badiſchen Revolution“ von L. Häuſſer (Heidelberg 1851) ſind die grelle Parteiſchrift eines „liberalen“ Profeſſors. Im

Sonntags am 9. April mit Tagesanbruch von meinem Weibe, welches in Freud' und Leid treu und innig bei mir geſtanden, bei der ich in ungetrübtem häuslichem Glücke ſo oft Ruhe und Erſatz nach den Kämpfen des öffentlichen Lebens gefunden, drückte einen

---

Uebrigen bleibe ich meinem im 1. Bande durchgeführten Entſchluſſe, dieſes mein Buch nicht mit Noten-Ballaſt zu belaſten, getreu und werde daher, wo nicht ein zwingender Grund, eine Ausnahme zu machen, vorhanden, nur die dem ſchweizeriſchen Bundesarchiv entnommenen Originalmittheilungen unter dem Texte anführen. Wiſſende und rechtliche Urtheiler werden auch ohne Beifügung von Belegen und Citaten erkennen und anerkennen, daß ich gewiſſenhaft Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit erſtrebte, unwiſſende und unehrliche dagegen würden auch durch Quellenangaben, Belege und Citate weder weiſer gemacht noch zu einem redlichen und gerechten Verhalten gegen den Verfaſſer vermocht werden. Ich kenne meine lieben „Liberalen“.

Es iſt ſonſt bekanntlich nicht meine Art, mit meinen Gegnern mich herumzuzanken, weil ich es nicht der Mühe werth halte und meine Zeit beſſer benützen kann. Da mir aber, während ich obenſtehende Note ſchrieb, gerade einer ſo recht täppiſch zwiſchen die Beine lief, ſo will ich mich doch einmal bücken, um den Angreifer ein bißchen zu ſtreicheln.

Ein gewiſſer Herr von Hellwald aus Wien, „Mitglied der geographiſchen und zoologiſchen Geſellſchaft“ daſelbſt, hat ſich bemüſſigt gefunden, ein zweibändiges Buch über „Maximilian I., Kaiſer von Mexiko“ (Wien, Braumüller'ſche Hofbuchhandlung, 1869) herauszugeben, welches eine Verherrlichung des mexikaniſchen Kaiſerſchwindels bezweckt. An vielen Stellen dieſes byzantiniſchen Machwerks zieht der Urheber deſſelben die Gelegenheit an den Haaren herbei, gegen meine zu Anfang des Jahres 1868 erſchienene und ausdrücklich als ſolche bezeichnete Studie „Ein Trauerſpiel in Mexiko“ zu wüthen, weil ich in derſelben beſagtem Kaiſerſchwindel ſein hiſtoriſches Recht anthat, ohne dabei, wie jeder redliche und urtheilsfähige Leſer wird anerkennen müſſen, der Schonung zu vergeſſen, welche dem Unglück gebührt. Zu welcher Gattung von Vögeln das genannte ehrenwerthe Mitglied der wiener zoologiſchen Geſellſchaft gehört, erkennt man ſchon an der Feder, womit es in der Vorrede einen Hymnus auf den Bonapartismus ſchrieb, an der Feder, womit es daſelbſt den Deutſchen den Vorwurf machte, daß ſie gegen Napoleon den Dritten mißtrauiſch ſich verhielten. Wer entweder gar keine Ahnung hat, wie furchtbar Frankreich durch das Regiment

Kuß auf die Stirnen meiner drei ſchlafenden Kleinen und verließ mit der Zuverſicht, welche der Glaube an eine gerechte Sache gewährt, ein glänzendes Loos, getragen und gehoben von der Idee, zu kämpfen, zu ſiegen oder unterzugehen für die Befreiung

---

vom 2. Dezember korrumpirt und demoraliſirt worden iſt, oder wer ſchamlos genug, ſich zu ſtellen, als hätte er keine Ahnung davon, ſowie von dem nur allzu gerechtfertigten Mißtrauen Deutſchlands nach jener Seite hin, der mag auch der paſſende Skribent ſein, dem von A bis Z unſittlichen und faulen mexikaniſchen Kaiſerſchwindel mit ſeiner Geneſis von Miramon'ſchen Mördereien, Jecker Anleihen u. ſ. w. ein angeblich „hiſtoriſches“ Mäntelchen umzuthun. Der Herr von Hellwald hat in ſeinem glücklich bis zum Narrenhausreiſegrad gediehenen Dünkel dekretirt, meine Schrift ſei ein „Pamphlet“. Nun wohl, wenn das Wort in ſeinem urſprünglichen griechiſchen Sinne genommen wird, habe ich gar nichts dagegen einzuwenden. Ja, mein Büchlein iſt ein Pamphlet, es hat gewiſſe Leute gebrannt, ſchmerzlich gebrannt, mit dem rothglühenden Eiſen der Wahrhaftigkeit. Daraus erklärt es ſich, daß der Herr von Hellwald, ſei es aus eigenem Antrieb, ſei es in „höherem“ Auftrag, ſich gedrungen fühlte, zwei Bände entlang waſchweibiſch mich anzukeifen. Was würde wohl dieſer Herr ſagen, wenn ich ſein Buch eine „Speichelleckerei in 2 Bänden nennen wollte? Darum ſo nennen wollte, weil er zu jener Menſchenſorte gehört, die ſich behaglich die Hände reibt, wenn die Republikaner niedergeſchoſſen werden; dagegen in Zorngichter verfällt, wenn die Republikaner mal ſo frei ſind, ihrerſeits ebenfalls zu ſchießen . . . Das ehrenwerthe zoologiſche Mitglied erlaubte ſich, mir „wahrſcheinlich abſichtliche Irrthümer“ vorzuwerfen. Irren kann jeder und zur Zeit, wo ich meinen Eſſay ſchrieb und drucken ließ, waren viele ſeither für das Thema deſſelben aufgeſchloſſene Quellen noch gar nicht vorhanden, konnten alſo auch nicht von mir benützt werden. Wer mich aber „abſichtlicher“ Irrthümer zeiht, dem ſtoße ich dieſe infame Lüge in ſeinen Verleumderhals hinunter. Der Herr von Hellwald begnügte ſich aber nicht damit, mich zu verleumden, ſondern er ſchrak in ſeinem edeln Eifer auch nicht davor zurück, mir eine koloſſale Dummheit anzufälſchen. Ich hatte nämlich am Schluſſe des Vorworts zu meiner Studie geſagt: „Ich ließ ſie drucken, weil ſie ſchon in ihrer embryoniſchen Form als Vortrag den Fartcatchers des Cäſarismus wind- und wehgemacht hat, wie ich zu meiner großen Befriedigung erfuhr“. Dieſe Stelle hat der ehrenwerthe Herr von Hellwald dahin gefälſcht, ich hätte mich unſeres herrlichen Volkes und mitzuwirken bei ſeiner Erlöſung aus tauſendjähriger Knechtſchaft.“ Gewiß glaubte der Mann an das, was er ſagte, und ſeine Abſicht war ehrlich und edel. Ueberhaupt hat nur ſtupide Parteiwuth den Demokraten von 1848—49

---

gerühmt, „dem Tuilerien-Kabinett wind- und wehgemacht zu haben“. Das iſt ſo frech gelogen, daß ich vollauf berechtigt bin, zu ſagen: Mein ſehr ehrenwerther Herr von Hellwald, ziehen Sie gefälligſt den Fälſcherbalken aus Ihrem Auge, bevor ſie den angeblichen Irrthumſplitter in den Augen anderer verdammen! Mit der Ihnen, wie ſo eben gezeigt worden, eigenen Redlichkeit beſchuldigen Sie mich auch ohne weiteres, das berüchtigte Blutdekret des „Kaiſers“ Maximilian vom 3. Oktober 1865 nicht geleſen zu haben, und dann faſeln Sie weiter ins Blaue hinein, ich hätte dieſes Dekret mit einem andern verwechſelt. Sie haben alſo nicht Verſtand genug, zu begreifen, daß die räumliche Oekonomie eines auf wenige Bogen angelegten Eſſay eine andere ſein muß als die eines mehrbändigen Buches? Ich ſtellte an der betreffenden Stelle in bündigſter Kürze die Maßregeln zuſammen, welche der Erzherzog zur angegebenen Zeit gegen die mexikaniſchen Patrioten getroffen hat, und ich hatte um ſo weniger Grund, das ſehr weitſchichtige Dekret vom 3. Oktober abdrucken zu laſſen, als es mir nur auf die Eſſenz deſſelben, d. h. auf Art. 1, ankam. Iſt dieſe Eſſenz von mir etwa irrig angegeben? Den Umſtand, daß der Erzherzog das Dekret mit eigenen Händen geſchrieben, ſowie den weiteren, daß er daſſelbe, wie überhaupt die damals von ihm beſchloſſenen Maßnahmen, vorher mit ſeinen Miniſtern berathen habe, entnahm ich allerdings Kératry. Und warum denn nicht? Noch jetzt bin ich der feſten Anſicht, daß ohne die Enthüllungen, welche Kératry in der „Revue contemporaine“ gegeben, NB. unter dem kaiſerlich franzöſiſchen Preßregiment gegeben, eine Geſchichte des mexikaniſchen Kaiſerſchwindels gar nicht möglich wäre. Die bonapartiſtiſche Preſſe würde ſich ſicherlich beeilt haben, Herrn Kératry zu widerlegen, wenn ſie es vermocht hätte. Uebrigens habe ich Herrn Kératry keineswegs blindlings geglaubt, wie der Herr von Hellwald zu fabuliren geruht. Ich will ihm aber ſagen, was in ſeinen und der übrigen „Fartcatchers des Cäſarismus“ Augen das unverzeihliche Verbrechen Kératry's iſt. Nichts-anderes als daß dieſer weder für Napoleon III. noch für Maximiliano I. von Bewunderung überfließt . . . Was das fatale Dekret vom 3. Oktober angeht, ſo muß es dem Verherrlicher des mexikaniſchen Kaiſerſchwindels nothwendig „wind- und wehmachen“. Es iſt ein gar unbequemer Stein des Anſtoßes. Kein Wunder, Lauterkeit und Uneigennützigkeit abzuſtreiten gewagt. Allerdings war der Bodenſatz der Partei trübe — ach, ſehr trübe! — aber wo und wann hat es denn jemals, ſeit es Parteien gibt, eine gegeben, welche keinen trüben Bodenſatz gehabt hätte? Selbſt

---

daß der Herr von Hellwald alle möglichen Wendungen und Windungen gebraucht, um das Verbrechen, — ja das Verbrechen, die rechtmäßigen Vertheidiger ihres heimiſchen Bodens gegen eine mittels eines ſchnöden Komplotts importirte Uſurpation in Acht und Bann gethan zu haben, herabzumindern und zu beſchönigen. Natürlich hat man hinterher die Opfer dieſes Blutdekrets amtlich für lauter „Räuber“ und „Mörder“ erklärt, gerade wie man 14 Jahre früher in Frankreich die Patrioten, welche, wie es nicht nur ihr geſetzliches Recht, ſondern auch ihre geſetzliche Pflicht war (ſ. Art. 68 der franzöſiſchen Konſtitution von 1848) dem Staatsſtreich vom 2. Dezember mit den Waffen in der Hand zu widerſtehen verſuchten, hinterher amtlich zu „Jacques“ und „brigands“ gemacht hat .... Wenn weiterhin der Herr von Hellwald mich beſchuldigte, ich hätte den mexikaniſchen Republikanismus in allen ſeinen Erſcheinungsformen ſo zu ſagen glorifizirt ſo hat er damit wieder nur gethan, was ſeines Amtes. Wer aber das 3., „Anarchie“ überſchriebene Kapitel meines „Trauerſpiels in Mexiko“ lieſ't, wird, falls er nicht ein Hellwäldler, zugeben müſſen, daß mir ein ſo ungeſchichtliches, geradezu abgeſchmacktes Verfahren nicht im Traume eingefallen iſt. Auch die Mißgriffe des im Uebrigen von mir mit Recht hochgeſtellten Juarez habe ich keineswegs verſchwiegen, und wie ich überhaupt von dem Verhältniß Mexiko's zur republikaniſchen Staatsform dachte und denke, mußte einem redlichen Urtheiler ſchon der S. 14 meines Eſſay von mir aufgeſtellte Satz zeigen: „Mexiko hätte nach Erlangung ſeiner Unabhängigkeit eines erleuchteten Deſpoten bedurft, welcher mit dem Genie, mit der Vaterlandsliebe und Pflichttreue Kromwells die eiſerne Hand Napoleons des Erſten vereinigte. Statt deſſen fand es nur eine Reihe von Intrikanten, deren Mehrzahl auf der allerunterſten Sproſſe der ſittlichen Leiter ſtand.“ .... Der Herr von Hellwald hat ferner ſich erdreiſtet, mir eine „bodenloſe Unkenntniß mexikaniſcher Zuſtände“ ſchuldzugeben, weil ich es als eine bare Unmöglichkeit bezeichnet hatte, daß der Erzherzog, nachdem er hatte erkennen müſſen, mit dem Kaiſerſchwindel ſei es aus, ſich nur ſo mir nichts dir nichts zum Präſidenten der Republik Mexiko hätte wählen laſſen können. Mag ſie dem Herrn von Hellwald gefallen oder nicht, dieſe bare Unmöglichkeit war doch eine Thatſache. Denn das Dekret vom 3. Oktober hatte einen der gemeinſte Lump unter den Demokraten hatte übrigens noch weit bis zu jener Gemeinheit der Selbſtſucht und Eigennützigkeit, worin ſich mehr als ein Führer der liberalen „Reſpektabilität“ hervorgethan hat. Dieſe Reſpektabilität hat es vielfach ganz vortrefflich verſtanden, ihre Vaterlandsliebe zu einem guten Geſchäfte zu machen. Wenn doch einmal dieſe Sache zur Sprache kommen ſoll, ſo darf man billig fragen: Was und wo waren denn die perſönlichen Vortheile, welche die Führer der Demokratie davongetragen haben? Ihr Theil waren Standrechtstod, Prozeßqual, Kerkerpein, Verbannung, Verleumdung und Beſchimpfung, Mühſal und Entbehrung, Kummer und Noth aller Art. Die Herren Liberalen haben ſich wohl gehütet, ihren Patriotismus bis zu einem Grade zu ſpannen, wo Riſiko oder gar Gefahr eintrat. Sie wußten „utile cum dulci“ zu verbinden, wohlbeſoldete und angeſehene Aemter mit dem Hochgefühle, die „beſten und edelſten Männer“ zu ſein. Ihr Theil waren Miniſter-,

---

blutgefüllten Graben zwiſchen Maximilian und den mexikaniſchen Patrioten gezogen, und zu glauben, daß dieſe, ihres Sieges ſchon völlig gewiß, auf eine Eröffnung des Erzherzogs: „Da ich euer Kaiſer nicht mehr ſein kann, will ich euer Präſident ſein“ — mit Ja geantwortet haben würden, iſt ausgemachter Unſinn. Der ehrenwerthe Herr von Hellwald mag als guter öſtreichiſcher Unterthan ſich für konkordatlich verpflichtet halten, wie an verſchiedenen anderen Unſinn ſo auch an dieſen zu glauben; uns anderen liegt eine ſolche Verpflichtung nicht ob . . . . Wenn endlich der Herr von Hellwald mir meine Produktivität zum Vorwurf macht, ſo finde ich das ganz in der Ordnung. Die Impotenz, je flagranter ſie iſt, giftelt und geifert überall und allzeit nur um ſo heftiger gegen die Potenz. Es iſt die alte Geſchichte vom Fuchs und den zu hoch hängenden Trauben, es iſt die ewig neue Fabel vom unfruchtbaren Baume, welcher ſeinem Nachbar-Baum deſſen Blüthen und Früchte verwirft.

Hiemit ſtelle ich den Herrn von Hellwald der zoologiſchen Geſellſchaft in Wien zurück. Meine Leſer aber bitt' ich um Entſchuldigung, daß ich mir auch einmal ein Privatvergnügen geſtattete, welches für ihre Geduld zu lange gedauert haben mag. Es ſoll nicht wieder geſchehen.

Staats- und Hofräthestellen, Staatsſekretariate, Präſidentſchaften und Geſandtſchaften, Profeſſuren und Akademieſeſſel, ſchamlos hohe Diätenanſätze, Sinekuren und Penſionen. Doch warum ſich ereifern? Es war ja ganz in der Ordnung, daß es die Pfiffigkeit über die Begeiſterung und die Falſchheit über die Treue davontrug. Es iſt das ein Paragraph der Magna Charta des Menſchendaſeins.

Heckers Verblendung war ſo harthäutig, daß ihm ſelbſt der klägliche Ausgang ſeines Unternehmens nicht den Staar zu ſtechen vermochte. Er ſchrieb dieſen Ausgang einzig und allein den Machenſchaften ſeiner ins Regierungslager übergelaufenen ehemaligen Parteigenoſſen auf Rechnung und beharrte dabei, daß er zur rechten Stunde losgeſchlagen, daß er die Sachlage richtig angeſehen habe, als er, am 9. April von Mannheim aus ſeitwärts in die bairiſche Pfalz ſich wendend und dann durch den Elſaß und die Schweiz gen Konſtanz hinaufreiſend, überzeugt war, daß „der rechte Moment gekommen ſei, welcher nicht vorübergelaſſen werden dürfe", und der „feſten Zuverſicht lebte, daß es keines Schwertſtreichs, keines Schuſſes bedürfen, daß der Zug ein wahrer Feſtzug ſein und ganz Deutſchland dem Beiſpiele Badens, das immer vorangegangen, folgen würde." Was ſind alle „Phantaſieſtücke" des Kater-Murr- und Meiſter-Floh-Hoffmanns gegen dieſes? Und doch mußte das ganze tolle Nebelbild, daß es möglich ſein würde, die republikaniſche Fahne auch nur vom Bodenſee bis nach Karlsruhe ungefährdet zu tragen, vor Heckers Augen zerrinnen, wenn er ſie nach ſeiner am 11. April erfolgten Ankunft in Konſtanz aufthun und Dinge und Menſchen anſehen wollte, wie ſie waren. Ja, er mußte erkennen, daß es in der alten Koncilſtadt ausſah, wie anderwärts, d. h. ſo, daß der deutſche Philiſter ſtets bereit war, hundert und ſogar tauſend Freiheitsſchlachten auf der Bierbank oder am Weintiſch ſchoppenmörderiſch mitzuſchwatzen, nicht aber, im freien Felde auch nur eine mitzuſchlagen.

Hecker traf im „Badiſchen Hof“ zu Konſtanz ſeine Freunde und Mitunternehmer Struve, Willich, Mögling, Sigel, Bruhn und Doll ſchon ſeiner harrend und man ging noch am Abend des 11. Aprils friſch ins Zeug, „obgleich ich — erzählt er — die Stimmung in Konſtanz nach den öffentlichen Blättern, nach mündlichen und ſchriftlichen Aufforderungen, nach dem Seekreiſe zu kommen und die Fahne der Republik aufzupflanzen, feuriger und begeiſterter erwartet hatte“. Natürlich! Jetzt, wo man, was man ſo häufig phraſeologiſch gethan hatte, thatſächlich thun ſollte, haperte und hinkte es ſofort jämmerlich. Hier in Konſtanz, wie allenthalben, gab es eine neue Variation des weltberühmten Thema's vom „Krapülenski und Waſchlapski“. Amüller wollte mitthun, wenn Bemüller mitthäte, Cemüller wollte mitgehen, wenn Demüller mitginge, und —

„Und weil keiner wollte leiden,
Daß der andere ohn' ihn ginge,
Ging dann keiner von den beiden.“

Am folgenden Morgen reiſ'te Struve nach Ueberlingen ab, um dort und weiterhin zu Engen und Donaueſchingen Volksverſammlungen zu veranſtalten und die Bevölkerung zu mahnen, dem republikaniſchen Banner bewaffnet zuzuziehen. Nach Struve's Abreiſe hatten Hecker und Genoſſen zunächſt eine Zuſammenkunft mit den Matadoren der konſtanzer Demokratie und dieſe, die Herren Hüetlin, Würth, Kuenzer, Peter, Zogelmann und Vanotti, bemühten ſich, die Unmöglichkeit des Gelingens einer republikaniſchen Schilderhebung klarzulegen. Hecker, welcher glaubte, in den Genannten nur feige Abtrünnige vor ſich zu haben, ſagte: „Das Volk iſt beſſer und tapferer als ihr. Auf Wiederſehen in der Volksverſammlung heute Nachmittag.“ Dieſe Volksverſammlung fand wirklich um 4 Uhr Nachmittags ſtatt. Die dabei von Hüetlin und Kuenzer gegen die Zweckmäßigkeit des beabſichtigten Unternehmens vorgebrachten Einwürfe konnten gegen das von

Hecker mit dem ganzen Feuer ſeiner Beredtſamkeit angeſtimmte republikaniſche Rede nicht aufkommen. Die Fahne der deutſchen Republik ward demnach aufgepflanzt und die bewaffnete Volkserhebung dafür unter dem jubelnden Zuruf der Menge beſchloſſen. Selbſtverſtändlich jubelte ſie auch der Ankündigung des Redners zu, am folgenden Tage mit den Waffen in der Hand von Konſtanz auszuziehen, überall das Volk zum Zuzug aufzufordern, vorwärts zu dringen und ſo, von Tag zu Tag verſtärkt, „mit ungeheurer Maſſe und vielleicht ohne Schwertſtreich in der Hauptſtadt anzukommen.“

Wie viele Hoch und Heil der alſo auf dem Marktplatz von Konſtanz zur Welt geborenen Homunkula von deutſcher Republik am Abend jenes Tages in der Stadt ausgebracht, wie viele Schoppen auf ihr Gedeihen ausgeblaſen worden ſind, iſt nicht einmal annähernd feſtzuſtellen. Das aber iſt aktenmäßig feſtgeſtellt, daß am folgenden Morgen, Donnerstags den 13. April, der Bannerherr beſagter Homunkula, Bürger Friedrich Hecker, an der Spitze von 57 Mann, General und Offiziere eingerechnet, — ſage an der Spitze von ganzen 57 Mann aus dem Thore von Konſtanz zog, über die Rheinbrücke und Wollmadingen zu. „An einem trüben regneriſchen Morgen — berichtet Mögling, der ehrliche „Hannes“ — zogen wir, 57 Mann ſtark, unter Trommelſchlag von Konſtanz weg, begleitet von einer Menge Volks, welches mit Staunen das kleine Häuflein betrachtete. Ich muß geſtehen, ich betrachtete mich ſelbſt mit Verwunderung.“ Er hatte Grund dazu, der arme Hannes. Hecker ſelbſt meldet: „Donnerstags den 13. wurde in der Frühe Generalmarſch geſchlagen. Die Bewaffneten ſtellten ſich auf dem Marktplatz auf; aber viele derſelben, die noch Tags zuvor gewaltig entſchloſſen ſich gebärdet hatten, ſchlichen davon, andere verſprachen nachzukommen, wieder andere ſchützten vor, man müſſe erſt die Ausſchußmitglieder des Vaterlandsvereins zuſammenkommen und über die Sache abſtimmen laſſen, auf manche übte auch das

Regenwetter einen lähmenden Einfluß. Die Frauen und Mädchen zeigten ſich muthiger und begeiſterter als die Männer." Summa: es ſtemmten nur 57 Mann ihre tapfere Bruſt dem Morgenwind und den „Tyrannenknechten" entgegen. Auf den nächſten Dörfern empfing eine biderbe Bauerſame das republikaniſche Freiſchärlein mit der Frage: „Ja, wo ſind denn die Konſtanzer mit ihren Bürgerwehrkanonen? Die Konſtanzer müſſen vorangehen." Als dies immer wiederkehrte, hat ein munterer Burſche, der mitzog, lachend die urklaſſiſche Stelle aus dem ſchwäbiſchen Stammepos angeſtimmt:

„Hanſele, gang Du vora,
Du haſt die längſte Waſſerſtiefel a,
Daß di der Has nit beiße ka."

Derweil hatten Wind und Regen nachgelaſſen und guten Muthes marſchirten die Siebenundfünfzig am rechten Ufer des Unterſee's hinab, dem Höhgau entgegen. Dem Romantiker Hecker wurde erzromantiſch zu Sinne: — „Der blaue Himmel lachte aus den zerriſſenen Regenwolken, zur Seite der klare herrliche See, vor uns Hohenſtoffeln, Hohenhöwen, Hohenkrähen und Hohentwiel, eine Welt voll alter Lieder und Sagen lag vor uns und wir zogen aus mit dem Banner der deutſchen Republik, wir wollten vertilgen die deſpotiſchen Reſte des Mittelalters und gründen den freien Volksſtaat."

Alſo hob das April-Idyll des Heckerputſches an. Grün, ſehr grün!

3.

Der Frühlingsföhn, welcher in den Alpen Lawinen zuſammenballt und ins Rollen bringt, daß ſie, alles vor ſich niederwerfend, mit Donnergebrauſe zu Thale gehen, ſtreicht zwar über den Rhein und den Bodan auch nach Schwaben hinüber, aber nur, um daſelbſt auf dem letzten Loche zu pfeifen, beim Anblick der deutſchen Zöllner und Gensdarmen polizeiſtaatlich zahm geworden.

Der Freiheits- und Vaterlandsbegeiſterungsföhnſturm von 1848 machte es nicht anders. Er hatte ſeine Kraft ſchon im März vertobt und vermochte im April da droben im Seekreis und im Schwarzwald keine Volkslawine mehr zuſammenzuballen und ins Rollen zu bringen. Die „ungeheure Maſſe“, welche ſich Heckers am 12. April zu Konſtanz gethaner Prophezeiung zufolge um das republikaniſche Panier ſcharen und auf Karlsruhe loswälzen ſollte, blieb Schnee, Schnee in des Wortes ſchneeigſtkalter Bedeutung, ſpröder Schnee, der ſich ſchlechterdings nicht ballen wollte. Alle die verſchiedenen Freiſchärlerharſte, welche unter der Führung von Hecker, Sigel und Weishaar da und dort ſich ſammelten, machten, die deutſch-republikaniſche Legion in Straßburg dazu gezählt, noch lange keine 10,000 Mann aus. Und dieſe Stärke wechſelte buchſtäblich wie Sonnenſchein und Regen. So ſtieg, wie Mögling bezeugt, die Anzahl der Leute bei der hecker'ſchen Kolonne bei gutem Wetter bis auf 2000 Mann, ſchwand aber bei ſchlechtem ſofort wieder bis auf 800 zuſammen. Den höchſten Stand hatte die Kolonne Sigels, welcher für einen Soldaten vom Handwerk gelten konnte, da er badiſcher Leutnant geweſen. Den Kern dieſer Kolonne, welche bis zu 3000 Mann anſchwoll, bildeten Bürgerwehrmänner von Konſtanz, von welchen denn doch zwei Tage nach Heckers Auszug eine gehörige Anzahl gutgerüſtet und mit 2 Kanonen unter Sigels Kommando ausmarſchirt war. Ein löbliches Gefühl von Scham, Ehre und Parteitreue hatte ſie den Vorausgezogenen nachgetrieben. Es waren meiſt behäbige Bürger und der Anblick ſolcher bürgerlichen Behäbigkeit zog denn auch die hablichen Seekreis- und Schwarzwaldbauern in die Reihen. Die Kolonne, welche Weishaar, der ſtattliche Poſthalter von Lottſtetten, ſammelte, hatte ebenfalls ganz das Aus- und Anſehen bäuerlicher Hablichkeit. Dieſe beiden Kolonnen waren auch am beſten mit Waffen gerüſtet und mit Proviant verſehen. Die hecker'ſche Kolonne, welche den beiden andern um 1½ Tagemärſche voraus und zumeiſt aus jungem Volk zuſammengeſetzt war, bildete ſo zu ſagen die Vorhut. Ihre Ausrüſtung war die dürftigſte und ihre militäriſche Uebung gleich Null. Dem ganzen Unternehmen fehlte überhaupt ſtrategiſche Planmäßigkeit und taktiſche Zucht. Keiner der Führer erwies militäriſches Talent; am meiſten militäriſchen Inſtinkt zeigte der gute „Hannes“, obzwar er bislang ein friedlicher Oekonomierath zu Hohenheim geweſen war und die Seideraupenzucht betrieben hatte (daher ſein nom de guerre „Seidehannes“). Allein Mögling war viel zu phlegmatiſch und gutmüthig, als daß er ſeine Anſicht, die gar oft als die richtige ſich herausſtellte, der Autorität Heckers und der übrigen badiſchen „Größen“ gegenüber hätte zur Geltung bringen können. Am unglücklichſten ging die Sache, wenn Abſtrakter Struve ſich berufen fühlte, den General zu ſpielen. Eine himmelſchreiende Ungeſchicklichkeit aber iſt es geweſen, daß die Freiſcharenführer nicht alle Nerven und Muſkeln anſpannten, um — was ganz gut möglich war — bei guter Zeit ihre verſchiedenen Harſte zu vereinigen, ſtatt ſie verzettelt zu halten und die verzettelten durch überlegene militäriſche Streitkräfte angreifen, ſchlagen und zerſprengen zu laſſen. Dieſe Verzettelung machte den Mangel eines Oberkommando's, welches wirklich ein ſolches war, ſo recht fühl- und greifbar.

Wenn ſpäter die Meinung geltend gemacht worden iſt, die badiſche Regierung habe den Hecker-Putſch abſichtlich zu einiger

Bedeutung gelangen laſſen, um für die Rückwärtſerei einen anſtändigen Vorwand] zu ſchaffen, ſo muß das als eine Parteianſicht abgewieſen werden, die ſich hiſtoriſch nicht halten läßt. Dagegen iſt hiſtoriſch, daß die Inſurrektion nicht einmal den geringen Umfang, welchen ſie wirklich gewann, zu gewinnen vermocht hätte, falls die großherzogliche Beamtenſchaft nicht ſo über alle Maßen unfähig und feige geweſen wäre, wie ſie durchſchnittlich war. Nachmals, im Herbſte von 1849, hat ſie ſich dann mittels ſerviler Tücke und herzloſer Rohheit an ihrer in den Frühjahren von 1848 und 1849 an den Tag gelegten Erbärmlichkeit gerächt. Mit dieſer Erbärmlichkeit auf monarchiſcher Seite konnte ſich auf republikaniſcher nur der phantaſtiſche Leichtſinn meſſen, womit eine ganz mittel-, hilf- und ausſichtsloſe Schilderhebung in einem Winkel Deutſchlands vollzogen wurde, zu einer Zeit vollzogen wurde, wo außerhalb dieſes Winkels der Parlamentsſchwindel überall mit unwiderſtehlicher Macht graſſirte und die deutſche Philiſterſchaft ihre politiſche Nullität, ihre gänzliche Unfähigkeit, aus den „Märzerrungenſchaften" etwas zu machen, hinter dem geräuſchvollen Eifer verſteckte, womit ſie die ſchäfige Vertrauenslitanei: „Märzminiſter, denkt und handelt für uns!" herblökte.

Wäre bei dem Aprilgang von Hecker und Kompagnie kein Blut gefloſſen, wären nicht ſo viele Menſchen dadurch unglücklich geworden, hätte das Putſch-Idyll vom April 1848 nicht mit ſo viel Tragik ſich verſetzt, man wäre ſtark verſucht, die ganze Geſchichte in der Manier von Butlers „Hudibras" zu behandeln. Hecker ſelbſt, durch deſſen Romantik, wie wir wiſſen, ein humoriſtiſch-ſkeptiſcher Zug ſich ſchlängelte, iſt ſich ſelber ſicherlich manchmal urkomiſch vorgekommen, wie er ſo an der Spitze ſeiner abenteuerlichen Schar dahinſchritt in ſeinem abenteuerlichen Aufzug, mit langem rothblondem Bart, in blauer Bluſe, Piſtolen im Gurt, einen Schleppſäbel umgeſchnallt, die Hahnenfeder auf dem grauen Schlapphut: —

„Seht, da geht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da geht der Volkserwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut:
„„Thut euch ſchnell zuſammenraffen,
Gebt mir Mannſchaft, Pferde, Waffen,
Oder ich bring' alles um““ —
Rumdidibum, bumbumbumbum.“

Von Stockach aus erließ Hecker am 14. April verſchiedene Dekrete, um „die Republik zu organiſiren“. Die Regierung des Seekreiſes wurde für aufgelöſt erklärt und durch eine republikaniſche Statthalterſchaft erſetzt, mit welchem Amte mittels ſanften Zwanges der bisherige Regierungsdirektor Peter bekleidet ward. Auf 24 Stunden, maßen die alſo zu Konſtanz „organiſirte“ Republik eine Eintagsfliegenrepublik im wörtlichen Sinne geweſen iſt. Als am Tage nach ihrer „Organiſirung“ die Nachricht kam, daß bairiſche Bundestruppen im Anzuge ſeien, hub ſich der arme Statthalter Peter von dannen nach der Schweiz, allwohin er nur etliche Schritte weit zu gehen hatte. Gleich kläglich-kurz verlief die Republikaniſirung der Stadt Offenburg. Erwähnenswerth ſind dieſe Verſuche nur, weil ſie darthun, welche Wirkung die Thatſache oder auch nur der Schein amtlicher Autorität auf die Menſchen übt und vollends auf die Deutſchen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die unter amtlichen Formen und Siegeln ergangenen Aufforderungen zum Zuzug, welche Hecker „im Namen der proviſoriſchen Regierung“ von Stockach und Geiſingen, ſowie die republikaniſchen Eintagsbehörden von Konſtanz und Offenburg aus erließen, dem Aufſtand etwas auf die Beine halfen und die Zuzüge zur Rebellenfahne von Seiten Einzelner wie von Seiten der Gemeinden zahlreicher machten. Wunderlichſt kontraſtirte es dann freilich wieder mit der angehobenen offenen Rebellion, daß Gewaltſamkeiten von den Rebellenführern mit einer bis zum Komiſchen gehenden Aengſtlichkeit vermieden wurden. Wenn man das hyperhumane Gebaren anſieht, welches die Heckerlinge gegen widerhaarige Beamte, gegen heimtückiſche Gegner, gegen notoriſche Spione eingehalten haben, ſo kann man ſich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch dieſe gemüthlichen Putſcher im Grunde ihres Herzens zu dem kretiniſchen Kredo: „Revolution auf geſetzlichem Boden!“ ſich bekannten. Mit geſetzlichen Mitteln macht man aber bekanntlich keine Revolution und mit Gemüthlichkeit macht man keinen Putſch. Nachdem man ſich einmal entſchloſſen hatte, zu putſchen, ſo mußte man auch recht putſchen, unerbittlich ein- und durchgreifen und, wo immer es noththat, geradezu terroriſiren. Das hätte nicht nur den Halb- und Ganz-Rückwärtſern die gehörige Furcht eingejagt, ſondern hätte auch den Maſſen imponirt und dieſelben viel mehr für den Aufſtand gewonnen als alle Milde, Schonung und Großmuth; denn — ſo hat einer der vielen in ihrem Vaterlande nicht beachteten deutſchen Propheten tiefſinnig geſagt: —

„Denn es ehret der Knecht nur den Gewaltſamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es ſelber ſind“ —

und Kraft zieht die Menge an wie der Magnet das Eiſen, ganz gleichgiltig, ob die Kraft das Gute oder das Böſe wolle und ſchaffe. Alle die kräftigen Wütheriche der Weltgeſchichte ſind von den Völkern geehrt, beſtaunt, geliebt und vergöttert worden; denn die Menſchen wollen nicht belehrt, ſondern belogen, nicht emanzipirt, ſondern tyranniſirt ſein, und wer ſie beherrſchen will, muß ſie verrathen und mißhandeln. Der Hecker-Putſch war eine kraftloſe Halbheit: das iſt das härteſte Verdammungsverdikt, welches denſelben treffen kann.

Während des Vormarſches von Stockach nach Engen und während des Halts in dieſem Städtchen wurden die dünnen Reihen der Freiſchar dichter, wurden ſogar bis zur Stärke von 1800 Mann verdichtet. Hier, in Engen, ſuchte nun Willich einige militäriſche Ordnung in das Ding zu bringen. Die Mannſchaft wurde in „Banner“ von 120 bis 200 Mann eingetheilt, welche ſich ſodann ihre Führer wählten. Auch mit Geſchütz verſah man ſich an dieſem Orte, nämlich mit 2 kleinen Karthaunen, welche unterwegs im Schloſſe eines Baſtards des höchſtſeligen Großherzogs Ludwig „requirirt“ worden waren. Was die Kavallerie betrifft, ſo beſtand ſie — meldet Mögling — „aus einem einzigen Pferde, welches ſein Eigenthümer ritt“. Derweil alſo in Engen „organiſirt“ wurde und die Freiſchärler auf den bergigen Gaſſen des Höhgauſtädtchens wohlgemuth ſangen:

„Fürſten, gebt die großen
Purpurmäntel her!
Daraus macht man Hoſen
Für das Freiheitsheer“ —

meldete ſich eine fremde Dame im Hauptquartier und gab ſich dem General als Frau Emma Herwegh zu erkennen, welche von Straßburg herübergekommen war, um zu ſagen, daß die im Elſaß angelangte deutſch-republikaniſche Legion nur auf einen Befehl von Hecker warte, um den Rhein zu überſchreiten und ihre Vereinigung mit ſeiner Schar zu bewerkſtelligen. Unglaublicher Weiſe hatte der Rebellengeneral Skrupel, dieſen Befehl zu geben, und gab ihn auch wirklich nicht, um alle die Angſtmaier im Lande, welchen man die Leute der herwegh'ſchen Legion als eine Räuber-, Mörder- und Nothzüchtigerbande geſchildert hatte, nicht noch mehr zu ängſtigen. Frau Herwegh mußte demnach mit dem Kanzleibeſcheid abziehen, Hecker werde den verlangten Befehl erlaſſen, ſobald er ſelbſt mit ſeiner Kolonne in der Nähe des Rheins angelangt ſein würde.

Der Weitermarſch der Freiſchar, welche am 15. April Mittags Engen verließ, ſollte in weſtnördlicher Richtung ſchwarzwaldwärts und zwar zunächſt auf Donaueſchingen gehen, wo man maſſenhafte Verſtärkungen vorzufinden erwartete. Allein daraus wurde nichts. Eine ſtarke würtembergiſche Truppenmacht hielt die Schwarzwaldpäſſe beſetzt und die Würtemberger kamen den

Freiſchärlern auch mit der Beſetzung von Donaueſchingen zuvor. „Als wir noch eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt waren — berichtet Mögling — ſahen wir würtembergiſches Militär einrücken. Nach kurzer Berathung, ob wir Donaueſchingen angreifen oder umgehen ſollten, gewann letztere Anſicht die Oberhand, wodurch für die Einſichtigeren das Mißlingen unſeres ganzen Unternehmens ausgeſprochen war“. Ein höchſt beſchwerlicher Nachtmarſch bei heftigem Schneegeſtöber brachte die Freiſchar mühſälig nach Riedböhringen, wo ſich am folgenden Morgen die Thatſache herausſtellte, daß von den 1800 Streitern für die Republik, welche geſtern von Engen ausgezogen, nur noch etwa 800 vorhanden waren. Die, welche es nicht verzogen, ſich ſtill zu verziehen, hatten beim Weglaufen geſagt: „Das Wetter iſt uns zu ſchlecht; wird es beſſer, kommen wir wieder“.

Da der Schwarzwald verſperrt war, beſchloſſen die Führer der hecker'ſchen Schar, dieſe aus dem Gebirge nach der Rheinebene hinabzuführen, was ſchon darum räthlich erſcheinen mochte, weil man dort unten nur auf landsmänniſch-badiſche Truppen zu ſtoßen hoffte, von welchen man ſchlaffen Widerſtand, ja vielleicht ſogar Unterſtützung erwarten zu dürfen glaubte. In ſehr anſtrengenden und ziemlich planloſen Kreuz- und Querzügen ging es bei meiſt ſehr ſchlimmer Witterung nach Stühlingen und von da über Bonndorf nach Lenzkirch. In Bonndorf verließ Struve die Schar, zu welcher er bei Donaueſchingen geſtoßen war, und machte ſich zu der Kolonne Weishaars auf, welche er aus den Bezirken Jeſtetten, Waldshut und Säckingen zur Vereinigung mit der hecker'ſchen in der Rheinebene heranbringen ſollte. Hecker beabſichtigte, von Lenzkirch aus einen Verſuch auf Freiburg zu machen; allein die Würtemberger verlegten den Weg durch's Höllenthal, und ſo mußte die Freiſchar von Lenzkirch weg ſeitwärts ſich wenden, um über rauheſte Bergpfade nach der Glashütte zu gelangen und von da über Bernau die Richtung nach dem Wieſenthal zu gewinnen. In der Nähe von Menzenſchwand wurde die Kolonne von einem reitenden Boten aus Lenzkirch eingeholt, welcher meldete, es ſeien am letzteren Orte zwei Abgeordnete des in Frankfurt ſitzenden Fünfzigerausſchuſſes angelangt, welche mit Hecker zuſammenzukommen verlangten. Dieſe Zuſammenkunft hat dann am Abend des 17. Aprils im Gaſthauſe zu Bernau ſtattgefunden. Die Freiſcharenführer, welche ihre durchnäßten Kleider mit Anzügen vertauſcht hatten, wie die Garderobe des Wirthes und ſeiner Knechte ſie zu liefern vermochte, ſaßen beim Brot und Wein, als die Herren Fünfzigerausſchüßlinge Spatz und Venedey hereintraten, etwas verlegen über ihre Sendung und über die Scene vor ihnen, welche im Katechismus des patentirten Liberalismus nicht vorgeſehen war. Nachdem der Wunſch der beiden Sendboten, mit Hecker unter vier Augen zu verhandeln, fehlgegangen war, brachten ſie ihr Sprüchlein vor und eröffneten, daß ſie im Namen und Auftrag des Fünfzigerausſchuſſes die Mahnung an die Inſurgenten brächten, abzuſtehen von der Rebellion und von der waffenhaltenden Revolution zur redenhaltenden zurückzukehren. In dieſem Falle ſicherte ihnen der Fünfzigerausſchuß — woher nahm denn dieſer Vollmacht und Recht hiezu? — für das Geſchehene volle Amneſtie. Hecker gab zur Antwort, eine Gefälligkeit ſei der anderen werth und darum wollten ſie, die Republikaner, ihrerſeits im Namen des deutſchen Volkes den 34 Landesvätern volle Amneſtie zuſichern, falls ſich dieſelben binnen 14 Tagen, wohlausgeſtattet mit Geld und Gut, in das ſtille Glück des Privatlebens zurückziehen würden. „Im Uebrigen — fügte er hinzu — wär' es das Geſcheiteſte, ihr bliebet, ſtatt drunten in Frankfurt Stroh zu dreſchen, gerade hier und zöget mit uns. Das würde und müßte auf ganz Deutſchland eine koloſſale Wirkung thun, wenn es hieße, der Spatz und der Venedey hätten die Freiſchärlerbluſe angethan. Was meint ihr, he?“ Den Herren Ausſchüßlern ſchien es bei dieſer Zumuthung „etwas unheimlich werden zu wollen“ und darum warf, den Spaß weiterführend, einer der Freiſcharenhäuptlinge die

Bemerkung hin: „Wie wär' es, wenn wir die beiden Herren als Geiſeln bei uns behielten?“ — „Ja, das würde ganz praktiſch ſein“, ſagte Hecker lachend; „aber ich fürchte, wir ſind für die Herren Staatsmänner nicht patent genug. Nun, nun, macht keine ſo langen Geſichter! Kommt her, ſtoßt mit uns an auf das Heil der Republik und dann geht hin, woher ihr gekommen“. So endete dieſer Verſuch, den Aprilgang der ſüddeutſchen Republikaner aufzuhalten.

Am folgenden Morgen brach, während der Nacht durch einen Zuzug ſtattlicher ſchwarzwälder Bauernburſche verſtärkt, die Freiſchar von Bernau auf, ſtieg auf ſteilen Pfaden nach Breg hinab, um von dort das Wieſenthal entlang über Schönau und Zell nach Schopfheim zu marſchiren. In Schönau und Zell wurden die Freiſchärler herzlich begrüßt, in Schopfheim, dem reichen Fabrikort, mit einer aus Abneigung und Furcht gemiſchten Zurückhaltung. Doch bewillkommte und bewirthete der Fabrikant Gottſchalk, früher Kollege und Geſinnungsgenoſſe Heckers in der badiſchen Abgeordnetenkammer, den Freiſcharenhauptmann und deſſen Offiziere in ſeinem Hauſe und beſchwor die Männer flehentlich, von ihrem Unternehmen abzuſtehen. Er war dem Hecker aufrichtig zugethan und bedauerte, daß derſelbe Stellung und Exiſtenz an einen Verſuch wagte, welchen der nüchterne Rechner und Geſchäftsmann als einen verfehlten erkennen mußte.

Wie hätte auch bei dieſer elenden Organiſation und Leitung des Unternehmens der Fehlſchlag ausbleiben können? Die drei Freiſcharen ſtanden einander ganz nahe und keine richtete ſich nach der andern, keine wußte genau von der andern. Während Hecker auf Schopfheim zog, marſchirte Sigel gen Sankt Blaſien und Todtnau und kamen Weishaar und Struve längs des Rheins gegen Lörrach und Steinen zu. Die Vereinigung der drei Scharen war demnach ganz leicht zu bewerkſtelligen; denn der Feind, d. h. der General von Gagern, ſtand weiter weſtnördlich, zwiſchen dem Blauen und dem Rhein, und zog mit 2 badiſchen und einem heſſiſchen Bataillon, etlichen Schwadronen Reiterei und einem Halbdutzend Kanonen in der Richtung auf Schliengen und Kandern das Rheinthal aufwärts. Statt in Schopfheim ſtehen zu bleiben und die Verbindung mit der ſigel'ſchen und weishaar'ſchen Kolonne anzuſtreben und zu erwarten, beſchloſſen aber die Führer der Heckerſchar, auf Kandern zu marſchiren. Allerdings wurden zugleich an Sigel und Weishaar Boten geſandt, um ſie aufzufordern, in Eilmärſchen heranzukommen; allein man unterließ, ſich zu vergewiſſern, ob dieſe Botſchaften an ihre Adreſſen gelangten. Sie gelangten auch wirklich nicht an dieſelben, wenigſtens nicht zur rechten Zeit. Sigel, der Führer des Hauptharſtes, erfuhr erſt am Abend des 20. April in Gſchwend, daß die hecker'ſche Kolonne von Schopfheim gen Kandern marſchirt ſei, und zugleich mit dieſer Nachricht traf die Hiobspoſt von der Zerſprengung der Kolonne ein.

Mittwochs den 19. April um 2 Uhr Nachmittags brach die Heckerſchar in der Stärke von höchſtens 900 Mann von Schopfheim auf und rückte über Steinen gegen Kandern vor. Jenſeits des erſteren Ortes, wo die Freiſchärler gaſtlich bewirthet, der Hauptmann jedoch abermals durch einen alten Freund und Kammerkollegen, Scheffelt, dringend von ſeinem Abenteuer abgemahnt wurde,. — jenſeits Steinen alſo ſteigt die Straße bergan bis hinauf zum waldigen Rücken der „Scheideck", von wo ſie durch den Wald ſteil gen Kandern ſich hinabſenkt. Die Abſicht des Marſches auf dieſen Ort war, von da weiter nach Schliengen zu ziehen, um dort ins Rheinthal herauszukommen und ſich den Thalweg nach Freiburg zu öffnen. Als die Freiſchar die Steige von der Scheideck abwärts rückte, kamen ihr Leute von Kandern entgegen, um die ungern geſehenen Gäſte mittels der Nachricht, daß Truppen im Orte lägen, zur Umkehr zu bewegen. Eine durch Mögling und Doll ausgeführte Erkundung erwies aber die Falſchheit dieſer Angabe und die Freiſchar zog in das Städtchen ein, um Nachtquartier daſelbſt zu nehmen. Der in Schliengen ſtehende General von Gagern erhielt noch am Abend des Tages hievon Meldung und beſchloß, am folgenden Morgen eine Angriffsbewegung auf Kandern zu machen und zwar mit ſeinen 3 Infanteriebataillonen, ſeinen 3 Dragonerſchwadronen und ſeinen 6 Geſchützen, mitſammen an 2400 Mann. Ein viertes, eiligſt auf der Eiſenbahn von Freiburg herangezogenes badiſches Bataillon ſollte als Reſerve in Schliengen ſtehen bleiben. Der General hatte demnach eine nahezu dreifache Uebermacht zur Verfügung, welcher gegenüber die Hilfsmittel der durch mühſelige Kreuz- und Querzüge im Gebirge hart mitgenommenen, ungeübten und unzulänglich bewaffneten Freiſchärler wahrhaft kläglich geweſen ſind.

Hecker war kaum in Kandern angelangt, als Frau Emma Herwegh abermals bei ihm erſchien, um von ihm einen Befehl auszuwirken daß die herwegh'ſche Freiſchar von Straßburg herüber kommen ſollte. Hecker, welcher die allgemein in Baden verbreitete, obzwar durchaus verlogene Meinung theilte, eine große Anzahl, ja ſogar die Mehrzahl dieſer „deutſch-republikaniſchen Legion“ beſtände aus Franzoſen, weigerte ſich wiederum, den verlangten Befehl auszufertigen, und die muthige Frau Freiſchärlerin fuhr unverrichteter Dinge in der Nacht ab. Hierauf wurde Kriegsrath gehalten; denn man hatte aus dem Munde von zwei durch die Feldwachen gefangen eingebrachten badiſchen Dragonern über den Stand der Sachen vorwärts in Schliengen Kunde erhalten. Kennzeichnend für den idylliſchen Charakter des Heckerputſches iſt, daß der „Terroriſt“ Hecker, obgleich er einſah, daß „man die Pferde und Waffen der beiden Gefangenen recht gut hätte brauchen können“, die Dragoner mit Speiſe und Trank erquicken und hierauf mit Pferden und Waffen zu ihrer Schwadron nach Schliengen zurückkehren ließ, in der wolkenkukuksheimiſchen Ueberzeugung, mittels ſolcher Großmuth „die Sympathieen der Truppen“ noch mehr anfachen zu können. Während des Rathſchlags langte eine Depeſche von Sigel ein, welcher meldete, daß er mit ſeinem Harſt im Wieſenthal angekommen und die Kolonnen Weishaars und Struve's in ſeiner Nähe ſei. Er, Sigel, rathe und wünſche demzufolge, daß Hecker ſchleunig umkehre, damit die Vereinigung der ſämmtlichen drei Freiſcharen dort vollzogen würde —

„Wo mit lieblichem G'ſicht aus tief verborgene Chlüfte
D'Wieſe luegt und check go Todtnau aben ins Thal ſpringt."

Es blieb nur übrig, dieſem Rath und Wunſch Folge zu leiſten; denn unmöglich konnte die Heckerſchar allein den Durchbruch bei Schliengen erzwingen oder das Vorgehen der Badenſer und Heſſen nach und über Kandern verhindern, ſo ſie nicht etwa das Defilée hinter dem Städtchen zu Thermopylen machen wollte. Thermopylen paſſen aber nicht recht zu den idylliſchen Oertlichkeiten, welche Hebels allemanniſche Muſe durchwandelt hat, und Thermopylenkämpfe ſind mit anderen nichtsnutzigen Kurioſitäten, wie z. B. Idealpolitik, Ueberzeugungstreue und Prinziphaftigkeit, in einen dunkeln Winkel der Weltgeſchichte-Rumpelkammer verwieſen. Leider drückte Hecker ſeinen Vorſchlag, ſchon um 2 Uhr Morgens den Rückzug auf Steinen anzutreten, nicht kräftig durch. Hätte er es gethan, ſo würden die am folgenden Tage nach Kandern vordringenden Truppen die Guerrillas daſelbſt nicht mehr eingeholt und würde demnach das Gefecht auf der Scheideck nicht ſtattgefunden haben.

4.

Zur achten Morgenſtunde ſetzte ſich am 20. April die Heckerſchar von Kandern nach rückwärts in Marſch, gegen Steinen zu, die zur Scheideck aufſteigende Steige hinan. Hecker ſelbſt und Willich, Mögling und Bruhn marſchirten mit der Vorhut und dem Mitteltreffen, während der Nachtrab unter Kaiſer und Doll noch im Orte zurück war, beſchäftigt, die zwei kleinen Geſchütze und das Gepäck fortzuſchaffen. Als endlich die hiezu nöthigen Pferde mit Mühe erlangt worden, begann auch Kaiſer mit ſeinen Leuten abzuziehen. Es war die höchſte Zeit; denn frühmorgens hatte der General von Gagern ſeine Streitmacht von Schliengen gen Kandern in Bewegung geſetzt und die Spitze ſeiner Kolonne erreichte die weſtliche Seite des Ortes in demſelben Augenblicke, wo die Freiſchar zur öſtlichen hinausmarſchirte. Den Truppen voran eilte der badiſche Regierungskommiſſär Stephani, durch einen heſſiſchen Trompeter als Parlamentär ſignaliſirt. Er trat den Nachhutführer Kaiſer an mit dem Begehren, den Hecker zu ſprechen. „Der iſt ſchon vorausmarſchirt", ſagt Kaiſer. — „So? Darf ich zu Ihren Leuten reden?" — „Nach Belieben". — Der Herr Regierungskommiſſär ſtellt ſich in Poſitur, verlieſ't die Aufruhrakte und ruft den Freiſchärlern zu: „Ihr ſeid dem Geſetze verfallen; aber ihr ſeid zum Aufruhr verleitet, ſeid nur Verführte. Alles wird gut gehen, ſo ihr ſofort die Waffen niederlegt. Wollt ihr?" — „Nein!" — Mit dieſer einmüthig abgegebenen Weigerung ſchwenkten die Nachhütler und marſchirten ihren vorangezogenen Kameraden nach.

Dieſe waren derweil hinter dem Städtchen jenſeits der Kanderbachbrücke auf beiden Seiten der waldumſäumten Steige durch Willich in eine Art Schlachtordnung geſtellt worden, um den Ausgang zur Scheideck zu vertheidigen. Die Bundestruppen debouchirten aus Kandern und ordneten ſich zum Angriff. Nur ein Zwiſchenraum von wenigen hundert Schritten trennte ſie noch von der Freiſchar. In der Vorderreihe ritt ein ſtattlicher Mann von edelm Geſichtsſchnitt in braunem Bürgerrock und grüner Feldmütze gegen die Brücke heran: — der General Friedrich von Gagern, wohl werth, für eine beſſere Sache zu fechten und zu fallen; mehr werth auch als von einer ſo jammerſeligen Regierung, wie die damalige badiſche war, nach ſeinem Tode dadurch glorifizirt zu werden, daß man ihn offiziell zu einem Opfer „republikaniſcher Meuchlertücke“ log, während er, wie die ehrenhaften ſeiner Offiziere ſelbſt bezeugt haben, einen „ehrlichen Soldatentod“ ſtarb. Friedrich von Gagern war ein Mann von Geiſt, Kenntniſſen, Erfahrung und Vaterlandsliebe. Er galt für einen geſchickten Kriegsmann und durfte den Anſpruch erheben, auch in der Literatur mitzuzählen*). Aber an jenem 20. April von 1848 war er nicht an ſeinem Platze; denn ſeinem Weſen ging der verſöhnliche Zug ab, welcher einen blutigen Zuſammenſtoß abzuwenden vermocht hätte. Um ſo leichter, als die Freiſchärler, wie gar keinem Zweifel unterſteht, ihrerſeits einen ſolchen Zuſammenſtoß zu vermeiden ſuchten und in keinem Falle denſelben hervorzurufen wünſchten. Herr von Gagern hatte ſich aber in der Reitſchule und auf den Exercirplätzen jenen polternden Kaſernenton und Korporalſtil angewöhnt, wie ſie nun einmal zum Soldatenhandwerk zu gehören ſcheinen, und dieſer Stil und Ton ſtach den Republikanern nicht ſehr angenehm in die Ohren. Es kommt ja unter Menſchen bekanntlich immer und überall nicht ſo faſt darauf an, was geſagt, als vielmehr darauf, wie es geſagt wird.

Der General machte einen löblichen Verſuch, Blutvergießen hintanzuhalten; freilich in ſeiner Weiſe. Er entſandte den Dragonerleutnant Kieſſer über die Brücke und gegen die Stellung der Freiſcharen zu mit dem Auftrag, den Hecker zu einer Unterredung zu laden, welche auf der Kanderbachbrücke ſtattfinden ſollte. Hecker empfing dieſe Meldung, ſeitwärts am bewaldeten Abhange vor der Front eines der Freiſcharenbanner ſtehend, und entſprach derſelben ſogleich. Er trat auf die Straße heraus und ging dieſelbe abwärts, begleitet von Willich, Mögling und Kaiſer. Etwa 20 Schritte vor der Brücke ließ Hecker ſeine Begleiter zurück und ging allein vorwärts. Dies that auf der andern Seite auch der General, indem er ſeinen Stab, worunter der Oberſt Hinkeldey und der Major Kuntz ſich befanden, halten ließ, vom Pferde ſtieg und auf die Brücke zuſchritt. Auf der Mitte derſelben trafen die Beiden zuſammen. „Sie müſſen die Waffen niederlegen und Ihre Scharen auflöſen! Wollen Sie denn die Größe der deutſchen Bewegung durch ein ſolches Attentat kompromittiren? Ich fordere Sie auf, ſofort die Waffen niederzulegen.“ So der General, worauf Hecker dieſes Anſinnen „natürlich ablehnte“, wie er erzählt. Und wieder Gagern: „Herr Hecker, Sie ſind ein geſcheiter Mann, ein braver Mann, aber ein Fanatiker.“ — „Herr General, wenn die Hingebung für die Befreiung eines großen Volkes Fanatismus iſt, dann mögen Sie dieſe Handlungsweiſe alſo bezeichnen; es gibt aber auch einen Fanatismus auf der andern Seite, dem Sie dienen. Uebrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu ſtreiten. Haben Sie mir ſonſt noch etwas mitzutheilen? —“ „Nur dieſes, daß ich ſogleich mit aller Strenge gegen Sie einſchreiten werde.“ — „Wohl, wir werden einem Angriffe zu begegnen wiſſen. Im Uebrigen werden Sie mich und meine Offiziere doch wohl ungefährdet zu unſeren Leuten zurückkehren laſſen?“ — „Allerdings, ich gebe Ihnen 10 Minuten Zeit.“ Als Hecker ſich zum Gehen wandte, rief ihm der inzwiſchen zur Brücke herangetretene Major Kuntz noch die Worte zu: „Ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie ab!“

---

*) Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen findet ſich ein meiſterlich gelungener, das „Journal meiner Reiſe nach Rußland i. J. 1839“, mitgetheilt im „Leben d. Generals Fr. v. G.“ III, 336 ſq. In keiner Sprache iſt über Rußland zur Zeit des Czaren Nikolaus Beſſeres geſchrieben worden als dieſes Tagebuch.

Während dieſe unerſprießliche Verhandlung vor ſich ging, ſtand die Nachhut der Freiſchar ungefähr 80 Schritte weit öſtlich von der Brücke. Weiter zurück war die Maſſe der „Rebellen“ zu beiden Seiten der hohlwegartigen Straße an den Hochwaldhängen vertheilt. Weſtlich von der Brücke hatte zuvörderſt das heſſiſche Bataillon als Avantgarde der Bundestruppen Stellung genommen. Dahinter waren, gegen die Brücke Front machend, die zwei badiſchen Bataillone in Linie formirt und rechts von ihnen hielten die Dragonerſchwadronen und die reitende Artillerie mit 2 Stücken Geſchütz. Die Heſſen hatte der General ins Vordertreffen geſtellt, damit eine unmittelbare Berührung zwiſchen den badiſchen Truppen und ihren freiſchärlichen Landsleuten vermieden würde.

Auf ſeiten der Inſurgenten gab ſich nach der reſultatloſen Unterredung auf der Brücke der Mangel einer ſtraffeinheitlichen und allgemein reſpektirten Leitung ſofort wieder einmal recht auffällig kund. Willich nämlich, welcher ſo zu ſagen Oberſt war, befahl den Rückzug die Steige und den Wald aufwärts, während etliche der Führer, namentlich Mögling, das Aufgeben ihrer derzeitigen Stellung für durchaus unräthlich hielten und dem weiteren Vorſchreiten der Truppen zur Stelle und Stunde Widerſtand entgegenſetzen wollten. Erſt den wiederholten Befehlen Willichs — (Hecker ſpielte in den folgenden Auftritten keine vortretende Rolle mehr) — fügten ſie ſich mißmuthig und ſo zog ſich der Freiharſt langſam zur Scheideck hinauf. Sobald die von ihm bewilligte Zehn-Minutenfriſt herum, ſetzte der General ſeinerſeits die Truppen, die Heſſen immer voran, in Marſch. In einer Entfernung von 150 bis 160 Schritten folgte die Spitze ihrer Vorhut, die Schützenkompagnie des heſſiſchen Bataillons, dem Nachtrab der Freiſchar die Steige und den Waldabhang hinan, die Soldaten rauchend, plaudernd und lachend, der General in der zuverſichtlichen Meinung, daß die „Rebellen“ jeden Gedanken, ſtandzuhalten, aufgegeben hätten. Er hatte daher ſeiner Avantgarde ausdrücklich verboten, unter ſothanen Umſtänden von der Schießwaffe Gebrauch zu machen. Als aber die Avantgarde an den Höhenkamm der Scheideck bis auf ungefähr 600 Schritte herangekommen war, bemerkte der die Zugſpitze führende Offizier, Leutnant Becker, daß die Freiſchar Halt machte, ſich rechts und links vom Wege zum Treffen ordnete und ihre Kanonen (d. h. Böller) ſchußgerecht herrichtete.

Die „Rebellen“ wollten alſo doch ſtandhalten? Ja, ſo wollten ſie. Denn als die Freiſchar den kleinen freien Raum auf der Paßhöhe erreicht hatte, von wo der Weg gen Steinen zu abzufallen beginnt, legten Mögling und andere Führer gegen die Fortſetzung des Rückzugs Proteſt ein, welchen ſie damit begründeten, daß der Feind, ſo derſelbe erſt die Scheideck beſetzt hätte, von der Höhe hinab mit unwiderſtehlicher Kraft auf den republikaniſchen Rückzug drücken und denſelben bald in eine Flucht verwandeln könnte. Der So-Zu-Sagen-Oberſt Willich konnte hiergegen mit ſeinen Bedenken, die kleine Freiſchar einem Angriff von Seiten der großen militäriſchen Uebermacht bloßzuſtellen, nicht aufkommen und ordnete demnach, obzwar widerwillig, die Mannſchaft zum Gefecht. In Wahrheit nicht ganz ſo ungeſchickt, wie man ihm lange ſchuldgegeben hat. Auf den rechten Flügel wurden die von Mögling und Willmann befehligten Schützenfähnlein poſtirt, das Centrum bildete ein Banner Musketire unter Bruhn. Vor dem Centrum waren zwei Böller aufgefahren, links vom Centrum, etwas zurück ſtand ein Banner Senſenmänner, welche nach den erſten Salven hervorbrechen und auf den Feind eindringen ſollten. Die Führung des aus Musketiren und Scharfſchützen gebildeten linken Flügels hatte der Doktor Kaiſer. Heckers Stellung und Betheiligung im und am Gefecht auf der Scheideck erſcheint nach ſeiner eigenen und ſämmtlichen übrigen Relationen ganz unbeſtimmbar und nebelhaft. Vermuthlich hat er, auch als man ſich bereits zum Schlagen fertig gemacht hatte, noch immer der Phantaſie gelebt, die zweierleituchenen „Brüder“, welche da zum Angriffe den Berg heraufrückten, würden ſich mittels etlicher Phraſen von den fürſtlichen Fahnen zur republikaniſchen herüberziehen laſſen.

Dieſes „Vermuthlich“ abgerechnet, iſt in der Geſchichte des Tages bis dahin alles beſtimmt und klar. In dem Wirrwar jedoch, welcher augenblicklich losbrach, als der wirkliche Zuſammenſtoß der beiden Parteien erfolgte, fällt der leitende Faden unzweifelhaft feſtſtehender, d. h. von beiden Seiten übereinſtimmend gemeldeter Thatſachen zu Boden und iſt nicht wieder aufzuraffen. Darum iſt es z. B. aller aufgewandten Mühe ungeachtet unmöglich, feſtzuſtellen, wer auf der Scheideck zuerſt geſchoſſen habe, die Republikaner oder die Royaliſten. Beide haben einander hartnäckig beſchuldigt, es gethan zu haben. Das Wahrſcheinlichſte aber dürfte ſein, daß von hüben und drüben im gleichen Augenblicke geſchoſſen wurde. Hohe Herrin Hiſtoria, wie oft ſchiebt ſich dir das Kindermärchen Fabula als Doppelgängerin unter oder vor! Wenn man ſchon daran verzweifeln muß, die Reihenfolge der Vorgänge im Gefechte bei Kandern am 20. April 1848 mit mathematiſcher Genauigkeit zu beſtimmen, was können wir dann über jahrhunderte- und jahrtauſendealte Dinge zweifellos Genaues wiſſen? Napoleon hatte doch wohl einigen Grund, zu ſagen, die Weltgeſchichte ſei eine „fable convenue“. Wäre nur die gute Fabula im Falle, dem alten Kinde Menſchheit anderes vorzuplaudern als die ewige Litanei von Blut und Thränen, das wüſte Einerlei von thörichter Schuld und fruchtloſer Sühne ....

Leutnant Becker ließ nach rückwärts dem General melden, daß die Freiſchärler auf der Paßhöhe zum Gefechte ſich bereitſtellten, worauf Herr von Gagern die Spitze ſeiner Kolonne noch weiter vorgehen ließ, bis ſie im Begriffe war, auf das kleine Plateau zu debouchiren. Hier, alſo hart vor der Linie der Freiſchar, ließ er halten. Die Truppen eine Gefechtſtellung nehmen zu laſſen, ſcheint er für überflüſſig erachtet zu haben. Er mochte glauben, mittels des bloßen Vorwärtsbewegungsdruckes ſeiner Marſchſäule den ſchwachen Gegner umwerfen zu können.

„Schießt nicht, deutſche Brüder! Kommt in unſere Reihen!“ riefen die Republikaner den hart an ſie herangerückten Soldaten entgegen. Dieſe ſtutzten. Das deutſche Blut regte ſich doch in ihnen und auch ſie hatten ja davon fernher läuten hören, was alles die da drüben flatternde ſchwarzrothgoldene Fahne zu bedeuten hätte.

Ganz vorn, die ganze Breite der Straße füllend, ſtand der Halbzug des Leutnant Becker. Dahinter zunächſt die Schützenkompagnie desſelben heſſiſchen Bataillons unter Hauptmann Keim, ebenfalls in Halbzugs-Marſchkolonne formirt. Dicht angeſchloſſen folgten dann die früher namhaft gemachten Truppengattungen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

Einer der Adjutanten Gagerns, der Oberleutnant Heisler, will das Geſchrei der Freiſchärler zuerſt für „eine Nachahmung des altdeutſchen Schlachtrufs“ gehalten, ſodann den Ruf „General vor!“ unterſchieden und zu dieſem geſagt haben: „Herr General, man ruft Sie!“ Wirklich ſtieg Gagern vom Pferde und ging, begleitet von dem Hauptmann Keim, bis zur äußerſten Spitze der Truppen vor. Im ſelben Moment machte der Stabschef des Generals, Major Kuntz, mit einer Kompagnie des badiſchen Leibinfanterieregiments eine Bewegung von der Straße nach rechtshin, um die Republikaner zurückzudrängen und eine freundliche Berührung derſelben mit den badiſchen Soldaten zu verhindern.

Möglich weit aus den Reihen der Republikaner vortretend, kam der Doktor Kaiſer in ſeiner blauen Bluſe dem General und dem Hauptmann entgegen und rief laut nicht ſo faſt den Beiden als vielmehr den Soldaten zu: „Schießet nicht auf eure Brüder! Schießt nicht! Wir wollen ja das Gleiche, was eure Väter und eure Brüder wollen; ihr würdet noch als Greiſe euch die grauen Haare ausraufen.“ Darauf der General kurz und barſch: „Legt die Waffen ab und geht nach Hauſe!“

Die Zurufe der Freiſchärler an die Soldaten werden allgemeiner, lebhafter, dringender und den Offizieren kann es nicht entgehen, daß ſelbſt in den Reihen der Heſſen Ungewißheit und Schwankung einzureißen beginnen. Der General erkennt, daß raſch gehandelt werden müſſe. Er geht zu der heſſiſchen Schützenkompagnie zurück, wo der Hauptmann Keim zu ihm ſagt: „Die Kerle halten Stand. Was befehlen Sie nun?“ Worauf Gagern: „Nun, in Gottes Namen, vorwärts!“

. Wunderlich, ſo oft die Menſchen dazu verſchreiten, einander maſſenhaft todtzuſchlagen, ermuntern ſie ſich zu dieſem löblichen Geſchäfte „im Namen Gottes“. Oder vielmehr, das iſt gar nicht wunderlich, ſondern ganz regelrichtig. Hat ja die arme Menſchheit ſeit vielen Jahrtauſenden vergeblich ſich abgemüht, einen halbwegs anſtändigen Gottesbegriff ſich anzuſchaffen, und immer und überall noch thront Baal-Moloch als Obergott auf dem Blutopferaltar . . . .

Der Major Kuntz kommt auf die Straße zurück, gerade als der General ſein Pferd wieder beſtiegen hat. Auch er fragt, was nun zu thun ſei. Der General zieht den Säbel, treibt ſein Pferd an und befiehlt: „Vorwärts!“ Der Hauptmann bemerkt: „Herr General, Sie exponiren ſich.“ Worauf Gagern zum Major: „Lieber Freund, wir gehören hierher.“

Sofort ließ der Hauptmann ſeine Kompagnie antreten und führte ſie zum Angriff vor. Seine Ausſage über das, was folgte, lautet ſo: — „Bis auf 25 Schritte an die Aufſtellung der Rebellen gekommen, zog ich den Degen, kommandirte: Fällt's Gewehr! und die Kompagnie ging lebhafter vor. In dieſem Augenblicke ließ Oberleutnant Becker die Scharfſchützen des Bataillons rechts Kette bilden. Ich war nun bis auf 8 Schritte an die Rebellen herangekommen und mit Leutnant Becker vor die Bajonnette getreten, um möglichſt zu verhindern, daß die Mannſchaft, gegen den Befehl des Generals, früher als die Rebellen feuerte. Dieſe riefen mir zu: „Halt, wir weichen nicht!“ Auf dieſen Zuruf antwortete ich: Ich habe Befehl, vorzudringen, und dieſen Befehl befolge ich — und nun bis an die Bajonnette der Gegner herangekommen rief ich: die Waffen ab! und entriß denen, die mir zunächſt die Bajonnette entgegenhielten, die Gewehre. Da fiel der erſte Schuß rechts von mir aus den Reihen der Rebellen und traf meinen linken Oberarm. Zugleich hörten wir noch einige Schüſſe links von uns. Ich vermuthe, daß der General von Gagern durch dieſe Schüſſe tödtlich getroffen wurde. Jetzt, nachdem Leutnant Becker und ich uns in das erſte Glied unſerer Leute hatten aufnehmen laſſen, feuerte die vordere Abtheilung unſerer Schützen und die ganze Kolonne der Rebellen fing an zu ſchwanken, ſich aufzulöſen und theilweiſe eiligſt zu entfernen. Wir drangen nun ein und durch den weiteren Angriff mit Degen, Bajonnett und Kolbe wurden die Rebellen in vollſtändigſte Flucht gejagt. Während dies im Centrum vorging, hatte es Oberleutnant Becker auf dem linken Flügel des Feindes, der aus Senſenmännern und Jägern beſtand, gleichfalls zu ſchnellſter Entſcheidung gebracht.“

Dieſem ehrenwerthen Zeugen, welcher klärlich darthut, daß der General nach ſchon begonnenem und zwar auf ſeinen Befehl ſeitens der Truppen begonnenem Gefechte getroffen, alſo keineswegs, wie man amtlich lügen ließ, vor dem Gefechte und während des Parlamentirens „verrätheriſch“ erſchoſſen wurde, — dieſem ehrenwerthen ſoldatiſchen Zeugen ſtellen wir einen ebenſo ehrenwerthen freiſchärlichen gegenüber, in der Perſon von Mögling, welcher, was er übrigens verſchweigt, mitten im Trubel des Treffens auf der Scheideck Gelegenheit fand, ſeine nie ſich verleugnende Gutherzigkeit zu erweiſen. Es war nämlich zufällig eine arme Bauersfrau aus der Umgegend mitten in dieſen Trubel hineingerathen und der brave „Hannes“ ſuchte ſie mit ſeinem rieſigen Körper gegen die Kugeln zu decken, wovon er ſeitens ſeiner Freunde den Kriegsnamen „die lebendige Barrikade“ erhielt.

Die Ausſage Möglings lautet ſo: „Kaum war unſere Aufſtellung vollendet, als die Royaliſten auf der Höhe, Scheideck genannt, erſchienen. Wir Führer gingen ihnen ſogleich entgegen und forderten ſie auf, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen, da es ſich hier um die Freiheit des ganzen Volkes handle. Die Soldaten hielten zuerſt überraſcht ſtill, dann löſ'ten ſich die vorderen Reihen auf, wir gaben den einzelnen Leuten die Hand und ſuchten ſie mit uns zu vereinigen. In dieſem entſcheidenden Momente beſtieg Gagern ſein Pferd, hieß die Offiziere ihre Leute zurückreißen, ſo daß wir uns einen Augenblick um die Soldaten riſſen, und rief Unteroffiziere und Freiwillige vor. Dieſe drängten die Soldaten zurück, ein Adjutant Gagerns ſtellte ſich an ihre Spitze und drang mit gefälltem Bajonnette gegen unſer Centrum vor, welches ſie ebenfalls mit gefälltem Bajonnette erwartete. Die beiden Parteien ſtanden, mit den Bajonnetten ſich beinahe berührend, einander gegenüber; keine wollte angreifen, denn wir hatten einfältigerweiſe unſerer Mannſchaft ſtreng eingeſchärft, nicht zuerſt anzugreifen, weil uns viele Soldaten erklärt hatten, wenn wir irgendwo zuſammenträfen und wir nicht zuerſt angriffen, würden auch ſie von ihren Waffen keinen Gebrauch machen. Jetzt führte Gagern durch raſches Handeln eine ſchnelle und blutige Entſcheidung herbei. Als er die Unentſchloſſenheit ſeiner Leute ſah, feuerte er, hinter ihnen haltend, ſein Piſtol auf unſer Centrum mit dem Ausruf ab: „Was Brüder? Geſindel ſeid ihr!“ Sein Adjutant hieb zu gleicher Zeit auf einen unſerer Artilleriſten ein und die Soldaten, den Schuß hörend, gaben Feuer, welches der großen Nähe wegen eine außerordentliche Wirkung hatte. Sogleich ſtürzten gegen zwanzig der Unſerigen. Wir erwiderten natürlich das Feuer mit großer Lebhaftigkeit. Ich ſelbſt hatte nie geglaubt, daß kein Kampf erfolgen werde, und hatte gleich bei unſerer Aufſtellung meinen Leuten eingeſchärft, ſowie das Feuer begänne, hauptſächlich auf die Offiziere zu feuern. Zwei gute Schützen hatte ich an meiner Seite und ſagte ihnen, auf den General zeigend, der in Civil gekleidet war: Jener dort in dem braunen Rocke und der grünen Mütze iſt der General, haltet nur auf dieſen! Kaum hatte das Feuern begonnen, als auch wirklich der General, von einem meiner Schützen in die Bruſt getroffen, ſchwankte. Sein Pferd bäumte ſich in Folge ſcharfen Anziehens des Zügels und erhielt ebenfalls einen Schuß in die Bruſt. Mit dem Ausruf: Gerechter Gott! ſtürzte Gagern mit ſeinem Pferde zuſammen. Alle dieſe Ereigniſſe waren das Werk einiger Sekunden und gingen raſcher vor ſich, als ich ſie erzählen kann. Die Wirkung des erſten Feuers war großartig und für mich, der ich das erſte Mal ein Treffen geſehen, ſehr überraſchend. Gleich nachdem der erſte Pulverdampf verflogen, ſah ich einen großen Menſchenknäuel auf dem Boden liegen, Republikaner und Royaliſten durcheinander. Der General lag zu meinen Füßen unter ſeinem Pferde; ich fühlte ihm ſogleich den Puls, dieſer hatte jedoch zu ſchlagen aufgehört. Von den zu Boden liegenden Wehrmännern und Soldaten ſtanden jedoch die meiſten wieder auf. Auf der einen Seite liefen die Royaliſten, auf der andern unſere Leute, beſonders die Senſenmänner, davon. Dieſe hatten nämlich die volle Salve eines Pelotons bekommen, die Kugeln waren aber zu hoch gegangen, hatten bloß die Senſen getroffen, ein großes Geräuſch verurſacht und dadurch ihre Träger ſo erſchreckt, daß dieſe nicht nur ihre Senſen wegwarfen, ſondern auch entweder ſich zu Boden legten oder direkt davonliefen. Für einige Augenblicke entſtand auf dem Kampfplatz ein kleines Getümmel und Handgemenge zwiſchen den ſich Aufraffenden und nach verſchiedenen Seiten Davongehenden. Ich war an der Leiche des Generals ſtehen geblieben und dabei ſo in das Handgemenge gekommen, daß ich einem Royaliſten ſeine Muskete entreißen und einem anderen, der mir unterdeſſen mit ſeinem Bajonnett ein Loch in meinen Burnus riß, dafür einen tüchtigen Säbelſchlag über ſeinen Tſchakko geben konnte. Bald trat ein Hauptmann der Royaliſten vor, winkte mit einem weißen Tuche und rief mir zu, wir möchten das Feuern einſtellen*). Ich erwiderte, wir ſeien bereit dazu, wenn ſie es auch einſtellten. Er gab ſofort den Befehl dazu, ich auch. Darauf trat er wieder vor und ſagte, es ſei Blut genug gefloſſen, wir wollten uns trennen; ſie, die Royaliſten, hätten nur Befehl, bis hierher auf die Scheideck vorzudringen; ſie wollten nun zurückkehren und wir ſollten unſern Marſch ebenfalls fortſetzen. Ich erklärte ihm, damit zufrieden zu ſein. Nun wünſchte er die Leiche des Generals zurückzuhaben, welche auf unſerem Terrain lag. Dies ſagte ich ſogleich zu, als mir einer unſerer Hauptleute ſagte, in dem Handgemenge habe ein Royaliſt dem Fahnenträger unſerer Senſenmänner die Fahne entriſſen, worauf ich die Zurückgabe der Leiche des Generals an die Bedingung der Zurückgabe der Fahne knüpfte. Nur ungern gab der Soldat die Fahne zurück und warf ſie im Unmuth auf den Boden. Ich erklärte ſogleich, auf dieſe Art nähmen wir die Fahne nicht zurück; der Soldat mußte ſie aufnehmen und ein Unteroffizier übergab ſie einem unſerer Wehrmänner, worauf wir die Leiche des Generals zurückgaben[*]).“

---

*) Dieſer „Hauptmann der Royaliſten" war der Hauptmann Keim, welcher ſeiner eigenen Relation zufolge nach eingetretener Kataſtrophe den Inſurgenten zurief: „Hört auf zu feuern; es hat Opfer genug gekoſtet und hilft euch doch nichts."

---

[*]) „Briefe an meine Freunde“, S. 87 fg. Mögling hat dieſe ſeine Ausſage unter Umſtänden abgegeben, wo es ſich für ihn um Leben oder Tod handelte, nämlich vor dem preußiſchen Standgerichte, vor welches der bei Waghäuſel durch eine preußiſche Kugel zum Krüppel Geſchoſſene am 20. Oktober 1849 zu Mannheim geſchleppt wurde. Sein in dieſer Lage erſtatteter Bericht über das Gefecht auf der Scheideck machte ſo ganz den Eindruck der Wahrheit, daß der Vorſitzer des Kriegsgerichts, der preußiſche Major Baczkow, dem braven „Hannes“ erklärte, derſelbe „ſolle verſichert ſein, das ganze Standgericht ſei von der Wahrheit aller ſeiner Aeußerungen ſo vollkommen überzeugt, daß es die bereitgehaltenen Zeugen gar nicht verrufen würde, wenn dies nicht der Form wegen nöthig wäre.“ Mögling ließ ſich vor dem Kriegsgericht mit aller Entrüſtung ſeiner ehrlichen Seele darüber aus, daß „die großherzoglich badiſche Regierung den Herrn Oberſt Hinkeldey veranlaßt hatte, die grobe Verleumdung gegen Hecker zu verbreiten, als habe dieſer den General Gagern während einer friedlichen Beſprechung meuchlings niedergeſchoſſen.“ „Wir hatten zwar ſogleich — erzählt er — in allen uns zugänglichen Blättern die Unwahrheit dieſer ehrloſen Verleumdung nachgewieſen; da aber die großherzogliche Regierung den Oberſt Hinkeldey nicht

Was iſt nun Wahrheit? würde Angeſichts dieſer beiden Zeugniſſe der ſelige Pontius Pilatus wieder einmal fragen. Wer aber nicht wie Se. Excellenz der weiland Oberpräſident von Judäa zu träge und gleichgiltig iſt, die Wahrheit zu ſuchen, wird dieſelbe aus den angeführten beiden Zeugniſſen unſchwer herausfinden. Denn dieſe Bezeugungen decken ſich in allem Weſentlichen vollſtändig. Das Weſentliche aber iſt, daß General Gagern in dem durch ihn angehobenen Kampfe gefallen und daß nach ſeinem Fall ein kurzer Waffenſtillſtand mit beiderſeitiger Einwilligung eingetreten iſt.

Das Reſultat des Zuſammenſtoßes auf der Waldhöhe hinter Kandern war eine nicht ſo ſehr militäriſche als vielmehr politiſche Niederlage der Republikaner. Denn das kurze Treffen auf der Scheideck ergab um den Preis von einem Dutzend Menſchenleben das Facit, daß es mit der Illuſion, die Soldaten der fürſtlichen Heere zur Fahne der Republik herüberzuziehen, futſch und fertig ſei. Die denkträge Gewohnheit militäriſcher Disciplin erwies ſich nicht weniger mächtig, als ſich in dem Volke die gedankenloſe Gewohnheit des monarchiſchen Köhlerglaubens mächtig erwies.

---

nur an der Spitze ſeines Dragonerregiments ließ, ſondern auch das geſammte badiſche Offizierskorps fortwährend einen Mann unter ſich duldete, dem in öffentlichen Blättern nachgewieſen war, daß er wiſſentlich ſein Ehrenwort falſch gegeben hatte, ſo hielt ich es für nothwendig, hier vor mehreren hundert Zeugen die Wahrheit als Augenzeuge und Veranlaſſer des beſprochenen Ereigniſſes zu bekräftigen. Viele großherzogliche Offiziere waren anweſend, keiner wagte meinen Behauptungen zu widerſprechen. Beſchämt ſchlugen ſie die Augen nieder und wagten weder den Blicken ihrer preußiſchen Kameraden, in denen auch nichts weniger als Achtung lag, noch den meinigen zu begegnen, als ich die Vorgänge auf der Scheideck erzählte.“ Selbſt Leibhiſtoriker und Leibpubliziſten des Liberalismus haben es nicht gewagt, Möglings mannhaftes Gebaren vor dem Kriegsgerichte zu leugnen; aber ſie ſuchten es mit gewohnter Ehrlichkeit todtzuſchweigen. Auch dem Gegner gerecht zu werden, das liegt über dem Niveau „liberaler“ Plattköpfigkeit und Lederherzigkeit.

Das Volk machte gar keine Miene, geſchweige irgendeine Anſtalt, in Maſſe für die Republik ſich zu erheben, und die Soldaten ihrerſeits ſchoſſen, ſobald ſie dazu kommandirt wurden, unbedenklich auf die Republikaner. Die Vorausſetzungen, unter welchen der Hecker-Putſch phantaſtiſcher Weiſe unternommen worden, hatten ſich demnach als irrige herausgeſtellt und damit war die ganze republikaniſche Schilderhebung unwiderſtehlich vergeckt und verloren.

5.

Bei ſolchen ſtudentiſchen Improviſationen, wie der Aprilgang der deutſchen Republikaner i. J. 1848 eine geweſen iſt, kommt alles auf das Gelingen oder Mißlingen des erſten Streiches an. Wäre der erſte Streich gelungen, d. h. hätten die Republikaner auf der Scheideck die heſſiſchen und badiſchen Truppen in ihre Reihen hinüberzuziehen oder aber dieſelben entſcheidend zu ſchlagen vermocht, ſo würde die Sache ein ganz anderes Geſicht bekommen haben. So jedoch, wie es auf der Scheideck hergegangen, hatte der erſte Fehlſchlag einen zweiten, dritten, vierten zur natürlichen Folge. Einer dummen oder ſchlechten Sache thut eine anfänglich erlittene Niederlage wenig oder gar nichts; denn die Menſchen, ohnehin ſchon aus Wahlverwandtſchaft ſympathiſch für ſie geſtimmt, ſpringen ihr nun auch noch aus Mitleid bei. Eine vernünftige und gute Sache dagegen erholt ſich von anfänglichem Mißgeſchicke nur äußerſt ſelten, weil ſich durch ein ſolches jeder ſchäbige und ſchäſige Philiſter, alſo das liebe „Publikum“, für bevollmächtigt hält, ihr auch ſeinerſeits einen Fußtritt zu geben, um ſie weiter bergab zu ſtoßen. . . .

Der, von welchem der ganze Putſch den Namen trägt, muß bei Kandern zu der unwiderſprechlichen Selbſterkenntniß gelangt ſein, daß er nicht die Spur eines Schattens von Feldherrnberuf in ſich habe. Er verlor ſich mit den fliehenden Senſenmännern von der Walſtatt, verirrte ſich in den Wäldern und wurde in der nächſten Nacht durch einen hilfreichen Bauer glücklich über den Rhein auf ſchweizeriſchen Boden hinüberbugſirt. Als richtiger Sanguiniker, der er war, ſprang er in Folge der Ereigniſſe vom 20. April plötzlich zum vollſtändigen Melancholiker um, welcher über die Befähigung des deutſchen Volkes, Revolution zu machen, grämliche Witze riß, die jedem beſſer anſtanden als ihm, der noch vor wenigen Tagen an dieſe Befähigung mit wahrhaft kindlicher Zuverſicht geglaubt hatte. Im Uebrigen that Hecker, nachdem er zu Muttenz in Baſelland die Unerquicklichkeit des Flüchtlingslebens eine Weile gekoſtet hatte, das Klügſte, was er unter ſothanen Umſtänden thun konnte: er verzichtete auf die undankbare Rolle, den Republikaniſator der fürſtenfürchtigen Deutſchen zu machen, und ging nach Amerika, um im „fernen Weſten“ Farmer zu werden. Er paßte nicht in das ordinäre Maß der deutſchen Unterthanſchaft; ganz in der Ordnung daher, daß Deutſchland ihn ausſtieß. Im folgenden Jahre, 1849, ließ er ſich ehrenhafter, aber unkluger Weiſe noch einmal durch einen Irrlichtſchein für etliche Tage nach Europa herüberlocken und ſpäter hat er ſich in dem glorreichen Kampf der Union gegen das Sklavenjunkerthum als Kriegsmann verdient gemacht um ſein neues Vaterland, um ſein wirkliches und rechtes: — omne solum liberum libero patria. . . .

Das Verſchwinden Heckers von der Scene machte dem Putſch-Idyll ein Ende mit Schrecken. Seine Perſönlichkeit war doch das zuſammenhaltende Band des ganzen Unternehmens geweſen. Als jenes fehlte, fiel dieſes auseinander.

Die Auflöſung der Heckerſchar hatte ſchon auf der Scheideck begonnen. Was noch zuſammenhielt, zog ſich gen Steinen, um ſich mit der theilweiſe daſelbſt eingetroffenen weishaar-ſtruve'ſchen Kolonne zu vereinigen. Die Bundestruppen, unter dem Oberbefehl des an Gagerns Stelle getretenen Oberſts Hinkeldey, rückten nach. Ihr Vortrab ſchoß ſich eine kurze Weile bei Steinen mit den Freiſchärlern herum, deren Führer mitten in dieſem Plänklergefecht durch die Meldung überraſcht wurden, Bürger Struve habe mit den Royaliſten alſo kapitulirt, daß dieſe ungeſtört gegen das Rheinthal hinab und die Republikaner hinter die Wieſe ſich zurückziehen ſollten. Damit barſt die helle Anarchie in der Freiſchar aus. Mißmuth und Mißtrauen machten die weishaar'ſche Kolonne auseinanderrinnen wie Regenſchauer den Aprilſchnee. Auf dem Fluchtweg nach der Schweiz fiel Struve in die Hände des Oberamtmanns von Säckingen, welchem der Umſtand, daß eine Schwadron würtembergiſcher Ulanen in dem Städtchen lag, den Muth gab, ſeinen Gefangenen feſtzuhalten. Als aber der wackere „Hannes“ den Unfall Struve's erfahren hatte, wußte er durch eine artige, ſehr geſchickt in Scene geſetzte Kriegsliſt dem würtembergiſchen Rittmeiſter eine ungeheuer lange Naſe zu drehen und die Freigebung Struve's zu bewirken. Der alſo Befreite wandte ſeine Schritte der Kolonne Sigels zu, nicht zum Heile derſelben. Denn der begeiſterte Optimiſt und gewiſſenhafte Pflanzenkoſteſſer brachte es trotz des beſten Willens während des ganzen Aprilputſches nur dazu, die Rolle des Konfuſionarius Konfuſionariorum zu ſpielen. Auch ſein Befreier aus den Krallen der Säckinger, der thatkräftige Mögling, machte ſich zur ſigel'ſchen Schar auf, deren Banner immerhin noch mehr als 3000 Bewaffnete zuſammenhielt.

Sigel hatte am 20. April mit ſeinem Harſte gerade die Nachtquartiere in Todtnau und Umgebung bezogen, als ihn die Meldung von dem auf der Scheideck Geſchehenen erreichte. Der Bote bat zugleich dringend um Unterſtützung der, wie er ausſagte, auf Zell zurückgegangenen Heckerſchar und Sigel ließ ſich, obzwar überzeugt, daß ein raſcher Vormarſch auf Freiburg das Gerathenſte wäre, hiedurch zu einem Rückmarſch auf Schopfheim und Zell bewegen, allwo man doch nur die Auflöſung der hecker'ſchen und der weishaar'ſchen Kolonne erfuhr. Dieſe Neuigkeit, verbunden mit den Einwirkungen eines vielſtündigen Eilmarſches bei furchtbarem Regenwetter, konnte das Vertrauen zu einer ohnehin ſchon völlig problematiſch gewordenen Sache nicht eben ſtärken. Außerdem gab die Wiederabwendung von dem wichtigen Zielpunkt Freiburg den fürſtlichen Truppen Zeit und Raum, von allen Seiten zur Wegnahme dieſer Stadt herbeizukommen, deren Bürgerſchaft zwiſchen Republik und Monarchie ſchwankte wie Buridans bekannter Eſel zwiſchen ſeinen zwei Heubündeln, die aber durch eine enthuſiaſtiſche Jugend, die Turnerſchaft voran, im Sinne der republikaniſchen Schilderhebung gehalten wurde. Schon lagerten ſich jedoch überlegene fürſtliche Streitkräfte vor der Stadt, badiſche, naſſauiſche und heſſiſche Truppen, etwa 3000 Mann Fußvolk, 1 Reiterregiment und Artillerie mit 4 Geſchützen. Auch die hinkeldey'ſche Kolonne wandte ſich von Lörrach rheinthalabwärts auf Freiburg. Vom Schwarzwald rückten die Würtemberger durch das Albthal und das Höllenthal ebenfalls gegen dieſe Stadt herab.

Sigel, von Schopfheim nach Todtnau zurückgeeilt, empfing hier am Nachmittag des 22. April Meldungen, welche ihm über das Verzweifelte einer Angriffsbewegung auf Freiburg wenig Zweifel laſſen konnten. Aber als muthiger Mann wollte er dieſe Bewegung dennoch wagen, um wenigſtens noch einen Schlag für die Republik zu thun und dann auch, weil er die Parteigenoſſen in Freiburg, welche die Stadt gegen die fürſtliche Truppenmacht verbarrikadirt hatten, nicht hilflos der Rache ihrer Feinde preisgeben mochte. Sowie demnach ſeine verſchiedenen „Banner“ von Zell und Schopfheim her nach und nach wieder bei ihm eintrafen und ſobald die durchnäßten und abgehetzten Leute ſich nothdürftig erholt und ihre Kleider und Waffen getrocknet hatten, ſetzte er ſie abermals in Marſch, über die beſchneiten Bergkämme hinweg und Freiburg zu.

Am Oſterſonntag dem 23. April ſtand in den erſten Nachmittagsſtunden der republikaniſche Vortrupp, Sigels 1. Banner, bei welchem Struve ſich befand, beim Dorfe Güntersthal, alſo etwa noch 1 Stunde von Freiburg entfernt, während der Nachtrab noch in Todtnau zurückwar und zwiſchen dieſen beiden Punkten die übrigen Banner im Marſche begriffen waren. Sigel, welcher einen ſachgemäßen Angriffsplan entworfen und demnach alle verzettelten Vorwärtsbewegungen entſchieden unterſagt hatte, wollte ganz verſtändiger Weiſe nicht nur ſeine eigenen Streitkräfte ſämmtlich heranhaben, ſondern auch die Scharfſchützenzüge der hecker'ſchen und weishaar'ſchen Kolonne, welche, nach den Gefechten bei Kandern und Steinen verſprengt, jetzt — ſo war ihm gemeldet worden — durch Becker und Bruhn, Doll und Mögling wieder geſammelt und ihm zugeführt wurden. Er hatte daher der Vorhut den gemeſſenen Befehl zukommen laſſen, in keinem Fall über Güntersthal hinaus vorzugehen, bevor er mit den andern Bannern herangekommen wäre.

Da ſpielte das Eingreifen Struve's dem Freiſcharengeneral einen übeln Streich. Sei es von der fixen Idee befangen, auch in ihm ſtäke ein verkanntes Feldherrngenie, ſei es von der noch fixeren beherrſcht, mittels Parlamentirens zum Fraterniſiren mit den zweierleituchenen „lieben Brüdern“ zu gelangen, genug, der gute Fleiſchkoſtverächter gab dem Vortruppbanner Marſchbefehl und unglücklicher Weiſe fand er Gehorſam. So führte er das Banner mitten im Thale auf offener Straße gegen Freiburg zu. Die unausweichlichen Folgen dieſes Genieſtreiches traten ſofort ein. An der Mündung des Thals, beim Gaſthaus zum Waldhorn, ſtieß die Schar auf die in Schlachtordnung aufgeſtellten Truppen, badiſche Infanterie und heſſiſche Artillerie. Dem armen Struve, der heftig ſein weißes Tuch ſchwenkte, wurde nicht einmal gegönnt, ſeine Bruderſchaftslitanei herzuſagen. Der badiſche General Hoffmann jagte den von Struve vorgeſandten Parlamentär Kuenzer zurück mit den Worten: „Fort, du Hund!“ und gleich darauf praſſelten die heſſiſchen Kartätſchen in die

Reihen der Freiſchärler. Das Banner ſtob auseinander, mit Ausnahme der Schützenkompagnie, welche, am Saume des Sternenwaldes Stellung nehmend, die Flucht der Senſenmänner zu decken ſuchte. General Hoffmann führte ſeine Truppen bis Güntersthal vor, hier aber wurde er durch den inzwiſchen mit einem friſchen Banner herangekommenen Sigel, welcher das Gefecht herzhaft aufnahm, im weiteren Vordringen gehemmt und fand für gut, den Rückzug nach Sankt Georgen anzutreten. Derweil iſt auch ein ſchwächlicher Verſuch der Republikaner in der Stadt, aus dieſer hervorzubrechen und den Truppen in den Rücken zu fallen, mißlungen. Struve's verkanntes Feldherrngenie hatte allen Plan und Zuſammenhang in den Operationen der Republikaner zerſtört.

Sigel verbrachte die Nacht in dem Dorfe Horben rückwärts von Güntersthal, um den Zuzug Möglings abzuwarten, welcher dann auch richtig daſelbſt eintraf. Die ganze Freiſchar betrug jetzt aber kaum noch ein Sechſtel ihres geſtrigen Beſtandes. Trotzdem unternahmen Sigel und Mögling am folgenden Morgen (24. April) noch das Wagniß, ihren Parteigenoſſen in Freiburg, welches an dieſem Tage von den fürſtlichen Truppen berannt wurde, Hilfe zu bringen. Es gelang ihnen, in Horben 5—600 Mann zuſammenzuraffen. Damit drangen ſie durch den Sternenwald bis vor das Schwabenthor der Stadt. Allein dieſe war nach einem von der Handvoll freiburgiſcher Republikaner unter dem Kommando des Studenten Langsdorff ſehr wacker, beſonders am Zähringerthor und am Breiſacherthor wacker gekämpften Barrikadenkampfe von den Truppen genommen worden und ſo wurde die anrückende ſigel'ſche Schar vom Schwabenthor aus mit fürſtlichen Kartätſchen- und Muſketenkugeln begrüßt. Sie trat unter der Führung von Doll den Rückzug an und verlief ſich dann im Gebirge. Sigel, Mögling und vier ihrer Leute konnten, zu weit vorgedrungen und abgeſchnitten, dieſem Rückzuge nicht ſich anſchließen und hätten ſchlechterdings gefangen werden müſſen, falls die Führung der Truppen nicht auch an dieſem Oſtermontag, wie überhaupt im ganzen Feldzug, eine ſo erbärmliche geweſen wäre, wie ſie war. Mögling und Sigel konnten es ſogar wagen, über die unbewachte Stadtmauer zu klettern, um, wie der tapfere „Hannes“ ſich ausdrückte, „zu ſehen, ob in der Stadt nicht vielleicht noch etwas zu machen ſei.“ Da drinnen war aber ſchlechterdings nichts mehr zu machen und die Freunde mußten froh ſein, mit heiler Haut wieder herauszukommen. Sie wandten ſich in die Berge, um die herwegh'ſche Kolonne aufzuſuchen, von deren Rheinübergang ſie hörten. Es gelang aber nicht und nach Beſtehung von allerhand Nöthen und Gefahren retteten ſich die Beiden auf einem Schmugglerkahn über den Rhein an das franzöſiſche Ufer.

Durch die Straßen des eroberten Freiburg ging die ſoldatiſche Siegesfurie und machte ihrem Hochgefühl, für Thron und Altar gefochten zu haben, durch Brutalitäten und Grauſamkeiten Luft, welche zu vertuſchen oder ganz zu leugnen die fürſtliche Leibhiſtoriographie natürlich ſorgſam bemüht geweſen iſt. Wüßte dieſe Dirne, was Scham iſt, ſie hätte ſich dieſe Mühe nicht zu geben gebraucht. Sie hätte friſchweg die Thatſachen anerkannt und dieſen Trumpf darauf geſetzt: — Für den Sieger gibt es kein Geſetz und der Macht iſt alles erlaubt! ... In Wahrheit ſo war es, ſo iſt es und ſo wird es ſein vom Anfang bis zum Ende der Tage. Denn der Durchſchnitts-Menſch, deſſen Anzahl ſich zu der des Ausnahme-Menſchen verhält wie 1 zu 1000 — der Durchſchnitts-Menſch iſt eine weſentlich niederträchtige Kreatur, die es durchaus regelrecht und ordnungsmäßig findet, daß die Völker in der Knechtſchaft ſtumpfer Gewohnheit verharren und mit ſchafiger Ergebung alles hinnehmen, was die Gewalt über ſie zu verhängen geruht. Fällt in dieſen Blödſinn der Sklavenhaftigkeit dann und wann ein „lichter Moment“, ſo zerbrechen wohl die Nationen ihre Feſſeln und zertrümmern ihre Baſtillen. Aber ſowie ihnen die ſcharfe Luft der Freiheit ins Geſicht bläſt, ſehnen ſie ſich in die dumpfe Baſtillenluft zurück und bieten ihre Hände zum Wiederfeſſeln dem nächſten beſten Räuberhauptmann dar, welcher ſich mit dieſem Geſchäfte befaſſen will.

Aber, ſagt ihr, man muß die Beſtie mit Gewalt aus dem Menſchen treiben; man muß die Völker, wie zu jedem Vorſchritt, ſo auch zur Freiheit zwingen. Wirklich? Muß man? Schade nur, daß das Müſſen unendlich viel leichter dekretirt als das Können effektuirt iſt — —

„Sklavenhändler ſelber können mir ein Joch vom Nacken heben,
Aber das vermag kein Freier, Sklave, Freiheit dir zu geben.“

Die Begriffe Freiheit und Zwang ſchließen einander ſo unbedingt aus, daß ihre Zuſammenkoppelung der pure, blanke Wahnwitz. Was dabei herauskommt, die Geſchichte der franzöſiſchen Terroriſten lehrt es. Einer der wenigen denkenden Franzoſen, die es ſeit der Byzantiniſirung Frankreichs durch das zweite Empire noch gibt, hat das triftige Wort geſprochen: „Das iſt eine der großen Schwierigkeiten oder, wie andere ſagen werden, der großen Schwachheiten der Freiheit, daß ſie ſchlechterdings human ſein muß (qu'elle est obligée d'être humaine). Sie kann ſich nicht aller und jeder Mittel bedienen, wie die Tyranneien und die Religionen es können (elle ne peut se servir de tous les moyens, comme les tyrannies et les religions). Darum iſt ſie ſo ſelten auf Erden, darum haben ſo wenige Nationen ſie erlangt. Der Deſpotismus beſitzt zwanzig Hilfsmittel, wo der Freiheit nur ein einziges zu Gebote ſteht.“ Sehr wahr! Und dieſes einzige Hilfsmittel? Es heißt Selbſtbefreiung des Individuums. Wer ſich nicht ſelbſt erzieht, bleibt ewig unerzogen. Wer ſich nicht ſelbſt befreit, wird nie ein Freier, und da die Durchſchnitts-Menſchen, die Völker, die Maſſen (die „gebildeten Stände“ miteingeſchloſſen) ſchon vor der Kühnheit des bloßen Gedankens der Selbſtbefreiung, geſchweige vor der Arbeit und Mühſal derſelben zurückbeben, ſo war, iſt und wird ſein das Verhältniß der Freien zu den Knechten allzeit das einer winzigen Minderzahl zu einer erdrückenden Mehrheit.

6.

Die deutſchen Republikaner vom April 1848 machten es in Baden genau wie die Preußen Anno 1806 bei Jena. Sie griffen mit einem ihrer Regimenter nach dem andern an, ſtatt ihre ſämmtlichen Kräfte zu Maſſenſtößen zuſammenzuthun und darum iſt es ihnen von Rechtswegen gerade ſo ergangen wie weiland den Preußen bei Jena.

Auf dem Standpunkt eines „Rebellen“ war es kindiſch gehandelt, daß Hecker nicht bei guter Zeit und möglichſt raſch die herwegh'ſche Legion aus Straßburg rheinherüber berufen hatte. In ſolchen Fällen auf die Anſchauungen der Philiſter Rückſicht nehmen heißt ſeine Unfähigkeit zum Revolutioniren und Rebelliren glänzend darthun. Weil ein Dutzend franzöſiſcher Bluſen in der herwegh'ſchen Kolonne mitmarſchirten, wurde die rechtzeitige Herbeiziehung dieſer Verſtärkung verſchmäht. Das war wieder einmal ſo recht eine „Schwachheit“ des Freiheitsprinzips. Haben Staatsſtreichler und Deſpoten jemals ſich beſonnen, Korſen, Turkos, Kaſſuben, Baſchkiren und Sereſchaner auf die Völker loszulaſſen? Ach, Jungfrau Libertas wird ſtets eine unpraktiſche Idealiſtin ſein!

Als endlich am 23. April eine von Sigel und Mögling erlaſſene direkte Aufforderung zum Zuzug nach Straßburg gelangte, war es zu ſpät und konnte der herwegh'ſchen Schar nur beſchieden ſein, was zuvor dem hecker'ſchen, dem weishaar'ſchen, dem ſigel'ſchen Harſte nacheinander beſchieden geweſen. Sie konnte, wie die Umſtände lagen, nur noch den letzten Akt des ins Tragiſche gewendeten Putſch-Idylls abſpielen.

In der Nacht vom Oſterſonntag auf den Oſtermontag ging die Legion auf Kähnen über den Rhein und betrat das deutſche Ufer zwiſchen den Dörfern Rheinweiler und Kleinkembs. Sie zählte, als ſie nach der Landung in Reih' und Glied trat, nicht mehr als ungefähr 650 Mann, ſehr ungleich und unzulänglich bewaffnet und überhaupt ſchlecht ausgerüſtet. Börnſtein und Korvin ſollten, quaſi als General und Generalſtabschef, die militäriſche Oberleitung haben. Das „Regiment“ befehligte Löwenfels und die 4 „Bataillone“ kommandirten Schimmelpennink, Bornſtedt, Hörter und Delaporte (ein Franzoſe). Herwegh war „vorläufig politiſcher Miſſionär ohne Beſchäftigung“. Was bei Kandern vorgefallen war, wußten die Führer bereits: von den Vorgängen bei Güntersthal und in Freiburg konnten ſie aber noch keine Kunde haben und hofften, an der auf die genannte Stadt zielenden republikaniſchen Unternehmung ſich betheiligen zu können. Als die Schar nothdürftig geordnet, aufbrach, um ſo raſch wie möglich quer durch die Rheinebene in die Schwarzwaldberge hinüberzukommen, fügte es der Zufall, daß der Freiſchärler, welcher an der Spitze der Vorhut marſchirte, Herrgott hieß. Das wurde lachend als ein gutes Vorzeichen begrüßt, erwies ſich aber ſo trügeriſch wie nur jemals irgendein Omen.

Der Marſch der Freiſchar, in welcher die Landbevölkerung alsbald keine „franzöſiſchen Mordbrenner“, ſondern gutartige Landsleute erkannte und herzlich begrüßte, auch nach Kräften mit Speiſe und Trank erquickte, — der Marſch richtete ſich zuvörderſt auf Kandern und von da gen Todtnau. Unterwegs, im erſten Nachtquartier, das in den Dörfern Vogelbach und Marzell genommen wurde, traf ein Sendling der franzöſiſchen Regierung im Hauptquartier ein, um zu erſpähen, wie ſich das Unternehmen anließe. Das Verhalten der proviſoriſchen Regierung der franzöſiſchen Republik von 1848 zu dieſem Freiſcharenzug zeigt im Kleinen und Beſonderen dieſelbe Jämmerlichkeit auf, welche die Majorität dieſer Regierung im Großen und Allgemeinen kennzeichnete. Dieſe Halbmänner, voran das lyriſche Zuckerrohr Lamartine, wollten halb und halb die Republikaniſirung Deutſchlands, wagten aber nichts dafür zu thun, ſondern lagen nur auf der Lauer, das Unternehmen zu approbiren, falls es gelänge, oder aber zu deſavouiren, falls es mißlänge.

Am folgenden Tage erhielten die Führer der bis Mutten vorgerückten Legion ſichere Nachrichten über das gänzliche Mißlingen des ſigel'ſchen Anſchlags auf Freiburg. Sigel ſollte zwar noch an der Spitze von 3000 Mann am nahegelegenen Berge Steren ſtehen, allein dieſer Troſt erwies ſich bald als mythiſch. Dadurch nicht wenig verblüfft, durch die Marſchſtrapazen bei ſchlechter Witterung arg mitgenommen und mit ſchon beträchtlich gelockerter Ordnung gelangte die Schar von Mutten nach Wieden, wo ſie unwiderſprechlich vergewiſſert wurde, daß ſie ganz und gar auf ſich ſelbſt angewieſen ſei, weil die anderen Freiharſte völlig zerſprengt waren. Die republikaniſche Fahne konnte nicht länger im Felde gehalten werden, das war klar; wenigſtens für jeden mit fünf geſunden Sinnen Verſehenen. „Bei unſerer numeriſchen Schwäche, dem mangelhaften Zuſtande der Ausrüſtung und dem Geiſte der Unordnung, die in der Legion eingeriſſen war — berichtet Kervin konnte es mir nicht entfernt in den Sinn kommen, ein Gefecht herbeiführen zu wollen. Die Aufgabe, die ich mir ſtellte, war im Gegentheil dieſe, die Legion durch alle Feinde hindurch über die ſchweizer Gränze zu bringen, ohne mit den Truppen einen Schuß zu wechſeln. Dieſe Aufgabe war um ſo ſchwieriger, als das Militär, unſere Schwäche jetzt ſicherlich kennend, uns aufſuchte und, nicht mehr durch andere Inſurgentenſcharen gehindert, in größeren Maſſen gegen uns anrücken konnte." Demnach Beſchluß, über den Belchen nach Zell im Wieſenthale zu marſchiren, um ſich den Weg nach der Schweiz zu öffnen.

Gegenüber den ſchändlichen Verleumdungen, womit die

Afterhiſtoriker der Rückwärtſerei und des Liberalismus die republikaniſchen Freiſcharen überſchüttet haben, muß ſcharf betont werden, daß der „Geiſt der Unordnung“, von welchem wir einen Mitdabeigeweſenen ſo eben ſprechen hörten, nur im techniſch-militäriſchen Sinne zu verſtehen iſt. Die durchnäßten und durchfrorenen, müdegehetzten und halbverhungerten Freiſchärler haben auch auf ihrem Rückzuge noch gegen die Bevölkerung ein Betragen eingehalten, welches wahrhaft muſterhaft genannt werden darf. „Ich muß — erzählt unſer Gewährsmann, welcher in ſeinem Berichte weit mehr gegen als für ſeine Schickſalsgenoſſen Partei nimmt — ich muß es unſern Leuten zu ihrem Ruhme nachſagen, daß ſie allem Hunger zum Trotz nicht einen Augenblick das Gelüſte hatten, plündernd in die Häuſer zu brechen, und als ein Marodeur mit einigen geſtohlenen Broten auf dem Bajonnett ſich ſeines Diebſtahls rühmte und die andern aufforderte, es ebenſo zu machen, verlangten dieſe von mir, ich ſollte den Mann auf der Stelle erſchießen laſſen, wie es in Paris während der drei Februartage mit Dieben geſchehen war.“

Unter allerlei Fährlichkeiten gelangte die Schar, ſehr zuſammengeſchmolzen, am 26. April nach Zell und von da mittels eines mühſäligen, die Leute bis zum Umfallen erſchöpfenden Nachtmarſches am folgenden Morgen nach Niederdoſſenbach, welches Dorf etwa eine Wegſtunde weit vom Rhein abliegt. Frau Emma Herwegh hat in ihrem Bericht über den Zug die Stimmung der Freiſchärler am Morgen des 27. April kurz und gut ſo gezeichnet: „Bei dem größten Theile der Mannſchaft hatte ſich das Bedürfniß der Ruhe bis zu wahrer Leidenſchaft geſteigert. Sie wollten ſchlafen, nichts als ſchlafen; alles andere war ihnen im Moment völlig einerlei.“ Korwin jedoch, von der Nähe würtembergiſcher Truppen unterrichtet, traute dem Frieden nicht und trieb energiſch zum Wiederaufbruch, um den rettenden Gränzſtrom zu gewinnen.

Ungefähr 10 Minuten hinter Doſſenbach beginnt ein Wald, von welchem ein breiter Streifen bis an den Rhein hinunterläuft. Als die Freiſchar dieſen Streifen paſſirt hatte, ließ Korvin auf einer großen Lichtung, an deren linker Seite der Fahrweg ſich hinzieht, Halt machen, um die Nachzügler heranzuziehen und den Weitermarſch zu ordnen. Die meiſten der Leute warfen ſich auf den Boden nieder, um ſofort einzuſchlafen, andere zogen ihr zerſchliſſenes Schuhwerk aus, um ihre kranken Füße zu unterſuchen. Da krachten Schüſſe vom Dorfe her und verſprengte Bluſen ſtürzten durch das Gehölz auf die Lichtung mit dem Rufe: „Die Würtemberger ſind da!"

Dieſer Ruf machte alle „nur zu lebendig", wie Korvin ſich ausdrückt. „Jeder vergaß ſeine wunden Füße, ſeinen Hunger und ſeine Müdigkeit, um — fortzulaufen? Oh nein! Es macht mir Freude, anzuerkennen, daß trotz all der niederdrückenden Umſtände der Muth der Leute ſich in dieſem Augenblicke bewährte. Mit lautem Jubelgeſchrei griffen ſie zu den Waffen und ſtürzten durch den Waldſtreifen, den wir durchſchritten hatten, auf das freie Feld, dem von Doſſenbach anrückenden Feind entgegen. Alles Rufen war vergeblich; die Leute waren ſo erbittert und kampfbegierig, daß viele die Offiziere zu erſchießen drohten, welche ſie aufzuhalten ſuchten, um Regelmäßigkeit in die Vertheidigung zu bringen."

Ja, an Muth fehlte es den Bluſenmännern nicht, mit Ausnahme des „Generals" Börnſtein, der ſich ganz jämmerlich benahm. Aber was konnte dieſer ordnungsloſe Muth gegen einen Ueberfall ausrichten, welcher durch den würtembergiſchen Hauptmann Lipp an der Spitze ſeiner 300 Mann ſtarken, wohlausgeruhten, gutgerüſteten und gutdisziplinirten Kompagnie mit Eifer und Geſchick geleitet wurde? Offenbar ſo viel wie nichts. Dennoch hielten die Freiſchärler, von denen etliche dreißig getödtet oder tödtlich verwundet wurden, das Gefecht anderthalb Stunden lang, alſo gerade ſo lang, als ihr Schießbedarf ausreichte. Heldiſch ſtritt und ſtarb vor allen andern Reinhart von Schimmelpennink. Einen Trupp von Senſenmännern gegen die Würtemberger vorführend, ſah er ſich, nur noch von etlichen ſeiner Leute gefolgt, auf Gewehrlänge den Feinden gegenüber. Er ſchwankt einen Augenblick, ob er ſich wohl ergeben ſollte, und ruft den Soldaten zu: „Wird man nach Kriegsgebrauch mit mir verfahren?“ Schimpfworte und Schüſſe antworten ihm. Da ſtürzt er ſich mit geſchwungenem Säbel in die feindlichen Reihen, den Anführer ſuchend. Der Hauptmann Lipp iſt auch ein tapferer Mann und läßt ſich gerne finden. Die Beiden kreuzen zum Zweikampfe die Waffen. Schimmelpennink iſt aber der Stärkere und Gewandtere. Er verwundet ſeinen Gegner an der Hand und iſt im Begriffe, denſelben zuſammenzuhauen, als ihm eine Muſketenkugel die linke Bruſt durchbohrt. Er fällt und dem im Todeskampf am Boden Zuckenden ſtößt ein Soldat das Bajonnett in den Mund.

Korvin that das Menſchenmögliche, die Verwundeten auf die Gepäckwagen ſchaffen zu laſſen und dann, als das Gefecht nicht mehr zu halten war, einen geordneten Rückzug in den Wald zu veranſtalten. Allein ſeine Bemühungen konnten nur einen geringen Erfolg haben, um ſo geringern, als die Würtemberger Verſtärkung erhielten, worunter auch Reiterei. Das Loos der Freiſchar war entſchieden. Sie wurde bei Doſſenbach unrettbar zerſprengt; ihre Splitter gingen auf der Flucht zu Grunde, ertranken im Rhein oder wurden gefangen. Nur einer Minderzahl gelang es, an das ſchweizeriſche Ufer ſich hinüberzuretten, zum Theil unter Abenteuern, welche, objektiv angeſehen, komiſch genug ausſahen, ſubjektiv beſtanden jedoch keineswegs die Lachmuſkeln reizten. Herwegh und ſeine Frau entkamen als Bauer und Bäuerin, Korvin als Schmiedgeſelle verkleidet, andere in anderen Maſken über den Gränzſtrom.

So endigte das Putſch-Idyll 1848 mit einer Maſkerade. Und warum denn nicht? Ihr ſagt: Freiheitshelden in derlei

Vermummungen Ferſengeld gebend, das iſt doch zu niedrigkomiſch, zu lächerlich! Wirklich? Ei wie, ſah es ſich denn erhaben an, wenn in demſelben Jahre Helden des Deſpotismus und der Korruption daſſelbe thaten? Warum habt ihr denn nicht auch gelacht, als Don Guizot am 24. Februar in Weiberkleidern davonging, als Haus-, Hof- und Staatskanzler Metternich am 14. März durch ſeine Frau Gemahlin wie ein Waarenballen durch die Linien von Wien geſchmuggelt wurde und als am 25. November der Statthalter Chriſti den Finkenſtrich nahm, als Kammerlakai oder gar als Kammerzofe auf dem Kutſcherbock der Gräfin Spaur kauernd? Ah, darüber lachtet ihr nicht und zwar deßhalb nicht, weil euere angeborene, auferzogene und ausgebildete Niedertracht euch keine Aeußerung der Schadenfreude dann geſtattet, wann Deſpoten und Deſpotenknechte im lächerlichen Lichte erſcheinen. Hätten etwa Herwegh und ſeine Frau zur Vermehrung der liberalen Biedermaierfreude im Walde von Doſſenbach ſtehen bleiben und ſich von ihren lieben würtembergiſchen Landsleuten fangen, verhöhnen, mißhandeln oder gar todtſchießen laſſen ſollen? Ja, verhöhnen, mißhandeln oder gar todtſchießen, verſteht ihr? Korwin erzählt: „Die Würtemberger waren durch ihren ziemlich bedeutenden Verluſt erbittert und benahmen ſich mit einer Grauſamkeit, die mir bei den ſonſt gutmüthigen Schwaben ſehr auffallend war. Der eine Wagen mit den Verwundeten fiel in ihre Hände. Sie ermordeten nicht nur dieſe, ſondern auch den armen Bauer, welcher ſie fuhr, und ſtachen ſogar die Pferde todt."

Aber die Flüchtlinge von Doſſenbach würden als Märtyrer ihrer Sache doch ganz anders genützt haben denn als Flüchtlinge? Larifari! Die Erſprießlichkeit des Martyriums iſt auch ſo ein ausgebälgtes Ammenmärchen. Ueberall und allzeit, wo und wann die Verfolgung recht durchgegriffen hat, iſt ſie ſiegreich geweſen; denn immer und allwärts fügen ſich die Völker feige der entſchloſſenen, thatkräftigen und konſequenten Tyrannei. Zur

Reformationszeit ließen ſich in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Belgien Tauſende, Hunderttauſende für die Idee der Kirchenreform martyriſiren. Hat darum in dieſen Ländern die religiöſe Stupidität etwa abgenommen, iſt die alleinſeligmachende Kirche beſiegt oder iſt nicht vielmehr der Bleidruck des Joches der Römelei noch verſchärft worden? Ah, die italiſchen und ſpaniſchen Inquiſitoren, König Philipp der Zweite, der Herzog von Alba, Katharina von Medici und ihre Söhne, nicht weniger der Dragonnaden-Louis, ſie alle haben die Eitelkeit des Märtyrerthums unwiderſprechlich dargethan. Wollt ihr für dieſe Eitelkeit einen weiteren Beweis? Tauſende, Hunderttauſende von Polen ſind für die Wiederherſtellung ihres Vaterlandes zu Märtyrern geworden. Hat ihr ſtromweiſe vergoſſenes Blut den wüſtliegenden Acker des Gewiſſens der Menſchheit befruchtet? Nein! Der Koſak kniet auf der röchelnden Bruſt der verſtümmelten Polonia, um der in gräßlicher Agonie ſich Windenden die Zunge, die Seele, die Mutterſprache aus dem Leibe zu reißen, und Europa ſieht dem Gräuel gleichgiltig zu. Ja, jeder entſchloſſenen und energiſchen Tyrannei fügen ſich feige die Völker und jede durchgreifende Verfolgung triumphirt.

III.

Batrachomyomachia.

1.

Der ſchluderig geplante, ſchwächlich begonnene und energielos geführte Verſuch, auf deutſchem Boden das Banner der Republik aufzupflanzen, war alſo geſcheitert. Der Konſtitutionalismus nahm den wohlfeilen Sieg über dieſen Verſuch als ſein ſpezielles Verdienſt in Anſpruch und brach in einen Jubel aus, welchen man mitangehört haben muß, um ſich eine Vorſtellung machen zu können, bis zu welcher Tiefe der Infamie die Menſchen hinabzuſteigen vermögen, ſo es gilt, eine verlorene Sache zu ſchmähen.

Damals, wie überhaupt vom Jahre 1848 ab, hat ſich auch die Bedientenhaftigkeit, welche in der deutſchen Literatur allzeit einen ſo breiten Raum einnahm und einnimmt, wiederum ſehr mauſig gemacht. Am widerlichſten trieben es um- und abgeſtandene Dinteriche vom weiland „Jungen Deutſchland“, von denen mehrere mit einem Satz aus dem Radikalismus in den Säbelbrutalismus hinüberſprangen. Es wurde auch offenbar, wie hohl und verlogen die „politiſche Poeſie“ der 40ger Jahre großentheils geweſen. Denn ſo ziemlich alle die lyriſchen Prutzer und Trutzer, die widerköniglichen Wütheriche in Verſen und die Tyrannenfreſſer in Proſa wurden im Handumdrehen zu Judaſſen am republikaniſchen Credo und tanzten, ſangen und räucherten vor dem zweiſchlächtigen Boviſt der „Monarchie auf breiteſter demokratiſcher Baſis". Alle die literariſchen Oppoſitionsbummler, Feſteſchmarotzer und Trinkſprücheſprecher fühlten ſich in ihren Gewohnheiten geſtört und in ihren Intereſſen verletzt, als die That Miene machte, an die Stelle der Phraſe zu treten. In weibiſcher Angſt ſchrieen ſie nach der Polizei, damit dieſe ſie vor Geiſtern ſchützte, welche heraufzubeſchwören ſie jahrelang Dinte, Druckerſchwärze und Papier vernutzt hatten. Die ſchamloſeſten Lohnſchreiber des Abſolutismus und die geſchickteſten Affektirer des Demokratismus lagen in rührender Eintracht bäuchlings anbetend mitſammen vor dem genannten Boviſt. Die Salons-, die Kontor- und die Dorfnovelliſtik machten jetzt gleich eifrig in Konſtitutionalismus und Arm in Arm forderten ſie die Republik in die Schranken.

Thöricht übrigens, wer dieſe Charakterloſigkeit der deutſchen Literaten tadeln wollte. Die Literatur iſt und war damals ſchon durchaus nur noch ein Geſchäft. Das Geſchäft will und muß aber „machen", unter allen Umſtänden und um jeden Preis. So lange die Revolution in nebelgrauer Ferne und im phraſeologiſchen Stadium geweſen war, hatte man in republikaniſcher Lyrik und demokratiſcher Novelliſtik ganz einträglich machen gekonnt; denn die „Söhne und Töchter gebildeter Stände" waren auf den Einkauf ſolcher Waare förmlich erpicht geweſen. Bald nach dem An- und Ausbruch des „tollen Jahres" merkten aber die Fabrikanten von republikaniſcher Blechlyrik und demokratiſcher Zwillichnovelliſtik, daß die Nachfrage vollſtändig aufhörte. Warum? Das Volk kaufte und kauft überhaupt keine Bücher und die Bourgeoſie ihrerſeits wollte keine Bücher mehr kaufen, welche mit der Revolution und Demokratie kokettirten. Das Literaturgeſchäft — erſt das Geſchäft, dann das patriotiſche Vergnügen! — verlegte ſich daher auf andere Zweige der Fabrikation und machte in Liberalismus, Legitimismus, Korporalismus, Obſkurantismus und Philiſtrismus. Es mußte ſo ſein; denn die Nachfrage regelt den Markt und nur Bürger von Utopia konnten etwas dagegen haben, daß die Autoren ſchrieben, wie ihre Käufer verlangten. Wie ſollten ſie ſo unpolitiſch ſein, Charakter haben zu wollen? Wußten ſie doch, daß der gebildete wie der bildungsloſe Pöbel alles, namentlich auch die Talentloſigkeit, eher verzeiht als Charakter und Konſequenz.

Wolkenwandler aus Utopia waren es auch, welche, durch den ganzen bisherigen Gang der Bewegung verſtimmt, von dieſer ſich abkehrten und eilenden Fußes in das Gebiet der Hagia Eironeia ſich hinüberwandten, von wo aus ſie den weiteren Verlauf der Ereigniſſe nur noch mit bitterhumoriſtiſchen Gloſſen begleiteten. Beim Anblick der doch ganz regelrichtigen Thatſache, daß, nachdem der Republikanismus dem Konſtitutionalismus erlegen war, die Maſſen dem Sieger zufielen, ſagten ſie zu den Demokraten: Da habt ihr euer Volk! In abstracto ein Ideal, iſt es in concreto nichts als Pack. Später ſagten ſie faſt gar nichts mehr, ſondern beſchränkten ſich auf Achſelzucken und Spottlächeln. Nur der genialſte der Ironiker enthielt ſich nicht des Sprechens, ſondern fuhr ohn' Unterlaß fort, aus ſeiner „Matratzengruft“ im Faubourg Poiſſonière in Paris ſeine hohnpraſſelnden, in den prächtigſten Farben ſpielenden Witz- und Blitzraketen rheinherüber zu werfen, um auch als „ſterbender Ariſtophel“ noch die Bewohner von Deutſch-Philiſtäa geziemend zu ärgern.

Dieſe waren aber jetzt obenauf, einſtweilen ſo ziemlich unbeſtritten, wie ſchon der Ausfall der Wahlen zum Parlament deutlich zeigte. Denn die aus den Wahlurnen hervorgegangene Mehrheit war unzweifelhaft der Ausdruck der liberalen Bourgeoiſie, deren Vertreter die demokratiſche Minderheit um ſo leichter niederſtimmen konnten, da ſie in allen widerfreiheitlichen und unvolksthümlichen Fragen auf die feſte Bundesgenoſſenſchaft einer zweiten, aus Junkern und Jeſuiten, Abſolutiſten und Pietiſten beſtehenden Minderheit rechnen durften.

Der Abſolutismus und Partikularismus, das Junkerthum, die Mandarinen- und Bonzenſchaft, kurz die ganze Rückwärtſerei nahm den Siegesjubel und die Zuverſicht, welche der Liberalismus kundgab, ſchweigend und ſcheinbar ergeben hin. Sie fand es gerathen, ſich einſtweilen todt zu ſtellen, mauſetodt, um den konſtitutionellen Kretinismus, wie derſelbe in den Märzminiſterien gipfelte, nicht vorzeitig merken zu laſſen, daß und wie ſehr er *ihr* Geſchäft verrichtete, daß er nur für *ſie* arbeitete. Unter der Hand und hinter der Wand wurde jedoch ſchon jetzt von den höfiſchen, bureaukratiſchen, hierarchiſchen und muckeriſchen Kreiſen aus eifrig gemunkelt und gemantſcht, die liberale Herrlichkeit zu unterwühlen. Daß hiebei ſelbſt die unſauberſten Ränke nicht verſchmäht, ſelbſt die unſittlichſten Mittel in Anwendung gebracht wurden, konnte nur Ideologen befremden, welche nicht bedachten, daß die Vertheidiger von Thron und Altar von Uraltersher das Privilegium der Unſittlichkeit beſitzen.

Völlig überſehen konnten aber die Liberalen dieſe von Seiten Derer, welchen ſie zum Schutz und Schirm gedient hatten und noch dienten, gegen ſie heimlich ins Werk geſetzten Wühlereien doch nicht. Aber ihre Eitelkeit verwehrte ihnen, einzugeſtehen, daß ſie ſich in den „charmanten“ Leuten bei Hofe, ſo wie in den über Nacht patriotiſch und konſtitutionell gewordenen Machthabern der Kirchen, Kanzleien und Kaſernen ſehr geirrt hätten, und ihre Bornirtheit und Volksfurcht verbot ihnen, große und durchſchlagende Gegenmittel in Anwendung zu bringen, welche — noch immer war es Zeit dazu — ausgereicht hätten, ihnen neben dem bloßen Schein und Namen auch das Sein und Amen der Macht zu verſchaffen. Dem kleinen Zuſchnitt ihrer Intelligenz und ihres Charakters gemäß wähnten ſie, der Intrike mittels der Intrike Meiſter werden, die im Dunkeln gegen ſie vorgetriebenen Minen mittels Gegenminen unſchädlich machen zu können. Statt große Schläge zu thun, unterhielten ſie einen jammerſeligen Froſchmäuſekrieg. In den Kniffen und Künſten des Froſchmäuſekrieges waren ihnen aber die Höflinge und Mandarinen, die Bonzen und Mucker weit überlegen und ſo kam es, daß dem Liberalismus, während er für die Erhaltung von Thron und Altar gegen das lächerliche Geſpenſt der „rothen Republik“ ankämpfte, durch die Inhaber und Nutznießer der Throne und Altäre der Boden unter den Füßen weggeſchaufelt wurde.

Bei ihren Vorbereitungen, das Verderben ihres treugehorſamen Schaffners Liberalismus herbeizuführen, ſobald derſelbe mit der Demokratie aufgeräumt hätte, kam der Rückwärtſerei vieles zu ſtatten. Vor allem im nördlichen Deutſchland die erſchreckende politiſche Unkultur des Volkes und im ſüdlichen die wuſelnde Begriffsverwirrung in den Köpfen. Jene Unkultur und dieſe Begriffsverwirrung ſicherten namentlich auch den Saaten des Pietismus und des Ultramontanismus eine reiche Ernte. Sodann war die materielle Noth nicht klein und trat die Sorge für die nächſten Lebensbedürfniſſe den ideellen Anſchauungen und Forderungen überall ſehr ſtörſam und hemmend in den Weg. Das Kapital zog ſich zitternd in die Tabernakel der Banken zurück oder barg ſich bebend in Privatſchlupfwinkeln. Demzufolge traten Gewerbeſtillſtand und Handelsſtockung ein und drückten ſchwer in erſter Linie auf das Proletariat, in zweiter auch auf den Mittelſtand. Der rückwärtſigen Proſelytenwerberei war da ein ergiebiges Feld aufgethan, und wer ſich nicht gerade zum Abſolutismus bekehren laſſen wollte, der ließ ſich doch zur liberalen Angſtpolitik verlocken. Auch der ärgſte Ruheheuler und ſtupideſte Ordnungsfanatiker konnte ſich ja noch immer ſchmeicheln, zur Partei der „beſten und edelſten Männer“ zu gehören.

Sehende Augen mußten frühzeitig erkennen, daß aus der kläglichen Halbheit, in welcher die deutſche Bewegung ſtecken geblieben war, unmöglich etwas Rechtes und Ganzes, unmöglich die Wiedergeburt, Befreiung und Einigung der Nation hervorgehen könnte.

Die Deutſchen waren ja der Veränderung überdrüſſig, bevor dieſelbe recht begonnen hatte, und das Volk, ſoweit es überhaupt in Betracht kam, hatte ſich durchweg mit Scheinerfolgen zufrieden gegeben. Die Kleinheit der Anſchauung und die Lahmheit der Thatkraft ſetzten überall, links und rechts, hüben und drüben an die Stelle der Revolution die Batrachomyomachia, den Froſchmäuſekrieg, in welchem Menſchen und Parteien ganz in der Manier der pſeudohomeriſchen Helden Lautquacker und Leckmann, Pausback und Sumpflieb, Vielſchrei und Kriechloch, Frißlauch und Käsnag einander bekämpften.

2.

Auch in Wien und Berlin wüthete dieſe Batrachomyomachie.

In der Hauptſtadt der buntzuſammengeplätzten Deſpotie, welche man Oeſtreich nannte, währte der kindliche, um nicht zu ſagen, kindiſche Jubel über die gelungene Revolution, welche gar keine war, den ganzen März hindurch und bis in den April hinein fort. Erreicht war im Grunde nichts als der Sturz und die Flucht Metternichs, welchem ſeine zwei getreueſten Handlanger, der Polizeiminiſter Sedlnitzky und der wiener Bürgermeiſter Czapka, nachgeſchickt wurden. Aber der entflohene Staatskanzler hatte die Metternichtigkeit hinter ſich zurückgelaſſen; denn es gab ja in Oeſtreich keine andere ſtaatsmänniſche Schule und Anſchauung, keine andere Regierungsroutine als eben die metternichtige. Woher hätten denn die Männer kommen ſollen, welche im Stande geweſen wären, die „neue Zeit“, das „neue Oeſtreich“, von welcher und von welchem ſo viel geſungen, geſagt und geſaſelt wurde, aufzurichten und aufrecht zu erhalten? Etwa aus dem Hauptquartier der vormärzlichen Oppoſition, aus dem „juridiſch-politiſchen Leſeverein“? An die Thüre deſſelben hatte freilich, als es um die Bildung eines neuen, eines „verantwortlichen“ Miniſterium ſich handelte, der wiener Witz das Plakat angeheftet: „Hier ſind gute Miniſter zu erfragen“; aber als ſpäter „hier“ wirklich Nachfrage geſchah und der Herr Alexander Bach zum Miniſter gemacht wurde, iſt es deutlich geworden, konkordätiſch deutlich, daß in dem Chef der vormärzlich-liberalen Oppoſition ein ärgerer Rückwärtſer ſteckte als der alte Metternich jemals einer geweſen war. Die Früchte des vormärzlichen Liberalismus in Oeſtreich haben ſich überhaupt als von der faulſten Sorte erwieſen; denn die Bach, Pillersdorff, Schmerling und Konſorten haben ja unwiderſprechlich gezeigt, daß ihr ganzes Schauen und Begreifen über den engen Kreis eines pappelhölzernen Bureaukratismus nicht um einen Zoll weit hinausreichte.

Während man auf den Straßen Wiens die „Freiheit“, von welcher niemand recht wußte, was ſie war und was man daraus machen ſollte, in allen möglichen Tonarten beſang und begaſſenhauerte, war man bei Hofe ſchlüſſig geworden, ein „verantwortliches“ Miniſterium einzuſetzen, da man doch etwas thun und, weil es mit dem abſolutiſtiſchen Deſpotiſiren für den Augenblick aus war, in Gottes- oder in Teufelsnamen „konſtitutionell“ regieren mußte. Aus der hochſeligen „Staatskonferenz“ nahm man den Grafen Kolowrat herüber und machte ihn zum Premierminiſter, die Finanzen übergab man dem Baron Kübeck, die Juſtiz dem Grafen Taaffe, das Aeußere dem Grafen Ficquelmont und das Innere dem Freiherrn von Pillersdorff. Etwas ſpäter übertrug man das Unterrichtsminiſterium dem Herrn von Sommaruga und das Kriegsminiſterium dem General Zanini, hinter welchem Strohmann aber bald als wirklicher Miniſter der Graf Latour hervortrat, als es galt, die inzwiſchen gereiften Pläne des Hofes zu verwirklichen. Kolowrat und Kübeck gingen in Bälde ab und der letztere wurde durch den Herrn von Krauß erſetzt, welcher ſehr geſchickt auf ſeinem ſchwindeligen Poſten balancirte, bis der wieder zu Kräften gekommene Abſolutismus die konſtitutionelle Marionettenbude in Trümmer ſchlug.

Aber wer regierte denn eigentlich an höchſter Stelle? Die Wahrheit zu ſagen, in den erſten Tagen und Wochen nach dem 14. März eigentlich niemand. Von dem armen Epileptiker Ferdinand konnte natürlich keine Rede ſein. Der kranke Kaiſer war nach den fieberhaften Aufregungen der Märztage in ſeinen gewohnten Dämmerzuſtand zurückgefallen und ſeine Geiſtes- oder Ungeiſtesthätigkeit war wieder ſo wie vor Jahren, als er zum Profeſſor Endlicher, welcher die kaiſerliche Majeſtät mit Botanik von ſtaatswegen „wiſſenſchaftlich“ unterhalten mußte, eines Tages geſagt hatte: „Schauens, der König Ernſt Auguſt von Hannover gefallt uns gar nit, gar nit. Aber ſagens, wo liegt denn eigentlich Hannover?“ Selbſt der kühnſte Aufſchwung des monarchiſchen Köhlerglaubens konnte ſich demnach nicht bis zu der Fiktion verſteigen, daß Kaiſer Ferdinand regierte, obzwar derſelbe, wenigſtens noch den April hindurch, verhältnißmäßig geſunde und lichte Momente hatte, während deren Dauer er an den Aeußerlichkeiten des konſtitutionellen Weſens eine kindliche Freude bezeugte*). Der Erzherzog Ludwig ſeinerſeits fand, daß ſeine knöcherne Zähigkeit dem Freiheitstrubel doch nicht gewachſen ſei, und da er auch zu unbiegſam war, dem wehenden Märzwinde, wie andere thaten, mit ſcheinbarer Reſignation einſtweilen ſich zu beugen, ſo zog er ſich zurück. Es waren jedoch ſchon zwei Hände da, welche nach den oberſten Enden des Staatsleitſeils begierig langten, Frauenhände. Die Erzherzogin Sophie, eine entſchloſſene Dame, mußte es als Mutter des präſumtiven Thronerben in ihrem eigenſten Intereſſe finden, die oberſte Staatsleitung an ſich zu bringen, und das iſt ihr denn bekanntlich für eine gute Weile gelungen.

---

*) Depeſche Effingers vom 12. April 1848: „Die Miniſter beſtreben ſich, nach beſtem Wiſſen und Vermögen die Grundſätze der konſtitutionellen Regierungsweiſe in Ausführung zu bringen. Hiebei iſt ihnen der Kaiſer ſelber ungemein behilflich, der an dem konſtitutionellen Gepränge mit Fahnen, Vivatrufen u. ſ. w. Gefallen findet und mehrmals geäußert haben ſoll, er ſei früher irregeleitet geweſen und habe erſt durch die Bürger von Wien die Wahrheit erfahren.“ E. B. A.

Die Erzherzogin, eine bairiſche Prinzeſſin, alſo in dickkatholiſcher und breitabſolutiſtiſcher Atmoſphäre herangewachſen, fühlte als die thatkräftige, mit einer zum Austheilen von Ohrfeigen ſehr fähigen und willigen Hand ausgeſtattete Hausfrau, welche ſie war, den Beruf in ſich, die Dynaſtie Lothringen-Habsburg auf alten Grundlagen neu zu befeſtigen. Sie hatte den Erzherzog Ludwig und Metternich gehaßt, nicht wegen ihres Regierungsſyſtems, ſondern weil dieſe Herren regierten, ſtatt ſie, die Erzherzogin, regieren zu laſſen. Jetzt, als ihre Zeit gekommen, griff ſie rüſtig die Aufgabe an, das in allen ſeinen Planken krachende und zitternde Staatsſchiff Oeſtreichs über den toſenden Revolutionsſtrudel hinweg und in den Hafen eines ſtraffen Mandarinenthums zurückzulenken. Nur ſollte dieſes mit noch mehr Pfaffismus durchſäuert und auch mehr feudal-romantiſch aufgeputzt werden, als die franz-metternichtige Staatspraxis hatte leiden wollen. Man hat um dieſes ihres Wünſchens und Wollens willen die Prinzeſſin von liberaler, geſchweige von demokratiſcher Seite her hart angefeindet, was ſehr thöricht war. Auch Prinzeſſinnen können ja nicht aus ihrer Haut heraus und in der Haut der Erzherzogin ſteckte nun einmal eine von dem Gottes-Gnadenthums-Märchen als von einer Wahrheit und Wirklichkeit feſt überzeugte, dabei leidenſchaftliche und herrſchgierige Frau, welche ganz korrekt ſie handelte, wie es von ihr erwartet werden mußte.

Demzufolge ſammelten ſich um die Erzherzogin, als um ihre Seele und Impulsgeberin, alle prieſterlichen und ſoldatiſchen, alle ariſtokratiſchen und bureaukratiſchen Elemente der Rückwärtſerei und verſuchten und ſtärkten ihre Kräfte vorderhand in einem wohlorganiſirten Froſchmäuſekriege gegen das werdende

Neue, bis die Zeit gekommen wäre, die dünne und doch ſo läſtige Maske des Konſtitutionalismus abzuthun und bei Seite zu werfen.

3.

Wer in Oeſtreich mit einem politiſchen Denkapparat verſehen war und denſelben in Bewegung ſetzen wollte, mußte von vornherein verzweifelnd ſich ſagen, daß der Neubau des Staates auf freiheitlich-moderner Baſis, daß die „Konſtitution des Vaterlandes“, wie die Nebelphraſe in der kaiſerlichen Proklamation vom 15. März lautete, ungeheuer ſchwierig, wenn überhaupt möglich ſei. Denn kaum war der gemeinſame Luftpumpedruck des franz-metternichtigen Syſtems von den widerhaarigen Völkerbeſtandtheilen des Staates hinweggenommen, als die naturwidrige Zuſammenſetzung deſſelben, durchaus nur auf dem mittelalterlichen Fauſt-, Kauf- und Heiratsrecht fußend, centrifugaliſch offenbar wurde und zweierlei Hauptſünden der Lothringer-Habsburger, von weiteren und weiterher datirenden gar nicht zu reden, ſich furchtbar rächten.

Erſtens die Sünde, alle die Bemühungen des aufgeklärten Deſpoten Joſeph des Zweiten, Oeſtreich aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberzuführen oder herüberzureißen, aufgegeben, ja vernichtet oder in ihr Gegentheil verkehrt zu haben. Zweitens die, mit allen möglichen Mitteln den befruchtenden Strom der deutſchen Kultur von den öſtreichiſchen Gebieten ferngehalten zu haben. Wären dieſem Strome die Wege gebahnt oder wäre demſelben auch nur freier Lauf gelaſſen worden, ſo hätte ſich in der Zeit von auch nur einem Jahrhundert die Germaniſirung der ungeheuren Mehrzahl der Bewohnerſchaft Oeſtreichs mit Naturnothwendigkeit vollzogen und wäre die deutſche Civiliſation, wären die deutſche Sprache, Anſchauungsweiſe, Literatur und Kunſt zu einem unzerſtörbaren Kitt der Reichseinheit geworden. Statt aber als eine Dynaſtie von deutſchem Stamm und Namen dieſe ihre Verdeutſchungspflicht und Germaniſirungsſchuldigkeit zu thun, haben erſt die Habsburger mittels ſpaniſch-italiſchen Jeſuitismus die deutſche Kultur in Oeſtreich unterdrückt und haben dann die Lothringer, immer Joſeph den Zweiten ausgenommen, alle die verſchiedenen halb oder ganz barbariſchen Völker ihres Reiches gegen den deutſchen Kulturgeiſt zu Hilfe gerufen, geſtachelt und gehetzt, um eben mit Hilfe der Barbarei die auf den Fittigen der deutſchen Literatur nach Oeſtreich hineingetragenen modernen Ideen abzuhalten oder die nicht abzuhaltenden zu knebeln.

Wie kurzſichtig und unheilvoll dieſes Verfahren geweſen, iſt in dem gränzenloſen Wirrſal, welches nach den Märztagen in Wien und Oeſtreich einriß, ſinnbethörend kundgeworden. Jetzt merkten in Wien alle, welche überhaupt etwas merkten, die Politik nicht mit der Intrike verwechſelten und nicht allein an morgen und übermorgen, ſondern auch an die Zukunft dachten, — jetzt merkten ſie, daß Oeſtreichs Weltſtellung doch ganz weſentlich auf ſeinem Deutſchthum beruhte. Aber was half dieſe Einſicht der wenigen Denkenden und Redlichen? Die Sünden einer langen Vergangenheit ließen ſich nicht ungeſchehen machen, ſondern mußten gebüßt werden.

Die Maſſe der wiener Bevölkerung und die Maſſe der Deutſch-Oeſtreicher überhaupt begriff wenigſtens inſtinktmäßig, daß es bei der in Ausſicht geſtellten „Konſtitution des Vaterlandes“ um das Sein oder Nichtſein ihrer Nationalität ſich handelte. Die Deutſchen in Oeſtreich machten daher den „innigen Anſchluß an das gemeinſame deutſche Vaterland“ zu einem Hauptartikel des Märzkredo und ihr Verlangen, im deutſchen Nationalparlament vertreten zu ſein, fand auch im Miniſterium und ſogar bei Hof einen lebhaften Widerhall und eine günſtige Aufnahme.

Selbſtverſtändlich nicht aus deutſchpatriotiſchen oder freiheitlichen Gründen, wohl aber aus dynaſtiſchen und großmachtpolitiſchen. Man wollte in dieſen Kreiſen Oeſtreichs Stellung, Oeſtreichs obherrſchende Stellung zu und in Deutſchland nicht aufgeben und dieſem Wollen verlieh die Eiferſucht auf Preußen einen Sporn mehr. Hatten doch die droben in Berlin ſchwankend und ſchwächlich kundgegebenen Begehrniſſe Friedrich Wilhelms des Vierten, die Hegemonie über Deutſchland an ſich zu nehmen, drunten in Wien in den Gemächern der Hofburg wie in den Vorſtädtekneipen gleichermaßen Zorn und Widerſtandsneigung hervorgerufen. (Vgl. Bd. I, S. 412.)

Die Betonung ihrer Deutſchheit durch die Deutſch-Oeſtreicher rief aber nun ſofort von Seiten der Magyaren, Czechen, Polen, Kroaten, Serben und Slovaken die lebhafteſten Proteſte hervor. Die Ungarn pochten auf die verfaſſungsmäßige Autonomie ihrer heiligen Stephanskrone; die Böhmen ſchrieen laut nach der Wiederherſtellung der Selbſtherrlichkeit ihrer mindeſtens ebenſo heiligen Wenzelskrone; die Polen meinten, jetzt endlich ſei die Zeit gekommen, das große Verbrechen der Theilung ihres Vaterlandes zu ſühnen; die Südſlaven wollten von der drückenden Zuſammengehörigkeit mit Ungarn erlöſ't ſein. Allen ſlaviſchen Völkerſchaften Oeſtreichs mitſammen wurde von Prag her, von der Studirſtube Palacky's aus, die Loſung gegeben: Wir Slaven ſind die weitaus zahlreichſte Nationalität Oeſtreichs, folglich müſſen wir die herrſchende und muß Oeſtreich ein ſlaviſcher Staat ſein. Zwiſchen dieſe Anſprüche der Deutſchheit, des Magyarismus und des Slaventhums eingeklemmt, ſtand das „verantwortliche“ Miniſterium wie auf Nadeln und ſuchte ſich einſtweilen mit Redensarten zu helfen. Als „achtbarſte“ Männer den Grafen Ficquelmont um eine Erklärung angingen, welche politiſche Stellung die Regierung einzunehmen gedächte, da gab der Miniſter — wie er in ſeinen „Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis zum 4. Mai 1848“ berichtet — folgende

„beſtimmte“ Erklärung: „Die Regierung Oeſtreichs iſt von jeher eine deutſche geweſen; ſie ſoll dieſen Charakter nicht ablegen. Da jedoch der öſtreichiſche Staatskörper von ganz eigenthümlicher Natur iſt, muß ſich die Regierung bei den Veränderungen, die jetzt in Deutſchland vor ſich gehen werden, verwahren, daß die politiſche Vereinbarung mit Deutſchland nicht die Stellung des Kaiſers zu ſeinem eigenen Reiche gefährde. Wir ſollen Deutſche bleiben und nicht aufhören, Oeſtreicher zu ſein.“ Der letzte Satz iſt einer von jenen, im „tollen“ Jahre ſo häufig ausgegebenen Orakelſprüchen —

„Drinn das Hohle mit dem Leeren
Sich ſo angenehm verbindet.“

Jedoch barg ſich in einem Winkel dieſer Wortpauke deutlich genug die Velleität, die deutſche Bewegung möglichſt von Oeſtreich fernzuhalten. Hof und Miniſterium ſahen namentlich die Betheiligung der deutſchen Bundesländer Oeſtreichs am frankfurter Parlamente mit ſehr ſcheelen Augen an und hätten dieſelbe gern verhindert, wenn nur nicht — wie ſich der Herr Graf Ficquelmont ausdrückte — „ein ſolcher freiwilliger Abfall von Deutſchland als unwiderrufliche Trennung gedeutet worden wäre“, und wenn nur nicht, hätte er hinzufügen können, Preußen die Wahlen zum Nationalparlament bereits zugeſtanden und angeordnet hätte. Da mußte man von öſtreichiſcher Seite natürlich auch mitthun.

Am 9. April ordnete das Miniſterium die Vornahme der Wahlen zum deutſchen Parlament in ſämmtlichen deutſchen Bundesländern Oeſtreichs an. Freilich war das in der Vorausſetzung geſchehen, das Dekret des Bundestags vom 30. März, kraft deſſen „die Wahlen von Nationalvertretern in allen deutſchen Bundesſtaaten auf verfaſſungsmäßigem Wege vor ſich gehen ſollten“ und ferner dieſe Nationalvertreter „das deutſche Verfaſſungswerk zwiſchen dem Volke und den deutſchen Regierungen vereinbaren ſollten“, würde Geltung erlangen und behalten.

Das war aber bekanntlich nicht der Fall, weil der Fünfzigerausſchuß, ſein jeſuitiſches Falſchſpiel mit dem Dogma der Volksſouveränetät weiterſpielend, dieſes Bundestagsdekret verwarf und der hierüber in Angſtſchweiß ausbrechende Bundestag am 7. April einen neuen Beſchluß faßte, kraft deſſen der *konſtituirende* Charakter des deutſchen Palaments ausdrücklich anerkannt und die Wahlberechtigung zur Nationalverſammlung für unabhängig von ſtändiſchen Vorrechten oder Cenſusbeſtimmungen erklärt war. Das öſtreichiſche Miniſterium konnte, wie die Sachen einmal lagen, nicht umhin, in dieſen ſauren Apfel zu beißen und ſetzte die Wahlen zur deutſchen Nationalverſammlung auf den 29. April feſt. Die zum deutſchen Bunde gehörigen Provinzen Oeſtreichs ſollten 190 Abgeordnete nach Frankfurt ſenden, welche Zahl aber nie erreicht wurde, ſchon darum nicht, weil die Czechen in Böhmen nicht nur der Wahl ſich weigerten, ſondern auch unter den Deutſchböhmen das Wahlgeſchäft vielfach zu vereiteln wußten.

Im Uebrigen brachte die Wahlbewegung es deutlich zu Tage, daß auch in den Kreiſen der öſtreichiſchen Liberalen das Schwarzgelb vor dem Schwarzrothgold kam. Die weit überwiegende Mehrzahl der Parlamentskandidaten wollte von einem Aufgehen Oeſtreichs in Deutſchland ſchlechterdings nichts wiſſen und bekannte ſich zu dem Satze: „Die Souveränetät und Integrität Oeſtreichs kann und darf durch den Anſchluß an Deutſchland nicht aufgegeben werden“. Auf Grund dieſes Glaubensbekenntniſſes wurde auch die weit überwiegende Mehrheit der öſtreichiſchen Abordnung zum Parlament wirklich gewählt und dieſer Ausfall der Wahlen war mit ſolcher Beſtimmtheit vorherzuſehen geweſen, daß das Miniſterium ſich ermuthigt fühlte, ſchon am 21. April in der „Wiener Zeitung“ amtlich zu erklären: „Von dem Wunſche des innigen Anſchluſſes an Deutſchland durchdrungen, wird Oeſtreich jeden Anlaß freudig ergreifen, welcher ſeine Anhänglichkeit an die gemeinſame deutſche Sache zu bethätigen vermag. Es kann aber nie ein gänzliches Aufgeben der Sonderintereſſen ſeiner verſchiedenen, zum deutſchen Bunde gehörigen Gebietstheile, eine unbedingte Unterordnung unter die Bundesverſammlung, ein Verzichten auf die Selbſtſtändigkeit der inneren Verwaltung mit ſeiner beſonderen Stellung vereinbarlich finden und muß ſich die beſondere Zuſtimmung zu jedem von der Bundesverſammlung gefaßten Beſchluſſe unbedingt vorbehalten. Inſofern letzteres mit der Weſenheit eines Bundesſtaats nicht vereinbarlich erkannt würde, wäre Oeſtreich nicht in der Lage, einem ſolchen beizutreten".

Es iſt leicht begreiflich, daß die öſtreichiſche Regierung im April von 1848 ſo ſprechen konnte, ſo ſprechen mußte. Aber ohne Phraſe hieß das doch nur erklären: Wir ſind deutſch und gehen mit Deutſchland, ſolange es in unſeren öſtreichiſchen Kram paßt; keine Minute länger.

4.

Dies war jedoch dem in der Hofburg gottesgnadenthümlich-hochjunkerlich-loyolaitiſch thätigen Wohlfahrtsausſchuß immer noch bei weitem nicht genug. Denn für dieſe „Kamarilla“ war deutſch und revolutionär gleichbedeutend und das Schwarzrothgold die Leibfarbe religiöſer ſowohl als politiſcher Ketzerei. Aber man mußte ſich vorderhand gedulden, ſelbſt die fromme Ungeduld der Erzherzogin Sophie und der Kaiſerin Anna mußte ſich vorderhand gedulden. Lombardo-Venetien abgefallen, Ungarn nur noch durch ein dünnes Band mit der Dynaſtie verknüpft, die Slaven mit Rebellion drohend, die Deutſchöſtreicher konſtitutionell — in Wahrheit, die Sachlage war nicht dazu angethan, ſich ſofort wieder auf den höchſten Gaul der kirchlichen und politiſchen Orthodoxie zu ſetzen. Man mußte in Wien wie in Peſth den verhaßten Konſtitutionalismus einſtweilen ſeine Hanswurſtſprünge machen laſſen und ſich beſcheiden, über ihn hinweg die Fäden der Rückwärtſerei da anzuknüpfen, wo ſich die ſicherſten Haft- und Haltpunkte darboten.

War ein ſolcher Haft- und Haltpunkt die Armee? Sie wurde im Verlaufe des Sommers in Folge der italiſchen Siege Radetzky's zum erſten und feſteſten, allein im April und noch im Mai ſchien auch ſie ganz aus Rand und Band gehen zu wollen. Es war noch nicht die Zeit gekommen, wo ſchwarzgelbe Poeten mit Fug dem greiſen Marſchall zujubeln konnten: „In deinem Lager iſt Oeſtreich!“ Vorerſt hielt er ſich, das rathloſe Miniſterium um Mannſchaft, Waffen und Geld beſtürmend, nach ſeinem Abzug aus Mailand mühſam hinter dem Mincio und der Etſch, weit mehr noch als der eigenen Geſchicklichkeit und Standhaftigkeit, weit mehr noch auch als der Tapferkeit und Beharrlichkeit ſeiner Truppen der offenkundigen Unfähigkeit und Energieloſigkeit des Sardenkönigs Karl Albert es verdankend, daß die ſchwarzgelbe Fahne nicht gänzlich aus Italien wegſchwinden mußte.

Mit dem Magyarenthum war augenſcheinlich von Seiten der Kamarilla nicht zu machenſchaften. Das mußte man, ſobald man konnte, auf Leben und Tod bekämpfen; denn Ungarn war ſeit dem 10. April thatſächlich unabhängig und nur noch dynaſtiſch durch die Perſonalunion mit Oeſtreich verbunden. An dem genannten Tage hatte Kaiſer Ferdinand als König von Ungarn die Beſchlüſſe des ungariſchen Reichstags, welcher zum letzten mal in Preßburg getagt, feierlich beſtätigt, — wahrhaft revolutionäre Beſchlüſſe. Denn die wichtigſten derſelben gewährleiſteten die jährliche Wiederkehr der Sitzungen des Reichstags, die Bildung des Deputirtenhauſes durch ein quaſi allgemeines Wahlrecht, die Aufhebung der Feudallaſten und der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn und endlich die Einſetzung eines eigenen, unabhängigen, nationalungariſchen

Miniſteriums. Das letztere, in welchem Koſſuth, Batthyányi und Széchenyi als Hauptleute die verſchiedenen magyariſchen Parteien vorſtellten, trat am 14. April in Funktion. Allerdings nun war die neue ungariſche Verfaſſung, wie die ungariſche Bewegung überhaupt, auch dann und da, wann und wo ſie äußerlich in demokratiſchen Farben ſpielte, durchaus ariſtokratiſcher Natur und allerdings haßten die Magyaren, aller gelegentlich von Koſſuth und andern Ungarn losgelaſſenen Verbrüderungsphraſen ungeachtet, das Deutſchthum von ganzem Herzen. Aus beiden Gründen, ſo könnte man glauben, hätte ſich demnach der wiener Hofburg die Möglichkeit geboten, mit den Ungarn zu traktiren und zu paktiren. Allein es ging nicht an, weil der magyariſche Ariſtokratismus in den Augen der wiener Kamarilla unendlich viel zu freiheitlich ausſah. Die Ungarn, ſo kalkulirte man, würden ſich allenfalls unter lohnenden Umſtänden dazu brauchen laſſen, den konſtitutionellen Schwindel in Deutſch-Oeſtreich vernichten zu helfen; aber auf der Erhaltung und Erweiterung ihrer eigenen Errungenſchaften würden ſie nur um ſo feſter beſtehen. Wir, die Kamarilla, müſſen uns daher nach anderen Bundesgenoſſen und Helfershelfern umſehen, nach ſolchen, welche man, nachdem ſie ihre Dienſte gethan, unſchwer um *ihren* Antheil an dem Ertrage der gemeinſamen Aktion prellen oder ſonſtwie unterkriegen kann.

Sollte vielleicht mit den Polen etwas zu mantſchen oder zu pantſchen ſein? Nein! Dieſe Polen haben allzeit nur die Wiederherſtellung ihrer polniſchen Republik im Sinne und ſchon der bloße Gedanke daran könnte uns bei dem Großmeiſter unſerer und aller Petrefizirungspolitik, bei dem Czar in übeln Geruch bringen. Iſt es doch ſchon widerwärtig genug, daß dieſer verbrecheriſche Gedanke hier in Wien, ſogar in offiziellen Kreiſen, lebhafte Sympathie gefunden hat*).

---

*) Depeſche Eſſingers vom 2. April: „Die galiziſchen Deputirten, den Fürſten Georg Lubomirsky an der Spitze, ſind ſeit mehreren Tagen in Wien.

Der große Petrefizirer an der Newa, der Hord und Heiland der Stabilitätsreligion, ſah freilich ſeine Stellung und Aufgabe etwas anders an als die Köhlergläubigen des Czarismus in Wien, Berlin und anderwärts in Deutſchland. Auch er nämlich fühlte ſich als Träger der ruſſiſchen Staatsidee, wie ſie durch Peter den Erſten geſchaffen und durch Katharina die Zweite großgezogen worden war; auch er glaubte ſich berufen, an dem Werke einer moskowitiſchen Univerſaldeſpotie weiterzubauen. Darum ſchien ihm jetzt, nachdem der gewaltige Frühlingsorkan Mittel-, Weſt- und Südeuropa in Verwirrung geworfen hatte, die Gelegenheit günſtig, von langeher vorbereitete Ernten einzuheimſen und ein Geſchäft im Stile Peters und Katharina's zu machen. Zunächſt mit der Türkei, d. h. gegen ſie. Warum ſollte man dem „kranken Mann“ nicht wieder einmal etliche Gliedmaßen amputiren, z. B. die Donaufürſtenthümer, welche man ja in St. Petersburg ſchon lange für ruſſiſche Provinzen anzuſehen gewohnt war? Die dermalige Lähmung Oeſtreichs, welches ſogar zu der Zeit, wo Herr von Metternich unter dem Titel, die Koſten ſeiner Korreſpondenz mit dem Czaren zu decken, eine ruſſiſche Penſion bezogen, der auf die unteren Donauländer gerichteten ruſſiſchen Verſchluckungsgier ſanften Widerſtand geleiſtet hatte, konnte dem Czaren nur gelegen kommen. Es ſind aber ſtarke Anzeichen vorhanden, daß die in Wien während des März und April von 1848 umgegangene Beſorgniß, der Czar beabſichtigte nicht etwa nur eine Wegnahme der Moldau und Walachei, ſondern auch eine gewaltſame Einmiſchung in die Angelegenheiten Deutſchlands und mehr noch Oeſtreichs, keineswegs eine grundloſe geweſen ſei. Iſt es doch Thatſache, daß, während das ruſſiſche Kabinet durch ſeinen Geſandten in Wien die beſtimm-

---

Die Wiederherſtellung eines kräftigen, wohlorganiſirten Polens, das Rußland von Europa abtrennte, würde auch in Wien als ein Glück betrachtet werden.“ S. B. A.

teſten Verſicherungen von ſeinen friedlichen und freundlichen Geſinnungen abgeben ließ*), zahlreiche ruſſiſche Agenten in den öſtreichiſchen Gränzlanden, ſowie und am auffallendſten in Krakau, das Geld mit vollen Händen verſtreuten, um revolutionäre Regungen hervorzurufen, welche den Vorwand zur militäriſchen Einmiſchung der Moskowiter liefern ſollten.

Plötzlich jedoch machte die czariſche Politik ganze Wendung. Es zeigte ſich nämlich, daß es dem wahnwitzigen Hochmuth des Selbſtherrſcherbewußtſeins zum Trotz, wie ſolchen Hochmuth Nikolaus in ſeinem Ukas vom 26. März kundgegeben hatte (vgl. Bd. I, S. 423), — mit den Angriffsmitteln Rußlands nicht ſehr weit her war. Um ſo weniger weit her, als ungeachtet aller Um- und Vergitterung der ruſſiſchen Gränzen mit Koſaken und Baſchkiren der große Frühlingsſturm von Weſten her da und dort, allen amtlichen Ableugnungen zum Trotz, doch auch über dieſe Gränzen hinwegfuhr und die Wipfel der Wälder Rußlands bis gen Kaſan hinüber rührte. Auf den Flügeln dieſes Sturmes wurde zu den Ohren der ruſſiſchen Bauern die Kunde getragen, was für überſchwänglich reiche Gaben da drüben in den „Heidenländern" im Weſten der März ihren bäueriſchen Schickſalsgenoſſen gebracht hätte, und die Folge hievon waren Bauernrebellionen in verſchiedenen polniſch-ruſſiſchen und reinruſſiſchen Statthalterſchaften, welche Aufſtände nur mittels Aufbietung bedeutender Militärkräfte niedergeknutet werden konnten. Man hatte alſo im eigenen Hauſe hinlänglich zu thun. Sodann wurde der ſlaviſche Haß, die moskowitiſche Todfeindſchaft gegen das Deutſchthum ein Agens der ruſſiſchen Politik, welches derſelben eine andere Richtung gab. Der Czarismus erkannte unſchwer, daß es eine Lebensfrage für ſeine Zukunft, die Wiederherſtellung des Reiches deutſcher Nation zu verhindern und ſchon der Einleitung zu dieſer Wiederherſtellung, d. h. der preußiſchen Hegemonie über Deutſchland, mit allen Mitteln entgegenzuwirken. Um aber Preußen und Deutſchland aus der czariſchen Vaſallenſchaft, wie ſolche ſeit 1815 anerkannt beſtanden hatte, nicht herauskommen zu laſſen, mußte ein Handinhandgehen mit Oeſtreich, d. h. mit dem Wohlfahrtsausſchuß in der wiener Hofburg, als das wirkſamſte Mittel erſcheinen. Die öſtreichiſche Kamarilla ging natürlich dem Czaren mehr als halbwegs entgegen und ſo kam jener Bund ſchöner Seelen zu Stande, welcher i. J. 1849 zur Intervention Rußlands in Ungarn geführt hat, alſo zur Rettung Oeſtreichs, welche Rettung freilich nicht aus czariſcher Großmuth erfloſſen iſt, ſondern aus den angegebenen widerdeutſchen Motiven, verbunden mit der in St. Petersburg ſehr gefühlten und wohlverſtandenen Nothwendigkeit, das ungariſche Feuer erſticken zu müſſen, damit deſſen Flammen nicht über die Karpathen herüber und nach Polen, ja in's „heilige“ Rußland ſelber zündend hereinſchlügen. . . .

---

*) Depeſche Eſſingers vom 15. April: „Der ruſſiſche Geſandte Graf Medem äußert ſich auf's beſtimmteſte, daß der ruſſiſche Kaiſer durchaus keine Intervention in die Angelegenheiten Deutſchlands beabſichtige, und ſolange er ſelber nicht angegriffen werde, die bisherigen friedlichen Beziehungen zu ſeinen Nachbarn aufrecht zu erhalten geſinnt ſei." S. V. A.

Die wiener Hofburg konnte ſich zunächſt auf die in der Wolle gefärbten „Schwarzgelben“ verlaſſen, welche in Wien ſelbſt ziemlich zahlreich vorhanden, obzwar vorderhand ſehr ſtill waren. Dieſe Bekenner der ſtrikten Obſervanz des Abſolutismus fanden ſich in der Armee, in der Kleriſei, im Adel, im Prozenthum und in der Beamtenwelt. Sie waren aber dermalen nur eine Hoffnung für die Zukunft, noch keine Stütze für die Gegenwart. Mehr ſchon verſprachen das zu ſein die von der Peſt des Denkens noch wenig oder gar nicht heimgeſuchten Tiroler, allzeit bereit, ihren kindlichen Glauben an die rothen Hoſen ihres „Koaſers“ durch Vivatjodeln und durch Schießen mit dem Stutzen zu bethätigen. Allein man bedurfte nicht nur defenſiver Stützen, man bedurfte einer offenſiven Macht, um dem „Freiheitsſchwindel“ in Deutſch-

Oeſtreich und der Selbſtſtändigkeit Ungarns an Leib und Leben gehen zu können.

Eine ſolche Macht war noch nicht zur Hand; aber die Kamarilla verzweifelte nicht daran, ſich dieſelbe zu ſchaffen, hinter den Kuliſſen zu ſchaffen, während ſie vor denſelben das „verantwortliche“ Miniſterium ſeine unfruchtbaren konſtitutionellen Kapriolen machen ließ. Als Material boten ſich ihr dar die Czechen und die Südſlaven und das Werkzeug, womit ſie dieſes Material für ihre Zwecke bearbeitete, war der wilde Czechenhaß gegen das Deutſchthum und der nicht weniger wilde Südſlavenhaß gegen den Magyarismus. Die ſlaviſchen Politiker fühlten bald heraus, welcher gemeinſame Haß ſie mit der wiener Hofburg verbände, und mit der ganzen Schlauheit ihrer Raſſe beſchloſſen ſie das zwiſchen ihnen und der Kamarilla ſich anſpinnende Bündniß dahin zu benützen, das Slaventhum in dem ganzen Donaureich zur herrſchenden Gewalt zu machen. Daß als letztes Endziel, bewußt oder unbewußt, den ſlaviſchen Führern ein panſlaviſtiſch-czariſches Univerſalreich vorſchwebte, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Spätere Ereigniſſe haben dies unwiderlegbar dargethan. Die ganze ſlaviſche Welt ſollte ſich ſchließlich in die Arme der Mutter Moskavia-Panagia ſtürzen, wie Ströme in den Ozean. Im Frühjahr von 1848 hatte man es jedoch mit näherliegenden Zielen und Zwecken zu thun, und fand es demnach für die Intereſſen der Slaverei am förderlichſten, die aus einem Hinterfenſter der Hofburg lockend hervorgeſtreckten Hände zu ergreifen. Der dynaſtiſche Kulturhaß machte Hochzeit mit der Halbbarbarei.

Ueber den Einleitungen und Anſchickungen zu dieſem Bunde liegt noch dichtes Dunkel, das vielleicht nie ganz gelichtet werden kann. Es iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daß anfänglich weder von der einen noch von der andern Seite nach einem feſten Plane vorgegangen wurde. Allein die Verhältniſſe ſelber führten die Hofburg und die Slaven — bei dieſen von den Polen immer abgeſehen — einander näher und einzelne Data und Fakta gewähren denn doch Stützpunkte für die Anſicht, daß ſchon im Monat März, obzwar vielleicht vorerſt mehr nur inſtinkt- als planmäßig, an der Herſtellung eines gegen die Deutſchen und die Magyaren gerichteten Einverſtändniſſes zwiſchen der Dynaſtie einerſeits und den Czechen und Südſlaven andrerſeits gearbeitet wurde. Am 13. März gab der anerkannte oberſte Häuptling der Czechen, gab Palacky zu Prag im böhmiſchen Nationalausſchuß, deſſen deutſche Mitglieder, wie durchſchnittlich die Deutſchen in Böhmen den czechiſchen Anmaßungen gegenüber überhaupt, „um des lieben Friedens willen“ ganz erbärmlich ſich benahmen, die Loſung „Schwarzgelb!“ aus, indem er feierlich erklärte: „Wahrlich, exiſtirte der öſtreichiſche Kaiſerſtaat nicht ſchon längſt, man müßte im Intereſſe Europa's ſich beeilen, ihn zu ſchaffen!“ und 10 Tage darauf, am 23. März, wurde mittels kaiſerlichen Kabinettſchreiben der Gränzer-Oberſt Joſeph Jellacic zum Banus von Kroatien ernannt. Man begann in der wiener Hofburg, in Prag und in Agram einander gegenſeitig zu verſtehen.

5.

Die Wahrheit zu ſagen und gerecht zu ſein, wer im März, April und Mai von 1848 in der Lage geweſen iſt, in der Hofburg von Wien wohnen zu müſſen und zwar mit dem Bewußtſein des Gottesgnadenthums im Leibe, der hatte ausreichende Gründe, ſogar nach Böhmaken, Hannaken, Slovaken und Kroaten als nach Helfern und Erlöſern die Hände auszuſtrecken.

Denn der revolutionäre Froſchmäuſekrieg nahm in der Donauſtadt allmälig ſehr unerquickliche Formen an und enthüllte die grüne politiſche Unreife und Unbildung der Bevölkerung in einer Weiſe, welche aus dem Genre des Naiven bald ſehr entſchieden in den des Abſurden und Gemeinen hinüberrückte.

Freilich, wer war ſchuld an dieſer Unreiſe und Unbildung und allem hieraus mit Nothwendigkeit hervorgehenden Abſurden und Gemeinen? Doch gewiß ohne Frage das Regierungsſyſtem der Habsburger und Lothringer, welche ſeit Jahrhunderten ein gutartiges, mit trefflichen natürlichen Anlagen ausgeſtattetes Volk mittels Pfafferei, Soldaterei und Kanzleiflegelei methodiſch hinter der Zeit zurückgehalten hatten. Im Frühjahr von 1848 ſind in Oeſtreich nur die Saaten aufgegangen, welche das „patriarchaliſche“ Regiment ausgeſtreut hatte.

Alle die Sünden der Franz-Metternichtigkeit ſchlugen jetzt zu revolutionären Giftblüthen aus. Der Druck der Schafſchurpolitik hatte ſeit Menſchenaltern den Volksgeiſt ſo unerbittlich zuſammengepreßt und niedergewuchtet, daß er jetzt, plötzlich freigegeben, unmöglich über das Niveau kindiſcher Phantasmagorien, dunkler Inſtinkte und unklarer Vorſtellungen ſich zu erheben vermochte. Der ganze Bodenſatz von Unverſtand, Rohheit, Bosheit und Zuchtloſigkeit, welchen das „Syſtem“ angehäuft hatte, kochte und brodelte auf in wüſter Gährung und ſchleuderte nach allen Seiten hin ſeinen eckelhaften Schmutz, ſeine peſtilenzialiſchen Miasmen. Wie dieſe aufſtanken in der Preſſe und in der Klubb- und Eckſteinrednerei! Klubbs und Zeitungen ſchoßen wie Pilze aus dem Boden und wucherten wanzenhaft. Wien hatte ſeine hundert Blätter und Blättchen und alle wurden von gierigen Leſern förmlich verſchlungen. In dieſer Stadt, welche ein infames „Syſtem“ zu einem Orte gemacht, von welchem ſein genialſter Bewohner, Franz Grillparzer, geſagt hatte:

„Schön biſt du, doch gefährlich auch
Dem Schüler wie dem Meiſter:
Verderblich weht dein Sommerhauch,
Du Kapua der Geiſter!“ —

ja, in dieſem Wien, das noch vor wenigen Wochen die Lieblingsheimat denkträger Muſikdudelei und geiſtloſer Theaterſpektakelei geweſen war, eine Stätte, auf welche alle Freßkünſtler und Unzuchtvirtuoſen Europa's ſchmunzelnd den horaziſchen Vers:

„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet" —

anwandten, in demſelben Wien war über Nacht die Befriedigung einer zügelloſen politiſchen Hör- und Leſewuth zum Hauptvergnügen für alle Volksklaſſen geworden. Es war nicht anders, als ſollten und wollten die armen Wiener binnen wenigen Tagen und Wochen einholen, was ſie ſo viele Decennien hindurch hatten verſäumen müſſen. Die Beſchäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten, von welchen ſie mittels Liſt und Gewalt Jahrhunderte lang ferngehalten worden, wurde ihnen zu einem täglichen und ſtündlichen Bedürfniß, zu einem Fieber, zu einer Sucht.

Und aus was alles für Schüſſeln, Krippen, Futtertrögen und Jauchebehältern ſchlangen ſie die langentbehrte politiſche Nahrung! Um eine Vorſtellung davon zu bekommen, muß man das ſchweiniſche Gegrunze anhören, das ein Mahler in ſeinem „Freimüthigen" losließ, welches Blatt es bis zu 60,000 Abonnenten brachte, oder muß man mitanſehen, wie ein Häfner den Jakobinismus karikirend, in ſeiner „Konſtitution" blutbengelte. Allerdings gab es auch geiſtvolle, reichgebildete, ſcharf und fein ſtiliſirende Publiziſten: von den Jellinek, Becher, Stifft, Engländer und Heller bis hinab zu den vorhin Genannten war ein weiter Weg, ein gerade ſo weiter, wie, was die Volksredner und Klubbmacher betrifft, von einem Tauſenau bis hinunter zu einem Schütte und Chaiſes; wenn man aber, hoch greifend, etwa ein Dutzend der damaligen wiener Journaliſten, Straßen-Mirabeaus und Kneipenrobespierres ausnimmt, ſo ſind die Uebrigen ſammt und ſonders unbedenklich in die Rubrik Geſindel zu werfen, und zwar in des Wortes geſindelhafteſter Bedeutung. Bemerkenswerth iſt auch, daß zwei volle Drittel dieſes Geſindels dem Hauſe Iſrael angehörten. Dieſe Juden — (Juden in dem gäng und gäben ſchlimmen und ſchlimmſten Sinne) — warfen ſich in die wiener Bewegung, nicht nur rachedurſtig, ſondern auch geſchäftehungerig. Sie betrieben die Politik wie ein Schachergeſchäft, entwickelten dabei die bekannte raſtloſe jüdiſche Betriebſamkeit, ebenſo aber auch die nicht weniger bekannte jüdiſche Keckheit, und ſie haben zu der Verjudung der deutſchen, der europäiſchen Preſſe viel beigetragen, von welcher Verjudung ſeither ſo großer Lärm gemacht worden iſt, natürlich nur von ſeiten des chriſtlichen Neides.

An ihnen lag es auch nicht, wenn die „friedliche Anarchie“, welche ſeit dem 15. März in Wien herrſchte, vorderhand noch ihren gutmüthigen Charakter behauptete*). Die Schärfe jüdiſchen, im Feuer jahrhundertelanger Verfolgung gehärteten Haſſes vermochte das öſtreichiſche Phlegma und die wieneriſche Harmloſigkeit nicht ſattſam zu durchdringen. Die Straßen- und Kneipenpolitik war zwar ſehr verſchwenderiſch mit Blutphraſen, ſie mußte jedoch erſt den Giftbrodem rückwärtſiger Machenſchaften einathmen, um ſich von Blutphraſen zu Blutthaten fortreißen zu laſſen.

Dermalen noch war die wiener „Freiheit“ ein toller, ausbündig toller Faſching; ſehr krakehleriſch, tumultuariſch und ſtörſam zwar, aber doch nicht eben bedrohlich und gefährlich. Dieſe Freiheit bell fürchterlich, biß aber nicht. Freilich, der Lärm und Trubel war arg, für zartgebaute Ohren geradezu unerträglich. Jeder Tag gebar eine neue Ungeheuerlichkeit, wenn auch nur in Worten. Der Cynismus war Trumpf und der nachgemachte Sansculottismus zog in Wien auch noch das Hemd aus. Die Aula machte Weltgeſchichte und das Volk der Phäaken ſchwelgte in Straßenaufläufen und Katzenmuſiken, wie es vordem in Backhändln und ſtraußiſchen Walzern geſchwelgt hatte.

---

*) Eſſingers Depeſche vom 12. April: „In Wien herrſcht Dank der Gutmüthigkeit der Wiener eine friedliche Anarchie.“ S. B. A.

6.

Und wie ſah es derweil in der preußiſchen Hauptſtadt aus? Im Einzelnen weniger chaotiſch, weniger cyniſch, civiliſirter, reinlicher; aber im Ganzen doch nicht viel beſſer. Der berliner Märzphiliſter überwog an politiſcher Einſicht den wiener nicht um ein Haar. Als Franz Raveaux am Abend des 19. März eine Anzahl von „ausgezeichneten Kapacitäten“ der berliner Bürgerſchaft aufmerkſam machte, daß es nöthig ſei, beſtimmte Bürgſchaften für das Weſentliche der Volksrechte zu fordern und zu erlangen, gaben ihm dieſe „Kapacitäten“ wörtlich zur Antwort: „Wir haben ja alles, was wir wollen. Wir ſelbſt ſind jetzt am Regiment und wer ſoll uns denn unſere Freiheit wieder nehmen?“ Gegen ſolchen Siegesdünkel und ſolches Weißbiertrinkerbewußtſein würden Götter ſelbſt vergebens angekämpft haben.

Die Klubbſucht und die Zeitungenſintflut, die Mauldiarrhöe und die Pamphletblattern graſſirten ſelbſtverſtändlich in Berlin wie damals überall. Jedoch iſt die Batrachomyomachie gegen das Beſtandene oder Beſtehende an der Spree merklich viel zahmer geführt worden als an der Donau. Es wurde bald offenbar, daß der beſchränkte preußiſche Unterthanenverſtand vor der er wußte nicht wie ihm angeflogenen Kühnheit, ein Revolutiönchen gemacht zu haben, im Innerſten ſich entſetzte und zerknirſcht die Umkehr in die Geleiſe treugehorſamer Unterthänigkeit ſuchte. Die Frage, ob Republik, ob Monarchie? iſt in Berlin kaum ernſtlich aufgeworfen und jedenfalls zu keiner belangreichen Diskuſſion gebracht worden. Das Königthum war den Preußen ſo nachhaltig einexercirt, daß von einer Infrageſtellung deſſelben keine Rede ſein konnte. Um in Berlin von Abſchaffung der Monarchie zu ſprechen, mußte man in der That ein „ausländiſcher Emmiſſär“, ein „fremder Böſewicht“ oder ein „Jude“ ſein. Die

Eingeborenen waren monarchiſch bis ins Mark ihrer Knochen, und wenn man die rötheſten Demokraten, wie z. B. den talentvollſten, beliebteſten und einflußreichſten Klubbredner, den rothrauſchbärtigen Held, aufgeſchnitten hätte, ſo würde man ihr Herz mit dem königlich preußiſchen Wappen geſtempelt gefunden haben. Demzufolge hat denn auch unter den neueröffneten Schwatzanſtalten der „Konſtitutionelle Klubb" raſch die erſte Stelle gewonnen.

Im Uebrigen iſt die Durchblätterung der Akten des berliner Froſchmäuſekriegs vom Frühling 1848 mitunter ergötzlich genug. Der berliner Witz ließ ſchon dann und wann die künftigen Heldenthaten des „Kladderadatſch" errathen. In der Breiten Straße war in der Nacht vom 18. auf den 19. März in einer Brunnenſäule eine Kanonenkugel ſtecken geblieben und unter dieſe Kanonenkugel klebte der Volkshumor die königliche Proklamation: „An meine lieber Berliner". Das war freilich der beſte dieſer ſchlechten Witze. Die politiſche Dichterei, wie ſie ſich zur Feier des „Volksſieges" lautmachte, war fürchterlich. Auch Damen ergoſſen ihres Buſens überwallende Gefühle in Flugblättern, angefüllt mit Verſen, Ausrufungszeichen und Gedankenſtrichen. Eine Dichterin, „die an den Barrikaden gekämpft hat", Lucia Lenz, beſang die Student[illegible]ſe:

„Wer es geſeh'n, wie dieſe Heldenknaben
Beim Morgenroth nach jener blutigen Nacht
Den Männern aus dem Volk die Hände gaben,
Der glaubt an der Verbrüderung künftige Pracht" —

und der Schneider Guſtav Werch fertigte ſich ſelber ein Adelspatent aus und manifeſtirte ſeine Kühnheit: —

„Ja, freier Sinn, das iſt mein Adel;
Kühn blick' ich ſo den Stärkſten an".

Auch Offiziere miſchten beifällig ihre Stimmen in das große war der Sturm eines ſich großartig erhebenden Volkes! Einſt wurde das ſchwarzrothgoldene Band in bedrohter Heimlichkeit geküßt, jetzt weht daſſelbe hoch vom königlichen Schloſſe und aus jedem Hauſe. Das begeiſterte Volk wogt durch die Straßen. Iſt das etwa Canaille? Wehe uns, wenn wir es verſuchen wollten, dem Strome der Zeit entgegenzutreten. Laſſen wir den ſteifen alten militäriſchen Dünkel dahinfahren und ſchließen wir uns der Bewegung willig an!“ Dieſen Anſchluß haben verſchiedene jüngere Offiziere wirklich und aufrichtig verſucht, ſind aber übel dabei gefahren.

In dieſes hohl- und wohlgemeinte Verbrüderungsgeleier und Verſöhnungsgedudel hinein ſchnitt dann und wann ein Ton, welcher an die wirkliche Sachlage erinnerte. Denkende Menſchen gaben ihrer Ueberzeugung Worte, daß alles, was von Vermittelung und Verſöhnung zwiſchen Bürgerthum und Soldatenthum geleiert und gedudelt wurde, barer Aſterwitz wäre, ſo lange es einen Soldatenſtand gäbe. Daran iſt ja in Preußen wie überall die Bewegung von 1848 geſcheitert, daß man in der Siegesſtunde dieſen Stand nicht ſofort und gründlich beſeitigte. Stehendes Heer und Volksſtaat ſind nun einmal Dinge, welche einander abſolut ausſchließen, und es iſt eines der vielen Merkmale der Verlogenheit und Heimtücke des Liberalismus, daß er über dieſe Wahrheit, die ſich ihm doch Schritt und Tritt aufdrängte, beharrlich hinwegzuſchielen ſich bemühte.

Auch die Kluft zwiſchen Bourgeoiſie und Proletariat mußte nothwendig zum Klaffen kommen. In einem Artikel der „Zeitungshalle“ vom 23. März legte Julius den Finger auf dieſe große Wunde der modernen Geſellſchaft, indem er unter anderem ſagte: „Die Wahrheit iſt, daß auch bei uns, ſo gut wie in Frankreich und in England, der Bruch zwiſchen der Bürgerklaſſe und der ger fühlen dies gar wohl und darum beginnen ſie ſchon jetzt, ſchon nach dem erſten Tage unſerer glorreichen Revolution aus allen Kräften rückwärts zu ziehen". In der That, die Angſtphiliſterei gab ſich zwiſchenhinein bereits wimmernd und winſelnd kund und wie zur Beſtätigung des letzten der ſo eben angeführten Sätze rief ſchon am 2. April ein Ruheröchler in der „Spener'ſchen Zeitung" den Miniſtern zu: „Katilina iſt vor euren Thoren und ihr ſchlaft? Katilina, das iſt: der ſchlimmſte Feind, das denkbar böſeſte Prinzip iſt nicht bloß vor euren Thoren, nein, bei weitem ſchlimmer, er wüthet in euren Straßen, euren Gaſſen, euren Häuſern, in allen Familien, er wüthet in allen Zweigen eurer Verwaltung und ihr ſchlaft? Dieſer ſchlimmſte Feind, dem ſeit 14 Tagen alles, alles mehr anheimfällt, iſt die blindraſende Anarchie, die je leichter ſie alles zerſtört, um ſo weniger etwas neu zu gründen oder das Alte in beſſere Form umzugeſtalten vermag".

Wenn Wimmerle und Kompagnie ſchon jetzt in der Hauptſtadt ſelbſt alſo winſelten, wie mußte die „glorreiche Revolution" in den Provinzen angeſehen werden, insbeſondere in den ſogenannten „alten"? Zwar die Städtebevölkerungen haben in ganz Preußen mit ungeheurer Mehrheit den vielverſprechenden Umſchwung ſympathiſch begrüßt; aber auf dem flachen Lande, wo ja der Feudalismus noch ungeſchwächt florirte, konnte das Junker- und Pfaffenthum ſofort ſeinen gemeinſamen Krieg gegen die Bewegung beginnen. Die „Zeitungshalle" brachte ſchon vom 29. März an eine beſondere Rubrik „Die Reaktion in den Provinzen" und machte unter anderen Auslaſſungen dieſer Reaktion eine Adreſſe namhaft, welche im Magdeburgiſchen cirkulirte und hochherab loswetterte auf den „nichtswürdigen Pöbel der Hauptſtadt, welcher, von Polen, Juden und Franzoſen ver-

Land und unſer Glaube iſt auf's höchſte bedroht. Aber Berlin iſt nicht Preußen; wir wollen nicht, daß Berlin mit ſeinen Franzoſen, Polen und Juden uns beherrſcht und knechtet; wir wollen auch mitſprechen!"

Auf derartige Schatten, welche die Zukunft vor ſich herwarf, achtete man jedoch vorerſt in der preußiſchen Hauptſtadt wenig oder gar nicht. Der einfältige Siegesjubel ging daſelbſt noch eine gute Weile fort, um ſo ungeſtörter, als die Rückwärtſer für gut fanden, vorderhand ſich zu ducken, zu ſchweigen oder gar in den Siegespſalm miteinzuſtimmen. So raſpelte z. B. der Pietiſt Krummacher zu Ehren der Barrikadenkämpfer frommes Süßholz (vgl. Bd. I, S. 417). Ehrlicher und ehrenwerther benahm ſich der lutheriſche Erzbonze und orthodoxe Hauptkampfhahn Hengſtenberg, welcher Farbe hielt und in ſeiner „Evangeliſchen Kirchenzeitung" die Umwälzung, welche „nach franzöſiſchem Vorbilde in der preußiſchen Hauptſtadt vollendet worden", mannhaft als das „Produkt des Unglaubens" bekämpfte und zur Sühnung des Frevels die „Abhaltung eines allgemeinen Buß-, Bet- und Faſttags durch das ganze Land" vorſchlug. Solcher Muth war jedoch eine Ausnahme. Die Maſſe der Nutznießer des für etliche Wochen geſtürzten Mandarinen- und Soldatenſtaats zog es vor, ihren Proteſt gegen das Geſchehene in die ſchweigſame Form der Emigration zu kleiden. Potsdam wurde demzufolge das preußiſche Koblenz. Die Schildhalter des gefallenen Syſtems, die Bodelſchwingh, Eichhorn, Savigny und Konſorten, verzogen ſich unmerklich und auch die Doktoren des chriſtlich-germaniſchen Schwindels, die Stahl, Huber und Mitromantiker, ſchüttelten den Staub der ſündigen Hauptſtadt von ihren Füßen, um in der feudalen Stille der Provinz das Mirakelrecept der wiſſenſchaftlichen Umkehr oder umgekehrten Wiſſenſchaft zu

7.

Das fieberhaft bewegte Berlin zeigte in echtpreußiſchen Augen dennoch eine auffallende Leere und Oede. Eine Menge von ſchönen Wohnungen ſtand leer, das Ballet feierte, Equipagen wurden mehr und mehr zur Seltenheit, es fehlten die Mandarinenknöpfe, es fehlten die Uniformen, es fehlte vor allem die „Jarde“. Ein „jardeloſes“ Berlin war gar kein rechtes Berlin mehr. Wenigſtens behaupteten das die vereinigten Mägde und auch noch andere feurige Patriotinnen. Zwar that die Bürgerwehr alles Bürgerwehrmögliche, um zu zeigen, daß noch zweierlei Tuch in der Welt und bewaffnete Macht in Berlin ſei. Allein die gute Bürgerwehr ging alles Exercirens, Patrouillirens und Paradirens ungeachtet ſchon frühzeitig dem Stadium der „Kläterigkeit“ entgegen. Das Spiel mit der Walfiſchtonne Bürgerbewaffnung (vgl. Bd. I, S. 400) war eben Spiel geblieben und das Inſtitut der Bürgerwehr ſchon in ſeinem Entſtehen zur bloßen Polizeianſtalt umgefälſcht worden. Man braucht die keineswegs ganz grundloſe Behauptung, von ſeiten der Rückwärtſerei ſei mittels überflüſſigen und fortwährenden Alarmſchlagens der Bürgerwehr ihr Dienſt und Daſein verleidet worden, nicht einmal zu Hilfe zu rufen, um zu begreifen, daß die Vorherſagung von Höflingen und Offizieren, die Bürger würden „das Soldatenſpielen bald ſatt bekommen“, in Erfüllung gehen mußte.

Es war ja gar kein ernſtlicher Verſuch gemacht worden, dem Soldatenthum ein Ende zu bereiten; wie hätte alſo die Hauptſtadt eines Soldatenſtaats in die Länge oder auch nur in die Kürze ohne Soldaten exiſtiren können? Die Sehnſucht nach der Rückkehr des Militärs machte ſich auch ſofort geltend und ein erſter Verſuch, zwiſchen der über ihre „ungerechte Demüthigung“

gemacht. An dieſem Tage fand nämlich die Beerdigung der im Straßenkampfe gefallenen Soldaten auf dem Invalidenkirchhofe ſtatt und Abordnungen des Studentenkorps und der Bürgerwehr wohnten der Feierlichkeit an. Als am Schluſſe derſelben der General von Natzmer im Namen der Armee für die ungeheuchelte Theilnahme der Bürgerſchaft dankte, brachten die anweſenden Bürger in aller Form ein „Hurrah dem Heere“ aus.

Bis zur Garde nach Potsdam hinüber ſcheint dieſer Verſöhnungsruf noch nicht gedrungen zu ſein. Wenigſtens fand der König am folgenden Tage für gerathen, nach Potsdam zu fahren, das geſammte Offizierskorps der Garde ins dortige Schloß zu befehlen und dieſe Verſammlung alſo anzuſprechen: „Ich bin gekommen, um meinen lieben Potsdamern den Frieden zu bringen und ihnen zu zeigen, daß ich in jeder Beziehung ein freier König bin; den Berlinern aber auch zu beweiſen, daß ſie von Potsdam aus keine Reaktion zu befürchten haben. Was ich gegeben und gethan habe, das habe ich aus vollſter und freier Ueberzeugung gethan. Die großen Ereigniſſe haben nur den Abſchluß des längſt Vorbereiteten beſchleunigt und keine Macht kann und wird mich nun bewegen, das Gegebene zurückzunehmen. Auch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es zu Deutſchlands Heil nothwendig, mich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. In Berlin herrſcht ein ſo ausgezeichneter Geiſt in der Bürgerſchaft, wie er in der Geſchichte ohne Gleichen iſt. Ich wünſche daher, daß auch das Offizierskorps den Geiſt der Zeit ebenſo erfaſſen möge, wie ich ihn erfaßt habe, und daß Sie alle von nun an ebenſo als treue Staatsbürger ſich bewähren mögen, wie Sie ſich als treue Soldaten bewährt haben.“

Die Herren von der Garde nahmen dieſe königliche An-

Zuvörderſt lag ein willkommenes Auskunftsmittel nahe zur Hand, den Truppen, welche in Berlin gekämpft hatten, eine glänzende „Rehabilitation“ zu verſchaffen: der Krieg gegen Dänemark, in welchem ſich „Papa“ Wrangel die Lorbeern holte, womit geſchmückt er der Held der Epoche des „Bruches mit der Revolution“ und der „rettenden Thaten“ werden ſollte. Dieſer Krieg, ſchon durch das bekannte Schreiben Friedrich Wilhelms des Vierten an den Herzog von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg vom 24. März angezeigt, iſt freilich von der preußiſchen Militärpartei mit ſehr gemiſchten Gefühlen und mit ſichtlich ſüßſaurer Miene mehr zugelaſſen als unternommen worden. Sehr begreiflich: denn der Abſolutismus und Militarismus mußte, was in der Nacht vom 23. auf den 24. März in Kiel geſchehen war, für eine Revolution und Rebellion anſehen. Unbefangen betrachtet, gehörte das Ding freilich ganz entſchieden mehr in die froſchmäuſekriegeriſche als in die revolutionäre Kategorie. Hat doch überhaupt die ſchleswig-holſteinſche Angelegenheit vom Anfang bis zum Ende neben ihrer höchſt ehrenwerthen nationalen Lichtſeite für ſehende Augen auch eine krähwinkelige, aus Junkerthum und Philiſterei höchſt widerlich gemiſchte Kehrſeite gehabt und dieſe Kehrſeite iſt ſchon in der erwähnten Nacht, allwo ohne Krach, aber mit vielem Ach der Abfall von Dänemark und eine proviſoriſche Regierung, beſtehend aus den Herren Beſeler und Schmid, dem Grafen Reventlow und dem Prinzen von Schleswig-Holſtein-Noer, zuwegekamen, deutlich genug hervorgetreten*). Der Abfall und Aufſtand der Herzogthümer hatte in Folge der Unfähigkeit, Uneinigkeit und Unentſchiedenheit ihrer proviſoriſchen Regierung zunächſt ſchlechten Fortgang. Die Dänen handelten raſch und energiſch. Sie überfielen mit Uebermacht das kleine ſchlechtgerüſtete und ſchlechtgeführte ſchleswig-holſteiniſche Heer am 8. April bei Bau und brachten demſelben trotz ſeiner tapferen Gegenwehr — beſonders das Kämpfen der freiwilligen Jäger, Studenten und Turner war ein heldiſches — eine ſchwere Niederlage bei. Nun mußte doch wohl etwas Nationales für die Schleswig-Holſten geſchehen, mußte ihr Hilferuf in Frankfurt und in Berlin vernommen werden. Um ſo mehr, als die däniſche Regierung am 19. April ihre Marine anwies, alle deutſchen Schiffe aufzubringen. Der deutſche Bund ſchritt ein, preußiſche und andere deutſche Bundestruppen, das 10. Armeekorps, rückten in die Herzogthümer, am 23. April erſtürmten die preußiſchen Garden in glänzendem Anlauf das Dannewirke bei Schleswig und am folgenden Tage wurden die Dänen auch von den Hannoveranern unter Halkett bei Overſee geſchlagen. Am 18. Mai überſchritt Wrangel die Gränze von Jütland und gebärdete ſich mit Drohungen und Kontributionenheiſchungen als ein ganzer Marſchall „Truff“. Niemand dachte, daß die ganze Sache ſo bald eine ſo klägliche Wendung nehmen würde, ausgenommen Die, welche im Schloſſe zu Berlin oder Potsdam dieſe Kläglichkeit planten und in Scene ſetzten.

---

*) Man leſe, was [illegible] in ſeinen „Schleswig-holſteiniſchen Erin-

Zur ſelben Zeit, wo preußiſche Truppen in den Elbeherzogthümern für eine nationale Erhebung fochten, wurden ihre Kameraden befehligt, eine andere in Poſen niederzuſchlagen. Die hochfliegenden Hoffnungen der polniſchen Bevölkerung dieſer Provinz waren bald in Verzweiflung umgeſchlagen. Das nationale Wünſchen, Wollen und Wirken der Polen ließ ſich mit den Intereſſen der 500,000 deutſchen Bewohner der Provinz nicht vereinbaren und viel weniger noch mit den Rückſichten des preußiſchen Hofes auf Rußland. Der König hatte auf den letzteren Punkt ſchon am 23. März in ſeiner Anſprache an eine polniſche Deputation, an ich habe die Verſicherung erhalten, daß er dies vor der Hand nicht thun wolle. Auf ſein Wort kann ich mich feſt verlaſſen; denn ſein Entſchluß iſt unerſchütterlich, er iſt ein Mann von eiſernem Willen, von dem edelſten und feſteſten Charakter, der mächtigſte, weiſeſte, der alleinige unter den Souveränen Europa's der ſeine Macht mit unerſchütterlicher Kraft aufrecht zu erhalten weiß. Sein Wort iſt ja, ja; nein, nein. Wenn aber mit oder ohne meinen Willen eine freie nationale Entwickelung im Großherzogthum Poſen verſucht werden ſollte, die auf ſeine polniſchen Provinzen von Einfluß und mit Gefahr für dieſelben verbunden wäre, ſo würde er, hierdurch gereizt, zum Schutze ſeines eigenen Reiches ſofort ſeine Truppen in Poſen einrücken laſſen.“ Dann erinnerte Friedrich Wilhelm an den unglücklichen Ausgang der polniſchen Erhebung von 1830, was ein Mitglied der Abordnung, Kraszewski, zu der Aeußerung reizte, ja damals habe der Vorfahr Sr. Majeſtät durch ſeine Hilfeleiſtung an Rußland der polniſchen Sache den Todesſtoß gegeben. „Uebrigens — fügte der Sprecher hinzu — haben wir auch im Jahre 1831 unglücklich geſtritten, ſo haben wir doch gezeigt, daß der ruſſiſche Koloß thönerne Füße habe.“ Wogegen der König: „Ich bin anderer Meinung und glaube, daß der Koloß eiſerne Füße habe.“ Und wiederum Kraszewski: „Nun, die neueſten Ereigniſſe haben uns bewieſen, daß auch manche andere eiſerne Füße zu thönernen werden können.“

Einſtweilen erwieſen ſich jedoch die Füße der Preußen eiſern genug, um die polniſche Inſurrektion in Poſen raſch niederzutreten. Die Sendung des Generals Williſen, welcher vom preußiſchen Miniſterium zu Anfang Aprils nach Poſen entſandt wurde mit der Vollmacht, mit dem daſelbſt zuſammengetretenen polniſchen Nationalkomité eine Vereinbarung dahin zu treffen,

— dieſe Sendung brachte gar nichts Nachhaltiges zuwege, weil ja die „Konvention von Jaroslawic“ nur dazu diente, jeder der beiden bewaffneten Parteien Vorwände zu der Behauptung zu geben, die eine oder die andere habe die Beſtimmungen derſelben gebrochen. Denn ſchon waren hüben und drüben die nationalen Leidenſchaften zur wildeſten Glut entflammt. Der polniſche Adel, in der vergeblichen Hoffnung, ſeine unter ruſſiſcher und öſtreichiſcher Herrſchaft ſtehenden Landsleute ebenfalls mitfortzureißen, bewaffnete ſeine Bauern, ſtieg zu Pferde und machte unter der oberſten Leitung von Mieroslawski, welcher erſt am 20. März aus ſeinem Gefängniß in der berliner Hausvogtei entlaſſen worden war, den Deutſchen im Großherzogthum den offenen Krieg. Die Polen konnten aber gegen die preußiſchen Truppen das Feld nicht lange halten und ſenkten am 9. Mai mittels der Kapitulation von Schroda die Fahne der Inſurrektion, an welcher die Maſſe der polniſchen Bevölkerung der Provinz gar nicht ſich betheiligt hatte.

Demokratiſche Phantaſten innerhalb und mehr noch außerhalb Preußens gaben ihrem Erſtaunen Ausdruck, daß, wie der Krieg in Schleswig-Holſtein und die Niederwerfung des Aufſtandes in Poſen zeigten, die preußiſche Heermaſchine noch ſo gut arbeitete und daß von einem in Wolkenkukuksheim als unausweichlich vorausgeſetzten „Abfall“ der Soldaten überall Nennenswerthes nicht zu ſehen war. Die guten Erſtauner und ſchlechten Soldatenkenner wußten eben nicht, daß der preußiſche Militärdienſt für viele Tauſende von armen und ärmſten Teufeln ein Zuſtand des Behagens war und iſt. Dieſe bäuerlichen Proletarier aus Lithauen, Poſen, Kaſſubien, Oſt- und Weſtpreußen, aus Pommern und den Marken ſogar, welche vielleicht ihr Leben lang noch nie ein gutgebackenes Stück Brot oder ein wohlzubereitetes Stück ihnen allmälig das Gefühl erregte, daß ſie doch ſo zu ſagen auch Menſchen ſeien. Zu wähnen, daß auf ſolche Leute die Stichworte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit u. ſ. w. eine Wirkung üben könnten, war eine jener demokratiſchen Kindiſchkeiten, die in der Chronik von Krähwinkel und in den Annalen von Schöppenſtädt beim Jahre 1848 maſſenhaft verzeichnet ſtehen ....

In den Augen der Mehrheit der berliner Bürgerſchaft war es übrigens durchaus überflüſſig und reiner Luxus, daß das Militär, bevor es wieder in Berlin einrückte, vorher in Schleswig oder Poſen oder ſonſtwo ſich „rehabilitirte". Schon am 27. März waren 14,000 Unterſchriften von berliner Bürgern beiſammen, welche die Rückkehr der Truppen wünſchten und verlangten. Dieſe Tauſende beſtanden theilweiſe aus Gewerbetreibenden, Wirthen und Krämern, deren Geſchäfte durch den Wegzug des Militärs empfindlich gelitten hatten, und theilweiſe aus reichen Zähneklapperern, welche die Angſt vor dem „rothen Geſpenſt" nicht mehr ſchlafen ließ, bis ſie ſich und ihre Kaſſetten wieder unter dem Schutze von wirklichen und ordonnanzmäßigen, nicht bloß nachgemachten, dilettantiſchen und bürgerwehrlichen Bajonnetten wußten.

Man darf dies der Hoch-Bourgeoiſie und Börſenbaronſchaft nicht übelnehmen. Ihr Reichſein iſt nur ein „Hangen und Bangen in ſchwebender Pein". Es ſind Parvenus, die niemals jenes Gefühl der Sicherheit des Beſitzes haben, welches alter Grundbeſitz verleiht, ſondern in ewiger Aufregung und Furcht auf ihren Werthpapieren ſitzen, immer zitternd, dieſelben könnten ihnen plötzlich unter dem Boden weggezogen werden. Bei Tag und Nacht raunt ihnen ihr papierener Reichthum in die Ohren: Der Schwindel hat mich gegeben, der Schwindel kann mich wieder nehmen. Sie fühlen ſich unbehaglich in all ihrem Luxus, politiſchen Geräuſche heraus hören ſie den Ton der Poſaunen Joſua's, welche die Mauern von Börſen-Jericho umzublaſen drohen. Ihre Feigheit macht dieſes Spülicht von Menſchen argwöhniſch, die Angſt macht ſie grauſam. Sie athmen Furcht ein und Niedertracht aus. Der Korporalismus iſt ihr Ideal und ihre ganze Moral und Politik faßt ſich in den Satz zuſammen: Ruhe um jeden Preis, damit wir ungeſtört weiterſchwindeln können!

Es bedurfte gar nicht der weitſchichtigen Machenſchaften des Herrn von Minutoli, des „Volksmanns" Urban und anderer Macher, um das Verlangen nach der Wiederherbeiziehung von Militär als einen Geſammtwunſch Berlins erſcheinen zu laſſen. Dieſes Verlangen lag ja in der preußiſchen Luft, welche durch den Märzorkan wohl ungewöhnlich bewegt, nicht aber in ihren Beſtandtheilen verändert worden war. Man ließ ohne viel Mühe die Hauptleute der Bürgerwehr „Namens ihrer Bezirke" den Wunſch nach Militär ausſprechen; am 28. März that dies der Magiſtrat von Berlin ebenfalls, am 29. folgte die Stadtverordnetenverſammlung nach. Der „politiſche" Klubb rednerte zwar ein bißchen gegen das Hereinholen der Truppen, aber nur gegen ein „vorzeitiges" und ſein Gerede ging im Lärm der allgemeinen Zuſtimmung verloren. Später haben Meuchards, die Ohm und Mithalunken, gefabelt, die Demokraten hätten ſich vergebliche Mühe gegeben, das Volk gegen den Wiedereinzug der Truppen „aufzuwiegeln". Wahr iſt nur, daß eine am 30. März bei den Zelten ſtattgehabte Volksverſammlung nachträglich gegen die „übereilte Wiedereinführung von Militär" einen Proteſt beſchloß, alſo eine läppiſche Formalität.

Die militäriſche Umgebung des Königs konnte natürlich nicht ſo hartherzig ſein, der petitionirenden Stimme von Magiſtrat, Bürgerwehr- und Arbeiterkorps. Beim botaniſchen Garten erwiderte der Oberſt des Regiments, Erhardt, die ſeinen Leuten von Seiten der Berliner gewordene freundliche Begrüßung mit den Worten: „Freunde, wir kommen zu euch, um mit euch gemeinſchaftlich Ruhe und Ordnung zu wahren und den neuen Geiſt ſich entwickeln zu helfen“ — welche Worte darthun, daß auch Regimentsoberſte in die ſeit etlichen Tagen modiſch gewordene façon de parler leidlich ſich zu finden wußten. Am folgenden Tage zogen 2 Bataillone vom 9. Regiment ein und am 1. April folgte das 3. Ulanenregiment.

Die Soldaten waren wieder da: Preußen hatte ſich wiedergefunden.

IV.

Ein König geſtrammt und ein Kaiſer entführt.

1.

Die Geſchichte des preußiſchen Märzminiſteriums, auch „Beſchwichtigungsminiſterium“ genannt (vgl. Bd. I, S. 398), in welches im April noch Herr von Patow als Handelsminiſter eintrat, iſt bald geſchrieben. Sie lautet: Wenig Talent und kein Charakter, viel Geſchrei und wenig Wolle, große Worte und kleine Thaten.

Dieſe Herren Miniſter vom 29. März waren ganz unzweifelhaft vortreffliche Privatleute: nur leider waren ſie nicht ſolcher Zeug, aus welchem eine große Zeit große Staatsmänner macht. Sie konnten ſich alle mehr oder weniger Liberale nennen und ihre Politik war demnach jenes Amalgam von doktrinärem Dünkel und ſerviler Praxis, von Allerweltsaugendienerei im Reden und einſeitiger Parteilichkeit im Handeln, welches man Liberalismus heißt. „In omnibus aliquid, in toto nihil“. Bis zu welcher Beſchränktheit des preußiſchen Unterthanenverſtandes dieſes Miniſterium es im Nothfalle bringen könnte, war ſchon dadurch angedeutet, daß ein Mitglied deſſelben, der „liberale“ Herr Graf auch glücklich durchgebracht hatte, welche Zuchthausſtrafe auf Beleidigung verſtorbener Mitglieder der königlichen Familie ſetzte. Schade, daß der „liberale“ Graf nicht im mittelalterlichen Byzanz lebte: er hätte verdient, Miniſter des erlauchten Hauſes der Paläologen zu ſein.

Man hat als von etwas Großem, in den Annalen Preußens Unerhörtem, man hat als von einer thatſächlichen Anerkennung der Revolution durch die Krone davon geredet, daß die beiden bürgerlichen Herren Kamphauſen und Hanſemann „aus ihren Kontoren über alle Köpfe der erſtaunten preußiſchen Bureaukratie hinweg in das Miniſterium Friedrich Wilhelms des Vierten getragen worden ſeien“. Wenn aber, wie geſchah, die Herren Kamphauſen und Hanſemann als viel zu unfähig und unentſchloſſen ſich erwieſen, den ſtarren Bann und eiſernen Zwang des preußiſchen Bureaukratismus und Militarismus zu brechen, ja wenn ſie vor dieſem Bann und Zwang anbetend auf den Knieen lagen, wie gläubige Katholiken vor der Monſtranz, ſo muß der geſunde Menſchenverſtand ſagen, die beiden Herren wären beſſer in ihren Kontoren zu Köln und Aachen ſitzen geblieben. An der Spitze des preußiſchen Märzminiſteriums — denn ſie ſtanden an der Spitze deſſelben — haben ſie nur die traurige Unfähigkeit der Bourgeoiſie dargethan, Großes groß zu faſſen und zu führen.

Mit der ganzen Selbſtgefälligkeit, welche dem Liberalismus zu eigen, hat Herr Kamphauſen das Miniſterium, dem er vorſaß, in einer am 26. Juni in der preußiſchen Nationalverſammlung gehaltenen Rede ein ſolches genannt, welches „nach ſeiner perſönlichen Zuſammenſetzung geeignet war, den Staat ohne lebensgefährliche Zuckungen über die Kluft, welche das alte Syſtem von dem neuen trennt, hinüberzuführen“. Aber wurde denn werden doch keinen Menſchen, ihre liberalen Mitbourgeois natürlich ausgenommen, glauben machen wollen, daß die Verbrämung und Umflitterung des alten Syſtems mit etwelchem konſtitutionellen Firlefanz ein neues Syſtem begründet hätte? Es geht doch wahrlich nichts über die Eitelkeit der Impotenz, welche in der Politik, gerade wie in der Literatur, zu ſchaffen glaubt, weil ſie vom Schaffen ſchwatzt. Es iſt ja allzeit und überall das Kennzeichen der Halbheit, ſchlechterdings ein Ganzes vorſtellen zu wollen.

Herr Kamphauſen und ſeine Kollegen ließen bei jeder Gelegenheit oder auch Nichtgelegenheit emphatiſch merken, daß ſie ſich vor allem dazu berufen glaubten, als Schilde vor den Thron ſich zu ſtellen. Das war freilich eine ebenſo leichte als dankbare Aufgabe. Denn wem iſt es denn in dem durch und durch monarchiſchen Preußen jemals ernſtlich eingefallen, den Thron zu bedrohen? Es iſt ein Anblick von großer Komik geweſen, dieſe ſonſt erzproſaiſchen preußiſchen Märzminiſter, dieſe halb- oder ganzliberalen Junker und Handelsbarone als richtige Don Quijotes mit der Lanze der Legitimität gegen die Windmühle des Antiroyalismus anrennen zu ſehen. Allerdings war dieſe Tapferkeit eine ſehr ungefährliche. Gefährlicher wäre es ſchon geweſen, ſtatt für das unbedrohte Königthum donquijotiſch ſich zu erhitzen, für die ſehr bedrohten „Märzerrungenſchaften“ ernſtlich einzutreten.

2.

An ſchönen Phraſen hat es natürlich nicht gefehlt. In der Rede, womit der Herr Miniſterpräſident Kamphauſen den wiederverſammelten Vereinigten Landtag am 2. April eröffnete, hieß es: „Das preußiſche Volk, indem es die freie Berathung ſeiner

Kampfe der Anſichten die Wahrheit durchbricht, daß zur Wahrung der Freiheit jede Meinung mit voller Berechtigung und ungehindert ſich muß äußern dürfen[*].

Wie verhielt ſich nun zu dieſer liberalen Theorie die liberale Praxis? Wie gewöhnlich.

Um der Wahrheit zum Durchbruch zu verhelfen und die Anſichten und Wünſche des preußiſchen Volkes zu vertreten, wurde dem Miniſterium Kamphauſen der ganz und gar feudale Vereinigte Landtag noch immer für fähig und bevollmächtigt angeſehen. Daß die preußiſchen Märzminiſter an der Berufung dieſer Verſammlung feſthielten, welche nach den Märztagen nur noch die Bedeutung einer hiſtoriſchen Kurioſität haben konnte, daß ſie dieſe Ausgeburt der mittelalterlichen Marotten des Königs jetzt noch als Nationalrepräſentation gelten laſſen wollten, bezeugte unwiderſprechlich ihre Unfähigkeit, die Märzbewegung zu begreifen, ihre Feigheit, die Reſultate derſelben anzuerkennen, und ihre Unluſt, die Konſequenzen dieſer Reſultate zu ziehen.

Freilich, der Vereinigte Landtag machte es, wie ähnliche Verſammlungen in Deutſchland damals überall es gemacht haben, d. h. er ſtimmte nicht nur dem liberalen Miniſterium in allem und jedem zu, nachdem der Herr von Vincke mit ſeinen weſtphäliſchen Junkerſporen etwas weniges antidemokratiſch geraſſelt hatte, ſondern er überliberaliſirte ſogar noch den märzminiſteriellen Liberalismus. Der Landtag amendirte nicht bloß den „Entwurf eines Wahlgeſetzes für die zur Vereinbarung der preußiſchen Staatsverfaſſung zu berufende Verſammlung“ in einer freiſinnigeren Art und Weiſe, als den Miniſtern lieb war, ſondern er votirte auch mit ungeheurer Mehrheit — von der Minderheit vertrat nur Herr von Bismarck-Schönhauſen in mannhafter und Herr von Thadden-Trieglaff in grotesker Weiſe die altpreußiſch-feudalen Anſchauungen — eine Adreſſe an den König, welche freies Verſammlungs- und Vereinsrecht, Habeas-Korpusakte, Unabhängigkeit des Richterſtandes, Aufhebung des eximirten Gerichtsſtandes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege mit Geſchworenen in Strafſachen, Gleichberechtigung der Bekenner aller Religionen in Staat und Gemeinde, allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, beſchließende Stimme der Volksvertretung in Betreff der Geſetzgebung und des Staatshaushalts, Miniſterverantwortlichkeit, Beeidigung des Heeres auf die Verfaſſung, endlich die Umwandelung Deutſchlands aus einem Staatenbunde in einen Bundesſtaat mit Volksvertretung bei dem Bunde. „Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?“

Die Abgötterei, welche in jener Zeit ſeitens einer gedankenloſen Straßendemagogie mit dem Abſtraktum Volk oder auch mit dem Konkretum Proletariat getrieben wurde, war ekelhaft. Aber noch ekelhafter war doch die Blitzgeſchwindigkeit, womit in Preußen, wie in Oeſtreich, wie im übrigen Deutſchland, ſervilſte Kreaturen, obſtinateſte Rückwärtſer ſich anſtellten, als wären ſie über Nacht zu Schnellläufern des Vorſchritts geworden. So ein Prachtexemplar von einem im Nu vollſtändig Umgewandelten war z. B. der Herr Oberpräſident von Meding, welcher, wie er im Vereinigten Landtage erklärte, ſeine „abweichenden perſönlichen Anſichten dem unterwarf, was er als den Willen des Königs und des Landes erkannte“, hinzufügend: „Ich hänge daher für meine Perſon dem konſtitutionellen Syſtem freimüthig und offen an und werde dies thun, ſo lange Se. Majeſtät der König und das Vaterland es angemeſſen finden, ſich meiner Dienſte zu bedienen“.

Und durch die traurige Komödie einer ſolchen Bekehrung zu den neuzeitlichen Ideen, wie die Mehrheit des Vereinigten Landtags ſie kundgab, ließen ſich die Kamphauſen und Hanſemann in [illegible] als irgendein Märchen von 1001 Nacht, falls ſie nicht aktenmäßig feſtſtünde.

Aber ihr Meiſterſtück im Gewerbe angſtphiliſterhafter Staatsmänniſchkeit machten die preußiſchen Herren Märzminiſter doch mittels der Art und Weiſe, wie ſie den Vollzug der Wahlen zum deutſchen Parlament behandelt wiſſen wollten. Am 3. April brachten ſie im Vereinigten Landtag eine königliche Propoſition ein, welche auf Grund des Beſchluſſes der Bundesverſammlung vom 30. März die „Wahlen von Nationalvertretern“ anordnete, die „am Sitze der Bundesverſammlung in einem möglichſt kurzen Termine zuſammenzutreten haben, um zwiſchen den deutſchen Regierungen und dem Volke das deutſche Verfaſſungswerk zu Stande zu bringen“, und demzufolge die Mitglieder des Vereinigten Landtags und zunächſt die in demſelben ſitzenden Abgeordneten der zum deutſchen Bunde gehörigen Provinzen aufforderte, die „für letztere zu der Verſammlung der deutſchen Nationalrepräſentation abzuordnenden 113 Vertreter unverzüglich zu wählen“.

Die Abgeordneten Preußens zu einer deutſchen Nationalverſammlung, welche auf weſentlich moderner, ja geradezu revolutionärer Grundlage die Neugeſtaltung Deutſchlands vollbringen ſollte, durch eine vormärzlich-mittelalterlich-feudaliſtiſche Verſammlung wählen zu laſſen, das war wirklich die ſchlaueſte der liberalen Schlaumaiereien, das war der Superlativ von Märzminiſterei. Dieſer Blödſinn hatte augenſcheinlich in der zappelnden Furcht ſeinen Grund, es könnte in Frankfurt eine demokratiſche, ja eine „revolutionäre“ Mehrheit zuwegekommen. Er mußte aber, wie in der Regel der Blödſinn, auch diesmal ſeinen Verlauf haben: denn am 6. April wählten die Mitglieder des Vereinigten Landtags aus den preußiſchen Bundesländern, nach Provinzialſtänden geſondert, richtig Parlamentsabgeordnete. Dabei fielen ſie aus der ihnen ſo plötzlich angeflogenen Ver-

Chriſtgermanen verwandelten Juden Stahl und die des Herrn von Keller, welcher ſich aus einem züricher Radikalen in einen Fartcatcher der altpreußiſchen Staatsjunkerei umſophiſtiſirt hatte. Weiter ging jedoch die ſchnöde Machenſchaft nicht. Alles, was von revolutionären Impulſen in Berlin noch vorhanden war, fochte auf gegen dieſe Parlamentswahlprozedur, welche übrigens durch die Bundesbeſchlüſſe vom 7. April annullirt wurde. Hierdurch ſah ſich die preußiſche Regierung aufgefordert, „die Wahl der Abgeordneten zur deutſchen konſtituirenden Verſammlung ſofort lediglich nach Maßgabe der Beſchlüſſe des Vorparlaments anzuordnen“, und ſie fügte ſich dieſer Aufforderung, ſicherlich mit im Hinblick auf die Thatſache, daß zur Zeit die Temperatur in Berlin und ſämmtlichen größeren Städten der Monarchie für die „Umkehr“ doch noch keine ſo recht angenehme und einladende war.

In den Tagen vom 1. bis zum 10. Mai wurde in Berlin und in ganz Preußen die erſte große Wahlſchlacht geſchlagen, welche dieſes Land geſehen hat. Am 1. Mai traten die Urwähler zuſammen, um die Wahlmänner zu erkieſen; am 8. Mai wurden durch die Wahlmänner die Abgeordneten zur preußiſchen konſtituirenden Verſammlung, am 10. Mai die Vertreter Preußens im deutſchen Parlament ernannt. Dieſe Wahlen, insbeſondere die für das preußiſche Abgeordnetenhaus, gaben dem Märzminiſterium keineswegs ein Vertrauensvotum. Die bürgerlichen Mittelklaſſen hatten in weit überwiegender Mehrzahl *ihre* Kandidaten durchgeſetzt und dieſe Wahlen legten unwiderſprechliches Zeugniß ab, daß die Stimmung in dieſen Volkskreiſen zur Zeit weit mehr eine radikale als eine liberale war. Mit anderen Worten, die bürgerlichen Mittelklaſſen in Preußen, dazumal noch nicht müde, mißtrauiſch und memmenhaft geworden, wie ſie es ſpäter wurden, zeigten durch ihr Wahlvotum dem Miniſterium, geſchehen war. Sie gaben durch ihr Wahlvotum deutlich zu erkennen, wie ſehr ſie wünſchten, das Märzminiſterium möge ſich nicht länger zum Narren und Handlanger der Hofkabale hergeben, ſondern im Sinn und Geiſt der Märztage vorgehen und die klägliche Zweiächſelei fahren laſſen.

Was gaben nun die Herren Kamphauſen, Hanſemann und Konſorten auf dieſe Mahnung zur Antwort? Nur einen neuen groben Mißgriff, welcher zugleich ein Frevel an Deutſchland war. Schon durch die Wahlergebniſſe ſtupifizirt, ließen ſich die Miniſter durch höfiſche Ohrenbläſereien ſo verblenden, daß ſie hüben in Berlin ſchon den leibhaftigen Teufel der Anarchie und drüben in Frankfurt des Teufels leibhaftige Großmutter, die Revolution, vor ihren Augen herumtanzen ſahen. Die eingebildete Gefahr zu beſchwören, kamen ſie auf den Einfall, den Teufel durch ſeine Großmutter zu bekämpfen und umgekehrt, d. h. Berlin durch Frankfurt und Frankfurt durch Berlin zu paralyſiren, das deutſche Parlament mittels des preußiſchen und das preußiſche mittels des deutſchen zur Ohnmacht herabzuquängeln. Einen andern Sinn konnte der Beſchluß des Miniſteriums, daß die preußiſche „Nationalverſammlung" zur gleichen Zeit mit der deutſchen tagen ſollte, gar nicht haben. Dieſer Beſchluß, welcher dem deutſchen Parlament einen ſeiner beſten Lebensnerven, vielleicht geradezu den Lebensnerv durchſchnitt, war ein ſchnöder Verrath an der Nation. Aber die Herren vom Miniſterium Kamphauſen, ſagt man, haben die unſelige Tragweite dieſer thörichten Schlußnahme nicht vorhergeſehen. Mag ſein; Leute jedoch, welche ſo ſehr aller Vorherſicht bar und ledig ſind, ſollten nicht die Anmaßung haben, einen Staat lenken zu wollen, und wenn behauptet worden iſt, die Miniſter hätten ſich auch in dieſer Sache, wie in vielen anderen, ihrer beſſeren Einſicht entgegen den Antrieben der Hofkabale gefügt, ſo mildert das, falls es wahr, die Strenge des Urtheils über dieſe Märzminiſterei

Die volle Wahrheit aber dürfte ſein, daß die Herren Kamphauſen und Hanſemann als richtige Parvenus den Urſprung ihrer Miniſterſchaft vergeſſen und vergeſſen machen wollten und daß ſie für die Rückwärtſerei um ſo eifriger ins Zeug gingen, als ihnen ihr Gewiſſen fortwährend die Thatſache vorhielt: Es war doch nur die Revolution, welche euch an den Miniſtertiſch emporgetragen hat!

Im Uebrigen iſt dieſe ganze Angelegenheit kaum einer Erörterung und jedenfalls iſt ſie keiner Ereiferung werth. Denn das ganze Thun und Laſſen der preußiſchen Märzminiſter war ja nur ein Verhang, hinter welchem das wahre und wirkliche Preußenthum ſein damaliges Hauptgeſchäft verrichtete, das Geſchäft, den König wieder zu „ſtrammen“, um dann ſpäter, wann die Zeit gekommen wäre, den Verhang bei Seite zu ſchieben, den wiedergeſtrammten König hervortreten und ſagen zu laſſen: So will ich's haben und ſo muß es ſein! Fort mit Schaden! Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Ich kommandire und ihr gehorcht! Sela.

3.

Die am 22. Mai eröffnete preußiſche Nationalverſammlung bildete auch nur ein Stück Verhang.

Charakteriſtiſch genug hatte dieſe Konſtituante Preußens kein eigen Dach und Fach, ſondern mußte zur Miethe wohnen und zwar in der Singakademie, womit ſymboliſch angedeutet ſein konnte, der Konſtitutionalismus möge ſich die Zeit mit Singen und Sagen vertreiben, derweil der Abſolutismus ſeine Wiederſtrammungskur durchmachte.

ſich. Es müſſen recht peinliche Gefühle geweſen ſein, womit Friedrich Wilhelm der Vierte von ſeinem Throne herab dieſe Verſammlung der Vertreter des preußiſchen Volkes anſah. Schon der bloße Anblick dieſer bürgerlich gekleideten Männer, von denen — gruſelig zu melden! — ſehr viele nicht einmal weiße Halsbinden und Weſten angethan hatten, mußte dem Könige ſagen, daß es mit dem geliebten Mittelalter aus und mit der theuren Romantik vorbei ſei. Drückten ſich doch in einem Winkel des Prachtſals ſogar ſtruppelbärtige Kerle herum, bäueriſche Abgeordnete aus Poſen und der ſchleſiſchen Waſſerpolakei, angethan mit Wämmſern und Hoſen von ungebleichter Leinwand. Wie ſtach das alles ſo mißfällig ab gegen den feudalen Pomp, womit weiland der Vereinigte Landtag eröffnet worden war! Wie hatte damals in dieſem Sal alles mittelalterlich geflimmert und geſchimmert, wie hatte es chriſtlich-germaniſch gerochen! Damals hatte Friedrich Wilhelm die famoſe Phraſe von dem „beſchriebenen Blatt Papier“ fliegen laſſen; damals hatte er in ſeiner Königſchaft hochſchwellendem Gefühle ſich vermeſſen, keiner Macht der Erde ſollte es gelingen, ſo ein Blatt Papier, ſo eine Konſtitution aufzurichten zwiſchen ihm, dem Geſalbten des Herrn, und ſeinem Volke. Und jetzt? Jetzt war das verabſcheute Blatt dennoch da: der Herr Miniſterpräſident, ein bürgerlicher Miniſterpräſident — eleleu! ototototoi! — hatte es ſchon in der Taſche: den Konſtitutionsentwurf.

Die Ironie der Geſchichte iſt mitunter von wahrhaft diaboliſcher Bosheit. In ſolchen Augenblicken vernehmen hörende Ohren das Hohnlachen aller Dämonen der Höllen Dante's und Miltons.

Die Thronrede, welche der König aus der Hand Kamphauſens entgegennahm, war ſo nüchtern gehalten und ſo geſchäftsmäßig ſtiliſirt, daß man ihr leicht anmerkte, ſie ſei nicht

Redensart abgeſpeiſt: „Die Einheit Deutſchlands iſt mein unverrückbares Ziel, zu deſſen Erreichung ich Ihrer Mitwirkung mich verſichert halte“. Die ganze Eröffnungsſcene brachte keinen verſöhnenden und erhebenden, ſondern vielmehr einen trennenden und erkältenden Eindruck hervor. Man fühlte, der Monarch und die Verſammlung ſtanden einander, wenn nicht geradezu feindlich, ſo doch fremde gegenüber.

Die Verſammlung konſtituirte ſich proviſoriſch unter dem Alterspräſidium des Herrn von Schön, einer ehrwürdigen Ruine aus Preußens großer Zeit von 1808—15; dann definitiv unter dem Vorſitz des Herrn Milde, eines breslauer Fabrikherrn. Vicepräſidenten wurden die Herren Eſſer und Waldeck. Die Berathungen trugen übrigens von Anfang an einen tumultuariſch anarchiſchen Charakter, welcher vorherſehen ließ, daß das ganze Ding ein ſchlimmes Ende nehmen würde. In demſelben Maße, in welchem es dem Miniſterium an Muth und an Vertrauen zum Volke gebrach, fehlte der überwiegenden Mehrheit der preußiſchen „Nationalverſammlung“ jener politiſche Inſtinkt und Takt, welcher die mangelnde Erfahrung einigermaßen zu erſetzen vermag. Es kam in den Verhandlungen dieſer Konſtituante denn doch gar häufig eine grasgrüne Unreiſe zum Vorſchein, welche Solchen rechtgab, die da meinten, das preußiſche Volk ſei überhaupt nicht zum Selfgovernment befähigt, ſondern nach wie vor zum Kommandirtwerden und zu „ſtrammer“ Subordination beſtimmt. Bei ſothaner Sachlage war es dann doppelt widerlich, daß die gaſſendemagogiſche Volksvergötterung auch in den Räumen der Singakademie graſſirte und man daſelbſt noch immer mit dem 18. und 19. März renommirte und bramarbaſirte, während draußen der Märzſturm bereits gründlich verrauſcht war.

Es unterſteht keiner Frage, daß der Mangel an freiem der berliner Bewegung mitſchuld geweſen iſt. Denn es ging auch in Preußen, wie überall in Deutſchland, d. h. als das Volk ſah, wie ſehr es ſeinen oberſten Führern, den Oppoſitionschefs der vormärzlichen Zeit, an Talent, Muth und Selbſtvertrauen fehlte, jetzt, nachdem ſie zur Macht gelangt waren, ihren Ideen zur Verwirklichung, ihren Grundſätzen zur Geltung zu verhelfen, da begann das Volk dieſe Ideen und dieſe Grundſätze, ſowie ihre Träger, erſt mit Gleichgiltigkeit und dann mit Verachtung anzuſehen und wieder mit verdoppeltem Reſpekt zu Denen aufzublicken, welche Entſchloſſenheit genug beſaßen, die halbverlorene Gewalt zurückzuerobern und von der zurückeroberten energiſch Gebrauch zu machen, wäre es auch im rückwärtſigen Sinne. Hierzu trat aber noch, die Kraft der Bewegung namentlich in den bürgerlichen Mittelklaſſen erſt zu ſchwächen und endlich ganz lahmzulegen, als weiteres Motiv die unleugbare Wirkung, welche das durch den Phraſenblasbalg halb oder ganz verrückter Schwätzer glücklich aus einem Zicklein zu einem Tiger aufgeblaſene Schreckgeſpenſt des Kommunismus auf die bürgerliche Welt übte. Man merkte dieſe Wirkung insbeſondere auch in den Reihen der berliner Bürgerwehr, auf welches Inſtitut man anfangs ſo überſtiegene Hoffnungen gebaut hatte und das unter dem Kommando des Generals von Aſchoff, dem man ſchuldgab, ein gefügiges Werkzeug rückwärtſiger Kabalen zu ſein, richtig immer „fläteriger“ wurde. Summa: im Mai war die Situation in der preußiſchen Hauptſtadt ſchon ſo, daß Herr Friedrich von Raumer — damals noch nicht die lächerliche Figur, welche er ſpäter als Parlamentsmitglied in Frankfurt und vollends gar als „Reichsgeſandter“ in Paris machte — am 17. ſchreiben konnte: „Bis etwa 14 Tage nach dem 18. März war überall faſt nur die Rede von den unſterblichen Barrikadenhelden, die ihres Gleichen in der ganzen Weltgeſchichte nicht hätten, gegen male errichten müſſe u. ſ. w. Seit 4 Wochen aber nimmt keiner mehr das Wort Barrikade und Barrikadenheld in den Mund, der 18. März wird zum noli me tangere und in vertrauteren Geſprächen wünſcht man die Helden der „glorreichen" Nacht zum Teufel. So ändern ſich die Zeiten und es iſt für ein Glück zu achten, wenn die höchlich erzürnten Bürger nicht die Proletarier nächſtens niederſchießen müſſen, um Ordnung herzuſtellen."

4.

Der von dem Miniſterium vorgelegte Verfaſſungsentwurf, in der Hauptſache ſelbſtverſtändlich der engliſchen Schablone nachgepinſelt, bezeugte klärlich, was für einen blaſſen Schemen von Scheinkonſtitutionalismus zu wollen und zu fordern ſchon im Mai der Hof wiederum ſich ſtark genug fühlte und wußte. In den Augen der altpreußiſchen Staatsjunkerei war jedoch auch dieſer Schein und Schemen noch ein heftiges Aergerniß, deſſen Wegwiſchung ſofort mit allen Mitteln eifrigſt angeſtrebt wurde. Nach der entgegengeſetzten Richtung hin konnte natürlich der Entwurf auch nicht befriedigen und ſo wurde die arme Mißgeburt verachtungsvoll zwiſchen den Parteien hin- und hergeſtoßen, bis ihr kurzdärmiges Scheindaſein zu Ende war.

Die berliner Bürgerwehr ſollte der miniſteriellen Verfaſſungsvorlage ſo zu ſagen zu Gevatter ſtehen, ſollte den mißſchaffenen Balg aus der Taufe heben und zwar mittels der auf den 23. Mai angeſetzten ſogenannten „Vertrauensparade". Sie fand wirklich ſtatt, fiel aber dünn und unerquicklich aus. Verſchiedene Abtheilungen der Bürgerwehr hatten ſich gar nicht zur Aufſtellung unter den Linden eingefunden. Andere, ſchon aufwurfs Näheres erfahren hatten. Der König erſchien in militäriſcher Gala, umgeben von einer dicken Wolke von Generalen und Adjutanten. Er machte die Sache ſchweigſam und im Galopp ab. Offenbar war alles darauf angelegt, dem bewaffneten Bürgerthum gegenüber den Glanz und Prunk des königlich preußiſchen Militarismus zu ſchneidend gegenſätzlicher Anſchauung zu bringen. Lächerlich war der Herr General von Aſchoff anzuſehen, welcher, dem Könige zur Seite reitend, mit Blick, Gebärde und Degenwink die verdroſſenen Bürgerwehrmänner zum Hoch- und Hurrahrufen anzufeuern ſtrebte, und für eine nicht gerade günſtige Vorbedeutung mußte es gelten, wenn die Ulanenmuſikbande, welche an der Schloßbrücke bei der berittenen Bürgerwehr aufgeſtellt war, den König mit den Klängen der ruſſiſchen Nationalhymne empfing. Während unter den Linden dieſe kühle Vertrauensparade vor ſich ging, welche eigentlich eine gegenſeitige Mißtrauensparade geweſen iſt, demonſtrirte ein Theil der akademiſchen Jugend anderweitig, indem ſie „als Zeichen der Trauer über den Verfaſſungsentwurf" eine ſchwarze Fahne auf den Balkon des Univerſitätsgebäudes pflanzte.

Daß die leitende Partei bei Hofe ſchon um dieſe Zeit zu den „rettenden Thaten" entſchloſſen war, welche ſie dann im Spätherbſte vollbringen ließ, unterſteht keiner Frage. Dagegen iſt es zweifelhaft, ob der nachmals in Vollzug geſetzte Plan damals ſchon auch Friedrich Wilhelm dem Vierten vorſchwebte, und wäre es auch erſt in dämmernden Umriſſen. Gewiß iſt jedenfalls, daß der König im Mai noch lange nicht genug „geſtrammt" war, um die entſchiedenen Umkehrleute zu einem ein- und durchſchneidenden „Bruch mit der Revolution" zu autoriſiren.

Starke Anzeichen ſprachen dafür, daß Friedrich Wilhelm einen ehrlichen Anlauf genommen hatte, mit der neuen Ordnung werth Schlag auf Schlag herangeſtürzten Ereigniſſe die Phantaſie des Königs erregt und beſchäftigt hatten. Als aber an die Stelle der Ueberraſchungen und Aufregungen die trockene Geſchäftsmäßigkeit des Konſtitutionalismus trat und durch ihre eintönige Regelrechtigkeit den Monarchen zu langweilen begann, da erwachten alle Antipathieen des Romantikers und Abſolutiſten wieder und vergifteten den in ſeiner Seele zurückgebliebenen Stachel der Erinnerungen aus den Tagen und Nächten des März.

Die Flüſterblicke und Wiſperworte ſeiner Umgebung thaten das Uebrige; beſonders dann, als der König, aus dem „revolutionären“ Berlin nach Potsdam übergeſiedelt, wieder ganz in der höfiſch-abſolutiſtiſch-pietiſtiſchen Atmoſphäre athmete. Es war einer der größten Fehler, eine der verhängnißvollſten Schwächen des Miniſteriums Kamphauſen, daß es dieſe Verpotsdamung des Monarchen zugelaſſen hat. In Potsdam war es, wo das Werk der Wiederſtrammung Friedrich Wilhelms ſo recht ungeſtört mit Bedacht, Methode und Eifer betrieben wurde, und ein unbefangener Urtheiler muß zugeben, daß die Hof-, Militär-, Bonzen- und Mandarinen-Rückwärtſerpartei dieſes Geſchäft mit vollendeter Geſchicklichkeit verrichtete. Der Punkt, von welchem ſie dabei ausging, war der bekannte Mythus von der „Rotte fremder Böſewichte, Franzoſen, Polen und Juden“, welche die berliner Revolution gemacht hätte. Hatte man erſt den König — wie es ja wirklich glückte — zum unerſchütterlichen Glauben an dieſen Mythus gebracht, ſo vermochten ihn die Hände, welche das Strammmachungsgeſchäft beſorgten und unter denen ſehr weiße, weiche und weihwaſſerfeuchte waren, unſchwer von Stufe zu Stufe zu der Ueberzeugung hinaufzuhätſcheln, daß es ſeine königliche Schuldigkeit und patriotiſche Pflicht ſei, ſein angeſtammtes Land und Volk aus den revolutionären Teufelskrallen der beſagten böſewichtigen Rotte zu erlöſen.

ſich der gute Herr Kamphauſen, deſſen Miniſterpräſidentſchaft für ſeine eigene Perſon nur ein Martyrium war, welches das aufrichtigſte Mitleid verdiente, noch in dem Thorenwahn, durch fortgeſetzte Nachgiebigkeit und Schonungsübung nach oben den Hof mit dem Neuen zu verſöhnen und die Anhänger des Alten zu beſchwichtigen. Da kannte doch die alte derbwahre und wahrderbe Pfälzerin, Eliſabeth Charlotte d'Orleans, die Menſchen und die Parteien anders und beſſer. „Es iſt gar einfältig — hat ſie geſagt — zu glauben, daß man die Höflinge und die Pfaffen durch Milde und Sanftmuth gewinnen könne; denen muß man den Daumen gleich recht feſt aufs Auge drücken."

5.

Wenn nicht verſchwiegen werden darf, daß in der Spreeſtadt die Lumpagogie rührig genug war, um in den höfiſchen, bureaukratiſchen und ſogar in den bürgerlichen Kreiſen, in der eleganten wie in der frommen Welt, der Sehnſucht nach „Umkehr" ſtets neue und willkommene Nahrung zu bieten, ſo konnte ſie ſich an Geltung und Gewalt doch lange nicht mit der Krakeelokratie meſſen, welche in der Donauſtadt den Ton angab. Auch in Berlin zwar wußte man von der Macht, welche der Katzenmuſik innewohnt, zu ſagen und zu klagen; aber in Wien war die Katzenmuſik eine Weile geradezu ſouverän.

Die wüſte Spektakelei, welche in der deutſchen Bewegung von 1848 überhaupt einen ſo breiten Raum gewann, mag allerdings einestheils mit Fug dem vormärzlichen Polizeiſtaat auf Rechnung geſchrieben werden, weil derſelbe die politiſche Erziehung des Volkes mit allen Mitteln verhindert hatte. Die ſo lange tafelſucht doch noch einen tieferen Grund: ſie wurzelte in dem deutſchen Kneipenhumor, welcher mitunter recht liebenswürdig ſein kann, aber, weil er jahraus jahrein obenauf ſein will, leicht ins Triviale und Abſurde fällt. Die ewige Wirthshausbummelei — bekanntlich ein Nationallaſter der Deutſchen von Anfang an*) — läppert die Menſchen in eine fade und falſche „Gemüthlichkeit“ hinein, entwöhnt ſie des ſtrengen und logiſchen Denkens und gewöhnt ſie an eine frivole Faſſung und Führung auch der ernſteſten Dinge, ſo daß ſie unſchwer dazu kommen, die öffentlichen Angelegenheiten vom Standpunkte des „Vive la bagatelle!“ aus zu betrachten und die Politik für einen „Jux“ anzuſehen, welcher vor allem einen recht vergnüglichen Zeitvertreib gewähren müſſe. Weit mehr, als eine oberflächlich-vornehme Betrachtung der Ereigniſſe von 1848 anzunehmen geneigt ſein möchte, hat zu dem jammerſeligen Verlauf der deutſchen Bewegung der Umſtand beigetragen, daß eine Menge von „Kneipgenies“ ſich plötzlich zu Volksführern berufen fühlte und in dieſer Rolle anerkannt wurde. Es wirkte das auf der einen Seite ebenſo unheilvoll wie auf der andern die Thatſache, daß ſämmtliche deutſche Profeſſoren wähnten, über Nacht zu „Staatsmännern“ geworden zu ſein. . . .

Der Zerfall des Staates, die Auseinanderbröckelung der Regierungsmaſchine, der allgemeine Wirrwar und Durcheinander, die Rath-, Zucht- und Zügelloſigkeit war in Wien ohne Frage noch größer als in Berlin und in demſelben Verhältniſſe auch die Stellung des Miniſteriums Ficquelmont-Pillersdorff ſchwieriger als die des Miniſteriums Camphauſen. Dieſes hatte es doch nur mit der Hofkabale, mit den Munkelern und Muckern, mit den militäriſchen Daradiridatumdarideſſen und mit den demokratiſchen Horribilikribifaxen, ſowie ebenfalls noch mit den Dänen und Polen zu thun; aber jenes mit dem Hofe, mit der Hierarchie und Bureaukratie, mit der Firma Wühlhuber wie mit der Firma Heulmaier, und außerdem mit Italienern, Magyaren, Polen, Czechen, Kroaten, Rumänen, Ruthenen, Serben, Slovaken, Slovenen und mit der „Akademiſchen Legion", welche ſich als Hochwächter und Hauptſchirm der „Errungenſchaften" betrachtete und, von der Bevölkerung Wiens geſtreichelt und gehätſchelt, dem Miniſterium wie eine Bombe, die von Minute zu Minute platzen konnte, auf dem Nacken lag.

Die „Aula" war eine gute Weile der beſtimmende und ausſchlaggebende Faktor im öſtreichiſchen Staatschaos, das unterliegt gar keinem Zweifel, und da in die akademiſche Legion notoriſch auch Nichtöſtreicher eingereiht waren, ſo hatte die Sage von den „Fremden, welche die Revolution gemacht haben", in Wien weit mehr Sinn als in Berlin*). Es zeugt von der gränzenloſen Hilfloſigkeit des erſten „verantwortlichen" Miniſteriums in Oeſtreich, daß es ſich die ſtudentiſche Diktatur ſo lange gefallen laſſen mußte oder wenigſtens gefallen ließ. Natürlich mußten demzufolge die jugendlichen Diktatoren zum Vollbewußtſein gelangen, ſie ſeien das Salz der Erde oder wenigſtens Oeſtreichs und berufen, den aus ſeinen Fugen gegangenen Staat wieder einzurenken, — in ihrer Weiſe, verſteht ſich, und keineswegs ſo ſkrupelig wie der bekannte Prinz von Dänemark, welcher in Wittenberg ſtudirt hatte.

Ja, ſie fuhren recht burſchikos drein und drauf los, die dunkelblauröckigen Enthuſiaſten und Phantaſten von der Legion. Als Pillersdorff, um einem allerdings ſehr dringenden Bedürfniß abzuhelfen, am 31. März ein proviſoriſches Preßgeſetz erließ, verdonnerte Doktor Giskra daſſelbe in der Aula, dieſe wallte auf und erklärte, ſtudentiſch zu reden, das Geſetz als ein „freiheitsmörderiſches“ in „Verſchiß“. Der arme Miniſter des Innern nahm das verd . . . ehmte Ding alsbald zurück und die ſeit dem 15. März eingeriſſene Preßanarchie raſ'te und raſaunete weiter. Natürlich trug dieſe namenloſe Schwäche der Regierung ihre Früchte. Der „Studentenausſchuß“, welchen die akademiſche Legion aus ihrer Mitte beſtellt hatte, war thatſächlich die oberſte Exekutivbehörde der Hauptſtadt, welche Exekutivbehörde in alles und jedes hineinregierte, ja hineinregieren mußte, da ſich bei der Lahmheit und Feigheit der ſtädtiſchen und ſtaatlichen Behörden alle Welt in allen möglichen Angelegenheiten an die Herren von der Aula wandte. Wurden doch ſogar Ehezwiſte zur Austragung vor den Studentenausſchuß gebracht.

---

*) Depeſche Eſſingers vom 8. Mai: „Mancher Vorgang erklärt ſich

Derweil hatte das Miniſterium die verſprochene „Konſtitution des Vaterlandes“ an Hand genommen, d. h. Herr von Pillersdorff hatte nach belgiſchem Muſter eine Verfaſſung zuſammengeplätzt, welche, nachdem der kaiſerliche Familienrath ſie gutgeheißen, am 25. April feierlich verkündigt wurde. Dieſes Staatsgrundgeſetz für Oeſtreich iſt auch nur eines der vielen lebensunfähigen Aprillaunenkindlein von 1848 geweſen. Die ſouveräne Katzenmuſik ſchrie das arme Ding todt. Sie ſchrie auch den Miniſterpräſidenten Ficquelmont, welchen in der zweiten Hälfte Aprils alle Preßjaucheſpritzen Wiens zu einem ihrer Lieblingsziele nahmen, von ſeinem Poſten weg. Die Ernennung des ihm nahe verwandten Grafen und Generals Latour zum Kriegsminiſter, welche am 30. April bekannt wurde, gab ihm den Reſt. Der neue Kriegsminiſter war als Ariſtokrat von der ſtrikten Obſervanz gehaßt, als fähiger und energiſcher General gefürchtet. Ficquelmont ſollte die, wie es hieß, auf ſein Betreiben geſchehene Ernennung büßen. Am Abend vom 2. Mai präludirte die ſouveräne Katzenmuſik vor der Wohnung des Miniſterpräſidenten; am folgenden Abend legte ſie fortiſſime los. Es war eine unfägpaar beliebige Kerle ernannten ſich ſelber zu „Volksgeſandten“, drangen in die Staatskanzlei und erklärten dem Miniſterpräſidenten, daß er abdanken müßte, „weil er das Vaterland verrathen habe“. Der arme, alte, geängſtigte und erſchöpfte Mann that in der zweiten Stunde nach Mitternacht den angeblichen „Volksgeſandten“ ihren Willen, worauf Herr von Pillersdorff am 5. Mai den Vorſitz im Miniſterrathe und Herr von Lebzeltern die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Die Auftritte vor und in der wiener Staatskanzlei in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai gehörten zu den ſchmählichſten des „tollen“ Jahres. Die Herren Kollegen des Grafen Ficquelmont, die ſämmtlichen Magiſtrate, endlich alle beſſeren Elemente der Nationalgarde und der Aula haben ſich durch ihr unthätiges Zuſchauen und jämmerliches Geſchehenlaſſen dieſer Pöbelſchmach mitſchuldig gemacht.

6.

Das Miniſterium glaubte durch Verſtärkung mit populären Kräften ſich feſter zu ſtellen. Um die czechiſche Agitation zu beſchwichtigen, wurde dem „Patriarchen der Czechen,“ Palacky in Prag, das Miniſterium des Unterrichts angeboten, aber umſonſt, weil der gelehrte Slave nur dann ins Kabinett treten zu wollen erklärte, wenn die Regierung das Föderativprinzip in ihr Programm aufnähme. Auch mit Herrn Bach, welcher damals noch den Radikalen ſpielte, iſt wegen Uebernahme einer Miniſterſchaft vergeblich verhandelt worden, weil der Herr Doktor ſich nicht vorzeitig vernutzen wollte. Nur den Herrn Doblhoff, einen vormärzlich-liberalen Fabrikherrn, konnte man zur Uebernahme des Handelsminiſteriums vermögen und er galt dann neben Pillersdorff für den Hauptmacher in der Regierung.

eine umfaſſendere und wirkſamere Organiſation. Es geſchah dies mittels Schaffung eines politiſchen „Centralkomité“, welches, aus Abgeordneten des Studentenausſchuſſes und der Nationalgarde zuſammengeſetzt, am 9. Mai ſich konſtituirte. Ob dabei, wie behauptet worden, eine unwillkürliche oder gar eine abſichtliche Erinnerung an die in der Nacht vor dem 10. Auguſt von 1792 mittels Abordnungen der Sektionen von Paris geſchaffene „Kommune“ mitgeſpielt habe, iſt weder mit Sicherheit zu bejahen noch mit Beſtimmtheit zu verneinen. Jedenfalls taugen dergleichen Reminiscenzen ſelten etwas. Das wiener Centralkomité von 1848 verhielt ſich zur inſurrektionellen pariſer Kommune von 1792 ungefähr ſo, wie ſich der „Marſchall Druff“ von 1848 zum „Marſchall Vorwärts“ von 1813 verhält. Nachdruck auf Packpapier, druckfehlervoll, ordinär, nichts als Nachdruck, Abklatſch.

Die ungeheuerliche Begriffsverwirrung, welche in den Köpfen rumorte, ſprang wieder einmal ganz lächerlich zu Tage, indem das Centralkomité an den Premierminiſter ſich wandte, um von dieſem die Anerkennung als einer „legalen“ Behörde zu erwirken. Natürlich mußte Herr von Pillersdorff dieſes wahrhaft wahnwitzige Geſuch zurückweiſen und natürlich konnte das Miniſterium dieſe zweite oberſte Regierung, welche ihm zur Seite, ja ihm zu Häupten ſich aufthun wollte, nicht dulden und gewähren laſſen. Aber freilich fragte es ſich, ob das Miniſterium in ſich ſelbſt ſo kräftig ſei, ſeinen Widerſtand durchzuführen, und ob es auch die materiellen Mittel beſitze, ſeinem Willen Nachdruck zu geben. In beiderlei Beziehung ſah es kläglich aus. Herr von Pillersdorff und ſeine Kollegen waren nicht die Leute, in der Breſche ſtandzuhalten, ſo lange noch Athem in einem von ihnen war. Auch der Herr Graf und General Latour erwies ſich bei dem Unheil freien Lauf laſſen wollen, kalkulirend, erſt müßte es in Wien ganz ſchlimm werden, bevor es beſſer werden könnte. Allerdings waren die Militärkräfte, worüber der General zu verfügen hatte, geringfügig genug. Die Garniſon der Hauptſtadt war ſchwach und auch aus der Nähe waren keine irgendwie bedeutenden Verſtärkungen herbeizuziehen, weil eben keine in der Nähe ſich befanden.

Nicht etwa in Folge der Sorgloſigkeit des Kriegsminiſters. Latour iſt wahrlich kein läſſiger Mann geweſen, ſondern im Gegentheil ein ſehr thätiger und ein weitſchauender. Seine Ueberzeugung war, daß die Rettung des alten, des kaiſerlich-abſolutiſtiſchen Oeſtreichs, welchem er mit ganzer Seele angehörte, auf der Armee beruhte. Die Rettungsthaten, welche die Armee thun ſollte, müßten aber zunächſt in Italien, auf der lombardiſchen Ebene gethan werden. Dort läge, meinte der Kriegsminiſter ganz richtig, die Entſcheidung. Gelänge dem Marſchall Radetzky ein großer Schlag, ſo würde derſelbe gewaltig auf Wien zurück und über ganz Oeſtreich, ja über ganz Europa hin wirken. Selbſtverſtändlich im Sinne der Reſtauration. Im Vergleich alſo zu der Wichtigkeit, den Radetzky in die Verfaſſung zu ſetzen, einen ſolchen Schlag thun zu können, ſei es von ganz untergeordneter Bedeutung, was derweil in Wien vorginge, ausgenommen immer die Erhaltung der Dynaſtie, wofür ſich anderweitig ſorgen laſſen würde. Dieſer ſeiner Anſicht gemäß handelte Latour und zwar mit höchſter Folgerichtigkeit und Energie, indem er jeden Nerv anſpannte, um das Heer am Mincio zu verſtärken und mit allem Nöthigen auszuſtatten. Die Folge hat glänzend bewieſen, wie richtig Latours Rechnung, obzwar ſeine Maßnahmen, welche die Beſatzung von Wien ſo geſchwächt hatten, daß ein erfolgreicher Kampf mit empörten Volksmaſſen kaum denkbar, für jetzt eine Sachlage herbeiführen halfen, welche für Wien

Auguſt zuwege, ſondern nur eine zweite Auflage der Flucht nach Varennes, und zwar eine verbeſſerte, eine ſehr verbeſſerte.

7.

Am 13. Mai ließ der Kommandant der Nationalgarden von Wien, Graf Hoyos, einen Tagsbefehl ausgehen, kraft deſſen das Centralkomité für mit dem Weſen der Nationalgarde unvereinbar erklärt wurde; denn dieſe könne weder als Geſammtheit noch mittels Repräſentanten politiſche Geſchäfte beſorgen.

Sofort eilten Abordnungen zum Miniſterpräſidenten, um die Zurücknahme dieſes Tagsbefehls, deſſen ſelbſtverſtändliche Konſequenz die Auflöſung des Centralkomité war, zu erwirken. Pillersdorff ſprach am Abend des 14. Mai ein etwas verbrämtes, aber doch immerhin verſtändliches Nein, wozu ihn wohl hauptſächlich der Umſtand ermuthigte, daß ihm bekannt, der „ruhige“ Bürger ſei von der Schaffung des Nationalkomité, in welchem der „ruhige“ Bürger eine Art Kommune oder Wohlfahrtsausſchuß wittere, keineswegs erbaut und überhaupt ſei der „ruhige“ Bürger, welcher den gewohnten Geſchäftsgang wie den gewohnten Vergnügungsgang ſchmerzlich vermißte, nachgerade der Freiheit und Gleichheit, der Revolution und der Errungenſchaften ſehr ſatt und überdrüſſig. Der Miniſter durfte ſich demnach einbilden, mehrbeſagter „ruhiger“ Bürger, welcher ja in der Nationalgarde vorweg, würde nöthigenfalls eifrig die Hand bieten, etwaige Krawallgelüſte niederzuhalten. Es kam aber ganz anders. Der „ruhige“ Bürger ließ ſich, wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, entweder gar nicht ſehen oder aber

Das von Pillersdorff geſprochene Nein brachte die Aula alsbald in eine ſo wuſelige Bewegung, daß noch am Abend deſſelben Tages ein Ausbruch bevorzuſtehen ſchien. Deßhalb Generalmarſch und Beſetzung der inneren Stadtthore durch Truppen und Nationalgarde. Wäre nun die Regierung noch in der Nacht thatkräftig und rückſichtslos weiter vorgegangen, namentlich mit Verhaftungen, ſo würde ſie am folgenden Morgen des Platzes Meiſter geweſen ſein. Weil ſie aber den rechten Moment zum Drein- und Durchgreifen verpaßte, ließ ſie ihren Gegnern Zeit, die Maſſen in Bewegung zu ſetzen, und nachdem dieſe einmal auf den Plan gebracht waren, konnte das Spiel der Regierung für verloren gelten.

Während der Nacht vom 14. auf den 15. Mai erhitzten ſich die revolutionären Leidenſchaften, insbeſondere auch an der Abends gemachten Wahrnehmung, daß das Gebaren der Nationalgarde und ſogar das der Truppen ein keineswegs ſehr kampfluſtiges geweſen ſei. Zweifelsohne hat auch das deutſche Gefühl der Wiener ein großes Scheit in das aufſchlagende Feuer geworfen; denn die bei Gelegenheit der fehlgeſchlagenen Berufung Palacky's ins Miniſterium kundgewordene Streichelung und Schmeichelung des deutſchfeindlichen Czechenthums, welches noch dazu fortwährend ſehr wegwerfende Auslaſſungen gegen die wiener Bewegung verlauten ließ, hatte eine tiefe Verſtimmung erzeugt. Weiterhin bot die verkündigte Verfaſſung Handhaben zur Agitation genug und kehrte ſich dieſe insbeſondere gegen das proviſoriſche Wahlgeſetz zum öſtreichiſchen Reichstag, welches die indirekte Wahlart feſtſetzte und das Wahlrecht von einem Cenſus abhängig machte. Alle dieſe Motive haben den großartigen Krawall vom 15. Mai veranlaßt, welcher Krawall aber keineswegs nach Plan und Methode, ſondern ganz naturaliſtiſch-inſtinktiv ſich entwickelte und abſpielte.

Das Spiel begann am 15. Mai in der Aula, wo an die Stelle der Präſidentenglocke zur Regelung der Diskuſſion eine

Trommel getreten war und die an Heftigkeit ſich überbietende Rednerei ſo zu ſagen nach Pulver roch. „Illegal nennt man das Centralkomité?“ rief der Student Hrezka aus. „Ja wohl; aber iſt denn nicht alles, was ſeit dem März geſchehen, illegal? Sind nicht auch die Miniſter illegal? Ei freilich ſind ſie es, aber nur deßhalb, weil die Majorität des Volkes wider ſie iſt.“ Ein anderer Redner hatte hierauf den ſehr verſtändigen Einfall, zu ſagen: „Was ſollte die Abdankung der gegenwärtigen Miniſter nützen? Oeſtreich iſt zu impotent, als daß wir tüchtigere Männer finden könnten.“ Die breitmäulige Debatte ſchien harmloſer Selbſtzweck werden zu wollen, da kein irgendwie beſtimmter Be- und Entſchluß gefaßt wurde, als draußen die Trommeln gingen und die Nachricht hereinkam, die Truppen nähmen abermals, wie geſtern Abend geſchehen war, Stellung an den inneren Stadtthoren. Nun ſchlugen aus dem wildwogenden Wirrſal wüthende Wehr- und Waffenrufe auf: — „Das bedeutet einen Angriff!“ — „Man will uns von unſern Brüdern, den Arbeitern in den Vorſtädten, abſchneiden!“ — „Zur Burg! Zur Burg!“

Die Regierung hatte offenbar durch ihr Aufgebot von Truppen der Krakeelokratie imponiren wollen, wie ihr das, ſo ſchmeichelte ſie ſich, am Abend vorher gelungen war. Aber ſie täuſchte ſich. Die Erſcheinung der bewaffneten Macht gab der im Werden begriffenen Demonſtration erſt rechtes Leben, ſo viel Leben, daß die Demonſtration nicht allzu weit davon entfernt war, eine Revolution zu werden.

8.

Gegen den Abend zu trug Wien eine Phyſiognomie, welche mit der vom Morgen des 15. März eine bedenkliche Aehnlichkeit hatte. Die akademiſche Legion hatte ihre Waffen aufgenommen und hielt ſich marſchfertig. Sendboten eilten nach den Vorſtädten, um die „Arbeiterbrüder“ aufzurufen. Der Generalmarſch entbot die Nationalgarden und ſie kamen, obzwar nicht eben in dichten Reihen und keineswegs entſchloſſen, der Regierung eine verläßliche Hilfehand zu reichen. Der vielberufene „ruhige“ Bürger blieb entweder zu Hauſe oder that ſelber mit, nämlich „demonſtriren“.

Abends 7 Uhr machte ſich eine Abordnung von der Aula nach der Burg auf, wo der Miniſterrath ſaß, um dieſem die „Volkswünſche“ kundzuthun. Dieſelben beſtanden vorläufig in der Anerkennung und Beſtätigung des Centralkomité, in der Modifizirung des Wahlgeſetzes und der Zurückberufung der Truppen in ihre Quartiere. Der Miniſterpräſident ſuchte Zeit zu gewinnen, indem er, was freilich unter den gegebenen Umſtänden komiſch genug ſich anhörte, eine ſchriftliche Eingabe verlangte. Den Abſendlingen der Deputation währte aber das Ausbleiben derſelben zu lange. Die Legion trat an und rückte, Gewehr im Arm und mit aufgeſtecktem Bajonnett, auf den Hof und auf die Freiung, um ſich den Beſcheid der Miniſter ſelber zu holen. Bedrohliche Gerüchte flogen ihr voran und hintendrein. Schon ſeien die Arbeiter in den Vorſtädten in Bewegung, um ihren „Aulabrüdern“ zu Hilfe zu eilen; in der Brigittenau ſtänden ſie zu Tauſenden geſchart. Da und dort flammte grelles Fackellicht in den Straßen auf, anderwärts ſah man Anſchickungen zum Barrikadenbau. Schlottermaier wollten ſogar gehört haben, daß „Hoch die Republik!“ gerufen worden ſei, und trugen das Schreckenswort in die Hofburg.

Dort graſſirte in den Vorzimmern und in den Gemächern der kaiſerlichen Familie dieſelbe Rath- und Thatloſigkeit wie zwei Monate früher in der Nacht vom 14. auf den 15. März. Auch jetzo wieder ganz daſſelbe zweckloſe Reden und Rennen, daſſelbe reſultatloſe Zappeln, Zetern und Zittern der Hofleute. Einer rieth dieſes an, ein anderer jenes ab; eine ſchalt den armen Pillersdorff einen Verräther, eine andere brachte den Plan einer kleinen Palaſtrevolution auf's Tapet: die Abdankung des Kaiſers zu Gunſten ſeines Bruders, wozu jedoch eine dritte halblaut den Spottſenf gab: „Da wäre viel gewonnen, wahrhaftig!“ Auch das Wort „Flucht“ wurde geraunt, fiel aber in dem Wortſtaubwirbel vorderhand wirkungslos zu Boden — vorderhand. Natürlich kam bei alledem nichts heraus, nicht einmal ein geſcheites Wort, geſchweige eine tüchtige That.

Drüben im Berathungszimmer des Miniſteriums dieſelbe troſtloſe Geſchichte. Sollte man nachgeben? Wollte man widerſtehen? Freilich wollte man das, aber womit? Quomodo? quibus auxiliis? „Excellenz“ — ſagt der Herr Miniſterpräſident zum Kriegsminiſter — „Ihre Meinung iſt die entſcheidende. Was, rathen Sie, iſt zu thun?“ Der Herr Kriegsminiſter beſinnt ſich eine Weile, dann zuckt er die Achſeln und erwidert: „Excellenz, Sie wiſſen, daß Wien von Truppen entblößt iſt und warum. Ich habe nicht Leute genug, um einen Straßenkampf riskiren zu können; um ſo weniger, als die etlichen Bataillone, die zur Hand, nicht einmal alle zuverläſſig ſind. Ein ungariſches Grenadierbataillon hat heute geradezu verlangt, nach Ungarn heimgeſandt zu werden; ein anderes hat ſich einer über daſſelbe verhängten Disziplinarſtrafe widerſetzt.“ Darauf allgemeines Achſelzucken, welches einer der Herren in die Worte überſetzte: „Wir können nichts thun als nachgeben. Das Volk iſt auf dem Burgplatz, es iſt in den Höfen, es iſt ſchon in den Korridoren und Vorzimmern. Denken Sie an die Sicherheit Sr. Majeſtät des Kaiſers und der kaiſerlichen Familie. Wir haben wahrlich keine Zeit zu verlieren.“ „Wahr — warf ein Kollege des Sprechers ein — aber bedenken Sie doch, dieſe unſeligen Menſchen verlangen ja nichts Geringeres, als daß wir unſer eigenes Werk, die Aprilverfaſſung ſammt Zubehör, vernichten ſollen. Ihre Forderungen haben ſich von Stunde zu Stunde, faſt von Minute zu Minute geſteigert. Wie und wo ſoll das alles enden?“

— „Ja, wer das wüßte — gab der Miniſterpräſident zur Antwort — der dürfte ſich einen klugen Mann nennen. Uebrigens hat ja neulich einer, der auch nicht zu den dummen gehören ſoll, in Berlin geſagt, in Zeiten der Bewegung müſſe man der Bewegung immer um eine Stunde voraus ſein. Verſuchen wir es einmal damit.“

Wenn wirklich, wie berichtet wird, Herr von Pillersdorff dieſe Schlußnahme mit einem „matten Lächeln“ begleitet hat, ſo gehörte dieſes Lächeln ſicherlich nicht in die Kategorie des frivolen, ſondern in die des krampfhaft ſchmerzlichen, des ſardoniſchen. Der arme Freiherr war mit ſeinem Witz wie mit ſeinen phyſiſchen Kräften zu Ende. Er wußte nichts mehr zu thun als mit zitternden Händen ein Blatt Papier — die binnen wenigen Minuten redigirten Gewährungen des Miniſteriums — in die wildeinher brauſenden Wogen der Ereigniſſe zu ſchleudern und mochte dabei denken: Ein Stück Papier mehr oder weniger, was hat das zu bedeuten in ſolcher Zeit?

Aber trüb- und drangſalvolle Augenblicke hatte der Herr Miniſterpräſident zu beſtehen, als er gegen Mitternacht zu das mit Herren und Damen vollgeſtopfte Vorzimmer zum kaiſerlichen Kabinett durchſchritt, um ſich für das erwähnte neueſte Blatt Papier des guten Botanikers Ferdinand Sanktion und Unterſchrift zu holen. Die Hofleute ließen ihren rath- und thatloſen Grimm an dem Miniſter aus. Von allen Seiten her flogen ihm mehr oder weniger laut ausgeſtoßene Beſchuldigungen und Beſchimpfungen ins Geſicht. Aus dem Munde von Herren und Damen — die letzteren geiferten und zeterten nach Art erboſ'ter Angehöriger des ſchöneren und zarteren Geſchlechtes am ärgſten — mußte er Süßigkeiten wie „Schlechter Rath!“ — „Aufwiegler!“ — „Verräther!“ — „Verderber des Monarchen und der Dynaſtie!“ hinnehmen. Gedrängt jedoch von ſeinen beiden Kollegen Latour und Doblhoff, ſich zu beeilen, durfte er keine Zeit mit Rechtfertigungen verlieren, welche ja doch eitel geweſen wären. Der ſouveräne Unverſtand des Vorzimmers iſt gerade ſo unmöglich zu beſtreiten wie der ſouveräne Unverſtand der Gaſſe.

Die kaiſerlich-königliche Majeſtät unterſchrieb unverweigerlich und möglichſt flink. Das alſo gefertigte Manifeſt, mehrbeſagtes Stück Papier, wanderte ſofort in die Staatsdruckerei und etliche Monate ſpäter in das Makulatur-Magazin der Weltgeſchichte, welches in Folge des „tollen" Jahres beträchtliche Erweiterungen nöthig hatte und erfuhr. Volkshaufen belagerten die Staatsdruckerei, bis das beglückende Aktenſtück um 2 Uhr Morgens richtig gedruckt war. Damit hatte das Spektakel ein Ende, jedoch nicht ohne den komiſchen Epilogſchnörkel, daß der arme, bis zum Umfallen müde Pillersdorff beim Nachhauſegehen ſich von einem lärmenden Menſchenſchwarm begleiten und von dem Kneipen-Mirabeau oder Eckſtein-Danton der wiener Demokratie, dem Sprachlehrer Tauſenau, über freies Staatsweſen im Allgemeinen und über die konſtitutionellen Bedürfniſſe Oeſtreichs im Beſonderen unterrichten laſſen mußte.

9.

Mit Tagesanbruch wurde das „kaiſerliche" Manifeſt in der Stadt bekannt. Es lautete der Hauptſache nach, daß der Tagesbefehl vom 13. Mai zurückgenommen ſei, daß von jetzt an die Wachtpoſten an den Thoren und an der Burg vom Militär und von der Nationalgarde gemeinſam beſetzt werden ſollten, ſowie daß erſteres nur auf Verlangen der letzteren aufgeboten werden ſollte. Weiterhin hieß es: „Dieſen Beſchlüſſen fügen Wir noch, um alle übrigen Anläſſe zu Mißvergnügen und Aufregung zu beſeitigen, bei, daß die Verfaſſung vom 25. April vorläufig der

Berathung des Reichstages unterzogen werden ſoll. Damit die Feſtſtellung der Verfaſſung durch die konſtituirende Reichsverſammlung auf die zuverläſſigſte Weiſe bewirkt werde, beſchließen wir ferner, für den erſten Reichstag nur eine Kammer wählen zu laſſen, wonach alſo für die Wahlen gar kein Cenſus beſtehen und jeder Zweifel einer unvollkommenen Volksvertretung entfallen wird“.

Wiederum alſo ein ganzer Sack voll „Errungenſchaften“! Die guten Wiener waren im erſten Augenblick über dieſen „Embarras de richesses“ ganz verblüfft. Selbſt das Centralkomité ſtutzte. Hof und Miniſterium waren ja wahrhaftig der Bewegung um eine gute Wegſtunde voraus. Die Verblüffung wuchs noch, als Abends die amtliche „Wiener Zeitung“ die Nachricht brachte, das Miniſterium habe zwar, um den Thron und die Einheit der Monarchie zu retten, dem Kaiſer das Patent vom heutigen Tage angerathen und übernehme die Verantwortlichkeit dafür; aber es fühle ſich außer Standes, der Krone fernerhin eine Stütze zu ſein, habe deßhalb ſeinen Rücktritt angeboten und werde die Geſchäfte nur noch bis zur Bildung eines neuen Kabinetts fortführen.

Das Centralkomité bewies jetzt handgreiflich, daß es beileibe keine „Commune“ und kein „Comité du salut public“. Es begann dermaßen zu ſchlottermaiern, daß ſein eigener Präſident auf Selbſtauflöſung antrug, welcher Antrag zwar für heute noch abgeworfen, drei Tage ſpäter aber zur Thatſache wurde. Dagegen beſchloß das Centralkomite mit 100 gegen 10 Stimmen, ein Vertrauensvotum an das Miniſterium zu richten, und eine Petition an den Kaiſer, den Rücktritt des Kabinetts nicht zu genehmigen. Zugleich wurden allerlei Brimborien zur Entſchuldigung der „Sturmpetition“ vom vorigen Tage vorgebracht, wobei übrigens der Name des Komité „mißbraucht“ worden ſei.

In der Hofburg aber fand man nicht für gut, noch fernerweit der offenkundigen Hilfloſigkeit des Miniſteriums zu vertrauen oder gar auf den guten Willen des Centralkomité zu bauen, und faßte in fliegender Eile den Entſchluß zur Flucht. Sehr begreiflich! So begreiflich, daß nur Leute, welche rechte Prinzip- und Parteimänner zu ſein wähnen, wenn ſie ſich jedes ſelbſtthätigen Schauens und jedes ſelbſtſtändigen Denkens entwöhnen, dieſen Fluchtentſchluß abſonderlich oder gar verwerflich finden können. Es iſt ſchlechterdings nicht bewieſen, daß die Entführung des Kaiſers durch ſeine Umgebung — denn daß es keine ſelbſtgewollte Flucht, ſondern eben eine Entführung geweſen, darüber braucht kein Wort verloren zu werden — auf Grund eines tiefangelegten Plans der Rückwärtſerei, der abſolutiſtiſchen Hof- und Pfaffenpartei, ins Werk geſetzt worden ſei, um damit den revolutionären Gang der Dinge zu lähmen und die gewaltſame Reaktion einzuleiten. Im Gegentheil iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß nur die bare blanke Furcht die Mutter des Gedankens geweſen, den Kaiſer und die kaiſerliche Familie aus den Bedrohlichkeiten der Hauptſtadt hinweg und ins „allzeit getreue“ Tirol zu retten. Dieſe Furcht der kaiſerlichen Familie und der Hofleute wurde ins Maßloſe geſteigert durch die bevorſtehende theilweiſe Uebernahme der Burgwache ſeitens der Nationalgarde, — ein Umſtand, welcher wohl die Erinnerung wachrufen konnte, daß die Bewachung der Tuilerien durch die Bürgerwehr für Ludwig den Sechszehnten und Marie Antoinette mit Gefangenſchaft gleichbedeutend geweſen ſei. Endlich entwickelte ſeit dem 15. Mai die Gaſſen- und Kneipendemagogie Wiens eine ſolche Rührigkeit, daß nothwendig die finſterſten Gerüchte von empöreriſchen Planen und mörderiſchen Abſichten in die Burg dringen und den Hof zu raſchem Handeln ſpornen mußten. Haben doch ſelbſt außerhalb der Burg geübte und unbefangene Beobachter in jenen Tagen Merkmale wahrgenommen, welche darauf hinzuweiſen ſchienen, daß die Demokraten, obzwar gegen den Willen der Mehrzahl der Bevölkerung, einen Hauptſchlag zu thun beabſichtigten *). Summa: die Entführung Ferdinands des Erſten hatte nichts von dem Planmäßigen und Syſtematiſchen der Ueberſiedelung Friedrich Wilhelms des Vierten nach Potsdam, was freilich nicht hinderte und auch in Wahrheit nicht hindern konnte, daß man in Wien die Entführungsidee auf beſtimmte Perſonen zurückführte und zwar auf Perſonen mit Damenhänden **).

Am 17. Mai unternahm die kaiſerliche Familie eine ihrer gewohnten Spazierfahrten nach Schönbrunn. Dort wurden die Kutſcher zu ihrer nicht geringen Ueberraſchung bedeutet, ſofort die Straße nach Sankt Pölten einzuſchlagen. Von da ging die Entführungsfahrt weiter über Ens, Wels und Salzburg nach Insbruck. Unterwegs wurde ein Kammerherr nach Wien zurückgeſchickt mit der Meldung an den Kriegsminiſter, daß „der Kaiſer aus Geſundheitsrückſichten zu einer Reiſe in die Gebirge Tirols ſich entſchloſſen hätte und die kaiſerliche Familie Se. Majeſtät nicht allein laſſen wollte". Deutlicher ſchon wurde nach der glücklichen Ankunft in Salzburg geſprochen, in einer von dem Grafen von Bombelles entworfenen Proklamation, worin der 15. Mai verurtheilt und geſagt war: „Unter den Gewaltſchritten einer ſolchen ungeſetzlichen Bewegung beſchloß Se. kaiſerlich-königliche Majeſtät, nicht länger mehr in ihrer Reſidenz zu weilen,

---

*) Depeſche Eſſingers vom 17. Mai: „Es iſt kein Zweifel, daß es nach dem 15. Mai nur noch *eines* Schrittes bedarf, um in Wien die Dynaſtie zu entſetzen und die Republik auszurufen. Weder das eine noch das andere liegt aber in dem Wunſche der unendlichen Mehrzahl der Bewohner Wiens". S. B. A.

**) Eſſinger am 20. Mai: „Der Umſtand, daß der Kaiſer keine Willenserklärung zurückließ, bekräftigt die in Wien vorherrſchende Meinung, daß die Flucht der kaiſerlichen Familie von der regierenden Kaiſerin und der Erzherzogin Sophie geleitet wurde". In derſelben Depeſche äußert der Geſandte: „Wäre übrigens am 15. Mai durch Zufall ein Gewehr losgegangen, ſo hätte ſelbſt die Univerſität nicht vermocht, die Burg vor dem Andrang der zur Plünderung und zum Todtſchlag aufgeſtachelten, auf dem Glacis zuſammengerotteten Proletarier zu ſchützen". S. B. A.

und hat ſich nach Innsbruck begeben". Hier langte der Entführungszug am 19. Mai um Mitternacht an. Die allzeit getreuen und glaubenseinigen Tiroler ſpannten ihrem „Koaſer" die Pferde aus und zogen ſeinen Wagen jubelnd und jodelnd nach der Burg. Von da an iſt dann allerdings die zunächſt nur durch die Angſt diktirte Entführung des Schein- und Schattenmonarchen ein reaktionäres Kapital geworden. Denn es unterſteht keinem Zweifel, daß während des innsbrucker Aufenthalt des Hofes die rückwärtſigen Zettelungen deſſelben mit den Slaven ernſter als bisher betrieben wurden.

Es müſſen ſich doch noch am Abend des 17. Mai dumpfe Gerüchte von dem Geſchehenen in der Hauptſtadt Oeſtreichs verbreitet haben. Denn die amtliche Wiener Zeitung fand ſich veranlaßt, denſelben zu widerſprechen und im Orakeltone zu verkündigen: „Des Kaiſers Abreiſe wäre die Flucht Ludwigs des Sechszehnten, der letzte Tag des Hierſeins Sr. Majeſtät würde auch der erſte Tag der Republik ſein". Dieſer Artikel erſchien am Morgen vom 18. Mai, als ſchon an der Flucht des Kaiſers gar kein Zweifel mehr ſein konnte.

Der Orakelſpruch machte aber gräulich Fiasko. Die Wiener waren bei weitem keine Pariſer von 1791, welche die Flucht des Königs bekanntlich ganz kalt gelaſſen hatte. Die Republik zu proklamiren fiel niemand ein, mit Ausnahme von zwei jämmerlichen Subjekten, dem knirpſigen, buckligen, heiſeren Zeitungsſchmierer Häfner, eigentlich Hutmachergeſell und dermalen eine ſchlechte Parodie Marats, und ſeinem ebenbürtigen Kollegen Tuvora. Dieſe zwei Lumpe forderten in der Vorſtadt Mariahilf die Arbeiter auf, in die Stadt zu ziehen und die Republik auszurufen; das Volk aber nahm ſie beim Kragen und wurde — man iſt verſucht, zu ſagen: leider! — nur mit Mühe abgehalten, dieſen Menſchenkehricht zu lynchen, wegzuwiſchen. Allerdings iſt uns glaubwürdig bezeugt, daß die Beſtürzung der Bevölkerung über die Entführung des Kaiſers zunächſt in Beſchimpfungen und Verwünſchungen ſich Luſt machte, welche ohne eine feine Wahl der Worte auf die geſammte Dynaſtie geſchleudert wurden. Allein das Höchſte, wozu Angeſichts der Bürgerſchaft Bewegungsleute ungehindert und ungeſtraft ſich verſteigen konnten, war der Ruf nach Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung mit dem Erzherzog Johann an der Spitze. Im Uebrigen verhinderte die feſte Haltung der Studenten und der Nationalgarden die Krakeelokratie, weiter ſich mauſig zu machen*).

Und dann ſchlug die Stimmung der großen Mehrzahl der Bürgerſchaft ganz entſchieden ins Unterthänige um. Wie vorher blind ins Blaue hinein krawallt worden war, ſo wurde jetzt ſchäfig ins Schwarzgelbe hinein zu Kreuze gekrochen. Die Freiheitsmaſke fiel und die „gemüthliche" wiener Philiſterei, für welche die „kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit" mit dem Weltuntergange gleichbedeutend war, kam voll und ganz zum Vorſchein. Das Centralkomité, welches ſo viel Lärm verurſacht hatte, fiel dem loyalen Unwillen zum Opfer: es mußte ſich auflöſen. Wenig auch fehlte, daß es der akademiſchen Legion ebenſo ergangen wäre. Es gehört mit zu den tollſten Unbegreiflichkeiten des „tollen" Jahres, daß die wiener Bürgerſchaft ausdrücklich für das Fortbeſtehen der Legion eintrat, ausdrücklich dafür eintrat und den Fortbeſtand erwirkte in derſelben Zeit, wo ſie ſelber in ihrer Mehrzahl der Bewegung den Rücken kehrte, um ſich als „gut kaiſerlich" zu manifeſtiren.

---

*) Depeſche Effingers vom 18. Mai: „Heute früh durchlief die unerwartete Nachricht die Stadt, daß der Kaiſer Wien verlaſſen habe. Die Beſtürzung war allgemein. Man hörte auf den Straßen Verwünſchungen gegen das geſammte Kaiſerhaus ausſtoßen und mußte auf die ärgſten Scenen der Unordnung gefaßt ſein. Indeſſen verhinderte die feſte Haltung der Studenten und Nationalgarden einen Ausbruch. Jedoch haben mehrere Verſuche ſtattgefunden, durch Maueranſchläge und Rufe eine proviſoriſche Regierung mit dem Erzherzog Johann an der Spitze zu proklamiren". S. P. A.

Denn ſo that ſie. Der beſchränkte Unterthanenverſtand offenbarte ſich auch in der Donauſtadt in ſeiner ganzen Länge und Breite. Dem Ruheheuler zur Seite zeterte der Ordnungsfanatiker. „Alle Welt patrouillirte und wachte und ſpielte Polizei und — wechſelte in der Bank die Papiernoten um“. Alle Welt, auch die weibliche, entſandte Deputationen nach Innsbruck, die Rückkehr des Kaiſers zu erbitten. Fürwahr, es bedurfte vieler Unvernunft und Ungeſchicklichkeit, es bedurfte großer Falſchheit, Treuloſigkeit und Tücke von ſeiten einer unverbeſſerlichen Kamarilla, um eine ſo treuunterthänige und leichtzuhandhabende Bevölkerung abermals auf die Bahn der Empörung zu drängen.

V.

Paulskirchenhiſtorien.

1.

An demſelben 18. Mai von 1848, welcher in Wien einen revolutionären Kataklysmus herbeiführen konnte, aber nur dem deutſchen Unterthanenbewußtſein zum Wiederdurchbruch verhalf, an demſelben Maitag ging Mittags um 3 Uhr zu Frankfurt am Main ein Schauſpiel in Scene, auf welches die Augen von Millionen begeiſtert und hoffend gerichtet waren als auf eine der größten Thatſachen des Jahrhunderts: — die Eröffnung des erſten deutſchen Parlaments.

Heute ſpricht man von dieſem Parlament nur noch als von einem der größten Schwindel des 19. Jahrhunderts, als von einem Schwindel, der unter dem begeiſterten Zujauchzen der Nation mit Trompeten und Pauken anhob, um nach Jahresfriſt ſang- und klang- und ruhmlos zu enden, unter der vollendeten Theilnahmloſigkeit derſelben urtheilsloſen Menge, deſſelben gebildeten und ungebildeten Pöbels, welche und welcher 13 Monate zuvor der beginnenden „Reichsverſammlung“ zugejubelt hatten.

Natürlich! Das Parlament hatte ja keinen Erfolg. Damit iſt ihm, wie die Moral unſerer beſten der Welten — die wirkliche, nicht die Katechismus-Moral — nun einmal beſchaffen, das Verdammungsurtheil geſprochen und die Frage überhaupt abgethan. „Le succès justifie tout“, hat Napoleon dekretirt. Folglich iſt der Nichterfolg abſolut verdammlich, gibt die Welt zur Antwort. Zum Henker alſo mit dem deutſchen Parlament! Laßt es weggewiſcht ſein aus unſerer Erinnerung!

Närriſche „Ideologen“ indeſſen, welche die „unpraktiſche“ Gewohnheit haben, dem Warum des Warum nachzugrübeln, geben ſich damit noch nicht zufrieden, ſondern meinen: Das Parlament konnte keinen Erfolg haben, weil es ein hölzernes Eiſen, ein Meſſer ohne Stiel, dem die Klinge fehlte, ein Widerſpruch in ſich ſelbſt geweſen iſt. Es konnte keinen Erfolg haben, nicht allein um der Art und Weiſe ſeines Vorgehens oder Nichtvorgehens willen, ſondern ſchon ſeiner Zuſammenſetzung wegen.

Zwei Wege lagen vor dem Parlament, der eine nach links hin, der andere rechtswärts führend. Es konnte erſtens verſuchen, Konvent zu ſpielen, die auf der Sandbank der Halbheit ſitzen gebliebene deutſche Revolution wieder flott und zu einer ganzen zu machen, alle vorwärts treibenden und drängenden Kräfte um ſich zu verſammeln, alles einzuſetzen, um alles zu gewinnen, und in einem Anlauf auf Leib und Leben das Größte, die volksmäßige Wiedergeburt Deutſchlands, zu erreichen. Ein ausgeſprochener Feind und Haſſer der Deutſchen, der Czechenhäuptling Palacky, hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als er in ſeinem berühmten Schreiben an den Fünfzigerausſchuß ſagte: „Alle Projekte zu einer Reorganiſirung Deutſchlands auf Grundlage des Volkswillens ſind unausführbar und in die Länge unhaltbar, wenn Sie ſich nicht zu einem echten Kaiſerſchnitte entſchließen, zur Proklamirung einer deutſchen Republik. Alle verſuchten Vorſchriften von Theilung der Gewalt zwiſchen halbſouveränen Fürſten und dem ſouveränen Volke erinnern an die Theorieen der Phalanſtère, die gleichfalls von dem Grundſatze ausgehen, die Betheiligten werden wie Ziffern in einem Rechenexempel ſich verhalten und keine andere Geltung in Anſpruch nehmen, als welche die Theorie ihnen anweiſ't“. Denkt man ſich dieſe Worte Palacky's nun an die Mehrheit der deutſchen Nationalverſammlung gerichtet, ſo klingen ſie wie ein ſchneidender Hohn. Denn dieſe Mehrheit beſtand ja aus Liberalen, geradezu aus der Blüthe des deutſchen Liberalismus, und dieſem einen ſolchen „echten Kaiſerſchnitt“ zuzumuthen, würde ungeheuer naiv geweſen ſein, falls es nicht ſo diaboliſch geweſen wäre.

Oder das Parlament *mußte* — maßen ihm ſein liberales Mittelmäßigkeitsweſen alles nach linkshin liegende große Wagen verwehrte — zweitens offen und ehrlich und von vornherein den Weg nach rechtshin einſchlagen, d. h. es mußte das ſchnöde Kokettiren mit der Volksſouveränetät aufgeben, die Gleichberechtigung von Fürſten und Volk anerkennen und demnach ſein ganzes Werk, die Schaffung einer Bundesſtaatsverfaſſung für Deutſchland, auf die Baſis einer Vereinbarung zwiſchen den Regierungen und ihm ſtellen. Dieſer Weg war ja, nachdem die Maſſe des Volkes die Niederwerfung der republikaniſchen Schilderhebung in Baden thatlos mitangeſehen und in ſeinem ſtumpfen Unverſtande ſogar beklatſcht hatte, ſchon noch der einzig mögliche. Um ſo mehr, als die beiden deutſchen Großſtaaten deutlich erklärt hatten, ſie wollten denſelben eingehalten wiſſen, und mit mathematiſcher Beſtimmtheit vorauszuſehen war, daß ſämmtliche Mittel-, Klein- und Kleinſtfürſten, bis zum Herzog von Miniaturlingen und bis zum Fürſten von Hahnenſchrittheim herab, ſobald ihnen der Kamm wieder hinlänglich gewachſen wäre, dem Vorgange Oeſtreichs und Preußens nachfolgen würden.

Trotz alledem tiftelte und doktrinariſirte der durch die Parlamentsmehrheit vertretene liberale Dünkel an der Auffindung eines angeblich zwiſchen links und rechts liegenden Mittelweges herum, welcher gar nicht vorhanden war, ſondern eben nur in der Einbildung verhockter Kathedrarier exiſtirte. Daraus entſprang ein halbes Wollen und ein ganzes Nichtkönnen, daraus ein anmaßliches Hinwegſehen über die realen Verhältniſſe und im nächſten Augenblicke wieder ein feiges Zurückbeben vor einem Zuſammenſtoß mit denſelben, daraus eine Parteiverbohrtheit, welche ſich im Alleinbeſitze aller Weisheit wähnte, mit doktrinärem Hochmuth auf Andersdenkende herabſah und doch ſofort treugehorſam erſterbend auf dem Bauche lag, ſobald die Machthaber, welche man im Spinnwebnetz einer lächerlichen Theorie gefangen zu halten glaubte, den Drohfinger hoben.

Dieſe Halbheit und Heuchelei, dieſes Tifteln und Taſten, dieſes Fliegen und Kriechen, kurz, dieſer Liberalismus hat zweifelsohne das jämmerliche Mißlingen des erſten deutſchen Parlaments in erſter Linie verſchuldet.

Was die demokratiſche Minderheit der Verſammlung angeht, die „rohe“ Linke, wie die liberalen Beſt- und Biedermaier ſie ſchalten, ſo muß ihr ohne Frage das Verdienſt zuerkannt werden, den Kreis des Blödſinns, in welchem die Mehrheit ſich herumdrehte wie ein Affe in einer Trille, ſogleich erkannt und aufgedeckt zu haben. Aber auch die demokratiſche Minderheit hatte ihren Circulus vitioſus: — das vom Vorparlament herübergekommene faule Kompromiß zwiſchen Legalität und Illegalität. Dieſes Kompromiß hat der Linken ihre beſten Lebensſäfte ausgeſogen; um ſo mehr, als, was von geſunder Thatkraft in ihr war, durch die in der Paulskirche graſſirende „Staatsmänniſchkeit“ ebenfalls bedenklich genug angekränkelt wurde. Die große Sünde der Linken ſodann iſt geweſen, daß ſie, auch nachdem die gänzliche Fruchtloſigkeit des paulskirchlichen Nationalſchwatzes für jeden Einſichtigen handgreiflich geworden, dennoch fortfuhr, denſelben mitzuſchwatzen, ſtatt mittels maſſenhaften Austritts wenigſtens dem Volke die klägliche Parlamentspoſſe zeitig zu verleiden.

Freilich, es lebte ſich gar ſo angenehm in der gemüthlichen Mainſtadt. Wie viele alte Kneipbruderſchaften ließen ſich da erneuern, wie viele neue ſchließen! Auf dieſem Gebiete konnte man ſogar mit der „Rechten“ nationale Beziehungen anknüpfen, obzwar keine dauerhaften. Denn wo drei Deutſche beiſammenſtehen, haben ſie ſicherlich vier Meinungen. So aber einer von ihnen ſagt: Kommt, laßt uns kneipen gehen! werdet ihr ſie auf der Stelle einig werden und einig bleiben ſehen, nämlich ſo lange, bis ſie den erſten Schoppen hinter ſich haben. Sodann war es für die jüngeren und ſelbſt für ältere Herren von der Linken auch nicht bitter, als große Freiheitsredner ſich bewundern zu laſſen von den mehr oder weniger ſchönen Müſſiggängerinnen, welche die Damengalerie anfüllten und für die es geſunder geweſen wäre, wenn ſie daheim ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten erfüllt hätten, ſtatt in der Paulskirche zu gaffen und ſich begaffen zu laſſen, auf daß erfüllt werde, was der alte, gewiß nicht ungalante Ovidius vorahnend von ihnen geſungen: —

„Spectatum eunt, ut spectentur et ipsae“.

Ja, als gute Hausfrauen und verſtändige Mütter hätten ſie ſicherlich mehr für das Vaterland zu thun vermocht, denn als „Parlamentsfliegen“, und würde ihnen ſolche zwar weniger glänzende, aber deſto mehr frommende Thätigkeit immerhin noch Zeit genug übriggelaſſen haben, dann und wann über des Nachdenkens werthe Dinge nachzudenken, z. B. darüber, ob es für deutſche „Patriotinnen“ auch ſchicklich ſei, jede Geſchmack- oder Schamloſigkeit, jede Frivolität oder Barbarei, welche das nächſte beſte, d. h. ſchlechteſte pariſer Modemenſch ausheckt, als ein unverbrüchliches Gebot anzuerkennen und zu befolgen. Sicherlich gehört es mit zu den widerlichſten Erſcheinungen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß Weiber, ſolche Weiber, welche ſich niemals über die Intellekts-, Bildungs- und Thätigkeitsſtufe einer Aeffin erhoben haben, über die ſchwierigſten Probleme und wichtigſten Angelegenheiten mitſprechen wollen. Ihr könnt darauf ſchwören, daß das Kontingent der Weiber, welche ſich unberufener Weiſe in die Oeffentlichkeit drängen, entweder aus häßlichen und hyſteriſchen alten Jungfern — denen es aus phyſiologiſchen Gründen verziehen ſein mag — oder aus ſaloppen

Hausfrauen und pflichtvergeſſenen Müttern beſtehe, deren Haushaltsbücher — wenn ſie überhaupt welche führen — in Unordnung, deren Stuben, Küchen, Speiſekammern und Weißzeugſchränke im Tohuwabohu-Zuſtand, deren Modiſtinnenrechnungen groß, aber unbezahlt und deren Kinder phyſiſch und moraliſch ungewaſchen ſind.

2.

Die Wahlen für das Parlament waren in die Zeit gefallen, wo nach Niederwerfung des Hecker-Putſches der Liberalismus in Südweſtdeutſchland das große Wort unwiderſprochen führte. Trotzdem ſandte das ſüdweſtliche Deutſchland neben den Wortführern des Liberalismus eine ſehr erkleckliche Anzahl von Demokraten nach Frankfurt und die demokratiſche Abordnung des Südweſtens wurde verſtärkt durch zahlreiche Wahlen in Sachſen, Thüringen, Deutſch-Oeſtreich, in Rheinpreußen und durch ſporadiſche im deutſchen Norden und Oſten. Der parlamentariſche Haupthaufe, in den Centren geſchart, diente jedoch, wie ſchon erwähnt, unter der liberalen Fahne und ſchob ſeine Außenpoſten in ſpärlicher Zahl nach links vor, in beträchtlicher zur Rechten hinüber. Denn dehnbarerer Kautſchuk als der liberale iſt bekanntlich nie gewachſen. Die bläßlichſte Verſchimmerung des Liberalismus und Deutſchpatriotismus ins Junkerlich-Parlamentariſche und ins Myſtiſch-Abſolutiſtiſche repräſentirten auf der Rechten als typiſche Figuren einerſeits der Herr von Vincke und andererſeits der Herr von Radowitz. Im Uebrigen fanden ſich auf der Rechten öſtreichiſche und preußiſche Mandarinen vom ſchwarzgelben und vom ſchwarzweißen Knopf, katholiſche und proteſtantiſche Jeſuiten von der langen und von der kurzen Robe, brutale Säbelraſſeler und giftige Korpusjurisdeuteler, grunzende Ultramontane und winſelnde Pietiſten brüderlich zuſammen.

Die deutſche Pietät war bei den Wahlen ebenſo augenſcheinlich als unpolitiſch zum Vorſchein gekommen. Die Wähler hatten die nationale Notabilitäten- und Raritätenkammer ſo ziemlich geleert, um den ganzen Inhalt nach Frankfurt zu ſchicken. Daß es dort der Männer, der handelnden Männer, nicht aber der wohlmeinenden Greiſe und ſelbſtgefälligen Invaliden bedurfte, war ja Nebenſache. Einen friſchen Kranz hat ſich aber ein einziger der berühmten Grauköpfe in der Paulskirche geholt: Ludwig Uhland, neben welchem als Ehrengreiſe mit jugendfriſchen Herzen und von unentwegbarer Volksmannheit nur noch Itzſtein aus Baden, Schott aus Schwaben und Mohr aus Heſſen genannt zu werden verdienen. Es war unſäglich unerquicklich anzuſehen, wie der „Vater“ Jahn mit ſeinem ſchmutzigen Hemdkragen ſchönthat und wie „Vater“ Arndt mit ſeinem „Weißkopf“ kokettirte. Als der letztere in der zweiten Sitzung des Parlaments das platteſte, konfuſeſte Zeug von der Rednerbühne herunterplauſchte, ging ein unwilliges Erſtaunen durch die ganze Verſammlung und man mußte dieſelbe, um eine unliebſame Demonſtration zu verhindern, daran mahnen, der Sprecher ſei der Mann, welcher das deutſche „Vaterlandslied“ — ein ebenſo langes als langweiliges Ding übrigens — gedichtet habe. Ach, es iſt ein Jammer, wenn die Menſchen nicht merken, daß ihre Zeit vorüber und daß man, ſo man auch in alten und älteſten Tagen ſich noch gedrungen fühlt, etwas für das Vaterland zu thun, am beſten thut, für das Vaterland zu ſchweigen.

Es waren in der deutſchen Nationalverſammlung ſo ziemlich alle Stände-, Vermögens- und Berufsklaſſen vertreten. Es gab da Fürſten und Handwerker, Millionäre und Habenichtſe, Fabrikanten, Kaufleute und Landwirthe, Offiziere und Beamte, Prälaten, Stadt- und Dorfpfarrer, Literaten, Advokaten und 118 Profeſſoren — — Schauder!

Schauder! ſagten und ſagen die, ſo da ſaßen und ſitzen auf den Sitzen der Spötter — 118 deutſche Profeſſoren, unusquisque cathedram suam posteriori affixam secum portans . . . Schauder! zum dritten mal. Das hindert aber nicht, den Spöttern ins Geſicht die Thatſache zu behaupten, daß kaum jemals eine parlamentariſche Verſammlung ſo viel Geiſt und Wiſſen in ſich vereinigt habe wie dieſes erſte deutſche Parlament, und zwar in ſich vereinigt habe weſentlich durch die Anweſenheit der ſchauderhaften 118 Profeſſoren. Es könnte auch nur einem Parteiſimpliciſſimus einfallen, zu glauben und glauben machen zu wollen, daß dieſe 118 Profeſſoren in ihrer Mehrzahl oder auch nur in einer Minderheit mit unlauteren Abſichten nach Frankfurt gekommen ſeien. Kann doch nicht ein Schatten von Zweifel daran aufkommen, daß — um die am meiſten typiſch gewordene Erſcheinung des paulskirchlichen Profeſſorenthums namhaft zu machen — ein Dahlmann in jeder Fiber ſeiner Seele ein Sohn ſeines Vaterlandes und ein Freund ſeines Volkes geweſen iſt.

Und dennoch, trotz alledem und alledieſem, würde es nicht nur kein Schaden, ſondern vielmehr ein Glück geweſen ſein, wenn die ſämmtlichen 118 Profeſſoren des Parlaments zu Hauſe und ihren wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Arbeiten getreu geblieben wären. Denn um die Aufgabe mitlöſen zu helfen, zu deren Löſung ſie von ihren Wählern berufen waren, fehlte ihnen — eine verſchwindend kleine Minderzahl kann nicht in Betracht kommen — nicht viel weniger als alles: Unbeugſamkeit nach oben und perſönlicher Opfermuth, Kenntniß der Anſchauungen, Gefühle und Bedürfniſſe des Volkes, Verſtändniß für das ungeheure Mißverhältniß zwiſchen ihrem politiſchen Syſtem und der volkswirthſchaftlichen Praxis, endlich das praktiſche Geſchick, das Weſentliche vom Zufälligen, das Nothwendige vom Willkürlichen zu ſcheiden. Sie ſind übrigens für alle ihre Mängel und Mißgriffe perſönlich kaum oder gar nicht verantwortlich. Dieſe

Mangel und Mißgriffe entfloſſen ihrer vom Liberalismus durchfreſſenen Doktrin und ihrer Lebensſtellung. Der deutſche Gelehrte iſt in der Regel von Haus aus arm und hat in der Regel einen mühſamen, mit Diſteln bepflanzten und mit Dornen beſtreuten Weg zurückzulegen, bevor er mit ſchon entſchwundenem Jugendmuth zu einer geſicherten Lebensſtellung gelangt. Dann heiratet er und zeugt als zärtlicher Gatte in der Regel eine erkleckliche Anzahl von Kindern, welche „ſtandesgemäß“ erzogen ſein wollen. Davon, daß die liebenswürdigen Gelehrtenfrauen in der Regel der Meinung ſind, Frau Hofräthin oder Frau Geheimräthin klänge ſchöner als Frau Profeſſorin, ſei gar nicht geſprochen, obzwar dieſer kleine Umſtand, wie böſe Zungen meinen, mitunter ein ziemlich großer ſein dürfte. Soll nun aber in demſelben Deutſchland, wo — zur Schande der Nation ſei es geſagt! — die geiſtige Arbeit, falls ſie nicht vom Staate beſoldet wird, von allen Arbeiten verhältnißmäßig die undankbarſte und uneinträglichſte iſt, der mühſälig in eine geſicherte Stellung, zu Amt und Würden gekommene Gelehrte, falls ſeine oder ſeiner Partei Prinzipien mit dem Wollen und Thun der Regierungen in Konflikt kommen, Stellung, Amt und Würden, das Behagen der Familie und die Zukunft ſeiner Kinder ohne weiteres auf's Spiel ſetzen und preisgeben? Wie hätte er ſich denn auf ſeiner Laufbahn, auf einer deutſchen Gelehrtenlaufbahn die hierzu nöthige Mannhaftigkeit und eine allen Prüfungen gewachſene Charakterſtärke aneignen können? Der deutſche Philiſter, ſelbſt zugegeben, daß ſich ihm der Dünkel mancher Kathedrarier, und ihre Einbildung, alles allein zu wiſſen, das Allesbeſſerwiſſenwollen oft unangenehm genug fühlbar machen mögen, nein, er hat wahrlich nicht einen Schatten von Recht, von gelehrter Charakterloſigkeit und profeſſorlichem Servilismus zu reden. Das ganze deutſche Volk hat kein Recht dazu, denn es ſelber ſoll Charakterkraft und Opfermuth im Großen erſt noch erweiſen.

3.

Am 18. Mai verſammelten ſich zur 3. Mittagsſtunde im Kaiſerſal des Römers in Frankfurt die bislang dort eingetroffenen Mitglieder der Nationalverſammlung, 330 an der Zahl, welche Zahl aber ſchon nach Verfluß einer Woche auf nahezu 550 geſtiegen war. Der greiſe Schott, ein ſo braver Mann, als jemals einer in ſchwäbiſchen Schuhen ſtand, leitete die Ausmittelung eines Alterspräſidenten, und da der 73jährige Baier Behr, das gebrochene Opfer des „teutſchen“ Kunſtkönigs und Lola-Sängers Ludwig, die Ehre des Vorſitzes ausſchlug, wurde dieſelbe dem 70jährigen Hannoveraner Lang zuerkannt. Unter ſeiner Führung zogen dann die Abgeordneten entblößten Hauptes vom Römer über den Römerberg und die Neuekräme zur Paulskirche.

Der bei ſolchen Haupt- und Staatsaktionen bräuchliche Apparat war in Thätigkeit: Glockengeläute, Kanonendonner, Blumenkränze, Fahnenſchwenken, Tücherwehen, Vivatſchreien, wie gewöhnlich. Die Menge muß Spektakel haben, um zu glauben, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe in der Welt. Unter den Tauſenden, die ſich zu jener Stunde freudevoll und hoffnungsreich auf den Straßen von Frankfurt drängten, iſt ſicher keinem auch nur die entfernteſte Ahnung gekommen, daß alle die ſtolzen Hoffnungen dieſes 18. Maitags keine andere Erfüllung finden würden als jenen ſchmachbedeckten 18. Junitag von 1849, wo ein „Märzminiſterium“ die letzten Eid-, Ehre- und Pflichtgetreuen vom deutſchen Parlament in Stuttgart durch Lanzenreiter zerſprengen ließ.

Keine Frage, in dieſem vom Römer zur Paulskirche gehenden Zuge iſt viel vom Beſten vertreten geweſen, weſſen die Nation ſich rühmen darf; aber auch viel vom Schlechteſten, weſſen ſie ſich zu ſchämen hat. Zur Stunde wurde jedoch das Schlechte ſicherlich vom Guten überwogen. Es lag in der Thatſache, daß zum erſten mal, ſeitdem der deutſche Name exiſtirte, Vertreter der geſammten Nation, des ganzen Volkes zuſammentraten, um die Geſchicke Deutſchlands zu beſtimmen, etwas ſo Erhebendes, daß ſelbſt gemeine Seelen davon ergriffen und emporgetragen werden mußten. Allerdings kann daran nicht gezweifelt werden, daß die Parlamentsidee von Anfang an tieferblickenden Abſolutiſten, Partikulariſten und Hierarchen als eine Handhabe erſchien, bei welcher die deutſche Bewegung zu packen und ſachte nach rückwärts zu drehen ſei. Aber bei Eröffnung der Reichsverſammlung iſt es wohl ſelbſt den feinſten oder verhärtetſten Chefs der vaterlandsloſen Römelei, iſt es ſelbſt einem Döllinger oder Ketteler nicht eingefallen und ſelbſt den ſchlaueſten und ſkrupelloſeſten Partikulariſten und Bevormundungsſyſtemlern, ja vielleicht ſogar einem Herrn von Schmerling nicht zu Sinne gekommen, gerade die ſchönſte Hoffnung der Nation zu ihrem Verderben ausſchlagen zu machen. Sobald dann freilich die Verhandlungen im Gange, ſobald klar geworden, daß die Mehrheit der Verſammlung ihre Stellung und Aufgabe nicht begriff und nicht begreifen wollte, ſondern zwiſchen theoretiſcher Keckheit und faktiſcher Feigheit, zwiſchen überreizten Machtgelüſten und kläglichen Ohnmachtbekenntniſſen haltlos hin und her ſchwankte, ja dann ging die Rückwärtſerei mit Bewußtſein und Abſicht daran, in ihrem Sinn und zu ihrem Vortheil die Parlamentsmaſchine zu handhaben.

Sie wußte daraus binnen Kurzem das zu machen, was man im Mühleſpiel eine Zwickmühle nennt. Sie legte nämlich den Vorſchritt der Bewegung in den Einzelſtaaten durch das Parlament und den Vorſchritt des Parlaments durch die Regierungen der Einzelſtaaten lahm. Drängte die Demokratie in den Einzelſtaaten die Regierungen, endlich Ernſt zu machen mit den „Errungenſchaften“, d. h. das unbrauchbar gewordene Alte durch neue Organiſationen zu erſetzen, ſo erklärten die märzminiſterlichen Marionetten der Reaktion: Das geht nicht; wir müſſen abwarten, bis das Parlament den Reichsverfaſſungsrahmen fertig hat, in welchen ſich die Verfaſſungen und Einrichtungen der einzelnen deutſchen Staaten einzufügen haben. Drängte dagegen die Demokratie im Parlament die Mehrheit, den Reichsverfaſſungsrahmen fertig zu machen, ſo hieß es: Ja, leider geht es nicht; die Regierungen der einzelnen Staaten legen uns zu viele Hinderniſſe in den Weg. Damit verſtrich die Zeit und jeder nutzlos vergeudete Tag kam den inneren und äußeren Feinden Deutſchlands zu ſtatten. Die Zwickmühle arbeitete demnach vortrefflich.

4.

Die erſte Sitzung des Parlaments verlief in Folge der altersſchwachen Unbeholfenheit des Vorſitzenden ſo wirrſälig, daß ſie an eine frankfurter Judenſchule alten Stils oder an polniſche Reichstage erinnerte. Man darf jedoch dieſes auch ſpäter häufig genug tumultuariſch ſich gebarende Parlamentiren nicht allzu ſtrenge beurtheilen. Hätte etwa der parlamentariſche Schick und Takt plötzlich vom Himmel in die Paulskirche herabfallen oder woher hätte er denn ſonſt kommen ſollen? Auch hatten ja die armen Deutſchen ſeit etlichen Jahrhunderten mit Vorlegeſchlöſſern an den Mäulern herumgehen müſſen, was Wunders, daß jetzt, nachdem dieſe Schlöſſer entfernt waren, jeder ſich gedrungen fühlte, nach Herzensluſt zu ſprechen, zu ſingen oder zu pfeifen, wie ihm eben der Schnabel gewachſen war?

Dem frommen Biſchof Müller von Münſter war der Schnabel ſo gewachſen, daß er ſeinen Antrag, vor allem eine kirchliche Feier zur Eröffnung der Nationalverſammlung anzuordnen, mit dem Bibelſpruche begründete: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, ſo bauen die Bauleute vergebens“. Dem weniger frommen Franz Raveaux aus Köln dagegen ſo, daß er dieſen Antrag bekämpfte mit den Worten: „Auch ich will einen Spruch anführen: — Hilf dir ſelbſt und Gott wird dir helfen!“ Die Bourgeoiſie iſt bekanntlich nicht gerade fromm, ſondern thut nur ſo, wenn es ihr in den Kram paßt. Die Mehrheit des Parlaments war der Ausdruck der Bourgeoiſie: ſie beklatſchte den weniger frommen der beiden Sprüche und ging über den biſchöflichen hinweg. Ein Loth Unglauben und ein Pfund Unkirchlichkeit gehören mit zur „Bildung“, denkt bekanntlich der Liberalismus.

Das Bedürfniß einer feſteren Leitung der Verſammlung machte ſo gebieteriſch ſich geltend, daß ſchon am folgenden Tage zur Wahl eines wirklichen Präſidenten verſchritten wurde. Sie fiel mit 305 Stimmen von 397 auf den Freiherrn Heinrich von Gagern, welcher unter der Hand erklärt hatte, daß er dieſer Stellung ſeine darmheſſiſche Miniſterſchaft zum Opfer bringen würde. Der Gewählte war zur Stunde zweifelsohne nicht allein der angeſehenſte Mann in der Verſammlung, ſondern auch der zum Vorſitzer geeignetſte. Zu ſeinem Stellvertreter wurde Herr von Soiron auserkoren, deſſen Abfall vom Republikanismus eine Belohnung verdiente. Herr von Gagern übernahm ſein Amt mit einer Rede, welche hiſtoriſch merkwürdig bleibt, weil ſie urkundlich darthut erſtens, daß der Liberalismus ſein unſittliches Spiel mit der Volksſouveränetät, welche er doch im Geheimen ſchon verrathen und verleugnet hatte, öffentlich noch immer weiterſpielte, und zweitens, daß der Liberalismus in ſeiner Unklarheit und Unlogik eine Verquickung und Vermantſchung des Souveränetätsprinzips mit dem Vereinbarungsprinzip für möglich hielt oder wenigſtens für möglich zu halten vorgab.

Der Präſident der Nationalverſammlung ſagte nämlich am Schluſſe ſeiner Rede: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir ſollen eine Verfaſſung ſchaffen für Deutſchland, für das geſammte Reich. Der *Beruf* und die *Vollmacht* zu dieſer Schaffung ſie liegen in der *Souveränetät der*

Nation. Den Beruf und die Vollmacht, dieſes Verfaſſungswerk zu ſchaffen, hat die Schwierigkeit in unſere Hände gelegt, um nicht zu ſagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zuſtandekommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verſtändigung unter den Regierungen zuſtandezubringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer konſtituirenden Verſammlung vindizirt. Deutſchland will Eins ſein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes, unter der Mitwirkung aller ſeiner Gliederungen. Dieſe Mitwirkung auch den Staatenregierungen zu erwirken liegt mit in dem Berufe dieſer Verſammlung.“

Alſo wieder die alte Leier: das Volksſouveränetätsprinzip wollen wir, aber das Vereinbarungsprinzip wollen wir auch. Wenn das Volk ſouverän war, wozu bedurften dann bei Schaffung der Nationalverfaſſung die Mandatare des Volkes die Mitwirkung der „Staatenregierungen“, d. h. der Fürſten? Wenn hingegen der Wille des Volkes von dem ſo zu ſagen Oberwillen der Fürſten abhängig war, wie konnte, durfte, mochte man dann von Volksſouveränetät ſchwatzen? Niemand konnte den Herrn von Gagern und ſeine Adepten für ſo einfältig halten, daß ſie im Ernſte geglaubt hätten, als „ſtaatsmänniſch“ eingeſeifte Kameele durch das Nadelöhr dieſes Widerſpruchs ſchlüpfen zu können. Nein, das glaubten und hofften ſie nicht. Aber ſie wollten vor allem Zeit gewinnen, ſie wollten die letzten Wogen der Märzflut vollends verlaufen laſſen und ſie halfen ſich einſtweilen mit Redensarten. Sie kannten ja die Macht der Phraſe; ſie wußten, daß die unklarſte, ja die geradezu ſinnloſeſte Phraſe am meiſten Gewalt über die Menſchen gewinnt, wenn man es mittels unaufhörlicher Wiederholung glücklich dazu bringt, ſie zu einem Gemeinplatz zu machen, der in jedem Munde oder wenigſtens in möglichſt vielen iſt. Sie haben es auch wirklich dazu gebracht. Allein ſie hätten ſich hüten ſollen, ihre Gegner, die Demokraten, der Wolkenwandelei zu bezichtigen. Denn ſo herausgefordert, konnten die Bezichtigten nicht anſtehen, ihrem Feinde, dem Liberalismus, im Hinblick auf ſeine Zwitterhaftigkeit im Allgemeinen und im Hinblick auf den Umſtand im Beſonderen, daß er einen gar nicht vorhandenen Vermittelungs- und Vermantſchungsweg in den Wolken ſuchte, das Citat aus Göthe ins Geſicht zu werfen: —

„Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg“ . . .

5.

„Die ehrlichſte Politik iſt immer die beſte.“ Auch ſo ein Axiom, welches ſtets neu und blank bleibt, weil es in der Putzſtube der Moral ungebraucht unter einer Glasglocke liegt. Die Politiker aller Parteien weiſen bei Gelegenheit auf das Prunk-Putzſtück hin, jeder läßt es aber, wo es iſt, unter der Glasglocke.

Von ſeiten der liberaliſirenden Mehrheit der Nationalverſammlung wäre die ehrlichſte und folglich auch die beſte Politik unſtreitig geweſen, wenn ſie an die Stelle der vernebelten und verſchwiemelten Beſtimmung der Kompetenz des Parlaments, wie ſie Herr von Gagern in ſeiner Antrittsrede gab, die klare und beſtimmte geſetzt hätte: Wir können und wollen ohne die Fürſten nichts machen. Die Throne ſind aufrecht geblieben; wir müſſen uns alſo an dieſelben anlehnen, ſonſt ſtehen wir in der Luft. Demzufolge iſt unſere Verſammlung keine konſtituirende, ſondern nur eine berathende und höchſtens eine mitbeſchließende. Das Richtige iſt demnach, die hohlbäuchige Phraſe von der Volks- oder Nationalſouveränetät ein für allemal bei Seite zu ſtellen und vor allem und ſo raſch, wie möglich, einen feſten Grund- und Unterbau für das deutſche Verfaſſungswerk dadurch herzuſtellen, daß wir eine beſtimmte Vereinbarung mit den Fürſten zum Ausgangspunkte unſerer Berathungen machen. Thun wir dies nicht, ſo bauen wir nur eine deutſche Nephelokokkygia mehr in die Wolken.

Sie thaten es aber nicht und das neue Nubikukulien wurde dann richtig fertig gebaut.

Auch die linke Seite des Hauſes iſt von dem Vorwurf des Nebelns und Schwiemelns keineswegs ganz freizuſprechen. Auch die von der Linken machten es mitunter wie die von der Rechten, welche des Glaubens lebten, ein Stück Diplomatie, d. h. Unehrlichkeit gehörte nothwendig mit zum Gepäcke der „Staatsmänniſchkeit“. Die Diplomatie der Linken beſtand aber darin, daß ſie ſich erſtens anſtellte, als glaubte ſie an die Phraſe von der Volksſouveränetät als an eine Thatſache, aus welcher die ſelbſtverſtändlichen Folgerungen zu ziehen ſeien; und daß ſie zweitens jede ſich darbietende Gelegenheit ergriff, um auf Umwegen zu erreichen, was auf geradem Wege nicht hatte erreicht werden können, d. h. die Umſchaffung des Parlaments aus einer bloß berathenden Verſammlung in eine handelnde, in einen die demokratiſche Neugeſtaltung Deutſchlands nicht allein dekretirenden, ſondern auch vollziehenden Konvent, welches hiſtoriſche Wort die Sache nun doch einmal am richtigſten bezeichnet. Daher das frühzeitig begonnene und eifrig fortgeſetzte Bemühen der Linken, die Nationalverſammlung nicht allein zu einer Wortmacht, ſondern auch zu einer Thatmacht zu machen, welche ihren Beſchlüſſen den nöthigen materiellen Nachdruck zu geben im Stande wäre. Natürlich wurden alle auf Schaffung eines Parlamentsheeres, auf Organiſirung einer wirklichen, nicht bloß gemalten Volkswehr zielenden Anregungen und Strebungen der Linken durch die hochnäſige Bornirtheit, durch die Knechtſchaffenheit und Feigheit der liberalen Mehrheit beharrlich vereitelt. Leute wie Herr von Vincke und Konſorten riefen der Nationalverſammlung, ſo oft ſich dieſelbe zu einem kräftigen Vorgehen ermannen wollte, allzeit höhniſch zu: „Ihr habt ja keine Exekutivmacht!“ Gerade die Vincke aber und die ganze Bande der mehr oder weniger liberalthuenden Herren Von und Nichtvon ſie waren es, welche mit wahrem Fanatismus dem Parlamente jede Möglichkeit, eine Exekutivmacht zu bekommen, benahmen . . .

Schon die erſten Sitzungen der Verſammlung gaben den Parteien ausgiebige Veranlaſſung, ihre Kräfte zu meſſen. So, als der Bürgerwehroberſt Zitz aus Mainz die blutige Rauferei zur Sprache brachte, welche in der genannten Stadt zwiſchen der Bürgerwehr und der preußiſchen Beſatzung am 21. Mai ſtattgefunden hatte, und auf Reſolutionen antrug, deren Spitzen in erſter Linie gegen den preußiſchen Vicegouverneur der Bundesfeſtung und in zweiter gegen den Militarismus überhaupt gerichtet waren. Die Mehrheit witterte aus dieſen Reſolutionen ſogleich eine erſte Zumuthung, Konvent zu ſpielen, heraus und beſchloß den Uebergang zur Tagesordnung. In der Debatte trat zum erſten mal ein Spieler auf die parlamentariſche Bühne, welcher von da an als der raufluſtigſte und ſchlagfertigſte Heißſporn der Rechten in Sankt Paul viel Lärm gemacht hat, der Fürſt Felix von Lichnowsky, zweideutigen Andenkens vom berliner 19. März her (vergl. Bd. I, S. 399), — ein Spieler, deſſen Verſchwinden von der Bühne des Parlaments und der Welt eine der beklagenswertheſten Epiſoden des Jahres 1848 werden ſollte. Nicht um der Perſon des Fürſten willen*), ſondern weil ſeine Ermordung durch eine raſende Pöbelrotte der Rückwärtſerei willkommenes Material bot, ein neues und zwar einheimiſches Schreckgeſpenſt vor angſtphiliſterlichen Augen aufzurichten, und weil Mord unter allen Umſtänden Mord bleibt, d. h. ein ſcheußliches, beſtialiſches Thun.

---

*) Am ſchonungsloſeſten iſt der Fürſt von Lichnowsky nicht etwa von ſeinen demokratiſchen Gegnern, ſondern von einem Standes- und Geſinnungsgenoſſen, vom Herrn Alexander von Sternberg („Erinnerungsblätter“, II, 138) beurtheilt worden: — „Wenn man (in Berlin in den erſten 40ger Jahren) zur Gräfin Hahn kam, fand man immer den unerträglichen Flegel vor, den Fürſten Lichnowsky. Dieſer herumtreibende Fürſt war damals noch zu keinerlei Bedeutung gelangt, obgleich er auf alle Weiſe ſtrebte, in die Mäuler der Leute zu kommen. Zunächſt wußte er dazu kein geeigneteres Mittel, als auf ſolche Weiſe unverſchämt und tolldreiſt frech überall aufzutreten, daß Männer kaum durch ein anderes Organ

Noch früher als die mainzer Vorfälle debattirt wurden, war (am 19. Mai) durch Raveaux eine Frage zur Sprache gebracht worden, welche den Schaden, an dem das Parlament von Anfang an kränkelte, nachdruckſam ſchmerzlich berührte, d. h. die Unbeſtimmtheit und Unſicherheit ſeiner Stellung, die Unklarheit ſeiner Kompetenz, die Fiktion von ſeiner Oberherrlichkeit, welche doch auf Schritt und Tritt mit der thatſächlichen Macht des Partikularismus unſanft zuſammenſtieß. Raveaux forderte nämlich einen Beſchluß, daß die verſchiedenen deutſchen Ständeverſammlungen ſich nicht mit einzelſtaatlichen Verfaſſungsfragen ſollten beſchäftigen dürfen, bevor die Nationalverſammlung das deutſche Verfaſſungswerk zum Abſchluſſe gebracht hätte. Der obenauf liegende Sinn dieſes Antrags war ein handgreiflich praktiſcher: es ſollten dadurch Widerſprüche zwiſchen der Reichsverfaſſung und den Verfaſſungen der Einzelſtaaten von vornherein unmöglich gemacht werden. Die Tragweite des Antrags ging aber noch weiter. Derſelbe wollte nämlich eine feierliche Erklärung hervorrufen, kraft welcher das Parlament den Beſchluß

---

mit ihm zu verkehren wußten als durch die Degenſpitze und den Piſtolenlauf, Frauen kein anderes Mittel kannten, ihn fern zu halten, als ewig verſchloſſene Thüren und abweiſende Diener, die er jedoch über den Haufen rannte und dennoch eindrang. Frech und zügellos in jedem Worte, war er es ebenſo in jeder Miene und Bewegung. Alles, was vornehme und nicht vornehme Laſter heißt, hatte er ſeinem jungen Körper zugemuthet und war dennoch leidlich davongekommen. Nicht ſo gut war es ſeinem Beutel gegangen; der war faſt bis auf das letzte Goldſtück geleert und er wurde für ſeine Gläubiger eine ſehr anziehende Perſon. Es fehlte nicht viel, daß er ein gefeſſelter Prometheus wurde. Dies zu verhindern, trat ſpäter die bekannte befreiende Gottheit auf.“

des Vorparlaments: „Die Berathung und Beſchlußnahme über die künftige Verfaſſung Deutſchlands ſteht einzig und allein der vom Volke zu erwählenden Nationalverſammlung zu“ — förmlich zu dem ſeinigen machte. Die Linke hoffte damit eine feſte Baſis zur Beſeitigung des Vereinbarungsprinzips zu gewinnen, vermochte aber nicht durchzudringen. Von der Rechten her rednerten Herr von Vincke und Genoſſen gar von dem „begründeten Vertrauen“, daß ſämmtliche deutſche Regierungen ſich herbeilaſſen würden, die Beſtimmungen der Partikularverfaſſungen deren der Nationalverfaſſung unterzuordnen. Wie „begründet“ ſo ein Vertrauen war, hatte die ganze deutſche Geſchichte gezeigt. Ein ſolches Vertrauen zu predigen war demnach knäbiſche Unwiſſenheit oder bewußter Verrath. Oder wäre das „begründete“ Vertrauen“ des weſtphäliſchen Junkers vielleicht ein Drittes geweſen, nämlich der erſte an das Prinzip der Nationalſouveränetät gerichtete Abſagebrief des preußiſchen Partikularismus? Sehr möglich, ſehr wahrſcheinlich ſogar; denn der raveaux'ſche Antrag war ja mitveranlaßt worden durch die Schlaumaierei von Kamphauſen und Kompagnie, neben der deutſchen in Frankfurt eine preußiſche „Nationalverſammlung“ in Berlin aufzuthun. Die Rechte vermochte indeſſen ihren Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung ebenfalls nicht durchzubringen. Sie hatte ihre rückwärtſigen Gefühle im Allgemeinen und die partikulariſtiſch-preußiſchen Junkergelüſte im Beſonderen durch ihre Redner ſo unverſchämt kundgeben laſſen, daß die Verſammlung den Robert Blum, welcher die Argumente dieſer Redner zu Staub zerrieb, mit Beifall überſchüttete. Schließlich wurde dann einer jener Vermittelungsanträge, welche noch niemals einen Pelz gewaſchen haben, weil ſie niemals einen naß zu machen wagten, mit großer Mehrheit angenommen, der Antrag: „Die Nationalverſammlung erklärt, daß alle Beſtimmungen einzelner deutſcher Verfaſſungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfaſſungswerke nicht übereinſtimmen, nur nach Maßgabe des letzteren als giltig zu betrachten ſind, ihrer bis dahin beſtandenen Wirkſamkeit ungeachtet.“

Die Liberalen feierten dieſe Abſtimmung vom 27. Mai Abends in ihren Klubbs mit Entkorkung vieler Rheinwein- und Champagnerflaſchen als einen glänzenden Sieg. Mit Recht! Die Fiktion von der Oberherrlichkeit des Parlaments war ja gerettet und die Welt um eine Phraſe bereichert. Nicht vom Standpunkt beſt- und biedermaieriſcher Staatsmänniſchkeit aus betrachtet, gab das Reſultat dieſer Debatte freilich keine Veranlaſſung zur Flaſchenentkorkung und zu anderen Freudebezeugungen, ſondern vielmehr zu der Anſicht, die Paulskirche ſei nur eine Schwatzbude und werde nie etwas Beſſeres ſein.

In Wahrheit, dieſer 27. Mai hätte müſſen der Tag ſein, wo das Parlament für ein ſpäter nicht mehr mögliches Entweder — Oder feſt und energiſch ſich entſchließen und beſtimmen mußte. Das Entweder war, das Vereinbarungsprinzip ehrlich zu bekennen und offen zu proklamiren und demzufolge alles aufzubieten, um wenigſtens mit den mächtigſten deutſchen Regierungen zu einem ehrlichen und feſten Abkommen zu gelangen. Das Oder war, über die noch lange nicht wieder zu ihrer Vollkraft gelangten Fürſten hinweg dem Volke offen und redlich die Hand zu bieten, die nationale Bewegung wieder in vollen Fluß zu bringen und zu ſolcher Spannkraft zu ſteigern, daß ſie jeden dynaſtiſchen und partikulariſtiſchen Widerſtand gegen das deutſche Verfaſſungswerk hinwegzuſchwemmen vermocht hätte.

Das Parlament in ſeiner Mehrheit war zu liberal, d. h. zu dünkelhaft für das Entweder und zu liberal, d. h. zu feige für das Oder. Das „Maulthier“ duſelte alſo weiter auf ſeinem Wolkenſteg.

6.

Wenn in den Debatten vom 26. und 27. Mai die Parteizerklüftung in der Paulskirche ſchon ihre dunkelſten Schlünde aufgethan hatte, ſo ſchloſſen ſich dieſelben vorübergehend wieder während der Verhandlung über die Schaffung einer deutſchen Kriegsflotte, deren Mangel der Krieg mit Dänemark neuerdings ſo ſchmerzlich fühlbar gemacht hatte. Um einen Anfang zu machen, erhob ſich die Verſammlung faſt einſtimmig für die vorläufig beantragte Verwilligung von 6 Millionen Thalern. Das Werk wurde dann rüſtig an Hand genommen und hatte einen erfreulichen Fortgang, um, wie bekannt, den allerjämmerlichſten Ausgang zu finden. Selbſt das neidgrüne England wäre nicht auf den grauſamen Spott verfallen, die kaum gebauten und bewaffneten Kriegsſchiffe, von deren Gaffeln zum erſten mal die ſchwarzrothgoldene Flagge wehte, ſo zu entehren, wie der durch Oeſtreich und Preußen wieder vom Scheintod erweckte Bundestag ſie entehren ließ, indem er ſie unter den Auktionatorhammer des Herrn Hannibal Fiſcher warf. Daß die Deutſchen auch dieſen Bubenſtreich ruhig hinnahmen, beweiſ't unwiderleglich, daß gar nichts auszuſinnen iſt, was dieſes Volk von ſeiten der „angeſtammten“ Machthaber ſich nicht gefallen ließe.

Nur 5 Tage nach dem 14. Juni, an welchem die einmüthige Flottenberathung gepflogen worden, klaffte das parlamentariſche Parteigeklüfte ſchon wieder breit und tief und häßlich auf, als am 19. Juni die Schaffung einer proviſoriſchen Bundesexekutive oder, wie das Ding benamſet wurde, einer proviſoriſchen Centralgewalt auf die Tagesordnung kam. Das Klubbweſen war ſchon ſo beſtimmend und entſcheidend geworden, daß die Verhandlungen in der Paulskirche nur noch der Widerhall der Klubbdebatten waren. Die Linke hatte unter der Leitung von Blum und nach deſſen Ermordung unter der Führung von Vogt ihr Hauptquartier im „Deutſchen Hof“ aufgeſchlagen. Eine Auszweigung der

Partei, die ſogenannte äußerſte Linke, ſaß, erſt von Ruge, dann von Ludwig Simon geleitet, im „Donnersberg“. Das unterſcheidende Merkmal der beiden Fraktionen iſt geweſen, daß die Deutſchhöfler zwar zur Zukunftsrepublik ſich bekannten, für die Gegenwart aber mit der „demokratiſchen Monarchie“ — unter welchem mondkalbiſchen Staatsbegriff ſich jeder denken konnte, was er mochte — ſich begnügen wollten, während dagegen die Donnersberger die Umgeſtaltung Deutſchlands in eine Föderativrepublik verlangten. Ein Ableger der Linken nach rechtshin, die ſogenannte gemäßigte Linke, deren Vormänner Raveaux, Heinrich Simon und Schoder waren, klubbte in der „Weſtendhall“. Wieder mehr rechtswärts neigte der Klubb im „Würtemberger Hof“, in welchem Rieſſer, Robert Mohl, Biedermann, Herrmann, Giskra und Kirchgeßner den Ton angaben. Dieſe Fraktion des linken Centrums ging mit der des rechten Centrums in allen Hauptfragen einig und die beiden Centren mitſammen machten den Gewalthaufen der Mehrheit aus.

Die Herren vom rechten Centrum, deren Klubblokal das „Kaſino“, hatten zum Hauptdoktringeber den durch Stenzel, Droyſen, Waitz, Beſeler und andere Adjutanten ſekundirten ſo zu ſagen Erz- und Oberprofeſſor Dahlmann und zu Hauptmachern Mathy, Baſſermann und Jürgens. Das Kaſino war die Geburtsſtätte und blieb die eigentliche Heimat des vielberufenen Reichsprofeſſorenthums, einer Species des Genus Homo, von welcher kein Buffon oder Blumenbach ſich etwas hatten träumen laſſen. Der „Reichsprofeſſor“ iſt ein zoologiſch erſt noch zu beſtimmender Zweifüßler. Poetiſch iſt er vorläufig beſtimmt oder, waidmänniſch zu reden, ſo recht „beſtätigt“*) und ſein Name iſt eingetragen für allzeit in das „Goldene Buche von Schilda“.

Die Fraktion des Kaſino, zu welcher ja auch Herr von

---

*) Und zwar in des leider zu früh in ein amerikaniſches Grab gelegten Reinhold Solger „Reichsprofeſſor“, bei weitem der beſten, ja bislang der einzigen politiſchen Komödie, welche die deutſche Literatur beſitzt.

Schmerling zählte, ſtand zeitweilig in intimen Beziehungen zum Klubb der ſpezifiſchen Rechten, welcher zuerſt im „Hirſchgraben“, dann im „Steinernen Haus“, endlich im Kaffee „Milani“ ſaß. Die Orakelſprecher waren hier Herr von Radowitz und Herr von Vincke, hier polterte das preußiſche Junkerthum, hier gaben einander der süddeutſche Jeſuitismus und der norddeutſche Pietismus den Seraphinenkuß, hier ging der Ultramontanismus eines Laſaulx mit dem Prozenthum eines Merck einig. Der Klubb Milani hatte auch ſeinen Hofnarren, und zwar einen, wie kein anderer eines ſolchen ſich rühmen konnte, den buckeligen Detmold aus Hannover, einer der ſchlimmſten Unheilſtifter von damals, aber der witzige Autor der „Abenteuer des Herrn Piepmaier“. Witz und Humor hat überhaupt das Parlament viel produzirt und konſumirt, nur allzu viel. Jn dem von beiden Seiten mit großer Ausdauer unterhaltenen Zerrbilder-, Spottverſe- und Schimpfproſakrieg iſt viel Talent und Zeit verbraucht worden. Neben dem „Piepmaier“ mögen von derartigen Auslaſſungen noch namhaft gemacht ſein die von rechtsher kommenden „Epistolae novae virorum obscurorum“, von linksher die „Epistolae virorum dextrorum“ und die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“.

7.

Maßen die Nationalverſammlung ſich nicht der Vollziehungsgewalt bemächtigen wollte, ſo mußte ein Organ geſchaffen werden, durch deſſen Vermittelung ihre Beſchlüſſe zur Ausführung gebracht würden. Auch ſollte dieſe proviſoriſche Centralgewalt die oberſte Leitung des Heerweſens haben und gegenüber dem Auslande das „einige“ Deutſchland repräſentiren.

Dieſe Angelegenheit war ſchon im Fünfzigerausſchuß verhandelt und daſelbſt das Projekt der ſogenannten „Onkelei“ auf's

Tapet gebracht worden. Nämlich es ſollte ein Bundesdirektorium geſchaffen werden, beſtehend aus einem öſtreichiſchen, einem preußiſchen und einem bairiſchen Prinzen: Erzherzog Johann, Prinz Wilhelm und Prinz Karl, von welchen der erſte ein Oheim des Kaiſers von Oeſtreich, der zweite ein Oheim des Königs von Preußen und der dritte der Oheim des Königs von Baiern war. Darum hieß man ſie mitſammen die drei „Onkel“. Nach dem Zuſammentritt des Parlaments hätten die Rückwärtſer von der ſtrikten Obſervanz am liebſten den Bundestag als proviſoriſche Exekutive beibehalten; das ging aber doch nicht, weil der Bundestag in den Naſen der Liberalen, geſchweige der Demokraten, ein zu mißfälliger Ruch war.

Am 3. Juni beſtellte das Parlament einen Fünfzehnerausſchuß, welcher über die eingegangenen 16 Anträge betreffs der Errichtung einer proviſoriſchen Centralgewalt — ſpäter kamen noch 23 Abänderungsvorſchläge hinzu — berathen und berichten ſollte. Der Beginn der Verhandlung ſelbſt war auf den 17. Juni angeſetzt und hatten ſich nicht weniger als 189 oder gar 223 Redner einſchreiben laſſen. Wenn der Boden von Sankt Paul ſteril war und blieb, konnte das jedenfalls nicht dem Mangel an Bewäſſerung ſchuldgegeben werden.

Diesmal hatte Herr von Vincke das Richtige getroffen, wenn er viele Tage vor dem Beginn der Debatte verlangte, man ſollte den verzwickten Knoten friſchweg durchhauen: wenn er ſchon am 31. Mai im Hirſchgrabenklubb forderte, daß dieſer an die Spitze ſeines Programms „die Nothwendigkeit eines ſogleich auf Preußen zu übertragenden erblichen Kaiſerthums“ ſtellen müßte[*]. Ja, die Sache vom monarchiſchen Standpunkt angeſehen, war das unzweifelhaft das Richtige. Der Mehrheit der Nationalverſammlung ſchwebte ja doch als letztes und höchſtes Ziel ein preußiſches Kaiſerthum vor und durch die ſofortige

---

[*] Raumer, Briefe aus Frankfurt und Paris. I, 37.

Uebertragung der deutſchen Centralgewalt an das Haus Hohenzollern wäre wenigſtens die in jeder Beziehung über alles Maß unerſprießliche Reichsverweſerei des Johann Ohneland vermieden worden. Aber wäre dieſe Uebertragung angenommen worden? Dieſe Frage aufzuwerfen oder gar zu verneinen waren zur Zeit, wo die feierliche Erklärung Friedrich Wilhelms des Vierten, daß er ſich an die Spitze Deutſchlands ſtellen wollte und daß Preußen in Deutſchland aufgehen ſollte, noch ſo neu, noch ſo friſch, jedenfalls die Zehntels-, Fünftels-, Halb- und Ganzliberalen gar nicht berechtigt, da ſie ja ſammt und ſonders im Vertrauensſpittel lagen und im Fieber der Fürſtenfürchtigkeit delirirten. Auch heißt eines der wenigen ganz wahren Sprichwörter „Bis dat qui cito dat!" und die Summe der Wahrſcheinlichkeitsrechnung iſt, daß die Krone, welche im April von 1849 in Berlin zurückgewieſen wurde, im Mai oder Juni von 1848 in Potsdam angenommen worden wäre; angenommen mitſammt dem berühmten uhlandiſchen „Tropfen demokratiſchen Salböls", welcher daran hing.

Es erging aber dem Herrn von Vincke in dieſem Falle, wie es Parteiführern nicht ſelten zu ergehen pflegt. Schlagen ſie Einfältiges, Zweckwidriges, geradezu Sinnloſes vor, ſo dürfen ſie 99 mal von 100 mal auf die Zuſtimmung ihrer Leute zählen; wollen ſie aber Treffendes, Richtiges und Zweckmäßiges, ſo werden ſie damit 9 mal unter 10 mal ganz durchfallen oder doch nur auf verwickelten Umwegen ihr Ziel erreichen. Selbſt die ergebenſten Knappen des weſtphäliſchen Ritters fanden ſeinen Vorſchlag zur Zeit gar nicht vorbringbar, geſchweige durchbringlich. Es iſt wahr, die ſchwarzweißen Zitteraale à la Friedrich von Raumer, welche, wie der Genannte ſelber erzählt, das „Kaiſerthum für Preußen zu erſtreiten bei den unleugbar hierüber in jenem Augenblicke noch vorherrſchenden Anſichten für ganz unmöglich hielten", ſchienen zunächſt rechtzuhaben. Es iſt wahr, daß einem naiven Hinterpommer, Herrn Braun aus Köslin, als er am 18. Juni in der Paulskirche die Uebertragung der proviſoriſchen Centralgewalt an Preußen beantragte, von allen Seiten, ja faſt von allen Bänken her ein ſchallendes Gelächter entgegenſchlug; ein ſo ſchallendes, daß der Antragſteller zuletzt ſelber mitlachen mußte; ein ſo ſchallendes, daß es bis nach Potsdam hinaufſcholl, allwo es ſofort ad Notam genommen und dreimal ſchwarz unterſtrichen wurde. Am 3. April im folgenden Jahre, als die Parlamentsabordnung die deutſche Kaiſerkrone ins berliner Schloß trug, hat dann Friedrich Wilhelm der Vierte für dieſes Paulskirchengelächter vom 18. Juni 1848 ſeine vollwichtige Rache genommen.

Aber trotzdem bleibt es ebenfalls wahr, daß es für die konſervativen und liberalen Kaiſerlinge wie die ehrlichſte ſo auch die beſte Politik geweſen wäre, wenn ſie ſchon im Mai und Juni von 1848 das preußiſche Kaiſerthum offen auf ihre Fahnen geſchrieben hätten. Wer, beim Styx, würde denn damals, ſobald der König von Preußen Ja und Amen geſagt hätte, etwas Nennenswerthes gegen dieſes von der preußiſchen Armee gehaltene deutſche Kaiſerthum haben aufbringen können? Oeſtreich? Das lag in Todeswehen. Rußland? Die thönernen Beine würden unter dem Koloß eingeknickt ſein, ſowie er ſich in Marſch geſetzt hätte. Frankreich? Das hatte alle Hände voll zu thun, um ſich zur Juniſchlacht im eigenen Hauſe zu rüſten. England? Ja, wenn ſiegelhafte Times-Artikel Schwerter wären. Die deutſchen Fürſten? Oh, die wären froh geweſen, wenn der preußiſche Kaiſer ſeinen Mantel ſchützend um ihre Civilliſten, Domänen und Apanagen geſchlagen hätte. Die deutſche Demokratie? Kanonen und Bajonnetten gegenüber ſind Worte nur Wind. Das deutſche Volk? Das hat niemals einen Willen gehabt, ſondern ſtets nur „fromme Wünſche“, und würde, mit einigem Takt dazu kommandirt, ſeinem Kaiſer zugejubelt und die Pferde ausgeſpannt haben, wie die Tiroler dem ihrigen thaten.

8.

Die Mehrheit der Fünfzehnerkommiſſion hatte den Antrag formulirt: Es ſoll ein aus drei Perſonen beſtehendes Bundesdirektorium beſtellt werden zur Leitung aller gemeinſamen Angelegenheiten der Nation. Die drei Mitglieder ſind von den deutſchen Regierungen zu bezeichnen und nach erfolgter Zuſtimmung ſeitens der Nationalverſammlung, welche jedoch über die vorgeſchlagenen Perſönlichkeiten nicht in Berathung gehen darf, zu ernennen. Das Bundesdirektorium habe ſeine oberſte Vollziehungsgewalt durch Miniſter zu üben, welche der Nationalverſammlung verantwortlich ſeien*). Seine Amtsführung ſolle mit dem Abſchluſſe des deutſchen Verfaſſungswerkes, an welchem eine Mitwirkung ihm nicht zuſtehe, zu Ende ſein.

Die beiden Fraktionen der Linken waren in dem Funfzehnerausſchuß nur durch Blum und Adolf von Trützſchler vertreten, beide Sachſen, beide zu Blutzeugen der Demokratie beſtimmt; der eine Proletarier und Arbeiter von Geburt, der andere Edelmann und Millionär, beide für ihre Ueberzeugung ſo geſtorben, daß nur höfiſche und liberale Jämmerlinge, nicht aber Männer von jeder politiſchen Anſchauung den Märtyrern ihren Nachruhm beſtreiten können. Blum und Trützſchler machten den Verſuch, die Theorie von der Oberherrlichkeit der Nationalverſammlung als des Organs der Nationalſouveränetät in Praxis zu verwandeln, und ſie brachten daher den Minderheitsantrag ein: Die konſtituirende Nationalverſammlung wählt mit abſoluter Stimmenmehrheit eines ihrer Mitglieder zum Obmann eines Vollziehungsausſchuſſes. Dieſer Obmann geſellt ſich nach freier Wahl 4 Kollegen zu. Der alſo gebildete Vollziehungsausſchuß hat Deutſchland nach außen zu vertreten, hat die Beſchlüſſe des Parlaments auszuführen, iſt demſelben verantwortlich, kann von ihm aufgelöſ't und durch einen neuen erſetzt werden. Der Vollziehungsausſchuß vertheilt nach eigener Wahl ſeine verſchiedenen Geſchäfte unter ſeine Mitglieder und bleibt ſo lange in Thätigkeit, bis durch die Nationalverſammlung eine definitive Bundesgewalt errichtet iſt.

---

*) Die „Verantwortlichkeit der Miniſter" iſt auch ſo ein Paradepferd des Konſtitutionalismus, welches, genauer angeſehen, als ein ganz ordinärer Eſel ſich darſtellt. Wann und wo iſt denn die Phraſe von der Miniſterverantwortlichkeit zur Wirklichkeit geworden innerhalb des konſtitutionellen Syſtems? Wann und wo hätte die Unverantwortlichkeit des Monarchen die Verantwortlichkeit der Miniſter nicht zu einer Illuſion gemacht? Strafford allerdings wurde 1641 und Polignac 1830 zur Verantwortung und Strafe gezogen. Aber that dies der Konſtitutionalismus? Nein, die Revolution.

Von ſeiten der äußerſten Linken kam zu dieſem Antrag ein Abänderungsvorſchlag ein, des Inhalts, der Bundestag habe ſofort ſeine Amtirung einzuſtellen, habe aufzuhören und ſei durch eine proviſoriſche, aus 5 Mitgliedern beſtehende Regierung zu erſetzen, welche durch die Nationalverſammlung und aus der Mitte derſelben erwählt, mit der oberſten Vollziehungsgewalt über ganz Deutſchland betraut und dem Parlament verantwortlich gemacht werden ſoll.

Die Erinnerung an den Konvent und den Wohlfahrtsausſchuß lag in dieſen Anträgen der Linken allerdings klar zu Tage. Wenn jedoch die Prämiſſe von der Nationalſouveränetät, die ja Herr von Gagern im Namen des Liberalismus ausdrücklich anerkannt hatte, einen Sinn haben ſollte, ſo war gegen dieſe daraus gezogene demokratiſche Schlußfolgerung von ſeiten der Logik ſchlechterdings nichts einzuwenden. Aber bekanntlich wird die Welt nicht von der Logik regiert, ſondern von der Konvenienz, und dieſe machte der Parlamentslinken bald fühlbar, daß es unzukömmlich ſei, weil zu ſpät, noch zu Ende Juni's von 1848 mit ſo demokratiſchen Wünſchen und Forderungen hervorzutreten.

Am 17. Juni erſtattete Dahlmann im Namen der Kommiſſionsmehrheit ſeinen Bericht und die große Wortſchlacht hob an, um volle acht Tage zu währen und gar viele Kämpfer zu Boden zu ſtrecken. Die Thaten der Sieger und der Beſiegten ſchlafen den hiſtoriſchen Schlaf in den Gewölben der bekannten Chufu-Pyramide der ſtenographiſchen Parlamentsprotokolle. Mögen ſie ruhen im Frieden! Den erſten Preis im Redeſtreit gewannen in dieſen Tagen unfraglich Blum und Radowitz, einen zweiten Raveaux: aber das entſcheidende Wort ſprach Herr von Gagern am 24. Juni. Er that da ſeinen berühmten „kühnen Griff“, wozu ihm der Antrag von Mayern, in Gemeinſchaft mit den Regierungen einen „Reichsverweſer“ aufzuſtellen, die erſte Handhabe geboten haben mochte, nachdem die Debatte in ihrem Vorſchritte gezeigt hatte, daß zwar die Anträge der Linken keine Ausſicht auf Annahme hätten, daß aber auch der Mehrheitsvorſchlag der Fünfzehner auf keine oder wenigſtens auf keine ſtarke Majorität zählen könnte. Unzweifelhaft war die Wirkung der Rede Gagerns vom 24. Juni der Höhe- und Glanzpunkt im öffentlichen Leben des Mannes. „Wer ſoll die Centralgewalt ſchaffen?“ fragte er. „Ich würde es bedauern, wenn es als ein Prinzip gälte, daß die Regierungen in dieſer Sache gar nichts ſollten zu ſagen haben; aber vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus iſt meine Anſicht weſentlich eine andere als die der Majorität im Ausſchuſſe. Ich thue einen kühnen Griff und ſage Ihnen: wir müſſen die proviſoriſche Centralgewalt ſelbſt ſchaffen.“ Das war eine Einräumung an die Linke, welche von dieſer natürlich ſofort angenommen wurde. Der Redner plädirte nun für die Einheit und gegen die vorgeſchlagene Dreiheit der Vollziehungsgewalt und fuhr dann fort: — „Wollen wir der Mehrheit nach Einen, ſo iſt ein hochſtehender Mann gefunden, der ſich der höchſten Stelle werth gezeigt hat. Es gibt keinen Privatmann, der unter ſolchen Umſtänden das Amt übernehmen könnte. Es wird auch keine Aufgebung des Prinzips der Souveränetät der Nation darin gefunden werden können, wenn etwa meine Meinung, wie ſie es wirklich iſt, die ſein ſollte, daß die hochſtehende Perſon ein Fürſt ſein müſſe; was auch Sie" — (zur Linken gewendet) — „einräumen können, nicht weil es, ſondern obgleich es ein Fürſt iſt." Dieſes der Volksſouveränetät geſchickt gemachte Kompliment erregte einen ungeheuren Beifallsſturm.

Am folgenden Tage wurde dann das Geſetz über Errichtung einer proviſoriſchen Centralgewalt zur Abſtimmung gebracht. Es beſtimmte im Weſentlichen: Die vollziehende Gewalt ſoll die Oberleitung der geſammten bewaffneten Macht der Nation haben und die völkerrechtliche und handelspolitiſche Vertretung Deutſchlands ausüben. Dieſe Gewalt wird einem unverantwortlichen Reichsverweſer übertragen, welchen die Nationalverſammlung wählt und welcher ſeine Befugniſſe durch von ihm ernannte, aber dem Parlament verantwortliche Miniſter bethätigt. Mit dem Eintritt der Reichsverweſung hört der Bundestag zu exiſtiren auf. . . . Das ganze Geſetz gelangte mit 450 Ja gegen 100 Nein zur Annahme. Die Hauptzahl der Verneiner gehörte der äußerſten Linken an, doch waren auch vom linken Centrum viele dabei. Von der äußerſten Rechten fielen nur 3 Stimmen gegen das Geſetz. Für die Demokratie iſt die Annahme deſſelben inſofern eine große Niederlage geweſen, als der Nerv des ganzen Entwurfes, der Zuſatz zum 2. Paragraphen: „Die proviſoriſche Centralgewalt hat die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung zu verkündigen und zu vollziehen" — mit 277 Stimmen gegen 261 durchgeſchnitten worden war.

Um aber da von einem Nerv oder Nichtnerv zu reden, muß man ſchlechterdings vom Geſichtspunkte der parlamentariſchen Fiktion ausgehen. Denn ohne Illuſion angeſehen, handelte es ſich auch hier wiederum, wie immer in der Politik, nicht um eine Rechtsfrage, ſondern nur um eine Machtfrage. Die große Wortſchlacht um die proviſoriſche Centralgewalt war demnach ein Streit um des Kaiſers Bart. Macht war ja ſchließlich weder bei der Nationalverſammlung noch bei der Reichsverweſung. Mutter Ohnmacht hatte alſo am 25. Juni eine Tochter geboren, welche Impotenz hieß.

9.

Am 29. Juni, Nachmittags 3 Uhr war in der guten alten Reichsſtadt am gelben Mainſtrom wieder einmal Feſtglockengeläute, Freudegeſchützknallen und Lebehochrufen, kurz Jubelſpektakel höchſter Potenz los: — der Erzherzog Johann von Oeſtreich war ſo eben in Sankt Paul zum Reichsverweſer gewählt worden, mit 436 Stimmen. Herr von Gagern hatte 52, Itzſtein 32 Stimmen erhalten; 27 Mitglieder von der äußerſten Linken hatten die Abſtimmung unterlaſſen.

Der Erzherzog Johann hatte, wenn auch in zahmſter Weiſe, gelegentlich die Rolle eines Frondeur gegen die Franz-Metternichtigkeit geſpielt, insbeſondere mittels eines kleinen gegen den Oberpoliziſten Sedlnitzky geführten Witzkrieges, und er war von ſeinem Bruder, dem Kaiſer-Tartuffe Franz, bitterlich gehaßt worden. Darauf gründete ſich ſein Ruf als „liberaler“ und deutſchpatriotiſch geſinnter Prinz. Weiter wußte man von ihm nur noch, daß er durch ſein höchſt wahrſcheinlich abſichtliches Zuſpätkommen bei Wagram den Verluſt der Schlacht verurſacht hatte und daß er dann ſpäter, im September von 1842, an der Bankettafel des Königs von Preußen am Rhein den (übrigens halbmythiſchen) Toaſt ausgebracht habe: „Kein Preußen und kein Oeſtreich! Ein großes, einiges Deutſchland, feſt wie ſeine Berge!“ Doch halt, man wußte noch etwas von ihm, nämlich daß er im Jahre 1828 ein „Mädchen aus dem Volk“, eines Poſthalters ſchöne und ſittſame Tochter zu ſeiner rechtmäßigen

Ehefrau gemacht hatte, ſtatt ſie zu ſeiner Maitreſſe zu machen. Das rechnete man ihm unendlich hoch an, das „lupfte", ſchweizeriſch zu reden, die gemüthlichen Deutſchen. So ſehr hatte die affenſchändliche Maitreſſenwirthſchaft ſo vieler ſeiner Fürſten unſerem Volke das ſittliche Gefühl verwirrt, daß es einen Prinzen, welcher ein ehrbares Bürgermädchen heiratete ſtatt daſſelbe zu Grunde zu richten, wie ein Wunderthier beſtaunte, ja geradezu für einen großen Mann hielt.

Das iſt nun freilich der Erzherzog Johann in keiner Weiſe geweſen. Er war ein leidlich unterrichteter, wohlmeinender, leichterregbarer Stimmungsmenſch, der nach Art der Stimmungsmenſchen ſelber an das glaubte, was er gerade ſagte, um das Geſagte in der nächſten Stunde zu vergeſſen. Wenn er überhaupt ein Prinzip hatte, ſo war es entſchieden kein höheres als das lothringiſch-habsburgiſche Intereſſe. Ob er überhaupt nur nach Frankfurt gegangen, um für dieſes Intereſſe zu ſorgen? Gewiß nicht. Er übernahm ſicher die Reichsverweſung mit dem guten Vorſatz, ſein Beſtes für Deutſchland zu thun. Allein der Gang der Ereigniſſe brachte es nothwendig mit ſich, daß der Reichsverweſer ſehr bald merken mußte, er ſei doch eigentlich ein öſtreichiſcher Erzherzog. Die an ſich unhaltbare Doppelrolle des Prinzen hätte ſich auch von einem weit bedeutenderen Talent und einem viel thatkräftigeren Charakter nicht in die Länge durchführen laſſen. Für Oeſtreich, d. h. für das Haus Lothringen-Habsburg, ſpielte der Erzherzog ſeine Rolle leidlich gut. Aber für Deutſchland iſt ſeine Reichsverweſung ein großes Unglück geweſen. Schon darum, weil, trotz der offiziellen Zuſtimmung von Berlin her, die Reichsverweſerei des Lothringer-Habsburgers es war, welche dem Altpreußenthum in Potsdam wieder feſten Halt gab und den hohenzolleriſch-preußiſchen Partikularismus zu doppelt ſtrammem Auftreten reizte. An dem preußiſchen Partikularismus konnte ſich dann der bairiſche, würtembergiſche, hannoverſche u. ſ. w. wieder zu ſeiner ganzen Höhe aufrichten.

Warum denn nicht — man iſt gezwungen, wiederum darauf zurückzukommen — warum denn nicht, wenn man doch einen Fürſten haben wollte und mußte, geradezu den mächtigſten, den König von Preußen, küren? Was konnte denn, auch die beſten Abſichten und die ehrlichſte Beharrung vorausgeſetzt, ein Johann Ohneland ausrichten? Was konnte ein Reichsverweſer vollbringen, der vom erſten Augenblick an durchaus von dem guten oder böſen Willen der deutſchen Regierungen abhängig war?

Summa: Herr von Gagern, der kühne Greifer, hat am 24. Juni von 1848 fehlgegriffen und dieſe ganze Greiferei ſieht einer Schmerlingelei ſo ähnlich wie ein faules Ei dem andern. In Wahrheit, man glaubt den öſtreichiſchen Herrn Ritter und Bundestagspräſidialgeſandten leibhaftig vor ſich zu ſehen, wie er, das ganze Reineke-Geſicht ein Hohnzug, aus dem Dunkel der Intrike hervor dem armen übertölpelten Gagern zu deſſen „kühnem Griffe“ die Hand führt. Die ganze Mehrheit, welche für die Reichsverweſung des Erzherzogs ſtimmte, lief am ſchmerlingiſchen Gängelbande. Aber am ärgſten waren doch die weiland Burſchenſchafter aus Preußen genasführt, welche in gutem Glauben dieſe Mehrheit machen halfen. Von ſeinem, d. h. vom öſtreichiſch-partikulariſtiſch-bureaukratiſchen Standpunkt aus hatte übrigens Herr von Schmerling vollkommen recht, wenn er alle die „Staatsmänner“ und „Reichsprofeſſoren“ der Paulskirche zu überliſten trachtete. Warum waren ſie ſo gemüthlich, ſich überliſten zu laſſen?

Aber was lag am Ende aller Enden daran, ob die Entſcheidung ſo oder anders fiel? Die Paulskirche war ja doch nicht der Ort, wo die Geſchicke Deutſchlands und Europa's entſchieden wurden. Während in der Mainſtadt Redensarten fielen, fiel in der Seineſtadt der eiſerne Schickſalswürfelwurf. Während dort mit Worten um des Kaiſers Bart gefochten wurde, ward hier mit

Eiſen und Blut um das Sein oder das Nichtſein der alten Geſellſchaft gekämpft.

Ja, in denſelben Tagen, wo in Frankfurt die große Wortſchlacht lärmte, toſ'te in Paris die furchtbare Thatſchlacht des Juni und ſpielte auf der alten Revolutionsbühne der erſte Akt eines welthiſtoriſchen Trauerſpiels, deſſen letzten wohl erſt das 20. Jahrhundert ſehen wird.

Der moderne Spartakus, das Proletariat, ſchlug und verlor ſeine erſte offene Schlacht. Die alte Geſellſchaft ſiegte, aber um welchen Preis!

Das Sturmglockengeheul der pariſer Junikampfstage war das Grabgeläute des europäiſchen Völkerfrühlings von 1848.

Und doch — ſeltſam zu ſagen! — war die Zungengefechtserhitzung in der Paulskirche ſo heftig, daß das Ungeheure, was während dieſes Zungengefechts in Paris vor ſich gegangen, anfangs wenig gewerthet, ja kaum beachtet wurde. Paulskirchliche „Staatsmänner“ und „Reichsprofeſſoren“ ſchenkten dieſer „neueſten pariſer Emeute“ nur eine ſehr flüchtige Aufmerkſamkeit und hatten, im Hochgefühl ihrer eigenen unendlichen Wichtigkeit, nur Sinn für den „unendlich wichtigen Augenblick“, für „die erſte große That“ des deutſchen Reichstags, d. h. für die Annahme des Centralgewaltgeſetzes und die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweſer.

Und nicht allein dieſe oder jene Perſönlichkeit, nicht allein dieſe oder jene Fraktion, nein, die große Mehrheit der Nationalverſammlung hatte für das, was im Juni in Paris und was im Juli auf den Walſtätten der Lombardei geſchah, durchaus kein Verſtändniß oder wollte keines haben. Sie ging daher mit einer Selbſtgefälligkeit und Zuverſicht, als ob die ſämmtlichen Götter aller Religionen der Schwatzbude in Sankt Paul eine ewige Dauer verbürgt hätten, daran, die endloſe Schraube der Grundrechte- und Reichsverfaſſungsberathung zu drehen; ging daran mit einer Zuverſicht und Selbſtgefälligkeit, welche den Spottzorn des Dichters vollauf berechtigten, auszurufen: —

„Fünfhundert Narrenſchellen
Zu Frankfurt ſpielen die Melodie:
Das Schiff ſtreicht durch die Wellen
Der deutſchen Phantaſie.“

VI.

Die Juniſchlacht.

I.

Wer von den Zeitgenoſſen im Sommer von 1848 ſchon in einem denkfähigen Alter ſtand und von ſeiner Denkfähigkeit Gebrauch machen wollte, wird des eigenthümlich düſteren Eindrucks ſich erinnern, welchen die Botſchaften von dem Beginn, Verlauf und Ausgang der furchtbaren dreitägigen pariſer Straßenſchlacht vom 23., 24. und 25. Juni hervorbrachten.

Die Republikaner fühlten, daß in dieſem Kampfe die Republik beſiegt worden ſei; die Rückwärtſer, daß der bornirte Soldat Cavaignac für ſie geſiegt habe und demnach jetzo die Zeit gekommen ſei, mit allen Februar- und März-Illuſionen ein Ende zu machen. Allein die Trauer von jenen und die Freude von dieſen trat doch zunächſt vor einer noch ſtärkeren und zwar gemeinſamen Empfindung in den Hintergrund. Es war, als hätte vor den Füßen beider Parteien mit Donnergetöſe ein ungeheurer Abgrund plötzlich ſich aufgethan, bereit, beide zu verſchlingen und überhaupt alles Beſtehende, die ganze europäiſche Geſellſchaft in ſeine ſchwarze Tiefe hinabzureißen.

Dieſes Gefühl ſtarrenden Entſetzens findet ſeine ausreichende Erklärung darin, daß der Juni-Aufſtand ein weſentlich neues Phänomen geweſen iſt: — der erſte Stoß eines moraliſchen Erdbebens, welches über kurz oder lang unſern Erdtheil unfehlbar heimſuchen wird und zwar mit voller Exploſivkraft und mit einer

Wirkungsmacht, womit verglichen die bisherigen politiſchen Revolutionen als wahre Kinderſpiele, als harmloſe poetiſche Stilübungen zum Vorſchein kommen werden. Ja, die Inſurrektion vom Juni 1848 war deßhalb ein weltgeſchichtlicher Akt, war darum geradezu phänomenal, weil ſie das ſoziale Schisma der modernen Zeit zum erſten Mal völlig blank und bloß auf die Weltbühne ſtellte, weil ſie auf dieſer Bühne die Gegenſätze von Reich und Arm, Kapital und Arbeit, Brozenthum und Proletariat, „zahlungsfähiger Moral“ und hungernder Verzweiflung aller Phraſenverhüllungen entkleidet und nach bewußter und wohlbedächtiger Schärfung und Zuſpitzung zu mörderiſchem Ringen gegen einander antreten ließ.

Der Beſitz hatte und behielt recht, weil er der Stärkere war. Wo die Macht, da iſt das Recht! dozirt Doktorin Hiſtoria, mag es auch in Kompendien und Rathſälen, auf Kathedern und Kanzeln des Dekorums wegen anders lauten. Die Junirebellen wurden geſchlagen, folglich hatten ſie unrecht, waren ſtrafbar und würden „von Rechtswegen“ beſtraft. Ob mit zu viel Grauſamkeit oder nicht? iſt eine ganz müſſige Frage. Sieger hatten zu allen Zeiten das Recht, grauſam zu ſein; denn ſie hatten ja die Macht dazu. Es iſt auch gar nicht daran zu zweifeln, daß, falls die hungernde Verzweiflung geſiegt hätte, ſie ihrerſeits der „ſatten Tugend und zahlungsfähigen Moral“ auch recht fühlbar gezeigt haben würde, was die vielgepredigte, vielbeſungene und vielbeleierte „Menſchenbruderſchaft“ eigentlich für ein Ding ſei. Der Menſch iſt und bleibt immer ein nur halbgezähmtes Thier, ob er nun in einem Frack oder in einer Bluſe ſtecke.

Der erſte, wie zur Warnung vorangeſchickte Stoß der Erdbebengeburt einer „neuen Geſellſchaft“ wurde alſo von der „alten Geſellſchaft“ im Juni von 1848 glücklich parirt. Und nicht nur das. Denn nicht allein die „verbrecheriſchen Tendenzen“ der Sozialiſten, ſondern auch alle die im Frühling von damals aufgeblühten „Freiheitschimären“ wurden durch die heilige Allianz der Kronen, Meßbücher, Bibeln, Kurszettel und Kanonen mit Macht und folglich mit Recht Annis 1848—51 in Strömen von Blut erſäuft. Wirklich erſäuft? Täuſcht euch nicht! Man tödtet keine Idee. Die Scheintodten werden wiederkommen und ein „Wehe!“ wird ausgerufen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, wie noch keines gehört worden, ſelbſt in der „Offenbarung Johannis“ nicht.

Und nachher? Nachher, d. h. nach wieder überwundenem Chaos wird es im Ganzen und Großen abermals gerade ſo ſein, wie es vorher geweſen. Selbſt unſer großer Prophet des Idealismus wußte keinen beſſeren Troſt: —

„Die Welt wird alt und wird wieder jung
Und der Menſch hofft immer Verbeſſerung“.

2.

Einer der Gährungsſtoffe, welche die rothe Blaſe der Inſurrektion vom Juni emporgetrieben haben, iſt zweifellos der Sozialismus geweſen. Dieſer zu allen Zeiten ſtets wieder auf's neue und in neuen Formen geträumte Traum vom „tauſendjährigen Reiche“ des Friedens und der Freude mußte das pariſer Proletariat um ſo mehr berücken und beſtricken, als „die drei Monate Hunger“, die es der Republik zur Verfügung geſtellt hatte, herumwaren, ohne daß die im Februar in Ausſicht geſtellte „gerechtere und vernunftgemäßere Organiſation der Geſellſchaft“ zuwegegebracht worden wäre. Je mehr dieſe Neuſchöpfung als eine Unmöglichkeit ſich herausſtellte, um ſo gieriger verlangten die nothleidenden Maſſen danach. Der Hunger überlegt nicht ſo ruhig, denkt nicht ſo maßvoll, rechnet nicht ſo umſichtig wie die „ſatte Tugend und zahlungsfähige Moral“.

Die proviſoriſche Regierung vom 24. Februar hatte wenigſtens guten Willen und ſympathiſche Worte für das Volk gehabt, die Exekutivkommiſſion, welche von der am 4. Mai zuſammengetretenen Nationalverſammlung an die Stelle von jener geſetzt werden, hatte nicht einmal mehr guten Willen und gute Worte. Von den fünf Mitgliedern dieſer Kommiſſion — Arago, [illegible] Pagès, Marie, Lamartine, Ledru-Rollin — hat ſich eins unfähiger erwieſen als das andere. Es war eine Regierung, d. h. Nichtregierung der Impotenz, durch die Freimaurerei der Mittelmäßigkeit mit den gleichzeitigen deutſchen Märzminiſterien auf die gleiche Linie geſtellt. Dieſe Freimaurerei, welche überall und allzeit, wo ſich Menſchen verſammeln, eine Loge aufthut, gab im Jahre 1848 allenthalben den Grundton an, ſchweſterlich akkompagnirt von der offiziellen Francmaçonnerie, welche ja in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem anerkannten Werkzeuge der Rückwärtſerei herabgeſunken iſt. „Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage“. Von „Großen Orienten“, deren Großmeiſter bonaparte'ſche Prinzen und Marſchälle ſind, werden ſicherlich keine neuen Lichtaufgänge zu erwarten oder zu befürchten ſein. Der alles vergemeinernde und verknechtende Ungeiſt unſerer Zeit hat auch an dieſem urſprünglich ſo edlen Inſtitut ſeine Korruptivkraft erwieſen ....

Die überwiegende Mehrheit des Proletariats wollte Ernſt gemacht ſehen mit dem von der proviſoriſchen Regierung im Namen der Nation garantirten „Recht auf Arbeit“. Dieſe braven Bluſenmänner, welche im Februar eine beiſpielloſe Großmuth, eine Selbſtbeherrſchung und Enthaltſamkeit bewieſen hatten, die ſogar den verhärtetſten Protzen, den kriechendſten Höflingen und ſchamloſeſten Jeſuiten laute Bewunderung abzwang, wollten arbeiten und nur von ihrer Arbeit leben. Allein ſie überſahen, daß das „Recht auf Arbeit“ von Anfang an eine inhaltsloſe Narrethei geweſen. Wenn der Citoyen Trélat, in dem durch die Exekutivkommiſſion eingeſetzten Miniſterium Miniſter der öffentlichen Arbeiten, in einem Aufſchwung edler Begeiſterung an die Nationalverſammlung den Zuruf richtete: „Ihr müßt die Arbeit dekretiren, wie vormals der Konvent den Sieg dekretirt hat!“ — ſo war das von dem wackeren Manne ganz aufrichtig gemeint. Vor den Konſequenzen ſeines Satzes würde er ſich aber ſicherlich entſetzt haben. Man konnte im Nothfalle allerdings den Sieg dekretiren, d. h. der Konvent hatte ſeine Generale ſo lange in die Arme der „sainte vierge Guillotine“ geſtoßen, bis ſich welche gefunden, die zu ſiegen verſtanden. Sollte man es nun mit den Kapitaliſten auch ſo machen, bis ſie ſich dazu verſtanden, Arbeit zu ſchaffen? Unſinn! Die Arbeit, d. h. das Wechſelverhältniß von Erzeugung und Verbrauch, von Nachfrage und Angebot, läßt ſich nicht dekretiren, weil ſie ganz weſentlich auf dem Vertrauen beruht, welches ſeinerſeits ſo weſentlich freiwillig iſt, daß ein erzwungenes Vertrauen gerade ſo denkbar wie unbefleckte Empfängniſſe und dergleichen theologiſche Raritäten mehr.

Wohl — ſagten die Arbeiter zur Exekutivkommiſſion — die Bourgeois-Kapitaliſten wollen die Geſchäfte nicht wieder aufnehmen; alſo ſchafft ihr uns Arbeit! — Wo denkt ihr hin? entgegnete die Regierung. Erſtens hab' ich bekanntlich kein Geld und kann euch alſo keinen Lohn verbürgen; zweitens wüßte ich nicht, was mit euren Erzeugniſſen anfangen und an wen dieſelben verkaufen; drittens, falls ich dies auch könnte, wäre damit nicht geholfen, denn die Folge würde nur ſein, daß die Privatinduſtrie unſere Staatskonkurrenz nicht aushielte und in Folge deſſen die Geſammtmaſſe der Arbeiter uns auf den Hals käme. — Wohlan, ſo übernehmt die geſammte Induſtrie, den ganzen Verkehr und ſogar die Landwirthſchaft! — Oh, Himmel, das wäre ja der reine Kommunismus, und den ſollten wir einführen Angeſichts einer Nationalverſammlung, deren große Mehrheit royaliſtiſch und jeſuitiſch geſinnt und geſtimmt iſt? — Nun, ſo gebt uns doch wenigſtens Kredit, ſtreckt uns Kapitalien vor! — Wir haben, wie ſchon geſagt, kein Geld, und hätten wir auch, wo wären eure Unterpfänder? — Ei was! Macht Papiergeld, wir nehmen es und werden dafür ſorgen, daß auch die anderen es nehmen. —

Aſſignaten? Mit Zwangskurs? Ihr lieben Leute, binnen drei Monaten würde euer Papiergeld entwerthet und folglich euer Elend noch größer geworden ſein. — Ihr könnt und vermögt alſo nichts? Die Februarrevolution hat keine Bedeutung? Wir müſſen zu Grunde gehen dafür, daß wir ſie gemacht haben?

Arme Bluſen, in Wahrheit ihr mußtet dafür zu Grunde gehen. Der Staat konnte euch nicht halten, was er euch am 25. Februar verſprochen hatte. („Die proviſoriſche Regierung der franzöſiſchen Republik verpflichtet ſich, die Exiſtenz des Arbeiters mittels der Arbeit zu gewährleiſten. Sie verpflichtet ſich, allen Bürgern Arbeit zu verſchaffen".) Auf dieſe Utopie hattet ihr euren Hungerwechſel ausgeſtellt, mit dreimonatlicher Sicht. Er war jetzt verfallen, wurde aber nicht eingelöſ't.

Es hat jedoch in der Exekutivkommiſſion, im Miniſterium, in der Nationalverſammlung nicht an Wohlwollenden gefehlt, welche Einlöſungsverſuche vorſchlugen. Man ſprach hin und her über die Herſtellung eines Syſtems von Hilfe- und Unterſtützungskaſſen, über die Organiſation von Arbeiter-Aſſociationen, über die Koloniſirung unbebauter Landſtrecken in Algier. Aber das waren weitausſehende Dinge, deren Anhandnahme nicht bewirken konnte, was die Mehrheit der Nationalverſammlung als Ausdruck der Bourgeoiſie zunächſt bewirkt haben wollte und zwar raſch, nämlich die Entleerung der Nationalwerkſtätten von ihren 100,000 Inſaſſen. Nicht etwa die Koſten dieſer unfruchtbaren, von Anfang an unſeligen Anſtalten trieben zur Auflöſung derſelben, ſondern es ſtachelte hiezu die ganz richtige Ueberzeugung, daß dieſe Werk-, d. h. Nichtwerkſtätten die eigentlichen Bollwerke ſozialiſtiſcher Tendenzen und die 100,000 Inſaſſen ſo recht die ſchlagfertigen Streiter der „Utopiſten" ſeien. Der Herr Kapital war demnach vollſtändig in ſeinem Rechte, wenn er von zornigem Eifer brannte, dieſe Armee des Sozialismus zu beſeitigen und mit den Nationalwerkſtätten abzufahren. Alle Nießbraucher, Mißbraucher und Schmarotzer der bisherigen Geſellſchaftsordnung waren hierin mit der hohen Bourgeoiſie einverſtanden. Die „honetten“ Republikaner zogen vorn, die Royaliſten drängten in der Mitte, die Jeſuiten ſchoben hinten. Die Bornirtheit der Erſten, die Racheluſt der Zweiten und die Tücke der Dritten vereinigten ſich zu dem Wuthſchrei: „Man muß ein Ende machen!“ Höchſt wahrſcheinlich iſt, daß der Gewalthaufe der Rückwärtſer mit der Hoffnung ſich trug, nach Beſeitigung der Nationalwerkſtätten, d. h. nach Niederwerfung, Knebelung und Zerſtäubung des Proletariats, mit der Exekutivkommiſſion, d. h. mit der „honetten“ Republik leichtes Spiel zu haben, ſo leichtes, daß man mit der ganzen „republikaniſchen Farce“ vielleicht abfahren könnte, noch bevor die Verfaſſung der Republik zur Berathung oder zum Abſchluſſe käme.

Zuvörderſt wagte man es aber noch nicht, zu den Inſaſſen der Nationalwerkſtätten zu ſagen: „Weg mit euch! Wir werfen euch ohne weiteres auf die Gaſſe!“ ſondern man verſuchte, ſie zum Gehen zu bewegen, indem man ihnen zwei Wege aufthat. Entweder ſollten ſie ſich für die ſtehende Armee anwerben laſſen oder nach der Sologne ziehen, um dort zu Entſumpfungsarbeiten verwendet zu werden. Sehr begreiflich, daß dieſe Art von Arbeitſchaffung namentlich den Kunſt- und Luxusarbeitern (ouvriers-artistes) nicht zukömmlich und annehmbar erſchien. Die Verweiſung auf Entſumpfungsarbeiten in der Sologne galt geradezu für eine Anweiſung auf den Tod am Sumpffieber jener Gegend, während die Soldaterei mit Sklaverei gleichbedeutend war. Natürlich mußte die Weigerung des Proletariats, alſo ſeinen Drei-Monate-Hungerwechſel honoriren zu laſſen, den Grimm und Groll der Bourgeoiſie noch bedenklich ſteigern, bis zu jener Höhe des Haſſes ſteigern, auf welcher ſie ſpäter, im Juni, mit der Berichterſtattung über die Nationalwerkſtätten den Hauptjeſuiten und Erzfanatiker der Rückwärtſerei, den Lobpreiſer der Inquiſition betraute, Monſieur de Falloux.

Zu dieſem Exceß reaktionärer Leidenſchaft hätte ſich jedoch die Nationalverſammlung kaum hinreißen laſſen ohne die tolle Herausforderung und Beſchimpfung, welche der Sozialismus ihr am 15. Mai anthat, unter dem Vorwand einer Sympathiebezeugung für Polen die Mannſchaften ſeiner verſchiedenen Sekten auf die Straßen rufend. Es zeigte ſich aber hiebei, wie jedermann weiß, daß von Einheit und Plan in der Vorſchrittspartei nicht entfernt die Rede war. Sogenannte rothe Republikaner, ſchwärmende Sozialiſten und kraſſe Kommuniſten meinten und wollten mit dieſem 15. Maitag ganz verſchiedene Dinge. Keiner der Führer traute dem andern, ſie wollten ſich nicht verſtehen und verſtändigen und konnten demnach einander nur paralyſiren. Ledru machenſchaftete gegen Blanc, Blanc gegen Cauſſidière, Cauſſidière gegen Barbès, Barbès gegen Blanqui, Blanqui gegen alle und wiederum alle gegen ihn. So kam es, daß die rieſige Maſſendemonſtration vom 15. Mai, die bei ihrem Beginn ein wahrhaft erdrückend impoſantes Ausſehen hatte, in ein wüſtes Wirrſal auseinanderbarſt, in eine Hilfloſigkeit zerſplitterte, welche der Bürgerwehr von Paris es ganz leicht machte, dieſen Tag der Gefahr in einen Tag des Sieges zu verwandeln, von welchem für ſehende Augen der Untergang der franzöſiſchen Republik von 1848 datirte. Ihrem Sterben ſollte freilich noch ein ſchrecklicher Todeskampf vorangehen.

Ja, der 15. Mai war eine Herausforderung, die angenommen werden mußte, wenn die alte Geſellſchaft ſich nicht ſelber aufgeben wollte. Denn neben Untergang oder Gegenwehr ſchien es kein Drittes zu geben. Selbſt ſtarke Geiſter und furchtloſe Gemüther mußten ja in den Nachmittagsſtunden dieſes Tages glauben, die ganze Hölle des rothen Schreckens von 1793 ſei wieder los oder wenigſtens im Begriffe, wieder loszubrechen. Das Eindringen der Volksmaſſen in den Sal der Nationalverſammlung rief Erinnerungen an ähnliche pöbelhafte Scenen von damals wach. Arme ausgepreßte Citrone von Lamartine! Die Beſiegten vom Februar hatten dich ſchon bei Seite geworfen, heute, an dieſem 15. Maitag, thaten es auch die Sieger. Im Sal der „Pas perdus“ trat nämlich Lamartine der Menge entgegen mit den Worten: „Ihr dürft nicht weiter, ihr dürft nicht in den Sitzungsſal eindringen!“ „Mit welchem Rechte wollten Sie uns das verwehren?“ rief ihm Citoyen Laviron entgegen. „Wir ſind das Volk. Sie aber haben lange genug ſchöne Phraſen hergeleiert. Das Volk iſt der ſchönen Phraſen ſatt und bedarf anderer Dinge. Es will zur Nationalverſammlung, um derſelben ſeinen Willen kundzuthun“.

Die Maſſe drang ein, überſchwemmte den Sal und das Chaos brodelte in demſelben, wie es am Nachmittag vom 24. Februar gebrodelt hatte. Umſonſt ſtrengte Barbès ſeine Lunge bis zum Berſten an, das Volk beſchwörend, ſich zurückzuziehen. In das Geſchrei: „Vive Barbès!“ miſchte ſich der wüthende Ruf: „Wir wollen Blanqui! Blanqui auf die Tribune!“ und der gefürchtete Verſchwörer wurde auf die Rednerbühne hinaufgehißt, hinaufgeſchleudert ſo zu ſagen. Da ſtand er nun leibhaftig, der Antichriſt der franzöſiſchen Bourgeoiſie, der Belzebub des Angſtphiliſterthums, der Großkophta der Wühlerei. Im Uebrigen ein kleines, ſchmächtiges, trockenes, hageres Kerlchen mit ſchwarzem Borſtenhaar, das düſtere Antlitz wie aus gelbem Marmor gehauen, ſchwarzbehalstucht, ſchwarzbehandſchuht, den ſchwarzen Rock bis unter das Kinn zugeknöpft. Mit harter und ſchneidender Stimme ſprach er: „Das Volk will, daß die Nationalverſammlung beſchließe, Frankreich werde ſeinen Degen nicht in die Scheide ſtecken, bevor Polen, ganz Polen wieder hergeſtellt ſei“. Hierauf forderte er, daß ſich die Verſammlung auf der Stelle („immédiatement“) mit der „Wiederſchaffung von Arbeit“ befaſſe, und redete des Breiteren von den Urſachen des ſozialen Elends. Citoyen Sobrier ſchreit dazwiſchen: „Darum handelt es ſich jetzt nicht. Sprich von Polen, nur von Polen!“ Allein Blanqui fährt weiter im angeſchlagenen Text: eine ſolche Kanzel, ſein Evangelium zu predigen, hat er ja noch nie gehabt und er fühlt ſich ganz behaglich darauf.

Blanc und Barbès ſind in Verzweiflung. Das Volk die Führerſchaft Blanqui's anerkennen laſſen heißt ſo viel als jede Hoffnung aufgeben, daß die Bourgeoiſie doch noch mit der Republik und Demokratie zu verſöhnen ſein würde. Barbès, welcher noch dazu in Blanqui einen Elenden, einen Verräther ſieht, einen Schuft, der zur Zeit Louis Philipps der Regierung Geheimdienſte als Späher und Angeber geleiſtet habe, wähnt ein Aeußerſtes wagen zu müſſen, um dieſen Blanqui zu überblanquiſiren und dadurch zu nulliſiren, nämlich den in die Verſammlung geſchleuderten Antrag, den ſofortigen Marſch einer Armee nach Polen zu beſchließen („de voter le départ immédiat d'une armée pour la Pologne"), und als er bemerkt, daß dieſe Ungeheuerlichkeit gar keine Wirkung auf das „Volk" thut, ſo ſetzt er noch eine größere darauf, indem er von der Nationalverſammlung fordert, ſie ſolle beſchließen, daß eine Steuer im Betrage von 1 Milliarde den Reichen aufzuerlegen ſei („un impôt d'un milliard sur les riches").

Da, horch, mitten in ſeinem Delirium, vernimmt der Redner Trommelgewirbel von draußen. „Was iſt das?" — „Der Generalmarſch". — „Der Generalmarſch? Wozu? Man verräth uns! Nieder mit den Verräthern! Die Acht über Den, welcher Generalmarſch ſchlagen läßt!"

Die wüthende Menge ſtürzt ſich auf das Bureau und tobt gegen den Präſidenten Buchez an, von welchem ſie und zwar ganz richtig vermuthet, daß er den Befehl zum Generalmarſchſchlagen gegeben habe. Man umringt ihn, man wirft ihm Drohungen und Verwünſchungen ins Geſicht. Er behauptet ſeinen Stuhl, um ſo ſtandhafter, als ihm, von draußen gekommen, ein Herr Degousée in dieſem Augenblicke zuflüſtert: „Binnen einer Viertelſtunde wird die Nationalgarde hier ſein. Nur noch ein wenig

Liſt, um Zeit zu gewinnen, und die Nationalverſammlung iſt gerettet“.

Ganze Schübe von raſenden Rolanden der Demagogie drängen einander auf die Rednerbühne hinauf und wieder hinab. Man ſieht über der Baluſtrade derſelben einen wüſten Knäuel von ſchweißtriefenden Geſichtern, wuthfunkelnden Augen, ſchäumenden Lippen und geballten Fäuſten hin- und herfahren. „Im Namen des Himmels“, ruft der Präſident Buchez dem Wühler Huber zu, welchen er in ſeiner Nähe erblickt — „erlöſen Sie uns von dieſen Tollhausſcenen!“

Der Angerufene, als hätte er nur auf ſo ein Stichwort gewartet, ſchwingt ſich augenblicklich auf die Rednerbühne und ſchreit mit Stentorlauten in das zu ſeinen Füßen wogende Chaos hinein: „Bürger, maßen die Nationalverſammlung keinen Beſchluß faſſen will, wohlan, ſo erklär' ich im Namen des von ſeinen Vertretern getäuſchten franzöſiſchen Volkes: Die Nationalverſammlung iſt aufgelöſt!“

In demſelben Augenblicke ſchlägt die Uhr des Sales 3½ Uhr und damit tritt die Wendung ein. So raſch, rund und nett, daß allerdings mit einem ſtarken Anſchein von Wahrſcheinlichkeit behauptet werden konnte, der ganze 15. Mai ſei von der Reaktion ausgeheckt und mittels polizeilicher Künſte ins Werk geſetzt worden, um der Bourgeoiſie einen unwiderſprechlichen Beweis zu liefern, daß man mit den Sozialdemokraten „ein Ende machen müſſe“.

Zwar zerſprengte Hubers Tolldreiſtigkeit für eine kurze Weile die Mitglieder der Nationalverſammlung aus ihrem Sitzungsſale, welcher der tobenden Menge verblieb, die unter dem Vorſitze Lavirens den 24. Februar parodiren, d. h. eine proviſoriſche Regierung von ſozialiſtiſch-kommuniſtiſcher Mache proklamiren wollte. Allein der Ruf: „Die Mobilgarde kommt!“ warf einen paniſchen Schreck in die tumultirende Horde und ſtäubte ſie nach allen Richtungen auseinander. Aehnlich ging es überall. Nirgends konnte die fehlgeſchlagene Demonſtration ſich zur Inſurrektion umwandeln. Ueberall wich ſie wehrlos vor dem energiſchen Einſchreiten der Bürgerwehr und der Mobilgarde. Auch im Hotel de Ville, wohin Barbès geeilt war und wo er nur noch Zeit hatte, vom Perron herab zu den Volkshaufen auf dem Grèveplatze die troſtloſen Worte zu ſprechen: „Ihr richtet die Republik zu Grunde!“ Bevor es Nacht geworden, befand er ſich als Gefangener im Fort von Vincennes. Gleich ihm wurden noch an demſelben Tage und an den folgenden zur Haft gebracht Raſpail, Sobrier, Huber, Blanqui und andere Klubbhäuptlinge. Etliche Klubbs, wie der blanqui'ſche und der Klubb der Menſchenrechte, wurden ſofort geſchloſſen. Blanc wußte ſich vor der grollenden Nationalverſammlung, welche noch am Abend des 15. Mai ihre Sitzungen wieder aufgenommen hatte, von dem Verwurf einer Betheiligung an der vergeckten Demonſtration ſiegreich zu reinigen. Einen noch ſchwereren Stand hatte Cauſſidière. Es zog nicht, wenn er ſich rühmte, am 15. Mai verhindert zu haben, daß „die eine Hälfte von Paris die andere einſperrte“, und kecklich behauptete: „Ich habe mittels der Unordnung die Ordnung hergeſtellt“. Er wurde aus der Polizeipräfektur ausgetrieben und durch den Bankier Trouvé Chauvel erſetzt.

Alles deutete vom 15. Mai ab offen nach rückwärts. So offen, daß die verſchiedenen Bruchtheile der großen Reaktionspartei es gar nicht mehr der Mühe werth fanden, zu verhehlen, daß die Beſeitigung der Republik durchaus nur noch eine Frage der Zeit und der Opportunitätspolitik ſei. Dieſer voreilige Triumph der Rückwärtſerei mußte nothwendig zu einem kochenden Gift in den Gemüthern der Maſſen werden und ward es wirklich. Der Sozialismus kam auf den Gedanken, daß er ein Thor geweſen, von friedlichen Demonſtrationen zu erwarten, was nur mit Gewalt zu ertrotzen ſei. Er ſammelte, er waffnete ſich.

Und als ſataniſcher Verſucher trat jetzo zu dem Grollenden und Rachebrütenden der Bonapartismus und raunte ihm ſchmeichleriſch in die Ohren: Ich will dir die Reiche dieſer Erde unterthan machen, ſo du mir huldigſt.

Ja, der zweite der Gährungsſtoffe, welche die rothe Blaſe der Inſurrektion vom Juni emporgetrieben haben, iſt der Bonapartismus geweſen.

3.

„Womit man ſündigte, damit wird man geſtraft“. Mit dem Bonapartismus hatte Frankreich geſündigt, mit dem Bonapartismus ſollte es geſtraft werden.

Eine Bande von fanatiſchen Kriegsknechten ausgenommen, welche des bürgerlichen, des geſitteten Lebens überhaupt entwöhnt waren, hatte i. J. 1814 alle Welt in Frankreich den Sturz des Tyrannen Napoleon mit Jubel begrüßt. Begreiflich! Denn niemals war ſchwereres Leid und Weh über Frankreich heraufgeführt worden, als von Seiten dieſes genialen, aber herz- und gewiſſenloſen Deſpoten geſchehen. Darum wurden auch nicht etwa nur von Junkern und Pfaffen, ſondern vielmehr von allen verſtändigen und redlichen Franzoſen die Alliirten wirklich als „Befreier“ empfangen, als Erlöſer von einem unerträglich gewordenen Joche. Allein die Stupidität der bourboniſchen Staats- und Kirchenwirthſchaft ſorgte bekanntlich dafür, daß dieſe widernapoleoniſche Stimmung mälig ſich milderte und dann ſogar in ihren Gegenſatz umſchlug. Kaum merkte das der Liberalismus, als er ſich beeilte, ſeine Gedankenarmuth mit napoleoniſchen Gloirelappen herauszuputzen. Die bonapartiſchen Erinnerungen wurden zu einem Haupt-, Haus- und Hilfsmittel der Oppoſition zugeſchnitten und auflackirt. Die Kunſt in ihren verſchiedenen Erſcheinungsformen — auch hier, wie nur allzu häufig, die Magd der Mode — lebte und webte im Napoleonismus. Malerei und Skulptur, Muſik, Rhetorik und Poeſie wetteiferten, den „großen" Mann, den Mann par excellence („l'homme") zu verherrlichen. Der Hof- und Leibpoet des franzöſiſchen Volkes, Monſieur Béranger, entwarf in einer Reihe einſchmeichelnder Chanſons eine Art von napoleoniſcher Mythologie und machte, die Nationaleitelkeit äußerſt geſchickt kitzelnd, den Kultus des Bonapartismus den Maſſen mundgerecht. Für die Kaſernen, die Schulen, die Bureaux und theilweiſe auch für die Salons — nicht zu vergeſſen Deutſchland, das ja jeden ausländiſchen Schund mit Begeiſterung aufnimmt — that Monſieur Thiers daſſelbe, der ebenſo unwiſſende als freche und ſchamloſe Geſchichtefä...rber, welcher die Geſchichte Napoleons in einen zwanzigbändigen, brillant geſchriebenen Roman verwandelte und mit dieſer zwanzigbändigen Lüge unzählige Gimpel geködert hat.

So war in den 20ger und 30ger Jahren in Frankreich der Boden hergerichtet und zubereitet, auf welchem der dritte Sohn der Hortenſe Beauharnais, der „Prinz" Louis Napoleon Bonaparte, den „Neffen des Onkels" ſpielen konnte. Zwar das Debut in der Neffenrolle fiel ganz kläglich aus. Die faſtnachtmummenſchänzlich angehobenen Kaiſerabenteuer von Straßburg und Boulogne vergeckten ſchmählich, gerade ſo ſchmählich, wie früher das Karbonariabenteuer von Bologna vergeckt war. Allein an der Stärke, welche der Napoleon-Mythus gewonnen hatte, brach ſich ſogar die Macht des Lächerlichen. La belle France fuhr fort, mit dem Bonapartismus zu kokettiren, und wär' es auch nur, um den kniffigen und pfiffigen Louis-Philippismus zu ärgern. Nun, die alte Kokette hat ſpäter den gerechten Lohn für ihre Buhlerei empfangen.

Der Bonapartismus war in den 30ger und 40ger Jahren keine Partei, wohl aber etwas Energiſcheres: — eine Sekte, deren Apoſtel mit dem ganzen Fanatismus zugleich auch die ganze Schlauheit der Sektirerei entwickelten und ein beſtimmtes Ziel, die Wiederherſtellung der kaiſerlichen Deſpotie, deutlich ins Auge faßten. Solche unermüdliche Apoſtel waren der Ex-Lieutenant Laity und der Ex-Feldwebel Fialin, welcher ſich ſelber zum Monſieur de Perſigny nobilitirte. Dieſer Petrus der bonapartiſtiſchen Jüngerſchaft hat den Heiland derſelben, den Sohn Hortenſe's ſo zu ſagen erſt entdeckt und zwar bei Gelegenheit eines i. J. 1834 im Schloß Arenenberg im Thurgau gemachten Beſuches. Seither war Herr Fialin der getreueſte und unermüdlichſte Schildhalter der „napoleoniſchen Idee“ geweſen. Einen untergeordneteren, aber ſehr eifrigen und thätigen Agenten hatte dieſelbe geworben in einem gewiſſen Lahr, welcher zur Zeit, wo der Prinz Louis Bonaparte nach ins Waſſer gefallenem Attentat von Boulogne in Ham gefangen ſaß, als Artillerieſoldat bei der dortigen Garniſon ſtand, ſpäter in Paris einen Weinhandel aufthat, Bankerott machte, ſcheinbar Maurer wurde, in Wirklichkeit aber als bonapartiſtiſcher Wühler unter dem Proletariat wirkte, reichlich mit Geld verſehen.

Nach dem Ausbruche der Februarrevolution hatte die Sekte die kühnſten Hoffnungen gefaßt und ihre Anſtrengungen, dieſen Hoffnungen Raum, Licht und Luft zur Verwirklichung zu ſchaffen, verdoppelt und nicht fruchtlos. Größere Verbreitung und Macht, d. h. mehr Ausſicht auf praktiſche Erfolge in der nächſten Zukunft gewann das bonapartiſtiſche Evangelium jedoch erſt nach dem 15. Mai. Die allgemeine Verſtimmung bereitete dieſem neuen Ferment des unklarſten Gährungsprozeſſes eine günſtige Aufnahme.

Die Verſtimmung nach jenem Maitag war in der That allgemein. Der Royalismus und die Jeſuiterei waren verſtimmt, weil ſie ſich doch noch nicht ganz der Lage Meiſter fühlten; der „honette“ Republikanismus war verſtimmt, weil es ihm nicht gelungen, die Exekutivkommiſſion durch Leute ſeiner Wahl zu erſetzen, durch Leute wie Marraſt und dergleichen „Honette“

mehr; in der Exekutivkommiſſion waren Lamartine und Ledru verſtimmt, weil ſie ſich von ihren Kollegen verrathen oder wenigſtens verlaſſen ſahen; die Bourgeoiſie im Ganzen war verſtimmt, weil ſie fürchtete, gegen eine wirkliche Inſurrektion des Proletariats würden weder die Exekutivkommiſſion noch die Nationalverſammlung ſie ſchützen können; die Armee war verſtimmt, weil die Republik ſo gar keinerlei Anſtalt machte, die franzöſiſchen Heere in Deutſchland, in Italien oder wo ſonſt immer den Gloire-Kankan von ehemals wieder beginnen zu laſſen; die Geiſtlichkeit war verſtimmt, weil ſie der Frömmigkeit der Republik doch nicht ganz traute; das „Volk“ endlich war verſtimmt, weil es erkannte oder zu erkennen glaubte, daß es, wie im Juli von 1830, ſo auch im Februar von 1848 geprellt worden ſei und daß man mit der „Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft“ keinem Bäcker auch nur einen einzigen Laib Brot aus dem Ofen locke. Verſtimmung demnach oben, mitten und unten, Verſtimmung rechts und links, Verſtimmung an allen Ecken und Enden.

Da iſt es denn gar kein ſo großes, ja überhaupt kein Wunder geweſen, wenn nicht wenige, ſondern viele Leute in Frankreich auf den Einfall kamen, zu ſagen: Der Bourbonismus hat uns geärgert, der Orleanismus hat uns genarrt, die Republik hat uns geäfft, wie wär' es, ſo wir es zur Abwechſelung wieder mal mit dem Bonapartismus probirten?

Probirt es, ihr lieben Leute! flötete in den ſüßeſten Tonarten die bonaparte'ſche Preſſe — denn ſchon gab es eine ſolche — und die im Solde der Sekte ſtehenden populären Agenten, Lahr und Kompagnie, verdreifachten ihre Wühlereien zu Gunſten des „Prinzen“, der aber nicht etwa als „Kaiſer“ — Gott bewahre! — wohl aber als „volksthümlicher Chef der Republik“ Frankreich retten und das „arme Volk“ beglücken ſollte. Man ſtellte Drehorgeler an, welche die Straßen durchzogen und ein Lied herleierten, deſſen Kehrreim lautete:

„Napoléon, rentre dans ta patrie:
Napoléon, sois bon républicain!“

An Kreuzwegen deklamirten Eckſteinredner vom Prinzen Louis Bonaparte als von einem Freunde des Volkes, welcher gerade als ſolcher vom Louis Philipp verfolgt worden ſei und von der Bourgeoiſie verfolgt werde. Ueberall bedeckten ſich Mauern und Wände mit Plakaten, worauf in rieſigen Buchſtaben „Louis Bonaparte“ zu leſen war. Zu Tauſenden wurden Steindrucksbilder verbreitet, den alten Napoleon darſtellend, wie er ſeinen „Neffen“ Frankreich vorſtellte. Man ſorgte dafür, daß die Inſaſſen der Kaſerne durch Soldaten und die Inſaſſen der Nationalwerkſtätten durch Arbeiter zu Gunſten des beſagten „Neffen“ bearbeitet wurden. Selbſt unter den Mitgliedern des im Luxemburg tagenden „Arbeiterparlaments“ predigten bonapartiſtiſche Miſſionäre die neunapoleoniſche Heilslehre. Bonapartiſtiſche Miſſionärinnen durchſtreiften die Vorſtädte und theilten im Namen des „Neffen“ Almoſen in barem Geld und Verſprechungen auf Kredit aus. Man vernachläſſigte kein Mittel, von welchem irgendwie Wirkung auf die Einbildungskraft, die Leichtgläubigkeit und die Verzweiflung der Menge zu erwarten war. Hat man doch ſogar Somnambulen dreſſirt, damit ſie die bevorſtehende Wiederkehr Napoleons weiſſagten.

In den Salons betrieben die Herren Vieillard, Heeckeren, Abattucci und Ney die bonaparte'ſche Propaganda. Der Letztgenannte warb auch unter den verabſchiedeten Munizipalgardiſten dafür, während der General Piat unter der Bürgerwehr und der Bataillonschef Aladeniſe unter der Mobilgarde weibelten. Emil Thomas, der Direktor der Nationalwerkſtätten, begünſtigte ganz offen die bonapartiſtiſchen Zettelungen in denſelben. Herr Fialin aber, ſich titulirend de Perſigny, ging dem Obercharlatan aller publiziſtiſchen Charlatane, Herrn Emile de Girardin, ſchmeichelnd um den Bart und erneuerte ſeine alten Beziehungen zu dem Hauptjeſuiten de Falloux. In den Verhandlungen mit dieſen

Beiden wurde natürlich der Bonapartismus unter einem andern Geſichtspunkte gezeigt, als in den Auslaſſungen der Eckſteinredner geſchah, welche angewieſen waren, den „Neffen“ als einen Mann von „antiker Rechtſchaffenheit“ zu preiſen, der allein im Stande wäre, „eine Demokratie ohne Anarchie zu begründen“.

In der Bourgeoiſie verfingen jedoch die bonapartiſtiſchen Lockungen dermalen noch nicht, wenigſtens nicht in den leitenden Kreiſen. Weder die Konſtitutionellen, noch die Royaliſten, noch die Loyolaiten wollten von dem „Neffen“ etwas wiſſen. Alle dieſe klugen und ſuperklugen Herren würden jedem ins Geſicht gelacht haben, der ihnen von der Möglichkeit einer Präſidentſchaft oder gar einer Kaiſerſchaft des Gefangenen von Ham geſprochen hätte. Und doch hieß es hier, wie es unzähligmal oft heißen kann und muß:

„Glaub' dreiſt das Aergſte, Dümmſte, Widerwärtigſte!
Denn das erfolgt“.

In Wahrheit, ſchon am 5. Juni geſchah ein deutliches Vorzeichen, daß es erfolgen würde. Hätten die Auguren des „honetten“ Republikanismus und des Konſtitutionalismus nur Augen dafür gehabt! An dem genannten Tage fanden nämlich in Frankreich Erſatzwahlen für die Nationalverſammlung ſtatt und die 11 Gewählten bildeten eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Noch ſchien die Sozialdemokratie ſtark zu ſein; denn ſie brachte ihre 4 Kandidaten Cauſſidière, Leroux, Lagrange und Proudhon durch. Als vom „honetten“ Republikanismus gewählt konnte man Viktor Hugo, Moreau und Boiſſel anſehen, wogegen die Wahlen von Thiers und Changarnier ein entſchiedener Triumph der Rückwärtſerei waren. Dieſe hatte jetzt einen parlamentariſchen Leiter und einen General. Aber eine unendlich viel wichtigere Wahl als alle die genannten war die des Prinzen Louis Bonaparte. Der „Neffe“ war in Paris und noch glänzender in drei Departements zugleich gewählt worden. Die bonapartiſtiſchen Wühlereien hatten alſo in den Provinzen noch kräftiger gewirkt als in der Hauptſtadt, wo doch auch ſchon davon die Rede war, an die Stelle des gefangenen Barbès den Prinzen zum Oberſt der 12. Bürgerwehrlegion zu ernennen, ja ſogar eine Abordnung von Arbeitern aus der Vorſtadt Villette die Nationalverſammlung aufforderte, den „Neffen des Kaiſers“ als Konſul zu proklamiren, während das Journal „Le Napoléonien“ dreiſt erklärte: „Die Wahl des Prinzen hat eine ganz andere Bedeutung als die Wahl eines einfachen Volksrepräſentanten. Es liegt darin die Hinweiſung auf eine höhere Kandidatur“.

Der „honette“ Republikanismus hat ſich bei dieſer Gelegenheit im Vollglanze ſeiner Bornirtheit gezeigt. Er war außer ſich über die Erwählung des Tribünegauklers Thiers und achtete die Wahl des „Neffen“ für nichts. Und doch konnte man und mußte man wiſſen, daß neben dem Ruf: „Vive Barbès!“ das arme genasführte Vorſtädtevolk den Ruf: „Vive Napoléon!“ von Tag zu Tag lauter erſchallen ließ. Proudhon, welcher, ſo oft er ſich den aus der Graukunſtphiloſophie des Erzgraukünſtlers Hegel abſtrahirten Dunſt aus den Augen wiſchte, recht klar zu ſehen vermochte, ſagte am 7. Juni ſehr treffend in ſeinem Journal „Le représentant du peuple“: „Vor acht Tagen war der Bürger Bonaparte noch nichts als ein ſchwarzer Punkt an dem in Feuer ſtehenden Himmel; vorgeſtern noch war er nur ein dampfgeſchwollener Ballon; heute iſt er eine Wetterwolke, welche Blitz und Donner in ihrem Schooße trägt“.

Die Leiter der bonapartiſtiſchen Bewegung führten mit großer Emſigkeit und Geſchicklichkeit ihre Machenſchaften weiter. Am 10. Juni ſammelten ſich große proletariſche Maſſen beim Palais Bourbon, weil es hieß, der am 5. Juni zum Volksvertreter gewählte „Neffe“ würde in die Nationalverſammlung eintreten, „begleitet von einem glänzenden Gefolge“. Der Erwartete fand aber nicht für gut, zu kommen; er verſtand die Kunſt, zu warten und auf ſich warten zu laſſen. Er und ſeine Seïden wußten gar wohl, daß eine vorzeitige Erſcheinung auf der Weltbühne Paris alles verderben könnte. Am 12. Juni mußte ſodann der Prinz-Vetter, Napoleon Jérôme Bonaparte, welchen Korſika in die Nationalverſammlung geſchickt hatte, von der Rednerbühne herab einen förmlichen Proteſt erheben gegen die „widerrepublikaniſchen Umtriebe, welche den Namen Bonaparte als einen Hebel benützen möchten, um damit die Republik zu erſchüttern“. Am folgenden Tage kam in der Verſammlung die Frage der Giltigkeit oder Nichtgiltigkeit von Louis Bonaparte's Wahl zur Verhandlung. Die Exekutivkommiſſion wollte die Nichtzulaſſung des Prinzen beſchloſſen wiſſen; angeblich, weil derſelbe geſetzkräftig aus Frankreich verbannt ſei; in Wirklichkeit, weil ſeine Erwählung mit dem Rufe: „Vive l'empereur!“ begrüßt worden ſei und weil der Gewählte kein Volksrepräſentant, ſondern ein Thronprätendent, welcher die Republik auch noch gar nicht anerkannt habe. Aber gerade weil die Exekutivkommiſſion und zwar noch dazu durch den Mund des ſchon ganz kreditlos gewordenen Lamartine und des als entſchiedener Republikaner verhaßten Ledru die Nichtzulaſſung des Prinzen verlangte, votirte die Verſammlung mit Zweidrittelmehrheit die Giltigkeit der Wahl und die Zulaſſung des Gewählten, in welchem dieſe Mehrheit nur den zu Straßburg und Boulogne lächerlichſt geſcheiterten „Niais“ erblickte, zu deutſch einen Nichtſer. Sie achtete auch nicht darauf, daß, ſobald die Entſcheidung unter den draußen harrenden Volkshaufen bekannt geworden, dieſelben in den Freudenſchrei „Vive Napoléon!“ ausbrachen.

Aber die Apoſtel und Miſſionäre des Bonapartismus waren zu gerieben, um dieſen Erfolg zu überſchätzen. Die Herren Fialin und Laity eilten ſpornſtreichs gen London, um den „Prinzen“ von unüberlegten Schritten abzuhalten. „Monſeigneur — ſagten ſie zu ihm — laſſen Sie ſich durch das Votum vom 13. Juni nicht täuſchen und verlocken. Die Majorität der Nationalverſammlung hat keineswegs für Sie, ſondern vielmehr nur gegen die Exekutivkommiſſion geſtimmt. Allerdings will die „Rechte“ eine baldigſte Wiederherſtellung der Monarchie; allein die Monarchiſten folgen der Leitung von Thiers und Falloux und jener will die Orleans, dieſer ſeinen Heinrich V. zurückführen. Für Sie iſt demnach von der Seite her nichts zu hoffen vorderhand. Ebenſo iſt Ihr Eintritt in die Verſammlung unzukömmlich und unrathſam. Sie würden da doch nur geduldet, ſogar über die Achſel angeſehen werden. Wollten Sie einen verfrühten Kampf anheben, würden Sie ſicherlich eine Niederlage erleiden. Hüllten Sie ſich dagegen in Stillſchweigen, ſo würden Sie ſich in der Menge Ihrer Herren Mitrepräſentanten verlieren und dadurch Ihr ganzes „Preſtige“ einbüßen. Folglich heißt unſere Loſung: Abwarten und den Reichsapfel reifen laſſen!“ Monſeigneur nickte zuſtimmend, ſetzte ſich hin und ſchrieb an den Präſidenten der Nationalverſammlung einen Brief, worin er erklärte, lieber im Exil verbleiben als geſtatten zu wollen, daß ſeine Erwählung den Vorwand zu beklagenswerthen Wirrſalen und traurigen Irrungen abgäbe („sert de prétexte à des troubles déplorables et à des erreurs funestes“). Sein Name ſei ein Symbol der Ordnung, der Nationalität, des Ruhms und dürfte alſo nicht mißbraucht werden. Der wichtigſte Satz des Briefes war aber dieſer: „Wenn das Volk mir Pflichten auferlegen ſollte, würde ich ſie zu erfüllen wiſſen (si le peuple m'imposait des devoirs, je saurais les remplir)“.

Der ſcharfe Tabak dieſer nackt-hochmüthigen Prätendentenphraſe ſtach doch der Nationalverſammlung ſehr unangenehm in die Naſe, als in der Sitzung vom 15. Juni das prinzliche Schreiben vorgeleſen wurde, — um ſo unangenehmer, als man von draußen das Geſchrei der Pöbelrotten vernahm: „Vive l'empereur!“ und erfuhr, daß drüben bei den Tuilerien zahlreiche Scharen verſammelt ſeien, welche verlangten, daß man den Louis Bonaparte zum Erſten Konſul ausrufen ſollte. Mehrere Deputirte ſprachen ſich ſcharf gegen die bonapartiſtiſchen Wühlereien aus und der General Cavaignac machte auf das Charakteriſtikum aufmerkſam, daß in dem Prinzenbrief das Wort Republik ſorgſam vermieden ſei. „Monſeigneur, ſchreiben Sie auf der Stelle einen geſcheiteren Brief!“ telegraphirten die Apoſtel nach London. In Folge dieſes Winkes langte, während die Nationalverſammlung noch rath- und thatlos über die Prätenſionen des Prätendenten hin und her zankte, abermalen ein Schreiben an den Präſidenten an, in welchem es unter Anderem hieß: „Ich wünſche die Ordnung und die Aufrechthaltung der Republik, einer weiſen, großen, verſtändigen Republik, und weil ich, ſehr wider meinen Willen, die Unordnung begünſtige, lege ich, freilich mit lebhaftem Bedauern, mein Mandat in Ihre Hände nieder. Bald, ſo hoffe ich, wird die wiederhergeſtellte Ruhe mir geſtatten, als der einfachſte Bürger (comme le plus simple des citoyens) nach Frankreich zurückzukehren“.

Damit war die Sache parlamentariſch-formell erledigt. In Wahrheit und Wirklichkeit aber hob ſie erſt recht an*). Der Bonapartismus, deſſen Fahne jetzt offen aufgepflanzt war, begann mehr und mehr eine Macht zu werden. Schon fing er auch an, wie Scheidewaſſer auf die Bourgeoiſie zu wirken, d. h. er warf in dieſelbe ein völliges Schisma, indem das eigentliche Brozenthum mit ſeinem ganzen Börſenſchwindlergefolge ſich dem „Neffen des Onkels“ zuzuneigen Miene machte, mit der ſchnobbernden Spekulationsnaſe richtig witternd, daß unter einem despotiſchen Regiment der Ausbeutungsweizen und der Schwindelhaber gedeihen würde wie noch nie. Der ſolid-bürgerliche Kern der Bourgeoiſie dagegen ſcharte ſich um den General Cavaignac, als um das von ihr zunächſt erkorene Zukunftshaupt des Staates. Bedenklicher jedoch als die Hinneigung der Barone der Agiotage mit ihren Vaſallen zum Bonapartismus war der Umſtand, daß das bonapartiſtiſche Gift den Maſſen eingeimpft war und in denſelben weiter und weiter um ſich fraß.

---

*) Das erkannten unbefangene und urtheilsfähige Beobachter ſofort. So ſchrieb der ſchweizeriſche Geſchäftsträger Barman in ſeiner Depeſche an den Bundesrath vom 17. Juni: „La démission de Louis Napoléon Bonaparte comme représentant du peuple est venu écarter encore un sujet irritant; cependant bien des personnes pensent que ce prétendant eût été moins dangereux vu de près et à l'oeuvre“. D. B. A.

4.

Die „blauen“ Republikaner, die Orleaniſten, die Bourboniſten und Jeſuiten, alleſammt wähnten, am 15. Mai für ihre Rechnung die „Rothen“ beſiegt zu haben, während ſie doch nur für den Bonapartismus gearbeitet hatten.

Dieſer ſteckte jetzt ſelber die rothe Maſke vor und wüthete förmlich in ſeinen Journalen gegen die „Blauen“ und überhaupt gegen die Bourgeoiſie. Tag für Tag brachte z. B. der „Napoléon républicain“ ſeit Anfang Juni's die wildeſten Wühl- und Hetzartikel. In der Nummer dieſes Blattes vom 11. Juni ſtand zu leſen: „Volk, wenn deine Vertreter und Angeſtellten (les commis) ihr Mandat verletzen, ſo erinnere dich der rothen Fahne und des Muthes deiner Brüder von 1793!“ Die 5 Mitglieder der Exekutivkommiſſion hießen in dem Blatte nur „die 5 Invaliden, deren jeder 20,000 Francs Monatsbeſoldung habe.“ Die Nummer vom 16. Juni brachte eine Aufforderung an die Mobilgarde, dieſe ſollte die Soldaten von der Linie darüber aufklären, daß der Heulmeier-Schrecken („la terreur bourgeoise“) ſie, die Soldaten, zu Henkern ihrer Brüder machen möchte.

In einem andern, von dem notoriſchen Bonapartiſten Clavel herausgegebenen Blatte („L'organisation du travail“ — man ſieht, die Kommis der Firma Bonaparte entlehnten vom

Sozialismus ohne weiteres die Stichworte) wurden die Mitglieder der Nationalverſammlung dem proletariſchen Haſſe ſignaliſirt als „faulenzende Mandatare mit 25 Francs täglich, die wenn das Volk Brot verlangt, demſelben Steine reichen.“ Journale ähnlichen Gelichters rieſen ſchon durch ihre Titel düſterſte Erinnerungen und die lebhafteſten Beſorgniſſe der Bourgeoiſie wach. So der „Robespierre“, der „Père Duchesne“, die „Karmagnole“, die „Janhagel-Zeitung“ (Journal de la canaille) und die „Sturmglocke der Arbeiter“. Auch in dieſe Zeitungsneſter wußte der Bonapartismus ſeine Baſiliskeneier zu legen. Und noch wilder und plumper als in Paris wühlte und hetzte er in den Provinzen. Hier eiferte er insbeſondere gegen die von der proviſoriſchen Regierung eingeführte Fünfundvierzig-Centimes-Steuer und verkündete, der „Neffe des Kaiſers“ würde dieſelbe aus ſeiner Taſche bezahlen oder auch die Engländer ſie bezahlen machen, was zur Folge hatte, daß vielerorten die Bezahlung der Steuer von den Bauern verweigert wurde mit dem Gebrülle „Vive l'empereur!“ Die tollſten Gerüchte ſind von der bonapartiſtiſchen Propaganda in Umlauf geſetzt worden, um die Gemüther zu verwirren und die Volksphantaſie zu erhitzen. Hier hieß es, der „Neffe“ ſei zum Präſidenten der Republik ernannt; dort, er ſei als Kaiſer proklamirt und marſchire an der Spitze einer großen Armee, Wagen voll Geld hintendrein, auf Paris. Die emſigen Verſchwörer wußten alles und jedes ihrem Zwecke nutzbar zu machen. Als z. B. gerade zu dieſer Zeit in Südfrankreich zu Toulouſe und Nimes die alten dummen Zänkereien und Stänkereien zwiſchen Katholiken und Proteſtanten wieder ausbrachen, warfen die Miſſionäre des Bonapartismus in dieſes theologiſche Gequängel plötzlich die Loſung „Vive l'empereur!“ hinein, wie um den Leuten einen Weg zu weiſen, welcher aus dem unerſprießlichen Wirrwar hinausführen könnte und würde. Die größte Sorgfalt und der vielgeſtaltigſte Eifer ward jedoch von Seiten der bonapartiſtiſchen Propaganda fortwährend auf das pariſer Proletariat verwendet, namentlich auf die Inſaſſen der Nationalwerkſtätten. Mehrere der Abtheilungsvorſtände („brigadiers") in denſelben waren gekaufte Wühler des Bonapartismus und mit Geldmitteln wohlverſehen. Einer dieſer armen Teufel ließ eines Tages die Summe von 8000 Francs in Bankbillets ſehen und auf die verwunderte Frage, wie er denn in den Beſitz einer ſolchen Summe gelangt ſei, gab er zur Antwort: „Ich diene einem Herrn, welcher freigebiger iſt als die Republik".

Alles zuſammengehalten, kann es gar keinem Zweifel unterſtellt werden, daß die genasführten und gemißbrauchten proletariſchen Maſſen durch das bonapartiſtiſche Komplott ſyſtematiſch gegen die republikaniſche und die royaliſtiſche Bourgeoiſie aufgewiegelt, aufgereizt, aufgeſtürmt und hierauf methodiſch einer Kriſis zugehetzt wurden, — einer Kriſis, welche — traurig zu ſagen! — die von herzloſen Pickelhäringen des Parlamentarismus wie Thiers und von tückiſchen Jeſuiten wie Falloux verblendete Bourgeoiſie ebenfalls herbeiwünſchte und herbeirief mit ihrem grauſamen Geſchrei: „Man muß ein Ende machen!" Was nachher kommen ſollte, wußte die in ſich geſpaltene und zerfahrene Bourgeoiſie nicht, wohl aber der Bonapartismus. Ja, er wußte ganz genau, was er wollte: — nämlich, aus dem Grundſchlamm der Anarchie, welche ſeiner Rechnung nach aus dem von ihm zur äußerſten Schärfe zugeſpitzten Zuſammenſtoß zwiſchen Bourgeois und Proletariern hervorgehen ſollte, eine Kaiſerkrone herauffiſchen.

5.

In der Sitzung der Nationalverſammlung vom 15. Juni erklärte Monſieur Goudchaux als Sprachrohr der Bourgeoiſie von der Rednerbühne herab: „Die Nationalwerkſtätten müſſen ſofort (immédiatement) verſchwinden. Man muß ſie nicht allmälig eingehen laſſen, ſondern ſie müſſen ſofort und mit einmal weg! Ihr müßt das auf der Stelle beſchließen; denn ihr habt ohnehin ſchon zu viele Zeit verloren. Der Boden iſt ganz und gar unter euch minirt“.

Vergebens beſchwor der Miniſter Trélat die Verſammlung, die Sache nicht zu überſtürzen. Vergebens ſuchte er zu zeigen, daß die Forderungen der Arbeiter nur gerecht und gar nicht übertrieben ſeien, wenn ſie verlangten, daß man ſie mittels einer wirkſamen Kontrole gegen die Ausbeutung durch die Meiſter („patrons“) und Unternehmer ſchütze, daß man ihnen vom Reingewinnſt einen beſcheidenen Antheil zuweiſe und daß man es ihnen ermögliche, geſchäftliche Aſſociationen zu bilden. Die Mehrheit der Verſammlung wollte nicht ſehen und hören, ſondern ſchrie mit dem zum Berichterſtatter ernannten Monſieur de Falloux: „Man muß ein Ende machen!“

Am 18. Juni richteten die Arbeiter der Nationalwerkſtätten ein Schreiben an Herrn Goudchaux, worin ſie ſagten: „Nicht der Arbeitswille fehlt uns, ſondern eine nützliche und unſeren Gewerken und Fertigkeiten entſprechende Arbeit. Wir erſehnen ſie von ganzem Herzen. Sie fordern die ſofortige Auflöſung der Nationalwerkſtätten, aber was ſoll denn aus den 110,000 Arbeitern werden, die zum einzigen Exiſtenzmittel für ſich und ihre Familien ihren kärglichen Taglohn haben? Will man ſie den übeln Rathſchlägen des Hungers, den Verlockungen der Verzweiflung preisgeben? Will man ſie den Wühlern zur Beute hinwerfen?“

Umſonſt, alles umſonſt. „Man muß ein Ende machen!“

Am 21. Juni ließ auf Befehl der Exekutivkommiſſion der Arbeitsminiſter ein Dekret ausgehen, kraft deſſen die Arbeiter *aufgefordert wurden, ſofort in die Armee einzutreten oder aber* ſich zum Abgang in die Provinzen bereitzuhalten, wo ihnen im Akkord zu verrichtende Erdarbeiten angewieſen werden ſollten.

Dieſes Dekret offenbarte den vollſtändigen Ideenbankerott des regierenden Liberalismus. Beſonders charakteriſtiſch iſt, daß er in erſter Linie die Arbeiter zu uniformirten Müſſiggängern machen wollte. Oder gehörte das Dekret vom 21. Juni mit zu dem Man-Muß-Ein-Endemachungsplan der Thiers, Falloux und Kompagnie? War die Exekutivkommiſſion nur von den konſtitutionellen Windmachern und den Loyolaiten vorgeſchoben, um das Proletariat zu einem entſcheidenden Waffengang herauszufordern? Man muß es glauben; um ſo mehr, als unbeſtreitbar grell die Thatſache daſteht, daß man die Herausgeforderten ihre Vorbereitungen zur Straßenſchlacht recht auffallend ungeſtört betreiben und vollenden ließ. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß man den Kampf in ſeinen Anfängen leicht hätte erſticken können. Aber man wollte nicht; man ließ ihn erſt recht großwachſen, damit auch der Sieg um ſo größer, entſcheidender und vernichtender ſei.

Der Feldherr, welchen die Rückwärtſerei ſich auserſehen hatte, der General Cavaignac, war ganz der richtige Mann, dieſen Gedanken ſich einblaſen zu laſſen und denſelben zu verwirklichen. Er paßte, wie die eigentlichen Aushecker des Gedankens, die konſtitutionellen Füchſe und jeſuitiſchen Wölfe kalkulirten, um ſo beſſer dazu, als er für einen Republikaner galt, weil ſein verſtorbener Bruder Godefroi einer geweſen war. Bekanntlich gehörte im Uebrigen Cavaignac zu den „afrikaniſchen“ Generalen, deren militäriſcher Ruf über ihr Verdienſt weit, ſehr weit hinausging. Alle dieſe Herren, die Bugeaud, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Cavaignac u. ſ. w. reichten, genau angeſehen, über das Normalmaß des richtigen Korporalismus nie und nirgends hinaus und zudem war die Kriegführung in Algier jedenfalls keine Schule der Achtung bürgerlicher Freiheit, ſondern vielmehr nur eine Schule des brutalen Militarismus, in welcher auch Cavaignac eine nicht geringe Portion von Fühlloſigkeit ſich angeeignet hatte. Seine ganze Anſchauung war eng und klein, ſeine politiſche Bildung und Einſicht gleich Null, ſeine Empfindungsweiſe und ſein Gebaren ſo hart, trocken und hölzern wie ſeine Figur und ſein griesgrämlich zugeknöpftes Geſicht. Summa: ein muthiger Soldat von untergeordneter Intelligenz, welcher ſich einbildete, ein ſelbſtſtändiger Held zu ſein, während er nur ein Hebel, ein Rückwärtshebel in den Händen von pfiffigen und herzloſen Ränkelern geweſen iſt, — ein tapferer Hohlkopf, welcher, wie glaubhaft verſichert wird, wähnte, die gräuliche Juniſchlacht für die Republik zu ſchlagen, während er ſie in Wahrheit für die Tyrannis, für den Bonapartismus ſchlug . . .

Derweil war der in das Dekret vom 21. Juni eingewickelte Fehdehandſchuh aufgenommen worden.

Noch an demſelben Tage, wo er hingeworfen ward, bildeten ſich proletariſche Anſammlungen in den Straßen und auf den Plätzen. Die Marſeillaiſe wurde angeſtimmt, aber zwiſchen die Strophen der Revolutionshymne hinein rieſen Leute in Bluſen, die aber ganz wie nachgemachte Bluſenleute ausſahen: „Vive Napoléon!“ In der Nacht ſodann traten Abgeordnete der Nationalwerkſtätten und ſolche des aufgelöſ'ten Arbeiterparlaments vom Luxemburg zu einer Berathung zuſammen und ſetzten auf den folgenden Tag eine Maſſenproteſtation gegen das Dekret feſt.

Sie fand am 22. Juni, am Fronleichnamsfeſte, Vormittags gegen 10 Uhr ſtatt. Etwa 1500 Arbeiter zogen mit fliegenden Fahnen unter Führung des beliebten Klubbpropheten und Eckſteinredners Pujol zum Luxemburgpalaſt, wo die Exekutivkommiſſion reſidirte. Pujol ſtieg mit vier Delegirten die Treppe hinauf und verlangte den Bürger Marie zu ſprechen. Bei demſelben vorgelaſſen ſetzt ſich der Redner in Poſitur und legt los: „Bürger, vor der Februarrevolution“ — „Pardon, unterbricht ihn Marie: mir ſcheint, das ſei ein wenig weit zurückgegangen.

Erinnern Sie ſich, daß meine Zeit koſtbar iſt." — „Ihre Zeit gehört nicht Ihnen, ſondern dem Volke." — „Bürger Pujol, wir kennen Sie ſchon ſeit lange und haben ein Aug' auf Sie." — „Thut nichts; ſeit dem Tage, wo ich mich der Volksſache geweiht, hab' ich mich gewöhnt, vor keiner Drohung zurückzuweichen. Sie drohen mir alſo ganz umſonſt. Wollen Sie uns hören?" — „Da Sie einmal hier, ſo mögen Sie ſprechen." — Pujol entwickelte dann mit hinlänglichem Pathos den Proteſt der Arbeiter gegen das Dekret vom vorigen Tage. Worauf Marie: „Ich verſtehe. Aber, wohlan, merken Sie auf: — Wenn die Arbeiter nicht in die Provinzen abreiſen wollen, ſo werden wir ſie mit Gewalt dazu zwingen. Mit Gewalt, verſtehen Sie?" — „Mit Gewalt? Recht hübſch das! Wohl, wir wiſſen jetzt, was wir wiſſen wollten. Adieu, Bürger."

Ungeduldig hatten drunten die Arbeiter der Rückkehr ihrer Abgeordneten geharrt. Pujol führte die ganze Schar nach dem Saint-Sulpice-Platz, wo er vom Rande des Springbrunnens herab eine Rede hielt, deren kurzer Sinn war: Wir haben von der Regierung nichts zu hoffen und müſſen uns demnach ſelber helfen. „Heute Abend um 8 Uhr beim Pantheon!" ſchloß er, worauf ſich die Menge zerſtreute, in tumultuariſchen Haufen die Quais hinauf, nach dem Grèveplatz und in die Vorſtadt Saint-Antoine ziehend, überall die Rufe „Vive Barbès!" und „Vive Napoléon!" in einander miſchend und ſchon durch dieſe ſeltſame Verkuppelung des Sozialdemokratismus mit dem Imperialismus überall Beſorgniß und Schrecken erregend.

Die Verſammlung auf dem Platze beim Pantheon zur achten Abendſtunde zählte ſchon nach Tauſenden. „Arbeit oder Brot!" war die Loſung. Dann wurden wilde Drohungen laut. „Da man uns abermals verrathen will, wie man uns 1830 verrathen hat, ſo ſoll der Verrath im Blute unſerer Feinde erſtickt werden." Pujol fragte: „Schwört ihr das?" — „Wir ſchwören es!" — „Wohlan, morgen früh um 6 Uhr hier zur Stelle!"

Es iſt wohlbezeugt, daß dieſe proletariſche Verſammlung beim Pantheon ein ſo zu ſagen reſpektables Ausſehen hatte. Zeugen, welche ſcharfe Augen im Kopfe und wenig Sympathie für das Volk im Herzen hatten, mußten zugeben, daß hier Tauſende von ehrlichen Arbeitern beiſammen waren, welche durch die Noth, durch die bare, blanke Noth zur Verzweiflung getrieben wurden. Gewiß, die ſozialiſtiſchen Phantasmen und die bonapartiſtiſchen Umtriebe haben zur Herbeiführung der Junikataſtrophe viel gethan, ſehr viel; aber noch mehr that doch der Hunger. Ja, der Hunger, und es war daher um ſo niederträchtiger, daß die Sieger der Juniſchlacht nachmals die Beſiegten nicht nur erbarmungslos grauſam behandelten, was die Aufregung des Sieges wenigſtens erklärlich machte, ſondern auch raffinirt grauſam verleumdeten und beſchimpften. Schon die Angabe, die Anzahl der Inſurgenten ſei auf 100,000 Mann angeſtiegen, war eine große Uebertreibung. Dann hieß es, dieſe Herde von 100,000 Raſenden habe ſich plötzlich und nur aus brutaler Gier auf die Reichen geſtürzt, um ſie zu erwürgen. Oder, dieſe 100,000 Barbaren, zuſammengeſetzt aus dem Abſchaum der menſchlichen Raſſe, ſeien auf nichts ausgegangen, als Paris mit Mord, Brand und Nothzucht zu erfüllen. Weiter, es hätten in den Reihen der Aufſtändiſchen 20,000 und mehr Galeerenſträflinge und Zuchthäusler gefochten, alſo unter dem „Abſchaum“ noch einmal Abſchaum. Endlich, die Inſurgenten hätten unerhört ſcheußliche Kampfmittel in Anwendung gebracht, mit Vitriol geladene Feuerſpritzen, Spendung von vergiftetem Branntwein an die Soldaten u. dgl. m.

Das ſind lauter Lügen, zum Theil ganz dumme. Die Zahl der Junikämpfer betrug nicht mehr als 40 oder höchſtens 50,000. Daß ſich darunter unſaubere Elemente, vielleicht ſogar etliche hundert Verbrecher eingeſchlichen haben, iſt wahr. Aber welcher kämpfenden oder nicht kämpfenden Partei ſchließen ſich denn keine unſauberen Elemente an? Mögen doch einmal das Baronenthum der Agiotage und die Induſtrieritterſchaft des Börſenhumbugs ihre eigenen Reihen muſtern, ſie werden dann finden, daß Diebe, Räuber, Fälſcher und andere Böſewichte nicht immer in Gaunerſpelunken und Zuchthäuſern, ſondern anderswo wohnen, in ſehr „reſpektabeln“ Häuſern nämlich. Aber die „großen“ Diebe henkt man bekanntlich nicht, und wenn etwa mal da oder dort einer zufällig an den Galgen kommt, ſo weint ſich die „Reſpektabilität“ von ganz Europa vor Schmerz darüber die Augen roth. Als zwei Hauptſünden hat man den Junikämpfern den Tod des Erzbiſchofs Affre und den Mord des Generals Bréa ſchuldgegeben. Die erſte dieſer Sünden haben ſie gar nicht begangen, maßen es erwieſen iſt, daß der verehrungswürdige Prälat durch die Kugel eines Soldaten und nicht durch die eines Inſurgenten ſeine Todeswunde empfing. Die zweite dieſer Sünde, der Mord Bréa's, iſt allerdings und ſelbſtverſtändlich eine abſcheulichſte; aber es wird darauf ein ganz eigenthümliches Streiflicht geworfen durch die Thatſache, daß in dem Mordſpiel der notoriſche bonapartiſtiſche Agent Lahr eine vortretende Rolle geſpielt hat*).

Ein ſtrenggerechter, von der Gehäſſigkeit der Kaſtenvorurtheile und den Parteileidenſchaften unbeeinflußter Wahrſpruch über den Juniaufſtand wird dahin lauten, daß dieſer ein bewaffneter Proteſt gegen den Bruch der im Februar den Arbeitern gemachten Verſprechungen geweſen iſt, ſowie, daß der Proteſt, ungeachtet der einzelnen Ausſchreitungen, welche ihn beſudelten, im Ganzen und Großen mit heldiſcher Begeiſterung und Energie durchgeführt wurde. Und weiter, daß die Junikämpfer ihrer ungeheuren Mehrzahl nach keineswegs eine Horde von Barbaren oder eine Bande von Verbrechern waren. Wären ſie das geweſen, ſo hätten ſich nicht etliche Tage lang große Quartiere von Paris völlig in ihrer Gewalt befinden können, ohne daß

---

*) Seine bonapartiſtiſche Agentur hat ihn freilich nicht davor geſchützt, als einer der vier „überwieſenen“ Mörder Bréa's am 17. März von 1849 guillotinirt zu werden.

Eigenthum und Leben der Bewohner, ſowie die Ehre der Frauen höchlich gefährdet geworden wären. Daß eine ſolche Gefährdung aber nicht vorhanden war, iſt eine Thatſache, welche ſelbſt die grauſame Siegeswuth der Angſtphiliſter nicht zu leugnen gewagt hat. Nein, nicht Barbaren und Böſewichte waren es, welche den Junikampf anhoben, ſondern verzweiflungsvolle Arme, die an das Eiſen appellirten, als an den alten Nothbrecher, um ihr keineswegs üppiges, ſondern ganz beſcheidenes Programm zu verwirklichen, das ihnen einer der Ihrigen, der brave und hochbegabte Tiſchlergeſell Guſtav Leroy im Februar vorgeſungen hatte: —

„Was wir begehren von der Zukunft Fernen?
Daß Arbeit uns und Brot gerüſtet ſteh'n,
Daß unſre Kinder in der Schule lernen
Und unſre Greiſe nicht mehr betteln geh'n.“

6.

Freitags den 23. Juni waren zur ſechſten Morgenſtunde etwa 8000 Arbeiter auf dem Pantheonplatze verſammelt. Von den Stufen des Periſtyls herab redete Pujol ſie an: „Bürger, ihr ſeid heute, die ihr geſtern geweſen. Ich dank' euch. Vorwärts!“

Die Menge ordnet ſich nach der Weiſung von Führern, die ein um den rechten Bluſenärmel geſchlungenes blauweißrothes Band kenntlich macht, zur Marſchkolonne und zieht mit wehenden Bannern nach dem Baſtilleplatze, wo ſie den Manen der Kämpfer von 1789 und 1830 eine Art Todtenopfer, eine Ehrfurchtbezeugung darbringt. Dann geht der Marſch weiter, auf die Boulevards hinein und bis dorthin, wo die von der Seine heraufkommende Straße Saint-Denis mündet. „Halt!“ Der

Zug ſteht. Ein minutenlanges Schweigen. Dann: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!“

Warum aber ließ man alles das, was geſtern im Sinne der Inſurrektion geſchehen war und was heute in demſelben Sinne geſchah, ſo ohne alle Abmahnung und Warnung, ſo ohne alle Hinderung geſchehen? Warum? Thörichte Frage! Man wollte dreinkartätſchen, füſiliren und deportiren; man wollte „ein Ende machen“.

Um 10½ Uhr ſtanden auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle ſchon drei hochgethürmte Barrikaden, auf deren Zinnen dreifarbige Fahnen flatterten mit der Inſchrift: „Brot oder Tod!“ In demſelben Augenblicke, wo der Barrikadenbau hier begonnen hatte, erhoben ſich dieſe Burgen der Empörung auch in der Vorſtadt Saint-Martin, in der Vorſtadt du Temple, in der Vorſtadt Saint-Antoine, in der Vorſtadt Poiſſonière und auf dem Baſtilleplatz. Auf dem linken Ufer der Seine war die Inſurrektion ebenfalls rüſtig an's Werk gegangen. Das Pantheon mit ſeiner Umgebung, die Vorſtadt Saint-Jacques, die Cité, lauter für den Barrikadenkrieg ſehr geeignete Quartiere, waren in ihren Händen.

Jetzt erſt, um 11 Uhr, wurde Generalmarſch geſchlagen, ein erſtes Zeichen, daß es etwas wie eine Regierung, eine Sicherheitsbehörde, eine bewaffnete Macht gäbe. Wenn es für die damaligen Machthaber überhaupt eine Entſchuldigung dafür gibt, daß ſie den Aufſtand recht abſichtlich groß werden ließen, ſo mag es dieſe ſein, daß ſie wähnten, ausreichende Streitkräfte zur Hand zu haben, um denſelben raſch und entſchieden niederſchlagen zu können. Dem Kriegsminiſter Cavaignac ſtanden zu unmittelbarer Verfügung die 20,000 Mann Linientruppen, welche die Garniſon von Paris bildeten, ferner 16,000 Mann Mobilgarden, 2600 Mann „republikaniſche“ Garden und 2500 Sergeants de Ville. Sodann war vorgeſorgt, daß aus den nächſtliegenden Garniſonen binnen wenigen Stunden mehr als

15,000 Mann Linientruppen herbeigezogen werden könnten. Endlich hoffte der General, und zwar mit Recht, daß die pariſer Bürgerwehr, wenigſtens der weit überwiegenden Mehrzahl nach, als die ſich erweiſen würde, als welche ſie am 15. Mai ſich erwieſen hatte, d. h. als von Herzen bereit, bei der Ein-Ende-Machenſchaft mitdabeizuſein.

Hinſichtlich des gegen die vorhergeſehene, herausgeforderte und großgezogene Inſurrektion anzuwendenden Operationsplans war die Regierung uneinig. Ledru-Rollin, welchem Arago beitrat, verfocht mit Gründen der Menſchlichkeit und einer geſunden Politik die Anſicht, daß man es gar nicht zu einem wirklichen Ausbruche des Bürgerkriegs kommen laſſen und darum den Barrikadenbau verhindern ſollte. Allein Vernunft- und Menſchlichkeitsgründe fanden keinen Eingang in den hagebuchenen Korporalsſchädel Cavaignacs. In dieſem Schädel hatte die Vorſtellung, die Würde der Armee ſei durch den Ausgang der pariſer Straßengefechte vom Juli 1830 und vom Februar 1848 geſchädigt werden und müßte jetzt ſchlechterdings wiederhergeſtellt werden, zu einer fixen Idee ſich verknöchert und der General wollte ſich daher um keinen Preis die herrliche Gelegenheit entgehen laſſen, die Armeefahne von der eingebildeten Bemakelung im Blute der Inſurgenten reinzuwaſchen. Zu dieſem Zwecke durfte man natürlich den Kampf nicht etwa verhindern, ſondern mußte vielmehr denſelben recht umfaſſend entbrennen, recht großartig werden laſſen, alles „zur größeren Ehre des Säbels“.

Cavaignac beſtand deßhalb darauf, daß man die Proletarier in den von ihnen beſetzten Quartieren vorderhand ganz ungehindert ſchalten und walten ließe. „Die Nationalgarde — äußerte er mit echtafrikaniſcher Kriegsgurgelei — mag zuſehen, wie ſie ihre Häuſer und Butiken vertheidige.“ Und von dieſem Urbild der Korporalſchaft haben Schwachköpfe gefaſelt, daß er das Zeug zu einem franzöſiſchen Waſhington gehabt, ja, daß er ſich ſelber für prädeſtinirt gehalten, der Waſhington Frankreichs zu werden!

Als ob man aus ſolchem Holze Waſhingtons ſchnitte! Und überhaupt: ein franzöſiſcher Waſhington? Stupiditas stupiditatum!

Der Plan des Generals war dieſer: — Als Grundſtock und Rückhalt aller Operationen eine maſſenhafte Truppenzahl in den Tuilerien, auf dem Konkordeplatz, in den Champs-Elyſées, auf der Eſplanade der Invaliden und beim Palais Bourbon verſammelt zu halten, um in jedem Falle die Nationalverſammlung gegen alle Bedrohung ſicherzuſtellen. Jede Verzettelung der Streitkräfte ſtrengſtens zu vermeiden. Nur mit gewaltigen Kolonnen zum Angriff auf die Stellungen der Inſurgenten vorzugehen und zwar ſo, daß dieſe Angriffskolonnen immerfort in durchaus freier und ununterbrochener Verbindung mit der Hauptmacht wären. Es war alſo auf die Lieferung einer förmlichen Schlacht abgeſehen, und ob dabei viel franzöſiſches Blut fließen würde, kümmerte einen traveſtirten Waſhington ganz und gar nicht, wenn nur ſein Plan ſtrikt eingehalten wurde, was er auch wirklich ward. Fühlte er ſich doch bereits als Diktator und konnte er ſich auch als ſolcher fühlen, da von Seiten der „honetten“ Republikaner, welche in Herrn Marraſt ihrer Parteiführer anerkannten, bereits am 19. Juni und dann noch dringlicher am 22. der Exekutivkommiſſion zugemuthet wurde, alle Gewalt in den Händen des Generals zu vereinigen, — eine im Grunde überflüſſige Zumuthung, da ja Cavaignac als Militärchef dieſe Gewalt thatſächlich ſchon beſaß.

Hatten die Aufſtändiſchen ihrerſeits einen oberſten Führer? Hatten ſie einen Schlachtplan? Die erſte Frage iſt unbedingt zu verneinen. Von Pujol kann gar keine Rede ſein, denn der verſchwand in der Maſſe, ſowie der Barrikadenbau begonnen hatte. Aber einen Schlachtplan hatten ſie allerdings und derſelbe iſt ſyſtematiſch ins Werk geſetzt worden, ſo zwar, daß die Angabe, weitaus die meiſten Barrikadenhäuptlinge ſeien altgediente Soldaten geweſen, keiner Anzweifelung unterliegt. Das Proletariat hatte ſich die dichtbevölkerten oſtwärts gelegenen Stadtquartiere zum Kampfplatz auserwählt. Hier konnten die Inſurgenten bei der Bewohnerſchaft auf Theilnahme und Unterſtützung rechnen und hier wurden ſie von den labyrinthiſchen Oertlichkeiten, welche die Entwickelung ſtarker Truppenmaſſen unmöglich oder doch ſehr ſchwierig machten, höchlich begünſtigt. Ihre Abſicht war, die Maſchen des ungeheuren Barrikadennetzes, wozu ſie die öſtlichen Stadttheile gemacht, allmälig nach Weſten auszudehnen, wobei ſie zunächſt zwei Angriffspunkte im Auge hatten, das Stadthaus und die Polizeipräfektur. Würde es ihnen gelingen, ſich dieſer beiden Punkte zu bemächtigen, ſo wollten ſie von dort aus auf beiden Ufern des Fluſſes gegen die Tuilerien und gegen den Palaſt der Nationalverſammlung (Palais Bourbon) vorgehen. Vorderhand waren die vier Hauptſtellungen der Aufſtändiſchen auf beiden Seiten der Seine gleichmäßig vertheilt. Auf der rechten Seite ſtand einer ihrer Gewalthaufen im Faubourg Poiſſonière und im Faubourg du Temple mit dem Hauptquartier im Clos Saint-Lazaire, ein zweiter von der Straße Saint-Antoine bis zur Kirche Saint-Gervais mit dem Hauptquartier auf dem Baſtilleplatz; auf dem linken Ufer ſenkte ein Hauptkorps von ſeinem im Pantheon aufgeſchlagenen Generalquartier durch die Straßen Saint-Jacques und De la Cité bis zu den Brücken Saint-Michel und Petit-Pont ſich herab, während ein zweites die Brücke des Hotel-Dieu, den Maubertplatz und die Straße Saint-Viktor beſetzt hielt.

Der General Cavaignac ſchlug ſein Hauptquartier in der Wohnung des Präſidenten der Nationalverſammlung auf. Etliche Mitglieder der Exekutivkommiſſion waren da bei ihm. Als der Generalmarſch geſchlagen wurde und Linie und Nationalgarde auf ihre Sammelplätze eilten, berief Cavaignac die Generale Bedeau, Lamoricière, Damesme, Foucher, Lebreton und andere zu ſich, um denſelben ihre Rollen in dem beabſichtigten Kampfſpiel zuzutheilen. Bedeau erhielt den Auftrag, eine

Diviſion nach dem Stadthauſe zu führen. Lamoricière ward befehligt, mit einer zweiten Diviſion die Linie der Boulevards vom Chateau d'Eau bis zur Madeleine zu decken. Damesme, an der Spitze einer dritten das linke Seineufer, insbeſondere den Luxemburgpalaſt, wo ein Theil der Exekutivkommiſſion ſich befand, in Obhut zu nehmen.

So die Vorbereitungen zur unheilvollen Juniſchlacht.

7.

An zwei Stellen zugleich hob ſie an, beim Pantheon und bei der Porte Saint-Denis.

Ehre dem alten Arago, der als Mitglied der proviſoriſchen Regierung und der Exekutivkommiſſion ſonſt wenig oder gar keine Ehre aufgeleſen hat, daß er jetzt einen muthigen Verſuch machte, den Bürgerkriegsgräuel nicht aufkommen zu laſſen. Als nämlich die Inſurgenten auf dem Pantheonplatz vier gewaltige Barrikaden erbaut hatten, ließ der Maire des Arrondiſſement den Generalmarſch ſchlagen, dem aber nur 30 Bürgerwehrleute Folge leiſteten. Der Maire begann demnach mit den Barrikadenmännern zu parlamentiren. „Was wollt ihr denn eigentlich?" — „Wir wollen nicht fort in die Sümpfe der Sologne, aber wir wollen Arbeit." Derweil erſchien der greiſe Arago, welcher ſich vom Stande der Dinge beim Pantheon mit eigenen Augen überzeugen wollte, vom Luxemburg her auf dem Platze, gefolgt von einer Kolonne, welche aus Bürgerwehr und Linientruppen zuſammengeſetzt, mit Geſchütz verſehen und vom Oberſt Quinel befehligt war. Der Maire eilt dieſem entgegen und beſchwört ihn, den Kampf nicht anzuheben. Die Truppen machen Halt vor den Barrikaden, hinter deren Bruſtwehren die Vertheidiger erſcheinen, die Gewehre ſchußfertig in den Händen. Der berühmte

Gelehrte tritt vor: — „Warum rebellirt ihr gegen das Geſetz und gegen die Regierung der Republik? Warum ſteht ihr auf Barrikaden?“ — „Warum?“ ruft es zur Antwort herab — „darum, Herr Arago, warum Sie ſelbſt Anno 1832 mit uns auf den Barrikaden geſtanden. Erinnern Sie ſich des Kampfes beim Kloſter Saint-Merry?“ — „Aber ihr habt jetzt keinen rechtmäßigen Grund zur Empörung.“ — „Herr Arago, Sie ſind ein braver Bürger und wir hegen hohe Achtung vor Ihnen; aber Sie haben kein Recht, uns Vorwürfe zu machen. Sie haben nie erfahren, was hungern heißt; Sie haben nie das Elend kennen gelernt.“ — „Die Regierung iſt von den beſten Abſichten beſeelt, von dem lebhafteſten Wunſche geleitet, euren begründeten Wünſchen genugzuthun.“ — „Ja, man hat uns gar viel verſprochen, aber nichts gehalten.“ — „Man that, was man konnte.“ — „Das iſt nicht wahr!“ — „Ihr beſchimpft mich? Mit ſolchen Leuten will ich nicht länger verhandeln.“

Und der choleriſche Greis gibt nun ſelber den harrenden Truppen das Zeichen zum Angriff, welcher nach heißem Gefechte und beträchtlichem Verluſt auf beiden Seiten damit endigt, daß die Truppen den Pantheonplatz behaupten und der General Dameſme daſelbſt Stellung nimmt.

Zur gleichen Zeit, wo hier das Gewehrfeuer zu knattern und die Kanonen zu brüllen begonnen hatten, war auch drüben auf den Boulevards der Kampf losgebrochen. Die erſte der dort herum aufgethürmten Barrikaden, die auf der Höhe der Porte Saint-Denis, wird von einem Bataillon der 2. Bürgerwehrlegion im Sturmlauf angegriffen, wirft aber die muthigen Angreifer blutig zurück. Da ſtürzt der Hauptmann der Barrikade, welcher hoch auf einem umgeſtülpten Wagen ſtehend das Feuer geleitet hat, tödtlich getroffen zuſammen und man wähnt, daß es mit der Gegenwehr zu Ende. Aber, ſiehe, ein junges ſchönes Mädchen mit fliegenden Haaren eilt zu dem Todten, nimmt die Fahne, welche er in den Händen gehalten, auf, ſpringt damit auf die Bruſtwehr, ſchwingt ſie herausfordernd den Angreifern entgegen und befeuert die Vertheidiger mit Blicken und Worten. Eine Kugel ſchlägt dem armen Ding in die Bruſt, rücklings ſtürzt es hinter die Bruſtwehr. Aber ſchon iſt eine andere Frau an der Seite der Gefallenen und ſucht dieſe mit der einen Hand aufzurichten, während ſie mit der andern die Fahne abermals flattern zu laſſen ſich abmüht. Eine neue Entladung des Bataillonsfeuers drunten und die Helferin ſinkt todt auf den Leichnam der Gefährtin. Und mitten in das Pulvergewölke des Mordkampfes hinein fällt ein heller Stral heldiſchen Pflichtgefühls. Der Bataillonsarzt der Bürgerwehr erklimmt inmitten des ſich kreuzenden Feuers die Barrikade, um den beiden getroffenen Frauen Hilfe zu bringen, und kehrt erſt, nachdem er ſich überzeugt hat, daß beide todt, zu den Verwundeten ſeiner eigenen Truppe zurück. Schließlich wird die Barrikade mit Sturm genommen und flieht der Reſt der Vertheidiger gegen den Faubourg Saint-Denis zu.

Gerade jetzt, Nachmittags 2½ Uhr, bricht die Spitze der Kolonne, welche Lamoricière führt, von der Madeleine kommend auf den Boulevard vor. Der General ſoll den Aufſtand in den Faubourgs Poiſſonière, Saint-Martin, Saint-Denis und du Temple bändigen. Eine ſchwierige Aufgabe, weil in dieſen Quartieren die Inſurrektion außerordentlich feſt ſich verbollwerkt hat; eine ſehr ſchwierige, weil die aus Linientruppen, Bürgerwehr und Mobilgarde zuſammengeſetzte Angriffsmacht, über welche Lamoricière zunächſt verfügt, nicht mehr als höchſtens 5000 Mann beträgt. Auf Verſtärkungen darf er zunächſt gar nicht rechnen. Weiß er doch, daß Cavaignac hartnäckig an ſeinem Syſtem hält, ſeine an den bezeichneten Stellen maſſenhaft vereinigte Reſerve nicht zu ſchwächen. Daß dieſes „Syſtem“ die Rebellion erſt recht großgezogen hatte, lag freilich bereits zu Tage. Hatte ja Cavaignacs Befehl, die letzten 2 Linienbataillone, welche beim Luxemburg ſtanden, nach dem Palais Bourbon zu führen, auch jene Stadtgegend auf dem linken Seineufer der Empörung preisgegeben. Vergebens ſandten die Maires, vergebens verſchiedene Kommandanten der Nationalgarde Boten auf Boten und Bitten auf Bitten an den Kriegsminiſter, ihnen zur Verhinderung der Erweiterung des Barrikadennetzes einiges Militär zu ſenden. „Ich will meine Truppen nicht verzetteln und bloßſtellen“, war die ſtehende Antwort des Generals.

Deſſenungeachtet mußte er ſich gegen Abend zu entſchließen, das Palais Bourbon und den Eintrachtsplatz für eine geraume Weile von Truppen ſo ziemlich zu entblößen, um dem ſchwer bedrängten Lamoricière Hilfe zu bringen. Er führte die Hilfekolonne in eigener Perſon nach den Boulevards, begleitet von Lamartine. Lamoricière hatte ſein Hauptquartier in dem Kaffeehaus aufgeſchlagen, das den Winkel des Boulevard und der Straße Saint-Denis bildete. Hier gab er dem Kriegsminiſter Bericht von dem, was er ausgerichtet oder vielmehr nicht ausgerichtet hatte. Die Inſurrektion, ſagte er, habe etwas Seltſames, Myſteriöſes; man wiſſe gar nicht, worauf ſie ziele. Man habe bis jetzt keine andere Fahne auf den Barrikaden geſehen als die nationale Trikolore; man höre keinen Ruf, keinen Namen, welcher verriethe, was die Inſurgenten eigentlich wollten. Dieſes Geheimnißvolle erhöbe nicht wenig die Kraft des Aufſtands, wenigſtens in den Augen der Soldaten.

Cavaignac ſollte ſofort von dieſer Kraft eine Probe erhalten. Nach ſeiner Beſprechung mit Lamoricière ſetzte er nämlich die 7 Bataillone, welche er mitgebracht hatte, in Angriffsmarſch, ſah aber dieſen bald durch eine furchtbare Barrikade oder vielmehr durch ein Syſtem von Barrikaden gehemmt, welches die Mündungen der Straßen Saint-Maur, Trois-Couronnes und Trois-Bornes ſperrte. Zweimaliges von dem General in Perſon geleitetes Sturmlaufen der Infanterie richtete nichts aus, und hatte ſchwere Verluſte zur Folge. Erſt nach fünfſtündigem Artilleriefeuer wird die Verſchanzung endlich genommen; aber inzwiſchen iſt es Nacht geworden und der Erfolg kann nicht weiter ausgebeutet werden. Sehr niedergeſchlagen kehrte Cavaignac ins Präſidentſchaftshotel der Nationalverſammlung zurück.

Der General Bedeau hatte derweil die Löſung ſeiner Aufgabe mit mehr Glück zur Hand genommen. Nachdem er vom Hotel de Ville aus ſeine Vorbereitungen getroffen hatte, verſchritt er um 5 Uhr Abends zum Angriff auf die Cité-Inſel. In zwei Kolonnen getheilt, brachen ſeine Truppen auf die Notre-Dame-Brücke und auf die Arkole-Brücke vor, ſchufen ſich, mittels hartnäckiger Kämpfe freilich nur, langſam Bahn durch die Cité und von dort über den Petit-Pont hinweg in die gegen das Pantheon hinaufſteigende Straße Saint-Jacques. Weiteres Vorſchreiten wurde auch hier durch die hereinbrechende Nacht, ſowie durch die Erſchöpfung der Truppen verhindert.

Im Ganzen waren demnach die am 23. Juni der Inſurrektion abgewonnenen Erfolge nicht eben von Belang und es ſollte ſich am folgenden Tage zeigen, daß die Empörung über Nacht einen Umfang und eine Energie gewann, wovon man keine Ahnung hatte. Dennoch fehlte es am 23. Juni nicht an einzelnen guten Vorzeichen, daß die geſetzlichen Gewalten ſchließlich obſiegen würden. Ein ſolches Vorzeichen war, daß Männer, an deren Republikanismus nicht ein Schatten von Zweifel haften konnte, von allen Seiten herbeieilten, um der Regierung ihre Dienſte anzubieten. Ein weiteres und noch ſprechenderes Vorzeichen iſt geweſen, daß die ſtudirende Jugend nicht auf Seiten der Inſurgenten focht und daß in den Reihen der Barrikadenleute namentlich die volksbeliebte Uniform der Polytechniker nicht erblickt wurde. Endlich mußte der Regierung die Sorge, daß die Mobilgarde nicht gegen die Empörung angehen, ſondern zu derſelben übergehen würde, wie ein ſchwerer Stein vom Herzen fallen, als dieſe Sorge eitel ſich erwieſen hatte . . .

Während in gemeldeter Weiſe der Bürgerkrieg an verſchiedenen Stellen der Stadt ſchon ſeine blutige Ernte zu halten angefangen hatte, war im Palais Bourbon eine wichtige Entſcheidung eingeleitet worden.

Um 1 Uhr eröffnete die Nationalverſammlung ihre ſehr bewegte Sitzung. Der ganze parlamentariſche Mechanismus erſcheint ſchon dadurch geſtört, daß alle Mitglieder, welche der Nationalgarde oder der Armee angehören, ungewohnter Weiſe die Uniform tragen. Verſchiedene Redner löſen auf der Tribüne einander ab: man ſieht ſie kaum, man hört ſie nicht. Der Präſident Senard blickt düſter und weiß nicht, wo aus wo ein. Aber auf den Bänkereihen und in den Gängen ſpricht man laut über die Nothwendigkeit hin und her, die Exekutivkommiſſion zu beſeitigen und neben der militäriſchen Macht auch die ganze Civilgewalt in den Händen des Generals Cavaignac zu vereinigen, als müßte die arme Exekutivkommiſſion auch an dieſem proletariſchen Aufſtand ſchuld ſein, welcher übrigens zur Stunde nicht mehr ausſchließlich ein ſolcher heißen kann. Hat doch in den von der Inſurrektion beſetzten Quartieren ſo ziemlich die geſammte Bevölkerung und ein großer Theil der Bürgerwehr gemeinſame Sache mit derſelben gemacht. Daraus und nur daraus erklärt ſich die Möglichkeit des furchtbaren Widerſtandes, welchen dieſe Schilderhebung noch zwei volle Tage lang leiſtete....

Flocon gewinnt der Verſammlung Aufmerkſamkeit ab, indem er ein tüchtig Stück Wahrheit von der Rednerbühne herabwirft. „Die Wühler wollen die Anarchie. Wenn es gelingt, die Fäden der Verſchwörung zu erfaſſen, wird man finden, daß ſie von der Hand eines Prätendenten ausgehen. Ich erkläre laut, auf daß man hier und draußen mich höre: — dieſe Wühlereien, dieſe Unordnungen, dieſer Aufſtand, ſie haben nur *ein* Ziel, die Vernichtung der Republik und die Wiederherſtellung des Deſpotismus". Aufregung und Tumult. Monſieur de Falloux erſcheint auf der Tribüne, eine Papierrolle in der Hand. „Aha" — ruft es — „der Bericht, der Bericht über die Nationalwerkſtätten!" — „Ich widerſetze mich", ruft Herr Raynal von ſeiner Bank aus, „dieſer ſo höchſt zeitwidrigen, ja geradezu gefährlichen Berichterſtattung“. — „Einerlei — ſchreit es von der Rechten her — leſen Sie, leſen Sie!“ — De Falloux beginnt alſo, beginnt mit der Behauptung, in der landwirthſchaftlichen, induſtriellen und kommerziellen Kriſis, welche das Land beunruhige und beſchwere, ſei das einzige Heil und Hilfsmittel die ſofortige Auflöſung der Nationalwerkſtätten, und ſchließt mit dem Antrage, ein Dekret zu erlaſſen, kraft deſſen „dieſer Herd einer unfruchtbaren Agitation auf der Stelle und von Grund aus zerſtört werden ſoll“. Der Repräſentant Corbon, ſelbſt ein Handwerker, legt gegen dieſen Antrag, als gegen einen unpolitiſchen, grauſamen und herausfordernden, Proteſt ein, welcher jedoch keine Beachtung findet, um ſo weniger, als jetzt ein Mitglied der Exekutivkommiſſion, Herr Garnier-Pagès auf der Rednerbühne ſich zeigt, um zu erklären: „Die Regierung hat energiſche Maßregeln ergriffen; ſie wird, ſo es nöthig, noch energiſchere ergreifen; *man muß ein Ende machen*“. Der immerwiederkehrende Chorgeſang der Bourgeoiſie in dieſer Junitragödie! Conſiderant ſchlägt vor, eine von ihm in Gemeinſchaft mit Blanc entworfene Belehrungs- und Verſöhnungsproklamation an die Arbeiter zu richten. „Nicht nöthig!“ ſchreit Baze. „Laßt den General Cavaignac machen!“ Cauſſidière, in lebhafter Aufrechthaltung und Unterſtützung des Antrags von Conſiderant: „Um des Himmels willen, verhindert doch, daß Paris ſich gegenſeitig erwürge. Wißt, die Klubbs der Verzweiflung ſind in Permanenz“... Der Redner wird niedergeſchrieen mit den Worten: „Sie ſprechen wie ein Wühler. Zur Ordnung!“ Die Mehrheit der Verſammlung nimmt eine von Senard vorgeſchlagene Proklamation von höchſt herausforderndem Inhalt an, worin die notoriſche, aber wohlbedachte Lüge: „Der Kommunismus ſteht auf den Barrikaden und ruft zum Raub und zur Plünderung auf“ — den Haupttrumpf ausmacht. Das ganze Aktenſtück klingt wie das Zittern und Zappeln und Zetern des Geldſacks in Todesängſten. Um 10 Uhr Abends meldet Cavaignac von der Rednerbühne herab, daß der Aufſtand noch unbezwungen und daß es nöthig erſchienen ſei, zur Niederwerfung deſſelben Truppen und Nationalgarden aus den Provinzen herbeizurufen. Die Verſammlung geht voll Beſtürzung auseinander.

Am folgenden Tage, am 24. Juni, iſt ſie Morgens um 8 Uhr wieder beiſammen. Die Nacht über ſind die parlamentariſchen Partei-Machenſchaften in vollem Getriebe geweſen. Die Republikaner von der Sorte Marraſt, Senard und Baſtide haben mit den Orleaniſten, Bourbonikern und Loyolaiten von den Sorten Thiers, Berryer und Falloux gemunkelt und gemantſcht; ſo zwar, daß man zur Loſung: „Belagerungszuſtand und Militärdiktatur!“ ſich vereinbart hat. Unter dem vom rechten Ufer der Seine — die Inſurgenten ſind dort zum Angriff auf das Stadthaus vorgeſchritten — herübertönenden Geſchützgebrülle und Gewehrgeknatter, beantragt Pascal Duprat, die Nationalverſammlung möge die Verhängung des Belagerungszuſtandes über ganz Paris und die Ernennung des Generals Cavaignac zum Diktator beſchließen. Zur Unterſtützung des Antrags heult Baſtide förmlich vor Angſt auf der Rednerbühne. Der Antrag wird mit allen gegen 60 Stimmen votirt. Eine Stunde ſpäter ſchickt die Exekutivkommiſſion, welcher man ſeit geſtern die Hölle gehörig heiß gemacht, ihre Entlaſſung ein, eine überflüſſige und gänzlich unbeachtet gebliebene Formalität.

Wir leben in der Zeit der Elektrizitätsſchnelligkeit und der Dampfkraft. Auch die Geſchichte verhandelt mittels Telegrammen und fährt auf Eiſenbahnen. Das geht wie der Wind und gerade ſo windig. Die erſte franzöſiſche Republik hatte 8 Jahre gebraucht, um bis zur Militärdiktatur herabzukommen; die zweite brachte das binnen 4 Monaten zuwege.

8.

Die Cavaignac'ſche Diktatur, an welche man Schwachköpfe von Republikanern als an das Mittel, die Republik zu retten, glauben ließ, war ein Machwerk der Royaliſten und Jeſuiten. Dieſe von den Herren Thiers und Falloux geleitete Partei durfte mit alledem, was ſie ſeit dem Februar wieder erlangt und erreicht hatte, wohl zufrieden ſein. Sie hatte geſchickt und erfolgreich geränkelt. Sie hatte mittels der Exekutivkommiſſion die ſozialdemokratiſchen Elemente der proviſoriſchen Regierung ſchachmatt geſetzt, ſie hatte die Exekutivkommiſſion mittels Cavaignacs geſprengt und ſie bereitete ſich jetzt ſchon im Stillen darauf vor, den General mittels des Louis Bonaparte zu beſeitigen, welcher, wähnte ſie, hinwiederum als Eſelsbrücke zum bourboniſchen der orleaniſchen Königthum hinüberführen ſollte, ſtatt deſſen aber die Betrüger zu Betrogenen machte.

Zunächſt ſorgte der Bonapartismus dafür, in dieſen ſchrecklichen Tagen nicht vergeſſen zu werden. Ueberall, wo man in den Unheilknäuel der Juniſchlacht hineingreift, ſtößt man auf den ſchwefelgelben bonaparte'ſchen Komplottfaden. Kaum hatte der „Prinz“ vernommen, was in Paris ſich vorbereitete, als er am 22. Juni in London ſich hinſetzte und nach Paris an den General Rapatel dieſe Worte ſchrieb: „General, ich kenne Ihre Gefühle für meine Familie. Wenn die Ereigniſſe einen für dieſelbe günſtigen Verlauf nehmen, ſo ſollen Sie Kriegsminiſter ſein“. Rapatel brachte dieſes Schreiben am 25. Juni dem Oberſtlieutenant Charras zur Kunde, welchen der Diktator Cavaignac zu ſeinem Stellvertreter im Miniſterium gemacht hatte. In den Bedrängniſſen des Tages hatte man keine Zeit, ſich mit der Sache zu befaſſen; aber jedenfalls iſt das prinzliche Billet ein Beweis mehr für die Thatſache, daß der Bonapartismus ſchon durch den Blutſtrom der Juniſchlacht hindurch ſeinen Weg zu den Tuilerien geſucht hat, welchen er freilich erſt durch den Blutſtrom der Dezemberſchlächterei hindurch ſinden ſollte.

Auch die Nacht über hatte der Kampf nie ganz geruht und mit dem Morgen des 24. Juni erhob er ſich in neuer Wuth und Stärke. Schon um 4 Uhr in der Frühe thaten die Kanonen ihre brüllenden Mäuler wieder auf. Um 5 Uhr begehrte der Bataillonschef Dupont von der 12. Bürgerwehrlegion Gehör bei dem noch ſchlafenden Cavaignac. Er wird mit mehreren Bürgern, die ihn begleiten, eingeführt. „Was wollen Sie?“ fragt der General, ohne aufzuſtehen. — „Ich komme, Sie zu bitten, die Truppen, von welchen das 12. Arrondiſſement ſtarrt, zurückzuziehen. Geſchieht das, ſo bürge ich für die Ruhe des Quartiers“. — „Unmöglich. Man muß ſich ſchlagen“.

Ja, ohne Zweifel, dieſer beſchränkte Soldatengeiſt wollte die Schlacht und er ſollte ſeinen Willen haben. Gegen 10 Uhr begann die Straßenſchlacht wiederum heftig zu toſen und zwar an Orten, wo ſie ſchon geſtern entbrannt war: — in der Cité, allwo die Inſurgenten während der Nacht alle die Stellungen, woraus ſie Tags zuvor durch Bedeau verdrängt worden, zurückerobert hatten; dann auf der Höhe der Faubourgs Saint-Denis und Poiſſonière, ſowie auf dem linken Flußufer in den Umgebungen des Pantheon. Um dieſe Zeit war der Aufſtand auch in der Vorſtadt Saint-Antoine vollſtändig Herr und Meiſter. Hier und in der Vorſtadt Villette hat er ſich dann am längſten gehalten: gehalten bis zur äußerſten Möglichkeit, gehalten, bis er ſeinen letzten Laib Brot verzehrt und ſeine letzte Kugel verſchoſſen hatte.

Der rechte Mordzorn iſt in die aufſtändiſchen Maſſen erſt am Nachmittag vom 24. Juni gefahren: erſt dann, als die von der Nationalverſammlung gefaßten Beſchlüſſe kundgeworden. Sie wurden auf und hinter den Barrikaden verſtanden, wie ſie gemeint waren, als eine Herausforderung zum Kampf auf Leben und Tod. Jetzt erſt nahm das Fechten einen furchtbar finſteren

Charakter an. Die dreifarbige Fahne verſchwand von den Zinnen der Barrikaden, die rothe wurde aufgepflanzt. Die düſtere Loſung der Inſurgenten „Brot oder Tod!“ verrieth deutlich, daß der politiſche Streit hinter dem ſozialen verſchwand. Der Klaſſenkrieg war erklärt, zum erſten Mal offen und ehrlich erklärt. Bourgeoiſie und Proletariat, Kapital und Arbeit traten an zum mörderiſchen Waffentanz.

Beide haben denſelben heldiſch durchgeführt. Bärenmützen und Bluſen, Bürgerwehr- und Barrikadenleute, Soldaten und Generale haben ſich geſchlagen, haben ſich tödten laſſen, wie es Männern ziemt, die zum Aeußerſten entſchloſſen ſind. Eine Tragik von ſchmerzlichſter Tiefe liegt in der Thatſache, daß die Bürgerwehrleute, die hüben und drüben, an der Seite der Inſurgenten, wie an der Seite der Truppen fochten, mit Todesverachtung fochten, in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl aufrichtig glaubten, ſie kämpften für die Erhaltung der Republik. Nicht weniger tragiſch iſt die Thatſache, daß namentlich die Arbeiter der Vorſtadt Saint-Antoine der feſten Ueberzeugung waren, ſie ſchlügen ſich für die Republik, welche von den Royaliſten angegriffen ſei, und deßhalb wurden dieſe braven Menſchen zuweilen ganz verblüfft und verſteinert, wenn die Nationalgarde und die Mobilgarde mit dem Schlachtruf: „Vive la république!“ zum Sturm auf die Barrikaden vorging.

Die bis zum Berſerkergrimm geſteigerte Parteinahme der Mobilgarde gegen die Inſurrektion hat zur Bewältigung derſelben ſehr bedeutend, ja ſogar ausſchlaggebend mitgewirkt. Die Mobilgardiſten, dieſe Bataillone von pariſer Gamins, haben wie Helden gefochten, aber auch wie Tiger gewüthet. Sie waren vom Pulverrauch und Pulverdampf, wie nicht minder vom mit Pulver gemiſchten Branntwein förmlich berauſcht, bis zum Wahnſinn berauſcht. Etwas wie jene unter der malayiſchen Bevölkerung des oſtindiſchen Archipels einheimiſche „Mordwuth“ kam über ſie. Wetteifernd mit etlichen Linienregimentern, welche in

Afrika die Schule der Entmenſchung durchgemacht hatten, ſchoſſen ſie ihre Gefangenen erbarmungslos nieder. Man ſah ſogar einen dieſer vertigerten Straßenjungen in einer der Gefechtspauſen plötzlich zu ſeinem Nebenmann, ſeinem liebſten Kameraden, ſich kehren und demſelben mit den Worten: „Wart' mal, ich ſchieße dich todt wie einen Hund!" eine Kugel durch den Kopf jagen. Im nächſten Augenblick warf er ſich ſchluchzend über den Todten.

Die Kanibalismen, welche von den „Afrikanern" und Mobilgardiſten während der drei Schlachttage verübt worden ſind, machen die von Seiten der Inſurgenten vollzogenen Rachethaten nicht verzeihlich, aber doch begreiflich. Der Inſurrektion ſchwärzeſte Unthat, durch deren Schwärze jedoch, wie bereits angedeutet werden, der bewußte ſchwefelgelbe Faden ſich ſchlängelte, iſt am 25. Juni geſchehen, die Ermordung des in Gefangenſchaft gelockten Generals Bréa und ſeines Adjutanten Maugin bei der Barrière von Fontainebleau. Zur Erklärung dieſes Mordſtreichs muß übrigens noch erwähnt werden, daß Tags zuvor in der Straße Saint-Jacques wenn nicht auf Befehl, ſo doch unter den Augen des Generals gefangene Inſurgenten ohne Erbarmen erſchoſſen worden waren. Dagegen umfließt eine leuchtende Glorie den Opfertod des Erzbiſchofs Affre, welcher an demſelben Tage auf ſeinem Friedensvermittelungsgange beim Eingang zum Faubourg Saint-Antoine die Kugelwunde empfing, an welcher er zwei Tage ſpäter geſtorben iſt. Cavaignac hatte den Prälaten dringend gewarnt, der Gang zu den Barrikaden, mitten zwiſchen die Kämpfenden hinein, ſei zu gefährlich. Allein der Erzbiſchof hatte die Warnung abgelehnt mit einem ſehr einfachen Worte, das aber doch mit zu den beſten gehört, die jemals aus Prieſtermund gegangen ſind: — „Mein Leben bedeutet ſo wenig (ma vie est si peu de chose)!" Die Todeskugel, welche den von den Inſurgenten bekanntlich mit tiefer Ehrfurcht empfangenen Friedensprediger traf, iſt nicht aus dem Gewehrlauf eines Barriladenmannes, ſondern, allerdings nur in Folge eines Mißgriffs, aus dem eines Soldaten gekommen. Einer der Begleiter des Prälaten, ſein Generalvikar Jaquemont, hat dies ausdrücklich bezeugt — („qu'il n'a pas été frappé par ceux qui défendaient les barricades").

Die grauſe dreitägige Straßenſchlacht in ihren ſtrategiſchen und taktiſchen Einzelnheiten zu ſchildern und zu erörtern iſt überflüſſig, da hierüber ſattſam einläßliche Berichte vorliegen. Sodann wird es, obzwar in unſeren Tagen die ſcheuſälige Botſchaft des Militarismus von allen Dächern gepredigt und von der urtheilsloſen Menge auch geglaubt wird, wohl abſeits noch eine ſtille Gemeinde geben dürfen, welche der Meinung lebt, es gehöre mit zu den übrigen Barbareien unſerer Zeit, breitmäulige Darſtellungen, wie die Menſchen einander beſtienhaft erwürgen, zu entwerfen oder zu leſen. Genug, das Hauptergebniß des Kampfes am 24. Juni war, daß den Inſurgenten die wichtige Stellung im und beim Pantheon definitiv entriſſen wurde. Dieſer Erfolg galt für einen ſo bedeutenden, daß man in Regierungskreiſen um 4 Uhr Abends wähnte, bereits Herr der ganzen Sachlage zu ſein*). Das war freilich eine ſchwere Täuſchung und am folgenden Tage zeigte die düſtere Phyſionomie von Paris, daß die Umſtände bedrohlicher als je. Nachmittags ſprach man in den regierenden Kreiſen unverholen davon, daß es, den Aufſtand zu bemeiſtern, nöthig werden dürfte, die Vorſtadt Saint-Antoine in die Luft zu ſprengen, wogegen dann etwas ſpäter angezeigt wurde, der letzte Herd des Aufruhrs ſei ausgelöſcht**). Wiederum voreilig und vorzeitig;

---

*) Depeſche Barmans vom 24. Juni, Abends 4 Uhr: „*Le pouvoir* est maître de la situation, mais il y a beaucoup de sang répandu". S. B. A.

**) Vom 25. Juni: „L'aspect de Paris est toujours sombre; chacun comprend qu'il ne s'agit plus d'opinions mais de l'existence, même de l'ordre social." Um 2 Uhr: „On paraît décidé à ne reculer devant denn der Haupterfolg des 25. Juni war eigentlich nur ein negativer, indem derſelbe in der Behauptung des Hotel de Ville durch die Truppen beſtand. Endlich am 26. Juni gelang dem Diktator der Endſchlag, die Bezwingung von Saint-Antoine und Villette nach vorangegangenem Bombardement. Erſt um 7 Uhr Abends ergab ſich Villette, nachdem die letzte der dortigen Barrikaden erſtürmt worden war.

Eine Stunde ſpäter las Herr Corbon, Vicepräſident der Nationalverſammlung, auf der Rednerbühne derſelben dieſe Zuſchrift Cavaignacs: „Bürger Präſident! Dank der Haltung der Nationalverſammlung, Dank der Hingebung der Nationalgarde und der Armee, der Aufruhr iſt zu Boden geſchlagen (la révolte est détruite). Ueberall in Paris iſt der Kampf zu Ende. Sobald ich ſicher bin, daß die mir anvertrauten Vollmachten nicht mehr vonnöthen, werde ich dieſelben in die Hände der Verſammlung achtungsvoll zurückgeben ...“

Dieſe Zurückgabe der diktatoriſchen Allgewalt an die Nationalvertretung hat dann am 28. Juni wirklich ſtattgefunden. Die Nationalverſammlung beſchloß darauf, zu erklären, daß der General um das Vaterland ſich wohlverdient gemacht habe, und ernannte ihn ſofort zum „Chef der Vollziehungsgewalt“, — ein weicherer Ausdruck für Diktator. Der General ſetzte ſein Miniſterium der Mehrzahl nach aus „honetten“ Republikanern zuſammen: Baſtide, Carnot (bald durch Vaulabelle erſetzt), Senard, Recurt, Bethmont (an deſſen Stelle dann Marie trat), Goudchaux, Tourret. Lamoricière, der ſpätere Schlüſſelſoldat, wurde Kriegsminiſter, der Admiral Leblanc Marineminiſter, der General Changarnier Befehlshaber der pariſer Nationalgarde. Die Mairie von Paris ward abgethan und der wiederhergeſtellten

---

aucun moyen pour rétablir l'ordre et à faire sauter, au besoin, le Faubourg Saint-Antoine. Des sapeurs sont demandés dans ce but“. Um 2½ Uhr: „On annonce que le dernier foyer de l'insurrection est éteint.“ 2. P. A

Seinepräfektur Trewé-Chauvel vorgeſetzt. Polizeipräfekt wurde Ducoux. So waren die Rollen ausgetheilt und war alles wohlbeſtellt, d. h. ein Regiment der lieben lahmen langweiligen Mittelmäßigkeit errichtet, welches, unfruchtbar im Innern, nach außen in wahrhaft ſtupider Weiſe die Intereſſen der Völker nicht nur preisgab, ſondern auch mitverrathen half. Die vollendete ſtaatsmänniſche Unfähigkeit Cavaignacs und ſeiner Mit-Honetten machte dieſe epiſodiſche Regierung zu einem Vorhang, hinter welchem Royalismus, Bonapartismus und Jeſuitismus in frechſter Weiſe ihre Vorbereitungen zu einem neuen „Aufzug“ getroffen haben ....

Zuvörderſt laſtete auf Paris eine unermeßliche Trauer. Die Zahl der in der Juniſchlacht Getödteten und Verwundeten iſt nie genau erhoben worden. Einem im Oktober vom Polizeipräfekten Ducoux erſtatteten Bericht zufolge betrug die Geſammtheit der Todten 1460, wovon 2 Drittel der Armee und der Nationalgarde angehörten. Sechs Generale waren gefallen, ebenſo zwei Mitglieder der Nationalverſammlung, und ſechs Generale hatten Wunden davongetragen. In die verſchiedenen Spitäler der Stadt wurden 2529 Verwundete gebracht, aber man darf mit Beſtimmtheit annehmen, daß eine mehr als doppelt ſo große Anzahl von Verwundeten in Privathäuſern gepflegt worden iſt. Die Revolutionskämpfe vom Juli 1830 und vom Februar 1848 waren nicht einmal annäherungsweiſe ſo blutig geweſen. Der Angabe des Generals Lamoricière zufolge ſind zur Juniſchlacht 2,100,000 Gewehrpatronen an die Soldaten ausgetheilt und ſind während der Kampftage ungefähr 3300 Kanonenſchüſſe gethan worden.

9.

Mit der 7. Abendſtunde vom 26. Juni, wo die letzte Barrikade genommen wurde, verſchwand das franzöſiſche Proletariat von der Bühne der Revolutionsgeſchichte des Jahres 1848. Die Bourgeoiſie hatte vollſtändig obgeſiegt und nur ſie war es, welche die weitere Entwickelung der Dinge bedingte und beſtimmte.

Nach erfochtenem Siege begann das Rachewerk, wie das ſo herkömmlich unter Menſchen. „Wehe den Beſiegten!“

Am 27. Juni und noch etliche Tage länger hatte Paris ganz das Ausſehen einer von Feindeshand mit Sturm genommenen Stadt. Die Verwüſtung der Quartiere, in welchen der Kampf getobt hatte, war furchtbar. Ueberall rauchende Trümmerſtätten, in der Cité, beim Pantheon, in den Zugängen zum Stadthaus, bei der Porte Saint-Denis. Die Faubourgs Saint-Antoine und du Temple, wo das Geſchützfeuer am ärgſten gewüthet, glichen vom Erdbeben geſchüttelten Städten. Während der Schlachttage hatte Paris trotz des ſchrecklichen Getöſes den Charakter einer unheimlichen Verödung getragen, weil die ganze Bewohnerſchaft, die Kämpfenden ausgenommen, in die Häuſer verſperrt war. Auch jetzt noch wagten ſich erſt nur einzelne Neugierige hervor und ſah man auf den Straßen und Plätzen nichts als Reiterharſte, Geſchützzüge, Infanteriekolonnen, Bürgerwehrbataillone und dazwiſchen Haufen von Hunderten, von Tauſenden von Gefangenen.

Ueberall war an Mauern und Wände folgendes Proklam angeklebt: „Der Chef der Vollziehungsgewalt an die Nationalgarde und die Armee. Bürger! Soldaten! Die heilige Sache der Republik hat triumphirt. Euer Eifer, euer unerſchütterlicher Muth hat ſchuldvolle Abſichten vereitelt und traurigen Irrthümern ihr Recht angethan. Im Namen des Vaterlandes, im Namen der Menſchheit habt Dank für eure Anſtrengungen und ſeid geſegnet für dieſen nothwendigen Sieg! Während des Kampfes war euer Zorn rechtmäßig und unvermeidlich; jetzo ſeid ebenſo groß in der Selbſtbeherrſchung, wie ihr es in der Tapferkeit geweſen. In dieſem Paris ſehe ich Sieger und Beſiegte; ſei mein Name verflucht, ſo ich darein willigte, auch Opfer zu ſehen. Die Gerechtigkeit wird ihren Lauf haben. Sie handle! Das iſt euer, das iſt mein Wille!“ General E. Cavaignac.

Wie ſtimmte, was in Paris am 27. Juni und den zunächſt folgenden Tagen geſchah, zu dieſen Worten? Wie die Rache zur Verſöhnung ſtimmt. Ob Cavaignac ſeine Worte nicht zur Wahrheit machen konnte, iſt fraglich; denn der Angſtphiliſter, bekanntlich eine der grauſamſten Beſtien, war los und wollte ſich für die ausgeſtandene Furcht rächen. Daß der General ſeine Worte nicht zur Wahrheit gemacht hat, iſt gewiß.

Wenn, wie gar nicht zu beſtreiten, während der Hitze und Wuth der Straßenſchlacht mindeſtens 150 gefangene Inſurgenten von den Truppen, der Mobilgarde und Bürgerwehr ſofort erſchoſſen, wenn ſogar in dieſem gräßlichen Ringen Frauen, welche ihren kämpfenden Männern Brot zutrugen, und Töchter, welche für ihre verwundeten Väter Charpie zupften, ſchonungslos niedergemacht wurden, ſo iſt das zwar ſcheuſälig genug, aber doch dem Kampfrauſch auf Rechnung zu ſchreiben. Was ſoll man jedoch dazu ſagen, daß auch nach beendigtem Kampfe das Erſchießen von Gefangenen in der Ebene von Grenelle, auf dem Kirchhofe Mont-Parnaſſe, in den Steinbrüchen des Montmartre und beim Kloſter Saint-Benoit ſeinen Fortgang hatte? Was dazu, daß man 500 Gefangene in ein mit flüſſigem Koth angefülltes Kellergewölbe auf der Waſſerſeite der Tuilerien zuſammenſtopfte und daß die draußen poſtirten Schildwachen, wenn die dem Erſticken nahen Eingepferchten ſich zu den vergitterten Oeffnungen drängten, um nach Luft zu ſchnappen, ohne weiteres ihre Gewehre in den unterirdiſchen Marterraum hinein losfeuerten? Was endlich dazu, daß am 27. Juni, alſo im erſten Siegestaumel und heißeſten Rachegrimm, die Nationalverſammlung den Beſchluß faßte, es ſeien alle der Betheiligung an dem Aufſtande „überwieſenen" Gefangenen — es lagen deren nicht weniger als 25,000 in den Kaſematten der pariſer Forts — ohne Prozeß und Urtheil in Maſſe nach Cayenne zu deportiren, und daß dieſer von wahrhaft ungeheuerlicher Rechtsverachtung und Unmenſchlichkeit zeugende Beſchluß an nahezu 10,000 Gefangenen wirklich vollſtreckt worden iſt?

Was man zu alledem ſagen ſoll? „Vae victis!" Sonſt nichts. Die Bourgeoiſie vermochte das rebelliſche Proletariat zu beſiegen und zu beſtrafen; folglich fühlte ſie ſich im Recht. Es iſt immer ſo geweſen und wird immer ſo ſein.

Auf den 6. Juli veranſtaltete die Regierung ein pomphaftes Beſtattungsfeſt für die gefallenen Vertheidiger der „Sache der Ordnung". Die Ceremonie war ſteif, gezwungen, kalt, trotz der Julihitze kalt bis zum Frieren. Die Bourgeoiſie mußte ihre Siegesfeier für ſich und in faſt unheimlicher Stille begehen; denn das Volk glänzte durch ſeine Abweſenheit. „Man ſah" — meldet eine Augenzeugin — „man ſah bei dieſem Feſte wohl noch republikaniſche Embleme und Symbole, man las noch allenthalben die Deviſe: Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft! aber jedermann fühlte, daß dies nichts mehr ſei als eine bittere Ironie."

Ja, die Republik war todt, obzwar die Parteien noch eine Weile mit der Mumie ſpielten, als wäre ſie lebend, bis hernach aus den Wickelbändern derſelben der Bonapartismus ſich einen Kaiſermantel zurechtgeſchneidert hat.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Von

Achtundvierzig bis Einundfünfzig.

Eine Komödie der Weltgeſchichte.

Von

Johannes Scherr.

> Du wirkſt nicht, alles bleibt ſtumpf. —
> Sei guter Dinge!
> Der Stein im Sumpf
> Macht keine Ringe.
>
> Göthe.

Zweiter Band.

Zweite Hälfte.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1870.

Inhalt.

Seite
VII. Radetzky-Marſch 1
VIII. Eljen und Zivio 74
IX. Frankfurter September 148
X. Wiener Oktober 204
XI. Berliner November 281
XII. Volksmündigkeit 309

NB Dem auf S. 76 ſtehenden Citat aus Horaz fehlt der Nachſatz und damit der Sinn. Es muß heißen:

„Comes minore sum futurus in metu,
Qui major absentes habet,
Ut adsidens implumibus pullis avis
Serpentium adlapsus timet
Magis relictis, non uti sit auxili
Latura plus praesentibus.

(Zur Seite dir bin minder ich in Sorg' und Angſt,
Die den Entfernten ſtärker plagt,
Dem Vogel gleich, der bei der federloſen Brut
Der Schlangen Anſchlich fürchtend ſitzt,
Und wenn er fern iſt, mehr ſich ängſtigt, ob er gleich
Mit ſeiner Gegenwart nicht hilft.)“

VII.

Radetzky-Marſch.

1.

In der Morgenfrühe eines Dezembertages von 1845 fand ſich im königlichen Palaſt zu Turin ein Mann ein, welcher nachmals einen berühmten Namen in der Geſchichte Italiens gewonnen hat, zur Zeit aber nur als ein mittelmäßiger Maler und breitſpuriger Novelliſt bekannt war: der Marcheſe Maſſimo d'Azeglio. Der Sardenkönig hatte ihm die erbetene Audienz gewährt und zwar zur ſechſten Morgenſtunde, wie es Karlo Alberto's Gewohnheit geweſen iſt. Die Stadt ſchlief noch, der Palaſt ſtand hell erleuchtet; draußen und drinnen ahnte jedoch, zwei Perſonen ausgenommen, niemand, daß dieſe Stunde eine geſchichtliche von großer Tragweite ſei.

Signore Maſſimo hatte nur wenige Sekunden im Vorzimmer gewartet, als ihm der Kammerdiener die Thüre aufthat und ihn durch den Gala-Audienzſal in das Kabinett des Königs geleitete. Karlo Alberto ſtand am Fenſter, erwiderte mit höflichem Kopfnicken die Verbeugung des piemonteſiſchen Edelmanns, hieß ihn ſitzen, nahm ihm gegenüber Platz und fragte ihn „mit der dem König ganz eigenthümlich gütigen Weiſe“ nach ſeinem Befinden. Der gute Maſſimo, dem ſeine grauſam langweiligen

Romane, ſein kenntnißloſes Schimpfen auf die Deutſchen und ſein Waſchlappen-Liberalismus um ſeiner aufrichtigen Liebe zu Italien willen verziehen ſein mögen, ſah ſich den langen, magern, bleichen Monarchen an, deſſen Geſichtszüge beim Sprechen einen „ſo ſanften Ausdruck hatten“ und deſſen Stimme „ſo angenehm“ klang, und die Erinnerung, wie ſchamlos und ſchmachvoll dieſer Menſch die italiſche Sache zweimal verrathen hatte (1821 und 1832), erwachte in dem Patrioten, erwachte mit ſolcher Kraft, daß er unwillkürlich zu ſich ſelber ſagte: Maſſimo, traue nicht!*)

„Come sta?“ wiederholte Karlo Alberto. — „Gut, was meine Perſon angeht.“ — „Wohl, und jetzt, woher kommen Sie?“ — „Majeſtät, ich komme von einer Rundreiſe in Italien; ich bin von Stadt zu Stadt gewandert, und wenn ich eine Audienz nachgeſucht habe, ſo geſchah es in der Abſicht, Eure Majeſtät zu fragen, ob Sie mir geſtatten wollten, eine Schilderung der gegenwärtigen Lage und Stimmung Italiens zu entwerfen und davon zu reden, was ich hinſichtlich politiſcher Anſchauungen ſah und hörte, ſowie mit Männern von verſchiedenen Lebensſtellungen beſprach und verhandelte."

---

*) Der Name Karlo Alberto's oder vielmehr der des Prinzen Karignano, denn dieſen Titel hatte ja der Verräther von 1821 damals geführt, war, wie jedermann weiß, in den 20ger und 30ger Jahren geradezu eine Verwünſchung im Munde jedes italiſchen Patrioten geweſen. Am nachdruckſamſten aber hatte dieſe Verwünſchung ausgeſprochen der geniale und hochgeſinnte Romanzendichter Giovanni Berchet in einer Strophe ſeiner „Klarina:“

„Esecrato, o Carignano,
Va il tuo nome in ogni gente!
Non v'è clima si lontano
Ove il tedio, lo squallor
La bestemmia d'un fuggente
Non ti annunzi traditor.“
(Hochverflucht, o Karignan,
Iſt dein Nam' bei männiglich!
Kein Ort auf der weiten Erde,
Allwo dich nicht gramverzehrte
Flüchtlinge mit Grimmgebärde
Vermaledei'n, Verräther, dich!)

In Wahrheit, der Marcheſe d'Azeglio kam ſo eben von einer politiſchen Rundreiſe zurück, welche er im Sinn und Dienſt des italiſchen Liberalismus unternommen hatte und die von weitgreifenden Folgen wurde. Es hatte dabei gegolten, der mazziniſch-republikaniſchen Agitation entgegenzuwirken, das alleinſeligmachende konſtitutionell-monarchiſche Heil zu predigen, den Sardenkönig als Heiland Italiens zu proklamiren und eine Verbindung zu organiſiren, welche fünfzehn Jahre ſpäter in dem deutſchen „Nationalverein" eine Nachahmung fand. Der italiſche Nationalverein, deſſen feſtere Organiſation der Marcheſe in Terni zuwegegebracht hatte, hieß „La trafila" und die „Drahtzieher" (trafilatori), die italiſchen Nationalliberalen, gaben die Loſung aus, es müßten die Italiener ruhig gehalten, vor jeder Kraftverzettelung in verfrühten und hoffnungsloſen Aufſtänden bewahrt und auf eine große europäiſche Bewegung vertröſtet werden, welche Bewegung den einzig-günſtigen Augenblick zur nationalen Erhebung bringen könnte. Sodann müßte den italiſchen Patrioten die konſtitutionelle Monarchie als künftige Staatsform der Halbinſel und endlich der Sardenkönig als erſter, ja einziger Anhaltspunkt gezeigt werden. Dieſer letzte Paragraph des Programms hatte großes Bedenken erregt und heftige Beſtreitung erfahren. An verſchiedenen Orten hatte der nationalliberale Weibel und Werber die bitter betonte Frage hören müſſen: „Wie, auf Karlo Alberto wollt ihr hoffen?" Worauf der Marcheſe: „Wenn ihr nicht auf ihn hoffen wollt, ſo laßt es bleiben; dann jedoch müßt ihr überhaupt zu hoffen aufhören und euch ergeben" — „Aber 1821 und 1832?" — „Gefallen auch *mir* nicht. Aber ich will euch ein Gleichniß ſagen: Falls ihr einem Dieb zumuthet, ein Ehrenmann zu ſein, und er euch das verſpricht, ſo habt ihr guten Grund, zu zweifeln, ob er ſein Wort halten werde; falls ihr aber einen Dieb zum Rauben einladet und er verſpricht, der Einladung nachzukommen, ſo wird er ſein Wort halten und ihr habt keinen Grund, daran zu zweifeln“.... Dieſe für Karlo Alberto nicht gerade ſchmeichelhafte Parabel zeigt draſtiſch genug, wie der italiſche Liberalismus von ſeinem „Heiland“ eigentlich dachte. Allein was weiter? Der Liberalismus iſt bekanntlich ein praktiſcher Menſch und Geſchäftemacher; folglich weiß er, daß die weltgeſchichtliche Firma Lump und Kompagnie, von Peſſimiſten auch Societas humana genannt, mit Vorliebe Gauner und Halunken als Kommis anſtellt....

„Sprechen Sie nur, es wird mir Vergnügen machen“, ſagte der König zum Marcheſe, worauf dieſer auseinanderſetzte, warum und wie die nationalliberale Partei im Gegenſatze zur nationalradikalen ſich neueſtens organiſirt habe. Die Mitglieder dieſer Partei ſeien überzeugt, daß auf den Wegen, welchen die patriotiſche Verzweiflung ſeit 1814 in Italien eingeſchlagen habe, nichts zu erreichen wäre; ſie lebten des Glaubens, daß ohne Macht nichts ausgerichtet, das Joch der Fremdherrſchaft nicht gebrochen werden könnte. Die Nationalliberalen wüßten, daß Karlo Alberto allein in Italien Macht beſäße, daß man aber auf dieſe Macht nicht rechnen dürfte, ſo lange Europa ruhig bliebe. Der Sprecher ſchloß mit den Worten: „Man muß weiter arbeiten, man muß mittels einer neuen Idee die alte Verzweiflung in Schranken halten und ihr den richtigen Weg vorzeichnen. Dafür bin ich umhergezogen, habe verhandelt, geredet, überredet und Reſultate gewonnen. An Eurer Majeſtät iſt es nun, mir zu ſagen, ob Sie billigen, was ich gethan, und ob die Hoffnungen, welche Italien auf Sie ſetzt, zu erhalten und zu kräftigen ſind.“

Ohne Zögern erwiderte der König mit feſt auf den Frager gerichtetem Blicke: „Laſſen Sie jene Herren wiſſen, ſie möchten ſich ruhig verhalten, ſich nicht rühren, weil dermalen nichts zu machen iſt. Aber thun Sie denſelben auch kund und zu wiſſen, daß ich, ſowie ſich eine günſtige Gelegenheit bietet, mein Leben, das meiner Söhne, mein Geld und meine Waffen, mein Heer und alles für die Sache Italiens hingeben werde“. Der Marcheſe war vom Entzücken über dieſe unumwundene, entſchloſſene Antwort tiefgerührt, ſo ſehr, daß er nur eine Wiederholung der vernommenen königlichen Worte hervorzuſtammeln vermochte: „So werde ich alſo jene Herren wiſſen laſſen, daß“ u. ſ. w. Karlo Alberto nickte beifällig mit dem Kopfe, dann ſtand er auf und entließ das Haupt der Trafila mit Umarmung und Kuß. „Dieſe Umarmung — erzählt Maſſimo — hatte etwas Gezwungenes, Kaltes, ja Düſteres und in meinem Herzen ſprach wieder die mahnende Stimme: Traue nicht!“

Das Bedenken kam aber zu ſpät, wurde auch raſch verwunden und in jener Wintermorgenſtunde iſt das Bündniß der italiſchen Bourgeoiſie, zu welcher ein ſehr großer Theil, ja wohl die Mehrzahl des Adels gehörte, mit dem Hauſe Savoyen zum Abſchluſſe gekommen*). Karlo Alberto, der Lügner von 1821 und 1832, hat 1845 nicht gelogen; nur dachte er ſich ſelbſtverſtändlich unter der „Sache Italiens“ die Intereſſen des Hauſes Savoyen. Phraſen müſſen aber ſein, vollends bei Gelegenheiten, wo Monarchismus und Liberalismus einander zu überſchlaumaiern ſuchen. Im Uebrigen war bei dem im turiner Schloſſe feſtgemachten Pakt eine von den italiſchen Liberalen ſtillſchweigend geſtellte und von Karlo Alberto ſtillſchweigend angenommene Bedingung dieſe, daß der künftige „Re d'Italia“ die konſtitutionellen Marionetten tanzen und die parlamentariſchen Kreiſel ſurren laſſen würde. Der Sardenkönig kam der übernommenen Verpflichtung drei Jahre ſpäter wirklich nach, indem er am 5. März von 1848 den „Statuto“, das konſtitutionelle Staatsgrundgeſetz für ſein Land verkündigen ließ.

---

*) Ich brauche kaum zu ſagen, daß die ſämmtlichen Einzelnheiten des geſchilderten Auftritts den Denkwürdigkeiten („i miei ricordi“, 1868), von Maſſimo d'Azeglio entnommen ſind, alſo einer Quelle, deren Lauterkeit keiner Anzweifelung unterſteht.

Die Allianz des italiſchen Liberalismus mit dem Dynaſticismus des Hauſes Savoyen hat ſich — jedermann weiß es — dauernd und erfolgreich erwieſen. Was die Wohlmeinenheit von Männern wie Maſſimo d'Azeglio angebahnt hatte, vollendete ſpäter die ſkrupelloſe Pfiffigkeit eines Cavour, — ſofern man nämlich ein Werk ein vollendetes nennen darf, welches, alle Phraſendrapereien bei Seite geſchoben, der armen Italia das lothringiſch-habsburgiſche Joch nur vom Nacken nahm, um ihr dafür das ſogeheißen bonapartiſche aufzulegen. Indeſſen — „die Welt will betrogen ſein“ und darum kann man ja wohl dem italiſchen Liberalismus die Freude laſſen, ſo zu thun, als hätte er ſein Land befreit und geeinigt. Ganz unbeſtreitbar wahr iſt, daß edelſte Begeiſterung und ſelbſtloſeſte Hingebung dies Werk nicht zu ſchaffen vermochten und daß die Geſchichte der italiſchen Revolution — wenn von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein kann — unwiderſprechlich darthut, wie ohnmächtig die idealen Mächte den realen Verhältniſſen gegenüber ſind und wie ſehr der alte Oxenſtierna mit ſeinem: „An nescis, mi fili, quantilla sapientia regitur orbis?“ rechthatte.

In Wahrheit, auf der einen Seite die ſelbſtgefällige Beſchränktheit, das Ordinäre, Mittelmäßige — was alles die Leute „Mäßigung“ zu nennen pflegen — auf der andern Seite die aalglatte Gaunerei und die bronzeſtirnig-ſelbſtſüchtige Schurkerei, ſie mitſammen regieren die Welt. Es iſt ganz lächerlich, zu verlangen oder zu erwarten, daß Wahrheit, Recht, Uneigennützigkeit und andere Ideale mehr in der menſchlichen Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, Erfolg haben ſollten oder könnten. Erfolg oder Nichterfolg ſind aber das einzige Kriterium, das einzige Recht oder Unrecht. Idealismen werden am und im ſozialen Bau allzeit nur eine dekorative Bedeutung haben und der ungeheuren

Mehrzahl der ungefiederten Zweifüßler vollſtändig unverſtändlich und gleichgiltig ſein. Denn „aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht“ und demnach muß er ſich allem Gemeinen wahlverwandt fühlen. Ausnahmen gibt es, ja wohl; aber dieſe Ausnahmen bezeugen bloß die Herrſchaft der Regel. Und wehe den Ausnahmen! Die ganze Weltgeſchichte iſt nur eine fortgeſetzte Verleugnung dieſer Ausnahmen, der armen thörichten Idealiker und Enthuſiaſten. Von keinem einzigen Träger des Genius, von keinem einzigen echten und rechten Helden der Menſchheit iſt geſagt und geſungen:

„Hat ſich ein Ränzlein angemäſt't
Alswie der Doktor Luther“ —

welcher Doktor, Dank ſeiner theologiſchen Verbohrtheit und beſchränktunterthanverſtändigen „Mäßigung“, bei „Weib, Wein und Geſang“ ein behagliches Daſein führte und bequem in ſeinem Bette ſtarb, während die genialen, ſelbſtſuchtloſen und hochherzigen Herolde des reformatoriſchen Gedankens, die Savonarola, Hutten, Münzer, Zwingli, Bruno und andere viele auf dem Scheiterhaufen, auf dem Schlachtfeld, im Kerker oder im Exil zu Grunde gingen und der größte Mann des ganzen Reformationszeitalters, Oliver Kromwell, wenigſtens als Leichnam noch an den Galgen kam. Und wie war es zur Zeit der großen Revolution? Alle die hochgeſtimmten und hochgeſinnten Enthuſiaſten von der Gironde und von der Montagne mußten zur Strafe für ihren Glauben an das Ideal ihre Köpfe auf das Schaffot tragen; aber die mit Gewiſſenloſigkeit eingeſeiften Schuſte und Schurken, die Talleyrand, Kambacérès, Fouché und Konſorten, ſie wurden Grandſeigneurs und Millionäre. Und nicht genug, daß die wahren Vorturner und Vorfechter der Menſchheit, die „Schwarmgeiſter“, wie der verheiratete Mönch von Wittenberg ſie ſchimpfte, oder die „Ideologen“, wie der glückliche Verbrecher vom 18. Brumaire ſie ſchalt, verfemte und verfolgte Habenichtſe und Märtyrer auf Erden ſind, auch die

Nachwelt, an Gemeinheit der Mitwelt ebenbürtig, verſagt ihnen Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die Metze Fortuna regelmäßig nur den Mittelmäßigen und Schlechten, den Gauklern und Gaunern ſich zuwendet, auch die Golem-Hiſtoria, wie ſie von Hof- und Kirchenräthen zuſammengeplätzt wird, verdonnert die „Schwärmer“, die „Idealnarren“, die „Prinzipienreiter“ und preiſ't die „Gemäßigten“, die Windfahnen, die pfiffigen Witterer und feigen Zitterer. Das iſt der Lauf der Welt und muß es ſein; denn „aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht“.

2.

Sothaner Peſſimismus hat ſchon recht; aber mit dem Rechthaben kommt man bekanntlich nicht weit auf Erden. Rechthaben thut's nicht, wohl aber Gewalthaben.

Kein auch nur halbwegs anſtändiger Menſch wird leugnen, daß die italiſchen Patrioten im Frühling von 1848 das Recht hatten, gegen die Fremd- und Zwingherrſchaft des Hauſes Lothringen-Habsburg und der verſchiedenen öſtreichiſchen Vögte auf Italiens Thronen und Thrönchen ſich zu empören. Allein der alte Radetzky erwies in den Diſputationen von Santa Lucia, Cuſtozza und Novara nachdruckſam die Chimärenhaftigkeit dieſes Rechthabens. Der Radetzky-Marſch pfiff, trommelte und trompetete den Sorgete-Italiani-Hymnus zu Boden.

Der zweiundachtzigjährige öſtreichiſche Feldmarſchall, Graf Joſeph Radetzky, ein verdeutſchter oder wenigſtens veröſtreichter Czeche, geboren 1766 zu Trebnitz in Böhmen, macht zweifelsohne die bedeutendſte hiſtoriſche Figur des „Tollen Jahres“. Aus der dazumal ſchnatternden Gänſeheerde von Schwatzweibern hob ſich dieſer greiſe Thatmann wie ein Koloß empor. Ein Unglücksmann für Europa, ſicherlich! aber doch ein Mann, ein Könner und Thäter, welchen anzuſehen für das vom Anblick ſo vieler biedermaieriſch-impotenter Woller, Wünſcher und Klätſcher ermüdete und angeekelte Auge erfriſchend und wohlthuend iſt. Mit der Laſt von 82 Jahren auf dem Rücken und unter den ungünſtigſten Umſtänden das aus den Fugen gegangene Oeſtreich wiedereinzurenken — was Radetzky durch ſeine lombardiſchen Siege gethan hat — das war kein Spaß, ſondern eine verzweifelt ernſte Arbeit. Reſpekt alſo vor dem reſoluten Hamlet*) oder vielmehr Nicht-Hamlet im weißen Marſchallsrock, Reſpekt! und thät' es auch allen liberalen und radikalen Maultrommeln jenſeits und dieſſeits der Alpen in den Zungenſpitzen weh.... Der Alte hatte 1787 zur ſchwarzgelben Fahne geſchworen als Küraſſier-Kadett, hatte zuerſt im Türkenkriege von 1789 unter Laudons Kommando Pulver gerochen und dann die Schule der Kämpfe Oeſtreichs gegen die franzöſiſche Republik und das Empire durchgemacht. Als Rittmeiſter focht er 1794 unter Klerfayt in Flandern, als Generalſtäbler 1799 unter Melas in Italien, als Küraſſieroberſt bei Marengo, als Reitergeneral bei Aſpern und Wagram. In den ſchickſalsvollen Jahren 1813—15 hatte er bereits einen großen Stand in der militäriſchen Welt: er war der Chef von Schwarzenbergs Generalſtab, ſowie auch einer der Dreimänner, welche am 10. Juli von 1813 den berühmten widernapoleoniſchen Kriegsplan von Trachenberg feſtſtellten (der Oeſtreicher Radetzky, der Preuße Kneſebeck und der Deutſchruſſe Toll), jenen Kriegsplan, deſſen erfolgreiches Einhalten von ſeiten der Verbündeten den Empereur in einem ſeiner beſtialiſchen Wuthkrämpfe kreiſchen machte: „Dieſe Viecher haben etwas gelernt (ces animaux ont compris quelque chose)“! Nun, er hatte ſie auch lange genug in der Lehre gehabt, das muß man ſagen. Der zu jener Zeit gemeiſterte und

---

*) The time is out of joint — O cursed spite,
That ever I was born to set it right! Hamlet, I, 5.

bemeiſterte Schlachtenmeiſter hatte zwar, falls man dem General Jomini glauben darf, keine ſehr hohe Meinung von Radetzky's Befähigung zum Generalſtabschef („il n'avait pas l'expérience d'une pareille charge“), indeſſen hat der Marſchall, welcher, nachdem er kommandirender General in Ungarn und Mähren geweſen, im Jahre 1831 mit dem Oberbefehlshaberſtab der öſtreichiſchen Armee in Italien betraut worden war, das Examen rigoroſum von 1848—49 als Strateg und Taktiker der Art beſtanden, daß ihm eine gute Note zu geben wohl auch Napoleon anſtändiger Weiſe nicht umhingekonnt hätte. Der Marſchall war zu geſcheid, um die herandrohende Kataſtrophe nicht vorauszuſehen. Er hatte auch, ſoweit es an ihm lag, auf dieſelbe ſich vorbereitet: namentlich dadurch, daß er den Boden, auf welchem er, wie er erwartete, würde ſchlagen müſſen, genau ſtudirte; ferner dadurch, daß er ſich einen Kreis tüchtiger Untergenerale heranbildete (Gorzkowsky, Wratislaw, d'Aſpre, Thurn, Welden, Nugent), und endlich dadurch, daß er dem von ihm befehligten Heere, vom Oberoffizier bis zum letzten Fuhrknecht herab, ein unbedingtes Vertrauen auf und eine enthuſiaſtiſche Liebe für den Feldherrn einzuflößen verſtand. Radetzky beſaß ſuperlativiſch jene magiſche Macht der Perſönlichkeit, mittels welcher berühmte Landsknechtebandenführer früherer Zeit, ein Sickingen, ein Frundsberg, die disparateſten Elemente zu einem harmoniſchen Heerganzen zuſammenzubinden vermocht hatten. Darum war die ſchwarzgelbe Fahne in der Hand des Marſchalls ein Palladium, ein Fetiſch, dem alle die widerhaarigen Nationalitäten, aus welchen die öſtreichiſche Armee zuſammengeſetzt war — ſogar die italiſche Nationalität nicht ganz ausgenommen — mit religiöſem Denknichts-Fanatismus anhingen. Summa: kein gewöhnlicher, ſondern ein bedeutender Menſch, ein umſichtiger Politiker und tüchtiger Heerführer, ſeinem Hauptgegner, dem Sardenkönig, in jeder Beziehung weit überlegen. Auch die Generale Karl Alberts, die Bava, Sonnaz, Salasco, Chiodo und andere, vermochten gegen die radetzky'ſchen nicht aufzukommen. Die piemonteſiſchen Soldaten ſodann waren zwar die tüchtigſten und geſchulteſten in Italien und haben ſich ſehr brav geſchlagen; allein ſowie die ſardiniſche Heermaſchine einmal ernſtlich arbeiten ſollte, erwies ſie ſich als Flick- und Lotterwerk. Der Unzulänglichkeit der Führer entſprach die Unzulänglichkeit der Ausrüſtung und eine im Ganzen mangelhafte Organiſation wurde nicht verbeſſert durch den Miſchmaſch von Unkenntniß und Gewiſſenloſigkeit, welcher im Einzelnen handirte. Die Generalſtabsoffiziere erwieſen ſich vor dem Feinde alsbald als das, was ſie waren, als unwiſſende Junker, und von den Subalternoffizieren bis zum Major und Regimentsoberſt aufwärts glichen viele auf's Haar jenen preußiſchen halbinvaliden und ganzſtupiden Schmeerbäuchen von Majoren und Oberſten, welche Anno 1806 bei Jena zu hauen glaubten, aber gehauen wurden. Sogar mit der numeriſchen Beſchaffenheit der ſardiniſchen Streitkräfte ſah es anfangs wenig hoffnungsvoll aus. Man hatte zwar die Kriegsſtärke der regulären Armee glücklich bis zur Höhe von 60,000 Mann und drüber hinaufgeſchraubt, aber nur auf dem Papier. Der **Zuwachs**, welchen das ſardiſche Heer durch die lombardiſchen und ſonſtigen italiſchen Freiſchärler erhielt, war zwar der Zahl nach ziemlich beträchtlich, thatſächlich aber ziemlich wirkungslos. Der italiſche Feldzug von 1848 hat, wie die kriegeriſchen Ereigniſſe von 1848 und 1849 überhaupt, ſehr nachdruckſam erwieſen, daß Freiſcharen im erſten Feuer der Revolutionsbegeiſterung innerhalb aufgeſtandener Städte wohl regelrechte Truppen bekämpfen und zum Weichen bringen können, daß ſie jedoch, ſelbſt zähe Ausdauer und aufopfernde Tapferkeit auf ihrer Seite vorausgeſetzt, im offenen Felde gegen geordnete und auch nur halbwegs gutgeführte Truppenmaſſen nie etwas Nennenswerthes auszurichten vermögen. Die ganze Laufbahn des größten Freiſcharenführers unſeres Jahrhunderts, die Laufbahn von Giuſeppe Garibaldi, illuſtrirt dieſen Satz handgreiflich deutlich.

3.

Als die großen Botſchaften von den pariſer Februartagen und von den wiener und mailänder Märztagen nach Turin gelangt waren, ſagte Karlo Alberto, was Hunderttauſende von Italienern damals zu den Sternen hinaufjubelten: „Il gran momento è venuto!“ Aber der alte Radetzky, nach ſeinem Abzug aus Mailand mühſelig über die Adda und gegen den Mincio hin retirirend, dachte: Wollen ſehen, ob er wirklich gekommen! — nämlich der große Augenblick, wo das Schwarzgelb vor dem Grünweißroth über die Alpen zurückweichen müßte.

Am 22. März noch hatte zwar das konſtitutionelle Miniſterium Karlo Alberto's dem öſtreichiſchen Geſandten auf deſſen Beſchwerde, daß ſich in und um Turin Freiſchärler mit wideröſtreichiſchem Geſchrei großmachten, die ſchriftliche Verſicherung gegeben, daß „die ſardiniſche Regierung von dem Wunſche beſeelt ſei, alles zu thun, was die freundnachbarlichen Beziehungen zu Oeſtreich kräftigen könnte;“ aber ſchon am folgenden Tage, Nachmittags, glaubten der König, der Graf Balbo und ſeine Mitminiſter die „große Stunde“ gekommen, das Kreuz von Savoyen gegen den öſtreichiſchen Doppeladler ins Feld zu tragen. Radetzky mit ſeinen „stupidi Croati“ war ja fort aus Mailand. Die mailänder „Trafilatori“ hatten Sorge getragen, ihre gewähnte „Spada d'Italia“ ſchleunigſt von dieſer Thatſache in Kenntniß zu ſetzen und beſagten gekrönten Degen aufzufordern, eilends nach der Hauptſtadt der Lombardei zu kommen — an der Spitze ſeiner unbeſieglichen Armee, verſteht ſich — weil ſonſt zweifelsohne die böſen Mazziniſten die Milch frommer, will ſagen monarchiſcher Denkungsart in das gährende Drachengift des Republikanismus umſchlagen machen könnten. Alles war ja möglich in dem gränzenloſen Wirrſal, welches in jenen Tagen die apenniniſche Halbinſel durchſchütterte, erdbebenkrämpfig, vom Mont Cenis bis zur Südſpitze von Kalabrien.

Man darf auch, um gerecht zu ſein, den italiſchen Liberalen nicht allzu ſehr übelnehmen, daß ſie in dieſer chaotiſchen Kriſis Dummheit auf Dummheit plätzten und die Sache ihres Landes ſo ſchlecht führten, wie ſie thaten. Der Liberalismus war eben auch in Italien wie überall. Als die richtige Mittelmäßigkeit, welche er iſt, wird er es nie dazu bringen, Großes groß zu faſſen und zu führen. Er fühlt ſich nur in der dumpfen Atmoſphäre der parlamentariſchen Schwatzbude daheim. Im ſcharfen Luftzug des Volkslebens oder gar vom Orkan der Revolution umtobt, wird der arme Halbling von Doktrinär zum Konfuſius Konfuſiorum, zum perplexen Konfuſionaſinus, der nach Ruhe um jeden Preis ſchreit, wie nur je ein Eſel nach einer Diſtel ſchrie. Endlich muß man den italiſchen Liberalen zu ihrer Entſchuldigung nachſagen, daß ſie, wenn ſie von ſeiten des fürchterlichen Mazzini und des fürchterlicheren Mazzinismus eine Gefahr für ihren konſtitutionellen Schnickſchnack beſorgten, wenigſtens einen weit realeren Grund zur Furcht hatten als ihre deutſchen Mitliberalen, welche, angeſichts der drei Dutzend Republikaner, die es Anno 1848 in deutſchen Landen gab, mit Kindergeflenn zur Domina Monarchia eilten und ſie anſchluchzten: Mama, beſchütz' uns um Gottes willen vor dem rothen Butzemann!

Noch am Abend des 23. März wurde man in Turin ſchlüſſig, den gekommenen großen Moment zu benützen und die ſardiſche Dynaſtie zur italiſchen zu machen, beſonders als aus Mailand die Herren Martini und Vimerkati angelangt waren und von ſeiten der dortigen proviſoriſchen Regierung ein förmliches Geſuch um Unterſtützung mitgebracht hatten. Das alte Axiom des Hauſes Savoyen: „Die Lombardei iſt eine Artiſchoke, die man Blatt für Blatt eſſen muß“ — galt jetzt für antiquirt: man hoffte die Artiſchoke mit einem Schluck und Druck in den ſavoyiſchen Magen befördern und ſo zu ſagen als Sauce Parma und Modena mitlaufen laſſen zu können. Nebenbei hat Karl Albert wohl auch gefühlt, daß es ſchön ſein müßte, mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden, d. h. bei dieſer Gelegenheit von dem häßlichen Makel, welchen ſeine zweimal an der italiſchen Sache früher begangene Verrätherei ihm angeheftet hatte, ſich reinzubrennen. Daß man aber dem dynaſtiſchen Zweck den gleißenden Nationalmantel umhängen müßte, verſtand ſich ſchon im Hinblick auf die Möglichkeit republikaniſcher Regungen von ſelbſt. Man beſchloß alſo, in die Lombardei einzubrechen, und rief die geſammte Armee eilends unter die Waffen. Muth iſt ſonſt bekanntlich keine der Eigenſchaften des Liberalismus; aber eine Sorte von Muth beſitzt er doch in hohem Grade, nämlich den Muth, ſich lächerlich zu machen. Dieſen bewährten auch Karl Alberts Miniſter, indem ſie den Kriegsbeſchluß gegen Oeſtreich damit motivirten, dieſes hätte durch ſeine neueſten Verträge (vom Dezember 1847) mit den mittelitaliſchen Herzogen ſein Machtgebiet rechtswidrig bis an's Mittelmeer ausgedehnt.

Am folgenden Tage (24. März) ließ der König ſeinem Aufbruch nach der Lombardei ein Manifeſt voraufgehen, welches beſonders durch die darin vorkommende Phraſe, Gott — der „liebe" Gott wird bei ſolchen Anläſſen bekanntlich immer ſtark behelligt — habe Italien mittels wunderbarer Umwälzungen in den Stand geſetzt, durch eigene Kraft etwas zu werden (wörtlich: ſich von ſelbſt zu machen „di fare da se") — berühmt, ja ſprichwörtlich geworden iſt. Zwei Tage darauf rückte bereits eine erſte Brigade des piemonteſiſchen Heeres in Mailand ein. Karl Albert ſelbſt raffte von ſeinen ſich ſammelnden Truppen die zunächſt marſchfähigen, etwa 24,000 Mann, zuſammen, überſchritt den Po und zog auf Pavia, woſelbſt am 29. März Abgeordnete Mailands und anderer lombardiſcher Städte ihn begrüßten. Aber als was? Das ließ man beiderſeits in der Schwebe. Der König hatte nicht die Energie, ſich ohne weiteres als „Re d'Italia" darzuſtellen und zu proklamiren, und die Liberalen hinwieder wagten das auch nicht, was beweiſ't, daß der Royalismus doch nicht ſo ſelbſtverſtändlich die ungeheuere Mehrheit der Bevölkerung für ſich hatte, wie die Signori von der Trafila ſich ſelbſt und andere glauben machen wollten.

Kein Wunder übrigens, wenn in den ſchwirrenden Tumult des Tages weder der ſchwache Karl Albert noch ſeine Anhänger den richtigen Weg zu wählen und mit Entſchiedenheit zu wandeln wußten. Das Glück war auch gar zu märchenhaft blau vom Himmel auf Italien herabgefallen. Der Abzug der Weißröcke aus der Hauptſtadt der Lombardei rief einen Rauſch hervor, dem es ganz undenkbar vorkam, daß die ſchwarzgelbe Fahne jemals wieder vom mailänder Dome wehen könnte. Die Nachricht von der ſiegreichen Erhebung Venedigs, alle die Mirakelbotſchaften aus Parma, Modena, Florenz, Rom, Neapel mußten den Rauſch zum Delirium ſteigern. Wenn man vernahm, daß nicht allein aus allen italiſchen Landſchaften Freiſcharen gen Oberitalien ſich aufmachten — eine neapolitaniſche unter der Führung der Prinzeſſin Belgiojoſo —, ſondern daß auch die italiſchen Fürſten, ſoweit ſie auf ihren Thronen noch ſeßhaft, für die italiſche Nationalſache und gegen Oeſtreich ſich erklärten, ja daß Leopold von Toskana, Papſt Pius und Ferdinand von Neapel Truppen nach Oberitalien zu ſenden ſich anſchickten, damit dieſelben, an der Seite der Piemonteſen und Lombarden fechtend, die „deutſchen Barbaren“ und „weißröckigen Talgfreſſer“ gänzlich vom italiſchen Boden wegzutilgen mithälfen, wenn man hörte, daß der Statthalter Chriſti den nach der Lombardei aufbrechenden „Kreuzfahrern“, unter welche zwei ſeiner Neffen ſich eingereiht hatten, vom Balkon des Quirinals herab ſeinen Segen geſpendet habe — (obzwar in ſehr zweideutigen Ausdrücken) — wenn es vom Fuße des Veſuv heraufſcholl, daß der jetzo ja auch „gut italiſch und konſtitutionell“ geſinnte König ein Truppenkorps von 15,000 Mann und zwar unter dem Kommando von Guglielmo Pepe, dem altberühmten „Soldaten der Freiheit“, der guten Sache zu Hilfe ſenden werde: — ja, wenn alle dieſe glorreichen Neuigkeiten in Ohren hineinfeuerwerkten, welche an ohnehin ſchon ſüdlich heißen

Köpfen hafteten, ſo war es ganz in der Ordnung, daß die Köpfe wirbelig wurden und die Patrioten, auf deren Schultern dieſe Köpfe ſaßen, für das Zunächſtliegende und Zunächſtnöthige keinen Sinn und Verſtand hatten, ſondern als von etwas Selbſtverſtändlichem davon phantaſirten und delirirten, es müßten, nun die beſagten „Barbaren“ und „Talgfreſſer“ auf Nimmerwiederkehr vertrieben ſeien, ſofort auch Iſtrien, Illyrien, Welſchtirol und Dalmatien zu dem befreiten Italien geſchlagen werden.

Zweifelsohne ſahen Karl Albert und ſeine Rathgeber die Sache etwas nüchterner an. Aber konnte, durfte man in die hochlodernde Glut der Begeiſterung den ſtaatsmänniſch-kalten Waſſerſtral hineinſpritzen, es handle ſich für das Haus Savoyen zunächſt und allermeiſt darum, die erwähnte „Artiſchoke“ zu verſchlucken? Gewiß nicht. Der Sardenkönig ſtellte ſich daher als den, wie er in einer ſeiner Proklamationen ſagte, „von der Hand Gottes getriebenen“ Streiter für die Sache Italiens dar und ließ nur beſcheiden, obzwar deutlich, durchblicken, daß er erwarte, der „Wille der Nation“ werde ſeiner Zeit ihm zu Willen ſein, d. h. ihm die Krone des künftigen „Regno d'Italia“ aufſetzen. In derſelben Proklamation — von Lodi aus erlaſſen — prophezeite Karl Albert zuverſichtlich: „Italiener, binnen kurzer Zeit wird unſer Vaterland von Feinden frei ſein. Meine Waffen werden den Kampf abkürzen. Euer Sieg iſt ſicher!“ . . . Derartige Prophezeiungen waren im „tollen“ Jahre gäng und gäbe. Es gab dazumal mehr Propheten als rothe Hunde. Es gab auch etliche echte, freilich nur ſehr wenige, welche weiſſagten, der ganze Schwindel werde ein klägliches Ende nehmen. Aber das glaubte natürlich kein Menſch. Es iſt ſo ſüß, ſich belügen zu laſſen; wie in der Liebe, ſo auch in der Politik. Wahrheit iſt ein widerwärtig Weſen.

4.

Derweil der Sardenkönig prophetiſchen Stilübungen oblag, hatte der alte Radetzky ſein aus Mailand gerettetes kleines Heer erſt hinter die Adda und dann an den Mincio geführt. Am linken Ufer der Adda mit den 20,000 Mann, welche, die Zahl hochgegriffen, der Marſchall am 24. März zur Hand hatte, Stellung zu nehmen erwies ſich als unthunlich, ſobald ruchbar geworden, daß auch Venedig für Oeſtreich verloren gegangen. Zwar vermochte er in den nächſten Tagen durch Heranziehung der Garniſonen an ſeinem Wege gelegener Städte ſich um etliche Tauſende zu verſtärken, allein da er den Feind viel ſtärker glaubte, als derſelbe in Wirklichkeit war — der fürchterliche Lärm, womit ringsher die Freiſcharen in's Feld rückten, mochte dieſe Täuſchung mit verurſacht haben — ſo ſah er ſich nach einem feſten Stützpunkt um und ſuchte und fand denſelben in dem ſchon damals berühmten zwiſchen dem Mincio und der Etſch gelegenen Feſtungsviereck Peschiera, Mantua, Verona und Legnago. Dorthin richtete er ſeinen Marſch, aber er konnte, obzwar in dieſer Stellung für den Augenblick geborgen, über das Verzweifelte ſeiner Lage ſich keineswegs täuſchen. Er hatte, ſo ſchien es, ganz Italien gegen ſich, mußte von Stunde zu Stunde beſorgen, daß ihm ſeine Rückzugslinie nach den Alpen abgeſchnitten würde, hatte eine leere Kaſſe und nur wenig zahlreiche und noch dazu verzettelte Streitkräfte, mußte auch, da ja daheim die vielgerühmte Blaſe metternichtiger Staatsweisheit ebenfalls zum Platzen gekommen und die bekannte „Rotte von Literaten, Advokaten, Schmuhlen, Mauſcheln und ſonſtigen fremden Böſewichten“ in Wien regierte, vorderhand alle und jede Hoffnung, von dorther Hilfe zu erlangen, aufgeben. Da hieß es einen zweiundachtzigjährigen Nacken ſteif halten und der Alte hielt ihn ſteif, ſo prächtig ſteif, wie zu jener Zeit kein zweiter ſteifgehalten wurde.

Eine Wahrnehmung mochte ihn vorzugsweiſe tröſten und in ſeinem verteufelt verzweifelten Geſchäfte ſtärken. Dem geübten Blicke des Marſchalls, welcher ein Kenner der Menſchen und ihrer Erbärmlichkeit war, konnte es nämlich, nachdem der Eindruck der erſten Ueberraſchungen verwunden war, nicht entgehen, daß an der ganzen Erhebung Italiens viel mehr Geſchrei als Wolle ſei. Und ſo war es wirklich. Die italiſche Bewegung von 1848 hat weit mehr Seelenſchwung, Kampfluſt und Aufopferungsfähigkeit erwieſen als die deutſche; aber ſie theilte mit dieſer den Grundmangel, daß nicht die ganze Nation mitthat. Es gab auch dazumal, die Phantaſten mögen ſchwatzen, was ſie wollen, ein ganzes Nationalbewußtſein in Italien ſo wenig wie in Deutſchland. Die landſchaftlichen Verſchiedenheiten und Antipathieen waren jenſeits der Alpen mindeſtens ſo groß wie dieſſeits. Der Neapolitaner ſtand dem Piemonteſen gewiß ebenſo fremd gegenüber, wie der Tiroler dem Frieſen, und der Romagnole verhielt ſich zum Sizilianer ſicherlich nicht ſympathiſcher als der Rheinländer zum Pommer. Die munizipale Spannung zwiſchen Florenz und Siena, Piſa und Livorno u. ſ. w. war gewiß nicht geringer als zwiſchen irgendwelchen deutſchen Krähwinkeln und Kuhſchnappeln. Gerade wie in Deutſchland war auch in Italien der Nationalgeiſt nicht ein Naturgewächs, ſondern ein Kunſtprodukt, geſchaffen durch die ruhmreiche Kette von patriotiſchen Dichtern und Denkern, welche ſich von Dante bis zu Gioberti herabſpannte. Nur der gebildete Italiener fühlte und fühlt ſich als ſolcher, ſchon im Mittelalter wie noch heute. Die Pflege der italiſchen Einheits- und Freiheitsidee war ausſchließlich bei den gebildeteren Klaſſen der Städtebevölkerungen geweſen und dieſe, nur dieſe, d. h. das ſtädtiſche Bürgerthum und der größere Theil des demſelben verbundenen Adels, machten die italiſche Bewegung von 1848. Die Maſſe des Volkes, der Bauer that nicht mit. Was wußten denn dieſe in der tiefſten Nacht der Unwiſſenheit und des Fetiſchismus vegetirenden, zumeiſt eigenthumsloſen, in drückenden Pächterverhältniſſen bei kärglicher Nahrung für geile Preti, müſſige Nobili und fette Cittadini das Feld beſtellenden armen Teufel von Bauern, was wußten ſie von Italien? Nichts. Was waren ihnen „Unità e Libertà?“ Worte ohne Sinn. Es iſt ſogar unzweifelhaft feſtgeſtellt, daß der italiſche Bauer, ſoweit er ſich überhaupt rührte, im Jahre 1848 eher zu Gunſten der Oeſtreicher als der Signori Padroni geſtimmt war. Warum? Weil es die bäueriſche Schadenfreude gekitzelt hatte, zu ſehen, daß die Signori Padroni von den „Weißkitteln“ gerade ſo geſchurigelt wurden wie er ſelber. Allerdings iſt es wahr, daß die ſtumpfe Gleichgiltigkeit der Bauern noch niemals den Ausbruch einer Revolution verhindert hat; aber nicht weniger wahr iſt, daß an dieſer ſtumpfen Gleichgiltigkeit ſchon manche Revolution zu Grunde gegangen iſt. Der italiſche Erhebungsſturm von 1848 durchfuhr zwar die Halbinſel ihrer ganzen Länge und Breite nach, aber er ſtreifte bloß die Oberfläche, er wühlte die Bevölkerungen nicht in ihren Tiefen auf. Die Bauern thaten nicht mit, die Maſſen fehlten. Das merkte der alte Radetzky und daraufhin kalkulirte er richtig: Kann ich nur dem erſten Geſchrei und Gebrauſe, Getrommel und Geſchieße ſtandhalten, ſo will ich den Signori Italiani und Italianiſſimi mit dem öſtreichiſchen Korporalſtock ihre Märzphantaſieröcke ſchon gehörig ausklopfen.

Zunächſt handelte es ſich freilich noch nicht um's Klopfen, ſondern höchſtens um's Nichtgeklopftwerden. Radetzky wäre es geworden, meinen Kriegswiſſenſchafter, falls Karlo Alberto mit allem, was er von Streitkräften aufbringen konnte, ſüdöſtlich von Mantua über den Po gegangen wäre, ſich in den Rücken ſeines Gegners geworfen und, etwa von Padua aus, alles darangeſetzt hätte, das Feſtungsviereck abzuſperren. Der Sardenkönig ging aber von der vorgefaßten Anſicht aus, nicht die Rückzugslinie nach dem Venetianiſchen, beziehungsweiſe nach Illyrien, ſondern die nach Tirol müßte den Oeſtreichern abgeſchnitten werden, und o verſuchte er den Stier bei den Hörnern zu packen, d. h. das Feſtungsviereck in der Front anzugreifen.

Das ſchien anfangs gelingen zu wollen, aber es war nur ein täuſchender Schein. An der Brücke des am rechten Ufer des Mincio gelegenen Städtchens Goito ſtieß am 8. April die italiſche Vorhut, Freiſchärler aus Genua und Mailand, ſowie piemonteſiſche „Berſaglieri“ und Marineſoldaten, auf die öſtreichiſche Nachhut, die Brigade Wohlgemuth, welche zum Weichen gezwungen wurde, nachdem die Brücke durch eine einzige Kompagnie tiroliſcher „Kaiſerjäger“ 4 Stunden lang hochheldiſch — zwei Enkel des Andreas Hofer fielen hier — gehalten worden war. Dieſer erſte, kleine, kaum nennenswerthe Erfolg machte die Italiener ganz toll vor Freude. Viele wenigſtens, ſehr viele thaten mit Schreien, Springen und Tanzen, wie drehende Schöpſe thun. Es gab eine Viktoriaflunkerei, als wäre ſchon alles aus und vorbei und der letzte Weißkittel fliehend hinter dem Kamme der Alpen verſchwunden. Im Bulletinſtil leiſteten die italiſchen Zeitungsſchreiber Koloſſales. Sie überlogen den erſten Napoleon und kamen an Wahrhaftigkeit nahezu dem dritten gleich. Der Generaladjutant Radetzky's, General Schönhals, welcher als „Veteran“ dieſen Feldzug beſchrieben hat, theilt aus einer italiſchen Zeitung — (leider ſagt er nicht, aus welcher) — als Probe ſolchen Bulletinismus dieſen Siegesbericht über das Gefecht bei Goito mit: — „Die öſtreichiſche Armee hat aufgehört zu ſein! Vierzigtauſend Gefangene haben ſich vor dem großen Schwerte Italiens niedergeworfen. Radetzky, dem beide Beine zerſchmettert waren, iſt unter dem Beifallsgeſchrei der Armee am Schweife ſeines Pferdes fortgeſchleift worden. Verona hat ſich ergeben; man hat ſich aller Fahnen, Kanonen und Bagagen des Feindes bemächtigt. Die Zahl der Todten iſt unberechenbar.“ Wie aus dem „Bramarbas“ des Plautus herausgeſchnitten oder aus der „Zenobia“ des Calderon, allwo der große Kapitano Perſius ſeine wunderbaren Heldenthaten zum beſten gibt. Man muß eben dem Ueberſchwang ſüdländiſcher Einbildungskraft etwas zu gute halten. Wahr iſt nur, daß die Italiener, ſoweit ſie bei Goito in's Feuer gekommen, ſich mit großem Muthe geſchlagen haben. Auch, und ſogar allen zuvor, die Freiſchärler. Allein im Uebrigen war die ganze Freiſchärlerei von unbedeutendem Erfolg. Es fehlte die rechte Organiſation, Führung und Zucht. Es gab unter den Freiſcharen faſt mehr Generale, Oberſte und ſonſtige Offiziere als gewöhnliche Freiſchärler und das Auftreten der Freiſcharen war der Maſſenerhebung, war dem Ausbruch eines „Volkskriegs“ mehr hinderlich als förderlich, weil die Zuchtloſigkeit dieſer Scharen namentlich den Bauer von einer Betheiligung an der nationalen Sache abhielt. So z. B. im Welſchtirol, wohin der Feldmarſchall, um ſich dort den Rücken und die Verbindung mit den öſtreichiſchen Erbländern zu ſichern, baldmöglichſt von Verona aus 4000 Mann entſandte unter einem Befehliger, auf deſſen rückſichtsloſe Energie er ſich verlaſſen konnte. Es war dies der Oberſt Zobel, welcher Trient beſetzte und vom dortigen Kaſtell herunter eine ſo ganz und gar nicht mißzuverſtehende Kanonenmaulſprache führte, daß dort herum Italiani und Italianiſſimi unterduckten, ſehr. Der Mann hatte ſchon drunten in der Lombardei ſich furchtbar genug gemacht. Seine Meldungen waren Blutlitaneien: z. B. „13 im Kaſtell Doblino gefangene Deſerteure. ließ ich gleich erſchießen; 7 gefangene wohlhabende Bürger und Gutsbeſitzer aus Mailand und Bergamo ließ ich auch erſchießen, zum Exempel.“ Ruhm den Italienern, Ruhm insbeſondere den Freiſcharen, daß ſie ſolches „Exempel“ nicht nachahmten! Ehre aber auch dem alten Radetzky, daß er ſolche Barbarei oder Zobelei nicht billigte, ſondern das Erſchießen von Gefangenen, ſogar von gefangenen Fahnenflüchtigen verbot und nur überwieſene Spione todtzumachen erlaubte. Der „vielbeſchimpfte, aber bewundernswerthe Greis“ — ſo nannte ihn einer ſeiner urtheilsfähigſten Feinde, der Graf Balbo — hatte überhaupt in betreff des Umbringens wehrloſer Gefangenen keineswegs windiſchgrätziſche oder haynauiſche Anſichten. Als er im Spätherbſt von 1848 die ſtandrechtliche Ermordung von Robert Blum erfuhr, ſagte er laut: „Das ſchadet Oeſtreich mehr als eine verlorene Schlacht!“

5.

Nach dem „großen Sieg“ bei Goito überſchritten, den Oeſtreichern folgend, die italiſchen Streitkräfte den Mincio. Ihre Verſtärkungen trafen jetzt allmälig ein, ſo daß um die Mitte Aprils der Sardenkönig über ungefähr 42,000 Mann Regulärtruppen mit 120 Geſchützen zu verfügen hatte. Wenig ſpäter über nahezu 60,000 Mann, ungerechnet die lombardiſchen, parmeſaniſchen, modeneſiſchen Freiſcharen und die aus dem Kirchenſtaat, aus Toskana, aus Neapel gekommenen Hilfsvölker, welche zuſammen zweifelsohne eine Summe von 25 bis 30,000 Mann ausmachten. Das öſtreichiſche Heer war zu dieſer Zeit anerkanntermaßen bedeutend ſchwächer. Sein Totalbeſtand bezifferte ſich auf höchſtens 57,000 Mann, wovon aber nicht mehr als 18 bis 20,000 Mann auf die eigentliche Feldarmee kamen, indem die Mehrzahl der angegebenen Geſammtmannſchaft entweder Beſatzungsdienſte that oder zu Entſendungen verwandt war. Allein dieſe numeriſche Ungleichheit wurde, abgeſehen von der Beſchaffenheit der Truppen, vollſtändig ausgeglichen dadurch, daß die Oeſtreicher vom Radetzky und die Italiener vom Karlo Alberto kommandirt wurden. Der letztere hat ſich, wie als Menſch und Politiker, ſo auch als General nur als einen Hamlet der Wirklichkeit erwieſen, d. h. als ein Schwäch- und Schwankling, der immer will und nimmer kann und auf deſſen Schultern die Geſchichte die Bürde einer Aufgabe gelegt hatte, welcher ſie nicht gewachſen waren. An perſönlicher Tapferkeit hat es der Sardenkönig nicht fehlen laſſen. Im Gegentheil, er ſetzte ſo ſich aus, er ritt bei jeder Gelegenheit ſo rückhaltlos in's dichteſte

Kampfgemenge, daß man geneigt wird, zu vermuthen, der ſardiſche Hamlet habe im peinigenden Gefühle des Mißverhältniſſes zwiſchen ſeiner Aufgabe und ſeiner Kraft einen ehrenhaften Tod geſucht. Gewiß iſt, daß der König gar kein Selbſtvertrauen beſaß und demnach zum Feldherrn gerade ſo viel Beruf hatte wie ein deutſcher Profeſſor zum Staatsmann, womit aber nicht geſagt ſein ſoll, daß der letztgenannten Species vom Genus Homo das Selbſtvertrauen mangelte — bewahre!

Noch immer konnte mit Ausſicht auf Erfolg dazumal verſucht werden, von Oſten her das Feſtungsviereck zu faſſen; allein Karl Albert hatte ſich nun einmal in den Angriff von Weſten her verbiſſen und insbeſondere die Wegnahme von Peschiera, der am Südende des Gardaſee's gelegenen Nordweſtecke jenes Vierecks als ein Unternehmen von äußerſter Wichtigkeit ſich in den Kopf geſetzt. Auf die gänzliche Einſchließung dieſer Feſtung zielten zuvörderſt ſeine Operationen. Weiterhin war es auf Verona abgeſehen, mit deſſen Fall — (aber es fiel nicht!) — allerdings die öſtreichiſche Verbindungslinie mit Tirol höchlich gefährdet geweſen wäre. Gegen Ende Aprils ſtand die italiſche Hauptmacht ſüdlich von Peschiera und ſuchte zu den angegebenen Zwecken in nordöſtlicher Richtung vorzugehen und ſich auszubreiten, während der öſtreichiſche General, Verona als den Angelpunkt ſeines Thuns und Laſſens feſthaltend, noch immer auf die Vertheidigung angewieſen war. Von den letzten Tagen des Monats wurde jeder durch blutige Zuſammenſtöße markirt. Am 30. April thaten die Italiener einen herzhaften Anfall auf Paſtrengo, wo zwei öſtreichiſche Brigaden ſtanden. Dieſe mußten vor der feindlichen Uebermacht weichen und gelangten nur mit einem Verluſt von 800 Mann vom rechten Ufer der Etſch (Adige) auf das linke*). Weitere Bedrängniſſe der Oeſtreicher an dieſem

---

*) Ich kann für die abſolute Richtigkeit der Verluſtangaben hüben und drüben eine Bürgſchaft nicht übernehmen, weil es abſolut unmöglich iſt, in

Tage wurde dadurch verhütet, daß der Marſchall von Verona ausfiel und den Vorſchritt der Italiener hemmte. Aber das günſtige Reſultat dieſes Tages für die letzteren war, daß ſie abſperrend zwiſchen Verona und Peschiera ſich feſtſetzen und die Belagerung der Feſtung am Gardaſee ernſtlich anhandnehmen konnten.

Wenn man erwägt, wie leicht und raſch früher, zu Anfang der 20ger und der 30ger Jahre, die nationalen Erhebungsverſuche der Italiener durch die Oeſtreicher niedergetreten worden waren, ſo darf man es nicht gering anſchlagen, daß i. J. 1848 bislang, d. h. bis zum Monat Mai, die italiſche Bewegung ſtets im Vorſchreiten ſich befand und der öſtreichiſchen Armee gegenüber nicht nur mit Ehre beſtanden war, ſondern auch erkleckliche Reſultate erlangt hatte. Allein das jetzo bis ins blaueſte Blau hinauffliegende Nationalbewußtſein fand an dem Erlangten kein Genüge. Die entflammte patriotiſche Phantaſie forderte im Stil des großen Horribilikribrifax gethane Thaten. Die „maledetti austriaci“ ſollten weggeblaſen werden von der italiſchen Erde, wie von einer Windsbraut weggewirbelt. „Große Schläge“ mußten geſchehen, markerzitternde, erderſchütternde. Warum ſo viele Umſtände machen mit den „barbari tedeschi“? Warum ſie nicht mit einem heroiſch-gewaltigen Anlauf aus dem Feſtungsviereck hinaus und über die Alpen hinüberwerfen?

---

betreff der beiderſeitigen Verluſte in dieſem — wie übrigens in jedem Kriege — die abſolute Wahrheit zu ermitteln. Der Kriegsbulletinismus war vom Anfang der Zeiten ein Erzlügner. Schon die Alten verſtanden die bulletiniſche Kunſt, mittels deren den Moskowitern es gelang, während ihrer vieljährigen Kämpfe mit den Tſcherkeſſen in jedem Treffen eine Unzahl Feinde zu tödten und ihrerſeits immer nur den berühmten einen todten Ruſſen zu verlieren, aus dem Fundamente. Ich erinnere beiſpielsweiſe an das römiſche Siegesbulletin über die Schlacht bei Magneſia gegen den dritten Antiochos (190 v. Chr.), demzufolge die Aſiaten 50,000 und die Römer 324 Mann verloren.

Natürlich wurden derartige Faſeleien und Narretheien im piemonteſiſchen Hauptquartiere gewerthet, wie ſie es verdienten. Man wußte dort recht gut, daß die Oeſtreicher ſich nicht nur ſo wegblaſen ließen. Man wußte auch, wer die Wegblaſungsſchreihälſe eigentlich waren. Schöne Herrchen nämlich dahinten in Mailand, junge Nobili und Seidehändlerſöhne, welche in den „circoli“ Italien und die Welt neu konſtruirten, liebäugelnden Patriotinnen die Rachearie des Oroviſt aus der Norma vorträllerten und in grüner Freiwilligenuniform mit fürchterlichen Schleppſäbeln durch die Straßen raſſelten, über das „feige Zaudern“ der Piemonteſen ſchimpfend, aber wohl ſich hüteten, aus Mailand heraus und gegen die Oeſtreicher zu ziehen. Glaubwürdige Augenzeugen und Mithandelnde haben uns verſichert, daß von 20,000 als Freiwillige eingeſchriebenen Lombarden kaum 6000 wirklich ins Feld gegangen ſeien.

Um das Geſchrei ſolchen patriotiſchen Kehrichts brauchten ſich nun allerdings Karl Albert und ſeine Miniſter und Generale nicht zu kümmern, von ſolchen Windhaſpeln brauchten ſie ſich nicht zur Führung „großer Schläge“ aneifern zu laſſen. Aber es gab auch viel gewichtigere Aneiferungen, raſche Entſcheidungen zu ſuchen. Erwies ſich die ſardiſche Macht nicht ausreichend und thatkräftig genug, die Oeſtreicher bald aus der Lombardei hinauszutreiben, ſo konnte und mußte das Verſchlucken der „Artiſchoke“ wieder fraglich werden. Denn neben der monarchiſchen Partei, welche die Vereinigung („fusione“) der Lombardei mit Piemont unter Karlo Alberto's konſtitutionellem Scepter für ſelbſtverſtändlich anſah, rührte ſich auch die republikaniſche, welche von dieſer Fuſion nichts wiſſen und dem „Verräther von 1821 und 1832“ nicht verzeihen wollte. Mazzini war nach Mailand gekommen, um zu ſehen, ob für die Verwirklichung des Ideals ſeines Lebens, für den Aufbau der „Repûblica italiana“, jetzt endlich dort ein Boden ſei. Er mußte bald erkennen, daß kein Boden, wenigſtens kein haltbarer, vorhanden. Mit trällernden, flunkernden, ſäbelraſſelnden Jüngelchen macht man keine Republik: dazu gehören Männer, wie ſie vormals Cromwell und nachmals Waſhington unter ihren Fahnen gehabt. Der Philiſter in Mailand und mehr noch in anderen lombardiſchen Städten wollte von der Republik und ihrem Tribun nichts hören, ſondern horchte mit Beifall dem fuſioniſtiſchen Gepredige des Abbate Gioberti, welcher, ein Plagiat an dem genasführten Lafayette von 1830 begehend, unaufhörlich verſicherte, der konſtitutionelle Carlo Alberto ſei „die beſte der Republiken“. Mazzini wäre vielleicht im Stande geweſen, mit Aufbietung aller Mittel das monarchiſche Philiſtäa niederzuſtürmen, aber er war natürlich nicht ſo thöricht, zu überſehen, daß man ohne die Beihilfe des Sardenkönigs die Oeſtreicher nicht aus Italien vertreiben könnte. Er mochte ſich auch nicht dazu hergeben — namentlich in Hinblick auf die Beſchaffenheit der ſogenannten republikaniſchen Elemente um ihn her nicht dazu hergeben, die Zukunft der Republik durch einen Verſuch zu kompromittiren, welcher, wie die Sachen lagen, im günſtigſten Falle nur einen kurzdärmigen Erfolg haben konnte. So beſchied ſich denn der Tribun, ſeine Landsleute zu ermahnen, „Geduld zu haben und einträchtig zu ſein“, maßen doch vor Beendigung des Krieges alle Anſtrengungen, Italien ſo oder ſo zu konſtituiren, eitel wären. Man ſieht, Mazzini rechnete mit den gegebenen Verhältniſſen. Das darf aber ein richtiger Prophet und Apoſtel nicht thun, wenn er Glück haben will. Ein richtiger Prophet und Apoſtel muß allzeit dumm genug ſein, das, was er prophezeit und predigt, und wären es auch Dogmen von der Dreieinigkeit und von der unbefleckten Empfängniß, ſelber zu glauben. Mazzini glaubte im Frühling von 1848 nicht an die Möglichkeit einer italiſchen Republik: damit war die Frage einſtweilen entſchieden und der Tribun konnte wieder hingehen, woher er gekommen. Das 19. Jahrhundert iſt durchaus das Jahrhundert der Bourgeoiſie, im guten wie im ſchlimmen Sinne, und deßhalb wird es vor Ablauf deſſelben die Republik in Europa ſchwerlich irgendwo dauernd über die Monarchie davontragen. Den wahren Grund hat ſchon der hellſichtige Briſſot angegeben, indem er am 26. Juli von 1792 ſagte: „Les hommes attachent au mot de Roi une vertu magique, qui preserve leur propriété.“

Allein im piemonteſiſchen Hauptquartier fuhr man trotzdem fort, den Mazzinismus für mächtiger zu halten, als er war, und demnach zu fürchten. Man glaubte denſelben am nachdruckſamſten unſchädlich zu machen durch Führung „großer Schläge“ gegen den Nationalfeind, welche Schläge die Vorzüge des Monarchismus und vollends die Vorzüge des konſtitutionellen Monarchismus eines Karlo Alberto, der ja den Mailändern ſchon am 23. April hatte eröffnen laſſen, „es ſtehe dem tapferen lombardiſchen Volke zu, die Form ſeiner Regierung ſelbſt zu beſtimmen“, — auch den verſtockteſten Republikanern einleuchtend machen müßten. Hiezu kam der Drang, in Italien oder wenigſtens in Oberitalien „vollendete Thatſachen“ zu ſchaffen, bevor die fremde Diplomatie ihre zudringliche Schnüffelnaſe und ihre nicht knotenlöſenden, ſondern knotenſchürzenden Zappelhände — (die Naſe ſchnüffelte und die Hände zappelten bereits) — in die italiſchen Angelegenheiten ſtecken könnte. Endlich galt es auch, den ſehr übelriechenden Eindruck, welchen eine neuerliche Demonſtration des Papſtes hervorgebracht hatte, durch kriegeriſches Geräuſch zu erſticken.

Ach, der liebe Pio-Nono-Schwindel war auch ſchon ausgeſchwindelt! Am 29. April kriegte er ein ſolches Loch, daß der ganze Wind, welcher ihn ſchwellen gemacht hatte, daraus entwich. Der aufgeblaſene Schemen des „Regenerators der Kirche“, des „Meſſias und Heilands von Italien“ fiel kläglich zuſammen und aus dem „angelo di Vaticano“ wurde wieder ein ordinärer „Statthalter Chriſti“. Es war nicht ſeine Schuld, daß Millionen von Dummlingen die lächerlichſte aller Lügen, die Lüge von einem „liberalen“ Papſt geglaubt hatten. An dem genannten Apriltage that Pius, angeblich ohne Vorwiſſen ſeiner „konſtitutionellen“ Miniſter, an das verſammelte Kardinalkollegium eine „Allokution“, worin er zunächſt in ſehr deutlicher Sprache gegen jeden Zuſammenhang des heiligen Stuhls mit der italiſchen Revolution Proteſt einlegte. Insbeſondere verwahrte er ſich gegen jede ihm unterſtellte Billigung der wideröſtreichiſchen Erhebung in der Lombardei, denn eine ſolche Billigung könnte ja „die Deutſchen beſtimmen, daß ſie aus Racheluſt eine Trennung von der päpſtlichen Kurie anſtrebten“. Im weiteren nahm der Papſt mißbilligenden Bezug auf die neueſte kriegeriſche Geſtaltung der Dinge in Oberitalien, wo ja dermalen 7000 Mann reguläre Schlüſſelſoldaten unter dem General Durando und an 10,000 kirchenſtaatliche Freiſchärler unter Ferrari's Führung gegen Oeſtreich in Waffen ſtanden. Denn Durando war, einem Befehle Karl Alberts nachkommend, mit ſeinem Korps am 21. April über den Po gegangen und rückte nun, gefolgt von dem ganzen Freiharſt Ferrari's, aufwärts an die Piave, einem öſtreichiſchen Korps entgegen, welches unter dem General Nugent aus dem Friaul herabkam, um Venedig von der Landſeite einzuſchließen. Nach Ankunft der Nachricht von Durando's Poübergang hatte ſein „konſtitutionelles“ Miniſterium dem Papſt einmüthig gerathen, ſich nicht nur in die vollendete Thatſache zu finden und zu fügen, ſondern auch ſo zu ſagen an die Spitze der Kriegführung für die nationale Unabhängigkeit ſich zu ſtellen — auch der nachmalige Hauptreaktionswütherichminiſter des Ex-Engels vom Vatikan, der Kardinal Antonelli, hatte als damaliger „konſtitutioneller“ Miniſter dieſem Rathſchlag ſeiner Kollegen beigeſtimmt und nicht nur das: der ſchamloſe Heuchler hatte auch geäußert, nur ſein Kardinalpurpur hielte ihn ab, ſelber den Degen für die italiſche Sache umzuſchnallen. Man kann eben in Darſtellung der Geſchichte des „tollen“ Jahres keinen Schritt thun, ohne entweder über einen ausbündigen Narren oder aber über einen ausbündigeren Schurken zu ſtolpern.... Schließlich erklärte der

Papſt in ſeiner Allokution geradezu, er hätte ſeine Truppen an die Gränze rücken laſſen — (ſie waren aber ſchon darüber hinaus) — nur zu dem Zwecke, den Kirchenſtaat vor Gebietsverletzungen zu wahren, und fügte dieſem noch hinzu: „Wenn jetzt etliche verlangen, daß auch wir mit den anderen Fürſten und Völkern Italiens den Oeſtreichern Krieg anſagen ſollten, ſo achten wir es angezeigt, klar und offen kundzumachen, daß dies keineswegs unſere Abſicht iſt, da wir gemäß unſerer höchſten apoſtoliſchen Würde alle Völkerſtämme und Nationen mit gleicher väterlicher Liebe umfaſſen. Sollten ſich aber deſſen ungeachtet unter unſeren Unterthanen ſolche finden, welche ſich durch das Beiſpiel der anderen Italiener hinreißen ließen, ſo werden wir die Mittel haben, ihren Eifer zu bändigen.“

Mit dieſen Worten hatte ſich Pio Nono — wir werden ſpäter davon hören — einen Fluchtpaß geſchrieben. Das „tolle“ Jahr ſollte ja unter vielen anderen erbaulichen Spektakeln auch einmal wieder das eines fliehenden — und wie! fliehenden — Statthalters Chriſti haben.

6.

Karlo Alberto alſo und ſeine Traſilatori hatten Urſache oder glaubten ſolche zu haben, irgendwie „große Schläge“ zu thun, namentlich auch, damit ein gehoffter Siegesſchrei die ihnen verteufelt quer gekommene „Anſprache“ des Papſtes, welchen daraufhin der Volkswitz nicht ſehr witzig vom Pio Nono zum Pio No! No! herunterwortſpielte, überſchreien möchte.

Zu dieſem Zwecke wurde beſchloſſen, von den Höhen von Sommakampagna her, wo das ſardiſche Heer ſtand, einen Angriff zu unternehmen auf die Stellungen der Oeſtreicher, welche den weſtlich und ſüdweſtlich in halbſtündiger Entfernung von Verona terraſſenförmig anſteigenden Höhenzug beſetzt hielten. Man hoffte, ſie rückwärts über dieſen Höhenzug hinab und in die Feſtung zurück zu werfen. Man hoffte ſogar noch mehr, nämlich in der Verwirrung des vorausgeſetzten öſtreichiſchen Rückzugs einen Anfall auf Verona ſelbſt verſuchen zu können, zu deſſen Gelingen ein vorausgeſetzter Aufſtand der Veroneſer mithelfen ſollte. Lauter glückliche Vorausſetzungen ſoweit. Schade nur, daß der alte Radetzky es ſich nicht nehmen ließ, die Nachſätze dazu anzugeben. Der Feldmarſchall kannte die Vorzüge ſeiner Poſition zu gut, um dieſelbe nicht mit äußerſter Zähigkeit feſtzuhalten. Er ließ ſich auch nicht überraſchen, ſondern bereitete umſichtig den Empfang vor, welchen er der ſardiſchen Armee bei dem kleinen Dorfe Santa Lucia zutheilwerden laſſen wollte, welches, ſüdweſtlich von der Feſtung gelegen, dem linken Flügel der Oeſtreicher zum Stützpunkte diente und für den Schlüſſel zu ihrer ganzen Stellung anzuſehen war. Dieſes Dorf gab der Schlacht vom 6. Mai den Namen, welche mit ungleichen Streitkräften geſchlagen wurde, indem die Oeſtreicher zwar außerhalb Verona's gegen 30,000 Mann zur Verfügung, im Gefechte ſelbſt aber nicht mehr als 16 bis 18,000 Mann hatten, wogegen die Italiener nach und nach 33 bis 35,000 Mann in's Feuer brachten.

Am genannten Tage, frühmorgens, führte der Sardenkönig ſein Heer oſtwärts zum Angriffe vor. Das Centrum ſollte von Sommakampagna, der rechte Flügel von Villafranka her auf Santa Lucia fallen, woſelbſt vorerſt nur 5 bis 6000 Oeſtreicher mit 12 Kanonen ſtanden. Darunter — es verdient bemerkt zu werden — auch ein italiſches Grenadierbataillon, welches ſich an dieſem heißen Tage mit äußerſter Tapferkeit gegen ſeine „Compatrioti“ und „Fratelli“ ſchlug und auf den im Gewühle des Treffens erhobenen Zuruf derſelben: „Kommt, Brüder! Hierher, unter die Fahne Italiens!“ eine Generalſalve und: „Avanti! Avanti!“ zur Antwort gab. Radetzky machte das Bataillon zum Dank für dieſe fahnentreue, obzwar ſehr unitaliſche Haltung zu ſeiner Leibwache . . . Für das Gelingen des Angriffsplans von Karl Albert war es mißlich, daß ſeine drei Heerſäulen nicht gleichzeitig oder wenigſtens rechtzeitig vor Santa Lucia eintrafen. Der rechte Flügel ſtand gegen das Centrum ſo weit zurück, daß er dieſes nicht im günſtigſten Augenblicke vollwuchtig zu unterſtützen vermochte, und was den linken Flügel angeht, ſo vermochte derſelbe, auf ſeinem Anmarſche von den Oeſtreichern erſt zurückgehalten und dann zurückgeſchlagen, gar nicht in den Kampf am Entſcheidungspunkt einzugreifen. Dieſe ſtrategiſchen Mängel und Mißlichkeiten ſchien aber die feurige Tapferkeit der Italiener ausgleichen zu wollen. Mit der Loſung: „Italia e Carlo Alberto!“ eilten die Regimenter fliegenden Laufes zum Sturm auf Santa Lucia. Allein mit eiſerner Zähigkeit hielten die Oeſtreicher den Ort. Am heftigſten rollte und raſ'te das blutige Würfelſpiel um den Kirchhof her, welchen der Oberſt Kopal mit zwei Jägerkompagnien wahrhaft heldiſch vertheidigte. Vergebens; denn kurz nach 1 Uhr wurde der Kirchhof erſtürmt und damit befand ſich die ganze Stellung von Santa Lucia in den Händen der Italiener.

Ein alle Kräfte zuſammenfaſſender, raſch und energiſch vorwärts in die Niederung hinab und auf Verona zu gethaner Druck und Stoß würde möglicher Weiſe für die Oeſtreicher eine entſcheidende Kataſtrophe und für die Italiener ein glänzendes Ergebniß gehabt haben. Allein abgeſehen davon, daß die piemonteſiſchen Truppen durch das lange und harte Ringen um den Beſitz von Santa Lucia denn doch ſehr mitgenommen waren und daß der linke Flügel der Armee noch immer nicht auf der Walſtatt eingetroffen war, iſt Karl Albert auch nicht der Mann geweſen, alles auf einen Wurf zu ſetzen. Nach der Art ſolcher halben Naturen, begnügte er ſich mit einem halben Erfolg, d. h. er wollte die genommene Stellung feſthalten und glaubte es zu können.

Der alte Radetzky — eine Hofklike in Wien, zuſammengeflickt aus einheimiſch-hochariſtokratiſchen Nichtſen, welche ihre

Stammbäume bis auf Bileams redende Eſelin zurückführten, und aus aller Herren Ländern hergelaufenen Don Ranudos und ſonſtigen Miteſſern, aus gehirnweichen Legitimitätsduſelern und zu neuen Betſchweſtern umgeſtandenen alten Buhlweibern, dieſelbe Klike, welche dann i. J. 1859 den Verluſt der Lombardei für Oeſtreich verſchuldete, ſie ſprach nach den Jahren 1848—49 zu ſchuldigem Danke von dem greiſen Feldmarſchall nur als von dem „alten Eſel Radetzky“ — der alte Radetzky alſo ſah ſeinerſeits ſehr klar, um was es ſich für ihn und für Oeſtreich an dieſem 6. Maitag handelte. Um nichts Geringeres als um die Einbuße Italiens. Er durfte aus dem Kampfe nicht als ein Geſchlagener hervorgehen, ſonſt war er ein Beſiegter und war alles verloren. Daher blieb keine Wahl: Santa Lucia mußte wieder genommen und die Piemonteſen rückwärts über den Höhenzug hinabgejagt werden. Er traf ſogleich die nöthigen Anordnungen, ließ ſeine Adjutanten rennen und ſandte von Verona neue Brigaden gegen die Terraſſe vor. Das Dorf oder vielmehr der Trümmerhaufen, welcher jetzt Santa Lucia vorſtellte, wurde heute zum zweiten mal ein Sturmobjekt. Aber die erſten Stürme der Oeſtreicher, mit unzulänglichen Kräften unternommen, wurden von den Italienern gänzlich abgeſchlagen. Da that der Alte ſeinen letzten Wurf, indem er alles Fußvolk, was er in Verona zuſammenraffen konnte, gegen die Höhen vorſchickte und dieſen Sturmangriff durch das Feuer einer Batterie von Zwölfpfündern unterſtützen ließ. Das ſchlug durch. Um ſo mehr, als die Italiener in Santa Lucia inzwiſchen erfahren hatten, daß ihr linker Flügel in ſeiner ihm zugewieſenen Aufgabe, d. h. in ſeinem Angriff auf Croce Bianca vollſtändig geſcheitert und durch den rechten Flügel der Oeſtreicher zu fluchtähnlichem Rückzuge gezwungen worden ſei. Abends 4 Uhr gab Karl Albert den Befehl, Santa Lucia zu räumen und den Rückzug anzutreten, und nach Einbruch der Nacht ſtanden beide Heere wieder da, wo ſie vor Tagesanbruch geſtanden hatten. Der öſtreichiſche Bulletinismus log, die

Oeſtreicher hätten an dieſem Tage 72 Todte, 190 Verwundete und 87 Gefangene eingebüßt: in Wahrheit hatten ſie 900 Mann verloren und die Piemonteſen 1300, oder gar 1500, obzwar der piemonteſiſche Bulletinismus ſeinerſeits dieſen Verluſt auf 757 herunterlog. Oeſtreichiſchen Berichten zufolge ſpielten in dieſer Schlacht von Santa Lucia auch die famoſen „Teufelmaſken" eine Rolle. Man habe nämlich piemonteſiſche Soldaten in den Vorderreihen als Teufel mit Hörnern, Krallen und Schwänzen ausſtaffirt, um die „stupidi Croati" zu erſchrecken, und mehr als 60 ſolcher Maſken ſeien von den ſiegenden Oeſtreichern auf dem Schlachtfelde erbeutet worden*).

Die materiellen Ergebniſſe des blutigen Tages von Santa Lucia waren gering, aber die moraliſchen groß. Karlo Alberto hatte nicht geſiegt, war vielmehr zurückgetrieben worden und das wurde ihm von ſeinen Landsleuten ſofort als Schuld angeſchrieben. Radetzky ſeinerſeits hatte den Plan des Feindes vereitelt, hatte durch den Schlachttag vom 6. Mai ſeinem Heere Selbſtvertrauen und Zuverſicht zurückgegeben und die italiſche Strohrenommiſterei vom Hinwegblaſen der Oeſtreicher aus Italien vor aller Welt in ihrer ganzen Nichtigkeit aufgezeigt. Zwar erhaſchte der Sardenkönig oder, wenn man will, die italiſche Nationalſache ſpäter noch da und dort ein flüchtiges Lächeln der Glücksgöttin; allein das erſte Zurückweichen der ſavoyiſchen Fahne vor der öſtreichiſchen am 6. Mai kündigte dennoch eine Wendung zu Ungunſten Italiens an und zwar um ſo deutlicher, da ſich in demſelben Monat in Rom und Neapel bedrohlichſte Umſchwünge entweder vorbereiteten oder auch vollzogen und die

---

*) Der verdiente Verfaſſer der „Storia militare di Piemonte", Pinelli, bezeichnet (p. III, c. 8) dieſe Teufelmaſkenhiſtorie als ein abgeſchmacktes, von dem „öſtreichiſchen Veteranen" (Schönhals) erfundenes Märchen, beſtreitet daſſelbe aber ſo zornheftig, daß er uns ſehr geneigt macht, daran zu glauben.

Thatſache, daß Italien von nirgendsher werkthätige Hilfe erhalten würde, immer nackter heraustrat.

7.

Dieſſeits der Alpen vermochte man nicht ſo bald zu erkennen, daß es mit dem ſtolzen „L'Italia farà da se“! wenige Wochen, nachdem es geſprochen worden, ſchon ziemlich hoffnungslos beſtellt war, und außerdem trug ſich das wiener Kabinett mit der durchaus grundloſen Beſorgniß, dem italiſchen Aufſtand könnte von ſeiten Frankreichs, der Schweiz und Englands thatſächliche Unterſtützung zutheil werden.

Was Frankreich angeht, ſo legte die proviſoriſche Regierung der Pſeudorepublik vom Februar der italiſchen Bewegung gegenüber dieſelbe Unfähigkeit und Unbehilflichkeit an den Tag, welche ihr Amtiren überhaupt kennzeichneten, und außerdem auch die wohlbekannte franzöſiſche Selbſtſucht. Sogar der politiſche Lyriker und lyriſche Politiker Lamartine verhehlte ſeine Unluſt nicht, an den Gränzen Frankreichs einen großen italiſchen Staat erſtehen zu ſehen, welcher „bis vor die Thore von Lyon reichen würde“, und meinte, da ja dieſer ganze Staat „wieder einmal Oeſtreich in die Hände fallen könnte“, ſo würde Frankreich gut thun, ſich den Beſitz von Savoyen und Nizza „unterpfandweiſe“ zum voraus zu ſichern. Dazu kam es jedoch nicht, wohl aber ſahen die wechſelnden Gewalthaber in Paris die Bildung eines italiſchen oder auch nur eines oberitaliſchen Einheitſtaats mit denſelben grünen Scheel- und Neidaugen an, womit ſie gleichzeitig auch auf die deutſchen Einheitsbeſtrebungen blickten. Nachdem Cavaignacs Stiefelfuchs Baſtide Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden, that er dem franzöſiſchen Geſandten in Turin, natürlich zu weiterer Mittheilung, zu wiſſen, daß „eine lombardiſche und eine venetianiſche Republik“ — d. h. ohnmächtige Kleinſtaaten — ein Recht auf die „Protektion“ Frankreichs hätten. Das war deutlich genug: die cavaignac'ſche Kameraderie wollte ſo wenig ein mächtiges Italien als ein mächtiges Deutſchland. Die franzöſiſche Nationalverſammlung hatte ſich allerdings ſchon am 24. Mai für die Unabhängigkeit Italiens ausgeſprochen, allein das war und blieb eine Phraſe. Um ſo mehr, als ſpäter, im Auguſt, der Diktator Cavaignac angeſichts der Verſammlung konſtatiren konnte, daß die Italiener die Hilfe Frankreichs nicht nur nicht angerufen, ſondern auch dieſelbe ausdrücklich ſich verbeten hätten. Und warum denn nicht? Die Italiener konnten doch wahrlich noch nicht vergeſſen haben, welche Sorte von „Freiheit und Gleichheit“ ihnen die Franzoſen am Ende des 18. Jahrhunderts „auf den Spitzen der Bajonnette“ über die Alpen herübergebracht hatten.

Die Schweiz fand ſich durchaus nicht geſtimmt oder veranlaßt, einen Finger oder gar eine Hand in den heißen italiſchen Brei zu ſtecken. Nichts liegt den nüchtern-praktiſchen Schweizern ferner als Koſmopolitik. Die revolutionären Bewegungen von 1848 kamen ihnen ſehr gelegen; aber nur, weil ihnen dadurch ermöglicht wurde, die Ernte ihres Sonderbundkrieges, d. h. die Bundesreform, ungeſtört und unbehelligt unter Dach und Fach zu bringen. Zwar fochten etliche Hunderte ſchweizeriſcher Freiſchärler, der großen Mehrzahl nach Teſſiner, in den Reihen der Lombarden und Venetianer, allein die Eidgenoſſenſchaft als ſolche wies jeden Interventionsgedanken, nach dieſer oder jener Richtung hin, weit von ſich und hielt ſtreng an dem ſchweizeriſchen Prinzip der Neutralität. Als daher der Sardenkönig am 6. April der Schweiz in aller Form ein Schutz- und Trutzbündniß anbieten ließ, ſagte die damals in eidgenöſſiſchen Dingen noch amtirende Tagſatzung höflich, aber entſchieden nein. Den Staatsmännern, welche die Bundesbehörde leiteten, mochte es auch perſönlich wohlthun, einen König zu bekorben, welcher in ſchamloſeſter Weiſe wenige Monate zuvor den jeſuitiſchen Sonderbund in der Schweiz aufgemuntert und unterſtützt hatte.

Von ſeinen Nachbarn im Weſten und Norden hatte alſo Italien nichts zu erwarten. Dagegen nahm ſich England der italiſchen Sache in ſeiner Weiſe an, d. h. es ſuchte ſich diplomatiſch vermittelnd zwiſchen Oeſtreich und die Italiener zu ſtellen, predigte den beiden ſtreitenden Parteien Mäßigung und Frieden und ließ daneben das italiſche Wirrſal, wie das feſtländiſche überhaupt, durch ſeine Fabrikanten und Spekulanten gehörig ausbeuten. Für den Erzhumbuger Palmerſton, der in England regierte, war das ein gefundenes Eſſen und er ſetzte ſich ſo recht mit Behagen vor die appetitliche Schüſſel. Da konnte man ſich wieder einmal wichtig machen, daß es eine Art hatte, und noch dazu ohne das geringſte Riſiko! Da konnte man ohne alle Verunköſtigung den „liberalen Staatsmann“ heraushängen, dem „alten Alliirten“ Oeſtreich eins an's Bein geben und doch zugleich als „erbweisheitlicher“ Hort der konſervativen Intereſſen im Allgemeinen und als der Retter des beſagten alten Alliirten im Beſonderen ſich darſtellen. Das punctum saliens bei alledem war für die engliſche Politik dieſes, in Italien keine Republik aufkommen zu laſſen, Oeſtreich zu dem (etwas vergrößerten) Sardinien, wie zur italiſchen Nationalität überhaupt, in ein leidlich gutes Verhältniß zu ſetzen, auf ſolcher Baſis den Frieden in Oberitalien möglichſt raſch herbeizuführen und dadurch die Gefahr einer ſo oder ſo herbeigeführten kriegeriſchen Dazwiſchenkunſt der Franzoſen abzuwenden. Demgemäß ertheilte Palmerſton den diplomatiſchen Agenten ſeine Inſtruktionen und dieſe, insbeſondere die engliſchen Geſandten in Wien (Ponſonby) und Turin (Abercromby), gingen an's Werk, welches um ſo beſſeren Fortgang zu verſprechen ſchien, als das öſtreichiſche Kabinett (Ficquelmont) die engliſche Vermittelung förmlich anſprach.

Graf Ficquelmont, welcher die italiſchen Zuſtände aus eigener Anſchauung genau kannte und zweifelsohne der Ueberzeugung war, daß das Aufhörenmüſſen der öſtreichiſchen Herrſchaft in Italien, welche einzig und allein auf die Kraft des Säbels geſtellt war, ja doch nur eine Frage der Zeit ſei, war inmitten aller der zahlloſen Bedrängniſſe, die ſeine Verwaltung umgaben, hinſichtlich Italiens zu großen, zu größten Zugeſtändniſſen bereit. Er hatte von ſeinem Geſichtspunkt aus vollſtändig recht, wenn er, als der Kampf in der Lombardei im April vor dem Feſtungsviereck einſtweilen zum Stehen gekommen war, die Stunde gekommen glaubte, einen aufrichtigen Frieden zwiſchen Oeſtreich und Italien herzuſtellen. Das war der Zweck der Sendungen, womit er den Freiherrn Hummelauer nach England und den Grafen Hartig nach Italien betraute. Der letztere erließ ſchon am 19. April von Görz aus im Namen ſeines Kaiſers eine Frieden und Verſöhnung athmende Anſprache an die Italiener des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, richtete aber damit nichts aus und richtete überhaupt nichts aus. Hummelauer machte ſich am 14. Mai von Wien nach London auf den Weg, um die Vermittelung des engliſchen Kabinetts, d. h. Lord Palmerſtons anzurufen, und zwar auf Grund von Inſtruktionen, in welchen Ficquelmont vorſchlug, Lombardo-Venetien zu einem unter der Souverainetät des Kaiſers von Oeſtreich ſtehenden und im Uebrigen ſelbſtſtändigen Königreich mit nationaler Verwaltung zu machen, zu einem Staat, zu welchem auch die Herzogthümer Parma und Modena geſchlagen werden könnten. Ein Erzherzog ſollte als Vicekönig der Repräſentant dieſer Perſonalunion des zu ſchaffenden oberitaliſchen Königreichs mit dem Hauſe Lothringen-Habsburg ſein. Zu dieſer Machenſchaft, welche nur eine ins Italiſche überſetzte zweite Auflage des Kongreß-Polens von 1814, traurigen Andenkens, war, ſchüttelte der angerufene Vermittler den Kopf. Nun zog Hummelauer ſeine „geheime“ Inſtruktion zu Rathe und erklärte, er ſei zur Aufſtellung einer Friedensbaſis bevollmächtigt, kraft welcher Oeſtreich auf die Lombardei verzichten wollte unter der Bedingung, daß dieſe einen verhältnißmäßigen Theil der öſtreichiſchen Staatsſchuld auf ſich nähme; Venetien aber ſollte bei Oeſtreich bleiben, jedoch nur als ein mit der öſtreichiſchen Dynaſtie perſonalunioniſtiſch verbundenes, ſelbſtſtändig und national verwaltetes Land. Am 3. Juni erklärte Palmerſton, deſſen ſtaatsmänniſche Größe eines der dümmſten Ammenmärchen des an derartigen Ammenmärchen ſo reichen 19. Jahrhunderts iſt, auf dieſer Baſis nähme England die Vermittelung über ſich. Der alte Schäcker that aber nichts als hin- und herſchwatzen und derweilen wandte ſich das Blatt auf dem oberitaliſchen Kriegsſchauplatze und auf der Halbinſel überhaupt ſo ſehr zu Gunſten Oeſtreichs, daß der Freiherr von Weſſenberg, welcher an des ſchmählich hinweggekatzenmuſizirten Ficquelmont (ſ. S. 167 bis 168) Stelle getreten war, am 16. Juni nach London meldete, er könnte die von ſeinem Vorgänger im Miniſterium aufgeſtellten Bedingungen eines Abkommens mit Italien und folglich auch die hierauf baſirte Vermittelung Palmerſtons nicht anerkennen.

8.

Zu dieſem Ausgange der palmerſton'ſchen Vermittelungspoſſe hatte der alte Radetzky wohl das meiſte beigetragen. Nach dem Tag von Santa Lucia war der Marſchall ſo getroſt, daß der Sinn aller ſeiner nach Wien gerichteten Depeſchen war: „Schickt mir Verſtärkungen und ich ſteh' euch dafür, daß der Doppeladler Italien nicht aus ſeinen Fängen läßt“. Der Kriegsminiſter Latour begriff, wie ſeines Ortes gezeigt worden, vollkommen die Wichtigkeit radetzky'ſcher Beharrlichkeit für das Haus Lothringen-

Habsburg und that eifrigſt, was er konnte, um dem Begehren des Marſchalls zu entſprechen und denſelben zu befähigen, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen.

Die Sachen angeſehen, wie ſie anzuſehen ſind, d. h. vom Standpunkt hiſtoriſcher Gerechtigkeit, muß überhaupt laut geſagt werden, daß in dem großen Trubel und Strudel von 1848 unter den Dienern des genannten Kaiſerhauſes neben ſehr vielen Nullen doch auch manche höchſt tüchtige Zähler zum Vorſchein gekommen ſind. Ein ſolcher, obzwar nicht gerade ein großer, war auch der Feldzeugmeiſter Graf Nugent, welcher das in Görz ſich ſammelnde Hilfsheer für Radetzky befehligte und gen Verona herabführen ſollte. Am 16. April brach er auf mit ſeinen 22 bis 23,000 Mann und ſeinen 65 Kanonen, überſchritt den Iſonzo, zwang das aufgeſtandene Udine zur Kapitulation, ging am 25. April über den Tagliamento und zog am 30. in Bellune ein. Der ganze Marſch war zugleich eine Wiederunterwerfung des Friauls geweſen. An der unteren Piave ſtanden die kirchenſtaatlichen Freiwilligen unter Ferrari und die päpſtlichen Truppen unter Durando, mitſammen nahezu 15,000 Mann, um Nugent den Weg nach Treviſo zu ſperren. Bei dem ſchlechten Einvernehmen zwiſchen Ferrari und Durando vermochten die Oeſtreicher die Freiſcharen ungeachtet tapferſter Gegenwehr umzurennen und zu zerſtäuben, worauf Durando, welcher ſeinen Waffenbruder ſchnöde im Stiche gelaſſen hatte, nach Meſtre retirirte. Nugent nahm Treviſo, erkrankte aber und übergab das Kommando an den Grafen Thurn, welcher General den Befehl Radetzky's, möglich ſchnell zu ihm heranzukommen, mit großer Raſchheit ausführte. Am 22. Mai trat demnach die Spitze der thurn'ſchen Heerſäule mit der Armee des Marſchalls in Verbindung. Radetzky that nun aber den Mißgriff, der von Gewaltmärſchen erſchöpften Truppe die Wegnahme der inzwiſchen von Durando beſetzten Stadt Vicenza zuzumuthen, welches Unternehmen mißlang. Vicenza wurde durch die ſchweizeriſchen Soldtruppen des

Papſtes im Zuſammenwirken mit der Einwohnerſchaft muthvoll und erfolgreich vertheidigt. Das nugent-thurn'ſche Korps mußte davon ablaſſen und rückte am 25. Mai in Verona ein. Der Marſchall hatte jetzt 50,000 Mann mit 151 Feldgeſchützen unter ſeinen Fahnen und in der Perſon des kürzlich bei ihm eingetroffenen Feldzeugmeiſters Heß einen Generalquartiermeiſter, welcher ein ſolcher war. Der zweiundachtzigjährige Feldherr glaubte nun ſeinerſeits die Zeit gekommen, „große Schläge“ zu thun; allein er täuſchte ſich, ſeine Zeit war noch nicht da. Noch begünſtigte das Kriegsglück ſeinen Gegner, den Sardenkönig, mehr als ihn, aber freilich nicht mehr für lange.

Karl Albert ließ ſich nach dem Treffen von Santa Lucia den großen Fehler zu ſchulden kommen, in ſeiner Stellung zu Sommakampagna drei Wochen unthätig zu vertrödeln. Er wähnte, zunächſt genug gethan zu haben, wenn er den Fortgang der Belagerung von Peschiera ſicherte, während doch ſeine Hauptaufgabe in dieſer Zeit hätte ſein müſſen, mit aller Macht die Verſtärkung Radetzky's durch Nugent-Thurn zu verhindern. Der öſtreichiſche Marſchall, dem die Nachricht von Hummelauers Friedensſendung nach London die ſoldatiſche Beſorgniß einflößte, er könnte, ſo er ſich nicht eilte, alle ſeine Mühewaltung, Oberitalien für Oeſtreich zu halten, durch einen haſtigen und nach ſeinem Gefühle ſchmählichen Friedensſchluß vereitelt ſehen, beſchloß zu einem Hauptſchlag gegen die Italiener auszuholen, mittels deſſen das ſardiſche Heer aus ſeiner Stellung getrieben, Peschiera entſetzt und die direkte Verbindung mit Tirol durch das Etſchthal her- und ſichergeſtellt werden ſollte. Der hierzu von Heß entworfene ſtrategiſche Plan war ganz gut, aber die Ausführung blieb hinter dem Entwurfe weit zurück und der Schlag ging fehl.

Am Abend des 27. Mai zogen die Oeſtreicher, 40,000 Mann mit 140 Geſchützen aus Verona, bewerkſtelligten faſt angeſichts der piemonteſiſchen Stellungen bei Sommakampagna einen ſüdwärtſigen Flankenmarſch und waren am folgenden Abend in Mantua. Im Gefolge Radetzky's ritt auf dieſem Marſche der junge, kaum dem Knabenalter entwachſene Erzherzog Franz Joſeph, der Neffe des armen unzurechnungsfähigen Kaiſers Ferdinand, welcher dermalen in der Hofburg zu Innsbruck ſeine Blumen begoß, kopfſchüttelnd, weil er über die merkwürdig lange „Spazierfahrt" von Wien dorthin nicht recht ins Klare zu kommen vermochte. Von Mantua aus wollten die Oeſtreicher zunächſt das weſtlich von der Feſtung ſtehende und dieſelbe blokirende, mit dem linken Flügel an Kurtatone, mit dem rechten an Montanara gelehnte toſkaniſche Korps von 8000 Mann, welches der tapfere General Laugier befehligte, angreifen, umzingeln und aufreiben, um nach Beſeitigung dieſes Hinderniſſes die piemonteſiſche Armee in der linken Flanke und im Rücken zu faſſen. Jenes gelang, dieſes nicht, und zwar darum nicht, weil die Toſkaner, mit Ausnahme ihrer Reiterei, die ſich erbärmlich benahm, einen viel zäheren Widerſtand leiſteten, als irgendwer erwartet hatte. Die Studentenharſte und Bürgerwehrfähnlein, aus welchen Laugiers Korps gutentheils zuſammengeſetzt war, zeigten an dieſem 29. Mai, wo die Oeſtreicher von Mantua übermächtig auf ſie herausfielen, daß es für Kämpfer, welche ein großer Gedanke befeuert und welche, wohlverſtanden, unter guter Führung ſtehen, doch keiner jahrelangen Drillerei und Kaſernenlungerei bedarf, um geſchickt und beharrlich zu ſtreiten und glorreich zu ſterben. Auch die italiſchen Profeſſoren faßten und thaten ihre patriotiſchen Pflichten etwas anders als ihre 118 deutſche Kollegen, welche in der Paulskirche ihre Reden redeten oder ſchwiegen. Beim Sturm der Oeſtreicher auf Kurtatone fiel der berühmte neapolitaniſche Profeſſor Pilla an der Spitze des von ihm befehligten Studentenbanners und wurde ſein Kollege Montanelli ſchwer verwundet.

Ueberhaupt erfordert es die Gerechtigkeit, frank und frei und wiederholt anzuerkennen, daß in den Jahren 1848—49 der

Liberaliſmus in Italien, auch in ſeinen blaſſeren Schattirungen, durchſchnittlich ganz unverhältnißmäßig mehr Muth und Opferfähigkeit erwieſen hat als in Deutſchland. Und doch war auch der deutſche Liberaliſmus damals noch nicht in die unter dem Strich gelegene Region von — Klugheit hinuntergeſunken, allwo er ſich ſpäter behaglich einrichtete, wie das von einem ſo praktiſchen Geſchäftsmann wohl erwartet werden konnte. Die Literatur iſt ihm ſelbſtverſtändlich in jene behagliche Gegend gefolgt, um einen Patriotiſmus zu kultiviren, welcher vor dem früher üblichen den großen Vortheil voraushat, patriotiſch zu ſcheinen und zugleich höchſt ungefährlich zu ſein. In Wahrheit, das Gefährlichſte, was die deutſchen Herren Patrioten vom 1866ger Stil riſkiren, iſt, daß ihnen ein rother Adler oder brauner Spatz vierter Sorte in's Knopfloch fliegt . . .

Die Erſtürmung von Kurtatone, wobei der General Fürſt Felix von Schwarzenberg — nachmals als öſtreichiſcher Premierminiſter Hauptmacher der in der Welle ſchwarzgelb gefärbten Rückwütherei — das Beſte that, entſchied das Treffen, natürlich zu Gunſten der Oeſtreicher, wie es denn unter den obwaltenden Umſtänden gar nicht anders entſchieden werden konnte. Aber die ſtandhafte, hingebungsvolle Gegenwehr, welche die italiſche Jugend an dieſem Tage dem übermächtigen Feinde entgegenſtellte, macht den 27. Mai von 1848 zu einem hellleuchtenden italiſchen Ruhmestag. Und der bei Kurtatone und Montanara geleiſtete Widerſtand war auch ausreichend, Radetzky's Plan zu ſtören; denn er verſchaffte der Armee Karl Alberts Zeit, ſich auf den ihr zugedachten Angriff vorzubereiten. Wäre dieſe Armee beſſer geführt worden, als ſie geführt wurde, ſo hätte ſie den Toſkanern Hilfe bringen müſſen und können.

Am 30. Mai vollführten die Oeſtreicher am Mincio bei Goito ihren Angriff auf das königliche Heer. Allein dieſer Angriff war keine Ueberraſchung mehr und außerdem klappten die Angriffsdiſpoſitionen weder ſtrategiſch recht zuſammen, noch wurden ſie taktiſch mit der nöthigen Energie praktizirt. Dieſer 30. Mai war kein Ehrentag weder für den alten Radetzky noch ein Glanztag für die öſtreichiſche Armee. Es ſpukte an dieſem Tage unter den kaiſerlichen Fahnen wieder einmal das alte ſuperkluge Geſpenſt der „weiten Umgehungen", welches ſich ſchon zur Zeit des trefflichen Erzherzogs Karl ſo häufig und ſtets zum Unheil dieſer Fahnen hatte ſehen laſſen. Das Korps des Generals d'Aſpre, welches behufs einer Umgehung des rechten Flügels der Piemonteſen allzu weit weſtwärts entſendet war, fehlte zur entſcheidenden Stunde auf der Walſtatt und ſo ging die Schlacht für die Oeſtreicher verloren. Gewonnen wäre dieſelbe für ſie nur geweſen, falls ſie ihre Abſicht, Goito's, als eines „Punkts von höchſter Wichtigkeit", ſich zu bemächtigen, durchgeſetzt hätten. Nach dem Mißlingen ihres Plans verſchanzten ſie ſich angeſichts des Feindes in und um Rivalta, aber in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni gingen ſie, ohne weiter etwas zu verſuchen, nach Mantua zurück. Die Piemonteſen wollen ihren Sieg bei Goito mit einem Verluſt von 400 Mann erkauft haben, wogegen die Oeſtreicher 1200 eingebüßt hätten, welche Zahl hinwieder die letzteren auf die Hälfte herabmindern. Am Abend des 30. Mai kam dem Sardenkönig noch eine zweite Siegespoſt zu, die Nachricht von der Uebergabe der Feſtung Peſchiera, welche von ihrer mehr als halb verhungerten Beſatzung nicht mehr länger hatte gehalten werden können.

9.

Der fromme Sardenkönig ſtimmte ein Tedeum an und hielt eine Siegesparade ab. Im Uebrigen wußte er mit und aus ſeinem Erfolge wiederum nichts zu machen, gar nichts. Er, der ungeachtet aller ſeiner Frömmigkeit im Macchiavelli doch nicht ſo ganz unbewandert war, hätte ſich erinnern ſollen, daß der alte Meiſter der Friedens- und Kriegspolitik die flüchtige Göttin Gelegenheit ſagen läßt:

„Am Hinterkopf iſt mir kein Haar zu finden;
Drum wird mir ſtets vergeblich nachgeſtellt,
Wenn man mich einmal ließ vorüberſchwinden."

Sie kam nicht wieder, die am Hinterkopf Unbehaarte, nie wieder. Das Treffen vom 30. Mai bei Goito und die Einnahme von Peschiera markirten den Höhepunkt italiſchen Kriegsglücks. Der wahrhaft raſende Jubelſchall, welcher darob in ganz Oberitalien aufſchlug, ſollte binnen wenigen Wochen ganz anderen Tönen platzmachen und das überſchwängliche Frohlocken in Verzweiflungsſchreie umſchlagen.

Der alte Radetzky befand ſich nach dem Fehlſchlag vom 30. Mai wieder arg in der Klemme. Denn mehr noch als nächſtliegende Schwierigkeiten bedrängten ihn ſolche fernher. Zwar hätte ſeine Lage in Mantua geradezu eine verzweifelte werden können, ja müſſen, wenn Karl Albert, ſtatt ein Betbruder und Paradeliebhaber zu ſein, ein General geweſen wäre, welcher nach dem bei Goito davongetragenen Siege raſch und nachdruckſam gethan hätte, was er thun mußte: nämlich entweder die Oeſtreicher ſchon am 31. Mai wieder bei Rivalta energiſch angreifen, wozu ſein Heer nicht nur den feurigſten Willen, ſondern auch die nöthige Kraft hatte; oder aber, nachdem die Oeſtreicher nach Mantua zurückgegangen, mit ſeiner ganzen Macht zwiſchen dieſe Feſtung und Verona ſich werfen, um in dieſer Stellung den alten Radetzky zu einer entſcheidenden Schlacht zu zwingen. Aber was hilft es, von einem verdorrten Baum zu verlangen, daß er Blüthen bringen und Früchte tragen ſoll? Der Sardenkönig war ein verdorrter Baum, von welchem ein richtig ſehender und urtheilsfähiger Soldat, der mitdabei war, Major Pinelli, ganz gut nachgewieſen hat, daß derſelbe in keiner Weiſe das Zeug zu dem hatte, was er hätte vorſtellen, ſein und thun ſollen. Karl Alberts ganze Perſönlichkeit paßt zu einem Nationalbannerherrn ungefähr ſo, wie die deutſchen Märzminiſter zu Staatsmännern paßten, d. h. gar nicht. Pinelli ſah ihn am 7. April, als, nach dem Einfall der Piemonteſen in die Lombardei, die 3. Diviſion bei Azola in Schlachtordnung aufgeſtellt war, um den vorüberkommenden König zu begrüßen. „Bei ſeinem Erſcheinen widerhallte die Luft vom „Evviva il re!“ der Soldaten. Aber ſtatt den Truppen zuzulächeln oder denſelben irgendwie ſeine Zufriedenheit zu bezeugen, flog der König ſpornſtreichs an ihnen vorbei, bleichen Geſichts, wie ein Schuldbewußter und mehr einem Flüchtling denn einem Könige gleich. Auch hat er während der ganzen Dauer des Krieges nie ein Wort des Mitgefühls oder Troſtes für die Leiden der Soldaten zu finden gewußt. Allzeit bleich und abgeſpannt, wie er war, bewirkte ſeine Erſcheinung, ſtatt die Truppen zu ermuthigen, nur eine Herabſtimmung derſelben, indem er mit ſeinem geſpenſtigen Ausſehen ein Vorbote von Unheil und Niederlagen zu ſein ſchien.“

Mit einem ſolchen Gegner fertigzuwerden durfte der greiſe Marſchall noch immer hoffen. Wären ihm nur nicht andere Hemmniſſe ſchwer auf dem Nacken gelegen! Das ſchwerſte war wohl die Nachricht aus Wien, daß die Zuſendung von Verſtärkungen vorderhand eingeſtellt ſeien, weil man unter engliſcher Vermittelung zu einem Frieden mit dem Sardenkönig zu gelangen hoffe. Dieſer Nachricht war die Weiſung an Radetzky beigegeben, derſelbe ſolle unverzüglich Unterhandlungen über einen Waffenſtillſtand mit Karl Albert einleiten. Das ging aber dem Alten gegen den Mann, ſo ſehr, daß er alsbald den Fürſten Schwarzenberg gen Innsbruck eilen hieß mit ſeiner, des Marſchalls, Bitte, dieſen peinlichen Auftrag von ihm zu nehmen. Dann ging er ſofort daran, den Fehlſchlag von Goito gutzumachen und den italiſchen Jubilirern und Illuminirern zu zeigen, daß es trotz alledem mit dem Schwarzgelb in Italien noch nicht Matthäi am letzten ſei.

In Wahrheit, bei näherem Zuſehen war der Monatsabſchluß vom Mai für die Sache der Fremd- und Zwingherrſchaft auf der appenniniſchen Halbinſel keineswegs ungünſtig. Denn was dieſe Sache durch die neuerlichen (unfruchtbaren, weil unausgenützten) piemonteſiſchen Erfolge in Oberitalien ſcheinbar gewonnen, das hatte ſie derweil in Mittel- und Unteritalien wirklich verloren. Zwar der rückwärtſige Fühler, die „Allokution“ des Papſtes vom 29. April, war noch um ein Weilchen zu früh herausgeſtreckt worden. Selbiger erwies ſich als ein Stich in ein Horniſſenneſt, als ein um ſo mehr herausfordernder Stich, als eine große Anzahl von römiſchen Familien mit vollem Rechte fürchteten, die päpſtliche Erklärung könnte und müßte den Oeſtreichern Veranlaſſung geben, die kirchenſtaatlichen Soldaten und Freiwilligen, welche ihnen gegenüber ſtanden, nicht nach den Grundſätzen des Kriegsrechts, ſondern vielmehr als vogelfreie Banditen zu behandeln. Das Horniſſenneſt begann daher ſchon am 30. April auszubrechen und zu ſchwärmen: Abordnungen von 31 Klubbs erſchienen im Quirinal, in drohender Weiſe die Verleugnung der Allokution und die Fortführung des Krieges gegen Oeſtreich fordernd. Der Ex-Engel des Vatikans, damals ſchon, ohne es zu wiſſen, ein bloßes, obzwar derzeit fernher gehandhabtes Sprachrohr in den Händen des Jeſuitengenerals, ſtellte ſich an, d. h. man ließ ihn ſo ſich anſtellen, als ſei ſeine „Anſprache“ das harmloſeſte Ding von der Welt. Er willigte auch ein, den Meſſer Farini an den Sardenkönig abzuſenden, um dieſem förmlich und traktatmäßig das Oberkommando über die ſämmtlichen im Felde ſtehenden kirchenſtaatlichen Streitkräfte zu übertragen; aber am folgenden Tage (1. Mai) drohte er doch in einer „Anſprache an das römiſche Volk“, daß er ſich unter Umſtänden bewogen ſehen könnte, „die geiſtige Gewalt, welche Gott uns gegeben, nicht unthätig in unſeren Händen zu laſſen“. Freilich, mit mittelalterlichen Ach- und Krachmitteln, mit Bannblitzen und Interdiktedonnern, war dazumal in Rom nicht viel zu machen: die abenteuerliche Blitz- und Donnermaſchine würde, aus der Rumpelkammer der Kirchengeſchichte hervorgeholt, mit unermeßlichem Gelächter empfangen worden ſein. Die ſchlangenklugen Leute, welche die Papſt-Marionette tanzen ließen, wußten das wohl. Ebenſo, daß man, bis *ihre* Zeit wieder gekommen wäre, ein ſehr unangenehm ſich machendes Publikum von Klubbherniſſen mit etlichem trikolorem Gegaukel amüſiren müßte. Daher wurde der Marionette zeitweilig noch einmal das allerdings ſchon ſehr fadenſcheinig gewordene Nationalpapſtmäntelchen umgehangen. Pius mußte am 2. Mai an den Kaiſer von Oeſtreich einen Schreibebrief aufſetzen, worin er den genannten Monarchen dringlich aufforderte, „einem Krieg ein Ende zu machen, welcher ja doch die Gemüther der Lombarden und Venetianer nicht für Oeſtreich zu erobern vermöge. Die edle deutſche Nation" — (großer Gott, was hatte *die* mit Lombardo-Venetien zu ſchaffen?) — möge die unheilvolle Herrſchaft in eine freundliche Nachbarſchaft umwandeln und hochherzig die italiſche als eine Schweſter anerkennen". Zwei Tage ſpäter mußte der Papſt das Miniſterium Antonelli entlaſſen und ein durchweg aus Nichtgeiſtlichen beſtehendes, an deſſen Spitze der alte Karbonare Graf Mamiani trat, ſich gefallen laſſen. Alle die päpſtlichen Fügungen und Schmiegungen waren jedoch bloße Scheinſiege der italiſchen Sache; denn daß die Lenker der liberal und national gaukelnden, aber zu dieſer Zeit gegen die nationale und liberale Bewegung bereits todfeindſelig verhetzten Papſt-Puppe nur *ihrer* Zeit harrten, um für alle dieſe Fügungen und Schmiegungen vollwichtige Rache zu nehmen, wird ſchon durch die *eine* Thatſache bewieſen, daß Napier, der engliſche Geſchäftsträger in Neapel, ſchon am 4. Mai nach Hauſe melden konnte, Pius habe beim König Ferdinand anfragen laſſen, ob er, ſo er ſich im Falle ſähe, Rom zu verlaſſen, im Neapolitaniſchen eine ehrenvolle Aufnahme und ſichere Freiſtätte finden würde. Die Marionettelenker hatten alſo bereits im April geplant, was im November zur Ausführung kommen ſollte.

Wiſſende haben mit Recht auf den Zuſammenhang der in Rom vorerſt gedachten Reaktion mit der in Neapel im Mai ſchon vollbrachten hingewieſen, welcher Zuſammenhang übrigens auf der Hand liegt. König Ferdinand der Zweite konnte aus der gemeldeten Anfrage von ſeiten des Papſtes unſchwer heraushören, daß das ganze Gewicht der Autorität des Statthalters Chriſti, welches vom Juni 1846 ab dem italiſchen und liberalen Vorwärts zu baß gekommen war, jetzt auf die Seite des Rückwärts hinübergerückt werden ſollte oder bereits hinübergerückt ſei. Der König nahm daraus ab, das widerwärtige Heuchelſpiel eines konſtitutionellen Patrioten, welches er ſich ſeit Januar ſeinen „Einfaltpinſeln“ und „Schwachköpfen“ von Miniſtern gegenüber (vgl. I, 63) hatte auferlegen müſſen, könnte bald zu Ende ſein. Inzwiſchen führte er, wie man geſtehen muß, dieſe Rolle nicht übel durch. Freilich, die lieben liberalen Maccheronimaier am Fuße des Veſuv ließen ſich von allerhöchſten Herrſchaften nicht weniger gern nasführen als die lieben liberalen Biermaier im Norden der Alpen. Ferdinand lauerte demnach auf einen günſtigen Moment, die Maſke abzuwerfen, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß er die im Lande umlaufenden Fäden der Rückwärtſerei, ſowie die nach auswärts reichenden, mit ſeinen Wünſchen zuſammenknüpfte.

Die Verhältniſſe, wie ſie, ohne Illuſionsbrille angeſehen, waren, kamen dieſen echtköniglichen Wünſchen zu Hilfe. Die neapolitaniſche „Revolution“ hatte keinen der Berge von Unflat, welche durch eine vielhundertjährige Tyrannei im Lande aufgethürmt worden, weggeſäubert. Der Liberalismus hatte, als er obenauf gekommen, auch hier, wie überall, ſeine impotente Hammelsnatur erwieſen. Auf einem Boden, welcher mit Eiſen und Feuer hätte gereinigt und dann gründlich umgeackert werden müſſen, ſtellte er ſeine konſtitutionelle Schaukel auf und erwartete, dieſe Maſchine würde Wunder wirken. Ach, beſſer als die arme Schaukel verſtanden ſich auf's Wunderwirken jene Bürgerwehrleute, welche, als der dem „neuen Weſen“ natürlich abgeneigte heilige Januarius ſein Blutflüſſigwerdenwunder am 1. Mai nicht verrichten wollte, dem Herrn Erzbiſchof ſehr deutlich erklärten, beſagtes Blutflüſſigwerdenwunder müßte geſchehen. Und ſiehe, es geſchah. Mit Heiligen und Bonzen muß man ſehr deutlich reden, falls man ſie zur Raiſon bringen will. Die Schaukel ging derweil auf und ab, vermochte aber mit ihrem eintönigen Spiel ein nach draſtiſch-grellen Schauſpielen gierendes Volk, wie das neapolitaniſche war, nicht zu befriedigen. Die ehrlichen Patrioten hatten die radikale Arbeit, welche ſchlechterdings hätte gethan werden ſollen, nicht thun wollen oder können und die Folge hievon war, daß die unehrliche Wühlerei, das ſchmutzige Gaſſenlumpenthum ſich unterſtand, dieſe Arbeit thun zu wollen und zu können. Die Stadt Neapel wurde geradezu eine Latrine, in welche alle Menſchenjauche Italiens zuſammenfloß. Aus dieſer Prämiſſe ergab ſich wiederum nothwendig die Konkluſion, daß der „ruhige Bürger“ zum Angſtweib, der Beſitzende zum Wimmerling wurde, und hieraus als Facit des ganzen Rechenexempels, daß, wenn nicht gerade die Mehrzahl, ſo doch eine ſtarke Minderheit der Bourgeoiſie — vom Grundbeſitz-, Hof-, Kaſernen- und Kanzlei-Adel gar nicht zu reden — nach der guten alten frommen Zeit des Abſolutismus heimlich ſich zurückſehnte. Der König wußte das, merkte es ſich und ließ, um die Angſtweiber noch ängſtlicher und die Wimmerlinge noch wimmerlicher zu machen, unter der Hand das Märchen vom Beſtehen einer kommuniſtiſchen Verſchwörung in Umlauf ſetzen. Die Thatſache ſeiner eigenen abſolutiſtiſchen Verſchwörung wurde begreiflicher Weiſe von den aufrichtigen Konſtitutionellen wie von den radikalen Widerborbonikern ebenfalls fleißig kolportirt und es würde ein ganz anderes Wunder als das januariſche Blutflüſſigwerden erforderlich geweſen ſein, um zu verhindern, daß dieſe Thatſache und jenes Märchen mitſammen tüchtig Unheil ſtifteten.

Es kam am 15. Mai zum Ausbruch. Auf dieſen Tag war die Eröffnung des neapolitaniſchen Parlaments anberaumt, zu welchem einen Monat zuvor die Wahlen ſtattgefunden hatten. Noch am 10. Mai, während die Abgeordneten ſich ſchon in der Hauptſtadt zu ſammeln anfingen, ſchauſpielte Ferdinand konſtitutionell und national. Denn an dieſem Tage beſchloß mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs der Miniſterrath, daß behufs der energiſchen Führung des nationalen Unabhängigkeitskrieges gegen Oeſtreich eine Schutz- und Trutzallianz mit der ſardiſchen Regierung unverzüglich geſchloſſen werden ſollte. Drei Tage darauf verſammelten ſich die Abgeordneten im Stadthauſe (Monte Oliveto) zu einer vorläufigen Beſprechung und da gab es lärmende, im Grunde ganz lächerliche konſtitutionelle Haarſpaltereien über die Frage, ob der König, wie er ankündigen ließ, die Konſtitution vom 10. Februar ſo, wie ſie war, beſchwören ſollte oder aber, wie die Miniſter wollten, mit dem Zuſatz der Weiterbildung. Der Borbone in ſeinem Palaſte mochte befriedigt lächeln, als er von dieſer unglaublichen Dummheit hörte. Am folgenden Tage dieſelbe Krimskramerei im Monte Oliveto, nur noch mit viel mehr Geſtikulation und Geſchrei. Abordnungen gingen an die Miniſter und an den König. Jene erklärten, auch ſie verſtänden, wie ſie ja das ſchon bei ihrem Eintritt in's Amt angezeigt hätten, unter der zu beſchwörenden Verfaſſung eine weiterzubildende; dieſer ſagte, er hätte nichts gegen das „Entwickeln“ der Konſtitution, ſähe aber nicht ein, warum er ſowohl als die Abgeordneten dieſelbe nicht ſo, wie ſie nun einmal wäre, beſchwören ſollten. Die Abordnung und die Mehrzahl der Parlamentsdeputirten gaben ſich mit dieſer nichtsſagenden Antwort zufrieden. Allein der Zank hatte außerhalb des Monte Oliveto ſchon andere als parlamentariſche Formen angenommen, barrikadologiſche nämlich, und die konſtitutionellen Konfuſii wurden von den radikalen Krakuſiſſimi, welche, hauptſächlich aus Kalabrien gekommen, von der Wiedererweckung der parthenopäiſchen Republik träumten — unter einem Volke von Sklaven und Fetiſchgläubigen von Republik und Demokratie träumten! — und in der Fieberhitze ihrer Träume gänzlich vergaßen, daß der verhaßte Borbone nicht allein einheimiſche Truppen, ſondern auch verläßliche ſchweizeriſche Soldregimenter zur Verfügung hatte.

Während der zwiſchen dem Stadthaus und dem Palaſt hin- und hergehenden Verhandlungen, häuften ſich die Volksmaſſen um den Monte Oliveto und kalabreſiſche Widerborboniker predigten daſelbſt das barrikadiſche Evangelium. Mit Beifall und Erfolg; denn bald begannen im Toledo, jener toſenden Hauptſtraße Neapels, ſowie in den anſtoßenden Gaſſen, die „ultimae populi rationes“ ſich zu erheben, wobei, wie es hieß, Franzoſen von der gerade im Hafen liegenden Flotte des Admirals Baudin den willigen Naturalismus der Neapolitaner mit ihrer barrikadologiſchen Kenntniß und Erfahrung unterſtützten. Auch im Palaſte war man derweil nicht müſſig geweſen und hatte der König die Beſetzung wichtiger Plätze der Stadt mit Truppen angeordnet. Er mochte mit großer Genugthuung einen gewaltſamen Zuſammenſtoß erwarten, aber er war ſchlau genug, die Initiative ſeinen Gegnern zu überlaſſen. Er ſtand auch nicht an, noch einen Verſuch zur Vermeidung dieſes Zuſammenſtoßes zu machen, wohl wiſſend, daß er, da die „Feuerſpeier“ einmal am Werke waren, damit wenig oder nichts riſkirte. Demzufolge ſchickte er einen ſeiner Miniſter zu den Abgeordneten und ließ dieſen entbieten, er ſei bereit, das Parlament noch am ſelbigen Tage zu eröffnen, und ſollte der Eid der Deputirten dieſe Formel haben: „Ich ſchwöre Treue dem konſtitutionellen Könige Ferdinand dem Zweiten und der Konſtitution, wie ſie von den beiden Kammern in Gemeinſchaft mit dem König umgebildet und entwickelt werden wird“. Dieſe Bewilligung war ein Meiſterzug von Ferdinand: er wußte, daß er damit die Konſtitutionellen vollkommen zufriedenſtellte; aber auch, daß dieſe das Heft dermalen ſchon nicht mehr in Händen hätten, demnach ohnmächtig wären, den Losbruch der Radikalen hintanzuhalten, und durch dieſe ihre Impotenz ſelbſt ihm den willkommenen Vorwand lieferten, wie mit dem Radikalismus, ſo auch mit dem Liberalismus abzufahren und beide mitſammen in dieſelbe Grube zu verſcharren.

Dieſe königliche Rechnung hat ſich als richtig herausgeſtellt. Es war ganz umſonſt, daß die Konſtitutionellen die ganze Nacht hindurch ſich alle erdenkliche Mühe gaben, die Einſtellung des Barrikadenbau's und die Beſeitigung der improviſirten Volksbewaffnung zuwegezubringen. In der Morgenfrühe des 15. Mai mußten ſie ihre Ohnmacht erkennen und erkannten dieſelbe ſo ſehr, daß das rath- und thatloſe Miniſterium ſeine Entlaſſung anbot. Ferdinand ließ das einſtweilen unbeachtet; denn er war entſchloſſen, miniſterlos und in ſeiner Weiſe vorzugehen, in welcher Abſicht ihn eine Abordnung von ſeiten der Lazzaroni, welche ihm die guten Dienſte dieſer Horde anzubieten im Palaſt erſchien, nur beſtärken konnte. Die Barrikadenleute thaten ihm auch den Gefallen, anzufangen. Um 11 Uhr morgens wurde von einer gewaltigen am unteren Ende des Toledo beim Palaſt Cirella aufgethürmten Barrikade herab auf die Truppen geſchoſſen, welche um das königliche Schloß her aufgeſtellt waren. Ein Bataillon von der neapolitaniſchen Garde erwiderte ſofort das Feuer und machte, unterſtützt von anderen Bataillonen, einen Sturmangriff auf die Barrikaden des Toledo. Allein dieſer Angriff war ein ſchwachmattiſcher und die ganze Sache hätte für Ferdinand ſehr ſchief gehen können, falls er nicht ſeine nahezu 6000 ſchweizeriſche Landsknechte zur Hand gehabt. Sobald dieſe in den Kampf eingriffen, und ſie griffen ſofort ein, war derſelbe ſchon entſchieden; denn die heftige Gegenwehr, welche ſie da und dort, z. B. bei und in den Paläſten Cirella, Benucci und Gravina fanden, ſteigerte nur die erbitterte Energie dieſer Söldlinge, welche durch die Verhöhnungen und Beſchimpfungen, die ſie in letzter Zeit überreichlich erfahren hatten, ohnehin gereizt genug waren. Urtheilsfähige Augenzeugen und Mithandelnde haben feſtgeſtellt, daß es ganz überflüſſig geweſen, das ſchwere Geſchütz in den Straßen und von den Kaſtellen herab ſpielen zu laſſen. Aber wann hätte ein echter Bourbon dem Kitzel widerſtanden, ſeinen Bourbonismus leuchten zu laſſen? Ferdinand der Zweite mußte ſich doch ſeinen hiſtoriſchen Namen verdienen — „Re Bomba“ — und das ging nicht ohne Anwendung von Bomben und Granaten und Kartätſchen. Als die Miniſter gingen, ihn um Erbarmen für die Stadt anzuflehen, jagte er ſie mit dem wohlverdienten Fußtritt zum Palaſt hinaus, die Zeit des Erbarmens ſei vorüber und die Stunde, Rechenſchaft abzulegen, auch für ſie gekommen. Ein Verſuch der Liberalen, den im Hafen liegenden Admiral Baudin zu irgendwelcher Dazwiſchenkunft zu beſtimmen, war ganz eitel. Seine Inſtruktion verböte ihm jede Einmiſchung aufs beſtimmteſte, ſagte er. Die franzöſiſche Baſtardrepublik von 1848 hat ja überall, wie im Innern, ſo nach außen eine Politik der Unfähigkeit und Feigheit, eine vollendete Lumpenpolitik eingehalten.

Nachdem die Barrikaden genommen worden und jeder Widerſtand erſtickt war, zeigte ſich das glücklich wiederhergeſtellte abſolute Königthum Sr. Majeſtät des Königs Bombe im Vollglanz: der treubiedere Lazzaronismus und die entzügelte Soldatenfurie tanzten die ganze Nacht hindurch mitſammen eine ſolenne Mord-, Raub- und Nothzüchtigungs-Tarantella. Am folgenden Tage (16. Mai) umgab ſich Ferdinand mit einem Miniſterium von nickenden Nullen, ſtäubte dann die Parlamentsdeputirten, ſoweit er ſie nicht greifen ließ, heim und die Bürgerwehr auseinander, knebelte die Preſſe wieder, erklärte den Belagerungszuſtand und rief ſeine Armee aus Oberitalien heim. Der alte Kämpe der weiland parthenopäiſchen Republik, General Pepe, welcher, wie wir wiſſen, dieſe inzwiſchen auf ihrem Marſche bis

Bologna gekommene neapolitaniſche Armee befehligte, ſuchte ſie vergebens mit ſich über den Po und, trotz der Umkehrsordre des Königs Bombe, in den Krieg für die nationale Sache fortzureißen. Nur 1500 Mann, meiſt Freiſchärler, folgten dem Braven über den Strom und nach Venedig, bei deſſen heldiſcher Vertheidigung ihr Führer und ſie Zeugniß ablegten, daß auch neapolitaniſche Mütter tapfere Männer zu gebären verſtänden.

Jetzt, da die elende Schaukel umbombardirt war, jetzt, als das Blödauge des Liberalismus erkennen mußte, daß Ferdinand „ein König jeder Zoll“ ſei, jetzt, da es zu ſpät war, hätten die Herren Liberalen die Spitze der Revolution, welche ſie krummgebogen, in das konſtitutionelle Lirumlarum umgebogen hatten, gerne wieder aufgerichtet. Es konnte nicht gelingen: der Aufſtand, welchen ſie mit Hilfe der Sizilianer in Kalabrien in Scene zu ſetzen verſuchten, kam gar nicht zu rechtem Aufſtehen und wurde raſch und blutig niedergedrückt. König Bombe zeigte der Welt, daß und wie man die Frage einer halben Revolution mit einer ganzen Reaktion beantworten müßte. Er wurde der bewunderte und bejubelte Heros der Kontrerevolution in ganz Europa und zwar von rechtswegen. Der weiße bourboniſche Schrecken legte ſeine raffinirt grauſame Hand auf das Land und rüſtete ſich, dieſelbe bei der erſten günſtigen Gelegenheit auch nach der Inſel Sizilien hinüberzuſtrecken. Der Herr Graf von Lebzeltern, öſtreichiſcher Geſandter in Neapel, welcher während der Epiſode konſtitutioneller Schaukelei und nationaler Gaukelei nur noch als „Privatmann“ daſelbſt ſich aufgehalten hatte, mochte ſich jetzt ſchmunzelnd die Hände reiben. Der erſte thatſächliche und glückliche Rückſtoß gegen den großen Verſtoß von 1848 war gethan.

10.

Die alsbaldige Einwirkung des in Rom von dem Papſte gewollten, in Neapel von dem Bourbon vollzogenen Umſchlags auf den Gang der Dinge in Oberitalien ließ nicht auf ſich warten. Der alte Radetzky konnte ſich dem unfähigen Zauderer von Sardenkönig gegenüber um ſo freier bewegen, als er ſich jetzo vom Rücken her ſicherer fühlte denn etliche Wochen zuvor, wo er ganz Italien gegen ſich gehabt hatte. Er brütete auch nicht lange über ſein bei Goito fehlgeſchlagenes Unternehmen, ſondern ſann vielmehr auf ein neues, welches darauf abzielte, in den Beſitz von Vicenza zu gelangen, was den Hauptſchlüſſel der Hauptverbindungslinie mit daheim wieder erlangen hieß, ſodann ſeinen Truppen die Hilfsmittel zu ſichern, welche das venetianiſche Feſtland bot, und endlich den neuen Verſtärkungen, welche im Betrage von 14,000 Mann unter der Führung des Generals Welden das obere Piavethal herabzuſteigen ſich anſchickten, die Hand zu reichen.

Am 5. Juni brachen die Oeſtreicher von Mantua auf in drei Kolonnen. Eine derſelben ließ der Marſchall über Villafontana nach Verona zurückgehen, um das feindliche Hauptquartier glauben zu machen, ſeine ganze Bewegung habe nur die verſtärkte Sicherung der genannten Feſtung und der Stellung von Santa Lucia zum Zwecke. Mit den zwei anderen Kolonnen aber wandte ſich der Alte auf Legnago, überſchritt dort die Etſch und ſtand am 9. Juni ſüdlich von Vicenza, in einem Halbkreis aufmarſchirt, wohl 30,000 Mann ſtark mit 120 Geſchützen. In der von ihrer Verbindung mit dem ſardiſchen Heer abgeſchnittenen Stadt lag, wie wir wiſſen, Durando mit 10,000 Freiwilligen und regulär-päpſtlichen Soldaten, worunter auch ſchweizeriſche Soldbataillone, deren Landsknechteſchickſal es war, hier am Fuße des Monte Berico für das zu fechten, gegen was ihre Mitlandsknechte neuerlich am Fuße des Veſuv gefochten hatten. Dieſe grelle Darlegung des Weſens der Landsknechtſchaft hat ſtark mitgeholfen, ſolchen Makel aus dem Wappenſchild der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft endlich zu tilgen. Durando's Heerſchar zur Seite ſtanden 6000 vicentiner Bürgerwehrmänner und Römer und Schweizer und Vicentiner waren gleichermaßen entſchloſſen, die Stadt zu halten. So haben ſie auch redlich gethan, bis zur äußerſten Möglichkeit. Der Angriff, bei deſſen Einleitung und Durchführung der öſtreichiſche Feldherr natürlich von ſeiner Uebermacht Gebrauch machte, geſchah am 10. Juni und die hartnäckige Kampfarbeit währte bis tief in die Nacht hinein. Da war dann die Lage von Vicenza und ſeinen Vertheidigern ſo hoffnungslos, daß Durando, falls er die Stadt nicht unfehlbarer Vernichtung weihen wollte, kapituliren mußte. Radetzky gewährte Bedingungen, welche bei Lage der Sachen milde genannt werden mußten. Die kirchenſtaatlichen Truppen ſollten am folgenden Tage mit ihren Waffen, Geſchützen und Fahnen von Vicenza ab und über den Po zurück ziehen, aber verpflichtet ſein, in den drei nächſten Monaten nicht gegen Oeſtreich zu fechten. Den Abziehenden könnte ſich von den Vicentinern anſchließen, wer wollte. Es ſchloſſen ſich ihnen wirklich viele an, auch viele Vicentinerinnen. Die Oeſtreicher begleiteten den bunten Auszug mit nicht ſehr zarten Kaſernenſpäſſen, aber der alte Radetzky beſuchte die verwundet in den Lazarethen liegenden Vertheidiger von Vicenza und lobte ihre Tapferkeit. Hierauf nahm der Marſchall raſch Padua, wodurch die Handreichung mit dem auf Treviſo rückenden Welden ermöglicht wurde, entſandte auch eine Brigade nach dem Thal d'Arſa und bis Roveredo hinauf, um mit einem weiteren dort angeſammelten Verſtärkungskorps die Verbindung herzuſtellen, und folgte ſchließlich ſeinem Gewalthaufen zurück nach Verona.

Der Sardenkönig, den man endlich dazu gebracht hatte, doch auch wieder etwas zu thun, wähnte dieſen Gewalthaufen noch droben in Vicenza, als er am 14. Juni eine Umgehung der Terraſſen von Santa Lucia verſuchte, um Verona zu überfallen.

Aber die Oeſtreicher waren ſchon wieder an Ort und Stelle, wieſen den ſchlechtgeführten Verſuch ab und dieſer endigte mit einem übelgeordneten Rückzug der Piemonteſen. Die ganze Situation geſtaltete ſich für Karl Albert von da ab immer mißlicher. Die verlorene Hoffnung auf Zuzug aus Toſkana, Rom und Neapel mußte niederſchlagend wirken. Die ſchlechte Armeeverwaltung ließ im Lager einen Mangel einreißen, welcher, verbunden mit den Wirkungen der Strapazen, der Hitze und des ſchlechten Waſſers das Heer decimirte. Tauſende und wieder Tauſende von Soldaten lagen in den Spitälern. Zu Anfang des Monats Juli hatte der Sardenkönig ſicherlich nicht mehr als 46,000 Mann unter den Fahnen, während Radetzky nach Heranziehung ſeiner Reſerven zu gleicher Zeit oder doch wenig ſpäter in und um Verona allein nahezu 60,000 Mann hatte und die Geſammtſtreitmacht Oeſtreichs auf italiſchem Boden im genannten Monat auf mehr als 100,000 Mann anwuchs. Was wollte es dieſer maſſigen, der Hand eines rechten Lenkers gehorchenden öſtreichiſchen Heermaſchine gegenüber bedeuten, daß der kühne und geſchickte, kaltblütige zugleich und feurige Bandenführer Giuſeppe Garibaldi an der Spitze ſeiner freiſchärlichen „Alpenjäger“, am Fuße der Alpen den Kleinkrieg führend, die Oeſtreicher in ihrem Rücken vielfach beläſtigte? Seine zeitweiligen Erfolge konnten, weil eben nur im „kleinen Kriege“ errungen, in der Wagſchale der großen Entſcheidungen nicht ſchwer wiegen. Aber der Mann, welchen der Mutter Italia Ruf von der Führung des Guerillaskrieges in den Savannen von Montevideo weg und heimwärts gerufen hatte, war beſtimmt, mittels ſpäter vollbrachter Thaten der von einer Mythen-Gloriole umgebene Heros der italiſchen, ja der europäiſchen Demokratie zu werden, eine Charakterfigur, ein Typus, in welchem alles zur Erſcheinung kam, was die demokratiſche Idee Edles, Großes und Selbſtloſes hat. . . . Wenig oder gar nichts auch wog in der Wage des Krieges, daß die Lombardei mittels einer auf Anordnung der mailänder proviſoriſchen Regierung vorgenommenen Volksabſtimmung am 29. Mai ihre ſofortige Vereinigung mit dem Königreich Sardinien beſchloß und daß auch das Parlament der kaum wieder erſtandenen Republik Venedig am 4. Juli die „Fuſion“ mit dem Königreiche dekretirte. Was konnte Venedig, welches zu dieſer Zeit ſchon ſo ziemlich auf ſeine Lagunen eingeſchränkt war, was konnte auch die Lombardei mit ihren unorganiſirten, noch dazu durch heftigen Parteihader gelähmten Kräften dem Sardenkönig helfen? Nichts, was der Rede werth war.

Zu Ende Juni's wiegte man ſich in Mailand, Turin und anderen oberitaliſchen Städten noch in ſtolzen Illuſionen hinſichtlich der Sachlage und warf den Gedanken eines Friedens, etwa mit dem Mincio als Gränzlinie, weit hinweg. Die Italiener hätten damals gewiß jeden, der ihnen geſagt hätte, daß, um dieſe Gränzlinie zu gewinnen, zuvor erſt die ganze Macht Frankreichs an ihrer Seite kämpfen müßte, für einen Verräther ausgeſchrieen oder als einen Verräther gelyncht. Und wer ihnen vollends geſagt hätte, daß ein deutſches Heer und zwar in Böhmen das Feſtungsviereck und Venedig für ſie erobern würde, den hätten ſie für den Narren aller Narren erklärt oder, wo möglich, zweimal gelyncht. Es gibt doch keine tollere Komödie als die Weltgeſchichte, obzwar auch keine traurigere ... Wohl, zu Ende Juni's alſo drückte der engliſche Geſandte in Turin, Abercromby, die herrſchende Stimmung ganz richtig und getreu aus, wenn er am 30. des Monats an Lord Palmerſton ſchrieb: „Ich halte dafür, daß jede italiſche Regierung, welche mit Oeſtreich auf einer anderen Baſis als der einer vollſtändigen Räumung des Landes (von ſeiten der Oeſtreicher) Friedensunterhandlungen anknüpfen wollte, von dem ganzen übrigen Italien des Verraths an der gemeinſamen Sache bezichtigt werden würde (would be looked upon and treated by the rest of Italy as traitors to the cause).“ Aber auch im Hauptquartier Radetzky's wäre ein Sprecher für den Frieden übel gefahren. Das an den greiſen

Marſchall gerichtete Poetenwort: „In deinem Lager iſt Oeſterreich!“ war jetzt zur Wirklichkeit geworden, und bevor wenigſtens die ſchwarzgelbe Fahne im Triumph wieder auf die Spitze des Doms von Mailand getragen wäre, durfte hier von Waffenruhe nicht die Rede ſein.

Nach dem abgewieſenen Verſuch der Italiener auf Verona hielten ſich beide kriegführenden Parteien etliche Wochen ruhig. Radetzky zog Verſtärkungen heran und Karl Albert machte es ebenſo, konnte es aber in nicht ſo ausreichendem Maße thun wie ſein Gegner. Das lombardiſche Geſchrei in ſeinem Rücken über ſeine ewige Zauderei, ja Verrätherei wurde aber ſo arg, daß der König ſich bewogen fand, wiederum den Angriffsweg zu verſuchen. Am 12. Juli begannen die Bewegungen der ſardiſchen Armee. Ihr ſtrategiſcher Lenker, General Bava, beging den Fehler, ſie in eine 7 deutſche Meilen lange Linie auseinander zu zerren, oder vielmehr er ließ die Auseinanderzerrung zu, dem Eigenſinn des Königs zu Gefallen. Der äußerſte linke Flügel des Heeres ſtand in Rivoli, das Centrum zwiſchen Verona und Mantua, der rechte Flügel blokirte die letztgenannte Feſtung von der Südſeite. Man ſieht leicht, wie ſehr dieſe Dehnung und Dünnung den Gegner zu Durchbruchſtößen reizen mußte. Einen ſolchen beſchloß Radetzky alsbald zu thun, nachdem er von dem unwankbaren Gorzkowsky, Kommandant von Mantua, die Meldung erhalten hatte, der Feind habe in ſeinen feſten Stellungen auf den Höhen von Sommakampagna und Sona nur wenig Mannſchaft zurückgelaſſen. Und ſo war es: ſtatt, wie bisher, 30,000 Mann hüteten jetzt nur noch 8000 jene wichtige Poſition. Der öſtreichiſche Feldherr liebte es durchaus nicht, zu abenteuern, ſondern vielmehr, möglichſt ſicher zu gehen. So warf er denn im Morgengrauen des 23. Juli, nach einer furchtbaren Gewitternacht, zwei Sturmkolonnen, die eine unter Wratislaw (14,000 Mann), die andere unter d'Aſpre (15,000 Mann), welchen er überdies eine ſehr ſtarke Reſerve unter Wocher (18,000 Mann) folgen ließ, von

Verona aus überraſchend auf die feindlichen Verſchanzungen. Die Hüter derſelben wehrten ſich mannhaft ſtundenlang gegen die übermächtigen Angriffe, mußten aber doch den ganzen Höhenzug aufgeben, welcher ſich um Mittag in den Händen der Oeſtreicher befand, — ein ſehr beträchtlicher Gewinnſt. Die Verona bedrohende Stellung war genommen, das Centrum der ſardiſchen Armee durchbrochen und die beiden Flügel derſelben ſo auseinandergeſchoben, daß die Herſtellung einer Verbindung zwiſchen ihnen nur auf weiten Umwegen bewerkſtelligt werden konnte.

Am folgenden Tage ſchien ſich das Kriegsglück wieder dem Sardenkönig zuwenden zu wollen. Während frühmorgens Radetzky den Mincio bei Salionze unterhalb Peſchiera's überbrücken ließ, den Fluß überſchritt und den linken Flügel der ſardiſchen Armee unter General Sonnaz zu fluchtähnlichem Rückzug nach Volta drängte, war Karl Albert mit ſeiner Hauptmacht aus den ſumpfigen Bivouaks bei Mantua aufgebrochen und nordwärts marſchirt, um eine Wiederverbindung mit Sonnaz und anderen ſeiner noch am Gardaſee ſtehenden Truppentheile zu ſuchen. Am 23. Juli war ſein Hauptquartier in Marmirolo und er vernahm den Kanonenlärm von Sommakampagna her, richtete aber wunderlicher Weiſe ſeinen Weitermarſch nicht direkt dorthin, ſondern auf Villafranka. Der Marſch war ein ſehr verluſtvoller. Die Sonne glühte erbarmungslos hernieder, der Mundvorrath war knapp oder ganz ausgegangen, die von Hitze, Hunger und Durſt verzehrten Soldaten fielen zu Hunderten rechts und links hin. Der öſtreichiſche Marſchall, vorausſetzend, die Italiener würden handeln, wie es der geſunde Menſchenverſtand und die Kriegskunſt forderte, d. h. alle Muſkeln anſpannen, um ſo raſch, wie möglich, ihre ſämmtlichen Streitkräfte auf dem rechten Ufer des Mincio zu vereinigen, hatte inzwiſchen ſeinen ganzen Gewalthaufen zum Ueberſchreiten des Fluſſes in Marſch geſetzt, um drüben dieſe vorausgeſetzte Vereinigung zu hintertreiben. Auf dem linken Mincioufer ſtand am 24. Juli von der operirenden öſtreichiſchen Armee nur noch die 3000 Mann ſtarke Brigade Clam-Gallas und zwar in Cuſtozza. Radetzky, welcher von dem eine Wegſtunde nordwärts von Valeggio gelegenen Monte Vento herab die Bewegungen ſeiner Truppen lenkte, hatte der von dem General Simbſchen kommandirten Brigade Lichtenſtein, welche in Sanguinetto geſtanden war, den Befehl zugeben laſſen, auf Villafranka zu rücken und die Brigade Clam in Cuſtozza abzulöſen, — ein Befehl, welcher dem Sardenkönig Gelegenheit gab, ſeinen letzten Glückswurf zu thun. Denn als der lichtenſtein'ſche Harſt, 7—8000 Mann ſtark, in der glühenden Mittagshitze des 24. Juli Sommakampagna erreicht hatte und nach gründlicher als nöthig mit Wein geſtilltem Durſte nicht ſehr feſt aufgeſchloſſen nach Cuſtozza weiterzog, wurde er von Villafranka aus durch die Piemonteſen mit großer Uebermacht angegriffen, mit einem Ungeſtüm und Erfolg, welcher nicht nur die Brigade vernichtete, ſondern auch den ganzen Höhenzug von Sommakampagna bis Cuſtozza herab wieder in italiſche Gewalt brachte.

Der Sardenkönig hätte jetzt, wenn er raſch handelte, ſeine Verbindung mit Sonnaz, deſſen Standort in Volta er kannte, zuwegebringen können; allein der Erfolg vom 24. Juli wirkte ſo ſinnbethörend, daß Karl Albert, welcher des Wahns lebte, er hätte den ganzen linken Flügel der Oeſtreicher geſchlagen, in der Meinung beſtärkt wurde, ſein tolldreiſtes Herumabenteuern zwiſchen den feindlichen Armeekorps und Feſtungen ſei das Wahre. Er ſollte bald eines anderen belehrt werden. Denn der alte Radetzky, welchen der Untergang der Lichtenſteiner doppelt wurmen mußte, weil er denſelben ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit auf Rechnung zu ſetzen hatte, brannte darauf, die Scharte auszuwetzen. Er wetzte ſie aus, aber nur mit größter Anſtrengung; denn in der entſcheidenden Schlacht von Cuſtozza-Sommakampagna, welche am 25. Juli geſchlagen wurde, haben die Italiener gegen die feindliche Uebermacht, gegen die Ungunſt ihrer Stellung, gegen die Glühhitze, gegen Hunger und Durſt mit ruhmvollſter Mannhaftigkeit und Ausdauer gerungen. Es war ein ſchrecklicher Ringkampf. Karl Albert und ſeine beiden Söhne, die Herzoge von Savoyen und Genua, gaben ihren Truppen das Beiſpiel vollendeter Todesverachtung und auch der alte Radetzky ritt mitten ins Feuer.

Zum Glück für die Oeſtreicher war ihr Mincioübergang nur erſt theilweiſe bewerkſtelligt, als die Befehle des Marſchalls ergingen, umzuwenden und gen Oſten und Südoſten Front zu machen. Dieſe Front, am Morgen des 25. Juli gebildet, reichte von Valeggio, wo Wratislaws Korps den rechten Flügel bildete, über Olioſi, wo Wochers Korps als Centrum ſtand, bis nach Caſtelnuovo hinauf, wo d'Aſpre's Korps den linken Flügel formirte. Karl Albert mußte nun, um noch Rettung zu finden, den Rath Bava's annehmen, welcher dahin ging, alle am linken Ufer des Mincio vorhandenen Kräfte — ſie betrugen höchſtens 20,000 Mann, während Radetzky 35,000 in ſeiner Schlachtlinie hatte und außerdem das eben aus Tirol gekommene thurn'ſche Korps von 10,000 Mann, ſowie die Beſatzungen von Verona und Mantua — zu einem Gewaltſtoß auf Valeggio zuſammenzufaſſen, um dort durchzubrechen, die Minciobrücke und die Verbindung mit Sonnaz zu gewinnen, welcher General befehligt werden ſollte — und wirklich befehligt wurde, aber zu ſpät — ſeinerſeits von Weſten her auf Valeggio loszugehen. Allein der König verſchmähte dieſen bei Lage der Sachen beſten Rath. Er beſchloß, die Höhen von Sommakampagna feſtzuhalten und zugleich Valeggio anzugreifen, eine Doppelaktion, zu welcher ſeine Streitkräfte lange nicht ausreichten. So ging denn die Schlacht, wie ſie gehen mußte, da die Piemonteſen an den Kampfſtellen gegen eine dreifache Uebermacht zu fechten hatten.

Zur achten Morgenſtunde ließ Karl Albert die Trommeln zum Angriff auf Valeggio rühren und wenig ſpäter begannen d'Aſpre von Nordweſten her und der Kommandant von Verona, General Haynau, von Oſten her ihre Angriffsbewegungen auf

Sona und Sommakampagna. Hier ging es am heißeſten her und erſt Nachmittags 3 Uhr wurde nach beharrlichſtem Widerſtand der rechte Flügel des ſardiſchen Heeres durch die mit Macht vordrückenden Oeſtreicher über den Südabhang des Höhenzuges gen Villafranka hinabgeſtoßen. Aber der Stoß war nachhaltig genug, auch das piemonteſiſche Centrum bei Cuſtozza wanken zu machen. Bei einbrechender Nacht mußte von Villafranka aus, um welches her die geſchlagene Armee ſich zuſammengeſchoben hatte, über Quaderni der Rückzug zum und über den Mincio angetreten werden. Es war ein Rückzug von Tapfern, welcher dem Feinde geradezu imponirte. In der Nachhut ritt Karl Albert, „regungslos wie ein Krucifix“ den Kugeln der Verfolger trotzend. Die Oeſtreicher bekennen, an dieſem Entſcheidungstage an Todten, Verwundeten und „Vermißten“ 67 Offiziere und 1967 Soldaten eingebüßt zu haben, während die Italiener ſagen, ſie ihrerſeits hätten 629 Todte und 270 Gefangene auf der Walſtatt zurückgelaſſen.

Der Rückzug währte die ganze Nacht und den Morgen des folgenden Tages. Er ging auf Goito, wo Sonnaz, von Volta aufgebrochen, mit ſeinen nahezu 8000 Mann zu dem Könige ſtieß. Dieſer ſchickte das Korps nach Volta zurück; aber als ſich daſſelbe Abends dem Orte näherte, fand es dort ſchon die Vortruppen d'Aſpre's. Sonnaz beſchloß den Sturm und ein ganz ſcheuſälig wilder Kampf wüthete in den Gaſſen des Städtchens die Nacht hindurch. Italiener und Oeſtreicher zeihen einander gegenſeitig gräulicher Unthaten, welche in dieſer Mordnacht begangen worden, und beide mit Recht. Sonnaz mußte bei Tagesanbruch weichen, da die Oeſtreicher raſch ſich verſtärkten, erhielt aber von Goito her ebenfalls Verſtärkungen und den Befehl, Volta ſchlechterdings zu nehmen. Er verſuchte es vergeblich, denn ſchon ſtand d'Aſpre's ganzes Korps in und um Volta. Sonnaz zog mit ſeinen Truppen, die faſt Uebermenſchliches geleiſtet hatten, am 27. Juli rückwärts gen Süden auf Cerlungo.

Noch bewieſen auch auf dieſem Rückzug Reiterei und Artillerie eine imponirend heldiſche Haltung; aber mit der Infanterie war es aus. Es war überhaupt aus mit der Sache Karl Alberts. Das Gefecht bei Volta war nur ein letzter Verzweiflungsſtreich geweſen, deſſen Ausgang furchtbar lockernd, löſend und demoraliſirend auf die beſiegte Armee des Königs wirkte, welche den 40,000 Mann Oeſtreichern, die am 27. Juli auf dem rechten Ufer des Mincio ſtanden — Radetzky hatte das wocher'ſche Korps dem von d'Aſpre geführten nachgeſchoben und das wratislaw'ſche bei Valeggio übergehen laſſen — unmöglich mehr ſtandhalten konnte. Ein energiſches Nachdrücken der Oeſtreicher mußte über das königliche Heer Vernichtung oder wenigſtens vollſtändige Auflöſung bringen.

Doch genug und übergenug der Kriegsgeſchichten und dem Ende zu! Am 28. Juli ſandte Karl Albert drei ſeiner Generale zum öſtreichiſchen Marſchall, um einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen. Radetzky wollte denſelben gewähren unter Bedingungen, welche in Betracht der Verhältniſſe gemäßigt genannt werden mußten: — Zurückgehen der Piemonteſen hinter die Adda, Aufhebung der Blokade von Trieſt mittels Heimrufung der ſardiſchen Flotte, Aufgeben Venedigs, Fahrenlaſſen von Parma und Modena und Räumung der Feſtungen Peschiera, Rocco d'Anfo und Pizzighettone. Aber mit Annahme dieſer Bedingungen hätte ja das Haus Savoyen von wegen des verſuchten Verſchluckens der lombardiſchen „Artiſchoke“ thatſächlich Reue und Leid gemacht und hätte die „Spada d'Italia“ ihre Ohnmacht, die Nationalſache aufrecht zu halten, eingeſtanden. Das durfte nicht ſein oder wenigſtens hoffte man durch Weiterführung des Krieges ſolcher Demüthigung zu entgehen. Weiter zurück jedoch mußte man, das unterſtand gar keiner Frage, ſondern nur, in welcher Richtung? Man wußte im ſardiſchen Generalſtabe recht gut, daß es das Beſte, ja einzig Richtige wäre, ſüdwärts über den Po zu gehen, um hinter der Schutzlinie deſſelben der decimirten, erſchöpften und demoraliſirten Armee wieder Halt, Erholung und Auffriſchung zu verſchaffen. Allein das hieß ja Mailand preisgeben, die Hauptſtadt der Lombardei ſo zu ſagen an's Meſſer liefern. Was würde das für ein wüthendes Geſchrei über Verrath hervorrufen! So ging denn der Rückzug ſtatt ſüdwärts gen Weſten, immer weiter gen Weſten, nachdem der Verſuch, hinter dem Oglio Stellung zu nehmen, ſofort mißlungen war. General Bava, welcher faktiſch das Heer kommandirte, leitete den Rückzug mit Geſchicklichkeit und Unerſchrockenheit. Seine Reiterei und Artillerie wußte den Oeſtreichern das allzu haſtige Nachſetzen nach da und dort zu verleiden. Am Abend vom 1. Auguſt war er in Lodi, hinter der Adda, wo er ſich zu ſetzen gedachte. Allein der Befehl des Königs, mit der ganzen Streitmacht zum Schutze Mailands eilends ſich aufzumachen, rief ihn weiter nordweſtwärts. Dorthin drückte nun auch Radetzky mit aller Macht, nachdem er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen erfahren, daß der Feind das Räthlichſte, d. h. die Ausbeugung gen Süden und über den Po, verſchmäht hatte.

In Mailand hatte man noch am 26. Juli unmäßig über den Sieg gefrohlockt, welchen die Piemonteſen am 24. über die Lichtenſteiner bei Sommakampagna davongetragen, und hatte zahlloſe Evvivas für Karlo Alberto zum Himmel „aufdonnern“ laſſen. In dieſes Gedonner ſchnitt nun die Nachricht vom Ausgange der Schlacht bei Cuſtozza wie ein grimmiger Hohnpfiff hinein. Die Mailänder wollten zunächſt ſchlechterdings nicht daran glauben; allein die Hiobsposten drängten ſich und beſtätigten einander. Nach überwundenem erſtem Schrecken machte man noch heroiſche Grimaſſen, haſelirte vom „Krieg bis auf's Meſſer“ und vom Sichbegraben unter den Trümmern der bis aufs Aeußerſte zu vertheidigenden Stadt, ſo die „deutſchen Barbaren“ einen Angriff auf dieſelbe wagten. Worte voll Wind, ſonſt nichts. Man war eben jetzt auch in Mailand nicht mehr im März, ſondern im Auguſt: die Blüthen des „Völkerfrühlings“ waren längſt welk vom Baume der Zeit gefallen, ohne Früchte angeſetzt zu haben.

Am 3. Auguſt beim Tagesgrauen kam der König von Lodi her vor Mailand an und nahm vor dem „römiſchen“ Thore außerhalb der Stadt im Albergo San Giorgio ſein Quartier. Ihm folgte ſein geſchlagenes Heer, alles in allem weniger als 30,000 Mann, welchen der öſtreichiſche Marſchall mit wenigſtens 50,000 Mann nachſetzte, ſo daß ſeine leichten Vortruppen nicht viel ſpäter als die Piemonteſen vor Mailand eintrafen. Nachdem dann Karl Albert im Einverſtändniß mit der proviſoriſchen Regierung und der Mehrzahl der Bevölkerung beſchloſſen hatte, unter den Mauern der Stadt noch einmal zu ſchlagen und dieſe ſelbſt nachdrücklich zu vertheidigen, verlegte er ſein Hauptquartier in den nahe bei der Skala gelegenen Palazzo Greppi. Klüger freilich wäre es für ihn geweſen, gar nicht in die Stadt hereinzukommen; denn ſein Entſchluß ging ja doch, wie bald offenbar wurde, nicht ſo weit, mit den Trümmern ſeiner Armee unter den Trümmern von Mailand ſich zu begraben. Hiezu hätten auch ſeine über den kalten Empfang, der ihnen von ſeiten der Mailänder geworden, ſehr verſtimmten Generale ſicherlich ihre Zuſtimmung nicht gegeben. Derweil ſchien die Noth, ſowie die Erinnerung an die Märztage die Bevölkerung aufflammen zu machen. Thore und Straßen wurden barrikadirt, eine nach Waffen ſchreiende Menge füllte die öffentlichen Plätze, mit dem Geraſſel der piemonteſiſchen Trommeln miſchte ſich das Geheul der Sturmglocken, ſchöne Frauen und ſchönere Mädchen trugen den Vertheidigern der Wälle Speiſe und Trank zu, kurz viel guter Wille, aber nirgends Vertrauen erweckendes Organiſiren, feſtes Lenken und verſtändiges Gehorchen, ſondern nur Trubel, Tumult und Strohfeuer.

In der Morgenfrühe des 4. Auguſt dröhnte das Kanonengebrumm der anrückenden Oeſtreicher nach Mailand herein. Es kam näher und näher. Die Piemonteſen ſchlugen ſich den Tag über mit gewohnter Tapferkeit gegen die auf den nach Lodi und Pavia führenden Straßen herandrängenden öſtreichiſchen Kolonnen. Aber dieſe gewannen doch ſo ſehr Boden, daß mit Einbruch der Nacht ſämmtliche Truppen in die Stadt zurückgezogen werden mußten. Nun eiliger Kriegsrath im Palazzo Greppi. Iſt Mailand zu halten? frug der König. Nein, Majeſtät! entgegneten die Generale. — Ihr meint, wir müßten auf die Rettung unſeres eigenen Heeres bedacht ſein? — So meinen wir, als gute Piemonteſen und als gute Italiener, denn auf der Exiſtenz von Eurer Majeſtät Armee beruht trotz alledem die Zukunftshoffnung Italiens. — Aber das Schickſal dieſer Stadt? — Allgemeines Achſelzucken, welches zu deutſch bedeutete: Das Hemd liegt uns näher als der Rock.

Kurz darauf ritten zwei piemonteſiſche Generale auf der Straße nach Lodi. Um Mitternacht gelangten ſie nach San Donato, wo ſich Radetzky's Hauptquartier befand. Ich gewähre die erbetene Kapitulation, ſagte der Alte. — Aber die Bedingungen, Excellenza? Wir bieten die Räumung der Lombardei gegen die Zuſicherung freien Abzugs unſerer Truppen aus Mailand. — Einverſtanden. — Und gegen Sicherung des Lebens und Eigenthums der Einwohner. — Ich gewähre den Mailändern 12 Stunden Friſt zum Abzug und werde ſie der Gnade meines Kaiſers empfehlen. Was dieſer über ſie verhängen wird, weiß ich nicht; ich meinerſeits kann nur für die Mannszucht meiner Soldaten gutſtehen . . .

Am folgenden Morgen verwunderten ſich die Mailänder, daß alles ſo ſtill bliebe. Dann lief die Sage um, der König habe kapitulirt. Sie fand keinen Glauben. Zwei arme Teufel, welche die Senſationsnachricht auf den Domplatz brachten, wurden für verkleidete Oeſtreicher gehalten, welche zwiſchen Lombarden und Piemonteſen Zwietracht ſtiften wollten, und vom „Volke" in Stücke zerriſſen. Aber die Kapitulation war doch eine Thatſache. Als ſie nicht mehr beſtritten werden konnte, brach der Pöbel los und Karl Albert erntete den Undank des Nichterfolgs. Die gegen ihn verübten Schandbübereien hätten dem Manne, welcher, was auch ſeine Fehler waren, ſein und ſeiner Söhne Leben ſo oft für die Mailänder eingeſetzt hatte, unter allen Umſtänden erſpart werden ſollen, — erſpart werden ſollen trotz des kläglichen Schwankens ſogar, in welches er jetzt wieder verfiel. Freilich, ſeine Lage war ſchrecklich. Die Stadt glich an dieſem 5. Auguſt einem brandenden Meere von Anarchie. Die Sturmglocken heulten von hundert Thürmen, die Menge wälzte ſich geifernd und brüllend durch die Straßen, unter gräulichen Verwünſchungen „Tod dem Verräther von König!“ drohend. Vor dem Palazzo Greppi ballte ſich ein tauſendgliedriger Lumpenklumpen, fiſtulirte in allen Tönen der Wuthſkala zu den Fenſtern hinauf, ſtürzte die königlichen Reiſewagen, die vor dem Thore ſtanden, um und verſtopfte daſſelbe damit, damit dem „Verräther“ die „Flucht“ unmöglich wäre. Es hatte aber doch den Anſchein, daß nicht allein der ſüße und der ſaure Pöbel gegen die Kapitulation und für verzweifelte Vertheidigung ſei. Denn zwei Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, Litta und Anelli, überbrachten dem König einen förmlichen Proteſt gegen die Uebergabe und zugleich die Verſicherung, Mailand ſei zur äußerſten Gegenwehr entſchloſſen. Daraufhin ſagte der König: „Nun wohl, ſo will auch ich bis auf den letzten Mann fechten.“ Der unglückliche Mann, zur Stunde von ſeinen Truppen ganz abgeſchnitten, mußte der Pöbelei auch noch den Gefallen thun, auf den Balkon hinauszutreten und ſeine Erklärung zu wiederholen. „Gut, ſo zerreißt die Kapitulation!“ ſchrie die Menge hinauf und der König zog ein Papier hervor und zerriß es. Unter wüthendem Beifallshalloh natürlich.

Aber die wüſte Poſſe ſchlug Abends wieder ins Gefährliche um. Es hieß, und zwar mit Wahrheit, der Erzbiſchof ſei mit dem Podeſta unter Vorwiſſen des Königs zum Radetzky hinausgegangen, um für die Stadt erträgliche Uebergabebedingungen nachzuſuchen. Sofort wieder Volksraſerei vor dem Palazzo Greppi, in das Gebrüll „Tod dem Verräther! Tod dem Betrüger!“ hinein krachten Schüſſe, Kugeln ſchlugen in die Fenſterſcheiben des königlichen Gemachs, die Rotten rannten Thor und Thüren ein und die wüſte Flut ſchwoll die Treppen hinan, hielt aber doch inne vor den entblößten Degen der Offiziere im Vorzimmer. Entſchloſſener Widerſtand, ja nur der Anſchein von ſolchem bringt rebelliſche Sklaven ſtets zum Stehen. Dem Oberſt Lamarmora und dem Cavaliere Torelli gelang es, dieſem abſcheulichen Intermezzo im Schlußakt einer nationalen Tragödie ein Ende zu machen. Sie kletterten von einem Balkon des Palaſtes hinunter, eilten nach den Wällen und holten von dort ein Bataillon Garde und eine Kompagnie Berſaglieri zur Rettung und Befreiung des Königs herbei. Die anrückenden Truppen ſtäubten das tobende Pack auseinander, nahmen dann den König in ihre Mitte und ſo ging er, ſeinen älteſten Sohn an der Seite, nach dem Kollegium Calchi Taegi, wo General Bava ſein Quartier hatte. Hier gab Karl Albert dem General Salaſko, ſeinem Generalquartiermeiſter, Vollmacht, die Vereinbarung, welche der Podeſta und der Erzbiſchof inzwiſchen mit Radetzky wegen Uebergabe der Stadt abgeſchloſſen hatten, auch in ſeinem Namen zu unterzeichnen. Der Feldmarſchall verſprach in dieſem Aktenſtücke Schonung Mailands und bewilligte freien Abzug allen Leuten, welche die Stadt verlaſſen wollten, bis zur achten Abendſtunde des 6. Auguſt; nur müßten die Ausziehenden die nach Magenta führende Straße einſchlagen. Das ſardiſche Heer ſollte ſeinen Abzug ſofort beginnen und in zwei Märſchen den Teſſin hinter ſich bringen. Um 8 Uhr Morgens würden die Oeſtreicher das „römiſche“ Thor, um Mittag die Stadt beſetzen.

An dieſem 6. Auguſt brach Karl Albert ſchon 2 Stunden nach Mitternacht aus dem Kollegium auf, um die Stadt durch das Vercelli-Thor zu verlaſſen. Es war ein bitterer Weg für ihn, denn die Pöbelhorden wachten und ließen die Häuſerwände links und rechts von ihrem raſenden „Tod dem Verräther!“ widerhallen. Da und dort machten ſie Miene, ſich auf die Schutzwache des Königs zu ſtürzen, und beim Thore ſelbſt mußte man mit Waffengewalt ihm und ſeinem Gefolge freien Paß ſchaffen. Alſo verließ die „Spada d'Italia“, der Mann, für welchen nur wenige Tage zuvor in Mailand hunderttauſend Evvivas zum Himmel „aufgedonnert“ hatten, unter Flüchen, Verwünſchungen und Todesdrohungen wie ein gehetzter Flüchtling dieſe Stadt. Geordnet und ſchweigend folgte ihm ſein Heer, Groll im Herzen, aber denſelben bändigend und der urtheilsloſen, wankelmüthigen und feigen Canaglia, von welcher dieſe braven Soldaten mit Läſterungen überſchüttet, ja ſogar von Fenſtern herab und hinter Gartenmauern hervor meuchleriſch beſchoſſen wurden, nur Blicke der Verachtung gönnend.

Die Morgenſonne beſchien ein herzzerreißendes Schauſpiel, das an Scenen erinnerte, welche im Mittelalter während der Kämpfe der italiſchen Republiken mit Friedrich dem Rothbart auf lombardiſchem Boden geſpielt hatten. Ein Drittel der Einwohnerſchaft verließ Herd und Haus und Heim: an 60,000 Mailänder und Mailänderinnen jedes Alters zogen ins Exil.

Wer von den Beſitzenden in der Stadt zurückblieb, welche etliche Stunden lang gänzlich dem Belieben anarchiſcher Pöbelei preisgegeben war, mußte ſich ſehr unbehaglich fühlen. Es drohte ſichtbar Wüſteſtes, denn unter dem wohlfeilen Vorwand, „Verräther“ aufzuſpüren und zu beſtrafen, ließen ſich alle bübiſchen Gelüſte und verbrecheriſchen Triebe befriedigen*). Schon hob auch wirklich das Plündern reicher Häuſer, z. B. der Palazzi Viskonti und Litta durch die Canaglia an. Der Podeſta begab ſich daher eilends wieder hinaus ins öſtreichiſche Hauptquartier, um den Marſchall zu bitten, das Einrücken ſeiner Truppen früher ſtattfinden zu laſſen, als die Uebereinkunft beſtimmte. Das mailänder Bürgerthum ſah ſich demnach in der Lage, gegen ihre eigenen Landsleute und Stadtgenoſſen den Schutz der „barbari tedeschi", der „stupidi Austriaci" anzurufen, — einer der häßlichſten Schmutzkleckſe auf den Blättern der italiſchen Revolutionsgeſchichte. Im Uebrigen iſt es wahr und die maſſenhafte Auswanderung der Einwohnerſchaft hat es bewieſen, daß es von ſeiten vieler Mailänder ernſtgemeint war, wenn ſie erklärten, lieber das Aergſte dulden als die Oeſtreicher wiederum innerhalb der Mauern ihrer Vaterſtadt ſehen zu wollen.

---

*) Depeſche des ſchweizeriſchen Konſuls (Reymond) aus Mailand vom 7. Auguſt 1848: „Les cris à la trahison s'éleverent de toutes parts et pendant quelques heures nous nous trouvames sans autorités au milieu d'une population désespérée, qui menaçoit de se porter à des excès.“ Wie ſticht dieſer Satz ab gegen den folgenden, der Depeſche Reymonds vom

Um 10 Uhr Morgens am 6. Auguſt zog demzufolge der öſtreichiſche Sieger an der Spitze von d'Aſpre's Heerſchar in die wiedereroberte Hauptſtadt der Lombardei ein. Wenn die ſardiſchen Truppen auf ihrem Marſche rückwärts blickten, konnten ſie noch die ſchwarzgelben Fahnen auf den Thürmen Mailands flattern ſehen. Am Abend ließ der Feldmarſchall den Erlaß ausgehen, daß er vorläufig die Militär- und Civilregierung der Lombardei an ſich genommen habe. Die eiſerne Hand des Martialgeſetzes ſtreckte ſich über das Land aus, der Säbel war in allem die erſte und letzte Inſtanz. Natürlich fühlte und benahm ſich der verhaßte „Weißkittel" als Sieger, hielt aber Mannszucht. Die Anordnungen des Feldmarſchalls zeugten — ſelbſt wuthſchäumende Italianiſſimi haben das nicht zu leugnen gewagt — von Mäßigung und Milde. Allein trotzdem legte ſich laſtend eine Wolke unſäglicher Trauer auf die Stadt. Da und dort lüftet ſich ein Zipfel dieſer Wolke und läßt in dem

---

23. März entnommen: — „Impossible de décrire l'enthousiasme du pays et sa ferme volonté de reconquérir son indépendance. L'ordre le plus admirable n'a pas cessé un moment de regner dans la ville, tout le monde était au poste du devoir.". S. P. A. Dieſe beiden Stellen erzählen eine ganze Geſchichte.

düſteren Gemälde einen ſchneidigen Zug von Humor wahrnehmen. So, wenn öſtreichiſche Soldaten, in eine Kunſtgalerie einquartiert, die Statuen helleniſcher Götter und Göttinnen als Aufhängeſtänder benützten und da einem Apoll eine ungariſche Grenadiermütze aufgeſetzt, dort die Patrontaſche eines Gränzers einer Venus als Gürtel umgebunden wurde.

Am 9. Auguſt kam der zwiſchen Oeſtreich und Sardinien vereinbarte Waffenſtillſtand zum Abſchluſſe, vorläufig auf 6 Wochen, jedoch beiderſeitig mit Inausſichtnahme einer Verlängerung. Er nahm die bisherige Gränze zwiſchen den beiden Staaten als Demarkationslinie an und hatte zum Hauptinhalt die gänzliche Räumung der Lombardei, Parma's, Modena's, Piacenza's, ſowie Venedigs von ſardiſchen Land- und Marineſtreitkräften. Am 10. Auguſt richtete Karl Albert von Vigevano aus ein würdig gehaltenes Manifeſt an die „Völker des Königreichs", welches mit den Worten ſchloß: „Die Sache der Unabhängigkeit Italiens iſt noch nicht verloren!" Die Fahne dieſer Sache ließ jetzt nur noch Garibaldi im Felde flattern; allein dies Flattern währte wenige Tage. Der kühne Bandenführer war, als er den Anmarſch der Oeſtreicher auf Mailand erfahren, mit ſeinem Freiharſt von 4000 Mann von den Abhängen der Alpen herabgeſtiegen und bis Monza vorgegangen, um den Mailändern zu Hilfe zu eilen. Die Kapitulation der Stadt machte dies unmöglich und Garibaldi wandte ſich nach Como und Vareſe zurück, um in jenen Gegenden den kleinen Krieg gegen die Oeſtreicher fortzuſetzen, hatte aber, am letztgenannten Ort angekommen, von ſeinen 4000 Freiſchärlern nur noch 2000; die Hälfte hatte ſich unterwegs „ſeitwärts in die Büſche" geſchlagen. Trotzdem harrte der Führer noch aus. Er marſchirte von Vareſe nach Arona, bemächtigte ſich dort etlicher Dampfboote, ſetzte ſeine Schar darauf und landete mit ihr am 16. Auguſt bei Luino am Oſtufer des Lago Maggiore, von wo er eine dort ſtehende ſchwache öſtreichiſche Truppenabtheilung vertrieb. Radetzky ließ nun das ganze Korps d'Aspre's gegen dieſen Verſuch, einen „Volkskrieg" anzufachen, aufbrechen. Die noch mehr zuſammengeſchmolzene und ſehr erſchöpfte Freiſchar wurde am 26. Auguſt bei Murazzone mit Uebermacht überfallen und nach tapferer, aber hoffnungsloſer Gegenwehr vollſtändig zerſprengt. Garibaldi ſelber rettete ſich mit wenigen Kameraden über den See und nach der Schweiz. Der erſte Akt der nationalen Erhebung Italiens war zu Ende . . .

Alſo hat die zweiundachtzigjährige Greiſenhand Radetzky's den Doppeladler wieder nach Mailand zurückgetragen. Aber das triumphirende Finale des Radetzky-Marſches ſollte erſt im März des folgenden Jahres aufgeſpielt werden.

VIII.

Eljen und Zivio.

1.

Die pariſer Juniſchlacht und die Niederwerfung des italiſchen Nationalbanners durch Radetzky verkündigten ſehenden Augen und hörenden Ohren unwiderſprechlich, daß die Sache der Völker verſpielt ſei. Denkende Demokraten in Deutſchland fühlten das wohl, und wenn ſie weiterhin noch mitthaten — was ſie übrigens auch hätten bleiben laſſen können — ſo geſchah es nur der eigenen und der Ehre der Partei wegen. Sie fanden es unſchicklich, einer halb oder ganz verlorenen Sache den Rücken zu kehren. Was die Redenraſpeler und Paragraphenhaſpeler betraf, die merkten natürlich nicht, welche Stunde es an der Glocke der Jahresuhr geſchlagen hatte, ſondern raſpelten und haſpelten emſig weiter, als wäre nichts geſchehen. Noch mehr, dieſe edlen, edleren und edelſten Männer waren über die Siege Cavaignacs und Radetzky's ſeelenvergnügt. Jetzt endlich, meinten ſie, ſei für gehörige Windſtille geſorgt, ſo daß ſie ihr Reichsverfaſſungskartenhaus und dergleichen papierene Babelbauten mehr ungeſtört in die Luft thürmen könnten. Eine der rührendſten Blödſinnigkeiten, welche jemals geſchehen ſind. Aber „in dem kindiſchen Spiele“ mußte doch wohl ein „tiefer Sinn“ liegen; denn die es ſpielten, waren ja lauter „Staatsmänner“.

Dieſe guten, beſſeren und beſten Männer deutſcher Nation waren wie eigens dazu angefertigt, die Rolle von betrogenen Betrügern mit der ganzen Gravität und Grandezza der Biedermaierei zu ſpielen, und die Rolle ließ ſich im Sommer von 1848 noch ohne allzu große Mühwaltung durchführen, da in Wien ſowohl als auch in Berlin die Märzdekoration noch nicht von der politiſchen Schaubühne weggeſchafft worden war. Die Auguren des Konſtitutionalismus durften einander noch anſehen, ohne ſich ins Geſicht zu lachen, und die Haruſpices des Parlamentarismus konnten noch mit wichtigſter Miene weitergrübeln in den Gedärmen ihres todtgeborenen Wechſelbalges, ohne durch die Ungemüthlichkeiten, welche Belagerungszuſtand und Standrecht mit ſich zu bringen pflegen, in dieſen ihren „ſtaatsmänniſchen“ Arbeiten geſtört zu werden . . .

Drunten in der Donauſtadt war es nach den Maitumulten zeitweilig leidlich ruhig geworden. Die Krakeelokratie hatte ſich heiſer geſchrieen und die Lumpagogie mußte ſich auf Bierbänken und in Schnapsbuden erſt zu neuen Großthaten ſtärken. Beide Sorten von unheiliger Canaille, von Hundepack im verwegenſten Wortſinne, duckten einſtweilen unter, maßen das feſte Zuſammenhalten von Aula und Garde, d. h. von Studentenlegion und Bürgerwehr, die Aufrechthaltung der Ordnung verbürgte. Unter dieſem Schutze regierte der gute Herr von Pillersdorff weiter, ſo gut es eben gehen wollte, indem er ſeinen Kollegen Doblhoff an das kaiſerliche Hoflager nach Innsbruck ſandte, damit derſelbe ſo zu ſagen ein Kleiſter wäre, welcher das dermalen in partibus fidelium reſidirende ſo zu ſagen Staatsoberhaupt mit der Centralregierung in Wien zuſammenleimte. Selbſtverſtändlich hatte Herr von Doblhoff die Neben-, d. h. die Hauptaufgabe, in der tiroler Hofburg darüber zu wachen, daß die theuren „Märzerrungenſchaften“ keinen Schaden litten. Ach, dieſe Errungenſchaften hatten eine bedenkliche Aehnlichkeit mit der „federloſen Brut“, welche in des alten Horatius Epode von „Schlangen“

bedroht wird. Auch in der Weihrauchatmoſphäre der innsbrucker Burg war an ſolchen Reptilien keineswegs Mangel, nur daß ſie auf zwei Beinen ſchlichen, ſpitzenbeſetzte Unterröcke, auch Generaladjutantenhoſen, Diplomatenfräcke und Kammerherrnſchlüſſel trugen, und der arme Doblhoff hätte zu dem guten Blumenzüchter Ferdinand ſagen können wie der römiſche Poet zum Mäcenas:

„Comes minore sum futurus in metu,
Qui major absentes habet,
Ut adsidens inplumibus pullis avis
Serpentium adlapsus timet.“

Herr von Doblhoff hat ſicherlich das Schlangengeziſche nicht ganz überhört, aber den wirklichen und vollen Sinn deſſelben hat er nicht verſtanden. Es gab ja Angenehmeres für ihn zu hören, wie z. B. jenes aus der tiroler Hofburg ergangene kaiſerliche Manifeſt vom 3. Juni, welches den Kaiſer erklären ließ, daß er zwar durch die Art und Weiſe, wie er zur Gewährung eines „konſtituirenden“ Reichstags veranlaßt worden, „tief verletzt“ ſei, daß er aber trotzdem „die Sache ſelbſt feſthalten“ werde und daß es „ſein ſehnlichſtes Verlangen, die baldige Eröffnung des Reichstages in Wien möglich zu ſehen“. Die Blicke des Hofes waren eben damals noch allzu ängſtlich auf die noch nicht ſehr beruhigende Sachlage in der Lombardei gerichtet, als daß man ſich getraut hätte, eine andere Sprache zu führen. Die geführte klang in den Ohren der wiener Bürgerſchaft ſehr lieblich und ſteigerte noch ihre Sehnſucht nach der Rückkehr des Kaiſers*).

---

*) Depeſche Effingers vom 7. Juni: „Die große Mehrzahl der Bevölkerung Wiens wünſcht die Rückkehr des Kaiſers ſehnlich.“ Vom 28. Juli: „Was die Gemüther in Wien am meiſten beſchäftigt, iſt die Rückkehr des Kaiſers. Die regierende Kaiſerin und die Erzherzogin Sophie, welche jede auf ihre Gemahle den größten Einfluß üben, ſind der Verlegung der Reſidenz nach Wien durchaus entgegen, ſo lange die Kaiſerſtadt nicht Garantien für die Sicherheit des Hofes bietet.“ S. B. A.

Da aber einflußreiche Damen die Sommerfriſche im Thale des Inn ſehr begreiflicher und verzeihlicher Weiſe erquicklicher fanden als die Heimkehr in die ſchwüle Donauniederung, ſo verzögerte ſich die kaiſerliche Wiederüberſiedelung nach Wien ſo ſehr, daß Pillersdorff und Doblhoff höchſt dringend anriethen, wenigſtens einen Stellvertreter der Perſon des Kaiſers zu ernennen, um den Reichstag zu eröffnen und überhaupt der Centralregierung durch ſeine Anweſenheit mehr Halt und Gewicht zu geben. Der paſſendſte Stellvertreter, riethen die Miniſter weiter, wäre der Erzherzog Johann, welcher, auch ſeiner Wahl zum deutſchen Reichsverweſer ſchon gewiß, dazumal ſo recht „Hans Dampf in allen Gaſſen“ geweſen iſt, freilich ohne in irgendeiner Gaſſe etwas zu thun als biedermänniſch ſchwatzen. Die lenkenden Hände in der innsbrucker Burg ließen demzufolge den willigen Ferdinand am 15. Juni ein Patent unterzeichnen, kraft deſſen der Erzherzog zu ſeinem Stellvertreter ernannt wurde, um „alle ihm als konſtitutionellem Kaiſer zuſtehenden Regierungsgeſchäfte zu leiten“. Der Erzherzog nahm an, und da er wenige Tage darauf auch die ihm zugefallene deutſche Reichsverweſung annahm, ſo hansdampfte er eine Weile wie ein Weberſchifflein zwiſchen Wien und Frankfurt und Frankfurt und Wien hin und her, obzwar ohne etwas zu weben, was ſich ſehen laſſen konnte. Noch bevor jedoch der Erzherzog bei der Eröffnung des Reichstags als Alterego des Kaiſers figuriren konnte, brach das Miniſterium Pillersdorff unter der Wucht eines vom „Sicherheitsausſchuß“ und vom „Demokratiſchen Verein“ gemeinſam gegen daſſelbe geſchleuderten Mißtrauensvotums zuſammen, hauptſächlich, weil ſich in den Weichſelzopf ſeiner Verlegenheiten noch ein neuer Strang eingeflochten hatte, der ſlaviſche Aufſtandsverſuch in Prag und deſſen Folgen.

2.

Auch durch die ſlaviſchen Völker, nicht einmal das ruſſiſche ganz ausgenommen (ſ. II, 1, S. 128), zitterten heftig die Erdbebenſchwingungen von 1848; weniger jedoch, viel weniger die freiheitlich-humane Begeiſterung als vielmehr den exkluſiv-nationalen oder, noch genauer zu ſprechen, den Raſſe-Inſtinkt weckend. Dieſer erhob ſich denn auch mit der ganzen wilden Friſche halbbarbariſcher Jugendlichkeit und es bedurfte nur des feſten Willens der ſlaviſchen Führer, um mittels dieſer wilden Kraft den öſtreichiſchen Kaiſerſtaat zu zertrümmern, in welchem ja die Slaven die zahlreichſte Raſſe waren.

Das Ideal des Panſlavismus, welches den ſlaviſchen Wortführern erſten Ranges vorſchwebte, konnte zu einer ſolchen Zertrümmerungsarbeit reizen. Allein maßen die Identifizirung des Panſlavismus mit ruſſiſchem Panczarismus ſich nicht umgehen ließ, mußte es ſo ſchlauen Kalkulirern, wie Palacky, Pinkar, Rieger und ihre Mithäuptlinge waren, unzeitgemäß erſcheinen, die Verwirklichung des panſlaviſtiſchen Ideals ſchon jetzt anzuſtreben. Demzufolge wollte man ſich darauf beſchränken, vorderhand ein ſlaviſches Oeſtreich zu ſchaffen, um das Deutſchthum wie das Magyarenthum im Kaiſerſtaat vom Slaventhum aufſaugen, verzehren, verſchlingen zu machen. Dieſe beabſichtigte Verſchlingung brauchte man ſelbſtverſtändlich nicht an die große Glocke zu hängen und die guten Deutſchöſtreicher, nämlich die liberalen und radikalen, hörten auch nichts davon läuten. Selbſt dann noch nicht, als die widerdeutſchen Einfädelungen zwiſchen den Nord- und Südſlaven, welche Einfädelungen mitten durch die innsbrucker Burg liefen, ſchon ſo dick geſponnen waren, daß man ſie bei Tag mit Händen greifen und bei Nacht die Naſen daran ſtoßen konnte.

Dem großen Haufen der Slaven war dieſe Verſlavung

Oeſtreichs am leichteſten mundgerecht zu machen. Die panſlaviſtiſche Chimäre —

> Vorn ein Bär und hinten ein Schwein, in der Mitt' eine Schlange —

wie ſelbige von den Kollar und Schafarik poetiſch gezeugt und archäologiſch aufgepäppelt worden, war Kaviar für die Menge, eine abſtrakt-literariſche Tiſtelei, welche keine praktiſche Wirkung thun konnte. Die Polen, wenigſtens alle urtheilsfähigen, haben den Schwindel des Panſlavismus immer für das angeſehen, was er war und iſt, nämlich für ein Werkzeug der Ruſſifizirung, und da ſie die Ruſſen, d. h. die echten, die Moskowiter, für gar kein ſlaviſches Volk gelten laſſen, ſondern für einen finniſch-tatariſchen Miſchmaſch halten, ſo hätten ſie ſich auch i. J. 1848 folgerichtig von dem panſlaviſchen Spektakel fernhalten müſſen und hätten ſich wirklich ferngehalten, wenn das wiener Miniſterium ſich zu einigen Zugeſtändniſſen gegen ſie herbeigelaſſen haben würde. Die Czechen dagegen waren die eifrigſten Macher des Spektakels. Sie verlangten die Herſtellung ihrer heiligen Wenzelkrone, ſowie die Einverleibung von Mähren und Oeſtreichiſch-Schleſien in das wiederherzuſtellende Czechenreich, und kamen auf den Einfall, die ganze übrige Slaverei zu einem Piedeſtal zu machen, auf welchem ihre, die czechiſche Größe um ſo imponirender vor den erſtaunten Blicken der Welt erſcheinen ſollte. Dies der Sinn des „Slavenkongreſſes“, welcher mittels pompoſen Aufrufs an alle „Slavenbrüder“ nach Prag eingeladen und am 2. Juni mit ſo viel Klingelei und Klapperei, als man aufbringen konnte, mit dem grellen Flitterſtaat einer halbaſiatiſchen Maſkerade eröffnet wurde. Viel Meſſeleſen und Meſſehören mußte natürlich auch mitdabeiſein, worüber ſich der Atheiſt und Kommuniſt Bakunin, der einzige anweſende Ruſſe, gehörig erbaut haben mag. Aus Nord und Süd und Oſt waren die Slavenbrüder gekommen, mitſammen 340. Den böhmiſchen Grafen und Baronen, welche bislang mitpanſlaviſirt hatten, erſchien aber das Ding bei näherem Zuſehen nicht mehr recht geheuerlich, maßen das von den Czechen aufgeſtellte Schwarzgelb in allerhand andere, ſehr andere Farben hinüberzuſchillern begann. Der deſignirte Kongreßpräſident, ein Graf Joſeph Thun, wollte daher den Vorſitz nicht führen und ſo übernahm Palacky denſelben, hoffend, die Verhandlungen in das Geleiſe der czechiſchen Wünſche zu lenken, welche, wie ſchon erwähnt worden, auf Schaffung eines großen Czechenreichs und mittels deſſelben auf eine Slaviſirung Oeſtreichs mit Beibehaltung der lothringiſch-habsburgiſchen Dynaſtie abzielten. Palacky und die übrigen Häuptlinge der Czechen wollten demnach die Verſammlung der „Slavenbrüder“ zu einer großartigen Demonſtration für ein ſchwarzgelb-ſlaviſches Oeſtreich und gegen das dermalen ſchwarzrothgoldig ſchwärmende Deutſchöſtreich, wie gegen das grünweißroth konſtituirte Ungarn machen.

Der Verlauf des Kongreſſes geſtaltete ſich aber nicht gerade dieſen Wünſchen gemäß, obzwar die öſtreichiſchen Südſlaven, Kroaten, Serben und Illyrier im Haſſe gegen das Deutſchthum und gegen den Magyarismus mit den Czechen wirklich höchſt ſlavenbrüderlich ſympathiſirten. Doch aber gaben die Südſlaven auch wieder ſehr deutlich ihre Sonderintereſſen kund, wie denn z. B. die guten Slovenen in ihrer Beſcheidenheit nur die Errichtung eines „Königreichs Slovenien“ forderten. Es fehlte nur noch, daß die Slovaken oder Hannaken die Herſtellung eines ſlovakiſchen oder hannakiſchen Kaiſerthums verlangt hätten. Den Polen ihrerſeits war an der Erhaltung oder Neuſchaffung Oeſtreichs wenig oder gar nichts gelegen. Sie wollten eine europäiſche Revolution, weil ſie nur von dieſer die Wiederherſtellung ihres Vaterlandes erwarten konnten. Bakunin endlich und einige Gleichgeſinnte warfen in die Maſſe der ohnehin ſchon ſattſam widerhaarigen Anſichten und Wünſche noch das heftige Ferment ſozialiſtiſch-radikaler Theorien. So verſtand man ſich denn alles offiziellen Bruderſchaftjubels ungeachtet nicht ſo recht; nicht einmal ſprachlich, obzwar ein gelehrter Czeche den blühenden Blödſinn hatte ausgehen laſſen, „von der Küſte Iſtriens bis zum Eismeere Sibiriens herrſche dieſelbe edle Slavenſprache, mit ganz unweſentlichen mundartlichen Verſchiedenheiten“. Das iſt gerade ſo wahr, wie wenn man ſagen wollte: Weil etliche wenige ſprachkundige Deutſche die Schriftſpracheform der ſämmtlichen germaniſchen Idiome verſtehen, welche von den Alpen im Süden bis zu den Grampian-Bergen und bis Hammerfeſt im Norden, ſowie von Antwerpen und dem Haag im Weſten bis zur Weichſel und zur Leitha im Oſten geſprochen werden, herrſcht auf dem bezeichneten Länderraum die deutſche Sprache. Schwindel!

Die uferloſe Rednerei der Verſammlung wurde zum großen Mißvergnügen der praktiſche Ziele verfolgenden Czechen namentlich durch Bakunin und durch den Polen Libelt aus Poſen in das breitausgeſchwemmte Adreſſenbett jener Tage geleitet und mit dem bodenloſen Phraſenſtrom, welcher in dieſem Bette dahinglitt ſchwamm auch das „Manifeſt“, welches die vereinigten Slavenbrüder an Europa zu erlaſſen beſchloſſen, in den Ozean der Vergeſſenheit hinab. Ein wunderlich Ding übrigens, dieſes Manifeſt, auch ſo eine rare 1848ger Kurioſität! Kosmopolitiſch-überſchwänglich-warmbrüderlich gehalten und doch auch wieder nur eine ziemlich ſchwülſtige Um- und Ueberphraſung des bekannten Drohworts von Kollar: „Alle Raſſen Europa's haben ihr Wort ſchon geſprochen; jetzt iſt die Reihe, zu reden, an uns Slaven.“

Der Kongreß wäre wohl harmlos im Sande der Zungenmüdigkeit und Langeweile verlaufen, wenn nicht die czechiſche Studentenſchaft, welche ſelbſtverſtändlich ſehr lärmend mitthat, einen andern Ausgang herbeigeführt hätte, — einen Ausgang, welcher durch die Rechnung der czechiſchen Führer einen ſehr unwillkommenen Strich machte und ihre Verſtändigung, wie überhaupt die der öſtreichiſchen Slaven, mit der leitenden Hofpartei, wenn auch nicht in Frage ſtellte, ſo doch verzögerte. Die Lorbeern der wiener Aula ließen die czechiſchen Studenten nicht ſchlafen. Warum ſollte nicht auch in Prag eine akademiſche Legion das große Wort führen? Warum ſollte die ſtudentiſche Jugend in der Stadt des heiligen Nepomuk nicht ebenfalls einen praktiſchen Kurſus der Barrikadelogie durchmachen? Die jungen Leute vermochten die Subtilitäten der Politik und Diplomatik der Czechenführer nicht zu faſſen. Sie vermochten auch nicht zu begreifen, warum die Kroaten- und Serbenhäuptlinge, welchen das Feuer des Magyarismus auf den Nägeln brannte, ein ſo großes Gewicht auf das ſchwarzgelbe Einverſtändniß mit der Hofkamarilla legten. Sie meinten: Ringsum machte und macht man Revolution, warum ſollten wir nicht auch eine machen? Was thun wir ſonſt mit unſern Phantaſieuniformen, mit unſern Fahnen, Säbeln und Büchſen? Hiezu kam nun noch die Steigerung ſolcher jugendlichen Erhitzung durch den Pomp und Lärm des Kongreſſes. Da die „Slavenbrüder“ doch einmal beiſammen ſind, warum ſollten ſie nicht ſofort eine ſlaviſche Großthat thun? Die Polen ſchürten nach Kräften, weil ſie ihrer Gewohnheit gemäß in jedem aufglimmenden Funken ſchon einen europäiſchen Brand ſehen. Auch von anderer Seite wurde geſchürt, nämlich durch den jungen Slovaken Turanſki, welcher bei den Kongreßparaden als das verkörperte Ideal eines ſlaviſchen Bartmanns, als ein ſlaviſcher Bakchus barbatus und Fahnenträger glänzte, im Uebrigen aber ein Spion und Agent des ungariſchen Miniſteriums war, welches die eine gegen das Magyarenthum gerichtete Spitze des Slavenkongreſſes gar merklich fühlte und deßhalb den verſchlagenen Schönbartmann aus der Slovakei beauftragt hatte, zu verſuchen, ob ſich dieſe Spitze irgendwie in das Nebelheim einer ſaftigen Eſelei hineinlenken ließe. Koſſuth und ſeine Kollegen wußten gar wohl, das ſuperlativiſch klaſſiſche aller klaſſiſchen deutſchen Dichterworte laute:

„Unfehlbar reuſſirt,
Wer auf die Dummheit ſpekulirt.“

Die Spekulation ſchlug auch diesmal ein, wobei es dem oder den Spekulanten ſehr zu ſtatten kam, daß eine ſo verhaßte Perſönlichkeit, wie der Fürſt Alfred von Windiſchgrätz war, das Generalkommando in Prag und Böhmen innehatte. In dieſem General war nicht allein die ſchwarzgelbe, ſondern die Junkerei als „Ding an ſich“ petrifizirt und man hatte Grund, ihm das übrigens ſchon ſehr altgebackene geflügelte Wort anzulügen: „Der Menſch fängt erſt beim Baron an“. Man muß jedoch dem Fürſten die hiſtoriſche Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſich keineswegs herausfordernd benahm. Im Gegentheil, er bewies gegenüber dem Krakeelen ſeiner lieben „Slavenbrüder“ eine große Langmuth und hat ſich aus dem Takte der Mäßigung auch dadurch nicht bringen laſſen, daß nach losgebrochener Revolte ſeine Frau durch eine verirrte Kugel hinter dem Fenſter ihres Zimmers getödtet wurde. Man muß ſich eben erinnern, daß zu dieſer Zeit — zu Anfang Juni's — den Militär und Civilgewalten in Oeſtreich der im März abgeſchnittene Kamm noch nicht wieder nachgewachſen war, wie er es etliche Monate ſpäter wieder geweſen iſt. Trotz dieſer Zurückhaltung des Generals ging es los in Prag, rein „zufällig“ natürlich, wie ja dazumal der liebe Zufall überall den Nothhelfer machen mußte. Die Stiftung eines „Vereins für Ruhe und Ordnung“ von ſeiten ſchwarzgelb geſinnter Deutſchen, welche als brave Germanen, bravere Philiſter und bravſte Unterthanen die Polizei anriefen und vor Windiſchgrätz kratzfußten, machte den ſiedenden Topf ſlaviſch-ſtudentiſchen Thatendrangs überkochen.

Am Pfingſtmontag (12. Juni) kam eine der gewohnten Slavenbrüderparaden an dem Palaſte des Fürſten Windiſchgrätz vorbei in dem Augenblicke, als aus demſelben eine Abordnung des deutſchen Ruhe- und Ordnungsvereins herauskam. Bei ihrem Anblick, ſagt die deutſche Lesart, brachen die vereinigten Slavenbrüder in katzenmuſikaliſche Töne aus. Erlogen! ſagt die czechiſche Lesart, wir ſangen eine unſerer Nationalhymnen.

Beide Lesarten laſſen ſich unſchwer vereinigen, denn ſie gehen nur ſubjektiv auseinander, ſind aber objektiv gleich wahr. Jedenfalls klang der ſlaviſche Hymnus in den Ohren der Soldaten, welche im Hofe des fürſtlichen Palaſtes als Schutzwache aufgeſtellt waren, wie eine deutſche Katzenmuſik, und maßen ſie dieſelbe an ihren General adreſſirt glaubten, ſo drangen ſie aus dem Portal hervor und zerſtreuten mit gefälltem Bajonett, welches aber vorderhand keinen Schaden that, die angeſammelte Menge. Sofort ſchrie es durch die Gaſſen: „Man bringt uns um! Barrikaden! Barrikaden!“ Solche wurden denn auch gebaut, aber keineswegs mit großem Heroismus vertheidigt. Der ganze Aufſtandsverſuch darf nicht nur, ſondern muß auch als einer der dümmſten Dummen-Jungen-Streiche verurtheilt werden, welche im „tollen“ Jahre gemacht worden ſind. Er hatte weder Ziel noch Plan, weder Führung noch Nachhalt. Nur dem ganz unzeitigen Zaudern des Windiſchgrätz war es zuzuſchreiben, daß ſich das dumme Ding etliche Tage lang ſchläfrig fortſpann. Als der Fürſt die Truppen aus der Stadt zog, mit denſelben die umliegenden Höhen beſetzte und am 16. Juni ein paar Granaten nach Prag hineinwerfen ließ, ergab ſich der Aufſtand, welcher inzwiſchen von der Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung und eines czechiſchen Miniſteriums, ſowie von der Errichtung einer czechiſchen Nationalarmee geſchwatzt hatte, auf Gnade und Ungnade. Windiſchgrätz zog als Sieger wieder in die Stadt ein, ließ maſſenhafte Verhaftungen vornehmen, verkündete das Martialgeſetz und unterſtellte das Böhmerland der Herrſchaft des Säbels.

Unter ſothanen Umſtänden verdunſtete der panſlaviſche Kongreßſchwindel in aller Stille. Daß und wie er zum Windiſchgrätzismus umgeſchlagen, war natürlich eine große Freudenpoſt für die Inſaſſen der innsbrucker Burg. Auch Koſſuth und ſeine Kollegen rieben ſich in Peſth vergnügt die Hände. Dieſes magyariſche Vergnügen war aber von ſehr kurzer Dauer. Denn bald wurde kund, daß der jämmerliche Ausgang der mit Trompeten und Pauken angekündigten und eröffneten Slavenbruderſchaftspoſſe zwar ſehr dem dynaſtiſchen Schwarzgelb, nicht im geringſten aber dem ungariſchen Weißgrünroth zu gute kommen würde. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Denn die Czechen, Kroaten und Serben — wir meinen die Häuptlinge und nur auf dieſe kam es an — ſahen nach der leichten Niederdrückung der radikal-ſlaviſchen prager Revolte das Heil des Slaventhums nur noch im ergebenſten Anſchluß an den Hof, welcher — ſo fabelten ſie ſich vor — ihre treuunterthänigen Dienſte damit belohnen würde, daß er ihnen nach wieder unterdrücktem Deutſchthum und Magyarismus Raum und Macht gäbe, Oeſtreich zu verſlaven. Wie bekannt, hat auch nach eingetroffenen Vorausſetzungen der öſtreichiſche Hof zeitweilig wirklich die Miene angenommen, dieſe Verſlavung zuzulaſſen. Aber es war nur ein zeitweiliges Spiel, und als endlich den Slaven das Narrenſeil, woran man ſie ſo lange herumgeführt hatte, in ihren Naſen allzu unangenehm ſich fühlbar machte, wollten ſie ſich, vorab die Czechen, ebenfalls unangenehm machen und hatten in ihrer tiefverletzten Eitelkeit kein Hehl, daß ſie darauf brännten, bei erſter beſter Gelegenheit in die Arme der panſlaviſchen Panagia Moskavia ſich zu ſtürzen.

3.

Die Bevölkerung von Wien, d. h. die beweglicheren Elemente derſelben fanden und fühlten ſich den Sommer von 1848 über in der Lage und Stimmung eines Menſchen, welchem das Bewußtſein, etwas, was er ganz hätte thun können und ſollen, nur halb gethan zu haben, keine Ruhe läßt und der dem unabläſſig juckenden Reize preisgegeben iſt, das Verſäumte nachzuholen, ohne doch wirklich die Kraft zu beſitzen, das unerquickliche Halbe zu einem runden Ganzen zu machen.

Solche Zwitterhaftigkeit führt nothwendig zu himmelſchreienden Albernheiten, wie ſie denn der wiener „Sicherheitsausſchuß“ und der „Demokratiſche Verein“ reichlich zu begehen ſich nicht nehmen ließen. Die Stupiditas Stupiditatum war aber, daß ſich die beiden Hauptorgane der wiener Bewegung mittels etlicher abgegriffener Phraſen verleiten ließen, für die czechiſche Pfingſtlümmelei in Prag nachträglich Partei zu nehmen, ſo ſehr, daß ſie den Miniſter Pillersdorff zu ſprengen beſchloſſen, weil derſelbe den Windiſchgrätz nicht vom Kommando entfernen wollte. Allerdings lagen ſie mit dem Miniſter ſchon vorher im Streit in betreff der Wahlart zum öſtreichiſchen Reichstag, ſowie in betreff der für dieſen proviſoriſch feſtgeſetzten Geſchäftsordnung. Unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstags explodirte dann die widerpillersdorff'ſche Mine, nachdem der arme Mann von Miniſter das laue Waſſer gemüthlicher Beſchwörungen erfolglos auf den brennenden Leitſtrick gegoſſen hatte. Am 8. Juli faßte der Sicherheitsausſchuß die Reſolution: „Die Träger des alten Syſtems ſind unbedingt aus dem Kabinett zu entfernen. Doblhoff iſt mit der Bildung eines neuen Miniſteriums zu betrauen, in welchem außer Weſſenberg kein Mitglied des jetzigen ſitzen ſoll.“ Noch im Juli von 1848, wunderlich zu ſagen, hatten derartige Reſolutionen etwas zu bedeuten, viel ſogar. Wenn man unwiderſprochenen Berichten von demokratiſcher Seite glauben darf, hat der kaiſerliche Alterego und erzherzogliche Hans Dampf in allen Gaſſen in dieſer Angelegenheit eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt. Er ſagte zu einer Abordnung des Demokratenvereins, welche gekommen war, die Forderung des Sicherheitsausſchuſſes zu unterſtützen: „Auch ich bin von der Unzulänglichkeit des Miniſteriums vollkommen überzeugt und werde das Nöthige verfügen.“ Noch am ſelbigen Tag nahm er die angebotene Entlaſſung Pillersdorffs an, mit welchem Sommaruga und Baumgartner ausſchieden, und im Begriffe, zur Uebernahme der Reichsverweſung nach Frankfurt abzufahren, beauftragte er

Herrn Doblhoff, ein neues Kabinett zu bilden. Am 19. Juli trat daſſelbe ins Amt, für flüchtig blickende Augen ganz ſo gebildet, wie die Bewegungspartei es wünſchen mochte, für ſcharfſehende nicht. Denn die Reſolution des Sicherheitsausſchuſſes war mit nichten vollſtändig erfüllt worden. Zwar konnte es für gleichgiltig gelten, daß der unvermeidliche Finanzminiſter Kraus aus dem alten ins neue Miniſterium herübergenommen war; aber von ganz anderer Bedeutung iſt es geweſen, daß das Gleiche mit dem Kriegsminiſter Latour geſchah. Dieſer Punkt war offenbar für den Hof bei der neuen Kabinettsbildung der weſentlichſte, der einzig weſentliche. Mochten die halbliberalen und ganzliberalen Miniſter ſchwatzen und Geſetze fabriziren, wenn nur die Armeeleitung in den Händen eines getreueſten Schwarzgelben blieb. Sicherlich hat der Erzherzog Johann die Sache ebenſo angeſehen und in dieſem Sinne geleitet. Denn der Prinz war keineswegs ein Dummrian, wofür man ihn verſchrieen hat, ſondern vielmehr ein Pfiffikus Schmerle. Wenn Heine ihn ſagen ließ:

„Nicht mit dem Verſtand, nein, mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren:
Ich bin kein Diplomatikus
Und kann nicht politiſiren —"

ſo war das fehlgeſchoſſen, weit fehlgeſchoſſen. Der Erzherzog hatte freilich weder das Zeug noch auch nur den Willen, groß zu handeln und Bedeutendes zu thun; aber was ſich mit kleinen Mitteln, mit Liſten und Pfiffen für das Haus Lothringen-Habsburg thun ließ, das hat er in Wien wie in Frankfurt richtig gethan.

Neben Weſſenberg, Latour, Kraus und Doblhoff traten neu ins Miniſterium der vulgärliberale Fabrikant Hornboſtel, der unbedeutende Journaliſt Schwarzer und der von Pinſeln demokratiſch angemalte Advokat Bach, jedenfalls der zeitgemäßeſte ſeiner Kollegen. Ob er damals ſchon förmlich in den Dienſt und

Sold des Hofes getreten war und allerhöchſten Frauenzimmern das Gnadenfutter aus der Hand fraß, iſt ungewiß und ſogar zweifelhaft. Die Waare mußte doch erſt im Miniſterſchaftsſchaufenſter ſtehen und die Wünſchbarkeit ihrer Erwerbung ad oculos demonſtriren. Als Herr Bach um ſeiner enormen, insbeſondere konſervatiſchen Verdienſte willen vom Sonnenſtral der Hofgunſt ſpäter ſo warm getroffen wurde, daß aus der Advokatenpuppe der Schmetterling Freiherr von Bach kroch, haben zeitwidrig altfränkiſche Menſchen, welche noch immer das kreuzlahme Steckenpferd Prinzip zu reiten ſich nicht ſchämen, den edlen Freiherrn einen Renegaten und Verräther geſcholten. Ein unbefangenes Urtheil dagegen wird lauten, daß der Herr von Bach, wenn er kein Jeſuit von der kurzen Robe war, einer von der langen zu ſein verdient hätte. Aber nein, damit würde, recht erwogen, ſowohl dem edlen Freiherrn als auch der ebenſo edlen Geſellſchaft Jeſu ſchnödes Unrecht angethan. Denn dieſe reitet ja ebenfalls Prinzip und iſt von ihrer Gründung an bis heute konſequent geblieben. Nein, Herr von Bach war kein Jeſuit. Er gehört vielmehr dem heiligen Bataillon der Kautſchukmänner an, welches ſich Anno 1848 und nachher aus allen Parteien und Fraktionen rekrutirte und zur Größe einer Armee anſchwoll.

Höchſt verdiente Leute, dieſe Kautſchukmänner! Ganz die Menſchen- und Politikerſorte, wie unſere und alle Zeit ſie will und braucht. Und unter den Kautſchukigen ſind hinwieder die Kautſchukigſten jene, welche aus dem Lager der Revolution ſich herübergedrückt, gewunden oder geſchnellt haben. Das iſt der potenzirte Kautſchuk, die richtige Kautſchukeſſenz. Thurmhoch erhaben über das dumme Vorurtheil der Geſinnungstreue und Charakterhaftigkeit, überaus gewandt und praktiſch, in allen Sätteln gerecht, überall daheim, wo gute Beköſtigung vorhanden, ſtets bereit, zu dienen, für gehörige Remuneration verſteht ſich, heute auf Verlangen den Tanz um den Freiheitsbaum mithopſend, morgen auf Verlangen im königlichen Vorzimmer unterthänigſt erſterbend, immer eifrig darauf aus, dem allgemeinen Beſten, welches rein zufällig zugleich ihr beſonderſtes iſt, das „ſchwere Opfer“ ihrer perſönlichen Anſicht zu bringen. Solche Leute müſſen wir haben! Die taugen ganz anders als jene von Rechtswegen perhorrescirten „Hypochonder“, „Sonderlinge“ und „Hochmuthsnarren“, die ſchon durch ihr bloßes Beiſeiteſtehen die Weltfirma Lump und Komp. beleidigen, welche Grund hat, zu argwöhnen, jeder, der nicht mitlumpt, wolle ihre Lumperei verklagen. Brauchbar und verbrauchbar muß man ſein, wenn man dem Staat, der Kirche, der Geſellſchaft nützen will. Zum Henker mit der Idealfratze, zum Teufel mit der Tugendgrimaſſe und es lebe der Kautſchuk! Das iſt der wahre Stoff! Der läßt ſich je nach Bedarf zu parlamentariſchen Holdermännchen, liberalen oder illiberalen Miniſtern, tonſurirten oder geſcheitelten Bonzen, Katheder- und Kanzelcharlatanen, Weltverbeſſerern und Bibelverwäſſerern, Gaſſendemagogen und Hofpädagogen, Spionen, Sbirren und Diplomaten recken und ſtrecken, gießen und preſſen. Unbezahlbare und doch zugleich bezahlbare Kerle, die Kautſchukigen! Unumgänglich, unausweichlich, unerſetzlich, „Mädchen für alles“! Heute roth, morgen blau, grün, weiß, ſchwarz, grau, gelb, braun, as you like it. In dieſer Stunde ſcheckig wie die Klapperſchlange, in der nächſten farblos wie das Gift der Borgias. Als Volksſchmeichler aus dem Bett, als Fürſtenfürchtigkeitsheuchler in das Bett. Die Woche über erſchreckliche Atheiſten, Sonntags erweckliche Chriſten. Montags Affenmenſchentheoretiker, Dienſtags Meſſepraktiker. Mittwochs einem Weiberemanzipationskomité ſich angliedern, Donnerstags den Konſervativen ſich anbiedern. Am Freitag den Kommuniſten etwas vorſchwindeln, am Samſtag den Pietiſten ein bißchen nachkindeln. Morgens vom Lob der konſtitutionellen Monarchie öffentlich überfließen, Mittags die ſiegreiche Säbelbrutalität emphatiſch laut begrüßen, Abends einen Privatbrief „mit republikaniſchem Gruß und Handſchlag" beſchließen. Vivat der Kautſchuk!

4.

Noch hatte das neue Miniſterium nicht zu amten begonnen, als der „konſtituirende" Reichstag in Wien zuſammentrat. Die Zahl von 383 Abgeordneten, welche — mit Ausſchluß Ungarns und ſeiner „Nebenländer" — die Völker Oeſtreichs nach der Hauptſtadt entſenden ſollten, iſt nie ganz voll geweſen. Zum Sitzungslokal war die kaiſerliche Reitbahn bei der Hofburg hergerichtet worden, aber es wurde daraus keine Manège wie jene bei den Tuilerien, in welcher die Konſtituante, die Legislative und die Konvention debattirt haben, ſo debattirt haben, daß ihr Debattiren Handeln war.

Am 10. Juli verſammelten ſich die Reichstagsmänner zu einer erſten vorbereitenden Sitzung. Da ſchon ſträubten ſich die nationalen Widerborſtigkeiten, welche hier zuſammengezwängt waren, unſanſt gegen einander auf. Zunächſt, wie leicht begreiflich, in Form des Sprachenhaders. Es ließ ſich nicht vertuſchen, daß nicht die Hälfte der Mitglieder des Reichstags der deutſchen Sprache kundig war. Der Wunſch der Deutſchen ging natürlich auf Erklärung ihrer Sprache zur Geſchäftsſprache der Verſammlung; aber ſie wagten es doch nicht, ihren Wunſch in Form eines Beſchluſſes durchzudrücken, und ſo überließ man die Verhandlungen von vornherein allen Zufällen eines babyloniſchen Sprachenwirrſals. Zehn Tage nachher beſtellte der Reichstag ſeinen Vorſtand und die Majorität machte der Stadt Wien das Kompliment, einen ihrer Vertreter, den Advokaten Schmitt, eine Null im Frack, zum Präſidenten zu wählen. Dieſer Strohpräſident verſchwand gänzlich vor dem erſten Vicepräſidenten Strobach, einem Czechen, welcher, abwechſelnd mit dem zweiten Vicepräſidenten Smolka, einem Polen, die Verhandlungen des Reichstags vom Anfang bis zum Ende geleitet hat.

Die Vicepräſidentenwahl hatte ſchon die Thatſache klar gemacht, daß das ſlaviſche Element in der Verſammlung obenauf war, wie es denn, ſobald die ſlaviſche Bevölkerung des Kaiſerſtaats an den Wahlen ſich betheiligte, auch gar nicht anders ſein konnte. Und ſie hatte ſich betheiligt, lebhaft und eigenthümlich genug. Dieſe unglücklichen ſlaviſchen Landbevölkerungen, deren Nacken vom Robotjoch wundgeſcheuert waren, hatten nichts davon wiſſen wollen, ihre „Herren“ zu Vertretern zu wählen. Der ingrimmige und nur allzu gerechtfertigte Haß gegen den Adel iſt überhaupt ein Charaktermerkmal der öſtreichiſchen Bewegung geweſen. Es war auch in der Zuſammenſetzung des Reichstags ſo deutlich ausgeprägt, daß von allen den hochariſtokratiſchen Namen des Kaiſerſtaats nur der des Grafen Stadion daſelbſt vorkam und neben dieſem die Namen von kaum einem Halbdutzend polniſcher Edelleute. Galizien hatte 36 Bauern in den Reichstag gewählt, nicht etwa durch die dorfnovelliſtiſche Schniegel- und Biegelmaſchine gegangene Bauern, ſondern waldurſprüngliches Gewächs, ſlaviſche Naturbauern, welche mit Seife und Kamm gerade ſo bekannt waren wie mit Göthe's Gedichten und Beethovens Symphonieen. Die Bauerſchaft iſt überhaupt in dieſem Reichstag ſo ſtark vertreten geweſen, wie noch in keinem Parlament: es waren nicht weniger als 92 leibhafte Bauern da, welche demnach nahezu ein Viertel von der Verſammlung ausmachten. Die dunkelſten Ehrenmänner ſandte ſelbſtverſtändlich Tirol, eine ganze ſchwarze Bande, eine Sammlung von „Dicken und Dünnen“, an welchen der „Wiener Poet“ ſeine Freude gehabt hätte, obzwar die Dünnen keineswegs von den Dicken verſchluckt wurden*).

---

*) „Mächt'gen, ſchweren Folianten glichen einſtens jene Dicken,
„„Allgemeines großes Kochbuch““ ſtand als Inſchrift auf dem Rücken.
Einem ſchmalen, kleinen Büchlein ſind die Dünnen gleich fürwahr,
„„Kurzgefaßte Gaunerſtücklein““ beut das Titelblatt euch dar.

Man konnte wähnen, die ägyptiſche Finſterniß in eigener Perſon habe da, wo die tiroler Abordnung platznahm, ſich niedergelaſſen, im Centrum. Allmälig ſprenkelte ſich jedoch viel Gelbheit dazwiſchen und ſpäter centraliſirte ſich hier die ſchwarzgelbe Hofpartei, welche mit den die Hauptbevölkerung der Rechten bildenden Czechen nur dann nicht Hand in Hand ging, wann gar zu wild widerdeutſch geczecht wurde. Der General der Czechen war Palacky, kein Redner, aber ein Meiſter der Klubbtaktik, ihr erſtes Sprachrohr Rieger. Die Linke war die deutſchnationale und zugleich demokratiſche Partei. Ihr Wille iſt ſehr ſtark geweſen, aber das Fleiſch ſchwach. Recht brave Leute im Allgemeinen, aber auch viel Kehricht im Beſonderen. Sie hätten gern die franzöſiſche Revolution, die große nämlich, ins Deutſche oder vielmehr ins Wieneriſche überſetzt, brachten es aber bloß zu lyriſchen Variationen über das große Thema im Bilderſtil von Anaſtaſius Grün, nur weit weniger geſchmackvoll. Im Grunde lauter Anläufer, dieſe guten Linkſer, denn ſie kamen über Anläufe nie hinaus und ohne feſte Führung und Disciplin, wie ſie waren, liefen ſie gewöhnlich ins Blaue. Im Uebrigen: wer könnte verlangen wollen, daß inmitten des gränzenloſen Wirrſals, welches damals Oeſtreich hieß, mittels der parlamentariſchen Tretmühle etwas Großes hätte zuwegegebracht werden ſollen? Und doch wurde etwas Großes damit zuwegegebracht: die Entjochung

---

Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einſt den Kampf, ihr Alten,
Doch der Schlauheit und der Tücke müſſen wir die Stange halten.
Einſtens rannten euch die Dicken mit dem Wanſt die Thüren ein,
Doch es kriechen jetzt die Dünnen uns durch's Schlüſſelloch herein.
Ach, ihr Dicken, ſteiget wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem gutem Magen! Werdet chriſtliche Saturne
Und verſchlingt den magern Nachwuchs! O, dann ſind wir beider los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer ſolch' gift'ge Koſt genoß."

Spaziergänge eines Wiener Poeten, 3. A., S. 18.

des Bauers, welchem erſt durch dieſen Reichstag die Möglichkeit eröffnet worden iſt, ein Menſch zu werden.

Am 22. Juli las der wieder aus Frankfurt zurückgerannte Stellvertreter des Kaiſers die Thronrede ab, ein ſeltſam Ding, worin im Orakelton de rebus omnibus et quibusdam aliis geſprochen wurde, in einem Athemzuge von der Gleichberechtigung aller Nationalitäten des Kaiſerſtaats und von der Nothwendigkeit eines feſten Anſchluſſes an Deutſchland, ebenſo von der Achtung vor den Freiheitsbeſtrebungen der Italiener und von der Behauptung der öſtreichiſchen Waffenehre. Die Verſammlung wurde ſo zu ſagen nach Nebelheim verſetzt mittels dieſer nebuloſen Phraſe: „Der Reichstag iſt berufen, das große Werk der Wiedergeburt des Vaterlandes zu vollbringen. Die Befeſtigung der erworbenen Freiheit verlangt ſein offenes, unabhängiges Zuſammenwirken in der Feſtſtellung der Verfaſſung.“ Nur nach einer Richtung hin ſprach die Thronrede ſehr deutlich, nach der Geldſeite hin: ſie kündigte „außerordentliche finanzielle Maßregeln“ an, was man aber doch falſch verſtand. Die Börſenbarone fürchteten nämlich, es könnte ein unliebſames Vergehen gegen die Staatsgläubiger gemeint ſein, ſo daß man etwa den größten und geſchwollenſten Blutigeln ein bißchen Salz auf den Bauch zu ſtreuen beabſichtigte. Die hochwürdige Kleriſei ihrerſeits beſorgte, die nicht genug zu verdammende Revolution könnte gar auf den Einfall kommen, eine kirchenräuberiſche Hand gegen den ungeheuerlichen, bis zum Berſten vollgeſtopften Pfaffenſack auszuſtrecken. Die erlauchte Ariſtokratie ängſtigte ſich, die Steuerſchröpfpumpe des Staats dürfte fürderhin nachdruckſamer als bislang an ihre Beſitzungen gelegt werden. Eitles Fürchten! Es galt zunächſt und hauptſächlich nur, die Anleihepumpe, in welche die Märzangſt der Geldleute einen Leck gemacht, wieder zu kalfatern und in Thätigkeit zu ſetzen.

Es iſt dieſe Pumpe bekanntlich eines der ſinnreichſten Inſtrumente, welche der menſchliche Witz jemals erdacht und kenſtruirt hat, der wahre Triumph moderner Staatsmechanik. Man macht dadurch die Zukunſt zum Bürgen für die Gegenwart; man entzieht damit dem übergeſunden Tolpatſch Volk nicht nur in der gegenwärtigen Generation, ſondern auch vorweg für alle zukünftigen Generationen die überſchüſſigen Säfte, welche ihn, mit dem feiſten und loyalen Doktor Luther zu reden, leicht „zu muthwillig“ machen könnten. Nun, die Gefahr dieſes Zumuthwilligwerdens iſt nicht allzu groß, ſo lange die beſagte ſinnreiche Maſchine in die Kaſſe eines der Söhne des alten Amſchel Rothſchild nicht weniger als 1600 Millionen hineinpumpt. Eine himmliſche „Staatswirthſchaft“, den gegenwärtigen und künftigen Geſchlechtern den Ertrag ihres Schweißes abzuſt—aatsanleihen, das muß man ſagen. Freilich meinen ſchwarzſichtige Seher, es könnte doch einmal in die Stumpfſinnsnacht des armen Tolpatſch unverſehens ein lichter Moment fallen und in dieſem lichten Moment könnte er ſich veranlaßt ſehen, den berühmten ſchiller'ſchen Freudeliedvers „Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!“ zu einer hiſtoriſchen Thatſache zu machen. Allein tröſtet euch, Millionen- und Milliardenpolype, tröſtet euch! Ihr werdet weiterſaugen können. Wenn heute das alte „Schuldbuch“ wirklich vernichtet werden ſollte, ſo würde ſchon morgen ein neues angelegt. Denn die Dummheit währet ewiglich!

5.

Der Reichstag bemühte ſich redlich, alle Regiſter der Zeitphraſeologie den guten Wienern vorzuorgeln; allein die große Frage für dieſe blieb doch immer: Kommt der Kaiſer zurück oder bleibt er weg? So mußte ſich denn auch das öſtreichiſche Parlament alles Ernſtes mit dieſem Problem beſchäftigen, deſſen Löſung ja auch und zwar ſehr, in ſeinem eigenen Intereſſe lag. Denn die Anweſenheit des Kaiſers gab der Thätigkeit des Reichstags doch erſt die rechte Weihe und zugleich ſchien die Anweſenheit der kaiſerlichen Familie in Wien eine Bürgſchaft zu bieten gegen die dunkeln Machenſchaften, die hinter den Kuliſſen ſpielten und welche von nicht allzu dickhäutigen Leuten wohl gefühlt wurden, wenn ſchon ſie keine aktenmäßigen Beweiſe für das Vorhandenſein derſelben beibringen konnten.

Nach einer ſchauderhaften, rieſenbandwurmigen Schwätzerei, welche ſich darum drehte, ob man die Rückkehr des Kaiſers „erbitten“ oder aber „fordern“ ſollte — nebenbei wurde alles Ernſtes auch darüber debattirt, ob man den Kaiſer mit „Euer Majeſtät“ oder „Euere Majeſtät“ anreden müßte — gewann endlich das „Fordern“ die Oberhand und eine Reichstagsdeputation trug eine mit den Unterſchriften und (bäueriſchen) Kreuzmalereien ſämmtlicher Mitglieder des Parlaments verſehene Adreſſe nach Innsbruck, welche forderte, daß der Kaiſer nach Wien zurückkehre. Ob dieſe Forderung erfüllt worden wäre, falls nicht die günſtige ſchwarzgelbe Wendung der Dinge in Italien den Hof mit neuer Zuverſicht erfüllt hätte, ſteht dahin. So aber ließen die Drahtführer und Drahtführerinnen des Hofpuppenſpiels den guten Ferdinand nach Wien zurückkehren und kehrten ſelber mit ihm zurück, am 12. Auguſt. Die Freude der Wiener war groß*). Der Reichstag ſeinerſeits warf ſich ſtolz in die Bruſt, der Welt gezeigt zu haben, daß er ſeine „Forderungen“ durchzuſetzen vermöge.

Gerade in dieſen Tagen that er das Beſte, was ihm überhaupt zu thun gelang. Schon am 26. Juli hatte ſich eins der jüngſten Mitglieder des Reichstags erhoben, um einen Antrag zu ſtellen, welcher dieſe gute That, die Emanzipation der Bauern, einleitete. Ein junger Mann, gerade von der Hochſchule gekommen, blond, blauäugig, ſchmächtig, ein verkörpertes Stück öſtreichiſcher Freiheitslyrik, Hans Kudlich, einer der Abgeordneten aus Oeſtreichiſch-Schleſien, beantragte auf der Rednerbühne: „Die Verſammlung möge erklären: Von nun an iſt das Unterthänigkeitsverhältniß ſammt allen daraus entſprungenen Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehaltlich der Beſtimmungen, ob und wie eine Entſchädigung zu leiſten ſei.“ Jubelnde Zuſtimmung von allen Seiten des Hauſes, nur ganz wenige, gar nicht hörbare Stimmen ausgenommen. Allein dieſer Zuſtimmungsjubel hatte doch nicht die Energie jener glorreichen Auguſtnacht von 1789, welche das Mittelalter in Frankreich wegwiſchte. Kudlich und ſeine Parteigenoſſen ließen ſich in ihrem edlen Anlauf aufhalten dadurch, daß ſie ſich in die höchſt weitſchichtigen und verwickelten Einzelnheiten der Robotfrage hineinmanövriren ließen. Dadurch wurde der Schlageindruck vereitelt und eine Bandwurmdebatte herbeigeführt, in welcher die unerquicklichſte Rabuliſterei hinüber und herüber ſich breitmachte. Politiſch klug, ja am klügſten wäre es, wie man richtig bemerkt hat, geweſen, den Bauern zunächſt nicht die ganze Hand, ſondern nur etliche Finger zu geben, d. h. die Entſchädigungsfrage ungelöſ't über den Köpfen der Bauern ſchweben zu laſſen. Damit hätte man den bäueriſchen Eigennutz fortwährend in Spannung und demnach feſt an die Sache der Bewegung gekettet erhalten. Es iſt ja überhaupt ein Grundfehler der ſogenannten deutſchen Revolution von 1848 geweſen, daß ſie der plumpen Selbſtſucht der Bauern viel zu frühe und zu vollſtändige Befriedigung gewährte. Kudlich und ſeine Freunde erkannten das auch, aber zu ſpät. Als der Antragſteller am 11. Auguſt ſeinen zweimal verbeſſerten und erweiterten Antrag begründete, meinte er, „mit der Entſcheidung der Entſchädigungsfrage hat es keine Eile, da die Bauern gewiß zufrieden ſind, wenn ſie auch erſt nach Wochen erfahren, ob ſie entſchädigen ſollen.“ Allein die Gegner der Linken merkten die Abſicht und wurden dadurch keineswegs verſtimmt. Im Gegentheil, ſie waren ſehr froh, daß in Geſtalt der Entſchädigungsfrage ihnen eine zweihenkelige Handhabe dazu geboten wurde, erſtens in den Augen der

---

*) Effinger am 15. Auguſt: „Die am 12. erfolgte Rückkehr des Kaiſers mit ſeiner Familie hat bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung aufrichtigen Jubel erregt.“ C. B. A.

Bauern die Linke zu verdächtigen, als ob dieſe die genannte Frage für unwichtig anſähe, und zweitens durch eine raſche und billige Löſung dieſer Frage die Mehrheit der Bauern der konſervativen Partei zu verpflichten.

Die langwierige Debatte drehte ſich auch nur noch um die Angel der Entſchädigungs- oder Nichtentſchädigungsfrage. Mehrere bäueriſche Redner gaben hierbei der ganzen Inbrunſt ihres Adelhaſſes nicht unberedten Ausdruck und zwar deutſche und ſlaviſche Bauern gleichermaßen. Mit nicht geringem Entſetzen vernahm die im Reichstage ſitzende öſtreichiſche Bureaukratie dieſe Auslaſſungen. Eine ſeit Jahrhunderten ſtumme Sklaverei hatte plötzlich Stimme bekommen, eine Stimme, bei deren Tönen man die Stöße einer ſozialen Erderſchütterung zu ſpüren glaubte, als reckte und ſtreckte der gefeſſelte Tolpatſch-Titan drunten im Tartarus ſeiner Knechtſchaft unwillig die Glieder. Dieſe Wirkung brachte vor allen der bukowiner Bauer Kapuſzczak hervor, deſſen gebrochenes Deutſch wie grollende Donnerſchläge klang und in deſſen Augen ein Widerſchein der galiziſchen Mordbrandflammen von 1846 glühte, als er die Mißhandlungen aufzählte, welche die „Herren" den Bauern angethan hatten, und zum Schluſſe ausrief: „Dafür ſollen wir noch Entſchädigung geben? Ich ſage: Nein! Die Peitſchen und Knuten, welche auf unſere Köpfe gefallen ſind und um unſere ermüdeten Körper ſich gewickelt haben, damit ſollen die Herren ſich begnügen, das ſoll ihre Entſchädigung ſein!" Ein deutſchöſtreicher Bauer, Brandl, ſagte ſchlecht und recht: „Es iſt klar, der geſunde Menſchenverſtand ſagt es: wir zahlen keine Entſchädigung."

Sie zahlten ſie aber doch. Man muß ja nicht an den geſunden Menſchenverſtand appelliren, wenn man etwas durchſetzen will; denn das iſt eine Inſtanz, deren Verdikte nicht vollſtreckt werden. Es zeigte ſich bald, daß die Mehrheit der Verſammlung für die Leiſtung einer Entſchädigung war, deren Unumgänglichkeit am einſchneidendſten durch einen Herrn Helfert, auch einem Ueberläufer aus dem liberalen Lager ins konſervative, dargelegt und vertheidigt wurde. Erſt in der 14. dieſer Verhandlung gewidmeten Sitzung ſprach ſich die Regierung ihrerſeits aus. Der Miniſter Bach erklärte im Namen derſelben, daß ſie „für unentgeldliche Aufhebung des perſönlichen Unterthanenverbandes ſei, dagegen eine Entſchädigung für die dingliche Entlaſtung des Bodens als durch das Recht und die politiſche Klugheit geboten anſehe. Das Miniſterium werde mit der Entſchädigung ſtehen oder fallen.“ Das zog. Man war kaum aus einer Miniſterkriſe heraus, ſollte man ſchon wieder in eine hinein? Für Gewährung einer Entſchädigung bildete ſich eine kompakte Majorität. Kudlich und ſeine Genoſſen nahmen nun in ihren Antrag die Beſtimmung auf, daß die den Grundherren zu bietende Entſchädigung der Staat zu leiſten habe, und bei der artikelweiſen Abſtimmung gewann dieſer Paragraph eine Majorität von 48 Stimmen. Allein der kudlich'ſche Antrag als Ganzes wurde mit einer Majorität von 4 Stimmen verworfen, gegenüber einem durch Laſſer formulirten, in welchem die Leiſtung einer „billigen Entſchädigung“ an den geweſenen „Guts-, Zehnt- und Vogtherrn“ dem neuen Gutsbeſitzer zugewieſen war. Dies Endergebniß rührte mit davon her, daß die armen ſlaviſchen Bauern, von welchen nur wenige den deutſchgeführten Verhandlungen zu folgen vermocht hatten und bei den Abſtimmungen nicht allein im figürlichen, ſondern auch im natürlichen Sinne zwiſchen den Parteien hin- und hergezerrt wurden, zuletzt ganz verdonnert und verdattert geworden waren und nicht mehr recht wußten, wofür ſie ſtimmten. Am 7. September fand die ganze Sache mit und durch Zuſtimmung der Regierung ihre volle Erledigung und dieſe „Errungenſchaft“ der öſtreichiſchen „Revolution“, die Bauernemanzipation, die Entjochung der Bauerſchaft vom Mittelalter, war, wie die größte, ſo auch eine bleibende. Selbſt im Hochſtadium ihres Triumphdeliriums wagte nachmals die Gegenrevolution dieſe unberechenbar wichtige Neuerung nicht anzutaſten, indem ſie ſich noch immer mit Grauen der Blicke und Worte eines Kapuſzczak und anderer Bauern erinnerte und es klüglich unterließ, den auf ſeiner Errungenſchaft eingedämmerten Rieſen-Tolpatſch wieder zu wecken.

In der That, er dämmerte, duſelte und ſchlief ein auf ſeiner Errungenſchaft. Bevor er das that, wollte er aber doch zeigen, daß auch er Lebensart verſtände: — am Abend des 24. Septembers brachten 10,000 Bauern, aus allen Gegenden Oeſtreichs gekommen, dem Hans Kudlich einen Dankfackelzug dar. Damit aber hatten der Kudlich und die Revolution ihren Lohn dahin. Der öſtreichiſche Bauer machte es gerade ſo, wie der bairiſche, ſchwäbiſche, heſſiſche u. ſ. w. Er war fortan für Ruhe und Ordnung. Er hatte ja ſein „Sächle“, knöpfte ſeine Taſche zu und that nicht mehr mit. Dank vom Menſchen zu erwarten, iſt Unverſchämtheit; Dank vom Volke zu hoffen, iſt Narrheit.

6.

Derweil im wiener Reichstage der nationale Gegenſatz von Deutſch und Slaviſch ſeine drohende Schroffheit vorderhand noch zu der politiſchen Parteiformel Liberal und Konſervativ herabzumildern verſuchte, häkelten höfiſche Hände den nationalen Gegenſatz zwiſchen Magyariſch und Slaviſch in der „Oſthälfte“ des Reichs glücklich in einen Knoten zuſammen, welcher gewaltſam zerhauen werden mußte. Die, wie wir wiſſen, ſchon früher zu Faden geſchlagene Allianz des Hofes mit den Slaven wurde jetzt feſtgenäht, wobei aber anzumerken, daß der Hof zuvörderſt nur mit den Südſlaven paktirte, die Polen dagegen, weil „unverbeſſerlich rebellionluſtig“, gar nicht und die Czechen, weil „zur Stunde noch zu liberal“, nur von fernher in Betracht zog. Bloß die Südſlaven, Kroaten, Serben Raitzen und Walachen ſchienen primitiv und naiv genug zu ſein, um in ihrer Unſchuld Flügelkleide als Kanonenfutter im Intereſſe des wiederherzuſtellenden Abſolutismus verwendet zu werden. Und doch wäre ſogar die Naivetät dieſer „Naturſöhne“ nicht naiv genug geweſen, ſich zu dem angegebenen Zwecke verwenden zu laſſen, ſo die magyariſche Eitelkeit, Ueberhebung und Eigenſucht die von Innsbruck und Schönbrunn ausgehenden höfiſchen Ränke und Schwänke nicht mächtig gefördert hätten. In Wahrheit, der Magyarismus ſelber half emſig das Südſlaventhum zu dem Arm geſtalten, welcher dem wiener Hofe die Kaſtanien der Reaktion aus dem magyariſchen Feuer langte.

Niemals hätte Jellacic, welcher zwar die Gabe beſaß, ſeine kroatiſchen Landsleute auf gut kroatiſch zu behandeln, ſowie die weitere, die angeborene Schlauheit des Halbbarbaren mit dem Firniß einer mittelmäßigen Gymnaſialbildung — er brachte es darin bis zur Verſeſtoppelung — zu überſtreichen, im Uebrigen aber ein unbedeutender Menſch und ein ordinärer Vorzimmergeneral war, — ja, niemals hätte Jellacic unternehmen können, was er unternahm, falls ihm nicht Koſſuth, als Haupttypus der magyariſchen Ausſchließlichkeit genommen, die Wege gebahnt hätte. Man muß nicht im Namen der Freiheit und Selbſtbeſtimmung pomphafte Reden halten und dann dieſe Freiheit und Selbſtbeſtimmung für die 5 Millionen Magyaren allein in Anſpruch nehmen, während — von 1½ Millionen Deutſchen ganz abgeſehen — 6,155,603 Slaven im Lande leben. Die Slaven, alſo die Mehrzahl der Bevölkerung des „Landes der Magyaren“, ſollten allerdings bei Vertheilung der Märzerrungenſchaften nicht ganz leer ausgehen, ja wohl! Die Herren Magyaren waren ſo großmüthig, für ſich ſelber nur den Freiheitsbraten in Anſpruch zu nehmen, den Heloten Slaven aber die Knochen zu überlaſſen. Mit dem ganzen Uebermuth eines glücklichen Komödianten — es ſteckte ihm überhaupt ein gutes Stück von einem ſolchen im Leibe — hat Koſſuth von vornherein das Slaventhum herausgefordert, vor den Kopf geſtoßen und ins Hoflager hinübergetrieben. Dieſer höchſtbegabte Menſch war ein Magyar höchſter Potenz, oder ſpielte wenigſtens den Magyaren im Superlativ und nur blödſichtige Thoren konnten ſich dadurch täuſchen laſſen, daß der ungariſche Agitator es mitunter für paſſend und zweckdienlich fand, ſeinen durchaus ſelbſtſüchtigen Magyarismus mit einem koſmopolitiſchen Phraſenſchleier zu drapiren. Dieſer Phraſenſchleier ſchien auch wohl mitunter ins Schwarzrothgoldne zu ſchillern. Wenn dann die gemüthlichen Deutſchen ſich durch dieſen Schein täuſchen ließen, um ſo ſchlimmer für ſie. Die ungemüthlichen Slaven ſahen ſchärfer, ſie erkannten durch alle Redensartendraperien hindurch den eiſern egoiſtiſchen Magyarismus. Dieſe Erkenntniß war auch nicht eben eine große Kunſt: — in dem am 14. April von 1848 ins Amt getretenen verantwortlichen Miniſterium der Krone Ungarn befand ſich kein einziger Slave. Das hieß für die Slaven etwas zu frühe und zu ungenirt den Deckel vom magyariſchen Topf thun.

Der Märzſturm war keineswegs wirkungslos über die ſüdſlaviſchen Völkerſtämme hingegangen. Auch ſie waren aufgeſtürmt worden, auch ſie fühlten Bedürfniß und Willen, mitzuhandeln in dem ſtürmiſchen Drama der Zeit. Von der Oſtſpitze des Banats bis zur Weſtſpitze Kroatiens zuckte der Gedanke: Die Selbſtſtändigkeit der Krone Ungarn iſt uns ſchon recht, aber unter der Bedingung und Vorausſetzung völliger Gleichberechtigung der Slaven mit den Magyaren im ganzen Umfange des Gebietes dieſer Krone; wo nicht, wollen wir immer noch lieber den Kaiſer in Wien als das Miniſterium in Peſth zum Herrn haben. Die Südſlaven ſagten das auch nicht etwa nur leiſe, ſondern laut. Sie beſprachen und formulirten ihre Wünſche, rubrizirten ſie in 17 Paragraphen und entſandten damit eine Abordnung an das neue ungariſche Miniſterium. Im Namen deſſelben gab Koſſuth der Deputation den hochmüthigen Beſcheid, die auf Anerkennung der Gleichberechtigung ihrer Sprache und Nationalität abzielenden Wünſche der Südſlaven ſeien unſtatthaft; es exiſtire im ganzen Umfange der ungariſchen Monarchie offiziell nur eine Nationalität, die magyariſche, und die Regierung würde eines jeden anderen Völkerſtammes etwaiges Unterfangen, nationale Rechte ſich anmaßen zu wollen, mit Gewalt niederzuhalten wiſſen.

Das hieß der anhebenden oder angehobenen ungariſchen Revolution die Diagnoſe ſtellen: Du wirſt zu Grunde gehen! Sie ging zu Grunde an ihrer Ungerechtigkeit gegen die Slaven. So lange die Menſchen und die Völker nicht verſtehen, gerecht zu ſein, verdienen ſie nicht, frei zu ſein. Das iſt ein Gemeinplatz, freilich; aber es iſt ein Gemeinplatz, welcher nie gemein werden kann, weil ihn die Gemeinheit nie begreifen und beherzigen wird. Der gemeldete Ausgang der Abordnung nach Peſth war der Anfang der ſüdſlaviſchen Erhebung gegen das Magyarenthum, einer Erhebung, in deren Verlauf namenloſe Gräuel verübt wurden, Gräuel, welche an die Mongolenzüge und an die Zeit Iwans des Schrecklichen erinnerten. Aber ſie dürfen keineswegs nur den Slaven auf Rechnung geſetzt werden; auch die Magyaren haben dabei dem „reinen Aſiatenthum“, deſſen ſie ſich rühmen, gelegentlich vollauf Ehre gemacht. Wer Luſt hat, im Einzelnen zu erfahren, was ein Raſſenkampf zwiſchen noch ſo recht „raſſenhaften“ Völkern zu bedeuten hat, der mag ſich dieſes Scheuſälige genauer anſehen.

7.

Noch war das brauſende Eljen! womit der Amtsantritt des neuen ungariſchen Miniſteriums in Budapeſth begrüßt wurde, nicht verhallt, als ſchon vom Süden her zur Antwort bedeutungsvoll das ſlaviſche Zivio! erſcholl.

Mit dem Zuſammenprall dieſer zwei nationalen Jauchzlaute und Vivatſchreie prallten zwei Nationalitäten, zweierlei Raſſen wüthend auf einander.

Man muß es den Slaven zu ihrer Ehre nachſagen: ſie handelten anfangs aus ſich heraus, keineswegs nur von außen her geſtoßen, keineswegs vom Hofe gegängelt. Die Kroaten ſtemmten und ſteiften ſich darauf, daß ihr Land ſeit Jahrhunderten ein Königreich geweſen, durchaus nicht dem Königreiche Ungarn einverleibt, ſondern nur mit demſelben verbunden. Jetzt, erklärten ſie, wollten ſie dieſen Verband löſen, ja ſie betrachteten denſelben bereits als gelöſ't und Kroatien als unmittelbar unter die Staaten der öſtreichiſchen Kaiſerkrone eingereiht. Sofort vorgenommene kriegeriſche Rüſtungen gaben dieſer Erklärung einen für die Magyaren ſehr unliebſamen Nachdruck, ſo daß man ſich in Budapeſth veranlaßt ſah, verſöhnliche Schritte zu thun. Aber man that ſie zu ſpät. Man hatte gewähnt, die Slaven würden ſich gewohnter Weiſe vor dem Hochmuth des alleinſeligmachenden Magyarismus beugen, und hatte gar nicht daran gedacht, daß der Sturm, welcher die Magyaren aufrüttelte, auch andere Leute nicht würde weiterſchlafen laſſen. Wie in Kroatien, ſo rührte es ſich den ganzen Banat entlang. Auch hier brach das Slaventhum gegen den herrſchenden Magyarismus in offene Erhebung aus. Karlowitz und Neuſatz waren die Sammel- und Brennpunkte derſelben. In der erſteren Stadt tagte am 1. Mai die große ſerbiſche „Nationalverſammlung“ (Skupschtina), zu welcher die ſerbiſchen Klans in Kroatien, Slavonien und Syrmien, in der Bacska und im Banat Bevollmächtigte entſendet hatten und welcher der Erzbiſchof-Metropolit Joſip Rajacic vorſaß. Die Skupſchtina erließ eine förmliche Selbſtſtändigkeitserklärung der ſerbiſchen Nation, indem ſie, im Namen dieſer auf die alten Verträge mit dem Hauſe Oeſtreich ſich berufend, ihre Geneigtheit zur Erneuerung derſelben ausſprach, aber nur unter der Vorausſetzung, daß Oeſtreichiſch-Serbien mit den andern unter Haus Oeſtreich ſtehenden

Kronländern gleichberechtigt ſei. Dann ſtellte die Verſammlung die altnationalen höchſten Aemter wieder her, ein kirchliches und ein politiſches, und wählte zum Patriarchen den Erzbiſchof Rajacic und zum Wojwoden den Gränzeroberſt Sſuplikac. Endlich beſtellte die Skupſchtina einen Nationalausſchuß („Glavni odbor“), welcher die Beſchlüſſe der Verſammlung zur Ausführung bringen und überhaupt alles zur Wiedererlangung und Wahrung der Rechte ſerbiſcher Nation Nöthige und Zweckdienliche vorkehren und thun ſollte. In dieſem ausführenden Komité gab bald das jüngſte Mitglied, Georg Stratimirovic, geweſener Huſarenleutnant, den Ton an. Er hatte in ſeinem Weſen viel Gemeinſames mit dem Kroaten Jellacic, unter anderem die Sucht, deutſche Verſe zu machen. Er ſchwärmte für Uhland. Daneben aber waren wildrevolutionäre Inſtinkte in ihm lebendig und er hauptſächlich trieb ſeine Landsleute zur Waffenerhebung gegen die Magyaren. Eine der erſten Vorkehrungen des Odbor war die Sendung einer Deputation an den Kaiſerhof, um dieſem die Wünſche und Forderungen der Serben vorzutragen. Zur gleichen Zeit alſo, wo die Kroaten durch Vermittelung ihres neuen Banus Jellacic mit dem Hof in enge Beziehungen traten, zur gleichen Zeit, wo die Häuptlinge der Czechen ſolche Beziehungen einfädelten, um das Deutſchthum zu paralyſiren, ſuchten auch die Serben am Hof eine Stütze gegen das Magyarenthum zu gewinnen. So wurden in Prag, in Agram und Karlowitz die Maſchen des Netzes geknüpft, welches man dem Deutſchthum und dem Magyarismus zugleich über die Köpfe werfen zu können hoffte, um die alſo Verſtrickten und Gebändigten dem künftig in Oeſtreich herrſchenden Slaventhum unterthänig zu machen. Der Hof ließ die Slaven mit dieſem ſtolzen Traumbild ſpielen, während er ihre ſehr realen Dienſte annahm und zu ſeinen Zwecken ausnützte.

Politiſche Kinder haben von wegen der „Unſittlichkeit“ dieſer Politik des Hofes die Hände über den Fallbütchen zuſammengeſchlagen und ein groß Geſchrei verführt. Als ob es jemals eine „ſittliche“ Politik in der Welt gegeben hätte! Als ob es jemals eine ſolche hätte geben können! „Idealnarren“ allerdings haben mitunter Verſuche mit einer „ſittlichen“ Politik gemacht, ſind aber damit bekanntlich ſchlecht gefahren, ſehr ſchlecht. Man muß den Menſchen nicht mehr zumuthen, als ſie vertragen können. Sie vertragen nur ihnen Gleichartiges. Das Edle und Erhabene iſt für die Dichtung gut, nicht für die Wirklichkeit. Im Uebrigen iſt ja ſtreitig, was ſittlich und was unſittlich. Die Gelehrten ſind noch nicht darüber einig. Der Bauer, welcher ſeine Milch verfälſcht; der Chemiker, welcher aus Pferde- und Hundefett Alpenbutter macht oder auf dem Dachboden ſeines Hauſes alle möglichen Weinſorten wachſen läßt; die fromme ältliche Dame, welche das gelegentlich von einem Bruder im Herrn empfangene Kind beſeitigt, damit denen, „ſo da drinnen“, kein Aergerniß, und denen, „ſo da draußen“, kein Vergnügen bereitet werde; der hochwürdige Pater mit dem Schaufelhut, welchem ein fetter Erbſchaftſchlich gelingt, indem er den rechtmäßigen Erben ad majorem dei gloriam verſchwinden läßt; der Großſchwindler, welcher zu Gunſten eines „höchſt zeitgemäßen“ Aktienunternehmens alle Trommeln der Preſſe rühren und alle Trompeten des Zauberers Kredit blaſen läßt, um nach glücklich geſchorenem Schaf Publikum die künſtlich aufgetriebene Schwindelblaſe platzen zu laſſen; der Gelehrte, welcher wider ſein beſſeres Wiſſen einen Mitgelehrten, weil derſelbe entweder ſein Kathederkonkurrent iſt oder nicht in das Bockshorn derſelben Partei bläſ't, herunterhudelt: — ſie alle treiben in ihrer Art Politik und keinem wird es auch nur entfernt einfallen, daß ihre Politik eine unſittliche. Im Gegentheil, ſie alle halten ſich für „reſpektabel“, für höchſt reſpektabel und werden auch von den Leuten dafür gehalten. Natürlich nur ſo lange, als ihre Politik Erfolg hat, als es ihnen damit gelingt, ihre „Fortune zu pouſſiren“. Unſittlich iſt nur das Mißlingen, in der ſogenannten „hohen“, wie in der allerniedrigſten Politik. Ueber dieſe Grundbegriffe der politiſchen, der realpolitiſchen Ethik ſollte man ſich doch endlich verſtändigt haben. An Zeit dazu hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber man hat ſich ja darüber verſtändigt, o, man hat! Wer heutzutage noch ſo „paradox" ſein wollte, den Ariſteides zu ſpielen, oder gar ſo paradoxeſt, ein Ariſteides zu ſein, müßte ſofort in eine mit Kork gepolſterte Zwangszelle geſperrt werden und zwar von Rechts- und Geſellſchaftsſicherheitwegen. Andere Zeiten, andere Sitten; andere Vögel, andere Lieder. Hört man jedoch genau hin, ſo iſt es immer daſſelbe Lied, die alte Leier. Die Athener haben bekanntlich den Ariſteides auch aus Athen hinausgeſchmiſſen. Warum war er ſo unverſchämt, beſſer zu ſein als ſie? — — —

8.

Die öſtreichiſche Gegenrevolution beſaß alſo in Folge der Einfädelungen zwiſchen dem Hof und dem Jellacic eine Armee, die Kroaten, die Südſlaven überhaupt. Die Magyaren ihrerſeits unterſchätzten anfangs die Bedeutung dieſer aus dem Widerſtand gegen ihre Magyariſirungswuth entſprungene Streitmacht. Sie wähnten ſodann, da die im Süden aufgeſtiegene Wetterwolke mehr und mehr als blitz- und donnerträchtig ſich erwies, durch drohend ſporenklirrendes Auftreten in den Hofburgen zu Wien und Innsbruck das herandrohende Gewitter beſchwören zu können. Dabei überſahen ſie völlig, daß Haus Lothringen-Habsburg ſich als mit ihnen im Kriegszuſtande befindlich betrachtete und, die Verhältniſſe lothringiſch-habsburgiſch angeſehen, betrachten mußte. Denn auf Grund ihrer März- und Aprilerrungenſchaften wollten ja die Ungarn, daß ihr Land, d. h. das ganze Ländergebiet, welches ſie als das der „heiligen Stephanskrone" anſprachen, von dem übrigen Oeſtreich abgetrennt ſei und mit demſelben nur noch das ſchwache, bei guter Gelegenheit wohl auch entzweizuſchneidende Band der dynaſtiſchen Perſonalunion gemein habe. Sie wollten von einem Kaiſer Ferdinand von Oeſtreich gar nicht mehr wiſſen, ſondern nur von einem König Ferdinand von Ungarn. Verfaſſungsmäßig waren ſie hierzu allerdings berechtigt. Aber wie es der ungariſche König Ferdinand anſtellen ſollte, zu vergeſſen, daß er auch öſtreichiſcher Kaiſer war, das wußten die Herren Magyaren ſicherlich nicht anzugeben. Der gute Ferdinand hätte ja fortwährend mit dem Doktor Fauſt jammern müſſen:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt;
Die eine will ſich von der andern trennen —"

vorausgeſetzt nämlich, daß er jemals vom Göthe und vom Fauſt läuten gehört. Dieſe ganze ungariſche Königsfiktion war eben nichts als eine jener läppiſchen Schnurrpfeifereien, welche die Dogmen des Köhlerglaubens der Monarchie bilden.

Gewiß hatten die Magyaren auf ausſchließlich magyariſchem Standpunkt ganz recht, wenn ſie ſich als völlig ſelbſtſtändig und unabhängig gebärdeten. Und ſo thaten ſie. Sie ſchickten den trefflichen Szalay als ungariſchen Geſandten nach Frankfurt, um mit der deutſchen Centralgewalt — (wer war denn dieſe? Ein öſtreichiſcher Erzherzog) — als Macht mit Macht zu verhandeln. Sie ſympathiſirten nicht nur laut mit den gegen Oeſtreich aufgeſtandenen Italienern, ſondern verweigerten anfangs ihrem Könige die Mittel zur Fortführung des Krieges mit Karl Albert, da ja ihr König in Italien nichts zu ſuchen hätte, was an und für ſich ganz richtig war. Sie riefen die unter der ſchwarzgelben Fahne ſtehenden ungariſchen Regimenter heim und ſie verwarfen die Mittragung der öſtreichiſchen Staatsſchuldenlaſt. Alles ganz korrekt magyariſch, wohl und gut. Aber wenn nun der Kaiſer von Oeſtreich, welcher zufällig auch den König von Ungarn im Leibe hatte, die ganze Angelegenheit von ſeinem Standpunkt aus anſah, was dann? Dann mußte der Kaiſer Ferdinand nothwendig mit dem König Ferdinand in Krieg gerathen. Und ſo geſchah es. Wenn nun aber ſchon im Frieden alle Mittel erlaubt ſind, welche Erfolg verſprechen oder gar haben, wie vollends erſt im Kriege! Das hätten die Magyaren bedenken müſſen. Der Hof, ſchrieen ſie, übt gegen uns unerhörte Falſchheit, Tücke und Verrätherei! Bewahre, entgegnete der Hof, nur Kriegsliſten, eitel Kriegsliſten, nichts als Kriegsliſten! Natürlich bekam von den beiden ſtreitenden Parteien ſchließlich die Recht, welche am meiſten einzuſetzen hatte.

Im Juni von 1848 war aber der Hof noch lange nicht ſo weit. Er ſah ſich dermalen noch genöthigt, ſehr kriegsliſtig zu ſein. Die in naturwüchſig-barbariſchem Stil begonnene und fortgeſetzte Schilderhebung der Serben und Kompagnie gegen den Magyarismus brachten das Miniſterium in Peſth ſoweit, daß es das Vaterland in Gefahr erklärte und den am innsbrucker Hoflager als Aufpaſſer weilenden Fürſten Paul Eſterhazy, Miniſter des Auswärtigen, drängte, den „König“ Ferdinand zu drängen, d. h. demſelben eine entſchieden widerſlaviſche und antijellacic'ſche Kundgebung abzudrängen. Der gute Ferdinand unterſchrieb demzufolge jenes berühmte und berüchtigte Manifeſt vom 10. Juni, welches, ganz im magyariſchen Sinne verfaßt, den Kroaten und ſonſtigen Südſlaven die feierliche Verſicherung gab, es ſei keine Rede davon, daß man ſie magyariſiren wollte. Sie ſollten ſich alſo den Geſetzen und Einrichtungen der unter der heiligen Stephanskrone vereinigten Länder fügen. Dann kam ein heftiger Zornerguß gegen den „ungehorſamen“ Banus Jellacic, welcher einen Rechtfertigungsprozeß zu beſtehen haben würde und, bis er ſich gerechtfertigt hätte, ſeiner Banuswürde und übrigen Aemter enthoben ſei. Schon vorher war Jellacic auf die drohende Sprache hin, welche Eſterhazy im Auftrage des ungariſchen Miniſteriums führte, zur Verantwortung nach Innsbruck berufen worden und dorthin machte er ſich, ohne von ſeiner Abſetzung zu wiſſen, an der Spitze einer kroatiſch-ſerbiſchen Abordnung auf, welche dem Kaiſer die Verſicherung bringen ſollte, daß Haus Oeſtreich auf die Treue der Südſlaven bauen könnte.

Der Ban oder eigentlich Nichtmehr-Ban oder noch eigentlicher Dennoch-Ban kam nicht wie ein Angeklagter, ſondern wie ein Helfer und Heiland. Seine Reiſe war, namentlich im glaubenseinigen Tirol, ein Triumphzug. Als er in Innsbruck angelangt, ſetzte ſich der Fürſt Eſterhazy, wie ihm ſeine Regierung vorgeſchrieben hatte, auf das höchſte Roß des Magyarenthums und verlangte, daß Jellacic weder vom Kaiſer noch von einem Mitgliede der kaiſerlichen Familie empfangen würde, ohne daß er, Eſterhazy, mitdabei wäre. Allein man ließ den magyariſchen Magnaten und Miniſter auf ſeinem hohen Roſſe ſitzen oder vielmehr man wußte ihm ein dynaſtiſches X für ein ungariſches U zu machen, indem man in die allgemeine Begeiſterung und Rührung, welche der Banus-Poet zu wecken wußte, auch ihn ſehr geſchickt hineinzog. Auf der Hof- und Staatsbühne, welche zeitweilig in der innsbrucker Burg aufgeſchlagen war, ging eine feierliche Audienz-Aktion in Scene, bei welcher die „ganze kaiſerliche Familie in Thränen zerfloß“ oder doch nahezu ſchwamm und deren offizielles Reſultat war, daß dem vielgeſchäftigen Müſſiggänger, dem Erzherzog Johann, auch noch die Kleinigkeit zugeſchanzt wurde, „die inneren Zerwürfniſſe in dem Geſammtreich Ungarn gütlich beizulegen“. Der Erzherzog wußte, wie das gemeint war. Von einer Entſetzung des Banus war keine Rede mehr, von dem ganzen Manifeſt vom 10. Juni auch nicht mit einem Worte, ſo daß Jellacic, ſagt man, erſt auf ſeiner Rückreiſe durch ein zufällig ihm zu Handen kommendes Zeitungsblatt davon Kunde erhielt. Hinter den Kuliſſen beſagter Hof- und Staatsbühne war ſelbſtverſtändlich ganz anderes gewiſpert und geliſpelt worden als das auf der Bühne dem erzherzoglichen Stellvertreter des Kaiſers Zugemuthete.

Der Banus trug von Innsbruck die Gewißheit mit fort, daß der Hof unter allen Umſtänden ſein Verbündeter. Er gebärdete ſich von da ab als Retter der Dynaſtie und des Kaiſerreichs und ſpielte ſeine Heldenrolle mit leidlichem Anſtand. Er war in ſeinen guten Momenten ein Schauſpieler von Nummer 2; aber man muß ihm die Gerechtigkeit anthun, zu ſagen, daß er, wenigſtens zeitweilig, nur ſeine Ueberzeugung ſpielte. Es iſt glaublich, daß der Mann, wie er den Wienern vorrednerte, in Momenten poetaſterlicher Schwarbelei an ein „großes, kräftiges, freies Oeſtreich" glaubte und ebenſo an die Dynaſtie Lothringen-Habsburg. Jedenfalls jubelten ihm die Wiener zu, als er, kaum von Innsbruck nach Agram zurückgekehrt, nach Wien eilte, um mit dem daſelbſt anweſenden ungariſchen Miniſterpräſidenten Batthyanyi über „die gütliche Beilegung der inneren Zerwürfniſſe" zu verhandeln, d. h. Spiegelfechterei zu treiben. Jellacic forderte unbedingt die Vereinigung des ungariſchen Kriegs- und Finanzminiſteriums mit dem öſtreichiſchen, was, falls es ſtattfand, die „Selbſtſtändigkeit" Ungarns zu Mondſchein auf der Donau gemacht hätte. Natürlich verlief die Konferenz ganz reſultatlos und, wieder in Agram, betrieb jetzt der Ban emſig die kriegeriſchen Rüſtungen, welche ihn befähigen ſollten, der ungariſchen Selbſtſtändigkeit gewaltſam ein Ende zu machen.

9.

Es bedurfte auf Seite der Ungarn nicht eben eines feinen Merkers, um die Anſicht zu gewinnen, daß Hof und Slaverei einander gefunden und ſich verſtändigt hätten. Dieſe Anſicht mußte die Magyaren aneifern, ihrerſeits ebenfalls ein verläßliches Bündniß zu ſuchen, und dieſes konnte nur in Deutſch-Oeſtreich zu finden ſein. Da wäre nun freilich wieder einmal die „ehrlichſte" Politik die „beſte" geweſen. Deutſchthum und

Magyarismus, ehrlich zu Schutz und Trutz verbunden, hätten ohne Zweifel der zu Innsbruck eingeſegneten Ehe des Kroatismus mit der Hofkabale Trotz zu bieten vermocht. Man verſchloß ſich in Budapeſth dieſer Einſicht keineswegs, allein die magyariſche Selbſtgefälligkeit ging ſo ins Märchenhafte, daß ſie das Deutſchthum, d. h. die wiener Bewegungspartei, wohl als Werkzeug gebrauchen wollte, nicht aber als gleichberechtigten Bundesgenoſſen anerkennen zu müſſen glaubte.

Dieſe Dummheit hat dann im Oktober die wiener Demokratie an's Meſſer geliefert und Ungarn bundesgenoſſenlos in einen Verzweiflungskampf geſtürzt. Die Galgen von Arad mußten dann die Standrechtsmordſchüſſe der Brigittenau ſühnen. Dieſe Schüſſe wären nicht gefallen, jene Galgen nicht errichtet worden, wenn Koſſuth und die Magyaren die Allianz mit den Wienern nicht als eine Gelegenheitsintrike, ſondern als eine prinzipielle und thatſächliche Nothwendigkeit aufgefaßt und behandelt hätten. Aber das Vernünftige, Ehrliche und Rechte durfte und konnte ja auch hier nicht geſchehen: es wäre dem Weltlauf zu ſehr gegen den Strich gegangen . . . .

Am 5. Juli wurde zu Peſth der auf Grund der Verfaſſungsreform neugewählte ungariſche Reichstag feierlich eröffnet. Die mittelalterlich ſtändiſche Gliederung dieſer Nationalverſammlung („Nemzetgyülés“) in ein Oberhaus („Felsö-ház“) und in ein Unterhaus („Alsó-ház“) war beibehalten worden. Doch hatte das erſtere, die frühere Magnatentafel („Magnások' táblája“), jetzt nur noch die Bedeutung eines Geſpenſtes, das man unbeachtet herumwanken läßt. Im Verlaufe der Ereigniſſe verdunſtete dann das Geſpenſt, aber mit demſelben keineswegs zugleich das magyariſche Junkerthum. Ueberhaupt gehört viel Einfalt und Unwiſſenheit dazu, ſich einreden zu laſſen, der Magyarismus habe i. J. 1848 oder ſpäter aufgehört, weſentlich junkerlich zu ſein. Allerdings putzte er ſeinen „Attila“ bei Gelegenheit, wenn es ihm gerade paßte, auch mit weltbürgerlichen Ideenborten und Humanitätsphraſenquaſten heraus und ſteckte Freiheits- und Gleichheitsfedern auf den Hut; allein ſobald und ſolange er ſich Herr wußte, ließ er den mittelalterfrohen und nationalbornirten Junker im Vollglanz ſehen, Stockprügel aufmeſſend, Juden hetzend, im Hochgefühle raſſenhafter Aſiatigkeit ſich blähend.

König Ferdinand war durch „ſchwere Krankheit“ verhindert, ſeinem Verſprechen gemäß den Reichstag in Perſon zu eröffnen. Statt ſeiner that es der Palatin, Erzherzog Stephan, welcher auch bald auspalatinirt haben wird. Die Stimmung der großen Mehrheit der Verſammlung entſprach den Anſchauungen, von welchen die Mehrzahl der Mitglieder des Miniſteriums ausging, d. h. den vulgärliberalen. Ein Häuflein von etwa 35 Deputirten, unter denen die Madaráß, Palóczy, Teleky, Perczel, Nyary, Irinyi vorragten, bekannte ſich zu radikaleren Anſichten und bildete den Stamm der Partei, welche ſpäter die Losreißung Ungarns vom Hauſe Lothringen-Habsburg durchzuſetzen unternahm. Vorderhand war dieſes Häuflein noch ohne Bedeutung und Einfluß. Koſſuth machte ſich ſo wenig aus dieſen Radikalen, daß er ſie gelegentlich verhöhnte oder beſchimpfte, ſie „Wühler“ und „Rebellen“ ſchalt, ganz im Märzminiſterſtil, — ein Beweis, daß der ungariſche Agitator im Juli noch gar nicht wußte, wohinaus er wollte. Die Hofkabale ſorgte jedoch für einen Wegweiſer.

Daß übrigens Koſſuth der leitende Mann und Miniſter war, wurde ſofort klar, als der Reichstag ſeine Verhandlungen begonnen hatte. Am 11. Juli zeichnete er in einer ſeiner großen Reden die Situation und dieſe Situationszeichnung war, genau angeſehen, ſchon eine Kriegserklärung gegen den wiener Hof, eingewickelt in den Nachweis, daß dieſer, im Bunde mit dem „Rebellen“ Jellacic, Ungarn mit Krieg bedrohte, falls Ungarn auf die von dem genannten „Rebellen“ auf der reſultatlos gebliebenen wiener Konferenz geſtellte Forderungen nicht einginge, d. h. ſeine kaum gewonnene Selbſtſtändigkeit wieder aufgäbe. Schließlich beantragte der Redner, die Verſammlung möge zu dem Zwecke, „entweder einen ehrenhaften Frieden vermitteln oder aber einen erfolgreichen Kampf führen zu können“, dem Miniſterium Vollmacht geben, eine Armee von 200,000 Mann aufzuſtellen, und zur Ausrüſtung und zum Unterhalt derſelben für 1 Jahr die Summe von 42 Millionen Gulden bewilligen. Ein Gegner des Miniſteriums, Nyary, war es, welcher zuerſt aufſtand und mit emporgehobener Hand ausrief: „Wir geben ſie (megadjuk)!“ Soldaten und Millionen wurden mit begeiſterter Einmüthigkeit bewilligt. Indeß hoffte die Mehrzahl der Miniſter noch immer, auf erträgliche Bedingungen hin mit dem Hofe paktiren zu können, und brachte daher die Forderung vor das Haus, die Sache Oeſtreichs in Italien mit Soldaten und Geld zu unterſtützen. Batthyanyi, Deak, Eötvös und Szechenyi wähnten durch eine ſolche Dienſtwilligkeit den wiener Hof von ſeinem Bündniſſe mit den Slaven abzubringen. Sie handelten dabei gewiß in gutem Glauben. Koſſuth dagegen gab ſich dazu her, dieſe Forderung mit ſeinem Talent zu unterſtützen, während er doch mit der italiſchen Revolution ſo ſehr ſympathiſirte, daß er in der Debatte ſagte, er „freue ſich immer von ganzer Seele, wenn er von einem Sieg der Italiener höre“. Er ſuchte nun mittels der Springſtange der Sophiſterei über den klaffenden Spalt dieſes Widerſpruches hinwegzukommen, indem er äußerte, „als Miniſter müſſe er die Empfindungen unterdrücken, welche er als Privatmann habe“. Man ſieht, der ungariſche Agitator war kein Menſch aus *einem* Metall und Guß, ſondern eben auch nur ein Miſchgeſchöpf, eine Kompilation, wie die moderne Geſellſchaft ſolche zuwegeſchuſtert und braucht, ein geſchickter Rollenwechsler, heute in der rothen Bluſe, morgen im Diplomatenfrack ſpielend. Und doch hinwieder war ein zu voller Funke vom echten Centralſonnenfeuer in dieſes Mannes Seele gefallen und doch war Koſſuth hinwieder zu heiß und hochherzig, als daß er durch alle

Farben und Farbenſchattirungen ſich ſo korrekt hätte hindurchchamäleoniſiren können, wie es ein richtiger „Staatsmann“ können muß. Wenn man ſeine Laufbahn im Ganzen und Großen betrachtet, hat man die Empfindung, als ſähe man einen Sonnenſtral durch eine Pfütze ſchleifen. Wer wirken will in dieſer Welt, darf ſich nicht darum kümmern, daß ſeine Schuhe ſchmutzig werden; denn er muß durch allerhand Schlamm und Koth waten, bis an die Knöchel, bis an die Kniee — thut nichts. Wenn ihm der Koth nur nicht über dem Kopfe zuſammenſchlägt und — ein Sonnenſtral bleibt, auch in eine Pfütze gefallen, doch immer ein Sonnenſtral.

Die radikale Oppoſition zeigte, daß Haus Oeſtreich, wenn in Italien Sieger, ſeine ſiegreichen Waffen ſofort gegen Ungarn wenden würde, und daß es demnach wahrhaft kretiniſch, von ungariſcher Seite den Hof in den Stand zu ſetzen, in Italien ſiegen zu können. Das war ſo einleuchtend, daß ein Kind es verſtehen und begreifen mußte. Allein der Liberalismus von 1848 hat bekanntlich ſeine „ſtaatsmänniſche“ Weisheit gerade darein geſetzt, dem geſunden Menſchenverſtand bei jeder Gelegenheit einen Eſel zu bohren. Das Geſundmenſchenverſtändige zu thun, war dieſen Herren „Staatsmännern“ viel zu einfach und naheliegend. Man mußte erſt Verwickelungen ſchaffen, mußte gar weit ausholen, um ſeine Staatsmänniſchkeit recht leuchten laſſen zu können. So that man auch in Budapeſth, wo das Miniſterium ſich nicht ſchämte, ſeine Kurzſichtigkeit und Energieloſigkeit mit der elenden Rabuliſterei zu maskiren, Ungarn ſollte ja ſeinen König nicht im Kriege gegen die italiſche Nation, ſondern nur im Kriege gegen den ſardiſchen „Uſurpator“ Karle Alberto unterſtützen. Etwas Miſerableres hat ſelbſt der Liberalismus der frankfurter Paulskirche kaum ausgetiftelt. Aber mit 236 gegen 33 Stimmen wurde der miniſterielle Blödſinn von der Verſammlung gutgeheißen.

Selbſtverſtändlich verfehlte derſelbe die beabſichtigte Wirlung auf den Hof ganz und gar und hatte ſich der ungariſche Liberalismus rein umſonſt blamirt. Die „getreuen" Serben, die „lieben kroatiſchen Waffenbrüder" wurden vom Hof aus fortwährend beſchmeichelt, gehätſchelt und nach Kräften unterſtützt. Trotz der argen Geldklemme, worin das wiener Miniſterium ſteckte, wußte es der Kriegsminiſter Latour doch möglich zu machen, dem Banus Jellacic Geld und Rüſtzeug zukommen zu laſſen. Der Ban organiſirte demnach ganz offen eine kriegeriſche Invaſion, welche dem „magyariſchen Sonderweſen" und der „Rebellion" Ungarns vernichtend zu Leibe gehen ſollte. In der Bacska wüthete der „wilde Raitzen-Krieg" immer wüſter. Der Patriarch Rajacic durchzog im Aufzug eines alten ſerbiſchen Heiligen und Märtyrers das Land, predigte das Kreuz gegen die Magyaren und ſetzte Preiſe auf die Köpfe derſelben.

Während alſo das ſlaviſche Zivio immer lauter, drohender und ſchon als offenkundige Kriegsloſung vom Süden heraufgellte, quälte ſich das Eljen, d. h. der magyariſche Konſtitutionalismus, das ungariſche Miniſterium, noch mit den Formen und Formeln der „verfaſſungsmäßigen" Monarchie herum. Nach der Rückkehr des Hofes aus Innsbruck nach Wien war mittels „königlichen" Erlaſſes dem Erzherzog Palatin ſeine Vollmacht als Alterego des „Königs" entzogen worden, weil „Se. Majeſtät die Regierung ſeiner Länder wieder ſelbſt übernommen habe". Der Ton dieſes vom 14. Auguſt datirten Erlaſſes, wie anderer Erlaſſe aus derſelben Zeit, beurkundet recht deutlich, wie ſehr die radetzkyiſchen Siegesmixturen den armen kranken Ferdinand ſchon geſtärkt hatten. Verfaſſungsgemäß mußte daher die Beſtätigung aller Beſchlüſſe der ungariſchen Nationalverſammlung fürder beim Könige ſelber geholt werden. Nun war es aber, um die Serben bändigen und dem erwarteten Einfall der Kroaten widerſtehen zu können, für Ungarn eine dringende Nothwendigkeit, daß die von der Verſammlung betreffs der Heerbildung und der Finanzen gefaßten Beſchlüſſe ſofort Geſetzeskraft erlangten. Jede

Minute war koſtbar. Der Premier Batthyanyi und der Juſtizminiſter Deak eilten daher nach Wien, um die königliche Sanktion dieſer Beſchlüſſe zu erwirken; allein der arme Ferdinand war jetzt plötzlich wieder „ſo übelauf“, daß man ihm kein Unterſchreiben zumuthen konnte, und die beiden magyariſchen Miniſter konnten ihre Ungeduld und ihren Verdruß länger als eine Woche im kaiſerlichen Vorzimmer feilhaben.

10.

Wenn der „ruhige Bürger“ von Wien der Hoffnung ſich hingegeben hatte, die Rückkehr des Kaiſers würde „den Wühlern endlich das Handwerk legen“, ſo wurde noch im Monat Auguſt dieſe Hoffnung zu ſchanden. Die in der Hofburg oder vielmehr im Schloſſe Schönbrunn reſidirende Gegenrevolution war dermalen noch lange nicht ſtark genug, offenes Spiel zu ſpielen und die Verwirklichung des franz-metternichtigen Staatsideals der Kirchhofsruhe ohne Umſtände zurückzuführen. Mußte der Hof doch das Schauderhafte, ja geradezu Erduntergangmäßige und Jüngſtemtaggleiche erleben und geſchehen laſſen, daß am Feſttag von Mariä Himmelfahrt ein ungeheuer großes Plakat an den Stephansdom angeklebt wurde, worin die Lehren des Deutſchkatholicismus dargelegt und empfohlen waren. Für ſolchen Frevel konnte es wahrlich keine geringere Buße geben als das Konkordat von 1855. Der deutſchkatholiſche Schwindel war übrigens zu ohnmächtig, um etwas anderes als ein bißchen Rummel und Tummel herbeizuführen. Schon nach etlichen Tagen platzte das Windei, wie denn überhaupt die klägliche Halbheit, welche den Bewegungen von 1848 durchgängig anhaftete, es am allerwenigſten auf religiöſem Gebiet zu einer rechten That bringen konnte. Dazu gehört Leidenſchaft, Märtyrergeiſt, Fanatismus. Die halbe Revolution von 1848 hatte aber nicht den Fanatismus und die Leidenſchaft zu Eltern, ſondern den Zweifel und die Blaſirtheit. Daher die Impotenz des ſkrophulöſen Balgs.

Vom 20. bis 23. Auguſt krawallten in den Vorſtädten von Wien die Arbeiter, welchen bei dem Stillſtande mancher Handwerke und Fabriken die Regierung früher von ſtaatswegen Arbeit angewieſen — ſo à la pariſer Nationalwerkſtätten — allerhand nutzloſe Erdarbeiten u. ſ. w., neuerdings aber den Lohn um 5 Kreuzer täglich vermindert hatte. Dieſer Fünfkreuzerkrawall wurde von der Regierung mit Hilfe der ſehr willigen „Garden“, d. h. der wiener Bürgerwehr, leicht unterdrückt, und da die Aula zum großen Aerger des Bürgerthums Miene gemacht hatte, auf die Seite des Proletariats zu treten, ſo trat eine Spaltung zwiſchen Bürgerwehr und Studentenlegion ein, welche das Miniſterium, raſch und entſchieden zugreifend, zur Sprengung der letzteren hätte benützen können. Hatte ſich doch die Legion bei den guten Wienern zur Stunde auch unpopulär gemacht durch ihr jugendlich-übermüthig-taktloſes Gebaren am 19. Auguſt, als ſie mitſammt der Bürgerwehr vor dem Kaiſer Revue paſſirte. Statt in das dem Kaiſer, welcher an den hofkabaliſchen Machenſchaften gewiß ſehr unſchuldig war, gebrachte Vivat miteinzuſtimmen, hatte die Muſikbande der Legion das Fuchſenlied: „Was kommt dort von der Höh'?“ intonirt, — ein recht guter ſchlechter Witz; aber Bummelwitze gehören in die Kneipe, nicht in die Politik. Nicht nur der „ruhige“, ſondern der Bürger überhaupt ſah daher die Aula ſcheel an: er witterte dort republikaniſche und proletariſche Tendenzen*). Der Regierung war es vorbehalten, dieſen ihr ſo günſtigen Spalt wieder auszufüllen und zwar mittels ihrer Handhabung der ungariſchen Frage. Dieſe Handhabung näherte die wiener Bevölkerung und Bürgerwehr, wenigſtens die Mehrzahl derſelben, wieder dem revolutionär geſtimmten Studententhum. Es mußte ja ſelbſt ſo gutmüthigen Leuten, wie die Wiener waren, die Galle aufregen, wenn ſie mitanſahen, wie der Hof mit den Slaven ſich verſchwor, zunächſt um die Magyaren zu treffen und hinter dieſen dann den deutſchöſtreichiſchen Liberalismus.

---

*) Depeſche Eſſingers (ſeine letzte) vom 22. Auguſt: „Seit mehreren Tagen herrſcht wieder große Aufregung. Zu den politiſchen Elementen derſelben geſellen ſich nun auch religiöſe. Ronge iſt von den Anhängern

Bedenkt man, wie ſehr das Miniſterium am 23. Auguſt das Heft in Händen hatte, daß es des Arbeiterkrawalls ſo leicht Meiſter geworden, daß in dieſen Tagen die ſo lange gefürchtete oberſte Direktion der ſouveränen Katzenmuſik, der Sicherheitsausſchuß, ſtill und auf Nimmerwiederkehr bachab gegangen, ſowie endlich, daß die Bürgerwehr willig und entſchloſſen war, der Sache vernunftgemäßer Ordnung ihren Arm zu leihen — bedenkt man das alles, ſo kann man ſich kaum des Gedankens erwehren, die Regierung oder vielmehr die hinter derſelben agirende Hofkabale habe mit aller Abſicht eine neue Kriſis heraufbeſchwören wollen, um Gelegenheit zu erhalten, den echten ſchwarzgelben Gewalttrumpf auf den Staatstiſch zu hauen und des vormärzlichen Deſpotismus ganze Herrlichkeit wieder aufzurichten. Hier-

---

des Deutſchkatholicismus hierher gerufen worden. Mittlerweile ließen einige Geiſtliche und zahlreiche Studenten es ſich angelegen ſein, den Boden für ſeine Lehre vorzubereiten." Auf der andern Seite haben die Mitglieder der akademiſchen Legion theils dadurch, theils weil ſie bei der neulichen Muſterung der Nationalgarde allein dem Kaiſer ein Vivat zu bringen unterließen und durch die von ihrer Muſikbande gewählte Melodie gefliſſentlich Mangel an Ehrerbietung zeigten, theils weil ſie bei der Kunde von der baldigen Ankunft Heckers(?) in ſtürmiſchen Jubel ausbrachen und ihre Hoffnungen auf die Republik offen an den Tag legten, ſich einen großen Theil der Bevölkerung Wiens und der Nationalgarde zu Gegnern gemacht." G. P. A.

auf ſcheint auch die Läſſigkeit hinzudeuten, womit man von ſeiten des Hofes, in deſſen Geheimniſſe nur der Kriegsminiſter Latour und wohl auch ſchon deſſen Kollege Bach eingeweiht waren, der Organiſirung einer Aufſtandspartei zuſah, welche hauptſächlich durch den raſtloſen Tauſenau betrieben wurde und welche in dem Demokratenverein ihren Mittelpunkt hatte. Von hier aus wurden eine Menge von Vereinen, welche ſich zu gleichen Anſchauungen bekannten — darunter auch ein radikaler Damenklubb, in welchem es viele alte und junge Fräulein und keine Jungfer gab — einer ſtraffen Leitung unterworfen. Ob der Demokratenverein oder wenigſtens die Leiter deſſelben, das im Gaſthaus „Zur Ente“ tagende „Centralkomité der radikalen Vereine“, worin neben Tauſenau der Journaliſt Becher, die geweſenen Offiziere Fenner von Fenneberg und Kuchenbäcker, ſowie abwechſelnd andere ſaßen, z. B. der unheimliche polniſche Jude und ſchieläugige Barbiergeſell Chaizes, — ob dieſes wiener Centralkomité mit magyariſchen Führern, namentlich mit Franz Pulſzky, ſchon um dieſe Zeit, d. h. zu Ende Auguſts und zu Anfang Septembers, in Verbindung geſtanden habe, iſt mit Beſtimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Aktenmäßige Beweiſe exiſtiren weder für noch wider; aber ſehr groß iſt die Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Verbindung. Die wiener Demokratie und der Magyarismus waren ja durch die Verhältniſſe förmlich auf einander angewieſen und zu einander hingedrängt. Das Unglück für beide Theile iſt nur geweſen, daß, um es abermals zu ſagen, dieſe naturnothwendige Allianz von ſeiten der Ungarn nur als nebenſächlich, nur als eine Gelegenheitsintrike behandelt wurde, welche man heute aufnehmen und morgen fallen laſſen dürfte.

11.

Der Hof ließ demnach den wiener Radikalismus einſtweilen gewähren und begnügte ſich, durch ſeine Kreaturen denſelben beſchimpfen und reizen zu laſſen. Dies geſchah insbeſondere durch ein Schandblatt ſchändlichſter Sorte, die ſchwarzgelbe „Geißel“, deren herausfordernde kothſpritzende Schläge manches von dem Verabſcheuungswerthen, was im Oktober geſchehen iſt, zu verantworten haben. Der Handhaber dieſer Geißel, ein gewiſſer Böhringer, that Wunder; denn er vollbrachte das Unmögliche: er überſchmutzte einen Tuvora, überbosheitete einen Chaizes und überblutbengelte einen Häfner. Es iſt aber eine Thatſache, daß das Klatſchen dieſer Geißel im Auguſt und September einer Menge von Leuten wohlgefiel, welche noch im Juni und Juli die Unflätereien der antihöfiſchen Blätter und Blättchen mit Wolluſt verſchluckt hatten. Der Schmutzböhringer gab ja nur in ſeiner Weiſe der Sehnſucht des Philiſters nach ſeinen Backhändln, ſeinem Regiekanaſter, ſeinem Prater und Sperl der vormärzlichen Zeit frakturbuchſtabendeutlichen Ausdruck. Freilich, derſelbe Philiſter, welcher im Auguſt und September nach Ruhe und Ordnung lechzte, leiſtete im Oktober der Bewegungspartei, als ſie wieder einen revolutionären Anlauf nahm, nicht einmal paſſiven, geſchweige aktiven Widerſtand.

Im Reichsrath war die Stellung der Linken, der deutſchöſtreichiſchen, mit radikalen Polen durchſprenkelten Fortſchrittspartei ganz mißlich und unbehaglich. Sie ahnte nicht nur das vom Hofe mit Hilfe der demſelben affiliirten Mitglieder des Miniſteriums geſpielte Spiel, ſie ſah ganz deutlich in daſſelbe hinein. Aber was konnte ſie der czechiſchen Rechten und dem ſchwarzgelben Centrum gegenüber machen? Nichts. Denn heftige Reden halten und dazu mit der Fauſt auf den Tiſch klopfen war ſoviel wie nichts. Verlangten die Linkſer auf dem Wege der

Interpellation Auskunſt vom Miniſterium, ſo gab daſſelbe entweder ganz nichtsſagende oder ausweichende Antworten. Darin war beſonders der Herr Bach ſtark, bei dem ſchon die Freiherrnſchuppen anſetzten und welcher ſich aalglatt durch die Fragenklippen ſchlängelte, dabei ſehr viel von den „konſtitutionell monarchiſchen Grundſätzen der Regierung“ ſprechend. Man wußte ja draußen in Schönbrunn ſehr wohl, daß das nur Mundleim war, um Gimpel damit zu fangen. Der Mann qualifizirte ſich merkwürdig raſch zum Reaktionsminiſter. Er übertraf fürwahr alle ſeine zeitgenöſſiſchen mitliberalen Mitminiſter in Deutſchland und Frankreich an Geſchwindigkeit, was viel ſagen wollte. Er voltigirte ſo hübſch, daß es ihm von allen den andern Umſattelern kein einziger ſo recht nachmachen konnte. Gewiß, in vollſtem Maße verdiente er, Standrechts- und Konkordatszeitminiſter, ſowie Ambaſſador bei Sr. Heiligkeit zu werden.

Die Czechen gaben mitunter dem Hof und Miniſterium ein Memento, daß es Zeit wäre, auch mit ihnen ſich zu verſtändigen, wie man mit den Südſlaven gethan. Sie waren ja von Herzen gern dabei, Deutſchthum und Magyarismus unterdrücken zu helfen, vorausgeſetzt, daß bei der Machtvertheilung ihnen ein erkleckliches Stück zufiele. Der babyloniſche Sprachenwirrwarr im Reichstagsſale gab dem Czechenthum Gelegenheit, einen Mahnſchrei auszuſtoßen, welcher in Schönbrunn draußen gehört werden ſollte. So war er wenigſtens gemeint. Am 11. September kamen Anträge zur Verhandlung, dem Mangel an Verſtändniß der Debatten von ſeiten vieler Abgeordneten wenigſtens einigermaßen abzuhelfen dadurch, daß die Abſtimmungsfragen in den verſchiedenen Sprachen (deutſch, italiſch, polniſch, czechiſch, rutheniſch, rumäniſch) formulirt und geſtellt werden ſollten, eine Forderung, die gar nichts Unbilliges hatte, wenn man überhaupt wollte, daß eine nicht geringe Anzahl von Abgeordneten wüßte, über was und wie ſie abſtimmten. Der Deutſchböhme Borroſch, ein wohlmeinender, aber gar linkiſcher Linker, ſuchte nachzuweiſen, daß im öſtreichiſchen Reichstag die deutſche Sprache mit Nothwendigkeit die parlamentariſche Staatsſprache ſei, was allerdings richtig. Aber der täppiſche Redner tappte in einen ſlaviſchen Ameiſenhaufen mit ſeiner Aeußerung: „Die, welche kein Deutſch verſtehen, mögen an ihrer Stelle Männer wählen laſſen, welche des Deutſchen kundig ſind“ — und ſtach in ein czechiſches Weſpenneſt, indem er, zur Rechten gewendet, von Spielen mit „Nationalitätsliebhabereien“ redete. Aufſprang der ganze Czechismus, mit geballter Fauſt den Widerruf fordernd, und durch den lange nicht zu ſtillenden Tumult hindurch ſchnitt gellend die zornbebende Stimme Riegers: „Das Recht, in unſerer Nationalſprache hier zu reden, ſteht uns nicht weniger zu als den Deutſchen. Wir Slaven bilden bei weitem die größere Macht dieſes Staates. Durch unſer Geld, durch unſer Blut wird Oeſtreich erhalten. Nur ſo lange wir wollen, wird es beſtehen!“ Ludwig Löhner, ohne Frage einer der bedeutendſten Köpfe der Verſammlung, ſuchte die borroſch'ſche Taktloſigkeit gutzumachen durch eine taktvoll verſöhnliche Rede, worin er die verſchiedenen Nationalitäten aufforderte, den Sprachenzwiſt wegzuſtoßen „wie eine zwiſchen uns gekrochene Schlange“ und einträchtig und mannhaft zuſammenzuſtehen gegen die herandrohende Gegenrevolution. Dieſe beſchwörende Stimme war aber ſelbſtverſtändlich nur die eines Predigers in der Wüſte ....

Derweil ſich alſo in der Hauptſtadt Oeſtreichs die Zündſtoffe zu einer neuen Brunſt häuften, ſtieg auch drunten in Budapeſth die Aufregung von Stunde zu Stunde. Um ſo höher und heftiger, als die bislang von ſeiten der ungariſchen Regierung getroffenen militäriſchen Maßnahmen ſehr ſchlechte Erfolge gehabt hatten. Wiederholte gegen die Raitzen-Serben unternommene Angriffe waren gänzlich geſcheitert und von den Angegriffenen mit neuen, von allen Gräueln begleiteten Einbrüchen in magyariſche Landſchaften vergolten worden. Täglich konnte auch von Kroatien her der Einbruch des Banns in Ungarn erwartet werden.

Bei ſothanen Umſtänden konnte ſich Koſſuth unmöglich verhehlen, daß man bei einer Kriſis angelangt ſei, wo es hieß: Biegen oder brechen. Es war ſchlechterdings unmöglich, länger in dem Zirkel konſtitutioneller Fiktionen und Illuſionen ſich herumzudrehen. Hatte doch der wiener Hof in letzter Zeit deutlich genug ausgeſprochen, daß er alles, was in den ungariſchen Angelegenheiten ſeit dem März geſchehen war, für „ungeſetzlich“ anſähe. Es geſchah dies mittels einer „Denkſchrift“, welche am 21. Auguſt vom öſtreichiſchen Miniſterium dem Erzherzog-Palatin überſandt und von dieſem dem ungariſchen Miniſterium zugefertigt war. Darin hieß es, „die ungariſchen Märzerrungenſchaften widerſprächen ebenſoſehr der „„Pragmatiſchen Sanktion““ als den Bedürfniſſen der Geſammtmonarchie und der Kaiſer ſei gar nicht berechtigt geweſen, ein unabhängiges ungariſches Miniſterium zu ernennen“. Ferner, „es ſei eine unbedingte Nothwendigkeit, die ſeit dem März in der ungariſchen Regierung angenommenen Einrichtungen nach den Bedürfniſſen der Geſammtmonarchie zu ändern und gemeinſam mit dem öſtreichiſch-deutſchen Miniſterium Anſtalten zu treffen, damit die Einheit der Monarchie geſichert würde“. Das ſtimmte ganz mit den Forderungen des Jellacic und hieß zum Magyarismus ſagen: Mach' ein Ende mit deinem ſtolzen Traum von Selbſtſtändigkeit!

Statt deſſen rang aber der Traum gewaltig, Wirklichkeit zu werden. Koſſuth hielt es an der Zeit, ſchon jetzt merken zu laſſen, daß Ungarn nicht um des Hauſes Lothringen-Habsburg willen da ſei und wohl auch ohne daſſelbe exiſtiren könnte. Am 4. September gab er in der Nationalverſammlung die Erklärung ab, er ſei überzeugt, daß der „gegenwärtige Zuſtand bald ein Ende nehmen müßte oder die Nation gezwungen wäre, für eine vollziehende Gewalt zu ſorgen, welche die Mittel zu ihrer Verfahrungsweiſe nicht aus dem Geſetze, ſondern aus der Gefahr des Vaterlandes ſchöpfen würde. Die Nation wird außerordentlicher Gewalten bedürfen“. Innerhalb wie außerhalb der Verſammlung wurde dieſe Aeußerung verſtanden, wie ſie gemeint war, und hörende Ohren verſtanden dieſelbe auch droben in Wien*). Koſſuth, welcher ſchon zu dieſer Zeit, zu Anfang Septembers, thatſächlich die Geſchicke ſeines Landes diktatoriſch lenkte, ſchlug jedoch noch einen letzten Verſuch vor, den König mit der Nation zu verſtändigen. Eine Deputation von 100 Mitgliedern des Unterhauſes ſollte nach Wien gehen und den König zum energiſchen Einſchreiten gegen den kroatiſch-ſerbiſchen Aufſtand auffordern. Binnen höchſtens 48 Stunden müßte dieſe Abordnung eine klare und beſtimmte Antwort haben. Die Verſammlung genehmigte den Vorſchlag, das Oberhaus trat bei und mehrte die Deputation um 20 ſeiner eigenen Mitglieder. Pazmandy, der Präſident der Nationalverſammlung, führte die Abordnung am 5. September nach Wien, wo ſie am folgenden Tag eintraf und von der Bevölkerung ſehr ſympathiſch empfangen wurde. Das demokratiſche Centralkomité und die magyariſchen Agenten hatten nicht erfolglos daran gearbeitet, die Wiener dahin aufzuklären, daß ſo, wie die Sachen lägen, die Intereſſen der Deutſchöſtreicher und die der Ungarn Hand in Hand gingen.

Die beiden ungariſchen Miniſter Batthyanyi und Deak, welche, wie wir wiſſen, ſeit 10 Tagen in Wien gevorzimmert hatten, gaben ihren Landsleuten wenig tröſtlichen Beſcheid. Indeſſen wurde nach etwelchen Weiterungen ausgemacht, daß am 9. September nach Mittag die ungariſche Abordnung im ſchönbrunner Schloſſe von ihrem „König“ Ferdinand empfangen werden ſollte. Die Deputation hatte ſich demzufolge am genannten Tage zu Wien in der ehemaligen ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei verſammelt und wollte gerade nach Schönbrunn aufbrechen, als eine Nummer der „Agramer Zeitung" hereingebracht wurde, deren Inhalt die Magyaren überzeugen mußte, daß Deputatſchaft und Audienz nur noch eine alberne und widerwärtige Poſſe ſeien. In der Zeitung ſtand ein vom 4. September datirtes, von keinem ungariſchen Miniſter und überhaupt nicht gegengezeichnetes „Handbillet" des Kaiſers — man ſieht, der liebe Abſolutismus fühlte ſich bereits wieder vollberechtigt und nahezu vollgekräftigt — kraft deſſen Jellacic, der geſetzlich von ſeinen Würden und Aemtern ſuspendirte „Hochverräther", um „ſeiner Treue und Anhänglichkeit an die Dynaſtie willen" in ſeine „Banalwürde und alle ſeine militäriſchen Bedienſtungen" wiederum eingeſetzt wurde. Das hieß den Ungarn ſagen: Der Hof erklärt in Gemeinſchaft mit den Kroaten und Serben euch den offenen Krieg. Dieſe Machenſchaft verdutzte die Deputirten zuerſt ſo ſehr, daß ſie gar nicht daran glauben konnten und annahmen, das „Handbillet" ſei unecht. Pulſzky eilte um Aufklärung zum Baron Weſſenberg, dem öſtreichiſchen Miniſter des Auswärtigen. Weſſenberg ſagte: „Ein ſauberer Streich das! Ich weiß nichts davon, aber echt iſt das Handbillet." Als Pulſzky mit dieſem Troſt zu ſeinen Gefährten zurückkam, brach der Unwille derſelben los. Viele wollten ſofort heim nach Peſth, doch fügten ſich dann alle der Meinung, man müßte die „Poſſe" zu Ende ſpielen, maßen ſie einmal angefangen ſei.

---

*) Depeſche Kern's (Nachfolgers von Effinger) vom 12. September: „Wie mich ein in Peſth etablirter Schweizer, der mit einflußreichen Mitgliedern des ungariſchen Reichstags perſönlich bekannt iſt, verſicherte, gehe in Ungarn die Stimmung vorherrſchend dahin, ſich von Oeſtreich gänzlich zu trennen und Koſſuth zum Diktator auszurufen, wenn Oeſtreich keine Unterſtützung gegen Kroatien gewähre.“ S. B. A.

Der gute „König" Ferdinand mußte an dieſem Tage ſo zu ſagen die Rolle des Briefträgers ſpielen. Nachdem ihm nämlich im Audienzſal zu Schönbrunn Pazmandy als Sprecher der Deputation die Beſchwerden und Forderungen der ungariſchen Nationalverſammlung vorgeleſen hatte — das Dokument langweilte den König beträchtlich und war auch ſehr lang — zog er die Antwort, welche man ihm in die Taſche geſteckt hatte, hervor und las dieſelbe ab, „ſtotternd“, wie die Ungarn reſpektwidrig wahrnahmen. Gute Unterthanen haben die heilige Verpflichtung, in ihrem Monarchen unter allen Umſtänden einen Halb- oder gar einen Ganzgott zu erblicken und ein ſolcher ſtottert nicht. Ferdinandus Rex redete oder las vielmehr — uff! ein verteufelt ſchweres Geſchäft, das Königſein und Regieren! — ſein Penſum ab, worin ihm zugeſchrieben war, daß „es ſein feſter Wille ſei, die Geſetze, Rechte und die Integrität des Reichs ſeiner ungariſchen Krone ſeinem königlichen Eide gemäß aufrecht zu erhalten“. Im Uebrigen würde er „ſeine Entſchlüſſe im Wege des Miniſteriums in kurzmöglichſter Friſt kundgeben“. Die Herren Magyaren ſahen ſich einen Augenblick fragend an, ob ſie auch recht gehört hätten. Dann machten ſie Kehrt, verließen ohne weiter ein Wort zu ſagen den Audienzſal und fuhren auf geradem Wege zum Nador, ihrem Dampfer, welcher ſie am Prater erwartete. Während das Schiff ſeinen Kiel Preßburg zukehrte und die Donau hinabſchwamm, wurde eine rothe Flagge auf die Gaffel gehißt. Der Krieg war erklärt.

12.

Er war ſogar ſchon losgebrochen und zwar nicht allein von der Seite der „wilden Raitzen“ her.

An demſelben 9. September, an welchem Ferdinandus Rex im Schloſſe zu Schönbrunn der magyariſchen Abordnung vorgeleſen hatte, daß er „die Geſetze, Rechte und die Integrität des Reichs ſeiner ungariſchen Krone ſeinem Eide gemäß aufrecht erhalten werde“, an demſelben Tage machte der Banus Jellacic den authentiſchen Kommentar zu dieſem Texte bekannt, indem er aus Kroatien in Ungarn einbrach, die koloſſale Lüge in Proklamationsform vor ſich hertragend, „er komme nicht als Feind, ſondern er eile als Freund den loyalen Unterthanen des konſtitutionellen Königs zu Hilfe, um dieſelben vom Joch einer verhaßten, unfähigen und rebelliſchen Regierung zu befreien". Der Bund der zwei ſchönen Seelen, die Allianz der Hofkamarilla und der Slaverei zeigte ihre Erſprießlichkeit deutlich auf in der Thatſache, daß der Kroatenhäuptling zu ſeinem Unternehmen recht gut gerüſtet und vorbereitet war. Er hatte unter ſeiner perſönlichen Führung einen aus Kerntruppen beſtehenden Gewalthaufen von etwa 20,000 Mann und außerdem zwei Flügelkorps und eine Reſerve von zuſammen nahezu 35,000 Mann, welche letzteren größtentheils aus kroatiſchen Landſtürmlern beſtanden. Nicht allein der Anzahl nach war dieſe Streitmacht der ihr zunächſt entgegenſtehenden ungariſchen weit überlegen, ſondern auch hinſichtlich der Ausrüſtung und Uebung. Sie wurde auch von Leuten vom Handwerk befehligt, von kaiſerlichen Generalen, Stabs- und Subalternoffizieren.

Der Einbruch des Banus geſchah von Kopreinitz her über Olegrad auf Groß-Kaniſcha zu. Er trieb die von einem Jämmerling, dem Grafen Adam Teleky, kommandirten Magyaren (4 Bataillone reguläre Infanterie, 4 Bataillone Bürgerwehr, 3 Huſarenſchwadronen und 9000 Landſtürmler) vor ſich her bis nach Keßthely am nordweſtlichen Ende des Plattenſee's. Die Verblüffung und Verwirrung in den Reihen der Ungarn war gränzenlos, was hauptſächlich daher rührte, daß viele ihrer Offiziere gar nicht wußten, ob ſie gegen oder mit Jellacic fechten ſollten, der im Auftrag des Königs zu kommen behauptete und den Rang eines Feldmarſchall-Leutnants hatte. Sie ſandten deßhalb eine Abordnung zum Banus mit dem Geſuche, ihnen die ſchriftliche Ermächtigung von ſeiten des Königs zum Einmarſch in Ungarn zu zeigen. Eine ſolche konnte aber Jellacic nicht aufweiſen, weil er keine hatte. Man wollte ſich im ſchönbrunner Schloſſe doch noch immer die Möglichkeit bewahren, den kroatiſchen Heiland je nach Umſtänden anzuerkennen oder zu verleugnen. Ein ſpäter aufgefangener Brief des Banus an den Kriegsminiſter Latour — welcher bekanntlich öffentlich und amtlich fortwährend verſicherte, mit Jellacic in keiner „Geſchäftsverbindung“ zu ſtehen — hat dargethan, daß dem kroatiſchen Heiland dieſe Zurückhaltung des Hofes unangenehm genug war. Er drang in dieſem Briefe darauf, als „kaiſerlicher Bevollmächtigter auch öffentlich“ anerkannt zu werden. Er war ja ein Splitter von einem Poeten und mußte alſo Phantaſie genug beſitzen, ſich vorſtellen zu können, daß „der Dank vom Hauſe Oeſtreich“ mitunter ſeltſame Formen annimmt ....

In Budapeſth hatte man inzwiſchen den hingeworfenen Fehdehandſchuh aufgenommen. Zur gleichen Zeit erfuhr man daſelbſt das Scheitern der Abordnung nach Wien und den Einbruch des Banus. Die Aufregung war fieberhaft, die Erbitterung namenlos. Jetzt geſchah es, daß der Magyarismus aus der konſtitutionellen Illuſion heraus und in die Wirklichkeit der Selbſthilfe herein trat. Die Transaktion hörte auf, die Revolution hob an.

Unmittelbar nach der Heimkehr der 120 Deputirten aus Wien hatte das Miniſterium Batthyanyi-Koſſuth abgedankt, weil die verfaſſungsmäßigen Auskunftsmittel erſchöpft ſeien. Der Erzherzog-Palatin ließ hierauf der Nationalverſammlung die Erklärung zugehen, er habe dem Könige bereits einen neuen Premier vorgeſchlagen und werde, bis die königliche Entſcheidung herabgelange, die oberſte Leitung der Regierung an ſich nehmen. Allein Deak, Szemere und Koſſuth vereitelten dieſe Abſicht des Erzherzogs, deſſen Stellung eine ebenſo unhaltbare als beklagenswerthe war, da er aufrichtige Sympathien für Ungarn hegte und doch nicht Mann genug war, um die Nabelſchnur, welche ihn mit der Mutter-Dynaſtie verband, entzweizureißen. Koſſuth erklärte nach dem Vorgange von Deak und Szemere in der Nationalverſammlung das Schreiben des Palatins für nichtig, weil es ungeſetzlich, weil der Gegenzeichnung eines Miniſters ermangelnd.

Die Regierung könne überhaupt nur von verantwortlichen Miniſtern geleitet werden, fuhr er fort und, hingeriſſen von einem revolutionären Impuls, ſprang er von ſeinem Sitz auf der Deputirtenbank auf, ging zu dem Seſſel, welchen er am Miniſtertiſch eingenommen hatte, ſetzte ſich darauf und rief aus: „Noch bin ich Miniſter und den will ich ſehen, der, ſolange ich auf dieſem meinem Sitze innerhalb der Gränzen des Geſetzes Befehle ertheile, ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Miniſters Gegenbefehle zu geben wagt“. Das hieß erklären: Ich ergreife die Diktatur. Und die Verſammlung war damit einverſtanden. Sie beauftragte Koſſuth, unverzüglich ein neues Miniſterium zu bilden und das Präſidium deſſelben zu führen. Allerdings iſt die koſſuth'ſche Diktatur formell noch eine Weile beſtritten worden, indem Batthyanyi, in Verbindung einerſeits mit dem Palatin, andererſeits mit den gemäßigt Liberalen wie Eötvös, Deak und Erdödy, noch immer die Hoffnung nicht aufgab, zu einem Kompromiß mit dem wiener Hofe zu gelangen, und dieſem die Bildung eines Kabinettes vorſchlagen ließ, in welchem Koſſuth nicht ſitzen ſollte und welches er ſelbſt präſidiren wollte unter der Bedingung, daß dem Kroatenban unverzüglich der Befehl zum Rückmarſch aus Ungarn zuginge. Der Hof verwarf dieſe Bedingung, verwarf die batthyanyiſche Kombination und wollte überhaupt kein ungariſches Miniſterium mehr haben. So blieb denn von jener Sitzung der Nationalverſammlung am 11. September an, wo Koſſuth ausgerufen hatte: „Noch bin ich Miniſter!“ die oberſte Gewalt bei dieſem.

In derſelben Sitzung noch hatte er die patriotiſche Aufregung und die magyariſche Zornwallung geſchickt und raſch benützt, um weittragende Beſchlüſſe zu erwirken. So den finanziellen, daß das Finanzminiſterium zur Ausgabe von Fünfguldennoten ermächtigt ſein ſoll — damit begann die ſpäter mit Dampf arbeitende koſſuth'ſche Banknotenpreſſe ihre Thätigkeit — ſo den kriegeriſchen, daß in ganz Ungarn die Werbung für die nationale

Armee im Nationalſtil ſofort begonnen werden ſollte. Sämmtliche außer Landes ſtehenden ungariſchen Soldaten ſollten bei ihren patriotiſchen Pflichten zur Heimkehr aufgefordert werden. Alle Linientruppen ſollten in das neue Nationalheer eintreten, deſſen geſammte Streiter „Honved" (Vaterlandsvertheidiger) heißen und erhöhten Sold beziehen würden. Die Wirkung dieſer Beſchlüſſe, deren Bedeutung Koſſuth mittels einer meiſterhaft auf die Gefühle und Leidenſchaften des Magyarismus berechneten Proklamation (vom 20. September) den Maſſen klar und annehmlich zu machen wußte, war außerordentlich. Die Stimme des Agitators hatte in dieſer Anſprache etwas vom Dröhnen einer Weltgerichtspoſaune. Sie rief zaubermächtig das ſtreitbare Volk der Pußten zuhauf. Jede Cſarda wurde ein Werbeplatz für die nationale Sache und das weite Ungarland wandelte ſich wieder zu dem, was es zu Attila's Zeiten geweſen, zu einem toſenden Kriegslager.

Bevor dies geſchah und geſchehen konnte, ſah Budapeſth ein vormals helles Licht, welches in der vormärzlichen Zeit über das ganze Land hingeleuchtet hatte, kläglich erlöſchen, — das Licht, welches unter der Schädeldecke des „großen Ungars" Stephan Szechenyi gebrannt hatte. Der Graf gehörte zu den vielen Liberalen, welche überall in Europa i. J. 1848 nicht glauben wollten, nicht begreifen konnten, daß die herkömmlichen Hausmittel der Oppoſition nicht mehr kleckten und daß man, nun das Kokettiren mit der Revolution ein Ende hatte, nicht gegen dieſelbe intrikiren dürfte, ſondern mit ihr marſchiren müßte, ſo man überhaupt etwas ausrichten wollte. Er konnte es auch nicht verwinden, daß ihm und allen andern Koſſuth über den Kopf wuchs, um ſo weniger, da der hochgeborene Magnat in dem wuchskräftigen Agitator eben nur den Plebejer und Roturier ſah. Gern hätte er ſeinen eigenen Frieden und den ſeines Landes mit Lothringen-Habsburg gemacht, falls der Friedensſchluß nur Koſſuth und deſſen Anhang gekoſtet hätte, wobei er freilich überſah, daß dieſer „Anhang“ ein ganzes Volk. Und auf der andern Seite krampfte es dem ſtolzen Patrioten doch wieder das Herz in der Bruſt zuſammen, wenn er das Spiel betrachtete, welches man in der wiener Hofburg gegen Ungarn ſpielte. Dieſer Strudel widerſtreitender Eindrücke, Anſichten, Wünſche und Befürchtungen riß den Grafen hinunter. Gerade mitten in der Aufregung, in welche die Nachricht von Jellacic's Drauübergang die Bevölkerung von Budapeſth geworfen hatte, vernahm man, daß Szechenyi ſeine Frau eilends nach Wien geſchickt habe. In ſolchen geſpannten Lagen gewinnt bekanntlich auch das an ſich Unbedeutendſte politiſche Bedeutung. Was ſollte und wollte die Gräfin in Wien? Dieſe Frage richtete auch Koſſuth, in deſſen Wohnung Miniſterrath gehalten wurde, an ſeinen Kollegen. Szechenyi erwiderte, ſeine Frau ſei allerdings verreiſ't, aber nur, um, wie alljährlich, einige Herbſtwochen auf dem Lande zu verleben. „Graf, ſagte Koſſuth ſcherzend, keine Intriken! oder, bei Gott, ich ſchieße Ihnen eine Kugel durch den Kopf.“ Und dabei richtete er lachend ein prächtiges Gewehr auf Szechenyi, welches er gerade in der Hand hielt und wenige Minuten zuvor ſeinen Kollegen als ein untertags erhaltenes Geſchenk gezeigt hatte. Drei Tage ſpäter ging in der Stadt die Rede, der Graf ſei wahnſinnig geworden. Sie fand keinen Glauben, was den Juſtizminiſter Deak veranlaßte, zu ſagen: „Sonderbar, ſo lange er bei Verſtand war, ſagte man, daß er ein Narr ſei, und nun er den Verſtand verloren hat, will man, er ſei geſcheit“. Aber an demſelben Tage erſchien Szechenyi in dem Miniſterrath, welcher abermals bei Koſſuth ſtattfand. Plötzlich ging er hinaus, kam nach einer Weile wieder herein, blickte mit fahrigen Augen umher und ſchickte ſich dann abermals zum Fortgehen an. „Wohin, Szechenyi?“ fragte ihn Batthyanyi. „Ich bitt' euch, erwiderte der Graf mit einer an ihm doppelt auffallenden demüthigen Stimme und Gebärde — ich bitt' euch, laßt mich! Ich bin krank; ſeht mich an, wie krank ich bin“. Damit ſchlug er ſeine Rockärmel zurück und zeigte ſeine

Handgelenke, deren Pulſe im heftigſten Fiebertakt gingen. Darauf Batthyanyi: „Aber warum biſt du nicht ſogleich fortgegangen? Mach', daß du nach Hauſe und zu Bette kommſt.“ Der Graf verließ das Zimmer, trat aber plötzlich wieder herein und bis zum Berathungstiſche vor, wo er mit beſchwörend gefalteten Händen und flehender Stimme ſagte: „Ich bitt' euch, laßt mich nicht erſchießen!“ Dann ging er und zwei Stunden darauf kam ſein Arzt mit der Meldung: „Der Graf iſt entſchieden wahnſinnig“.

13.

Auch auf ein Mitglied des kaiſerlichen Hauſes fiel wuchtig die mehr und mehr ins Unlösliche verknäuelte ungariſche Frage, auf den Erzherzog-Palatin Stephan, der freilich nicht das Zeug hatte, ſo ganz Unklares zu klären und einen derartigen Knäuel auseinanderzuwickeln. Ueberdies ſah ihn die wiener Hofkabale mit ſcheelen Blicken an und die Magyaren trauten ihm nicht. Da aber im Rathe der magyariſchen Leiter die „gemäßigten Liberalen“ dermalen doch noch immer die Oberhand hatten — Stunden ausgenommen, wo Koſſuths radikaler Feuereifer alles mit ſich fortriß — ſo machten ſie einen Verſuch, den „Statthalter des Königs“ zur Abwehr der Kroatengefahr zu verwenden, ein Verſuch, der nur kläglich ſcheitern konnte. Die Nationalverſammlung forderte am 15. September den Erzherzog auf, ſich zur Armee zu begeben und dieſelbe zu kommandiren, da er ja ungariſchem Rechte gemäß in Kriegszeiten Generalkapitän ſei. Stephan erklärte, der Aufforderung entſprechen zu wollen, fragte aber in Wien an, ob er dürfte. Von dort kam öffentlich die Antwort herab: Ja freilich! im Geheimen aber die Weiſung, ſchlechterdings in keinen Kampf mit dem Bannus ſich einzulaſſen.

Der arme Erzherzog ſuchte dieſen Widerſpruch dahin zu vermitteln, daß er den Kroatenhäuptling mittels Unterhandlung und Ueberredung aus Ungarn wegzuſchaffen unternahm, — ein ganz lächerliches Unternehmen, wenn man wußte, daß Jellacic den Palatin ſeit lange mit unverhohlener Verachtung behandelte. Der Erzherzog begab ſich an den Plattenſee und ließ den Ban zu einer Zuſammenkunft laden, welche am Bord des Dampfers Kisfaludy auf dem Waſſer inmitten beider Ufer ſtattfinden ſollte, damit Jellacic hinſichtlich ſeiner perſönlichen Sicherheit ganz ruhig ſein könnte. Der Ban verſprach ſchriftlich, zu kommen. Er kam aber nicht, ſondern ließ am Ufer durch ſeine Offiziere eine ganz elende Komödie aufführen, als ob dieſe dem Worte des Palatins nicht trauten und ihren Anführer mit Gewalt zurückhielten. Die Unterhandlung fiel demnach ins Waſſer, noch bevor ſie begonnen hatte, und der Erzherzog mußte jetzt, wenn er ein rechter Palatin war, den Ungarſäbel gegen den Kroaten ziehen. Er war aber kein rechter Palatin, ſondern nur ein Erzherzog. Er kehrte am 21. September nach Ofen zurück, verließ jedoch in der nächſten Nacht heimlich ſeinen Poſten oder vielmehr Nichtpoſten, fuhr auf einem Bauernwägelchen über die Gränze, meldete ſich in Schönbrunn, wurde aber gar nicht vorgelaſſen, gab ſeine Entlaſſung, die auf der Stelle angenommen wurde, und verließ hierauf unverzüglich Oeſtreich, um es nie wieder zu betreten. Das „tolle“ Jahr machte ſich alſo unter anderen Nebenſchwänken auch dieſen, das Haus Lothringen-Habsburg mit einem Exilirten zu verſehen.

Die Friedens- und Verſtändigungsverſuche von ſeiten der Magyaren waren aber noch nicht zu Ende. Gleichzeitig mit dem in das Waſſer des Plattenſee's gefallenen, machte die Nationalverſammlung einen anderen und zwar dieſen, den öſtreichiſchen Reichstag um ſeine Vermittlung zwiſchen der ungariſchen Nation und ihrem König anzugehen. Die Verſammlung wählte am 18. September auf Koſſuths Antrag — („Senden wir Geſandte nach Wien, aber nicht an den verrätheriſchen Hof, ſondern an das Volk") — eine Abordnung von 12 Deputirten (Deak, Eötvös, Pulſzky, Szemere u. ſ. w.), welchen ſich 4 Magnaten zugeſellten, mit dem Auftrage, im Reichstagsſale zu Wien die Beſchwerden der ungariſchen Nation vorzubringen und die Intervention der Volksvertreter Oeſtreichs anzuſprechen. Sehr wahrſcheinlich hat Koſſuth dieſen Schritt angerathen weniger in der Hoffnung, die nachgeſuchte Intervention gewährt zu ſehen — denn er mußte doch wohl die Uebermacht der vereinigten Czechen und Schwarzgelben im wiener Reichstage kennen — als vielmehr darum, weil er in dem Auftreten der Deputation in Wien mit Recht ein ſehr wirkſames Agitationsmittel erkannte. War es doch für Ungarn ungeheuer wichtig, auch in Wien die Dinge wieder auf die revolutionäre Bahn zu werfen und dadurch dem Banus die Hof- und Regierungsſtütze wegzuſchlagen. Es liegt auch auf der Hand, daß der Agitator ſeinen Vertrauten unter den „Geſandten an das Volk" dahin abzielende Weiſungen mitgab.

Am 19. September legte die ungariſche Abordnung dem Reichstagspräſidenten Strobach ihr Beglaubigungsſchreiben vor und bat um Gehör beim Reichstag. Der Präſident ſetzte dieſen hievon in Kenntniß mit dem Hinzufügen, die Beſtimmung der Geſchäftsordnung, welche die Zulaſſung von Abordnungen im Hauſe verbiete, lege ihm die Pflicht auf, den Ungarn den verlangten Eintritt zu verſagen. Damit war der Entſchluß und Beſchluß der Mehrheit ſchon angezeigt und vorweggenommen.

Mit Fug hat man geſagt, dieſe Sitzung des öſtreichiſchen Reichstags von 1848 ſei bei weitem die wichtigſte von allen geweſen. Ueber die Zulaſſung oder nicht Zulaſſung der ungariſchen Deputation, d. h. über die Verbrüderung oder Nichtverbrüderung des ciſleithaniſchen mit dem transleithaniſchen Konſtitutionalismus, über die Allianz oder Nichtallianz der öſtreichiſchen und der ungariſchen Märzerrungenſchaften debattirend, verhandelte das Haus nicht weniger über ſein eigenes Schickſal als über das Ungarns. Es ſprach ſich ſein eigenes Vernichtungsurtheil durch den Mund der czechiſch-ſchwarzgelben Majorität, deren Hauptredner Rieger die Gemeinheit beging, zu höhnen: „Soll die Deputation eingelaſſen werden, damit wir die prächtigen Koſtüme und ſchönen Bärte der ritterlichen Magyaren bewundern können?“ Allerdings hatten die Slaven wenig oder gar keine Urſache, den Magyaren hold zu ſein; allein wer immer über ſeine Naſe hinauszuſehen vermochte, mußte erkennen, daß hier anderes als nationale Sympathien oder Antipathien in Frage kam, daß es ſich darum handelte, das von der Hofkabale geknüpfte Netz der Rückwärtſerei zu zerreißen. Aber die Herren Czechen knüpften ja ſelber mit an dieſem Netze, weil die genasführten Thoren ſich mit der Illuſion kitzelten, ſie würden ſchließlich die Auswerfer deſſelben ſein.

Die Debatte hätte ſich geſchäftsordnungsmäßig bloß um den lächerlichen Formalismus der Geſchäftsordnung drehen ſollen, konnte das aber nicht: das Materielle der Frage brannte durch das Papier der Geſchäftsordnung hindurch den Reichstagsmitgliedern allzu heiß auf die Nägel. Die Redner der Linken, die Goldmark, Violand, Borroſch, Löhner und andere, enthüllten mehr und weniger geſchickt den Kern der Sache, welcher kein anderer war als die Frage: Will ſich die Volksvertretung Oeſtreichs zu Schutz und Trutz mit der Nationalrepräſentation Ungarns verbinden, um mittels dieſes Schutz- und Trutzbündniſſes der Gegenrevolution Halt zu gebieten, oder nicht? Löhner hat an dieſem Tage, wie allſeitig bezeugt wird, ſein Beſtes gethan. Seine Beweisführung war von tadelloſer Logik, ſeine Beſchwörung von echtem Pathos getragen. Es war die Warnung eines Propheten, als er ſagte: „Wenn Ungarn ganz darniederliegt, dann iſt es zu ſpät, dann wird die Hand des Demokraten vergeblich in das Schwert fallen, welches der Krieger ſchwingt; dann mögen die Völker, die hier im Kreiſe ſitzen, ſich beſchämt aus demſelben ſchleichen, denn man wird ihnen ſagen: Sie ließen ihr Brudervolk morden, um bald alle geknechtet zu werden!“ Selbſtverſtändlich warnte der Prophet umſonſt. Viel beſſer gefielen der Mehrheit die aalglatten Redeſchlängelungen, welche der Miniſter Bach ausführte und die den Kanzleitroſt paraphraſirten, die ungariſche Frage könne ja einmal ſpäter Gegenſtand einer umfaſſenden, prinzipiellen Debatte werden. Noch einmal wies Löhner warnend auf die Zukunft: — „Wenn der politiſche Vortheil, das ſogenannte Staatswohl dem gegenwärtigen Miniſterium das Recht gibt, die ungariſche Verfaſſung zu brechen, kann nicht ein künftiges Miniſterium das Staatswohl und den politiſchen Vortheil ebenfalls als Rechtsgrund anrufen, gegen uns und die öſtreichiſche Verfaſſung einzuſchreiten?“ Vergebens! Mit 186 gegen 108 Stimmen gelangte zur Annahme der von Helfert geſtellte Antrag, die Geſchäftsordnung aufrecht zu halten, d. h. die Ungarn abzuweiſen.

Die Abordnung fuhr ſpät am Abend noch heimwärts nach Budapeſth. Nicht ohne einigen Troſt mit ſich zu nehmen. Es war ihr nach der Entſcheidung in der kaiſerlichen Reitſchule vor ihrem Abſteigequartier „Zur Stadt Frankfurt“ eine großartige vom Demokratenverein angeregte Volksovation dargebracht worden, als deren Sprachrohr Tauſenau die „Schacherpolitik“ des Miniſteriums brandmarkte und den „elenden“ Reichstag verwünſchte, beifügend, das Volk von Wien werde den Magyaren beiſtehen.

Und das war ein Verſprechen, welches redlich gehalten worden iſt. Hätte nur der Magyarismus die ausgeſtreckte Hand der wiener Oktoberrevolution aufrichtig und energiſch ergriffen! Er machte aber hiezu nur einen halben und ſchwächlichen Verſuch und das war ſeine Schuld und wurde ſein Verderben.

14.

Am 25. September hatte der vielgeplagte kaiſerlich königliche Unterſchreiber zu Schönbrunn wieder viel zu thun. Es mußten zwei Manifeſte unterſchrieben werden, deren Inhalt Oel in das zu Budapeſth glimmende Revolutionsfeuer goß; denn dieſer Inhalt wurde drunten in der Hauptſtadt Ungarns anders interpretirt, als man droben in Schönbrunn erwarten mochte. Bekanntlich kommt ja bei Verfaſſungen, Geſetzen, Manifeſten u. ſ. w. alles auf die Interpretation an und hat es die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieſer Kunſt wunderbar weit gebracht, ſo weit, daß es für einen richtig konſtitutionellen Miniſter nur noch ein Spaß iſt, jeden Verfaſſungsparagraphen juſt in ſein Gegentheil herumzuinterpretiren.

Ferdinandus V. manifeſtirte: 1) Der Feldmarſchall-Leutnant Graf Lamberg iſt zum königlichen Kommiſſär ernannt, ſowie zum Oberbefehlshaber aller in Ungarn ſtehenden Streitkräfte, ſowohl der regulären Truppen als der Nationalgarden. Selbiger Graf Lamberg ſoll ſich ſofort in das ungariſche Lager verfügen, um zwiſchen „dem zur öſtreichiſchen Geſammtmonarchie gehörenden Ungarn und deſſen Nebenländern“ (d. h. zwiſchen Magyaren und Slaven) Ruhe und Frieden herzuſtellen. 2) Das geſammte ungariſche Militär ſoll allſogleich zu den kaiſerlich-königlichen Fahnen zurückkehren.

Die königlichen Manifeſte gelangten am 27. September nach Peſth und am Abend dieſes Tages zur Kenntniß des außerordentlich verſammelten Parlaments. Madaraß las die Aktenſtücke vor und erklärte dieſelben, als der Gegenzeichnung durch einen ungariſchen Miniſter ermangelnd, für geſetzwidrig. Koſſuth, ſoeben von einer agitatoriſchen Rundreiſe zurückgekehrt und durch die enthuſiaſtiſche Zuſtimmung, welche er überall gefunden, in ſeinen Anſchauungen beſtärkt, Koſſuth wies nach, daß dieſe königlichen

Manifeſte nichts bezweckten als die Vernichtung der Verfaſſung, d. h. der Selbſtſtändigkeit Ungarns. Sie müßten daher für ungeſetzlich und ungiltig erklärt werden. Das Haus erhob ſich wie ein Mann. Allgemeine Beiſtimmung demnach, wobei freilich angemerkt werden muß, daß an dieſem Tage, wie fortan überhaupt, die Fraktion, als deren Stimmführer Deak und Eötvös galten, parlamentariſch nicht mehr mitthat: die Liberalen räumten, da ihre Verſuche, mit dem Hofe zu paktiren, mißlungen waren, den Radikalen das Feld. Mit fliegender Feder entwarf dann Koſſuth eine feuerſprühende Proklamation „der Repräſentanten der Nation an das ungariſche Volk und insbeſondere an alle Truppen und bewaffneten Scharen“, worin die Ernennung und Sendung des Grafen Lamberg für „ungeſetzlich, ungiltig und ohne Kraft“ erklärt und den Truppen eingeſchärft wurde, „den Geſetzen des Landes und ihren Pflichten, welche ſie mit dem Eid auf die Verfaſſung beſchworen haben, treu zu bleiben“. Annahme, Druck und Ausgabe dieſes Aufrufs, kraft deſſen der Graf Lamberg und alle, welche ihm gehorchen ſollten, noch ausdrücklich der „auf Verletzung der Konſtitution und der nationalen Freiheit geſetzten Strafe“ verfallen erklärt waren.

Neben dieſer parlamentariſchen Interpretation und Zurückweiſung der königlichen Manifeſte lief ein von Batthyanyi und Gleichgeſtimmten gemachter Verſuch her, die Miſſion Lambergs als Handhabe zu dem noch immer erſtrebten Kompromiß mit dem Hofe zu benützen. Der genannte Magnat, welcher ſich dazumal noch als Quaſi Miniſterpräſident betrachten konnte, maßen eine offizielle Entſcheidung über die zuletzt von ihm vorgeſchlagene Miniſterkombination nicht aus Wien herabgelangt war, wollte in Uebereinſtimmung mit ſeinen Freunden den Grafen Lamberg, welcher ihm perſönlich ebenfalls befreundet war, zu bewegen ſuchen, alle ungeſetzlichen Maßnahmen zu vermeiden, ſowie mit den königlichen Manifeſten in der Hand dem Banus ein weiteres Vorrücken zu wehren. Dies zu erreichen war nicht unmöglich, denn man durfte bei Lamberg ehrlichen Willen, die ungariſchen Wirren in billiger Weiſe zu ſchlichten, wohl vorausſetzen. Beweis hierfür iſt, daß der Graf, auf ungariſchem Boden angelangt, ſich nach Peſth wandte, um die geſetzliche Gegenzeichnung ſeiner Vollmacht durch Batthyanyi einzuholen. Gerade dieſer geſetzliche Sinn führte den unglücklichen Mann in den Tod. Er traf den geſuchten Batthyanyi nicht in Peſth, denn dieſer war in der Vorausſetzung, Lamberg würde ſich ſofort entweder zur ungariſchen oder zur kroatiſchen Armee begeben haben, in das ungariſche Lager geeilt, um den königlichen Kommiſſär daſelbſt zu treffen.

Graf Lamberg langte in der Hauptſtadt Ungarns an, als dieſe gerade wie ein Hexenkeſſel kochte und brodelte. Der 28. September war für Budapeſth einer jener Tage, wo alle gloſtenden Unheilsbrände zu einer qualmbeſchmutzten Flamme zuſammen- und aufſchlagen. Vom frühen Morgen an füllten Volkshaufen in fieberhaft zappelnder Aufregung Straßen und Plätze. Wahre Botſchaften miſchten ſich mit falſchen und die letzteren wurden ſelbſtverſtändlich von der Menge begierig gehört und lieber geglaubt als die erſteren. Man erfuhr den Inhalt der königlichen Manifeſte und die von der Nationalverſammlung dagegen getroffenen Vorkehrungen. Aus dem Lager war die Kunde gekommen, daß die Kroaten noch immer im Vormarſch und die Magyaren noch immer im Rückmarſch begriffen ſeien, ja daß Jellacic, der Todfeind Ungarns, bereits Stuhlweißenburg erreicht habe. Wir ſind verrathen! zeterte es da. Wo ſind die Landesverräther? Auf ſie! brüllte es dort. Und wieder hieß es, die Schwarzgelben ſeien daran, die heilige Stephanskrone, das Palladium des Landes, von Ofen nach Wien zu ſchaffen, — ein Gerücht, welches die Leidenſchaften zur Wuth entflammte. Weiterhin ſchrie einer dem andern zu, der „Verräther“ Lamberg ſei gekommen, um Ungarn im Namen des Kaiſers von Oeſtreich zu vergewaltigen; er befinde ſich drüben in der Citadelle von Ofen.

Schon ſeien die Thore derſelben geſperrt, die Kanonen auf den Wällen aufgefahren, die Mündungen derſelben nach Peſth herübergerichtet und das Bombardement könne jeden Augenblick beginnen. Auf dieſe gläubig hingenommene Fabel gab die Menge in ihrem Angſtgrimm, welcher bekanntlich ſehr grauſam iſt, wüthend zur Antwort: Waffen! Waffen! Nieder mit dem Verräther Lamberg!

So hatte der Unſinn ſein Ziel und es hätte müſſen mit unrechten Dingen zugehen, ſo er daſſelbe verfehlte. Der Zufall, dumm und ſinnlos, wie er ſelber iſt, erweiſ't ſich allzeit dem Dummen und Sinnloſen hilfreich.

Während Tauſende, bewaffnet mit allem, was ſich gerade den raffenden Händen darbot, über die Schiffsbrücke nach Ofen hinüberſtrömten, um die Schließung der Feſtung und das gefabelte Bombardement zu verhindern, irrte das geſuchte Opfer magyariſchen Angſtgrimms in Peſth herum, ärgerlich, Batthyanyi nicht finden zu können, und unſchlüſſig, was er beginnen ſollte. Endlich entſchloß er ſich, nach dem Reichstagshauſe zu gehen, gab aber unterwegs dieſe Abſicht wieder auf und nahm einen Fiaker, um nach Ofen hinüberzufahren. Am Ende der Schiffbrücke angelangt, wird er erkannt und mit Schmähungen und Drohungen überhäuft. Um Schlimmeres zu verhüten, umgibt ein Trupp Bürgerwehrmänner aus eigenem Antriebe ſchirmend den Wagen, erklärt, um den Volkszorn zu ſtillen und einen ſchandbaren Exceß abzuwehren, den Grafen als verhaftet und unternimmt das mühſälige Werk, den Gefangenen durch die tobenden Haufen nach Peſth zurückzubringen. Es mißlingt. Der Zug gelangt nur bis in die Nähe der Kapelle, welche mitten auf der Brücke ſteht. Hier ſtockt er, denn eine neue Rotte, von Peſth herkommend, ſtrömt ihm entgegen. Kaum hört dieſe Bande, hier bringe man den „Verräther“, gegen welchen die Nationalverſammlung Tags zuvor die Strafe der Konſtitutionsverletzung verhängt habe, ſo wirft ſie ſich wüthend auf den Wagen, reißt unter dem tauſendſtimmigen Gebrülle: „Nieder mit dem Landesverräther!“ den unglücklichen Mann aus dem Wagen und nach wenigen Minuten liegt ſein zerhauener, zerſchlagener, zerfetzter und zerſtampfter Leichnam auf den Bohlen der Brücke.

15.

Die ungariſche Nationalverſammlung und der wiener Hof bezichtigten einander gegenſeitig der intellektuellen Urheberſchaft dieſes Mordes, mit deſſen Begehung jede Ausſicht auf eine Verſtändigung zwiſchen Schönbrunn und Budapeſth dahinwar. Es wurde von ſeiten der Nationalverſammlung die peſther Munizipalität zu einer ſtrengen Unterſuchung und Ahndung dieſer „Volksjuſtiz“ aufgefordert; aber das blieb ein bloßes Wort, obzwar man den Hauptmörder, einen Kerl Namens Koloſſy, ganz gut kannte. Er iſt erſt nach Niederwerfung der ungariſchen Revolution, zur Zeit, als das blutige Rachegericht des kaiſerlichen Hofes über Ungarn erging, gefaßt und hingerichtet worden.

Koſſuth und die radikale Partei erkannten unſchwer, daß die Ermordung Lambergs den Reichstagsbeſchlüſſen vom 27. September gleichſam das Siegel aufdrückte. Sie konnten nicht mehr zurück, ſondern mußten vorwärts, ſofern ſie ſich und ihr Land nicht auf Gnade, d. h. Ungnade an den Hof ergeben wollten. Das zu wollen waren ſie aber weit entfernt. Sie gingen alſo vorwärts. Noch in derſelben Sitzung, in welcher die Nationalverſammlung am 28. September die Unterſuchung hinſichtlich des Mordes auf der Schiffsbrücke anordnete, gab ſie Ungarn eine oberſte Regierungsbehörde, indem ſie beſchloß: „Maßen gegenwärtig kein eigentliches Miniſterium beſteht, das Land aber nicht ohne Regierung ſein kann, ſo wird die vollziehende Gewalt einſtweilen dem (ſchon früher beſtellten) Landesvertheidigungsausſchuß übertragen". Dieſer Ausſchuß, welchem Koſſuth vorſaß, hatte fortan die oberſte Gewalt in Händen. Die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder beſtand aus Radikalen, wie Nyary, Szemere, Madaraß und anderen; doch fanden ſich darin auch Liberal-Konſervative, wie Pazmandy und Meßaros.

Der glänzende Magnat Graf Ludwig Batthyanyi trat in den Hintergrund der zeitgeſchichtlichen Bühne zurück. Er hatte bis zur äußerſten Möglichkeit verſucht, die Eingebungen ſeines Patriotismus mit der konſtitutionellen Illuſion zu verbinden. Sobald er Lambergs Ernennung erfahren, hatte er ſich zur Gegenzeichnung derſelben bereit erklärt. Zu dieſem Zwecke eilte er, nachdem er den geſuchten Grafen nicht im ungariſchen Lager gefunden, nach Peſth zurück. Unterwegs erfuhr er, was Schreckliches am 28. September auf der Brücke zwiſchen Ofen und Peſth geſchehen. Noch immer von der fixen Idee beherrſcht, daß eine Verſtändigung mit dem Hofe möglich, ging er eilends nach Wien, um dort ſeine Quaſi-Premierminiſterſchaft niederzulegen und die rechtmäßige Beſtellung eines neuen Miniſteriums für Ungarn zu empfehlen. Ein königliches Handſchreiben zeigte ihm an, daß ſein Rücktritt angenommen und ein gewiſſer Baron Vay zu ſeinem Nachfolger ernannt ſei. Batthyanyi fand dieſe Ernennung korrekt und gegenzeichnete dieſelbe. Allein wenige Tage darauf erſchien das kaiſerliche Manifeſt vom 3. Oktober, welches der ungariſchen Nation förmlich den Krieg anſagte. Dieſes Manifeſt erklärte die ungariſche Nationalverſammlung für aufgelöſ't und ihre Beſchlüſſe für nichtig, erklärte Ungarn in Belagerungszuſtand und der Herrſchaft des Martialgeſetzes unterworfen, ernannte den Kroatenbanus zum Oberbefehlshaber aller ungariſchen Truppen und Nationalgarden und beſtellte ſelbigen Banus zum königlichen Kommiſſär mit unbeſchränkter Vollmacht, ſo zwar, daß „was der Banus verordnen, verfügen, beſchließen und befehlen wird, als mit unſerer allerhöchſten königlichen Macht verordnet, verfügt, beſchloſſen und befohlen anzuſehen iſt“. Dieſer Erlaß, welcher die Magyaren der unbeſchränkten Gewalt ihres Todfeindes anheimgab oder wenigſtens anheimzugeben beabſichtigte, ſtach endlich dem guten Batthyanyi den konſtitutionellen Vertrauensſtaar. Er war aber doch noch naiv genug, einem gewiſſen Baron Recſey, welche obſkure Kreatur der Hof mittels klingenden Gründen beſtimmt hatte, die unter ſolchen Umſtänden poſſenhafte Rolle eines Miniſterpräſidenten zu übernehmen, Vorwürfe wegen ſeines „inkonſtitutionellen“ Verhaltens zu machen. Dann ging er nach Ungarn zurück, trat in ein Freiwilligenkorps, brach durch einen Sturz ſeines Pferdes den Arm, wurde im November vom Wahlbezirk Oedenburg in den Reichstag nach Peſth abgeordnet, lehnte den ihm angebotenen Vorſitz im Landesvertheidigungsausſchuß ab und verſchwand in der parlamentariſchen Menge, was ihn aber nicht vor der ſtandrechtlichen Ermordung ſchützte, als die Zeit gekommen, wo Ungarn gehaynaut wurde.

Vielleicht hätte man ſich in Schönbrunn doch beſonnen, den Jellacicismus ſo offen über Ungarn zu verhängen, wie durch das Manifeſt vom 3. Oktober geſchah, ſo man ſchon genau wußte, daß und wie inzwiſchen bei der erſten einigermaßen ernſthaften Probe die Gloriole, welche — wenigſtens in den Augen der Hofkabale — das Haupt des kroatiſchen Helden, Helfers und Heilands umleuchtete, erblichen war.

Dieſe Erbleichung hatte am 29. September ſtattgefunden, an welchem das jetzo vom General Moga befehligte magyariſche Heer vom paſſiven Widerſtand gegen die kroatiſche Invaſion zum aktiven übergegangen war. Er hatte bei Pakozd, Velencze und Sukoro Stellung genommen, um dem Banus ein weiteres Vordringen zu wehren. Jellacic, auf ſeine numeriſche Uebermacht und die beſſere Geübtheit ſeiner Truppen vertrauend, ſuchte dieſe Stellungen am genannten Tage mit Gewalt zu durchbrechen, ſcheiterte aber mit dieſem Unternehmen vollſtändig. Seine rothmänteligen Szereſſaner jagten den jungen magyariſchen Truppen den erwarteten gewaltigen Schrecken keineswegs ein. Beſonders gut hielt ſich die ungariſche Artillerie. Die ganze Einleitung und Leitung des Angriffs erwies klärlich, daß der Ban den Weg vom vorzimmerlichen Säbelraſſeler zum Bataillengeneral ſchlechterdings nicht zu finden wußte. Im Uebrigen war das Treffen eins von jenen, in welchen entſetzlich viel geblaſen, getrommelt und geſchoſſen, aber wenig Blut vergoſſen wird. Nachdem man einander fünf Stunden lang ankanonirt hatte, kalkulirte Held Jellacic mit Sir Hudibras:

„Wer flieht, kann wieder ins Gefecht;
Wer bleibt und fällt, der kann das nicht;
Drum wer da weicht zur rechten Zeit,
Iſt in der Kriegskunſt ſchon ſehr weit — “

und retirirte gen Stuhlweißenburg. Wunderlich genug retirirten auch die Ungarn am nächſten Tage, um in einer rückwärts bei Martonvaſar gelegenen feſteren Stellung der weiteren Angriffe von ſeiten des Banus gewärtig zu ſein. General Moga war eben weit entfernt, ein Vorwärts- und Drauflosgänger zu ſein. Er gehörte zum Geſchlechte der Kunktatores Kunktatorum. Ueberdies hegte der Herr General und hegten mit ihm viele ſeiner Offiziere ziemlich lebhafte Skrupel, ob ſie auch rechtthäten, gegen die ſchwarzgelbe Fahne anzugehen, welche da drüben flatterte. Sie hatten ja lange Jahre ſelber unter dieſer Fahne geſtanden; ſo was verwindet und vergißt ſich nicht ſo leicht. Auch konnte man die Soldaten nicht tadeln, daß ihnen das Hexeneinmaleins des konſtitutionellen Staatsrechts nicht in den Kopf ging, welches wollte, daß ſie „für ihren König“ und doch auch gegen ihren König föchten, weil derſelbe zugleich der Kaiſer war. Ein verzwickter, ja geradezu verrückter Kaſus allerdings!

Gar nicht ſkrupelhaft, ſondern ſehr reſolut dreingreifend erwies ſich ein anderer magyariſcher Offizier, der Honved-Major

Arthur Görgei, deſſen Name in dieſen Anfängen des ungariſchen Revolutionskampfes zum erſten mal auftauchte, um bald alle anderen, ſogar den Namen Koſſuths, zu überglänzen und dann ſchließlich ein Gegenſtand des Abſcheu's ſeiner Landsleute zu werden, weil ſie in dem Träger deſſelben nur noch den „Verräther von Vilagos“ ſahen. Er freilich hat mit der eiſenfeſten und eiſigkalten Logik, welche all ſein Denken regelte, die Brandmarkung zurückgewieſen und noch i. J. 1867, als der furchtbare Vorwurf ſich erneuert hatte, ſeinen Landsleuten zugerufen: „Ihr lehrtet und lehrt noch heute: — „„Die Waffenſtreckung von Vilagos war ein Akt der Verrätherei““. Eure Lehre iſt falſch, denn jene Kataſtrophe war nur der konkrete, erſchütternd wahre Ausdruck der Situation“ .... Görgei, der von allen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die geſchichtliche Bühne getretenen Menſchen am weiteſten davon entfernt war, ein Gefühlerich und Sentimentalitätspolitiker zu ſein, ſah die Erhebung ſeines Landes von vornherein für ein mathematiſches Problem an, welches unter Umſtänden gelöſ't und zwar, unter Umſtänden, durch ihn und nur durch ihn gelöſ't werden könnte. Wie alle ſcharfverſtändigen und folgerichtigdenkenden Menſchen war er Ironiker, aber nur im Sinne jener Ironie, welche, urſprünglich glühendquillende Empfindung, nachmals gefrorenes Herzblut worden iſt. Früher Leutnant bei den Palatinalhuſaren, hatte er, müde, rechts und links vornehme Nullen ſich vorgezogen zu ſehen, den Dienſt quittirt, um die ſtrenge Schule der exakten Wiſſenſchaften und zugleich die noch ſtrengere der Noth, ja des Hungers durchzumachen. Er war aus dieſen Schulen hervorgegangen als ein überlegener Kopf, kühler Kalkulator und Menſchenverächter, ſeiner Kraft völlig bewußt, ſo ſehr, daß ihm nur ein Hochplatz genügte, und zwar ein Hochplatz, welcher nur für Einen Raum hatte. So fand ihn der Ausbruch der ungariſchen Revolution, welche den ſeine Dienſte Anbietenden zuerſt im militäriſch-techniſchen Fache verwendete. Zu Ende Auguſts zum

Befehlshaber der mobilen Honved im Kreiſe dieſſeits der Theiß mit der Hauptſtation Szolnek ernannt, hielt er zu Ende Septembers die Donauinſel Cſepel unterhalb Budapeſth beſetzt, um eine allfällige Stromüberſchreitung des Ban oder der Untergenerale deſſelben Roth und Philippovic zu vereiteln. Sowie die Operationen ernſtlicher begonnen hatten, trat das kriegeriſche Genie des eben in ſein dreißigſtes Lebensjahr getretenen Honved-Majors ſo merkbar hervor, daß er gar bald den Augen vieler ſeiner Landsleute — auch den Augen Koſſuths — als der prädeſtinirte Feldherr des Magyarismus erſchien. Dies insbeſondere vom 7. Oktober an, an welchem Tage in Folge der zweckmäßigen Anordnungen Görgei's das jellacic'ſche Reſervekorps unter Roth vor einem magyariſchen Heerhaufen, welcher dem Namen nach von Perczel, thatſächlich jedoch von Görgei kommandirt wurde, bei Ozora die Waffen ſtrecken mußte. Etliche Tage früher ſchon hatte aber eine That Görgei's die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, eine That, welche furchtbar deutlich offenbarte, von welchem Metall der Mann ſei. Am 29. September hatten die Vorpoſten des Honved-Majors den Grafen Eugen Zichy aufgegriffen. Der Graf, auch als Bauernſchinder verrufen, war auf dem verdächtigen Wege nach Kalozd begriffen, wo das Eintreffen der jellacic'ſchen Reſerve erwartet wurde. Bei dem Aufgegriffenen fand man einen kroatiſchen Schutzbrief in Form eines Schreibens des Banus an den General Roth, in ſeinem Wagen ein Bündel der kaiſerlichen Proklamationen vom 25. September. Ohne alles Bedenken und Zaudern ſtellte Görgei den verdächtigen Magnaten als „Vaterlandsverräther" vor ein „Standrecht", dem er ſelber vorſaß. Er hat in ſeinen i. J. 1852 gedruckten Denkwürdigkeiten den Schluß der Prozedur mit bezeichnendem Lakonismus erzählt. „Ich erkannte, daß Graf Zichy die Verbrechen, deren er angeklagt war, wirklich begangen, dadurch ſein Leben verwirkt und die Strafe der Hinrichtung durch den Strang verdient habe. Dies Urtheil wurde von dem geſammten Standrechte einſtimmig angenommen und nach erfolgter geiſtlicher Tröſtung des Delinquenten an demſelben vollzogen ....“

Derweil hatte es der kroatiſche Held, Helfer und Heiland räthlich gefunden, den ungariſchen Boden, welcher etwas heißer war, als er erwartet haben mochte, zu verlaſſen, obzwar ihm nur ein Mega gegenüberſtand, deſſen Feldherrngenie nicht größer und nicht kleiner war als ſein eigenes. Nach dem Treffen vom 29. September war zwiſchen den beiden ebenbürtigen Gegnern eine dreitägige Waffenruhe vereinbart worden, wahrſcheinlich um in Muße die Todten zu begraben, deren hüben und drüben zuſammen nicht zwei Dutzende vorhanden. Dieſen Waffenſtillſtand benützte der heldenmüthige Ban, um ſich „ſeitwärts in die Büſche“ zu ſchlagen. In einem von magyariſchen Huſaren aufgefangenen Briefe gab er die Gründe an. „Meine Operationsbaſis fing an durch feindliche Eindrücke bedroht zu werden. Ofen mit den beihabenden Mitteln zu nehmen war unmöglich, da ungariſche Truppen fanatiſirt gegen die meinigen fochten. Ich benutzte alſo einen mit den Gegnern abgeſchloſſenen dreitägigen Waffenſtillſtand zu einer Flankenbewegung gegen Raab, um auf feſter Baſis zu ſtehen und Verſtärkungen an mich zu ziehen. Ich bin der thunlichſten Unterſtützung vom k. k. Kriegsminiſterium gewärtig.“ Die „feſte Baſis“ bei Raab erſchien aber dem Banus ſofort nicht mehr feſt genug und mittels einer weiteren Reihe von „Flankenbewegungen“ gelangte er über Ungariſch-Altenburg und Kitſee auf deutſchen Boden, allwo er am 7. October bei Haimburg ſtand. So endete die Fanfaronade des jellacic’ſchen Einbruchs in Ungarn. Die Kroatenoffiziere hätten im September ihren Frauen und Liebchen nicht zu ſchreiben gebraucht, dieſe ſollten ihre Antworten nach Budapeſth adreſſiren.

IX.

Frankfurter September.

1.

„Vergeſſen Sie nicht, daß es noch Fürſten in Deutſchland gibt und daß ich einer derſelben bin!“

So Friedrich Wilhelm der Vierte am 14. Auguſt von 1848 in Köln zum Herrn von Gagern, welcher an der Spitze einer Abordnung der deutſchen Nationalverſammlung rheinab gekommen war, um den 600ſten Tag der Grundſteinlegung zum kölner Dom mitzufeiern. Dieſe Feier ſollte zugleich eine Art Fühler und Probe ſein, wie es denn mit der von der preußiſch-kaiſerlichen Partei im Parlamente geplanten deutſchen Kaiſerſchaft des Preußenkönigs werden würde. Eine ganz abſonderlich überflüſſige Statiſtenrolle ſpielte hierbei der Reichsverweſer Johann ohne Land, welchen man auch mit nach Köln geſchleppt hatte.

Die Probe fiel aber wenig tröſtlich und ermuthigend aus. Der König ließ den Herrn Parlamentspräſidenten geradezu abfahren, indem er ihm mit den erwähnten Worten deutlich genug ſagte, die vom Herrn von Gagern im Mai proklamirte nationale Souveränetät des Parlaments ſei ein Schwindel, an welchen jetzt, im Auguſt nur noch Schwachköpfe glauben könnten.

Man ſieht, die potsdamer Wiederſtrammungskur hatte gut angeſchlagen. Was man aber nicht ſieht, iſt, daß der ſo zu ſagen Holzſchlägelwink gefurchtet und dem Liberalismus den Dippel gebohrt hätte. Herr von Gagern und ſeine Mitdeputirten kehrten ebenſo vernagelt aus Köln zurück, als ſie hingegangen waren. Der Achtel-, Viertel- und Halbliberalismus, welcher die „ſtaatsmänniſche“ Mehrheit des Parlaments bildete, merkte gar nicht, daß er zur Zeit bereits anhalts- und rückhaltslos in der Luft ſchwebte. Er hatte ja alles Erſinnliche gethan, um das Volk von ſich abzuſtoßen, und zugleich hatte er durch das Austrumpfen ſeiner fabelhaft anmaßlichen Einbildung, daß in ihm die Souveränetät der Nation koncentrirt ſei, die Fürſten ſammt Anhang gereizt und herausgefordert, — dieſelben Fürſten, welche es dem Liberalismus ohnehin nicht verzeihen konnten, daß er im März ihr Retter geweſen war.

Vorausgeſetzt, daß der im Auguſt wiedergeſtrammte Abſolutismus, vorab der königlich preußiſche, überhaupt noch zu einem Kompromiß mit der ſo zu ſagen „Revolution“ geneigt war, mußte der Liberalismus ſo raſch als möglich ſo ein Kompromiß abſchließen und folglich das deutſche Verfaſſungswerk von dem Luftboden einer ſouveränen Machtvollkommenheitstheorie auf die feſtere Baſis der Vereinbarungspraxis hinüberſtellen. Statt deſſen beliebte es den Herren „Staatsmännern“, das bislang geſpielte ebenſo alberne als unſittliche Doppelſpiel weiter zu ſpielen. Sie wähnten, dadurch, daß ſie ſich den Anſchein gaben — denn mehr als Schein und Schatten war es ja doch nicht — auf dem „Einzig und Allein“ des Vorparlaments zu beharren, das Intereſſe der Maſſen für ihre, der Parlamentsmehrheit, Sache feſtzuhalten und dadurch den Höfen, Sakriſteien, Kanzleien und ſogar Kaſernen zu imponiren. Auf der andern Seite wollten die Herren „Staatsmänner“ bei jeder Gelegenheit ſehen laſſen, wie gut ſie mit den Höfen, Sakriſteien, Kanzleien und Kaſernen ſtanden, um dadurch den Maſſen zu imponiren. Und mit ſolcher jammerſeligen Gaukelei und Schaukelei getraute man ſich das Rieſenwerk der Neugeſtaltung Deutſchlands zu fördern, welches Werk im Hochſommer von 1848 ſchon ein hoffnungsloſes geworden war.

Allein die ſouveränen Dünkelinge, welche von den beiden Großkophta's der Rückwärtſerei, Radowitz und Schmerling, ſouverän gegängelt wurden, dämmerten, duſelten und dahlten weiter im Nebel ihrer Staatsmänniſchkeit. Sicherlich hat die Welt nicht zum zweiten mal geſehen, daß ſo viele geſcheite Männer mitſammen einen ſolchen Klumpen von Thorheit ausmachten. Die Offenbarungen dieſer Thorheit verſetzten Einen unſchwer ins Innerſte von Borneo. So z. B. wenn die Parlamentsmehrheit eilends auf die von der Gegenrevolution ausgeſteckte Leimruthe einer beträchtlichen Vermehrung der ſtehenden Heere „behufs der Stärkung der nationalen Wehrkraft" ging und dadurch der Reaktion 900,000 Soldaten zur Verfügung ſtellte. Am 15. Juli erhob das Parlament mit 303 gegen 149 Stimmen den hierauf zielenden Antrag des „Reichsminiſteriums", deſſen Hauptmacher Herr von Schmerling war, zum Beſchluß. Dieſem Beſchluſſe nachzukommen beeilten ſich die Höfe. Als ſpät am Abend vom 15. Juli die Epopten der Rückwärtsmyſterien aus ihrem Klubb heimgingen, hörte man einen — es war in der „mondhellen" Schnurgaſſe — ſagen: „Jetzt haben wir gewonnen, jetzt erdrücken wir mit 900,000 Armen die Revolution. Die Throne ſind gerettet!" — „Und die Altäre!" fügte ein anderer hinzu.

2.

Die gewaltloſe deutſche Centralgewalt iſt von Anfang an ein lächerliches Möbel geweſen und nur um ſo lächerlicher, je weitſchichtiger es konſtruirt war. Der Herr Reichsverweſer konnte höchſtens ein bißchen intrikeln, befehlen konnte er nicht. Denn womit wollte er ſich denn Gehorſam erzwingen? Er war im Grunde eine mitleidswerthe Figur. Sein Bruder, der boshafte Tartuffe Franz, muß ſich noch im Grabe darüber gefreut haben.

Zu Anfang Auguſts vervollſtändigte der Reichsverweſer ſein Reichsminiſterium. Fürſt Leiningen wurde Präſident, Herr von Schmerling bekam das Innere, der unzweideutige hamburger Advokat Heckſcher das Auswärtige, General von Peucker den Krieg, Beckerath die Finanzen, Mohl die Juſtiz, Duckwitz den Handel. Dieſen Herren wurde eine ganze Bande von „Unterſtaatsſekretären“ beigegeben: man hatte ſo viele gute Freunde zu belohnen — unter anderen auch die Herren Baſſermann und Mathy — und die Reichskrippe war ja vorderhand gefüllt. Wie ſchamlos man noch im Hochſommer von ſeiten der Partei, welche die deutſche Bewegung verunſchickt hatte, mit den zeitläufigen Phraſen handirte, bewies Herr von Schmerling, indem er ſeine Miniſterſchaft antrat mit der auf der Rednerbühne des Parlaments gegebenen Verſicherung, daß „die Centralgewalt einſtehen werde für die bürgerliche Freiheit und Unabhängigkeit Deutſchlands“. Johann ohne Land ließ auch deutſche Reichsgeſandte ausgehen in die Welt. Die kamen aber ſchön an, wo ſie nämlich überhaupt ankamen! Der weiße Czar wollte von einem ſolchen Sendling überhaupt nichts wiſſen, in London trieb man mit dem „Reichsgeſandten“ Herrn von Andrian höfliches, in Paris mit dem „Reichsgeſandten“ Herrn von Raumer unhöfliches Geſpötte. Zum Ueberfluß hatte Preußen in der Perſon des Generals von Williſen einen Extraagenten nach Paris geſchickt, um den Schritten des Reichsgeſandten entgegenzuwirken, und der arme Reichsprofeſſor Raumer ließ ſich von ſeinem „Freunde“ Williſen an einem ſo armsdicken Narrenſeil herumführen, daß die reichsprofeſſorgeſandtſchaftliche Naivetät rein unglaublich ſein würde, falls nicht der Geſandte ſelber mit anerkennenswerth hiſtoriſcher Treue ſein Herumgeführtwerden geſchildert und bezeugt hätte. Die ganze Summe der reichsgewaltlichen Diplomatik reduzirte ſich auf eine Null, aber auf eine Null, welche weitbauchig genug war, die dicke Schmach der Annahme des Waffenſtillſtands von Malmö in ſich aufzunehmen.

Derweil betrieb das Parlament als Hauptgeſchäft die gründliche, gründlichere und gründlichſte Dreſcherei des Idealſtrohs der Grundrechte-Berathung, welche bekanntlich zu Ende gekommen iſt, nachdem in Deutſchland, wie überall in Europa, das dauerhafteſte aller Grundrechte, die Gewalt, wieder obenauf war. Zwiſchenhinein trieb die Verſammlung auch höhere und höchſte Politik. Der Debattirklubb in Sankt Paul mußte ſich doch auch an ſolchen Gegenſtänden üben, wie die Aufnahme Poſens oder wenigſtens der Hälfte von Poſen in den deutſchen Bund und der Waffenſtillſtand von Malmö geweſen ſind. Der Humor davon war, daß die emſigen Redekunſtbefliſſenen glaubten oder auch ſich anſtellten, zu glauben, ſie hätten über die in Rede ſtehenden Angelegenheiten ein entſcheidendes oder gar das entſcheidende Wort zu ſprechen. Mit derſelben Flügelkleidsunſchuldmiene, womit der Reichsgeſandte Herr Friedrich von Raumer in Paris vom Pontius zum Pilatus und vom Pilatus zum Pontius, d. h. vom Cavaignac zum Baſtide und vom Baſtide zum Cavaignac ſich ſchicken ließ — welcher letztere an ſeinem Schreibtiſche ſitzen blieb, „in Papieren kramend“, wenn der deutſche Reichsgeſandte zur Audienz bei ihm erſchien — ja mit derſelben Flügelkleidunſchuldmiene hielten ſich, und zwar noch im Juli und Auguſt, gar viele Inſaſſen der Paulskirche für die Träger einer Machtvollkommenheit, welche etwa der des römiſchen Senats zur Zeit ſeiner Machthöhe gleichkäme.

Nachdem die polniſche Inſurrektion in Poſen ſchon im Mai durch die preußiſchen Truppen niedergetreten worden, war die Verhandlung der poſener Frage durch das deutſche Parlament zu Ausgang Juli's nur noch eine anachroniſtiſche Redeübung, um deren Reſultat ſich die preußiſche Regierung entweder gar nicht oder jedenfalls nur ſoweit kümmern würde, als es ihr gerade paßte. Aber geredet mußte nun einmal ſein. Dabei konnte es ſelbſtverſtändlich nicht ausbleiben, daß die Debatte von der Frage, ob ein kleinerer oder größerer Theil von Poſen, weil von Deutſchen bewohnt, für deutſches Land zu erklären ſei, alsbald zu der großen Frage von Polens Sein oder Nichtſein ſich erhob. Die Linke, ihren Hauptſprecher Blum vorſchickend, ging darauf aus, als Ergebniß der ganzen Verhandlung ein prinzipielles Verdikt zu Gunſten der polniſchen Nationalität zu erwirken, eine ſpäte Wortſühne ſo zu ſagen für die Thatſünde der Vernichtung des polniſchen Staats. Es gelang ihr nicht, obgleich ihr die beredte Stimme des einzigen in der Verſammlung ſitzenden Polen zu Hilfe kam, die Stimme des Prieſters Janisczewski, deſſen nicht weniger den Verſtand als das Gefühl anſprechende, von der ganzen Glut polniſcher Vaterlandsliebe durchwärmten und doch maßvoll-edel gehaltenen Beſchwörungen einen tiefen Eindruck hervorbrachten. Dem Polen gebührt der erſte Preis in dieſem Redenturnier, welches am Grabhügel der lebendig eingeſargten Polonia abgehalten wurde. Am nachdruckſamſten ſprach gegen Polen und für die deutſchen Intereſſen Herr Wilhelm Jordan, deſſen Rede ein Salto war, womit er von der Linken zur Rechten hinüberſprang, um am letzteren Orte die Beſtallung eines „Marineraths“ der deutſchen Zukunftsmarine aufzuleſen*). Einen großen Sturm erregte Arnold Ruge mit ſeinem bei dieſer Gelegenheit geſprochenen: „Wir müſſen wünſchen, daß die Tyrannen der Italiener, die Tilly der neueren Zeit, die Radetzky geſchlagen werden". Das Schwarzgelb im Sale brauſ'te wüthend auf und das Schwarzweiß zeterte getreulich mit. Für ein heiteres Intermezzo ſorgte der Herr Fürſt Lichnowsky, welcher als echtboruſſiſcher Junker mit der deutſchen Grammatik auf geſpanntem Fuße ſtand und das lapidariſche Diktum von ſich gab: „Das hiſtoriſche Recht hat kein Datum nicht." Die prinzipielle Entſcheidung der Verſammlung fiel gegen die Linke und gegen Polen aus. Der Schwerpunkt der ganzen Verhandlung lag augenſcheinlich in der Annahme oder Verwerfung des von Schaffrath beantragten Wahrſpruchs: „Die deutſche Nationalverſammlung erklärt die Theilung Polens für ein ſchmachvolles Unrecht und ſie erkennt die heilige Pflicht des deutſchen Volkes, zur Wiederherſtellung eines ſelbſtſtändigen Polens mitzuwirken". Mit 331 Stimmen gegen 101 wurde dieſe Erklärung verworfen.

---

*) Herr Jordan hat nachmals ſeinen Sprung dichteriſch zu rechtfertigen geſucht. Sein Myſterium „Demiurgos“ (1852–54) iſt eine dreibändige oratio pro domo in Verſen. Es enthält eine Menge von wahrhaft glänzenden Stellen und iſt auch als Ganzes von Bedeutung, indem es vortrefflich nachweiſ't, wie ein deutſcher Idealiſt zum Philiſter und ein deutſcher Freigeiſt zum Pietiſten wird.

3.

Das Vorparlament hatte zu ſeiner Zeit edler entſchieden (vgl. II, 1, S. 28). Damals hatte der Champagnerſchaum der Märzbegeiſterung noch geperlt; jetzt war die Bierhefe der gemeinen Wirklichkeit obenauf. Das iſt immer der Verlauf der weltgeſchichtlichen Bewegungen und Erhebungen: rein und ſchön geht zu Anfang der Stern der Zukunftshoffnungen auf, um ſchließlich in dem Sumpf der Lebensproſa kläglich zu erlöſchen. Mit Idealpolitik beginnen die Revolutionen, aber, bald zur Erkenntniß gelangt, daß ſie ihre Idee nicht zu verwirklichen vermögen, endigen ſie mit ſtumpfer Hingabe an die Intereſſen einer egoiſtiſchen Realpolitik. Es iſt ja dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, und nicht weniger dafür, daß die

Völker nach Jahrtauſenden noch ſo große Kinder ſein werden, wie ſie vor Jahrtauſenden ſchon waren.

Hat einmal eine Partei ſich auf die ſchiefe Ebene der Prinziploſigkeit geſetzt, ſo muß ſie dieſelbe hinabrutſchen, um, am untern Ende angekommen, alles hinzunehmen, was die herrſchenden Gewalten ihr bieten. Sie thut das, nennt es aber „mit Thatſachen rechnen“, mit denſelben Thatſachen, welche ſie mittels der eigenen Erbärmlichkeit möglich machte und herbeiführen half.

Die Abſtimmung vom 27. Juli in Sachen Polens hatte gezeigt, daß die große Mehrheit des deutſchen Parlaments mit der idealſchönen Freiheitsfrage, wie ſie im März geſtellt worden, nichts mehr zu thun haben wollte. Die Linke mußte ſchon jetzt einſehen, daß es eine Thorheit, ſich noch länger an dem paulskirchlichen Nationalſchwatz zu betheiligen. Sie mochte jedoch hoffen, daß die Mehrheit, nachdem dieſelbe den freiheitlichen Standpunkt aufgegeben hatte, wenigſtens den Standpunkt der nationalen Intereſſepolitik ſtandhafter vertheidigen, gemeinſchaftlich mit ihr vertheidigen würde. Nichtilluſionäre ſagten freilich vorher, daß dieſe Hoffnung eine täuſchende, indem das weitere Hinabrutſchen der Majorität auf der beſagten ſchiefen Ebene eine zwingende Nothwendigkeit ſei. Der September brachte die traurige Beſtätigung dieſer Vorherſagung; denn er brachte die Abſtimmung über den berüchtigten Waffenſtillſtand von Malmö, welchen von ſeiten des Parlaments anzuerkennen ſoviel hieß, als das mit ſo großbrockigen Phraſen proklamirte Recht Schleswig-Holſteins wiederum den Dänen preisgeben. Man bot der Mehrheit dieſe Schmach als vollendete Thatſache, und maßen „Staatsmänner“ nur mit Thatſachen rechnen, rechneten ſie natürlich auch mit dieſer, d. h. ſie ſteckten, nachdem ſie ſich ein bißchen phraſeologiſch geſpreizt hatten, die Schmach gehorſamſt ein. Dieſelben Leute, welche in der Polenfrage ſo berſerkeriſch mit dem „Schwerte Germania's“ geraſſelt hatten, weil es ſo ungefährlich war, auf dem Grab eines Volkes großhanſig herumzutrampeln, dieſelben Leute behielten jetzt das beſagte Schwert wohlweislich in der Scheide, weil der König von Preußen merken ließ, ſein geliebter Schwager Czar wollte es nicht haben, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Rebellen noch länger gegen ihren legitimen Herrn und Gebieter, den Dänenkönig, unterſtützt würden.

Das Motiv, welches den berliner Hof im April beſtimmt hatte, Truppen nach den Elbherzogthümern zu ſenden, war längſt hinfällig geworden. Die Armee hatte ſich „rehabilitirt“, was übrigens auch gar nicht nöthig geweſen wäre. Wenigſtens war es höchſt überflüſſig in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bewohner Berlins und des geſammten preußiſchen Staats, welche den kurzen revolutionären Märzbierrauſch ſchon lange ausgeſchlafen hatten und zur ordonnanzmäßigen Stimmung königlich preußiſcher Unterthanſchaft zurückgekehrt waren. Es iſt nicht wahr, daß die im Juli ins Leben getretene „Kreuz-Zeitung“ nur Ausdruck und Organ einer „kleinen, aber mächtigen Partei“ geweſen. Sie war vielmehr Ausdruck und Organ des echten Boruſſenthums, welches ſich wieder völlig auf ſich ſelber beſonnen, ſeine Märzverblüffung verwunden und das Schwarzweiß mit Bewußtſein dem Schwarzrothgold entgegengeſtellt hatte, d. h. das Preußenthum dem Deutſchthum. Hunderttauſende von „liberalen“ Philiſtern, welche öffentlich über die Kreuzzeitungspartei ſchimpften, waren insgeheim der Fahne dieſer Partei zugeſchworen und, ohne es ſich ſelber einzugeſtehen, eifrige Affiliirte des „Treubunds“, welcher, in den höfiſch-junkerlich-pietiſtiſchen Kreiſen wurzelnd, an geſchickter Thätigkeit und weitreichendem Erfolg alle populären Klubbs und Vereine mitſammen aufwog und bald weit überwog. Ganz natürlich! Die Treubündler wußten ganz beſtimmt, was ſie wollten: die Herſtellung, Strammung und Straffung des Gottesgnadenthums, während die Klübbler und Vereinler fortfuhren, mit der demokratiſchen Phraſenſtange im konſtitutionellen Nebel herumzufahren. Eine feine

Schickſalsironie lag übrigens darin, daß die Servilen und Mucker genöthigt waren, zu ihren Reagitationszwecken der demokratiſchen Agitationsmittel, wie das Vereinsweſen ſie darbot, ſich zu bedienen. Es war geradezu ſpaßhaft mitanzuſehen, wie die heftigſten Feinde der Demokratie mit den Formen derſelben handirten.

Der Treubündelei mußte die Unterſtützung der ſchleswig-holſteiniſchen „Rebellen" ein Gräuel ſein. Die geheimen Oberen des Treubundes, die Myſtiker und Mucker bei Hofe, hatten auch von vornherein dafür geſorgt, daß dieſer Gräuel keine allzu großen Dimenſionen gewänne. Ihre Bemühungen wurden von auswärts her mächtig unterſtützt. Der Neidhammel England erhob ein lautes Geblöke, daß, wenn die Elbeherzogthümer deutſch wären, Deutſchland dazu kommen würde, ja müßte, eine Seemacht zu werden. Die Oligarchie, welche England regiert, die ſelbſtſüchtigſte Menſchenſorte, welche exiſtirt, ſtrengte ſich nach Kräften an, dieſe Möglichkeit zu verhindern. Der Erzhumburger Palmerſton ging, ſobald es galt, Deutſchland tückiſche Streiche zu ſpielen, Hand in Hand mit dem Czaren. Dieſer, welcher die Oſtſee für einen ruſſiſchen See anzuſehen gewohnt war, fühlte ſich natürlich zum Schutzherrn Dänemarks berufen und war gar zärtlich um ſeinen däniſchen Vaſallen beſorgt. Auch um ſeinen preußiſchen; denn daß Czar Nikolai ſeinen lieben Schwager Friedrich Wilhelm den Vierten durchweg auf Vaſallenfuß behandelte, könnten nur Hofhiſtorici und Kreuſyndici beſtreiten wollen. Die czariſche Diplomatie blies daher in Potsdam bald die ſanfte Flöte freundſchaftlicher Beſorgniß und Warnung, bald ſtrich ſie den Brummbaß der Drohung, um dem Skandal einer Unterſtützung der ſchleswig-holſteiniſchen Rebellion ſeitens der Krone Preußen ein Ende zu machen.

Auch den nicht eben großen Fleck, wo Friedrich Wilhelm gutmüthig war, wußten die Gegner beſagter „Rebellion" geſchickt zu treffen, indem ſie dafür ſorgten, daß all das Jammer-

und Zetergeſchrei, welches die Geſchäftsleute in den preußiſchen Oſtſeeſtädten und anderwärts über die Beeinträchtigung ihrer Intereſſen durch die däniſche Kaperei erhoben, dem Könige zu Ohren kam, unterwegs natürlich noch zweckdienlich verſtärkt und romantiſch variirt, damit es den königlichen Ohren leichter einginge. Wie hätte ein ſo frommer und gutmüthiger Herr derartigen Beſchwörungen widerſtehen können? Er widerſtand auch wirklich nicht, und was ſeine liberalen Strohmänner von „konſtitutionellen" Miniſtern anging, ſo waren dieſelben viel zu gute Preußen, um einen andern Willen haben zu wollen als ihr königlicher Herr. Außerdem konnte man ja, falls ſich die Strohmänner etwa unangenehm machen wollten, über ihre Köpfe hinweg machenſchaften, wie es der Mucker- und Myſtikerklike beliebte.

4.

Wer in der Paulskirche und anderwärts nicht zu der heiligen Duſelmannſchaft gehörte, welche in Friedrich Wilhelm um jeden Preis und unter allen Umſtänden den dreimal ſakroſankten deutſchen Kaiſer ſehen wollte und darum ſchon jetzt alles von dieſer Majeſtät Ausgehende als über allen Zweifel erhaben, als vollkommen gut und vollendet anerkannte, der hatte freilich ſchon im April und Mai über die preußiſche Kriegführung in den Herzogthümern bedenklich den Kopf ſchütteln müſſen.

Der ganze Krieg verhielt ſich zu einem wirklichen, wie der Marſchall „Druff" zum Marſchall „Vorwärts". Es war ein Scheinkrieg, welcher je nach den Schwankungen der königlichen Stimmung zu Potsdam eine ernſtere oder weniger ernſte Miene annahm. Wir dürfen wohl glauben, daß dieſe Komödie nicht ſehr nach dem perſönlichen Geſchmacke des Generals Wrangel geweſen iſt. War in Berlin auf Andringen von ſeiten der frankfurter Parlamentsmehrheit, in welcher die Schleswig-Holſteiner, Dahlmann voran, eine gewichtige Stimme beſaßen, die Erinnerung obenauf, daß nicht allein das preußiſche Miniſterium, ſondern Friedrich Wilhelm ſelber es öffentlich ausgeſprochen hatte, die Ehre Preußens erforderte, daß der ihm von Deutſchland übertragene Krieg gegen Dänemark energiſch zu Ende geführt werden müßte, ſo erhielt Wrangel den Befehl, vorwärts zu gehen, gen Jütland und nach Jütland hinein. Verſtummte dagegen dieſe Erinnerung vor dem Gemurmel chriſtlich-germaniſcher Litaneien oder vor den Tönen der czariſchen Flöte oder des czariſchen Brummbaſſes, ſo ging dem preußiſchen General der Befehl zu: Rückwärts! Rückwärts! und unſern guten Freunden, den däniſchen Feinden, ja nicht zu wehe gethan!

Es unterſteht gar keinem Zweifel, daß dieſes Nichtszuwehethun dem Marſchall Wrangel ſchon bei ſeinem Abgange in die Herzogthümer eingeſchärft worden ſein mußte. Denn ſonſt wäre das Verhalten des preußiſchen Generals an jenem 23. April, wo das Dannevirke bei Schleswig von den Deutſchen erſtürmt, die Dänen geſchlagen und zum Rückzuge genöthigt wurden, ſchlechterdings unerklärlich. Die deutſche Uebermacht war ſo beträchtlich, der Geiſt der Truppen ſo trefflich, daß es nur des guten Willens von ſeiten des Obergenerals bedurft hätte, um das geſammte däniſche Heer aufzureiben oder zur Waffenſtreckung zu zwingen. Allein Wrangel wollte nicht, durfte nicht wollen. Es windete zur Zeit gerade ſtark ruſſiſch in Berlin. Inmitten der Schlacht, als alles im beſten Zuge war, ließ der Marſchall Appell blaſen und eine Gefechtspauſe von einer Stunde eintreten, ſagend: „Ich will jetzt zu Mittag eſſen und ich will in Ruhe eſſen.“ Es wurde 3 Uhr Nachmittags, bis dieſes wichtige Marſchallsgeſchäft beendigt war und dem Marſchall „Druff“ die Luſt anzukommen ſchien, die Dänen wieder etwas zu beunruhigen.

Sie ſtanden zur Stunde mit ihrer Hauptmacht in und um Gottorf. Wrangel nahm eine lange Beſichtigung der feindlichen Stellung mittels des Fernrohrs vor und ſagte dann zu dem Prinzen Friedrich von Schleswig-Holſtein-Noer, dem Befehliger der Schleswig-Holſteiner: „Ich denke, wir hören für heute auf.“ — „Excellenz, entgegnete der Prinz, werden mir verzeihen, wenn ich dagegen remonſtrire, und zwar weil wir morgen früh dann gerade daſſelbe zu wiederholen haben werden, was wir ſo eben glücklich ausführten. Die Stellung des Feindes iſt, ſo lange er im Beſitze des Schloſſes Gottorf und der Hauptlandſtraße bleibt, völlig ſo ſtark als die von ihm verlaſſene. Jetzt iſt ſie nicht gehörig beſetzt und der Feind durch das heutige Gefecht erſchüttert, wo hingegen unſere Truppen in gehobener Stimmung ſind. Wenn Sie mir erlauben, die drüben aufgeſtellte Batterie zu vertreiben und den Thiergarten zu beſetzen, dann muß das Schloß geräumt werden.“ — Worauf der Marſchall „Druff“: „Nein, ich will für heute aufhören.“ Während dieſes Geſprächs hatte ſich die ſchleswig-holſteiniſche Kolonne ſchon zum Angriffe formirt, brannte darauf, vorzugehen, und fielen die Jäger bereits in einer Plänklerkette aus. Aber der Marſchall „Druff“, dies wahrnehmend, ſagte wiederum zu dem Prinzen: „Ich ſage Ihnen, wir wollen aufhören. Verſtehen Sie mir?“ In Folge dieſes wrangel'ſchen Drauflosgehens konnten die Dänen am Abend ihre Stellung bei Gottorf räumen und ihren Rückzug gen Flensburg bewerkſtelligen. Daß man „unſre guten Freunde die Feinde“*) entwiſchen laſſen wollte, geht ſchon aus den Anordnungen zur Schlacht vom 23. April hervor. Sorgte man doch dafür, daß kaum die Hälfte der deutſchen Truppen wirklich zum Schlagen kam. Am 24. ſodann wäre es leicht geweſen, gleichzeitig mit den Dänen bei und in Flensburg anzukommen

---

*) „Viv' nos amis,
Nos amis les enn'mis!“ Béranger.

und denſelben ihre Artillerie abzunehmen; allein da hätte ja der Spaß des Scheinſiegs aufgehört und der Ernſt des Seinkriegs angefangen. Zu berückſichtigen, daß ein ſolcher Scheinkrieg doch immerhin ſo vielen braven Männern nutzlos das Leben koſtete, hieß natürlich der chriſtlich-romantiſchen Frömmigkeit zu viel geſunden Menſchenverſtand und zu viel natürliches Gefühl zumuthen. Es mußte auch noch viel Waſſer die Spree hinabſchleichen, bis man in Berlin zur Einſicht kam, daß man anderswohin horchen müßte als nach Petersburg und London, ſo man Deutſchland in Preußen aufgehen machen wollte.

Daß man mit vollem Bewußtſein die Scheinkriegsgaukelei in Scene geſetzt hatte, ſteht hiſtoriſch feſt ſeit Ende Juni's von 1848, allwo zu nicht geringer Ueberraſchung und großem Leidweſen der Duſelmänner in Sankt Paul die berüchtigte wildenbruch'ſche Note vom 8. April in engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen erſchien, wohin ſie vielleicht durch däniſche Veranſtaltung den Weg gefunden oder noch wahrſcheinlicher durch engliſche, in Folge einer Anwandelung Lord Palmerſtons, dem berliner Hofe wieder mal eine Probe von palmerſton'ſchen „Tricks“ zu geben. Genug, es kam zu Tage, daß die preußiſche Regierung das bekannte Axiom, die ehrlichſte Politik ſei die beſte, folgendermaßen interpretirt habe. Während ſie öffentlich die Kriegführung in den Elbherzogthümern als eine nationale Pflicht und Nothwendigkeit übernommen hatte, war ſie zugleich im Geheimen bemüht geweſen, an den Hof von Kopenhagen die Verſicherung gelangen zu laſſen, daß die Sache nicht ſo ernſt gemeint ſei. Vor ihren nach Holſtein marſchirenden Truppen her ſandte ſie einen geheimen Agenten, den Herrn Major von Wildenbruch, welcher beauftragt war, Sr. Majeſtät von Dänemark auseinanderzuſetzen, daß Preußen der Aufforderung von ſeiten des deutſchen Bundes, in den Herzogthümern zu interveniren, unmöglich ſich habe entziehen können, daß es aber, falls Dänemark Vernunft annähme, ſeinerſeits alles thun wollte und würde, um die Streitfrage zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark zu einem billigen Ausgleiche zu bringen.

Der kopenhagener Hof nahm aber keine Vernunft an, konnte auch keine annehmen, maßen er von der „eiderdäniſchen“ Partei beherrſcht wurde, welche Krieg ſchnaubte und von nichts wiſſen wollte als von einer gewaltſamen Niederwerfung der ſchleswig-holſtein'ſchen „Rebellen“. Das däniſche Kabinett bedeutete daher den Herrn von Wildenbruch, mit ſeinen preußiſchen Vermittelungsvorſchlägen hinzugehen, von woher er gekommen. Das war für den Geheimgeſandten der Großmacht Preußen noch nicht däniſchgrob genug. Er hatte Befehl, nachdem ihm der däniſche Miniſter des Auswärtigen auf die rechte Wange geſchlagen, nun auch noch die linke hinzuhalten. Es haugwitzelte eben damals bedenklich in Berlin und man trieb daſelbſt wieder einmal Politik nach dem Muſter von 1805—6. Man wollte da etwas und dort etwas und that überall nur Halbes. Wenn das preußiſche Kabinett befürchtete, durch ein ernſtes und entſchiedenes Anfaſſen der ſchleswig-holſtein'ſchen Sache eine europäiſche Koalition gegen ſich heraufzubeſchwören — welche Furcht übrigens nur ein ſehr leicht zu bannendes Tagesgeſpenſt war — ſo konnte es ja das Anfaſſen überhaupt bleiben laſſen. Es hat ja durch die Art und Weiſe ſeines damaligen Anfaſſens und Wiederfahrenlaſſens doch nur Unheil über die Herzogthümer gebracht.

Die Note, welche Herr von Wildenbruch am 8. April von Sonderburg aus an Se. Excellenz den königlich däniſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten richtete, läßt keinen Zweifel über die wirklichen Abſichten aufkommen, welche den berliner Hof leiteten, als er in Schleswig-Holſtein intervenirte. „Preußen — heißt es in dieſem merkwürdigen Aktenſtücke — wünſcht vor allen Dingen die Herzogthümer ihrem König-Herzog zu erhalten und iſt gleich weit entfernt davon, ſeinem eigenen Intereſſe oder dem Ehrgeize dritter Perſonen dienen zu wollen.

Einzig der Wunſch, die radikalen und republikaniſchen Elemente Deutſchlands zu verhindern, ſich unheilbringend einzumiſchen, bewog Preußen zu den gethanen Schritten. Das Einrücken preußiſcher Truppen in Holſtein hatte den Zweck, das Bundesgebiet zu ſichern und zu verhindern, daß die republikaniſchen Elemente Deutſchlands, an welche die Herzogthümer als letztes Mittel der Selbſterhaltung hätten appelliren können, ſich der Sache bemächtigten." Das alſo war des Pudels Kern? Die lächerliche Angſt vor dem Schatten eines Schattens war die „deutſche", war die „nationale" Politik Preußens! Nicht zum Schutze der von ſeiten Dänemarks brutaliſirten Schleswig-Holſteiner, nein, ſondern um „vor allen Dingen die Herzogthümer ihrem König-Herzog", dem Dänenkönig, „zu erhalten", hatte ſich Preußen bewaffnet aufgemacht. Gewiß, der arme Marſchall „Druff" oder vielmehr Nichtdruff, ſowie ſeine Offiziere und Soldaten waren tief zu beklagen, daß ſie dazu verdammt geweſen, durch ihren Feldzug nur einen Kommentar zu dem kläglichen Text der wildenbruch'ſchen Note zu liefern. Wäre ein Mann an der Spitze des preußiſchen Staates geſtanden, ſo würde ihnen dieſes traurige Geſchäft erſpart worden ſein.

Im Uebrigen darf und ſoll nicht verſchwiegen werden, daß die Bevölkerung der Herzogthümer, wie viel guter Wille und braver Muth insbeſondere in der Jugend vorhanden war, für ihre Befreiung bei weitem nicht that, was ſie thun konnte. Zu einem guten Theil war an dieſem Nichtgenugthun die offenkundige Unfähigkeit und Kraftloſigkeit der Leute ſchuld, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger auf die Stühle der proviſoriſchen Regierung geſetzt hatte; zu einem größeren Theile aber noch das Bauernphlegma und der Bauerngeiz, welche jeder unbefangene Beobachter als Merkmale des ſchleswig-holſteiniſchen Volkscharakters wird erkennen müſſen. Dieſer Volkscharakter iſt jedes Antriebs zu großen Entſchlüſſen, kühnen Wagniſſen und ſchweren Opfern aus ſich heraus bar und ledig. Solchen norddeutſchen

Bauernnaturen, wie ſie nun einmal im Laufe der Zeit geworden ſind, wird es nicht im Traume einfallen, von ſich aus und ſelbſtſtändig vorzugehen. Sie erwarten alle Impulſe von oben herab, ſie müſſen und wollen kommandirt werden. Die Mitglieder der Regierung waren aber Kommandanten daß Gott erbarm', den einzigen Theodor Olshauſen ausgenommen, welcher ja unter ſeinen konſervativen und viertelsliberalen Kollegen nicht aufkommen konnte. Er war und blieb unter den Leitern der halben, lahmen und lauen Schleswig-Holſteinerei der einzige Charaktermann.

Alle Veranſtaltungen der Regierung hatten einen kleinlichen, bäueriſch-knauſerigen Zuſchnitt. Die Schweizer haben dafür das treffliche Wort knorzig. Ja, es war eine ſtümperhafte Knorzerei von A bis Z. Was wollte denn das ſagen, daß man höchſtens 2 Prozent der Bevölkerung unter die Fahnen rief? Durfte man denn einem Volke, das um ſeine nationale Selbſtſtändigkeit und politiſche Unabhängigkeit kämpfen ſollte, nicht mehr zumuthen? Mit Recht hat man gegenüber ſolchem Geknorze daran erinnert, daß Preußen, das zerriſſene, arme, ausgeſogene, ausgepreßte Preußen i. J. 1813 nicht weniger als 5 Prozent ſeiner Bevölkerung unter Waffen ſtellte. Und wie verſchwindet vollends die vielbeſungene Schleswig-Holſteinerei, wenn man ſie an Hingebung, Opferfreudigkeit, Verachtung des Todes und Schlimmeren als des Todes mit den Inſurrektionen Polens vergleicht, vorab mit der von 1863! Alles Leid, welches die Dänen den Bewohnern der Elbherzogthümer angethan, iſt nur ein Flämmchen Fegfeuer im Vergleich mit der Hölle voll Weh, Wuth und Verzweifelung, zu welcher der Czarismus Polen gemacht hat, und die Kämpfe der Schleswig-Holſteiner gegen die Dänen verhalten ſich zu denen der Polen gegen die Moskowiter, wie ein Feldmanöver ſich zu einer Feldſchlacht verhält. Auch die Ungarn ſind in der Zeit von 1848—49 mit ihrem Gut und Blut ganz anders verſchwenderiſch geweſen als die ſchleswig-holſteiniſchen Edelleute und Bauern. Selbſtverſtändlich ſoll mit alledem kein Tadel ausgeſprochen, ſondern nur eine Thatſache konſtatirt werden, — eine Thatſache, welche wohl geeignet wäre, Schwachköpfen von Deutſchdümmlern zu zeigen, daß ſie gutthäten, ihr Schmeichelſüßholz etwas weniger häufig der Nation vorzuraſpeln.

5.

Sogar ein Scheinkrieg hatte ausgereicht, im April die Dänen aus Schleswig wegzufegen, und im Mai ſtand Wrangel in Jütland. Das Feſtland war demnach für Dänemark verloren; aber es dachte keineswegs an Nachgiebigkeit und die von ſeiten des deutſchen Bundestags halb und halb angekündigte Abſicht, Schleswig zum deutſchen Bunde zu ſchlagen, bot den Feinden Deutſchlands, welche der kopenhagener Hof immer dringender um Hilfe anging, bot in erſter Linie Rußland und Schweden, in zweiter England eine formale Handhabe zur Einmiſchung. Rußland und Schweden verſchritten ſofort zu offenen Drohungen, ja zu drohenden Handlungen. Die erſtere Macht rüſtete geräuſchvoll und kündigte das Erſcheinen einer ruſſiſchen Flotte in der Oſtſee an, die zweite ließ ſchon am 9. Mai durch ihren Geſandten in Berlin erklären, ſie werde den Dänen ein Hilfskorps zuſenden, ſammelte Truppen bei Malmö und ſchiffte an 5000 Mann nach der däniſchen Inſel Fühnen herüber.

In Berlin regierten kein großer Kurfürſt und kein großer König, ſondern nur ein ſchwachherziger Romantiker und impotente Märzminiſter. Es wäre daher eine ſchreiende Unbilligkeit geweſen, von ſolchen Kräften zu verlangen, daß ſie die allerdings ſchwierige und gefährlich ausſehende Sachlage bewältigten.

Davon konnte um ſo weniger die Rede ſein, als ja Dänemark, Rußland, Schweden, England und wer ſonſt noch Deutſchland feind war, am höfiſch-chriſtlichen Germanenthum einen eifrigen und mächtigen Verbündeten hatten, welcher den Untergang der ſchleswig-holſteiniſchen „Rebellion“ von ganzem Herzen herbeiwünſchte, obzwar ein näheres Zuſehen ſofort hätte klarmachen müſſen, daß die Sache der Herzogthümer, weit entfernt, eine revolutionäre zu ſein, vielmehr eine durch und durch konſervative war. Es wurde demnach zum Rückzug geblaſen, und maßen Lord Palmerſton begreiflicherweiſe das Erſcheinen einer ruſſiſchen Flotte im Belt und einen langwierigen Kriegstrubel um die Oſtſee herum für mit den engliſchen Intereſſen nicht ſehr verträglich anſehen mußte, ſo verhandelte er eifrig mit dem preußiſchen Geſandten, um Preußen eine nicht gar zu unehrenhafte Rückzugsbaſis gewinnen zu helfen. Der Lord kam endlich mit Herrn von Bunſen überein, daß als Vorausſetzung von Friedensunterhandlungen die Räumung nicht nur Jütlands, ſondern auch Schleswigs von ſeiten der deutſchen Truppen ſtattfinden und als Friedensgrundlage die Abtrennung des ſüdlichen (deutſchen) Schleswigs vom nördlichen (däniſchen) angenommen werden ſollte. Die preußiſche Regierung theilte dieſe Vereinbarung dem damals noch amtenden Bundestage mit und dieſer trat mit etwelcher Verklauſulirung derſelben bei.

Alsbald begann Wrangel ſeinen Rückzug, die Bewohner der deutſchen Bezirke von Nordſchleswig der däniſchen Rache preisgebend. Am 28. Mai ſtand er bereits rückwärts in Flensburg. Weil nun der Starke muthig zurückwich, ging der Schwache frech vor. Die Dänen hatten kaum wahrgenommen, daß und wie der berliner Hof durch ruſſiſche, ja ſogar durch ſchwediſche Drohungen ſich einſchüchtern ließ, als ſie gegen Preußen und Deutſchland in einer ſo übermüthigen, höhniſchen und herausfordernden Manier auftraten, auftreten durften, daß alle Welt mit Händen greifen konnte, die deutſchen Fürſten und

Völker ſeien die gutmüthigſten Menſchen unter dem Himmel und auch die beſten Chriſten, welche getreulich ihres hochgeliebten loyalen Doktor Luthers Lehre befolgten: — „Ein Chriſt iſt ganz und gar Paſſivus, der nur leidet; der Chriſt muß ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, geduldig ſchinden und drücken laſſen.“ Dänemark verwarf die von England zuwege gemachte, von Preußen und dem deutſchen Bund angenommene Unterhandlungsbaſis und ſtellte ſeinerſeits eine auf, deren Annahme von ſeiten Deutſchlands mit dem Aufgeben der Herzogthümer gleichbedeutend geweſen wäre. Noch angeſichts der zur Eider zurückweichenden preußiſchen Armee begannen die derſelben folgenden Dänen in Schleswig gegen die Deutſchen allerhand Brutalitäten, welche freilich unter weniger guten Chriſten und Lutheranern etwas ganz anderes hervorgerufen hätten als die Abſendung einer Klage- und Bittgeſandtſchaft an die Inſaſſen der Schwatzbude von Sankt Paul. Die proviſoriſche Regierung der Herzogthümer benahm ſich in dieſer Kriſis noch jämmerlicher, als ihrer Zuſammenſetzung nach von ihr erwartet werden mußte, was doch viel ſagen will. Nirgends, weder von ſeiten der Regierung, noch von ſeiten des Volkes, auch nur ein ernſtlicher Anlauf, auf die eigene Kraft ſich zu ſtemmen, nicht der Schatten eines Schattens vom „furor teutonicus“. Da waren denn doch die alten Ditmarſen ganz andere Kerle geweſen. Auch die Regierung ſchickte eins ihrer Mitglieder als Bittgeſandten nach Frankfurt. Die Unfähigkeit und Thatkraftloſigkeit gingen bei der Ohnmacht betteln.

Die Art und Weiſe, wie das deutſche Parlament die alſo vor ſein Forum gebrachte ſchleswig-holſteiniſche Sache anfaßte, mußte jedem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdringen, daß aus der Paulskirche nie etwas anderes hervorgehen würde als phraſeologiſcher Dunſt und Tiftel. Was wäre aus Frankreich geworden, wenn 1792—93 in der Manége bei den Tuilerien nicht andere Leute geſeſſen hätten, als 1848—49 in Sankt Paul faßen? Der Parlamentsausſchuß für völkerrechtliche und internationale Verhältniſſe — ſchon in derartigen kanzleiſchnörkelhaften Benamſungen liegt eine ganze Charakteriſtik der Paulskirchelei — brachte auf Anregung der ſchleswig-holſteiniſchen Sendlinge am 3. Juni durch ſeinen Sprecher Dahlmann einen Waſch-mir-den-Pelz-aber-mach'-ihn-nicht-naß-Antrag ein, über welchen dann mit aller Gemüthlichkeit am 8. und 9. Bericht erſtattet und gerednert wurde. So ungeheuer gründlich, daß ſich vor Ungeduld die Balken hätten biegen ſollen. Der Doktrinarismus erging ſich breitſpurigſt und die Kathedrarier waren fürchterlich. Wenn hierbei überhaupt hätte Heiterkeit aufkommen können, müßte es geſchehen ſein, als Herr von Schmerling, derzeit noch Präſident des Bundestags und baldigſt Reichsminiſter, ſeiner „ſittlichen Entrüſtung" über die „zweideutige Diplomatie" im Allgemeinen und über die elende, „ſtrafbare" Weiſe, womit der Bundestag früher die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit behandelt hatte, im Beſonderen von der Rednerbühne herab Ausdruck gab, ſchließlich erklärend, daß er „nur eine Pflicht der Regierungen kenne, die Pflicht, die Intereſſen der Völker mit aller Kraft zu vertheidigen". In der Debatte und Beſchlußfaſſung kam wieder die ganze Zwitterhaftigkeit der deutſchen Bewegung vom Jahre 1848 kläglich zu Tage: — auf der einen Seite der juckende Kitzel, einmal etwas Rechtes oder überhaupt nur etwas zu thun; auf der andern das beelendende Gefühl, nichts zu können, und das noch mehr beelendende, nicht einmal recht wollen zu können. Der deutſche Doktrinarismus verhielt ſich zu der That, wie in Puſchkins „Springquell von Bachtſchißarai" der Eunuch zur Odaliske. Der Antragſteller Dahlmann ſtellte die richtige Prämiſſe auf: „Wenn in der ſchleswig'ſchen Sache nicht geſchieht, was recht iſt, ſo iſt der deutſchen Sache das Haupt abgeſchlagen;" aber eine richtige Schlußfolgerung daraus zu ziehen wagte er nicht, ſondern nur „in alter deutſcher Beſcheidenheit" — („Beſcheidenheit die ſchönſte Zier, doch kommt man weiter ohne ihr"*) — Lendenlahmes zu beantragen. Das lange Gerede nahm dann ein jämmerliches Ende. Herr Waitz hatte den Antrag geſtellt: „Die deutſche Nationalverſammlung anerkennt die ſchleswig'ſche Sache als eine zu ihrer Wirkſamkeit gehörende Angelegenheit deutſcher Nation; ſie beſchließt, daß energiſche Mittel zur Fortführung des Krieges ergriffen werden, und endlich, daß die Genehmigung des abzuſchließenden Friedens der Nationalverſammlung vorbehalten werde." Dieſer von einem höchſt konſervativen Reichsprofeſſor geſtellte Antrag war aber der Mehrheit noch nicht zahm und nichtsſagend genug. Sie nahm daher nur den erſten, den reinphraſenhaften Theil deſſelben an, verwarf jedoch den zweiten, der möglicher Weiſe zur Möglichkeit einer That hätte führen können, mit nicht weniger als 275 gegen 200 Stimmen. Die Leiter der Majorität wußten natürlich ſehr wohl, daß der berliner Hof den Scheinkrieg in den Herzogthümern nur begonnen hatte, um, wildenbruchiſch zu ſprechen, dieſelben „ihrem König-Herzog zu erhalten". Mit dieſem Beſchluſſe gab das Parlament die ſchleswig-holſteiniſche Sache auf und ſtellte dieſelbe der Willkür des Zufalls, d. h. der potsdämiſchen Staatsromantik anheim.

Dieſe erhielt in dem Miniſterium Hanſemann-Auerswald, welches zu Ende Juni's aufkam, ein noch gefügigeres Rückwärtserei-Werkzeug, als ſie in dem abgetretenen Miniſterium Kamphauſen beſeſſen hatte, und zögerte demzufolge nicht lange mehr, dem „revolutionären Skandal" in den Elbherzogthümern zu Gunſten des Dänenkönigs ein Ende zu bereiten. Hatte doch dieſes „Skandal" inzwiſchen Miene gemacht, ſich auf eigene Füße zu ſtellen und in einer Weiſe vorzugehen, welche deutlich genug zeigte, daß, falls die proviſoriſche Regierung ſattſam Verſtand und Willen gehabt hätte, die Kräfte der Herzogthümer flüſſig zu machen und zu verwenden, die Schleswig-Holſteiner der däniſchen Macht wohl hätten die Stange halten können. Am 7. Juni geſchah unter Führung des aus Baiern gekommenen

Majors von der Tann die glänzendſte deutſche Waffenthat des Feldzugs. Der tann'ſche Freiharſt überfiel bei Hoptrup ein fünffach ſtärkeres däniſches Linientruppenkorps und warf daſſelbe in paniſchen Schrecken und in die Flucht. Zweiundzwanzig Tage ſpäter fochten auch die ſchleswig-holſteiniſchen Regulären bei Hadersleben tapfer und glücklich und zwangen die Dänen zum Rückzug nach Jütland.

Der deutſche Angriff auf Hadersleben hing aber mit den diplomatiſchen Verhandlungen ſo zuſammen. Lord Palmerſton fand die Anweſenheit eines von dem Großfürſten Konſtantin befehligten ruſſiſchen Geſchwaders auf der Rhede von Kopenhagen ſehr unbequem. Als der Großfürſt gar noch allzu deutlich merken ließ, daß es ihn heftig gelüſtete, ſich mit ſeinen Schiffen des prächtigen Hafens von Kiel zu bemächtigen, mußte ihm der engliſche Geſandte in Kopenhagen erklären, England betrachte jede Berührung ſchleswig-holſteiniſchen Gebiets durch die Ruſſen als einen Kriegsfall. Derſelbe Geſandte gab dann bei der däniſchen Regierung die Erklärung ab, daß England in Feſthaltung der von ihm aufgeſtellten Unterhandlungsbaſis die Räumung Schleswigs ſeitens der Dänen fordere. Zur gleichen Zeit drückte die engliſche Diplomatie auch in Berlin die Anſicht durch, man müßte, um die Dänen zum Frieden geneigt zu machen, denſelben wieder etwas Ernſt zeigen und demnach Schleswig abermals von ihnen ſäubern. Das zu thun, erhielt hierauf der inzwiſchen unthätig bei Flensburg geſtandene preußiſche Marſchall Befehl. Er ſetzte ſich nordwärts in Bewegung, ſchickte die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen voran und dieſe ſchlugen, wie gemeldet, die Dänen bei Hadersleben am 29. Juni. Das in alledem offenkundig gewordene zeitweilige Herüberneigen Englands auf die deutſche Seite mußte denn doch die Freunde und Freundinnen des Dänenkönigs am Hofe von Potsdam mahnen, ihre widerſchleswig-holſteiniſchen Antipathien etwas hintanzuhalten. Auch das Miniſterium Hanſemann fühlte das Mißliche, ſeine Laufbahn mit einem augenſcheinlichen Verrath an Deutſchland zu beginnen. Der Starke, obzwar unmuthig, that ſogar ſo, als wollte er wieder einen Schritt vorwärts thun und wirklich und wahrhaftig die deutſche Nation zur Behauptung ihrer Ehre und Würde aufrufen. Das war aber, wie bald klar werden ſollte, ein richtiges „Man-ſo-thun“.

6.

Zugleich mit dem Befehl an Wrangel, wieder nordwärts vorzugehen, hatte das berliner Kabinett den Grafen Pourtalès nach Schweden geſandt mit Vorſchlägen zu Unterhandlungen, auf welche der ſtockholmer Hof bereitwillig einging, da er gar wohl wußte, daß alle nicht bloß phantaſirenden, ſondern auch denkenden Bewohner des armen Landes der Betheiligung an einem koſtſpieligen, im Intereſſe des Phantaſiebildes eines Groß-ſkandinaviens zu unternehmenden Kriegsabenteuer entſchieden abgeneigt waren. Preußens Vorſchläge trugen überdies ſo ſehr die Färbung der „alten deutſchen Beſcheidenheit“, daß Schweden ſeine Zuſtimmung unſchwer geben konnte. Mit dieſer Zuſtimmung begab ſich Herr von Pourtalès von Malmö zum Marſchall Wrangel, um dieſen ſeitens der preußiſchen Regierung aufzufordern, mit den Dänen über einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln. Der Marſchall, welchen das ewige „Vorwärts!“ nein, „Rückwärts“, wieder „Vorwärts“ und abermals „Rückwärts!“ ſehr unwirſch gemacht haben mußte, kam dieſer Aufforderung übellaunig nach und demnach wurden zu Bellevue bei Kolding Unterhandlungen eröffnet, während gleichzeitig auch zu Malmö und London unterhandelt ward. Es ſprach in dieſem Wirrſal von diplomatiſchem Krimskrams alles und jedes mit, ausgenommen die Ehre Deutſchlands, welches ideologiſche Ding man ſelbſtverſtändlich nicht zu Worte kommen ließ.

Am 19. Juli hatte man zu Bellevue einen vorläufigen Entwurf zum Waffenſtillſtandsſchluß vereinbart. Jetzt machte aber Preußen die Schwenkung, zu erklären, mit der Einſetzung der deutſchen Reichsverweſung ſei ſein vom Bundestag ausgeſtelltes Mandat, die deutſche Sache in den Herzogthümern zu führen, erloſchen und folglich könne der Waffenſtillſtand nur mit Genehmigung des Reichsverweſers zum wirklichen Abſchluſſe kommen. Es bedarf keiner eingehenden Erörterung, daß dieſer preußiſche Schachzug in einer Stunde gethan wurde, allwo in der potsdamer Staatsromantik gerade wieder momentan jene Märzſtimmung obenauf war, welche das Aufgehen Preußens in Deutſchland proklamirt hatte. Natürlich war am Tage darauf dieſe Stimmung ſchon wieder umgeſtimmt. Die Feinde Deutſchlands wußten auch recht gut, was von ſolchen heroiſchen Anläufen der preußiſchen Diplomatie zu halten ſei, und richteten nach dieſem ihrem Wiſſen ihr Handeln ein.

Dänemark gab ſofort die Erklärung ab, auf den Vorbehalt einer Genehmigung oder Verwerfung des Waffenſtillſtands durch den Reichsverweſer ließe es ſich gar nicht ein. Schweden blies in daſſelbe Horn, ſagend, es hätte ſeine Vermittelung in der Sache nur Preußen angeboten, nur mit dieſem ſei unterhandelt worden, nur mit dieſem wäre ein Abſchluß möglich. Schlimmer war, daß Lord Palmerſton zur Abwechſelung den engliſchen Spieß wieder einmal gegen Deutſchland drehte, indem er am 25. Juli in Berlin erklären ließ, England würde ſich jeder weiteren Vermittelungsthätigkeit enthalten und von den Verhandlungen ganz zurückziehen, ſo Preußen neue Weiterungen machte und die ganze Angelegenheit nicht beförderlich zu einem befriedigenden Abſchluſſe brächte. Sogar der zeitige Diktator der franzöſiſchen Pſeudorepublik, Holzkopf Cavaignac, fand ſich bemüſſigt, in Berlin andeuten zu laſſen, daß Frankreich ſich veranlaßt ſehen könnte, für ſeinen alten Alliirten Dänemark einzutreten.

Und ſiehe, es reſidirte kein großer Fritz in Sansſouci, ſondern Friedrich Wilhelm der Vierte.

Das preußiſche Kabinett begehrte vom Reichsverweſer die Vollmacht, einen Waffenſtillſtand mit Dänemark abzuſchließen. Der Reichsverweſer gab dieſe Vollmacht, jedoch mit der Klauſel, daß während des Waffenſtillſtands in den Herzogthümern die von der proviſoriſchen Regierung ausgegangenen Geſetze und Verordnungen in Kraft bleiben ſollten. Mit dieſer Vollmacht verſehen, reiſ'te der preußiſche General von Below am 12. Auguſt von Berlin nach Malmö, um den Waffenſtillſtand abzuſchließen. Die deutſche Reichsverweſung ſchickte, weil ſie doch auch ſo zu ſagen mitdabeiſein wollte, ihrerſeits den Unterſtaatsſekretär Max von Gagern nach Malmö; allein derſelbe kam nicht weiter als bis Rendsburg, wo er ſattſam Zeit hatte, über die Bedeutung eines Unterſtaatsſekretärs der deutſchen Centralgewalt nachzudenken. Der Genieſtreich, welchen Herr Heinrich von Gagern mit ſeinem „kühnen Griff" gemacht hatte, einen öſtreichiſchen Erzherzog zum Reichsverweſer zu greifen, zeigte ſich überhaupt im ganzen Verlaufe der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit in ſeinem Vollglanze. Der öſtreichiſche Reichsverweſer beſaß nicht guten Willen und Einfluß genug, um die wiener Regierung zu vermögen, in dieſer Sache wenigſtens einigen Anſtand zu beobachten. Während Deutſchland mit Dänemark Krieg führte und die Dänen deutſche Schiffe kaperten, blieb die öſtreichiſche Regierung mit Dänemark in freundſchaftlichen Beziehungen und hatte nicht einmal ſo viel Schicklichkeitsgefühl, ihren Geſandten aus Kopenhagen abzurufen oder dem däniſchen Geſandten in Wien ſeine Päſſe zu geben. Selbſtverſtändlich weigerte ſich auch Oeſtreich, ſein bundesgeſetzliches Truppenkontingent zu ſtellen, als die Reichsverweſung ſich den ephemeren Anſchein gab, einen deutſchen „Reichskrieg" gegen Dänemark und deſſen Verbündete führen zu wollen.

Bei den Unterhandlungen in Malmö ſtellte ſich zuvörderſt heraus, daß Preußen und Deutſchland, welchem Oeſtreich jede Hilfe verſagte, allein ſtehen würden, falls der Krieg ſeinen Fortgang haben ſollte. Rußland und Schweden hatten in dieſem Falle den Dänen thatſächliche Hilfeleiſtung beſtimmt zugeſichert. England und Frankreich ihrerſeits hatten wenigſtens eine drohend widerdeutſche Haltung angenommen. Preußen war daher, ſoviel iſt gewiß, zu Malmö nicht auf Roſen gebettet.

Und ſiehe, es reſidirte in Sansſouci kein großer Fritz, ſondern Friedrich Wilhelm der Vierte.

Demnach wich der Starke muthig zurück, immer weiter zurück. Das ſchwache Dänemark blies die Backen auf und diktirte die Waffenſtillſtandsbedingungen, die von allem, was Preußen und Deutſchland früher gefordert hatten, ſo ziemlich das Gegentheil waren. Von dem Vorbehalt einer Ratifikation des Waffenſtillſtands durch den Reichsverweſer wollten die Dänen nichts wiſſen und die Preußen gaben auch hierin nach. Am 26. Auguſt kam der Abſchluß zuſtande. Der Waffenſtillſtand ſollte 7 Monate währen, alſo gerade für eine Zeit, in welcher die Dänen mit ihrer Flotte wenig oder nichts ausrichten konnten. Kraft der übrigen Bedingungen wurden in der That „die Herzogthümer ihrem König-Herzog erhalten“ und konnte ſich demnach der berliner Hof über ſeine in Malmö geſpielte Rolle damit tröſten, daß er ja daſelbſt erreicht habe, was er von Anfang an gewollt. Alle ſeit dem 17. März durch die proviſoriſche Regierung erlaſſenen Geſetze und Verordnungen ſollten null und nichtig ſein und dieſe Regierung ſelbſt einer andern Platz machen, welche für die Dauer des Waffenſtillſtands durch Dänemark und Preußen gemeinſam aus Eingeborenen beſtellt und von dem Grafen Karl von Moltke, welcher Herr mit dem Herrn von Scheel-Pleſſen um die Palme des Verhaßtſeins in den Herzogthümern ſtritt, präſidirt ſein ſollte. Die Inſel Alſen ſollte von den Dänen, ein Theil Holſteins von deutſchen

Truppen beſetzt gehalten werden. Alle Schleswiger müßten ſofort aus der ſchleswig-holſteiniſchen Armee ausſcheiden.

Da man mit einigem Grund beſorgt hatte, die zur Zeit in Kiel tagende, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene ſchleswig-holſteiniſche „Landesverſammlung“ könnte der Annahme und Durchführung des Waffenſtillſtandes Schwierigkeiten bereiten oder wohl gar die ſchmähliche Machenſchaft ganz verwerfen, ſo hatte man mittels einer preußiſchen Intrike, zu deren Durchführung der Herr „Reichsminiſter“ Heckſcher ſich hergab, dieſes Hinderniß aus dem Wege geräumt. Er beauftragte den in Rendsburg unterſtaatsſekretärliche Maulaffen feilhabenden Herrn Max von Gagern, der ſchleswig-holſteiniſchen Regierung verzuplauſchen, es ſei höchſt räthlich, für die Landesverſammlung eine „kurze“ Vertagung eintreten zu laſſen, weil „die Beſchlüſſe derſelben möglicher Weiſe den Stand der Dinge, wie er bei der Einleitung der Unterhandlungen (in Malmö) vorliege, leicht ändern könnten“. Von der proviſoriſchen Regierung konnte man, ſo, wie ſie war, erwarten, daß ſie bereitwillig auf dieſen Schwindel eingehen würde. Sie empfahl, gegen den Einſpruch Olshauſens, der Landesverſammlung, ſich zu vertagen, worauf der Genannte aus der Regierung austrat mit der Erklärung: „Meine Rolle hier iſt ausgeſpielt. Die Akte, welche jetzt zu unterzeichnen ſind, werden meinen Grundſätzen zuwiderlaufen und dem Lande zum Unſegen ſein.“ Auch ſo ein ſteifnackiger „Prinzipnarr“, wie unſere Zeit ſie nicht brauchen kann. Spricht von „Grundſätzen“ und handelt ſogar darnach; weg mit ihm! Die ſchleswig-holſteiniſche Landesverſammlung, welche keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe ſtand, ließ ſich durch die jämmerliche Regierung mitverjämmerlichen. Sie beſchloß ihre Vertagung: das Land war glücklich mundtodt gemacht.

7.

Am 1. September ging eine erſte Sage vom Abſchluß und Inhalt des malmöer Waffenſtillſtands in der Paulskirche um. Beſtimmtes wollte auch das „Reichsminiſterium“ noch nicht wiſſen. In der Stadt Frankfurt und ihrer Nachbarſchaft regten die Gerüchte von der „Schmach von Malmö“ die Maſſen beträchtlich auf. Der Volksinſtinkt fühlte ganz richtig, daß damit „der deutſchen Sache das Haupt abgeſchlagen ſei“. Leider hat es der mit Recht empörte Maſſeninſtinkt zu weiter nichts gebracht als zu einer ungeheuren Dummheit. Die guten Deutſchen werden im Revolutionmachen allzeit wahre Bönhaſen ſein. Sie können es in dieſem Geſchäfte allenfalls nur zu etwas bringen, wenn ein König ſie dazu und dabei kommandirt. Das Jahr 1866 hat hierfür den Beweis beigebracht.

Wenn jemals etwas geeignet war, eine ganze Nation wie einen Mann aufſpringen zu machen, um mit dem Schwerte, mit dem Dreſchflegel, mit dem Meſſer in der Fauſt Proteſt einzulegen, ſo war es das ſchmachvolle Preisgeben der Schleswig-Holſteiner durch den malmöer Waffenſtillſtandsſchluß. Hunderttauſende, ja wohl Millionen von deutſchen Sängerkehlen hatten ſeit Jahren das „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ — hergeleiert, jetzt aber, wo es einmal ſtatt des Geleiers und Toaſtſchoppenſtechens einer That, einer Anſtrengung, eines Opfers bedurfte, da blieben die ſingenden und ſchoppenſtechenden Hunderttauſende und Millionen deutſchgemüthlich zu Hauſe und gebar der kreiſende Berg des nationalen Zornes nur eine garſtige Maus: den frankfurter Septemberputſch, deſſen ſpottwohlfeile Niederwerfung der Rückwärtſerei auch den Muth gab, alles energiſche Handeln der ſchleswig-holſteiniſchen Landesverſammlung und Bevölkerung, wozu ſich dieſelben auf die erſte Kunde von den Waffenſtillſtandsbedingungen ermannen zu wollen ſchienen, zu verhindern und vereiteln. Deutſchland hat durch ſeine bei dieſer Gelegenheit gezeigte Haltung, d. h. Nichthaltung die Richtigkeit des Erfahrungsſatzes, daß alle Civiliſation etwas Entnervendes habe, auf's neue erwieſen. Hat ſie es vollends zu einer gewiſſen Verallgemeinerung des Nationalwohlſtandes gebracht, ſo wird ſie in der Regel identiſch mit Verphiliſterung. Damit ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß die Deutſchen „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung“ nicht tapfer für Schleswig-Holſtein eingeſtanden wären. Aber die hohe obrigkeitliche Bewilligung wurde verſagt und folglich ſteckte Germania die Schandepiſtel von Malmö treuunterthänigſt an den Spiegel.

Was die Mehrheit in der Paulskirche anging, ſo führte ſie ſich bei dieſem Anlaß gerade ſo auf, wie jeder Nichtvertrauensduſeler von ihr erwarten mußte. Erſt am 4. September theilte der Herr Reichsminiſter Heckſcher den Inhalt des Waffenſtillſtandinſtruments dem Parlament amtlich mit, wobei er die Bemerkung herauswürgen mußte, „die Bedingungen wichen allerdings weſentlich von denen ab, unter welchen Preußen von der Centralgewalt Vollmacht zum Abſchluß erhalten hätte“. Da nun die Reichsverweſung nur im Einvernehmen mit der Nationalverſammlung über Krieg und Frieden entſcheiden könne, ſo bringe ſie die Sache vor das Parlament. Am folgenden Tage fand die bezügliche Debatte ſtatt. Dahlmann, als Berichterſtatter der Mehrheit des völkerrechtlichen Ausſchuſſes, erlebte an dieſem 5. September den höchſten Ehrentag ſeines Lebens. Obzwar ein ſchlechter Redner, fand er doch ergreifende Bruſttöne, um der Verſammlung den Antrag: „Die Siſtirung der zur Ausführung des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtands erforderlichen militäriſchen und ſonſtigen Maßregeln zu beſchließen“ — zur Annahme zu empfehlen. „Dürfen wir — ſchloß er — unſer eigenes Fleiſch und Blut verrathen, unſere deutſchen Mitbürger dem Untergang überliefern? Wahren Sie die Einheit Deutſchlands, ſie iſt gefährdet! Dieſe Einheit ſoll durch den Waffenſtillſtand zerſetzt und zerbrochen werden. Beugen Sie ſich, Sie werden ihr ehemals ſtolzes Haupt nimmer wieder erheben!“ Der Herr von Schmerling drohte im Falle der Annahme des Antrags mit dem Rücktritte des Reichsminiſteriums, als ob das wunder was für ein Unglück geweſen wäre. Mit beſonderer Beeiferung ſprach gegen den dahlmann'ſchen Antrag und für den Waffenſtillſtand Herr Baſſermann, in innigſtem Seelenbunde mit den Herren von Radowitz und Lichnowsky, welcher letztere zu jener Zeit neben verſchiedenen anderen Staats-, Herzens- und Schuldenaktionen in Gemeinſchaft mit der vielgeliebten Herzogin von Sagan das Projekt einer Theilung Deutſchlands zwiſchen Oeſtreich und Preußen mit dem Main als Theilungslinie betrieb, ein Projekt, an welchem auch die Hände von Damen gearbeitet haben ſollen, deren eine in der wiener Hofburg ſchaltete, deren andere im potsdamer Schloſſe waltete. In Wien hat man es aber bei der Einfädelung bewenden laſſen, als man merkte, daß man auf einem weit bequemeren Wege dahin gelangen könnte, die Oberherrlichkeit über Deutſchland, Preußen inbegriffen, wieder zu erlangen, wie man ſie zur guten alten metternichtigen Zeit beſeſſen hatte. Mit andern Worten, man merkte drunten an der Donau, daß droben an der Spree nicht einmal ein kleiner, geſchweige ein großer Fritz regierte, ſondern Friedrich Wilhelm der Vierte romantiſirte . . . . .

Dahlmanns Antrag ging mit einer kleinen Mehrheit durch (mit 238 gegen 221 Stimmen), worüber im erſten Augenblick in der frankfurter Chriſten- und wahrſcheinlich auch Judenheit ein großer Jubel losbrach. Beiden mitſammen ſtiegen aber ſofort große Bedenken auf, maßen die „Werthpapierche“ in ihren feuerfeſten Schränken vor Angſt zu kniſtern begannen. Unmittelbar nach der heroiſchen Beſchlußfaſſung hatte man das ſtolze Gefühl: Ja, wir Deutſche laſſen uns nicht im Bart kratzen, von der ganzen Welt nicht! Aber das hielt gar nicht lange vor. Ein ganzes Heer von bedenklichen „Wenn“ und bedrohlichen „Aber“

warf ſich auf die heldiſchen Fühleriche und trieb das ganze Wortheldenthum in die Flucht.

Den armen Dahlmann trifft der gerechte Tadel, etwas angefangen zu haben, was er nicht durchzuführen vermochte, ja nicht einmal durchführen wollte. Der Gute hatte ſich wohl in der Hoffnung gewiegt, daß mittels einer Wortſchlacht alles abzumachen ſein würde. Als aber ſtatt der blaſſen Phraſe die robuſte That an ihn herantrat und zu ihm ſagte: Du haſt um mich gefreit; nun wohl, da bin ich, heirate mich! da entſetzte ſich der Kathedrarier und begann zu ſchlottern und zu ſtottern: So war es nicht gemeint.

Das Miniſterium Schmerling-Heckſcher bot noch am Abend des 5. Septembers dem Reichsverweſer ſeinen Amtsaustritt an, welcher angenommen wurde. Der Erzherzog, unſchwer vorausſehend, was bei dieſer parlamentariſchen Komödie herauskommen würde, beauftragte ganz korrekt konſtitutionell Herrn Dahlmann mit der Bildung eines neuen Reichsminiſteriums. Wäre nun wirklich das Reichsprofeſſorenthum, welches ja in Dahlmann gipfelte, ſo „ſtaatsmänniſch" geweſen, wie zu ſein es ſich rühmte, ſo mußte es jetzt, wenn irgendeinmal, ſeine Staatsmänniſchkeit herauskehren. Die „rohe" Linke hatte doch wohl nicht ſo unrecht, wenn ſie durch den Mund von Karl Vogt am 7. September die Anſicht ausſprach, Dahlmann, welcher ja das Reichsminiſterium geſtürzt hatte und die Verwerfung des Waffenſtillſtands wollte, müßte auf alle Fälle das Miniſterium übernehmen, und wäre es für noch ſo kurze Zeit, um als Reichsminiſter den aus den Herzogthümern abziehenden deutſchen Truppen Halt zu gebieten und alſo die Ausführung des Waffenſtillſtandes thatſächlich zu hindern. Selbſtverſtändlich hätte die Logik der Sachlage Herrn Dahlmann gezwungen, die Mitglieder ſeines Miniſteriums aus den Reihen der Linken zu nehmen, welche ihn ja am 5. September ſiegen gemacht hatte.

Allein damit war der Kernpunkt der ganzen Frage bloßgelegt, der Kernpunkt, vor deſſen bloßer Berührung ſchon alle die Herren „Staatsmänner“ zurückſchauderten. Wollte man im Sinne des Beſchluſſes vom 5. September vorgehen, den Waffenſtillſtand verwerfen und ein demokratiſches Reichsminiſterium ſchaffen, ſo mußte man alles wagen, um alles zu gewinnen. Man mußte nicht nur Konvent ſpielen, man mußte Konvent ſein. Man mußte Deutſchland in ein Heerlager verwandeln, Armeen aus dem Boden ſtampfen und im Nothfalle gegen halb Europa „Krieg bis auf's Meſſer!“ nicht nur erklären, ſondern auch führen. Konnte man das alles? Vielleicht, wenn mit äußerſter Geſchicklichkeit und äußerſter Energie zugleich gehandelt worden wäre. In den Maſſen war damals noch unendlich viel mehr guter Wille vorhanden als im Frühling des folgenden Jahres, wo längſt erkannt worden, aus welcher Sorte von „Staatsmännern“ die Mehrheit der „ſouveränen“ Nationalverſammlung beſtand und daß die Paulskirche, der Grandezza ihres parlamentariſchen Apparats ungeachtet, nichts als eine ordinäre Schwatz- und Klatſchbude.

Eine Politik großer Entſchlüſſe und Wagniſſe einem „Buch in Hoſen“ anzuſinnen war jedoch thöricht. Das arme Buch, betitelt „Dahlmanns Politik“, blätterte ſich etliche Tage lang in tauſend Unſchlüſſigkeiten und Nöthen zwiſchen der Rechten und der Linken hin und her und gab dann am 11. September ſein Mandat dem Reichsverweſer zurück.

Derweil hatte der berliner Hof in London, Petersburg und Kopenhagen alle ſeine diplomatiſchen Muſkeln angeſtrengt, um einige der verletzendſten Bedingungen aus dem Waffenſtillſtandsentwurf herauszukriegen. Dabei ſtellte er ſich an, zu glauben, daß die Herren „Staatsmänner“ in Frankfurt wirklich ſo viel Mannheit aufzuwenden hätten, verzweifelte Entſchlüſſe zu faſſen, und gab dem Czar und Lord Palmerſton zu bedenken, was für ein unberechenbares Ding die revolutionär entfeſſelte deutſche Nationalkraft werden könnte. Sintemalen nun der Deutſchendaß an der Newa, an der Themſe und am Sund durch das Nachgeben Preußens und der deutſchen Reichsverweſung vorderhand ſattſam befriedigt war, konnte das preußiſche Miniſterium am 11. September nach Frankfurt berichten, Dänemark verzichte darauf, den Herrn Grafen Karl Moltke als Regierungspräſidenten in den Herzogthümern zu inſtalliren, und wolle ſich auch herbeilaſſen, über andere für Schleswig-Holſtein und Deutſchland beſonders herbe Bedingungen des Waffenſtillſtands weiter zu unterhandeln. Wind und Worte, natürlich, nichts weiter; aber ſie reichten aus, die paulskirchliche Mehrheit zur Minderheit zu machen. Die meiſten „Staatsmänner“ waren ganz unbeſchreiblich froh, an den Strohhalm der erwähnten Scheinkonceſſionen ſich anklammern zu können. Doch konnten ſich wohl ſelbſt auf den Bänken der Rechten ſitzende Ehrenmänner eines Achſelzuckens der Verachtung nicht enthalten, als ſie mitanſehen mußten, wie Vertreter Schleswig-Holſteins ſich beeiferten, ihr Heimatland wiederum den Dänen zu überliefern; denn nicht begreifen, daß der Sinn des Waffenſtillſtands kein anderer war, hätte ja polizeiwidrig naiv ſein geheißen. Die Herren Franke, Droyſen, Michelſen und Neergaard brachten alſo am 14. September den Antrag ein, die Nationalverſammlung wolle beſchließen, die Vollziehung des Waffenſtillſtandes nicht länger zu hindern. Damit ſtimmte ſachlich ein Antrag überein, welchen die Mehrheit des völkerrechtlichen Ausſchuſſes eingebracht, während die Minderheit dieſes Ausſchuſſes beantragt hatte, an der Verwerfung des Waffenſtillſtandes feſtzuhalten und die Centralgewalt aufzufordern, die zur Fortſetzung des Krieges nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, ſofern Dänemark keine Neigung zeigen ſollte, ſogleich mit derſelben in Friedensunterhandlungen einzutreten.

Das Wortgefecht über dieſe Anträge wüthete drei volle Tage. Es kamen dabei die rarſten Staatsmänniſchkeiten vor, z. B. dieſe, daß einer der angeſehenſten Reichsprofeſſoren für den Minderheitsantrag rednerte und ſodann dagegen ſtimmte. Im Uebrigen wurde nicht nur viel, ſondern auch gut geredet, für und wider. Mit größerer Feinheit, als man ihm gewöhnlich zutraute, ſpielte Vogt darauf an, daß ſich Preußen durch ſein Verhalten in der obſchwebenden Sache nicht gerade ein glänzendes Zeugniß für ſeine Befähigung zur deutſchen Kaiſerſchaft ausgeſtellt habe. Derſelbe Redner traf auch den Nerv der ganzen Situation, indem er offen und ehrlich ausſprach, daß die Verſammlung, ſo ſie mehr thun wollte als ſchwatzen, zum Konvent ſich wandeln, die nationale Leidenſchaft aufrufen und die Volkskraft entfeſſeln müßte. Je wahrer und richtiger dies war, um ſo mehr erſchauderten die Schwatzweiber davor und dieſe bildeten in Sankt Paul die Mehrheit. Zahlreiche „Bücher in Hoſen“ vollends geriethen in ſtille Wuth oder brachen in laute aus über das Unerhörte, Unerfaßbare, daß ein Profeſſor — deſſen Profeſſorthum freilich unter der Schädeldecke ſtatt im Podex ſaß — ſo „frevelhaft deſtruktive Tendenzen“ nicht nur hätte, ſondern auch ausſpräche. Wollte man den Unterſchied zwiſchen einer bloß auf Einbildung und Selbſtüberſchätzung beruhender „Staatsmanniſchkeit“ und einem wirklich und wahrhaft ſtaatsmänniſchem Talent recht greifbar merken, ſo mußte man hören, wie am 16. September Herr von Vincke und Robert Blum ſprachen. Die Rede des erſteren war nur eine Skandalhochzeit des preußiſch-ſtaatsjunkerlichen Dünkels mit der ſchwachmattiſchen Rabuliſterei. Blum erreichte an dieſem Tage den Zenithpunkt ſeiner Bedeutung als Politiker und Redner. Er hat nie weiſer und nie beſſer geſprochen. Seine Beweisführung mußte überzeugen, wenn eben in Plattſchädel und Mattherzen die Beweisgründe der Mannhaftigkeit und nationalen Ehrgefühls überhaupt Eingang finden könnten. Meiſterhaft insbeſondere war Blums Ausführung, daß die Parlamentsmehrheit, falls ſie es mit ihrem Beſtreben, die Revolution zu ſchließen, ernſt nähme, den Waffenſtillſtand verwerfen müßte, weil ja die Hinnahme der Schmach deſſelben zweifelsohne ein neues revolutionäres Ferment abgeben würde. Seltſam traf es ſich, daß Blum auf der Rednerbühne abgelöſ't wurde durch den Fürſten Lichnowsky, welcher ſelbſtverſtändlich „mit Aufopferung ſeiner beſſeren Ueberzeugung“ für den Waffenſtillſtand ſprach, aber ernſter und gemeſſener, als er ſonſt that. Es war unmöglich, charakteriſtiſchere Typen des Gegenſatzes von Volksthum und Junkerthum zu finden als Blum und Lichnowsky. In Figur, Haltung, Gebaren, Anſchauungs-, Denk- und Redeweiſe verkörperten ſie dieſen Gegenſatz in ſeiner ſchärfſten Zuſpitzung. Und Beiden ſtand ein tragiſcher Ausgang ſo nahe! Dem einen war es beſtimmt, vom vornehmen, dem andern, vom gemeinen Pöbel gemordet zu werden.... Von ſeiten der Linken haben am 16. September noch Löwe und Ludwig Simon beſonders nachdruckſam und beredt die Argumente des geſunden Menſchenverſtandes und der patriotiſchen Pflicht gegen die Genehmigung der Schmach von Malmö ins Treffen geführt. Umſonſt. Angſtphiliſtäa war obenauf. Mit 285 gegen 237 Stimmen wurde der Antrag der Ausſchußminderheit verworfen und mit 257 gegen 236 der Antrag von Franke, Droyſen und Konſorten angenommen. Die deutſchen Liedertafeln konnten jetzt ſingen: „Schleswig-Holſtein dänenumſchlungen“.

8.

Abends 8 Uhr war die Abſtimmung zu Ende und dieſe Stunde markirte in Wahrheit und Wirklichkeit zugleich auch das Ende des erſten Parlaments deutſcher Nation.

Mit Rieſenbuchſtaben hat ſich dieſe Verſammlung am 16. September von 1848 ein Armuths- nicht nur, ſondern geradezu ein Nichtigkeitszeugniß ausgeſtellt. Kein denkender Menſch erwartete von dieſem Tag an noch etwas von ihr. Das Parlament war jetzt ſchlechterdings nur noch ein Plapperment. Das Geplapper und Geplauder ging zwar in der Paulskirche noch viele Monate lang weiter, aber es diente nur dazu, die unendliche Makulatur der ſtenographiſchen Protokolle aufzuhäufen.

Die Linke mußte nach dem Beſchluß vom 16. September ſofort in Maſſe austreten, ſo ſie die Mitſchuld des zweckloſen Weiterſchwatzens und des mark- und machtloſen parlamentariſchen Weiterſchwindelns nicht auf ſich laden wollte. Sie trat nicht aus, ſie zog es vor, mit weiter zu ſchwatzen in der Schwatzbude, und darum war es nur ein gerechter, obzwar grauſamer Spott der Nemeſis, wenn gerade 9 Monate ſpäter die Linkſer brutal weggewiſcht wurden von der politiſchen Bühne, ſang- und klang- und klaglos weggewiſcht.

Vorausgeſetzt, die Deutſchen wären Revolutionskünſtler, was ſie nicht ſind, und vorausgeſetzt ferner, Frankfurt wäre eine große Stadt geweſen, ſo würde mit der Entrüſtung des Volkes über eine „ſouveräne Nationalverſammlung“, welche am 16. September Schleswig-Holſtein, Deutſchland und ſich ſelber aufgegeben hatte, viel zu machen geweſen ſein. Es ging doch durch ganz Südweſtdeutſchland eine tüchtige Zornregung und bot namentlich die Jugend, die jüngeren Altersſtufen der Bürgerwehren inbegriffen, ein gutes und williges Thatmaterial. Sicher iſt, wenn das Parlament einmüthig die ſchwarzrothgoldene Fahne aufgepflanzt hätte, ſo war ein gewaltiger nationaler Aufſchwung dazumal noch möglich. Allein alle dieſe Vorausſetzungen blieben Vorausſetzungen. Es fehlte den aufgeregten Maſſen ein leitender Gedanke und ein organiſirender Kopf. Man wollte losſchlagen, losſchlagen gegen die „verrätheriſche“ Parlamentsmehrheit und gegen die Rückwärtſerei überhaupt, welche nirgends zu ſehen der gute Doktor Eiſenmann, einer der unfreiwilligen Komiker der Paulskirche, in ſeinem ſtupenden, um nicht zu ſagen ſtupiden Vertrauensduſel behauptet hatte. Aber wofür wollte man losſchlagen? Wie? Wo? Wann? Womit? Ein ſuperlativiſcher Losſchläger, was doch wohl der athletiſche Rothbartmann Germain Metternich aus Mainz geweſen iſt, beantwortete dieſe wohlberechtigten Fragen damit, daß er von ſeinem allerdings bewunderungswürdig muſkulöſen Arme Rock- und Hemdärmel ſtreifte, ſagend: „Die Zeit des Schwatzens iſt vorbei; unſere Arme müſſen die Freiheit und das Vaterland retten“. Arme Freiheit! Armes Vaterland!

Wie ſich die Linke des Parlaments zu dem vorausſichtlichen Putſch ſtellte, war ohne Widerrede ganz kläglich anzuſehen und lieferte einen traurigen Beweis mehr für die Richtigkeit des Satzes, daß der Parlamentarismus auch auf tüchtige Naturen eine demoraliſirende Wirkung übe. Die parlamentariſche Demokratie von Sankt Paul eiertanzte mühſäligſt auf der ſchmalen Gränzlinie zwiſchen Geſetzlichkeit und Ungeſetzlichkeit. Die Putſcheriche wollten daher auch nichts von dieſen „Bourgeois“ wiſſen, — eine geſchichtlich ſehr beachtenswerthe Thatſache. Nicht etwa darum, weil dieſelbe die von der Rechten des Parlaments auf die Linke geworfene Bezichtigung, daß die letztere mit den „Rothen“ zur Herbeiführung des Putſches konſpirirt hätte, von vornherein entkräftete; ſondern vielmehr deßhalb, weil jetzt zum erſten mal im „tollen“ Jahr auf deutſchem Boden mit voller Beſtimmtheit und Offenheit die Narrethei ſich breitmachte, nur im Proletariat und durch das Proletariat ſei Heil zu ſuchen und zu ſchaffen. Als ob nicht die ganze Weltgeſchichte eine nie unterbrochene Kette von Beweiſen wäre, daß niemals irgendein erklecklicher, geſchweige vollends ein nachhaltiger Vorſchritt der menſchlichen Geſellſchaft vor ſich gegangen ohne Mitdabeiſein und Mitthun der beſitzenden Klaſſen.

Es iſt ja auch gar nicht anders möglich. Denn der Beſitz repräſentirt nicht allein das Geldkapital, ſondern auch das Kulturkapital. Ein armes Volk iſt ſtets zugleich ein mehr oder weniger barbariſches. Der Reichthum muß ein Civiliſator ſein, mag er wollen oder nicht. Das Reichſein aller iſt aber der kindiſche Traum wohlmeinender Thoren oder die lügneriſche Lockpfeife ſchlauer Schelme. Die „Urſachen der Ungleichheit unter den Menſchen“ werden nie zu beſeitigen ſein, und wenn noch hundert Rouſſeau's Bücher darüber ſchrieben. Der Kommunismus iſt ein wüſter Schnapsrauſchtraum, die rouſſeau'ſche Demokratie dagegen die lichte Viſion eines jugendlichen Phantaſten. Die Landsgemeindekantone der Urſchweiz ſind eine Karikatur dieſer Viſion. Verwirklicht wird ſie nie und war ſie nie. Aber das perikleiſche Athen? Wohl, das perikleiſche Athen hat für eine kurze Weile das demokratiſche Ideal halbwegs zu verwirklichen vermocht, weil für die Tauſende von attiſchen Bürgern die Hunderttauſende von attiſchen Sklaven arbeiteten, weil ſich die Freien zu den Unfreien verhielten wie 1 zu 4 und demnach die idealſchöne Marmorgeſtalt perikleiſcher Demokratie auf dem breiten Sockel der Sklaverei ſtand.

Seit 1848 hat ſich eine Bande von Erzſchelmen aufgethan, welche die Beſchmeichelung des Proletariats ganz handwerksmäßig treiben und nebenbei von dieſem Handwerk auch mehr oder weniger ſplendid leben. Ein Hauptagitationsmittel dieſer gaunerhaften Demagogie iſt der ſchamloſe Mißbrauch, welchen ſie mit den Worten „Arbeit“ und „Arbeiter“ treibt, dem Handarbeiter vorlügend, nur ſeine Arbeit ſei überhaupt eine. Die Folgen dieſer frevelhaften Beſchwindelung des armen genasführten Proletariats werden kommen, werden ſicherlich kommen, wie eben jedes einmal in Gang gebrachte Unheil ſeinen Verlauf haben muß. Alle Warnungen dagegen werden ſo vergeblich ſein wie die, welche hier ein Mann niederſchreibt, deſſen Herz all ſein Lebenlang für das Volk geſchlagen und der, ſeit er zu denken begann, für das Wohl deſſelben gedacht, nach Kräften gearbeitet und die Sache der Armen und Unterdrückten geführt hat. Trauriges Loos, mit einem Blick in die Zukunft begabt zu ſein! Denn kommen wird der Tag, wo, bis zur äußerſten Wuth gegen einander verhetzt, Arbeit und Kapital antreten zum Mordkampf um Sein oder Nichtſein. Ja, eine europäiſche Juniſchlacht wird geſchlagen werden. Und wer wird Sieger ſein in dieſem Gräuelkampf? Der Beſitz, wie ja derſelbe überall und allzeit ſchließlich den Sieg davongetragen hat, davontragen mußte. Und ein erbarmungsloſer Sieger wird er ſein, der für alle Angſtpein, die er ausgeſtanden, Erſatz ſucht in einer unerhörten Racheergie. Wehe dannzumal den Beſiegten! Es iſt gar nicht unmöglich, nein, es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß den Beſitzloſen dann wiederum das Joch der Leibeigenſchaft, der Sklaverei in brutalſter Geſtalt auf den zu Boden gebeugten Nacken gelegt wird ... Lacht nicht! Eure Kinder oder Enkel könnten es ſchwer zu büßen haben. In der erhabenſten aller Dichtungen, in der Religion von Alt-Iran, beſiegt allerdings der lichte Ormuzd ſchließlich den dunkeln Ahriman, nicht aber in der Wirklichkeit. Denn das Dumme oder, was daſſelbe, das Böſe iſt ein immanenter Theil des Weltplans oder des — Weltzufalls und zwar der weitaus größere und mächtigere Theil.

9.

Aufgeregte Volkshaufen umſtanden am Abend des 16. Septembers die Paulskirche, der Abſtimmung drinnen harrend. Als dieſelbe geſchehen war, brach drinnen und draußen ein Rumoren und Raſaunen los, wie es ſonſt nur die wiener Katzenmuſik in ihren geräuſchvollſten Tagen und zügelloſeſten Nächten aufzuwenden wußte. Im Innern der Rotunde von Sankt Paul, welche geradezu beleuchtet genug war, um „die Dunkelheit ſichtbar zu machen", ſchwirrte ein tauſendſtimmiges Gerufe, Geziſche, Gepfeife, Gegrunze und Gebrülle durcheinander. Die Mehrheit und die Minderheit ſchnellten und warfen einander Tadels- und Drohworte zu, die Galerieen ſchütteten einen Strom von Hohn und Schimpf in den Sal herab. Endlich ſchlug durch das Chaos dieſer Teufelsmette der Schrei: „Zur Stadtallee! Zur Volksberathung!"

Dieſe „Volksberathung", d. h. ein krakeelokratiſches Tumultiren, fand dann auch ſtatt, zu Füßen der ſchwanthaler'ſchen Götheſtatue. Wenn die Seele des alten Olympiers für etliche Minuten in die erzene Bruſt ſeines Standbildes hätte zurückkehren können, er würde, auf die tobende Menge niederblickend, mit Achſelzucken ſein eigen Wort citirt haben:

„Was ich mir gefallen laſſe?
Zuſchlagen muß die Maſſe!
Dann iſt ſie reſpektabel,
Urtheilen gelingt ihr miſerabel."

Aber, ach, auch das Zuſchlagen gelang ihr nur miſerabel. Der Putſch putſchte an dieſem Abend ganz gemein. Die vollſtändige Plan- und Zielloſigkeit des Tumults offenbarte ſich, wie denn alles Gefabel von einer von langer Hand her angelegten, durch die Linke des Parlaments oder wenigſtens durch zahlreiche Mitglieder derſelben geleiteten „rothrepublikaniſchen Erhebungsverſchwörung" weiter nichts als Gefabel war und blieb. Am Abend des 16. Septembers kam es überhaupt nur zu einem katzenmuſikaliſchen Krawall, der leicht durch die frankfurter Bürgerwehr zerſtäubt werden konnte, falls dieſe nicht ebenfalls durch den Waffenſtillſtandsbeſchluß zu verſtimmt geweſen wäre, um ernſtlich einſchreiten zu wollen. Eine etwas bedrohlichere Miene nahm der Krawall gegen die Weſtendhall an, den Verſammlungsort des linken Centrums, welches für Malmö geſtimmt hatte. Das Haus wurde theilweiſe verwüſtet und es gab etliche ſpaßhafte Fluchtſcenen, welche freilich für die Betreffenden nicht ſehr ſpaßhaft waren. Der Turnvater Jahn, welcher auch beſſer gethan hätte, daheim in Freiburg an der Unſtrut zu bleiben, ſtatt die ohnehin ſattſam zahlreiche Sammlung von Mumien in der Paulskirche um eine zu vermehren, ja, der alte Jahn machte bei dieſer Gelegenheit ſeine letzte Turnfahrt. Er turnfuhr nämlich, um nicht, wie er mit einigem Grund fürchtete, getheert und gefedert zu werden, unter ein Kanapee oder, wie eine andere Lesart will, unter das Geſtelle eines Küchenmagdbettes.

Die Nacht über wurde in der Stadt und möglich weithin in der Umgegend gewirkt und geweibelt, um am folgenden Tage eine „Volksdemonſtration“ im großen Stil in Scene zu ſetzen, was um ſo leichter, als der 17. September ein Sonntag war. Die Bahnzüge brachten denn auch von allen Seiten allerlei Volk herbei, ſehr allerlei. Denn es befand ſich darunter ganz unzweifelhaft auch welches von der Sorte, welche man in der Schweiz „Hundwaare“ und allüberall „Canaille“ nennt. Vor dem Allerheiligenthore Frankfurts dehnt ſich eine weite Matte hin, die Pfingſtweide. Hier trat um 4 Uhr Abends die Volksverſammlung in Berathung, 10 oder gar 20,000 Köpfe ſtark, der Mehrzahl nach völlig unbewaffnet, darunter etliche hundert „Heckerhüte“ mit rothem Federſchmuck. Der Obmann eines frankfurter Klubbs, welcher den vormärzlich-idylliſchen Namen „Montagskränzchen“ führte, ließ, um den Volkszornſtrom in den ungefährlichen Schwatzkanal zu leiten, als Vorſitzender der Verſammlung eine Adreſſe an das Parlament vorſchlagen, worin die Abſtimmung vom vorigen Tage gelinde getadelt wurde. Dieſes Gericht war nicht nach dem Geſchmacke der aufgeregten Maſſen. Sie ſchrieen nach mehr Pfeffer. Die guten Montagskränzler verzogen ſich. Es wurde ein Anlauf zum Jakobinismus genommen, natürlich nur in Phraſen, wie „Man muß jetzt Fraktur ſchreiben!“ u. dgl. m. Zwiſchen die aufwiegleriſchen Reden ſchob ſich zur Abwechſelung wohl auch wieder eine abwiegleriſche hinein. Endlich gelangte man mit viel Geſchrei und wenig Wolle zu dem Beſchluſſe, die 258 Paulskirchler, welche der Schmach von Malmö beigeſtimmt hatten, für „Verräther am deutſchen Volke, an der deutſchen Freiheit und Ehre zu erklären" und dieſen Beſchluß durch eine Abordnung dem Parlament anzeigen zu laſſen. Auch wurden die Zuzügler aus der Umgegend aufgefordert, in Frankfurt zu bleiben oder doch morgen wieder zu kommen, um den Volksbeſchlüſſen „Nachdruck zu geben". Schließlich zogen ſtarke Haufen in die Stadt und vor das „Deutſche Haus", das Klubblokal der Linken, wo dieſe ſo eben den aus ihrer Mitte gekommenen Antrag, in Maſſe aus dem Parlament zu treten, verhandelt und mit allen gegen 19 Stimmen abgeworfen hatte. Dem darüber in nicht eben gewählten Ausdrücken aufbegehrenden Volke trat Vogt mit energiſchen, Venedey mit rührenden Worten entgegen, wofür jener gehöhnt und dieſer gehudelt wurde. Die eiertänzliche Halbheit der Linkſer erboſ'te übrigens das Volk ſo ſehr, daß große Scharen, und zwar gerade die beſſeren Elemente, heimwärts zogen, um nicht wiederzukommen.

Unter ſolchen Umſtänden glaubte der Senat von Frankfurt auf die Sicherheit der Stadt und der Paulskirche Bedacht nehmen zu müſſen; um ſo mehr, als die ganzen militäriſchen Hilfsmittel, über welche man zur Stunde verfügte, in 1 Bataillon Kurheſſen beſtand, das überdies nicht für ſehr zuverläſſig galt. Im Einverſtändniß mit dem wieder geleimten Reichsminiſterium Schmerling — Herr Heckſcher war ausgekniffen und mußte leider zu Höchſt am Main, wo er erkannt worden, die Volkskritik ſeiner Diplomatik an ſeinem eigenen Leibe erfahren; er entging nur mit knapper Noth dem „Richter Lynch" — alſo im Einverſtändniß mit dem Miniſterium telegraphirte der Senat um Truppen nach Mainz, aus welcher Bundesfeſtung dann auch in der Nacht 2 Bataillone Oeſtreicher und Preußen auf der Eiſenbahn eintrafen. Nachmittags vom 18. September kamen dann auch von Darmſtadt her darmheſſiſche Reiterei und Artillerie. Abends verfügte man über nahezu 12,000 Mann.

Am Morgen dieſes Tages hatte man die Truppen zum

Schutze der Paulskirche aufgeſtellt, doch ſo, daß der Schein einer „Berathung unter dem Zwange der Bajonnette“ vermieden werden ſollte, was aber nur zur Folge hatte, daß die Zugänge ſchlecht beſetzt waren. Die Stadt trug eine düſtere Phyſionomie. Die Magazine und Läden waren geſchloſſen. Rings in den Straßen und Gaſſen um die Paulskirche her finſterblickendes Volk, drohende Rufe gegen die „Verräther“ ausſtoßend. In der Kirche ſelbſt nach eröffneter Sitzung ein ſummendes Hin- und Hertaſten, welches der Präſident Gagern nur mühſam zu bewältigen vermochte. Mitglieder der äußerſten Linken ſtellten dringliche Anträge. So Rühl aus Hanau: In Betracht, daß es ſehr zweifelhaft, ob die Verſammlung noch das Vertrauen des deutſchen Volkes beſäße, ſollte ſie ſofort Neuwahlen beſchließen und einem aus denſelben hervorgehenden Parlamente den Platz räumen. So Trützſchler: Die öſtreichiſchen und preußiſchen Truppen ſofort nach Mainz zurückzuſenden. Nach Abwerfung beider Anträge durch Verneinung der Vorfrage der Dringlichkeit wurde Tagesordnung beſchloſſen, nämlich Berathung des Grundrechteparagraphen: „Die Wiſſenſchaft und ihre Lehre iſt frei“. Natürlich war die Debatte, welche zu dem Hallohen draußen in ſchneidendem Kontraſt ſtand, nur eine Komödie, welche noch nicht lange geſpielt hatte, als Volkshaufen die Thüren an der Nordſeite des Gebäudes einzurennen verſuchten. Ein Bajonnettangriff preußiſcher Truppen verjagte jedoch die Thürenbeſtürmer und bei dieſer Gelegenheit wurde ein alter Mann — ein „ganz unſchuldiger“ Zuſchauer, wie es hieß — niedergeſtoßen.

Das gab Veranlaſſung, den Racheſchrei durch die ganze Stadt erſchallen zu laſſen, und der Barrikadenbau begann. Wäre die Bürgerwehr dem ſchlagenden Generalmarſchtrommelruf gefolgt, ſie hätte dieſes Beginnen leicht vereiteln können: aber ſie kam nicht, vielleicht beruhigt dadurch, daß die Barrikadenbauer überall an die Hausthüren, insbeſondere an die Thüren notoriſch reicher Leute die Worte ſchrieben: „Das Eigenthum iſt heilig;

Tod den Dieben!" Die Altſtadt mit ihrem engen Gaſſengewinde bot ein ſehr vortheilhaftes Barrikadenterrain. Daß aber unter den Augen der Truppen der Barrikadenbau überhaupt geſtattet wurde, bleibt eine der zahlloſen im „tollen" Jahre begangenen Unverantwortlichkeiten. Erſt nach 2 Uhr begann der Angriff auf die inzwiſchen in aller Gemüthlichkeit vollendeten Barrikaden auf dem Liebfrauenberge, in der Döngesgaſſe, in der Schnurgaſſe und auf der Zeil, da, wo die Haſengaſſe in dieſelbe mündet.

Es iſt eine von der rückwärtſigen Verleumdung nicht umzuſtoßende Thatſache, daß die Mitglieder der Linken durch den Losbruch des Kampfes ſehr überraſcht waren*). Sie hatten ja Tags zuvor nicht nur mit allen Kräften abgewiegelt, ſondern auch nicht einmal Entſchloſſenheit genug finden können, der Paulskirche den Rücken zu kehren und des Schwatzes ſüßer Gewohnheit zu entſagen. Sie waren es ja auch geſtern geweſen, welche durch ihre Unentſchloſſenheit den Heimzug gerade der tüchtigſten von den auf der Pfingſtweide verſammelten Streitkräften verurſacht hatten.

---

*) Moritz Hartmann, Parlamentsmitglied, ein Augenzeuge und Mithandelnder, deſſen Wahrhaftigkeit keinem Zweifel unterſteht, erzählt („Demokratiſche Studien" 1861, S. 167): „In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche ebenſo überraſcht und durch die Gewandtheit, womit der dicke Gförer bei dieſer Gelegenheit (aus Angſt) die Wände hinankletterte gleich einer Rieſenſpinne, ebenſo erfreut wie die Rechten. Nach der kurzen Sitzung waren ſie es, welche über die militäriſche Machtentfaltung in den Straßen erſtaunten. Sie hielten ſie für überflüſſig; ſie wußten ja, daß es keinen Aufſtand geben ſollte, daß die ungeheure Mehrheit der Kampfluſtigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm ſtand eine preußiſche Kompagnie und ſah Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Männer, nicht fünfzehn Schritte entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunſch, auch einmal eine Barrikade zu ſehen, und der preußiſche Hauptmann hatte das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud, vorzutreten, und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Gewehrkolben zu zerſtören."

Man muß ihnen aber die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu ſagen, daß ſie redlich thaten, was ſie konnten, um die Einſtellung des von A bis Z ganz ſinnloſen Kampfes herbeizuführen.

Ihre mit Bloßſtellung des eigenen Lebens unternommenen Bemühungen hatten nur einen ſcheinbaren Erfolg, der ein wirklicher nicht werden konnte, weil es Leute gab, denen ein kleines Ding von Aufſtändchen höchſt willkommen war, um mit möglichſt großem Spektakel dieſe „Revolution“ niederſchlagen zu können, deren Inſcenirung man mit ſchamloſeſter Verleugnung alles Wahrheitgefühls der Linken des Parlaments zulog. Die gemeinten Leute haben den Aufſtand recht eigentlich werden und wachſen laſſen, ſoweit er es überhaupt zu einem Wachsthum brachte. Man hatte dem Monſieur Cavaignac und Konſorten etwas abgelernt. Wie man im Juni in Paris die Wirklichkeit der „rothen Republik“ abſichtlich ſoweit hatte gedeihen laſſen, daß man ihr mit rechtem Geräuſch den Garaus machen könnte, ſo wollte man im September in Frankfurt dreinkartätſchen — auf den Schemen und Schein einer „rothrepublikaniſchen“ Erhebung. Unſer Augenzeuge Hartmann hat gewiß recht, wenn er ſagt: „Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, ſchon zwei Jahre vor Louis Napoleon ſich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davongetragen zu haben.“ Aber dieſem muß hinzugefügt werden, daß eine raſende Pöbelbande durch ihr ſcheuſäliges Thun den Machthabern einen ſtichhaltigen Vorwand lieferte, den frankfurter Septemberputſchfroſch zu einem Revolutionsochſen aufzublaſen, damit ſie demſelben mit dem Knalleffekt eines Kartätſchenpuffs das Leben ausblaſen könnten.

10.

Als man die Barrikaden ſoweit hatte errichten laſſen, daß man ſie mit einigem Anſtande angreifen konnte, begann zur ſchon angegebenen Zeit und an den gemeldeten Stellen der Angriff. Zunächſt nur mittels Gewehrfeuers, weil die aus Darmſtadt herbeigerufene Artillerie noch nicht zur Hand. Es war viel Volk hinter den Barrikaden, aber nur wenige wirkliche Kämpfer, ſo daß die verhältnißmäßig lange Vertheidigung der improviſirten Bollwerke ganz unbegreiflich wäre, falls nicht Ortsunkenntniß der Angreifer und ihrer Führer die Sache begreiflich machte. Offiziere und Soldaten gingen übrigens entſchloſſen vor. Die Illuſion, daß die Truppen nicht auf ihre „Brüder“ vom Volke ſchießen würden, hat ſich, wie im Jahre 1848 ſo häufig, auch hier als ſolche herausgeſtellt. Tüchtig zum Schießen kommandirt, werden überhaupt Soldaten allzeit und überall auf jedes und alles Schießbare ſchießen. Gegen 4 Uhr Abends war der größte Theil der weſtlichen Stadttheile den Aufſtändiſchen entriſſen, aber noch ging der Kampf in den öſtlichen weiter, insbeſondere in der Allerheiligengaſſe und in der Fahrgaſſe nach dem Main zu. Bei der Brücke erhob ſich eine ſtarke Barrikade, welche durch ihre aus guten Scharfſchützen beſtehende Beſatzung hartnäckig vertheidigt wurde. Um 4½ Uhr trat ein Waffenſtillſtand ein.

Anſtrengungen von Mitgliedern der Parlamentslinken hatten denſelben herbeigeführt*). Sowie die erſte Salve der angreifenden Truppen gekracht hatte, waren ſie bemüht geweſen, beim Reichsverweſer und beim Reichsminiſterium die Verhinderung des Blutvergießens zu erwirken, wie nicht minder, die In-

---

*) Die Erzählung, welche Hartmann (a. a. O. 168 fg.) gibt, iſt ein hiſtoriſches Dokument. Sie hat alſo das Recht, wenigſtens auszüglich hier zu ſtehen . . . . . . „Wir liefen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mitglieder der Linken, die ebenſo aufgeregt herbeieilten. Im Deutſchen Hof trafen wir einige andere verſammelt. Jetzt wurde der Entſchluß gefaßt, zum Reichsverweſer zu gehen und von ihm einen Befehl zum Einſtellen des

---

Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im taxis'ſchen Hauſe und wir waren gezwungen, ihn in ſeinem Landhauſe auf der bockenheimer Chauſſée aufzuſuchen. In einem ſo wichtigen Moment war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüſſig lange ſprach er über ſeine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge u. dgl. m., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünſchten Befehl zum Einſtellen des Feuers, zur Beilegung des nutzloſen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erſt, daß wir umſonſt gekommen waren. Der Reichsverweſer konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Miniſter, und dabei gab er halb mit Mienen halb mit Worten zu verſtehen, daß das Inſtitut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichskriegsminiſter von Peucker gerichteten nichtsſagenden Zettel. Alle Beredtſamkeit Blums, Vogts, L. Simons, alles Stürmen des alten Grützner und alles Zureden von Raveaux, dem ſchwer zu widerſtehen war und für den der Reichsverweſer immer eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweſer bedauerte ſehr, aber er blieb unerſchütterlich, ruhig und kalt. . . . Wir eilten, ins Miniſterium zu kommen, wo wir Herrn von Peucker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverweſers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tiſch. Der Kriegsminiſter nahm unſere Bitte mit noch mehr abſtoßender Kälte auf als der Reichsverweſer. Er verſchanzte ſich hinter das militäriſche point d'honneur: man könne die Truppen nicht zurückziehen, das ſei gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marſchiren zu laſſen, gegen ein Häuflein, das ſich, unangegriffen, verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, das war nicht gegen die Ehre. Wir ſahen bald ein, daß es den Miniſtern vorzugsweiſe darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuſchlagen. Doch ließen wir nicht ab mit Beſchwören, mit Bitten, mit Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Mittlerweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er ſtand bei Seite und ſchwieg, in ſeine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn mit der Bitte, doch auch ein Wort zu ſagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen Pathos im tiefſten Baß: In Dinge, die mich nichts angehen, miſche ich mich nicht! Endlich nach langer Arbeit wies uns ſurgenten zum Aufgeben eines ziel- und hoffnungsloſen Kampfes zu vermögen. Beides war oder ſchien ihnen gelungen, als die Nachricht von der furchtbaren inzwiſchen vor dem friedberger

---

Herr von Peucker an den öſtreichiſchen General von Nobili, der die Truppen kommandirte. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beſchämte unſere Hoffnungsloſigkeit. Mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit ging er, wenigſtens zum Theil, auf unſere Wünſche ein und bewilligte einen Waffenſtillſtand von anderthalb Stunden. Während dieſer Zeit ſollten die Truppen auf eine gewiſſe Diſtanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahinbrächten, daß die Inſurgenten ihr Feuer einſtellten. Unterdeſſen könnte man vielleicht zu einer Löſung kommen. Den Major von Boddien, Parlamentsmitglied, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenſtillſtand zu bringen. Im Sturmſchritte liefen wir die öde Zeil hinab und riefen: Frieden! und ſchwenkten unſere Taſchentücher als weiße Friedensfahnen. An der Konſtablerwache, wo die Hauptmaſſe der Truppen aufgeſtellt war und das heftigſte Feuern ſtattfand, trat Herr von Boddien ſeinem Auftrage gemäß in die Wachtſtube, nachdem er uns ein ſpöttiſches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an dieſem höchſtgefährlichen Punkte alle dieſe bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menſchlichkeit ebenſo gut gethan, wie ſie irgendein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Wir ſtanden in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Inſurgenten ſchoſſen aus den Fenſtern mehrerer Häuſer und hinter zwei großen Barrikaden am Eingange der Allerheiligengaſſe und hinter dem Konſtablerwachthauſe. Viele ihrer Kugeln klatſchten vor uns auf's Straßenpflaſter, da ſie von der Höhe herabkamen. Die Soldaten ſtanden in verſchiedenen Gruppen vor und hinter uns und ſchoſſen außerdem aus der Konſtablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unſeren Ohren vorbeiſauſten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unſerer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwiſchen den Kämpfenden ſtanden; ebenſo wenig nützten Rufe und Zureden. Wir waren gezwungen, den Soldaten einzeln es zuzurufen, daß Waffenſtillſtand ſei, und ſie an den Armen zu faſſen, um ſie zurückzuführen. Aber ſie ſträubten ſich. Die drüben ſollten zuerſt zu ſchießen aufhören. Dies ſchien die allgemeine Meinung und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die ſie zu ſchießen fortfuhren und aus deren Rücken die Auf-

Thore vorgefallenen Kataſtrophe den Herren im taxis'ſchen Palaſt Veranlaſſung gab, die Kanonen ſpielen zu laſſen.

Während innerhalb der Stadt Parlamentsmitglieder von der Linken muthvolle Anſtrengungen machten, dem Blutvergießen Ein-

---

ſtändiſchen hervorſchoſſen. Als ich oben anlangte, ſah ich den alten Schlöffel ſchon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade. Ich ermunterte ihn, ſchnell hinabzuſpringen, während ich rittlings auf der Barrikade ſitzend mein Tuch ſchwenkte und nach beiden Seiten hin: Waffenſtillſtand! Friede! rief. Nach und nach verſtummte das Knallen und ich ſprang hinab. In demſelben Augenblicke war wieder Gefahr da, daß die Feindſeligkeiten aufgenommen würden. Aus einem Hauſe brachte man einen Todten hervor, der ſeine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber ſtürzten ſich mit Geſchrei auf die Leiche und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, ſie abzuhalten. Der alte Schlöffel mit ſeinem langen halbgrauen Bart und dem ſchönen Geſichte war rührend anzuſehen, wie er hin und her ging und bat und beſchwor und ſich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade ſtellte, um die Kombattanten davon abzuwehren. Hinter der Barrikade ſah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur ſehr wenige Bewaffnete, ſo wenige, daß wir erſtaunt waren, wie ihr Widerſtand gegen ſo zahlreiche Truppen ſo lange habe dauern können. Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den taxis'ſchen Palaſt zurück, um, wie ſie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleiner Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenſtillſtandes zu wachen und die Inſurgenten zum Verlaſſen ihrer Stellungen zu bereden. Es gelang uns, viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zweckloſigkeit ferneren Blutvergießens vorſtellten" . . . . Als ſich unſer Zeuge etwas ſpäter ebenfalls zum taxis'ſchen Palaſt begab, um zu erfahren, wie es mit der definitiven Friedensſchließung beſtellt wäre, vernahm er unterwegs, daß Fürſt Lichnowsky ermordet ſei, und wurde von einer Rotte wüthender frankfurter Angſtphiliſter bedroht und beſchimpft. Auf der Zeil brauſ'te eine Batterie darmheſſiſcher Zwölfpfünder an ihm vorüber. Auf der Treppe des taxis'ſchen Palaſtes fand er ſeine Kollegen. Man zog ſie hin und ſie konnten nichts erlangen. „Einer derſelben, Löwe von Kalbe, ſagte mir achſelzuckend: Wir ſind betrogen; der ganze Waffenſtillſtand hat nur dazu gedient, Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren . . . . Ich eilte zur Barrikade zurück, aber die halt zu thun, wurde draußen vor den Thoren ein grauenhafter Doppelmord verübt. Der Fürſt Lichnowsky war nach dem Losbruch des Kampfes zu Pferde geſtiegen, um vor die Stadt zu reiten. Ob er dies thun wollte, um, wie einige behaupteten, den Reichsverweſer zu beſuchen, oder um, wie andere ſagten, die Umgebung der Stadt auszuforſchen, auf Rekognoscirung auszureiten, jedenfalls war ſein Austritt zu ſolcher Stunde eine große Unklugheit. Denn es iſt ſicher, daß Herr von Lichnowsky der volksverhaßteſte Inſaſſe der Paulskirche war. Er hatte den Haß der Menge bei verſchiedenen Gelegenheiten, obzwar weniger aus berechnender Bosheit als vielmehr in junkerlichem Uebermuth, geradezu herausgefordert und mußte alſo wiſſen, daß es für ihn an dieſem 18. September in und um Frankfurt nicht geheuer ſei. Nicht etwa zur Entſchuldigung der ſchändlichen Mordthat ſei dies geſagt, ſondern nur zur Miterklärung. Für ſolche Gräuel iſt überhaupt nie und nimmer eine Entſchuldigung zuläſſig und innerhalb der ganzen demokratiſchen Partei von 1848 hat ſich keine Zunge gefunden, welche ruchlos genug geweſen wäre bei der Nachricht von Lichnowsky's und Auerswalds Ermordung jenes grauſame Hohn-

---

Zeil war abgeſchloſſen und mit Artillerie beſetzt, an ein Durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Konſtablerwache her auf unheimliche Weiſe die ganze Straße. Es war ſchon ſpät am Abend. Ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die ſie nichts vermochten, ihren Poſten verlaſſen haben würden. Das war im Allgemeinen auch der Fall: die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgeſtürzte Karren. Am folgenden Tage entſetzte man ſich beim Anblick der Allerheiligenapotheke und der benachbarten Häuſer, wie arg dieſe von den Kugeln zugerichtet waren, und ſchloß daraus, was man der Abſicht gemäß ſchließen ſollte, daß nämlich der Kampf ein furchtbarer geweſen ſein und daß das Reichsminiſterium an dieſer Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müſſe. Aber gerade dieſe Kugeln haben keinen Menſchen wehgethan und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade."

wert zu ſchnellen, welches bei Gelegenheit der Windiſchgrätzirung Blums die Zunge eines Reichsminiſters geſchnellt hat: — „Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um". Das iſt das Schreckliche bei allen großen Vorſchrittsverſuchen und Vorſchrittsthaten der Weltgeſchichte, daß die Sturmwellen den Bodenſatz der Zeit aufwühlen. Was dannzumal in den Kreiſen der Gebildeten edelſte Begeiſterung iſt, wird in den Maſſen zu zielloſer Leidenſchaft und vollends in der Grundſuppe der Maſſen, im Pöbelgeſindel, zur wüſten Wuth, welche die Beſtie im Menſchen entfeſſelt. Leider iſt dabei die Frage nicht zu umgehen, was abſcheulicher, die Mordſprünge dieſer Beſtie oder von ſeiten der ſiegreichen Gewalt mit kaltem Kalkul angeordnete Blutthaten? Die Antwort kann nur für ſolche zweifelhaft ſein, welche überhaupt für Gerechtigkeit keinen Sinn und kein Gefühl haben.

Mitleidswerth war, daß Lichnowsky noch einen Freund, den preußiſchen General von Auerswald, Parlamentsmitglied, mit ſich ins Verderben riß. Denn der General wurde eben nur als Begleiter des Verhaßten ermordet. Dieſer hatte den Freund beim taxis'ſchen Palaſte getroffen und ihn beredet, ein Pferd aus dem Stalle des Kriegsminiſter Peucker zu nehmen und mitzureiten. Sie kamen vor das eſchenheimer Thor, hörten aber dort, daß die Straße gen Bockenheim durch ſtreifende Volksſcharen unſicher gemacht ſei, und wandten ſich daher rechtshin auf einen zum friedberger Thore führenden Weg. Außerhalb dieſes Thors ſtreckt ſich eine Straße aufwärts, die ſich dann alſo gabelt, daß die rechte Zinke gen Friedberg geht, während die linke eine Vorſtadtſtraße bildet, deren Häuſer mit Gärten untermiſcht ſind oder wenigſtens damals noch waren. Eine Pöbelbande, keine Barrikadenkämpfer, ſondern bare Canaille, bummelte zur ſelbigen Zeit dort umher. Kaum wurde dieſe Rotte Lichnowsky's anſichtig, als ſie mit Halloh und Huſſah die Jagd auf den „Volksfeind" begann. Die verfolgten, umzingelten, mit Steinwürfen und Stockſchlägen angegriffenen Reiter hätten wohl mit raſchem Entſchluſſe die Kette der Verfolger noch zu durchbrechen vermocht, aber das Plötzliche des Anfalls hat, wie es ſcheint, einen kraftlähmenden Eindruck auf ſie gemacht. Statt raſch zur Stadt zurückzuſtreben, verwickeln ſie ſich in den Kreuz- und Querwegen zwiſchen den Gärtenumzäunungen. Derweil verdichtet ſich der Verfolgerkreis um ſie her. Sie ſteigen von den Pferden, weil ſie zu Fuß unbemerkter entrinnen zu können glauben. Aber der Jagdruf iſt ihnen auf den Ferſen. Da ſuchen ſie Zuflucht in dem Hauſe des Gärtners Schmidt, welcher großherzig die gefährliche Gaſtfreiheit übt, die Verfolgten verbirgt und die drohenden Fragen der heranſtürmenden Verfolger, ob die „Verräther“ da ſeien, muthig verneint. Er findet keinen Glauben. Die Rotte bricht ins Haus und durchſtöbert es. General Auerswald wird aus einer Bodenkammer, wo er ſich verborgen, herunter, vor das Haus, zum Garten hinaus gezerrt. Vergebens bittet ſie der bedrängte Mann, ſein Leben zu ſchonen, um ſeiner vielen Kinder willen, welche vor kurzem die Mutter verloren hätten. „Hundwaare“ aber iſt in ſolchen Augenblicken blind und taub vor wölfiſcher Wuth, und damit dem Schandbild ein ſchändlichſter Zug nicht fehle, findet ſich unter der Bande auch eine Vettel von Dirne, welche die Männer geiſernd zum Morde aufreizt. Der Flehende wird zu Boden geſchlagen, und wie er ſich wieder aufrichten will, erſt durch den Leib und dann tödtlich durch den Kopf geſchoſſen. Dann kehren die Mordbuben mit geſteigerter Raſerei zum ſchmidt'ſchen Hauſe zurück, durchſuchen es abermals und finden den im Keller verſteckten Lichnowsky. Sie ſchleppen ihn hinauf und hinaus, an der Leiche ſeines Freundes vorbei, nach der Pappelallee, welche den über die bornheimer Haide führenden Weg ſäumt. Da blinkt ein Rettungsſtral. Der Doktor Hodes, welcher in Bornheim wohnt, kommt von dorther. Mit einem Blick die furchtbare Sachlage gewahrend wirft er ſich zwiſchen das Opfer und die Opferer. Merkend, daß hier Gründe der Menſchlichkeit nicht giltig, weiß der gute Doktor die Rotte glücklich zu bereden, wie wichtig es werden könnte, den Fürſten als Pfand und Geißel in Händen zu haben. Darum ſoll man den Gefangenen nach Bornheim führen und vorderhand dort verwahren. Dieſe „Politik“ leuchtet der Rotte ein. Sie wollen den Fürſten nach Bornheim ſchaffen und ſetzen ſich in Marſch. Da, halbwegs, juckt es einen der Kerle, einen Lappen von Lichnowsky's Rock als „Andenken an dieſen Tag“ haben zu wollen. Wie er nun den Gefangenen am Kleide zupft, kehrt ſich dieſer um und, ſtatt die Abſicht des Burſchen zu verſtehen und derſelben mit guter Manier entgegenzukommen, hält er das Zupfen für ein Signal zum Angriff auf ihn und gibt nun dieſes Signal ſelber, indem er einem von der Bande das Gewehr entreißt. Sofort trifft ihn ein Gewehrkolbenſchlag auf den Kopf. Taumelnd macht er einen Seitenſprung nach den Pappeln zu. Umſonſt breitet der Doktor ſeine Arme aus, um den Anſchlag der Gewehre auf den Unglücklichen abzuwehren. Ein Schuß fällt und, in den Unterleib getroffen, ſtürzt der Fürſt zuſammen. Den Daliegenden treffen dann noch mehrere Schüſſe. Brutal wird der Doktor verhindert, dem zum Tode Verwundeten Beiſtand zu leiſten. Erſt das Herankommen preußiſcher Soldaten verſcheucht die Mörder. In die Stadt getragen, iſt Lichnowsky im Armenſpital „Zum heiligen Geiſt“ nach Mitternacht verſchieden, unter einem Dache mit ſterbenden Barrikadenkämpfern . . .

Zur 9. Abendſtunde war in der Stadt jeder Funke von Widerſtand gegen die Truppen ausgetreten. Von den auf den Barrikaden Gefallenen gehörten 7 der Bewohnerſchaft von Frankfurt an. Der Todten waren ſonſt nicht viele. Der abendlich ins Werk geſetzte Kartätſchenpuff war nur das Präludium zum Belagerungszuſtand, welchen Herr von Schmerling am folgenden Tage zu verkündigen ſich beeilte. Wie ſeit dem Juni in Frankreich, trat vom September an auch in Deutſchland an die Stelle der Freiheitsidee die Thatſache des Säbels. In der Schwatzbude zum Sankt Paul wurde übrigens unverdroſſen weitergeſchwatzt.

Als ein klägliches Nachſpiel zum frankfurter Putſch graſſirte im badiſchen Oberlande der „Struvelpeter"; aber nicht weit und nicht lange. Am 21. September überſchritt Struve mit einer nicht ſehr großen Anzahl von Freunden und Exilgefährten bei Baſel die Schweizergränze, um einen Einfall ins Großherzogthum Baden zu thun und „für's erſte in Lörrach das republikaniſche Hauptquartier aufzuſchlagen". Das wurde dann auch glücklich vollbracht und von Lörrach aus proklamirte Guſtav Struve „im Namen der proviſoriſchen Regierung" am 22. September alles Ernſtes „die deutſche Republik". Sie führte ein ſehr kurzlebiges Daſein. Schon zwei Tage darauf, Sonntags den 24. September, zerſprengte der badiſche General Hoffmann den ſtruvelpeter'ſchen Freiharſt bei Staufen vollſtändig, worauf die Soldaten ihren leichten Sieg mit Verübung barbariſcher Grauſamkeiten an gefangenen Freiſchärlern und Nichtfreiſchärlern feierten. Struve ſelbſt wurde am folgenden Tage auf ſeinem Fluchtweg nach der Schweiz ſammt ſeiner Frau zu Wehr unweit Schopfheim von Bürgerwehrleuten angehalten und zum Gefangenen gemacht. Diesmal war kein wackerer „Hannes" da, um den Gefangenen abermals zu befreien. Aber noch etwas war nicht da, nämlich die 16,700 Gulden „Raubgelder", womit nach der beſtimmten Verſicherung des liberalen Profeſſors Häuſſer das ſtruve'ſche Ehepaar „davonfuhr"*).

---

*) Denkwürdigkeiten z. Geſch. d. bad. Revolution, S. 146. Als Struve nach vieljährigem Exil aus Amerika zurückkehrte und dieſe Anſchuldigung erfuhr, forderte er den Urheber und Verbreiter derſelben öffentlich und wiederholt auf, die notoriſche Lüge zurückzunehmen oder, wenn nicht, für einen infamen Lügner zu gelten. Man hätte zwar nicht von dem liberalen Parteiſkribenten Häuſſer, aber doch von dem *Hiſtoriker* Häuſſer erwarten dürfen, daß er einem wiſſentlich oder unwiſſentlich verleumdeten Gegner Gerechtigkeit widerfahren ließe. Dieſe Erwartung blieb unerfüllt. „Ketzern braucht man nicht Treue und Glauben zu halten", ſagte die kirchliche Orthodoxie des Mittelalters. „Gegen Nichtliberale ſind alle Kampfmittel erlaubt", ſagt nicht, aber denkt und bethätigt der alleinſeligmachende Liberalismus.

Der Liberalismus, welcher im Herbſte von 1848 ſein Handinhandgehen mit der Rückwärtſerei ſchon als ſelbſtverſtändlich anſah, bekannte und erwies, hat ſich große Mühe gegeben, den frankfurter Putſch und den Struvelpeter in Zuſammenhang zu bringen und aus dieſen planloſen Improviſationen ein weitverzweigtes „deſtruktives“ Komplott zu machen. Dieſe Bemühung hat nur Lügen und Verleumdungen zu Tage gefördert, welche freilich die „beſten und edelſten Männer Deutſchlands“ keineswegs zurücknahmen, als ſie derſelben überwieſen wurden. Auf der andern Seite iſt gewiß: Die Thatſache, daß es noch im Herbſte von 1848 Leute gab und zwar Leute von fünf geſunden Sinnen, welche wähnten, im September noch müßte gelingen, was ſchon im April ſo gänzlich mißlungen war, dieſe Thatſache könnte mit Ehren in den „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm ſtehen.

X.

Wiener Oktober.

1.

Heutzutage*), wo nach glücklich vollzogenem „Ausgleich mit Ungarn“ die Zerbröckelung Oeſtreichs unaufhaltſam begonnen zu haben ſcheint, wird es keinem denkenden Menſchen und unbefangenen Urtheiler mehr einfallen, den öſtreichiſchen Hof ernſtlich tadeln zu wollen, daß derſelbe i. J. 1848 von ſeinem Geſichtspunkt aus und in ſeiner Weiſe es verſuchte, die Reichseinheit aufrechtzuhalten. Die Mittel, welche der leitende Hofkreis und die in ſeinem Vertrauen ſtehenden Miniſter und Generale hiebei in Anwendung brachten, ſtanden freilich in keinem Moralkodex; aber wann und wo ſind denn bei der Gründung oder Erhaltung von Staaten bloß oder überhaupt moraliſche Mittel in Anwendung gebracht werden? Ihr werdet einwerfen, es gäbe wenigſtens einen Staat auf Erden, welcher einer rein moraliſchen Gründung ſich zu rühmen habe, nämlich die Neu-Englandſtaaten, aus welchen die große nordamerikaniſche Union hervorgegangen**).

---

*) Auf der Schwelle zum Jahre 1870.

**) Sehr ſchön ſagt die treffliche deutſche Geſchichtſchreiberin dieſer Gründung, Talvj (Frau Robinſon): „Kein Staat in der Welt kann ſich

Zugegeben. Allein dieſe eine glänzende Ausnahme illuſtrirt nur die Regel und dieſe Regel iſt das Recht, denn ſie iſt die Macht. Die reale Politik hat nicht mit Idealismen und Katechismen zu rechnen, *ihre* Kardinalziffern ſind die Menſchenſelbſtſucht und die Völkerdummheit.

Die ſchönbrunner Hofpolitik hatte ganz richtig erkannt, daß den Magyarismus niederwerfen der Revolution und Rebellion überhaupt den Lebensnerv durchſchneiden hieße. Ihr thätigſtes Werkzeug, der Kriegsminiſter Latour, handelte dieſer Erkenntniß gemäß. Wie der ſchlagende Puls der Sein- oder Nichtſeinfrage für Oeſtreich im Sommer im Lager Radetzky's geweſen, ſo war er im Herbſt in Ungarn. Latour, welcher den Kroatenſachem für einen weit tüchtigeren Mann halten mochte, als derſelbe wirklich war, that das Mögliche, um Jellacic in den Stand zu ſetzen, die ungariſchen „Rebellen" zu bändigen. Der Kriegsminiſter ließ auch dann nicht von ſeinen Anſtrengungen ab, als der kroatiſche Held in den erſten Tagen des Oktobers jene „Flankenmärſche" angetreten hatte, welche eigentlich Fluchtmärſche waren und die Armee

---

einer ſo rein moraliſchen Baſis rühmen wie diejenigen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die unter dem gemeinſamen Namen von Neu-England begriffen werden. Ruhmſucht, Herrſchbegierde und der edle Drang nach Unabhängigkeit haben Reiche geſtiftet, Ehrgeiz und Golddurſt haben neue Regionen entdeckt und erobert; aber keines dieſer Motive, wie Großes ſie auch ſonſt immer hervorgebracht, hatte Antheil an dem Entſchluß des Häufleins heldenmüthiger Männer, die das Vaterland mit der Wildniß vertauſchten, um dem Herrn einen Tempel zu bauen, in welchem allein ſie ihn nach ihrem Gewiſſen anbeten zu können glaubten und in Formen, die ſie allein dem Höchſten wohlgefällig wähnten. Eng verwoben wie in ihrer Ueberzeugung das Dieſſeits und Jenſeits des Chriſten, ward dieſer Tempel zugleich auch die Grundfeſte ihres bürgerlichen Daſeins und ein Gebäude erhob ſich unter ihren ſchaffenden Händen, im Umkreis von deſſen ſtarken Mauern zuerſt Menſchenrechte an die Stelle von Staatsrechten traten, Freiheit an die Stelle von Freiheiten, Gleichheit an die Stelle von Herrſchaft und Dienſtbarkeit."

des Banus, für die man ſo viel gethan und auf die man ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, rückwärts aus Ungarn heraus und auf deutſchöſtreichiſchen Boden führten. Jellacic ſollte um jeden Preis in den Stand geſetzt werden, wieder angriffsweiſe gegen die Magyaren vorzugehen, und Latour ließ ſich daher durch keinerlei Rückſicht abhalten, alle verfügbaren Truppen zur Verſtärkung des Banus marſchiren zu laſſen. Die hierdurch angeregten und von Tag zu Tag heftiger werdenden Drohungen der wiener Demokratie nahm er für das gäng und gäbe gewordene krakeelokratiſche Rumoren, an welches man ſich nachgerade gewöhnt hatte. Man ſprach wohl in den „intimen“ höfiſchen Kreiſen von bellenden, aber nichtbeißenden Hunden. Möglich auch, daß die „Eingeweihteſten“ den Gedanken nicht zurückwieſen, die chroniſche Krankheit der wiener „Anarchie“ einer akuten Kriſis entgegenzutreiben, um je eher je lieber das hippokratiſche Recept in Anwendung bringen zu können: „Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat.“

Das kaiſerliche Manifeſt vom 3. Oktober that in Wien nicht geringere Wirkung als in Budapeſth. Wie jenſeits der Leitha wurde es auch dieſſeits derſelben als eine Kriegserklärung des altöſtreichiſchen Abſolutismus gegen ſämmtliche „Märzerrungenſchaften“ angeſehen. Die wiener Demokratie, welche naiv genug war, an die ihr durch Pulſzky und andere magyariſche Agenten vorgeſpiegelte Solidarität mit den Ungarn zu glauben, nahm ſich der Sache derſelben als ihrer eigenen an. Auf der ganzen Linie ihrer Organiſation wurde das Alarmſignal gegeben. Die Klubbs traten in fieberiſche Thätigkeit und das in der „Ente“ ſitzende „Centralkomité“ gab die Loſung aus: Gemeinſam mit den Ungarn gegen die „Kroatenhorden“ und gegen die hinter denſelben ſtehende Kamarilla!

Soweit war allerdings eine entſchiedene Neigung, die „ultimas rationes populi“, die Barrikaden, wieder einmal in Anwendung zu bringen, vielleicht ſogar ein beſtimmter Aufſtandsplan vorhanden. Allein über den Aufſtand als ſolchen hinaus erſtreckte ſich der Plan jedenfalls nicht. Es iſt mit voller Beſtimmtheit zu ſagen, daß innerhalb Wiens nicht ein einziger Menſch athmete, welcher ſich ohne alle Brimborien die Frage vorgelegt: Was dann? Was nachher? und irgendwelche artikulirte Antwort darauf gefunden und gegeben hätte. Etliche wenige Brauſeköpfe mochten allerdings, indem ſie auf Vernichtung deſſen, was alles ſie unter „Kamarilla“ ſich dachten, ausgingen, das ungeheuerliche Phantaſieſtück einer öſtreichiſchen Republik träumen; allein dieſer Traum durfte ſich ja gar nicht hervorwagen angeſichts der unbedingt herrſchenden konſtitutionellen Fiktion, welche in der Aufmunterung und Unterſtützung von Soldatenmeutereien, Barrikadenbauten, Zeughausplünderungen, Miniſtermorden u. dgl. m. nichts ſehen wollte als Mittel, von einem übelberathenen Kaiſer an einen beſſer zu berathenden zu appelliren.

Nun ſollte man aber doch eigentlich „vernunftbegabten“ Weſen nicht die Schmach anthun, ſie einer ſolchen Dummheit für fähig zu halten, und darum hat man ausreichenden Grund für die Annahme, die wiener Oktoberrevolution habe zwar wohl dunkel gefühlt, aber ſchlechterdings nicht klar gewußt, was ſie gewollt. In Wahrheit, man iſt berechtigt, zu erklären: Das weitaus Geſcheiteſte, ja einzig Geſcheite, was dieſe Revolution machte, war jene Karikatur, welche Wien in vollem Aufſtande darſtellte und darüber den Herrgott, der verwundert aus den Wolken auf das aufſtändiſche Getümmel und Gewühle herabſchaute, während aus ſeinem Munde die Worte gingen: „Ich bin zwar bekanntlich allwiſſend; was aber die Wiener jetzt wollen, weiß ich wahrhaftig nicht.“

2.

Latour trug kein Bedenken, auch die Garniſon der Hauptſtadt von Tag zu Tag mehr zu ſchwächen, um den Ban zu verſtärken, und dieſe Unbedenklichkeit des Kriegsminiſters machte die Flattermine der wiener Oktoberrevolution explodiren.

Am 5. Oktober ward ein italiſches Grenadierregiment zum Abmarſch in das Lager des Jellacic befehligt. Unzufrieden mit dieſer Beſtimmung machte es Miene, zu meutern, und konnte nur unter ſtarker Kavalleriebedeckung eingeeiſenbahnt werden. Am folgenden Tage ſollten dieſen italiſchen Zwangskämpfern gegen Ungarn deutſche Grenadiere folgen, das Bataillon Richter, welches in Wien ganz eingelebt war, viele Beziehungen zur Aula hatte, der es die Drillmeiſter geliefert, und mit dem Proletariat der Vorſtadt Gumpendorf ſich duzte. Man ſagte den Soldaten: Laßt euch von der dreimal vermaledeiten Kamarilla nicht auf die Schlachtbank führen, noch dazu als Waffengefährten der Kroaten! und dieſes Mahnwort klang um ſo angenehmer in Grenadierohren, als es von Gläſergeläute in den Vorſtadtkneipen begleitet wurde. Eine Abordnung der gumpendorfer Bürgerwehr ging den Kriegsminiſter an, den Marſchbefehl für das Bataillon zurückzunehmen, was aber Latour verweigerte. Der Abmarſch blieb auf den Morgen des 6. Oktobers angeſetzt, merkwürdiger Weiſe aber ſorgte der Miniſter in keiner Weiſe dafür, daß dieſer Abmarſch, wenn nöthig, erzwungen werden könnte. Das Kriegsminiſterium ſowohl als alle übrigen Behörden ließen der bedrohlichen Gährung, von welcher ſie doch Kunde haben mußten, freien Lauf. Freilich war auch die Bürgerſchaft von Wien noch am 5. Oktober ganz ſorglos. Niemand, nicht einmal die Mitglieder des „Centralkomité“ ausgenommen, ahnte einen ſo nahebevorſtehenden Ausbruch. Die

Bürgerwehr der Vorſtadt Mariahilf entſandte am 5. Oktober eine Abordnung nach Schönbrunn, um in aller Loyalität den Kaiſer zu dem Feſt ihrer Fahnenweihe einzuladen, welche am 8. ſtattfinden ſollte, und es kennzeichnet die ganze Unklarheit und Verſchwommenheit der öſtreichiſchen Bewegung, daß dieſe Bürgeroffiziere, bevor ſie zur Audienz gingen, ihre ſchwarzrothgoldenen Bänder abnahmen, „aus Achtung für unſeren guten Kaiſer“, während doch die ſchwarzrothgoldene Fahne auf dem ſchönbrunner Schloſſe flatterte. Einer dieſer guten wiener Bürger, der Bezirkschef Braun, ſuchte ſpät am Abend die in und außerhalb ihrer Kaſerne in Gumpendorf tumultirenden Grenadiere zu beſchwichtigen. Als er auf eine Gruppe der Soldaten hineinredete, ſie möchten ihre Betten aufſuchen, um für den morgigen Marſch gehörig auszuſchlafen, ſagte ihm ein Grenadier: „Mein Herr Hauptmann, wir gehen nicht fort; wir bleiben da“.

Und, in der That, ſie blieben da. Vor 9 Uhr Morgens waren am 6. Oktober zahlreiche Abtheilungen der Bürgerwehr und Maſſen von Arbeitern in Bewegung, um den Abmarſch der Grenadiere zu verhindern. Auch die akademiſche Legion nahm ihre Waffen auf und marſchirte zur Taborbrücke, um dem „Willen des ſouveränen Volkes“ Geltung ſchaffen zu helfen. Die endlich getroffenen militäriſchen Maßnahmen, um den kriegsminiſterlichen Marſchbefehl zur Ausführung zu bringen, waren verſpätet und unzulänglich. Es waren nur ein galiziſches Infanteriebataillon und etliche Schwadronen Küraſſiere aufgeboten und zur Stelle, um den Abmarſch der Grenadiere zu decken, d. h. zu erzwingen. Dieſe Truppen ſtanden mit zwei Kanonen theils auf der erſten Taborbrücke — die zweite war von der Volksmaſſe beinahe ganz abgetragen — theils mit einer dritten Kanone am andern Ufer. Das Bataillon Richter war zwar endlich aus ſeiner Kaſerne gerückt, kam aber mit aufgelöſ'ten Reihen und mit Bürgerwehrleuten bunt gemiſcht bei der großen Taborbrücke an, ſehr willig, den von ſtudentiſcher und bürgerlicher Seite an die

Soldaten gerichteten Aufforderungen, nicht ins Kroatenlager ſich führen zu laſſen, nachzukommen. In dem Wirrſal von Rednerei, ſonſtigem Geſchrei, Barrikadenbauverſuchen, Eiſenbahnſchienenaufreißen und anderen Kampfvorbereitungen, welches ſich auf den Brücken und um dieſelben her zuſammenknäuelte, waren deutlich zu unterſcheiden die fieberhaft heftigen Bewegungen und gellenden Wortſtachelungen magyariſcher Agenten. Der General Bredy, welcher Befehl hatte, mit den erwähnten geringen militäriſchen Hilfsmitteln den Abmarſch der Grenadiere zu decken, hätte denſelben vielleicht erzwingen können, falls er raſch zu- und durchgriff. Er war aber auch kein rechter Durchgreifer und hat dann ſein verſpätetes Zugreifen mit dem Leben bezahlt.

Derweil ſich draußen an der Donau die Anfänge der Kataſtrophe alſo einfädelten, hatte ſich drinnen in der Stadt die wachſende Aufregung doch auch den oberſten Behörden mälig merkbar gemacht. Der Miniſterrath trat im Kriegsminiſterium zuſammen und erfuhr vom Inhaber deſſelben, daß keine ausreichende Truppenzahl in der Stadt, um allfällige Unruhen niederzuhalten. So mußte denn die Frage aufgeworfen werden, ob auf die Bürgerwehr zu bauen und zu vertrauen ſei. Die hierüber eingezogenen Erkundigungen lieferten das Ergebniß, daß die Nationalgarden der meiſten Vorſtädte durchweg unzuverläſſig, die der inneren Stadt allerdings vorwiegend „ſchwarzgelb“ geſinnt, aber höchſtens auf 6000 Mann anzuſchlagen ſeien, wobei es noch ſehr fraglich, wie viele davon dem Rufe der Alarmtrommel wirklich folgen würden. Dieſe Neuigkeiten verlängerten die Miniſtergeſichter um ein Beträchtliches und nach einem verlegenen Schweigen äußerte Graf Latour, daß ihm, falls es wirklich zu bedeutenderen Unordnungen käme, unter ſothanen Umſtänden nichts erübrigen würde, als die ſämmtlichen militäriſchen Kräfte, welche im Augenblicke zur Hand, außerhalb der Stadt zu vereinigen, um ſie der demoraliſirenden Berührung mit den Volksmaſſen zu entziehen. Auch dieſer Beſchluß gelangte aber dann doch nicht zu rechtzeitiger und exakter Ausführung, wie denn das ganze miniſterielle Gebaren am 6. Oktober ein ſo ſchwankendes und widerſpruchsvolles geweſen, daß man berechtigt iſt, zu ſagen, dieſes Miniſterium ſei vor dem erſten Anhauch des Orkans zuſammengefallen wie ein Kartenhaus.

Auch vom Reichstag iſt kein wirkſames Eingreifen in die Kriſis verſucht worden. Er hielt an dieſem Oktobertage keine Plenarſitzung und vergebens beſtürmten Mitglieder der Linken den Präſidenten Strobach, eine ſolche zu veranſtalten. Wäre es geſchehen, ſo würde, da ja die Miniſter ſicherlich auf ihrer Bank im Reichstagsſale geſeſſen hätten, der Geſchichte Wiens wohl der wüſte Mordklex erſpart worden ſein, welche der 6. Oktober auf ihre Blätter ſudelte. Viele Reichstägler begaben ſich nach Ablehnung ihrer Forderung von ſeiten des Präſidenten nach dem Kriegsminiſterium und thaten im Vorzimmer des Miniſterraths einen heftigen Debattirklubb auf, welcher aber natürlich auch nichts als Worte zu Tage förderte.

Um 11 Uhr kam draußen an den Taborbrücken die Stockung in Fluß, in blutigen leider. Da die Grenadiere vom Bataillon Richter immer ſichtbarlicher Miene machten, förmlich mit den ſie umringenden Volkshaufen ſich zu verbrüdern, ſo ſchien es dem General Bredy ſehr an der Zeit, ihren Abmarſch zu erzwingen, um ſo mehr, da Arbeiterſcharen der Kanonen ſich zu bemächtigen große Luſt verriethen. Ein erſter Verſuch, die Geſchütze zu annexiren, konnte noch mittels Worten zurückgewieſen werden. Einen zweiten, der nicht lange auf ſich warten ließ, befahl der General mittels einer Salve abzuweiſen, indem er zugleich anordnete, die Verbindung zwiſchen den Brücken wiederherzuſtellen und die Grenadiere mit Gewalt zum Weitermarſch zu treiben. Es war zu ſpät. Proletarier warfen ſich auf die Geſchütze. Feuer! rief der General dem galiziſchen Bataillon zu. Die Salve krachte und eine Anzahl Todter und Verwundeter lag am Boden. Aber das Geknatter war noch nicht verhallt, als es ſchon ſeine Entgegnung erhielt durch eine Salve, welche die auf dem Eiſenbahndamm aufgeſtellte Studentenlegion gab. Der General ſank todt, ſein Stabschef, der Oberſtleutnant Klein, tödtlich verwundet vom Pferde. Ein kurzer, aber erbitterter Kampf entſpann ſich, in welchem die deutſchen Grenadiere gemeinſame Sache mit dem Volke machten und der vollſtändig zu Gunſten des letzteren endigte. Die erſte Kanone, welche dem Militär entriſſen worden, wurde gegen daſſelbe gekehrt und von einem Arbeiter mittels eines Zündhölzchens losgebrannt. Der ganze Raum zwiſchen den beiden Brücken war mit Todten und Schwerverwundeten beſtreut. Die kaiſerliche Infanterie und Kavallerie mußten ſich, ſchwach und führerlos, wie ſie waren, ſchließlich eilig zurückziehen und ihre Geſchütze im Stiche laſſen.

Kaum hatte das Schießen draußen am Donauufer begonnen, als ein Menſch im Legionärkleide in einem Fiaker wie raſend durch die Jägerzeile jagte, ſchreiend: „Sie ſchießen mit Kanonen auf das Volk! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Andere Sendlinge ſtürmten die ſämmtlichen Stadtquartiere auf. Bald heulten von allen Thürmen die Sturmglocken, die Alarmtrommeln raſſelten und die Straßen füllten ſich mit Bürgerwehrleuten, deren Mehrzahl aber, ein deutliches Zeichen ihrer Stimmung, zur Aula eilte, als zu ihrem ſelbſtverſtändlichen Sammelpunkt. Was ſich von Truppen in der inneren Stadt befand, wurde mit Ausnahme eines Bataillon vom Regiment Naſſau und drei Pionierkompagnien, entweder nach Schönbrunn oder nach der Leopoldsvorſtadt geſchickt. Um 12½ Uhr zogen die Sieger vom Tabor triumphirend in die Stadt ein. Die genommenen Kanonen führten ſie mit ſich, den Hut des getödteten Generals ließen ſie ſich wie eine Trophäe vorantragen. Dann wurden die Thore geſchloſſen und die Geſchütze der Bürgerwehr auf den Wällen aufgepflanzt. Hierbei ſchien die Abſicht obzuwalten, das unruhige, jeder Veränderung geneigte Kleinbürgerthum und Proletariat der Vorſtädte von der inneren Stadt und ihrem konſervativ geſinnten Großbürgerthum abzuſperren. Allein wenn das wirklich beabſichtigt war, ſo wurde es doch nicht aus- und durchgeführt. Denn kurz nach Mittag hatten die vorſtädtiſchen Elemente auch im inneren Stadtring entſchieden die Oberhand, ſintemalen, wie zu erwarten ſtand, die gut ſchwarzgelb geſinnten Bürger der ungeheuren Mehrzahl nach als „Angſtröhrenkorps“ ſich organiſirten, d. h. in ihre Häuſer ſich verſchloſſen. Viele dieſer „ruhigen“ Bürger wandelte auch trotz der vorgerückten Jahreszeit plötzlich ein krankhaftes Gelüſte nach Landluſt an und es begann ſchon an dieſem Tage jener Exodus der Reichen aus Wien, welcher in den nächſten Wochen ein ſo maſſenhafter wurde, daß alle benachbarten Dörfer und Städtchen mit „Bachhändlnfreſſern“ und „Meerſchaumcigarrenſpitzlern“ vollgeſtopft waren. Im luſtigen Baden allein ſollen an 20,000 ſolcher aus Wien geflüchteten Ruhe- und Ordnungsphiliſter zuſammengepökelt geweſen ſein und hieß deßhalb der Ort jetzo „Schwarzgelbowicz“.

Von der öſtreichiſchen Hauptſtadt nahm Nachmittags am 6. Oktober die Anarchie ohne weitere Förmlichkeiten Beſitz. Das Miniſterium war, bevor der Abend gekommen, auseinandergeronnen. Einzelne Tropfen deſſelben, Bach, Weſſenberg u. ſ. w. ſickerten durch die Linien und wurden erſt in Prag wieder ſichtbar. Zurück blieben der unglückliche Latour und der unausrottbare Kraus. Dieſer harrte während der ganzen Dauer der Oktoberrevolution auf ſeinem Poſten aus. Nicht nur auf ſeinem, ſondern auf allen Poſten. Denn er war nicht allein Finanzminiſter, ſondern auch Miniſter des Innern, des Kriegs, des Unterrichts, der Juſtiz, der öffentlichen Arbeiten, kurz der Miniſter für alles, ein wirklicher und wahrhafter Miniſter-Proteus. Gewiß, eine nie dageweſene Abſonderlichkeit, daß der Miniſter eines Monarchen, deſſen Armeen die empörte Hauptſtadt blockiren, berennen und bombardiren, in dieſer ſelbigen Hauptſtadt im Namen deſſelbigen Monarchen ruhig weiteramtet.

Da ſage man noch, es gebe nichts Neues unter der Sonne! Ueberhaupt hatte dieſe tragiſche Oktoberrevolutionspoſſe etwas verrückt Gemüthliches. War doch die Maſſe der wiener Rebellen weit entfernt, ihrem „guten“ Kaiſer etwas anhaben zu wollen. Im Gegentheil, dieſe wunderlichen Revoluzer glaubten in allem Ernſte, ſie ſtünden in Waffen für ihren guten Ferdinandl gegen das urböſe Ding, die „Kamarillerl“, worunter ſie ſich ungefähr ſo etwas wie des Teufels Großmutter vorſtellten. Die Figur jenes wiener Proletariers, welcher ſich am 6. Oktober kampfmüde den Schweiß abwiſchte mit den Worten: „Wie ſich doch unſereiner plagen muß für den Kaiſer!“ war eine wahrhaft typiſche.

3.

Eigenthümlich iſt an dieſem wiener Revolutionsſtück ſodann geweſen, daß es nicht in allmäliger Steigerung zu einem Wuthkrampfe der Leidenſchaft gedieh, ſondern daß die Gradation umgekehrt mit dem Superlativ begann. Freilich kann man auch ſagen, die Ermordung Latours ſei nur das Platzen eines häßlichen Geſchwürs geweſen, welches ſchon den ganzen Sommer her geſchwärt hatte. Der Kriegsminiſter hatte am emſigſten und entſchiedenſten den Gedanken des Hofes zu verwirklichen getrachtet und folgerichtig mußte er das Hauptziel des zur wilden Flamme aufgeſchürten Volkshaſſes ſein.

In dieſe Flamme, welche ohnehin ſchon hoch genug loderte, goß noch Oel ein bedauerlicher Auftritt, welcher in den erſten Nachmittagsſtunden auf dem Stephansplatze ſtatthatte. Bürgerwehr vom Kärthner-Viertel ſollte und wollte den Thurm des Doms beſetzen, um das Sturmläuten zu verhindern. Allein bevor ſie den Thurm erreichte, ging droben ſchon die Sturmglocke und der auf dem Platze verſammelte Pöbel verhöhnte die Kärthner-Vierteler als „Schwarzgelbe“. In dieſem Augenblicke rückte eine Abtheilung Bürgerwehr aus der Vorſtadt Wieden heran, man weiß nicht, warum? Inmitten des pöbelhaften Johlens, Grunzens und Pfeifens geht ein Schuß los. Die Wiedener wähnen ſich von den Kärthnern angegriffen, löſen ſich in Plänklerſchwärme auf und eröffnen ein lebhaftes Feuer auf die „Schwarzgelben“. Dieſe geben das Feuer zurück, müſſen aber weichen, flüchten in den Dom und verſchließen das Thor hinter ſich. Allein die wüthenden Wiedener ſtoßen das Thor ein und der Kampf tobt am Fuße der Altäre weiter, bis die Kärnthner völlig unterliegen. Das kurze Stück wiener Bürgerkriegs hat 15 Todte gekoſtet und 95 zum Theil ſchwere Verwundungen verurſacht. Eine noch bedeutſamere Folge dieſes Kampfes war, daß von da ab die „Stadtgarden“, d. h. die Bürgerwehrleute der eigentlichen, inneren Stadt, mit ganz wenigen Ausnahmen von der Bühne verſchwanden und demnach die Vorſtädter in Wien durchweg obenauf waren.

Zugleich mit den blutigen Scenen beim und im Stephansdom oder ganz kurz darauf ſpielten ähnliche auf dem Platz „Am Hof“, wo dazumal — ungefähr um 2 Uhr Nachmittags — noch der Miniſterrath im alten Hofkriegrathsgebäude verſammelt war, ſowie am „Graben“, in der Bognergaſſe und auf der „Freiung“. Ueberall wurde das wenig zahlreiche und noch dazu ungeſchickt verzettelte Militär — die Hauptmaſſe deſſelben war ſchon aus der Stadt entfernt — von vorſtädtiſcher Bürgerwehr, ſtudentiſchen Legionären und mit langen Eiſenſtangen bewaffneten Arbeiterſcharen blindwüthend angegriffen. Mehrere Stadtviertel bedeckten ſich mit Barrikaden, Geſchütze donnerten, Kartätſchenſaat praſſelte in die Häuſerwände, die Sturmglocken heulten unabläſſig — kurz, die ganze Höllenbreughelei eines Straßenkampfes war wieder einmal los. Und noch dazu würgten ſich die Menſchen hüben und drüben, ohne eigentlich zu wiſſen, warum oder wozu, ohne eine beſtimmte Führung, Loſung und Abſicht. Aber der Kampf ſelbſt ſteigerte, wie das immer zu geſchehen pflegt, den Zornrauſch der Maſſen und machte ſie gierig nach Unheil und Blut.

Die allenthalben umzingelten, hart mitgenommenen und zurückgedrängten Truppen gaben Straße für Straße auf und zogen ſich auf das joſephſtädter Glacis zurück. Das Kriegsminiſterium am Hof war demnach preisgegeben, denn auf die Grenadierkompagnie, welche die Wache deſſelben bildete, war kein Verlaß. Schon hielten die Pöbelrotten das Gebäude blockirt, deſſen Thor zu verſchließen und zu verrammeln nur mühſelig noch gelungen war, und wüſte Drohungen wurden zu den Fenſtern emporgekreiſcht. Aus dem chaotiſchen Gebrülle gellte ominös artikulirt das Wort „abkrageln“ heraus. Es iſt aber dieſer Pöbelſchrei doch mehr nur der zuſammenfaſſende Ausdruck der herrſchenden Wuthſtimmung geweſen als ein Beweis für die nachmals erhobene Behauptung, der bald darauf erfolgte Gräuel ſei planmäßig vorbereitet und verwirklicht worden. Dieſe Behauptung hat ſpäter ſelbſt das willkürlichſt amtliche Umſpringen mit den Thatſachen nicht zu erweiſen vermocht. Der Kriegsminiſter Latour war das Ziel des Volkszorns, gewiß; allein deſſenungeachtet iſt ſeine Ermordung keine planmäßige geweſen, ſondern ſie war eine gräßliche Stegreifdichtung der bis zum Wahnſinn entzündeten Pöbelphantaſie.

Das voltaire'ſche „Tigeraffenthum“ gilt nicht vom franzöſiſchen Volke allein, ſondern, die Völker unbefangen angeſehen, von jedem. Die „gemüthliche“ Oeſtreicherei hatte den Sommer über oft genug den Affen ſehen laſſen, am 6. Oktober machte ſie zur Abwechſelung mal einen richtigen Tigerſprung.

Die Lage der in dem Kriegsgebäude am Hof eingeſperrten und blockirten Miniſter, Generale, Beamten und Offiziere war eine höchſt peinliche. Vielleicht hätte ein raſcher Entſchluß und deſſen energiſche Ausführung die blockirende Menge ſchrecken und zerſtäuben können. Im Hofraume ſtand ein mit Kartätſchen geladenes Geſchütz. Hätte man das Thor plötzlich aufgeriſſen, die Kanone ihre Ladung in die Horde draußen hineinſpeien und die 160 Mann der Grenadierwache mit gefälltem Bajonnett nachdrücken laſſen, ſo würde der Platz wohl geſäubert worden ſein. Mehrere Offiziere riethen zu ſolchem Vorgehen; allein Latour verweigerte die Erlaubniß, weil er, wie er ſagte, kein Blutbad wollte. Kurz zuvor hatte er auch den Truppen auf dem joſephſtädter Glacis den Befehl zugefertigt, das Feuer einzuſtellen. Der unglückliche Mann hatte von dem ganzen Ernſt der Lage offenbar keine klare Vorſtellung.

Kurz nach 3 Uhr erſchien der Miniſter Hornboſtl im nur ſpärlich gefüllten Reichstagsſale, zeigte an, daß die Truppen auf Latours Befehl das Feuern eingeſtellt hätten, und beſchwor die Verſammlung, das Ihrige zur Beſchwichtigung des Volkes zu thun. „Iſt das Leben der Miniſter geſichert?“ fragte der Abgeordnete Borroſch. „Nein“, entgegnete Hornboſtl, worauf ſogleich die Entſendung einer Reichstagsdeputation zum Schutze der Bedrohten beantragt und beſchloſſen wurde. Die Deputirten Borroſch, Smolka, Goldmark, Fiſchhof und Sierakowski machten ſich eiligſt zum Kriegsgebäude auf.

Sie kamen dort an, als das Unheil ſchon in vollem Zuge und die Pöbelbande Meiſter des Gebäudes war. Der Kriegsminiſter ſelber hatte das Thor zu öffnen befohlen und der Wache unterſagt, von den Waffen Gebrauch zu machen. Gewehr im Arm ſahen die auf dem Hof, auf den Treppen und Korridoren aufgeſtellten Soldaten der Entwickelung des Morddrama's zu.

Ob Latour wähnte, durch dieſen Beweis von Vertrauen den Tiger zu zähmen? Ob er glaubte, durch ſorgloſes Preisgeben der eigenen Perſon dem Affen zu imponiren? Im einen wie im anderen Falle irrte er ſich.

Während die Menge durch das geöffnete Thor hereinſtrömte und raſch die verſchiedenen Theile des weitſchichtigen Gebäudes zu überfluten begann, gelang es den Miniſtern Bach, Weſſenberg und Doblhoff hinauszukommen. Der erſtere wäre wohl übel gefahren, falls er nicht ſo glücklich geweſen, die Uniform eines Bürgerwehrkanoniers zu erwiſchen und in dieſer Verkleidung zu entwiſchen. Möglich, daß der Mann an dieſem Tage die Ueberzeugung gewann, es wäre rathſam, mehrbeſagten Tigeraffen in einen Konkordatskäfig zu ſperren. Auch verſchiedene Generale und Offiziere bewerkſtelligten in theilweiſe nicht gerade heroiſchen Vermummungen ihren Rückzug aus dem Hauſe.

Endlich befanden ſich bei dem Kriegsminiſter nur noch etliche Adjutanten und ſein Kammerdiener. Da ſcholl immer näher und drohender der Ruf: „Wo iſt der Kriegsminiſter? Wir müſſen ihn haben!“ Die äußerſte Gefahr enthüllte ſich ihm plötzlich. Wie derſelben entfliehen? Vielleicht durch die Kirche? (Das Gebäude war ehemals ein Jeſuitenkollegium.) Haſtiger, aber vergeblicher Verſuch: die Verbindungsthüre war vermauert. „Excellenz, weg mit der Generalsuniform!“ Der General ließ ſich von ſeinem Kammerdiener einen bürgerlichen Anzug reichen, und nachdem er denſelben angethan, verließ er, dem Drängen der Adjutanten nachgebend, ſeine im zweiten Stockwerke gelegene Amtswohnung und ſuchte im Dachgeſchoß ein Verſteck, wozu eine Art von Räucherkammer geeignet ſchien. Einem der Adjutanten glückte es, mitten durch das Gebrodel der Menge hindurch und auf das joſephſtädter Glacis zu gelangen, wo er die Truppen aufforderte, zur Rettung des Miniſters herbeizueilen. Umſonſt. Offiziere und Soldaten, ganz perplex durch die Ereigniſſe des Tages, rührten ſich nicht von der Stelle.

Inzwiſchen war die Reichstagsdeputation im Kriegsgebäude angelangt. Ihre Beſchwichtigungsbemühungen ſchienen anzuſchlagen. Der populäre Borroſch insbeſondere redete im Hofe mit ſcheinbar größtem Erfolge zu der Menge, welche er beſchwor, keine Gewaltthat gegen den Miniſter zu begehen, der, verſicherte er, in Anklageſtand verſetzt werden ſollte. Unglücklicher Weiſe ließ ſich „Vater Borroſch“ durch den ihm unter dieſem Titel gezollten Beifall zu dem Wahne verleiten, er hätte hier glücklich ſeinen Zweck erreicht und es ſei deßhalb ſeine Pflicht, auch anderwärts den Friedensprediger zu machen. Kaum war er weggegangen oder vielmehr weggeritten — denn man hatte ihn auf ein Pferd gehoben — als das Gebrülle nach dem Kriegsminiſter abermals losging.

Der verfemte Mann hatte ſich ſo eben aus ſeiner Wohnung entfernt, als die Haufen in dieſelbe eindrangen, das Geräthe zerſchmiſſen und alle Papiere des Miniſters „als Beweiſe ſeines Verraths“ zuſammenrafften. Einem Proletarier ſtach ein prächtiges Raſierzeug in die Augen; er wollte es einſtecken, aber ein Legionär von der Aula nahm es ihm ab und legte es wieder an ſeinen Platz mit der Mahnung: „Wir ſind nicht hierhergekommen, um zu plündern!“ Drunten auf dem Hofe zeterte derweil eine wilde Bande immer ungeſtümer: „Heraus mit dem Verräther! Er muß abgekragelt ſein!“ Wüthende Kerle ſtürmten die Treppen hinan und ſuchend und fluchend durch alle Stockwerke und Korridore.

Gerade jetzt gelang es endlich dem treuen Adjutanten des Bedrohten, dem Hauptmann Niewiadomski, den Vicepräſidenten des Reichstags, Herrn Smolka, und deſſen Kollegen die Treppen hinaufzulootſen. Die Herren mußten aber ſofort erkennen, daß gegenüber dieſem Wirrſal von Wuth und Wahnſinn ihre bloße Gegenwart und ihre beſchwichtigenden Reden keine Wirkung thäten. Smolka ſchlug daher vor, Latour ſollte ſofort ſeine Abdankung erklären und zwar ſchriftlich. Daraufhin wollten die Reichstagsdeputirten ihn unter ihren Schutz nehmen und etwa unter dem Vorgeben, daß er ein Gefangener ſei und vor Gericht geſtellt werden würde, den ſeiner Würden und Aemter entkleideten alten Mann in das bürgerliche Zeughaus hinüberretten. Durch einen Offizier von dieſem Plan in Kenntniß geſetzt, verließ

Latour ſeinen Schlupfwinkel und ſchrieb in einem Zimmer des vierten Stockwerks ſeine Abdankung nieder: — „Mit Genehmigung Sr. Majeſtät bin ich bereit, meine Stelle als Kriegsminiſter niederzulegen“. Mit dieſer Urkunde eilte Smolka ins dritte Stockwerk hinab, bis wohin die Volkswoge ihren Abſchaum bereits emporgeſpritzt hatte, und las den Tobenden dieſelbe mit lauter Stimme vor. Umſonſt. Die Rotte ſchritt über dieſe zwiſchen ſie und ihr Opfer geſtellte papierene Schutzwehr hinweg, ſchreiend: „Aha, der Halunke iſt alſo da? Er muß abgekragelt ſein, er muß gehenkt werden!“

Mit Noth erreichten Smolka und ſein Mitdeputirter Sierakowski noch vor der Bande das vierte Stockwerk wieder; allein Latour durfte es nicht wagen, ſein früheres Verſteck wieder aufzuſuchen, weil der Gang, den er hätte durchſchreiten müſſen, ſchon von einzelnen Eindringlingen aufgeſpürt war. Er ſuchte daher in einem geheimen Gemach eine augenblickliche Bergung. Smolka, Fiſchhof und Sierakowski geſellten ſich einen Bürgerwehroffizier, einen Offizier der akademiſchen Legion und einen Arbeiter und unternahmen mit eigener Lebensgefahr die Rettung des Generals. Wenn das Pack denſelben in ſeinem Verſtecke auffand, ſo war er unbedingt verloren. Die Reichstagsmitglieder verbürgten ſich daher dem tobenden Geſindel, welches ſie übrigens kaum reſpektirte, ſie wollten den Miniſter herbeiſchaffen und denſelben der Juſtiz überliefern, falls ſich eine gehörige Anzahl von Männern mit Schwur und Handſchlag verpflichtete, ſein Leben zu ſchützen. Sofort drängten ſich etwa 20 Bürgerwehrmänner und Arbeiter eifrig aus dem Pöbelknäuel, welcher den Korridor im vierten Stockwerk verſtopfte, hervor und ſchwuren, zweifelsohne aus aufrichtigem Herzen, den Abgeordneten zu, das in ſie geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Latour hatte in ſeinem Schlupfwinkel dieſe Verhandlung gehört und trat jetzt heraus mit den Worten: „Hier bin ich. Ich habe Kugeln und Bajonnette nicht geſcheut und fürchte auch

Dolche nicht; denn ich bin ein ehrlicher Mann und habe ein gutes Gewiſſen“. Der alte Herr hatte auf ſeinem Standpunkte ganz recht. Er hatte als Monarchiſt von der ſtrikten Obſervanz gehandelt und nur Katechismusmoraliſten und ſonſtige „Ideologen“ konnten es „unmoraliſch“ finden, daß er ſeine „Geſchäftsverbindung“ mit dem Kroatenban öffentlich abzuleugnen „ſich veranlaßt geſehen“. Man iſt doch fürwahr nicht dazu Miniſter, immer und überall die Wahrheit zu ſagen!

Von den Reichstagsmitgliedern und ſeinen geſchworenen Beſchützern umringt, wurde der unglückliche General, an deſſen einer Seite ſein Adjutant Graf Gondrecourt, an deſſen anderer Fiſchhof ſich hielt, die kleine Treppe, welche bei dem Brunnen im Hof ausmündete, hinabgebracht; höchſt mühſälig, denn die Treppe war enge und bei jedem ihrer Abſätze geſellten ſich von den verſchiedenen Theilen des Gebäudes her neue Scharen zu dem Zuge. Schon während dieſes Herabſteigens mußte das Schlimmſte befürchtet werden, denn das drohende Geheul des hinten nachdrängenden Geſindels verrieth nur zu deutlich, daß hier jede Beſchwörung ein leerer Schall, jede Mahnung zur Gerechtigkeit oder zum Mitleid ein in dem wüſten Getobe ungehört verhallendes Wort ſei.

Kaum hatte ſein Geleite den Miniſter endlich auf den Hofraum gebracht, als das Scheußliche geſchah. Das Hundepack warf ſich mit Tigergebrüll auf ſein Opfer. Vergeblich alle die Anſtrengungen Smolka's, Fiſchhofs, Sierakowski's, Gondrecourts, der Bürgerwehrmänner und Arbeiter, ſich zwiſchen die lechzende Meute und den gehetzten Greis zu werfen, dieſen mit ihren Armen, mit ihren Leibern zu decken gegen die beim Erſcheinen Latours losraſende Orgie der Barbarei.

In Wahrheit, eine ſolche, nicht ein vorherbedachtes, von langer Hand her angelegtes Verbrechen war der Mord des Generals. Iſt doch aktenmäßig feſtgeſtellt, daß die drei nachmals ausgemittelten und zum Galgen verurtheilten Hauptmörder

(Bramboſch, Jurkovic und Wangler) keineswegs mit mörderiſchen Abſichten zum Kriegsgebäude gekommen, ſondern erſt von dem daſelbſt um ſie hertobenden Mordwuthrauſch angeſteckt worden ſind. Eine grauſame Schickſalsironie lag darin, daß unter den drei bezeichneten Hauptmördern des Kriegsminiſters, den man als einen Mitverſchworenen des Kroatenbanus tödtete, auch ein Kroate ſich befand (Jurkovic).

Wann auf dieſer unſerer bekanntlich muſterhaft eingerichteten Erde etwas Vernünftiges, Rechtes, Edles, Großes geſchehen ſoll, dann drängen ſicherlich hundert Zufälle hemmend und hindernd ſich dazwiſchen: das Dumme dagegen, das Schlechte, Niederträchtige, Abſcheuliche hat allzeit freie Bahn. Das Gute *kann* geſchehen, das Böſe *muß* geſchehen.

Latour hielt ſich, als er den Hofraum betreten hatte, nur noch mit Hilfe ſeiner Beſchützer aufrecht. Unter einem vergitterten Fenſter ſtellten ſie ſich noch einmal ſchirmend um ihn her. Es half nichts. Sie wurden weggedrängt, weggezerrt, weggeſtoßen und von rechtsher und linksher zielten mörderiſche Hiebe und Stöße auf das Opfer. In demſelben Augenblick traf von hinten ein Hammerſchlag und von ſeitwärtsher ein Säbelhieb den Kopf des Generals, worauf Hieb- und Stoßwaffen aller Art ſeinen Leib zermarterten. Er ſank zu Boden. Aber die Kanibalen riſſen den noch Lebenden empor, ſchlangen ihm eine Schnur um den Hals und henkten ihn an einen der Eiſenſtäbe des Fenſtergitters. Die Schnur riß, doch die Wuth der Barbaren war noch nicht geſättigt. Sie ſchleiften die blutige, aber noch röchelnde Maſſe, welche Latour geweſen war, zum Hofe hinaus auf den freien Platz vor dem Kriegsgebäude und knüpften ſie dort zum zweitenmal an einen Gaslaternenpfahl auf, welcher vor der Hauptwache ſtand.

Und die Grenadiere, welche die Hauptwache beſetzt hielten, ließen das geſchehen, Gewehr bei Fuß! Und der Hauptmann, welcher ſie befehligte, rührte keinen Finger, ſondern ſagte achſelzuckend: „Der letzte mir zugekommene Befehl lautet, nicht einzuſchreiten“. Ganz fabelhaft, aber doch buchſtäblich wahr!

Auch dem alſo hängenden Leichnam fuhren die Kanibalen Kanibaliſches anzuthun fort. Die Kleider waren dem Todten abgeriſſen, bis in den dunkelnden Abend hinein trieb das Hundepack Schimpf und Spott mit ihm und zerfetzte ihn mit Schüſſen, Hieben und Stichen*). Gaſſenbuben umtanzten, Schandlieder johlend, den Marterpfahl, Gaſſendirnen ſchauten lachend und händeklatſchend zu. In die Schwärze dieſes Gräuels herein fiel nur ein Stral menſchlichen Gefühls: — ein Legionär von der Aula kaufte in der Nachbarſchaft ein Leintuch und bedeckte mit demſelben die verſtümmelten Ueberreſte des Opfers ....

Derweil war der Reichstagsſal der Schauplatz tumultariſcher Scenen. Der Präſident Strobach hatte ſich anfänglich geweigert, die von der Linken geforderte Sitzung zu eröffnen, weil die Zahl der anweſenden Mitglieder keine beſchlußfähige ſei. Endlich hatte er ſich gefügt, als aber um 5 Uhr Smolka, Fiſchhof und Sierakowski hereinkamen und der letztgenannte die lakoniſche Meldung machte: „Latour iſt todt; er hängt an einem Laternenpfahl am Hof“ — als zugleich mit dieſer Schreckensbotſchaft bewaffnete Arbeiter nicht nur auf den Galerien, ſondern auch im Sale erſchienen, da fühlte der Czeche Strobach den Präſidentenſtuhl unter ſich glühen, daß es nicht zum Aushalten war. Er ſtand daher auf, wand ſich während des anarchiſchen Hin- und Herredens, welches ſich an Sierakowski's Meldung und das Erſcheinen der bewaffneten Arbeiter knüpfte, noch eine Weile zwiſchen dem Bureau und der Thüre herum und verließ dann auf — Nimmerwiederkehr. Es wehte an dieſem Tage überhaupt ein ſchneidend widerczechiſcher Luftzug in Wien. Begreiflich daher,

---

*) Depeſche Kerns vom 7. October: „... Ich ſah es ſelbſt, wie der hängende Leichnam geſtern Abend um 6 Uhr noch mit Bajonnetten durchſtochen wurde.“ **G. B. A.**

daß die Häuptlinge der Czechen, die Rieger, Hawliczek und andere, bereits den Staub Wiens von ihren Stiefeln geſchüttelt und gen Prag ſich aufgemacht hatten, allwo ſie dann mit den fahrenden Miniſtern Weſſenberg und Bach konferenzelten. Das alſo von den Häuptlingen ſchon am 6. Oktober gegebene Beiſpiel muthigen Zurückweichens wurde in den zunächſtfolgenden Tagen von der czechiſchen Mannſchaft im Reichstage befolgt. Die Bänke der Rechten leerten ſich demnach. An der Stelle des verfloſſenen Strobachs übernahm Smolka den Vorſitz und der Reichstag, welcher ſich permanent erklärte, faßte in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober eine Menge von Beſchlüſſen. Er beſtellte einen „Sicherheitsausſchuß“, der in Gemeinſchaft mit den Regierungsbehörden für die Wiederherſtellung und Aufrechterhaltung der Ordnung ſorgen ſollte; er erließ einen Aufruf „An das Volk“, worin daſſelbe zur Geſetzlichkeit ermahnt und „die Sicherheit der Stadt Wien, die Unverletzlichkeit des Reichstages und des Throns und dadurch die Wohlfahrt der Monarchie unter den Schutz der wiener Nationalgarde geſtellt wurde“; er beauftragte den Herrn von Pillersdorff, eine Adreſſe an den Kaiſer zu entwerfen, worin dieſer um Gewährung einer allgemeinen Amneſtie, um Zurücknahme des Manifeſtes vom 3. Oktober und um Einſetzung eines volksthümlichen Miniſteriums, in welchem die beiden „ehrlichen Männer“ Doblhoff und Hornboſtl ſitzen ſollten, angegangen wurde; er entſandte den Verfaſſer dieſer Adreſſe als Träger derſelben unter Beigabe der Deputirten Skoda, Lubomirski, Hornboſtl und Borroſch ſofort nach Schönbrunn; er ſchickte auch eine Abordnung an den Grafen Karl von Auersperg, kommandirenden General von Niederöſtreich, mit der Bitte, nichts gegen die Stadt zu unternehmen und von jedem Angriff auf das Volk abzuſtehen.

Der Herr General war dieſem Wunſche ſchon Abends zuvorgekommen. Er gehörte nicht zu den Menſchen, welche für kritiſche Situationen gemacht ſind, d. h. zur Beherrſchung derſelben Fähigkeiten und Thatkraft genug beſitzen. Er hielt ſich an den Nachmittags ihm zugekommenen, von Weſſenberg und Latour unterzeichneten Befehl: „Das Feuer iſt allenthalben einzuſtellen“ — und unternahm auch dann nichts, als der im Kriegsgebäude verübte Gräuel ruchbar geworden. Entgegen der Anſicht des Fürſten Felix von Schwarzenberg, welcher vorſchlug, am Abend vom joſephſtädter Glacis aus mit den Truppen durch das Franzthor in die Stadt einzuſtürmen, ließ Auerſperg ſeine Streitkräfte vom Glacis aufbrechen und dieſelben im Schwarzenberggarten und beim Belvedere Stellung nehmen, rathlos, was weiter zu thun.

4.

Spät in der Nacht gelangte die reichstägliche Abordnung nach Schönbrunn und ſie wurde ſo huldvoll empfangen, daß man meinen könnte, das, was in Wien geſchehen war, ſei in dem kaiſerlichen Sommerſchloſſe noch nicht vollſtändig bekannt geweſen. Da jedoch dieſe Annahme als unmöglich zu verwerfen iſt, ſo muß man glauben, nur der gute Ferdinand ſelber ſei zur Stunde, als die Deputation ihm aufwartete, noch nicht von der Ermordung Latours unterrichtet geweſen. Wäre er es bereits geweſen, er hätte ſicherlich nicht mit ſolcher Ruhe und Faſſung ſich zu geben vermocht, wie er that. Was die Hofleute angeht, ſo hätten ſie keine ſein müſſen, falls ſie ihre Mienen und Zungen nicht ſoweit in ihrer Gewalt gehabt, um die Deputirten nicht merken zu laſſen, wie man im Schloſſe geſtimmt ſei und was man vorbereitete, gerade während die kaiſerliche Majeſtät der Abordnung des Reichstags Verſicherungen gab, welche nicht beruhigender hätten lauten können. Die Abgeordneten waren ſo glücklich, das nicht nur mündlich, ſondern auch ſchwarz auf weiß gegebene Verſprechen des gutmüthigen Monarchen, daß er ein neues „volksthümliches“ Miniſterium berufen werde, mit nach Wien zurücknehmen zu können. Se. Majeſtät hatte die Liebenswürdigkeit ſo weit getrieben, dem wiener Volke noch ein ausdrückliches Kompliment zu machen, ſagend, er „hoffe, daß daſſelbe zur Wiederherſtellung eines geordneten und geſetzlichen Zuſtandes kräftig mitwirken werde“.

Die Rückkehr der Deputation mit ſo tröſtlichem Beſcheid erregte große Freude im Reichstagsſal, und als die Sitzung frühmorgens am 7. Oktober geſchloſſen wurde, behaupteten nicht wenige der Mitglieder, das Morgenroth einer beſſeren Zukunft aufgehen zu ſehen. Aber, ach, „Morgenroth, Abendkoth“.

Maßen die „ehrlichſte Politik allzeit die beſte“, waren in Schönbrunn, während droben im Audienzzimmer der gute Ferdinand ſo verſöhnlich und tröſtlich zu den Reichstäglern geredet hatte oder reden gemacht worden, drunten in den Ställen die Pferde zur Flucht angeſchirrt und war zugleich im kaiſerlichen Kabinett ein Manifeſt in der Mache, welches, zuſammengehalten mit den der reichstäglichen Abordnung gleichzeitig gegebenen Verſicherungen das berühmte Axiom von der ehrlichſten Politik als der beſten ſo zu ſagen in Farbendruck illuſtrirte. Dieſes Manifeſt ließ ſich ſehr ſcharf aus gegen die Ermordung Latours und zwar ſelbſtverſtändlich mit vollem Recht, wenn auch die Phraſe: „Wien iſt mit Brand und Mord erfüllt“ — mehr Dichtung als Wahrheit enthielt. Wirklich großartig, geradezu koloſſal wurde aber die Manifeſtdichtung, wenn ſie den Kaiſer ſchließlich ausrufen ließ, er „verlaſſe die Nähe der Hauptſtadt, um Mittel zu finden, der unterjochten Bevölkerung von Wien Hilfe zu bringen und die bedrohte Freiheit zu retten“. Darum, „wer Oeſtreich, wer die Freiheit liebt, ſchare ſich um ſeinen Kaiſer!“

Nachdem dieſes Aktenſtück verfertigt und von dem immer dienſtwilligen Unterſchreiber unterfertigt war, machte ſich der Hof vollends reiſefertig und verließ zur ſiebenten Morgenſtunde unter dem Geleite einer Brigade von Kerntruppen Schönbrunn. Auch dieſe zweite Flucht ſchien wiederum ins glaubenseinige Tirol gehen zu wollen; allein in Wahrheit ging ſie die Donau aufwärts bis Krems, überſchritt am 9. Oktober daſelbſt den Strom, machte eine ſcharfe Wendung nach rechtshin und fand am 14. ihr Ziel in der mähriſchen Stadt und Feſtung Olmütz. Man mußte den Slaven ein Pfand allerhöchſten Vertrauens geben; ſie hatten ſich ſchon ſo ſehr um das Haus Lothringen-Habsburg verdient gemacht! Inmitten einer ſlaviſchen Bevölkerung das kaiſerliche Hoflager aufſchlagen, hieß den Häuptlingen der Slaven ſagen: Ihr ſollt künftig in Oeſtreich die erſte Geige, will ſagen Gußle ſpielen.

Derweil der kaiſerliche Fluchtzug zunächſt gen Sieghartskirchen unterwegs war, erſchien der Miniſter für alles, Herr Kraus, in der Vormittagsſitzung des Reichstags und eröffnete, daß ein „Mann von der Hofburgwache“ ein kaiſerliches Manifeſt überbracht hätte mit der Aufforderung, daſſelbe gegenzuzeichnen, was ihm aber ſeine konſtitutionelle Geſinnung und beziehungsweiſe Entrüſtung zu thun nicht erlaubte. Er lege darum das Aktenſtück auf den Tiſch des Hauſes nieder „zu beliebigem Gebrauche“.

Aber leſen mußte man doch das Ding. Allgemeine Verblüffung darnach. Die „gemäßigt liberale“ Mehrheit der Verſammlung hatte ſich ſo eben noch ſo wohlig gefühlt in der Gewißheit, mit Ihrer kaiſerlich königlichen Majeſtät eigentlich doch *ein* Herz und *eine* Seele zu ſein. Und jetzt? Ja, wie ſtand denn nun eigentlich der Reichstag zum Kaiſer? Wer auf dieſe Frage eine runde und nette Antwort hätte geben können! Aber, was da? Nur nicht verzagt! Der Parlamentarismus weiß für alles Rath. Iſt der Kaiſer fort, ſo haben wir doch noch einen kaiſerlichen Miniſter und zwar einen Miniſter für alles und noch dazu einen Miniſter, welcher ſo eben korrekt und korrekteſt konſtitutionell geredet hat, der allerliebſte Gummi-Kraus! An den alſo wollen wir uns halten und ihm auch, aus ſchuldiger Dankbarkeit, ſofort die Forterhebung der Steuern für ein volles Jahr, ſowie die beliebige Benützung des Bankkredits bewilligen. Dadurch geben wir uns erſtens den Anſchein, als hätten wir noch etwas zu bedeuten, und beurkunden zweitens, daß wir unſträflich loyal. Ueberhaupt iſt es das Geſcheiteſte, wenn wir ſo thun, als wäre gar nichts vorgefallen, als gäbe es keinen 6. Oktober. Wir ſind und bleiben Sr. kaiſerlich königlichen Majeſtät allergetreueſter Reichstag, debattiren weiter, parlamentiren Vormittags mit der Revolution und Nachmittags mit dem Hofe, richten heute eine Proklamation an das Volk und morgen eine Supplik an den Kaiſer, kurzum, wie unſer lieber Kraus ein Miniſter für alles iſt, ſo ſind wir unſererſeits ein Reichstag für alles und für alle. „Medio tutissimi ibimus“.

5.

Der General, welcher nach der Meinung des Hofes die wiener Revolution zu bändigen beſtimmt war, der Fürſt von Windiſchgrätz, hatte ſich dieſe Rolle ſchon zum voraus ſelber zugetheilt. Seitdem er das freilich ſehr leichte Probeſtück, das prager Pfingſtſtrohfeuerlein auszublaſen, abgelegt, war er ein Hauptvertrauter der herrſchenden Hofklike geweſen und hatte die Kaiſerin, Ferdinands Frau, fortwährend mit ihm gebriefwechſelt, — ſelbſtverſtändlich hinter dem Rücken des „konſtitutionellen“ Miniſteriums, ja ſogar hinter dem Rücken Latours. Dieſer Briefwechſel, welcher unter anderen Fragen auch ſchon im Sommer die erörterte, ob man den guten Ferdinand abdanken machen ſollte, hatte den Fürſten in ſeiner Ueberzeugung, zum Retter der Dynaſtie, des Throns und des Altars, der guten alten frommen

Zeit im Allgemeinen und der Junkerherrlichkeit im Beſonderen förmlich prädeſtinirt zu ſein, ſehr beſtärkt. Er hatte auch auf den Antritt ſeiner Retterrolle hin vorläufige Zurüſtungen gemacht und insbeſondere mit verſchiedenen Generalen für gewiſſe Fälle Verabredung getroffen: alles hinter dem Rücken des „konſtitutionellen“ Miniſteriums; denn „die ehrlichſte Politik iſt immer die beſte“.

Am 8. Oktober erſchienen die beiden Czechenhäuptlinge Rieger und Hawliczek, flüchtig aus Wien angelangt, auf dem Hradſchin bei Windiſchgrätz und brachten demſelben die erſte beſtimmtere Kunde von dem zwei Tage zuvor in der Donauſtadt Geſchehenen. Am folgenden Morgen wurde er durch den Grafen Moritz Palffy verſtändigt, daß der Hof auf der Fahrt gen Olmütz begriffen ſei, worauf der Fürſt dem fahrenden Hofe ſofort den Rath zugehen ließ, mit dem Reichstag in keinerlei Unterhandlung ſich einzulaſſen und den Fürſten Felix von Schwarzenberg zum Miniſter zu ernennen. Dann machte er die meiſten in Böhmen ſtehenden Truppen (10 Bataillone Infanterie, 3 Bataillone Jäger, 24 Schwadronen Reiterei, 54 Geſchütze mit der nöthigen Bedienungsmannſchaft) marſchfertig gen Wien und ſandte Eilboten nach Brünn und Krakau, um von den dort kommandirenden Generalen die ſchleunige Entſendung aller verfügbaren Truppen in derſelben Richtung zu verlangen, welchem Verlangen mit möglichſter Eile entſprochen wurde. Auch mit dem General Auersperg und mit dem Kroatenban ſetzte ſich der Fürſt in Verbindung und zwar als Oberbefehlshaber, da er ſchon ſeit Ende Juni's im Beſitz eines kaiſerlichen Handſchreibens war, kraft deſſen ihm „für den eintretenden Fall“ der „unbeſchränkte Befehl“ über alle Truppen der Monarchie, mit Ausnahme der Armee Radetzky's, übertragen wurde. Am 16. Oktober iſt dann der Inhalt dieſes geheimen Handſchreibens in einem öffentlichen Manifeſt ausgeſprochen worden.

Derweil ſammelte ſich die Maſſe der aus Wien entwichenen czechiſchen Reichstagsabgeordneten, durchſprenkelt mit ſonſtigen ſlaviſchen und ſchwarzgelben Deputirten, in Prag, that ſich als Sonderreichstag auf und czechte gehörig, zum ſchmunzelnden Vergnügen der Herren Bach, Weſſenberg und Stadion, welche ebenfalls in Prag eingekehrt waren und die Czecherei nach Kräften ſtachelten und ſteiften. Als der wiener Reichstag alle abweſenden Mitglieder aufforderte, binnen 14 Tagen wieder in ſeinem Schoße zu erſcheinen, leiſtete die czechiſche Kollegialität in der Infamie das Aeußerſte, indem der prager Sonderreichstag eine Erklärung ausgehen ließ, in welcher die wiener Linke deutlich genug als Verurſächerin der Ermordung Latours bezeichnet war, ja ſogar einzelne Mitglieder mit Namennennung der reaktionären Rache ſignaliſirt wurden. Man ſieht, die Herren Czechen machten ſich immer würdiger, ihr Ideal, ruſſiſche Leibeigene zu werden, verwirklicht zu ſehen (vgl. Bd. I, S. 317).

Das Ideal militäriſcher Unfähigkeit konnte man zur gleichen Zeit in der Umgebung von Wien verwirklicht ſehen und zwar in dem Lager des Herrn General von Auerſperg und in dem Lager des Herrn Banus von Jellacic gleichermaßen. Der Stern des letzteren, welcher Stern nie etwas anderes geweſen als ein kümmerliches Talglicht, von dem Winde der Hofgunſt momentan zu einer qualmenden Fackel an- und aufgeblaſen, war in raſcheſtem Sinken begriffen. Aus dem Mythus vom kroatiſchen Helden, Helfer und Heiland wurde die klägliche Wirklichkeit eines ordinären Subalternoffiziers. Vom ungariſchen Boden flankenmärſchlich auf deutſchen geflohen, wußte ſich der Banus weder zu rathen noch zu helfen und verbarg ſeine Rath- und Thatloſigkeit nur kläglich hinter Rauſchbauſchphraſen, welche er von ſeinem Hauptquartier Rothneuſiedl ausgehen ließ („Als Staatsdiener bin ich verpflichtet, der Anarchie zu ſteuern; als Soldat zeigt mir der Donner der Geſchütze meine Marſchdirektion“, und dergleichen Horribilikribrifaxereien mehr). Wäre es mit der oberſten Leitung der revolutionären Kräfte in Wien nicht ſo elendiglich beſtellt geweſen, wie es war, ein umſichtig geordneter und energiſch geführter Angriffsſtoß von dorther würde den Kroatenſachem ſammt ſeinen krebsrothmänteligen Szereſſanern und ſonſtigen naturkindlichen Barbaren aus dem Felde geblaſen haben. Nur dem Unverſtand und der Schlaffheit, welche, wie in Wien, ſo auch im ungariſchen Lager obenauf waren, hatte es Jellacic zu verdanken, daß er nicht zwiſchen zwei Feuer genommen und zwiſchen denſelben zerrieben wurde. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er wenigſtens nicht ſo dumm war wie ſeine Gegner; denn er kannte die Gefährlichkeit ſeiner Lage beſſer als dieſe. Am 10. Oktober hatte er eine Zuſammenkunft mit Auersperg und wurde dabei verabredet, daß der letztere ſeine Aufſtellung im Schwarzenberggarten und Belvedere verlaſſen und ſeine Truppen mit denen des Banus vereinigen ſollte. Dieſer, welcher, wie wir wiſſen, ſtark war in „Flankenmärſchen“, ſchlug dann vor, die beiden vereinigten Heerhaufen ſollten mitſammen einen Flankenmarſch um Wien herum ausführen und ſich donauaufwärts bis Krems „rückwärts koncentriren“, um dort den Anmarſch der Windiſchgrätzer aus Böhmen abzuwarten. In Folge deſſen räumte Auersperg am 12. Oktober ſeine angegebene Stellung in ſo kopfloſer Haſt, daß Offiziere und Soldaten ihr Gepäck dahintenlaſſen mußten. Doch kam es nicht zu der flankenmärſchlichen Flucht nach Krems, weil ja weder die Wiener noch die Ungarn etwas gegen die beiden kaiſerlichen Generale unternahmen*). Man ließ denſelben Zeit und Raum, in aller Gemüthlichkeit ihre Stellungen ſo zu wählen, zu nehmen und zu ſichern, daß ſie mit ihren Truppen Wien vom Süden und Weſten her halbzirkelig umſpannten. Am 14. Oktober hatte Auerſperg ſein Hauptquartier in Inzersdorf, Jellacic in Zwölfaxing. Vom 11. Oktober an ſchoſſen ſich wiener Streifſcharen mit den Kroaten herum, welche, wie verſichert wird, täglich ihre Offiziere fragten: „Goſpodine, wann marſchiren wir gegen Ola?“ unter welcher Aula ſie ſich irgendein fabelhaftes Monſtrum vorſtellten, wie ſie denn auch des feſten Glaubens gelebt haben ſollen, ſie ſtänden ſtatt vor Wien vor Budapeſth, um ſolches zu ſtürmen und zu plündern, wobei ſie ſich nur verwunderten, wo denn die geſtickten ungariſchen Hoſen hingekommen wären. Inzwiſchen hauſ'ten die „Naturſöhne“ in der Umgegend, wie es von ihnen erwartet werden mußte. Die Rückwärtſerei hat ſpäter, nach Sättigung ihrer Wuth, in einer wunderähnlichen Anwandelung von Scham für gut gefunden, alle Ausſchreitungen und Ausſchweifungen der Soldaten während der Belagerung und der Einnahme Wiens zu leugnen. Es iſt aber ebenſo notoriſch als begreiflich, daß die mittels der Loſung „Rache für Latour!“ fanatiſirte Soldateska — keineswegs die Kroaten allein — das Rächeramt übte, wie ſie es verſtand. Dieſes Verſtändniß wurde, der Meinung der Wiener zufolge, ſchon am 12. Oktober klargelegt durch die Auffindung eines gräßlich verſtümmelten Leichnams, welchen die abgezogenen Truppen Auerſpergs im Schwarzenberggarten zurückgelaſſen hatten*).

---

*) Daß man von Wien aus gerade dazumal etwas Rechtes unternehmen konnte, iſt Thatſache. Die Stimmung konnte nicht beſſer ſein. Depeſche Kerns vom 13. Oktober: „Die Bewaffnung in der Stadt geht ununterbrochen fort und wird durch den allgemein kriegeriſchen Geiſt, der darin herrſcht, kräftig unterſtützt.“ S. B. A.

6.

Bevor Windiſchgrätz ſeinen in Marſch geſetzten Truppen zur Donau folgte, begab er ſich nach Olmütz, wo er am 15. Oktoder eintraf. Er war jetzo der Hort, Helfer und Heiland des Hofes und für einen ſolchen konnte man doch nicht weniger thun, als ihn zum Feldmarſchall ernennen. Der windiſchgrätziſche Feldmarſchallnimbus iſt freilich etliche Monate ſpäter, wie jedermann weiß, auf den ungariſchen Pußten kläglich verblichen. Vorderhand jedoch ſtralte er hell, weil die Moga und Meſſenhauſer nicht die Leute waren, ſeinen Glanz zu trüben.

---

*) Herr Berthold Auerbach hat in ſeinem „Tagebuch aus Wien“ (1849) unterm 12. Oktober (S. 91) als Augenzeuge darüber alſo ausgeſagt: . . .

Zweifelsohne hat während der Anweſenheit des neugebackenen Feldmarſchalls am kaiſerlichen Hoflager der Ge-

---

„Im Hofe der Aula brauſ'te und toſ'te es wie ein Sturm. Man hatte die Leiche eines Studenten gebracht, die man nach dem Abzuge des Militärs vom Belvedere dort gefunden. Die Leiche war ſchauderhaft verſtümmelt, die Zunge ausgeſchnitten, die Augen ausgeſtochen, der Mund aufgeſchlitzt bis zu den Ohren, die Naſe abgehackt, der Bauch aufgeſchlitzt, alle Raſerei des zum Ungeheuer gewordenen Menſchen war verübt. Ein Heulen und Racherufen, herzerſchütternd wie noch nie, hörte ich hier. Die Frauen zerfloſſen in Thränen und Wehklagen und die Männer hoben ihre Waffen zum Himmel und ſchwuren Rache an dem Hauſe Habsburg. Ich ſah einen alten wohlbeleibten Mann, die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen und er konnte nur noch heiſer die Worte rufen: „Rache an Habsburg! So läßt uns der gute Kaiſer ermorden, weil ein Einziger ermordet worden." Ich ſah hier das empörte Herz des gutmüthigſten Volkes und erkannte, wohin man es treiben kann durch ſchmählichen Verrath. „Zum Reichstag! Zum Reichstag!" erſchollen plötzlich Stimmen und „Zum Reichstag!" ſchrie alles. Mit einer ſchwarzen Fahne voran trug man die Leiche hin, die Reichstagsmitglieder mußten ſehen, wie die Truppen des Kaiſers mit ſeinem Volke umgingen. Schuſelka kam herab und beruhigte mit wenigen Worten das zum Aeußerſten gereizte Volk, und als der Abgeordnete Fürſt Lubomirski die Leiche ſah, verfiel er plötzlich in Wahnſinn." Mit dieſer Ausſage halte man die Darſtellung zuſammen, welche der ſchwarzgelbe Dunder in ſeiner „Denkſchrift über die wiener Oktoberrevolution" (S. 320 fg.) von dieſem Abenteuer gibt und welche in die Spitze ausläuft, die „Leiche ſei ohne Zweifel ſo zugerichtet worden, um das Volk zu erbittern". Selbſtverſtändlich wird für dieſe aus der Luft gegriffene Behauptung nicht der Schatten eines Beweiſes beigebracht, während die Auffindung des geſchändeten Todten im ſchwarzenbergiſchen Garten aktenbeweiskräftig feſtgeſtellt iſt.

danke, den guten Ferdinand in den Stand zu ſetzen, ungeſtört von Unterſchreibungs- und anderen Regierungsmühen der Blumenzucht ſich widmen zu können, beſtimmtere Geſtalt gewonnen. Es gab Leute am Hofe, welche dem Kaiſer ſein märzliches „Ich laß nit ſchießen!" nie verziehen hatten. Bei dem, was den Anſichten und Wünſchen der Kamarilla zufolge nothwendig gethan werden mußte, um den alten Glanz von Thron und Altar wiederherzuſtellen, brauchte man einen Unterſchreiber, welcher nicht ſo blutſcheu war wie der Ich-Laß-Nit-Schießen-Botaniker.

Sodann mußte in Olmütz zur Sprache kommen, welches Syſtem gegenüber der ganzen Sachlage in Anwendung gebracht und eingehalten werden ſollte, das der unmittelbaren oder das der mittelbaren, das der nackten Gewalt oder das der vorläufig noch konſtitutionell verſchämt verhüllten. Der Hof zerfiel über dieſe Frage in zwei Parteien. Die eine wollte, daß der Reichstag ſofort aufgelöſ't, über ganz Oeſtreich der Belagerungszuſtand verhängt und Windiſchgrätz mit unbeſchränkter Vollmacht, geradezu mit der Diktatur bekleidet würde. Die andere meinte, es ſei doch klüger, vorderhand den konſtitutionellen Schein zu wahren, den Reichstag, welcher ja ohnehin gerade dermalen ſo vortreffliche Dienſte leiſtete, indem er mittels ſeiner Schwatzopiate die Kraft der Oktoberrevolution paralyſirte, fortbeſtehen zu laſſen, aber denſelben, ſobald es thunlich, aus der Hauptſtadt hinweg und in irgendein obſkures böhmakiſches oder ſlovakiſches oder hannakiſches Neſt zu verlegen, damit er ſich daſelbſt mit Verfertigung von Verfaſſungsparagraphen harmlos die Zeit vertriebe. Die zweite Anſicht trug es über die erſte davon, was ſich wohl unſchwer hauptſächlich aus der Rückſicht erklärt, daß dazumal das „rebelliſche" Ungarn noch nicht niedergeworfen war. Der zum Premierminiſter beſtimmte Fürſt Felix von Schwarzenberg, ein ausgebrannter Genüßling mit glaſigen Fiſchaugen, aber ſchlau, gewandt und reſolut, hatte dringend zu dieſer zeitweiligen Beibehaltung des konſtitutionellen Formſchwindels gerathen und war hierin unterſtützt worden durch die Czechenhäuptlinge von Prag her, welche vor rückwärtſigen Ueberſtürzungen warnten, weil ſie es ſchon im Hinblick auf ihre eigene landsmänniſche Bauerſame ungerathen finden mußten, daß der Hof ſeinen vormärzlichen Gelüſten allzu freien Lauf ließe. Selbſt Windiſchgrätz fügte ſich, unter der Bedingung jedoch, daß man ihn — die Eroberung von Wien vorausgeſetzt — dort in ſeiner Weiſe für Ruhe und Ordnung, Thron und Altar arbeiten ließe und daß das in der Mache begriffene neue Miniſterium keinen wichtigen Schritt thäte ohne ſein Mitwiſſen und ſeine Zuſtimmung.

Ja, man war denn doch in Olmütz des Sieges über die „fluchwürdige Revolution“ noch keineswegs ſo ſicher, daß man ohne weiteres die Brummbaßſprache der Gewalt zu reden ſchon ſich getraut hätte. Im Gegentheil, man flötete ſanft und ſüß nach Noten, nach Märznoten. Denn „die ehrlichſte Politik iſt die beſte“. Der arme Kaiſer Ferdinand hatte wiederum viel zu thun in jenen Tagen. Am 15. Oktober mußte er ein Manifeſt an die Bauern der Monarchie unterſchreiben, worin denſelben die Erhaltung ihrer Märzerrungenſchaften auf's neue feierlich zugeſichert wurde. Am 19. Oktober ſodann erſchien eine Tags zuvor von Sr. Majeſtät unterſchriebene Proklamation, worin der Kaiſer „mit ſeinem fürſtlichen Worte den Völkern Oeſtreichs alle denſelben gewährten Rechte und Freiheiten“ verbürgte, ſowie die vor der Oktoberrevolution vom Reichstage gefaßten Beſchlüſſe beſtätigte und ſchließlich ſeinen „feſten Willen“ erklärte, daß das angefangene Verfaſſungswerk vom konſtituirenden Reichstage fortgeſetzt und vollendet werde.

Derweil man aber den guten Ferdinand dermaßen in der konſtitutionellen Fiſtel zu den Völkern Oeſtreichs ſprechen ließ, ſchickte ſich der neue Feldmarſchall an, mit Kanonenmäulern zu den Wienern zu reden. Während der Anſchickung hiezu, ja ſogar nachdem beſagte Mäuler bereits ſich aufgethan hatten, handirte der Reichstag noch immer mit der dummen konſtitutionellen Fiktion, reſolvirte, dekretirte, referirte, deputirte, proteſtirte, ſchickte Boten nach Olmütz, nach Frankfurt, an Auerſperg, an Jellacic, horchte dahin, wiſperte dorthin, unterhandelte hier, beſchwor dort, wiegelte auf, wiegelte ab, wollte alles vermitteln und vermantſchte alles. Wäre dieſes parlamentariſche Gezappel nicht ſo ſchädlich geweſen, wie es in Wahrheit war, man hätte vor Lachen darüber Thränen vergießen mögen. Es war aber entſchieden ſchädlich, weil es die Thatkraft der wiener Bevölkerung, welche unglücklicher Weiſe in dieſer Verſammlung die höchſte Autorität erblickte, mittels Einflößung der kretiniſchen Mixtur „Revolution auf geſetzlichem Boden", die auch anderwärts ſo unheilvoll gewirkt hatte, einſchläferte und vergiftete. Es war eine ganz verrückte Situation, daß eine Verſammlung, welche innerhalb der Stadt die oberſte Entſcheidung anſprach und übte, außerhalb der Stadt ſo ohnmächtig und einflußlos war wie eine Sammlung von Gipsfiguren. Herr Kraus, welcher mit Vorwiſſen und Bewilligung des Hofes ſeine Allerweltsminiſterrolle ſpielte, lenkte den Reichstag an dem Gängel- und Gaukelbande der Legalität.

Freilich waren noch zwei andere Behörden da, welche mit und neben dem Miniſter Kraus und neben dem Reichstage regierten, was das Zeug hielt: der am 7. Oktober eingeſetzte Gemeinderath und der Studentenausſchuß. Allein beide hinderten einander mehr, als ſie ſich in die Hände arbeiteten, und appellirten und rekurrirten dann doch wieder in allem und jedem an den Reichstag, der ſeinerſeits an den Allerweltminiſter appellirte und rekurrirte. Noch einmal: eine gegen ihren Kaiſer empörte, gegen die ſie belagernden Truppen deſſelben fechtende Stadt in letzter Inſtanz von einem kaiſerlichen Miniſter regiert — die purſte Verrücktheit! Rabelais und Swift hätten Tolleres nicht zu erſinnen vermocht und jedenfalls war dieſe ungemüthliche Anarchie die Gipfelung des „tollen" Jahres.

Aber aus dieſer tragiſchen Narrethei glänzt eine Thatſache hervor wie ein Stern aus Wolken: die Uneigennützigkeit, Gutmüthigkeit und Opferwilligkeit der kleinbürgerlichen und proletariſchen Bevölkerung von Wien. Nachdem ſich die langangeſammelte und künſtlich vermehrte Elektricität des Volkszorns am 6. Oktober in einem Mordblitz entladen hatte, trat die angeborene wieneriſche Gutherzigkeit und Leichtlebigkeit wieder voll in ihr Recht. Ebenſo der wieneriſche Humor, welcher insbeſondere in der „Mobilgarde“ ſeine Vertreter hatte. Dieſes Korps vereinigte die jüngeren und beweglicheren Kräfte der Bürgerwehr, ſowie auch die habenichtſigeren, was weder der Munterkeit noch der Tapferkeit deſſelben Abbruch that. Es war ein luſtiges Volk, dieſe Mobilen, und Robert Blum hat wohl zum letzten mal in ſeinem Leben gelacht, als ſo ein Mobiler am 26. Oktober mitten im Kampfgetöſe mit vollendeter Virtuoſität das Pfeifen, Surren und Brummen der verſchiedenen Geſchoſſe auf ihrer Flugbahn und bei ihrem Einſchlagen nachmachte. Daß es in einer belagerten und bombardirten Stadt an einzelnen Exceſſen unmöglich fehlen konnte, iſt leicht einzuſehen; allein ſolche Vergehungen wurden raſch und ſtrengſtens geahndet, wie denn ein Mobiler, der einem Weibe Gewalt angethan, auf der Stelle erſchoſſen worden iſt. Daß es aber in einer belagerten und bombardirten Stadt noch niemals ſo ordentlich und ehrlich zu- und hergegangen, wie es im Oktober von 1848 in Wien zu- und herging, vermag nur die Parteiverbohrtheit zu leugnen. Was vermögen aber die Lügen der Parteiverbohrtheit und der Angſtphiliſterei gegen Thatſachen wie die, daß, obzwar das Volk Herr der ganzen Stadt war, die Schätze der Bank, welche ein einziger Mann bewachte, vollkommen ſicher blieben und daß an dem gar nicht bewachten Palaſte des Windiſchgrätz, während dieſer Wien bombardirte, nicht eine Fenſterſcheibe zerbrochen, nicht ein Klingelgriff abgeriſſen wurde? Fürwahr, ein großer Führer hätte mit dieſer Bevölkerung Großes vollführen können. Jammerſchade um die vielen herrlichen Kräfte, die hier nutzlos zu Grunde gingen.

Gar nichts Löbliches iſt dagegen von der ländlichen Bevölkerung in der Umgegend von Wien zu ſagen. Die Bauern ließen ihren rohen Egoismus in ſeiner ganzen Ruppigkeit ſehen. Alle Bemühungen Kudlichs und anderer, die Bauerſchaft zu bewegen, ſich zu einem „Landſturm“ zuſammenzuthun und dem bedrängten Wien Hilfe zu leiſten, ſcheiterten kläglich. Es war ganz eitel, den Bauern auseinanderzuſetzen, wie unberechenbar wichtig es ſei, die Hauptſtadt nicht der Säbelbrutalität verfallen zu laſſen. „Was geht das uns an?“ ſagten ſie; „wir haben keine Robot mehr und das andere iſt uns gleich“. Damit noch nicht genug: die bäueriſch-pfiffige Herzloſigkeit ſtand auch nicht an, aus der Bedrängniß Wiens möglichſt großen Vortheil zu ziehen. Je mehr die Einſchließung der Stadt und damit auch die Noth in derſelben zunahm, um ſo unverſchämtere Wucherpreiſe forderten die Bauern für ihre Marktprodukte. Von weither kamen den Wienern allerdings viele Sympathiebezeugungen zu. Die Städtebevölkerungen von Deutſchöſtreich mußten ja fühlen, daß Wien trotz all der dort waltenden Unklarheit den Kampf gegen ſlaviſchen Deſpotismus führte. Allein zumeiſt ließen ſie es eben auch bei leeren Sympathiebezeugungen bewenden. Thatſächliche Hilfe, d. h. Zuzüge bewaffneter Mannſchaft ſchickten in nennenswerther Weiſe nur Brünn, Graz und etwa noch Salzburg.

Daß die Wiener auch von dem Schwatzklubb in Sankt Paul zu Frankfurt, ſowie vom deutſchen Reichsverweſer und Reichsminiſterium etwas hofften, erweiſ't unwiderleglich ihre kindliche Naivetät. Reichsverweſer und Reichsminiſterium ſchmerlingelten, d. h. ſie ſandten am 13. Oktober die zwei Parlamentsnullen Welcker und Mosle als „Reichskommiſſäre“ mit einer „Miſſion des Friedens und der Verſöhnung“ nach Wien oder eigentlich nach Olmütz, welche Miſſion einer der traurigſten Späſſe war, welche das Jahr 1848 geſehen hat. Man trieb mit dieſen Reichskommiſſären allenthalben Ulk, am offenkundigſten im windiſchgrätziſchen Hauptquartier; ſie aber waren ſo reichskommiſſäriſch vernagelt, daß ſie nicht einmal merkten, wie man ſie ulkte und uzte.

Im deutſchen Plapperment wurde am 12. Oktober durch den Oeſtreicher Berger der Dringlichkeitantrag eingebracht, „die Verſammlung möge anerkennen und erklären, daß der konſtituirende Reichstag und die heldenmüthige Bevölkerung Wiens ſich um das Vaterland wohlverdient gemacht“ — fiel aber natürlich durch. Daraufhin beſchloſſen die beiden Fraktionen der Linken, ihrerſeits eine Sympathiebezeugungsdeputation nach Wien zu entſenden, und beſtellten dieſelbe aus den Herren Blum, Fröbel, Hartmann und Trampuſch. Wie der letztere zur Ehre dieſer Sendung kam, wußte kein Menſch und er ſelber am wenigſten zu ſagen. Die Abordnung gelangte am 17. Oktober nach Wien und wurde mit großem Halloh empfangen. Im Uebrigen vermochten die frankfurter Deputirten innerhalb Wiens der Oktoberrevolution im Grunde gerade ſo wenig zu nützen, als die außerhalb herumduſelnden „Reichskommiſſäre“ derſelben zu ſchaden vermochten. Als der Kampf losgebrochen war, konnten es Blum, Hartmann und Fröbel nicht ehrenhaft finden, ſich demſelben zu entziehen. Sie traten alſo in ein von dem tapfern Haugk, einem geweſenen kaiſerlichen Offizier, organiſirtes Elitekorps.

Ob Robert Blum aus Hoffnung, ob aus Verzweiflung nach Wien gegangen? Man weiß es nicht. Wahrſcheinlich ging er im Oktober nach Wien, um den ungeheuren Fehler zu ſühnen, welchen er im September in Frankfurt begangen hatte, als er ſtatt die revolutionären Kräfte zu entfeſſeln dieſelben vielmehr lahmlegen half. Aber die Reue kam zu ſpät. Die wiener Oktoberrevolution war ſchon allzuſehr verfahren, um noch ins richtige Geleiſe gelenkt werden zu können. Und war überhaupt Blum der Mann dazu, ſo eine Lenkung zu unternehmen und durchzuführen? Nein. Er ging an der eigenen wie an der Halbheit der ganzen Bewegung von 1848 zu Grunde, einer der beklagenswertheſten Blutzeugen für die Wahrheit von Saint-Juſt's Ausſpruch: „Ceux qui font les révolutions à demi, ne font que creuser leurs tombeaux“. Aber freilich, derſelbe Citoyen Saint-Juſt hat ſich auch nur ſein Grab gegraben, indem er eine ganze Revolution mitmachte.

7.

Derweil die von Windiſchgrätz in Bewegung geſetzten Truppenmaſſen vom Norden und Oſten her Wien ſich näherten, um die Umſchließung der Stadt zu vollenden, was am 19. Oktober geſchehen war, begann auf den Reichstagsbänken in der kaiſerlichen Reitſchule die Verſchwindſucht ſo merklich zu graſſiren, daß nur nothdürftig die beſchlußfähige Anzahl von Mitgliedern zuſammenblieb. Zugleich ſah ſich die Verſammlung ſehr wider ihren Willen mehr und mehr genöthigt, einigermaßen „Konventle“ zu ſpielen. Sie tröſtete ſich darüber mit der lächerlichen Selbſtbelügung, daß ſie keineswegs mit dem Kaiſer im Kriege ſei, ſondern nur Wien vor dem Jellacic und dem Windiſchgrätz ſchütze, welche Generale „den Willen des Kaiſers mißachteten“, demnach ſo zu ſagen Rebellen ſeien, deren „Vollmachten“ folglich der Reichstag von rechtswegen für „ungiltig“, deren Maßnahmen er für „ungeſetzlich“ erklären müßte und wirklich erklärte.

Natürlich mußten in dieſer Erklärung der wiener Gemeinderath, der Studentenausſchuß, das demokratiſche Centralkomité, ſowie die ſämmtlichen nichtſchwarzgelben Beſtandtheile der Bürgerwehr die Aufforderung erblicken, den Widerſtand gegen die „rebelliſchen Generale“ zu organiſiren und zu leiſten. Um ſo mehr, da ja das kaiſerliche Finanzminiſterium nicht anſtand, die vom Reichstage behufs dieſer Organiſation und Leiſtung bewilligten Geldmittel beizuſchaffen, obzwar nur „vorſchußweiſe“. So wurden dem Gemeinderathe zunächſt 200,000 Gulden vorgeſchoſſen. Die betreffende Beſchlußfaſſung in der Reitſchule hatte ein konſervatives Mitglied — es gab noch ſolche rarae aves daſelbſt — für ſeine Perſon alſo motivirt: „Wenn wir die bezahlen, welche hereinſchießen, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir nicht auch die bezahlen ſollten, welche hinausſchießen.“ Der ganze Babelwirrwar der wiener Oktobertage iſt in dieſem Votum enthalten.

Die oberſte Leitung der Vertheidigung Wiens war beim Oberkommando der Bürgerwehr. Verſchiedene Inhaber dieſer Stelle — Streffleur, Scherzer, Braun, Spitzhitl — waren ſeit dem 6. Oktober dampfgeſchwind aufgetaucht und noch dampfgeſchwinder wieder untergetaucht. Angeſichts nun der herandrohenden Entſcheidung ſchlugen die demokratiſchen Vereine zum Oberkommandanten vor den geweſenen kaiſerlichen Oberleutnant und jetzigen Literaten Wenzel Meſſenhauſer und am 12. Oktober ernannte das kaiſerliche Miniſterium des Innern im Einverſtändniß mit dem reichstäglichen Sicherheitsausſchuß den Vorgeſchlagenen wirklich zum proviſoriſchen Befehliger der wiener Nationalgarde. Die Wahl war ſo eine himmelſchreiend verfehlte, daß ſich eigentlich alle Pflaſterſteine von Wien hätten dagegen empören ſollen. Der arme Meſſenhauſer iſt die gutmüthigſte, ehrlichſte, uneigennützigſte, blondeſte Oeſtreicherſeele von der Welt geweſen; aber einen ſchlechteren Oberkommandanten Wiens unter den obſchwebenden Umſtänden zu finden, war ſchlechterdings unmöglich. An Muth zwar hat es ihm keineswegs gefehlt — bewies er doch ſchon ſuperlativiſchen Muth dadurch, daß er ſich nicht beſann, an einen Platz zu treten, wo er ſo ganz und gar nicht am Platze war. Da hätte es eines Mannes bedurft mit einer Seele von Stahl und einer Hand von Eiſen, eines Durchgreifers und Niedertreters, welcher an ſeine Aufgabe gegangen wäre mit dem Bewußtſein, daß hier alles gewagt werden müßte, um etwas zu gewinnen, und welcher nicht davor zurückgeſchrecken ſein würde, Wien, ſo es nöthig, zu einem Sagunt oder Saragoſſa zu machen. Statt ein ſolcher Mann zu ſein, war Meſſenhauſer — ganz abgeſehen von der Unzulänglichkeit ſeiner militäriſchen Befähigung — ein wohlmeinender Sentimentalerling, ein lyriſcher Träumer und Phantaſt, völlig beſeſſen von dem Narrenwahn, alle Menſchen ſeien im Grunde ſo gutmüthige Kerle wie er ſelbſt. Auch als Oberkommandant lyriſirte und bombaſtiſirte er weiter, wie er es als Novelliſt getrieben hatte. Seine oberkommandantlichen Stilübungen waren häufig ganz läppiſch und täppiſch, geradezu kindiſch. Seine Schwäche wurde durch ſeine Umgebung — er hatte nicht einmal Willenskraft genug, notoriſche Schwarzgelbe aus ſeinem Stabe zu entfernen — mißleitet und mißbraucht. Wenn ſich ſein Gebaren ab und zu etwas energiſcher anließ, ſo war er nur das Sprachrohr des Willens ſeines erſten Feldadjutanten, des geweſenen Jägerleutnants Fenner von Fenneberg, in deſſen Adern — wie er wenigſtens ſelber ſich zu rühmen pflegte — kein treuunterthänig-tiroliſches, ſondern vielmehr italiſch-heißes Blut rollte. Fenneberg, welcher ſich nach ſeinem Austritt aus der Armee etliche Jahre auf dem Felde der ſüddeutſchen Tagespreſſe herumgetummelt hatte, lebte der Ueberzeugung, daß, wer den Zweck wollte, auch die Mittel wollen müßte und daß man mit Sentimentalität und Lyrik in einer Revolution nicht weit käme. An Talent und Willen überragte er Meſſenhauſer weit, ohne doch weder an Gaben noch an Charakter auch nur annähernd zu jener Höhe hinanzuragen, auf welcher ein Mann ſtehen mußte, der aus dem wiener Oktober etwas Rechtes machen konnte.

Etwas, viel ſogar von dem Zeuge zu einem ſolchen Manne hatte der polniſche General Bem, welcher ſeine Schule in den napoleoniſchen Feldzügen begonnen und im polniſchen Inſurrektionskriege von 1830—31 vollendet hatte. Gleich vielen ſeiner Landsleute war er nach dem 6. Oktober nach Wien geeilt. Dieſe Polen müſſen ja überall, wo die Trommel der Revolution gerührt wird, mitdabeiſein, kämpfende Proteſte gegen das Verbrechen der Theilung ihres Vaterlandes, fechtende Beweiſe, daß, wie es im „Dombrowskiego“ heißt, „Polen noch nicht todt, ſolange Polen leben“. Bem erklärte, er ſei nach Wien gekommen, um „als Mitglied der lemberger Nationalgarde den hohen Reichstag zu unterſtützen und die Truppen, welche ſich gegen denſelben empört hätten, mit allen Kräften zu bekämpfen“. Meſſenhauſer, welcher den General wohl von früher her gekannt haben mag, übertrug demſelben die Organiſation und Leitung der Vertheidigung ſämmtlicher Linien und Außenwälle der Stadt und Bem hat ſich, wie bekannt, dieſer Aufgabe vollſtändig gewachſen gezeigt. Allein weiter vermochte er es nicht zu bringen. Um ſeine Eigenſchaften als Soldat und Revolutionsmann zur vollen Entfaltung und Wirkſamkeit zu bringen, hätte ſeine Stellung eine diktatoriſche ſein müſſen; aber hieran war bei dem jämmerlichen Gaukel- und Schaukelſpiel, welches der Reichstag trieb, natürlich nicht zu denken. Auch iſt dem Polen hinderlich geweſen, daß er der deutſchen Sprache nicht mächtig war. Aufhenken („aufänkén“) und erſchießen („erſchießén“) waren die ihm geläufigſten deutſchen Worte. Er praktizirte dieſelben auch bei paſſender Gelegenheit unbedenklich und wußte ſich überhaupt in gehörigen Reſpekt zu ſetzen, ſogar bei den Mobilſten unter den Mobilen. Im Uebrigen ſagt man ihm nach, er habe ſchon wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Wien erkannt, daß es unmöglich, die Stadt mit gewöhnlichen Mitteln lange gegen die kaiſerlichen Truppen zu halten. Er mußte auch einſehen, daß, wie die Sachen lagen, nicht zu hoffen ſei, man würde zu außergewöhnlichen Mitteln greifen, und deßhalb bereitete er ſich bei Zeiten auf den Ausgang des Abenteuers vor, indem er verſchiedene öſtreichiſche Offizieruniformen ſeinem Gepäcke beilegte, um paſſende Verkleidungen bei der Hand zu haben.

Es iſt aber ganz thöricht, zu glauben und zu ſagen, ein ſo ſcharfverſtändiger Mann, wie dieſer Pole geweſen iſt, hätte aus bloßer Luſt am Wirrwar die Vertheidigung einer für die Dauer als unhaltbar erkannten Stadt mitgeleitet. Bem hatte einen ganz vernünftigen Grund, die Vertheidigung Wiens zu verſuchen, nämlich die beſtimmte Erwartung, die Ungarn müßten und würden alles daran ſetzen, die wiener Demokratie nicht dem Windiſchgrätzismus unterliegen zu laſſen. Es war ja das den Magyaren vom eigenſten Intereſſe geboten. Hinter einem ſiegreichen und mächtigen Ungarn aber ſah der Pole die lebendigbegrabene Polonia wieder aus ihrem Grabe ſich erheben. Bem wußte daher ganz gut, was er that, als er verſuchte, Wien halten zu helfen, bis die Magyaren Entſatz brächten. Er irrte nur darin, daß er wähnte, das Vernünftige müßte geſchehen, während wie immer das Unvernünftige geſchah, weil es geſchehen mußte.

8.

Windiſchgrätz traf am 19. Oktober von Olmütz her in Lundenburg ein, wo er zunächſt ſein Hauptquartier aufſchlug, um von dort am folgenden Tag eine Proklamation „An die Bewohner Wiens“ zu richten, worin er bekanntgab, daß er „mit allen Vollmachten ausgerüſtet ſei, um dem dermalen herrſchenden geſetzloſen Zuſtand ohne Zeitverluſt ein Ziel zu ſetzen“, und ſchließlich die Hauptſtadt ſammt Vorſtädten und Umgebung in Belagerungszuſtand erklärte. Am 22. Oktober hatte er ſein Hauptquartier in Stammersdorf und hier gab er einer Abordnung des wiener Gemeinderaths Audienz in einer Weiſe, daß über ſeine Abſichten kein Zweifel mehr bleiben konnte. Er forderte die ſofortige und unbedingte Uebergabe der Stadt und vollſtändige Entwaffnung der Bevölkerung. Auch nach dieſer Erklärung des Fürſten beging der lyriſche Meſſenhauſer noch die hyperlyriſche Naivetät, in einer Zuſchrift an Windiſchgrätz, als an den „Befehlshaber der am linken Donauufer ſich koncentrirenden Truppen", dieſen aufzufordern, die Zufuhr von Lebensmitteln nach Wien nicht zu hemmen und nicht die „ungeheure Verantwortung auf ſich zu laden, das nahebevorſtehende Verſöhnungswerk zwiſchen Monarch und Volk durch vorgreifende Akte der Feindſeligkeit zu ſtören". Schon um dieſes kindlichen Dokumentes willen hätte Windiſchgrätz, falls er, von Menſchengefühl gar nicht zu reden, auch nur eine blaſſe Vorſtellung von Humor beſeſſen, den unfreiwilligen Humoriſten Meſſenhauſer nicht erſchießen laſſen dürfen.

Am 22. Oktober hatten auch die zwei Kahlmäuſer von deutſchen Reichskommiſſären, die Herren Welcker und Mosle, die Ehre, zu Stammersdorf vor den kaiſerlichen Feldmarſchall gelaſſen zu werden, nachdem ſie ſich's an der „Generalstafel" hatten wohlſchmecken laſſen. Der ihnen im Zimmer des Fürſten gereichte Nachtiſch war um ſo unſchmackhafter. Welcker ſtellte ſich in Poſitur und rednerte den Windiſchgrätz ſtaatslexikoniſch an. Allein der Angeredneñte fuhr mitten in die Phraſenwelckerei hinein mit der unangenehmen Bemerkung: „Es ſcheint faſt, als ob Sie für die wiener Volksſouverainetät Partei nähmen". Darob erſchrak der weiland radikale Staatslexikoner, maßen er ſich erinnern mußte, daß er ſelber noch vor wenigen Monaten die Volksſouverainetät heftig gepredigt hatte, und ſalbaderte dem Fürſten einiges vom Reichsverweſer und von ihren, der Reichskommiſſäre, Vollmachten vor. Worauf Windiſchgrätz: „Reichsverweſer? Geht mich nichts an. Ihre Vollmachten? Brauche ſie gar nicht zu ſehen. Oeſtreich bedarf der Paulskirche nicht; es wird den Kampf um ſein Beſtehen allein ausfechten". Damit konnten die Herren Reichskommiſſäre abgehen; ſeufzend, vermuthlich. Trotz dieſes Abgefahrenſeins hatte aber Herr Welcker die Stirne, am 29. November in der Paulskirche lang und breit von den Bewilligungen zu deklamiren, welche Windiſchgrätz in Folge der reichskommiſſärlichen Dazwiſchenkunft den Wienern gemacht habe, — eine welcker'ſche Dichtung von A bis Z.

Während die kaiſerlichen Generäle in aller Gemächlichkeit ihre Maßnahmen zur völligen Einſchließung Wiens trafen und zur Ausführung brachten, herrſchte drunten an der Leitha in der Stimmung und in den Operationen der ungariſchen Armee das kläglichſte Schwanken. Mitſchuld daran war freilich das zwitterhafte Gebaren des öſtreichiſchen Reichstags, welcher hinſichtlich eines feſten und entſchiedenen Handinhandgehens mit den Ungarn nicht ſchlüſſig werden konnte. Die ungariſche Nationalverſammlung hatte ſchon am 10. Oktober eine Erklärung an den wiener Reichstag gerichtet, worin ſie thatſächlich die Hilfe Ungarns anbot. Aber die Verſammlung der Halblinge in der Hofreitſchule hatte dies Anerbieten dem Gemeinderath übermittelt, der Gemeinderath übermittelte es wiederum dem permanenten Reichstagsausſchuß und dieſer ließ die ganze Sache gemüthlich liegen, weil er „keine Zeit zur Erörterung derſelben habe“!!! Wenn aber die Herren von der Permanenz Fexe waren oder wenigſtens wie ſolche ſich darſtellten, ſo brauchten es die Ungarn darum nicht ebenſo zu machen. Sie mußten, um ſich ſelber zu retten, alles aufbieten, Wien zu retten, ſogar wider den Willen der Wiener. Es war ein ungeheurer Mißgriff des ungariſchen Reichstags, am 14. Oktober zu erklären, daß, „da die öſtreichiſche Nation ſich des Beiſtandes unſerer Truppen nicht bedienen will“, die ungariſche Armee auf die Beſchützung des eigenen Vaterlandes ſich zu beſchränken habe.

Dieſem Beſchluſſe gegenüber machte ſich aber die Räthlichkeit, ja die Nothwendigkeit, die Gränze zu überſchreiten und den Wienern Hilfe zu bringen, ſofort wieder geltend. Koſſuth — ſein Todfeind Görgei hat es bezeugt — erkannte dieſe Nothwendigkeit ganz klar und ſein Fehler iſt nur geweſen, daß er nicht zur rechten Zeit ſein ganzes unermeßliches Anſehen darangeſetzt hat, ſeine richtige Anſicht durchzuſetzen. Seinem Antriebe war es zweifelsohne zuzuſchreiben, daß die Ungarn, trotz des Reichstagsbeſchluſſes vom 14. Oktober, ſchon drei Tage hernach und dann wieder am 21. Oktober den Gränzfluß überſchritten, um Jellacic anzugreifen. Allein beide male wurde dieſer Offenſivverſuch wieder aufgegeben; das zweite mal unter dem Vorgeben, daß man erſt Koſſuth abwarten müßte, welcher mit einer Verſtärkung von 12,000 Mann und mehreren Batterien unterwegs ſei. Der General Moga war eben — der General Moga, d. h. er verhielt ſich zu einem Befehlshaber des ungariſchen Heeres, wie er in dieſer Lage hätte ſein ſollen, gerade ſo, wie ſich der gute Meſſenhauſer zu einem Oberkommandanten verhielt, wie einen ſolchen Wien gerade im Oktober von 1848 brauchte.

Der Präſident des Landesvertheidigungsausſchuſſes von Ungarn führte wirklich die angegebene Verſtärkung in Moga's Lager, worauf in Nikelsdorf ein großer Kriegsrath ſtattfand, um die brennende Frage des Tages zu entſcheiden. Koſſuth — ſo erzählt Görgei — eröffnete die Berathung mit einer darauf berechneten Rede, die Ueberſchreitung der Landesgränze zu Gunſten des belagerten Wiens als eine für Ungarn moraliſche Nothwendigkeit, jeden Gedanken an deren Unterlaſſung als einen unehrenhaften hinzuſtellen. „Noch ſteht Wien — ſo ſchloß er ſeine Rede — noch iſt der Muth ſeiner Bewohner, unſerer treueſten Verbündeten gegen die Angriffe der reaktionären Feldherrn, ungebrochen. Allein ohne unſere Hilfe müſſen ſie dennoch unterliegen, denn ſie kämpfen einen zu ungleichen Kampf. Darum laſſen Sie uns eilen, meine Herren, eine Schuld abzutragen, welche uns, eingedenk deſſen, was wir unſern Brüdern in Wien verdanken, geheiligt erſcheinen muß. Wir müſſen den Wienern zu Hilfe! die Ehre der Nation erheiſcht dies von uns". Görgei nahm, als ſeine älteren und im Range höher ſtehenden Kameraden ſchwiegen, das Wort, um ſich aus militäriſch-techniſchen Gründen — von politiſchen verſtünde er nichts, ſagte er — gegen eine Angriffsbewegung auszuſprechen. Die Sachlage kam ihm dabei zu ſtatten, namentlich auch die ganz unzweifelhafte numeriſche Ueberlegenheit der kaiſerlichen Truppen, welche in der Stärke von 100,000 Mann oder darüber in den verſchiedenen Lagern um Wien her ſtanden und 265 Geſchütze hatten, während die ungariſche Armee an der Leitha kaum mehr als 20,000 geübte Soldaten, ebenſoviele Landſtürmler und etwa 50 Kanonen zählte. „Aber — fragte Koſſuth, nachdem Görgei ſeine Auseinanderſetzung beendigt hatte — wie hoch ſchlagen Sie denn die Begeiſterung an, welche meine Anſprache der Truppen hervorzurufen vermag?“ Und Görgei dagegen: „Im Lager und unmittelbar nach der Anrede ſehr hoch, nach erlittenen Strapazen und angeſichts des Feindes ſehr gering“.

Koſſuth vermochte in Nikelsdorf nicht durchzudringen. Moga und mit ihm gewiß die größere Anzahl der höheren Offiziere hatten von der unberechenbaren politiſchen Wichtigkeit des von Koſſuth gewollten und gewünſchten Unternehmens keine Vorſtellung; auch konnte man es dieſen Männern kaum verübeln, wenn ſie ſich noch immer mehr denn halb als kaiſerlich königliche Offiziere fühlten und deßhalb Bedenken trugen, gegen einen kaiſerlichen Feldmarſchall zu fechten. Was aber den gemeinen Mann im ungariſchen Heere betraf, ſo hätte der ebenſo gut eine Gleichung dritten Grades zu löſen vermocht wie das Problem, warum denn er, der Magyar, für die Rettung von dieſem Wien ſeine Haut zu Markte tragen ſollte. Es kümmerte ihn keinen Pfifferling, dieſes Wien, denn, ſagte er, ſeinen Schnurrbart zwirbelnd: „Es gehört ja nur dem Deutſchen!“ Trotz alledem gab der ungariſche Agitator, welcher hinter dem fallenden Wien ſchon das fallende Budapeſth erblicken mochte, noch nicht nach. Im ungariſchen Lager zu Parendorf ſetzte er noch einmal die Hebel ſeiner Logik und ſeiner Beredſamkeit an und allmälig gelang es ihm, Offiziere und Soldaten für ſeine Anſicht zu gewinnen. Von Parendorf aus hat er auch am 25. Oktober eine Botſchaft an Windiſchgrätz abgehen laſſen, eine Art Ultimatum, worin gefordert war die Entwaffnung des Kroatenheeres, ſowie die offene und unzweideutige Anerkennung der vom König unlängſt ſanktionirten Verfaſſung Ungarns und endlich die Aufhebung der Belagerung Wiens. Bei Bewilligung dieſer Bedingungen würde die ungariſche Armee die Leitha nicht überſchreiten.

Der Träger dieſer Botſchaft war der Honvedoberſt Ivanka. Er kehrte nicht wieder nach Parendorf zurück, denn er wurde mit grober Verletzung des Völkerrechts im Lager des Kroatenbanus zurückgehalten. Der kaiſerliche Feldmarſchall fand es nicht der Mühe werth, das ungariſche Ultimatum zu beantworten, ſondern ſagte nur: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht“. Die Ungarn haben ihm das nachmals heimgezahlt, mit Zinſen. Vorderhand beſeitigte die Aufnahme, welche Koſſuths Vorſchläge im kaiſerlichen Lager gefunden, jede Oppoſition im ungariſchen. Koſſuth ſchien daher — ſo meldet Görgei — bloß noch „nähere Nachrichten von Wien abwarten zu wollen; als aber ſtatt deren immer nur der Donner des groben Geſchützes von der Hauptſtadt bis zu uns herüberdrang, da hieß es endlich, es ſei keine Zeit mehr zu verlieren, und die Vorrückung begann am 28. Oktober.“
Es war zu ſpät und die rechte Zeit ſchon verloren.

9.

Der Belagerer Wiens hatte derweil ſein Hauptquartier nach Hetzendorf verlegt und erließ von hier am 23. Oktober abermals eine Proklamation, in welcher der Stadt und ihren Vertheidigern eine Unterwerfungsfriſt von 48 Stunden gegeben und im einzelnen blutroth auseinandergeſetzt war, was der Herr Fürſt unter Belagerungszuſtand und Standrecht verſtand. „Erſchießen! Aufänken!“ würde Bem geſagt haben. Die Verſammlung in der Reitſchule orgelte zur Antwort auf dieſes Proklam wieder einmal ihre Proteſtmelodie ab und mit Wiſſen und Willen des Sicherheitsausſchuſſes begab ſich am folgenden Tage Herr von Pillersdorff nach Hetzendorf, um einen Sturm auf des Feldmarſchalls harten Sinn zu verſuchen. Selbſtverſtändlich ließ Windiſchgrätz den weiland Märzminiſter ſchon als ſolchen abfahren, noch derber, wo möglich, denn zwei Tage zuvor die kahlmäuſenden Reichskommiſſäre. Mit dem Beſcheide des Fürſten: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht, ſondern ich fordere unbedingte Unterwerfung“ — konnte Pillersdorff hingehen, woher er gekommen. Der Reichstag erklärte an demſelben 24. Oktober, das in der Proklamation des Fürſten vom 23. „bekundete Verfahren ſei nicht nur ungeſetzlich, ſondern ebenſoſehr feindlich gegen die Rechte des Volkes wie des erblichen konſtitutionellen Throns“. Am folgenden Tage beantwortete der arme Meſſenhauſer den Windiſchgrätzismus vom 23. Oktober mit einer fürchterlich langen Meſſenhauſerei, worin unter vielem anderen auch dieſes geſagt war: „Mitbürger! Nie hat ein übermüthiger Brennus ſich in ſo ſchauerlicher Hochfahrt als Feind des ganzen Menſchengeſchlechtes erklärt. Nie ſind die gerechten Wünſche und Anſprüche eines mündigen Volkes erbarmungsloſer in den Staub getreten worden. Das ſanfteſte Gemüth, der ſorgloſeſte Träumer, der armſeligſte Gedankenmenſch (sic!) muß über eine ſolche Sprache mit brennendem Zorn und unauslöſchlicher Entrüſtung erfüllt ſein. Mitbürger! Auch ich erkenne in der Sprache des Fürſten Windiſchgrätz als einzelnes Individuum einen Verrath, eine Sünde gegen die Natur. Was müſſen meine Empfindungen als derjenige ſein, der von dem hohen Reichstage mit dem Auftrage betraut worden, unſere herrliche Stadt, zur Zeit die merkwürdigſte des ganzen Erdkreiſes, gegen einen ſolchen Feind in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen? Mitbürger, urtheilt!“ Ja wohl, urtheilt!

Auch droben in Olmütz wurde in jenen Tagen im Proklamiren wieder Erkleckliches geleiſtet. Am 22. Oktober nämlich erging daſelbſt eine von Weſſenberg gegengezeichnete Proklamation, worin „Wir Ferdinand der Erſte, konſtitutioneller Kaiſer von Oeſtreich, König von Ungarn u. ſ. w." uns bewogen fanden, „anzuordnen, daß der Reichstag ſeine Sitzungen in Wien alſobald unterbreche" — und „Wir berufen denſelben auf den 15. November nach der Stadt Kremſier, wo er in der Lage ſein wird, ſich ungeſtört und ununterbrochen ſeiner Aufgabe der Ausarbeitung einer den Intereſſen unſerer Staaten entſprechenden Verfaſſung ausſchließlich widmen zu können".

Während man aber in Olmütz noch konſtitutionell gaukelte, hatte der abſolutiſtiſche Ernſt vor den Linien von Wien angehoben. Nachdem das Geplänkel ſchon ſeit Wochen gegenſeitig im Gange geweſen, begannen am 23. Oktober die Kanonen mitzuſprechen. Die Geſchütze der Belagerer ſcheinen zuerſt von Ottakring her gegen die hernalſer Linie geſpielt zu haben. Zum großen Aerger eines Dienſtmädchens, welches auf dem Walle Wäſche zum Trocknen aufgehangen hatte und, als die Kugeln dort einzuſchlagen begannen, über den Windiſchgrätz und das „dumme Herſchießen" ſcheltend hinauslief, um die Wäſche abzunehmen, welchem heldiſchen Thun die zuſchauenden Bürgerwehrleute lachenden Beifall ſpendeten. Weit ernſteren Charakters als hier erwies ſich der begonnene Kampf an der nußdorfer Linie und bei den Taborbrücken. Am letzteren Orte ging er bis in die Nacht hinein fort und das Gebrülle der Geſchütze ſcholl dumpf bis zur Aula hinein, wo Robert Blum gerade eine große Rede hielt, in deren Verlauf er für ſich ſelber wie für ſeine frankfurter Mitdeputirten die Verpflichtung übernahm, in Wien zu bleiben und mitzukämpfen. In dieſer Nacht ſchlugen auch die erſten Feuersbrünſte — ein Holzmagazin in der Spittelau und das Gaſthaus „Zum Auge Gottes" vor der nußdorfer Linie waren während der Gefechte am Abend in Brand gerathen — zum düſtern Spätherbſthimmel auf und dieſe Illumination nahm dann von Nacht zu Nacht größere Dimenſionen an.

Ein heißer Kampftag war der 26. Oktober, wo den ganzen

Tag über auf der ganzen Linie von Nußdorf bis St. Marx geſtritten wurde. Am Abend des Tages hatten die kaiſerlichen Truppen die Brigittenau und den Prater in ihrer Gewalt, hatten die Vertheidiger Wiens in die inneren Vorſtädte zurückgedrängt und konnten, wie Sachverſtändige mit Beſtimmtheit behaupten, durch die Jägerzeil bis zur Ferdinandsbrücke oder gar noch über dieſe in die innere Stadt eindringen. Allein es geſchah nicht. Der Feldmarſchall ſcheint an dieſem Abend entweder zu dem Axiom „der Tapferkeit beſter Theil iſt Vorſicht" — ſich bekannt oder aber ſchon ſo feſt ſich vorgenommen zu haben, die Hauptſache am 28. Oktober zu thun, daß er nicht mehr davon abgehen wollte. Er nahm daher am Abend des 26. ſeine Truppen ſogar theilweiſe aus den gewonnenen Stellungen wieder zurück und wollte überhaupt die Gefechte dieſes Tages nur für eine „Rekognition" angeſehen wiſſen. Das Beſte in der Vertheidigung geſchah da, wo der alte Bem war; allein allenthalben fanden es denn doch die Truppen viel ſchwerer, mit den wiener Bürgerwehrleuten, Studenten und Arbeitern fertig zu werden, als ſie ſich eingebildet hatten.

In Wahrheit, nur die Verleumdung hat die Tapferkeit der Vertheidiger Wiens anzutaſten gewagt. Der hier vorhandene Kämpferſtoff hat ſich trotz der höchſt mangelhaften Organiſation und großentheils unzulänglichen Führung als ein guter bewährt. Aus dieſem Oktober-Wien hätte ein großer Mann Großes zu machen vermocht trotz alledem. Aber, ach, wo war in jenem Oktober, wo war überhaupt im Jahre 1848 ein wahrhaft großer Mann, ein Nummer-Eins-Mann? Nirgends.

10.

Zur achten Morgenſtunde am 28. Oktober eröffnete Windiſchgrätz auf der ganzen von ſeinen Truppen gehaltenen Belagerungslinie ein heftiges Geſchützfeuer, welches ſich bis gegen Mittag hin noch fortwährend ſteigerte. Dem kaum begonnenen gab von der Stadt her das Geroll der Alarmtrommeln und das Geheul der Sturmglocken Antwort. Der alte Stephansdom hatte ſich's ſchwerlich jemals träumen laſſen, daß einſt ſo ein Tag kommen würde, wo die große Brummglocke ſeines Thurmes das Signal geben würde zum allgemeinen wiener Sturmgeläute „für die deutſche Freiheit“.

Denn das iſt doch — Mandarinen und Bonzen mögen ſagen, was ſie wollen — zwar nicht der klare Gedanke, aber doch der richtige Inſtinkt geweſen, welcher die wiener Oktoberrevolution gemacht hatte, und daß die Deutſchen das bedrängte Wien ſo ſchmachvoll im Stiche ließen, vermehrt die Anzahl, die Unzahl der traurigen Beweiſe aus dem Jahre 1848, wie aus dem ganzen Verlauf ihrer Geſchichte, daß ſie zu ſelbſtſtändigem Handeln ſchlechterdings unfähig und nur zum Kommandirtwerden da ſind. Wann dereinſt, wie Peſſimiſten prophezeien, da, wo jetzt Deutſchland, ein ſlaviſch-czariſcher Sumpf ſein wird, dann mag die Zeit kommen, wo da und dort noch ein einſamer Patriot des Kleinbürgerthums und Proletariats von Wien, wie es im Oktober von 1848 war, trauervoll dankbar gedenken und ſeufzend flüſtern wird: Ihr hattet doch recht!

Während der allgemeinen Kanonade formirten die Belagerer ihre Sturmkolonnen, um damit gegen die ſchwächſten Punkte vorzugehen, gegen die Niederungen am Donaukanal, die erdberger und kleinnußdorfer Linie, ſowie gegen die Leopoldſtadt. Der auf der Höhe des Stephansthurmes auslugende Beobachtungspoſten meldete dieſe Vorbereitungen und es wurden die möglichen Gegenvorkehrungen getroffen. Der Hauptangriffſtoß war, wie mit Sicherheit zu erwarten, gegen die Jägerzeil gerichtet, demnach gegen ein Vorſtadtviertel, welches „von einem ungeheuren Troß bedienſteter und penſionirter Beamten, alten Militäriſten und reichen Philiſtern bewohnt“, d. h. von ſeinen Bewohnern nicht vertheidigt war. Allein Bem war ja da mit den Mobilen und dem Elitekorps. Zwei gewaltige Barrikaden deckten die Jägerzeil, die eine beim Praterſtern, die zweite bei der Einmündung der Sterngaſſe aufgethürmt. Auf dieſer kommandirte Bem ſelber, umringt von der Blüthe der wiener, gratzer, ſalzburger und brünner Jugend. Die Praterſternbarrikade erlag raſch dem Anſturm der Windiſchgrätzer, welche ſofort von dorther eine Batterie in Thätigkeit ſetzten und die Jägerzeil, ſowie die Sterngaſſebarrikade mit einem Kugelregen begoſſen. Zwei Stunden lang währte dieſes Granaten- und Kartätſchenfeuer, worauf eine aus Grenadieren verſchiedener Regimenter formirte Sturmkolonne den Anlauf auf das unerſchütterte Bollwerk unternahm. Dreimal vergebens. Es war ein mörderiſches Kämpfen und die Truppen hatten große Verluſte, weil nicht allein von den Zinnen der Barrikade, ſondern ringsher aus allen Fenſtern, Dach- und Kellerlucken ein heftiges Feuer auf ſie ſprühte.

Derweil war aber, gegen 3 Uhr Nachmittags, die „Landſtraße“ in die Gewalt der Angreifer gefallen. Eine halbe Stunde ſpäter erſchienen ihre vordringenden Kolonnen von der Weißgerbergaſſe und der Hauptſtraße her am Rande des Glacis, brachten zwei Batterien vor und warfen Granaten nach der inneren Stadt hinein. Die Jägerzeil und überhaupt die Leopoldſtadt waren demnach nicht mehr zu halten. Die Sterngaſſebarrikade mußte von ihren Vertheidigern geräumt und ein eiliger Rückzug hinter den Donaukanal angetreten werden. Der tapfere Haugk rettete bei dieſem Rückzug noch etliche Geſchütze über die Brücke in die innere Stadt hinüber.

Das Geſammtreſultat des 28. Oktobers war, daß Windiſchgrätz am Abend ſich als Sieger fühlen konnte, wie er auch that. Die kaiſerlichen Truppen hatten die ihnen geſtellte Aufgabe erfüllt. Sie befanden ſich im vollen Beſitze der Vorſtädte Landſtraße, Rennweg, Leopoldſtadt und Jägerzeil, ſtanden alſo hart vor den Wällen der inneren Stadt.

In dieſen Vorſtädten nun begann, als die Nacht hereingebrochen war, jene Gräuelwirthſchaft von ſeiten der Soldaten, welche zu leugnen ſelbſt in der Wolle ſchwarzgelb gefärbte Berichterſtatter nicht unternommen haben. So ein Zeuge ſagt z. B. über das Gräßliche, was in der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober in der Johannagaſſe geſchah: — „Erſt gegen 4 Uhr früh hörte das Plündern und Würgen auf und die Soldaten wurden zuſammengezogen. Am 30. Oktober führte man 57 Leichen aus dieſer einzigen Gaſſe fort, die Leichen ſolcher nicht mitgerechnet, welche das Militär aus den Häuſern geholt, über dem Walle auf den Feldern erſchoſſen und auch daſelbſt begraben hatte. Man hält ſie alle für ſchuldloſe Opfer, denn waren auch einige darunter Nationalgardiſten, ſo konnte ihnen das nicht ſträflich ſein. Sie waren außer Dienſt, trugen keine Waffen. So viel iſt gewiß, daß von allen 57 Todten nicht einer in der Gegenwehr gefallen, und ebenſo ſicher iſt, daß keines der Häuſer in der Johannagaſſe durch das Bombardement angezündet wurde, ſondern einzig und allein durch die Rache und den Muthwillen der Soldaten, mitunter auf das Geheiß der Offiziere“*). Ein anderer Berichterſtatter, den angezogenen an Schwarzgelbheit, wo möglich, noch übertreffend, iſt doch ebenfalls ehrlich genug, zu bekennen, daß es „von ſeiten der ſiegestrunkenen Soldaten überhaupt gräulich zuging“*).

---

*) Dunder, Denkſchrift, S. 769. Der Verfaſſer hat mit verdankenswerther Redlichkeit S. 756—778 alle die ſchrecklichen Einzelnheiten der ſoldatiſchen Gräuelwirthſchaft während dieſer Schreckensnacht geſammelt. Slaven waren die Verüber dieſer Gräuel, aber keineswegs Kroaten, ſondern vorzugsweiſe Czechen und Galizier von den Regimentern Latour und Baumgarten. Einer Jägerkompagnie hatte der Oberſt anempfohlen, ja geradezu befohlen, „ſobald ſie nach Wien kämen, das Kind im Mutterleibe nicht zu verſchonen.“ Dunder, 777

In der Nacht „ſah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke geſtellt“, ſagt ein Augenzeuge. Schon zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends waren vom Stephansthurm herab nicht weniger als 26 Brandſtellen ſignaliſirt. Nach eingebrochener Dunkelheit ſchwamm die Luftſchicht über der Stadt in allen Abſtufungen feuriger Glut, vom düſteren Gelbroth bis zur dunkelſten Blutröthe.

Und vor den Thoren ſtand die rothe Reaktion, zum Einbruch bereit.

11.

Der 28. Oktober war ohne Frage der entſcheidende Tag. Allerdings hatte ein großer Theil der Vertheidiger, welche die innere Stadt, ſowie die Vorſtädte Wieden, Schottenfeld, Neubau, Joſephsſtadt noch hielten, den Muth keineswegs verloren, obzwar Proviant wie Munition ſchon vom 27. Oktober an ſehr knapp waren, und Mobilgarden, Arbeiter und übergetretene Soldaten wollten nicht dulden, daß man von Waffenſtreckung und Uebergabe ſpräche. Allein in der überwiegenden Maſſe der Bevölkerung war unſtreitig die Ueberzeugung obenauf, daß weiterer Widerſtand vergeblich und alles aus und vorbei ſei.

Auch die Führung wurde von dieſem Gefühl angefaßt und gab demſelben nach. Nach Verlohung des Kampflärms an den Linien rathſchlagten die Führer im Hauptquartier des Oberkommando's in der Stallburg. Meſſenhauſer gab die Erklärung ab, es ſei nach den Ergebniſſen des heutigen Tages an eine Weiterführung der Vertheidigung nicht mehr zu denken. Er ſchlage daher vor, eine Abordnung an den Feldmarſchall zu ſenden, um denſelben um die Gewährung „halbwegs menſchlicher“ Uebergabebedingungen anzugehen. Es erhob ſich kein nennenswerther Widerſpruch und wurden ſofort 4 Abgeordnete bezeichnet, welchen auf Meſſenhauſers Aufforderung der Gemeinderath 3 ſeiner Mitglieder beigab. Auch der Reichstag wurde eingeladen, an der Deputation ſich zu betheiligen, verweigerte aber ſeine Betheiligung. Die Herren vom Parlamentarismus waren plötzlich zu der Einſicht gekommen, daß „die Sache den Reichstag nichts anginge“, welche Einſicht ganz in der Ordnung, denn die „Sache“ war ja eine verlorene.

---

*) G. v. S......n: Geſchichte Oeſtreichs vom Ausgange des Oktoberaufſtandes, I, 271. Für die Vorgänge innerhalb des belagerten Wiens iſt der fleißige Dunder durchweg der Gewährsmann des Herrn v. S.....n.

Bem hat an dieſen Verhandlungen nicht theilgenommen. Er hatte nach dem Verluſt der großen Barrikade auf der Jägerzeil ſofort erkannt, daß es mit Wien zu Ende und demnach ſeine Rolle daſelbſt ausgeſpielt ſei. Nachdem er ſeinen erſchöpften Leib durch einen mehrſtündigen Schlaf geſtärkt hatte, fuhr er nach Mitternacht auf die Wieden, wo er in den Gaſthäuſern „Zum Apfel“ und „Zum Lamm“ noch zwei Tage verbrachte, um dann aus Wien zu verſchwinden. Sei es, daß er, wie einige wollen, als kaiſerlicher General verkleidet am hellen Tage mit einer Ordonnanz hinter ſich davongeritten; ſei es, daß er, wie andere ſagen, bei nächtlichem Dunkel in einem Nachen die Donau hinabgeſchwommen; ſei es, wie dritte behaupten, daß er ſich gar in einem Sarge durch die Linien hatte ſchmuggeln laſſen. Genug, er tauchte in Ungarn wieder auf und hat dann im folgenden Jahr in Siebenbürgen den Oeſtreichern und Ruſſen ſehr „z'leidg'wercht“, ſchweizeriſch zu reden.

Beim Tagesgrauen des 29. Oktobers ſchrieben Blum und

Fröbel in der „Stadt London“ ihr Geſuch um Entlaſſung aus dem haugk'ſchen Elitekorps nieder. Auch Blum hatte demnach jede Hoffnung, daß ſich der Kampf weiterführen ließe, aufgegeben.

Im Laufe des Vormittags ſuchte die an Windiſchgrätz entſendete Abordnung den Fürſten in ſeinem Hauptquartier Hetzendorf, traf ihn aber nicht dort, ſondern auf dem laaer Berg. Er erklärte kurzab, er wollte eine Waffenruhe von 12 Stunden bewilligen unter der Vorausſetzung, daß kein Angriff auf ſeine Truppen ſtattfände. Im Uebrigen erwarte er, daß die Stadt noch im Laufe des Tages ſich unterwerfen werde. Als einer der Deputirten ein Wort zu Gunſten der Erhaltung der akademiſchen Legion wagte, ſchnitt es ihm der Feldmarſchall ab mit dem Scheltſatz: „Nein, dieſe Rotzbubenwirthſchaft muß aufhören!“ — eine Windiſchgrätziſirung des „Vae victis!“ welcher man Deutlichkeit nicht abſprechen konnte.

Derweil bandwurmte der arme Meſſenhauſer drinnen in der Stadt wieder einmal als Proklamator, indem er darzuthun ſich bemühte, daß und warum den kaiſerlichen Truppen nicht länger zu widerſtehen ſei. Auf dem Schwulſte ſeiner Auseinanderſetzung ſchwamm wie ein Fettauge auf einer Waſſerſuppe der zwar ſehr triviale, aber unbeſtreitbar wahre Satz: „Mit Redensarten ſchlägt man keinen Gegner“. Schließlich machte er bekannt, daß nach der Rückkehr der Abordnung aus dem feindlichen Hauptquartier die ſämmtlichen bewaffneten Korps abſtimmen, Kompagnie für Kompagnie abſtimmen ſollten, ob Fortführung des Kampfes oder Unterwerfung ſtattfinden müßte.

Daraufhin geflügelte und keineswegs ſanftmüthige Berathungen unter den Bewaffneten. „Hitzköpfe! Tollhäusler! Unheilſtifter!“ ſcholl es hier, „Schwarzgelbe! Feiglinge! Verräther!“ ſchrie es dort. An einem Rathſchlag des Studentenausſchuſſes nahmen auch Blum und Fröbel theil und beide ſprachen für die Kapitulation. Zur gleichen Stunde wollte man vom Stephansthurm aus bei Schwechat herankommende Truppenmaſſen bemerkt haben. Natürlich hieß es: Die Ungarn kommen! Meſſenhauſer beſtieg ſelber den Thurm, mit ihm ſein Stab. Man ſah keine Ungarn in jener Richtung, ſondern nur kaiſerliches Volk. „Es iſt alles aus", ſagte der Oberkommandant im Herabſteigen.

Um 4 Uhr Abends kamen die delegirten Vertrauensmänner der verſchiedenen Korps im Hofe der Stallburg zuſammen und hielten dann im großen Redoutenſaal ihren Rath, wobei es gerade ſo herging, wie es bei derartigen Berathungen über eine verlorene Sache allzeit und überall herzugehen pflegt, d. h. tumultuariſch, unerquicklich und unerſprießlich. Als Reſultat der Endabſtimmung verkündete ſchließlich Meſſenhauſer, daß die Mehrheit für Kapitulation ſei, konnte aber nur mühſälig durch dieſe Mehrheit mit heiler Haut zum Saale hinausgebracht werden, um dem Gemeinderath das Ergebniß anzuzeigen. „Verräther!" zeterte es ihm nach. Ach, das wurde jetzt ein ſehr geläufiges Wort in Wien. In dem anarchiſchen Durcheinander der nächſten Tage iſt aber offenbar das ekelhafteſte Ingrediens die Feigheit des wiener Philiſters geweſen, d. h. der auf den verſchiedenen Sproſſen der Prozenſkala ſtehenden Spülichtmenſchen, welche, ſoweit das Ungeziefer nicht ausgewandert war, zur Stunde noch vor jedem Kalabreſer von der Aula tief ſich bückten, um ein paar Tage ſpäter den Speichel jedes rothmänteligen Barbaren von Szereſſaner zu lecken. Auch dieſes war jedoch ganz in der Ordnung und müßte man ſich nur verwundern, ſo es anders geweſen wäre; „denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht".

Am ſpäten Abend ließ Meſſenhauſer ein Plakat anſchlagen, welches die im Redoutenſaal geſchehene Abſtimmung kundgab und die Thatſache, daß alles aus [illegible], überflüſſig weitſchweifig paraphraſirte, im gewohnten Stil. „Jetzt, da es kein diplomatiſches Geheimniß mehr iſt, das ich mit bekümmertem Herzen in meiner Bruſt zu verſchließen hätte, kann ich unſere Schwäche offen darlegen, nämlich: mit der angeſtrengteſten Thätigkeit, mit Verſchwendung von Geldmitteln haben wir nur ſoviel Munition erzeugen können, daß nur noch für 4 Stunden allgemeiner Vertheidigung Vorrath da iſt." Das Plakat wurde vielerorten vom Volke herabgeriſſen mit Gloſſen dieſer Art: „Der Betrüger! Jetzt kriecht er zum Kreuz. Hat er nicht früher ſchon gewußt, daß wir kein Pulver haben?" Ein Nationalgardiſt fragte ſeinen Nebenmann: „Warum will man die Stadt übergeben"? — „Aus Mangel an Munition". — „Nein, ſchrie ein dritter, aus Ueberfluß an Verrath!" Da und dort wurden wohl auch wilde Drohungen laut. Ein Legionär rief aus: „Zündet der Kaiſer unſere Vorſtädte an, warum ſollten wir ſeine Hofburg nicht einäſchern?" Es blieb bei der Drohung. Fenneberg ſtellte Mobilgarden zum Schutze des Kaiſerpalaſtes auf. Von den am 6. Oktober zum wiener Volk übergegangenen Soldaten hörte man, wie ſie zu zwei und zwei die Verabredung trafen. einander gegenſeitig zu erſchießen, wenn die Uebergabe der Stadt erfolgte.

Zwei Stunden vor Mitternacht machte ſich eine Abordnung des Gemeinderaths, durch ein Mitglied des Studentenausſchuſſes verſtärkt, nach dem Hauptquartier des Feldmarſchalls auf den Weg, um demſelben die bedingungsloſe Unterwerfung der Stadt anzuzeigen. Sie langte ſpät in Hetzendorf an. Ihr Sprecher entledigte ſich ſeines Auftrags, machte aufmerkſam, daß es wohlgethan wäre, die Truppen möglichſt bald einrücken zu laſſen, und richtete dann noch einige Bitten „an die Herzensgüte des Fürſten". Dieſe Bitten wünſchten Gnade für die abgefallenen Soldaten, freien Abzug für die akademiſche Legion, Päſſe für alle, welche Wien oder Oeſtreich verlaſſen wollten. „Nein, nein", rief Windiſchgrätz aus, „das kann nicht ſein!" Er ſtieß ſich namentlich an der zweiten der vorgebrachten Bitten. Dann bedenkend, daß er noch nicht in der Stadt drinnen, fügte er hinzu: „Ich werde alles thun, was ſich mit meiner Ehre und mit meinem Gewiſſen verträgt." Wie nichtsſagend dieſe Verſicherung, konnten die Deputirten daraus entnehmen, daß Windiſchgrätz ihnen dringend aufgab, dafür zu ſorgen, daß ſolche Perſonen, die er als in erſter Linie ſeiner Rache verfallen bezeichnete, ja nicht entkämen.

Es war inzwiſchen Morgen geworden, und während die Abordnung mit ihrem untröſtlichen Beſcheide nach der Stadt zurückkehrte, ſchickte der Feldmarſchall nach Olmütz die Blitzdepeſche: „Wien hat ſich unbedingt unterworfen; die kaiſerlichen Truppen beſetzen heute die Stadt.“

12.

„Heute“, d. h. am 30. Oktober von 1848, wurde aber noch nichts daraus.

Im Laufe des Vormittags verbreitete ſich nämlich in der Stadt abermals die Kunde: „Die Ungarn kommen!“ und dieſer Hoffnungſtral entwölkte ſofort wieder die düſteren Geſichter. Frühmorgens hatte man merkwürdig viele „Angſtröhren“ in den Straßen geſehen, ſogar auf den Köpfen von Legionären und Mobilen; etliche Stunden ſpäter waren die Cylinder wieder verſchwunden und graſſirte der Kalabreſer wie in ſeinen ſtolzeſten Tagen.

Die Ungarn kamen nun freilich nicht, machten aber doch einen Verſuch, zu kommen, obzwar wieder nur einen ſchwächlichen. Man war im kaiſerlichen Lager ſeit der Sendung Ivanka's auf dieſen Verſuch gefaßt und hatte Windiſchgrätz an den Kroatenban den Befehl erlaſſen, daß dieſer nur einen Theil ſeiner Streitkräfte gegen Wien verwenden, den andern aber gebrauchen ſollte, die Leithalinie ſcharf im Auge zu behalten.

So fand denn das ungariſche Heer, nachdem es am 28. Oktober die Leitha und am 29. die Fiſcha überſchritten hatte, um Wien zu Hilfe zu kommen, die kaiſerlichen Truppen wohlverbereitet auf ſeinem Wege, als Moga am Morgen des 30. Oktobers zum Angriff auf die öſtreichiſchen Stellungen bei Schwechat und Mannswerd vorſchritt. Anfangs mit Erfolg. Auf dem rechten Flügel ging der verwegene Honvedmajor Graf Guyon an der Spitze eines Bataillons Szekler und eines Bataillons peſther Freiwilligen ſo energiſch vor, daß er Mannswerd im Sturme nahm und den überlegenen Feind, Gränzer und Sereſſaner, hinauswarf. Das magyariſche Centrum richtete ſeinen Angriff auf Schwechat und war ebenfalls im Vorſchreiten begriffen, als ihm Moga Halt gebot, aus Beſorgniß, ſeinen linken Flügel durch kaiſerliche Kavallerie umgangen zu ſehen. Damit kam das Ganze erſt ins Stocken und dann ins Schwanken und die totale Unfähigkeit des Generals, eine Schlacht zu lenken, barſt ſie handgreiflich aus, daß ſich nicht ohne einen Anſchein von Wahrſcheinlichkeit in der Armee und im Lande das Geſchrei verbreiten konnte, Moga habe bei Schwechat das ganze Heer dem Windiſchgrätz in die Hände ſpielen wollen. Der Herr General wäre aber hierzu viel zu untüchtig geweſen; er war eben auch eine jener vielen Nullen, welche im Jahre 1848 auf Stellen ſtanden, wo Renner hingehört hätten.

So einer wäre zur Zeit, als bei Schwechat mehr nur kanonirt als gekämpft wurde, auch drinnen in Wien ſehr am Platze geweſen. Gewiß hätte es ſich dann ermöglichen laſſen, von der Stadt aus eine Anſtrengung zu machen, welche dem ungariſchen Entſatzverſuch zur Unterſtützung gereichen konnte. Es geſchah nichts der Art und die Magyaren, Koſſuth voran, haben dieſes Nichtgeſchehen nachmals als Grund angegeben, warum ſie von Schwechat, nachdem ganze Bataillone ihres Landſturms eine wahre Virtuoſität im Davonlaufen entwickelt hatten, retirirten, ohne das Geringſte ausgerichtet zu haben*). Am 31. Oktober ſtand die ungariſche Armee ſchon wieder hinter der Leitha. Ihr mißlungener Hilfsbringungsverſuch war ein großes Unglück für Wien. Denn er blies dort den ſchon völlig geſunkenen Widerſtandswillen noch einmal zu einer fieberiſchen Thätigkeit an, wodurch natürlich die Erbitterung der kaiſerlichen Generale und Soldaten, vorab des Feldmarſchalls ſelbſt, entſprechend geſteigert wurde. Es heißt nur den menſchlichen Leidenſchaften, wie ſie einmal ſind, gerecht werden, wenn man behauptet, daß gar manche „Begnadigung" zu Pulver und Blei im November unterblieben ſein würde, wenn Windiſchgrätz ſchon am 30. Oktober, wie er zum voraus triumphirend nach Olmütz gemeldet hatte, in Wien hätte einziehen können. Verletzte Eitelkeit iſt eine Pfäffin: ſie verzeiht nie.

---

*) Das Treffen bei Schwechat war nur ein beiderſeitiges vergebliches Warten. „Wartete Jellacic auf das Hervorbrechen des Fürſten Lichtenſtein (mit der kaiſerlichen Reiterei, welche auf die linke Flanke der Ungarn

Inzwiſchen hatte der trügeriſche Hoffnungsſtral in Wien ſeine Wirkung gethan. Volkshaufen wälzten ſich mit dem Rufe: „Die Ungarn ſind da! Eljen! Koſſuth kommt!" durch die Straßen, die ſchon verödete Aula wimmelte und wuſelte wieder plötzlich von bewaffnetem Leben, die Arbeiter nahmen ihr Wehr wieder auf, eine Bande von mehr oder weniger häßlichen Amazonen marſchirte über den Burgplatz, das Gewehr auf der Schulter, Studenten warfen ſich auf Pferde, um auch in den Vorſtädten, ſoweit dieſelben noch nicht von den kaiſerlichen Truppen beſetzt waren, die frohe Botſchaft zu verkünden und zu neuem Widerſtande aufzufordern, und an den Straßenecken erſchien ein überſchwängliches Plakat, zu „einem letzten glorreichen Kampf!" auffordernd und den Schlußtrumpf ausſpielend: „Es

---

fallen ſollte), ſo wartete Koſſuth (der zugegen war) auf das Hervorbrechen der Wiener. Jeden Augenblick hoffte er die Kolonnen der Aufſtändiſchen im Rücken der kaiſerlichen Truppen ausfallen zu ſehen, das Krachen ihrer Geſchütze zu vernehmen." G. v. S . . . . . n, a. a. O. I, 353. Die vollſtändige Nullität, ſowie der üble Wille Moga's erhellen am deutlichſten aus Görgei's Referat über das Schwechater Treffen. M. L. u. W. i. U. I, 74 fg.

wird auf allen Punkten der Erde unſer ſchönſter Titel ſein, zu ſagen: Ich war ein Wiener! Ich war dabei!“

Der arme Meſſenhauſer konnte als grundgutmüthiger Menſch nichts abſchlagen als ſein Proklamationenwaſſer. Seiner beſſeren Einſicht zum Trotz ließ er ſich durch die in der Stallburg auf ihn gemachten Beſtürmungen bewegen, das Oberkommando fortzuführen oder wieder aufzunehmen, wenigſtens halb und halb. Dem Anſinnen, ſofort einen Ausfall ins Werk zu richten, ſetzte er den Einwurf entgegen, man müßte doch vorher wiſſen, wie es ſich denn eigentlich mit dem Kommen der Ungarn verhielte. Zu dieſem Zwecke beſtieg er um 11 Uhr Vormittags den Stephansthurm, nachdem er noch bemerkt hatte, man „ſei mit den Ungarn ſchon oft angeſchmiert worden; auch ſei die Kapitulation bereits abgeſchloſſen“ — wie denn gerade zu dieſer Stunde draußen in Hetzendorf Abgeordnete des Gemeinderaths mit Windiſchgrätz über die Modalitäten des Einzugs der Truppen verhandelten. Blum und Fröbel hatten ſchon zuvor den Thurm beſtiegen und jener hatte im Hinaufſteigen geäußert, er glaube nicht an das ungariſche Heil und die Wiederaufnahme des Widerſtandes ſei gewiß fruchtlos.

Droben in dem Thurmwächterlugaus ſammelte ſich nach und nach eine zahlreiche Geſellſchaft um Meſſenhauſer; auch Smolka war da, der Präſident des Reichstags, ebenſo Mitglieder des Gemeinderaths und Offiziere der akademiſchen Legion. Die Fernrohre wurden eifrig gehandhabt und je weniger der Nebel zu ſehen geſtattete, um ſo mehr wollten die Leute ſehen und geſehen haben. Drunten auf dem Domplatze wimmelte und wogte es von Volk, nach frohen Botſchaften von droben lechzend. Meſſenhauſer, welcher die Kapitulation gehalten wiſſen wollte, war nicht dafür, irgendeinen Bericht hinunterzugeben, welcher falſche Hoffnungen erregen und dadurch die Verwirrung ſteigern könnte. Dann ließ er ſich aber doch bewegen, ein Blatt Papier hinunterzuſchicken mit den von ihm darauf geſchriebenen Worten:

„Man ſieht deutlich ein Gefecht hinter Kaiſer-Ebersdorf, ohne die kämpfenden Truppen oder den Gang des Treffens ausnehmen (unterſcheiden) zu können.“ Dieſe doch ganz inhaltsloſe Kunde that drunten richtig die Wirkung, dem Widerſtandswunſch neues Leben zu geben, ſo ſehr, daß einzelne Scharen auf eigene Fauſt den Kampf gegen die Truppen da und dort wieder eröffneten. So draußen an der lerchenfelder und an der mariahilfer Linie. Um 1 Uhr Nachmittags kam eine zweite Botſchaft vom Thurme herab: — „Die Schlacht ſcheint ſich gegen Oberlaa und Inzersdorf zu ziehen. Der Nebel verhindert eine klare Anſicht. Bis jetzt ſcheinen die Ungarn im ſiegreichen Vorſchreiten begriffen zu ſein. Im Falle ein geſchlagenes Heer ſich den Mauern der Stadt nähern ſollte, ſo wird es Pflicht aller Wehrkörper ſein, ſich auch ohne Kommando unter das Gewehr zu ſtellen.“

Dieſer Beiſatz konnte unmöglich anders gedeutet werden als: Falls die kaiſerlichen Truppen durch die Ungarn an die Mauern Wiens gedrängt werden, wollen wir, die Wiener, mit aller Macht auf ſie hinausfallen und ihre Niederlage vollenden. Daß aber in dieſer Abſicht, ſchon in der bloßen Abſicht ein Bruch der Kapitulation enthalten war, wird kein unbefangener Urtheiler beſtreiten wollen. Zur Entſchuldigung läßt ſich freilich etwa anführen, daß die Kapitulation eine ganz formloſe war, ja ſogar dieſen Namen eigentlich gar nicht verdiente, da ja Windiſchgrätz im Grunde gar nichts gewährleiſtet, keine Bedingungen bewilligt, ſondern nur in ganz nebelhafter Weiſe davon geredet hatte, die Wiener würden ihn milder finden, als ſie erwartet hätten. Die nachmals als nicht unrichtig bewährte Anſicht der Wiener über die windiſchgrätziſche „Milde“ hat jedenfalls die meiſten, welche die am 29. Oktober ſchon bei Seite geſtellten Waffen am 30. wieder aufnahmen, zu ihrem verzweifelten Beginnen beſtimmt.

Die Hoffnungen dieſer Kämpfer, welche von den Baſteien der inneren Stadt aus, wie da und dort in den Vorſtädten und an den Linien, das Feuer wieder eröffneten, ſtiegen beträchtlich, als um 2 Uhr ein dritter Zettel vom Stephansthurme herabkam, welcher beſagte, die Schlacht ziehe ſich ſeit einer halben Stunde offenbar näher gegen Wien heran, was ja nur in Folge eines ſiegreichen Vorſchreitens der Ungarn geſchehen konnte. Die Wahrheit war aber, daß es nicht geſchah und daß das vermeintliche Vorſchreiten ein wirkliches Rückſchreiten geweſen iſt. Windiſchgrätz, welcher vom laaer Berg aus dem ſchwechater Treffen zuſah, ſagte, als er in ſeinem Rücken die Kanonen von den Baſteien Wiens donnern hörte: „Jetzt muß die Stadt bombardirt werden und Meſſenhauſer wird hängen.“ Daß er es übrigens nicht auf den armen Meſſenhauſer allein abgeſehen hatte, beweiſ't die Thatſache, daß ſchon etliche Stunden früher in Hetzendorf ſeine Bevollmächtigten von den mit ihnen unterhandelnden Deputirten des Gemeinderaths vor allem die Auslieferung von 14 namentlich bezeichneten Männern forderten, worunter Meſſenhauſer, Haugk, Fenneberg, Gritzner, Becher. Man ſieht, die „Milde“ des Feldmarſchalls hatte ſich ſchon vor dem „Kapitulationsbruch“ deutlich angekündigt.

Inzwiſchen war es in dem Thurmwartſtübchen auf dem Sankt Stephan ziemlich leer geworden; denn als ſich die Illuſion, daß die Ungarn näher und näher kämen, nicht mehr hatte halten laſſen, war einer nach dem andern hinabgeſchlichen. Deſto wilder und turbulenter ging es drunten her, am turbulenteſten im Studentenausſchuß, allwo ſich alles zuſammenthat, zuſammenwirrte, zuſammenknäuelte, was überhaupt noch wie Leitung und Lenkung ausſah. Meſſenhauſer war nahe der höchſten Spitze des Stephansthurmes auf dem hölzernen Balkon zurückgeblieben, mechaniſch ſeinen Tubus handhabend. Er war ganz zuſammengeknickt. Nur Herr Berthold Auerbach und der Reichstagsdeputirte Goldmark waren noch bei ihm. Das ſinnverwirrende Getöſe, welches die Stadt erfüllte und in welchem tauſenderlei Schreie, Alarmgetrommel, Geſchützekrachen, Sturmgeläute und Waffengeklirr zuſammenquellen, drang dumpf herauf. Und Bote auf Bote kam aufwärts geſtürmt mit dem Verlangen, Meſſenhauſer ſollte den Befehl zum Angriff auf die Leopoldſtadt geben. Er gab den Befehl nicht, verbot aber auch den Angriff nicht. Und wieder kam ein Student, keuchend und roth vor Haſt, und brachte eine ſchriftliche Aufforderung vom Studentenausſchuß, Meſſenhauſer ſollte ſein Oberkommando niederlegen. „Was ſagen Sie dazu?“ fragte er die Herren Goldmark und Auerbach, welche beide meinten, er müßte der Zumuthung ſich weigern, maßen er ja ſein Amt nicht vom Studentenkomité, ſondern vom Reichstag und Miniſterium erhalten hätte. Meſſenhauſer ſchrieb mit Bleiſtift ſeine Weigerung auf ein Blatt Papier, und als der Bote weggegangen, unterhielt er ſich mit Auerbach über Pläne zu dramatiſchen Arbeiten, welche er künftig auszuführen beabſichtigte.

Eine heraufkommende Abordnung des Studentenausſchuſſes machte dieſen Träumereien ein Ende. In ſchroffer Weiſe wurde Meſſenhauſer aufgefordert, ſofort als untauglich und energielos, wie er ſei, abzudanken; Fenneberg ſei ſtatt ſeiner zum Oberkommandanten auserſehen und müßte es ſein. Zuletzt ſagte man ihm geradezu: Abdankung oder Tod! Der Bedrohte gab nach, erklärte, er wollte drunten im Hauptquartier in der Stallburg ſeine Abdankung vollziehen, und verließ den Thurm.

Fenneberg war inzwiſchen von den Legionären, den Mobilen und Arbeitern bereits als Oberkommandant ausgerufen worden und gebärdete ſich als ſolcher, bildete einen neuen Generalſtab und verſammelte in der Aula einen Kriegsrath, welcher aber nur zu dem wenig tröſtlichen Schluſſe kam, falls „es mit den Ungarn nicht ganz aus und vorbei ſei, ſo laſſe ſich die Stadt noch 4 Tage halten; andernfalls ſei jede Vertheidigung nutzlos.“

Das Chaos begann. Meſſenhauſer hatte ſeine Abdankung dem permanenten Reichstagsausſchuß angezeigt; die Herren von der Permanenz riethen ihm mehr mittels Winken als Worten, ſich mit Fenneberg zu verſtändigen, und verſanken hierauf in Dunkel und Schweigen. In der Stallburg wollte man von dem „Terroriſten“ Fenneberg nichts wiſſen, ebenſowenig im Gemeinderath, welcher an Meſſenhauſer die Aufforderung richtete, nicht zu weichen. Der Nichtsabſchlagenkönner konnte auch dieſes nicht abſchlagen und that wieder, als wäre er noch Oberkommandant. Allein da Fenneberg fortfuhr, auch ſo zu thun, ließ ſich Meſſenhauſer beſtimmen, denſelben zum Mitoberkommandanten anzunehmen, was bei einer perſönlichen Zuſammenkunft der beiden, welche nachtſchlafender Weile im Gaſthauſe „Zum rothen Igel“ ſtattfand, ausgemacht wurde.

Der liberale Träumer und der radikale Phantaſt theilten ſich demnach in ein Nichts, denn etwas anderes iſt dieſes wiener „Oberkommando“ zur Stunde nicht mehr geweſen. Von Organiſation und Plan war bei dem Widerſtand, welcher noch geleiſtet wurde, überhaupt keine Rede mehr. Der einzelne Mann und die einzelne Schar handelten überall nach eigenem Ermeſſen und es war dieſes Handeln nur noch das krämpfige Zucken der wiener Oktoberrevolution in ihrer Agonie.

13.

Frühmorgens am 31. erſchien nach einer unter ſinn- und zweckloſem Getobe verfloſſenen Nacht wiederum eine Abordnung des Gemeinderaths in Hetzendorf, um den Feldmarſchall zu vermögen, ſeine Truppen ſo raſch wie möglich in die Stadt rücken zu laſſen, um Pöbelexceſſe zu verhüten. Der Fürſt erwiderte, er müßte ſich zuvor vollſtändig zum Meiſter der Vorſtädte machen und gewärtige, daß inzwiſchen auch in der inneren Stadt die Waffenniederlegung vor ſich ginge.

Der Gemeinderath und das Oberkommando hätten dies gerne zuwegegebracht, hatten aber zu dieſem Behufe nichts als Worte. Meſſenhauſer, Fenneberg, Haugk erließen Kundmachungen und Aufrufe, die alleſammt darauf hinausliefen, es ſei nichts mehr zu machen und man müſſe ſich in das Unvermeidliche fügen. Allein die tobende Menge wollte nicht hören, nicht ſehen und die Baſteien wimmelten von bewaffnetem Volk, welches in anarchiſchem Gewuſel wähnte, den Truppen den Eintritt in die Stadt wehren zu können.

Um Mittag waren die Truppen, die gebändigten Vorſtädte hinter ſich, auf dem Glacis aufmarſchirt. Aber das Signal zu ihrem Einrücken, das Aufhiſſen der ſchwarzgelben Fahne auf dem Sankt Stephan blieb aus. Der Gemeinderath hatte die Fahne geſchickt, aber ſie wurde auf dem Domplatz in tauſend Stücke zerriſſen. Der Gemeinderath ſandte eine Deputation zum Burgthor hinaus, um dem Feldmarſchall Wien feierlich zu übergeben; allein hinter den Deputirten wurde das Burgthor wieder zugeſchlagen und verrammelt. Sofort wurden auf den Baſteien die Kanonen gegen die Truppen losgebrannt, die Sturmglocke auf dem Stephansthurm ſchlug an und die tolle Herausforderung wurde von den Truppen auf der Stelle angenommen.

Windiſchgrätz ließ ſeine ſchon zuvor in Bereitſchaft gehaltenen Batterien ſpielen und das Bombardement hob an, Nachmittags 3 Uhr. Die Stadt, insbeſondere die Gegend um die Stallburg und die Reitſchule her, wurde mit Vollkugeln, Bomben, Granaten, glühenden Bällen und Raketen überſchüttet. Feuer ſchlug da und dort auf, das Getöſe war ſo furchtbar, als „bräche der jüngſte Tag herein“. Das Hinausſchießen der Vertheidiger verhallte gegen dieſes Hereinſchießen „wie das ſchwache Stammeln eines Kindes gegen das Rollen des Donners“, ſagt der Ohrenzeuge Pichler. „Schlag auf Schlag wie ein rieſiges Anpochen an einen Felſenberg dröhnte es und über den Häuptern flogen die Brandraketen ziſchend hin“, meldet der Ohrenzeuge Auerbach. Die Mitglieder der Reichstagspermanenz befanden ſich wohl in der allerungemüthlichſten Lage in ihrem am Joſephsplatze gelegenen Sitzungszimmer. Einer der Permanenten, Füſter, erzählt: „Es war, als lagerten zwanzig Gewitter über Wien; ſo blitzte und donnerte es mehrere Stunden hindurch". Und ein anderer, Schuſelka: „Die Schüſſe praſſelten ſo nahe bei uns und die Kugeln fielen ſo dicht auf dem Joſephsplatz nieder, daß ſtarke Nerven dazu gehörten, die ruhige Faſſung zu behaupten".

Das Bombardement wirkte, wie erwartet werden mußte. Nachdem es etliche Stunden geraſ't hatte, war die Kraft des Widerſtandes gelähmt, gebrochen, zerſtoben. Die Baſteien, die Plätze, die Straßen waren leer. Nur da und dort hielt ſich noch ein Häuflein verzweifelnd zuſammen, aufrecht und in Waffen. Um 5½ brach das erſte Kroatenbataillon durch das eingeſchoſſene Burgthor in die Stadt.

Die letzten Augenblicke des Bombardements und der Gegenwehr, die letzten Athemzüge der wiener Oktoberrevolution hat der Augenzeuge Hartmann ſo geſchildert: — „Auf dem Bauernmarkte hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich ſehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt ſahen wir, woher der Ton kam. Dieſer Platz war leer und öde, wie um dieſe Zeit alle Gaſſen und Plätze; die Einwohner hatten ſich in die Keller geflüchtet und hielten ſich in den innerſten Räumen der Häuſer. Ueber den großen menſchenleeren Platz ſchritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Junge. Der trug eine große ſchwarzrothgoldene Fahne, der Alte ſchlug die Trommel. Er ſah nicht rechts, er ſah nicht links; die Bomben flogen über ſeinen Kopf, ſie platzten vor ihm, hinter ihm; er ſchritt vorwärts, gemeſſenen Ganges und ſchlug den Generalmarſch und er ſchlug, als wollte er eine geſtorbene Welt aus dem Todesſchlafe wecken. Und der Knabe mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Wir blieben ſtarr bei dieſem Schauſpiel und Thränen traten uns in die Augen. Lieber Freund, ſagten wir ihm endlich, laſſen Sie das; es iſt alles aus. Nein, antwortete der Alte, ſie müſſen heraus, ſie müſſen noch einmal heraus: die Sache darf nicht verloren ſein! So ſprechend ging er immer weiter und ſchlug die Trommel, daß ſie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig ſeine Fahne und ſah nach allen Seiten, ob ſie nicht kämen. Sie kamen nicht .... Die Abenddämmerung ſenkte ſich ſchon leiſe herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da ſchwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz ſtille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an 30 Studenten und Proletarier. Laufend ſahen ſie rückwärts, als ob ſie beſorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher mit dem Degen in der Hand deſſelben Weges, gefolgt von einer noch kleineren Schar. Auch ſie ſahen ſich um, während ſie raſchen Schrittes über den Graben gingen. Nicht zwei Minuten darauf erſchienen die Kaiſerlichen auf dem Platze des Grabens, eine Kompagnie mit gefälltem Bajonett, aber ängſtlich nach den Fenſtern links und rechts blickend und fortwährend „Gut Freund! Gut Freund!“ rufend. Die Offiziere ſchwenkten ihre Degen grüßend zu den Fenſtern hinauf und riefen ebenfalls „Gut Freund!“ Das Volk, welches die Soldaten plötzlich umgab, verhielt ſich ſtill. Da geſchah aber etwas Ueberraſchendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten ſich hundert Fenſter, die ſeit drei Wochen verſchloſſen und verhüllt geweſen, — ſie füllten ſich, hunderte von Taſchentüchern wehten den Soldaten entgegen und „Vivat der Kaiſer!“ erſcholl es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erſtickte die loyalen Rufe in Gegenwart, ſelbſt in der Mitte der Sieger, die ſo eben, freilich ſehr ſchüchtern ihren Triumpheinzug hielten. Und das pfeiſende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eiſenplatz. Von dorther kamen noch einige Schüſſe. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er ſich aufgeſtellt und empfing die Sieger mitten in der beſiegten Stadt mit einer letzten Salve. Dann ward es ſtill. Die Nacht ſank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama und die Orgie der Rache begann *).

14.

Am 1. November blähte ſich eine koloſſale ſchwarzgelbe Fahne auf dem Sankt Stephan. Der ſchwarzrothgoldene Märztraum Wiens, welcher zuletzt in das Oktoberfieber umgeſchlagen, war ausgeträumt.

Sachverſtändige meinten, die beſagte ſchwarzgelbe Fahne hätte beträchtlich raſcher und mit viel geringeren Opfern auf den Stephansthurm gebracht werden können, ſo der Herr Fürſt von Windiſchgrätz ein anderer General geweſen wäre, als er war. Dem mag ſo ſein: gewiß aber iſt, daß der Herr Fürſt ganz der rechte Mann dazu war, das „Wehe den Beſiegten!“ tüchtig zu praktiziren und die ſchwarzgelbe Rache am Schwarzrothgold gründlich zu vollſtrecken, — ſo gründlich, daß der Holzkopf Cavaignac in Paris, der Juniſchlächter, in heller Freude in dem öſtreichiſchen Feldmarſchall einen Mitgeſellſchaftsretter begrüßte.

Das Standrecht herrſchte ſouverän in Wien und die Denunciation wurde förmlich aufgemuntert, ja prämirt, was ganz überflüſſig war; denn die gränzenloſe Niederträchtigkeit des aus ſeinen Schlupfwinkeln wieder hervorgekrochenen wiener Philiſterthums ſchwelgte in Angeberei.

---

*) Demokratiſche Studien (1861), S. 213 fg.

Wohl denen, welchen es gelang, durch die Linien zu entkommen, bevor der Mordgriff des Standrechts ſie faßte*). In ganz abenteuerlicher Weiſe entkam Fenneberg: in einem Backtrog unter einer Teigſchichte liegend wurde er vor die Linie getragen. Meſſenhauſer, die blonde Träumerſeele, ſtellte ſich aus freien Stücken dem Standgericht. Er wurde am 16. November erſchoſſen. Becher acht Tage ſpäter.

Im erſten Taumel der Rachſucht gingen die Verhaftungen ſo ins unſinnig Maſſenhafte, daß in den erſten Tagen des Dezembers 1540 Perſonen aus der Haft entlaſſen werden mußten, weil ſchlechterdings nichts auf ſie zu bringen war. Die Thätigkeit des Standrechts ging bis zum 9. Mai von 1849 fort. Sie förderte als Reſultat eine Liſte von 145 Verurtheilungen zu Tage, in welcher Liſte das „Erſchießen“ und „Hängen“ mit „Gaſſenlaufen“, „ſchwerem Kerker“ und „Schanzarbeit“ abwechſelt**). Vollſtreckt wurden 24 Todesurtheile. Wie viele Gefangene während der Kämpfe vom 26. bis 31. Oktober von der Soldateska ohne weitere Förmlichkeit maſſakrirt worden ſind, wird wohl niemals aktenmäßig feſtzuſtellen ſein. Ebenſo wenig die Zahl der Opfer, welche unmittelbar nach der Einnahme der Stadt „auf höheren Befehl“ vor den Linien füſilirt wurden. Man ſchätzt, daß in der Vertheidigung Wiens von den Vertheidigern 5—6000 gefallen ſeien. Der Geſammtverluſt der Truppen iſt amtlich auf 56 Offiziere, 1142 Soldaten und 70 Pferde angegeben.

Am 9. November ging in Wien das düſtere Gerücht um, Robert Blum ſei frühmorgens erſchoſſen worden. Am folgenden Tage meldete die amtliche „Wiener Zeitung“ — es gab nur noch dieſe, der Belagerungszuſtand hatte die geſammte übrige Preſſe aufgefreſſen — daß Blum, „Buchhändler aus Leipzig, wegen aufrühreriſcher Reden und bewaffneten Widerſtandes gegen die kaiſerlichen Truppen zum Tode durch den Strang verurtheilt und in Ermangelung eines Freimannes die Sentenz mit Pulver und Blei durch Erſchießen am 9. November vollzogen worden“.

---

*) M. C. Gritzner, einer dieſer Glücklichen, hat in den erſten Kapiteln ſeines Buches „Flüchtlingsleben“ (1867) eine ſehr anſchauliche Schilderung der Drangſale und Gefahren gegeben, von welchen ſo ein Entkommen umringt war.

**) Die ganze Liſte iſt gedruckt bei Dunder, S. 903 fg.

Zugleich mit Blum war auch Fröbel verhaftet und ebenfalls zum Tode durch den Strang verurtheilt worden. Windiſchgrätz begnadigte ihn aber, wie es hieß und wie Fröbel ſelber glaubte, einer von ihm früher verfaßten Flugſchrift wegen, welche öſtreichfreundlich ausſah*). Die Sache iſt aber wohl dieſe, daß der Herr Fürſt an einer Nummer „Deutſches Parlamentsmitglied“ in ſeiner Todesrubrik genug hatte. Man mochte dem Slaven auch begreiflich gemacht haben, daß er durch die Tödtung Blums das Deutſchthum und den Demokratismus ganz anders treffen würde als durch die Tödtung Fröbels. Böſe Zungen wollten ſogar nachmals behaupten, Windiſchgrätz, den ſelbſt ſeine ausgeſchämteſten Speichellecker nicht gerade für einen Hellſeher hielten, habe Herrn Fröbel laufen laſſen, weil er doch hellſichtig genug geweſen, in dem damaligen Republikaner den künftigen Leibpubliziſten des Herrn von Schmerling zu erkennen.

Daß Blum in der Morgenfrühe des 9. Novembers auf der Brigittenau die Todeskugeln mannhaft und gefaßt empfing, weiß jedermann. Die deutſche Demokratie wird ihres Märtyrers eingedenk bleiben.

---

*) Herr Fröbel ſcheint übrigens der Schutzkraft ſeiner öſtreichfreundlichen Flugſchrift nicht ſehr getraut zu haben; denn er ſprach ſchon vor dem Beginn des Bombardements den Schutz der ſchweizeriſchen Geſandtſchaft an. Depeſche Steigers (Nachfolgers von Kern) vom 14. November: „In Beziehung auf den zum Strang verurtheilten, aber begnadigten Julius Fröbel theile ich mit, daß derſelbe einen Tag, bevor das Bombardement gegen Wien eröffnet war, zu mir kam, indem er den Schutz der ſchweizeriſchen Geſandtſchaft in Anſpruch nehmen wollte, vorgebend, daß er züricher Bürger ſei“. E. B. A.

Sein Tod hat zu einem der widerlichſten Auftritte in dem langen Poſſenſpiel des erſten deutſchen Parlaments Veranlaſſung gegeben. Daß Blums Erſchießung in Hinblick auf das zum Schutze der Parlamentsmitglieder erlaſſene „Reichsgeſetz“ vom 30. September 1848 ein Standrechtsmord geweſen, war ſonnenklar. Der Ermordete hatte auch ſo feſt auf dieſen Geſetzesſchutz vertraut, daß er, nachdem der windiſchgrätziſche Schrecken auf Wien gefallen, gar nicht an Flucht gedacht. Er war auch erſt am 4. November verhaftet worden. Aber freilich, der öſtreichiſche Juſtizminiſter Bach wußte den Mord zu rechtfertigen dadurch, daß er erklärte, das „Reichsgeſetz“ vom 30. September ſei in Oeſtreich niemals verkündigt worden und überhaupt — jetzt, wo das Schwarzgelb ſiegreich vom Sankt Stephan wehte, ging man mit der Sprache heraus — anerkenne Oeſtreich ein Geſetzgebungsrecht der frankfurter Verſammlung nicht.

Auf einen am 14. November durch Ludwig Simon geſtellten Antrag hin wurde zwei Tage ſpäter in der Paulskirche ſo zu ſagen einmüthig beſchloſſen, „gegen die Tödtung des Abgeordneten Blum feierliche Verwahrung einzulegen und das Reichsminiſterium zur Beſtrafung der unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden aufzufordern“. Eins der windigſten Windeier, welche jemals in Sankt Paul gelegt worden ſind. Wer ſollte denn dieſen hochtrabenden Beſchluß ausführen? Reichsverweſung und Reichsminiſterium. Reichsverweſer war ein ſchwarzgelber Erzherzog und Reichspremierminiſter ein ſchwarzgelbſter „Edler von“. Dieſer Edle von Schmerling konnte dann auch ſeinen guten Humor über eine ſo koloſſal naive Zumuthung ſo wenig verbeißen, daß er während der Verhandlungen über dieſelbe dem Ermordeten vom 9. November den Witz ins Grab nachſchleuderte: „Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um“. Er hatte gut witzeln und höhnen, er kannte ja die Plappermentsmehrheit, welche richtig vor der Kühnheit ihres Beſchluſſes vom 16. November ſo erſchrak, daß ſie nichts mehr davon wiſſen wollte und ſogar aus blaſſer Furcht, revolutionär zu erſcheinen, nicht einmal mehr wagte, eine ebenfalls beantragte und beſchloſſene parlamentariſche Todtenfeier für Blum wirklich zu begehen.

15.

Die Staberl-Komödie der Fortſetzung des öſtreichiſchen Reichstags ging zu Kremſier in der Hannakei am 22. November in Scene. Die Mitglieder der deutſchen Linken hatten den deutſchen Duldermuth, mitzuſtaberln, d. h. ſich von den übermüthigen Czechen verhöhnen und tyranniſiren zu laſſen. Im Uebrigen war dieſe ganze Kremſier-Farce bald verſunken und verſchollen.

Daß der ſiegreiche Säbel von jetzt an in Oeſtreich den Takt ſchlug, war natürlich und ſogar nothwendig. Die Maſſen des Volkes hatten ſich zu den neuen Ideen ebenſo gleichgiltig-träge und theilnahmelos verhalten wie anderwärts, die liberalen Führer ſo unfähig, feige und zweideutig wie allenthalben. Der Verſuch, den Konſtitutionalismus zu gründen und zu handhaben, war kläglich geſcheitert, dagegen waren die nationalen Widerborſtigkeiten der Bevölkerungen Oeſtreichs in ganzer Schärfe zum Vorſchein gekommen. Wer ſollte dieſelben niederhalten, wenn nicht der allmächtige Säbel? Für Oeſtreich, wie es nun einmal war, konnte es nur eine Magna Charta geben und die hieß Belagerungszuſtand. Einen ganz und gar nur nach mittelalterlichen Maximen und Praktiken zuſammengebrachten und bis zur Märzkataſtrophe mittelalterlich gebliebenen Staat — welcher Begriff übrigens für Oeſtreich gar nicht paßt — kann man nicht von heute auf morgen unter die moderne Schablone bringen.

Wäre Ungarn im November von 1848 ebenfalls ſchon niedergeworfen geweſen, wie Wien, d. h. Deutſchöſtreich es war, ſo hätte man am Hoflager von Olmütz ſicherlich der konſtitutionellen Gaukelei ſofort den Laufpaß gegeben. Dafür bürgte ſchon die Schaffung des neuen Miniſteriums, in welchem der Fürſt Felix Schwarzenberg die erſte und der Graf Franz Stadion die zweite Stelle einnahm. Neben dieſen zwei entſchiedenen Abſolutiſten wurden in das neue Kabinett zugelaſſen der Allerwelt-Kraus, dem man doch für ſeine Mitlahmlegung der Oktoberrevolution ein bißchen Erkenntlichkeit bezeigen mußte, und der handirliche Bach, in welchem der leitende Hofkreis den richtigen Kautſchukmann erkannt hatte, der gelenkig genug, aus einem weiland Märzminiſter ein künftiger Konkordatsminiſter zu werden, gegen „anſtändige Verköſtigung“ verſteht ſich. Bruck wurde Handelsminiſter und ein Ritter von Thinnfeld Ackerbauminiſter.

Das am 21. November zuſtandegekommene Miniſterium Schwarzenberg-Stadion gab am 27. ſein Programm aus, an deſſen Spitze eine konſtitutionelle Grimaſſe ſtand, welche zu ſchneiden den beiden Hauptminiſtern ſchwer genug angekommen ſein mag. Sie hielten ſich dafür ſchadlos, indem ſie im weiteren Verlauf des Aktenſtückes den unlängſt von Radetzky in einem vom 9. November datirten Schreiben aufgeſtellten Satz: „Oeſtreich wird ſich eher von Deutſchland als von Oeſtreich trennen“ — alſo variirten: „Erſt wenn das verjüngte Oeſtreich und das verjüngte Deutſchland zur neuen und feſten Form gelangt ſind, wird es möglich ſein, ihre gegenſeitigen Beziehungen ſtaatlich zu beſtimmen“. In's Slaviſche überſetzt hieß es das: Wir kümmern uns keinen Deut mehr um Deutſchland. Die Czechen hatten alſo vollauf Urſache, dieſe Stelle des miniſteriellen Programms, als ſie im improviſirten Reichstagsſale zu Kremſier zur Vorleſung kam, mit Beifall zu überſchütten. Der Anſtand hätte es nun freilich erfordert — wenigſtens konnten „Pedanten“ ſo meinen — daß die öſtreichiſchen Deputirten aus der Paulskirche in Frankfurt ſofort heimberufen worden wären; denn wie ſollten ſie dort noch eine deutſche Reichsverfaſſung mitmachen helfen, welcher zum voraus jede Geltung und Bedeutung für Oeſtreich abgeſprochen war, und das Miniſterium Schwarzenberg-Stadion überhaupt nur ein internationales Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Deutſchland in nebelgraue Ausſicht ſtellte? Allein dieſes Miniſterium hatte anderes zu thun als mit den Geſetzen des Anſtandes und der guten Lebensart ſich zu ſchaffen zu machen. Zudem verſchlug es ja gar nichts, die Oeſtreicher den paulskirchlichen Nationalſchwatz noch fernerweit mitſchwatzen zu laſſen und konnte die Thatſache dieſes Mitſchwatzens vielleicht auch noch zu einer Handhabe werden, die ſchließliche Geſtaltung der deutſchen Sache im öſtreichiſchen Sinne zu beſtimmen.

Die Einſetzung des Miniſteriums vom 21. November war die Einleitung zum eigentlichen Finale der öſtreichiſchen Oktoberbewegung. Dieſes Finale ſpielte im erzbiſchöflichen Palaſt in Olmütz, wo derzeit die kaiſerliche Reſidenz, zur achten Morgenſtunde am 2. Dezember. Die kaiſerliche Familie war verſammelt, der Hof in Gala, und um der bevorſtehenden Haupt- und Staatsaktion die richtige zeitgemäße Weihe zu geben, waren auch die beiden „Siegeshelden“ Windiſchgrätz und Jellacic, welchen vor etlichen Tagen Czar Nikolai eine Belobigungsnote zugefertigt hatte, aus Wien herbeſchieden worden.

Es handelte ſich darum, den im Kreiſe der Eingeweihten längſt vorbereiteten Thronwechſel zu vollziehen. Kaiſer Ferdinand war ein gewiſſenhafter Herr und man brauchte bei der jetzo inaugurirten Politik einen oberſten Repräſentanten der Staatsgewalt, welcher ſich nicht durch Erinnerungen an verpfändete Worte und feierliche Verſprechungen unbequem machte.

Drüben in Kremſier war ſpäter am Tage der Reichstag zu einer außerordentlichen Sitzung verſammelt. Nach langem

Harren der Verſammlung erſchien der Miniſterpräſident Schwarzenberg und brachte dieſe Erklärung vor: „Heute hat in Olmütz ein Akt von weltgeſchichtlicher Bedeutung ſtattgefunden. Kaiſer Ferdinand hat unwiderruflich abgedankt, ſein Bruder, der Erzherzog Franz Karl auf ſein Nachfolgerecht verzichtet und deſſen Sohn als Kaiſer Franz Joſeph der Erſte den öſtreichiſchen Thron beſtiegen“.

Der neue Kaiſer war am 1. Dezember „großjährig“ erklärt worden. Er zählte 18 Jahre. Kaiſer, Könige, Herzoge und Fürſten, bis zum Großherrn von Flachſenfingen herab, genießen des löblichen Vorrechts, reif, mündig, großjährig zu ſein in einem Alter, wann andere Menſchenkinder noch in den Knabenſchuhen herumlaufen. Es iſt dies zweifelsohne eines der ſinnreichſten Dogmen der monarchiſchen Religion, ſo ſakroſankt-myſteriös wie nur irgendein Dreieinigkeit- oder Unbefleckte-Empfängniß-Myſterium. Wenn ſchon in Republiken die alte Geſchichte „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand“ — tagtäglich neu wird, was muß Gott anſtändiger Weiſe erſt in Monarchieen ſolchen verleihen, welchen er Kronen gibt! Es iſt fürwahr nicht auszudenken. Man muß ſchon ein Somnambulerich ſein, um von dieſem Mirakelhaften auch nur eine blaſſe Vorſtellung bekommen zu können.

Von einer ſelbſtſtändigen Regierung des achtzehnjährigen Kaiſers, an welchem man neben kriegeriſchem Muth auch noch andere gute Eigenſchaften rühmte, konnte im Ernſte natürlich gar keine Rede ſein. Am 5. März von 1849 wurde eine Art von Verfaſſung für Geſammtöſtreich oktroyirt und am folgenden Tage darauf, nachdem während der Nacht Goldmark, Kudlich, Violand und Füſter wohlweislich aus Kremſier entwichen waren, dem Reichstagsſchattenſpiel ſoldatiſch-barſch ein Ende gemacht. Später hat man dann, wie bekannt, dieſes Phantom von Verfaſſung in die hiſtoriſche Rumpelkammer geworfen und iſt zum „korrekten“ Abſolutismus, zur guten alten frommen Metternichtigkeit ohne konſtitutionelle Mentalreſervation zurückgekehrt. Dabei mochten die Deutſchöſtreicher, falls ihnen das Lachen nicht überhaupt vergangen war, ſchadenfroh darüber lachen, daß jetzt auch den Herren Czechen und übrigen Slavenbrüdern der „Dank vom Hauſe Oeſtreich“ gezollt wurde, in Geſtalt eines Fußtritts, über deſſen Wohlangebrachtheit kein Zweifel aufkommen konnte.

XI.

Berliner November.

1.

„Die ſchwarzgelbe Fahne flattert triumphirend auf dem Sankt Stephan“. Hei, das klang ſchön, klang in hellfrohen Durtönen gen Potsdam hinauf, allwohin die Märzpoſt: „Das ſchwarzrothgoldene Banner iſt auf der wiener Hofburg aufgepflanzt“ — ſo molltontraurig erklungen war, daß der tafelnde König Meſſer und Gabel niederzulegen allerhöchſt ſich bewogen gefunden hatte. Das war aber ſchon ſo lange her, daß nur noch Leute, welche an langem Gedächtniß litten, davon ſprachen. Im „Katechismus für den deutſchen Unterthan, wie er ſein ſoll“ — lautet bekanntlich der Artikel 1111: „Ein regelrecht beſchränkt-unterthanverſtändiger Deutſcher erinnert ſich niemals an etwas, an was ſeine von Gottes Gnaden angeſtammten Könige, Groß- und Kleinherzoge, Ganz-, Halb-, Viertel-, Zehntel- und Hundertſtel-Fürſten nicht erinnert ſein wollen“.

Ja, in den erſten Novembertagen von 1848 gab es fröhliche Geſichter im Schloſſe zu Potsdam. Nun der ſchwarzgelbe Contrerevolutionstrumpf mit ſolchem Erfolg ausgeſpielt werden, warum ſollte der ſchwarzweiße nicht ebenfalls ausgeſpielt werden? Kein Grund, fürwahr, warum nicht. Laßt den Marſchall

Druff ſeine Schuldigkeit thun! Was Se. Excellenz der Windiſchgrätz konnte, kann Se. Excellenz der Wrangel auch.

Die guten Oeſtreicher haben ſich im Jahre 1866 ſehr lächerlich gemacht, als ſie weinerlich ſchmälten, die Preußen ſeien ihnen überall zuvorgekommen „mit affenartiger Geſchwindigkeit“. Viel weniger lächerlich wäre es geweſen, wenn ſie im Jahre 1848 geſagt hätten, die Preußen ſeien hinter ihnen hergekommen mit affenartiger — Geſchwindigkeit nicht gerade, aber doch Gelehrigkeit.

In Wahrheit, der berliner November war ein Abklatſch vom wiener Oktober, abgerechnet das Schießen aus Kanonen und Büchſen, das Werfen von Bomben und Granaten, ſowie die „Begnadigungen zu Pulver und Blei“. Die Berliner waren denn doch zu gebildete Leute, zu wohlerzogene Unterthanen, um es bis zur Anwendung derartiger draſtiſcher Argumente kommen zu laſſen. Bei ihnen reichte man aus mit dem Belagerungszuſtand ohne Belagerung. Sie ertrugen auch den Belagerungszuſtand mit beſter Manier und tröſteten ſich mit des weiland königlich preußiſchen Staatsphiloſophen Hegel Hanswurſtorakelſpruch: „Alles Wirkliche iſt vernünftig“.

Krone und Volk in Berlin und Preußen hatten ſich ja im März nur ein bißchen mißverſtanden. Jetzt, im November, fanden ſie beide das richtige, ganze und volle Verſtändniß wieder, d. h. die Krone befahl und das Volk gehorchte.

Man muß übrigens dem preußiſchen Volke, zumal in den „alten“ Provinzen, die hiſtoriſche Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß es in ſeiner Maſſe von dem „Schwindelhaferbrot“ des „tollen“ Jahres gar nicht gegeſſen hat. Nur die Bevölkerungen der Städte, insbeſondere der größeren, waren „auflüpfiſch“, was mit unpreußiſch völlig identiſch, und die Gelehrten der Umkehr dachten ſinnreich und korrekt, als ſie alles Ernſtes vorſchlugen, alle Städte unerbittlich auf eine beſtimmte Einwohnerzahl zurückzuführen und fortan keine mehr über das von der „Mit-

Gott-Für-König-Und-Vaterland-Kreuzzeitung“ genauer anzugebende königlich preußiſche Normalmaß hinauswachſen zu laſſen. Die Bauern in den Marken, in Pommern u. ſ. w. hatten von einer „Konſtitution“ ungefähr dieſelbe Vorſtellung wie die ruſſiſchen Soldaten beim petersburger Dezemberaufſtand von 1825 und es bedarf in Wahrheit ſchon eines hohen Grades von Verbildung, um von dem konſtitutionellen Nebel überhaupt eine Vorſtellung haben zu können. Die ſogenannten Märzerrungenſchaften waren demnach im Volke, das nur von Kommando und Gehorſam wußte, ohne Boden, und wenn man damals in Berlin über die guten Wirſitzer ſpottete, weil ſie den Prinzen von Preußen zu ihrem Abgeordneten für die Nationalverſammlung erkoren, ſo war das ein ſehr einfältiges, weil ganz unpreußiſches Geſpötte. Die Wirſitzer erwieſen durch dieſe ihre Wahlthat, daß ſie das Preußenthum viel beſſer verſtanden als alle die berliner Kladderadätſcher, Buddel und andere Maier. Während dem preußiſchen und dem deutſchen Liberalismus erſt durch das Jahr 1866 der Staar ſoweit geſtochen und der Dippel ſofern gebohrt worden iſt, daß er zur Einſicht kam, die beſte Karte und Konſtitution ſei das Haus Hohenzollern, haben die trefflichen Inſaſſen des wirſitzer Wahlkreiſes dieſe Einſicht allbereits i. J. 1848 bekundet und dadurch eine unvergänglich ſchöne und kulturgeſchichtlich merkwürdige Illuſtration zu dem freilich etwas abgegriffenen ſchiller'ſchen Diktum geliefert: „Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth“.

Der Prinz von Preußen erſchien als Abgeordneter von Wirſitz, nein, als Prinz von Preußen am 8. Juni in der Nationalverſammlung. Er hatte in England ſeine Zeit nicht auf Aneignung des konſtitutionellen Jargon und des parlamentariſchen Galimatthias verwandt. Er beſtieg in Generalsuniform, mit dem Degen an der Seite, die Rednerbühne und hieß „die aus allen Provinzen und allen Ständen hier verſammelten Herren herzlich willkommen“. Das hieß ſagen: Wir, die Hohenzollern, haben euch gerufen und wir werden euch, ſobald es uns gefällt, auch wieder fortſchicken; denn wir kommandiren und ihr gehorcht: ſo war, iſt und wird ſein der Brauch in Preußen — „Mit Gott für König und Vaterland!“ Mit dieſem Loſungswort des echten Preußenthums ging der Prinz ab und es gehörte eine tüchtige Doſis von Traumduſelei dazu, nach dieſem Auftritte noch zu wähnen, in den Räumen der Singakademie oder im königlichen Schauſpielhauſe, wohin die „Nationalverſammlung“ ſpäter überſiedelte, gäbe es ein ſo märchenhaftes Ding wie eine preußiſche Volksſouveränetät.

2.

Das Feſthalten an dieſer Chimäre hat auch die Thätigkeit der ehrlichen Vorſchrittspartei in der Verſammlung ganz unerquicklich und unerſprießlich gemacht. Wer kann wirkſam handeln, wenn er auf Flugſand ſteht? Gewiß repräſentirten die Führer und Sprecher dieſer Partei, die Jakoby, Waldeck, Temme, Elsner, Stein, Reichenbach, d'Eſter, Borchardt, Jung, Berends und andere, den Polen Cieszkowski nicht zu vergeſſen, eine achtungswerthe Summe von Intelligenz und auch das muß dieſen preußiſchen Demokraten zur Ehre nachgeſagt werden, daß ſich in ihren Reihen keine ſolchen Apoſtaten und Judaſſe vorfanden wie in denen der ſüddeutſchen Demokratie: ſie hatten keinen Mathy aufzuweiſen. Denn die Ohm, Gödſche und Mitſchurken, welche ſpäter unter Begünſtigung von ſeiten der Regierung das Verrätherei- und Angebereigeſchäft getrieben haben, gehörten einer ſo niedrigen Ordnung der Zoologie an, daß von ihnen hier keine Rede ſein kann. Allein die preußiſchen Demokraten verkannten ganz und gar die Natur des preußiſchen Staates, für welche der ſanatiſche Royaliſt Ernſt Moritz Arndt das ſehr bezeichnende Wort „königiſch“ erfunden hat, weil die Worte königlich und monarchiſch ihm nicht ausreichend ſchienen, das Ineinandergewachſenſein von Königthum und Preußenthum auszudrücken. Die Linkſer in der Singakademie redeten immerfort vom preußiſchen Volke und hatten doch in Wirklichkeit nichts hinter ſich als die Bummler und Gaſſenſchreier Berlins. Sie wähnten, das preußiſche Verfaſſungswerk bis hart an die Gränzmarke der Republik vorrücken zu können, während es doch nur von der Krone abhing, ob dieſe überhaupt ſo ein Ding wie eine Verfaſſung haben wollte oder nicht.

Den Sommer über ließ man die Demokraten und ihren Anhang mit dieſem Wahne ſpielen, weil die potsdamer Wiederſtrammungskur noch nicht vollendet war. Genau im Verhältniſſe zum Vorſchritt dieſer Kur wurden die demokratiſchen Mühwaltungen, Anſtrengungen und Abzappelungen, nicht in den Sumpf der Rückwärtſerei zu verſinken, immer kläglicher anzuſehen. Je heftiger das Gezappel, deſto rapider das Hinabplumpſen. Je großwortiger der Demokratismus, deſto mächtiger der Abſolutismus. Der ſchließliche Appell der „Volksvertretung“ an das Volk fand keine andere Antwort als das „königiſche“ Kommandowort: Packt euch!

Die Linke konnte ſich ſchon im Juni überzeugen, daß ſie nicht einmal in der Nationalverſammlung, geſchweige außerhalb derſelben, ihre Anſchauungen obenauf zu bringen vermöchte. Als am 8. Juni Herr Berends den Antrag einbrachte, die „Verſammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März ſich wohl um's Vaterland verdient gemacht hätten“ — da malte der Herr Miniſterpräſident Kamphauſen ſofort das rothe Geſpenſt in erſchrecklichen Dimenſionen auf die Salwand und am nächſten Tage wurde in Folge deſſen der im Grunde ganz harmlos gemeinte und ſo zu ſagen nur als Fühlhorn herausgeſteckte berend'ſche Antrag mit 196 gegen 177 Stimmen verworfen. Nach Beendigung der Sitzung gab es dann draußen widerliche Auftritte, an denen ſich allerdings nicht allein die Bummler und Krakeeler von Profeſſion thätlich betheiligten, ſondern auch zahlreiche berliner Bürger aus den Mittelklaſſen, welche zu dieſer Zeit noch ſich einbildeten, auf ihre „glorreiche Revolution" ſtolz zu ſein, und in dem gemeldeten Abſtimmungsreſultat eine Beſchimpfung derſelben erblickten. Mitglieder der Rechten wurden beim Hinausgehen mit Schmähungen überhäuft, geſtoßen und geſchüttelt und die Miniſter ſelbſt entgingen nur mittels ſtudentiſchen Schutzes der Bekanntſchaft mit den ſchlagenden Beweisgründen der Menge.

Zu derartigen Traveſtieen der Revolution vermochte es der berliner „Volksgeiſt" zu dieſer Zeit allenfalls noch zu bringen, weiter zu nichts mehr. So eine Traveſtie ohne Tragweite und Ziel war auch der Zeughausſturm in der Nacht vom 15. zum 16. Juni, veranlaßt durch die ſchon ſo lange ſchwärende Erbitterung der Arbeiter gegen das bürgerwehrliche Vorrecht der Bewaffnung. Hätte das berliner Proletariat geſchickte Organiſatoren und tüchtige militäriſche Führer gehabt, ſo würde Berlin noch vor Paris eine Juniſchlacht erlebt haben. So aber war die Erſtürmung und Plünderung des Zeughauſes, welche eine Menge von Zündnadelgewehren in die Hände von Proletariern brachte, die, maßen die Handhabung noch ein amtliches Geheimniß, nichts damit anzufangen wußten — nur ein pöbelhafter Bummelwitz der geräuſchvollſten Sorte, eine Dummheit, welche der Mehrheit der Bürgerſchaft Berlins den Geſchmack an der „glorreichen Revolution" tief verleidete.

3.

Inzwiſchen war das Miniſterium Kamphauſen wie damals in Berlin ſo vieles andere „kläterig“ geworden. Der Mohr von Köln hatte ſeine Dienſte gethan und konnte gehen, wie denn überhaupt zu dieſer Zeit die märzminiſterlichen Herren Mohren gehen zu können allbereits und allerorten anfingen. Am 15. Juni ſchob die Nationalverſammlung den vom Miniſterium vorgelegten Verfaſſungsentwurf ſanft beiſeite, der Zeughauskrawall gab dieſer parlamentariſchen Schlappe noch mehr Gewicht und am 20. Juni zeigte Herr Kamphauſen ſeinen und ſeiner Kollegen Rücktritt an.

Fünf Tage ſpäter war das neue Miniſterium Auerswald-Hanſemann oder vielmehr Hanſemann-Auerswald gebildet, in welchem Kühlwetter das Innere, Schreckenſtein den Krieg, Märker die Juſtiz übernahm. Die übrigen Miniſter wählte man aus der Rechten und den Centren der Nationalverſammlung: Milde erhielt den Handel, Gierke den Ackerbau, Rodbertus den Kultus. Der letztgenannte trat ſchon nach etlichen Tagen wieder aus, weil er deutſcher als preußiſch war und mit ſeinen Amtsgenoſſen in betreff der Stellung Preußens zum deutſchen Parlament nicht ſtimmte. Am 26. Juni brachte Herr Hanſemann das Programm der neuen Verwaltung vor, welche ſich als ein „Miniſterium der That“ bezeichnen zu hören liebte und ſelber ſo bezeichnete. Warum? wiſſen weder Menſchen noch Götter. Der ziel- und zweckloſen Krawalle und Putſchverſuche gab es ja unter dieſem Miniſterium nicht weniger als unter dem vorigen und auch das Verfaſſungswerk kam nicht beſſer vorwärts. Die beſte nicht nur, ſondern geradezu einzige That des „Miniſteriums der That“ iſt eine Redethat geweſen, gethan von dem Juſtizminiſter Märker zu Gunſten der Abſchaffung der Todesſtrafe, alſo eine That von zweifelhaftem Verdienſte, weil nicht abzuſehen, warum die Geſellſchaft irgendwelches Bedenken haben ſollte, gemeinſchädliche Menſchen-Beſtien oder Beſtien-Menſchen vom Erdboden wegzuwiſchen, wie man Gift- und Raubthiere wegtilgt. Derartige Beſtien-Menſchen zu Menſchen-Menſchen machen zu wollen oder zu können, iſt ja doch nur eine empfindſame Marotte.

Ein Konflikt der Nationalverſammlung mit dem Kabinett hatte ſchon mehrmals gedroht, kam aber erſt im Auguſt zum hellen Ausbruch und zwar dann, als die gegenſätzliche Stellung von Bürgerthum und Soldatenthum der Erörterung ſich aufdrängte. Die nächſte Veranlaſſung hiezu gaben mehr oder weniger blutige Reibungen zwiſchen Soldaten und Volk, welche da und dort vorgefallen waren. Ein beſonders blutiger Zuſammenſtoß hatte am 31. Juli in Schweidnitz ſtattgefunden, wobei 14 Bürgerwehrmänner von den Soldaten todtgeſchoſſen waren, ſelbſtverſtändlich auch wieder nur aus purem „Mißverſtändniß“. Denn maßen die Preußen ſammt und ſonders „ein Volk in Waffen ſind“, ſo iſt es ſchlechterdings unmöglich, daß dieſes Volk anders als aus Mißverſtändniß ſich unter einander todtſchöſſe. In gänzlicher Verkennung des militärſtaatlichen Charakters Preußens redeten die Linkſer in der Nationalverſammlung von der Nothwendigkeit einer ungeſäumten und gründlichen Reform des Heerweſens im Allgemeinen und des Offizierſtandes im Beſonderen und ſo demoraliſirend hatte der konſtitutionelle Schwindel bereits auf das Preußenthum zu wirken angefangen, daß ſogar die Mehrheit wunderlich genug dieſe Nothwendigkeit anzuerkennen Miene machte.

Am 9. Auguſt beſchloß demzufolge das preußiſche Parlament, der Kriegsminiſter ſollte in einem Armeebefehl die Offiziere vor der Betheiligung an rückwärtſigen Machenſchaften warnen und es zugleich ſolchen Offizieren, welche ſich in die neuen konſtitutionellen Staats- und Rechtsverhältniſſe nicht hineinzufinden vermöchten, zur Ehrenpflicht machen, ihren Abſchied zu nehmen.

Das „Miniſterium der That“ that aber nichts in der angezeigten Richtung. Als dann am 20. Auguſt bei Gelegenheit eines der üblichen Katzenmuſikkonzerte dem nominellen Miniſterpräſidenten die Fenſter eingeſchmiſſen wurden, brachte es ein Verſammlungsgeſetz, d. h. ein Widertumultgeſetz ein und gab am 4. September die Erklärung ab, daß es den Beſchluß der Verſammlung vom 9. Auguſt nicht zur Ausführung bringen werde. Sofort ſtellte der Abgeordnete Stein den Antrag, die Miniſter zur Ausführung jenes Beſchluſſes, d. h. zur Erlaſſung des angegebenen Armeebefehls anzuhalten, und dieſer Antrag wurde am 7. September mit 219 gegen 143 Stimmen angenommen.

Die Linke machte ſich von der Bedeutung dieſes Sieges über das Miniſterium die überſtiegenſten Vorſtellungen. Der Graf Reichenbach ſagte zu der am Abend des Tages vor dem Klubbhaus ſeiner Partei (Hotel Mylius) verſammelten Menge: „Der heutige Sieg in der Nationalverſammlung iſt erſt die Verwirklichung der Revolution; das Volk und ſeine Vertreter haben ſich geeinigt. Halten wir dieſe Vereinigung feſt und wir können die Feuerſchlünde verachten, die vor den Thoren Berlins ſtehen.“ Warum nicht gar? Als ob man Feuerſchlünde mit Phraſen zuſtopfen könnte!

Von dem Nichtzugeſtopftſein derſelben hätten ſich die berliner Demokraten tagtäglich überzeugen können, ſo ſie ſich ein bißchen in der Umgegend von Berlin umſehen wollten. Denn es zog ſich gerade in dieſen Tagen ein Ring von nahezu 50,000 Soldaten mit Beigabe hinlänglich vieler „Feuerſchlünde“ allmälig mehr und mehr und enger und enger um die Hauptſtadt zuſammen, während mitten in dieſer Hauptſtadt ſchon im Auguſt ein „Junkerparlament“ ſeine Verhandlungen und Beſchlüſſe — Beſchlüſſe vom trübſten feudaliſtiſchen Waſſer — keck den Verhandlungen und Beſchlüſſen der Singakademiker entgegengeſtellt hatte, wohl wiſſend, daß ein Centner Feudalismus die Krone der Hohenzollern weniger beſchwere als ein Hundertſtelloth Demokratismus. So hatte ja auch Friedrich der Große die Sache angeſehen, indem er ſich mit dem Junkerthum dahin verglich, daß dieſes, um in dem Weitergenuß ſeiner feudalen Privilegien zu bleiben, offizierlich und bureaukratiſch ſich organiſiren laſſen und alſo die beiden Haupthebel in der Staatsmaſchine des aufgeklärten Deſpotismus abgeben mußte.

4.

Herr Hanſemann und Kollegen nahmen am 9. September ihre Entlaſſung, korrekteſt konſtitutionell dem Votum der Nationalverſammlung vom 7. September weichend. **Das Vergnügen eines kleinen Machenſchäftchens der Perfidie konnten ſich hierbei die konſtitutionellen Herren nicht verſagen.** Ganz parthermäßig nämlich ſchoſſen ſie, im Fliehen rückwärts gewandt, den Verdächtigungspfeil auf die Mehrheit der Nationalverſammlung, dieſe wollte ſich quaſi als ein Konvent aufthun. Die Spitze des Pfeils war zwar mit der Baumwollephraſe des miniſteriellen Entlaſſungsgeſuches umwickelt: „Unſerer Anſicht nach muß das Prinzip, daß die Feſtſetzung von Verwaltungsmaßregeln der Nationalverſammlung nicht zuſtehe, aufrecht erhalten werden, weil ohne daſſelbe die konſtitutionelle Monarchie nicht beſtehen kann“ — wurde aber deſſenungeachtet bitter empfunden.

Draußen freilich in Potsdam ſehr angenehm. Man war dort Herrn Hanſemann und Komp. für dieſen Partherſchuß ſehr dankbar. Denn wenn ſogar ein bürgerlicher Miniſterpräſident — was Herr Hanſemann ja thatſächlich geweſen war — mit einer ſolchen „übergreifenden“ Volksvertretung, mit einem ſolchen Quaſi Konvent nicht regieren zu können erklärte, ſo brauchte man doch wahrlich mit ſolchen Uebergreifern und Konventlern nicht länger Umſtände zu machen. Der ganze Vorgang war übrigens ein vorbildlicher für den preußiſchen Konſtitutionalismus der Zukunft. Die Lehre von der Theilung der Gewalten iſt überhaupt nur ein theoretiſcher Schwindel oder eine ſchwindelhafte Theorie. In ihrer Anwendung auf den Militärſtaat Preußen vollends kann ſie nur der baarſte Humbug ſein. Dieſer Militärſtaat darf nie ein Parlament dulden, welches ſo verrückt iſt, zu wähnen und zu fordern, daß ſeine Beſchlüſſe ausgeführt werden ſollten und müßten, es wäre denn, daß dieſe Beſchlüſſe zum voraus mit der Regierung abgekartet würden. So lange es ein echtes Preußen gibt, wird die konſtitutionelle Verfaſſung daſelbſt nie etwas anderes ſein als ein „zeitgemäßer" Formalismus, als ein moderner Arabeskenſchnörkel um das altpreußiſche Staatswappen her, als eine politiſche Kinderklapper für das große Bourgeoiſiekind. Die Preußen machen ſich auch über das Weſen ihres Konſtitutionalismus keine Illuſionen: dazu ſind ſie zu ſcharfverſtändig. Aber dem Auslande gegenüber muß man anſtandshalber ſo thun, als machte man den Schwindel ganz ernſthaft mit . . . .

In Potsdam ſtand unbedingt ſchon im Auguſt und September der Entſchluß feſt, mit dem ganzen „revolutionären Unweſen" möglichſt bald abzufahren. Schade nur, daß die militäriſchen Vorbereitungen noch nicht vollendet waren, und noch mehr ſchade, daß die wiener Oktoberrevolution ſtörſam dazwiſchenfuhr. Wenn das Märzfeuer da drunten an der Donau wieder ſo heftig aufloderte, konnte es möglicher Weiſe auch an der Spree wieder unter der Aſche hervorſchlagen. Alſo noch ein Weilchen Geduld; denn — ſagte Friedrich Wilhelm der Vierte „Geduld überwindet Sauerkraut". Alſo laſſen wir das parlamentariſche Sauerkraut noch ein bißchen gähren und dampfen und ſich einbilden, es ſei das Haupt- und Staatsgericht in Preußen. Bald wird kommen der Tag, wo man den ganzen Kohl auf die Gaſſe wirft.

Die Stimmung des leitenden Hofkreiſes machte ſich freilich im Organ deſſelben Laſt, in der Kreuzzeitung, welche in jenen Tagen wiederholt in ihren Spalten die „Furie“ Republik ſchreckhaft ihr Schlangenhaar ſchütteln und ihre Brandfackel ſchwingen ließ. Auch redete ſie davon, daß, wenn die Krone vor den Anmaßungen der Nationalverſammlung jetzt zurückwiche, dieſer Rückzug „wahrſcheinlich nur in England aufhören würde“. In den Provinzen ging die Rückwärtſerei noch viel deutlicher mit der Sprache heraus. Ein pommer'ſches Junker und Bonzenblatt triumphirte: „Bereits ſind alle Vorkehrungen getroffen, um jeden Augenblick das Bombardement von Berlin beginnen zu können“. In offizierlichen Kreiſen ſprach man, und zwar nicht gerade in ſammetbehandſchuhten Ausdrücken, von der Räthlichkeit, ja Nothwendigkeit einer Abdankung des Königs, weil derſelbe nicht der Mann, das vormärzlich preußiſche Königthum wieder herzuſtellen. Man that Friedrich Wilhelm dem Vierten unrecht: dazu war er ſchon der Mann. Er brauchte ja auch nur die frommen Herren und Damen ſeiner vertrauten Umgebung machen zu laſſen. Die Frommen kennen überall und allzeit am beſten die Wege nach rückwärts ins Dunkel, wo ſich ſo allerliebſt munkeln läßt. Sie ſind bekanntlich auch ſtark in der Kunſt, durch Widerſprüche ſich nicht beirren zu laſſen, und nahmen alſo auch den Widerſpruch auf ſich, zugleich den liberalen Redenſäuſeler Beckerath und den Marſchall Pfuel nach Potsdam zu entbieten.

Der gute Beckerath, am 15. September aus Frankfurt anlangend, ſollte ein neues Miniſterium bilden und man ließ ihm das harmloſe Vergnügen, ein liberales Programm comme il faut aufzuſtellen. Ohne Zweifel war der liberale Fabrikherr von Krefeld nur verſchrieben worden, um durch Aufſtellung ſeines Programms allen echten Preußen die koloſſale Unverſchämtheit des Liberalismus handgreiflich zu demonſtriren. Denn an demſelben 15. September, wo Herr Beckerath eintraf, erging die Kabinetsordre, kraft welcher der König den Marſchall Wrangel zum „Oberbefehlshaber in den Marken“ ernannte und zwar mit Verleihung einer Machtvollkommenheit, wie ſie ein preußiſcher Unterthan bislang noch niemals beſeſſen hatte. Am 17. September erließ der Marſchall einen Armeebefehl, worin er ſo diktatoriſch ſich äußerte, als wäre er ein Blücher, welcher den Bonaparte im Bauche hätte. Die Kreuzzeitung begrüßte den Armeebefehl jubelnd als „die erſte That der Regierung ſeit dem März“. Noch deutlicher ließ ſich der Herr Marſchall fünf Tage ſpäter bei einer Truppenmuſterung in Berlin aus, bei welcher Gelegenheit er vor dem neugierig herumſtehenden „Volke“ ſtandredete. Er ließ da das geflügelte Wort fliegen, Berlin ſei in Folge der Revolution ſo heruntergekommen, daß „Gras in den Straßen wachſe“, und wrangelte ſich ſchließlich zu dem Krafteffekt hinauf: „Meine Truppen ſind gut, die Schwerter haarſcharf geſchliffen, die Kugeln im Lauf!“

Und ſiehe, die Berliner merkten ſich das und ſchrieben auf ihre Fahne: „Paſſiver Widerſtand.“

5.

Herr Beckerath konnte ſchon am 17. September wieder nach Frankfurt abreiſen. Sein Programm war ſelbſtverſtändlich bei Hofe verworfen worden. Am 21. ſodann kam aus Potsdam ein königlicher Kabinettsbefehl, welcher die Einſetzung eines neuen Miniſteriums kundthat. Man nannte daſſelbe nach ſeinen zwei Hauptperſonen das Miniſterium Pfuel-Eichmann.

Am folgenden Tage erſchien das neue Kabinett in der Nationalverſammlung, welche ſeit dem 19. September im königlichen Schauſpielhauſe komödirte, und der Miniſterpräſident General Pfuel gab die Erklärung ab, die Regierung werde „auf dem betretenen konſtitutionellen Wege fortſchreiten und reaktionären Beſtrebungen mit aller Macht entgegentreten". Sodann durch Kirchmann über die Bedeutung des wrangel'ſchen Armeebefehls interpellirt, kommentirte er dieſes ſeltſamliche Aktenſtück in beruhigendſter Weiſe. Der Herr „Oberbefehlshaber in die Marken" ſei eben ein alter Soldat, mit deſſen Ausdrucksweiſe man es nicht genauer nehmen dürfe als mit ſeiner Orthographie. Jedenfalls ſtehe der Marſchall unter den Befehlen des Kriegsminiſters und Kriegsminiſter ſei er, Pfuel.

Zwei Tage darauf erließ der Herr Marſchall, welcher überzeugt war, daß ſeine Orthographie die richtige, einen Tagsbefehl, worin er die um Berlin her ſtehenden Truppen aufforderte, ſich marſchfertig zu halten und auf 24 Stunden mit Lebensmitteln zu verſehen.

Es wurde aber noch nicht marſchirt; denn ein Abwinken kam von Potsdam und am 25. September fand auch die lang herumgezogene Geſchichte mit dem Erlaß an die Armee eine leidliche Erledigung, indem der Miniſterpräſident den von der Hand des Herrn von Unruh niedergeſchriebenen Entwurf zu einem ſolchen Erlaß annahm und zu dem ſeinigen machte. Das Miniſterium fuhr, mit Ausnahme des Herrn Eichmann, fort, zu dem konſtitutionellen Spiel eine gute Miene zu machen und den Vorwurf, ein rückwärtſiges zu ſein, entſchieden abzulehnen. „Wir ſind kein Miniſterium der Reaktion — rief am 29. September der Finanzminiſter Bonin im königlichen Schauſpielhauſe aus — wir werden mit aller Entſchiedenheit die Rechte des Volkes ſchirmen, wo dieſelben angegriffen werden ſollten".

Das Hinhaltungsminiſterium Pfuel brachte demnach die Sachen in erträglichen Frieden in den Oktober hinüber. In der Nationalverſammlung begannen die großen Redeturniere über den von der hiezu beſtellten Kommiſſion vorgelegten Verfaſſungsentwurf. Hier that ſich aber nun ſofort die ungeheure Kluft wieder auf, welche zwiſchen dem wirklichen Preußen und einem konſtitutionellen Preußen klafft. Es wurde am 12. Oktober durch ein Mitglied der Linken, Schneider, beantragt, in der an die Spitze des neuen Staatsgrundgeſetzes zu ſtellenden Eingangsformel den Titel „Von Gottes Gnaden“ zu ſtreichen, weil derſelbe wohl dem abſoluten König eignete, nicht aber dem konſtitutionellen anſtände. Der Antrag wurde angenommen mit 217 gegen 134 Stimmen, ein Reſultat, welches draußen in Potsdam nicht wenigen Leuten große Freude bereitete. Denn *darüber*, wußte man, würde der König nicht hinwegkommen, *das* müßte er als eine perſönliche Beleidigung empfinden. Wie richtig dieſe Rechnung, wurde drei Tage ſpäter deutlich kund, als im Schloſſe Bellevue verſchiedene Abordnungen dem Könige Glückwünſche zu ſeinem Geburtstage darbrachten. Der Präſident der Nationalverſammlung, Herr Grabow, ſprach in ſeiner Anrede die Hoffnung aus, daß die neuen Inſtitutionen die alten Bande zwiſchen Dynaſtie und Volk noch feſter knüpfen würden, und der König benützte ſeine Gegenrede, um auf den Beſchluß vom 12. Oktober eine ſehr deutliche Antwort zu geben. „Vergeſſen Sie nicht, meine Herren, daß wir etwas vor anderen Völkern voraushaben: eine Macht, die man dort (in Frankreich) nicht mehr zu kennen ſcheint, *eine angeſtammte Obrigkeit von Gottes Gnaden*. Danken Sie Gott, daß Sie noch eine Obrigkeit von Gottes Gnaden haben!“ Herr Grabow ſah in peinlicher Verblüffung zu Boden. Da rief ihm der König zu: „Halten Sie den Kopf oben! Ich habe noch einen ſtarken Arm!“ Zu einer Deputation der berliner Bürgerwehr ſagte er: „Vergeſſen Sie nicht, daß Sie die Waffen von *mir* haben!“ Entſchiedener konnte das glücklich wieder geſtrammte Vollbewußtſein des Abſolutismus nicht ſich offenbaren.

6.

Die Linke der Nationalverſammlung gewährte einen wahrhaft komiſchen Anblick, wenn ſie ſich zu dieſer Oktoberzeit zu gebaren fortfuhr, als blühten noch die Märzenveilchen. So am 16. Oktober, wo wiederum über die Verkündigungsformel der Verfaſſung hin- und hergeſchwatzt wurde und zwei Linkſer den Antrag aufwarfen, dieſe Formel müßte lauten: „Wir Friedrich Wilhelm der Vierte, König von Preußen, verkünden hiermit die von den Vertretern des Volkes beſchloſſene Verfaſſung“. Denn wir ſind ja eine konſtituirende Verſammlung, wir ſind die Mandatare der in dem Ballon der Phraſe direkt aus Nubikukulien geholten preußiſchen Volksſouveränetät. Der Antrag wurde freilich mit großer Mehrheit abgeworfen; denn nicht allein die Rückwärtſer auf der Rechten, ſondern viele Liberale, welche an den garſtigen Wechſelbalg aus Windblaſenheim, genannt Konſtitutionalismus, ehrlich glaubten oder doch zu glauben ſich einbildeten, fanden derartige 48ger Aprilſpäßchen jetzt nicht mehr zeitgemäß.

An demſelben Tage tobte in verſchiedenen Straßen der Stadt ein Arbeiterkrawall, welcher von der Bürgerwehr nur mit Mühe bewältigt wurde und auf beiden Seiten Todte und Verwundete hinterließ. Die Arbeiter verklagten dann die Bürgerwehr bei der Nationalverſammlung, welche die Petition zu den Akten legte, d. h. ſie überwies dieſelbe dem Juſtizminiſter „zu geeigneter Erwägung“, wobei während der Verhandlungen darüber um das Schauſpielhaus her wieder viel Geſchrei, Gepfeiſe und Gegrunze verübt wurde. Drinnen im Hauſe ging es nicht eben viel ſanfter her, als darauf im Fortgang der Verfaſſungsdebatte die Verhältniſſe des Großherzogthums Poſen zur Sprache kamen. Der leidenſchaftliche Hader, welcher bei dieſer Gelegenheit zwiſchen der Rechten und der Linken losbrach, verleidete Herrn

Grabow den Vorſitz, zu welchem nach ſeinem Rücktritt Herr von Unruh berufen ward. Vicepräſident wurde Herr Waldeck.

Dieſe Wahlreſultate brachten die Verblendung der Linken über die Sachlage auf den Gipfel. Weil ſie zur Stunde über eine Mehrheit von ein paar Dutzend Stimmen verfügte, wähnte ſie über Preußen verfügen zu können. Sie hätte wiſſen müſſen, daß Aprilſonne und Frauengunſt verläßlicher ſind als parlamentariſche Mehrheiten. Am Morgen des 2. Juni von 1793 hatten die armen Wolkenwandler von Girondiſten die Mehrheit des Konvents entſchieden für ſich; am Abend deſſelben Tages waren ſie von derſelben Mehrheit geächtet. Aber geſetzt auch, die Mehrheit der Verſammlung im Schauſpielhauſe blieb felſenfeſt, was hatte es zu bedeuten? So viel wie nichts. Es ſtand ja hinter ihr kein Volk, ſondern nur die berliner Bummlerſchaft. Und nicht einmal dieſe ehrlich und aufrichtig, denn es unterſteht kaum noch einem Zweifel, daß das fiſtulirende, ſpektakelnde, Fahnen, Fackeln und Stricke ſchwingende Pack, welches während der letzten Oktobertage das Schauſpielhaus blockirte, von heimlichen Hetzern der Rückwärtſerei geleitet wurde. Man wollte „mit der Revolution brechen“ und bei derartigen Bruchoperationen geht es bekanntlich überall und allzeit ſehr unſauber her. Um jedoch gerecht zu ſein, muß man auch eingeſtehen, daß gerade in dieſen Tagen das altpreußiſche Junker-, Soldaten- und Beamtenthum Grund hatte, zu ſagen: Man will mir an's Leben; ich bin im Falle der Nothwehr, Noth kennt kein Gebot und darum helfe, was helfen mag.

Je troſtloſer und drohender nämlich für die Mehrheit der Nationalverſammlung die Sachen ſich anließen, um je heftiger ging ſie ins Zeug, durch kühne Antragſtellung und tapfere Beſchlußfaſſung Preußen zu demokratiſiren, welches doch davon ſchlechterdings nichts wiſſen wollte. Dieſe guten Linkſer merkten nicht, daß ihre radikalen Anträge und Beſchlüſſe weiter nichts waren als die konvulſiviſchen Zuckungen eines im Todeskampfe ſich hin- und herwerfenden Sterbenden. Es iſt, als hörte man aus dieſer Verſammlung den Verzweiflungsſchrei herausgellen: „Morituri, popule, te salutant!"

In der Morgenſitzung vom 31. Oktober wurde mit 200 gegen 153 Stimmen beſchloſſen: „Der Adel iſt abgeſchafft." Und weiter mit 208 gegen 115 Stimmen: „Die Führung adeliger Titel und Prädikate iſt unterſagt." Und ferner mit 196 gegen 140 Stimmen: „Die Orden und alle Titel, welche nicht ein Amt bezeichnen, ſind aufgehoben." In der Abendſitzung kam, während draußen aufgeſtellte Bürgerwehrbataillone die Krakeelokratie nur mühſälig im Zaume hielten, ein Antrag von Waldeck zur Berathung, welcher verlangte, die preußiſche Regierung ſollte mit allen ihren Mitteln und Kräften zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit einſchreiten.

Und darüber berieth man alles Ernſtes in Berlin zur ſelbigen Stunde, wo die Kroaten ſiegreich in das eroberte Wien einbrachen; zur ſelbigen Stunde, wo man draußen in Potsdam der Nachricht von dieſem Einbruche ſehnſüchtig entgegenharrte! Allah iſt groß und die Narrheit iſt ſeine Prophetin.

Zwar wurde der waldeck'ſche Antrag abgelehnt, aber dafür dieſer von Rodbertus formulirte mit 261 gegen 52 Stimmen angenommen: „Die Regierung Sr. Majeſtät ſoll aufgefordert werden, bei der deutſchen Centralgewalt ſchleunige und energiſche Schritte zu thun, damit die in den deutſchen Ländern Oeſtreichs gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Exiſtenz des Reichstags in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergeſtellt werde."

Das hieß, während ſchon die Flamme zum eigenen Dach herausſchlug, mit einer Feuerſpritze auf Umwegen zum brennenden Nachbarhauſe eilen. Aber ſo epidemiſch wirkte das zappelnde Delirium des preußiſchen Parlamentarismus, daß ſelbſt der Miniſterpräſident Pfuel dem rodbertus'ſchen Antrag zuſtimmte.

Beim Herausgehen aus dem Schauſpielhauſe in ſpäter Abendſtunde trieb die verſammelte Bummlerſchaft mit den Mitgliedern der Rechten allerhand Ulk in Worten, jedoch keinen thatſächlichen.

7.

Es ging dem Ende zu. Der November war da mit ſeinem Laubfall.

Am 1. November ſchlich in Berlin die bange Sage herum, der Alp des Windiſchgrätzismus läge auf Wien. Draußen in Potsdam wußte man 24 Stunden ſpäter ſchon Beſtimmteres und Genaueres. Die Stunde der „rettenden Thaten“ hatte geſchlagen.

Am 2. November hielt die Nationalverſammlung eine Sitzung. Dem Vorſitzenden gingen zwei Schreiben zu. Als er den Inhalt zur Kenntniß der Verſammlung brachte, erfuhr dieſe, daß in dem einen der General Pfuel anzeigte, er habe ſeine Entlaſſung genommen, und daß in dem andern der General Brandenburg, Oheim des Königs, ein Hohenzoller mit einem Schrägbalken im Wappen, Sohn Friedrich Wilhelms des Zweiten von dem Fräulein von Dönhoff, meldete, er ſei mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt. Das hieß ankündigen, daß jetzt ohne weiteres Zögern „mit der Revolution gebrochen werden ſollte“. Die Perſon des neuen Miniſterpräſidenten geſtattete hierüber nicht den leiſeſten Zweifel.

Herr Arntz beantragte nun eine Adreſſe an den König, welche durch eine Abordnung der Verſammlung nach Potsdam zu tragen wäre. Es ſollte darin ein förmlicher Proteſt gegen die Ernennung des Grafen Brandenburg ausgeſprochen werden, welche

Ernennung geradezu als ſtaatsgefährlich, weil „unzweifelhaft“ den Ausbruch einer Revolution hervorrufend, gekennzeichnet wurde. Alſo eine Berufung von dem „nicht wohlunterrichteten“ Monarchen an den beſſer zu unterrichtenden, welcher ſchließlich gebeten ward, „dem Lande durch ein volksthümliches Miniſterium eine neue Bürgſchaft zu geben, daß Ew. Majeſtät Anſichten und die Wünſche des Volkes im Einklange ſtehen“. Die Adreſſe wurde im angedeuteten Sinn und Stil entworfen, mit allen gegen 3 Stimmen angenommen und Abends 6 machten ſich 21 aus allen Fraktionen der Verſammlung erwählte Abgeordnete damit nach Potsdam auf den Weg.

Sie hatten Mühe, Gehör zu erlangen. Der königliche Flügeladjutant, Herr von Manteuffel, weigerte ſich anfänglich, ſie auch nur beim Könige zu melden, maßen ja „ſeit dem März Deputationen bei Sr. Majeſtät nur in Gegenwart eines Miniſters vorgelaſſen würden“. Endlich wurde dieſer hohnvolle konſtitutionelle Skrupel durch ein aus Berlin einlaufendes miniſterielles Telegramm beſeitigt und die Audienz hatte ſtatt.

Schon das finſtere Schweigen, womit der König die Abordnung empfing, mußte dieſer zeigen, daß ſie vergebens gekommen. Herr von Unruh fragte, ob es Sr. Majeſtät genehm ſei, die Adreſſe der Nationalverſammlung zu vernehmen. Friedrich Wilhelm nickte ſteif und ſchweigend. Während der Präſident das Aktenſtück verlas, zuckte der Monarch erſt mit den Achſeln und kehrte dann dem Verleſer den Rücken zu. Widerwillig empfing er nach beendigter Leſung das Blatt, drückte es in der Hand zuſammen und wandte ſich mit einer ſtummen Verneigung zum Gehen. Beſtürzt, wie er iſt, zögert Herr von Unruh einen Augenblick, den König anzuſprechen. Da tritt Herr Jakoby vor und ſagt mit ruhiger Feſtigkeit: „Wir ſind nicht allein geſendet, um Ew. Majeſtät dieſe Adreſſe zu überbringen, ſondern auch, um Ihnen im Namen der Nationalverſammlung Aufklärung zu geben über die Lage des Landes. Wollen Ew. Majeſtät uns Gehör ſchenken?“

„Nein!“ verſetzte Friedrich Wilhelm heftig und ging der Thüre zu, aber bevor er in derſelben verſchwand, ſchlugen die Worte Jakoby's an ſein Ohr: „Das eben iſt das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen.“

Die Thüre fuhr hinter dem Monarchen zu und die Abordnung war ohne Antwort entlaſſen.

Das loyale Preußenthum hat ſich vor Entſetzen und Wuth über die Aeußerung Jakoby's, welche ihren Urheber berühmt machte, förmlich auf den Kopf geſtellt und mit den Füßen gezetert. Was, alſo zu einem Geſalbten des Herrn ſprechen? Und vollends ein Jude, ja ein Jude hatte alſo zu einem hochchriſtlichen Könige geſprochen? Blasphemie! „Der Jude wird verbrannt“ oder ſollte es doch von ſtaats- und rechtswegen werden!

Jeder richtige Preuße — und die allgemeine Kaſernendreſſur ſorgt ja dafür, daß unrichtige Preußen nur ſporadiſch vorkommen können — jeder richtige Preuße ſieht und fühlt fortwährend den Krückſtock des großen alten Fritz über ſich ſchweben und das nennen ſie emphatiſch ihr „Staatsbewußtſein“. Außerhalb Preußens, wo man dieſes Stockſcepterſtaatsbewußtſein nicht hat, fand man das Wort Jakoby's weder ſo ſchauderhaft verwegen noch gar ſo blasphemiſch. Menſchen- und Weltkenner konnten daſſelbe auch nicht ſehr originell finden, maßen es nur eine Thatſache ausſprach, welche „ſo gemein wie Brombeeren“. Im Uebrigen hätte ſich Friedrich Wilhelm der Vierte, falls er weniger Phantaſiemenſch und mehr Verſtandesmann geweſen, gar nicht ſo ſehr darüber zu erboſen gebraucht. Er wäre ja ganz in ſeinem Rechte geweſen, wenn er geſagt hätte: Bah, es iſt nicht weniger das Unglück der Völker als der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen, und Sie ſelbſt, mein lieber Herr Jakoby, ſind ja ſo unglücklich, die Wahrheit nicht hören zu wollen, daß Ihre preußiſche Volksſouveränetät ein tolleres Märchen iſt, als irgendeins im Talmud ſteht.

Die Wahrheit iſt, daß die Wahrheit in Königspaläſten, Edelhöfen, Bürgerhäuſern und Proletarierhütten gleich ſchlecht aufgenommen wird. Kein Wunder auch: das arme Ding iſt ja nackt, bringt nichts mit und hat nichts zu geben als ſich ſelbſt. Eine ſaubere Beſcheerung! Auf mit der Thüre und hinaus mit dem Nichtsnutz!

8.

Drei Mitglieder der Deputation — deren überwiegende Mehrheit natürlich das Auftreten Jakoby's höchlich mißbilligte — die Herren Kühlwetter, Mätzke und Gierke, wußten ſich nach Einbruch der Nacht noch eine Privataudienz bei Friedrich Wilhelm zu verſchaffen. Sie wurden artig empfangen und der König ließ ſie ihre Bitten vorbringen, er möchte doch die Abordnung nicht ohne Beſcheid nach Berlin zurückkehren laſſen. Halbſcherzend gab er zur Antwort: „Ich kann ja ohne Anweſenheit verantwortlicher Miniſter gar keinen Beſcheid geben. Sehen Sie, ich bin konſtitutioneller als Sie ſelber." Dann, mit einem nicht eben huldvollen Lächeln plötzlich in einen andern Ton überſpringend, fügte er aufbrauſend hinzu: „Ich habe mich einmal auf dieſes verdammte konſtitutionelle Schein- und Schaukelſyſtem eingelaſſen und ſo will ich denn auch vorderhand noch dabei bleiben. Sie, meine Herren, ſind 5 Monate alt; für Ihre Verhältniſſe iſt das ſchon ein ganz hübſches Alter. Aber meine Dynaſtie iſt 4 Jahrhunderte alt, eben ſo alt iſt auch die ſtändiſche Gliederung und, ſo wahr Gott lebt, meine Herren, Sie ſollen ſie wieder haben!"

Die verblüfften Zuhörer fanden für gut, dieſe königliche Auslaſſung einſtweilen hinter dem Doppelgatter ihrer Zähne zu verwahren. Die mittelalterlich-feudale Ratte vom Vormärz rumorte demnach immer noch unter der Schädeldecke des Monarchen? Gewiß, ſo that ſie. Wenn aber das „verdammte konſtitutionelle Schein- und Schaukelſyſtem“ dem König in der Seele zuwider war, ſo wird ein unbefangener Urtheiler ihm dieſes nur zur Ehre anrechnen. Er hatte einen löblichen Abſcheu davor, das zu ſein, was Napoleon wachtſtubengrob ein „konſtitutionelles Maſtſchwein“ genannt hatte. Friedrich Wilhelm der Vierte war eine richtige deutſche Hamletnatur. Er wollte Thaten thun und hatte doch nur Worte. Er fühlte in ſich den Beruf, einen rechten König vorzuſtellen, und hatte doch nicht das Zeug dazu. Ein bekannter Bibelſpruch zeichnet ihn unübertrefflich: — „Der Wille war ſtark, aber das Fleiſch war ſchwach“ ....

Am Nachmittag vom 3. November ging der Nationalverſammlung eine königliche Antwortbotſchaft auf ihre Adreſſe von geſtern zu. Schon die Eingangsformel „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen“ — ſignaliſirte den Inhalt, welcher beſagte, daß es bei der Neubildung des Miniſteriums durch den General Grafen von Brandenburg, welcher „der feſten Begründung und gedeihlichen Entwickelung der konſtitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit ſeine Kräfte widmen wird“, bleiben müßte.

Die nächſten Tage verſtrichen unter unfruchtbaren Bemühungen der Linken, durch Stellung von zuverſichtlichen Anträgen zu imponiren, und unter vertraulicher Verſtändigung der Rechten mit dem neuen in der Bildung begriffenen Kabinett. Zur gleichen Zeit war in der Stadt und ihrer Umgebung viel militäriſche Regung und Bewegung wahrzunehmen, die Kaſernen wurden reichlich verproviantirt, die Soldaten mit Munition verſehen. Alle vom Präſidenten der Nationalverſammlung gemachten Verſuche, die Ausführung des in Potsdam endgiltig Beſchloſſenen hintanzuhalten, waren eitel.

Am 9. November war „Brandenburg in der Kammer“, d. h. das neue Miniſterium ſtellte ſich der Nationalverſammlung vor, 4 Mann hoch: der Herr Miniſterpräſident ſelber, der Freiherr von Manteuffel (Inneres), der Freiherr von Ladenberg (Kult) und der General von Strotha (Krieg)*). Es würde ſchwer, wenn nicht geradezu unmöglich geweſen ſein, eine ausgeprägtere Repräſentanz des richtigen preußiſchen Soldaten- und Beamtenſtaats aufzufinden, als dieſe 4 Herren bildeten.

Man wußte ſchon, was kommen ſollte. Der Vorſitzende ließ durch einen der Schriftführer eine königliche Botſchaft verleſen, worin mit Bezugnahme auf die tumultuariſchen Auftritte vom 31. Oktober die Nationalverſammlung, um die Ruhe und Freiheit ihrer Berathungen zu ſichern, nach Kremſier, will ſagen nach Brandenburg verlegt und bis zum 27. November vertagt wurde. „Wir fordern daher — lautete der Schluß des Aktenſtückes — die Verſammlung auf, ihre Berathungen nach geſchehener Verleſung unſerer gegenwärtigen Botſchaft ſofort abzubrechen.“ Aus dem Kabinettſtil ins Deutſche überſetzt: Packt euch!

In das verlegene Schweigen wollte der Herr Miniſterpräſident hineinreden. Der Vorſitzende machte ihn aufmerkſam, daß er vorher ſeine Erlaubniß nachſuchen müßte. Als dann Herr von Unruh die Verſammlung fragte, ob ſie den Abbruch der

---

*) Das Miniſterium wurde erſt ſpäter ergänzt. Als es die Macht hatte, zweifelten die klugen Leute, welche anfänglich Bedenken getragen, in dieſes Kabinett zu treten, nicht mehr an ſeinem Recht. Ein Herr von Rintelen hat bei dieſer Gelegenheit das i. J. 1848 ſo vielfältigſt illuſtrirte Sprüchwort von der „deutſchen Geſinnungstreue, Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit“ auch ſeinerſeits hübſch illuſtrirt, indem er, der am 2. November die Mißtrauensadreſſe gegen ein Miniſterium Brandenburg mit nach Potsdam getragen hatte, unter Brandenburg Juſtizminiſter wurde.

Sitzung beſchließen wollte, erhob ſich Graf Brandenburg wieder, erbat ſich das Wort und ſagte mit lauter Stimme: „Die Botſchaft Sr. Majeſtät des Königs befiehlt den ſofortigen Schluß der Berathung. Jede Fortſetzung derſelben iſt daher ungeſetzlich. Ich proteſtire dagegen im Namen der Krone.“

Sprach's und verließ mit ſeinen Herren Kollegen die Miniſterbank und den Sal, gefolgt von 77 Mitgliedern der Rechten. Bürgerwehrmänner auf den Tribünen begleiteten dieſen Abgang mit dem an den Präſidenten der Nationalverſammlung gerichteten Ruf: „Verhaften! Verhaften!“

Es iſt möglich, daß, falls der Präſident der Verſammlung augenblicklich einen äußerſten Entſchluß gefaßt und der um das Schauſpielhaus her aufgeſtellten Bürgerwehr die Verhaftung der Staatsſtreichsminiſter befohlen hätte, dieſe Verhaftung bewerkſtelligt und dadurch das Signal zu einer berliner Novemberrevolution gegeben worden wäre. Aber gewiß iſt, daß in dieſem Falle Berlin inmitten der richtigpreußiſchen Provinzen gerade ſo verlaſſen geſtanden und gerade ſo traurig geendet haben würde wie Wien im Oktober. Es war aber keine Gefahr einer berliner Novemberrevolution vorhanden. Die Nationalverſammlung war nicht dazu gemacht, einen kühnen Thatwurf zu wagen. Sie vertrödelte die entſcheidende Stunde mit Wortſchaumſchlägerei und blöden Rechtsverwahrungen, während das Miniſterium ſeine „rettenden Thaten“ rückſichtslos weiterthat.

9.

Zur Mittagszeit am folgenden Tage rückten ſtarke Truppenkolonnen durch das potsdamer, halliſche und brandenburger Thor in die Stadt und ließen beim Vorbeimarſch unter den

Linden ſtolz ihre Geſchütze und ihre ganze Kampfbereitſchaft ſehen. Wer ſich dagegen nach Erſcheinen dieſer 20,000 Mann Soldaten nicht mehr ſehen ließ, das waren jene „Geſtalten“, welche noch kürzlich den Centralgewaltpoſtillon Baſſermann in den Straßen von Berlin ſo ſehr erſchreckt hatten, die „Vater Karbe“ und Kompagnie, die Generale und Generaliſſimi der Bummlerſchaft. Was die Bürgerwehr anlangt, ſo wäre dieſelbe, im rechten Augenblick aufgefordert, Tags zuvor wenigſtens in ihrer überwiegenden Mehrheit für das konſtitutionelle Recht eingeſtanden; heute war es aber ſchon zu ſpät.

Die Nationalverſammlung hatte geſtern nach Entfernung der Miniſter und der 77 Rechtſer nahezu einmüthig zu erklären beſchloſſen: „Die Verſammlung findet keinen Grund, ihren Sitz von Berlin zu verlegen oder ihre Berathungen zu vertagen. Sie kann der Krone weder zu dem einen noch zu dem andern Schritte das Recht zugeſtehen. Sie erklärt, daß ſie die verantwortlichen Beamten, welche der Krone zu der letzten Botſchaft gerathen, nicht für fähig erachtet, der Regierung des Landes vorzuſtehen, und daß ſich dieſelben einer ſchweren Pflichtverletzung gegen die Krone, das Land und die Verſammlung ſchuldig gemacht haben“.

Als dieſe Beſchlüſſe ſeitens des Vorſitzenden dem Grafen von Brandenburg zugefertigt wurden, ließ dieſer „an den Regierungsrath von Unruh“ zurückmelden: „Die Beſchlüſſe der Verſammlung ſind ungeſetzlich und darum null und nichtig, die Abgeordneten aber, welche daran theilgenommen, ſchuldig eines Vergehens wider die Verfaſſung, weil ſie dem Befehle Sr. Majeſtät des Königs den ſchuldigen Gehorſam verweigert haben“. Das war nach langem Gemantſche und Gepantſche doch wieder einmal eine richtige, runde und reguläre preußiſche Staatsbewußtſeinsſprache. Der König befiehlt und das Volk gehorcht! Punktum.

Der „paſſive Widerſtand“ that ſich auf in der ganzen Kläglichkeit ſeiner Ohnmacht. Noch am 10. November ließen die verſchiedenen Arbeitervereine der Nationalverſammlung ihre „Arme und ihr Herzblut“ zur Vertheidigung der „Freiheiten des Volkes“ anbieten, ſo deſſen Vertreter das Zeichen zum aktiven Widerſtande gegen den an ihnen geübten „Hochverrath“ geben wollten. Die Nationalverſammlung erklärte ſich aber für ſtrengſte Vermeidung jedes blutigen Konflikts und beſchloß in Form einer Proklamation an das Volk einen Proteſt „gegen den gewaltſamen Hochverrath, verübt von den Räthen der Krone gegen die Vertretung der Nation“.

Als Antwort auf dieſen Proteſt beſchloſſen die Räthe der Krone, den „Klubb Unruh“, wie man im Dialekt des richtigen Preußenthums die Nationalverſammlung nannte, auf die Wanderſchaft zu ſchicken. Das Schauſpielhaus war ſeit dem Einmarſch der Truppen am 9. November von Abtheilungen derſelben umgeben. Am 10. ließ Herr von Unruh herausſagen, die Nationalverſammlung bedürfte und wollte keinen militäriſchen „Schutz“, worauf der auf dem Platze anweſende Marſchall Wrangel hineinſagen ließ: „Die Truppen bleiben da. Die noch im Hauſe verſammelten Herren können heraus, aber nicht wieder hinein gehen. Eine Nationalverſammlung kenn' ich nicht und gibt es nicht, maßen ſelbige ſeit geſtern durch Se. Majeſtät den König vertagt iſt“.

Der Präſident der Verſammlung that, was Präſidenten derartiger Verſammlungen unter ſolchen Umſtänden zu thun pflegen. Er „konſtatirte“ die Gewalt und proteſtirte feierlich gegen dieſelbe. Dies gethan, verließ die Nationalverſammlung das Schauſpielhaus.

Den Vorſchriften der paſſiven Widerſtändlichkeit gehorſam, fuhr jedoch die Verſammlung zu tagen fort. Sie wurde eine Wanderverſammlung, zog erſt ins Hotel de Ruſſie, dann ins Schützenhaus, weiterhin in den Sal der Stadtverordneten, in die königſtädtiſche Halle und endlich ins Hotel Mielentz. Ueberall wurde ſie durch hierzu kommandirte Soldateska ausgetrieben. Anfänglich noch unter großen Beileidsbezeugungen des Volkes.

Aber bald ließen auch dieſe nach und hörten endlich ganz auf. Man ſah ja, daß die Verſammlung vollſtändig machtlos war und folglich war ſie rechtlos. Auch war ſchon am 12. November der Belagerungszuſtand über Berlin verhängt worden und demnach das Demonſtriren nicht mehr ungefährlich.

Am 15. November ging im Sale Mielentz die jämmerliche Irrfahrt der preußiſchen Nationalverſammlung zu Ende. Sie römerte ſich in ihrer Sterbeſtunde noch zu dem Wagniß auf, die parlamentariſche Haupt- und Generalſalve eines Steuerverweigerungsbeſchluſſes loszuſchießen, um unmittelbar darauf durch ein Piket Soldaten an die Luft geſetzt zu werden. Sang- und klang- und klaglos. Auf der Straße herrſchte laut- und theilnahmloſe Stille. Es hatten ſich zu dieſem trübſeligen Spektakel nicht einmal Neugierige eingefunden.

Die Spottgeburt von Parlament, welche vom 27. November an etliche Tage lang im Dom zu Brandenburg faſelnd handirte, gewährt nicht das geringſte Intereſſe, ſelbſt nicht ein komiſches. Dieſes Nachſpiel war zu dumm. Am 5. Dezember fiel endlich der Vorhang. Ein königlicher Kabinettsbefehl löſ'te die Verſammlung auf und zugleich oktroyirte der König von Gottes Gnaden aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfaſſung.

Alſo doch „ein Stück Papier“ zwiſchen Krone und Volk? Freilich. Aber warum auch nicht? Man hatte ja die Macht, das Stück Papier „authentiſch zu interpretiren“.

XII.

Volksmündigkeit.

1.

Das „tolle“ Jahr hatte einen ſeines ganzen Verlaufes würdigen Schlußakt. Die vielgeprieſene „Volksmündigkeit“ offenbarte ſich noch einmal in der ganzen Größe ihrer Verlogenheit und ſtellte ſich ſelber jenes naive Dummheitszeugniß aus, welches wie Hohngelächter der Schickſalsironie durch Europa gellte.

Was iſt Mündigkeit? Vollkommene Selbſtbeſtimmung, Selbſtbeherrſchung und Selbſtbeſchränkung, d. h. höchſte Sittlichkeit oder höchſte Freiheit. Dieſe hat zu ihrer unumgänglichen Vorausſetzung eine gediegene, umfaſſende und harmoniſche Bildung. Daraus folgt: nur der wahre Kulturmenſch iſt ein wirklich mündiger, freier und ſittlicher Menſch. Daß umgekehrt Knechtſchaft und Unſittlichkeit dieſelbig ſind oder daß wenigſtens die Unfreiheit des Guten beſſere Hälfte im Menſchen ertödtet, das hat bekanntlich ſchon Homers „göttlicher“ Sauhirt Eumäos gewußt und geſagt: —

> „Halb entnimmt ja die Tugend der weithindonnernde Gott Zeus
> Jeglichem Mann, ſobald der Knechtſchaft Tag ihn ereilet“.

Konnte im Jahre 1848 von einer europäiſchen Volksmündigkeit im Allgemeinen und von einer franzöſiſchen im Beſonderen unter denkenden und ernſthaften Männern die Rede ſein? Nein! Wie hätte denn das franzöſiſche Volk zur Mündigkeit gelangt ſein ſollen? Die große Revolution nahm einen ehrlichen Anlauf, ihm eine Möglichkeit der Mündigwerdung zu verſchaffen, blieb aber im Blutſchlamm des Terrorismus ſtecken, bevor ſie etwas Entſcheidendes gethan, d. h. bevor ſie die alte materielle oder moraliſche Einrichtung der Geſellſchaft beſeitigt hatte. Sie war nicht raſch, entſchloſſen und geſchickt genug geweſen, die eigentlichen Grundlagen der Deſpotie des Ancien Régime zu vernichten: den Katholicismus und die Centraliſation. Daher gelang es der Säbelbrutalität Bonaparte's ſo leicht, auf dieſen Grundlagen die ganze alte deſpotiſche Wirthſchaft wieder aufzurichten, mit Aenderung etlicher Formen und Namen. Das Weſen, das Sein der Revolution, d. h. die für die einzelnen Individuen wie für das ganze Volk gegebene Möglichkeit, zur Selbſtbeſtimmung ſich emporzuarbeiten, hat der große Lügner und Betrüger zu Gunſten der eigenen unerſättlichen Tyrannenſelbſtſucht vernichtet; den Schein dagegen hat er beſtehen laſſen, die Gleichheit, die Egalité, weil dieſer Schein die franzöſiſche Nationaleitelkeit angenehm kitzelte und doch weiter nichts bedeutete, nichts bedeuten konnte, maßen politiſche Gleichberechtigung nur ein Wort, die ſoziale Ungleichheit der Geburt, des Vermögens und der Bildung aber eine Thatſache iſt. Der Bonapartismus warf Frankreich wieder ins Mittelalter zurück, aus welchem es ſich allerdings nur halb, aber doch immerhin halb herausgerungen hatte. Der reſtaurirte Bourbonismus hielt es nach Kräften darin feſt. Der Anno 1830 inthroniſirte Orleanismus, welcher in der Miniſterſchaft des kalviniſchen Jeſuiten Guizot gipfelte, that ebenfalls nichts, die mittelalterlichen Geiſtesfeſſeln des franzöſiſchen Volkes zu brechen. Die parlamentariſche Komödie des Julikönigthums ſpielte ſich innerhalb eines enggeſchloſſenen Kreiſes ab, welcher aus Mitgliedern der Geld-, Geburt-, Militär- und Beamtenariſtokratie mit Hinzufügung etlicher Dutzende von Tribune- und Preſſe-Charlatanen gebildet war. Die Volksmaſſen auf dem Lande wurden von dieſer Komödie gar nicht berührt, ſondern graſ'ten unter Führung ihrer geiſtlichen Leithämmel ſchäfig weiter, neben der ihnen im Beichtſtuhl eingetrichterten katholiſchen Mythologie höchſtens noch von der Napoleonslegende, wie alte Soldaten ſie ihnen vorlogen und Bänkelſänger ſie ihnen vororgelten, Notiz nehmend. Was die Arbeitermaſſen in den Städten anlangte, ſo waren dieſe Proletarier der Mehrheit nach freilich nicht mehr mittelalterlich-kirchlich-aftergläubig, wohl aber glaubten ſie an die Wahndogmen des Kommunismus und dieſes die allgemeine Nivellirung einer Zwangsarbeitkaſernenſklaverei predigende Evangelium des Unſinns machte ſie folgerichtig auch dem plumpen Blendwerke der bonapartiſchen Erzlüge geneigt.

Und einem ſolchen Volke gab man das zweiſchneidige Meſſer des allgemeinen Stimmrechts in die Hand und einem ſolchen Volke ſagte man: Entſcheide ſouverän über dein Geſchick! Hieß das nicht die „erhabene Vernunft, die weiſe Gründerin des Weltgebäudes, die Führerin der Sterne“, dem „tollen Roß des Aberwitzes“ an den Schweif binden?

2.

Der Royalismus und Jeſuitismus hatten mittels ihres Sieges in der Juniſchlacht durch die „rothe“ Republik hindurch auch die „blaue“ ins Herz getroffen. Um den Beſitz der Sterbenden zankten ſich die verſchiedenen monarchiſchen Parteien als um eine Spolie, welche ihnen unausweichlich zufallen müßte. In dieſem ſchamlos wüſten Hader mußten naturgemäß die erſten

Rollen Pfäffflingen wie Falloux und Montalembert oder Gauklern wie Thiers zutheilwerden.

Ganz kläglich war die Stellung, das Gehaben und Gebaren des bernirten Säbeldiktators Cavaignac. Er wurde als vollendeter Mannequin, natürlich ohne es zu merken, von den Jeſuiten und Royaliſten hin und her, vor und rückwärts geſchoben, wie es ihnen gerade paßte. Ganz beiſeite ſtellen konnten ſie ihn aber noch nicht, ſintemalen ſie ihn ſammt und ſonders für die Eſelsbrücke anſahen, über welche hin ſie entweder zur bourboniſchen oder zur orleaniſtiſchen Monarchie zurückkehren wollten. Cavaignac war alſo bis zum Oktober der obligate Präſidentſchaftskandidat der Bourboniker und Orleaniſten, ſoweit dieſe Parteien die Bourgeoiſie Frankreichs beherrſchten.

Ehrliche Republikaner, wie Grevy und Pyat, gaben ſich während der Verfaſſungsberathung in der Nationalverſammlung große Mühe, die Wahl des erſten Präſidenten der jungen und doch ſchon ſterbenden Republik nicht dem gefährlichen Lotterieſpiel des allgemeinen Stimmrechts anheimzuſtellen. Sie wußten, wie es in Wahrheit und Wirklichkeit mit der Volksmündigkeit beſtellt ſei. Demokratiſch maſkirte Monarchiſten dagegen, wie Herr von Tocqueville, und Schwarbelhännſe, wie die ausgepreßte lyriſche Limone Lamartine, waren darauf verſeſſen, den Präſidenten aus der allgemeinen und direkten Volkswahl hervorgehen zu laſſen. Selbſtverſtändlich trugen Unverſtand und Perfidie mitſammen über Vernunft und Ehrlichkeit den Sieg davon: die allgemeine und direkte Wahl des erſten Beamten der Republik durch das Volk wurde beſchloſſen, worauf die aufrichtigen Republikaner, welche in Cavaignacs Miniſterium ſaßen, ihre Entlaſſung gaben, weil ſie vernünftig und ehrlich gewollt hatten, daß die Präſidentenwahl der (neu zu wählenden) Nationalverſammlung zugetheilt würde. An die Stelle der ausgetretenen drei Miniſter (Senard, Vaulabelle und Recurt) ernannte der von den Royaliſten gegängelte Cavaignac drei Monarchiſten von notoriſcher Rückwärtſigkeit (Dufaure, Vivien und Freslon). Der Polizeipräfekt Ducoux nahm ſofert ſeinen Abſchied und ſchrieb an den Chef der Exekutivgewalt: „Sie haben ſo eben ein Miniſterium ernannt, welches die Verkörperung der Kontrerevolution iſt“. Vergebens. An dieſem Holzkopf von Korporal prallten alle wohlgemeinten Warnungen ab.

Spaßhaft war es übrigens, das Wettrennen und die Wettrenner nach dem verlockenden Ziele der Präſidentſchaft anzuſehen. Die ganze Geſellſchaft gemiſcht genug, aber ihre Mitglieder ſtanden ſo ziemlich auf derſelben Werthſtufe. Da war Herr von Lamartine, welcher die fixe Idee hatte, das allgemeine Stimmrecht könnte gar nicht anders, als ihn zum Präſidenten zu küren; er habe ja alle Stände und Klaſſen für ſich. Denn die Jugend müßte für ihn ſein als für den Sänger Elvira's, die Bourgeoſie als für den Beſieger der rothen Fahne im Februar, das Volk als für den Verfaſſer des Girondiſten-Romans und endlich die Geiſtlichkeit, o, die müßte doch ſeiner religiöſen Meditationen und ſeiner meditirten Religioſität dankbar ſich erinnern. Der Marſchall Bugeaud hegte nicht den geringſten Zweifel, daß der beſte Stoff, einen Präſidenten daraus zu machen, Se. Excellenz der Herr Marſchall Bugeaud ſei. Der General Changarnier theilte dieſe Bugeauderie nicht, ſondern meinte, dieſer beſte Stoff hieße General Changarnier. Die Bourboniker ſteiften den dummdreiſten Kamaſchenknopf eine Weile in dieſer Meinung, weil ſie wähnten, einen franzöſiſchen Monk aus ihm machen zu können, um ihren Henri V. aus Froſchdorf zurückzuholen. Auch der kleine Mann und große Gaukler Thiers ſtellte ſich in die Reihe der Präſidentſchaftskandidaten; denn — Parbleu! — hatte er nicht vor Zeiten ebenfalls eine „Geſchichte der Revolution“ geſchrieben und darin dieſelbe beſuchsſchwänzelt? Allein Fuchs von Haus aus, merkte er bald, daß die Traube zu hoch hing, um ſüß zu ſein. Hatte er doch, um mit Hilfe der Pfaffen in die Nationalverſammlung hineinſchlüpfen zu können, er, der notoriſche Voltairien, den gläubigen Katholiken ſpielen müſſen, welcher insbeſondere an die Nothwendigkeit der weltlichen Herrſchaft des Papſtes zu glauben mit der ganzen Schamloſigkeit eines alten Intrikanten erklärte. Erſt auf das ihm von dem Biſchof Fayet von Orleans ausgeſtellte Zeugniß hin: „Monſieur Thiers iſt augenſcheinlich und ganz zu uns zurückgekehrt“ — war er gewählt worden. Allein von lange her in allen unſauberen Kanälen und unſauberſten Latrinen des parlamentariſchen Ränkeſpiels daheim, war es ihm bald gelungen, ſich zum Chef des großen widerrepublikaniſchen Komplotts aufzuwerfen, welches in der Nationalverſammlung geſponnen wurde, und Orleaniſten, Bourboniker und Jeſuiten unter ſeinem Kommando marſchiren zu machen.

Dieſe ganze Bande von Judaſſen, welche, während ſie eine Verfaſſung für die Republik machten, dieſer tagtäglich Gifttränke und Dolchſtöße beibrachten, ſchwankte lange, für welchen Präſidentſchaftskandidaten ſie ſich entſcheiden ſollte. Die orleaniſtiſchen, legitimiſtiſchen, plutokratiſchen und jeſuitiſchen Intereſſen ließen ſich doch nicht ſo ganz leicht vereinigen. Wie wäre es, wenn man ſich auf den orleaniſtiſchen Herrn von Broglie vereinigte oder auf den legitimiſtiſchen Herrn Berryer oder auf den zwiſchen Orleanismus und Legitimismus ins Unerkennbare verſchimmernden Herrn von Molé? Aber dieſe Kandidaten zogen ſchlechterdings nicht. Zwiſchenhinein ſchielte Renard-Thiers doch wieder nach der Präſidentſchaftstraube hinauf. Er band mit Herrn Marraſt an, welcher, weil er ſelber niemals einen Gedanken gehabt, in dem Nußknackerchen von Ränkeler ein ganzes Gedankenfüllhorn erblickte. Monſieur Thiers gab dem geweſenen Chefredakteur des „National“ und dermaligen Vorſitzer der Nationalverſammlung zu verſtehen: Wenn Sie mich zum Präſidenten machen helfen, mach' ich Sie zum Vicepräſidenten der Republik. Allein die Klike des National wollte von ihrem theuren Korporal Cavaignac nicht laſſen. Monſieur Thiers verbiß ſeinen

Aerger nicht, ſondern machte demſelben in ſeinem Journal „Der Konſtitutionnel“ in Form von Ausfällen auf den General Luft. Etwas ſpäter, als es augenſcheinlich, daß die Bourgeoiſie in Paris und in den Provinzialſtädten noch an der Kandidatur Cavaignac's feſthielt, machte Herr Thiers Miene, dieſem Zuge zu folgen, hielt aber wieder inne und ſchlich mit hängendem Schweiſe ins bonapartiſche Lager hinüber. Auch dieſer ſchlaueſte Schlaumaier unter ſeinen Landsleuten ſah in Louis Bonaparte nur eine Uebergangspuppe.

3.

Am 26. September von 1848 erſchien der Mann, welchen Proudhon ſchon am 7. Juni mit „einer Blitz und Donner in ihrem Schoße tragenden Wetterwolke“ verglichen hatte, in der Nationalverſammlung als ein von nicht weniger als 5 Departements neugewählter Abgeordneter.

Wetterwolkenhaft ſah der Sohn Hortenſe's nicht gerade aus. Eine unanſehnliche ſchmächtige Figur, blaſſe, etwas verlebte Züge, eine aus dem Alten Teſtament herausgeſchnittene Naſe, müde und halbverſchleierte Augen, ein zu ungariſchen Endſpitzen gedrehter und gewichſter Schnurrbart, — das alles war weder im Einzelnen anziehend, noch im Ganzen imponirend. Napoleoniſch ſah der Repräſentant des Napoleonismus entſchieden nicht aus, aber auch nicht wie ein „Niais“. Der „Prinz“ hat ſich vom erſten Augenblicke ſeines Auftretens auf dieſem Boden von einer wahrhaft verteufelten Glätte geſchickt und klug benommen und die Summe ſeines Gebarens war, daß er aus der Hülle des unſcheinbaren Bürgers Deputirten allfort den „Neffen des Onkels“, den Träger der „idée napoléonienne“ und den Prätendenten hervorſchimmern zu laſſen verſtand.

Selbſtverſtändlich lag ihm daran, ſchon am 26. September zu beweiſen, daß er ſeinen Talleyrand innehätte und folglich wüßte, die Sprache ſei dem Menſchen gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen, oder zu deutſch, der Menſch verſtehe zu reden, um das Gegentheil der Wahrheit zu ſagen. Der Prinz beſtieg die Tribüne und hielt eine Rede, an deren Eingang er ſeine Prätendentſchaft für eine Verleumdung erklärte und in deren Verlauf er ſeine warme und dankbare Anhänglichkeit an die Republik zu betheuern ſuchte. „Nach 33 Jahren der Aechtung und Verbannung finde ich endlich mein Vaterland und alle meine bürgerlichen Rechte wieder. Die Republik hat mir dieſes Glück bereitet, ſie empfange daher meinen Schwur der Dankbarkeit, meinen Schwur der Hingebung (la république m'a fait ce bonheur, que la république recoive mon serment de reconnaissance, mon serment de devouement). Meine Handlungsweiſe, immer getragen vom Pflichtgefühl, immer beſeelt von der Achtung vor dem Geſetz, wird den Beweis liefern, daß niemand entſchloſſener ſein kann, als ich es bin, der Vertheidigung der Ordnung und der Befeſtigung der Republik ſich zu weihen (à se devouer à la défense de l'ordre et à l'affermissement de la république)“.

Es gehörte mit zu der planmäßigen Haltung, welche der Prinz ſich vorgezeichnet hatte, daß er nur ſelten in den Sitzungen der Verſammlung erſchien. Immer nur dann, wann es nöthig war, wiederum eine Erklärung abzugeben, und dieſe Erklärungen waren ſtets geſchickt darauf berechnet, die Beſorgniſſe der republikaniſch geſtimmten Arbeiterbevölkerung vor dem Bonapartismus einzulullen und zugleich den ſämmtlichen Fraktionen der großen Partei der Rückwärtſerei — ſie ſelber nannte ſich „le parti de l'ordre“ — den Bonapartismus als ihre für den Augenblick einzig mögliche Fahne zu zeigen. Und das geſchah mit beſtem Erfolg. Mehr und mehr Bourboniker, Orleaniſten, Börſenbarone und Jeſuiten ſcharten ſich um dieſe Fahne als um einen willkommenen Nothbehelf. Jedenfalls würde der Prinz, ſo kalkulirte dieſe Bande, ein handirliches Werkzeug zur Vernichtung der verhaßten Republik abgeben und wäre dann, wann er dieſen Dienſt gethan, leicht ſo oder ſo zu erſetzen.

Louis Bonaparte ließ die zum voraus betrogenen Betrüger mit ihren Einbildungen ſpielen, während ſeine Agenten in Paris wie in den Provinzen ihre ſchon ſommerlang betriebenen Machenſchaften verdoppelten und verdreifachten und namentlich dem Klerus alle Bürgſchaften gaben, welche derſelbe nur immer verlangte. Im Uebrigen lebte der Prinz in ſcheinbar harmloſer Zurückgezogenheit in Auteuil, was ihn freilich nicht abhielt, nicht weniger auf dem Felde der Galanterie als auf dem der Politik ſeinem Hauptgegner eine glückliche Konkurrenz zu machen. Die Skandalchronik der pariſer Salons wußte lachend zu erzählen, daß der liebenswürdige Prinz den ſteifen General bei der koloſſalſchönen Madame Kalergis ausgeſtochen habe, welche Heine im Romanzero als Geliebte des weißen Elephanten von Siam heineſirt hat*).

---

*) . . . . „Es mahnt die Statur
An Bimha, die Rieſin im Ramajana,
Und an der Epheſer große Diana.
Wie ſich die Gliedermaſſen wölben
Zum ſchönſten Bau! Es tragen dieſelben
Anmuthig und ſtolz zwei hohe Pilaſter
Von blendend weißem Alabaſter
Das iſt Gott Amors koloſſale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falſch und Makel“.

4.

Derweil war die Verfaſſung der Republik fertig gemacht worden. Am 4. November nahm die Nationalverſammlung mittels ihres Haupt- und Schlußvotums mit 739 gegen 30 Stimmen dieſes Staatsgrundgeſetz an, welches Frankreich konſtituirte als „eine untheilbare demokratiſche Republik“.

Es war gerade ſo, als beſchaffte man eine prächtige Ausſtattung für eine im Sterben liegende Braut.

Acht Tage ſpäter wurde die Konſtitution auf der Place de la Concorde feierlich verkündigt, bei heftigem Schneegeſtöber und ſchneidendem Nordwind. Die ganze Ceremonie ſah wie gefroren aus. Niemand kümmerte ſich darum. Man fragte nur noch: Wer wird Präſident?

Kein Republikaner, ſoviel wurde von Tag zu Tag mehr gewiß. Die beiden wirklich republikaniſchen Kandidaturen, die demokratiſche von Ledru-Rollin und die ſozialiſtiſche von Raſpail, ſie waren von vornherein ausſichtslos. Die quaſirepublikaniſche von Cavaignac verlor von Stunde zu Stunde an Boden, insbeſondere in der Bauernwelt, welche von der Kleriſei maſſenhaft dem Bonapartismus zugeführt wurde. Auch im ſtädtiſchen Proletariat, ſoweit es nicht für Ledru und Raſpail war, gewann der „Prinz“ zahlreiche Stimmen, weil dieſe Arbeiter lieber zehnmal für einen beliebigen Bonaparte als einmal für den „Juniſchlächter“ Cavaignac ſtimmen wollten. Auswärtige Diplomaten berichteten ſchon zu Anfang Novembers nach Hauſe, daß die Wahlaktien Louis Bonaparte's hoch ſtänden, beſonders in den Provinzen, und daß eine „Notabilität“ nach der andern unter die prinzliche Fahne ſich ſtellte*).

---

*) Depeſche Barmaue vom 3. November: „On assure qu'en ce moment les chances sont tout à fait favorable à Louis-Napoléon“. Vom

Monſieur Thiers, d. h. der Oberregiſſeur der royaliſtiſch-jeſuitiſchen Kabale, hatte zuletzt erkennen müſſen, daß nur zwiſchen dem Prinzen und dem General die Wahl bliebe. Er machte in Form einer perſönlichen Annäherung an Cavaignac einen Verſuch, zu erfahren, ob der General willfährig wäre, als Präſident ihn, den großen kleinen Thiers, zum Oberpräſidenten haben zu wollen. Der Verſuch fiel übel aus. Cavaignac, gerade ſehr ſchlecht gelaunt, blieb zugeknöpft und ließ den alten Kabaliſten höflich abfahren, worauf der Abgefahrene ſogleich zum Bonapartismus hinüberfuhr.

Er fand da eine ganz andere Aufnahme. Der „Prinz" erwies ſich ſo ehrerbietig gegen den Mythographen des Napoleonismus und erzeigte ſich ſo gelehrig, ſo hingebend an den Thierſismus! Wird dieſer „Niais" Präſident, kalkulirte Monſieur Thiers, ſo werde ich Oberpräſident ſein. Man einigte ſich unſchwer, maßen ja der Prinz mit wahrhaft kindlicher Pietät den Anſichten und Rathſchlägen ſeines Mentors ſich fügte und ſchmiegte, welcher Mentor ſpäter in einer Züchtlingszelle zu Mazas Gelegenheit erhielt, über dieſe prinzliche Pietät, Füg- und Schmiegſamkeit unliebſame Gloſſen zu machen. Nur ein Punkt machte Schwierigkeiten, der Geldpunkt. Die Wahlſpeſen waren ſehr beträchtlich, woher die Mittel zur Beſtreitung derſelben nehmen? Der Prinz und die Apoſtel der bonapartiſchen Sekte hatten zwar viel Geld, aber das war aes alienum, alſo nicht gangbar. Herr Thiers ſchaffte Rath, d. h. er beſchaffte von ſeiten etlicher Börſenfürſten die nöthige Summe (1½ Millionen oder mehr?), gegen gehöriges Unterpfand, verſteht ſich. Dieſes Unterpfand

---

11. November: „Les nouvelles des départements deviennent de plus en plus favorables à la candidature de Louis-Napoléon. En ce moment, les chances sont incontestablement en sa faveur. Il compte des amis très chauds et très actifs. On cite maintes notabilites qui s'y rallient".
C. B. A.

war, daß der Prinz ſich verpflichten mußte, nach ſeiner Erwählung zum Präſidenten ein Miniſterium Odilon Barret-Falloux einzuſetzen. Die „Partei der Ordnung“ wollte demnach, daß in dem Kabinette des neuen Staatsoberhaupts der parlamentariſche Schwatz und die Jeſuiterei mitſammen Unzucht treiben ſollten. Uebrigens gibt es von der unbeſtreitbaren Thatſache, daß der Bonapartismus zur Beſtreitung der Wahlſpeſen kein Geld hatte, daß ihm dieſes vorgeſtreckt und demnach eine Präſidentſchaft auf Pump zuwegegebracht wurde, noch eine zweite Lesart, welche will, das nöthige Geld ſei aus der Kaſſe einer deutſchen, mit der Familie Bonaparte verſchwägerten Majeſtät gefloſſen. Welche Lesart iſt nun die richtige? Höchſt wahrſcheinlich iſt die erſte und die zweite, ſind alle beide richtig und haben franzöſiſches Bourgeoisgeld und deutſches Fürſtengeld „viribus unitis“ die Präſidentſchaft auf Pump bewirkt oder doch bewirken geholfen.

5.

So lagen im November die Sachen. Da geſchah aber drunten in Rom etwas, was der Präſidentenfrage eine andere Wendung geben, d. h. den aus dem Blasbalg der Kirche kommenden Wahlwind auf die Flügel der Mühle Cavaignac's leiten zu wollen ſchien.

Dieſes etwas war, daß die alte Päpſtin-Johanna-Fabel für etliche Stunden zu einer Päpſtin-Pia-Novelle wurde, welche in Italien noch heute von ſehr vielen und keineswegs den dümmſten Leuten als eine ſtrenghiſtoriſche Novelle angeſehen iſt, obzwar von anderer Seite mit Beſtimmtheit behauptet wird, Pio Nono habe, als er in der Abenddämmerung des 24. Novembers aus dem Quirinal ſchlich, nicht die Sottana einer Kammeriera, ſondern den Kapotte eines Abbate angehabt. Zweifellos dagegen iſt, daß für die Flucht des Papſtes vor allen eine Sottana, ein Unterrock thätig geweſen, die Frau Gräfin Spaur, Gemahlin des bairiſchen Geſandten in Rom, eine geborene Italerin, welcher frommen Dame die römiſchen Patrioten, natürlich nur aus Rachebosheit, nachmals nachgeſagt haben, ſie hätte wie früher aus der Liebe eine Religion, ſo ſpäter aus der Religion eine Liebe gemacht, was im Deutſchen etwas weniger zart, aber deſto plaſtiſcher ausgedrückt wird. Bei Albano wartete die Gräfin mit ihrem Wagen auf Se. Heiligkeit, welche von dem Herrn Grafen dorthin kutſchirt wurde. Der flüchtige Papſt ſtieg in den Wagen der Dame und fort ging es, der neapolitaniſchen Gränze und Gaeta zu.

Wenn Pius der Neunte Papſt bleiben wollte — und das wollte er ſehr — ſo blieb ihm nach dem 15. November, an welchem ſein Miniſterpräſident Graf Roſſi erdolcht und er ſelbſt im Palaſte des Quirinal von den aufſtändiſchen Römern beſtürmt worden war, nur noch die Flucht übrig. In einem demokratiſirten und republikaniſirten Rom war kein Platz für ihn. Es war lange her, ſeit der Zimmermann von Nazareth geſagt hatte: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“. Der ſich den Statthalter des armen Proletariers Jeſus nannte, wollte Herr ſein, wollte „urbem et orbem“ beherrſchen; denn in dieſem Epileptiker von Papſt ſputte, ſeitdem ihm Jeſuitenhände den liberalen Traum von 1846 aus der Seele gewiſcht hatten, das wilde, das ungeheuerliche Herrſchergelüſt eines ſiebenten Gregor und eines dritten Innocenz. Am 15. November hatte er, zornig den Boden ſtampfend, nur beklagt, daß die mittelalterlich-päpſtliche Blitz- und Donnermaſchine den Dienſt verſagte . . . .

Die Koterie des „National“, welche ſeit dem Juni Frankreich mißregierte und wie nach innen ſo auch nach außen das republikaniſche Prinzip verleugnete oder fälſchte, hatte ſchon lange mit dem Papſtthum geliebäugelt. Die Politik dieſer Pſeudorepublikaner war allenthalben der Sache der Völker feindlich, in

Deutſchland, in Italien, in Frankreich ſelber. Mehr noch allerdings aus Dummheit und Unwiſſenheit als aus Verrätherei. Als nun der franzöſiſche Geſandte in Rom, der Duc d'Harcourt, berichtete, daß Pius der Neunte aus Rom entweichen wollte, wurde er angewieſen, dieſer Papſtflucht die Richtung nach Frankreich zu geben, und wurden zu dieſem Ende ſchleunigſt franzöſiſche Kriegsdampfer nach Civitavecchia geſchickt, um den heiligen Flüchtling aufzunehmen. General Cavaignac wähnte, daß er als Retter und Beſchützer Sr. Heiligkeit die ſämmtlichen klerikalen Leithämmel und folglich auch die ſämmtlichen gläubigen Schafe für ſeine Präſidentſchaftskandidatur gewinnen würde. Hatte ihn der „Prinz“ bei Madame Kalergis ausgeſtochen, ſo wollte er den Prinzen bei Madame Egliſe ausſtechen.

Man war des Erfolgs der frommen Machenſchaft ſo ſicher, daß man den Herrn Kultminiſter Freslon nach Marſeille ſchickte, um daſelbſt ehrfurchtvollſt den flüchtigen Statthalter Chriſti zu empfangen. Monſieur Freslon wartete aber umſonſt in Marſeille. Wer nicht kam, war der ſehnlich erhoffte Papſt, welcher als Wahlreklame für Cavaignac dienen ſollte*). Pio Nono befand ſich zu jener Zeit ſchon ganz in den Krallen des Kardinals Antonelli und dieſer hatte es für paſſender erachtet, den Papſt zum

---

*) Depeſche Barmans vom 2. Dezember: „J'ai appris hier soir chez M. Bastide la nouvelle du départ furtif du pape avec le dessin de s'embarquer à Gaëte sur un bâtiment français que M. d'Harcourt avait mis à sa disposition. Le pape avait depuis plusieurs jours manifesté à ce diplomate l'intention de chercher un réfuge en France. Presque tous les partis, flattés de la préférence accordée à la France, approuvent la conduite du gouvernement en ce qui concerne la protection personnelle offerte au pape. Le clergé se montre surtout satisfait; s'il traduit cette satisfaction en efforts pour la réussite de la candidature du général Cavaignac, le résultat pourrait bien tourner en sa faveur.“ E. B. A. Am 5. Dezember ſchrieb Herr Barman, die Regierungsleute ſeien höchſt ärgerlich, weil der Papſt nicht nur nach Gaeta gegangen wäre, ſondern auch dort bleiben wollte.

König Bomba nach Gaeta als zum General Cavaignac nach Paris fliehen zu laſſen. Der Duc d'Harcourt ſoll in der Nacht nach der Flucht von Pio Nono mit einer ungeheuer langen und wunderlich gedrehten Naſe im Quirinal herumgegangen ſein.

Die Wahlreklame in der Tiara war alſo ausgeblieben und folglich wurde der Prinz bei Madame Egliſe nicht ausgeſtochen.

Am 10. Dezember hatte die Präſidentenwahl ſtatt und das Reſultat der Stimmgebung war dieſes: — Von 7,327,345 abgegebenen Stimmen hatte Louis Napoleon Bonaparte 5,434,226, Cavaignac 1,448,107, Ledru-Rollin 370,119, Raſpail 36,920, Lamartine 17,910. Arme ausgepreßte lyriſche Limone, man hat dir nur ein Bettelalmoſen aus der Stimmurne verabreicht. Und zu dieſem alſo höhniſch und verachtungsvoll Beſeitigten hatten 9 Monate zuvor Millionen und wieder Millionen Franzoſen als zu ihrem Abgott emporgejubelt. O Volksgunſt, wohl that Barbier recht, dir den Kynismus an die Metzenſtirne zu ſchleudern:

„La popularité! — c'est la grande impudique
Qui tient dans ses bras l'univers,
Qui, le ventre au soleil, comme la nymphe antique,
Livre à qui veut ses flancs ouverts!“

Der Prinz war demnach Präſident.

Der Suffrage Univerſel hat, ein zweiter Nero, ſeine Mutter, die Republik, erſt geſchändet, bevor er ſie erwürgte.

6.

Donnerstag den 20. Dezember 1848 ging das Vorſpiel der Inthroniſirung des „Erwählten von 5 Millionen“ als Kaiſer in Scene, d. h. die Einführung und Beeidigung des Prinzen als Präſident der Republik.

Eine ſtarke Truppenmacht war aufgeboten, um dieſe Ceremonie vor jeder etwaigen Störung zu hüten. Um die Tuilerien her, in den Champs-Elyſées, auf dem Eintrachtsplatze und rings um das Palais Bourbon waren Infanterie, Kavallerie und Artillerie aufgeſtellt. Alles hatte ein winterlich kaltes, düſteres Ausſehen und trübe dunkelte der Abend herein.

Auch im Innern des Parlamentshauſes viel Entfaltung von zweierlei Tuch. Der Sal der Pas-Perdus wimmelte von „großen“ Uniformen. Wo ein A—dler iſt, da ſammeln ſich die Geier. Witterten ſie ſchon den Blutgeruch der Boulevardsſchlächterei vom 4. Dezember 1851 oder hörten ſie die Lorbeern vom Malakoff und von Solferino rauſchen oder ſahen ſie die Gloire von Querétaro glänzen?

Die Nationalverſammlung verhandelte unter allgemeiner Unaufmerkſamkeit über unwichtige Sachen, als um 4 Uhr die Gasflammen im Sal angezündet wurden. Zur gleichen Zeit erſchien der General Lebreton, Quäſtor der Verſammlung, in Galauniform an der Spitze einer Anzahl von Deputirten am Eingang des Couloir zur Rechten. Es war die Wahlaktenprüfungskommiſſion, welche kam, ihren Bericht zu erſtatten, deſſen Inhalt alle Welt ſchon kannte.

In demſelben Augenblicke zeigte ſich auch der Prinz Louis Bonaparte im Sale, ſchwarz gekleidet, mit Band und Stern des Großkreuzes der Ehrenlegion geſchmückt.

Der Berichterſtatter Waldeck-Rouſſeau theilte das Wahlreſultat mit und ſchloß mit einer dem bisherigen Chef der Exekutivgewalt gewidmeten Dankphraſe. Sowie er zu Ende, beſtieg der General Cavaignac die Rednerbühne, um zu erklären, daß ſämmtliche Miniſter Vormittags ihre Entlaſſung gegeben hätten und daß er ſelbſt die ihm von der Nationalverſammlung anvertrauten Vollmachten ihr hiermit zurückſtelle.

Jetzt erhebt ſich der Vorſitzende, Herr Armand Marraſt, und ſpricht mit lauter Stimme in das geſpannte Schweigen hinein:

„Im Namen des franzöſiſchen Volkes!

„In Erwägung, daß der Bürger Louis Napoleon Bonaparte, geboren zu Paris, die vorgeſchriebenen Bedingungen der Wählbarkeit erfüllt, welche der Artikel 44 der Verfaſſung vorſchreibt; in Erwägung ferner, daß derſelbe bei der offenen und über das ganze Gebiet der Republik ausgedehnten Wahl die abſolute Stimmenmehrheit erlangt hat: erklärt kraft der Artikel 47 und 48 der Verfaſſung die Nationalverſammlung ihn zum Präſidenten der Republik vom heutigen Tage bis zum zweiten Sonntag im Mai von 1852. Dem Geſetze gemäß lade ich den Bürger Präſidenten der Republik ein, die Rednerbühne zu beſteigen, um daſelbſt ſeinen Eid zu ſchwören.“

Der „Bürger“ Präſident Louis Napoleon Bonaparte beſteigt die Tribune. Ob ſeinem Haupte ſchimmert wie eine boshafte Ironie die Deviſe der Februarrepublik: „Liberté — Egalité — Fraternité.“ Er wird ſie auslöſchen und mit Blutfarbe darüber ſchreiben: „L'empire c'est la paix.“ Die Rednerbühne ſelbſt wird er in einen Spucknapf verwandeln, in welchen alle Speichelleckerei Frankreichs ihre Niedertracht entleert.

Ein dumpfes Geräuſch durchwogt die Verſammlung. Dort auf einer Bank zur Linken hoch oben kichert man laut. Vielleicht erinnert einer der Deputirten ſeine Kollegen an das ſinnreiche Abenteuer von Boulogne mit dem gezähmten Adler und dem Speckbrocken im kleinen Hut von Auſterlitz.

Der Präſident der Nationalverſammlung ſtellt, mit ſeinem hölzernen Hammer aufklopfend, die Ruhe wieder her und ſagt: „Ich werde die Formel des Eides leſen.“

Und er lieſ't:

„Im Angeſichte Gottes und in Gegenwart des durch die Nationalverſammlung repräſentirten franzöſiſchen Volks ſchwöre ich, der einen und untheilbaren demokratiſchen Republik treu zu ſein und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfaſſung mir auferlegt.“

Der Bürger Präſident der Republik mit erhobener Hand:

„Ich ſchwör' es!“

Der Präſident der Nationalverſammlung:

„Wir nehmen Gott und die Menſchen zu Zeugen dieſes Schwurs.“

Der Bürger Präſident der Republik:

„Die Wahl der Nation und der Eid, welchen ich ſo eben geſchworen, beſtimmen mein künftiges Gebaren. Meine Pflicht iſt mir vorgezeichnet. Ich werde ſie als Ehrenmann erfüllen. Ich werde für Feinde des Vaterlandes alle anſehen, welche verſuchen wollten, auf ungeſetzlichem Wege das zu ändern, was ganz Frankreich feſtgeſtellt hat.“

Die ganze Verſammlung erhebt ſich und bricht wiederholt in den Ruf aus: „Vive la république!“ . . .

Dieſer Ruf und jener Schwur ſie paßten zu einander. Sie waren einer des andern und der andere des einen vollkommen würdig.

Wären die heiteren Olympier noch in Funktion, ſo hätte ein homeriſcher Demodokos bei dem „Je le jure!“ des „Bürger“ Präſidenten der Republik ſicherlich Veranlaſſung gehabt, anzuſtimmen:

„Ein unermeßliches Lachen entſcholl den ſeligen Göttern“ — denn dieſe wußten ja, daß der Herrſcher im Donnergewölk Zeus der Eide von Verliebten lacht. Daß aber der Sohn von Hortenſe Beauharnais verliebt war in eine Schöne, welche Korona Imperialis hieß, das wußten zur Stunde nicht allein die Götter, ſondern auch die Menſchen.

Und das Lebehoch auf die Republik, ausgebracht von den Bourbonikern, Orleaniſten, Bonapartiſten und Jeſuiten, welche mitſammen weitaus die Mehrheit der Nationalverſammlung bildeten — das war der richtige Chor in der grotesken Tagesposſe des 20. Dezembers von 1848, welcher, was nicht fehlen durſte, das geſammte offizielle Europa Beifall zuklatſchte.

Wehe, wenn die Menſchen den Sinn für das Komiſche und die Lachmuskeln verlören!

Buddha ſpricht: Wir alle ſind Galeoten, angeſchmiedet an die Ruderbank der Galeere Erdendaſein.

Wohl, ſei es. Aber die Tragödie Weltgeſchichte ſchlägt aus lauter Tragik zur Komödie um und wir haben Lachmuskeln.

Heiliger Humor, holder Tröſter, hilf uns rudern!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Mixed-Pickles.

BIBL:
VNIVERS.
LIPS.

Mixed-Pickles.

Von

Johannes Scherr.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Herrn

Dr. Jeremias Sauerampfer

in

Schelllingen.

„Wenn wir wenigſtens ſo Was wie Mixed-Pickles dazu hätten!“

Ich ſehe Sie noch leibhaftig vor mir, Liebwertheſter, wie Sie in dieſen wehmüthigen Wunſch ausbrachen, über die großen Rundgläſer Ihrer Brille hinweg mit Entſetzen auf die zwiſchen uns ſtehende Schüſſel ſtarrend, aus welcher die ſchwarzgebrannten Rippen des ehrwürdigen Patriarchen einer Ziegenheerde hervor- und nahezu an die niedrige Stubendecke hinanragten. Ein bedrohlicher Anblick! Und ſchon zum dritten Mal kehrte uns ſeit drei Tagen in der Hochalpenherberge Eingeregneten und Eingeſchneiten dieſer böckiſche Imbiß wieder, unter der Firma „Hammelskoteletten“, verſteht ſich. „In nomine diaboli“ — ſagten Sie dann, mit Todesverachtung eines der ſchwärzlichen Gebeine anpackend — ich ſehe ſchon, wir müſſen dieſen hölliſchen Bock ſammt Hörnern und Klauen aufzehren, bevor wir aus dieſer Galeere erlöſ't werden. Aber ich gäbe die ganze „Gemiethlichkeit“ meines engeren und die ganze Biedermaierei unſeres weiteren Vaterlandes für eine Büchſe voll Mixed-Pickles.“

Die Erinnerung an dieſes Wort kam mir recht gelegen, als ich nachſann, wie das vorliegende Ding von Miſchmaſchbüchlein zu überſchreiben wäre. An einem der Abende dieſes Winters nämlich verfiel ich — auf was Alles verfällt man nicht an langen, einſamen und traurigen Winterabenden! — auf den Gedanken, eine nicht allzu weitgegriffene Sammlung meiner in Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze zu veranſtalten, und hier iſt ſie, mit bislang ungedruckten Zuthaten nicht unbedeutend vermehrt und zum Dank für den Titel billiger Weiſe Ihnen zugeeignet. Die Betitelung „Mixed-Pickles“ dürfte für das Gemengſel nicht unpaſſend ſein. Es finden ſich darunter, denk ich, ebenſowohl herbe Gurken als auch prickelnde Schalotten und harmloſe Möhren; ferner kecke Kichererbſen, ernſthafte Bohnen und ſanfter Karviol. An Pfeffer ſollt' es ebenfalls nicht mangeln, da und dort wird ſich wohl auch eine Zimmetnelke vorfinden, und was den Eſſig betrifft, ſo ſind für deſſen Echtheit Sie Bürge, maßen er aus Ihrer Fabrik bezogen wurde.

Sie erinnern ſich noch, Verehrteſter, wie ich während unſerer damaligen babyloniſchen Gefangenſchaft in einem wirklichen und ſehr wahrhaftigen Wolkenkukuksheim redlich mich bemüht habe, zu unſerer ſchmalen leiblichen Koſt eine leidliche geiſtige Zubuße herzuſtellen, indem ich das Oel meiner Milde dem Eſſig Ihrer Schärfe beimiſchte. Sie waren, ſeitdem wir uns im Jahre des Fluches 1849 getrennt hatten, aus einem guten ein beſter Haſſer geworden, obzwar Sie behaupteten, nur noch mit einem Fuß in dem

Schattenthal der Parteinahme zu ſtehen, während Sie den andern bereits auf die ſonnige Höhe der Ironie geſetzt hätten, auf den einzigen Männern von Verſtand und Erfahrung ziemenden Standpunkt, weil ja doch „alle die großen Sachen ein ſo lächerlich kleines Ende nehmen und nur die Formen der Dummheit wechſeln, das Weſen aber ewig bleibt.“ Da ich nun — leider, ſehr leider! — bislang vergeblich mich bemüht habe, die erwähnte ſonnige Höhe ebenfalls zu erklimmen, und demnach noch immer auf dem Boden der „Parteibefangenheit“ ſtehe, ja ſogar — ich geſteh' es mit Erröthen — wenigſtens zeitweilig zu jener Genoſſenſchaft gehöre, welche Sie als den „deutſchen Hoffnungsnarrenorden“ zu bezeichnen belieben, ſo mußten ſich unſere in Wolkenkukuksheim geführten Geſpräche ſo ziemlich wie Dialoge zwiſchen Peſſimismus und Optimismus anhören. Ich widerſtehe nicht dem Anreiz, Ihnen und mir Einiges daraus in die Erinnerung zurückzurufen.

Selbſtverſtändlich ſprachen wir, da ja doch jedem richtigen Deutſchen der Literaturkerl unter der Haut ſteckt, zuvörderſt über literariſche Dinge.

„Es liegt — behaupteten Sie — etwas Alexandriniſches, um nicht zu ſagen Byzantiniſches in der literariſchen Atmoſphäre, und wie man ſich auch anſtellen mag, man empfängt überall den Eindruck von Greiſenhaftem. Alles Produziren iſt im Grunde doch nur ein Wiederkäuen oder, wenn's hoch kommt, ein unſicher taſtendes Experimentiren. Hinter allen den kunſtreich gemalten Masken dichteriſchen Lachens oder Weinens gähnt die Ueberſättigung.

Mögen ſich in den Empfangzimmern der „Frauen und Töchter gebildeter Stände“ Tiſche und Konſolen mit zierlichen Miniaturbändchen über und über bedecken, die rechte Theilnahme für das Schöne iſt dennoch dahin. Nicht um ſechzig, nicht um hundert, nein, um tauſend Jahre ſcheint die Zeit hinter uns zu liegen, wo die Jünglinge mit Werther ſchwärmten, die Mädchen und Frauen um Thekla weinten und die Männer am Wallenſtein und Tell ſich begeiſterten. Was will noch, was ſoll noch der Dichter in dieſer Zeit eines eiſernen Realismus? Die Druckerpreſſen feiern freilich ſo wenig wie die andern Maſchinen und ein bedruckter Papier-Miſſiſſippi ſtrömt in zahlloſen Windungen durch die deutſchen Lande. Die poetiſche Technik iſt ſo entwickelt, daß ſchier jeder biedere Deutſche und jede ſittſame Deutſchin es für eine Anſtandspflicht halten, zwiſchen dem achtzehnten und fünfundzwanzigſten Jahre eine Gedichtſammlung zu veröffentlichen. Es fehlt auch keineswegs an wirklichen Talenten und ſporadiſch kommen ſogar Dichter von Genius' Gnaden vor. Aber, o, über die armen poetiſchen Küchlein! Wie ängſtlich ſie in dem dicken Meßkatalog flattern und piepſen! Sie wiſſen ja, ihr Schickſal iſt, von dem nächſten beſten kritiſchen Flegel nach ihrem Ausſchlüpfen ſofort zermalmt oder, wenn ſie dieſem Aeußerſten entgehen, von irgendeinem grämlichen Alleswiſſer unſanft unter die Lupe gezerrt zu werden, damit er ihnen Federlein für Federlein beweiſe, wo ihr Geſieder eigentlich herſtamme. Im glücklichſten Falle führen die Poeten der Gegenwart in kameradſchaftlichen Literarhiſtorien, in Bücherſchränken und auf Toilettetiſchen eine Scheinexiſtenz. Das Ohr der Zeit iſt taub für ſie. Man würde ihnen in's Geſicht lachen, wenn ſie ſich beikommen ließen, eine „Menſchengeſchick beſtimmende“ Wirkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, wie ihre Vorgänger eine ſolche anſprachen und wirklich übten.“

Ei, was wollen Sie? Andere Zeiten, andere Sitten! Eine ſo ganz weſentlich literariſche Epoche, wie ſie unſer Land von 1760 bis 1805 erlebte, kehrt im Daſein keiner Nation zum zweiten Male wieder. Der 10. November von 1859 hat übrigens, rechne ich, den Beweis geliefert, wie ſehr es der Nation allmälig zum Bewußtſein gekommen, das große, in jener Epoche errungene Beſitzthum ſei keineswegs nur ein literariſches. Das 20. Jahrhundert wird die Frage beantworten, ob und wie das 19. die ihm vom 18. überkommene Erbſchaft gemehrt habe. Jedenfalls wird uns das kommende Jahrhundert bezeugen müſſen, daß wir es wenigſtens nicht an Mühwaltung fehlen ließen, das geiſtige Vermächtniß unſerer Vorfahren zu bewahren und allſeitig fruchtbar zu machen. Freilich, ohne Alexandrinerthum kann es dabei nicht abgehen; aber wenn es wahr iſt — und es iſt wahr — daß wir auf dem Gebiete der Poeſie den großen ſchöpferiſchen Thaten des vorigen Jahrhunderts keine ähnlichen zur Seite zu ſtellen haben, ſo iſt es doch ebenſo wahr, daß der Kreis, in welchem jene Großthaten verſtanden und gewürdigt werden und befruchtend wirken können, heutzutage ein unendlich viel weiter gezogener iſt als er vor fünfzig Jahren es war. Die Stimmung iſt weniger empfänglich und enthuſiaſtiſch, aber das Verſtändniß ernſter, tiefer und umfaſſender.

„Was Sie nicht ſagen! Natürlich haben wir auch die Literatur des Blödſinns und der Niedertracht, wie ſelbige von Anno 1849 ab aufkam, für ein Symptom dieſes ernſteren, tieferen und umfaſſenderen Verſtändniſſes unſerer Klaſſik anzuſehen?“

Bah, Liebſter, in Zeiten der „Umkehr“, wo die menſchliche Nichtswürdigkeit überhaupt ihre Saturnalien und Luperkalien feierte, konnte etzliches literariſches Spukweſen nicht ausbleiben. Alle die ſchäbigen, längſt verſtorbenen, literarhiſtoriſch ausgebälgten romantiſchen Köter geſpenſterten wieder zudringlich in Deutſchland umher und verführten mit Winſeln, Kläffen und Heulen ein großes amaranthiſches Spektakel, zum Entzücken junger Gänslein und alter Weiber beiderlei Geſchlechts. Groß allerdings war der Triumph des Unſinns, aber kurz. Denn bald überkam ſogar die dümmſten Verſchlinger des wieder aufgewärmten fouqué'ſchen Brei's ein heimlich Gefühl der Scham, daß ein Volk, für welches ein Kant und Leſſing, ein Göthe und Schiller gedacht und gedichtet, ſolche ranzige Bettelkoſt ſich auftiſchen ließe. Die Romantik, d. h. der Afterglaube an die ſchamloſe Lüge von der „guten, alten, frommen“ Zeit iſt todt, mauſetodt. Auch die Herren Riehle werden ſie nicht wieder lebendig machen, ſo emſig ſie ſich dafür abmühen mögen. Man kann einer willkürlich ausſtaffirten Wachspuppe ein Uhrwerk in den hohlen Bauch ſetzen und ſie mittelſt deſſelben die Hände betend falten und die Augen fromm verdrehen machen, aber ſelbſt kleine oder große Kinder werden des abgeſchmackten Spaſſes bald ſatt werden. Im Uebrigen iſt es ganz in der Ordnung, daß der realiſtiſche Hang und Drang unſerer Zeit der Literatur ihre frühere übermächtige, ja ausſchließliche Stellung und Geltung entſchieden beſtritten und ſehr beſchnitten hat.

„All' ihr Götter der Ober- und Unterwelt, als ob in Germaniens Gauen Literatur- und Kunſtduſel nicht noch immer in Hülle und Fülle vorhanden wäre! Als ob nicht insbeſondere die Muſikpeſt wie ein moderner „ſchwarzer Tod" Deutſchland durchwüthete!"

Nun ja, es wird entſetzlich viel geklimpert; aber die Jugend muß nun mal ſo vom ſechszehnten bis zum ſechsundzwanzigſten Jahre irgendeine Narrethei haben und dermalen hat ſie den muſikaliſchen Rablei. Das iſt nur ein untergeordnetes Moment in der Kulturentwicklung der Nation. Eine Thatſache dagegen vom größten Gewicht iſt, daß wir kein Genüge mehr daran finden, bloß im „Reich der Idee" Etwas vorzuſtellen, ſondern daß wir auch in der Wirklichkeit Etwas ſein wollen. Der in den letzten Jahrzehnten unermeßlich gewachſene und bedeutend gekräftigte nationale Geiſt bietet für eine geſunde Weiterbildung auch der Literatur die beſte Garantie.

„Wirklich? Wie verhält ſich aber zu Ihrer gerühmten Thatſache die leidige, daß der weltliterariſche Taumel bei uns noch immer ins Weite, ins Blaue geht?"

Uebertreibung! Und Sie werden doch auch nicht wollen, daß wir unſerer Univerſalität entſagen, unſere verſtändnißvolle Theilnahme an allem Schönen und Tüchtigen, wo immer es ſich findet, aufgeben ſollen?

„Behüte! Aber wäre es nicht einigermaßen billig, wenigſtens einen Theil der überſchwänglichen Sympathie und Courtoiſie, welche wir more consueto den neuen literariſchen Erſcheinungen der Fremde entgegenbringen, auch einheimiſchen Strebungen angedeihen zu laſſen? Jedes fremde neue Buch — und zwar häufig genug ein Buch von ſehr untergeordneter Bedeutung — iſt ſicher, von der deutſchen Publiziſtik mit einer Rückſicht aufgenommen und beurtheilt zu werden, wie ſie deutſchen Produkten keineswegs widerfährt. Selbſt ganz dumme ausländiſche Machwerke erfahren in der deutſchen Preſſe ſeitenlange Beſprechungen, während daneben einheimiſche Leiſtungen von unzweifelhaftem Werth gar nicht erwähnt oder höchſtens mit etlichen kühlen Worten abgefertigt werden.“

Das iſt wahr, hat aber nicht viel zu bedeuten. Denn erſtens iſt in neunundneunzig Fällen von hundert das Schickſal eines Buches bereits entſchieden, bevor die Kritik ihre Weisheit herbeibringt, und zweitens weiß ja das Publikum, was für lumpige Geſellen heuer zumeiſt kritikaſterlich taglöhnern.

„Sie wollen, merk ich, dermalen ſchlechterdings Alles im tröſtlichen Lichte ſehen. Ich habe Sie vormals anders gekannt.“

Nun ja, ich bin zu Zeiten mit Kolben und Keule darunter gefahren. Aber man wird eben ſanftmüthiger mit den Jahren und hält es wohl auch nicht mehr für geſund, über Dinge ſich zu erhitzen und zu ereifern, die man nicht ändern kann.

„Et tu? Ja, Schillers „Reſignation“ iſt das deutſcheſte Gedicht.“

Wenn Sie Einen, welcher gelernt hat, Menſchen und Dinge anzuſehen, wie ſelbige ſind, einen Reſignirten nennen wollen, ſo bin ich allerdings ein ſolcher.

„Und als ſolcher werden Sie es z. B. ganz begreiflich und verzeihlich finden, daß unſere Parteigenoſſen von ehemals, die deutſchen Demokraten, unter die Sich-Möglich-Machungskünſtler gegangen ſind?“

Begreiflich ſehr, denn der Abfall von ihrem Prinzip, welchen die deutſche Demokratie von 1850 an vollzogen hat, mußte ſie auf der ſchiefen Ebene der Transaktionen und Kompromiſſe nothwendig auf den Standpunkt des vormärzlichen Liberalismus zurückführen.

„Ja, die Verräther und die Verrathenen von 1848 halten ſich jetzt brüderlich umſchlungen.“

Entſchuldigen Sie, der Anno 1848 obenauf geweſene Liberalismus war kein Verräther. Es iſt eine grobe Ungerechtigkeit, wenn man die Herren „Märzminiſter“ und Konſorten falſch und ſchlecht nennt. Sie waren nur einfältig und impotent, und was konnten ſie dafür? Aufgewachſen in flachſenfingiſchen Verhältniſſen, genährt mit bureaukratiſchen Traditionen, hatten ſie ihre Talentchen in jämmerlichen Oppoſitionszänkereien und Koterieſtänkereien verbraucht, als ſie Knall und Fall berufen wurden, Deutſchland zu regeneriren. Sie vermochten ihre Aufgabe nicht einmal annähernd zu begreifen, geſchweige zu löſen. Dazu kam dann noch ein gewiſſer Miniſterſchaftsduſel, die närriſche Einbildung der Unentbehrlichkeit und Unerſetzbarkeit, hervorgerufen durch dankbare Händedrücke von Königen und durch huldreiche Blicke und Worte von Prinzeſſinnen. Sie wiſſen ja, der echte deutſche liberale Biedermaier läßt ſich durch Anwendung ſolcher dynaſtiſcher Hausmittelchen ſtets und leicht in allerunterthänigſte Ekſtaſe verſetzen.

„O ja, ich weiß, der Liberalismus, nicht nur der deutſche, war, iſt und wird ſein allzeit und überall der wohldreſſirte, dienſtbereite und treugehorſame Mohr des Deſpotismus.“

Nicht doch! Des Scheinkonſtitutionalismus wollen Sie ſagen; denn der Liberalismus will ein Bißchen mitregieren, wenigſtens formell. Wenn die Könige wüßten, wie wohlfeil ſie die Dienſte des loyalen Mohren haben könnten!

„Glücklicher Weiſe wiſſen ſie es nicht; denn in den eunuchiſchen Umarmungen des Liberalismus kann, die Jahre **1848** und **1849** haben es abſchreckend bewieſen, die Freiheit doch nur geſchändet, nicht aber befruchtet werden.“

Nicht übel, wenn auch etwas maſſiv geſagt, Verehrteſter. Aber was ſoll uns das? Wir kommen damit nicht über die Thatſache weg, daß der Liberalismus heutzutage die öffentliche Meinung Deutſchlands iſt. Es fragt ſich alſo nur, ob er im Stande, das deutſche Reformwerk durchzuführen. Halten Sie es für möglich?

„Ich? Wie kommen Sie mir vor! Was ich nicht allein für möglich, ſondern für gewiß halte, iſt, daß der Liberalismus, falls er abermals obenauf käme, gerade wieder ſo kläglich ſich anſtellen und gerade wieder ſchließlich ſo demüthig den wohlverdienten Fußtritt empfangen würde wie Anno damals. Die deutſche Frage, d. h. die Frage der ſtaatlichen Einheit Deutſchlands iſt bekanntlich überhaupt nur auf zwei Wegen zu löſen: — auf dem Wege der durchgreifendſten und folgerichtigſten Annexirungspolitik oder auf dem einer Revolution, welche die Föderativrepublik ſchafft.“

Glauben Sie an die Möglichkeit eines deutſchen Cavour und eines deutſchen Viktor Emanuel?

„Nein.“

Eine deutſche Föderativrepublik aber iſt vorderhand undenkbar, weil ſie die Revolution zur Vorausſetzung hat.

„Natürlich, die Revolution iſt verboten und wir ſind das Volk der Geſetzlichkeit und Geduld.“

Nicht allein deßhalb, lieber Freund, ſondern auch und noch viel mehr, weil nichts Jämmerlicheres zu erſinnen iſt als eine Republik ohne Republikaner. Sie werden aber in den deutſchen Gauen, und wenn ſie mit einem Mikroſkop ſuchen gingen, dermalen kaum drei Dutzende von Männern finden, welche Republikaner zu heißen verdienen.

„Ja, ſoweit hat uns die prinzip- und charakterloſe liberale Möglichmachungskunſt gebracht. Am Ende fallen auch wir Zwei noch ab, wie?“

Was mich betrifft, ſo kann ich Ihnen, weil Sie kein Franzoſenfreſſer ſind, ſondern vielmehr, wie alle die wenigen

Menſchen von politiſchem Verſtand, einſehen, daß, da ein in ſeinen heuchleriſchen Egoismus und Hochmuth eingeroſtetes England allzeit der Todfeind Deutſchlands ſein wird —

„Bah, die ſchlimmſten und gefährlichſten Feinde unſeres Landes ſitzen nicht in London und noch weniger ſitzen ſie in Paris und Petersburg, ſondern“ —

In Wien und Berlin, verſteht ſich. Aber ich wollte ſagen, daß ich — maßen Sie ja kein Franzoſenfreſſer, ſondern ein Mann von politiſchem Verſtand und folglich mit mir überzeugt ſind, Deutſche und Franzoſen werden ſich früher oder ſpäter finden und aufrichtig und ehrlich mitſammen ſich verbinden, — Ihren Ohren kein Aergerniß bereite, wenn ich auf Ihre Frage von vorhin die Worte des franzöſiſchen Poeten zur Antwort gebe: —

Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis! Si même
Ils ne sont plus que cent, je brave encore Sylla;
S'il en demeure dix, je serai le dixième;
Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!

„Ganz Verrina!“

Doch nicht ſo ganz. Denn wenn mein Republikanismus allerdings ein „ſtarrer“ iſt, ſo iſt er doch kein ſtupider.

„Was wollen Sie damit ſagen?“

Damit will ich Zweierlei ſagen. Erſtens, daß bei obwaltenden Umſtänden, d. h. bei der Unbildung und Knechtſchaffenheit der Maſſen und bei der furchtſamen Selbſtſucht der Intelligenz und des Beſitzes, die Republik nur erſt ein ſchöner Zukunftstraum iſt, welchen das 19. Jahrhundert jedenfalls nicht dauerhaft verwirklichen wird.

Zweitens, daß der Streit über die Staatsformen im Grunde ein müſſiger, weil in den Tiefen der Geſellſchaft dermalen eine Umwälzung des Staatsweſens arbeitet, zu welcher die bisherigen politiſchen Revolutionen ſich verhalten wie Vorſpiele zur Hauptaktion. Eine Umwälzung, deren Vorſchritt ein ſcheinbar ſo unmerklicher und in Wahrheit ein ſo unermeßlicher, wie die Welt noch keinen geſehen. Wir Beide, lieber Freund, haben Urſache, zu ſagen: Peccavimus! im Rückblick auf die Worte des Unmuths, welche wir da und dort über den Materialismus unſerer Zeit uns entwiſchen ließen. Der Materialismus oder, wenn Sie wollen, ſein Lieblingsſohn, der Induſtrialismus, iſt der größte, raſtloſeſte, unbeſieglichſte und unerbittlichſte Revoluzer, welchen es jemals gegeben hat. Eiſern, herzlos, logiſch wie ein Naturgeſetz thut er bei Tag und Nacht millionenarmig ſeine Rieſenarbeit: — die Vernichtung des Feudalismus, Royalismus und Militarismus. Eine furchtbare Arbeit, aber ſie raſtet nie und nimmer! Und iſt ſie gethan, ſo wird der kampfmüde Sieger abgelöſ't oder, wenn Sie wollen, bei Seite geſtellt werden durch den herrlichen Sproß ſeiner Lenden, welchen der eherne Koloß in einer Stunde ſüßer Selbſtvergeſſenheit mit der göttlichen Frau Humanitas gezeugt, bei Seite geſtellt vom Sozialismus, welchen das Chriſtenthum vergeblich gepredigt hat, weil es ſeine glorreiche Sitten- und Geſellſchaftslehre durch fälſchende Pfaffen theologiſch ins Jenſeits verflüchtigen ließ. Dem Sozialismus iſt es vorbehalten, uns von der Herrſchaft der Phraſe des Liberalismus zu befreien, an die Stelle des

Bonzenthums den Humanismus zu ſetzen und die Welt ſo menſchlich frei und menſchlich gut einzurichten als es die Geſetze und Schranken der Menſchennatur überhaupt geſtatten.

„Und bis wann ungefähr ſoll dieſer Heiland erſcheinen?“

Vielleicht ſchon in hundert, vielleicht erſt in tauſend Jahren.

„Na, die Friſt iſt weit genug erſtreckt. Aber trotzdem ſag' ich: „„Sonderbarer Schwärmer!““

Ich ſchwärme nicht, ſondern vertraue nur auf die Logik der Weltgeſchichte, welche ihre eigenen Prämiſſen nicht Lügen ſtrafen kann.

„Mag ſein. Einſtweilen will ich, was mich angeht, bei meinem Gebet verbleiben: — O, heiliger Humor, erlöſe uns von dem Uebel der Phraſe, wie von der des Liberalismus ſo auch von der des Sozialismus!“

Dazu kann auch ich recht wohl und zwar von Herzen Amen ſagen. Denn die Phraſe des Sozialismus, von ſo vielen Schwarblern und Schwindlern ins Ungeheuerliche, ins Verrückte aufgebauſcht, iſt eine der ſtärkſten Hemmketten der Geſellſchaftsentwicklung.

„Sie ſind alſo noch immer unwankbar und unverbeſſerlich entwicklungsgläubig?“

Wie ſollt' ich es nicht ſein? Ruft mir doch die uralte und immerjunge Weisheitsmutter Geſchichte tagtäglich ihr ewiges „E pur si muove!“ zu.

Neujahr 1864.

Rafael Spruhz,

Magiſter in artibus, Miniſter in partibus.

Eine ſehr hiſtoriſche Novelle.

> Ambitio est animarum scabies. Vani anima semper semperque pruriosa.
>
> Tertullianus.

1.

Es war — (ſo muß jede richtige hiſtoriſche Novelle anfangen) — es war an einem ſehr ſchwülen Auguſtnachmittag des 19. Jahrhunderts, als der Herr Profeſſor Schnippel und der Herr Geheimerath Bippel mitſammen den Weg hinanſtiegen, welcher vom Garten des Badhotels in mehrfachen Wendungen bergaufwärts führt. Der Herr Geheimerath (Garrulus progrediens comm. Okenii) und der Herr Profeſſor (Progressus garriens vulg. Burmeisteri) ſie ſind ohne Frage zwei der beſſeren und ſogar beſten Männer Germaniens und leider waren die beiden Fürtrefflichen im großen Schickſalsjahr von 1848 noch nicht mit bei den übrigen „Beſten“ geſtanden, maßen ihre deutſchgründlich-langſame Entwicklung zum Patriotismus und Liberalismus dazumalen noch nicht hinlänglich weit vorgeſchritten geweſen. Jetzo aber ſtanden ſie ſo recht im Vollſaft dieſer Entwicklung, was ohne Zweifel das Vaterland bald verſpüren wird.

Wie die Namen der beiden würdigen Herren, ſo reimten auch ihre Seelen vortrefflich zuſammen. Jedennoch ſtörte eine fatale Ungleichheit zeitweilig dieſe edle Harmonie. Nämlich ſo oft der Herr Profeſſor auf das Knopfloch ſeines ehrenwerthen Freundes blickte, in welchem ſelbſtverſtändlich ein ruſſiſches

Ordensband prangte. Der Herr Geheimerath hatte, unbeſchadet ſeines Liberalismus und Patriotismus, an der preußiſch-ruſſiſchen Gränze Gelegenheit gehabt, einen jener kartelliſchen Dienſte zu leiſten, wie ſie dort herum üblich ſein ſollen, und ſein Amtseifer war belohnt worden. In edler Nacheiferung hatte der Herr Profeſſor in ſeiner Weiſe ebenfalls ſo einer ruſſiſchen Knopflochverklärung nachgetrachtet. Hatte er nicht ein 1111 Seiten dickes, ſtupend, um nicht zu ſagen ſtupid gelehrtes Buch über das ruſſiſche Kriminalrecht vor Rurik veröffentlicht? Hatte er nicht in einem anderen, nicht minder dicken und ebenſo unſterblichen Wälzer dargethan, der „grauſe Czar“ Iwan Waſſiljewitſch ſei keineswegs das größte Scheuſal, welches die Erde getragen, ſondern vielmehr ein aufgeklärter Deſpot von ganz modernen Tendenzen geweſen? Hatte er endlich nicht kulturhiſtoriſche Reiſebilder aus Burätien und Tunguſien geſchrieben oder vielmehr „gerieſelt“?

Denn der Herr Juſtizrath Pfeffer aus Danzig behauptete, alles Reden und Schreiben des hochverdienten Gelehrten ſei „wie eines Bächleins Rieſeln über Kieſeln“, und er hatte daher Schnippelio den nom de guerre der „Rieſeler“ geſchöpft, während er den Herrn Geheimerath mit bedeutſamer Anſpielung auf deſſen ruſſiſche Beziehungen den „Züchtling“ titulirte. Unter dieſen beiden Ehrennamen waren denn auch die beiden edlen Freunde unter der Badgeſellſchaft allgemein bekannt. Was ich aber ſagen wollte, iſt, daß allen den erwähnten Mühwaltungen Schnippelii zum Trotz ſein Knopfloch der ruſſiſchen Illuſtration leider noch immer entbehrte. Empört über eine ſolche Nichtanerkennung oder ſchnöde Verkennung ſeiner großen Verdienſte um den Czarismus, hatte der Treffliche neueſtens ſeine Blicke dem Cäſarismus zugekehrt und zwar auf die Kunde hin, daß des bekannten Onkels bekannter Neffe in ſeinen Mußeſtunden an einer Geſchichte des Julius Cäſar arbeite. Dieſes Arbeiten iſt, beiläufig bemerkt, eine der ſtaunenswertheſten

Thatſachen des Jahrhunderts. Denn wenn man Frankreich und Europa zu regieren, nebenbei Tag für Tag irgendeinem unterthänigſt aufwartenden deutſchen Fürſten oder Prinzen huldreiche Audienz zu ertheilen, da einem zudringlichen Savoyarden eine Königskrone, dort einem bittenden Erzherzog eine Kaiſerkrone, weiterhin einem bettelnden Prinzen Fluderich wenigſtens ein Herzogskrönlein zu verſchaffen hat und bei alle dieſem cäſariſchen Geſchichtemachen noch Zeit findet zu cäſariſchem Geſchichteſchreiben, ſo muß man offenbar aus etwas anderem Teig geknetet ſein als die Herren Brüder von Gottes Gnaden. Wohl, mein Herr Profeſſor Rieſeler ging her und rieſelte flugs eine wundervolle Abhandlung „Ueber die welthiſtoriſche Bedeutung der Glatze Cäſar's“, ließ ſie drucken und des großen Onkels größerem Neffen ſubmiſſeſt zu Füßen legen. Nicht ohne Erfolg; denn ſeitdem die vorliegende Novelle ſich ereignet hat, iſt der vielſeitige, elegante und geſinnungstüchtige Gelehrte glücklich mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden und braucht alſo ſeinen verehrten Freund nicht mehr zu beneiden . . . Grob organiſirte Menſchen dürften möglicher Weiſe geneigt ſein, hämiſche Bemerkungen darüber zu machen, daß vaterländiſchen Verdienſten von der Newa und von der Seine her alſo die geziemenden Kronen zu Theil werden. Feinbeſaitete und fühlſame Gemüther dagegen können in den gemeldeten Erfolgen der beiden würdigen Freunde nur Triumphe des germaniſchen Geiſtes erblicken, davongetragen über den ſlaviſchen Un- und den romaniſchen Miß-Geiſt.

Selbſtverſtändlich ſprachen der Herr Jüchtling und der Herr Rieſeler auch jetzo und zwar im Schweiße ihrer Angeſichter — denn es ging ſcharf bergan — von patriotiſchen Dingen und zwar in ganz praktiſcher Weiſe. Denn dies ja charakteriſirt den Liberalismus und die Fortſchrittsbegeiſterung auf ihrer dermaligen Entwicklungsſtufe, daß edle Patrioten für das allgemeine Beſte und zugleich für ihr beſonderes und eigenes gleich vortrefflich zu ſorgen wiſſen. Demnach unterhielten ſich die beiden würdigen Herren über die Verwirklichung einer großen Idee, welche ſie mitſammen ausgeheckt hatten, während ſie Morgens den Brunnen tranken. Es handelte ſich um nichts Geringeres als um die Gründung einer deutſch-nationalen Zähne-Verſicherungs-Aktien-Bank. Maßen nämlich das deutſche Volk an den vielen hohlen Nüſſen, welche eine beſonnene, gemäßigte, den Verhältniſſen Rechnung tragende Fortſchrittspartei ihm aufzuknacken geben muß, vorausſichtlich noch gar manchen Zahn ſich ausbeißen wird, ſo müßte die Gründung genannter Bank eines der verdienſtlichſten Geſchäfte werden. Sofort nach beendigter Kur wollten die beiden edlen Männer an's Werk gehen und ſie hofften bis dahin auch noch über die kleine, aber große Differenz hinwegzukommen, welcher von ihnen Direktor und welcher Vicedirektor der „Nationalen Zähne-Verſicherungsbank“ werden ſollte.

Die fürtrefflichen und fürſichtigen Freunde ſprachen ſich, je höher ſie ſtiegen und je häufiger ſie ſich mit ihren Taſchentüchern die dampfenden Stirnen trocknen mußten, mehr und mehr in eine patriotiſche Ekſtaſe hinein und der Herr Geheimerath war eben daran, mit lauter Stimme ein entzückend viſionäres Bild von deutſcher Nation Herrlichkeit in der Zukunft — in unabſehbar ferner, verſteht ſich — zu entwerfen, als der Herr Juſtizrath Pfeffer, welcher mit mir hinter den beiden Würdigen herſchritt, mit ſeinem ſcharfen, faſt ſchneidenden Organ plötzlich den jüchtling'ſchen Zukunftspſallirer unterbrach, indem er zu mir ſagte:

„Ja, beim Styx, ſag' Ihnen, ſeit draußen in Deutſchland jeder Hammel ſeine Hörner und jeder Eſel ſeine Ohren ſchwarz-rothgolden anſtreichen läßt, kann ein anſtändiger Menſch kaum mehr umhin, zu dem Kosmopolitismus unſerer Leſſing und Göthe ſich zurückzubekehren.“

Ich nahm mir die Freiheit, zuſtimmend zu lachen oder wenigſtens zu lächeln, was die beiden Beſten und Edelſten, welche ſich umgewandt hatten, kaum minder übel vermerkten als die antinationale, ſo zu ſagen blasphemiſche Auslaſſung des Danzigers. Da ſie uns jedoch von früheren Debatten her hinlänglich kannten, ſo begnügten ſie ſich, der Herr Geheimerath einen Blick majeſtätiſcher, der Herr Profeſſor einen Blick elegiſcher Verachtung auf uns zu werfen. Aber die zwei Damen, welche vor den beiden Edlen hergingen, waren ebenfalls ſtehen geblieben und die Eine, eine Brünette von ſtralender Schönheit mit dunkeln Haaren und noch dunkleren Augen, ſagte lachend: „Bravo, Monſieur le Poivre de Cayenne! Das ewige Geflunker von dem, was Deutſchland künftig mal ſein werde, könnte, dürfte, möchte, ſollte, wollte, während es in der Gegenwart gar Nichts iſt und bedeutet, wird nachgerade ſehr langweilig. Ueberhaupt aber, meine hochzuverehrenden Herren der Schöpfung, bin ich des ſchmerzlichen Dafürhaltens, daß ich ſterben werde, bevor dieſe meine, wie Sie ſehen, ziemlich niedlichen Finger Gelegenheit erhalten werden, einem deutſchen Helden den Eichenkranz zu winden. Vorſchrittsſchwätzer und Rückſchrittsklätſcher die ſchwere Menge; aber nicht der Schatten einer Spur von einem Manne, der das Zeug, den Muth und den Willen zum Handeln hätte. Man überlaſſe doch uns Frauen die Fraubaſerei. Aber ich glaube faſt, wir werden derſelben noch eher ſatt als die Herren vom Bart, welche ja ihrer patriotiſchen Pflicht genuggethan zu haben glauben, wenn ſie ihre Namen in den Zeitungen leſen, als Solcher, welche in dieſer oder jener Kamera obſkura, bei dieſem oder jenem Jubiläums- oder ſonſtigen Zweckeſſen dem Vaterlande, d. h. ihrer eigenen Eitelkeit, geräuchert haben.“

„Aber, liebe Lolo,“ bemerkte die zweite Dame, eine Blondine und etliche Jahre älter, doch kaum weniger ſchön als ihre Schweſter — „aber, liebe Lolo, wie ſprichſt Du nur wieder!“

„Aber, Fräulein Amaryllis!“ ſagte zugleich der Rieſeler, indem er der ſchwarzäugigen Schönen ſchalkhaft mit dem Finger drohte. Er hatte nämlich in ſeiner rieſelnden Manier der jüngeren der beiden Schweſtern den blumigen Namen Amaryllis und der älteren, ſtilleren und anſpruchsloſeren, aber gehaltvolleren und liebenswürdigeren, den Namen Reſeda gegeben.

„Was aber, liebe Lore? Was aber, Herr Profeſſor und Ritter diverſer Orden in spe? Wir leben zu dieſer Stunde in einem freien Lande und Niemand ſoll mich hindern, frei und frank die Wahrheit zu ſagen. Ein Volk, welches ſich von Haſſenpflügen, Vorrieſen und dergleichen Geſellen mehr mißhandeln und ſich, abgeſehen von allem Andern, bieten läßt, was ihm in Sachen Schleswig-Holſteins ſeit nahezu zwei Dutzend Jahren geboten wurde, hat keinen Anſpruch, unter den Nationen Europa's eine Stelle einzunehmen, ſondern ſollte ſich von Rechtswegen in ein Mausloch verkriechen. Deutſchland, dein Name iſt Schwatzland!“

Der Herr Jüchtling nahm nun das Wort, um von der Höhe ſeines ſouverainen Beſſerwiſſens herab die unpatriotiſche Schöne in ſtrafender Weiſe zu katechiſiren. Allein ſie verhöhnte leider den würdigen Mann ganz offenkundig, und da einerſeits auch der Herr Profeſſor ſeine dünnliche Staatsweisheit herrieſelte, andererſeits der Juſtizrath Pfeffer ſcharf dazwiſchenpfefferte, ſo wollte das Geſpräch mehr und mehr eine unangenehme Färbung annehmen, als wir zum Glück um eine ſchroff vorſpringende Felsecke bogen und zur Linken die Burgruine, zur Rechten weiter nach oben die alte Abtei des heiligen Krispinus vor uns liegen ſahen. Zugleich öffnete ſich der Niederblick auf das in prächtiger Beleuchtung tief unter uns liegende Thal mit ſeinem Strom und auf die gegenüber ragenden Bergkoloſſe. Das gab der Unterhaltung eine willkommene, durch die ſanfte Lore taktvoll herbeigeführte Wendung und wir ſetzten als ein leidlich einiges Deutſchland unſern Weg zum Kloſter und Dorf hinauf fort.

Das Kloſter iſt jetzt ein Irrenhaus, hat alſo ſeine Beſtimmung nicht gewechſelt. Wir warfen im Vorübergehen einen Blick durch das Gitterthor in den Hofraum, wo eine Anzahl der unglücklichen Inſaſſen des Gebäudes friſche Luft ſchöpfte. Richtig, da ſtand er noch auf ſeinem Stein, wie ich ihn ſchon vor etlichen Jahren hier geſehen, der arme wahnſinnige Pfarrer, dem die ganze Welt wie eine ungeheure todte Katze vorkam, da ſtand er, unaufhörlich und mit unbegreiflicher Volubilität der Junge ſchreiend: „Katzenfleiſch! Katzenfleiſch! Katzenfleiſch!“ Plötzlich fuhr der Juſtizrath wie erſchrocken von dem Gitter zurück. „Was iſt?“ — „Sehen Sie dort in der Ecke den langen, hagern Mann mit dem ſchwarzen, grau durchſprenkelten, auf dem Scheitel abgeſcheuerten Kraushaar, welcher ſich abmüht, auf dem Kopfe zu ſtehen?“ — „Ja, ich ſeh' ihn. Mein Gott, von welcher unſeligen fixen Idee mag der Unglückliche beſeſſen ſein?“ — „Von der fix gewordenen Idee der Gelehrteneitelkeit ohne Zweifel. Das traurige Ereigniß war mir bekannt; aber ich wußte nicht, daß man den Tollgewordenen hier untergebracht hat.“ — „Wer iſt er denn?“ — „O, ein berühmter Gelehrter, Dozent und Schriftſteller, welchen die Damen und Herren ohne Zweifel dem Namen nach alle kennen — Rafael Spruhz.“ — „Der Philoſoph? — Der Philolog? — Der Hiſtoriker? — Der Nationalökonom? — Der Numismatiker? — Der Archäolog?“ fragten wir durcheinander. — „Eben derſelbe.“

Wir ſahen hin, als der Arme nach heftigſter Bemühung es gerade dahin brachte, eine Sekunde lang auf dem Kopfe zu ſtehen. Er ſchlenkerte die langen Beine in der Luft und griff mit den magern Händen in den Boden, als wollte er ſich fortſchieben.

Die Damen wandten ſich erſchüttert von dem kläglichen

Schauſpiel ab und wir folgten ihnen. Als wir dann nach einer Weile im Schatten der Linde vor dem Dorfwirthshauſe zum „Täubli“ ſaßen, bemerkte der Juſtizrath, welcher gegen ſeine Gewohnheit ganz ergriffen und verſtört ausſah: „Daß ein ſolches Talent alſo endigen mußte! Aber es iſt begreiflich, ſehr begreiflich.“ — „Wie ſo?“ fragt’ ich. — „Nun, ich meine, das Verrücktwerden des unglücklichen Mannes ſei nur eine logiſche Konſequenz ſeines Dichtens und Trachtens geweſen.“ — „Sie kennen alſo ſeine Geſchichte?“ — „Gewiß.“ — „O, die müſſen Sie uns erzählen, bitte!“ ſagte Amaryllis mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Weſens. Der Juſtizrath blickte auf Reſeda, in welche ungeheuer verliebt zu ſein er ſtark verdächtig war. Die ſchöne Frau nickte zuſtimmend, ihren Verehrer mit einem freundlichen Blick ihrer ſeelenvollen Blauaugen ſtreifend. Er richtete, glücklich angeregt, ſeine unterſetzte, muskulöſe Geſtalt auf, der trübe Ton war aus ſeinem gebräunten Geſicht mit der Falkenſchnabelnaſe und dem ſarkaſtiſch niedergekrümmten Mund wieder verſchwunden und alſo hob er zu’ erzählen an.

2.

Habt ihr jemals, geneigte Hörerinnen und hochzuverehrende Gönner, habt ihr jemals bei Gelegenheit eines jener von Obrigkeitswegen veranſtalteten „Volksfeſte“, allwo die „Krême“ an dem „krapülöſen“ Gebaren der „Kanaille“ ihr Plaiſir hat, — habt ihr bei einer ſolchen Gelegenheit eine glattgeſchälte, wohleingeſeifte Kletterſtange geſehen und an ſelbiger einen armen Teufel von ſtrebſamem Dorfjungen, der mit Aufbietung ſeiner ganzen Muskel- und Lungenkraft ſich befleißigt, an beſagter Stange emporzuklimmen, um den auf der Spitze befeſtigten, mit Rauſchgold verlockend ausſtaffirten Trödel zu ergattern? Wohl, falls ihr das geſehen, ſo kennt ihr auch in nuce die Laufbahn des weltberühmten Magiſters in artibus und Miniſters in partibus, der da heißt Rafael Spruhz.

Oder eigentlich Rochus Spruhz. Denn auf den Namen Rochus war er getauft, hatte aber aus beweglichen Gründen dieſe pumpernickel'ſche Benamſung mit der eines Erzengels vertauſcht. Er war damals in Prima oder Sekunda, ich erinnere mich nicht mehr genau. Aber ſicher iſt, daß er eines Tages, nachdem er vor dem Spiegel die Modell-Stellung eines Miniſters der Zukunft eingeübt hatte, in dieſen Monolog ausbrach: —

„Was Weltſchmerz iſt, weiß nur, wer Rochus Spruhz heißt. Eine Welt im Buſen tragen und Rochus Spruhz heißen — infam! Spruhz der Große, der große Spruhz — wie abgeſchmackt, abſurd, niederträchtig das klingt! Kein Schwung, kein Rhythmus, keine Symbolik, keine Aeſthetik darin! . . . Se. Excellenz der Herr Kultusminiſter Rochus Spruhz oder meinetwegen Freiherr von Spruhz haben in der heutigen Sitzung der Kammer mit gewohnter Geiſtesſchärfe, Genialität und Beredtſamkeit die Argumente der Oppoſition in ihr Nichts aufgelöſ't — — ſo wird es eines ſchönen Tages in den Zeitungen heißen; aber der verdammte Name wird und muß den Effekt ſchwächen . . . Wie wär's, wenn ich mich Spruhzius ſchriebe? Hm, es klänge ſchon voller, runder, vornehmer. Allein die Latiniſirung riecht nach Rococo und ich muß mich als Mann der Neuzeit manifeſtiren, wenigſtens vorderhand, bis . . . na, sic itur ad astra, d. h. Popularität iſt heutzutage eine Leiter, mittelſt welcher man, ſo man's pfiffig anſtellt, zu Miniſterpoſten gelangt . . . Den abſcheulichen Rochum jedoch, den wenigſtens will ich mir abgewöhnen. Niemals hat ein großer Mann Rochus geheißen. Wollte — (mit einem Blick in den Spiegel) — wollt', ich könnte mir auch dieſe verhenkerte Stumpf- oder ſo zu ſagen Spruhz-Naſe abgewöhnen, welche dem Herausbilden des Imponirenden, Großartigen und Majeſtätiſchen in meinen Zügen hinderlich iſt. Aber hab' ich nicht neulich geleſen, daß der Schiller ebenfalls ſo 'ne ordinäre Naſe gehabt und daß er derſelben mittelſt beharrlichen Ziehens und Zerrens während ſeines Aufenthalts in der Militär-Akademie nach und nach eine adlermäßige Form zu geben vermochte? Muth, Rochus Sprubz . . . nein, zum Teufel mit dem Rochus!"

Wenn ſich der Primaner oder Sekundaner Sprubz als künftiger Miniſter fühlte, ſo war ihm dieſes Bewußtſein nicht etwa nur oberflächlich von Außen angebildet worden. Er hatte es auch nicht erſt mit der Muttermilch eingeſogen, nein, es war ihm ſchon im Mutterleibe an- und eingewachſen. Denn alle Welt weiß, daß ſeine Mutter, eine hochſtrebende, auf väterlicher und mütterlicher Seite von Ober-Obern abſtammende Frau, ihre vier Söhne mit der ganz beſtimmten Abſicht empfangen hatte, dem engeren Vaterlande vier Miniſter zu gebären. Es war auch ihre Tendenz geweſen, noch zwei weitere zu empfangen, um das halbe Dutzend voll zu machen und ſämmtliche Miniſterpoſten mit Sprühzen beſetzen zu können. Aber der vorzeitige Tod ihres Eheherrn hatte die Erreichung dieſes gemeinnützigen Zweckes leider vereitelt.

Der Stifter des Saint-Simonismus — wißt ihr? — ließ ſich jeden Morgen durch einen Diener mit den Worten wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf; denn Sie haben große Dinge zu vollbringen." Aehnlich erging es unſerem gefeierten Sprubz, als er noch ein Knabe und angehender Jüngling war. Allmorgendlich nämlich weckte ihn ſeine zärtliche Mutter mit dem mahnenden Zuruf: „Steh' auf, Roche; denn als künftiger Miniſter des Kultus darfſt du nicht viele Zeit verſchlafen."

Gut alſo, die künftige Excellenz ſtand früh auf, machte ihre Penſa fleißig, zog und zerrte täglich eine volle Stunde lang an ihrer Naſenſpitze und reduzirte den fatalen Rochum auf ein myſteriöſes R, aus welcher Raupe beim Abgang des jungen Mannes nach der Univerſität der Schmetterling Rafael ſich entpuppte. Leider muß ich, ſchöne Hörerinnen und würdige Hörer, ſagen, daß die Naſenmetamorphoſe nicht ſo glücklich vor ſich ging wie die Namensmetamorphoſe. Rochus behielt auch als Rafael die unſelige Spruhz-Naſe, welche der Phyſionomie des werdenden großen Mannes den Ausdruck dezidirteſter und impoſanteſter Mopſigkeit verlieh.

Als bewußt empfangener und organiſch wachſender Miniſter der Zukunft, ſowie als geborenes Univerſalgenie, mußte natürlich der Student Rafael Spruhz alles Mögliche ſtudiren und er war demnach ſchon als Jungburſch ein wahres Ungeheuer von Gelehrſamkeit. Er wurde Philolog, Philoſoph, Juriſt, Kritiker, Aeſthetiker, Archäolog, Hiſtoriker, Naturwiſſenſchafter, Nationalökonom und Anderes mehr. Seine Kommilitonen, falls er ſich mal zu ihnen herabließ, kriegten einen heiligen Reſpekt vor ihm, wenn er, der ſämmtliche drei Bände von Hegel's Aeſthetik am Schnürchen hatte, ihnen mit gewiegter Kunſtkennerſchaft auseinanderſetzte, daß und warum er, Rafael Spruhz, viel klaſſiſcher gewachſen ſei als der auf der Univerſitätsbibliothek ſtehende gypſerne Apoll von Belvedere, und ihr Reſpekt ſteigerte ſich zu maulaufſperrender Ver- und Bewunderung, wenn Spruhz — ſie nannten ihn verehrungsvoll Spruhziſſimus — ihnen auf Zoll und Linie die Weite vom Gürtel der Venus angab oder ihnen genau, bis zum letzten Quadrans und Sextans vorrechnete, wie hoch dem armen Cäſar Klaudius die monatliche Parfümerierechnung ſeiner Frau Meſſalina zu ſtehen gekommen ſei.

Weil jedoch zu jener Zeit mit negativer Theologie am meiſten Aufſehen ſich erregen ließ, weil ſich an dem alten Herrgott nicht nur die Sporen des philoſophiſchen, ſondern zugleich auch die des politiſchen Liberalismus leicht verdienen ließen, ſo kultivirte unſer univerſaler Spruhz — er machte in Mußeſtunden auch unſterbliche Gedichte, malte herrlich in Oel, pouſſirte prächtig in Wachs und beſchäftigte ſich in Kompagnie mit Heinrich Laube angelegentlichſt mit einer Reform der männlichen und weiblichen Tracht — eine Weile die negative Theologie eifrigſt. Nachdem er aber am Schluſſe ſeiner Studienjahre zur unfehlbaren „Sichſelbſterfaſſung“ eines „negativen Pfaffen“ glücklich ſich hinaufgegipfelt hatte, wandte er ſothaner Theologie, welche keine glänzende Carrière bot, den Rücken und habilitirte ſich in der philoſophiſchen Fakultät.

Unſer junger Dozent wurde bald als ein Lumen der Hochſchule anerkannt, als ein Wachskerzenlicht — was ſag' ich? — als eine Gasflamme unter den kümmerlichen Flämmchen von Oellampen und Unſchlittkerzenſtümpchen. Er wußte Manches, verſtand es meiſterlich, ſich den Anſchein zu geben, als wüßte er Alles, aber auch gar Alles, und ſpielte ſehr gut, nämlich ſich ſelbſt. Mit ſeinem Ruf als Dozent wuchs ſein Ruhm als Autor raſch und mächtig. Zwar behaupteten Spötter und Neider, Niemand ließe ſich einfallen, die Bücher Spruhziſſimi zu leſen, und ich muß beſchämt bekennen, daß ich ſelber ſie nicht geleſen habe; aber ſie waren berühmt und da brauchten ſie doch wahrhaftig nicht auch noch geleſen zu werden. Unſer angegangener Profeſſor verſtand ſeine Zeit vortrefflich. Als er z. B. wahrnahm, welche Bedeutung die Lehre vom Unendlich-Kleinen in dem Bereiche der Naturkunde gewonnen, zögerte er nicht, dieſe Mikroſkopie auch auf andere wiſſenſchaftliche Gebiete überzutragen. So ſchrieb er unter Anderem ſein weltberühmtes antiquariſch-mediziniſch-äſthetiſches Buch „Ueber den Zahnſtocher der Alten“. Der Erfolg war ein glänzender: — die Akademie der Wiſſenſchaften von Windblaſenheim ernannte Spruhzen zu ihrem korreſpondirenden, die von Trippſtrill zu ihrem wirklichen Mitgliede. Zu gleicher Zeit avancirte er zum Ordinarius, von welchem aus es im Grunde nur noch ein Schritt zum Geheimen Hofrath und von dort ebenfalls nur noch einer zum Kultusminiſter. Mutter der Sprühze, deine Ahnung hat dich nicht getäuſcht!

Nur wacker vorwärts, theurer Rafael, nur wacker weiter hinangeklimmt die glattgeſchälte, wohleingeſeifte Kletterſtange des Ruhms! Was von da droben, vom Rauſchgold umkniſtert, verheißungsvoll dir zuwinkt, iſt keineswegs ein „Köcher der Eitelkeit“, bewahre! ... es iſt vielmehr ein Miniſterportefeuille, umwunden mit dem Großkordon des Kronordens von Liliputlingen ... Aber, wie zu ſehen, bedarf ein Mann wie Rafael Spruhz des mahnenden Zurufs gar nicht. „Est deus in nobis“ — ihn treibt der Gott in ihm. Wahrhaftig, der ſtrebſame Kletterer hat ſchon die Hälfte der Stangenlänge hinter ſich.

Jedennoch — wißt ihr? — wo viel Licht, iſt auch viel Schatten, wo viel Ruhm, auch viel Neid. Am grünſten gefärbt, ſagt man, ſei ſelbiger in Univerſitätsſtädten, was, ſagen die Leute, von dem ſtarken Grünſpan-Niederſchlag der gelehrten Atmoſphäre herrühre. Feſt ſteht, daß der Herr Profeſſor Spruhz dem Neide nicht entging. Kollegialiſche Weſpen hatten an dieſer edlen Frucht deutſcher Wiſſenſchaft erſtaunlich viel zu nagen. Inſonderheit konnte die akademiſche Läſterchronik nicht müde werden, von der „Eitelkeit“ des berühmten Mannes zu ſingen und zu ſagen. Der große Spruhz — ziſchelten die böſen Zungen — fühle ſich zerriſſen wie ein wunder Schuh, ſei des Weltſchmerzes voll bis zum Berſten, ſei Fauſt von den Abſätzen bis zur Hutſpitze, wenn ein Monat verginge, ohne daß die Zeitungen von ihm ſprächen. Er habe auch — litaneierte der Neid weiter — ein vollſtändiges Syſtem der Blague und Claque organiſirt, um dieſes Unglück abzuwenden, vornehmlich mit Hülfe hyſteriſcher Weiber, welche, ohne je eine Zeile von ihm geleſen zu haben, ſeine Spruhznaſe als einen Wegweiſer zum Himmel der Weisheit, Tugend und Orthographie anſähen. Und wenn Alledas wahr wäre, was weiter? Hat nicht jeder Menſch das Recht, Unglück abzuwenden, und den Trieb, nach Glückſeligkeit zu ſtreben? O, du armer, weſpenbenagter Spruhz, falls die Weſpen geſehen hätten, welche harmlos innige Freude dein großes Herz erfüllte, wenn dein Ruhm in den Zeitungen ſtand und wäre ſelbiger auch nur in der „Stadtklatſche“ geſtanden, ſie würden ſich kindlich mit und an dir gefreut haben!

Eines ſchönen Tages — es ging gegen das Jahr 1848 zu — war in beſagter „Stadtklatſche“ unter der Rubrik „Vaterländiſches“ zu leſen: „Unſer gefeierter, hochverehrter Spruhz, welcher zum Semeſterſchluß eine Abhandlung „Ueber das antike, romantiſche und moderne Korſett und deſſen Verhältniß zur Natur, Kunſt, Religion und Politik“ in der Aula vortragen wird — (dieſe Abhandlung bildet dem Vernehmen nach einen Abſchnitt aus dem neuen epochemachenden Werke, an welchem der berühmte Gelehrte gegenwärtig arbeitet) — unſer gefeierter Spruhz alſo hat ſich geſtern die Hühneraugen ſchneiden laſſen. Die Operation iſt nach Umſtänden glücklich von ſtatten gegangen.“

Der grüne Neid ſchlug ſo zu ſagen ein Rad vor Freude beim Erſcheinen dieſes vaterländiſchen Artikels. Er hielt nämlich denſelben für eine Satire auf die angebliche Spruhziſche Eitelkeit. Aber ich kann dem Neid ſeine Schadenfreude verſalzen, ich; denn ich weiß aus beſter Quelle, daß der citirte Artikel, welcher die Ankündigung eines unſterblichen Werkes ſo geiſtvoll und bedeutſam mit der Notiz verband, daß große Männer nicht allein von den großen, ſondern auch von den kleinen Leiden des Lebens (scil. von Hühneraugen) heimgeſucht würden — keineswegs ſatiriſch gemeint ſein konnte, weil derſelbe nicht unmittelbar, aber ſehr mittelbar von dem gefeierten, hochverehrten Manne ſelbſt ausgegangen war . . .

Hier angelangt, nahm der Erzähler einen guten Schluck dunkelrothen Malanſers zu ſich und fuhr, ohne darauf zu achten, daß der Herr Züchtling und der Herr Rieſeler mehr und mehr unbehaglich auf ihren Stüblen hin- und herrutſchten, das Garn ſeiner Hiſtorie zu ſpinnen fort, wie folgt.

3.

Nun aber, gute alte Jungfer Klio, die du das troſtloſe Geſchäft betreibſt, alle dorf-, ſtadt-, land- und weltgeſchichtlichen Dummheiten zu notiren, welche die Menſchen von Uranfang an bis auf den heutigen Tag herab gemacht haben, dich ruf' ich an! Denn, mit Verlaub, meine Novelle nimmt jetzunder eine ſehr, ja eine ſehr hiſtoriſche Wendung und muß, fürcht' ich, etzlichen alten Unrath ſanft aufrühren.

Wollt' ich ſo weitſchweifig ſein, wie ein gründlicher Deutſcher Anſtandshalber ſein ſollte, müßt' ich zuvörderſt einen Lob- und Preispſalm auf die deutſche Tugend der Pietät anſtimmen, auf jene ſchöne Pietät, welche zu Anfang des mehrfach bekannten „tollen Jahres" an alle in der Rumpelkammer vaterländiſcher Erinnerung ſelig verſchimmelten und verſchollenen Antiquitäten und Kurioſitäten, an alle ausgebälgten Notabilitäten in Kirche und Staat, an alle mumiſirten Renommées in Kunſt und Wiſſenſchaft, an alle Verſteinerungen des vorſündflutlichen Liberalismus den Reim und Ruf ergehen ließ: „Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück, o ſchafft ſie, o bringt ſie dem Volke zurück!" . . . Na, ſie haben des Vaterlands Größe und Glück wirklich zurückgebracht. Haben ſie nicht? Kalkulire, ſie haben.

Selbſtverſtändlich konnte ein Profeſſor, welcher das weltberühmte Buch über den Zahnſtocher der Alten und das noch weltberühmtere über das antike, romantiſche und moderne Korſett geſchrieben hatte, bei den Wahlen zum erſten Palaverment deutſcher Nation nicht übergangen werden. Wurde auch wirklich nicht übergangen. Da aber, als er ſeine Wahlurkunde empfangen hatte, da hättet ihr unſern gefeierten Spruhz ſehen ſollen! Wie er vor dem Spiegel ſtand, ſeiner zu haltenden reichstäglichen Jungfernrede Triumph vorweggenießend, in Haltung und Gebärde ganz Demoſthenes, ganz Kikero, ganz Pitt, ganz Vergniaud — ah bah, nein, ganz Spruhz! Denn mit wem wohl wäre der große Mann zu vergleichen geweſen außer mit ihm ſelbſt? So ſtand er da, ſo hob er das Haupt, ſo ſpreizte er die Beine, ſo reckte er mit majeſtätiſcher Schwenkung den Arm, als er im Voll- und Hochgefühl des Spruhzenthums die Worte ſprach: „Auch ich bin ein Staatsmann!“

Wundervolle Zeit, wo auf den Kathedern Germaniens die Staatsmänner aufſchoſſen wie Rüben! Zucker zwar hat man keinen daraus gewonnen, doch aber Waſſer, viel Waſſer. Männiglich weiß, daß ſchon Pindaros vor Zeiten das Waſſer als das „Beſte“ geprieſen hat; aber zehn Pindaroi fürwahr hätten nicht ausgereicht, nach Gebühr die Unmaſſe von Waſſer zu preiſen, welches unſere beſten Männer Anno 1848 von Staatsmänniſchkeitswegen gel...äutert haben.

Es braucht kaum ausdrücklich geſagt zu werden, daß der große Rafael Spruhz kaum das Pflaſter von Frankfurt betreten hatte, als er ſich auch ſchon beeilte, jener heiligen Schar von Reichsprofeſſoren, Reichsadvokaten, Reichspaſtören und Reichsjunkern ſich anzureihen, — welche heilige Schar, obzwar ein nie genug zu brandmarkender und zu verabſcheuender Spott ſie als die heilige „Duſelmannſchaft“ bezeichnete, unter der Führung des nie genug zu preiſenden Longinus Superciliosus um das Vaterland, wie weltbekannt, die koloſſalſten, die pyramidalſten Verdienſte ſich erworben hat, wißt ihr? Dieweilen jedoch das glorreiche Rathen und Thaten dieſer heiligen Schar in den „Annalibus Schöppenſtädtenſibus“ des Ausführlichſten beſchrieben iſt, brauche ich mich weiter nicht darauf einzulaſſen.

Jetzt aber iſt das Wunderliche, ja ohne nähere Kenntniß der Umſtände geradezu Unbegreifliche zu melden, daß unſer gefeierter Spruhz in dem erhabenen Kreiſe gründlichſter, duſelmänniſchſter Reichsverfaſſungsparagraphenerzeuger keine ſo hervorragende Stellung einnahm, wie ſein Genius erwarten ließ. Er wurde nicht einmal Reichsminiſter. Die „rohe“ Linke, ſtets darauf aus, das Stralende zu ſchwärzen, erfrechte ſich der freventlichen Behauptung, der Genius von Rafael Spruhz ſei, bei Licht betrachtet, gerade ſo ordinär wie ſeine Naſe. Trotz alles Ziehens und Zerrens bleibe derſelbe ſtumpf und mopſig, wie alſo auch das beſagte Organ geblieben ſei.

Das hieß den herrlichen Mann an der empfindlichſten Stelle anfaſſen. Mit einem Blick der Verachtung, nein, der Vernichtung auf die Verleumder zog er ſich in die feſte Burg ſeines edlen Selbſtbewußtſeins zurück, um hier zur Beſchämung ſeiner Neider und Verkenner auf eine ungeheure That zu ſinnen. Lange wollte ihm keine einfallen, was ganz mit natürlichen Dingen zuging. Denn wo wäre zu jener Zeit etwas Großes zu erſinnen geweſen, das nicht andere „beſte“ Männer bereits gethan gehabt hätten? Rafael Spruhz ſann und ſann, bis heller Schweiß ſeine edle Denkerſtirne bethaute. Endlich, ha! . . . Großer Gedanke! . . . Heureka!

Wenn alle andern Felder ſtaatsmänniſch-reformiſtiſchen Thatenthuns bereits von Reichsprofeſſoren belegt und beſetzt waren, eins noch war ledig, eins, von deſſen Wichtigkeit eine „rohe“ und „unreife“ Linke keine Vorſtellung hatte: — das Feld der Tracht-Reform oder Reform-Tracht. Hatte er ſich doch früher ſchon gründlichſt mit dieſem Problem beſchäftigt. Jetzt nahm er es wieder auf, all ſein Meinen und Minnen, Dichten und Trachten darauf concentrirend. Mochten Andere den ſterilen Boden der Paulskirche bewäſſern, mochten Andere das abſolute Vakuum eines Reichsminiſterportefeuille mit ſich herumtragen, er, der große Spruhz, hatte derweil den archimediſchen Punkt gefunden, die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Natürlich ging er bei ſeinem Unternehmen mit dem ganzen Ernſt, mit der vollen Gewiſſenhaftigkeit deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit zu Werke. Ein oberflächlicher Franzos oder Italiäner würde ohne Zweifel frivol-exoteriſch verfahren ſein, d. h. er hätte als nächſte Ziele ſeiner trachtreformiſtiſchen Thätigkeit etwa den Rock oder Hut ins Auge gefaßt. Nicht ſo unſer Spruhz, der gründlich-eſoteriſch verfuhr, wie germaniſche Gemüthsvertiefung und Geiſtesvölle es verlangten.

Leider aber ſchien mit grünem Neidſchein ob der parlamentariſchen Laufbahn des über alle Maßen fürtrefflichen Mannes ein Unſtern, der ſo, wie die Sachen lagen, zugleich ein Unſtern für Deutſchland war.

Verſenkt in ſeine Forſchungen und Findungen, hatte nämlich unſer gefeierter Spruhz keine Muße gehabt, darauf zu achten, daß deutſcher Nation erſtes Palaverment zu dieſer Zeit allmälig in den Zuſtand der Klatterigkeit hineingerathen war, in einen Zuſtand, welcher ſelbſt mit der „germaniſchen Tugend des Vertrauens“ gänzlich vollgeſtopfte „Staatsmänner“ einigermaßen ſtutzig machte.

Habt ihr, meine hochzuverehrenden Zuhörer und ſonſtiges Publikum, habt ihr jemals Gelegenheit gehabt, einen talentvollen, tugendhaften, wohldreſſirten und ſo zu ſagen wiſſenſchaftlich gebildeten Pudel zu ſehen, wie er ſich mit loyalſter Schweifwedelung ſeinem Herrn zu Füßen legt, von dieſem aber mit einem derben Fußtritt begnadigt wird und daraufhin mit zurückgelegten Ohren und elegiſch hängendem Schweife davonſchleicht? Ohne Bild: — die Deputation von beſten Männern, welche ſich Anno 1849 von Frankfurt aufgemacht hatte, um Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen die pappendeckelige Kaiſerkrone zu überbringen, war von ihrem Aprilgang zurückgekehrt.

Gerade in dieſen Tagen nun oder wenig ſpäter war unſer gefeierter Spruhz mit ſeinen Vorbereitungen zu Ende gekommen und betrat die Paulskirche als ein zukunftsſchwangerer Zeus, welchem Pallas Athene in Geſtalt eines ungeheuerſten Antrags unter der Schädeldecke rumorte. In Geſtalt nämlich des dringlichen Antrags, „die ſofortige Schaffung und Einführung eines aus dem ureigenen Geiſt germaniſcher Race entſprungenen nationalen Hoſenträgers zu berathen und zu beſchließen“, — eines Hoſenträgers, deſſen Begriff er, der große Spruhz, gefunden, deſſen Theorie er entwickelt, deſſen Modell er konſtruirt hatte.

Weh und ach! der Stoß, welcher die gründlichſte aller Reformen herbeiführen ſollte, ging ins Blaue oder vielmehr er ging gar nicht los. Denn als der große Spruhz ſiegesſicher, triumphsgewiß auf die Rednerbühne zuſchritt, bemerkte er zufällig, daß nur noch eine „rohe“ und „unreife“ Linke auf ihrem Platze war.

Du lieber Himmel, wo waren denn alle die Staatsmänner hingekommen? Fürwahr, nur ein völlig in ſein nationales Hoſenträgerthum verſunkener Spzuhz, nur ein gründlichſter Gelehrter, der ſo ganz Eins geworden mit ſeinem Problem, daß ſich auf der Hornhaut ſeines Auges das Univerſum nur noch in Geſtalt eines Koloſſes von Hoſenträger ſpiegelte, nur er konnte das nicht wiſſen. Hatte ein nie genug zu preiſender Longinus Supercilioſus nicht eines Tages feierlichſt erklärt, er würde ſich, ſo es nöthig, mit ſeines Leibes ganzer Länge der Reaktion entgegenwerfen? Gewiß, er hatte das erklärt, und ebenſo gewiß, er hatte Wort gehalten. Denn ſiehe, er war gegangen, mit allen ſeinen Getreuen, Getreueren und Getreueſten gegangen, um ſich der allgemach bis nach Gotha vorgerückten Reaktion, wenn nicht in die Bajonette, ſo doch in die Arme zu werfen. Sela.

Unglücklicher Spruhz! Aber dreimal unglückliches Vaterland!

Wenn Göthe zufolge Byron's Dichtungen lauter verhaltene Parlamentsreden waren, ſo konnte ſich Mylord und konnte ſich die Welt dieſe Redenverhaltungen ſchon gefallen laſſen. Leider iſt aber das Reſultat einer Parlamentsredeverhaltung nicht immer ein Childe Harold, ein Kain oder ein Don Juan und liefert hiefür das Schickſal unſeres gefeierten Spruhz einen ewig beklagenswerthen Beweis.

Seine welterſchütternde und doch zugleich Deutſchlands Zukunft „auf breiteſter Baſis“ ein für alle Mal ſicherſtellende „Oratio pro corona“ verhalten zu müſſen, das war mehr als Fleiſch und Blut zu ertragen vermochten. Bisher hatte der über alle Maßen fürtreffliche Mann in den Stürmen der Zeit geſtanden wie des Horatius bekannter Biedermaier. Jetzt aber brach er zuſammen. Er wußte nicht, ob er ſich als modernſter Marius auf die Ruinen des Parlaments, d. h. auf die Chufu-Pyramide der ſtenographiſchen Protokolle ſetzen oder aber nach der Gegend zurückkehren ſollte, wo ſeines Katheders Zinnen ragten.

Endlich wählte er das Letztere, in ſeine Reſignation als Patriot und in ſeine Würde als ordentlicher Profeſſor ſich hüllend . . . Eine Weile ſchien Alles gut zu gehen; aber wer dem großen Manne näher ſtand, konnte unſchwer bemerken, wie ſtechend mitunter in ſeinem Auge der Schmerz aufzuckte, der Schmerz um das verlorene Paradies der inkommenſurabeln Hoſenträgerreform. Selbigen Schmerz zu betäuben, Selbſtvergeſſenheit zu finden, kehrte der ſchwergeprüfte Gefeierte zu den Idealen ſeiner Jugend zurück und begann ein Buch „Ueber die Schminkbüchſe der Lais“ zu ſchreiben. In einer Reihenfolge von 10,001 Paragraphen wollte er darin aus beſagter Büchſe heraus das ganze Griechenthum entwickeln, mit märchenhafter Gelehrſamkeit, aber zugleich auch mit einem Humor, welcher an komiſcher Höhe und an tragiſcher Tiefe den ſhakſpeare'ſchen weit überſhakſpeareſiren ſollte.

Oh, der Schickſalstücke, welche die deutſche Literatur um dieſes klaſſiſche Werk betrogen hat! . . . Gerade nämlich, als unſer gefeierter Spruhz den eben erwähnten neuen Anſatz machte, die Spitze der mehrbeſagten Kletterſtange endlich zu erklimmen, glitſchten Hände und Kniee des großen Mannes aus, er fiel und zwar auf den Kopf.

Das iſt leider wörtlich zu verſtehen. Denn als ihm eines Morgens ſeine Aufwärterin — der große Mann hatte nie geheiratet, um ganz der Wiſſenſchaft leben zu können — den Kaffee brachte, was ſah ſie da? Den weltberühmten Spruhz ſah ſie da, der mitten im Zimmer auf dem Kopfe ſtand und verzweifelte Anſtrengungen machte, auf dem Kopfe nicht nur zu ſtehen, ſondern auch zu gehen.

In ihrem Entſetzen über dieſes außerordentliche Gebaren eines ordentlichen Profeſſors ließ die Aufwärterin das Kaffeezeug fallen. Der Milchtopf ging in Scherben und die heiße Milch ſpritzte Spruhzen ins Geſicht, was zur Folge hatte, daß der große Mann einſtweilen von ſeiner abſonderlichen Turnübung abſtand.

„Herr Jeſſes! Aber, Herr Profeſſer, was machet Se denn da?“

„Vulgäres Geſchöpf, als ob ein Mann meines Schlages es nicht endlich ſatt bekommen müßte, wie die andern ordinären Menſchen auf den Füßen zu gehen!“ . . .

Als die Kunde von dieſem ſpruhziſchen Kopfwanderungsexperiment in der Stadt ſich verbreitete, ſummte der kollegialiſche Weſpenſchwarm ſchadenfroh: „Ganz in der Ordnung das! War ja leicht vorherzuſehen, daß es noch ſo kommen müßte.“

Ob und inwieweit die damals aufgekommene und allerhöchſten Ortes eifrig protegirte ſtahl-leo'ſche Lehre von der „Umkehr“ die bejammernswerthe Kataſtrophe unſeres gefeierten Spruhz mitverſchuldet habe, iſt hiſtoriſch nicht feſtzuſtellen.

Aber daß die Sichſelbſtumkehrungsidee ihm zur fixen geworden, das iſt leider nur allzu feſtgeſtellt.

Moral: — Soweit kann ein gelehrter und gefeierter Sprubz kommen, welcher ſeine natürliche Beſtimmung, geheimer Hofrath zu werden, verfehlt hat und ſtatt deſſen ein öffentlicher Staatsmann geworden iſt. Cavete!

Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler.

Eine Stereoſkopie aus der innerſten Miſſion.

> The devil can cite scripture for his purpose.
> An evil soul, producing holy witness,
> Is like a villain with a smiling cheek;
> A goodly apple rotten at the heart;
> O, what a goodly outside falsehood hath!
> Merchant of Venice, I, 3.

1.

Im anmuthigſten ſeiner lyriſchen Gedichte hat der ruheloſe Taſſo, einen Poeten der griechiſchen Anthologie nachahmend, den Wunſch ausgeſprochen, der geſtirnte Himmel zu ſein, damit er mit allen den tauſend und wieder tauſend Sternenaugen niederblicken könnte auf die Schönheit ſeiner Geliebten, welche aber, gelegentlich bemerkt, nicht die ältliche, nachmals durch Göthe in Marmor verjüngte Prinzeſſin von Eſte geweſen iſt.

Nun wohl, Dichtern muß man dergleichen närriſche Wünſche verzeihen, und vollends verliebten Dichtern! Wer aber weder ein Poet noch ein Verliebter iſt, dürfte meiner Meinung ſein, welche dahin geht, daß tauſend und mehr Augen ſehr überflüſſige, wo nicht ſehr unbequeme, ja geradezu unſelige Dinge wären. Denn wer gelernt hat, hinter die Kuliſſen des unendlichen, alltäglich neu in Szene gehenden Spektakelſtücks „Comoedia humana“ zu blicken, der weiß, daß man mittelſt ſeiner zwei armen Augen ſchon genug und ſehr viel mehr als genug Elend und Niedertracht wahrzunehmen vermag auf dieſer „ſchönen, grünen“ Erde, die noch dazu, wenigſtens in unſerem Juſtemilieu-Klima, mindeſtens die Hälfte des Jahres über weder grün noch ſchön iſt. Allſehend zu ſein, müßte das ſchrecklichſte Unglück ſein, welches einem Menſchen zuſtoßen kann, und wenn der geſunde Menſchenverſtand nicht ein „verworfenes Naturding“ wäre, womit die „Frommen“ Nichts zu ſchaffen haben, ſo müßte man ſich billig verwundern, daß ſie keinen Anſtand nehmen, ihrem Gott in einem und demſelben Athemzug die Attribute Allſichtigkeit und Allſeligkeit beizulegen.

Doch wir haben es heute — Dank den Göttern ſämmtlicher Theologieen! — nicht mit Theologiſchem zu thun, ſondern vielmehr mit einer Ecke hinter den Kuliſſen des Theaters, allwo die traurige Komödie des menſchlichen Daſeins aufgeführt wird.

Die gemeinte Ecke hat zunächſt die Form eines behäbigen Zimmers und ſitzen darin an einem Tiſche ſich gegenüber der alte Gottfried Gottlieb Gottlob Mogler und ſein einziger Sohn Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler*).

Ihr ſeht, ſchon die Namen von Vater und Sohn weiſen auf eine „auserwählte“ Familie und, fürwahr, die Namen lügen nicht.

Der alte Mogler hatte Was vor ſich gebracht in dieſer ſündigen Welt: — 1) einen ſehr großen Bauch, 2) ein hübſches Vermögen, 3) den Ruf eines geriebenen Geſchäftsmannes, 4) den Geruch der Gottſeligkeit, 5) drei Frauen, die er alle begraben und beerbt und deren letzte ihm ſeinen einzigen legitimen Sprößling gegeben hatte.

Vater und Sohn waren in tiefer Trauer, nämlich ihre Kleider. Sie kamen vom Begräbniß einer Schwägerin und Tante, nämlich der Schweſter von des alten Mogler's dritter

---

*) Die Materialien zu der „erwecklichen“ Geſchichte, welche ich hier erzähle, ſind mir von durchaus verläßlicher Hand aus einem der 33 oder gar 37 deutſchen Vaterländer zugekommen. Der Zuſender verbürgt die Thatſachen. Den Schauplatz der Ereigniſſe aber hat er nicht angegeben. Einige Umſtände laſſen vermuthen, daß der Ort der Handlung eine der vier unfreien Städte geweſen; allein andere widerſprechen wieder dieſer Vermuthung.

Frau. Die Selige hatte ihren Neffen, den jungen Mogler, zu ihrem Univerſalerben eingeſetzt und zwar, wie es in ihrem Teſtamente hieß, weil beſagter Neffe „eine ſtarke Säule am Tempel“ zu werden verſpräche und den „leidigen Mammon“ ſicherlich nur „zur Mehrung des Reiches Gottes“ gebrauchen würde.

Der alte Mogler goß ſich aus der vor ihm ſtehenden Weinkanne ein friſches Glas voll, trank es bedächtig aus, faltete dann mit etwelcher Anſtrengung ſeine fetten Hände über dem Bauchkoloß, wirbelte, wie er in „erweckter“ Stimmung zu thun pflegte, langſam den Daumen ſeiner Rechten um den ſeiner Linken und ſagte ſchläfrig: „Fürchtegott, die Hand des Herrn hat uns auch in dieſer Sache wieder gnädiglich geführt. Die Kraft meines Gebets hat ſich auch hier wieder herrlich erprobt, wie überhaupt auf meinem ganzen Lebensgange. Ich ſchrie inbrünſtig zum Herrn, daß er den Sinn deiner ſeligen Tante lenken möchte, uns zum Vortheil, und ſiehe, er hat ſelbigen alſo gelenkt.“

„Hm, die Kraft deines Gebetes in Ehren, Vater; aber ich denke, ich habe zur Verſtärkung derſelben nicht wenig beigetragen, zur Stunde, wo ich, ich der Todkranke, in allerlei fremden Zungen redete und weiſſagete, weißſt du?“

Und wie er ſo ſprach, ſchaute der halbwüchſige Burſch mit den bleifarbenen Zügen über das Glas hinweg, an welchem er mit den garſtigen Wurſtlippen ſeines weitgeſchlitzten, langgezähnten Mundes nippte, aus kleinen Schweinsaugen den Vater unbeſchreiblich pfiffig an. Dann leerte er das Glas in einem Zug, warf ſich in ſeinen Stuhl zurück und brach in ein ſchmetterndes Lachen aus.

„Bſcht, bſcht, Junge! Wie oft muß ich dich noch mahnen, dir dieſes laute Lachen abzugewöhnen? Es will ſich mit einem chriſtlichen Lebenswandel durchaus nicht vertragen. Ueberhaupt, lieber Fürchtegott, vergiß nie, daß nur unermüdliche Vorſicht, Wachſamkeit und Selbſtbeherrſchung uns nicht ſtraucheln laſſen auf unſerem rauhen Wege durch dieſes Jammerthal. Was ſpricht der Herr? „Seid klug wie die Schlangen“! ſpricht er. Du haſt zur Lenkung des Sinnes deiner ſelig im Herrn entſchlafenen Tante Etwelches beigetragen, ich geb' es zu; allein wie nahe auch warſt du daran, Alles zu verderben durch den unbegreiflich unvorſichtigen Fehlgriff nach der Weinflaſche“ ...

„Der verdammte Doktor! Wer hieß ihn auch ſo ſchnell die Thüre des Nebenzimmers wieder aufmachen? Aber die Tante hatte Nichts gemerkt und das war die Hauptſache. Die gute Seele! Nicht wahr, Vater, morgen heben wir die Erbſchaft? Es iſt, wie ich beſtimmt weiß, eine hübſche Summe baaren Geldes dabei. Die Tante hatte ſo eine Seelenfreude am Geldzählen. Mir macht es auch Spaß, großen Spaß. Die blanken, runden Dinger, um welche man Alles, aber auch gar Alles kaufen kann in dieſem Jammerthal, ſo durch die Finger laufen zu laſſen und in wohlgeordnete Häufchen zu vertheilen ... nein, ich ſag', es gibt keinen ſchöneren Zeitvertreib!“ ....

Während ſich der hoffnungsvolle Sproß des alten Mogler im Vorgefühl des morgigen Geldzählens wiegt, wollen wir uns raſch die Szene vergegenwärtigen, auf welche in dem Geſpräche zwiſchen Vater und Sohn angeſpielt worden. Sie war ſo zu ſagen das Debüt, womit unſer junger Mogler ſein Gaſtſpiel auf der Bühne dieſes „Jammerthals“ eröffnete.

Die ſelig im Herrn entſchlafene Tante Eulalia war eine hektiſche alte Jungfer geweſen, „fromm“ wie das ganze Haus Mogler und Komp., ſehr fromm und demnach verliebter Natur, mehr als ſich eigentlich für eine Jungfrau ſchicken will, inſonderheit für eine alte. Es ging auch unter den Kindern dieſer Welt eine Sage um, der Jungferſchaft Eulalia's ſei in jüngeren Jahren Etwas zugeſtoßen, und wollten beſagte Kinder dieſen Zufall aus früherer Zeit mit dem Umſtand in Verbindung bringen, daß Fräulein Eulalia in der letzten Zeit ihres Lebens mit dem Gedanken umging, ihr Vermögen ganz oder wenigſtens zum größern Theil einer jungen Perſon zu vermachen, die als Magd in der Stadt diente und über deren Herkommen eine Art heiligen Dunkels ſchwebte. Dieſer Vorſatz kam jedoch nicht zur Ausführung.

Eines Tags — es war zur Zeit, wo das „Reich Gottes“ durch tanzende Tiſche, klopfende Geiſter und brüllende Revivals ganz abſonderlich hochbewegt war — wurde Jungfrau Eulalia eilends in das Haus ihres Schwagers beſchieden, maßen der junge Fürchtegott Ehregott Liebegott, bereits bekannt als ein ſehr geſegneter „Setzling im Weinberg des Herrn“, abermalen „geiſtig angeweht“ ſei. Und wirklich, ſo war es. Die Tante traf den lieben Neffen auf ſeinem Bette liegend, angeweht, angewindet . . . bah, nicht nur das, ſondern wahrhaft angeſtürmt, angeorkant vom „Geiſt“. Rollte der Junge, populär zu reden, die Augen wie ein geſtochener Bock, wand ſich in Krämpfen, hatte Etwas wie Schaum vor dem Munde, ſtöhnte und ächzte apokalyptiſch, ſchrie Wehe, dreimal Wehe. Ein recht „erwecklicher“ Anblick! War aber die Küchenmagd, welche ganz neu im Hauſe und von deſſen Erwecklichkeiten noch nicht wußte, im erſten Schrecken fortgelaufen, einen Arzt zu holen. Als dieſer kam, traf er den Patienten im vollen Zuge der Weiſſagung und Orakelung und war deren Strom auf das Gemüth der Tante Eulalia gerichtet. Dieſe ſah ſehr zerknirſcht drein; aber der alte Mogler ſaß ſeitwärts an einem Tiſch und hatte eine angebrochene Bordeauxflaſche vor ſich ſtehen, weil ſeiner Vaterangſt eine Herzſtärkung noththat.

Der Doktor hörte den „Angefaßten“ nur noch ſchreien: „Wehe dem, durch den da Aergerniß kommt!“ was für die fromme Tante eine ganz beſondere Bedeutung haben mußte, denn ſie ſchlug die mageren Hände vor das Geſicht und ſeufzte höchſt beweglich. Der Arzt unterſuchte hierauf den Kranken, zog dabei die Mundwinkel herab, wie eben die Profanen und Publikanen, die Materialiſten und Atheiſten ihre Mundwinkel herabzuziehen pflegen, wenn ſie einem von ihnen unverſtandenen Myſterium des „höheren Daſeins“ gegenüberſtehen, und ging dann, begleitet von Herrn Mogler und Fräulein Eulalia, ins anſtoßende Zimmer, um ſein Recept zu ſchreiben. Dies gethan, ſtand er auf, ging mit den Worten: „Ich muß doch unſern Patienten noch einmal betrachten“ — raſch zur Thüre, öffnete dieſe und erblickte, was auch der alte Mogler erblickte, nämlich den „geſegneten Setzling im Weinberg des Herrn“, welcher von ſeinem Lager geſprungen war, die Bordeauxflaſche ergriffen und an den Mund geſetzt hatte, um dieſelbe auszutrinken, — „zur Ehre Gottes“, vermuth' ich.

Der Arzt — ein Mann von Welt, welcher wußte, daß es räthlicher, in zehntauſend Horniſſenneſter als in ein Neſt der Gottſeligkeit zu ſtechen — zog die Thüre ſogleich wieder zu, lächelte noch materialiſtiſcher und atheiſtiſcher als vorher, ſagte aber Nichts und empfahl ſich ..... Kurz darauf erlag die fromme Jungfrau Eulalia ihrer Schwindſucht und ging ohne Zweifel direkt in den Himmel ein. In ihrem Teſtament iſt von der oben erwähnten Magd nicht mit einer Sylbe die Rede geweſen: die Ermahnung des „angewehten“ Fürchtegott Ehregott Liebegott war alſo nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Er ſelbſt war der einzige Erbe ſeiner Tante.

2.

Gottfried Gottlieb Gottlob Mogler hatte auf ſeinem Geſchäftswege durch dieſes ſündhafte Erdenjammerthal häufige Veranlaſſung gehabt, Prozeſſe zu führen, und hatten ſeinem heranwachſenden Sohne die Rechnungen der Advokaten gar oft gewaltiges Aergerniß erregt. Theils, um ſpäter die Mogler'-

ſchen Prozeſſe ſelber führen zu können, theils, weil er ſich die Anſicht bildete, daß die Juriſterei ein lukratives Geſchäft ſein müßte, entſchloß ſich der junge Fürchtegott Ehregott Liebegott, ein Rechtsgelehrter zu werden.

Indem er aber nach der Univerſität abging, um ſich tüchtig zu machen für den Kampf mit den Dingen dieſer Welt, vernachläſſigte er darob keineswegs „das, was droben iſt“. Gehörte er nicht mit zu den Stiftern des gottſeligen Studentenvereins „Wingolf“? Ja, wohl gehörte er dazu. Und nicht nur das; denn aus beſter Quelle, nämlich von ihm ſelber wiſſen wir, daß die erſte Anregung zur Wingolferei von ihm ausgegangen. Er war als Student auch ein ſehr häufiger und willkommener Gaſt im „Tempel“ der Univerſitätsſtadt, d. h. in dem berühmten Konventikel, welchen der Winkeladvokat Klebrich in ſeinem Hauſe hielt. Dieſer Klebrich beſaß unter Anderem eine ſchwarzäugige, zwar nicht mehr ganz junge, aber im alten Teſtament ſehr beſchlagene Tochter. Unſer Wingolfinger verkehrte viel in dem erwecklichen Hauſe. Es hieß, er habe bei dem gottſeligen Klebrich Privatſtunden in der Wiſſenſchaft der frommen Agitation und beim Fräulein Charitas Klebrich Lektionen in altteſtamentlicher Exegeſe.

Ueber die letztere Auszweigung des der Juriſterei und Wingolfingerei befliſſenen jungen Moglers wurden in den heidniſchen Korpskneipen viele unziemliche Witze geriſſen, welche leider nicht einmal dann verſtummten, als Fräulein Charitas das Unglück hatte, von der Waſſerſucht befallen zu werden. Nach etlicher Zeit ſchlug dieſe Waſſerſucht plötzlich in eine wunderbare Kriſis um, nämlich in ein Wochenbett, was, da auch die Polizei ihre profane Hand in dieſe mirakulöſe Geſchichte hineinzuſtecken beliebte, eine völlige Umwälzung im „Tempel“ zur Folge hatte. Unſere Quellen fließen jedoch an dieſer Stelle ſo trübe, daß wir außer Standes ſind, unſere Leſer über die Sache völlig ins Klare zu ſetzen. Was wir mit Beſtimmtheit melden können, iſt nur Zweierlei: — 1) daß der junge Mogler ſchleunigſt eine andere Hochſchule bezog, und 2) daß Herr Klebrich, der Vater Charitatis, eine Reiſe zum alten Mogler that, bei welcher Gelegenheit zwiſchen den beiden gottſeligen Vätern ſehr unliebſame Verhandlungen ſtattgefunden haben ſollen.

Man hat nachher den alten Mogler ſagen hören: „So viel Geld! Ein ſo unmenſchliches Geld! Das gibt mir den Reſt.“ . . . Und ſiehe, es gab ihm wirklich den Reſt. Er wurde von da an noch viel tiefſinniger und „frommer“, als er vorher geweſen, und ſein geheimer Seelenkummer ſchlug ſich in Geſtalt einer immer intenſiver werdenden Weinröthe auf ſeiner Naſe nieder. Eines Abends arbeitete er raſtlos eifrig an der Vermehrung dieſer Röthe und wurde demzufolge gerührt wie noch nie, d. h. vom Schlag.

Der untröſtliche Sohn beſtattete den Todten großartig und that das Gelübde, dem Andenken des Seligen zu Ehren ſein Lebenlang eine ebenſo erweckliche weiße Halsbinde zu tragen, wie Jener getragen hatte.

3.

Erwecklich nämlich war die Halsbinde unſeres Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler, den wir als wohlbeſtallten Rechtsanwalt wiederfinden, erwecklich im höchſten Grade. War ſie nicht weiß wie die weißeſten Bäffchen, welche je ein Bonze umgebunden? War ſie nicht ſteif wie irgendein römiſches oder lutheriſches Dogma? Rechne, ſie war es. Ueberdies hatte Herr Mogler eine ganz eigene Art, die Enden ſeiner weißen ſteifen Halsbinde myſtiſch zu verknoten, ſo daß er ſich ſchon mittelſt dieſer Schleife Wiſſenden als „Bruder im Herrn“ ſignaliſirte.

Er war aber die Säule Boas am Tempel, er war auch die Säule Jachin. Er war der ſiebenarmige Leuchter im Heiligen und er war auch der Cherub im Allerheiligſten, welcher mit den Fittigen ſeines Anſehens und Einfluſſes die Bundeslade deckte. Summa: ein höchſt reſpektabler, angeſehener, einflußreicher, großer und heiliger Mann!

Das wird man nicht ſo ohne Weiteres und unſer theurer Mogler hatte ſich's gehörige Mühe koſten laſſen. Wahrhaftig, das hatte er. Freilich war ihm hiebei auch das Glück günſtig geweſen, indem es ihm verſchiedene ſchöne Veranlaſſungen bot, ſeine „frommen Gaben“ werkthätig ſpielen zu laſſen ....

Es iſt eine weltgeſchichtliche Thatſache: — die Welt will betrogen ſein. Will ſie nicht? Kalkulire, ſie will; d. h. Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler kalkulirte ſo und er that der Welt ihren Willen. War er doch ein viel zu guter Sohn, als daß er ſeines Vaters oft wiederholte Mahnung: „Seid klug wie die Schlangen!“ nicht zur Richtſchnur ſeines Lebens gemacht hätte. War, wie geſagt, ein gemachter Mann, reſpektabel und „hochmögend“ wie die ci-devant Generalſtaaten von Holland. Ging umher in ſeiner weißen, ſteifen, erwecklichen Halsbinde wie ein „Schlauch der Gottſeligkeit“. Wo immer man ſelbigen anſtach, quollen erbauliche Bibelſprüche und beſchauliche Sentenzen heraus, daß es war ein Wohlgefallen und ſüßer Ruch vor dem Herrn.

Moglers Hauptſtärke jedoch war die „Religionsgefahr“, will ſagen die Aufſpürung und Abwendung derſelben. Niemals hat ein Hühnerhund eine wilde Ente ſoweithin gewittert, wie unſer Mogler Religionsgefahren witterte. Ihm zufolge war die Religion ein aus dünnſtem Glaſe verfertigtes Ding, welches man gar nicht genug vor Schaden hüten könne. Er wußte, obzwar von Gottſeligkeitswegen behauptend, daß alle „Profanſkribenten“ ein „Gräuel vor dem Herrn“, doch ſehr gut, wie richtig der Schiller geſagt: „Verſtand iſt ſtets bei Wenigen nur geweſen" —, und daß demnach die Verſtändigen, welche wüßten, daß die Religion als das Eigenſte und Innerſte des Menſchen weder geſtohlen noch geraubt werden könne, in verſchwindend kleiner Minderzahl ſeien. Deßhalb machte er unbeſchreiblich gern in Religionsgefahr. Stets lag er auf der Lauer und er hatte insbeſondere bei zwei Gelegenheiten als Religionsretter erſter Sorte ſich hervorgethan.

War nämlich ſeiner Zeit in der Gemeinde die Haupt- und Staatsaktion der Anſtellung eines Nachtwächters vorgekommen. Der neubeſtallte Würdeträger hatte in der erſten Nacht ſeiner Amtswartung, in der allerbeſten Abſicht und um ſeinen Mitbürgern ſeinen Amtseifer zu manifeſtiren, dem Stundenruf noch etliche Kunſtbeilagen zugetheilt und ſo auch den bekannten alten Geſangbuchvers produzirt:

„Es koſtet viel, ein Chriſt zu ſein;
Die Heiden leben billich:
Die Chriſten trinken Bier und Wein,
Die Heiden trinken Millich."

Zum Unglück hatte dieſe nachtwächterliche Kunſtproduktion vor dem Hauſe unſeres eifrigen Moglers ſtattgefunden, der noch aufſaß, mit Geldzählen und ſonſtigen frommen Uebungen beſchäftigt .... O, du unglückſeliger Nachtwächter, wenn du hätteſt ahnen können, wie ſehr dein Singſang das religionsretterliche Gemüth des gottſeligen Mannes mit der erwecklichen Halsbinde erſchüttern, empören, entflammen mußte!

Am folgenden Morgen ging ein Zetermordio um unter den Mitgliedern des Tempels und da war in der ganzen Stadt kein alt Weib männlicher oder weiblicher Race, das nicht in allen Tonarten geſeufzt, geſtöhnt, gefiſtulirt, geraſ't hätte: „Man will uns unſern Glauben rauben! .... Es iſt eine große freimaureriſch-atheiſtiſche und kommuniſtiſche Verſchwörung, welche Altar und Thron umkippen machen will .... Meine

„„Regillion“ “ laß' ich nicht! . . . . Religionsgefahr! Religionsgefahr! Muh, muh! Mäh, mäh!“

Wer und was kann dem Furor religiosus widerſtehen, inſonderheit in unſeren Tagen, wo der „flache Rationalismus“ und die „ſeichte Aufklärung“ durch die heilige Allianz des höheren Blödſinns und der Polizei ſo glücklich beſeitigt worden ſind? Der arme Teufel vom Nachtwächter bewies umſonſt, ſein alter Geſangbuchvers ſei wirklich und wahrhaftig ein alter Geſangbuchvers. Der große Mogler behauptete, ſelbiger Vers ſei vielmehr eine „Blasphemie“, ein „Attentat auf Religion und Sittlichkeit“, und natürlich bekam Herr Mogler Recht. Der Attentäter wurde ab- und überdies vier Wochen lang an den Schatten geſetzt.

Dieſe von dem frommen Mann ſiegreich durchgeführte Agitation war nur die Vorübung zu einer nach größerem Maßſtabe angelegten, deren ganzer Verlauf den angehenden Heiligenſchein um Moglers nicht gerade hübſches Haupt her zu einem vollendeten machte. Seit Vollbringung dieſer Religionsrettung im großen Styl galt der Edle für den Fels, an welchem jeder Anſturm der Brandung des Unglaubens zerſchellen müßte. Wo er und ſeine erweckliche Halsbinde ſich zeigten, konnte man ſicher ſein, daß irgendein Schlag für das Reich Gottes und gegen das Reich Satans geführt werde.

Die gemeinte Sache war aber dieſe: — Ein junger negativer Theolog hatte ein epochemachendes Buch geſchrieben . . . . Ihr kennt doch, hoff' ich, meine Verehrteſten, das berühmte Apokryphon —

„Von Sankt Huberti Bart,
Den man ſo lang zu Rom verwahrt' . . . .“

nicht wahr? Nun wohl, dieſer Bart war der Gegenſtand des erwähnten Buches, worin mit ungeheuerſtem Aufwand von Scharfſinn und Gelehrſamkeit, mit alledem Rüſtzeug philologiſch-hiſtoriſcher Kritik der Beweis geführt wurde, beſagter Bart ſei eigentlich gar kein Bart, ſondern nur ein Phantasma, ein Mythus, das Produkt des mythenbildneriſchen Volksgeiſtes. Das Werk machte ſeinen Verfaſſer berühmt und war das ganz in der Ordnung. Aber damit noch nicht genug. Damals nämlich war die Unterwerfung des Staats unter die Kirche noch keine ſo ausgemachte Sache, wie in unſrer lieben Konkordatszeit, und graſſirte daher da und dort, ſelbſt in den Kreiſen höherer Staatshömorrhoidarii eine verwerfliche Hinneigung zu negativer Theologie. In Folge deſſen wurde der Verfaſſer des weltberühmten Buches „De Sancti Huberti barba“ auf den akademiſchen Lehrſtuhl der Barbologie berufen.

Jetzt aber hättet Ihr unſern vielgeliebten Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler ſehen ſollen! Wie der den Krebs des Glaubens anthat, den Helm der Moral aufſetzte und den Spieß des Eifers zur Hand nahm! Bald war in der ganzen Stadt und ihrem Gebiete kein Glockenſtrick mehr zu finden, an welchem nicht ein Frommer gehangen hätte, will ſagen ſturmläutend. Ein erbaulicher Anblick, höchſt erbaulich! Der Kreuzzug begann und hatte den bekannten Ausgang. Es kam ſoweit, daß Mogler und Komp. erklärten, ſie würden „in Gottes Namen ſchießen“; ja, eine Lesart will ſogar wiſſen, ſie hätten wirklich „in Gottes Namen“ geſchoſſen, was aber offenbar auf Verwechſelung mit einem anderweitigen ähnlichen Vorgang beruht. Sicher iſt nur, daß die Regierung nicht nur nach-, ſondern auch abgab und durch eine aus mogleriſchen Elementen komponirte erſetzt wurde. Natürlich mußte der negative Theolog, am Fuße ſeines Katheders angelangt, wieder umkehren und ſelbſtverſtändlich wird ſeither die Barbologie wieder ganz in der guten alten rechtgläubigen Manier traktirt.

4.

Es iſt eine in dieſer erwecklichen Geſchichte leider nicht zu umgehende Thatſache, daß die Kinder dieſer Welt, die Söhne Belials, an unſerem theuren Fürchtegott Ehregott Liebegott Etliches auszuſetzen hatten. Sie entblödeten ſich nicht, ja ſie erfrechten ſich geradenwegs, zu ſagen, der hochverdiente Herr Mogler ſei der infamſte Heuchler, welcher jemals die Augen verdreht habe. Er ſei, ſagten die Läſterer, ein Wüſtling des gemeinſten Schlags, ein Wucherer der raffinirteſten und erbarmungsloſeſten Art; ein Menſch, der hinter der Maske der Religion die bodenloſeſte Verworfenheit berge; ein Schurke, der, während er ſich den Anſchein zu geben wiſſe, mit brennendem Eifer die Werke der inneren und äußeren Miſſion zu fördern, ſeiner innerſten und eigenſten Miſſion nachgehe, nämlich der Befriedigung ſchmachvoller Lüſte und unerſättlicher Habgier. So die Söhne Belials über unſern Heiligen. Aber wer hätte ihnen glauben mögen? Niemand, und das geſchah ihnen ganz recht.

Es war auch keineswegs, wie die Profanen und Publikanen, die Freimaurer und ſonſtigen Gottesleugner behaupteten, ſchmutziger Geiz, ſondern es war vielmehr der Zug frommer Wahlverwandtſchaft, was unſeren Fürchtegott Ehregott Liebegott — als ſelbiger, wie er ſich erwecklich ausdrückte, „von ſeinem Herrn Jeſu Chriſt einen Puff bekam“, will ſagen einen Antrieb, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, — bewogen hat, ſeine Augen auf die ehrſame Jungfrau und Mitſchweſter im Herrn Chriſtophora Kneipdenpfennig zu richten, die an zwanzig Jahre älter war denn er und an Heiligkeit nur ihrem Bewerber, aber auch nur *ihm* nachſtand. An Geld und Gut ging ſie ihm vor und doch hatte der Herr ſeinen treuen Knecht ſo geſegnet, daß dieſer ſchon vor ſeiner Heirat mit Grund ein ſehr reicher Mann heißen konnte.

An der ehrſamen Jungfrau Chriſtophora hatten die, „ſo da draußen“ und „fern vom Durchbruch zur Gnade“, ebenfalls Manches auszuſetzen, aber was lag daran? Nichts, rechne ich. Es iſt wahr, Jungfrau Kneipdenpfennig war ſparſam und haushälteriſch. Aber warum ſollte ſie das nicht ſein? Wir könnten uns noch weiter über ihren Charakter verbreiten, ziehen es aber vor, denſelben durch folgendes Fakt brillant zu illuſtriren .... Unter den Beſitzthümern Chriſtophora's befand ſich ein Landgut vor der Stadt, auf welchem neben anderem Vieh auch Ziegen gehalten wurden, zu dem Zwecke, alljährlich im Frühling und Sommer der ſchwachen Bruſt der Beſitzerin mit ihrer Milch zu Hülfe zu kommen. Indeſſen hatte Jungfrau Kneipdenpfennig mit zu großem Erfolg Nationalökonomie ſtudirt, als daß ſie nicht hätte wünſchen ſollen, die Ziegen möchten auch noch anderweitig nutzbar gemacht werden. Zu dieſem Ende war von Zeit zu Zeit ein, wie zu geſtehen ich nicht umhin kann, ziemlich anrüchiges Individuum nöthig, welches im gewöhnlichen Leben Bock heißt, übrigens ſeit dem Erſcheinen von Immermann's Münchhauſen, alſo ſeit 1839, auch in gemiſchter Geſellſchaft präſentabel iſt, vorausgeſetzt, daß man aus Rückſicht für die diverſen Fräulein „Emerentien“ den Bock ja nicht etwa Bock, ſondern decenter Weiſe den „Gatten der Ziegen“ nenne. Nun wohl, das Kurze und das Lange dieſes kneipdenpfennig'ſchen Idylls iſt, daß Jungfrau Chriſtophora eines ſchönen Tages ihrem Knecht einen entſprechenden Abzug an ſeinem Lohne machte, weil der beſagte „Gatte der Ziegen“ ſeines Amtes nicht erfolgreich genug gewartet hatte.

Die bräutliche Jungfrau brachte in das Haus ihres gottſeligen Bräutigams neben ihrem Vermögen auch einen Gegenſtand mit, welcher daſelbſt etwas weniger willkommen zu ſein ſchien als jenes. Nämlich ein heranwachſendes Mädchen, das einzige Kind von Chriſtophora's einzigem Bruder, welcher an den Folgen eines unverſchuldeten Bankerotts geſtorben war.

Die Waiſe verblieb jedoch vorerſt nicht lange im mogleriſchen Hauſe. Denn unſer Fürchtegott, praktiſch und umſichtig in allen Dingen, war des Dafürhaltens, es ſei räthlich, das Kind den Verführungen des Stadtlebens zu entziehen und daſſelbe auf dem Lande bei einem rechtgläubigen Schulmeiſter oder Küſter zu verköſtigen, allwo es zur Arbeit und Gottſeligkeit angehalten würde. Frau Mogler war ganz damit einverſtanden.

Die gute Frau war überhaupt mit Allem einverſtanden, was ihr erleuchteter und erweckter Eheherr wollte; ſogar damit, daß ſie möglichſt bald ſtärbe. Und ſie that wirklich ſo, durch welche Thatſache die profane Sage, Fürchtegott und Chriſtophora hätten wie Hund und Katze oder, wie die atheiſtiſchen Spötter ſich ausdrückten, wie ein junger Mucker und eine alte Muckerin mitſammen gelebt, hinlänglich widerlegt iſt.

5.

Die Wittwertrauer, welche Herr Mogler ſeiner „ſanft und ſelig im Herrn entſchlafenen innigſtgeliebten Eheliebſten“ widmete, war eine exemplariſche. Die ganze Gemeinde der Heiligen, insbeſondere die Schweſterſchaft, erbaute ſich ſo ſehr daran, daß der betrübte Wittwer nicht allein ſeine zehn Finger, ſondern auch ſeine zehn Zehen nur auszuſtrecken gebraucht hätte, um an jedem dieſer Finger und dieſer Zehen ein zärtlichſtes weibliches Herz ſammt Zubehör zappeln zu ſehen. Allein der fromme Fürchtegott hatte zuvörderſt Dringenderes zu thun.

Die ſelige Chriſtophora hinterließ ein Teſtament, welches ſie auf eine zartſinnig-erweckliche Inſinuation Seitens ihres Gemahls hin am erſten Tag ihrer Ehe aufgeſetzt hatte. Zu ſeinen Gunſten, verſteht ſich. Später, als ſie merkte, daß ſie von dieſer ſündigen Welt bald abſcheiden müßte, hatte ſie ihrem letzten Willen ein Kodicill beigefügt, kraft deſſen ſie ihrer Nichte Gertrud ein bedeutendes Legat vermachte. Weil ſie jedoch bis zu ihrem letzten Athemzug ſtandhaft an ihren nationalökonomiſchen Grundſätzen feſthielt, hatte ſie es aus Scheu vor den Sporteln unterlaſſen, ihrem alſo modificirten Teſtament eine geſetzliche Form geben zu laſſen.

Dieſes Verſäumniß als Rechtskundiger nachzuholen bemühte ſich, vermuth' ich, unſer lieber Fürchtegott Ehregott Liebegott, als er, ganz aufgelöſ't in Schmerz und Klage, unmittelbar nach ſeiner Heimkehr von dem Begräbniß Chriſtophora's das Teſtament hervorholte und ſich damit in ſein Arbeitszimmer einſchloß.

Wunderbar, o Herr, ſind deine Wege! Ja wohl, wunderbar, ſehr wunderbar: denn ſiehe, nach Verfluß von etlichen Stunden war das dem Teſtament der ſeligen Frau Mogler angehängte Kodicill verſchwunden, — rein weg, ſpurlos. Einzig und allein durch die Kraft moglериſchen Gebetes, verſteht ſich. Wie man daran ſollte zweifeln können zu einer Zeit, wo zu Toll, im geſegneten Schwabenland, eine Schwarze- und Graue-Staarwegbetungsanſtalt etablirt iſt und vortreffliche Geſchäfte macht, iſt nicht wohl abzuſehen.

Zwar wollten die Kinder dieſer Welt, die Rotte Belials und die Bande Lucifers, ja ſie wollten wiſſen, der Herr Rechtsanwalt und Kirchenvorſtand Mogler ſei in bemeldeter Sache der Kraft ſeines Gebets mit Bimſtein und Sauerkleeſalz zu Hülfe gekommen. Aber man weiß ja, wie giftiglich die Zungen Derer, ſo da wandeln in der Finſterniß, gewetzet und geſchärfet und geſpitzet ſind auf die Auserwählten.

Und dann: si duo faciunt idem, non est idem. Etwas Anderes iſt es, wenn ein weltlichgeſinnter Gauner, und etwas Anderes, wenn ein gottſeliger Rechtsgelehrter Bimſtein und Sauerkleeſalz in Anwendung bringt. Im letzteren Falle handelt es ſich dabei natürlich um die Mehrung des Reiches Gottes und um die Minderung des Reiches Satans, überhaupt um „höhere Zwecke“, — es kann gar nicht anders ſein, wißt ihr? . . . .

Als am 2. September 1659 Oliver Cromwell — der größte Mann ſeines Jahrhunderts und der bedeutendſte Regent ſeines Landes, deßhalb auch noch heute von der engliſchen Ariſtokratie jeder Null aus den „noblen“ Häuſern Plantagenet, Tudor, Stuart und Hannover bei Weitem nachgeſetzt — ja, als am 2. September 1659 der heldiſche Bauer und Brauer ſich zum Sterben ſchickte, ſoll er, was freilich nicht eben ganz ſicher verbürgt iſt, ſeinen Kaplan Goodwin gefragt haben, ob Einer, der mal „in der Gnade“ geweſen, jemals wieder herausfallen könne . . . . Nein, gab Reverend Goodwin zur Antwort . . . . „Wohl, dann iſt Alles gut; denn ich weiß gewiß, *einmal* bin ich darin geweſen.“

Wenn nun ſchon der große Oliver, der nur *einmal* im Stande der Gnade geweſen, beruhigten Gewiſſens dem *Tode* ins Auge ſah, warum ſollte der größere Mogler, der mindeſtens ein paar Dutzend Male den „Gnadendurchbruch“ erlebt hatte, irgendwie und durch irgendwas, z. B. durch den Umſtand, daß in einem Augenblick von „Zerſtreutheit“ Bimſtein und Sauerkleeſalz ihm näher als billig zur Hand geweſen, ſich behindert ſehen, dem *Leben* getroſt ins Antlitz zu ſehen? Der Gute ſah ſich auch keineswegs behindert, heimſ'te die fette kneipdenpfennig'ſche Erbſchaft ein, gab bei dieſer Gelegenheit hundert harte Thaler an ein berühmtes Miſſionsinſtitut, welches die „armen blinden ſchwarzen“ Heiden in Afrika mit Chriſtenthum und wollenen Socken verſieht, und nahm mächtiglich zu an Reichthum, Wichtigkeit und heiligem Geruch, — Alles „zur größeren Ehre Gottes“, verſteht ſich.

6.

Eines Tages fuhr Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott auf's Land, eine ſehr gottſelige Rede memorirend, welche er draußen an die arme Gertrud zu halten beabſichtigte. Der Text derſelben war, daß er, der Rechtsanwalt und Kirchenvorſtand Mogler, komme, um dem Dorfküſter, bei welchem die Nichte der ſeligen Chriſtophora untergebracht war, die letztverfallene Rate des Koſtgeldes zu bezahlen, — überhaupt die letzte; denn die Moral der zu haltenden Homilie ſollte ſein, daß das junge Mädchen, welchem „nach Gottes Rath“ die ſelig im Herrn entſchlafene Tante „leider Nichts hinterlaſſen“, fürderhin für ſich ſelbſt ſorgen müßte.

Höchſt bedauerlicher Weiſe wurde dieſe Rede, in welcher der große Mogler — ein „erleſenes Sprachrohr im Tempel“ — ſich ſelber zu übertreffen gedachte, nicht gehalten . . . Und das ging ſo zu. Als Herr Fürchtegott im Hauſe des Küſters angekommen, fand er die ſechszehnjährige, eben zu friſcheſter Jungfräulichkeit herangeblühte Gertrud allein. Sie empfing ihn mit der unbefangenen Freundlichkeit eines Kindes und ging weg, ihre Pflegeeltern vom nahen Felde herbeizurufen. In der Stube allein gelaſſen, verſank Herr Mogler für eine Weile in tiefe Meditation, geiſtliche natürlich. Dann ſah er auf und ſpähend im Zimmer umher, wirbelte, wie ſein frommer Vater zu thun gepflegt hatte, die Daumen ſeiner beiden Hände um einander und brach in die Flüſterworte aus: „Sie iſt ſehr ſchön geworden! Ueber die Maßen ſchön!“

Und wie er ſo ſprach, war ein Funkeln in ſeinen Augen und ein Keuchen in ſeiner Bruſt und ein Schnauben in ſeiner Naſe, — oh!

Arme Gertrud! Ja, du warſt ſchön! Schön wie nur je eine Roſenknoſpe von Mädchen, deren keuſche Reize der

Schmeichelhauch ihres ſechszehnten Lenzes zuerſt zur vollen Erſcheinung bringt. Aber — ja, was aber? Oh, weiter Nichts als daß ich meine, Schönheit müßte von Rechtswegen mit zu den übrigen Privilegien der Vornehmen, Reichen und Glücklichen gehören. Man iſt nicht ungeſtraft ſchön, wenn man arm und verlaſſen iſt . . . . .

Wurde alſo, ſag' ich, die wohlmemorirte mogleriſche Rede nicht gehalten, ſondern ſtatt derſelben eine improviſirte, deren Nutzanwendung war, daß Gertrud Abends mit Herrn Mogler nach der Stadt fuhr, wo ſie im mogleriſchen Hauſe abſtieg und verblieb.

Seht, ſprachen triumphirend die Frommen, — ſeht, das iſt der Mann, welchen die Zöllner und Sünder einen Erbſchleicher ſchalten und von dem ſie ſagten, er habe die Nichte ſeiner ſeligen Frau ſo oder ſo um ihr Erbe geprellt. Seht, ſo rächt ſich der edle Knecht Gottes. Er hat das junge Mädchen zu ſich genommen, in der Abſicht, ſo der Herr das Herz Gertruds auf den rechten Weg lenkt, die Waiſe an Kindesſtatt anzunehmen.

Nach Verlauf einiger Zeit gab es freilich in der Schweſterſchaft der Gemeinde etwelches gottſeliges Kopfſchütteln über die „weltlichen Eitelkeiten“, welche — ſo ſagten die Schweſtern im Herrn — der Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott ſeiner jungen Pflegbefohlenen zuließ. Wirklich, es ließ ſich nicht beſtreiten, daß die ſchöne Gertrud in den neueſten und koſtſpieligſten Modetoiletten einherging — Jammer! Es war eine Thatſache, daß ſie Tanzunterricht nahm — Schauder! Es war eine Gewißheit, daß ſie nicht ſelten, aber oft das Theater beſuchte — Zeter! Ja, es ging ſogar eine dunkle Sage, daß regelmäßig, wann das junge Mädchen an der Brüſtung der Loge im zweiten Range ſaß, im Hintergrunde ſelbiger Loge die myſtiſche Schleife von Herrn Moglers erwecklicher Halsbinde erblickt worden ſei.

Was hatte denn das zu bedeuten? War das noch derſelbige Mogler, welcher vordem nicht müde geworden, gegen das Schauſpielweſen zu eifern? Welcher mit dem Kirchenvater Chryſoſtomus die Theater „Wohnungen des Teufels, Schauplätze der Unſittlichkeit, Lehrſäle der Ueppigkeit und Schwelgerei, Gymnaſien der Ausſchweifung, Katheder der Peſt und babyloniſche Oefen" genannt hatte? Welcher mit dem Kirchenvater Cyprian ausgerufen hatte, die „Mimen lehren Unzucht und Ehebruch und manche züchtige Jungfrau, manche ehrbare Frau, die keuſch ins Theater ging, habe daſſelbe unkeuſch verlaſſen"? ... In Wahrheit, lieber Leſer, es war trotz Alledem noch ganz derſelbige Mogler ..... „Seid klug wie die Schlangen"! Muß, wer den Zweck will, nicht auch die Mittel wollen, nämlich die gerade zweckdienlichen? Gewiß! Nur Phantaſtiker können Nein ſagen. War aber unſer Fürchtegott Ehregott Liebegott ſchlechterdings kein Phantaſt, bewahre! War ein ſehr „frommer" Mann, welcher mit dem Zwecke auch die Mittel wollte und ſie zu wählen und anzuwenden verſtand, — ſelbſt auf die Gefahr hin, einen Zipfel ſeiner erwecklichen Halsbinde im Hintergrunde einer Theaterloge ſehen laſſen zu müſſen.

Brauche ich noch ausdrücklich zu ſagen, daß Herr Mogler ſeinen Zweck vollſtändig erreichte? Konnte das ja, ſo bewandt, wie die Umſtände waren, gar nicht ausbleiben ....

Nachdem nicht ſehr viele Monate verfloſſen waren, verſchwand die ſchöne Gertrud von den Promenaden und aus dem Theater. Was war nur dem jungen Mädchen? Es ſah ſo bleich, ſo verſtört aus, recht kränklich. Es wurde von fieberhafter Unraſt im Hauſe des großmüthigen Beſchützers von Zimmer zu Zimmer getrieben. Dann wieder mit dieſer Unruhe ein tagelanges dumpfes Brüten wechſelnd. Ganz ſo, als müßte das arme Ding wahnſinnig werden oder wäre das bereits. Bedenklich, ſehr bedenklich!

Zu dieſer Zeit fand in dem Zimmer des Hausherrn ein leidenſchaftlicher Auftritt ſtatt. Gertrud hielt, am Boden liegend und krampfhaft ſchluchzend, die Kniee ihres großmüthigen Beſchützers umklammert. Was erflehte ſie denn von dem frommen Manne? Jedenfalls Etwas, was ihr zu gewähren ſeine Gottſeligkeit ihm nicht zuließ. Was der Edle für eine Mühe hatte, das, wie es ſchien, bis zur Verzweiflung aufgeregte Mädchen einigermaßen zu beſchwichtigen, iſt nicht zu ſagen. Die Beſchwichtigung hielt aber nicht vor.

Denn am Morgen darauf zog man unterhalb der Stadt den Leichnam der armen Gertrud aus dem Strom . . . .

„Hebt ſie vom Uferkies,
Aufhebt ſie leis!
Oh, welch ein zart und ſüß
Abgeknickt Reis!

Fragt nicht: aus was für Saat
Aufging die raſche That,
Keimt' ihr Empören?
Abwuſch die Schmach von ihr,
Nichts ließ der Tod an ihr —
Nichts als der Schönheit Zier
Und Leichenehren“ . . . . .

Ja, fragt nicht! Es iſt am beſten ſo. Wer aber dennoch ſeine Neugierde nicht überwinden könnte und fragen wollte, der findet die Antwort in der 70. Stanze des 4. Canto von Byrons „Don Juan“ . . . . Bitt' um Entſchuldigung, daß ich ſo zu ſagen genöthigt bin, eine ſo fromme Geſchichte mit einem ſo profanen Citat zu beſchließen. Denn die Geſchichte iſt zu Ende, maßen es nur noch zu melden gibt, daß Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler gerade acht Tage nach Gertrud's Beſtattung in Anerkennung ſeiner „außerordentlichen Verdienſte um Religion und Sittlichkeit“ in die oberſte Kirchenbehörde berufen wurde. Soweit menſchliche Berechnung reicht, liegt vor dem neuen Herrn Oberkirchenrath noch eine lange Laufbahn der Heiligkeit und der Ehren.

* * *

Aber — ſo hör' ich hier eine gebildete Leſerin fragen, welcher dieſe Geſchichte zufällig zur Hand gekommen — aber, mein Herr, wo bleibt denn die poetiſche Gerechtigkeit?

Die poetiſche Gerechtigkeit, meine Gnädigſte? Je nun, die bleibt, rechne ich, da, wo ſie hingehört, in der Poeſie nämlich. Zu und mit der Wirklichkeit hat ſie Nichts zu ſchaffen. In dieſer unſerer Wirklichkeit, wo das Sein Wenig oder Nichts, aber das Scheinen Alles zu bedeuten hat, wo Geld Macht und Erfolg Recht iſt, in dieſer unſerer Wirklichkeit kommen die Mogler — die großen, wohlverſtanden! — nicht etwa auf's Schaffot, auf die Galeeren oder ins Zuchthaus, bewahre! — wohl aber in Staats- und Kirchenräthe. Und damit noch nicht genug. Denn unter Umſtänden werden ſie auch Ambaſſadoren, Miniſter, Staatskanzler, Kaiſer ſogar .... So iſt der Lauf der Welt!

Der todte Millionenmann

und

die falſche Braut.

Ein zwar unglaublicher, aber doch aktenmäßiger Beitrag zur Kulturgeſchichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit der Dummheit kämpfen Gauner nicht vergebens.
Der verbeſſerte Schiller.

Gewiß, wir haben Grund, zu ſagen, daß unſer Jahrhundert Etwas gearbeitet, Etwas vor ſich gebracht und das Kapital menſchheitlichen Vorſchritts um eine bedeutende Summe vermehrt habe. Hans Dampf und Grethe Philanthropie in allen Gaſſen! Wir haben keinen die Welt zerrüttenden Zank zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Schwerte mehr, ſondern liebſelige Konkordate; keine Ketzer ſchmorenden Scheiterhaufen mehr, ſondern Begnadigungen zu Pulver und Blei; keine Folterkammern mehr, ſondern pennſylvaniſch-chriſtliche Marterzellen auf Lebenszeit; keine Hexenprozeſſe mehr, ſondern Hochverrathsprozeduren; keine Ritter mehr, ſondern nur noch Junker. Wir haben ſogar ein einiges Deutſchland — in vielen Zeitungen und in noch mehr Weinſtuben und Bierhäuſern. In rieſenhafter Progreſſion zieht die Bildung immer weitere Kreiſe: die Jugend iſt vor lauter Kultur ſchon mit achtzehn Jahren blaſirt und Sonntags führen mit pariſer Fräcken angethane Hausknechte Köchinnen zum Tanz, deren Hände in Glacéhandſchuhen ſtecken. Freiheit und Gleichheit ſind keine himmelblauen Ideale mehr, ſondern handgreifliche Wirklichkeiten: vor der Naſe der Polizei ſetzt der deutſche Bürger ſeinen braunröthlichen Garibaldihut keck auf's Ohr und in der alleinſeligmachenden Glocke der Krinoline wallfahren Fürſtinnen und Mägde einträchtiglich zum Hauſe des Herrn.

In dieſem Styl und Ton mag etwa ein Peſſimiſt grämeln und grollen. Wir Anderen jedoch wiegen uns unterdeſſen behaglich in dem Schaukelſtuhl moderner und modernſter Errungenſchaften. Schade nur, daß das harmoniſche Fortſchrittskonzert dann und wann durch einen grellen Mißton unterbrochen wird, welcher entweder von hoch oben herab oder von tief unten herauf erſchallt. Sollten wir aber dadurch unſere ſelbſtzufriedene Stimmung beeinträchtigen laſſen? Behüte! Abwechslung muß ſein.

Ich hoffe in dieſem Glauben auf die Nachſicht eines hochzuverehrenden Publikums, wenn ich in Nachſtehendem einen der angedeuteten Mißtöne verlauten laſſe, indem ich eine Geſchichte erzähle, welche auf die intellektuelle und ſittliche Kultur unſerer Zeit ein nicht gerade liebliches Streiflicht wirft. Es iſt ein Stück Dorf- und Stadtgeſchichte, von welcher ich in aller Beſcheidenheit glaube, daß ſie ein nicht unintereſſanter Beitrag zur Kulturhiſtorie der Gegenwart ſei. Um ſo mehr, wenn man erwägt, daß dieſe Geſchichte (ſie ſpielte in den Jahren 1858—60) in einem Lande ſich zutrug, welches ſeit ungefähr dreißig Jahren das umfaſſendſte und beſtorganiſirte Volksſchulweſen beſitzt, das auf Erden exiſtirt. Ich brauche wohl kaum zu verſichern, daß die Thatſachen meiner Erzählung ſtreng aktenmäßige ſind. Ich habe nicht ein Jota dazu oder davon gethan, dagegen aus Rückſichten der Schonung mir erlaubt, die Namen einiger Lokalitäten und die der handelnden Perſonen zu ändern.

1.

In Tannenbach, einem Dorfe in einem der nordöſtlichen Kantone ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, lebte im Jahre 1858 ein Mann und Familienvater, der Jakob Simplicius hieß. Ein „wohlbeleumdeter“, arbeitſamer, ſparſamer Mann, Beſitzer eines kleinen „G'werbs“, d. h. eines kleinen Bauerngütchens; daneben auch Inſtruktor bei der Infanterie oder „Dreckſtampfer“. Denn mit dem freilich etwas unreinlichen Terminus technikus „dreckſtampfen“ bezeichnete er ſelber die Ausübung ſeiner amtlichen Pflicht, angehende Enkel Winkelried's oder, proſaiſch zu ſprechen, Milizrekruten marſchiren und exerziren zu lehren. Ungeachtet dieſer zeitweiligen Beſchäftigung mit der edlen Kriegskunſt hatte unſer Jakobus Simplicius das Pulver nicht erfunden, was übrigens auch gar nicht nöthig war. Statt des mangelnden Organs der Erfindungskraft war aber an dem Schädel des Mannes das ſpezifiſche Organ des Glaubens ſo wundervoll vorhanden und entwickelt, daß die Herren Hofräthe Rudolf Wagner in Göttingen und Andreas Wagner in München von Rechtswegen eine unbändige Freude daran hätten haben ſollen. Auch des Simplicius Ehefrau beſaß einen ausreichenden Theil von der Gläubigkeit der „guten, alten, frommen“ Zeit. Die gute Frau Jakobäa machte aber trotzdem, wie wir ſehen werden, dem ſchrankenloſen Glaubenseifer ihres Eheherrn mitunter Oppoſition, — eine Oppoſition freilich, welche nicht etwa aus dem „heilloſen, modernen Unglauben“, ſondern vielmehr ebenfalls aus der vielbelobten romantiſchen Glaubensſtärke entſprang.

Zur Zeit, von welcher wir handeln, und auch ſpäter noch bildete zu Tannenbach, wie im ganzen Lande, einen beliebteſten Gegenſtand der Unterhaltungen am häuslichen Ofen der berühmte Herr Oberſt Mildherz, ein großer, ein größter Mann, weil der reichſte in der Eidgenoſſenſchaft. Der Ruf dieſes gewaltigen Fabrikherrn war gerade nicht der feinſte; aber es ſtand feſt, daß er ſich durch eine Energie ſondergleichen zum „Millionenmann“ emporgearbeitet hatte. Dies war ſein ſo zu ſagen offizieller Titel im Volksmund und zwar mit Recht, maßen der Kinderloſe bei ſeinem im Jahre 1859 erfolgten Tode etliche zwanzig Millionen hinterlaſſen hat. Der Volksphantaſie genügte indeſſen dieſer immerhin leidliche Reichthum keineswegs, ſondern ſie liebte es, das Vermögen des Herrn Oberſten in's Märchenhafte zu ſteigern. Eine auf die Volksphantaſie ſpekulirende Betriebſamkeit ſtand auch, wie wir bald erfahren werden, nicht an, dem Millionenmann Eigenſchaften anzudichten, welche ſeinen wirklichen diametral entgegengeſetzt waren. Endlich iſt noch zu ſagen, daß der Volksglaube die Erwerbung der ungeheuren Reichthümer des Fabrikherrn ſich in ſeiner Weiſe zu erklären ſuchte. Der Herr Mildherz war nämlich — daran konnte kein Zweifel ſein — im Beſitze von „Alunen“, die ihm „unmenſchliches“ Geld „legten“.

Alunen, auch Malunen, heißen mundartlich die Alraunen des germaniſchen Zauberglaubens. Die Vorſtellung von dieſen „Heckemännchen“ oder „Galgenmännlein“ hat aber in den Gegenden, wo unſere Geſchichte ſpielt, eine meines Wiſſens ſo eigenthümliche Geſtalt angenommen, daß ſie mir wohl erwähnenswerth zu ſein ſcheint. Selbſtverſtändlich iſt ſo ein „Alun“ nur mit Hülfe des Teufels zu erlangen; ja, der Alun iſt ſelbſt ein Stück Teufel. Der Beſitz von einem oder von mehreren Alunen hat alſo zur unumgänglichen Vorausſetzung, daß der Beſitzer ſeine Seele dem Teufel verſchreiben muß. Nach der, wenn mir recht iſt, am weiteſten verbreiteten Anſicht wird der Alraun, auch Mandragora genannt, aus der Bryoniawurzel bereitet, welche der menſchlichen Geſtalt ähnelt. An einem Montag, zur Frühlingszeit, bei einer „günſtigen“ Konſtellation des Mondes mit dem Jupiter oder der Venus, gräbt man die Wurzel aus der Erde und beſchneidet ihre Ausſchößlinge. Dann vergräbt man ſie auf dem Kirchhof in dem Grab eines kürzlich verſtorbenen Mannes und begießt ſie einen Monat lang täglich vor Sonnenaufgang mit Kuhmilchmolken, worin man zuvor drei Fledermäuſe ertränkt hat. Die nach Verfluß dieſer Zeit wieder ausgegrabene Wurzel iſt der menſchlichen Geſtalt viel ähnlicher als früher. Man trocknet ſie hierauf in einem mit Eiſenkraut geheizten Ofen und verwahrt ſie in einem Stück

Linnen, worin ein Todter gehüllt war. Der Beſitzer wird in jeder Weiſe an zeitlichem Wohlſtand zunehmen. . . . Anders die Zubereitung der „Alunen“ in der Gegend, von welcher hier die Rede. Ein junger Laubfroſch wird beim Vollmond gefangen und unter Anrufung des Teufels, mit Beihülfe eines „Laxner“ (Zauberer, Hexenmeiſter) und unter Ceremonieen, deren wichtigſte zu ſchmutzig iſt, um beſchrieben werden zu können, zum „Alun“ gemacht. Das Geſicht des Froſches bekommt durch dieſe Weihung ſtarke Aehnlichkeit mit einem menſchlichen. Der Beſitzer ſetzt den Alun in einem wohlverſchloſſenen Behälter unter ein Glasgefäß, und hier „legt“ das Zauberthier Tag für Tag ein großes Stück Geld. Sowie aber das Auge eines Uneingeweihten den Alraun erblickt, hört dieſer nicht nur auf Geld zu legen, ſondern der Beſitzer muß ihn auch unter Beobachtung gewiſſer Bräuche ſchleunigſt vergraben, wenn er nicht vorzeitig, das heißt früher als der mit dem Teufel eingegangene Pakt beſtimmt, von dem Böſen geholt werden will . . .

Lächle nicht mitleidig-ungläubig, theurer Leſer. Was ich dir da erzählte, iſt ein Stück von der wirklichen und wahrhaften Religion des Volkes, iſt ein Stück „Volksmündigkeit“, von welcher du in Ständekammern und anderswo ſchon ſo viel vernommen haſt. Ich fabulire dir Nichts vor. Es ſind kaum zwei Monate her, ſeit an dem Orte, wo ich dieſes ſchreibe, ein Eheſcheidungsbegehren ſtatthatte, deſſen Grundmotiv der Glaube an Alunen war. Eine Frau verlangte von ihrem Manne geſchieden zu werden, weil derſelbe einen der beſchriebenen Froſch-Alunen habe, welcher ihm täglich einen Fünffrankenthaler „legte“. Sie habe eines Tages unverſehens das Zauberthier in dem Schranke ihres Mannes gefunden. Der „Froſchteufel“ habe ſie ſo „grüsli angelugt“, daß ſie zum Tode erſchrocken ſei. Ihr Mann habe ſie dieſer Störung des Zaubers wegen gemißhandelt und böslich verlaſſen. Sie wolle von ihm geſchieden ſein, denn er habe ſich „droben im Toggenburg“

einen „neuen Alun gemacht“ und ſie fürchte durch Fortführung der Ehe mit ihm auch ihre Seele zu gefährden.

2.

Zur Herbſtzeit von 1858 machte ſich unſer Jakob Simplicius eines Tages auf, um ſeine Schweſter zu beſuchen, welche in der Umgebung der Hauptſtadt des Kantons an den Bauer Ezechiel Schafgrind verheiratet war. Es kann nicht verſchwiegen werden, daß das Ehepaar Schafgrind, das ſeine geiſtigen Gaben und religiöſen Vorſtellungen betrat, in die Rubrik „Polizeiwidrige Dummheit“ einzureihen war. Im Uebrigen ziemlich gutmüthige Leute, namentlich dann, wann ihre Habgier gehörig gekitzelt wurde.

Im Hauſe ſeines Schwagers traf der beſuchende Jakob eine ihm bislang unbekannte Frau, welche „wehwerte und grochzte“, das heißt ſehr leidend ſich anſtellte und eine große Geſchichte erzählte, daß ſie lange im Kantonsſpital erfolglos geegen und überhaupt kein Arzt ihr zu helfen vermöge. Freilich ſah die Leidende keineswegs kränklich aus; im Gegentheil, ſie hatte energiſche Züge und war glatt und wohlgenährt, ja ſogar korpulent. Aber warum hätte ſie nicht wie Sir John Falſtaff ſagen oder wenigſtens denken ſollen: „Schmerzen und Sorgen blaſen den Menſchen auf.“ Frau Schafgrind theilte ihrem Bruder auf Befragen mit, die Wehwernde und Grochzende ſei eine Frau Sibylle Gimmelig und von Seite der Armenpflege der Gemeinde bei ihnen, den Schafgrind, „vertiſogeldet“. Weiter hat ſich der gute Jakob bei dieſer Gelegenheit um die intereſſante Kranke nicht intereſſirt.

Es wäre gut für ihn geweſen, wenn auch er ſeinerſeits derſelben kein tieferes Intereſſe eingeflößt hätte. Allein wie immer es zugegangen ſein mag, Frau Sibylle hatte ſcharfäugig das Organ der Gläubigkeit an dem ehrenwerthen Inſtruktor wahrgenommen und ſie war ganz dazu gemacht, derartige Wahrnehmungen auszunützen. Sie war eine Menſchenkennerin im Allgemeinen und im Beſonderen eine Kennerin der Männer, deren ſie gegenwärtig bereits den dritten hatte. Im Jahre 1854 hatte ſie ſich nämlich zum dritten Mal verheiratet mit dem Zebedäus Gimmelig, der früher ein ziemlich bedeutendes Vermögen beſaß, daſſelbe aber lüderlich durchgebracht hatte und zur Zeit ſeiner Verehelichung mit Sibylle ein armer Teufel von Taglöhner war.

Die würdigen Eheleute hatten ſich gegenſeitig angeſchwindelt, indem Jedes vorgegeben, es beſitze Geld. Als nach der Hochzeit dieſer Schwindel zerrann, wurde die Ehe alsbald eine ſehr unglückliche, und ſtatt, wie früher, einander Etwas vorzulügen, trat an die Stelle der Vermögensdichtungen die Wirklichkeit gegenſeitiger Zärtlichkeiten mittelſt Fingernägeln und Fäuſten, bei welchen Bezeigungen der arme Tropf von Mann den Kürzeren zog. Er war überhaupt nur der Sklave ſeines Weibes. Beide waren, — entſchieden arbeitsſcheu und genußſüchtig, — zur Zeit unſerer Geſchichte der Armenpflege der Gemeinde zur Laſt gefallen.

Allein Frau Gimmelig war nicht gewillt, mit Dem ſich zu begnügen, was ihr auf Koſten der Gemeinde im Hauſe des Ezechiel Schafgrind gereicht wurde. Unter dem Vorwande einer räthſelhaften Krankheit, aus welcher kein Arzt klug werden konnte, hatte ſie ſich manche Zubuße zu verſchaffen gewußt, und als dieſe Quelle verſiegen gegangen, ſann ihr erfinderiſcher Geiſt auf die Eröffnung anderweitiger. Sie wollte nicht nur leben, ſondern flott leben. Und warum nicht? War ſie doch erſt achtunddreißig Jahre alt, eine nicht übel konſervirte Frau mit noch ſehr jugendlichen Neigungen und Leidenſchaften. Wenn

Shakſpeare's Fähndrich Piſtol zufolge die Welt eine Auſter iſt, warum ſollte Frau Sibylle dieſelbe nicht zu öffnen verſuchen? Freilich beſaß ſie kein Schwert, wie beſagter Piſtol, dagegen aber eine höchſt zweckmäßig geſchliffene Zunge.

Zunächſt übte ſie dieſe an ihren Koſtgebern, bei welchen ſie ſich in bedeutenden Reſpekt zu ſetzen wußte. Insbeſondere dadurch, daß ſie dunkle Andeutungen fallen ließ von einer glänzenden Zukunft, welche ihr noch bevorſtände. In dieſen Andeutungen ſpielte der Herr Oberſt und Millionenmann Mildherz eine große Rolle. Sie habe, erzählte Frau Sibylle treuherzig, aus ihrer erſten Ehe eine Tochter, welche den „fürnehmen“ Namen Sophie führe. Nicht ohne Grund, denn Sophie hätte keinen geringeren Mann zum „Götti“ (Pathen), als den Herrn Oberſt Mildherz, welcher für das junge Mädchen, das auf ſeine Koſten beim Herrn Gemeindamman Hintz in Bern erzogen wurde, bereits 10,000 Gulden „in eine Kaſſe“ gelegt habe. Weiter wurden myſteriöſe Winke hingeworfen, aus welchen zu ſchließen war, das Verhältniß des Millionenmanns zu der jungen Sophie ſei eigentlich noch ein viel innigeres. Natürlich mußte ſich die Gnade des Herrn Mildherz auch auf die Mutter des Mädchens erſtrecken. Aber gewiſſer „Verumſtändigungen“ halber konnte ſich dieſe Gnade an ihr, der Frau Sibylle, „dermalen“ nicht offenbaren. In der Zukunft jedoch, ja, da werde es ſich ſchon zeigen, was ſie eigentlich für einen Stand bei dem Millionenmann habe. Da werde ſie auch „in der Lage ſein“, die Pflege und Freundſchaft, der ſie bei den Schafgrinds genieße, an dieſen ſelbſt und an ihren Verwandten „auf's Schönſte“ zu vergelten. Nach dieſen Präludien kamen Schlag auf Schlag beſtimmte Verſprechungen von beſtimmten Geldſummen, prächtigen Kleidern, koſtbaren Möbeln, Betten ꝛc.

Ezechiel Schafgrind und ſeine Frau glaubten und waren ſelig, denn der Glaube macht ja bekanntlich ſelig. Als Jakob Simplicius zur Faſtnacht 1859 ſeine Schweſter wieder beſuchte, war dieſe der ihrer Familie bevorſtehenden Herrlichkeiten voll und zählte dem Bruder an den Fingern her, was Alles ſie durch Vermittelung der liebwerthen Frau Sibylle von dem theuren Herrn Oberſt zu erwarten hätten.

Jakob verwunderte ſich höchlich, biß aber an, „gläubete“ ebenfalls und ging heim, ſeiner Jakobäa von dieſen Wunderdingen zu erzählen.

3.

Eines Sonntags im Mai 1859 war Frau Jakobäa in die Kirche gegangen. Bei ihrer Rückkehr traf ſie ein „fürnehmes“ Gefährt vor dem Hauſe ſtehen, worüber ſie „erſchrak“. Man möchte ſagen, über die arme Frau ſei bei dieſem Anblick eine Ahnung gekommen, daß eine unheimliche Macht in ihr friedliches Daſein zerſtöreriſch einzugreifen im Begriffe wäre. Ein ſchulmeiſterlicher Logiker würde dieſe Ahnung in den Syllogismus auflöſen: die Landleute ſind gewohnt, alles Herrenmäßige als etwas Bedrohliches mit Mißtrauen anzuſehen; eine Kutſche ſieht herrenmäßig aus, folglich ſchwante der Frau Jakobäa beim Anblick der vor ihrem Hauſe haltenden Kutſche nichts Gutes. So wäre der Gemüthsvorgang, welcher nachmals in der Verhandlung vor dem Schwurgericht zur Sprache kam, pſychologiſch erklärt und wir können nun der Jakobäa in's Haus folgen, wo ſie bei ihrem Jakob unerwartete Gäſte fand.

Nämlich den Schwager und die Schwägerin Schafgrind nebſt der liebenswürdigen Frau Sibylle Gimmelig, welche mitſammen in die Provinz herausgefahren waren, einzig und allein in der Abſicht, dem guten Jakob Simplicius ein großes Glück anzukündigen. Frau Schafgrind ſprudelte nach Begrüßung der

Schwägerin in heiligem Freudeneifer nur ſo heraus, daß der Herr Oberſt Mildherz Willens ſei, ihrem guten Bruder Jakob ein ſchönes Geſchenk zu machen, und zwar ſolle daſſelbe beſtehen in einem hübſchen „G'werb“, der „wenigſtens 15,000 Gulden koſten müſſe“. Das war ſchon Etwas. Indeſſen ſchien der Jakob die Sache doch nicht für ganz geheuer anzuſehen. Es war doch gar zu wunderlich, daß er von einem Herrn, zu dem er nicht in entfernteſter Beziehung ſtand, Knall und Fall ein ſo außerordentliches Geſchenk erhalten ſollte. Schön wär's freilich, „kaibiſch ſchön“, ja, ja . . . aber . . . . . „Was meinſt, Frau?“ Worauf Jakobäa kopfſchüttelnd: „Ich glaub's nicht.“

Die ungläubige Thomaſin hatte jedoch zunächſt keine Zeit, ihren Unglauben zu motiviren. Sie mußte in die Küche, um für die Gäſte „ebbis z'Imbiß“ zu bereiten. Aber nachdem, homeriſch zu reden, die Begierde nach Speiſe und Trank dann geſtillt war, nahm Frau Sibylle Gimmelig die Tagesordnung wieder auf, indem ſie den ehrenwerthen Inſtruktor ſive Dreckſtampfer frug, ob er in der Umgegend keinen Bauerng'werb kenne, der ihm gefiele und feil ſei. Der Herr Oberſt Mildherz, ihrer Tochter . . . . ja, das dürfe ſie jetzt noch nicht ſagen . . . . kurzum, der Herr Oberſt werde ohne Weiteres mit beſagten 15,000 Gulden herausrücken, dieweilen ſelbiger Oberſt ſeine Wohlthaten auch dem Bruder der Frau zuwenden wolle, von welcher ſie, die Sprecherin, ſo gut verpflegt werde. Sie ſage Nichts als die Wahrheit, die purſte Wahrheit. Ja, „eidli bym Eid“, ſo thue ſie.

Fiel deſſenungeachtet die hartnäckige Jakobäa ein: „Pipperlipap und Biereſtiel', 's iſt neime nüd mit dem G'ſchenk und G'werb! Der Millionema iſt ja der ärgſt' Gythund (Geizhund) uff der Welt, der ſich ſelber 's Eſſen nit mag gonnen. Wie käm' der dazu, mir nüd dir nüd mym Ma ſo ein grüsli großes Geld z'ſchenke?“

Arme Jakobäa, deine parlamentariſche Oppoſition hatte das gewöhnliche Schickſal aller parlamentariſchen Oppoſitionen. Dein Einwurf war wohlbegründet, deine Logik untadelhaft, aber wann haben Vernunft und Logik gegen Lüge und die „germaniſche Tugend des Vertrauens“ aufkommen können?

Setzte nämlich Frau Gimmelig ihre ſibylliniſche Zunge in Bewegung, mindeſtens ſo ſüß wie Zucker und nicht viel langſamer als das hin- und herſchießende Schifflein eines mechaniſchen Webſtuhls, und wurde von dieſer Zunge die zweifelnde Jakobäa zu Boden geredet, unwiderſtehlich, erbarmungslos. Da ſei, eidli bym Eid, „nüd Ungerades“ an der Sache! Der Herr Oberſt ſei „perſönlich“ geizig, ja freilich, nicht zu läugnen das! Herentgegen ſei er auch „Präſident der Freimaurer und Wohlthäter“ und im Auftrage beſagter Geſellſchaft habe er große Summen an brave Leute, „die es brauchen können und deſſen würdig ſind“, zu vertheilen. Erſt vor Kurzem hätten die Freimaurer zu ſolchen Zwecken eine ungeheure Summe erhalten. Woher wohl? Woher ſonſt als aus Paris? Mehr als 2000 Millionen, eidli bym Eid! Was da ſo ein „Schlötterlig“ von 15,000 Gulden zu ſagen habe? Nicht der Rede werth. Aber freilich, Beweiſe ablegen müſſe man, inſonderheit durch Freigebigkeit, daß man der Wohlthaten der Freimaurer würdig ſei.

Dem guten Jakob Simplicius ging bei ſolcher Beredtſamkeit mehr und mehr das Licht, nein, eine wahrhafte Fackel des Glaubens auf. Um ſo mehr, da Schweſter und Schwager Schafgrind die Orakelſprüche der Frau Sibylle vollkommen beſtätigten und zwar mit einer Begeiſterung, welche Jakobum überzeugten, die Beiden müßten die ihnen in Ausſicht geſtellten „Geſchenke“ bereits empfangen haben. Und warum ſollte er dieſe Ueberzeugung nicht haben? Waren doch — wunderbar zu ſagen! — die Schafgrinds ſelber überzeugt, die ihnen Seitens der Frau Gimmelig gemachten Verſprechungen ſeien bereits erfüllt. Angeſichts dieſer aktenmäßig feſtſtehenden Thatſache dürften ſelbſt die Jeremiaſſe der wiener und berliner Kirchenzeitungen zugeben, daß in Iſrael noch immer eine erkleckliche Portion Glauben zu finden ſei.

Frau Jakobäa zwar gab ihren Widerſtand gegen die Beſtrickung ihres Mannes durch die „Schlangengoſche“ — wie ſie Frau Gimmeligs beredtes Mundſtück rückſichtslos-draſtiſch bezeichnete — noch nicht auf, aber ſie wurde überſtimmt. Dem Jakob ging der zu erwartende, „mindeſtens“ 15,000 Gulden werthe „G'werb“ wie ein Mühlrad im Kopf herum, deſſen nie beſonders gut beſtellt geweſene Regierung dadurch in völlige Anarchie aufgelöſt wurde. Frau Sibylle konnte unſchwer bemerken, daß der Zweck ihrer Fahrt nach Tannenbach vollſtändig erreicht worden ſei: das auserſehene Opfer hielt ſo lammfromm ſein Fell zum Scheeren hin. Warum ſollte jene zögern, die Scheere anzuſetzen?

4.

In der That, ſie zögerte nicht lange. Schon vier Tage nach ihrem erſten Beſuch in Tannenbach kam ſie abermals angefahren und zwar ohne Begleitung. Frau Jakobäa war allein zu Hauſe und es ſteht zu vermuthen, daß ſie der über die Maßen zuthunlichen Beſucherin nicht eben den freundlichſten Willkomm geboten habe. Aber ſoll ſich ein fühlend Herz, das am Wohlthun ſeine Freude findet, durch derartige Inkonvenienzen von ſeinen hohen Zwecken abbringen laſſen? Bewahre!

„Maul' du, wie du willſt,“ dachte Frau Sibylle und zog mit großartigen Gebärden einen Brief aus der Taſche, welchen, ſagte ſie, der Herr Oberſt Mildherz an der „Marktgaſſe“ der Hauptſtadt an ſeinen guten Freund Jakob Simplicius geſchrieben. Dieſe Epiſtel lautete nicht anders, als von einem Präſidenten der „Wohlthäter“ zu erwarten war. Der Herr Oberſt kündigte Simplicio an, er „wolle für 70,000 Franken ſorgen“, welche Simplicius demnächſt erhalten werde. Er, der Herr Oberſt, lebe der Erwartung, daß Jakob „ſein Glück nicht mit Füßen treten würde“. Als Moral der Fabel kam hintennach der erſte Zwick mit der Scheere: Frau Gimmelig forderte von der Jakobäa 60 oder 100 Franken, natürlich nicht etwa für ſich, ſondern für „höhere Zwecke“. Frau Jakobäa erklärte rundweg, ſie könne ſich auf ſo Etwas nicht einlaſſen. Da kam aber der Jakob nach Hauſe und nun nahm die Sache eine günſtigere Wendung. Die Siebenzigtauſendfranken-Epiſtel wurde vorgebracht und gefiel ihr Inhalt dem Manne höchlich. Weniger allerdings gefiel ihm, daß er, ſtatt Geld zu bekommen, vor der Hand welches geben ſollte. „Wenn Sie das Geld nicht hergeben, ſo iſt Alles Nichts. Sie müſſen dadurch dem Herrn Oberſt beweiſen, daß Sie freigebig ſind. Wer das nicht iſt, von dem zieht der Präſident der Freimaurer alsbald ſeine Hand ab.“ — „Aber wozu iſt denn das Geld, was ich hergeben ſoll, beſtimmt?“ — „Das darf ich nicht ſagen.“

Mit dieſem Beſcheide begnügt ſich Jakobus. Er holt aus der Kammer 50 Franken, er geht zu einem Nachbar, um von demſelben weitere 50 Franken zu entlehnen. Als er die 100 Franken an Frau Sibylle übergibt, ſagt er ſo beiläufig Etwas von einem ihm auszuſtellenden Schuldſchein. Sie aber ſchnell und hochherab: „Das darf nicht ſein, ſonſt iſt Alles umſonſt! das Geld muß nur ſo „„ſonſt““ anvertraut ſein und Sie dürfen von dem ganzen Handel keinem Menſchen Etwas ſagen.“

Sprach's, die „Schlangengoſche“, und verſchwand mit ihrer Beute. Abermals jedoch ließ ſie nur vier Tage verſtreichen, bis ſie wiederum in Tannenbach erſchien. Wiederum mit einem Brief an den „werthgeſchätzten Herrn“ Simplicius ausgerüſtet, worin der Herr Oberſt für die empfangenen 100 Franken „ehrerbietigſt“ dankte, ſeinem freigebigen Freunde zu den mehrerwähnten 70,000 Franken hin noch ein „ſchönes Heimweſen“ verſprach — Simplicius ſollte ſich ein ihm zuſagendes nur ungenirt in der Umgebung der Hauptſtadt ausſuchen — ſchließlich jedoch abermalen 50 „Fränkli“ oder „mehr“ verlangte.

Wer konnte einem ſolchen „Präſidenten der Wohlthäter“ Etwas abſchlagen? Jakobus gab die 50 Fränkli und fuhr mit der Frau Gimmelig nach der Stadt, um ſich in der Nachbarſchaft derſelben ein „Heimweſen“ auszuſuchen. Er fand auch wirklich eins, welches ihm ganz beſonders gefiel „von wegen dem Baumgarten“. Bei Gelegenheit dieſer Auskundſchaftung zeigte Frau Sibylle unſerem Simplicius ein ſchönes Haus, welches, ſagte ſie, der Herr Oberſt um die Summe von 23,000 Gulden angekauft und ihr geſchenkt habe. Schwager und Schweſter Schafgrind, bei welchen Jakob einſprach, beſtätigten eifrigſt dieſes und alles andere Mögliche und Unmögliche. Sie redeten Simplicio zu, er ſolle nur Geld hergeben, ſo viel er auftreiben könne: es werde ihm ja doch hundert- und hunderttauſendfach erſetzt. Darauf gab der Glaubenseifrige an jenem Tage, ſoviel er noch bei ſich hatte, nämlich 35 Franken, gab ſie um ſo bereitwilliger, als Frau Gimmelig ſich herabließ, ihm zu ſagen, wozu das Geld beſtimmt ſei. Der Herr Oberſt Mildherz habe nämlich eine Tochter, für welche er große Zärtlichkeit hege. Dieſe liege dermalen ſchwer krank zu Morgenthal im Kanton Bern. Auf ihre Heilung müſſe das Geld eines „braven“ Mannes verwendet werden, ſo eines Mannes vom Schlage Jakobi Simplicii, „ehrlich erworbenes Geld“.

Schon am 2. Juni war Frau Sibylle wiederum in Tannenbach, kläglich vorſtellend, die 35 Franken hätten nicht gewirkt und es ſei mit der Tochter des Herrn Oberſt „nicht beſſer worden“, weil „Frau Schafgrind das Geld geſehen hat“. Jakobus durfte natürlich nicht anſtehen, der kranken Tochter ſeines Wohlthäters in fide et spe nach Kräften beizuſpringen, und übergab daher ſeiner Freundin Gimmelig 150 Franken. Fünf Tage darauf beglückte ſie ihn bereits wieder mit ihrer Gegenwart. Ach, du lieber Himmel, auch die 150 Franken hatten keine Wirkung gethan! Es ſei gewiß kein „gutes“ Geld geweſen und müſſe daher „anderes“ geſchafft werden. Dieſe Pille war aber gehörig überzuckert. Denn, ſagte die ſüße Frau Gimmelig, der liebe Herr Oberſt habe das bewußte Heimweſen in aller Stille ſchon für den wackern Jakob angekauft; aber dieſer ſolle beileibe ja noch keine Sylbe von der Sache verlauten laſſen.

Gehorſam ſchwieg Simplicius und gab 250 Franken her, wofür ihm die Empfängerin von Seiten des Herrn Oberſt noch gütigſt mittheilte, dieſer wünſche, daß Jakob ſein Amt als Rekrutendriller aufgebe, weil er ja doch „die Anſtrengung nicht verleiden (ertragen) möge und das Dreckſtampfen fürder auch gar nicht nöthig habe.“ Der gute Mann kam dem aus ſo zarter Rückſicht für ſeine Geſundheit gefloſſenen Wunſche getreulich nach, indem er bei der erſten Gelegenheit ſeinem Vorgeſetzten techniſch-draſtiſch erklärte, „er wolle keinen Dreck mehr ſtampfen“ ....

Und weiter und weiter ging die Komödie, in ihrem Vorſchritt von Szene zu Szene ſo lächerlich abſurd ſich geſtaltend, daß es rein unmöglich wird, den Mann zu bemitleiden, welcher ſich durch eine ſo abgeſchmackt plumpe Gaukelei betrügen ließ. Der Wohnſitz des Herrn Mildherz war kaum eine halbe Tagreiſe von dem unſeres Simplicius entfernt. Warum fiel ihm nie ein, einmal hinzugehen, um von dem „Präſidenten der Wohlthäter“ Aufſchluß ſich zu erbitten? Aber freilich, er ſtand ſo willenlos unter dem Einfluß der Betrügerin, daß er ſchlechterdings nicht wagte, ohne Wiſſen und Willen derſelben irgend Etwas zu ſagen oder zu thun. Sie ihrerſeits ſorgte ſchon dafür, den Verſtrickten gar nicht mehr zu Athem kommen zu laſſen.

Nur wenige Tage nach ihrem letzten Beutezuge nach Tannenbach kam Frau Gimmelig wieder, that ſehr ängſtlich und ſagte, der Herr Oberſt ſelbſt ſei ſchwer erkrankt. Die Herſtellung deſſelben erfordere „viel und lauter reines Geld“, ſowie einen „Vierling Zwetſchgen, keine mehr und keine weniger“. Jakob ſchaffte Zwetſchgen und Geld, von letzterem in immer kürzeren Zwiſchenräumen immer größere Summen, 400, dann 600, dann 1000, dann 1800, dann 2000 Franken und ſo weiter. Die ſibylliniſchen Forderungen wuchſen lawinenmäßig. Um aber den armen Simplicius bei guter Laune zu erhalten, variirte Frau Gimmelig ihr Thema mannigfach. Bald kündigte ſie dem Jakob den Beſuch ſeines hohen Wohlthäters an, bald „böſerte“, bald „beſſerte“ es wieder mit dem Millionenmann. In der erſten Hälfte des Juli ſchrieb ſie nach Tannenbach, ſo viele hundert Franken der Jakob ſchicke, ſo viele Jahre würde der Herr Oberſt noch leben. Simplicius trieb 3000 Franken auf und ſchickte ihr die ganze Summe. Als Antwort ſchrieb ſie: „O, welche Freude! O, welche entzückende Freude! Aber auch welches Erſtaunen! Der Herr Oberſt kann jetzt noch dreißig Jahre leben. Herzlichen Dank vom Herrn Oberſt und der ganzen Familie!“ Etliche Tage darauf ſchickte der unermüdliche Jakob abermals 600 Franken und empfing zum Dank einen Brief, worin Frau Sibylle meldete: „Ich habe geſtern Abends 6 Uhr die 600 Franken erhalten. Um halb ſieben Uhr bin ich beim Herrn Oberſt geweſen und hab' ihm das Geld in die Hand gedrückt. Alsbald hat der kranke Mann wieder reden gekonnt und hat geſagt: „O, du lieber Simplicius!“ und dabei ſind ihm die Freudenthränen aus den Augen gelaufen.“

Ein Faden in dieſem unerhört dreiſten Lügengewebe war Wahrheit. Der Herr Oberſt Mildberg nämlich war wirklich erkrankt und zwar rettungslos. Zu Anfang Auguſts ſtarb er. Bei der Stellung, welche der Millionenmann eingenommen, war ſein Tod ein öffentliches Ereigniß, deſſen Kunde mit Blitzesſchnelle durch das Land ging. In das ſimpliciſche Haus zu Tannenbach muß ſie ſo recht wie Bliz und Donner geſchlagen haben.

Es kam aber alsbald Troſt und Stärkung in Geſtalt eines Sendſchreibens der theuren Frau Gimmelig. Denn kaum hatte dieſe vernommen, daß der Herr Oberſt hingegangen, „wo kein Licht mehr ſcheinet“, als ſie ſich mit dem ganzen Heroismus des Humbugs hinſetzte und an Jakob Simplicius, Ezdreckſtampfer zu Tannenbach, alſo ſchrieb: „O, welch' trauriger Bericht! Unſer Wohlthäter iſt entſchlafen. Wenn Ihr aber noch Etwas thun könnet, ſo wird er wieder lebendig! Es müſſen aber wenigſtens 600 Franken ſein.“ Frau Sibylle ließ es beim Schreiben nicht bewenden, ſie ſandte noch die Frau Schafgrind als Troſtbötin nach Tannenbach, wo ſich die Gute vernehmen ließ, „der Herr Oberſt ſei todt, allweg; aber es ſei nur ein Nervenſchlag und der Todte könne wieder gerettet werden: 1) weil er ein Geiſt ſei, 2) weil er als Freimaurer das Gebot nie übertreten habe, und 3) weil er die Macht eines Apoſtels habe, wieder aufzuſtehen“.

Und ſiehe, Jakobus Simplicius gläubete!

Laß dir, theurer Leſer, darob nicht etwa den Verſtand ſtillſtehen. Es iſt ſchon genug, daß er Jakobo ſtillgeſtanden, — ach, und wie!

Gläubete alſo, der arme Jakob, und that einen letzten Ruck, machte eine übermäßige Anſtrengung, um den hohen Wohlthäter wieder von den Ufern des Acheron zurückzurufen, und brachte erſt die verlangten 600, dann auf abermaliges Verlangen noch 1000 Franken zuſammen und ſchickte die Gelder dahin, wohin er ſchon ſo viele geſchickt hatte. Am 14. September empfing er mit der Beſcheinigung richtigen Empfangs zugleich die frohe Botſchaft, daß am nächſten Montag „ihr Wohlthäter ihnen wieder werde geſchenkt werden“, und etliche Tage ſpäter die noch frohere, „der Herr Oberſt ſei wirklich wieder vom

Todesſchlaf erwacht; es bedürfe jedoch zu ſeiner völligen Wiederherſtellung noch etzlichen Geldes".

Und ſiehe, Jakobus gläubete und mühete ſich in ſeinem Glauben verzweiflungsvoll, neue Gelder aufzutreiben. Denn ſein Wille war ſtark, aber ſein Kredit war futſch . . . Sela.

Der Unglückliche hatte nicht Raſt noch Ruhe mehr. Nach ſchlafloſen Nächten verbrachte er die Tage mit neuen Verſuchen, Geld beizuſchaffen. Sein Wahn hatte mälig die Geſtalt einer fixen Idee angenommen. Er glaubte, daß er ſich „ſchwer verſündige", wenn er den Herrn Oberſt nicht rette, und doch vermochte er es nicht. Gepeinigt einerſeits durch die ewigen Forderungen der Frau Gimmelig, gequält andererſeits durch die Unmöglichkeit, dieſe Forderungen ferner zu befriedigen, wurde der Arme in unabläſſiger Seelenangſt umgetrieben.

Seine Frau Jakobäa nicht minder. War es für ſie ſchon eine unerträgliche Pein, ihres Mannes Geheimniß vor aller Welt verbergen zu müſſen, ſo wurde die Qual ihrer Lage noch dadurch erhöht, daß ſie trotz des felſenfeſten Glaubens ihrer Familie dennoch immer wieder das wahre Weſen der Frau Sibylle erkannte. Freilich auch nur auf Augenblicke. Die gute Jakobäa litt aber noch unter einem andern Motiv der Beängſtigung. Ihr Mann ſollte für das, was er gab, ſo unmenſchlich viel Geld zurückerhalten? Konnte das „mit rechten Dingen" zugehen? Nein! Das Geld ſollte von dem Herrn Oberſt Mildherz kommen. Woher hatte dieſer ſeinen ungeheuren Reichthum? Von den „Alunen", wie Jedermann wußte. Alſo darauf wollte das Ding hinaus? Ihr Jakob ſollte in das Teufelszeug hineingezogen werden. Er mußte gewiß „Etwas unterſchreiben" oder, gerade herausgeſagt, „ſeine Seele dem Teufel verſchreiben", ja, ja! . . . Ob wohl die Prediger der „Umkehr zur kindlichen Gläubigkeit der guten alten Zeit" — wir meinen die ehrlich-dummen — noch ſo feſt hierauf beſtänden, wenn ſie ſich mal das Elend klar machen würden, welches unter das Dach des Jakob Simplicius eingezogen war?

Bis zum November 1859 ſpielte das aberwitzige Stück vom todten und wiedererſtandenen Millionenmann. Dann hörte es auf, denn der Jakob war jetzt ein Bettler. Das Schaf war nicht nur völlig kahl geſchoren, es hatte ſogar eine beträchtliche Partie fremder Wolle der eigenen nachgeworfen. Ohne Bild, Jakob Simplicius hatte ſich von der Sibylle Gimmelig nach und nach die Summe von 14,000 Franken ablügen laſſen, eine Summe, die ſo weit über ſein eigenes Vermögen ging, daß ſeine Gläubiger, bei denen er unter allerlei Vorwänden Geld aufgenommen, Anſtalt trafen, ihn wegen Betrugs kriminaliter zu belangen. Das machte endlich die ganze Schwindelblaſe platzen.

5.

Falls dem abſoluten Blödſinn überhaupt Tragik innewohnen könnte, ſo würde ich ſagen, daß mit Vorſtehendem die tragiſche Seite dieſer Geſchichte erledigt ſei. Jedenfalls kommen wir jetzt zur komiſchen, die ich unſern ſtoffhungrigen Komödienſchreibern hiemit zu geeigneter Berückſichtigung empfohlen haben will.

Frau Sibylle Gimmelig wohnte, ſeitdem die ſimpliciſchen Gelder flüſſig geworden, nicht mehr bei Schafgrinds, ſondern zuerſt in der Stadt, dann in einer „Außengemeinde“ derſelben. Sie hatte ſich auf großartigem Fuß eingerichtet und warf das Geld etliche Monate lang mit vollen Händen weg. Ihre Mägde glaubten, ſie ſei eine „Rennthierin“. Sie hatte auch ihren Tropf von Mann zu ſich genommen, aber er war nur ihr erſter Bedienter, deſſen ſie ſich bei ihren Schwindeleien als eines

Schreibers bediente. Er mußte ihr unbedingt zu Willen ſein; denn, wie er nachmals vor Gericht angab, „ſonſt hätte ſie ihn verzehrt“. Es waltete in dieſem Weibe ein dämoniſcher Hang, zu lügen, zu betrügen, Unfug zu ſtiften; auch ein gewiſſer Humor der Schelmerei und nicht minder endlich eine zügelloſe Sinnlichkeit. Aus dieſer entſprang, wie übrigens hier nicht weiter erörtert werden kann, ihre beharrliche Simulation, krank zu ſein. Ihr Mann mußte fortwährend nach Aerzten rennen. Sie hatte deren nach und nach nicht weniger als fünfzehn. Zuletzt, vom Juli an, einen jungen angehenden Arzt, meinen Herrn Doktor Habakuk Hoffegut. Dieſen behielt ſie und machte ihn zum Helden eines Luſtſpiels, welches ſie in Szene ſetzte, wie folgt.

Seine Patientin, in welcher der junge Arzt ihrer ganzen häuslichen Einrichtung zufolge eine ſehr wohlhabende Frau ſehen mußte, erkor ihn zu ihrem Vertrauten. Sie ſchilderte ihm ihre Vermögensumſtände und erzählte ihm auch von ihrer Tochter Babette, welche beim Herrn Gemeindamman Hintz in Bern erzogen werde. (Die zärtliche Mutter hatte alſo vergeſſen, daß dieſe ihre Tochter früher Sophie hieß.) Der Herr Oberſt Mildherz ſei der Pathe des jungen Mädchens und habe demſelben bereits koloſſale Schenkungen gemacht, nicht weniger als 30,000,000 Franken. Als mein Herr Doktor Hoffegut — er war unlängſt zu Baſel gedoktert worden — über einen ſo millionäriſch freigebigen Pathen die Augen ſperrangelweit aufriß, kam zu ſeiner Vergewiſſerung hinter einem dünnen Schleier die uns ſchon bekannte Legende wieder zum Vorſchein, daß nämlich der Millionenmann nicht allein der geiſtliche, ſondern auch der leibliche Vater der ſchönen Babette ſei.

Nun wohl, mein Herr Doctor gläubete an die Babette und ihre 30 Millionen Mitgift. Warum auch nicht? Sollte etwa der fürtreffliche junge Mann gegen das Heil des alleinſeligmachenden Millionenglaubens unſerer Zeit ketzeriſch ſich verhärten? Mit nichten, und gewiß um ſo weniger, als ihm dieſes Heil immer lieblicher und lockender ſich darſtellte. Nämlich die hochherzige Frau Sibylle ging nach den erwähnten Präludien mit der Eröffnung heraus, Dreißig-Millionen-Babette ſolle den jungen Arzt heiraten, zum Danke dafür, daß derſelbe ſie, die arme kranke Mutter, ſo geſchickt und treufleißig behandelte.

Meinem jungen Herrn Medizinmann wurde bei der plötzlichen Eröffnung dieſer Ausſicht in das Zauberland einer märchenhaften „Fortune“ etwas ſchwindelig. Hunderttauſende, was ſag' ich? Millionen von güldenen Napoleonen tanzten ihm „ſinnverwirrend und herzbethörend“ vor den Augen herum. Nachdem er ſich wiederum einigermaßen gefaßt und erkannt hatte, daß ihm alles Ernſtes eine Dreißig-Millionen-Braut ſo zu ſagen auf dem Teller präſentirt werde, griff er als praktiſcher Schweizer friſch zu. Immer friſcher dann, als das Gold-Babettli aus freien Stücken von Bern her eine gar anmuthige Korreſpondenz mit ihm eröffnete. Geſchah das zu Anfang Septembers, wo unſer praktiſcher Jüngling einen Schreibebrief erhielt, unterzeichnet „Babette Drollinger“ und vermeldend, wie glühend dankbar die Schreiberin gegen den Herrn Doktor geſinnt ſei, von wegen der fürtrefflichen Behandlung ihrer Frau Mutter durch ihn, und wie ſehnlich ſie wünſche, dieſen Dank ihm auch perſönlich abzuſtatten, zu welchem Zwecke ſie eine Zuſammenkunft im Heinrichsbad bei Heriſau vorſchlug.

Wer vermöchte ſolcher Liebenswürdigkeit einer Dreißig-Millionen-Schönen zu widerſtehen? Unter Vermittlung der Frau Mutter, durch deren Hände die ganze Korreſpondenz ging, drückte unſer junger Medizinmann ſeine wohlſtyliſirte Rührung aus über des Fräuleins reizendes Entgegenkommen, ſowie die Verſicherung, daß er im Heinrichsbad nicht fehlen würde. Fehlte auch wirklich nicht daſelbſt, reiſ'te in Geſellſchaft der hochherzigen Frau Mutter hin. Wer aber nicht kam, war das Gold-

Babettli. Schlimm das, aber begreiflich; denn, hieß es in einem ſtatt der Schönen anlangenden Briefe, ihrem Götti Hinz ſeien 80,000 Franken geſtohlen worden. Mein Herr Doktor begriff, daß Einem eine ſolche „Familienangelegenheit“ wohl die Reiſeluſt vertreiben könne, und tröſtete ſich mit einer bezaubernden Epiſtel, welche er bei ſeiner Nachhauſekunft vorfand und worin die Güldene ſchrieb: „Theuerſter Herr Doktor! Legen Sie doch mein Ausbleiben im Heinrichsbad nicht falſch aus. Könnten Sie in mein Inneres ſehen, wie es darin glüht von wahrer Freundſchaft, die an Liebe gränzt, ſo würden Sie nicht zweifeln. Nie hab' ich geglaubt, daß die Sehnſucht nach einem theuren Freund mich ſo quälen könnte.“ In der Inbrunſt ihrer Gefühle vergaß die junge Briefſchreiberin, daß ſie eigentlich den „theuerſten Herrn Doktor“ noch gar nicht geſehen, und ſchrieb friſchweg: „Wiederſehen ſind meine ſüßeſten Träume. Verzeihen Sie meine zuvorkommende Geſinnung. Ihre Babette Drollinger.“

Die ſüße Babette! Welche reizende Zuvorkommenheit! Mein Herr Doktor Hoffegut ging herum wie eine bis zum Zerſpringen geladene Armſtrong-Kanone, berſtend ſchier vor Zukunftsglückſeligkeitshochgefühlen. Nicht auszuhalten, ſo ein geladener Zuſtand! „Dichter lieben nicht zu ſchweigen“, hat ein gewiſſer Göthe gemeint; aber Verliebte noch weniger und Glückliche am allerwenigſten. Mein der Arznei- und Verheiratungskunſt Befliſſener hatte einen Herzensfreund. Wer wähnte nicht einen ſolchen zu haben, ſo lange man jung und dumm? Dieſem Bruderherz oder Herzbruder ſchoß er die Hoffnungsladung ſeiner Seele ins Geſicht. „Hör' mal, du, im engſten Vertrauen“ — „Natürlich, kannſt dich drauf verlaſſen“. — „Denk' dir, könnt' jetzt Eine haben mit 'ner Million.“ — „Was? Biſt wohl letzköpfig!“ — „Bewahre! Wenn ich der Tochter nur halb ſo gut gefalle wie der Alten, ſo iſt das G'ſchäftli im Reinen.“

Ein merkwürdig eitler und ſelbſtgefälliger Junge, nicht wahr? Behüte, behüte! Er ſagte nur die Wahrheit, maßen er der „Alten" in der That höchlich gefiel. Bezeugte doch die hochherzige Frau Sibylle ihr Wohlgefallen an dem jungen Manne nicht allein mit Worten, ſondern auch mit Werken, indem ſie demſelben während der kurzen Zeit ihrer Bekanntſchaft nach und nach Geſchenke im Betrag von mehr als 1000 Franken machte.

Bei einer ſpätern Gelegenheit fragte der alſo Honorirte ſeinen Freund: „Was meinſt, wie viele Millionen hat meine Braut?" — „Wie viele? Hm, ich will ſagen drei." — „Lange nicht genug gerathen! Mußt eine Null zu der Ziffer 3 hinzuthun." — „Herrſchaft! Dreißig? Famos! Pompos! Pyramidaliſch!" — „Ja, es thut's. Sobald ich das Geld habe, bekommſt du auch 100,000 Franken." Man ſieht, unſer glückſeliger Millionen-Bräuterich war ein recht generöſer Burſche. Schade, verteufelt ſchade, daß ſolche generöſe Burſche in der Regel keine Millionäre ſind. Sein Herzensfreund hielt ihn aber jedenfalls von Stund' an für einen „ſehr gelungenen Kerl", wahrſcheinlich ſogar für einen großen Mann.

6.

Im September 1859 fuhr eines ſchönen Morgens unſer Herr Doktor in Geſellſchaft ſeiner zukünftigen Schwiegermama in einem Eiſenbahnwagen erſter Klaſſe nach der Bundeshauptſtadt Bern. Seine Mittel erlaubten ihm das; denn er hatte zu dem Zwecke, den Reiſezahlmeiſter zu machen, eine goldſchwere Börſe von ſeiner Patientin und Begleiterin erhalten. Seine Laune war glorios: dampfte er doch der Erfüllung ſeiner Hoffnungen entgegen. Die ſüße Babette hatte ihn zu einer Zuſammenkunft in das Gaſthaus zum Bären in Bern geladen.

Aber es waltet auch über dieſem zweiten Zuſammenkunftsprojekt ein eigener Unſtern. Mein Herr Doktor Hoffegut wartet der Erſehnten im Bären einen Tag, zwei Tage lang. Sie kommt nicht. Seine Sehnſucht wird zum Fieber, ſeine Geduld iſt zu Ende. Er dringt in die verehrte Schwiegermama in spe, ihm doch endlich den Anblick ihrer Tochter zu verſchaffen. Frau Sibylle geht aus und kommt nach etlichen Stunden mit der Botſchaft zurück, der Herr Götti wolle Babette nicht aus dem Hauſe laſſen, weil ein Herr Soundſo aus Niflheim da ſei, welcher Abſichten auf das Mädchen habe und von dem Herrn Götti begünſtigt werde.

Was? Ein Nebenbuhler? Quer das, verteufelt quer? . . . Ich weiß nicht beſtimmt, ob unſer Kandidat des Millionarismus bei dieſer paſſenden Gelegenheit ſich daran erinnerte, daß ein ſicherer Shakſpeare mal geſagt hat:

> Was ich nur je in Büchern las und was ich
> Erzählen hört' in Märchen und Geſchichten,
> Beſtätigt mir, daß treuer Liebe Weg
> Nie führt die Liebenden auf eb'ner Bahn —

aber was ich beſtimmt ſagen kann, iſt, daß die geneigte Leſerin dieſer Hiſtorie nicht den entfernteſten Grund hat, für ihre Nerven bange zu ſein. Unſer Herr Doktor war viel zu geſcheidt, den Horribilikribrifax ſpielen zu wollen, — behüte! Es gab keine tragiſchen Wuthblicke, keine Herausforderung, kein Degenſchleifen, kein Piſtolenladen. Eine „praktiſche“ Jugend der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts iſt über derartigen romantiſchen Schnickſchnack ſo ziemlich hinweg. Kurzum, unſer vortrefflicher junger Mann ließ den Nebenbuhler Nebenbuhler ſein und hob ſich von dannen, zu fahren zen Thun, allwohin Frau Sibylle in „möglichſter Bälde“ mit ihrer Tochter nachzukommen verſprach.

Diesmal wartet der treue Schäfer nicht vergebens, nein, beim Jupiter! Wer fährt nach etlichen Tagen vor dem Gaſthaus zur Krone in Thun an? Wer anders als die theure Frau Sibylle? Und zwar nicht allein, ſondern — o, du glückſeliger Medizinmann! — in Geſellſchaft einer „niedli-netten“ jungen Dame mit Krinoline, Amazonenhütlein, Schleier und allem ſonſtigen Zubehör. Das Heil iſt erſchienen, die Sonne der Erfüllung iſt aufgegangen, die Dreißig-Millionen-Babette iſt da!

Und ſiehe, er ſah ſie an und ſie ſah ihn an, und es war akkurat ſo, wie wenn ein brennendes Schwefelhölzchen in einen Bund Stroh fällt. Wie das brannte und loderte! Man kann es anſtändiger Weiſe nicht in Proſa beſchreiben, man muß Verſe citiren:

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was iſt die Liebe? Sag'!
„Zwei Seelen und kein Gedanke,
Zwei Köpfe und kein Hirn.“

Das reimt ſich allerdings nicht, indeſſen ſollen ältere Leute meinen, es ſei doch nicht ſo ganz ungereimt.

Aber zum Henker mit der nach Eſſig riechenden Weisheit des Alters! Es lebe die Jugend, das Leben, die Liebe! Kellner, Champagner auf den Tiſch, damit unſer Habakuk mit ſeiner Babette anklinge!

So geſchah's auch und es war eine „gemüthliche“, fröhliche Abendmahlzeit in der Krone zu Thun.

Ich ſagte, der hoffnungsvolle Jüngling habe mit ſeiner Babette angeklungen, und dazu war ich vollauf berechtigt, denn die Vereinigung dieſer beiden jungen liebebedürftigen Herzen bewerkſtelligte ſich, wie in unſerer Zeit ſo Vieles, mit Dampf. Nach einer Nacht voll goldener Träume machte nämlich unſer Herr Doktor folgenden Tages mit ſeiner Erwählten eine Landpartie. „Da“, — ſo gab er nachmals zu den Akten — „da wurden wir einig, denn ſie hatte mich gerne und ich ſie. Es war Alles bald abgemacht.“

Doch noch nicht ſo ganz Alles, du glücklicher Zukunftsmillionär!

Die niedli-nette Babette erklärt, ſie müſſe nach Spindelnheim, dem Wohnſitz des hochſeligen Herrn Oberſt Mildherz, und zwar „in Erbſchaftsangelegenheiten“, werde aber binnen einiger Tage wiederkommen. „Ach was,“ ſagt Frau Sibylle, „es handelt ſich ja nur um 15,000 Franken. Was willſt du dich wegen des Bettels verinkommodiren!“ Babette iſt jedoch anderer Anſicht, und obwohl ihr Bräutigam ſie ungerne abreiſen ſieht, ſo erblickt er in ihrer Sorglichkeit doch eine weitere Bürgſchaft ſeines Glücks. Mutter und Tochter reiſen ab, nachdem beſtimmt worden, daß mein Herr Doktor ſie im Hotel Ritſchard in Interlaken erwarten ſollte.

Dort erſcheint bei dem Harrenden die Mutter allein, weil, ſagt ſie, die Tochter „Geſchäfte halber“ noch in Bern zurückgehalten werde. Der Bräutigam trägt ſeine Sehnſucht unter den prächtigen Nußbäumen von Interlaken ſpazieren und ißt im Kurſaal Gefrorenes, um ſeines Herzens Gluten zu dämpfen. Folgenden Tages kommt die Braut, aber leider muß ſie — oh, die verhenkerte „Erbſchaftsangelegenheit!“ — ſehr bald wieder abreiſen.

Zum Troſte des jungen Mannes bleibt ſeine Frau Schwiegermama bei ihm.

Im berner Oberland auf ſplendidem Fuße zu reiſen koſtet aber, wie wohlbekannt, nicht wenig Geld und demzufolge geſchah es, daß die Reiſekaſſe der Reiſegeſellſchaft Sibylle und Habakuk — ſie hatte etwas mehr als 1200 Franken enthalten — nach dreiwöchentlicher Benützung leer war. Kein Wunder daher, daß gerade zu dieſer Zeit der arme Jakob Simplicius in Tannenbach zur gänzlichen Herſtellung des aus dem Grabe wiedererſtandenen Millionenmanns ſo nachdruckſam in Anſpruch genommen wurde. Die Rückreiſe wird angetreten. Frau Sibylle bleibt in Aarau zurück, wo ſie „Geſchäfte hat“, und mein guter Herr Doktor hat die Freude, bei ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt ſeines Heimatlandes ſofort ſeine theure Millionenbraut zu treffen.

Aber, um's Himmelswillen, was iſt denn das? Der An- und Aufzug des jungen Mädchens ſteht ja gar nicht millionenmäßig aus! Mein Herr Doktor ſtutzt, fragt, drängt, inquirirt. Das junge Mädchen bricht in Thränen aus, und fleht ihren Bräutigam um Verzeihung an, weil ſie eigentlich keine dreißig Millionen ſchwere Babette Drollinger, ſondern eine arme Weißnähterin, Namens Kleophea Leichtfuß ... Sie hat ſich von der Frau Sibylle Gimmelig gewinnen und abrichten laſſen, deren Tochter vorzuſtellen und die Millionenbraut zu ſpielen.

Spiegelfechterei der Hölle! Aermſter aller Zukunftsmillionäre, halte deinen Hut vor's Geſicht, damit wir in dieſem ſchrecklichen Augenblick deine Mimik nicht ſehen.

Du gibſt jedoch das Spiel noch nicht gänzlich verloren. Das müßte denn doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein junger Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung aus dem Schiffbruch ſo koloſſaler Hoffnungen Nichts, gar Nichts zu retten wüßte.

In drohendem Tone wendet ſich mein Herr Doktor an die Ex-Schwiegermutter. Sie beſtellt ihn zu einer Zuſammenkunft in Aarau. Dort ſagen ſich die Beiden verſchiedene umgekehrte Höflichkeiten und mein junger Medizinmann ſtellt ſchließlich Madame das Ultimatum: Entweder eine Entſchädigungsſumme oder gerichtliche Belangung. Sie: „Wie viel wollen Sie denn zur Entſchädigung haben?“ — Er: „Zehntauſend Franken.“ — Sie: „Bah, ſchreien Sie doch nicht ſo, wegen ſo eines Lumpengelds! Sie ſollen den Bettel haben.“ Und großartig ſetzt ſie ſich hin und ſchreibt dem Doktor einen auf 10,000 Franken lautenden Schuldſchein. Froh des Beſitzes dieſer koſtbaren Urkunde, eilt unſer Gentleman heim und manifeſtirt, daß er ein fühlendes Herz in der Bruſt trage. Denn ſiehe, er verzeiht nicht nur der Jungfer Kleophea Leichtfuß vollſtändig, ſondern verlobt ſich auf's Neue feierlich mit ihr, beifügend, er wolle mit ihr nach Amerika auswandern, ſobald er das Reiſegeld, d. h. die bewußten 10,000 Franken, einkaſſirt haben werde.

In dieſer unſerer Welt, deren bedenkliche Unvollkommenheit, ja gänzliche Nichtigkeit und Verworfenheit lange vor Herrn Arthur Schopenhauer ſchon verſchiedene Kirchenväter entdeckt und gepredigt haben, — in dieſer unſerer Welt, ſag' ich, haben leider gerade die edelſten Aufſchwünge und großmüthigſten Abſichten häufig widerwärtigſte Hinderniſſe zu befahren. Zwar führte unſer weiland Leibarzt einer hochherzigen Frau Sibylle ſeine Exmillionen-Braut für etliche Tage in die Bäder von Baden im Aargau und ſtellte ſie der dortigen Geſellſchaft als ſein „liebes Fraueli“ vor. Allein nach der Heimkehr von Baden ſchlug ſein hitziges Liebesfieber plötzlich in ein kaltes um. Nicht etwa in Folge der Beſtandloſigkeit alles Irdiſchen im Allgemeinen, auch nicht in Folge jener Unbeſtändigkeit im Beſonderen, welche die Männer den Frauen und die Frauen den Männern herkömmlicher Weiſe vorzuwerfen pflegen, ſondern rein nur aus nationalökonomiſchen Gründen. Die Schuldverſchreibung der Frau Gimmelig konnte ſchlechterdings nicht realiſirt werden, weil beſagte Dame derweil von Polizei- und Gerichtswegen ſehr ungalant behandelt, d. h. als Schwindlerin von Diſtinktion eingethürmt und angeklagt worden war. Dieſes „untoward event“ verleidete unſerem Medizinmann ſeine Europamüdigkeit und zugleich ſeine arme Braut Kleophea, mit welcher er das in den Bädern von Baden begonnene idylliſche Daſein im „fernen Weſten“ hatte fortſetzen wollen.

Ach und Krach, das Idyll hatte jetzt überhaupt ein Ende und die Kriminalgeſchichte hob an. Als unſer hoffnungsvollſter aller Doktoren eine Ladung vor das Schwurgericht erhielt, um vor demſelben die Denkwürdigkeiten ſeiner Erlebniſſe als Leibarzt der Frau Sibylle und als Millionen-Bräutigam zu erzählen, ſtieg ihm das Blut ſo zu Kopfe, daß er eine heftige Augenentzündung bekam. Half aber Nichts, er mußte heran. Aermſter aller Habakuke und Zukunftsmillionäre! Wir getröſten uns jedoch der Hoffnung, deine unbehagliche Situation als Rhapſode deiner Berner-Oberlands-Odyſſee im Schwurgerichtsſaale könnte auf unternehmende Jünglinge, welche nach Millionenbräuten trachten, erbaulich und beſchaulich gewirkt haben.

Hiemit: exeunt omnes und zwar die „niedli-nette“ Kleophea-Babette für vier Wochen an den Schatten, Herr Zebedäus Gimmelig für achtzehn Monate und die ſinnreiche Frau Sibylle für zehn Jahre ins Zuchthaus.

Ruſſiſches.

1854.

Geſchrieben bei Gelegenheit des Erſcheinens von Michail Lermontoff's „Poetiſchem Nachlaß“, in den Versmaßen der Urſchrift überſetzt von Fr. Bodenſtedt (2 Bde. 1852), und von Alexander Puſchkin's „Poetiſchen Werken“, aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Fr. Bodenſtedt (3 Bde. 1854.)

Mit den Redensarten: „Die Ruſſen ſind verfault, bevor ſie reif wurden“ — — „Der Koloß auf thönernen Füßen“ — — „Das Reich der Façaden“ — reicht man heutzutage nicht mehr aus. Das verfängt nur noch bei den ganz Gedankenloſen, welche ſich die Ausſicht auf eine brutale Thatſächlichkeit mit Bonmots zu verkleiſtern lieben. Es mag ein recht angenehmes Ding ſein, ſo ein aus der guten alten deutſchen Schlafmütze zugeſchnittener Optimismus; aber Jedermanns Sache iſt er nun einmal nicht. Rußland hat ſeit 1815 das europäiſche Feſtland beherrſcht. Eine ſolche politiſche Geltung hat man nicht, ohne Etwas zu ſein. Es muß alſo hinter den „Façaden“ noch etwas Anderes vorhanden, es muß mit den „thönernen Füßen“ nicht ſo ganz richtig, mit der „Fäulniß“ nicht ſo weit gekommen ſein. Aus Nichts wird Nichts. Der Satz ſteht feſt, ſeitdem der Wunderglaube ein für alle Mal in die Bereiche der Dichtung, der Theologie und des deutſchen Liberalismus verwieſen wurde. Hätten wir Deutſche unſer politiſches Nullitätsbewußtſein gegenüber von Rußland vermittelſt optimiſtiſcher Phantaſieen nicht vor uns ſelber verſteckt, vielleicht wäre Deutſchland etwas mehr als jene Null, welche von dem Czarenthum nur bei Heiratskalküls berückſichtigt zu werden braucht. Vielleicht? Ja freilich, ſehr vielleicht. Wenn man bedenkt, was noch vor anderthalbhundert Jahren das Czarenreich war und was es jetzt iſt, ſo kann man, falls man ehrlich iſt, ſich doch eines tüchtigen Reſpekts nicht erwehren. Unſere Landsleute freilich lieben es, die Gänſehaut ihres Reſpekts vor Rußland mit der Watte voltaire'ſcher Witze zu bedecken. Wir für unſere Perſon ſind offener und ſagen: Rußland iſt wirklich geeignet, Reſpekt einzuflößen. Aber das heißt ja der Macht, dem Deſpotismus ſchmeicheln? Behüte, es heißt nur die Dinge nehmen, wie ſie ſind. Können wir für die Fatalität, daß eben die Macht oder, wenn man will, der Deſpotismus die Welt beherrſcht? Doch gräme dich nicht, mein Vaterland! Deine Sophiſten neueſter Sorte haben auch auf den Fall hin, daß binnen Kurzem oder Langem vom Weſten oder vom Oſten her der Schickſalswahrſpruch: Finis Germaniae! gegen dich gefällt würde, ſchon für ſüßen Troſt geſorgt. Sie ſagen, politiſche Selbſtſtändigkeit und Macht ſei rohes, naturaliſtiſches Zeug, ſei eigentlich gar Nichts. Die Deutſchen hätten Anderes zu thun, als um ſo Werthloſes ſich zu bekümmern. Ihnen ſei von der Weltgeſchichte die Aufgabe geſtellt, die Kulturarbeit aufgegeben, den humanen Menſchen, die freie Perſönlichkeit zu entwickeln und darzuſtellen. Was ſollte demnach Deutſchland von einer völligen Ruſſifizirung zu befürchten haben? Seiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung, die freie Perſönlichkeit zu entwickeln, ſo, wie ſie von ſeinen frömmſten und edelſten Männern verſtanden wird, könnte es ja auch wohl unter der Knute gedeihlichſt nachleben. Außerdem bezögen wir den Kaviar billiger und die Kreuzzeitung wird uns der Czar, wenn wir ihn recht ſchön darum bitten, ohne allzu große Bedenklichkeit laſſen. Freie Perſönlichkeit à la Tschinownik moscovite, Kaviar und Kreuzzeitung — — was brauchen wir mehr?

Vielleicht entrüſtet ſich der tugendhafte Leſer über unſer unzeitiges Scherzen. Aber wir ſcherzen ja gar nicht. Wir erlauben uns nur, zu glauben, daß die Laufbahn des Czarenthums keineswegs ſchon vollendet ſei, und wenn ein großmächmit den Worten ſchloß: „Gott erhalte ihn noch lange dem Erdtheil, welchen er ihm zum Erbtheil beſtimmt hat!“ — ſo kann es unſerem beſchränkten Unterthanenverſtande nur zum Vortheile gereichen, daß er eine ſolche Autorität für ſich anzuführen vermag.

Die Deutſchen handeln gewiß ihrer Natur gemäß, wenn ſie ſich auf literariſchem Wege auf dieſes von einem „frommen“ Königsmund ihnen verheißene Schickſal vorbereiten. Iſt es nicht ſo zu ſagen providentiell, daß gerade jetzt in Bodenſtedt die ruſſiſchen Dichter einen ſo vortrefflichen Ueberſetzer fanden? Wir, was an uns iſt, möchten auch ein kleines Schärflein zu der erwähnten literariſchen Vorbereitungsarbeit liefern und möchten aus dieſem, wie man nicht wird läugnen können, im Allerhöchſten Sinne patriotiſchen Geſichtspunkt unſere nachſtehende Betrachtung angeſehen wiſſen. Sollten wir, was wir kaum befürchten, da und dort auf einen Leſer ſtoßen, welcher unvermögend iſt, ſich zu dieſem Allerhöchſten Standpunkt des Deutſchthums zu erheben, und demzufolge geneigt wäre, unſer Unternehmen zu mißbilligen, ſo ſagen wir ihm, daß wir kraft unſerer freien Perſönlichkeit ſo frei und kosmopolitiſch ſind, das Schöne ſchön zu finden, wo immer wir es treffen, und wäre es auch in einem Futteral von Juchtenleder . . . .

Die hochzuverehrenden Herren, in deren Reihe wir uns heute zu ſtellen wagen, die ruſſiſch-deutſchen Hofpubliziſten, haben ſich in neuerer Zeit bemüßigt gefunden, das berühmte Teſtament Peter's des Großen entſchieden in das Gebiet des Mythus zu verweiſen. Warum ſich dieſe Mühe geben? Wer in den drei Dutzenden deutſcher Länder möchte ſo illoyal ſein, zu wähnen, der Czar werde zur Eroberung der Türkei durch ein anderes Motiv getrieben als durch den purſten religiöſen Eifer? Und wenn es in jenem Falſum von Teſtament miſchen" — welcher deutſche Biedermaier, fragen wir, wird ſich einfallen laſſen, zu glauben, es ſei hier von anderen als von religiöſen Händeln die Rede? Nun aber wiſſen wir, was uns die Theologie gekoſtet hat, ſeit der Stunde, wo der heilige Bonifazius unſerer Altvordern waldurſprünglichen Glauben vermittelſt ſeiner reſoluten Axt kritiſirte. Viel, ſehr viel. Wie köſtlich alſo die Ausſicht, daß alle die Miſère unſerer theologiſchen Zänkereien und Stänkereien binnen nicht gar zu langer Friſt unter dem orthodoxen Unterrock der Panagia verſchwinden wird. Wir fürchten aber in dieſen heiligen Regionen noch nicht genug orientirt zu ſein, um es wagen zu können, uns weiter in dieſelben zu vertiefen. Wir wollten ja von Literatur ſprechen und fiel uns dabei folgerichtig der Czar Peter und ſein Teſtament ein, denn wie es vor dieſem Czar kein Rußland gab, ſondern eben auch nur diverſe ruſſiſche Vaterländer, ſo auch keine ruſſiſche Literatur. Nicht daß der große Peter nach Art eines großen deutſchen Königsdichters Sonette auf die Buſen ſeiner Geliebten verfertigt hätte, bewahre! Er war in Eroticis weniger poetiſch als praktiſch und hat unſeres Wiſſens überhaupt weder Sonette noch andere Gedichte geſchrieben. Aber ſofern es ohne Civiliſation keine Literatur giebt — von der altruſſiſchen Volkspoeſie ſehen wir ab — ſofern Peter der Große die ruſſiſche Civiliſation kommandirte, kann man ihn auch den Urheber der ruſſiſchen Literatur nennen. Vielleicht ließe ſich ihm auch der Titel und Rang eines Poeten vindiciren, angenommen nämlich, ſein Teſtament ſei doch nicht ſo ganz ein Mythus. Dies Vermächtniß müßte ihn um ſo mehr zu einem Vates, zu einem Dichter im Sinne der Alten machen, als von dieſem poetiſchen Entwurf ſeither ſchon ſo manche Zeile realiſirt worden iſt. Wir meinen auch, Peter's poetiſche Begabung habe ſich im Haus Romanow bis auf den heutigen Tag fortgeerbt, denn für Akt in Szene gehen zu laſſen. Es iſt dieſe Thatſache zugleich ein niederſchmetterndes Argument gegen jene närriſchen Genealogiſten, welche ſich nicht entblödeten, zu behaupten, die Genealogie hätte ſich in jenem erlauchten Hauſe bisweilen in abſonderlichen Seitenſprüngen bewegt. So „liebt die Welt, das Stralende zu ſchwärzen.“

Alſo kommandirt wurde die ruſſiſche Literatur. Das läßt ſich, — wie auch geſchehen — noch anders ausdrücken, indem man ſagt, die ruſſiſche Literatur ſei kein einheimiſches, landurſprüngliches Gewächs, ſondern ein exotiſches, aus der Fremde herübergepflanztes. Vielleicht könnte man ſie geradezu eine Treibhauspflanze nennen, doch wir wollen in Rückſicht auf die Stellung unſerer Kinder und Enkel möglichſt wenig unhöflich ſein. Es könnte ja einem künftigen Ohm oder Gödſche doch einfallen, aus vorliegendem harmloſen Aufſatz zu Ungunſten unſerer Nachkommenſchaft einen Hochverrathsprozeß herauszutifteln. Wir wiſſen nur zu gut, was unſere biderben Landsleute in dieſer Branche zu leiſten vermögen — „Infandum, regina, jubes renovare dolorem“ . . . .

Daß mit dem großen Terroriſten Peter die alte Volksdichtung mit ihren ſchwermüthig ergreifenden Weiſen aufhört und die ruſſiſche Kunſtpoeſie anhebt, — daß die Schriftſprache, welcher ſich die letztere bedient, aus den drei altruſſiſchen Dialekten, dem moskowitiſchen oder großruſſiſchen, dem kleinruſſiſchen und dem weißruſſiſchen, mit Vorherrſchen des erſteren zuſammengeſchweißt wurde, iſt bekannt. Es iſt eine reiche, melodiſche Sprache, ohne Frage ein für den Poeten ſehr brauchbares Material. Unſere Prinzen und Prinzeſſinnen kennen die Magie ihrer Schmeichellaute hinlänglich, und was ihren ſoliden Goldklang angeht, ſo iſt derſelbe über jeden Zweifel erhaben. Da jedoch dem Vernehmen nach die beiden großen Profeſſoren Stahl und Leo demnächſt ein unſterbliches Werk über den werden, ſo enthalten wir uns billig, näher auf dieſes ſprachliche Gebiet einzutreten.

Die Ruſſen ſind ein Volk, welches Glück hat. Kaum hatten ſie einen Peter, welcher ihnen eine Civiliſation herkommandirte, ſo erhielten ſie auch in Lomonoſſoff einen Mann, der ihnen eine Literatur zurechtmachte, aus den Abfällen der franzöſiſchen und deutſchen, welche die ſtupende Gelehrſamkeit und der eiſerne Fleiß des Genannten aus der Fremde mit heimbrachte. Lomonoſſoff war ein rechter Vartruſſe, droben am weißen Meer in einer Fiſcherhütte geboren, aber, ausgeſtattet mit dem ſlaviſchen Aneignungstalent in höchſter Potenz, kultivirte er ſich erſtaunlich ſchnell. Eine deutſche Univerſität, ich glaube Marburg, wurde für ihn zur Schnellbleiche. Heimgekehrt, entwickelte er eine raſtloſe literariſche Thätigkeit. Er gab ſeinem Lande die erſte Grammatik, er war Metriker, Orator, Geſchichtſchreiber, Epiker, Tragödienmacher, Chemiker, Aſtronom, Mineralog, Meteorolog, Phyſiker und Odenfabrikant. Nebenbei auch noch ein ſehr ſtarker Zecher, deſſen Seele ſchon im vierundfünfzigſten Jahre ſeines Lebens auf den Fluten des Branntweins ins Jenſeits hinüberſchwamm (1765). Man kann alſo nicht ſagen, daß er ob der Nachahmung franzöſiſcher und deutſcher Poeten von damals ſeiner Nationalität gänzlich vergeſſen habe. Oder wäre etwa auch das Branntweintrinken nur eine Folge ſeiner Nachahmung des deutſchen Odendichters Günther geweſen? Jedenfalls muß ſein Verdienſt um die ruſſiſche Kultur als ein ſehr bedeutendes anerkannt werden. Etwas ſpäter wurde für die ruſſiſche Lyrik — die dramatiſche und epiſche Dichtung hat ſich in Rußland lange nur auf dem Niveau von Schulexercitien bewegt — hauptſächlich die Odenrhetorik Jean Baptiſte Rouſſeau's Muſter. Aber zur Zeit Katharina's der Zweiten kam in die fremde Form ein national-mos-

Derſhawin's, des literariſchen Chorführers dieſer Periode.

Man weiß, daß die deutſche Prinzeſſin Katharina ſich ſo ſchnell zu ruſſifiziren verſtand, wie es eben nur einer deutſchen Prinzeſſin gegeben ſein mag. Sie war ganz die Frau dazu, das Werk Peter's — nicht etwa ihres Mannes, der in Folge eines kleinen Mißverſtändniſſes erſt vergiftet, dann zerſtampft und endlich geſerviettet worden — ſondern Peter's des Großen fortzuführen. Sie verſtand das Czarenthum, ſie war eine echte Czarin. Wenn unter ihrer Vorgängerin Eliſabeth der Reichskanzler Beſtuſcheff in Beziehung auf Rußlands Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege geäußert hatte: „Der natürliche Zuſtand von Rußland iſt der Krieg; ſeine Verwaltung, ſeine Finanzen, ſein Handel, ſeine Civiliſation, kurz Alles muß ſich ſo fügen, daß es Krieg führen kann" — — ſo machte Katharina dieſe Maxime zu einem Hauptmotiv ihrer Politik, wobei ſie es jedoch ſo einzurichten wußte, daß nicht ſo faſt ſie ſelber Krieg zu führen brauchte, als daß vielmehr Andere zu Gunſten Rußlands Krieg führten. Ueberblickt man die Regierungsgeſchichte dieſer „greatest of all sovereigns and whores", könnte man leicht zu dem Glauben kommen, daß zu ihrer Zeit das Teſtament Peter's mit ſeinem Schlußſatz: „Man muß den Krieg unter den europäiſchen Großmächten entzünden, die einen gegen die andern der Reihe nach unterſtützen und die Schwäche aller benützend alle unterjochen" .... noch kein Mythus geweſen ſei. Katharina war eine geſcheidte Frau. Wie mag ſie, die Korreſpondentin Voltaire's und Diderot's, im Stillen gelächelt haben, wenn ſie ihres Hofdichters Derſhawin's pompos-kalte „Ode an Gott" las? Dieſes ſteifleinene Machwerk führt man gewöhnlich an, wenn man in Deutſchland von Derſhawin ſpricht. Aber die nationale Bedeutung dieſes Poeten beruht auf Oden ganz anderer Art, auf ſeinen Kriegsdu mit dem Blitze vergleichbares Volk — ruft er in ſeiner Ode auf die Erſtürmung von Warſchau den Ruſſen zu — du verſtehſt, überall feſt und einmüthig, den Tod und die Mühen zu verachten! Nur dem Einen Czar unterworfen, wirſt du mit ihm allein durch die Waffen den Glauben zu verbreiten vermögen . . . . Wozu ſind die Traktate? O Rußland, mache nur einen Schritt vorwärts und die ganze Welt iſt dein!" Das iſt ruſſiſche Poeſie. Der Unterrock der Panagia als Standarte des moskowitiſchen Mongolenthums ausgehängt, da haben wir die Quinteſſenz des Gedankens, welcher den Czarismus ſpornt. „Meine Kirche macht mir keine Schwierigkeiten", ſagte Czar Alexander in Erfurt zu Napoleon — „meine Kirche das bin ich". — Ein bedeutſames Wort! Möchten die, welche Rußland ſchwach wähnen, ſich die Mühe geben, die Bedeutung dieſes Wortes zu ergründen.

In Derſhawin lebte das volle Machtbewußtſein Rußlands. Die Begriffe von Recht und Unrecht waren ſeiner Poeſie fremd oder vielmehr er kannte nur ein Recht, das der Eroberung. Darum konnte er von dem erſtürmten Warſchau ſagen: „Da liegt ſie, die Verrätherin" — Widerſtand gegen das Czarenthum iſt Verrath. — „Mit niedergeſchlagenen Augen blickt ſie um ſich her; Gewiſſensbiſſe nagen an ihrer Bruſt, daß ſie die zärtliche Seele Katharina's verwundet, weil ſie einem verkehrten Rath Gehör gebend das Schild der Czarin von ſich geſtoßen hat. Der ruſſiſche Adler iſt über die bösartige Hyder hergefallen, kommt, ihr Löwen, und verſuchet ſie ihm zu entreißen!" Zuweilen ſtimmt aber der ruſſiſche Hofdichter einen Ton an, der faſt wie Satire klingt. „Unerhörte Sache!" ruft er in einem ſeiner Lobgedichte auf Katharina aus. „Du erlaubſt deinem Volk zu denken! Alſo kann man ſchon ſtraflos die Tafel verlaſſen, ohne dein Lebehoch getrunken zu haben? Man kann einen Schreibfehler beim Namen der Monarchin begehen.

unverſehens des Czaren Bildniß fallen läßt, wird nicht mehr zum Galgen geführt? Jetzt ſoll es keine Freude mehr ſein, ſich wie ein Bär auf die Unterthanen zu ſtürzen und ihre Leiber zu zerreißen? Keine Gewohnheit mehr, Wundärzte Solchen zum Aderlaſſen zu ſchicken, die an keinem Hitzfieber leiden?“ Das iſt jedoch keine Satire, keine Ironie. Es iſt ein ganz ernſtgemeintes Lob auf den erleuchteten Deſpotismus Katharina's, welche ja bekanntlich der Panagia zum Trotz die Kultur gen Oſten tragen wollte. Sie wußte recht gut, daß es das Czarenthum einſtweilen nicht gefährden konnte, wenn ſie der höheren Geſellſchaft geſtattete, mit den Ideen des Jahrhunderts zu ſpielen, und ſie ſelbſt wollte doch auch eine andere Unterhaltung haben als die Litaneien der orthodoxen Kirche. In ihren ſpäteren Jahren freilich, als die Ideen der Zeit durch den Mund der franzöſiſchen Revolution etwas ungebärdig ſprachen, gab die Czarin das Handwerk der Aufklärerei auf. Aber deſſenungeachtet ſpannen ſich von den Tagen Katharina's bis auf die Alexander's in Rußland Kulturbeſtrebungen herab, welche durch Männer wie Novikoff gefördert und insbeſondere von den damals in Moskau und Petersburg ſehr zahlreichen Freimaurerlogen in den höheren Klaſſen der Geſellſchaft verbreitet wurden.

Alexander der Erſte ſchien anfangs, wie bekannt, dem erleuchteten Deſpotismus Katharina's zu weiterer Entwickelung verhelfen zu wollen. Er machte den Verſuch, das Czarenthum mit etwelchem Liberalismus zu verquicken, ermüdete aber bald an dieſem unnatürlichen Experiment und ging dann, durch ſcheinheiligen Quietismus und Myſticismus hindurch, wieder zum ſtreng czariſchen Prinzip zurück. Unter ſeiner Regierung hatte die ruſſiſche Literatur bereits eine reſpektable Stellung gewonnen, d. h. ſie war hoffähig geworden. Innerhalb der Schran-

Ihre Kette war ihr ſchon von Katharina in liberaler Weiſe verlängert worden. Sie durfte nicht nur mit ſatiriſcher Hand den franzöſiſchen Firniß der ruſſiſchen Civiliſation abkratzen und das naturwüchſige Bärenfell darunter aufzeigen, ſonden auch da und dort einem gar zu kraſſen offiziellen Mißbrauch nach den Waden ſchnappen. Zeuge deſſen ſind die zwei berühmten Luſtſpiele, Kapniſt's „Chikanen“ und Wiſin's „Nedorosl“. Auch Kryloff's in beſter Laune geſchriebenen Fabeln können hieher gezogen werden. Unter Alexander ſchrieb Karamſin ſeine Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, ein Werk, das zur Hebung des ruſſiſchen Nationalbewußtſeins kaum weniger beigetragen hat als der Ausgang des Kriegs von 1812. Karamſin hat ſich wohl gehütet, ſeine Erzählung bis auf die Geſchichte des Hauſes Romanow fortzuſetzen, und ſo durfte er der Wahrheit die Ehre geben. Der bedeutendſte Theil ſeines Werkes iſt die Geſchichte der Regierung Iwan's des Schrecklichen. Wir möchten die berliner Ruſſen erſuchen, dieſe Erzählung drucken — etwa unter dem Titel „Spiegel des Czarenthums“ — und durch Vermittlung der Preußenvereine und der inneren Miſſion unter die Völker vertheilen zu laſſen. Es iſt nur billig, daß die letzteren bei guter Zeit mit den Helden des „heiligen Rußlands“ bekannt werden. In Berückſichtigung deſſen können wir uns nicht enthalten, den Herren, an welche wir gedachten Wunſch adreſſirt, ein Bißchen vorzugreifen.

Iwan, der vierte Czar dieſes Namens, hat zuerſt dem Czarismus ſeinen typiſchen Charakter gegeben (1533—84). In ſeinen „guten“ Tagen mehrte er das Reich durch die Eroberung von Kaſan und Aſtrachan. Als ihm die Bojaren dazu Glück wünſchten, brummte er ſtatt zu antworten in den Bart, jetzt fürchte er den Adel nicht mehr, weil er ihn zu Nichts mehr brauchen könne. Dieſes vermittelſt welcher Iwan den czariſchen Abſolutismus begründete, der bis dahin durch den hohen Adel beſchränkt geweſen war. Mit der tiefſten Heuchelei die raffinirteſte Grauſamkeit verbindend ging der Czar an's Werk. Zuerſt fiel die Bojarenfamilie Adaſcheff, deren Haupt der vertraute Miniſter Iwan's geweſen. Sie wurde förmlich „ausgetilgt". Dann ging es über die Familien Obolenski, Repnin, Wolkonski, Kurakin und andere her. Gelegentlich machte ſich der Czar das Vergnügen, den einen oder anderen Bojaren höchſt eigenhändig abzuthun. Eine ſeiner Gewohnheiten war, im Zwiegeſpräch dem, mit welchem er ſprach, die ſcharfe Spitze ſeines ſchweren Stabes von Elfenbein auf den Fuß zu ſetzen und ſich ſo ſtark darauf zu lehnen, daß der Unglückliche an den Fußboden genagelt wurde. Sein Mienenſpiel ergötzte den Czaren, aber wehe dem Opfer dieſer noblen Paſſion, wenn es ſich einen Laut des Schmerzes entfahren ließ. Der Czar war aber auch Schriftſteller. Der Fürſt Kurbski, ein tapferer und verdienter General, hatte es nicht paſſend gefunden, ſich „ausmerzen" zu laſſen, ſondern war nach Polen geflohen. Da ſchrieb ihm Iwan: „Im Namen Gottes, durch den die Könige herrſchen. O armer Kurbski, warum willſt du deine Seele zu Grunde richten, indem du deinen elenden Leib durch die Flucht zu retten trachteſt? Wäre es dir nicht beſſer, auf Befehl deines Herrn zu ſterben und hierdurch den Märtyrerkranz zu gewinnen? Was iſt denn das Leben, was ſind menſchliche Würden und Reichthümer? Doch nur Vergänglichkeit und Schatten. Glücklich iſt der, welcher durch den Tod das Heil der Seele erkaufen kann" . . . Iwan war ein fixer Theolog. Der Fürſt Kurbski hatte ihm mit dem Gericht Gottes gedroht. Der Czar antwortete ihm: „Du willſt mir vor dem Gericht Chriſti in der andern Welt Furcht einjagen? Alſo glaubſt du wohl, daß ſeine Gewalt nicht auch dieſe Welt regiert?

die durch mich Hingerichteten den Thron Gottes umringen. Dieſe Anſicht riecht ſehr nach Ketzerei, denn Niemand, ſagt der Apoſtel Paulus, kann Gott ſchauen“ .... Mickiewicz, welcher dieſen Brief in ſeinen Vorleſungen über ſlaviſche Zuſtände mittheilt, macht dazu die Bemerkung, Czar Iwan habe zuerſt das Muſter gegeben, ſich ironiſch auszudrücken, denn bis zu ſeiner Zeit hätte dieſer Styl in der ſlaviſchen Literatur gänzlich gemangelt .... Die erſte Durchwurfelung hatte über 300 Mitgliedern der Bojarenſchaft das Leben gekoſtet, trotzdem aber befällt Verzweiflung den Adel und das Volk, als der Czar plötzlich den Entſchluß zu erkennen gibt, die Regierung niederzulegen. Eine Deputation wird an ihn abgeordnet, die ihn auf den Knieen beſchwört: „Strafe uns, o Herr, verſchone Keinen, nur verlaß uns nicht!“ Dieſe thieriſche Zuneigung, meint der eben citirte ſlaviſche Autor, ſei auf die Moskewiter von den Mongolen übergegangen, die ſich um ihre Führer ſcharen, wie eine Tabune wilder Roſſe um den Führer-Hengſt. Bekanntlich folgt dieſem „Patriarchen“ die ganze Heerde blindlings, und ſobald er fällt, weiß ſie nicht, wie und wohin ſich zu wenden, und zerſtreut ſich bewußtlos. Nach Durchführung der zweiten Opaly iſt das Czarenthum ſchon fertig: über Leib und Leben, Gut und Blut, Weiber und Töchter, über Alles, Alles iſt der Czar nun unumſchränkter Herr. Er errichtet jetzt eine Leibgarde, die Strelitzen (Strzelcy), d. i. Jäger, ſo genannt, weil das Volk ihr Wild ſein ſollte. Wie dieſe Mordbande hauſte, mag man bei Karamſin nachleſen. Nach einiger Zeit macht Iwan dreihundert dieſer Banditen zu Mönchen, ſich ſelbſt zu ihrem Abt. Den größten Theil des Tages verbrachte er in der Cerkiew (Kirche) mit Glockenläuten und Pſalmenſingen. Er liebte es auch, von der Kirche ſeine Blutbefehle ausgehen zu laſſen.

Mit ſolcher Frommheit wechſelte beſtialiſche Völlerei. Hatte der Czar ſeinen Appetit, ſo ließ er vom Tiſche in die niſſe, um die an den Gefangenen in Vollzug geſetzten Martern mitanzuſehen. Das erregte ihm die Galle und er ging dann, um mit großer Eßluſt zu ſpeiſen. Auf die zweite Durchwurfelung folgte eine dritte, auf dieſe eine vierte, die gräßlichſte von allen. Alles, was dem Czaren auf ſeinen Wegen begegnete, Menſchen oder Thiere gleichviel, wurde niedergemacht. Die Bevölkerungen ganzer Städte und Provinzen wurden maſſenhaft „ausgemerzt". So erging es den Einwohnern von Nowogrod, die man ohne allen Grund beſchuldigte, ein Einverſtändniß mit Polen zu unterhalten. Der Zug des Czaren nach der dem Verderben geweihten Stadt war ganz mongoliſch. Alle auf dem Wege gelegenen Ortſchaften wurden verbrannt, die Einwohner niedergehauen. Durch Ausſtoßung des tatariſchen Wortes: Halla! gab der Czar in Nowogrod das Signal zu einer allgemeinen Schlächterei. Die Chroniken erzählen, daß Iwan nach der Zerſtörung des unglücklichen Nowogrod auf Pſkow gerückt ſei. Nahe dabei habe er auf einem Hügel Halt gemacht, die Stadt unverwandt angeblickt und dabei die untere Kinnlade bewegt, als „fräße er ſie auf". Von dieſen Zügen wieder nach Moskau heimgekehrt, ordnete der „grauſe" Czar, wie er in den alten ruſſiſchen Volksliedern heißt, die fünfte Ausmerzung an. Die Opfer derſelben wurden lebendig geſchunden, in eigens zu dieſem Zweck erbauten Oefen gebraten, vermittelſt Stricken auseinander geſägt. Seinem Neffen Wladimir befahl der Czar, Gift zu trinken. Da reichte die Gattin des Verurtheilten ihrem Manne, nachdem ſie ſelber getrunken, und ihren ſämmtlichen Kindern den Giftbecher. Die ganze Familie ſtarb vor den Augen Iwan's, welcher ſich an ihren Todeszuckungen ergötzte. Das gemeine Volk hetzte er mit dazu abgerichteten Bären. Während der ſechſten Opaly tödtete er mit eigener Hand ſeinen älteſten Sohn, jagte ſeine achte Gemahlin aus ſeinem mit Kebsweibern angefüllten Serail und

Hand der alten Königin Eliſabeth von England zu bewerben. Eliſabeth fand es nicht gerathen, ihre „Jungfräulichkeit“ dem Czaren anzuvertrauen, ſondern empfahl ihm ihre Verwandte, die Gräfin Haſtings, welche Iwan jedoch auf den Bericht ſeines Geſandten hin zu „mager“ fand. Zuletzt ließ der Czar ſeine Oprywszken (Henkershelfer) durch die Soldaten austilgen und ſtarb dann ſehr zufrieden in ſeinem Bette (1584). Keine Hand hatte ſich gegen ihn erhoben. Auf die Folter geſpannte Bojaren beteten während tagelanger Marter für das Heil des Czaren! Als er todt war, beweinte ihn die ganze Nation, beweinte ihn aufrichtig! Als die Kunde ſeines Todes erſcholl, lief das Volk in den Straßen herum, vor Verzweiflung heulend, ſelbſt die Familien der unzähligen Opfer ſeiner unerhörten Grauſamkeit waren untröſtlich und legten tiefe Trauer an! . . . . Wir überlaſſen es dem Leſer, die Moral dieſes Stückes ruſſiſcher Geſchichte zu finden, und kehren zu unſerem eigentlichen Geſchäfte zurück . . . .

Die ruſſiſche Literatur blieb auch unter Alexander eine nachahmende, aber die Typen der Nachahmung wurden gewechſelt. Frankreich verlor ſeinen literariſchen Einfluß auf Rußland; Deutſchland, England, theilweiſe auch Italien boten jetzt die poetiſchen Muſter dar. Zwei Poeten vornehmlich waren es, welche dem ruſſiſchen Geſchmack dieſe Wendung gaben, Shukowsky und Batuſchkoff, Beide mit großem formalen Takt ausgeſtattet. Auf ihrer Form beruht weſentlich ihr Werth. Shukowsky ſetzte durch gute Ueberſetzungen die ruſſiſche Literatur mit der deutſchen in Beziehung, Batuſchkoff ſchmeidigte und glättete die ruſſiſche Sprache durch gelungene Nachahmung italiſcher Dichter und ein Dritter, Kosloff, lenkte durch Nachbildung engliſcher Muſter die Aufmerkſamkeit ſeiner Landsleute auf die Welt Scott's und Byron's.

Der triumphirende Ausgang der Kriege Rußlands gegen gebracht, welche nach zwei Richtungen hinſtrömte. Auf der einen Seite äußerte die gebieteriſche Machtſtellung, welche ſich Rußland auf dem Kontinent ganz unzweifelhaft errungen hatte, ihre unausbleibliche Rückwirkung auf die Gemüther der Ruſſen. Man fing an, die Idee der mongoliſch-moskowitiſchen Autokratie mit vollem Bewußtſein als den eigentlichen Kern der ruſſiſchen Nationalität zu erfaſſen und anzunehmen. Folgerichtig mußte dann die Beſtimmung Rußlands die ſein, dieſer Idee in immer weiteren Kreiſen zur Realiſirung zu verhelfen. Das war und iſt noch der Gedanke des Czarenthums und keineswegs hegt ihn die Regierung allein, ſondern er wird von der ungeheuren Majorität der Bevölkerung getragen, ſo zwar, daß in den Maſſen die czariſche Deſpotie ein religiöſes Dogma iſt und in den höheren Klaſſen das deprimirende Gefühl der allgemeinen Sklaverei an der Ueberzeugung, Rußland ſei zur Univerſalherrſchaft berufen, ſich wieder aufrichtet. Es hat zu allen Zeiten der menſchlichen Niederträchtigkeit wohlgethan, die eigene Knechtſchaft und Schmach auch auf Andere ausgedehnt zu ſehen. Der kontinentale Liberalismus, bornirt wie er iſt, hat dieſes offenkundige Geheimniß der czariſchen Macht nie zu begreifen vermocht und er verblendet ſich auch jetzt noch gegen die Thatſache, daß es dem mongoliſch-moskowitiſchen Czarenthum gelungen, ſich zur Nationalſache zu machen, ſich mit dem „heiligen Rußland“ zu identifiziren. Gerade darum ſind die Füße des Koloſſes keineswegs ſo „thönern“, wie uns gedankenloſe Optimiſten glauben machen wollten.

Auf der andern Seite kann allerdings nicht geleugnet werden, daß der Samen, welchen die revolutionären Ideen des 18. Jahrhunderts ausgeſtreut hatten, auch in Rußland aufgegangen. Das Zeitalter Katharina's wirkte nach, und was Alexander in ſeinen letzten Regierungsjahren für die Ausrottung der liberalen Vorſtellungen geſchehen ließ, was Nikolaus vom Anfang ſeines

Abſolutismus that, das Alles konnte eine gebildetere Jugend nicht hindern, das revolutionäre Fluidum der neuen Zeit einzuathmen. Gegen die Einbringung dieſer Kontrebande half weder die ängſtlichſte Gränzabſperrung noch die erbarmungsloſeſte Cenſur, halfen weder Güterkonfiskationen noch das Spießruthenlaufen, weder das Degradiren zum gemeinen Soldaten noch die Knute noch die Bergwerke Sibiriens. Wie ſich der freie Gedanke, gepflegt in den geheimen Geſellſchaften zur Zeit Alexanders, vergeblich abmühte, zur politiſchen That zu werden, das hat die bei der Thronbeſteigung des Nikolaus zum Ausbruch gekommene und geſcheiterte Verſchwörung der ruſſiſchen Liberalen kläglich dargethan*). Aber die empfänglicheren Geiſter hatten den Anſtoß einmal geſpürt und er hat nicht aufgehört, fortzuwirken. Vorerſt mußten jedoch alle revolutionären Plane Einzelner an dem czariſchen Bewußtſein der Maſſen nicht nur ſcheitern, ſondern dieſes Bewußtſein reagirte in ſeinen Bekämpfern ſelbſt ganz augenſcheinlich. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, zu zeigen, daß ſogar die vorgeſchrittenſten Ruſſen dem gewaltigen Bann des Czarismus niemals lange ſich zu entziehen vermochten.

Hier dieſer Bann, dort die unſtillbare Reizung, Rußland mit den Ideen, welche die weſteuropäiſche Geſellſchaft bewegen, in Beziehung zu ſetzen, haben in der ruſſiſchen Literatur der letzten dreißig Jahre ſeltſame Phänomene hervorgerufen. Die dichteriſche Jugend Rußlands mußte, ſchwankend zwiſchen der Sehnſucht nach Freiheit und dem unaustilgbaren Reſpekt vor der durch das Czarenthum repräſentirten Weltſtellung ihres Landes, höchſt empfänglich ſein für die literariſche Stimmung, welche Byronismus zu nennen man übereingekommen iſt. Man erinnere ſich nur, daß auch Byron trotz ſeines Freiheitsdurſtes, trotz ſeiner gegen die Regierung Caſtlereagh's geſchleuderten Sarkasmen, trotz ſeiner Verhöhnung der Sitten ſeines Landes dennoch ſtolz darauf war, ein Engländer zu ſein, und daß er dieſem Nationalſtolz zu wiederholten Malen in ſeinen Werken glühenden Ausdruck gegeben .... man erinnere ſich daran und dann wird man es begreiflicher finden, daß die ruſſiſchen Byroniſten allem Unbehagen an den politiſchen und ſozialen Zuſtänden ihres Landes zum Trotz dennoch nie aufhörten, Ruſſen zu ſein. Bloß die deutſchen Weltſchmerzler ſind albern und charakterlos genug, ihrer Nationalität zu vergeſſen, um gar Nichts zu ſein. Das Nationalgefühl iſt aber auch für den Dichter als ſolcher ein ewiger Geſundbrunnen und ſo ſehen wir, daß der Byronismus, während er bei uns nur die armſelige Poſſe des jungen Deutſchlands zuwegegebracht, in Rußland wenigſtens zwei wirkliche Dichter erzog.

---

*) „Was werden wir — fragte vor dem Ausbruch des Komplotts vom 26. December einer der Verſchworenen ſeine Genoſſen — was werden wir auf der Gaſſe rufen? Was werden wir dem Volke ſagen, um uns demſelben verſtändlich zu machen? Werden wir rufen: Es lebe die Freiheit! Wir Ruſſen haben kein Wort dafür; unſer Swaboda bedeutet vielmehr die Zeit des Ausruhens, den Augenblick des Zeitvertreibs und weniger das, was die Freiheit in den weſtlichen Ländern iſt. Sollen wir rufen: Es lebe die Konſtitution! Wer wird verſtehen, was Konſtitution iſt?“ Ich denke, das charakteriſirt ſehr gut das Verhältniß des ruſſiſchen Volksbewußtſeins zu den liberalen Ideen. Die Verſchwörer riefen wirklich auf den Straßen: Es lebe die Konſtitution! Volk und Soldaten glaubten aber, das ſei der Name der Frau des

Jedermann erräth, daß wir von Puſchkin und Lermontoff ſprechen wollen.

Alexander Puſchkin, zu Petersburg 1799 geboren, begann unter Alexander ſeine poetiſche Laufbahn als Revolutionär. Seine Erſtlingsgedichte wurden nicht gedruckt, es waren Auslaſſungen des Unmuths eines Sklaven, welcher knirſchend ſeine Ketten ſchüttelt, oder Ausſchreitungen einer in den Orgien der

Traveſtie des Myſteriums der unbefleckten Empfängniß Mariä, kurſirten handſchriftlich in ganz Rußland. Czar Alexander, über ſeine eigenen liberalen Launen längſt hinaus, fand den Liberalismus des jungen Poeten nicht nach ſeinem Geſchmack und verbannte Puſchkin in das Innere des Reichs. Seine Wanderzüge, welche ſich bis an die Geſtade des ſchwarzen Meeres erſtreckten, gaben ihm Gelegenheit, über das eigene Talent klar zu werden und zugleich durch Kenntnißnahme von den Sitten, Leiden, Zuſtänden und Stimmungen des Volkes mehr in das Weſen deſſelben einzudringen. Dabei waren die Werke Byron's ſeine Begleiter. In ſeinen früheſten Sachen, die er um dieſe Zeit dichtete, iſt ſein Verhältniß zu dem engliſchen Dichter noch deutlich das eines Nachahmers. So in den beiden poetiſchen Erzählungen „der Gefangene im Kaukaſus“ und „die Zigeuner“, wo der Byronismus mehr nur äußerlich auf neue Lokalitäten übertragen als durch originale Anſchauungen erſetzt iſt. Aber wenn auch Puſchkin mit Vorliebe an der Form der poetiſchen Erzählung, wie ſie durch den Dichterlord ſo außerordentlich populär geworden, feſthielt, ſo trug er in dieſelbe doch von Schritt zu Schritt mehr von ſeinem eigenſten Weſen, wie von dem der ruſſiſchen Nationalität hinein. Es kam immer mehr Geſundheit und Realität in ſeine Dichtungen. Wo er als Lyriker ſich äußerte, gab er nur der inneren Stimme Worte, wo er erzählte, wußte er die Bildungen ſeiner prächtigen Malerei ohne alle Künſtelei mit dem Duft einer zarten Melancholie zu überhauchen. Sehr ſchön tritt uns dieſe Miſchung von Leidenſchaft und Reſignation entgegen in der poetiſchen Erzählung „der Springquell von Bachtſchiſarai“, welche in der Krim ſpielt, in dem

. . . . . . Schönheitsreichen Wunderland,
Wo Alles lebt und glüht und ſchwillt,
Des Segens und der Freude Bild.

Die Hügelreih'n, die dunkeln Wälder,
Der Strom, die reichen Saatenfelder,
Die Reben, wie Saphire prächtig
Die Thäler ſchmückend in der Runde —
Das Alles lockt den Wandrer mächtig,
Wenn er in ſtiller Morgenſtunde
Den ſteilen hohen Bergpfad reitet,
Und unten, wo das Meer ſich breitet,
Die Waſſer glänzend grün ſich bäumen
Und mit gewalt'gem Wellenſchlag
Den nackten Felſenfuß umſchäumen
Des Vorgebirges Aju-Dagh.

Eine weitere poetiſche Erzählung, „das Räuberbrüderpaar“, iſt friſch aus dem ruſſiſchen Volksleben gegriffen und wirft düſtere Streiflichter auf barbariſche Zuſtände. Eine dritte dagegen, „Graf Nulin“, erzählt mit ſprudelnder Laune, wie ein eben friſch aus Paris nach Rußland heimgekehrter Modegeck von einer Landedelfrau ſtatt des zudringlich begehrten Minneſolds eine derbe Ohrfeige erhält. Mit bitterem Sarkasmus fügt der Dichter noch hinzu:

Die ganze Nachbarſchaft erfuhr
Das Abenteuer dieſer Nacht;
Doch wer darob zumeiſt gelacht
Mit ihr? — Ihr kommt nicht auf die Spur.
Warum nicht? Katharina's Gatte?
O nein! . . .
Ein nachbarlicher Gutsherr machte
Zum böſen Spiele gute Miene,
Ein Mann von dreiundzwanzig Jahren,
Er war es, der am meiſten lachte
Mit unſrer Herrin Katharine,
Als ſie allein ſelbander waren . . . .
Da kann man doch als etwas Wahres
Mit gutem Fug und Rechte ſagen,

Einen wohlthuendern Eindruck machen die nach alten Volksmärchen gedichteten Geſchichten vom „Czar Saltan“ und „von der Czarentochter und den ſieben Rittern“. Der Dichter iſt hier mit bewundrungswürdiger Naivetät in die Fußſtapfen der altſlaviſchen Rhapſoden getreten und hat uns das patriarchaliſche Rußland der Sage ſehr anſchaulich und anmuthig gezeichnet. Der hiſtoriſchen Zeit Rußlands gehört die Romanze „Poltawa“ in drei Geſängen an. Die Hauptfigur dieſer wohlgerundeten Dichtung iſt jener Koſakenhetman Maſeppa, welchen auch Byron zum Helden einer ſeiner ſchönſten poetiſchen Erzählungen macht. In dieſer erſcheint er aber in ganz anderer Situation als bei Puſchkin, und auch abgeſehen davon, iſt Poltawa ganz und gar nicht byroniſch. Das Gedicht legt in der epiſch-maleriſchen Weiſe der metriſchen Romane Walter Scott's einen vaterländiſchen Stoff klar und ſchön auseinander. Die Kataſtrophe iſt die auch geſchichtlich ſo verhängnißvolle Schlacht zwiſchen Karl dem Zwölften und Peter dem Großen ....

Im Feld ſtößt bald das Heer des Czaren
Zuſammen mit den Schwedenſchaaren,
Die Erde bebt, es blitzt und kracht,
Laut donnert die Poltawaſchlacht.
Das Feldgeſchütz, die Bajonette
Und Lanzen würgen um die Wette.
Im Feuer, wo gleich Hagelſchauern
Die Kugeln praſſeln, ſind die Glieder,
Zerſchmettert an lebend'gen Mauern,
Im Flug erſetzt durch andre wieder,
Die auch alsbald am Boden liegen,
Wo Leichen ſich auf Leichen thürmen.
Die leichten Reiterſchwärme fliegen
Wie Wolken über's Feld hin, ſtürmen
Wild aufeinander im Gedränge
Und Kugeln ſchwirren, Säbel klirren
Im mörderiſchen Handgemenge

Und klagt, daß vom Zerſtörungsbrand
Rings Roß und Reiter niederbrechen.
Das Fußvolk und die Reiterhorden
Wetteifern wuthentbrannt im Morden.
Ein grimmes Hauen, Schlagen, Stechen, —
Die Kugeln praſſeln hageldicht, —
Der Schwede wie der Ruſſe ficht
Verzweiflungswild den blut'gen Kampf.
Kanonendonner, Lärm, Geſtampf,
Gewieher, Stöhnen, Trommelſchall
Und Tod und Hölle überall . . . .

Wir meinen, das iſt ein modernes Schlachtgemälde, welches ſich ſehen laſſen darf.

Dem Verderben, welches nach der Thronbeſteigung des Czaren Nikolaus über die Verſchwörer vom 26. December 1825 hereinbrach, entging ihr Geſinnungsgenoſſe Puſchkin auf eine Art und Weiſe, welche etwas ſehr Romantiſches hat. Sobald er die Nachricht von Alexanders Tod erhielt, machte er ſich von ſeinem Landgut auf den Weg nach Petersburg, um an den zu erwartenden Ereigniſſen Theil zu nehmen. Da lief ihm ein Haſe über den Weg, ein nach dem ruſſiſchen Volksglauben ſehr ungünſtiges Vorzeichen. Er fuhr weiter, bis ihm ein altes Weib begegnete, ebenfalls ein ſchlechtes Omen. Sein Kutſcher wurde auch ſo ſtutzig, daß er ſeinen Herrn bat, umzukehren. Puſchkin befahl ihm, weiter zu fahren. Aber kurz darauf begegnet dem Wagen ein Pope. Das iſt das ſchlimmſte aller Vorzeichen für einen Reiſenden. Der Kutſcher wirft die Peitſche weg und fleht ſeinen Herrn kniefällig an, die Reiſe nicht weiter zu verfolgen. Der Dichter folgt ihm. Wäre er am 26. Decbr. in der Hauptſtadt geweſen, ſo hätte ihn aller Wahrſcheinlichkeit nach das Loos ſeiner Freunde, Tod am Galgen oder in den ſibiriſchen Bergwerken, getroffen. Aber iſt es nicht allerliebſt, daß die Phantaſie des ruſſiſchen Volkes an ſeiner Kirche daunglücklichſte Vorzeichen gilt? Es gibt doch viel unbewußte Ironie in der Welt.

Dennoch verfiel Puſchkin ſeinem Schickſal. Nikolaus berief ihn aus der Verbannung zurück und ernannte ihn zum Kammerjunker. Der Dichter fühlte nicht minder als ſeine Freunde, daß dieſe Gnade nur eine Demüthigung ſei. Sein Stolz empörte ſich dagegen und er ging nicht zu Hofe. Allein jetzt wurde er bedeutet, daß er zwiſchen dem geſtickten Hofkleid oder einer abermaligen Verweiſung zu wählen habe. Nicht minder Lebemann als Dichter, wollte Puſchkin die Genüſſe der Hauptſtadt nicht zum zweiten Mal mit dem Leben in der Steppe vertauſchen. Der Czarismus feierte einen Triumph über die bedeutendſte dichteriſche Perſönlichkeit, welche bis dahin in Rußland aufgetreten. Der Czar empfing den Dichter ſehr gnädig, trieb ihn zum Produziren und ſagte ihm: „Wenn du die Cenſur befürchteſt, ſo will ich ſelbſt dein Cenſor ſein.“ Fällt uns hier nicht unwillkürlich eine ganz ähnliche Szene aus unſerer eigenen Literaturgeſchichte ein? Auch der Herzog Karl von Würtemberg erbot ſich gegen Schiller, höchſtſelbſt deſſen Cenſor zu machen. Der deutſche Dichter entzog ſich bekanntlich dieſer Gnade durch die Flucht aus ſeinem „engeren“ Vaterlande. Er wollte die Adlerſchwingen ſeines Idealismus nicht durch eine fürſtliche Hand ſtutzen oder brechen laſſen. Aber Puſchkin hatte bei ſeiner Begegnung mit Nikolaus ſchon keine Ideale mehr. Er ging mit der Rührung ruſſiſcher Unterthänigkeit von ſeinem gnädigen Czaren. „Ach“, äußerte er gegen ausländiſche Freunde — „wie gerne wollte ich ihn haſſen! Doch was ſoll ich anfangen? Warum ſoll ich ihn haſſen?“ Klagelaute, welche deutlich genug verrathen, daß das freie Selbſt des Dichters von der Majeſtät des Czarenthums ſich erdrückt fühlte. Es gab auch in Rußland Leute, welche über dieſe neue Stellung Puſchkins bedenklich den Kopf allen Herzen die Scham auszutilgen. Puſchkin fühlte mit tiefer Erbitterung den Bleidruck, welchen der Verdacht der Apoſtaſie auf ſein Haupt übte. Er ſtürzte ſich in ſeiner Zerfallenheit mit ſich ſelbſt in rauſchende Orgien, er rächte ſich durch beißende Epigramme an dem Mißmuth ſeiner Freunde, er griff ſogar, wie nach einem Rettungsanker in ſeiner Hülfloſigkeit, zum czariſchen Ruſſenthum. Ja, er warf ſich zum offiziellen Poeten des Czarismus auf! Nach dem Ausbruch der polniſchen Revolution ſchleuderte er „den Verleumdern Rußlands“, d. h. der Preſſe und den Tribünen Weſteuropa's ein ganz czariſches Gedicht entgegen. Schweigt, rief er darin den Weſteuropäern zu, was droht ihr dem heiligen Rußland?...

In Worten ſeid ihr ſtark — verſucht es in der That —
Denkt ihr, von Ismail der alte Feldſoldat
Vermag auf's Neue nicht ſein Bajonett zu ſchwingen?
Denkt ihr, des Czaren Wort wird ungehört verklingen?
Iſt's neu für uns, mit Europa zu kriegen?
Hat der Ruſſe verlernt, zu kämpfen und zu ſiegen?

Sind unſrer Wenig? Oder von Perm bis Tauris Land,
Von Finnlands kalten Felſen bis zum heißen Kyrosſtrand,
Von wo der Kremlin golden blinkt
Bis wo ſich China's Mauer ſchlingt,
Erhebt ſich Rußland nicht alsbald
Gleich wie ein Stahl- und Eiſenwald?

Drum, eitle Schwätzer, lärmt nicht mehr!
Schickt eure Söhne zu uns her,
Sie finden Platz im Ruſſenland,
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt.

Klingt das nicht ganz wie die wiedererwachte Stimme Derſhawins? Echt ruſſiſch, echt czariſch! Aber Puſchkin ſollte nicht vom Schauplatze verſchwinden, ohne ein Werk zu hinterlaſſen, welches ſeines Genius würdiger war als ſolche Trompetenſtöße erprobte er ſein Talent an Manchem, dichtete das hiſtoriſche Trauerſpiel „Boris Godunoff“, ſchrieb eine hübſche Novelle, in welcher der Rebell Pugatſcheff auftritt, ſammelte Materialien zu einem vaterländiſchen Geſchichtswerk und machte Verſe, um ſie im Werthe von fünf Rubeln die Zeile auf der Pharobank einzuſetzen. Eine leichtfertige Frau, wie ſie Puſchkin hatte, war auch nicht ſehr geeignet, dem Leben des Dichters wieder einen beſſeren Halt zu geben. Aber immer wieder kehrte er von anderweitigen Verſuchen und aus allen den unerquicklichen Zerſtreuungen des petersburger Lebens zur Fortführung ſeines Hauptwerks, des „Eugen Onägin“, zurück. Der Onägin iſt ſeiner äußerlichen Form nach ein Roman in Verſen, abgetheilt in acht Bücher. Die Vorrede bildet ein Geſpräch des Dichters mit ſeinem Buchhändler, wobei Puſchkin das Göthe's Fauſt voranſtehende „Vorſpiel auf dem Theater“ vorgeſchwebt haben mag. Der Buchhändler fordert ein neues Werk von dem Poeten, welcher ſich wehmuthsvoll der Zeit erinnert ....

Als ſorgenfrei, dem Vogel gleich,
Ich von Begeiſt'rung nur getrieben,
An Hoffnungen ſo überreich,
Noch nicht für ſchnöden Lohn geſchrieben.

Man hat den Onägin einen Sprößling von Byrons Don Juan genannt. Sehr mit Unrecht. Mit mehr Grund könnte man ihn den ruſſiſchen Childe Harold nennen. Aber das Wort ruſſiſch muß ſehr betont werden, denn das Gedicht iſt durch und durch national. Es iſt ein unvergleichliches Gemälde der modernen ruſſiſchen Societät, ein vollendetes Kunſtwerk. Die Fabel iſt überaus einfach. Zwei junge Männer, der blaſirte Weltmenſch Eugen Onägin und der träumeriſche Poet Wladimir Lensky, dann zwei junge Landmädchen, Tatjane und Olga, zwei Schweſtern, die erſtere jenem, die andere dieſem wahlgeknickt oder in befriedigungsloſen Verhältniſſen eine unerſprießliche Exiſtenz hinſchleppend — das ſind die Hauptperſonen der Geſchichte. Lensky ſowohl als Onägin ſind Puſchkin ſelber, jener der jugendliche, dieſer der Puſchkin nach 1825. Beide ſind aber auch ruſſiſche Typen, nationale Charakterbilder, Wladimir der jugendlich aufſtrebende Idealiſt, Eugen der von dem ehernen Himmel des Czarenthums, welcher Rußland überwölbt, frühzeitig zu einem zweckloſen Daſein der Langeweile niedergedrückte Enttäuſchte, Ueberſättigte. „Zwiſchen dieſen beiden Typen, bemerkt A. Herzen, zwiſchen Lensky's Grabe und der Langeweile Onägin's zieht ſich der tiefe, ſchlammige Fluß des civiliſirten Rußlands mit ſeinen Ariſtokraten, Bureaukraten, Offizieren, Schreibern, Gensdarmen, Spionen, mit ſeinen Kaiſern, Großfürſten, dieſer ungeſtalteten, kothigen und ſtummen Maſſe voll Niederträchtigkeit, Servilität, Grauſamkeit, Neid, Völlerei, Seelenloſigkeit, der Alles mit ſich fortreißt, Alles begräbt.“ Voll Friſche und Ungezwungenheit, wechſelnd zwiſchen Scherz und Ernſt, tiefem Gefühl und ausgelaſſenem Muthwillen, die ſchroffſten Uebergänge von der Komik zur Tragik und umgekehrt ſpielend bewältigend, rollt die Erzählung dahin.

Die Höhe ihrer Meiſterhaftigkeit erreicht ſie in der bekannten, unvergleichlich plaſtiſchen Schilderung des Duells, in welchem Onägin den Poeten Wladimir erſchießt. Wer dieſe Strophen ſchreiben konnte, mußte ein Dichter ſein. Und Puſchkin hat in der Darſtellung des mörderiſchen Zweikampfes bekanntlich den eigenen Ausgang prophetiſch vorhergeſagt. Wie die Helden und Heldinnen ſeines Gedichts, ſo erlag der Dichter ſelber dem Deſpotismus der Mode, welche es zur Abwechslung inmitten ihrer Poſſen manchmal auch nach einem Stück Tragik gelüſtet. Abſcheuliche Intriken, in welche Puſchkins Frau keineswegs ganz ſchuldlos verflochten war, führten ein Duell im Januar 1837 dem Dichter die Todeswunde ſchlug. Vielleicht hatte Mickiewicz recht, wenn er urtheilte, Puſchkin ſei für ſeinen Ruhm zur rechten Zeit geſtorben; denn er habe, „was ſich nur irgend im Herzen der civiliſirten ſlaviſchen Geſellſchaft vorfand, die politiſchen Begriffe der edleren ruſſiſchen Jugend, die leidenſchaftlichen, durch Byron verbreiteten Schwärmereien, die Rückerinnerungen altſlaviſcher Zeiten, dies Alles ſchon zu Tage gefördert und in ſchöne Dichtung gehüllt vor die Augen des Publikums geſtellt. Jetzt ward es nöthig, einen Schritt weiter zu gehen, und hiezu gebrach ihm die Kraft.“

Mitten aus der Trauer und Empörung heraus, in welche Puſchkins Tod ſeine Verehrer verſetzte, richtete Michail Lermontoff ein glühendes Gedicht an den Kaiſer aller Reußen . . .

> Mein Czar! ich werfe mich vor deine Füße,
> Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter —
> Gib, daß der Mörder ſein Verbrechen büße,
> Erhöre mich, ſei ein gerechter Richter!
> Räche den Dichter, ſtrafe die Schlechtigkeit,
> Schleudre den Blitz aus deiner Zorneswolke,
> Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
> Von deiner ſühnenden Gerechtigkeit! . . . .

Sonderbarer Schwärmer! Als ob dem Czaren nicht ein Gefallen geſchehen, daß ihn die Kugel des Monſieur d'Anthés von einem unbequemen Poeten befreit hatte. Der Czarismus braucht keinen Dichter. Dieſe fatalen Poeten haben doch immer noch eine Ader von Unabhängigkeitsſinn und Selbſtgefühl in ſich — alſo weg damit! Lermontoff trat zwar mit ſeinem Rachebegehren in echtruſſiſcher Form hervor. Er wandte ſich damit an den Czaren, der ja allein Alles iſt und Alles kann, die göttliche Subſtanz des Ruſſenthums. Der dichteriſche Bittſteller dokumentirte damit ganz ſchlagend, daß, wie wir oben bemerkt, die ruſſiſche Poeſie auch in ihren erwählteſten

Lermontoff's Racheſchrei war eine Zumuthung. Darf der Gott ſich Zumuthungen gefallen laſſen? Mit nichten! Und dann kamen in dem Gedicht ſehr verfängliche Dinge vor. So z. B. ſagte Lermontoff von dem Mörder Puſchkin's:

> Das Volk war ihm ein Gegenſtand des Hohnes,
> Er ſuchte keine Gunſt als die des Thrones . . . .

Was! War das nicht Hochverrath? Weſſen Gunſt als die des Thrones ſollte denn in Rußland geſucht werden dürfen? Das Volk! Ei, ja doch! Das Volk, der Staat, die Kirche, die Intelligenz, die Macht, Alles bin Ich — lautet die Formel des Czarismus. Die Antwort des Czaren war die, daß der junge Dichter aus der Garde in ein Regiment am Kaukaſus verwieſen wurde, damit ihn die Kugeln der Tſcherkeſſen zum Nachdenken über ſeine Impertinenz brächten.

Aber daß er aus dem Moraſt der petersburger Geſellſchaft in eine Natur voll Wildheit und Größe hinausgeſchleudert wurde, war ein großes Glück für Lermontoff. Der Kaukaſus hat ihn nicht von dem ſchrecklichen Antagonismus von Ideal und Wirklichkeit, von glühend ſtrebſamem Enthuſiasmus und bitterer Hoffnungsloſigkeit, in welchem ſich ſein Leben verzehrte, geheilt, er hat die Gegenſätze von dem, was er fühlte und dachte, und dem, was er auf Rußland blickend ſah, nicht ausgeglichen, aber er hat ihn zum Dichter gemacht und zum — Mann. Er überragte an Charaktergröße Puſchkin weit. Es fiel ihm nie mehr ein, ſich dem Czaren „vor die Füße zu werfen.“ Seine Poeſie iſt das freieſte, ſelbſtſtändigſte, männlichſte Wort, welches Rußland bis jetzt geſprochen hat. Es iſt merkwürdig zu ſehen, wie wenig Lermontoff's Verbitterung ſeine geniale Kraft zu beeinträchtigen vermag. In Jünglingsjahren ſchon überſchlich ihn ein gränzenloſer Lebensüberdruß. Das Leben, rief er aus...

> Das Leben iſt, wenn man's bei kaltem Verſtande beſieht

Und doch, mit welchem heiligen Ernſt und Eifer erfaßt er ſeine Aufgabe als Dichter! Man erinnere ſich, daß die deutſchen Reimer der Gegenwart die Dichtung zum Spielzeug für Backfiſche und alte Betſchweſtern entwürdigt haben, und ſtelle dann dieſer läppiſchen „Buchbinderpoeſie" folgendes Gedicht von Lermontoff gegenüber, welches überſchrieben iſt „der Dichter".

In bunter, goldner Zier glänzt meines Dolches Stahl;
  Die feſte Klinge kann nicht roſten,
Sie iſt gefeit durch ein geheimnißvolles Mal,
  Die Erbſchaft heißen Kampfs im Oſten.

Er diente ohne Lohn dem Reiter manches Jahr
  Im Heimatland wie in der Fremde,
Hat manche Bruſt durchbohrt, ein Retter in Gefahr,
  Durchſtoßen manches Panzerhemde.

Er theilte Luſt und Leid dienſtfert'ger als ein Sklav,
  Schnell rächt' er jegliches Beleid'gen;
Wo ohne goldnen Zierrath ſcharf ſeine Klinge traf,
  Galt es zu rächen, zu vertheid'gen.

Am Terek ward er des Koſaken Beutetheil,
  Der ſeinen Herrn zu Boden fällte,
Drauf unter andern Waffen zum Kaufe lag er feil
  In des Armeniers Waarenzelte.

Beraubt der alten Scheide, gleichwie der ſtarken Hand
  Des Helden, der ihn einſt getragen,
Hängt er als goldnes Spielzeug jetzt ruhmlos an der Wand,
  Um keine Wunden mehr zu ſchlagen.

Es nimmt ſich keine Hand geſchäftig ſeiner an,
  Zu pflegen ihn, zu reinigen —
Niemand lieſt im Gebet die Aufſchrift des Koran
  Zum Ruhm Allah's, des Einigen. —

Gleichſt du nicht dieſem Dolch, markloſer Zeitpoet!
  Der du ungöttlich niedern Hanges
Um ſchnödes Geld vertauſcht die Macht und Majeſtät

Wie ſchlugen einſt der Sänger klangmächt'ge Worte ein,
Entzündend zu der Glut des Kampfes!
Das Volk bedurfte ihrer wie des Pokals beim Wein,
Wie beim Gebet des Opferdampfes.

Sie ſchwebten über ihm gleichwie der Geiſt des Herrn,
Und zum Gebet, gleichwie zum Sturme
Der Schlacht, entflammten ſie die Völker nah und fern,
Wie Glockenklang vom hohen Thurme.

Die ſtolze Einfachheit verletzt der Poeſie! —
Heut will man ſchales Reimgeblinke;
Wie eine alte Schöne verlangt die Welt, daß ſie
Die Runzeln übertüncht mit Schminke.

Verſpotteter Prophet! erwachſt du noch einmal
Zur Rache in der Zeitumnachtung?
Oder in goldner Scheide verdirbt der blanke Stahl,
Bedeckt vom Roſte der Verachtung?

Der Mittelpunkt von Lermontoff's Dichten iſt ſeine eigene drangvolle Subjektivität, das raſtloſe empöreriſche Aufbäumen ſeines freien Selbſt gegen die Wucht eines ungeheuren Deſpotismus, das Ringen eines einſamen Geiſtes gegen den nivellirenden Druck allgemeiner Sklaverei. So wird ihm ſein Ich zu einer Feſſel, die er klirrend durch ſeine Dichtungen nachſchleift. Ganz wie bei Byron. Aber es darf gefragt werden, ob die Verzweiflung des freien Ruſſen gegenüber dem Czarenthum nicht eine wahrere, berechtigtere war, als die des engliſchen Lords gegenüber den Zuſtänden und der Geſchichte ſeines Landes. Sodann hat ſich Lermontoff wenigſtens in einer ſeiner Hervorbringungen zu einer Freiheit und Macht objektiver Geſtaltung erhoben, wie es Byron nie vermochte, in dem rein volksthümlichen, ganz und gar nationalen Lied von dem Czaren Iwan Waſſiljewitſch, ſeinem jungen Leibwächter Kiribejewitſch und dem kühnen Kaufherrn Kalaſchnikow. Dieſes kleine Epos gibt

Naivetät und künſtleriſchen Sicherheit wieder, die nicht ihres Gleichen haben. Für den, der, unbeirrt von den Zeitſtimmungen, für das Unvergängliche, Ewige in der Poeſie einen offenen Sinn behalten hat, iſt dieſes Gedicht ein Hochgenuß. Ganz entgegengeſetzt dieſem edlen Geſang in Stimmung und Form ſind das hübſch gerundete, ſatiriſche Gemälde aus dem civiliſirten Rußland, betitelt „die Rentmeiſterin“, und das fragmentariſche, von Sarkasmen triefende „Märchen für Kinder“. Beides Uferpflanzen jenes ſchlammigen Fluſſes, von welchem oben bei Puſchkin die Rede war.

Lermontoff hatte den Kaukaſus ſchon einmal beſucht, bevor er als Verbannter ihn wiederſah. Das herrliche Bergland hat, wie ſchon bemerkt, auf ſeine Poeſie ganz unzweifelhaft ſehr bedeutend eingewirkt. Hier fühlte ſich der Dichter wenigſtens verhältnißmäßig frei, hier fand er die Anregung und das Material zu ſeinen poetiſchen Erzählungen „der Tſcherkeſſenknabe“, „Hadſchi Abrek“, „der Dämon“, „Ismail Bey“. Die letztere iſt die umfaſſendſte, aber von der Cenſur leider ſchrecklich verſtümmelt. Es iſt eine Geſchichte, ſo wild und ſchön wie das Land, in welchem ſie ſpielt, ſo kühn und leidenſchaftlich wie die Bewohner deſſelben. Herrlich, wie in dieſer, ſind auch in den übrigen Kaukaſus-Romanzen die Naturſchilderungen. Nicht nur die äußeren Formen der Landſchaft, ſondern auch ihren Geiſt weiß Lermontoff wieder zu geben. Mit kühnen Strichen zeichnet er die naturwüchſige Kraft der Kaukaſier in Liebe und Haß. Im Dämon, der nach einer georgiſchen Legende gearbeitet iſt, ſprüht das volle Höllenfeuer der Wolluſt, im Hadſchi Abrek waltet vernichtend das unerbittliche Geſetz der Blutrache. Leila's Gatte hatte den Bruder Hadſchi's meuchleriſch erſchlagen. Hadſchi trifft mit Leila zuſammen, ihre Schönheit rührt ihn tief, aber Blut will Blut. Er tödtet ſie, doch ſein Pferd ſträubt ſich ſchaudernd, den Mörder mit der ſchrecklichen Trophäe fortzu-

Die Klinge blitzt, er faßt den Schopf —
Ein Hieb: vom Rumpfe fliegt der Kopf —
Hadſchi hält ihn mit blut'ger Hand,
Wiſcht mit dem langen Haargeſchlinge
Das Blut ab von der breiten Klinge,
Hüllt ihn dann in ſein Filzgewand
Und ſchwingt ſich wieder auf ſein Pferd
Mit ſeiner leblos blut'gen Laſt.
Doch wunderſame Furcht erfaßt
Das treue Thier und ſträubend wehrt
Es ſich der Bürde, fletſcht die Zähne,
Nagt am Gebiſſe, ſträubt die Mähne,
Scharrt wild die Erde mit dem Huf,
Hört wiehernd nicht des Reiters Ruf,
Bäumt ſich und will nicht von der Stelle,
Nicht Wort noch Zügel bringt's zur Ruh . . . .
Dann — ungelenkt, mit Pfeilesſchnelle,
Fliegt es davon, den Bergen zu.

Am bekannteſten von allen Dichtungen Lermontoffs iſt in Deutſchland der Tſcherkeſſenknabe geworden. Die Fabel iſt ganz einfach. Ein junger Bewohner des Kaukaſus wird als Gefangener in ein ruſſiſches Kloſter gebracht. Die Sehnſucht nach Freiheit verzehrt ihn. Er entflieht, wird verſchmachtend in der Steppe gefunden, zurückgeführt, erzählt einem Mönche die Abenteuer ſeiner Flucht und ſtirbt. Ein Gemälde voll ergreifender Traurigkeit, das Zugrundegehen eines Naturkindes an der Sklaverei. Von höchſter plaſtiſcher Energie iſt die Schilderung des Kampfes, welchen der entflohene Knabe mit einem Tiger beſteht . . . .

Auf meine Bruſt wild warf er ſich,
Doch zweimal drehend bohrte ich
In ſeines Rachens Schlund mein Waffen —
Er brüllte furchtbar und begann

Und feſter als ein Freundespaar,
Zuſammen ſtürzten nieder dann, —
Doch auf der Erd' im Dunkel rangen
Wir grimmig fort. Und ich auch war
Furchtbar in jenem Augenblicke,
Dem wilden Wüſtentiger gleich;
Ich glühte, winſelte wie er,
Als ſtammt' ich ſelber aus dem Reich
Der Tiger und der Wölfe her.
Es ſchien, als hätt' ich alle Spur
Der Menſchenſprache lang verloren —
Ein wild Geſchrei der Bruſt entfuhr,
Als hätte ich von Kindheit nur
An ſolch Geheul gewöhnt die Ohren.
Doch meinem Feinde ſchwand die Kraft,
Er wälzt ſich wüthend hin und her,
Er athmete noch einmal ſchwer,
Umkrallte mich zum letzten Mal
Und ſeines ſtarren Auges Stral
Flammt drohend noch und grauenhaft —
Dann ſchloß es ſich zum ew'gen Schlaf ....
Doch Angeſicht zu Angeſicht
Dem ſtolzen Feind der Tod ihn traf,
Wie es im Kampf des Streiters Pflicht.

Lieſt man die tiefſchmerzlichen und doch reſignirten Ausſtrömungen des Tſcherkeſſenknaben, ſo fühlt man bei aller Treue der Lokalfärbung, daß der Dichter dem Sohn des Kaukaſus die Stimme des eigenen Herzens geliehen. Das vergebliche Ankämpfen einer genialen Perſönlichkeit gegen eine eiſern deſpotiſche Staatsidee, das iſt es, was uns in den Gedichten Lermontoffs ſo tragiſch ergreift. Er ſagt:

Gott gab mir eine Zunge, aber als
Ich reden wollte, ging's mir an den Hals.
Es iſt ein eigen Ding in meinem Land
Und wunderſamer Brauch im Schwunge hier:
Der Kluge braucht zur Dummheit den Verſtand,

Iſt damit nicht ſcharf bezeichnet, was der Czarismus aus den Menſchen macht? Lermontoff ſtellt durchgehends ſein Menſchenrecht der Thatſache des Deſpotismus entgegen, aber er weiß ſehr wohl, daß das im Grunde ein eitles Bemühen. Die Hoffnung kennt er nicht, nennt wiederholt ſein Kämpfen ein unfruchtbares und macht ſich hinſichtlich der Zukunft keine Illuſionen. Daher die bittere Ironie, womit er in ſeinem „Teſtament“ äußert:

> Wenn aber Jemand — wer's auch ſei —
> Verlangt nach meiner Kunde,
> Sag' ihm, mich traf ein tödtlich Blei,
> Daß an der ſchweren Wunde
> Ich ſtarb für meinen Czaren,
> Was ſehr den Tod verſüße, —
> Daß ſchlecht die Aerzte waren
> Und ich die Heimat grüße.

Die Heimat! Ja, die liebte Lermontoff. Rußland war ihm theuer, doch ſeine Vaterlandsliebe war nicht von dem Gedanken des Czarismus getragen, wie wir das oben bei Puſchkin ſahen, ſondern ſie war ein rein menſchliches Gefühl. Das ſchöne Gedicht, worin er dieſem humanen Gefühle Worte gibt, iſt zugleich eine bedeutſame Proteſtation gegen die czariſche Staatsidee . . . .

> Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
> Doch Liebe eigner Art, die zu bemeiſtern
> Nicht mehr vermag der prüfende Verſtand —
> Für Barbarei kann ich mich nicht begeiſtern,
> Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
> Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm,
> Ich liebe nicht die ſtolze Zuverſicht,
> Die ſich auf Bajonette ſtützt, auch nicht
> Den Heil'genſchein des Ruhms aus alten Tagen,
> Davon die Lieder melden und die Sagen.
>
> Doch liebe ich — weiß ſelbſt nicht recht warum

Wenn welk die Halme ſich zur Erde neigen
Und Nichts erſchallt als Zwitſchern und Geſumm.
Gern hör' ich auch der Wälder mächtig Rauſchen,
Mag gern dem Wellgetös der Ströme lauſchen,
Wenn ſie im Frühling eiſesfrei umher
Die Lande überſchwemmen wie ein Meer.

Ich lieb' es auch, durch Dorf und Feld zu jagen,
Den Weg zu ſuchen durch das nächt'ge Dunkel,
Wo Keiner Antwort gibt auf meine Fragen
Als ferner Hütten zitterndes Gefunkel.
Den Stoppelbrand der Felder ſeh' ich gerne,
Die weißen Birken an der Flüſſe Borden,
Die Karavanenzüge aus der Ferne
Der wandernden Nomadenhorden.

Mit einer Freude, die nicht Alle kennen,
Seh' ich im Herbſt die korngefüllten Tennen,
Das Bauernhaus mit ſtrohbedecktem Dache,
Geſchnitzten Läden vor dem Fenſterfache.
Und Sonntags gern in träumeriſcher Ruh
Seh' ich dem Lärm betrunkner Bauern zu,
Wenn ſtampfend ſie im Tanz die Schritte meſſen,
In Luſt und Lärm der Woche Qual vergeſſen.

So ſpricht kein Mitglied einer der vierzehn Rangklaſſen des czariſchen Tſchin, kein vom Revolutionär zum Kammerjunker Gedemüthigter, ſo ſpricht ein Menſch! Eben das Intereſſe am Reinmenſchlichen, welches Lermontoff überall darlegt, hebt ihn über Puſchkin weg, welcher am und im Czarenthum unterging.

Lermontoffs Tod war der ſeines Vorgängers und es iſt ſeltſam, daß wie dieſer im Onägin ſeinen Ausgang poetiſch vorhergeſagt, ſo auch jener in ſeinem trefflichen Roman „der Held unſerer Tage“ ſein Ende und die daſſelbe begleitenden Umſtände faſt wörtlich genau vorgezeichnet hatte. Das iſt doch ein merkwürdiges, zweimal in kurzer Zeit vorgekommenes Spiel des montoff, ein grundſätzlicher Gegner des Duells, fiel im Kaukaſus am 27. Juli 1841 im Piſtolenduell mit einem Herrn von Martynoff. „Die Geſchichte unſerer Literatur, ſagt ein ruſſiſcher Autor, iſt eine Martyrologie — (das iſt übrigens jede Literaturgeſchichte mehr oder weniger). Diejenigen ſelbſt, welche von der Regierung verſchont bleiben, ſterben, kaum erblüht, unter dieſem Himmel von Erz. Puſchkin wurde in ſeinem 38. Jahre, Lermontoff in ſeinem 30. getödtet, Gribajedoff in Teheran ermordet, Rylejeff in der Blüthe ſeines Alters vom Kaiſer Nikolaus hingerichtet, Baratinsky ſtarb aus Verzweiflung, Wenewitinoff wurde im 22. Jahre ſeines Lebens von der Geſellſchaft umgebracht, Kolzoff, 32 Jahre alt, durch ſeine Familie zu Tode gepudelt, Belinsky im 35. Jahre durch Hunger getödtet, Beſtuſcheff (Marlinsky) ging, erſt nach Sibirien geſchleppt, als gemeiner Soldat vorzeitig im Kaukaſus zu Grunde".

Wenige Tage vor ſeinem Tode ſchrieb Lermontoff noch das erhabene Gedicht „der Prophet", eine ergreifende Variation des oft behandelten Themas: Der Genius und die Geſellſchaft. Unter den letzten Aufzeichnungen von ſeiner Hand findet ſich die Bemerkung: „Rußlands Blick iſt ganz auf die Zukunft gerichtet. Es geht eine Sage: Jerußlan Laſarewitſch ſaß zwanzig Jahre einſam und ſchlief einen feſten Schlaf, aber in ſeinem einundzwanzigſten Jahre erwachte er und er ſtand auf, und als er fürbaß ging, ſiehe, da begegneten ihm ſiebenunddreißig Könige und ſiebzig Ritter und er ſchlug dieſelben und ſetzte ſich zum Herrſcher über ſie .... So iſt Rußland." Seltſam, daß dieſer Poet, den man der Gleichgültigkeit gegen ſein Vaterland geziehen, weil, wie er ſagt ....

Mir nicht Muſik erſcheint Geklirr der Ketten
Und mich nicht lockt der Glanz von Bajonetten ...

dieſer Poet, der gegenüber dem Czarenthum die Idee der Freiheit vertrat, in ſeinen letzten Stunden mit der hiſtoriſchen zu Berlin hat am 4. Febr. 1854 ein unterthäniger Vorträgler von der „glücklichen Mannigfaltigkeit der deutſchen Fürſtenhöfe“ geſprochen. Ob wohl dieſe glückliche Mannigfaltigkeit eine Garantie bietet gegen die durch die eiſernen Reifen des Czarismus zuſammengehaltene Einheit Rußlands? —

Späterer Zuſatz (1863). Der Krimkrieg hat den ſtupiden Deſpotismus des Nikolaus im Innern Rußlands und ſeine brutale Herrſchaft über Deutſchland gebrochen. Er hat den Czaren ſelber zerbrochen, zu deſſen Füßen noch wenige Jahre zuvor die beiden deutſchen „Großmächte“ in Olmütz und Warſchau barſche Befehle eingeholt hatten. Der laſtende Bann und Zauber des Czarismus iſt gelöſ't und der ihn brach, Napoleon der Dritte, hat ſich dadurch thurmhoch über alle zeitgenöſſiſchen Mächte geſchwungen, die engliſche Oligarchie nicht ausgenommen, deren Aberdeen und Konſorten ja in der Hauptſache ihren „erhabenen Freund“, den Czaren, ruhig hätten gewähren laſſen. Nach den Motiven des Dezembermannes hat man dabei nicht zu fragen. Genug, er hat denſelben Nikolaus gedemüthigt, welchen die Niedertracht ſeiner deutſchen und engliſchen Anbeter glücklich bis zum Allmachtsbewußtſein eines Nebukadnezar hinaufgeſchraubt hatte.

Mag nun auch in gewiſſen Kreiſen von Berlin, Wien und anderen deutſchen Reſidenzen die Czaromanie noch immer enge Gehirnhöhlen anfüllen, der czariſche Alp laſtet nicht mehr auf Europa. Noch mehr, ſogar auf Rußland ſelbſt liegt nicht mehr die Vollwucht des Scheuſals. Das große Werk der Aufhebung bäuerlicher Leibeigenſchaft, alſo der Beſeitigung des Grundübels, woran das Land krankte, iſt ernſtlich in Angriff genommen und mit der Durchführung deſſelben tritt das ruſſiſche Volk in eine neue Kulturepoche. Daß aber dieſer Vorſchritt von unberechenbarer Tragweite verſucht werden konnte, ſogar wähnte, unter der Eisdecke der Tyrannei, womit er das Reich überzogen hatte, jeden Entwicklungsgedanken erſtickt zu haben.

In Wahrheit, unter der Eisdecke ging die Gedankenarbeit in einem Umfange vor ſich, von welchem der ſtupide Deſpot keine Ahnung hatte. Selbſt ſo gewaltige Symptome dieſer Arbeit, wie die berühmten Komödien von Gribojédoff („Gore ot umà,“ zu Deutſch etwa: Wehe dem Wiſſenden!) und Gogol (der „Reviſor“) — Streit-Komödien, von deren unermeßlicher Wirkung man ſich außerhalb Rußlands gar keine rechte Vorſtellung machen kann — brachten den Czaren-Korporal nur zum Lachen, nicht zum Nachdenken. Möglich und wahrſcheinlich auch, daß ihn die geräuſchvollen Stimmen ſeiner getreuen Knechte, der Slavomanen und Panſlaviſten Chomiakoff, Pagodin und Schewireff, in ſeinem Nebukadnezarismus noch beſtärkten. Aber neben dieſen mehr oder weniger offiziellen Sprachrohren kaiſerlichen Ruſſenthums iſt eine jüngere Schule von Denkern und Dichtern, Kritikern und Hiſtorikern herangewachſen, unter denen Granofsky, Belinsky, Herzen, Czerniſchewsky und Doboluboff die Vorderreihe einnehmen. Dieſe erleuchteten, mit europäiſcher Bildung, insbeſondere mit deutſcher, getränkten Patrioten und ihre Mitſtreiter haben im Czarenreich eine wirkliche und wahrhafte Vorſchrittspartei geſtiftet und die große Arbeit der Europäiſirung ihres Landes mit Kraft und Beharrlichkeit unternommen. Möge das Werk vorſchreiten! Denn warum ſollte das ruſſiſche Volk nicht ebenſo gut wie die anderen Völker zur Freiheit und Menſchlichkeit berufen ſein?

Ein Fragment aus der Schweiz.

„Die Schweiz muß man gewähren laſſen. Sie iſt der betrunkene Helot der Anarchie, welchen die Verſehung eigens dazu beſtellt hat, den übrigen Völkern als abſchreckendes Exempel gezeigt zu werden."

Czar Nikolaus im Oktober 1850 zu Warſchau.

Hm, ich wollte, es fiele der Verſehung eines ſchönen Tages ein, die übrigen Völker Europa's, inſonderheit das deutſche, gleichfalls und zwar baldigſt zu ſolchen betrunkenen Heloten und abſchreckenden Exempeln zu machen.

Dr. Sauerampfer im November 1850 zu Schelklingen.

. . . . „Ach Gott“, ſagte wehmüthig der preußiſche Oeffentliche — wir hatten nämlich auch einen hannoverſchen, nahe an die Excellenz ſtreifenden oder ſchon geſtreiften Geheimen — „ach Gott, was waren die alten Peruaner für geſcheidte Leute! Ich fange an zu glauben, der Sonnenkult ſei ohne Frage die rationellſte aller Religionen.“

Dieſe preußiſche Wehmuth hatte ihren guten Grund. Denn bekanntlich gab der Sommer von 1862 naſſe und ſtürmiſche Veranlaſſung genug, über die Vorzüge unſeres „gemäßigten“ Klima's nachzudenken. Wenn man pflichtmäßig in der Morgenfrühe ſeine verſchiedenen Gläſer abſcheulichen Waſſers zu ſich genommen hatte und bei Wind und Regen in Ueberſchuhen, im Winterpaletot und mit dem Regenſchirme bewaffnet im Badhotelgarten umherſtapfte, während noch dazu vom Zeltdach vor dem Konverſationsſaal her die Badmuſik auf Veranſtaltung eines frommen Herrn aus Genf eine trübſelig dünne Choralmelodie verlauten ließ, — ja, da konnte ſogar ein preußiſcher Regierungsrath von der Firma Vincke und Komp. ſich „gedrängelt“ fühlen, aus dem regentriefenden chriſtlichen Jammerthal ins ſonnenhelle griechiſche oder gar ins peruaniſche Heidenthum ſehnſüchtig hinüber zu ſchauen. Aber der Gute that es nicht ungeſtraft. Denn ſpitz warf ihm der Herr Kollege aus Hannover das Wort zu:

„Man merkt doch euch Herren aus Berlin die „neue Aera“ auf Schritt und Tritt an. Unter dem chriſtlichen Regiment Ihres großen Manteuffel's hätten Sie ſich kaum ſo heidniſch ausgelaſſen.“

Da Preußen über dieſe Trivialität Hannovers mit Fug die Brauen runzelte und zu einer Entgegnung im Sinne deutſchbrüderlicher Liebe anſetzte, ſagt' ich beſchwichtigend: „Ums Himmels willen, meine Herren, nur nicht ſchon in dieſer fröſtlichen Morgenſtunde eine Variation des berühmten Thema's von der deutſchen Einheit und Eintracht. Gehen wir lieber frühſtücken.“

Und wir gingen, unſern Kummer im Frühſtückskaffee zu ertränken und die Kluft zwiſchen Preußen und Hannover mit Butterſchnitten auszufüllen. Aber, ach, die deutſche Einheit iſt das berühmte Faß der Danaiden oder der nicht minder berühmte „tückiſche“ Felsblock des Siſyphus oder auch, proſaiſcher zu reden, die ewige Verlegenheit eines Schuldenmachers, der, um ein Loch zu verſtopfen, immer zwei neue aufreißen muß. Denn kaum war zwiſchen Preußen und Hannover ein leidlicher Friede von Villafranca hergeſtellt, d. h. ein Friede, der ſo lange währte wie das Frühſtück, ſo mußte die Breite des Tiſches, an welchem wir ſaßen, die zwiſchen Süd- und Norddeutſchland klaffende Kluft vorſtellen. Saßen nämlich drüben der Oeffentliche und der Geheime ſammt dem Feſt-Philiſter — eine neuentdeckte, ſporadiſch in England, Frankreich, Italien und Skandinavien vorkommende, maſſenhaft aber in Deutſchland und in der Schweiz graſſirende Spezies von ungefiederten Zweifüßlern — hüben, mir zur Seite, der ſchweizeriſche „Fürſprecher“ (Rechtsanwalt) und ein Ober-Ober von der Darm elyſiſchen Geſtaden. Ein wunderliches Individuum, dieſer darmheſſiſche Ober-Ober! So eine echte und gerechte Aktenmumie, aber eine Mumie, welche im Verlaufe etlicher Wochen aus ihren dalwigk'ſchen Wickelbinden allmälig ſich herausgeſchält hatte. War in den erſten

Tagen ſeines Hierſeins ſo ſcheu umhergeſchlichen, als hätt' er ſich durch das „Gewimmel“ der Hauptſtraße einer darmheſſiſchen Reſidenz zu drücken, bei jedem Schritt ängſtlich rückwärts ſchielend, ob nicht etwa der ſchreckliche Dalwigk in Perſon hinter ihm herkäme, ihn anſchnarrend: „Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, ohne Uniform herumzulaufen?“ Sei es nun der Einfluß unſeres Heilquells, ſei es die Wirkung republikaniſcher Bergluft, genug, das alte Herrchen war aus einem Ober-Ober nach und nach ein Menſch geworden, deſſen Aeußerungen den Beweis lieferten, daß unter deutſchen Staatsdienerlivreen mitunter Geſinnungen ſtecken, wovon die Blüthe vaterländiſcher Staatsmännerſchaft wohl kaum eine Ahnung hat. Dabei war er ſcharf wie Pfeffer, wenn ſich Norddeutſchland gegen Süddeutſchland Etwas herausnahm. Geriethen aber der hannoverſche Staatsmann und der darmheſſiſche Büreaukrat einander in die dünnen Haare, ſo legte ſich der preußiſche Diplomat mit Freier-Hand-Politik dazwiſchen, indem er mit der Geiſtesgegenwart und Energie, welche die Welt an den Diplomaten der fünften Großmacht kennt, das Geſpräch abzulenken verſtand. Am beſten gelang ihm das, wenn der Feſtphiliſter zugegen war, der mit ſeinen Berichten vom frankfurter Schützenfeſte ſtets bereit ſtand.

„Ach, meine Herren, Frankfurt! Wer nicht dort war, hat eigentlich gar nicht gelebt. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich ſagen kann: „Auch ich war in Arkadien geboren“. Oh, dieſe Flut deutſcher Hochgefühle, in welcher man zu Frankfurt ordentlich ſchwamm. Vom Strande der Adria bis wo der Märker Eiſen reckt, auch Schleswig-Holſtein meerumſchlungen, verſteht ſich — Alles und Alles deutſche Brüder! Ohne alle Rückſicht darauf, ob Profeſſor Bappelmüller für Preußen und Bernſtorff oder Doktor Dappelmüller für Oeſtreich und Rechberg oder Hofrath Zappelmüller für die würzburger Mittelſtaaten und die Allgemeine Zeitung ſchwärme — Alles ein deutſcher Kuchen und Fladen! Herrlich, ſag' ich Ihnen, über alle Begriffe pompös!

Weltumwälzend, ſo zu ſagen. Kein Wunder, daß wir uns in lapidariſcher Sprache einer fanatiſirten Melancholie überließen. Dieſe Germania als Janauſchek, will ſagen umgekehrt ... dieſe nackten Tyrolerkniee, dieſe küſſenden Mädchen, dieſer Schützenwein, dieſe metziſchen Schmerzenskinder und wildauer'ſchen Ordensreden, dieſer deutſche Kaiſer als Koburger der Zukunft, dieſer ...“

Des Mannes Stimme ſchnappte in die Fiſtel über und er dampfte vor Enthuſiasmus.

„Es fehlt nur noch“, flüſterte mir Darmheſſen ins Ohr, „daß der Kerl einen patriotiſchen Purzelbaum über die Tafel hin ſchlägt. Man weiß doch, beim Jupiter, nicht recht, ob man lachen oder weinen ſoll, wenn Einen ſo ein patriotiſcher Schafskopf begeiſtert anblökt.“

Die Mundwinkel des Oeffentlichen und des Geheimen waren ſarkaſtiſch gekniffen. Der Fürſprecher bemerkte freundlich: „Der frankfurter Schützenwein muß in der That ſehr ſtark geweſen ſein“. Worauf Darmheſſen: „Um ſo heftiger wird auch der Katzenjammer ſein. Sagen Sie mir doch, lieber deutſcher, obzwar in Arkadien geborener Bruder, welchen praktiſchen Gewinn ſoll denn Ihrer Meinung nach Deutſchland aus der frankfurter Feſtherrlichkeit ziehen?“

„Welchen praktiſchen Gewinn?“ entgegnete der Feſt-Philiſter, dem es in unſerer Nähe augenſcheinlich etwas ſchwül und unheimlich wurde. „Die Frage iſt leicht zu beantworten. Haben uns ja, Herr Fürſprecher, Ihre Landsleute zu Frankfurt oft genug geſagt, daß die Schützenfeſte die Einheit der Schweiz und die Errichtung der neuen Bundesverfaſſung bewerkſtelligt hätten.“

„Hm“, meinte der Fürſprecher, „das iſt denn doch ſehr cum grano salis zu nehmen. Die großen Schützenfeſte waren nur eines der Mittel, deſſen ſich unſere Vorſchrittspartei zur Verwirklichung des Bundesreformprojekts bediente. Daß dieſes Hülfsmittel ein ſehr wirkſames geweſen, iſt richtig. Aber dabei darf man nicht überſehen, daß bei unſerem Schützenweſen von vornherein der Kern der Wehrkraft des Landes betheiligt war, während, wie man hört, in Deutſchland für die Fernhaltung des Wehrſtandes, der Soldaten, ängſtlich geſorgt iſt.“

„Hoffentlich!“ ſagte Hannover hoch herab. „Das ging' uns noch ab, daß auch die Armeen in den Schwindel hineingezogen würden.“

Der Feſt-Philiſter rutſchte unbehaglich auf ſeinem Stuhle hin und her. Er hätte auf den geheimräthlich-grobianiſchen Klotz gern einen patriotiſchen Keil geſetzt; aber etwas Anderes iſt es, zu Frankfurt in der Feſthütte Hurrah und Hoch mitzuſchreien, und etwas Anderes, einer Excellenz ins Angeſicht zu widerſprechen.

„Sie nennen alſo, Herr Geheimrath, den Gedanken der Einheit Deutſchlands, einer Einheit, die ſich von Tag zu Tag ebenſo ſehr, ja noch mehr als eine materielle denn als eine ideelle Nothwendigkeit herausſtellt, Schwindel?“ fragt' ich.

„Nicht doch, das wollt' ich nicht ſagen, ſondern nur, daß eben unſere militäriſchen Verhältniſſe und die der Schweiz ſehr verſchieden ſeien.“

„Ganz richtig“, bemerkte der Fürſprecher mit höflicher Ruhe. „Wir haben nicht nöthig, die eine Hälfte des Volkes jahrein jahraus in den Waffen zu halten, um die andere zu bewachen.“

Hannover wollte auffahren, allein Preußen ſagte beſchwichtigend: „Auch das iſt wohl ſehr cum grano salis zu nehmen. Leugnen läßt ſich freilich nicht, daß die Militärlaſten der kontinentalen Monarchieen ins Ungeheuerliche gewachſen ſind. Rechnet man zu den Auslagen an baarem Gelde noch die enormen Einbußen an Arbeitskraft hinzu, welche aus dem Syſtem der ſtehenden Armeen ſich ergeben, ſo iſt das Facit ein wahrhaft erſchreckendes.“

„Aber man wird uns doch nicht zumuthen wollen, an die

Stelle unſerer ſtehenden Heere Milizen nach ſchweizeriſcher Art zu ſetzen?“ fragte der Geheime.

„Und warum denn nicht?“ erwiderte ich. „Hat denn das Vernünftige, Praktiſche, Zweckmäßige für gewiſſe Kreiſe etwas ſo abſolut Abſtoßendes? Mit dem Wahn, die Völker ſeien um dynaſtiſcher Intereſſen, Thorheiten und Leidenſchaften willen da, wird auch das Syſtem der ſtehenden Heere fallen.“

„Ein Zukunftstraum!“

„Der aber bei uns in der Schweiz verwirklicht iſt.“

„Ja, aber wie? Sie werden doch nicht behaupten wollen, Herr Fürſprecher, daß Ihre Milizen einem ſtehenden Heere Stand halten könnten und würden?“

„Allerdings behaupt' ich das, und zwar geſtützt auf das Urtheil von Sachverſtändigen. Auf Antrieb und mit Beihülfe unſerer neuen Bundesverfaſſung, die ja überhaupt in allen Richtungen des öffentlichen Lebens der Schweiz ſo ſegensreich eingegriffen hat, iſt das geſammte Militärweſen reformirt und einer ſcharfen Kontrolle von Bundes wegen unterſtellt worden. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Einrichtungen und Leiſtungen unſeres Wehrweſens, ſo viel auch noch daran zu beſſern ſein mag, von ausländiſchen Offizieren rühmen zu hören, welche unbefangen genug waren, neben dem Tadel von Einzelnem dem Ganzen die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, zuzugeben, daß die Schweiz, vorausgeſetzt, ſie würde nicht mit erdrückender Uebermacht angegriffen, heutzutage zum tüchtigſten Widerſtande befähigt ſei, und zwar die Sache von der rein militäriſch-techniſchen Seite angeſehen.“

„Ich kann das aus dem Munde eines Fachmanns beſtätigen“, ſagte Darmheſſen. „Erſt vor etlichen Wochen hört' ich zu Thun einen öſtreichiſchen Genieoffizier, welcher dort den Uebungen eidgenöſſiſcher Truppen angewohnt hatte, ſagen, wenn man die Kürze der Exerzirzeit in Anſchlag bringe, ſo ſeien die Leiſtungen der Infanterie und Artillerie wahrhaft bewundernswerth, und er begreife nicht, wie es zugehe, die Leute in ſo kurzer Friſt ſo weit zu bringen.“

„Das iſt leicht begreiflich. Wenn man mal in Oeſtreich, in Preußen und anderen der Vaterländer, wo die „Nation von Denkern und Kritikern“ hauſt, ſo weit gekommen ſein wird, wirkliche Volksſchulen mit einem geachteten und anſtändig beſoldeten Lehrerſtand zu haben, Volksſchulen, die von der Pfafferei emanzipirt ſind und ſich ein höheres Ziel ſtecken als die Jugend zu beſchränkten Unterthanverſtändigen zu erziehen, dann wird man auch nicht mehr nöthig haben, zu fordern, daß die deutſchen Bauernburſche zwei oder gar drei Jahre lang gedrillt werden müßten, um zu lernen, was die ſchweizeriſchen binnen wenigen Wochen oder höchſtens Monaten lernen. Auch kommt es dem ſchweizeriſchen Heerweſen nicht wenig zu Gute, daß die Schüler der höheren Lehranſtalten überall militäriſch organiſirt ſind und im Infanterie- und Artillerie-Dienſt exercirt werden. Aus dieſen Knabentruppen („Kadetten“) gehen weitaus die meiſten Offiziere und Unteroffiziere hervor, welche demnach in den Waffendienſt ihrer männlichen Jahre bereits militäriſche Kenntniſſe oder wenigſtens Fertigkeiten mitbringen, von welchen die deutſche Knaben- und Jünglingſchaft kaum eine Vorſtellung hat.“

„Das mag ſo ſein“, meinte der Geheime, „und was das Volksſchulweſen der Schweiz angeht, ſo mag es, falls man ſich einmal vorübergehend auf den demokratiſchen Standpunkt ſtellen will, keinen unangenehmen Eindruck machen, zu ſehen, daß hier zu Lande in der Regel das Schulhaus das ſchönſte Gebäude im Dorfe iſt. Indeſſen hört' ich doch auch ſchon Leute von Urtheil ſagen, daß dieſes vielgerühmte Volksſchulweſen die gehegten Erwartungen bei Weitem nicht erfüllt hätte.“

„Natürlich, weil dieſe Erwartungen vielfach und vielerorten allzu überſtiegene waren, um überhaupt erfüllt werden zu können“, entgegnete der Fürſprecher. „Auch iſt wohl zu beachten, daß das Geſchrei, die Volksſchule habe den von ihr gehegten

Erwartungen nicht entſprochen, zumeiſt von Leuten ausgegangen, welche der Schulreform von Anfang an feindlich geſinnt waren. Denn wir haben ja auch bei uns in der Schweiz immer noch nicht Wenige, welche von Herzen mit deutſchen Miniſtern, Junkern und Pfaffen in der Anſicht übereinſtimmen, die Bildung des „gemeinen Mannes“ dürfe ſchlechterdings nicht weiter gehen als bis zur Unkulturſtufe des beſchränkten Unterthanenverſtandes. Die überwiegende Mehrzahl aller Schichten unſerer Bevölkerung hat jedoch allmälig eine lebhafte Theilnahme für die Volksſchulſache gewonnen und, was das Erziehungsweſen überhaupt anlangt, ſo darf, rechne ich, ein Schweizer ohne Selbſtüberhebung die Ueberzeugung ausſprechen, daß es mit dem Glück und der Zufriedenheit der Völker Europa's beſſer beſtellt wäre als es beſtellt iſt, wenn dafür überall ſo viel oder auch nur annähernd ſo viel geſchehen würde, wie bei uns geſchieht. Die Verſchiedenheit der Bedürfniſſe und der Mittel der verſchiedenen Kantone bedingt natürlich auch einen mannigfach abgeſtuften Gradunterſchied in der Güte der Einrichtungen und der Leiſtungen des Erziehungsweſens. Aber überall iſt doch auch den Kindern der Aermſten Gelegenheit gegeben, zu Menſchen herangeſchult zu werden, und allenthalben iſt dem Talent und der Strebſamkeit auch des dürftigſten Jünglings die Möglichkeit einer Bildungslaufbahn eröffnet, welche ihn zu den höchſten Würden und Ehren emporführen kann, die unſere Republik zu verleihen hat. Durchmuſtern Sie nur die Reihen unſerer Staatsmänner und Sie werden ſich von der Wahrheit dieſes Satzes leicht überzeugen. Man ſagt uns Schweizern nach, und ich geb' es zu, nicht ganz mit Unrecht, daß wir Geld und Gut, daß wir den materiellen Beſitz übermäßig ſchätzen. Aber, meine Herren, ich denke, es legt denn doch ein kräftiges Zeugniß ab für das Vorhandenſein auch einer ideellen Seite in unſerem Nationalcharakter, wenn in den Budgets unſerer Kantone als der weitaus größte Ausgabepoſten das Schulweſen erſcheint, während für daſſelbe in großen und ſtolzen Monarchieen nur eine erbärmliche Bagatelle ausgeworfen iſt. Gewiß darf ich das meinem Lande zum höchſten Ruhme anrechnen.“

„Gewiß dürfen Sie das“, ſtimmte Darmheſſen bei. „Wir Andern freilich müſſen unſer Geld für Wichtigeres ausgeben. Millionen z. B. dafür, daß unſere Jugend in den Stand geſetzt werde, ihre beſte Zeit und Kraft in den Kaſernen zu verlungern oder zu verſchildwachen, um Dinge und Leute zu bewachen, welche zu ſtehlen keinem Menſchen jemals einfallen wird. Alle Achtung vor dem Bildungstrieb und dem Gemeinſinn der Schweizer! Ich habe neulich in Zürich das ſeiner Vollendung zuſchreitende Prachtgebäude des Polytechnikums beſichtigt, und wenn ich bedachte, daß eine Republik von nur 250,000 Bewohnern dieſen Millionenbau auf eigene Koſten ohne Steuererhöhung oder Schuldenmacherei aufführt, um denſelben der Eidgenoſſenſchaft zum Geſchenke zu machen, ſo kriegt' ich vor den Inſtitutionen eines Landes Reſpekt, deſſen Wohlſtand ſolche Blüthen treibt.“

„Mein Amt“, ſagte Preußen, „hat mich mit Schulſachen in mehrjährige Beziehungen gebracht und ich habe mir bei wiederholten Beſuchen in der Schweiz angelegen ſein laſſen, die hieſigen Schuleinrichtungen kennen zu lernen; ſtehe auch nicht an, zu bekennen, daß die Volkserziehung hier zu Lande viel weiter vorgeſchritten iſt als bei uns. Aber meinen Sie nicht, Herr Fürſprecher, der auch von Ihnen berührten Ungleichheit in den Kräften und Leiſtungen der ſchweizeriſchen Schulen würde abgeholfen und überhaupt eine Menge von Zeit, Geld und Mühwaltung erſpart, wenn die Eidgenoſſenſchaft, wie ſie das Wehr-, Münz-, Poſt- und Zollweſen centraliſirte, ſo auch von Bundes wegen eine Centraliſation des Erziehungsweſens vornähme?“

„Die Frage iſt eine berechtigte und Vieles ſpricht für ihre Bejahung. Ich für mich glaube auch, daß ſich die Centraliſation des Unterrichtsweſens im Verlaufe der Zeit mehr und mehr als ein unabweisliches Bedürfniß herausſtellen wird. Wie außerordentlich ſchwierig und heikel jedoch die Sache iſt, aus konfeſſionellen, ſprachlichen und anderen Gründen, das hat die unlängſt wieder aufgeworfene Frage der Errichtung einer eidgenöſſiſchen Hochſchule deutlich genug gezeigt."

„Nun, was die eidgenöſſiſche Hochſchule betrifft", ſchob ich ein, „ſo iſt ſie einſtweilen ad acta gelegt."

„Aber nicht für lange, verlaſſen Sie ſich darauf! Denn es haben ſich dieſer Frage Männer angenommen, die gewohnt ſind, durchzuführen, was ſie unternehmen. Die züricher Politiker, welche natürlich ihrer Stadt die Bundesuniverſität verſchaffen möchten, haben ſehr klug gethan, die Behandlung der Frage für einige Jahre zu vertagen. Erſtens weil ſie überhaupt noch nicht ſpruchreif iſt und zweitens weil zuvor noch manche im gegenwärtigen Augenblick Zürich ungünſtige Stimme umgeſtimmt werden muß. Aber errichtet wird die eidgenöſſiſche Hochſchule werden, das unterliegt keinem Zweifel, und zwar, mögen ſich die Haare aller deutſchen Univerſitätsperücken darob vor Schrecken himmelan ſträuben, keineswegs auf der Baſis mittelalterlich-romantiſchen Univerſitätsplunders. Die Organiſation des eidgenöſſiſchen Polytechnikums wird wohl auch für die der eidgenöſſiſchen Hochſchule maßgebend ſein. Man wird übrigens bei Löſung dieſer Frage, wie in Bundesſachen überhaupt, nur mit äußerſter Behutſamkeit vorſchreiten können. Denn wenn es unzweifelhaft iſt, daß die centraliſirende Richtung mehr und mehr als eine nothwendige Konſequenz der neuen Bundesverfaſſung ſich geltend macht, ſo könnte es doch nur von den bedauerlichſten Folgen ſein, wenn den berechtigten Forderungen des Kantonalgeiſtes nicht die gehörige Rechnung getragen würde. Wir Schweizer ſind nicht dazu gemacht, in eine pariſer Centraliſations-Zwangsjacke gepreßt zu werden."

„Hoffentlich nicht. Doch geſtehen Sie nur, Ihr berechtigder Kantonalgeiſt wird recht oft zum ſehr unberechtigten, kleinlichen, hinderlichen und unerquicklichen Kantönli-Ungeiſt. Namentlich muß es Wunder nehmen, wie die praktiſche Schweiz mit ihrem außerordentlich regen und blühenden Geſchäftsleben es dulden kann, daß in mehr als einem Kanton in Betreff der Kredit-, Handels- und Hypothekenverhältniſſe noch heute geſetzliche Beſtimmungen gelten, die ſehr leicht zu der allerdings unrichtigen Meinung verleiten könnten, es wäre damit geradezu auf Uebervortheilung der Fremden abgeſehen. Was für leidige Erfahrungen macht z. B. Jeder, welcher in gewiſſen Kantonen eine Schuldklage anzubringen hat! Ueberhaupt dürfte es an der Zeit ſein, dem buntſcheckigen Rechtswirrwarr innerhalb der Eidgenoſſenſchaft allmälig ein Ende zu machen. Verträgt es ſich doch gar nicht mehr mit den Bedürfniſſen des Lebens und Verkehrs von heute, daß ganz in mittelalterlicher Reichsweichſelzopfsweiſe alle paar Wegſtunden die Grundſätze und Formen der Civil- und Kriminalgeſetzgebung andere ſind. Auf dieſem Felde ſteht in der Schweiz die Krähwinkelei fürwahr noch in üppigſter Blüthe. Bis vor wenigen Jahren haben innerhalb des Kantons Zürich allein nicht weniger als 25 verſchiedene Erbrechte zu Recht beſtanden, und als man endlich als Theil des neugeſchaffenen Civilgeſetzbuches ein gemeinſchaftliches Erbrecht für den ganzen Kanton zu Stande brachte, hat man ſich nicht geſcheut, aus vorſündflutlich-romantiſchen Gründen zum Vortheil der Söhne die Töchter unbilligſt zu benachtheiligen und die Ehefrauen gegenüber der Familie des Mannes mit auffallender Härte zu behandeln. Es gereicht auch der Schweiz keineswegs zur Ehre, daß da und dort, z. B. in Uri und Appenzell Innerrhoden, die Strafjuſtiz noch in mittelalterlicher Manier gehandhabt wird. Summa: ein gemeinſames Civil- und Kriminalgeſetzbuch, welches in ſeinen formellen Beſtimmungen der Eigenart der verſchiedenen Volksſtämme die gebotene Rechnung tragen würde, müßte, die Kantönli-Bornirtheit mag dagegen ſagen, was ſie will, eine wahre Wohlthat für die Eidgenoſſenſchaft ſein."

„Ich kann das zugeben, obgleich ich ein Föderaliſt von der ſtrikten Obſervanz bin. Aber die Schwierigkeiten der Schaffung eines ſolchen Werkes ſind ſehr groß und ich fürchte, es könnte nicht hergeſtellt werden, ohne daß wenigſtens ein Theil des Selfgovernments der Gemeinden, alſo der geſunden Wurzel unſerer Freiheit und Demokratie, in die Brüche ginge. Auch müſſen wir mit wohlgerechtfertigter Aengſtlichkeit Alles vermeiden, was die leider auch bei uns ſchon vorhandenen Keime einer Büreaukratie ſtärken könnte."

„Nun, mein lieber Fürſprecher," ſagte lachend der darmheſſiſche Ober-Ober, „ſo lange bei Ihnen das Volk das Recht und die Macht hat, in der friedlichſten Weiſe von der Welt binnen wenigen Tagen ſeine ſämmtlichen geſetzgebenden und verwaltenden Behörden „abzuberufen", wie z. B. im Laufe dieſer Woche im Kanton Aargau geſchehen iſt, dürfte, beim Zeus, die Gefahr einer Invaſion des Büreaukratismus für die Schweiz noch nicht ſehr groß ſein. Dagegen hab' ich mir Viel von einer neuen Art von Zwingvögten erzählen laſſen, welche hier zu Lande aufgekommen ſein ſollen und „Eiſenbahnbarone" genannt werden."

„Ja, es wurde über die Mitglieder dieſer neuen Herrſchaft eine ganze Mythologie zuſammengedichtet, die jedoch, was die Perſonen angeht, ihre Schreckbarkeit ſchon ſo ziemlich wieder eingebüßt hat. Die Zeit des Eiſenbahnſchwindels liegt hinter uns und nach den höchſt betrübſamen Erfahrungen, welche uns derſelbe eingebracht hat, wird die Zwingvogtei der ſogenannten Eiſenbahnbarone immer mythiſcher werden."

„Wohl, Herr Fürſprecher, aber Sie, der Sie ein wiſſender Mann und zugleich ein unbefangener Beurtheiler der Zuſtände Ihres ſchönen Vaterlandes, Sie werden mir zugeben, daß in Sachen der Eiſenbahnbauten Ihre praktiſchen Landsleute doch wohl einmal gar zu praktiſch geweſen ſind, d. h. gar zu ſehr nur von perſönlichen und lokalen Intereſſen beherrſcht und ausgehend. Ich erinnere mich deutlich, welches wüthende Geſchrei ſich erhob, als zur Zeit, wo es für die Schweiz eine Nothwendigkeit geworden, Schienenwege zu bauen, ſchüchterne Stimmen den Vorſchlag machten, den Eiſenbahnbau von vornherein zur Bundesſache zu machen und von Bundes wegen zwei große Schienenwege durch die Schweiz zu ziehen, einen von Norden nach Süden und einen von Oſten nach Weſten. Dieſer Vorſchlag galt für durchaus unſchweizeriſch und nahezu für hochverrätheriſch. Warum? Weil die Herren Aktionäre ſämmtlicher Privatbaugeſellſchaften von ihren Unternehmungen goldene Berge ſich verſprachen. Jetzt, nachdem der Schwindel verflogen, jetzt, nachdem es ſich herausgeſtellt, daß nur eine der verſchiedenen Eiſenbahngeſellſchaften wirklich gute Geſchäfte macht, jetzt, nachdem es dem hochgelobten Privatbauprinzip glücklich gelungen, einer Menge von Gemeinden und ganzen Kantonen, wie z. B. St. Gallen und Bern, außerordentliche Opfer aufzulaſten und andere Kantone, wie Freiburg und Neuenburg, in einen Abgrund von Staatsſchuldenmacherei zu ſtürzen, jetzt wird der Bund doch behelligt und wie! Und er wird noch weiter und weiter behelligt werden und zuletzt wird man, viele Symptome ſprechen drohend dafür, dazu kommen, mit ungeheuren Opfern das thun zu müſſen, was man Anfangs weit mäßiger hätte thun können und ſollen."

„Geben die Götter, daß Sie zu ſchwarz ſehen", entgegnete der Fürſprecher. „Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß der Eiſenbahnſchwindel, abgeſehen von ſeinen übrigen übeln Folgen, die Geſundheit unſeres Parteilebens ſo ſehr untergraben hat."

„Die Geſundheit Ihres Parteilebens? Wie meinen Sie das?" fragte der Geheime verblüfft.

„Gerade, wie ich es ſage. In Freiſtaaten muß es Parteien geben. Das Parteileben iſt das Athmen der Republik. Nun ſind aber durch die Eiſenbahnbauten und ihre mannigfach-unliebſamen Konſequenzen die demokratiſchen Prinzipien in Gefahr gekommen, da und dort abgeſchwächt, verwaſchen und verwiſcht zu werden, und haben ſich in Folge der Eiſenbahnpolitik ganz ſchiefe und falſche, geradezu monſtröſe Parteigruppirungen gebildet und die abſonderlichſten Transaktionen, Kompromiſſe und Zettelungen bewerkſtelligt. Mochte in dem Dichten und Trachten, in dem Drängen und Treiben, in dem Vorwärtsſtreben und Rückwärtsſtemmen unſerer Radikalen, Liberalen und Konſervativen, unſerer Centraliſten und Föderaliſten, unſerer religiös Aufgeklärten oder Indifferenten, unſerer Ultramontanen und Pietiſten manches Unerſprießliche, Alberne und Gehäſſige vorkommen, im Ganzen hatten dieſe Parteikämpfe doch etwas Geſundes, ja ſo zu ſagen Treuherziges, verglichen mit den Ränken und Schwänken, Minen und Kontreminen, mittelſt welcher die verſchiedenen Eiſenbahnparteien daheim in den einzelnen Kantonen und droben in der Bundeshauptſtadt Bern in unſerem ſchweizeriſchen Parlament ſich bekämpfen. Dieſe ganze Eiſenbahnpolitik haucht einen unſäglich widerlichen Mißduft von Gemeinheit. Sie wird uns, fürcht' ich, noch die beklagenswertheſten Verwickelungen bringen, wie ſie ſchon zu großem Schaden geſammter Eidgenoſſenſchaft die leitenden Kantone Bern und Zürich auf's Bitterſte unter einander verhetzt hat."

„Ich ließ mir in Bern von dieſen Dingen erzählen", bemerkte der Oeffentliche, welcher für die Schweiz ſo wohlwollend geſtimmt war, als hätte es niemals eine neuenburger Frage gegeben. „Aber ich geſtehe, daß der mir vorgezeigte Rattenkönig von Eiſenbahnkonflikten wenig geeignet war, mich zu einer näheren Unterſuchung einzuladen. Indeſſen ſcheint dieſer wunderlichſt verworrene Vereinigte-Schweizerbahnler-, Nordoſtbahnler-, Centralbahnler-, Weſtbahnler-, Oron- und Jurabahnler-Krieg wenigſtens den Bund als ſolchen in ſeinem Vorgehen zum Tüchtigen und Erſprießlichen bislang noch nicht gehemmt zu haben. Die Schaffung des Polytechnikums und die neueſtens beſchloſſenen und an die Hand genommenen großartigen Unternehmungen der Alpenſtraßenbauten und Flüſſekorrektionen bezeugen dies laut genug. Auch hat die Eidgenoſſenſchaft ſeit Herſtellung ihrer neuen Bundesverfaſſung nach außen an Gewicht und Achtung von Jahr zu Jahr offenbar gewonnen.“

„Was aber Ihren theuren Mitbürger, Herrn Louis Bonaparte, nicht verhinderte, der Schweiz die bekannte ſavoyiſche Ohrfeige zu geben“, ſagte der Geheime vom Strome der Leine.

„Nun, ich denke, Ihr Herren Deutſche könntet euch die Wirkungen dieſer brutalen Ohrfeige ſchon gefallen laſſen“, gab der Fürſprecher zur Antwort, durch die geheimräthliche Höflichkeit nicht aus der Faſſung gebracht.

„Ich verſtehe. Sie wollen ſagen, die bonaparteſche Ohrfeige habe ſich zu einem Fauſtſchlag geſtaltet, den franzöſiſchen Sympathien der ſchweizeriſchen Liberalen in’s Antlitz verſetzt, und dieſer Fauſtſchlag habe zugleich Ihren Landsleuten gewiſſe Thatſachen in’s Gedächtniß zurückgerufen, unter anderen die, daß die Bevölkerung der Schweiz in ihrer überwiegenden Mehrzahl deutſch von Abſtammung, Sprache und Sitte ſei. In der That, der berufene „Dütſchenhaß“, welcher neben anderen Albernheiten auch die abgeſchmackte Prätenſion vom Vorhandenſein einer „ſchweizeriſchen Nationalliteratur“ in die Welt geſetzt hat, iſt neueſtens hier zu Lande in ſichtbarem Schwinden begriffen und ....“

„O, meine Herren“, ſchrie der Feſtphiliſter in Ekſtaſe, „wären Sie nur in Frankfurt mit dabei geweſen! Da hätten Sie geſehen — Gott ſegne meine Augen, daß ſie es ſahen — wie auch der ſchweizeriſche Alpenſohn liebend zur großen Mutter Germania ....“

„Ja, ja. Wäre nur beſagte große Mutter mal Herrin in ihrem Hauſe, ſtatt eine obdachloſe Vagantin zu ſein, welcher man von Zeit zu Zeit da und dort an Feſttagen eine Ecke einräumt, um dem lieben Publikum eine harmloſe Ergötzung zu bereiten. Ich glaube aber, die Schweizer hätten lange vor den frankfurter Schützenbrüderſchaftsrührungen ſich erinnern dürfen: erſtens, was Alles Deutſche ſeit 1830 für die Schweiz gethan; zweitens, daß verhältnißmäßig aus keinem Lande ſo viele Eingeborene ausziehen, um in der Fremde Unterkommen und Fortkommen zu ſuchen, wie aus der Schweiz, welche demnach vollauf verpflichtet iſt, Gegenrecht zu halten; drittens, daß der Fremdenhaß ein Merkmal barbariſcher Unbildung iſt, welches die Schweizer billiger Weiſe ſchon lange den Kaffern, Neuſeeländern und Botokuden hätten überlaſſen ſollen."

„Ganz richtig", beſtätigte der Fürſprecher. „Aber Sie werden mir, um die Sache auch von der andern Seite anzuſehen, ebenfalls zugeben, daß der Fremdenhaß bei uns zu Lande durch das Gebaren der Fremden ſelbſt vielfache Nahrung erhielt. Wie viele Ihrer Landsleute haben ſich durch ihr Allesbeſſerwiſſen- und Allesbeſſermachenwollen bei uns unangenehm und mißliebig gemacht! Wie manche Andere durch ihr ebenſo anmaßliches als ungeſchicktes Eingreifen in unſere Politik! Niemand kann ſich über ein herzliches Einverſtändniß zwiſchen Ihrem und meinem Vaterlande herzlicher freuen, als ich, und glauben Sie mir, meine Herren, alle denkenden Schweizer wünſchen aufrichtig, daß ſich der Jammer der deutſchen Zerriſſenheit bald in die Freude der nationalen Einheit verwandeln möge. Wir wünſchen dies, weil wir überzeugt ſind, daß die ſeiner Zeit im verſchollenen frankfurter Parlament lautgewordenen Annexirungsgelüſte keine größere Bedeutung gehabt haben als die geſammte Häfeliſchülerpolitik — entſchuldigen Sie dieſen unhöflichen, aber bezeichnenden Ausdruck — des beſagten Parlaments, welches für alle Zeit ein abſchreckendes Exempel gegeben hat, wie es anzuſtellen ſei, um die Befreiung und Einigung einer Nation nicht zu erzielen. Neueſtens vollends, ſeit unſer werther Mitbürger auf dem franzöſiſchen Kaiſerthron unſere nationale Exiſtenz mehr oder weniger offen bedroht und ſelbſt das noch nicht hinter den Ohren trockene Königreich Italien die Abreißung des Teſſin vom ſchweizeriſchen Staatskörper für eine ſelbſtverſtändliche Sache anſieht, müſſen wir den erwähnten Wunſch mit verdoppelter Lebhaftigkeit hegen; denn Deutſchland und die Schweiz dürften ſich bald in der gemeinſamen Nothwendigkeit befinden, die Aggreſſion der romaniſchen Race abzuwehren.“

„Racenkrieg? Ich bemerke mit Vergnügen, daß auch die praktiſchen Herren Schweizer der Phantaſie keineswegs bar ſind“, ſpöttelte Hannover.

„Entſchuldigen Sie“, entgegnete der Fürſprecher mit der Beſtimmtheit eines gewiegten Debatters, — „es handelt ſich hierbei nicht um Phantaſieen, ſondern um Thatſachen. Unſer Jahrhundert hat die Nationalitätenfrage geſtellt und es wird ſie löſen, wie noch jedes Jahrhundert ſeine weltgeſchichtliche Frage geſtellt und gelöſt hat.“

„Dieſe Löſung würde aber für Ihr Heimatland gleichbedeutend ſein mit Auflöſung.“

„Keineswegs. Die Eidgenoſſenſchaft hat und zwar, wie ich glaube, maßgebend und wegzeigend das Problem gelöſt, Völkerſtämme von verſchiedener Nationalität in der höheren Einheit demokratiſcher Freiheit und föderativer Gleichberechtigung zuſammenzufaſſen. Das verleiht und verbürgt dem ſchweizeriſchen Bundesſtaat ſeinen inneren Halt und Beſtand.“

„Einen Beſtand, welchen Sie aber doch einer vorhin gethanen Aeußerung zufolge durch ein aggreſſives Vorgehen von Seiten Frankreichs und des bonaparteſchen Vaſallenſtaats Italien bedroht glauben?“

„So, wie die Sachen heute liegen, ja.“

„Und in dieſem Falle würde Ihrer Meinung nach die Schweiz mit dem ebenfalls bedrohten Deutſchland zu Schutz und Trutz ſich verbinden?“

„Das gemeinſame Intereſſe, rechne ich, geböte dies.“

„Aber nur in dem gegebenen Falle?“

„Nur in dem gegebenen Falle.“

„Aha, jetzt kommt die berühmte ſchweizeriſche Neutralitätspolitik.“

„Sie braucht nicht erſt zu kommen, denn ſie iſt ſchon da, allfort da, in dem Herzen jedes Schweizers von geſundem Menſchenverſtand. Sie hätten ſich davon überzeugen können, meine Herren, als zur Zeit des Krimkrieges einige Schwindelköpfe, ſowie etliche Geſchäftlimacher in Menſchenfleiſch ihre allerdings lächerlich ſchwachen Verſuche anſtellten, der Eidgenoſſenſchaft ein Bündniß mit den Weſtmächten und eine Betheiligung an dem Kriege zu belieben. Die allgemeine Entrüſtung erſtickte die Stimmen der bonaparteſchen Lockvögel, als ſie kaum zu flöten begonnen hatten. Ja, wir ſind neutral, wollen es ſein, müſſen es ſein! Nur ein Unwiſſender oder ein Uebelwollender kann das bezweifeln. Wie die Exiſtenz der Schweiz ſchon vermöge ihrer geographiſchen Lage eine politiſche Naturnothwendigkeit iſt, ſo muß die Neutralität ſtets das A und O unſerer internationalen Politik ſein. Es gibt ſchlechterdings nur eine Vorausſetzung, unter welcher wir davon abgehen könnten und dürften, die Vorausſetzung, daß es eines ſchlimmen Tages hieße: „To be or not to be, that is the question . . . .“

Lenau.

1856.

. . . . He, as I guess,
Has gazed on Nature's naked loveliness,
Actaeon-like, and now he fled astray
With feeble steps o'er the world's wilderness,
And his own toughts, along that rugged way,
Pursued, like raging hounds, their father and
their prey.

Shelley.

Das Erſcheinen der Lebensgeſchichte Lenau's von ſeinem Neffen Schurz — welcher Biograph mit der Rolle des Chors im griechiſchen Drama ſich begnügte — hat die Trauer um den unglücklichen Dichter aufs Neue angeregt, am tiefſten bei Solchen, welche ihn perſönlich gekannt und erfahren haben, wie mächtig ſeine Liebenswürdigkeit war. Die vorliegende Biographie iſt eine Tragödie, welche, „großentheils aus des Dichters eigenen Briefen zuſammengeſetzt“, jeden Empfänglichen ergreifen muß.

Die brennende, ganz leidenſchaftliche Liebe, welche des zu Cſadad in Ungarn am 13. Auguſt 1802 geborenen Dichters Mutter für ihren „Niki“ hegte, hat vielleicht den erſten Anſtoß zu ſeinem Verderben gegeben. Eine ſo heiße Mutter, deren ganzes Sein in ihrem Lieblingskind aufging, gab es wohl ſelten. Andere mißliche Umſtände kamen hinzu: ein unſtäter, um nicht zu ſagen lüderlicher Vater auf der einen, ſteifleinene Großeltern auf der andern Seite. Die Diſſonanz ſeiner Familie ging frühzeitig auf Lenau über: daher ſein ruheloſes Umhertaſten in Leben und Wiſſenſchaft, daher ſein jaches Abſpringen von einem Studium zum andern. Aber es fragt ſich doch ſehr, ob das Alles nicht gerade ſo ſein mußte, wie es geweſen, um aus Lenau den Dichter zu machen, der er geworden iſt. Denn mag man über den Kunſtwerth ſeiner größeren Schöpfungen urtheilen, wie man will, ſoviel iſt doch gewiß, daß er der eigenwüchſigſte, echteſte Poet, welcher ſeit Byrons Verſchwinden aufgeſtanden.

Lenau's Dichtergröße beruht, wie bekannt, auf ſeiner Lyrik, deren Hauptmerkmal eine wunderbar tiefe und innige Naturſymbolik iſt. Man darf kühn behaupten, daß niemals ein Dichter die Natur ſo zu beſeelen verſtand wie er. Er durchdringt ſie mit Gefühl und Geiſt, ſo daß ſie aus ſeinen Frühlings- und Herbſtliedern, aus ſeinen Haide- und Waldliedern mit tauſend geheimnißvollen Stimmen zu uns ſpricht. Sodann weiß er auch das Menſchenleben mit dem Leben der Natur ſo originell in Beziehung zu ſetzen, daß jenes in ganz eigenthümlicher Beleuchtung erſcheint, wie das z. B. in ſeinen prächtigen Romanzenkränzen „Klara Hebert“ und „Johannes Ziska“ geſchieht. In ſeinen größeren Kompoſitionen — dem epiſch-dramatiſchen Gedicht „Fauſt“ und den lyriſch-epiſchen Dichtungen „Savonarola“ und die „Albigenſer“, endlich in dem fragmentariſch hinterlaſſenen „Don Juan“ hat er die alte und ewige Hiob-Prometheus-Fauſtfrage zu beantworten verſucht. Zu einer befriedigenden, auch nur halbwegs befriedigenden Löſung des Problems kommt es freilich in dieſen Werken nirgends, weder in philoſophiſcher noch in künſtleriſcher Hinſicht. Das einzige, wenn man ſo ſagen darf, poſitive Reſultat von Lenau's Denken und Dichten iſt die Erkenntniß der Nothwendigkeit und Thatſächlichkeit eines raſtloſen und unhemmbaren Entwicklungskampfes der Menſchheit. Dieſes Reſultat hat der Dichter namentlich in dem Vorſpiel und in dem Schlußgeſang zu den Albigenſern energiſch-ſchön verkündigt.

Lenau lebte, was er dichtete. Der Schmerz der Zeit — bei Heine ſehr häufig nur eine Maske, ſchicklich oder auch unſchicklich vorgeſteckt — war bei Lenau eine furchtbare Wahrheit. Ihn hat die Muſe ſo heiß geküßt, wie zu unſerer Zeit keinen

Zweiten. Nicht nur die Lippen bluteten dem Dichter von dieſen Küſſen, ſondern auch das Herz und der rothe Blutſtrom iſt ihm zuletzt ſinnverwirrend ins Gehirn hinaufgeſchoſſen. Redlich hat er die ſchmerzlichen und ſchmerzlichſten Kämpfe der Zeit mitgemacht. Seine Werke ſind echteſte Kinder dieſer Mutter und an jedem derſelben hängt ein Stück von dem Leben ihres Vaters.

Als man eines Tages den Dichter fragte, wer denn eigentlich der Held ſeiner Albigenſerdichtung ſei, gab er zur Antwort: „Der Zweifel". Aber der Zweifel iſt nicht nur der Held der Albigenſer, ſondern der lenau'ſchen Poeſie überhaupt. Ah, ſie haben gut von künſtleriſcher Ruhe und Beſonnenheit pfeifen, die ſüßen, zahmen, wohlabgerichteten Dompfaffen und Kanarienvögel, welche auf dem „Felſen, der die Kirche trägt", rechtgläubig umherpiepſen, aus der Hand fürſtlicher Mäcenaten allerliebſt-niedlich Zuckerbrot freſſen und an die ihnen von Backfiſchen und gefälligen Schwachköpfen ausgeſtellten Unſterblichkeitsteſtimonia glauben. In ihren mit romantiſchem Kehricht ausgeſtopften Schädeln findet der Zweifel freilich keinen Platz. Aber Lenau war kein in Hof- und Kirchenluft gezüchteter und gezähmter Kanari oder Dompfaff, ſondern er war ein Adler mit der Stimme einer Nachtigall, raſtlos über den Walſtätten kreiſend, wo Held Zweifel ſeine grimmigſten Schlachten ſchlug und ſchlägt.

Wie der Dichter in ſchmerzlichem Ringen vergeblich ſich abmühte, von der Skepſis zum Glauben, d. h. zur Ueberzeugung durchzudringen, bezeugen viele ſeiner Gedichte. Zuweilen ſchien es ihm gelungen, wie z. B. im Savonarola; aber immer ſchwand die Selbſttäuſchung bald wieder. Im zweiten Bande der Biographie (S. 51) findet ſich hierüber eine charakteriſtiſche Aufzeichnung. Der Tondichter Karl Evers, welcher Lenau auf einer ſeiner Reiſen von Wien nach Stuttgart begleitete, erzählt da: „Lenau glaubte wohl ſelbſt nicht an Alles, was er ſo ſchön in religiöſer

Beziehung gedichtet hat; denn als wir eines Nachmittags recht viel über dieſen Punkt geſprochen hatten, machte ich die Bemerkung gegen ihn, daß er aber in ſeinen Werken ganz anders denke und fühle, namentlich im Ewigen Juden und im Savonarola. Er ſah mich lange an, lächelte und ſagte: „„Lieber Evers, du haſt recht!““ ging dann zum Fenſter, trommelte an die Scheiben und ſagte: „„Es iſt halt Nichts!““ Ein ſchreckliches Wort, ein Verzweiflungslaut, jenem gleich, welchen der unglückliche Mann in den letzten Tagen vor der Umnachtung ſeines Geiſtes wie im Vorbewußtſein des kommenden Furchtbaren zu wiederholten Malen ausgeſtoßen hat: „Das Licht geht aus!“ Mehrmals hat Lenau, ſchon vor der letzten Kataſtrophe im Oktober 1844 in der Friedrichsſtraße zu Stuttgart, am Abgrund des Wahnſinns geſtanden oder wenigſtens ſich in der Stimmung ſeines Alfar befunden, von dem in den Albigenſern geſchrieben ſteht: „Er fühlte nur noch ein kühles Widern.“ Aber es hielt in ihm der poſitive Pol dem negativen doch lange das Gegengewicht. In beiderlei Beziehung gilt von ihm ſelbſt die Strophe in der ſo eben erwähnten Dichtung: —

Manche, krank im tiefſten Mark,
Selbſt am ewigen Geiſt verzagen;
Andre haben, ſtill und ſtark,
Ihren Gott hindurchgetragen . . . .

Und es war doch eine ſiegesfreudige Zukunftsgewißheit in Lenau! War er ein Dichter, ein Vates, im Sinne der Alten? Wir hoffen es und jedenfalls quoll es ihm aus innigſter Ueberzeugung, wenn er an der eben citirten Stelle mit den Worten ſchloß:

Tiefer ſchmerzt als das Geroll
Tod und Zeit zu meinen Füßen,
Daß ich's nicht erleben ſoll,
Wie ſich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geiſt, der bald den Riß
Enden wird durch dieſe Hülle,
Lebt in Andern einſt gewiß
Seine Freiheit, Macht und Fülle.

Frauen und Freunden hatte Lenau Viel zu danken. Es iſt einer der tragiſchen Knoten dieſes Dichterlebens, daß Lenau an der Frau, welche „zwölf Jahre das Glück ſeines Daſeins ausmachte“, zweimal achtlos vorübergehen mußte, um ſie erſt ſpäter, erſt dann zu finden, als ſie ihm nicht mehr gehören konnte. Sie mußte eine ſeltene Frau ſein, dieſe Sophie. Schurz theilt (Bd. 2, S. 277) einen herrlichen Brief von ihr an Lenau mit, geſchrieben, als der Dichter bereits in der Zelle zu Winnenthal ſich befand. Sie berührt darin das Verhältniß Grün's zu Lenau und ſagt: „Freilich iſt Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz ſeines ſchönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau ſah und was mich ſo heftig und ſchmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwillichkittel ſtand er in ſeinem Fahrzeug und ruderte läſſig dahin und dorthin, planlos, und ſchaute mit ſeinen dunkeln, ſchwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die ſeinem wunderlichen Treiben zuſahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf ſetzte er der Sonne aus, kein Kleidungsſtück, kein Brot, keine Flaſche hatte er in ſeinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an ſeinem Pilgerſtabe am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befeſtigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembſch? Haben Sie nicht auch im Leben ſo herumgetrieben, ein leichter Kahn, auf dem wilden, dunkeln Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hut und nur den Kranz bewahrend ſtatt allen irdiſchen Gutes? Und wenn die anderen beſonnenen, klugen Leute ſorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel ſtülpten, haben Sie nicht Ihr edles, ſchönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem ſchönen, grünen, ewiggrünen Kranz umſchlungen, aber nicht geſchützt? Oh, die ſchlanken, glatten Lorbeerblätter ſchmücken die Stirne nur, ſie behüten ſie nicht, ſie halten die Unbill dieſer rauhen Zeit nicht ab und darum, darum ſind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgeſehen, dem armen Landsmann und an ſeinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnſucht.“ Der Mann, an welchen ſo geſchrieben wurde, ſo geſchrieben werden konnte, mußte ein Geweihter ſein und — ein Glücklicher trotz Alledem . . . .

Seine Briefe legen ſein ganzes ſchönes Herz bloß. Sie ſind ohne eine Spur von Abſichtlichkeit hingeworfen, voll origineller Wendungen und packender Kernworte. Bei ſeinem erſten Eintritt in Schwaben iſt Lenau von dem Gegenſatz zwiſchen ſüddeutſcher Landeskultur und ungariſcher Verwahrloſung betroffen. Er vergleicht (Bd. 1, S. 120) die ſchwäbiſchen mit den ungariſchen Weinbergen und ſagt dann: „In Ungarn iſt der ganze Landbau eine beſcheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß ſie kommen möge mit ihren köſtlichen Gaben; die Fauſt des Deutſchen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und würgt ſie ſo gewaltig, daß ihr das Blut aus Naſe und Ohr hervorquillt.“ Paſſenden Ortes ſtand dem Dichter auch eine prächtige Derbheit zu Gebote. Als er im Jahre 1838 ein von Witthauer zu Gunſten der Waſſerbeſchädigten in Ungarn herausgegebenes Album mit einem herrlichen Prolog eröffnete, machte die wiener Cenſur einer Stelle des Gedichts wegen Schwierigkeiten. Schurz läßt (Bd. 1, S. 355) Frankl erzählen: „Der Prolog ſollte von der Cenſur eine kleine Abänderung erleiden, die ſich der Dichter nicht gefallen laſſen wollte. Er ging zum Cenſurbeamten und gerieth da in einen Berſerkerzorn. Guſtav Schwab nannte dies die wilde Huſarenlaune in ihm. Der Beamte ſuchte zu beſchwichtigen, bat höflichſt um Mäßigung. In ſolcher Weiſe hatte vielleicht nie ein öſterreichiſcher Schriftſteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky geſprochen und die beanſtandete Stelle blieb unverletzt. Man wartete im ſilbernen Kaffeehauſe, um zu hören, was die hochlöbliche Cenſur mit Lenau geſprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeiſe — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und ſetzte ſich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: Nu, Niembſch, was iſt's? ſchrie er faſt: Nichts iſt's! Nichts wird geſtrichen! Man muß ſich von dem Geſindel nicht auf die Leier ſch . . . . . laſſen!"

Das Dämoniſche in dem Dichter vermittelte ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu dem ihm ſonſt ganz heterogenen, weil dickköhlergläubigen und unterthänigen Geiſterſeher Kerner, welcher übrigens zeitweilig den Schalk fauſtdick hinter den Ohren ſitzen hatte und mit der gläubigen Dummheit gelegentlich ein ergötzlich-humoriſtiſches Spiel zu treiben gar wohl verſtand. An Lenau erprobte der weinsberger Poet ſo zu ſagen ſeinen geiſterſeheriſchen Blick. Als nämlich Jener, von ſeinem Amerikafieber ergriffen, im Jahre 1832 ſeinen ſchwäbiſchen Freunden in einer hochpoetiſchen Epiſtel die transatlantiſchen Herrlichkeiten ausgemalt hatte, ſchrieb Kerner an Karl Mayer: „Das iſt Alles, ſo dichteriſch es klingt, rein dämoniſch. Ich ſah kürzlich Lenau's Dämon; es iſt ein haariger Kerl mit einem langen Wickelſchwanz. Der flüſtert ihm von jenen Urwäldern zu, der läßt ihm keine Ruhe."

Es iſt Wahrheit in dieſen Worten, trotz des barocken Ausdrucks. In den Urwäldern Amerika's zwar hat der Dämon den Dichter nicht feſtgehalten: er ließ ihn dort nur viele ſeiner ſchönſten Lieder finden. Dann aber jagte er den Heimatloſen wieder über den Ozean zurück, vorbei an Liebe und Ruhm und

Glück, vorbei zuletzt noch am ſchon gerüſteten Brautbett, in die Leidenszelle von Winnenthal, allwo den erlauchten Unglücklichen im Zwangshemde geſehen zu haben eine der trübſten Erinnerungen meines Lebens iſt. Erſt manches Jahr ſpäter, am 22. Auguſt 1850, trat in Döbling der Erlöſer Tod zu ihm... „Plenis manibus date lilia !“

Jonas Furrer.

Justum ac tenacem propositi virum —
Horatius.

Donnerstags am 25. Juli von 1861, um die achte Morgenſtunde, hat im „Hof Ragaz“ an der rauſchend dem Rheine zuſchießenden Tamina ein leidender Mann ſeinen letzten Athem verhaucht. Im Verlaufe des Vormittags trug der Telegraph die Todespoſt über die Berge und durch die Thäler der Schweiz. Am Nachmittag und Abend des Tages iſt überall im Umfange der Eidgenoſſenſchaft die herzliche Klage laut geworden: „Jonas Furrer iſt todt!“

Selten wohl mag ein Mann ſo allgemein und aufrichtig betrauert worden ſein. In das „Leicht ſei ihm die Erde!“, welches dieſem Todten nachgerufen wurde, hat ſich nicht ein Mißton gemiſcht. Beim Fahnenſchwenken über dieſem Grabe haben auch die politiſchen Gegner nicht gefehlt; denn Niemand mochte, wollte, konnte dem Gefühle ſich entziehen, daß in Furrer nicht nur der geachtetſte und populärſte Staatsmann der Schweiz hingegangen, ſondern auch ein ſeltener, guter, treuer, wahrhaft humaner Menſch, brav bis ins Mark.

Er iſt am 3. Mai 1805 zu Winterthur im Kanton Zürich geboren worden, der Sohn eines wackern Schloſſermeiſters, welcher zwar nur für ſein Handwerk gebildet, aber voll geſunden Menſchenverſtandes und dabei durch Fleiß und Sparſamkeit in den Stand geſetzt war, ſeinen talentvollen Sohn tüchtig

„ſchulen“ zu laſſen. Eine Gunſt des Geſchickes, welche ungewöhnlichen Menſchen ſelten abgeht, ward auch Furrer zu theil: eine vortreffliche Mutter. Nur eine ſchlichte Bürgersfrau, aber doch eine Mutter von der Gattung der Mütter, wie eine z. B. die Kindheit Schillers behütet und geleitet hat. Ein Jugendfreund des Hingegangenen hat hierüber folgende Aeußerung gegen mich gethan: — „Den weitaus größten, ja wohl ausſchließlichen Einfluß auf die Bildung des Gemüthes und Charakters des Knaben hatte unſtreitig ſeine Mutter, eine ſehr beſcheidene und einfache, jedoch verſtändige und dabei äußerſt gutmüthige Frau. Ihrer milden, wohlthuenden Mühwaltung verdankte Furrer ganz gewiß einerſeits alle die edlen, liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Charakters, durch welche ſeine geiſtigen Vorzüge erſt die wahre Weihe erhielten, ſowie andererſeits ſeinen vorherrſchenden Sinn für trauliches Familienleben und häusliches Glück.“

Und wie für die Entwicklung Furrers als Menſchen die Verhältniſſe des Vaterhauſes günſtig lagen, ſo nicht weniger günſtig die Verhältniſſe der Vaterſtadt für ſeine Entwicklung als Bürger. Wie ein wohlgeordnetes Elternhaus im Menſchen die privatlichen Anlagen und Tugenden weckt und bildet, ſo ein wohleingerichtetes Heimatgemeinweſen die bürgerlichen. Ich ſtehe daher nicht an, den feſten Ordnungsſinn, die raſtloſe, aber ſtets maßvolle Thätigkeit, eine gewiſſe Bonhomie, Behäbigkeit und Sauberkeit, lauter Eigenſchaften, die Furrers öffentlichem Charakter zukommen, auf den Umſtand zurückzuführen, daß er in Winterthur aufgewachſen iſt, — einer Stadtgemeinde, welche wohl hinlänglich charakteriſirt wird durch die Thatſache, daß ſie bei einer Anzahl von 7000 Einwohnern jährlich von Gemeindewegen mehr als 100,000 Franken auf ihre Schulen verwendet. Daneben iſt die kleine Stadt der Sitz einer induſtriellen und kommerciellen Thätigkeit, deren direkte Beziehungen nach allen Ecken und Enden der Welt reichen. Das ſind ſo Reſultate von politiſchen Zuſtänden, welche von deutſchen Hofräthen und franzöſiſchen Lakaien „anarchiſche“ genannt werden.

In den Gymnaſialklaſſen der vaterſtädtiſchen Bürgerſchule legte Furrer den ſoliden Grund ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung. Seine ungemeine und vielſeitige Begabung offenbarte ſich frühzeitig. In ſeinen Studentenjahren hat er ſtudentiſche Bräuche fröhlich mitgemacht, als junger Advokat manche Nacht durchgetanzt, aber freilich am Morgen im Gerichtsſaal ſo trefflich plaidirt, daß man ihm nicht anmerkte, er ſei aus dem Ballſaal an die Schranken getreten. Er gab ſich, wie er war, und, fürwahr, er durfte ſich ſo geben; denn er gehörte, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, zu den Menſchen, deren Seele ſtets reine Wäſche trägt. Wer, wie der Schreiber dieſer Zeilen, das Glück hatte, Furrer in ſeinen beſten Jahren im Oberſtübchen der „Häfelei“ in Zürich oder in Ferientagen im „Staadhof“ zu Baden im engeren Freundeskreiſe zu ſehen, der wird nie der zwangloſen Anmuth ſeiner Haltung und Rede, ſeines geiſtvollen Humors, ſeines beflügelten und ſchlagfertigen, aber ſtets gutmüthigen Witzes, ſeines herzlichen Lachens vergeſſen, um ſo weniger, da dies Alles mit einem natürlichen Takte vereint war, der das Gemeine fernhielt. Er war einer der liebenswürdigſten Menſchen, denen ich auf meiner Lebensbahn begegnet bin, und Jeder, der ihm näher trat, wird daſſelbe ſagen. Der ſchweizeriſche Republikanismus, im beſten Sinne des Wortes, dürfte kaum jemals durch eine anziehendere Perſönlichkeit repräſentirt worden ſein, als die Furrer's geweſen iſt.

Nachdem er ſich entſchieden, die Laufbahn eines Juriſten zu betreten, begann er zu Ende des Jahres 1821 ſeine akademiſchen Studien am damaligen ſogenannten „politiſchen Inſtitut“ in Zürich. Hier erweiterte er auch ſeine ſprachlichen und literariſchen Kenntniſſe unter der Leitung von Johann Kaspar Orelli, der herrlichſten Seele, welche jemals im Körper eines Philologen gewohnt hat. Sein Leben lang bewahrte Furrer eine innige Vorliebe für die klaſſiſche Literatur. Horaz blieb ſein Liebling, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Und nicht umſonſt: es war in Furrer's ganzer Art, das Leben zu nehmen und zu führen, ein Hauch horaziſcher Philoſophie. Daher war er himmelweit entfernt von jener ordinären Großmannsſucht, welcher man heutzutage auf Schritt und Tritt begegnet, von jener kindiſchen Eitelkeit, welche ſtets ein paar gute Freunde und willige Farteatchers bereit hält, zu ihrem Preiſe die Zeitungspauke zu rühren. Wie allen wahrhaft tüchtigen Menſchen, war auch Furrer das Bewußtſein eigen, daß man nie auslerne. Den lebhaften Bildungstrieb, der ihn als Jüngling beſeelte, hat er auch als Mann bethätigt, indem er unter all der Laſt ſeiner Geſchäfte fortfuhr, den Schatz ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe zu mehren. So gewann z. B. der mächtige Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in unſern Tagen ſeine volle Theilnahme: noch als Mitglied der oberſten Behörde der Eidgenoſſenſchaft hat er in Bern naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen fleißig gehört.

Zu Oſtern 1824 ging Furrer nach Deutſchland, um an dortigen Hochſchulen ſeine Studien zu vollenden. Drei Semeſter brachte er in Heidelberg zu, zwei weitere in Göttingen. Im Herbſt 1826 reiſte er über Berlin in ſeine Heimat zurück, wo er zunächſt noch für einige Zeit nach der welſchen Schweiz ſich begab, ſein Franzöſiſch zu vervollkommnen. Dann ließ er ſich in ſeiner Vaterſtadt als Rechtsanwalt nieder und errang ſich als ſolcher raſch Vertrauen und Ruf. Neben ſeinem Eifer und ſeiner Beredtſamkeit gewann dem jungen Anwalt auch der Umſtand die öffentliche Achtung, daß er durchaus objektiv verfuhr, ſich an die Sachen hielt und ohne die alleräußerſte Nothwendigkeit die Perſönlichkeit der Gegner nicht angriff, — eine Eigenheit, die er aus der advokatiſchen Laufbahn in die ſtaatsmänniſche hinübergenommen hat. Zu jener Zeit hat er auch ſeinen Hausſtand gegründet, der ein ſehr glücklicher geworden iſt.

Die Betheiligung am Selfgovernment der Gemeinde iſt in der Schweiz die treffliche Vorſchule für die Betheiligung an Staatsgeſchäften. Der angehende Politiker lernt, indem er ſich zuvörderſt mit Gemeindeſachen befaßt, die Dinge anſehen, wie ſie ſind. Statt ein idealiſtiſcher Wolkenwandler zu werden, wird er ein praktiſcher Realiſt, der die „Thatſachen“ ſehr reſpektirt, nicht ſelten vielleicht allzu ſehr, und ſich gewöhnt und beſcheidet, das Nächſtliegende, Mögliche, Erreichbare anzuſtreben. Dieſe Anſchauungs- und Handlungsweiſe überträgt der ſchweizeriſche Politiker von den Geſchäften der Gemeinde auch auf die des Staates und daher das durchaus praktiſche Sichbeſcheiden ſchweizeriſcher Staatsmänner, die Intereſſen ihres Landes zu fördern und die „Weltverbeſſerung“, die „hohe Politik“ andern Leuten zu überlaſſen, etwa uns Deutſchen, welche ja ſtets bereit ſind, draußen aller Welt politiſchen Idealismus vorzudociren, während wir daheim haſſenpflug'ſche und ähnliche Wirklichkeit treugehorſamſt uns gefallen laſſen. Man wirft den Staatsmännern der Schweiz vor, ihr Horizont ſei ein enger. Nun ja, er mag nicht über die Gränzen der Eidgenoſſenſchaft hinausreichen; aber innerhalb dieſer Gränzen haben ſie es verſtanden, ihr Land zum blühendſten und glücklichſten Europa's zu machen.

Der im Vorſtehenden angedeutete politiſche Bildungsgang war auch der Furrer's. Mit dem Jahr 1831 begann er in der Behandlung der Gemeindeangelegenheiten ſeiner Vaterſtadt ſich bemerkbar zu machen. Es handelte ſich um eine durchgreifende Umgeſtaltung der Stadtverfaſſung und da iſt es Furrer geweſen, welcher die Grundſätze und Forderungen der neuen Zeit ſiegreich zur Geltung brachte. Die neue, im liberalen Geiſt entworfene Verfaſſung ſeiner Heimatgemeinde war vorzugsweiſe das Werk Furrer's, deſſen Name von da an in weiteren Kreiſen guten Klang bekam. Er überſiedelte nach Zürich, wo ſeine Praxis als „Fürſprech“ raſch eine ſehr glänzende, aber auch höchſt beſchwerliche wurde und wo er als ein Ebenbürtiger und ſehr Willkommener in den Kreis der Männer eintrat, welche damals das ruhmvolle Werk der Regeneration des Kantons Zürich vollbrachten und in Verbindung mit ihren Geſinnungs- und Parteigenoſſen in den übrigen Kantonen das Werk der Regeneration der Eidgenoſſenſchaft vorbereiteten. Es war eine hoffnungsreiche, ſchöpfungsfreudige, thatkräftige Zeit, welche, wenngleich nicht „alle Blüthenträume reiften", für die Schweiz unendlich fruchtbar geworden iſt. Furrer hatte an dieſem Reformwerke ſeinen redlichen Antheil. Im Jahre 1834 in den Großen Rath (die geſetzgebende Behörde) und drei Jahre ſpäter in den Erziehungsrath gewählt, hat er in beiden Behörden viel und erfolgreich gearbeitet. Die Spuren ſeiner Thätigkeit kann der Kundige in den geſetzgeberiſchen Akten jener Zeit leicht verfolgen.

Die „Straußiade" von 1839 ſtürzte bekanntlich das liberale Regiment in Zürich und brachte für etliche Jahre die Reaktionäre an's Ruder. Furrer hatte als Mitglied des Erziehungsrathes mit für die Berufung des berühmten Kritikers geſtimmt. Die Kataſtrophe traf ihn auf dem Präſidentenſtuhl des Großen Rathes, von wo er bei Nacht und Nebel entweichen mußte, um im benachbarten Aargau ein zeitweiliges Aſyl zu ſuchen. . . . Die Achtung vor dem Grab eines edlen Todten verbietet mir, den Schmutz dieſer „hehren Bewegung" von Neuem aufzuwühlen. Genug, im September von 1839 wurde in Zürich die „Religion gerettet", gerade ſo, wie, nur in größerem Styl, im Dezember 1851 in Paris die „Geſellſchaft gerettet" ward. Man kennt das . . . Die gewaltſame Unterbrechung des naturgemäßen Entwicklungsganges der Dinge hielt indeſſen nicht lange vor. Selbſt die zu Hülfe gerufene „Weltwiſſenſchaft" eines publiziſtiſchen Caglioſtro oder vielmehr „Schröpfer" konnte das Fiasko der „hehren Bewegung" nicht verhindern. Schon die Maiwahlen von 1842 führten Furrer in den großen Rath von Zürich zurück, wo er jetzt als anerkannter Führer der liberalen

Partei die Oppoſition gegen die Septemberregierung leitete. Zwei Jahre ſpäter nahm er wieder den Präſidentenſtuhl ein; die Reaktion war beſeitigt.

Von da an gewann Furrer's politiſche Thätigkeit und Stellung mit jedem Tage größere Dimenſionen; der kantonale Parteiführer erhob ſich zur Bedeutung eines eidgenöſſiſchen Staatsmanns. Die große ſchweizeriſche Kriſis, deren Eintreten der aargauer Kloſterhandel bezeichnete, hob an. Der Kampf zwiſchen Altem und Neuem, zwiſchen Stabilität und Vorſchritt, zwiſchen Verrottung und Wiedergeburt, welcher in den dreißiger Jahren innerhalb der einzelnen Kantone gefochten worden, war jetzt auf eidgenöſſiſchen Boden verlegt. Der Siegespreis, welchen die Liberalen im Auge hatten, war eine zeitgemäße Umgeſtaltung der Bundesverfaſſung. Zur Erſtrebung oder Abwehr dieſes Ziels hatten ſich in der Schweiz zwei große Parteien organiſirt: hier die liberale, wohl auch die radikale genannt, dort die ultramontane; mit anderen Worten: eine Rückſchritts- und eine Vorſchrittspartei. In die Wagſchale der letztern legte der Kanton Zürich das ganze Gewicht ſeines Anſehens und Einfluſſes und zwar von dem 26. Januar 1845 an, wo Furrer der denkwürdigen großen Volksverſammlung in Unterſtraß vorſaß. Seine bei dieſer Gelegenheit gehaltene Rede und die darauf baſirten Reſolutionen der Verſammlung zeigten die Richtung, wie die Eidgenoſſenſchaft auf friedlichem und geſetzlichem Wege aus der über ſie hereingebrochenen Kriſis herauskommen und aus einem Staatenbunde ein Bundesſtaat werden könnte. Es ſollte freilich anders kommen; denn ſo, wie die Menſchen einmal ſind, iſt es nur ein gutmüthiger Traum, zu glauben, daß große und wohlthätige Umgeſtaltungen auf friedlich-geſetzlichem Wege ſich bewerkſtelligen ließen. Deutſchland wird das allem Geplapper ſeiner Nebler, Schwebler und Fortſchrittsſchwätzer ungeachtet eines Tages erfahren müſſen, wie die Schweiz es erfahren mußte.

Jonas Furrer war aber eine durch und durch geſetzmäßige Natur, ganz und gar ein Mann des Rechtes. Er lebte daher der Ueberzeugung, daß die Rechtsidee mächtig genug ſein würde, ohne Anwendung von Gewaltmitteln durchzuſchlagen und zu ſiegen, und es hat ihm, wir wiſſen es, heftigſte Seelenkämpfe, ſchmerzlichſte Selbſtüberwindung gekoſtet, um ſich zu der Anſicht zu bekehren, daß das Dumme, Unnütze, Abgelebte keineswegs Vernunftgründen und Rechtsworten weiche, ſondern nur handgreiflicheren Motiven.

Er hatte ausreichende Gelegenheit, dies zu erkennen, als er, im April von 1845 zum Bürgermeiſter der Republik Zürich gewählt, der damals beſtehenden Bundesverfaſſung gemäß — Zürich war einer der wechſelnden drei eidgenöſſiſchen „Vororte" — den Vorſitz in der „Tagesſatzung" übernehmen mußte. Dies war die herbe Lehrzeit des künftigen Bundespräſidenten der regenerirten Eidgenoſſenſchaft und er hat ſie fürwahr mit Ehren beſtanden. Wenn das Staatsſchiff der Schweiz, ſchwankend auf heftigſter Parteikämpfe Sturmflut, deren Wogen die Herren Metternich und Guizot im „konſervativen Intereſſe" noch mehr zu erregen brüderlichſt wetteiferten, in jenen Tagen glücklich durch die zahlloſen Riffe und Sandbänke auf ſeiner Bahn ſich durchwand, ſo verdankte man das vorzugsweiſe dem Umſtand, daß ein ſo bedächtiger, maßhaltender Mann wie Furrer am Steuer ſtand.

Derweil drängten die Verhältniſſe einer Entſcheidung zu. Sie herbeizuführen hat Furrer im Jahre 1847 in ſeiner Eigenſchaft als züricher Tagſatzungsgeſandter in erſter Reihe mitgewirkt. Nach Beſiegung des Sonderbundes ſodann war er eines der thätigſten und einflußreichſten Mitglieder der Kommiſſion, welcher die Ausarbeitung der neuen Bundesverfaſſung übertragen wurde, und dieſe Verfaſſung, unbedingt die gelungenſte des Jahrhunderts, klar, handlich, praktiſch, gerecht und billig, dabei eine höchſt glückliche Vermittlung von Föderation und

Centraliſation, ſie muß zu einem guten Theil als eine Schöpfung Furrers anerkannt werden, wie er auch nachmals als der voranſtehende wiſſenſchaftliche Träger und Entwickler des neuen ſchweizeriſchen Staatsrechts eine ſehr bedeutende Wirkſamkeit entfaltete.

Als im September von 1848 — dem großen Glücksjahr der Schweiz — die neue Bundesverfaſſung feierlich verkündigt wurde, verſtand es ſich ſo zu ſagen von ſelbſt, daß Furrer in das eidgenöſſiſche Miniſterium oder Direktorium („Bundesrath“) gewählt ward. Noch mehr: die „Bundesverſammlung“, das ſchweizeriſche Parlament, beſtehend aus Volkshaus („Nationalrath“) und Staatenhaus („Ständerath“), es gab nur dem Wunſch und Willen der ungeheuren Mehrheit des Schweizervolkes Ausdruck, als es den Jonas Furrer zum erſten „Bundespräſidenten“ der glücklich wiedergeborenen Eidgenoſſenſchaft beſtellte. Es liegt auf der Hand, daß von der Perſönlichkeit des erſten Magiſtrats des neuen Schweizerbundes zwar nicht Alles, aber doch Vieles abhing. Es galt, der Neugeſtaltung der Eidgenoſſenſchaft im Innern Beſtand, nach Außen Achtung zu ſchaffen. Ein ſo klar denkender und zugleich ſo gewiſſenhafter Mann, wie Furrer war, konnte ſich die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe nicht verhehlen und es iſt daher kein kokettes Komödienſpielen mit ſich ſelbſt und Anderen geweſen, ſondern die ernſte Selbſtprüfung eines durch und durch redlichen Mannes und Patrioten, wenn Furrer nach ſeiner Wahl zum Bundespräſidenten die Länge einer Nacht hindurch ruhelos in ſeinem Zimmer auf- und abſchritt, bis er in der Reinheit ſeines Bewußtſeins und in der Innigkeit ſeiner Vaterlandsliebe den Muth und Entſchluß fand, der großen Aufgabe ſich zu unterziehen. Daß er dabei auch perſönliche und pekuniäre Opfer zu bringen hatte — er ging höchſt ungern von Zürich weg und er war der geſuchteſte Advokat der Schweiz — konnte bei einem Manne von Furrers Schlage kaum in Betracht kommen.

Wie ſehr er dann die ihm gewordene Miſſion im Sinne und zur Zufriedenheit ſeiner Landsleute gelöſ't, hiefür gibt einen unwiderſprechlichen Beweis, daß er nach Ablauf ſeiner erſten Amtsdauer immer wieder in den Bundesrath gewählt und wiederholt zur Bundespräſidentſchaft berufen wurde. Sein Hauptverdienſt in dieſer Stellung war, wenn ich recht erwäge, ein doppeltes. Er hat nach Innen unendlich viel für die Milderung der Parteiſchroffheiten und damit für die Befeſtigung des neuen Bundes gethan und ebenſo hat er den auswärtigen Mächten gegenüber zur Geltendmachung und Anerkennung der neugeſtalteten Eidgenoſſenſchaft ganz weſentlich mitgewirkt. Falls man ihm gerecht werden will, darf man aber ſeine politiſche Anſchauungsart und Handlungsweiſe ſchlechterdings nicht aus dem Geſichtspunkt kosmopolitiſcher Träumerei oder gar der Erbitterung und Verbitterung politiſcher Flüchtlingsſchaft anſehen. Man muß Furrers Politik vielmehr vom ſchweizeriſchen Standpunkt aus betrachten und werthen. Für weltbürgerliche Revolutionsmacherei, Völkerſolidarität und dergleichen „Phantasmen“ mehr hatte er gar kein Organ. Er kannte die Menſchen und war ein praktiſcher Schweizer. Unbedingt hielt er feſt an dem Rechte ſeines Landes, den inneren Haushalt nach Gutdünken zu beſtellen; nicht weniger aber auch an der Verpflichtung der Schweiz, ſich jeder Einmiſchung in die Angelegenheiten anderer Staaten zu enthalten. Der „unentwegliche“ Fundamentalſatz von Furrers Politik mußte demzufolge die Neutralität ſein, ein Fundamentalſatz, deſſen Richtigkeit nur Solche anzweifeln können, welche die Schweiz und die Schweizer nicht kennen.

Wie in ſeinem Denken, Reden und Handeln, ſo iſt Furrer auch in ſeiner Lebensführung ein Republikaner jeder Zoll geweſen. Nichts Gemachtes an ihm, keine Spur von Affektation oder Prätenſion. Der Bundespräſident Furrer war noch immer der ſchlichte Dr. Furrer von ehemals. Selten wohl hat ein

Menſch Popularität, Erfolg und Ruhm mit ſolcher Gelaſſenheit hingenommen wie der Verewigte. Es war etwas Waſhington'ſches in ihm. Der Bundespräſident führte den einfachen Haushalt fort, welchen der Advokat geführt hatte, und es mochte ihm, falls er überhaupt Notiz davon nahm, wunderlich vorkommen, wenn die Damen des berner Patriciats ſich darüber wunderten, daß die Frau des Staatsoberhaupts der Eidgenoſſenſchaft ihren Hausgeſchäften nachging wie andere bürgerliche Hausfrauen auch. In unſeren Tagen, wo ſo Vieles auf den bloßen Schein, auf die jämmerlichſte Großthuerei und Eitelkeit angelegt iſt, da iſt es wahrlich eine doppelte Freude, das Bild der prunkloſen Häuslichkeit eines ſolchen erſten Bürgers einer Republik ſich zu vergegenwärtigen. Da iſt kein Tand und Flitter, ſondern Weſenheit und Wahrheit ....

Und glaube man nur nicht, daß der ſchlichte, urbane, milde Furrer bei Gelegenheit ſeine und ſeines Landes Würde nicht zu wahren gewußt habe. Ich bin im Falle, einen einſchlägigen Zug beizubringen, der meines Wiſſens noch nicht bekannt geworden. Im Jahre 1856, zur Zeit, als die neuenburger Frage in ihre bedrohlichſte Phaſe getreten war, ging Furrer in diplomatiſcher Miſſion an die ſüddeutſchen Höfe. Er wurde überall und von Jedermann mit der ihm gebührenden Achtung aufgenommen, einen Ort und eine Perſon ausgenommen, einen Miniſter, der ſeither die Treppe hinaufgeworfen, d. h. von ſeiner Miniſterpräſidentſchaft in's taxis'ſche Palais in der Eſchenheimer Gaſſe befördert worden iſt. Dieſer Herr ließ ſich beikommen, dem ſchweizeriſchen Staatsmann gegenüber großartige Airs anzunehmen, ja denſelben, wahrſcheinlich aus alter Gewohnheit, förmlich zu ſchulmeiſtern und im reinſten Kreuzzeitungsſtyl über die Schweiz zu raiſonniren. Da hat aber der Jonas Furrer ſolcher Tölpelhaftigkeit nach Gebühr heimgeleuchtet, hat mit der Fauſt auf den Tiſch geſchlagen und die Excellenz mit einem Kompliment verlaſſen, welches die Excellenz wohlweislich für ſich behielt.

Es war ein tiefergreifender Anblick, einen ſolchen Mann auf der Höhe ſeiner Bahn von einem unerbittlichen Uebel, der bright'ſchen Nierenkrankheit, ergriffen und vergeblich dagegen ankämpfen zu ſehen. Mehrmals hatte ihm die pfäferſer Therme Linderung und Erfriſchung verſchafft. Als er, ſchon ſehr leidend, auch im Sommer von 1861 zu ihrem Gebrauche nach Ragaz ſich begab, fand er daſelbſt am Fuße des Tabor Geneſung von allen Laſten und Leiden des Lebens. Am 28. Juli empfing der Friedhof ſeiner Vaterſtadt die Hülle ihres berühmteſten Sohns. Es war ein Tag der Trauer für die geſammte Eidgenoſſenſchaft. Am folgenden Tage beſchloß die Bürgerverſammlung von Winterthur, von Gemeindewegen dem Verewigten ein Denkmal zu errichten.

Es hieße dem Andenken Furrer's einen ſchlechten Dienſt erweiſen, es hieße ſeinen ſchlichten Bürgerſinn noch im Grabe beleidigen, wollte man übertreibendes Lob auf ſeinen Namen häufen. Man braucht, ſcheint mir, nicht mehr aus ihm zu machen, als er war: er war genug. Nicht ein Alles überragender, Alles mit ſich fortreißender, die Zeit mit ſeinem Gepräge ſtempelnder, leidenſchaftliche Bewunderung und leidenſchaftlichen Haß weckender, nein, nicht ein ſolcher Geiſt iſt Jonas Furrer geweſen. Man kann ihm keine Genialität zutheilen. Aber er war ein ſeltenes Talent und, was mehr, ein ſo zu ſagen providentielles Talent, d. h. ein ſolches, wie ſein Vaterland es gerade brauchte. Jede Fiber in ihm war ſchweizeriſch. Er iſt der verkörperte Ausdruck des ſchweizeriſchen Liberalismus in deſſen beſtem Wollen und höchſten Zielen geweſen. Ein Mann der Ordnung, ein Schildhalter des Rechtes, ich wiederhole es. Allem Plötzlichen, Unberechenbaren, allem gewagten Experimentiren abhold. Kein bahnbrechender Stürmer, aber ein Ordner, Organiſirer, Ausbildner. Im Innern entſchieden vorwärts auf der Bahn eines verſtändigen Demokratismus, aber nach Außen vorſichtig, behutſam und neutral, neutral immer und immer! Denn wir ſind nun einmal keine Großmacht und die Rolle des Froſches zu ſpielen, der ſich zum Ochſen aufblaſen möchte, dazu ſind wir viel zu praktiſch. So war Furrer's Politik und das Schweizervolk wußte, daß ſich des Mannes Politik auf's Innigſte mit ſeinem Charakter, mit ſeinem Gewiſſen verſchmolz. Daher Furrer's außerordentliche und dauernde Popularität, auf welche geſtützt er ſo Gutes, ſo Großes zu leiſten vermochte. Sein Verhalten im Einzelnen und Ganzen bietet der Kritik Raum, keine Frage. Aber gewiß iſt dies: auf einem ſchönſten Blatt der Schweizergeſchichte unſeres Jahrhunderts ſteht unvergänglich der Name von Jonas Furrer.

Leopold Ranke.

1862.

Ἀλλ' ἄγεθ', ἱλήκοι μὲν Ἀπόλλων Ἀρτέμιδι ξύν!

Homeros, Hymn. ad Apoll.

Daß die Natur, ſelbſt in den Erſcheinungsformen des Sterbens und Vergehens, nur ein ewiges Werden und Wachſen iſt, weiß heutzutage jeder nicht ganz vernagelte Schuljunge. Ebenſo iſt jeder Schuljunge — falls nämlich ſein Geſchichtslehrer nicht ein auf die berühmten „Schulregulative“ des berühmten „Staates der Intelligenz“ dreſſirter Mucker — zweifelsohne in den Stand geſetzt, zu wiſſen, daß der weltgeſchichtliche Prozeß gerade ſo wenig einen Stillſtand kennt wie der naturgeſchichtliche. Trotzdem hat in Deutſchland, der bekannten Heimat des Tiefſinns, vor noch nicht gar langer Zeit eine „hiſtoriſche Schule“ κατ' ἐξοχὴν geblüht, deren Adepten tiefſinnigſt-blödſinnig orakelten, zu der und der Zeit, d. h. zur Stunde, wo ſie ihr letztes Kollegienheft oder Kompendium glücklich zum Abſchluſſe gebracht, ſei der Menſchengeiſt impotent und die Weltgeſchichte unfruchtbar geworden. Da folglich von einem „organiſchen“ Werden und Wachſen in Staat, Kirche, Recht u. ſ. w. gar keine Rede mehr ſein könne, ſo habe ſich die Geſellſchaft zu chineſiſiren, d. h. ſie müſſe fortan darauf ſich beſchränken, das bislang organiſch Gewordene und Gewachſene zu „konſerviren.“

Man muß den Erfindern und Predigern dieſer Staatsphiloſophie der Impotenz nachrühmen, daß ſie den „Muth der

Ueberzeugung" hatten. Wenigſtens trug ihr Chorführer kein Bedenken, den Gehalt eines Juſtizminiſters einzuſtreichen, einzig und allein in der Abſicht, durch ſein Thun oder vielmehr durch ſein Laſſen recht handgreiflich zu beweiſen, wie berechtigt ſein Ausſpruch geweſen, daß „unſere Zeit zur Geſetzgebung keinen Beruf habe" . . . .

Der ungeheure Tumult der napoleoniſchen Kriege war vorüber. Europa, nachdem es ſeine Kräfte bis zur völligen Erſchöpfung angeſpannt hatte, verſank für eine Weile in Halb- oder Ganzſchlaf. Reſtauriren! Konſerviren! Kalmiren! waren die Loſungen von Oben, denen von Unten ein traumhaft-romantiſches Dämmern und Duſeln entgegenkam. Die Literatur führte alberne mittelalterliche Maskeraden auf. Die Diplomatie ſchabte ihre Kongreßfedermeſſer ſtumpf, um das achtzehnte Jahrhundert — das einzige, auf welches die Menſchheit ſtolz zu ſein Urſache hat — aus der Weltgeſchichte wegzuradiren. Mittelmäßigkeit wurde Trumpf. Die Weihrauchfäſſer verdunkelten mit ihrem Gedampfe den Tag, die Pfaffen gröhlten und klingelten, die Junker raſſelten mit ihren Sporen. In Weimar lernte Göthe chineſiſch, in Berlin und Wien proklamirten Profeſſoren und Hofräthe den chineſiſchen Stillſtand. Alles verdummte und vergemeinerte. Lützower, die mit Körner zu Felde gezogen, wurden zu Polizeiſpionen, Ritter des eiſernen Kreuzes zu Demagogenfängern. Die Kamptz, Schmalz und Tzſchoppe waren große Leute. Die Centraluntersuchungskommiſſion zu Mainz erfüllte die Verſprechungen, welche die Befreiungskriegszeit der deutſchen Jugend gemacht hatte. Die Deutſchdümmlichkeit wurde kultivirt, das Deutſchthum verpehmt, die nationale Idee geächtet. Ein offenkundiger Marasmus ſenilis fraß ſich bis zu den höchſten Sproſſen der Geiſterſkala hinauf. Das war die Zeit, in welcher die „hiſtoriſche Schule" ihre Großthaten verrichtete und ihre Triumphe feierte.

Damals iſt **Leopold Ranke** aufgetreten und hat ſeine hiſtoriſche Schule gegründet. Seine Schüler und Verehrer proteſtirten und proteſtiren gegen eine Identifizirung dieſer hiſtoriſchen Schule mit jener, welche man die jarcke'ſche nennen kann, weil in den Grimaſſenſchneidereien des „Berliner politiſchen Wochenblatts" der Unſinn und die Gemeinheit der in Rede ſtehenden Richtung gipfelten. In der That war und wäre es ungerecht, einen Mann wie Ranke mit dem feilen Schwachkopf Jarcke zuſammenzuwerfen. Indeſſen darf doch nicht verſchwiegen werden, daß die Auslaſſungen Ranke's in ſeiner „Hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift" nicht ſelten mit den Verſumpfungspredigten von Jarcke und Komp. eine ſehr bedenkliche Aehnlichkeit hatten. Es gehörte ſchon eine ebenſo feine als wohlwollende Unterſcheidung dazu — eine Unterſcheidung, wie ſie in dem Meinungskrieg politiſcher Parteien nicht in Anwendung zu kommen pflegt — um die noch dazu nicht eben handlich und unzweideutig vorgetragene Lehre Ranke's von der organiſchen Fortbildung des hiſtoriſch Gegebenen mit der durch die Lucus a non lucendo „hiſtoriſche Schule" vertretenen Forderung einer Rückbildung der Geſellſchaft ins Mittelalterliche nicht zu verwechſeln. Bei aller Achtung vor dem Talent und dem Wiſſen Ranke's konnte man ſich doch des Eindrucks nicht entſchlagen, er lebe des Glaubens, unſere Zeit habe ebenſowenig das Zeug, Geſchichte zu machen, wie ſie, Savigny zufolge, zur Geſetzgebung das Zeug hat.

Herkömmlicher Weiſe pflegt man Ranke als einen Gegenpol in der Hiſtoriographie Schloſſern entgegenzuſtellen. Schloſſer — ſo lautet das Gerede — ſei der Typus der ſubjektiven, Ranke der Typus der objektiven Geſchichtsauffaſſung und Geſchichtſchreibung. Das iſt pure Windmacherei! Die ſogenannte objektive Hiſtorik war, iſt und wird ſein ein fabelhaftes, nur im gelehrten Köhlerglauben exiſtirendes Ding. So lange die Geſchichte von Menſchen mit fünf Sinnen geſchrieben wird, ſo lange werden die Hiſtoriker, mit oder ohne Wiſſen und Wollen, bewußt oder unbewußt, ihre Anſchauungsweiſe und ihre Stimmung in die Hiſtorik hineintragen. Dieſe Subjektivität der Geſchichtſchreibung, aller Geſchichtſchreibung — von einem trockenen Rubriziren von Namen, Fakten und Daten ſpreche ich natürlich nicht — mag nur in Regionen beſtritten werden, wo der geſunde Menſchenverſtand aufgehört und die abſtrakte Duſelung begonnen hat. Das Seltſamſte iſt, daß man als Chorführer der „Objektivität“ in der Hiſtorik gerade einen Hiſtoriker proklamirt hat, deſſen Werke ganz dazu angethan ſind, das Geſchwätz von objektiver Geſchichtſchreibung ad absurdum zu führen. Denn im Grunde iſt Ranke nicht weniger ſubjektiv als Schloſſer: alle ſeine Bücher ſind von der rankeſchen Individualität durchdrungen, gerade wie die Schloſſer's von der ſchloſſer'ſchen. Aber wahr iſt freilich, daß Jener ein Gegenpol von Dieſem. Man kann ſich kaum einen grelleren Gegenſatz denken, als hier den widerborſtigen Stubengelehrten Schloſſer und dort den ſchmiegſamen Hofmann Ranke. Bei der Lektüre der ſchloſſer'ſchen Geſchichtswerke gewinnt man den Eindruck, als ſähe man ihren Verfaſſer vor ſich, im etwas defekten Schlafrock und in niedergetretenen Hausſchuhen, mit dem langen Pfeifenrohr in der Hand heftig geſtikulirend, ohne Umſtände Alles herauspolternd, was er auf dem Herzen hat, ſich mehr und mehr ereifernd und erhitzend und zuletzt in das griesgrämige Wort ausbrechend: Hole der Teufel den ganzen Kram! Ranke's Bücher dagegen ſpiegeln uns ihren Verfaſſer, wie er im wohlgebürſteten Hofkleide, die gehörige Anzahl von Orden nicht zu vergeſſen, Chapeau bas, mit ſicherem Tritte über das glatte Parkett der Hofburg hinſchreitet, da und dort mit Mithöflingen einen verſtändnißinnigen Blick, ein geflügeltes Wort wechſelt, im Vorzimmer zum Allerheiligſten dem einflußreichen Leibkammerdiener das gebührende Kompliment nicht vorenthält und endlich, im Sanktiſſimum zugelaſſen, mit maßvoller Eleganz in Haltung, Gebärde und Ausdruck zu Sereniſſimo ſagt: Sire, das Buch der Geſchichte iſt nur ein Buch der Könige!.. Ja wohl, der berühmte heidelberger und der berühmte berliner Profeſſor der Geſchichte ſind Gegenpole. Schloſſer iſt ein Kind der Aktion des achtzehnten, Ranke ein Kind der Reaktion des neunzehnten Jahrhunderts. Die ſchloſſer'ſche Hiſtorik iſt ein Produkt des emanzipativen Rationalismus, die ranke'ſche ein Produkt der reſtaurativen Romantik. Hieraus erklärt ſich der tiefe Reſpekt Ranke's vor dem Gewordenen, Geweſenen, Verweſenen, ſowie ſeine Abneigung, ſeine Furcht vor dem Werdenden und Wachſenden. Es iſt charakteriſtiſch, daß ſein berühmteſtes Werk mit dem Papſtthum des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts liebevoll ſich beſchäftigt. Hat es ſich doch die Romantik zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, mit Ruinen ſchönzuthun.

Gerade das erwähnte Geſchichtswerk iſt aber ganz beſonders geeignet, die großen Vorzüge ſeines Verfaſſers zur Anſchauung zu bringen, Vorzüge, welche nur leugnen kann, wem hiſtoriſche Studien fern liegen. In Wahrheit, Ranke markirt einen entſchiedenen Vorſchritt der deutſchen Geſchichtſchreibung. Ein Kenner der europäiſchen Archive, wie ein zweiter wohl kaum exiſtirt, hat er mit der Ausbeute ſeiner Forſchungen das geſchichtliche Material ganz weſentlich bereichert. Seine Beleſenheit iſt ſtaunenswerth. Mittelſt ſeiner außerordentlichen Quellenkunde und ſcharfſinnigen Quellenkritik hat er nicht nur einzelne Geſtalten und Ereigniſſe, ſondern auch ganze Perioden der mittelalterlichen und modernen Geſchichte in eine neue und richtigere Beleuchtung gerückt. Das Lieblingswerkzeug, womit er arbeitet, iſt die diplomatiſche Korreſpondenz, beſonders die der Renaiſſancezeit, und er verdankt dem feinen Spürſinn, womit er die bunt und wirr in einander verſchlungenen Fäden der diplomatiſchen Berichterſtattung zu verfolgen weiß, viele ſeiner ſchönſten Erfolge.

Und doch liegt gerade hier, hart neben ſeiner größten

Stärke die leidigſte Schwäche des berühmten Meiſters. Denn die Gewöhnung, in diplomatiſchen Agenten die vornehmſten, ja ſehr häufig die einzigen beachtenswerthen Berichtgeber zu erblicken, mußte zu einer einſeitigen Bevorzugung derartiger Relationen führen, während andere, mindeſtens ebenſo wichtige Quellen der Geſchichte entweder gar nicht oder doch nur ganz beiläufig berückſichtigt wurden. Der diplomatiſche Geſichtskreis iſt nun aber in der Regel mit nichten ein ſehr weiter und der Lebenskreis der Diplomaten iſt im Grunde ein ſehr beſchränkter. Was haben zu allen Zeiten dieſe Leute vom Volke und von deſſen Zuſtänden gewußt? Wenig oder Nichts. Immer und überall war und iſt ihre Aufgabe, die nichtigen Wichtigkeiten und wichtigen Nichtigkeiten der Höfe und der ſogenannten guten Geſellſchaft auszuſpioniren und auf die Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit hüben und drüben ihre Kalküls zu baſiren. Ein Diplomat im höchſten und beſten Sinne des Wortes wird alle paar hundert Jahre einmal geboren. Das ordinäre „diplomatiſche Korps“ aber zum Hauptmaterialienlieferanten der Geſchichte zu machen, muß ganz nothwendig dazu führen, ſtatt Völkergeſchichte Höfehiſtorien zu ſchreiben.

Es ſoll damit keineswegs geſagt oder auch nur angedeutet ſein, daß die ranke'ſche Methode der Hiſtorik bis zu dieſer äußerſten Einſeitigkeit vorgeſchritten ſei. Aber weit, ſehr weit iſt ſie auf dieſem Wege denn doch gegangen. Das vornehme Hinweggehen über die eigentliche Lebensquelle der weltgeſchichtlichen Entwickelung, über die Arbeit, das höfiſch-elegante Nichtbeachten der arbeitenden Klaſſen, das ariſtokrätelnd-exkluſive Nichtwiſſenwollen vom Volke — dieſes Hinwegſehen, Nichtbeachten und Nichtwiſſenwollen, welches Ranke ſeinen geliebten Diplomaten abgelernt, hat ſich bitter an ſeinen Schriften gerächt. In keinem ſeiner Bücher — ein einziges ausgenommen — treffen wir ein volles und ganzes Gemälde des Weſens und Lebens einer Nation oder Geſchichtsepoche. Unvergleichlich meiſterlich, oft nur mittelſt weniger Striche weiß uns Ranke dieſen Fürſten und jenen Miniſter zu zeichnen. Es gibt hiſtoriſche Portraits von ihm, die hinſichtlich geiſtreicher Auffaſſung und Feinheit der Farbengebung oder vielmehr der Silberſtiftzeichnung ganz einzig daſtehen. Aber daß Ranke auch nichthöfiſchen Leſern — und wir können doch nicht lauter Vorzimmerlinge ſein — zumuthet, immer und immer nur in Geſellſchaft von Königen und Königinnen, Maitreſſen, Miniſtern, Diplomaten, Kavalieren, Generalen und allenfalls noch Hofpredigern, Hofprofeſſoren und Hofmalern zu ſein, immer und immer nur in Räumen und Kreiſen, deren dumpfe Luft und uniforme Eleganz nie von einem Hauch und Zug des Volkslebens erfriſcht und belebt werden, das macht — leugne es, wer Luſt hat — die meiſten ſeiner Bücher in die Länge ſo eintönig, bis zur Langweiligkeit eintönig. Immer nur den Hofmann ſprechen zu hören, und wäre es die Blume aller Hofmänner, das iſt mehr als Fleiſch und Blut von denkenden Männern und fühlenden Frauen zu ertragen vermag. Solchem vornehmen, d. h. vornehmthuenden monotonen Halbgeflüſter wird jeder geſunde und tüchtige Menſch das griesgrämige Gepolter Schloſſers immer noch vorziehen.

Seine diplomatiſirende Auffaſſung der hiſtoriſchen Erſcheinungen hat auch Ranke's Darſtellungsweiſe beſtimmt. Weil er den Inhalt der Geſchichte vorwiegend nur in den höfiſchen und ariſtokratiſchen Kreiſen ſucht, ſo iſt es folgerichtig, daß er zunächſt für dieſe Kreiſe Geſchichte ſchreibt, die Geſchichte für den Geſchmack ſolcher Leſer zurichtet. Erſtes Geſetz muß hiebei ſein, die Dehors zu wahren und Alles und Jedes, was es auch ſei, mit einer gewiſſen gleichmäßig lächelnden Ruhe vorzubringen. Pas de zèle! Nur keine moraliſche Ereiferung! Denn erſtens iſt es plebejiſch, laut zu ſprechen, und zweitens iſt das Sittengeſetz bekanntlich nur für die „Kanaille“ und die „Rotüre“ da, nicht aber für Menſchen, d. h. für Geſchöpfe vom

Baron oder Geheimrath aufwärts. Die Weltgeſchichte iſt keineswegs das Weltgericht — dummer Schnack! — ſondern ſie iſt vielmehr ein eleganter Diplomatenſalon, wo Schurken und Scheuſale, vorausgeſetzt, ſie ſeien hoffähig, auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit den Beſten und Edelſten konverſiren.

Hieraus ergibt ſich nun freilich der Uebelſtand — wenigſtens könnte ein Plebejer leicht verführt werden, es für einen Uebelſtand zu halten — daß Ranke die weltgeſchichtlichen Figuren nach der diplomatiſchen Schablone zeichnet und malt, welche Schablone denn doch lange nicht für alle paßt. Man nehme z. B. die „Deutſche Geſchichte zur Reformationszeit“. Kein Billiger wird erwarten, daß Ranke darin den Bauern und ihren Führern gerecht werde; es widerſpräche dies ſeinem ganzen Weſen. Aber, all' ihr Götter, was für einen diplomatiſchen Waſchlappen hat er aus dem Luther gemacht! Man braucht nicht eben ſehr für dieſen rebelliſchen Mönch eingenommen zu ſein — und wir ſelber ſind es keineswegs, weil die dicktheologiſche Atmoſphäre, welche er um ſich verbreitet, unſere Nerven zu peinlich berührt — nein, man braucht nicht eben für Luther eingenommen zu ſein, um zu fühlen, wie weit hier Ranke's Darſtellung unter dem Gegenſtande bleibt. In Wahrheit, der berühmte Hiſtoriker iſt gar nicht im Stande, derartige Koloſſe in entſprechenden Dimenſionen nachzubilden, denn hiezu reicht die Kabinettsmalerei nicht aus. Einen ſchlagenden Beleg hiefür bietet auch der Cromwell in der „Engliſchen Geſchichte“. Wahrlich, dieſer ranke'ſche Cromwell hätte die Schlachten von Naſeby, Dunbar und Worceſter nicht geſchlagen, hätte einen meineidigen König nicht auf's Schaffot geſchickt, hätte zu Englands weltherrſchender Macht nicht den Grund gelegt. Ebenſo wenig wie für Luther und Cromwell paßte die diplomatiſche Schablone für den grobklotzigen König Friedrich Wilhelm den Erſten von Preußen, der in ſeiner Art auch ein Rieſe geweſen.

Zu was für einem kläglichen Schemen iſt in den „Neun Büchern preußiſcher Geſchichte“ der handfeſte Schlagadodro von König-Korporal unter Ranke's Hand geworden! Mit Rieſen alſo verſteht der Meiſter der berliner hiſtoriſchen Schule nicht umzuſpringen; er verſteht nur, ſie zu verkleinern. Dagegen iſt ſein hiſtoriſcher Pinſel wie eigens dazu gemacht, in ſchärfſten Umriſſen und feinſter Farbennüancirung Abenteurer und Intrikanten uns vorzuführen. Ranke iſt immer bewundernswerth, wenn er den Maulwurfsgängen einer weltgeſchichtlichen Intrike nachſpürt oder uns die dunkeln Schleichwege eines hiſtoriſchen Hazardſpielers aufdeckt. Ich halte daher die kleine Schrift „Ueber die Verſchwörung gegen Venedig im Jahre 1618“ für eins der vorzüglichſten Werke Ranke's, wie ich, wahrſcheinlich zu nicht geringer Verwunderung Vieler, für ſein beſtes Geſchichtsbuch überhaupt die „Serbiſche Revolution“ anſehe. Dieſes Werk verſtand ich unter der weiter oben angedeuteten Ausnahme. Denn daſſelbe ſcheint mir alle Vorzüge Ranke's zu vereinigen und alle ſeine Schwächen auszuſchließen. Hier konnte er das Volk ſchlechterdings nicht ignoriren, er mußte es in den Kreis ſeiner Betrachtungen ziehen und deshalb hat er denn auch ein geſchichtliches Lebensbild voll Naturwahrheit und Friſche geliefert, zu deſſen Betrachtung man immer wieder gerne zurückkehrt.

Ranke iſt Abſolutiſt. Wenn auch nicht gerade ein Abſolutiſt von der ſtrikten oder ſtriktesten Obſervanz, ſo doch jedenfalls dem konſtitutionellen oder pſeudokonſtitutionellen Prinzip keine weitere Einräumung machend als etwa die, daß es vielleicht nicht ganz unzweckdienlich wäre, wenn von Zeit zu Zeit Verſammlungen von Notablen, deren Mitglieder natürlich die Krone bezeichnen würde, ihre Begutachtung von Dieſem oder Jenem dem Monarchen allerunterthänigſt zu Füßen legten. Wir haben über dieſes Ideal königlich preußiſchen Hofkonſtitutionalismus mit Ranke nicht zu rechten. Denn wir ſind gewohnt, Jeden „nach ſeiner Façon“ religiös und politiſch ſelig werden zu laſſen, und beanſpruchen nur Gegenrecht. Wir waren daher auch gar nicht überraſcht, zu finden, daß Ranke in einem ſeiner neueſten Werke, in der „Franzöſiſchen Geſchichte“, den Abſolutismus möglichſt verherrlicht hat. Dieſes Buch bezeugt im Uebrigen Seite für Seite, wie weit es der Meiſter in der höfiſchen Glattſtreichelung ſelbſt des Widerborſtigſten gebracht hat. Mit welcher zarten Kourtoiſie wird da z. B. die königliche Anſtifterin der Bartholomäusnacht behandelt! Der ganze Gräuel nimmt ſich in der ranke'ſchen Darſtellung aus, als hätte es ſich dabei um nicht mehr als etwa um eine Reiherbeize oder dergleichen gehandelt. Wenn dies die wahre hiſtoriſche „Objektivität“ ſein ſoll, ſo mögen die Götter namentlich die Jugend vor den Einflüſſen ſolcher Objektivität gnädiglich bewahren! Daß die vollendete Deſpotie Ludwigs des Vierzehnten, deren Stupidität, Infamie und Verderblichkeit Buckle neuerlich in einem unſterblichen Kapitel nachgewieſen hat, wie vor ihm noch Keiner, den Meiſter der berliner hiſtoriſchen Schule mit ungemeſſenem Reſpekt erfüllt, iſt ganz in der Ordnung. Es iſt bekanntlich nicht ſeine Art, ſo Etwas gerade herauszuſagen; allein die geſammte, höchſt ſorgſame Behandlungsweiſe der Regierung des genannten Bourbon verräth deutlich genug, daß Ranke in demſelben das wahre Ideal eines Königs malen wollte. Wir bezweifeln nicht, daß der Meiſter bei Aufſtellung dieſes Ideals oder Idols mit vollſter Ueberzeugung zu Werke gegangen, und ebenſo wenig, daß ſolcher Idealismus hohen, höheren, höchſten und allerhöchſten Orts allüberall als durchaus „korrekt“ anerkannt worden iſt oder werden wird.

Die Forderung, der Hiſtoriker müſſe „parteilos“ ſein, iſt meiſt nur ein Ausfluß der Parteibornirtheit ſelbſt. Republikaner und Royaliſten, Demokraten und Ariſtokraten können die Geſchichte ſchreiben und können ſie gut ſchreiben, vorausgeſetzt, daß ſie überhaupt zu ſchreiben verſtehen und niemals auch nur für einen Augenblick vergeſſen, daß Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit die beiden Grundpfeiler der Hiſtorik ſind. Wenn z. B. ein republikaniſch geſinnter Geſchichtſchreiber ſich unterfinge, um den Sozial-Kontrakt-Fanatiker Robespierre weißzubrennen, deſſen geſammtes Thun und Laſſen in lamartine'ſch-elegiſch-ſchillernder Beleuchtung zu zeigen, ja ſogar Ausſchlag gebende, d. h. zu des genannten Fanatikers Ungunſten zeugende Thatſachen zu unterſchlagen, ſo würde er mit Fug und Recht ein Geſchichtsfälſcher geſcholten werden. Wir ſind weit entfernt, aus dieſer Prämiſſe eine auf den Meiſter der berliner hiſtoriſchen Schule bezügliche Schlußfolgerung ziehen zu wollen; aber wir können und wollen nicht verhehlen, daß gerade Solche, welche, wie wir ſelber, die außerordentlichen Verdienſte Ranke's um die Geſchichtswiſſenſchaft mit dankbarer Bewunderung anerkennen, mit tiefem Leidweſen wahrnehmen mußten, welchen Spielraum er in ſeinen neueſten Werken den abſolutiſtiſchen Velleitäten eingeräumt hat. Auf Koſten der Gerechtigkeit, auf Koſten der hiſtoriſchen Wahrheit. Ranke's „Engliſche Geſchichte", ſoweit ſie die engliſche Revolution beſchlägt, iſt nur eine, nicht einmal ſehr geſchickt gemachte Apologie des Abſolutismus. Was mittelſt Vertuſchens und Bemäntelns, mittelſt Verſchweigens von Thatſachen ſogar zu dieſem Zwecke geſchehen konnte, iſt hier geleiſtet. Karl der Erſte iſt ein durch und durch verlogener, falſcher, zweizüngiger und verrätheriſcher Menſch geweſen, was uns durchaus nicht wundert, da er ja bekanntlich ſehr „fromm" war. Ranke's Darſtellung nun macht dieſen König, wenigſtens in den Augen von Unkundigen, zwar nicht zu einem ganzen, aber doch zu einem halben Heiligen. Gäbe dieſe Darſtellung einen Maßſtab ab, ſo müßte man wahrhaft erſchrecken, wie leicht in gewiſſen Regionen das frevelhafteſte Spiel mit den Rechten und mit der Wohlfahrt der Völker genommen wird. Die notoriſche Falſchheit und grelle Wortbrüchigkeit des Stuarts werden mit Ausdrücken überkleiſtert und beſchönigt, wie z. B.

mit dieſen: Karl ſei „in den Fall gekommen, Zugeſtändniſſen, welche er den popularen Grundſätzen öffentlich nicht verweigern konnte, mit geheimer Proteſtation zu begegnen“ — oder: „er habe es geliebt, zwei Sehnen an ſeinem Bogen zu haben“ — ein diplomatiſcher Lieblingsausdruck Ranke's für Wortbruch und Verrath, welchen er auch auf die bluttriefende Metze Katharina von Medici anwendet. Es iſt bekannt, daß jener treubrüchige Brief, welchen der König von Hamptoncourt aus an ſeine Frau ſchrieb und worin er dem Cromwell zum Dank dafür, daß dieſer ſich herbeigelaſſen, zum letzten Mal eine wirkliche Ausgleichung zwiſchen Karl und der Nation zu verſuchen, Strick und Galgen verhieß, den großen Oliver zu der Ueberzeugung brachte, mit dieſem Meineidigen ſei fürder nicht zu verhandeln. Ranke hat für gut gefunden, dieſer Thatſache gar nicht zu erwähnen. Der Grund liegt handgreiflich nahe und es wäre nicht eben auffallend, wenn Uebelwollende aus dieſem Umſtand, wie aus der angedeuteten Betrachtungsweiſe der engliſchen Revolution überhaupt, folgerten, es gebe Augenblicke — und zwar lange, lange — in Ranke's Leben, wo der Hiſtoriker in ihm vor dem Hofmann ganz und gar zurücktrete.

Was uns betrifft, wir urtheilen milder; aber wir können dies nur thun auf Koſten eines dem berühmten Geſchichtſchreiber dargebrachten Lobes, welches uns ungerechtfertigt erſcheint. Man hat nämlich geſagt und häufig wiederholt, Ranke verſtehe es wie kein Zweiter, in großen Zügen Grundweſen und Grundſtimmung welthiſtoriſcher Epochen zur Anſchauung zu bringen. Gerade hiefür aber mangelt ihm unſeres Erachtens das rechte Organ. Sein Auge iſt nicht dazu eingerichtet, den unendlichen Kampf, welchen der Wahn und der Gedanke, das Prinzip der Unterwerfung und das der Selbſtbeſtimmung in der Geſchichte ausfechten, in deſſen ganzem Umfange vorurtheilslos zu überſchauen. Das Lieblingsterrain ſeiner Forſchung und Darſtellung iſt bekanntlich das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert, und doch kann nur die blinde Nachbeterei behaupten, daß in einem ſeiner bezüglichen Werke die großen Gegenſätze, Deſpotismus und Freiheit, welche von damals an den Prozeß menſchlicher Entwickelung entſchiedener als jemals zu beſtimmen begannen, gleichermaßen zu ihrer ganzen und vollen weltgeſchichtlichen Bedeutung herausgearbeitet ſeien.

Wie Jedermann weiß, hat man für Shelley den treffenden Ausdruck erfunden, er ſei ein Dichter für Dichter. Mit nicht geringerem Rechte kann man von Ranke ſagen, er ſei ein Hiſtoriker für Hiſtoriker. Man iſt ſogar oft verſucht, zu glauben, daß er bei Schaffung ſeiner Werke nur Leſer vom Fach im Auge habe: ſo ganz und gar nimmt er auf die Bedürfniſſe größerer Leſerkreiſe keine Rückſicht. Er geht nie darauf aus, eine allſeitig ausgeführte Darſtellung des betreffenden Stoffes zu geben. Er läßt es ſich vor Allem angelegen ſein, dem Gegenſtande neue Seiten abzugewinnen. Als bekannt Vorausgeſetztes wird nur flüchtig ſkizzirt, oft kaum angedeutet. Seine Diktion geht knappgeſchürzt mit kurzen, raſchen Schritten einher. Sein Styl bezeugt durch eine gewiſſe Unraſt, wie sehr es ihn drängt, die Reſultate ſeiner Studien an den Mann, d. h. an die Fachgenoſſen zu bringen. Wenn trotz Alledem die ranke'ſchen Schriften neuerdings mehr und mehr geleſen werden, ſo gibt das einen erfreulichen Beweis ab von der zunehmenden Bedeutung und Geltung der hiſtoriſchen Literatur. Ob ſich noch ein anderer Schluß daraus ziehen laſſe, der nämlich, daß die konſervativ-reaktionäre Stimmung die herrſchende unſerer Tage ſei, laſſen wir dahingeſtellt.

Ranke's Wirkſamkeit als Lehrer muß eine ſehr bedeutende geweſen ſein und hat als eine ſehr fruchtbare ſich erwieſen. Die Verehrung und Liebe, womit ſeine Schüler an ihm hängen, geben Zeugniß hiefür. Ebenſo der Umſtand, daß die ranke'ſche Schule der Hiſtorik dermalen bei Weitem die einflußreichſte in Deutſchland iſt, ja das Gebiet der Geſchichtswiſſenſchaft ziemlich unbeſchränkt beherrſcht. Die Fartcatchers des Meiſters haben es natürlich nicht weiter gebracht als zur Aneignung ſeiner Manier, ſich zu räuſpern und zu ſpucken, und verehren nach Fartcatchersmanier die Excremente ihres Tale Lama. Von dieſen Geſellen wird die unerquickliche und unerſprießliche Ränkelei betrieben, welche ſich in der hiſtoriſchen Literatur der Gegenwart breitmacht. Die beſſeren Schüler Ranke's dagegen haben die Vorzüge ſeiner Methode ſich angeeignet, die Schwächen und Nachtheile derſelben aber bei Seite geſtellt und die ſehr fühlbaren Mängel ergänzt. Ihre politiſchen Anſchauungen und Tendenzen angehend, ſo ſind ſie durchſchnittlich temperirte Monarchiſten, d. h. ſie beten den Mondſchein im Waſſer an, den Konſtitutionalismus. Ein weiteres Merkmal ihrer Politik iſt, daß ſie glauben, das Haus Hohenzollern ſei von Ewigkeit her dazu beſtimmt, das Aufgehen Deutſchlands in Preußen zu einer welthiſtoriſchen Thatſache zu machen. Es iſt darüber weiter Nichts zu ſagen, als daß man Gelehrten die Freude an ihren Marotten billiger Weiſe nachſehen muß. Korrekte Juden erwarten ja noch immer den Meſſias, warum ſollten korrekte Hiſtoriker nicht einen Friedrich den Größeren erwarten dürfen?

Weinland.

Med ett skepp och ett svärd
Emot okända mål drog i Vikinga-färd
Uppå hafvet.

Geijer.

Als in unvordenklicher Zeit unſere germaniſchen Altvorderen auf ihrem Wanderzuge von der mittelaſiatiſchen Hochebene her von den übrigen Zweigen der indoeuropäiſchen Völkerfamilie ſich geſondert hatten und in unſern Erdtheil eingerückt waren, da hat ſich — ſo wird jetzt ziemlich allgemein angenommen — der germaniſche Wanderſtrom zunächſt in den Norden Europa's ergoſſen. Dort hat er ſich für eine Weile geſtaut, dann aber, wieder in Bewegung gerathen, ſüdwärts ſich geſchoben, das eigentliche Germanien oder Deutſchland allmälig bis zu den Alpen füllend, Kelten und Slaven aus ſeinem Wege drängend, jene weſtwärts, dieſe oſtwärts.

Ein anſehnlicher Theil der Germanen ſchloß ſich aber dieſer Weiterwanderung in ſüdlicher Richtung nicht an, ſondern blieb in Skandinavien feſt angeſeſſen, wo ſich nach Jahrhunderten aus dem blutigen Wirrſal urgermaniſcher Adelsrepubliken, aus der Anarchie des Jarlthums die Königsherrſchaft entwickelte und in den drei Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden Throne aufbaute. Dieſe gelangten jedoch erſt dann zu größerer Feſtigkeit, als die nordiſchen Könige die höchſt vortrefflichen politiſchen Handhaben, welche das römiſch-chriſtliche Weſen dem Königthum darbot, erkennend und werthend, dem neuen Glauben nach und nach den Sieg über den urväterlichen verſchafften. Herb und hart genug ging es dabei her. Denn in Skandinavien hatte ſich mit dem religiöſen Glauben der Ahnen des urſprünglichen Germanenthums ganze Kraft und Härte noch friſch erhalten zur Zeit, wo daſſelbe in Deutſchland bereits der durch Karl den Großen empfohlenen und befohlenen romaniſch-chriſtlichen Kultur mehr und mehr gewichen war. Lange und heftig genug haben ſich die kräftigen Bonden (Freibauern) und ſtolzen Jarle (Edelinge) des Nordens gegen das Unterfangen geſträubt, ihnen mittelſt Liſt und Gewalt zugleich mit den chriſtlichen Dogmen auch das Joch königlicher Deſpotie aufzulegen, und als die Mehrzahl ſich endlich dennoch gefügt, gab es immer noch eine Anzahl von Unbeugſamen, welche lieber Haus, Hof und Heim verließen, als daß ſie den fremden Göttern oder einem Könige ihre Kniee gebogen hätten.

Solche Männer waren es, welche von Norwegen aus Island, das „Eisland“, beſiedelten. Sie brachten Weib und Kind, Vieh und Waffen, Erde von der Stelle, wo der Opferaltar ihres heimiſchen Lieblingsgottes Thor ſtand, ſie brachten auch die „Hochſitzſäulen“ ihres väterlichen Hauſes an Bord ihrer „Langſchiffe“ und ſteuerten kühn dem wunderbaren Eiland zu, wo aus Gletſcherſpalten rothglühende Lavaſtröme brechen und das unterirdiſche Feuer mächtige Säulen ſiedenden Waſſers aus Schneegefilden thurmhoch in die Lüfte ſteigen läßt. Hieher, in dieſe inſulariſche Abgeſchiedenheit von einer Welt, welche neue Götter anbetete und neue Lebensformen anthat, hatte das Germanenthum ſeine theuerſten Schätze gerettet: ſeine Rechtsſatzungen und Sitten, ſeine religiöſen Vorſtellungen und Mythen, ſeine Heldenſagen und ſeine Kulte. Hier hat es dieſen Hort gehütet und gemehrt. Hier, auf der fernen Inſel, blühte eine Kultur auf, deren ſchriftliche Erzeugniſſe den Völkern germaniſcher Zunge von Rechtswegen nicht weniger ehrwürdig ſein ſollten als den Indern ihre Veda's und den Juden ihr Pentateuch. Hier, auf Island nämlich, iſt die germaniſche Bibel aufgezeichnet worden, die „Edda“, d. i. die Urahne, die Urgroßmutter, welche den ſpäteſten Enkeln noch von dem

Glauben der Väter, von den alten Stammgöttern und Stammhelden erzählt.

Das freie isländiſche Gemeinweſen iſt freilich nach dem Jahre 1000 unter der Einwirkung des vom Mutterlande herübergreifenden Chriſtenthums allmälig zerfallen und mit der Unterwerfung der Inſel unter Norwegen (i. J. 1261) hatte die eigenthümliche Bildung ein Ende, welche auf dieſem Eilande während ſeiner Unabhängigkeit zur Entwicklung gekommen war. Allein es knüpft ſich an die Beſiedelung Islands durch die Normänner oder Normannen, welcher Name den ſkandinaviſchen Völkerſchaften gemeinſam, den Norwegern aber insbeſondere zukam, ein Ereigniß, welches uns berechtigt, etwas weiter auszugreifen. Denn das gemeinte Ereigniß war kein geringeres als die erſte Entdeckung von Amerika.

Lange hatte das ſkandinaviſche Germanenthum in Dunkelheit und Schweigen verharrt, als wollte daſſelbe ſeine ganze Kraft und Wildheit erſt recht zuſammenfaſſen, um ſie dann um ſo furchtbarer über die ſüdlicheren Länder Europa's, wo der ungeheure Tumult der Völkerwanderung nach und nach endlich zum Stehen gekommen, losbrechen zu laſſen. Sowie die Männer des Nordens, die Normänner, vom 8. Jahrhundert an auf der Bühne der Weltgeſchichte erſchienen, geſchah es in der gewaltſamſten Rolle. Zerſtörung bezeichnete ihre Pfade. Auf abenteuerliche Seefahrt, auf erbarmungsloſen Kampf, auf Raub und Beute war all ihr Sinnen geſtellt. Aus dieſem Skandinavien, welches man die „Werkſtätte der Völker“ genannt hat, ging eine ſolche Ueberfülle von kriegeriſcher Wildheit und Begehrlichkeit hervor, daß man leicht begriff, wie dieſe Männer daheim nicht Platz gehabt, alle dieſe „Wikinger“ und „Berſerker“ und „Seekönige“, welche auf ihren offenen „Drachen“ den wüthenden Meeren trotzten und den Tod lachend gaben und lachend empfingen.

Wehe den Küſten, auf welche der Sturm eines jener normänniſchen Seezüge fiel, wie ſie Sommer für Sommer von Skandinaviens Geſtaden ausgingen, den ſeßhaften Völkern ſich furchtbar machend, Deutſchen wie Kelten und Slaven! In jede zur Landung ladende Bucht, zu jeder Strommündung ſchwammen die ſchrecklichen Wikingerdrachen heran und weit in's Binnenland hinein trugen dann ihre Inſaſſen Mord und Brand. Und doch ſollte auch hier ſich bewahrheiten, daß es wie in der Natur ſo auch in der Geſchichte eigentlich keine abſolute Zerſtörung gibt. Denn aus dem wilden Antrieb zu normänniſchem Seeraub entwickelte ſich jene edle Abenteuerluſt, welche ihre Thaten in das Buch der Weltgeſchichte einzuzeichnen verlangte. Aus Piraten und Mordbrennern wurden Staatengründer. So der Normann Rurik mit ſeinen Gefährten mitten unter Slaven und Finnen am Dnepr und Wolchow (852); ſo Rolf Gangu, der erſte Herzog der Normandie (911), von wo aus ein Schwarm von Normannen unter Führung des Robert Guiskard zur Eroberung von Unteritalien aufbrach. Rolf's Abkömmling, Wilhelm der Baſtard, der Sohn Robert's des Teufels und der ſchönen Wäſcherin Arlete, entriß, wie bekannt, England den Angelſachſen (1066), und während in der ſüdöſtlichſten Ecke Europa's, am Bosporus, die gefürchteten Streitäxte normänniſcher Söldner, der „Waräger" oder „Wäringer", den kaiſerlichen Palaſt von Byzanz bewachten, ſpannten im äußerſten Nordweſten des Erdtheils Landsleute von ihnen die Segel auf, um kühn in Meerſtriche vorzudringen, in welche bis dahin nur die Phantaſie und auch dieſe nur ſchüchtern ſich gewagt hatte.

Ein hartes, trotziges, heldiſches Geſchlecht, dieſe Nordmänner; vor keinem Wagniß, vor keiner Mühſal, vor keinem Tod zurückſchreckend, aber auch vor keiner Gewaltthat. Auf ſich ſelbſt geſtellte Naturen von Granit und Eiſen. Man verſteht unſchwer, wie einer dieſer Krieger auf Olaf's des Heiligen Frage: „An wen glaubſt du?" zur Antwort geben konnte: „Ich glaube an mich!"

Ja, ſie glaubten an ſich, ſie vertrauten der eigenen Kraft, dem eigenen Muth und dieſes Kraftgefühl verlieh dem urſprünglich ſo ſpröden und brüchigen altnordiſchen Naturell eine Beweglichkeit und Unternehmungsluſt, welche raſtlos von Erfolg zu Erfolg eilte. Vom 9. Jahrhundert an ſehen wir die äußerſten Küſten und Inſelgruppen der Nordſee durch Normannen entdeckt und theilweiſe in Beſitz genommen. Schon früher ſogar hatten ſie auf Irland Niederlaſſungen gegründet und im nördlichen Schottland Spuren ihrer Anweſenheit zurückgelaſſen. Eins ihrer Raubgeſchwader ſodann fand i. J. 861 den Archipel der Faröer auf. Die Shetlands-Inſeln wurden ſeit 964 häufig von ihnen beſucht. Weiterhin entdeckten und eroberten ſie die Orkaden und Hebriden.

Als im Jahr 863 der Sommer gekommen und die Fjorde Norwegens vom Eiſe frei geworden, zog ein vielberufener Wiking*), Naddod geheißen, ſeinen Drachen, d. h. ſein Seeſchiff, vom Strande in die Salzflut, um mit ſeiner Gefolgſchaft eine Fahrt nach den Faröern zu thun. Von einem Sturm gepackt, wurde ſein Schiff weit nordweſtwärts über den Kurs hinausgetrieben, welchen er halten wollte. Endlich tauchte eine Küſte von fremdartigem Anſehen vor ihm aus den Wogen auf. Er erblickte ein gebirgiges Land und ſämmtliche Berggipfel waren mit Schnee bedeckt. Deshalb nannte er es Snjoland (Schneeland). Es heißt, ein ſchwediſcher Seefahrer, Gardar, habe ganz kurz nach Naddod, ebenfalls von einem Sturm verſchlagen, das Schneeland in Sicht bekommen, ja ſogar daſſelbe umſchifft und ſo gefunden, daß es eine Inſel ſei. Dann habe er angelandet und ſogar auf der Inſel überwintert, auch die Kunde von dem neuen Land nach Skandinavien heimgebracht und daß es ein gutes Land ſei. Das lockte im Jahre 867 einen muthigen Mann, den Floke, Vigerde's Sohn, eine Fahrt nach dem neugefundenen Eiland zu unternehmen. Um den Weg zu finden, nahm er, wie die Sage meldet, drei geweihte Raben mit — die Raben galten für weiſſagende Vögel und waren dem Odhin geheiligt — welche er auf offenem Meere nach einander fliegen ließ. Der erſte wies ihm zu den Shetlandsinſeln, der zweite zu den Faröern, der dritte nach der großen Inſel den Weg, welche ihrer Küſtengeſtaltung nach die von Naddod und Gardar geſehene ſein mußte. Floke landete an der Südweſtküſte, da, wo jetzt Skalholt liegt, und nannte die Inſel nach den ungeheuern Maſſen von Treibeis an der Küſte Island, Eisland. Sie erſchien ihm jedoch nicht ſonderlich zur Anſiedelung einladend, obgleich damals in Folge des reichlichen Vorhandenſeins von Waldung das Klima der Inſel unverhältnißmäßig milder und fruchtbarer war als es heute iſt, und er kehrte bald wieder heimwärts (872). Hierdurch nicht abgeſchreckt, machten ſich zwei Jahre ſpäter zwei reiche, engbefreundete Bonden, Ingulf und Leif, aus ihrem Heimatlande Norwegen auf, mit Weib und Kind und Knechten und Mägden, mit Geräth und Zeug, Vieh und Saatfrüchten, um auf Island ſich niederzulaſſen. Dieſe Männer, denen mehrere Sippen und Freunde bald nachfolgten, ſie waren die Patriarchen der isländiſchen Koloniſation, die Gründer des isländiſchen Gemeinweſens, in welchem, wie ſchon oben berührt worden, das Germanenthum ſeine letzte ureigene, reine und ungemiſchte ſozial-politiſche Geſtaltung erhielt. Der kleine Freiſtaat gedieh und die Bevölkerung wuchs raſch an, weil die monarchiſch-centraliſtiſchen Tendenzen, wie ſie Gorm der Alte in Dänemark und Harald Schönhaar in Norwegen verfolgte, viele freiheitstrotzige Jarle (Edelinge) und Karle (Bauern) bewog, nach Island überzuſiedeln.

---

*) Altnord. Viking, Mehrzahl Vikingar, von Vik, Buſen, Meer. Ein Wiking alſo eigentlich ein „Meermann“, Seefahrer. Den wahren Sinn des Wortes trifft aber beſſer unſer „Seeräuber“.

Geborene Seefahrer, wie ſie waren, mußten die Isländer ihre Blicke nicht nur oſtwärts dem alten Heimatlande zukehren, ſondern auch bald weſtwärts richten, nach dem großen Ozean hin. Ein widriger Zufall zeigte auch hier dem Unternehmungsgeiſt zuerſt die Bahn. Im Jahre 876 oder 877 ging, ob auf den Faröern oder auf Island, iſt ungewiß, der Sohn des Ulf Kraka, Gunnbjörn, zu Schiffe und wurde von einem Orkan weithin nach Weſten entführt. Rückgekehrt, ſagte er aus, daß er weſtlich von den nach ihm benannten Gunnbjörn-Klippen zwiſchen Island und Grönland eine weitgeſtreckte unbekannte Küſte geſchaut habe. Dieſes Gunnbjörns Augen ſind demnach aller Wahrſcheinlichkeit zufolge die erſten europäiſchen geweſen, welche ein Stück der neuen, der transatlantiſchen Welt geſehen haben.

Atlantis war aus den Wogen des „Meeres der Finſterniß“ aufgetaucht; die Ahnungen der Alten waren in der Erfüllung begriffen.

Indeſſen währte es doch noch volle hundert Jahre und drüber bis zur Stunde, wo ein Mann der alten Welt ſeinen Fuß zuerſt auf den Boden der neuen ſetzte. Das war Erik der Rothe (Raudi), eines gewaltſamen, unbändigen Geſchlechtes würdiger Sprößling. Er ſtammte von Edelingen oder jedenfalls von Freibauern, was eigentlich urſprünglich Eins und Daſſelbe geweſen. Sein Vater hieß Thorwald. Verſchiedene Umſtände, worunter auch eine mittelſt mehrerer Morde kontrahirte Blutſchuld, veranlaßten Vater und Sohn, ihr angeerbtes Heimweſen in Norwegen aufzugeben und nach Island hinüberzugehen. Es ſind, wie auch dieſes Beiſpiel wieder darthut, keineswegs immer makelloſe Charaktere, an deren Namen große, weltgeſchichtliche Vorſchritte ſich knüpfen. Thorwald und ſein Sohn bauten ſich im nordweſtlichen Island an. Jener ſtarb bald darauf und der rothe Erik führte die Thorhild, eines angeſehenen Hauſes Tochter, als Ehefrau heim. Allein es war ihm nicht beſchieden, fortan das ruhige Daſein eines Landbebauers zu führen. Ein Streit, in welchen er ohne ſein Zuthun mit ſeinem Nachbar Eyjulf Saur verwickelt wurde, nahm raſch weite Dimenſionen und jene blutrācheriſche Wildheit an, welche auf Island, wie daheim in Skandinavien, oft mehrere Generationen hindurch in Fehde begriffene Familien decimirte. Das Ende vom blutigen Liede war diesmal, daß Erik der Rothe vom Volksthing auf drei Jahre für „friedlos“ erklärt, d. h. für ſo lange aus Island verbannt wurde.

Wie Friedloſe zu thun pflegten, rüſtete Erik ein Schiff, in unbekannte Fernen zu ſchweifen. Als er im Jahr 982 vom Snäfellsjökul aus in See ſtach, ſagte er einem Gaſtfreund zum Abſchied, daß er geſonnen ſei, das Land aufzuſuchen, welches Gunnbjörn, der Sohn des Ulf Kraka, vor Zeiten geſehen. Er fand es wirklich und betrat die Küſte bei jenem Vorgebirge, welches die engliſchen Schiffer heutzutage Kap Farewell, die holländiſchen Staatenhoek nennen. Drei Sommer und drei Winter verbrachte der kühne Mann mit der Unterſuchung des neuaufgefundenen, unermeßlich weithingedehnten Landes, welches er Grönland nannte, das grüne Land. Denn, ſagte er, die Leute würden ſehr verlangend werden, dahin auszuwandern, wenn das neuentdeckte Land einen ſo ſchönen, lockenden Namen führe. Man ſieht, der erſte Europäer, welcher amerikaniſchen Boden betrat, hatte ſchon Etwas von einem Yankee an ſich. Da unterdeſſen ſein Bann zu Ende gegangen, kehrte er im Sommer von 985 nach Island zurück. Im folgenden Jahre wanderte er förmlich nach Grönland aus und ſchlug zu Hrattahlid an der vom vorhin genannten Vorgebirge gebildeten Bucht, die er Eriksfjord nannte, ſeinen Sitz auf. Er hatte auch nicht falſch gerechnet; der Name des „grünen“ Landes bewährte ſeine Anziehungskraft. Noch in demſelben Sommer von 986 langten vierzehn Schiffe mit Einwanderern aus Island in Grönland an, welches dann bis zum Ende des 14. Jahrhunderts eine blühende normänniſche Kolonie geweſen iſt.

So war wiederum ein Pfeiler der Brücke gefunden, mittelſt welcher die Europäer über das mächtige Thal, in welchem der atlantiſche Ozean flutet, nach und nach in die weſtliche Hemiſphäre hinüber gelangen ſollten.

Unter den Erſten, welche neben Erik dem Rothen von Island her Grönland beſiedelten, war Herjulf, der Sohn des Bard. Der hatte einen Sohn, Björn oder Bjarne, einen kühnen, gewandten, waghalſigen jungen Mann, welcher frühzeitig ein „Langſchiff“ erworben hatte und damit jene im Norden althergebrachten ſommerlangen Seezüge unternahm, die im Laufe der Zeit aus reinen Raubzügen allmälig ein Gemiſch von Raub- und Handelsfahrten geworden waren. Zur Zeit, als Herjulf von Island nach Grönland überſiedelte, befand ſich Björn in Norwegen. Als er, im Jahre 1000 heimgekehrt, bei der heimiſchen Inſel Anker warf und erfuhr, wohin ſein Vater ausgewandert, ließ er ſogleich den Anker wieder heben und den Bug des Schiffes weſtwärts kehren, „denn“, ſagte er, „ich will den Winter über, wie gewohnt, bei meinem Vater herbergen.“

Nun kannte aber weder Björn noch einer ſeiner Schiffsgeſellen das weſtliche Meer und ſie hatten auch von der Lage von Grönland nur eine ſehr unbeſtimmte Vorſtellung. Kein Wunder daher, daß ſie, nachdem ſie drei Tage lang friſch in den Ozean hineingeſegelt, nicht mehr wußten, wo ſie ſich befanden. Als ſie hierauf viele Tage und Nächte hindurch auf der unendlichen Waſſerwüſte fortgetrieben worden, erblickten ſie endlich Land. Aber daſſelbe zeigte keine Schneeberge, keine Gletſcher: es konnte demnach nicht Grönland ſein. Es war auch nicht dieſes, ſondern vielmehr jener nordamerikaniſche Landſtrich, welcher um Jahrhunderte ſpäter den Namen Neu-Schottland erhielt. Björn, des Herjulf Sohn, muß uns demzufolge für den Europäer gelten, welcher das Feſtland von Nordamerika zuerſt erblickt hat. Ganz richtig ſchließend, daß

Grönland nördlicher liegen müſſe als das neugefundene Land, ſchlug er längs der Küſte desſelben einen nördlichen Kurs ein und gelangte am nachmals ſo benannten Neufundland und Labrador vorüber glücklich zur Südſpitze von Grönland und dort zu ſeines Vaters Behauſung.

Falls man Grönland nicht zählen will, iſt, wie meine Darlegung ausweiſt, Björn Herjulfſon der erſte Entdecker Amerika's geweſen, und zwar fünfhundert Jahre früher als der Genueſe Colon auf Guanahani landete.

Die Kunde von einem großen neuen Lande im Südweſten, welche Björn nach Grönland brachte, fand dort begierige Hörer, die ſich angemuthet fühlten, die gemachte Entdeckung weiter zu verfolgen. Da war vor Allen Erik's des Rothen, des Patriarchen vom „Grünen Land" erſtgeborner Sohn Leif, welcher ein ſolches Abenteuer zu wagen brannte, und der ſtach denn auch wirklich im Jahre 1001 in dem Langſchiff Björn's, welches er dieſem abgekauft hatte, mit fünfunddreißig Begleitern in See. Unter ſeinen Schiffsgeſellen befand ſich auch, wie zu melden wir nicht vergeſſen wollen, ein „Südmann", d. h. ein Deutſcher; denn Südmänner hießen die Nordmänner ihre deutſchen Stammvettern, wie ſie die Bewohner der britiſchen Inſeln Weſtmänner nannten. Und ſo war denn ein Deutſcher — Tyrker hieß der Mann — mit dabei, als die erſten Europäer den Kontinent von Amerika betraten.

Leif nämlich und ſeine Gefährten verfolgten glücklich, aber in umgekehrter Richtung den Kurs des Björn. Sie fanden und berührten zunächſt Neufundland, das ſie ſeines Steinreichthums wegen Helluland (Steinplattenland) nannten. Weiter ſüdwärts ſteuernd fanden ſie eine flache, mit Waldungen dicht bedeckte Küſte und gaben derſelben den Namen Markland (Waldland, heute Neu-Schottland). Und weiter den ſüdlichen Kurs haltend, gelangten ſie von da mit ſteifem Nordoſt binnen zwei Tagen an eine Inſel und das war die Inſel Nantucket, die öſtlich vor dem feſten Lande lag und noch liegt. Sie fuhren in die Montaup-Bucht ein und von da in die Mündung des Taunton-River. Eine Strecke flußaufwärts gingen ſie an's Land.

Ich unterlaſſe nicht, als ein denkwürdiges Zuſammentreffen zu erwähnen, daß Leif Erikſon und ſeine Gefährten im Jahre 1001 das Feſtland von Nordamerika gerade an derſelben Stelle zuerſt erblickten, nämlich beim Kap Cod, wo der erſte Zug der puritaniſchen „Pilgerväter“, der Gründer der Neu-Englandſtaaten und folglich der Vereinigten Staaten von Nordamerika, am 9. November 1620 der weſtlichen Erdhälfte zuerſt anſichtig wurden. Aber der Landungsplatz war nicht derſelbe. Denn die puritaniſchen Inſaſſen der „Maiblume“, in deren Kajüte am 11. November 1620 die erſte demokratiſche Verfaſſungsurkunde der transatlantiſchen Welt und zugleich der modernen Geſchichte entworfen ward, ſegelten in die große Bai von Kap Cod ein und warfen in der kleinen Bucht Anker, an deren Geſtade ſich ſofort die Blockhäuſer von Neu-Plymouth erhoben, während Leif und ſeine Geſellen zwiſchen Nantucket und dem Feſtland durch und dann, wie ſchon geſagt, in die Bay von Montaup hinein und den Taunton aufwärts fuhren.

Höchſt angenehm überraſcht und gefeſſelt durch die Milde des Klima's, das üppige Wieſengrün, die prächtigen Forſte und den Fiſchreichthum der Gewäſſer, beſchloſſen unſere Abenteurer, am Taunton zu überwintern, zogen ihr Schiff an's Land und blockten Hütten auf. Dann durchſtreiften ſie die umliegende Landſchaft, deren Beſchaffenheit zu erkunden. Eines Tages hatte ſich unſer Landsmann Tyrker von den Uebrigen verloren, fand ſich aber bei Einbruch der Nacht wieder zu ihnen, in ſo freudig aufgeregter Stimmung, daß er ganz vergeſſen hatte, ſeine Gefährten verſtänden kein Deutſch, und dieſelben mit Ausrufungen der Freude in dieſer Sprache überſchüttete. Sie fürchteten ſchon, der Mann ſei närriſch geworden, da fand er aber wieder isländiſche Sprachlaute und theilte mit, daß er Rebſtöcke und Weintrauben in Fülle gefunden. Und dieſer Anblick, der den guten Tyrker an die Rebengelände am heimiſchen Rhein erinnern mochte, hatte die weinſelige deutſche Seele in ſolches Entzücken verſetzt. Freilich, es waren ſelbſtverſtändlich nur wilde Weinranken und die Trauben — es war gerade die Zeit ihrer Reife — mochten nicht übermäßig ſüß ſchmecken. Allein in der Wildniß nimmt man es nicht ſo genau und die Gaumen der Nordmänner waren nicht verwöhnt. Genug, Tyrker's Entdeckung erregte ſolches Wohlgefallen, daß Leif mit Zuſtimmung ſeiner Gefährten dem ganzen See- und Flußgeſtade den Namen „das gute Weinland" gab.

Nachdem der Winter vergangen, ſegelten Leif und ſeine Geſellen nach Grönland zurück, wo ihm um ſeines Landfundes willen der Ehrenname des „Glücklichen" ertheilt wurde. Die Schilderungen der Heimgekehrten vom guten Weinland erregten den Wunſch, daſſelbe noch weiter zu erforſchen und dann auch zu beſiedeln; denn es verſprach doch ganz andere Vortheile als das unwirthliche Grönland. Im folgenden Jahre fuhr zum Zweck weiterer Entdeckung Leif's Bruder Thorwald mit dreißig Begleitern nach Weinland, wo ſie Leif's Hütten am Taunton richtig auffanden und daſelbſt überwinterten. Im folgenden und zweitfolgenden Sommer unternahm Thorwald Küſtenfahrten in ſüdlicher Richtung und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er bis zu den Geſtaden von Maryland vorgedrungen. Der Tod ſetzte ſeinen Unternehmungen ein Ziel, denn Thorwald ſtarb in Weinland an einer Wunde, welche er im Kampfe mit den Urbewohnern des Landes erhalten hatte.

Hier ſehen wir alſo die Eingebornen von Amerika zum erſten Mal erſcheinen, aber den Beſchreibungen der normänniſchen Abenteurer zufolge waren es keineswegs die kräftigen, ſchlank und hochgebauten Rothhäute, wie ſie ſpäter zu Ausgang des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts von den engliſchen Einwanderern in dieſen Gegenden vorgefunden wurden, ſondern es waren „Wichte“ oder „Zwerge“ (Skrälinger, von skrael, klein), wie ſie von den normänniſchen Weinlandsfahrern verächtlich genannt wurden. Wir können uns unter dieſen Skrälingern, dieſen „Abſchnittſeln von Menſchen“, nur Eskimos denken und müſſen alſo annehmen, daß dieſe Raçe zu Anfang des 11. Jahrhunderts den nordamerikaniſchen Kontinent viel weiter ſüdwärts hinab bewohnt habe als heutzutage. In der Zeit, welche zwiſchen der erſten Entdeckung Amerika’s durch die Nordmänner und der zweiten durch Colon verſtrich, muß demnach in der weſtlichen Hemiſphäre eine großartige Völkerwanderung vor ſich gegangen ſein. Durch dieſelbe müſſen Stämme von Rothhäuten aus Centralamerika nordwärts geſchoben worden ſein und dieſe Indianer haben dann ihrerſeits die Eskimos bis in die Polarländer zurückgedrängt.

Thorwald’s Schickſal ſchreckte ſeine Verwandten nicht zurück, die Beſiedelung Weinlands ernſtlich in Angriff zu nehmen. Im Jahre 1005 that ein dritter Sohn Erik’s des Rothen, Thorſtein, eine Fahrt dahin; allein eine epidemiſche Krankheit zehntete ſeine Begleiter und raffte ihn ſelber weg. Umſichtiger vorbereitet und reicher gerüſtet, führte zwei Jahre darauf Thorfinn Karlſefne eine Schar von 160 Männern aus Grönland nach Weinland. Sie hatten Milchvieh und alles zur Anſiedelung nöthige Zeug und Geräthe bei ſich. Auch befanden ſich bei der Geſellſchaft fünf Frauen, worunter Gudrid, die Gattin Thorfinn’s. Die Stelle am Taunton, wo Thorfinn ſein Haus aufblockte und ſeinen Hof einfenzte, iſt genau nachweisbar, weil durch einen mit Runenſchrift verſehenen Fels bezeugt. Dieſe zweifelsohne von dem Manne ſelbſt herrührende Rune heißt: „Nam Thorfinns“, d. h. Gut oder Grundſtück Thorfinn’s. Hier gebar die Gudrid ihren Sohn Snorre, den erſten Europäer, der auf dem Boden Amerika’s zur Welt gekommen. Der Vater des Knaben wurde durch Tauſchhandel mit den Skrälingern ein reicher

Mann, gerieth aber ſpäter mit den Eingebornen in ſolche Mißhelligkeiten, daß er für gut fand, im Frühling von 1010 mit ſeiner Familie nach Grönland zurückzukehren.

Die normänniſche Anſiedlung am Taunton aber blieb beſtehen und dehnte ſich aus. Wir wiſſen, daß nach der Bekehrung der isländiſchen Koloniſten auf Grönland im Jahre 1121 der Biſchof Erik von da nach Weinland ſchiffte, um die dortigen noch heidniſchen Anſiedler ebenfalls zum Chriſtenthum herüberzuführen, was ihm auch gelang. Man hat Urſache, zu glauben, daß ein alter Rundbau aus Steinen, getragen von acht ſchweren Rundpfeilern mit roher Deckplatte, wahrſcheinlich eine Taufkapelle, welche noch heute zu New-Port auf Rhode-Island aufrecht ſteht, von eben dieſem Biſchof Erik erbaut worden ſei.

Von da an aber wird die Kunde von Weinland immer ſpärlicher und verſtummt in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts ganz. Was aus der dortigen Niederlaſſung geworden, wie ſie untergegangen, ob die Anſiedler ausgeſtorben, ob ſie den Angriffen der Skrälinger erlegen, ob ſie nach Grönland zurückgekehrt, Niemand weiß es zu ſagen und ſelbſt die Sage flüſtert nicht davon. Es mag das davon herrühren, daß auch Grönland, welches den Verkehr Islands mit Weinland vermittelt hatte, im erſten Viertel des 15. Jahrhunderts plötzlich wieder aus der Geſchichte verſchwand. Denn damals iſt die normänniſche Kolonie auf Grönland in Folge von entſetzlicher Winterkälte, Mißwachs, Hungersnoth und Peſt vollſtändig ausgeſtorben. Das Land ſelbſt verſcholl hinter ungeheuren Eismaſſen und wurde erſt im 16. Jahrhundert wieder aufgefunden.

Dies iſt die Geſchichte von der erſten Entdeckung Amerika's .... Im März des Jahres 1477 kam mit einem briſtoler Stockfiſchfahrer ein italiſcher Seemann nach Island, Chriſtobal Colon. Ob der Mann ſchon damals mit dem

Gedanken ſeines Lebens ſich trug, über das große Weſtmeer hin nach der Küſte von Oſtaſien zu gelangen? Ob er gar vielleicht auf Island durch lateiniſch redende Geiſtliche Kunde erhalten von der normänniſchen Entdeckung eines neuen Erdtheils ſüdweſtlich von der Eisinſel? Möglich, aber kaum wahrſcheinlich. Denn erſtens treffen wir in den Aufzeichnungen Colon's nicht die leiſeſte Spur einer ſolchen Mittheilung und zweitens wollte er ja bekanntlich nicht einen neuen Erdtheil, ſondern nur einen weſtlichen Seeweg nach Oſtaſien aufſuchen und keineswegs ein wildes „Weinland“, ſondern vielmehr die „goldſchimmernden“ Städte von Katai und Zipangu.

El Principe de la Paz

und

die Micheline.

Ein hiſtoriſches Puppenſpiel in drei Akten.

1859.

Dritter verbeſſerter und verſtärkter Abdruck.

Perſonen.

Micheline, eine „ſtudirte“ Frau und Mutter vieler Kinder.
Frau Knödel, Großhändlerin „zur leeren Taſche“, } emanzipirte
Frau Weißbier, Großhändlerin „zur freien Hand“, } Töchter Micheline's.
Iſarmichel,
Neckarmichel,
Rheinmichel,
Mainmichel, } Söhne Micheline's.
Lahnmichel,
Leinemichel,
Rothmichel, jüngſter Sohn Micheline's, aus der Art geſchlagen, das enfant terrible des Hauſes.
Kammerzofe der Frau Weißbier, eine ungeheuer geſcheidte Perſon.
Jungfer Drehorgel.
Eine beträchtliche Partie Literaturheroen.
Ein alter handfeſter Kehrbeſen von Anno 13.
Der Bundesregiſſeur.
Madame Françoiſe.
Donna Ekkleſia.
Der Geheimnißvolle, ſpäter **Friedensfürſt.**
Marquis de Carabas.
Monſieur Bourgeois.
Citoyen Bonnet-Rouge.
Abällino,
Rinaldini, } Chefs der Retterbande.
Orlandini,
Monſieur Suffrage-Univerſel, Maitre du Corps de Ballet, zugleich Centrum

Monſieur Sabre, eine ſtumme, aber ſehr rückſichtsvoll behandelte Perſon.
Monſieur Mordache, Kislar Aga.
Charivari, ein Harlekin.
Demoiſelle Agiotage, erſte Tänzerin der großen Oper.
Merkurius Kurszettel, ein Gott.
Signor Concordato, römiſcher Wanzerich und Cicisbeo der Frau Knödel, in deren Buſen er wohnt.
Conte Scaramuzzo, privilegirter Revolutionskrämer, der mit Schmerzensſchreien und Backfiſchen handelt.
Bombino il Rabbioſo, eine platzende Perſon.
Bart del Kongreß, ein vielbeſchäftigter Flickſchuſter.
Le Menteur univerſel, ein offizielles Sprachrohr.
Herolde, **Agenten**, **Telegrammatiker**, **Prinzen**, **Diplomaten**, **Damen vom Balletcorps**, **Staatskörperſchaften**, Chöre der **Bourſiers**, der **Hauſſiers**, der **Baiſſiers**, europäiſcher Chor der **Spekulanten**.

Zeit der Handlung: mythiſch. Orte der Handlung: Veſtibule eines überflüſſigen Palais, Wohnſtube der Frau Micheline, Kabinett des Friedensfürſten, Bude des Conte Scaramuzzo.

Erſter Akt.

(Veſtibule eines ſich überflüſſig machenden Palais. Marquis de Carabas, Monſieur Bourgeois und Citoyen Bonnet-Rouge in heftigſtem Hader.)

Marquis de Carabas.

Nein, nein und wieder nein!

Monſieur Bourgeois.

Und neiner noch ſag' ich!

Citoyen Bonnet-Rouge.

Und ich am neinſten! Und ſofort zu Boden ſchlag' ich,
Wer es noch wagen ſollt', um Françoiſe zu werben.

Marquis de Carabas.

Heho!

Monſieur Bourgeois.

Haha!

Citoyen Bonnet-Rouge.

Huhu!

Charivari
(hinter der Szene).

Da liegt der Topf in Scherben!

Marquis de Carabas.

Mein iſt die Braut, ererbt nach angeſtammten Rechten!

Citoyen Bonnet-Rouge.

Erobert' ich ſie nicht in blutigen Gefechten?

Monſieur Bourgeois
(auf die Taſche klopfend).

Ich aber bin der Mann, Madame zu entreteniren.

Charivari
(den Kopf zwiſchen den Kuliſſen hervorſtreckend).

Ein Vierter thut derweil ſie euch eskamotiren!
Seid ihr denn taub und blind und ganz und gar von Sinnen?
Habt ihr nicht Aug' und Ohr für das, was vorgeht drinnen?

Ein Herold
(lieſt hinter der Szene mit etwas angegriffener Stimme eine feierliche Eidesformel vor und ſchließt):

Im Angeſicht des Volks, in Gottes Angeſicht
Schwört Ihr, gerecht zu ſein der übertrag'nen Pflicht;
Das Vormunds-Amt getreu zu üben für und für,
Redlich und ohne Falſch. Ihr ſchwört es?

Der Geheimnißvolle
(hinter der Szene).

Je le jure!

Charivari
(kommt auf die Szene mit einem großen, an einer Stange befeſtigten Tableau).

Voyez, Messieurs et Mesdames! Als das auserwählte Volk Gottes marſchiren wir ſtets an der Spitze der Civiliſation, und wo wir einmal den Fuß hingeſetzt, ſchießen Liberté, Egalité und Fraternité wie Spargeln aus dem Boden. Sogar über die weiße Menſchheit hinaus erſtreckt ſich unſere civiliſatoriſche Miſſion. Wir Negerhandel treiben? Quelle calomnie! Wir holen ſie bloß aus Afrika, um ſie zu der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit heranzubilden, deren wir ſelbſt uns erfreuen. Wie ſchön iſt dieſes humane Experiment z. B. auf der Perle der Antillen gelungen, deren ſchwarze und gelbe Bewohnerſchaft uns freilich mit demſelben Undank lohnte, wie noch ſo manches andere Volk, das wir mit den Segnungen unſerer Civiliſation inficirten. Undank iſt der Welt Lohn, mais qu'importe? Iſt es doch trotz Alledem erhebend, zu betrachten, wie ſogar auf der beſagten undankbaren Perle ganz in unſerem Sinn und Styl pacificirt, regiert und civiliſirt wird. Alles von oben herab, — centraliſirt, daß die Schwarten krachen, und von Zeit zu Zeit tüchtig mit Barrikaden und Kartätſchen gewirthſchaftet, — voilà le mystère de notre civilisation. Luſtig! luſtig! Voyez, Messieurs et Mesdames! Allhier Se. ſchwarze Majeſtät der Kaiſer Soulouque, ein Monarch comme il faut. Mißt ſieben Pariſer Fuß und führt einen reſpektablen Bauch. Ein Mann von Genie und Herz! Hat die Anarchie gebändigt, allen Kaffee und Zucker in ſeinen Sack geſteckt und die Geſellſchaft gerettet — tout pour la gloire! Koſtete zwar Blut, viel Blut, aber vive la bagatelle! Mit eau de mille fleurs wäſcht man die ſchmutzige Wäſche der Demokratie nicht rein und dem Civiliſiren muß ſchlechterdings das Mitrailliren vorangehen — comprenez-vous?

(Trompetenſtoß hinter der Szene. Charivari verduftet ſammt ſeinem Tableau. Pomphafter Aufzug. Madame Françoiſe, eine viel gelebt und geliebt habende und werdende, aber noch immer paſſabel hübſche Perſon, in Toga und Pallium, einen Kranz von Lorbeern und Aehren um die Stirne. Der Geheimnißvolle, die Sonne von Auſterlitz am Hut und die Stiefeln von Wagram an den Beinen, trägt die Schleppe von Madame. Ihm zur Rechten Donna Ekkleſia in pontificalibus, ihm zur Linken Monſieur Sabre, welcher aus einer ungeheuren Champagnerbouteille, deren Etikette ein bekröntes N zeigt, häufige Schlücke thut, und Monſieur Suffrage-Univerſel. Hinter dem Geheimnißvollen zunächſt Abällino, Rinaldini, Orlandini und die übrige Retterbande. Sobald ſich das maſſenhafte Gefolge nach den Geſetzen der Etikette und des theatraliſchen Effekts gruppirt hat, treten Marquis de Carabas, Monſieur Bourgeois und Citoyen Bonnet-Rouge vor, um Madame den Hof zu machen.)

Madame Françoiſe

(für ſich, mit Augen- und Fächerſpiel abwechſelnd gegen die drei Hofmacher hin kokettirend).

So wär' ich wieder mal erträglich konſtituirt,
Nicht übel aufgeputzt und leidlich auch logirt.
Mein Vormund ſcheint ein Mann, mit dem ſich's leben läßt
Und der das Gängelband mehr locker hält als feſt.
Zwar will ſein Aug', ſein Blick mir nicht ſo ganz gefallen.

Doch hab' ich Andern ſchon gewieſen meine Krallen.
Und wenn es wahr, daß er nicht übertrieben ehrlich,
So iſt doch auch gewiß, daß er nicht ſehr gefährlich.
Kurz, Monsieur le Prince er wird ſich menagiren,
So daß ich wieder kann mich ſorglos amüſiren,
Den Ole tanzen, auch mit Aktienkarten ſpielen
Und überlaſſen mich erotiſchen Gefühlen.

Der Geheimnißvolle
(leiſe zu Donna Ekkleſia).

Madonna, ich kann mich alſo auf Euch verlaſſen?

Donna Ekkleſia.

Unter den bewußten Bedingungen, ja.

Der Geheimnißvolle.

Ich werde ſie erfüllen. Je le jure!

Donna Ekkleſia.

O, bemüht Euch nicht. Derartige feierliche Phraſen ſind gut für Parlamente, Deputirtenkammern und andere dergleichen Zuſammenflüſſe des ſouveränen Unverſtandes. Wir unter uns brauchen keine Stelzen unter die Füße zu nehmen. Außerdem ſind unſere klügſten Kaſuiſten der Meinung, daß es in dieſer ſündhaften Welt nur *ein* Bindendes gebe, nämlich das gegenſeitige Intereſſe.

Der Geheimnißvolle.

Einverſtanden.

Donna Ekkleſia.

Alſo die Jugend wird dem lieben guten Ignatio Tartuffio und ſeinen Affiliirten überliefert?

Der Geheimnißvolle.

Ueberliefert.

Donna Ekkleſia.

Der Koran wird verboten?

Der Geheimnißvolle.

Verboten.

Donna Ekkleſia.

Die ſchiitiſche Ketzerei chikanirt, drangſalirt, konfiszirt?

Der Geheimnißvolle.

Ganz nach Eurem Belieben.

Donna Ekkleſia.

Alles ad majorem Dei gloriam, verſteht ſich. Aber vor allen Dingen müſſen wir ein Pfand haben.

Der Geheimnißvolle.

Heute noch zuckt der telegraphiſche Befehl nach dem Hafen, daß die Flotte ſofort unter Segel gehen ſoll. Binnen wenigen Wochen wird die heilige Muſterwirthſchaft des Tale Lama's in H'la-ſa wieder etablirt ſein.

Donna Ekkleſia.

Das genügt. In hoc signo vinces, fili praedilectissime. Ich bin ganz zu Euren Befehlen und zuvörderſt entbinde ich Euch aller und jeder Gewiſſensſkrupel hinſichtlich geſchworener Eide und dergleichen Nonſens mehr.

Der Geheimnißvolle.

Sehr gütig, aber überflüſſig.

Madame Françoiſe
(laut deklamirend).

Vieledele Mitbürger und Mitbürgerinnen,
Das tauſendjähr'ge Reich es kann ſofort beginnen,
Derweil die Anarchie jetzt glücklich iſt gebändigt
Und jeder inn're Zwiſt im Eintrachtsjubel endigt.
So laßt ſie tönen denn die Friedensmarſeillaiſe
Und lebe Jedermann vergnüglich à son aise.

Merkurius Kurszettel
(leiſe zum Geheimnißvollen).

Soll ich ſteigen?

Der Geheimnißvolle.

Steig'!

Chor der Bourſiers.

Hoch der Helfer und der Heiland!
Aktien hoch und hoch die Rente!
Wieder regnen uns wie weiland
In die Taſchen die Procente!

Abälino
(zu Rinaldini und Orlandini).

Wie lange ſoll die Farce noch währen? Meine Gläubiger wollen nicht länger warten.

Rinaldini.

Auch die meinigen verlieren die Geduld.

Orlandini.

Glückliche Menſchen, welche noch Gläubiger haben! Das deutet wenigſtens auf Kredit im Parfait, während er bei mir längſt zum Plusquerparfait geworden iſt.

Abälino.

Tröſten Sie ſich, lieber Freund. Wir werden, ſind wir erſt am Brett, d. h. an der offenen Staatskaſſe, auch Ihren Kredit wieder flott machen. Wir werden überhaupt den Kredit mobiliſiren, d. h. anderer Leute Geld in unſere Taſchen herüberbewegen.

Rinaldini.

Sehr ſchön! Aber das Urtheil der Welt ...

Orlandini.

Bah! Unſere Welt iſt der Demi-monde und den hat, wer Geld hat.

Abälino
(leiſe zum Geheimnißvollen).

Il faut finir!

Der Geheimnißvolle.

Noch nicht. Wir müſſen warten, bis die Tage kürzer und die Nächte länger werden. Mein Stern ſcheint nur bei Nacht.

Madame Françoiſe

(ſich ihren hochherzigſten Inſtinkten überlaſſend).

Da jetzt im eig'nen Haus iſt Alles wohlbeſtellt,
So ziemt's, auch anderwärts des Candide beſte Welt
Mit aller Energie in Szene raſch zu ſetzen,
Und ginge darob auch das dumme Ding in Fetzen,
Was man Vertragsrecht nennt. Genirt will ich nicht ſein,
Auch lüſtet mich ein Bad beim heil'gen Köln im Rhein.
Mein Herz, wie weltbekannt, groß iſt es ganz unmäßig,
Das Glück der Völker liegt im Sinn mir unabläßig.
Thut meinen Willen man, ſo rede ich weltbürgerlich,
Jedoch im Gegenfall benehm' ich mich weltwürgerlich.
Gibt man mir, was ich will, ſo nehm' ich's ſäuberlich;
Wo nicht, ſo tret' ich auf heroiſch-räuberlich.
Ich bin die Sanftmuth ſelbſt, ſo man mich nur läßt ſchalten;
Krieg trag' und Frieden ich in meines Mantels Falten.
Wie ſieht's da draußen aus? Wir wollen Umſchau halten.
Was macht die Nachbarin, die gute Micheline,
Mit theologiſchem Zopf und philoſophiſcher Miene?

Jungfer Drehorgel

(tritt auf und ſingt).

Nun höret Wunder ſagen!
Im Land Michelia
Gerad' in dieſen Tagen
Ein tolles Jahr geſchah.

Da machte ſich auf Dahlmäuſer
Mit ſeinem hiſtoriſchen Maul,
Zu ſchaffen einen Kaiſer
Wohl drinnen in Sankt Paul.

Da hub ſich auf die Reiſe
Die Profeſſorenſchaft,
Da ſchaarte ſich im Kreiſe
Der Biedermaier Kraft.

O, eines Stieres Lungen,
Zu brüllen in die Welt
Die Namen der alten Jungen,
So da ſich eingeſtellt!

Der Erdball hört' mit Staunen
Bis an ſein ſelig' End'
Die Narrenmäre raunen
Von dieſem Plapperment.

Bereit ſtand die Retorte,
Der Ofen glühte heiß;
Die Kaiſermacher am Orte
Arbeiteten ſich in Schweiß.

Vertrauen in Scheffeln, großen,
Schwarzweißen Baldrian,
Dazu die Turnerhoſen
Vom Eulenſpiegel Jahn;

Staatsmänniſche Haarfäden
Aus Heinrich's Augenbrau'n,
Zehntauſend Ellen Reden
Wohl aus den Beſelergau'n;

Vom Rieſſer die Weisheitszähne,
Vom Raumer Diplomatei,
Die blondeſte Reichsthräne
Vom treuen Venedey;

Vom Matthy jenen Laſſo,
Womit den Freund er fing,
Und ein Citat aus „Taſſo“
Vom biedern Schmereling;

Vom Weißkopf an dem Rheine
Das große Fragenlied —

Ach, guter Gott, ich meine,
Ich werde zu nennen müd'

Die köſtlichen Spezereien,
So da in der Retort'
Dahlmäuſer und ſeine Getreuen
Geſotten und geſchmort.

Der Vorrath war nicht geringe,
Nur fehlte Verſtand und Kraft;
Doch kümmert um Nebendinge
Sich nicht die Wiſſenſchaft.

Die Statesmen ſie brauten,
Das Volk war ſehr gerührt;
Schon wollte es verlauten,
Der Kaiſer ſei ſublimirt.

Da ſprach die Polizei:
Was ſind für Schnurren das?
Wer hochhält deutſche Treue,
Geh' heim ohn' Murren baß!

Stracks gingen ſämmtliche Edeln
Heimwärts zu Weib und Kind
Und thäten erweiſen mit Wedeln,
Daß ſie loyal geſinnt.

(Während der Ablieferung dieſer hiſtoriſchen Romanze iſt es allmälig Nacht geworden, ſehr Nacht.)

Der Geheimnißvolle
(zu der Bande).

Seht ihr meinen Stern?

Die Bande.

Nein.

Der Geheimnißvolle.

Aber ich!

(Er gibt den Meſſieurs Sabre und Suffrage-Univerſel einen Wink. Sabre und Suffrage-Univerſel ab.)

Die Bande
(unter einander).

Er iſt halb ein deutſcher Träumer,
Jedenfalls ein Zeitverſäumer.
Während wir von Eifer glühen,
Die Geſellſchaft — auszuziehen,
Nämlich aus dem Schlamm der Sünden,
Aus anarchiſchen Drachenſchlünden,
Phantaſiret er von Sternen.
Will er niemals Mores lernen?

Der Geheimnißvolle.

Es iſt Zeit!

Adäline.

La farce est finie!

(Die Bande fällt liebkoſend über die inzwiſchen eingeduſelte Madame Françoiſe her, und bevor ſich's dieſe verſieht, hat ſie Feſſeln an Händen und Füßen und einen eiſernen — Blumenſtrauß im Munde. Marquis de Carabas und Monſieur Bourgeois, stupéfaits, ſehen ſich nach einem Verſteck um. Citoyen Bonnet-Rouge zieht den Degen, wird aber ſofort überwältigt und entwaffnet.)

Der Geheimnißvolle.

Man ſchaffe den Rebellen und Alle, die es jemals werden könnten, ohne Ceremonie an einen Ort, wo der Pfeffer wächſt und wo er und ſeines Gleichen über ihre Dummheit nachzudenken Muße haben.

Madame Françoiſe
(will proteſtiren, kann aber nur unartikulirte Töne hervorbringen).

Der Geheimnißvolle
(vortretend, feierlich).

Ich appellire an die Nation!

(Geſellſchaftsretterliche Großthaten des Monſieur Sabre hinter der Szene, allwo der Stern des Geheimnißvollen über Haufen von Leichen aufgeht. Dann

Siegesfanfare von Trompeten und Pauken und es treten auf die Meſſieurs Sabre und Suffrage-Univerſel, gefolgt von der erſten Solotänzerin Demoiſelle Agiotage und dem ganzen weiblichen Corps de Ballet, 86 Damen ſtark, welche Füllhörner tragen. Große Attitüde und Tanz, während deſſen die 86 Damen aus ihren Füllhörnern 7 Milliarden kunſtvoll in Form von Stimmzetteln gefertigter Papierblumen über den Geheimnißvollen ausſchütten.)

Suffrage-Univerſel.

Erwählter der Nation!
Knieend vor deinem Thron
Huldigen wir,
Imperatore, dir,
Pacificatore, dir,
Civiliſatore, dir,
Dir für und für!

(Tuſch und allſeitige Akklamation, „tout spontané".)

Die Bande
(jubelnd).

Wir ſind jetzt weich gebettet
Und demnach iſt die Geſellſchaft gerettet!

Echo
(aus Jerſey).

„C'est décrété, c'est fait, c'est dit, c'est canonné,
La France est mitraillée, escroquée et sauvée."

Donna Ekkleſia.

Erhabener Monarch, empfange meinen Segen!

Die großen Staatskörperſchaften.

Geſtatte, daß wir ſtumm zu Füßen dir uns legen!

Der Geheimnißvolle
(ſich zum Friedensfürſten entpuppend, mit Majeſtät).

Des Schickſals Wink erging, Ich folge ſeinem Ruf,
Die Bruſt ganz übervoll von Willen und Beruf,
Den Weltbeglückungsdrang der großen Nation
Zu ſtimmen wiederum auf ſeinen höchſten Ton.

Verſtummen ſoll davor der Parlamentarismus,
Denn es gebührt das Wort allein dem Cäſarismus.

(Zu der erſchrockenen Madame Françoiſe gewendet.)

Madame, von Lieb' zu Mir muß glüh'n Euch jede Ader —
Ich will's! — und ſtumm fortan ſei der Parteien Hader.
Verſöhnung biete Ich, doch wer Mich ſollt' vergrämen
Durch Oppoſition, der mag in Acht ſich nehmen!
So, einig, frei und ſtark im Innern, ſoll nach Außen
Von unſerm Ruhm und Glück die Siegesbotſchaft brauſen.

Le Menteur universel.

Ihr Völker in der Fern', ihr Völker in der Näh',
Stimmt in den Jubel ein; denn —

Der Friedensfürſt.

L'empire c'est la paix.

Merkurius Kurszettel
(auf der höchſten Sproſſe der Scala).

Europa, bete an im Staube —
Vive l'empire und der Börſenglaube!

Demoiſelle Agiotage
(tanzt den großen Credit-Mobilier-Cancan, während drei Chöre ſich vernehmen laſſen und allmälig in den Tanz eintreten).

Chor der Hauſſiers.

O, heiliges, himmliſches Schienengetön,
Gewieher von Dampfesroſſen!
Ja, dieſe Muſik, wie eint ſie ſo ſchön
Die Herzen der Zeitgenoſſen!

O, ſüßer, würziger Liebesbrei,
Den uns der Dampfkeſſel gekocht hat,
Aus allen machſt du *eine* Partei,
Wie's kein Prinzip vermocht hat.

Sogar die Frommen im Aktienverein
Sind nicht mehr Fortſchrittshaſſer:
Schon trinken ſie öffentlich ihren Wein
Und — predigen heimlich ihr Waſſer.

Chor der Baiſſiers.

Kennt ihr das alte ſchöne Lied:
Cacatum non est pictum?
Zu deutſch: Bevor man ſich's verſieht,
Ein Kartenhäuschen knickt um.

Die Welt iſt rund, das iſt bekannt,
Und aber das Geld iſt runder;
Drum rollt dir mitunter aus der Hand
Und geht zum Teufel der Plunder.

Doch kehrt er wohl auch zurück, nur Muth!
Man muß ſich arrangiren —
Und am End' aller Enden iſt Geld und Gut
Jetzunder ja nur papieren.

Europäiſcher Chor der Spekulanten.

Vollbracht — juhe! — iſt der völlige Sturz
Verrückter Prinzipienreiter;
Die Frageſtellung iſt praktiſch und kurz:
Auszubeutender? oder Ausbeuter?

Was konſervativ? was liberal?
Das iſt romantiſcher Schnickſchnack:
Wir gehen auf's Ziel los allzumal
Gradlinig und nicht mehr im Zickzack.

Ein hochgeachtetes Publikum
Iſt nun der Phraſen entledigt,
's mammoniſche Evangelium
Wird von allen Dächern gepredigt.

Nicht heuchleriſch nur ſo halb und halb,
Nein **ganz** ſind emanzipirt wir: —
Wir beten dich an, o goldenes Kalb!
So rufen ganz ungenirt wir.

Kredit- und Rentenvereine, o Luſt!
O dickes Glückſeligkeitsbündel!
Laßt jubeln uns aus voller Bruſt:
Hoch lebe und breit Sankt Schwindel!

(Etliche Dutzend fremder Prinzen und eine ganze Wolke fremder Diplomaten kommen auf Dampfroſſen angeritten zur Gratulationscour.)

Die Prinzen.

Erlauchteſter Herr Bruder!
Der du das große Luder,
So mit Geſtank
Seit ſechzig Jahren die Welt erfüllet
Und wie ein Leu nach Raub gebrüllet,
Geſtillt haſt und gedrillet
In zweiundfünfzig Wochen
Und ſchließlich hinterrücks erſtochen —
Nimm unſern tauſendfachen Jubeldank!

Die Diplomaten.

Endlich kläret ſich das Wetter,
Endlich können wir verſchnaufen!
Herr und Helfer, Herr und Retter,
Sieh', wir nah'n in hellen Haufen,
Händ' und Füße dir zu lecken,
Deinen Willen zu vollſtrecken
Und zu ſingen Gloria,
Heil dir und Viktoria!

Der Friedensfürſt

(zu Madame Françoiſe, die ſich etwas leidend gebärdet).

Vernehmt Ihr es, Madame? Europa huldigt Mir!

Madame Françoiſe
(ſehr undeutlich, von wegen des Blumenſtraußes in ihrem Munde).

Entſchuldigen Sie's, Sire; ich kann ja Nichts dafür.

Der Friedensfürſt.

Schön, ſchön, ſo iſt es recht! Wir ſind jetzt ganz d'accord
Und ſofort bring' Ich Euch in unerhörten Flor.
Ihr habt jetzt freie Zeit, geht an der Börſe ſpielen
Und überliefert Euch erotiſchen Gefühlen.
Hier, nehmt das Album voll photographiſcher R—ovitäten,
Zerſtreu'n wird's Euch; auch könnt zur Abwechslung Ihr beten.
Zu denken braucht Ihr nicht, auch braucht Ihr nicht zu dichten;
Granier und Gauthier werden das ſchon verrichten.
Derweil Ihr liebt und ſpielt, vieltheuere Oppreſſa,
Mach' Ich Euch — je le jure — zu des Erdballs Principeſſa.

Le Menteur univerſel.

Freiheit, Gleichheit, Gloire!

Chorus doloroſus
(aus Dante's Città dolente).

Mazas, Cayenne, Lambeſſa!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Stube in Frau Micheline's Haus. Das eine Fenſter bietet die Ausſicht in den leipziger Meßkatalog, das andere, falls es nicht mit Brettern verſchlagen wäre, würde die Ausſicht auf das Welttheater bieten. **Micheline** iſt beſchäftigt, ihr ſchwarzrothgoldenes Galakleid, welches ſie ungefähr 18 Monate lang hatte tragen dürfen, ſorgfältig in die Truhe der Reſignation zu legen, und weint dazu. Ihr jüngſter Sohn **Rothmichel**, der Etwas vexirt zu haben ſcheint, ſitzt im Winkel auf dem Laſterbänkchen und lieſt zur Strafe Haller's Reſtauration der Staatswiſſenſchaften, Stahl's Rechtsphiloſophie, Ranke's Neun Bücher Preußiſcher Geſchichten und Hebbel's Gedichte, Geſammtausgabe.)

Micheline

(die Truhe ſchließend und ſich die Augen wiſchend).

Jetzt möcht' ich aber nur wiſſen, was ich anfangen ſollt'.

Rothmichel.

Treibt innere Miſſion! Strickt Strümpfe für die armen blinden Heiden in Loango! Ora et labora! Alles das vertreibt die Grillen.

Micheline.

Du ſpotteſt wohl gar noch deiner armen Mutter, ungerathener Bengel?

Rothmichel.

Behüte! Aber Ihr wißt, ich ſagte Euch vorher, daß die Pauke des Vertrauens eines Tages ein garſtiges Loch kriegen würde.

Micheline.

Das Ei will immer klüger ſein als die Henne.

Rothmichel.

Bitte, bitte! Wir ſind Sünder allzumalen. Wir Alle haben redlich unſere Dummheiten gemacht und ein Jeder von uns hat Antheil an der Ehre, den Karren in den Dreck hineingefahren zu haben.

Micheline.

Ja, wer hätte auch vermuthen können, daß es ſo kommen würde? Alle meine gemüthlichen Errungenſchaften, an denen ich eine ſo idylliſche Freude hatte, den Bach ab! Iſt es die Möglichkeit?

Rothmichel.

Sehr!

(Frau Knödel und Frau Weißbier kommen.)

Frau Weißbier

(ſich erſchöpft auf einen Stuhl werfend).

Jott, wie bin ich müde von allen den rettenden Thaten, die ich mit mich thun ließ!

Frau Knödel.

Ja, 's war halt 'ne ſtrapaziöſe Zeit, ſagt er. Ich konnte nicht einmal mehr dazu kommen, ſagt er, in's Kaſperletheater zu gehen. Aber, Mama, könnt' Ihr mir nicht etwas Geld leihen? Ich muß mir den koſtbaren Signor Concordato verſchreiben, ſagt er, um wieder die nöthige Einheit in mein Geſchäft zu bringen.

Micheline.

Woher kommt ihr denn?

Frau Knödel.

Geraden Weges über Olmütz und Warſchau aus Frankfurt, ſagt er, wo wir halt die Statiſten-Kompagnie in der Eſchenheimer Gaſſe reſtaurirt haben.

Micheline.

So ſeid ihr alſo wieder einig?

Frau Weißbier.

So ſo, la la. Matuſchka Moskavia wollt' es haben, daß wir wenigſtens ſo ſo la la einig ſeien, und da half natürlich kein Widerſtreben. Jott, wie jut es Matuſchka mit uns meint!

Rothmichel.

Vide den Friedenstraktat von Tilſit und zahlreiche dergleichen Aktenſtücke mehr.

Frau Weißbier.

Willſt du ſchweigen, Range? Meinſt du, meine Kamptz und Schmalz ſeien todt, weil ſie jetzt Manteuffel und Weſtphalen und Peters u. ſ. w. heißen?

Frau Knödel.

Recht ſo! Mama ſorgt dafür, daß der Schlingel halt regelmäßig die Bundestagsruthe bekomme. Die Freundſchaft von Matuſchka Moskavia anzweifeln? Hochverrath und Majeſtätsverbrechen!

(Bei Seite.)

Dennoch werd' ich halt die Welt über meinen Undank erſtaunen machen.

(Laut.)

Aber wie iſt's mit dem Anleihen, Mama?

Micheline.

Haſt du denn das für meine verſchacherte Flotte erlöſ'te Geld ſchon wieder verthan?

Frau Knödel.

O, das ging halt in zu viele Theile, ſagt er. Aber ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten. Bin preſſirt, ſagt er. Muß halt die Lauſekerle von Brüdern, den Elbemichel und den Eidermichel, die ſich gegen ihren angeſtammten König-Herzog ſo unartig betrugen, geſchwind zurechtſetzen.

(Ab.)

Frau Weißbier.

Wart', du ſollſt mich im Eifer für Ruhe und Ordnung nicht den Rang ablaufen. Dualismus muß ſind! Gehſt du nach Holſtein, ſo geh' ich nach Schleswig, um dir die ſchleswig-holſteiniſchen Rebellen mit gebundenen Händen den Dänen überliefern zu helfen.

(Ab.)

Rothmichel.

Ein herziges Paar von Schweſtern, das muß man ſagen!

Micheline
(ſeufzend).

O, meine Ideale!

Rothmichel.

Von edelſten Männern? Nun, tröſtet Euch, ſie leben ja noch alle, und wenn ſie „parmula non bene relicta“ ſich bei Zeiten ſalvirten, ſo thaten ſie es nur, um für das Vaterland zu — leben. Vielleicht erſcheinen ſie mal in zweiter Auflage, noch edler und geſcheidter als in der erſten, — wer weiß?

Micheline.

Still! Wüßt' ich nur, was und wo anfangen?

Rothmichel.

Bah, fangt wieder da an, wo Ihr vor anderthalb Jahren aufgehört. Schlagt Euren Schiller auf und flüchtet mit ihm „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken“. Studirt Schopenhauer'ſche Philoſophie und ſchreibt Literaturgeſchichte!

Micheline.

Jetzt haſt du Recht, Rothkopf! Was iſt's auch weiter? Heißt es doch im Fauſt:

„Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß.“

Rothmichel.

Ja wohl, und es ſteht dort auch die prophetiſche Anticipation von Euren jüngſten Erlebniſſen:

„Das Unzulängliche
Hier ward's Ereigniß.“

(Da es inzwiſchen Abend geworden, zündet Mutter Micheline ihre Studirlampe an, öffnet das Fenſter, welches nach dem Meßkatalog hinſieht, ſetzt ſich an ihren Schreibtiſch und nimmt die Feder zur Hand.)

Micheline
(beſchwörend, nach Shakſpeare und Schlegel).

Miſcht ihr alle! miſcht am Schwalle!
Feuer brudle! Keſſel walle!

Spitzle, ſpitzle dein Geſchnitzle!
Feder kritzle! Dinte ſpritzle!

Doppelt, doppelt Stroh geſtoppelt!
Vers gezählt und Reim gekoppelt!

(Ein Zug von Literaturheroen ſchwebt in Geſtalt einer blauen Dunſtmaſſe zum offenen Fenſter herein, entwickelt ſich und macht ſich in der Stube breit.)

Süßling der Große.

Von Anfang groß zwar, hab' ich's itzt
Zum Größeſten gebrungen,
Indem ich zeigte, wie man ſchnitzt
Aus Süßholz Nibelungen.

Od-Dichter
(einen ungeheuren Wälzer unter jedem Arm).

Die Panacee für unſere Zeit
Ich habe ſie erfunden.
Kauft Od, kauft Od, ihr lieben Leut'!
's hilft Kranken und Geſunden.

Der Waſſerſüchtige.

Ich großer, waſſerſüchtiger Mann
Vermelde euch in Züchten:

Allwöchentlich zapf' ich mich an
Und laſſ' ſothanes Waſſer dann
Gefrieren zu Gedichten.

Das wilde Heer der Geldſchnitter.

Bleichſuchtsfrumme Mägdlein
Mit durchſicht'gen Bäcklein,
Fouqué'ſch-dumme Recklein
Mit noch anderm raren Vieh —
Güldene Monſtränzlein,
Ditto Roſenkränzlein,
Wedelnde Hundsſchwänzlein —
Das iſt Geldſchnittspoeſie!

Offizieller Volksnaturhiſtoriker.

Mein Volk, wenn du mir irgend trau'ſt:
Nie wirſt du beſſer, ſtärker,
Bevor du abermalen bau'ſt
An jedes Haus ſechs Erker.
Dir blüht nur Heil, ſtrebſt du zunächſt
Dem Mittelalter zu ganz;
Denn Volksnaturgeſchichte wächſt
Nach rückwärts wie ein Kuhſchwanz.

Kreuzſpinne.

Hinweg mit allem Verfaſſungsleid!
Mit allen modernen Decoctis!
Zurück zur frommen Hörigkeit
Und zum adligen jus primae noctis!

Das Triumvirat der Umkehr.

Im Namen von Germania
Bringt deine Kinderſchar
Ein echt mongoliſches Hurrah
Für dich, o Vater Czar!

Famulus Wagner.

Ich deſtillire Seelenſubſtanz
Aus jeder beliebigen Zwiebel.
Unſittlich iſt und gottlos ganz,
Wer an mich nicht glaubt und die Bibel.

Es gipfelt in mir in höchſter Potenz
Der Hofrathstypus, der deutſche:
Der deutſchen Einheit Quinteſſenz
Iſt eine gemeinſame Peitſche.

Wachtſtüblicher Klaſſiker.

Was als Hofrath und Fartcatcher
Ich getrieben, treib' ich jetzt
Als verzimmerlicher Klätſcher,
In's Romanfach überſetzt.

Lulu vom Bache.

Weil euch ſchmeckten die B . . . . . .-
Suppen, die ich früher eingerühret,
Hab' ich ſchonungslos und ſchnell
Auch noch Jungfer Klio proſtituiret.

Nachſommerlicher Tiftler.

Dreizehnhundert ſieben und vierzig
Seiten künden glatt und nett,
Wie der Held nicht überſtürzig,
Nein, bedächtig — (lang-, lang-, langweiligſt auf dicken Filzſohlen)
— ſchleicht ins Ehebett.

Die hiſtoriſche Schönfärberzunft.

Nur naturaliſtiſche Grobiane
Marſchiren unter der Wahrheit rother Fahne.
Wir zu Hofhiſtoriographen Erzogenen,
Courfähig Angezogenen

Und geſchmeidig Gebogenen
Wir ſtellen ein indifferentes Grau
Als unſere Farbe zur Schau,
Sofern es nicht gilt, in delikaten Sachen
Aus Schwarz Weiß zu machen,
Weil, wie ſich von ſelbſt verſteht,
Autorität und Stabilität
Unter allen Umſtänden müſſen ſchöngefärbt werden,
Damit es uns wohlergeh' auf Erden.
Jegliche Durchlaucht, Hoheit und Majeſtät
Decken wir früh und ſpät
Mit dem Schilde der „Objektivität“.
Von Heinrich dem Zweiundſiebzigſten bis hinauf zu den Pharaonen
Sind uns heilig, heilig, heilig alle Sitzer auf Thronen
Und wir zollen ihnen Preis und Ehre.
Denn wir ſind korrekt
Und geſchleckt,
Wollen machen Carrière.

Die Spekulative

(mit einem ſehr ſchmutzigen Schaf).

Ich ſehe, mein' ich, aus ſehr gelehrt
Und ſittſam altjungfraulich;
Meine Brille die iſt aufgeklärt,
Mein Mund ſpitzt ſich erbaulich.

Seht hier mein Schaf, das arme Thier,
Es iſt entſetzlich ſchmutzig,
Trotzdem daß mich alltäglich ſchier
An ihm zu Tode putz' ich.

Der Schmutz iſt freilich achtungswerth,
Verehrungswürdig und heilig,
Weil ganz organiſch angeſchmeert
(Das Wie iſt ſehr langweilig).

Daher behandl' ich lind und zart
Das achtungswerthe Weſen
Mit Schleiermacherextrakt, nicht hart
Mit logiſchem Kehrausbeſen.

Den heiligen Schmutzpelz in meiner Weiſ'
Ich möchte baß ihn machen
Licht wie die Vernunft, wie die Unſchuld weiß,
Nur möcht' ich nicht naß ihn machen.

Duett der Gränzer.

Julianus.

Freund, in unſ'rer Dichtung Trübung
Biſt du vir clarissimus,
Moi der Kritikausübung
Napoleontiſſimus.

Guſtavus.

Toi der Kritikausübung
Napoleontiſſimus,
Ich in unſ'rer Dichtung Trübung
Semper vir clarissimus.

Kühne Freimaurer.

O, dreimal heiliger Hengſtenberg,
An uns erſiehſt du klärlich,
Daß wir nicht etwa überzwerg
Dem Staat und der Kirche gefährlich.

O, dreimal heiliger Hengſtenberg,
Den Segen uns ertheile!
Wir ſchleppen ja auf den Kalvariberg
Das Kreuz der Langeweile.

Knäuel reiſender Blauſtrümpfe.

Ciel, es iſt 'ne große Pein!
Die Welt iſt abgeſchrieben

Und von Jeruſalem bis zum Rhein
Zu beſchreiben Nichts übrig blieben.

Was ſollen wir thun, was fangen wir an?
Das ſagt uns, ihr Krittler und Kenner!
Schafft neues Terrain, ſchafft neue Bahn,
Gebt uns Reiſebriefſtoff oder — Männer!

Die alte Waſchfrau.

(Nicht zu verwechſeln mit der Chamiſſo'ſchen.)

Für Fürſten, ſowie Staats- und ſonſt'ge Edelmänner
Bin ich die Wäſcherln, von der bekennen Kenner,
Daß niemals ſie erſchrack vor Allerhöchſtem Schmutz.
Mag auch von Koth und Blut die ſchwarze Wäſche ſtarren
Der lieben Gönner mein, ich laſſe ſie nicht harren
Und lauge ſie der Welt zum Trutz.
Dann ſchmier' ich tüchtig ſie mit Diplomatenſeife
Und waſche, trockne, flicke, plätte, bügle, ſteife
Auf's Neu' den alten Putz.

Natur-Putliziſt.

Tiefſinnigſte Orakel
Der Gräſer, Blätter, Stämme, Stöcke;
Zarthühneriſch Gegakel,
Süßſchäñgfühlſamlindeſtes Geblöke.

Märkiſcher Sandromantiker.

In der Edda ſteht zu leſen,
Wie die Götter es gemacht,
Für Wolf Fenris zu erleſen
Eine Feſſel ſtärkſter Macht.

Aus dem Schall von Katzentritten
Woben ſie das Band der Kraft —
Im Unmöglichen geſtritten
Hab' ich mit der Aſenſchaft.

Denn ich hab' aus röm'ſchen Reiches
Streuſandbüchſeninhalt flott
Mir erbaut ein ohnegleiches
Renommée, trotz Walter Scott.

Amaranth
(eine Geſpenſterſtimme).

Wo ich ſei, wo ich mich hingewendet?
Fromm Gemüth, erfrage nicht die Schmach!
Wo Papieres Schickſal endlich endet,
Mein und meines Walters Herze brach.

Micheline.

Iſt es die Möglichkeit? Alle die achtzehn oder mehr Auflagen ſchon zu edlen Zwecken verbraucht? Aber ich will Sorge tragen, daß auch dieſe Rarität in der Rumpelkammer der Literaturgeſchichte ihren gebührenden Platz finde. Ich weiß, was Pietät iſt, ich! Ohnehin bin ich ja gerade bei der Beſchreibung der poetiſchen Irrfahrten Jung Oskars, genannt der Ritter von dem Schmelz.

(Sie fängt eine neue Seite in ihrer Handſchrift des 101. Bandes ihrer Hiſtorie der Nationalliteratur an, ſchreibt emſig und lieſt das Geſchriebene laut:)

Auf ſeinen Ritterübungen
Jung Oskar kam nach Tübungen,
Nach Tübungen, dem ſchönen Orte,
Allwo „die Diener an dem Worte“
En gros man fabriziren thät
Für Schwabens kirchliches Bedürfniß
Und wo die Univerſität
Vom grauſen Bauriſchen Zerwürfniß
Geheilet worden noch bei Zeiten
Durch Ewald's Mild- und Höflichkeiten.

Er band ſein Roß an's Neckarthor —
Da ſteht ein kleines Haus davor,

Und der drin wohnt, der iſt ein Mann!
Das Beſte, was man ſagen kann
Von Einem wohl zu dieſer Zeit
Der Wichte und der dummen Jungen.
Das deutſche Lied, das deutſche Leid
Floß ihm von gottberührter Zungen
Und ſein Sirventes klang im Zorn
Wie jenes von Bertran de Born.

Herr Oskar zog die Klingel raſch
Und droben nahm er aus der Taſch'
Zwei bunt bemalte Pergamente
Und ſchlug nach tiefem Komplimente
Der wohlgeſetzten Rede Trab an:
Mein lieber Herr, die Majeſtäten
Von Kochinchina und von Japan
Euch huldreichſt begnaden thäten
Und thun aus höchſter Gunſt Euch bieten
Die Orden für die Kunſtmeriten.

Der Hauswirth trocken ſagt dazu:
Laßt mich mit ſolchem Zeug in Ruh'.
Ich bin in Ehren grau geworden —
Behängt Euch ſelbſt mit dieſen Orden!
Wo nicht, ſo gibt es fern' und nah'
G'nug Leute, die des Tands ſich freuen;
Es iſt in unſern Tagen ja
Durchaus kein Mangel an Lakaien . . . .
Jung Oskar ſich entſatzte groß,
Als dieſe Bombe platzte los.

Als er ſich wiederum gefaßt,
Zu ſeinem Wirthe ſprach der Gaſt:

Ich bin der größte Troubadour,
Der jetzt ſingt auf tiutſcher Flur.
Ein grandios-tiefſinnig Märchen
Gelang mir jüngſt zu komponiren;
Gefällt es Euch, will das Hiſtörchen
Ich Euch alsbalde recitiren . . . .
Der Dichter zog die Stirne kraus,
Held Oskar macht' ſich Nichts daraus.

Er ſtellte ſich in Poſitur
Und deklamirt' aus Moll und Dur:
In einem kühlen Waldesraum
Da ſtand einmal ein Tannebaum.
Aus ſeinen Wurzeln rauſcht' hervor
Ein ganz abſonderlicher Bronnen,
Der bald ſich in's Gebüſch verlor,
Bald wieder vortrat an die Sonnen
Und weit zog in die Welt hinaus
Vom heimeligen Vaterhaus.

Doch draußen in der Fremde war
Das Brönnelein ſehr in Gefahr,
Zum Sumpfe elend zu ſtagniren:
Das thät den Tannebaume rühren.
Er reißt vom Stamm ſich einen Aſt
Und gibt ihm wichtige Befehle.
Der Aſt dem Quell reiſ't nach in Haſt
Und holt zurücke ihn, auf Seele!
Rückwärts mit freudigem Gebrauſe
Der Bronnen fließt zum Vaterhauſe.

Sehr nadelhölzern ſind' ich das!
Bemerkt der Wirth. — Wie? wo? und was?

Jung Oskar ruft ganz furibunde
Und ſpricht dann mit beredtem Munde:
Da ſieht man wieder klärlich, wie
Verſtand, der Glaubensmörder, richtet!
Seit Dante's großer Allegorie
Ward nichts Erhabener's gedichtet
Als dieſe Mär' vom Tannebaum,
Die freilich Ihr begreifet kaum.

Nun hört: — Der Tannebaum iſt Gott,
Das werf' in's Antlitz ich dem Spott.
Der Bronnen aber iſt der Menſch,
Der Gott verläßt und wetterwend'ſch
In den Moraſt der Sündenſchuld
Sich ſtürzt; der Aſt iſt der Salvator . . . .
Hier riß dem Hausherrn die Geduld:
Genug, Herr Allegorizator!
Ihr ſeid ein Narre ohne Zweifel —
Im Uebrigen packt Euch zum Teufel!

(Rothmichel ſchnarcht ſchon lange über der Ausgabe von Hebbel's Geſammtlyrik. Draußen vor dem mit Brettern verſchlagenen Fenſter erhebt ſich ein ungeheurer Rumor. Der blaue Literaturdunſt verdunſtet, aber Mutter Micheline ſchreibt welt- und ſelbſtvergeſſen fort bis zum Morgengrauen)

Rothmichel
(erwachend).

Was iſt denn da draußen für ein Spektakel los?

Micheline.

Weiß nicht. Was wird es ſein? Die lumpige orientaliſche Frage vielleicht. Geht mich Nichts an.

Rothmichel.

Wirklich?

Micheline.

Ei, ja doch! Stör' mich nicht! Ich bin gerade daran, den

Einfluß der morgenländiſchen Dichtung auf die deutſche zu erörtern und dem Hafis und Hariri ihre Stellung in der Weltliteratur anzuweiſen.

Rothmichel.

Ach ja, wir ſind ja nur ein Volk von Dichtern, Denkern und Kritikern.

Jungfer Drehorgel
(kommt und ſingt).

Der Großbär iſt ein ſtolzes Thier
Und an der Newa hauſ't er,
Die Hälfte von Europa ſchier
So nach und nach verſchmauſ't er.

Viel Sauerkraut und viel Blutwurſt
Die machten ſehr ihn ſchnaufen;
Da fiel ihm ein in ſeinem Durſt,
Den **Bosper** auszuſaufen.

Geh, lieber Junge, Mentſchikoff,
Den Trunk mir auszuwirken. —
Der Mentſchikoff geſchwinde loff
Und mentſchikofft' die Türken.

Doch dieſe ſagten: **Bismallah**!
Und thäten ſich d'rauf ſteifen,
Der **Bosper** ſei nur dazu da,
Die Weiber zu erſäufen —

Die Weiber, wißt ihr? die, hum, hum,
Ein Bißchen zu heißblütig.
Der Großbär fand die Türken dumm
Und raiſonnirte wüthig:

Paſchol, ihr Herrn auf Off und Itſch,
Thut mir die Hunde ledern! —
D'rob machten gar ein groß Geflitſch
Der Diplomaten Federn.

Sie ſchrieben ſich die Finger krumm;
Doch als ſie rochen Lunten,
Da ging es ſchon trum, trum, bum, bum
Dort an der Donau drunten.

Der Omer Paſcha ſtieg zu Pferd
Mit ſeinen drei Roßſchweifen,
Den Offs und Itſchs die Läuſebärt'
Mal gründlich einzuſeifen.

Und als ſie vor Siliſtria
Dann wurden gebarbiret,
Schrie Alles mit: Victoria!
Was nicht juchtifiziret.

Ja, Alles ſchrie da ſpät und früh:
Braviſſimo! Da capo!
Doch alle Andern überſchrie
Maſter Bull und Monſieur Crapaud.

Der Näperle, der alte Theer,
Thät ſich gar hoch vermeſſen:
Wenn ich erſt in der Oſtſee wär',
Wollt' alle Bären freſſen!

Doch in der Oſtſee thät ſich ſehr
Sein Appetit verlieren.
Moral: Es ſoll ein alter Theer
Nicht zu laut renommiren!

Inzwiſchen dem Jean Crapaud ſchwoll
Die kriegeriſche Ader.
England and Roastbeefs! ſchrie John Bull
Und abfuhr das Geſchwader —

Fuhr nach der Krim mit gutem Wind:
Da ging es an ein Morden
Und mancher armen Mutter Kind
Fiel an der Alma Verden.

Die Bären wehrten ſich, und wie!
Doch ſind ſie abgeſchwunken
Und auf dem Rückzug haben ſie
Sehr heldenhaft geſtunken.

Man ſchickte ſich gemüthlich an,
Die Feſtung zu belagern.
Der dicke Prinz Schnudi begann
D'rob ſehre abzumagern.

Es iſt — ſchrieb er voll Heldengrimm —
Für meines Vetters Erben
Unſchicklich, in dem Koth der Krim
Auf einem Nachttopf z'ſterben!

Das Ding wollt' nicht ſo recht vom Fleck,
Das Schießen wollt' nicht flecken
Und mancher Mylord blieb im Dreck
Vor Sebaſtopel ſtecken.

Und eines Morgens, als es tref
Und nebelte verteufelt,
Da thät der grobe Mentſchikoff
Ausfallen höchſt verzweifelt.

Bei Inkerman da gab es ein
Geſchlachte und Geſtöhne:
Des Großbär'n beide Söhnelein
Die kniffen aus ſehr ſchöne.

Ein engelländ'ſcher Herzog hat
Vor allzu großem Zoren
Bei dieſer edlen Waffenthat
Ein Stückchen Hirn verloren.

Und Mentſchikoff dem Großbär'n ſchrieb:
Das war 'ne harte Nuſſe!
Jedoch auf unſrer Seite blieb
Nur der berühmte Ruſſe —

Der ausgebälgte eine Ruſſ',
Der ſchon ſeit dreißig Jahren
Bei jedem Siege fallen muß
Gen die Tſcherkeſſenſcharen.

Das End' vom Lied —

Barthel Kongreß
(welcher, jeder Zoll ein Protokoll, während der letzten Strophen eingetreten).

Bin ich! (Eilig.) Sehen Sie, meine Herrſchaften, die Zeiten ſind wieder da, die ſchönen Zeiten, wo der ſelige, neueſtens als Urpatriot glorifizirte Gentz mein Sekretär war, ah!

Jungfer Drehorgel
(für ſich).

Hm, da iſt's für populäre Anſchauungen nicht mehr geheuer.
(Schleicht ab.)

Rothmichel.

Ja wohl, ah und ach! Sagt mir doch, Herr, was für eine Sorte von Leuten der alte Blücher meinte, als er in ſeinem Huſarendeutſch von „einer verfluchten boßhafften Rotte niederer Faulthiere“ ſprach?

Barthel Kongreß
(den Rothmichel mittelſt der Lorgnette fixirend).

Wen haben wir denn da? Ein gefährliches Subjekt offenbar! Wo hab' ich nur gleich das „Schwarze Buch?“ (Zieht daſſelbe aus der Taſche und blättert darin.) Ah, richtig! „Rothmichel, ein idealer Republikaner, welcher manchmal davon träumt, ein realer werden zu wollen. Scharf zu überwachen. Gelegentlich zu incarceriren, zu exiliren, zu füſilliren“ .... Werthe Frau Micheline, ich mache Sie für den wühleriſchen Jungen da verantwortlich, ſehr verantwortlich.

Micheline.

O, er bellt mehr als er beißt.

Barthel Kongreß.

Er ſoll ſich aber auch nicht unterſtehen, zu bellen. Der beſchränkte Unterthanenverſtand iſt jetzt allſeitig wieder in ſeine Rechte eingeſetzt. Alſo nicht gemuckſt! .... Doch ich habe Eile, muß morgen in Paris ſein.

Micheline.

Die orientaliſche Frage iſt alſo gelöſ't?

Barthel Kongreß.

Noch nicht ganz. Aber ich werde ſie leidlich zurechtflicken. Der ſchlimme Handel iſt noch erträglich gut abgelaufen. Hat bloß etwas über eine halbe Million Menſchen und etliche Milliarden Geld gekoſtet.

Micheline
(mit einem kosmopolitiſch-humaniſtiſchen Seufzer).

So viel?

Barthel Kongreß.

Bagatelle! Große Herren müſſen auch ihr Vergnügelchen haben

Micheline.

Das iſt wahr.

Rothmichel.

„Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.“

Barthel Kongreß.

Die Hydra züngelt noch immer und die Geſellſchaft iſt noch immer nicht ganz gerettet, wie ich ſehe. Wart', Ungeheuer, ich werde für dich einen Knebel nach neueſter pariſer Façon mitheimbringen.

(Zu Micheline.)

Haben Sie vielleicht einen Auftrag für mich? Einen Privatauftrag, verſteht ſich.

Micheline.

Ja, Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie eine Urkunde kopiren laſſen wollten, die in der Handſchriftenſammlung der kaiſerlichen Bibliothek ſich befinden ſoll, Fol. 1001, pag. 151. Es ſoll möglich ſein, dadurch wenigſtens annähernd feſtzuſtellen, ob bei Gelegenheit der Beſchwörung des Vertrags von Verdun i. J. 843 Karl der Kahle eine Perücke getragen und was für eine. Von welcher eingreifenden Wichtigkeit für die deutſche Reichsgeſchichte die Aufhellung dieſes Punktes ſein muß, iſt einleuchtend. Aus den Haaren jener Perücke läßt ſich die ganze Entwicklung der Beziehungen von Frankreich zu Deutſchland und umgekehrt hiſtoriſch-kritiſch herausſpinnen. Verſchaffen Sie mir alſo gefälligſt dieſe, mit Göthe zu ſprechen, inkommenſurable Urkunde.

Barthel Kongreß.

Soll geſchehen, wenn ich's nicht vergeſſe. Adieu.

(Ab.)

Röthmichel.

Eine Urkunde! eine Urkunde! Meine politiſche Weltſtellung für eine Urkunde!

Micheline.

Still, Naſeweis!

(Sie ſetzt ſich wieder an ihren Schreibtiſch, während ſich Rothmichel verzweiflungsvoll in Stahl's Philoſophie der Umkehr ſtürzt. Nach einer Weile von zwei Jahren geht er zu dem vernagelten Fenſter, bohrt ein Loch durch die Bretter und ſieht hinaus.)

Rothmichel.

Das Satyrſpiel nach der Tragödie! Kommt doch mal her, Mama.

Micheline.

Was haſt du nun ſchon wieder, du ewiger Störenfried?

(Sie geht an das Fenſter und lugt ebenfalls durch das gebohrte Loch.)

Rothmichel.

Wie gefällt Euch das?

Micheline.

Kurios! Ich ſehe einen Alpenroſenfrack, welcher den Lutſchbeutel aufhebt, der dem „blonden Jeſuskind“, wie es der große Gauthier genannt hat, entfallen iſt. Was bedeutet wohl das?

Rothmichel.

Zweierlei.

Micheline.

Was?

Rothmichel.

Erſtens, daß man meiner Schweſter Weißbier ſechs Dutzend Cylinderuhren aus ihrer Bude „Zur freien Hand“ am hellen Tage wegſtibitzte, wegvermittelte — wollt' ich ſagen.

Micheline.

Iſt es die Möglichkeit?

Rothmichel.

Est, est, est. Zweitens, daß bei ſothaner Gelegenheit die deutſche Diplomatie ſich wieder einmal gründlich —

Micheline.

Schweig'! Ich muß machen, daß mein Manuſkript in die Druckerei kommt.

(Sie ſetzt ſich wieder zum Schreiben.)

Rothmichel

(ſummend).

„'s iſt keine Ordnung in der Schweiz:
Im Winter regnet's, im Sommer ſchneit's; —
Auch ragen die Berge, die Lümmel,
So unverſchämt in den Himmel.“

Micheline.

Von wem iſt das? Ich will's notiren, behufs meiner projektirten Anthologie der politiſchen Gedichte aller Zeiten und Völker, mit ſprachwiſſenſchaftlichen Gloſſen und kulturgeſchichtlichen Abhandlungen.

Rothmichel.

Ja, notirt's! Und als Schlußſtein der ganzen Anthologie ſetzen wir die deutſche Marſeillaiſe:

„Zufriedenheit iſt mein Vergnügen.“

Micheline.

Ein echt und recht nationales Lied!

Rothmichel.

Entſchieden! Ihr werdet es auch bald wieder nöthig haben zum Hausgebrauch, liebe Mama, — ſehr nöthig. Seht doch mal nach der Decke!

(An der Decke kommt von links eine großmächtige Hand zum Vorſchein, eine ditto großmächtige von rechts. In der Mitte der Decke begegnen ſich die beiden Hände und verſchlingen ſich, gerade über Micheline's Schreibtiſch, zu einer Entente très cordiale.)

Stimme der Matuſchka Moskavia
(von rechts).

So ſind wir Freunde denn sans aucune différence!

Stimme des Friedensfürſten
(von links).

„Sur l'univers soumis régnons sans violence.“

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Kabinett des Friedensfürſten. **Er.** Im Schmollwinkel ſitzt, in derſelben Verfaſſung wie am Schluſſe des erſten Akts, **Madame Françoiſe** und ſtudirt in den „Idées Napoléoniennes“ imperialiſtiſches Völkerrecht, in den Schauſpielen von Alexander Dumas fils, in der neunten Ausgabe der „Fanny“ von Erneſt Feydeau und in den „Mémoires“ der Demoiſelle Celeſte Mogador byzantiniſche Moral und babyloniſche Sittengeſchichte. Monſieur **Mordache**, der Kielar Aga, ſteht vor Madame, um ihr Betragen, ihren Fleiß und ihre Andacht zu überwachen.)

Der Friedensfürſt
(für ſich).

Ich traute meinem Stern, er hat mich nicht getäuſcht.
Wie ſie geſchwatzt, gepralt, gepfiffen und gekreiſcht,
Ich habe ſie gelehrt, daß nicht mit mir zu ſpaſſen,
Und ihre Richtigkeit zum Spott gemacht der Gaſſen.
Dem eitlen Schwätzervolk ich lohnt' ihm nach Gebühr:
Die mich verhöhnt, verlacht, ſie zittern jetzt vor mir.
Vom Freiheitsopiumrauſch die Welt hab' ich ernüchtert
Und meinen Willen ihr energiſch eingetrichtert.
Regiert will, muß es ſein das ſchofle Menſchenpack;
Brot und Amuſement, das iſt ſo ſein Geſchmack.

Das Andere iſt Tand, ein Traum der Ideologen,
Geträtſch, Jongleur-Werkzeug ehrſücht'ger Demagogen.
Der Weltgeſchichte Spruch er lautet recht und ſchlecht:
Vae victis! — denn der Sieg, der Sieg nur iſt das Recht.

Bombino il Rabbioſo

(taucht, in einen Carbonarimantel gehüllt, aus einer augenblicklich unbewachten Verſenkung auf und ſpricht mit hohler Grabesſtimme:)

Ricorda ti del tuo juramento del anno 1830!

Der Friedensfürſt

(mit Geiſtesgegenwart).

Was ſoll die Mummerei? Wer wohl iſt nicht einmal in ſeinem Leben ein jugendlich thörichter Schwärmer geweſen?

Bombino il Rabbioſo.

Ricorda ti, oder ich platze!

Der Friedensfürſt.

Poſſen! Ich habe jetzt Wichtigeres zu thun.

Bombino il Rabbioſo.

Ricorda ti!

Der Friedensfürſt.

He da, Wachen!

(Bombino il Rabbioſo platzt mit großem Geſtank. Madame Françoiſe ſtößt einen unterdrückten Schrei aus. Die Flügelthüren werden aufgeriſſen und herein ſtürzen die drei Chefs der Retterbande, die großen Staatskörperſchaften, Merkurius Kurszettel, Monſieur Sabre und Monſieur Suffrage-Univerſel, Le Menteur univerſel, die fremden Agenten u. ſ. w. u. ſ. w.)

Merkurius Kurszettel

(fällt von der Skala herab, ſchlägt ſich eine große Brauſche und bleibt einſtweilen unten liegen, während eine ſolenne Beglückwünſchungscour ſtattfindet, wobei ſehr viel von der göttlichen Vorſehung die Rede iſt.)

Chor der Baiſſiers
(gedämpft).

Laßt uns laufen, einzukaufen
Millionen, Milliarden.
Morgen ſind wir die Geborgnen
Und die Andern die Genarrten.

Der Friedensfürſt
(gefaßt, leiſe zu den drei Chefs).

Wir werden uns nun doch mit dem bewußten Stiefel beſchäftigen müſſen. Man laſſe ſogleich zu dem Kramladen des Conte Scaramuzzo einen Draht hinüberlegen und das Ende deſſelben am Rückgrat des Conte befeſtigen . . .

(Laut zu den großen Staatskörperſchaften.)

Die außerordentliche Situation erheiſcht wieder eine große nationale That. Die Geſellſchaftsrettung muß vollendet werden. Ihr werdet die Ehre haben, ein Sicherheitsgeſetz zu votiren.

Die großen Staatskörperſchaften
(knieend).

Geſagt, gethan.

Der Friedensfürſt
(zu Madame Françoiſe).

Madame, zum abermaligen Beweis meiner unausgeſetzten Fürſorge für Euer Wohl und Eure Gloire, mache ich Euch mit dem neuen Sicherheitsgeſetz ein Geſchenk.

Merkurius Kurszettel
(klettert mühſam einige Sproſſen der Skala hinauf).

Madame Françoiſe
(flüſternd, kläglich).

Mon Dieu, da hört alle Gemüthlichkeit auf, würd' ich ſagen, wenn dieſes Wort in meinem Dictionnaire ſtünde.

Der Friedensfürſt.

Monſieur Mordache, geben Sie der undankbaren Perſon ein

Avertiſſement . . . (Er zieht an dem unterdeſſen gelegten Draht und alsbald ſieht man drüben den Conte **Scaramuzzo** die großartigſten nationalen Kapriolen machen.)

. . . . Iſt der Agent der Firma Knödel hier?

Agent der Firma Knödel
(vortretend).

Zu Befehl.

Der Friedensfürſt.

Ich bin unzufrieden mit dem Stiefelgeſchäft Ihrer Firma.

Le Menteur univerſel.

Er iſt unzufrieden!

Telegrammatiker
(galoppiren nach allen vier Himmelsgegenden, rufend):

Er iſt unzufrieden!

Merkurius Kurszettel
(von der inzwiſchen erklommenen halben Skalahöhe wieder herabſtürzend).

Er iſt unzufrieden!
(Fällt in Ohnmacht.)

Chor der Diplomaten.

Zitt're, Welt, in deinen Tiefen!
Ihr, Geſtirne, mögt erbeben!
All' die Drachen, welche ſchliefen,
Werden wieder ſich erheben.
Er iſt unzufrieden — Hélas!

Europäiſcher Chor der Spekulanten
(in ſich hinein brummend).

Unſer Abgott, unſer Retter,
Solche Faxen will er machen?
Den ſoll ja das Donnerwetter!
Das iſt keineswegs zum Lachen.
Wir ſind unzufrieden — Sela.

Der Friedensfürſt.

Meſſieurs, ich entlaſſe Sie, um mich einſamem Nachdenken hinzugeben. Die Stiefelfrage verlangt mein Studium.

(Alle ab, außer Madame Françoiſe und Monſieur Mordache.)

Der Friedensfürſt
(nachdenklich).

To be or not to be, that is the question! Frieden oder Krieg? Mein Stern weiſ't auf Krieg.

Monſieur Mordache.

Sire, auch die Retterbande dringt darauf, den Kriegstrumpf auszuſpielen, weil ſich ſonſt das Spiel nicht in die Länge halten laſſe. Eine erkleckliche Portion ſtärkender Gloire-Mixtur iſt einer Konſtitution, wie die unſrige, von Zeit zu Zeit ſehr vonnöthen.

Der Friedensfürſt
(träumeriſch).

Ja, und hat nicht dieſelbe Zigeunerin, welche meiner Großmutter eine Krone prophezeite, mir einen großen Sieg im Lande des Stiefels verheißen? Endlich iſt es nur billig, daß man dem lieben guten Monſieur Sabre ein kleines Divertiſſement gewähre, vorerſt ein kleines, wir wollen ſagen und ſagen laſſen ein *lokaliſirtes* Divertiſſement.

Madame Françoiſe
(leiſe und demüthig).

Mein Gott, ich will nicht Enses;
Nur Panem et Circenses.

Der Friedensfürſt
(unbeſchreiblich ehrlich).

Es iſt offenbar meine Miſſion, alle unterdrückten Nationalitäten zu befreien.

Madame Françoiſe
(noch leiſer und demüthiger).

Alſo dürft' auch *ich* hoffen?

Der Friedensfürſt
(ſtreng).

Was, immer noch Oppoſition? Monſieur Mordache, dulden Sie keine ſolche Irreleitung und Verfälſchung der öffentlichen Meinung und geben Sie der Perſon ein zweites Avertiſſement! (Es geſchieht.) In meine Politik hat Niemand zu reden als Gott, mein Gewiſſen und die Nachwelt. Meine Miſſion iſt eine abſolut providentielle . . . Erſt den Stiefel . . . dann . . . . nun, die gute Nachbarin Micheline wird in ihrer Schreibſeligkeit unſchwer zu bewegen ſein, zu ſchreiben, was ich ihr diktiren werde. Mein Onkel ſoll mich nicht vergebens gelehrt haben, daß man den europäiſchen Braten in diverſe Stücke zerlegen muß, um ihn bequem verſpeiſen zu können. Nur Geduld, meine Herren Brüder von Gottes Gnaden! Es ſoll an Einen nach dem Andern kommen. Ihr ſeid ja, Gott ſei Dank, nicht klüger, als ihr zu meinen Zwecken zu ſein braucht. Alſo erſt den Stiefel, dann ſo ein hübſches Staatsſtreichelchen in meinem Styl am Rhein, dann eine gehörige Abrechnung mit den ſtupiden Mill-Lords drüben und ſo fort in infinitum.

(Verwandlung der Szene. Pompös aufgerüſtete Bude, welche ſich für ein Magazin ausgeben möchte. Conte Scaramuzzo in voller Thätigkeit, denn der Draht, an welchem er baumelt, wird lebhaft gezogen. Uebrigens iſt dieſer Draht durch ein antik drapirtes, grünweißrothes Sagum verdeckt, welches der Conte anhat.)

Scaramuzzo
(pathetiſch).

O Stiefel, ſchwimmend in den blauen Wogen,
Der du nunmehr ſeit achtzehnhundert Jahren
Anzogeſt die „talgfreſſenden“ Barbaren
Und ſchnöd' von ihnen wurdeſt angezogen!

Tritt einmal auf heroiſch und verwegen,
Thu' weit und breit dich auf und laß den raren
Pariſer Wind befreiend in dich fahren,
Der, wie du weißt, noch niemals dich betrogen.

Evviva unſer Freund Liberatore!
Der uns zuſchneiden will nach eig'nen Muſtern,
In welche Wonne wendend hartes Weh.

Hoſianna unſerm Civiliſatore!
Der ſympathetiſch wird zuſammenſchuſtern
Den Stiefel, der farà, farà da se.

(Gemüthlich.)

So lange Donna Knödelina, die barbariſche Talgfreſſerin, ihr Bein, ihren Fuß, ja auch nur ihre Zehe in dem Stiefel hat, ſo lange werde ich nicht aufhören, mit Schmerzensſchreien zu handeln. Sie muß hinaüs, ganz hinaus, denn (vertraulich) die Lombardei iſt bekanntlich eine Artiſchoke, welche wir nicht mehr blattweiſe, ſondern auf ein Mal verzehren wollen. (Wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne.) Es iſt kein Spaß, ſich in jetzigen Zeiten vom Kleinkrämer zum Großhändler aufzucavouren; aber ihr wißt, Fratelli, ſchon bin ich groß im Rathe der Nationen. Daher: Waffen und Geld! So's euch beliebt, vor der Hand bloß die Kleinigkeit von 500 Millionen. Das Weitere wird ſich finden, um ſo leichter, maßen das ſo eben von mir abgeſchloſſene Backfiſchgeſchäft lukrativ ausfallen muß. (Großartig.) Trema, Byzanzia, trema, trrrr .... (Greift ſich in den Nacken.) Was iſt das? .... Ich verſtehe die Signale nicht mehr. (Sich verlegen räuſpernd.) Wie? ... „Rückwärts, rückwärts, Don Ranudo!“ ... Congresso! Tradimento! .... Maledetto! ...

(Verwandlung der Szene. Micheline's Wohnſtube. Sie ſitzt an ihrem Schreibtiſch wie immer. Vor ihr liegt eine Streitaxt, die in einem altgermaniſchen Grabe des teutoburger Waldes gefunden wurde und über welche Mutter Micheline ſo eben eine kriegswiſſenſchaftliche Abhandlung ſchreibt. Rothmichel betrachtet wehmüthig die alte Waffe.)

Micheline
(tiefſinnig).

Wenn nur der gute Armin hätte warten wollen, bis ich das Pulver erfunden hatte!

Rothmichel.

Habt Ihr es wirklich erfunden?

Micheline.

Grobian! Weißt du nicht, daß die antigermaniſch-jungdeutſche Manier nicht mehr guter Ton iſt?

(Man hört hinter dem vernagelten Fenſter ein unverkennbar deutliches Säbelgeraſſel. Rothmichel nimmt die Axt und ſchlägt damit den Bretterverſchlag vom Fenſter.)

Rothmichel.

Da haben wir die Beſcherung!

Micheline.

Unverbeſſerlicher Wühler, was rumorſt du wieder?

Rothmichel.

Macht doch die Augen auf, Mutter! Seht, man führt Euch die Pferde vom Hof, auf welchen, mit Arndt und Jahn zu reden, der Erzfeind gegen Euch anreiten wird.

Micheline.

Iſt es die Möglichkeit? Das wäre denn doch ſehr ungemüthlich, um nicht zu ſagen ſehr unhöflich.

Rothmichel

(mit der Axt zum Fenſter hinaus drohend).

Kommt nur! Wollen euch den Weg weiſen! Sind nicht mehr die Narren von ehedem. Wiſſen, welche Sorte von Freiheit und Gleichheit ihr bringt.

(Iſarmichel, Neckarmichel, Rheinmichel, Mainmichel, Lahnmichel und Leinemichel treten erhitzt auf).

Iſarmichel.

Ich ſag', ich leid's nicht!

Sämmtliche Söhne Micheline's.

Wir Alle leiden's nicht!

Isarmichel.

Weiß ſchon, was dahinter ſteckt. Die alten Ränke und Schwänke! Schweſter Knödel hat Dummheiten gemacht, koloſſale, kein Zweifel. Aber gleichviel, man ſoll ihr doch nicht ſo mir Nichts dir Nichts den Stiefel vom Fuß ziehen. Ich ſteh' zum Reich!

Sämmtliche Söhne Micheline's.

Wir Alle ſteh'n zum Reich!

Jungfer Drehorgel
(kommt und ſingt).

„Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heitres Blinken?
Schauſt mich ſo freundlich an,
Hab' meine Freud' daran!“

Chor der Söhne.

Hab' meine Freud' daran. Hurrah!

(Frau Weißbier, gefolgt von ihrer Kammerzofe, und Frau Knödel, mit ihrem Wanzerich im Buſen, kommen.)

Frau Weißbier
(entſetzlich klug).

Um Jotteswillen, nur nicht provociren! Vorſicht iſt die Mutter der Tapferkeit.

Sämmtliche Söhne Micheline's.

Was, Schweſter Weißbier? Du kannſt doch nicht dich ausſchließen wollen, wenn wir ſingen:

„Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“

Frau Weißbier.

Ich weiß nicht . . . ich . . . kurz, als Großhändlerin muß ich in meinen Geſchäften freie Hand haben.

Rothmichel.

Ueber den ewigen Großkram! der kann doch, bei Licht betrachtet, keinen Pfifferling werth iſt. Da möchte man wieder mal mit dem

„nommé Stein", wie ihn Napoleon in ſeinem Aechtungsdekret nannte, ſagen: „Iſt an dem Quark Etwas gelegen, wo es auf's Vaterland ankommt?"

Kammerzofe
(unbeſchreiblich weiſe und wichtig).

Nur nich drängeln!

Frau Knödel.

Ich meine halt doch, der Anlaß wäre drängend genug, unſere liebe theure Frau Mama zu beſtimmen, daß ſie halt ihr Galakleid anzöge und das Schwert umgürtete.

Micheline
(die Feder weglegend).

Meinſt du? Nun, ich bin eine gute Mutter, auch für emanzipirte Töchter, die es nicht eben um mich verdienten.

(Sie ſteht auf und geht zu ihrer Kleinodientruhe.)

Frau Weißbier.

Vorſicht! Vorſicht!

Kammerzofe.

Nur nich drängeln!

Micheline
(verwirrt).

Ach Gott, ich kann den Schlüſſel nicht finden!

Frau Weißbier
(befriedigt).

Sie kann den Schlüſſel nicht finden.

Rothmichel.

Ach was, Flauſen!

(Er bricht mit der Axt die Truhe auf. Die Söhne bekleiden die Mutter mit dem ſchwarzrothgoldenen Staatskleid und gürten ihr das Reichsſchwert um.)

Rothmichel.

Mutter! Von der Alpen Spitzen
Bis hinab zum deutſchen Meere
Heben ſich von ihren Sitzen
Deine Kinder, zu beſchützen
Deinen Frieden, deine Ehre.
Laß dich irren nicht und gängeln,
Stütz' auf uns dich feſtiglich!
Denn trotz allen deinen Mängeln
Lieben wir, o Mutter, dich!

Chor der Söhne.

Ja, trotz allen deinen Mängeln!

Kammerzofe.

Nur nich drängeln! Nur nich drängeln!

Rothmichel.

Tritt noch einmal feſten Fußes
Auf der Weltgeſchichte Zinnen!
Warm, wie dieſes Wort des Grußes,
Unſer Mark und Blut ſo muß es
Für dich glühen, für dich rinnen.
Fort mit Schaden! Fort mit Quängeln!
Auf der Feinde Schädeln ſchnell
Wollen wir die Schwerter dengeln,
Daß ſie blinken ſcharf und hell.

Chor der Söhne.

Wollen unſ're Schwerter dengeln!

Kammerzofe.

Nur nich drängeln! Nur nich drängeln!

Rothmichel.

Gegen eine Welt in Waffen
Steh'n für dich wir im Gefechte.

Rechts die Bären, links die Affen
Nicht verkümmern, nicht entraffen
Soll'n ſie fürder deine Rechte.
Und ſo laſſe dich nicht gängeln,
Stütz' auf uns dich trutziglich!
Denn trotz allen deinen Mängeln
Lieben wir, o Mutter, dich.

Chor der Söhne.

Ja, trotz allen deinen Mängeln!

Kammerzofe.

Nur nich drängeln! Nur nich drängeln!

Frau Weißbier
(einlenkend).

Mein Geſchäft kann allerdings nur ein nationales ſein, wenn es proſperiren ſoll. Ich werde daher für jedes wahrhaft deutſche Intereſſe einſtehen.

Kammerzofe.

Natürlich bin ich ganz damit einverſtanden!

Der alte handfeſte Kehrbeſen von Anno 13
(aus der Kleinodientruhe ſpringend).

Bei ſo bewandten Umſtänden darf auch ich vielleicht meine Aufwartung machen?

Micheline.

Ja wohl. Komm' nur her, Alterle. (Sie ſchwingt den zur Hand genommenen Kehrbeſen in nicht mißzuverſtehender Weiſe gegen das Fenſter zu.) Wartet! ich will euch beblüchern!

Le Menteur univerſel
(von drüben).

Wozu der Lärm? Eine Frage ſtudiren heißt noch nicht Eroberungen machen wollen, wenn gleich die „sagesse politique“, die wir erfanden, keinen Widerſpruch zulaſſen kann. Im Uebrigen ſchätzt Madame Françoiſe das Nationalgefühl ihrer liebenswürdigen Nachbarin Micheline über die Maßen.

Frau Weißbier.

Wie huldvoll! Da habt ihr's! Ich wußt' es wohl!

Rothmichel.

Ach ja, Frau Neunmalweiſe, du verſtehſt noch immer die Kunſt, Mücken zu ſeigen und Kameele zu verſchlucken, gleichviel, ob dieſe in Juchten oder Satin eingewickelt ſeien. Sind denn die Jahreszahlen 1805 und 1806 ganz aus deinem Gedächtniß verwiſcht?

Le Menteur univerſel
(von drüben).

Warum die Erinnerung an eine vergangene Zeit beſchwören? Madame Françoiſe achtet bekanntlich die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit aller Nationen. Jedennoch kann eine ſo expanſionsfähige und expanſionsluſtige Dame, wie ſie iſt, nicht auf die Wände des eigenen Hauſes ſich beſchränken laſſen.

Der alte handfeſte Kehrbeſen von Anno 13.

Ja ſo? Liebe Frau Micheline, ich denke, Ihr thut wohl daran, mich in der Hand zu behalten.

Micheline.

Ich denk' es auch.

Barthel Kongreß
(kommt geſchäftig).

Sacriſti, da ſieht's ja ganz kriegeriſch aus. Dummes Zeug! Schnickſchnack! Firlefanz! Matuſchka Moskavia hat im Augenblick keine Zeit zum Kriegführen. Sie ließ mir's ſagen und ich bin der Mann, alle klaffenden Stiefel- und andere Fragen zu flicken und zu verkleiſtern — für die nächſten achtundvierzig Stunden. Verlaßt euch nur auf mich!

(Ab.)

Chor der Bourſiers
(fern und nah).

Juhe! Juhe! Juhe!
Tout est arrangé!
So laßt uns, Brüder, denn auf's Neu
Des Friedens uns befleißen
Und reſpectablement, friſch und frei
Die ganze Welt beſch — ummeln.

Was links und rechts! Was gut und ſchlecht!
Merkt euch vor allen Dingen:
Erfolg war ſtets und bleibt ſtets Recht
Und Unrecht das Mißlingen.

Laß fahren, o Menſch, laß fahren dahin
Moraliſche Lappalien
Und ſtelle einzig deinen Sinn
Auf Mehrung der Kap'talien!

Ueb' immer Treu', und wenn du ſpielſt,
So ſpiel', daß ſich's mag lohnen!
Ueb' Redlichkeit, und wenn du ſtiehlſt,
So ſtiehl nur Millionen!

Rothmichel.

Liebe Mutter, da Ihr doch gerade den Kehrbeſen in der Hand habt, könntet Ihr damit gelegentlich etwelches Ungeziefer aus Eurem Hauſe wegfegen.

(Er deutet auf den Wanzerich, welcher den Kopf frech aus Frau Knödels Buſen hervorſtreckt.)

Signor Concordato
(von Exkommunikationen und Interdikten ſtinkend).

Vade retro, pagane, blaspheme! Anathema sit!

Micheline.

Bſcht, bſcht, keinen Eingriff in die individuelle Freiheit, „die ich meine.“ Einige haben ein beſonderes Talent für's Billardſpiel, Andere für den Köhlerglauben. Dieſe haben eine beſondere Vorliebe für die Zukunftsmuſik, Jene für die Wanzen. Jeder nach ſeinem Geſchmack. Freiheit muß ſein!

Frau Knödel
(ihrem Bruder Rothmichel einen giftigen Blick zuwerfend).

Mama, da halt vorerſt Friede zu bleiben ſcheint, ſo könnteſt du, ſagt er, dein Galakleid wieder wegſchließen, damit es nicht verdorben wird.

Frau Weißbier.

Ganz meine Meinung.

Rothmichel.

O, ſüße Harmonie ſchöner Seelen!

Frau Weißbier.

Komm, liebe Knödel. Es riecht da ſo eigen, ſo populär, und ich meine, es wehe eine faſt revolutionäre Zugluft, — nicht zum Aushalten! Komm, wir wollen den Bundesregiſſeur herſchicken, damit er die Szene wieder in Ruhe und Ordnung bringe.

Frau Knödel.

Einverſtanden. Jetzt ſage man halt noch, daß wir nie einig ſeien!

Barthel Kongreß
(weinerlich in der Ferne).

Herr Jeſus, die Thüre zu meiner Boutike iſt ja zugemauert! Was ſoll denn das heißen?

Rothmichel.

Weiter Nichts, als daß man in Paris die alte Komödie „La journée des dupes“ wieder mal auf's Repertoire geſetzt hat.

Frau Knödel.

Da iſt's Zeit, daß ich auf meinen Stiefel Acht habe. Kann ich mich auf dich verlaſſen, liebe Weißbier?

Frau Weißbier.

Ich denke wohl.

Matuſchka Moskavia

(geiſtweis zu Frau Weißbier).

Nur nicht zu vorlaut, oder . r . r . r . !

Frau Weißbier

(ſich duckend).

Ja ſo? ... Liebe Knödel, ich muß in meiner Politik freie Hand haben.

(Frau Knödel und Frau Weißbier nach verſchiedenen Seiten ab.)

Rothmichel.

Wer iſt jetzt eigentlich blamirt?

Micheline.

Wer anders als ich? Aber ich bin's gewohnt.

(Sie legt ihr Galakleid ſammt Reichsſchwert und Kehrbeſen in die Reſignationstruhe und ſetzt ſich wieder an den Schreibtiſch.)

Rothmichel.

Lieber Iſarmichel, nimm mich mit in dein Brauhaus. Ich will mich auf den Hopfenhandel und die Kornkipperei legen und dabei ein ſo reſpektabler Mann werden, daß, falls wieder Tage von Jena und Tilſit kommen, *und ſie werden kommen*, das Vaterland für mich kaum noch als geographiſcher Begriff exiſtirt.

Bundesregiſſeur

(kommt mit ſeinen Maſchiniſten, welche das mehrerwähnte Fenſter wieder mit Brettern verſchlagen.)

Meine Herren Michel, gehen Sie, um die Frau Mutter in ihren gelehrten Arbeiten nicht zu ſtören, gefälligſt auf Ihre Partikularſtuben, bis man ſie wieder braucht. — Ruhe iſt alleweil die erſte Bürgerpflicht. Die Ausſicht auf die Weltgeſchichtsbühne iſt einſtweilen geſchloſſen. Demnächſt wird in dem Privattheater „Zur deutſchen Gemüthlichkeit“ aufgeführt: „Der Nationalverein, eine unſchuldige Kinderſymphonie“.

Jungfer Drehorgel
(kommt und ſingt als Epilog).

So leben wir, ſo leben wir,
So leben wir alle Tage
Und: Wo trinkt man das beſte Bier?
Das iſt die große Frage.

Zwar vierzig Millionen ſtark
Sind wir und noch was drüber,
Auch haben Kraft wir wohl und Mark,
Zu führen Büchſ' und Hieber —

Doch wieviel Deutſche, ſoviel Sinn,
(Alt Liedle und alt Leidle!)
Und jeder ſpricht: Gott Lob, ich bin
Doch auch ein Doktor G'ſcheidle.

Und aber Virtuoſen ſind
Im Tifteln und Klugſch—watzen
Die Garruli progredientes, die Wind-
Blaſenbeimerlinge aus Preußen.

Nein, kein Verſtand der Verſtändigen kann
Dies Heldenthum ermeſſen,
Zu machen bis auf den letzten Mann
Für Vaterland—Adreſſen!

Und Oeſterreich? — Steckt es im Dreck,
Schreit's: Helft mir, deutſche Brüder!
Im Glück wirft es die Brüder weg
Und ruft die Jeſuwider.

Drum ſind wir eine Nation
In Träumen nur und Liedern,
Ein fabelhaft Iguanodon,
Verſtrickt in den eigenen Gliedern.

Ein Bundesmonſtrum ohne Kopf
Mit dreißig und etlichen Schweifen,
An welchem ſogar ein däniſcher Tropf
Darf ungeſtraft ſich vergreifen.

O Deutſchland, käme für dich ein Tag,
An welchem du dich entpuppteſt,
An welchem du mit einem Schlag
Der Schweife dich entſchuppteſt!

Vergeblicher Wunſch — es wird Nichts d'raus!
Drum ſag' ich nur noch ſchleunig:
Sind mal die Deutſchen geſtorben aus
Bis auf Einen, dann ſind ſie einig!

(Der Vorhang fällt.)

Doktor Sauerampfer

(nachdem er das Stück zu Ende geleſen).

Dann ſind ſie einig? Das fragt ſich doch noch ſehr! Sagt nicht der urdeutſche Herr Profeſſor Dr. Fauſt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt!" Folglich iſt zu befürchten, daß der letzte Deutſche zwiſchen Großdeutſchland und Kleindeutſchland, zwiſchen Republik und Monarchie noch immer rath- und thatlos mitten inneſtehen wird, wie Buridans Eſel zwiſchen ſeinen zwei Heubündeln. Aber ich vergeſſe, daß man neueſter Mode zufolge nur Patriot iſt, ſo man des armen Michels Schlafmütze mit möglichſt dickem Schmeicheleiqualm anräuchert. Fiele mir nur beim Getön der von den Lobhudelbombaſtikern angeſtimmten Preishymnen nicht immer die Strophe des alten Hölderlin ein: —

„Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitſch' und Sporn
Auf dem Roſſe von Holz muthig und groß ſich dünkt;
Denn ihr Deutſchen auch ihr ſeid
Thatenarm und gedankenvoll."

Oder dürſen wir mit dem Dichter alſo fortfahren:

„Oder kommt, wie der Blitz aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That?“

Wollen's abwarten, wollen noch ſo ein Jahrhundert oder zwei zuwarten. Und wenn auch dann der Thatblitz noch nicht kommt? Na, dann faſſen wir uns in deutſcher Geduld und warten noch länger. Nur keine Ueberſtürzung! Denn wir haben das Pulver erfunden und wir werden auch das hölzerne Eiſen erfinden und das wäſſerige Feuer: — die Revolution mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung. Wir ſind ein kluges und weiſes Volk, wir, eine Nation von lauter Bürgermeiſtern von Saardam, und wir ſchreiben die Magna Charta deutſcher Einheit und Freiheit mit allerunterthänigſter Adreſſenfeder. „Nur nich drängeln!“

Inhalt.

Seite

Widmungsbrief an Herrn Dr. Jeremias Sauerampfer in Scheltlingen . . . VII

Rafael Spruhz, Magiſter in artibus, Miniſter in partibus. Eine ſehr hiſtoriſche Novelle 1

Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler. Eine Stereoſkopie aus der innerſten Miſſion 25

Der todte Millionenmann und die falſche Braut. Ein zwar unglaublicher, aber doch aktenmäßiger Beitrag zur Kulturgeſchichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 49

[illegible] 81

Ein Fragment aus der Schweiz 121

Kraus 141

Jonas Furrer 151

Leopold Ranke 167

Weinland 183

El Principe de la Paz und die Micheline. Ein hiſtoriſches Puppenſpiel 201

7:

Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig, iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichterfürſten.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Taſchenformat. Prachtvoll geb. 2 Thlr.

Inhalt: Tieck. — Eichendorff. — Uhland. — Rückert. — Chamiſſo. — Beuther. — Moore. — Felicia Hemans. — Tennyſon. — Lamartine. — Hugo. — Platen. — Heine. — Lenau. — A. Grün. — Moſen. — Freiligrath. — Lingg. — Petöfi. — Longfellow.

Dichterkönige.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Zweite verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage. Taſchenformat. 2 Bände.

Broſch. 2 Thlr. 20 Ngr. Prachtvoll geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: Homeros. — Sophokles. — Drei aus Morgenland: 1. Kalidaſa; 2. Firduſi; 3. Hafis. — Wolfram von Eſchenbach. — Dante. — Arioſto. — Taſſo. — Lope. — Camoëns. — Shakeſpeare. — Milton. — Göthe und Schiller. — Burns. — Byron. — Hölderlin und Shelley. — Beranger. — Tegnér. — Mickiewicz. — Puſchkin. — Lermontoff.

Die Nibelungen.

In Proſa überſetzt, eingeleitet und erläutert

von

Dr. Johannes Scherr.

Mit fünfundvierzig Bildern, gezeichnet von

E. Bendemann, J. Hübner, A. Rethel und K. Stilke, geſchnitten von Braun, Bürkner, Deſſauer, Kretzſchmar, Nicholls, Metzger, Unzelmann und Vogel.

Zweite Auflage.

4. 1862. Preis geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Nibelungen.

In Proſa überſetzt, eingeleitet und erläutert

von

Dr. Johannes Scherr.

Volksausgabe. 12. Preis geh. 15 Ngr.

Verirrte Herzen.

Roman

von

P. J. Wilcken.

16. 1863. 3 Bde. Preis 2 Thlr. 24 Ngr.

Am Hofe.

Roman

von

P. J. Wilcken.

16. 1862. 3 Bände. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Amtmann von Koſſel
und
ſeine Familie.

Roman

von

P. J. Wilcken.

16. 1862. 2 Bände. Preis 3 Thlr.

Theologische Briefe
an die Gebildeten der deutſchen Nation.

Von

Richard von der Alm.

3 Bände. gr. 8. 154 Bogen ſtark; in Umſchlag broſchirt
10 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte
der
Deutſchen Dichtung
von den
älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart.
Von
Carl Oltrogge.
Zweite Auflage.
gr. 8. 1864. Broſch. Preis 2 Thlr. geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Neue
Stunden der Andacht.
Zur Beförderung wahrer Religioſität.
Ein Buch
zur Erbauung und Belehrung für denkende Chriſten.
Von
Heribert Rau.
Mit dem Portrait des Verfaſſers.
Vierte Auflage.
16. 1863. geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bilder

aus den

Freiheitskämpfen

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von **E. Heuſinger.**

4 Bände. kl. 8. 78 Bogen ſtark. Preis: 5 Thlr.

Sechs Jahre Gefangenſchaft

unter den

Folgen des Staatsſtreichs

und der

Kampf um's Recht in der „neuen Aera“.

Ein Beitrag

zur geſchichtlichen Charakteriſtik der Reaction und deren Handlanger.

Von

Dr. Auguſt Ladendorf.

gr. 8. 1862. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Volkswirthſchaftslehre.

Für das deutſche Volk

von

Otto Wachenhuſen.

gr. 8. 1863. Preis 27 Ngr.

Geſtalten und Geſchichten

Von

Johannes Scherr

L. BIBLIOTHEK ZU DRESDEN

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1886

[illegible] A 2093

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Hoffmann'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart

Offener Brief

an

M. C. in M.

◆

Sie verlangten, lieber Freund, daß ich „als einer, der kein Blatt vor den Mund nimmt“, Ihnen mittheile, was ich über die dermalige Zeitlage im allgemeinen, ſowie über dieſe oder jene Zeiterſcheinung im beſonderen, zu denken ſo frei ſei.

Dabei vergaßen Sie, daß es gegenwärtig durchaus nicht zeitgemäß und „ſtilgerecht“ iſt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Univerſalweisheit unſrer Tage, die Opportunität, fordert, daß man nicht nur ein Blatt, ſondern viele Blätter, ja ganze Bücher vor den Mund nehme, um entweder nichts zu ſagen oder aber nur das zu ſagen, was hoch droben oder auch tief drunten zum Wohlgefallen gereichen ſoll.

Der Byzantismus von heute unterſcheidet ſich ja von dem früherer Zeiten dadurch, daß jetzt die Streberei ihre Kniebeugungen und Koſeworte nicht nur nach oben, ſondern auch nach unten hin verſchwendet, — je nach den Umſtänden, je nach der geſchäftlichen Konſtellation. Schlauköpfe, denen der Zweck alle Mittel heiligt, haben erlickert, daß man auf den Schultern des Volkes nicht weniger hoch und bequem ſtehe oder ſitze, als auf den Stufen eines Fürſtenthrons.

Ihr Brief, lieber Freund, kam mir zu Handen, als ich gerade mich anſchickte, die druckfertige Handſchrift des vorliegenden Buches an den Herrn Verleger zu ſenden. Sie erinnerten mich an vergangene Zeiten, an gemeinſam gehegte Hoffnungen und gemeinſam geführte Kämpfe. Da iſt mir denn der Gedanke gekommen, Ihnen die „Geſtalten und Geſchichten“ zu übermitteln und denſelben eine offene Antwort auf Ihr Schreiben vorzuſetzen.

Was das Buch angeht, ſo ſoll dasſelbe kein Kampfbuch vorſtellen. Wenn Sie jedoch finden ſollten, der alte Triarier von Verfaſſer habe den Gladius und das Pilum noch nicht endgiltig beiſeite gelegt, ſo kann ich auch nicht viel dagegen einwenden. Im übrigen werden Sie mit gewohntem Wohlwollen erkennen, daß ich, wie manchmal ſchon, auch hier wieder unternahm, empfänglichen, wiſſenden und denkenden Leſern und Leſerinnen geſchichtliche Geſtalten und Geſchehniſſe näherzurücken und Leſer und Leſerinnen der bezeichneten Art in den Stand zu ſetzen, die Nutzanwendungen ſelber zu finden und zu ziehen. Ebenfalls nach wiederholt geübtem Brauch habe ich, der Abwechſelung halber, zwiſchen die ernſten Bilder eine ſatiriſch-ironiſche Zeichnung hineingeſchoben und auch ſonſt da oder dort einen humoriſtiſchen Schnörkel angebracht.

Freilich iſt mir wohlbewußt, daß das „Ridendo castigare mores“ nicht mehr für „opportun“ gilt und daß es ganz im Gegentheil heutzutage „realpolitiſch“, „ſtilgemäß“ und „fruktificirend“ iſt, die Unſitten, Narrheiten und Laſter ſeiner mehr oder minder lieben Mitmenſchen zu ermuntern und zu fördern, zu bemänteln oder zu beſchmeicheln. Aber Sie wiſſen ja, ich bin ein Republikaner von altem Schrot und Korn. Als ſolcher habe ich allzeit in mir einen konſervativen Zug gehegt, d. h. ich bin ſtets in allem und jedem für Konſervirung des geſunden Menſchenverſtandes geweſen, über welchen ſich hinwegzuſchwindeln dermalen ſo „opportun“ iſt. Auch einen ariſtokratiſchen Republikaner mögen Sie mich immerhin nennen, inſofern ich mir die Gleichſtellung mit jedem beliebigen Pöhl, Lümmel oder Lump ganz offen und entſchieden verbitte und inſofern ich mir erlaube, die Lügenlehre von einer abſoluten Gleichheit und Gleichberechtigung der Menſchen für eine abſurde und naturwidrige Fabel zu halten, von Gaunern erfunden, um damit Gimpel und Simpel einzufangen. Am Ende aller Enden iſt in unſerer ſittlichſchlaffen, wirrſäligen und zerfahrenen

Zeit jeder Menſch von Wiſſen, Grundſätzen und Sitten ein Ariſtokrat, d. h. ein Mann, der, unbekümmert um die Meinung der Menge, ſeinen Weg geht und Lob oder Tadel vonſeiten des vornehm ſüßen wie des gemein-ſauern Pöbels gleich geringſchätzt.

Ueber kurz oder lang werden ſich, glaube ich, alle Denkenden und Redlichen, ganz ohne Rückſicht auf die bornirten Parteiloſungen des Tages, zu einer Ariſtokratie im beſten, will ſagen im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes zuſammenthun müſſen, zu einer Ariſtokratie, deren Zweck und Ziel die Verabſcheuung und Bekämpfung von allem Dummen, Gemeinen, Rohen und Schwindelhaften ſein wird. Jede Demokratie aber, welche, wie das der ſchweizeriſchen [illegible]s zur Stunde nachgerühmt werden kann, auf Geſundheit, Gedeihſamkeit und Dauer Anſpruch machen will und darf, hat eine ſolche Ariſtokratie nöthig. Ohne dieſelbe fällt ſie langſamer oder raſcher, aber unaufhaltſam zur Anarchie ab und aus dieſer geht naturnothwendig die Tyrannis hervor, erſt in der Geſtalt pöbelherriſcher Rohheit, dann in der Form des Säbelregiments. Wer dieſe Wahrheit nicht einzuſehen vermag, der ſollte in öffentlichen Angelegenheiten mitzureden nicht ſich erdreiſten. Wer ſie nicht einſehen will, iſt weiter nichts als ein „Geſchäftlimacher" in Politik.

Aber was rede ich von Ariſtokratie und Demokratie, von Republik und Monarchie? Bei näherem Zuſehen haben dieſe Bezeichnungen nur noch die Bedeutung von Worten ohne ſubſtanziellen Gehalt.

Wenigſtens in den Ländern, welche wir als „civiliſirtes Europa“ zu bezeichnen pflegen. Was darüber hinausliegt, wollen wir vorderhand beiſeite, d. h. in ihrer halben oder ganzen Barbarei liegen laſſen. So weit das civiliſirte Europa reicht, ſind, im ganzen und großen, die phyſiſchen und moraliſchen Lebensbedingungen ſo ziemlich überall dieſelben oder wenigſtens ſehr ähnliche. Folglich hat eine vorſchreitende Uebereinſtimmung der Anſchauungen, der intellektuellen und materiellen Bedürfniſſe, ſowie ihrer Befriedigungsweiſe, und dennach auch eine deutlich ſichtbare Ausgleichung der politiſchen Unterſchiede und Gegenſätze mehr und mehr ſich entwickeln müſſen. Die Principien des Privatrechts und die Praktiken der Stre pflege, die Aufgaben der Polizei, die Formen d waltung, die Normen des Verkehrsweſens ſind in der Hauptſache überall dieſelben. Man muß nur Weſenheiten und Redensarten zu unterſcheiden wiſſen. Die Fürſtenſouveränität iſt im Grunde ein gerade ſo abſtraktes Ding wie die Volksſouveränität. Mit dieſer putzt man in Republiken, mit jener in Monarchieen die brutale Thatſache heraus, daß es nur *eine* wirkliche und weſenhafte Souveränität gibt: die Naturnothwendigkeit. Mit dem unerbittlichen Drang und Zwang derſelben möglichſt leidlich ſich abzufinden, das iſt die Aufgabe der Geſellſchaft. Die menſchliche Civiliſation ſtellt ſich dar als das Produkt aller die Jahrhunderte und Jahrtauſende herab gemachten Verſuche, dieſe Aufgabe zu löſen. Die Löſung iſt aber im Verlaufe der Zeit keineswegs leichter, ſondern vielmehr immer ſchwerer geworden. Warum? Darum, weil mit den Vorſchritten der Kultur die Anſprüche der Menſchen und zwar der Menſchenmaſſen an das Leben nicht nur gewachſen ſind, ſondern weil dieſe Anſprüche jene Vorſchritte ſogar weit überholt haben.

Es iſt alſo ein ſchreiendes Mißverhältniß vorhanden zwiſchen dem, was die Maſſen begehren, und dem, was die bislang vonſeiten der Civiliſation erreichte Abfindung mit der Naturnothwendigkeit zu gewähren vermag. Dieſes Mißverhältniß nennt man die ſociale Frage.

Dem deutſchen Reichsregiment gebührt die Ehre, zuerſt von ſtaatswegen und im großen geſetzgeberiſchen Stile den Verſuch unternommen zu haben, auf dieſe ſchickſalsſchwere Frage eine Antwort zu finden oder wenigſtens zur Beantwortung derſelben erheblich beizutragen. Ich habe meine unmaßgebliche Anſicht über ſolches muthige Beginnen anderwärts in dieſem Buche — („Wallfahrt nach Mariä-Einſiedeln“) freiſam ausgeſprochen und will Sie, lieber Freund, darum hier weiter nicht damit behelligen. Geſtatten Sie mir nur, beizufügen, daß ich meine, der Schwindelglaube an die dumme Lüge, die Menſchen ſeien von naturwegen frei und gleich, werde ſtets ein Haupthinderniß einer möglichen, d. h. annähernden Löſung der ſogenannten ſocialen Frage ſein. Man ſollte doch endlich aufhören, der nackten Wahrheit, daß die Menſchen von naturwegen kläglich unfrei und unberechenbar ungleich ſind, das angeblich „naturrechtliche“ Phraſenmäntelchen umzuhängen. Ueberhaupt wäre es an der Zeit, die Natur zu nehmen, wie ſie iſt. Falls es nicht unſtatthaft ſein würde, derſelben irgendwelche moraliſchen Eigenſchaften anzudichten, müßte man ſagen, es habe nie ein kindiſcheres Geſchwätz gegeben als das von der „allgütigen Mutter Natur“. Viel gerechter könnte man dieſe „allgütige Mutter“ die fühlloſeſte aller Tyranninnen nennen und ſie als mit einem ſtarken Zug von Bosheit behaftet darſtellen. Sodann möchte ich über das vorhin flüchtig geſtreifte Thema auch noch bemerken, daß, meines Erachtens, das Problem einer geſellſchaftlichen Reform gar viel von ſeiner Schwierigkeit und Gefährlichkeit verlieren würde, wenn nur erſt die Menſchen begreifen wollten, daß ſie vor allem ſich ſelber reformiren ſollten. Die Peſtilenz des Größenwahns iſt der Hauptſchaden unſerer Zeit. Die Leute wollen über ihr Wiſſen und Können, über ihren Stand und ihre Mittel hinaus. Daher der geſchäftliche Schwindel und die knechtiſche Streberei, daher die Verſtumpfung des Gewiſſens und die Verwiſchung des Pflichtbewußtſeins, daher die Verlotterung der Charaktere und die Verluderung der Sitten.

Wenn das ſocialpolitiſche Vorgehen der Reichsregierung die verſchiedenartigſten Beurtheilungen erfahren hat und erfährt, ſo lag und liegt das im Weſen der Sache. Man kann darüber doch ſehr verſchiedener Anſicht ſein und ſollte nicht gleich als „Reichsfeind“ verſchrieen werden, wenn man an das ſtaatsſocialiſtiſche

Evangelium nicht zu glauben vermag. Es läßt ſich aber auch nicht leugnen oder vertuſchen, daß ſogar unter den entſchiedenſten Reichsfreunden — ſo man nicht etwa als Muſter von ſolchen byzantiniſche Hofpaſtoren und alexandriniſche Hofprofeſſoren angeſehen wiſſen will — neuerdings ein bedenkliches Kopfſchütteln über dies und das in unſerm Deutſchen Reich Gethane und Geſchehene ſichtbar geworden iſt.

Jeden aufrichtigen Patrioten hat es mit tiefer Betrübniß erfüllt, wenn er mit anſehen mußte, was für centrifugale Experimente vom Reichscentrum ſelbſt ausgingen und wie der unſelige Partikularismus gerade dort Pflege und Ermunterung fand, wo er am wenigſten eine Brutſtätte haben dürfte. Wie ſollte denn der nationale Gedanke nicht geſchwächt werden, wenn partikulariſtiſche Wollungen geradezu übermüthig ſich breitmachen können? Mittels Eintreibung von ſolchen Keilen wie der bairiſche und der preußiſche Auslieferungsvertrag mit Ruſſland wird der ohnehin leider vom Anfang an nur ſehr loſegefügte Reichsbau wahrlich nicht gefeſtigt. Das Deutſche Reich iſt ein Bundesſtaat und mit dieſer Thatſache muß gerechnet werden. Aber wenn damit fortgefahren wird, in der jetzt beliebten Tonart die Territorialſouveränität — gräſſliches Wortmonſtrum! — zu betonen und der Nation allfort die „verbündeten Regierungen“ gegenüberzuſtellen, ſo werden wir, fürchte ich, in nicht gar zu ferner Zeit wieder beim ſeligen Bundestag angelangt ſein.

Um den Frieden iſt es ein herrlich Ding. Die fünfzehn Friedensjahre ſeit der Wiederaufrichtung des Reiches ſind für die Nation ein unberechenbar großer und dankbar anzuerkennender Segen geworden. Man kann die Größe deſſelben ſchon an der einzigen Thatſache ermeſſen, daß binnen dieſer fünfzehn Jahre Deutſchland für das wiedergewonnene Straßburg mehr, viel mehr zu thun vermochte, als Frankreich binnen zweihundert Jahren dafür gethan hatte. Wenn nur nicht auch in den Kelch der Befriedigung über die Erhaltung des Friedens ein ſo ſchwerer Wermuthstropfen fiele! Wenn wir nur nicht fragen müßten: War denn der Friede ſchlechterdings nur durch die Allianzen mit dem wiener und dem petersburger Hof aufrechtzuhalten? War für dieſe noch dazu ſehr fragwürdigen Freundſchaften der Preis, d. i. die völlige Preisgebung des Deutſchthums und ſeiner Kulturmiſſion in Oeſtreich-Ungarn und in Ruſſland, nicht ein zu hoher? Wird dieſe Preisgebung ſich dereinſt nicht bitterlich rächen?

Ach, ich fürchte, ſie wird es nur allzu ſehr, wann die Zeit kommt — und ſie kommt ſo gewiß wie zweimal zwei gleich vier iſt — die Zeit, wo unſer Volk mit der Slaverei und Sklaverei auf Tod oder Leben um ſein Daſein ringen muß. Dannzumal wird man zu ſpät erkennen, was es heiße, um der Gegenwart willen die Zukunft verſpielt zu haben.

Predigt denn die Geſchichte immer vergeblich mit ihrer Feuerzunge? Lehrt ſie umſonſt, daß die Renegaten der Nationalität, Perſonen und Volksſtämme, die grimmigſten Haſſer der Nation werden, von welcher ſie abgefallen ſind? Blickt ins Elſaß und — anderswohin! Seht euch jene öſtreichiſchen Ariſtokraten, Bureaukraten, Advokaten und Literaten an, welche ſich nicht einmal die Mühe genommen haben, ihre grunddeutſchen Namen zu czechiſiren, zu poloniſiren, zu ſlovakiſiren, zu magyariſiren, bevor ſie ſich als Deutſchenfreſſer aufſpielten. Jeder jetzt der Verſlavung preisgegebene Deutſchöſtreicher oder Balte iſt ein künftiger Feind Deutſchlands. Das iſt nicht mit einem achſelzuckenden „Zukunftsmuſik!“ abzufertigen. Zukunftsmuſik? Ja wohl! Eine Zukunftsmuſik, welche für die nationale Exiſtenz unſeres Volkes zum Todtenmarſch werden könnte.

Sollen etwa die Einbußen, welche das Deutſchthum in Oeſtreich und Rußland erlitt und erleidet, hereingebracht und ausgeglichen werden durch koloniale Erwerbungen in Afrika und Auſtralien? Das möchte ja recht ſchön ſein, wären wir nur zur Theilung der Erde nicht zu ſpät gekommen und hätten uns die Engländer, Holländer, Franzoſen, Spanier und Ruſſen noch etwas anderes übriggelaſſen als Abhub. Das Unglück unſeres Landes hat es gewollt, daß wir im 16. und 17. Jahrhundert, als andere Völker die Kolonialerde auftheilten, keine Zeit zur Betheiligung an dieſem Geſchäfte hatten. Wir mußten ja unſere Zeit und unſere Kraft mit elendem Pfaffengezänke verplempern, mußten dreißig Jahre lang jene Kriegsfurie aushalten, welche uns zum tiefſten Jammer herabbrachte, den jemals ein Volk durchgelitten hat. Und wir ſind unverbeſſerlich. Wenn es nur auf unſere römiſchen Fanatiker hüben und auf unſere lutheriſchen Zeloten drüben ankäme, die grauenhafte Erinnerung an den dreißigjährigen Krieg würde ſie nicht abhalten, ihren Streit um Wind und Worte abermals mit Kanonenmäulern zu führen.

Wie weit doch ſind wir an des 19. Jahrhunderts Neige hinter die große, von blödſichtigen Romantikern und ihrem gauneriſchen Anhang verleumdete Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts zurückgeworfen worden! Dazumal hatten Vernunft und Duldſamkeit wie auf lutheriſchen Kanzeln ſo auch in katholiſchen Klöſtern Heimſtätten und gab es ſogar aufgeklärte und duldſame Päpſte. Dermalen, wo die Spatzen auf den Dächern vom „Fortſchritt“ plappern, dürfen geiſtesarme und bildungsloſe Fanatiker von hüben und drüben ſich erfrechen, gegen das Größte und Schönſte, was der deutſche Geiſt geſchaffen, zu zetern und gegen unſere erlauchteſten Kulturheroen ihren pfäffiſchen Geifer auszulaſſen.

Aber die Gerechtigkeit fordert, daß die Anklage auf Parteibornirtheit und Unduldſamkeit nicht nur nach der einen Seite hin erhoben werde, ſondern auch nach der andern. Denn ſo wunderlich es klingen mag es gibt ja heutzutage auch eine Orthodoxie des Unglaubens und dieſe hat ebenfalls ihre Pfaffen, welche nicht anſtehen würden, mit Eiſen und Feuer gegen

Andersdenkende zu wüthen, ſo ſie es vermöchten. Von einem derſelben — dem „Philoſophen“ Ueberweg — beſitzen wir ſchwarz auf weiß das rührende Bekenntniß ſeiner Sehnſucht nach „Fanatikern des Materialismus, welche mit Wonne die katholiſchen und proteſtantiſchen Chriſten ſammt den alten Rationaliſten niederkartätſchen, wenn es noththut, dreißig Jahre lang“. Alſo auf inquiſitoriſche Großthaten, auf Maſſenabſchlachtungen der Gegner, auf Albigenſergräuel liefe das materialiſtiſche Kakangelium hinaus? Auch die Bonzen dieſes Afterglaubens würden vor einem dreißigjährigen Kriege nicht zurückſchrecken? Vielleicht merken ſich das doch unſere Bildungsphiliſter, die gewohnt ſind, jeder Narrethei, welche ſich für „Fortſchritt“ auszugeben und in die Mode zu bringen verſteht, ihre denkträge Zuſtimmung zu geben.

Trügen nicht alle Zeichen, ſo iſt die Zeit gekommen, wo eine grundſätzliche Auseinanderſetzung zwiſchen Staat und Kirche als unausweichliche Nothwendigkeit ſich darſtellt. Dieſe Auseinanderſetzung muß und wird zur vollſtändigen Trennung der beiden Anſtalten führen, mögen ſich noch ſo viele Bedenken dagegen geltend machen. Warum iſt der ſogenannte „Kulturkampf“ ſo klaglich miſſlungen? Weil gegen ein Princip, was der Papalismus iſt, mit Erfolg nur wieder ein Princip ins Feld geführt werden kann, nicht aber eine principloſe Opportunitätspolitik, welche „von Fall zu Fall“ mit einem nimmerſatten und nie zu verſöhnenden Feinde hinüber und herüber um dauerloſe gegenſeitige

Gefälligkeiten marktet. So oft der Staat in einen „Do-ut-des“ Schacher mit der Kirche ſich einläßt, wird er der verlierende Theil ſein.

Die Schwankungen in der Kulturkampfführung haben in die innere Reichspolitik überhaupt eine unleugbare Unſtätheit gebracht. Aber der traurige Nothbehelf, heute dieſe morgen jene Partei gegen die andere auszuſpielen, konnte nicht vorhalten und hat auch weſentlich mit dazu beigetragen, das Anſehen des Reichstags herabzumindern. Dieſe Herabminderung iſt aber ein Schaden für unſer Land, weil nur ein kräftiges und geachtetes Nationalparlament dem wieder ſo luſtig ſich mauſigmachenden Partikularismus die Stange halten kann. Sie wiſſen, lieber Freund, ich bin kein Schwärmer für den Parlamentarismus. Abgeſehen von vielem anderen, ſchon darum nicht, weil ich mich an der parlamentariſchen Komödie, wie ſie im Muſterland des Parlamentarismus, in England, jahraus jahrein geſpielt wird, gründlich verekelt habe, vollends ſeitdem der gedunſene Konfuſionär und Wortſchaumblaſenbläſer Gladſtone der Oberregiſſeur des Stückes geworden iſt. Aber ſo lange kein Menſch zu ſagen weiß, was denn im Deutſchen Reich an die Stelle des Parlaments geſetzt werden ſoll — wohlverſtanden, mit Berückſichtigung der Kulturſtufe der Nation — ſo lange iſt es die unumgängliche Pflicht einer nationalen Politik, den Reichstag nicht herabzudrücken, ſondern vielmehr zu heben und zu ſtärken. Daß die Reichstagsbäume nicht in den Konventshimmel wachſen werden, dafür iſt ja ausgiebig genug geſorgt. Aber auch abgeſehen davon, reicht ſchon das abſchreckende Beiſpiel, welches die dritte franzöſiſche Republik gibt, wie die erſte und zweite es gab, vollſtändig aus, ſogar ſuperlativiſchen Phantaſten das Gelüſte des Konventſpielens zu vertreiben.

Freilich ſoll auch nicht verſchwiegen ſein, daß der Reichstag die erlittene Einbuße an Anſehen und Geltung mitverſchuldet hat. Denn keineswegs iſt er immer auf der Höhe ſeiner Aufgabe geſtanden. Parteien gab es, gibt es, wird es geben allzeit. Sogar in geknechteten Ländern, ſo lange es dem Deſpotismus nicht gelingen wird, die Menſchen des Denkens gänzlich zu entwöhnen. In freien Staaten, ſofern ſie politiſcher Geſundheit ſich erfreuen, gehen aus dem Wettſtreit der Parteien um den Beſitz der Macht die treibenden und ſchaffenden Kräfte hervor. Aber jede heilſame Wirkung des Parteilebens hört auf, ſobald daſſelbe Selbſtzweck wird. Dann treten an die Stelle des höchſten Geſetzes, welches gebietet, das Vaterland wie über die eigene Anſicht ſo auch über die Parteimeinung zu ſtellen, die Parteibornirtheit und der Fraktionsegoismus und dieſe, verbunden mit perſönlicher Eitelkeit und Großmannsſucht, wirthſchaften dann ſo, wie ſie — es iſt nicht zu leugnen oder zu beſchönigen — in unſerem Reichstag auch ſchon gewirthſchaftet haben.

Einen Beweis für ſolche Wirthſchaft lieferten, beiſpielsweiſe zu reden, in den Augen unbefangener Urtheiler die Verhandlungen, welche zur Verwerfung des

Tabakmonopols führten, das ja doch kommen muß, wie auch das Branntweinmonopol wird kommen müſſen. Macht ſich doch überall, nicht etwa nur in Deutſchland, einer angeblich volksfreundlichen Phraſeologie gegenüber mehr und mehr die Einſicht geltend, daß mittels des Syſtems direkter Beſteuerung die ins Maßloſe wachſenden Bedürfniſſe der Staaten- und Gemeindehaushalte in die Länge ſchlechterdings nicht zu befriedigen ſeien. Man wird alſo über kurz oder lang, wahrſcheinlich aber über kurz, überall zur indirekten Beſteuerungsweiſe greifen müſſen, welche, wenn mit redlicher und unerbittlich ſcharfer Belaſtung des Luxus verbunden, immerhin die annähernd gerechteſte iſt. Denn ſie trifft den Schlechten wie den Gerechten, während bei direkter Beſteuerung jener zumeiſt frei ausgeht, weil die geſcheiden, fleißigen und ſparſamen Menſchen die Staats- und Gemeindelaſten für die dummen, faulen und lüderlichen Leute mittragen müſſen.

Es wäre Thorheit leugnen zu wollen, daß die innere und die äußere Lage unſeres Vaterlandes voll von Gefahren iſt. Ob der Zollkrieg, den das deutſche Reich gegen ſeine Nachbarn angehoben hat, volkswirthſchaftliche Siege erringen werde, darf ſchon jetzt als problematiſch bezeichnet werden. „Schutz der nationalen Arbeit“ — das klingt ja recht ſchön. Aber ein mitten in Europa gelegenes Land chineſiſch gegen die Nachbarſchaft abmauern zu wollen, iſt heutzutage ein unmögliches Unterfangen, und auf eine ſolche Abmauerung müſſte die „neue Wirthſchaftspolitik“ folge richtig ausgehen. Schon jetzt iſt es Thatſache, daß es gerade ſo ſchutzzöllneriſch, wie man ins Ausland hinausruft, aus dem Ausland hereinſchallt und daß die Nachbarn, wenn wir ihren Juden hauen, ſich beeilen, unſern Juden ebenfalls zu hauen. Fragt ſich alſo, wer das Hauen länger treiben, d. h. das Gehauenwerden länger vertragen könne. Ich fürchte ſehr, unſer Jude werde der zuletzt und am ſchmerzlichſten gehauene ſein, wie ja auch das plötzlich, mitten im Frieden und à la Moſkow gehandhabte Syſtem der Maſſenaustreibungen von Fremden über kurz oder lang ſchwer auf Deutſchland zurückfallen könnte. Denn welches Volk hätte einen größeren Wandertrieb als wir? Welches Land wäre ſo wie das unſrige durch den Ueberſchuß ſeiner Bevölkerung gezwungen, alljährlich hunderttauſende ſeiner Kinder in der Fremde ihr Brot ſuchen zu laſſen?

Die Stellung des deutſchen Reiches nach außen kann einem Patrioten, deſſen Urtheil nicht auf die Tonart der ganz oder halb amtlichen Preſſe geſtimmt iſt, ebenſowenig befriedigend erſcheinen als die innere Sachlage. Unſer Land hat keinen aufrichtigen Freund in Europa, ſo man nicht etwa die Kaiſer von Oeſtreich und von Ruſſland für aufrichtige Freunde halten wollte. Geſetzt aber auch, ſie wären es, würden ſie es wohl im Nothfall durch die That bewähren wollen, bewähren können? Zur Bejahung dieſer Frage gehört eine vierdimenſional ſpiritiſtiſche Köhlergläubigkeit. Die Völker für uns zu gewinnen, ja, das paſſte nicht in den

Rahmen der vielgeprieſenen Realpolitik. Das einzige Volk, welches uns aufrichtig und herzlich befreundet war, das deutſch-öſtreichiſche, hat man recht abſichtlich und mit Hohn ab- und zurückgeſtoßen, zur jubelnden Freude unſerer Todfeinde, der Römlinge und der Slaven.

Im übrigen, lieber Freund, iſt die Freundſchaft der Völker auch ein zweifelhaft Ding. Ein unzuverläſſig Ding vielmehr, gerade herausgeſagt. Wir wollen, deſſen zum Beweiſe, uns nur einer, aber ſchlagenden hiſtoriſchen Thatſache erinnern. Die Franzoſen ließen ſich für die Anno 1859 Italien geleiſtete Hilfe einen ſehr hohen Preis bezahlen, Savoyen und Nizza, und vorenthielten außerdem Rom gewaltſam den Italienern. Preußen ſchenkte Anno 1866 mittels ſeiner Siege in Böhmen den Italienern Venedig und die deutſchen Sieger von Sedan gaben dann Italien Rom. Wenn alſo unter Völkern ſo etwas wie Freundſchaft und Dankbarkeit vorhanden, muſſten die Italiener treue Freunde Deutſchlands ſein. Sie waren es aber nicht. Denn es ſteht aktenmäßig feſt, daß es im Hochſommer von 1870 nur von dem Willen Napoleons des Dritten abhing, ein italiſches Heer gegen Deutſchland marſchiren zu machen. Hätten die Jeſuiten, welche die Donna Eugenia gängelten, dieſer geſtattet, ihrem Herrn Gemahl zu erlauben, daß er Rom und den Papſt preisgäbe, ſo würde der „König-Ehrenmann“ Vittorio Emanuele in großem Maßſtabe ganz daſſelbe gethan haben, was der urtheilsloſe Phantaſt Garibaldi im kleinen that. Sehen Sie, ſo viel hat es mit der Freundſchaft und Dankbarkeit von Völkern auf ſich. Moral: Unſer Volk kann ſich nur auf ſich ſelbſt verlaſſen und iſt ganz und gar auf die eigne Kraft angewieſen.

Aller Wahrſcheinlichkeit zufolge wird dieſe Kraft, deren Mehrung eine Pflicht aller Parteien iſt und der Wunſch und Wille aller Deutſchen ſein ſollte, zunächſt noch einmal gegen die Franzoſen ſich zu bethätigen haben. Die groteſken Grimaſſen und Sprünge des Revanchecancans, welchen die Déroulède und Mitligiſten jenſeits der Vogeſen zum Beſten geben, haben ja immer ein gar „groß Publikum“. Je abgeſchmackter ein Spektakel, deſto größer allzeit und überall der Zulauf und der Beifall vonſeiten des ſüßen und des ſauern Pöbels, des behandſchuhten und des unbehandſchuhten Janhagels. Verſtändige und wiſſende Franzoſen machen den Phraſentanz der Déroulèderie nicht mit; allein ſie ſind, wie die Verſtändigen und Wiſſenden allenthalben und immer, in der Minderheit. Die ungeheure Mehrheit unſerer lieben Nachbarn jenſeits der Vogeſen iſt zweifelsohne déroulèderiſch geſtimmt und geſinnt und demnach wird das deutſche Reich noch für eine gute Weile mit dem galliſch größewahnwitzigen Chauvinismus zu rechnen haben. Sind doch die hundert deutſchen Siegesſchläge von 1870—71 nicht hinreichend geweſen, dem richtigen Gallierthum ſeinen Hochmuthsteufel auszutreiben. Dieſer Hochmuthsteufel möchte lieber heute als morgen wieder Unheil ſtiften und wird wohl keine Ruhe geben, bis ihm ſeine Hörner und Krallen radikal abgehauen ſind.

Unter ſothanen Umſtänden iſt es ein, wie ich glaube, nicht gering zu achtendes Merkmal, wenn neueſter Zeit dann und wann die Stimme eines Franzoſen von Verſtand und Wiſſen zu uns herüberkommt, eine Stimme, welche nicht déroulèderiſch fiſtulirt, nicht chauviniſtiſch bramarbaßt, ſondern offen und einfach die Wahrheit ſagt, wie ſie der Graf D'Hériſſon unlängſt in ſeinem „Journal d'un officier d'ordonnance“ (1885) ſeinen Landsleuten geſagt hat. Ernſtzunehmende deutſche wie franzöſiſche Patrioten, Männer von Kopf und Herz hüben und drüben, die haben das Gefühl und Bewußtſein, daß von der Möglichkeit einer Verſtändigung zwiſchen Deutſchland und Frankreich ein gut Theil der Zukunft Europa's, ja der Menſchheit abhänge. Deutſche und Franzoſen, ehrlich verbündet und einander ergänzend, könnten — ich habe das ſchon vor Jahren nachdruckſam ausgeſprochen — mitſammen die Welt beherrſchen. Vielleicht wird dieſe Wahrheit einmal anerkannt und von praktiſch-politiſcher Bedeutung, wann Europa durch die ungeheuren ſocialen Kriſen und Kataſtrophen, welche ihm bevorſtehen, hindurchgegangen iſt.

Aber ich ſehe, daß dieſer Brief länger geworden, als es für einen Brief ſich ſchickt, und ſchließe daher denſelben, obzwar noch dies und das zu berühren wäre, was wohl der Rede werth. Manches von dem Geſagten wird nach Ihrem Sinne ſein, anderes nicht.

Doch wir beide haben ja nie zu den Holzköpfen gehört, welche ſich einbilden, es dürfe in der Welt keine von der ihrigen abweichende Anſchauung und Auffaſſung geben, weil nur in ihrem engen Schädelraum alle Weisheit und Wahrheit aufgeſtapelt ſei. Wo aber und wie immer Ihre Anſichten von den meinigen ſich entfernen mögen, lieber Freund, mein ganzer Brief wird Ihnen – deſſen bin ich gewiß – doch den Eindruck hinterlaſſen, daß man ein guter Deutſcher und ein warmer Reichsfreund ſein könne, auch wenn man ſeine Studien nicht im theologiſch-hiſtoriſchen Seminar von Byzanz gemacht hat.

Ich grüße Sie und hoffe, wir werden auch im neuen Jahre die Alten bleiben.

Zürich, Neujahr 1886.

J. S.

Die Borgia.

Oktober 1885.

Begier nach Macht und Genuß war der Trieb jener Zeit, wo die Lehre Epikurs das Chriſtenthum bezwungen hatte. Die wollüſtige Natur erſcheint faſt in jedem hervorragenden Menſchen jener Epoche. In dieſer laſterhaften Geſellſchaft galt es nur, Menſchen und Dinge als Werkzeuge der Selbſtſucht auszubrauchen. Wo ein kräftiger Wille dabei erſchien, wurde er mörderiſch. Jene Zeit verübte und ertrug das Furchtbare, als wäre es Natur.

F. Gregorovius.
Geſch. Roms i. M. A. VII. III.

1.

„Ich bin Papſt, Pontifex, Statthalter Gottes!“ jubilirte im Morgengrauen vom 11. Auguſttag 1492 der Kardinal Don Rodrigo Borgia, als im Konklave der Kardinal-Skrutinator verkündigt hatte, daß der Name Borgia ſiegreich aus dem Wahlkelche hervorgegangen ſei.

„Alſo nimmſt du die Wahl zum höchſten Prieſter an?“ fragte der Dekan des heiligen Kollegiums den Gewählten.

„Accepto. Ich bin Papſt, ich bin der Vikar Chriſti! Bringt mir den Fiſcherring, Stola und Dalmatika.“

Und wieder der Kardinaldekan: „Heiliger Vater, welchen Namen will deine Heiligkeit tragen?“

„Alexander.“

„Alexander, des Namens der Sechſte, wir grüßen dich und huldigen dir.“

Während der neue „Statthalter Gottes“ mit dem päpſtlichen Gewande bekleidet wurde, brach man die vermauerte Balkonfenſterthüre auf und unter Vortragung des Kreuzes erſchien der Papſt auf dem Altan, um ſich dem Volke zu zeigen, das die Glocke des Kapitols herbeigerufen hatte. Dann zog das heilige Kollegium in Proceſſion in den Sankt Peter hinab, allwo Alexander der Sechſte auf den über dem Hauptaltar errichteten Thron erhoben und geſetzt wurde. Das Volk, welches die Räume der Apoſtelkirche füllte, jauchzte dem Inthroniſirten zu, wie es jeder neuen Macht zuzujauchzen pflegt.

Der heilige Geiſt, welcher bekanntlich die Päpſtewahlen leitet, hatte ſich diesmal in einer Geſtalt geoffenbart, welche in Rom keineswegs eine neue war, nämlich in einer güldenen. In dieſem Rom, allwo ſchon zur Zeit Jugurtha's alles feil geweſen, ſpäter dann Imperatorenſkepter und noch ſpäter Pontifextiaren in mehr oder minder öffentlicher Auktion erſtanden worden waren, galt nur das Geld. Rodrigo Borgia hatte auf den „Stuhl Petri“ am meiſten zu bieten vermocht und folglich war ihm derſelbe zugeſchlagen worden. Wahlen koſteten und koſten viel zu allen Zeiten — man denke nur an die engliſchen Parlamentswahlen! — und es war daher nur billig, daß Päpſtewahlen im Preistarif hoch angeſetzt waren. Das Papſtgeſchäft iſt ja zur Zeit des ſechſten Alexanders ohne Frage das rentabelſte auf Erden geweſen. Selbſt der Sultan konnte kaum mit dem Vikar Chriſti konkurriren. Aus dem „Felſen Petri“, d. h. aus dem Wahnglauben der Völker, waren unendliche Ströme, nicht von Waſſer, aber von

Gold und Silber zu ſchlagen. Die Himmelsſchlüſſel, welche der Statthalter Gottes handhabte, waren mehr als der Stab Moſis, ſie waren die Ueberſetzung des Märchens von Fortunati Säckel und Wünſchhütlein in die Wirklichkeit. Ja, dazumal gab es einen „Zauberer von Rom“.

Don Rodrigo Borgia war ein Mann, der zu rechnen verſtand. Er wußte, daß der Stuhl Petri die beſte Kapitalanlage vorſtellte. Er war daher zu Ihren Eminenzen, den Herren Kardinälen, gekommen, wie weiland Zeus zur Danae kam, goldregnend. Seine Dukaten erwieſen ſich als von ſo unwiderſtehlicher Beredſamkeit, daß ſie ſogar aus zwei Konkurrenten, den Kardinälen Sforza und Orſini, zwei dienſtbefliſſene Makler machten. Von den 23 kardinaliſchen Wahlmännern waren nur fünf ſo hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, verſtanden nur fünf vom Handel und Wandel, von Angebot und Nachfrage ſo wenig, daß ſie ſich weigerten, mit der Firma Borgia ein Geſchäft zu machen. Es gibt eben zu allen Zeiten wunderliche Käuze, Narren auf Tugendſtelzen ſo zu ſagen, welche unpraktiſch genug ſind, beſſer ſein zu wollen als ihre Zeitgenoſſen.

Die ſpaniſche Firma Borgia, wie die Italiener, oder Borja, wie die Spanier ſchrieben, war übrigens auf dem „Platze“ Rom ſchon ſeit längerer Zeit feſt und breit begründet. Es iſt auch im Jahre 1492 nicht zum erſtenmal geſchehen, daß ſie in Tiaren ſpekulirte. Sie hatte Erfahrung im Geſchäft und wußte, wie es zu machen wäre. Für den Begründer des Hauſes in deſſen geſchäftlicher Bedeutung iſt jener zu Xativa bei Valencia 1378 geborene Alfonſo Borja anzuſehen, welcher als Geheimſchreiber Alfonſo's von Aragon mit dieſem aus

Spanien nach Italien herüberkam. Als ſein Dienſtherr und Gönner König von Neapel geworden, wurde Borja Biſchof von Valencia und zur Belohnung für den Fanatismus, womit er gegen jede Reformregung in der Kirche anging, im Jahre 1444 Kardinal. Keine ſeiner Miteminenzen eiferte heftiger als er gegen die ſchüchternreformiſtiſchen Anläufe, welche das Koncil von Baſel gemacht hatte, und darum war es ganz in der Ordnung, daß er 1455 als Kalixt der Dritte auf den Stuhl Petri erhoben wurde.

Der Papſt zog ſeine zahlreiche ſpaniſche Sippſchaft nach Rom, wie denn zu dieſer Zeit überhaupt die Hiſpaniſirung Italiens anhob, ein Beginnen, welches mit dem dazumaligen Aufſteigen Spaniens zu einer Großmacht zuſammenfiel und im Kauſalzuſammenhang ſtand. Daſſelbe Jahr 1492, welches den Neffen Kalixts des Dritten zum „Vikar Chriſti“ machte, ſah den Sieg des unter den „katholiſchen Königen“ Ferdinand und Iſabella vereinheitlichten Spaniens über Granada, das letzte moriſche Reich auf ſpaniſchem Boden, und wenige Monate darauf ſignaliſirte der in der Morgendämmerung des 12. Oktobers vom Bord der „Pinta“ erſchallende Ruf „Tierra! Tierra!“, daß die zweite Halbkugel der Erde wiedergefunden und Spanien berufen ſei, über unermeſſliche Länderſtrecken jenſeits des atlantiſchen Oceans zu gebieten.

Papſt Kalixt ſah mit beſonderer Gunſt die Kinder ſeiner Schweſter Iſabella an, welche mit dem valencianiſchen Hidalgo Jofred Lanzol verheiratet war. Ihre beiden Söhne Pedro Luis und Rodrigo nahm der heilige Vater an Kindesſtatt an und ließ ſie den Namen Lanzol mit dem Namen Borgia vertauſchen. Den Pedro Luis machte er zum Stadtpräfekten von Rom, zum Bannerherrn und General der Kirche, zum Herzog von Spoleto und zum päpſtlichen Vikar in Terracina und Benevent. Auch der um ein Jahr jüngere Rodrigo kam nicht zu kurz. Dem erſt Fünfundzwanzigjährigen ſetzte der Oheim den Kardinalshut auf i. J. 1456 und zwölf Monate ſpäter gab er ihm eins der höchſten und einträglichſten Aemter in der römiſchen Hierarchie, die Vicekanzlerſchaft der Kirche. In dieſer Stellung hatte Se. Eminenz Don Rodrigo vollauf Gelegenheit, die Schätze aufzuhäufen, mittels welcher er ſpäter ſein großes Beſtechungsgeſchäft zu machen vermochte. Der zu Ende des Jahres 1458 erfolgte Tod ſeines kinderloſen Bruders Pedro Luis mehrte die Reichthümer des Kardinals höchſt beträchtlich und der ſchon etliche Monate früher eingetretene Hingang des päpſtlichen Oheims that ſeiner Stellung und Bedeutung keinen Abbruch. Er wußte ſich unter den vier auf einander folgenden Pontifikaten von Pius dem Zweiten, Paul dem Zweiten, Sixtus dem Vierten und Innocenz dem Achten in ſeinen Würden zu behaupten, ohne dieſe Würden irgendwie zu Bürden werden zu laſſen. Don Rodrigo nahm den Kardinalpurpur auf die leichte Achſel und verſtand ſelbigen ſo recht cavalièrement zu tragen. Burſchikos ſogar, alſo, daß deutſche Studenten ihn mit Fug ein „fideles Haus“, einen „forſchen“ Kardinal genannt haben würden. Pius der Zweite freilich ſah die Aufführung des Vicekanzlers der römiſchen Kurie mit etwas anderen Augen an. Beweis hierfür der Brief, welchen der Papſt am 11. Juni von 1460 an Don Rodrigo richtete, weil eine Orgie, die der Herr Kardinal im üppigen Siena in den Gärten des Meſſer Giovanni de Bichis mit einer Schar junger

Mädchen und Frauen gefeiert hatte, ungewöhnlich viel zu reden gegeben. Es ſei doch zu arg — meinte der heilige Vater — daß ein Mann, welcher „das Bisthum von Valencia, das erſte in Spanien, innehat, welcher auch Vicekanzler der Kirche iſt und mit uns, dem Papſt, im Kardinälekollegium ſitzt“, es nicht für unſchicklich halte, „Frauenzimmern zu ſchmeicheln, Früchte und Wein derjenigen zu ſenden, die er liebe, und den ganzen Tag über nach nichts zu trachten als nach jeder Art von Wolluſt“. Schließlich ſprach Pius die Hoffnung aus, daß der neunundzwanzigjährige Wüſtling von Kardinal mit den Jahren zur Vernunft kommen und ſich beſſern werde.

Aber das milde Mahnwort des Papſtes verfing nicht. Wie konnte es auch verfangen bei einem Menſchen, deſſen eigenſtes Weſen eine ins Quadrat erhobene Sinnlichkeit war? Bei einem Menſchen, welcher die zügelloſe Hingabe an ſeine Begierden für ſein gutes Recht, ja ſogar für eine aus ſeiner Natur fließende Pflicht anſah? Wir müſſen beim Anblick einer ſolchen Erſcheinung wohl beachten, daß die Richtung der Renaiſſance, wenigſtens bei den romaniſchen Völkern und unter dieſen wieder ganz namentlich bei dem italiſchen, dahin ging, den Anſpruch der Perſönlichkeit, ſich ihrem Weſen gemäß ſchrankenlos zu entfalten, über alles zu ſtellen, über Recht und Sitte, kirchliche Gebote und ſtaatliche Geſetze. Das Gewiſſen war dieſen abſoluten Genußmenſchen und Böſewichten die unbekannte mathematiſche Größe, welche zu ſuchen ihnen nicht entfernt in den Sinn kam. Sie gingen mit der Sünde zu Bett und ſtanden mit dem Frevel auf, als ob es gar nicht anders ſein könnte. Und dabei waren dieſe neuen Heiden, welche die Zeiten Caligula's, Nero's und Elagabals erneuten, ſehr orthodox-katholiſch, ſehr kirchlich-fromm, d. h. ſie machten mit Anſtand und Grazie das ganze Ceremoniell eines Kultus mit, deſſen ethiſcher Kern abgeſtorben war und welcher nur noch aus einer ſinnlich-pomphaften Hülſe beſtand, welche trotz ihrer künſtleriſchen Geſtaltung auf wahrhaft fromme Gemüther abſtoßend wirken mußte.

Es hat niemals frechere Gotteslästerer gegeben als dieſe Hierarchen, welche mit Händen, welche ſo eben noch den Meuchlerdolch oder die Giftphiole gehandhabt hatten, in der Meſſe die Hoſtie zur „Wandlung“ erhoben, und niemals wurde eine ſataniſchere Satire ausgeheckt, als wenn Papſt Alexander der Sechſte ſeine ehebrecheriſche Buhlin Julia Orſini-Farneſe durch ſeinen Hofmaler Pinturicchio als jungfräuliche Himmelskönigin, als Muttergottes malen ließ. Zu einer ruchloſeren Schändlichkeit hat wohl die Kunſt nie ihre helfende Hand geboten.

Ueberhaupt ſorgten die Herren und Damen der Renaiſſance eifrigſt dafür, durch ihren ganzen Wandel zu dem traurigen Texte, daß Wiſſensdünkel und Kunſtfexerei die Menſchen keineswegs beſſer und edler machen, eine ebenſo furchtbare als unwiderſprechliche Gloſſe zu liefern. Eine verderbtere Geſellſchaft iſt undenkbar. Sie bewegte ſich auch, ſelbſtverſtändlich, in den tollſten Widerſprüchen. Zur ſelbigen Zeit, wo das „Heilige Offiz“ jede Auflehnung gegen den Druck hierarchiſcher Tyrannei im Rauche der Scheiterhaufen zu erſticken trachtete, ſchrieb Machiavelli ſeine „Mandragola“ und Aretino ſeine „Cortegiana“, in welchen mit Beifall überſchütteten Komödieen die chriſtliche Moral und der chriſtliche Kult in ausgelaſſenſter Weiſe verhöhnt wurden. Man kann wohl ſagen, die Herren und Damen der italiſchen Renaiſſance machten ſich in ihrer Ueppigkeit gar nichts daraus, mit dem Höllenfeuer, womit der Kirchenglaube ſie bedrohte, ſo leichtfertig zu ſpielen, als wären ſeine Flammen lauter Roſen.

Hierin, wie überhaupt in aller Mißachtung deſſen, was heilig ſein ſollte unter Menſchen, gingen häufig genug gerade die Spitzen der Kleriſei den Laien mit ſchlechtem und ſchlechteſtem Beiſpiele voran. Aber dieſe Beiſpielgebung auf den Gipfel der Schamloſigkeit zu erheben, war dem Rodrigo Borgia vorbehalten.

Es iſt doch eigen, wie das ſpaniſche Amalgam von Fanatismus, Wolluſt und Grauſamkeit im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in die geſchichtliche Erſcheinung trat. Da haben die Torquemada und Arbues die fürchterliche Maſchine der ſpaniſchen Inquiſition konſtruirt und in Gang geſetzt, da hat der Mönch Tirſo de Molina (Gabriel Tellez) in ſeinem herrlichen Trauerſpiel „El burlador de Sevilla“ den Don-Juan-Typus dichteriſch geſchaffen, da iſt Rodrigo Borgia auf den Stuhl Petri gelangt.

Der Mann war von Haus aus weit mehr Don Juan als Torquemada. Eine ſtattliche, ja majeſtätiſche Perſönlichkeit, von unverwüſtlicher Geſundheit und unerſchöpflicher Kraft, eine hohe Geſtalt, ein Antlitz von edlem Schnitt und blühender Farbe, feuerwerfende Schwarzaugen, ein volllippig ſinnlicher Mund, eine klangvolle Stimme, ganz Anmuth und Einſchmeichelung in Haltung, Gebärde und Rede, immer ſorglos, heiter und genußfroh, kurz, der richtige Don Juan im Kardinalspurpur und ſpäter im Papſtornat, ein „burlador“, welcher, wie einer ſeiner Zeitgenoſſen und Beobachter, Gaſparo der Veroneſer, von ihm ſagte: „alle ſchönen Frauen in faſt wunderbarer Weiſe zur Liebe aufregte und an ſich zog, wie der Magnet das Eiſen anzieht". Ein Fanatiker war er nicht. Er ſpielte auch nur den Fanatiker, wann es ſeine Papſtrolle gelegentlich mit ſich brachte. Er mordete keineswegs aus Glaubenswuth, ſondern nur aus dynaſtiſch-politiſchen und finanziellen Gründen. Das ſprichwörtlich gewordene „Gift der Borgia" — ein weißes Pulver von „angenehmem Geſchmack" — war ſo recht ein „Erbſchaftspulver", d. i. ein Mittel der Beerbung, und ein Hauptwerkzeug der Borgia-Politik. Aehnliche mörderiſche Apotheken gab es übrigens in ſämmtlichen oder wenigſtens in den meiſten italiſchen Fürſten- und Signorien-Paläſten damaliger Zeit, allwo Menſchenleben eine ſpottbillige Waare geweſen ſind. Das „Gift der Borgia" gewann nur darum einen ſo beſonders übeln Ruf, weil es im Vatikan gekocht und vom Stuhl Petri herab verſchrieben wurde. Selbſt den Menſchen von dazumal, welche doch an alle Scheuſäligkeiten der „welſchen Praktik" gewöhnt waren, erweckte die Giftphiole in der Hand des „Statthalter Gottes auf Erden" ein gewiſſes Unbehagen. Dieſe Karikatur des Heiligſten war doch auch gar zu verzerrt.

2.

Eine junge Römerin, wie es ſcheint, aus einem Hauſe des römiſchen Lumpenadels von damals, Vanozza de Cateneis, hatte um 1469 den Don Juan-Kardinal ebenfalls unwiderſtehlich gefunden. Sie hatte es aber auch verſtanden, den Schmetterling lange zu halten, weil ſie klug genug war, ihn nicht für ſich allein haben zu wollen. Die kluge Schöne gebar ihrem Liebhaber, welcher dreifacher Biſchof (von Valencia, von Portus und von Karthago), Kardinal und Vicekanzler der Kirche war, ungeheure Einkünfte bezog und im höchſten Grandſeigneurſtil lebte, vier Kinder, die drei Söhne Juan, Ceſare und Jofred, und eine Tochter, Lukrezia. Dieſe kam im April 1480, Ceſare im April 1476, Juan im Jahre 1474, Jofred wahrſcheinlich 1482 zur Welt*).

Der Kardinal verheiratete ſeine Kebſe des Dekorums halber, welches jedoch ein ſehr durchſichtig Ding war, nach einander mit verſchiedenen Schein-Männern, die ſich für Geld dazu willig finden ließen. Er richtete ihr auch, unweit von ſeinem Palaſt im Quartier Ponte, ein auf der Piazza Pizzo di Merlo gelegenes Haus und darin einen behaglichen Haushalt ein. Da lebte ſie mit ihren Kindern, für welche der Vater derſelben eine unbegränzte Zärtlichkeit hegte. Dieſes Gefühl des Kardinals iſt nachmals das Grundmotiv der Politik des Papſtes geworden und bis zuletzt geblieben. Der harte Sünder wurde weich, ſowie es ſich um das Wohl oder Weh ſeiner Kinder handelte. Dies iſt wohl das Menſchlichſte, vielleicht das Allein-Menſchliche in dieſem Borgia geweſen, welcher ſonſt mehr ſeinem Wappenthiere glich, einem graſenden Stier; aber einem Stier, der ſo verführeriſch war wie jener mythologiſche, von welchem die Jungfer Europa ſich entführen ließ. Borgia blieb der Mutter ſeiner genannten vier Kinder — er hatte noch andere von anderen Weibern, die uns aber weiter nichts angehen — auch dann noch freundlich zugethan, als ſie aufgehört hatte, ſeine Geliebte zu ſein. Die eigentliche Vertraute ſeiner Gedanken und Pläne und gelegentlich auch ſeine Kupplerin war jedoch die Donna Adriana Orſini, von Geburt eine ſpaniſche Mila und mit dem Kardinal in naher Verwandtſchaft ſtehend als Tochter eines leiblichen Vetters von ihm. Dieſer Donna übergab er ſeine Tochter Lukrezia zur Erziehung und Schmeichler haben von den Reſultaten dieſer Erziehung viel Weſens gemacht. Wollte man dem bezüglichen Lobhudelgedudel glauben, ſo wäre Lukrezia Borgia ein Ausbund geweſen wie von Schönheit, ſo auch von Wiſſen und Tugend. Die Wahrheit iſt, daß die vielberufene Tochter Alexanders des Sechſten, ihre körperliche Wohlgeſtalt und ihr anmuthiges Gebaren beiſeite gelaſſen, in keiner Beziehung über das Mittelmaß ſich erhob, welches an die höfiſche Damenwelt des damaligen Italiens anzulegen iſt. Weder im Guten noch im Schlechten erhob ſie ſich darüber. Denn wenn über die bekannten Geſchichten von blutſchänderiſchen Beziehungen zu ihren beiden Brüdern Juan und Ceſare, ja zu ihrem Vater-Papſt als über bloße Klatſchgeſchichten hinwegzugehen iſt und demnach jenes ſchreckliche Epigramm, das ihr Zeitgenoß Pontano noch bei ihren Lebzeiten ihr als Grabſchrift geſetzt hat*), nur die Bedeutung eines gif-

---

*) Die Feſtſtellung dieſer Daten verdanken wir Gregorovius, welcher 1872 im Notariatsarchiv des Kapitols das Protokollbuch des vertrauten Notars Alexanders des Sechſten auffand, welches über die intimſten Verhältniſſe der Borgia neue urkundliche Aufſchlüſſe gab. Vgl. die „Einleitung“ zu dem Buch „Lukrezia Borgia“ von F. Gregorovius.

---

*) Hic jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thaïs, Alexandri filia, sponsa, nurus.
(Hier liegt eine, die hieß Lukrezia, war aber Thais,
Alexanders des Papſts Tochter, Gemahlin und Schnur.)

tigen Witzes beanſpruchen darf, ſo kann doch anderſeits auch die Preisſtanze, welche Arioſto im „Orlando furioso“ ihr widmete*), nur als ein abgeſchmackter Exceß der Byzantinerei des Hofdichters der Eſte bezeichnet werden.

Solche Exceſſe waren zu jener Zeit gäng und gäbe. Als am 26. Auguſt 1492 die Krönung Alexanders des Sechſten mit Entfaltung von beiſpielloſem Pomp und Prunk in Rom gefeiert wurde, ſchüttete die menſchliche Niedertracht das ganze Füllhorn ihrer Schmeichelphraſen nicht nur über den neuen Papſt, ſondern auch über den Wappenſtier der Borgia aus. Zehn Jahre ſpäter lautete die Sprache der italiſchen Epigrammatiker freilich anders. Aus dieſer Zeit ſtammt ein lateiniſches Sinngedicht, welches, möglichſt getreu verdeutſcht, alſo lautet:

> Alexander verkauft die Schlüſſel, Altäre, den Chriſt ſelbſt;
> Weil er ſie früher gekauft, kann er verkaufen ſie jetzt.
> Schwellend vom Laſter zum Frevel und wachſend vom Funken zur Flamme,
> Richtet der ſpaniſche Stier Rom ohn' Erbarmen zu Grund.
> Sextus Tarquinius, Sextus Nero, Sextus Alexander —
> Sexti haben allzeit Rom zum Verderben gereicht.

---

*) La prima inscrizion, ch'agli occhi occorre,
Con lungo onor Lucrezia Borgia nomina,
La cui bellezza ed onestà preporre
Debbe all' antiqua la sua patria Roma.
(Die erſte Inſchrift, ſo der Blick erfaßt,
Benennt Lukrezia Borgia, voll der Ehren, —
Beſtimmt, noch mehr als die antike faſt,
Ihr Rom durch Reiz und Sitte zu verklären.)
Es iſt an der bezüglichen Stelle vom Raſenden Roland (Geſ. 42, St. 73—96) von einem den ſchönſten und tugendſamſten Frauen errichteten Ruhmestempel die Rede.

Damit ſtimmt Machiavelli, wenn er, dem die Adepten der gegenwärtig in Deutſchland herrſchenden hiſtoriſchen Schule doch gewiß keine „ſittliche Entrüſtung“ zum Vorwurf machen können, Wolluſt, Simonie und Grauſamkeit als die drei vertrauten und lieben Dienerinnen des Papſtes bezeichnet („tre sue familiare e care ancelle, lussuria, simonia e crudelitate“).

Selbſtverſtändlich ließ der neue „Statthalter Gottes“ dieſes Trifolium nicht gleich zu Anfang ſeines Pontifikats ſo freiſam ſchalten und walten wie ſpäter, nachdem er auf dem Stuhl Petri recht warm geworden. Er traf ſogar etliche Anordnungen, welche im In- und Auslande eine gute Meinung von ſeiner Sorge für die öffentliche Sicherheit und eine beſſere Handhabung der Rechtspflege erweckten. Wie es dazumal in Rom zu- und herging, zeigt die Thatſache, daß in dieſer „Hauptſtadt der Chriſtenheit“ während des Interregnums vom Tode Innocenz des Achten bis zur Krönung Alexanders des Sechſten 220 Morde verbrochen wurden. Die Borgia-Natur des neuen Pontifex machte ſich jedoch bald ſpürbar. Zunächſt in der Form väterlicher Zärtlichkeit, deren Auslaſſungen ſchon unſchwer errathen ließen, daß der Papſt gewillt wäre, das Patriomonium Petri zu einer Domäne ſeiner eigenen Familie zu machen. Das Aufſteigen derſelben zu fördern, ihre Mitglieder mit Würden und Titeln, mit Geld und Gut, Land und Leuten auszuſtatten, dazu war ihm jedes zweckdienliche Mittel recht, jedes, das ſchlaueſte wie das ruch- und ſchamloſeſte. Noch als Kardinal hatte er für ſeinen Sohn Juan den Titel und Beſitz eines Herzogs von Gandia in Spanien erworben. Als Papſt machte er dieſen Duca di Gandia, welcher ſich mit einer ſpaniſchen Donna aus vornehmem Hauſe vermählte, zum Gonfaloniere und Generalkapitän der Kirche und belehnte ihn mit dem päpſtlichen Herzogthum Benevent. Seinem Sohne Jofred machte er einen großen Stand im Königreiche Neapel, indem er den König Alfonſo bewog, dem borgia'ſchen Baſtard ſeine Tochter Sancia zur Ehe zu geben. Mittels dieſer Heirat wurde Jofred Principe di Squillace, auch Duca di Sueſſa und großer Lehensträger im Neapolitaniſchen, daneben freilich auch großer Hörnerträger. Denn Donna Sancia war eine ſehr heißblütige Dame, von welcher die römiſche und neapolitaniſche Skandalchronik unter anderem zu melden wußte, daß ſie ihren beiden Schwägern Juan und Ceſare, ja ſogar ihrem päpſtlichen Schwiegervater Alexander zärtlicher zugethan geweſen ſei, denn ihre Stellung als Schwägerin und Schwiegertochter es verlangte.

Aus ſeinem Sohn Ceſare wollte Alexander, wenn nicht gerade ein Kirchenlicht, ſo doch einen Kirchenfürſten machen, obzwar der Junge, in welchem ſchon frühzeitig die heftigſten Leidenſchaften ſich regten, nur widerwillig zur geiſtlichen Laufbahn ſich beſtimmen ließ. Er ſtand noch in Knabenſchuhen, als auf Andringen ſeines Vaters deſſen Vorgänger Innocenz der Achte ihn zum Protonotar der Kirche ernannte. Von allen Kindern Alexanders zweifelsohne geiſtig und körperlich am reichſten begabt, machte er ſich als Student an den Hochſchulen von Perugia und Piſa die Bildung der Renaiſſancezeit in nicht gewöhnlichem Grade zu eigen. Die Herren Profeſſoren umſchmeichelten den ſechzehnjährigen Papſtſohn nach der Sitte der Zeit mit den (übrigens zu allen Zeiten üblichen) Huldigungen gelehrter Knechtſchaffenheit. An ſeinem Krönungstag ernannte Alexander der Sechſte ſeinen Sohn Ceſare, welcher ſpäter ſein Tyrann werden ſollte, zum Erzbiſchof von Valencia, obzwar der Jüngling das geiſtliche Kleid nur ſo nebenbei trug und nur die „erſte Weihe“ hatte, alſo bloß Diakon, nicht Prieſter war. Sieben Monate ſpäter ritt Meſſer Boccaccio, der ferrareſiſche Geſandte bei der Kurie, mit dem ſiebzehnjährigen Erzbiſchof, welcher „ganz weltlich angethan und bewaffnet war“, zur Jagd und gewann den Eindruck, Ceſare wäre genial beanlagt („magni et excellentis ingenii“), er trage und gebe ſich als ein großer Prinz, er ſei immer heiter, fröhlich und zum ſcherzen aufgelegt, auch eine viel ſtattlichere und gewinnendere Erſcheinung als ſein Bruder der Herzog von Gandia.

Es exiſtirt weder aus dieſer noch aus einer ſpätern Zeit ein echtes Ebenbild vom Ceſare Borgia. Wenigſtens kennt man keins, denn das im Palazzo Borgheſe in Rom als ein ſolches gezeigte und angeblich von Raffael gemalte iſt unecht. Aber alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß Ceſare ein prächtiger Mann geweſen ſei, und es iſt denkwürdig, daß er geradezu der ſchönſte Mann ſeiner Zeit genannt wurde, wie vordem der Kaiſer Tiberius. Von ſeinem Vater hatte er die Unwiderſtehlichkeit bei Frauen überkommen. Da war er der richtige Cäſar: er kam, wurde geſehen und ſiegte. Die Weiber unterwarf der zärtliche, die Männer ſchreckte der zornige Blick ſeiner Augen. Es ging von ihm etwas Dämoniſch-Faſcinirendes aus. Er war ohne Frage ein Mann weitgreifender Entwürfe und ſkrupelloſeſter Durchführung derſelben. Man begreift, daß ein ſo glühender Patriot und kühler Rechner wie Niccolò Machiavelli in dieſem Borgia den Arzt erblicken konnte, welcher beſtimmt wäre, die todkranke Italia mit Eiſen und

Feuer zu kuriren. Seine von infernaler Glut volle Seele trug Ceſare in einem Körper von herkuliſcher Kraft und höchſter Gewandtheit in allem ritterlichen Sport von dazumal. Bei einem der Stiergefechte, welche die Borgia in Rom aufgebracht haben, hat er mit einem Spadaſtreich einem der Kampfſtiere den Kopf vom Rumpfe gehauen, welches Kraftſtück die knechtiſchen Römer als eine Heldenthat wie toll bejubelten. Auch ſpäter, als ſein Wüſtlingswandel ihm das Geſicht mit Kupferroth und Schwären bedeckt hatte und er mit Bubonen behaftet war, muß ſeine Perſönlichkeit noch immer eine imponirende geweſen ſein und ein Kraftmenſch iſt er geblieben bis zuletzt.

Am 20. September von 1493 hielt der Papſt ein Konſiſtorium, um einen großen Kardinäleſchub vorzunehmen. Es wurden zwölf Kardinalshüte vergeben und unter dieſen Ernennungen ſind beſonders zwei kennzeichnend geweſen. Alexander ernannte nämlich ſeinen ſiebzehnjährigen Sohn Ceſare zum Kardinal von Santa Maria Nuova und niemand wagte gegen dieſes den Geſetzen der Kirche hohnſprechende Aergerniß Einſprache zu thun. Das Skandal wurde nur noch ſchreiender durch die Meineide, mittels welcher die Makel der Baſtardſchaft von dem Papſtſohn weggeſäubert werden ſollte. Unter Beihilfe der beiden Kardinäle Orſini und Pallavicini ließ Alexander durch falſche Zeugen beſchwören, daß Ceſare der Sohn von Domenico d'Arignano ſei, einem der Schein-Männer ſeiner Mutter Vanozza. Nicht weniger ſkandalvoll war die Erhebung des Aleſſandro Farneſe zum Kardinal, eines verrufenen Wüſtlings, welcher aber das Verdienſt hatte, der Bruder jener wunderſchönen Julia Farneſe zu ſein, welche noch als halbes Kind der Verführungskunſt des Kardinals Borgia erlegen, dann mit Lodovico Orſini von Baſſanello verheiratet worden, jetzt aber, 1493, kaum zwei Jahre nach ihrer Heirat, mit Wiſſen und Willen ihrer Mutter und der ganzen farneſiſchen Sippſchaft die Hauptodaliske des Papſtes war*). Die abſcheuliche Machenſchaft dieſer Kardinaliſirung war ſo ſtadtkundig, daß Aleſſandro Farneſe im römiſchen Volksmund nur „il cardinale della gonella“ (der Schürzenkardinal) hieß**).

---

*) Sannazar witzelte darüber:

Europen Tyrio quondam sedisse juvenco,
Quis neget? Hispano Julia vecta bove est
(Wie dereinſt von dem tyriſchen Stier Europa entführt ward,
So von dem ſpaniſchen Stier Julia wurde entführt.)

**) Hauptquelle für die Geſchichte der Borgiawirthſchaft iſt, neben den amtlichen Urkunden und den Depeſchen der gleichzeitigen beim „heiligen Stuhl“ beglaubigten fremden Geſandten, bekanntlich das lateiniſch geführte Tagebuch, welches der päpſtliche Ceremonienmeiſter Johannes Burkhard, ein Straßburger von Geburt, hinterlaſſen hat und welches früher nur bruchſtücksweiſe bekannt war, jetzt aber in einer vollſtändigen und mit kritiſcher Sorgfalt hergeſtellten Ausgabe vorliegt: — Johannis Burchardi, Argentinensis, capelle pontificie sacrorum rituum magistri, Diarium sive rerum urbanarum Commentarii (1483–1506). Texte latin publié intégralement pour la première fois d'après les manuscrits de Paris, de Rome et de Florence par L. Thuasne. Paris, E. Leroux, 1883—84, t. 1—2. Der Bericht über das oben berührte Geſchehniß lautet bei Burkhard (II, 84) ſo: „Die 20 septembris 1493 papa Alexander creavit duodecim cardinales. Inter primos fuit creatus filius ipsius ex se et quadam muliere quam ipse nupserat cuidam Dominico de Arignano, et semper fuit habitus, tentus et reputatus ejus filius et ipse fecerat eum episcopum Pampelonensem, item unum de domo Farnesia, consanguineum Juliae Bellae, ejus concubinae.“

Dieſe Schürzenkardinalſchaft hat ihn aber nicht gehindert, ſpäter Papſt Paul der Dritte zu werden.

Wie ſchamlos man im dazumaligen Rom ſelbſt das Heiligſte durch den Koth ſchleifte, wird auch dadurch erwieſen, daß die Satirik nicht anſtand, die Donna Julia Orſini-Farneſe — „la Bella“ par excellence — die „Braut Chriſti“ zu nennen. Sie hatte im Jahre 1482 eine Tochter geboren, deren Vaterſchaft dem Gemahl der Dame, welcher vorzog oder vorziehen mußte, fern von Rom auf ſeiner Burg Baſſanello zu leben, zugeſchrieben wurde, aber zweifellos dem „Vikar Chriſti“ zugehörte. Um ſeine Geliebte immer in der Nähe zu haben, machte er ſie zur „Ehren- und Anſtandsdame“ ſeiner Tochter Lukrezia, welche im Palazzo Santa Maria in Portici ihren Hof hielt. Die junge Lukrezia, welche ihr Vater ſuperlativiſch liebte — („Chiama questa madonna Lucrezia in superlativo gradu“, meldete Boccaccio am 4. April 1493 nach Ferrara) — war noch in Kindesjahren zweimal verlobt worden, mit ſpaniſchen Hidalgos, welche aber Rodrigo Borgia, nachdem er den Kardinalshut mit der Tiara vertauſcht hatte, fürder nicht als paſſende Schwiegerſöhne erachten konnte. Er wollte jetzt mit ſeinem geliebten Töchterlein höher hinaus und hinauf. Zudem erſchien eine politiſche Heirat der Papſttochter angezeigt. Alexander war zu dieſer Zeit enge mit den Sforza verbandelt: mit Lodovico dem „Mohren“, dem Tyrannen von Mailand, und deſſen Bruder, dem Kardinal Aſkanio Sforza. Dieſe Herren hatten einen Verwandten, Giovanni Sforza, Herr von Peſaro, ſelbſtverſtändlich Baſtard, wie denn die italiſche Renaiſſance ſo recht die goldene Zeit der Bankerte geweſen iſt. Der ſtattliche Baſtard Giovanni Sforza und die ſchöne

Baſtardin Lukrezia Borgia paßten zuſammen, perſönlich und aus Gründen der Politik.

So wurde denn am 12. Juni 1493 im Belvedere des Vatikans eine prächtige und luſtige Hochzeit gefeiert. Elf Kardinäle, viele Biſchöfe, die fremden Geſandten, die römiſchen Nobili und anderthalbhundert Damen machten das Feſt mit. Beim Bankett ſaß je neben einem geiſtlichen oder weltlichen Herrn eine Frau oder ein Mädchen. Es wurde eine Komödie aufgeführt, geſungen, muſicirt und getanzt. Der Papſt ließ fünfzig ſilberne Schalen hereinbringen und deren Inhalt, köſtliches Konfekt, den ſchönſten der anweſenden Damen in den Buſen ſchütten*). Ja, man wußte ſich im Vatikan zur Borgiazeit zu kurzweilen und zu vergnügen. Bei jedem Anlaß, und der Anläſſe waren gar viele, gab es da Geſang und Saitenklang, Komödien- und Maskenſpiel. Die bevorzugteſte Ergötzung des Papſtes aber war der Tanz ſchöner Frauen.

---

*) „Et post desponsationem papa quinquaginta cuppas argenteas cum confectionibus ad faciendam collationem presentavit, ibique in signum magnae laetitiae in sinum multarum mulierum, potissime pulchrarum, projectae fuerunt.“ Burchardi diar. II, 78. Man weiß nicht, war es sancta simplicitas oder aber blutige Bosheit, wenn der päpſtliche Ceremonienmeiſter hinzufügte: „Und das geſchah zur Ehre und zum Preiſe des allmächtigen Gottes und der Römiſchen Kirche (et hoc ad honorem et laudem omnipotentis Dei et Ecclesiae Romanae).“ Ich geſtehe, daß mir Burkhards Diarium nicht ſelten den Eindruck gemacht hat, als wäre der hochwürdige Herr ſo eine Art von klerikal mittelalterlichem Varnhagen geweſen, welcher den Tag über unterthänigſt befliſſen vor den Borgia kratzfußte und ſcharwenzelte, um dann Abends die Vorkommniſſe der Borgiawirthſchaft ſchadenfroh in ſeinem verſchwiegenen Tagebuch zu verzeichnen — zur Erbauung der Nachwelt. Indeſſen gewinnt ein unbefangener Leſer von Burkhards Aufzeichnungen immerhin die Ueberzeugung, daß dem Verfaſſer weit mehr Naivität und Ehrlichkeit nachzuſagen ſei als dem Herrn Varnhagen von Enſe, deſſen Tagebücher einen ungeheuren Sandhaufen von Lügen bilden, in welchem ſich dann und wann eine Perle findet, nämlich eine Glasperle von kecken Vermuthungen, die ſich für hiſto-

Daß ſolches vatikaniſche Gebaren ſeine Wirkung that, iſt nicht verwunderlich. Die Kleriſei mußte ſich

---

riſche Wahrheiten ausgeben. Mir iſt ſelten eine unſympathiſchere Erſcheinung vorgekommen als dieſer Katzentrittler von kaltgeſtelltem Diplomaten. Zu feig, um der Wuth über ſeine Kaltſtellung vernehmbaren Ausdruck zu geben, ſchlich er den Tag über in der berliner vornehmen Geſellſchaft herum, horchend, kratzfußend und ſcharwenzelnd, begierig jeden Klatſch einſammelnd, um ſelbigen Abends in ſeine Tagebücher niederzulegen, in gemeiner Schadenfreude vor ſich hinkichernd: Wartet nur, ihr alle, die ihr mein diplomatiſches Genie nicht anerkanntet, bis ich todt; da werde ich euch aus meinem Grabe heraus tagebüchleriſch begeifern, anbellen, kratzen und beißen. Und, wohlverſtanden, während er mit dieſer heimlichen Abſicht ſich trug, ließ er ſich von denen, welchen er aus dem Grabe heraus alſo mitſpielen wollte, für ſehr fragwürdig geleiſtete Dienſte als Staatspenſionär öffentlich füttern, reichlich füttern. Ich habe gleich nach dem Erſcheinen der erſten Bände der varnhagen'ſchen Tagebücher, alſo ſchon vor vierundzwanzig Jahren, mir erlaubt, den Verfaſſer derſelben nach Gebühr zu kennzeichnen. Natürlich zu nicht geringem Mißfallen einer Parteibornirtheit, welche nicht einzuſehen vermochte, daß ich rechthätte, wenn ich behauptete, das Grabgepolter des Herrn Varnhagen von Enſe werde bei allen anſtändigen und urtheilsfähigen Menſchen gerade das Gegentheil der von ihm beabſichtigten Wirkung zur Folge haben. So iſt es denn auch gekommen: die varnhagen'ſche Klatſcherei, Belferei und Kratzerei haben der preußiſchen Politik nicht geſchadet, ſondern vielmehr genützt. Bei dieſer Gelegenheit will ich gerade noch anmerken, daß Herr Varnhagen von Enſe dem Andenken ſeines Freundes Alexander von Humboldt einen ſehr ſchlimmen Dienſt erwies, indem er anordnete, daß nach ſeinem Tode die Briefe, welche Humboldt an ihn ja förmlich aufgefordert und herausgefordert glauben, das ihr vom „Statthalter Gottes“ gegebene Beiſpiel der Lüderlichkeit nachzuahmen. Der hochwürdige Herr **Burkhard weiß** davon zu erzählen *).

---

gerichtet und die vertraulichen Zwiegeſpräche, welche ſie mitſammen geführt, ebenfalls veröffentlicht werden ſollten, was dann 1860 geſchah. Der Wahrſpruch über Humboldts Charakter, welcher ſich aus dieſen von ihm ſelber herrührenden Zeugniſſen ergibt, kann nur ein ſtrenger ſein. Mag es etwas Widerlicheres geben als das Gebaren eines Mannes, welcher nicht leben kann, ohne Hofluft zu athmen und an der Hoftafel zu ſpeiſen, und welcher, nachdem er das den Tag über gethan, Abends ſich hinſetzt, um über dieſelben Perſonen, um deren Gunſtlächeln er noch ſo eben höfiſch-unterthänig geworben, Tadel, Schmähung und Spott zu ergießen? Kein Verſtändiger wird Herrn von Humboldt darum tadeln, daß er ſich berufen und getrieben fühlte, in ſeiner Perſon mit dem Gelehrten den Hofmann zu verbinden. Das war ſo ſein Geſchmack und auch ſein Recht. Aber öffentlich den Höfling machen und heimlich den Frondeur und Demokraten ſpielen — welche Falſchheit und Verlogenheit! Sehr begreiflich, daß ſtramme Junker den Freund Varnhagens die „encyklopädiſche Katze“ genannt haben.

*) „Incumbit igitur clerus omnis, et quidem cum diligentia, circa sobolem procreandum. Itaque a majore usque ad minimum concubinas in figura matrimonii, et quidem publice, attinent. Quod nisi a Deo provideatur, transibit haec corruptio usque ad monachos et religiosas, quamvis monasteria urbis quasi omnia jam facta sint lupanaria, nemine contradicente.“ II, 79. In einer Note zu dieſer Textſtelle von Burkhards Tagebuch hat der Herausgeber Thuaſne eine Reihe von Zeugniſſen zuſammengeſtellt, welche, von vorragenden und frommen Zeitgenoſſen abgelegt, die Verderbtheit des damaligen Klerus von oben bis unten, der Weltgeiſtlichen wie der Mönche und Nonnen, ausführlich und beſtimmt beſtätigen. Es war übrigens zu jener Zeit nicht nur in Rom und in Italien ſo, ſondern mehr oder minder allenthalben. In Rom freilich mußte der Gegenſatz, welchen die Wirklichkeit der Statthalterſchaft Gottes zur Idee derſelben bildete, am grellſten hervortreten.

Alexander der Sechſte war übrigens ein vielgewandter Mann, der je nach Erforderniß der Umſtände ſeine Rolle mit Anſtand, mit Heiterkeit oder ſogar mit Majeſtät durchzuführen verſtand. Den Papſt im Sankt-Peter ein Hochamt celebriren zu ſehen war ein künſtleriſcher Genuß. Wenn er in den inneren Gemächern des Vatikans mit ſorgloſem Frohſinn einem Bakchanal vorgeſeſſen, ſo wußte er am Morgen darauf im Audienzſaal dieſem oder jenem fremden Geſandten ſehr deutlich fühlbar zu machen, daß er der „heilige Vater" und folglich der Repräſentant einer Macht ſei, welche ſich mächtiger erwieſen als alle Mächte des Mittelalters und zu welcher die Völker noch immer aufblickten als zu einer Erſcheinung des Göttlichen im irdiſchen Daſein. Noch war das erſte Jahr ſeines Pontifikats nicht herum, als ihm eine Gelegenheit geboten wurde, ſich in großartigſter Weiſe als Vicеherrgott aufzuſpielen. Die kaum entdeckte oder wiederaufgefundene transatlantiſche Hälfte der Erdkugel gab Spanien und Portugal Anlaß, um den Beſitz von Ländermaſſen zu hadern, deren wirkliche Ausdehnung noch gar nicht geahnt, geſchweige ermeſſen werden konnte. Da trat der „Statthalter Gottes" dazwiſchen, um zu zeigen, daß ihm wie in der alten ſo auch in der neuen Welt das höchſte Herrſcher- und Richteramt zuſtände. Er zog, wie beim Navarrete zu leſen ſteht, vom Nordpol bis zum Südpol eine Linie und verlieh mittels am 3. und 4. Mai 1493 erlaſſener Bullen der Krone Kaſtilien „alle Gebiete, Inſeln und Feſtlande, weſtlich von dieſem Mittagskreis gegen Indien oder ſonſtwohin gelegen", mit dem zu Gunſten Portugals gemachten Vorbehalt, daß der erwähnte Meridian „von den azoriſchen und kapverdiſchen Inſeln einen weſtwärtſigen Abſtand von 100 Leguas (centum leucis) haben ſoll.“

Dieſer vom Stuhl Petri ergangene Orakelſpruch, welcher den Erdball oder doch die weſtliche Erdhälfte zwiſchen Spaniern und Portugieſen auftheilte, fand reſpektvolle Nachachtung, wenigſtens in der Theorie. „Roma locuta, causa finita est.“ Wer aber etwa geneigt ſein ſollte, über den Bullenſchwindel vom 3. und 4. Mai 1493 und den Glauben daran vonſeiten der Menſchen von dazumal zu lächeln oder zu lachen, der möge ſein bedenken, daß nach etlichen Jahrhunderten ſicherlich auch über gar manchen Schwindel, an welchen zu unſerer Zeit die Leute glauben, gelächelt und gelacht werden wird*).

3.

Daß Rodrigo Borgia's Pontifikat die äußerſte Verweltlichung des Papſtthums und die tiefſte Verderbtheit

---

*) Es verdient als ein kulturgeſchichtliches Merkzeichen erwähnt zu werden, daß es im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, als 1885 die Streitfrage vonwegen der Beſetzung der Karolineninſeln zwiſchen Deutſchland und Spanien auftauchte, im letztgenannten Lande noch Leute gab, ſogar in den Kreiſen der Regierung und der Preſſe, welche ſich alles Ernſtes auf die Maibullen Alexanders des Sechſten von 1493 beriefen und daraus ſpaniſche Rechtsanſprüche herleiteten. Noch mehr, es ſah faſt wie eine Reminiſcenz an jene päpſtliche Theilung der Erde aus, wenn der deutſche Reichskanzler den Papſt als Schiedsrichter in jener Streitſache anrief. Ein diplomatiſcher Schachzug? Wohl; aber es gibt bekanntlich Schachzüge, die viel weniger harmlos ſind und wirken, als ſie aus-

der Hierarchie in Haupt und Gliedern bezeichnet, iſt ausgemacht. Kein ernſt zu nehmender katholiſcher Geſchichtſchreiber, überhaupt kein Katholik von Ehr- und Schamgefühl kann und wird es wagen, die Borgiawirthſchaft bemänteln, beſchönigen oder gar vertheidigen zu wollen*). Dieſe Wirthſchaft hat ja dem Katholicismus zu größtem Schaden gereicht und iſt in ihren Nachwehen eins der Motive jener Kirchenſpaltung des 16. Jahrhunderts geworden, auf welche deutſche Patrioten, ſo ſie von konfeſſioneller Befangenheit frei ſind, nur mit ſehr gemiſchten Gefühlen zurückblicken können.

Die Politik Alexanders des Sechſten war die reine, d. h. eine ſehr unreine Familienpolitik. Er machte die päpſtliche Tiare zu einem Ding, deſſen Metall gerade gut

---

ſehen. Kanoſſa liegt in der Welt ſehr zerſtreut. Ein Stück davon könnte ja gelegentlich auch einmal in der Wilhelmsſtraße von Berlin liegen.

*) Sogar J. Janſſen, der „katholiſche" Hiſtoriker par excellence, kann nicht umhin, gelegentlich einen ſtrafenden Seitenblick auf den Borgia zu werfen: „Die in Italien herrſchende Kabinettspolitik, die üppige Weltluſt und Verdorbenheit hatte unter dieſen Päpſten (Innocenz VIII. und Alexander VI.) auch den römiſchen Hof erobert." Geſch. d. d. Volkes (1878), I, 505. Nun hätte aber Janſſen, welcher alle Beulen am Leibe des Proteſtantismus aufzufinden weiß und aufzuſtechen liebt, im 1. Bande ſeines Werkes Veranlaſſung genug gehabt, auf die gräuelhafte Verderbtheit des Papſtthums zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts näher einzutreten, wie es anderſeits für proteſtantiſche Geſchichtſchreiber Pflicht wäre, nicht allein die Lichtſeite, ſondern auch die Dunkelſeite der ſogenannten Reformation aufzuzeigen. Es iſt doch ein wahres Jammerſal, wenn die deutſche Hiſtorik auch in unſerer Zeit noch, wie früher, das konfeſſionelle Brett vor der Stirne trägt und daß, je dicker dieſes Brett, der Beifall aus den Lagern der Parteibornirtheit von hüben und drüben deſto lauter wird.

genug wäre, um daraus Herzogskronen und Fürſtenkrönlein für ſeine Baſtarde ſchmieden zu laſſen. Die zahlreichen „Tyrannen“, welche in der Romagna und überhaupt in Italien herumſaßen, ſah er als Eindringlinge an, welche den Kindern Borgia die Plätze verſperrten. Er wollte dieſe Uſurpatoren ausrotten, nicht, um mittels Beſeitigung derſelben den Kirchenſtaat wiederherzuſtellen, neu zu begründen und zu erweitern, ſondern um Länder und Leute an ſeine geliebten Söhne und an ſeine vielgeliebte Tochter austheilen zu können. Dies war es, was die Politik des Papſtes gegenüber Frankreich, Spanien und Neapel, wie gegenüber Venedig, Mailand und Florenz bedingte und beſtimmte. Darin blieb er unwandelbar feſt, wie häufig auch ſeine „Praktik“ ſich drehen, wenden und wandeln mochte. Es war in dieſem Gebaren mitunter geradezu ein Stück Monomanie. Beweis hierfür, daß Alexander in Verfolgung ſeiner Hauspolitik auf das perſönliche Glück ſeiner doch „im Superlativ“ von ihm geliebten Tochter Lukrezia keine Rückſicht nahm.

Um ſeinen jüngſten Sohn Jofred im Neapolitaniſchen zu einem Fürſten und Großgrundbeſitzer zu machen, wie ſchon gemeldet, verbündete ſich der Papſt mit dem Aragoneſen Alfonſo, welcher ſich von Karl dem Achten von Frankreich bedroht ſah, der im Bunde mit Lodovico dem Mohren ſich anſchickte, in Italien einzufallen, um von den Anjous hergeleitete Anſprüche auf die Krone von Neapel geltend zu machen. Der Stuhl Petri ſtand demzufolge jetzt gegen die Sforza, wie er vor kurzem mit ihnen und für ſie geſtanden hatte. Der Gemahl von Madonna Lukrezia, Giovanni Sforza, fand es demzufolge im Vatikan und in Rom nicht mehr recht geheuer, zumal er zu merken glaubte, es wären Anzeichen vorhanden, daß der päpſtliche Schwiegervater ein begehrliches Auge auf Peſaro geworfen hätte. Er führte daher unter einem ſchicklichen Vorwande im Juni 1494 ſeine Frau, welche von Mama Vanozza und Madonna Julia begleitet wurde, nach Peſaro, um dort die Entwickelung der Dinge abzuwarten.

Sie ließ nicht lange auf ſich warten. Im September erſchien der franzöſiſche König — übrigens nur „a king of shreds and patches“ — mit ſeinem Heer in Italien, welches er, ohne irgendwelchen nennenswerthen Widerſtand zu finden, von den Alpen bis hinab zum Veſuv durchzog. Dieſer Zug deckte die jammervolle Verrottung der italiſchen Zuſtände auf. Die Fürſten und Republiken des Landes parteiten ſich in bunteſter Weiſe für und wider den fremden Eindringling, alle gleich hilflos. Wie ſehr aber Freunde und Feinde den kläglichen König verkannten, verrieth die tolle Illuſion, welche der „Prophet von Florenz“ hegte, Girolamo Savonarola, welcher nach Kräften dem Eroberungszug Karls Vorſchub leiſtete, weil er den Franzoſen für einen Mann und Machthaber hielt, der das Zeug hätte, mittels Berufung eines allgemeinen Koncils das Papſtthum und die Kirche zu reformiren. Der viſionäre Prior von San Marco ſollte bald und bitter enttäuſcht werden.

Der Borgia war dem Holzkopf Karl in allen Ränken und Schwänken unendlich überlegen. Zwar, bevor der Papſt ſich vergewiſſert hatte, mit was für einer Sorte von König er es zu thun hätte, iſt er in großen Aengſten geweſen. Auch um ſeine Kebſe, die Donna Julia Farneſe, welche auf der Heimkehr aus Peſaro von einer franzöſiſchen Streifſchar weggeſchnappt worden war und für deren Löſung nach damaliger Kriegsſitte ſchweres Geld bezahlt werden mußte. Das „Oberhaupt der Chriſtenheit“ trug auch kein Bedenken, in ſeiner Noth nach Hilfe vonſeiten des Oberhauptes der „Ungläubigen“ auszuſchauen, d. h. den Sultan Bajazet um Beiſtand anzugehen. Man ſieht, der heilige Vater war erhaben über „religiöſe Vorurtheile“. Er ſchickte den Meſſer Bozardo, einen ſeiner Geheimſchreiber, nach Konſtantinopel, um dem Padiſchah beweglich vorzuſtellen, der Franzoſenkönig rücke auf Rom los und werde ſich daſelbſt des Prinzen Dſchem bemächtigen, um denſelben — wir werden bald erfahren, was es mit dieſem Dſchem auf ſich hatte — zum Gegenſultan zu machen. Durch dieſe drohende Ausſicht ſollte der „Nachfolger des Propheten“ beſtimmt werden, dem „Nachfolger Petri“ zu helfen. Bajazet war auch dazu geneigt und ſchickte vorderhand dem Papſt die Summe von 40,000 Dukaten, deren Ueberbringer Bozardo jedoch ſammt dem Gelde unterwegs von einem Parteigänger des Königs von Frankreich abgefangen wurde.

Alexander raffte ſich zu einem Verſuch auf, den Franzoſen den Zug durch Rom mit Waffengewalt zu wehren, mußte aber die Eitelkeit dieſes Unterfangens bald erkennen. Als wie verzweifelt er ſeine Lage anſah, zeigt die Thatſache, daß er ſogar den deutſchen Kaiſer um Hilfe bat, jenen Habsburger Maximilian, welcher ſich ſelber nie zu helfen vermochte und ſeine Kaiſerſchaft in lauter Anläufen verzettelte. Etliche Tage verſtrichen für den Papſt in peinlichſter Ungewißheit, ſo daß er ſelbſt nicht mehr wußte, was er wollte. Er bereitete ſich zur Flucht, dann blieb er doch in Rom. Für alle Fälle ließ er ſeine Koſtbarkeiten in die Engelsburg ſchaffen und machte ſich fertig, ſeine päpſtliche „Heiligkeit“, falls es derſelben an Leib und Leben gehen ſollte, mittels des unterirdiſchen Ganges, welcher den Vatikan mit der Burg verband, aus jenem in dieſe hinüberzuretten, wo er unter dem Schutze ſeiner etliche tauſend Mann ſtarken ſpaniſchen Landsknechte vorläufig in Sicherheit ſein würde.

Derweil rückte Karl der Achte, in deſſen engem Schädel nur die eine phantaſtiſche Vorſtellung von ritterlicher Gloire platzhatte, von Viterbo nach Rom vor. Am Abend des letzten Tages von 1494 hielt er bei Fackelſchein ſeinen mit theatraliſch-kriegeriſchem Apparat ausgeſtatteten Einzug in die „ewige“ Stadt. In der Rolle des Eroberers ſich gefallend, ritt er mit eingelegter Lanze durch die Porta del Popolo und bis zum Palazzo San Marco, geleitet von den papſtfeindlichen Kardinälen Rovere und Sforza und von papſtfeindlichen römiſchen Baronen wie Colonna und Savelli. Erſchreckt durch die martialiſche Haltung der aus franzöſiſchen Gensdarmen, aus deutſchen und ſchweizeriſchen Landsknechten zuſammengeſetzten Truppen des Königs, ſchrie das arme Römervolk in ſeines Nichts durchbohrendem Gejuble: „Evviva Francia!“

Der ſchwer geängſtigte Papſt ſandte zur Einleitung von Unterhandlungen eine Abordnung von Kardinälen — der Kardinal Ceſare Borgia war mitdabei — zum San Marco, allein der König empfing und behandelte dieſe Herren ſehr von oben herab. In den nächſten Tagen gewannen die Sachen überhaupt ein ſo drohendes Ausſehen, daß Se. Heiligkeit es angezeigt fand, den erwähnten unterirdiſchen Weg nach der Engelsburg einzuſchlagen, vor deren etwas ſchadhaften Wällen die franzöſiſchen Feldſchlangen und Karthaunen aufgefahren waren. Wenn Karl der Achte ein anderer, als er war, ſo wäre es mit der borgia'ſchen Herrlichkeit zu Ende geweſen. Die Feinde des Papſtes und ſeiner Sippſchaft umgaben den König. Kardinäle von vorragendem Anſehen, die Rovere, Sforza, Colonna, Gurk und andere, drangen in ihn, gegen den offenkundig ſimoniſtiſch gewählten und ſimoniſtiſch amtirenden Papſt den Abſetzungsproceß anſtrengen zu laſſen. Noch weiter gehende Anſichten und beziehungsweiſe Wünſche und Forderungen wurden im königlichen Quartiere laut. Man redete da mehr oder minder laut, wie es dem „allerchriſtlichſten" Könige wohlanſtände, von dieſem Rom aus, wohin er ſo augenſcheinlich durch Gottes beſonderes Fürſehen gelangt wäre, eine Reform der Kirche Chriſti an Haupt und Gliedern bewirken zu helfen. Allein der bornirte Gloirephantaſt von Franzoſenkönig beſaß gar kein Organ, die Großheit dieſes Gedankens zu faſſen und zu werthen. Was ging ſo einen Strohkopf die Reform der Kirche an? Er hatte nur Sinn für ſeinen närriſchen Traum, nach der Eroberung von Neapel einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen.

Mit einem Gegner von dieſem Schlage hatte der Papſt leichtes Spiel. Er hatte auch bald einen Weg ausfindig gemacht, auf welchem mit den Mitteln und Mittelchen der Borgiapolitik vorzugehen war. Da befand ſich unter den vertrauten Räthen des Franzoſenkönigs einer, der mit dem Verſprechen des Kardinalhutes geködert werden konnte, ein zweiter mit Inausſichtſtellung dieſer oder jener fetten Pfründe, ein dritter mit einer hübſchen Summe baaren Geldes und ſo weiter im Beſtechungsliede. Unterhändler verſchiedenen Ranges gingen zwiſchen dem Kaſtell von San Angelo und dem Palazzo San Marco hin und her. Zwiſchenhinein ſuchte Karl den Papſt dadurch mürbe zu machen, daß er Rom einer theilweiſen Plünderung durch ſeine Kriegsvölker preisgab, und Alexander hinwiederum that, um ſeinen knäbiſch-albernen Feind zu ſchrecken, ſo, als wollte er den Bannblitzſtral der großen Gregore und Innocenze zur Hand nehmen. So kam man denn zu einer Vereinbarung, kraft welcher der Papſt zu großen Zugeſtändniſſen ſich herbeiließ, ſelbſtverſtändlich, um denſelben gerade nur ſo lange nachzukommen, als er mußte. Ihm kam es nur darauf an, aus dem Drangſal der Stunde herauszukommen, den Franzoſenkönig und zugleich die franzöſiſche Partei von Kardinälen und Baronen loszuwerden, welche von einem allgemeinen Koncil, von einer Neubeſetzung des Stuhles Petri und dergleichen unangenehmen Dingen mehr redeten. Er war ſchlau genug, in der franzöſiſchen Invaſion nur ein vorübergehendes Spektakel zu ſehen. Warum ſollte er alſo mit wohlfeilen Verſprechungen nicht verſchwenderiſch ſein? Er verſprach eine allgemeine Amneſtie, er verſprach die Auslieferung verſchiedener Städte des Kirchenſtaates an die Franzoſen und anderes mehr. Karl ſeinerſeits, welcher den Papſt vernichten konnte, war einfältig genug, ſich demſelben förmlich zu unterwerfen. Am 19. Januar von 1495 erſchien der König in feierlicher Audienz vor dem aus dem Kaſtell in den Vatikan zurückgekehrten Borgia, küßte demſelben die Hand und den Fuß und leiſtete ihm als dem „Vikar Chriſti“ die förmliche „Obedienz“.

Neun Tage ſpäter verließ Karl Rom, um den Marſch auf Neapel anzutreten. Er nahm dorthin den türkiſchen Prinzen Dſchem mit, deſſen Ueberlieferung an ihn eine der Beſtimmungen des Vertrags geweſen, welchen er mit Alexander geſchloſſen hatte. Wenn er aber wähnte, in der Perſon dieſes Bruders Bajazets eine gewichtige Waffe gegen den Sultan in der Hand zu haben, ſo ſollte er bald erfahren, daß er auch in dieſer Sache von dem Borgia genasführt worden ſei.

Die Geſchichte vom „Sultan“ Zizim oder Dſchem *) bildet eine denkwürdige Epiſode der Borgiazeit. Auch ſie zeigt uns wieder, daß und wie neben der „Wiedergeburt“ von Wiſſenſchaft und Kunſt die denkbar größte Gemeinheit menſchlichen Sinnens und Trachtens herlief. Der arme Dſchem wurde wie ein Waarenballen hin und her verſchachert. Er war der zweite Sohn Mohammeds des Zweiten, jenes gewaltigen Osmanenſultans, welcher am 29. Mai von 1453 Konſtantinopel erſtürmt und vom Hauptaltar der Aja Sophia herab ſein triumphirendes „Allah il Allah! Außer Allah kein Gott!“ verkündigt hatte. Bei der dazumaligen Unbeſtimmtheit der Thronfolgeordnung im Osmanenreiche waren beim Ableben eines Sultans Kämpfe um die Nachfolge unter ſeinen Söhnen, Brüdern, Oheimen und Neffen gäng und gäbe. Dſchem hatte demzufolge mit ſeinem ältern Bruder Bajazet um den Beſitz des väterlichen Throns gerungen, war aber bei Bruſſa entſcheidend geſchlagen worden und von der verlorenen Walſtatt weg nach Aegypten geflohen. Von dort hatte er den Schutz der Johanniterritter nachgeſucht, alſo der geſchworenen Feinde ſeines Glaubens und ſeines Volkes. Der Orden, deſſen Hauptſitz damals die Inſel Rhodus war, beeilte ſich, dieſen Schutz zu gewähren, d. h. ein ſo koſtbares Mittel

---

*) Burkhard ſchreibt „Gem“. (Diar. II, 69 und anderwärts.)

diplomatiſcher und finanzieller Machenſchaften in ſeine Hand zu bekommen.

Im Juli 1482 kam Zizim nach Rhodus und wurde von dem Großmeiſter, dem Franzoſen Pierre d'Aubuſſon de la Feuillade, und von ſämmtlichen Rittern mit allen den Ehren empfangen, welche der Koſtbarkeit ſeiner Perſon ziemten. Der Herr Großmeiſter zögerte nicht lange, den Sultan Bajazet wiſſen zu laſſen, er, d'Aubuſſon, habe es in ſeiner Gewalt, den „Sultan" Dſchem mit Unterſtützung des Ordens auf das Oſmanenreich loszulaſſen; er würde das aber nicht thun, ſo Bajazet ein Einſehen hätte. Bajazet hatte ein Einſehen, d. h. er bezahlte dem Orden die Gefangenhaltung ſeines Bruders mit 35,000 Dukaten jährlich. Um das ſo vortrefflich rentirende Kapital von Fleiſch und Blut in ſicherem Beſitz zu halten, ſchickte d'Aubuſſon den Prinzen nach Frankreich. Da hat er jahrelang in den Kloſterſchlöſſern des Johanniterordens gelebt und ſich die Zeit mit Verſemachen zu kürzen verſucht*). Verſchiedene Potentaten verhandelten mit dem Großmeiſter, daß er ihnen den Prinzen abträte, und endlich ließ ſich d'Aubuſſon, wortbrüchig gegenüber dem Sultan Bajazet, herbei, Dſchem an den Papſt Innocenz den Achten zu überliefern. Zur Belohnung für dieſe ſchmachvolle Gefälligkeit gab der

---

*) Dreihundert und etliche Jahre ſpäter iſt er durch einen Deutſchen ſelber zum Gegenſtande der Dichtung gemacht worden. Leopold Schefer hat in ſeiner leider vergeſſenen Novelle „Der arme Dſchem" (1839), welche mehr vom echten Saft der Poeſie enthält als Dutzende von mit Reklametrompeten aufgeblaſenen Produkten unſerer zeitläufigen Novelliſtik, die ſagenhafte Ueberlieferung behandelt, eine franzöſiſche Edeldame habe den gefangenen Sultansſohn mit dem Troſt ihrer Liebe beglückt

Statthalter Chriſti dem Großmeiſter den Kardinalshut. Das Oberhaupt der Chriſtenheit ſtellte ſich nun gegenüber dem Oberhaupte des Jſlam auf den Standpunkt von Angebot und Nachfrage. Wie viel bieteſt du mir für die Bewahrung und Unſchädlichhaltung deines theuren Bruders Dſchem? frug Se. Heiligkeit der Papſt Se. Hoheit den Sultan. — Jährlich 40,000 Dukaten. — Eingeſchlagen und abgemacht.

Von da an lebte Dſchem als Gefangener im Vatikan, wo man ihm nichts abgehen ließ und ihn rückſichtsvoll behandelte. Alexander der Sechſte ließ den einträglichen „Sultan“ bei feierlichen Aufzügen neben ſich reiten und hatte auch nichts dagegen, daß ſeine eigenen Söhne, wenn es ihnen Spaß machte, bei ſolchen Gelegenheiten im Kaftan und Turban mitritten*). Seine meiſte Zeit verſchlief Dſchem. Trotz ſeiner beſtändigen Angſt, entweder vergiftet oder an ſeinen Bruder Bajazet verkauft und ausgeliefert zu werden, war er nachgerade ſehr dick geworden, als der Papſt ſich gezwungen ſah, ihn den Händen Karls des Achten zu übergeben. Er wurde auf dem Marſch nach Neapel im Hauptquartier des Königs mitgeführt, allwo ſich vertragsmäßig auch der Kardinal Ceſare Borgia befand, welcher als Geiſel für die Treue ſeines Vaters dienen ſollte. Allein ſchon im erſten Nachtquartier des Königs machte Ceſare in die Treue ein Loch, indem er, mit dem Kittel eines Stallknechtes angethan, ſich auf ein Pferd warf und nach Rom zurückſprengte. Von dort eilte er nach Spoleto, als in einen ſichereren Schlupfwinkel. Karls Beſchwerde über dieſen Vertragsbruch wies der Papſt ab mittels der Lüge, er wüßte nichts von der Flucht und vom Verſteck ſeines Sohnes. Verſtand es ſich doch von ſelbſt, daß die Borgia ſofort nach Abzug der Franzoſen aus Rom mit allen Kräften gegen den ritterlichen Tölpel von Franzoſenkönig zu machenſchaften anhoben.

---

*) Am 5. Mai 1493 ritt der Papſt vom Vatikan zur Laterankirche, zu ſeiner Rechten „Gem sultan, frater magni Turci“, zu ſeiner Linken „Johannes Borgia dux Gandiae, filius papae, in habitu Turcorum.“ Burch. Diar. II, 69.

Ohne Verſtändniß deſſen, was in ſeinem Rücken die päpſtliche Politik im Einvernehmen mit Spanien, Mailand und Venedig anzettelte, drang Karl bis Neapel vor, allwo bei der Annäherung der franzöſiſchen Armee das verhaßte Regiment des Königs Alfonſo wehrlos und ehrlos zuſammenbrach. Der Tyrann entſagte am 23. Januar zu Gunſten ſeines Sohnes Ferrante der Krone und rettete ſich nach Sicilien hinüber. Ferrante wurde von ſeinen Feldhauptleuten verrathen und mußte am 21. Februar, begleitet von ſeinem Schwager Jofred Borgia, aus Neapel nach Iſchia fliehen, worauf Karl am folgenden Tage in die Stadt einzog, vom vornehmen und geringen Geſindel umjubelt, von ſeinen Höflingen als ein „zweiter großer Alexander“ beſchmeichelt. Drei Tage ſpäter, am 25. Februar, ſtarb im Kaſtell Capuano, wo der König ſich einquartirt hatte, der „Sultan“ Dſchem. Ein für Karl höchſt unerwarteter und widerwärtiger Todesfall, weil damit die Hoffnung verloſch, bei dem beabſichtigten Kreuzzug den Bruder Bajazets gegen dieſen ausſpielen zu können.

Die Zeitgenoſſen glaubten und ſagten faſt ausnahmelos, daß der arme Dſchem am Gift geſtorben und zwar am Borgiagift. Es liegt auf der Hand, wie verdrüßlich es für den Papſt ſein mußte, den türkiſchen Prinzen, welcher für ihn, den Vikar Chriſti, eine ſo reichſprudelnde Dukatenquelle geweſen, in dem Beſitz des franzöſiſchen Königs zu wiſſen. Um ſo verdrüßlicher, als Dſchem in den Händen Karls ein ſehr wirkſamer Hebel für die Entwürfe des Königs werden konnte. Dem heiligen Vater mußte aber unendlich viel daran gelegen ſein, den franzöſiſchen Monarchen an der weiteren Verfolgung ſeiner bislang ſo glänzend erfolgreichen Laufbahn zu hindern. Dſchem konnte dem Könige zum Nutzen und folglich mußte er dem Papſte zum Schaden gereichen. Alſo fort mit ihm! Es ging auch die Rede, der Sultan Bajazet habe ſich dem Statthalter Chriſti gegenüber verpflichtet, dieſem den Tod Dſchems mit 200,000 Dukaten zu honoriren. Ein wiſſender Mann, der Kardinal von Gurk, freilich ein Gegner der Borgia, hat ſo geglaubt und geſagt. Daß der türkiſche Prätendent am Borgiagifte geſtorben, ſcheint keiner Anzweifelung zu unterſtehen. Vielleicht hatte der Unglückliche die gehörige Doſis jenes „weißen Pulvers von angenehmem Geſchmack" ſchon in ſeinem Leibe von Rom nach Neapel mitgenommen.

Mit dem Alexanderszug Karls des Achten hatte es übrigens bald ein Ende. Der Papſt, der König von Spanien, der Doge von Venedig, der Kaiſer Maximilian und ſogar Lodovico der Mohr wollten die Franzoſen aus Italien weghaben. Zu dieſem Zwecke ſchloſſen ſie am letzten Märztage von 1495 zu Venedig eine förmliche Liga und warben und rüſteten Truppen. Des Franzoſenkönigs geträumter Kreuzzug nach dem Oſten mußte ſich demzufolge in einen wirklichen Rückzug nach Frankreich verwandeln. Am 20. Mai verließ er das gründlich ausgeplünderte Neapel, allwo etliche Wochen ſpäter König Ferrante und Jofred Borgia wieder einzogen*.) Am 1. Juni war Karl in Rom, woraus der Papſt ſich nach Orvieto in Sicherheit gebracht hatte. Ueber Viterbo, Siena, Piſa ging der franzöſiſche Rückzug den Alpen zu. Bei Fornuovo am Taro verlegte ein Heer der Liga dem König den Weg. Aber Karls deutſche und ſchweizeriſche Landsknechte brachen ihm tapfer einen Durchpaß, worauf es ihm in Turin gelang, den Lodovico Sforza, welcher ſeine Allianzen wechſelte wie Handſchuhe, von der Liga abzuziehen und zu einem Separatfrieden zu bewegen. Damit war dieſes galliſche Gloireſtück aus und vorbei. Denn der König machte, daß er über die Alpen hinüberkam, und die Heeresreſte, welche er in Neapel und anderwärts auf italiſchem Boden zurückgelaſſen, wurden aufgerieben oder gingen ſonſt kläglich zu Grunde.

Am 27. Juli 1495 kehrte der Papſt in den Vatikan zurück und zur Sommerzeit des nächſtfolgenden Jahres hatte er ſeine ganze Familie, die drei Söhne und die Tochter, den Schwiegerſohn und die Schwiegertochter, in Rom bei ſich.

4.

Alle die Fährlichkeiten, welche der heilige Vater während der letzten Jahre zu beſtehen und durchzumachen gehabt, mußten ſelbſt einen ſo leichtlebigen Mann zum Nachdenken veranlaſſen. Zum Nachdenken über ſeine Macht, welche ſich ja kürzlich nur als eine ſehr problematiſche gezeigt hatte. Er konnte ſich's nicht verhehlen, daß, wie gläubig-dumm die Volksmaſſen immer noch ſein mochten und wirklich waren, die Bannblitze und Interdiktedonner der Gregore, Innocenze und Bonifaze ganz bedeutend ſich verkühlt und verdünnt hätten ſeit den Zeiten, wo ſie Kronen von den Häuptern von Kaiſern und Königen geſchlagen und Nationen erzittern gemacht. Die Menſchen, d. h. die Leute, welche überhaupt etwas zu ſagen und zu bedeuten hatten, waren nachgerade ſo klug geworden, daß ſie zu rechnen verſtanden und folglich durchaus nicht mehr geneigt und willig waren, die Wirklichkeiten der thatſächlichen Welt um der Möglichkeiten einer bloß vorgeſtellten willen hintanzuſetzen und hinzugeben. Wenn man herrſchen wollte — und die Borgia wollten herrſchen — ſo konnte man es nur auf der Grundlage eines ſicht- und greifbaren Beſitzes. Der Rabbi von Nazaret, ja, der hatte wohl ſagen können: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ Aber wohin wäre am Ende des 15. Jahrhunderts der „Statthalter Chriſti“ mit derartiger Idealpolitik gekommen? Etwa in eine Kloſterzelle oder in eine Anachoretenhöhle. Wir, Don Rodrigo Borgia ſammt Sippſchaft, wir haben einen beſſern Geſchmack. Wir wollen in Paläſten hauſen und alles und jedes genießen, was die Erde von Genüſſlichem bietet. Wir ſind keine Idealnarren, behüte, ſondern Realiſten und Realpolitiker. Land und Leute wollen wir beſitzen, eine Macht nicht nur vorſtellen, ſondern auch ſein. Darum erinnern wir uns jetzt, in dieſem Jahre 1496, mit voller Deutlichkeit, daß von rechtswegen weder den römiſchen Baronialfamilien noch den romagnoliſchen und umbriſchen Tyrannenhäuſern das Patrimonium Petri gehöre, ſondern uns und nur uns. Laßt uns daher den Tyrannen und Baronen den borgia'ſchen Meſſer zeigen.

---

*) König Ferrante ſtarb ſchon im Oktober von 1496 kinderlos. Sein Nachfolger auf dem Thron von Neapel war ſein Oheim Federigo

Der erſte Verſuch, dieſen Entſchluß zur That zu machen, fiel aber unglücklich aus. Der Papſt warb Truppen, unterſtellte dieſelben dem Kommando ſeines Sohnes Juan und nahm auch den Herzog Guidobaldo Montefeltre von Urbino in ſeinen Sold. Dieſe Rüſtungen galten den mächtigen Orſini, welchen zuerſt der Meſſer gezeigt werden ſollte. Aber dieſe Barone zeigten ſolchen vielmehr den Borgia, indem ſie im Januar von 1497 bei Soriano das päpſtliche Heer vollſtändig ſchlugen, den Herzog von Urbino fingen und den verwundeten Duca di Gandia nach Rom heimjagten. Alexander mußte ſich zu einem Friedensvertrage herbeilaſſen, kraft deſſen die Orſini gegen Entrichtung von 50,000 Goldgulden an die Kurie, ihre ſämmtlichen Städte, Burgen und Ländereien behielten.

Man mußte die Sachen anders anfaſſen. Mit offener Gewalt ging es nicht. Um ſo weniger, als die Borgia außer ihrer ſpaniſchen, etwa 3000 Mann ſtarken Landsknechtetruppe dazumal eine verläßliche Schlüſſel-Soldateſka nicht beſaßen und dieſe Spanier gerade nur ausreichten, die zur Zeit gegen den ſpaniſchen Papſt verſtimmten und auflüpfiſchen Römer niederzuhalten. Verſuchen wir es alſo, kalkulirte der heilige Vater, mit den Waffen der Klugheit, ſo den Geſcheiden wider die Dummen gegeben ſind.

In Wahrheit begann jetzt jene Periode der borgia'ſchen Realpolitik, deren „Praktiken“ wenig ſpäter der florentiniſche Staatsſchreiber Machiavelli in ſeinem Buch „Vom Fürſten“ mit „Satansſingern“, wie ſeine Gegner ſchalten, ſyſtematiſirt hat. Dieſe Beichte eines glühenden italiſchen Patrioten von dazumal, wie ich das ſchreckliche Büchlein nennen möchte, zeigt unleugbare Spuren vom Einfluß der Borgiawirthſchaft auf den Verfaſſer und namentlich hat den Staatsſchreiber von Florenz, welcher nicht davor zurückſchrack, die vielerlei Teufel, von welchen die arme Italia beſeſſen und gepeinigt war, mittels Belzebubs auszutreiben, Ceſare Borgia, mit welchem er ja im Auftrage ſeiner Signorie wiederholt zu verhandeln hatte, augenſcheinlich mit kaum verhehlter Bewunderung und Hochſchätzung erfüllt. In dieſem von „moraliſchen Skrupeln“ durchweg unbehelligten Realpolitiker, welcher ſich nicht im Schlafe, geſchweige im Wachen einfallen ließ, daß Macht dem Rechte nicht vorgehen könnte, ſollte, müßte, und der auf ſeinem Wege hinderliche Menſchen ſo unbedenklich zertrat, als wären ſie nur läſtige Inſekten, in dieſem kaltblütigen Rechner und keden Thatmann konnte Machiavelli gar wohl den „Principe“ gefunden zu haben glauben, welchen er für nöthig hielt, Italien zu reinigen und zu einigen.

Wenn aber ein ſo ſcharf und groß denkender Mann eine Rettung ſeines Vaterlandes nur in der Verwirklichung des furchtbarſten Tyrannen Ideals erblickte, ſo zeichnet dies das Elend Italiens ätzender, als es der Griffel eines Tacitus oder Juvenal zu zeichnen vermocht hätte. Der Staatsſchreiber von Florenz war eben auch ein Realpolitiker und als ſolcher wußte er, daß man mit ſo „ideologiſchen“ Dingen wie Vernunft, Recht, Moral und Selbſtloſigkeit den Leuten nicht beikommen kann, ſondern daß man vielmehr der Dummheit, der Selbſtſucht, der Narrheit, der Laſterhaftigkeit und Verworfenheit ſeiner Zeitgenoſſen ſchmeicheln muß, wenn man auf ſie wirken will. Um ſich bei den Menſchen Gehör zu verſchaffen, muß man ſo thun, als wäre man gerade ſo bornirt und charakterlos, wie die ungeheure Mehrzahl derſelben iſt. Wer bei der Menge etwas gelten will, muß mit ihr durch Dick und Dünn gehen, jede gerade herrſchende Mode, und wäre es der Unſinn des Unſinns, begeiſtert mitmachen, in jedem gerade lärmenden wiſſenſchaftlichen, literariſchen, muſikaliſchen, religiöſen oder politiſchen Schwindel eine herrliche Offenbarung des Zeitgeiſtes emphatiſch begrüßen, kurz auf und mit dem Strome ſchwimmen, ob ſelbiger auch eitel Jauche ſein ſollte. Machiavelli wußte das alles und hütete ſich demnach klüglich, gegen den Strom ſchwimmen zu wollen. Er plätſcherte mit in der Jauche, obzwar ſicherlich nicht mit Behagen, und dann ſtellte er ſein Tyrannen-Ideal von „Principe“ vor ſeine Landsleute hin mit den geſchwiegenen Worten: Volk von Sklaven, dir kann nur ſo einer helfen, der an Ruchloſigkeit ſelbſt die ruchloſeſten deiner Herren überruchloſt . . . .

Der Kardinal Ceſare Borgia hatte während der Wirrſale, womit der ſo glücklich angehobene und ſo kläglich verlaufene Zug Karls des Achten die Halbinſel erfüllte, ſeinen Kurſus der Realpolitik beendigt und trat jetzt mehr und mehr als Praktikant derſelben auf. Sie war für ihn ſo recht eine „Wiſſenſchaft des Möglichen“, indem er alles Mögliche für räthlich und erlaubt hielt, ſo es den Abſichten ſeiner jetzt erwachten und raſch zu einem freſſenden Feuer aufgeloderten Ehr- und Herrſchſucht dienlich und förderlich ſchien. Schon war er der animus incitans der päpſtlichen Politik, der spiritus familiaris des Vatikans — im Sinne der deutſchen Volksſage vom „Galgenmännlein“ gemeint — obzwar er zunächſt noch hinter den Kuliſſen machenſchaftete und andere auf der Bühne geſtikuliren und rednern ließ. Er ſcheint es für angezeigt erachtet zu haben, ſich vorderhand recht unſcheinbar zu machen und ſeinem Bruder Juan in allem und jedem den Vortritt zu laſſen. Als er dann plötzlich aus dem Hintergrund in den Vordergrund trat, geſchah es mit der ganzen Wirkung des Dämoniſchen und Schreckhaften.

Der Papſt trug Sorge, das Kardinälekollegium mehr und mehr mit Spaniern zu füllen, auf welche er ſich bei Verfolgung ſeiner Familienpolitik unbedingt verlaſſen konnte. Dabei galt es zuvörderſt, ſeinen Lieblingsſohn Juan groß zu machen. Der Plan, ſelbigen mit den Gütern der Orſini zu bereichern, war fehlgeſchlagen. Es mußte daher Erſatz geſchafft werden und ſolchen boten zwei im Neapolitaniſchen gelegene Beſitzthümer der römiſchen Kirche, Benevent und Pontecorvo, welche der heilige Vater dem Duca di Gandia als erbliches Herzogthum verlieh. Aber damit noch nicht genug. Ein päpſtlicher Prinz und Liebling Sr. Heiligkeit mußte mehr haben. Da war z. B. Stadt und Gebiet Peſaro, deren Erträgniſſe den Herzogsmantel von Juan Borgia wärmer füttern könnten. Der Herr von Peſaro, unſer lieber Schwiegerſohn Giovanni Sforza, iſt uns ohnehin unbequem und im Wege. Die Verbindung unſerer ſuperlativiſch geliebten Tochter Lukrezia mit dieſem „Tyrannen“ iſt unſerer Politik lange nicht ſo zu baß gekommen, wie wir gewünſcht und erwartet hatten. Die Konſtellationen haben ſich geändert. Andere Zeiten, andere Mittel.

Wir müſſen uns daher für unſere geliebte Tochter nach einer anderen Verbindung umſehen. Alſo weg mit dem überläſtigen Sforza! Man bedeute ihm, daß er ſeiner Ehe mit Madonna Lukrezia freiwillig entſage, oder —.

Dieſes „Oder“ konnte ſich Alexanders Eidam je nach ſeinem Belieben entweder in Geſtalt eines Bravodolches oder einer mit der berühmten „Cantarella“ der Borgia gefüllten Phiole vorſtellen. Es gelüſtete ihn nach näherer Bekanntſchaft weder mit dieſer noch mit jenem und ſo entſchloß er ſich raſch, einen Kirchgang nach San Onofrio zu machen, d. h. einen dort bereitgehaltenen Renner zu beſteigen und, ohne ſich umzuſehen, aus Rom zu entweichen. Dumm das, mochten die Borgia brummen; der Pecorone hätte beſſer gethan, ſich „expediren“ zu laſſen. Jetzt haben wir nur die Scheererei und den läſtigen Lärm mit der Eheſcheidungsprocedur.

Wir wiſſen nicht, ob Donna Lukrezia gegen die ihr aufgezwungene Trennung von ihrem Gatten ſich geſträubt habe. Jedenfalls war ihr Sträuben kein heftiges und hat auch nicht lange gewährt. Wir wollen jedoch in chriſtlicher Liebe eine auf uns gekommene Nachricht für wahr halten, welcher zufolge Giovanni ſeine Flucht und Rettung im März von 1497 einer vonſeiten ſeiner Frau gekommenen Warnung verdankte. Wahrſcheinlich iſt ſie darob von ihrem Vater und noch mehr von ihrem Bruder Ceſare heftig ausgeſcholten worden. Auf ein vorübergehendes Zerwürfniß Lukrezia's mit den Ihrigen weiſt auch der Umſtand hin, daß ſie, während ihr entwichener Gemahl bei ſeinem Vetter, dem Herzog von Mailand, eine Zuflucht geſucht und gefunden hatte, ihren beim Vatikan gelegenen Palazzo verließ und für längere

Zeit in dem an der Via Appia gelegenen Nonnenkloſter San Siſto ſich einherbergte.

In der Stadt ging ein Geraune, Madonna Lukrezia wollte aus Kummer über die Trennung von ihrem Gemahl den Schleier nehmen. Daraus wurde aber nichts. Sie war nicht zur Nonne geſchaffen und ihre Nonnenſchaft hätte auch gar nicht in die Borgiawirthſchaft gepaßt.

Im Kloſter von San Siſto erfuhr die Tochter des Papſtes die Schreckenskunde, daß die uralte Tragödie vom Abel und Kain in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1497 in Rom eine Wiederaufführung erlebt habe.

5.

Am 7. Juli hatte Alexander der Sechſte ſeinen Lieblingsſohn*) Juan mit dem Herzogthum Benevent und mit den Städten und Landſchaften Terracina und Pontecorvo belehnt.

Zwei Tage darauf ernannte der Papſt ſeinen Sohn Ceſare zum Kardinal Legaten, um den Vikar Chriſti bei der Krönung des neuen Königs von Neapel, welches ja ein Lehen des Stuhles Petri war, zu vertreten und dieſem Potentaten die päpſtliche Inveſtitur zu geben. Wie der jüngere Papſtſohn, welcher ſich in ſeinem Kardinalsmantel, ſo faltenreich derſelbe war, ſehr beengt und verunbequemt fühlte, dieſe neue Gunſtbezeigung ſeines zärtlichen Vaters aufgenommen, davon weiß uns nicht

*) „Filium suum charissimum.“ Burch. Diar. II. 387.

einmal der vielwiſſende Ceremonienmeiſter Burkhard etwas zu ſagen. Wir können und dürfen aber vermuthen, daß Ceſare bei dieſem Anlaß einen nicht gerade brüderlichen Seitenblick auf ſeinen ſo hochbegünſtigten Bruder geworfen und ſeinen Lieblingsgedanken „Aut Caesar, aut nihil!“ in den Bart gemurmelt habe. Möglich auch, wahrſcheinlich ſogar, daß er dieſen Lieblingsgedanken gegen ſeinen vertrauteſten Diener und Oberbravo, den Venetianer Michele Corella oder Coreglia, welcher unter dem Namen Michelotto im Borgiadrama eine zwar nicht vortretende, aber doch ſehr handelnde Rolle ſpielte, ausgeſprochen habe und zwar mit Beifügung eines zweckdienlichen Kommentars. Uebrigens war Michelotto einer von denen, welche halbe Worte verſtehen oder auch ſtatt mit Worten mit Winken fürlieb nehmen. Ceſare Borgia hat den verſtändnißvollen, allzeit realpolitiſch-handwilligen Mann ſpäter dankbar zum Hauptmann ſeiner Leibwache befördert.

Die beiden Papſtſöhne ſollten alſo in den nächſten Tagen nach Neapel reiſen; der eine, um in ſein Herzogthum Benevent eingeführt zu werden, der andere, um dem Re Federigo den päpſtlichen Segen zu übermitteln. Da war es angezeigt, daß die gute Mutter Vanozza den Söhnen zum Abſchied noch ein kleines Feſt gab. Sie bewohnte zur Sommerzeit eine Villa in ihrem unfern der Kirche San Pietro ad Vincula gelegenen Weinberg und dorthin lud ſie am Abend vom 14. Juni ihre Söhne, ſowie etliche Freunde der Familie. Man war „en petit comité“ und guter Dinge. Während der Mahlzeit meldete man dem Duca di Gandia, daß eine Perſon mit einer Maſke vor dem Geſicht ihn zu ſprechen verlangte, was weiter nicht auffiel. Juan Borgia war als ein galanter Mann bekannt. Es handelte ſich alſo wohl um eine Beſtellung in Liebesſachen und in ſolchen Geſchäften waren Maſken bräuchlich. Als die Stunde des Aufbruchs gekommen und die Gäſte ſich zerſtreuten, verabſchiedeten ſich Juan und Ceſare von ihrer Mutter und beſtiegen die ihrer harrenden Maulthiere, welche den einen in den Vatikan, den andern in ſeinen Palaſt im Borgo von San Angelo zurücktragen ſollten. Beim Palaſt des Kardinals Sforza ſagten die Brüder einander gute Nacht. Juan nahm die Maſke hinter ſich auf ſein Reitthier und lenkte daſſelbe rückwärts bis zur Piazza der Juden. Hier befahl er dem einzigen Diener, der ihm gefolgt war, eine Stunde lang auf ihn zu warten und, falls er, der Herzog, dann noch nicht wieder da wäre, in den Vatikan zurückzukehren. Dies geſagt, verſchwand Juan mit ſeinem maſkirten Begleiter in einer der nächſten Gaſſen. Der Knecht wartete und wartete, ſein Herr kam nicht wieder*).

Der Papſt, gewohnt, ſeinen liebſten Sohn des Morgens zeitig zu ſehen, war ſchon beunruhigt, als Don Juan nicht erſchien Doch meinte Alexander, welcher den Lebenswandel ſeines Sohnes kannte, derſelbe wäre wohl bis in den Tag hinein bei einer ſchönen Donna zurückgehalten worden. Aber der Tag verging, der Abend kam und Gandia blieb noch immer aus. Zugleich kam die bedrohliche Meldung, der Diener des Duca ſei auf dem Judenplatz gefunden worden, tödtlich verwundet und unfähig, über das Verbleiben ſeines

---

*) Alle die bisher angegebenen und noch folgenden Einzelnheiten nach Burkhard, deſſen Diarium (II, 387—390) einen ausführlichen Bericht über Ermordung des Herzogs von Gandia enthält.

Herrn Auskunft zu geben. Jetzt erſchrack der Papſt heftig und vielleicht durchzuckte ihn blitzartig der Gedanke, daß ſein älterer Sohn ſeinem jüngeren im Wege geſtanden. Was es dazumal von Polizei in der wegen ihrer täglichen und nächtlichen Unſicherheit verrufenen Hauptſtadt der Chriſtenheit gab, wurde alsbald in fieberiſche Thätigkeit geſetzt. Denn ſchon lief in Rom das Gerücht um, der Duca di Gandia ſei ermordet und der Todte in die Tiber geworfen worden.

Man griff demzufolge Fiſcher, Kahnführer und Händler auf, welche ihr Gewerbe mit dem Fluß in Berührung brachte, und unterzog ſie Verhören. Darunter war ein Slavonier Namens Georg, welcher an der Ripetta einen Handel mit Holz und Kohlen hatte und bei ſeiner Waare Nachtwache zu halten pflegte, um nicht beſtohlen zu werden. Befragt, ob er in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni etwas Ungewöhnliches wahrgenommen hätte, antwortete er: „Ja wohl. Es war ungefähr eine Stunde nach Mitternacht, als ich aus der Gaſſe, die zur Linken des Hoſpitals der Slavonier an den Fluß führt, da, wo man den Kehricht ins Waſſer wirft, zwei Männer kommen ſah. Sie ſchauten ſich um und gingen in die Gaſſe zurück. Dann kamen zwei andere, ſahen ſich ebenfalls um und gaben ein Signal. Auf das hin erſchien ein Reiter auf einem Schimmel am Ufer. Der hatte hinter ſich einen Todten, deſſen Kopf und Arme auf der einen und deſſen Beine auf der andern Seite des Pferdes herabhingen. Der Reiter ſtellte ſein Roß mit den Hinterfüßen gegen den Strom. Seine Begleiter zogen den Leichnam von der Krupe des Pferdes und ſchleuderten denſelben mit aller Kraft ins Waſſer. Habt ihr ihn tüchtig untergetaucht?

fragte der Reiter. Ja, Herr, lautete die Antwort. Der auf dem Schimmel blickte auf die Strömung, und da er den Mantel des Todten oben ſchwimmen ſah, ließ er mit Steinen danach werfen, bis jener unterſank.“ So Georg, der Slavonier. Auf die Frage, warum er das unheimliche Geſchehniß nicht ſofort zur Anzeige gebracht habe, gab er die charakteriſtiſche Antwort: „Ach, Gott, ich habe mein Lebtag wohl 100 Leichname nachtſchlafender Weile in den Tiber werfen ſehen, ohne daß jemals ein Hahn danach gekräht hätte.“

Diesmal war dem nun aber nicht ſo. Alle Fiſcher wurden aufgeboten, den Todten zu ſuchen, und am 17. Juni um Mittag iſt der ermordete Papſtſohn vom Tibergrund heraufgefiſcht worden, in Sammet und Seide gekleidet, beſtiefelt und beſpornt, ſeine mit 30 Dukaten gefüllte Börſe am Gürtel, mit zuſammengebundenen Händen, mit durchſchnittener Halspulsader und neun Stichwunden am Kopf, an der Bruſt und am Unterleib*).

Der Leichnam iſt in einem Boot zur Engelsburg gebracht und dort, mit der Rüſtung eines Gonfaloniere der Kirche angethan, aufgebahrt worden. Die Stadt war in Beſtürzung. Die ſpaniſchen Landsknechte gingen mit gezogenen Schwertern umher, fluchend oder jammernd. Am Abend wurde der Ermordete auf offener Bahre bei Fackelſchein in düſterem Leichenpomp nach der Kirche Santa Maria del Popolo gebracht, wo er ſeine Ruheſtätte fand. Weder ſein Vater noch ſeine Brüder haben ihn zum Grabe begleitet . . . So endete, noch nicht 24 Jahre alt, der Lieblingsſohn Alexanders des Sechſten*).

---

*) Das gräßliche Ereigniß ſtachelte die Feinde der Borgiawirthſchaft zu ſatiriſchen Ausfällen. Unter dem Schutze der Nacht ſchrieb eine unbekannte Hand an die Pforte der vatikaniſchen Bibliothek das Diſtichon:

„Merge, Tiber, vitulum animosus ultor in undas,
Bos cadat inferno victima magna Jovi.“
(Tiber, ſchlinge das Bullkalb in deine rächenden Fluten,
Und der Bulle ſelbſt falle zum Opfer dem Dis.)

Sannazar ſeinerſeits ließ dieſen epigrammatiſchen Pfeil ſchwirren:

„Piscatorem hominum ne te non, Sexte, putemus,
Piscaris natum retibus ecce tuum!“
(Daß wir, Sechſter, mit Grund für den Menſchenfiſcher dich halten,
Fiſcheſt du deinen Sohn dir mit dem Netz aus dem Strom.)

Der Papſt ſaß verzweifelnd im Vatikan. Als er — meldet Burkhard — erfahren hatte, daß der Herzog ermordet und wie Kehricht in den Fluß geworfen worden ſei, kehrten ſich ihm alle Eingeweide im Leibe herum und in ſeinem Schmerz und in ſeines Herzens Bitterkeit verſchloß er ſich in ein Gemach und weinte bitterlich**). Drei Tage lang nahm er weder Speiſe noch Trank und ließ niemand vor. Er ſoll in ſeiner Einſamkeit ſchluchzend aufgeſchrieen haben: „Ich kenne den Mörder!“ Den flehenden Bitten des Kardinals von Segovia zuliebe öffnete er endlich ſeine Thüre und am 19. Juni verſammelte er die Kardinäle und die Geſandten der fremden Höfe im Konſiſtorium, allwo er in ſeiner Verſtörniß ganz ſeltſam ſich gab und hielt.

---

*) Der Duca di Gandia hinterließ von ſeiner Gemahlin Maria Enriquez einen Sohn, Juan geheißen, der in Spanien blieb und der Stammvater eines Geſchlechtes von hohen weltlichen und geiſtlichen Würdenträgern wurde. Gregorovius (Geſch. d. St. Rom i. M. A. VII, 401) weiſt auf den denkwürdigen Umſtand hin, daß ein Enkel des ermordeten Gandia, alſo ein Urenkel Alexanders des Sechſten, Francesco Borja, Herzog von Gandia, zum dritten General der Geſellſchaft Jeſu erwählt wurde.

**) „Pontifex, ut intellexit, ducem interfectum et in flumen ut stercus projectum esse, commota sibi fuerunt omnia viscera et pro dolore et cordis amaritudine reclusit se in quadam camera et flevit amarissime.“ Bur. II, 391.

Das machte, der Menſch durchſchlug den Borgia, der Vater triumphirte über den Pontifer.

„Ich bin der Welt ein Aergerniß,“ rief er aus. „Ich bitte Gott und die Menſchen um Verzeihung und gelobe, daß es anders und beſſer werden ſoll im Vatikan und in der Kirche.“ Und gleich darauf: „Oh, wenn ich ſieben Throne beſäße, alle würde ich hingeben für das Leben des Herzogs, meines Sohns!“

Das Schmerzgefühl, welches aus dieſer Aeußerung ſprach, war gewiß wahr und echt. Für den Augenblick wohl auch die Reuebezeigung. Aber die Reue währte nicht lange. Auch hier, wie ſo häufig im Leben und in der Geſchichte, iſt der Weg zur Hölle mit guten Vorſätzen gepflaſtert geweſen. Aber die Pflaſterung war bald durchgetreten. Im erſten Feuer ſeiner ebenſo plötzlich erwachten als raſch wieder erloſchenen Gewiſſensqual hatte der Papſt eine Kommiſſion von ſechs Kardinälen beſtellt, um die Reform der Kirche vorzuberathen und einzuleiten. Als dieſe Kommiſſäre aus dem Scherz Ernſt machen wollten und Sr. Heiligkeit etliche reformiſtiſche Vorſchläge unterbreiteten, wies Alexander ſie ein für allemal ab und zur Ruhe, weil, wie er ſagte, ſeine pontifikale Macht und Gewalt keine Beſchränkung erfahren dürfe. Auch die zuerſt mit großem Geräuſch, mit vielen Häuſerdurchſuchungen, Verhaftungen und Folterungen angehobene Unterſuchung über die Ermordung ſeines Sohnes ließ er bald wieder einſtellen und er wußte wohl warum. Er kannte ja den Mörder.

Ganz Rom, ganz Italien kannte denſelben, obzwar die Leute ſich zunächſt hüteten, ſeinen Namen öffentlich auszuſprechen, den Namen Ceſare Borgia. Aber jetzt wurde die ganze appenniniſche Halbinſel entlang offenbar, was die Menſchen von der Borgiaſippſchaft hielten. Es war wie das Aufberſten einer ſcheuſäligen Eiterbeule. Ceſare, hieß es, habe ſeinen Bruder Juan „expediren“ laſſen, weil ihn dieſer bei ihrer gemeinſamen Geliebten, ihrer ehebrecheriſchen Schwägerin Donna Sancia, ausgeſtochen. Und das war der verderbten Phantaſie und der zügelloſen Läſterſucht der Zeitgenoſſen noch nicht grell und gräulich genug. Sie ſetzten daher an die Stelle der Donna Sancia die Donna Lukrezia. Selbſt ein Mann wie Machiavelli gab deutlich zu verſtehen, daß er dieſen Gräuel höchſter Potenz für eine Thatſache hielte. Andere Zeitgenoſſen, ältere und jüngere, wie Sannazaro, Matarazzo und Guicciardini, ſprachen davon als von etwas allgemein Bekanntem und Anerkanntem.

Trotzdem empört ſich das ſittliche Gefühl gegen dieſen Glauben an ein Verbrechen wider die Natur. Zwar, daß Ceſare ſeinen Bruder ermorden ließ, das darf auch uns für ſo ausgemacht gelten, wie es den Menſchen von dazumal galt. Aber das Motiv des brudermörderiſchen Frevels war wohl ein anderes, näherliegendes und natürlicheres: die unbändige Ehr- und Herrſchſucht des zweiten Sohnes Alexanders des Sechſten. Die hat ihn zum Kain gemacht. Was, er, welcher ſich ſeinem Bruder Juan ſo unendlich überlegen fühlte, er ſollte in der Kardinalskutte dahinvegetiren, während jener einen Herzogsmantel trug und vielleicht zum Tragen einer Königskrone auserſehen wäre? Kaum dem Genie, dem Willen und der Kraft! Weg mit allem Hinderlichen und Hemmenden! Soll ich den Stein nicht aus meinem Wege ſtoßen, weil der Stein Juan Borgia heißt? Papachen wird weinen, wohl auch ein bißchen wüthen. Aber das wird vorübergehen und er wird ſich, wie alle die andern, darein finden, darein finden müſſen, daß ich es endlich als an der Zeit erachte, zu zeigen, wer Herr und Meiſter ſei im Hauſe Borgia. Meſſer Michelotto, komm her und laſſ' dir ſagen, was gewollt und gethan werden muß . . . .

Wie es ſcheint, hat es Ceſare dem Anſtand gemäß gefunden, während der trubelvollen Tage, die der Auffiſchung ſeines ermordeten Bruders folgten, ſich ſtill in ſeinem Palaſt im Borgo zu halten. Er hatte ja auch alle Hände voll zu thun, ſeine Vorbereitungen zur Legatenfahrt nach Neapel zu treffen. Das Dekorum verwehrte ihm, den widerwärtigen Kardinalshut ſofort beiſeite zu legen, und ſo ſollten die Leute da drunten am Veſuv ſehen, mit welcher Pracht ein Kardinallegat Borgia aufzutreten vermöge. Die Stunden, welche die Sorgen um ſolches Auftreten nicht in Anſpruch nahmen, verbrachte er mit Würfelſpiel oder auch unterhielt er ſich damit, ſeiner Umgebung Räthſel aufzugeben, worin er ja ſehr geſchickt war. Ob er während des Reſtes vom Juni und während der zwei erſten Drittel vom Juli — denn alle dieſe Zeit verweilte er noch in Rom — eine Zuſammenkunft mit ſeinem Vater Papſt hatte, iſt ungewiß. Auch nicht wahrſcheinlich, da keiner unſerer Zeugen von einer ſolchen Zuſammenkunft weiß. Dem heiligen Vater mußte es wohl zu peinlich ſein, den Kain zu ſehen, welcher ihm ſeinen Abel erſchlagen hatte. Zumal der Kain ihm ſelber Furcht einflößte, und was

Ceſare betrifft, ſo mochte er es nicht eilig haben, den Vater zu begrüßen, weil es ihm räthlich ſchien, daß der alte Herr ſich erſt zuvor etwas faßte und beruhigte.

Am 22. Juli brach der Kardinallegat mit großem Gefolge von Rom auf und am 10. Auguſt hat er in Kapua den König Federigo, den letzten ſeines Hauſes, inveſtiirt und inthroniſirt. Während der Feſtlichkeiten, welche dieſe Königskrönung begleiteten, traf auch Jofred Borgia mit ſeiner Frau Sancia in Kapua ein. Der Papſt, von einem vorübergehenden Ueberdruß an ſeinen Kindern angewandelt, hatte ſeinem jüngſten und harmloſeſten Sohne befohlen, Rom zu verlaſſen und fürder in Squillace, ſeinem neapolitaniſchen Fürſtenthum, zu wohnen. Es ſteht nichts der Vermuthung entgegen, daß Ceſare Borgia während der Krönungsfeierlichkeit ſich allerlei Gedanken gemacht, was König Federigo für die Borgiapolitik zu bedeuten oder nicht zu bedeuten haben werde. Auch mag das Auge des päpſtlichen Legaten bei dieſer Gelegenheit auf ein Bildniß der Prinzeſſin Carlotta d'Aragon, Federigo's am franzöſiſchen Hof erzogene Tochter, gefallen ſein, als auf das Bild einer Dame, deren Gemahl zu werden ein Papſtſohn, welcher feſt entſchloſſen war, aus dem Kardinalspurpur heraus- und in einen Fürſtenpurpur hinein zu ſchlüpfen, unter Umſtänden wohl ſich entſchließen könnte. In Kapua, wie in Rom, müſſen in jenen Sommertagen ſeltſame Reden gegangen ſein. Die bevorſtehende Entkardinaliſirung Ceſare's galt für gewiß und es hieß auch, der ihm von den Schultern zu nehmende Kardinalpurpur ſollte ſeinem Bruder Jofred übergeworfen werden, worauf Ceſare ſeine Schwägerin-Buhlin Sancia heiraten würde. Die war ja auch eine neapolitaniſche Prinzeſſin und konnte folglich ihrem Gemahl ebenfalls eine Art von Anwartſchaft auf die Krone von Neapel eröffnen.

Derweil kehrte der Herr Legat nach Rom zurück, wo er am 4. September eintraf. Voll ſcheuer Unterthänigkeit holten ihn die Kardinäle am Thore ein und geleiteten ihn zum Vatikan, wo der Papſt, auf dem Throne ſitzend, im verſammelten Konſiſtorium den Sohn empfing. Mit welchen aus äffiſcher Liebe, Abſcheu und Furcht gemiſchten Gefühlen, läßt uns der gute, als Augenzeuge anweſende Ceremonienmeiſter errathen, wenn er lakoniſch ſchreibt: „Der Kardinal ſagte dem Papſte kein Wort, noch der Papſt dem Kardinal; ſondern jener küßte dieſen und ſtieg vom Throne herab“ *).

6.

Man lebte zur Zeit der Renaiſſance, man lebte und webte im klaſſiſchen Heidenthum. Ganz in der Ordnung alſo, daß, wie die antike Poetik es wollte, der Tragödie im Hauſe Borgia das Satyrſpiel folgte: — der Ermordung Don Juans die Eheſcheidung Donna Lukrezia's.

Die Borgiapolitik forderte, daß die Hand der Papſttochter wieder verfügbar wäre, und die Donna fand ſich darein. Wenn ſie ihrem Herrn Gemahl Giovanni Sforza, welchen wir aus Rom flüchten geſehen, Thränen

---

*) Non dixit verbum papae Valentinus nec papa sibi, sed eo deosculato descendit de solio. Burch. Diar. II, 103.

nachgeweint hatte — wenn! — ſo waren dieſelben längſt getrocknet und ſie ließ ſich widerſtandslos zu der ſchmählichen Rolle herbei, welche man ihr vorſchrieb.

Der heilige Vater hatte eine Kommiſſion eingeſetzt, welcher zwei Kardinäle vorſaßen und welche die Eheſcheidungsprocedur durchführen ſollte. Vor dieſer Kommiſſion log Donna Lukrezia mit eherner Stirne, ihre Ehe mit dem Gebieter von Peſaro wäre nie vollzogen worden und ſie befände ſich demzufolge noch im Stande der Jungfräulichkeit. Es fanden ſich Zeugen, die das beſchworen, und Richter — die Mitglieder beſagter Kommiſſion — welche ſo thaten, als glaubten ſie es. Vergebens proteſtirte Giovanni Sforza, welcher für ſeine Frau eine aufrichtige Neigung gehegt hatte. Seine Vettern, Lodovico der Mohr und der Kardinal Aſkanio Sforza, welche den Papſt bei guter Laune erhalten wollten, ſetzten ihm ſo lange zu, bis der arme Mann ſeinen Proteſt zurücknahm und die Erklärung abgab, es verhielte ſich ſo, wie Madonna ausgeſagt. Er mußte nicht nur dieſe Schmach hinunterwürgen, ſondern auch die 31,000 Dukaten, welche ſeine Frau ihm zugebracht hatte, wieder herausgeben. Im December von 1497 iſt die Scheidung Lukrezia's rechtskräftig geworden.

Alexander der Sechſte hatte demnach gezeigt, daß er mehr vermöchte, als nachmals das engliſche Parlament oder, genauer geſprochen, das Unterhaus. Von dieſem hat man bekanntlich geſagt, daß es alles, aber auch gar alles könne, nur nicht aus einer Frau eine Jungfrau machen. Madonna Lukrezia's Papa wirkte dieſes Wunder. Ganz Italien, ſchrieb ein Zeitgenoß, lachte darüber. Aber das verſchlug den Borgia wenig.

Im folgenden Jahre machten ſie Heiratsgeſchäfte, und ſicherlich haben dieſelben ihre Aufmerkſamkeit und ihre Zeit ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie der tragiſchen Martyrepiſode, welche drüben am Arno ſpielte, nur eine flüchtige Beachtung widmeten. Girolamo Savonarola hatte mit ſeiner Prophetenſchaft Fiasko gemacht. Was ſollte auch im damaligen Florenz und im damaligen Italien der aſketiſche Mönch, welcher ſich ja zudem nicht aus ſeiner Dominikanerkutte herauszuwickeln vermochte, mit ſeinen puritaniſchen Anſichten und ſeinen nachgerade langweilig gewordenen Bußpredigten? Wie hätte ſein nebelnder Miſchmaſch von Theokratie- und Demokratie aufkommen können gegenüber einer Realpolitik, wie Machiavelli ſie theoretiſirte und die Borgia ſie praktizirten? Die Partei der „Arrabiati“ hatte gegen den „Propheten“, welchen die wankelmüthige Menge preisgab, leichtes Spiel und der römiſche Hof brauchte bloß etwas nachzuhelfen, um jenen Scheiterhaufen aufzurichten und anzuzünden, welcher am 23. Mai von 1498 auf dem Marktplatz von Florenz den armen „Propheten“ einäſcherte. Savonarola's Laufbahn iſt eins der lehrreichſten und traurigſten Beiſpiele, daß Volksgunſt zum Vergänglichſten gehört in dieſer unſerer Welt der Vergänglichkeit.

Zwei Monate nach dem ſavonarola'ſchen Martyrium gab es im Vatikan eine Hochzeit. Alexander der Sechſte war der Meinung, es müßten ſich bei dem muthmaßlich baldigen Ausgehen der aragoneſiſchen Dynaſtie in Neapel für ſeine Sprößlinge dort die ſchönſten Ausſichten aufthun. Zögern wir alſo nicht, uns mit den Aragonen zwiefach zu verſchwiegern und zu verſchwägern. Das große Ziel hierbei iſt die Krone von Neapel. Unſer mehr oder minder geliebter und, unter uns geſagt, noch mehr gefürchteter Sohn Ceſare iſt ja Willens und im Begriffe, den Kardinalshut abzuthun, und muß daher eine anderweite Kopfbedeckung haben. Eine Königskrone würde ihm gerade paſſen und ihm ſicherlich gut ſtehen. Da iſt Donna Carlotta, die Tochter des Re Federigo. Die könnte ich mir als Schwiegertochter ſchon gefallen laſſen. Ceſare mag ſie heiraten. Sie bringt ihm die Anwartſchaft auf die Krone von Neapel als Mitgift zu. Aber die Dame und ihr Vater ſind vielleicht etwas ſtörriſch. Man muß ſie deßhalb an das Glück, mit uns in nähere und nächſte Verwandtſchaft zu treten, erſt gewöhnen. Das ſoll meine ſuperlativiſch geliebte Tochter Lukrezia vermitteln. Sie iſt ja wiederum im jungfräulichen Stande und mag darum eine paſſende Gemahlin für den ſiebzehnjährigen Don Alfonſo, den Neffen des Re Federigo, abgeben. Sie ſoll von mir eine Mitgift von 40,000 Dukaten haben, wogegen ihr Bräutigam ſelbſtverſtändlich auch etwas Erkleckliches einzuſetzen haben muß.

Der König Federigo hätte die Ehre, ſich mit den Borgia zu verſchwägern, gar gern abgelehnt. Aber um der lieben Politik willen wagte er es nicht. Er glaubte oder hoffte wenigſtens, an dem Stuhl Petri einen Rückhalt zu haben, ſollte aber bald erfahren, wie wackelig dieſer Rückhalt wäre. Da ihm jedoch das Hemd näher lag als der Rock, beſchloß er, nicht die Tochter, ſondern nur den Neffen dem borgia'ſchen Molochſtier zu opfern. Der Widerſtand der Prinzeſſin Carlotta gegen die ihr angeſonnene Heirat mit Ceſare Borgia wäre auch kaum zu beſeitigen geweſen. „Was," hatte ſie voll Abſcheu ausgerufen, „einen Pfaffen und Pfaffenbankert heiraten? Nimmermehr!" Der heilige Vater mußte den für ſeinen Sohn empfangenen Korb hinnehmen, aber er buchte denſelben dem Re Federigo ins Soll, dreifach unterſtrichen. Der bildſchöne junge Alfonſo, ein Bruder der Donna Sancia, war zu charakterſchwach, als daß er gegen das gefährliche Experiment einer Heirat mit der „jungfräulichen" Lukrezia lange ſich hätte wehren können. Er gab dem Drängen ſeines Oheims nach, welcher ihn zum Herzog von Quadrata und Biſeglia machte, um ihn in den Augen des Papſtes und der Papſttochter annehmlicher erſcheinen zu laſſen. So machte er ſich keineswegs leichten, ſondern ſehr ſchweren Herzens nach Rom auf und wurde am 21. Juli 1498 im Vatikan mit Lukrezia Borgia getraut.

Etliche Wochen ſpäter wurde zum Satyrſpiel der Eheſcheidung und Wiedervermählung der Tochter Alexanders des Sechſten ein paſſender Epilog geſprochen. Am 13. Auguſt gab der Kardinal und Erzbiſchof von Valencia, Ceſare Borgia, im verſammelten Konſiſtorium die Erklärung ab, daß ſein Sinn von jeher mehr weltlich als geiſtlich geweſen ſei. Das war eine Wahrheit, wie ſie ſo ſonnenklar und zweifelsohne zum zweitenmal nicht aus einem Borgiamunde gegangen iſt. Weiter erklärte Se. Eminenz, er wäre nur aus Zwang, wie ihn der heilige Vater auf ihn geübt hätte, in den geiſtlichen Stand getreten. Auch wahr. Die verſammelten Eminenzen — ſelbſtverſtändlich war die ganze Komödie zum voraus inſcenirt und einſtudirt — zögerten demzufolge nicht, ſtimmeneinhellig zu votiren, daß Don Ceſare ermächtigt wäre, den Kardinalsmantel auszuziehen, die erzbiſchöfliche Inful abzulegen, ſeinem Diakonat zu entſagen und wieder weltlich zu ſein um und um, ganz und gar.

So wurde der Sohn des Papſtes entkardinaliſirt und entkleriſirt. Der Fürſtenmantel, welchen er ſtatt der abgelegten Kardinalstoga anlegen wollte, war ſchon zuvor beſtellt und in Arbeit bei einem Schneider in — Frankreich.

Dorthin machte ſich Ceſare Borgia am 1. Oktober 1498 auf, wie ein großer Herr, wie ein König reiſend. Denn Alexander der Sechſte hatte ſeinen Sohn zu dieſer Fahrt, die auch eine Brautfahrt werden ſollte, verſchwenderiſch ausgeſtattet. Vornehme Kavaliere bildeten das Gefolge des Reiſenden, eine vom Livereienglanz ſchimmernde Dienerwolke umgab ihn. Die Hufe ſeiner Pferde hatten Silberbeſchlag. Zweihundert Maulthiere trugen ſein Gepäck, worunter 200,000 Dukaten Baargeld als der nervus rerum. Ja, Se. Heiligkeit konnte es nobel geben. Wozu wären denn die dummen Teufel von Völkern gut geweſen, wenn nicht dazu, die Kaſſen des Statthalters Chriſti zu füllen?

Aber was hatte denn Don Ceſare in Frankreich zu thun? Allerlei. Die Borgiapolitik hatte wieder einmal einen Dekorationenwechſel erfahren und ein neuer Aufzug des Stückes hob an.

7.

Das zu Neapel in der Hauptſache vergeckte Heiratsgeſchäft ſollte in Frankreich wieder aufgenommen werden. Die Gründer des Unternehmens waren diesmal Papſt Alexander der Sechſte und König Ludwig der Zwölfte von Frankreich, welcher Orleans ſeinem im April von 1498 verſtorbenen Vetter, Karl dem Achten, auf dem Throne gefolgt war. Die beiden Herren hatten ſich beiderſeitig nöthig, um einander die ſchmutzigen Hände zu waſchen. Ludwig wollte ſeine Gemahlin Jeanne, die ſchiefgewachſene und hinkende Tochter Ludwig des Elften, verſtoßen und die Witwe ſeines Vorgängers heiraten, Anna, welche nicht nur hübſch, ſondern auch Erbin der Bretagne war. Die Himmelsſchlüſſel, welche der Papſt in Händen hatte, ſollten, verlangte der König, ihm den verhaßten Ehekerker aufſchließen. — Ja wohl, ſagte Alexander, ich will aufſchließen, aber nicht umſonſt. Wovon nur einer der Kontrahenten den Profit hat, das iſt kein Geſchäft. — Gut, erwiderte Ludwig, wir wollen beide profitiren. Schließ' auf, heiliger Vater, und ich verpflichte mich, deinen lieben Sohn Ceſare zu einem Herzog in Frankreich zu machen und ihm die an meinem Hofe Erziehungshalber weilende Prinzeſſin Carlotta von Neapel zur Frau zu verſchaffen.

Dieſes Programm des päpſtlich-königlichen Kompagniegeſchäftes gelangte zur Ausführung, aber doch nicht ganz. Das machte, Madonna Carlotta, eine entſchloſſene junge Dame, blieb ſtandhaft dabei, daß ſie keinen „Pfaffen und Pfaffenbankert" zum Manne haben wollte.

Am 19. December hielt Ceſare Borgia in Chinon, wo er von Ludwig empfangen wurde, einen prunkvollen Einzug. Er brachte die päpſtliche Eheſcheidungsbulle für den König und nebenbei für den Erzbiſchof von Rouen, George d'Amboiſe, den Kardinalshut mit. Am franzöſiſchen Hofe fand er als Gaſt deſſelben auch einen bekannten Feind ſeines Vaters vor, den Kardinal Julian Rovere, welcher ſich aber jetzt unter Vermittelung Ludwigs für die Intereſſen der Borgia gewinnen ließ. Natürlich auch nicht umſonſt. Dinge wie Grundſätze und Gewiſſen exiſtirten ja für die Menſchen jener Zeit nicht.

Nun begannen die Verhandlungen inbetreff der Ausführung des zwiſchen Papſt und König geſchloſſenen Vertrags. Hinſichtlich der Umſchaffung des „Pfaffenbankerts“ zu einem franzöſiſchen Duc ergaben ſich keine Schwierigkeiten. Ludwig erhob die im Dauphiné gelegene Grafſchaft Valence zu einem Herzogthum und belehnte damit den Papſtſohn, welcher darauf hielt, ſeinen Titel „Valentinus“, den er bislang von ſeinem Bisthum Valencia getragen, beibehalten zu können. Statt vom ſpaniſchen Valencia hieß er fortan vom franzöſiſchen Valence Valentinus oder Valentinois oder Valentino. Aber mit der Erfüllung des zweiten Verſprechens vonſeiten Ludwigs haperte es. Madonna Carlotta war nicht herumzukriegen. Vergebens ſchmeichelte und ränkelte der neugebackene Duc, vergebens zürnte der König, vergebens ſchalt und ſchimpfte der heilige Vater in Rom. Zuletzt verfiel man auf das Auskunftsmittel, daß, wenn nicht eine Prinzeſſin Carlotta, ſo doch eine Prinzeſſin Charlotte die Frau des Herzogs von Valence werden ſollte. Das auserſehene Opfer war eine junge Dame aus dem königlichen Hauſe von Frankreich, Charlotte d'Albret, Schweſter des Prinzen Jean d'Albret, welcher durch ſeine Heirat mit Katharina von Navarra der König dieſes Ländchens geworden. Der Sohn Alexanders ward ermächtigt, in ſeinem Wappenſchild dem Borgiaſtier die Lilien Frankreichs beizugeſellen und ſeine Trabanten in die franzöſiſchen Königsfarben, Karmoſin und Gelb, zu kleiden. Am 22. Mai 1499 verſammelte der Papſt ein Konſiſtorium, um den Kardinälen kundzuthun, daß die Ehe ſeines Sohnes mit der Prinzeſſin Charlotte d'Albret eine vollendete Thatſache ſei.

Die zwiſchen dem römiſchen und dem franzöſiſchen Hofe hergeſtellte Verbindung bezweckte aber, wie bald offenbar wurde, noch anderes, als dem König Ludwig zur Anna von der Bretagne und dem Valentinois zur Charlotte d'Albret zu verhelfen. Der graſende Borgiaſtier ſchaute nach weiteren Weideplätzen aus und die franzöſiſche Lilie begehrte auch auf italiſchem Boden zu blühen. Weniger bildlich geſprochen: Ceſare Borgia wollte ſich aus dem Patrimonium Petri ein Herzogthum oder gar ein Königreich zuſchneiden und König Ludwig wollte Mailand und Neapel erobern. Auf jenes behauptete er als Enkel der Valentina Viſconti, auf dieſes als Erbe der Anjous Anſprüche zu haben. Die jammervolle ſtaatliche Zerriſſenheit Italiens und die ehrloſe „Praktik“ ſeiner Höfe und Republiken kam den Abſichten des Franzoſenkönigs und damit auch den Abſichten der Borgia zu ſtatten. Wie ſo oft vorher und nachher haben auch jetzt wieder die Italiener den fremden Eindringling herbeigerufen. Venedig, nach einem Fetzen vom Herzogthum Mailand lüſtern, ſchloß ein Bündniß mit König Ludwig, um dieſem Lodovico Sforza vertreiben zu helfen, und der heilige Vater trat dieſer Liga bei, unter der Bedingung und Vorausſetzung, daß der Franzos ſeinem Sohne Ceſare zur Eroberung der Romagna behilflich wäre. Selbſtverſtändlich kehrte dieſe Allianz Alexanders mit Ludwig auch gegen Neapel hin eine bedrohliche Spitze und der Re Federigo ſollte bald erfahren, daß er und ſeine Tochter Carlotta nicht eben realpolitiſch gehandelt hätten, als ſie den „Pfaffen und Pfaffenbankert“ verwarfen.

Unter ſothanen Umſtänden brannte zwei Bewohnern Roms der Boden unter den Füßen: dem Kardinal Aſkanio Sforza und dem Duca Alfonſo von Biſeglia. Der Bruder Lodovico's des Mohren that ſicherlich gut, am 13. Juli aus ſeinem Palaſt in Rom nach Genazzano und von dort nach Genua zu entweichen, und der Gemahl von Madonna Lukrezia, dem nicht verborgen geblieben, wie der Papſt gegen ſeinen Oheim Federigo geſinnt war, hatte bewegliche Gründe genug, dem Beiſpiele des Kardinals zu folgen und am 2. Auguſt aus Rom ebenfalls nach Genazzano zu fliehen, in den Schutz der Colonna.

Höchlich erboſ't darüber, befahl Alexander der Schweſter des entflohenen Schwiegerſohns, der Donna Sancia, Rom zu verlaſſen und nach Neapel zu gehen. Auch die ſuperlativiſch geliebte Tochter Lukrezia, welche guter Hoffnung war, wollte er aus Rom weghaben. Sie weinte nämlich dem ſchönen Alfonſo aufrichtige Sehnſuchtsthränen nach und das machte den Papa Papſt unwirſch. Er gab aber doch der zeitweiligen Verbannung der weinenden Strohwitwe die Form einer Gunſt, indem er die neunzehnjährige Lukrezia zur päpſtlichen Legatin und Statthalterin in Spoleto ernannte.

Vor irgendeinem Skandal zurückzuſchrecken fiel ja den Borgia gar nicht ein. Am 8. Auguſt reiſ'te die ſchöne Legatin nach Spoleto ab, begleitet von ihrem Bruder Jofred, und in der alten Langobardenſtadt fand ſich, zu ſeinem Unheil und Verderben einem bezüglichen Befehl des Papſtes gehorchend, auch ihr Gemahl Alfonſo wieder zu ihr. Der heilige Vater ließ das Ehepaar nach Nepi kommen, wohin auch er im September ging. Etliche Tage darauf nach Rom zurückgekehrt, nahm er einen kennzeichnenden Akt der Borgiapolitik vor, indem er ſeine Tochter als Herrin von Spoleto, Foligno und Nepi proklamirte. Alſo ſtattete der Statthalter Chriſti eins ſeiner Kinder mit Land und Leuten aus, mit aus dem Patrimonium Petri geſchnittenen Gebieten.

Im Oktober kam Madonna Lukrezia mit ihrem Gatten wieder in ihren römiſchen Palazzo zurück und am 1. November gebar ſie einen Sohn, welcher in der mit großem Pomp in Anweſenheit des ganzen Hofes vorgenommenen Taufe unter Poſaunenſchall den großväterlichen Namen Rodrigo erhielt. Etliche Wochen ſpäter ließ ſich auch der Duc de Valence für einige Tage in Rom ſehen. Er hatte Eile, wieder fort und als Würgengel über die „Tyrannen" der Romagna zu kommen. Das Werk der päpſtlich-venetianiſch-franzöſiſchen Liga war ins Rollen gerathen und Ceſare Borgia hatte Gelegenheit, zu zeigen, daß er noch anderes könnte, als Stiere mit einem Schwertſtreich zu köpfen.

8.

Der Einbruch der Franzoſen und der Venetianer ins Mailändiſche war geſchehen und zwar mit müheloſem Erfolg. Schon zu Anfang Septembers war der Herzog Sforza, Lodovico Moro, aus Mailand ins Tirol geflohen, um Hilfe bei einem zu ſuchen, welcher ſich ſelber nie zu helfen verſtand, beim „ritterlichen“ Kaiſer Max, deſſen Kopf immer voll von Plänen, deſſen Taſche allzeit leer war und der nur als Heiratſpekulant Geſchäfte zu machen wußte, die jedoch dem deutſchen Reiche nichts einbrachten als Unkoſten und Unheil von vielerlei Art. Am 6. Oktober von 1499 zog König Ludwig der Zwölfte in die Hauptſtadt der Lombardei ein. Unter großem Jubel der Bevölkerung, verſteht ſich. Es würde lehrreich und humorvoll ſein, nachzurechnen, was alles für Sieger und Eroberer bei ihren Einzügen im Laufe der Zeiten die guten Mailänder ſchon angejubelt haben. Sie dachten eben, wie die ungeheure Mehrzahl ihrer Mitmenſchen in allen Jahrhunderten und Jahrtauſenden gedacht hat: —

„Wem auch zutheil der Sieg mag werden,
Zu ſeiner Fahne laßt uns ſteh'n!
Weil immerdar auf dieſer Erden
Die Götter mit dem Sieger geh'n“

und wie dazumal, im Herbſte 1499, außer den Mailändern die Potentaten von Savoyen, Montferrat, Mantua, Ferrara und die Signorieen von Genua und Venedig dachten. Sie alle fanden ſich in Perſon oder geſandtſchaftsweiſe in Mailand ein, um dem Franzoſenkönig ihre Glückwünſche, Huldigungen und guten Dienſte darzubieten. Auch Monſeigneur Valentinois war da, ſich rüſtend, theils mit von ihm ſelber geworbenem Kriegsvolk — Papa Papſt hatte das Geld dazu geliefert — theils mit franzöſiſchem, welches König Ludwig vertragsgemäß ihm ſtellen mußte, auf die Romagna und die Marken ſich zu ſtürzen.

Alexander, welchen die Erſcheinung der Franzoſen auf italiſchem Boden diesmal mit hoher Freude erfüllte, hatte ſeinem lieben Sohn nicht nur finanziell vorgearbeitet, ſondern auch kraft ſeiner Vollmacht als Statthalter Chriſti und ſouveräner Gebieter über das Patrimonium Petri. Denn im Oktober erklärte er kurzweg alle die Feudalherren, deren Vorfahren früher oder ſpäter, keiner aber früher als im 14. Jahrhundert, der Städte, Burgen und Landſchaften im Kirchenſtaat ſich bemächtigt hatten, die Malateſta in Rimini, die Riarii in Imola und Forli, die Varani in Camerino, die Sforza in Peſaro, die Baglioni in Perugia, die Manfreddi in Faenza, die Monteſeltre in Urbino, die Bentivogli in Bologna, ſammt und ſonders als Vaſallen des heiligen Stuhls, welche ihre Vaſallenpflichten vernachläſſigt und zu „Tyrannen“ ſich aufgeworfen hätten, als ihrer Lehen ledig und verluſtig. Für die Vollſtreckung dieſes Spruches ſollte der Valentinus ſorgen. Mit den Colonna und Orſini ſollte dann ſpäter abgerechnet und aufgeräumt werden. Wie das gemeint war, mußten zunächſt die Gaetani in Sermoneta erfahren. Der Papſt lockte das Haupt des Geſchlechtes, den Giacomo Gaetano, am Ausgang von 1499 nach Rom und in ſeine Gewalt. Im folgenden Sommer ſtarb der Unglückliche in einem Kerker der Engelsburg und zwar, wie ſtark zu vermuthen, an der borgia'ſchen „Cantarella“. Die Güter der Gaetani zog der Papſt ein und ermächtigte ſein Schatzamt, Sermoneta an die Herrin von Spoleto und Nepi, Madonna Lukrezia, zum Preiſe von 80,000 Dukaten zu verkaufen. Im übrigen iſt zu ſagen, daß Alexanders Vorgehen gegen die in den Städten und Burgen der Romagna und der Marken ſitzenden Tyrannen nicht nur eine rechtliche Baſis hatte, ſondern auch an ſich ein löblich Ding war. Die Urſprünge der Gewalten von weitaus den meiſten dieſer Dynaſten waren ſehr wüſte und die Mehrzahl dieſer Herren und Häuſer hatte nichts Beſſeres verdient, als vertilgt zu werden. Ja, man muß noch mehr ſagen. Wenn Ceſare Borgia in den kühnſten Aufſchwüngen ſeiner Phantaſie und ſeines Ehrgeizes wirklich davon träumte — und es finden ſich in Aeußerungen ſeiner Zeitgenoſſen mehr oder weniger deutliche Hinweiſungen auf ſolch einen Traum*) — nicht etwa nur zum Herzog oder König der Romagna ſich zu machen, nein, ſondern vielmehr ganz Italien als König oder auch als Nachfolger ſeines Vater-Papſtes auf dem Stuhl Petri zu beherrſchen, ſo wäre die Verwirklichung dieſes Traumes für Italien immerhin ein Glück geweſen, ein großes Glück ſogar, und hätte die italiſche Einheit nicht noch 371 Jahre lang auf ſich warten laſſen müſſen. So hat zweifelsohne auch der geniale und patriotiſche Staatsſchreiber von Florenz gedacht und daraus erklärt ſich die kaum verhohlene Theilnahme, welche er für den ſchrecklichen Sohn Alexanders des Sechſten hegte**).

---

*) Vgl. hierüber **Burckhardt**, die Kultur der Renaiſſance in Italien, S. 111 fg. der 1. Aufl.

**) Dies iſt auch die Anſicht Macaulay's über das Verhältniß

Dieſer Sohn war jetzt ſeines Vaters vollſtändig Herr und Meiſter geworden. Nicht nur ſchien die Ermordung Gandia's ganz und gar verziehen und vergeſſen, ſondern auch bezeigte ſich der Papſt in allem und jedem ſo zuvorkommend und folgſam gegen den Brudermörder, daß die Sage entſtehen konnte, Juan Borgia wäre mit Vorwiſſen und Einwilligung ſeines Vaters beſeitigt worden „connivente patre interfectus“*). Mehr als Sage iſt dies wohl nicht, aber feſtſteht, daß Alexander in der Hand Ceſare's wie Wachs war, daß der Sohn den Papſt, um ihn deſto ſicherer unbedingt zu beherrſchen, mehr und mehr iſolirte und daß der ganze römiſche Hof vor dem Duca Valentino zitterte, als wäre ſelbiger der leibhafte Valant. Auch das iſt ſicher, daß Ceſare mit Neid auf die überreiche ſeiner Schweſter zutheilgewordene Ausſtattung mit Gütern und Einkünften blickte. Was ſollte ein Weib mit ſolchen Mitteln? Er, Ceſare, würde dieſelben ganz anders zu verwenden wiſſen. Auch Lukrezia ſelbſt müßte ſeinen Zwecken dienſtbar gemacht werden, wie überhaupt die ganze Familie, welche, ihn ſelber ausgenommen, an der Neige des Jahres 1499 und des Jahrhunderts, im und um den Vatikan verſammelt war, da Donna Sancia von ihrem Schwiegervater die Erlaubniß erwirkt hatte, aus Neapel zu ihrem Gemahl Jofred nach Rom zurückzukehren.

Machiavelli's zum Ceſare Borgia. „Patriotic feeling also might induce Machiavelli to look with some indulgence and regret on the memory of the only leader who could have defended the independence of Italy.“ Crit. and hist. Essays, Tauchn. ed. I, 94.

*) Aeußerung von Onufrio Panvinio aus Verona (geſt. 1568).

Im Feldlager vor Imola mochte der Valentinus in einer ſeiner ſchlafloſen Nächte — er ſchlief ſehr wenig und mehr bei Tage als bei Nacht — den Entſchluß gefaßt haben, demnächſt wieder einmal ſo einen Schreckensſchlag zu thun, wie der vom 14. Juli 1497 einer geweſen, um der ganzen Sippſchaft, dem Papa-Papſt, der Schweſter, dem Bruder und der Schwägerin nachdruckſam zu zeigen, wer Herr ſei im Hauſe Borgia.

Im Feldlager alſo treffen wir den Gemahl der Charlotte d'Albret wieder, die er nach ſehr kurzem Zuſammenſein in Frankreich zurückgelaſſen hatte. Er war im November an der Spitze von 8000 eigenen und franzöſiſchen Soldtruppen von der Lombardei her in die Romagna eingebrochen und hatte ſich zuvörderſt gegen die Städte und Gebiete der Riarii gewandt. Die Belagerungen von Imola und Forli glückten. Am 1. December fiel jene, am 12. Januar 1500 dieſe Stadt in die Hände Valentino's. Der Anfang zur Eroberung der Romagna war demnach gemacht. Jetzt aber trat ein Stillſtand ein, weil in Oberitalien ein Umſchwung der Dinge ſtatthatte. Während nämlich König Ludwig vor dem Schluß des Jahres und Jahrhunderts nach Frankreich zurückgekehrt war, hatte der vertriebene Herzog von Mailand es dazu gebracht, den Venetianern die Türken auf den Hals zu hetzen und zum Zwecke der Wiedereroberung ſeines Landes ein Söldnerheer anzuwerben. Als er damit aus den ſüdtiroliſchen Engpäſſen nach der Lombardei vorbrach, waren ſeine Ausſichten um ſo ermuthigender, als die Franzoſen durch ihre more gallico betriebene Raubſucht und Luſtgier die Bevölkerung des Landes ſo gegen ſich aufgebracht hatten, daß ſie den Lodovico Moro zurückrief und demſelben, als er kam, allen Vorſchub leiſtete. Der franzöſiſche Statthalter Trivulzio rief nun das dem Valentino geſtellte franzöſiſche Korps aus der Romagna nach der Lombardei zurück, mußte jedoch trotzdem Mailand räumen und vermochte nicht zu hindern, daß Ludwig der Mohr am 5. Februar von 1500 daſelbſt ſeinen Wiedereinzug hielt, triumphirend und von den Mailändern auch in allen Tonarten bejubelt. Ceſare Borgia ſeinerſeits war nach der Entfernung der franzöſiſchen Auxiliartruppen auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen und folglich zu ſchwach, um gegen weitere „Tyrannen“ vorgehen zu können. Er mußte ſich vorderhand begnügen, das Errungene zu behaupten, und machte einen Abſtecher nach Rom, wo es ja auch für ihn zu thun gab.

Am 26. Februar zog er in prächtigem Putz und fürſtlichem Geleite wie ein Triumphator in die Siebenhügelſtadt und in den Vatikan ein, vom Papa-Papſt mit großen Ehren empfangen und zur Belohnung ſeiner Verrichtungen in der Romagna zum Bannerherrn und Generalkapitän der heiligen römiſchen Kirche ernannt. Er traf Rom voll Feſtlichkeit und Freude, wimmelnd von Fremden, berauſcht vom Wechſel zwiſchen großartigen kirchlichen Ceremonien und üppigen Karnevalsluſtbarkeiten. Und ferner traf er, was ihm wichtiger, die Kaſſen Sr. Heiligkeit von Geld überfließend.

Denn Alexander hatte das Jahr 1500 als ein Jubelablaßjahr in der Chriſtenheit verkündigt und von allen Himmelsgegenden ſtrömten die Pilger herbei, um am „Grabe der Apoſtel“ ihre Gaben darzubringen und ſich vom Verwalter der Himmelſchlüſſel ihrer Sünden ledigen zu laſſen. Ein Rodrigo Borgia als Spender des von den chriſtlichen Heiligen „aufgehäuften Gnadenſchatzes“ ſelten hat ſich die arme betrogene Menſchheit Schnöderes gefallen laſſen. Die Myriaden von Jubeljahrpilgern mußten, ſo ſie die Augen aufthaten, ſehen, wie es in der „heiligen“ Stadt zu und her ging und wie die Borgia im Vatikan wirthſchafteten. Und dennoch opferten ſie zur Aufrechterhaltung dieſer Wirthſchaft ihre gewiß zumeiſt ſauer erworbenen Sparpfennige und am Oſterſonntag lagen auf dem Platz vor dem Sankt Peter 200,000 „vernunftbegabte“ Menſchen auf den Knieen, um den Segen des Statthalters Chriſti, dieſes Statthalters Chriſti zu empfangen.

Befand ſich unter den Segenempfängern wohl auch jener Nikolaus Köpernik aus Thorn, welcher ſechs Jahre ſpäter die ganze kirchlich-jüdiſch-chriſtliche Weltanſchauung revolutionirte, indem er das große Geſetz der Bewegung unſeres Erdballs um die Sonne fand und nachwies? Der Schlag ins Kontor vom päpſtlichen Weltgeſchäft war von ganz anderer Wucht als die Hammerſchläge, womit Luther elf Jahre ſpäter ſeine Widerablaßtheſen an die Thüre der wittenberger Kirche nagelte. Köpernik war wirklich im Jubeljahr 1500 in Rom. Auch Michel Angelo Buonarotti war dort und vielleicht haben der große Sternſeher aus dem Norden und der „uom di quatr' alme“ aus dem Süden zu gleicher Stunde mit Staunen auf jene Proceſſion geblickt, als der Papſt in aller ſeiner Pracht und Herrlichkeit zu den vier Baſiliken ritt und hinter ihm ſein Sohn Ceſare als Gonfaloniere der Kirche, umringt von Edelleuten in Gewändern von Sammet, Brokat und Goldſtoff und gefolgt von 100 Trabanten in Karmoſin und Gelb, deren jeder in großen Silberbuchſtaben den Namen „Cäſar“ auf der Bruſt trug. „Aut Caesar aut nihil!“ Die ſchauſpiellüſterne Menge hat gewiß dem Sohn des Papſtes zugejubelt, der es ſo prächtig verſtand, einen Generalkapitän der Kirche vorzuſtellen. Sie liebt die Schönheit und die Kraft und fragt nicht danach, ob der gleißende Anzug einen Engel oder einen Dämon decke.

9.

Aber nicht nur zur Kurzweil war Ceſare Borgia nach Rom gekommen. Er wollte von den klingenden Darbringungen der guten Jubiläumspilger ſeinen Theil einſäckeln, um die Mittel zu fernerweiten kriegeriſchen Unternehmungen bereitzuhaben. Auch ließen ſich vom Vatikan aus am bequemſten die diplomatiſchen Fäden ſpinnen, welche in das Netz ſeiner Praktiken einzuknüpfen er für zweckdienlich erachtete. Solche Fäden wurden nach Mantua hinauf zum Herzog Franceſco Gonzaga geſponnen und nach Ferrara hinüber zum Herzog Ercole d'Eſte. Der Unterſtützung oder wenigſtens der wohlwollenden Haltung vonſeiten dieſer beiden Potentaten glaubte der Valentino bei Verfolgung ſeiner Ziele vorerſt benöthigt zu ſein. Später, mit Zeit und Gelegenheit, konnte man ihnen ja die geleiſteten Dienſte mit Borgiamünze bezahlen.

Einſtweilen wurde damit einer für die ungeſuchte Ehre bezahlt, der Schwiegerſohn des Statthalters Chriſti geworden zu ſein, der arme ſchöne und liebenswürdige Alfonſo d'Aragon, Duca di Biſeglia. Ceſare Borgia hatte einen wilden Haß auf den Schwager geworfen, erſtens als auf den Sproß einer Familie, die ihm der von der Principeſſa Carlotta erhaltene Korb wie Gift und Galle zuwidergemacht, und zweitens als auf den Gatten von Madonna Lukrezia, deren Hand der zärtliche Bruder wieder freihaben wollte, um damit zu wuchern. Die Schweſter ſollte Witwe ſein, um in dem Spiel ihres Bruders eine Trumpfkarte vorſtellen zu können. Der Gonfaloniere der heiligen römiſchen Kirche machte das dem Meſſer Michelotto begreiflich und Michelotto begriff.

Se. ſiebzigjährige Heiligkeit lag zur ſelbigen Zeit krank. Ein in ſeinen Gemächern eingeſtürztes Kamin hätte an einem der letzten Junitage von 1500 Alexander den Sechſten um's Haar erſchlagen. Gequetſcht und blutend war er unter den Mauertrümmern hervorgezogen worden, wunderbarlich, wie er ſagte, am Leben erhalten durch den beſonderen Schutz der jungfräulichen Himmelskönigin. Seine Tochter Lukrezia und ſeine Schwiegertochter Sancia pflegten ihn. Die beiden Damen befanden ſich am 15. Juli noch im Vatikan und in der elften Abendſtunde im Krankenzimmer des Papſtes, als plötzlich die Thüre aufgeriſſen wurde und der Duca di Biſeglia ſich hereinſchleppte, bleich und blutend, am Kopf, am Arm und am Schenkel von Hieben und Stichen getroffen.

Der Unglückliche war aus ſeiner Behauſung im Palazzo Santa Maria in Porticu nach dem Vatikan gegangen, ſeinen Schwiegervater zu beſuchen, als er auf ſeinem Wege bei der zum Sankt Peter hinaufführenden Treppe von einer Schar Vermummter überfallen und angefallen wurde. Die Bravi glaubten ihn tödtlich getroffen, warfen ſich auf ihre in der Nähe bereitgehaltenen Pferde und jagten davon. Don Alfonſo jedoch vermochte ſich in den Vatikan und in das Gemach Alexanders zu ſchleppen, wo ſeine Gemahlin beim Anblick des Verwundeten von einer Ohnmacht angewandelt wurde. Von einer wirklichen, keiner geſpielten, denn ſie hatte dieſen ihren zweiten Mann aufrichtig lieb und mußte wider Willen für ihn zum Verhängniß werden.

Man brachte den Ueberfallenen in ein Gemach nebenan und zu Bette. Man hielt ihn für verloren. Ein Kardinal ertheilte ihm die Abſolution und gab ihm die letzte Oelung. Aber er ſtarb nicht, ſeine jugendliche Kraft überwand den Blutverluſt. In ſeinen Palaſt zurückgetragen, wurde er von ſeiner Frau Lukrezia und ſeiner Schweſter Sancia ſorgſam gepflegt und gehütet. Aber Hut und Pflege waren umſonſt. Denn Alfonſo's Tod war von demſelben unerbittlichen Realpolitiker beſchloſſen, welcher zwei Jahre zuvor den bevorzugten Kammerherrn ſeines Vaters Alexander, den Spanier Pedro Caldes (oder Calderon) Perotto, welcher ihm mißfiel, in den vergeblich zum Schutze deſſelben ausgebreiteten Armen des Papſtes („in gremio Pontificis") erſtochen hatte, ſo daß Sr. Heiligkeit das Blut ins Geſicht geſpritzt war. In ſeiner Depeſche vom 19. Juli meldete Polo Capello, der Geſandte Venedigs, nach Hauſe: „Man weiß nicht, wer den Duca di Biſeglia verwundet hat; aber man ſagt, es ſei ebenderſelbe, welcher den Duca di Gandia ermordete und in den Tiber warf." Das war bei aller diplomatiſchen Vorſicht deutlich genug geſprochen. Der Papſt ſelber war ſicherlich keinen Augenblick darüber im Zweifel, wer ſeinen Schwiegerſohn habe überfallen laſſen. Er gab ſich wohl den Anſchein, als wollte er das bedrohte Leben Alfonſo's ſchützen; allein etwas Ernſtliches dafür zu thun wagte er nicht. Er wußte ja, er ſei in der Gewalt eines Dämons, welchem unter Umſtänden das Leben des Vaters nicht heiliger ſein würde, als das des Bruders oder des Schwagers.

Mit ſouveräner Verachtung aller Formen und Schranken, welche die menſchliche Geſellſchaft binden und eingränzen, erſchien Ceſare Borgia im Krankenzimmer des mälig geneſenden Alfonſo, wie um ſich zu vergewiſſern, daß Michelotto's Banditen diesmal nur eine halbe Arbeit gethan. Beim Hinausgehen hörte man ihn murmeln: „Was Mittags nicht geſchehen, mag Abends geſchehen." Am 18. Auguſt kam er wieder, und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſein Schwager nahezu vollſtändig wieder hergeſtellt wäre, runzelte er ſeine Schweſter Lukrezia und ſeine Schwägerin Sancia zornig an und zwang die Damen, das Gemach zu verlaſſen. Dann rief er den draußen harrenden Hauptmann Michelotto herein und demſelben zu: „Mach' ein Ende!" Der Bravo warf ſich auf den Patienten und erwürgte ihn.

Schon in der nächſten Nacht wurde der arme Alfonſo ohne Sang und Klang im Sankt Peter begraben. Der Valentino machte ſich gar nichts daraus, daß ihn jedermann für den Mörder hielt. Er geſtand es ſogar ohne Umſchweife, daß er ſeinen Schwager habe „expediren" laſſen. Nur verbrämte er die Schandthat mit dem Lügenſchnörkel, er hätte das gethan, weil der „Expedirte" ihm ſelber nach dem Leben geſtanden. Ein Borgia hätte ſich wahrlich ſchämen ſollen, ſo dumm zu lügen; allein dem kyniſchen Menſchenverächter war es nicht der Mühe werth, ſeine Frevel kleidſamer zu maſkiren. Der Papſt wagte nicht das Mindeſte gegen den Mörder ſeines Schwiegerſohnes zu thun. Als Donna Lukrezia, welche Schreck und Kummer fieberkrank gemacht hatten, ihren

Vater mit Thränen und Klagen, vielleicht auch mit Rufen nach Recht und Rache beſtürmte, brachte das ihren Bruder Ceſare ſo gegen ſie auf, daß er dem Papſte zumuthete, die klagende Witwe aus dem Vatikan und aus Rom zu entfernen, wenigſtens zeitweilig. Alexander fügte ſich, wie er ſich eben in alles fügte, was ſein Sohn wollte oder nicht wollte. Er war ja nur noch das Sprachrohr Ceſare's. Lukrezia wurde bedeutet, ſich in ihre Stadt Nepi zu begeben, und am 30. Auguſt kam ſie dieſem Befehle nach. Nicht das iſt für die völlige Willenloſigkeit und Unterwürfigkeit Alexanders gegenüber dem Valentino am meiſten kennzeichnend, daß der Papſt es geduldig hinnahm, wenn ihm der ſchreckliche Sohn einen ſeiner Lieblingsdiener nach dem andern entweder eigenhändig mordete, wie den Pedro Perotto, oder ermorden ließ, wie den Trabantenhauptmann Cervillon und den Geheimſchreiber Troche, wohl aber dieſes, daß er auf einen Wink Ceſare's hin ohne Widerrede ſogar die Trennung von ſeiner „in superlativo gradu“ geliebten Tochter ſich gefallen ließ.

Unſere Quellen ſind leider ſtumm inbetreff deſſen, was alles dazumal im Innern des Papſtes und Lukrezia's vorgehen mochte. Man kann doch wohl nicht annehmen, ihre Seelen wären ſolche todten Sümpfe geweſen, daß ſelbſt heftigſte Stürme dieſelben nicht mehr aufzurühren vermocht hätten. Das wäre ja über die menſchliche Natur hinauf oder hinab gegangen. Aber ſicher iſt nur, daß des armen Alfonſo's Ermordung wenig Lärm machte und daß der Frevel und das Opfer bald vergeſſen waren*). Das Rom der Borgia war ja an Schreckniſſe aller Art bis zur Abgeſtumpftheit gewöhnt. Allmorgendlich fand man die Leichen von während der Nacht Ermordeten auf den Plätzen und in den Straßen. Es mußte ſich dem Furchtbaren ſchon das Groteske zugeſellen, wenn die Neugier und Aufmerkſamkeit der ſtumpfnervigen Bevölkerung noch erregt und für eine Weile wacherhalten werden ſollte*).

---

*) Gregorovius hat (Geſch. d. St. R. VII, 444) auf die lakoniſche Kühle aufmerkſam gemacht, womit Burkhard die Kata-

10.

Ceſare Borgia hat lange vor dem kaiſerlichen General Montecuculi gewußt, daß zum Kriege drei Dinge nöthig wären: 1. Geld, 2. Geld, 3. Geld. Der Jubi-

---

ſtrophe Biſeglia's in ſeinem Tagebuch verzeichnete. Ich will die Stelle, welche etwas geſpenſterhaft Unheimliches hat, möglichſt wortgetreu überſetzen. „Der hochedle Don Alfonſo iſt am Abend vom 15. Juli ſchwer verwundet und, maßen er an den ihm geſchlagenen Wunden nicht ſterben wollte, um die erſte Stunde der Nacht vom 18. Auguſt in ſeinem Bett erwürgt worden. Die Leiche wurde in den Sankt Peter getragen. In das Kaſtell San Angelo brachte man die Aerzte des Todten und einen mit einem Höcker Behafteten, welcher viel um den Prinzen geweſen war. Dieſe hat man inquirirt, aber bald wieder freigelaſſen, ſintemal derjenige, ſo den Mordauftrag gegeben, ſtraflos ausging und allgemein bekannt (optime notus) war." Man ſieht, der gute Ceremonienmeiſter wußte ſo „rein objektiv" zu verfahren und ſich vor aller „ſittlichen Ereiferung" ſo „ſtreng wiſſenſchaftlich" zu wahren, daß er ein gefeiertes Mitglied der dermalen im deutſchen Reiche modiſchen hiſtoriſchen „Schule" hätte abgeben können.

*) Ein Vorkommniß ſolcher Art erzählt Burkhard (Diar. II, 112 ſq.). Eine römiſche Kurtiſane Namens Kurſetha — der päpſtliche Ceremonienmeiſter fügt zur Erklärung des Wortes „cortegiana" hinzu: „hoc est meretrix honesta" (auch ein charakteriſtiſcher Zug

läumsablaß hatte deſſen noch nicht genug eingebracht. Machen wir daher, das noch fehlende zu beſchaffen, wieder einmal ein Geſchäft in Kardinälehüten. Die Waare kommt uns ja billig zu ſtehen, wir können ſelbige faſt umſonſt haben und doch zu ſehr hohen Preiſen losſchlagen. Acht Angebote, darunter ſechs ſpaniſche, liegen ſchon vor. Warum ſollten wir die Schafe nicht ſcheeren, da ſie es für ein Glück halten, ihre Wolle loszuwerden?

Am 28. September von 1500 theilte Alexander der Sechſte acht neue rothe Hüte aus und der Valentino ſtrich dafür 120,000 Dukaten ein — ein nettes, glatt abgewickeltes Geſchäft.

Ceſare konnte jetzt den Hauptleuten ſeiner Soldbanden, den Herren Paolo und Giulio Orſini, Ercole Bentivoglio und Vitellozzo Vitelli, die er in Rom bei ſich hatte, die nöthigen Befehle zur Rüſtung für einen Herbſtfeldzug geben. Hatten doch derweil die Verhältniſſe Oberitaliens abermalen einen Umſchwung erfahren, welcher der Sache des Borgia einen neuen Aufſchwung gab. Ludwig der Zwölfte von Frankreich war ſeiner auf Italien gerichteten Eroberungspläne eingedenk geblieben. Er brauchte daher die Borgia, wie die Borgia ihn brauchten. Die ſchönen Seelen fanden ſich demnach wieder. Schon im Auguſt erſchien ein Herr de Villeneuve

---

der Signatur jener Zeit!) — hielt ſich als Hausfreund einen Moriſken, der als Frau verkleidet bei ihr wohnte und ſich für eine Spanierin Namens Barbara ausgab. Im April 1498 kam die Sache heraus und zur Strafe wurden die „ehrenwerthe“ Kurtiſane und ihr Mohr bei hellem Tage mehr als halbnackt durch die Straßen der Stadt geführt. Der arme Burſche wurde dann verbrannt, die „meretrix honesta“ dagegen freigelaſſen — ein hübſches Muſter von römiſcher Rechtspflege.

als franzöſiſcher Geſandter in Rom, um mit dem Valentinois zu verhandeln und Verabredungen zu treffen.

Die Waffen Frankreichs hatten drei Monate zuvor die Lombardei zurückerobert und der Herrſchaft der Sforza in Mailand zum zweiten- und letztenmal ein Ende gemacht. In keineswegs glorioſer Weiſe, denn Lodovico Moro iſt am 10. April 1500 bei Novara nicht dem von La Tremouille befehligten Heere Ludwigs erlegen, ſondern nur dem ſchnöden Verrath vonſeiten ſeiner ſchweizeriſchen Söldner, welche dadurch der Ehre ihres Landes und mehr noch ihrer eigenen Landsknechtſchaft einen böſen Schandfleck zufügten*). Sie überlieferten den Herzog den Franzoſen, in deren Hände auch der Kardinal Aſkanio Sforza fiel. Das Loos der beiden Brüder war hart. Der Kardinal hatte in ſeinem Kerker zu Bourges im Berry Veranlaſſung, darüber nachzudenken, was es heißen wollte, einen Borgia zum Papſt gemacht zu haben, und dem Moro wurde in dem Burgverließ von Loches, in welches er geworfen worden, bis zu ſeinem Tode langjährige und ſchmerzliche Gelegenheit gegeben zu einem reuevollen Rückblick auf ſeine Verbrecherlaufbahn**).

---

*) Bei R. Glutz-Blotzheim, dem Fortſetzer von Müllers „Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft“ (5. Thl. 2. Abthlg., S. 171 fg.) findet ſich eine anſchauliche Schilderung des Verraths von Novara. Am Schluſſe ſeiner Darſtellung ſagt der Verfaſſer: „Mit Unwillen und Trauer war die Schweiz erfüllt über den ſchändlichen Verrath, wodurch der alte hergebrachte Ruhm eidgenöſſiſcher Treue und Redlichkeit befleckt wurde.“ Ein Theil der Schweizer, welche den Sforza verrathen und an die Franzoſen überliefert hatten, ließ ſich für den Dienſt von Ceſare Borgia anwerben.

**) Lodovico's Todesjahr ſoll nach Paul Jovius das Jahr 1508, nach Guiciardini ein ſpäteres geweſen ſein.

Nachdem der Valentino franzöſiſchen Beiſtandes ſich verſichert und auf ſein Betreiben der Papſt mit dem Herzog Ercole von Ferrara in eine wichtige Unterhandlung eingetreten war, galt es, ins Feld zu ziehen. Zu Ende Septembers brach Ceſare von Rom auf. Er muſterte unter ſeinen Fahnen 6000 Fußknechte, ſowie 700 ſchwergerüſtete und 200 leichte Reiter, und marſchirte zuvörderſt auf Peſaro, um ſeinen weiland Schwager Giovanni Sforza von Land und Leuten zu jagen. Das bot um ſo weniger Schwierigkeit, als die Bürger von Peſaro bei der Annäherung des Borgia ſich gegen ihren Signore Giovanni rebelliſch erhoben, ſo daß dieſer nur mittels ſchleunigſter Flucht nach Bologna Leib und Leben zu retten vermochte. Es kennzeichnet die Zuſtände in dieſen romagnoliſchen Städten und Städtchen, daß, wenige ausgenommen, die Bewohnerſchaften in dem Eroberer Borgia keinen Feind, ſondern vielmehr einen Befreier erblickten. So thaten, wie die Bürger von Peſaro gethan, auch die von Rimini, welche, nachdem Ceſare am 28. Oktober in jene Stadt eingezogen war, ihre verhaßten Signoren Pandolfo und Carlo Malateſta verjagten und dem Valentino ebenfalls die Schlüſſel ihrer Stadt entgegentrugen. Nicht ſo leichtes Spiel hatte der Papſtſohn mit den Manfredi in Faenza, deſſen Bürger ihrem jungen, ſchönen und guten Signor Aſtorre Manfredi treu ergeben waren. Ceſare mußte zur Belagerung der Stadt verſchreiten und erſt am 25. April 1501 gelangte er mittels Vertrags in den Beſitz derſelben. Aſtorre ergab ſich ihm auf die eidliche Verſicherung hin, ſein Leben ſollte nicht nur geſchont werden, ſondern er ſollte auch freien Abzug haben. Aber was waren dem Borgia Eidſchwüre? Leim, auf welchen nur Gimpel gingen. Aſtorre Manfredi wurde mit ſeinem Bruder Ottaviano gefangen genommen, mit andern Gefangenen nach Rom geſchickt und dort in die Kaſematten der Engelsburg verſperrt.

Jetzt Herr von Peſaro, Rimini, Faenza, Imola, Forli, Ceſena und Fano, wurde Ceſare vom Papa Papſt förmlich zum Herzog der Romagna erklärt und proklamirt. Damit war die Gründung einer Dynaſtie Borgia und die Ausſtattung derſelben mit aus dem Kirchenſtaat geſchnittenen Städten und Gebieten zu einer Thatſache geworden, wogegen das zur völligen Sklavenhaftigkeit herabgedrückte Kollegium der Kardinäle keinerlei Proteſt einzulegen wagte. Doch der neue Duca della Romagna war weit entfernt, mit dem Erlangten ſich zufrieden zu geben. Seine Herrſchſucht war ein freſſendes Feuer, welches weiter um ſich zu greifen begehrte.

Machiavelli, welcher im Oktober 1500 ſeine erſte Sendung an den Borgia erfüllte und denſelben in Urbino zum erſtenmal ſah, errieth ihn und gewiß hatte er ein geheimes Wohlgefallen an dem kühnen Drauflosgänger. Vielleicht iſt darum die Vermuthung nicht zu gewagt, daß ein Nachempfinden der Geſpräche, welche die beiden Realpolitiker mitſammen führten, dem Staatsſchreiber von Florenz die berühmte Schlußbetrachtung zum 25. Kapitel ſeines „Principe“ eingegeben haben könnte: „Ungeſtüm iſt mehr werth als Bedenklichkeit, weil Fortuna eine Frau iſt, der man Gewalt anthun muß, um ſie willig zu machen; denn ſie läßt ſich lieber von ſolchen beſiegen, die gewaltſam darauf losgehen, als von ſolchen, welche Umſtände machen, und eben als Frau hat ſie die Jugend gern, weil die jungen Leute mehr Entſchiedenheit als Vorſicht beſitzen und kühn befehlen.“

Während des Frühjahrs von 1501 war Ceſare mit der Einrichtung ſeiner herzoglichen Regierung in der Romagna beſchäftigt. Sein Regiment war ein ſtrenges und ermangelte nicht brutaler Willkürlichkeiten. Im allgemeinen muß es ſich aber doch vortheilhaft von den Tyrannenherrſchaften, an deren Stelle es getreten, abgehoben haben. Denn es iſt erwieſen, daß die Bevölkerungen dem Sohn Alexanders anhänglich waren und blieben. Es war und iſt den Deſpoten zu allen Zeiten leichtgemacht, die Völker mittels einigermaßen erträglicher Auspolſterung ihrer Ketten zufriedenzuſtellen. Zudem iſt ja, ſo zu ſagen, die Menge auch ſo ein Weib wie Fortuna und will demnach vergewaltigt ſein.

Der Valentino trug ſich zu dieſer Zeit mit Anſchlägen auf Bologna, das er gern zu ſeiner Hauptſtadt gemacht hätte, ſowie auf Florenz und auf Piombino, deſſen Signori die Appiani waren. Die Bentivogli in Bologna waren aber auf ihrer Hut und hatten einen Rückhalt an dem König von Frankreich. Die Florentiner ihrerſeits erkauften ſich vorderhand Sicherheit vor dem Borgia, indem ſie ihm unter einem ſchicklichen Vorwand 36,000 Dukaten bezahlten. Piombino ließ Ceſare im Vorſommer von 1501 durch ſeinen Bandenführer Vitelli berennen. Er ſelbſt ging im Juni nach Rom, wohin neue Verwickelungen der Borgiapolitik ihn riefen. Es handelte ſich darum, wiederum mit der Hand von Donna Lukrezia zu wuchern, ſodann mittels der Franzoſen das verhaßte Haus Aragon in Neapel zu vernichten und daraus, ſowie aus einer neuen Heirat der Witwe des ermordeten Biſeglia, neue Vortheile für den Herzog der Romagna herauszuſchlagen.

Sogar in jenen Zeiten einer ſcham- und ſcheulos mit ihrer vollſtändigen Gewiſſenloſigkeit ſtaatmachenden Realpolitik hat die „Praktik“, welche der „allerchriſtlichſte“ König von Frankreich im Bunde mit dem „allerkatholiſchſten“ König von Spanien aufwandte, um ſeinen Raubkrieg gegen den König von Neapel zu fördern, etwelches Kopfſchütteln verurſacht. Ludwig und Ferdinand ſchloſſen zu Granada im November 1500 einen Vertrag, kraft deſſen ſie die Beute des geplanten Raubes ſo theilen wollten, daß dem Spanier Apulien und Kalabrien, dem Franzoſen die übrigen neapolitaniſchen Provinzen ſammt der Hauptſtadt zufallen ſollten. Der Papſt, als würdiger Dritter im Räuberbunde, gab dazu ſeine Sanktion und ſeinen Segen. Er erklärte den König Federigo für des Thrones von Neapel verluſtig und entſetzt. Auch ſollte ſein geliebter Sohn Ceſare die franzöſiſche Armee, welche, vom Marſchall D'Aubigny geführt, im Juni 1501 durch den Kirchenſtaat gen Neapel marſchirte, mit ſeinen eigenen Truppen verſtärken und den Zug perſönlich mitmachen. Hierauf mochten die Franzoſen wohl deßhalb beſtehen, weil die Anweſenheit des Borgia in ihren Reihen eine Bürgſchaft abgab, daß ihnen nicht etwa in ihrem Rücken ein Borgiaſtreich geſpielt wurde.

Das eine Leitmotiv Alexanders, d. h. Ceſare's, bei dieſer ganzen Machenſchaft war, daß er als Verbündeter des franzöſiſchen und des ſpaniſchen Königs fürder nicht mehr oder doch weniger als bislang die Unterſtützung der kirchenſtaatlichen Barone vonſeiten jener Potentaten zu befürchten hätte. Das andere Leitmotiv war, mittels der Förderung des franzöſiſchen Raubzugs die gewichtige Unterſtützung des Königs Ludwig bei dem Herzog Ercole von Ferrara zu gewinnen, mit deſſen Erbprinzen, dem vierundzwanzigjährigen Alfonſo, Madonna Lukrezia verheiratet werden ſollte. Wozu? Dazu, die Beihilfe des hochangeſehenen und mächtigen Hauſes Eſte für die Pläne Ceſare's zu gewinnen oder wenigſtens eine neutrale Haltung, ein Geſchehenlaſſen vonſeiten des Herzogs von Ferrara gegenüber der Borgiapolitik.

Mit dieſem Heiratsprojekt harzete es aber heftig. Der Herzog Ercole wies den erſten bezüglichen Anwurf, welchen der Papſt durch den Kardinal Ferrari bei ihm machen ließ, barſch ab. Der Erbprinz Alfonſo, dem das Schickſal Alfonſo's von Biſeglia vorſchweben mochte, gab ſeinem Abſcheu vor der ihm zugemutheten Braut draſtiſchen Ausdruck. Die Damen der herzoglichen Familie vollends, die ſchlugen die Hände über den Köpfen zuſammen, daß „ſo eine“ ihre Schwägerin werden ſollte. Wenn jedoch die Borgia einmal ein Eiſen im Feuer hatten, ſo ſorgten ſie dafür, daß es glühend und ſchmiedefähig würde. So jetzt wieder. Sie brachten zuerſt den Franzoſenkönig herum, der ſich anfangs auch geſträubt hatte, beim Hofe von Ferrara gleichſam den Kuppler für Madonna Lukrezia zu machen, und dann mittels Ludwigs den Herzog Ercole, welcher ſeinerſeits dem Erbprinzen die großen finanziellen und politiſchen Vortheile einer Heirat mit der Papſttochter ſo einleuchtend zu machen wußte, daß ſchließlich Alfonſo achſelzuckend darein willigte. Aber erſt dann, als ſein Vater erklärte, er ſelbſt, Ercole d'Eſte, werde Lukrezia Borgia heiraten, ſo ſein Sohn noch länger ſich weigerte, es zu thun.

Während die Verhandlungen zwiſchen Rom und Ferrara unter Aufbietung aller Kniffe und Pfiffe dazumaliger Diplomatie hin und her gingen, war der Valentino, zu Ende Juni's mit der franzöſiſchen Armee aus der Umgebung Roms aufgebrochen, drunten im Neapolitaniſchen racheluſtiger Zeuge des Unterganges der aragoniſchen Dynaſtie. Er war mit bei der Erſtürmung Kapua's durch die Franzoſen am 24. Juli und wüſtete und wüthete wetteifernd mit ſeinen Verbündeten in der gränzenlos unglücklichen Stadt, deren Fall das Schickſal des Königs Federigo entſchied. Es blieb dieſem nichts übrig, als von Neapel nach der Inſel Ischia zu flüchten und ſich dort den Franzoſen zu überliefern. Sie brachten ihn nach Frankreich und dort iſt er, vonſeiten Ludwigs anſtändig behandelt, im Jahre 1504 zu Tours geſtorben. Als ein charakteriſtiſcher Strich in der Zeichnung der Borgiawirthſchaft aber mag erwähnt werden, daß Ceſare aus der Beute von Kapua vierzig der ſchönſten Mädchen für ſich auslas. Viele derſelben entzogen ſich den Krallen des Geiers, indem ſie in den Wellen des Volturno den Tod ſuchten. Am 15. September war der Herzog der Romagna wieder in Rom, allwo der Statthalter Chriſti derweil auch nicht unthätig geweſen.

Denn im Auguſt hatte er gegen die Colonna und Savelli als gegen Parteigänger der Aragoneſen in Neapel eine Achtungsbulle ausgeben laſſen und die Einziehung ihrer Beſitzungen angeordnet. Um dieſer Anordnung Nachdruck zu geben, war er mit Kriegsvolk in höchſteigener Perſon nach Sermoneta gezogen, um von dort die Städte und Burgen beſagter Baronialgeſchlechter beſetzen zu laſſen. Vor ſeinem Abmarſch von Rom hatte er etwas Unerhörtes verübt. Er hatte nämlich für die Zeit ſeiner Abweſenheit Madonna Lukrezia, ſeine „ſuperlativiſch“ geliebte Tochter, im Vatikan förmlich als Vikarin Sr. päpſtlichen Heiligkeit eingeſetzt und beſtellt, mit der Vollmacht, alle eingehenden Briefſchaften zu öffnen und die laufenden Geſchäfte zu erledigen. Das war doch auch wieder einmal etwas Neues unter der Sonne: — ein Unterrock regelrecht auf dem Stuhl Petri amtirend! Es iſt klar, Alexander der Sechſte war ſeiner Zeit um verſchiedene Jahrhunderte voraus. Schon 1501 führte er die Theorie von der Gleichberechtigung der Frauen in die Praxis ein.

Um die Mitte Septembers traf der Herzog der Romagna mit ſeinem noch im Auguſt nach Rom zurückgekehrten Vater im Vatikan zuſammen und wenige Tage darauf ging wieder ein abſonderlicher Akt der Borgiawirthſchaft in Scene. Am 17. September proklamirte der Papſt unter Beiſtimmung der ſämmtlichen neunzehn damals in Rom anweſenden Kardinäle die Uebertragung der Beſitzungen der Gaetani, Savelli und Colonna an das Haus Borgia. Das zweijährige Söhnlein, welches Madonna Lukrezia von dem ermordeten Alfonſo d'Aragon hatte, wurde mit Sermoneta, Albano, Nettuno, Norma, Ninfa und anderen Ortſchaften ausgeſtattet. Ein anderes Kind, Giovanni Borgia, „römiſcher Infant“, erhielt Nepi, Paläſtrina, Paliano, Rignano und andere Städte zugetheilt. Mit dieſem „römiſchen Infanten“ hatte es eine eigene Bewandtniß. Der Papſt hatte inbetreff der Perſon deſſelben und der ihm zugewandten Beſitzungen zwei Bullen ausfertigen laſſen, beide vom 1. September 1501 datirt*). In der einen bezeichnet Alexander den

---

*) Beide Bullen ſind im Wortlaut aus dem Staatsarchiv von Modena mitgetheilt in dem Urkundenband zur „Lukrezia Borgia“ von Gregorovius, Nr. 27 und 28, S. 76 fg. Die Motive, warum der Papſt in der erſten der beiden am gleichen Tage ausgefertigten Bullen den Knaben Giovanni Borgia als ſeinen Enkel, in der zweiten dagegen als ſeinen Sohn bezeichnete, hat Gregorovius (L. B. I. 175) einleuchtend dargelegt.

Knaben Giovanni Borgia als einen Sprößling Ceſare's von einem ledigen Weibsbild („ex muliere soluta“); in der zweiten aber wird aus dem Enkel des Papſtes plötzlich ſein eigener Sohn. Denn er redet da den „römiſchen Infanten“ alſo an: „Nicht von dem genannten Herzog (Ceſare Borgia) ſtammſt du, ſondern von Uns und dem erwähnten ledigen Weibe (non de prefato duce sed de Nobis et dicta muliere soluta patiaris)“. Alexander der Sechſte nahm kein Blatt vor den Mund, das muß man ſagen, ſondern ging mit der Sprache frank und frei heraus. Nur der Name der „mulier soluta“ wird uns nicht mitgetheilt. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß die ſchöne Julia Farneſe die Mutter des als „römiſcher Infant“ (Infans Romanus) legitimirten und zum Herzog von Nepi gemachten Borgiabankerts geweſen ſei. Freilich wäre dann verwunderlich, daß Alexander nicht gerade galant von der geſprochen haben ſollte, welche er vordem als Himmelskönigin hatte malen laſſen*). Noch verwunderlicher jedoch erſcheint es, daß der Valentino die reiche Ausſtattung ſeines Brüderleins und ſeines Neffleins geſchehen ließ. Sicherlich hatte er dabei ſeine Hintergedanken, aber wir kennen ſie nicht. Soviel indeſſen iſt ſicher, daß die Machenſchaften der Borgia vom September 1501 ſchwarz auf weiß darthun, der Kynismus des Ausgeſchämtſeins und der Menſchenverachtung könnte nicht weiter getrieben werden, als hier geſchah.

Metze Fortuna jedoch fuhr fort, von dieſen Freiern ſich mit Vergnügen vergewaltigen zu laſſen.

---

*) „Nicht gerade galant.“ Ich möchte damit andeuten, daß man „soluta mulier“ nicht allein mit „lediges (unverheiratetes)“, ſondern ſehr wohl auch mit „lockeres Weib“ verdeutſchen könnte.

Herzog Ercole und Erbprinz Alfonſo droben in Ferrara waren mürbe gemacht und es handelte ſich für ſie nur noch darum, vom heiligen Vater eine möglichſt große Mitgift für ſeine geliebte Tochter herauszupreſſen. Dazu half zu guter Letzt auch noch der Kaiſer Maximilian mit, der mit ſeiner Einmiſchung, wie gewohnt, gerade das Gegentheil von dem erreichte, was er gewollt. Er ſchrieb dem Herzog von Ferrara, um ihm dringend abzurathen, ſeinen Sohn mit der Papſttochter zu verheiraten, und Ercole beeilte ſich, dieſes kaiſerlichen Briefes als eines Drückers auf Alexander ſich zu bedienen. Der Drücker wirkte. Der Papſt bewilligte ſchließlich alle Forderungen des Eſte: 300,000 Dukaten ſollte Madonna Lukrezia, die Herzogin von Spoleto, nach Ferrara mitbekommen in Baarſchaft, in Kleinodien und Renten; der jährliche Tribut, welchen Ferrara an die römiſche Kirche als Oberlehnsherrin zu leiſten hatte, ſollte beträchtlich ermäßigt, die kirchenſtaatlichen Kaſtelle und Gebiete Cento und Pieve ſollten an Ferrara abgetreten und verſchiedene kirchliche Pfründen und Beneficien der Familie Eſte zugeführt werden. Man erſieht aus alledem, was für einen großen Werth der Valentino dazumal auf eine Verſchwägerung mit Alfonſo d'Eſte legte.

Am 26. Auguſt iſt der Ehevertrag im Vatikan, am 1. September im ferrareſiſchen Schloß Belfiore feſtgemacht, unterſchrieben und geſiegelt worden. Als die Nachricht am 4. September nach Rom gelangte, ließ der Papſt den Vatikan illuminiren und die Geſchütze der Engelsburg losfeuern. Es ging hoch her im Palaſt des Statthalters Chriſti, welcher ſeine Freude daran hatte, häufige Bälle zu veranſtalten, um den Geſandten Ercole's zeigen zu können, was für eine flotte Tänzerin Madonna

Lukrezia ſei, der es wenig verſchlagen zu haben ſcheint, daß ausgemacht worden, ſie dürfte ihren kleinen Rodrigo nicht nach Ferrara mitnehmen, ſondern das Kind Alfonſo's von Biſeglia müßte unter der Vormundſchaft von zwei Kardinälen in Rom zurückbleiben. Die Tochter des Papſtes brannte auf die Vermählung mit Alfonſo d'Eſte und nützte ihren ganzen Einfluß auf den zärtlichen Papa aus, um den Abſchluß der Verhandlungen zu beſchleunigen, d. h. den heiligen Vater zur Bewilligung aller Forderungen des Herzogs Ercole zu bewegen. Man mag in chriſtlicher Liebe annehmen, daß dieſem Drängen vonſeiten der Dame ein ehrenwerthes Motiv zu Grunde gelegen habe, der Wunſch, aus dem vatikaniſchen Laſterpfuhl fortzukommen.

Das prächtige Geleite, welches der Herzog von Ferrara zur Abholung der Braut ſchickte und an deſſen Spitze ſein zweiter Sohn, der Kardinal Ippolito d'Eſte, ritt, zog am 23. December in Rom ein, unfern der Porta del Popolo vom Herzog der Romagna empfangen. Eine Reihe von Feſtlichkeiten begann, welche bis in das neue Jahr hinein währte. Koncerte, Komödieen, Stiergefechte, Bankette und Ballete löſ'ten einander ab. Alexander der Sechſte war wieder einmal ganz in ſeinem Element, noch als Greis derſelbe unerſättliche Vergnügling und Genußmenſch, der er als Jüngling geweſen.

Am 6. Januar 1502 brach Madonna Lukrezia von Rom auf, um über Spoleto, Foligno, Peſaro, Rimini, Forli, Imola und Bologna gen Ferrara zu ziehen. Sie reiſ'te wie eine große Königin von dazumal, auf Anordnung ihres Vaters auf dem ganzen Wege an allen Raſtorten mit Ehrenpforten, Illuminationen und Ehrenſalven empfangen, angeredet, angereimt und angeſungen.

Wie reich Alexander der Sechſte ſeine Tochter ausgeſtattet hatte, erhellt ſchon daraus, daß ſie unter vielen koſtbaren Kleidern eins mitnahm, welches 15,000 Dukaten werth war, und daß ſie 200 Hemden beſaß, von denen manche 100 Dukaten das Stück koſteten. Silbergeſchirr führte ſie im Werthe von 30,000 Dukaten mit und in demſelben verſchwenderiſchen Stil waren ihr ganzer Hausrath, ihr Bettzeug, ihre Pferdegeſchirre gehalten. Als ſie am 2. Februar in Ferrara einzog, trug ſie — wie die Schilderungen von Augenzeugen beſagen — eine Camora (kurzes Kamiſol) von dunkelfarbiger und mit Goldſtickerei eingefaßter Seide. Darüber hatte ſie ein loſes Gewand von goldenem Gewebe geworfen. Auf dem Kopfe ſaß ihr eine kleine Mütze, deren Stoff und Farbe man nicht erkennen konnte, ſo reich war ſelbige mit Gold und Perlen geſchmückt. Ihr zurückgekämmtes Haar fiel von dem Rande der Mütze frei über Nacken und Schultern hinab. Sie hatte ein Halsband um, aus großen Perlen, Diamanten und Rubinen zuſammengeſetzt, und vorn daran hingen eine Perle und ein Rubin von außerordentlicher Größe. Das Sattel- und Saumzeug des weißen Pferdes, worauf die Braut ſaß, war ſo koſtbar, daß es auf 6000 Dukaten geſchätzt wurde*). So ritt die Tochter des Papſtes zum Dom von Ferrara, wo die Einſegnung ihrer Ehe mit Alfonſo d'Eſte pomphaſt ſtatthatte.

Vanozza's Tochter war demnach glänzend verſorgt. Im Sommer von 1505, als ihr Schwiegervater geſtorben, iſt ſie Herzogin von Ferrara geworden.

---

*) W. Gilbert, Lukrezia Borgia, autoriſ. deutſche Ausg. von Steger (1870), S. 63 und 96. Gilbert iſt Apologet und ſpielt ſich in ſeinem übrigens unbedeutenden Buch als „Retter" ſeiner Heldin auf.

II.

Lukrezia's Einfluß auf ihren Papa Papſt hatte immer noch ein Gegengewicht, obzwar ein ſchwaches, gegen die Tyrannei gebildet, welcher Ceſare den Vater unterwarf. Nach der Entfernung der Tochter war der Sohn Alleinherrſcher im Vatikan, in Rom und im Kirchenſtaat.

Wie er ſeine Herrſchaft übte, zeigt dieſe lakoniſch-grauſige Notiz in Burkhards Tagebuch vom 9. Juli 1502: „Aus dem Tiber zog man erwürgt und todt den Signor von Faenza, Aſtorre Manfredi, ungefähr achtzehn Jahre alt, ſchön von Antlitz und Geſtalt, und zwei Jünglinge, wovon der eine fünfzehnjährig, der andere fünfundzwanzigjährig, zugleich mit ihnen eine Frau und viele andere Leute."

Der Herzog der Romagna hatte mit ſeinen Gefangenen in der Engelsburg aufräumen wollen, um für neue Opfer Platz zu ſchaffen. Der arme ſchöne Aſtorre Manfredi, ſein Bruder Ottaviano und viele andere („multi alii"), darunter auch eine Frau („quaedam femina") waren erwürgt und in den Tiber geworfen worden.

Derweil war das berannte Piombino in die Hände von Ceſare's Soldateska gefallen und war damit ein Stützpunkt für Anſchläge auf Piſa, Florenz und Siena gewonnen. Aber zunächſt ſollten die „Tyrannen" von Urbino und Camerino daran, der Monteſeltre und der Varano, womöglich auch der Bentivoglio in Bologna. Die Allianz mit Frankreich und der Rückhalt an Ferrara ließen den Borgia mit größter Kühnheit vorgehen. Zugleich auch mit dämoniſcher Liſt und Tücke. Denn nur ein Dämon vermochte die Argliſt auszuſinnen, womit der Valentino, am 13. Juni von Rom aufgebrochen, den Herzog Guidobald, einen ſeiner bisherigen Bundesgenoſſen, umgarnte, um dann plötzlich das Netz zuſammenzuziehen, deſſen mörderiſchen Maſchen der Verrathene und Betrogene nur mit äußerſter Noth entrann. Während der Flüchtling das ſchützende Mantua erreichte, zog Ceſare am 21. Juni in den herzoglichen Palazzo des alſo erworbenen Urbino ein und raffte dort eine Beute im Werth von 150,000 Dukaten zuſammen. Dann warf er ſich auf Camerino, deſſen Signor Giulio Ceſare Varano er gefangen nehmen, einthürmen und etliche Monate ſpäter durch ſeinen Würgengel Michelotto erdroſſeln ließ. Und während nördlich vom Apennin der Sohn Vanozza's — er betitelte ſich jetzt „Ceſare Borgia von Frankreich, Bannerherr und Generalhauptmann der heiligen römiſchen Kirche, Herzog der Romagna, Herzog von Valence, Herzog von Urbino, Fürſt von Andria, Herr von Piombino“ — im großen Stil Länderraub trieb, dispenſirte in unſcheinbarem drunten in Rom der Papa Papſt das koſtbare borgia'ſche Erbſchaftspulver. Daran, ſo hieß es allgemein, ſei damalen der hortreiche Kardinal Battiſta Ferrari geſtorben, ſeine erwucherten Schätze den Borgia hinterlaſſend*).

Aber in demſelben Sommer und Herbſt von 1502 drohten dem Valentino große und größte Gefahren.

---

*) Der römiſche Witz ſtreute ihm Stachelblumen auf's Grab. Eine derſelben, uns durch den päpſtlichen Ceremonienmeiſter überliefert, duftete ſo: „Hier liegt Battiſta Ferrari; die Erde hat ſeinen Leib, der Stier (Borgia) ſein Geld, die Hölle ſeine Seele.“

Jene kamen von Frankreich her, dieſe aus ſeinem eigenen Lager. Er war gerade mit der Ausführung ſeines großen Anſchlags beſchäftigt, unter dem Vorwande, die vertriebenen Medici nach Florenz zurückzuführen, des florentiniſchen Staates ſich zu bemächtigen, hatte zu dieſem Zwecke abgeſagte Feinde der Florentiner, einen Giampolo Baglione von Perugia, einen Pandolfo Petrucci von Siena und andere unter ſeinen Fahnen verſammelt, hatte durch ſeinen Bandenführer Vitellozzo Vitelli, Graf von Montone, Arezzo und Borgo San Sepolcro erſtürmen laſſen, als König Ludwig der Zwölfte, von Florenz um Hilfe angegangen, mit einem Halt! dazwiſchenfuhr.

Der König war nach Oberitalien gekommen, um zu ſehen, was ſich dagegen thun ließe, daß ſein treuloſer Bundesgenoß Ferdinand von Spanien, mit welchem er das ſchändliche neapolitaniſche Raubgeſchäft gemeinſam gemacht hatte, jetzt Neapel für ſich allein haben wollte. Alle Opfer der Borgiapolitik und alle, welche es zu werden fürchteten, machten ſich in die Lombardei und zum Franzoſenkönig auf, um demſelben ihre Aengſte und Klagen vorzutragen. Ludwig wandte denn auch, ohnehin durch das Umſichgreifen Ceſare's beunruhigt, das Verderben von Florenz ab. Aber zu weiterem Vorgehen gegen die Borgia war er nicht zu bewegen. Denn dieſe hatten ihn bald wieder herumzubringen gewußt. Der Valentino war im Auguſt keck zu dem Könige nach Mailand gegangen, um ſeine Beſtrickungskünſte ſpielen zu laſſen. Zuerſt gegen den höchſt einflußreichen Kardinal Amboiſe, welchem er die Ausſicht auf die päpſtliche Tiare vorgaukelte, dann gegen den durch Amboiſe bearbeiteten Ludwig ſelbſt. Zufrieden mit dem Erreichten, kehrte der Borgia in die Romagna zurück; allein hier erwartete ihn äußerſt Bedrohliches.

Den Baronen, Signoren und Condottieri, welche bislang im Bann und Sold Ceſare's geſtanden — hat doch auch ein Mann wie Lionardo da Vinci, welcher dem Valentino als Feldingenieur diente, dieſen Bann und Sold nicht verſchmäht — allen dieſen Herren waren endlich die Augen aufgegangen. Sie hatten erkannt, wie ſehr ſie gegen ihren eigenen Vortheil gehandelt, indem ſie dem Borgia dienten. Es war ihnen zum Bewußtſein gekommen, daß auch ſie, einer nach dem andern, zur Vernichtung beſtimmt und auserſehen wären, wenn der Drache Ceſare in ſeinem Wüthen nicht gehemmt würde. Mehrere Signori vom Hauſe Orſini, Carlo, Paolo und Franceſco Orſini, deren Befürchtungen und Abſichten auch der Kardinal Giambattiſta Orſini theilte, traten mit Vitelli von Montone, Baglione von Perugia, Petrucci von Siena, Oliverotto von Fermo und Bentivoglio von Bologna in Verbindung und dann zu einer förmlichen Liga wider die Borgia zuſammen. Sie brachten ein Heer von 10,000 Mann auf, ſchlugen im Oktober plötzlich gegen den Valentino los, nahmen viele Burgen und Ortſchaften, führten den Herzog Guidobald nach Urbino zurück und ſchloſſen, nachdem ſie bei Foſſombrone eine Abtheilung borgia'ſcher Truppen geſchlagen und den Oberbravo Ceſare's, den fürchterlichen Michelotto, um's Haar gefangen hatten, den Herrn und Meiſter deſſelben in Imola ein.

Allein dieſe Koalition krankte an dem loſen Gefüge, woran alle buntzuſammengeſetzten Koalitionen zu kränkeln pflegen, und die Borgia zauderten nicht, wirkſame Keile in die Fugen zu treiben. Wären die Verbündeten raſch und entſchloſſen drauflosgegangen, ſo hätten ſie höchſt wahrſcheinlich der ganzen Borgiawirthſchaft den Garaus zu machen vermocht. Aber ſtatt zu handeln, unterhandelten ſie und darin konnten ſie gegen Alexander und Ceſare bei weitem nicht aufkommen. Dieſe beiden Spanier waren in der „welſchen Praktik“ viel beſſer bewandert als die Welſchen ſelbſt. Die meuteriſchen Condottieri gaben durch ihr thörichtes Zögern ihren Gegnern auch noch den Vorſprung, die Dazwiſchenkunft des Franzoſenkönigs anrufen zu können. Ludwig, welcher bei dem beabſichtigten neuen Feldzug gegen die Spanier in Neapel der Freundſchaft des Papſtes nicht entrathen zu können glaubte, trat hilfreich für die Borgia ein. Er ſchickte ein Truppenkorps aus der Lombardei, um dem Valentino in Imola Hilfe zu bringen; er bot den unentſchloſſenen und unter ſich uneinigen Ligiſten an, zwiſchen ihnen und dem Herzog der Romagna zu vermitteln, und dieſe Haltung des Königs führte den Borgia auch noch andere Beiſtänder zu. Der Herzog von Ferrara erbot ſich, im Nothfall Truppen zum Schutze des Papſtes nach Rom zu ſenden, und die Signorie von Florenz ſchickte ihren Staatsſchreiber Machiavelli nach Imola, um dem Valentino ſagen zu laſſen, daß ſie nicht nur den ihr angebotenen Beitritt zur Liga von Magione, wo die Condottieri ihren Bund geſchloſſen, abgelehnt hätte, ſondern auch bereit wäre, ihm bewaffneten Beiſtand zu leiſten. Alſo dieſe jämmerliche Republik vom Arno ſuchte mittels demüthiger Unterthänigkeit die Gnade deſſen zu erbetteln, welcher ſeit Jahren auf ihr Verderben geſonnen und noch ſo eben dieſes Verderben mittels Anwendung von offener Gewalt herbeizuführen verſucht hatte. In eine ſolche Tiefe der Nichtswürdigkeit führt früher oder ſpäter allzeit und überall jene principloſe „Von-Fall-zu-Fall-“ oder „Von-der-Hand-In-den-Mundpolitik“, welche ja auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder die Propheten des Byzantismus unter dem Namen Realpolitik für höchſte ſtaatsmänniſche Weisheit ausgeſchrieen haben. . . . . .

Die Herren Ligiſten von La Magione ließen ſich, erſchreckt durch das drohende Vorgehen des Franzoſenkönigs, ſowie durch die in Florenz und Ferrara herrſchende Stimmung, jetzt durch die Borgia, vulgär zu reden, völlig breitſchlagen. Sie hätten an die Parabel vom feſtgeſchnürten und vom aufgelöſ'ten Pfeilbündel denken ſollen. Allein ſie ſcheinen an nichts gedacht zu haben als daran, jeder für ſich und möglichſt raſch ihren Frieden mit dem „ſpaniſchen Stier“ zu machen. Schon am 25. Oktober erſchien, um dies im Namen der Orſini zu thun, Paolo Orſini beim Valentino in Imola, wo er höchſt zuvorkommend empfangen wurde. Auch die übrigen Herren unterwarfen ſich und verſprachen, wiederum ihre Schuldigkeit als Condottieri des Herzogs der Romagna zu thun. Der Kardinal Giambattiſta Orſini folgte einer Einladung des Papſtes, nach Rom zurückzukehren. Auch der Bentivoglio von Bologna wollte einer ſolchen Einladung folgen, wurde aber von den Bürgern ſeiner Stadt mit ſanfter Gewalt verhindert, abzureiſen, d. h. in die Borgiafalle zu gehen. Der Herzog Guidobaldo von Urbino, nach Auflöſung der Liga ſchutz- und wehrlos, mußte wieder in die Fremde wandern und ſein Urbino dem Sohn Alexanders überlaſſen.

Damit war jedoch die Epiſode von La Magione noch nicht zu Ende. Das Intrikenſpiel ſollte ein tragiſches Finale haben. Der „ſpaniſche Stier“ wollte der Welt zeigen, was es zu bedeuten hätte, ihm Noth und Sorge bereitet zu haben.

Ceſare that ſeinen reuigen Bandenführern gegenüber, als wäre gar nichts Unliebſames zwiſchen ihm und ihnen vorgefallen. Er war ganz Unbefangenheit, Heiterkeit und Freundlichkeit, ganz Bonhomme. Wie ſo völlig er den Herren vertraute, zeigte er klärlich dadurch, daß er die ihm zur Hilfe geſandten franzöſiſchen Truppen heimſchickte. Dann gab er den Herren auf, mit ihren Banden die Stadt Sinigaglia, welche im Beſitze der Familie Rovere war, zu berennen und zu nehmen, während er ſelbſt mit ſeinen Truppen ſich auf Fano wandte. Die Condottieri gehorchten und zu Ende Decembers war Sinigaglia bereit zum kapituliren, erklärte aber, ſeine Thorſchlüſſel nur dem Herzog der Romagna übergeben zu wollen. Ganz in der Ordnung alſo, daß Ceſare zu dieſem Zwecke herkommen wollte und daß er, um für ſich und ſein militäriſches Gefolge in der Stadt Platz zu haben, den Herren Bandenführern befahl, ihre Truppen in den Dörfern der Umgegend einzuquartiren. Sie thaten ſo und empfingen am 31. December vor dem Thore von Sinigaglia ihren Soldherrn, der ſich wiederum ſo recht als guter Kamerad zu ihnen ſtellte und ſie zu einer Berathung in den Palazzo lud, allwo er ſein Abſteigequartier nahm.

Sie kamen, Paolo und Franceſko Orſini, Vitelli und Oliverotto, obzwar das ſtarke „militäriſche Gefolge“, d. h. das kleine Heer, welches der Valentino mitgebracht, ſie wohl hätte ſtutzig machen können. Nur Petrucci traute nicht, ſprang auf ſein Roß und entkam. Die vier genannten Herren waren kaum die Palaſttreppe emporgeſtiegen, als ſie von Hallbartiren umringt, entwaffnet, gefangen und gebunden wurden. Am Abend desſelben Tages ſahen die Wände eines Gemaches im Schloß ein ſchreckliches Schauſpiel: zwei Männer, Rücken an Rücken auf Stühlen feſtgeſchnürt, Vitellozzo und Oliverotto. So wurden ſie erwürgt. Während dies geſchah, ließ Ceſare die in der Umgebung der Stadt zerſtreuten Banden der Verrathenen durch ſeine Truppen überfallen und zerſprengen und am folgenden Tage gab er zur Belohnung ſeiner Soldateska das unglückliche Sinigaglia der Plünderung preis.

Meſſer Machiavelli war Augenzeuge dieſer Geſchehniſſe und hat noch ſpäter ſeiner Freude über dieſen Borgiaſtreich Ausdruck verliehen. Er gab dem Valentino vollſtändig recht, welcher durch ſeine „Praktik“ von Sinigaglia fraglos den Anſpruch erworben hatte, zum „Principe“ Modell zu ſtehen.

Nach dem Sohn trat auch der Vater wieder in Handlung. Am 3. Januar 1503 langte Ceſare's Kurier, welcher den Schlag vom 31. December meldete, im Vatikan an. Tags darauf ließ der Papſt den Kardinal Orſini, den Erzbiſchof Rinaldo Orſini und noch drei andere Prälaten vom Hauſe Orſini verhaften und einkerkern. Den Palaſt des Kardinals ließ er ausplündern und die Mutter Orſini's, eine achtzigjährige Greiſin, erbarmungslos daraus auf die Straße ſtoßen. Am 22. Februar ſtarb der Kardinal in ſeinem Kerker im Kaſtell San Angelo. Die borgia'ſche „Cantarella“ hatte, wie gewohnt, ihren Dienſt gethan. Sie that denſelben ſieben Wochen ſpäter auch an dem Kardinal Giovanni Michiel, deſſen Reichthümer der Valentino brauchte. Gegen die Burgen und Güter der Orſini ließ Alexander ſeinen

Sohn Jofred einen Raubzug führen. Die mit dem Kardinal zugleich verhafteten Prälaten aus dieſem Geſchlechte mußten mit ſchwerem Geld ihr Leben erkaufen. Zwiſchen alle dieſe Morde und Räubereien hinein ging der Karneval in Rom ſeinen alljährlichen luſtigen Gang. Maſkenzüge von äußerſter Schamloſigkeit erſchienen auf dem Petersplatze und der zuſchauende heilige Vater lachte von Herzen dazu.

Unterdeſſen war der Herzog der Romagna von Sinigaglia aufgebrochen. Sein Abſehen ging auf Città di Caſtello, Perugia und Siena. Solcher Schrecken fuhr her vor ihm, daß bei ſeiner Annäherung aus der erſtgenannten Stadt die Vitelli flohen, aus der zweiten Giampolo Baglione, aus der dritten Pandolfo Petrucci entwich. Unterwegs traf ihn der Eilbote, welcher ihm die Meldung brachte, daß der Kardinal Orſini in Rom feſtgenommen worden ſei. Sofort erhielt inbetreff der gefangen mitgeführten Orſini, Franceſko und Paolo, Michelotto ſeine Befehle. Am 18. Januar wurden die beiden Unglücklichen erdroſſelt. Città di Caſtello, Perugia und Siena unterwarfen ſich dem Machtgebote des Valentino. Ganz Mittelitalien zitterte vor ihm, der mit dem Gedanken ſpielen durfte, eine Königskrone würde ſeinem Kopfe beſſer ſtehen als der Herzogshut.

Vorderhand aber mußte er ſeine Waffen rückwärts wenden, romwärts. Dort drohte dem heiligen Vater Alexander Gefahr. Die römiſchen Barone, voran von den Orſini der Sohn des erwürgten Paolo, Fabio, und der Bruder des in der Engelsburg wohl ſchon mit dem „weißen Pulver“ im Leibe ſitzenden Kardinals, Giulio, hatten, ihren Untergang durch die Borgia vor Augen, Verzweiflungswaffen erhoben. Im Vibelton verkündete der Statthalter Chriſti: „Ausrotten will ich dieſes ganze Haus!“ und rief ſeinen Sohn aus dem Toſkaniſchen herbei. Ceſare kam mit ſeinen wilden Söldnerbanden, ſeine Marſchlinie mit Raub und Verheerung markirend. Mitte Februars ſtand er in Sutri und verſchritt dazu, den Giulio Orſini in Cäre durch einen ſeiner Hauptleute, den Conte della Mirandola, belagern zu laſſen. Er ſelbſt ging nach Rom, von wo er im April, als Cäre kapitulirt hatte, ſich aufmachte, um die zweite Hauptveſte der Orſini, Bracciano, zu berennen.

Es kennzeichnet ſein Sinnen und Trachten zu dieſer Zeit, daß er zum Fahnenbild einen ſiebenköpfigen Drachen wählte. Der ſollte anzeigen, daß der Valentino gewillt und entſchloſſen ſei, alles zu verſchlingen, wonach er gelüſtete. Er war jetzt oder ſchien wenigſtens eine Macht, die gefürchtetſte in Mittelitalien, und das Borgiaglück ſtand im Zenith, ſtand ſo hoch, daß Ceſare raſch den Tag herankommen ſah, allwo ſein Vater Papſt ihn zum König der Romagna und der Marken krönen würde.

Aber der auf einem Berge von Freveln und Gräueln aufgerichtete Bau dieſer Herrlichkeit war doch nur ein Schwindelbau, ein Kartenhaus. Ein Windſtoß konnte ſelbigen ins Schwanken und Wanken bringen. Sogar ein bloßer Windhauch erregte Befürchtungen. So einer kam gerade jetzt von Frankreich her, wo der den Borgia ſo nützlich geweſene Verbündete, König Ludwig, es fürder nicht räthlich fand, dem freſſenden Borgiafeuer neues Holz zuzutragen. Im Gegentheil, er wollte daſſelbe möglichſt eindämmen und ſtiftete daher eine Liga zwiſchen ihm ſelber, Florenz, Siena, Lukka und Bologna. Dadurch jedoch ließ ſich der Valentino um ſo weniger einſchüchtern, als gleichzeitig die Sachen der Franzoſen drunten in Neapel ganz elend gingen, ja der Feldhauptmann des Königs von Spanien, „el gran capitano“ Conſalvo, die franzöſiſchen Streitkräfte daſelbſt allenthalben geſchlagen und vernichtet hatte. Die Borgia machten daher eine jener realpolitiſchen Schwenkungen, wie ſie einer Staatskunſt „von Fall zu Fall“ ſo leicht werden. Man bändelte mit Spanien an, zunächſt nur, um dadurch dem Franzoſenkonig einen draſtiſchen Wink zu geben, wie ſehr er zur Ausführung ſeines Plans, Neapel zurückzuerobern, des Papſtes und des Valentino's bedürfe. Ludwig ſtellte die Forderung, das neugerüſtete Heer, welches er unter La Tremouille nach Unteritalien ſenden wollte, müßte freien Paß durch den Kirchenſtaat haben und der Herzog der Romagna ſollte ſich mit ſeinem Kriegsvolk auch jetzt wieder den Franzoſen anſchließen. Die Borgia ihrerſeits verlangten, daß ihnen der König ſeine Bundesgenoſſen, die Florentiner und Sieneſen, preisgäbe, ſowie gegen die Orſini völlig freie Hand ließe. Dafür würden ſie den Durchpaß der Franzoſen geſtatten, welche derweil im Toſkaniſchen aufmarſchirten, aber der Valentino ſollte nicht dazu verhalten werden, den Zug nach Neapel mitzumachen.

Die Verhandlungen kamen nicht zum Abſchluß, weil man auf beiden Seiten Hintergedanken hatte und einander nicht traute. Ein Mord im richtigen Borgiaſtile lief bei dem Hin- und Herdiplomatiſiren auch mit unter. Der Geheimſchreiber des Papſtes, Troche, ſollte die Anbandelungen der Borgia mit Spanien an den Franzoſenkönig verrathen haben. Er entfloh aus Rom, wurde eingeholt, zurückgebracht und am 8. Juni auf Befehl und im Beiſein Ceſare's durch den allzeit handfertigen

Michelotto erdroſſelt. Zur ſelbigen Zeit wurden auch wieder Geldgeſchäfte im richtigen Borgiaſtile gemacht. Meſſer Michelotto vollführte eine Razzia im Ghetto, um die Geldſäcke der Juden anzuzapfen, und der heilige Vater bot wieder einmal 11 Kardinalshüte aus, welche am 31. Mai bereitwillige und vielzahlende Abnehmer fanden. Die Kriegskaſſe des Valentino war demnach gefüllt und er hatte in Rom und nahe dabei an 9000 Mann ſchlagfertiger Truppen zur Hand. Wären die Franzoſen, welche zu Anfang Auguſts von Toſkana her dem Kirchenſtaat ſich näherten, nur erſt vorüber und nach dem Neapolitaniſchen hinunter gezogen, ſo würde die Borgiapolitik zu neuen Schlägen und Triumphen ausholen können.

Aber da kam der Windſtoß, welcher den Schwindelbau des Borgiaglückes zerblies.

12.

Am 12. Auguſt 1503 ſpeiſ'ten Alexander der Sechſte und der Herzog der Romagna als Gäſte des Kardinals Ariano von Corneto in der Weinbergsvilla deſſelben zu Abend. In der Nacht erkrankten Vater und Sohn, dieſer heftig, jener tödtlich. Beide litten an hochgradigem Fieber mit Erbrechen, Krankheitserſcheinungen, welche die Hundstagehitze in dem malariabehafteten Rom alljährlich mit ſich zu bringen pflegte.

Der Kraftmenſch Ceſare Borgia überſtand die Krankheit, obzwar mit Noth. Der Papſt dagegen vermochte den Stoß nicht zu verwinden. Er ſtarb, nachdem er dem

Biſchof Peter von Kulm gebeichtet*), Abſolution, Kommunion und letzte Oelung empfangen hatte, am Abend vom 18. Auguſt.

Klatſchbaſe Opinione Pubblica rannte in der Stadt von Haus zu Haus, raunend, ziſchelnd, belfernd: „Der Teufel hat ihn geholt! In Affengeſtalt iſt er gekommen, die Seele des Papſtes zu faſſen, da ſie ausgefahren.“ Selbſt ein ernſter Mann, der Marcheſe Gonzaga von Mantua, ſchrieb aus Iſola Degli Orſini an ſeine Frau Iſabella, man habe den ſterbenden Statthalter Chriſti ſagen hören: „Ich komme, es iſt in der Ordnung, warte nur noch ein Weilchen (Jo veniro, l'e ragione, expecta anchor un pocho)!“ Das habe er zu dem Teufel geſagt, mit welchem er, um Papſt zu werden, vor zwölf Jahren einen Pakt gemacht und dem er um die Tiara ſeine Seele verſchrieben. Weiterhin ſchrieb der Markgraf, im Augenblicke des Verſcheidens Alexanders ſeien ſieben Teufel im Gemache geſehen worden. Sobald er ausgeathmet, habe ſein Leichnam zu gähren und ſein Mund zu ſchäumen begonnen, „wie ein Keſſel über Feuer thut (come faria uno caldero al focho)“. Der Todte ſei auch ſo über alles Maß aufgeſchwollen, daß er keiner Menſchengeſtalt mehr geglichen habe und ſo breit wie lang geweſen. Man habe ihn ohne viele Umſtände („senza molto honore“) zu Grabe gebracht.

Damit ſtimmte, wenn der ferrareſiſche Geſchäftsträger Beltrando ſchon am 19. Auguſt an den Herzog Ercole ſchrieb: „Der Leib des todten Papſtes war ſchrecklich anzuſehen, ſchwarz und aufgetrieben, und viele hegen gar keinen Zweifel, er ſei an Gift geſtorben („il sia intravenuto veneno“).

---

*) „Welche Beichte mag dieſer Mann gehört haben!“ Gregorovius.

Gemeint war: am Borgiagift.

Die Zeitgenoſſen, ältere und jüngere, haben, wenige ausgenommen, übereinſtimmend geglaubt, die Schlange ſei an ihrem eigenen Gift zu Grunde gegangen. Tagebücherführer, Zeitbücherſchreiber, fachmänniſche Hiſtoriker von dazumal, ein Sanuto, ein Materazzo, ein Jovius, ein Bembo, ein Guicciardini und andere, ſie alle waren der Ueberzeugung, Alexander und Ceſare wären an ihrem berüchtigten „weißen Pulver von angenehmem Geſchmack“ erkrankt, während ſie einen andern damit hätten „expediren“ wollen. Namentlich aber iſt es die Autorität Guicciardini's geweſen, welche der Legende vom Ende Rodrigo Borgia's die Geltung einer hiſtoriſchen Thatſache verſchaffte. Freilich trägt die Legende eine ſehr romanhafte Färbung, allein das berechtigt noch nicht dazu, ſie ohne weiteres als unwahr zu verwerfen. Sie hat in hohem Grade die Wahrſcheinlichkeit für ſich. Auch iſt ja, wie bekannt, die Geſchichte nicht ſelten poetiſcher als die Poeſie, und endlich kann man es nur mit ſittlicher Genugthuung vernehmen, daß der Skorpion auf dem Stuhle Petri von ſeinem eigenen Stachel die Todeswunde empfangen habe.

Die Legende, wie ſie uns am glaubhafteſten der als gewiſſenhaft bekannte Marino Sanuto in ſeinem „Diarium“ überliefert hat, lautet der Hauptſache nach alſo: — Der Kardinal Ariano von Corneto erhielt eines Auguſtmorgens die Benachrichtigung, daß der Papſt mit ſeinem Sohn Ceſare ihn am Abend beſuchen und bei ihm ſpeiſen wollte, aber das Konfekt mitbringen werde. Der Kardinal entſetzte ſich darob, denn er war ſehr reich und demnach überzeugt, der heilige Vater oder deſſen Sohn wollte ihn vergiften, um in den Beſitz ſeiner Schätze zu gelangen. Er überlegte, was zu thun wäre, und fand nur ein Mittel der Rettung. Er ſchickte zum erſten Tafeldecker des Papſtes und ließ denſelben um einen möglichſt baldigen Beſuch bitten. Als der Tafeldecker kam, führte Ariano ſelbigen in ſein Kabinett und ſchob ihm zehn blanke Goldſtücke in die Hand mit der Bitte, dieſes Zeichen ſeiner Zuneigung annehmen zu wollen. Der päpſtliche Tafeldecker machte zuerſt Umſtände, nahm aber dann doch das Geld und das ermuthigte den Kardinal weiterzugehen und zu dem Manne zu ſagen: „Du biſt mit den Abſichten Sr. Heiligkeit vertraut und darum iſt es für dich kein Geheimniß, daß der Papſt und ſein Sohn beſchloſſen haben, mich mittels des Giftes, das ſie mir heute Abend beibringen wollen, aus der Welt zu ſchaffen. Ich bitte dich daher demüthig, dich meines Lebens zu erbarmen.“ Nach einigem Hin und Her ließ ſich der Tafeldecker, durch die große, ihm in Ausſicht geſtellte Belohnung verlockt, bewegen, dem Kardinal zu eröffnen, wie und wasmaßen ſelbigem das Gift beigebracht werden ſollte. Wann das Abendeſſen zu Ende, ſollte er, der Tafeldecker, drei Schalen mit Konfekt auf die Tafel ſtellen, eine vor den Papſt, eine zweite vor den Kardinal, eine dritte vor den Herzog der Romagna hin. Die vor den Kardinal hingeſtellte Schale würde vergiftetes Zuckerwerk enthalten. Ariano flehte den Mann an, die Schalen mit dem Zuckerwerk beim Aufſtellen derſelben zu vertauſchen, alſo, daß das mit dem Borgiapulver zubereitete vor den heiligen Vater zu ſtehen käme. Schrecken befiel den Tafeldecker ob dieſer Zumuthung, allein die 10,000 Dukaten, ſo ihm der Kardinal als

Belohnung verſprach, wendeten ihm den Sinn. Er gab nach, verſprach zu thun, was Ariano verlangte, und that dann am Abend wirklich ſo. Der Papſt aß von dem gepulverten Konfekt, welches für den Kardinal beſtimmt geweſen war, erkrankte und ſtarb.

Es liegt auf der Hand, daß dieſe Ueberlieferung zu zweifelnden Fragen ſattſame Veranlaſſung gibt. Vor allem zu dieſer: Wie kam es denn, daß der Valentino, vor welchen doch eine nicht vergiftete Schale hingeſtellt worden, zugleich mit ſeinem Vater und unter denſelben Symptomen erkrankte? Dies zu erklären, müßte man annehmen, Ceſare habe von demſelben Zuckerwerk genoſſen wie der Papſt. Warum hat dann aber die Legende nichts davon geſagt? Verdächtig iſt auch, daß Sanuto erzählt, Alexander ſei ſchon „am nächſten Morgen“ (nach der Vergiftung) geſtorben. Das ſieht ganz ſo aus, als ſollte dadurch der draſtiſche Effekt der Giftſcene erhöht werden. Endlich muß doch noch einmal darauf verwieſen werden, daß in demſelben Fiebermonat Auguſt in Rom eine Menge Menſchen an der Malaria und an der Dyſenterie erkrankte und ſtarb. Summa Summarum: die Legende vom Tode des Papſtes am Borgiagift mag als hiſtoriſcher Roman paſſiren, aber zweifellos klargeſtellte Geſchichte iſt ſie nicht . . .

Der Valentino war noch nicht im Stande kümmerlicher Geneſung, ſondern vielmehr noch fiebergeſchüttelt, als ſein Vater ſtarb und, wie gemeldet, ſchluderig zu Grabe gebracht wurde. Er hat nachmals zum Machiavelli geſagt, er hätte alle Möglichkeiten, die ſich aus dem Ableben ſeines Vaters ergeben könnten, vorbedacht und ermeſſen und für jede derſelben hätte er das geeignete Auskunftsmittel bereitgehalten*); er hätte in ſeine Rechnung nur dieſe Ziffer nicht eingeſtellt, daß er mit dem Papſte zugleich vom Tode bedroht werden könnte. Entſtellten Geſichtes, unvermögend, ſich auf den Beinen zu halten, auf ſeinem Krankenlager mit Ohnmachten kämpfend, war der Valentino dennoch weit entfernt, ſich verloren zu geben. Wäre er geſund und bei voller Kraft geweſen, hätte vielleicht Rom das Schauſpiel geſehen, daß der Baſtard Alexanders an der Spitze ſeiner 9000 Söldner ſich zum römiſchen Cäſar oder gar zum römiſchen Papſt aufwarf. Ob ſolche Gedanken von großartiger Verwegenheit inmitten von Ceſare's Fieberphantaſieen auftauchten? Schwerlich. Die Realpolitik phantaſirt nicht, ſie rechnet und zwar mit Nächſtliegendem. Geld würde man zunächſt brauchen, viel Geld. Laßt unſern Hauptmann für alles, unſern vielgetreuen Michelotto, es aus der vatikaniſchen Schatzkammer beſchaffen!

Der vielgetreue Michelotto that, wie ihm befohlen war. Er verfügte ſich in den Vatikan, ſetzte dem Kardinal-Schatzmeiſter Caſanova den Dolch auf die Bruſt, zwang ihm die Schlüſſel zur Schatzkammer und den Geldtruhen ab und ſorgte für die Ueberführung von 100,000 (oder gar, wie Sanuto wiſſen will, von 300,000) Dukaten in den Palazzo ſeines Herrn im Borgo, welches Stadtquartier von Kriegsknechten des Borgia wimmelte.

Der kranke Mann war doch, wenigſtens zur Stunde noch, eine Macht, mit welcher man rechnen mußte, und man rechnete mit ihr. Die Geſandten italiſcher Fürſten und Republiken, die Botſchafter der fremden Mächte, die Unterhändler des Kollegiums der Kardinäle drängen ſich an dem Bette des Valentino, welcher ja in dieſem Kollegium über acht Stimmen unbedingt zu verfügen hat. Am 30. Auguſt kommt man zu dieſem Kompromißſchluß: der Borgia verläßt binnen drei Tagen mit ſeinen Truppen die Stadt, zieht ſich nach Nepi zurück und verbürgt die Freiheit des Konklave, wogegen das heilige Kollegium ihn als Generalkapitän der Kirche, ſowie als Herzog der Romagna anerkennt und unter Trompetenſchall ausrufen läßt, daß jede Beſchimpfung der Borgia und ihrer Parteigänger mit dem Tode beſtraft werden ſoll.

---

*) „Aveva pensato a tutto quello che potesse nascere morendo il padre, e a tutto aveva trovato rimedio.“ Il Principe, cap. 7.

Ceſare hat wohl deutlich geſehen, daß der ſpringende Punkt in der Sachlage die neue Papſtwahl wäre. Vom Ausfall derſelben hing für ihn zuvörderſt alles ab. Sein vertrauter Anhänger Bonafede, Biſchof von Chiuſi, machte ſich daher eifrig daran, im Konklave borgia'ſche Leimruthen aufzurichten und borgia'ſche Fallen zu ſtellen. Die Abſicht ging in erſter Linie darauf, den Kardinal Amboiſe, welcher mit dem Valentino engbefreundet und ſelbigem vielverpflichtet war, auf den Stuhl Petri zu ſetzen; in zweiter Linie, falls Amboiſe nicht durchzudrücken wäre, ſollte die Wahl auf den alten Kardinal Piccolomini gelenkt werden, von welchem mit Beſtimmtheit zu erwarten, daß er ſich den Borgia dankbar und gewogen erweiſen würde. Ohne den Rückhalt an einem günſtig geſtimmten Papſt glaubte Ceſare nicht auskommen zu können. Es wurde jetzt doch offenbar, daß der Sohn Alexanders des Sechſten kein Mann von Genius, kein ſchöpferiſcher, ſelbſtherrlicher Geiſt war, ſondern nur ein ſcharfverſtändiger Diplomat, kein Held, ſondern eben nur ein Rechner, deſſen Rechnungen zudem kein Facit mehr ergeben wollten, ſowie in die von ihm gehandhabte Rechenmaſchine des Verbrechens eine Störung kam.

Die Störung war da, die Maſchine arbeitete nur noch mangelhaft und verſagte bald ganz den Dienſt. Die Botſchaft vom Tode Alexanders des Sechſten rief von einem Ende der Halbinſel zum andern einen Schrei des Frohlockens hervor. Alle Feinde der Borgia hatten darauf gelauert. Jetzt rührten ſie ſich an allen Ecken und Enden und handelten gemäß ihrer Ueberzeugung, daß es mit der Borgiawirthſchaft bald aus und vorbei ſein würde. Viele der vom verſtorbenen Statthalter Chriſti und ſeinem Sohn Ceſare Beraubten konnten ſich ſofort ungehindert wieder in den Beſitz von Land und Leuten ſetzen. Der Sforza kehrte nach Peſaro, der Varano nach Camerino, der Montefeltre nach Urbino, der Gaetano nach Sermoneta zurück. Die Zerbröckelung des Schwindelbaues auf dem Frevelberg hatte begonnen.

Derweil hatte ſich der kranke Valentino am 2. September von Rom nach Nepi aufgemacht. Hallbartire trugen den auf einer mit ſchwarzem Tuch beſchlagenen Sänfte Liegenden. Er nahm ſeine Mutter Vanozza mit, ſowie zwei ſeiner Baſtardkinder, Girolamo und Lukrezia, auch ſeinen Bruder Jofred und die beiden Knaben Rodrigo und Giovanni Borgia, alſo ſeinen Neffen und ſeinen Halbbruder, deren ſpäteres Schickſal ziemlich dunkel iſt. Der Reiſezug ging unter dem Schutz einer ſtarken Bedeckung von Reiſigen vor ſich. In Nepi, wo er im Laufe des Septembers nur langſam und noch nicht völlig genas, erfuhr der Herzog der Romagna, mit deſſen Herzogſchaft es aber nachgerade ſcharf und immer ſchärfer bergab ging, daß der Kardinal Piccolomini unter dem Namen Pius des Dritten als Papſt aus dem Konklave hervorgegangen ſei. Freilich ſollte der hinfällige Greis nur 26 Tage lang auf dem Stuhl Petri ſitzen, ſo daß er nicht einmal Zeit hatte, alle ſeine 12 Kinder beiderlei Geſchlechts im Vatikan einzuherbergen, wohl aber, den Biſchof von Chiuſi zum Governator von Rom zu machen und dem Valentino die Rückkehr nach Rom zu geſtatten.

Demzufolge zog Ceſare am 3. Oktober mit den Seinigen wieder in Rom ein, geleitet von 150 Küraßreitern und 500 Fußknechten. Er war, obzwar noch bleich und ſchwach auf den Beinen, voll Zuverſicht. Der Papſt erwies ſich ihm durchaus günſtig und handelte mit ihm als dem Herzog der Romagna, deren feſte Plätze die Hauptleute ſeiner Söldnerbanden beſetzt hielten. Romagnoliſche Städte, z. B. Ceſena, ſandten ſogar Abgeordnete zum Borgia, um ihn ihrer Treue und Anhänglichkeit zu verſichern. Er ließ ſich gegen den Venetianer Giuſtiniani, Botſchafter beim heiligen Stuhl, dahin aus, daß er gewiß wäre, nicht nur ſeinen jetzigen Beſitz zu behaupten, ſondern auch das davon Verlorene zurückzugewinnen.

Die Enttäuſchung kam raſch. Die Orſini, die Todfeinde der Borgia, erhoben ſich, unterſtützt von Geſinnungsgenoſſen, im Kirchenſtaat in Waffen gegen den Valentino und brachten denſelben in Rom ſelbſt in die bedrohlichſte Klemme, indem ſie den Borgo umſchloſſen und ſperrten, ſo daß Ceſare in ſeinem Palazzo förmlich belagert war. Nur der Beihilfe befreundeter Kardinäle, ſowie des Papſtes ſelber, verdankte er es, daß er mit ſeiner Familie in den Vatikan und von dort mittels des unterirdiſchen Ganges in die Engelsburg ſich zu retten vermochte. Da aber das Kaſtell gegen die überlegenen Streitkräfte der Orſini und ihrer Verbündeten vorausſichtlich nicht lange zu halten war, ſo beabſichtigte der Eingeſchloſſene, mit dem Beiſtande des Papſtes als Mönch verkleidet aus der Engelsburg und aus Rom zu entweichen, um ſich mit ſeinen in der Romagna ſtehenden Hauptleuten Michelotto, Da Spicione und Della Volpe zu vereinigen.

Da ſtarb am 18. Oktober, fünf Tage, nachdem der Sohn Alexanders eine Zuflucht im San Angelo gefunden, Pius der Dritte. Das iſt ein ſchlimmer Streich geweſen, ein ſchlimmſter für den Valentino, der jetzt eigentlich nur noch ein Gefangener war. Dennoch verzagte er nicht. Machiavelli, in diplomatiſcher Miſſion eilends von Florenz gekommen, ſah ihn am 26. Oktober im Kaſtell und ſchrieb an die Signorie daheim: „Der Herzog iſt in der Engelsburg eingeſchloſſen, allein trotzdem hofft er mehr als jemals, noch große Dinge zu thun, vorausgeſetzt, daß es ihm gelinge, einen Papſt von ſeiner Mache zuwegezubringen.“

Das gelang nun aber nicht, obgleich er wähnte, es wäre gelungen. Sei einer noch ſo realpolitiſch, zuletzt kommt zumeiſt ein noch Realpolitiſcherer über ihn, wie über den Louis Verhuell, genannt Bonaparte, der Biſmarck kam.

Unter den Bewerbern um die Tiara ſtand Julian della Rovere in der erſten Reihe. Erſt ein Gegner der Borgia, hatte er ſich bei Gelegenheit der Brautfahrt Ceſare's nach Frankreich mit ihnen ausgeſöhnt und war dann ſogar in dem und dieſem ein Förderer ihrer Wirthſchaft geweſen. Er zeigte ſich auch jetzt geneigt, mit dem Valentino einen Handel zu machen, und man kam raſch zu einem „Do, ut des". Am 29. Oktober verpflichtete ſich der Kardinal, falls er Papſt würde, den Borgia in ſeiner Würde als Gonfaloniere der römiſchen Kirche zu beſtätigen, ſowie ihn als Herzog der Romagna anzuerkennen, und Ceſare ſeinerſeits verſprach, über die Stimmen der ſpaniſchen und anderen Kardinäle von borgia'ſcher Mache zu Gunſten Giuliano's zu verfügen. Er, der ſo viele überliſtet hatte, ließ ſich jetzt dermaßen überliſten, daß man verſucht wird, ſeine Naivität zu belächeln. Wie konnte er, der niemals angeſtanden, Wort und Eid zu brechen, ſo es ihm Vortheil brachte, wähnen, daß ein anderer ihm worthalten würde?

Am 1. November 1503 wurde Della Rovere im Konklave gewählt und ſtieg als Julius der Zweite auf den Stuhl Petri. Jetzt hielt es der Valentino nicht mehr für nöthig, ſich hinter den Wällen der Engelsburg zu bergen. Er erſchien, umgeben von Edelleuten ſeines Hauſes und Offizieren ſeiner Truppen, im Vatikan, um den neuen Papſt zu beglückwünſchen, und wurde gnädig empfangen. Das ging ſo etliche Tage lang. Aber im Verlaufe derſelben mußte er erfahren, daß verſchiedene Städte in der Romagna, wie Forli und Imola, rebelliren und ihre ehemaligen Herren zurückrufen wollten. Nur der feſten Plätze, in welchen ſeine zuverläſſigſten Hauptleute befehligten, war er noch ſicher, und da zur Liga ſeiner alten Feinde auch die Florentiner und Venetianer zu treten Miene machten, ſo ſaß ihm der Herzogshut nur noch ſehr loſe auf dem Kopfe. Er begehrte Urlaub vom Papſt, um gegen die „Rebellen" zu marſchiren; aber jetzt zeigte ſich Julius der Zweite, wie er war. In einem Geſpräch mit Machiavelli, dem florentiniſchen, und Giuſtiniani, dem venetianiſchen Geſandten, äußerte der heilige Vater: „Keinen Stein von meinen Feſtungen ſoll der Herzog haben. Ich habe im Grunde dem Borgia nur die Sicherheit ſeines Lebens und höchſtens noch den Beſitz ſeiner Privatbeſitzungen verbürgt. Die Romagna gehört dem heiligen römiſchen Stuhl.“

Der Pontifex war nicht der Mann, ſich mit der Aeußerung ſeiner Anſicht zu begnügen, ſondern verſchritt dazu, dieſelbe zur Thatſache zu machen, d. h. die päpſtliche Souveränität über den Kirchenſtaat wieder herzuſtellen. Julius der Zweite wußte, was er wollte, und hatte das Zeug, es durchzuſetzen. Sobald das die Leute merkten, wurde auch hier die alte Geſchichte wieder neu, daß alle Beſtimmbaren, alle Wanker und Schwanker dahin fielen, wo zur Stunde die größte Kraftentwickelung ſtatthatte. Demzufolge gewann der Papſt in eben dem Maße Parteigänger, in welchem der Borgia deren verlor. Auch die Verſchwägerung mit Ferrara half jetzt nichts mehr. Der Herzog Ercole war eben auch ein Realpolitiker und hütete ſich wohl vor dem Verſuche, dem ſchon halb untergeſunkenen Bruder ſeiner Schnur ein Rettungsſeil zuzuwerfen.

Im Gefühle ſeiner wachſenden Stärke ließ der Papſt Befehle an alle Dynaſten, Barone und Städtemagiſtrate im Kirchenſtaat ausgehen, überall das Schlüſſelbanner aufzupflanzen. Er warb Truppen und berief den Herzog von Urbino zum Generalkommando derſelben. Als der Valentino ſich weigerte, Ceſena und andere noch von ſeinen Condottieri gehaltene feſte Plätze in der Romagna herzugeben, ließ ihn Julius am 22. November verhaften, und daß er es thun konnte, bewies, das mehrerwähnte Schwindelhaus ſei ſtark im Verkrachen begriffen. Während Ceſare im Schatzkammergebäude des Vatikans in „fürſtlicher“ Gefangenſchaft gehalten wurde, empfing er die Nachricht, daß zwei ſeiner Getreueſten, die Hauptleute Michelotto und Della Volpe, ſeinen Feinden in die Hände gefallen. Unlange darauf, im Januar 1504, ließ ſich der Gefangene zu einem neuen Pakt mit dem Papſte herbei. Gegen Uebergabe der Feſtungen in der Romagna ſollte Ceſare nach Oſtia gebracht und dort freigelaſſen werden, um ſich nach Frankreich einzuſchiffen.

Nach mancherlei Weiterungen wurde dieſer Vertrag in Vollzug geſetzt. Julius der Zweite ließ den gedemüthigten Borgia durch Kardinal Santa Croce nach Oſtia geleiten und dort am 26. April freigeben. Aber zu ſeinem Unglück ſchiffte ſich Ceſare mit dem Häuflein von Getreuen, die auch im Mißgeſchicke bei ihm aushielten, nicht nach Frankreich ein, und ſo kam er aus dem Regen unter die Traufe. Er hatte ſich von Conſalvo de Cordova, welcher inzwiſchen (am 31. December 1503) die Franzoſen in einer Schlacht am Garigliano vernichtet und die ſpaniſche Herrſchaft über ganz Neapel feſtgeſtellt hatte, einen Geleits- und Sicherheitsbrief zu verſchaffen gewußt und wandte ſich im Vertrauen darauf dem Neapolitaniſchen zu, wo er ſich am 28. April 1504 im Caſtello Nuovo dem „großen Kapitän“ vorſtellte, der ihn freundlich aufnahm. Bald jedoch änderte ſich der Ton. Auch hier wieder ſollte Ceſare mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen werden, mit Treuloſigkeit und Verrath. Dem Statthalter Chriſti war die Anweſenheit des Valentino in Neapel unbequem. Er wollte den Borgia, deſſen Ränkekunſt er mit Recht fürchtete, überhaupt aus Italien forthaben. Darum lag er dem ſpaniſchen Statthalter in den Ohren mit dem Anſinnen, ſeinen Gaſt feſtnehmen zu laſſen. Conſalvo war dazu willig, trug aber doch Scheu, ſein verpfändetes Wort ohne Umſtände zu brechen, und ließ ſich vonſeiten ſeines Königs die Verhaftnahme Ceſare's befehlen*). Am 27. Mai wurde dieſer feſtgenommen, erſt ins Kaſtell von Jschia geſetzt, hierauf am 20. Auguſt an Bord einer Galeere gebracht und nach Spanien abgeführt, wohin er von ſeinem ganzen Gefolge nur einen Pagen mitnehmen durfte. Alle Proteſte und Verwendungen, welche Madonna Lukrezia von Ferrara aus zu Gunſten ihres Bruders zu erwirken wußte, blieben fruchtlos.

Nach ſeiner Ausſchiffung in Spanien wurde Ceſare zuerſt in Conchilla in der Provinz Valencia eingeſchloſſen, ſpäter dann nach dem Kaſtell La Mota bei Medina del Campo verbracht. Er beſtürmte ſeinen früheren Bundesgenoſſen, den König Ludwig von Frankreich, mit Briefen, damit dieſer beim ſpaniſchen König ſich für die Freigebung des Gefangenen verwenden möchte. Allein Ludwig fand es nicht der Mühe werth, auf dieſe Bitten einer gefallenen Größe zu antworten. Noch mehr, er entzog dem Borgia den Titel und die Renten eines Herzogs von Valentinois. Nun, Ceſare war ja ein guter Lateiner und mag bei dieſer Gelegenheit wohl ein bekanntes Flügelwort des Ovidius in den Bart gemurmelt haben*).

---

*) So ſtellt Tomaſi in ſeiner „Vita di Cesare Borgia“ (II, 338) die Sache dar. Es lief in Italien ein Gerücht um, die Witwe des ermordeten Duca di Gandia habe es bei dem ſpaniſchen Hofe durchgeſetzt, daß gegen den Mörder ihres Gatten ſo feindſelig vorgegangen würde.

Der Ränkekünſtler ward auch im Donjon von La Mota nicht müde, allerlei Zettelungen anzuſpinnen. Es hieß auch einmal, er hätte Ferdinand den Katholiſchen ſo herumzubringen gewußt, daß ihn der König nicht nur habe freigeben, ſondern ihn auch an der Spitze einer Armada nach Italien ſchicken wollen, und zwar zunächſt gegen den Statthalter von Neapel, deſſen Treue dem ſpaniſchen Hofe verdächtig geworden ſei. Sicher iſt nur, daß es dem Borgia gelang, ſeinen Hüter Don Gabriel de Japia, Kaſtellan von La Mota, zu bewegen, ein Auge oder gar beide zuzudrücken, und demzufolge am 25. Oktober von 1506 aus ſeinem Gefängniß zu entkommen. Es muß ein kühnes Wagniß geweſen ſein. Einer der Gefängnißwärter ſagte zum Brantôme, als dieſer zu ſeiner Zeit die Oertlichkeit beſichtigte, die Entweichung Ceſare's wäre nur mittels eines großen Wunders („por gran milagro") möglich geweſen. Die Flucht ging zuerſt in das Gebiet des Grafen von Benavente, welcher dem Flüchtling Pferde und Führer geſtellt hatte, und von dort nach Pompelona, wo der Entronnene am 3. December bei ſeinem Schwager, dem König von Navarra, eintraf.

Das machte großes Aufſehen in der Welt, zumal in der italiſchen. Man erwartete dort nichts anderes, als den Papſtſohn noch einmal auf der großen poli-

---

*) Donec eris felix, multos numerabis amicos,
Tempora si fuerint nubila, solus eris.
(Sitzeſt dem Glück du im Schoß, wirſt viele Freunde du zählen,
Aber vom Unglück umſtürmt, wirſt du dich finden allein.)

tiſchen Bühne auftreten zu ſehen. Denn er war in Italien keineswegs vergeſſen und Julius der Zweite beeilte ſich, die Beſatzungen in den Städten und Kaſtellen der Romagna zu verſtärken und alle alten Feinde der Borgia aufzufordern, gegen allfällige neue Borgiaſtreiche das Nöthige vorzukehren. Bald jedoch ſind dieſe Beſorgniſſe hinfällig geworden.

Es war doch wie ein Spott der Nemeſis, daß Ceſare, dem die Königskrone von Italien in den Träumen ſeines Ehrgeizes vorgeſchimmert hatte, in einem ſo zu ſagen bettelhaften Handel zu Grunde ging. Sein Schwager, der Zaunkönig Jean d'Albret, lag in Fehde mit einem rebelliſchen Vaſallen, dem Grafen Lovs de Lerins, und ſtellte den Borgia an die Spitze ſeiner Truppen. Ceſare manövrirte ſo, daß er den Grafen zwang, ſich in der Burg von Viana einzuſchließen. Bei der Berennung dieſer Burg nun fiel er am 12. März von 1507 in einem Hinterhalt, empfing 22 Wunden und blieb todt auf der Walſtatt. Sein Schwager ließ ihn zur Seite des Hauptaltars der Kirche Santa Maria im Flecken Viana beiſetzen und ſpäter auf den Grabſtein die Inſchrift meißeln: „Hier birgt die Erde einen, welcher Schrecken in die Welt trug und nach ſeinem Gefallen Frieden oder Krieg machte. Wanderer, der du Sinn haſt für das Wunderbare und das Erſtaunliche zu werthen weißt, hier ſteh' ſtill!“

Ceſare's Gattin, Charlotte d'Albret, mit welcher er im Mai 1499 zu Chinon Hochzeit gemacht, hatte er ſpäter nicht wieder geſehen. Sie war im Januar 1500 Mutter eines Töchterleins geworden und ſtarb, erſt 32 Jahre alt, im März 1514. Ihre Tochter Lovſe heiratete den Herrn Louis de la Tremouille, Prinz von Talmont, und, nachdem dieſer in der Schlacht von Pavia gefallen, in zweiter Ehe den Herrn Philipp de Bourbon-Buſſet. Was die gelegentlich erwähnten zwei Baſtardkinder des Valentino angeht, ſo iſt der Knabe Girolamo ſpurlos verſchollen und die Tochter Lukrezia 1573 als Nonne geſtorben.

Die alte Vanozza wußte ſich in Rom zu halten, hatte zwar viel mit Proceſſen zu ſchaffen, blieb aber doch im Beſitz eines reichlichen Auskommens, erlebte nach dem Tode *ihres* Papſtes noch drei Statthalter Chriſti, ſtarb im November 1518 und wurde in Santa Maria del Popolo mit großem Pompe begraben. Ihr jüngſter Sohn, Jofred, wußte ſich bis zu ſeinem Tod im Beſitze ſeiner Titel und Güter als Principe di Squillace zu behaupten. Seine Frau, Donna Sancia, ſtarb 1506 kinderlos. Rodrigo, der Sohn des ermordeten Alfonſo di Biſeglia, durfte nicht zu ſeiner Mutter nach Ferrara kommen. Er ſtarb dreizehnjährig zu Bari im Hauſe ſeiner Tante von väterlicher Seite, Iſabella d'Aragon, und war alſo der Glücklichſte ſeiner ganzen Sippſchaft, da bekanntlich „jung ſtirbt, wen die Götter lieben“. Giovanni Borgia, jener „römiſche Infant“, welchen Alexander der Sechſte zuerſt für einen Sohn ſeines Sohnes Ceſare ausgegeben, dann als ſeinen eigenen „ex muliere soluta“ anerkannt hatte, erſchien i. J. 1517 am Hofe von Ferrara und wurde von Madonna Lukrezia, wie es ſcheint, förmlich als Bruder behandelt. Später, 1530, wurde er in Rom ſichtbar, wo ihm ſeine Mittel erlaubten, im Herrenſtile zu leben. Weiter wurde von ihm nichts mehr gehört oder vermerkt. Lukrezia Borgia ſelbſt hat ſich bis zuletzt als Herzogin von Ferrara ſehr verſtändig geführt und darum auch obenauf gehalten.

Mehr als ein Mann von Geiſt, Stattlichkeit und großem Stand hat ſich noch in die Tochter des Papſtes verliebt, aber ſie war zu klug, um ihrem Gemahl gegründeten Anlaß zur Eiferſucht zu geben. Sie wußte ſehr wohl, daß dieſer Alfonſo nicht mit ſich ſpaſſen ließe. Sie gebar demſelben fünf Kinder. Ihr älteſter Sohn wurde der Nachfolger ſeines Vaters als Herzog Ercole der Zweite, ihr Sohn Ippolito ſtarb als Kardinal, ihre Tochter Leonora als Nonne. Sie ſelbſt iſt lange zuvor, am 24. Juni 1519, im Schloſſe von Ferrara im Beiſein ihres Gemahls geſtorben, deſſen Achtung und Zuneigung ſie ſich zu erwerben gewußt hatte.

Jahrhunderte ſind dahingerollt, ſeit das große Schweigen ſie alle mitſammen, Schuldige und Schuldloſe, Frevler und Opfer, eingeſchlungen hat. Von all ihrem Glück und Glanz iſt keine Handvoll Staub mehr übrig. Nur der Name Borgia iſt geblieben, um für allzeit mit Laſter, Ruchloſigkeit und Abſcheu gleichbedeutend zu ſein. Denn die Weltgeſchichte iſt doch das „Weltgericht", die Herren Hofhiſtoriographen und ihre Nachſtreber mögen ſagen, was ſie wollen.

Eine Emancipirte

des

ſiebzehnten Jahrhunderts.

⁂

Juni 1885.

1.

Bekanntlich und leider ſtehen die Deutſchen an Nationalſinn noch immer weit hinter den übrigen Kulturvölkern zurück. Die jammerſälig-partikulariſtiſche Geſtaltung unſerer Geſchichte erklärt das. Es gab ja jahrhundertelang keinen deutſchen Staat, wie hätte es ein deutſches Staatsgefühl geben können?

Im naturnothwendigen Gegenſatz zu unſerer politiſchen Krähwinkelei entwickelte ſich kulturgeſchichtlich unſere Weltbürgerei mit ihrer hellen Licht- und ihrer dunklen Schattenſeite. Der deutſche Genius gab dem ſehr begreiflichen Hang und Drange nach, aus der erbärmlichen Wirklichkeit in ein idealiſches Wolkenkuckuksheim emporzuſtreben und ſich dort mittels wunderbarer Schöpfungen das Weltbürgerrecht zu erwerben. Aber je höher und kühner da droben ſein Flug, um ſo tiefer verſank drunten die Maſſe des Volkes in vaterlandsloſe Philiſterei.

Hierzu war noch der unſelige Riß gekommen, welchen die ſogenannte Reformation in die Nation gemacht hatte. Infolge deſſen gingen bei der dazumal vorgenommenen Neutheilung des Erdballs die Deutſchen leer aus. Sie hatten ja keine Zeit, an der Kolonialbeute ſich ihren Antheil zu nehmen und zu ſichern. Denn ſie hatten alle Hände voll damit zu thun, um theologiſcher Flauſen und ſcholaſtiſcher Lappalien willen einander bitter zu haſſen, einander pfäffiſch zu verfluchen, einander bis aufs Blut zu plagen, einander zu Hunderttauſenden todtzuſchlagen. In ihrer dogmatiſchen Verbohrtheit, in ihrem konfeſſionellen Wahnwitz duldeten ſie nicht nur, nein, wünſchten und förderten ſie auch, daß unſer Land die Walſtatt wurde, auf welcher andere Nationen ihre Händel ausfochten. Selbſtverſtändlich immer auf Koſten Deutſchlands, ganz einerlei, ob die Loſung lautete: Hie Luther! oder: Hie Loyola!

Mit jenem erſtgenannten Feldgeſchrei auf den Lippen und mit ungemeſſener Ehrfurcht im Herzen hat auch der Schwedenkönig Guſtav Adolf im Bunde mit Frankreich unſer Land zum Verſuchsfeld für ſeine Eroberungsgelüſte machen können und dürfen. So tief hatte die Undeutſchheit ſeiner Fürſten — die Kaiſer inbegriffen — und die Glaubenswuth ſeiner Katholiken und Proteſtanten das Deutſche Reich herabgebracht. Nachdem dann der „Glaubensheld“, welcher ſeine Abſicht, Deutſchland zu einer ſchwediſchen Provinz zu machen, in ein ſo erbauliches Phraſenmäntelchen zu hüllen wußte, bei Lützen (1632) gefallen, haben die Schweden, immer als Verbündete Frankreichs, den Raub-, Brand- und Mordkrieg auf deutſchem Boden noch ſechzehn Jahre lang weitergeführt, um ſchließlich, mit deutſchen Landſtücken ausgeſtattet und mit ungeheurer Beute an Geld und Gut beladen, heimzuziehen. Für ſie war jener entſetzliche Dreißigjährige Krieg, welcher unſer Land in die unterſte Tiefe des Elends ſtürzte, nur eine fröhliche Wikingerfahrt geweſen, d. i. ein Piratenzug im vergrößerten altſkandinaviſchen Stil.

Unterſtützt von ſeinem Kanzler Axel Oxenſtjerna — neben dem Kardinal Richelieu der bedeutendſte Diplomat des 17. Jahrhunderts — hat Guſtav Adolf Schweden zu einer Großmachtſtellung erhoben, von welcher es erſt durch Karl XII., den tollen Säbelraſſler, wieder endgiltig herabgeſtürzt werden ſollte. Das Herabgleiten von der Schwindelhöhe begann jedoch ſchon unter den nächſten Nachfolgern des „Glaubenshelden“, welcher keinen Sohn, ſondern nur eine Tochter hinterlaſſen hatte.

Dieſe Chriſtina, beim Tode ihres Vaters ſechsjährig, war dazu beſtimmt, auf der Geſchichtebühne zwar keine große Königin, aber doch eine der abſonderlichſten Figuren darzuſtellen, welche jemals über dieſe Bühne gegangen. Denn dieſer Wirbelwind von Weib nimmt ſich aus wie eine um zwei Jahrhunderte verfrühte Vorwegnahme der „emancipirten“ Weibsbilder unſerer eigenen Zeit. Es fehlt kein typiſcher Zug: weder der Blauſtrumpf, noch die Mannshoſe, noch der Abſcheu vor der Ehe. Auch hier muß man alſo wieder ſagen: „Alles ſchon dageweſen.“

Es darf angenommen werden, daß ein ſtarker Tropfen Verrücktheit von mütterlicher Seite in das Blut des Kindes eingegangen. Denn Guſtav Adolfs Witwe, die Brandenburgerin Maria Eleonora, war, milde geſprochen, eine wunderliche Frau. Beweis dafür ſchon die Thatſache, daß ſie den heimgeholten Leichnam ihres Eheherrn nicht von ſich laſſen wollte und das Herz desſelben in einer goldenen Kapſel beſtändig mit ſich herumtrug. Die kleine Chriſtina wurde übrigens nicht von ihrer Mutter, ſondern im Hauſe ihrer an den Pfalzgrafen Johann

Kaſimir von Zweibrücken verheirateten Tante Katharina erzogen. Wenn man der Selbſtbiographie glauben darf, welche ſie acht Jahre vor ihrem Tode, alſo nachdem ſie alt und fromm geworden, verfaßt hat, ſo wäre dieſe Erziehung nicht die beſte geweſen. Sie ſagt geradeheraus, man habe ſie durch übertriebene Nachſicht und Schmeichelei verderbt. Vielleicht hat die Stelle auch heutzutage noch eine allgemeinere Bedeutung. „Die Wahrheit findet nur mit Mühe Zutritt an den Höfen. Die Lügen ſind daſelbſt zu mächtig und herrſchend. Diejenigen, welche glauben, die einzige Zeit, da ſich die Wahrheit den Fürſten nahe, ſei ihre Kindheit, irren ſich. Denn man fürchtet ſie und ſchmeichelt ihnen ſelbſt in der Wiege. Die Menſchen gehen mit ihnen um, wie mit jungen Löwen, welche allezeit kratzen, wenn ſie gleich die Leute noch nicht freſſen. Jedermann gibt ſich aus verſchiedenen Abſichten Mühe, ſie zu verderben. Alle im Purpur Geborenen werden allezeit im Müßiggange in der Unwiſſenheit und in der Weichlichkeit aufgezogen. Man erzieht ſie unter Schmeicheleien und Lobeserhebungen“ *).

Es iſt aber von den Ausſagen Chriſtina's immer etwas, mitunter ſogar vieles abzuziehen. Sie hat nämlich von frühauf und bis zuletzt gern geflunkert. Mit ihrer Erziehung kann es ja nicht ſo übel beſtellt geweſen ſein, wenigſtens was die Entwickelung ihres Intellekts

---

*) Arckenholtz, Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten, die Königin Chriſtine von Schweden betreffend, worinne unter andern ein Werk dieſer gelehrten Prinzeſſin von ihrem eigenen Leben; ins Deutſche überſetzt von J. F. Reifſtein, Leipzig und Amſterdam, Pierre Mortier, 1751–60, III, 41. Die vier erſchrecklich dicken Quartbände dieſes Memoirenwerkes ſind die Hauptquelle für den vorliegenden Aufſatz.

anging. Die junge Prinzeſſin kam ſchon frühzeitig in den Beſitz einer umfaſſenden, ja gelehrten Bildung und die fliegt einem oder einer doch nicht nur ſo an. Genialität erräth allerdings viel, was Zunftbornirtheit niemals erochſt. Aber auch zugegeben, daß in der Tochter Guſtav Adolfs ein genialer Zug war, ſo muß doch bemerkt werden, daß die Erwerbung von Gelehrſamkeit ohne Anleitung und ohne dauerhaften Fleiß undenkbar iſt. Chriſtina freilich behauptet, alles aus ſich ſelbſt und wie im Fluge gelernt zu haben. „Ich lernte alle Sprachen, Wiſſenſchaften und Uebungen mit wunderbarer Leichtigkeit. Ich wußte in dem Alter von vierzehn Jahren alle Sprachen, alle Wiſſenſchaften und Uebungen, worin man mich unterweiſen wollte. Nachher habe ich noch viele andere ohne Hilfe irgendeines Lehrmeiſters gelernt und es iſt gewiß, daß ich niemals einen Lehrer gehabt, weder um das Deutſche, das Franzöſiſche, das Italieniſche, noch das Spaniſche, ſo wenig als mein Schwediſch, zu lernen.“ Daß ſie die genannten Sprachen verſtand und ſprach, iſt wahr. Ebenſo, daß ſie als achtzehnjähriges Mädchen des Lateiniſchen und Griechiſchen mächtig genug war, um den Tacitus und den Thukydides im Original leſen zu können. Ein wahres Ungeheuer von weiblicher Gelehrtheit alſo. „Mit den Uebungen“ — ſagt ſie weiter — „war es gerade ſo. Ich lernte bloß ein wenig tanzen und reiten. Trotzdem kenne ich mich auch in den anderen Uebungen aus: ich kann mich aller Waffen und Gewehre ziemlich gut bedienen, faſt ohne gelernt zu haben, ſie zu führen. Ueberdies war ich nicht zu ermüden.“

In dieſen Jugenderinnerungen einer Emancipirten des 17. Jahrhunderts ſtoßen wir auch auf das kennzeichnende

Bekenntniß: „Ich beſaß eine unüberſteigliche Ungeſchicklichkeit zu allen weiblichen Handarbeiten und hatte auch einen unüberwindlichen Abſcheu und Widerwillen gegen alles, was die Frauenzimmer thun und ſagen.“ Dieſe Aeußerung fand ſpäter eine Vervollſtändigung, wenn Chriſtina, wie die Gräfin d'Aulnoy („Voyage d'Espagne“, I. 12) aus ihrem Munde gehört haben will, ſagte: „Ich habe die Mannsleute nicht deßhalb gern, weil ſie Mannsleute, ſondern darum, weil ſie keine Weibsleute ſind.“ An Offenherzigkeit läßt übrigens die Selbſtkritik der Dame kaum etwas zu wünſchen übrig. Sie geſteht: „Ich war jähzornig und aufbrauſend, ſtolz und ungeduldig, verachtungsvoll und ſpottſüchtig. Auch ungläubig war ich und keineswegs fromm, und mein hitziges und ungeſtümes Temperament hat mich ebenſoſehr zur Liebe als zur Ehrbegierde geneigt gemacht.“ Endlich bekennt ſie, daß ſie „vom Laſter des Fluchens und Schwörens wie von einer Seuche angeſteckt geweſen ſei“.

Alles zuſammengenommen demnach eine Virago vom Schlage der engliſchen Eliſabeth, abgerechnet die Kunſt der Heuchelei, allworin es bekanntlich die rothhaarige Tochter Heinrichs des Achten zur ſo unübertrefflichen Meiſterſchaft gebracht hatte, daß ſie ihren Landsleuten noch heute als höchſt verehrungswürdiges Muſter und Vorbild gilt.

2.

Am 8. December von 1644 wurde Chriſtina, noch nicht ganz achtzehnjährig, aus der Vormundſchaft entlaſſen und als regierende Königin auf den ſchwediſchen

Thron geſetzt. Die „Von Gottes Gnaden“ erfreuen ſich ja bekanntlich unter anderen auch dieſes Vorrechts, auf einer Altersſtufe, allwo gewöhnliche Sterbliche noch für unreif zur Führung ihrer eigenen Angelegenheiten erachtet werden, ſchon für befähigt zu gelten, die Angelegenheiten von Völkern und Staaten zu führen.

Zunächſt ging alles gut. Das junge Mädchen bemühte ſich, nicht nur eine richtige Königin vorzuſtellen, ſondern auch eine zu ſein. Sie nahm ſich der Staatsgeſchäfte mit Eifer an, ſaß dem Miniſterrath, wenn man von einem ſolchen ſprechen darf, mit Würde vor und entwickelte bei der Behandlung ſchwieriger Fragen Scharfſinn und Sachkenntniß. Daß ſie daneben ihren gelehrten und künſtleriſchen Liebhabereien nachging und ihren Hof mittels Herberufung berühmter auswärtiger Philologen, Philoſophen, Juriſten und Publiciſten zu einem ſogenannten Muſenhof zu machen trachtete, durfte für unbedenklich gelten, wenigſtens ſolange, als alle dieſe gelehrten Schmarotzer noch aus den von Deutſchland herübergeholten Raubgeldern unterhalten werden konnten und demnach das ſchwediſche Volk nicht für derartige Hofzieraten zu arbeiten hatte. So ganz ohne nachtheiligen Einfluß auf die junge Königin blieb aber die Anweſenheit der fremden „Muſenſöhne“ doch nicht. Denn wie es allezeit und überall Art und Brauch von Hofbonzen und Hofprofeſſoren war und iſt, wetteiferten am ſchwediſchen Hofe die „Säulen der Wiſſenſchaft“, ihre Gönnerin Chriſtina zu beſchmeicheln. Dieſe mit allem dem groteſken Schnörkelwerk der Gelahrtheit und „Poeterey“ von dazumal verzierten Schmeicheleien haben fraglos mitgewirkt, den Keim der Verkehrtheit, welcher in der Schwedenkönigin lag, zur Entwickelung zu bringen. Daß die gelehrten

Herren untereinander im ewigen Hader lagen und in ihren Zänkereien die kleinlichſte Eiferſucht und den grünſten Neid ſehen ließen, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß es der Belege dafür, welche Archenholtz in ſeinem Monſtrum von Buch beigebracht hat, gar nicht bedurfte. An komiſchen Zwiſchenſpielen in dieſem Muſenhofdrama fehlte es auch nicht. Ein franzöſiſcher Windbeutel von der windbeuteligſten Sorte, der Arzt Bourdelot, welcher „die Zither ſpielen, artige Lieder ſingen, allerlei Räucherpulver machen und auch gut kochen konnte“, hatte ſich „durch ſeine Frechheit, ſeine luſtigen Einfälle und ſeine glücklich angebrachten Stachelreden“ bei der Königin ſo beliebt zu machen gewußt, daß er für eine Weile geradezu ihr Günſtling war. Zwei der Hofprofeſſoren, Meibom und Naude, ſtanden ihm irgendwie im Wege oder auch wollte er aus bloßem Muthwillen auf Koſten der beiden Pedanten ſich und ſeine Gönnerin beluſtigen. Kurz, eines Tages wußte er es dahin zu bringen, daß Meibom eine „antike“ Arie ſang und Naude dazu ein „antikes“ Ballet tanzte. Man kann ſich denken, wie das geklungen und ausgeſehen haben mag und wie der geſammte Muſen- und Nichtmuſenhof darüber in Lachen ausbarſt. Zu ſpät merkten die beiden ehrwürdigen „Säulen der Wiſſenſchaft“, wie ſie gefoppt worden, und wüthend darüber gab der Meibom dem Bourdelot keine „antike“, wohl aber eine ſaftige moderne Ohrfeige. Chriſtina rächte dieſe Beſchimpfung ihres Günſtlings damit, daß ſie den Sänger antiker Arien und Austheiler moderner Ohrfeigen fortſchickte.

Neben der gelehrten Kurzweil, welche, wie das mitgetheilte Beiſpiel zeigt, keineswegs immer eine feine war, iſt am Hofe Chriſtina's noch allerhand andere mit ſtets wachſender Verſchwendung von Zeit und Geld im Schwunge geweſen. Das Rennen, Reiten und Rumoren hörte nicht auf. Ringelrennen wechſelten mit Thierhetzen, Schmäuſe und Tänze mit italieniſchem Opernſpektakel. Gewiß konnte die Jugend der Königin ihrem Wohlgefallen an derlei Zeitvertreib zur Entſchuldigung dienen und im ganzen und großen hat ſich Chriſtina in den erſten Jahren immerhin ſo verhalten, daß ſie die lobende Schilderung, welche der franzöſiſche Geſandte an ihrem Hofe, Chanut, in ſeinen ſpäter (1675) gedruckten „Mémoires“ (I, 240 ff.) von ihr entworfen hat, nicht übel verdiente.

Allein ſolches löbliche Verhalten und Regiment war nicht von Dauer und allmälich kehrte Chriſtina in ihrem ganzen Gebaren mehr und mehr die „Emancipirte“ heraus. An die Stelle gewiſſenhafter Erledigung der Staatsſachen trat ein ſichtbarer Ueberdruß an der Beſchäftigung mit ernſten Dingen. Die Zerſtreuungs- und Verſchwendungsſucht wuchs raſch und raſcher, die Launenhaftigkeit wurde immer unberechenbarer, die Vernachläſſigung von Anſtand und Dekorum ſtets merklicher, der Günſtlingewechſel anſtößiger. Auf den Franzoſen Bourdelot folgte in der Gunſt der Königin der Spanier Pimentel. Am theuerſten jedoch kam Schweden ein einheimiſcher Günſtling zu ſtehen, der Graf Magnus Gabriel de la Gardie, der ſchönſte und glänzendſte Kavalier des Hofes, welcher im Alter von 22 Jahren von der Königin zum Oberſt der Gardetruppen ernannt, dann zu anderen Ehren und Würden erhoben, item mit Zuwendungen, Belohnungen und Geſchenken aller Art ſo überhäuft wurde, daß er aus ſeinem Grundbeſitz allein jährlich ein Einkommen von 80 000 Reichsthalern beziehen konnte — ein für dazumal überhaupt und vollends für einen ſchwediſchen Edelmann koloſſales Einkommen. Auch Bourdelot hatte als Ausbeute ſeiner Günſtlingsſchaft ein großes Vermögen aus Schweden mit heimgetragen. Man ſieht, die Gunſt Chriſtina's war ein ſehr wohlklingend Ding.

Welcher Art die Gegenleiſtungen der Günſtlinge geweſen ſeien, bleibe dahingeſtellt und der mildeſten Auslegung überlaſſen. Dabei aber iſt doch nicht ganz zu überſehen, daß die Mutter der Königin meinte und ſagte, ihre Tochter führe einen anſtößigen Wandel, den „mein hochſeliger Guſtav Adolf, ſo er noch lebte, ſicherlich nicht dulden würde“, fügte Maria Eleonora hinzu. „Nun, ſo hat er gut gethan, zu ſterben,“ gab die angegangene Emancipirte leichthin zur Antwort. Darüber entſetzte ſich, wie billig, die Mutter, und noch mehr über die von der Tochter gelegentlich gethane Aeußerung, ſie glaube, Heiden könnten ſo gut ſelig werden wie Chriſten. Die Königin-Mutter mag ſich als die orthodoxe Lutheranerin, welche ſie war, über ſolche Ketzerei unſanft genug ausgelaſſen haben, was die von kindlichen Gefühlen nicht ſehr behelligte Chriſtina damit vergalt, daß ſie äußerte, Maria Eleonora ſei der ſchwächſte und ärmſte Frauengeiſt, den ſie jemals kennen gelernt, und ſie ſchäme ſich, die Tochter einer ſolchen Mutter zu ſein.

Derweil nahm die Vernachläſſigung ihrer königlichen Pflichten vonſeiten der Königin immer zu. Ebenſo mehrten ſich die Reibungen und Zerwürfniſſe, in welche ſie infolge ihrer Reizbarkeit, ihrer Launenhaftigkeit und ihres Stolzes mit ihren bewährteſten Rathgebern gerieth; auch mit dem greiſen Oxenſtjerna, welcher doch die höchſte Schätzung und Schonung verdient hätte. Die böſen Folgen einer unſinnigen Verſchwendung der Staatsgelder traten ebenfalls ein und fielen ſchwer auf Chriſtina. Die rieſige deutſche Kriegsbeute war ſchon zur Zeit des weſtfäliſchen Friedensſchluſſes vollſtändig „vermöbelt“ und verthan. Im Jahre 1651 ſchon wies die Staatskaſſe eine troſtloſe Leere auf. Sowie aber die Königſchaft unſerer Sonderlingin nicht mehr die Mittel zur Prangerei und Praſſerei lieferte, fand ſie, daß es langweilig ſei, auf einem Throne zu ſitzen. Die Rechte des Königthums hatte ſie gern und übermäßig ausgenutzt, die Pflichten desſelben fand ſie aber beſchwerlich bis zum Ekel. Derartige verdrehte und verquerte Naturen beſitzen ja überhaupt kein Pflichtbewußtſein. Sodann gereichte es der aufgeſpannten Genialität Chriſtina's zu großer Widerwärtigkeit, daß ihre Miniſter und die Reichsſtände ihr fortwährend anlagen, ſie möchte eine ſtandesgemäße Heirat eingehen, und zwar, was am paſſendſten und wünſchenswertheſten, mit ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Karl Guſtav. Sie hatte nichts gegen den prinzlichen Vetter, welcher ja in ſie verliebt war oder wenigſtens ſo that. Aber heiraten? In aller Form eine Ehe ſchließen? Sich binden? Der lieben Freiheit entſagen? Nein, das ſollte, durfte, konnte nicht ſein!

Unter ſothanen Umſtänden wurde ganz Schwedenland mit allem und allen, was und welche darin, der Tochter Guſtav Adolfs nachgerade im höchſten Grade zuwider. Sie ſehnte ſich hinaus in die Weite. Sie malte ſich das freie, ſorgloſe, luſtige Leben, welches ſie in der Fremde führen könnte, mit den reizendſten Farben aus. Da würde es keine langen Miniſtergeſichter, keine geiſtloſen Aktenſtücke, keinen ſchauderhaften Kurialſtil, keine entſetzlich langweiligen Rathsſitzungen mehr geben, ſondern nur Wiſſenſchaft, Kunſt, Zerſtreuungen und Vergnügen aller Art, Verkehr mit berühmten Gelehrten und Künſtlern, Umgang mit feinen Hofherren, täglich und nächtlich Neues, Anregendes, Feſſelndes. Möglich, vielleicht ſogar wahrſcheinlich, daß Chriſtina noch mehr als von allen dieſen Lockungen von dem Gedanken gekitzelt wurde, mittels Verzichtleiſtung auf eine Königskrone ſich als Philoſophin höchſter Potenz aufſpielen zu können.

Die „Philoſophie“ der emancipirten Dame erwies ſich freilich gar bald als ſo winzigklein, daß ſie in einem Weihwaſſerbecken der römiſchen Kirche bequem ertrinken konnte.

Schon im Jahre 1648 trug ſich die Königin mit der Abſicht, dem Throne zu entſagen und im Auslande ihren Neigungen zu leben. Bis zur Ausführung dieſes Planes verſtrichen aber noch ſechs Jahre, obzwar ſie ſchon am 25. Oktober von 1651 dem Reichsrath die Eröffnung machte, daß ſie geſonnen, die Krone niederzulegen. Ihr Nachfolger ſollte der Vetter Karl Guſtav ſein, welchem den Weg zum Königsſitze zu ebnen ſie eifrig befliſſen war. Statt zu ihrem Gemahl machte ſie ihn zum König von Schweden. „Er wird ſich“ — ſagte ſie — „über die Verſagung meiner Hand jetzt wohl tröſten; eine Corona iſt auch ein ſchönes Frauenzimmer.“

Recht hübſch geſagt. Es fehlte der Königin überhaupt nicht an Geiſt und an guten Einfällen. Deſto mehr an geſundem Menſchenverſtand. Die letzten Jahre ihrer Regierung ließen das noch auffallender ſehen als die früheren. Selbſt Geijer, Schwedens bedeutendſter Geſchichtsſchreiber, welcher ſonſt die Tochter des „großen“ Guſtav Adolf mit theilnahmevoller Schonung behandelt, hat ſich in ſeinem Gewiſſen gedrungen gefühlt, zu ſagen:

„Die noch übrige Zeit der Regierung der Königin ward ſo verwendet, als hätte ſie ihren Abgang nicht betrauern laſſen wollen.“ Aus dem Schonenden ins Wahre überſetzt, heißt das ſchlechtweg: Chriſtina regierte bis zuletzt leichtfertig und gewiſſenlos. Die Staatsgelder, ſoviel deren mit allen Mitteln aufzubringen waren, wurden in unverantwortlicher Weiſe verſchleudert, namentlich auch an den damaligen Günſtling, den dreiundzwanzigjährigen „bildſchönen“ Grafen Tott, welchen ſeine Gönnerin zum Herzog zu machen beabſichtigte. Der Hof wimmelte von Komödianten, Muſikanten und ſonſtigen Schnurranten. Zwiſchenhinein waren auch Jeſuiten geſprenkelt, welche in allerhand Verkleidungen ſich der Königin angenehm zu machen wußten und an der „Bekehrung“ derſelben arbeiteten. Chriſtina tanzte Ballete, ritt Ringelrennen und hielt ſogenannte „Värdſkapen“ (Wirthſchaften) ab. Wüſte Völlerei gehörte zum Hofton oder, wie ſich der alte ſchwediſche Gewährsmann, dem wir hier folgen, draſtiſch ausdrückt, „Freſſen und Saufen war Trumpf“.

3.

Am 11. Februar von 1654 berief Chriſtina den Reichsrath und am 21. Mai die Reichsſtände nach Upſala, um die Haupt- und Staatsaktion der Niederlegung ihrer Krone in Scene zu ſetzen und feierlich abzuſpielen. Bei den Verhandlungen, welche die Inſcenirung begleiteten, bewies die emancipirte Dame, daß ſie, wenn es ſein müßte, d. h. wenn es ſich nicht um den Staat, ſondern um ihre eigene liebwerthe Perſon handelte, ſehr gut zu rechnen verſtände. Sie wußte ſich ja für die Zukunft ein Jahreseinkommen von 240000 ſchwediſchen Reichsthalern zu ſichern, ein für eine Exkönigin damaliger Zeit ſehr anſtändiges Auskommen. Ausdrücklich behielt ſich Chriſtina vor die Herrſchaft und Gerichtsbarkeit über ihre Hof- und Hausdienerſchaft.

Die Peripetie des Entſagungsſtückes hat ein Augenzeuge und Mitſpieler, der Reichsdroſt Graf Peter Brahe, in ſeinem Tagebuch ſo geſchildert: „Die Renunciation der Königin geſchah am Morgen vom 6. Juni und es war das ein trauriger Akt. Chriſtina ging aus ihrem Gemach mit der Krone auf dem Haupt, mit dem Skepter und dem Reichsapfel in den Händen, angethan mit dem Königsrock und einem weißen Atlaskleide darunter. So begann ſie ihre Rede (vor der Verſammlung). Herr Schering Roſenhane gab eine paſſende, ſchön ſtiliſirte Antwort. Darauf legte Ihre Majeſtät ein Attribut des Königthums, Krone, Skepter und Apfel, nach dem anderen ab, ſtieg vom Thron und ſprach den Thronfolger (Karl Guſtav von Zweibrücken) an, der ſofort zum König gekrönt werden ſollte, ihm die Wohlfahrt des Vaterlandes empfehlend, mit allen möglichen herrlichen und rührenden Lehren und Ermahnungen. Ihre Majeſtät ſtand und redete ſo ungezwungen, aber zuweilen von Rührung unterbrochen. Sie bewegte Männer und Frauen zu Thränen, weil ſie ſowohl ihren Stammbaum als ihre Regierung früher ſchloß, denn Gott es wollte. Stand da ſchon wie ein Engel. Darauf erwiderte der (neue) König ſchicklich und ſchön. Ihre Majeſtät wollte den König ſogleich auf dem Throne ſehen, aber er wollte nicht. Damit ging man aus dem Saal. Nachmittags 2 Uhr wurde der König gekrönt. Dann ging man zur Tafel."

Aus dieſem Bericht erhellt, daß Chriſtina am 6. Juni von 1654 gut geſpielt und durch ihr Spiel die Zuſchauer und Zuhörer, welche doch die Entkönigung der Phantaſtin wahrhaftig nicht zu beklagen hatten, bis zu Thränen gerührt hat. Sie mag ſich, wie ſtark zu vermuthen iſt, nachher im Kreiſe ihrer Vertrauten über die an ſich ſelbſt und an andern bewerkſtelligte Rührung ſattſam luſtiggemacht haben. Denn mit nichts weniger als Bedauern und Trauern verließ ſie ihr Heimatland, um draußen jenen abenteuerlichen Lebenswandel zu führen, wie er einer Emancipirten anſtand.

Am 7. Juni verließ ſie Upſala, um ſich noch etliche Tage in Stockholm aufzuhalten und auch dort noch ein Stücklein ſchauzuſpielen, indem ſie „öffentlich zur Beichte und Kommunion ging", nach lutheriſchem Ritus, ſie, die jedenfalls ſchon heimlich zum Katholicismus „bekehrt" war. Uebrigens iſt es mit der lutheriſchen Gläubigkeit Chriſtina's innerlich nie weit hergeweſen. Menſchen von Genialität, von wahrer oder von falſcher, ſind überhaupt im 16. und 17. Jahrhundert vom Lutherthum wenig eingenommen, ja kaum berührt worden. Daſſelbe war ja von vornherein entſchieden auf die hausbacken-verſtändige Mittelmäßigkeit zugeſchnitten. Leute von Phantaſie mochten am Ende aller Enden doch lieber an den römiſchen Papſt mit ſeiner farbenſatten vatikaniſchen Pracht glauben, als an den wittenbergiſchen mit ſeiner triſten Prädikantenkutte. Menſchen von freiem Gedankenflug aber mußte der lutheriſche Bibelbuchſtabengötzendienſt nicht weniger kaltlaſſen als das thatſächlich ſchon damals vorhandene Dogma von der päpſtlichen Unfehlbarkeit. In ſtupidem Fanatismus und grauſamer Unduldſamkeit haben, wie jedermann weiß oder wenigſtens wiſſen könnte, Papiſmus und Proteſtantiſmus bis zum 18. Jahrhundert wüthend gewetteifert, was vor allem die Geſchichte der Hexenproceſſe furchtbar beweiſt. Nicht allein die katholiſche Inquiſition, ſondern auch das proteſtantiſche Glaubensgericht hat Blutgerüſte aufgeſchlagen und Scheiterhaufen angezündet. „Suum cuique.“

Chriſtina hatte, die königlichen Schlöſſer gehörig ausplündernd, eine Menge von Kiſten, Kaſten und Koffern vor ſich her ins Ausland geſandt. Dagegen wollte ſie dorthin von ihrem geſammten ſchwediſchen Gefolge und Geſinde nur vier Perſonen mitnehmen. Karl Guſtav hatte ein ſtattliches Geſchwader zu ihrer Verfügung geſtellt, welches ſie von Kalmar nach Deutſchland hinüberführen ſollte. Die launiſche Dame änderte aber ihren Reiſeplan, reiſ'te über Halmſtad dem Sunde zu und mußte demnach, bevor ſie die Seeküſte erreichte, das Stück däniſchen Gebietes berühren, welches dazumal noch in das Feſtland von Schweden hineinſchnitt. Während eines mehrtägigen Aufenthalts in der genannten Stadt kam ihr der Einfall, zum Zeitvertreib etliche von ihrer Dienerſchaft auf großen Tüchern „prellen“ zu laſſen, wie das dem armen Sancho im Don Quijote gelegentlich auch widerfuhr. „Um freier reiſen zu können“, zog ſie Mannskleider an, und als ſie auf der Fahrt von Halmſtad und Kollen der Küſte zu an einen Bach kam, welcher die Gränze zwiſchen Schweden und Dänemark bezeichnete, ſtieg ſie — einer Angabe bei Chanut zufolge — aus dem Wagen, that einen fröhlichen Sprung über das Waſſer und rief aus: „Endlich bin ich einmal frei und fort aus Schweden, allwohin ich niemals zurückzukehren gedenke.“ Dieſer Vorſatz iſt aber ſpäter auch wieder hinfällig geworden.

Wollen wir uns die ſiebenundzwanzigjährige Emancipirte vorſtellen zur Zeit, als ſie in die Selbſtverbannung ging, ſo können wir zu der „Konterfeyung“ greifen, welche der Pater Mannerſchied, Beichtvater des ſpaniſchen Geſandten am ſchwediſchen Hofe, im Jahre 1653 in lateiniſcher Sprache von der Königin entworfen hat. „Ihre Geſtalt erreicht kaum das Mittelmaß. Sie hat eine breite Stirne, ihre Augen ſind wohlgeſchnitten und abwechſelnd von ſanftem und feurigem Ausdruck. Sie beſitzt eine Habichtsnaſe und einen mittelgroßen anmuthigen Mund. Von Weiblichem hat ſie nichts an ſich als das Geſchlecht. Ihre Stimme, ihre Sprechweiſe, ihr Gang, ihr Mienenſpiel und Gebaren, das alles iſt männlich. Sitzt ſie gleich nach Damenart zu Pferde, ſo reitet ſie doch ſo, daß man ganz nahe bei ihr ſein muß, um ſie nicht für einen Reiter zu halten. Ich habe nie Gold oder Silber weder an ihren Kleidern, noch an ihrem Halſe, noch an ihrem Kopfputz geſehen. Sie trägt nur einen einzigen Ring. Sie macht ſich gar nichts aus ihrem Anzug. Nur einmal in der Woche läßt ſie ihre Haare kämmen, ja mitunter geſchieht es binnen vierzehn Tagen nie. Ich habe ſehr oft wahrgenommen, daß die Aermel ihres Hemdes voll von Dintenflecken waren und manchmal habe ich ſie auch in zerriſſener Wäſche geſehen.“ Wir werden ſpäter ſehen, daß Grund vorhanden, dieſes, obzwar nicht gerade verführeriſche, Porträt für ein geſchmeicheltes zu halten. Schon in einer Schilderung Chriſtina's vom Jahre 1654, welche der „Hollandſe Merkurius“ brachte, wird ausdrücklich von „einer etwas hohen Schulter“ der Dame geſprochen, welche — ſo heißt es auch hier — „vom Weibe nichts hatte als das Geſchlecht“.

Die Thatſache von Chriſtina's Thronentſagung wurde natürlich ſehr verſchieden beurtheilt. Die einen bewunderten, die anderen verſpotteten ſie darob; dieſe erklärten ſie für eine Philoſophin, jene für eine Närrin. Die zeitgenöſſiſchen Gelehrten machten ſich aus ihr ein wiſſenſchaftliches Präparat oder Problem zurecht, an welchem ſie dann mehr oder weniger pedantiſch herumdokterten. Das Richtige hat wohl der Franzoſe Michel Levaſſor getroffen, wenn er meinte, die Tochter Guſtav Adolfs „wäre durch das rauhe Klima ihres Königreichs, ſowie durch eine eitle Begierde, ſich in ganz Europa ſehen zu laſſen, und noch mehr durch wunderliche, ihrem Geſchlecht eigene Launen zur Niederlegung der Krone verleitet worden" — und hinzufügte: „Es fehlte viel, daß ihre Bekanntſchaft mit der Philoſophie und die anderen ſchönen Kenntniſſe, womit ſie großthat, ſie von ihren Schwachheiten befreit hätten. Ihr Fleiß und ihre Beleſenheit waren ihr mehr ſchädlich als nützlich. Ihr Kopf wurde dadurch nicht heller und ihr Herz nicht beſſer."

4.

In Hamburg, wo ſie ans Land gegangen, ſtieg Chriſtina bei ihrem dort anſäſſigen „Hofjuden" Texeira ab. Eines Sonntags beſuchte ſie den Gottesdienſt in der Peterskirche und Se. Ehrwürden der Herr Paſtor Müller war ſo „galant", ſeiner Predigt den Text „von der Königin aus dem Reich Arabien" zu Grunde zu legen. Chriſtina ließ ihr Gebetbuch in der Kirche liegen; als man es aufhob, um es ihr zurückzubringen, ſtellte ſich heraus, daß es ein nach Gebetbuchsart gebundener Vergilius war.

Am 30. Juni verließ ſie die Hanſeſtadt und reiſte über Münſter, wo ſie als Mann gekleidet das Jeſuitenkollegium beſichtigte, und weiter über Deventer, Amersfort, Utrecht, Antwerpen nach Brüſſel, woſelbſt ſie vom ſpaniſchen Statthalter, dem Erzherzog Leopold, am 23. December mit großem Pomp und Prunk empfangen wurde.

In Stockholm hatte man derweil von der Abſicht der Exkönigin, katholiſch zu werden, Wind bekommen und ſchickte ihr darum den Grafen Tott nach, um ſie beſchwören zu laſſen, von dieſem Vorhaben abzuſtehen. Chriſtina antwortete ausweichend, betonte aber, daß ſie ihre Freiheit um den Preis ihrer Krone erkauft habe.

Am Abend vom 24. December 1654 legte die Tochter des lutheriſchen „Glaubenshelden“ Guſtav Adolf zu Brüſſel im Kabinette des Erzherzogs Leopold, in deſſen und verſchiedener vornehmer Spanier Gegenwart, in die Hände des Dominikanerpaters Guemes das katholiſche Glaubensbekenntniß ab. Als ſie dann nach katholiſchem Ritus gebeichtet hatte und der Mönch das „Absolvo“ ſprach, gaben die ſämmtlichen Geſchütze auf den Stadtwällen eine Freudenſalve.

Das durften ſie auch. Denn der Uebertritt von Guſtav Adolfs Tochter war für die römiſche Kirche fürwahr kein geringer Triumph. Die Motive dieſes Uebertritts oder „Abfalls“ konnten der Politik Roms ganz gleichgiltig ſein. Auf die breitſpurigen Unterſuchungen und langſtieligen Erörterungen, welche zu jener Zeit darüber angeſtellt und vorgebracht wurden, auch nur andeutungsweiſe einzugehen, lohnt nicht der Mühe. Es iſt nur zu ſagen, daß von einer katholiſchen Ueberzeugung einer Frau, deren Lieblingsſchriftſteller Petronius war und die den Vergil als Gebetbuch mit in die Kirche nahm, unter verſtändigen Menſchen keine Rede ſein konnte. Chriſtina wurde katholiſch, weil ſie die Laune hatte, katholiſch zu werden, und dieſe Laune mochte zunächſt aus der Langeweile entſprungen ſein, welche das Lutherthum ihr bereitet hatte. Einem lutheriſchen Paſtor, welcher ſie fragte: „Was hat Eure Majeſtät veranlaßt, katholiſch zu werden?“ ſoll ſie zur Antwort gegeben haben: „Eure langweiligen Predigten.“ Dieſe Anekdote kann verlogen ſein und dennoch bleibt ſie wahr. Sodann mußte es ja der Excentricität unſerer emancipirten Dame mächtig wohlgefallen, dem excentriſchen Schritt ihrer Thronentſagung den noch excentriſcheren ihres Katholiſchwerdens folgen zu laſſen. Das mußte Staub aufwerfen, ganze Wolken von Staub! Das gab zu reden, zu ſchreiben, zu drucken! Das mußte die Blicke von ganz Europa auf die „Bekehrte“ hinwenden! Die kühnſten Gelüſte weiblicher Eitelkeit haben nie eine vollere Sättigung erfahren. Es kennzeichnet die ganz und gar theologiſche Weltanſchauung von damals, daß der Uebertritt einer Frau, die ja nur noch eine Privatperſon war, vom Lutherthum zum Papismus zu einer Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit nicht aufgebauſcht zu werden brauchte, ſondern von Hauſe aus den Menſchen, Völkern und Parteien als eine ſolche erſchien. Nur mühſälig vermögen wir heutzutage uns in eine ſolche Anſchauung und Stimmung noch zurückzudenken und darum iſt es für uns auch ganz einerlei, ob die erſte Anregung zu Chriſtina's „Abfall“ auf den Franzoſen Bourdelot oder auf den ſpaniſchen Jeſuiten Macedo zurückzuführen ſein mag.

Eine richtige Emancipirte trägt bekanntlich eine ewige Unruhe mit ſich herum und wir finden dieſen Charakterzug auch an der Exkönigin von Schweden. Es litt ſie nicht lange an einem Orte. Sie wollte immer in Bewegung ſein, um zu ſehen und geſehen zu werden. Am 22. September von 1655 verließ ſie Brüſſel, um über Köln, Frankfurt und Augsburg nach Innsbruck zu reiſen, wo ſie in den letzten Oktobertagen eintraf. Dieſe Stadt auf ur- und erzkatholiſchem Boden war zum Schauplatz der feierlichen Verkatholiſirung Chriſtina's auserſehen. Die römiſche Kurie legte aus naheliegenden Gründen großen Werth darauf, daß, was zu Brüſſel heimlich geſchehen, in Innsbruck öffentlich und pomphaft wiederholt würde. Der Papſt ſandte einen berühmten Konvertiten von dazumal, den Hamburger Lukas Holſtein, Stiftsherrn beim Sankt Peter und apoſtoliſchen Sekretarius, um das Glaubensbekenntniß der Exkönigin zu empfangen. Die prunkhafte Ceremonie ging am 3. November in der Domkirche vonſtatten. Der Jeſuit Staudacher predigte über den Text: „Höre, Tochter, ſiehe und höre, vergiß dein Volk und deines Vaters Haus, ſo wird der König Luſt haben an deiner Schönheit; denn er iſt dein Herr und ihn ſollſt du anbeten" (Pſalm 45, 11—12). Dann Tedeum unter Trompeten- und Paukenſchall und Kanonendonner. Chriſtina führte ihre Konvertitinrolle mit vielem Anſtande durch. Ich ſage „Rolle". Denn als man ſie nachmittags aus ihren Gemächern in der Hofburg abholte, um ſie mit der Aufführung einer Komödie zu erluſtigen, ſagte ſie zu den Kavalieren ihrer Umgebung: „Meine Herren, es iſt nur billig, daß ihr mich abends zu einem Schauſpiel führt, nachdem ich euch morgens ein Vorſpiel zum beſten gegeben.“ Der Holländer Heinſius ſchrieb kurz darauf an ſeinen Freund Gronovius: „Du haſt wohl ſchon erfahren, wie anmuthig unſere Heroine zu Innsbruck gaukelte (quam suaviter nugata sit Oenoponti heroina nostra).“ So beurtheilten hellſichtige, nicht vom furor theologicus beſeſſene Zeitgenoſſen die „Bekehrung“ Chriſtina's.

Von Innsbruck aus machte ſie dem Könige Karl Guſtav Mittheilung, daß ſie ſich „auf einen Befehl Sr. Heiligkeit hin jetzt öffentlich für das erklärt hätte, was ſie ſchon ſeit geraumer Zeit geweſen“. Dann eilte ſie dem heißerſehnten Reiſeziel aller Konvertiten zu, der Siebenhügelſtadt am gelben Tiber, in welcher ſie am Abend vom 19. December „unerkannt“ anlangte, um etliche Tage ſpäter dem Wunſche des Papſtes gemäß einen feierlichen, mit dem weitläufigſten Pomp ausgeſtatteten Einzug durch die Porta del Popolo zu halten und im Palazzo Farneſe bequartirt zu werden. Am folgenden Tage ſpeiſte ſie bei Alexander dem Siebenten, deſſen Stuhl aber „drei Zoll“ höher war als der ihrige, wie es dem „Statthalter Chriſti“ ziemte einer Königin gegenüber, auch wenn dieſe keine „Ex“ geweſen wäre. Ja, der „Stuhl Petri“, das muß man ſagen, wußte und weiß allzeit den Thronen zu zeigen, daß er höher als ſie alle, um mindeſtens „drei Zoll“ höher, um weniger thut er es nicht. „Non possumus!“ Das wird erſt mit dem letzten Papſt verſtummen.

Daheim in Schweden rief die Kunde von Chriſtina's „Abfall“ einen gewaltigen Rumor hervor und wetzte das Lutherthum ſeine eifernde Zunge ſchneidig wider die „Renegatin“. Man ſah ſich auch, wie das in ſolchen und ähnlichen Fällen Brauch und Uebung iſt unter

Menſchen, nach einem Sündenbock um, damit man ſelbigen mit der Abfallsſünde der Exkönigin belüde und zwar nicht in die Wüſte, aber doch vom Amte jagte. Der geſuchte Sündenbock wurde auch richtig gefunden in der Perſon von Johann Matthiä, ſo vordem Chriſtina's Religionslehrer geweſen, und die orthodoxen Ochſen hörten nicht auf, wider ihn zu brummen und zu brüllen, bis ſeine Schriften verboten wurden und er ſelbſt vom Amt und Brot gejagt war. Vergebens betheuerte der arme Greis, daß doch gewiß er nicht das Katholiſchwerden der Tochter Guſtav Adolfs verſchuldet hätte. Seine wirkliche und in den Augen der lutheriſchen Bonzen unverzeihliche Verſchuldung war, daß er die Anſicht gehegt und bekannt hatte, es wäre von Vortheil für die Chriſtenheit, wenn eine Vereinigung aller chriſtlichen Kirchen angeſtrebt und erreicht werden könnte. Und darum wurde der gute Mann als „Ketzer" gehaßt und verfolgt. So war in Wahrheit und Wirklichkeit die „Toleranz" des Proteſtantismus, von welcher die Unwiſſenheit und die Parteibornirtheit ſoviel Schönes und Rühmliches zu ſagen und zu ſingen wiſſen.

5.

Auch in Rom war aber nicht alles, was glänzte, Gold. Die ganze Herrlichkeit währte nicht gar lange. Dem unſtäten Weſen Chriſtina's mußten auf die Dauer auch die gemeſſene Würde, die prunkhafte Majeſtat und das weitläufige Ceremoniell des katholiſchen Kultus und des päpſtlichen Hofes langweilig vorkommen. Vom

Lutherthum mochte ſie „bekehrt“ ſein, aber von der gewohnten Zwangloſigkeit einer Emancipirten war ſie keineswegs bekehrt. Sie machte ſich gar nichts daraus, während der Celebrirung eines Hochamts mit ihrer prälatiſchen Umgebung ein lautes Geſpräch zu führen, ja ſogar laut zu lachen, und als der Papſt ſolche Ungebühr mit Mißfallen wahrgenommen hatte und der Exkönigin als ein Mahnzeichen zu andächtigerem Gebaren einen Roſenkranz ſchickte, warf ſie ſpöttiſch die Lippen auf und ſagte: „Ich bin denn doch nicht ſo eine Roſenkranzſchweſter.“ Um ſchlagfertige Antworten war ſie überhaupt nicht verlegen. Als man ihr die von Bernini geſchaffene Marmorſtatue der Wahrheit zeigte, rief ſie bewundernd aus: „Oh, das iſt ſchön! Das iſt ſchön!“ Ein dabei ſtehender Kardinal bemerkte: „Gott ſei Dank, daß Eure Majeſtät die Wahrheit lieben, welche Perſonen vom Stande Eurer Majeſtät zumeiſt verhaßt iſt.“ Darauf Chriſtina trocken: „Das iſt auch kein Wunder, denn nicht alle Wahrheiten ſind von Marmor und ſo ſchön.“

Den römiſchen Adel verdroß es bald gewaltig, daß alle die Mühe, die er ſich gab, und all der Geldaufwand, den er machte, um die vornehme „Bekehrte“ mit Feſtlichkeiten aller Art zu ehren und zu unterhalten, die Exkönigin ſehr kalt ließen. Die Dankbezeigungen Chriſtina's waren kurz und karg und ſie zeigte allen dieſen Ducas und Principi, daß ſie ihnen gegenüber ſtets als die Tochter Guſtav Adolfs ſich fühlte. Ganz natürlich alſo, daß die warme Bewunderung, welche die römiſche Geſellſchaft anfänglich der Konvertitin entgegengebracht hatte, bald in boshafte Kritik umſchlug und die Skandalchronik der „ewigen“ Stadt ihre Gläubigen damit ergötzte, [illegible] das Ungereimteſte und Tollſte nachzuſagen. Chriſtina ihrerſeits nahm wahrhaftig auch kein Blatt vor den Mund und ließ in ihren Briefen aus Rom, insbeſondere in den römiſchen Briefen aus ſpäterer Zeit, ihrer ſcharfen Feder freien Lauf. Da ſteht zu leſen: „Hier in Rom gibt es nur Statuen, Obeliſken und Prachtpaläſte, aber keine Männer; ſtatt ſolcher trifft man nur Schufte, Halunken, Hanswürſte, Narren, Zudringliche, Bettler und Wüſtlinge.“ Oder: „Die Kirche muß zweifelsohne unmittelbar von Gott geleitet werden, maßen ich jetzt in Rom vier Päpſte kennen gelernt habe, von welchen keiner geſunden Menſchenverſtand beſaß.“ Oder: „Es gibt kein nichtswürdigeres und ränkeſüchtigeres Geſchmeiß als das Gewürm der Mönche.“ Es iſt klar, zur in der Wolle gefärbten Katholikin hatte ihr „Abfall“ Chriſtinen nicht gemacht.

Im Sommer von 1656 hatte ſie vorderhand von Rom gerade ſo genug, wie Rom von ihr. Sie bewerkſtelligte daher wieder einmal einen Schauplatz- und Dekorationswechſel, indem ſie ſich in Civita Vecchia auf einer päpſtlichen Galeere nach Frankreich einſchiffte, in Marſeille ans Land ging und, über Aix, Avignon, Lyon, Dijon und Auxerre reiſend, am 4. September im Schloſſe von Fontainebleau eintraf.

Der franzöſiſche Hof hatte vollwichtigen Grund, der Tochter Guſtav Adolfs eine königliche Gaſtfreiheit zu gewähren, und Chriſtina vergalt dieſelbe damit, daß ihre Erſcheinung in Paris und in den verſchiedenen königlichen und prinzlichen Schlöſſern eine der Neugierde und Klatſcherei hochwillkommene „curieuſe“ Epiſode im franzöſiſchen Hofleben bildete. Dieſe Epiſode wurde eingeleitet durch den Beſuch, welchen die Ducheſſe de Montpenſier, Nichte Ludwigs des Dreizehnten, als „La grande Mademoiselle" berühmt und auch mehr als ein wenig berüchtigt, der reiſenden Exkönigin zu Eſſonne abſtattete. Die „große Jungfer" hat in ihren „Mémoires" von dieſer Zuſammenkunſt Meldung gethan und ſpricht da von der weißen Haut, den blauen Augen, dem großen Mund, den ſchönen Zähnen, der gewaltigen Habichtsnaſe und der ſchiefen Geſtalt Chriſtina's, deren Erſcheinung im ganzen übrigens die „eines netten jungen Mannes" geweſen ſei. Weniger „nett" kam ihr Benehmen der Beſucherin vor. Denn die fahrende und fahrige Emancipirte „fluchte" gelegentlich, „warf ſich weit in den Seſſel zurück, legte abwechſelnd einen Schenkel über den anderen und nahm ſonſtige unziemliche Stellungen an". Charakteriſtiſch war die gegen „La grande Mademoiselle" gethane Aeußerung Chriſtina's, daß ſie fürs Leben gern einmal einer Schlacht anwohnen möchte.

Am 8. September hielt ſie zu Pferde ihren Einzug in Paris, angethan mit einem Scharlachwamms, auf dem Kopf eine Mannsperücke und darüber einen Mannshut mit ſchwarzer Feder. Es war ein groß Spektakel. Fünftauſend Mann der Bürgerwehr ſtanden im Faubourg St. Antoine unter Waffen und „tout Paris" war auf den Beinen, um das „gothiſche" Wunderthier von Weib zu ſehen. Die Proceſſion ging zuvörderſt nach Notre-Dame, wo die Kleriſei in pontificalibus am Portal die Exkönigin empfing, um ſie in den Dom zu geleiten, allwo ein Tedeum geſungen ward. Hierauf führte man die Gäſtin zum Louvre, wo Prachtgemächer für ſie hergerichtet waren. Der König hatte ihr den Herzog von Guiſe als Bewillkommner und Ehrenkavalier entgegengeſandt und beigeordnet und von dieſem Herrn exiſtirt ein vertraulicher Brief, worin er einem Freunde die Perſönlichkeit und das Benehmen Chriſtina's ſchilderte. Die angenehme und auch wohlunterrichtete Plaudertaſche, Frau von Motteville, Hofdame der Königin-Mutter (Anna d'Autriche), hat uns dieſes Schreiben in ihren „Mémoires" (IV, 59) überliefert. Es heißt darin unter anderem, daß die weiland Königin von Schweden ihren ſchiefen Wuchs und ihre „hohe Schulter" mittels ihres bizarren mannsartigen Anzugs zu maſkiren ſuchte, daß ſie ſtark gepudert und pomadiſirt wäre, faſt nie Handſchuhe, dagegen Männerſchuhe trüge. Auch ihre Stimme, wie alle ihre Gebärden wären mannsmäßig und ſie ſpielte ſich gern als Amazone auf („elle affecte fort de faire l'amazone").

Von Paris begab ſich Chriſtina nach Compiègne, wo ſich dazumal das Hoflager befand, und hier machte ſie die Bekanntſchaft des Königs, der Königin, der Prinzen und Prinzeſſinnen, ſowie des Kardinals und Premierminiſters Mazarin, mit welchem ſie ſich ganz gut verſtand. Ueber den von „cette princesse gothique" hervorgebrachten Geſammteindruck hat ſich die Augen- und Ohrenzeugin Motteville alſo ausgelaſſen: „Hätte man ſie nach ihrem Aeußeren beurtheilen wollen, ſo mußte man ſie verſpotten und auslachen. Denn all ihr Thun und Laſſen war extravagant. In nichts glich ſie einer Frau. Es fehlte ihr ſogar an der geziemenden Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit. Sie ging zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden mit Männern um, als wäre ſie ſelber ein Mann. Sie führte nicht allein über religiöſe Sachen, ſondern auch über Dinge, welche mit Zurückhaltung zu behandeln ihr Geſchlecht gebietet, freche und ausgelaſſene Reden. Ihr Lachen über Späſſe in der Komödie war maßlos. Sie fluchte und ließ ihrer

Freigeiſterei (son libertinage) freien Lauf. Sie hatte kein Hehl, daß ſie alle Frauen verachtete, vonwegen der Unwiſſenheit derſelben, und wollte ſich nur mit Männern unterhalten. Es war ihr unmöglich, lange ſtillzuſitzen. In Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Hofes legte ſie ihre Füße auf einen Stuhl, welcher nicht weniger hoch war als der, auf dem ſie ſaß, und ließ von ihren Beinen viel zu viel ſehen.“ Noch viel ſchlechter als in dieſer Kennzeichnung kam Chriſtina in den Briefen weg, welche ſpäter die Pfälzerin Eliſabeth Charlotte, zweite Gemahlin von „Monſieur“, d. h. dem Bruder Ludwigs des Vierzehnten, nach Hauſe ſchrieb. Was dieſe geſchliffenſte Frauenzunge und unerſchrockenſte Frauenfeder des 17. Jahrhunderts von der „Madame Chriſtina“, von ihren Liebhabern und Liebhabereien zu erzählen wußte, iſt zu „draſtiſch“ für unſere Zeit, welche — keineswegs darüber erröthet, die Schmutzromane eines Daudet und Zola in den Händen von Frauen und Mädchen, auch deutſchen, zu ſehen, und welche, immer zur größeren Ehre der lieben Prüderie, die rohe wie die raffinirte Pornographie zum „blühendſten“ Literaturzweig gemacht hat. Menſchheit, dein Name iſt Heuchelei!

6.

Der erſte Aufenthalt Chriſtina's in Frankreich bezeichnete den Höhepunkt ihrer Odyſſee. Mit dem Jahre 1657 trat die Wendung zum Niedergang ein. Das Meteor erſtaunte und blendete die Menſchen nicht länger. Man vergaß mehr und mehr, daß die emancipirte

„gothiſche" Prinzeſſin eine Königin geweſen, welche „aus Philoſophie" ihrer Krone entſagt hätte. Früher, als der Reiz der Neuheit noch vorhanden, hatte man die ſcharfen Ecken ihrer Perſönlichkeit überſehen. Jetzt ſtieß man ſich daran, und was man weiland Genialität geheißen, nannte man jetzt Narrheit. Wenn man vordem geneigt war, das Unweibliche in ihrer Aufführung für entſchuldbare „Sonderlichkeit" und „Excentricität" gelten zu laſſen, ſo fand man nunmehr keine Veranlaſſung, der mund- und federſcharfen Eliſabeth Charlotte von Orléans zu widerſprechen, wenn dieſe in ihrem ſehr aufrichtigen Bruſttonſtile ſchrieb: „Madam Chriſtina war eine galante Dame, wiewohl ſehr ausgewachſen; ſie war in allen Stücken debauchirt und redete von Sachen, von denen die größten Debauchés nur reden können." Eines Tages beklagte ſich in einem londoner Salon das Hoffräulein Miß Chudleigh gegen Lord Cheſterfield, man verklatſche ſie, daß ſie mit Zwillingen niedergekommen ſei, worauf der Lord erwiderte: „Beruhigen Sie ſich, Miß; ich glaube grundſätzlich immer nur die Hälfte von dem, was die Leute ſagen." Auch wir wollen ſo billig ſein, nur die Hälfte von dem zu glauben, was die Leute über die „gothiſche" Prinzeſſin zu ſagen wußten. Das iſt freilich alles, was wir thun können. Wenn Geijer meint, Chriſtina ſei immerhin beſſer geweſen als ihr Ruf, ſo mag das unwiderſprochen bleiben, inſofern dieſer Ruf ein ſo ſchlechter war, daß es nicht eben viel Tugend erforderte, beſſer zu ſein.

Sie hatte ſich am franzöſiſchen Hofe ſehr gefallen, allein das Wohlgefallen war kein gegenſeitiges. Namentlich iſt der junge vierzehnte Ludwig — damals kaum zwanzigjährig — von unſerer Emancipirten durchaus nicht ſo entzückt geweſen, wie ſie es von ihm war oder zu ſein ſich anſtellte. Zuletzt ſcheint ſie gemerkt zu haben, daß ſie in Paris ein Gefühl der Ueberläſtigkeit hervorgerufen hatte; denn ſie hub im Spätherbſte ſich von dannen, um den Herzog von Savoyen mit ihrer nicht gerade holden Gegenwart zu beglücken und dann die nächſte Zeit in Bologna, Peſaro und anderen Städten des Kirchenſtaates zu verbringen. Leider war ſie im folgenden Jahre des alten Sprüchleins: „Warſt du wo wohl aufgenommen, mußt nicht zum zweitenmal kommen!“ uneingedenk und richtete ihren Wanderſtab abermalen Frankreich zu, obzwar der Kardinal Mazarin nur eine fragwürdige Einladung an ſie hatte ergehen laſſen und König und Hof von dieſem wiederholten Beſuche nichtsweniger als erbaut geweſen ſind. Mit Dingen wie Zartgefühl und Schicklichkeitsſinn gibt ſich jedoch eine Emancipirte bekanntlich nicht ab und ſo erſchien die fahrende Exkönigin im Oktober von 1657 wiederum im Schloſſe von Fontainebleau, allwo zu bleiben ihr von Paris her ſehr verſtändlich bedeutet wurde.

Sie ſcheint ſich in dem weiten Schloſſe ſehr unbehaglich gefühlt zu haben, um ſo unbehaglicher, als ſich gerade dazumal innerhalb ihres Hofſtaats, welcher eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft darſtellte, allerhand Ränke und Händel abſpielten, zumeiſt von der gemeinſten Sorte. Es hatte ja ſo kommen müſſen. Je mehr Chriſtina ſelber zur Abenteurerin geworden, deſto größere Anziehungskraft mußte ihr „Hof“ für abenteuerliche Exiſtenzen gewinnen. Da waren unter anderen die beiden italiſchen Nobili, der Marcheſe Monaldeschi, welcher der Exkönigin als Stallmeiſter, und der Conte Sentinelli, der ihr als Gardehauptmann diente und einen Bruder hatte, welcher, wenn man der Dame Motteville glauben dürfte, zur Zeit der begünſtigte Liebhaber Chriſtina's geweſen wäre, während Monaldeschi das früher geweſen ſein ſoll. Dieſe ganze unſaubere Geſchichte iſt nie recht klargeſtellt worden, aber doch ſo weit, daß die beiden „Nobili", Sentinelli und Monaldeschi, einander haßten bis aufs Blut, daß ſie gegeneinander kabalirten, daß ſie ſich gegenſeitig bei ihrer Gebieterin als Verräther anſchuldigten und daß es ſchließlich der Gardehauptmann und ſein Bruder über den Stallmeiſter davontrugen. Sie wußten die Exkönigin zu überzeugen, daß Monaldeschi an ihr zum Verräther geworden. Wieſo und wasmaßen, das erfahren wir nicht oder wenigſtens nur ganz obenhin.

Gewiß dagegen iſt, daß Chriſtina in ihrer Wuth rückſichtslos dreinfuhr und ein Stück „Kabinettsjuſtiz" lieferte, welches, auch falls ſie noch eine wirkliche Königin geweſen wäre, nur für einen Mord gelten konnte. Eines Novembertages, etwa vierzehn Tage nach ihrem Eintreffen im Schloſſe von Fontainebleau, befahl ſie ihrem Gardehauptmann Sentinelli, den „verrätheriſchen" Stallmeiſter Monaldeschi zu „exekutiren". Sentinelli hatte nicht das geringſte Bedenken, dieſem Befehle nachzukommen, und unter ſeiner Leitung wurde die „Exekution" durch zwei ſeiner Leute in der Hirſchgalerie des Schloſſes vollzogen — im Beiſein des Priors de Bel vom Trinitarierkloſter in Fontainebleau. Die rachſüchtige Emancipirte hatte den Mönch als Zeugen der „Hinrichtung" kommen laſſen und wir beſitzen von ihm einen weitſchweifigen Bericht über den ruchloſen und kläglichen Auftritt.

Am franzöſiſchen Hofe, wo man es doch ſonſt bekanntlich mit dem Unterſchied von Recht und Unrecht gar nicht genau nahm, erregte Chriſtina's ſultaniſches Vorgehen große Entrüſtung. Den ſchon im Wachſen begriffenen Hochmuth des jungen Königs mochte dabei am meiſten verdrießen, daß auf ſeinem Grund und Boden jemand etwas vollbracht hatte, was nur ihm als dem ſouveränen Herrn über Leben und Tod zuſtände. Die Behauptung der Exkönigin, ſie hätte den Monaldeschi „exekutiren" laſſen kraft der oberſten Gerichtsbarkeit über „ihre Leute", die ſie ſich ja im Juni von 1654 vorbehalten, wurde von den Höflingen ganz unſtatthaft befunden. Indeſſen fand ſie nicht allein heftige Ankläger, ſondern auch befliſſene Vertheidiger. Der in der Hirſchgalerie von Fontainebleau vollzogene Mord brachte das ganze Reich der Schulfuchſerei in Aufregung und die Herren Mikrologen von damals verwandten ungeheuer viel Tinte und Druckerſchwärze auf dieſen „curieuſen Caſus". Bemerkenswerth iſt aber, daß ein Mann wie Leibnitz ſich auf die Seite Chriſtina's ſtellte. Der juriſtiſche Formalismus, auch den eines Leibnitz nicht ausgenommen, hat es ja von jeher geliebt und verſtanden, die einfachſten Begriffe ſo zu verwickeln, daß kein Verſtand der Verſtändigen mehr zu unterſcheiden vermochte, was unten oder oben, hinten oder vorn, gerade oder krumm, recht oder ſchlecht.

Gelehrte Tiftelei vermochte aber den Stoß, welchen Chriſtina's Ruf und Anſehen durch die Ermordung Monaldeschi's erlitt, doch nicht zu pariren. Es ging mit ihr von jetzt an ſichtlich bergab. Ein Verſuch, dem großen Cromwell eine Einladung nach England abzuſchmeicheln, mißlang. Der Protektor wollte mit der emancipirten Dame nichts zu ſchaffen haben und ſchickte den Agenten derſelben, einen gewiſſen Maldeschi oder

Madalschi mit langer Naſe heim. Dieſer Agent gehörte zu der Bande von „Welſchen“, allwomit die Exkönigin ſich umgeben hatte, eine Gefolg- oder Geſindelſchaft, welche große Aehnlichkeit mit jener aufwies, womit anderthalb Jahrhunderte ſpäter eine andere Emancipirte, Karoline von England, Gemahlin Georgs des Vierten, ihre abenteuerlichen Wanderjahre verbrachte und ſo ſchreiendes Aergerniß erregte, daß ihr Lebenswandel noch ſkandalhafter erſchienen wäre als der ihres Herrn Gemahls, ſo das nämlich möglich.

Die Tochter Guſtav Adolfs war jetzt ſchon ſo herunter, daß ſie ſich nicht ſchämte, ihre Zulaſſung zum franzöſiſchen Hofe zu erbitten, zu erbetteln. Als ſie die widerwillig gegebene Erlaubniß endlich erhalten hatte, kam ſie am 24. Februar von 1658 von Fontainebleau nach Paris, wo man ihr im Louvre Obdach und Gemach gab. Ihre Aufnahme war aber in jeder Beziehung ſo, daß alles und jedes den Wunſch verrieth, ſie ſobald wie möglich wieder loszuwerden. Sie hatte gehofft, durch Mazarins Einfluß zu erwirken, daß man ſie einlüde, ihren ſtändigen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Allein der König und die Königin wollten davon nichts wiſſen und Chriſtina mußte, ob ſie wollte oder nicht, ſchließlich doch ſpüren, wie überläſtig ſie im Louvre ſei. In der Faſtenzeit verließ ſie demnach Frankreich zum zweitenmal und reiſte über Toulon und Livorno nach Rom zurück.

Sie weiter auf ihren Irrfahrten zu begleiten, müßte langweilend wirken. Sie ſelbſt begann ja den Leuten nachgerade langweilig zu werden. Zwar unterließ ſie nichts, um ſich „en vogue“ zu erhalten. Verſuchte ſie doch ſogar noch verſchiedene Haupt- und

Staatsaktionen und ſich als Hauptperſon derſelben in Scene zu ſetzen. So, wenn ſie zweimal, 1660 und 1667, in das ihr ſo „verhaßte“ Schweden reiſ'te, um, nachdem Karl Guſtav geſtorben, die Krone wieder anzuſprechen und, nachdem der ſchwediſche Reichsapfel als zu ſauer ſich erwieſen, ihre frühere Verzichtleiſtung noch einmal zu wiederholen. So auch, wenn ſie 1668 um die erledigte polniſche Königskrone ſich bewarb und dabei ihre Agenten anwies, ſie für jünger auszugeben als ſie war, um den Polen vorzuſchwindeln, ſie könnte, allenfalls mit dieſem oder jenem Magnaten verheiratet, noch Kinder bekommen. Aber ihre Gaukeleien zogen nicht mehr. Sie hatte ausgeſpielt. Ihre Zeit war um. Zwar lebten dazumal die Menſchen nicht ſo dampfgeſchwind und vergaßen nicht ſo telegraphenſchnell wie heutzutage. Allein die „gothiſche“ Emancipirte, deren Erſcheinung und Gebaren mit den Jahren keineswegs an Anmuth und Liebenswürdigkeit zugenommen hatte, war bei ihren Zeitgenoſſen doch ziemlich raſch „in Verſtoß“ gekommen, um ein kennzeichnendes deutſchöſterreichiſches Wort zu gebrauchen. In ihren alten Tagen war Chriſtina nur noch ſo ein Inventarſtück der „ewigen“ Stadt, wo ſie am 19. April von 1689 geſtorben iſt. Man hatte die noch Lebende ſchon zu den Todten geworfen als gänzlich überflüſſig und unnütz — „denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert“.

Die
betrübſame, jedoch ſinnreiche und lehrhafte

Geſchichte

von dem
Bildungsfex Uriel Gumperle
und von der
Wagnerfurie Fortiſſima Pianoſa.

December 1885.

1.

Es war einmal ein Muſterknabe und der hieß Uriel Gumperle.

In und mit dieſem Namen war ſchon und ſchön angezeigt, daß er ein gelungenes, „viribus unitis“ zuwegegebrachtes Produkt von Indogermanenthum und Semitenthum darſtellte. „Uriel“ ſignaliſirte das erhaben-pſalmodiſch hebräiſche, „Gumperle“ das bierduftig-gemüthlich-deutſche Element in ſeiner liebwerthen Perſönlichkeit.

Er war von ſehr guter Herkunft. Der Stammbaum ſeiner Mutter Jael Igel hatte fraglos dermaleinſt unter den Roſenbüſchen von Saron oder unter den Oleanderſtauden der Ebene Eſdrelom geſtanden. Ja, ein berühmter Mikroſkoptiker in der Specialität der Stammbäumeblattläuſe hatte wiſſenſchaftlich wahrſcheinlich gemacht, daß Jael Igel, die jüngere der beiden Töchter von Jehoſchua Igel aus Lowz, in mehr oder minder direkter Linie von jener Jael, der Frau Hebers, abſtammte, welche dem ſchlafenden Siſſera ſo rückſichtslos einen eiſernen Nagel durch die Schläfen ſchlug. Jael Gumperle-Igel hatte übrigens mit dieſer ihrer mörderiſchen Ahnfrau nichts gemein als höchſtens den Naſenſchwung und war eine kreuzbrave Ehe- und Hauswirthin.

Was Uriels Vater Cyriak Gumperle angeht, ſo hätte ſelbiger, ſo es ihm darum zu thun geweſen wäre, Ahnen zu „proben“ vermocht, die ihn nahezu hof- und ſtiftsfähig gemacht haben würden. Sein Ahnherr Hunibald Gumperle war zur Zeit der bekannten Bernſteinhexe als ritterlicher Pferdedieb gehenkt worden. Das ſtand urkundlich feſt. Sodann ging in der Familie die Sage, Cyriaks Urgroßvater Barnabas Gumperle wäre von dem König Friedrich Wilhelm dem Erſten zum Ritter geſchlagen worden, und dieſe Sage hatte einen viel geſchichtlicheren Kern als z. B. die Tellſage. Barnabas Gumperle war wirklich geſchlagen worden und zwar zweifelsohne von der genannten preußiſchen Majeſtät. Als er nämlich eines Tages in den Straßen von Berlin herumbummelte und Maulaffen feilhatte, wurde er unverſehends von dem Könige betroffen, welcher bekanntlich das Bummeln und Maulaffenfeilhaben nicht leiden konnte und mit dem von einem Stockſtreichehagel begleiteten Donnerwort: „Geh' heim, Kerl, und thu' was!“ Barnabam von der Bildfläche verſchwinden machte.

Die Erinnerung an dieſe allerhöchſte Gunſtbezeigung hatte im Hauſe Gumperle königstreue Unterthänigkeit zu einem, ſo zu ſagen, eingehauenen Erbſtücke gemacht. Seit Menſchengedenken hatten ſämmtliche Gumperles ſchwarzweiße Herzen in der Bruſt getragen „mit Gott für König und Vaterland“. Es muß daher als ein räthſelhaftes Naturſpiel, ja geradezu als eine Naturwidrigkeit bezeichnet werden, daß der letzte Sproß einer ſo loyalen Familie nicht nur zeitweilig vom liberalen Schnupfen befallen, ſondern mitunter ſogar vom fortſchrittlichen Veitstanz drehend gemacht wurde. Das waren jedoch nicht chroniſche, ſondern eben nur, wie angedeutet, periodiſche Leiden. Der ungeheure Bildungstrieb, welcher in unſerem Uriel rumorte, ließ ihn nie fertigwerden, nie zu einem Abſchluß ſeiner Anſchauungen gelangen. Er hat daher auch all ſein Lebtag zwiſchen Philiſterei und Weltbürgerei geſchwankt wie, ich will nicht ſagen, wie Buridans Eſel zwiſchen den zwei Heubündeln, aber doch ſo ungefähr wie vordem der richtige Nationalliberale zwiſchen Bismarck und Lasker.

Vorderhand war er, wie geſagt, ein Muſterknabe, welcher im Sommer nie in tiefes Waſſer und im Winter nie auf's Eis ging, niemals ein Loch weder im Rock noch im Kopf heimbrachte, dagegen aus der Schule die allerbeſten Noten im Wiſſen und im Wandel. Als Primaner war er Primus in der Klaſſe und er hätte zweifelsohne das maturſte aller Maturitätsexamina gemacht, ſo nicht etwas dazwiſchengekommen wäre. Dieſes ziemlich gewöhnliche etwas war, daß der zum Muſterjüngling aufgeſchoſſene Uriel von jener heftigen Kinderkrankheit heimgeſucht wurde, welche in Kompendien der Pathologie als „Erſte Liebe“ rubricirt iſt. Der Gegenſtand derſelben war Bellini's Norma, d. h. die koloſſale Schönheit und Sängerin Adalberga Zwetſchge, von welcher der ſelige Dietrich Chriſtian Grabbe vorahnend geſagt hatte, ihre Stimme ſei ſo ſchneidig, daß man ſich damit raſiren könnte. Das konnte nun freilich Uriel nicht, weil er noch keinen Bart hatte. Auch erſchien ihm ja Adalberga's Stimme lind und weich wie geſchlagene Sahne.

Ade nun griechiſche Syntax und Logarithmen, ade Horaz und Tacitus, Sophokles und Demoſthenes! Unſer Muſterjüngling liebte, liebte ſo, alswie, das fühlte er bebend vom Scheitel bis zu den Hühneraugen, noch kein Primaner geliebt hatte, ſeit es Primaner gibt. Daß ihm neben und außer „ſeiner“ Norma alles „ekelig“, ſchaal und unerſprießlich“ vorkommen mußte, war ſelbſtverſtändlich. Wie, ein von ſo einer aus Himmelsglut und Höllenfeuer gemiſchten Flamme bis zum Explodiren geheizter Jüngling ſollte mit ſolchem Tand wie lateiniſche Aufſätze und griechiſche Präparationen ſich befaſſen? Unmöglich! Uriels Schulkameraden nannten ihn einen Narren und hatten Grund dazu —

„But who, alas! can love and then be wise?“

So hätte der Gehänſelte den Spöttern mit Byron antworten können. Aber er verſchmähte es, dieſen oder irgendeinen anderen Dichter zu citiren. Ihm hatte ja die „große Meiſterin die Noth“, diesmal in Geſtalt von Liebesnoth, „mit ihrem heil'gen Wetterſchlage“ plötzlich zum Bewußtſein gebracht, daß er ſelber ein Dichter ſei. Natürlich „Von Gottes Gnaden“, mindeſtens. Hatte er ſich von Stund' an, wo er „ſeine“ Adalberga zum erſtenmal als jungfräuliche, obzwar kinderbehaftete, Prieſterin walten geſehen, ganz Werther gefühlt, ſo fühlte er ſich jetzt zugleich ganz Göthe. Der Werther-Göthe oder Göthe-Werther gab ſich alſo mit Vehemenz an's Dichten. In allen möglichen und unmöglichen Rhythmen und Reimen ſang er „ſeine“ Norma an. Ganz im Stillen und von ferne, verſteht ſich. Schließlich aber mußte er ſein „himmelhochjauchzendes“ und „zum Tode betrübtes“ Herz der Angebeteten doch offenbaren. Es ging nicht anders, es mußte ſein, er müßte ſterben, wenn er es nicht thäte.

Und er that es. In der kunſtvollen Form des Sonetts ſollte es geſchehen, denn er wollte „ſeiner“

Norma nebenbei auch zu verſtehen geben, daß er denn doch etwas ganz anderes als ein Primaner wäre, nämlich ein bereits flügger, ja gereifter Künſtler in Worten. „Stilgemäß“ ſollte das Schlußterzett des Sonetts mit dem Klimax der Klimaxe, d. h. mit dem Namen der Hochgeliebten abſchließen. Aber „Zwetſchge“ — oh, alle ihr Muſen, wo floß ein kaſtaliſcher Quell, aus welchem ein Reim auf Zwetſchge zu ſchöpfen war? Unſer Held zermarterte ſein Gehirn und alle aufzutreibenden Reimlexika, umſonſt, und ſchon wollte er verzweifeln, als ein Genieblitz ſichtbarlich vor ihm niederfuhr. Hieß denn nicht ſein liebſter Mitprimaner, ſein Herzensfreund, hieß er nicht Petſchke? Ja wohl, ſo hieß er. Der unerfindliche Reim war gefunden, denn der Unterſchied von g und k war doch wohl nicht von Belang. Das Meiſterſonett wurde geſchaffen, mit den gehaltvollen und formſchönen Dreizeilern:

So feſt haſt du mein Herze angebandelt,
Daß eher, ſchwör' ich, alle Stricke reißen,
Als daß dies Band der Zeitzahn wird zerbeißen.

So ganz haſt du mein Fühlen umgewandelt,
Daß gern ich gäbe hunderttauſend Petſchke
Für dich, die einz'ge Adalberga Zwetſchge!

beſchloſſen, unterzeichnet und mitſammt einem rieſigen, aus den koſtbarſten Treibhausblumen gebundenen Strauß an die Angebetete geſandt.

Die Primadonna war eine denkende Künſtlerin und kannte ſich aus in der Welt. Die Koſtbarkeit des Straußes erweckte in ihr den nicht unangenehmen Gedanken, es könnte unter den Blumen eine Schlange, nämlich eine Brillantringſchlange, oder ſonſt eine werthvoll gefaſſte Huldigung verborgen ſein. Als aber ſtatt deſſen nur das mit „Ewig dein Uriel Gumperle“ unterſchriebene Sonett zum Vorſchein kam, fand ſie es nach Ueberwindung eines kurzen Verdruſſes ſchnurrig, daß ein ihr völlig unbekannter Gumperle ſie ſo „ſchlankweg“ zu duzen ſich erdreiſtete. Sie wußte zu ermitteln, daß Uriel der Sohn des reichen Großhändlers Cyriak Gumperle ſei, der als eine Platzgröße in Mehl und Teigwaaren daſtand. Sie ließ ſich den Primaner beſchreiben, und ſintemal ſie in ihren Mußeſtunden ein Stück Humoriſtin war, ſetzte ſie ſich hin und beantwortete Uriels Sonett mit einem Gegenſonett. Darin war in den Vierzeilern auf Gumperle mit unerhörter Kühnheit gereimt Stumperle, Lumperle und Pumperle, während das Schlußterzett alſo ausklang:

Du guter Junge mit den krummen Haxen,
Bevor du dich erkühnſt zu Liebesfaxen,
Laſſ' erſt, ich bitt' ſchön, etwas Bart dir wachſen!

Nach Leſung dieſer unzärtlichen, ja unzarten und ſogar anzüglichen Antwort blickte Uriel zuvörderſt unwillkürlich auf ſein Bein- und Fußwerk nieder, wie ſelbiges von den Knieen abwärts in die ſinnliche Erſcheinung trat. „Ach was,“ ſagte er zornig, „nicht die gerade, ſondern die krumme Linie iſt bekanntlich die Schönheitslinie.“ Dann kam ihm der Gedanke: „Sollte die allgütige Mutter Natur mich zu einem großen Reitergeneral beſtimmt haben, zu einem Pappenheim, Zieten oder Blücher?“ Die heldiſche Anwandlung verflog aber wieder, als er das ſchnöde Klinggedicht der „Treuloſen“ zum zweitenmal las. Er ſeufzte abgrundtief auf, ging hin und kaufte ſich einen Revolver. Maßen er jedoch nicht ſchlüſſig werden konnte, ob es tragiſcher, die Selbſtmord waffe mit Blei oder aber mit Waſſer zu laden, ließ er ſie überhaupt ungeladen und beſchloß, ſein rothes Herzblut in Geſtalt von blauer Dinte zu verſpritzen. Mit ſolcher ſchrieb er auf feinſtes Velin „Uriels Klagen um Norma“, 101 Elegie. Dieſe herzblutige „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben“ las er ſeiner guten Mutter und ſeiner nicht weniger guten Tante Schemme Igel vor, einer ſo zu ſagen leicht angeſchimmelten Jungfrau, welche Zeit gehabt hatte, etwas, viel ſogar „vor ihre Bildung“ zu thun, wie ſie ſagte, und darum, wie nicht weniger auch als „Erbtante“, das unfehlbare Familienorakel war. Die beiden Damen weinten, tiefgerührt durch dieſe Vorleſung, verſchiedene Taſchentücher naß und Fräulein Schemme Igel entſchied, daß Uriel ein Dichter ſei. „Wie er im Buche ſteht,“ ſagte ſie.

Vom Maturitätsexamen und von dergleichen Proſa mehr war fürder keine Rede. „Urielchen muß haben volle Freiheit, zu entwickeln ſeinen Genius,“ entſchied Tante Schemme. Herr Cyriak Gumperle, der zwar in ſeinem Kontor und an der Börſe, nicht aber in ſeinem Hauſe eine Platzgröße war, meinte ſchüchtern, wenn der Junge nicht regelrecht ſtudiren wollte, ſo ſollte er kaufmänniſch ſich ausbilden, um dermaleinſt das Geſchäft übernehmen zu können. Allein davon wollte der junge Herr, der nachgerade als großſtädtiſcher „Flaneur“ und „Viveur“ ſich aufzuſpielen anfing, nichts hören und Tante Schemme entſchied: „Aß er hat gelernt Dichter, wozu ſollt' er lernen Trachter?“ Uriel ging demzufolge an fremde Hochſchulen, wo man nicht nach der Maturität fragte, und arbeitete an der Entwickelung ſeines Genius, was das Zeug hielt. Er wurde Alt- und Jung-Hegeliſt, Idealiſt, Materialiſt, Pietiſt, Darwiniſt, Atheiſt, Spiritiſt, Nihiliſt, nicht etwa nacheinander, ſondern vielmehr nebeneinander, miteinander, unter- und durcheinander wie Koriander und Mäuſedreck. Er ſtand auf der Höhe „zeitgemäßeſter Entwickelung“, denn er war der reine Bildungskautſchuk. Heute ſo, morgen anders. Am Montag taumelte er durch alle ſieben Himmel des Idealismus, am Dienstag war er ein Realiſt aus dem ff. Was er am Mittwoch anbetete, verbrannte er am Donnerstag. Seinem Fetiſch vom Freitag ſpuckte er am Sonnabend ins Geſicht. Er war ein Schwärmer für alles, was neu. Jede neu aufgeblaſene Schwindelblaſe entzückte und begeiſterte ihn. Sein Glaube vermochte Berge zu verſetzen, ganze Berge von Unſinn. Er glaubte ſogar an die vom Hofrath Samſtag gemachte Entdeckung, daß Judas Mathäus ein großer Mann geweſen ſei. Dann wieder, vom heftigſten ſkeptiſchen Raptus ergriffen, bezweifelte er alles und jedes, den Vorſchritt und den Rückſchritt, konſervative Hauche und liberale Säuſelungen, die Aufrichtigkeit Windtmachers, die Großmächtigkeit des Deutſchen Reiches, die Erſprießlichkeit der deutſch-öſtreichiſchen und der deutſch-ruſſiſchen Allianz, die Seideſpinnerei unſerer alexandriniſchen Bücherwürmer, die koloſſalen Verdienſte der Göthephilologen um Orthographie und Vaterland, item noch viele andere dergleichen unbezweifelbare und ſakroſankte Dinge. Sogar an ſeinem eigenen Genie wurde er mitunter irre und das unterſchied ihn wunderlich von unzähligen ſeiner zeitgenöſſiſchen Mitgenies, welche, ſo ſie mal einen auf Verſefüßen hüpfenden Floh gefangen, des unheilbaren Größenwahns leben, ſie hätten einen Löwen oder Elephanten erlegt.

Er aber brachte als Ausbeute ſeiner Lehr- und Wanderjahre wirklich ſo eine Art von Geſchöpf mit heim.

Nämlich ein erſchrecklich dickes Manuſkript, enthaltend eine rieſige, Lyrik und Didaktik, Epik und Dramatik „ſtilgerecht“ verfilzende Dichtung in 55 Geſängen oder Akten, betitelt „Die Welttragödie der Zuchtwahl“. Das war ein wahres Monſtrum von Originalität, über-, ober- und unterirdiſch, eine Transfiguration des Darwinismus, Vernichtung der Vergangenheit, Zuſammenfaſſung der Gegenwart und Vorwegnahme der Zukunft, erſtaunend, erſchütternd, erdrückend, zermalmend. Wer dieſe ganze Welttragödie leſend oder hörend mitdurchgemacht hatte, der war fertig, mit dem war es aus und vorbei, und falls er nicht ſogleich daran ſtarb, ſo wußte er ſeitdem doch ganz genau, wie Sterbenden zu Muthe ſei.

Etliche Tage nach ſeiner Heimkehr brachte Uriel in feierlicher Familienſitzung ſein großes Werk zur Vorleſung. Der „Prolog“ hob an mit der Strophe:

Stürzend in des Chaos Katarakte,
Wo die Urmolluſke gähnt und ſtöhnt,
Feſt beim Schopfe ich dieſelbe packte,
Wie bis dato ſie's nicht war gewöhnt.
Und in der Begeiſt'rung Kataklysmen,
Riß ich ſie auf's Mammuthflügelroß,
Das in ungeheuren Paroxismen
Mit uns hin durch's Univerſum ſchoß.

So ging es erhaben weiter und der Prolog war noch nicht ganz zu Ende, da trat ſchon der gute Herr Cyriak Gumperle als Schnarchchor zur Welttragödie in Handlung. Der Dichter las tapfer zu, bis ihm am Schluſſe der 10 Geſänge oder Akte der Expoſition die Stimme verſagte. Mama Jael weinte in ſanfter Rührung. Tante Schemme fiel, nach heroiſcher Ueberwindung eines Kinnbackenkrampfes, ihrem Neffen um den

Hals und vermochte im Ueberſchwang des Entzückens nur zu ſagen: „Oh, du geborener Poet!“

Natürlich mußte Uriels wundervolle Schöpfung ſo raſch wie möglich gedruckt werden und zwar prächtig, was für Papa Cyriak eine Gelegenheit bot, zu erfahren, welche Preistarife Papierfabrikanten, Buchdrucker, Buchbinder und Verleger hätten. „Die Welttragödie der Zuchtwahl“ erſchien und hatte, wie billig, einen „ſenſationellen“ Erfolg. Die Kritik beeilte und beeiferte ſich, dem „Meiſterſtück von modernem Myſterienſpiel“ und ſeinem Urheber ihre Huldigungen darzubringen. War doch der weiland Schulkamerad Uriels, Herr Dr. Nathan Petſchke, ſich ſchreibend Heribert vom Klingſtein, unter die Literaten gegangen und wußte, „wie man das machte“. Eine der vielen „vornehmen“ Zeitſchriften, womit das deutſche Reich ſtaatmacht, begann ihre „Kritik der Welttragödie“ mit dem Satze: „In unſerer auf der Spitze der Civiliſation ſich wiegenden Zeit wimmeln und wuſeln, wie bekannt, die großen Dichter nur ſo herum; jetzt aber iſt uns ein größter geboren: Uriel Gumperle.“

Mama Jael lief täglich zehnmal in die Prachtſtube des Hauſes, allwo das koſtbar gebundene Exemplar der Welttragödie zu ſehen war, welches ihr der Sohn als Geburtstagsgeſchenk dargeboten. Da blickte ſie aus ehrfurchtsvoller Ferne, ſo zu ſagen, aber mit der zärtlichen Bewunderung des Mutterſtolzes auf das Buch hin. Zu ihrer Schweſter ſagte ſie in einer vertraulichen Stunde: „Wenn ich es nur auch thäte verſtehen.“ „Ja, eigentlich verſteh' ich es auch nicht,“ wollte Fräulein Schemme erwidern, verſchluckte aber das Ende des angehobenen Satzes und zog vor, zu ſagen: „Aß es gibt Literaturprofeſſoren, welche ſchreiben Kommentare über den Dante, den Shakeſpeare und den Göthe, ſo wird ſich wohl machen einer dieſer Herren eine Ehre daraus, zu kommentiren den Gumperle."

Dieſe Weiſſagung wird ja wohl in Erfüllung gehen. Leider iſt nun aber zu melden, daß Uriel es als Dichter bei ſeinem der übereinſtimmenden Ausſage unſerer „vornehmen" Zeitſchriften zufolge „klaſſiſchen" Erſtling bewenden ließ. Warum? Das iſt ein pſychologiſches Räthſel, welches wir nicht zu löſen wiſſen. Alles, was wir wiſſen, iſt, daß er, wenn Herr Heribert vom Klingſtein und andere Freunde ihn zu neuem „Schaffen" aufforderten, mit edler Reſignation und verhaltener Wehmuth zu ſagen pflegte: „Einer Muſe, die einen Löwen geboren hat, darf man weitere Geburten nicht zumuthen."

2.

Wir finden unſern Welttragiker als armen Waiſenknaben von etlichen dreißig Jahren wieder.

Das „arm" iſt aber nur redensartlich zu nehmen. Uriels verewigten Eltern hatten ihm ja ein ſchönes Vermögen hinterlaſſen und außerdem hatte er auch noch die Erbtante Schemme im Vorrath. So konnte er ſich denn, gänzlich unberührt vom Kampf um's Daſein, ſorglos und mit ganzer Seele an der Kulturarbeit des Jahrhunderts betheiligen und ſeine eigene Bildung zu einer vollkommenen ausgeſtalten. Das hat er denn auch redlich gethan, ſowohl nach der wiſſenſchaftlichen als auch und insbeſondere nach der gemüthlichen Seite hin. Jeder Philanthropieſchwindel konnte auf ihn zählen und im

Humanitätsduſel kam ihm keiner zuvor. Fügte es der Zufall, daß etwann in ſeiner Gegenwart die Rede darauf kam, es ließe ſich für die Beibehaltung der Todesſtrafe immerhin dies und das ſagen, ſo gerieth er in Wuth, obzwar nur in eine ſtille. Denn er war ein friedſamer Menſch, der Herr Uriel Gumperle, und wenn er beim Auftauchen einer jeden neuen „zeitgemäßen“ Idee, bei jedem neuen Triumph der Civiliſation ganz Feuer und Flamme wurde, ſo kam es ihm doch nie in den Sinn, jemand anbrennen oder gar verbrennen zu wollen. Seine große, mitunter bis zur Angſt geſteigerte Sorge war nur, mit ſeinen kurzen und nichts weniger als geraden Beinen dem dampfgeſchwinden, ja blitzſchriftſchnellen „Fortſchritt“ unſerer Zeit nicht nachkommen zu können.

So hätte er denn ſein harmloſes und in ſich vergnügtes Daſein harmlos und in ſich vergnügt weitergeführt und beſchloſſen, ſo nicht in daſſelbe eine erſchütternde Erſcheinung getreten wäre.

Dieſe Erſcheinung war Fräulein Fortiſſima Pianoſa, mit deren Auftreten unſere wahrhaftige Hiſtoria einen höheren Schwung nimmt, ja vermuthlich dann und wann ſogar an's Lyriſche ſtreifen wird.

Im Hauſe der Tante Schemme hatte unſer Bildungsfex — ſo deſpektirlich nannten ihn nämlich, wie ich als gewiſſenhafter Berichterſtatter leider mittheilen muß, ſeine guten Freunde, Heribert vom Klingſtein und Konſorten, wenn ſie nach Vertrinkung ſeiner feinen Weine und nach Verrauchung ſeiner Echt-Importirten aus ſeiner Wohnung auf die Straße traten — alſo bei Tante Schemme hatte Herr Gumperle mehrmals eine Dame getroffen, welche nicht mehr in der erſten, wohl auch nicht mehr recht in der zweiten, aber doch noch nicht ganz in der dritten Jugend ſtand. Eine robuſte, aber nicht eckige Figur, Haut-Relief durchweg, ſchwarze, energiſche Augen, dicke und über der Naſenwurzel zuſammengewachſene Brauen, außerordentlich kräftige Hände, Füße, auf welchen als auf breiteſter demokratiſcher Baſis auch eine noch größere Laſt mit aller Sicherheit hätte ſtehen können. Im übrigen eine deutſche Jungfrau, „ſtilgerecht“ nach Tacitus. Herr Dr. Nathan Petſchke, will ſagen Herr Heribert vom Klingſtein, welcher ihr ebenfalls beim Fräulein Schemme Igel begegnet war, meinte in ſeiner leichtfertigen Sprechweiſe, der Reflex von Fräulein Fortiſſima Pianoſa's unnahbarer Jungfräulichkeit habe ſich in Geſtalt eines maleriſchen Bärtchenſchattens auf ihrer Oberlippe niedergeſchlagen.

Dieſe liebenswürdige Dame, deren Holdſeligkeit es keinen Abbruch that, daß ſie im Beſitze eines hübſchen Vermögens war, hatte die Eigenheit, wo ſie ſaß, ſtand oder ging, immer mit vor ſich hingeſtreckten Armen und weitgeſpreizten, juckenden, zuckenden Fingern zu gehen, zu ſtehen und zu ſitzen. Dazu kam die zweite Eigenheit, daß ſie ſitzend, ſtehend oder gehend in kurzen Zwiſchenpauſen die Füßeſpitzen hob, um dieſelben bald ſanft, bald kraftvoll wieder zu ſenken. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, es ſähe ganz ſo aus, als ſuchte Fräulein Pianoſa allſort mit den Fingern die Taſten und mit den Füßen das Pedal.

Und ſo war es in der That. Ein vollendet gelungenes Produkt der muſikaliſchen Hochkultur des Jahrhunderts, war Fräulein Fortiſſima Pianoſa ganz Pianoforte, ganz Sonate. Sie lebte in Noten, ſchwebte in Partituren, webte in Dur und Moll und ſtrebte unermüdlich die Tonleiter auf und ab. Sie fühlte und dachte nur in Tönen — ſoweit ſie nämlich überhaupt dachte — und es bereitete ihr häufig Kummer, daß ihr geſunder Appetit ſie verhinderte, ebenfalls nur in Tönen zu eſſen und zu trinken. Daß die Menſchen für irgendetwas zwiſchen Himmel und Erde, was nicht Muſik war, Sinn, Geſchmack und Theilnahme haben könnten, das ging über ihr Vorſtellungsvermögen. Der Anblick eines Klaviers wirkte auf ſie wie der Magnet auf das Eiſen, um nicht ungalanterweiſe mit Herrn Heribert vom Klingſtein zu ſagen, wie das rothe Tuch auf den Kampfſtier. Ganz zog ſie es, ganz ſank ſie hin und entwickelte nach gewaltigem Anſchlag zehn Finger, welche es durch unausgeſetzte Uebung bis zur Länge der Finger des Abbé Liſzt gebracht hatten, alſo zu monumentaler Länge. Wachend klavierte ſie, ſchlafend träumte ſie, daß ſie klavierte. Auf der Netzhaut ihrer Augen ſpiegelte ſich das Weltall in Geſtalt eines rieſigen ſtuttgarter, wiener oder pariſer Flügels und ſie war nebenbei auch eine gläubige Chriſtin, um der tröſtlichen Verheißung willen, daß im Himmel die Engelkoncerte nie ausgingen.

In das Stadium der Gefährlichkeit trat Fräulein Pianoſa's Philharmonie, als die Wagnerwuth in deutſchen Landen zu graſſiren anhob. Sie wurde davon ſo heftig angefaßt, daß der hämiſche Dr. Petſchke-Klingſtein ihr den nom de musique „Wagnerfurie“ ſchöpfte. Das hätte ſie aber, ſo ſie davon gewußt, keineswegs gekränkt, ſondern im Gegentheil gefreut. Denn ſie wüthete wahnwild Wagner und für Wagner und ich ſelber habe erfahren, wie wuchtend dieſe Wagnerung unter Umſtänden werden konnte. Eines Abends trat ich in das Geſellſchaftszimmer von Fräulein Schemme Igel, allwo natürlich Fräulein Fortiſſima in den Saiten geraſet hatte und jetzt eine kurze Pauſe machte, maßen die Zukunftsmuſik ſogar für ſolche Hände und Finger mitunter Pauſen nöthig macht. Ich richtete mein Kommen immer ſo ein, daß ich vorausſetzen konnte, der Hauptakt von der Langweilerei des ewigen Gedudels und Genudels, Geklippers und Geklappers wäre ſchon vorüber, und man wird mir, einem „Muſikbarbaren", welcher des altfränkiſchen Glaubens lebt, die Melodie mache die Muſik, dieſe Ketzerei ſchon verzeihen.

Alſo ich trete ein, und bevor ich Zeit gehabt, die Herrin des Hauſes zu begrüßen, ſtürzt Fräulein Fortiſſima auf mich zu und ſchießt mir wie aus einem Piſtol die Frage ins Geſicht: „Kennen Sie Wagner? Lieben Sie Wagner?" „Nein!" entgegnete ich entſchieden. Aber der Blick, ſo mich daraufhin traf! Alle vergifteten Dolche Aballino's und anderer berühmten Banditen ſind nichts dagegen. Ich wundere mich noch heute, daß ich mit dem Leben davongekommen.

Faſt noch mehr jedoch hatte ich mich zu verwundern, als ich erfuhr, daß Fräulein Pianoſa doch auch einmal aus dem ätheriſchen Reiche der Töne in „die gemeine Wirklichkeit der Dinge" herabgeſtiegen ſei, d. h. ſich verheiratet habe. Alſo hatte es für ſie außer der Muſik doch noch etwas zwiſchen Himmel und Erde gegeben? Nämlich einen Mann?

Wie hier das „Ewig-Weibliche" ſich geoffenbart hatte und dieſes „Unbeſchreibliche" zur vollendeten Thatſache geworden, das iſt eine ziemlich langſtielige Geſchichte.

Erbtante Schemme war ihrem Neffen Uriel häufig in den Ohren gelegen, daß er eine Frau nehmen möchte. Die Gute hätte gar zu gern noch einen Großneffen belantet. Aber Herr Gumperle wollte nicht, erklärend, er hätte alle Hände voll mit der Vervollkommnung ſeiner Bildung zu thun. Die Tante ſprach dann auch nicht mehr vom Heiraten. Eine Weile hernach kam ſie mit einem andern Anliegen angerückt. „Denke dir, lieber Uriel, dem lieben Weſen, meiner guten genialen jungen Herzensfreundin, meiner ſüßen Fortiſſima iſt die Wohnung gekündigt worden. Da fiel mir denn ein, daß es doch eigentlich eine finanzpolitiſche Ungeheuerlichkeit ſei, wenn du, aß du biſt ein ſo hartnäckiger Junggeſelle, dein großes Haus allein bewohnſt.“ — „Aber ich habe ja das Erdgeſchoß an das Bankinſtitut von Taſchenkehrer und Kompagnie vermiethet, liebe Tante.“ — „Das Erdgeſchoß, ja; aber das zweite Stockwerk mit ſeinen ſchönen Räumlichkeiten ſteht leer und wirft gar nichts ab, während du im erſten Stock doch wahrhaftig übergenug haſt Platz mit deiner Junggeſellenwirthſchaft. Aß aber jetzt iſt Volkswirthſchaft Trumpf und Vermehrung des Nationalreichthums, weißt du? ſo wirſt du, rath' ich, zeitgemäß ſein und dein zweites Stockwerk fruktificiren. Du thuſt damit einen Gefallen auch mir, einen perſönlichen Gefallen.“ — „Wie ſo, liebe Tante, brauchſt du etwa Geld?“ — „Was werd' ich brauchen Geld, dein Geld! Weißt du doch, wie ich verſtand und verſteh', meins zu fruktificiren. Alles nur für dich.“ — „Ja, du biſt gut mit mir, liebe Tante.“ — „Aß du weißt, ich bin gut mit dir, wirſt du mir auch thun den Gefallen.“ — „Selbſtverſtändlich. Sag' nur, wie und woſo.“ — „Ja, ſiehſt du, meiner lieben ſüßen jungen Herzensfreundin Pianoſa gefällt die Gegend und Lage deines Hauſes und da hab' ich ihr verſprochen, daß du werdeſt ihr vermiethen dein zweites Stockwerk.“

Wenn Tante Schemme verſprochen hatte, mußte Neffe Uriel worthalten. Anderes war ſchlechthin undenkbar. Seufzend fügte ſich Herr Gumperle. Und warum ſeufzend? Weil den guten Mann, welcher gerade in Spiritismus, Hypnotismus und derlei zeit- und ſtilgemäßen Iſmen mehr tiefſinnige Forſchungen anſtellte, etwas Vierdimenſionales anſchauerte, dieſes Vermiethungsabenteuer würde ihm übelbekommen. Tante Schemme brachte die Sache in Ordnung. Ihr lieber Neffe — „aß er hat gelernt Dichter, nicht Trachter“, ſagte ſie — hatte in Geſchäftesachen keine glückliche Hand, natürlich, und bevor er ſich's verſah, hatte er einen auf drei Jahre feſtgemachten Miethsvertrag mit dem „lieben ſüßen jungen“ Fräulein Fortiſſima Pianoſa unterſchrieben.

Während das „liebe Weſen“ ſeinen Einzug in das Haus Gumperle bewerkſtelligte, konnte Herr Uriel, wann er die Treppe hinabging, zu verſchiedenen malen wahrnehmen, daß Inſtrumente von allerhand Formen und Größen, Pianinos, Pianos und Flügel, treppan ins zweite Stockwerk geſchafft wurden. „Herrgott — dachte er — ſollte denn in jedes der ſieben Zimmer ſo ein Ding zu ſtehen kommen?“

Nachdem der Einzug beendigt war, machte Fräulein Fortiſſima dem Hausherrn einen Anſtandsbeſuch und benahm ſich dabei ſo „vornehm liebenswürdig“, wie es ihre Mittel nur immer erlaubten. Freilich hätte es auffallen können, daß ſie ſich fortwährend unruhig im Zimmer umſah, die Arme vorſtreckte, die Finger ſpreizte und die Fußſpitzen hob und ſenkte. Auch ſprachen ihre Augen deutlich genug: „Ich ſehe etwas, was nicht da iſt“ — nämlich kein „Inſtrument“. Aber Herr Gumperle achtete nicht darauf, weil ihn die bautrelief'ſche

Erſcheinung Pianoſa's im allgemeinen und der rembrandt'ſche Schlagſchatten auf ihrer Oberlippe im beſonderen ganz mit der abſonderlichen Vorſtellung erfüllte, die Dame müßte ſich als Walküre auf ſeinem weiland „Mammuthflügelroß“ höchſt reſpektabel ausgenommen haben.

Am Abend dieſes Tages kam Herr Uriel ſehr mit ſich und der Welt zufrieden nach Hauſe und legte ſich mit dem Bewußtſein ſchlafen, an der Schaffung eines epochemachenden Werkes der Humanität des Jahrhunderts mitgewirkt zu haben. Es war nämlich von der philanthropiſchen Geſellſchaft, deren eifrigſtes Mitglied er war, die Gründung eines nach den denkbar humanſten Grundſätzen einzurichtenden und zu bewirthſchaftenden Inſtituts endgiltig beſchloſſen worden, welches „Stromer- und Strolchenheim“ heißen und in der Vagabundenwelt „moraliſche Eroberungen“ machen ſollte.

Um Mitternacht weckte den glücklichen Schläfer ein gewaltiges Krachen, Brauſen und Sauſen, das von obenher kam. Er rieb ſich die Augen. „Nein, wie es donnert! Und zu dieſer Jahreszeit!“

Es donnerte aber nicht, es wagnerte. Der rieſige Ring des Nibelungen wurde da droben auf der Klaviatur hin- und hergerollt.

Fräulein Fortiſſima Pianoſa war von der Stimmung oder doch ſo ungefähr von der Stimmung angewandelt worden, welche den jungen Göthe befallen hatte, als er ſeinen „Ewigen Juden“ zu dichten begann:

„Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring' aus dem Bette 'raus wie toll;
Das Herz iſt mir ſo übervoll,
Daß ich's nicht mehr verhalten kann.“

Was aber beim jungen Göthe ein vorübergehender Anfall geweſen, das war bei der „lieben ſüßen jungen“ Fortiſſima eine dauerhafte Gepflogenheit. Der Tag war eben nicht lang genug für ihre muſikaliſchen Kraftentwickelungen. Das mußte nun Herr Gumperle ſchmerzlich erfahren. Es begann für ſelbigen eine Leidenszeit. „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“ Er wechſelte ſiebenmal ſein Schlafzimmer. Half nichts. Denn es ſtellte ſich als fürchterlich wahr heraus: in jedem der ſieben Zimmer des zweiten Stockwerks ſtand ſo ein Brumm- und Summ-, Brauſe- und Sauſekaſten. Herr Uriel brachte bei ſeiner Tante eine Klage an. Half nichts. Tante Schemme ſagte nur: „Ja, Lieber, ſiehſt du, meine ſüße junge Herzensfreundin muß halt gerecht werden ihrem Genius.“ „Aber, liebe Tante, ihr Genius ſollte doch wenigſtens nachtſchlafender Weile nicht ſo wüthen. Ich weiß jetzt und leider zu ſpät, daß ihr in allen ihren früheren Wohnungen gekündigt worden iſt vonwegen dieſes ewigen Veitstanzes auf den Klaviertaſten.“ — „Veitstanz, was? Schäme dich, Uriel! Du willſt ſein ein Dichter und ſprichſt wie ein ordinärer Trachter, ſchäme dich und laſſ' mir meine liebe gute Fortiſſima in Ruhe.“ — „Ach Gott, wenn ſie nur mich in Ruhe ließe,“ ſeufzte der Neffe und ging zu einem Rechtsanwalt. Half aber auch nichts. „Da ſteht Ihr Name unter dem Miethsvertrag, verehrter Herr Gumperle, und dieſes Schriftſtück iſt ſo geſchickt und pfiffig ſtiliſirt, daß wohl ein Proceß zu riſkiren, aber ſchwerlich zu gewinnen ſein dürfte. Sie müſſen ſich eben in Geduld faſſen. Die Klavierpeſt iſt nun einmal eine der Völkerkrankheiten unſerer Zeit und muß durchgelitten werden, allwie im Mittelalter der Schwarze Tod und andere Peſtilenzen durchgelitten werden mußten. Gegen Moden und Seuchen iſt nicht aufzukommen. Man muß ſie ſich vertoben laſſen."

So der Rechtsmann. Der Medicinmann ſeinerſeits, deſſen Rath einzuholen der nervös und halbkrank gewordene Herr Gumperle bald in den Fall kam, meinte: „Ich an Ihrer Stelle, lieber Herr, würde der Wüthrichin das Schlachtfeld überlaſſen und auf Reiſen gehen."

„Das will und kann ich dermalen nicht."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich vorgeſtern in den Vorſtand von unſerem „Stromer- und Strolchenheim" gewählt worden bin."

„Was iſt das?"

„Eine humanitäre Gründung erſten Ranges. Wir hoffen, damit einer Reichskalamität, der Vagabundſchaft, ein Ende zu machen und allem, was Menſchenantlitz trägt, wieder zur Menſchenwürde zu verhelfen."

„Ei, das iſt ja prächtig!"

„Ja, lieber Herr Doktor, und alles nur mit moraliſchen Mitteln, mit Milde und Güte, mit Sanftmuth, mit brüderlichem Appell an die Brüderherzen."

„Der Stromer und Strolche?"

„Gewiß. Wir haben in der öſtlichen Vorſtadt ein großes Haus mit Garten erworben und zweckdienlich eingerichtet zum „Stromer- und Strolchenheim". Wir halten Agenten, welche vor den Thoren die anreiſenden Vagabunden antreten, anwerben, ſo zu ſagen, und ihnen im „Heim" Herberge anbieten. Dort werden ſie gebadet, gekleidet und beköſtigt. Alles menſchenwürdig, verſteht ſich. Wir behalten ſie einen Monat lang, wir beſchäftigen ſie mit leichten Arbeiten, mehr nur Spielarbeiten, um ſie ſänftiglich und allmälig daran zu gewöhnen, ſtillzuſitzen und etwas zu thun; wir halten ihnen Vorträge über Menſchenwürde und Bürgerpflichten, wir ſorgen für paſſende Leſebücher und anſtändige Kurzweil. Im Sommer machen wir mit ihnen gemüthliche Landpartieen, um ihnen das Verſtändniß des Naturſchönen zu erſchließen und ihnen den Geſchmack an harmlos idylliſchen Freuden beizubringen.“

„Und dann?“

„Dann entlaſſen wir ſchließlich die Gebeſſerten und mit der Geſellſchaft Ausgeſöhnten wieder in die Welt.“

„Glück zu, lieber Herr Gumperle, und guten Morgen!“

An der Thür kehrte der Arzt wieder um.

„Ja“ — ſagte er — „da kommt mir ein guter Gedanke. Ihrer Noth, Herr Gumperle, iſt leicht abzuhelfen. Heiraten Sie doch Fräulein Pianoſa.“

„Um Gotteswillen!“

„Nein, um Ihrer willen.“

„Sie ſpaſſen.“

„Durchaus nicht. Ich ſage in vollem Ernſte: Heiraten Sie das Fräulein! Dann bekommen Sie Ruhe. Sowie der Storch angeflogen kommt, wird ſich ſofort eine bedeutende Milderung des furor musicalis, woran Fräulein Fortiſſima krankt, herausſtellen und die Wagneromanie der Dame ſchon beträchtlich abnehmen. Experto crede Ruperto! Ich rede aus eigener Erfahrung. Glauben Sie mir, die Windel ſchlägt den Wagner. Meine Frau war ja auch klavierſüchtig. Mit dem Erſcheinen des erſten Kindes fing aber ihre Heilung ſchon ſichtbarlich an, indem die Patientin nur noch unter Tags ſpielte. Als das zweite da war, ſchränkte ſich die Klipper-Klapperei auf eine Stunde täglich ein.

Nachdem das dritte erſchienen, wurde aus der ganzen Stunde eine Viertelſtunde. Seitdem aber das vierte vorhanden, iſt der Deckel des Brummkaſtens wie zugemauert. Heiraten Sie, mein lieber Herr Gumperle, heiraten Sie Ihre zweiſöckige Mithausbewohnerin, welche, wie ich höre, gerade jetzt wieder wild in den Saiten wüthet."

Herr Uriel war nachdenklich geworden. Dann ſagte er — und er mußte, um das von oben herabdröhnende Gewagner zu übertönen, laut ſchreien — „Es wäre eine That der Verzweiflung. Aber ein Ertrinkender greift nach einem Strohhalm."

„Na ja, der Strohhalm hat, rechne ich, im obſchwebenden Fall den Umfang eines reſpektabeln Baumſtammes. Da kann man ſich ſchon daran halten."

„Und Sie glauben alſo —?"

„Nein, ich weiß: die Windel ſchlägt den Wagner. Das iſt eine exaktwiſſenſchaftliche Thatſache. Greifen Sie nach dem Baumſtamm, greifen Sie friſch zu!"

„Ich will mir's überlegen."

Er zog ſich zu dieſem Zwecke in ein Hinterzimmer zurück, über deſſen Decke das kleinſte und folglich ungefährlichſte der ſieben „Inſtrumente" Fortiſſima's ſtand. Er war aber noch zu keinem Ergebniß ſeiner Ueberlegung gelangt, als Tante Schemme, trotz ihrer Jahre eine Dame von wieſelartiger Beweglichkeit, angewieſelt kam. Der Herr Hausarzt hatte bei ihr vorgeſprochen und ihr mitgetheilt, was er dem verzweifelnden Neffen gerathen.

Kaum im Zimmer, eilte ſie, ohne ſich zum Ablegen von Pelzmantel und Muff Zeit zu gönnen, auf Herrn Gumperle zu, fiel ihm um den Hals und rief ihm mit in Rührungsekſtaſe brechender Stimme zu:

„Gratulire dir, Herzensjunge, gratulire! Aß ich nun kann ſagen: Oh, Herr, laſſ' fahren deine Dienerin im Frieden! freu' ich mich auf dieſe Hochzeit wie närriſch, wahrhaftig wie närriſch. Wann ſoll ſie ſein?“

„Aber, beſte Tante, davon iſt ja noch gar keine Rede, ſo weit ſind wir noch lange nicht. Kenne ich doch die Geſinnung von Fräulein Pianoſa nicht und ich ſelber muß mir doch die Sache erſt überlegen.“

„Ach was! Woſo überlegen? Haſt du denn gar nicht gemerkt, du ſchüchterner Jüngling, du, daß meine liebe gute Fortiſſima in ihrem ſüßen Herzen ſchon lange eine ſtille Neigung für dich hegt?“

„Von etwas Stillem hab' ich nichts gemerkt, ſondern leider nur von den hölliſch lauten Wagnerniſſen bei Tag und Nacht.“

„Damit eben wollte ſie dir verſchämt zu verſtehen geben, wie es um ihr gutes großes geniales Herz beſtellt ſei. Oh, du glücklicher Uriel!“

„Aber, Tante —“

„Was ſollte da ſein noch zu abern? Laſſ' mich nur machen! Alles in Richtigkeit. Oh, wie freu' ich mich auf den erſten Großneffen! Im Nothfall darf es auch eine Großnichte ſein. Köſtlich, köſtlich!“

Damit eilte ſie, den Muff als eine Siegesfahne über dem Hute ſchwingend, zur Thüre hinaus und fliegenden Schrittes die Treppe zum zweiten Stockwerk hinan.

3.

Alſo wurde Herr Uriel Gumperle verheiratet, er wußte nicht, wie.

Die Hochzeitsreiſe mußte ſelbſtverſtändlich zum Feſtweihſpiel oder Weihfeſtſpiel nach Bayreuth gehen und Tante Schemme auch mitdabeiſein, als Anſtandsdame ſowohl, wie auch als Schwärmerin „vor der Kunſt“.

Nachdem der achtzehnſtündige Hochgenuß des ganzen Ringmuſikdrama's durchgelitten war, bemerkte beim Nachhauſegehen Frau Fortiſſima: „Wenn man ſich unterſtehen dürfte, dem „Meiſter“ irgendwie dreinzureden, ſo würde ich die Verfinſterung des Zuſchauerraumes beklagen. Man kann ja die Partitur nicht nachleſen.“

Ermuthigt durch dieſen Anklang von Tadel im Munde ſeiner theuren Ehehälfte, war Herr Gumperle unbedachtſam genug, zu ſagen: „Eigentlich iſt es doch fürchterlich langweilig geweſen.“

Frau Fortiſſima zückte den Dolch der ſouveränſten Verachtung auf ihren Herrn Gemahl, d. h. ſie warf ihm einen ihrer lebensgefährlichen Blicke zu, welche ich aus ſchaudernder Erfahrung nur allzu gut kannte.

Tante Schemme meinte: „Eigentlich wohl, lieber Uriel; aber uneigentlich iſt es geweſen doch furchtbar ſchon!“

Im Gaſthof angekommen, warf ſich Frau Fortiſſima an das glücklicherweiſe vorhandene Inſtrument, wonach ihre Finger lechzten, und ritt bis tief in die Nacht hinein Walküre, ritt rumorend und raſaunend, bis Wirth, Kellner und Gäſte in gemeinſamer Rebellion halb gewaltſam ſie aus dem Sattel, d. h. vom Klavierſtuhl zogen.

Unſere Hochzeitreiſenden verließen Bayreuth, dieſe geweihte Stätte, welche gewürdigt worden, endlich und zum erſtenmal, des Meiſters allerhöchſteigenmündiger Verkündigung zufolge, eine deutſche Kunſt ins Leben treten zu ſehen — ſie verließen, ſag' ich, Bayreuth nicht, ohne daß Frau Fortiſſima eine koſtbare Reliquie oder Trophäe mitgenommen hätte. Es war ihr nämlich mit Hilfe der vielgewandten Tante gelungen, eine Schuppe des berühmten Lindwurms zu ergattern, welcher in dem ungeheuerlichen Ringding mitgeſpielt hatte. Dieſe Reliquie von nibelungiſcher Großartigkeit ließ ſie in Gold und edles Geſtein faſſen, um ſie fortan als Medaillon oder vielmehr als Bruſtſchild zu tragen. Herr Dr. Heribert vom Klingſtein bemerkte mehr oder minder witzig, Frau Fortiſſima Gumperle ſei mit ihren ſchwarzen Rollaugen, mit ihrer bärtlichen Oberlippe und mit der ſchimmernden Tartſche vor der Bruſt eine leibhaftige Nibelungin, aber nicht ſo faſt Brunhild, als vielmehr Grimmhild.

So verging ein Jahr und der guten Tante Schemme wollte ihre Großtantenſchaft nachgerade fragwürdig vorkommen. Denn, ſiehe, der Storch kam nicht und Frau Grimmhild wagnerte wahnwild weiter.

Unter ſothanen Umſtänden widmete ſich Herr Gumperle immer philanthropiſcher und humanitätseifriger ſeinen Obliegenheiten als Vorſtänder vom „Stromer- und Strolchenheim". Mit zwei ſeit Monatsfriſt verköſtigten und verbeſſerten Inſaſſen desſelben, Barthel Pflartſch und Nikel Schnarz, machte er ſich eines ſchönen Sonntagsmorgens im Hochſommer zu einer Landpartie auf, um den Genannten, bevor ſie, „mit der Geſellſchaft ausgeſöhnt“, wieder in die Welt entlaſſen würden, ſchließlich noch „das Verſtändniß des Naturſchönen“ und „den Geſchmack für idylliſche Freuden“ beizubringen. Ihr Weg führte ſie durch reifende Kornfelder zunächſt nach einem Dorfe, wo bei dem Herrn Uriel von der Schule her befreundeten Paſtor die Predigt gehört werden ſollte. So geſchah es und Herr Gumperle hatte ſeine Freude daran, zu ſehen, wie mächtig die Kernſprüche ſeines Freundes auf den Stromer Pflartſch und auf den Strolch Schnarz wirkten.

Nach alſo erfolgreich mitgemachtem Gottesdienſt und flüchtiger Begrüßung des paſtorlichen Freundes wurde weiter gewandert. Unſer Menſchenfreund benützte die ſichtbarlich erweckte Stimmung ſeiner Pfleglinge, um ihnen die „auf die Fluren verſtreute“ Schönheit der allgütigen Mutter Natur auseinanderzuſetzen und ſeinen Zuhörern klarzumachen, wie ſehr zum Danke für alle dieſe Güte der Menſch verpflichtet ſei, ſich gut und redlich zu halten und zu führen. Seine Rede trof von Weisheit und Humanität und mit Anführungen aus Hölty's Ode auf das Landleben miſchten ſich darin Citate aus Schefers liebſeligem Laienbrevier.

So kam man zu dem Wald und in den Wald hinein, allwo „fernab vom Geräuſch der Welt“ das mitgebrachte Mittagsbrot in idylliſcher Schlichtheit und Zufriedenheit verzehrt und hernach Sieſta gehalten werden ſollte. Im kühlſten aller Gründe an einem dorfnovelliſtiſch murmelnden Bächlein ließ man ſich nieder. „Hier kann man den vollen Zauber der tieck'ſchen Waldeinſamkeit auf ſich einſtrömen laſſen,“ bemerkte Herr Gumperle. Die Herren Pflartſch und Schnarz betrachteten die Situation mehr von realpolitiſchen als von romantiſchen Geſichtspunkten aus. „Schade, daß wir kein Oel und Eſſig nit mithaben! Hier wächſt ſo ſchöne Brunnenkreſſe," meinte Stromer Pflartſch. „Hier wäre noch mehr Raum als in der kleinſten Hütte für ein glücklich liebend Paar," ſagte, ſentimental angeſchillert, Strolch Schnarz.

Die Eß- und Trinkvorräthe wurden aus dem Kober hervorgeholt und unter anmuthigen Tiſch- oder vielmehr Moosteppichgeſprächen genoſſen. Es war im ſäuſelnden Schatten ein richtiges Menſchenbrüdermahl, eine „ſtilgerechte" Agape, ſo zu ſagen. Herr Gumperle fühlte ſich ſehr behaglich. Er reichte ſeine Cigarrentaſche herum, auf daß ſeine lieben Pfleglinge einen Glimmſtengel der Beſchau- und Verdaulichkeit mit ihm rauchten. Dies vollbracht, ſtreckte er ſich auf das Moos hin, um ein Schläfchen zu machen, und ſeine Geſellſchafter thaten wie er.

Unſer Philanthrop mochte ein Stündchen geſchlummert haben, als ihm war, als fühlte er ſich unſanft angefaßt, und die Augen öffnend ſah er ſich unter den plündernden Fäuſten vom Bruder Pflartſch, während Bruder Schnarz daneben ſtand, das große Meſſer, womit vorhin der kalte Braten zerſchnitten worden, gegen ihn ſchwenkte und ihm nachdruckſam zuſprach: „Bürger Gumperle, halte gefälligſt dein Maul, oder ich ſtecke dir das da zwiſchen die Rippen!"

Der alſo menſchenbrüderlich Gemaßregelte unterdrückte realpolitiſch den halb ausgeſtoßenen Schreckensſchrei. Auch von dem inſtinktmäßig gemachten Verſuch, ſich zu wehren, ließ er angeſichts des drohenden Meſſers ſofort ab. „Der Geſcheidere gibt nach," dachte er. Seine große Beleſenheit gab ihm in dieſer peinlichen

Lage auch die tröſtliche Erinnerung an die erweckliche Mahnung ein, welche vor Zeiten der Doktor Luther hatte ausgehen laſſen: — „Ein Chriſt iſt ganz und gar Paſſivus, der nur leidet. Der Chriſt muß ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, geduldig ſchinden und drücken laſſen; weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, nehmen, drücken, ſchinden, ſchaben, preſſen und toben, wer da will; denn er iſt ein Märtyrer auf Erden.“

Ein Märtyrer, ja wohl. Der lutheriſche Orakelſpruch paßte auf unſern Philanthropen wie angegoſſen. Die beiden Menſchenbrüder nahmen ihm Uhr und Kette, Brillantring, Bruſtnadel und Börſe. Sie zogen ihn aus bis auf das Hemd. Ja ſogar — wenigſtens behauptete das Herr Gumperle ſpäter — bis unter das Hemd. Weil jedoch über dieſen Umſtand keine venetianiſche Geſandtenrelation vorliegt, ſo kann er nicht wahr ſein oder wenigſtens muß ich denſelben als hiſtoriſch unfixirbar dahingeſtellt ſein laſſen. Außer Frage ſteht, daß die Herren Pflartſch und Schnarz ihrem Menſchenbruder Gumperle ſeinen Cylinder und ſeine Stiefeln ließen — jenen, weil er jedem von ihnen zu groß, dieſe, weil ſie jedem von ihnen zu klein.

Sie packten alles zuſammen, in und auf den Kober, und Bruder Pflartſch, welcher ſelbigen ſchulterte, ſagte: „Auf Wiederſehen, Bürger Gumperle, über's Jahr im anderen Sommer!“ Bruder Schnarz fügte hinzu: „Bis dorthin werden wir es wohl wieder nöthighaben, gebeſſert und mit der Geſellſchaft ausgeſöhnt zu werden. Von Zeit zu Zeit und ſo zwiſchenhinein iſt das ja ganz nett. Wünſche, wohl geſpeiſt zu haben, Bürger Gumperle.“

Damit ſchlugen ſie ein nicht gerade humanes Gelächter auf und ſich ſelber mit ihrer Beute ſeitwärts in die Büſche, unſern Menſchenfreund dem Nachdenken über die abſonderlichen Zufälligkeiten einer mit gemüthlichen Landpartieen verbundenen Vorſtandſchaft vom „Stromer- und Strolchenheim“ überlaſſend.

Die Lage von Herrn Gumperle war menſchenunwürdig im verwegenſten Sinne des Wortes, geradezu nichtswürdig. Ihm war ſo ungefähr zu Unmuthe wie weiland dem Eheherrn unſerer ſchönen Urahne Eva nach dem weltberühmten Apfelbiß. Nur daß er ſich „ſchuldlos wie ein Lamm“ fühlte. Aber gerade der, obzwar ihm nur halb zum Bewußtſein gekommene Gedanke, daß ſeine Tugenden zu einem Fallſtrick für ihn geworden, vermehrte ſeine aus Zorn, Scham und Angſt gemiſchte Verzweiflung.

Er hätte ſich zweifelsohne ins Waſſer geſtürzt, ſo das murmelnde Bächlein von dieſem Element auch nur annähernd ſo viel aufzuweiſen vermochte wie die liebe Dorfnovelliſtik. Er hätte ſich an den nächſten beſten Baumaſt aufgeknüpft, falls ihm irgendetwas Strickähnliches zur Hand war. Er hätte ſich in ſeinen Cylinder verkriechen mögen. Er wollte das Lederwerk ſeiner Stiefeln zu einem Zulukaffernſchurz verſchneiden, aber er hatte ja kein Meſſer.

Derweil machte ſich die tieck'ſche Waldeinſamkeit von der minder angenehmen Seite her ſpürbar. Der Tag war heiß geweſen, hatte ſich aber in den feuchten Waldesſchatten bei herannahender Dämmerung ſtark verkühlt. Herr Gumperle begann erſt zu fröſteln und dann erbärmlich zu frieren. Er raffte ſich auf und nahm zuſammen, was noch von Lebensmuth in ihm. Er mußte fort aus dem verwunſchenen Walde, ſollte er nicht elend zu Grunde gehen. Er ſuchte und fand den Rückweg zu dem gegen das Dorf hin gelegenen Waldſaum. Hier hielt er ſich ſchlotternd im Buſch, bis die Dunkelheit gekommen. Der Himmel hatte ſich zum Glück mit Wolken bedeckt, Mond und Sterne waren unſichtbar und Nacht lag auf der Erde. Spähend und ſchleichend wie ein Dieb wagte er ſich ins freie Feld und lavirte mit ängſtlicher Vorſicht dem Dorfe zu, wo er bei ſeinem Freunde, dem Paſtor Wuchtig, einen Unterſchlupf ſuchen wollte.

Es gelang ihm, klopfenden Herzens und wankender Kniee, aber unbemerkt, das ſammt der Kirche etwas abſeits vom Dorfe gelegene Pfarrhaus zu erreichen. Aber was jetzt thun? Die Klingel ziehen? Das konnte nicht ſein, denn es war doch ſehr unwahrſcheinlich, daß ihm ſein paſtorlicher Freund ſelber die Thüre öffnen würde. Im andern Fall jedoch — — ach Gott, ach Gott, was anfangen? Der kalte Schweiß rann dem Unglücklichen von der Stirne bei der Vorſtellung, daß etwa die Frau Paſtorin — — Aber es fing auch noch zu regnen an, er fror zu ſehr, er konnte es nicht mehr aushalten — Noth kennt kein Gebot, Noth bricht nicht nur Eiſen, ſondern zieht ſogar Klingeln — er klingelte.

Ein Hund ſchlug im Hauſe an. Die Thüre öffnete ſich und im Rahmen derſelben erſchien — oh, Schmerz! — richtig die Frau Paſtorin mit einem Licht in der Hand.

„Ein armer Mann“ — ſtammelte Herr Gumperle.

„Barmherziger Himmel!“ ſchrie die Frau Paſtorin auf beim Anblick der geſpenſtigen Erſcheinung, ließ das Licht fallen und wäre ſelbſt gefallen, nämlich in Ohnmacht, ſo ſie nicht ihre ganze Beſinnung, ſowie ihre Arme und Hände nöthiggehabt hätte, um zwei Paare von Mädchenaugen, die ihr neugierig über die Schultern guckten, nebſt Zubehör zurückzudrängen und die Thüre zuzuſchlagen.

Der vernichtete Herr Gumperle hörte drinnen Frauenzimmergekreiſch im Sopran, Tenor und Alt, dazwiſchen paſtorlichen Baß und fiſtulirendes Hundegekläff. Er verſuchte ebenfalls zu ſchreien, um ſich zu erkennen zu geben. Aber da ging die Hausthüre wieder auf und heraus ſtürzten der Paſtor Wuchtig und der Paſtorshund Muckerle. Dieſer fuhr unſerm armen Uriel an die glücklicherweiſe beſtiefelten Beine, jener, bewaffnet mit dem derben Knotenſtock, welchen er unter Umſtänden ſein Kompendium der Paſtoraltheologie zu nennen pflegte, ſchrie: „Infamer Strolch, quem ego!“ und verſchritt ohne weiteres dazu, dieſen Text mit Zurhilfenahme beſagten Handbuches unſerm unglücklichen Märtyrer der Humanität nachdruckſam auszulegen.

Alſo durch Wuchtig von oben bepredigt und durch Muckerle von unten beſprochen, ſtieß Herr Uriel ein unartikulirtes Schmerzgebrüll aus wie ein homeriſcher Held, wand, drehte und zwirbelte ſich im Kreiſe herum und brachte es endlich dazu, aus letzten Leibeskräften zu ſchreien: „Wuchtig, hör' auf und höre doch, ich bin ja dein lieber Freund Gumperle!“

„Was, der Gumperle? Du? In ſolchem prähiſtoriſchen Aufzug? Menſch, in nomine dei sive diaboli, was ſoll denn dies bedeuten?“

„Dies,“ entgegnete der trotz ſeines Keuchens und Zähneklapperns galgenhumoriſtiſch angefaßte Vorſtänder vom Stromer- und Strolchenheim — „dies bedeutet das Gebeſſert- und mit der Geſellſchaft Ausgeſöhntſein unſerer beiden lieben Menſchenbrüder Pflartich und Schnarz.

Aber jetzt, um Gotteswillen, heißen Thee oder ſonſt etwas Heißes und ein Bett! Ich bin hin, Wuchtig, ganz hin.“

4.

Herr Gumperle mußte etliche Tage lang im gaſtlichen Paſtorshauſe das Bett hüten. Frau Fortiſſima und Tante Schemme waren aus der Stadt gekommen, ihn zu pflegen. Uriel hätte ſeinen Patientenzuſtand gar nicht ungern verlängert. Er fand den Landaufenthalt behaglich, weil es unter dem Dache ſeines Freundes keine muſikaliſchen Leiden gab. Aber die liebe ſüße Frau Gemahlin trieb zur Heimkehr. Ihr war es unbehaglich hier außen. Sie fühlte ſich in die äußerſte Barbarei verſchlagen. „Kein Inſtrument im ganzen Hauſe!“ brummte ſie der Tante zu, das Land der Klaviere mit der Seele oder vielmehr mit den Finger- und Füßeſpitzen ſuchend. Sie hatte zwar ſchon am erſten Tag im hinterſten Hinterzimmer des geräumigen Pfarrhofes ein altes verſtaubtes Spinett aufgeſpürt. Allein die Saiten und Taſten des ehrwürdigen Dinges waren geſprungen und gebrochen, als ſie kaum darauf zu wagnern angehoben hatte. Es litt ſie nicht länger da, ſie mußte heim zu ihren Penaten, d. h. zu ihren ſieben Inſtrumenten, und Herr Gumperle mußte mit.

Der Gute hat die gemüthliche Landpartie mit Bruder Pflartſch und Bruder Schnarz, die Schrecken der tieck’ſchen Waldeinſamkeit, die Eindrücke von Wuchtigs paſtoraltheologiſchem Kompendium nie mehr ganz verwunden.

Trotzdem jedoch wurde er immer gebildeter. Allerdings, in den zeitſtilgerechten Artikeln der Vagabundenverwöhnung und der Verbrecherhätſchelung machte er nicht mehr. Darin hatte er doch allzuviele Haare gefunden. Er legte ſeine Vorſtandſchaft vom Stromer- und Strolchenheim nieder und veräußerte die in ſeinem Beſitze befindlichen Aktien dieſer „humanitären Gründung erſten Ranges“. Aber als echter Sohn der Zeit warf er ſich jetzt mit der ganzen Kraft ſeines Genius auf die Naturwiſſenſchaften. Hatte er nicht in jungen Jahren die „Welttragödie der Zuchtwahl“ geſchaffen? War das nicht eine prophetiſche Ahnung geweſen, daß auf dieſem Felde ſein eigentlicher Lebenszweck zu ſuchen und zu finden wäre? „Hic Rhodus, hic salta!“ Alles andere war ihm fortan Baſel und Bettel.

Der Eifer, womit er jetzt zu ſtudiren und zu forſchen anhub, hatte etwas Rührendes, ja mitunter faſt etwas Raſendes. Er las ſich durch Berge von naturwiſſenſchaftlichen Büchern hindurch, er richtete ſich ein phyſikaliſches Kabinett und ein chemiſches Laboratorium ein, er lief in alle naturwiſſenſchaftlichen Vorleſungen, drängte ſich allen Profeſſoren vom Fach auf und reiſ'te den Vorträglern nach, die ſich ſommerlang von einem Kongreſſe zum andern fortſchwatzten. Er lebte, ſo zu ſagen, nur noch in „Zellen“ und verkehrte nur mit Infuſorien. Er kletterte ſo unermüdlich, wie ſeine Frau Gemahlin die Tonſcala, ſeinerſeits die Leiter der Deſcendenztheorie auf und ab: von der Monere bis hinauf zum homo sapiens und vom Gorilla bis hinunter zum Urwurm. Seine Fortſchritte waren rieſig. Er wurde ein begeiſterter Viviſektor, vor dem kein Froſch und kein Kaninchen, kein Hund und keine Katze mehr ſicher war, und er entwickelte ſich zum liebevollen Bacillenzüchter. Und bei allen dieſen Mühen und Anſtrengungen fühlte er ſich ſo munter und ſo jung, daß er zu ſpüren glaubte, ſeine Glatze ſchicke ſich an, neue Haare zu treiben.

Seine Aufopferungsfähigkeit im Dienſte der Wiſſenſchaft war gränzenlos. Zur Zeit, als die große Entdeckung der glücklichen Exſtirpation des Magenkrebſes gemacht worden war, erwachte er eines Morgens mit Magendrücken und diagnoſticirte ſich ſofort als Magenkrebſler. Er packte ſeinen Koffer, um in die ſchöne Phäakenſtadt hinunter zu eilen und ſich dem berühmten Exſtirpator als Objekt anzubieten. Da kam aber zum Glück Tante Schemme dazwiſchen, mit etlichen Zeitungsblättern bewehrt, allworin zu leſen, daß die glücklich geheilten Magenkrebſler einige Tage nach der Operation ſammt und ſonders geſtorben ſeien.

Der guten Tante war es übrigens um ihre Großtantenſchaft nachgerade bang und immer bänger geworden. Der böſe Storch wollte nicht kommen und Frau Fortiſſima-Grimmhild wagnerte wahnwild weiter.

Auch ein gelegentlich von Herrn Heribert vom Klingſtein hingeworfenes Wort gab der Tante zu denken. Sie hatte dem Genannten einen ſanften Vorwurf gemacht, weil er ſich ſo ſelten mehr im Hauſe Gumperle ſehen ließe, und darauf hatte der Herr vom Klingſtein erwidert, er könne die im Hauſe Gumperle herrſchende Temperatur nicht mehr vertragen. „Woſo und warum, Herr Doktor?“ — „Weil dieſe Temperatur eine fatale Aehnlichkeit mit der zumeiſt überheizten in verſchiedenen Staatsanſtalten hat, z. B. in Irrenhäuſern.“ — „Sie glauben — ?“ — „Ich glaube bekanntlich gar nichts, ſondern meine nur, mein lieber alter Freund Uriel ſei durch die ewige Wagnerei der lieben ſüßen Frau Grimmhild ſo ſtocktaub geworden, daß er kein vernünftiges Wort mehr hört.“ . . .

Eines Nachts lag der Forſcher Gumperle ſchlaflos, wie ihm das ja häufig begegnete. Im Zimmer nebenan ſtand der erard'ſche Flügel, welcher zu dieſer Zeit gerade das bevorzugte Inſtrument von Frau Fortiſſima war. Sie hatte alle Schrecken der „Götterdämmerung“ entfeſſelt und wüthete ſo wacker im Weltuntergangswirrſal, daß die Welteſche Yggdraſil in ihren Wurzeln wankte.

Mitten im Grauen dieſer „endloſen Melodie“ durchzuckte den ſchlafloſen Forſcher ein Offenbarungsſtral oder ſonderte vielmehr, wiſſenſchaftlicher zu ſprechen, ſein Gehirn einen koloſſalen Gedanken ab.

Wie? Wenn dem Milzbrand und der Tollwuth mittels Milzbrand- und Hundewuth-Impfung gewehrt werden kann, ſollten dann nicht mittels Muſikwuth-Impfung einer zur Zeit immer gräßlicher graſſirenden Peſtilenz Gränzen geſetzt werden können?

Begeiſtert ſprang Herr Gumperle vom Lager, ſetzte ſich hin und meldete ſeine ungeheure Findung brühwarm dem Akademiker und Impfheiland Paſteur in Paris. Die Antwort erfolgte umgehend und war in die verbindlichſten Formen gekleidet. Der Impfheiland anerkannte Herrn Gumperle's „pensée lucide“ als eine Entdeckung, welche der leidenden Menſchheit zu unberechenbarem Troſte gereichen könnte. Das Princip, von welchem der Forſcher und Finder ausgegangen, ſei unfehlbar. Es handle ſich nur um die Beſeitigung der Schwierigkeit, die Theorie in Praxis umzuſetzen, d. h. den Muſikwuthſtoff zu extrahiren und zu übertragen. Dem „génie pénétrant“ des deutſchen Gelehrten werde es ohne Zweifel gelingen, dieſes große Problem glücklich zu löſen.

„Ja, ſo werde ich thun," ſagte Herr Gumperle entſchieden. Er ſchwelgte im Hochgefühle wiſſenſchaftlicher Größe. Es kam ihm ſogar vor, er ſei auch körperlich um ein Beträchtliches gewachſen. Es war ihm, er gehe auf rieſigen Stelzen und den letzten Vers der erſten Ode des Horaz zu verwirklichen werde folglich für ihn keine Unmöglichkeit ſein: —

„Sublimi feriam sidera vertice."
(Zu den Sternen empor hebe den Scheitel ich.)

Es iſt ein großer Schmerz für mich, melden zu müſſen, daß etwas dazwiſchen kam, zwiſchen Uriels Scheitel und die Sterne. Nämlich der Neid der Götter, welcher es Herrn Gumperle verwehrte, das große Problem zu löſen und ſeine herrliche Entdeckung zum Troſte der muſikleidenden Menſchheit fruchtbar zu machen . . . . .

Derweil war der herzensguten und, mit Abrechnung ihrer Marotten und Schrullen, auch verſtändigen Tante Schemme das vom Herrn Dr. Petſchke-Klingſtein leicht hingeworfene Wort ſchwer auf der Bruſt gelegen. Sie erinnerte ſich dabei, daß auch ihr ſeit einiger Zeit im Hauſe ihres Neffen dies und das nicht mehr ſo recht geheuer vorgekommen ſei. Sie war demnach ernſtlich beunruhigt und beſorgt, hatte jedoch keine Ahnung, was für ein Verhängniß über dem Dache dieſes Hauſes ſchwebte.

Eines Vormittags machte ſie ſich auf, um ihrem Neffen eine wohlüberdachte tantlich-mütterliche Predigt zu halten, daß er ſich doch nicht überforſchen, und der Frau Fortiſſima eindringlich zuzuſprechen, daß ſie ſich um's Himmelswillen nicht überwagnern möchte.

Ach, die Gute kam zu ſpät. Das Verhängniß hatte ſich ſchon durch Dach und Decken auf die Inſaſſen des Hauſes Gumperle niedergeſenkt.

Der Tante fiel es auf beim Treppenſteigen, daß keins der ſieben Inſtrumente Grimmhilds in Thätigkeit war. Es herrſchte im Treppenhaus und in den Korridoren eine unerhörte Stille. Tante Schemme wandte ſich zuvörderſt den Gemächern der Hausherrin zu und es mußte ihr ſchier unheimlich vorkommen, daß aus ſelbigen keinerlei Gebrumm und Geſumm, keinerlei Geklipper und Geklapper hervorſcholl. „Gott, da muß es ein Unglück gegeben haben!“ dachte die Tante und klopfte zaghaft an die Thüre von Frau Fortiſſima's Empfangszimmer. Als kein „Herein!“ erfolgte, drückte Tante Schemme die Thüre auf, trat ein und ſah ſich der Hausfrau gegenüber, die ſich vom Fenſter her ihr zukehrte.

Die Tante reichte ihr die Hand hin, aber Frau Fortiſſima ſah mit einem ſeltſamen Blick über dieſe Hand und über die ganze Tante hinweg.

„Guten Morgen, liebes Kind,“ ſagte die Tante.

„Ja, ja, der Morgen fängt gut an,“ gab Fortiſſima mit einer wunderlich heiſeren Stimme zur Antwort. „Schön, daß du kommſt, alte Sparbüchſe. Denke dir, der Uriel iſt verrückt geworden, total verrückt. Hält ſich für einen Komma-Bacillus und jagt die Leute aus dem Zimmer, damit ſie ihn nicht einathmen. Das kommt von dem dummen Studiren. Im übrigen“ — und hier ſchlug ihre Stimme in gellende Fiſteltöne um — „im übrigen, weißt du? mußt du ſofort Siegfrieds Trauermarſch auf mir ſpielen! Sonſt ſag' ich dir die Freundſchaft auf.“

Tante Schemme ſtand erſtarrt. Es ſchwindelte ihr, es ſchwamm ihr vor den Augen. Die Zunge klebte ihr am Gaumen und die Haare hätten ſich ihr bergwärts geſträubt, ſo es nicht die einer Perücke geweſen wären. Der geniale Uriel, der Schöpfer der „Welttragödie der Zuchtwahl“, in einen Cholera-Bacillus, die ſüße Fortiſſima in ein Inſtrument, in einen wiener oder pariſer Flügel verwandelt — war eine hölliſchere Spiegelfechterei der Hölle denkbar? Die Tante griff ſich an die Stirne, welche ſich mit kaltem Schweiß bedeckt hatte. Sollte ſie ſelber verrückt geworden ſein? Oder war das Unglaubliche wahr und der Wahnſinn des Wahnſinns wirklich? Inſtrumente und Bacillen wirbelten durch das Hirn der armen alten Dame. Ihr war wind und weh. Sie ſtieß ein hyſteriſches Lachen aus und ſank zerſchmettert auf einen Stuhl . . .

Meine Nerven wollen es nicht leiden, daß ich bei der erſchrecklichen Kataſtrophe im Hauſe Gumperle länger verweile, als es die Pflicht des gewiſſenhaften Berichterſtatters ſchlechterdings erheiſchte. Die fixen Ideen der beiden unglücklichen Opfer des reißenden Kulturfortſchritts unſeres Jahrhunderts bleiben vorderhand fix. Bacillus-Uriel und Flügel-Fortiſſima mußten an demſelben Tage in das Irrenhaus gebracht werden. Tante Schemme, nothdürftig von ihrem Schrecken erholt, leitete den traurigen Transport. Ihre Herzensgüte kam überhaupt in der zärtlichen Sorge für die beiden Patienten höchſt löblich zum Vorſchein.

Frau Fortiſſima's Leiden ſtellte ſich bald als unheilbar feſt. Die arme Ueberwagnerte barſt häufig in Raſerei aus, ſo daß man genöthigt war, ſie für immer in einer Tobzelle zu verwahren. Herr Gumperle dagegen wurde nach einiger Zeit als geheilt entlaſſen. Skeptiker, wie der Herr Dr. Petſchke-Klingſtein, wollten ſeine völlige Heilung freilich bezweifeln. Indeſſen war es gewiß, daß er im Hauſe und auf der Straße den Leuten nicht mehr zurief, ſie ſollten ihm aus dem Wege gehen, um nicht in die Gefahr zu kommen, ihn einzuathmen. Herr Dr. Petſchke-Klingſtein mußte das anerkennen, meinte aber mit liebloſem Achſelzucken, der laute Wahnſinn des „Bildungsfexes“ ſei in ſtillen Blödſinn übergegangen und der Reſt werde Gehirnerweichung ſein. Im übrigen bot die „Affaire Uriel und Fortiſſima“ dem Herrn Doktor für eine ganze Woche prächtigen Schreibeſtoff, den er als Korreſpondent hochkonſervativer wie tiefdemokratiſcher Zeitungen in Europa und in Amerika nach allen Seiten hin verarbeitete.

Seine traurige Weiſſagung inbetreff des Endſchickſals ſeines bildungseifrigen Freundes wurde jedoch durch die Zeit lügengeſtraft.

Denn Herr Gumperle erlebte eine Art von phyſiſcher und moraliſcher Wiedergeburt, als nach dem Tode von Göthe's letztem Enkel die frohe Botſchaft durch das deutſche Reich ſcholl, die Riegel und Siegel des Göthe-Archivs ſeien endlich aufgethan und gelöſ't. Was für Menſchengeſchicke bedingende und Völkerſchickſale beſtimmende Fragelöſungen waren nicht da zu erwarten!!! Vielleicht fand jetzt — denn war Göthe nicht auch Naturforſcher geweſen? — neben einer Menge von anderen Problemen das der Muſikwuth-Impfung ebenfalls ſeine Erledigung.

Herr Gumperle eilte, begleitet von der treuen Tante Schemme, nach Weimar, kaufte ſich dem Göthehauſe gegenüber an und richtete ſeine Fenſter zu Obſervatorien ein, um die ungeheuren Orakel und Offenbarungen als der Erſte aus dem Heiligthum hervorbrechen zu hören und zu ſehen.

Er wartete darauf bei Tag und bei Nacht, und wenn er inzwiſchen nicht geſtorben iſt, ſo wartet er noch immer.

Römiſche Cäſaren.

August und November 1885.

I.

Tiberius.

Tiberius tristissimus, ut constat, hominum.
(Tiberius war, wie bekannt, der ſchwermüthigſte
der Menſchen.)
Plinius der ältere.

1.

Im Jahre 14 der chriſtlichen Zeitrechnung, am 19. Auguſt, iſt zu Nola in Campanien Gajus Julius Cäſar Octavianus Auguſtus geſtorben, der Rächer ſeines von der republikaniſchen Ariſtokratie Roms ermordeten Großoheims, der Begründer nicht, aber der Feſtſteller und Ausbauer der römiſchen Monarchie.

Der nahezu ſiebenundſiebzigjährige Kaiſer — denn er war es, welcher den Namen Cäſar zuerſt im Sinne des kaiſerlichen Herrſchertitels trug — hatte ſeinen Stief- und Schwiegerſohn Tiberius, welcher ſich in Brunduſium nach Illyrien einſchiffte, bis nach Beneventum begleitet und war von dort nach Nola gereiſ't. Hier erlitt er einen heftigen Rückfall in die Dyſenterie, welche er ſich unlängſt durch eine Verkältung in Aſtura zugezogen hatte, von der er aber während eines Aufenthalts in Neapel und auf der Inſel Capreä (Capri), einer Privatbeſitzung der cäſariſchen Familie, ſcheinbar vollſtändig geneſen war.

Seine Umgebung erkannte bald, daß es verzweifelt um ihn ſtände, und die Kaiſerin Livia jagte ihrem Sohn Tiberius Kuriere nach, um den muthmaßlichen Thronerben an das Sterbebett des „Herrn der Welt“, des „imperator urbis et orbis“, zurückzuholen. Er kam. Ob aber noch rechtzeitig, iſt fragwürdig, wenn ſchon einer der Hauptquellſchriftſteller, aus welchen wir, der vielen und nur allzu begründeten kritiſchen Bedenken ungeachtet, römiſche Kaiſergeſchichten ſchöpfen müſſen — Sueton — mit Beſtimmtheit verſichert, Tiberius habe ſeinen Stief-, Schwieger- und Adoptivvater noch am Leben getroffen und in langem Geheimgeſpräche die letzten Willensbeſtimmungen desſelben empfangen.

Auguſtus täuſchte ſich keineswegs über ſeinen Zuſtand und nicht allein mit ruhiger Gefaßtheit, ſondern ſogar mit heiterer Ironie ſah er dem letzten Augenblick entgegen. Dieſer Mann hatte ja alles genoſſen, was die Erde ſelbſt dem kühnſten Begehren zu bieten vermag. Er war einer jener großen Verbrecher der ſogenannten Weltgeſchichte, —

„Die ſtört nie im Innern
Bei lebendiger Zeit
Nutzloſes Erinnern
Und vergeblicher Streit —“

einer jener Weltkomödianten, welche eine Laufbahn voll Frevel und Ruchloſigkeit nur als eine Rolle faſſen und führen, deren Text, ſo bilden ſie ſich ein, das unwiderſtehliche Schickſal ſelber gedichtet habe. Die Erinnerung an die Myriaden von Menſchenopfern, die er der Erlangung und Feſthaltung ſeiner Kaiſerſchaft dargebracht hatte, beeinträchtigte gewiß nie weder ſeinen Appetit noch ſeinen Schlaf. Es iſt ihm ſicherlich nie eingefallen, ſeine Füße darauf anzuſehen, ob von den Blutſtrömen, die er durchwadet hatte, um zum Kaiſerthron zu gelangen, kein Roth daran haften geblieben. Er nahm ſich niemals Zeit zu Gewiſſensbiſſen und zu dergleichem „unpraktiſchen“ Zeug mehr. Er hatte genug zu thun, gut zu ſchauſpielen. Mit vollendeter Heuchelkunſt wußte er den Leuten weiszumachen, das ihnen von ihm auferlegte Joch wäre keins. Seine Monarchie heuchelte immerzu noch die Republik, deren Formen und Formeln er ja beſtehen ließ. Im übrigen war dieſe Monarchie, welche wenigſtens Ordnung und Sicherheit ſchuf, eine Wohlthat. Wie wäre auch in dieſem Rom, wie es durch die Gräuel der Zeit des Marius und Sulla, weiterhin durch die Bürgerkriege während der beiden Triumvirate geworden, die Republik, eine wirkliche Republik, noch eine Möglichkeit geweſen? Schon der bloße Gedanke war Narrheit.

Ja, mit Gelaſſenheit und Humor erwartete der Kaiſer das Ende, als ein Mann, der bis in ſeine Fingerſpitzen hinaus überzeugt war, daß mit dem Tod alles aus und vorbei. Konnte der, welcher mit Antonius und Lepidus zuſammen die fürchterlichen „Proſcriptionsliſten“ entworfen hatte, an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine jenſeitige Vergeltung glauben? Nein. Die Märchen vom Elyſium und vom Tartarus, welche der geſchmeidige Hofpoet Vergil in ſo wohlklingende Verſe gebracht hatte, waren ja ganz gut als Unterhaltungsfüllſel für müſſige Stunden; aber daran zu glauben, das konnte ſelbſtverſtändlich nur dem Pöbel zugemuthet werden.

Am Morgen ſeines letzten Tages fragte der zum ſterben Bereite, ob man in der Stadt von ſeinem Zuſtande Kenntniß hätte und ob ſich die Leute darüber beunruhigten. Als man ihm geſagt, alles ginge in Nola den gewohnten Gang, hieß er einen Spiegel bringen und ließ ſich friſiren. Dies geſchehen, richtete er an die ſein Lager umſtehenden vertrauten Höflinge die Worte: „Sagt einmal, Freunde, habe ich die Poſſe des Lebens mit Anſtand (commode) durchgeſpielt?" fügte mit leiſer Stimme aus dem Epilog zu einer griechiſchen Komödie die Verſe hinzu:

„Wenn das Stück euch hat gefallen,
Nun ſo laßt den Beifall ſchallen!"

ließ ſich in die ausgeſtreckten Arme der Livia fallen, ſagte dieſer Frau, welche er ſehr geliebt und wohl auch ein bißchen gefürchtet hatte, noch ein zärtliches Wort und verſchied.

Tiberius Claudius Nero, der Stief-, Schwieger- und Adoptivſohn des Todten, war jetzt Princeps, Imperator, Cäſar. Denn ſeine Nachfolge im Beſitze der höchſten Macht über den römiſchen Staat und damit über den „Erdkreis" ging ohne Schwierigkeit vonſtatten, obzwar der römiſche Adel den neuen Herrſcher ſehr ſcheel anſah. Dieſe mit leicht zählbaren Ausnahmen bis zum Angefaultſein verderbte Ariſtokratie war durch Auguſtus ſo gezähmt worden, daß die Söhne und Enkel und Vettern derer, von welchen Julius Cäſar umgebracht worden war, alles Ernſtes an den „göttlichen" Urſprung glaubten, welchen die höfiſche Poeſie, wie ſie im „auguſtiſchen Zeitalter" aufgekommen, dem juliſchen Geſchlechte, das ſeine Herkunft vom ſagenhaften Trojaner

Aeneas ableitete, unterthänigſt angeſchmeichelt hatte. Der neue Kaiſer war kein Julier, ſondern nur ein Claudier und das iſt ihm von den römiſchen Legitimiſten niemals verziehen worden. Er galt dieſen Junkern, welche ihren Legitimismus wunderlichſt mit Republikanismus zu verquicken liebten, als ein Eindringling. Und um wie viel mehr vollends den Prinzen und Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes!

Hier liegt zweifelsohne die Wurzel des ſchlechten Rufes, welchen man in den Kreiſen der römiſchen Ariſtokratie dem Tiberius zurechtmachte, lange bevor er denſelben verdiente. Hier wurden die Farben gerieben und gemiſcht zu jenem Bild eines Ungeheuers, einer Verkörperung des Begriffes „Tyrann“, als welches und als welche das Alterthum den Sohn der Livia den ſpäteren Zeiten überliefert hat. Und ſo gewaltig war die Wirkung und Nachwirkung des Haſſes, welchen der römiſche Adel dem Nachfolger des Auguſtus von Anfang an trug, daß ſogar der hohe Geiſt eines Tacitus der Ueberlieferung ſich beugte und die Erſcheinung des Tiberius mit einer Voreingenommenheit und Einſeitigkeit anſah und behandelte, welche die moderne Kritik dem großen Geſchichtſchreiber nachwies und mit Recht zum Vorwurf machte. Schon der geiſtvolle franzöſiſche Skeptiker Montaigne hat im 16. Jahrhundert den Anſtoß zu ſolcher Kritik gegeben und merkwürdig iſt auch, daß Napoleon i. J. 1804 gegen Fontanes über die Mängel der taciteiſchen Geſchichtſchreibung ſich ausließ, welche ſeither durch deutſche Kritiker wie Krüger, Sievers, Höck, Wietersheim, Stahr, Hertzberg und andere, ſowie durch engliſche wie Ihne und Merivale allſeitig unterſucht und erörtert worden ſind. Die Quelle dieſer

Mängel iſt geweſen, daß Tacitus ein überzeugter ariſtokratiſcher Republikaner oder republikaniſcher Ariſtokrat war, welcher ehrlich und feſt glaubte, mit der Unterwerfung der römiſchen Ariſtokratie durch die cäſariſche Monarchie habe der unaufhaltſame Untergang des römiſchen Staatsweſens angehoben. Von dieſem Geſichtspunkt aus hat er auch den Tiberius und deſſen Regierung angeſehen. Aber die berühmte Schilderung dieſer Zeit in ſeinen „Jahrbüchern“ iſt keineswegs folgerichtig durchgeführt. Denn nicht ſelten richtet ſich doch der Geiſt der Wahrhaftigkeit in dem „großen Koloriſten“ gegen die Zumuthungen vonſeiten der Parteibornirtheit und der Klatſchtradition entſchloſſen auf. Dadurch kam Ungleichheit und Unfolgerichtigkeit in das Gemälde.

Wäre Tacitus konſequent verfahren, ſo hätte er, welcher nicht nur im politiſchen, ſondern auch im ethiſchen, alſo im beſten Sinne ein Ariſtokrat war, den Tiberius eigentlich ſympathiſch anſehen und behandeln müſſen. Denn der Kaiſer, obgleich mit Abrechnung ſeiner letzten Regierungsjahre einer der beſten Regenten, welche Rom jemals gehabt, war bei der urtheilsloſen Menge, der er etwas vorzuſchauſpielen verſchmähte und deren Gunſt oder Abgunſt er gleichermaßen ſtolz verachtete, im höchſten Grade unpopulär. Die Menge will beſchmeichelt und mit ſchönen Worten geködert ſein. Der Erzheuchler Auguſtus hatte das wohl gewußt und ſehr geſchickt bethätigt. Sein ſchwermüthiger Nachfolger verſchmähte dieſe kleinen, aber für einen Monarchen immerhin großen Künſte und Kniffe und blickte mit derſelben Gleichgiltigkeit auf den Haß der Junker wie des Pöbels herab.

Schwermuth war dieſem Mann an- und eingeboren.

In die Menſchenverachtung hat er ſich erſt eingelebt. Und ſie galt auch nur ſeinen Zeitgenoſſen. Bezeichnend ſagt Tacitus: „Ihm lag weniger der Beifall der Mitlebenden als die Anerkennung der Nachwelt am Herzen.“ Gewiß kein unedler Ehrgeiz.

Die gäng und gäbe Vorſtellung von Tiberius wird ſich gegen die Thatſache ſträuben, daß er in der Blüthe ſeiner Männlichkeit für einen der ſchönſten Männer Roms galt. Seiner aus dem Alterthum herabgekommenen Porträtbüſte zufolge, welche das vatikaniſche Muſeum bewahrt, war dieſer Ruf wohlgerechtfertigt. Mag auch das Marmorbild des Prinzen etwas idealiſirt ſein, immerhin zeigt es uns einen edelgeformten Kopf und ein feingeſchnittenes, geiſtvolles Antlitz, über welches ein Hauch von Melancholie gebreitet iſt. Einen ganz andern Eindruck aber macht eine Porträtbüſte, welche, im Muſeo Nazionale in Neapel zu finden, den altgewordenen Kaiſer darſtellt, gewitterdüſter, um die gekniffenen Lippen einen ſchneidenden Zug von Skepſis, das ganze Geſicht wie von einer verderbenträchtigen Wolke von Haß und Hohn beſchattet.

Wie er in dieſen Bildniſſen erſcheint, ſo ſtand der junge und ſo der alte Tiberius in der Geſchichte Roms — erſt ein jugendlicher Heros, dann ein greiſer Dämon, welcher viel, ſehr viel gelitten und das Allerſchlimmſte erfahren haben mußte, um das zu werden.

Seine ganze Erſcheinung iſt keineswegs ſo räthſelhaft, wie ſie der oberflächlichen Betrachtung allerdings erſcheinen mag. Um den gewordenen Tiberius zu begreifen, muß man den werdenden kennen. Der Knabe und Jüngling kann und ſoll uns den Mann und Greis erklären.

2.

Tiberius ſtammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus dem hocharistokratiſchen Geſchlechte der Claudier, welches, urſprünglich aus Sabinum nach Rom eingewandert, zu verſchiedenen Zeiten in der römiſchen Geſchichte eine ſo vortretende Rolle geſpielt hatte, daß ſeine „Stemmata“ (Ahnentafeln) fünf Diktatoren, zwanzig Conſuln und ſieben Triumphatoren aufwieſen. Im gleichen Maße jedoch, wie ſich die Claudier durch ihre Verdienste um den Staat berufen, hatten ſie ſich durch ihren unbändigen Stolz und junkerhaften Hochmuth verrufen gemacht. Tibers Vater, Tiberius Claudius Druſus Nero, hatte als der Charakterſchwächling, welcher er war, den Ruf ſeines Hauſes nicht gemehrt. In den Bürgerkriegen war er zweiächſleriſch von einer Partei zur andern geſchwankt. Erſt ein Genoſſe des Brutus und des Caſſius, dann ein Mitkämpfer des Sextus Pompejus, hatte er ſeinen Frieden mit dem Triumvir Antonius gemacht und unterwarf ſich dann ſchließlich dem Octavian.

Jahrelang hatte er infolge der angedeuteten Parteiſtellungen mit ſeiner jungen Gattin Livia Druſilla, von ebenfalls claudiſcher Abkunft, ein abenteuerliches Kriegs- und Wanderleben geführt und auf einem dieſer Züge hatte ihm die erſt vierzehnjährige Livia am 16. November des Jahres 41 v. Chr. ſeinen Erſtlingsſohn Tiberius geboren. Der Vater mußte häufig große Müh- und Drangſale beſtehen, um Mutter und Kind vor den Soldaten des Octavianus zu retten, deſſelben Octavianus, den ein „wunderbares Spiel des Schickſals“ ſpäter zum Gatten der Livia und zum Adoptivvater Tibers machte.

Livia, wohl zu ſchmeichleriſch als die ſchönſte Frau ihrer Zeit geprieſen, aber fraglos eine der klügſten, eine kalte und berechnende Natur, war achtzehn Jahre alt, als ſie die Blicke des ſiegreichen Triumvir Octavian auf ſich zog, welcher ein ebenſo großer Weiberjäger als Männervertilger geweſen iſt. Er merkte bald, die ſchöne Livia wäre zu klug, ihn anders als durch Heirat in ihren Beſitz gelangen zu laſſen. Er beſchloß alſo, ſie zu heiraten. Freilich war auch er bereits verheiratet, allein derartige Hinderniſſe wurden im damaligen Rom für gar keine angeſehen. Octavian verſtieß ſeine Gattin Scribonia, verſtieß ſie an demſelben Tage, wo ſie ihm ſeine Tochter Julia gebar, welche nachmals ſo fürchterlich verrufen, aber immer noch ſchlechter war als ihr Ruf. Zugleich befahl der Allgewaltige dem Tiberius Claudius Druſus Nero, ſich ebenfalls von ſeiner Frau zu ſcheiden. Dies geſchah und der gehorſame Ehemann trieb die Gefälligkeit ſo weit, daß er, ſo zu ſagen, den Brautführer machte, als Octavian mit der Livia Hochzeit hielt. Drei Monate ſpäter gebar ſie den Claudius Druſus Nero, welchen Sohn Octavian dem erſten Gemahl ſeiner Frau zuſtellen ließ, obzwar die römiſche Läſterchronik behauptete, er ſelber wäre des Kindes Vater. Tiberius Claudius Druſus Nero ſtarb unlange darauf, nachdem er den Octavian zum Vormund ſeiner beiden Söhne Tiberius und Druſus beſtellt hatte.

Tibers Kindheit und Jugend war eine nichts weniger als glückliche und es bewahrheitete ſich an ihm auch der göthe'ſche Ausſpruch, daß niemand die erſten Eindrücke des Daſeins je zu verwinden vermöge. Erſt neun Jahre iſt er alt geweſen, als er, römiſchem Brauche gemäß, ſeinem Vater auf dem Forum die Leichenrede halten mußte. Von Natur ſcheu und verſchloſſen, wie er war, konnte ſein Aufenthalt im kaiſerlichen Palatium ihn immer nur mißtrauiſcher gegen ſich ſelbſt und gegen andere machen. Er vereinſamte ſchon als Knabe. Zwar ſeine Mutter liebte ihn und baute, wie nicht zu bezweifeln, auf die unverkennbaren bedeutenden Geiſtesgaben ihres älteſten Sohnes um ſo mehr hochfliegende Pläne, als ihre Ehe mit dem Cäſar Auguſtus, wie Octavian jetzt hieß, kinderlos blieb. Aber ſein Stiefvater konnte ihn nicht leiden und zog ihm nicht nur, wie natürlich, die eigene Tochter Julia, ſondern auch ſeinen jüngeren Bruder Druſus augenſcheinlich weit vor. Tiberius fühlte, daß er überflüſſig, daß er dieſen und jenen im Wege. Das machte ihn ungeſellig und, weil er ſich nicht an den Leuten abſchleifen konnte, eckig und ſteif in ſeinem Gebaren. Dazu kam, daß er infolge der Frühreife ſeines Verſtandes, wie infolge der Verhältniſſe, ſchon in Knabenjahren ein ſcharfer Beobachter wurde, und was er in ſeiner Umgebung vom Thun und Treiben der Menſchen ſah, mußte in ſeiner Seele den Keim der Menſchenverachtung und des Menſchenhaſſes entſtehen und wachſen machen.

Schon frühzeitig hieß er ſeines unjugendlichen, ernſten und zugeknöpften Weſens wegen bei Hofe ſpöttlich „der Alte“. Gerechter wäre es geweſen, ihn einen „Reifen“ zu nennen. Denn ſchon als Jüngling war er zu einer geiſtigen Entwickelung gelangt, welche ihn fraglos zu den gebildetſten Männern ſeiner Zeit ſtellte. Und das muß man dem Auguſtus nachjagen, daß er, obzwar er es nur ſeiner Frau zuliebe that, umſichtig und treulich dafür beſorgt war, ſeinem Stiefſohn alles zufließen zu laſſen und zu gewähren, was zur Entfaltung der glänzenden Anlagen desſelben beitragen und ihn zur ſpäteren Uebernahme der wichtigſten Stellen und Aemter befähigen und tüchtig machen konnte. In Jahren, wo andere Knaben das Leben nur erſt für einen Tummelplatz für knäbiſche Spiele anſehen, wurde Tiber ſchon in das Verſtändniß von Staats- und Kriegsgeſchäften eingeführt und zur Handhabung von Verwaltungsſachen und militäriſchen Aufgaben angeleitet.

Daß er und was er gelernt, hatte er ſchon als Neunzehnjähriger zu zeigen Gelegenheit. Da machte er als Brigadegeneral — denn dieſem modernen Officiersrang entſprach etwa der eines römiſchen Kriegstribuns — den erſten Feldzug mit, gegen die Kantabrer in Spanien. Von da an iſt er viele Jahre lang fortwährend, im Krieg und im Frieden, an der Verwaltung des römiſchen Weltreichs in vorragender Weiſe betheiligt geweſen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren leitete er einen Feldzug in Armenien. Zwei Jahre ſpäter iſt er zum Civil- und Militärſtatthalter von Gallien, alſo zur Regierung einer der wichtigſten Provinzen des Reiches berufen worden. Dann wieder hatte er in Pannonien (Ungarn und Dalmatien) den Heerbefehl zu führen und in allen dieſen mit großer Verantwortlichkeit, mit vielen Anſtrengungen, Gefahren und Mühſalen beſchwerten Aemtern gelang es ihm, mehr und mehr das Vertrauen ſeines kaiſerlichen Stiefvaters, ſowie die Zuneigung ſeiner Untergebenen und die Achtung der öffentlichen Meinung zu gewinnen.

Wir beſitzen dafür Zeugniſſe von unanzweifelbarer Echtheit. Viel ſchon hatte es zu bedeuten, wenn ein junger Mann in Tibers Stellung, ein Prinz des kaiſerlichen Hauſes, im damaligen Rom ein geregeltes und wohlanſtändiges Leben führte. Im damaligen Rom, dieſem ungeheuren Laſterpfuhl, deſſen giftfarbigſchillernde Oberfläche zwei bekannte Gedichteſammlungen des Zeitgenoſſen Ovid („Liebſchaften“ und „Liebeskunſt“) verführeriſch genug widerſpiegeln. Kein Zeitgenoß Tibers, überhaupt keiner unſerer antiken Gewährsmänner weiß uns von Ausſchweifungen des jungen Prinzen zu melden. Dagegen war ſeines Lobes voll ein ſo klaſſiſcher Zeuge wie Horaz, wohl der feinſte Menſchenkenner, der uns im ganzen Bereiche der römiſchen Literatur begegnet. Wenn ſeine Beziehungen zum Hofe und insbeſondere zu ſeinem Wohlthäter, dem kaiſerlichen Miniſter Mäcenas, ihn zwangen, gelegentlich dicke und nicht ſehr wohlduftende Weihrauchswolken vor der Naſe des Auguſtus aufſteigen zu laſſen, ſo hat er ſich doch anderwärts, wie ſeine Satiren und Epiſteln beweiſen, die Freiheit des Urtheils und den Freimuth des Wortes durchaus bewahrt. In den zuletzt erwähnten ſeiner Werke hat er Beweiſe ſeiner Hochachtung für Tiberius niedergelegt, welche, fern von jeder Uebertreibung, ſchon durch die Einfachheit des Ausdrucks ihre Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bezeugen. An einer Stelle kennzeichnet er den Prinzen als mannhaft und bieder („fortem bonumque“), an einer andern nennt er ihn gut und ruhmreich („bonus clarusque“), an einer dritten preiſ't er ihn als den tapfern Beſieger der Armenier („Claudi virtute Neronis Armenius cecidit“).

Alſo war mit der Zeit in das Daſein Tibers mehr Sonnenſchein gekommen. Der hellſte Stral deſſelben kam aus ſeiner glücklichen Ehe mit der Tochter von des Auguſtus berühmtem General und Miniſter Agrippa aus deſſen erſter Ehe mit einer Tochter des als Cicero's

Freund bekannten Ritters Atticus. Dieſe Dame, Vipſania Agrippina, mit welcher der Prinz frühzeitig vermählt worden, nennt Sueton eine vortrefflich zu ihm paſſende Frau („bene convenientem"). Tiberius liebte ſie innig und dieſer Ehebund war einer der wenigen, der ſehr wenigen in Rom, welcher für die verſchiedenen daſelbſt aufgethanen „Läſterſchulen" kein Abhandlungsthema abgab. Vipſania hatte ihrem Gatten einen Sohn geboren, welchem er ſeinem Vater und ſeinem Bruder zu Ehren den Namen Druſus gegeben. Sie ging mit ihrem zweiten Kinde, als es dem Auguſtus beliebte, das Glück der Gatten brutal-gewaltſam zu vernichten.

3.

Ja, der Sonnenſchein im Leben des Tiberius hielt nicht lange vor. Schon zog eine dunkle Wolke nach der andern am Horizont herauf und bald war das ganze Firmament über dem Prinzen eine bleiſchwere Düſterniß.

Die dynaſtiſche Politik des alternden Kaiſers vernichtete unbedenklich das eheliche Glück und den häuslichen Frieden ſeines Stiefſohns. Auguſtus trachtete auf alle Weiſe, ſein Haus im Beſitze des Principats zu erhalten oder, nach unſerer Ausdrucksweiſe, ſeine Dynaſtie auf dem Throne zu befeſtigen. Hiergegen vermochte keinerlei andere Rückſicht aufzukommen. Nun hatte er aber keinen legitimen Sohn und alſo beruhten ſeine dynaſtiſchen Wünſche und Hoffnungen auf ſeiner einzigen legitimen Tochter Julia, welche ſeine erſte Gattin Scribonia ihm geboren hatte.

Die Prinzeſſin war ſchon zweimal verheiratet geweſen, erſt mit des Kaiſers Neffen Marcellus, dann nach deſſen Ableben mit dem General und Miniſter Agrippa, dem Schwiegervater des Tiberius. Julia ſtand in ihrem achtundzwanzigſten Jahre, als Agrippa ſtarb. Ob ſie, deren begehrliches Auge noch bei Lebzeiten ihres zweiten Mannes auf den „ſchönen" Tiber gefallen war, oder ob, wie ſtark zu vermuthen ſteht, die Auguſta Livia dem Auguſtus den Gedanken einer Heirat ihres Sohnes mit ihrer Stieftochter eingeblaſen habe, muß dahingeſtellt bleiben. Genug, der Kaiſer befahl ſeinem Stiefſohn, der zärtlich von dieſem geliebten Vipſania den Scheidebrief zuzuſtellen, und die Julia, welche von Tiberius verabſcheut wurde, zu heiraten. Widerſpruch war unmöglich und der Prinz fügte ſich in das Unvermeidliche. Vipſania ward verſtoßen und i. J. 10 v. Chr. hielt Tiber ſeine unſelige Zwangshochzeit mit der Tochter ſeines Stiefvaters.

Um zu wiſſen, was das heißen wollte, muß man ſich erinnern, wer und was die Julia war. Ein Weib nämlich, welches den trefflichen, ja geradezu großen Agrippa zum gehörnteſten aller Hörnerträger gemacht hatte, die auf dem Pflaſter von Rom herumgingen. Ja, des Auguſtus einzige Tochter müßte unbedingt das verrufenſte Weib ihrer Zeit genannt werden, ſo ihr Verruf etwas ſpäter nicht durch die Aufführung ihrer gleichnamigen Tochter, der jüngeren Julia, einigermaßen hintangedrängt worden wäre. Als Frau des Agrippa hatte ſie fünf Kinder geboren, die vom Auguſtus adoptirten Prinzen Gajus Cäſar, Lucius Cäſar und Agrippa Poſthumus, ſowie die Prinzeſſinnen Agrippina und Julia. Es ſchien alſo zur Fortpflanzung des juliſch-auguſtiſchen Hauſes genug Material vorhanden. Die

Mutter der genannten Prinzen und Prinzeſſinnen kümmerte ſich aber weder um dieſe, noch um die dynaſtiſchen Sorgen und Hoffnungen ihres Vaters. Sie lebte nur ihren Lüſten und führte ein Laſterleben, welches ſogar einem ſo ausgeſprochenen Höfling, wie der unter Tiberius dienende Stabsofficier Vellejus Paterculus, Verfaſſer eines Abriſſes römiſcher Geſchichte, einer war, Worte der Entrüſtung entriß. Er ſagt: „Des Auguſtus Tochter Julia, ganz und gar uneingedenk, was ſie einem ſolchen Vater und einem ſolchen Gatten (Agrippa) ſchuldete, überſprang in ihren Ausſchweifungen alle Schranken der Schamloſigkeit. Die Hoheit ihrer Stellung hat ſie zum Maßſtab ihrer Frechheit im Sündigen gemacht und alles für erlaubt gehalten, wonach ſie verlangte.“ Etwas ſpäter hat Seneca, der Lehrer des Kaiſers Nero, in einer ſeiner Schriften einen Auszug aus den amtlichen Unterſuchungs- und Anklageakten mitgetheilt, welche nach dem Fall der Prinzeſſin auf Befehl ihres Vaters gegen ſie aufgeſetzt worden waren. Es iſt daraus nur etwa dieſe Stelle mittheilbar: „Die verworfene Julia zählte ihre ehebrecheriſchen Buhler nach Dutzenden. Nachtſchlafender Weile durchzog ſie im ſchwärmenden Geleite ihrer Bakchanaliengenoſſen die Stadt und machte das Forum und daſelbſt die Rednerbühne, von welcher herab ihr Vater ſein gegen den Ehebruch gerichtetes Geſetz verkündet hatte, vorzugsweiſe zum Schauplatz ihrer Laſterhaftigkeit.“

Dieſes Weib zu ehelichen wurde Tiberius von ſeinem kaiſerlichen Stiefvater gezwungen, unter Beihilfe ſeiner eigenen Mutter Livia, deren Ehrgeiz ſich der Hoffnung, obzwar vorerſt nur einer ſehr nebelhaft unbeſtimmten Hoffnung ſich überließ, mittels der Heirat ihres Sohnes mit der einzigen Tochter ihres Gemahls könnte die

Thronnachfolge in ihr eigenes Geſchlecht gebracht werden. Sueton erzählt, daß der Prinz nur mit großer Herzbeklemmung („non sine magno angore animi") gehorſam ſich erwieſen habe, und ſetzt hinzu: „Die erzwungene Scheidung von der Vipſania ſchmerzte ihn tief und lange. Als er der Verſtoßenen einmal zufällig begegnete, ſah er ihr mit ſo ſtarren und thränenvollen Augen nach, daß man Vorſorge traf, ſie ihm fortan fernzuhalten." Es bedarf keiner betonten Hinweiſung, daß alles, was mit der Eheſcheidung und der neuen Eheſchließung Tibers zuſammenhing, wie ein ſcharfer und vergifteter Stachel in eine ohnehin zur Schwermuth geneigte Menſchenſeele ſich einbohren mußte. Der unglückliche, gerade in ſeinen beſten und zarteſten Gefühlen ſo roh verletzte Mann fügte ſich zuvörderſt, gewiß hauptſächlich um ſeiner Mutter willen, unter das ihm auferlegte Joch. Die übelzuſammengefügte Ehe mit der Julia währte jedoch — wie etwas vorgreifend gleich hier noch geſagt werden mag — nicht lange, wenigſtens thatſächlich nicht lange. Nachdem der Sohn, welchen ſie ihm geboren, bald nach der Geburt geſtorben, ſchied ſich der Prinz thatſächlich von der Zuchtloſen, wennſchon er es nicht wagte, dieſe Scheidung auch öffentlich und rechtskräftig zu machen.

Bevor es dazu gekommen, hatte den Tiberius von anderer Seite her ein ſchwerer Schlag getroffen. Er hatte, aus ſeinem dritten Feldzug in Pannonien zurückkehrend, im Herbſte des Jahres 8 v. Chr. in Pavia eine Zuſammenkunft mit dem Auguſtus und der Livia, als in die genannte Stadt die Nachricht gelangte, ſein Bruder Druſus, welcher das römiſche Heer in Germanien befehligte, ſei von einem lebensgefährlichen Unfall betroffen worden. Derſelbe hatte nämlich bei einem Sturz mit dem Pferde den Oberſchenkel gebrochen und lag auf den Tod, welcher dann auch nach dreißigtägigem Leiden eintrat. Tiber warf ſich in den Sattel, durcheilte, Tag und Nacht reitend und nur von einem Führer geleitet, die Alpenpäſſe, erreichte das jenſeits des Rheins aufgeſchlagene römiſche Lager und fand den zärtlich von ihm geliebten Bruder noch am Leben, aber doch ſchon rettungslos. Druſus hatte nur noch die Kraft, einen letzten Befehl zu geben, den Befehl, die Adler dem ankommenden Tiberius entgegenzutragen und denſelben als Feldherrn zu begrüßen. Dann ſtarb er in den Armen des Bruders, welcher den Todten in feierlichem Aufzug nach Italien und Rom geleitete, der Trauerpompa den ganzen Weg entlang zu Fuß voranſchreitend („pedibus toto itinere progrediens“), zum Zeichen ſeines Schmerzes und ſeiner Verehrung des Hingeſchiedenen, dem er auf dem Forum die Beſtattungsrede hielt.

Die Schmähſucht und der Verleumdungsklatſch ſind immer Merkmale grundverderbter Zeiten. Es kann dannzumal namentlich auch kein unvorhergeſehener Todesfall eintreten, ohne daß ſofort von Dolch oder Gift gemunkelt würde. Die Leute ſind eben geneigt, einander das Schlechteſte zuzutrauen, und haben ja Grund genug dazu. So gab denn der Tod des Druſus der römiſchen Geſellſchaft willkommene Veranlaſſung zu düſterem Gemunkel, welches ſich jedoch erſt ſpäter lautzumachen wagte. Die Müſſiggänger und Müſſiggängerinnen von Klaſchvettern und Verleumdungsbaſen, welche die Fora, die Spazierhallen, die Parke und Bäder unſicher machten, ziſchelten einander zu, der arme Prinz Druſus ſei von Geſinnung ein entſchiedener Republikaner geweſen und habe ſich ernſtlich mit dem Plane getragen, die römiſche Republik wiederherzuſtellen. Darum habe man ihn raſch mittels Giftes beiſeite geſchafft. Das wurde gierig gehört und gern geglaubt. Je abgeſchmackter, deſto glaubwürdiger. Die erlogene Schandthat wurde anfänglich dem Auguſtus zugeſchrieben, ſpäter dann dem Tiberius auf ſein Sündenregiſter geſetzt. Der ernſte Tacitus hat die ganz ſinnloſe Verleumdung keiner Erwähnung werthgehalten.

Den erledigten Heerbefehl in Germanien übertrug Auguſtus i. J. 7 v. Chr. ſeinem Stiefſohn, welcher bis zum Jahre 5 dieſe ſchwierige Feldherrnpflicht erfüllte. So löblich, daß ihm die Ehre eines Triumphes zuerkannt, er auch zum zweiten Conſulat berufen und endlich auf fünf Jahre mit der „tribuniciſchen Gewalt“ ausgeſtattet wurde. Die letztgenannte Würde war ſchon ein großer Schritt vorwärts zur Mitregentſchaft. Kaum nun hatte ihn die Triumphatorsbiga zum Jupiterstempel auf dem Kapitol emporgefahren, als er Rom ſchon wieder verlaſſen ſollte, um nach dem Morgenland zu gehen und in Meſopotamien und Armenien gegen die Parther das Generalkommando zu führen. Gerade jetzt aber trat in ſein Leben eine Kriſis, welche ihn aus allen Stellungen und Staatsgeſchäften hinauswarf und ihn für lange Jahre zu einem Verbannten machte.

4.

Beweggründe der peinlichſten und traurigſten Art beſtimmten ihn, ein Entſagender zu werden.

Er konnte es nicht mehr ertragen, für den Ehemann einer Julia zu gelten. Ihm mochte es vorkommen, als wieſe man, wo er ſtand und ging, mit Fingern auf ihn, als ſähe er überall das Spottlächeln und hörte allenthalben das Hohnziſcheln. Er fand nicht den Muth — und auch das kennzeichnet ſeine Stellung — ſeine verworfene Scheinfrau bei ihrem Vater anzuklagen, oder er mußte das ſeiner Mutter zu gefallen unterlaſſen. Aber er ertrug es nicht länger, den „Elephanten“ zu machen, will ſagen die Ausſchweifungen Julia's durch ſeine Anweſenheit zu decken, ja, eben durch ſeine bloße Scheinehemannſchaft den Schein auf ſich zu laden, als billigte er den Wandel des ſchamloſen Weibes. Dies war das eine Beſchwerniß. Das andere ergab ſich aus ſeiner fragwürdigen, ja wohl geradezu widerwärtigen Stellung in der kaiſerlichen Familie. Er war ja dannzumal noch nicht der Adoptivſohn des Kaiſers, ſondern eben nur der Stiefſohn und darum als ein bloßer Eindringling angeſehen. So ganz entſchieden vonſeiten der heranwachſenden Söhne der zweiten Ehe ſeiner verhaßten Scheinfrau, welche Prinzen, wie ſchon erwähnt, von ihrem Großvater förmlich adoptirt waren und die im Vollgefühl ihrer cäſariſchen Prinzlichkeit zugleich übermüthig und neidiſch auf den Stiefvater blickten.

Das alles vermochte Tiber nicht mehr auszuhalten. Er faßte deßhalb den raſchen und kühnen Entſchluß, das Netz, welches ihn einengte und zu erſticken drohte, zu zerreißen. Auch ſeine Mutter — und das wollte viel ſagen — war nicht imſtande, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen, obzwar ſie es ſicherlich nicht an den eindringlichſten Vorſtellungen fehlen ließ. Ihr mußte ja, was der Sohn thun wollte, als die Vernichtung ihrer ſtolzeſten Hoffnungen erſcheinen. Tiberius blieb feſt, legte alle ſeine Aemter und Würden nieder, verließ Rom, ſchiffte ſich nach Griechenland ein und nahm als freiwilliger Exulant ſeinen Wohnſitz auf der Inſel Rhodos, um, wie er ſagte, daſelbſt wiſſenſchaftlichen Studien und literariſchen Arbeiten zu leben. Dame oder Dirne Julia ließ er ſelbſtverſtändlich gern in der Hauptſtadt des Reiches zurück, ſehr gern, dagegen höchſt ungern ſeinen fünfjährigen Sohn Druſus. Auguſtus hatte ihm verboten, den Knaben mitzunehmen — ein ſchwerer Wermuthstropfen mehr in den ohnehin vollen Kelch ſeiner Bitterniſſe.

Die Inſel Rhodos war zu jener Zeit eine der Lieblingsſtätten helleniſcher Bildung und insbeſondere berühmt um ihrer philoſophiſchen und rhetoriſchen Lehranſtalten willen. Sieben volle Jahre, vom Jahre 5 v. Chr. bis zum Jahre 2 n. Chr., von ſeinem 36. bis in ſein 44. Lebensjahr, hat Tiberius daſelbſt gelebt. In der Zurückgezogenheit eines Privatmanns, allen öffentlichen Angelegenheiten durchaus fern, nur mit literariſchen Fragen und philoſophiſchen Problemen beſchäftigt. Die Klätſcher und Klätſcherinnen in Rom die wollten freilich wiſſen, er hätte in dieſer „verſtellten Zurückgezogenheit nur über ſeinem Groll, ſeiner Heuchelei und ſeinen heimlichen Lüſten gebrütet“. Allein Tacitus, welcher dieſes meldet, hat ſich doch gedrungen gefühlt, zu ſagen, daß es nur auf widerſpruchsvollem Gerede beruhte („rumoribus differebant“). Sueton ſeinerſeits bringt aus der rhodiſiſchen Zeit des Prinzen etliche liebenswürdige Züge von ihm bei. Mit den griechiſchen Poeten und Gelehrten der Inſel verkehrte er in anſpruchsloſer Weiſe und ahndete auch eine ihm gelegentlich zugefügte Beleidigung in mildeſter Art.

Vier Jahre ſeiner Selbſtverbannung waren herum, als ihm ein Schnellſegler den Beweis brachte, daß Gerechtigkeit unter Menſchen doch nicht gerade immer und überall ein bloßes Wort ſei, wie ſie es allerdings zumeiſt zu ſein pflegt. Die Prinzeſſin Julia war endlich zu Fall gekommen. Ihre Zuchtloſigkeit, verbunden mit einem unbändigen Hoch- und Uebermuth, hatte ſeit Tibers Entfernung jede Vor- und Rückſicht ſo ſehr hintangeſetzt, daß ihre gräuelhafte Lüderlichkeit zu einem öffentlichen Aergerniß ausgeſchlagen war, welches zu grell, zu ſchreiend war, um ihrem Vater Auguſtus noch länger verhohlen bleiben zu können. Der Kaiſer, nachdem er alles erfahren, war im höchſten Grade erſchüttert und beſchämt und man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Kaiſerin Livia es ſich nicht eben angelegen ſein ließ, ſeinen Grimm und Groll, ſeine Wehmuth und ſeine Wuth zu ſchwichtigen. Im Gegentheil, ja, wohl ganz im Gegentheil! Die einzige Tochter des Herrn der Welt zucht- und ſchamloſer als die ärgſte Gaſſendirne der Subura — (verrufenes Stadtviertel in Rom) — welch ein ungeheures Skandal! Auguſtus ſchämte ſich dermaßen, daß er ſich vierzehn Tage lang in ſein Kabinett verſchloß und ſelbſt vertrauteſten Höflingen keinen Zutritt verſtattete. Als er erfuhr, daß Phöbe, die Lieblingszofe Julia's, die Mitwiſſerin aller Sünden der Prinzeſſin, ſich erhängt habe, ſchrie er klagend auf: „Oh, warum iſt Phöbe nicht meine Tochter!“ Im erſten Zorn hatte er kraft altrömiſchen Vaterrechts die Sünderin eigenhändig tödten wollen. Mit Mühe davon abgebracht, ließ er der Gerechtigkeit den Lauf. Eine Unterſuchung ward angeordnet und als Ergebniß derſelben ein Anklagebericht an den Senat erſtattet. Ueber die Buhler der

Prinzeſſin, ſoweit ſich dieſelben, deren Zahl Legion hieß, ermitteln ließen, ward Tod oder Verbannung verhängt. Sie ſelbſt wurde als Gefangene nach der kleinen Felſeninſel Pandataria — jetzt Vandotene, eine der Ponzasinſeln unſern Neapel — gebracht, dort eingethürmt und in ſtrenger Haft gehalten, mit Auferlegung von allerlei Beſchwerden, auch mit gänzlicher Entziehung feiner Koſt und des Weins. Erſt nach Verfluß von fünf Jahren ließ der ergrimmte Vater ſich bewegen, der gerichteten Tochter ein weniger armſäliges Gefängniß anzuweiſen, die Stadt Rhegium. Wieder zu Gnaden angenommen hat er ſie nie.

Wenn jedoch Tiberius etwa des Glaubens war, die Kataſtrophe der Julia müßte ſofort eine günſtige Wendung ſeines eigenen Geſchickes herbeiführen, ſo täuſchte er ſich. Zwar ſeine Ehe mit dem verlorenen Weibe löſ'te der Kaiſer kraft väterlicher Gewalt, aber Tibers großmuthige brieſliche Fürbitten um eine Milderung von Julia's Strafe ließ er unbeachtet und ebenſo des Stiefſohns Wunſch, jetzt nach Rom zurückkehren zu dürfen. Auguſtus trug es ihm nach, daß er ſich ſelbſt verbannt hatte, und außerdem lag dem Kaiſer ſein älteſter Enkel Gajus Cäſar, welchen er ſehr liebhatte, in den Ohren, daß es beſſer, den Stiefvater zu laſſen, wo er war. Es bedurfte noch längerer Zeit, bis die Auguſta Livia ihren Herrn Gemahl ſoweit herumhatte, daß ihr Sohn — im achten Jahre ſeines Exils — die Erlaubniß erhielt, nach Italien und in die Reichshauptſtadt heimzukehren, und noch dazu nur unter der ausdrücklichen Bedingung, auf alle und jede Betheiligung an den Staatsgeſchäften zu verzichten und ganz und gar als Privatmann ſich zu halten und zu führen.

So kehrte denn Tiberius, in ſein fünfundvierzigſtes Lebensjahr eingetreten, nach Rom zurück, wo die Leute ihn ſchon ſo ziemlich vergeſſen hatten. Nachdem er, wie der Brauch es forderte, ſeinen jetzt vierzehnjährigen Sohn Druſus auf dem Forum dem Volke als Volljährigen vorgeſtellt hatte, überließ er dem Jüngling das früher von ihm, dem Vater, bewohnte Haus des Pompejus in den Carinen und zog ſich in eine in den Gärten des Mäcenas auf dem Eſquilin gelegene oder, ſo zu ſagen, verborgene Villa zurück, feſt entſchloſſen, die ihm auferlegte Rückkehrsbedingung ſtreng zu erfüllen. Darin beharrte er, wie es denn überhaupt als denkwürdig zu betonen iſt, daß dieſer Mann, welcher ſpäter den Despotismus zu einem Grauen erregenden Kunſtwerke geſtaltete, zu dieſer Zeit keineswegs nach Macht und Herrſchaft begierig ſchien. Ganz anders allerdings dachte hierin ſeine Mutter Livia, die fraglos in ihrer innerſten Seelenfalte den Wunſch barg, ihren Sohn dereinſt als Herrn der Welt zu ſehen.

Dazu war freilich zunächſt wenig oder gar keine Ausſicht. Allein binnen kurzem geſtalteten ſich die Verhältniſſe im auguſtiſchen Hauſe ſo, daß der geheime Gedanke der Auguſta als kein ſo hoffnungsloſer mehr erſchien.

5.

Aus den Periſtylien (Salons) der vornehmen Welt Roms ging das Geraune hervor, die tragiſchen Einbußen, welche die kaiſerliche Familie erlitt, ſeien vornehmlich auf die gewiſſenloſen Ränke der Kaiſerin Livia zurückzuführen. Beweiſe hierfür liegen keine vor, es wäre denn, daß man die bezüglichen Aufſtellungen und Behauptungen beim Tacitus und andern für beweiskräftig anſehen wollte. Die Livia brauchte auch gar nicht zur Giftphiole zu greifen, um die beiden älteren Enkel des Auguſtus, Gajus Cäſar und Lucius Cäſar, aus dem Wege zu ſchaffen. Dieſe Herren Prinzen ſorgten ja mittels ihrer von der Mutter überkommenen und eifrig bethätigten Lüderlichkeit ſchon dafür, ſich ſelber zu vergiften. In Feſthaltung der immerhin tröſtlichen Illuſion, daß es auf Erden ſo etwas wie Gerechtigkeit gebe, könnte man die ſchweren Schläge, welche den Auguſtus als Vater und Großvater trafen, weniger der Livia als vielmehr der Nemeſis zuſchreiben, von welcher man ſagt, daß ſie die Weltgeſchichte durchſchreite, um die Pläne und Hoffnungen der Octaviane, Philippe, Napoleone u. ſ. w. zunichte zu machen.

Kurz nach des Tiberius Heimkehr ſtarb, unterwegs nach Spanien, Lucius Cäſar zu Maſſilia (Marſeille) am 20. Auguſt des Jahres 2 n. Chr. und 18 Monate ſpäter verſchied Gajus Cäſar, auf der Rückreiſe aus Aſien nach Italien begriffen, zu Limyra in Lykien an durch eine empfangene Verwundung geſteigerter Entkräftung. Der Kaiſer verſuchte die Lücke, welche dieſe ihn höchſt ſchmerzlich ergreifenden Todesfälle geriſſen, einigermaßen auszufüllen dadurch, daß er ſeinen jüngſten Enkel, Agrippa Poſthumus, und zugleich ſeinen Stiefſohn Tiberius förmlich adoptirte. Das hatten die Beſtürmungen vonſeiten der Livia endlich doch zuwegegebracht, aber es war auch eine Staatsnothwendigkeit. Denn Auguſtus wußte recht gut, daß der rohe, bildungsloſe und halbtolle Junge, ſein Enkel Agrippa Poſthumus, ihm keine Hilfe und Stütze im Reichsregiment ſein könnte, daß dagegen Tiberius ihm das ſein würde. Darum begleitete er den feierlichen Akt der Adoption am 27. Juni des Jahres 4 n. Chr. in der Sitzung des Senats mit den Worten: „Ich ſchwöre, daß ich um des Staatswohls willen den Tiberius an Sohnesſtatt annehme.“ Etliche Jahre nachher ſah ſich der greiſe Kaiſer in die bittere Nothwendigkeit verſetzt, auch ſeine Enkelin und den letzten ihm gebliebenen Enkel als brandige Auswüchſe von ſeinem Daſein zu trennen. Die jüngere Julia, eifrig darauf aus, im Laſter ihre Mutter zu überbieten, wurde zur Buße dafür auf der Inſel Trimerus (Tremiti) an der apuliſchen Küſte eingethürmt. Agrippa Poſthumus, zu allem Rechten unfähig und unwillig, war ſchon mit 19 Jahren ein ſo brutaler Wüſtling, daß er durch ſein Gebaren die Würde des kaiſerlichen Hauſes in den Koth ſchleifte. Sein Großvater ließ ihn daher auf der Inſel Planaſia (Pianoſa) bei Elba gefangenſetzen, woſelbſt er ſpäter (14 n. Chr.) getödtet wurde, unentſchieden, ob noch einer Anordnung des Auguſtus gemäß oder einem Befehl des Tiberius zufolge.

So war für den Sohn der Livia die Bahn freigemacht. Aber ſchon jahrelang zuvor war das Verhältniß Tibers zu ſeinem Stiefvater ein beſſeres und traulicheres geworden. Die politiſchen und militäriſchen Fähigkeiten und Leiſtungen des Adoptivſohns mußten dem alten Kaiſer mehr und mehr nothwendig werden und ihm auch mehr und mehr Achtung abgewinnen. Tiberius verſtand es, ihm die ungeheure Bürde der Weltherrſchaft zu erleichtern, ohne doch die Eitelkeit und Eiferſucht zu verletzen, allwomit der Greis an dem

Beſitze dieſer Herrſchaft hing. Der Kaiſer machte ſich allmälig immer beſtimmter mit dem Gedanken vertraut, in ſeinem Stiefſohn ſeinen Nachfolger zu ſehen. Eine Reihe von Auszügen aus Briefen des Adoptivvaters an den Sohn, welche Sueton uns überliefert hat, zeigt klärlich, wie hoch Auguſtus den Tiberius werthete und, in ſeiner Art, auch liebte. Er wird da „Allerliebſter Tiber“ (jucundissime Tiberi) angeredet und ſeiner feldherrlichen Tapferkeit, Umſicht und Wachſamkeit halber gelobt. Mit Fug. Denn Tiberius war es ja, welcher mittels wiederholter Feldzüge in Germanien und Pannonien die in jenen Gegenden ſehr gefährdete Waffenehre und Macht Roms wiederherſtellte und zur Geltung brachte. Das gute Vernehmen zwiſchen Stiefvater und Adoptivſohn, welcher in den letzten Jahren des Auguſtus als anerkannter Mitregent daſtand, blieb ungetrübt bis zur Stunde, allwo zu Nola Tiberius die Zügel der Herrſchaft aus der im Tode erſtarrten Hand ſeines Vorgängers übernahm.

Wie war nun zu dieſer Zeit der Ruf des fünfundfünfzigjährigen Mannes? Tacitus antwortet: „Man muß ſeinen Wandel als Privatmann und ſein Verhalten als General unter Auguſtus vortrefflich nennen“ (egregium vita famaque, cet.). Aber in demſelben Athem deutet der römiſche Hiſtoriker an, dieſe Vortrefflichkeit ſei nur eine ſcheinbare und hinterliſtige geweſen, und ſpricht von erheuchelten Vorzügen („fingendis virtutibus“). Man muß ſich eben gefallen laſſen, daß beim Tacitus vieles unmotivirt und unvermittelt neben einander ſteht. Wie, bis zum fünfundfünfzigſten Lebensjahr, ja ſogar noch verſchiedene Jahre darüber hinaus — wie ſich aus dem Zuſammenhang der bezüglichen taciteiſchen Stelle ergibt — hätte Tiberius den Heuchler gemacht, um dann erſt die Maske der Verſtellung abzuthun? Nein unmöglich das! Wer ſo lange geheuchelt hat, kann gar nicht mehr aufhören, zu heucheln: die Heuchelei. iſt ihm zum Lebenselement, ja, zur Natur geworden.

Die hiſtoriſche Wahrhaftigkeit verlangt demnach gebieteriſch eine andere Erklärung der furchtbaren Veränderung, welche mit Tiberius, dem Kaiſer Tiberius vorging — übrigens nicht etwa plötzlich, ſondern nur ſehr allmälig. Eine unbefangene Prüfung und Werthung der uns zu Gebote ſtehenden Quellen dürfte zu dieſem Ergebniß führen: — Die Maſſe von Verbitterung oder, gerade herausgeſagt, von Galle, welche ſich von kindauf in Tiberius angehäuft hatte, mußte den phyſiſchen Organismus des Mannes ſo verſtimmen, daß infolge dieſer Verſtimmung auch eine pſychiſche Hypochondrie eintrat, welche mitunter geradezu eine ſtarke Färbung von Wahnſinn annahm. Solcher Wahnſinn — für welchen man ja die richtige Bezeichnung „Kaiſerwahnſinn" gefunden hat — mußte ſich dann um ſo ſchrecklicher geſtalten und äußern, als einestheils in dem Gedanken, der Herr der Welt zu ſein, etwas ſo Märchenhaftes, Verlockendes, Bezauberndes und Berauſchendes lag, daß auch ein ſolid gebautes Menſchengehirn davon wohl ſchwindelig und wirbelig werden konnte, und anderntheils fortgeſetzte ſchlimme Erfahrungen den Tiberius wohl an der Welt, an den Menſchen und an ſich ſelbſt irremachen und verzweifeln laſſen konnten.

6.

„In Rom — ſo ſchreibt Tacitus da, wo er Tibers Regierungsantritt erzählt — wetteiferten Conſuln, Senatoren und Ritter in der Knechtſchaffenheit (ruere in servitium). Je höheren Ranges, deſto gleißneriſcher und zudringlicher. Mit einſtudirter Miene, um ja keine Freude über den Tod des einen Fürſten und keine Betrübniß über des andern Gelangung zum Regiment ſehen zu laſſen, brachten ſie in niederträchtiger Huldigung Thränen, Lachen und Seufzer mit- und durcheinander vor.“

Hier iſt im Lapidarſtil angedeutet, warum Tiberius als Kaiſer wurde, werden mußte, was er geworden. Dieſe römiſche Sklavenbande bedurfte der Peitſche und küßte ſie.

Sueton ſeinerſeits meldet: „In der erſten Zeit ſeiner Regierung benahm er ſich ganz bürgerlich und faſt wie ein Privatmann (civilem admodum ac paullo minus quam privatum egit). Von den großen Ehrenbezeugungen, welche man ihm verſchwenderiſch darbot, nahm er nur wenige und beſcheidene an. Die Errichtung von Tempeln, die Stiftung von Prieſterſchaften ihm zu Ehren verbat er ſich entſchieden. Auch Standbilder ſollten ihm nur mit ſeiner ausdrücklichen Erlaubniß aufgerichtet werden. Die Titel Imperator und Auguſtus lehnte er ab.“ Dies wird durch das Zeugniß des Caſſius Dio beſtätigt, welcher angibt, Tiberius habe nur den Titel Princeps führen wollen in der Bedeutung eines Vorderſten, eines Fürſten, eines Erſten unter ſeinen Mitbürgern. Zu betonen iſt auch die Nachricht beim Sueton, daß der neue Kaiſer es verſchmäht habe, gegen ſolche, die ihn und die Seinigen beſchimpften und verleumdeten, gerichtliche Verfolgungen anſtrengen zu laſſen, und daß er bei ſolchen Veranlaſſungen die Aeußerung gethan: „In einem freien Staate müſſen Denkweiſe und Sprache frei ſein.“

Alles zuſammengenommen, wird man alſo ſagen dürfen, ſagen müſſen, daß die Anfänge von Tibers Regiment gut, würdig und löblich geweſen ſeien. Möglich, daß auch die Fortſetzung ſo geblieben, falls die Zeit eine andere war. Die ſämmtlichen auf uns herabgelangten Berichte ergeben als Summe, daß der Nachfolger des Auguſtus ſeine Regentenpflichten etwa in der Art und Weiſe faßte und zu erfüllen ſtrebte, wie viele Jahrhunderte ſpäter König Friedrich der Zweite und Kaiſer Joſef der Zweite ſie gefaßt und gefällt haben; nämlich ſo, daß er ſich als erſter Diener des Staates fühlte und bekannte. Keineswegs nur in Worten, ſondern vielmehr mittels ſeines ganzen Thuns und Waltens. Wäre der Begriff des modernen Konſtitutionalismus auf das römiſche Staatsweſen anwendbar, ſo könnte man verſucht ſein, den Tiberius einen konſtitutionellen Monarchen zu nennen. Wie er ſich im allgemeinen angelegen ſein ließ, der eingeriſſenen Knechtſeligkeit entgegenzuarbeiten, ſo bemühte er ſich im beſonderen, das tiefgeſunkene Anſehen des Senats wieder zu heben, namentlich dadurch, daß er ſich den Beſchlüſſen der „Verſammelten Väter“ unweigerlich fügte. Redlich und angeſtrengt arbeitete er für die Sicherung der Reichsgränzen und des römiſchen Machtbeſtandes, für eine gute Ordnung der Finanzen, für eine ehrliche Führung des Staatshaushalts, für die Handhabung einer unparteiſchen Rechtspflege, für die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, für die Beſchränkung des übermäßigen Luxus und für die Beſſerung der ſchlechten Sitten.

Aber trotz alledem und alledieſem hat der Kaiſer Tiber niemals das Gefühl der Liebe, ſondern allen Leuten nur die Empfindung ſcheuer Furcht eingeflößt. Tacitus hat das gewiß richtig aus der perſönlichen Erſcheinung des Fürſten erklärt, aus deſſen Mangel an verbindlichen Formen, aus ſeinem eckigen, ſchroffen, abſtoßenden Gebaren, das eben nur der entſprechende Ausdruck ſeiner düſteren Seelenſtimmung war. Es iſt dieſes Mannes Unglück geweſen, daß er nicht zu ſein vermochte, was ſein Vorfahr in ſo hohem Grade geweſen war, ein vollendeter Komödiant. Das Komödiantiſche unterhält und ergötzt ja die Leute, vorab müßige Weiber, welche letzteren allzeit, wie weltbekannt, bei Schaffung der ſogenannten öffentlichen Meinung nicht etwa nur einen, ſondern vielmehr alle zehn Finger, von der Zunge gar nicht zu reden, im Spiele haben. Tiberius verſchmähte es, den Gaukler, Wortſchaumſchläger und Süßholzraſpeler zu machen. Er gab ſich, wie er war, folglich als einen nichts weniger als liebenswürdigen Menſchen. Darum iſt er von Anfang an entſchieden unpopulär geweſen. Die Wucht ſeiner Unpopularität wirkte auf ihn wieder zurück, machte ihn von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde verſchloſſener und unzugänglicher, mißtrauiſcher und argwöhniſcher. Die Folge hiervon war eine finſtere Vereinſamung inmitten der Machtfülle und des Glanzes der Weltherrſchaft. Dieſe Vereinſamung mußte mehr und mehr ſeine krankhafte Verſtimmung und Verbitterung ſteigern, bis zuletzt, vollends ganz durchgiftet und durchſeucht durch entſetzliche Enttäuſchungen, das kranke Gemüth des Herrſchers in wilden Wahnſinn, in wüthende Verzweiflung ausbarſt.

Sueton und Tacitus ſtimmen darin überein, daß, obzwar Tiberius „mit der Zeit mehr und mehr den Fürſten herauskehrte, dennoch in ſeinem Weſen die Seite der Milde und der Fürſorge für das Gemeinwohl noch die vorherrſchende blieb“, und daß dieſe gute und glückliche Periode ſeiner Regierung neun Jahre gewährt habe, bis zum Tode ſeines einzigen Sohnes, des Kronprinzen Druſus, auf welchen der Vater die größten Hoffnungen geſetzt hatte und der i. J. 23 n. Chr. nach kurzer und ſcheinbar unbedeutender Krankheit wegſtarb. Allerdings vergiftet, wie acht Jahre ſpäter kundwurde, aber keineswegs durch den eigenen Vater, wie der dummboshafte Stadtklatſch munkelte. Selbſt Tacitus konnte nicht umhin, dieſe abſurde Verleumdung als ſolche zu brandmarken („Haec vulgo jactata prompte refutaveris“). Gewiß aber iſt dem Kaiſer nicht verhohlen geblieben, daß die hauptſtädtiſche Läſterſucht ihm ſelbſt das Abſcheulichſte, die Vergiftung des eigenen Sohnes, gewiſſenlos anlog, und wiederum auch dadurch mußte die Schneide der Menſchenverachtung und des Menſchenhaſſes tiefer in ſeine Seele gedrückt werden. Oftmals gab er dieſen Eindrücken grimmigen Ausdruck, indem er auf griechiſch ausrief: „Oh, über dieſes nach Knechtſchaft haſchende, nach Sklaverei gierige Menſchenpack!“ Wenn aber ein Imperator urbis et orbis, der Herr der römiſchen Welt einmal ſo weit war, in den Menſchen nur noch Sklaven zu erkennen, ſo hatte er auch nur noch wenige Schritte zu thun, um dort anzulangen, wo es ihm eine bittere Luſt, eine Wolluſt der Verzweiflung ſein mußte, auf dieſem „Pack“ recht hart und ſchwer herumzutreten.

Ein ſolches Gelüſte konnte in dem ergreiſ'ten Monarchen nur noch geſchärſt werden durch ſeine Beziehungen zum römiſchen Adel, welcher, wenn man es ſo ausdrücken darf, den Tiberius mit der einen Hand ſtreichelte und mit der andern kratzte. Die tiefe ſittliche Verſunkenheit der römiſchen Nobilität zu dieſer Zeit iſt ja allgemein bekannt. Dieſe Sippſchaft von adeligen Herren und Damen, dieſe ganze vornehme und feine Societas Roms hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit der feinen und vornehmen Société von Paris in den letzten Jahrzehnten vor der großen Revolution. Hier wie dort lebte der Adel ganz weſentlich von Mißbräuchen, hier wie dort ſuchte er von dem Monarchen mittels der niederzüchtigſten Schmeichelei Auszeichnungen, Begünſtigungen, Schenkungen und Gnadenerweiſe zu erſchwindeln und doch machte hier wie dort die Ariſtokratie im Geheimen Oppoſition gegen den öffentlich mit Kniebeugungen und Lobpſalmen beſchmeichelten Herrn und Gebieter und ſuchte ſich für ihre ſelbſtverſchuldete Erniedrigung durch die Ausheckung und Verbreitung der boshafteſten Lügen und giftigſten Verleumdungen ſchadlos zu halten.

Der einſame und düſtere Fürſt ſah und wußte das alles. Der Abſcheu, den ihm dieſer vornehm-ſüße Pöbel, dieſer betitelte Menſchenkehricht einflößte, wurde allmälig ein gränzenloſer. Eine logiſche Folge hiervon iſt geweſen, daß er ſein Vertrauen plebeiſchen Männern ſchenkte und ſolchen die wichtigſten Poſten im Staate anwies. Aber gerade hierin ſollte er die ſchrecklichſte Erfahrung ſeines an traurigen Erfahrungen ſo reichen Lebens machen, gerade da mußte er ſo ſchwarzen Undank, ſo grauenhaften Verrath ernten, daß davon der Ausbruch des tiberiſchen Tyrannenwahnſinns zweifelsohne datirt.

7.

Des Kaiſers erſter Günſtling, Vertrauter und Miniſter war Aelius Sejanus, ein Menſch von dunkler Herkunft aus der etruſkiſchen Stadt Vulſinii. Er führte amtlich den Titel Generalquartiermeiſter („praefectus praetorio") oder Gardegeneral. Bei ihm ſtand jedoch nicht nur der Oberbefehl über das Gardekorps und die ſämmtlichen in der Hauptſtadt und ihrer Umgebung ſtationirten Truppen, ſondern er war thatſächlich auch das, was wir unter einem Kriegsminiſter verſtehen. Noch mehr, er war der Sache nach Erſter Miniſter oder Reichskanzler, des Monarchen rechte und linke Hand in allem und jedem. Tiberius vertraute ihm unbedingt und ermüdete nimmer, ihn mit Würden und Reichthümern, Gnaden und Ehren zu überſchütten. Zuletzt ertheilte er ihm noch Amt und Titel eines „Gehilfen im Reichsregiment" (adjutoris imperii), alſo eines Mitregenten, und ſuchte ihn auch verwandtſchaftlich mit dem kaiſerlichen Hauſe zu verknüpfen, indem er ſeinen Großneffen vonſeiten ſeines Bruders Druſus mit einer Tochter Sejans verlobte.

Dies alles jedoch reichte nicht aus, des Emporkömmlings raſenden Ehrgeiz zu ſättigen. Sejan hatte kein niedrigeres Ziel in's Auge gefaßt, als ſich ſelber an den höchſten Platz zu ſchwingen, entweder den Kaiſer zu verdrängen, zu beſeitigen, oder wenigſtens alles vorzubereiten, um der Nachfolger deſſelben werden zu können. Höchſt talentvoll, außerordentlich gewandt, verſchlagen und erfahren, wie in allen Laſtern, ſo auch in allen

Liſten und Künſten der Zettelung und Nachſtellung Meiſter, vor keinem Verbrechen, aber auch vor gar keinem, ſo daſſelbe ihm zweckdienlich erſchien, zurückſchreckend, ſo konnte dieſer Menſch in dem Rom von dazumal ſich wohl mit der Hoffnung ſchmeicheln, ſein ungeheures Ziel zu erreichen.

Entſchloſſen und energiſch betrat er die gefährliche Bahn. Sein erſtes großes Unternehmen auf derſelben war, daß er die Livia, die Gemahlin des Kronprinzen, des einzigen Sohnes ſeines gütigen Gebieters, verführte und mit ihrer Beihilfe den Druſus mittels Giftes umbringen ließ. Dann ſann er darauf, andere Steine, welche hindernd auf ſeinem Wege lagen, ebenfalls zu beſeitigen. So die Prinzeſſin Agrippina, Witwe von Tibers verſtorbenem Neffen Germanicus, und ihre Söhne, auf welche nach der Vergiftung des Kronprinzen Druſus die Ausſicht auf die Thronnachfolge übergegangen war. Man blickt in einen Abgrund von Gräueln hinein, wenn man den Ränken und Tücken nachgeht, welche Sejan zur Förderung ſeines Planes anſpann und durchführte, Unzucht und Gift als Lieblingswerkzeuge handhabend, die Prinzeſſinnen verführend, um den Prinzen ſo oder ſo an's Leben kommen zu können.

Während dieſe auf das Verderben und die Ausrottung der geſammten kaiſerlichen Familien abzielenden Ruchloſigkeiten des allmächtigen Miniſters ihren Fortgang nahmen, hatte der alte Kaiſer, durch den Verluſt ſeines einzigen Sohnes tief erſchüttert, den lange erwogenen Entſchluß gefaßt, die ihm verhaßte Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich an einen ländlich-ſtillen, ſeiner Schwermuth mehr zuſagenden Aufenthaltsort zurückzuziehen. Er that ſo und ging i. J. 26 n. Chr. zunächſt nach Camvanien, von wo er aber bald nach der im Golf von Neapel wunderbar ſchön gelegenen Felſeninſel Capri überſiedelte. Alldort nahm er ſeine bleibende Reſidenz und erbaute nach und nach 12 Villen. Die Inſel, nur an einem einzigen, leicht zu überwachenden Punkte zugänglich, war mit ihrer Stille und mit ihrem milden Klima ſo recht gemacht zum Wohnort eines verdüſterten Greiſes, welcher dem Zudrange der Leute ſich entziehen und doch die Zügel der Herrſchaft nicht aus den Händen geben wollte. Man zeigt auf Capri noch jetzt die Trümmer vom „Palazzo" des „Timberio", wie der Kaiſer dort in der Volkserinnerung heißt. Auch geht auf der Inſel eine Sage um, welche an unſere deutſche vom Barbaroſſa im Kyffhäuſer gemahnt. Tief in dem Berge, auf welchem die Trümmer vom Palazzo des Timberio liegen, da ſitze der Kaiſer, eine Geſtalt von Bronze mit Augen von Diamant, auf einem rieſigen Roſſe von Erz.

Derweil ſchritt Sejan voran auf ſeiner verwegenen Laſter- und Frevelbahn. Schon konnte er wähnen, dem Ziele ganz nahe zu ſein. Senat und Volk Roms erſchöpften ſich in ſklavenhafter Kriecherei vor dem Miniſter. Standbilder wurden ihm errichtet, in überſchwänglichen Lobpreiſungen ſeine angeblich großen und mannigfachen Verdienſte um den römiſchen Staat anerkannt. Die Schmeichelei ließ gerade hier wieder einmal ſehen, in welche Tiefe die menſchliche Niederträchtigkeit hinabzuſteigen vermag. Die Augen ſeines Herrn und Gebieters ſchien Sejan vollſtändig verblendet, deſſen Ohren ganz und gar verſtopft zu haben.

Nun aber beging der vom Glücke über alle Maßen verhätſchelte, bis zum höchſten Grade des Größenwahns hinaufgeſchmeichelte Narr der Fortuna den groben Fehler, von der Seite des Kaiſers auf Capri weg und nach Rom zu gehen. Vermuthlich darum, weil er meinte, nur in der Hauptſtadt die letzte Hand an das vielverſchlungene Gewebe ſeiner Entwürfe legen zu können. Der Empfang, welchen er fand, mußte in dieſer Meinung ihn noch beſtärken. Denn Senat und Volk bewillkommten ihn, als wäre er ſchon der wirkliche und anerkannte Herrſcher. Und doch ſollte es mit ſeiner ganzen Herrlichkeit ſo raſch zu Ende gehen, daß wir verſtehen, wie Caſſius Dio mit Bezug auf dieſen Sturz ſagen mochte: „Ein Gott ſelbſt, welcher einen ſo baldigen und ſchrecklichen Umſchlag der Dinge geweiſſagt hätte, würde keinen Glauben bei den Menſchen gefunden haben.“

Nach Sejans Abreiſe von Capri hatte Tiberius ſeinen Großneffen den Prinzen Gajus, genannt Caligula, einen Enkel ſeines Bruders Druſus, als den muthmaßlichen Thronfolger nach der Inſel kommen laſſen. Dieſe gute Gelegenheit benützte die Großmutter Caligula's, die noch lebende Witwe des Druſus, Antonia, auf welche der Kaiſer allzeit großes Vertrauen geſetzt hatte, um brieflich ihrem Schwager über alle die Zettelungen, Ruchloſigkeiten und Pläne Sejans die Augen zu öffnen.

Die Wirkung dieſer Aufklärung war furchtbar. Der Günſtling, der Vertraute, welchen er aus dem Nichts zur höchſten Höhe emporgehoben, war der Verführer ſeiner Schwiegertochter, der Mörder ſeines einzigen Sohnes, der Verderber der kaiſerlichen Familie, ein Laſter- und Frevelbube, welcher augenſcheinlich auch nicht anſtehen würde, ſeinen Wohlthäter ſelber zu vernichten, ſobald das ihm zweckfördernd erſchiene!

Die ganze Flut von Grimm und Wuth, welche ſich ſeit lange, lange in der Bruſt des Kaiſers, zu deſſen

Verfinſterung auch der vor zwei Jahre zuvor erfolgte Tod ſeiner Mutter Livia nicht unweſentlich beigetragen, angeſammelt und aufgeſtaut hatte, brach jetzt aus und los. Der kranke Greis wurde ein blutlechzender Tiger. Ja, nur mit dem Gebaren eines Königstigers, welcher zum Todesſprung auf ſein Opfer ſich niederduckt, iſt das grauſenhaft liſtige Verfahren zu vergleichen, welches Tiber einſchlug, um den Verräther und Mörder Sejan zu umſtricken und zu vernichten. Am 18. Oktober des Jahres 31 n. Chr. fiel zu Rom der zerſchmetternde Blitzſtral. Der auf der Zenithhöhe ſeiner Macht und Sicherheit ſich wähnende Verräther ward plötzlich in offener Senatsſitzung angeklagt, verhaftet und noch an demſelben Tage hingerichtet. Damit aber nicht genug: ein ſo fürchterliches Strafgericht erging über Sejans ganzen Anhang, daß die Goſſen der Straßen Roms vom Blute dampften.

Fünfzig Jahre hernach hat Juvenal in der zehnten ſeiner Satiren jenen oktoberlichen Schreckenstag in ſeinem pathetiſch-draſtiſchen Kothurnſtil geſchildert und hat daraus achſelzuckend die freilich nicht neue Moral gezogen, daß der ſüße und der ſaure Pöbel („turba“) ſteigenden Glückspilzen allzeit den Hof mache, gefallene aber haſſe („sequitur fortunam ut semper et odit damnatos“).

Wie es dem Alten auf Capri zu Muthe geweſen, bezeugt einer ſeiner in jenen Tagen an den Senat gerichteten Briefe, an jener bekannten Stelle, allwo er den Verzweiflungsſchrei ausſtieß: „Was ich an euch ſchreiben ſoll, verſammelte Väter, oder wie ich ſchreiben ſoll oder ob ich dermalen gar nicht ſchreiben ſoll, mögen alle Götter und Göttinnen mich noch verderblicher treffen, als ich täglich mich getroffen fühle, wenn ich es weiß.“

Noch ſechs Jahre lang ſchleppte der Greis die Qual ſeines Daſeins weiter, augenſcheinlich von häufigen Anfällen von Irrſinn, ja von Tobſucht heimgeſucht. Trotzdem iſt von der gäng und gäben Ueberlieferung, Tiberius habe ſich alle dieſe Jahre hindurch auf ſeinem Inſelfels förmlich in teufliſch ausgetiftelten Grauſamkeiten oder abwechſelnd damit in natürlichen und unnatürlichen Lüſten gewälzt, bei näherem Zuſehen manches, vieles ſogar als offenbare Uebertreibung oder bare Verleumdung zu ſtreichen. Was insbeſondere die namenloſen Ausſchweifungen betrifft, welchen der Alte auf Capri ſich überlaſſen haben ſoll, ſo hätten die römiſchen Klatſchbaſen, welche derartiges verbreiteten, doch billig bedenken ſollen, daß man einem hoch in den Siebzigen ſtehenden Greiſe keine ſolche koloſſale Laſterfreude anlügen darf. Dagegen unterſteht es keinem Zweifel, daß Tiber in ſeinen letzten Jahren ſeiner gränzenloſen Menſchenverachtung den Ausdruck der vollendetſten und ſchonungsloſeſten Tyrannei gegeben hat. Er ſchien es darauf angelegt zu haben, ausfindig zu machen, was alles die Menſchen ſich bieten und gefallen ließen, wie weit ſie es in feiger Sklavenhaftigkeit bringen könnten, und wenn er wieder eine recht ſprechende Probe davon erhalten, dann hat er wohl, wie Caſſius Dio meldet, in dämoniſcher Schadenfreude ausgerufen: „Wann ich todt, mag die Welt im Feuer aufgehen!“ Daraus iſt, gelegentlich bemerkt, zu erſehen, daß das pompadour'ſche: „Nach uns die Sündflut!“ und das metternich-gentz'ſche: „Uns wird es wohl noch aushalten!“ nur Plagiate geweſen ſind.

Zu Anfang des Jahres 37 n. Chr. fühlte ſich der greiſe Tyrann plötzlich von jenem Drang, den Ort zu wechſeln, ergriffen, welcher ja Menſchen, über denen die Hand des Todes ſchwebt, häufig anfaßt. Er machte ſich von Capri nach dem Feſtland auf und reiſ'te nach Tuſculum, um daſelbſt, jedoch mit Vermeidung Roms, ſeine alte Schwägerin Antonia zu beſuchen. Auf der Rückfahrt nach ſeiner Inſel erkrankte er unterwegs, ließ ſich nach der am Vorgebirge Miſenum gelegenen Villa des Lucullus bringen und dort iſt er am 16. März genannten Jahres geſtorben, nicht, wie ſich widerſprechende Sagen wollten, eines gewaltſamen, ſondern eines natürlichen Todes. Achtzehn Jahrhunderte ſpäter hat ein deutſcher Dichter, Emanuel Geibel, den „Tod des Tiberius“ meiſterlich geſchildert. Das iſt wohl die bedeutendſte Aeußerung, welche die geſchichtliche Erſcheinung des Alten von Capri bislang der Poeſie abgewonnen hat. Das Trauerſpiel des däniſchen Dichters Hauch, obzwar nicht ohne Verdienſt, reicht an ſeinen Gegenſtand nicht hinan.

Und die Summe unſerer hiſtoriſchen Betrachtung?

Dieſe: — Tiberius trat auf als ein Vollſtrecker des Strafurtheils, welches die Weltgeſchichte als Weltgericht über das antike Weltalter und namentlich über das Römerthum geſprochen hatte. Immer zu Zeiten, wann die Menſchheit ſiech, die Geſellſchaft brandig und faulig geworden, kommt ſo ein ſtrupelfreier Aderlaſſer und Brenner daher, ſo ein dämoniſch kühner und rückſichtsloſer Arzt, deſſen einziges Recept lautet: Eiſen und Feuer!

II.

Caligula[*].

Gaii turbata mens et furiosa inconſtantia.
(Des Gajus Irrſinn und raſende Unſtätheit.)
Tacitus und Seneca.

1.

Im März des Jahres 37 der chriſtlichen Zeitrechnung zog auf der Straße von Miſenum nach Rom eine

---

[*] Verkleinerungswort von caliga, Soldatenſtiefel. Caligula bedeutet alſo Soldatenſtiefelchen. Der Sohn des Germanicus und der (älteren) Agrippina hat, wie jedermann weiß, dieſen Spitz- oder vielmehr Koſenamen in ſeiner Kindheit im Feldlager in Germanien von den Soldaten zugelegt bekommen, weil ſeine Mutter den Knaben kleine Soldatenſtiefel tragen ließ. Später war ihm aber die Benamſung Caligula ſehr unliebſam. Die alten Quellenſchriftſteller nennen ihn übrigens nicht Caligula, ſondern Gajus Cäſar. Der „Caligula“ in der Ueberſchrift von Suetons Biographie iſt ein ſpäterer Zuſatz. — Ich will gerade noch anmerken, daß die Quellen zur Geſchichte dieſes Kaiſers leider nicht ſo reichlich fließen, wie zu wünſchen wäre. Am empfindlichſten trifft uns, daß die Bücher 7—10 der „Annalen“ des Tacitus bekanntlich verloren gegangen. Davon waren zwei oder drei Bücher der Regierung des Gajus Cäſar ge-

Proceſſion einher, welche der fünfundzwanzigjährige Gajus Cäſar, genannt Caligula, führte und deren Mittelpunkt der Sarg des Tiberius bildete.

Der Zug glich weit mehr einer Triumphalpompa denn einem Beſtattungsgeleite. Die geräuſchvoll feſtlichen Sympathiebezeigungen, womit die Proceſſion den ganzen Weg entlang empfangen und begleitet wurde, galten nicht dem todten Kaiſer, ſondern dem lebenden, ſeinem Nachfolger. Bei Gelegenheit von Regierungswechſeln haben ja die Menſchen von jeher es geliebt, ihren thörichten Hoffnungen überſchwänglichen Ausdruck zu geben. Aus allen Ortſchaften von rechts und links ſtrömte das Volk ſcharenweiſe herbei, um den Weg Caligula's mit Blumen zu beſtreuen. Ihm zu Ehren dampften an der Straße errichtete Altäre von Weihrauchsopfern. Die Menge rief Heil und Segen auf ſein Haupt herab und überſchüttete ihn mit Schmeichelnamen wie „Püppchen“, „Bübchen“, „Pflegekindchen“, „Augapfel“.

Der Gefeierte benahm ſich dieſen Huldigungen gegenüber anſtändig und beſcheiden. Sein Gebaren ließ das Unvortheilhafte ſeiner Perſönlichkeit vergeſſen. Um ſo leichter, als die Vergleichung ſeiner Erſcheinung mit der des finſteren Einſiedlers von Capri doch immerhin ſehr zu ſeinen Gunſten ausfallen mußte.

---

widmet und wir dürfen kecklich annehmen, daß uns hier ein Bild deſſelben geboten war, wie es eben nur Tacitus zu malen vermochte. In Ermangelung dieſes Führers ſind wir auf Dion und Sueton angewieſen und zur Ergänzung derſelben auf die gelegentlichen Mittheilungen, Bemerkungen und Winke, die ſich in den taciteiſchen „Hiſtorien“, ſowie bei den beiden jüdiſchen Autoren Philo und Joſephus, endlich beim Seneca, dem älteren Plinius und anderen finden.

Als die erſte Botſchaft vom Tode des alten Tyrannen nach Rom gelangt war, hatte der ſtädtiſche Janhagel das Gebrüll erhoben: „In den Tiber mit dem Tiberius (Tiberium in Tiberim)!“ Davon war aber keine Rede mehr bei der Ankunft des Leichengeleites in der Hauptſtadt. Macro, der kommandirende General des Gardekorps, hatte in Verbindung mit der ſenatoriſchen Polizei dafür geſorgt, daß die Exequien deſſen, vor welchem noch ſo eben das römiſche Reich gezittert hatte, in aller Ordnung vonſtatten gingen. Caligula hielt „bitterlich weinend“ (cum plurimis lacrimis) ſeinem Großoheim auf dem Forum die Grabrede, in welcher er mehr vom Auguſtus und vom Germanicus als vom Tiberius ſprach und das römiſche Volk nicht ungeſchickt zu bekomplimentiren verſtand. Darauf wurde der todte Kaiſer unter Entfaltung großen Pompes nach dem Marsfeld getragen und auf den dort errichteten Scheiterhaufen gelegt. Mit der Verbringung der Aſche in das cäſariſche Mauſoleum war die Feierlichkeit zu Ende und hob das Regiment des Caligula an, welches ſchon nach wenigen Monaten den Römern ſehr fühlbar machte, daß „ſelten etwas Beſſeres nachkommt“.

Der neue Kaiſer vereinigte in ſich das Blut des juliſchen und des claudiſchen Geſchlechtes und leider hatte er zugleich mit dieſem Blute weit mehr die Verkehrtheiten und Laſter der Julier und der Claudier als ihre guten Eigenſchaften und Vorzüge überkommen. Insbeſondere vergeilte ſich in ihm der angeſtammte claudiſche Hochmuth raſch zu größenwahnwitzigem Dünkel und ſchlug zu ſo märchenhafter Ueberhebung aus, daß er nicht allein für einen Gott angeſehen ſein wollte, ſondern auch ſelber alles Ernſtes an ſeine Göttlichkeit glaubte. Er verdient daher als eins der merkwürdigſten Exemplare, welche jemals in dem rieſigen Narrenhauſe der ſogenannten Weltgeſchichte rumorten, unſere volle Aufmerkſamkeit. Auch in modernen Zeiten haben Völker die Regierung von notoriſchen Narren geduldet, aber Narren von ſolcher Raſerei wie Caligula, Nero und Elagabal hat doch nur das in Grund und Boden verderbte Römervolk ertragen. Nur aus dem rieſigen Sumpfe der kaiſerlichen Roma konnten ſolche Koloſſe von Upasbäumen aufſchießen.

Von den zwei Schweſtern des Octavius Auguſtus hatte die eine, Octavia, den Mittriumvir ihres Bruders, den Marcus Antonius, geheiratet und demſelben zwei Töchter geboren. Die jüngere, Antonia, war dem Prinzen Druſus, dem Bruder Tibers, vermählt worden und hatte zwei Söhnen das Leben gegeben, dem Volksliebling Germanicus und dem Halbtrottel Claudius, von welchem ſeine Mutter zu ſagen pflegte, er wäre „von der Natur nicht fertiggenäht, ſondern nur zu Faden geſchlagen“, und den ſein Oheim Auguſtus einen „Defekten“ an Leib und Seele, einen „Tropf“ und „Fex“ nannte — was alles jedoch den „nur zu Faden geſchlagenen“ nicht hinderte, eines Tages imperator urbis et orbis, ja ſogar der Gemahl der Valeria Meſſalina zu werden. Germanicus heiratete die kaiſerliche Prinzeſſin Agrippina, welche den großen Miniſter Agrippa zum Vater und des Auguſtus Tochter Julia zur Mutter hatte. Dieſe Agrippina, welche, um ſie von ihrer gleichnamigen Tochter, der Mutter Nero's, zu unterſcheiden, die ältere heißt, gebar ihrem Gemahl am 31. Auguſt des Jahres 12 zu Antium den Gajus Cäſar Caligula.

Die Erziehung des Prinzen war ſehr mangelhaft. Sein Vater nahm ihn mit in die Feldlager in Germanien und Syrien, ſtarb aber zu vorzeitig (i. J. 19), als daß er auf die Entwickelung des Sohnes hätte einwirken können. Der Knabe kam dann unter die ſchlaffe Zucht von Frauen: erſt ſeiner Mutter, hierauf, als dieſe beim Tiberius in Ungnade gefallen und ins Exil geſchickt war, ſeiner Urgroßmutter Livia und endlich, als dieſe geſtorben, ſeiner Großmutter Antonia. Im Jahre 32 rief ihn ſein Großoheim Tiber zu ſich nach Capri, wo er bis zum Ableben des Kaiſers zumeiſt verweilte, mit ſklaviſcher Unterthänigkeit in alle Tyrannenlaunen des düſteren Greiſes ſich fügend. Dieſer hielt nicht viel von dem Großneffen, ſondern ſehr wenig, und der Prinz hatte weder das Zeug noch den Willen, dieſe üble Meinung in eine beſſere umzuwandeln. Er war ein beſchränkter, aufgeblaſener Junge, dem die Vorſtellung von ſeiner Wichtigkeit ſchon frühzeitig zur fixen Idee geworden war, träge zum lernen, ſtumpf für alles Beſſere und Höhere, mit einem ſtarken Hang ſowohl zur Lüderlichkeit als zur Grauſamkeit behaftet, dabei einer Doſis jener gemeinen Schlauheit nicht entbehrend, welche ſich zu ducken, zu kriechen und zu heucheln verſteht, bis die Zeit gekommen, wo ſie ſtolziren, deſpotiſiren und bramarbaſiren darf. Der Urgrund von all ſeiner Verkehrtheit mag wohl in dem ererbten verderbten Blut zu ſuchen geweſen ſein. Er litt darum in Knabenjahren an einer ſchrecklichen Krankheit, der Fallſucht, und obzwar ſpäter ſeine Körperkräfte ſo zunahmen, daß er Anſtrengungen auszuhalten vermochte, ſo warf ihn maßloſe Ausſchweifung doch immer wieder in eine ſolche Schwäche zurück, daß er zeitweilig weder ſtehen noch gehen konnte und ſeine Gehirnnerven den Dienſt verſagten. Es iſt kennzeichnend, daß der Prinz ſchon auf Capri, ſobald das kalte

Auge des Großoheims nicht auf ihm ruhte, ſeinen ſchlechten Inſtinkten freien Lauf ließ. Seine Lieblingsſtätten waren Lupanarien, ſeine bevorzugten Geſellſchafter Komödianten, Schnurranten und Saltanten. Die Qualen Gefolterter oder Hinzurichtender mitanzuſehen, war eine ſeiner Freuden.

Beſchmeichler der Prinzenſchaft des jungen Menſchen haben ihn frühzeitig glauben gemacht, er wäre ein Genie. Die barocken Einfälle, die er mitunter hatte, wurden von ſeinen Schranzen als Proben höchſter Witzigkeit belacht und beklatſcht. So, wenn er ſeine Urgroßmutter Livia einen „Ulyſſes im Unterrock (Ulyssem stolatum)“ nannte. Der verderblichſte ſeiner Schmeichlerfreunde war aber der jüdiſche Prinz Herodes Agrippa, welcher als Exulant in Rom lebte und mittels maßloſer Verſchwendung die vornehme römiſche Jugend in alle Ueppigkeit und Laſterfülle orientaliſcher Höfe einweihte. Die größte Gefahr vonſeiten des Einfluſſes, den er auf Caligula übte, lag darin, daß er die enge Gehirnhöhle deſſelben mit der Wahnvorſtellung zu füllen ſuchte und wußte, ein orientaliſcher Monarch wäre etwas ganz Anderes, etwas unendlich viel Beſſeres und Erhabeneres als ein römiſcher Cäſar und Princeps, deſſen Macht ja durch die noch immer beſtehenden Formen und Formeln der Republik eingeſchränkt ſei. Ein orientaliſcher König der ſäße auf ſeinem Thron als der wirkliche und leibhafte Gott ſeiner Unterthanen, Herr über aller Gut und Leben, unumſchränkt, unfehlbar, allmächtig und allheilig. Einer derartigen Unterweiſung bedurfte es gerade noch, um den ſchwachen Kopf des Prinzen ſchwindelig und wirbelig zu machen.

Der alte Tiberus, welcher aller Verdüſterung ungeachtet bis zuletzt ein ſtarkes Bewußtſein ſeiner Herrſcherpflichten beſaß, erkannte zum voraus das Unheil, welches das Regiment ſeines Großneffen über den römiſchen Staat bringen könnte und würde. Deßhalb trug er ſich wiederholt mit dem Gedanken, den Caligula abthun zu laſſen. Er hätte auch wohl dieſen Gedanken zur That gemacht, wenn ſein doch immerhin lebhaftes dynaſtiſches Gefühl anderweitige Hoffnungen hätte hegen dürfen. Aber es ſah ja hinſichtlich der Thronnachfolge ſchlimm aus in der kaiſerlichen Familie. Des Kaiſers i. J. 19 geborener Enkel Tiberius Gemellus, Sohn des Druſus, ſtellte ſich ſo ſehr als Schwächling an Geiſt und Körper heraus, daß er kaum weniger Fer war als ſein Vetter Claudius. Der General Macro, Caligula's Militärgouverneur, welcher hoffen durfte, unter der Cäſarſchaft ſeines Zöglings die erſte Rolle im Staate zu ſpielen oder vielleicht gar die Entwürfe Sejans mit mehr Glück wieder aufnehmen zu können — Macro wußte ſeinen Gebieter zu überreden, daß Caligula nicht umgebracht werden dürfe, weil deſſen Daſein zur Sicherung der Thronnachfolge nothwendig ſei.

Für den General ſollte ein Tag kommen, welcher ihn ſeine hilf- und erfolgreiche Dazwiſchenkunſt bitter bereuen ließ. Der greiſe Kaiſer mag ſich den Beweisgründen ſeines Miniſters achſelzuckend gefügt haben und es iſt vielleicht geſtattet, anzunehmen, daß der grimmige Menſchenverächter bei dieſer Gelegenheit das grauſam ſchadenfrohe Wort habe fallen laſſen, ſein Großneffe Gajus „lebe zu ſeinem und aller Verderben“ und er, Tiberius, „erziehe im Caligula dem römiſchen Volk eine giftige Natter und dem Erdkreis einen Mordbrenner“ (se natricem populo romano, Phaëthontem orbi terrarum educare).

Er machte auch noch einen Verſuch, die Gewalt, welche er ſeinem Großneffen hinterlaſſen mußte, durch Theilung derſelben einigermaßen einzuſchränken. Denn er ſetzte ein Teſtament auf, kraft deſſen er den Principat und alle ſeine Beſitzthümer ſeinem Enkel Tiberius Gemellus und ſeinem Großneffen Gajus gemeinſam vererbte, und er ſorgte auch dafür, daß die Exiſtenz und der Inhalt dieſer ſeiner letzten Willensbeſtimmung in Rom bekannt wurde. Aber es half nichts. Macro erkannte zwar, das tiberiſche Teſtament ließe ſich, weil zum voraus bekanntgeworden, nicht beſeitigen. Aber er war entſchloſſen, einen Mitprincipat des jungen Tiberius nicht aufkommen zu laſſen, und ſetzte zu dieſem Zweck die bekannte Maſchinerie des „vernünftigen Volkswillens“ in Bewegung. Er brachte das Teſtament Tibers in der Sitzung des Senats vor, führte aber zugleich aus, dieſer letzte Wille des verſtorbenen Kaiſers beruhte auf der ganz unſtatthaften Vorausſetzung, daß ſein Enkel, bekanntermaßen ein unreifes, ſchwächliches, untaugliches Jüngelchen, zum Mitprinceps das Zeug hätte. Während er noch redete, brach der Janhagel als Sprachrohr der „vox populi vox dei“ in die Curie herein, brüllend, das römiſche Volk wolle den Sohn des Germanicus, nur den Sohn des Germanicus zum Cäſar und Princeps haben, und die „verſammelten Väter“ ſagten Ja und Amen dazu.

Das Teſtament des Einſiedlers von Capri wurde in den Papierkorb der Weltgeſchichte geworfen und Caligula war von Stund' an Alleinherrſcher.

2.

Das Gemälde, welches uns Sueton und Seneca von dem Nachfolger des Tiberius geliefert haben, iſt vielleicht mehr Zerr- als Ebenbild. So zurückſtoßend kann die Perſönlichkeit des neuen Kaiſers wohl nicht geweſen ſein. Wenigſtens nicht in der erſten Zeit ſeiner Herrſchaft, wo doch ſeine Erſcheinung und ſein Gebaren zu ſeiner unermeſſlichen Popularität auch etwas beitragen mußten. Wenn wir die allzu grellen Farben, welche die genannten Gewährsmänner angewandt haben, etwas abtönen, ſo gewinnen wir dieſes Bild: — Hochaufgeſchoſſen, war Caligula ganz ungewöhnlich breit von Schultern und dick von Leib („corpore enormi“). Zur Maſſenhaftigkeit des Oberkörpers ſtanden aber die dünnen Schenkel und Beine in einem kläglichen Mißverhältniß. Darum war ſein Gang, obzwar er auf ſehr langen und breiten Füßen lebte, ſchlotterig und ſchlenkerig. Die Haare waren ihm, etliche Borſten im Nacken ausgenommen, ſchon in Jünglingsjahren ausgegangen und dieſe Kahlheit machte die unſchöne Form ſeines Schädels noch auffallender. Das Antlitz mit ſeiner ſchmutzigen Bläſſe, mit den tiefliegenden und ſtarrblickenden Augen, mit dem harten und mürriſchen Ausdruck und mit der häufigen Muſkelnverzerrung, welche den Epileptiker verrieth, — dieſes Antlitz vermochte die Unebenheiten der Statur nicht auszugleichen. Kam nun, wie es der Fall war, zu allen dieſen Reizen noch eine heiſere, in den höheren Tönen kreiſchende Stimme, ſo muß die Liebe, welche das römiſche Volk dem Sohne des Germanicus entgegentrug, ſo recht blind geweſen ſein und taub obendrein. Aber wann und wo hätte die Liebe oder der Haß der urtheilsloſen Menge je nach Gründen gefragt? Zudem ſuchte ſich ja der neue Kaiſer dieſer ſelbigen Menge genehm und angenehm zu machen, indem er ſich bemühte, in ſeinem ganzen Thun und Laſſen jeder Zoll Pöbel zu ſein und, einen ſüddeutſch-mundartlichen Ausdruck zu gebrauchen, als ein gar „gemeiner" Herr ſich aufzuführen.

Die Verhältniſſe, unter welchen Caligula zur Herrſchaft gelangte, hätten kaum günſtiger ſein können, als ſie waren. Wir beſitzen eine Schilderung derſelben, die aus der Feder eines Zeitgenoſſen gefloſſen, aus der Feder des alexandriniſchen Juden Philo. Das iſt ein wahres Loblied auf die Regierung des Tiberius; denn nur der trefflichen Organiſation und ſtraffen Handhabung derſelben waren Zuſtände zu verdanken, wie Caligula ſie vorfand. „Das römiſche Reich," ſagt Philo, „war ruhig und gut verwaltet, wohlgeordnet und feſtgefügt in allen ſeinen Theilen. Nord und Süd, Oſt und Weſt, Grieche und Barbar, Soldat und Bürger waren mitſammen vereint im Genuß eines gemeinſamen Friedens und Behagens. Ueberall im Reiche war Ueberfluß an aufgeſparten Gold- und Silberſchätzen, an gemünztem oder künſtleriſch gearbeitetem Edelmetall. Eine gewaltige Streitmacht ſtand bereit, Fußvolk und Reiterei, Landheer und Flotte. Die finanziellen Hilfequellen floſſen in ununterbrochener Fülle. In allen Städten ſah man nichts als Altäre und von weißgekleideten und bekränzten Prieſtern dargebrachte Opfer, überall Feſtverſammlungen und Fröhlichkeiten, Pferde- und Wagenrennen, muſiſche Wettkämpfe und Vergnügungen aller Art. Der Reiche trat nicht den Armen, der Starke nicht den Schwachen, der Herr nicht den Sklaven, der Gläubiger nicht den Schuldner zu Boden. Denn die Unabhängigkeit jeder Bevölkerungsſchichte fand die ihr gebührende Achtung und, alles in allem genommen, konnte das von den Dichtern geprieſene ſaturniſche Zeitalter nicht mehr für märchenhaft, ſondern für in dieſer geſegneten Zeit zur Wirklichkeit geworden gelten.“

Solche Herrlichkeit dauerte von dem erſten Tage der Kaiſerſchaft Caligula's an noch ganze ſieben Monate, länger nicht. Gerade ſo lange nämlich währte es, bis die wildwahnwitzigen Züge des wahren Caligula die Maſke des gemachten, gekünſtelten und geheuchelten durchſchlugen.

Zuvörderſt gleißte die Maſke gar holdſelig. Der Mund des neuen Herrſchers trof von Honig. Er ſei nichts als das Kind und Mündelkind des Senats, ließ er ſich vernehmen; er ſei nur dazu da, die Mühen und Sorgen der Regierung mit den „Verſammelten Vätern“ zu theilen und er wolle in allem und jedem von ihrer erprobten Weisheit ſich leiten laſſen. Weiterhin, wie bemühend es für ihn ſei, der letzten Willensmeinung des verſtorbenen Kaiſers inbetreff des jungen Tiberius Gemellus leider nicht ſtattgeben zu können. Aber ſein theurer Vetter wäre eben noch viel zu zarten Alters, um die Bürde des Regiments mit ihm, Caligula, theilen zu können. Der theure Vetter hätte noch Vormünder, Lehrer und Leiter nöthig und er ſelbſt wollte ihm alles dieſes, ja geradezu Vater ſein. In der That, er war dem armen Jungen Vater, ſo ein Kater-Vater, welcher ſeine Sprößlinge vor lauter Liebe auffrißt.

Sinnloſe Verſchwendung verſchafft bekanntlich bei der Menge Kredit. Wer „es recht nobel gibt“ — gleichviel, woher die Mittel dazu kommen — der imponirt dem großen Haufen. Caligula erfuhr das auch und die Mittel zur Vergeudung hatte ihm ja ſein ſparſamer Vorgänger bereitgeſtellt, welcher einen Staatsſchatz von 500 Millionen Mark hinterließ, eine für dazumal, allwo es noch kein Papierſchwindelgeld gab, ungeheure Summe. Binnen ſehr kurzer Zeit wußte der „freigebige“ Gajus, der „großmüthige“ Gajus damit fertigzuwerden. Er warf das Geld mit vollen Händen aus, an die Gardeſoldaten und Legionäre, an die Beamten und Bürger, an die Vornehmen und Geringen, an Gemeinden und Perſonen, an alle Welt. „Welch ein Kaiſer! So einen müſſen wir haben! Heil dem Gajus Cäſar!“ jubelte das geſammte Bettelpack in der Hauptſtadt und in den Provinzen.

Und wie „liberal“ der neue Beſen kehrte, will ſagen der neue Kaiſer regierte! Er gab eine große Amneſtie: die Staatsgefängniſſe leerten ſich und die Verbannten kehrten aus dem Exil zurück. Das Geſchäft der Angeber und Falſchzeugen rentirte nicht mehr. Hätte es im damaligen Rom ſchon eine „Preſſe“ gegeben, ſo würde ſich Caligula auch als ein Freund der Preßfreiheit aufgeſpielt haben. Einſtweilen mußte er ſich damit begnügen, den Wiederverkauf verboten geweſener Schriften zu geſtatten. Weiterhin bemühte er ſich um die Sicherung der richterlichen Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit und wollte, daß die Bürger Einſicht in den Staatshaushalt bekämen, zu welchem Zwecke er die Veröffentlichung des Budget anordnete. Endlich that er ſich auch als Eiferer für gute Sitten auf, indem er notoriſche Laſterbuben und ihre gewiſſenloſen Helfershelfer und Werkzeuge aus der

Hauptſtadt verweiſen ließ. Seine eigenen Sitten freilich, die ließen nicht viel, aber alles zu wünſchen übrig. Seine Wüſtlingsnatur war zu brutal, um eine Verſchleierung ertragen zu können. Sein Verhältniß mit der Frau des Gardegenerals Macro, ſein überzärtliches Verhalten zu ſeinen drei Schweſtern, namentlich das zur Druſilla, der zweitälteſten derſelben, forderten die Kritik heraus. Aber ſie ſchwieg vorderhand. Einem ſo trefflichen, ſo liberalen Fürſten mußte man ſeine kleinen „Zerſtreutheiten“ nachſehen, ja ſogar ſeine großen. Als die Verordnung erging, daß der dem Kaiſer zu leiſtende Treueid der Unterthanen die Formel enthalten ſollte: „Ich ſelbſt und meine Kinder ſollen mir nicht theurer ſein als Gajus Cäſar und ſeine Schweſtern“ — wurde dieſer Senatsbeſchluß mit jauchzender Begeiſterung aufgenommen. Die verknechteten Römer hatten überhaupt, ein triviales, aber zutreffendes Wort zu gebrauchen, an dem „Soldatenſtiefelchen“ einen Affen gefreſſen. Während der drei erſten Monate ſeiner Herrſchaft wurden für ſeine Gelangung zum Principat den Göttern 160,000, ſage einhundertund ſechzigtauſend Dankopfer dargebracht.

Es iſt die Art bornirter und halbwiſſender Menſchen, ſich für ungemein geſcheid und zu allem geſchickt zu halten. Sie lieben es, ihre Unzulänglichkeit hinter einer lärmenden Vielgeſchäftigkeit zu verſtecken. So auch Caligula. Wenigſtens zwei volle Monate durch that er ſo, als ob er alles verſtände und alles allerhöchſteigenhändig anfaſſen, alles ſelber thun und machen wollte. Natürlich kam dabei nur „viel Lärm um nichts“ heraus oder, was noch ſchlimmer, eine bedenkliche Störung und Wirrung der Regierungsmaſchine. Der Regierungseifer des kaiſerlichen Konfuſionärs ließ auch bald nach und ſeine fahrige Unruhe warf ſich auf ein anderes Feld. Auf das der Luſtbarkeiten nämlich. Er machte ſich, ſo zu ſagen, zum Maitre de plaisir und Oberceremonienmeiſter des römiſchen Volkes. Er wollte, ſagte er, das goldene Zeitalter des Auguſtus zurückführen, eine Zeit allgemeiner Ergötzung und Freude, und er bot wirklich alles auf, Rom in eine Schlaraffei zu verwandeln. Wagenrennen, Thierhetzen und Fechterſpiele jagten ſich in den Cirken und Arenen, alles maſſenhaft, prunkvoll, rieſig verſchwenderiſch, und der Kaiſer ging ſeinen entzückten Unterthanen in gieriger Hingabe an maßloſe Genußſucht voran. Die Folgen kamen raſch. Eine furchtbare Vergemeinerung und Verwilderung riß ein. Unerhörtes geſchah: des kaiſerlichen Beifalls gewiß, erniedrigten ſich römiſche Senatoren zu Wagenlenkern im Cirkus und römiſche Ritter zu Gladiatoren in der Arena. Noch mehr, Caligula gab in ſeiner Schamloſigkeit den Römern das beiſpielloſe Schauſpiel, daß er unter der Leitung eines beliebten Komödianten öffentlich als Ballettänzer ſich ſehen und als Sänger ſich hören ließ. Ob er, wie die Sage ging, auch als Cirkuskutſcher und Gladiator aufgetreten ſei, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen.

Gewiß iſt dagegen, daß des taumelvollen Lotter- und Laſterlebens für ſeine Kräfte zu viel war. Er hatte ſeinen Muſkeln und Nerven mehr zugemuthet, als ſie auszuhalten vermochten. Er verlor den Appetit und aus dem kargen Schlaf, den er finden konnte („incitibatur insomnia maxime“), wurde er durch grauſige Traumgeſichte aufgeſchreckt. Dann ſprang er vom Lager auf und ſchwankte oder ſtürmte wie in Fieberdelirien durch die Hallen des Palaſtes, mit den dräuenden

Schattengeſtalten ringend, welche ſeine kranke Phantaſie ihm vorgaukelte, und angſtvoll nach dem erſten Tagesſchimmer rufend.

Im achten Monat ſeiner Kaiſerſchaft brach er zuſammen und fiel in lebensgefährliche Krankheit. Da kamen ſeine Beliebtheit und die Knechtſchaffenheit ſeiner Unterthanen draſtiſch zum Vorſchein. In der Hauptſtadt, wie in den Provinzen, waren Sorge und Traurigkeit geradezu gränzenlos. Bei Tag und Nacht umlagerte eine Volksmenge das Palatium, ängſtlich harrend und theilnahmevoll dem Zuſtande des Kranken nachfragend. Und dabei blieb es nicht. Die Römer waren bekanntlich von jeher ſtark in der Leiſtung von Gelöbniſſen aller Art und jetzt fanden ſich Leute, welche gelobten, ihr Leben für das des Kaiſers zu laſſen. Ein gewiſſer Afranius Potitus gab bekannt, daß er das Gelübde gethan, ſein Leben zu opfern, wenn Gajus Cäſar geneſen würde, und ein ſicherer Atanius Secundus that das Gelöbniß, für die Geneſung des Kranken in die Arena hinabzuſteigen und als Gladiator auf Leben und Tod zu kämpfen. Der wiedergeneſene Caligula hat das, falls dem Sueton (Cal. 27) zu glauben iſt, ernſthaft genommen und die beiden unterthänigen Gelober gezwungen, ihr Gelübde zu erfüllen. Das ſieht freilich wie ein ſpäter erfundener „Witz“ aus; aber ſo ein Witz war dem Caligula ſchon zuzutrauen.

3.

Als Lotterbube und Halbnarr war er auf's Krankenlager geſunken, als Ganznarr und Tyrann der ſchlimmſten Art erhob er ſich von demſelben. Aus dem Genußfex war ein Blutfex geworden, ohne daß er aufgehört hätte, ein Schlemmer, Vergeuder und Wüſtling zu ſein. **Was er als ſolcher verbrach, darüber mag hier der Schleier des Schweigens gebreitet ſein.** Auch über das Aergerniß ſeiner Heiraten und Scheidungen und es genüge, anzugeben, daß er vier Gemahlinnen hatte: Junia Claudilla, Livia Oreſtilla, Lollia Paulina und Milonia Cäſonia. Die letztgenannte hielt ihn aus, überlebte ihn jedoch kaum um eine Stunde.

Auch ſo, wie der Kaiſer nach ſeiner Krankheit ſich aufführte, blieb er noch lange der Volksliebling. Die Völker haben ja, wie bekannt, ſtets mehr auf ihre Quäler als auf ihre Wohlthäter gehalten. Dieſe mußten allzeit froh ſein, wenn ſie unverhungert, ungeſteinigt und ungekreuzigt davonkamen. Jene aber wurden beſchmeichelt, bejubelt, vergöttert, namentlich dann, wann ſie es nicht verſchmähten, mit der unverſtändigen Menge ſich recht „gemeinzumachen“. Caligula machte ſich erzgemein. Verrufenes Pack männlicher und weiblicher Sorte war ſein liebſter Umgang. In der Geſellſchaft von Stallknechten und Wagenlenkern verbrachte er Tage und mitunter auch Nächte. Seine Leidenſchaft für die Cirkusſpiele war toll. Bei einem ſeiner tobenden Bakchanale machte er einem Cirkuskutſcher, Eutychus, welcher im Wettfahren die grüne Farbe — die Parteien des Amphitheaters waren die grüne, die blaue, die rothe und die weiße — ſiegen gemacht, das koloſſale Geſchenk von 2 Millionen Seſterzien, weil er, Caligula, zu den „Grünen“ ſich hielt. Seinem Lieblingsrenner Heißſporn („Incitatus“) erbaute er einen eigenen Palaſt, gab ihm einen förmlichen Hofſtaat, Purpurdecken, Halsbänder mit Juwelenſchmuck und Krippen von Elfenbein. Er ſoll auch beabſichtigt haben, dieſen Gaul zum Conſul ernennen zu laſſen, und das Bieſt wäre am Ende aller Enden nicht der ſchlechteſte Conſul geweſen, welchen die „ſtolzen“ Römer ſich gefallen ließen.

Caligula's Cäſarenwahnwitz wechſelte zwiſchen den Erſcheinungsformen des ſogenannten Verfolgungswahns und des ſogeheißenen Größewahns.

In Stunden des Beſeſſenſeins von jenem gab er den ihm angeſtammten Treiben wildeſter Grauſamkeit freien Lauf. Dann war das Morden ihm Wolluſt und in der Raſerei derſelben ließ er auch die Rückſichtsnahme auf die Volksgunſt gänzlich außeracht. So, wenn er, wildgemacht durch den Anblick des ſtrömenden Blutes, bei einem Thierkampfſpiel, als die Anzahl der den wilden Beſtien vorgeworfenen Verbrecher ihm unzureichend ſchien, plötzlich eine Anzahl von Zuſchauern hinter den Schranken hervorzerren und die Unglücklichen den Löwen preisgeben ließ. Er quälte ſein krankes Gehirn ab, raffinirte Marter- und Hinrichtungsarten zu erſinnen, und kann in dieſer Beziehung für ein Vorbild Iwans des Schrecklichen gelten, jenes beiſpielloſen Scheuſals von moſkowitiſchem Zaren. Mit dieſem hatte er auch gemein, daß er es liebte, ſeine Gräuelthaten mit rohen Späſſen zu würzen und ſeine Opfer zu verhöhnen, bevor er ſie ſchlachtete. Er pflegte ſich ſeine „Gefühlloſigkeit“ als höchſten Vorzug anzurechnen, und als ihm ſeine Großmutter Antonia einmal gerade dieſer grauſamen Fühlloſigkeit halber Vorſtellungen zu machen wagte, ſagte er barſch: „Vergiß nicht, daß mir alles gegen alle zu thun erlaubt iſt.“

Man ſieht, die Unterweiſungen des jüdiſchen Prinzen Herodes Agrippa hatten beim Caligula, welcher dafür ſeinen Präceptor mit Land und Leuten in Paläſtina ausſtattete, ganz prächtig angeſchlagen. Der Sultan war fertig. Der Allmachtstaumel war tobſüchtig geworden.

Das erſte Opfer von des Kaiſers Verfolgungswahn war ſein junger Vetter Tiberius Gemellus. Der Prinz war doch immerhin der Enkel des Tiberius und konnte ſich einmal — wer weiß? — als Prätendent aufſpielen wollen, alſo möglicherweiſe gefährlich werden. Schlußfolgerung aus dieſer Vorausſetzung: „Weg mit ihm! Einer meiner Gardehauptleute ſoll das in aller Geſchwindigkeit und Stille beſorgen.“ Und ſo geſchah es. Wozu der Lärm einer gerichtlichen Unterſuchung? Der dazu kommandirte Centurio vollzog ſeine Ordre und der arme Gemellus büßte ſein ſchemenhaftes Daſein ein, ohne daß ſeine Ermordung etwas anderes als ein halb mitleidiges halb verachtungsvolles Achſelzucken erregt hätte.

Mehr Aufſehen, großes ſogar, machte es, als Caligula dazu verſchritt, den Gardegeneral Macro und deſſen Gemahlin Ennia zum Orkus hinabzuſenden. Die Frau Generalin, welcher er in zärtlicher Stunde verſprochen hatte, ſie zur Kaiſerin zu machen, war ihm verleidet und dem Herrn General konnte er die rieſige Summe von Dank, welche er ihm ſchuldete, nicht verzeihen. Zudem wagte es Macro, welcher ein tüchtiger Soldat und ein fähiger Politiker war, den Kaiſer mitunter an die demſelben geleiſteten Dienſte zu erinnern, wie nicht minder, ihn mit Vorſtellungen inbetreff kaiſerlicher Herrſcherwürde und kaiſerlicher Herrſcherpflichten zu langweilen. Solche Vermeſſenheit bewies denn doch klärlich, daß der General ein höchſt gefährlicher Menſch war, der ſehr wahrſcheinlich mit Verſchwörungsplänen ſich trug. Alſo hinab mit ihm zur Unterwelt und die aufdringliche Frau Ennia, welche unſere kaiſerliche Majeſtät an angebliche Verſprechungen zu mahnen ſich erdreiſtet, ſoll ihm auf dem Wege dahin Geſellſchaft leiſten!

Mit dem Bluttrinken ſteigerte ſich der caligula'ſche Blutdurſt. Nach Macro und ſeiner Frau kam die Reihe des „Expedirtwerdens“ an den hochangeſehenen Marcus Junius Silanus, deſſen Tochter Junia Claudilla die erſte Gemahlin des Kaiſers geweſen war. Dieſe Schwiegervaterſchaft ſchützte den alten Herrn nicht vor dem Befehl, ſich mit einem Raſirmeſſer den Hals abzuſchneiden, weil er ſeinen kaiſerlichen Schwiegerſohn, „als dieſer bei ſtürmiſcher See zu Schiffe ging, nicht habe begleiten wollen, offenbar in der Abſicht, ſich, ſo dem Kaiſer im Sturme ein Unglück zuſtieße, der Herrſchaft zu bemächtigen“. Nun folgten einander die Hinrichtungen um ſo zahlreicher und raſcher, als mit denſelben die höchſt einträglichen Konfiſkationen des Vermögens der Hingeſchlachteten verbunden waren und der Wegfall gerichtlicher Weitläufigkeiten das lohnende Mordgeſchäft ſo höchſt bequem erſcheinen ließ. Reich zu ſein, wurde ein Verbrechen in dem immer raſcher ſich vergrößernden Maß, in welchem die raſende Verſchwendung des Kaiſers ſein Geldbedürfniß unerſättlicher machte. Die „ſtolzen“ Römer ließen dieſe Raubmördereien über ſich ergehen, ohne zu muckſen.

Mitten in ſeiner blutigen Finanzerei traf nun den Wütherich ein Schlag, welcher den kaiſerlichen Narren zu neuen Tollheiten ſtachelte. Seine Lieblingsſchweſter und Liebſte Druſilla erkrankte und ſtarb. Der Kaiſer wurde toll darob. Er befahl nicht nur, der Todten eine Beſtattungsfeier von beiſpielloſer Pracht zu rüſten, ſondern verordnete zum Zeichen allgemeiner Landestrauer einen vollſtändigen Gerichts- und Geſchäftsſtillſtand, während deſſen es als ein todeswürdiges Verbrechen angeſehen und beſtraft werden ſollte, ſo jemand lachte, badete oder Familientafel hielte. Dann verbarg er ſich in der Einſamkeit ſeiner Villa zu Albano, in allerhand Kindereien Zerſtreuung ſuchend, brach plötzlich von dort auf, durcheilte wie im Fluge Campanien, fuhr von dort hinüber nach Syrakus und kehrte ſtracks nach Rom zurück. Hier erklärte er die Trauerzeit für geſchloſſen befahl aber dem Senat, für die allerhöchſtſelige Truſilla göttliche Ehren einzuſetzen. Hören und gehorchen war für dieſe Verſammlung von Lakaien daſſelbe. Einer der Herren Senatoren Livius Geminus hieß der Wackere that ſogar noch ein übriges in der Niedertracht. Er leiſtete aus freier Hand einen feierlichen Eid, daß er mit ſeinen eigenen Augen die allerhöchſtſelige Druſilla gen Himmel fahren geſehen habe. Ein Senatsſchluß erging, Druſilla ſollte im Himmel Panthea, die Allgöttin, heißen und es ſollte ihr ein Tempel gebaut werden; ein goldenes Standbild der neuen Göttin ſei in der Senatscurie, ein zweites von gleicher Art im Tempel der Venus aufzuſtellen, denn ſie ſollte der gleichen Verehrung genießen wie dieſe Tochter Jupiters. Darum ſollten die römiſchen Frauen fortan nur noch bei der Panthea ſchwören. Der Kaiſer ſelbſt ſchwur von jetzt an nur noch bei der Gottheit Druſilla („per numen Drusillae“). In das Finale dieſer ekelhaften Poſſe miſchte Caligula eine Doſis brutalen Humors, indem er dekretirte, von Stund an ſei jeder zu beſtrafen, wer noch über den Tod der Druſilla traure; denn freuen müſſe man ſich vielmehr darüber, maßen ſie ja dadurch eine Göttin geworden. Sind wir aber berechtigt, über dieſe ganze Druſilla-Poſſe ſpöttiſch zu lachen oder gar uns darüber zu ärgern? Kaum. Wir haben ja den „armen blinden Heiden“ neben verſchiedenen anderen Narrheiten bekanntlich auch ihre Vergottungsmanie nachgepfuſcht. Alles kehrt wieder im Daſein der Menſchheit, zumeiſt aber nicht das Geſcheide, ſondern nur das Dumme, Dummere, Dummſte.

Die Bereitwilligkeit, ja Beeiferung, womit Senat und Volk den Druſilla-Cult angenommen hatten, forderte zu weiteren Leiſtungen in dieſer Richtung auf. War es doch allzeit und überall die Knechtſchaffenheit der Völker, was den Deſpotismus zur Veranſtaltung ſeiner Orgien ermuthigte, und nur auf der Baſis des Sklavenſinns der Menſchen vermag ſich ein Schwindelbau der Tyrannei zu erheben. Das Rom, welches einen Narren von Deſpoten wie Caligula ertrug, verdiente ihn.

Wenn ich — ſo mochte der Kaiſer kalkuliren — im Handumdrehen aus der theuren Druſilla eine Göttin und die Leute an dieſe Gottheit glauben machen konnte, warum ſollte ich nicht mich ſelber zu einem Gott machen können?

Gedacht, gethan. Hätte es dazumal einen ſhakeſpeare'ſchen Polonius in Rom gegeben, ſo würde er wohl auch in dieſem Wahnſinn „Methode“ gefunden haben („Though this be madness, yet there's method in it“). Denn, in Wahrheit, der caligula'ſche Größewahn ging ſchrittweiſe und, ſo zu ſagen, logiſch vor: zuerſt erhob er ſich in ſeiner Einbildung über alle andern Menſchen, dann machte er ſich zum Halbgott und von dieſem ließ er ſich zum Ganzgott vorrücken. Beim Alerandriner Philo finden wir dieſen Narrenlauf in aufſteigender Linie in ſeinen Anfängen ſo angegeben: „Seine, Caligula's, ihm von der Natur überwieſene Aufgabe und Beſtimmung ſei die Obhut über die Menſchen. Wie nun aber der Geißhirt kein Geißbock, der Rinderhirt kein Stier, der Schafhirt kein Widder ſei, ſondern ein Weſen höherer Ordnung, ſo ſtehe auch er, der Imperator urbis et orbis, der Herr der Welt, ſeiner Weſenheit nach hoch über den Menſchen." Die Praktik dieſer Theorie war, daß er ſich den größten und beſten Kaiſer („Caesarem optimum maximum") nannte und die „ſtolzen" Römer, ohne alle Rückſicht auf Stand und Rang derſelben, wie eine Heerde von Ziegen, Rindern und Schafen behandelte. Mit Vorliebe that er den Vornehmen, den Herren ſenatoriſchen und conſulariſchen Ranges, an, was von Demüthigungen nur immer auszuſinnen war. Wir wurden an den Uebermuth Napoleons erinnert, welcher Rheinbundsfürſten neben ſeinem Wagenſchlag hergaloppiren ließ, wenn wir hören, daß Caligula römiſche Senatoren zwang, in ihren ſchweren Togen neben ſeinem Wagen herzurennen. Alle die grauſamen Tollheiten und mörderiſchen Späſſe aufzuzählen, welche er als „Völkerhirt" verübte, müßte Langeweile und Ekel erregen.

Er fand es jetzt an der Zeit, der eigentlichen Vergottungsprocedur Raum zu geben, und ſpielte ſich zuvörderſt als Halbgott Hercules auf. Dann legte er ſich den Namen und die Attribute des Bakchus und weiterhin die des Apollo bei. Schließlich fand er, daß damit ſeiner Göttlichkeit noch immer kein rechtes Genügen gethan wäre, und ließ die Erklärung ausgehen, er ſei der höchſte römiſche Nationalgott, nämlich der Jupiter Latiaris, und folglich an Rang dem Jupiter Capitolinus, mit deſſen Standbild Zwieſprache zu halten er ſich den Anſchein gab, durchaus ebenbürtig und gleichſtehend. Er erbaute ſeiner Gottheit einen prächtigen Tempel, in welchem als Prieſter amten zu dürfen, für Römer der adeligſten Geſchlechter eine eifrig geſuchte Ehre war. In der Cella dieſes Tempels ſtand ſeine aus Gold gegoſſene Porträtſtatue, welche täglich mit einem dem ſeinigen ganz gleichen Anzuge bekleidet wurde und vor welcher täglich Flamingos, Pfauen, Faſanen, Perlhühner und andere koſtbare Vögelarten als Opfer fielen. Dem Gotte ziemte auch eine Göttin zur Gemahlin. Daher lud der „Jupiter Latiaris“ in Vollmondnächten die Selene-Luna zum Ehebündniß ein.

Der Senat, Rom und die Provinzen fügten ſich dem Willen und Befehl des tollen Tyrannen, daß ſein Jupitersſtandbild in allen Tempeln aufgeſtellt werde, und daß die Anbetung ſeiner Göttlichkeit vor den Culten aller andern Götter den Vorrang haben müßte. Nur ein Volk unter allen im römiſchen Reiche gab es, welches den ehrenwerthen Muth hatte, dieſer wahnwitzigen Ueberhebung ſich nicht fügen zu wollen: das jüdiſche. Den Juden, deren ſtrenger Monotheismus und Spiritualismus nicht einmal eine bildliche Darſtellung ihres Nationalgottes Jahve duldete, mußte die Vergötzung eines Menſchen und die Aufſtellung von Standbildern des Vergötzten in ihren Synagogen der Gräuel aller Gräuel ſein. Ueberall, wo ſie in größerer Zahl niedergelaſſen waren, erklärten ſie kühn und entſchieden, der Vollziehung des bezüglichen Senatsſchluſſes Widerſtand entgegenſtellen zu wollen. Und ſie thaten ſo, wo immer ſie es vermochten. Namentlich in Alexandria, in welcher Welthandelsſtadt ſie ja ein Drittel der Bevölkerung bildeten. Ihr mannhafter Widerſtand gegen den befohlenen Blödſinn führte zu einem heftigen Tumult und blutigen Straßenkampf, wodurch die Juden allerdings beſiegt, aber doch nicht zur Idololatrie bekehrt wurden. Als für ihre Volksgenoſſen in Judäa ſelbſt ſowohl als für die überall zerſtreuten nochmals der förmliche Befehl erging, das caligula'ſche Idol im Tempel zu Jeruſalem und in allen Synagogen aufzuſtellen, machten die alexandriniſchen Iſraeliten noch einen Verſuch, dieſe Todſünde von Iſrael abzuwenden, indem ſie es wagten, den tollen Kaiſer die Sprache der Vernunft und Gerechtigkeit vernehmen zu laſſen.

Das verſuchte jene alexandriniſch-jüdiſche Abordnung, an deren Spitze der berühmteſte Jude von dazumal, der gelehrte Philo, als Sprecher ſtand. Dieſer griechiſch ſchreibende jüdiſche Autor hat uns einen Bericht über ſeine Sendung hinterlaſſen, welcher fraglos zu den denkwürdigſten zeitgenöſſiſchen Aufzeichnungen gehört. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich den jüdiſchen Abgeordneten, eine Audienz bei dem fahrigen Kaiſer zu erlangen, aber nur zugleich mit einer andern alexandriniſchen Deputation, einer heidniſchen, antiſemitiſchen, welche, geführt von einem gewiſſen Iſidorus, den Auftrag hatte, die Juden zu verklagen und denſelben entgegenzuwirken. Die beiden feindlichen Abordnungen wurden in den weitläufigen Villen- und Parkanlagen der ſogeheißenen Gärten des Mäcenas bei Sr. verrückten kaiſerlichen Majeſtät vorgelaſſen, welche gerade jetzt neben ihren übrigen Suchten auch noch die Bauſucht hatte und beſtändig von einem Schwarm von Bau- und Gartenkünſtlern umgeben war, Pläne beſichtigend, den und jenen billigend, um denſelben im nächſten Augenblick wieder zu verwerfen, ſtündlich etwas wollend und wieder nicht wollend, Befehle hervorſprudelnd und ſofort wiederrufend, umgetrieben wie ein Kreiſel, unſtät wie Wind und Welle. „Da fanden wir — meldet Philo — den Tyrannen, umgeben von Höflingen, Intendanten, Architekten und Werkleuten aller Art. Alle Sääle und Hallen waren weit aufgethan und er rannte aus einem Gelaß ins andere. Als wir vorgerufen wurden und der Kaiſer in ſeinem wilden Herumfahren einen Augenblick innehielt, begrüßten wir ihn ehrerbietig als Auguſtus und Imperator.“ Er runzelte ſie an mit den Worten: „Aha, ihr alſo ſeid die Gotthaſſer, welche meine doch von der ganzen Welt anerkannte Göttlichkeit leugnen?“ Sprach's, hob die Hände gen Himmel und fluchte gräulich. Die alexandriniſch-antiſemitiſchen Abgeordneten klatſchten Beifall, ſprangen und tanzten vor Freude, begrüßten ſchmeichleriſch-ſklaviſch den Gott-Kaiſer und ihr Sprecher Iſidor ſagte: „Du wirſt, o Herr, die Juden noch mehr verabſcheuen, wenn du erfährſt, daß ſie ſich geweigert haben, für deine Wohlfahrt zu opfern.“ Darauf ſchrieen ihrerſeits die Juden: „Herr Gajus, wir werden verleumdet. Wir haben geopfert für dich, haben dargebracht Hekatomben für dich, und zwar nicht einmal, ſondern dreimal.“ Worauf Caligula: „Nun wohl, geſetzt, ihr habt geopfert, ſo habt ihr doch nur für mich geopfert, nicht aber mir.“ Damit wieder auf und davon. Die Juden und die Antijuden ihm nach, Trepp' auf Trepp' ab, von Gemach zu Gemach, immer hinter dem Kaiſer her und einander mit umgekehrten Liebenswürdigkeiten überhäufend. Plötzlich blieb Caligula wieder ſtehen und ſchnarrte, zu den Juden gewendet: „Sagt mir mal, warum eßt ihr kein Schweinefleiſch?“ Die Antiſemiten lachten, aber Philo gab auf die höhniſche Frage des Tyrannen die ganz verſtändige Antwort: „Jedes Volk hat ſeine beſonderen Sitten, auch unſere Feinde haben ihre Eigenheiten und es gibt ja auch Völker, welche Lammfleiſch nicht eſſen mögen.“ Darauf der Herr Gajus: „Das begreift ſich, Lammfleiſch ſchmeckt ſchlecht.“ Er lachte, überzeugt, daß er einen guten Witz gemacht hätte, und fügte nach einer Pauſe hinzu: „Laßt mal hören, wie ſtellt ihr euch denn eigentlich zum römiſchen Staat?“ Eine verfängliche Frage, allein ein ſo gewandter Wortſchaumſchläger wie Philo ſchrack vor der Beantwortung derſelben nicht zurück. Er ſtellte ſich in Poſitur und begann eine gelehrte Auseinanderſetzung der religiöſen und politiſchen Anſchauungen und Grundſätze ſeines Volkes, kam aber damit nicht weit. Denn der Kaiſer rannte abermals weg, um die Einſetzung eines aus durchſichtigem Stein geſchnittenen Fenſters in einem der Sääle zu überwachen. Die Juden immer hinter ihm her. Wieder zu ihnen gekehrt, befahl er: „Fahrt fort!“ Allein kaum hatte der jüdiſche Redner angeſetzt, ſo ſtürzte der Kaiſer wieder fort, um die Aufſtellung von etlichen Gemälden anzuordnen. „Wir gingen ihm immer nach — ſagt Philo — mehr todt als lebendig vor Angſt, und während wir rechtfertigende und flehende Worte an den Kaiſer zu richten wagten, wandten wir uns in ſtillem Gebet an den großen Gott unſerer Väter. Und ſiehe, der blickte gnädig und erbarmungsvoll auf uns und lenkte des Kaiſers Herz zum Mitleid.“ In der That endete die Audienz weit beſſer, als zu erwarten war. Nach langem Hin- und Herlaufen blieb Caligula ſchließlich vor den Juden ſtehen und entließ ſie, halb mitleidig halb verachtungsvoll, mit den Worten: „Menſchen, welche mich nicht für einen Gott halten, ſind im Grunde mehr nur unverſtändig und unglücklich als bösartig und ſtraffällig.“

Freilich, die Juden hatten mittels ihres Muthes und ihrer Zähigkeit nur einen Aufſchub der ihnen angedrohten Tempelſchändung erlangt, allein dieſer Aufſchub währte doch gerade lange genug, d. h. bis zum Untergang des Tyrannen, mit welchem natürlich auch ſeine Göttlichkeit ſtarb. Immerhin haben die Juden durch ihren Widerſtand gegen den nichtswürdigen Götzendienſt vor der übrigen Bevölkerung des römiſchen Reiches höchſt vortheilhaft ſich ausgezeichnet. Denn nicht dieſes war das Aergſte, daß der Narr Caligula ſich für einen Gott hielt — ſo etwas kommt in jedem Irrenhauſe vor — ſondern das Aergſte war vielmehr, daß Millionen und wieder Millionen von „vernunftbegabten“ und „denkenden“ Weſen in feiger Niedertracht ſo thaten, als glaubten ſie an eine Gottheit von ſolcher Sorte.

4.

Was vom „Gott Gajus“ noch zu melden, iſt nur eine ununterbrochene Reihe von Tollheiten. Wenn die römiſche Geſellſchaft von damals nicht geweſen wäre, wie ſie war, müßte man noch jetzt, nach achtzehn Jahrhunderten, erſtaunt fragen: Aber warum hat man denn das Unthier nicht in eine Zwangjacke geſteckt und in eine Tobzelle geſperrt? Daß man daran nicht entfernt dachte, beweiſt unwiderſprechlich den Umfang und die Abgrundtiefe der moraliſchen Peſtilenz, von welcher die antike Welt durchſeucht war. Man muß die römiſche Cäſarenwirthſchaft kennen, um die Möglichkeit vom Aufkommen des Chriſtenthums zu verſtehen. Nur die materialiſtiſche Völlerei der kaiſerlichen Roma macht den Verſuch einer ſolchen ſpiritualiſtiſchen Faſtenkur begreiflich. Das wüſte Bakchanal im Palatium der Cäſaren rief dem chriſtlichen Fakirthum in den Wüſteneien Aegyptens und Syriens. Aus der Prämiſſe der heidniſchen Orgie ergab ſich als Schlußfolgerung die mönchiſche Kaſteiung. Die Entwickelung der Menſchheit ſchreitet ja nicht auf dem göthe'ſchen Wege „ruhiger Bildung“ voran, ſondern ſie wirft ſich vielmehr in Extremen hin und her und macht ſich gar nichts aus Sprüngen, wie, beiſpielsweiſe zu reden, der Sprung von einem Caligula zu einem Simeon Stylites einer war.

Dies geſagt, werfen wir noch einen Blick auf den kaiſerlichen Narren, von dem zu berichten iſt, daß er in ſeiner Art auch ein zärtlicher Vater geweſen. Da ſeine drei erſten Ehen kinderlos geblieben, hatte er eine unbändige Freude, als ihm die vierte Frau, die Milonia Cäſonia, eine Tochter gebar — am dreißigſten Tage nach der Hochzeit. Das wäre, erklärte er, ein Wunder, was eben wiederum beweiſe, daß er, der Vater, ein Gott ſei. Er ließ das Kind, welchem er die Namen Julia Druſilla gab, in den Tempeln aller Göttinnen herumtragen und es dann in dem der Minerva dem Bilde derſelben auf den Schoß legen, weil dieſe Göttin die richtige Amme für einen Sprößling des Jupiter Latiaris ſein müßte.

Die Bauwuth des Kaiſers ging auf das Koloſſale, nämlich auf das koloſſal Verrückte. Was ſonſt ſoll und kann man von dem berühmten, rein nur einer tollen Laune entſprungenen Brückenſchlag über den Golf von Bajä ſagen, wodurch Bauli und Puteoli für kurze Zeit mitſammen verbunden wurden? Warum? Weil während Caligula's Jugend der angeſehene Wahrſager Thraſyllus geweiſſagt hatte, der Knabe Gajus würde ſo wenig Kaiſer werden, als derſelbe jemals zu Wagen über den Golf von Bajä fahren könnte, und der Kaiſer Gajus dieſe Prophezeiung lügenſtrafen wollte. Er that ſo, ritt, angethan mit der angeblichen Rüſtung Alexanders des Großen, unter großem Gepränge und mit zahlreichem Heergefolge von Bauli auf der mit unſinnigem Aufwand improviſirten Brücke nach Puteoli, allwo er wie ein Eroberer einzog, und dann fuhr er im Anzug eines Cirkuskutſchers der „Grünen“ auf einem Triumphatorwagen von Puteoli zurück nach Bauli, laut ſich rühmend, daß er das Meer beſiegt und Größeres vollbracht habe als Dareios und Xerxes mit ihrem Brückenſchlagen über den „miſerabeln“ Hellespont. Es mag erlaubt ſein, zu vermuthen, daß er, zu ſeinen vertrauten Höflingen gewandt, noch hinzugefügt habe: „Dem alten Eſel, dem Thraſyllus, hab' ich ſeine Orakelei tüchtig verſalzen — hab' ich nicht?“

Auch Fraß und Völlerei — man darf, ſo man bei der Wahrheit bleiben will, dafür keinen anſtändigeren Ausdruck gebrauchen als dieſen bibliſchen — trieb er ins Ungeheuerliche, ins Gargantuahafte. Seine Narrheit war, im Tafelluxus zu leiſten, was vor ihm noch nie geleiſtet worden, und ſo brachte er es glücklich dazu, die Koſten einer einzigen Mahlzeit auf die unglaubliche Höhe von zwei Millionen Franken hinaufzuraſen. Um die Möglichkeit einer ſolchen Vergeudung begreiflich zu finden, muß man ſich erinnern, daß ein etwas älterer Zeitgenoſſe Caligula's, der Eßkünſtler Apicius, ein Vermögen von hundert Millionen Seſterzien (20 Millionen Franken) verſchleckt und verſchlemmt hatte und ſich das Leben nahm, weil er die ihm noch verbliebenen zwei Millionen Franken zur anſtändigen Ernährung für unzulänglich hielt.

Seine Großthat von Bajä ſcheint dem Kaiſer-Narren Geſchmack an Triumphalpompen erregt zu haben. Großmannsſucht und immer wachſende Geldnoth vermochten ihn, Feldzüge oder vielmehr Raubzüge nach Germanien und Gallien zu unternehmen. Was uns darüber überliefert iſt, klingt ſo unerhört, ſo abſonderlich, ſo läppiſch, daß wir verſucht ſind, anzunehmen, wir hätten es hier nicht mit Berichten von Thatſachen, ſondern nur mit mehr oder minder witziger Karikaturmalerei zu thun. Wir wollen darum dieſe Schnurrpfeifereien, welche den Uebergang von Caligula's Wahnwitz zum Blödſinn angekündigt haben würden, hier nicht wiederholen. Dieſe Dummheiten, wahr oder erfunden, waren doch gar zu dumm. Daß der Kaiſer für ſeine „Feldzüge" in Germanien und Gallien, ſowie für ſeine ſogenannte „britanniſche Expedition" — er kam gar nicht nach Britannien — die Ehre eines Triumphes beanſpruchte, verſtand ſich von ſelbſt. In einem lichten Moment ſcheint ihm aber die ungeheure Lächerlichkeit dieſes Anſpruchs doch ſo eingeleuchtet zu haben, daß er, was ja nur eine poſſenhafte Traveſtie geweſen wäre, unterließ und bei ſeiner Rückkehr nach Rom mit einer „Ovation" ſich begnügte. Uebrigens iſt der Erwähnung werth, daß es, wenn nicht im verſklavten Rom, ſo doch in den Provinzen da und dort einen Menſchen gab, welcher die caligula'ſche Gottheitspoſſe für das hielt, was ſie war. Beim Dion iſt zu leſen, daß ein Gallier ſpottlächelte, als er eines Tages den Kaiſer, mit allen Inſignien des höchſten Gottes Jupiter angethan, auf ſeinem Tribunale ſich ſpreizen ſah. Caligula bemerkte es und that an den Mann die Frage, was ſelbiger von ihm dächte. „Daß du ein abgeſchmackter Narr ſeieſt,“ lautete die unverblümte Antwort. Auch dazumal mag der nachgeäffte Jupiter einen lichten Moment gehabt haben, denn der aufrichtige Provinzbewohner kam nicht nur mit dem Leben, ſondern überhaupt ungeſtraft davon.

Soweit die Lückenhaftigkeit des uns zu Gebote ſtehenden Quellenmaterials es geſtattet, mit einiger Sicherheit zu urtheilen, ſcheint nach der Rückkehr des Kaiſers von ſeinen „Feldzügen“ der Wahnwitz deſſelben die letzte Kraft angeſpannt und ausgetobt zu haben. Caligula, nur auf die theuer erkaufte Zuverläſſigkeit ſeiner aus „barbariſchen“, d. h. galliſchen, belgiſchen und germaniſchen Landsknechten beſtehenden Leibgarde ſich verlaſſend, machte jetzt den herkömmlichen Formen und Normen des römiſchen Staatsweſens keinerlei Zubilligung mehr, ſondern gab ſich auch äußerlich als das, was er innerlich war, als vollendeter Sultan und Tyrann. Der Schrecken herrſchte in Rom, und wie ſo ganz dieſer Terrorismus dem Sinne des Kaiſers entſprach, läßt ſich daraus errathen, daß er häufig und gern die bekannte Phraſe aus einer Tragödie des Attius im Munde führte: „Mögen ſie mich haſſen, wenn ſie mich nur fürchten.“ Das Material zu unausgeſetzten Hinrichtungen mußten ihm Komplotte liefern, wirkliche oder auch à la Bonapartismus gemachte. Delatoren und Denuncianten hatten einen größeren Stand als je. Der geſammte Senat kroch und wedelte hündiſch vor dem Freigelaſſenen Protogenes, dem infamſten der Angeber.

Die Mordſucht Caligula's gefiel ſich immer mehr in der Austiftelung von Grauſamkeiten. Er pflegte den Abſchlachtungen anzuwohnen und, ſo der Henker ein Opfer unter den Händen hatte, zu jenem zu ſagen: „Triff ihn ſo, daß er das Sterben auch recht fühle (ita feri, ut se mori sentiat)!“ Jeder Schuljunge weiß dem Sueton nachzuerzählen, daß, als eines Tages im Cirkus ein Wettfahrer von einer andern Farbe als der kaiſerlichen den Preis errungen hatte und die Zuſchauermenge dem Sieger zuklatſchte, der Kaiſer wüthend aufgeſchrieen habe: „Oh, ich wollte, das ganze römiſche Volk hätte nur einen Hals!“

Der gute Sueton, deſſen ſtarke Seite die Kritik bekanntlich nicht geweſen iſt und der die gränzenloſeſte Leichtgläubigkeit mit ſeinem antiquariſchen Wiſſen und Gewiſſen in Harmonie zu bringen verſtand, weiß von allerhand Vorzeichen des bevorſtehenden Untergangs Caligula's zu berichten. Unter anderem, daß im Tempel zu Olympia das weltberühmte Zeusbild, welches auseinanderzunehmen und nach Rom zu ſchleppen der Kaiſer-Narr befohlen hatte, plötzlich in ein ſchütterndes Gelächter ausgebrochen ſei, ſo daß die Arbeiter entſetzt von dem wankenden Abbruchsgerüſte wegflüchteten. Es bedurfte jedoch weder dieſes noch eines anderen „Omens“, um erkennen zu laſſen, daß es mit der Dauerhaftigkeit eines Kaiſers wie Caligula übel beſtellt ſei und ſein Ende ſchwerlich ein friedliches ſein werde. Zumal mit dem wachſenden Steuerdruck die Popularität des Tyrannen ſichtbarlich abgenommen hatte.

Indeſſen hätte Caligula bei der jämmerlichen Verknechtung von Senat und Volk wohl noch lange den Preſſer, Praſſer und Wüthrich ſpielen können, falls er es über ſich gewinnen konnte, ſeinen Witz zu zügeln. Ja, es iſt kennzeichnend für das damalige Rom, daß nicht die ſchandbare Mißregierung des Kaiſers ſeinen Fall herbeiführte, ſondern vielmehr die plumpe Spottſucht, welche er auch an den Herren ſeiner nächſten Umgebung auszulaſſen liebte, an Leuten, von welchen doch ſeine Sicherheit vorzugsweiſe abhing.

Da war ein Bataillonskommandant von der Garde (tribunus cohortis praetoriae), Caſſius Chärea, welchen der Kaiſer zur Zielſcheibe ſeines Spottes gemacht hatte. Dieſer ſchon in vorgerücktem Alter ſtehende Officier beſaß ein mangelhaftes Sprachorgan, eine dünne Weiberſtimme, welche beim Kommandiren leicht in widrige Fiſteltöne umſchlug. Caligula, welcher doch ſelber mehr kreiſchte und krächzte als ſprach, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den Gardetribun darob zu verhöhnen. Selbſt bei dienſtlichen Vorkommniſſen, wann der Kommandant die Tages- oder Nachtparole bei dem Kaiſer holte, mußte er ſich bitterkränkend-unſaubere Anſpielungen gefallen laſſen. Caſſius Chärea war aber nicht der Mann, das zu verzeihen oder lange zu dulden. Er faßte den Entſchluß, ſich ſelbſt von ſeinem Verſpotter und Rom von ſeinem Tyrannen zu befreien. Zu dieſem Zwecke Mitverſchworene zu finden, konnte ihm nicht ſchwer fallen. Denn das Wüthen Caligula's war zuletzt ſo launiſch geworden, daß niemand mehr auch nur für eine Stunde ſeines Lebens verſichert ſein konnte. Hatte der verrückte Wütherich doch kürzlich den Lieblingsgenoſſen ſeiner Wüſtlingſchaft, den Komödianten Apelles, in einem Augenblick des Unbehagens umbringen laſſen. Und hatte er nicht unlängſt zu ſeiner Frau Cäſonia, während er ihren Hals betrachtete, geſagt: „So hübſch er iſt, ein

Wink von mir und er wird abgeſchnitten“? Auch der Günſtling des Tages, der Freigelaſſene Calliſtus, traute der kaiſerlichen Gunſt ſo wenig, daß er ſich ſchon einmal in ein Komplott eingelaſſen hatte und jetzt den Eröffnungen Chärea's williges Gehör ſchenkte. So that weiterhin Chärea's Waffenkamerad, der Bataillonskommandant Cornelius Sabinus, und ſo thaten noch verſchiedene Stabsofficiere und Hauptleute von der Garde. Es war die richtige Militärverſchwörung, an ähnliche Geſchehniſſe in der ruſſiſchen Geſchichte auffallend erinnernd. Hier wie dort hatten die Verſchwörer nicht etwa eine Staatsveränderung im Sinne, ſondern ſie wollten nur einen Perſonenwechſel. Auf die kürzeſte Formel gebracht, war ihre Loſung: Morden, um nicht gemordet zu werden.

Verſchiedene Mordanſchläge erwieſen ſich als unausführbar. Aber zögern durfte man nicht länger. Denn ſchon ging ein Geraune vom Beſtehen des Komplotts im Palaſt und in der Stadt um. Alſo ſollte bei Gelegenheit der zum Gedächtniß des Auguſtus und der Livia Auguſta eingeſetzten ſogenannten palatiniſchen Feſtſpiele, für welche eigens ein Theater neben dem kaiſerlichen Palatium erbaut worden war, der Schlag geführt werden.

Er wurde am 24. Januar des Jahres 41 geführt, dem fünften und letzten Feſttag.

Der Kaiſer ſaß in ſeiner Loge, von denſelben Officieren und Kämmerlingen umgeben, die zu ſeinem Verderben verſchworen waren. Er hatte am vorhergegangenen Abend bis tief in die Nacht hinein geſchlemmt und litt daher an jenem Uebelbefinden, welches man die Reue des Magens nennt. Er war appetitlos und hatte, als es Mittag geworden, keine Luſt, zum Prandium (Frühmahl) ins Palatium zu gehen. Auf Zureden der Hofleute that er es aber doch, erhob ſich und verließ das Theater, welches mittels einer unterirdiſchen Galerie mit dem Palaſt in Verbindung ſtand. In dieſer Galerie hielt gerade ein aus Aſien verſchriebener Chor vornehmer Jünglinge, welche auf der Bühne mitwirken ſollten, eine Geſangprobe ab. Caligula, dem ſein Oheim Claudius und ſein Schwager Vinicius, welche von dem Bevorſtehenden keine Ahnung hatten, voranſchritten, hielt inne und hörte dem Geſange zu, welcher eine auf ſeine liebwerthe Perſon komponirte Lobhudelhymne war. Er wollte dieſelbe wiederholen laſſen, als die verſchworenen Officiere, welche derweil ihre Schwerter in den Scheiden gelockert hatten, ſich an ihn herandrängten. Der Tribun Sabinus ſprach den Kaiſer an, damit derſelbe geruhte, das Loſungswort für den Tag auszugeben. „Jupiter,“ ſagt Caligula. „Nimm das vom zürnenden (accipe iratum)!“ ſchreit Chärea und durchhaut von hinten mit einem Schwertſtreich dem Kaiſer den Nacken. Der Getroffene macht eine halbe Wendung, da ruft Sabinus: „Noch eins!“ und durchbohrt ihm die Bruſt. Caligula ſtürzt zu Boden und: „Noch eins!“ ſchreien die übrigen Verſchworenen und machen mit dreißig Hieben und Stößen ihrem zappelnden und wimmernden Opfer den Garaus.

So ſtarb Gajus Cäſar Caligula, neunundzwanzigjährig, nachdem er 3 Jahre, 10 Monate und 8 Tage lang geherrſcht hatte. Auch er ging nicht allein zum Orkus hinab: ſeine Frau Milonia Cäſonia erſtach ein Gardehauptmann, der armen kleinen Julia Druſilla zerſchmetterte ein anderer den Kopf an einer Mauer.

So war denn auch hier die zaudernde Nemeſis ſchließlich doch erſchienen. Freilich, das iſt eine recht altfränkiſche Anſchauung, welche in der jetzt, namentlich in Deutſchland, modiſchen „Geſchichtewiſſenſchaft“ keinen Kurs mehr hat. Was ſoll uns noch die „wiſſenſchaftlich abgethane“ Vorſtellung von Schuld und Sühne als von Motiven der Tragödie Weltgeſchichte? Die Propheten neueſter Sorte haben uns ja den Staar geſtochen, haben uns belehrt, daß der Menſch keinen freien Willen, keine Wahl zwiſchen recht und ſchlecht, gut und bös, Tugend und Laſter hätte und folglich auch keine Verantwortung ſeines Thuns und Laſſens. Demzufolge ſei die Weltgeſchichte nichts anderes als eine mechaniſche Aufeinanderfolge von naturnothwendigen Geſchehniſſen. Der Menſch könne weder etwas dazu- noch etwas davonthun und darum ſei es einfach lächerlich, die Geſchichte vom „ſogenannten“ ſittlichen Standpunkt zu betrachten, zu faſſen, zu lehren und zu ſchreiben. Das ſagen zwar die Herren nicht ſo gerade heraus, aber ſie glauben und bethätigen es.

Nun, die Menſchheit mag zuſehen, wohin ſie mit einer ſolchen „Geſchichtewiſſenſchaft“ kommen wird. Oder vielmehr ſie kann, ſoweit ſie überhaupt zu ſehen und zu urtheilen fähig iſt, ſchon jetzt erkennen, wie weit ſie mit einer Hiſtorik, welche das Sittengeſetz wiſſenſchaftlich für „werthlos“ oder wenigſtens für „gleichgiltig“ anſieht, bereits gekommen iſt. Dahin, an alles und jedes Menſchliche nur noch den rohmaterialiſtiſchen, den brutal „realpolitiſchen“ Maßſtab von Erfolg oder Nichterfolg, von Glück oder Unglück zu legen. Ja, der unheilvolle Einfluß einer ſeelloſen, weil nicht von ſittlichen Grundſätzen getragenen Auffaſſung und Darſtellung der Geſchichte auf verſchiedene Gebiete des Lebens macht ſich dermalen ſchon deutlich genug fühlbar. So namentlich auch auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, welche aus einer Schutzwehr der Geſellſchaft nachgerade mehr und mehr zu einem pſeudophilanthropiſchen Sport eitler Phantaſten geworden iſt oder wenigſtens zu werden droht.

Eine Verſchwörung.

◆

April 1885.

1.

Von einer Rabenmutter und von einem Säbelheiland.

Rabenmutter Revolution hatte, wie Vergniaud es trauervoll vorhergeſagt, viele ihrer beſten und auch manche ihrer ſchlechteſten Söhne verſchlungen. Allerſchlechteſte, wie die Barère, Fouché und Talleyrand, hatte ſie verſchont, weil ja im öffentlichen Leben, wie im privatlichen, grundſatzloſe Streber und abgefeimte Schufte das meiſte Glück haben. Die Rabenmutter hatte ſich aber in ihrer wahnwitzig-terroriſtiſchen Verſchlingungsgier den Magen ſo mit Blut überladen, daß ſie ſchließlich zerbarſt — am 9. Thermidor (27. Juli) von 1794.

Der robespierre'ſchen Diktatur des Schreckens folgte die thermidoriſche Anarchie und dieſer das direktoriale Regiment der Lüderlichkeit. Dann ſchmiegte ſich Voltaire's „Tiger-Affe“, durch die eigenen wüthenden Leidenſchaften müdegehetzt, als eine richtige Schmeichelkatze dem korſiſchen Abenteurer zu Füßen, welcher es verſtand, einem vom „Tollrauſch“ der „Freiheit“ kläglich ernüchterten Volke die Tyrannei des Säbels als einzige Rettung aus gränzenloſem Elend aufzuſchwindeln.

Von einer gerechten Würdigung der franzöſiſchen Staatsumwälzung konnte zunächſt keine Rede ſein. Namentlich in Frankreich nicht. Die ungeheuren Geſchehniſſe ſtanden den Menſchen noch ſo nahe, daß ſie in ihrem ganzen Umfange, ihrer ganzen Bedeutung und Wirkung nach gar nicht zu überblicken und zu ſchätzen waren, ſondern vielmehr mit ihrer Wucht die Unbefangenheit des Urtheils geradezu erdrückten. Darum erſchien die Vergangenheit ſchon im verſchönernden Lichte der Ferne. Alle die namenloſen Leiden, welche zur Zeit des Ancien Régime der Deſpotismus über das franzöſiſche Volk gebracht hatte, galten jetzt, auf der Schwelle zum 19. Jahrhundert, für nichts, verglichen mit den in friſcheſter Erinnerung ſtehenden Nöthen, womit die terroriſtiſche Blutraſerei und die alle ſocialen Bande löſende Anarchie Frankreich geſchlagen. Nicht die ſelbſtloſen Idealiſten und ehrlichen Enthuſiaſten, welche die Revolution begonnen hatten, lebten im Gedächtniſſe der Franzoſen vom Jahre 1800, ſondern nur die hirnloſen Phantaſten, welche die Bewegung fortgeſetzt und überſpannt, ſowie die ſteinherzigen Fanatiker, welche dieſelbe beſudelt, und die ſelbſtſüchtigen Schurken, welche ſie zu Grunde gerichtet hatten.

Die Erkenntniß des Guten und Großen, was die Revolution angeregt, vollbracht und geſchaffen, ging erſt ſpäteren Geſchlechtern auf. Beim Eintritt in das neue Jahrhundert waren aber die Franzoſen mit verſchwindend wenigen Ausnahmen leidenſchaftlich widerrevolutionär geſtimmt und ſie blickten nur mit den Gefühlen der Erbitterung, des Abſcheu's und der Rachgier auf die Jahre zurück, welche ſie unter allen den Schreckniſſen, Gefahren und Mühſalen, die ein wüſtes Pöbelregiment, eine räuberiſche und mörderiſche Sansculotterie mit ſich gebracht, hatten durchleiden müſſen. Es ſtand ihnen ja in ſchmerzlicher Erinnerung, was das verfälſchte Evangelium von der „liberté, egalité et fraternité“, in die Wirklichkeit überſetzt, zu bedeuten hätte. Sie wußten jetzt oder glaubten wenigſtens zu wiſſen, daß dieſes Symbolum nur eine Maske für leichtfertige Abſtraktoren, betrogene Betrüger und herzloſe Böſewichte geweſen ſei. Auch an dem ſeit einem Jahrzehnt unaufhörlich ſchwirrenden parlamentariſchen Schwatz hatten die Franzoſen ſchließlich ſich verekelt. Die ganze Nation war nachgerade phraſenmüde geworden oder wollte wenigſtens, daß die Phraſendrehorgel wieder einmal auf eine andere Tonart geſtimmt würde. Vor allem wollten die Leute Ruhe haben, Ruhe, Ruhe, Ruhe um jeden Preis! Ja, ſie lechzten nach Ruhe und Ordnung, auf daß ſie wieder in Sicherheit den Pflug führen, Gewerbe und Handel treiben, eſſen, trinken, heiraten, ſich amüſiren, ſchlafen, in ihren Betten ſterben und ſchließlich anſtändig begraben werden könnten. An den Säbel Bonaparte's glaubten ſie als an einen allmächtigen Zauberſtab, welcher ihnen „Brot und Spiele“ ſchuf und zudem als ein wunderſamer Schwertfiedelbogen ſich auswies, der dem galliſchen Größewahn zum hochwillkommenen Gloiretanz aufſpielte.

Daß dieſer Säbel eigentlich ein cäſariſches Skepter, das war gleich nach dem 18. Brumaire (9. November) von 1799 für alle denkenden Franzoſen eine ausgemachte Sache. „Wir haben einen Herrn, und zwar einen Herrn, der alles weiß, will und wagt“ — ſagte ſauerſüß der Verfaſſungenfabrikant Sieyès, als er vom erſten Rathſchlag der drei Konſuln herauskam, allwo Bonaparte ohne Umſtände den Vorſitz genommen und diktatoriſch geſprochen hatte. Schon an jenem Tage wurde dem neuen Staatsbau der Stämpel einer abſoluten Deſpotie aufgedrückt. „Ich bin nicht gemacht zu einem konſtitutionellen König-Maſtſchwein à la König von England,“ ſagte wachtſtüblich-draſtiſch der neue Gebieter Frankreichs. Die verfaſſungsſtaatlichen Ornamente, womit die Konſularverfaſſung herausgeputzt wurde — (Geſetzgebender Körper, Senat, Tribunat) — erwieſen ſofort ihre kläglich-gipſerne Natur und es war nur ein Hohn, ſo eines Tiberius würdig geweſen wäre, wenn der Erſte Konſul ſolche Statiſten wie Roger Ducos und Sieyès, dann Lebrun und Cambacérès als „Mitkonſuln“ eine Weile um ſich duldete und allergnädigſt geſtattete, daß ſein Frankreich noch etliche Jahre lang amtlich eine Republik hieße.

Auf die Walſtätten der italiſchen Feldzüge von 1796—97 hatte Bonaparte mit der Spitze ſeines Siegerdegens das falſche Teſtament der Revolution geſchrieben, kraft deſſen er ſich als ihren „legitimen Erben“ Frankreich auflog. Denn an dieſem Menſchen war alles Lüge, ausgenommen ſein Genie und ſeine Selbſtſucht. Dieſe überragte jenes noch weit. Denn alles zuſammengehalten, konnte der Mann, wenigſtens innerhalb der Zeit ſeines aufſteigenden Sterns, den Menſchen nur darum ſo rieſengroß erſcheinen, weil ſeine Gegner ſo zwerghaft klein waren. Es erforderte ja fürwahr keine übermenſchliche Kraft, Kunſt und Mühe, unter lauter Liliputanern ſich als ein Gulliver aufzuſpielen. Man hat es bekanntlich dem Göthe verübelt, daß er vor dem Bonaparte ſo gewaltigen Reſpekt gehegt. Aber, du lieber Gott, wenn der koſmopolitiſche Dichter aus dem Schneckenhauſe ſeiner krähwinkeligen Miniſterſchaft heraus mit anſah, wie der franzöſiſche Machthaber mit dieſen Fürſten, Generalen und Miniſtern umſprang, die er ſo zu ſagen im Handumdrehen aus Gegnern zu Vaſallen machte, da mußte er doch wohl vom Bonaparte denken wie Shakeſpeare's Caſſius vom Cäſar: —

„Fürwahr, er ſchreitet durch die enge Welt
Wie ein Koloß daher, derweil die Zwerge
Ihm zwiſchen den Gigantenbeinen wuſeln.“

Als einen Haupthebel ſeines ſtaunenswerthen Glückes handhabte der „Erbe der Revolution“ ſeine gränzenloſe Menſchenverachtung. Er wußte die Leute bei ihren Schwächen, ihren ſchlechten Inſtinkten und ihren gemeinen Leidenſchaften zu faſſen und darum hatte er ſie und war er ihres Gehorſams und ihrer Dienſte ſicher. Denn nur in ſelten wiederkehrenden und immer ſchnell welkenden Frühlingen der ſogenannten Weltgeſchichte iſt es von Wirkung und Erfolg, an die edleren Triebe der Menſchen zu appelliren. Der idealiſche Aufſchwung iſt dauerlos, das realiſtiſche Bedürfniß dauerhaft. Die Begeiſterung iſt eine hochauflodernde, aber zumeiſt raſch ſich verzehrende Flamme, die Freude an einem ſorglos-genüſſlichen Daſein eine langhin gloſtende Kohle. Auf das Gemeine demnach, woraus unſerem großen Propheten des Idealismus zufolge „der Menſch gemacht iſt“, muß ſeine Berechnungen bauen, wer die Völker beherrſchen will. Seit Oktavian Auguſtus hatte das kein Deſpot mehr ſo gut gewußt und ſo keck bethätigt, wie Bonaparte es wußte und bethätigte. Und wie er die Menſchen allgemein verachtete, ſo die Franzoſen ganz beſonders. Dieſer Verachtung gab er gelegentlich ſchroff-grobianiſchen Ausdruck. So ſchon an jenem Junitag von 1797, allwo er mit Miot und Melzi im Parke von Montebello ſpazierenging und ſich über die „eine und untheilbare Republik“ Frankreich luſtigmachte. „Das iſt nur eine Chimäre, für welche die Franzoſen augenblicklich ſchwärmen, die aber ſo ſchnell vorübergehen wird wie andere Chimären. Gloire brauchen die Franzoſen, Kitzelungen ihrer Eitelkeit; aber Freiheit? Bah, davon verſtehen ſie nichts. Kinderklappern muß man ihnen geben, das genügt. Sie werden ſich damit die Zeit vertreiben und ſich leiten laſſen, falls man ihnen nur geſchickt das Ziel verbirgt, welchem man ſie zuführt“ (Miot, Mém. I, 163—64).

So war es. Der Menſchenverächter hatte richtig vorhergeſehen. Mit wahrhaft aſiatiſcher Sklavenhaftigkeit ſtürzten ſich die Franzoſen, die ihnen in die Hände gedrückten Gloire-Kinderklappern ſchüttelnd, in die Knechtſchaft, welche ihnen ihr Vergewaltiger vom 18. Brumaire aufthat. Das Wort „Geſellſchaftretter“ war dazumal noch nicht erfunden. Es kam erſt ein Halbjahrhundert ſpäter auf, als der vorgebliche Neffe des angeblichen Onkels *ſeinen* 18. Banditen-Brumaire verübte, den 2. December von 1851. Im Jahre 1800 ſprach man dafür von einem „Wiederherſteller (restituteur) der Geſellſchaft“, als welchen, wie auch als „Wiederaufrichter der Altäre“, den Erſten Konſul einer jener Glattſchwätzer anſchmeichelte, welche jedes gelungene weltgeſchichtliche Verbrechen lobpſallirend beflöten und beharfen, Monſieur de Fontanes, ein gelungener Typus jenes knechtſchaffenen Gelehrten-, Literaten- und Künſtlerthums, das allzeit und überall um die Gunſt des Erfolges und der Macht wettkroch, wettkriecht und wettkriechen wird.

Mit alledem ſoll nicht beſtritten werden, daß Frankreich, das Frankreich von 1800, eines Herrn und Meiſters dringend bedurfte, der mit einem Willen von Erz und mit einer Hand von Stahl in dem chaotiſchen Trümmerhaufen, zu welchem die liebe „Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft“ das Land gemacht hatte, wieder Ordnung ſchuf. Urſprünglichkeit der Anſchauung, eigene und neue Gedanken brauchte der „Wiederherſteller der Geſellſchaft“ nicht zu haben. Ideen und Tendenzen lieferte ihm die gewaltſam beerbte Revolution genug. Er eignete ſich davon an, was ihm in den Kram ſeines Deſpotismus zu paſſen ſchien, und wo ſie ſich nicht in denſelben hineinpaſſen laſſen wollten, verfälſchte er ſie unbedenklich oder verkehrte ſie geradezu in ihr Gegentheil. Das Reich der Schönheit war und blieb ihm verſchloſſen. Für Poeſie nahm er die rhetoriſche Phraſe. Erziehung, Wiſſenſchaft und Unterricht waren für ihn nur ſoweit vorhanden und berechtigt, als ſie ihm anſtellige Ingenieure, tüchtige Officiere und brauchbare Beamte lieferten. Alles ideale Streben verfolgte er mit unerbittlichem Haß. Ganz natürlich alſo, daß ihm der Staat nichts war als ein blindlings ſeiner herrſchenden Hand gehorchender Mechanismus, eine komplicirte und wohlgeölte Polizeimaſchine, deren Räder in ſtummem Gehorſam zu arbeiten hatten. Auch die von ihm „wiederhergeſtellte“ Kirche ſollte nur ein ſolches Rad in der beſagten Maſchine ſein. Neben die eine Grundſäule des bonaparte'ſchen Staates, den Gendarm im Uniformsfrack, wurde als andere der Gendarm in der Soutane hingeſtellt, der Prieſter. Mittels der Thätigkeit und Wachſamkeit dieſer weltlichen und geiſtlichen Gendarmerie war das Regiment im Innern dergeſtalt beſtellt, daß es dem franzöſiſchen

Volke wieder möglich, ſein Brot, obzwar im Schweiße ſeines Angeſichts, aber doch in Sicherheit zu erarbeiten. Für die „Spiele“, für die Ausſtaffirung der bewußten Gloire-Kinderklapper mit mehr und mehr Schellen, für immer geſteigerte Kitzelungen der Nationaleitelkeit, für buntwechſelnde Befriedigungen der Schauluſt der lieben Pariſer ſorgte die auswärtige Politik des Bonapartismus, — ſorgte dafür immer eifriger, rückſichtsloſer, heftiger, bis zuletzt die zügelloſe Eroberungswuth und Herrſchſucht des weiland armen Schluckers von Artillerieleutnant ſogar im Imperatorenmantel ſich beengt fühlte und zu dem bekannten Kaiſerwahnſinn ausſchlug, deſſen raſende Launen die Glücksgöttin ſchließlich ſo verſtimmten, daß ſie ihrem ſo lange gehätſchelten Galan hohnlachend den Rücken kehrte.

2.

Warum die Verſchwörung gemacht wurde.

Mittels der Siegesſchläge von Marengo und Hohenlinden — jener geführt von Bonaparte am 14. Juni, dieſer gethan von Moreau am 3. December 1800 — hatte die franzöſiſche Republik der deutſchen Reichsruine und Oeſtreich den Friedensſchluß von Lüneville abgezwungen (8. Februar 1801), allwodurch Deutſchland etwa 1150 Quadratmeilen Gebiet mit nahezu 3,500,000 Bewohnern einbüßte. Der deutſche Michel war ja dazumal, wie ſeit dem 16. Jahrhundert allzumal, der bekannte Prügeljunge der Weltgeſchichte und mußte ſich alles gefallen laſſen. Auch den „Reichsdeputationshauptſchluß", wie man das jammerſälige Ding bandwurmig nannte, vom 25. Februar 1803, das Vorwort zu jenem ſchmachtrieſenden Blatt unſerer Geſchichte, worauf bald das Kapitel „Rheinbund" geſchrieben werden ſollte, geſchrieben vom „Protektor" Napoleon und unterthänigſt unterzeichnet von unſeren vieltheuren „Angeſtammten".

Noch vor dem Reichsdeputationshauptſchluß war in Amiens zwiſchen Frankreich und England ein Friedensſchluß zuſtandegekommen (27. März 1802). Freilich nur ein Scheinding, nur eine Friedensphraſe, von engliſcher Seite unterhandelt und zuwegegebracht durch das Miniſterium Addington, welches im übrigen den Pittismus fortſetzte, obzwar ohne Pitts Geiſt und Energie. Die große Mehrzahl des engliſchen Volks begrüßte dieſen zu Amiens todtgeborenen Friedensengel mit ausgelaſſener Freude „with extravagant joy", ſagt ein vollwichtiger Zeuge. Es wußte ja nicht, wie wenig ernſthaft ſeine herrſchende Oligarchie den Frieden nahm, dieſe engliſche Oligarchie, welche wie an Tugenden: Muth, Standhaftigkeit, Zähigkeit — ſo auch an Laſtern: ſteinherzigem Hochmuth, brutaler Selbſtſucht, bronzeſtirniger Heuchelei — glücklich mit der altrömiſchen wetteiferte. Allerdings war ſie zum Mißtrauen gegenüber dem neuen Herrn Frankreichs berechtigt, inſofern derſelbe ja bereits als ein ſehr gefährlicher Konkurrent im Länderverſchlingungs- und Völkerausbeutungsgeſchäft ſich ausgewieſen hatte. Solche Konkurrenz war im grünen Neidauge der Großkrämerin Britannia nicht nur ein ſchmerzender Splitter, ſondern ein ganzer Qualbalken. Die oligarchiſchen Geſchäfteführer der engliſchen Großkrämereifirma erkannten ſcharfſichtig, daß der Frieden von Amiens nur einen Waffenſtillſtand bedeutete, weil die Gefahr der bonaparte'ſch-franzöſiſchen Konkurrenz eben bloß mittels eines Kampfes auf Leben und Tod beſchworen werden könnte. Moraliſche Skrupel hinſichtlich der Mittel, dieſen Kampf zu führen, kannte der engliſche Phariſäismus ganz und gar nicht. Alles, was zweckdienlich war oder auch nur ſchien, fand ſeine Billigung und Unterſtützung. Das Miniſterium der „hochherzigen Briten" hielt in ſeinem Solde die ganze Bande franzöſiſcher Emigranten, von den Prinzen des allerchriſtlichſten Hauſes Bourbon bis herab zum letzten „Chouan", um dieſe Bande bei Gelegenheit gegen Frankreich auszuſpielen — ſei es im offenen Felde oder aus dem Hinterhalt, als Soldaten oder als Attentäter und Meuchelmörder, je nachdem. Das „Geſchäft" brachte es ſo mit ſich. Beweiſe für dieſes Verhalten der engliſchen Oligarchen lagen handgreiflich vor. Die emigrirten franzöſiſchen Royaliſten trachteten dem Erſten Konſul nach dem Leben, ſobald ihnen klargeworden, daß ihre Hoffnung, derſelbe würde ſich zur Rolle eines Monk hergeben, eine lächerliche Illuſion geweſen. Mit engliſchen Staatsgeldern war jenes Komplott großgefüttert worden, welches, durch den charaktervollſten und entſchloſſenſten Chouansführer, den Müllersſohn Georges Cadoudal aus dem Morbihan, fernher geleitet, am Abend vom 24. December 1800 in der Straße Sainte-Nicaiſe in Paris die „Höllenmaſchine" vergebens gegen Bonaparte losgebrannt hatte.

Der Erſte Konſul hatte alſo ſeinerſeits vollauf Urſache, dem „mordſtiftenden Albion" zu mißtrauen und zu glauben, die engliſchen Oligarchen meinten es mit dem Frieden von Amiens nicht ehrlich. Warum alſo ſollte er es thun? Dennoch muß geſagt werden, daß der Bruch dieſes Friedens nicht von dem franzöſiſchen Machthaber ausging. Die Erneuung des Krieges mit England kam ihm dazumal ſogar ſehr ungelegen. Er hatte ja vorderhand noch in Frankreich ſelbſt gar viel zu thun. Er mußte ſeine Gewalt befeſtigen, ſein Verwaltungsſyſtem ausbauen, die Finanzen neu ordnen, die Einführung des „Code civil“ vorbereiten und das Konkordat durchſetzen, nebenbei auch mit ſeiner „Mediation“ die Schweiz beglücken, d. h. in höflicher Form dieſelbe zu einem franzöſiſchen Vaſallenland machen, und endlich mußte er den allbereits fertiggeſchneiderten Kaiſermantel anprobiren. Ihm war überdies gar wohl bewußt, daß, um den Engländern mit Ausſicht auf Erfolg den Krieg machen zu können, die Herſtellung einer großen Seeſtreitmacht unumgänglich wäre. Dazu aber, rechnete er, bedürfte es einer Friſt von 7 bis 8 Jahren. Auf ſolange wünſchte er demnach den Krieg mit England vertagt. Allein dieſes merkte die Abſicht und wurde ſo verſtimmt, daß es ſchon im Mai von 1803 kriegeriſche Parlamentsbeſchlüſſe faßte. Darauf gab Bonaparte zur Antwort die Schaffung des Lagers von Boulogne, allworin 150,000 Mann, zum Einfall in England beſtimmt, verſammelt und aus republikaniſchen Wehrmännern vollends in kaiſerliche Soldaten umgewandelt wurden. Die koloſſalen Rüſtungen zu Land und Waſſer, welche der Erſte Konſul damals betrieb, waren keineswegs eine bloße Spiegelfechterei. Der Plan einer Kriegsfahrt nach England war durchaus ernſtgemeint und wurde bis in alle Einzelnheiten hinein mit außerordentlicher Sorgfalt vorbereitet.

Jenſeits des Kanals hatte man ein ſehr beängſtigendes Gefühl der Gefahr, obzwar die Mandatare der

„oberen Zehntauſend“ ſich noch für eine Weile den Anſchein zu geben ſuchten, das, was drüben auf der franzöſiſchen Küſte vorging, nur für einen rieſigen Humbug, für eine großartige Finte oder gar nur für eine thörichte Bramarbaſenſchaft anzuſehen. Bald aber konnte man doch nicht umhin, in England die Sache ebenſo ernſt zu nehmen, als ſie in Frankreich gemeint war, und eilends die ausgedehnteſten Vorbereitungen zur Abwehr des Bedrohlichen zu treffen. Kriegeriſche Vorbereitungen und — meuchelmörderiſche. Helfe, was helfen mag, dachte der britiſche Phariſäismus, lief in die Kirche, ſchlug ſich mit der rechten Hand zerknirſcht an die Bruſt und — ſteckte mit der linken dem Georges Cadoudal eine Million zu, auf daß der Chouanshäuptling „nervum rerum“ beſäße, in ſeiner Art gegen dieſen verteufelten Bonaparte, der uns in unſerm Inſelkontor aufſuchen will, um unſern Großkram an der Wurzel zu vernichten, bourboniſchen Krieg zu führen, Krieg bis aufs Meſſer!

Daß die Verſchwörung, welche nach ihrem Hauptmann Georges Cadoudal benannt iſt, mit engliſchem Gelde gemacht wurde, kann gar keinem Zweifel unterſtellt werden. Woher ſonſt hätten alle dieſe armen Schlucker von Emigranten, welche, vom Grafen Artois bis herab zum bettelhafteſten Exſoldaten von der „Condé'ſchen Armee“, ſammt und ſonders vom aus der engliſchen Staatskaſſe bezogenen Almoſen lebten, die ſehr bedeutenden Summen genommen, welche das Komplott koſtete? Natürlich exiſtiren keine den engliſchen Zahlmeiſtern von den Verſchworenen ausgeſtellten Quittungen. Ueber derartige Machenſchaften pflegen keine Protokolle aufgenommen und keine Aktenfaſcikel angelegt zu werden. Auch in lichtſcheuen Zettelungen bewanderte und verhärtete Leute hegen ja ein gewiſſes Gefühl von Scheu, wenn nicht von Scham, ihre Nichtswürdigkeiten ſchwarz auf weiß vor ſich zu ſehen.

5.

Wer ſich verſchwor und wasmaßen.

Auf der Schwelle zum Jahre 1804 ſtanden der Bewohnerſchaft von Seine-Babel gewaltige Senſationen und Emotionen bevor. Zwei große Spektakel ſchickten ſich an, in Scene zu gehen: eine Tragödie, die Cadoudal-Pichegru'ſche Verſchwörung, und eine Komödie, die Verkaiſerung Bonaparte's. Gleichzeitig ſollte in den Tuilerien ein Thron und auf dem Grève-Platz ein Schaffot aufgebaut, auch im Schloßgraben von Vincennes ein Grab gegraben werden. „Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.“ Das Blut eines Bourbon, meinte der Erſte Konſul, würde den Purpur ſeines Kaiſermantels nur leuchtender machen.

Der Gegenſatz von Bourbonismus und Bonapartismus war ſchon von Haus aus ein unverſöhnlicher. Zwei Zwiſchenfälle hatten aber denſelben noch grimmiger gemacht. Der Graf von Provence, welchen die franzöſiſchen Royaliſten als ihren König Ludwig den Achtzehnten anerkannten und welcher dazumal mit ſeinem älteren Neffen, dem Duc d'Angoulême, in Warſchau „reſidirte“, hatte an den Erſten Konſul einen Schreibebrief gerichtet, worin er denſelben aufforderte, das Werk der Wiederaufrichtung Frankreichs mit der Zurückführung der legitimen Herrſcherfamilie der Bourbons zu krönen, war aber mit dieſer naiven Zumuthung vonſeiten Bonaparte's barſch und harſch abgewieſen worden. Später ſodann hatte der Erſte Konſul ſeinerſeits die Naivität begangen, dem Könige in partibus, Ludwig dem Achtzehnten, zuzumuthen, ſelbiger möchte für ſich und ſeine Familie allen Anſprüchen auf den franzöſiſchen Thron förmlich und feierlich entſagen um den Preis einer jährlichen Rente von zwei Millionen, war aber von dem Exulanten in Warſchau mit dieſem Antrag heimgeſchickt worden in einer Tonart, welche ihm den Standpunkt klarmachen ſollte. Nämlich den Standpunkt, allwovon eine „allerchriſtlichſte Majeſtät“ auf einen „Parvenu“ von Uſurpator herabzuſehen geruhte.

Der Bonapartismus und der Bourbonismus waren alſo quitt. Aber mit einander fertig waren ſie darum noch lange nicht.

Der Wiederausbruch des Krieges zwiſchen England und Frankreich gab das Signal zu einer großen Rührigkeit im Lager der Emigranten, welche auf britiſchem Boden ein Aſyl gefunden hatten und, wie ſchon erwähnt, auf Koſten der engliſchen Staatskaſſe lebten. An ihrer Spitze ſtand thatſächlich Georges Cadoudal, welcher nach der endgiltigen Beruhigung der Vendée das Anerbieten des Erſten Konſuls, ihm in der Armee eine lohnende Laufbahn zu eröffnen, charakterfeſt, als ein in der Wolle gefärbter Royaliſt und Katholik, ausgeſchlagen und ſich in die Bretagne zurückgezogen hatte, von wo er dann nach England gegangen. Dem Namen nach waren die Führer der emigrirten Franzoſen, ſo viele deren noch in England ſich befanden, der Graf von Artois und ſein jüngerer Sohn, der Herzog von Berry. Der alte Prinz von Condé und ſein Sohn, der Herzog von Bourbon, hielten ſich von dem Treiben der Flüchtlinge abſeits in der Erwartung, etwa wieder gegen die franzöſiſche Republik zu Felde ziehen zu können, wie ſie ſammt ihrem Enkel und Sohn, dem Duc d'Enghien, der aber nicht bei ihnen auf britiſchem, ſondern auf deutſchem Boden lebte, vordem ſchon gethan. In der Umgebung von Artois und Berry hatten den größten Stand der Marquis de Rivière-Riffardeau und die Brüder Armand und Jules de Polignac aus jener für Frankreich und die Bourbons ſo fatalen Familie.

Innerhalb dieſes Kreiſes trieben ihr lärmendes Spiel alle die Illuſionen, von welchen bekanntlich Verbannte allzeit und überall ſich umgaukeln zu laſſen pflegen. Demnach ſahen die Prinzen und ihr Anhang Menſchen und Dinge drüben in Frankreich ſo, wie ſie dieſelben zu ſehen wünſchten. Sie wähnten, die Popularität Bonaparte's ſei ſchon verſchwunden oder doch wenigſtens ſtark im Verſchwinden begriffen. Insbeſondere darum, weil Frankreich die Kriegsluſt des Erſten Konſuls fürchte. Item, er hätte nicht nur den Reſt der Republikaner gegen ſich, ſondern auch eine ſtarke Partei im Heere, welche um ſeinen Nebenbuhler in militäriſcher Autorität und im Feldherrnruhm, um den Sieger von Hohenlinden, um den notoriſch unzufriedenen General Moreau ſich ſammelte. Item, die Royaliſten, durch die ihnen vom Erſten Konſul gewährte Heimkehr aus der Verbannung und durch die theilweiſe Wiedererlangung ihrer Güter neu gekräftigt, würden natürlich bereit ſein, eine Erhebung zu Gunſten der königlichen Sache — zu welcher Erhebung der Hebel am erfolgreichſten abermals in der

Vendée anzuſetzen wäre — mit Gut und Blut zu unterſtützen. Endlich, die franzöſiſche Kleriſei würde ſelbſtverſtändlich für das legitime Königthum Himmel und Hölle in Bewegung ſetzen, ſowie das Lilienbanner in Frankreich entfaltet wäre.

Das alles war jedoch nur ein willkürlicher Miſchmaſch von halb wahren Vorſtellungen und ganz falſchen Einbildungen.

Die ſehr wenig zahlreichen Republikaner, welche es dazumal noch in Frankreich gab, haßten allerdings in Bonaparte den Deſpoten, aber auch das kaum Denkbare angenommen, ſie hätten dem Bourbonismus Beiſtand leiſten wollen, ſo würden ſie es in ihrer Ohnmacht und Bedeutungsloſigkeit gar nicht vermocht haben. Item, die Unzufriedenheit im Heere beſchränkte ſich auf eine kleine Anzahl von Officieren, welche ſich vom Erſten Konſul nicht genug befördert glaubten und auf den General Moreau blickten als auf einen Gönner, von dem ſie unter Umſtänden mehr erwarten dürften. Moreau ſelbſt war ſicherlich ſehr verſtimmt darüber, daß ſich ſein Kollege Bonaparte ſo hoch über ihn erhoben hatte, und dieſe Verſtimmung war durch die geſchäftige Zunge ſeiner Frau und die noch geſchäftigere ſeiner Schwiegermutter, welche Damen der Madame Bonaparte die Reſidenz in den Tuilerien nicht zu verzeihen vermochten, zur leidenſchaftlichen Verbitterung geſteigert worden. Der General, von ſeiner militäriſchen Befähigung abgeſehen, ein recht mittelmäßiger Kopf und ſchwacher Charakter, war nach Art von Mittelmäßigkeiten dem Gefühle des Neides ſehr zugänglich und hatte ſich durch dieſes Gefühl, ſowie durch die beſagten geſchäftigen Zungen in die Vorſtellung hineinſchmeicheln laſſen, der erſte Platz in Frankreich gebührte ihm ſo gut wie dem „Uſurpator von Korſen“, mindeſtens ſo gut oder eigentlich viel mehr. Aber deßhalb wähnen, er würde ſich zu einem Werkzeug bourboniſcher Reſtauration hergeben, das konnten nur Illuſionäre von Emigranten. Item, die neuerlich nach Frankreich heimgekehrten Royaliſten waren nichts weniger als bereit, ihre neugewonnene Stellung um der Bourbons willen ſchon wieder auf's Spiel zu ſetzen. Im Gegentheil, ſie waren es gar wohl zufrieden, vom Bonaparte gnädig angeſehen zu werden, und drängten ſich an den Hof des Erſten Konſuls, um dieſen militäriſchen Hof monarchiſche Formen zu lehren und dem „Uſurpator“ eine überreiche Anzahl von befliſſenen und in der Etikette bewanderten Hofſchranzen zu liefern. Die Bauern der Vendée ihrerſeits hatten die Schwerenoth, welche ihre jahrelangen Kämpfe gegen die „Blauen“ über ihr Heimatland gebracht, noch in zu ſchmerzlich-friſcher Erinnerung, als daß ſie Neigung verſpüren konnten, dieſe Kämpfe wieder anzuheben. Endlich, die franzöſiſche Geiſtlichkeit erinnerte ſich allzu lebhaft, wie ihr mitgeſpielt worden, wann zur jakobiniſchen Zeit die „Göttin der Vernunft“ in Notre-Dame gethront hatte, als daß ſie jetzt ſchon hätte vergeſſen mögen, welche Summe von Dank ſie dem Erſten Konſul ſchuldete als dem Wiedereröffner der Kirchen, dem Wiederaufrichter der Altäre, dem Urheber des Konkordats, welches der Kleriſei neben dem himmliſchen Manna auch das irdiſche Brot zurückgab.

Weit beſſer begründet als die ſoeben in ihrer Nichtigkeit aufgezeigten Vorausſetzungen der Emigranten war die, daß die engliſche Regierung jedes Vorgehen gegen Bonaparte bereitwilligſt unterſtützen würde. Das iſt dann auch wirklich geſchehen, obzwar, aus den früherhin betonten Urſachen, ein urkundlicher Beweis für die Betheiligung des engliſchen Miniſteriums an der gegen den Erſten Konſul geſponnenen Verſchwörung nicht beigebracht worden iſt und wohl niemals beigebracht werden kann. Selbſt im geheimſten Schranke des britiſchen Geheimarchivs wird ſich ſchwerlich jemals ein bezügliches Dokument finden laſſen. Dagegen iſt der Indicienbeweis für die Mitſchuld der engliſchen Machthaber vollſtändig erbracht. Wer bezahlte die Koſten des Komplotts? England. Wer ſchaffte mittels eines Fahrzeugs ſeiner Kriegsmarine die verſchiedenen Schübe der Verſchwörer verſtohlen an die Küſte von Frankreich? England. Wem mußte der Zweck des Komplotts, die „Beſeitigung“ Bonaparte's, zunächſt und zumeiſt zu gute kommen? England. Für jede nicht mit Leuten, welche abſichtlich nicht ſehen und nicht hören wollen, beſetzte Geſchworenenbank müßte das ausreichen, einen auf Mitſchuldig lautenden Wahrſpruch zu fällen. Die engliſche Regierung fand es ja außerdem auch in ihrem Intereſſe, Verbindungen mit auf dem Feſtland zerſtreuten franzöſiſchen Emigranten zu unterhalten, und zwar namentlich durch Vermittelung von drei ihrer diplomatiſchen Agenten, nämlich ihrer Geſandten Drake in München, Spencer-Smith in Stuttgart und Taylor in Darmſtadt. Irgendwelche Beziehung dieſer Diplomaten zur cadoudal'ſchen Verſchwörung iſt jedoch nicht nachweisbar.

Mit Bonaparte, ſo phantaſirten die Emigranten in London, fiele die einzige Möglichkeit des Beſtehens der Republik in Frankreich. Nach der Republik aber könnten nur die Bourbons kommen. Folglich müßte der Erſte Konſul „beſeitigt“ oder „expedirt“ werden. Und wer ſollte das beſorgen? Natürlich Georges Cadoudal.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der erſte Gedanke des Mordkomplotts in dem ränkevollen Kopfe des ſkrupelfreien Marquis de Rivière entſprang. Die Polignacs gingen darauf ein, auch der Herzog von Berry und mit Feuereifer deſſen Vater, der Graf von Artois. Der König in partibus, der Graf von Provence, wurde von dem Anſchlag verſtändigt, mißbilligte aber denſelben und wollte nicht weiter davon hören. Vielleicht ſchon deßhalb nicht, weil ſein Bruder Artois, den er nicht leiden konnte, dafür eingenommen war. Die Verſchwörungsluſtigen kümmerten ſich nicht um den Widerſpruch ihres achtzehnten Ludwigs. Dieſe Herren Abſolutiſten dachten, was ein erſt ſpäter erfundenes Wort ſagte: — „Und der König abſolut, wenn er unſern Willen thut.“ Die Prinzen Condé blieben ganz außerhalb des Spiels. Man hielt es für überflüſſig oder gar für unrathſam, ſie einzuweihen.

Der Müllersſohn aus dem Morbihan, welcher ſich vordem in den Wäldern, Haiden und Mooren der Bretagne als ein ſehr tüchtiger Führer im kleinen Krieg, im Kriege der Hinterhalte und Ueberfälle, ausgewieſen hatte, war willig und bereit, den Streich gegen Bonaparte zu führen. Nur hegte er in ſeiner bäueriſchen Seele ein Bedenken, welches in die adeligen Seelen der mit ihm verſchworenen Prinzen und Junker keinen Zutritt fand. Er wollte dem „korſiſchen Uſurpator“ den Krieg machen, den Krieg bis auf's Meſſer, ja wohl; aber er wollte nicht für einen Meuchelmörder angeſehen ſein. Vielleicht auch machte ihn die Erinnerung an ſeine beim Höllenmaſchinekomplott umſonſt geopferten Gefährten diesmal heikler in der Wahl ſeiner Mittel. Er legte alſo einen Plan vor, deſſen Ausführung dem beabſichtigten Anfall auf den Erſten Konſul das Ausſehen nicht einer meuchleriſchen, ſondern einer kriegeriſchen That geben ſollte. Man wußte, daß Bonaparte bei ſeinen Fahrten von den Tuilerien nach St. Cloud oder Malmaiſon im Hin und Her nur von einem Dutzend reitender Grenadiere der Konſulargarde begleitet zu werden pflegte. Auf dieſe Bedeckung wollte Cadoudal an der Spitze von einem Hundert wohlbewaffneter und entſchloſſener Royaliſten fallen und alſo in offenem Kampfe im offenem Felde den Uſurpator erſchlagen. Damit aber das Abenteuer ſo recht Form und Farbe einer royaliſtiſch-kriegeriſchen Unternehmung erhielte, müßten zwei Prinzen vom Stamme Bourbon mit dem Degen in der Hand dabei mitthun, Artois und Berry, oder wenigſtens einer von beiden.

So inſcenirt, würde, wie der Chouanshäuptling wähnte, das geplante Attentat aus der gemeinen Sphäre des Meuchelmordes in die erhabene eines wohlberechtigten kriegeriſchen Wagniſſes ſich erheben. Man erkennt hier wiederum, wie ſo häufig im Leben und in der Geſchichte, daß in der Kunſt der Selbſtbelügung die menſchliche Erfindungsgabe alle Wahrſcheinlichkeitsberechnungen weit hinter ſich zurückläßt.

Das Beſeitigt- oder Expedirtſein Bonaparte's vorausgeſetzt, trat im Rechenexempel der Verſchworenen die Ziffer Moreau in den Vordergrund. Die Prinzen und Junker bildeten ſich ein, der frondirende General wäre unſchwer zur Uebernahme der Monk-Rolle zu beſtimmen. Seine Pantoffelheldenſchaft war bekannt. Wie, wenn man ſeiner Frau und — nicht zu vergeſſen! — ſeiner Schwiegermutter verſpräche, daß Moreau, mit der Würde eines Connétable bekleidet, dem wiederaufgerichteten bourboniſchen Königsthron zunächſt ſtehen ſollte? Das müßte ziehen, dem wäre nicht zu widerſtehen. Die beiden frauenzimmerlichen Zungen würden viribus unitis ſchon dafür ſorgen.

Aber wie an Moreau gelangen? Durch Vermittelung ſeines alten Waffengefährten und Freundes Pichegru, den man in London zur Hand hatte. Der General, welcher als Eroberer von Holland unter den Kriegsleuten der Republik einen berühmten Namen gewonnen, hatte ja ſchon unter dem Direktorium die königliche Fahne zu erheben verſucht, aber dieſen verfrühten Verſuch mit der Verbannung nach Guyana zu büßen gehabt. Von dort entflohen und nach England gelangt, war er in das Treiben der Emigranten hineingerathen, obzwar der ernſte und ſcharfſichtige Mann davon ſehr wenig erbaut ſein mochte. Er konnte ſich in der Werthung von Leuten wie Artois und Berry, Rivière und Polignac unmöglich täuſchen, und von den Verſchworenen allen flößte ihm nur Georges Cadoudal Vertrauen ein, obzwar er den von ſeiner republikaniſchen Generalſchaft herſtammenden Widerwillen gegen die Chouanerie nie ganz verwinden konnte. Die Lage war jedoch ſo, daß es begreiflich, wenn Pichegru ſich in die Verſchwörung hineinziehen ließ, immerhin widerwillig genug. Es darf auch wohl angenommen werden, daß er es nur gethan in der geheimen Hoffnung, er würde in Verbindung mit Moreau imſtande ſein, den Geſchicken Frankreichs eine andere Wendung zu geben als die von den Chouans gewollte. In der Flüchtlingstäuſchung über die Zuſtände und Stimmungen in Frankreich war übrigens auch Pichegru befangen.

4.

Von geheimen Buchten, Schleichwegen und Verſtecken; fernerweit von allerhand Ränken und Zettelungen.

Nach gehaltenen Rathſchlägen beſchloſſen die Verſchwörer, zum handeln zu ſchreiten.

Zuvörderſt war es angezeigt, drüben in Frankreich das Terrain aufzuklären und die nöthigen Anſchickungen einzuleiten. Man ſand auch, daß es unräthlich, wenn das ganze Perſonal des Komplotts, ſoweit es ſich in London vorſand, mitſammen über den Kanal ginge. Die Ueberfahrt ſollte truppweiſe und allmälig geſchehen. Zuerſt ſollte Cadoudal mit einer kleinen Bande auserleſener Chouans die heimliche Reiſe nach Paris antreten. Nach einer Weile würde Pichegru, nachdem er ſchon von England aus durch dieſe oder jene Mittelsperſon mit Moreau angebändelt hätte, nachfolgen, begleitet von Rivière und den Polignacs. Die Prinzen ſelbſt müßten erſt dann nach Frankreich kommen, wann das Hauptſtück des ganzen Unternehmens, d. h. der Anfall auf Bonaparte, völlig zur Ausführung gereift wäre.

An Reiſegeld konnte es natürlich das engliſche Miniſterium den lieben Leuten, welche auszogen, im ruchloſen Frankreich den bekanntlich niemals bemakelten Lilienthron wieder aufzurichten, nicht fehlen laſſen. Georges Cadoudal allein nahm in Banknoten und Wechſeln 40,000 Pfund St. in engliſchem und alſo 1 Million Francs in franzöſiſchem Gelde mit, eine für dazumal, wo die Millionen noch nicht ſo wie heutzutage aus den

Aermeln der Börſenbarone geſchwindelt wurden, ganz reſpektable Summe. Denn daß zum Kriege vor allem Geld, wieder Geld und abermals Geld gehöre, hat nicht nur der alte Montecucoli gewußt. Sehr liebenswürdig vonſeiten der britiſchen Regierung war es auch, daß ſie ein ſchnellſegelndes Fahrzeug ihrer Marine, befehligt von dem kühnen Captain Wright, zur Verfügung der Verſchworenen ſtellte, um dieſelben ſicher nach Frankreich hinüberzubringen.

Auf dieſer Brigg ging Cadoudal mit ſeiner Million im Gurt und begleitet von ſeinen Getreuen im Auguſt 1803 zu Haſtings unter Segel. Das Schiff ſteuerte der Küſte der Normandie zu, wo man einverſtandene Leute, einen geheimen Landungsplatz und einen Schmugglerpfad zu finden ſicher war. Dort, zwiſchen Dieppe und Tréport, ſteigt das Ufer in jäher Felſengeſtalt aus dem Meere, ſcheinbar ganz unzugänglich. Aber es gab da in einer kleinen Bucht eine Stelle, Biville geheißen, wo ſich ein leiterartiger Pfad in einer ſchmalen Klamm durch die Felswand emporwand, freilich nur mit Beihilfe eines Seiles zu erſteigen, welches die Helfershelfer der hier landenden Schmuggler auf ein verabredetes Signal hinabließen. Die Kenntniß dieſes Pfades hatten in Eu anſäſſige „Wiſſende“ den Verſchwörern für gutes Geld verkauft. Da legte der Captain Wright nach Einbruch der Nacht an, landete ſeine Paſſagiere und ſuchte dann wieder die hohe See. Cadoudal und ſeine Gefährten klommen den Felsſpalt hinauf und wurden droben von einem „Vertrauten“, welcher das Seil in die Kluft hinabgelaſſen hatte, empfangen und weitergeleitet. Auf Schleichwegen wanderten ſie, mit Vermeidung von Straßen, Dörfern und Städten, durch Wälder und über Haiden, von Verſteck zu Verſteck, von einem ſichern Nachtquartier zum andern. Solche Verſtecke und Raſtorte boten einſame Meierhöfe verſchwiegener Pächter und die Schlöſſer verläſſlicher Royaliſten. Alſo gelangte Cadoudal, bevor der Monat Auguſt zu Ende, nach Paris, wo in der Vorſtadt Chaillot ſeiner ein Unterkommen harrte, welches vor dem Späherblick der Polizei geſchützt war. Von dort aus pflegte er dann nachtſchlafender Weile mit ſeinen Chouans zu verkehren, welche in der Stadt ſelbſt Unterſchlupfe gefunden hatten.

Sobald er nun über die Sachlage in Paris ſich gehörig unterrichtet hatte, mußte er ſich geſtehen — und er war der Mann, die Wahrheit zu ſehen und ſich dieſelbe zu ſagen — daß die Dinge hüben in Frankreich anders ausſähen, als ſie, wenigſtens in Emigrantenaugen, drüben in England ausgeſehen hatten. Bonaparte und die Konſularregierung waren nicht unpopulär. Die ſchwachen Reſte der republikaniſchen Partei erwieſen ſich als bis zur vollſtändigen Kraftloſigkeit und Reſignation herabgebracht. Die Royaliſten erſchienen zurückhaltend, mit dem beſtehenden Regiment ſo ziemlich verſöhnt und jedenfalls nicht im mindeſten zu abenteuerlichen Wagniſſen geneigt und bereit. Die Prieſter ſangen eifrig: „Domine, salvum fac consulem!“ und ſtimmten ſchon ihre Kehlen für das „Domine, salvum fac imperatorem!“ Cadoudal mußte auch erfahren, daß ſein Name zwar in der Vendée noch immer einen guten Klang hätte; aber nicht minder, daß es unmöglich, den Vendéergeiſt von weiland wieder zu erwecken und eine irgendwie belangreiche Bewegung zu Gunſten der weißen Fahne zuwegezubringen. Sogar die Förderung der ihm zunächſt liegenden Aufgabe ſtieß auf ungeahnte Schwierigkeiten.

Um den beabſichtigten Anfall auf den Erſten Konſul mit Hoffnung auf Gelingen thun zu können, ſchien ihm ein Hundert wohlbewaffneter und zuverläſſiger Männer vonnöthen. Er hatte aber große Mühe, die kleine Bande ſeiner mitgebrachten Chouans auf den Beſtand von 30 Mann zu bringen, und er mußte die äußerſte Vorſicht aufwenden, dieſe von ihm beſoldete Schar mit Waffen und einer Art von Uniform zu verſehen.

Trotz alledem beharrte der muthige Mann bei ſeinem Vorhaben. Er rechnete ſo: — Den Bonaparte zu beſeitigen, dazu reicht, wenn alle Stränge reißen, eine Handvoll entſchloſſener Leute aus. Iſt er todt, ſo findet ſich das Weitere von ſelbſt, d. h. Frankreich kommt dann in eine Lage, daß ihm nichts übrigbleibt, als die Bourbons wieder einzuſetzen.

Derweil war von London aus ein anderer nach Paris herüberreichender Faden der Verſchwörung weitergeſponnen worden. Pichegru nämlich hatte durch einen ihm von altersher befreundeten ehemaligen Armeelieferanten Namens Rolland bei Moreau anklopfen laſſen. Zunächſt nur mit der harmloſen Frage, ob der General noch ſeines alten Waffenkameraden Pichegru ſich erinnerte. „Ja wohl, gern und mit Theilnahme.“ Dann, ob er ſich wohl für die von Pichegru gewünſchte Erlaubniß zur Rückkehr deſſelben nach Frankreich bei dem Erſten Konſul verwenden wollte. „Nein, das kann ich nicht thun. Ich bin mit Bonaparte zerworfen und ſetze keinen Fuß mehr in die Tuilerien.“

Auf der Baſis dieſer willkommenen Kunde wurde weitergebaut. Pichegru erinnerte ſich eines Officiers welcher bei Moreau ehemals viel gegolten hatte. Er wußte, daß dieſer General Lajolais unzufrieden, ränkeſüchtig und geldbedürftig ſei, und entſandte demzufolge an denſelben einen gewandten Agenten mit Briefen und Geld, um ihn für die Verſchwörung anzuwerben und durch ihn auf Moreau zu wirken. Lajolais ließ ſich unſchwer gewinnen, machte ſich an den General und horchte ihn aus. Sei es nun, daß Moreau in ſeiner Verbitterung und Unbeſonnenheit gegen den Verſucher ſich zu weit herausließ, ſei es — was wahrſcheinlicher — daß Lajolais zu hören glaubte, was er zu hören wünſchte, genug, der Anſchicksmann wähnte, der Zuſtimmung und Mitwirkung des Generals ſicher zu ſein, oder that wenigſtens ſo. Er witterte die Herkunft des ihm zugefloſſenen Geldes und kalkulirte, daß deſſen noch mehr aus der britiſchen Staatkaſſequelle zu ſchöpfen ſein würde. Daher voll Eifers für „die gute Sache“, machte er ſich, obzwar halb lahm, mit dem Sendling Pichegru's eilends über Hamburg nach England auf, um die gute Botſchaft perſönlich dorthin zu tragen. In den Kreis der verſchworenen Emigranten eingeführt, berichtete er, was er wußte, und höchſt wahrſcheinlich noch mehr. Denn ſein Bericht erregte große Freude, ſo große, daß ein Theilhaber der Verhandlung ausrief: „Wenn unſere Generale einig ſind, werde ich bald wieder in Frankreich ſein.“ Dieſer Ausruf kennzeichnete den, der ihn that, den Grafen von Artois, welcher eben ſein Lebtag ein leichtfertiger Schwachkopf geweſen iſt. „Unſere Generale!“ Es ſollte ſich bald zeigen, daß Moreau keineswegs gewillt war, den bourboniſchen General zu ſpielen.

Der Bericht von Lajolais hatte in Verbindung mit den dringenden Mahnungen Cadoudals, endlich zu handeln, die Wirkung, daß in London beſchloſſen wurde, einen zweiten Schub von Verſchwörern, Pichegru, Rivière, die Polignacs und andere, nach Frankreich abgehen zu laſſen, wobei verabredet wurde, daß Artois oder Berry oder beide nachfolgen ſollten, ſobald ſie vonſeiten des Marquis, dem man, wie es ſcheint, ein maßgebendes Urtheil zutraute, dazu aufgefordert würden. Captain Wright trat demzufolge wieder in Thätigkeit und am 16. Januar landeten die Genannten und ihre Begleiter am Felshang von Biville, kletterten die Klamm hinauf und wurden unfern von der Landungsſtelle von Georges Cadoudal empfangen, welcher den Komplottbrüdern entgegengereiſt war, um ſie auf den ihm ſchon vertrauten und jetzt zur Winterszeit noch einſameren Schleich- und Schlupfwegen nach Paris zu geleiten. In aller Heimlichkeit langte die ganze Geſellſchaft am 20. Januar in der Vorſtadt Chaillot an.

Cadoudal, der ihn umringenden Gefahren wohlbewußt und des langen Stillſitzens überdrüſſig, erbot ſich, jetzt ſofort mit ſeinen dreißig Schwartenhälſen den Handſtreich gegen Bonaparte bei einer von deſſen Fahrten nach St. Cloud oder Malmaiſon zu führen, und nur ungern ließ er ſich beſchwichtigen, noch zu warten, bis man mit Moreau ins Reine und zu beſtimmten Abmachungen gekommen wäre. Man müßte ja jedenfalls zum voraus wiſſen, was nach der „Beſeitigung“ Bonaparte's geſchehen ſollte und was man von dem General, deſſen Befähigung und Einfluß die Verſchworenen offenbar viel zu hoch anſchlugen, zu erwarten hätte. Verſchwörungen iſt es überhaupt eigen, aus willkürlichen Vorausſetzungen phantaſtiſche Schlußfolgerungen zu ziehen. Verſchwörer gleichen mit Scheuledern verſehenen Pferden, welche nur geradaus, nicht aber rechts und links zu ſehen vermögen.

Pichegru ließ Moreau durch Lajolais und Rolland von ſeiner Ankunft in Paris verſtändigen und den General um eine Zuſammenkunft bitten. Moreau ging darauf ein, beſtimmte aber, daß das Stelldichein weder in ſeiner Stadtwohnung noch auf ſeinem Landſitze Grosbois ſtattfinden ſollte, ſondern am ſpäten Abend auf dem Boulevard der Madeleine. Er wollte wohl der Zuſammenkunft den Anſchein eines nur zufälligen Begegnens geben. Pichegru, welcher ſich in der Geſellſchaft von Chouans ohnehin unbehaglich fühlte, wäre zu dieſer Zuſammenkunft gern allein gegangen; allein Cadoudal, der dem weiland republikaniſchen General nicht ganz traute und mit eigenen Augen und Ohren ſehen und hören wollte, was von dem Republikaner Moreau zu erwarten wäre, beſtand darauf, mit dabei zu ſein.

An dem verabredeten Abend und zur ausgemachten Stunde begegneten ſich Pichegru und Moreau an der bezeichneten Stelle des Boulevard. Der General zeigte Bewegtheit beim Wiederſehen ſeines alten Waffengefährten, fiel aber ſofort in kühle Zurückhaltung, als Cadoudal hinzutrat und ſich zu erkennen gab. Er verhehlte nicht das Unbehagen, welches ihm die Gegenwart des bekannten Chouanshäuptlings verurſachte, und er ließ ſich nur mit Noth durch Pichegru zu einer zweiten Begegnung beſtimmen. Als er dann ſich entfernt hatte, faßte Georges die empfangenen Eindrücke in die Worte zuſammen: „Das geht ſchief!“

Die zwiſchen den beiden Generalen hin- und hergehenden Ränkeler ruhten jedoch nicht und brachten die zweite Zuſammenkunft zuwege, in Moreau's Stadtwohnung. Was hier unter vier Augen zwiſchen ihm und Pichegru verhandelt worden, wiſſen wir mit ziemlicher Beſtimmtheit aus den nachmaligen Proceßverhandlungen. Es mußte mit der Sprache herausgegangen werden und Pichegru ging damit heraus, ohne freilich geradweg zu ſagen, daß mit der geplanten Beſeitigung der Konſularregierung vorweg die Tödtung des Erſten Konſuls gemeint wäre. Moreau erwies ſich als der beſchränkte Kopf, der er war, und dabei als von einem Ehrgeiz beſeſſen, welcher zu ſeinen Fähigkeiten in einem geradezu komiſchen Gegenſatze ſtand. Er ſteifte ſich auf die große Partei, welche er, wie er wähnte und behauptete, im Senat und in der Armee hätte. Wäre das konſulariſche Regiment beſeitigt, ſo würde die oberſte Staatsgewalt unzweifelhaft in ſeine Hände gelegt werden. Pichegru bemühte ſich umſonſt, dem General dieſe thörichte Illuſion auszureden und ihn zu überzeugen, daß nach Bonaparte nur die Bourbons übrigblieben. Davon wollte Moreau nichts wiſſen und blieb dabei, nach Bonaparte käme er, könnte niemand kommen als er. Von einem ſpontanen Handeln, von irgendeiner Initiative ſeinerſeits war aber keine Rede. Er ſchien völlig überzeugt zu ſein und zu erwarten, daß man ihm die Herrſchaft über Frankreich ſo zu ſagen auf einem Teller darbieten würde.

Pichegru ging von dieſem Stelldichein ſehr niedergeſchlagen in ſein Verſteck zurück. Der Mittheilung, welche er Cadoudal machte, fügte er bei: „Auch Moreau iſt ehrgeizig und herrſchſüchtig. Auch er möchte Frankreich regieren. Der arme Mann! Nicht vierundzwanzig Stunden würde er die Herrſchaft zu behaupten vermögen.“ Worauf der Chouanshäuptling herausfuhr: „Was, der? Wenn es doch einmal ein Uſurpator ſein ſoll, ſo iſt mir der Bonaparte immer noch lieber als dieſer Moreau, der weder Kopf noch Herz hat.“

Unter ſolchen Umſtänden mußte auch eine dritte Zuſammenkunft Pichegru's mit Moreau — ſie fand in der Wohnung Cadoudals ſtatt — ergebnißlos bleiben und demzufolge war die Enttäuſchung und Entmuthigung der Geſcheidteſten unter den Verſchworenen, alſo Pichegru's und De Rivière's, vollſtändig. Georges ſeinerſeits war noch immer bereit, auch mit unzureichenden Mitteln das Attentat auf Bonaparte zu unternehmen, konnte aber auf die Frage ſeiner Mitverſchworenen: Wozu daſſelbe unter den obwaltenden Umſtänden dienen ſollte? keine befriedigende Antwort finden. Hoffnungslos mußte übrigens auch er ſein. Lag es doch jetzt am Tage, daß die ganze Verſchwörung nur ein Schwindel, weil auf eitel Illuſionen gebaut. Der Marquis und der General ſannen ernſtlich auf Flucht, auf die Rückkehr nach England. Sie, wie die Polignacs, hatten das Zuſammenſein mit den nichts weniger als feinen Chouans ſatt, überſatt. Allein zum fliehen war es zu ſpät. Späher und Sbirren waren ihnen ſchon an den Ferſen.

5.

Von der Spürnaſe eines ci-devant Jakobiners und wie die feine Witterung ſelbiger Naſe ſich bewährte.

Da war nämlich der Fouché, zur Schreckenszeit einer der langfingerigſten und erbarmungsloſeſten „Konventskommiſſäre", ſpäter Polizeiminiſter Bonaparte's und unlängſt, als ſich der „erſte" Konſul zum „lebenslänglichen" hatte vorrücken laſſen, ſeiner Miniſterſchaft entkleidet. Dazumal hatte es der Gewalthaber noch für angezeigt erachtet, der öffentlichen Meinung dann und wann eine kleine Zubilligung zu gewähren, wenn auch nur eine formale. Darum war das allgemein verhaßte Polizeiminiſterium aufgehoben und die Polizei mit dem Juſtizminiſterium vereinigt worden, welches der „Großrichter“ Régnier leitete. Dieſer überließ die oberſte Verwaltung der Polizei dem Staatsrath Réal, welcher weder das Schieß- noch ein anderes Pulver erfunden hatte. Fouché jedoch ſetzte als der Polizeikünſtler, der er war, auch im Privatſtande das Spähen und Kundſchaften liebhaberiſch fort. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihm ſeine vormaligen Mouchards auch jetzt noch dienſtbereit zur Hand waren, und da er um jeden Preis wieder Miniſter werden wollte und demzufolge ſeine Unentbehrlichkeit dem „Lebenslänglichen“ darthun mußte, ſo ließ ſeine Spürnaſe Tag und Nacht vom eifrigen Schnüffeln nicht ab. Beſagtes Organ beſaß in der That eine feine Witterung und der Beſitzer deſſelben war dadurch zur Zeit ſeiner terroriſtiſchen „Miſſionen“ in Toulon, in Lyon und anderwärts in den Stand geſetzt worden, die zwölf oder vierzehn Millionen zu wittern und aufzuſpüren, welche er — immer zur größeren Ehre der Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft — damals für ſeine Privatkaſſe zuſammengefingert hatte. Die Herren — was ſag' ich? — die „Bürger“ Konventskommiſſäre hatten ja, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, ſchon ſo ungeheuer lange Finger entwickelt, daß ſogar die napoleoniſchen Marſchälle nachmals auch mit dem beſten Willen die ihrigen kaum noch mehr zu verlängern vermochten. Item, die Generale der Republik hatten die Philoſophie der Langfingerfertigkeit ebenfalls von Grund aus verſtanden. Waren doch ſogar an den Fingern des „biederen“ Moreau von den Kontributionen, welche er in Deutſchland für Rechnung der franzöſiſchen Republik erhoben hatte, drei oder vier Millionen nur ſo hängen geblieben.

Fouché alſo iſt es geweſen, welcher den Erſten Konſul aufmerkſam machte, daß vonſeiten der Royaliſten etwas wider ihn im Werke ſein müßte. Der weiland Polizeiminiſter war von ſeinen Agenten zu gut bedient, als daß ihm die Anweſenheit einer nicht geringen Anzahl von Emigranten und Chouans, die ja doch nicht immer in ihren Schlupfwinkeln ſtillliegen konnten oder wollten, hätte entgehen können. Bonaparte mochte ſich erinnern, daß Fouché's Spürnaſe ſchon dazumal nach dem Mordkrach der Höllenmaſchine nach der richtigen, d. h. nach der bourboniſchen Seite hin geſchnüffelt hatte, und er war daher ſehr geneigt, auf die Zuflüſterungen des ci-devant Jakobiners zu hören. Zudem hatte er ſich ja ſchon geſagt, daß der Wiederausbruch des Krieges mit England die Bourboneriche in Bewegung bringen würde, und ſeine Beſorgniſſe mußten nach dieſer Richtung hin bedeutend verſchärft werden dadurch, daß ihm ein Einblick in die vom engliſchen Geſandten in München betriebenen Machenſchaften aufgethan worden war. Dieſe Machenſchaften, der Konſularregierung verrathen durch einen von Drake's Agenten, einen Franzoſen, der aus einem Republikaner ein Soldknecht der engliſchen Diplomatie geworden, hatten zunächſt den Zweck, die Geheimniſſe des franzöſiſchen Kriegsplanes aufzuhellen; dann aber auch, alle vonſeiten der Emigranten gegen Bonaparte gerichteten Anſchläge zu unterſtützen. Ein unmittelbarer oder auch nur mittelbarer Zuſammenhang der

Umtriebe des Geſandten mit der Verſchwörung Cadoudals hat jedoch nicht ſtattgefunden.

Bonaparte's Argwohn war geweckt, und weil gleichzeitig da und dort, in der Normandie, in der Vendée, bourboniſche Regungen, obzwar nur ſchüchterne, bemerkbar wurden, ſo beſchloß er, um Licht in das Dunkel zu bringen, auf's Gerathewohl eine Anzahl von der Chouanerie mehr oder weniger verdächtigen Leuten verhaften zu laſſen, welche man in Paris und in der Provinz gerade unter der Hand hatte. Dieſe Verhaftungen gingen vor ſich und der Erſte Konſul wählte aus der Liſte der Verhafteten fünf, in der Hoffnung, dieſer oder jener derſelben würde dem Kriegsgerichte, vor welches ſie geſtellt wurden, Geſtändniſſe machen. Zwei ſprach das Kriegsgericht los, drei verurtheilte es zum Tode. Zwei davon ließen ſich erſchießen, ohne mehr bekannt zu haben, als daß ſie nach Frankreich gekommen, der Sache des legitimen Königs zu dienen — welchem Bekenntniß ſie eine kräftige Verwünſchung des „Uſurpators“ hinzufügten. Dem dritten aber ſank angeſichts des Todes das Herz und er ließ ſich zu dem Geſtändniſſe herbei, daß er im Auguſt mit Georges Cadoudal am Felshange von Biville an's Land geſtiegen und durch Wälder und über Haiden hehlings nach Paris gekommen ſei, um einen Mordanfall auf Bonaparte mitzumachen. Außerdem gab er verſchiedene von den Geheimquartieren und den vertrauten Kneipen an, welche den Chouans von Cadoudal's Bande Unterſchlupf gewährten.

So hatte ſich denn Fouché's Polizeinaſe und nicht minder die Berechnung des Erſten Konſuls bewährt. Es war doch einiges Licht in das Dunkel gebracht. Man wußte jetzt, daß der hochgefährliche Chouanshäuptling

Georges in Paris wäre. Man kannte die Landungsklamm von Biville, ſowie die Schleichwege und Raſtorte zwiſchen dort und der Hauptſtadt. Ebenſo etliche von den Bergewinkeln der Verſchwörer in den Vorſtädten.

Zu dieſer Aufklärung fügte der Zufall, dieſer Leibzwerg der Rieſin Hiſtoria, welcher hinter den Falten ihres blutpurpurnen Mantels häufig ſo ſchelmiſch lachend oder auch ſo boshaft grinſend hervorguckt, noch eine weitere.

Die Bucht und Kluft von Biville mußte die Aufmerkſamkeit der Sicherheitsbehörden auf ſich gezogen haben. Denn wir erfahren, daß gerade in den Tagen, wo die vergeblichen Zuſammenkünfte zwiſchen Pichegru und Moreau in Paris ſtattfanden und die Regierung mittels der gemeldeten Kriegsgerichtsprocedur von dem Beſtehen eines Mordkomplotts Kunde erhielt, dort am Felsgeſtade der Normandie zwiſchen Gensdarmen, welche den Paß bewachten, und Chouans, welche zu landen verſuchten, ein Feuergefecht geliefert worden war. Ein für ſeinen Dienſt gut beanlagter Gensdarm hatte nach beendigtem Schüſſewechſel einen aus einem Chouangewehr gekommenen Papierpfropf aufgehoben und auf demſelben den Namen Troche geſchrieben gefunden. Nachforſchungen auf dieſer Spur ergaben, daß dies der Name eines in Eu wohnenden Uhrenmachers, welcher einen Sohn hatte, deſſen Gebaren ſchon ſeit einiger Zeit der Polizei verdächtig vorgekommen war. Der junge Troche wurde demzufolge in aller Heimlichkeit aufgehoben, nach Paris gebracht und einem Verhör unterzogen, welches ihn alles geſtehen machte, was er wußte. Und er wußte nicht wenig.

Denn dieſer junge Menſch war es, welcher den Briefwechſel zwiſchen den Verſchworenen in Paris und den

Emigranten in London vermittelt hatte. Er war es auch, welcher die verſchiedenen Schübe der Komplottgenoſſen an der Klamm von Biville empfangen und ſie von dort weitergeführt hatte. So im Auguſt von 1803 den Georges Cadoudal und deſſen Reiſegefährten, ſodann im Januar von 1804 den Trupp, bei welchem Pichegru, De Rivière und die Polignacs ſich befanden. Wer dieſe Herren waren, hatte Troche nicht erfahren und konnte ſie daher nur allgemein als „vornehme“ bezeichnen, welche von ihren Begleitern ſehr reſpektvoll behandelt worden ſeien — namentlich einer. Im Februar, geſtand der Gefangene ſchließlich noch, ſollte wiederum eine Landung ſtattfinden und er, Troche, wäre beauftragt, auch dieſe Ankömmlinge zu empfangen und weiterzugeleiten.

Im Beſitze von allen dieſen Nachweiſen begann die Polizei auf der ganzen Linie von Paris bis Biville eine außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln. Nicht ſo faſt unter der Leitung von Réal als vielmehr unter der von Fouché, welchen Bonaparte wieder zu Gnaden angenommen hatte und ſtillſchweigend als wirklichen, obzwar vorderhand noch unbetitelten Polizeiminiſter ſchalten ließ. In den erſten Februartagen gelangen zwei wichtige Fänge. In einer der ſignaliſirten Weinkneipen wurde nach verzweifelter Gegenwehr ein junger Chouan, Picot geheißen und in Cadoudals perſönlichen Dienſten ſtehend, dingfeſt gemacht. Kurz darauf der Edelmann Bouvet de Lozier, welcher ſich „Generaladjutant der königlichen Armee“ titulirte und als der Leutnant von Georges anzuſehen war. Beide Verhaftete waren ſchwerbewaffnet und mit beträchtlichen Geldſummen in den Taſchen betroffen worden. Durch Picot erfuhr man eigentlich nicht mehr, als man ſchon wußte. Dagegen kamen aus dem Munde des Herrn Athanaſe Hyacinthe Bouvet de Lozier Angaben, welche die ganze Verſchwörung klarſtellten und den General Moreau ſchwer belaſteten.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar machte Bouvet in ſeinem Gefängniß einen Verſuch, ſich zu erhängen. Das mißlang und der Gefangene wurde dadurch in eine an Raſerei gränzende Aufregung verſetzt. Er ſchrie nach dem Wärter und erklärte dieſem, daß er ſofort zu Protokoll vernommen zu werden verlangte, bevor er für die Sache ſeines rechtmäßigen Königs ſterben würde. Der Staatsrath Réal wurde herbeigeholt und erſtaunte nicht wenig über das, was der wüthende Mann hervorſprudelte. Réal ließ den Großrichter und Juſtizminiſter Régnier benachrichtigen und in deſſen Gegenwart wurden ſodann die Geſtändniſſe des Gefangenen protokollirt, welcher als richtiger Franzos ſich in Poſitur warf und theatraliſch anhob: „Ein Mann, der von den Pforten des Grabes kommt und noch bedeckt iſt mit den Schatten des Todes, will Rache nehmen an Leuten, welche durch ihre Treuloſigkeit ihn mitſammt ſeiner Partei in den Abgrund geſtürzt haben.“ *)

---

*) Meine Darſtellung iſt hier, wie durchweg, als auf ihre Hauptquelle baſirt auf die große Aktenſammlung: „Procès instruit par la cour de justice criminelle et spéciale du département de la Seine, séante à Paris, contre Georges, Pichegru et autres, prévenus de conspiration contre la personne du Premier Consul.“ Paris 1804, 8 vols. Was die Epiſode des an dem Herzog von Enghien verübten Juſtizmordes angeht, ſo lieferte mir das Aktenmaterial für meinen Bericht die Sammlung der „Documents authentiques“, welche L. Constant ſeiner Schrift „Le duc d'Enghien“, Paris 1869, einverleibt hat. Als eine, freilich nicht immer kriſtall-

Auf dieſe Präambel ließ er umfaſſende Geſtändniſſe über Thatſachen folgen, die wir bereits kennen. Von Gewicht war beſonders die Enthüllung, daß zur für paſſend erachteten Stunde „Monſieur" (d. i. der Graf von Artois, als Bruder Ludwigs des Achtzehnten ſo betitelt) in Frankreich erſcheinen ſollte, um ſich an die Spitze der Royaliſten zu ſtellen; fernerweit die Ausſage, daß Moreau verſprochen, für die bourboniſche Sache einzutreten, dann aber ſein Wort zurückgenommen hätte, weil er ſelber nach der Diktatur ſtrebte. Davon hätten aber die Royaliſten ihrerſeits nichts wiſſen wollen und das Hin- und Herverhandeln mit dem unzuverläſſigen General trüge die Schuld, daß die Ausführung des Anſchlags gegen den Erſten Konſul verzögert, die Zeit vertrödelt und die Polizei endlich auf die Fährte der Verſchworenen geführt worden ſei. In dieſen Angaben Bouvets lieferte dann ein nochmaliges Verhör Picots die Ergänzung, daß nicht allein Cadoudal, ſondern auch Pichegru zweifellos in Paris anweſend ſein müßte.

Sobald Bonaparte von den Ergebniſſen dieſer Verhöre durch Réal in Kenntniß geſetzt worden, am Morgen vom 14. Februar, zauderte er nicht, zu handeln. Er machte es demnach ganz anders als die Komplottbrüder, welche ſo viele Zeit mit Schwatzen verloren hatten. Auch Georges war ja in dieſer ganzen Angelegenheit keineswegs als *der* zum Vorſchein gekommen, für welchen er galt, als der Mann des entſchloſſenen Zugreifens und des unbedenklichen Anpackens. Er ſogar hatte ſich auf's

klare Quelle für die Geſchichte dieſer Epiſode dürfen auch das 4. und 5. Kapitel vom 1. Bande der „Mémoires de Madame de Rémusat", Paris 1880, bezeichnet werden.

Diplomatiſiren eingelaſſen und mußte nun erfahren, daß die Fäden einer Verſchwörung um ſo leichter reißen, je feiner ſie geſponnen ſind.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar ward in den Tuilerien eine vom Erſten Konſul berufene Rathsverſammlung gehalten, der die beiden konſulariſchen Statiſten Cambacérès und Lebrun und die Mitglieder des Kabinetts anwohnten. Auch der unentbehrliche Fouché war dabei. Das Mordkomplott ſtand für die Rathſchläger als Thatſache feſt. Die Verſchwörung erſchien ihnen unter dem Geſichtspunkte, daß zur „Beſeitigung“ Bonaparte's und zum Sturze der Konſularregierung Royaliſten und Republikaner eine Verbindung eingegangen oder wenigſtens einzugehen verſucht hätten. Pichegru habe dabei den Vermittler gemacht. Leider wäre zur Stunde weder dieſer noch Cadoudal in den Händen der Behörden, aber ſie wären in Paris und würden wohl aufzufinden ſein. Es müßte jedoch von Wichtigkeit werden, die Möglichkeit eines weiteren Verkehrs dieſer beiden Komplottchefs mit Moreau abzuſchneiden. Daher der Beſchluß, den General, ſowie die Zu- und Zwiſchenträger Lajolais und Rolland, ungeſäumt verhaften zu laſſen. Aber was dann? Cambacérès meinte, Moreau ſollte einem Kriegsgericht überwieſen werden. Der Erſte Konſul wandte dagegen ein, es würde heißen, er hätte durch ihm blindlings ergebene Officiere ſeinen „Nebenbuhler“ richten laſſen. Daraufhin wurde beſchloſſen, Moreau vor den Strafgerichtshof vom Seinedepartement zu ſtellen, aber — die wächſerne Konſularverfaſſung bot dazu eine Handhabe, wie zu jeder Willkürlichkeit — für dieſen Fall die Geſchworenenbank zu ſuſpendiren. Das machte freilich, wie unſchwer vorauszuſehen, auf die öffentliche Meinung einen noch ſchlimmeren Eindruck, als vielleicht ein Kriegsgericht gemacht hätte. Aber was war dem bonaparte'ſchen Säbelſkepter die öffentliche Meinung? Ein Windhauch.

6.

Wie die Pariſer die Verſchwörung bewitzelten und wie ihr Witz eine Maulſchelle abbekam.

Die angeordneten Verhaftungen wurden vollzogen. Moreau iſt in ſeinem Wagen auf der Brücke von Charenton zwiſchen Grosbois und Paris aufgehoben und in den Temple gebracht worden — mit aller Höflichkeit, verſteht ſich. Innerhalb der Mauern der alten Templerburg, allwo Ludwig der Sechszehnte geſeufzt, Marie Antoinette geweint und der unglücklichſte aller Dauphins das Martyrium jakobiniſcher Rohheit durchgelitten hatte, konnte der General darüber nachdenken, was dabei herauskomme, wenn der Ehrgeiz eines Menſchen beträchtlich viel länger iſt als ſein Verſtand. Der Großrichter Régnier richtete eine amtliche Botſchaft an die drei großen Staatskörperſchaften, welche die Komödie des Parlamentarismus zu agiren hatten, um denſelben die Verſchwörung, und was dagegen vorgekehrt wäre, bekanntzugeben. Als die Neuigkeit in der Stadt bekannt wurde, nahm ſich der vorhin erwähnte Windhauch doch heraus, etwas ſchneidend oder wenigſtens ſpöttiſch zu blaſen: „Eine Verſchwörung Moreau's? Ach, das ſollte wohl heißen: eine Verſchwörung gegen Moreau?" Oder: „Die ganze Geſchichte iſt eine Fabel, aber eine ſchlecht erſonnene.“ Oder: „Cadoudal und Pichegru ſeien die Hauptverſchwörer? Hat man ſie? Bewahre! Sind ſie in Paris? Ja, vielleicht in Gedanken.“ Derartige Witzeleien fanden natürlich großen, obzwar nur hehlings kichernden Beifall und es bewahrheitete ſich eben auch hier wieder, daß die liebe öffentliche Meinung gar häufig nichts anderes iſt als ein aus dem hohlen Bauche der Unwiſſenheit oder aus der vollen Gallenblaſe der Bosheit hervorgegurgelter Klatſch.

Nun war aber dazumal Bonaparte gegen den beſagten Windhauch noch etwas empfindlich, was er ſich ſpäter gründlich abgewöhnt hat. Er gerieth daher in eine Zornwallung, welche bis zur Wuth geſteigert wurde durch den Umſtand, daß die Pariſer oder wenigſtens viele Pariſer in ihrem Unglauben an die zweifelloſe Thatſache des Komplotts beharrten; noch mehr aber dadurch, daß die mit Bouvet und Picot fortgeſetzten Verhöre immer Bedenklicheres ergaben. Inſonderheit dieſes, daß unter den nach Paris gekommenen Verſchwörern vornehme Herren aus der nächſten Umgebung der bourboniſchen Prinzen ſich befänden, De Rivière und die Polignacs. Weiterhin, daß mit dem nächſten Emigrantentrupp, welcher im Februar bei Biville landen ſollte, der Graf von Artois oder der Herzog von Berry oder beide kommen würden, um ſich an die Spitze der Angreifer des Erſten Konſuls zu ſtellen. Endlich, daß Pichegru ſeine alten Bekanntſchaften im Geſetzgebenden Körper und im Tribunat, ebenſo Moreau ſeinen Einfluß im Senat und ſeine Autorität in der Armee geltend und fruchtbar machen ſollte, um durch die gemeinſame Wirkſamkeit von allen dieſen Hebeln die Wiederaufrichtung des bourboniſchen Thrones zu bewerkſtelligen.

Es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß Bonaparte an die Thatſächlichkeit dieſes Schreckgemäldes in deſſen ganzem Umfange geglaubt habe, und darum iſt es auch glaubhaft, daß der Mythograph und Glorificirer des Bonapartismus, Monſieur Thiers, die Wahrheit ſage, wenn er meldet, der Erſte Konſul ſei in wilde Drohungen gegen die Bourbons ausgeborſten und habe erklärt, er würde jeden Prinzen, deſſen er habhaft werden könnte, erſchießen laſſen. Er ging auch unverweilt auf die Habhaftwerdung aus. Der Oberſt Savary, Kommandant der Elitegensdarmerie, welchen er als ein verläſſliches, völlig ſkrupelfreies, zu jedem Dienſt bereites Werkzeug kannte, erhielt Befehl, mit einer Schar ſeiner Leute ſtracks nach der Normandie abzugehen und in aller Heimlichkeit auf der Höhe der Klippen von Biville einen Lauerpoſten zu beziehen, um die landenden Emigranten, mit welchen der oder die Prinzen kommen ſollten, abzufangen und nach Paris zu liefern.

Derweil dieſer Befehl zur Ausführung kam, rückte auch der verhaftete Lajolais mit Geſtändniſſen heraus. Immerhin jedoch nur ſoweit, als er bekannte, nach London gereiſ't zu ſein und Pichegru mit nach Paris und zu Moreau gebracht zu haben — einzig und allein, wie er ſagte, damit der letztere für die Heimberufung des erſteren ſich verwende. Lajolais ahnte nicht, wie ſehr er mit dieſem halben Geſtändniß Moreau beſchwerte, weil die Regierung ja ſchon von anderwärtsher die Verbindung Pichegru's mit Cadoudal und die Zuſammenkünfte des Generals mit den beiden Verſchwörern kannte. Moreau hinwiederum hatte keine Ahnung, daß Lajolais verhaftet wäre und überhaupt etwas geſtanden hätte, und daraus erklärt ſich ſein Gebaren gegenüber dem Großrichter

Régnier, der im ganzen Pomp ſeines Amtes zum Temple gefahren kam, um den Sieger von Hohenlinden zu verhören. Dieſer benahm ſich hierbei ebenſo ungeſchickt als unehrlich, indem er ſich durch den Großrichter in einen ganzen Knäuel kläglicher Lügen verwickeln ließ. Régnier befragte ihn über ſeine Beziehungen zu Lajolais, Pichegru und Cadoudal. Moreau erwiderte, er wiſſe nichts von ſolchen Beziehungen. „Aber Sie haben doch die Genannten geſehen und geſprochen?“ „„Nein, weder geſehen noch geſprochen. Ich begreife auch gar nicht, warum man mich mit ſolchen Fragen behelligt.““ Der Großrichter trug dieſes Ergebniß des Verhörs in die Tuilerien und nach erſtattetem Bericht ſoll der Erſte Konſul ausgerufen haben: „Nun denn, wenn er ſich mir nicht entdecken und anvertrauen will, ſo mag die Sache ihren gerichtlichen Verlauf nehmen!“

Ihm, dem Machthaber, mußte vor allem daran gelegen ſein, mittels der Einfangung von Cadoudal und Pichegru vor Paris und Frankreich den Beweis der Weſenheit des Komplotts zu führen. Der Geſetzgebende Körper, zur Sklavenhaftigkeit des römiſchen Senats unter Caligula und Nero herabgebracht, mußte ein ungeheuerliches Geſetz votiren, welches allen, die Pichegru, Cadoudal und ſechzig ſignaliſirten ihrer Mitverſchworenen Zuflucht oder Unterſchlupf gewährten, die Todesſtrafe androhte, ſowie allen, welche die Verſtecke der Verſchwörer kennten und nicht anzeigten, ſechsjähriges Zuchthaus. Die Thore von Paris wurden geſchloſſen wie zur Zeit des Septembermordgräuels von 1792, die Stadtmauer unausgeſetzt durch Reiterſchwadronen umritten, die Ein- und Ausflüſſe der Seine ſcharf bewacht. Dann ging in der Stadt eine unerbittliche Jagd los, welche die

Verſchworenen von einem Schlupfwinkel in den andern hetzte. Ihre Lage war ſchrecklich. Die Drang- und Trübſal, welche ſie bei Tag und Nacht auszuſtehen hatten, überſtieg oft die Kraft von Fleiſch und Blut. Hungernd, frierend, fiebernd irrten ſie umher. Nicht ſelten mußten die von ihnen, welche die Mittel dazu beſaßen, die Gewährung einer elenden Nachtherberge mit 6000, ja mit 8000 Franken bezahlen. Es iſt wie ein tröſtlicher Lichtſtral in dieſem Dunkel, daß einer der Miniſter des Erſten Konſuls, Marbois, ſeinem Freunde von ehemals, dem jetzt vogelfreien Pichegru, welcher eines Abends in der Verzweiflung, kein Nachtlager finden zu können, an die Thüre des Miniſterhôtels klopfte, für eine Nacht das erbetene Aſyl gewährte und daß Bonaparte ſeinem Miniſter, der ihm ſpäter Mittheilung davon machte, dieſe Gaſtlichkeit nicht verübelte.

Pichegru war es auch, welcher zuerſt in die Hände der Späher und Spürer fiel. Ein Mitverſchworener, welcher bei dem General Adjutantendienſt gethan, verrieth den letzten Schlupfwinkel, den er gefunden, und überlieferte ihn den Gensdarmen, welche den verrathenen und mit Mühe überwältigten Mann in den Temple brachten, aus deſſen Mauern er nur im Sarge wieder herauskommen ſollte. Bald darauf wurden De Rivière und die Brüder Polignac aufgejagt, geſtellt und zur Haft gebracht. Cadoudal zuletzt, erſt am 9. März. Die Spürhunde hatten ſein letztes Verſteck ausgewittert. Als er es Abends 7 Uhr verließ, um ein anderes zu ſuchen, verfolgten ſie ihn bis zum Pantheon, allwo ein vertrauter Chouan mit einem Kabriolet auf ihn wartete. Georges, welcher die Verfolger hinter ſich ſpürt, ſteigt ein und treibt den Kutſcher zur Eile. Die Meute ſtürzt nach. Auf dem Platz Buſſy fällt ein Poliziſt dem Pferde in die Zügel. Cadoudal entladet ein Piſtol auf ihn und ſchießt ihn todt. Dann ſpringt er aus dem Wagen und ſtreckt mit einem zweiten Schuß einen zweiten Poliziſten ſchwerverwundet zu Boden. Allein er wird umringt, nach verzweifelter Gegenwehr bewältigt, entwaffnet und dingfeſt gemacht. Die 60,000 Franken oder mehr, die er in Gold und Banknoten bei ſich getragen, ſind der Frau von Rémuſat zufolge (Mém. I, 310) der Witwe des getödteten Polizeimanns gegeben worden.

Der hochgewachſene, breitſchulterige Müllersſohn aus dem Morbihan mit ſeinem offenen, bäuriſchgeſund-rothbackigen Geſichte machte auch im Unterſuchungsverhör auf der Polizeipräfektur, wie ſpäter vor Gericht, von allen ſeinen Komplottgenoſſen die beſte Figur. Statt ſich wie Moreau auf's Lügen und Leugnen zu verlegen, ging er freiſam mit der Sprache heraus und man merkte, daß dieſe der energiſche Ausdruck einer felſenfeſten Ueberzeugung ſei. „Warum kamen Sie nach Paris?" — „„Um den Erſten Konſul anzufallen."" — „Womit?" — „„Mit offener Gewalt."" — „Was beabſichtigten Sie und Ihre Mitverſchworenen weiter?" „„An die Stelle des Erſten Konſuls einen Bourbon zu ſetzen."" — „Was für einen?" — „„Ludwig den Achtzehnten."" — „Welche Rolle ſollten Sie bei dem beabſichtigten Angriff auf den Erſten Konſul ſpielen?" — „„Die Rolle, welche mir einer der franzöſiſchen Prinzen, der dabei ſein ſollte, zuweiſen würde."" — „Alſo in Uebereinkunft mit den ci-devant franzöſiſchen Prinzen iſt der Attentatsplan entworfen worden und ſo ſollte er auch zur Ausführung kommen?" — „„Ja."" — „Sie haben ſich mit den ci-devant franzöſiſchen Prinzen in England verabredet?“ — „„Ja.““ („Procès instruit“, II, 79, 83.)

Man ſieht, Georges ſprach ganz offen und beſtimmt, als ein Mann, welcher nicht mit einer Unwahrheit auf den Lippen dem Tod entgegengehen wollte, der ihm, wie er wußte, unbedingt gewiß war. Ebenſo beſtimmt aber verweigerte er jede Auskunft über ſeine Verſtecke und Herberger, ſowie über ſeine Mitverſchworenen. „Ich will die Zahl der Opfer nicht vermehren,“ ſagte er; „es ſind ihrer ohnehin genug.“ De Rivière und die Polignacs ſuchten ihre Geſtändniſſe, zu welchen ſie ſich doch auch herbeilaſſen mußten, mittels allerhand Ausflüchten und Verklauſirungen möglichſt abzuſchwächen und zu verdünnen.

Als Summe aller von den verhafteten Verſchwörern erwirkten Bekenntniſſe konnte die Regierung die unbezweifelbare, deutlich ſichtbare, handgreifliche Thatſache eines bourboniſchen Mord- und Umſturzkomplotts vor die öffentliche Meinung hinſtellen.

Jetzt hörten die Pariſer auf, zu witzeln und hohnzulächeln. Das ging ihnen doch über den Spaß.

7.

Wie der Bonaparte den korſiſchen Banditen herauskehrte.

Wer gerecht urtheilen will, wird anerkennen müſſen, daß bis dahin der Erſte Konſul in dieſer Sache durchaus ordnungsgemäß und regelrichtig gehandelt hatte. Er war im Beſitze der Macht und folglich — wie die

Welt nun einmal iſt, wie ſie allzeit geweſen und immer ſein wird — im Recht. Dieſes ſeines Rechtes, d. h. ſeiner Macht wollte man ihn berauben und ihn zugleich mörderiſch anfallen und umbringen. Dagegen durfte, nein, mußte er ſich bis auf's Aeußerſte wehren. Dies heiſchte ſeine Stellung, ſeine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und es lag auch in den Zuſtänden Frankreichs. Wie, nachdem er das Land aus dem Chaos der Anarchie herausgeriſſen, ſollte er es der bourboniſchen Unfähigkeit überliefern laſſen? Welche Zumuthung! Welche Abſurdität!

Ein gerechter Urtheiler muß aber dem Manne noch mehr zubilligen. Nämlich dieſes, daß es ſehr begreiflich und verzeihlich, wenn er in ſeiner korſiſch-leidenſchaftlichen Art, in ſeiner bekannten Feuerteufelsmanier gegen die Bourbons ausfiel. Hatten dieſe nicht an dem gegen ihn geſponnenen Mordkomplott ſich betheiligt? Wenigſtens von zwei derſelben, Artois und Berry, war es durch die Eingeſtändniſſe ihrer Mitverſchworenen erwieſen. Ja, es war begreiflich und verzeihlich, wenn der Erſte Konſul racheluſtig ausrief: „Ein Bourbon gilt mir nicht mehr als ein Moreau und Pichegru, im Gegentheil weniger; fällt mir einer in die Hände, laſſ' ich ihn erſchießen!“ und man muß ſagen, daß, wenn er in den Fall gekommen, dieſe Drohung etwa an dem Herrn Grafen von Artois, welcher an der Ausſendung von Attentätern mitarbeitete, aber wohl ſich hütete, die Gefahren der mordluſtigen Sendlinge zu theilen, in Erfüllung zu bringen, dies für Frankreich kein Schaden, ſondern vielmehr ein Glück geweſen wäre, ein großes Glück.

Allein nicht an dem ſchuldigen Artois, ſondern an einem ſchuldloſen, d. h. an dem Komplott gar nicht betheiligten Bourbon ließ Bonaparte ſeine Wuth aus. Das gab der Sache eine ganz andere Wendung. Dazu kam dann noch die zugleich tückiſche und grauſame Art und Weiſe, allwomit der glückliche Verſchwörer vom 18. Brumaire ſeine Rachedurſtſtillung einleitete und durchführte. Schleichende Bosheit und erbarmungsloſe Brutalität vereinigten ſich hier zu einer Schandthat, welche erſchreckend und entſetzend darthat, wie tief dem Napoleone Buonaparte der korſiſche Bandit im Blute ſteckte.

Sein Zorn wurde noch heißer, als ſich ihm zuvörderſt keine Gelegenheit bieten wollte, denſelben an einem Sprößling des Hauſes Bourbon zu kühlen. Der Oberſt Savary nämlich, welcher, ſelber verkleidet, mit ſeinen fünfzig in allerlei Verkleidungen ſteckenden Gensdarmen nun ſchon ſeit drei Wochen am Felshang von Biville auf der Lauer lag, wußte von dort nur zu berichten, daß kein Prinz kommen wollte, um ſich von ihm abfangen zu laſſen. Zwar — ſo meldete er — zwar wäre draußen vor der Bucht eine engliſche Brigg, höchſt wahrſcheinlich die vom Captain Wright geführte, deutlich ſichtbar. Auch näherte ſich dieſelbe allabendlich der Küſte, aber ſtatt zu landen lavirte ſie nur eine Weile hin und her, um dann wieder in See zu ſtechen. Wie zu vermuthen, hätten die Emigranten, die ſich am Bord des Schiffes befinden möchten, von Paris aus einen Abwink bekommen oder aber erwarteten ſie von der Klippe her ein Signal, deſſen Ausbleiben ihnen die Landung verböte.

Allein Bonaparte wollte und mußte einen bourboniſchen Prinzen haben zum Todtſchießenlaſſen, und da ihm keiner von England her ins Fanggarn laufen wollte, ſo ſuchte er anderwärts nach einem. Fouché und Talleyrand — dieſer hat ſpäter die Spuren ſeiner Thätigkeit in ſolcher traurigen Sache fuchsſchwänzig zu verwedeln geſucht — halfen ihm bereitwillig bei dieſer Späherei. Die Liſte der Bourbons wurde durchgenommen. Provence und Angoulême waren in Warſchau, Artois und Berry, ſowie der Prinz von Condé und der Herzog von Bourbon, in London. An dieſe ſechs Prinzen war alſo nicht zu kommen. Aber Condé's Enkel, der Herzog von Enghien, der befand ſich ja in erreichbarer Nähe, zu Ettenheim im (damaligen) Kurfürſtenthum Baden. Der geſuchte Bourbon war gefunden. Freilich hatten alle die Verhöre der dingfeſtgemachten Verſchwörer nicht die leiſeſte Andeutung von einer Betheiligung Enghiens an dem Cadoudal'ſchen Komplott ergeben. Aber was hatte das zu ſagen? Er war ein bourboniſcher Prinz, war erreichbar und folglich ſollte er todtgeſchoſſen werden — Punktum.

Die gute Frau von Staël hatte doch nicht ſo ganz Unrecht, wenn ſie den Bonaparte einen „Robespierre zu Pferde" nannte. Es war im ganzen Verfahren des Erſten Konſuls gegen den jüngſten und letzten Sproſſen der Condé's etwas jakobiniſch-terroriſtiſch Wildes, was an die ſchlimmſten Tage und Nächte der Sansculotterie erinnerte. Ganz in der Ordnung daher, daß, wie im Januar von 1793 unter den Ohnehoſen das Wort umgegangen: „Man muß dem monarchiſchen Europa einen Königskopf als Fehdehandſchuh hinwerfen!" ſo jetzt in der betreſſten Sklavenſchar, welche ſich am Hofe des neuen Cäſars drängte, das Geraune umging: „Einen Bourbon todtſchießen laſſen? Recht ſo! Das heißt zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, das heißt den Royaliſten Schrecken einjagen und den Republikanern ein Pfand geben ..."

Louis Antoine Henri de Bourbon, betitelt Duc d'Enghien, war am 2. Auguſt 1772 zu Chantilly geboren, folglich jetzt (März 1804) nahezu 32 Jahre alt, von männlich ſchöner Geſtalt und gewinnendem Benehmen. Er hatte unter den Befehlen ſeines Großvaters und ſeines Vaters die Waffen gegen die franzöſiſche Republik getragen und als Vorhutführer des condé'ſchen Korps mehrfach im Felde ſich hervorgethan. Eine ſolche Befehdung des Vaterlandes war und iſt, vom menſchlichen wie vom patriotiſchen Standpunkt aus angeſehen, unbedingt verwerflich. Allein man muß, wenn man billig ſein will, beachten, daß ein in legitimiſtiſch-dynaſtiſchen Anſchauungen gezeugter, geborener und erzogener bourboniſcher Prinz es nicht nur für ſein ſelbſtverſtändliches Recht, ſondern auch für ſeine gebieteriſche Pflicht anſah und anſehen mußte, die franzöſiſche Republik zu bekämpfen. Denn er war ja des guten Glaubens, dieſer Kampf gälte nicht Frankreich, ſondern nur einer Frankreich tyranniſirenden, räuberiſchen und mörderiſchen Faktion. Wenn die drei Condé's, Vater, Sohn und Enkel, in Verbindung mit den gegen die franzöſiſche Republik verbündeten Mächten am Rhein im Felde geſtanden, ſo waren ſie ihrer Ueberzeugung zufolge dazu nicht minder berechtigt geweſen, als ſeiner Zeit Ludwig der Dreizehnte oder eigentlich ſein Miniſter Richelieu berechtigt war, die rebelliſchen Hugenotten, und Ludwig der Vierzehnte oder eigentlich ſein Miniſter Mazarin, die Rebellen der Fronde zu bekämpfen. Es war alſo rein unmöglich, dem Duc d'Enghien daraus ein Verbrechen zu machen, daß er im Korps ſeines Großvaters mitgefochten — unmöglich nicht allein unter dem ſubjektiven, ſondern auch unter dem objektiven Rechtsgeſichtspunkt.

Dazumal, im Frühjahr von 1804, lebte der Prinz zu Ettenheim unweit Lahr, ohne irgendwie nachweiſbare Verbindungen mit den übrigen Emigranten, welche ſich da und dort in den deutſchen Rheingegenden aufhielten. Der franzöſiſche Geſandte am badiſchen Hofe, Maſſias, überwachte den Prinzen, fand jedoch über denſelben nach Paris nur zu berichten, daß er leidenſchaftlich dem Vergnügen der Jagd nachginge und im übrigen ganz ſeiner zärtlichen Verbindung mit der Prinzeſſin Charlotte von Rohan-Rochefort lebte, einer Nichte des Halsband-Kardinals Rohan berüchtigten Andenkens. Dieſer „hochwürdige“ Prälat, welcher vordem in der für Marie Antoinette ſo unheilvollen Böhmer-Lamothe'ſchen Diamanthalsbandgeſchichte eine zugleich ſo liederliche und ſo lächerliche Rolle geſpielt hatte, war ein ſo liebevoller Oheim, daß er nicht umhin gekonnt, den leidenſchaftlich in ſeine Nichte verliebten Duc d'Enghien im Jahre 1801 heimlich mit derſelben zu trauen, obzwar König Ludwig der Achtzehnte in partibus dieſer Ehe ſeine Zuſtimmung verweigert hatte. Alles zuſammengehalten, muß man ſagen, daß der Prinz ein liebenswürdig-harmloſer Charakter war und in Ettenheim ein harmloſes Leben führte. Er muß ſich auch dieſer Harmloſigkeit wohlbewußt geweſen ſein. Denn ſonſt hätte er ſich ſo nahe der franzöſiſchen Gränze nicht für ſo ſicher gehalten, daß er bezügliche Warnungen, die ihm vonſeiten ſeines Vaters brieflich aus London zugingen, ablehnend und beſchwichtigend beantwortete. Er kannte den Bonaparte wenig.

Sobald das Auge deſſelben auf den Prinzen gefallen, war dieſer verloren. Shée, der Präfekt von Straßburg, erhielt Befehl, einen Spion nach Ettenheim zu ſenden, um die Oertlichkeit, den Haushalt und die Umgebung des Herzogs von Enghien auszukundſchaften. Der Präfekt ſchickte einen verkleideten Unterofficier Namens Lamothe, welcher den Prinzen kannte, weil er früher im Hauſe Condé gedient hatte. Lamothe that ſeinen Späherdienſt und meldete ſeinem Auftraggeber unter anderem, daß der General Dumouriez ſich in Ettenheim befände. Dumouriez, was? Der weiland General der Republik mit D'Enghien, alſo mit den Bourbons verbunden? Ein Seitenſtück zum Pichegru ganz zweifellos! Da haben wir demnach ein Stück bourboniſcher Verſchwörung auch in Ettenheim .... Es mochte dem Erſten Konſul ſo recht wohlthun, einen Schatten von Vorwand zu ſeinem juſtizmörderiſchen Vorgehen gegen den Prinzen gefunden zu haben. Einen Schatten von Vorwand. Denn in Wahrheit und Wirklichkeit befand ſich Dumouriez nicht in Ettenheim und überhaupt nicht im Lande. Der Spion hatte den Namen des Generals und Marquis de Thumery, welcher ſich in Ettenheim aufhielt, nennen hören und daraus wiſſendlich oder unwiſſendlich Dumouriez gemacht.

Am 10. März 1804 ſetzte ſich Bonaparte hin und fertigte an den Kriegsminiſter Berthier die Anweiſungen und Befehle aus, kraft welcher die Generale Ordener und Caulincourt, jener mit 300, dieſer mit 200 Dragonern, von Straßburg und Schlettſtadt aus nächtlicher Weile über den Rhein gehen und ſo raſch wie möglich nach Ettenheim marſchiren ſollten, um den Herzog von Enghien gewaltſam aufzuheben und nach Straßburg in die Citadelle zu führen, von wo er nach Paris gebracht werden müßte.

Daß dieſer banditenhafte Einbruch in das deutſche Reich, bei Friedenszeiten, ein ſchnöder Bruch des Völkerrechtes war, kümmerte den franzöſiſchen Machthaber wenig. So ein Ding wie das Recht gehörte ja überhaupt dem Bonapartismus zufolge nur in das Wörterbuch der „Ideologie"; in und mit der Politik hatte es nichts zu thun. Und auf die arme alte deutſche Reichsruine Rückſicht nehmen? Bah! Oder auf die deutſchen Reichsfürſten? Ach, dieſe Pappenheimer kannte man ſattſam in Paris. Oder auf den Kaiſer des „Heiligen Römiſchen Reiches Teutſcher Nation", den zweiten Franz? Du lieber Gott, zu der pappendeckeligen Reichskrone paßte vollſtändig ihr Träger, der ja auch nur ein Kaiſer von Pappendeckel war.

Nach an Berthier gegebenen Befehlen erließ Bonaparte auf das Beabſichtigte und Bevorſtehende bezügliche Weiſungen an ſeinen Schwager Murat, als an den Militärgouverneur von Paris, ſowie an den inzwiſchen von Biville zurückberufenen Savary, welcher zur Vollendung des Banditenſtreichs das Meiſte thun ſollte und, wie bekannt, auch wirklich gethan hat. Hierauf, ſich die Hände waſchend wie weiland der römiſche Oberpräſident von Judäa, fuhr der Erſte Konſul mit ſeiner Frau und etlichen Vertrauten nach Malmaiſon, allwo während der nächſten Tage nur ausdrücklich von ihm bezeichnete Leute Zutritt erhalten ſollten. Er wollte nicht ſehen und hören, wie der Mordklapf, den er angeordnet hatte, in Paris wirken würde.

Wohlverſtanden, er beharrte bei dieſen mörderiſchen Anordnungen auch dann noch, als er über das Mißverſtändniß Thumery-Dumouriez aufgeklärt und als er in den Beſitz der in Ettenheim geraubten Papiere des Duc d'Enghien geſetzt worden war, aus welchen deſſen Nichtbetheiligung an der cadoudal-pichegru'ſchen Verſchwörung erhellen mußte. Er wollte eben, das ſteht zu ſeiner Schmach für immer feſt, um jeden Preis einen Bourbon zum erſchießen haben, er, der „Robespierre zu Pferd", wie vordem der Robespierre zu Fuß einen Bourbon zum guillotiniren haben wollte.

8.

Wie der Bandit ſich in den Komödianten verwandelte.

In der Nacht vom 14. auf den 15. März, unlange nach Mitternacht, wurde der Duc d'Enghien, welcher, ermüdet von den Jagdſtrapazen des letzten Tages, eines tiefen Schlummers genoß, aufgeſchreckt durch den Schreckensruf ſeines treuen Dieners Canonne: „Monſeigneur, das Haus iſt umzingelt! Gensdarmen ſtoßen die Thüren ein und erklettern die Fenſter!"

Die Generale Ordener und Caulincourt hatten ihre Maßnahmen ſo ſorgfältig getroffen und der Gensdarmeriekommandant Charlot führte dieſelben ſo genau und raſch aus, daß von Widerſtand keine Rede ſein konnte, obzwar der Prinz, noch halb ſchlaftrunken, nach ſeiner Jagdflinte gelangt hat. Die Ueberrumpler hatten übrigens leichtes Spiel. Sie brauchten nur den Anweiſungen des Erſten Konſuls nachzukommen, allworin ja alle Umſtände zum voraus berückſichtigt und berechnet waren. Plan und Ausführung des Handſtreichs machten ein ſo echtkorſiſches Banditenſtücklein aus, daß ſelbiges ebenſo gut wie zu Ettenheim in einer „Macchia“ Korſika's hätte ſpielen können.

Man ließ dem Ueberfallenen kaum Zeit, ſich anzukleiden. Dann wurde er auf ein Wägelchen geſetzt und fort ging's in aller Haſt, dem Rheine zu. Am Abend vom 15. März befand ſich der Entführte hinter den Mauern der Citadelle von Straßburg. Seine ſämmtlichen im Schlößchen von Ettenheim zuſammengerafften Briefſchaften gingen mittels Kuriers unmittelbar an den Erſten Konſul ab.

Am 18. März, Morgens halb 2 Uhr, wurde der Prinz in ſeiner Zelle geweckt und aufgefordert, ſich raſch in die Kleider zu werfen, um ſofort abzureiſen. „Man wird mir doch geſtatten, Canonne mitzunehmen?“ — „„Ueberflüſſig.““ — „Aber doch meinen kleinen Hund Mylof, der mit mir von Ettenheim gekommen?“ — — „„Nun ja.““ — „Und Wäſche muß ich doch auch haben.“ — „„An zwei Hemden wird es genug ſein.““

Man ſetzte den Gefangenen in eine verſchloſſene Poſtkaleſche und unter der Bewachung eines Leutnants, eines Quartiermeiſters und zwei Gemeinen von der Gensdarmerie ging die Eilfahrt Tag und Nacht gen Paris. Am 20. März, Abends 6 Uhr, war der Prinz im Donjon von Vincennes eingethürmt, ganz ausgehungert, denn man hatte ihm unterwegs zum eſſen weder Zeit noch Gelegenheit geboten. Der Kommandant von Vincennes, Harel, vermochte ihm nur ein dürftiges Abendeſſen anzubieten. Er genoß es zur Hälfte, um die andere Hälfte ſeinem ebenfalls hungerigen Mylof zu geben. Dann warf er ſich auf's Bett, um ſogleich in Schlaf zu fallen.

Derweil er ſchlief, wurde drunten im Feſtungsgraben, am Fuße des ſogenannten „Pavillon der Königin“, ein Grab gegraben. Der Oberſt Savary war mit dem Bataillon ſeiner Elitegensdarmen in Vincennes und für dieſe Nacht mit außerordentlichen Vollmachten verſehen. Er ordnete alles an und befahl unumſchränkt. In dieſer Nacht mag er ſich ja wohl ſeinen nachmaligen Herzogstitel (duc de Rovigo) verdient haben.

Um Mitternacht weckt man den Prinzen. Er wird in ein Gemach geführt, deſſen Fenſter auf den Forſt von Vincennes hinausgehen. Hier iſt die auf Bonaparte's Befehl durch Murat beſtellte „Militärkommiſſion“ verſammelt, welche den letzten Sproß der Condé's „richten“ ſoll. Die Namen dieſer „Richter“ verdienen am Schandpfahl der Geſchichte angenagelt zu bleiben. Es ſind der General Hullin, Vorſitzender, die Oberſten Guitton, Bazancourt, Barrois, Ravier, Rabbe und der Major Dautancourt, welcher als „Rapporteur“ amtet. Im Hintergrunde des Gemaches hält ſich Savary, um darauf zu ſehen, daß alles „nach Befehl“ zu- und hergehe und geſchehe.

Der Major Dautancourt bringt ſechs Anklagepunkte vor, der Hauptſache nach lautend auf Verſchwörung gegen die Sicherheit des Staates und gegen das Leben des Erſten Konſuls, ſowie auf Bekämpfung der franzöſiſchen Republik mit bewaffneter Hand. D'Enghien, obgleich erſchöpft und abgemüdet durch alles, was er in den letzten Tagen und Nächten ausgeſtanden, hält ſich gefaßt und würdig. Den erſterwähnten Hauptpunkt der Anklage beſtreitet er ganz entſchieden, den zweiten gibt er zu mit den Worten: „Ich vertheidigte die Rechte meiner Familie. Meine Geburt und meine Ueberzeugungen zwingen mich, ein Feind der republikaniſchen Regierung zu ſein.“

Hierauf der Form halber eine Berathung der „Richter“ und als Reſultat derſelben einmüthiger Schuldigſpruch des Angeklagten, ſelbſtverſtändlich ein Todesſpruch.

Der General Hullin hat ſpäter, freilich erſt zur Zeit der Reſtauration, behauptet, er hätte ſich nach der Urtheilsfällung hingeſetzt, um an den Erſten Konſul zu ſchreiben. Nämlich zu dem Zwecke, denſelben zu bitten, dem Prinzen die von dieſem erbetene Unterredung zu gewähren, ſowie auch, den Verurtheilten der Gnade Bonaparte's — ja, der „Gnade“ Bonaparte's! — zu empfehlen. Da wäre aber Savary hinter ihn getreten und hätte ihm die Feder aus der Hand genommen mit den Worten: „Was noch zu thun, geht Sie nichts an; es iſt meine Sache ...“

In die Wohnung Harels zurückgeführt, hat der „Gerichtete“ wiederum den Schlaf geſucht und gefunden. Aber man gönnte ihm denſelben nicht lange. Um 3 Uhr des Morgens aufgeſtört, wird er eine feuchte Wendeltreppe hinab in den Feſtungsgraben geführt, wo am Fuße des Pavillons der Königin ſchon vor der Fällung des „Richterſpruchs“ ſein Grab gegraben worden. Dort iſt ein Peloton Gensdarmen aufgeſtellt, in zwei Gliedern von je acht Mann. Das Geflimmer einer Laterne beleuchtet nothdürftig die unheimliche nachtdunkle Scene. Man heißt den Prinzen an den Rand der Grube treten und der Adjutant Pelé verlieſt das „Todesurtheil“. Nach einem Augenblick bangen Schweigens fragt D'Enghien: „Iſt niemand da, der einem Sterbenden einen letzten Dienſt erweiſen will?“ Der Leutnant Noirot nähert ſich ihm und nach einigen mit demſelben gewechſelten Flüſterworten wendet ſich der Prinz an die Gensdarmen mit der Frage: „Hat einer von euch eine Scheere bei der Hand?“ Es wird ihm eine Scheere hingereicht, er ſchneidet ſich damit eine Haarlocke ab, wickelt dieſelbe mit einem Ring in ein Stück Papier und richtet an Noirot die Bitte, dieſen Scheidegruß der Prinzeſſin Charlotte von Rohan-Rochefort zukommen zu laſſen. Dann erhebt er die Stimme und ruft aus: „Wie traurig iſt es doch, durch die Hand von Franzoſen ſterben zu müſſen!“

In dieſem Augenblick gibt der Adjutant Pelé das verabredete Signal, indem er ſeinen Hut abnimmt. Die Gensdarmen ſchlagen an, die Schüſſe knallen und der Prinz fällt todt zu Boden. Der noch warme Todte wird in ſeinen Kleidern in die Grube gelegt. Man ſchaufelt Erde darüber und ſucht alle Spuren der Unthat zu verwiſchen.

Als es Tag geworden, bemerkte man, daß ein kleiner Hund kläglich winſelnd die Erde, worein das Opfer der ſchändlichen Mordthat vergraben worden, mit ſeinen Vorderpfoten aufzuſcharren ſuchte. Man ſchlug den armen treuen Molof todt. Auf eine Brutalität mehr oder weniger in dieſem wüſten Zwiſchenſpiel des Drama's der cadoudal'ſchen Verſchwörung kam es ja nicht an . . .

Bonaparte, in der Erwartung, den heimlich ausgeſonnenen und unwiderruflich befohlenen Schlag fallen zu ſehen, hielt ſich in Ermangelung einer korſiſchen „Macchia“ ſeit dem 18. März in ſeinem Malmaiſon nicht gerade verſteckt, aber doch abſeits. Monſieur Thiers hat mythologiſirt, der Erſte Konſul ſei in dieſen Tagen unruhig, zerſtreut und aufgeregt geweſen, ſo ſehr, daß er gar nicht zu arbeiten vermocht habe. Der Napoleonzinkeniſt will damit andeuten, die ſchwebende Sache hätte den Mann gemüthlich ſehr angegriffen. Fabelei! Bonaparte hat, wie ſeine Korreſpondenz klärlich darthut, in dieſen Tagen ſo viel, wenn nicht mehr gearbeitet als ſonſt. Er hielt ſeine gewohnte Lebensführung ein und ſpielte Abends viel Schach. Sein Gebaren war heiter und ruhig („serein et calme“), ſein Geſichtsausdruck friedſam („paisible“), wie die Zeugin ſagt, welche wir hier anrufen.

Dieſe Zeugin, Frau von Rémuſat, iſt höchlich beunruhigt geweſen über das, was im Werke war. Es hatte ja doch nicht verhohlen bleiben können, ſo heimlich auch die Sache betrieben worden und betrieben wurde. Die Palaſtdame Joſephine's ließ nicht ab, dieſe zu beſtürmen, daß ſie ihrerſeits Bonaparte beſtürmte, das Leben des Herzogs von Enghien zu ſchonen. Joſephine that es, aber ihre Fürbitten richteten nichts aus. Der Herr Gemahl ſagte ihr: „Die Frauen müſſen derartigen Angelegenheiten fremdbleiben. Meine Politik fordert dieſen Staatsſtreich“ — was er dann wortreich weiter ausführte. Ab und zu erſchienen Régnier, Réal und Murat in Malmaiſon und hatten lange Audienzen. Am Morgen vom 20. März ſagte die Frau des Erſten Konſuls zur Frau von Rémuſat: „Alles iſt vergeblich. Der Herzog von Enghien wird heute Abend nach Vincennes gebracht und in der Nacht abgeurtheilt werden. Bonaparte hat mir verboten, ihn weiter damit zu behelligen. Er ſagte auch, Ihre Traurigkeit ſei ihm aufgefallen. Nehmen Sie ſich zuſammen!“

Frau von Rémuſat wußte aber nicht ſo gut zu ſchauſpielen wie der Erſte Konſul. Beim Diner ließ er ſeinen kleinen Neffen Napoleon, den erſtgeborenen Sohn ſeines Bruders Louis und ſeiner Stieftochter Hortenſe, vor ſich hin auf die Tafel ſetzen und hatte ſeinen Spaß daran, als das Kind alles, was es erreichen konnte, umwarf oder zerſchmiß. Nach dem Eſſen ſetzte er ſich auf den Boden und ſpielte ausgelaſſen heiter mit dem Kleinen. Dann wandte er ſich zur Frau von Rémuſat, welcher dieſe Heiterkeit doch „etwas gezwungen“ vorkam, und ſagte zu ihr: „Sie ſind zu blaß. Warum haben Sie kein Roth aufgelegt?“ — „„Ich habe es vergeſſen.““ — „Was? Eine Frau, welche ihr Roth vergiſſt? Das paſſirt dir nie, Joſephine, gelt?“ Dazu lachte er laut und fügte dann hinzu: „Die Frauen haben zwei Dinge, die ihnen ſehr gut ſtehen, das Roth und die Thränen.“ Hierauf erwies er ſeiner Frau Zärtlichkeiten, die nicht eben von Geſchmack und Takt zeugten, und dies gethan, lud er Frau von Rémuſat zu einer Partie Schach ein. Während des Spiels murmelte er das bekannte geflügelte Wort: „Laſſ' uns Freunde ſein, Cinna!“ aus dem Trauerſpiel Corneille's. Dann begann er halblaut zu ſingen und endlich deklamirte er die berühmte Stelle aus dem 5. Akt von Voltaire's „Alzire“, wo der Chriſt Guzman zum Heiden Zamor ſagt:

„Des dieux que nous servons connais la différence:
Les tiens t'ont commandé le meurtre et la vengeance;
Et le mien, quand ton bras vient de m'assassiner,
M'ordonne de te plaindre et de te pardonner.“

Gut geſpielt, Komödiant! In derſelben Stunde, in welcher Bonaparte der Frau von Rémuſat ſolche Gefühle chriſtlicher Milde, Großmuth und Barmherzigkeit vorgaukelte, verſammelte ſich in Vincennes die „Militärkommiſſion“, um den ihr anbefohlenen Todesſpruch über den unglücklichen Enghien zu fällen.

Frau von Rémuſat hatte ſich durch das Lächeln, die Luſtigkeit und die Deklamationsübung des Gewalthabers für den Augenblick täuſchen laſſen. Ihre Hoffnung auf Erbarmen ſollte aber raſch zu ſchanden werden. Frühmorgens vom 21. März erſchien Savary in Malmaiſon, bleich und verſtörten Geſichts. Frau von Rémuſat wagte keine Frage an ihn zu thun. Die Gemahlin des Erſten Konſuls kam in den Salon, traurig und niedergeſchlagen. Sie fragte Savary: „Es iſt alſo geſchehen?“ — „„Ja wohl, Madame. In der erſten Morgenfrühe iſt er geſtorben und zwar, ich muß es ſagen, ſehr muthvoll.““

Den Tag über kam eine Menge von Beſuchern nach Malmaiſon. Man ſah nur Geſichter, die ihre Beſtürzung zu verbergen ſuchten, ſo gut es gehen wollte. Niemand wagte dem Erſten Konſul davon zu ſprechen, welchen erſchütternden, welchen geradezu furchtbaren Eindruck die Hinmordung des Herzogs von Enghien in Paris hervorgebracht habe. Er mußte es aber wohl merken. Als am Abend in dem gedrängtvollen Salon ein unheimlich drückendes Schweigen herrſchte, durchmaß Bonaparte finſteren Geſichtes mit großen Schritten das Gemach. Dann brach er los und redete allerlei bunt durcheinander. Zuletzt mußte er aber doch dem Gedanken, welcher, wie er wohl wußte, alle Anweſenden beſchäftigte, ſein Recht widerfahren laſſen, und ſo ſagte er: „Alle dieſe Leute da — die Verſchworenen — wollten Unruhen in Frankreich erregen und in meiner Perſon die Revolution tödten. Ich mußte dieſelbe vertheidigen und rächen und ich habe gezeigt, weſſen ſie fähig iſt. Der Herzog von Enghien hat konſpirirt wie ein anderer“ — (das war verlogen und der Komödiant wußte, daß er log) — „er mußte demnach auch behandelt werden wie ein anderer.

Ich habe Blut vergoſſen, ich mußte es vergießen, ich werde vielleicht noch mehr vergießen; aber ich werde es thun ohne Zorn und ganz einfach darum, weil ſo ein Aderlaß zur politiſchen Medicin gehört. Ich bin Staatsmann, ich bin die franzöſiſche Revolution, ich wiederhole es, und ich werde ſie aufrechthalten."

„Der Staat bin Ich!" ſagte Ludwig der Vierzehnte. „Das Vaterland bin Ich!" ſagte der Herzog Karl von Wirtemberg. „Die Revolution bin Ich!" ſagte Bonaparte. Immer dieſelbe Melodie, nur mit etwas verändertem Text.

Später hätte bekanntlich der Bonapartismus den Frevel des an Enghien begangenen Juſtizmordes gern den Werkzeugen Bonaparte's aufgebürdet und dieſe Werkzeuge haben dann die böſe Bürde einander gegenſeitig zugeſchoben. Der „diable boiteux" der Revolution und des Kaiſerreichs, Talleyrand, ſoll der Legende zufolge bei dieſer Gelegenheit das bekannte, übrigens auch andern zugeſchriebene Wort geſprochen haben: „Das iſt ſchlimmer als ein Verbrechen, das iſt ein Fehler." In Wahrheit aber hat Talleyrand, als Herr von Hauterive, einer der Diviſionschefs in ſeinem Miniſterium, ihm von dem Entſetzen ſprach, welches durch das Verbrechen von Vincennes hervorgerufen worden, wegwerfend zur Antwort gegeben: „Ach was! Das iſt eine Geſchäftsſache, weiter nichts." Für den weiland Biſchof von Autun war es ja auch nur eine „Geſchäftsſache" geweſen, als er an jenem 14. Juli von 1790 auf dem Marsfeld am „Altar des Vaterlandes" die 83 Banner der Bürgerwehr Frankreichs geweiht und eingeſegnet hatte. Die Wirkung dieſer Weihe war auch danach.

9.

Was nach verkrachter Verſchwörung mit den Verſchwörern geſchah.

Der Tod D'Enghiens markirte den Höhepunkt unſeres Verſchwörungsdrama's. Es wurde dabei ſo viel „Schrecken und Mitleid“ verbraucht, daß für die übrigen Opfer nicht mehr viel davon übrigblieb. Wenigſtens nicht für den Plebeier Cadoudal und ſeine plebeiſchen Todesgefährten. Die mußten die Suppe ausеſſen, welche die vornehmen Herren eingebrockt hatten. Es iſt ja immer und überall ſo in der Welt: die ehrliche Ueberzeugung muß büßen, was die berechnende Selbſtſucht verſchuldet hat.

Auch der weiland hochangeſehene General der Republik, Pichegru, iſt ein Opfer dieſer hiſtoriſchen Tragödie geworden und noch dazu hat er mit eigener Hand ſich geopfert. Denn daß er auf Anordnung Bonaparte's ſelber oder wenigſtens auf Anſtiften von Bonapartiſten in ſeinem Kerker erdroſſelt worden ſei, das war nur eine von der Parteigehäſſigkeit aufgebrachte Lüge und noch eine ganz dumme dazu, nicht der Mühe der Widerlegung werth. Der Selbſtmord Pichegru's dagegen war eine logiſche Folge ſeiner Lage. Monſieur Thiers, freilich eine fragwürdige Autorität, erzählt, der Erſte Konſul habe den „Eroberer von Holland“ nicht nur ſchonen, ſondern auch einer erſprießlichen Thätigkeit im Dienſte Frankreichs zurückgeben wollen. Er habe nämlich beabſichtigt, im franzöſiſchen Guyana (Cayenne), welches ja Pichegru als Verbannter kennen gelernt, durch dieſen eine Kolonie im großen Stil gründen zu laſſen, und habe den Staatsrath Réal beauftragt, dem General bezügliche Eröffnungen zu machen. Möglich immerhin, daß ſo ein Gedanke dem Gewalthaber gekommen, aber gewiß iſt, daß es beim Gedanken verblieb. Pichegru wollte anfangs an die Großmuth Bonaparte's gar nicht glauben, ließ ſich aber dann durch Réal gern davon überzeugen und ging mit Lebhaftigkeit auf den Koloniſationsplan ein. Allein Réal ließ ſich nicht mehr ſehen oder von ſich hören, und ſo verfiel der Gefangene auf die naheliegende Vorſtellung, die Mittheilung vonſeiten des Herrn Staatsraths wäre nur eine Flunkerei geweſen oder wohl gar eine Liſt, um ihn, Pichegru, zu Geſtändniſſen inbetreff der Verſchwörung zu bewegen. Seine Stimmung mußte ſich noch mehr verdüſtern, als die Kunde von dem, was im Morgengrauen vom 21. März im Feſtungsgraben von Vincennes geſchehen, auch in ſeine Gefängnißzelle drang. In ſeiner Vergrämung ſagte er ſich, daß ihm nichts übrigbliebe, als mit einer Bande von Chouans auf der Anklagebank zu erſcheinen. Unerträglich das! Eines Frühmorgens im April ſchlug er einen Band von Seneca auf, welchen Réal ihm geliehen, las, was der Lehrer Nero's über den freiwilligen Tod zuſammenphiloſophirt hatte, und machte hierauf das Geleſene zur That, indem er ſich mittels ſeiner ſeidenen Halsbinde erwürgte.

In denſelben April- und Maitagen ſpielten ſich die groteſkkomiſchen Scenen der Verkaiſerungskomödie im Tribunat und im Senat ab. Am 18. Mai begrüßte der Senat in corpore im Schloſſe von St. Cloud den weiland Artillerieleutnant als Empereur mit den Anredeformeln „Sire“ und „Majeſtät“. Zwölf Jahre zuvor war die Monarchie in Frankreich förmlich und feierlich abgeſchafft worden, „für immer“. Komödie hüben und drüben!

Sieben Tage vor der Huldigung in St. Cloud, am 11. Mai 1804, begann vor dem Kriminalgerichtshof des Seinedepartements die Procedur gegen die 47 Angeklagten der cadoubal-pichegru'ſchen Verſchwörung. Die Verhandlungen, deren Darſtellung nicht in den Rahmen des vorliegenden Aufſatzes paßt, währten bis zum 9. Juni. Am meiſten Schwierigkeit verurſachte Moreau, welcher ſich in der Procedur mit Geiſtesgegenwart und mehr Talent, als man ihm hätte zutrauen ſollen, auf den unbeſcholtenen Biedermann hinausſpielte. Mit ſolchem Erfolg, daß die kaiſerliche Regierung den 12 Richtern, von welchen zuerſt 7 für Freiſprechung und 5 für die Verurtheilung des Generals zum Tode geweſen waren, nur mit Noth ſchließlich ein Schuldig entriß. In der Morgenfrühe vom 10. Juni verkündete der Gerichtshof die Urtheilsſprüche. Sie lauteten für Cadoubal, Bouvet, Rivière, Lajolais, Armand Polignac, den Chouan Picot und 13 ſeiner Kameraden auf Tod; für Moreau, Jules Polignac und Rolland auf zwei Jahre Gefängniß. Von der Kriminalanklage entbunden wurden 21 Angeſchuldigte, Leute, welche mit der Verſchwörung nichts zu ſchaffen gehabt, ſondern nur die Verſchwörer beherbergt hatten.

Für die vornehmen Herren Verſchworenen, welche zum Tode verurtheilt worden, traten ſofort an dem friſch aus dem Backofen gekommenen Kaiſerhofe alle Fräcke und Unterröcke in wetteifernde Thätigkeit. Infolge derſelben wurde Napoleon bewogen, für Bouvet, Rivière, Lajolais und Armand Polignac die Todesſtrafe in einfache Einſperrung zu verwandeln. Seinen tiefgedemüthigten „Nebenbuhler“ Moreau begnadigte der Kaiſer zur Auswanderung nach Amerika, von wo der ſchwache Mann zum nicht wieder gutzumachenden Schaden ſeines Rufes im Jahre 1813 zurückkehrte, um im Quaſidienſte der verbündeten Monarchen gegen ſein Vaterland die Waffen zu tragen und in der Schlacht von Dreſden durch eine franzöſiſche Kugel getödtet zu werden. Für Georges Cadoudal ließ ſich von dem höfiſchen Geſchmeiß niemand zu Bitten, Kniefällen und Thränen herbei: er war ja nur ein Müllersſohn. Am 24. Juni iſt er, der beſte Mann, welchen die bourboniſche Partei aufzuweiſen hatte, mit elf ſeiner Chouans auf dem Grèveplatz unter dem Fallbeil geſtorben.

Was Napoleon angeht, ſo iſt man ſtark verſucht, anzunehmen, daß in den Falten des Kaiſermantels, den er umgethan, vom Anfang an der Kaiſerwahnſinn gelauert habe, an welchem er ſpäter zu Grunde gegangen. Als er am 2. December von 1804 aus Notre-Dame, allwo ihn Papſt Pius der Siebente geſalbt hatte, in die Tuilerien zurückgekehrt war, ſagte er zu ſeinem Marineminiſter Decrès: „Ich kam zu ſpät zur Welt. Die Menſchen ſind heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr thun.“ — „„Wie, Sire? Was kann es denn Größeres geben, als, ſo man als Artillerieleutnant angefangen hat, den erſten Thron der Welt zu beſteigen?““ — „Wohl, ich geb' es zu, meine Carrière iſt nicht übel. Aber welch' ein Abſtand z. B. gegen Alexander den Großen! Nachdem er Aſien erobert und ſich den Völkern als einen Sohn Jupiters dargeſtellt hatte, glaubte alle Welt daran, ſeine Mutter Olympias und etwa den Ariſtoteles und noch etliche andere Philoſophen ausgenommen. Wenn aber ich heute erkläre, daß ich der Sohn Gottvaters wäre, und wenn ich nach Notre-Dame ginge, ihm dafür zu danken, jedes Fiſchweib auf meinem Wege würde mich auslachen. Ach, die Menſchen und die Völker ſind heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr thun."

Fürwahr, es war ein geſcheiter Mann, welcher den Ausſpruch gethan hat:

„Genie und Wahnſinn ſind ſo nahverwandt,
Daß beide trennt nur eine dünne Wand."

Wallfahrt nach Mariä-Einſiedeln.

◆

Juli 1885.

1.

„Was iſt ein Kloſter, Mama?"

„Der Papa ſoll es euch erklären."

Der Papa that ſo und fügte ſeiner Erklärung bei: „In den Sommerferien will ich euch eins zeigen."

Verſprechen müſſen gehalten werden, zumal, als die Ferien gekommen, wiederholte Mahnungen vonſeiten der Kinder nicht ausblieben.

Unſer liebes „gemäßigtes" Klima hatte heuer (1885) die Laune, uns den tropiſchen Standpunkt klar und noch heißer als klar zu machen. Vielleicht gefiel ſich die Sonne darin, allen „Fortſchrittsfexen" zum Trotz und Tort der bismärckiſchen Kolonialpolitik Vorſchub zu leiſten, indem ſie die überſchüſſige und auswanderungsluſtige deutſche Jugend einen Kurſus in oſt- und weſtafrikaniſcher Temperatur durchſchwitzen machte.

Wie dem ſei, eines Morgens zu Ende Juli's nahm ich nach more consueto durchgeſchwitzter Nacht mit Vergnügen wahr, daß

„Von des ſchimmernden See's Traubengeſtaden her"

eine friſche Briſe zu uns heraufwehte, und ſo gab ich das Signal zum Antritt unſerer Wallfahrt.

Das iſt jetzt nur noch eine Eiſenbahnfahrt wie eine andere. Es mag ja ſein, daß unter den tauſenden von ſchwäbiſchen, elſäſſiſchen und ſchweizeriſchen „Wybervölchern", welche alljährlich zur ſchwarzen Muttergottes nach Einſiedeln wallfahren, dann und wann noch dieſe Frau oder jenes Mädel nach frommer Vormütter Sitte Erbſen in die Schuhe gethan hat. Aber das Dampfroß ſorgt ſchon dafür, daß ſolche löbliche Kaſteiung keinen Fußſohlenſchmerz mehr verurſache. Vor Zeiten iſt das anders geweſen: da war die Frömmigkeit noch nicht ſo eiſenbahnbequem wie jetzt. Als ich in meinen Knabenjahren unter der Obhut meines guten Bruders — über deſſen Grabhügel auf dem Friedhof von Tägerweilen im Thurgau Friede walte für und für! — zum erſtenmal nach Einſiedeln wallfuhr, nein, wallwanderte, in recht langem und heißem Tagmarſch von Zürich aus wallwanderte, auf daß ich ſähe und erführe, was Wallfahren wäre und was ein Kloſter vorſtellte, da trafen wir hinter der Schindellegi, dort, wo linksher vom hohen Etzel der Pilgerpfad in's Sihlthal herabſteigt, ein greiſes Weiblein, welches, den Schnappſack auf dem Rücken, in der Linken einen großen Roſenkranz, in der Rechten einen langen Stab haltend und laut vor ſich hinbetend, recht mühſälig ſich fortſchleppte. Die Pilgerin bettelte uns an, aber nur mit den Augen, welche ehrlich und zutraulich aus dem alten Geſicht hervorlugten. Mein Bruder reichte ihr einen „Züriſchilling" und ſagte: „Ihr habt wohl Erbſen in den Schuhen, Mutterle?" — „Ja, Herrle, ſo hab' ich. Hab's gelobt zur benedeiten Muttergottes von Einſiedeln." — Wir ließen die Greiſin hinter uns zurück und ich bemerkte einen Zug tiefen Mitleids in dem Geſichte meines Bruders. Dann wich dieſer Zug einem ſarkaſtiſchen Lächeln und ich hörte ihn murmeln: „Hätte ſie wenigſtens die Erbſen zuvor gekocht!“ Der ganze Vorgang ſtand mir wieder mit greifbarer Deutlichkeit vor den Augen, als das keuchende Lokomotiv uns an der bezüglichen Stelle vorüberſchleppte oder vielmehr vorüberſchob ....

Im züricher Bahnhof erſchreckliches Menſchengewimmel und buntes Touriſtengewuſel. Eine unendliche Auswahl von verrückten Herrenanzügen und wahnſinnigen Damenhüten. Item jene plumpe Selbſtſucht und rohe Rückſichtsloſigkeit, welche den allermodernſten Verkehr durchweg kennzeichnen. Früher reiſ'te man allerdings viel langſamer und viel beſchwerlicher, aber auch in viel angenehmerer Geſellſchaft. Jetzt geht Krethi und Plethi auf Reiſen und verbreitet allüberall die öde Gemüthloſigkeit unſerer Kulturbarbarei. Wir waren froh, endlich wohlbehalten eingeſchifft und aus dem Lärm und Dunſt heraus zu ſein.

Nachdem er die nordweſtliche Vorſtadt mittels einer großen Kurve umfahren, gelangt der Zug an das linke Seeufer und rollt in geringer Höhe über dem blauen Waſſerſpiegel ſüdwärts hinauf, immer durch Rebengelände und Obſtgärten, vorüber an einer Reihe von ſchönen Dörfern, deren Wohlhabenheit — ſchweizeriſch „Hablichkeit“ — aus allen Fenſtern lugt. Dort unten zur Linken, zwiſchen Horgen und Wädenſchweil, ſpringt die Halbinſel Au weit in den See vor. Eine ſo zu ſagen klaſſiſche Stelle, wenigſtens literargeſchichtlicher Boden. Da, im Eichenſchatten des Augeſtades, haben gerade vor 135 Jahren Friedrich Klopſtock und ſeine züricher Freunde und Freundinnen am 30. Juli von 1750 jenes Idyll der Freundſchaft gefeiert, welches den Meſſiasſänger zur ſchönſten ſeiner Oden begeiſterte. Ein Genoß dieſer berühmten Zürichſeefahrt, der junge Doktor Hirzel, hat dieſelbe in einem vom 4. Auguſt 1750 datirten Briefe an den Frühlingsſänger Kleiſt im überſchwänglichen Stile der Abadonna- und Cidli-Zeit geſchildert. Schon drei Tage zuvor hatte Klopſtock ſelbſt von Winterthur aus an den Bruder ſeiner geliebten Fanny darüber geſchrieben und es iſt ergötzlich, aus ſeiner Epiſtel zu erfahren, wie die Erinnerung an Fanny den Dichter keineswegs verhinderte, dem „jüngſten und ſchönſten Mädchen“ der ganzen Geſellſchaft, der „ſiebzehnjährigen ſchwarzäugigen Mademoiſelle Schinz“, feurigſt den Hof zu machen und ſeine Bemühungen, die „ſiebzehnjährige Unſchuld“ anzuleiten, „ſich würdigere Vorſtellungen von Gott zu bilden“, mit „ſehr vielen Küſſen“ honoriren zu laſſen.

Am Tage nach der Anfahrt ging Klopſtock mit Bodmer und Breitinger nach Winterthur, wo er im Kreiſe ſeiner Verehrer eine fröhliche Woche verlebte. In dieſen Tagen bereitete er ſeinen Freunden eine freudige Ueberraſchung, indem er ihnen die ſo eben gedichtete Ode „Der Zürichſee“ vorlas, fraglos eine der ſchönſten Blüthen, welche die deutſche Poeſie auf ſchweizeriſchem Boden getrieben — vielleicht die ſchönſte überhaupt.

Doch ich muß mich hier unterbrechen, um den großen Meiſtern und den faſt noch größeren Jüngern der hochpreiſlichen Mikrologie unſerer Tage eine Mittheilung von unglaublicher Wichtigkeit zu machen: —

Der Stuhl, der Lehnſtuhl, auf welchem Klopſtock geſeſſen, als er zum erſtenmal ſeinen „Zürichſee“ vorlas, er exiſtirt noch!“ Hoſianna.

Noch mehr: dieſes verehrungswürdige Möbel befindet ſich in meinem Beſitz. Es ſteht in meinem Schlafzimmer und ich erlaube mir mitunter, darauf zu ſitzen. Natürlich nur bei beſonders feierlichen Anläſſen und unter Berückſichtigung aller Forderungen der Pietät.

Wie dieſer ſchlichte, aber doch „ſtilvolle“ Rokoko-Stuhl aus der winterthurer Familie Künzli in die Familie Sulzer, aus dieſer in die Familie Hegner, dann mit einem Sprößling derſelben in's Pfarrhaus nach Oberwinterthur, von dort wieder nach Winterthur und zwar in das Haus „Zum blauen Fahnen“ in der Hintergaſſe und von da endlich durch weibliche Vermittelung zu mir gelangte — ja, das iſt eine ebenſo lange als, alexandriniſch angeſehen, fabelhaft denkwürdige Geſchichte. Leider bin ich zu alt, um an die Schreibung derſelben noch denken zu können. Ich hoffe jedoch, dieſe Mittheilung werde in der mikrologiſchen Welt der gelehrten Lumpenſammler und exakten Trödelbudiker das geziemende Aufſehen erregen und es werde ſich dadurch etwa der berühmte Profeſſor Bumbum, der Präparator des Schillerkäfers, oder der berühmtere Profeſſor Bimbam, der Knicker des Götheflohs, zu einer „grundlegenden“ und zugleich „abſchlußgebenden“ Biographie Klopſtocks anregen laſſen. Die Stuhlgeſchichte, allwozu das „exakte“ Material zu liefern ich erbötig bin, müßte darin ſelbſtverſtändlich den breiten Raum einnehmen, welchen ſie aus kultur- und literargeſchichtlichen, aus biographiſchen, äſthetiſchen und kunſtgewerblichen Gründen verdient . . . .

In Wädenſchweil zweigt ſich von der „Seethalbahn“ der Schienenſtrang ab, welcher an den Berghalden rechts hinaufklimmt, dem Paß der Schindellegi zu. Während der Zug, in Wädenſchweil mit Wallfahrern ſchwer beladen, die vielfachen Windungen ſich hinanarbeitet, rollt ſich links in der Tiefe zwiſchen Richtersweil und Rappersweil der See in ſeiner ganzen Breite auf. Ungefähr in der Mitte zwiſchen den genannten Ortſchaften ſteigt aus dem blaugolden im Sonnenlichte funkelnden Waſſerſpiegel eine baumſchattige Inſel auf —

„Ufnau! Hier modert unſer Heiland,
Für's deutſche Volk an's Kreuz geſchlagen.
Ein deutſches Mekka wär' dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutſcher Leib getragen."

Vor fünfundvierzig Jahren hat man dieſes klirrende Hyperbelblech ſchön gefunden. Heute würde Herwegh wohl ſelber davon ſagen: Da ſieht man wieder, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Vers weit iſt. Freilich, die pompöſen Reime „Eiland" und „Heiland" waren ſehr verlockend. Aber den armen Hutten zum deutſchen Heiland aufzublaſen, zu einer ſo koloſſalen poetiſchen Licenz hat es, wenn mir recht iſt, ſogar der Pater Bombaſticus Victor Hugo niemals gebracht. Hutten war fraglos ein bedeutender Menſch, vielleicht der genialſte Deutſche von dazumal. Alles in allem genommen, war er aber doch nur ein verlorener Poſten in einem verlorenen Kriege, deſſen beſtes Wiſſen, Wollen und Waffnen nicht zum nationalen Ziele gelangen konnten, weil Luther in ſeiner theologiſchen Einſeitigkeit dieſes Ziel gar nicht zu erkennen vermochte und demzufolge die Hoffnungen der Nation auf eine politiſche Wiedergeburt einem Kompromiß mit den Fürſten und Städtemagiſtraten opferte, um ſein Schaf, die lutheriſche Orthodoxie und Unfehlbarkeit, aus der Sturmflut der Zeit glücklich auf's Trockene zu bringen.

2.

Auf der Paßhöhe der Schindellegi ſtand vordem ein einſamlicher Bergweiler mit einer Pilgerwirthſchaft, wo ich vor Zeiten manchmal eingekehrt bin und gebackene Sihlforellen genoſſen habe. Jetzt iſt eine Bahnſtation da, ſowie eine Fabrik, und mir wollte ſcheinen, der früher ſo heimelige Ort fabrikle ſchon bedenklich und habe auch ſeinen geſchichtlichen Nimbus ganz eingebüßt. „Tout dégénère entre les mains de l'homme; il bouleverse tout, il défigure tout,“ hat der „Citoyen de Genève“ geſagt.

Was den geſchichtlichen Nimbus der Schindellegi von ehemals betrifft, ſo hat es damit ſeine Richtigkeit. Hier, wo die zu Zeiten recht wild brauſende Sihl aus dem Hochthal von Einſiedeln herabkommt, um mit ſcharfer Wendung am Fuße des „Hohen Rohnen“ hin weſtwärts weiter zu rauſchen, hier in dieſer Thalenge und an dieſen ſteilen Berghalden hat einer von den letzten heldiſchen Akten der Geſchichte ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft geſpielt.

Die Machenſchaften, allwomit die franzöſiſche „Schweſterrepublik“ i. J. 1798 der alten Eidgenoſſenſchaft den Untergang bereitete, um die Schweiz recht bequem und gründlich ausrauben und auspreſſen zu können, bilden einen ungeheuren Knäuel von Argliſt, Tücke, Ruchloſigkeit und Schamloſigkeit. Nicht bald hat ſich in der weltgeſchichtlichen Tragikomödie die menſchliche Niedertracht und Frevelhaftigkeit ſo zwanglos wüſt kundgegeben wie hier. Die Räuberhorden des Direktoriums, die ſansculotterigen „Löffelgarden". ſollten „auf den Spitzen ihrer Bajonnette" den Söhnen Tells, den Enkeln Winkelrieds „die Freiheit bringen". Wäre das nicht ſo tragiſch geweſen, würde es urkomiſch heißen müſſen. Uebrigens hätten die Agenten und Generale der „Schweſterrepublik", die Mengaud, Lecarlier, Rapinat, Menard, Brune, Schauenburg und wie ſie alle hießen, mit der Schweiz kein verhältnißmäßig ſo leichtes Spiel gehabt, wenn nicht vielerorten im Lande die öffentlichen Zuſtände ſo verworren, abgelebt, verrottet und beſchwerlich geweſen wären, daß die urtheilsloſe Menge durch betrogene Betrüger unſchwer überredet werden konnte, den Freiheitslügenphraſen der räuberiſchen Eindringlinge Glauben zu ſchenken. Die betrogenen Betrüger aber, jakobiniſche Phantaſten, wie der Vaudois Laharpe und der Baſeler Ochs, trugen kein Bedenken, die Selbſtſtändigkeit, den Frieden, die Ehre und den Wohlſtand ihres Heimatlandes den Franzoſen preiszugeben, falls dieſe nur ſich herbeiließen, ihre Phantaſterei und Parteibornirtheit mit geſchwollenen Tiraden von Menſchenbruderſchaft, Völkerſolidarität und dergleichem Klüngel mehr zu füttern.

Ganz anders fühlten und dachten die Magnaten, die Prieſter und die Sennen der Urkantone, ſowie die Stadtpatricier und die Bauern von Bern. In ihnen allein lebte noch etwas von jenem Geiſte der alten Eidgenoſſen, welcher bei Sempach und Näfels, bei Laupen und Murten gekämpft und geſiegt hatte. Die Urkantönler und die Berner hatten von der Ehre ihres Landes, von der Würde der Schweiz eine ganz andere, eine unendlich viel höhere Vorſtellung als alle die liberalen Schwätzer, welche zu Wegzeigern und Handlangern der räuberiſchen Franzoſen lakaienhaft ſich hergaben. Wofür?

Für einen Mondſchein im Waſſer — genannt Helvetiſche Einheitsverfaſſung, Helvetiſche Republik — ſo ein Schein und Schemen von der Sorte der „Bataviſchen", der „Cisalpiniſchen" und „Parthenopäiſchen" Republiken von dazumal. Die Berner und die Urkantönler ſtemmten ſich freilich viel zu ſpät und mit viel zu unzulänglichen Kräften dem in's Rollen gekommenen Verderben entgegen. Aber ſie unterlagen wenigſtens ehrenvoll und zeigten der Welt, daß es innerhalb der verrathenen und verkauften Eidgenoſſenſchaft noch immer Männer, ja, und auch Frauen gab, welche der Schande den Untergang vorzogen.

Am 5. März haben die berner Milizen unter Erlachs Führung im Grauholz und bei Neueneck heldiſch gegen die Franzoſen geſtritten, während in ihrem Rücken ihre „realpolitiſche" Regierung mit dem Feinde parlamentirte und kapitulirte und demzufolge der General Schauenburg um 1 Uhr Mittags in das nie zuvor von Feinden betretene Bern einziehen konnte, um ſofort die Staatsſchatzkammer und das Zeughaus auszurauben. Alles, natürlich, um der lieben auf den Bajonnetteſpitzen der Schweſterrepublikaner gebrachten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit willen. Man muß die durch Stürler im 12. und 15. Bande des „Archivs für ſchweizeriſche Geſchichte" (1859) zum erſtenmal veröffentlichte „Correspondance" des franzöſiſchen Räubergenerals Brune leſen, um ſo recht zu wiſſen, warum und wasmaßen die Franzoſen i. J. 1798 die Schweiz „befreiten".

Im April wälzten ſich die franzöſiſchen Heerhaufen gegen die Urſchweiz heran, um auch die Urkantönler zum Tanz um den phraſenbeflitterten Freiheitsbaum der „Helvetik" zu zwingen. Den Kern des Widerſtandes gegen die galliſche „Befreiung“ bildete das Volk von Schwyz unter der Führung von Aloys Reding, des wackern Sprößlings eines der älteſten ſchwyzeriſchen Geſchlechter, und des Kapuziners Paul Styger, welcher tapfere Kuttenmann zu Pferde ſtieg, um, das Schwert in der Rechten und das Krucifix in der Linken, die Sennenſcharen in den Kampf zu geleiten, ein Vorläufer ſeines Bruders in der Kutte, des tiroliſchen „Rothbartes“ Haſpinger. Dieſe zwei Kapuziner haben, menſchlich angeſehen, Dutzende „zeitgemäßer“ Phraſenſtrohdreſcher von damals aufgewogen und wiegen noch heute Dutzende von ſolchen auf.

Am 30. April fochten die Urkantönler bei Wolerau glücklich gegen die vom linken Zürichſeeufer heraufdrängenden Franzoſen, welchen als lockendes Kampfziel insbeſondere die reiche Abtei Einſiedeln vorſchwebte. Dieſes Ziel hat denn auch eine ihrer Kolonnen mittels eines Seitenmarſches über Lachen am 2. Mai erreicht, während ihr Gewalthauſe am ſelbigen Tage beim Paß der Schindellegi durch Reding und ſeine tapfern Schwyzer nach heißem Kampfe zum ſtehen gebracht wurde. „Die fechten ja noch viel verzweifelter als die Chouans,“ ſagten franzöſiſche Offiziere, welche die Kämpfe in der Vendée mitgemacht hatten. Allein die Hiobspoſt von der Einnahme Einſiedelns durch die Franzoſen und die weitere, daß eine franzöſiſche Heerſchar von Schwyz her über Ecce Homo und St. Joſt gegen den Morgarten vordränge, ſie nöthigten Reding, die Schindellegi aufzugeben und rückwärts auf der Hochebene von Rothenthurm eine neue Vertheidigungsſtellung zu ſuchen. Hier, auf der altberühmten Walſtatt am Morgarten, allwo 482 Jahre zuvor die Eidgenoſſen ihren erſten Sieg gewonnen hatten, da haben, immer an demſelben 2. Maitag, die Schwyzer wider einen mit fünffacher Uebermacht von allen Seiten her ſie bedrängenden Feind den letzten Sieg der alten Eidgenoſſenſchaft glorreich erſtritten — erſtritten vor allem durch den Wunden und Tod verachtenden Ungeſtüm, womit der ſchwyzeriſche „Landſturm“, untermiſcht mit Greiſen, Frauen, Mädchen, Kindern, auf die Franzoſen ſich warf.

Das war das Ende. Denn nachdem dieſes brave Völklein, ſo gering an Zahl, ſo ſchlecht bewaffnet, ſo verlaſſen von aller Welt, gethan, was menſchenmöglich, um den Heimatboden vor fremder Tücke und Gewalt zu ſchirmen, mußte es der übermächtigen Vergewaltigung knirſchend ſich fügen. Aber die Tragödie der Vernichtung der alten Eidgenoſſenſchaft ſollte noch ein furchtbares Nachſpiel haben. Im September deſſelben Jahres 1798 erhoben ſich die Nidwaldner, durch das brutal-liberal-bureaukratiſche Regiment der „Bürger“ Laharpe und Konſorten zur Verzweiflung getrieben, in Waffen gegen die „Helvetik“. Die guten Nidwaldner wußten nicht, daß „die Politik die Wiſſenſchaft des Möglichen“ ſei. Sie fühlten nur, es ſei Schmach und Schande, daß die Franzoſen in der Schweiz die Herren und daß die „Bürger Direktoren“, d. h. die Mitglieder des oberſten Verwaltungsrathes der ſo ſchnöd erzwungenen helvetiſchen Einheitsrepublik, nichts als die gehorſamen Diener und befliſſenen Büttel der fremden Gebieter. Sie empfanden, daß ſie, die Bauern von Nidwalden, lieber das Aeußerſte wagen und leiden ſollten und wollten, als die rohen Eingriffe in alle ihre Anſchauungen und Ueberzeugungen, in alle ihre von den Vätern überkommenen Rechte und Sitten länger zu dulden.

Sie haben, nachdem ihre „Rebellion“ losgebrochen, alles in allem 2000 Bewaffnete — die mitkämpfenden

Frauen und Mädchen nicht eingerechnet — zur Vertheidigung ihres Ländchens aufzubringen vermocht, gegenüber den 16 000 Mann franzöſiſcher Kerntruppen, welche das helvetiſche Direktorium unter Schauenburgs Kommando auf ſie losließ. Von drei Seiten, von Engelberg, vom Entlebuch und vom Vierwaldſtätterſee her, thaten die Franzoſen den Angriff. Drei Tage lang — vom 6.—8. September — haben die Nidwaldner am Kernſerwald, bei Alpnach und bei Stanzſtad wunderbar heldiſch den Einbruch abgewehrt und haben als wirkliche und wahrhaftige „Enkel Winkelrieds" herrlich ſich erwieſen, als welche ſie Salomon Tobler in ſeiner alſo betitelten epiſchen Dichtung (1837) mit Recht und ſchön gefeiert hat. Erſt am 9. September — er heißt in Nidwalden noch jetzt „der ſchreckliche Tag" — gelang es Schauenburg, nachdem er ſeinem eigenen Berichte zufolge 3000 Mann eingebüßt hatte, mittels der Erſtürmung von Stanz den wüthenden Widerſtand zu bändigen und niederzuſchlagen.

Und nun „Wehe den Beſiegten!" Tagelang hat die franzöſiſche Kriegsfurie alle die Gräuel, die ſie vordem unter Louvois, Luxembourg und Melac gelernt und geübt, in dem unglücklichen nidwaldner Ländchen grauſenhaft in Anwendung gebracht. Tagelang wütheten die Sieger mit Raub und Brand — 700 Häuſer wurden eingeäſchert — mit Schändung, Marter und Mord alſo, daß der paradieſiſch-idylliſche Fleck Erde, welcher zwiſchen das Stanzerhorn und den Pilatus eingebettet iſt, in eine Hölle verwandelt war*).

---

*) Die ſchweizeriſchen Franzoſenfreunde haben dazumal ſchon und bis zu unſeren Tagen herab die in Nidwalden verübten Gräuel,

Dermaßen haben die Soldaten der lieben „Schweſterrepublik“ auf den Spitzen ihrer Bajonnette den Schweizern die „Freiheit“ gebracht.

Damit aber dem i einer geſchichtlichen Infamie das Tüpfelchen nicht fehle, bedarf es bekanntlich immer noch einer Extragemeinheit. Die Herren „Bürger-Direktoren“ der helvetiſchen Einheitsrepublik beſchafften das Tüpfelchen, indem ſie pomphaft verkündeten, die franzöſiſchen Soldaten hätten ſich in Nidwalden „um das Vaterland verdient gemacht“.

5.

Die Fahrt das Sihlthal aufwärts iſt reizlos. Links und rechts eine grüne Bergwand, da und dort mit Nadelholz kärglich beſtanden. Die ſchmale Thalſohle gewährt nur Raum für die Straße, für die Eiſenbahn und für den Fluß, welcher unter den obwaltenden Temperaturverhältniſſen ſo zahm und ſeicht daherrieſelte wie eine ordonnanzmäßig-reichsfreundliche Reichstagsrede.

---

wie überhaupt das Gebaren der Franzoſen in der Schweiz, möglichſt zu vertuſchen und zu bemänteln, ſogar ſchönzufärben oder auch todtzuſchweigen geſucht. Es galt und gilt noch jetzt nicht für „liberal“, daran zu erinnern und davon zu reden. Den ſchweizeriſchen Gallomanen wäre — vorausgeſetzt, daß ſie für die Lehren der Geſchichte überhaupt empfänglich — namentlich die Leſung des Buches zu empfehlen, welches der Pfarrhelfer Franz Joſef Gut unter dem Titel „Der Ueberfall in Nidwalden i. J. 1798“ (Stanz 1862) veröffentlichte. Der gute Pfarrhelfer war freilich kein geſchulter Hiſtoriker und verſtand nicht, zu ſchreiben. Aber mit unendlichem Sammlerfleiß hat er ein äußerſt reiches und zuverläſſiges geſchichtliches Material zuſammengebracht.

Zur Mittagszeit langten wir in der öden Bergmulde an, in welcher der heilige Meinrad ſo um das Jahr 850 herum ſeine Siedlerzelle aufgeblockt hat. Daraus iſt im Laufe der Jahrhunderte und, ſelbſtverſtändlich, mit Beihilfe von bei paſſenden Gelegenheiten ſich einſtellenden Wundern die größte und reichſte Benediktinerabtei der Schweiz geworden, deren Abt dereinſt ein Fürſt des Heiligen Römiſchen Reiches Teutſcher Nation war und zu deren wunderthätigem Marienbilde Millionen und wieder Millionen von Pilgern und Pilgerinnen wallfuhren und noch jetzt durchſchnittlich das Jahr über 150 000 oder mehr wallfahren. Ja, die Mönche, dieſe Kommuniſten des Mittelalters, verſtanden von jeher ihr Geſchäft und verſtehen es heute noch. Sie wußten, daß irgendwelche menſchliche Geſellſchaft nun und nimmer auf Nihilismus, Anarchie und Lüderlichkeit, ſondern nur auf Autorität, Ordnung und Disciplin zu gründen wäre.

Das Hochthal von Einſiedeln entbehrt der Großartigkeit anderer Hochthäler der Schweiz. Denn hier ragen über die waldbekrönten Bergwände keine himmelan ſtrebenden Felszacken, keine ſchimmernden Firnfelder, keine funkelnden Gletſcherhänge herein. Den Flecken Einſiedeln kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man ſich eine ſtadtähnliche Zuſammenballung von Gaſthöfen, Schänken und Kramläden denkt. Die mancherlei Neubauten dieſer Art bezeugen, daß die Frömmigkeit nicht im Rückſchritt, ſondern vielmehr im Vorſchritt begriffen ſei und demnach das Wallfahrt-Geſchäft vortrefflich rentire. Meines Wiſſens iſt man aber noch nicht darauf verfallen, daſſelbe im Großſchwindelſtil eines Aktienunternehmens zu betreiben. Ich bezweifle auch entſchieden, daß die klugen Kloſterherren von Einſiedeln ihre Erübrigungen in den „katholiſchen" Banken der frommen Millionendividendenverſprecher Langrand und Bontoux angelegt haben. Dieſe Kloſterherren ſind übrigens keine Faulenzer. Viel gibt ihnen der Kirchendienſt zu thun, aber mehr die Verwaltung ihrer ausgedehnten Güter, auf welchen ſie eine ſorgfältige Pferde- und Rindviehzucht betreiben. Auch unterhält das Kloſter ein gutgeleitetes und ſtarkbeſuchtes Gymnaſium, an welchem 27 Patres als Profeſſoren thätig ſind.

Ueber die Dächer des Fleckens hinweg hebt ſich die breite Front der Abtei, zwiſchen deren Flügel die Kirche mit ihren beiden Kuppelthürmen eingebaut iſt, der ganze Bau quaderhaft feſt und ſtattlich. Alt jedoch nicht; denn nicht weniger als ſechsmal iſt ſeit ſeinem Beſtehen das Kloſter theilweiſe oder ganz abgebrannt und ſo, wie es jetzt daſteht, wurde es erſt in den Jahren 1704—19 im ſogenannten florentiniſchen Stile neu hergeſtellt. Schöpfungen der Kunſt des Mittelalters und der Frührenaiſſance, wie z. B. die herrlichen Glasgemälde im Kreuzgang der aufgehobenen Ciſterzienſerabtei Wettingen bei Baden im Aargau, würde man hier vergebens ſuchen. Die Legende ſetzt die Gründung Einſiedelns in das Jahr 861 und darum wurde zur Feier des Millennariums von 1861 die Kloſterkirche einer durchgreifenden und prunkvollen Renovirung unterzogen. Viel Stukkaturvergoldung und Freſkenmalerei iſt dabei verſchwendet worden. Die Mittel unſerer Madonna Nigra erlaubten ihr das, denn ſie hat Einkünfte, um welche die Nutznießer verſchiedener Civilliſten ſie beneiden dürften.

Die berühmte, an werthvollen Manuſkripten — worunter koſtbare Unika — und Inkunabeln ſehr reiche Bibliothek des Stiftes, welche bezeugt, daß die Benediktiner von Einſiedeln etwas auf Wiſſenſchaft oder wenigſtens auf Gelahrtheit hielten und halten, habe ich bei einem früheren Beſuche kennen gelernt. Damals war ich an den gelehrten und literariſch thätigen Pater Gall Morell empfohlen und zwar durch deſſen Vetter, meinen lieben Freund Karl Morell aus St. Gallen, den Verfaſſer trefflicher Monographieen über „Die Schweizerregimenter im Solde Frankreichs“, über „Karl von Bonſtetten“ und über die „Helvetiſche Geſellſchaft“. Leider iſt er frühzeitig, viel zu vorzeitig hingegangen, von wannen keiner wiederkehrt, aber doch nicht, ohne zuvor das nach meinem Gefühle ſchönſte Weinlied deutſcher Zunge gedichtet zu haben*). Wie es mit dem berühmten Kirchenſchatz der Abtei heute beſtellt ſei, ob z. B. die 10 Pfund ſchwere Monſtranz von gediegenem Golde noch darin, weiß ich nicht zu ſagen. Unſere Zeit reichte nicht zur Beſichtigung von allem. Zudem beſchäftigte mich lebhaft die Erinnerung, daß gerade vor 110 Jahren Göthe hier geweſen. Während ſeiner Bootfahrt den Zürichſee hinauf entſtanden die ſtimmungsvollen Strophen, welche mit der Ueberſchrift „Auf dem See“ in der Sammlung ſeiner Gedichte ſtehen. Von Richtersweil aus zur Schindellegi hinangeſtiegen, wandte er ſich — ſo erzählt er im 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ — auf der Paßhöhe, um „die entzückende Ausſicht auf den See in ſich aufzunehmen“, und improviſirte, um auszudrücken, „wie ihm zu Muthe war“, die bekannte Vierzeile an Lili Schönemann, ſeine Quaſi-Braut. In der Raritäten- und Schätzekammer der Abtei — die plündernden franzöſiſchen Freiheitbringer hatten dieſelbe damals noch nicht ſchweſterrepublikaniſch heimgeſucht — fiel dem Dichter eine kleine „Zackenkrone“ auf, „wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen geſehen“. Er erbat und erhielt die Erlaubniß, „das Krönchen aus dem Schranke hervorzunehmen, und als ich ſolches in der Hand anſtändig haltend in die Höhe hob, dacht’ ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili’n auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, ſie vor den Spiegel führen und ihre Freude über ſich ſelbſt gewahrwerden“.

---

*) S. m. „Bilderſaal der Weltliteratur“, 3. Aufl. II., 574.

Nun, nicht mit dem Zackenkrönlein aus der Schatzkammer von Einſiedeln, wohl aber mit der Krone der Unſterblichkeit hat er das heißgeliebte Mädchen gekrönt. Lili Schönemann jedoch fand es nationalökonomiſcher, ſtatt des Dichters vom Werther und Fauſt einen proſaiſchen ſtraßburger Geldprotz zu heiraten, und der Vater Iphigenie’s und Dorothea’s mußte ſich ſeinerſeits ſchließlich bequemen, ſeine Haus-, Tiſch- und Betthälterin, die großäugige, hochbuſige Vulpia, in aller Form zu ſeiner Frau Gemahlin zu machen. So lächerlich klein pflegen die großen Dinge dieſer Welt zu enden.

4.

Als wir die vom Bahnhof zur Abtei führende Hauptgaſſe, deren Pflaſterung auf die Kaſteiung der Wallfahrerfüße berechnet iſt, hinangingen, ſah ich das Wahrzeichen des Gaſthauſes zum „Steinbock“ noch immer keck in die Straße vorſpringen. Da hab’ ich in der Karwoche von 1838 mit einem tübinger Kommilitonen genächtigt, nachdem wir — damals gab es noch fußreiſende

Studenten — bei Windgetös und Schneegeſtöber von Richtersweil heraufgewandert waren, um am folgenden Tage über den Schwyzer-Haken zu ſteigen. Mein Wandergefährte von damals, ein Theologe aus Naſſau, ruht wohl auch ſchon für immer irgendwo am Ufer der Lahn oder am Fuße von einer der Kuppen des Taunus. Was iſt aus allen meinen Jugendgenoſſen geworden? Verdorben, verſtorben, verſchollen! Mir wäre recht wehmüthig zu Muthe geworden, oſſianiſch, ſo zu ſagen, wenn mir nicht die vollbeſetzte Tafel des Speiſeſaals im Gaſthauſe zum „Pfau" die trüben Gedanken zerſtreut hätte.

Es war da gut ſein. Man hörte aber nichts als Franzöſiſch, ausgenommen eine Ecke, allwo geiſtliche Herren italiſch ſich unterhielten. Beide den Saal entlang geſtreckte Tiſche nahmen Franzoſen und Franzöſinnen der „feinen Welt" ein. Viele alte Damen, aber auch nicht wenige junge Herren, augenſcheinlich von der jeunesse dorée. Es kam mir vor, als röche es da legitimiſtiſch, jedoch mit ſtark bonapartiſtiſchem Zwiſchengeruch. Von franzöſiſcher Mädchenſchönheit war nur ein Exemplar da. Selbiges hatte aber [illegible] Stück babyloniſchen Thurms auf dem Kopfe. Das Mittageſſen — bitt' um Entſchuldigung, im Deutſchen muß man ja ſagen diner — machte dem berühmten Wallfahrtsort und unſerem Gaſthof — ach Gott, unſerem hôtel ſollte und wollte ich ſagen — alle Ehre. Es war von der Suppe bis zum Gefrorenen beim Nachtiſch — bis zur glace beim dessert, ſagen Germanen und Germaninnen der gebildeten Stände — ganz vortrefflich, alles ebenſo reichlich vorhanden als gut zubereitet. Ja, von den ſchweizeriſchen Gaſtwirthen zöſiſchen, italiſchen u. ſ. w. gar nicht zu reden. Wo trifft man ſolche Dorfgaſthäuſer wie in der Schweiz?

Drüben lag die Abtei im Sonnenſchein. Der weite Platz davor hat etwas Steppenartiges. „Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell —“ doch ja, ein Quell „durchrinnt den Sand“. Und was für ein Quell! Der berühmte aus 14 Röhren ſprudelnde Brunnen, welcher den Wallfahrern heilig iſt. Denn aus einer der 14 Röhren hat Chriſtus der Herr getrunken, dazumal, als er unter Aſſiſtenz einer ganzen Engelſchar die ſeiner jungfräulichen Mutter geſtiftete Kapelle in der Kloſterkirche weihte. Zum Gedächtniß dieſes Geſchehniſſes iſt das höchſte Feſt Einſiedelns eingeſetzt, das Feſt der „Engelweihe“ am 14. September. Da aber die Legende vergeſſen hat, zu melden, aus welcher der Röhren Chriſtus getrunken, ſo iſt es Pilgerbrauch, aus allen 14 der Reihe nach zu trinken, um die rechte nicht zu verfehlen. An dem Feſte der Engelweihe haftet auch die geſchichtliche Erinnerung, daß im Jahre 1517 am Tage derſelben Ulrich Zwingli, damals Ortspfarrer in Einſiedeln, in der Kloſterkirche gewaltig gegen das Wallfahrten- und Ablaßweſen gepredigt hat. Dazumal ſcheint übrigens Einſiedeln nicht gerade durch asketiſche Sittlichkeit vor andern Orten ſich hervorgethan zu haben. Wir hören von „Frauenhäuſern“ und vom Zwingli beſitzen wir ein Selbſtbekenntniß, daß er als einſiedler Pfarrherr auch gethan, wie ſeine hochwürdigen Herren Amtsbrüder thaten, d. h. ſolche Häuſer beſucht habe.

Von dem Brunnen führt eine breite Freitreppe zum Hauptportal der Kirche hinauf. Auf der oberſten Stufe ſtehen rechts und links im Barockſtil aus Sandſtein ge-

und den Kaiſer Heinrich den Zweiten als Beſchützer des Kloſters vorſtellen ſollen. Der Tempel ſelbſt mit ſeinen drei Schiffen, ſeinem hochgewölbten Chor, ſeinen Altären, ſeiner Fresken- und Vergoldungspracht macht keinen äſthetiſch befriedigenden Eindruck, aber doch den des Stillen, Würdigen, Feierlichen und nebenbei auch den einer guten Lüftung und einer angenehmen Kühle. Wir bemerkten, daß die Wirkung des Ganzen auf die Kinder eine mächtige war. Sie waren ſtill und geſammelt. Dem Jungen imponirte beſonders ein auf einem Seitenaltar zur Rechten aufgeſtellter „heiliger Leib“ und ich erinnerte mich, daß ich ſelber vor langer, langer, langer Zeit als Knabe einen ähnlichen Eindruck empfangen hatte, als ich in der Stadtpfarrkirche von Schwäbiſch-Gmünd zum erſtenmal ſo ein koſtbar aufgeputztes Skelett geſehen. War es vielleicht eine unbeſtimmte Ahnung von der Bedeutung der „Aeſthetik des Häßlichen“? Ach, nein, es war eine erſte Ahnung von der Bedeutung des Todes.

Unfern vom Haupteingang erhebt ſich im Mittelſchiff der Kirche ein rieſiger aus ſchwarzem Marmor aufgebauter Kaſten, vorn durch ein ſtarkes Eiſengitter verſchloſſen. Das iſt die „heilige Kapelle“ oder „Gnadenkapelle“. Da drinnen im nur vom Ampellicht erhellten Dunkel thront auf einem Altar von weißem Marmor das wunderthätige Marienbild von Einſiedeln. In der ſehr geſchickt berechneten Beleuchtung iſt das ganze Innere der Kapelle eitel Gold- und Silberſchimmer und farbiges Steingefunkel. In alledieſem Geflimmer, Geglimmer und Geglitzer ſind mit Deutlichkeit nur zwei Mohrenköpfe zu unterſcheiden, der größere der Muttergottes und der kleinere des Jeſuskindes. Die Legende will, die aus der, wenn wir recht iſt, ebenfalls heiligen Hildegard, Aebtiſſin des Frauenmünſterſtiftes in Zürich, geſchenkt worden und habe allen Wandel und Wechſel der Zeiten, alle Fährlichkeiten und Nöthen der Jahrhunderte glorreich überdauert.

Die böſe Ketzerin Kritik wollte ſich in mir regen, als ich ſo daſtand vor der heiligen Kapelle und rings um mich die knieenden Beter und Beterinnen betrachtete. Aber ich ſchweigte und ſchwichtigte die kritiſche Regung mit der leiſen Mahnung: Still! Es gibt Reichsrichter in Leipzig*). Und außerdem: Iſt denn nicht ein wirkliches und wahrhaftes Wunder die ganz unbezweifelbare Thatſache, daß Hunderttauſende, Millionen von mühſäligen und beladenen Menſchen, auf den Steinflieſen vor der Gnadenkapelle knieend, der ſchwarzen Muttergottes ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleichtert, getröſtet und vielleicht auch gebeſſert weggegangen ſind? Item, ſtehen dieſe „Armen im Geiſte“ menſchlich und ſittlich nicht berghoch über den halbgebildeten oder ganzbildungsloſen Pöbelhauſen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweiſen gepredigte rohmaterialiſtiſche Dogma: „Der Menſch iſt auch nur ein Thier“ — glauben und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß ſie ſich beſtialiſch aufführen müßten und dürften? Ich meine, wir haben es ſattſam ſchaudernd miterlebt, wie die losgelaſſene Menſchenbeſtie zu wüſten und zu wüthen vermag. Von dem, was in der Seele des Volkes vorgeht — des wirklichen und weſenhaften Volkes, welches mit dem in der Sudelküche kommuniſtiſch-anarchiſtiſcher Hetzerei zurechtgemachten Abſtraktum „Volk“ nichts gemein hat — ja, davon haben die Herren Materialiſten nicht die entfernteſte Vorſtellung. Kümmern ſich auch nicht darum. Sie wähnen, dem „Fortſchritt“ zu dienen, wenn ſie die Erde entgöttern, d. h. der Menſchheit ihre Illuſionen nehmen. Aber ohne Götter, Ideale, Illuſionen, iſt der Menſch allerdings nur ein zweibeiniges, federnloſes Stück Vieh. Die Propheten der materialiſtiſchen Unheilsbotſchaft haben in der Bornirtheit ihres Hochmuths, in ihrer läppiſchen Verdünkelung den geſunden Menſchenverſtand ganz eingebüßt, wenn ſie nichts nach der Thatſache fragen, daß im günſtigſten Falle höchſtens 5 Procent der Menſchheit zum wiſſen, 95 Procent dagegen nur zum glauben das Zeug haben und folglich die „Wiſſenſchaft“ nicht zu ihrer Gottheit machen können. Und was hat es denn am Ende aller Enden mit allem unſerem ſtolzen Wiſſen auf ſich? So wenig, daß nur Thoren darauf eitel ſein können. Vom Allerwiſſenswertheſten, vom Urgrund, Sinn und Endzweck der Welt und des Daſeins der Menſchheit, wiſſen wir gerade ſo viel, wie unſere Vorfahren vor tauſenden und wieder tauſenden von Jahren auch ſchon gewußt haben, d. h. nichts, gar nichts.

---

*) Wie zu ſeinem Schaden jener Rheinländer erfahren hat, welcher 1886 in letzter Inſtanz zu einem Monat Gefängniß verurtheilt worden, weil er in einem Zeitungsartikel eine das Dogma

5.

erſten Thüre links die Glocke zogen. Nach einigem Harren erſchien der Pförtner, kein Mönch — (wir haben überhaupt während unſeres ganzen Beſuches nur einen einzigen Mönch zu Geſichte bekommen, den Pater oder Frater Sakriſtan, welcher in der Gnadenkapelle die Ampeln mit friſchgefüllten vertauſchte) — ſondern ein ganz gewöhnlicher Thürſteher, welcher die Thüre des vor dem Treppenhaus angebrachten Eiſengitters aufſchloß und uns in die Korridore des zweiten Stockwerks hinangeleitete. Da befinden ſich die Gaſtzimmer und Feſtſääle, außerhalb der „Klauſur“ gelegen und demnach auch für Damen zugänglich.

In dem einen Saal fiel mir ein gutgemachtes Bild von Leo dem Dreizehnten auf. „Einer unſerer hochwürdigen Herren hat es während ſeines Aufenthalts in Rom gemalt,“ erklärte der Führer. Auch ein Bildniß des weiland Pater Gall Morell war da. Meine Frau bewunderte eine prachtvoll, mit unſäglichem Aufwand von Zeit und Fleiß geſtickte Tiſchdecke, von den Inſaſſinnen ich weiß nicht welchen Nonnenkloſters hierher geſtiftet.

Viel bedeutender iſt der große Muſikſaal. Da ſind an der den Fenſtern gegenüber gelegenen Langſeite in Prachtrahmen die lebensgroßen Bildniſſe von Pio Nono, Kaiſer Franz Joſef und ſeiner Frau Eliſabeth, Napoleon dem Dritten und ſeiner Frau Eugenie, König Friedrich Wilhelm dem Vierten und, ſeitwärts von dieſem, Kaiſer Wilhelm dem Erſten befeſtigt, alleſammt von den Genannten dem Kloſter geſchenkt. Beim erſten Anblick wirkt es etwas befremdlich, die beiden hohenzollern'ſchen „Ketzer“

welchen der heilige Meinrad ſtammte, verwandt und außerdem iſt wenigſtens Friedrich Wilhelm der Vierte, der „Romantiker", hier ganz an ſeinem Platze.

Während ich mehrmals die Reihe der Bilder entlang wandelte, hatte ich allerhand Gedanken. Darunter auch „konfiscirliche", die ich aber wohlweislich verſchwieg und verſchweige, denn — es gibt Reichsrichter in Leipzig. Dem ziemlich ordinär-gutmüthigen Dampfnudelngeſichte des neunten Pius ſieht man es nicht an, was für ein eifriger Flücheſpritzenwendrohrführer er bei ſeinen Lebzeiten geweſen iſt. Nun ruht er von ſeinen anathematiſchen Anſtrengungen aus „im Bann des großen Schweigens", in welches doch auch alle die Spektakelmacher der Weltgeſchichtebühne eingehen müſſen, gerade wie wir kleinen Leute von Zuſchauern.

Die Donna Eugenia muß in ihrer Blüthezeit wirklich ein ſchönes Weib geweſen ſein, auch nach Abzug deſſen, was alles der Maler ihr angeſchmeichelt hat. Aber „Schönheit vergeht". Im Sommer von 1875 bin ich der Exkaiſerin zweimal begegnet, im Park von Ragaz und dann im Garten von Arenenberg. Da ſah ich nur noch eine fragwürdig bemalte Ruine. Das Bildniß des Lügen-Louis iſt eine künſtleriſche Unverſchämtheit. Aus dem kleinen dickbäuchigen Kerlchen, weit mehr Mynheer als Korſe oder Gallier, hat der knechtſchaffene Maler einen Imperator von höchſter Stattlichkeit gemacht, — eine ſchreiende Lüge in Farben, ein gemalter Meineid, ſo zu ſagen, und inſofern allerdings ein ſymboliſch-getreues Abbild des meineidigen Decemberverſchwörers. Schade nur, daß nicht nach Art der alten Gemälde und geſchriebene oder wenigſtens gedachte Doppelvers aus den „Châtiments“ ſtehen müßte:

> „C'est décrété, c'est fait, c'est dit, c'est canonné,
> La France est mitraillée, escroquée et sauvée.“

Gegenüber dem Bildniß des Kaiſers von Oeſterreich hätte ich faſt die „inopportune“ Frage gethan, wie es denn käme, daß, während Cis- und Transleithanien in „herzlicher Allianz“ mit dem „großmächtigen“ deutſchen Reiche ſtehen, die Deutſchen in Oeſtreich nur noch — halt! es gibt Reichsrichter in Leipzig. Auch unſer lieber Freund von der Newa iſt eifrig darauf aus, die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen in richtige Ruſſen umzukn—eten. Alles der „herzlichen Allianz“ mit dem „großmächtigen“ deutſchen Reiche zuliebe. Als wir noch bundestägliche Vaterländerſitzen, weltbürgerlicher „Kulturdünger“ waren, da ließ man uns Deutſche wenigſtens aus Mitleid überall Deutſche ſein und ließ uns auch ſo mitlaufen. Seitdem wir aber eine „Großmacht“ geworden, ſind wir ſo ziemlich überall ſcheel angeſehen, verhöhnt, gehaßt, verfolgt und dürfen es ſein. „Erkläret mir, Fürſt Oerindur“ . . .

Reichsorthodoxe von Ordonnanzmaß werden daraus mit Betrübniß erſehen, daß man auch innerhalb der Kloſtermauern von Einſiedeln ketzeriſche Anwandelungen haben kann.

Kaiſer Wilhelms Antlitz trägt den Stämpel der Offenheit und natürlichen Wohlwollens. Auch ein Republikaner, falls er Augen beſitzt, welche die Dinge ſehen können und wollen, wie ſie ſind, muß darin den Ausdruck einer Geſinnung finden, von welcher die berühmte ſondern auf eine That in Werken abgeſehen. Der Kaiſer und ſein Kanzler ſind nicht die Männer, welche dafürhalten, „in magnis voluisse sat sit“. Sie haben die rieſige Aufgabe einer ſocialen Reform tapfer angefaßt mit Händen, welche in der Löſung großer Aufgaben ſich erprobt hatten.

Aber es gibt Aufgaben, welche überhaupt nicht zu löſen ſind. Selbſt ein mit Allweisheit und Allmacht ausgeſtatteter Gott könnte die ſogenannte ſociale Frage nicht zu einer vorſtellbar glücklichen Löſung führen, ſo er nicht vorher die Menſchen in Engel verwandelte, d. h. in Fabelweſen, geſchlechtslos, bedürfnißlos, leidenſchaftslos. Und ſogar Engel würden auf die Dauer den ſchönen, obzwar etwas langweiligen Traum einer „ſocialen Harmonie“ nicht zu verwirklichen und aufrechtzuhalten vermögen. Wiſſen uns die eraniſch-jüdiſchen Mythen nicht zu berichten, wie die lieben Engel einander in die Haare geriethen? Melden ſie uns nicht, wie Ahriman gegen Ormuzd ſich empörte und Satan die rothe Fahne wider Jahve erhob? Kinder und Dichterlinge mögen ſich an der Fata Morgana eines „ewigen Friedens“ unter den Völkern, einer „ſocialen Harmonie“ unter den Menſchen ergötzen. Männern ziemt es, die Menſchen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie ſie ſind, wie ſie in ihrer Weſenheit immer waren und darum auch allzeit ſein werden, ſein müſſen. Nicht allein das Erdenleben in allen ſeinen Erſcheinungsformen, ſondern auch das ganze Univerſum in allen ſeinen Ausſtralungen iſt ein ewiger Krieg aller gegen alle. Frieden wird erſt der Schluß der Welttragödie bringen und dieſer Friede ganzen Linie der Civiliſation ſo heftig wie noch nie entbrannten Kampf zwiſchen Kapitalismus und Proletarismus mittels einer „humanen“ Geſetzgebung ſchlichten zu wollen. Wäre nur die Erhitzung der beiden Kämpfer nicht ſchon zu jenem Siedegrade des Haſſes und der Wuth gediehen, welcher keine „Vernunft“ mehr annimmt. Man will ſich hüben und drüben nicht mehr verſtehen und verſtändigen. Und wollte man auch, wann ſind denn weltgeſchichtliche Krankheiten mittels Pflaſtern und Latwergen geheilt, wann weltgeſchichtliche Krache mittels „Rekonſtruktionen“ bankerotter Geſellſchaften in die Länge verhindert worden? Die Geſellſchaft von heute iſt bankbrüchig an Glauben und Hoffen. Sie hat, bewußt oder unbewußt, das Vertrauen auf die Zukunft verloren und lebt, eingeſtandener oder verhehlter Weiſe, nur noch in der und für die Gegenwart, um dieſelbe rückſichtslos auszunützen und um jeden Preis möglichſt zu genießen. Die Beſitzenden thun ſo, die Beſitzloſen möchten ſo thun.

Tennyſon, der engliſche Hofdichter, hat zur Zeit, als er das noch nicht war, in der weitaus bedeutendſten ſeiner Dichtungen („Locksley Hall“) einen Blick in die Zukunft geworfen, welcher durchaus nicht für einen hofdichterlichen gelten konnte. Allerdings hat er hinter der vertobten Götterdämmerung ein Zukunftsparadies der Menſchheit aufglänzen geſehen, ein Optimismus, welcher ja bei einem Lyriker, dem es ſtets ſehr wohlergangen und der es ſchließlich bis zur Lordſchaft brachte, leicht begreiflich iſt. Dennoch ſah aber auch dieſer lyriſche Optimiſt die herandrohende ſociale Kataſtrophe vorher: —

Man könnte ohne Zwang unter dem „slowly-dying fire" die dem völligen Erlöſchen nahe idealiſtiſche Weltanſchauung verſtehen, unter dem „one", welcher bei dem erlöſchenden Feuer „nickt und blinzelt", den üppig genährten, ſatten, denkträgen, bei Auſtern und Champagner eingeduſelten Geldſäckler und unter dem „creeping lion" die Horde der Kommuniſten, Nihiliſten, Anarchiſten und Dynamitiſten. Ob aber das „hungry people" ſo ganz eine Wahrheit? Wenigſtens hier zu Lande, in der Schweiz, hat, ſo glaube ich, bis jetzt noch niemand hungern müſſen, wer arbeiten wollte*). Anderwärts, in von der Natur beſonders ſtiefmütterlich behandelten Landſchaften und mehr noch in den großen Städten, dieſen unheilvollen Anſammlungen von allem Unnatürlichen, Ungeſunden, Schädlichen und Scheuſäligen, iſt das freilich vielfach anders und da und dort allerdings ſchrecklich und grauſig.

Wenn nun aber die namentlich von dorther erſchallenden Klagen über die „ſchwere Zeit“, über Noth und Elend wohlberechtigt ſind, ſo darf man doch auch billig fragen: Warum haben denn alle die Warnungen vor der Ueberſpannung und Vergeilung des Induſtrialiſmus und der Konkurrenz keine Beachtung gefunden? Und ferner: Wie reimen ſich mit jenen Klagen dieſe Thatſachen? Die Bevölkerungen nehmen überall zu, alle Länder überſpannen ſich mit Eiſenbahnen, mit Telegraphen- und Telephonnetzen, Städte und Dörfer wachſen und verſchönern ſich fortwährend, die Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Daſeins ſteigen zuſehends, der allgemeine Wohlſtand nimmt ſichtbar zu, der Lebensgenuß vervielfältigt ſich unendlich, die Künſte blühen, Feſt reiht ſich an Feſt jahrein jahraus, der Vereinsbummel währt jahraus jahrein, die Bankettſääle widerhallen von Toaſten, die Theater, die Koncertſääle, die Muſeen, die Schaubuden ſtrotzen von Beſuchern, die Bahnzüge, die Dampfſchiffe, die Gaſthöfe, die Weinſtuben, die Bierhallen, die Tingeltangel, die Bäder, die Sommerfriſchen, die Ballſääle und Tanzböden ſind voll; das reiſ't, fährt, reitet, ſchießt, turnt, jagt, zecht, ſingt, tanzt, küßt, lacht, jubelt — ja:

---

*) Es müſſen doch wohl noch die Mittel vorhanden ſein, nicht nur den Hunger, ſondern auch den Durſt — und was für einen Durſt! — zu ſtillen, wenn man erfährt, daß während der zehntägigen Dauer des eidgenöſſiſchen Schützenfeſtes in Bern (19. bis 29. Juli 1885) in der Feſthalle allein verzehrt worden ſind: Ochſenfleiſch 12000 Kilos, Kalbfleiſch 12000 K., Schinken 1000 K., Würſte 7000 Stück, Wecken 75000 St., Hausbrot 1500 K. und vertrunken 50000 Liter Bier und 206000 Flaſchen Wein. Das ſieht doch wahrhaftig nicht hungrig und durſtig aus! Man kann auch nicht einwerfen, daß ſich bei derartigen Feſten eben nur die „beſitzenden" Klaſſen einfänden. Das iſt nicht wahr. In der Schweiz ermöglicht es der durchſchnittliche Wohlſtand auch den Arbeitern — ich meine die Handarbeiter — Feſte zu feiern, und

„Das iſt die Noth der ſchweren Zeit!
Das iſt die ſchwere Zeit der Noth!
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit!
Das iſt die Zeit der ſchweren Noth!“

Wer jedoch, nachdem er ſkeptiſch-ſkoptiſch dieſen „Kanon“ Chamiſſo's angeſtimmt hat, den Schein, Tand und Flitter unſerer Tage auf den Grund zu ſehen ſich

Die Sache iſt: mit der wiſſenſchaftlichen, techniſchen und volkswirthſchaftlichen Entwickelung hat die ſittliche bei weitem nicht ſchrittgehalten. Der moraliſche Vorſchritt unſerer Zeit verhält ſich zum materiellen wie ein alter müder Droſchkengaul zu einem jungen feurigen Vollblutrenner. Deßhalb ſind genau in demſelben Maße, in welchem das menſchliche Denkvermögen ſtraffer wurde, die ſittlichen Bande ſchlaffer geworden und aus dieſer Schlaffheit entſpringt der molluſkiſche Philanthropieſchwindel, die feige Nachſicht mit dem Laſter und Verbrechen, die jämmerliche Bemäntelung und Schönfärbung aller Niedertracht und Schande. Mag die Wiſſenſchaft von Entdeckung zu Entdeckung ſtürzen, ſie vermag, weil der ethiſchen Seele entbehrend, die Menſchen nicht mehr zu veredeln, ſondern nur noch zu raffiniren. Daher die Thatſache, daß je mehr jetzt das Leben den Menſchen bietet, dieſe nur deſto bedürftiger, unzufriedener, begehrlicher und genußſüchtiger werden. Daher die Verrohung der Maſſen, die Verwilderung unſerer Zeitgenoſſen bis zum Knabenalter hinunter, die Wahnſinnigkeiten des Luxus, die Widernatur der Ausſchweifung, die Laſtergräuel, wie ſie in dieſen Tagen drüben im ſcheinheiligen England aufgedeckt wurden, aber auch anderwärts verübt werden. Das grelle Mißverhältniß zwiſchen dem Ueberſchuß an materieller und dem Mangel an moraliſcher Kraft iſt das große Unglück unſerer Zeit, welche darum eine immer erſchreckendere Aehnlichkeit mit der antiken Welt gewinnt, wie dieſe war, als ſie ihrem Untergang entgegentrieb.

Und die Hunnen brauchen diesmal nicht aus den nichtenden Stoß der Barbarei auf einen in Hyperkultur gleißenden Geſellſchaftsbau den Anſtoß zu geben. Wir haben ſie ſchon mitten unter uns.

6.

In die Kloſterkirche zurückgekehrt, hörten wir, wie die Mönche, in dem Chor hinter dem Hochaltar unſichtbar, unter Orgelbegleitung die Veſper ſangen.

Das Ceremoniell des katholiſchen Kultus iſt und bleibt doch eins der gelungenſten Kunſtwerke, welches Menſchen jemals erſonnen und geſchaffen haben. Dasſelbe iſt wunderſam darauf berechnet, daß den Sinnen geboten werden müſſe, was den Sinnen gebühre, weil eben, wie weltbekannt, der Menſch nur in ſehr beſcheidenem Maße aus „Geiſt“ beſteht. Das überſahen die Herren Reformatoren und darum thaten ſie den groben Mißgriff, den Gottesdienſt ſeines künſtleriſchen Schmuckes zu entkleiden. Ein Kult, welcher, weil nicht ſchön geſtaltet, nicht mit einer gewiſſen myſtiſchen Magie die Einbildungskraft anzuregen und das Gefühl anzuſprechen vermag, wird auf die Dauer die Menſchen, nicht etwa nur die „ungebildeten“, erkälten und geradezu langweilen. Der Proteſtantismus hat dieſe Gefahr längſt erkannt. Er hat auch dies und das verſucht, ſie zu beſeitigen. Aber ſein Weſen verwehrt ihm, einen künſtleriſch durchgebildeten und theatraliſch wirkſamen Gottesdienſt zu etliche Flicken ſich anzueignen, haben uns die läppiſchen Mummereien der engliſchen „Ritualiſten“ gezeigt. Das Mächtige des katholiſchen Dienſtes iſt die ſymboliſirende Beſeelung jedes ſeiner einzelnen Akte, die alle mitſammen wieder auf die Geſammtwirkung des Ganzen abzielen. Mit einer tiefen Erkenntniß des Menſchen und ſeiner Bedürftigkeit hat die Kirche alle Künſte in ihren Dienſt zu ziehen gewußt, um eine Mythologie und einen Kultus in's Leben zu rufen, wodurch ſich die Gläubigen angezogen, angeheimelt und feſtgehalten fühlen könnten und wirklich fühlen.

Unbefangene, urtheilsfähige und aufrichtige Beobachter bekennen, man empfinde in katholiſchen Kirchen, daß man es mit einer dauerhaften Macht, in proteſtantiſchen dagegen, daß man es nur mit einer vorübergehenden Meinung zu thun habe.

Von der Macht des Katholicismus hatten wir eine draſtiſche Probe zur Stelle.

Auf den Stufen vor der Gnadenkapelle kniete einer der jungen und feinen Franzoſen, die wir an der Mittagstafel geſehen, in inbrünſtiger Andacht. Er hatte ſein Geſicht feſt an das Eiſengitter gedrückt, ſeine Arme und Beine zitterten krampfhaft, große Schweißtropfen perlten an ſeinen tiefſchwarzen Haaren. Etliche Schritte links hinter ihm kniete die ſchöne junge Franzöſin mit dem Babelthurmhut auf dem Boden, ebenſo im Gebete ringend, ebenſo ſelbſt- und weltvergeſſen. Dieſe beiden Menſchen — ich hätte jeden Eid darauf geſchworen — waren zur Stunde in jeder Fiber von der myſtiſchen Magie ergriffen, von welcher ich vorhin ſprach, und einigung ihres Weſens mit dem der Gottheit, wie ſie ſich dieſelbe vorſtellten und an welche ſie glaubten.

Ein achſelzuckendes „Wahn! Wahn!“ hat ſolcher Energie der Ueberzeugung gegenüber gar nichts zu bedeuten. Denn was iſt am Ende aller Enden Wahn und was Wahrheit? Das, was dafür zu halten die Menſchen übereingekommen ſind.

Indem ich meine Blicke durch die Wölbungen ſchweifen ließ, kam mir, ich weiß nicht wie und warum, die Frage: Was werden wohl unſere rothen Hunnen, wann ſie einmal Meiſter geworden, aus dieſer Wallfahrtskirche machen? Vielleicht eine Kammer ihres ungeheuren internationalen „Ergaſtulum“, allwo weiland Proletarier über weiland „Maſtburger“ die Sklavenvögtepeitſche ſchwingen. Oder vielleicht — wer weiß? — um den von ihnen ſo hochgehaltenen Traditionen von 1793 gerecht zu werden, einen Tempel der „Déesse de la raison“, welche dann an der Stelle der ſchwarzen Muttergottes dort auf dem Altar thronen würde. Möglich ſogar — denn wunderbar wechſeln die Gedanken wie die Geſchicke der Menſchen — daß in der glühend andächtigen jungen Franzöſin dort eine künftige „Göttin der Vernunft“ und in dem inbrünſtig betenden jungen Franzoſen ein künftiger Chaumette ſteckt. Warum denn nicht? Vom Anaxagoras Chaumette wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß er ein ſalbungsvoller Oratorianermönch geweſen, bevor er der Pontifex Maximus des „Vernunftgottesdienſtes“ in Notre-dame wurde, und die Demoiſelle Maillard, welche eine ſo „reizende“ Déesse de la raison vorſtellte, hatte eine ſtrengreligiöſe Erziehung in einem Kloſter erhalten.

ſpottlacht über dieſe Zukunftsphantaſie? Ich aber ſage euch: Es iſt kein Unſinn ſo alt, daß er nicht wieder neu, und es iſt keine Mode ſo toll, daß ſie nicht wieder modiſch werden könnte.

Denn es ſteht geſchrieben, nicht in Büchern, aber in den Sternen: Die Thorheit, ſiehe, ſie währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Halleluja!

Inhalt.

Seite
Offener Brief an M. C. in M. V
Die Borgia 1
Eine Emancipirte des ſiebzehnten Jahrhunderts 121
Die betrübſame, jedoch ſinnreiche und lehrhafte Geſchichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und von der Wagnerfurie Fortiſſima Pianoſa 157
Römiſche Cäſaren:
  1. Tiberius 201
  2. Caligula 240
Eine Verſchwörung 277
Wallfahrt nach Maria-Einſiedeln 345

NB. S. 124, Z. 48 v. o. iſt ſtatt „Ehrfurcht“ zu leſen „Ehrſucht“.

Das

104,7828

Trauerſpiel in Mexiko.

Von

Johannes Scherr.

> ἀντὶ δὲ πληγῆς φονίας φονίαν
> πληγὴν τινέτω. δράσαντι παθεῖν,
> τριγέρων μῦθος τάδε φωνεῖ.
>
> *Aeschylus*, Choeph. 310.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1868.

Vorbemerkungen.

Die nachſtehende Studie iſt die erweiternde Ausarbeitung eines Vortrags, welchen ich im Laufe dieſes Winters im Großrathſale hieſiger Stadt gehalten habe.

Bei dieſer Gelegenheit wurde ich des Irrthums bezichtigt, den Herrn Jecker, über welchen der Leſer in dem Abſchnitte „Jecker und Kompagnie" Näheres erfährt, als einen Schweizer bezeichnet zu haben. „Jecker — ſo ward ich belehrt — wurde zwar in Pruntrut geboren, aber zu einer Zeit, wo daſſelbe zu Frankreich gehörte" — (folglich wären auch alle Genfer u. ſ. w., welche zu jener Zeit geboren ſind, keine Schweizer?) — und „Jecker gerirte ſich in Mexiko nicht als Schweizer, ſondern als Franzoſe". Zum Unglück für meinen Belehrer hatte ich, während ich den gerügten „Irrthum" beging, unwiderſprechliche Beweiſe in den Händen, daß Herr Jecker in Mexiko keineswegs als Franzoſe, ſondern allerdings als Schweizer „ſich gerirte". Dieſe Beweiſe ſind mir von einem der ſchweizeriſchen Konſuln in Mexiko geliefert worden, welcher mir ſchrieb, daß er und ſein Amtsnachfolger dem Herrn Jecker alljährlich ſeine Eigenſchaft als „Ciudadano Suizo" beſcheinigen mußten, damit Herr Jecker daraufhin eine Aufenthaltsbewilligung („Carta de Seguridad") erhielte. Iſt das klar? Erſt am 26. März von 1862 wurde Herr Jecker als Franzoſe naturaliſirt, d. h. alſo erſt dann, als das Intereſſe ſeiner noblen Kompagnons in Paris die Franzöſirung erheiſchte.

Das Material, worauf meine Arbeit beruht, iſt neuerdings ſehr gemehrt und bereichert worden. Zu den bezüglichen Dokumenten in den nordamerikaniſchen „Kongreßakten", in den engliſchen „Blaubüchern", im franzöſiſchen „Moniteur", zu den maſſenhaften Erörterungen in der geſammten europäiſchen Preſſe ſind die höchſt ſchätzbaren Mittheilungen des Grafen Emil Keratry gekommen, worauf ich vielfach mich geſtützt und bezogen habe. Keratry's Buch „L'empereur Maximilien“ (1867), welches die erſte Serie ſeiner in der Revue contemporaine gemachten Enthüllungen zuſammenfaßte und vervollſtändigte, hat allerdings die ſtarkvortretende Nebenabſicht, den Marſchall Bazaine zu rechtfertigen, d. h. das Verhalten desſelben als völlig „korrekt“, weil konform mit ſeinen Inſtruktionen, darzuſtellen. Allein da dieſe Nebenabſicht durchweg auf wohlbeglaubigte Aktenſtücke ſich ſtützt, ſo wird dadurch der hiſtoriſche Werth des Buches nicht beeinträchtigt.

Herrn Wilhelms von Montlong „Authentiſche Enthüllungen über die letzten Ereigniſſe in Mexiko“ (1868) ſind mir zwar noch feucht aus der Preſſe zugekommen, aber leider doch zu ſpät, als daß ich ſie für meinen Eſſay noch ausgiebig hätte benützen können. Der Letztere war nämlich nahezu ſchon fertiggedruckt. Hr. v. Montlong, geweſener Kabinettsoffizier des Erzherzogs Maximilian, iſt augenſcheinlich kein Hiſtoriker, wohl aber ein Mann von Ehre und Wahrheitsliebe. Aus letzterem Umſtand erklärt es ſich, daß ſein Buch, welches eine Apologie des unglücklichen öſtreichiſchen Prinzen hätte werden ſollen, zu einer ſchweren, zu einer allerſchwerſten Anklage des mexikaniſchen Kaiſerſchwindels geworden iſt.

Kann z. B. die infame Lüge einer angeblichen Volksabſtimmung in Mexiko zu Gunſten des Kaiſerthums und Maximilians draſtiſcher gekennzeichnet werden, als Hr. v. Montlong S. 8. es gethan hat? „Der franzöſiſche General Jeanningros ließ die Angeſehenſten von Monterey zu ſich rufen und redete ſie folgendermaßen an: „„Der Kaiſer der Franzoſen, ſtets um die Wohlfahrt aller unglücklichen Völker beſorgt, hat im Intereſſe eures Glückes beſchloſſen, die mexikaniſche Republik in ein reiches und blühendes Kaiſerreich umzugeſtalten, und hat euch den liberalſten und aufgeklärteſten Fürſten Europa's, Erzherzog Maximilian von Oeſtreich, zum Kaiſer beſtimmt. Napoleon aber will, daß Maximilian durch allgemeine Abſtimmung der Nation erwählt werde. Ich habe euch ſomit hierher berufen, um eure Abſtimmung zu empfangen.““ Als General Jeanningros dieſe Rede, welche in allen Städten dieſelbe war, beendigt hatte, ſchritt er mit drohender Miene auf die Anweſenden zu und fragte: „„Nicht wahr, meine Herren, ihr nehmt den Fürſten an, welchen euch Kaiſer Napoleon ſendet?““ Die Befragten, eingeſchüchtert durch die hinter dem General poſtirten Soldaten, ſtimmten mit Ja, worauf Jeanningros an den Generalſtabsoffizier, der die Abſtimmungsprotokolle ſammelte, die Worte richtete: „„Schreiben Sie, mein Herr, daß dieſe Stadt einſtimmig für das Kaiſerreich votirte, und laſſen Sie ſodann dieſe Herren unterzeichnen.““ Als aber in San Luis Potoſi die erſten Bürger eine derartige Abſtimmung verweigerten, ließ beſagter General ſie unverzüglich ins Gefängniß werfen und behielt ſie daſelbſt durch 36 Stunden ohne jegliche Nahrung, bis die Widerſpenſtigen, durch Hunger mürbe gemacht, nach Befehl votirten.“

Die Art und Weiſe, wie franzöſiſche Offiziere in Mexiko „an der Spitze der Civiliſation marſchirten“, illuſtrirt Hr. v. Montlong überhaupt ſehr deutlich. Zum Beiſpiel (S. 16): — „Kapitän Charrier befahl als Kommandant zu San Luis de la Paz dem politiſchen Präfekten einer kleinen Stadt, das Todesurtheil ſeines Bruders, deſſen ganzes Verbrechen in liberaler Geſinnung beſtand, zu unterzeichnen. Als der Präfekt ſich weigerte, drohte Charrier auch ihm mit dem Tode des Erſchießens, bis jener endlich doch unterſchrieb.“ Oder: — „Als General Mangin das liberal geſinnte Dorf Montealto beſetzt hatte und ſah, daß die Einwohner böſen Willen gegen die franzöſiſchen Behörden zu erkennen gaben, ließ er in einer Nacht 46 Mexikaner, die ihm als ſehr liberal geſchildert waren, einfangen und ohne Verhör und Urtheil erſchießen.“

In Betreff der Charakteriſtik des mexikaniſchen Klerus ſtimmt Hr. v. Montlong aus eigener Anſchauung mit den Angaben meiner übrigen Quellen überein. Er weiß den hochwürdigen Herren keine anderen Eigenſchaften nachzurühmen als „Ignoranz und Frivolität“ (S. 11).

Von den eingeborenen „Hauptſtützen“ des Kaiſerſchwindels, von den maximilianiſchen Generalen und Miniſtern ſpricht Hr. v. Montlong, nur wenige ausgenommen, mit äußerſter Verachtung als von einer Bande von Dieben und Mördern. Zur Kennzeichnung, d. h. Brandmarkung von Miramon und Marquez im Beſonderen wird (S. 41) die gräuliche „Henkerſcene in Takubaya“ erzählt. „Im Jahre 1859, als Miramon Präſident — (d. h. Afterpräſident) — war, begab er ſich nach der Einnahme von Takubaya (durch die Klerikalen) mit General Marquez in's dortige Spital, wo alle Tags zuvor Verwundete, ohne Unterſchied, ob Freund oder Feind, gepflegt wurden. Hier trafen ſie ſieben Aerzte, Männer von Herz und Talent, welche durch ihre Pflichten an die Betten der Verwundeten und Sterbenden geſeſſelt waren. Noch denſelben Abend ließ Marquez dieſe Aerzte und alle verwundeten feindlichen Offiziere erſchießen.“ Folgt dann die Ordre Miramons, kraft welcher Marquez handelte und welche — die Miramon, Marquez und Mitſchurken waren ja alle ſehr „fromm“ — mit der Deviſe der Klerikalen ſchloß: „Dios y orden!“

Was Hr. v. Montlong zur größeren Beſchwerung mit intenſiverer Beſchwärzung Bazaine's vorbringt, kann ich gegenüber den von Keratry beigebrachten Dokumenten für ſtand- und ſtichhaltig nicht anerkennen. Dagegen geb' ich zu, daß die mir bislang noch zweifelhaft geweſene Verrätherei des Oberſt Lopez in Queretaro jetzt allerdings erwieſen ſcheint und zwar durch das von Montlong S. 114—118 mitgetheilte Schreiben des Prinzen Felix zu Salm-Salm, welcher mit Maximilian zugleich gefangen wurde, aus ſeinem Gefängniß im Kloſter de las Capuchinas zu Queretaro vom 4. Oktober 1867.

Die „Denkſchrift über den Prozeß des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oeſtreich" von Mariano Riva Palacio und Rafael Martinez de la Torre, aus dem Spaniſchen überſetzt von Konrad Paſchen, mecklenb. Konſul in Mexiko, (Hamburg 1868) — kam mir erſt zur Hand, als ich die Korrektur des letzten Bogens beſorgte. Ich konnte daher daraus nur noch die Worte entnehmen — ſicherlich die echten — welche Maximilian auf dem Richtplatze zu Queretaro geſprochen hat.

Ich unterlaſſe nicht, auch der Gräfin Paula Kollonitz meinen Dank zu ſagen. Dieſe Dame hat durch ihr Buch „Eine Reiſe nach Mexiko i. J. 1864“, welchem ich manchen individualiſirenden Zug ſchulde, bewieſen, daß ſie geſunde Augen, einen geſunden Verſtand und eine geſunde (d. h. wahrhaftige) Zunge beſitze.

Warum ich dieſe Studie drucken ließ, da doch die einſchlägige Literatur ſchon hinlänglich voluminös iſt? Je nun, die Wahrheit zu ſagen, ich ließ ſie drucken, weil ſie ſchon in ihrer embryoniſchen Form als Vortrag den Fartcatchers des Cäſarismus wind- und wehgemacht hat, wie ich zu meiner großen Befriedigung erfuhr. Wenn, wie ich hoffe, das Büchlein in dieſer Richtung weiterwirkt, ſo iſt es nicht vergeblich geſchrieben und gedruckt.

Zürich, 10. Februar 1868.

J. S.

Das

Trauerſpiel in Mexiko.

1.

Von Miramare bis Veracruz.

Am 14. April von 1864 waren vom Frühmorgen an der Landweg und der Seeweg, welche von Trieſt nach dem Felſenſchloß Miramare führen, durch Wagen und Boote ganz ungewöhnlich belebt. Es galt ein Lebewohl zu ſagen und zu empfangen. Der Erzherzog Maximilian von Oeſtreich, welcher jetzt Kaiſer von Mexiko hieß, wollte heute mit ſeiner Frau Charlotte auf der öſtreichiſchen Fregatte Novara nach Amerika ſich einſchiffen, nachdem er fünf Tage zuvor in Gegenwart ſeines Bruders, des Kaiſers Franz Joſeph, ſeinen agnatiſchen Rechten auf den Thron von Oeſtreich feierlich entſagt hatte, — ſehr ungern freilich und nach mancherlei Verzögerung.

Die Morgenſonne lag golden und warm auf dem Blau der Adria, die Geſtade ſtanden in Blüthenpracht. Ein Reiſetag voll glücklicher Vorbedeutungen alſo. Wie trügeriſch ſie waren, hat wohl keiner der Herren und keine der Damen geahnt, welche in den Sälen von Miramare der Abſchiedsgala anwohnten, und wohl auch niemand unter der wimmelnden Menge, welche neugierig die Zugänge des Schloſſes umdrängte.

An der Spitze einer gemeinderäthlichen Abordnung erſchien der Bürgermeiſter von Trieſt und übergab eine mit 10,000 Unterſchriften verſehene Abſchiedsadreſſe. Adreſſenhumbug gehört nun einmal in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu jeder kleinen oder großen Haupt- und Staatsaktion. Möglich jedoch immerhin, wahrſcheinlich ſogar, daß dieſe trieſter Adreſſe aufrichtiger und ernſter gemeint war als die, welche am 10. April eine mexikaniſche Abordnung, deren Sprecher Señor Gutierrez d'Eſtrada geweſen, dem Erzherzog überbracht hatte, zum Beweiſe, daß ſelbſt der koloſſalſte Schwindel in der Bruſttaſche eines ſchwarzen Frackes bequem Platz habe. Denn dieſe Adreſſe enthielt ja nichts Kleineres als die angebliche, noch dazu „begeiſterte“ Volksabſtimmung, kraft deren Maximilian zum Kaiſer von Mexiko berufen wurde.

Der Erzherzog brach in Thränen aus über die Anſprache, womit der Bürgermeiſter die Uebergabe der Abſchiedsadreſſe begleitete, und der ganze Auftritt war ein ſo rührender, daß, wie eine mitdabeigeweſene Dame, die Gräfin Paula Kollonitz, uns verſichert, „beinahe kein Auge trocken blieb“. Das einzige nichttrügeriſche Omen dieſes Apriltags.

Nur mit Mühe konnte ſodann das erzherzogliche Paar durch den menſchenwimmelnden Hof und die Treppe zum Landungsplatze hinabgelangen. Es wurde auf dieſem Gange mit Segensworten, mit Glückwünſchen und mit einem Blumenregen förmlich überſchüttet. Endlich gelang es, das von einem rothen Sammetbaldachin überſpannte Boot zu beſteigen, welches den Erzherzog und ſeine Gemahlin an Bord der Novara brachte, die mit anderen Kriegsſchiffen, worunter die franzöſiſche Fregatte Themis, in großem Flaggenſchmuck draußen lag. Die Einſchiffung ging vor ſich, die Muſikbanden der Schiffe ſpielten, ihre Breitſeiten donnerten, vom Ufer her ſcholl langnachhallender Evvivaruf. Die vorhin genannte Dame aber will in dem Augenblick, als Maximilians Fuß „die alte liebgewohnte heimatliche Erde“ verließ, in innerſter Seele empfunden haben: „Wer weiß, ob er ſie jemals wieder betreten wird?“

Die Novara ſetzte ſich in Gang, gefolgt von der Themis, welche den Schattenkaiſer von Napoleons des Dritten Gnaden eskortiren ſollte, — ach, ja wohl „eskortiren!“ Sie gab ja dem Werkzeug und Opfer napoleoniſcher Politik die Eskorte zu einem blutigen Grab.

Bei klarem Wetter und gutem Winde wurde das adriatiſche Meer durchſchifft und die Südſpitze Italiens umfahren. Am 18. April liefen die beiden Fregatten Civita Vecchia an. Das erzherzogliche Paar ging mit ſeinem Reiſegefolge an's Land, um einen Abſtecher nach Rom zu machen. Aus perſönlichen und politiſchen Gründen. Angeborene und anerzogene Devotion ließen den Erzherzog den

Segen des Papſtes zu ſeinem Unternehmen begehren und dann gab er ſich auch der Täuſchung hin, dieſer Segen würde ſeiner Goldſchaumkrone in den Augen der Mexikaner einen ganz beſonderen Nimbus verleihen.

Wir wiſſen nicht, ob ſich dem Schattenkaiſer die Wucht, womit die franzöſiſche Oberherrlichkeit vom Anfang bis zum Ende auf dem von ihm unternommenen Abenteuer laſtete, etwa ſchon bei der Landung in Civita Vecchia fühlbar gemacht habe. Wohl aber wiſſen wir, daß Menſchen mit ſehenden Augen und hörenden Ohren im Reiſegefolge den widerwärtigen Druck dieſer Wucht ſchon bei dieſer Gelegenheit ſehr verſpürten. So die Gräfin Kollonitz, welche von der Landungſcene ſagt: „Von den Schiffen und Forts donnerten die Geſchütze auf ſinnverwirrende Art, und als wir das Land erreichten, blieſen und trommelten die Päpſtlichen und die Franzoſen um die Wette. Letztere proklamirten das „Par la grâce de l'empereur des Français“ auf alle mögliche lärmende und auffallende Weiſe; ihre Truppen bildeten Spaliere, ihre Säbel und Bajonnette grüßten uns, ihre Wagen nahmen uns auf, ihre Arme geleiteten uns; es war ein Lärmen und Drängen, ein Schießen und Schreien, ein Klirren und Stampfen, ein Blinken und Winken, um den Verſtand zu verlieren.“ Gut wenigſtens, daß die arme Dame die grotesk-unflätigen Witze nicht hörte oder nicht verſtand, welche der rothhoſige Wachtſtubeneſprit bei dieſer Gelegenheit über die neuen Argonauten vom Erſten bis zum Letzten losließ.

In Rom hatten der Erzherzog und ſeine Frau während eines zweitägigen Aufenthalts allerhand kirchliche und weltliche Ceremonien durchzumachen. Pius der Neunte arbeitete damals mit ſeinen Vertrauten an jenem Wunderwerk von „Encyklika“, welche, neun Monate ſpäter proklamirt, im civiliſirten Europa kein geringeres Aufſehen und Erſtaunen erregte, als wie wenn ein Hunderttauſend Don Quijotes in voller Mittelaltergala und mit Mambrinushelmen auf den Narrenſchädeln plötzlich in unſern Erdtheil eingeritten wären. Von dieſer ſinnreichen Arbeit müſſigte ſich der Pontifex Maximus ſo viele Zeit ab, um dem erzherzoglichen Paare allerhöchſteigenhändig die Abendmahlshoſtie und dem Gefolge ſeinen Fuß zum Kuſſe zu reichen. Er that ſogar noch mehr, nämlich eine Anſprache an den „par la grâce de l'empereur des Français“ gekaiſerten Prinzen und deſſen Gemahlin, worin er Beiden „im Namen des Herrn das Glück der ihnen anvertrauten katholiſchen Völker“ empfahl, beifügend: „Die Rechte derſelben ſind groß und man muß ihnen genügen; aber größer und heiliger noch ſind die Rechte der Kirche“. Das wollte ſagen: Vergeßt nicht, dem mexikaniſchen Klerus die Güter und Reichthümer zurückzuerſtatten, welche die dreimal vermaledeiten Liberalen demſelben genommen haben; das iſt die Hauptſache! Freilich, dies hieß geradezu Unmögliches fordern; allein der Statthalter Gottes auf Erden hat doch wohl das Privilegium, Unmögliches (unbefleckte Empfängniſſe u. dgl. m.) für möglich und umgekehrt Mögliches (z. B. eine etwas weniger beſtialiſche Regierung des Kirchenſtaats) für unmöglich zu erklären. Handelt es ſich darum, der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit mit ſtupider Encyklika-Fauſt ins Geſicht zu ſchlagen, ob, da iſt die Kurie ſofort mit einem „Volumus“, handelt es ſich aber darum, der Unvernunft und Barbarei auch nur den kleinſten Abbruch zu thun, da iſt ſie eben ſo ſchnell mit ihrem „Non possumus“ bei der Hand. Sie muß ſo reden und thun, ſie kann gar nicht anders. Das Papſtthum, eine Schöpfung einer finſtern und ruchloſen Zeit, iſt gegenüber der Vernunft, der Wiſſenſchaft und Humanität ein verſteinertes Non possumus. Nur ein ſo gedankenloſer Phantaſt, wie Pius der Neunte beim Beginne ſeines Pontifikats einer geweſen iſt, mochte ſich eine Weile der Täuſchung hingeben, aus dieſem Petrefakt einen die Bedürfniſſe der Gegenwart ſtillenden Quell herausſchlagen zu können.

Ob Maximilian dem Papſt irgendeine auf Zurückerſtattung der ſäkulariſirten geiſtlichen Güter in Mexiko abzielende Zuſage gemacht habe oder nicht, iſt ſtreitig. Die Frage dürfte jedoch im verneinenden Sinne zu beantworten ſein, wenn man erwägt, daß der Prinz zu jener Zeit eine Politik ſich vorgeſetzt hatte, welche geeignet wäre, in ſeinem Schattenkaiſerreich die „liberalen“ Elemente von der Republik ab und zum Imperialismus herüber zu ziehen. Gewiß iſt, daß, wenn der Papſt zum Abſchied dem Prinzen ſeinen Segen gegeben hat, ſo zu ſagen pränumerando als Gegenleiſtung für die Wiederherſtellung des Kirchenvermögens, dieſer Segen nicht ſehr anſchlug. Ueberhaupt ſtellte es ſich bald als ein handgreiflicher Irrthum heraus, wenn man einer Einwirkung der päpſtlichen Autorität auf die Mexikaner, Prieſter und Laien gleichviel, große Bedeutung zugeſchrieben hatte. Der Katholicismus der indianiſchen Stammbevölkerung iſt noch heute das alte, nur flüchtig-chriſtlich überpinſelte Aztekenthum, während die ſpaniſch-kreoliſche Einwohnerſchaft, ſoweit ſie in Betreff der Religion nicht gänzlicher Gleichgültigkeit verfallen iſt, ihrem religiöſen Bedürfniſſe mittelſt Erfüllung der kirchlichen Ceremonienpflichten vollſtändig genuggethan zu haben glaubt. Von einem Papalismus im Sinne der Ultramontanen in Europa kann daher da drüben in Anahuak gar keine Rede ſein. Nicht einmal bei der Kleriſei. Dieſe gehört auf allen ihren Rangſtufen unbeſtritten zu den bildungsloſeſten, zuchtloſeſten und habgierigſten Pfaffheiten, welche jemals das Antlitz der Erde durch ihr Daſein beſudelten. Trotzdem oder vielmehr gerade deßhalb war es ihr im Laufe der Zeit gelungen, ein ungeheures „Kirchengut“ in ihren bodenloſen Pfaffenſack einzuhamſtern, — ein Kirchengut, deſſen Werth auf 900 bis 1000 Millionen Francs geſchätzt werden muß. Die mexikaniſche Kleriſei, die ſich des bekannten guten Kirchenmagens in hohem Grade erfreute, verdaute ohne Beſchwerde den Ertrag dieſer „apoſtoliſchen Armuth“. Jedoch nahm das Verdauungsgeſchäft ſo viele Zeit in Anſpruch, daß ſich die Hochwürdige um Anderes nur wenig oder auch gar nicht bekümmern konnte. Auch um den Papſt nicht, wie denn Se. Heiligkeit für die mexikaniſchen Prälaten nur ſehr zeitweilig exiſtirte, wenn eben dieſe Exiſtenz gerade in ihren Kram paßte. Dies geſchah, als im Jahre 1859 die rechtmäßige Regierung der Republik Mexiko die Einziehung ſämmtlicher Güter der „todten Hand“ in geſetzlicher Weiſe verkündigte und durchzuführen begann, damit dieſer unermeßliche Schatz, ſtatt wie bisher einer unwiſſenden, hartherzigen und ſittenloſen Kaſte zu dienen, dem ganzen Lande zu gute kommen ſollte. Dieſes Attentat der „ketzeriſchen Liberalen“ machte natürlich die mexikaniſchen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte aus trägen Genüßlingen im Handumdrehen zu eifrigen Soldaten der ſtreitenden Kirche und als ſolche erinnerten ſie ſich denn auch wieder einmal ihres Generaliſſimus in Rom, welcher von ihnen beſtürmt wurde, alle Furien des Vatikans gegen die neueſte Rotte Korah loszulaſſen, d. h. gegen die Regierung des Präſidenten Juarez ....

Am Abend des 20. April ſchiffte ſich der mit dem päpſtlichen Segen ausgeſtattete Erzherzog wieder in Civita Vecchia ein und vier Tage darauf hielten die Novara und die Themis im Hafen von Gibraltar Raſt. Beim Einfahren in denſelben erblickte man vom Verdeck der öſtreichiſchen Fregatte ein großes Fahrzeug, welches, aus dem atlantiſchen Ozean kommend, ohne Maſte und Takelwerk, ohne

Kanonen und Boote, langſam und traurig durch die Meerenge ſich ſchleppte. Es war das italiſche Kriegsſchiff „Il galantuomo“, welches durch Stürme mehrere Monate lang auf dem atlantiſchen Meere umhergeworfen und kläglich zugerichtet worden war. Gewiß iſt es dem Erzherzog und ſeiner Frau nicht entfernt in den Sinn gekommen, in dem entmaſteten, halbzerſtörten Schiffsrumpf ein Vorzeichen zu ſehen. Und doch ſollte das gebrechliche, obzwar fröhlich bewimpelte Fahrzeug der Illuſion, auf welchem ſie ſich nach Atlantis eingeſchifft hatten, von den Stürmen, die da drüben ihrer warteten, bis auf die letzte Planke zerſtört werden.

Am 29. April hatte das kleine Geſchwader Madeira in Sicht und die Reiſegeſellſchaft ſtattete der Inſel einen kurzen Beſuch ab. Nach der Abfahrt von Madeira trat an Bord der Novara Kohlenmangel ein und damit die „für das öſtreichiſche Gefühl bittere Nothwendigkeit“, ſich von der franzöſiſchen Fregatte, deren „ſelbſtbewußte Superiorität ſchwer zu ertragen war“, ins Schlepptau nehmen zu laſſen.

Wie wunderlich doch die Menſchen ſind! Ueber das kleine Aergerniß, daß die Novara von der Themis ſich ſchleppen laſſen mußte, ärgerten ſich der Prinz und ſeine Begleiter und Begleiterinnen weidlich; über das große Aergerniß, daß ein Erzherzog von Oeſtreich am Schleppſeil bonaparteſcher Politik als willenloſes Werkzeug in ein zugleich thörichtes und frevelhaftes Abenteuer ſich hineinziehen ließ, ſchwindelten ſie alle ſich hinweg. Freilich, Prinzen ſind nicht verpflichtet, mehr Logik im Leibe zu haben als andere Menſchen; im Gegentheil!

Maximilian hatte zudem während ſeiner Seereiſe kaum Muße zu logiſchen Uebungen. Denn er war, in ſeine Kajüte zurückgezogen, um und über damit beſchäftigt, für ſein Kaiſerreich, wie er ſich daſſelbe nach den Schilderungen der am franzöſiſchen und päpſtlichen Hofe ſollicitirenden und intrikirenden mexikaniſchen Glücksritter und Geſellſchaftsretterbanditen vorſtellte, eine ganze Maſſe von Geſetzen und Verordnungen zu redigiren, welche ebenſo gut oder ebenſo ſchlecht auf Wolkenkukuksheim wie auf Mexiko gepaßt hätten. Während er dieſe Kaiſerarbeit that, war ſeine Gemahlin Charlotte nicht weniger emſig beſchäftigt, in die Kaiſerinrolle ſich hineinzuſtudiren, und zwar dadurch, daß ſie eine ſehr ausführliche Hof- und Palaſtordnung entwarf.

Der Prinz und die Prinzeſſin, dieſe armen „Emperadores“ von Bonaparte's Gnaden, gingen ihrer Kaiſerſchaft entgegen, wie Kinder dem Weihnachtstiſch entgegeneilen. Verheißungsvoll und lockend ſchimmert fernher der phantaſtiſch geſchmückte Chriſtbaum, aber plötzlich tritt hinter demſelben ein ruthenbewaffneter „Butzemann“, ein grimmiger Knecht Ruprecht hervor.

Einen ziemlich deutlichen Vorgeſchmack tropiſcher Herrlichkeiten erfuhren die Reiſenden während eines mehrtägigen Aufenthalts auf der Inſel Martinique. Die farbige Bevölkerung kam ihnen doch ſehr farbig vor, farbig bis zum — Riechen. Als die Neger und Negerinnen zu Ehren des erzherzoglichen Paares ihre ſcheußäligen Tänze aufführten und dazu gorillamäßig brüllten: „Vive l'empereur! Vive la fleur embaumée!“ fanden es die Reiſebegleiterinnen der bebalſamten Blume, d. h. der Erzherzogin, gerathen, ihre, wie Gräfin Kollonitz bezeugt, „auf das Empfindlichſte beleidigten“ Augen, Ohren und Naſen zu verſchließen und zu verſtopfen. Göthe's Ottilie hätte hier erſt recht begriffen, was für ein großes Wort ſie mit ihrem: „Niemand wandelt ungeſtraft unter Palmen —“ gelaſſen ausgeſprochen habe.

Am 25. Mai durchfuhr die Novara die Meerenge zwiſchen dem Kap San Antonio auf Kuba und dem Vorgebirge Katoche, in welches die Nordoſtſpitze von Yukatan ausläuft. Der Buſen von Mexiko wurde binnen drei Tagen glücklich durchſegelt. Aber der herrliche Schneerieſe, der Pik von Orizaba, der Sternberg („Ciltlatepetl“) der Azteken, leuchtete den Reiſenden nicht vom Lande her entgegen. Er war, wie das ganze Land bis zum Meere herab, in Wolken gehüllt. Ein trauriger Anblick, nicht tröſtlicher gemacht durch das Auftauchen des Gelbfieberneſtes Veracruz aus ſeinen Sanddünen und Sümpfen. Am Nachmittag des

28. Mai ging die Novara beim Fort San Juan d'Ulua vor Anker. Der „Emperador“ war im Begriffe ſein Reich zu betreten und ſein Volk kennen zu lernen.

Welches Reich? Was für ein Volk?

2.

Anahuak und Mexiko.

Die Entdeckung der großen Halbinſel Yukatan durch Hernandez de Kordoba i. J. 1517 vermittelte die Auffindung des Reiches der Azteken, des Landes Anahuak oder Mexiko durch Juan de Grijalva i. J. 1518. Damit war ein Seherwort des unglücklichen Kolon in Erfüllung gegangen, welcher in ſeinen letzten Lebenstagen ſo bitterlich es beklagt hatte, daß ihm nicht vergönnt geweſen, die Meere im Weſten von Kuba zu unterſuchen, wohinzu reiche Länder liegen müßten.

Schon der Anblick der Küſten von Yukatan hatte die Spanier mit Staunen erfüllt: denn hier trat ihnen überall die Thatſache einer Kultur vor Augen, welche den politiſchen und ſozialen Zuſtänden, die ſie bislang in der Neuen Welt getroffen hatten, bei weitem überlegen war. Grijalva, welcher an verſchiedenen Stellen des mexikaniſchen Meerbuſens landete, überall mit ſteigender Verwunderung die unverkennbaren Zeichen vom Vorhandenſein eines civiliſirten und mächtigen Staatsweſens wahrnahm und von ſeinem Tauſchhandelsverkehr mit den Küſtenbewohnern eine ſtattliche Ausbeute an kunſtvollem Goldgeſchmeide und Edelſteinen davontrug, — Grijalva war ohne Zweifel der erſte Europäer, welcher ſeinen Fuß auf den Boden von Anahuak geſetzt und den Verkehr mit den Azteken eröffnet hat. Am 19. Juni von 1518 begab ſich der kühne Spanier an's Land, nahezu bei der Stelle, wo nachmals Veracruz angelegt wurde, entfaltete das Banner Kaſtiliens und ergriff unter den üblichen Bräuchen, wozu auch die Leſung einer Meſſe gehörte, Beſitz von einem Reiche, deſſen Ausdehnung er nicht entfernt ahnte und welchem er den Namen „Nueva España“ (Neuſpanien) gab. Er ahnte auch nicht, daß ſein und ſeiner Gefährten ganzes Gebaren durch aztekiſche Stenographen mittelſt Bilderſchrift zu

Papier gebracht und dieſe Depeſche mittels einer wohleingerichteten Schnellläuferpoſt weit landeinwärts befördert wurde, nach Tenochtitlan, der im Hochthale von Anahuak prächtig gelegenen Hauptſtadt des aztekiſchen Staatenbundes, den Moktheuzoma der Zweite beherrſchte, in ſpaniſch-wohllautenderer Korrumpirung Montezuma genannt, ein Monarch, welchem die Spanier, nachdem ſie mit ſeiner Macht bekannt geworden, mit Fug den Titel „Emperador“ gegeben haben. Hätte der ſtupide Fanatismus chriſtlicher Pfaffen, dem Vorgange des erſten Erzbiſchofs von Mexiko, Don Juan de Zummarraga, folgend, nach der ſpaniſchen Eroberung nicht ganze „Berghaufen“ von Rollen und Bänden aus Baumwolle-, Seide- und Aloebaſtpapier, welche die aztekiſche Literatur enthielten, dem Feuer überliefert, ſo würden wir vielleicht eine authentiſche Schilderung der Eindrücke und Empfindungen beſitzen, die den Aztekenkaiſer überkamen, als ihm von der Küſte her die verhängnißvolle Meldung gebracht wurde von der Erſcheinung der „weißgeſichtigen, bärtigen Fremdlinge, welche auf Schiffen mit Flügeln das Meer befuhren, zu Lande auf vierfüßigen Schlangen ritten und in ihren Händen Blitz und Donner trugen". Zu jener Stunde verdüſterte der Schatten, welchen kommende Ereigniſſe vor ſich her zu werfen pflegen („coming events cast their shadow before"), die Hallen der Hofburg von Tenochtitlan und unter den über die finſtere Miene ihres Gebieters erſchrockenen Kriegern, Prieſtern und Höflingen ging ein Geraune um von dem geheimnißvollen, weißgeſichtigen, vollbärtigen Gotte Quetzalkoatl, welcher in grauer Vorzeit unter den Azteken als Kulturmeſſias aufgetreten, dann aber auf dem atlantiſchen Meere gen Oſten gefahren war und die Verheißung zurückgelaſſen hatte, daß er eines Tages mit ſeiner Nachkommenſchaft zurückkehren und ſein Reich Anahuak wieder in Beſitz nehmen würde.

Dieſer unter den bis zur wildeſten Grauſamkeit aber auch bis zur opferfreudigſten Hingebung religiös geſtimmten und geſinnten Azteken heimiſche Quetzalkoatl-Mythus erklärt das Wunder der Eroberung Mexiko's durch die Spanier zwar nicht ganz, aber doch zu einem guten Theile. Andere Erklärungsgründe ſind die kriegeriſche Genialität, die frevelhafte Skrupelloſigkeit und todverachtende Entſchloſſenheit des Kortez, ſowie ſeine in allen Waſſern der ſchlaueſten und gewiſſenloſeſten Politik gewaſchene Diplomatie, mittels welcher er Hunderttauſende von Indianern, insbeſondere die Harſte der tapfern Tlaskalaner, unter ſein Banner und gegen den herrſchenden Stamm der Azteken in die Waffen brachte. Das Reich Montezuma's hatte übrigens keineswegs den Umfang des nachmaligen Vicekönigreichs Neuſpanien oder gar der ſpäteren Föderativrepublik Mexiko. Den Unterſuchungen des alten Clavigero in ſeiner „Storia antica del Messico“ zufolge, deren Reſultate auch Prescott in ſeiner berühmten „History of the conquest of Mexico“ (I, 2) angenommen hat, reichte die Herrſchaft der Azteken allerdings vom atlantiſchen Meere bis zur Südſee, beſchränkte ſich jedoch an jenem auf das Gebiet zwiſchen dem 18. und 21. und an dieſer auf den Landſtrich zwiſchen dem 14. und dem 19. Breitegrad. Indeſſen ſteht feſt, daß die Herrſcher von Anahuak, insbeſondere in den letzten Zeiten ihres Reiches, den Einfluß ihrer Politik und die Macht ihrer Waffen gelegentlich weit über die Gränzen des Landes hinaustrugen.

Am Charfreitag (21. April) von 1519 landete Hernando Kortez mit ſeiner Abenteurerbande gerade da, wo jetzt Veracruz ſteht. Don Diego Velasquez, der Statthalter von Kuba, hatte den tapfern Kapitän, der früher ein großer Taugenichts geweſen war, mit dem Geſchäfte der Eroberung von Anahuak betraut. Denn die Spanier ſpekulirten zu jener Zeit in Landfindungen und machten in Eroberungen, wie man heutzutage in Papieren ſpekulirt und in Kolonial- oder Manufakturwaaren macht. Die Krone Spanien hatte bei dieſen Spekulationen und Machenſchaften nur die Rolle eines Kommanditärs inne, dem ein gewiſſer Antheil vom Reingewinnſte zukam. Die Eroberung von Peru durch Pizarro war bekanntlich geradezu ein Aktienunternehmen, mit welchem die ſpaniſche Kolonialregierung gar nichts zu thun hatte. Es war eine Zeit der fabelhafteſten Abenteuer. Spaniſche Schweinehirten, abgebrannte Studenten, angehende oder ſchon angegangene Räuber, kurz, lauter Leute, welche im Begriffe waren, im ſchönen Spanien zu verhungern oder gehenkt zu werden, ſtahlen ſich in die Neue Welt hinüber und bildeten dort das „Heldengeſindel“ der Conquiſtadoren, welches märchenhafte Strapazen durchmachte, aber auch märchenhafte Erfolge erzielte und, ein Räuberthum höchſten Stils organiſirend, den Silberthron Montezuma's in Tenochtitlan umſtürzte und den Goldtempel der Sonne zu Kuzko ausleerte, — ein Räuberthum, welches das Kühnſte vollbrachte, was Menſchen vielleicht je gewagt, aber den höchſten Aufſchwung menſchlicher Kraft auf die gemeinſten Inſtinkte baſirte und fromme Wuth, brennenden Golddurſt und viehiſche Grauſamkeit zu jenem ſcheußlichen Ganzen zuſammenballte, welches den Namen Spanier zur Verwünſchung Amerika's gemacht hat.

Kortez zog es vor, ſtatt den Kommis des Großhändlers Velasquez darzuſtellen das Geſchäft der Eroberung Mexiko's auf eigene Rechnung zu machen. Dieſer eiſerne Mann, in welchem der ſpaniſche

Nationalcharakter von damals in wahrhaft diaboliſcher Potenzirung zur Ausprägung kam, iſt vielleicht der genialſte, verwegenſte und glänzendſte Induſtrieritter geweſen, den es jemals gegeben hat. Er war auch ſo glücklich, in ſeiner Bande wenn nicht einen Homer, ſo doch einen Herodot ſeiner Thaten zu haben, den ehrlichen Bernal Diaz del Kaſtillo, welcher die Eroberung von Mexiko als „Miteroberer“ ſo treuherzig-ausführlich erzählt hat (Historia verdadera de la conquista de la Nueva España, escrita por el capitan B. D. d. C., uno de los conquistadores“ 1632, Fol.).

Am 16. Auguſt von 1519 trat Kortez von Cempoalla, der Hauptſtadt der Totonaken aus mit ſeinem kleinen Heerhaufen — (15 Reiter, 400 Mann Fußvolk mit 7 Feldſchlangen und 2500 indianiſche Krieger und Laſtträger) — den Marſch nach der Hochebene von Anahuak an. Ihr Weg führte die Spanier zunächſt durch das heiße Küſtenland, die „tierra caliente“, durch die üppige Tropengegend, die Heimat der Vanille, des Kakao und der Kochenille, durch das Land, wo Blüthen und Früchte und Früchte und Blüthen das ganze Jahr hindurch ununterbrochen einander folgen, wo die Luft mit Wohlgerüchen geſchwängert iſt, wo in den Hainen farbenherrliche Vögel ſchwärmen und Inſekten, deren mit Schmelz bedeckte Flügel in den Stralen der „Wendekreisſonne wie Juwelen funkeln“, allwo aber auch dieſelbe Glutſonne, welche alle dieſe exotiſchen Pflanzen- und Thierweltwunder ins Leben ruft, die ſchreckliche Peſtilenz des gelben Fiebers („vomito“) ausbrütet, damit ja das Gleichgewicht von Güte und Grauſamkeit, welches die Natur kennzeichnet, nicht geſtört werde.

Aus dem heißen Tieflande ſtiegen die Spanier die nach Oſten gekehrte Abdachung der Kordilleras hinan, empor zur „tierra templada“, in die erfriſchende Region der immergrünen Eichenwälder. Zur Rechten dunkelte die Sierra Madre mit ihrem Piniengürtel vor ihnen auf, gen Süden zu hob der majeſtätiſche Orizaba ſeinen firnſchneebemantelten Leib aus der Andeskette heraus und ſein Felſenhaupt mit der ſchimmernden Eiskrone himmelan. Oſtwärts, ſchon weit hinter ihnen, blaute fernher der mexikaniſche Golf. Höher und immer höher hinauf wand ſich der beſchwerliche Pfad, längs der Seitenwände des ungeheuren Viereckberges (aztek. Nauhkampatepetl, ſpan. Cofre de Perote), hinauf aus der gemäßigten Zone in die kalte („tierra fria"). Dann gelangten ſie durch den Paß der Sierra del Agua in das offene, längs des Kammes der Kordilleren hingedehnte Tafelland mit italiſchem Klima. Die ganze Marſchroute des „Conquiſtador", wie Kortez par excellence ſeinen Landsleuten ſchon damals hieß und noch jetzt heißt, war ſo ziemlich dieſelbe, welche in unſeren Tagen von Veracruz nach der Hauptſtadt des Landes hinaufführt, jedoch mit Ausſchluß der beträchtlichen Abbeugung gen Süden nach Puebla. Wie bekannt, wurde der Weitermarſch des Eroberers aufgehalten durch die diplomatiſchen Verhandlungen und kriegeriſchen Kämpfe mit dem auf ſeinem Wege liegenden Freiſtaat Tlaskala, welche Verhandlungen und Kämpfe der ſpaniſche Feldhauptmann zu einem für ſein Unternehmen ſo unberechenbar vortheilhaften, weil die Allianz der tapfern und treuen

Tlaskalaner ihm ſichernden Frieden zu wenden wußte.

Von Tlaskala ging der Weitermarſch auf Cholula, den großen Wallfahrtsort Anahuaks. Die Stadt ſoll den Angaben des Eroberers zufolge zu jener Zeit 20,000 Häuſer innerhalb und ebenſo viele außerhalb derſelben enthalten haben. Hier war jenes rieſigſte Bauwerk der Neuen Welt, jene Pyramide aufgethürmt, auf deren abgeſtumpfter Plattform der dem Quetzalkoatl geweihte Tempel (aztek. „Teokalli“) ſtand. Alexander von Humboldt hat zu Anfang unſeres Jahrhunderts dieſe koloſſale, aus Steinen, Ziegeln und Thon erbaute Spitzſäule gemeſſen und gefunden, daß ihre ſenkrechte Höhe 177, die Baſislänge einer ihrer vier Seiten 1423 Fuß betrug, daß ihre Grundfläche einen Bodenraum von 44 und ihre abgeſtumpfte Spitze einen Raum von 1 Morgen einnahm. Die Cholulaner waren eine rechte Wallfahrtortsbevölkerung, demoraliſirt durch und durch. Der urſprünglich milde Kult des Kulturmeſſias Quetzalkoatl hatte allmälig die bluttriefenden Formen des aztekiſchen Glaubens angenommen, ſo zwar, daß auf dem Hauptaltar zu Cholula jährlich an 6000 Menſchenopfer dargebracht wurden. Und dieſer Gräuel geſchah an einer Stelle, von welcher aus dem Menſchenauge ſich die prachtvollſte Schau, die ihm werden kann, darbot und darbietet. Gegen Oſten hin markirt der Ciltlatepetl-Koloß die Gränze des Geſichtskreiſes, gen Weſten der Porphyrfelſenwall, welchen die Natur um das Hochthal von Anahuak gezogen, und wie zwei rieſige, alle Bergſpitzen Europa's an Höhe hinter ſich laſſende Wächter ſtehen da rechts und links der Popokatepetl (der „rauchende Berg") und die Jztaccihuatl (die „weiße Frau"). Wie damals die Spanier, ſo laſſen auch heute noch alle Reiſende von der Höhe der Pyramidenruine herab ihre Blicke mit Entzücken über die herrliche Ebene von Puebla hinſchweifen.

Sei es, um die angeblich beabſichtigte Verrätherei der Cholulaner zu beſtrafen, ſei es, um einen geſellſchaftrettenden Schrecken à la September von 1792 oder à la Dezember von 1851 einzuflößen und den „rothen Heiden" ein für alle mal zu zeigen, wie die „weißen Götter" dreinzuwettern wüßten, der Conquiſtador richtete unter den Bewohnern von Cholula ein ſchreckliches Blutbad an, welches die beabſichtigte Wirkung that. Ein Zittern lief durch ganz Anahuak.

Unter dem Einfluſſe dieſes vor ihnen hergehenden Schreckens brachen die Spanier von Cholula nach Tenochtitlan auf. Ihr Weg führte ſie zwiſchen den beiden vorhin genannten Bergrieſen hindurch und es charakteriſirt die unbändige ſpaniſche Abenteuerluſt von damals, daß der Hauptmann Diego Ordaz mit neun ſeiner Landsleute ſo zu ſagen im Vorübergehen die Beſteigung des 17,852 Fuß über den Meeresſpiegel ſich erhebenden Popokatepetl unternahm, welcher zu jener Zeit noch in voller vulkaniſcher Thätigkeit ſich befand. Die Waghälſe drangen auch wirklich durch Wald und Geſtein, Schnee und Eis, Lava und Aſche bis in die Nähe des Kraters hinauf, nebenbei wohl auch in der Abſicht, den Eingeborenen zu zeigen, daß den „weißen Göttern“ die kühnſten Unternehmungen nur Zeitvertreibe ſeien. Zwei Jahre ſpäter erſtieg auf des Eroberers Befehl Francisco Montano die Spitze des rauchenden Berges mit vier Begleitern und dieſe ließen den Kühnen zu wiederholten Malen in einem Korb in den Krater hinab, woraus er Schwefel zur Pulverbereitung heraufholte.

Nach einem beſchwerlichen Marſche durch die Sierra eröffnete ſich den Spaniern plötzlich der Niederblick auf das porphyrwallumgürtete Thal von Tenochtitlan oder Mexiko. Wie ein lachendes Rundgemälde lag es mit ſeiner Wälder- und Waſſerfülle, mit ſeinen ſchimmernden Blumengärten und ſchattigen Hügeln, mit ſeinen ſorgfältig bebauten Mais- und Magueyfeldern, mit ſeinen Cedern-, Eichen- und Maulbeerhainen vor den Augen der Staunenden, die Ufer der fünf Seen, welche es in ſeinem Schooße barg und deren Waſſermaſſe bedeutend größer war als heute, von Städten und Dörfern wimmelnd, inmitten des Sees von Tezkuko aber, durch vier Dammſtraßen mit dem feſten Lande verbunden und von ſchwimmenden Gärten umgeben, das „aztekiſche Venedig“, die kaiſerliche Stadt Tenochtitlan mit ihren weißglänzenden Mauern und ihren hochgethürmten Tempelpyramiden, das alles überragt von dem auf hohem Porphyrfelsberge gelegenen Sommerſchloß Montezuma's, Chapultepek, beſchattet von rieſigen Cypreſſen. Was haben dieſe tauſendjährigen Stämme nicht alles mitangeſehen! Die Einwanderung der Tolteken, dann die der Azteken in das Hochthal von Anahuak, die ſpaniſche Invaſion und die Vertreibung der Spanier, das triumphirende Flattern des Sternenbanners der Union und das Wehen der franzöſiſchen Trikolore. In dem Schatten dieſer Baumpyramiden hat der hochſinnige Guatemozin ſeinen Schwur gethan, ſein Vaterland bis aufs Aeußerſte gegen die räuberiſchen Bleichgeſichter zu vertheidigen; in den Schatten dieſer Wipfel hat Kortez mit ſeiner braunſchönen Marina gekoſ't, hat Sealsfield ſeinen „Virey“ entworfen, hat Maximilian von Oeſtreich Labung geſucht nach vergeblichen Tagewerken.

Montezuma hatte umſonſt die ganze Schlauheit aztekiſcher Diplomatie aufgeboten, um die „weißen Götter“ von ſeiner Reſidenz fernzuhalten. Seitdem er erfahren, wie ſie in Cholula gewüthet, machte er keinen ernſtlichen Verſuch mehr, dieſe Heimſuchung abzuwenden, ſondern ergab ſich darein mit jenem der indianiſchen Raſſe eigenen Stoicismus und ſandte ſeinen Neffen, den Vaſallenkönig von Tezkuko, den ſchrecklichen Fremdlingen, welche derweil bis zur Stadt Ajozinko am See Chalko vorgerückt waren, zur Begrüßung entgegen. Beim Weitermarſch von da nach Jztapalapan, wo Kortez vor dem Einzug in Tenochtitlan zum letzten mal nächtigte, ſtieg die Verwunderung der Spanier über das, was ſie ringsher ſahen, immer höher, wie der ehrliche Bernal Diaz erzählt (p. II, c. 9).

„Als wir auf die breite Heerſtraße von Jztapalapan gelangten, fiel uns die Menge von Städten und Dörfern in die Augen, welche mitten in die Seen gebaut waren, die noch größere Zahl von bedeutenden Ortſchaften an den Ufern und die ſchöne ſchnurgerade Straße, welche nach Mexiko führte. Wir ſprachen unter einander, daß hier alles den Zauberpaläſten in dem Ritterbuch vom Amadis gliche: ſo hoch und ſtolz und herrlich ſtiegen die

Thürme, die Tempel und die Häuſer der Stadt mitten aus dem Waſſer empor."

Am folgenden Tage (8. November 1519) zogen die Spanier in die Hauptſtadt ein. „Als uns — ſchreibt Bernal — alle die bewundernswerthe Herrlichkeit derſelben ins Auge fiel, wußten wir gar nicht, was wir ſagen ſollten, und wir zweifelten faſt, ob auch alles, was wir vor uns ſahen, wahr und wirklich ſei." Auch während der folgenden Tage hielt dieſes Starren und Staunen an, als die ſpaniſchen Gäſte des aztekiſchen Herrſchers den ungeheuer weitläufigen Palaſt deſſelben, die Straßen, Gärten und Marktplätze, die wohlgeregelte Polizei, die Gewerbethätigkeit und den Handelsverkehr der Stadt beaugenſcheinigten. Aber auf der Plattform des großen Reichs-Teokalli, beim Anblick der Statue des Schutz- und Trutzgottes der Azteken, des Huitzilopotchli, der blutbeſpritzten Tempelwände, des furchtbaren Jaspisblockes, auf welchem die Menſchenopfer ausgeſtreckt wurden, damit ihnen der Oberprieſter mit einem Steinmeſſer die Bruſt öffnete und das noch ſchlagende Herz herausriſſe, um es dem Gotte vor die Füße zu werfen, da ſtanden ſelbſt dieſen eiſernen Geſellen vor Grauen die Haare zu Berge. Sie dachten nicht entfernt daran, daß der gräuliche Götze, vor welchem zuckende Menſchenherzen als Opfer dampften, nur eine andere Form der Gottheit ſei, welcher zum Wohlgefallen bei ihnen daheim in Spanien die Menſchenopfer der „Glaubensakte“ (Autos da fé) verbrannt wurden; wohl aber mochte manchen von ihnen die ſchreckliche Ahnung durchſchaudern, daß eine Stunde kommen könnte, wo er ſelber auf dem Opferſtein Huitzilopotchli's ausgeſtreckt ſein würde.

Dieſe Stunde kam in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1520, in der „traurigen Nacht“, als Kortez nach der Gefangennahme und dem Tode des unglücklichen Montezuma vor einer allgemeinen und energiſchen Inſurrektion der Azteken einſtweilen ſein Banner ſtreichen und ſeinen kleinen Harſt in entſetzlich bedrängter Flucht aus Tenochtitlan hinwegführen mußte. Niemals hat ſich des Eroberers heldiſche Kraft, niemals der ſpaniſche Muth herrlicher bewährt als in den fürchterlichen Bedrängniſſen der „noche triste". Und die weißen „Teules", Götter oder Teufel, wie ſie von den Azteken genannt wurden, kehrten wieder. Schon am 31. Dezember von 1520 konnte der unerſchütterliche Conquiſtador an der Spitze von nahezu 600 Spaniern, worunter 40 Reiter, und von 100,000 verbündeten Indianern wiederum von Tlaskala her in das Hochthal von Mexiko einmarſchiren und in der Stadt Tezkuko ſein Hauptquartier aufſchlagen, um zu der berühmten Belagerung von Tenochtitlan zu verſchreiten, deren Kataſtrophe man an Furchtbarkeit treffend mit der von Jeruſalems Eroberung durch Titus verglichen hat. Die zur Verzweiflung getriebenen Azteken wichen nur einem Feinde, der noch ſchrecklicher war als die „Teules", dem Hunger; ja, nicht einmal dieſem. Sie fochten bis zuletzt und ließen ſich lieber maſſenhaft hinſchlachten, als daß ſie die Gnade des Siegers anflehen wollten. Am 13. Auguſt von 1521 fiel der heroiſche Guatemozin, der letzte Aztekenkaiſer, in die Hände der Spanier und damit war der Widerſtand der verhungerten Bewohner Tenochtitlans zu Ende. Die Stadt war nur noch ein Trümmerhaufe. Von ihren Bewohnern waren während der Belagerung nach der höchſten Schätzung 240,000, nach der niedrigſten 120,000 umgekommen. Dem elenden Reſte, zwiſchen 30 und 70,000, Weiber und Kinder ungerechnet, wurde geſtattet, die mit Leichnamen beſäeten und von denſelben verpeſteten Ruinen des aztekiſchen Venedigs zu verlaſſen.

Kortez, ſpäter von Kaiſer Karl dem Fünften zum Marques del Valle Oaxaca ernannt, vollendete die Unterwerfung des Landes bis zur Südſee hinüber und bis gen Centralamerika hinab. Der grauſamen Kolonialpolitik der Spanier gemäß wurden die geſammten Eingeborenen zu Sklaven der Eroberer gemacht. Dieſe mittels des Syſtems der „Repartimientos“, d. h. mittels der Schenkung von Land und Leuten an die ſpaniſchen Eindringlinge bewerkſtelligte Verknechtung der Indianer iſt bis zu dieſer Stunde noch nicht völlig gebrochen und aufgehoben, indem die ſogenannte Peons-Wirthſchaft die Maſſe der Eingeborenen noch immer als Leibeigene der Weißen erſcheinen läßt, obgleich die Abkömmlinge der urſprünglichen Herren des Bodens durch die Verfaſſung der Republik Mexiko den Nachkommen ihrer Beſieger und Eroberer theoretiſch-rechtlich vollkommen gleichgeſtellt ſind. Es muß aber geſagt werden, daß das ſpaniſche Joch, wie ſchwer auch immer es auf Anahuak gelaſtet hat, hier dennoch nicht die *vernichtenden* Wirkungen that wie anderwärts. Die indianiſche Bevölkerung wurde zwar decimirt, aber nicht ausgerottet. In ihren Dörfern zuſammengedrängt und unter ihren eigenen Obrigkeiten lebend, hat ſie ihren ſpaniſchen Herren gegenüber einen paſſiven Widerſtand von unbeſieglicher Zähigkeit entwickelt. Und nicht nur das. Mit der Befreiung des Landes von den Spaniern trat das indianiſche Element immer bedeutſamer wieder in den Vordergrund, ſo ſehr, daß, wie Jedermann weiß, in der neueren und neueſten Geſchichte Mexiko's Indianer vorragende Rollen innehatten und innehaben. Dies beweiſt, daß die Abkömmlinge der alten Kulturvölker des nordamerikaniſchen Kontinents, die Nachkommen der Tolteken und Azteken denn doch in ganz anderem Grade kulturfähig waren und noch ſind als ihre Raſſegenoſſen.

Im Jahre 1524 war genau an der Stelle, wo das zerſtörte Tenochtitlan geſtanden, das neue Mexiko, die Hauptſtadt von Neuſpanien, ſchon ſo ziemlich fertig gebaut. Da, wo der Palaſt Montezuma's ſich erhoben hatte, dehnte ſich jetzt die ſchöne „Plaza major“ hin, von welcher als dem Mittelpunkte der Stadt die Hauptſtraßen ausliefen, und zwar nach den verſchiedenen durch den See führenden Dammwegen hin. Da, wo der koloſſale Teokalli des Huitzilopotchli in die Lüfte geragt, erhob jetzt die dem heiligen Franciskus geweihte Kathedralkirche ihre prächtigen Steinmaſſen. Im ehemaligen Park der aztekiſchen Kaiſer wurde ein ſtattliches Franciskanerkloſter erbaut und gerade gegenüber ein Palaſt für Kortez, welcher ſpäter der Sitz der Vicekönige geworden iſt.

Kortez ſelbſt iſt bekanntlich von dem ſpaniſchen Hofe ſchließlich mit kaum minder ſchnödem Undank belohnt worden, als dem Kolon zu Theil geworden war; doch hatte er beſſer für ſich zu ſorgen verſtanden als dieſer. Nach des Conquiſtadors Entfernung von der Regierung Neuſpaniens nahm die ſpaniſche Kolonialpolitik mit ihrer ganzen Brutalität daſelbſt ihren Anfang, — ein Syſtem, innerhalb deſſen Stupidität, Habſucht und Grauſamkeit um die Palme der Infamie ſtritten, — ein Syſtem, welches wie die ſpaniſchen Kolonien ſo auch das Mutterland ſelber zu Grunde gerichtet hat. Selbſtverſtändlich thaten ſich die glaubenseinigen und glaubenseifrigen Spanier auf die „Bekehrung“ der Eingeborenen viel zu gute, ein Werk echtſpaniſcher Frömmigkeit. Da, wo die Blutaltäre des aztekiſchen Obergottes geraucht hatten, rauchten jetzt die Scheiterhaufen der chriſtlichen Inquiſition. In religiöſer Beziehung alſo kamen die Eingeborenen nicht aus dem gewohnten Geleiſe. Ihre frommen Heidenpfaffen gaben fromme Chriſtenprieſter ab und fuhren fort —

„Zu glauben, daß den Himmel ſie verdienten,
Wenn Andern ſie die Erd' zur Hölle machten.“

Gerade 300 Jahre währte in Mexiko die ſpaniſche Tyrannei, der alles Leid und Wehe, welches das Land auch *nach* Erlangung ſeiner Selbſtſtändigkeit erlitten hat, unbedenklich auf Rechnung geſchrieben werden muß. Es ſieht ſogar einem lieben hellen Wunder gleich, daß die Mexikaner nach dieſer dreihundertjährigen ſyſtematiſchen Demoraliſirung und Depravirung überhaupt noch die moraliſche Kraft hatten, das Joch ihrer Tyrannen zu zerbrechen. Zweifelsohne iſt hiebei ein Hauptfaktor geweſen die ſtupide ſpaniſche Regierungsregel, nur in Spanien geborene Spanier für voll und ämterfähig anzuſehen, die ſpaniſchen Kreolen (criollos) aber, d. h. die Abkömmlinge ſpaniſcher Koloniſten, auch wenn dieſelben von reinweißer und reinſpaniſcher Abkunft waren, als eine Kaſte zu betrachten, welche zwar über den Kaſten der Indianer, der Neger, Mulatten, Meſtizen und Zambos ſtand, jedoch zu der bevorrechteten Klaſſe der Vollblutſpanier (gachupinos) gerade ſo ſich verhielt, wie die Indianer und die Farbigen zu den Kreolen. Dieſe, ſchwergereizt und rachedurſtig, wie ſie waren, haben denn auch in Verbindung mit den grauſam mißhandelten Indianern der ſpaniſchen Herrſchaft ein Ende gemacht.

Vom Jahre 1810 an waren verſchiedene Empörungen gegen dieſe Herrſchaft in den weiten Gebieten von Neuſpanien zum Ausbruche gekommen, aber in Strömen von Blut erſtickt worden. Merkwürdiger Weiſe iſt es, wie jedermann weiß, ein Pfarrer von indianiſcher Abkunft geweſen, Miguel Hidalgo, welcher den erſten Schmerzensſchrei („grito de dolores“) gegen die Spanier ausſtieß und die Fahne der Empörung erhob (September 1810), was leicht erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß dieſe armen Teufel von Dorfgeiſtlichen allen Druck und Uebermuth der in üppigen Pfründen müſſig und zuchtlos ſchwelgenden ſpaniſchen Prälaten auszuhalten hatten.

Die Rebellion von 1820 führte die Kataſtrophe des ſpaniſchen Regiments herbei. Der 63. Virey von Neuſpanien, Don Juan O'Donoju, war der letzte. Der Abfall des Oberſts Don Agoſtino Iturbide von der Regierung entſchied die Sache. In dem erſten, am 24. Februar von 1822 zuſammengetretenen Generalkongreß des mexikaniſchen Volkes hatte der Republikanismus eine überwiegende Stimmenmehrheit. Allein die Armee zwang, von der Geiſtlichkeit unterſtützt, die Verſammlung, den Iturbide zum Kaiſer von Mexiko zu wählen und als Emperador Agoſtino der Erſte zu proklamiren. Der improviſirte Kaiſer war aber eigentlich ein ganz ordinärer Korporal und vermochte ſich demnach in dem ruheloſen Wirbel der alsbald anhebenden Parteikämpfe nicht zu halten. Er mußte ſchon im März von 1823 abdanken und das Land verlaſſen. Darauf entwarf ein konſtituirender Kongreß eine der nordamerikaniſchen nachgebildete freiſtaatliche Verfaſſung für die aus 19 Staaten, 1 Föderalgebiete und 5 Territorien beſtehende Föderativrepublik Mexiko. Dieſe Verfaſſung trat am 4. Oktober von 1824 in Kraft. Sie hatte aber nicht die geſchichtliche Unterlage und demnach auch nicht den Geiſt, ſondern eben nur die Form der Verfaſſung der Union, und ſchon die ſpaniſch-ſtupide Beſtimmung, daß der Katholicismus die bevorrechtete Staatsreligion ſein ſollte, machte eine gedeihliche Entwickelung der neuen Republik fraglich, wenn nicht unmöglich. Mexiko hätte nach Erlangung ſeiner Unabhängigkeit eines erleuchteten Deſpoten bedurft, welcher mit dem Genie, mit der Vaterlandsliebe und Pflichttreue Cromwells die eiſerne Hand Napoleons vereinigte. Statt deſſen fand es nur eine Reihe von Intrikanten, deren Mehrzahl auf der allerunterſten Sproſſe der ſittlichen Leiter ſtand.

Ein ſchöneres, reicheres, günſtiger gelegenes Gebiet als das der neuen Republik Mexiko kann gar nicht gedacht werden. Der Flächenraum deſſelben iſt nie genau beſtimmt worden und die Angaben ſchwanken zwiſchen 32,000 und 40,000 Geviertmeilen. Jedenfalls iſt Mexiko, zwiſchen dem 15. und 32. Grade nördlicher Breite gelegen und im Oſten durch den mexikaniſchen Golf, im Weſten durch die Südſee, im Norden durch die Union und im Süden durch Guatemala begränzt, mehr denn 3 Mal ſo groß wie Frankreich. Im Jahre 1857 ergab eine freilich nicht ganz genaue und verläßliche Zählung eine Bevölkerung von 8,287,413 Seelen, worunter etwa 2,200,000 Kreolen, d. h. im Lande geborene Weiße. Städte, Flecken und Dörfer (ciudades, villas y pueblos) wurden damals 5128 gezählt.

Der beſte und glänzendſte Schilderer der transatlantiſchen Welt, Karl Poſtel, hinter deſſen Charles-Sealsfield-Maske nach ſeinem Tode ein Deutſcher zum Vorſchein kam, hat Mexiko unlange nach der Abwerfung des ſpaniſchen Joches (1828) [illegible]reiſ't und Land und Leute mit Meiſterſchaft photographirt. Das von ihm damals entworfene Bild muß in ſeinen Hauptzügen noch heute als treu und treffend anerkannt werden. „Noch iſt — ſagt er — alles Chaos, Zerſtörung, Verworrenheit und moraliſcher Schutt. Alles, was beſtanden, iſt über den Haufen geworfen, vernichtet, zerbrochen oder kümmerlich zuſammengefügt, um beim erſten Windſtoße wieder über den Haufen geworfen zu werden. Denn nicht bloß eine dreihundertjährige Regierung, auch die geſellſchaftliche Form, die ſie begründet, iſt zerbrochen; der Glaube, die Religion, alles iſt gebrochen; alles nennt ſich frei und alles ſteht ſich feindſelig gegenüber. Millionen von Indianern, dem Buchſtaben des Geſetzes nach frei, in der That aber die Sklaven jedermanns; ein Adel, der ſeine Titel verloren, aber ſeine Majorate beibehalten hat und auf dieſen der unumſchränkte Gebieter ſeiner ſogenannten Mitbürger iſt; eine herrſchende Kirche ohne Hirten; eine Religion, welche die Dreieinigkeit lehrt, und ein Volk, welches an keinen Gott oder an die Götzen der alten Azteken glaubt; der wüthendſte Fanatismus und der ekelhafteſte Atheismus; eine nationale Repräſentation und Scharen militäriſcher Diktatoren und Tyrannen, von denen es ſich der geringſte zur Schande rechnen würde, den gegebenen Geſetzen zu gehorchen. Mit einem Worte, die zügelloſeſte Freiheit, die, phantaſtiſch wild aufgeſchoſſen, noch viele Phaſen durchzumachen haben wird, ehe ſie ſich zur geſetzlichen Freiheit geſtaltet. Sie wird ſich aber geſtalten; denn die Elemente des Guten ſind auch hier zahlreich und kräftig, obwohl der Sauerteig der verdorbenſten Civiliſation, die je ein Land vergiftet hat, tief eingedrungen iſt und lange und ſchmerzliche Krankheiten verurſachen wird.“

Unſer Gewährsmann hat vergeſſen, unter den Elementen des Guten, die er andeutet, zwei namhaft zu machen, welche wohl die beſten ſind und am meiſten Hoffnung erwecken. Das iſt die glühende Vaterlandsliebe, welche allen gebildeteren Mexikanern, die ſittlich ganz verkommenen und verlorenen ausgenommen, zu eigen; das andere iſt die Züchtigkeit der mexikaniſchen Frauen aus den höheren Klaſſen. Wo die Männer ihr Land und die Frauen ihre Ehre lieben, da iſt auch die Möglichkeit eines geſunden und freien Staatslebens vorhanden.

3.

Anarchie.

Zunächſt freilich — und dieſes Zunächſt währte an 40 Jahre — quoll und quirlte, brodelte und ſprudelte das Chaos wild und wüſt über- und untereinander. Auch war die mexikaniſche Anarchie weit davon entfernt, eine „gemüthliche" zu ſein. Im Gegentheil, ſie war die Ungemüthlichkeit im Superlativ. Man füſilirte und wurde da füſilirt nur ſo im Schwick und Handumdrehen. Die Partei-Juſtiz oder Nichtjuſtiz war ſo prompt, daß das Hinrichten nicht ſelten dem Richten voranging. Das Stand- und Schandrecht wurde von dieſen Raubrittern in Zarapes, Mangas und Sombreros zu einer Virtuoſität ausgebildet, daß die Geſchichte der Republik Mexiko lange, lange nur ein merkwürdig aufrichtiges und außerordentlich expeditives Praktikum über den welthiſtoriſchen Geſetzesparagraphen „Wehe den Beſiegten!“ geweſen iſt.

Zum erſten Präſidenten war nach Konſtituirung des Freiſtaats der General Vittoria gewählt worden. Noch vor dem Amtsantritt deſſelben hatte den weiland Kaiſer Agoſtino den Erſten ein blutiges Schickſal ereilt. Iturbide, über die Stimmung in Mexiko ſchlecht unterrichtet, landete, aus England kommend, am 13. Juli von 1824 bei Soto la Maria im Staate Tamaulipas. Man weiß noch heute nicht genau und vielleicht wußte der unfähige Menſch es ſelber nicht genau, ob er kam, um den Kaiſerſchaftsverſuch zu wiederholen, oder nur, um ſeinem Heimweh genugzuthun. Er war aber inzwiſchen vom Generalkongreß geächtet worden, wurde demzufolge gefaßt, nach Padilla geſchleppt, geſtandrichtet und ſofort erſchoſſen. So ſtarb denn der erſte weiße Kaiſer von Mexiko eines ſo gewaltſamen Todes, wie der letzte rothe Kaiser, der wahrhaft erlauchte Guatemozin, geſtorben war, welchen ja Kortez zur Faſtenzeit von 1525 auf dem Marſche nach Honduras an den Aſt eines Ceibabaumes am Wege hatte aufknüpfen laſſen. Ein ungeſundes Land für Emperadores, dieſes Mexiko!

Das wilde Parteiwirrſal, welches die junge Republik durchtobte, entſprang zuvörderſt aus der Streitfrage, wie weit die ſouverainen Rechte der Einzelſtaaten zu Gunſten der Bundesgewalt zu beſchränken ſeien. Die hierüber weit auseinander gehenden Anſichten brachten die Bildung von zwei großen Parteien zuwege und dieſe Parteien, die der Föderaliſten und die der Centraliſten, bekämpften ſich mit Panther-Wuth. Die Centraliſten ſetzten, die Mehrzahl der Leute von Bildung in ihren Reihen zählend, i. J. 1828 die Wahl des Generals Pedraza zum Präſidenten durch, aber derſelbe mußte bald dem General Guerrero, einem Meſtizen, weichen, welchen die Föderaliſten erhoben. Die Popularität Guerrero's hielt aber nur bis zum folgenden Jahre vor, wo er abtreten und die Staatsleitung dem Vicepräſidenten Buſtamente überlaſſen mußte. Dieſen verjagte der General Sánta-Anna, der ſchlimmſte aller ſchlimmen Dämonen ſeines Landes, zu Ende des

Jahres 1832, um die Gewalt Pedraza's ſcheinbar wiederherzuſtellen. Schon im Juni von 1833 machte er dieſem Schein ein Ende, indem er ſich von dem terroriſirten Kongreſſe ſelber zum Präſidenten wählen ließ. Zwei Jahre ſpäter proklamirte er die offene Säbelbrutalität als höchſtes Geſetz, jagte den Kongreß auseinander und mißregierte als Diktator. Wieder ein Jahr darauf ging ſeine Herrlichkeit auch bachab. Der Staat Texas hatte ſich von Mexiko losgeriſſen, d. h. die in Texas angeſiedelten Angelſachſen hatten die Unabhängigkeit des herrlichen Landes erklärt, um daſſelbe zu einem Gliede der Vereinigten Staaten zu machen. Santa-Anna zog gegen die Rebellen zu Felde, verlor aber in der Schlacht am San Jacinto Sieg und Freiheit (April 1836). Im nächſten Jahre kam wieder Buſtamente als Präſident obenauf und mit ihm der Centralismus. Die Verfaſſung wurde ganz in dieſem Sinne umgeſtaltet und demzufolge die Föderativrepublik Mexiko in eine Einheitsrepublik verwandelt, in welcher die bisherigen ſouverainen Einzelſtaaten zu bloßen Provinzen herabſanken.

Eine derſelben, eine größte und ſchönſte, Kalifornien, riß ſich zu dieſer Zeit, dem Beiſpiele Texas folgend, ebenfalls von Mexiko los, um die Union zu vergrößern. Etwas ſpäter löſ'te auch Yukatan ſein von jeher ſehr loſe und locker geweſenes Verhältniß zu Mexiko, welches vergebens die Wiedereroberung von Texas verſuchte und i. J. 1838 auch in eine Art Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, weil es den im Lande niedergelaſſenen Franzoſen nicht geſtatten wollte, Kleinhandel zu treiben.

Im März von 1839 ſtellten die Föderaliſten den inzwiſchen aus der Gefangenſchaft zurückgekehrten Santa-Anna als Gegenpräſidenten auf, allein Buſtamente erwies ſich vorderhand noch als der Stärkere, welcher im Juli von 1840 auch die Rebellion des Generals Urreá zu beſiegen oder vielmehr zu beſchwichtigen wußte. Aber im Oktober des folgenden Jahres rebellirte Santa-Anna mit Glück und diktatoriſirte in gewohnter Weiſe zwei Jahre lang, bis zum 4. Oktober von 1843, wo eine Revolte ihn ſtürzte. Aber zu Anfang des nächſten Jahres war der Unvermeidliche doch ſchon wieder Präſident, um im Herbſte des nächſten Jahres abermals geſtürzt zu werden und den General Paredes zum Nachfolger zu erhalten. Paredes blieb aber nur 36 [illegible] lang Staatsoberhaupt. Denn ſchon am 7. Dezember von 1844 wurde er vom Präſidentenſtuhl herabgeſchmiſſen und der General Herrera auf denſelben erhoben. Herrera ſeinerſeits mußte im Januar von 1846 abermals dem Paredes weichen und dieſer im Auguſt deſſelben Jahres wieder einmal dem Santa-Anna. Man meint beim Anblick dieſer dampfgeſchwinden Erhebungen und Stürze, Wiedererhebungen und Wiederſtürze der göthe'ſche Vers:

„Einer dieſer Lumpenhunde
Ward vom andern abgethan"—

müßte eigens für Mexiko gemacht worden ſein.

Santa-Anna ſtellte die Föderativverfaſſung wieder her und führte den derweil mit den Vereinigten Staaten um Texas willen ausgebrochenen Krieg ſo gut es eben gehen wollte. Daß die Yankees den „lauſigen Schwarzbärten", wie ſie die Mexikaner verachtungsvoll betitelten, vollſtändig den Meiſter zeigten, iſt ſelbſtverſtändlich. Am 9. März 1847 landete die vom General Scott befehligte Armee der Union bei Veracruz, am 13. September nahm ſie die Hauptſtadt Mexiko mit ſtürmender Hand. Das Gebaren der amerikaniſchen Sieger, welche Feſtigkeit mit Milde zu paaren wußten, flößte den Beſiegten ſo große Achtung ein, daß eine ſtarke Partei dem General Scott die Präſidentſchaft der Republik Mexiko anbot, ja ſogar mit der Einfügung des ganzen Landes in die Union ſich einverſtanden erklärte. Brother Jonathan war aber viel zu klug, um eine Annexirung von ganz Mexiko ſchon jetzt zeitgemäß, praktiſch und räthlich zu finden, und begnügte ſich, einſtweilen Texas, Kalifornien und Neu-Mexiko, unermeßliche Länderſtrecken, mittels des Friedensſchluſſes von Guadalupe-Hidalgo einzuheimſen (März 1848). Dieſe Demüthigung fiel ſo ſchwer auf Santa-Anna zurück, daß er die Präſidentſchaft niederlegen und aus dem Lande fliehen mußte.

Sein Nachfolger Herrera behauptete ſich nur mühſam gegen Paredes und andere Bewerber um die Präſidentſchaft und unter dieſen ewigen Zänkereien und Stänkereien wuchs die Anarchie zu einer ſolchen Unerträglichkeit an, daß viele Leute an der Möglichkeit einer Republik Mexiko ganz verzweifelten und das Heil in der Errichtung eines Throns ſahen, auf welchen irgendein europäiſcher Prinz berufen werden ſollte. Es kann gar nicht beſtritten werden, daß ſich in den Reihen dieſer monarchiſchen Partei neben ſehr ſchmutzigem Menſchenſpülicht Männer von aufrichtigem Patriotismus und reinem Wollen vorfanden; allein ebenſo wenig, daß die Royaliſten ihre Sache von vornherein bemakelten und verdarben, indem ſie ſich mit der kraß egoiſtiſchen und bodenlos unſittlichen Pfaffenpartei verbanden. Den Monarchiſten gegenüber ſtanden die Republikaner, an Zahl jenen weit überlegen und, wenn auch in die Fraktionen der Liberal-Konſervativen und der Radikal-Demokraten geſpalten, zur Aufrechthaltung der Republik einig und entſchloſſen. Die radikal-demokratiſche Partei bekannte, insbeſondere dadurch eine gründliche und entſchiedene Beſſerung der politiſchen und ſozialen Zuſtände des Landes anzuſtreben, daß den jeden Vorſchritt zum Guten hemmenden Anmaßungen und Vorrechten des Militärs und des Klerus ein Ende und das ungeheuere Vermögen des letzteren zur Tilgung der Staatsſchulden, zur Einrichtung von Schulen und gemeinnützigen Anſtalten aller Art nutzbar gemacht werden ſollte. Die Parteiſchattirungen haben ſich ſpäter noch vielfach verſchoben und die Benennungen der Fraktionen haben wiederholt gewechſelt. So nahmen z. B. die beiden republikaniſchen Fraktionen zeitweilig die Namen der Moderados und der Puros an. Im Großen und Ganzen geſtaltete ſich aber die Sache allmälig ſo, daß die Vorwärtſer die Geſammtbezeichnung der Liberalen erhielten und Liberalismus identiſch war mit Republikanismus und daß die Rückwärtſer unter dem Parteinamen der Konſervativen mehr und mehr ſammt und ſonders unter der pfäffiſch-monarchiſchen Fahne ſich zuſammenthaten.

Im Jahre 1851 machten die Liberalen den General Ariſta zum Präſidenten; aber der Mann war einſichtig und beſcheiden genug, zu erkennen, daß es weit über ſeine Kräfte ginge, den mexikaniſchen Staatswagen aus dem bodenloſen Koth der Unordnung und Finanznoth herauszukutſchiren. Er dankte daher ſchon zu Anfang des Jahres 1852 ab und nun war die Hilfloſigkeit aller Parteien ſo kläglich und ſchmählich groß, daß ſie ſich zu dem Verzweiflungsſtreich vereinigten, den ewigen Santa-Anna aus der Verbannung zurückzurufen und abermals mit diktatoriſcher Gewalt zu bekleiden (April 1853). Zwei Jahre darauf erlag dieſer Menſch, welcher unter andern ſchönen Eigenſchaften auch die beſaß, der größte Dieb ſeines Landes zu ſein, einer gegen ihn gerichteten Schilderhebung, welche der rothhäutige oder vielmehr geſcheckthäutige Wütherich Juan Alvarez verſuchte, ein Indianerhäuptling, welcher ſeit langer Zeit die Provinz Guerrero nominell als Gouverneur, faktiſch als unumſchränkter Tyrann beherrſcht hatte und dieſelbe bis zu ſeinem Tode beherrſchte. Dieſer „Panther des Südens“ zog gegen die Hauptſtadt herauf, die Puros erklärten ſich für ihn, Santa-Anna nahm wieder einmal Reißaus und der geſcheckthäutige Barbar hielt nach vorhergegangener Wahlkomödie am 15. November von 1855 als Präſident ſeinen

Einzug in Mexiko, worauf die Puros die durch Santa-Anna ins Land gerufenen Jeſuiten aus demſelben verjagten und dem Klerus und dem Militär das Privilegium einer beſonderen Gerichtsbarkeit entzogen.

Allein der „Panther des Südens“ hielt es nicht lange auf dem Präſidentenſtuhl aus. Die Stadt langweilte ihn und er ſehnte ſich in die Wildniſſe und Urwälder von Guerrero, Michoakan und Oaxaka heim. Dorthin kehrte er im Dezember von 1855 zurück, nachdem er den geweſenen Oberzöllner von Akapulko, Ignacio Kommonfort, zu ſeinem Nachfolger beſtellt hatte. Die Präſidentſchaft Kommonforts fand im Lande nur eine theilweiſe und ſchluderige Anerkennung, doch hielt ſich der Oberzöllner gegen verſchiedene Revolten und berief im Juni von 1856 einen Generalkongreß, welcher ein neues Grundgeſetz entwerfen ſollte. Maßen in dieſer Verſammlung die Liberalen obenauf waren, wurde endlich ein ernſtlicher Verſuch gemacht, mit der ſehr bedürftigen Staatshand in den unermeßlich weiten und dicht vollgeſtopften

Pfaffenſack hineinzugreifen. Dies geſchah mittels des berühmten Dekrets vom 6. Juni, welches ſämmtlichen Korporationen verbot, Grundeigenthum zu beſitzen. Der Werth der Kirchengüter ſollte kapitaliſirt und der Zinſenertrag an die Geiſtlichkeit ausgefolgt werden. Daraufhin natürlich wüthendes Bonzengegrunze und furchtbares Religionsgefahrſpektakel. Die Prieſter verſchworen ſich von da an förmlich zur Vernichtung der Republik, organiſirten an allen Ecken und Enden „Gritos“ und gewannen in der Armee eine nicht kleine Zahl von Parteigängern, unter denen ſich der junge Oberſt Miguel Miramon ſowohl durch Befähigung als durch ſcheußliche Grauſamkeit hervorthat. Er war an Meineidigkeit und Raubgier dem Santa-Anna und an Brutalität dem „Panther des Südens“ ganz und gar ebenbürtig, dieſer edle Religionsretter.

Der Kongreß verkündigte am 5. Februar von 1857 das neue, im demokratiſchen Geiſte gehaltene Grundgeſetz, welches auch den Grundſatz der religiöſen Duldung enthielt. Kommonfort iſt dann für eine neue Amtsdauer zum Präſidenten gewählt worden und wußte ſeine und der neuen Verfaſſung Gegner noch eine Weile im Schach zu halten, ſowie auch widerwärtige diplomatiſche Verwickelungen mit England und Spanien, in die man gerathen war, nothdürftig auszugleichen. Bevor jedoch das Jahr zu Ende, erhob ein Werkzeug der Pfaffenpartei, der General Zuluaga, an der Spitze ſeiner Brigade die Aufruhrfahne. Nun ließen die Liberalen den verbrauchten Kommonfort, welcher zuletzt auch mit den Rückwärtſern geliebäugelt hatte, fallen und erwählten zum Präſidenten der Republik den bisherigen Obmann des Obertribunals, den aus Oaxaka ſtammenden Vollblutindianer Benito Juarez, einen Mann von Intelligenz, wiſſenſchaftlicher Bildung, Redlichkeit und Charakterfeſtigkeit, alſo eine wahre Perle in dieſem mexikaniſchen Korruptionsſchmutzmeer. Die Klerikalen ſtellten in der Perſon Zuluaga's einen Gegenpräſidenten auf. Es war aber ein bedeutſamer Zukunftswink, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihren Geſandten nicht bei Zuluaga, ſondern bei Juarez beglaubigte. Der Präſident der Klerikalen mußte übrigens bald dem Miramon weichen, der an ſeine Stelle trat.

Zwiſchen den beiden großen Parteien entbrannte jetzt der offene Bürgerkrieg, in deſſen Leitung Juarez ſchon jene Unerſchütterlichkeit entwickelte, die er ſpäter in einem noch viel gefährlicheren und bedeutungsvolleren Kampfe bewähren ſollte. Auf Seite der Rückwärtſer hat ſich neben Miramon insbeſondere der General Leonardo Marquez berufen gemacht durch Tapferkeit, Bigotterie und Gefühlloſigkeit. Er war es, der das Erſchießen der Gefangenen in großem Stile zuerſt in Uebung brachte, während Miramon ſeine Talente jetzt mehr nach der Seite des Raubens als des Mordens ausbildete. Neben den 5 großen Zwangsanleihen, welche er während ſeiner Afterpräſidentſchaft dem Lande, ſoweit er über daſſelbe verfügen konnte, abpreßte, hat er auch zu verſchiedenen Malen große Baarſummen, welche den engliſchen Staatsgläubigern gehörten und zur Ausfolgung an dieſelben im Hotel des engliſchen Geſandten aufbewahrt wurden, gewaltſam geſtohlen. Von ſeinem allerunſauberſten Geldgeſchäfte ſpäter.

Der ſo eben erwähnte, durch Miramon an britiſchem Eigenthum verübte Diebſtahl war nur eine der völkerrechtswidrigen Handlungen und Gewaltthätigkeiten, welche während des Bürgerkriegs von beiden Parteien, aber doch, wie unzweifelhaft erwieſen iſt, ganz entſchieden vorwiegend von der klerikalen, gegen die in Mexiko anſäſſigen Fremden und ihr Eigenthum verübt wurden und jene mißlichen Konflikte mit europäiſchen Mächten herbeiführten, die zur gemeinſamen ſpaniſch-engliſch-franzöſiſchen Invaſion in Mexiko Veranlaſſung gaben. Dieſe Unternehmung iſt dann bekanntlich das Vorſpiel des bonapartiſch-maximilianiſchen Kaiſerſchwindels geworden. Es ſteht aber unbeſtreitbar feſt, daß dieſer Schwindel ſchon vor der gemeinſchaftlichen Expedition nach Mexiko in Paris und in Rom ausgeheckt und aufgepäppelt worden iſt.

Derweil war der Bürgerkrieg zur vollſtändigen Niederlage der Rückwärtſer ausgeſchlagen. Im Dezember von 1860 ſtahl ſich Miramon, die Taſchen mit geſtohlenem Gelde vollgeſtopft, aus dem Lande und nach Europa hinüber. Am Weihnachtstage zogen die Liberalen als Sieger in die Hauptſtadt ein. Zu Neujahr verlegte dann der Präſident Juarez den Regierungsſitz von Veracruz nach Mexiko, wurde vom Generalcongreß in ſeiner Würde beſtätigt und auch von dem diplomatiſchen Korps als Staatsoberhaupt anerkannt. Sofort machte die Regierung Ernſt mit der Verfaſſung von 1857 und mit der Einziehung der Kirchengüter. Die Mehrzahl der Klöſter wurde aufgehoben, die Civilehe eingeführt und der Erzbiſchof von Mexiko, La Baſtida, mußte mit noch vier andern Biſchöfen, weil ſie ſich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen wollten, in die Verbannung wandern. Auch der päpſtliche Nuntius und der ſpaniſche Geſandte Pacheko wurden als offenkundige und unverſchämte Parteigänger der Klerikalen aus dem Lande gewieſen. Dieſe und andere Maßregeln und Verfügungen waren theils unbedingt löblich, theils wenigſtens vom mexikaniſchen Standpunkt aus zu rechtfertigen. Allein die in Folge des Bürgerkrieges, welcher alle Verhältniſſe nach innen und nach außen zerrüttet hatte, eingetretene öffentliche und privatliche Geldnoth ließ nun die Regierung des Juarez einen Mißgriff thun, welcher den Feinden Mexiko's einen willkommenen Vorwand zum Einſchreiten gab. Dieſer Mißgriff war das Dekret vom 17. Juli 1861, welches alle Verbindlichkeiten gegen das Ausland auf die Dauer von zwei Jahren ſuſpendirte.

Frankreich, Spanien und England gaben auf dieſes Dekret die Konvention vom 31. Oktober zur Antwort, kraft welcher Uebereinkunft die drei Mächte zu einem gemeinſamen Handeln ſich verbanden, das den wirklichen (oder auch nur vorgeblichen) Anſprüchen ihrer Angehörigen an die mexikaniſche Staatskaſſe oder an mexikaniſche Privaten Genugthuung verſchaffen ſollte, — Anſprüchen, welche angeblich die Geſammtſumme von 116 Millionen Peſos (1 Peſo = 1 Dollar, alſo 5 Frcs. 35 Cts.) erreichten.

Der große Sturm gegen die Exiſtenz der Republik Mexiko war alſo im Anzuge. Durfte man von dem Staatsoberhaupt erwarten, daß es dieſem Sturme die Stirne bieten würde?

4.

Benito Juarez.

Die nüchterne Anſchauung und Unterſuchung vermag in dem Indianer aus dem Stamme der Zapoteken, welcher in verhängnißvoller Zeit an die Spitze der Republik Mexiko berufen wurde, keinen außerordentlichen Mann zu erkennen, d. h. nicht einen jener Träger des Genius, welche einer Zeit und Welt das Gepräge ihres Geiſtes und Willens aufdrücken oder wenigſtens aufzudrücken ſcheinen, da ſie ja im Grunde doch auch nur die höchſte Ausprägung der Stimmung und Tendenz ihrer Zeit ſind. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts iſt ja überhaupt keine Periode der Genialitäten und man muß ſchon zufrieden ſein, wenn Menſchen und Dinge nicht gar zu weit unter das Niveau der

Mittelmäßigkeit hinabſinken. Möglich auch, daß ein Mann von Genius ſeine Stelle weniger gut ausgefüllt hätte als der nichtgeniale, hausbackenverſtändige, praktiſch anfaſſende Zapoteke, der mit ſeinem ſchlichten Verſtand Eigenſchaften verband, welche unter Umſtänden mehr werth ſind als Genie: nämlich eine in Mexiko unberechenbar hochanzuſchlagende Rechtlichkeit und Grundſätzlichkeit, ferner eine Entſchloſſenheit, Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe, welche jede Probe beſtanden haben. Hunderte von genialen Wetterfahnen, Windbeuteln und Feiglingen wären da ſchmählich unterlegen, wo Benito Juarez geſiegt hat.

Er iſt in einem Weiler Namens San Pedro in der Sierra de Oaxaka geboren und hat in ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren alle Mühſale und Kümmerniſſe der Armuth durchringen müſſen, um ſich die Möglichkeit der Bildung zu eröffnen. Für tüchtige Naturen iſt ſo ein Ringen bekanntlich ein Stahlbad, worin ſich der Charakter kräftigt, während untüchtige darin ertrinken. Benito ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft und wurde nach beendigtem Studium Lehrer derſelben am Kollegium der Stadt Oaxaka, welche ſeit der Erringung der Unabhängigkeit des Landes ſtets eine Hauptburg des Republikanismus geweſen iſt. Juarez ſelber war von Jugend auf ein in der Wolle gefärbter Republikaner. Neben ſeinem Lehramt betrieb er auch die Advokatur, deren Handhabung ihm weitum den Ruf eines makellos ehrlichen und redlichen Mannes verſchaffte. Auf dieſen Ruf gründete ſich ſeine Erwählung zum Gouverneur des Staates Oaxaka und nie wurde, ſelbſt dem Zeugniſſe der Feinde des Mannes zufolge, dieſes Amt beſſer verwaltet. Die große Achtung, die er ſich zu erwerben wußte, wird auch beſtätigt durch den Umſtand, daß ihm eine jener alten Kreolenfamilien, welche ſonſt die Beimiſchung von indianiſchem Blute ſtreng und ſtolz vermeiden, die Familie Mazo, ihre Tochter Margarita zur Frau gab.

Was Juarez als Gouverneur von Oaxaka durch Beſſerung der Rechtspflege, Hebung der Finanzen, Abſtellung von Mißbräuchen des Beamtenſchlendrians, Förderung des Gewerbefleißes, Schaffung und Mehrung der Verkehrsmittel für ſeine heimiſche Provinz that, trug ſeinen Ruf über die Gränzen derſelben hinaus, ſo daß die liberale Partei Mexiko's in ihm bald einen ihrer geehrteſten, ja geradezu ihren verläßlichſten Führer anerkannte. Durch unmittelbare Volkswahl, wie die Verfaſſung ſie vorſchrieb, iſt er zur Zeit, als die Präſidentſchaft dem Kommonfort zufiel, zum Vorſitzer des höchſten Nationalgerichtshofs beſtellt worden. Kommonfort ernannte ihn ſodann zum Juſtizminiſter, als welcher er den ſtaatsſtreichleriſchen Gelüſten und Anläufen des Präſidenten entſchieden und nachdruckſam entgegentrat, als Rechtsmann, einſichtiger Patriot und redlicher Staatsdiener ſtetsfort den Satz behauptend, daß Mexiko aus dem unſeligen Wirrwarr ewiger Umwälzungen endlich einmal herausgeriſſen, von der Anarchie erlöſ't und auf die Bahn geſetzmäßiger Freiheit gebracht werden müſſe.

Nach Kommonforts Fall erſt proviſoriſcher, dann (ſeit 1862) definitiver Präſident der Republik, hat der zapotekiſche Indianer mit dieſer höchſten Würde die, wie es ſcheinen mußte, geradezu unerträgliche Bürde eines Krieges überkommen und übernommen, welcher über das Sein oder Nichtſein des Landes entſcheiden ſollte, den Krieg gegen die Armeen und Flotten Frankreichs, den Krieg auch zugleich gegen die mit den fremden Eindringlingen landesverrätheriſch verbündete Pfaffen- und Rückwärtſer-Partei.

Eine ungeheure Aufgabe! Der Zapoteke hat ſie gelöſ't; nicht allein, aber doch als erſter Vormann. Als ſolcher und als echter und rechter Prinzipmann auf dem Felsgrund ſeiner unerſchütterlichen Ueberzeugung ſtehend, hat er ſich von dem Lug- und Trugſpiel des Kaiſerſchwindels keinen Augenblick blenden oder täuſchen laſſen, hat auch im äußerſten Mißgeſchicke die Hoffnung, daß das gute Recht Mexiko's, deſſen geſetzmäßiger Stabhalter er war, ſchließlich doch zu Ehren kommen und die republikaniſche Loſung „Libertad y Independencia“ triumphiren werde.

Dieſer Triumph der guten Sache über ein

ruchloſes Attentat iſt zu einem guten Theile der Triumph des ſchlichten Indianers aus der Sierra de Oaxaka, welcher mit der richtigen Einſicht in die Lage und die Bedürfniſſe ſeines Landes, mit der unwankbaren Entſchloſſenheit und zähen Ausdauer, welche ihn als Staatsoberhaupt kennzeichneten, in ſeinem perſönlichen Auftreten und Gebaren ruhige Würde, lebhaftes und feines Gefühl und eine außerordentliche Sanftmuth und Milde zu paaren wußte.

Alles in allem: — Benito Juarez iſt die bedeutendſte geſchichtliche Geſtalt, welche innerhalb des Kreiſes europäiſcher Civiliſation bislang aus der indianiſchen Raſſe hervorgegangen.

5.

Jecker und Kompagnie.

Wenn ein wiſſender Mann es einmal aufgegeben hat, Menſchen und Dinge durch die Idealbrille zu betrachten, ſo gibt es für ihn nichts Beluſtigenderes als die Mund und Augen aufſperrende Verwunderung, womit ein naives Publikum vor der Weltgeſchichtebühne ſitzt und ſich weismachen läßt, die aufgebauſchte und aufgedonnerte Madame Hiſtoire, welche da droben auf Moniteur-Kothurnen herumſtelzt, ſei die wirkliche und wahrhaftige Jungfrau Hiſtoria.

Verſchafft euch Zutritt hinter den Kuliſſen, ihr lieben Leute! Da werdet ihr ſehen, wie man das gemeine Gaſſenmenſch von Lorette zur genannten Madame herausſtaffirt, um Gimpel damit zu fangen und ſie zur Subſkription auf „mexikaniſche Anleihen“ zu verführen.

In Paris hat man bekanntlich die theatraliſche „Mache“ von jeher aus dem Fundament verſtanden. Die Haupt- und Staatsaktion, betitelt „Mexikaniſche Expedition“ iſt aber nicht nur mit dieſer gewohnten Geſchicklichkeit arrangirt und inſcenirt worden, ſondern auch mit einem gewiſſen diaboliſch-cyniſchen Hohn, als wäre es darauf angelegt, einmal ſo recht deutlich zu machen, was alles die dummen Teufel von Völkern ſich bieten laſſen.

Wie haben ſich nicht die guten Franzoſen mit dem Humbug: „La grande nation marſchirt ſtets an der Spitze der Civiliſation“ — humbugſiren und nasführen laſſen! So ſehr, daß die größere Hälfte der „großen Nation“ vor lauter an der Spitze der Civiliſation Marſchiren keine Zeit hatte, leſen und ſchreiben zu lernen und die fenſter-, licht- und luftloſen Schweinekober, welchen noch jetzt Hunderttauſende von bäuerlichen Behauſungen in Frankreich auf's Haar gleichen, in Menſchenwohnungen umzuwandeln. Der „Neffe des Onkels“ hat die Kitzelung der äffiſchen Eitelkeit der Franzoſen bekanntlich zu einem Haupthilfsmittel ſeiner Deſpotie gemacht. In der Krim, in Italien, in China, in Kochinchina, überall ward an der Spitze der Civiliſation marſchirt, derweil man daheim Frankreich anderweitig glücklich machte.

Am theuerſten iſt das „an der Spitze der Civiliſation Marſchiren“ in Mexiko den Franzoſen zu ſtehen gekommen. Die Tauſende und wieder Tauſende von armen Soldaten, die Hunderte und wieder Hunderte von Millionen, welche die mexikaniſche Expedition gekoſtet hat, wer hat ſie genau gezählt? Eine klare Rechnung wird vielleicht nie geſtellt werden oder geſtellt werden können. Aber was thut das? Frankreich iſt ja, wie jedermann weiß, zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden „reich genug, ſeinen Ruhm zu bezahlen“, und jedes Volk hat bekanntlich die Regierung, welche es verdient.

Es iſt ſehr ergötzlich, die Schwulſtoden und Bombaſthymnen, welche der kaiſerliche Moniteur und die geſammte bonapartiſche Preſſe über die Motive der Expedition nach Mexiko angeſtimmt haben, mit der nachſtehenden Geſchichte zuſammenzuhalten.

Während ſeiner Gegenpräſidentſchaft hatte der General Miramon mit einem gewiſſen Jecker, Schweizer von Geburt und ſpäter als Franzoſe naturaliſirt, ein Geldgeſchäft gemacht. Der Jecker ſtreckte dem General die Summe von 7,452,140 Francs vor; davon aber nur 3,094,640 Fr. in barem Geld, die größere Hälfte in Werth-, beziehungsweiſe Unwerthpapieren. Hiefür erhielt Herr Jecker von dem Afterpräſidenten auf die Staatskaſſe der Republik Mexiko lautende Schuldbriefe im Betrag von — 15 Millionen Peſos (75 Millionen Francs in runder Summe). Dieſe geſammten Schuldverſchreibungen — ſo ſetzte am 15. Juli von 1862 Lord Montagu im engliſchen Unterhauſe auseinander — verkaufte Jecker an den damaligen franzöſiſchen Geſandten in Mexiko und dieſer an andere Leute, bis ſie zuletzt in den Händen des Herrn de Morny, des Halbbruders Napoleons des Dritten von mütterlicher Seite, ſich befunden hätten. Lord Montagu deutete ſogar ſehr merkbar an, daß noch höher ſtehende Perſonen als Morny an dieſer Jeckerei mitbetheiligt geweſen ſeien. Wie dem geweſen ſein mag, genug, die franzöſiſche Regierung verlangte von Mexiko die Rückzahlung des jeckeriſchen Anleihens und zwar im Betrage von 15 Millionen Peſos *). Der Präſident Juarez erklärte, daß, obgleich der ganze Handel ungeſetzlich geweſen, die Republik um des Friedens willen bereit ſei, die vom Jecker dem Miramon wirklich geliehene Summe anzuerkennen und zu erſtatten, nicht aber die 15, d. h. 75 Schwindelmillionen.

Damit wäre aber den Leuten, welche dieſes allerliebſte Geſchäft unternommen hatten, natürlich nicht gedient geweſen. Sie verlangten den Betrag

---

*) Depeſche Sir Ch. Wyke's, engliſchen Geſandten in Mexiko, vom 19. Januar 1862 an den Grafen Ruſſel. — Schreiben des Grafen Ruſſel vom 3. März 1862 an den Grafen Cowley, engliſchen Geſandten in Paris. — Depeſche Cowley's vom 5. März 1862 an Ruſſel. — Graf Keratry, welcher ſich um die Geſchichte der mexikaniſchen Expedition ſchon früher die bedeutendſten Verdienſte erwarb, hat dieſelben noch gemehrt durch ſeine lichtvolle, gründliche, aktenmäßige Abhandlung „La créance Jecker, les indemnités françaises et les emprunts mexicains,“ gedruckt in den beiden Novemberheften der „Revue contemporaine von 1867“.

ihrer „Bons“ und Frankreich mußte ſchließlich auch dieſe „Gloire“ bezahlen. Denn die Inhaber der miramon'ſchen Schuldbriefe ſind in Folge der mexikaniſchen Expedition befriedigt worden und haben ſich alſo in dieſem Falle Schwindelmillionen in wirkliche verwandelt, was bekanntlich nicht ſo häufig zu geſchehen pflegt wie das Umgekehrte.

Im Februar von 1863 kam die Jeckerei im Corps législatif zur Sprache. Dieſe Verſammlung war nämlich ſeit 1857, wo 5 Republikaner in dieſelbe gewählt worden, nicht mehr eine ſo ganz „ſtumme“, wie es im Intereſſe des Bonapartismus zu wünſchen geweſen wäre. Die kleine republikaniſche Oppoſition griff den ganzen Rieſenhumbug des mexikaniſchen Unternehmens entſchieden an und Jules Favre beleuchtete insbeſondere das jeckeriſche Geſchäft. Er äußerte, mit den Waffen Frankreichs habe man die 75 Millionen zurückgefordert, während man doch wiſſen mußte und zweifelsohne wußte, daß alle die Schuldverſchreibungen, welche dieſer Forderung zu Grunde lägen, auf ein ſchmähliches Wuchergeſchäft baſirt und zum vierten Theil ihres Nominalwerthes aufgekauft ſeien und zwar, wohlverſtanden! noch bevor der Jecker als Franzoſe naturaliſirt worden ſei. Trotzdem habe man denſelben als ein franzöſiſches Opfer mexikaniſcher Anarchie und Treuloſigkeit hingeſtellt und ſeine Sache ohne Weiteres zur Sache Frankreichs gemacht. Die Herren von der Regierung würden wohl wiſſen, warum. Die Erwiderung des „Sprechminiſters“ Billault, eines Renegaten mit einer Stirne von Bronze, fiel ganz kläglich aus. Er ſchwatzte von der Leichtfertigkeit und Lebhaftigkeit der franzöſiſchen Einbildungskraft, welche gar zu gerne an „ſkandalöſe Inſinuationen“ glaube, und ſagte, es würde ihm leicht ſein, das Gegentheil von allem zu beweiſen, was Favre vorgebracht habe; allein er hütete ſich wohl, dieſen Beweis auch nur von ferne zu verſuchen. Favre hatte eben einfach die Wahrheit geſagt.

Der finanzielle Theil des mexikaniſchen Handels entſprach überhaupt dem Charakter des Ganzen. Lug und Trug von A bis Z. Jedermann weiß, welche Mittel aufgeboten wurden, um die Franzoſen zur Betheiligung an den „mexikaniſchen“ Anleihen zu bewegen, die in Mexiko ſelbſt nicht den allergeringſten Anklang gefunden haben. Was es mit dem angeblichen „Imperialismus“ der Mexikaner auf ſich hatte, erhellte ſchreiend aus der Thatſache, daß von den Obligationen dieſes zur Begründung der Monarchie in Mexiko kontrahirten Anleihens nicht eine einzige im Lande ſelber untergebracht werden konnte. Sogar von den mexikaniſchen Mitgliedern des Kaiſerſchwindelkomplotts hat nicht ein einziges ſich herbeigelaſſen, auf die Anleihe zu ſubſkribiren. Dieſe Herren wußten eben beſſer als die armen unwiſſenden Philiſter von kleinen Rentiers in Frankreich, welche Hoffnungen auf ein mexikaniſches Kaiſerthum zu ſetzen ſeien. Im Uebrigen ſind von den 500 Millionen der ſogenannten mexikaniſchen Anleihen nicht mehr als etliche 40 zur Zeit des Kaiſertraums in die Staatskaſſe Mexiko's und 8 in die Taſche des Prinzen ſelbſt gefloſſen, welcher, wie eine Depeſche des nordamerikaniſchen Staatsſekretärs Seward unhöflich ſich ausdrückte, „vorgab, Kaiſer von Mexiko zu ſein“.

6.

Das Komplott.

Vom Jahre 1830 an hatten ſich alle Plattköpfe und Schablonenpolitiker der Täuſchung und Hoffnung hingegeben, der zweiſchlächtige Balg Konſtitutionalismus müßte zu einem Rieſen aufwachſen, welcher nach rechtshin dem Abſolutismus und nach linkshin dem Demokratismus die Stange halten und mit dieſer ſo zu ſagen Balancirſtange das tauſendjährige Reich der richtigen Mitte und liberalen Mittelmäßigkeit herbeiwinken würde. Der Balg hat aber dieſen Erwartungen ſeiner Säugammen und Wärterinnen, der franzöſiſchen Doktrinäre und der deutſchen Profeſſoren, ſehr ſchlecht entſprochen. Er iſt nur zu einem „Waſſerkopf“ und „Kilkropf“ ausgewachſen, zu einem armen Ding von „Fex" oder „Löhl", welcher mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in größeren und kleineren Schaubuden, ſo man „Kammern" nennt, Grimaſſen ſchneiden und Kapriolen machen darf, damit das Völker-Publikum was zum Gaffen habe.

Das vielverſchrieene und vielverfluchte Jahr 1849 verdient bei näherem Zuſehen die ihm widerfahrene ſchlechte Behandlung gar nicht; denn es war ja unſtreitig der Wendepunkt, von wo ab die Faxen und Flauſen des konſtitutionellen Fex mehr und mehr in ihrem wahren Weſen erkannt und nach ihrem wirklichen Werthe taxirt wurden. Es iſt auch ein ſchätzenswerthes Verdienſt der mit dem Jahre 1849 obenauf gekommenen Rückwärtſerei, daß ſie den kläglichen Grimaſſirer, Geſtikulirer und Deklamirer recht brutal geſchurigelt hat. Das trug zur allmälig anhebenden Klärung der politiſchen Anſchauungen ſehr viel bei, indem es allen, die überhaupt zu ſehen vermochten und ſehen wollten, deutlich zeigte, daß die Rieſenhaftigkeit des mehrgenannten Balges Wind und Dunſt und die vielbeſungene Balancirſtange nur ein ordinärer Stock ſei, zu weiter nichts tauglich, als bei Gelegenheit ſeinen eigenen Träger damit durchzubläuen.

Seither iſt der Prinzipienkampf auf die einfache Formel zurückgeführt: Entweder Abſolutismus oder Demokratismus. Was zwiſchen dieſen beiden Polen mitten inne liegt, iſt nur werth, von denſelben zerquetſcht zu werden, und wird es auch.

Der Dezembermann von 1851 hat das klar erkannt, und da er als „Neffe des Onkels“ ſelbſtverſtändlich Abſolutiſt ſein wollte, ſo fand er, daß ſein „Stern“ ihm die Miſſion zugewieſen habe, dem abſolutiſtiſchen Prinzip den Sieg über das demokratiſche zu verſchaffen. Nicht etwa nur in Frankreich, nein, in ganz Europa, und nicht nur in Europa, ſondern, wo möglich, auch in Amerika. Bei Erfüllung einer derartigen weltgeſchichtlichen Miſſion ſind aber, wie kaum geſagt zu werden braucht, die Bedenken und Skrupel der kleinbürgerlichen Moral durchaus unzuläſſig. Was iſt überhaupt die Moral? Ein relativer Begriff, ein blankes Ding, welches eben nur deßhalb ſtets ſo blank ausſieht, weil es in der Welt von jeher ſehr wenig gebraucht wurde. Ueberdies hat die „Staatsraiſon“ bekanntlich zu allen Zeiten den Satz geheiligt und bethätigt, daß der „Popanz der Sittlichkeit“ nur für die „Roture“ und für die „Kanaille“ da ſei. Sich von demſelben verunbequemen oder gar ſchrecken zu laſſen, zeigt klärlich eine „inferiore“ Natur an. Die „ſuperioren“ ſtehen über dem Geſetz. Natürlich braucht in „Thronreden“, „Rundſchreiben“, „offenen Briefen“ und dergleichen Schauſtücken für den gaffenden Pöbel mehr von dieſer Thatſache nicht gerade die Rede zu ſein. Die Welt will ja die Wahrheit nicht wiſſen, warum ſie alſo damit behelligen?

Der ſchlaue Rechner, welcher aus dem verwickelten Rechenexempel der Februarrevolution ſo viele Millionen Stimmen zu ſeinen Gunſten herauszurechnen gewußt hatte, fing unmittelbar nach dem italiſchen Feldzug von 1859 an, das mexikaniſche Rechenexempel zu „ſtudiren“. Es that ſich ja da drüben im Lande Montezuma's ein ſo einladend weites Gebiet auf, allwo die franzöſiſche Gloire ihren Roſinante nach Herzensluſt herumtummeln konnte, um ob ſolcher Tummelei zu vergeſſen, wo und, ach, wie daheim die Schuhe ſie drückten. Als dann vollends der mit 1860 ausbrechende Rebellenkrieg der ſüdſtaatlichen Sklavenbarone gegen die Union ganz neue und ungeheuer günſtige Ziffern in das mexikaniſche Rechenexempel hineinſtellte, da wurde die Beſchäftigung damit eine ſehr eifrige, eine faſt leidenſchaftliche. Wie vor Zeiten Katharina die Zweite von ihrem „polniſchen Projekt“ und von ihrem „türkiſchen Projekt“ geſprochen hatte, ſo ſprach Napoleon der Dritte jetzt von ſeiner „großen Idee“, welche Mexiko hieß. Das Ding ſah freilich ſehr abenteuerlich aus, aber nur um ſo reizender, wenigſtens für den „Abenteurer von Bologna, Straßburg und Boulogne“, über deſſen „Abenteuerlichkeit“ man ſo viel gelacht hatte, bis er zuletzt die Lacher auslachen konnte und mit Cayennepfeffer überſtreuen, daß ihnen die Augen überliefen.

Zu Anfang des Jahres 1861 waren in Paris die mexikaniſchen Emigranten, der weiland Afterpräſident Miramon, der Erzbiſchof La Baſtida —

bei jedem weltgeſchichtlichen Lug- und Trugſpiel iſt ein Pfaffe als Hauptmantſcher thätig — der General Almonte (ſeine indianiſche Mutter hatte ihn dem Pfarrer Morales auf einem Berge, al monte, geboren, daher der Name), und die Herren Hidalgo, Lopez und Gutierrez d'Eſtrada mit brennendem Eifer am Werke, den Ballon des Kaiſerſchwindels zuſammenzuplätzen und mit dem blauen Lügendunſt zu füllen, die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung von Mexiko ſei monarchiſch geſinnt und mit Sehnſucht der Aufrichtung eines Thrones gewärtig. Im gleichen Sinne, wie in den Tuilerien, wurde auch im Vatikan gemunkelt und gemantſcht. An letzterem Ort insbeſondere zu dem Zwecke, im Feuer pfäffiſcher Intrike die geiſtlichen Blitze zu glühen, womit der Papſt — ſo log man ihm vor — die nicht genug zu vermaledeienden Liberalen, Ketzer und Freimaurer da drüben in Mexiko zermalmen müßte und würde. Der gute Pius verſprach von Herzen, alle ſeine freie Zeit, welche die ſchwere Arbeit am „Syllabus" und die Heiligſprechungen von ketzerſchmorenden Arbueſſen ihm übrig ließen, auf das große Werk der Wiederaufrichtung von Thron und Altar in Anahuak zu verwenden.

Die franzöſiſche Regierung, in welcher „ſpaniſche Sympathieen obenauf waren (dans le sein duquel prévalaient des sympathies espagnoles*)“, ließ, vorerſt noch im Geheimen, der wühlenden, lügenden, ränkelnden mexikaniſchen Emigration ihre Ermuthigung, Unterſtützung und Förderung angedeihen. Sie und der Papſt brachten die mexikaniſchen Verſchwörer und Vaterlandsverräther auch mit dem Erzherzog Maximilian und ſeiner Frau in perſönliche Beziehungen.

Aber was hat es doch mit den am franzöſiſchen Hofe vorherrſchenden „ſpaniſchen Sympathieen“ für eine Bewandtniß? Je nun, das war „durch die Blume“ geſprochen, wie man eben in dem glücklichen Frankreich des zweiten Empire nicht ſelten zu ſprechen ſich veranlaßt ſah. Die Sache iſt dieſe, daß eine Dame von ſpaniſcher Herkunft in den Tuilerien einen ſehr breiten Raum einnahm, welchen ſie ja wohl ſchon als Erfinderin der Krinoline anſprechen durfte und mußte. Dieſe Dame hat von Anfang an alle ihre zehn niedlichen Finger in dem mexikaniſchen Handel gehabt und die Expedition nach dorthinüber als einen Kreuzzug zu Ehren des alleinſeligmachenden Glaubens nach Kräften gefördert. Zu dieſen „ſpaniſchen Sympathieen“ kamen die Machenſchaften von Jecker und Kompagnie. 75 Millionen ſind ſelbſt in unſerer Zeit des Milliardenſchwindels keine zu verachtende Bagatelle. Die Theilhaber am Geſchäfte der Jeckerei wollten ihr „Benefice“ haben.

---

*) Kératry, p. 9.

Bei dem „weitausſchauenden und fernhintreffenden“ Blick, welchen man Napoleon dem Dritten nachrühmt, ſteht mit Beſtimmtheit zu erwarten, daß der Kaiſer, ſowie er die mexikaniſche Frage zu „ſtudiren“ angefangen hatte, darin eine hochwillkommene Aufforderung ſah, dem Winken ſeines Sterns zu folgen und ſeine Miſſion, die Demokratie mit der Wurzel auszurotten, in Erfüllung zu bringen. Im Vorſchritt des nordamerikaniſchen Bürgerkriegs reifte ſeine „große Idee“

mehr und mehr zu feſter Entſchließung heran. Die Rebellion der Sklavenjunker gegen die große Republik jenſeits des Ozeans mußte nothwendigerweiſe ſeine Sympathie im höchſten Grade erregen, wie ſie ja auch die herzliche Theilnahme und Parteinahme der engliſchen Hierarchie und Ariſtokratie und aller feſtländiſchen Pfaffen und Junker erregte. Wie die engliſchen Hochkirchler, Oligarchen und Spekulanten in ſchamloſeſter Weiſe die Sache der rebelliſchen Sklavenzüchter unterſtützten, iſt bekannt. Napoleon der Dritte faßte und behandelte aber die Sache in viel größerem Stil. Er kombinirte die ſüdweſtliche Empörung gegen die Union mit dem mexikaniſchen Handel und zog aus den Prämiſſen dieſer Thatſachen die Schlußfolgerung, daß hier eine herrliche Gelegenheit gegeben ſei, den Gedanken der Demokratie da, wo er in der modernen Zeit zuerſt zu einer großartigen Wirklichkeit geworden war und wo er ſeinen feſteſten Rückhalt hatte, mit einem geſchickt geführten Stoße tödtlich in's Herz zu treffen.

Sehr begreiflich, daß dieſe Idee dem Kaiſer der Franzoſen ſo groß erſchien, daß er ſie, wie ſchon gemeldet, ſeine „große“ par excellence nannte.

In Wahrheit, das Ding war verführeriſch, ſehr verführeriſch. In Amerika feſten Fuß faſſen, den Franzoſen eine neue tüchtige Doſis von Gloire-Opiat eingeben, in Mexiko einen Thron aufrichten und auf demſelben vorderhand einen Vaſallen Frankreichs inſtalliren, von Mexiko aus den ohne Zweifel ſiegreichen ſüdſtaatlichen Rebellen die Hand reichen, mit ihrer Hilfe die Union ſprengen, die einzelnen Theile derſelben monarchiſiren und zu einer Reihe franzöſiſcher Lehnsſtaaten zu geſtalten, dadurch die Nichtigkeit der Demokratie ad oculos demonſtriren und alſo den Cäſarismus auch jenſeits des Weltmeers triumphiren machen — welch' ein Traum! Schade nur, daß ſolche Herrſcherträume den Völkern ſo unermeßlich viel Schweiß, Blut und Thränen koſten. Aber wer wird auch die Weltgeſchichte von ſo kleinbürgerlich-ſentimentalem Standpunkte aus anſehen? Wozu wären die Völker überhaupt da, wenn ſie die Träume ihrer Herren nicht bezahlen ſollten und wollten?

Träumen und Träume verwirklichen iſt jedoch zweierlei, ſehr zweierlei.

Zuvörderſt freilich blinkte und winkte der Stern des Bonapartismus ſehr hoffnungs- und verheißungsvoll. Das Komplott gegen Mexiko, von allerhöchſten, allerſchönſten und allerheiligſten Händen gehätſchelt, gefüttert und in Gang geſetzt, marſchirte prächtig. Die erſten, in's Jahr 1860 zurückreichenden Anſpinnungen mit dem Erzherzog Maximilian wurden im Laufe des Jahres 1861 ſchon zu feſteren Fäden gedreht. Kuriere dampften, Telegramme flogen zwiſchen Paris, Wien, Rom und dem hoch auf der Punta Grignana gelegenen Miramare hin und her.

Zu Ende des letztgenannten Jahres, alſo gerade zur Zeit, wo die kraft des Vertrags vom 31. Oktober zwiſchen Frankreich, Spanien und England beſchloſſene Schuldforderungsexpedition nach Mexiko zur Ausführung kommen ſollte, gab der Erzherzog eine vorläufige Erklärung ab, daß er die

Kaiſerkrone von Mexiko, welche ihm Gutierrez d'Eſtrada im Namen ſeiner Mitverſchworenen, d. h. im Auftrage Napoleons des Dritten angeboten hatte, annehme; aber nur „unter der Bedingung, daß Frankreich und England ihn mit ihrer moraliſchen und materiellen Garantie zu Lande und zu Waſſer unterſtützten“.

Dieſes in ſpaniſcher Sprache geſchriebene und an Gutierrez d'Eſtrada gerichtete Aktenſtück wurde, ohne allen Zweifel mit Vorwiſſen und Bewilligung des franzöſiſchen Hofes, von Paris aus nach Mexiko geſchickt und zwar an einen ehemaligen Miniſter Santa-Anna's, Don Aguilar, welcher in engſter Verbindung mit dem General Marquez ſchon ſeit zehn Monaten daran gearbeitet hatte, dem Komplott auch in Mexiko auf die Beine zu helfen und, wie Marquez am 18. Januar von 1861 ſeinem Mitverſchworenen geſchrieben hatte, „die politiſche, ſoziale und militäriſche Reaktion zu organiſiren“.

Die franzöſiſche Regierung hielt das Komplott und den aus demſelben reſultirenden eigentlichen

Zweck der vorbereiteten Expedition nach Mexiko vor der engliſchen geheim, bis der Umſtand, daß Maximilian auch den moraliſchen und materiellen Schutz Englands zur Bedingung ſeines Eingehens auf den Kaiſerſchwindel machte, Napoleon und ſeinen Miniſter Thouvenel nöthigte, in London wenigſtens einige unbeſtimmte Andeutungen über das, was im Werke ſei, geben zu laſſen. Allein das engliſche Miniſterium machte ſchon zu dieſen unbeſtimmten Andeutungen eine ſo üble Miene, daß man es in Paris bereute, auch nur ſoweit ſich herausgelaſſen zu haben. Der engliſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, Lord Cowley, ſchrieb am 2. Mai 1862 an den Chef des auswärtigen Amtes, Earl Ruſſel, er habe den Miniſter Thouvenel mehrmals dieſer Sache wegen interpellirt und derſelbe habe ihm die kategoriſche Verſicherung gegeben: „Es wird dem mexikaniſchen Volke keine Regierung aufgedrungen werden (aucun gouvernement ne sera imposé au peuple mexicain)". Lord Cowley gab ſich aber damit noch nicht zufrieden. Es war ihm ein Geraune von der Kaiſerſchaftskandidatur des Erzherzogs Maximilian zu Ohren gekommen und er richtete an Monſieur Thouvenel die Frage, ob hierüber etwa zwiſchen Frankreich und Oeſtreich unterhandelt würde. Der Miniſter Napoleons verneinte das mit Beſtimmtheit und erklärte, nur Mexikaner hätten Unterhandlungen mit dem Erzherzog angeknüpft.

Bei jedem Schritte, den man in dieſem Trugſpiel vorwärts thut, ſtolpert man über offizielle Lügen.

7.

Die Krone gemacht und gebracht.

England war mißtrauiſch geworden und ging den Vertrag vom 31. Oktober nur mit Vorbehalten ein, wünſchte auch, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ja ebenfalls Forderungen in und an Mexiko hatten, zum Beitritt eingeladen würden. Dieſe Einladung erging dann wirklich, wurde aber in Waſhington abgelehnt und in ſeinem vom 4. Dezember 1861 datirten Ablehnungsſchreiben betonte es Seward, daß zwar die Union den drei verbündeten Mächten das Recht, Mexiko zu bekriegen, um den Beſchwerden ihrer Angehörigen Abhilfe zu verſchaffen, nicht beſtreiten wolle, jedoch mit Beſtimmtheit erwarte, daß den Mexikanern, gegen welche, als gegen ein benachbartes und republikaniſch regiertes Volk die Vereinigten Staaten freundſchaftliche Geſinnungen hegten, in Betreff der Form ihrer Staatsverfaſſung durchaus kein Zwang angethan werde.

Das war ein erſtes, entferntes, aber doch verſtändliches Drohmurren des Brother Jonathan. In London und ſogar in Madrid verſtand man dieſes Drohmurren gar wohl, während man ſich in Paris hochmüthig den Anſchein gab, es gar nicht zu hören, und im Stillen dabei dachte: Wartet nur, vermaledeite Yankees, unſere lieben Freunde, die Sklavenbarone der Südſtaaten, werden euch den Kopf ſchon zurechtſetzen!

Da man mit der Wahrheit bekanntlich nicht ſehr weit kommt in dieſer Welt, ſo that Frankreich ſo, als wäre es von ganzem Herzen damit einverſtanden, daß auf Englands Betreiben in den Oktobervertrag die ausdrückliche Erklärung aufgenommen wurde, die „kontrahirenden Mächte würden in keiner Weiſe in Mexiko eine Gebietserwerbung oder ſonſt irgend einen beſonderen Vortheil ſuchen, noch auch auf die inneren Angelegenheiten des

Landes einen Einfluß ausüben wollen, welcher das mexikaniſche Volk in der freien Wahl ſeiner Verfaſſung und Regierung irgendwie beſchränkte.“

Zu Anfang des Jahres 1862 waren die Geſchwader der drei verbündeten Mächte auf der Rhede von Veracruz vereinigt und war die Stadt ſelber, nachdem die Mexikaner dieſelbe geräumt hatten, in den Händen ihrer an's Land geſetzten Truppen. Die Engländer hatten, wie um von vorneherein gegen eine Expedition weiter landeinwärts zu proteſtiren, nur Marineſoldaten gelandet. Die Spanier waren in der Stärke von 7000 Mann an's Land gegangen. Die Franzoſen zunächſt mit nur 3000 Mann, welche aber durch Nachſchübe ſo verſtärkt wurden, daß ihre Verbündeten dadurch ſtutzig gemacht und zu dem Argwohn veranlaßt wurden, Napoleon der Dritte müßte neben dem gemeinſamen Unternehmen noch ſeine beſonderen Zwecke verfolgen. Das hieß die Wahrheit errathen, die Wahrheit, welche ein wiſſender Mann, ein franzöſiſcher Soldat, der Graf Kératry, alſo formulirt hat: „La défense de nos nationaux, le désir de venger les outrages subis par eux, outrages dont il faut en justice accuser plûtot tout le Mexique que Juarez, tout cela n'était qu'un prétexte relégué d'avance au second plan de l'entreprise. Mais on l'invoquait pour débarquer des troupes sur le territoire de la république et y prendre pied, jusqu'au jour où le gouvernement français pourrait inaugurer librement sa politique dans le Nouveau-Monde.“

Auf die halberrathenen Geheimpläne der Franzoſen blickten übrigens die Spanier faſt mit noch größerem Argwohn als die Engländer, was ſich leicht aus der Thatſache erklärt, daß auch ſie, die Spanier, Abſichten verfolgten, welche mit dem offiziellen Programm der Expedition keineswegs im Einklange ſtanden. Am Hofe zu Madrid träumte man nämlich ebenfalls, wenn auch nicht ganz ſo ausſchweifend-kühn wie am Hofe zu Paris. Ja, man träumte dort von der Möglichkeit, die ſpaniſche Herrſchaft in Mexiko wieder herzuſtellen, und insbeſondere hatte der an die Spitze des ſpaniſchen Expeditionskorps geſtellte General Prim dieſen ſpaniſchen Hoftraum genährt in der ſehr lebhaften Hoffnung, es könnte bei dieſer Gelegenheit für ihn ſelber ein mexikaniſches Vicekönigthum, ja vielleicht ſogar ein unabhängiges mexikaniſches Königthum mit abfallen. Als aber der Herr Graf von Reus herausgewittert hatte, womit die Franzoſen umgingen, ſah er ein, daß die Halb- oder Ganzkrone Mexiko's für ihn zu hoch hinge, und beſtimmte dann in ſeinem Aerger den madrider Hof, die ſpaniſche Expedition ſchleunig zurückzuziehen.

Zunächſt gaben die Engländer und die Spanier ihren Verbündeten deutlich zu merken, daß ſie die erwähnte Klauſel im Oktobervertrag eingehalten wiſſen wollten, indem ſie darauf beſtanden und es durchſetzten, daß dem weiland Afterpräſidenten Miramon und ſeinem Mitgeſellen, dem Pater Miranda, die Landung in Veracruz unterſagt wurde. Die Miramon, Miranda, Almonte, Baſtida und Mitkomplottirer mußten alſo vorerſt noch zuwarten, bis die franzöſiſche Politik mehr und mehr ſich entſchleierte. Dann durfte dieſe Rotte von Dunklern, Dieben und Verräthern ins Land zurückkehren, um unter dem Schutze der Fahne des kaiſerlichen Frankreichs alle Gräuel des Bürgerkriegs wieder in Gang zu bringen.

Zunächſt und bevor es ſoweit kam, wurde den Franzoſen der Vorwand entzogen, welcher ſie angeblich nach Mexiko geführt hatte. Denn die mexikaniſche Regierung that ihre Bereitwilligkeit dar, den gegründeten Beſchwerden und Forderungen der Verbündeten gerecht zu werden.

Der General Prim, als nomineller Oberbefehlshaber der geſammten Expedition, hatte mit Doblado, dem Miniſter des Präſidenten Juarez, am 19. Februar eine Zuſammenkunft in dem zwiſchen Veracruz und Orizaba gelegenen Dorfe La Soledad. Hier wurde die Präliminarkonvention von La Soledad vereinbart. Dieſelbe beſtimmte, daß am 15. April in Orizaba Konferenzen über die ſtreitigen Punkte zwiſchen Kommiſſären der Verbündeten und Bevollmächtigten des Präſidenten Juarez eröffnet werden ſollten. Während der Dauer dieſer Verhandlungen ſollte es den Truppen der Alliirten, um aus der ungeſunden „Tierra caliente", wo ſie vom Vomito decimirt wurden, wegzukommen, geſtattet ſein, Orizaba, Kordoba und Tehuakan zu beſetzen. Juarez ratifizirte dieſe Konvention, der Graf Reus, der engliſche Kommodore Dunlop und der franzöſiſche Admiral Jurien de la Gravière — er war nicht mit in dem Geheimniß ſeiner Regierung — thaten ebenſo. Doblado erhielt vom mexikaniſchen Kongreſſe unbeſchränkte Vollmacht, mit den Verbündeten zu unterhandeln, und ſeine Abmachungen ſollten nur der Sanktion des Präſidenten bedürfen.

Daraufhin ſetzten ſich die Franzoſen nach Tehuakan, die Spanier nach Kordoba und Orizaba in Marſch, die wenigen Engländer aber, welche an's Land geſetzt worden, ſchifften ſich ſchon jetzt wieder ein.

Der Weg einer friedlichen Ausgleichung ſchien alſo betreten; allein bald wurde es klar, wer dieſen Weg nicht wollte. Schon am 9. April kam es in Orizaba zwiſchen den Kommiſſären der drei Mächte zu Erörterungen, welche die ſchlechtgenähte Allianz aus den Nähten gehen machten. Der franzöſiſche

Kommiſſär, Monſieur Dubois de Saligny, ein intimer Freund Almonte's und durch dieſen in engſter Verbindung mit der mexikaniſchen Pfaffenpartei, erklärte im Namen ſeines Kaiſers, die Konvention von La Soledad ſei unverträglich mit der Würde Frankreichs; ferner, die franzöſiſche Regierung wolle nicht mehr mit dem Präſidenten Juarez unterhandeln, und endlich, der Marſch der Truppen nach der Hauptſtadt ſei unerläßlich zum Schutze der franzöſiſchen Intereſſen.

Bedurfte dieſe von Seiten des vertrauten Trägers der Politik Napoleons des Dritten abgegebene Erklärung noch einer Illuſtration, ſo ward eine ſolche in wenigen Tagen geliefert, indem Almonte in Orizaba erſchien, unter dem Schutze des Herrn Dubois de Saligny als „Präſident“ der Republik Mexiko ſich proklamirte und eine „Regierung“ organiſirte.

Die Engländer und Spanier merkten jetzt, wie ſehr ſie gehumbugſirt worden ſeien, und machten, daß ſie aus Mexiko hinauskamen. Der geäffte Prim, dem der Kaiſer der Franzoſen allerlei chimäriſche

Hoffnungen vorgegaukelt haben ſollte, konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Verdruß in einem Briefe an Napoleon dadurch Luft zu machen, daß er ihm ſagte, die Hoffnungen und Abſichten deſſelben in Beziehung auf Mexiko ſeien auch nur Chimären. Denn er ſchrieb: „Die höheren Klaſſen und konſervativen Intereſſen, auf die man ſich etwa ſtützen könnte, üben hier auf die Maſſen keinen Einfluß mehr aus. Vierzig Jahre republikaniſcher Regierung, die trotz der Anarchie und der aus derſelben hervorgegangenen Uebel zurückgelegt ſind, haben auf dieſem Boden demokratiſch-republikaniſche Sitten und Gewöhnungen bis in die Sprache hinein ausſchließlich feſtwurzeln laſſen. Die Mexikaner werden darum keinen von Frankreich ihnen aufgezwungenen Monarchen annehmen.“ Eine ähnliche Anſchauung hatte während ſeines Aufenthalts in Mexiko der engliſche Kommodore Dunlop gewonnen. Er berichtete an ſeine Regierung: „Ich bin der Ueberzeugung, daß von allen Parteien hier zu Lande einzig und allein die klerikale der Monarchie zugeneigt iſt und zwar durchweg nur deßhalb, weil die

Monarchie ihr als das einzige Mittel erſcheint, wieder Einfluß zu gewinnen. Zur klerikalen Partei gehört alles im Lande, was bigot und fanatiſch iſt; ſie iſt rückwärtſig in der Politik und ſtemmt ſich gegen den Geiſt der Zeit; endlich iſt ſie der Mehrheit des Volkes verhaßt, maßen dieſe Mehrheit einer freiſinnigen Politik huldigt.“ Graf Ruſſel hat die Summe ſeiner in Mexiko eingeholten Erkundigungen im Oberhauſe ſo gezogen: „In den großen Städten gibt es unter den reicheren Klaſſen etliche Perſonen welche für die Monarchie geſtimmt ſind; die Mittelklaſſen jedoch hängen der Republik feſt an.“

Am 2. Mai verließen die letzten Spanier Veracruz. Die letzten Engländer waren ſchon früher weg. Die Franzoſen blieben demnach allein zurück und konnten, ihrer Verbündeten entledigt, jetzt wieder einmal nach Herzensluſt „an der Spitze der Civiliſation marſchiren“.

Dieſen Civiliſationsmarſch in ſeinen kriegsgeſchichtlichen Einzelheiten zu verfolgen, iſt weder Aufgabe noch Abſicht des vorliegenden Eſſay, deſſen Verfaſſer die breite und wohlgefällige Behandlung der Kriegsgeſchichte überhaupt als eine Barbarei verabſcheut. Für ſeinen Zweck reicht es aus, die entſcheidenden Akte auf dem Kriegstheater anzudeuten . . . .

Napoleon der Dritte hatte die Konvention von La Soledad verworfen, weil er keinen Frieden mit der Republik Mexiko wollte, ſondern den Krieg. Er fühlte ſich ja doppelt gebunden: erſtens an ſeine „große“ Idee und zweitens durch die Abmachungen mit dem Erzherzog Maximilian. Während aber, wie wir ſahen, jenſeits des Ozeans ſchon im April von 1862 zu Orizaba die franzöſiſche Politik ihre bis dahin vorgeſteckte Maske abthat, wurde dieſe in Europa noch immer beibehalten. Noch im Sommer des genannten Jahres mußten die Miniſter Billault und Rouher im Korps législatif die beſtimmten Verſicherungen abgeben, nur die Schirmung der franzöſiſchen Intereſſen habe die Eröffnung des Krieges gegen Juarez hervorgerufen und von Gründung einer Monarchie in Mexiko, ſowie von einer Kandidatur Maximilians ſei gar keine Rede. Billault fügte noch mit Betonung hinzu, „man werde es den Mexikanern durchaus überlaſſen, die Form ihrer Regierung zu beſtimmen." Wozu wären denn die Lügen da, als um gelogen zu werden?

Aber Napoleon der Dritte hatte in dem mexikaniſchen Rechenexempel von Anfang an eine kleine Ziffer überſehen oder mißachtet, welche bald als eine große ſich herausſtellte: den ſchlichten Zapoteken, der auf dem Präſidentenſtuhl von Mexiko ſaß. Wem konnte es auch einfallen, ſo einem „Kerl von Rothhaut" irgendwelche Bedeutung beizulegen? Wer konnte ſich träumen laſſen, daß dieſer Menſch es wagen würde, Sr. kaiſerlichen Majeſtät von Frankreich, vor welcher die europäiſche Geſellſchaft bis zu ihren höchſten Spitzen hinauf ſeit Jahren wie Rohr vor dem Winde ſich beugte, zu widerſtehen, zu widerſtehen bis auf's Aeußerſte, allen Gefahren trotzend, alle Lockungen verachtend?

In Wahrheit, Benito Juarez hat in einer Zeit, welche in niederträchtiger Erfolganbetung alle vorhergegangenen überholt, ein großes Beiſpiel gegeben. Er hat gezeigt, was ein redlicher Mann ſchon dadurch zu bedeuten habe und zu leiſten vermöge, daß er unwankbar den Schaft der Prinzip- und Rechtsfahne feſthält, ob nun dieſe Fahne ſiegreich vorwärts getragen oder geſchlagen unter tauſend Fluchtnöthen vor den Griffen der Feinde gerettet werde.

Juarez durchſchaute ohne Zweifel von Anfang an den wahren Sinn und die wirkliche Abſicht der franzöſiſchen Expedition nach Mexiko. Er errieth, was die Machenſchaften der Almonte, Hidalgo, Gutierrez, La Baſtida und Mitverräther in Paris und Rom bezweckten. Alle dieſe Menſchen waren ja ſehr „fromm“ und konnte man alſo folgerichtig des Schlimmſten von ihnen gewärtig ſein. Der Zapoteke ließ ſich durch keine offizielle und offiziöſe Lüge irremachen. Er wußte, was Mexiko von dem Dezembermanne zu erwarten habe: — die Vernichtung der Republik und die Errichtung eines franzöſiſchen Vaſallenthrons auf den Trümmern derſelben. Er aber faßte den Entſchluß, unter allen Umſtänden ſeine Pflicht und Schuldigkeit als oberſter Hüter der Republik zu thun, und ſo that er.

Auch anderwärts ließ man ſich durch die der franzöſiſchen Expedition nach Mexiko vorangeſtellten Vorwände über den eigentlichen Zweck derſelben nicht täuſchen: — im Weißen Hauſe zu Waſhington. So iſt aktenmäßig erwieſen, daß Abraham Linkoln und ſeine Miniſter inmitten der Bedrängniſſe des großen Bürgerkriegs dennoch ſorgliche und theilnahmsvolle Blicke nach Mexiko hinüberrichteten. Sie fühlten, ſie wußten ja, daß dort die Republik im Prinzip bedroht ſei. Sie waren auch entſchloſſen, die Errichtung einer Monarchie in Mexiko nie und nimmer anzuerkennen; aber ſie mußten vorderhand ihrer Zeit harren. Ueberzeugt, dieſe würde kommen, beſchränkten ſie ſich auch jetzt ſchon keineswegs auf ſympathiſches Zuſehen. Beweis hiefür, daß der „alte Abe“ an Juarez ſchrieb: „Wir befinden uns nicht in offenem Kriege mit Frankreich; aber rechnen Sie auf Geld, auf Geſchütze und auf Freiwillige, deren Abſendung wir begünſtigen werden“. Und er hielt Wort; denn der arme Abraham Linkoln gehörte eben auch zu den altfränkiſch-ehrlichen Leuten, welche nicht realpolitiſch genug ſind, um zu begreifen, daß die Worte nur da ſind, um Lug- und Trugſtricke daraus zu drehen.

Ungeachtet dieſer Unterſtützung von Seiten der Union — welche Unterſtützung noch dazu erſt dann ausgiebiger wurde, als die Sache der ſüdſtaatlichen Sklavenbarone allmälig dem Untergange ſich zuneigte — war die Aufgabe des Präſidenten von Mexiko eine ſo ungeheure, daß ſie wohl auch einen wackern und muthigen Mann an ihrer Durchführung verzweifeln machen konnte. Denn es beſtand ja dieſe Aufgabe in nichts Geringerem als der Macht Frankreichs und zugleich der mit dieſer Macht verbundenen einheimiſchen Pfaffen- und Rückwärtſerpartei zu widerſtehen und zwar zu widerſtehen an Spitze eines Staatsweſens, welches ſo eben nur erſt verſucht hatte, aus dem Elend einer vierzigjährigen Anarchie heraus den erſten Schritt auf den feſten Boden einer zeitgemäßen Verfaſſung und einer aufgeklärten und redlichen Verwaltung zu thun. Juarez verzweifelte nicht, wie denn ein Prinzipmann nie zu verzweifeln braucht; denn er kann wohl untergehen, aber nie entehrt werden.

Und das Glück hatte der ſtandhafte Präſident, Mitpatrioten und Mitſtreiter zu finden, die mit ihm unerſchütterlich aushielten in dem großen Kampfe für die Freiheit und Selbſtſtändigkeit ihres Landes. In erſter Linie ſtand da neben Juarez der General Porfirio Diaz, ein Indianer wie er, ein Gentleman von hoher kriegeriſcher Begabung, kühnſter Tapferkeit und glühendſter Vaterlandsliebe, ein Mann, auf welchen in jeder Beziehung das Eigenſchaftswort „ritterlich“ anzuwenden wäre, ſo es nicht durch ſchnöden Mißbrauch längſt ſeine urſprünglich-edle Bedeutung ganz verloren hätte.

Während Juarez und ſeine Generale, unter welchen in den Anfängen des Krieges Zaragoza die vertretende Rolle innehatte, die Mittel des Widerſtandes rüſteten, befahl der Kaiſer der Franzoſen, beträchtliche Verſtärkungen nach Mexiko zu ſenden, und ernannte den General Forey, einen der „Helden“ des 2. Dezembers, zum Oberbefehlshaber des mexikaniſchen Unternehmens. An dieſen ſchrieb er unterm 3. Juli 1862 im Schloſſe Fontainebleau jenen, unſtreitig zum großen Verdruſſe ſeines Verfaſſers bekannt und berüchtigt gewordenen Brief, welcher, im ſchroffſten Gegenſatze zu den Erklärungen der kaiſerlichen Regierung in den Kammern, in offiziellen Aktenſtücken und in der Preſſe, die eigentlichen mexikaniſchen Abſichten des Schreibers darlegte, obzwar auch jetzt noch unter der bekannten bonaparte'ſchen Verſchleierung. Die entſcheidende Stelle des Briefes iſt dieſe: — „Wenn in Mexiko eine dauerhafte Regierung unter dem Beiſtande Frankreichs gegründet worden iſt, ſo werden wir jenſeits des Ozeans der lateiniſchen Raſſe ihre Kraft und ihren Glanz zurückgegeben haben (si un gouvernement stable s'y (en Mexique) continue avec l'assistance de la France, nous aurons rendu à la race latine, de l'autre côté de l'océan, sa force et son prestige).“

Aus dem Bonaparte'ſchen ins Deutſche überſetzt lautet das ſo: Wir wollen jenſeits des Ozeans der germaniſchen (angelſächſiſchen) Raſſe die romaniſche gegenüberſtellen, dem germaniſchen Prinzip der Selbſtbeſtimmung der Individuen und der Selbſtregierung der Völker das romaniſche Prinzip des Deſpotismus, dem amerikaniſchen Republikanismus den europäiſchen Cäſarismus, der Union-Demokratie eine mexikaniſche Monarchie, welche mit franzöſiſcher Hilfe und im Bunde mit den ſüdſtaatlichen Sklavenzüchtern das Weitere beſorgen wird ... Da hieß es eben auch wieder einmal:

„Wär' der Gedank' nicht ſo verwünſcht geſcheidt,
Man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen ...“

Charakteriſtiſch, ſehr charakteriſtiſch iſt auch im oben mitgetheilten Dokumente der Gebrauch des Wortes „prestige“, was bekanntlich eigentlich Blendwerk bedeutet. Es iſt, wie Jedermann weiß, eins der Leib- und Lieblingsworte des Imperialismus; im Uebrigen eine der windbeuteligſten Windbeuteleien, welche jemals auf- und ausgewindbeutelt worden ſind, aber gerade darum ſo recht gemacht, einem äffiſch-eiteln Franzoſenthum als Leitſeil durch die Naſe gezogen zu werden. Der Kaiſer kannte ſeine Franzoſen gründlich. Er wußte, daß ſich mit Tiraden, wie „Le prestige de la France“

BIBL. UNIVERS. LIPS.

— „Marcher à la tête de la civilisation“ — „Déployer le pavillon français“ — mexikaniſche Anleihen populär machen und alle Angriffe auf das mexikaniſche Unternehmen leicht pariren ließen — vorderhand. Was er aber lange nicht ſo gründlich kannte, das war Mexiko und waren die Mexikaner, die er nach den jämmerlichen Exemplaren, welche an ſeinem Hofe gemunkelt und gemantſcht hatten, beurtheilte, ſowie nach den ganz falſchen, auf gründlicher Unkenntniß beruhenden Berichten des Monſieur Dubois de Saligny, der ſeinem Gebieter vorgaukelte, die Franzoſen würden auf ihrem Marſche nach der Hauptſtadt von Mexiko überall als „Befreier“ (libérateurs) mit Triumphbogen und Lobgeſängen empfangen werden.

Aus dieſem „Preſtige“ erklärt es ſich, warum Napoleon der Dritte mit ſo unzureichenden Mitteln an die Zerſtörung der Republik jenſeits des Meeres gegangen iſt und warum er namentlich gegenüber dem nordamerikaniſchen Bürgerkrieg eine Politik ſchwächlicher Halbheit befolgte. Er hatte die ſüdſtaatliche Rebellion im Geheimen ermuthigt, er hatte ſie ſogar offen als kriegführende Macht anerkannt und behandelt und dadurch natürlich den ingrimmigen Groll der Union herausgefordert. Aber in wunderlicher Verblendung ging er nicht weiter, während er doch, um ſein mexikaniſches Unternehmen triumphiren zu machen, den ſüdſtaatlichen Rebellen ohne Zaudern eine hilfreiche Hand reichen und ihre Sache zu der ſeinigen machen mußte.....

Derweil war drüben in Mexiko nach dem Bruche der Konvention von La Soledad der franzöſiſche Fauſtrechtskrieg gegen die Republik eröffnet worden, am 27. April 1862 von Orizaba aus. Bezeichnend genug geſchah es mit einem abermaligen Wortbruch, denn der genannten Konvention gemäß hatten die Franzoſen ſich verpflichtet, falls die eingeleiteten Unterhandlungen ſich zerſchlügen, von Orizaba hinter die Linie des Chiquihuite zurückzugehen. Aber was hatte in dieſer ganzen Angelegenheit ein Wortbruch mehr oder weniger zu ſagen? Nichts. Oder doch etwas? Man darf dieſe Frage wohl dahin bejahen, daß die Wortbrüchigkeit, welche die Franzoſen beim Beginne des Krieges wiederholt ſich zu ſchulden kommen ließen, eine der Urſachen der feindſeligen Stimmung gegen ſie geweſen iſt, welche bald der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung des Landes ſich bemächtigte.

Die Mexikaner waren auch gar kein ſo verächtlicher Feind, wie der franzöſiſche Uebermuth ſich eingebildet hatte. Durch die erſt neuerlich mit ſo leichter oder gar keiner Mühe in China geholte Gloire aufgeblaſen, glaubte man auch in Mexiko mit etlichen Brigaden alles machen zu können. Die Mexikaner waren aber denn doch keine Chineſen. Das erſte Vordringen der Franzoſen auf Puebla im Mai 1862 mißlang völlig. Sie wurden mit blutigen Köpfen nach Orizaba zurückgejagt, wo ſie ſich in ihren Verſchanzungen nur unter großen Mühſalen und Entbehrungen bis zur Ankunft ihrer auf dem Ozean ſchwimmenden Verſtärkungen hielten. Dieſe machten eigentlich eine neue Armee aus, welche 30,000 Mann zählte, ſo daß, ſpätere beträchtliche Nachſchübe eingerechnet, die Geſammtſtreitmacht der Franzoſen in Mexiko auf 40 und 50,000 Mann Kerntruppen gebracht war und auf dieſer Stärke erhalten wurde. Hiezu kamen noch die einheimiſchen Guerillasbanden, welche von den Klerikalen organiſirt und den Franzoſen zur Verfügung geſtellt wurden. Dieſer Feindesmacht waren die Streitmittel der Republik nicht gewachſen, welche zudem gerade jetzt noch ihren vorerſt beſten General, Zaragoza, durch den Tod verlor. Allein ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit machten die Franzoſen auch jetzt nur ſehr langſame Vorſchritte, und als ſie endlich die Hauptſtadt erobert und, wie ſie wähnten, das ganze Land in ihrer Gewalt hatten, da ward ſofort offenbar, daß dies nur eine optiſche Täuſchung war. Sie hatten das Land nicht und mußten bald innewerden, daß ſie einen Kabinettskrieg begonnen hatten, aber einen Volkskrieg beſtehen mußten und zwar unter allen den Beſchwerden und Nachtheilen, welche ſchon die klimatiſchen Verhältniſſe Mexiko's mit ſich brachten. Das Machtgebot der Eindringlinge, die trotz der koloſſalen Summen, welche die Bewohner Frankreichs für dieſen neuen Gloire-Lappen zu bezahlen hatten, eben auch den Krieg durch den Krieg ernähren ließen und ſchon dadurch heftigſte Erbitterung veranlaßten, reichte nicht über den Umkreis der gerade von ihnen beſetzten Städte und Ortſchaften hinaus und galt auch innerhalb des Umkreiſes derſelben gerade nur ſo lange, als ſie da waren. Ihre Kolonnen haben ſich mit gewohnter Tapferkeit überallhin, bis in die entfernteſten Gegenden des Landes hinein und hinaus Bahn gebrochen; aber das war doch nur wie das Herumwühlen einer Hand in einem Sandhaufen. Hinter den feindlichen Kolonnen ſammelten ſich die Widerſtandskräfte immer wieder von Neuem und jeder franzöſiſche Sieg ward für jeden echten Mexikaner ein weiterer Haßſtachel gegen die übermüthigen Fremdlinge, welche ſein Heimatland wie Räuber angefallen hatten und in deren Gefolge und Geleite die Almonte, Miramon, La Baſtida und die ganze Bande der Verräther und Pfaffenknechte nach Mexiko zurückgekehrt waren, um ihre unheilvolle Thätigkeit wieder zu beginnen.

Es iſt eine Thatſache, die gar nicht beſtritten werden kann und auch von keiner beachtenswerthen

Seite her beſtritten worden iſt: — der Kern des mexikaniſchen Volkes hielt jetzt, wie ſpäter während des Kaiſerſchwindels, feſt an der Republik und an dem recht- und geſetzmäßigen Staatsoberhaupt Juarez; gerade ſo feſt, wie der Präſident ſeinerſeits an ſeiner Pflicht hielt. Mit den Franzoſen haben nur Lumpe und Schufte gemeinſame Sache gemacht, vornehmſtes und niedrigſtes Geſindel und Geziefer; von dem Kaiſerſchwindel dagegen ließen ſich, wenigſtens zeitweilig, auch manche ehrliche Leute in Mexiko bethören, manche ehrliche Leute aus den wohlhabenden und gebildeteren Klaſſen, während die in den Gemüthern der indianiſchen Bevölkerung nachdämmernde alte Sage vom weißgeſichtigen Meſſias Quetzalkoatl dieſem Schwindel bei den Maſſen einen gewiſſen Nimbus gab und eine gewiſſe Popularität verſchaffte; freilich auch nur ſporadiſch und vorübergehend.

Das alles konnte anders nach Europa herüber ſcheinen, ſo lange die Franzoſen mit ihren überlegenen Streitkräften dem nationalen Willen Schweigen und ſcheinbare Ergebung in die vollendeten Thatſachen auferlegten. Daß es aber ſo war, wie ſo eben angegeben worden, haben die Ereigniſſe nach dem Abzuge der Franzoſen ganz unwiderlegbar erwieſen.

Zu Ende Septembers von 1862 ſtieg der General Forey zu Veracruz ans Land, um ſich, wie die herkömmliche Phraſe lautet, in Mexiko „den Marſchallsſtab zu holen", mit welchem ja, wie bekannt, die Herren vom Dezember 1851, ſoweit ſie Soldaten, der Reihe nach beſchenkt worden ſind. „Dem Verdienſte ſeine Kronen" oder Stöcke! Es vergingen aber noch Monate, bevor die Franzoſen ihre Operationen gegen Puebla wieder aufzunehmen vermochten. Erſt im März von 1863 gingen ſie in zwei Kolonnen von Jalapa und Orizaba aus gegen die genannte Stadt vor, wo die mexikaniſche Hauptmacht unter dem Kommando des Generals Ortega Stellung hatte. Bei Berennung, Belagerung und Erſtürmung dieſes Platzes verfuhr Forey ſo langſam, zögernd und umſtändlich, daß man ihm allgemein nachſagte, er habe die Gewinnung deſſelben noch viel ſchwieriger erſcheinen laſſen wollen, als ſie wirklich war, um den Firniß ſeines

Marſchallſtocks, den er dafür erhielt, glänzender zu machen. Am 18. Mai kapitulirte Ortega und fiel Puebla ſammt 12,000 mexikaniſchen Kriegsgefangenen in die Hände der Franzoſen. Nach dieſem Schlage konnte ein ernſtlicher Verſuch, die Hauptſtadt zu vertheidigen, gar nicht gemacht werden. Am 31. Mai verließ Juarez dieſelbe mit allem, was er an Heerkräften noch zuſammenhalten konnte, und wandte ſich nach San Luis de Potoſi, welche Stadt er, am 16. Juni daſelbſt eingetroffen, zum oberſten Regierungsſitze machte. Ueberall auf ſeinem Wege ließ er energiſche Manifeſte ausgehen, in welchen er alle Veranſtaltungen, Einrichtungen und Ernennungen, alle Staatsakte der franzöſiſchen Eindringlinge und ihrer landesverrätheriſchen Schützlinge und Parteigänger zum Voraus für unrechtmäßig, für ungeſetzlich, für ſtraffällig, für null und nichtig erklärte, ſowie auch für ſeine Perſon gelobte, bis zu ſeinem letzten Athemzuge die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Landes zu vertheidigen. Er war ſo wenig gebeugt und entmuthigt, daß er mit ruhiger Beſtimmtheit ſeine triumphirende Rückkehr in die Hauptſtadt vorausſagte. Er iſt kein falſcher Prophet geweſen.

Am 6. Juni wurde Mexiko von den Franzoſen unter Bazaine beſetzt. Am 10. hielt Forey ſeinen Einzug, zwiſchen dem Verräther Almonte und dem Monſieur Dubois de Saligny reitend. Die Rolle, welche dieſer Kommiſſär Napoleons des Dritten in dem mexikaniſchen Handel ſpielte, erinnert mutatis mutandis auffallend an die bekanntlich ſehr mißduftende, welche der franzöſiſche Geſandte Bois-le-Comte in den ſchweizeriſchen Sonderbundswirren von 1846—47 geſpielt hat, im Auftrag ſeines Meiſters Guizot, welcher dann ſpäter freilich den dummen Teufel ſchnöde verleugnete.

In das eigene Weſen äffiſch-eitel verliebt, von ihrer, der liebenswürdigſten Schwerenöther von der Welt Unwiderſtehlichkeit gegenüber von Mann und Weib durchaus überzeugt, dabei hinſichtlich alles Nichtfranzöſiſchen, hinſichtlich der Fühl- und Denkweiſe, der Bildungsſtufe, der Sitten und der geſchichtlichen Erinnerungen anderer Völker ganz unglaublich unwiſſend, ſo ſind die Franzoſen in der

Kunſt, fremde Nationen zu kennen, zu werthen und zweckmäßig zu behandeln, allzeit elende Stümper geweſen. Ganz in der Ordnung demnach, wenn ſie ſich in Betreff der Mexikaner gewaltig verrechneten. Und auch in Betreff der Mexikanerinnen verrechneten ſie ſich ſo ſehr, daß ihre Offiziere bald zu der komiſchen Klage Veranlaſſung fanden, in dieſem „verwünſchten Lande könne man ſich ja gar nicht um der Frauen willen ruiniren.“ Bei ihrem Einzug in die Hauptſtadt mit etlichem Halloh begrüßt, ſchloſſen ſie daraus, daß die geſammte Bevölkerung „Befreier“ und „Retter“ in ihnen ſähe, während jener Empfangſchwindel ihnen doch nur von ihren in Mexiko niedergelaſſenen Landsleuten mit der den Franzoſen in ſolchen Veranſtaltungen eigenen Geſchicklichkeit bereitet worden war. Um die Sympathie der Bevölkerung noch mehr anzufeuern, veranſtalteten ſie ſodann abwechſelnd Ballfeſte und pompoſe Prozeſſionen. Letztere ſollten zur Beſchmeichelung des Klerus dienen, wie es ja bekanntlich zum Syſtem des Neu-Bonapartismus gehört, die Pfafferei und die

Pfaffen zu hätſcheln, auf daß die Volksverdummung in erwünſchter Blüthe erhalten bleibe. Monſieur Dubois de Saligny, der franzöſiſche Prokonſul in Mexiko, hätte, um ſeine und ſeines kaiſerlichen Gebieters Frömmigkeit zu erweiſen, gar zu gern auch den Verkauf der geiſtlichen Güter rückgängig gemacht und der lieben „todten Hand" ihren ungeheuren Reichthum zurückgegeben; aber das ließ ſich leider nicht bewerkſtelligen und durfte zum Anfang nicht einmal verſucht werden, um nicht alle die zahlreichen Käufer von eingezogenen Kirchengütern ſofort zu erklärten Feinden des zu errichtenden Kaiſerthums zu machen.

Denn damit wurde jetzt vorgegangen und eine ſchamloſere Komödie iſt kaum jemals geſpielt worden. Der Marſchall Forey hatte nicht mehr viel damit zu thun, indem er kurz nach ſeinem Einzug in Mexiko heimberufen und in der Oberbefehlshaberſtelle durch den General Bazaine erſetzt ward. Oberregiſſeur der Kaiſermacherei-Komödie war Monſieur de Saligny, ſeine Haupthandlanger dabei ſind die mexikaniſchen Generale Almonte und Marquez ſammt dem Exminiſter Aguilar geweſen. Es wurde von Seiten dieſer Leute und ihrer Helfershelfer zum Voraus ungeſcheut ausposaunt, daß der Erzherzog Maximilian von Oeſtreich Kaiſer von Mexiko werden würde und zwar als erklärter Kandidat der klerikalen Partei. Monſieur de Saligny „deſignirte“ ſodann 35 Stück „Notable“, welche eine „Junta superior“ bildeten. Dieſe 35 Stück „Notable“ ſollten ſich 215 weitere Mitglieder zugeſellen und dieſe Notabelnverſammlung ſollte „unter dem Schutze der franzöſiſchen Fahne ruhig und in Frieden berathen“, welche Regierungsform Mexiko annehmen wollte. Man verſuchte, um der Poſſe einen ernſthaften Anſtrich zu geben, auch Liberale und Republikaner für dieſe angebliche Notabelnverſammlung zu weibeln und zu werben; aber vergeblich, wie denn überhaupt neben Pfaffen und Pfäfflingen die Franzoſen in Mexiko nur etlichen vornehmen und geringen Pöbel, echte „Canaille“, für ſich und ihre Machenſchaften zu gewinnen wußten. Dieſe Spottgeburt von Notabelnverſammlung, aus welcher ſich aber ſogar notoriſche Klerikale bald wieder bei Seite geſchlichen hatten, beſchloß auf einen Kommiſſionsbericht Aguilars hin, es ſei die Republik Mexiko hiemit in eine Monarchie umgewandelt, dieſe Monarchie ſolle ein Kaiſerthum ſein und die Kaiſerkrone ohne Zögern durch eine zu entſendende Abordnung dem Erzherzog Maximilian angetragen werden.

Und dieſe klägliche, unter dem Schutz und Schirm der franzöſiſchen Trikolore abgehaſpelte Schnurre wagte man eine „einſtimmige und feierliche Abſtimmung der Repräſentanten des mexikaniſchen Volkes zu Gunſten der Monarchie und des Kaiſers Marimilian“ zu nennen!

Die „Notabelnverſammlung“, d. h. Monſieur de Saligny, ernannte dann bis zum Eintreffen des Kaiſers eine proviſoriſche Regentſchaft, zuſammengeſetzt aus den Generalen Almonte und Salas und aus dem Erzbiſchof La Baſtida. Dieſer, ein Prieſter hochmüthigſter Sorte, fand aber ſeine beiden Kollegen bald nicht bigot und reaktionär genug und die Franzoſen des frommen zweiten Empire noch lange nicht ſo fromm, wie er ſie wünſchte. Er überwarf ſich mit Almonte — Salas war eine Null — und mit dem General Bazaine. Er behauptete, die „heilige Kirche erleide jetzo dieſelben Angriffe und Beeinträchtigungen wie unter der Regierung des Juarez, ja noch erbittertere", und wühlte und intrikirte ſo heftig, benahm ſich ſo unverſchämt, daß der franzöſiſche Obergeneral ſich genöthigt ſah, ihn aus der proviſoriſchen Regierung zu entfernen. Der Räuber und Jeckeranleihenmacher Miramon kam Ende Juli's nach der Hauptſtadt, billigte alles Geſchehene und wurde dafür zum Obergeneral des zu errichtenden Nationalheeres ernannt. Ueber dieſen Oberbefehlshaber hat ſich aber während der Dauer des Kaiſerſchwindels auf Seiten der Kaiſerlichen der General Mejia, von indianiſcher Abkunft, an Tüchtigkeit und Ruf weit hinweggehoben. Zugleich mit Forey verließ in den erſten Tagen des Oktobers Monſieur de Saligny Mexiko und wurde zeitweilig durch Herrn von Montholon erſetzt. Bazaine, der ein verſtändiger Mann war, erkannte die Nothwendigkeit, den Käufern von Kirchengütern beruhigende Verſicherungen zu geben und verſetzte dadurch die geſammte Prälatur und Bonzenſchaft in nicht geringe Wuth, welche nicht beſchwichtigt wurde durch den Anblick des proteſtantiſchen Gottesdienſtes, welchen der General für die Proteſtanten unter ſeinen Soldaten durch ihren Feldprediger öffentlich halten ließ. So that ſich eine Kluft der Entfremdung und Erbitterung zwiſchen den Franzoſen und der mexikaniſchen Prieſterpartei auf, welche letztere jetzt alle ihre Hoffnungen auf den Kaiſer Maximilian ſetzte.

Die Abordnung, welche die kaiſerliche Goldſchaumkrone nach Miramare bringen ſollte, beſtand aus dem Pater Miranda, dem Señor Aguilar und ſieben anderen Herren. Sie ging am 16. Auguſt in Veracruz zu Schiffe. In Paris ſchloſſen ſich Gutierrez d'Eſtrada und Hidalgo ihr an. Am 3. Oktober hatten dieſe Kronebringer, deren Sprecher Gutierrez d'Eſtrada war — einer der ſchwächſten Schwachköpfe des Jahrhunderts — Audienz zu Miramare.

Der Erzherzog biß aber noch nicht feſt und entſchieden auf den lockenden Köder. Schon die unüberwindliche Kälte, welche das engliſche Kabinett dem Kaiſerſchwindelprojekt fortwährend entgegenſtellte, hatte ihn ſtutzig und bedenklich gemacht; denn er ſcheint denn doch ein richtiges Vorgefühl über die Natur der Verläßlichkeit einer Bürgſchaft gehabt zu haben, welche einzig und allein von dem „Neffen des Onkels“ übernommen wurde. Auch der totale Unwerth der Berathung, Abſtimmung und Beſchlußfaſſung der angeblichen Notabelnverſammlung mußte ſich ihm aufdringen. Hatte ſich ja doch ſogar der napoleoniſche Miniſter Drouyn de Lhuys nicht entbrechen können, am 17. Auguſt 1863 an den franzöſiſchen Oberbefehlshaber in Mexiko zu ſchreiben: „Wir werden die Stimmen der Notabelnverſammlung nur als ein vorläufiges Zeichen der Stimmung des Landes anſehen dürfen“. Maximilian nahm alſo am 3. Oktober die dargebotene Krone nur mit dem Vorbehalt an, daß, wie er ſich ausdrückte, „die Errichtung des Thrones von einem Plebiſcit der ganzen Nation abhängig gemacht würde“.

Ob er keine deutliche oder gar keine Vorſtellung gehabt, wie der Bonapartiſmus es verſtehe, dergleichen „Plebiſcite“ zuwegezubringen, mag dahingeſtellt bleiben. Genug, die Franzoſen unternahmen einen Feldzug ins Innere von Mexiko, welcher den Zweck hatte, „die Stimmen der Städte im Innern zu ſammeln (à recueillir les suffrages des villes de l'interieur)“, und der Erzherzog gab ſich mit dieſer Abſtimmung zufrieden. Daß er ſie als eine reine Formalität, ſich ſelbſt aber bereits als Kaiſer betrachtete, erhellt daraus, daß er den Winter über eifrig jene Unterhandlungen mit Napoleon dem Dritten pflegte, welche dann zwiſchen den Beiden zum Abſchluſſe des Vertrags von Miramare führten. Dieſem zufolge ſollten von der unter Förderung von Seiten der franzöſiſchen Regierung aufzubringenden mexikaniſchen Anleihe von zunächſt 300 Millionen 105 der franzöſiſchen Staatskaſſe als Erſatz für geleiſtete oder noch zu leiſtende Vorſchüſſe zufließen; auch ſollten die Koſten der franzöſiſchen Expedition durch die mexikaniſche Staatskaſſe und zwar in 14 Jahresraten von je 25 Millionen vergütet und außerdem die Anſprüche franzöſiſcher Unterthanen an den mexikaniſchen Staatsſchatz geprüft und nach Billigkeit befriedigt werden. (Freut euch des Lebens, Jecker und Kompagnie!) Die franzöſiſche Armee in Mexiko ſollte in möglichſter Bälde auf den Betrag von 25,000 Mann herabgemindert werden, einſchließlich einer 9000 Mann ſtarken „Fremdenlegion“, welche nach Abzug aller übrigen franzöſiſchen Soldaten noch 6 Jahre lang in Mexiko zurückbleiben müßte. Vom 1. Juli von 1864 an ſollte die mexikaniſche Staatskaſſe für den Sold aller Truppen, auch der franzöſiſchen, aufkommen. Der Sinn dieſes Vertrags war demnach: der Erzherzog Maximilian ſoll unter dem Namen eines Kaiſers in Mexiko für Napoleon den Dritten den Präfekten machen dürfen, gerade ſo lange er Geld genug aufbringen kann, um die franzöſiſche Beſetzung des Landes zu bezahlen ... Der Kaiſer von Oeſtreich hat ſeinerſeits die Werbung eines aus Oeſtreichern beſtehenden Freiwilligenkorps in der Stärke von 6000 Mann für das Kaiſerreich Mexiko geſtattet und gefördert. Ebenſo der König der Belgier, und zwar zum großen

Verdruß derſelben, die Bildung einer belgiſchen Freiſchar.

Am 10. April von 1864 ſtellte ſich Don Gutierrez d'Eſtrada zu Miramar als Sprecher der wiederum dort erſchienenen mexikaniſchen Deputation abermals in Poſitur und bot dem Erzherzoge noch einmal die Kaiſerkrone an, feierlich verſichernd, die gewünſchte Volksabſtimmung habe das gewünſchte Reſultat gehabt, das „mexikaniſche Volk habe mit enthuſiaſtiſcher Zuſtimmung die von der Notabelnverſammlung getroffene Wahl Sr. Majeſtät des Emperador Maximiliano I. ſanktionirt". Auf dieſe franzöſiſch gegebene Verſicherung hin gab Maximilian ſeinerſeits die ſpaniſche, daß er, nun die von ihm geſtellte Bedingung erfüllt ſei, die Krone Mexiko's annehme. Im Weiteren erblickte der Prinz eine providentielle Fügung darin, daß die mexikaniſche Nation einen Nachkömmling jenes fünften Karls, in deſſen Reichen die Sonne nie unterging und unter deſſen Regierung Mexiko zum erſten mal an das Haus Habsburg gekommen, zu ihrem Kaiſer erwählt habe. Sodann gab er die

Erklärung ab, er werde, ſobald die Herſtellung der Ordnung geſichert ſei, in Mexiko eine liberale Konſtitution einführen, welche der Ordnung die Freiheit zugeſellen ſollte. Nachdem ſodann von beiden Seiten hinlänglich viel Pathos und auch etzliche Rührung verbraucht worden war, wie der gute Ton bei ſolchen Anläſſen verlangt, ſchwur Maximilian I. auf das Evangelienbuch, „ſein Volk glücklich zu machen“, und leiſtete ihm dagegen Señor Gutierrez d'Eſtrada den Unterthaneneid „im Namen Mexiko's“.

Es ging bei dieſer Staatsaktion ganz ernſthaft her und hat, ſoviel bekannt, niemand gelacht. Der Menſch iſt eben eine „ernſthafte Beſtie“.

8.

„Los Emperadores“.

War der Schwur des Prinzen, Mexiko „glücklich zu machen“, aufrichtig und ehrlich geſchworen?

Ja!

War die Sachlage ſo, daß Ausſicht zur Erfüllung dieſes Schwures vorhanden?

Nein!

War der Erzherzog der Mann dazu, unter allen Umſtänden zu leiſten, was er verſprochen hatte?

Abermals nein!

Der Prinz wurde am 6. Juli 1832 geboren, als der zweite Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Prinzeſſin Sophie von Baiern, ein hübſcher, wenn auch etwas zarter Junge, der ſich zu einem ſtattlichen Jüngling entwickelte. Blond, blauäugig, etwas wächſern von Hautfarbe, ſchlank und feingegliedert, von ungezwungener Haltung, feinem Anſtand und zierlicher Bewegung, ſo war die Erſcheinung des Prinzen eine ſehr gewinnende. Seine Perſönlichkeit, von einem vortretenden Zug von Weichheit und Schwärmerei durchzogen, hat überall und bis zuletzt große Anziehungskraft auf die Menſchen geübt. Niemals freilich hat dieſer Perſönlichkeit der Zauber beherrſchender Kraft innegewohnt, ſondern nur die Sympathieerregung, welche der reingeſinnten, traulich ſich erſchließenden und der Anlehnung bedürftigen Weichheit eigen zu ſein pflegt. Statt Weichheit könnte man faſt Weiblichkeit ſagen; denn in Wahrheit, es geſchieht mit gutem Grund, wenn man den Prinzen zuweilen ſcherzend eine „verkleidete engliſche Miß mit angeleimten blonden Backenbärten“ hieß. Das weibliche Element im beſten Sinne des Wortes hat in ſeiner pſychiſchen Organiſation das männliche weit überwogen. Daher die äußerſt rege Empfänglichkeit und Anempfindungsfähigkeit des Erzherzogs, daher ſein lebhaftes Schönheitsgefühl, ſein feiner Formſinn, ſeine dichteriſche Stimmung und Anſchauungsweiſe, ſowie die Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks in gebundener und ungebundener Rede; daher aber auch eine gewiſſe Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit und Eitelkeit, daher die Abwendung von der Strenge logiſchen Denkens und die Hingabe an Gefühlsſchwelgerei und Phantaſtik.

Nachdem der Prinz das beklagenswerthe Opfer einer ruchloſen Politik geworden war, hat man ſeine literariſchen Verſuche, Reiſeſkizzen, Aphorismen und Gedichte, in einer ſtattlichen Bändereihe unter dem Titel „Aus meinem Leben“ der Oeffentlichkeit übergeben (1867). Ein theures Vermächtniß für die Freunde des Unglücklichen, keine Frage; aber vergrößern konnte die Bekanntmachung dieſer Stilübungen denſelben nicht. Dagegen gewähren ſie allerdings willkommene Einblicke in das Weſen des Erzherzogs.

Er ſtellt ſich in dieſen Aufzeichnungen als ein ganzer Lothringer-Habsburger dar, obzwar er ſich nur als letztern fühlt. Das Lothringiſche in ſeiner Abſtammung, wie es ſich ſo höchſt verſchiedenartig in den zwei Figuren Joſephs II. und Franz II. ausgeprägt hatte, war gar nicht nach dem Geſchmacke des Prinzen. Joſeph mußte ihm, dem Erzromantiker, als Aufklärer und Antiromantiker zuwider ſein und ebenſo der Großvater Franz als die fleiſchgewordene Proſa. Der Erzherzog bekannte gern und frei ſeine Vorliebe für das Mittelalter. „Ich leugne es nicht, ich liebe die alte Zeit. Nicht die der vergangenen Jahrzehnte, wo man im Nimbus des Haarpuders unter lau-flauen Idyllen zwiſchen üppigen Wieſenblumen dem gähnenden Abgrunde entgegenkollerte; nein, die Zeit unſerer alten Ahnen, wo ſich in Turnieren Ritterſinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläſchchen verlangte und eine Ohnmacht fingirte, wo man nach dem wilden Eber und den Bären jagte und zwar in freien Forſten. Dieſe ſtarke Zeit hat ſtarke Kinder erzeugt" (A. m. L. II. 71). Sieht das nicht einer Reminiscenz aus dem „Haſper a Spada" auf's Haar ähnlich? Der Prinz hatte alſo die alte dumme Lüge vom Mittelalter, wie ſie ihm ſein Präceptor vorgeleiert, für bare Münze genommen. Ganz in der Ordnung demnach, daß er für mittelalterliche Barbareien aller Art ſchwärmte, wie z. B. für das ſpaniſche Stiergefecht. „Durch den Lauf der Jahrhunderte prägte es ſich immer mehr der Sitte des Volkes ein und ſelbſt der verderbliche Einfluß der Aufklärer, dieſer reißenden Wölfe im Schafpelze, dieſer von Menſchenliebe ſingenden Hyänen, konnte dieſes Feſt nicht ausrotten, wie es ihnen mit ſo vielem Alterthümlichen gelang" (A. m. L. II., 73). Leider bekanntlich auch mit der „heiligen" Inquiſition, ſo daß der im Jahre 1851 in Spanien reiſende Prinz nicht mehr das „ritterliche" Vergnügen haben konnte, neben der Hinſchlachtung von Stieren auch noch die Verbrennung von Juden und Ketzern mitanzuſehen.

Seine kindiſch-zornige Auslaſſung gegen die Aufklärer läßt deutlich die kirchliche Zwangsjacke ſehen, in welche die ganze Erziehung des Erzherzogs eingeſchnürt war. Daher der ſtarke Accent, welchen er überall auf ſeine Katholicität gelegt hat. Bei ſeinem Beſuche in der Kathedrale von Sevilla, wo neben andren heiligen Knochen auch die des heiligen Ferdinand gezeigt werden, erregte es ihm eine angenehme Empfindung, daß der genannte Heilige, bekanntlich ein allerhöchſteigenhändiger Juden- und Ketzerbrenner, „ihm als Hauptvertreter an Gottes Thron von der Kirche beſtellt ſei“ (A. m. L. II. 27). Wunderlich kontraſtirt dann mit dieſen hiſpaniſchen Anſchauungen und Ueberzeugungen die Anwandlung, ſein deutſches Nationalbewußtſein herauszukehren. Der arme Prinz iſt eben nie zu einer Gedankenklärung gelangt, welche ihm gezeigt hätte, was für unermeßliches Unheil die hiſpaniſche Habsburgerei über Deutſchland gebracht hat.

Mitunter ſcheint ſich aber doch unwillkürlich eine moderne Ader in ihm geregt zu haben. So, wenn er den Satz niederſchrieb: „Eine Regierung, die nicht die Stimme der Regierten hören will und kann, iſt faul und geht ihrem raſchen Untergange entgegen“. Allein ſolche Regungen waren nicht von Dauer und konnten es nicht ſein, weil ihnen die Grundlage einer wirklichen Einſicht in das Weſen und Wollen des 19. Jahrhunderts fehlte. Die romantiſche Dämmerung verdrängte ſofort wieder die proſaiſche Tageshelle. Nur in dieſer Dämmerung oder „mondbeglänzten Zaubernacht" fühlte der Prinz ſich behaglich. Schade, daß ſein Behagen geſtört wurde durch einen unruhig hin und her taſtenden Thatendrang, welcher, weil die Thatkraft dem phantaſtiſchen Wünſchen durchaus nicht entſprach, auch wieder mehr einem weiblichen Gelüſte als einem mannhaften Wollen entſprang. Der Erzherzog hat ſich über das Maß ſeiner Talente und ſeiner Kraft offenbar einer großen Selbſttäuſchung hingeben, und als er den Vers machte:

„Klein iſt, nur zu wollen,
Was man eben kann;
Was er will, zu können,
Macht den großen Mann" —

hat er ſicherlich ſich eingebildet, daß er ein Solcher ſei, welcher könne, was er wolle.

Es iſt begreiflich und ſehr verzeihlich, daß die leicht erregbare Phantaſie des Prinzen an der Vorſtellung ſich entzündete, den Thron Montezuma's wieder aufzurichten, als ein durch den Segen des Papſtes geweihter und gefeiter Ritter Sankt Georg der Monarchie jenſeits des Ozeans den Drachen des Republikanismus zu beſiegen und in einem märchenhaft-ſchönen Lande die Krone zu tragen als ein Herrſcher, welcher, wohlgeſinnt und milde, Frieden, Ordnung und Gedeihen da pflanzen würde, wo bislang Anarchie und Bürgerkrieg unausgeſetzte Verwüſtung angerichtet hatten.

Aber der Prinz mußte wiſſen und wußte, daß die ihm angebotene Kaiſerkrone aus Lug gemacht und mit Trug lackirt war; er mußte wiſſen und wußte, daß ſeine Wahl zum Kaiſer von Mexiko durch eine ſogenannte Notabelnverſammlung nichts war als eine vom Monſieur Dubois de Saligny veranſtaltete Polizeipoſſe; er mußte wiſſen und wußte, daß die ihm vorgelogene „enthuſiaſtiſche Zuſtimmung des mexikaniſchen Volkes zu dieſer Wahl“ nur fauler Wind; er konnte wiſſen, daß die Urkunde, welche ihn zum Titularkaiſer machte, in Wahrheit und

Wirklichkeit nichts anderes ſei als ein ihm von Napoleon dem Dritten ausgeſtelltes Anſtellungspatent als franzöſiſcher Oberpräfekt oder vielmehr Unterpräfekt von Mexiko; er konnte endlich auch wiſſen, daß er die finanziellen Verpflichtungen, welche er kraft des Vertrags von Miramar übernommen, nicht würde erfüllen können; denn er konnte doch unmöglich erwarten, die Mexikaner würden ſo holzſchlägeldumm ſein, jahrein jahraus ihre letzten Peſos herzugeben, um die ſtipulirten Millionen und wieder Millionen an dieſelben Franzoſen zu bezahlen, welche gekommen waren, ihnen den Krieg zu machen und die Freiheit und Selbſtſtändigkeit ihres Landes zu vernichten: — ja der Erzherzog konnte und mußte das alles wiſſen und dennoch und trotz alledem ließ er ſich von dem „Abenteurer“, „Parvenu“ und „Dezembriſeur“ mit einer Krone beſchenken, von demſelben dritten Napoleon, welcher etliche Jahre zuvor Oeſtreich einer ſeiner ſchönſten Provinzen beraubt und das Haus Lothringen-Habsburg ſo ſchwer gedemüthigt hatte. Aber freilich, was hat man ſich da viel zu verwundern? Schlichtbürgerliche

Sittlichkeits- und Anſtandsbegriffe vermögen ſich eben zu ſolcher Höhe prinzlicher „Ritterlichkeit“ nicht zu erheben, was jedoch den ſtrengen Wahrheitsmund der Geſchichte nicht hindert zu ſagen, daß in dieſer „Ritterlichkeit“ oder „hohen Politik“ das Moment der Schuld des Opfers der mexikaniſchen Tragödie lag.

Faſt iſt man verſucht, romantiſcher Weiſe anzunehmen, den Romantiker Maximilian habe ſchon im J. 1851 eine romantiſche Vorahnung ſeiner romantiſchen Kaiſerfahrt über den Ozean beſchlichen. Im Gruftgewölbe des Domes von Granada, an den Särgen Ferdinands und Iſabella's, der „katholiſchen Könige“, hatte er damals gereimt:

„Düſtrer, dumpfer Fackelſchein
Führt den Enkel zu der Stätte,
Wo der Könige Gebein
Ruht im kalten engen Bette.

„An dem Sarg er ſinnend ſteht,
Bei dem Staub der großen Ahnen,
Lispelt ſtille ſein Gebet
Den ſchon halbvergeſſnen Manen.

„Da erdröhnt es in dem Grab,
Flüſtert aus den morſchen Pfoſten:
Der hier brach, der goldne Stab,
Glänzt plus ultra euch im Oſten!“

Hätte der Erzherzog ſtatt „Flüſtert aus den morſchen Pfoſten“ geſagt „aus den morſchen Reſten“, ſo hätte er darauf reimen können: „Glänzt plus ultra euch in Weſten“ — und die prophetiſche Hindeutung auf ſeine Zukunft wäre ja handgreiflich vorhanden geweſen. Aber, in allem Ernſte geſprochen, gerade zu jener Stunde iſt im Dome zu Granada dem Prinzen ſo etwas wie ein Schickſalswink zu theil geworden. Denn er fügte der mitgetheilten Aeußerung in Verſen noch dieſe in Proſa hinzu: „Die Dämmerung brach in die ernſten Wölbungen herein, ein dunkler Schleier über das Reich des Todes. Der Sakriſtan erſchloß ein kleines Gemach, rumpelte im Finſtern herum und kam mit den Reichs-Inſignien des katholiſchen Ferdinands und dem Gebetbuche der frommen Iſabella wieder zum Vorſchein. Stolz, lüſtern und doch wehmüthig griff ich nach dem goldenen Reif und dem einſt ſo mächtigen Schwerte. Ein ſchöner, glänzender Traum wäre es für den Neffen der ſpaniſchen Habsburger, letzteres zu ſchwingen, um erſteren zu erringen." (A. m. L. II, 164.)

Dreizehn Jahre ſpäter hat der Erzherzog verſucht, den „ſchönen, glänzenden Traum" zu verwirklichen. Allein das „mächtige" Schwert ſeines Ahnherrn, welcher übrigens weit mehr ein völlig gewiſſenloſer, ſiebenfach deſtillirter Diplomat und Geſchäftsmann als ein „Ritter" geweſen iſt, war viel zu ſchwer für ihn. Er hatte weder zum Kriegsmann noch zum Staatsmann ſo recht das Zeug. Das Fiasko welches er als Generalgouverneur der Lombardei erfahren hatte, hätte ihm dieſe Wahrheit ſagen können. Aber wo wollen und wollten die Menſchen die Stimme der Wahrheit hören, und wäre es auch die in ihrer eigenen Bruſt? Zum ſtilllebigen Träumer und Reimer, zum Kunſtkenner, Parkanleger und Blumenzüchter war der Prinz gemacht. Unterrichtet, feinfühlig, nicht ungeübt im Beobachten, bei zeitweiligen Anflügen von Altklugheit doch vorwiegend

Phantaſtiker, ein gemüthlicher Plauderer, aber ohne irgendwelchen ſelbſtſtändigen Gedankenwurf, voll hochfliegender Reminiscenzen, aber ohne energiſchen Seelenſchwung, den Kitzel zum Handeln mit der Kraft zum Handeln verwechſelnd, — Summa: eine weit mehr paſſive als aktive Natur, ganz dazu angethan, von dem Triebwerk der „hohen Politik" mitleidslos zermalmt zu werden.

Für den Erzherzog, wie er nun einmal war, iſt es ein großes Unglück geweſen, daß er in der Perſon der Prinzeſſin Charlotte von Belgien eine Frau zur Gattin bekam (1857), in welcher das männliche Element ebenſo vorwog, wie in ihrem Gemahl das weibliche.

Auch die Erzherzogin iſt keineswegs ſchuldlos von einem ſchrecklichen Geſchicke ereilt worden. Sie war es, welche, von Ehrgeiz verzehrt, den träumeriſchen Einbildungen ihres Gatten, er ſei beſtimmt, große Thaten zu thun und eine erſte Heldenrolle auf der Weltbühne zu ſpielen, eine beſtimmte Richtung gab. Sie war es, welche ihren ganzen übermächtigen Einfluß auf den Prinzen aufbot, um ihn zum Eingehen auf das Kaiſerſchwindelſpiel zu bewegen, und ſie hat an dieſem Spiel ſelber einen ſo ſtarkvortretenden Antheil genommen, daß die Mexikaner ſie ihrem Gemahle durchaus gleichſtellten und daß die Anhänger des Kaiſerthums nicht vom Kaiſer und von der Kaiſerin ſprachen, ſondern beide in der Geſammtbezeichnung „Los Emperadores“ untrennbar zuſammenfaßten.

Die Tochter Leopolds von Belgien war keine gewöhnliche Frau. Ernſtgeſtimmt, nachdenklich und arbeitſam von Jugend auf, hatte ſie ſich eine vielſeitige Bildung erworben, las, ſchrieb und ſprach geläufig deutſch, franzöſiſch, italiſch und engliſch, war auch eine Politikerin, ſoweit man das eben ſein kann ohne Menſchenkenntniß und Erfahrung. Es war ihr nicht beſchieden, ihrem Gatten Kinder zu geben, und das war ihr großes Unglück. Denn Frauen, welchen des Weibes ſüßeſter Pflicht und höchſter Beſtimmung, Kinder zu gebären und zu erziehen, genugzuthun verſagt iſt, werden durch ihre ungeſtillte Sehnſucht in der Regel auf allerlei Wege der Thorheit getrieben. Am häufigſten auf die Bahn der Frömmelei oder auf die ebenſo ſchlüpfrige eines unweiblichen Ehrgeizes. Die Erzherzogin wußte beides zu vereinigen: ſie war fromm und ehrgeizig zugleich und beide Motive haben denn auch in Betreff des unſeligen mexikaniſchen Kaiſerſchwindels ihre Wirkung gethan. Die Prinzeſſin glaubte oder bildete ſich ein, zu glauben, ihr Gemahl würde von dem auf ſeiner Seele laſtenden Gewichte der Thatenloſigkeit zu Tode gedrückt. Das war gar nicht zu befürchten; allein ſie hätte ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt, daß es ſo ſein müßte, und handelte darnach. Frauen, die nicht Mütter ſind, und alſo nicht durch Mutterſorgen ſtets an das Mögliche und Wirkliche gemahnt werden, ſind in der Hingabe an ihre Marotten und Leidenſchaften ganz unberechenbar und ſpringen mit Leichtigkeit über Schranken hinweg, die ihnen heilig, heiligſt ſein müßten.

Daraus erklärt ſich, wie die Enkelin Louis Philipps mit Louis Bonaparte in freundliche Beziehungen treten mochte; daraus erklärt ſich, daß die Nichte der Prinzen Orleans aus den Händen Napoleons des Dritten eine Schaumgoldkaiſerinkrone als Almoſen zu empfangen ſich nicht geſchämt hat.

Aber es ſollte eine Stunde kommen, wo der Almoſengeber und die Almoſenempfängerin im Schloſſe von Saint-Cloud einander gegenüberſtanden und die Enkelin Louis Philipps die ganze Bitterkeit des bonaparte'ſchen Almoſens zu ſchmecken bekam. Man beleidigt das „ſchlichtbürgerliche“ Sittengeſetz und Anſtandsgefühl doch nicht immer ungeſtraft.

9.

Von Veracruz bis Chapultepek.

Am 28. Mai von 1864 warf, wie ſchon gemeldet worden, die Novara, nachdem ſie am Fortfels von San Juan d'Ulua vorbeigeglitten, vor Veracruz Anker. Den hier Landenden bietet aber bekanntlich das ſchöne Aztekenland keinen einladenden Anblick. Ein langgeſtreckter, flacher, ſandiger, dürrer Küſtenſaum und darauf zwiſchen Sanddünen und Sümpfen emporſteigend die weißen, flachdachigen Häuſerwürfel der Stadt, zu geraden Straßenzeilen zuſammengefügt wie lange Reihen von Grabmonumenten, — das iſt alles. Der guten Gräfin Kollonitz kam das Ganze vor „wie ein großer Kirchhof“, und daß die glühendheiße Hafenſtadt mit ihrer Umgebung ein ſolcher heißen durfte, davon konnten ſich die Ankömmlinge überzeugen, wenn ſie ihre Blicke nach dem gegenüber der Inſel Sacrificio gelegenen „Jardin d'acclimatation“ richteten. So nämlich hatten die Franzoſen mit echtfranzöſiſchem Witz eine weite Einfenzung benamſet, innerhalb welcher die Scharen von Franzoſen begraben liegen, die in der erſten Zeit nach der Landung der mexikaniſchen Expedition unter dem Gluthimmel der Tierra caliente am Vomito geſtorben waren.

Die Thetis, der Novara vorauseilend, hatte die Ankunft des Kaiſers in Veracruz gemeldet. Es ſchien jedoch niemand davon Notiz nehmen zu wollen. „Nichts regte ſich im Hafen, nichts an der Küſte. Der neue Beherrſcher von Mexiko ſtand Angeſichts ſeines Reiches und war im Begriffe, es zu betreten, aber ſeine Unterthanen hielten ſich verborgen, niemand empfing ihn! Es war ein unheimliches Gefühl für alle.“ So unſere gräfliche Gewährsfrau*). Die Gleichgültigkeit der Bewohner von Veracruz gegen den Kaiſerſchwindel erklärt ſich übrigens leicht aus dem Umſtand, daß dieſe Hafenſtadt ſtets ein Hauptſitz des Liberalismus geweſen iſt.

---

*) Paula Kollonitz: Eine Reiſe nach Mexiko i. J. 1864, S. 69.

Die ſogenannte proviſoriſche Regierung hatte ihren Obmann, den General Almonte, aus der Hauptſtadt nach der Küſte geſchickt, um „Los Emperadores“ zu empfangen. Der tapfere General hatte aber, ſei es aus Scheu vor dem Liberalismus oder aus Furcht vor dem Vomito von Veracruz, unterwegs in Orizaba Halt gemacht. In der Zwiſchenzeit, bis er von dort herbeigeholt war, erſchien der Kommandant der franzöſiſchen Flottenſtation, Kontre-Admiral Boſſe, an Bord der Novara und benahm ſich als vollendeter Nichtgentleman, brummend und ſcheltend und den „neuen Beherrſcher von Mexiko“ ſo recht fühlen laſſend, daß derſelbe in den Augen der Franzoſen eben nur eine napoleoniſche Kreatur ſei, ein untergeordnetes und vorausſichtlich bald vernütztes Werkzeug der Tuilerienpolitik. Unter den übrigen wenig tröſtlichen Auslaſſungen des Flegels von Admiral war auch die, daß die Reiſe nach der Hauptſtadt ſehr gefährlich ſei, maßen ſich Guerrillasbanden gebildet hätten, zum Zwecke, das Kaiſerpaar unterwegs wegzufangen, und daß der General Bazaine noch nicht Zeit gehabt habe, ſichernde Gegenmaßregeln zu treffen.

Am folgenden Tage, nachdem Almonte endlich eingetroffen, wurde die Landung bewerkſtelligt. „Der Empfang — bezeugt die Gräfin — war äußerſt kühl. Die Bevölkerung von Veracruz war ſchwach vertreten; mit einigen Triumphbogen und landesüblichen Petarden hatte ſie ſich abgefunden.“ Die Franzoſen hatten, um ihre Truppen möglichſt ſchnell aus dem Peſtilenzgebiete der Küſte hinwegzuſchaffen, eine Eiſenbahn improviſirt, denn „gebaut“ konnte man kaum ſagen, die von Veracruz über La Soledad bis nach Lomalto reichte, eine Strecke von 2 Stunden Fahrzeit. Bis Lomalto konnte man demnach in civiliſirter Reiſeweiſe gelangen. Hier jedoch begannen für die Emperadores und ihr Gefolge die komiſchen Leiden und tragiſchen Freuden einer Reiſe im Innern von Mexiko. Doch wurde; als der Wanderzug aus der heißen Region in die gemäßigte und aus dieſer in die kühle auf der Hochebene von Anahuak langſam ſich emporwand, der Empfang von Seiten der Bevölkerung allmälig wärmer. Eine hochwürdige Geiſtlichkeit hatte ja Lungen, Stimmritzen und Zungen nicht geſchont, um insbeſondere der indianiſchen Bevölkerung einzupredigen, daß die erlauchten Emperadores eigens und extra in der Abſicht über das Meer gekommen ſeien, um die armen rothen, braunen, gelben, ſchwärzlichen und ſcheckigen Söhne von Anahuak glücklich zu machen. Der Wunſch wurde auch hier, wie überall und allzeit, des Glaubens Vater.

Natürlich ſtrengte die klerikale Partei nach anderen Richtungen hin alle ihre Kräfte und Mittel an, um — immer unter Schutze franzöſiſcher Bajonette, verſteht ſich — in den nach der Hauptſtadt hinaufziehenden Emperadores die Vorſtellung zu erwecken, es müſſe an dem Humbug einer Volksabſtimmung zu Gunſten des Kaiſerthums doch ein Fetzen Wahrheit hängen. Verdächtig freilich war es, daß augenſcheinlich große Vorſicht, ja Aengſtlichkeit aufgewandt werden mußte, um den kaiſerlichen Reiſezug durch franzöſiſche Truppenabtheilungen zu Fuß und zu

Pferde gegen etwaige Anfälle von Seiten republikaniſcher Guerrilleros zu ſchützen und zu decken. Allein an den Raſtorten, wie Kordoba, Orizaba und Puebla, hatte der Eifer der Klerikalen in Verbindung mit den Künſten franzöſiſcher Poliziſten alles ſo herzurichten gewußt, daß das Kaiſerpaar ſich ſogar ſchmeicheln durfte, mit Begeiſterung empfangen worden zu ſein. Abgeſehen aber auch von ſolchen Blendwerken des Parteieifers und polizeilicher Kunſt, iſt der Erzherzog und ſeine Gemahlin von vielen mexikaniſchen Herren und Damen mit Wohlwollen angeſehen und bewillkommt worden, weil die Einfachheit und Güte des Prinzen und der Prinzeſſin einen durchaus gewinnenden Eindruck machten. Wenn aber Maximilian und Charlotte in dieſem höflichen, ja herzlichen Empfang eine dauerhafte Bürgſchaft für die Popularität des Kaiſerſchwindels erblickten, ſo war das eine grelle Täuſchung. Dieſe verhoffte Bürgſchaft war gerade ſo viel werth wie das Vivatgeſchrei, welches Haufen von Indianern, Meſtizen und Zambos auf Kommando ihrer Seelenhirten an dem Wege des Kaiſerpaares anſtimmten. Der Erzherzog allerdings ließ zuweilen merken, daß er von allem, was er während der Hinaufreiſe gen Tenochtitlan geſehen und gehört, nicht allzu ſehr erbaut ſei; allein ſeine Frau ließ dieſe Stimmung nicht Herrin über ihn werden. Sie ihrerſeits war von allem entzückt oder that wenigſtens ſo. Sie äußerte ſich ganz begeiſtert über Land und Leute und zählte ohn' Unterlaß die Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit auf, welche ihnen unterwegs gegeben worden ſeien. Die arme Frau hatte keine Ahnung, wie ſehr das alles Schein und Schaum und wie bald der Schein verſchwinden und der Schaum verfliegen würde.

Am 12. Juni hielten die kaiſerlichen Schein- und Schaum-Majeſtäten, geleitet von dem General Bazaine, ihren Einzug in die Hauptſtadt. Blumenguirlanden, Draperien, Triumphbogen mit den Inſchriften Maximiliano und Karlota mangelten nicht. Doch durfte — ſagte unſere gräfliche Augenzeugin — „die ganze Feierlichkeit nicht nach europäiſchen Begriffen beurtheilt werden. Schönheit der Uniformen, Glanz der Equipagen fehlten ganz.“ Glücklich, wenn weiter nichts gefehlt hätte! Aber welcher denkende Menſch konnte glauben, daß ein macht- und geldloſer Fremdling, dieſer von einem franzöſiſchen General eingeführte und inthroniſirte Titularkaiſer, welchen alsbald die ſchlimmſten Geſellen Mexiko's, die Miramon, La Baſtida und Marquez, als ihren Parteichef umgaben, lange verhalten könnte? Vielleicht glaubten es die zum Einzuge der Emperadores maſſenhaft herbeigeſtrömten Indianer, welche, wie wohlbezeugt iſt, in dem freundlich grüßenden Erzherzog einen neuen Quetzalkoatl ſahen; allein auch dieſer indianiſche Glaube war von kurzer Dauer. Der arme öſtreichiſche Quetzalkoatl konnte ja keine Wunder thun.

Dem großen Regierungsgebäude an der Plaza mayor hatte man den hochtönenden Namen „Palacio imperiale“ gegeben; allein die Einrichtung und Ausſtattung dieſes Kaiſerpalaſtes war die eines europäiſchen Gaſthofes zweiten oder dritten Ranges und verſinnbildlichte in ihrer Halbfertigkeit, Trödelhaftigkeit und Schluderigkeit ganz gut, aber wenig einladend, das Weſen dieſer Stegreifdichtung von mexikaniſchem Kaiſerthum.

Die mit dem erzherzoglichen Paare aus Europa herübergekommenen Herren, Damen und Diener machten zu dieſer Palaſtwirthſchaft ſehr verwundernde Augen und gebärdeten ſich nicht wenig enttäuſcht, rath- und hilflos. Die Emperadores jedoch „zeigten ſich mit allem zufrieden". Nur wünſchten ſie ſich aus dem zwar nicht gerade verwünſchten, aber doch verwanzten „Palacio imperiale" hinaus nach dem Sommerſchloß der alten aztekiſchen Herrſcher auf Chapultepek, das aber freilich mehr Ruine als Schloß war. So wurde denn eiligſt ein Pavillon daſelbſt für den Prinzen und ſeine Gemahlin zu nothdürftigem Wohnen hergerichtet. Ach, das war kein Miramare! Die gute Gräfin Kollonitz mußte in Chapultepek mit dem Reſt ihres Vorraths von Wanzenpulver herausrücken. Dieſe armen Majeſtäten hätten mit Leporello ſingen oder ſeufzen können: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!"

10.

Der Anfang nur der Anfang vom Ende.

Der Reiz der Neuheit, welcher das Erſcheinen, Auftreten und Gebaren der Emperadores begleitet und für eine Weile den Anſchein allgemeiner Zuſtimmung hervorgebracht hatte, mußte ſich ſchnell vernützen in einem Lande, auf deſſen Staatsbühne ſeit 40 Jahren die „Verwandlungen“ der Scene unaufhörlich und mit reißender Raſchheit bewerkſtelligt worden waren.

Die Mexikaner konnten unmöglich über die Thatſache hinwegſehen, daß der angebliche Kaiſer eben doch nur ein Figurant und die wirkliche Macht und Gewalt bei dem zum Marſchall erhobenen Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Armee ſei. Dieſe Armee aber war und blieb in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung eine feindliche, der man eben nur Gehorſam zollte, wo und wie man ſchlechterdings mußte. Die nationale Fahne, das mußte ſelbſt die klerikale Partei heimlich ſich geſtehen, flatterte in den Lagern und an den Beiwachtfeuern der republikaniſchen Generale und Bandenführer. Mexiko war nicht im „Palacio imperiale“ der Hauptſtadt, ſondern da, wo gerade die unſtäte Wanderregierung des Präſidenten Juarez ſich befand. Das Gefühl hiervon kräftigte ſich und nahm an Umfang zu in demſelben Maße, in welchem die Bevölkerung das Schwergewicht der franzöſiſchen Okkupation immer ſchmerzlicher empfand. Auch konnten die ewigen Häkeleien, Eiferſüchteleien und Zänkereien zwiſchen den Vertheidigern des wieder aufgerichteten Throns Montezuma's, d. h. zwiſchen den franzöſiſchen, öſtreichiſchen, belgiſchen und kaiſerlich-mexikaniſchen Truppen im Volke nur das Bewußtſein mehr und mehr zur Klarheit bringen, daß alle dieſe Leute an die Haltbarkeit der Sache, welche ſie verfochten, ſelber nicht glaubten.

Die Aufgabe, welche dem öſtreichiſchen Prinzen geſtellt war, iſt eine ſolche geweſen, daß nur ein Phantaſiemenſch, wie er einer war, nicht von vorneherein an der Möglichkeit einer Löſung derſelben verzweifelte. Während die rechtmäßige Regierung des Landes gegen ihn, den auf franzöſiſchen Gewehren importirten Uſurpator, Krieg führte und er noch dazu gezwungen war, die Intereſſen ſeiner Beſchützer, der Franzoſen, ſtets über ſeine eigenen zu ſtellen, ſollte er über weite Länderſtrecken hin ſeine monarchiſche Autorität zur Geltung bringen, eine Autorität, welche nie eine andere Baſis gehabt hatte als Lug und Trug. Stets unter dem Banne der argwöhniſchen Blicke Bazaine's und der nicht minder argwöhniſchen Blicke, welche zwar fernher, aber deßhalb nicht weniger wuchtend aus dem Weißen Hauſe zu Waſhington auf ihn herabgerichtet wurden, ſollte er eine „nationale“ Armee von mindeſtens 40,000 Mann ſchaffen, während doch, mit wenigen Ausnahmen, alles gute Heermaterial auf der republikaniſchen Seite ſich befand, ſollte er ferner das ganze Verwaltungs-, Juſtiz-, Finanz- und Verkehrsweſen neu organiſiren und ſollte er endlich den ſchweren Geldforderungen des franzöſiſchen Hofes nachkommen, zu welchen dieſer durch den Vertrag von Miramare berechtigt war. Selbſt eine Intelligenz erſten Ranges hätte dieſes koloſſale Wirrſal nicht zu bewältigen vermocht, ſelbſt eine Eiſenhand wäre an dieſer Aufgabe erlahmt. Der Erzherzog war kein Mann von Genius und beſaß keine eiſerne Hand; aber das Schlimmſte für ihn war, daß er kein Prinzip vertrat, ſondern nur einen Schwindel.

Zu dieſer Zeit vorzugsweiſe von dem belgiſchen Staatsrath Eloin berathen, einem Herrn, welchen der alte König Leopold, von dem es rein unbegreiflich, daß er ſeinem Schwiegerſohne zur Annahme der mexikaniſchen Krone hatte rathen können, ſeiner Tochter als Mentor mitgegeben hatte, machte der Prinz den Verſuch, der doppelten und drückenden Bevormundung durch die Franzoſen und durch die klerikale Partei ſich zu entziehen. Da er im Beobachten nicht ungeübt war, ſo hatte er bald bemerken müſſen, daß ſeine Stellung als franzöſiſcher Schützling und als Haupt der klerikalen Partei die Möglichkeit, in Mexiko Wurzel zu faſſen, beträchtlich herabminderte. Er nahm daher einen Anlauf, dem Lande zu zeigen, daß er mehr als ein Figurant und Werkzeug der Franzoſen und auch keineswegs ein gehorſamer Diener der Pfaffen ſei. Nachdem er die letzteren und ihren Anhang ſchon dadurch für ſeine Sache erkältet hatte, daß er keine Miene machte, die Kirchengüter an den Klerus zurückzugeben — was übrigens ganz unmöglich — entfernte er die Führer der Klerikalen ſo ziemlich aus allen wichtigen Aemtern, ſchickte auch mehrere derſelben als Geſandte nach Europa, um ſie aus dem Lande zu bringen, und verſuchte eine Regierung aus „nationalen“ Elementen zuſammenzuſetzen. Aber was waren das für Leute? Entweder unſaubere oder untüchtige; denn, ſei es auch hier wiederholt, alle beſſeren und tüchtigeren nationalen Kräfte hielten feſt an der Republik und an Juarez.

Der Erzherzog wähnte nun, mit Hilfe ſeiner halbliberalen Halbmänner oder Ganzunmänner von

Miniſtern, Generalen und Präfekten die nothdürftig konſtruirte kaiſerliche Regierungsmaſchine in Gang bringen zu können. Die Räder raſſelten und ſchwirrten, die Maſchine polterte und ſpie die von dem Prinzen ſchon zum voraus während ſeiner Meerfahrt präparirten Statuten, Edikte, Organiſationen, Verordnungen, Manifeſte und Befehle in ganzen Haufen nach allen Richtungen hin aus; aber dabei hatte es ſein Bewenden. Die Maſchine wirkte nicht. Das ganze Regieren des Prinzen war und blieb papieren und wurde, noch bevor die darauf verwandte Dinte recht trocken, Makulatur. Nach wenigen Monaten mußte der arme Schattenkaiſer ſich der Demüthigung unterziehen, dem Marſchall Bazaine das Geſtändniß zu machen, daß er, der „Kaiſer“, nur durch die Franzoſen und mit den Franzoſen regieren könne. Der Marſchall übernahm es demnach, das Land zu „pacifiziren“, wie man es nannte; ferner, eine mexikaniſche „Nationalarmee“ zu organiſiren und durch eine aus Frankreich herübergerufene Beamtenſchar das Finanz- und Zollweſen zu „reguliren“; endlich den unabläſſig wiederholten Beſtürmungen der „kaiſerlich-mexikaniſchen“ Regierung um Geldvorſchüſſe von Zeit zu Zeit zu entſprechen.

Der Verſuch, von den Franzoſen ſich zu emanzipiren und eine „nationale“ Partei und Regierung zu gründen, war darnach vollſtändig geſcheitert. Die Klerikalen allerdings waren vorderhand bei Seite geſtellt, allein durch dieſe Beiſeiteſtellung war ja der Erzherzog der einzigen Stütze beraubt, welche er außer den Franzoſen im Lande gehabt hatte.

Ebenſo mißlangen nach anderen Seiten hin unternommene Verſuche. Der Prinz, gerne des Urſprungs ſeiner Kaiſerſchaft vergeſſend — was ſehr begreiflich und verzeihlich — hatte ſich in dem ſüßen Traum einer allgemeinen Verſöhnung der Parteien des Landes gewiegt und es war ihm zweifelsohne heiliger Ernſt mit der Abſicht, dieſen Traum zu verwirklichen. Es konnte ihm hierbei nicht entgehen, daß das Schwergewicht des mexikaniſchen Parteiweſens bei den republikaniſchen Patrioten war, und dieſe Erkenntniß ſollte ſich in ſeiner Abwendung von den Klerikalen manifeſtiren. Aber die Berechnung, dadurch eine Herüberziehung der Republikaner zur monarchiſchen Fahne anzubahnen, ſchlug gänzlich fehl, und die Hoffnung des Erzherzogs, ſelbſt Gegner wie den ſtandhaften Juarez und den heldiſchen Diaz für ſeine Perſon und für das Kaiſerthum zu gewinnen, erwies ſich durchaus trügeriſch. Wie bekannt, ſind wiederholt die zuvorkommendſten Eröffnungen, die lockendſten Anerbietungen an Juarez und Diaz ergangen, aber alleſammt rund und nett zurückgewieſen worden. Als es mit der Beſchmeichelung und Verlockung der Republikaner nicht ging, iſt dann der Prinz mit einer Plötzlichkeit, welche der Unbeſtändigkeit des eigenen und ſeiner Unkenntniß des mexikaniſchen Charakters entſprach, an einem unheilvollen Tage zu einem Schreckenſyſtem hinübergeſprungen, welches, wähnte er, die Männer vernichten ſollte, die er nicht hatte verführen können.

Einen weiteren und ſehr herben Fehlſchlag erfuhr der Erzherzog in Waſhington. Wunderlicher Weiſe ſcheint er geglaubt zu haben, daß man dort die Tragweite der franzöſiſchen Invaſion und der Aufrichtung eines bonaparte'ſchen Vaſallenthrons in Mexiko gar nicht beachtet oder nicht erkannt hätte. Und doch mußte er Kenntniß haben von einer lakoniſchen aber inhaltsvollen Note, welche der Staatsſekretär Seward ſchon unterm 7. April von 1864 an Herrn Dayton, den Geſandten der Union in Paris, gerichtet hatte, um davon der franzöſiſchen Regierung Kenntniß zu geben. Dieſe Note hatte ſo gelautet: „Ich ſende Ihnen eine Abſchrift der Reſolution, welche am 4. dieſes Monats im Repräſentantenhauſe einſtimmig angenommen worden. Sie bringt die Oppoſition dieſer Staatskörperſchaft gegen die Anerkennung einer Monarchie in Mexiko zum Ausdruck. Nach allem, was ich Ihnen ſchon früher mit aller Offenheit zur Information Frankreichs geſchrieben habe, iſt es kaum nöthig, noch ausdrücklich zu ſagen, daß die in Rede ſtehende Reſolution die allgemeine Anſicht des Volkes in den Vereinigten Staaten in Betreff Mexiko's feſtſtellt.“

Ob wohl Napoleon den Dritten beim Anblick dieſer Note die Ahnung überkam, daß die in jener Dezembernacht von 1851 gemeuchelmordete Republik doch nicht umſonſt ihr „Exoriare aliquis!“ in die Welt hinausgeröchelt habe?

Schwerlich! Und falls ihn dieſe Ahnung wirklich überkam, ſo konnte er ſie ja kurzweg abweiſen mit der Selbſtberuhigung, daß Brother Jonathan dermalen nicht und wahrſcheinlich überhaupt niemals im Stande ſein werde, jenem Racheruf Folge zu leiſten. Hatten doch gerade zur Zeit, wo Seward ſeine Note ſchrieb, die Siege des ſüdſtaatlichen Generals Lee die Sache des Sklavenbaronenthums auf den Gipfel der Hoffnung erhoben. Freilich, zum Nachdenken konnte es den Selbſtherrſcher an der Seine immerhin ſtimmen, daß das Kabinett von Waſhington auch jetzt, inmitten der höchſten Bedrängniß der Union durch die ſüdſtaatliche Rebellion nicht anſtand, ſo kurz und beſtimmt anzudeuten, was der napoleoniſche Vaſallenthron in Mexiko von den Vereinigten Staaten zu erwarten habe: — Nichtanerkennung und Feindſchaft.

Uebrigens hätte dieſes entſchloſſene Feſthalten am republikaniſchen Prinzip und an der Monroe-Doktrin von Seiten der Unionsregierung der Erzherzog auch ſchon daraus entnehmen können, daß der Geſandte der Vereinigten Staaten Mexiko etliche Tage, bevor er ſelber es betrat, verlaſſen hatte. Endlich konnte ihm auch nicht unbekannt ſein, daß Romero, der Geſandte der Republik Mexiko bei der Union, in verſchiedenen Städten derſelben öffentliche Werbungen veranſtaltete, daß Juarez fortwährend Zuzug von Freiwilligen aus den Vereinigten Staaten empfing und daß er, hauptſächlich auf dem Umwege über Kalifornien, von dorther mit Geld, Lebensmitteln und Kriegszeug unterſtützt wurde.

Trotz alledem hatte der Prinz vom Weſen des Nordamerikanerthums ſo wenig eine Vorſtellung, daß er wähnte, mittels einer ohne Wiſſen und Zuthun des franzöſiſchen Marſchalls beſchloſſenen diplomatiſchen Sendung nach Waſhington Männer wie Linkoln und Seward von ihren Prinzipien abzubringen und ſich von ihnen eine

Art Anerkennung oder wenigſtens die Verſicherung der Neutralität der Unionsregierung zu verſchaffen. Zu dieſem Ende ſandte er ſeinen Miniſter Arroyo nach Waſhington, der aber dort die Aufnahme fand, welche er erwarten mußte, nämlich gar keine. Er wurde rund und nett abgewieſen.

Der Erzherzog, von der richtigen Ueberzeugung geleitet, daß er als bloßes Werkzeug der napoleoniſchen Politik, als Schützling der franzöſiſchen Waffen den Mexikanern niemals etwas anderes werden könnte denn eine abenteuerliche Figur einer der abenteuerlichſten Epiſoden ihrer abenteuerlichen Geſchichte, hatte alſo verſucht, ſich zu nationaliſiren, ſich auf eigene Füße zu ſtellen, die patriotiſche Partei für ſich gewinnen, den Argwohn und Groll der Vereinigten Staaten zu entwaffnen. Allein alle dieſe Verſuche, Anläufe und Bemühungen waren ſo kläglich mißlungen, daß dem Prinzen, wollte er nicht das Klügſte thun, d. h. ſeine Schaumgoldkrone dem nächſten beſten Bettler ſchenken und zur ſüßen Muße von Miramare zurückkehren, nichts übrigblieb, als von neuem auf Gnade und Ungnade in die Arme der Franzoſen ſich zu werfen, welche ihm natürlich von da ab ſehr deutlich fühlbar machten, wie ſie von ſeiner Kaiſerſchaft im allgemeinen und von ſeinen Emanzipationsverſuchen im beſonderen dachten. Die doppelt peinliche Demüthigung, welche dies für den öſtreichiſchen Prinzen mit ſich brachte, hätte er ſich erſparen können, falls er ſich in Betreff der Tauglichkeit, d. h. Untauglichkeit der „gemäßigten Liberalen“, welche dem Kaiſerthron zugefallen waren, keine Illuſionen gemacht haben würde. Denn von dieſem Menſchenkehricht, von ſolchen Spülichtmenſchen war ſchlechterdings nichts zu erwarten, ausgenommen Dummheiten und Feigheiten. Die Halblinge und Hämmlinge waren auch in Mexiko ſo, wie ſie überall ſind. Zu feig, um ganze Verräther zu ſein, fanden ſie ſich mit ihrem Gewiſſen dahin ab, daß ſie nur halbe ſein wollten. Weil der Kaiſerſchwindel, von franzöſiſchen Bajonetten gehalten, den Anſchein einer Realität hatte, ſo ſchwindelten dieſe Herren Realpolitiker denſelben mit, ſelbſtverſtändlich mit dem ſtillen Vorbehalt, ſofort nach dieſer oder jener Seite hin abzuſpringen, wo ſich etwa Gelegenheit böte, einem anderen Erfolge zu huldigen, einer anderen „vollendeten Thatſache“ realpolitiſch ſich anzubequemen, wie das allenthalben und allzeit des liberalen Amphibienthums Natur und Kunſt iſt . . .

Zwiſchen Maximilian und Bazaine hob nun aber eine Schachpartie an, welche nur mit der Mattſetzung des erſteren endigen konnte. Der Erzherzog ſträubte ſich fortwährend gegen ſeine franzöſiſchen Feſſeln, welche er doch unmöglich abſchütteln konnte, falls er nicht ſeinem Herrn und Meiſter in Paris das Danaergeſchenk von Krone vor die Füße werfen wollte. Und das wollte er nicht, weil ſich ſein Stolz dagegen ſträubte, nach Hauſe heimzukehren mit dem Geſtändniß, er habe die größte Don-Quijoterie des Jahrhunderts begangen.

Dem Marſchall hat man allerhand nachgeſagt und ſoviel iſt gewiß, daß er während der Okkupation Mexiko's durch die Franzoſen ſich ſelber nicht vergaß. Man weiß ja, daß franzöſiſche Marſchälle und Generale von derartigen Unternehmungen auch noch ſolidere Dinge als Gloire mitheimzubringen pflegen. Bazaine war ein praktiſcher Mann. Er lehnte den Titel eines „Duc de Mexique“, welchen ihm der Erzherzog anbot, ab; natürlich aus purer Beſcheidenheit, in welcher Tugend franzöſiſche Marſchälle und Generale bekanntlich von jeher groß geweſen ſind. Dagegen ſah er ſich mit den Augen ſeines liebebedürftigen Herzens um unter den ſchöneren und ſchönſten Töchtern des Landes oder wenigſtens der erreichbaren Gegenden und es war reiner Zufall, daß die, welche ihm als die ſchönſte erſchien, zugleich eine der reichſten oder geradezu die reichſte war, eine Tochter der großen Familie La-Peña, welche im Juni von 1865 ſeine Frau Marſchallin wurde. In Folge dieſer Verbindung ſoll Bazaine, angeeifert durch den Ehrgeiz ſeiner jungen Frau, mit dem Plane ſich getragen haben, den öſtreichiſchen Prinzen zu entfernen und ſich ſelber zum König oder Kaiſer von Mexiko zu machen.

Unmöglich iſt das nicht. Wahrſcheinlich ſogar ſind dem franzöſiſchen Oberbefehlshaber, der ja doch, ſoweit die Gewalt der franzöſiſchen Waffen in Mexiko reichte, thatſächlicher Gebieter im Lande war, derartige Träume der Ruhm- und Herrſchſucht durch den Kopf gefahren. Aber zu einem Verſuche, dieſelben zu verwirklichen, iſt es nicht gekommen. Wenigſtens iſt bislang kein Beweis von einiger Verläßlichkeit beigebracht worden, daß ein ſolcher Verſuch wirklich ſtattgefunden habe. Weiterhin hatte der Marſchall allem nach das Recht, über Verleumdung ſich zu beklagen, wenn ihm nach dem Eintritt der mexikaniſchen Kataſtrophe leiſe und laut vorgeworfen wurde, er habe das Kaiſerthum geradezu an die republikaniſchen Generale verrathen und verkauft. Freilich iſt es im Intereſſe der hiſtoriſchen Wahrheit höchlich zu beklagen, daß der vielbeſprochene Briefwechſel zwiſchen Maximilian und Napoleon noch nicht an die Oeffentlichkeit gekommen iſt; denn derſelbe würde ohne Zweifel manche Geheimfalte des Trauerſpiels in Mexiko bloßlegen.

Allein bei jetziger Aktenlage iſt, wenn man gerecht ſein will, kein anderes Urtheil möglich als dieſes, daß Bazaine durchweg und bis zuletzt nach ſeinen Inſtruktionen gehandelt und nur die Befehle ſeines Herrn, des Kaiſers der Franzoſen, vollzogen habe.

11.

Ein Todesurtheil, das ſich Einer ſelber ſchreibt.

Die Franzoſen haben behauptet — und zwar mit jener Zuverſicht, womit ſie derartige Behauptungen aufzuſtellen gewohnt ſind — daß zu Anfang des Jahres 1865 die Aufgabe, welche ihnen der Wille ihres Kaiſers und das Vertrauen des mexikaniſchen Vaſallen deſſelben in Mexiko geſtellt hatte, in umfaſſender Weiſe gelöſ't geweſen ſei („largement accompli“). Dem Lande ſei Ruhe und Friede zurückgegeben geweſen, die „nationale“ Armee auf guten Grundlagen organiſirt, das Verwaltungsweſen neu eingerichtet und eine wirkſame Kontrole hergeſtellt. Alle die Veranſtaltungen, Organiſationen und Einrichtungen der Franzoſen ſeien aber durch die Unfähigkeit, Sorgloſigkeit und Trägheit der Miniſter Maximilians und ſeiner Regierung überhaupt gelähmt, verwirrt und unwirkſam gemacht worden.

An dieſem Vorwurf iſt etwas Wahres, ſogar viel. Allein nicht minder wahr iſt, daß die Franzoſen, indem ſie in Mexiko in ihrer Weiſe „an der Spitze der Civiliſation marſchirten“, d. h. nach der franzöſiſchen Regierungsſchablone organiſirten und regierten, nur ein großes Kartenhaus von Civil- und Militärverwaltung zuwegebrachten, welches hinter ihren abmarſchirenden Kolonnen ſofort zuſammenſtürzte.

Man muß auch hervorheben, daß wahrheitsliebende Franzoſen ſelber keineswegs nur die Regierung Maximilians oder den Prinzen perſönlich für dieſen Zuſammenſturz verantwortlich gemacht haben. So ein Franzos hat dieſe zwei Fragen gethan: „Trug nicht die eigentliche Schuld die franzöſiſche Regierung, da ſie mit ungeheuren, von der öffentlichen Meinung verabſcheuten Opfern (aux prix d'énormes sacrifices repoussés par l'opinion publique) in Mexiko eine Dynaſtie gründen wollte und dieſer Dynaſtie doch nur 40 Millionen aus zwei ſtarken Anleihen zukommen ließ, während ſie ſelber dadurch 500 Millionen ſich verſchaffte, welche die Dummheit geköderter und getäuſchter Darleiher ihr darbot (500 millions prêtés par d'imprudents sonscripteurs alléchés et trompés)? Hieß das nicht wiſſentlich (sciemment) ein todtgeborenes Reich in die Welt ſetzen?"*)

Dieſe vernichtenden Fragen könnten nur der Moniteur und Seinesgleichen zu verneinen wagen.

Derweil ſchien im Jahre 1865 noch alles gut zu gehen. Die mobilen Kolonnen der Franzoſen durchzogen das weite Gebiet der Republik und nur mühſälig hielten die republikaniſchen Generäle, im Norden insbeſondere Negrete, im Süden Diaz, unter wechſelnden Erfolgen noch das Feld. Die „nationale“ Armee war auf 35,000 Mann gebracht und hiezu kamen 6545 Oeſtreicher und 1324 Belgier. So verfügte die Regierung des Erzherzogs, das franzöſiſche Heer gar nicht mitgerechnet, über eine Streitmacht von 43,520 Mann mit 12,482 Pferden und einzelne kaiſerliche Generale, vor allen Mejia, leiſteten an der Spitze dieſer Streitmacht Tüchtiges.

---

*) Kératry, 88.

Allein ſchon war außerhalb der Gränzen Mexikos der Schickſalsſchlag gefallen, welcher den Thron des öſtreichiſchen Prinzen zertrümmern ſollte. Mit dem Beginne des Frühlings von 1865 neigte ſich ja die Rebellion der Südſtaaten ihrem Untergange zu. Am 28. März hoben Grant und Sheridan, nachdem die Rebellenarmee unter Lee den eng und enger ſie umſtrickenden Kreis der Unionsheere vergeblich zu durchbrechen verſucht hatte, die allgemeine Vorwärtsbewegung an, welche zu der fünftägigen Schlacht bei Petersburg und Richmond führte. Der Sieg der Union war vollſtändig, die Vernichtung der Rebellion unbedingt und die Ermordung des Präſidenten Linkoln am 14. April durch einen Fanatiker der Sklavenjunkerei konnte dieſer nur noch ein weiteres Schandmal aufdrücken.

Die große transatlantiſche Republik ſtand ſiegreich da und um ſo glorreicher, da ſie gegen ihre beſiegten Todfeinde eine Milde und Großmuth bewies, wie ſolche im ganzen Verlaufe der Weltgeſchichte noch nie und nirgends vorgekommen war und wie ſie dem Monarchismus eine glühende Schamröthe auf die Stirne hätte jagen müſſen, falls dieſer große Herr derartigen „bürgerlichen“ Anwandlungen überhaupt zugänglich wäre. Die Demokratie hatte durch dieſen und in dieſem Kampf eine Lebensfähigkeit und Kraft erwieſen, welche ſelbſt ihre Freunde ihr nicht zugetraut hatten und welche ihren Feinden gewaltigen Reſpekt einflößte. Man brauchte, um dies zu erkennen, nur die höchſt ergötzliche Geſichterverlängerung anzuſehen, welche vom Nordkap droben bis zum Kap Matapan drunten bei den Rückwärtſern aller Grade und Farben ſich bewerkſtelligte, als die großen Siegesbotſchaften nach Europa herübergelangten. In jenen Apriltagen mochte auch ein Gewiſſer fühlen, daß ein gewiſſes „Exoriare aliquis!“ doch kein leerer Schall geweſen ſei. Er ſollte ſehr bald vollwichtige Beweiſe zu Handen haben, daß der Ruf vernommen, beachtet und erhört worden war.

Man muß übrigens geſtehen, daß man am pariſer Hofe die ganze Bedeutung und Tragweite des Sieges der Union über die ſüdſtaatliche Rebellion verſtand und zu würdigen wußte. Der imperialiſtiſche Adler ließ jetzt die Flügel merkwürdig hängen, während er dieſelben ein Jahr zuvor bei Uebergabe der oben erwähnten Note Sewards hochmüthigſt geſpreizt hatte. Damals, im April 1864, hatte Napoleon des Dritten Oberkommis für die auswärtigen Angelegenheiten, Monſieur Drouyn de Lhuys, den amerikaniſchen Geſandten vom hohen Roß imperialen Allmachtgefühls herab gefragt: „Wollen Sie Frieden oder Krieg?“ Ganz ſo, als wollte der Herr Oberkommis ſagen: Einen Krieg mit euch Yankees ſehen wir für ein Ding an, das man ſo nebenbei abmacht. Nun aber, Anno 1865, machte ſchon die Möglichkeit dieſes Dinges ein ſo drohendes Geſicht, daß die Tuilerienpolitik gerathen fand, ſchleunigſt von dem erwähnten hohen Roſſe herabzuſteigen und klein, ſehr klein beizugeben.

Im „Palacio imperiale" zu Mexiko war man weit weniger gut über die Bedeutung des Triumphes der Union unterrichtet. Ja, man wähnte, daß von dorther für das mexikaniſche „Kaiſerthum" gar nichts zu beſorgen ſei. Dies thut unwiderleglich dar, daß die Illuſionen des öſtreichiſchen Prinzen zu dieſer Zeit noch in voller Blüthe ſtanden und daß dieſe Illuſionen unendlich viel länger waren als ſein Verſtand. Zu ſeiner Entſchuldigung darf und muß jedoch geſagt werden, daß gegen den Herbſt von 1865 hin die Lage des Republikanismus in Mexiko eine ganz verzweifelte zu ſein ſchien. Eine ſo verzweifelte, daß der Erzherzog bei ſeiner Unkenntniß des mexikaniſchen Volkscharakters wohl der Täuſchung ſich überlaſſen konnte, jeder nennenswerthe Widerſtand gegen ſeine Kaiſerſchaft ſei zu Ende, und es handle ſich nur noch darum, den Ueberreſten der „Diſſidenten", den etwa noch widerſtrebenden „liberalen" Elementen energiſch den Meiſter zu zeigen. Alle Hauptſtädte und Häfen des weiten mexikaniſchen Gebietes befanden ſich ja, nur wenige ausgenommen, in den Händen der Franzoſen und der „Kaiſerlichen“. Franzöſiſche Kolonnen waren ſogar bis nach dem entlegenen Chihuahua vorgedrungen, wo der Präſident Juarez und ſeine Wanderregierung ein Aſyl gefunden hatten. In Folge dieſer Okkupation hatte der Präſident nach Paſo del Norte entweichen müſſen, dem in nordöſtlicher Richtung äußerſten Gränzort Mexiko's am Rio Grande, jenſeits deſſen das Gebiet der Vereinigten Staaten anhebt. Es hieß ſogar, Juarez habe den mexikaniſchen Boden ganz verlaſſen, was jedoch unwahr.

Der Erzherzog glaubte es aber und hielt ſeine Herrſchaft jetzt für eine unbeſtrittene. Er wußte nicht, daß Juarez auch vom äußerſten Gränzorte aus ſeinen Widerſtand mit ungebrochener Zähigkeit fortſetzen und daß die republikaniſche Fahne bald wieder da und dort im Felde flattern würde. So beſchloß er denn, die eine Hand verſöhnlich gegen die „Liberalen“ auszuſtrecken, zugleich aber die andere drohend zu erheben. Der Prinz verſammelte demnach ſeinen Miniſterrath und legte demſelben ein Dekret vor, welches, wähnte er, zugleich beruhigend und vernichtend wirken ſollte. Im Eingange dieſes Aktenſtückes war geſagt, daß der „Kaiſer“ alle redlichen und tüchtigen Männer des Landes um ſich zu verſammeln wünſche und daß er zum Beweiſe deſſen dem Benito Juarez den Vorſitz im höchſten Gerichtshofe anbieten wolle. Dann ſchlug aber der milde Mollton plötzlich in die brutalſte Durtonart um. Die Republikaner, d. h. die rechtmäßigen Vertheidiger des Bodens ihres Vaterlandes gegen eine demſelben mit unerhörter Perfidie auferlegte Invaſion und Uſurpation, wurden ohne Weiteres zu „Banditen, Straßenräubern und Verbrechern“ gemacht und für „vogelfrei und außerhalb des Geſetzes ſtehend“ erklärt, die republikaniſchen Harſte als „Banden“ bezeichnet. Jedes ergriffene Mitglied einer ſolchen „Bande“ ſollte unerbittlich zum Tode durch Erſchießen verurtheilt und dieſes Urtheil binnen 24 Stunden vollzogen werden.

Dies iſt das berüchtigte Dekret vom 3. Oktober 1865. Der Erzherzog hat es mit eigener Hand vom erſten bis zum letzten Buchſtaben geſchrieben und hat ſich damit ſein eigenes Todesurtheil geſchrieben.

Der Krieg war ſchon bislang mörderiſch genug geführt worden, wenigſtens von Seiten der Franzoſen und der „Kaiſerlichen“, welche in wahrhaft barbariſcher Weiſe ihre republikaniſchen Gefangenen als „Banditen“ behandelten, während — es iſt eine unbeſtrittene und unbeſtreitbare Thatſache — bis dahin Juarez und die meiſten ſeiner Generale ihre franzöſiſchen und „kaiſerlichen“ Gefangenen mit großer Milde und Menſchlichkeit behandelt hatten.

Die ſämmtlichen Miniſter des Erzherzogs unterfertigten nach ihm das verhängnißvolle Dokument. Allein dieſe Herren haben nachmals Sorge getragen, zu verhüten, daß die Wucht des Morddekrets auch ſie erdrückte; ſie haben ſich nämlich bei Zeiten aus dem Staube gemacht und nach Frankreich gerettet. Der Marſchall Bazaine hat, wenn man franzöſiſchen Quellen glauben darf, ſeine Einwilligung zu dem Blutmanifeſt nur zögernd und widerwillig gegeben. Gewiß iſt, daß er die Ausführung des Dekrets nicht hinderte, ſondern energiſch förderte. Zu Dutzenden, zu Hunderten ſind mexikaniſche Republikaner dieſem grauſamen Erlaſſe zum Opfer gefallen. Erbarmungslos wurden den Vorſchriften deſſelben gemäß die beiden gefangenen republikaniſchen Generale Salazar und Arteaga erſchoſſen, vielbetrauerte Märtyrer für die Unabhängigkeit ihres Landes. Warum haben die gefühlvollen Knechteſeelen in Europa, welche ein ſo wüthendes Gezeter erhuben, als das Dekret vom 3. Oktober auf ſeinen Verfaſſer zurückfiel, nicht auch dieſe Standrechtsſchüſſe gehört? Sind Männer, welche in der Erfüllung heiligſter Pflichten ſterben, etwa weniger beklagenswerth als ein ehrgeiziger Romantiker, auf welchen ein von ihm ſelbſt geſchleuderter Stein zurückprallte? Der Prinz war ja ein Stück von einem Poeten und ein Kenner der poetiſchen Literatur. Wohl ihm, wenn ihm, als er ſich hinſetzte, ſein blutig Edikt zu verfaſſen, der Warnungsruf der genialſten deutſchen Dichterin zu Sinne gekommen wäre: —

„Wirfſt du den Stein, bedenke wohl,
Wie weit ihn deine Hand wird treiben!“

Das Oktoberdekret, welches den Republikanismus förmlich ächtete, rief in den Vereinigten Staaten einen allgemeinen Wuthſchrei hervor und hat natürlich nicht wenig dazu beigetragen, daſelbſt den Kredit des Präſidenten Juarez zu erhöhen, ſo daß er zu dieſer Zeit in New-York eine mexikaniſche Anleihe von 30 Millionen Dollars machen konnte; ſowie nicht weniger dazu, ſeiner Fahne immer mehr nordamerikaniſche Freiwillige zuzuführen, und endlich dazu, das Kabinett von Waſhington zu energiſchem Auftreten zu treiben.

Der Gang der Nemeſis, gewöhnlich ein ſehr langſamer und hinkender, hier war er einmal raſch und feſt.

Der Präſident Johnſon und ſeine Miniſter vermochten natürlich unſchwer zu erkennen, daß der unbequeme und anmaßliche Kaiſerſchwindel in Mexiko verſchwinden müßte, ſobald die franzöſiſche Armee aus dem Lande verſchwunden ſein würde. Hierauf richteten ſie alſo ihr nächſtes Abſehen. Die Regierung von Waſhington hatte aber zum Vorgehen gegen die Okkupation Mexiko's durch die Franzoſen noch ein zweites mächtiges Motiv. Sie wollte

Napoleon den Dritten ſein feindſeliges Verhalten gegen die Union zur Zeit ihrer Bürgerkriegsbedrängniß büßen laſſen; wollte ihm zeigen, daß er nicht ungeſtraft davon geträumt haben ſollte, einen Todesſtoß in das Herz des Republikanismus zu thun; wollte endlich mittels des Umſturzes von Maximilians Thron nicht allein dem Bonapartismus eine bittere Demüthigung bereiten, ſondern auch der franzöſiſchen Eitelkeit und Ueberhebung eine eindringliche Lektion geben.

Schon am 6. Dezember von 1865 ſtellte der Staatsſekretär Seward dem aus Mexiko nach Waſhington verſetzten und am erſteren Orte durch einen Herrn Dano erſetzten franzöſiſchen Geſandten Montholon eine Note zu, worin beſtimmt erklärt war, daß die franzöſiſche Intervention und Invaſion in Mexiko ein Ende nehmen müſſe, weil mit den Prinzipien der Vereinigten-Staaten-Politik in keiner Weiſe vereinbar. Schon am 9. Januar von 1866 gab der früher ſo patzige Oberkommis Drouyn de Lhuys die demüthige Antwort: „Die franzöſiſche

Regierung iſt bereit, die Rückberufung ihrer Truppen aus Mexiko nach Möglichkeit zu beeilen.“

Man hatte ſich alſo in den Tuilerien entſchloſſen, den verhaßten Yankees unbedingt ihren Willen zu thun und das unter dem Gelärm aller Trompeten und Pauken des Chauvinismus in Scene geſetzte mexikaniſche Abenteuer aufzugeben. Gut ſoweit. Man hatte eine koloſſale Dummheit begangen und ſah ſich nun in der Lage, dieſe Dummheit, obzwar unter allerlei Verblümungen und Verkleiſterungen, eingeſtehen zu müſſen. Dummheiten zu machen, wenn auch nicht gerade ſo koloſſale und ſo koſtſpielige, kann jedermann paſſiren, und es iſt daher keine übergroße Schande, zu bekennen, daß man dumm geweſen. Aber was iſt zu der folgenden Thatſache zu ſagen?

Zur Zeit, als der Tuilerienhof bereits entſchloſſen war, das mexikaniſche Abenteuer aufzugeben, erhielt der Erzherzog immer noch Briefe vom Kaiſer der Franzoſen, worin ihm derſelbe beſtimmte Verheißungen wirkſamer Unterſtützung machte, und dieſen Briefen folgten andere auf dem Fuße nach, welche, von der franzöſiſchen Regierung an ihre Agenten in Mexiko gerichtet, dieſe Unterſtützung unterſagten und namentlich verboten, dem armen Schattenkaiſer Geldvorſchüſſe zu machen, ohne die er doch ſchlechterdings nicht exiſtiren konnte, wie man in Paris ganz gut wußte*).

Kein Zweifel, zur Zeit, als Napoleon der Dritte noch immer Hilfeverheißungsbriefe an den Erzherzog ſchrieb, war der mexikaniſche Kaiſerſchwindel in den Tuilerien bereits aufgegeben. Wie heißt es doch beim alten Cicero? „Ubi facta loquuntur, non opus est verbis.“

Freilich, dieſer rückſichtsloſe Brother Jonathan da drüben hatte nun einmal die vertrakte „Notion“, daß mit dem widerwärtigen Schwindelding in

---

*) „Pourquoi donc des lettres de l'empereur Napoléon à Maximilien, qui contenaient sans cesse des promesses directes de concours efficace, étaient-elles constamment précédées ou suivies d'ordres de ses ministres, interdisant aux agents français les avances financières“. Kératry, 103. Im Uebrigen ſteht feſt, daß die Regierung Maximilians redlich ſich bemühte, ihren pekuniären Verpflichtungen gegen Frankreich nachzukommen, und ſie iſt denſelben im Ganzen auch wirklich gewiſſenhaft nachgekommen.

Mexiko raſch aufgeräumt werden müßte. Quer das, ſehr quer für den „Neffen des Onkels“, welchen die feige Niedertracht der Alten Welt ſeit 14 Jahren in einen ſolchen Allmachtduſel hineingeſpeichelleckt hatte, daß er gewähnt, er werde auch der Neuen Welt nur ſo nebenbei und zu ſeinem Privatvergnügen ſeine Träume als Gebote auferlegen können. Um die Unpopularität des mexikaniſchen Unternehmens in Frankreich hätte ſich Napoleon der Dritte keinen Pfifferling gekümmert und auch nicht zu kümmern gebraucht, wohl wiſſend, daß die Mode des „Ruere in servitium“ unter den Franzoſen noch für einige Zeit vorhalten würde. Aber Brother Jonathan ſagte: Fort mit den Frenchmen aus Mexiko, kalk'lir' ich! und die Frenchmen gingen ....

In der diplomatiſchen Sprache machte ſich das allerdings höflicher, jedoch nicht eben viel. Am 12. Februar von 1866 richtete Herr Seward an den franzöſiſchen Geſandten zu Waſhington wiederum eine Note, worin dem Tuilerienhof höchſt unliebſame Wahrheiten geſagt wurden. Z. B.: „Ich muß dabei beharren, daß, welche Abſichten und Gründe

Frankreich dazu gehabt haben mag, die von einer gewiſſen Klaſſe von Mexikanern zum Sturze der republikaniſchen Regierung und zur Aufrichtung eines Kaiſerthrons angewandten Mittel in den Augen der Vereinigten Staaten als ohne die Autoriſation des mexikaniſchen Volkes ergriffen und gegen den Willen und die Meinung deſſelben in Ausführung gebracht betrachtet werden müſſen.“ In dieſem Tone ging es fort bis zum Schluſſe, wo dann erklärt wurde, die Union erwarte des Beſtimmteſten, daß „der Kaiſer der Franzoſen ſofort mit Beſtimmtheit erklären werde, die Thätigkeit ſeiner Armee in Mexiko einſtellen und dieſelbe nach Frankreich zurückrufen zu wollen, ohne irgend eine Stipulation oder Bedingung von ihrer (der Union) Seite (sans aucune stipulation ni condition de notre part).“ Und als ob dieſes noch nicht deutlich genug wäre, wurde die Wermuthsdoſis noch verdoppelt, indem Seward kundgab: „Es iſt die Anſicht des Präſidenten (Johnſon), daß Frankreich die verſprochene Heimberufung ſeiner Truppen nicht um einen Augenblick verzögern darf (n'a que faire de retarder d'un instant la retraite promise)." Endlich forderte noch die Note von Frankreich die beſtimmte Zeitangabe („l'avis définitif de l'époque") dieſer Heimberufung.

Der Tuilerienhof hatte ſich beeilt, dieſen Forderungen theilweiſe noch zuvorzukommen. Denn ſchon unterm 14. Januar hatte Monſieur Drouyn de Lhuys an den franzöſiſchen Geſandten in Mexiko geſchrieben: „Unſere Okkupation muß ein Ende nehmen und wir müſſen uns ohne Verzug darauf vorbereiten (il faut que notre occupation ait un terme, et nous devons nous y préparer sans retard). Es iſt der Wunſch des Kaiſers, daß die Räumung gegen den nächſten Herbſt zu beginnen könne." Am folgenden Tage ſchrieb der Miniſter abermals und faſelte die Kreuz und die Quer von der Fürſorge der franzöſiſchen Regierung für das glorreiche Werk, das ſie unternommen und von ihrer Sympathie für den Kaiſer Maximilian („le gouvernement de l'empereur, dans sa sollicitude pour l'oeuvre glorieuse dont il a pris l'initiative et dans sa sympathie pour l'empereur Maximilien").

Hart neben dieſem albernen Gerede von dem „glorreichen Werk“, das man ſo unglorreich aufzugeben im Begriffe war, ſtand aber doch das Bekenntniß, es ſei „für eine ſich bildende Regierung der gefährlichſte aller Vorwürfe, nur durch fremde Truppen gehalten zu werden.“ Ganz richtig! Aber warum war denn der Tuilerienhof in den Beſitz dieſer Wahrheit und Weisheit jetzt erſt gelangt, jetzt erſt, nachdem das Kabinett von Waſhington erklärt hatte, es könne und werde die „fremden Truppen“ nicht mehr länger in Mexiko dulden?

Wie verhielt ſich ſodann die kundgegebene Abſicht der franzöſiſchen Regierung, das mexikaniſche Unternehmen möglichſt raſch fallen zu laſſen, zu den Beſtimmungen des Vertrags von Miramare, welche dem „Kaiſer“ Maximilian auf ſo und ſo lange die Unterſtützung Frankreichs zuſicherten? Oh, darüber brauchte man ſich weiter keine Skrupel zu machen. Man hatte ja die berühmte Fabel von dem Lamm, welches dem Wolfe das Waſſer trübt, als Vorbild zur Hand. Der arme Maximilian mußte an allem ſchuldſein. Schon in ſeiner Depeſche vom 14. Januar hatte der franzöſiſche Miniſter dieſen Ton angeſchlagen, indem er ſchrieb, es ſei feſtgeſtellt, daß „der Hof von Mexiko ungeachtet ſeines guten Willens in der anerkannten Unmöglichkeit ſich befände, die Bedingungen von Miramare fürder zu erfüllen“, d. h. die franzöſiſchen Truppen zu bezahlen.

Dies war das Präludium zur Zerreißung des Vertrags von Miramare durch den Tuilerienhof, welcher, ſtreng genommen, formell dazu nicht ganz unberechtigt war, aber doch wohl wiſſen mußte, daß jener Vertrag ihm eine moraliſche Verpflichtung auferlegt hatte, von welcher nichts, aber auch gar nichts ihn entbinden konnte als das „Car tel est notre plaisir“, welches der Mächtige dem Hilfloſen zuherrſcht.

Um den Riß weniger kreiſchend zu machen, d. h. die Einwilligung des Erzherzogs zur Beſeitigung des plötzlich ſo unliebſam gewordenen Vertrags zu erhalten, wurde im Januar von 1866 der Baron Saillard nach Mexiko geſchickt, mußte aber unverrichteter Dinge nach Europa zurückkehren. Maximilian konnte dem Begehren Napoleons unmöglich entſprechen und ſandte, ſeine Weigerung zu begründen, ein vertrauliches Schreiben an den Kaiſer der Franzoſen, deſſen Ueberbringer der General Almonte war.

Der arme Schattenkaiſer erwartete von dieſer Sendung einen Erfolg, von welchem ſchon gar keine Rede mehr ſein konnte. Sehr begreiflich aber, daß er noch hoffte, weil er von Seiten des Tuilerienhof über deſſen eigenes fatales Mißverhältniß zu den Vereinigten Staaten ganz und gar im Dunkeln gelaſſen wurde. Noch zu Ende Mai's wußte der Erzherzog nichts davon, daß Napoleon ſich hatte entſchließen müſſen, vor dem Willen der Union die franzöſiſche Flagge in Mexiko zu ſtreichen. Beweis für dieſes ſein Nichtwiſſen iſt der Brief, welchen der Prinz am 28. Mai zu Chapultepek an Bazaine ſchrieb, als er erfahren hatte, daß Juarez aus Paſo del Norte nach Chihuahua zurückgekehrt ſei, welche Stadt nach dem Abzuge der Franzoſen ſofort dem Präſidenten wieder ihre Thore aufgethan hatte.

Mit der Naivetät eines Kindes und der leichterregbaren Phantaſie eines Poeten ſchrieb der Erzherzog an den Marſchall: „Ganz unzweifelhaft liegt es nicht weniger im Intereſſe Ihres glorreichen Souverains, meines erhabenen Bundesgenoſſen, des Kaiſers Napoleon, als in dem meinigen, den Anmaßlichkeiten des Kabinetts von Waſhington ein Ende zu machen (de mettre un terme aux prétentions du cabinet de Washington) und zwar dadurch, daß man den Juarez aus ſeiner letzten Hauptſtadt vertreibt.“ Er wähnte alſo, ſein „erhabener Bundesgenoſſe“ würde mit [illegible] a zuſammen gegen das Sternenbanner angehen. Armer Poet!

12.

Die Fahrt in den Wahnſinn.

Mit dem Beginne des Jahres 1866 konnte ſich in Mexiko kein ſehender und hörender Menſch mehr darüber täuſchen, daß es mit dem Kaiſerſchwindel raſch abwärts ging. Alles Deliberiren, Dekretiren und Ediktiren im „Palacio imperiale“ half nichts. Die republikaniſche Fahne erſchien überall wieder im Felde und in demſelben Verhältniſſe, in welchem die Franzoſen aus den entfernteren Landſchaften ſich zurückzogen und gegen die Hauptſtadt hin ſich zuſammenzuſcharen begannen, ſchritt die „Rebellion“, d. h. der neubelebte rechtmäßige Widerſtand gegen die fremde Uſurpation ebenfalls gegen jenen Centralpunkt hin vor.

Den Streitern für die Unabhängigkeit ihres

Landes kam es ſehr zu ſtatten, daß ihre Gegner unter einander in ewigem Genörgel und Gezänke lagen. Die Franzoſen wurden auch von ihren Verbündeten, den „Kaiſerlichen“, geradezu gehaßt. Die öſtreichiſchen Fremdenlegionäre verſtanden ſich nicht mit den belgiſchen und beide zuſammen weder mit den „Kaiſerlichen“ noch mit den Franzoſen, welche letzteren natürlich die allgebietenden Herren ſpielten, ſpielen konnten und auch wohl ſpielen mußten, wenn das Lotterwerk von Kaiſerthum überhaupt noch einigermaßen zuſammenhalten ſollte.

Das Verhältniß des Erzherzogs zu dem franzöſiſchen Oberbefehlshaber, von Anfang an und ſeiner Natur nach das unerquicklichſte von der Welt, mußte an Verbitterung von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zunehmen, beſonders von da ab, als der Marſchall in Kenntniß geſetzt war, daß man in Paris den Entſchluß gefaßt habe, den mexikaniſchen Kaiſerſchwindel fallen zu laſſen. Bazaine erfuhr das zunächſt in mittelbarer Weiſe und zwar dadurch, daß, als er zu Anfang Februars von

1866 dem Bitten und Betteln der „kaiſerlich“-mexikaniſchen Regierung um einen Geldvorſchuß noch einmal willfahrt hatte, der Tuilerienhof ihm ſeine Mißbilligung und die Weiſung zukommen ließ, fürder kein Geld mehr herzugeben. Die Folge davon war, daß ganze Bataillone der „kaiſerlichen“ Armee aus Mangel an Sold und Brot ſich auflöſ'ten und zu den Republikanern überliefen. Es wurde dem Marſchall zur gleichen Zeit von Paris aus zur Pflicht gemacht, die Mitwirkung der franzöſiſchen Armee zur Aufrechthaltung des Kaiſerthrons nach und nach einzuſtellen. Schon zu Ende Januars 1866 erhielt er von Hauſe die Weiſung: „Sie haben ſehr klug gehandelt, daß Sie Ihre Truppen zwiſchen San Luis, Aguas-Calientes und Matehuala zuſammenzogen. Unſere militäriſche Rolle (in Mexiko) muß nachgerade aufhören. Der Klagen Maximilians ungeachtet wollen wir nicht einen einzigen Soldaten mehr hergeben.“

Dieſe „Klagen“ des Erzherzogs waren zugleich Beſchwerden über den Marſchall, welche gar reichlich in den Tuilerien einliefen. Ob Bazaine wohl nichts davon erfuhr, daß ihn „Los Emperadores“ bei ſeinem Kaiſer verklagten, während ſie im perſönlichen und ſchriftlichen Verkehr von Artigkeit und ſogar von „Freundſchaft“ gegen ihn förmlich überfloſſen? Das iſt ſchwerlich zu glauben. Man wird wohl nichts verabſäumt haben, was den Marſchall inſtandſetzen konnte, ſein Gebaren ſo einzurichten, daß es dazu mitwirken müßte, den Erzherzog „zu extremen Entſchlüſſen zu treiben“, welche der Tuilerienhof ſchon zu Ausgang Mai's von dem Prinzen erwartete. Unter dieſen extremen Entſchlüſſen („des résolutions extrêmes“) verſtand Napoleon der Dritte zweifelsohne den nächſtliegenden Entſchluß des Erzherzogs, die verzweifelte Kaiſerſchwindelpartie aufzugeben, „ſeinem erhabenen Bundesgenoſſen“ das Danaergeſchenk von Rauſchgoldkrone vor die Füße zu werfen und heimzugehen. Der Kaiſer der Franzoſen hätte es ſich ſchon gefallen laſſen, wenn es dabei auch nicht allzu höflich und etikettiſch hergegangen ſein würde. Wäre es doch noch immer die wohlfeilſte Manier geweſen, aus dem nachgerade zu einem furchtbaren

Skandal ausſchlagenden mexikaniſchen Unternehmen raſch herauszukommen.

Allein Maximilian war doch nicht ganz ſo, wie ihn Bazaine ſeinerſeits in ſeinen Depeſchen an den Franzoſenkaiſer abmalte, — nicht lichtbildlich abmalte, bewahre! ſondern ſo, daß man in den Tuilerien auf die Idee kam, dieſer öſtreichiſche Prinz ließe ſich alles bieten und würde und müßte am Ende aller Enden froh ſein, wenn man die Rückſicht gegen ihn ſo weit triebe, daß ihm die Möglichkeit offen gehalten würde, mit heiler Haut aus dieſem verwünſchten Mexiko herauszukommen. Aus dieſem verwünſchten Mexiko, welches dem bonaparte'ſchen „Car tel est notre plaisir“ eine ſo häßliche Naſe gedreht hatte.

Allerdings, mit „extremen Entſchlüſſen“ hat ſich der Erzherzog zu dieſer Zeit getragen, nur mit anderen, als ſein „erhabener Bundesgenoſſe“ vorausſetzte und wünſchte. Eines Tages iſt ihm nach einer unliebſamen Scene mit Bazaine das Wort entfahren: „Quält man mich zu ſehr, ſo ſtecke ich meine Krone in die Taſche und laſſe mich zum Präſidenten wählen.“ Der Unglückliche trug ſich demnach mit dem Wahn, er könne nur ſo aus dem Kaiſerthum in die Republik hinüberſpringen. Er vergaß ganz und gar, daß es für die mexikaniſchen Republikaner eine bare Unmöglichkeit, das Werkzeug Napoleons des Dritten als ihr Oberhaupt anzuerkennen.

Es unterſteht keinem Zweifel und erklärt ſich auch ganz deutlich aus den Umſtänden, daß der Erzherzog mälig dazu gekommen war, die Franzoſen zu haſſen, tüchtig zu haſſen, nur um ſo tüchtiger ſie zu haſſen, je mehr er fortwährend auf ihren Beiſtand angewieſen war und blieb. Stand es doch im Juli von **1866** mit der „kaiſerlichen“ Regierung ſo jammerhaft, daß bei der gänzlichen Unfähigkeit ſeiner halbliberalen Miniſter Maximilian ſich entſchließen mußte, die beiden Franzoſen Osmond und Friant ins Miniſterium zu berufen, um die aus Rand und Band gehende Regierungsmaſchine wieder einigermaßen einzurenken, zu flicken und zu kalfatern. Natürlich konnte das den beiden Franzoſen beim beſten Willen auch nicht gelingen und doch wäre dies Gelingen gerade jetzt um ſo dringender vonnöthen geweſen, als die republikaniſchen Angriffsſtöße auf das wackelige Ding von Kaiſerthum an Kraft und Wucht zunahmen, insbeſondere durch die drohenden Operationen der beiden republikaniſchen Generale Escobedo und Kortina gegen den „kaiſerlichen“ Mejia. Dennoch hielt Maximilian aus und es war keine Phraſe, ſondern ein aufrichtiger Entſchluß, als er um dieſe Zeit öffentlich die Aeußerung that: „Ich will das Heil Mexiko's; die Kraft mag mir verſagen, der Wille wird es nie!“

Aber was hatte dieſer Wille „zum Heile Mexiko's“ vermocht? Nichts. Was vermochte er noch? Nichts mehr. Zu Ausgang Juli's erfuhr der Erzherzog, daß die Sendung Almonte's vollſtändig geſcheitert war. Der langen Antwortsnote, welche das Tuilerienkabinett auf die Darlegungen und Bitten von Seiten Almonte's ergehen ließ, kurzer Sinn war dieſer, daß dem armen Schattenkaiſer jetzt plötzlich erklärt wurde, die franzöſiſche Okkupation Mexiko's müſſe aufhören und es würde dem Marſchall Bazaine der Befehl zugehen, die Armee mit aller möglichen Beſchleunigung in die Heimat zurückzuführen und dabei nur auf die militäriſche Konvenienz und auf die techniſchen Fragen Rückſicht zu nehmen, über welche die Entſcheidung ihm allein zuſtände („nous prescririons au maréchal Bazaine de procéder, avec toute la diligence possible, au rapatriement de l'armée, en ne se tenant compte que des convenances militaires et des considérations techniques dont il serait le seul juge“).

Freilich war das vorerſt nur bedingter Weiſe hingeſtellt und angedroht, aber gerade hierin lag eine unqualifizirbare Perfidie. Die franzöſiſche Regierung handelte unter dem Drucke des Kabinetts von Waſhington, welches durch ſeinen Geſandten in Paris unabläſſig wiederholen ließ: „Macht, daß ihr aus Mexiko fortkommt!“ alle Veranſtaltungen von Seiten Frankreichs nach jener Richtung hin argwöhniſch überwachte und auch in Wien zu bemerken gab, daß es die Abſendung von Verſtärkungen für die öſtreichiſche Legion in Mexiko nicht dulden würde. Napoleon der Dritte und ſeine Miniſter-Kommis hüteten ſich aber wohl, dem Erzherzog zu ſagen, daß man ihnen und wer ihnen befohlen habe, in Mexiko nicht länger „an der Spitze der Civiliſation zu marſchiren“. Das hätte ja eingeſtehen heißen, daß es denn doch noch etwas Mächtigeres gäbe als das bonaparte'ſche „Preſtige“ und etwas Prächtigeres als den napoleoniſchen „Stern“. Das böſe Lamm mußte alſo dem frommen Wolfe das Waſſer getrübt haben. In rauhen, um nicht zu ſagen rohen Ausdrücken wurde dem armen Schattenkaiſer vorgeworfen, daß er ſeinen finanziellen Verpflichtungen gegen Frankreich nicht nachgekommen ſei, und deßhalb betrachte Napoleon auch ſeinerſeits den Vertrag von Miramar als nicht mehr beſtehend.

Die Wahrheit iſt aber, daß der öſtreichiſche Prinz mit größter Gewiſſenhaftigkeit jenen Verpflichtungen nachgekommen war und daß ſeine Regierung zur Stunde, wo ihm der zerriſſene Vertrag von Miramare vor die Füße geworfen wurde, dem franzöſiſchen Staatsſchatze nicht mehr ſchuldete, als etwa 400,000 Francs, alſo eine wahre Bagatelle, um welcher willen ein ſolches Geſchrei zu erheben wahrhaft lächerlich war. Ruft man ſich noch dazu ins Gedächtniß zurück, daß Maximilian und ſeine Regierung von den Hunderten von Millionen der verſchiedenen „mexikaniſchen Anleihen“ nicht mehr als 48 Millionen erhalten haben, ſo liegt die klägliche Hinfälligkeit der finanziellen Argumente, womit der Tuilerienhof dem von ihm in die Welt geſetzten mexikaniſchen Kaiſerſchwindel zu Leibe ging, offen am Tage.

Warum hat denn die napoleoniſche Regierung nicht zu dem Erzherzog geſagt: „Die Union will weder deinen noch überhaupt einen Thron in Mexiko und wir wollen dich und deinen Thron nicht gegen die Yankees ſchützen, weil wir es nicht können“—? Warum hat ſie, ſtatt dieſe ehrliche Sprache zu führen, zu den jämmerlichſten Finanzkniffen und Gläubigerpfiffen gegriffen, um den Schattenkaiſer zu vermögen, das zu thun, was ſie von ihm haben wollte, d. h. ſeine Thronentſagung und Heimreiſe? Die Antwort iſt leicht zu finden. Der Tuilerienhof that ſo, weil er ſeinen Hochmuth nicht ſo weit beugen wollte, einzugeſtehen, daß die ganze mexikaniſche Windbeutelei eine koloſſale Dummheit, ein toller Rechnungsfehler geweſen ſei; er that ſo, weil er ſich ſchämte, zu bekennen, daß er ſehr preſſirt ſei, den ganzen Schwindel fahren zu laſſen und zwar auf das Kommando von Seiten der Union; und endlich that er ſo, weil er, das Verderben Maximilians nach dem Abzuge der Franzoſen voraus-ausſehend, dennoch das Odium, dieſes Verderben verſchuldet zu haben, nicht auf ſich laden wollte.

Die krummen Wege führen aber doch auch nicht immer und überall an das Ziel.

In ſeiner Antwort auf die durch Almonte in Paris vorgebrachten Wünſche und Bitten des Erzherzogs forderte das franzöſiſche Kabinett ſtatt des Vertrags von Miramare, welchen es mit Füßen trat, barſch einen neuen, deſſen Hauptbeſtimmung ſein müßte, daß die Hälfte der Hafenzolleinnahmen von Veracruz und Tampiko, alſo die letzten Hilfsmittel der „kaiſerlich“ mexikaniſchen Regierung, fürder unmittelbar in die franzöſiſche Staatskaſſe fließen ſollte. Man wußte in Paris, daß dies dem mexikaniſchen „Kaiſerthum“ ſeinen letzten finanziellen Halt entziehen würde; aber das wollte man ja gerade. Wollte der Erzherzog dieſen neuen Vertrag nicht annehmen, ſo ſollte Bazaine die franzöſiſche Armee möglichſt raſch einſchiffen und den Prinzen ſeinem Schickſal überlaſſen.

Auf den perſönlichen Untergang Maximilians hatte man es ſelbſtverſtändlich in Paris nicht abgeſehen. Im Gegentheil, man hoffte ihn zu retten, indem man ihm keine andere Wahl ließe als dieſe, mit der abziehenden franzöſiſchen Armee ebenfalls abzuziehen. Allein der Rechenkünſtler in den Tuilerien verrechnete ſich abermals. Er kannte den Romantiker, mit dem er zu thun hatte, wenig.

Der erſte Schreckensſchlag, den die Willensmeinung Napoleons im „Palacio imperiale“ that, ſchien freilich alle romantiſchen Dünſte zerſtreuen und dem Erzherzog das Vollgefühl ſeiner verzweifelten Lage geben zu wollen. Er äußerte, wie wohl bezeugt iſt: „Ich bin geprellt (joué!). Es beſtand eine förmliche Uebereinkunft (une convention formelle) zwiſchen dem Kaiſer Napoleon und mir, ohne welche ich den Thron niemals angenommen hätte. Dieſe Uebereinkunft garantirte mir unbedingt (me garantissait absolument) die Unterſtützung durch franzöſiſche Truppen bis zum Ende des Jahres 1868".

Maximilian ſprach die Wahrheit, aber mit der Wahrheit kommt man bekanntlich nicht weit in der Welt.

Wäre er nur ſeinem richtigen Inſtinkte gefolgt, der ihn antrieb, am 7. Juli ſeine Rauſchgoldkrone abzuthun. Schon hatte er die Feder eingetaucht, um ſeine Thronentſagung niederzuſchreiben, als eine Frauenhand ſeine Hand zurückhielt, die Hand der Erzherzogin, welche dem Kaiſerintraum unlieber entſagte als ihr Gemahl dem Kaiſertraum.

Das war nun gerade ſo, als hätte die übelberathene Charlotte das Todesurtheil, welches Maximilian am 3. Oktober von 1865 ſich ſelber geſchrieben hatte, ihrerſeits jetzt mitunterzeichnet.

Der Ehrgeiz dieſer Frau griff nach einem Strohhalm, griff zu dem Wahne, es würde und müßte ihr gelingen, den „erhabenen Bundesgenoſſen“ umzuſtimmen, ſo ſie perſönlich vor ihm erſchiene. Man müßte darüber auflachen, wenn es nicht zum Weinen wäre.

Die Erzherzogin wußte ihren Gemahl für ihre Abſicht zu ſtimmen und zu gewinnen, für die Abſicht, unverweilt nach Europa zu gehen, um in Paris und in Rom zu unterhandeln, d. h. zu bitten. Napoleon ſollte nicht nur das Verbleiben der franzöſiſchen Armee in Mexiko, ſondern auch eine Verſtärkung derſelben bewilligen, ſodann den Marſchall Bazaine durch eine handlichere Perſönlichkeit erſetzen und endlich ein Darleihen von 36 Millionen gewähren. Der Papſt ſollte um ein Konkordat angegangen werden, welches die Rechte des Klerus ſicherſtellte, zugleich aber auch den Inhabern der eingezogenen und veräußerten Kirchengüter Beruhigung gewährte. Würde die Erzherzogin weder in Paris noch in Rom zum Zwecke gelangen, ſo ſollte der Erzherzog die Krone niederlegen, um ſeiner Frau nach Europa zu folgen.

Am 9. Juli reiſ'te die Prinzeſſin aus Mexiko ab. Um das Reiſegeld zu beſchaffen, hatte man einen kühnen Griff thun müſſen, wie ſie zu ſeiner Zeit der fromme Miramon in der Uebung gehabt, einen Griff in das Gemeingut der Hauptſtadt, in die ſogenannte „Waſſerkaſſe“, wo die zur Unterhaltung der ſtädtiſchen Dämme beſtimmten Gelder deponirt waren.

Während die Erzherzogin auf dem Meere ſchwamm, ſetzte der Erzherzog ſein Regieren fort, wie es eben gehen, d. h. nicht gehen wollte. Die Republik und ihre rechtmäßige Regierung gewannen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wieder mehr Boden. Ihre berittenen Guerrilleros durchſtreiften alle Provinzen und ein beſonders ſchwerer Schlag für das „Kaiſerthum“ war es, daß ſein beſter General Mejia die Stadt Matamoros unwiederbringlich an Eskobedo verlor. In Oaxaka ließ Diaz, in Michoakan Regules das republikaniſche Banner ſiegreich wehen. Im Auguſt kam Maximilian auf den geradezu närriſchen Einfall, ſeiner Sache dadurch aufzuhelfen, daß er das „ganze Reich“ in Belagerungszuſtand erklären wollte. Bazaine jedoch weigerte ſich, zu einer Sache die Hand zu bieten, welche ebenſo gehäſſig war als lächerlich, weil unmöglich. Im „kaiſerlichen“ Miniſterium war ein beſtändiges Kommen und Gehen. Die beiden Franzoſen Osmont und Friant mußten im September auf Befehl Napoleons aus dem Kabinette treten. An die Stellen der einheimiſchen halbliberalen Nullen kamen hierauf klerikale und übernahm der Pfäffling Larez die Miniſterpräſidentſchaft. Dieſes Hin- und Herrutſchen der Miniſterſeſſel war natürlich nur eine eitle Poſſe. Die Entſcheidung über das Schickſal des „Kaiſerthums“ lag nirgends weniger als in dem „kaiſerlichen“ Kabinett. Als am 1. Oktober die „kaiſerliche“ Kaſſe außer Standes war, den Anſprüchen der Franzoſen Genüge zu thun, nahmen dieſe das Zollamt von Veracruz in Beſitz, um die Hafenzölle fortan für ihre eigene Rechnung zu erheben. Die vorgefundenen und annexirten Kaſſenbeſtände waren aber nicht bedeutend, denn die Mehrzahl der Beamten hatte ſich mit ihren Kaſſen fortgemacht, um die Gelder an Juarez abzuliefern...

Derweil war die Erzherzogin von einem furchtbaren Verhängniß ereilt worden.

Die Kunde von ihrer unerwarteten Ankunft in Frankreich — ſie ſtieg am 10. Auguſt von 1866 zu St. Nazaire an's Land — bereitete dem franzöſiſchen Hof eine bittere Verlegenheit. Napoleon war durch dieſe plötzliche Erſcheinung der Enkelin Louis Philipps, die ſich von ihm hatte zur Kaiſerin ernennen laſſen, ſo verblüfft, daß ihm die Cigarre ausging, und man wußte in der erſten Ueberraſchung gar nicht, was ſagen und was thun. Falls die Erzherzogin eine kühlbeſonnene, ſchlaurechnende und zugleich energiſche Diplomatin geweſen wäre, würde es ihr nicht allzu ſchwer geworden ſein, dieſe Verlegenheit zu ſteigern und zu ihrem Vortheil auszunützen. Allein ſie war nur eine ſorgenbelaſtete, leidenſchaftlich bewegte Frau, deren Nerven durch die Strapazen der Seereiſe in bebende Schwingung verſetzt worden und welche bei dem Manne, der die Güter ihrer Oheime konfiszirt hatte, Anſchauungen und Gefühle vorausſetzte, für welche in der Philoſophie von Geſellſchaftsrettern ſchlechterdings kein Platz iſt.

Am 11. Auguſt in Paris angelangt und im Grand Hotel abgeſtiegen, erfuhr ſie, daß der Hof in Saint-Cloud ſich befände. Die Reiſe von St. Nazaire nach der Hauptſtadt hatte ihre Aufregung ſo geſteigert, daß ihre Augen in fieberhafter Glut brannten. Sie verlangte einen Hofwagen, um ſofort nach Saint-Cloud zu fahren. Herr Drouyn de Lhuys kam, um ſie zu beruhigen und ihr zu ſagen, der Kaiſer ſei unwohl und müſſe daher bedauern, ſie nicht empfangen zu können. Die Prinzeſſin konnte und wollte ſich natürlich hiemit, ſowie mit den nichtsſagenden Redensarten des Miniſters nicht zufrieden geben. Sie mußte und wollte eine Entſcheidung haben.

So fuhr ſie denn nach Saint-Cloud hinaus, drang in das Schloß und erzwang ſich eine Audienz bei dem Kaiſer.

Das iſt jene bittere Stunde geweſen, wo die Erzherzogin zur Erkenntniß kam, daß auch Prinzeſſinnen, zumal von dem Gelüſte, Kaiſerinnen zu werden, geſtachelte Prinzeſſinnen gutthäten, die Geſetze bürgerlicher Moral und die Vorſchriften bürgerlichen Schicklichkeitsgefühls zu achten.

Aber auch für Napoleon den Dritten war es eine Stunde, die von Wermuth trof. Denn die bittende Schattenkaiſerin von Mexiko verwandelte ſich im Laufe der Unterredung mehr und mehr in die zornglühende Nichte ſeiner Todfeinde.

Die Tochter des unlängſt geſtorbenen Königs Leopold mußte bald erkennen, daß der Entſchluß Napoleons, das mexikaniſche Kaiſerthum preiszugeben, gefaßt und unwiderruflich war. Da, als alle ihre Hoffnungen zertrümmert und zertreten zu ihren Füßen lagen, vermochte ſie ihrer weiblichen Leidenſchaftlichkeit nicht mehr zu gebieten. Enttäuſchung, Kummer, Schmerz und Erbitterung entluden ſich in einem Ausbruche von ungezügelter Heftigkeit. Die Antworten des Kaiſers waren ſchneidend und machten die Wunde des Zerwürfniſſes noch klaffender. Ein Wirbelwind von Anklagen und Beſchuldigungen flog zwiſchen den

Beiden hin und her. Endlich ging dieſer peinvolle Auftritt zu Ende und die Erzherzogin ſchwankte zu ihrem Wagen, Verzweiflung im Herzen.

Der amerikaniſche Geſandte in Paris hatte das Erſcheinen der „fraglichen Dame“, wie er die Prinzeſſin in ſeinen Berichten an Seward ungalant nannte, nicht unbeobachtet gelaſſen. Am 16. Auguſt verlangte er von Herrn Drouyn de Lhuys Aufſchluß, was denn eigentlich dieſe Erſcheinung zu bedeuten habe. Der Miniſter Napoleons beeilte ſich, zu erklären, die Anweſenheit der Erzherzogin, die „wir natürlich mit Höflichkeit und Herzlichkeit empfingen“, habe an den Entſchlüſſen der franzöſiſchen Regierung in Betreff der mexikaniſchen Sache durchaus nichts geändert.

Am 23. Auguſt verließ dann die Prinzeſſin Paris und reiſ'te über Trieſt nach Rom. Das Aufflackern eines letzten Hoffnungsſtrals ſcheint ihr nach dem Vatikan hingewinkt zu haben. Sie ſchleppte ſich zu den Füßen des alten Prieſters, in welchem ſie den Statthalter Gottes ſah. Hatte er ſie nicht zu der unſeligen Kaiſerſchaft eingeſegnet? Mußte er ihr in ihrer Trübſal und Bedrängniß nicht Troſt und Hilfe ſpenden? Aber geſetzt auch, der Papſt hätte ſein Möglichſtes für den Schattenkaiſer von Mexiko thun wollen, was konnte er thun? Nichts, wieder nichts und abermals nichts! Dieſes in der unerbittlichen Tageshelle unſerer Zeit mitleidswürdig herumwankende mittelalterliche Geſpenſt von Papſtthum iſt ja ſelber troſt- und hilflos und der nächſte Weltſturm wird den armen Spuk von dannen fegen, wie der Weltſturm, welcher zu Anfang unſeres Jahrhunderts losgelaſſen war, einen ebenbürtigen mittelalterlichen Spuk, das Heilige-Römiſche-Reichsgeſpenſt, weggefegt hat.

Was im Schloſſe zu Saint-Cloud begonnen worden, ward im Vatikan vollendet. Geſtörten Geiſtes verließ die Erzherzogin den päpſtlichen Palaſt. Als eine Wahnſinnige wurde ſie nach Miramare zurückgebracht.

Arme Charlotte! Hätteſt du das ſchöne Schloß am Meere nie verlaſſen, um über den Ozean hin einem Irrlicht zu folgen, deſſen Irrlichtsnatur jedes geſunde Auge erkennen mußte, obzwar es in Geſtatt einer Kaiſerinkrone vor dir hergleißte. Aber deine Verſchuldung büßend haſt du wenigſtens das noch kommende Furchtbare nicht mitanſehen, nicht mitfühlen müſſen. Denn —

„Die Götter haben freundlich dein gedacht
Und lebend ſchon dich aus der Welt gebracht.“

13.

Am Fuße des Ciltlatepetl.

In der anhebenden Kataſtrophe des mexikaniſchen Kaiſerſchwindels hat leider ein Deutſcher die widerlichſte Rolle geſpielt, ein Pfaffe, deſſen Rathſchläge den öſtreichiſchen Prinzen zu einem blutigen Tode führten.

Dieſer Rathgeber, Auguſtin Fiſcher, war von Geburt ein Würtemberger. Daß er auch ein „Stiftler" geweſen, d. h. ein in dem berühmten proteſtantiſchen „Stift" in Tübingen gebildeter Theologe, wird behauptet, iſt aber nicht erwieſen. Im Jahre 1845 hatte er ſich einer Auswandererſchar angeſchloſſen, welche nach Texas ging. Seine Laufbahn in der neuen Welt war ſo buntwechſelnd und ſein Lebenswandel ſo luſtig als möglich. Als

Goldgräber in Kalifornien trat er in Beziehungen zu den Jeſuiten und ließ ſich von ihnen zum Katholicismus bekehren. Ob er in aller Form Mitglied der Geſellſchaft Jeſu geworden, iſt fraglich; doch deutet ſein von da ab geführter Titel „Pater“ auf dieſe Mitgliedſchaft hin. Wahrſcheinlich in Geſchäften des Ordens aus Kalifornien nach Mexiko gegangen, empfing er hier die Prieſterweihe und die Stelle eines Sekretärs beim Biſchof von Durango. Allein ſeine Aufführung war ſelbſt nach mexikaniſch-geiſtlichen Begriffen eine ſo zuchtloſe, daß er den biſchöflichen Palaſt bald wieder räumen mußte. Plötzlich tauchte aber der Vielgewandte, Schlaue, Skrupelloſe in der Umgebung des Erzherzogs wieder auf, welcher — mit dem Staatsſekretär Seward zu ſprechen — „vorgab, Kaiſer von Mexiko zu ſein“. Ein Señor Sanchez Navarro hatte ihn dem Prinzen empfohlen, über welchen des Paters überlegener Verſtand raſch einen herrſchenden Einfluß gewann; beſonders dann, als in Folge der Abreiſe der Erzherzogin nach Europa dieſer Einfluß ſein hemmendes Gegengewicht verloren hatte.

Maximilian erhob den Pater zu ſeinem Kabinettsſekretär und überließ ſich der Leitung dieſes prieſterlichen Abenteurers von allerdings nicht zweideutigem, ſondern ſehr eindeutigem Rufe. Die Wahl eines ſolchen Rathgebers kennzeichnet wiederum recht deutlich den Romantiker und den Lothringer-Habsburger.

Der Pater hatte dem Prinzen die Vorſtellung einzuſchmeicheln gewußt, die Anweſenheit der Franzoſen ſei das Haupthinderniß einer ſolideren Begründung der Monarchie in Mexiko. Das Kaiſerthum müſſe ſich ohne Rückhalt und Hintergedanken auf die klerikale Partei ſtützen, welche ja geneigt und entſchloſſen ſei, ihre immerhin noch ſehr bedeutenden Kräfte und Hilfsmittel für den „Kaiſer“ zu entfalten, anzuſtrengen und einzuſetzen, falls ihr derſelbe beſtimmte Bürgſchaften geben wollte, den kirchlichen und konſervativen Intereſſen in ihrem ganzen Umfange Recht zu verſchaffen. Mit anderen Worten, der Erzherzog ſollte ſeinen halbliberalen Velleitäten entſchieden entſagen und ſich als Bannerträger der offenen Reaktion hinſtellen. Dies würde dazu beitragen, den Franzoſen, in welchen eben die Klerikalen Mexiko's doch nur katholiſch überfirnißte Ketzer erblicken könnten, den Aufenthalt im Lande noch mehr zu verleiden, als ihnen derſelbe ohnehin ſchon verleidet ſei, und nach ihrem Abzuge müßte es dem Kaiſer um ſo leichter werden, mit den Republikanern fertig zu machen, als gar viele, ſehr viele Liberale nur durch ihren Groll über die Anweſenheit der Franzoſen bei der republikaniſchen Fahne feſtgehalten würden.

Und an dieſes Blendwerk glaubte der Erzherzog! Und derſelbe Mann, welcher an ein ſolches Blendwerk glauben konnte, hatte ſich der Löſung einer der ſchwierigſten Aufgaben, die jemals einem Menſchen geſtellt waren, unterwunden! Wohl iſt der Kampf eines großen Mannes mit den Schickſalsmächten ein Schauſpiel für Götter; aber von dem Schauſpiele des thöricht unternommenen und ſchwächlich geführten Streites eines gewöhnlichen Mannes mit dem Verhängniß müſſen ſelbſt die Menſchen widerwillig ſich abwenden. Maximilian hat erſt in den Schlußſcenen des Trauerſpiels in

Mexiko zu tragiſcher Würde ſich aufgerichtet. Zur Zeit, von welcher dermalen die Rede, war ſein Gebaren weder klug noch würdig, auch wenn man alle aus ſeiner verzweifelten Lage reſultirenden Milderungsgründe in Anſchlag bringt.

Ob der Pater Fiſcher mit Vorbedacht und planmäßig gehandelt, wer weiß es? Es ging ein Gemunkel um, der Jeſuitenpartei daheim in Oeſtreich ſei ſehr daran gelegen geweſen, die Rückkehr des „liberalen“ Erzherzogs nach Europa zu verhindern, und der Pater habe darauf abzielende Inſtruktionen gehabt. Möglich, aber wenig glaublich. Die öſtreichiſchen Jeſuiten müßten ja noch dümmer ſein, als ſie ausſehen, falls ſie nicht gewußt hätten, was es mit dem angeblichen „Liberalismus“ des Prinzen auf ſich habe . . . .

Maximilian gab den Klerikalen eine der verlangten Bürgſchaften, indem er aus den Herren Larez, Marin, Kampos und Tavera ein Miniſterium zuſammenſetzte, deſſen Dunkelmänniſchkeit nicht der leiſeſten Anzweiflung unterzogen werden konnte (26. Juli 1866). Die gehoffte Wirkung dieſer

Thorheit, energiſche Unterſtützung des „Kaiſerthums“ durch die Klerikalen, trat nicht ein, wohl aber die naturgemäße einer großen Stärkung der patriotiſch-republikaniſchen Sache, welche unlange darauf ein volles Hunderttauſend von Streitern unter ihren Fahnen hatte.

Und trotzdem gingen dem bethörten Erzherzoge die Augen nicht auf!

Die Bildung des Miniſteriums vom 26. Juli war mit gegen die Franzoſen gemeint und gemünzt geweſen, was dieſe auch ſofort merkten. Welcher Triumph demnach für ſie, welche neue Demüthigung für den öſtreichiſchen Prinzen, als die „kaiſerliche“ Regierung, welche ja ohne die Franzoſen ganz in der Luft ſtand, ſchon 4 Tage darauf, am 30. Juli, erklären mußte, daß ſie den neuen Vertrag annähme, welchen Napoleon der Dritte als Antwort auf die Sendung Almonte's herriſch diktirt hatte. Gewiß hatten die Franzoſen recht, wenn ſie fanden, der Erzherzog hätte, ſtatt dieſer Demüthigung ſich zu unterziehen, ihnen lieber ſeine Rauſchgoldkrone ins Geſicht werfen und auf der Stelle Mexiko verlaſſen ſollen. Im Uebrigen war und blieb die neue Konvention Wind. Tampiko, deſſen Hafenzölle hälftig den Franzoſen zufallen ſollten, befand ſich ſchon in den Händen der Republikaner, und wenn dadurch die Ausführung der Konvention in Mexiko zur Unmöglichkeit wurde, ſo war in Paris, noch bevor man dies daſelbſt erfuhr, beſchloſſen worden, auf dieſen Vertrag gar keine Rückſicht mehr zu nehmen, obgleich der Tuilerienhof als Gegenleiſtung für die Annahme deſſelben von Seiten des „Kaiſers“ Maximilian ſeinerſeits förmlich ſich verbindlich gemacht hatte, die franzöſiſche Armee nicht plötzlich und auf einmal aus Mexiko zurückzuziehen, ſondern vielmehr in 3 Terminen, deren letzter erſt zu Ende Novembers von 1867 eintreten ſollte.

Bevor dem unglücklichen Erzherzog dieſer abermalige Vertragsbruch von Seiten der franzöſiſchen Regierung zur Kenntniß kam, hatte er doch ſchon mehr oder weniger deutlich geahnt, was für ein falſches Spiel man in Paris gegen ihn ſpielte. Um daſſelbe zu durchkreuzen, iſt er, wie es ſcheint, auf den Einfall gekommen, zu verſuchen, ob ſich die zwiſchen Frankreich und der Union ſchwebende Frage nicht ſo verwickeln ließe, daß das Kabinett von Waſhington bis zu einer Beleidigung der franzöſiſchen Flagge in Mexiko vorſchritte. Anders wenigſtens ſcheint ſich die von Maximilian an die Vereinigten Staaten dadurch gerichtete Herausforderung, daß er, der nicht ein einziges Schiff beſaß, die Blokade gewiſſer mexikaniſcher, in der Gewalt der Republikaner befindlicher und ſo zu ſagen vor den Thoren der Union gelegener Häfen anbefahl, nicht begreifen zu laſſen. Der Anſchlag fiel aber ganz ins Waſſer. Der Präſident Johnſon erklärte das maximilianiſche Blokadedekret einfach für null und nichtig und die Franzoſen hüteten ſich wohl, auch nur einen Finger zu rühren, um dem Dekret Achtung zu verſchaffen.

Derweil waren die bitteren Früchte der Zankſcene von Saint-Cloud gereift. Mit noch vor Zorn zitternden Händen zerriß Napoleon der Dritte alle ſeine Vereinbarungen mit dem Erzherzog und beſchloß, die franzöſiſche Armee auf einmal und binnen kurzer Friſt aus Mexiko zurückzurufen. Zugleich ſollte noch ein Verſuch gemacht werden, den öſtreichiſchen Prinzen zur Abdankung zu vermögen und dadurch ſeine perſönliche Rettung ſicherzuſtellen. Ebenſo wollte man aber auch, um für die franzöſiſchen Intereſſen in Mexiko eine Bürgſchaft zu erhalten, auf diplomatiſchem Wege und unter Vermittelung des Kabinetts von Waſhington eine Anknüpfung mit den Führern der republikaniſchen Partei verſuchen, — ein Verſuch, der dann auch wirklich gemacht worden iſt, aber nur den Erfolg hatte, daß in Folge ausdrücklicher oder ſtillſchweigender Uebereinkünfte zwiſchen den franzöſiſchen und den republikaniſchen Generalen der Abzug der Franzoſen möglichſt wenig von den Mexikanern geſtört wurde. Die Sache machte ſich dann, wie bekannt, ſo, daß jene durch dieſe mit aller Höflichkeit zum Lande hinauskomplimentirt wurden; ungefähr in der Art, wie es den Preußen i. J. 1792 von Seiten der Franzoſen widerfahren war. Aus den von franzöſiſchen Agenten beſorgten Einfädelungen zu einem Abkommen Frankreichs mit der Republik Mexiko — Einfädelungen, welche nicht nur hinter dem Rücken der erzherzoglichen Regierung, ſondern auch hinter dem Rücken Bazaine's gemacht wurden — erklärt es ſich auch, daß man in den republikaniſchen Lagern, namentlich in dem des Generals Diaz, von den Abſichten und Entſchlüſſen des Tuilerienhofes zur Herbſtzeit von 1866 immer ſehr frühzeitig und gut unterrichtet war. Nicht weniger frühzeitig und genau wurde das Kabinett von Waſhington, welches man von Paris her nur noch mit Sammethandſchuhen anzurühren wagte, von dieſen Abſichten und Entſchlüſſen in Kenntniß geſetzt. Die Depeſchen des amerikaniſchen Geſandten Bigelow an Seward zeigen dies in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe. Der Nachfolger des Herrn Drouyn, der Marquis de Mouſtier, hatte kaum ſein Amt angetreten, als er am 11. Oktober ſich beeilte, Herrn Bigelow die Mittheilung zu machen, er, Mouſtier, habe den Kaiſer in Biarritz geſehen und Se. Majeſtät habe die Abſicht geäußert, „die franzöſiſchen Truppen ſobald, als es nur immer möglich, aus Mexiko herauszuziehen, ohne den mit Maximilian geſchloſſenen Vertrag zu halten". In ihrer brennenden Beſorgniß, der Präſident Johnſon könnte auf den Einfall kommen, ſeine wackelig gewordene Popularität dadurch wieder zu befeſtigen, daß er die mexikaniſche Angelegenheit benützte, um einen Krieg mit Frankreich vom Zaune zu brechen, unterzog ſich die franzöſiſche Regierung auch der demüthigenden Zuvorkommenheit gegen das Kabinett von Waſhington, bei demſelben anzuklopfen, ob ihm die Wiederherſtellung der Republik in Mexiko angenehm wäre. Seward antwortete trocken: „Vor allem die Räumung des Landes ſeitens der Franzoſen. Iſt dieſe vollzogen, ſo ſind wir gerne bereit, Andeutungen das Ohr zu leihen, welche darauf abzielen, die Wiederherſtellung der Ruhe, des Friedens und des einheimiſch-verfaſſungsmäßigen Regiments in Mexiko zu ſichern".

Der Tuilerienhof konnte es mit ſeinen den Vereinigten Staaten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nicht halten und machen, wie er es mit ſeinen dem Erzherzog gegenüber eingegangenen machte und hielt. Zum Brother Jonathan durfte man nicht ſagen, wie man zum „kaiſerlichen Alliirten“ Maximilian ſagte: Ich thue nicht mehr mit, und was ich dir verſprochen, halt' ich nicht. Sieh' zu, wie du aus der verwünſchten mexikaniſchen Schmiere herauskommſt.

Doch nein, ſo geradeheraus ſprach man nicht; das wäre ja gegen alle Etikette und Diplomatik geweſen. Wer wird in der Politik einen Wort- und Treu-Bruch ſo nackt und bloß hinſtellen, namentlich wenn man ſelber der Wort- und Treu-Brecher iſt? Auch für das Häßlichſte läßt ſich eine beſchönigende Formel finden. Die Sprache der „Staatsraiſon“ iſt ſo wunderbar fügſam und ſchmiegſam, ſo manierlich und handirlich!

Die Formel lautete: Maximilian ſo oder ſo von neuen Abenteuerlichkeiten abhalten, indem man ihn zur Abdankung bewegt („arracher Maximilien de gré ou de force aux nouvelles aventures, parvenant à le faire abdiquer“), und zum Ueberbringer und Inſceneſetzer dieſer Formel wurde einer der Adjutanten des Kaiſers der Franzoſen auserſehen, der General Caſtelnau, der, mit ſehr weitgehenden Vollmachten ausgeſtattet, am 17. September nach Mexiko ſich einſchiffte. Fünf Tage zuvor war an den Marſchall Bazaine die beſtimmte Mittheilung abgegangen, daß Napoleon der Dritte ſich entſchloſſen habe, die franzöſiſchen Truppen in Maſſe zurückzurufen und ſchon im nächſten Frühjahr die vollſtändige Räumung Mexiko's zu bewerkſtelligen („Napoléon III s'était décidé à rappeler ses troupes en masse et à avancer au printemps prochain leur évacuation complète“).

Der Erzherzog hatte derweil aus den Zeitungen der Vereinigten Staaten den Mißerfolg des von ſeiner Gemahlin bei dem Kaiſer der Franzoſen gemachten Verſuches erſehen, und wenn er nun, wie er that, noch eine letzte Hoffnung auf die Dazwiſchenkunft des Papſtes in den Tuilerien und in Mexiko ſetzte, ſo kennzeichnet das eben wiederum den romantiſchen Illuſionär. In Augenblicken jedoch, wo der ſcharfe Zugwind der Logik der Thatſachen den Nebeldunſt der Illuſionen zerſtreute, hat der Prinz gar wohl erkannt, daß der Kaiſertraum zu Ende und daß es Zeit ſei, einzupacken und heimzugehen, um in Miramare philoſophiſche Gloſſen zu dichten über den virgiliſchen Vers:

. . . . „Ulla putatis
Dona carere dolis Danaum? Sic notus Ulixes?“

Einſtweilen traf er Vorbereitungen, in Sicherheit zur Seeküſte hinabzukommen, indem er ſich den Anſchein gab, dieſe Vorbereitungen bezweckten nur die Abholung der, wie er glauben machen wollte, auf der Rückreiſe aus Europa befindlichen „Kaiſerin“ in Veracruz.

Inzwiſchen waren dem Marſchall Bazaine die Entſchließungen und Befehle Napoleons des Dritten zugekommen (gegen die Mitte Oktobers) und der franzöſiſche Oberbefehlshaber verſchritt zur Ausführung derſelben, indem er den Zuſammenzug ſeiner geſammten Streitkräfte nach dem Centralpunkt der Hauptſtadt hin anordnete und befahl, daß die Truppen ſodann auf der Straße von Mexiko nach Veracruz ſtaffelförmige Stellungen nehmen ſollten, um der Reihe nach zur Einſchiffung kommen zu können. Der Marſchall unterließ nicht, den von ſeinem „erhabenen Bundesgenoſſen“ förmlich aufgegebenen „Kaiſer“ von dieſen Anordnungen in Kenntniß zu ſetzen, und die Bemühung des Erzherzogs, Bazaine umzuſtimmen, war natürlich eine eitle. Es blieb ihm nur noch übrig, das unter ſolchen Umſtänden herkömmliche und bräuchliche Geſchäft der Ohnmacht zu verrichten, nämlich gegen das Verfahren der franzöſiſchen Regierung zu proteſtiren und dann abzureiſen. Letzteres wollte er um ſo mehr beeilen, als er erfahren hatte, daß der außerordentliche Geſandte Napoleons, der General Caſtelnau, nur noch zwei Tagereiſen von der Hauptſtadt entfernt ſei, und er ein Zuſammentreffen mit demſelben zu vermeiden beabſichtigte. Man kannte ja den Inhalt der Miſſion des Generals bereits. Hatte doch eine im Lager des Porfirio Diaz erſcheinende Zeitung triumphirend ausgerufen: „Herr Caſtelnau, der in Veracruz an's Land geſtiegen, macht gar kein Geheimniß aus ſeiner Sendung; er ſagt, daß er den Auftrag habe, Maximilian abdanken zu machen. Man begreift, daß die freiwillige oder erzwungene Abdankung deſſelben unvermeidlich iſt.

Die Abſichten Frankreichs ſind wohlbekannt und die Sonne des neuen Jahres wird die ſiegreichen Waffen der Republik über dem ganzen Gebiete Mexiko's ſchimmern ſehen“.

Der unglückliche Erzherzog befand ſich im Schloſſe zu Chapultepek, gequält von allen den Bedrängniſſen, welche die letzten Tage gebracht hatten, und noch dazu vom Fieber heimgeſucht, als ihn am 19. Oktober der ſchmerzlichſte Schlag traf. Ein meerherüber und über die Vereinigten Staaten kommendes Telegramm meldete ihm den Wahnſinn ſeiner Frau.

Unter der Wucht dieſes Schlages mühſam ſich bald wiederaufrichtend wollte er auf der Stelle die Bekanntmachung ſeiner Abdankung ausgehen laſſen und abreiſen. Aber der Marſchall verhinderte das Erſtere. Eine ſo plötzliche Thronentſagung würde nämlich, ſo kalkulirte man im franzöſiſchen Hauptquartier mit Recht, die Anarchie im ganzen Lande vollſtändig entfeſſeln und dieſe Anarchie müßte auch den Franzoſen verderblich werden. Hatten ſie doch nur allzu richtige Anzeichen, daß alle Mexikaner, ohne Unterſchied der Parteifarben, geneigt waren, in Maſſe über die verhaßten Eindringlinge herzufallen und der ſiziliſchen Veſper eine mexikaniſche zu geſellen. Es galt, nach allen Seiten hin eine feſte Haltung zu zeigen und die Aufrechthaltung des Kaiſerſchwindels noch immer zu heucheln. Daher befahl denn auch der Marſchall dem Miniſterium Larez, welches auf die Kunde von der bevorſtehenden Abreiſe des Erzherzogs hin ſeine Entlaſſung eingereicht hatte, ſeine Funktionen fortzuſetzen, und nach ſehr peinlichen Verhandlungen kam die Vereinbarung zu Stande, daß der „Kaiſer“ ſeine Abdankungserklärung einſtweilen noch zurückhalten ſollte. (Bazaine wollte ſogar, daß der Erzherzog erſt nach ſeiner Ankunft in Europa dieſe Erklärung von dort herüber ſendete.) Ferner, daß die Abweſenheit deſſelben von der Hauptſtadt für eine nur zeitweilige erklärt würde. Dieſen Zugeſtändniſſen des Prinzen gegenüber ließ der Marſchall die Abreiſe deſſelben zu und erklärte, er nehme alles auf ſich („qu'il se chargeait de tout“).

Es müſſen Tage voll Seelenpein geweſen ſein, dieſer 19. und 20. Oktober im Sommerſchloſſe Montezuma's. Als der Prinz am Abend des 20. die Depeſche geleſen hatte, worin ihm Bazaine ſeine Wünſche, d. h. ſeine Befehle, endgültig mittheilte, durchmaß er das Gemach in fieberhafter Erregung und murmelte: „Kein Zweifel, meine Frau iſt wahnſinnig .... Dieſe Leute verbrennen mich bei langſamem Feuer ... Ich bin am Ende meiner Kräfte ... Ich gehe."

Am folgenden Morgen um 2 Uhr fuhren die drei Wagen des „kaiſerlichen" Reiſezugs unter der Bedeckung von drei Schwadronen öſtreichiſcher Huſaren die Straße von La Piedad hin. Mit dem Erzherzog waren der öſtreichiſche Oberſt Kodolich, der Leibarzt Baſch, Señor Arroyo und leider auch der böſe Dämon des Prinzen, der Pater Fiſcher, welcher ihn völlig umgarnt hielt, ja dermalen mehr als je.

Des „Kaiſers" letzte Regierungshandlung vor ſeiner Abreiſe von Chapultepek war die Widerrufung des verhängnißvollen Dekrets vom 3. Oktober von 1865. Gutgemeint, aber unter den

Umſtänden, wie ſie jetzt waren, ganz bedeutungslos.

Die Fahrt ging nach Orizaba. Unterwegs, in Ayotla, begegnete der Reiſezug des Generals Caſtelnau dem erzherzoglichen. Der General ſuchte um eine Audienz bei dem Prinzen nach, wurde aber abſchläglich beſchieden. Da, wo zwiſchen La Canada und Akulcingo das Hochland von Anahuak gegen die Tierra caliente abzufallen beginnt, verließ der Erzherzog ſeinen Wagen, um die bodenloſe Wegſtrecke zu Fuße zurückzulegen. Während des Halts in Akulcingo wurden die acht weißen Maulthiere geſtohlen, welche den „kaiſerlichen“ Wagen zogen. Auf der ganzen Reiſe ſprach der Prinz kaum ein Wort und kehrte nur in Pfarrhäuſern ein. In Orizaba hielt er einen feierlichen Einzug, wobei eine Abtheilung franzöſiſcher Infanterie Spalier bildete. Das ſchwere Reiſegepäck wurde nach Veracruz vorausgeſchickt und auf der dort ankernden öſtreichiſchen Fregatte Dandolo eingeſchifft. Doktor Baſch und die übrigen Deutſchen in der Umgebung des Erzherzogs glaubten, da das ganze Kaiſerſchwindelſpiel doch offenbar verloren war, nichts anderes, als daß der Erzherzog ſeinem Gepäcke raſch nachfolgen und ſich ebenfalls an Bord des Dandolo begeben würde, um nach Europa abzufahren. Eine andere Löſung konnte ſich der geſunde Menſchenverſtand gar nicht denken: allein was iſt der geſunde Menſchenverſtand einem Romantiker? Höchſtens ein Gegenſtand des Spottes à la Tieck.

Maximilian machte in Orizaba Halt. Der freundliche Empfang, welchen ihm ein Theil der Einwohnerſchaft zu Theil werden ließ, verlieh der Goldſchaumkrone, welche er abzulegen im Begriffe geweſen, plötzlich in ſeinen Augen wieder einen Werth, und kaum ließ er das merken, als die Klerikalen unter Leitung des Pater Fiſcher das Lug- und Trugnetz um ihn herzogen, welches den bethörten Mann ins Verderben reißen ſollte. Es war wohl ſchon eine Machenſchaft dieſer Menſchen, daß der Erzherzog die Gaſtfreundſchaft des Señor Bringas in Orizaba annahm, eines angeſehenen Rückwärtlers, welcher zugleich der größte Schleichhändler Mexiko's und als ſolcher ein Todfeind des verfaſſungs- und geſetzmäßigen Regiments war, wie es Juarez gehandhabt hatte. Im Hauſe des genannten Señor empfing der Prinz den Kurier, welcher ihm die näheren Nachrichten über das Unglück überbrachte, von dem ſeine Frau befallen worden, und der Pater überredete den Geknickten, ſich aus der Stadt in die einſame Hacienda La Jalapilla zurückzuziehen; angeblich, um keine Störung ſeiner Trauer erfahren zu müſſen, in Wahrheit aber, damit der Tiefbetrübte beſſer von allen nichtklerikalen Einflüſſen abgeſperrt werden könnte. Die frommen Munkeler und Mantſcher, welche wohl wußten, daß dem Zerplatzen der Schaumblaſe des Kaiſerthums die Wiederherſtellung der juariſtiſchen Regierung und damit die Befolgung einer entſchieden widerpfäffiſchen Politik auf dem Fuße folgen würde, ſuchten mit allen Mitteln den Erzherzog zu beſtimmen, nicht abzudanken und nicht nach Europa zurückzukehren.

Natürlich können nur Schwachköpfe und Nichtkenner der Kirchengeſchichte über eine ſolche Gewiſſenloſigkeit ſich verwundern. Dagegen dürfen wiſſende Menſchen billig über die Dummheit dieſes kläglichen Geſindels erſtaunen, welches von der Erhaltung eines Bauwerkes ſchwatzte, während das Krachen vom Einſturze deſſelben allwärtsher erſcholl. Dieſe jämmerlichen Ränkeler kannten, wenn nicht im Einzelnen, ſo doch im Ganzen die Inſtruktionen des Generals Caſtelnau; ſie wußten, welche Weiſungen Bazaine empfangen hatte; ſie erfuhren endlich gerade in dieſen letzten Tagen des Oktobers, daß Porfirio Diaz nach einem glänzenden Sieg über die öſtreichiſche Legion triumphirend in Oaxaka eingezogen ſei und daß von allen Seiten her die republikaniſchen Streitmaſſen gegen die Hauptſtadt des Landes im Vormarſche ſeien: und trotz alledem beſtärkten ſie ſich ſelber in ihren Phantaſmagorieen und gaukelten dieſelben auch dem von Napoleon dem Dritten weggeworfenen Werkzeuge der großen, in den Tuilerien ausgeſonnenen und jetzt ſchmählich mißlungenen Verſchwörung gegen den amerikaniſchen Republikanismus vor. Wenn dieſe Gaukelei dem modernen

Jeſuitismus auf Rechnung geſetzt werden dürfte, ſo müßte man nicht mehr ſagen: Dumm wie ein Verliebter! ſondern: Dumm wie ein Jeſuit! Freilich, wer erwartet, daß ein vom Blödſinn mit der Schamloſigkeit gezeugter Wechſelbalg, genannt „Syllabus“, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch Wunder wirken werde, ſchreckt auch vor der dümmſten der Dummheiten nicht zurück.

Der General Caſtelnau war inzwiſchen in der Hauptſtadt angelangt und die Vertheidiger, welche Bazaine gegenüber den in der nordamerikaniſchen und europäiſchen Preſſe gegen ihn laut gewordenen Vorwürfen und Anklagen unter ſeinen Landsleuten gefunden hat, ſie haben nicht ermangelt, mit Fug und Recht geltend zu machen, daß mit der Ankunft des außerordentlichen Bevollmächtigten Napoleons die politiſche Verantwortlichkeit des Marſchalls aufhörte. Caſtelnau erwies ſich übrigens der Rolle, welche er in Mexiko ſpielen ſollte, in keiner Weiſe gewachſen. Er handelte nicht wie ein geriebener Diplomat, ſondern wie ein ordinärer Kavallerieoffizier. Er war beauftragt, den Erzherzog zur Abdankung zu bewegen, und nach geſchehener Beſeitigung des öſtreichiſchen Prinzen die Verſammlung eines mexikaniſchen Generalkongreſſes zu veranlaſſen, hinter den Kuliſſen deſſelben aber die verſchiedenen Führer der Patrioten unter einander zu verhetzen und endlich demjenigen unter ihnen — Juarez immer ausgenommen — welcher den franzöſiſchen Intereſſen am beſten dienen würde, die Präſidentſchaft der Republik zuerkennen zu laſſen.

Von alledem brachte der General gar nichts zuwege, obgleich von franzöſiſcher Seite das Möglichſte geſchah, um dem verhaßten Juarez, der ſo unerſchütterlich an ſeiner Pflicht feſtgehalten hatte, Mitbewerber um die höchſte Gewalt zu erwecken, und obgleich man in dem ehrgeizigen General Ortega ein geeignetes Subjekt, den Nebenbuhler des Präſidenten zu ſpielen, entdeckt zu haben ſich ſchmeichelte. Gegen dieſe Machenſchaft, welche nur dazu angethan war, neue Bürgerkriegswirrſale in Mexiko hervorzurufen, that nun aber das wohlunterrichtete Kabinett von Waſhington ſofort einen

Gegenſchachzug, indem es Herrn Campbell als Geſandten an Juarez abordnete und dieſem Geſandten den berühmten General Sherman als militäriſchen Berather beigab. Damit wollte die Regierung der Union den Franzoſen einen deutlichen und ausdrucksvollen Wink geben, daß ſie als rechtmäßiges Staatsoberhaupt in Mexiko nur den ſtandhaften Zapoteken anzuerkennen gewillt ſei, und dieſer Wink wurde verſtanden und befolgt.

Derweil hatte der Erzherzog in ſeiner Zurückgezogenheit auf der Hacienda La Jalapilla am Fuße des Citlatepetl einen aus Brüſſel vom 17. September datirten Brief des Staatsraths Eloin erhalten, deſſen Inhalt höchſt aufregender Natur und ganz geeignet war, die Ränke der Klerikalen fördern zu helfen.

Es iſt ein merkwürdiges Aktenſtück, dieſer Brief, und er wirft grelle, faſt unheimliche Streiflichter. Unter andern auch eins auf die Thatſache, daß Maximilian vor ſeiner Abreiſe nach Mexiko ſo lange und ſo hartnäckig ſich geweigert hatte, ſeinen agnatiſchen Rechten auf die Thronfolge in Oeſtreich zu entſagen.

Herr Eloin ſpricht ſich mit äußerſter Heftigkeit über das Benehmen der franzöſiſchen Regierung aus, welches er als Memmenhaftigkeit („lacheté") ſtigmatiſirt, und räth dem Erzherzog entſchieden davon ab, die Partie vor dem Abzug der franzöſiſchen Armee aufzugeben. Dann gibt er ihm den Rath, dieſen Abzug abzuwarten und ſodann auf's neue an das von dem Druck einer fremden Intervention erlöſ'te mexikaniſche Volk zu appelliren („au peuple mexicain, degagé de la pression d'une intervention étrangère, faire un nouvel appel"). Würde dieſe Berufung ungehört bleiben, ſo hätte der „Kaiſer" ſeine „erhabene Sendung" bis zum Ende erfüllt und „Eure Majeſtät wird dann nach Europa mit demſelben Glanze zurückkehren, der Sie bei der Abreiſe umgab, und inmitten der wichtigen Ereigniſſe, welche ſicher nicht ausbleiben werden, wird Eure Majeſtät die Stelle einnehmen können, welche Ihnen in jeder Hinſicht zukommt (et au milieu des événements importants qui ne manqueront de surgir, Votre Majesté pourra jouer le rôle qui lui appartient à tous égards).“ Was hatten dieſe myſteriöſen Worte zu bedeuten? Herr Eloin läßt uns nicht lange im Zweifel darüber; denn im Verlaufe ſeines Briefes findet ſich dieſe Stelle: — „Meine Reiſe durch Oeſtreich ließ mich die allgemeine Unzufriedenheit bemerken, welche dort herrſcht (le mécontentement général qui y règne). Der Kaiſer iſt entmuthigt (découragé), das Volk wird ungeduldig und fordert ganz laut ſeine Abdankung (le peuple s'impatiente et demande publiquement son abdication). Die Sympathieen für Eure Majeſtät breiten ſich augenſcheinlich über das ganze Gebiet Oeſtreichs aus“.

Es iſt ſchmerzlich, mit der pſychologiſchen Sonde in der Seele eines Unglücklichen zu wühlen; allein mitunter iſt das die Pflicht des Hiſtorikers und Pflichten müſſen erfüllt werden.

Das Schreiben des Herrn Eloin machte auf den Erzherzog einen beſtimmenden, ja geradezu einen beherrſchenden Eindruck. Es lag in dieſem

Briefe ein gewaltſamer Anreiz für den Prinzen, aus dem ſchwermüthigen Brüten, worein ihn die Kunde vom Ausgang der Unternehmung ſeiner Frau verſetzt hatte, ſich herauszureißen und in neue Abenteuer ſich zu ſtürzen. Möglich, wahrſcheinlich vielleicht, daß hiebei der verzweiflungsvolle Vorſatz, eine gebrochene Exiſtenz in einem „ritterlichen“ Wagniß einzuſetzen und zu verlieren, mitwirkſam geweſen iſt. Möglich aber auch, daß dem Prinzen die Illuſion vorſchwebte, ein ganz neues Daſein beginnen zu können. Romantiſche Naturen, wie er eine war, ſind wetterwendiſch wie ein Apriltag, den Einflüſſen der Stunden, der Augenblicke unterthan, beſtimmbar immer, berechenbar nie.

Und was für eine blendend-verlockende Ausſicht that dieſer Eloin, welcher offenbar die geheimſten Gedanken Maximilians kannte, vor den Blicken deſſelben auf! Geradezu die Ausſicht auf die Herrſchaft über Oeſtreich, deſſen Kaiſer ja „entmuthigt“ war und deſſen Bevölkerung die Abdankung des Entmuthigten „laut forderte“ und ſeine Sympathieen für den Erzherzog offen kundgab. Man muß ſich, um die Vollbedeutung von alledem zu verſtehen, erinnern, daß Eloins Brief nach der Niederlage Oeſtreichs bei Sadowa geſchrieben war, zu einer Zeit alſo, wo ſogar die beſten öſtreichiſchen Männer der düſteren Ueberzeugung lebten, nur Wunder und ein Wunderthäter könnten das Reich retten.

Konnte, durfte aber der Erzherzog ſich einbilden, ſo ein Wunderthäter zu ſein? Oh Himmel, als ob ein Romantiker jemals fragte, ob er könnte, ob er dürfte! Romantik iſt Willkür, Blendwerk, Selbſtbetrug. Der Romantiker glaubt ſich berufen und hält ſich für auserwählt, weil er ſich gekitzelt fühlt, und in den Eingebungen ſeiner Eitelkeit hört er Stimmen „von oben“. Es iſt, als hätte der Prinz weit weg von La Jalapilla und um viele Jahre zurück ſich geträumt und ihm wäre geweſen, als ſtünde er wiederum in der Königsgruft im Münſter von Granada ...

„Da erdröhnt es in dem Grab,
Flüſtert aus den morſchen Pfoſten:
Der hier brach, der goldne Stab,
Glänzt plus ultra dir im Oſten!“

Denn flüſterte nicht aus den „morſchen Pfoſten“ des mexikaniſchen Kaiſerthrons die Lockung: Was du hier verloren, wirſt du drüben in der Heimat verzehnfacht gewinnen? Dröhnte nicht aus dem „Grabe“ ſeiner transatlantiſchen Hoffnungen der Troſtruf: Ermanne dich! in Europa winkt dir eine weltgeſchichtliche Miſſion —?

Aber dieſer halbwahnſinnige Ruhmestraum, von welchem auch am wiener Hofe bei Zeiten etwas ruchbar geworden ſein muß*), erhielt einen ſehr fühlbaren Nackenſchlag durch die unausweichlich ſich aufdrängende Erwägung, daß ein macht- und ruhmloſer Flüchtling, welcher mit einem „zerbrochenen goldnen Stab“ in der Hand heimkehrte, doch wohl kaum Ausſicht hätte, daheim als Heiland und Retter begrüßt zu werden. Um in der alten Welt zu gewinnen, mußte man in der neuen noch einmal wagen; um drüben dem Schickſal zu imponiren, mußte man es hüben noch einmal herausfordern. Alſo nichts mehr von Abdankung und ſofortiger Heimfahrt! Warum auch ſollte es nicht möglich ſein, daß es dem Nachkommen Kaiſer Karls des Fünften beſchieden wäre, die Herrlichkeit dieſes Beherrſchers von zwei Welten zu erneuen und im Oſten und Weſten zugleich das kaiſerliche Scepter zu führen?

---

*) Darauf deutet wenigſtens der Umſtand hin, daß zur Zeit, wo die Rückkehr des Erzherzogs nach Europa erwartet wurde, der wiener Hof den Argwohn nicht verhehlte, welchen ihm ſchon der bloße Kaiſertitel des Prinzen einflößte. Der öſtreichiſche Geſandte in Mexiko ward angewieſen, dem Erzherzoge zu eröffnen, daß derſelbe die öſtreichiſchen Staaten nicht betreten dürfte, falls er mit dem Titel eines Kaiſers nach Europa zurückkehren wollte.

Pater Fiſcher hat dieſe ausſchweifenden Träume jedenfalls nicht bekämpft, ſondern nach Kräften genährt. Um den Prinzen dorthin zu bringen, wo er ihn haben wollte, d. h. völlig in die Hände der Klerikalen, ließ er den romantiſchen Träumer einſtweilen auch noch mit der Seifenblaſe ſpielen, es würde möglich ſein, einen „freien" Nationalkongreß zu verſammeln, ſobald die Franzoſen abgezogen wären, dann im Schooße dieſes Kongreſſes mit den Liberalen zu unterhandeln und ſo den Streit zwiſchen Republik und Monarchie auf friedlichem

Wege zum Austrage zu bringen. Und das hoffte der Verfaſſer des Blutdekrets vom 3. Oktober! Ja es unterſteht gar keinem Zweifel, daß er noch mehr hoffte, nämlich als Friedensſtifter eine ſolche Summe des Dankes von allen Parteien zu erwerben, daß er gebeten, daß er beſtürmt werden würde, an der Spitze des Staates zu verbleiben, ſei es als Kaiſer, ſei es als Präſident, welchen letzteren Titel man ſich vorderhand ja auch gefallen laſſen könnte.

Der hochwürdige Beichtvater that ſo, als wäre er mit dieſen Phantaſmen ganz einverſtanden; nur machte er immer wieder bemerklich, daß der „Kaiſer" nach dem Abzuge der Franzoſen doch einen feſten Halt haben müßte, auf den er ſich zunächſt ſtützen könnte, um den Liberalen ſo zu imponiren, daß ſie ſich zur Annahme und Beſchickung des projektirten Generalkongreſſes herbeiließen. Wo aber einen ſolchen Halt finden, wenn nicht in der klerikalen Partei? Die Klerikalen ſeien ja bereit, Gut und Blut für das Kaiſerthum und für den Kaiſer einzuſetzen; ſie ſeien willig und auch vermögend, den kaiſerlichen Schatz zu füllen und ein Heer auf die Beine zu bringen, — alles natürlich unter der kleinen Bedingung, daß den gerechten Anſprüchen dieſer loyalen und opferfreudigen Partei volles Recht wiederführe.

Der eifrige Pater erhielt einen ſehr gewichtigen Beiſtand in den Perſonen der beiden Herren Miramon und Marquez, welche, ohne Zweifel von ihren Freunden heimberufen, gerade jetzt von ihren zweckloſen Geſandtſchaften in Europa zurückkehrten und ſofort von Veracruz nach La Jalapilla eilten. Hier wurde nun das Rückwärts-Komplott ſofort fertig und feſt gemacht. Der Erzherzog verſprach unbedingte Hingabe an die Intereſſen der Klerikalen und verhieß insbeſondere die Zurückgabe der geiſtlichen Güter an die Kirche, ſowie die Wiedereinſetzung ſämmtlicher Mitglieder der Partei in ihre Würden, Aemter und Beſitzungen.

Wie reimte aber dieſe Unterwerfung des „ritterlichen“ Prinzen unter die ihm von den Klerikalen auferlegten Bedingungen mit ſeiner Abſicht, auch die Liberalen zu verſöhnen, auch ihnen als der allgerechte und allwillkommene Friedensſtifter ſich darzuſtellen? Ach was, als ob auf dieſer ungereimten Erde alles ſich reimen müßte! Derartige Forderungen ſind idealpolitiſche Narretheien, worauf klerikale wie liberale Realpolitiker keine Rückſicht zu nehmen brauchen.

14.

Von La Jalapilla bis Queretaro.

Es hob jetzt zwiſchen dem franzöſiſchen Hauptquartier, wo man ſtündlich die Nachricht von der Einſchiffung Maximilians vergeblich erwartete, und zwiſchen der erzherzoglichen Reſidenz bei Orizaba ein Ränke- und Schwänkeſpiel an, das unbeſchreiblich widerlich anzuſehen iſt. Man weiß auch nicht, welcher der beiden Spielpartieen man den Preis der Hintergehung und Ueberliſtung zuerkennen ſoll, und iſt verſucht, beim leidigen Anblicke dieſer „Disputation“ an die Schlußſtrophe der heine'ſchen im „Romanzero“ ſich zu erinnern: —

„Welcher recht hat, weiß ich nicht:
Doch es will mich ſchier bedünken,
Daß der Marſchall und der Prinz,
Daß ſie alle beide ſt . . . , raucheln.“

Während Miramon, nach der Hauptſtadt hinaufgeeilt, dem „kaiſerlichen“ Miniſterium die Wendung der Dinge in La Jalapilla mittheilte und daſſelbe zu neuer Thätigkeit aneiferte, die ganze Rückwärtſerei zur Sammlung und auf ihre Poſten rief, alle Kräfte der Partei anzuſtrengen, alle Mittel derſelben flüſſig zu machen thätig war, die Beſchaffung von Geldmitteln und die Reorganiſation der „kaiſerlichen“ Armee einleitete, ſuchte der Erzherzog ſeinerſeits vor allem über die Abſichten der Franzoſen ins Klare zu kommen, und ſtand zu dieſem Zwecke nicht an, den Marſchall — denn nur mit dieſem verkehrte er — fortwährend halb und halb glauben zu machen, daß er im Begriffe ſei, ſich einzuſchiffen. Der Marſchall und ſeine Mitbevollmächtigten Caſtelnau und Dano gingen auf die Leimruthe, indem ſie in einer vom 16. November datirten Note die Erklärung ſich entwiſchen ließen, ſie würden zu erwirken verſuchen, daß „die noch rückſtändigen Anſprüche Frankreichs an die mexikaniſche Staatskaſſe durch die neue Regierung (par le nouveau gouvernement) von Mexiko gedeckt würden.“

Demnach betrachteten die Franzoſen den Kaiſerſchwindel bereits als vollſtändig aus- und abgethan. Und wie hätten ſie auch anders gekonnt, da Frankreich gerade zu dieſer Zeit in Verbindung mit dem Kabinett von Waſhington ganz offen auf die Wiederherſtellung der republikaniſchen Regierung hinarbeitete? Der Hauptmacher in dieſem Geſchäfte war Herr Markus Otterburg, Konſul der Vereinigten Staaten in Mexiko, welcher dem Marſchall ausdrücklich und amtlich erklärte, daß er von ſeiner, hierin ganz im Einverſtändniſſe mit dem Tuilerienhofe handelnden Regierung beauftragt ſei, in Uebereinſtimmung mit dem franzöſiſchen Obergeneral die mexikaniſche Republik wiederherzuſtellen. Es ſei, fügte der Konſul hinzu, räthlich, bei Zeiten daran zu denken, welchem der juariſtiſchen Generale die Hauptſtadt zu überliefern wäre, damit Unordnungen vermieden würden. Er ſchlage als den würdigſten und am meiſten Vertrauen erweckenden den General Diaz vor und habe auch bereits für die nöthigen Gelder vorgeſorgt, um den Truppen deſſelben nach ihrer Ankunft in der Stadt einen zweimonatlichen Sold auszahlen zu können.

Das war deutlich geſprochen. So deutlich konnte aber Bazaine in ſeiner verzwickten Stellung ſeinerſeits nicht ſprechen. Faktiſch und ſubſtanziell exiſtirte freilich auch für ihn der „Kaiſer“ Maximilian nicht mehr, wohl aber rechtlich und formell. Er mußte ſich alſo begnügen, den amerikaniſchen Bevollmächtigten mehr errathen zu laſſen als er ſagte, indem er auf die erwähnte Mittheilung erwiderte, daß er, ſolange der Erzherzog noch nicht abgedankt hätte, denſelben als das einzige geſetzmäßige Oberhaupt des Landes betrachten müßte. Freilich, ſobald der Prinz ſich eingeſchifft hätte, würde er nichts Unpaſſendes darin ſehen, unter Mitwirkung des Generals Porfirio Diaz, für welchen auch er große Achtung hege, eine neue Regierung einzurichten, ungeachtet von Paris aus zum Oberhaupt derſelben der General Ortega empfohlen ſei. Hierauf beſchränkte ſich der Marſchall Herrn Otterburg gegenüber vorderhand. Daß er, wie man ihm vorgeworfen hat, mit Diaz in perſönlichen Verkehr getreten ſei, und ſogar dem republikaniſchen General Waffen und Munition geliefert oder verkauft habe, beruht nicht auf erwieſenen Thatſachen, ſondern nur auf Vermuthungen oder Verleumdungen. Wahr iſt, das ganze Gebaren Bazaine's erſchien gegen das Ende der mexikaniſchen Expedition hin in dem Lichte der Willkür, der Zweideutigkeit und Treuloſigkeit. Allein das war nicht die Schuld des Marſchalls, welcher ja nur das Werkzeug der willkürlichen, zweideutigen und treuloſen Politik ſeiner Regierung geweſen iſt.

Der öſtreichiſche Prinz that ſeinem „erhabenen Bundesgenoſſen“ nicht den Gefallen, abzudanken und heimzugehen. Wiederum ein ſehr widerwärtiger Zwiſchenfall in dieſer ſchmählich vergeckten Verwirklichung der „größten Idee“ des zweiten Empire, welche Verwirklichung eigentlich nur eine Reihenfolge von lauter widerwärtigen Zwiſchenfällen geweſen iſt. Im franzöſiſchen Hauptquartier war man gewiß nicht ſehr angenehm überraſcht, als daſelbſt aus Orizaba eine vom 20. November datirte Note des Erzherzogs eintraf, welche mit den Worten begann: „Keiner meiner Schritte gibt jemand die Berechtigung, zu glauben, daß ich die Abſicht hätte, zu Gunſten irgendeiner Partei abzudanken" — und die Mittheilung machte, daß der „Kaiſer" Berufung an die Nation einlegen und einen Generalkongreß verſammeln werde.

Dieſe Note iſt eines der Reſultate einer Rathſitzung geweſen, welche derweil auf der Hacienda La Jalapilla ſtattgefunden hatte. Miramon hatte den Miniſterpräſidenten Larez, die übrigen Miniſter und die Mitglieder des „kaiſerlichen" Staatsraths von der Hauptſtadt aus dorthin geführt unter franzöſiſcher Eskorte, welche Bazaine gewährte, weil er wähnte, die Herren würden die Abdankungsurkunde Maximilians mit zurückbringen. Die Rathsverſammlung in La Jalapilla zählte 22 Mitglieder und währte drei volle Tage. Die Kardinalfrage, ob der „Kaiſer" abdanken ſollte, wurde aufgeworfen, aber mit 20 gegen 2 Stimmen abgeworfen. Dann gab der Erzherzog von ſeinen Entſchließungen hinſichtlich des Appells an die Nation, der Berufung eines Kongreſſes u. ſ. w. Kenntniß und erhielt Zuſtimmung. Der ganze Rathſchlag war nur eine zuvor zwiſchen Maximilian, Miramon, Larez und dem

Beichtvater abgekartete Poſſe. Die Eſſenz der Zuſammenkunft war dieſe, daß die Allianz des Erzherzogs mit den Klerikalen feſt vernietet wurde. Der Pater verbürgte ſich förmlich, daß der Klerus für Se. kaiſerliche Majeſtät einſtehen würde, und auf Grund dieſer Bürgſchaft hin — es iſt märchenhaft dumm, aber wahr — gab dann Señor Larez ſeinerſeits großartig die Verſicherung ab, daß Maximilian auf eine ſchlagfertige Armee und ſofort an 4 Millionen Peſos zählen könne, welche 4 Millionen „man finden werde“. Wo? ſagte er nicht. Dann verſchritt man ſogleich zur Vertheilung der Rollen in dem neu anzuhebenden Kaiſerſchwindelſtück, insbeſondere der militäriſchen. Der General Marquez ſollte unter dem Oberbefehl des „Kaiſers“ ſelbſt die Hauptſtadt und das Hochthal von Anahuak gegen den dorthin vordringenden Porfirio Diaz vertheidigen, Miramon gen Norden eilen, um ſich den Truppen Eskobedo's entgegenzuwerfen, Mejia in der Sierra von Queretaro die kaiſerliche Fahne wieder entfalten.

Am 1. Dezember ließ der Erzherzog ein Manifeſt

„an die Mexikaner“ von Orizaba ausgehen, worin er bekanntgab, was in La Jalapilla vorgegangen, — nämlich, wohlverſtanden, vor den Kuliſſen. Er verkündigte in dieſem Aktenſtück — er, der ſich mit Haut und Haar den Klerikalen verſchrieben hatte — daß er „auf der breiteſten und liberalſten Grundlage einen Nationalkongreß verſammeln wolle, an welchem alle Parteien theilnehmen ſollten, und dieſer Nationalkongreß werde zu beſtimmen haben, ob ein Kaiſerreich in Zukunft beſtehen ſoll“. Zur Vervollſtändigung der abermaligen Ueberraſchung, welche dieſes Manifeſt im franzöſiſchen Hauptquartier verurſachte, zeigten dann zwei Tage ſpäter die Miniſter Larez und Arroyo den Herren Bazaine, Dano und Caſtelnau an, daß „Se. Majeſtät nach ernſthafter und langer Erwägung und nach dem Rathe ſeiner Miniſter und ſeines Staatsraths, geſtützt auf die von der Nation ihm übertragene Gewalt, ſich entſchloſſen habe, ſeine Regierung mit den alleinigen Hilfsmitteln des Landes fortzuführen und aufrecht zu erhalten, da der Kaiſer der Franzoſen erklärt, außer Standes zu ſein, das Reich fernerhin mit ſeinen Truppen und mit ſeinem Gelde zu unterſtützen“.

Man war demnach über die gegenſeitige Stellung ganz klar: — die Franzoſen wollten den Erzherzog und der Erzherzog wollte die Franzoſen zum Lande hinaushaben.

Die franzöſiſchen Bevollmächtigten hatten in einer vom 31. Oktober datirten Depeſche aus Paris die Weiſung erhalten, Napoleon der Dritte wünſche, daß Maximilian Mexiko verlaſſen möge („le désir de l'empereur est de voir Maximilien quitter le Mexique“), und in ihrer am 8. Dezember erlaſſenen Antwort auf die Zuſchrift der Herren Larez und Arroyo paraphraſirten ſie dieſen Wunſch ihres Gebieter alſo: „Die Bevollmächtigten Frankreichs haben nach reiflicher Prüfung der Sachlage die Ueberzeugung gewonnen, daß die kaiſerlich-mexikaniſche Regierung unvermögend ſein werde, mit ihren alleinigen Hilfsmitteln ſich zu behaupten (les agents de la France, après avoir mûrement examiné la situation, ils sont arrivés à cette conviction que le gouvernement imperial serait impuissant à se soutenir avec ses seules ressources)". Das „kaiſerliche" Miniſterium zögerte nicht, auf dieſe Replik zu dupliciren, und zwar in Form eines weitläufigen Cirkulars, in deſſen Verlaufe mit dürren Worten Frankreich des Vertragsbruches bezüchtigt und angeklagt wurde.

Ein gewiſſer „sic notus Ulixes" hatte aber dieſe neue Anreizung zur Ungeduld und zum Zorne nicht abzuwarten gebraucht, um ungeduldig und zornig zu werden. Wie, dieſes Nichts von Erzherzog mit ſeiner lächerlichen Rauſchgoldkrone auf dem Kopfe wagt gegen Unſere Omnipotenz zu rebelliren? Quem ego! Wir haben gewollt, daß er nach Mexiko ginge; jetzt iſt es Unſer ſouverainer Wille, daß er aus Mexiko gehe — fini!

Am 13. Dezember ging aus dem Schloſſe Compiègne dieſe Depeſche ab: „Der Kaiſer an Caſtelnau: — Senden Sie die Fremdenlegion und alle Franzoſen, Soldaten und Nichtſoldaten, alle, welche es wünſchen, heimwärts; ebenſo die öſtreichiſche und belgiſche Legion, wenn ſie es verlangen (rapatriez la légion étrangère et tous le français soldats ou autres qui désirent rentrer, ainsi que les légions autrichienne et belge, si elles le demandent)“.

Das hieß mit einem Schlage den Erzherzog des Beiſtandes aller fremden Streitkräfte berauben; denn daß die öſtreichiſchen und belgiſchen Söldlinge den aus Mexiko abziehenden Franzoſen ſich anſchließen müßten und würden, konnte nicht zweifelhaft ſein. Man wußte auch in Compiègne gar wohl, was man mit dieſer Depeſche wollte und that. Man wollte endlich einmal dieſes ewigen Aergers, welcher aus dem vermaledeiten mexikaniſchen Kaiſerſchwindelgeſchäft tagtäglich erwuchs, los und ledig ſein. Gaben doch auch dieſe verteufelten Yankees keine Ruhe. Da hatte z. B. wieder am 23. November der unhöfliche Seward an den nicht viel höflicheren Bigelow geſchrieben: „Sagen Sie dem Marquis de Mouſtier, unſere Regierung ſei erſtaunt und gekränkt, erfahren zu müſſen, daß die uns zugeſagte Rückführung der erſten Abtheilung franzöſiſcher Truppen aus Mexiko, welche in dieſem Monate hätte erfolgen ſollen, verſchoben worden ſei“.

Die Aktenlage geſtattet nicht nur, ſondern fordert auch die beſtimmte Vermuthung, daß der General Caſtelnau den geheimen Auftrag gehabt habe, den öſtreichiſchen Prinzen nöthigenfalls mit Gewalt zur Abdankung zu zwingen. Allein der Marſchall Bazaine, um ſeine unumgängliche Mitwirkung angegangen, muß dieſe verweigert haben, weil der kluge Mann nur auf Grund eines ſchriftlichen Befehls von Seiten Napoleons in der bezeichneten Richtung vorgehen wollte, Caſtelnau aber einen ſolchen Befehl nicht vorweiſen konnte. Der General berichtete am 7. Dezember nach Hauſe, wie die Sachen ſtänden und lägen, und erhielt folgende Antwort: „Paris 10. Januar 1867. Der Kaiſer an Caſtelnau: „Zwingen Sie den Kaiſer nicht zur Abdankung, aber halten Sie den Abzug der Truppen nicht hintan. Schicken Sie alle heim, welche nicht bleiben wollen (ne forcez pas l'empereur à abdiquer: mais ne retardez pas le départ des troupes. Rapatriez tous ceux qui ne veulent pas rester)“.

Unlange, bevor der Inhalt der aus Compiègne datirten Depeſche vom 31. Dezember zur Kenntniß des Erzherzogs gekommen war, hatte er einen Privatbrief der Kaiſerin Eugenie aus Paris erhalten, deſſen Inhalt ihn, wie er ſagte, „ſehr ſtärkte“. Der Brief muß alſo recht tröſtlich gelautet haben. Schade nur, daß die Schreiben Ihrer Majeſtät und Seiner Majeſtät nicht ſehr mit einander harmonirten. Bekanntlich ſind eben zwei Eheſeelen nicht immer „ein Gedanke“.

Maximilian — das war die Summe aller auf der Schwelle vom Jahre 1866 zum Jahre 1867 zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Hauptquartier gepflogenen Verhandlungen — hatte alſo erklärt, daß er „nicht in einem der Gepäckwagen der franzöſiſchen Armee nach Europa zurückkehren“, ſondern in Mexiko ſein Glück auf eigene Hand ferner verſuchen wollte, und die Franzoſen ihrerſeits bereiteten ſich den Befehlen ihres Kaiſers gemäß alles Ernſtes zum raſchen und vollſtändigen Abzug aus dem Lande. Zu Ausgang Dezembers ſtand die Hauptmaſſe ihrer Streitkräfte in und bei der Hauptſtadt, während andere Abtheilungen, ſtaffelförmig längs der Straße nach Veracruz vertheilt, nur des

Kommando's zum Hinabmarſchiren nach der Küſte harrten.

Der Erzherzog, durch die Gaukeleien des unſeligen Pater Fiſcher verblendet, hatte ſich derweil von Orizaba wieder der Hochebene von Anahuak zugewandt. In Puebla etliche Tage verweilend, hatte er eine Zuſammenkunft mit den Herren Dano und Caſtelnau, die ihm entgegengereiſ't waren, ihn noch einmal um ſeine Abdankung und Abreiſe anzugehen. Umſonſt. Sodann von Puebla nach Mexiko gekommen, konnte ſich der Prinz ganz unmöglich der Einſicht verſchließen, daß die ihm gemachten Verheißungen von Seiten des Klerus bislang größtentheils Verheißungen geblieben waren. Es fehlte an Geld, an Soldaten, an Waffen, an Verſtand, Begeiſterung, Thatkraft, es fehlte an allem und jedem. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde folgten ſich die niederſchlagenden Botſchaften von den Vorſchritten der Republikaner. Ein feſter Platz nach dem andern, eine Stadt, eine Provinz nach der andern fiel in ihre Hände. Was half es, daß die abziehenden Franzoſen Plätze und Städte den „kaiſerlichen“ Truppen überantworteten? Sobald die Franzoſen weg waren und die republikaniſchen Banner vor den Mauern erſchienen, erfolgte die Uebergabe an ſie ſo raſch und regelmäßig, als handelte es ſich bloß um ein ſelbſtverſtändliches Geſchäft. Die Stunde des vollſtändigen Triumphes der Republik ließ ſich von allen, welche rechnen konnten und wollten, mit mathematiſcher Genauigkeit vorherſehen und vorherſagen. Natürlich mußte bei ſolchen Verhältniſſen die Berufung eines Nationalkongreſſes durch die „kaiſerliche“ Regierung das bleiben, was ſie vom Anfang an geweſen war: ein barocker Einfall.

Der Erzherzog mußte das alles ſehen, wenn er die Augen aufthat. Zuweilen that er ſie wirklich auf, wie z. B. an dem Tage, wo er Bazaine zu einer Unterredung nach der Hacienda La Teja entbieten ließ. Der Marſchall ging frei mit der Sprache heraus, als ihn der Prinz fragte, was er von der Lage des „Kaiſerthums“ halte. „Nach der Rückberufung unſerer Truppen — ſagte er —

gibt es für Sie in dieſem Lande nur noch Gefahren und keine Möglichkeit mehr, Ruhm zu erwerben. Von dem Augenblick an, wo die Vereinigten Staaten ihr Veto offen Ihrem Thron entgegenſtellten, hatte derſelbe nur noch eine Scheinexiſtenz und ſelbſt ein Hilfskorps von 100,000 Franzoſen würde hieran nichts ändern. Ich rathe Ihnen daher, abzudanken und abzureiſen.“ Maximilian war ſehr nachdenklich geworden. Endlich gab er zur Antwort: „Ich vertraue Ihnen und bitte Sie daher, einer Junta anzuwohnen, welche ich auf den 14. Januar in den Palaſt zu Mexiko zuſammenberufen will. Ich werde mit dabei ſein. Sprechen Sie dort Ihre Meinung aus. Stimmt die Mehrheit Ihnen zu, ſo reiſe ich ab; verlangt ſie aber, daß ich bleiben ſoll, ſo braucht man darüber weiter kein Wort mehr zu verlieren. Denn ich werde bleiben, weil ich nicht einem Soldaten gleichen will, der ſein Gewehr wegwirft, um raſcher aus der Schlacht fliehen zu können“.

Hochherzige Worte, ſonder Zweifel, ehrlich gemeint und brav; aber —

„Was man will, zu können
Macht den großen Mann —“

hatte der Prinz vor Zeiten geſagt und er konnte ſich unmöglich einbilden, daß er können würde, was er wollte. Auch der arme Don Quijote war ein Held, aber eben ein donquijotiſcher.

Und in der Narrethei des ſinnreichen Kabellero de la Mancha iſt wenigſtens Methode und Konſequenz geweſen. Der Schattenkaiſer von Mexiko dagegen ſchwankte ſo recht ſeinem Verhängniß entgegen, heute hierhin geneigt, morgen dorthin gewendet. In der Unterredung mit Bazaine, der ihm die Dinge zeigte, wie ſie waren, hatte er die Augen offen gehabt. Dann aber war der Pater Fiſcher gekommen, hatte ihm blauen Dunſt vorgemacht und in den Wolken deſſelben ihn die Dinge ſehen laſſen, wie er ſie wünſchte. Daraufhin brach er ſein dem Marſchall gegebenes Wort und erſchien nicht in der anberaumten Verſammlung, welche am 14. Januar im Regierungspalaſte zuſammentrat. Bazaine vermerkte das mit Recht ſehr übel, ließ ſich aber auf Bitten der Verſammelten, lauter Grundſäulen und Hauptſtützen des „Kaiſerthums", doch herbei, den Herren in Form einer motivirten Erklärung ſeine Meinung zu ſagen, welche dahin ging und nur dahin gehen konnte, daß es für den „Kaiſer" wie am klügſten, ſo auch am ehrenvollſten ſei, abzudanken, weil es ſich herausgeſtellt, daß die überwiegende Mehrheit der Nation nichts von der Monarchie wiſſen wollte und weil ſich der Erzherzog nach dem Abzug der Franzoſen und der Fremdenlegionen unmöglich werde halten können.

Nachdem der Marſchall die Sitzung der Junta verlaſſen hatte, brachte er ſein abgegebenes Votum noch zu Papier und ließ das Schriftſtück dem „Kaiſer" zuſtellen. Gewarnt alſo hat Bazaine den Erzherzog, eindringlich, wiederholt, mündlich und ſchriftlich gewarnt, das ſteht aktenmäßig feſt.

Nach der Entfernung des Marſchalls trat die Junta, 40 Mitglieder ſtark, in Berathung über die Frage: „Soll das „Kaiſerthum" aufrechtgehalten und der Kampf deſſelben gegen die Republik fortgeſetzt werden?" Unter den Vierzig waren Vier, welchen der Parteifanatismus das Licht des geſunden Menſchenverſtandes noch nicht ganz ausgeblaſen hatte. Aber die Fanatiker — welche übrigens nachmals, ganz wenige ausgenommen, ihre theuren Perſonen bei Zeiten ſalvirten — trugen es gegen dieſe 4 Nein mit 36 Ja davon. Der Entſcheidungsſchlag dieſer Abſtimmung war auch gegen die Franzoſen im Allgemeinen gerichtet und gegen die Machenſchaften Caſtelnau's und Dano's im Beſonderen. Wenn dieſe auf Wiederherſtellung der mexikaniſchen Republik unter die vieldeutigen „franzöſiſchen Intereſſen“ ſicherſtellenden Bedingungen abzielenden Machenſchaften jetzt noch einen Sinn haben ſollten, ſo mußte von Seiten der Franzoſen ſofort mit Gewalt gegen den „Kaiſer“, das „Kaiſerthum“ und die ganze Kleriſei und Rückwärtſerei vorgegangen werden. Caſtelnau und Dano wären hiezu zweifelsohne bereit geweſen, allein Bazaine wollte ſich ohne einen ausdrücklichen Befehl von Paris nicht dazu verſtehen. Natürlich verloren damit die zwiſchen dem franzöſiſchen Hauptquartier und einigen republikaniſchen Generalen angeknüpften Beziehungen ihren Hauptzielpunkt. Man beſchränkte ſich von da ab auf die Erweiſung von gegenſeitigen Artigkeiten, beſonders bei Auswechſelung der Gefangenen. Wir gehen, ſagten die Franzoſen, und wenn wir fort ſind, mögt ihr zuſehen, wie ihr mit dem Kaiſerſchwindel fertig werdet. Wohl, erwiderten die Republikaner, geht im Frieden! Mit der Parodie von Montezuma's Thron und Krone werden wir kurzen Prozeß machen ... Die republikaniſchen Führer haben auch deutlich genug erkennen laſſen, welches Schickſal dem Autor des Dekrets vom 3. Oktober bevorſtände, ſo er in ihre Hände fiele. Daher die Bemühung des Marſchalls, dem unglücklichen Erzherzog bis zur letzten Möglichkeit einen Weg zum Entkommen offen zu halten. Dieſe Gerechtigkeit muß man Bazaine widerfahren laſſen und es zeigt entweder von grober Unkenntniß oder von plumper Bosheit, wenn man geſagt hat, er habe den öſtreichiſchen Prinzen an's Meſſer geliefert.

An dem ſchickſalsſchweren 14. Januar platzte auch die Seifenblaſe der Berufung eines Nationalkongreſſes durch Maximilian. Die Junta erklärte nämlich, eine ſolche Berufung ſei „unnütz und überflüſſig“. Man war voll lächerlich-ſtolzer Zuverſicht, man wiegte ſich in den thörichteſten Einbildungen, wie ſich ja der Erzherzog ſelber noch immer einbildete, einen Mann wie Porfirio Diaz für ſich gewinnen zu können. Das „kaiſerliche“ Miniſterium that ordentlich dick mit ſeinen Mitteln. Der Herr Kriegsminiſter ſagte: „Ich habe 250,000 Peſos in meiner Kaſſe“. Der Herr Finanzminiſter: „Und ich 11 Millionen, wovon 8 ſogleich flüſſig“. Das „Kaiſerthum“ rüſtete ſich alſo zum Kampf. Es hielt ſich für geſund und kräftig, weil es, ſchon in ſeine Agonie eingetreten, krampfhaft mit Armen und Beinen um ſich ſchlug.

Zu Ende Januars begann der Abzug und die Einſchiffung der Franzoſen. Mit ihnen oder vielmehr noch vor ihnen gingen die öſtreichiſchen und belgiſchen Söldnertruppen, welche zuerſt eingeſchifft wurden. Nur etwa 500 ungariſche Huſaren blieben bei dem Erzherzoge zurück. Am 8. Februar wurde die Fahne, welche über dem franzöſiſchen

Hauptquartier zu Buena-Viſta bei Mexiko geſtattet, herabgenommen. Der Marſchall brach auf, hielt aber noch Angeſichts der Hauptſtadt für einen Tag und eine Nacht lang wieder an, um dem „Kaiſer“ Zeit zu laſſen, ſeinen Entſchluß zu bereuen und ihm nachzukommen. Abgeſehen von allem Anderen mußte aber dem Prinzen dies ſchon die Erbitterung darüber verwehren, daß Bazaine vor ſeinem Scheiden von der Hauptſtadt in einer an die Bevölkerung derſelben gerichteten Proklamation die Worte geſprochen hatte: „Es lag nie in den Abſichten Frankreichs, euch eine Regierungsform aufzudrängen, welche euren Gefühlen zuwiderlief“ — eine offizielle Lüge, ſo hoch und ſo dick wie der Popokatepetl. Am 14. Februar meldete der General Caſtelnau vor ſeiner Einſchiffung von Veracruz an Napoleon den Dritten: „Unſer Abzug aus Mexiko hat unter allgemeiner Sympathiebezeugung ſtattgefunden (n'a provoqué que des manifestations sympathiques). Der Kaiſer bleibt in Mexiko, wo vollkommene Ruhe herrſcht (où tout est tranquille)“ — eine offizielle Lüge, ſo hoch und ſo dick wie die Iztaccihuatl. Der Marſchall machte auf ſeinem Rückzuge in Puebla einen fünftägigen und dann auch noch in Veracruz einen mehrtägigen Halt, um den „Kaiſer“ zu erwarten, falls ſich derſelbe doch noch entſchloſſen hätte, ein Spiel, das er, ſo er bei fünf geſunden Sinnen, für ein verlorenes anſehen mußte, aufzugeben. Bazaine kehrte ſogar auf das Gerücht hin, Maximilian käme von der Hochebene herabgeflohen, von Veracruz noch einmal nach La Soledad um, den Flüchtling aufzunehmen. Das Gerücht erwahrte ſich jedoch nicht. Der Erzherzog war, ſtatt der Küſte zuzueilen, zu dieſer Zeit ſchon gen Nordweſten nach Queretaro gezogen.

Am 11. März von 1867 übergab der franzöſiſche Kommandant die Hafenſtadt Veracruz an den „kaiſerlichen“ General Gomez. Der Marſchall ging an Bord des „Souverain“ und wenige Tage darauf verließ das letzte franzöſiſche Schiff mit dem letzteingeſchifften franzöſiſchen Bataillon die Rhede.

So endete die Verwirklichung der „größten Idee“ des zweiten Empire, — ein Abenteuer, in deſſen Schlund Frankreich Myriaden ſeiner Söhne und 1 Milliarde ſeines Geldes geworfen hatte. Heureuse France!

15.

Der 19. Juni.

Titus Livius hat in einem geretteten Bruchſtücke ſeines verlorengegangenen 120. Buches, da, wo er von des Cicero tragiſchem Ende ſpricht, über den berühmten Redner der Philippiken gegen Verres, Katilina und Antonius das Urtheil gefällt: „Keines ſeiner Mißgeſchicke ertrug er manneswürdig, ausgenommen ſeinen Tod“*). Ein ſtrenges, ein herbes, aber doch ein wahres und gerechtes Wort.

Man könnte daſſelbe, mit noch einiger Milderung vielleicht, auf den Erzherzog Maximilian anwenden, um ſo mehr, da er freilich nicht an Genie, aber doch an Unbeſtändigkeit des Charakters mit dem Todten von Formiä verglichen werden darf.

---

*) Omnium adversorum nihil ut viro dignum erat tulit, praeter mortem.

Ob er ſeinen Entſchluß, einer, mildeſtens geſagt, zweideutigen Faktion auf Gnade und Ungnade ſich hinzugeben und in Mexiko auszuharren, komme, was da wolle, nie bereut hat? Man weiß es nicht. Ob er aber dieſen Entſchluß überhaupt gefaßt hätte, ſo er gewußt, daß der falſche Miramon, bevor derſelbe im Herbſte von 1866 aus Europa nach Mexiko zurückgekehrt war, in einem pariſer Salon ganz laut gepralt hatte, er kehre nur heim, um nach dem vorausſichtlichen Sturze des „Kaiſerthums“ den Präſidentenſtuhl wieder einzunehmen? Vielleicht nicht, vielleicht aber doch; denn er würde ſich geſchmeichelt haben, daß dieſer Menſch nicht wagen würde, feindſelig gegen ihn aufzutreten. Eine der vielen Illuſionen des Erzherzogs, da ja kein Zweifel geſtattet iſt, daß Miramon, falls er nach dem Abzuge der Franzoſen als „kaiſerlicher“ General ſo glücklich geweſen wäre, wie er unglücklich war, ſofort eine Schilderhebung gegen den „Kaiſer“ begonnen haben würde. Es iſt die Lächerlichkeit der Lächerlichkeiten, wenn man den „Märtyrertod“ dieſes Erzhalunken mit ſentimentalem Brillantfeuer zu beleuchten verſuchte. Miramon würde den öſtreichiſchen Prinzen zehnmal verrathen haben, falls er ſich damit von tödtlichen Kugeln, die niemals ein verrätheriſcheres Herz durchbohrten, hätte loskaufen können. Zudem hatten Hunderte ſeiner republikaniſchen Landsleute das Recht der Blutrache auf den grauſamen Pfäffling, der das Blut der Liberalen wie Waſſer vergoſſen hatte.

Wußte Maximilian, daß er um ſeinen Kopf ſpielte, als er das Spiel der Rückwärtſer vollſtändig zu dem ſeinigen machte?

Unbedingt ja!

Es iſt rein unmöglich, daß der, welcher zum Werkzeuge der bonaparte'ſchen Politik in Mexiko ſich hergegeben, der, welcher das Dekret vom 3. Oktober verfaßt und verkündigt hatte, nicht gewußt hätte, daß, falls er den Republikanern in die Hände fiele, die Führer derſelben ihn ſchlechterdings nicht retten könnten.

Hierauf, auf dem Entſchluſſe, das Spiel anzunehmen, wie es lag, beruht die tragiſche Würde ſeines Unterganges.

Das Trauerſpiel in Mexiko hat auch das Eigenthümliche, daß der Held deſſelben erſt in den letzten Scenen zu einer Höhe heranwächſt, welche ein reinmenſchliches Mitgefühl erregt und rechtfertigt. Indem er nicht mehr um die Verwirklichung ſeiner phantaſtiſchen Herrſcherträume, an welchen er verzweifeln mußte, ſondern nur noch um die Bewahrung ſeiner Ehre kämpfte, die er bewahren konnte, ſühnte er ſterbend ſeine Schuld . . .

Schon wenige Tage nach dem Abzuge der Franzoſen konnte ſich der Erzherzog über ſeine Stellung unmöglich mehr einer Täuſchung überlaſſen. Er mußte merken, daß ihm ſtatt des Joches eines treuloſen Verbündeten, welches ſo ſchwer auf ihm gelaſtet hatte, jetzt noch ein viel ſchwereres aufgelegt war, das Joch der Parteityrannei.

Und vollends das Joch dieſer Partei, welche, ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, aus lauter Miramons zuſammengeſetzt war. Dieſe Menſchen bereuten bald, den öſtreichiſchen Prinzen im Lande zurückgehalten zu haben, als ſie merkten, daß ſie die Bedeutung der Ziffer, welche Maximilian in ihrem Kalkül vorſtellte, viel zu hoch angeſchlagen hätten.

Die Klerikalen hatten nämlich gehofft, die geradezu feindſelige Stellung, welche ſie zuletzt gegen die Franzoſen eingenommen, ihre Allianz mit den fremden Eindringlingen und Vergewaltigern aus dem Gedächtniß ihrer Landsleute hinwegzuwiſchen. Trotzdem hielten ſie in wunderlicher Bornirtheit den durch die Franzoſen importirten „Kaiſer" zurück, weil ſie in der Perſon desſelben ein koſtbares Pfand in Händen zu haben wähnten. Sie lebten ja bis zur Wegfahrt des letzten franzöſiſchen Schiffes von der mexikaniſchen Küſte des feſten Glaubens, Napoleon der Dritte dürfte und würde unter keinen Umſtänden ſeinen Schützling ganz im Stiche laſſen. Die Rückſicht auf Oeſtreich, die Rückſicht auf den eigenen und auf den europäiſchen Monarchismus müßte ihm dies gebieten, von der Ehre im Allgemeinen und von der franzöſiſchen Gloire im Beſonderen gar nicht zu reden. Sowie ſie nun erkennen mußten, daß das alles nur Täuſchungen, welche ſie ſich ſelber vorgegaukelt hätten, war ihnen der unglückliche Prinz nur noch eine Laſt und eine Bürde, ein hinderlicher Figurant, welchen ſie beiſeite zu ſchieben nicht anſtanden.

Hieraus erklärte ſich auch der falſche Schritt, welchen der „Kaiſer“ that, d. h. welchen mam ihn thun machte, als er die Hauptſtadt verließ. Die Herren Larez und Marquez, welche ihn hiezu bewogen, wußten wohl, warum. Die Vorzüge ſeiner Perſon, ſeine Einfachheit, Anſpruchloſigkeit und Freundlichkeit hatten dem Prinzen gerade in der Hauptſtadt viele Zuneigung gewonnen. Hier, wo man ihn von ſeiner beſten Seite kennen gelernt, hatte er auch den feſteſten Halt, ſoweit ebem von einem ſolchen überhaupt die Rede ſein konnte. Daß aber der „Kaiſer“ etwas ſei und bedeute, durch ſich ſelbſt etwas bedeute, ſtimmte nicht mit den Abſichten der Larez, Marquez und Konſorten. Sie fürchteten auch, der Erzherzog könnte, ſo lange er im

Beſitze der Hauptſtadt wäre, dieſe ſeine Stellung benützen, um mit den Republikanern in Unterhandlungen zu treten, welche unter Umſtänden nicht ganz hoffnungslos ſein dürften; ſie fürchteten, ſolche Unterhandlungen könnten möglicher Weiſe dahin führen, daß Maximilian am Ende auf ihre, der Klerikalen Koſten irgendwie ſeinen Frieden mit den Liberalen machen würde. Leider muß man ſagen, daß dieſe Befürchtung nicht ganz der Grundloſigkeit geziehen werden kann, wenn man bedenkt, wie ſehr der Erzherzog von ſeiner Ankunft in Mexiko an zwiſchen den Parteien hin und her geſchwankt war. Larez und Marquez und Konſorten wollten in der Hauptſtadt ſelber die Herren ſein, um dieſe Stellung ſo lange als möglich ausnützen zu können. Lange währte das freilich nicht; denn das eine Hauptheer der Republikaner unter Diaz operirte gegen die Hauptſtadt zu, während das andere unter Eſkobedo auf Potoſi, Zakatekas und Queretaro vorging.

Im Februar wußte die Umgebung des „Kaiſers“ demſelben weiszumachen, daß „ſtrategiſche Rückſichten" ſeine Anweſenheit in der nordweſtlich von Mexiko in der Sierra von Queretaro gelegenen gleichnamigen Stadt forderten. Es ſei ſchlechterdings nöthig, dem in jener Gegend kommandirenden Miramon, welchen Eſkobedo vor ſich hertrieb, Hilfe zu bringen. Der Erzherzog ging auf dieſes Anſinnen ein und marſchirte nach Queretaro, in welche wohlgebaute und feſte Stadt er am 21. Februar einzog, während 18 Tage früher der Präſident Juarez ſeinen Regierungsſitz in Zakatekas aufgeſchlagen hatte.

In der Hauptſtadt war Marquez als Befehlshaber zurückgeblieben und ſetzte unter eifriger Mitwirkung ſeines Spießgeſellen Vidaurri ein ſchamloſes Raub- und Schreckensregiment in Gang. Dieſe „loyalen" und „frommen" Leute zeigten der Einwohnerſchaft recht gründlich, was es hieße, Thron und Altar aufrechtzuhalten. Der Todeskampf des Kaiſerſchwindels nahm überhaupt einen ſehr gewaltſamen und blutigen Verlauf. Denn die ſiegreich vorſchreitenden Republikaner thaten ihrerſeits das Rachewerk mit Unerbittlichkeit. Waren ſie doch zu bitter gereizt, zu grauſam verfolgt worden, als daß der mexikaniſchen Anſchauung ein Verzicht auf vollwichtige Vergeltung auch nur als Möglichkeit hätte vorſchweben können. Hier hieß es: „Wie du mir, ſo ich dir!“

Die Hauptſtadt, Queretaro und Veracruz waren bald die einzigen drei Plätze, wo die „kaiſerliche“ Fahne noch wehte, und dieſe drei Plätze waren vollſtändig von einander abgeſchnitten, nachdem Diaz am 2. April Puebla genommen und zur Einſchließung von Mexiko vorgegangen war, während Eskobedo noch früher die Umzingelung von Queretaro bewerkſtelligt und die Belagerung der Stadt begonnen hatte.

Queretaro iſt auf einem Hügel erbaut, welcher ſich aus der Centralhochebene von Anahuak erhebt. Die Stadt iſt eine der geſundeſten, ſchönſten, gewerbigſten und wohlhabendſten des ganzen Landes. Ihre freie Lage, ſowie ihre maſſive Bauart verleihen ihr eine beträchtliche Vertheidigungsfähigkeit. Der „Kaiſer“ hatte, von dem treuen Mejia unterſtützt, hier eine Streitmacht von 15,000 Mann zuſammengebracht, die beſten Leute von allen, welche die „kaiſerlichen" Waffen getragen hatten. Auch Miramon war da und ſcheint ſich muthig und ſtandhaft benommen zu haben, denn Maximilian hat ihm bis zum letzten Augenblick Vertrauen bezeigt. Es war freilich auch gar nichts mehr zu machen als muthig und ſtandhaft zu ſein; denn ſchon zu Ende des März war die Lage der Belagerten eine hoffnungsloſe, weil von keiner Seite her auch nur die geringſte Hilfe erwartet und die von Eſkobedo's 25,000 Mann ſtarkem Heer um die Stadt her gezogene Belagerungslinie nicht durchbrochen werden konnte. Miramon wußte außerdem ſehr wohl, daß ihm auch ein an dem „Kaiſer" verſuchter oder gelungener Verrath bei den Republikanern keine Verzeihung und Schonung erwirken würde. Es iſt beklagenswerth, daß der Erzherzog an der Seite dieſes Menſchen auf dem Richtplatz ſterben mußte. Warum war es ihm nicht vergönnt, an der Spitze der Indianer Mejia's und ſeiner ungariſchen Huſaren mit dem Degen in der Hand einen braven Soldatentod zu finden! An Gelegenheit hiezu hat er es, tapfer allen Gefahren ſich ausſetzend, während der Vertheidigung Queretaro's ſeinerſeits nicht fehlen laſſen.

Aber es ſollte nicht ſein. Das Verhängniß mußte vollendet und eine große Lehre gegeben werden.

Das Hoffnungsloſe des Widerſtandes mußte ſich übrigens den Vertheidigern der belagerten Stadt bald um ſo fühlbarer machen, als noch vor Ablauf des März Mangel in der Stadt ſich einzuſtellen begann. Maximilian verſuchte alſo — wir dürfen wohl annehmen, weit mehr um ſeiner Leute als um ſeiner Perſon willen — Unterhandlungen mit Eskobedo. Er bot demſelben die Uebergabe der Stadt an unter der Bedingung, daß ihm, ſeinen europäiſchen Begleitern und Soldaten freier Abzug aus dem Lande bewilligt, ſeinen mexikaniſchen Anhängern aber eine Amneſtie zugeſichert würde. Der republikaniſche General erwiderte, er ſei befehligt, Queretaro zu nehmen, nicht aber, mit dem angeblichen Kaiſer von Mexiko — er kenne gar keinen ſolchen — zu unterhandeln. Im Uebrigen ſchreie das Blut ſeiner beiden Kameraden Arteaga und Salazar, ſowie das von Hunderten ſeiner Waffengefährten, die alleſammt in Folge des Dekrets vom 3. Oktober erbarmungslos erſchoſſen worden ſeien, um Rache. Von Eskobedo alſo abgewieſen, ließ der Erzherzog ſeinen Kapitulationsantrag auch dem Präſidenten Juarez zukommen, erhielt aber gar keine Antwort.

Am 6. Mai machten die Belagerten ihren fünfzehnten und letzten Ausfall, um ſich durchzuſchlagen, wurden aber zurückgetrieben. Die Mittel des Widerſtandes waren jetzt völlig erſchöpft und man konnte nur noch verſuchen, mit Ehren zu ſterben. Hiezu ſollte ein nochmaliger Ausfall Gelegenheit geben, welchen der Erzherzog auf die Nacht vom 14. auf den 15. Mai anordnete. Aber er kam nicht zur Ausführung, denn bekanntlich iſt Queretaro in derſelben Nacht oder vielmehr in der Morgenfrühe des 15. Mai den Belagerern in die Hände gefallen. Um 4½ Uhr Morgens waren die Republikaner überrumpelnd in das Kloſter La Cruz, wo Maximilian ſein Hauptquartier hatte, eingedrungen.

Der Erzherzog konnte ſich in Civilkleidung, begleitet von ſeinem treuen Adjutanten Prinz Salm, aus La Cruz nach einem andern Bollwerk der Stadt, dem Cerro de las Campanas, flüchten, weil ein Oberſt der Republikaner den „Kaiſer" erkannt hatte, ihn großmüthig retten wollte und ſeinen Leuten befahl, denſelben paſſiren zu laſſen, da er „ein Bürger" ſei. Der von den Belagerern engumſchloſſene und mit Granaten überſchüttete Cerro de las Campanas war jedoch nur noch für etliche Stunden widerſtandsfähig. Die Stadt befand ſich ſchon in den Händen der Republikaner. Um 7 Uhr entſandte der Erzherzog einen Parlamentär, um die Uebergabe des Cerro anzubieten, — eine Uebergabe, welche ſelbſtverſtändlich nur eine auf Gnade und Ungnade ſein konnte. Um 8 Uhr überlieferte Maximilian ſeinen Degen an General Eſkobedo.

So fiel Queretaro, wo 500 Offiziere und 7000 Soldaten vor den Siegern die Waffen ſtreckten. Am 19. Juni ſchlich ſich Marquez aus der belagerten Hauptſtadt, worauf ſich dieſe auf Gnade und Ungnade an ihren Belagerer Diaz ergab. Am 27. Juni zogen die Republikaner auch in Veracruz ein. Damit war der Kaiſerſchwindel, welcher den „Kaiſer" noch um eine Woche überlebt hatte, aus und verſchwunden, die Republik im ganzen Umfange des mexikaniſchen Gebietes wieder hergeſtellt und die Autorität des Präſidenten Juarez anerkannt.

Der konnte dann mit denſelben alten, treuen, zähen Prinzipmannshänden, womit er die verrathene, verfolgte und geächtete republikaniſche Fahne unter tauſend Sorgen, Nöthen und Gefahren vor der Demüthigung, Beſudelung oder gar Zerreißung durch eine tückiſche Invaſion und eine ſchwindelhafte Uſurpation bewahrt und gerettet hatte, die triumphirende in das Hochthal von Anahuak zurück und auf die Plaza mayor von Mexiko wieder hinein tragen. . . .

Allgemein iſt die Meinung, der öſtreichiſche Prinz ſei an jenem Maimorgen durch Verrath in die Hände ſeiner Feinde gefallen. Der Oberſt Miguel Lopez, ein Oheim der Frau Marſchallin Bazaine, auch Ritter der franzöſiſchen Ehrenlegion und gern geſehener Gaſt in den Tuilerien, ſoll den Erzherzog um 10,000 Peſos an Eskobedo verrathen und verkauft, d. h. an jenem Morgen den Belagerern das Thor von La Cruz aufgethan und ſie ſogar bis in das Schlafzimmer Maximilians geführt haben. Allem nach, was man von dieſem Lopez weiß, war er ganz der Mann dazu, dieſe Infamie zu begehen, und die beſtimmte, die Vorgänge vom Morgen des 15. Mai klar und überzeugend veranſchaulichende Bezeugung des Prinzen Salm-Salm läßt keinen Zweifel mehr übrig, daß er ſie wirklich beging. Eskovedo meldete die Uebergabe Queretaro's und die Gefangennahme Maximilians alſo an den Kriegsminiſter der Republik nach San Luis Potoſi, wo der Regierungsſitz ſich befand: — „Lager vor Queretaro, am 15. Mai 1867. Heute Morgen um 3 Uhr haben unſere Truppen La Cruz genommen, indem ſie den Feind an jenem Punkte überrumpelten. Kurz darauf wurde die Garniſon des Platzes gefangengenommen und die Stadt durch unſere Truppen beſetzt, während der Feind mit einem Theil der ſeinigen ſich auf den Cerro de las Campanas zurückzog, in großer Unordnung und von unſerer Artillerie auf das Wirkſamſte beſchoſſen. Schließlich, etwa um die 8. Stunde, ergab ſich mir auf Diskretion Maximilian, ebenfalls auf dem erwähnten Cerro. Haben Sie die Güte, dem Bürger Präſidenten meine Glückwünſche zu dieſem großen Triumphe der nationalen Waffen darzubringen". In dieſer Depeſche iſt allerdings von dem Verrathe des Lopez keine Rede; aber man weiß ja, daß man von ſolchen Dingen nicht gerne ſpricht. Prinz Salm berichtet, daß nach ſeiner und des Erzherzogs Gefangennahme in ihrer Gegenwart ein höherer republikaniſcher Offizier den Lopez laut als Verräther bezeichnet und hinzugefügt habe: „Solche Leute benützt man und gibt ihnen dann einen Fußtritt".

Mit voller Zuverſicht und Beſtimmtheit darf und muß es ausgeſprochen werden, daß der alte Juarez das Leben des gefangenen Prinzen gern gerettet geſehen hätte und retten wollte. Der verſtandesklare Mann erkannte deutlich, daß es der ſiegreichen Republik zu höherem Ruhme gereichen müßte, des Gefangenen Leben zu ſchonen, als es ihr zum Nutzen gereichen könnte, daſſelbe zu nehmen.

Allein mit der Logik des Verſtandes iſt gegen die Logik der Leidenſchaft bekanntlich nicht aufzukommen und die letztere wurde mit Unbeugſamkeit namentlich durch Eskobedo, den Sieger von Queretaro, vertreten, welcher ſich zum Organ aller Vergeltungswünſche — und dieſe waren zahllos — machte und es offen ausſprach, die Gerechtigkeit müſſe ihren Lauf haben, der Urheber des Dekrets vom 3. Oktober ſolle deſſen Wirkung an ſich ſelber erfahren und „die Bitterkeit des Trankes, den er den Republikanern eingeſchenkt, auf der eigenen Zunge ſchmecken“.

War vom Standpunkte des bibliſchen Jus talionis aus gegen dieſe Forderung etwas einzuwenden? Nein! Wehe den Beſiegten! hatte der Erzherzog am 3. Oktober von 1865 den mexikaniſchen Patrioten zugerufen. Jetzt waren ſie an der Reihe, dieſen Ruf zu erheben, und ſo thaten ſie.

Es ſtehe mit Grund zu vermuthen, daß, falls die Mexikaner von angelſächſiſcher, von germaniſcher Raſſe wären, ſie das großmüthige Gebaren, welches ihre nordamerikaniſchen Nachbarn zwei Jahre zuvor gegen die beſiegten ſüdſtaatlichen Rebellen eingehalten hatten, jetzt ihrerſeits gegen die beſiegten „Kaiſerlichen“ ebenfalls hätten walten laſſen: die romaniſche Raſſe-Leidenſchaft und Racheluſt aber habe nach Blut begehrt und geſchrieen, was wiederum klar die Superiorität der Germanen beweiſe und daß nur ſie zu Trägern der Humanität berufen ſeien.

So hat ſich, wie die Sage geht, der berühmte Hofrath und Profeſſor Servilius Zirbeldrüſe die Sache zurechtgelegt. Aber — ſo fragt Einer, dem das Gefühl der Wahrheit und Gerechtigkeit allzeit hoch über dem der Nationalität geſtanden hat — wo war denn das Humanitätsmonopol der Sieger von germaniſcher Raſſe in den Jahren 1848 und 1849? Die Gräber in den Wallgräben von Raſtadt und in der Brigittenau, die Galgen von Arad geben die Antwort ...

Allerdings büßte der Erzherzog Maximilian die Schuld eines Anderen, welcher weit ſchuldiger war als er ſelbſt. Das iſt ſo herkömmlich in der

Welt. Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der Fünfzehnte ſtarben in ihren Betten, Ludwig der Sechszehnte litt auf dem Schaffot. Allein der öſtreichiſche Prinz büßte auch eigene Schuld: er hatte ſich ja aus freien Stücken an dem frevelhaften Attentat auf die Unabhängigkeit eines Volkes betheiligt, das vollkommen in ſeinem Rechte war, wenn es die Attentäter, ſoweit es deren habhaft werden konnte, vernichtete. Wo, fragen wir, wo in aller Welt hätte ſich ein Volk ſo etwas bieten laſſen, ohne darüber in Wuth auszubrechen, ohne alle Kräfte anzuſtrengen, um zu ſeinem Recht und zu ſeiner Rache zu kommen? Kein human gebildeter Menſch, und wär' ihm auch die Bruſt ſiebenfach mit republikaniſchem Erz umpanzert, wird über den blutigen Ausgang Maximilians frohlocken. Aber ekelhaft, unſäglich ekelhaft iſt es, einen Servilius Zirbeldrüſe und Seinesgleichen über den Tod des Prinzen ſchluchzen zu hören, — Lakaienſeelen, welche trockenen Auges ganze Völker zu Boden ſtampfen ſehen können . . .

Die europäiſche Diplomatie, ſoweit ſie zur

Zeit in Mexiko vorhanden war, hat eifrige Anſtrengungen zur Rettung des gefangenen Erzherzogs gemacht. Dieſelben mußten aber vergeblich ſein; denn wie hätten die mexikaniſchen Republikaner etwas auf die Dazwiſchenkunft derſelben Diplomatie, welche das „Kaiſerthum“ anerkannt hatte, geben können? Der öſtreichiſche Geſandte in Waſhington hatte, in Vorausſicht der Kataſtrophe von Queretaro, auch die Verwendung der Unionsregierung bei Juarez nachgeſucht und dieſelbe wurde wirklich gewährt; allein der Präſident ließ an den Staatsſekretär Seward die Antwort gelangen, er bedaure, ſagen zu müſſen, daß es geradezu unmöglich, den Prinzen zu begnadigen. Als der preußiſche und der engliſche Geſandte ſich herausnahmen, an Juarez einen förmlichen Proteſt gegen die etwaige Hinrichtung Maximilians gelangen zu laſſen, wurden ſie kühl bedeutet, die Hinrichtung werde ſtattfinden, falls das Heil der Republik dieſelbe gebiete.

Unter ſothanen Umſtänden war natürlich die Prozeſſirung des Erzherzogs nur eine Formalität, wie das ja unter ähnlichen Verhältniſſen allzeit und allenthalben der Fall geweſen iſt und allenthalben und allzeit der Fall ſein wird, ſolange die Menſchen nicht zu Engeln avanciren, wozu nicht eben viel Ausſicht vorhanden.

Dennoch ſcheint der alte Zapoteke einen leiſen Hoffnungsſchimmer, das Leben Maximilians zu retten, darin erblickt zu haben, daß er anordnete, der Prozeß des Prinzen ſolle der gewöhnlichen Standrechtsübung entzogen und vor ein eigens zu dieſem Zwecke beſtelltes Kriegsgericht gebracht werden. Juarez wollte dadurch augenſcheinlich Zeit gewinnen, um die Leidenſchaften wenigſtens einigermaßen ſich abkühlen zu laſſen. Wäre es nach ſeinem Wunſche gegangen, ſo hätte das Kriegsgericht nicht auf Tod, ſondern auf Landesverweiſung erkannt, und, ſeltſam zu ſagen, der Prinz ſcheint in dieſer geheimen Hoffnung mit dem Präſidenten zuſammengetroffen zu ſein. Denn er ſetzte im Geheimen ein Schriftſtück auf, kraft deſſen er auf den Fall ſeiner Landesverweiſung hin zu Gunſten des „Prinzen“ Iturbide dem Thron entſagte und die

Herren Larez, Lafunza und Marquez zu Mitgliedern der Zwiſchenregierung ernannte — unglaublich, aber wahr! Wenn man von dieſem Dokumente hört, ſo iſt man doch ſehr verſucht, daraus auf zeitweilige Geiſtesſtörung des Verfaſſers zu ſchließen; denn wie hätte ein Menſch von fünf geſunden Sinnen auch jetzt noch an der Illuſion des Kaiſerſchwindels feſthalten können?

In den letzten Tagen des Mai ließ der Erzherzog an den Präſidenten das Geſuch abgeben, zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten und zur Führung ſeiner Vertheidigung Advokaten aus der Hauptſtadt kommen laſſen zu dürfen. Es wurde gewährt und ebenſo das weitere, den öſtreichiſchen, preußiſchen und belgiſchen Geſandten herbeſcheiden zu dürfen. Nicht gewährt dagegen wurde des Gefangenen Wunſch, mit Juarez eine Unterredung zu haben. Die Advokaten und Diplomaten langten aus Mexiko an, doch wurden der öſtreichiſche, der belgiſche und italiſche Botſchafter ſpäter aus Queretaro verwieſen, weil man ſie der Betheiligung an Verſuchen bezichtigte, welche die Flucht des Erzherzugs ermöglichen ſollten. Daſſelbe widerfuhr auch einer Dame, der Prinzeſſin Salm-Salm, Frau eines Adjutanten Maximilians, die ihren Diamantenſchmuck zur Befreiung des Gefangenen verwenden wollte und in dieſer Sache überhaupt hochherzigen Muth und Eifer entwickelte.

Das aus ſieben Mitgliedern beſtehende Kriegsgericht begann am 13. Juni ſeine Sitzungen, nachdem das Verlangen Maximilians, von einem Nationalkongreſſe gerichtet zu werden, abgeworfen worden war. Der unglückliche Mann, eines heftigen Fieberanfalls Beute, konnte nicht an den Schranken erſcheinen, weßhalb ſich die Prozedur zunächſt gegen ſeine Mitangeklagten Miramon und Mejia richtete. Als ſich der Kranke einigermaßen erholt hatte, wurde auch er vorgeführt und der Auditeur Aſpiroz verlas die Anklageakte, hinzufügend, eine Appellation gegen den zu fällenden Urtheilsſpruch ſei unzuläſſig. Die Anklage ging auf Verſchwörung, Uſurpation und das an den rechtmäßigen Vertheidigern der Republik verübte Verbrechen der Aechtung. Dem Angeklagten ſtanden vier rechtsgelehrte Vertheidiger zur Seite. Am kräftigſten ſprach von denſelben der Advokat Ortega, welcher die Kompetenz des Gerichts entſchieden beſtritt. Am 14. Juni 11 Uhr Nachts wurde gegen alle drei Angeklagte der Todesſpruch gefällt.

Am 19. Juni iſt derſelbe auf dem öſtlich vor der Stadt gelegenen Cerro de las Campanas vollſtreckt worden. Hier bildeten die Truppen Eskobedo's ein großes, nach einer Seite offenes Viereck; der General kommandirte die Exekution in eigener Perſon.

Warum das Gräßliche weiter ausmalen? Warum bei einer jener Scenen verweilen, welche immer wieder auf's Neue die troſtloſe Wahrheit bekräftigen, daß der Menſch trotz alledem und alledem nichts iſt als eine ſchlechtgezähmte Beſtie?

Um 6 Uhr des Morgens fuhren die Verurtheilten, jeder in einem eigenen Wagen, auf den Richtplatz hinaus. Alle drei hielten und benahmen ſich wie Männer. Als ihnen auf der offenen Seite des Truppenvierecks ihre Standorte angewieſen waren, wurde ihnen das Urtheil noch einmal vorgeleſen und die Erlaubniß zum Sprechen ertheilt. Mejia verhielt ſich ſchweigſam, Miramon ſprach nur wenige Worte. Der Erzherzog redete mit klangvoller Stimme alſo: „Ich ſterbe für eine gerechte Sache, die der Unabhängigkeit und Freiheit Mexiko's. Möge mein Blut das Unglück meines neuen Vaterlandes auf immer beſiegen! Es lebe Mexiko!“ Dieſe kurze und authentiſche Grabrede Maximilians — denn die weitläufige ihm ſpäter in den Mund gelegte iſt offenbar erdichtet — fand keinen Widerſpruch, aber auch keinen Widerhall, nicht den leiſeſten. Nun winkte der Rettungsloſe den Feldwebel herbei, welcher das aufmarſchirte Exekutionskommando befehligte, gab ihm eine Handvoll Gold, um daſſelbe an die Mannſchaft zu vertheilen, und ſprach bittend die Worte: „Auf die Bruſt! Zielt nach dem Herzen! Zielt gut!“

Der Feldwebel trat zurück und blickte auf Eskobedo. Dieſer nickte leicht mit dem Kopfe. „Adelante!“ Die Schützen traten an. Ein entblößter Offiziersdegen hob ſich, die Gewehrläufe ſenkten ſich, der Degen hob ſich abermals, die Schüſſe krachten, die Hörner gellten, die Trommeln wirbelten und über die drei Männerleichen am Boden hinweg ſcholl der wilde Triumphſchrei: „Libertad y independencia!“

So ſtarb Maximilian von Oeſtreich, der werth war, für eine beſſere Sache zu ſterben. Die Art, wie er die Sühne für ſeine Schuld leiſtete, beweiſ't das.

Darum wird kein fühlender Menſch dem Todten ſein Mitleid verſagen. Aber kein denkender Menſch wird anſtehen, der tragiſchen Scene, welche am 19. Juni von 1867 auf dem Cerro vor Queretaro geſpielt hat, eine weit höhere Bedeutung als eine nur perſönliche zuzumeſſen.

In Wahrheit, der Sinn dieſer Scene war ein weltgeſchichtlich-ethiſcher. Denn ſie hat gezeigt, wie alle Lug- und Trugmittel des Deſpotismus, alle Liſten und Gewaltſamkeiten zunichtezwerden an dem ſtandhaften Willen eines Volkes. Sie hat bewieſen, daß es doch noch ein Höheres gebe als den Triumph des zeitweiligen, ſo oder ſo gewonnenen Erfolges, nämlich den Triumph des Rechtes. Sie hat offenbart, wie thurmhoch Prinzipmänner über Opportunitätspolitikern ſtehen. Sie hat feſtgeſtellt, daß der Cäſarismus, dem Europa feige ſich fügte, wenigſtens in Amerika einen unbeſiegbaren Widerſtand fand, an welchem das erſchlaffte öffentliche Gewiſſen wieder ſich aufrichten und kräftigen kann, und ſie hat endlich eine Mahnung gegeben, daß, wenn der Gang der Nemeſis zumeiſt nur ein langſames, läſſiges und leiſes Schleichen iſt, die erhabene Vergelterin doch mitunter ihre Schritte zu furchtbarer Eile und zu erſchütterden Donnerlauten ſteigere, um den Frevel jählings einzuholen und zu zermalmen.

Das iſt, richtig erwogen, die Moral des Trauerſpiels in Mexiko. Aber wer beachtet ſie?

Inhalt.

Seite
Von Miramare bis Veracruz 3
Anahuak und Mexiko 19
Anarchie 49
Benito Juarez 67
Jecker und Kompagnie 73
Das Komplott . . . .
Die Krone gemacht und gebracht . . . . [illegible]
„Los Emperadores“ 137
Von Veracruz bis Chapultepek 149
Der Anfang nur der Anfang vom Ende 158
Ein Todesurtheil, das ſich einer ſelber ſchreibt 175
Die Fahrt in den Wahnſinn 197
Am Fuße des Citlaltepetl . . . . 21[illegible]
Von La Jalapilla bis Queretaro . . . . . . [illegible]
Der 19. Juni 277

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

18.6
44

1848.

Erſter Band.

Georg Ludwig von [illegible]. 187.

1848.

Ein weltgeſchichtliches Drama.

Von

Johannes Scherr.

> Jo giudico che sia impossibile, senza offendere molti, descrivere le cose de' tempi suoi.
>
> Macchiavelli.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Erſter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1875.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Universitäts-Bibliothek Halle a. S.

1924 K 2913

Prolog.

Urſprünglich eignen Sinn
Laß' dir nicht rauben!
Das, was die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.

Göthe.

1.

Stellt euch einen Gott vor, welcher eines Tages aus dem Weltenocean einen Waſſertropfen herausgreift, unſere Erde, und denſelben unter das Mikroſkop bringt. Was für ein Anblick wird dem Verwunderten ſich darbieten? Genau derſelbe, den euch ein millionenfach vergrößerter Tropfen Waſſer zeigt: — ein häßliches Gewimmel zahlloſer Weſen, welche in unaufhörlichem Kampfe einander zerreißen und verſchlingen.

Ich und Du, Mein und Dein: ſowie der Blitz dieſer Gegenſätze in das Gehirn des Menſchen einſchlug, ward er aus einem naiven Thier ein bewuſſtes. Damit hob der Krieg aller gegen alle an, welcher ſeither, die ganze Geſchichte der Menſchheit entlang, unter tauſendfach wechſelnden Formen ruhelos geraſ't hat, ruhelos raſen mußte. Denn ſolcher Krieg iſt ja die Verwirklichung des Weltgeſetzes: Werden, ſtreiten, ſterben.

Um aber den Kampf in größerem Stile führen zu können, als die Beſtien des Urwaldes thun, mußte der Menſch ſich „civiliſiren". Der kategoriſche Imperativ der Mutter Noth und die herben Rippenſtöße der Schulmeiſterin Erfahrung belehrten ihn mitſammen über die Unzulänglichkeit ſeines Könnens als Einzelweſen und in Folge dieſer Unterweiſung wurde das bewuſſte Thier ein geſelliges. Allein der einmal geweckte „Vervollkommnungstrieb" ließ es auf dieſer Stufe des Gorillathums nicht ſtehen bleiben. Der ewige „Bruderkrieg" der Menſchheit forderte ja gebieteriſch ſtets neue Hebel und Hilfemittel; er mußte daher förmlich organiſirt werden und zu dieſem Zwecke ward aus dem geſelligen Thier ein geſellſchaftliches, ein politiſches, das berühmte „Zoon politikon" des Ariſtoteles.

Die ganze ſogenannte Weltgeſchichte iſt nur eine fortwährende „Armeereorganiſation", eine unumgänglich nothwendige. Denn Ich kriegt gegen Du, Mein gegen Dein, Perſönlichkeit gegen Perſönlichkeit, Familie gegen Familie, Volksſtamm gegen Volksſtamm, Nation gegen Nation. Immer und ewig Krieg! Allen Veden, Bibeln und Koranen, allen Rechtsbüchern, allen Friedensverträgen zum Trotz niemals auch nur ein ſtundenlanges Aufhören des „kleinen" Privatenkrieges oder des „großen" Kirchen- und Staatenſtreites.

Zum Glück oder zum Unglück fehlt es dieſer ewigen Kriegsfurie nicht an Kanonenfutter, weil dem menſchlichen Vertilgungstriebe der menſchliche Zeugungstrieb das Gegengewicht hält. Jeder Hinz ſucht ja bekanntlich ſeine Hanne, jede Käthe will ihren Kunz haben. Wie die Erde, das ewig gebärende und ewig verſchlingende Ungethüm, in langweiligem Einerlei um die Sonne ſich dreht, ſo dreht die Menſchheit zwiſchen den beiden Polen Zeugung und Vernichtung hin ſich und her. Dichter nennen das —

„Den Born, worin die Weſen alle gründen,
Das Meer, worein ſie ſterbend alle münden."

Gewiß, die Menſchheit hätte, des ewigen Drehens ſatt, ſchon lange ein für alle mal in das beſagte „Meer" ſich geſtürzt, ſo ſie nicht ein Spielzeug beſäße, mittels deſſen ſie ſich die Zeit vertreiben, ſich zerſtreuen, beluſtigen und tröſten kann. Laſſt dem armen alten Kinde ſein Thonpfeifenrohr, ſein biſſchen Waſſer, ſein Stückchen Seife und ihr werdet es mit rührender Beharrlichkeit jene buntſchillernden Seifenblaſen in die Luft treiben ſehen, welche man Ideale nennt.

Die höchſten Aufſchwünge des Menſchengeiſtes, die edelſten Inſtinkte und die ſüßeſten Affekte der Menſchenſeele, die Fanatismen der Religion und der Politik, die verzückte Glut der Andacht und die keuſchen Wonneſchauer der erſten Liebe, die blendenden Illuſionen der

Begeiſterung und die ſtolzen Triumphe der Wiſſenſchaft, in den Himmel hinauffliegende Luſt und in die Erde ſich hinabwühlendes Leid, der ſtachelnde Hunger nach Rang und Reichthum, der lechzende Durſt der Ehrſucht und die Sättigung mit Ruhm, der berauſchende Hochmuth der Herrſchaft und der entzückende Traum von Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, das Hochgefühl der Tugend und die Hoffnung auf Unſterblichkeit: — Seifenblaſen!

Die Welt ſelbſt iſt nur eine ſolche, hat der Buddha vor 24 Jahrhunderten gepredigt, der große Prophet der Nichts-Religion. Es gibt nur das Eine: Nirwana, das Urnichts. Alles andere iſt ein Strom von Nichtigkeiten, welcher ſich dem Ocean des Nirwana zuwälzt. Erde und Himmel, Götter und Menſchen, Geiſt und Materie, Leben und Tod, Familie und Staat, Tugend und Laſter, Glück und Unglück — alles nur ein nichtiger Schein! Wie eine blühende Lotosblume iſt die Welt aus dem Urnichts aufgeſtiegen, wie eine welke ſinkt ſie wieder in daſſelbe zurück. Die Schaumblaſe des Erdendaſeins platzt, das Fieber des Lebens hört auf, alles verliſcht in abſoluter Leere. Wenn der hebräiſche Koheleth klagte:

„Oh, was wird dem Menſchen für all' ſeine Mühſal,
Womit er ſich abquält unter der Sonne?
Alle ſeine Tage ſind ja voll Schmerzen
Und in der Nacht auch ruht ihm das Herz nicht" —

ſo ſtellte der Buddhiſt mit ſchwindelhoher Abſtraktionsluſt der Welt ſich gegenüber und ſagte zu ihr: Du ſollteſt nicht ſein, wie du biſt; weil es aber eine Unmöglichkeit, dich anders zu machen, ſo ſollſt du gar nicht ſein. Und du biſt nicht! Du biſt nur Schein, Schaum, Traum, Gaukelei. Verblaſſe, ſchwinde, zerſtiebe! Hinunter mit dir ins ewige Nichts!

Schade nur, daß dieſem Bannſpruche weltſchmerzlicher Verzweiflung zum Trotze die Welt wirklich iſt oder wenigſtens ſehr fühl- und merkbar zu ſein ſcheint: nicht als eine klöſterlichſtille und mönchsſanfte Lamaſerie, ſondern als ein toſender Kampfplatz; nicht als ein Gegenſtand feiger Verleugnung, wie eine ſolche das Chriſtenthum dem Buddhiſmus plagiatoriſch nachgepredigt hat, ſondern vielmehr als ein Gegenſtand tapferer Beſtreitung.

Mag der Gott, entrüſtet oder angewidert, das Mikroſkop wegthun und den Waſſertropfen in den Weltenocean zurückſchleudern; mag es ſein, daß die Nichts-Religion ſchließlich rechthat; mag es geſchehen, daß ein Tag kommt („dies irae, dies illa“), allwo —

„Die wolkenhohen Thürme, der Paläſte Pracht,
Die heiligen Tempel und der große Erdball ſelbſt
Mit allem, was drauf hauſ't, wird untergeh'n
Und, wie ein leeres Schaugepräng' erblaßt,
Spurlos verſchwinden“ . . .

noch rollt die Erde um die Sonne, noch ſind die Menſchen und — der geſündeſte aller Dichter und Denker hat es geſagt, Wolfgang der Große — „Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein“.

Darum laßt uns kämpfen! Nicht, als ob es ſich der Mühe lohnte, nicht um des Kampfpreiſes willen — es gibt keinen — ſondern weil wir müſſen, weil die „dira Necessitas“, der noch keiner ihr Räthſel abgefragt hat, es will. Und weil wir uns in vieltauſendjährigem Kampfe nachgerade doch mälig aus der Beſtialität herausgerungen haben ſollten, ſo laßt uns ſo zu ſagen menſchlich kämpfen, laßt uns —

„Parcere subjectis et debellare superbos!“

2.

Erhebe deine Augen und blicke hell und heiter zurück auf die Bahn, welche durch Jahrtauſende und wieder Jahrtauſende herab die Menſchheit gewandelt iſt bis heute, und du wirſt von den Idealen nicht mehr reden wollen als von „Seifenblaſen“.

Denn wie der bibliſchen Dichtung zufolge die Feuerwolke den Kindern Iſrael vorwandelte, nächtlicher Weile die Wege ihnen zu weiſen beim Auszug aus Mizraim, ſo leuchteten und leuchten die

Ideale der Menſchheit voran beim Vorſchritt aus der Nacht der Barbarei in die leiſe anbrechende Morgendämmerung der Humanität. Wann der Tag kommen und was er bringen wird, wer weiß es? Aber kommen wird er und du brauchſt dich ja nicht um den Abend zu ſorgen: — lange, lange, bevor es dem Abend zugeht, wirbeln die Atome, „die ſich zu Luſt und Leid in dir geſellt“, fühllos mit in dem ungeheuren Staubwirbel von ewigem Werden und Vergehen.

„Aber dieſer Staubwirbel iſt er nicht ein unendliches Trauerſpiel von bleierner Schwere und Monotonie?“

Wohl, das wär' er, ſo nicht der Idealismus in die dicke, dumpfe, dunkle Maſſe Licht, Luft und Leichtigkeit brächte, ſo nicht ein Funke vom Centralſonnenfeuer in den trägen Erdenkloß gefallen wäre. Denn — weißt du? —

„Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Wär' in uns nicht des Gottes Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?“

„Ja, „est deus in nobis“ — auch ſo eine Seifenblaſe.“

Schelte mir ſie nicht! Geſegnet ſeien die „Seifenblaſen“. Das ſind die Montgolfieren, welche uns emportragen über die Noth des Lebens, über „die Angſt des Irdiſchen“ . . .

„Ins Blaue?“

In die Aetherluft des Humors, von wo herab geſehen das häßliche Trauerſpiel der Weltgeſchichte zum menſchlichen Luſtſpiel wird.

„Ein Luſtſpiel dieſes entſetzliche Wirrſal von Dummheit und Schlechtigkeit, von Lug und Trug, von Raub und Mord, von Laſter und Elend, von Tücke und Brutalität, von Thränen und Blut?“

So ſieht und fragt der weinende Philoſoph; aber der lachende, welcher doch mindeſtens ebenſo berechtigt iſt, ſieht anders und ſagt ſo: — Da wir zu ohnmächtig ſind, einen vernünftigen Zweck zu verwirklichen, ſo brauchen wir uns auch nicht mit der Frage abzuquälen, ob unſer Daſein überhaupt einen vernünftigen Zweck habe oder nicht. Und weil das Menſchenleben mit der Flüchtigkeit eines Traumſchattens über die Erde hinſtreicht, ſo ſollten wir uns dieſe Flüchtigkeit nicht noch verkürzen und vergrämen mit grübeln und klagen über Unabänderliches und Unabwendbares. Die Wiſſenſchaft mag ſich noch ſo ſehr in die Bruſt werfen und eine noch ſo hochmüthige Miene aufſetzen, ſie weiß auf die kategoriſche Frage: Wie, wann und warum entſtand die Welt und der Menſch? doch nur ſtotternde Hypotheſen zur Antwort zu geben. So muß es denn noch immer erlaubt ſein, in Ermangelung des Wiſſens die Phantaſie zur Hilfe zu rufen und ſie ſagen zu laſſen: Das Weltall und unſer kleiner närriſcher Erdball darin ſie ſind von einem wachenden Gotte gedichtet oder von einem ſchlafenden geträumt worden und noch immer geht weiter der göttliche Traum oder die göttliche Dichtung.

„Wohl! Aber iſt nicht der Traum ein Alp, die Dichtung eine tragiſche?“

Nein! Denn wer zwingt uns, es zu machen wie die Pfaffen, welche allzeit und überall in dem träumenden Weltgeiſte nur einen ewig zorngrinſenden, zähnefletſchenden und blutlechzenden Moloch ſahen und ſehen? Wer hindert uns, in dem angeblichen Moloch vielmehr einen nach gigantiſchem Maßſtabe dichtenden Ariſtophanes zu erkennen, welcher die Welt zu einem koloſſalen Wolkenkukuksheim eingerichtet hat?

„Nun ja, daß der Tropf von Peiſthetäros die herrliche Braut Baſileia heimführt, die Komik — falls es eine iſt — wiederholt ſich allerdings milliardenmal in allen denkbaren und mitunter auch wohl in undenkbaren Formen auf dieſer Weltbühne.“

Siehſt du? — Daß die Weisheit von der Thorheit, das Große vom Erbärmlichen, das Erhabene vom Niedrigen, die Hochherzigkeit von der Gemeinheit, die Ehrlichkeit von der Gaunerei, die Genialität von der Trivialität, das Verdienſt von der Unverſchämtheit, die Tugend vom Laſter, der Ruhm vom Neide, die Liebe vom Haß, die Treue von der Falſchheit, die Begeiſterung vom Nutzen hintangedrängt, beſiegt, vernichtet wird, — das eben iſt der ariſtophaniſche Spaß der Weltgeſchichte.

„Ein Spaß, fürwahr, von dem geſungen iſt:

Wer vermag es, ohne Grauen
Dieſen Gräuel anzuſchauen?“

Bah, je nachdem man ihn anſchaut und nimmt! Heraklit freilich hört aus dem weltgeſchichtlichen Drama nur die unabläſſig ſchwingende Todtenglocke heraus, aber Demokrit das immerfort lachende Klingeln der Schellenkappe. Wer der Weiſere und Glücklichere von beiden, kann gar nicht fraglich ſein. Was kommt bei der pathetiſch-tragiſchen Weltanſchauung heraus? Nichts, als daß man jedes Organ einbüßt, den grandioſen Humor zu verſtehen, welcher aus dem ewigen Antitheſenſpiel des geſchichtlichen Proceſſes ſich entwickelt wie eine köſtliche Weinblume aus der Gährung der Moſtelemente. Darum noch einmal: Schau' und nimm die Weltgeſchichte als heiteres Drama. Nur dann wirſt du die Hochkomik von Thatſachen begreifen, wie z. B. jene geweſen, daß ein auf Golgatha gekreuzigter jüdiſcher Rabbi alle die blühenden Göttergeſtalten von Hellas, alle die Macht und Pracht der „ewigen“ Roma mit ſich in ſeinen Scheol hinunterreißen konnte und hinuntergeriſſen hat.

3.

„Amboß oder Hammer ſein“. Es gibt kein Drittes.

In der antiken Welt wurde das mit ehrlicher Unbefangenheit geſagt und geübt. Es gab da Bevorrechtete und Rechtloſe, Herren und Sklaven, Bürger und Barbaren. Selbſt Phantaſten höchſter Potenz, wie ein Platon, ſie dachten nicht daran, die lächerliche, von der Natur auf Schritt und Tritt lügengeſtrafte Chimäre einer allgemeinen und unbedingten Menſchengleichheit und Menſchenbruderſchaft aufzubringen.

Immer aber, wann die Menſchheit in Folge ſchlechten Lebenswandels ganz heruntergekommen iſt, treibt ihre Todesangſt ſie an, mittels einer Radikalkur, einer religiöſen Faſtenkur, einer moraliſchen

Kaltwaſſerkur wieder Heilung und Verjüngung zu ſuchen. Deſſhalb, als die antike Geſellſchaft in der Völlerei-, Wolluſt- und Blutorgie des römiſchen Cäſarismus bis zur äußerſten Verderbniß ſiech geworden war, nahm ſie das Kreuz des Chriſtenthums auf ſich.

Die weltgeſchichtliche Hungerkur hob an. Anhaltendes Faſten ſteigerte die Nerventhätigkeit zur Ekſtaſe: kein Wunder alſo, daß Hallucinationen und Viſionen eintraten; Hallucinationen von einer Religion der Liebe, Viſionen vom tauſendjährigen Reiche des Friedens und der Freude. Es klang ja ſo verheißungsvoll von Galiläa her: „Ich bin geſandt, zu bringen die frohe Botſchaft den Armen, zu heilen die wunden Herzen, zu verkündigen den Gefangenen, daß ſie los ſein, und den Blinden, daß ſie ſehen, und den Geknechteten, daß ſie frei ſein ſollen“.

Wie der Frühling auf die Erde ſich ſenkt, ſo ſenkte ſich das Evangelium von der Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft in die Herzen der Menſchen: — der flüchtige Blüthentraum einer Mainacht!

War nicht von Galiläa her auch erſchollen: „Ich bin gekommen, nicht den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert“ —? Ja, das Schwert! Denn

„Waffen braucht die Welt! Kein Liebelächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
An dem Kreuze zu Jeruſalem.“

Darum laſſt den alten und ewigen Bruderkrieg weiterraſen! Die Völkerwanderung hat ja glücklich eine prächtige „Armeereorganiſation“ zuwegegebracht und die „vagina gentium“, die germaniſche Welt, liefert „Kanonenfutter“ in Hülle und Fülle. Auch iſt zu den früheren Kriegselementen und Vernichtungsmitteln ein neues, furchtbar wirkſames hinzugekommen: das Gift des jüdiſchen Fanatismus, der furor molochisticus, welchen das Juden-Chriſtenthum den Völkern einimpfte. „Ich ſchlage dich todt, weil deine Seele nicht nach meiner Façon ſelig werden will“! iſt das unzähligemal wiederholte Wort, welches der chriſtliche Kain zum chriſtlichen Abel ſprach.

Geht hin und ſucht im Mittelalter die Chimäre von der chriſtlichen Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft der Menſchen. Ihr werdet, ſo ihr Augen habt, zu ſehen, nur ein wüſtes Wirrſal von brutaler Herrſchaft und beſtialer Knechtſchaft vorfinden und ihr werdet, ſo ihr Ohren habt, Herren und Knechte gleich entwürdigt unter dem Joche eines abſcheulichen Afterglaubens einherkeuchen hören. Häuft alles Gräuliche und Scheuſälige zuſammen, was aus Antrieb und im Namen der ſämmtlichen übrigen Religionen auf Erden geſchah, ihr werdet doch nur einen Hügel zuwegebringen gegenüber von dem Gräuelberge, welcher aus Antrieb und im Namen des Chriſtenthums aufgethürmt worden iſt.

Gedenket nun der Zeit, wo ein ſchlauer Mönch, der da wuſſte, daß die Welt betrogen ſein will, ſeine Tonſur unter einer dreireifigen Krone verbergen, der europäiſchen Menſchheit ſeinen Fuß auf den Nacken ſtellen und zu ihr ſagen durfte: „Ich bin dein Herr und Meiſter, ich bin der König der Könige, ich kann binden und kann löſen, ich theile Seligkeit und Verdammniß aus, ich bin der Statthalter Gottes!“

Millionen und wieder Millionen haben an dieſen Wahnwitz geglaubt, glauben daran noch zur Stunde, und ihr ſagt, der Menſch ſei ein vernünftiges Weſen?

So ein Koloß von Unvernunft, wie das Papſtthum, müßte aber Europa aus dem Gleichgewichte gebracht haben, falls dem Koloß nicht ein ziemlich ebenbürtiges Gegengewicht geworden wäre: der Heilige-Römiſche-Reichs-Schwindel.

Die beiden Schwindelkoloſſe hatten, wie bekannt, anfänglich ein Kompagniegeſchäft errichtet, auf daß, geſchäftlich zu reden, einer den andern „pouſſire“, auf daß einer den andern „mouſſiren“ machte. Der „Sachſenſpiegel“ in ſeiner Unkenntniß der modernen Geſchäftsſprache hat das ſo ausgedrückt: „Tvei ſvert lit got in ertrike to beſkermene de kriſtenheit; deme paueſe is geſat dat geiſtlike, deme keiſere dat wertlike". Allein das Kompagniegeſchäft hielt ſich nicht lange, maßen die Kompagnons über ihren Antheil an den „Beneficien" und „Dividenden" in Streit geriethen. Das geiſtliche Schwert kehrte ſich gegen das weltliche, dieſes ſchlug auch nach Kräften auf jenes hinein und die von romantiſchen Jongleurs bis auf unſere Tage herab Dummköpfen vorgegaukelte „im Brennpunkte der Religion gebundene Einheit des mittelalterlichen Lebens" iſt thatſächlich ein furchtbarer Zwieſpalt geweſen, eine Jahrhunderte währende gräſſliche Katzbalgerei zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum, deren Zeche der Prügelknabe der Weltgeſchichte, Michel Theut, bezahlen mußte. Nichts Unerſprießlicheres, fürwahr, und nichts Unerquicklicheres als die deutſche Kaiſergeſchichte! Statt durch Vernichtung der Adelsanarchie daheim die Nation zu konſtituiren, ſtatt einen Staat zu ſchaffen, dieſes donquijotiſche Werben um Frau Aventure Weltmonarchie, dieſes Haſchen nach einer Fata Morgana, dieſe Jagd auf das Heilige-Römiſche-Reichsphantom, dieſes ewige und immer wieder reſultatloſe Hin- und Herrutſchen über die Alpen — eine weltgeſchichtliche Dummheit, wie es ſo dumme nicht gar viele gegeben hat.

Weil jedoch Altar und Thron allen ihren Mord- und Todhändeln zum Trotz allzeit das Bedürfniß gegenſeitiger Stützung empfanden, hielt die Kirche die Fiktion von dem göttlichen Rechte der Könige das ganze Mittelalter hindurch ſalbungsvoll aufrecht. Die Reformation ihrerſeits hütete ſich wohl, an dieſer kirchlichen Dichtung zu rütteln; im Gegentheil, ſie predigte dieſelbe noch viel eindringlicher: — hat ja doch erſt im Neſte des Lutherthums der Ordo Prieſterſchaft ihre Species Hofpfafferei ausgebrütet. Daneben freilich beſaß ſchon das Mittelalter nicht mehr ſo ganz und beſaß noch weniger die Neuzeit jene Naivität, womit das Alterthum den Gegenſatz von Privilegirten und Unberechtigten, von Glücklichen und Unglücklichen, von Herren und Sklaven, von Müſſiggängern und Arbeitern als eine unabänderliche Schickſalsfügung bekannt und anerkannt hatte. Denn ſchon im Mittelalter begann ſich die von der antiken Naturwüchſigkeit ſo widerlich abſtechende Heuchelei und Scheinheiligkeit zu entwickeln, welche nachmals zu rieſigen Verhältniſſen angewachſen iſt; jene moderne Heuchelei und Scheinheiligkeit, welche ſich einbildet, zu glauben, die blutenden Wunden und eiternden Geſchwüre am Körper der Menſchheit wären ſo gut wie nicht vorhanden, falls man ſie mit dem dünnen Mantel der chriſtlichen Liebesphraſe bedeckte.

4.

Das Zwangshemd der mittelalterlichen Weltanſchauung war einer weſentlich ackerbaulichen Geſellſchaft auf den Leib gepaßt. Es mußte demnach mälig aus den Nähten gehen, ſowie neben dem Junkerthum und ſeinen Hörigen das ſtädtiſche Bürgerthum mit ſeiner Gewerbe- und Handelsthätigkeit mehr und mehr ein ſocialer Faktor wurde. Adeliges und höriges Bauernthum hätten innerhalb der Schranken des Mittelalters noch Jahrhunderte lang in gemüthlicher oder ungemüthlicher Rohheit fortvegetiren können, aber die Bedürfniſſe und Begehrlichkeiten der Induſtrie und des Handels zerbrachen dieſe Schranken.

Die Luſt des Denkens, Forſchens, Wiſſens, welche ſo lange als ſündlichſte Sünde geächtet geweſen war, entzündete ſich von neuem an dem Schönheitsſonnenſtral, welcher aus der Gruft des Alterthums aufſchoß. Ein ambroſiſcher, aus Althellas kommender Luftzug reinigte die vom Kuttengeruche verdorbene Atmoſphäre Europa's. Die jugendkräftig aufſtrebende Naturwiſſenſchaft ſchickte ſich an, das Netz hierarchiſcher Seelenfiſcherei zu zerreißen, und die Auffindung Amerika's erweiterte nicht nur den geographiſchen, ſondern auch den intellektuellen Geſichtskreis der Menſchheit.

In der alſo phyſiſch und geiſtig erweiterten Welt ſchlug das moderne Freiheitsprincip die Augen zum Leben auf.

Aber, ſiehe, auch das war eitel!

Auf die religiöſe Freiheitsfrage des ſechszehnten Jahrhunderts gab das ſiebzehnte den zu ſeiner Vollkraft gelangten Jeſuitismus, das proteſtantiſche Phariſäerthum, den dreißigjährigen Krieg, den Hexenproceß und die Dragonnaden Ludwigs des Vierzehnten zur Antwort, — eine Antwort, welche der „Menſchenbruderſchaft" wieder einmal erwünſchte Gelegenheit verſchaffte, in ihrer ganzen Glorie ſich ſehen zu laſſen.

Der große Denker deſſelben ſiebzehnten Jahrhunderts, Baruch Spinoza, wußte wohl, was er that, als er meinte, das leidige Welträthſelproblem ließe nur eine nothdürftige Löſung zu: — Reſignation!

Um ſolche „ſtubengelehrte" Meinungen ſich zu kümmern hat jedoch die Menſchheit weder Zeit noch Neigung. Sie kann und darf nicht pflanzenhaft reſignirt, ſondern muß und will kriegeriſch gerüſtet und thätig ſein. Sie bedarf und achtet nicht der Friedensprediger, ſondern nur der Taktiker und Strategen. Die Erfindung einer neuen Mordwaffe iſt für ſie unendlich wichtiger als die Findung einer neuen „Idee". Mit Ideen kann man ja einander nicht umbringen, wenigſtens nicht unmittelbar.

Das achtzehnte Jahrhundert nahm die Frage des ſechszehnten wieder auf und der „Patriarch von Ferney" meinte, ein unendliches Hohngelächter das ſei die beſte, ja einzige Löſung des Problems.

Ernſter faßte die Sache der „Weiſe von Königsberg". Der fuhr mit dem eiſernen Kehrbeſen ſeiner Logik über das Firmament des Supranaturalismus hin und wiſchte alle Sterne, alle Illuſionen, alle menſchlichen Selbſttäuſchungen und Selbſtbeſpiegelungen hinweg. Thu' deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, Menſch, und laß' dir von deiner närriſchen Einbildungskraft keine überſinnlichen Flauſen vormachen! ſagte der ſtrenge Kehrausmann. Weil er aber doch auch wieder Stunden hatte, wo er kein eiſerner Logiker, ſondern nur ein gutmüthiger deutſcher Hageſtolz war, fügte er nach einer Weile achſelzuckend hinzu: Maßen es, wie es ſcheint, ein „Poſtulat der praktiſchen

Vernunft" iſt, daß du Illuſionen habeſt, ſo habe ſie meinetwegen, Schwachkopf!

Zur gleichen Zeit hatte der Debattirklubb in der Taverne „Zur Jungfer Europa" die Frage der bürgerlichen, der politiſchen Freiheit auf die Tagesordnung geſetzt. . Monſieur le Baron Charles de Secondat la Brède et de Montesquieu erſtattete den Kommiſſionsbericht („Esprit des lois") und die geräuſchvolle Debatte hob an. Reſultat: Das Evangelium von den „drei Gewalten", wurde mit großer Mehrheit angenommen, — ein Evangelium, welches, aus dem Urlande der Heuchelei, aus England herübergeholt, eigentlich ein Apokryphen „De tribus impostoribus" iſt, das Lug- und Trugkredo des Konſtitutionalismus.

Dieſer mußte, weil ja die Welt belogen und betrogen ſein will, nothwenig ſeither ein Hauptmotiv des weltgeſchichtlichen Drama's werden.

Ein weiteres Motiv, die Verwickelung tollkomiſcher zu machen, brachte der „Citoyen de Genève" in das Stück, indem er der alleinſeligmachenden Lehre von der Monarchie die alleinſeligmachende Lehre von der Demokratie gegenüber ſtellte, dem Phantom Gottesgnadenthum das Phantom Volksgnadenthum. Die beiden Rieſenphantome ſtießen dann aufeinander und es gab einen Krach — die franzöſiſche Revolution — der die arme alte Erde in ihren Grundveſten erſchütterte und zur „Wiederkehr des alten Urſtands der Natur" das Signal geben zu wollen ſchien.

Und welcher der beiden Rieſen ſiegte in dieſem furchtbaren Duell? Keiner von beiden.

Ihr kennt ja das alte Sprüchlein „Duobus litigantibus tertius gaudet". Während die zwei ehrlichen Rieſen Monarchismus und Demokratismus auf Leben und Tod redlich ſich rauften, hielt ſich Zwerg Konſtitutionalismus vorſichtig beiſeite und lachte ins Fäuſtchen. Als ſodann die beiden braven Berſerker aus tauſend Wunden blutend und in tödtlicher Ermattung auf der Walſtatt lagen, kam er herbeigeſchlichen, um beide auszuplündern.

Aber der ſchlaue Zwerg kam zu ſpät für diesmal. Ein ſoldatiſcher Abenteurer war ihm zuvorgekommen und hatte raſch zugegriffen.

3.

Napoleon, Göthe, Byron: — dieſe drei Geſtalten ziehen vor allen übrigen unſere Blicke an, ſo wir auf den Entwickelungsgang unſeres Jahrhunderts zurückſchauen. Alles andere iſt, genau betrachtet, nur unzulängliche Nachahmung, ſchwächliche Wiederholung, druckfehlervoller Abklatſch dieſer drei Typen.

Napoleon unternahm es, alle Hebel und Hilfsmittel der modernen Kultur zur Erneuerung des römiſchen Cäſarismus zuſammenzufaſſen. Scheinbar nahe dem Ziele, ſcheiterte er, weil ſein Unternehmen ein Widerſpruch in ſich ſelbſt war. Denn der Träger der modernen Kultur iſt das Bürgerthum, der dritte Stand, die Geſchäftsmacherſchaft, und dieſe verlangt nicht ſo ſehr die Achtung vor der Freiheit ſelbſt — (von welcher ſie im Grunde ihres Herzens denkt wie Falſtaff von der Ehre) — als vielmehr die Berückſichtigung der Freiheitsphraſe. „Komm' mit deinem Scheine, ſüßes Engelsbild!" Der korſiſche Glücksſoldat würde wohlgethan haben, zuweilen des 5. Mai von 1789 ſich zu erinnern. Sobald damals im Reichsſtändeſale zu Verſailles der König nach gehaltener Thronrede ſeinen Federhut aufſetzte und die Herren von der Kirche ihre rothen und violetten Barette und die Herren vom Adel ihre „aufgekrämpten" Hüte aufſetzten, ſtülpten aller feudalen Kleiderordnung zuwider auch die Herren vom Geſchäft ihre „niedergekrämpten" Hüte feſt auf die bürgerlichen Köpfe, und wollte das ſagen: So, fortan wollen wir, die Bourgeois, mitregieren im Staat oder wenigſtens ſoll man uns ſo thun laſſen, als regierten wir mit. Napoleon hätte demnach den Menſchen mit dem Sein des freien Staatslebens nicht zugleich auch den Schein deſſelben vorenthalten ſollen. Daß er es dennoch that, das war ſein Kaiſerwahnſinn und hat ihn zu Grunde gerichtet. Jedes Jahrhundert hat neben der allgemeinmenſchlichen noch ſeine beſondere Narrheit. Die des neunzehnten iſt die parlamentariſche (insania garrula senatoria). Wäre dem gewaltigen Schlachtenmeiſter in ſeinem Machtrauſche nicht die Klugheit abhanden gekommen, ſo würde er das berückſichtigt und ſeine Zeitgenoſſen an dem Narrenſeile geführt haben, welches ſie ſich ſelber zurechtgedreht hatten. Ah, er hatte keine Vorſtellung von der ungeheuren Expanſivkraft der Phraſe; er machte das Schwatzventil zu und die Folge war, daß der Keſſel des Napoleonismus barſt.

Alſo iſt ein weltumfaſſendes Genie thöricht an die Unmöglichkeit vergeudet worden, die brutal-nackte Thatſache römiſcher Deſpotie in eine Zeit hineinzuſtellen, welche die Blöße ihrer Knechtſchaffenheit zehnfältig mit der Freiheitsphraſe drapirt und die gemeinen Züge ihrer Selbſtſucht mit der Schminke der Humanität überkleiſtert. Napoleon hat ſein Unterfangen ſchwer gebüßt: er, der Meiſter des „großen“ Krieges, iſt ſchließlich im allerkleinſten, im „Duell mit einer Wanze“, im Gezänke mit Sir Hudſon Lowe umgekommen. Und die Moral ſeines Auf- und Ausgangs? Es ſoll fürder keinen großen Schurken mehr geben, ſondern nur noch kleine Schufte.

Wie der Soldatenkaiſer ein Weltalter abgeſchloſſen hat, ſo that auch der Dichterkaiſer. Aber wie ganz anders that er es! Auch in Göthe war ein weltumfaſſender Genius thätig: aber nicht, um einem Phantom nachzujagen, um einen Traum zu verwirklichen, ſondern vielmehr, um dem Realen den Stempel des Idealen aufzuprägen. Alles Süße, Schöne, Hohe, alles Liebliche und Tröſtliche, was Naturleben und Kunſtſchaffen bieten, Göthe hat es mit heidniſch-frommer Hand zu einem ewigfriſchen Strauße gebunden, deſſen Glanz die Augen erfreuen, deſſen Duft die Herzen erquicken wird, ſo lange der Menſchheit „labyrinthiſche“ Laufbahn währt. Er dichtete das große Trauerſpiel des menſchlichen Geiſtes, den Fauſt; aber mitleidsvoll der Schwäche ſeiner Zeitgenoſſen Rechnung tragend und erkennend, daß ſie lieber erheitert als erſchüttert ſein wollten, ließ er die irdiſche Tragödie in eine himmliſche Komödie verlaufen. Weiſe mahnte er: Ihr werdet die Welt im Ganzen und Großen niemals ändern, richtet ſie alſo wenigſtens im Einzelnen und Kleinen möglichſt wohnlich und ſchön ein. Wenn er den jugendlichen Titanismus ſeines Lieblingsſohnes Fauſt —

„Vom Himmel fordern ließ die ſchönſten Sterne . . .“

ſo verwies er das dem Himmelsſtürmer ſofort mit den lächelnden Vaterworten:

„Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht!“

und während ſein großer Freund Schiller den dürſtenden Seherblick der Zukunft zukehrte, pflegte er liebevoll die Blumen und Blüthen der Gegenwart.

In die Seele Göthe's war die olympiſche Ruhe der „Reſignation“ des von ihm wohlſtudirten und hochverehrten Spinoza eingegangen. Darum legte ſich die göthe'ſche Poeſie über den toſenden Welttag des achtzehnten Jahrhunderts hin wie ein prächtiges Abendroth, „ſtill und bewegt“ zugleich, majeſtätiſch und friedſam, entzückend und beſchwichtigend.

In Byron dagegen wurde die That der franzöſiſchen Revolution zur Dichtung.

Aus den Scheinheiligkeitsnebeln ſeiner Heimatinſel zornſprühend aufgeſtiegen, um in den Sümpfen von Miſſolonghi bald und plötzlich zu erlöſchen, ging die Erſcheinung Sr. Dichterlordſchaft den ſtaunenden Augen ſeiner Zeitgenoſſen vorüber wie ein blitzendes Meteor, das eine breite, tiefe, rothe Flammenſpur hinter ſich zurückließ. Eine breite, tiefe, rothe Flammenſpur: jene magiſch-mächtigen Geſänge, um welche — hat ein „frommer“ Mann gemeint — der Himmel die Hölle beneiden mußte. Mitglied der hochmüthigſten Ariſtokratie der Erde und ſelbſt ein ſiebenfach potenzirter Ariſtokrat, hat Byron während der Zwingherrſchaft Napoleons die verfemte Erinnerung an die Zeit, allwo

„Die Menſchen wagten für ſich ſelbſt zu denken,
Die Könige zu richten und zu reden
Von Freiheit, der verbotnen Frucht . . ."

wieder wachgerufen, hat ſodann die den Händen der müdgehetzten Revolution entfallene Weltgerichtstuba („tuba mirum spargens sonum") aufgerafft und in die Kirchhofsſtille der Heiligen-Allianz-Jahre die dämoniſch-jubelnde Prophezeiung hineingeſchmettert: „Stürzen werden die Throne und die Zukunft gehört der Demokratie!"

Iſt er nicht ein köſtliches Impromptu des Demiurgos-Ariſtophanes geweſen, dieſer engliſche Lord und Freiheitslyriker? Oh, Weltgeſchichte, du Komödie der Komödien!

Es ging nun zunächſt der konſtitutionell-parlamentariſche Akt in Scene; denn während der Reſtaurationsperiode hatte ſich die Befriedigung der Anſprüche des dritten Standes als eine unumgängliche Nothwendigkeit herausgeſtellt. Der kurzathmige revolutionäre Anlauf vom Juli 1830 machte dieſe Nothwendigkeit im ganzen civiliſirten Europa noch einleuchtender und zugleich zeigte der Verlauf dieſes Anlaufes, das liberale Bürgerthum (im Sinne des franzöſiſchen Wortes „Bourgeoiſie" gemeint) ſei im Grunde ein „bon enfant", auch ſo ziemlich ſalonsfähig, und es würde ſich demnach bei einiger Herablaſſung wohl mit ihm auskommen und leben laſſen. Seither iſt denn auch die Bourgeoiſie, wenn nicht überall rechtlich, ſo doch thatſächlich in den Mitgenuß der Vorrechte getreten, welche bislang dem erſten und zweiten Stande vorbehalten geweſen waren.

Daß nun der dritte Stand, in den Kreis der Privilegirten eingetreten, gegen den nichtprivilegirten vierten, daß der Kapitaliſt gegen den Arbeiter, der Bourgeois gegen den „weißen Nigger", den Proletarier, ſich abſchloß, das war ganz in der Ordnung und mußte ſo ſein, weil es menſchlich war, d. h. aus dem Weſen des Menſchen, welches nicht das eines Fabelthieres von Engel iſt, naturnothwendig folgerichtig hervorging.

Als ebenſo naturgemäß jedoch muß es anerkannt werden, daß ſeinerſeits der weiße Nigger ſeine Lage unbehaglich fand und darauf ſann, ſich ebenfalls bequemer zu betten.

Maßen aber die Machtſtellung der Bourgeoiſie auf der raſtloſen Entwickelung der Induſtrie und des Handels beruht, maßen ſie folglich zu ihren Geſchäften „Hände“ braucht und immer mehr Hände, ſo war ſie dazu verdammt, ihren grimmigen Feind ſelber großzuziehen, d. h. ein maſſenhaft wucherndes Proletariat zu ſchaffen.

Die „Hände“ kamen nun auf den nicht eben fernliegenden Einfall, ſich zu zählen und einander zu fragen: Iſt es denn wahr, daß wir Menſchen, nämlich wir vom vierten Stand, immer und ewig Arbeitsmaſchinen im Dienſte und zum Vortheil anderer ſein ſollen und weiter nichts? Soll und darf das Kapital allzeit ein brutaler Tyrann und muß die Arbeit allzeit eine demüthige Sklavin ſein?

Man nennt das die „ſociale Frage“.

Sie hat höchſt tiefſinnige Unterſuchungen und ſehr lärmende Debatten veranlaſſt. Der gelehrten Erörterungen wirklicher und der langen Reden kurzer Sinn iſt aber dieſer: — Der vierte Stand will die Privilegien der drei bevorrechteten Stände mitgenießen. Iſt er in dieſen Mitgenuß eingeſetzt, ſo wird auch *er* ſeinen weißen Nigger haben wollen und gegen einen fünften Stand tapfer Front machen, wie der fünfte unter gleichen Verhältniſſen gegen einen ſechsten, und ſo weiter ins Unendliche.

Denn die frohe Botſchaft von der Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen iſt und bleibt der Traum wohlwollender Träumer. Die Menſchen *können* nicht gleich ſein, ſie *wollen* nicht frei ſein und Brüder werden ſie ſtets nur ſein im Sinne der uralten und ewigjungen Geſchichte von den *feindlichen* Brüdern.

6.

Siehſt du jenen Knaben dort, welcher eine aus Kautſchuk verfertigte Fratze in ſeinen Händen dreht, preſſt und knetet? Hut ab, es iſt ein Geſchichtsphiloſoph, welcher das „konſtruirt", was man den weltgeſchichtlichen Proceß nennt.

Wäre aus dieſem Proceſſe der geſunde Menſchenverſtand heutzutage nicht „wiſſenſchaftlich" ausgeſchieden, ſo müßte er über die Verrenkungen und Verzerrungen, welche das arme Kautſchukding ſich gefallen laſſen muß, baß erſtaunen.

Aus dem hunderttauſendfältigen Narrenchor der Gegenwart heraus vernehme ich eine Rede, von welcher jeder Buchſtabe ein Profeſſor und jede Silbe ein Hofrath iſt: — „Meine Herrn! Alles mußte von Anfang an gerade ſo kommen, wie es gekommen iſt. Das Ei der Leda enthielt ja, wie jedermann weiß, ſchon den ganzen trojaniſchen Krieg, ſammt dem hölzernen Gaul, nebſt der Ilias und Odyſſee: das alles dotterte ſich nur ſo auseinander. Freilich könnte die Frage gethan werden, wie es denn mit dem trojaniſchen Kriege, dem hölzernen Gaul und der Ilias und Odyſſee gekommen ſein würde, falls das beſagte Ei zufällig zu Bouillon oder Rühreiern verwendet worden wäre, was ja wohl jedem Ei begegnen kann. Allein dergleichen Fragen ſind als unwiſſenſchaftlich, weil auf „roher Empirie" beruhend, a priori abzuweiſen. Ueberhaupt iſt alles als unwiſſenſchaftlich abzuweiſen, was nicht in unſeren Kram paßt. Der weltgeſchichtliche Proceß war demnach von Uranfang an und bis zu dieſer Stunde eine feſtgeſchloſſene Kette von logiſchen Entwickelungen. Folglich kennt die Geſchichte kein anderes Kriterium und Geſetz, kein anderes Recht und keine andere Moral als den Erfolg. Die Geſchichte aber macht den Menſchen. Alſo hat ſie auch uns gemacht, die wir uns faſt die kurzen Fortſchrittsbeine ablaufen, um den Erfolg immer bei Zeiten einholen und unſere Kniebeugungen ihm darbringen zu können."

Wir andern, die wir dem armen, kritiſch ausgeſchiedenen und par ordre du moufti verbannten common sense ein Aſyl gewährt haben, wir waren und ſind der Meinung, die Geſchichte ſei kein Abſtraktum, keine „philoſophiſch" konſtruirte Taſchenprovidenz, dazu beſtimmt, die Windbeutelei und Niedertracht der Erfolganbeter unſerer und aller Zeiten zu rechtfertigen; ſondern ſie ſei vielmehr das Produkt der wirklichen und der eingebildeten Bedürfniſſe, wie nicht minder der guten und der ſchlechten Leidenſchaften der Menſchen. Die Menſchen alſo machen die Geſchichte und, fürwahr, ſie iſt auch darnach.

„Aber wo bliebe da die Planmäßigkeit der Geſchichteprocedur?“

Oh, die kommt nicht abhanden, weil ja die wirklichen und die eingebildeten Bedürfniſſe, die guten und die ſchlechten Leidenſchaften der Menſchen allzeit und überall dieſelben waren, ſind und ſein werden. Die Kuliſſen auf der Bühne des Weltgeſchichteſchauſpiels werden unaufhörlich gewechſelt und geändert, die Bühne ſelber bleibt ſtabil. Der alte Motivekohl dieſes Drama's wird immer wieder umgekocht, anders gewürzt und in von der Zeitmode ſo oder ſo geformten Schüſſeln abermals aufgetiſcht. Darum heißt es von allem, was kommt und kommen mag, „auch ſchon dageweſen“. Komödie-Weltgeiſt wiederholt ſich und ſchreibt ſich ſelber ab; er kann gar nicht anders, denn er arbeitet ja immerfort für dieſelben Komödianten.

Hieraus erklärt ſich das Immerwiederkehren von überwunden geglaubten Thorheiten und Rohheiten, von beſeitigt gewähntem Elend. Hatte man ſich nicht der Hoffnung hingegeben, die Aufhellungsarbeit des 18. Jahrhunderts müßte doch ſoweit Tag gemacht haben, daß ſich keine mittelalterlichen Spukgeſtalten mehr ſehen laſſen dürften? Und dennoch kamen ſie im 19. Jahrhundert ſcharenweiſe wieder. Ja, unter den Jubelfanfaren des reſtaurirten Obſkurantismus kehrte das ganze wüſte Heer des Unſinns zurück, kamen die Fratzengebilde der romantiſchen Schule, kamen die plumpen Poltergeiſter des „Geiſterſehers“ von Weinsberg, kam der mittelalterſüchtige Kunſtduſel, welcher den „Großmeiſter“ der deutſchen Malerei ſeinen Pinſel in das dickſte Pfaffenthum tauchen und, im 19. Jahrhundert! ein Großmeiſterſtück von „Jüngſtem Gericht“ malen machte, welches denkenden Menſchen Schauder erregen mußte. Der königlich preußiſche Staatsphiloſoph und Katheder-Charlatan Hegel reſtaurirte die Philoſophie, indem er dem tiftelnden Blödſinn der Scholaſtik ein modernes Mäntelchen umthat, nur in derſelben „Metropole der Intelligenz“ reſtaurirte der Kanzel-Jongleur Schleiermacher den Theologismus, indem er weiß und ſchwarz, ſüß und ſauer, Theismus und Atheismus, Heidenthum und Chriſtenthum, Vernunft und Unvernunft, Dialektik und Dogmatik, die Milch der frommen Denkart und das gährende Drachengift des Zweifels zu einem abſcheulichen Allerweltvermittlungslügenbrei zuſammenmantſchte.

Ueber dieſer verdorbenen Atmoſphäre, in welcher Bourbonen, Heilige Allianzen, Kongregationen und Miſſionen, Metterniche und Gentze, karlsbader und veroneſer Kongreſſe, Patriotenfänge und Judenhetzen, Adelsketten und Kloſterbauten gediehen, ging die Julisonne auf und brütete die Küchlein des Liberalismus aus.

Und ſiehe, ein konſtitutionelles Gegacker und ein parlamentariſches Geſchnatter ging los an allen Ecken und Enden.

Umſonſt verſuchte der Abſolutismus ſich die Ohren zu verhalten und zu verſtopfen: er *mußte* hören und ſo oder ſo zulaſſen, daß das Syſtem des Juſtemilieu, das Regiment der richtigen Mittelmäßigkeit allenthalben im civiliſirten Europa mehr oder weniger breit ſich einrichtete.

Weil dann aber das Gottesgnadenthum nach verwundenem Juliſchrecken die vom dritten Stand erworbene Breite politiſcher Bedeutung und Geltung überall wieder zu ſchmälern ſuchte, thaten die Herren vom Geſchäfte ſo, als könnten ſie mit den Knechten der Arbeit ſich verbünden, und ſie gaben ſich, um ihr politiſches Intereſſe zu fördern, da und dort ſogar den Anſchein, als wollten ſie die ſociale Frage auf die Tagesordnung ſetzen.

Der Abſolutismus nahm das Spiel für Ernſt, glaubte brutal dagegen einſchreiten zu müſſen und forderte dadurch die Bourgeoiſie heraus, gegen den Stachel zu lecken.

Der vierte Stand nahm das Spiel ebenfalls für Ernſt und lud demzufolge die vom dritten durchaus nur demonſtrativ angelegte Mine mit wirklichem Revolutionspulver.

Dann ſchlug ein lächerlich kleiner Phosphorfunke, der Bankett-

oder Nichtbankettzank etlicher Tribünegaukler mit der Polizei, in Paris auf, kam ſehr gegen Wunſch und Willen beſagter Gaukler mit dem Leitſtrick in Berührung und — die Februarexploſion von 1848 ſchrie den Völkern wiederum die alte Zauberformel von der Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft in die Ohren.

7.

Ich verſuche die Geſchichte dieſer Exploſion zu ſchreiben und unternehme es, die Scenen des weltgeſchichtlichen Drama's „1848“ den Augen meiner Leſer vorüberzuführen.

Ein Drama will aber regelrecht gegliedert ſein und demnach zerfällt mein Stück in die drei durch ein Vorſpiel eingeleiteten Hauptakte: 1) Entwickelung (Expoſition), 2) Verwickelung (Peripetie) und 3) Abwickelung (Kataſtrophe). Der erſte Band enthält den Prolog, das Präludium und die Expoſition; der zweite wird die Peripetie, die Kataſtrophe und den Epilog bringen.

Der Schwierigkeiten meines Unternehmens wohl bewußt, muß ich darauf gefaßt ſein, daß an mich die Frage ergehe:

. . . . „Unde
Ingenium par materiae!“

Allein ich ermuthige mich mit deſſelben römiſchen Poeten Worten:

. . . . „Utere velis,
Totos pande sinus!“

Das Material liegt ziemlich vollſtändig vor, da ja in unſeren Tagen das diplomatiſche Geheimniſſeln und Verſteckenſpielen nicht mehr lange vorhält. Allerdings iſt gar manches mehr oder weniger unſaubere Hof- oder Parteigeheimniß aus der in Rede ſtehenden Zeit noch nicht aktenmäßig aufgedeckt und wird vielleicht niemals aufgedeckt werden; allein deſſen ungeachtet läßt ſich nicht nur der Gang der Ereigniſſe deutlich und ſicher verfolgen, ſondern laſſen ſich auch die treibenden Motive mit Beſtimmtheit erkennen und nachweiſen.

Ich glaube ſagen zu dürfen, daß ich ſämmtliche Materialien mit ſorgfältiger und unbefangener Kritik geprüft und geſichtet, daß ich keine der bereits eröffneten Quellen von Bedeutung und Verläſſlichkeit überſehen und außerdem mich bemüht habe, neue zu finden und aufzugraben*).

Meine Anſchauung, mein Urtheil und mein Vortrag ſind nicht dazu angethan und beſtimmt, jenen gelehrten und jenen nichtgelehrten Leuten zu gefallen, von welchen beim Platen geſchrieben ſteht:

---

*) Dies bezieht ſich insbeſondere auf die Ergebniſſe von Nachforſchungen, welche im Bundesarchiv zu Bern anzuſtellen mir geſtattet war, — von Nachforſchungen, welche in erſter Linie die Depeſchen zum Gegenſtande hatten, die innerhalb der von mir behandelten Periode die ſchweizeriſchen Geſchäftsträger in Paris, die HH. Delley (zeitweilig) und Barman, ſowie in Wien, die HH. Effinger, Kern und Steiger, an die eidgenöſſiſche Behörde richteten. Auch die Berichte der ſchweizeriſchen Handelskonſulate in Italien gewährten einige Ausbeute.

Ich werde, wo ich von dieſem archivaliſchen Material Gebrauch mache, daſſelbe mit der Chiffre S. B. A. (Schweizeriſches Bundes-Archiv) bezeichnen.

Selbſtverſtändlich fühlte ich mich zu lebhaftem Danke verpflichtet für die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit, womit die Gewinnung dieſes Materials mir ermöglicht und erleichtert wurde. Im übrigen jedoch halte ich nicht hintan mit dem Bekenntniß, daß meine früher gewonnene Anſicht über den **Werth** (oder beziehungsweiſe Unwerth) diplomatiſcher Korreſpondenzen für moderne und modernſte Geſchichte durch meine in Bern vollbrachte Arbeit im Ganzen und Großen nur beſtätigt worden iſt. In einer Zeit der Blitzſchrift und der Dampfpreſſe kommen die Herren Diplomaten mit ihrer Weisheit regelmäßig zu ſpät. Und wie iſt es mit dieſer Weisheit nicht ſelten beſtellt? Man wird die Antwort leicht finden, wenn man ſich z. B. das Buch anſieht, welches Lord Normanby unter dem Titel: „A year of revolution in Paris“ veröffentlicht und worin er in ſeiner Weiſe das geſchildert hat, was vor ſeinen Augen und Ohren im Jahre 1848 in der Hauptſtadt Frankreichs vorging. In ſeiner Weiſe, d. h. in der Weiſe der Unkenntniß und der böswilligſten Voreingenommenheit. Das Machwerk dieſes „Eingeweihten“ iſt größtentheils ein Sammelſurium von Schiefheiten, Irrthümern, Verdrehungen und Lügen.

„Dieſes mark- und knochenloſe Publikum beklatſchet nur,
„Was verwandt iſt ſeiner eignen Froſchmoluſkenbreinatur.“

Nein, ich habe nicht und will nicht das Zeug haben, allen zu gefallen, und ich bilde mir etwas darauf ein, namentlich den Herren gelehrtthuenden Pedanten, den Schönfärbern und Süßſchwätzern zu *miſſfallen*, dieſen Jämmerlingen insgeſammt, welche jedes Splitterchen im Auge des Gegners wahrnehmen, niemals aber den Balken der Dummheit und Feigheit im eigenen. Das Streben nach Allerweltsbeliebtheit überlaſſe ich billig den großen Autoren der Gegenwart, welche keine Zeile niederſchreiben ohne ſich zu fragen: Wie wird der Herr Geheimrath von Dingsda das aufnehmen und was wird die Frau Konſiſtorialräthin von Dingsdort dazu ſagen? Ich ſchreibe ſodann bekanntlich weder für halbwüchſige Jungen, noch für bleichſüchtige Mädelchen; ich ſchreibe auch nicht für den Pöbel, weder für den vornehmen noch für den geringen, und die urtheilsloſe Menge ſehe ich ganz ſo an, wie vor Zeiten Hobbes ſie angeſehen hat: — „Ego sane in ea opinione jam diu sum, neque egregiam unquam fuisse sententiam quae placuit populo, neque sapientiam vulgari majorem vulgo agnosci posse, quippe quam vel non intelligunt vel intelligentes negant.“ Wer mich leſen will, muß *denken* können und wollen, muß freien Geiſtes, lauteren Herzens und mannhaften Sinnes ſein.

Ich kann nicht verſprechen, daß meine Darſtellung ganz ohne Liebe und ganz ohne Haß ſein werde. Zwar ſind wir jetzo glücklich in die Epoche der „Realpolitik“ eingetreten, wo alle Chimären und Luftſpiegelungen des Idealismus ihren Kredit eingebüßt haben und alle Diſſonanzen von Recht und Unrecht in die höhere Harmonie des Erfolges ſich auflöſen; allein es hat nun einmal nicht jeder das Zeug zum Realpolitiker und deſſhalb wird man mir ſchon geſtatten müſſen, Menſchen und Dinge mit *meinen* Augen zu betrachten und in meiner altfränkiſchen Weiſe von ihnen zu reden, ſelbſt auf die Gefahr hin, dieſen oder jenen unſanft anzufaſſen. Es liegt das ſchon in meinem Stoffe. Denn — ſagt der alte Machiavelli — „meines Erachtens iſt es unmöglich, die Geſchichte ſeiner eigenen Zeit zu ſchreiben, ohne gar vielen Leuten Anſtoß zu geben." Dieſen Satz habe ich, von der Wahrheit deſſelben tief durchdrungen, meinem Buch als Deviſe vorgeſetzt. Ich bedaure auch gar nicht den „Anſtoß", welchen ich „vielen" werde geben müſſen, und zwar nach linkshin wie nach rechtshin. Ich bin ja kein byzantiniſcher Hiſtoriker und auch die Parteibornirtheit iſt längſt nicht mehr meine Sache, wenn ſie es überhaupt jemals war. Dieſe Bornirtheit erſcheint mir nicht weniger verächtlich als das „Hoſiannah!" oder das „Kreuzige!" des vornehmen und des gemeinen Pöbels: —

„For mine is not a nature to be bent
By tyrannous faction and the brawling crowd."

Dagegen kann ich verſprechen, daß ich die Grundpflichten des Hiſtorikers, nach Wahrhaftigkeit zu ſtreben und Gerechtigkeit zu üben, ſtreng erfüllen werde.

Schon meine Ueberzeugung von der Richtigkeit und Traumflüchtigkeit alles Menſchlichen läßt mich an meinen Stoff herantreten, wie der Künſtler zu dem Marmorblock herantritt, den er formen will. Er thut es ohne Leidenſchaft, wenn auch nicht ohne den unwillkürlichen Wunſch, das, was in ihm ſelber athmet und pulſirt, in den Stein überſtrömen zu laſſen.

Da ich ein Deutſcher bin, obgleich ich es nicht liebe, mich, wie die Patrioten vom Handwerk thun, mit der Phraſe des Deutſchthums zu drapiren, — ja, da ich ein Deutſcher bin, ſo werden ſelbſtverſtändlich die Ereigniſſe in Deutſchland in meiner Darſtellung einen breiten Raum einnehmen. Jedoch iſt damit nicht gemeint, daß die Vorgänge in den mittleren, kleineren und kleinſten Staaten und Stäätchen irgendwelche beſondere Berückſichtigung finden ſollen. Ich werde mich da auf die Hervorhebung von charakteriſtiſchen Zügen beſchränken und überlaſſe das übrige der Geſchichtſchreibung von Flachſenfingen und Krähwinkel.

In dieſem Sinne wird Deutſchland mit den beiden Angelpunkten und Gegenpolen ſeiner Geſchicke im Jahre 1848, Wien und Berlin, ein Hauptaugenmerk meiner Darſtellung ſein. Ein zweites (beziehungsweiſe das erſte) iſt Frankreich, während Italien und Ungarn ſchon weiter zurückſtehen. Die übrigen Länder und Völker Europa's können nur nebenbei in Betracht kommen. Im „Vorſpiel“ ſollen die Zeichen der Zeit in Scene gehen, welche den herandrohenden Ausbruch ſehenden Augen und hörenden Ohren ſo deutlich ſignaliſirten. Das Stück ſelbſt hebt an mit dem Februar von 1848 und ſchließt mit dem December von 1848 in Paris, in dieſem Paris —

> „Où tant d'autels debout ont roulé de leurs bases,
> Tant d'astres ont pâli sans achever leurs phases,
> Tant de chars meurtriers creusèrent leur ornière,
> Tant de pouvoirs honteux rougirent la poussière,
> De révolutions au vol sombre et puissant
> Crevèrent coup sur coup leurs nuages de sang . . .“

Zum voraus zeige ich an, daß meine Erzählung der Geſchichte der ſo eben markirten Zeitſpanne von einem Jahre nicht in durchweg gleichmäßigem Schritt und Tritt ſich bewegen wird. Denn die Hauptakte ſollen, ſoweit mein Können dem Wollen entſpricht und ſoweit das authentiſche Material reicht, mittels ſorgſamer Detailzeichnung und farbenfriſcher Malerei zu dramatiſcher Anſchaulichkeit und Belebtheit gebracht, die verbindenden Mittelglieder dagegen nur in flüchtigen Umriſſen ſkizzirt werden. Dieſe Behandlungsweiſe eines hiſtoriſchen Stoffes hat ihre Vorzüge und ihre Nachtheile; man kann auch darüber ſtreiten, ob ſie überhaupt zuläſſig. Ich habe ſie aber einmal gewählt und muß ihrer Wirkung oder Nichtwirkung gewärtig ſein. Im übrigen verräth dieſe Wahl den Wiſſenden, daß ich bei meinen Leſern die allgemeine Kenntniß deſſen, was 1848 in Europa geſchehen iſt, vorausſetze.

Auch die Bekanntſchaft mit den materiellen und intellektuellen, mit den politiſchen und ſocialen Zuſtänden, welche die Revolution von 1848 herbeigeführt haben, muß ich vorausſetzen, maßen ich medias in res mich werfen und nicht bis zum Ueberdruß Erörtertes noch einmal wiederkäuen will. Darum rufe ich meinen Leſern die europäiſche Situation, wie ſie in den 40ger Jahren geweſen, hier nur ganz flüchtig ins Gedächtniß zurück.

Der Juliſtoß von 1830 war nicht von nachhaltiger Kraft. Dieſe ſogenannte Revolution wurde durch die franzöſiſche Bourgeoiſie mit nicht allzu großer Mühe zu eigenen Gunſten eſkamotirt und eſkomptirt. Louis Philipp und ſeine ſämmtlichen Miniſter — denn die Zänkereien zwiſchen denſelben, vor allen die zwiſchen Thiers und Guizot, waren ja nie etwas anderes als gemeine und gemeinſte Fehden um Seſſel und Portefeuilles — ſuchten der Welt zu beweiſen, daß der Konſtitutionalismus nur ein mehr oder weniger geſchickt maſkirter Abſolutismus und daß es daher klug und zeitgemäß ſei, den Völkern die konſtitutionell-parlamentariſche Maſkerade zu gewähren, nach der die großen Kinder nun doch einmal verlangten. Der Bürgerkönig, welcher ein ebenſo geſcheider Menſch als ein vortrefflicher Hausvater war, hat auch nicht unterlaſſen, von Zeit zu Zeit ſeine Herren Brüder auf den europäiſchen Thronen aufmerkſam zu machen, daß es ſo, wie es in verſchiedenen Ländern zu- und herging, unmöglich mehr lange gehen könnte. Namentlich verwies er auf Italien, wo eine Rotte von Deſpoten, unter welchen einer abſcheulicher als der andere, der abſcheulichſte aber der Prieſtertyrann Gregor der Sechszehnte war, in nicht weniger ſtupider als unmenſchlicher Weiſe an der Herbeiführung einer Umwälzung arbeitete.

Freilich hätte der Warner beſſer gethan, ſtatt andere ſich ſelber zu warnen. Das Glück, welches ihn bei der Verlächerlichung legitimiſtiſcher Kindereien, bei der Ausblaſung kommuniſtiſcher Schwindel, bei der Niedertretung republikaniſcher Aufſtände begünſtigt hatte, ließ ihn allzu blind auf ſeine Klugheit und Erfahrung vertrauen. Auch ſeine Lebensweiſe iſolirte ihn mehr und mehr, ſo daß er die Fühlung mit der Stimmung des Landes verlor. Deſſhalb konnte er ſich noch beim Anfang des Endes im vollſten Sicherheitsgefühle wiegen. Der arme Mann wußte nicht, daß ſeine Todfeinde, die republikaniſchen und kommuniſtiſchen Parteien, ſeit ihrer Beſiegung in den Straßen von Paris und Lyon an Umfang und Vertiefung ungeheuer zugenommen hatten; er ahnte auch nicht, daß er mit ſeiner Hausväterlichkeit und Sparſamkeit, mit ſeiner Weisheit und Friedensliebe, mit ſeiner Perücke und ſeiner Lebensverſicherungskutſche aus Eiſenblech, mit ſeinen Korruptionskniffen und Börſenpfiffen allen Franzoſen, ſogar ſeine Höflinge kaum ausgenommen, nachgerade langweilig geworden war, langweilig bis zum fortjagen. In Wahrheit, ſoweit war der Louis-Philippismus allmälig heruntergekommen. Es widert die ſtrenge Richterin Hiſtoria an, es zu ſagen, aber es iſt doch ſo: die Don-Guizoterie mit ihren ſchulmeiſteriſch-ſteifleinenen Mienen hätte das konſtitutionelle Gaukel- und parlamentariſche Schaukelſpiel noch lange forttreiben, die Teſte und Compairs hätten in Kompagnie mit den Baronen der Agiotage die Nation noch lange ausſäckeln, die Praſlin und vornehmes Mitpack hätten in der unmittelbaren Umgebung des Julithrons noch manche Gräuelhochzeit veranſtalten, die Thiers, Barrot und die übrigen Tribünecharlatane von der „dynaſtiſchen Oppoſition“ hätten noch manche unſaubere Zettelung anſpinnen, die Republikaner noch lange knirſchen, die Kommuniſten noch lange humbugſiren können, — dieſer Thron wäre trotz alledem nicht zu Falle gekommen, wenn es nicht die Pariſer entſetzlich gelangweilt hätte, ſo pfiffig und kniffig regiert zu werden, und falls ſie nicht wieder einmal nach einer großen „Emotion“ lüſtern geweſen wären, nach einer Emotion, welche alle die lärmenden Skandale des Theaters und der Romanſchreiberei, alle die tollen Opium-Rauſch-Phantaſmagorieen der Hugo, Sue und Dumas ihren abgeſtumpften Nerven nicht länger entlocken konnten. Zum Sturze reife Gewalten ſehen und hören bekanntlich nichts mehr als die Zuſtimmungen von ſeiten der eigenen Eitelkeit und Hochfahrt. Sonſt hätte der Louis-Philippismus, abgeſehen von allem anderen, ſtutzen und erſchrecken müſſen über den rauſchenden Applaus, welchen dem Zuckerwaſſerlyriker und Erzſchuldenmacher Lamartine die in ſeinem Girondiſten-Roman glücklich bewerkſtelligte „Vergoldung der Guillotine“ in den Salons wie in den Kneipen, in den Wachtſtuben wie in den Werkſtätten einbrachte.

Das Verhalten der europäiſchen Höfe zum Julikönige gibt eine hübſche Illuſtration ab zum ewigen Thema von der menſchlichen — Menſchlichkeit. Die Herren Brüder von Gottes Gnaden ſchmeichelten dem „Parvenu" öffentlich und höhnten und ſchimpften den „Uſurpator", wann ſie unter ſich waren oder zu ſein glaubten. Ihren rechten Hort und Schirm ſahen und anerkannten ſie in dem Caren, zu deſſen Füßen jahrein jahraus eine Schar von Kronen- und Fürſtenhüteträgern ihre Andacht verrichtete. Kaiſer Nikolaus war der eigentliche Bal, der Herr und Gott des Abſolutismus, und er verdiente es zu ſein. Denn er war wenigſtens ein Mann, hielt mannhaft an ſeinem autokratiſchen Princip und hat ſich niemals zum heuchleriſchen Schönthun mit der konſtitutionellen Heuchelei herabgelaſſen. Eine andere Frage freilich iſt, ob es ſchmeichelhaft für das Europa des 19. Jahrhunderts, daß ein Mann, deſſen Geſichtskreis an Umfang und Tiefe den eines richtigen Korporals nie überholt hat, nahezu zwei Jahrzehnte lang als ſein oberſter Schiedsrichter ſich gebaren und als ſolcher anerkannt werden konnte. Nicht etwa nur von der feſtländiſchen Fürſten-, Junker- und Beamtenſchaft, ſondern auch von der engliſchen Ariſtokratie, in deren Reihen ja der Car viele ſeiner glühendſten Verehrer zählte.

Die beiden deutſchen Großmächte wandelten ergeben in den Geleiſen der ruſſiſchen Politik. Oeſtreich wurde nach dem Tode des ſteinherzigen Kaiſertartuffe Franz von dem Erzherzoge Ludwig und von dem Fürſten Metternich regiert, das will ſagen von dem Kulturhaß und von der Frivolität. Die Lothringer hatten, mit Abrechnung der kurzen Regierungsepiſode des armen Kaiſers Joſeph, die kulturfeindliche Miſſion der von hiſpaniſcher Bigoterie durchſäuerten Habsburger übernommen und fortgeführt. Um ihrem fanatiſchen Haſſe gegen den deutſchen Geiſt genugzuthun, zögerten ſie niemals, mit allen barbariſchen Völkerelementen Oeſtreichs gegen das Deutſchthum ſich zu verbinden, und ſo hat es dieſe Dynaſtie, von welcher ein Schwachkopf ſpeichelleckend gefaſelt, ſie ſei beſtimmt, „deutſche Bildung nach Oſten zu tragen", glücklich dahingebracht, daß Barbaren und Halbbarbaren, welche das wenige, was an ihnen menſchlich iſt, einzig und allein den vom deutſchen Kulturtiſche gefallenen Broſamen verdanken, die Deutſchen in Oeſtreich brutaliſiren durften und konnten. Metternich, ob zwar ein ganz ideenarmer Menſch — die einzige Idee, falls es eine war, die er je gehabt, die Idee der Legitimität, hatte ihm bekanntlich Erzſchuft Talleyrand eingeblaſen — Metternich war doch nicht dumm genug, nicht zu ahnen, wohin das über alle maßen ſtupide Syſtem der Hofburg den Staat bringen müßte. Allein der Leichtfertige, welcher niemals gewußt hat, was ein Gewiſſen iſt, ſchlug der Zukunft ein Schnippchen à la Pompadour: — „Uns hält das Syſtem doch wohl noch aus!“ Und was war denn, genau angeſehen, dieſes „Syſtem“? Nichts anders als der mit einer Bornirtheit und Gewiſſenloſigkeit, wie ſie ähnlich nur im Kirchenſtaat, in der Türkei und im bourboniſchen Neapel und Spanien, alſo in den am ſchlechteſten regierten Staaten Europa's zu finden waren, von oben herab geförderte Selbſtauflöſungsproceß der öſtreichiſchen Monarchie, deſſen Beginn im Jahre 1848 auch dem blödeſten Auge ſichtbar geworden iſt.

Preußen konnte in dieſer Weiſe nie verſumpfen. Seine ganze Natur und Stellung mußte das verhindern und verhinderte es wirklich. Denn Preußen war, nachdem der Kurfürſt Friedrich Wilhelm ihm einmal den großen und König Friedrich der Zweite den größeren Stoß nach vorwärts gegeben hatten, auch unter ſo unbedeutenden Königen wie Friedrich Wilhelm der Zweite und Friedrich Wilhelm der Dritte dennoch der „Toujours-en-védette“-Staat, welcher es ſich niemals auf der Bärenhaut des „Tu, felix Austria, nube!“ bequem machen durfte. Bei der Zerbrechung des Napoleonismus entwickelte Preußen eine Stärke des Wollens und eine Kraft des Könnens ohne Gleichen und das Mißverhältniß zwiſchen ſeinem dadurch erlangten Anſehen und ſeiner territorialen Eingränzung mußte ihm zu einem neuen und geſchärften Stachel werden, ſo daß es ſogar während der ſpäteren ſchläfrigen Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten den beträchtlichen Zollvereinsvorſchritt that. Da nun in Deutſchland die Vorgeiger der öffentlichen Meinung dem Volke immer und ewig verdudelten, es habe weder das Talent noch den Willen, aus ſich ſelbſt heraus, aus eigener Kraft etwas zu werden, bis das arme Volk an dieſes „liberale“ Gegeige glaubte und demnach niemals von ſich aus eine ernſtliche Anſtrengung machte, die politiſchen Kinderſchuhe auszutreten; da ferner die handgreifliche Widerdeutſchheit der Lothringer-Habsburger es unbedingt verwehrte, irgendeine nationale Hoffnung auf ſie zu ſetzen; da endlich jeder der halben oder ganzen Anläufe, welche die Ohnmacht der Mittel- und Kleinſtaaten zur Verwirklichung des nationalen Gedankens etwa unternahm, mit einem lächerlichen Fiasko endigte: ſo mußte ſich die Ueberzeugung bilden, das Haus Hohenzollern ſei beſtimmt und berufen, uns von der Vielſtaaterei zu erlöſen, und wäre es auch um den Preis, daß nicht Preußen in Deutſchland, ſondern Deutſchland in Preußen aufginge.

Der deutſche Liberalismus nahm dieſen Satz förmlich in ſein Glaubensbekenntniß auf und begrüßte in der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Vierten um ſo mehr eine Bürgſchaft für die Erfüllung ſeiner Hoffnungen, als gar viel davon verlautet hatte, der neue König ſei von jeher ein Gegner der bureaukratiſchen Regierungsweiſe ſeines Vorgängers geweſen. In Wahrheit, das war er geweſen; aber freilich nicht aus liberalen, ſondern aus romantiſchen Gründen. Der Liberalismus mußte bald erkennen, daß er ſich in Friedrich Wilhelm dem Vierten bedeutend geirrt hätte, und warf ſich demzufolge in eine Oppoſition, deren bitterer Groll bis zur Bosheit der „Majeſtätsbeleidigung“ ſich verſtieg, der König trüge die Seele Don Quijote's in dem Körper Falſtaffs.

Friedrich Wilhelm der Vierte war ein Talent, aber kein Charakter; ein Redner, aber kein Thäter; ein Anläufer, aber kein Vollbringer. Eine Künſtlernatur, hat er die alte Erfahrung beſtätigt, daß Künſtler und Poeten Regenten ſind, wie eben er einer geweſen iſt. Zweifelsohne war er beim Antritte ſeiner Regierung voll guten Willens und löblicher Vorſätze; aber er brachte, in den Anſchauungen der romantiſchen Schule befangen, auch die ganze Zerfahrenheit, Verblaſenheit und Impotenz der Romantik auf den Thron mit. Daraus erklärt es ſich, daß der unſtäte, fahrige Mann, welcher ſo viel von ſeinem bis zum Ungeheuerlichen aufgeblaſenen Selbſtherrſchergefühle ſprach, durch notoriſche Mittelmäßigkeiten beeinflußt, ja gegängelt werden konnte, durch Günſtlinge, welche ſchamlos genug waren, ihm weiszumachen, ein mehr oder weniger geiſtreicher Einfall Sr. Majeſtät ſei ſchon ein Verdienſt um den Staat, ein guter oder ſchlechter Witz eine Herrſcherthat. Friedrich Wilhelm lebte ſtatt in der Gegenwart in der Vergangenheit. Seine lebhafte Phantaſie gaukelte ihm eine unmögliche Königsrolle vor und hinter dieſem Phantaſiebild entſchwand ihm die thatſächliche, welche er hätte durchführen können und ſollen. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Eingebungen ſeiner romantiſchen Willkür unſanft und immer unſanfter mit den Bedürfniſſen und Forderungen der Wirklichkeit zuſammenſtießen, und das ermüdete und verbitterte ihn frühzeitig. Wie jedermann weiß, iſt alles anders gekommen, als er gemeint und gewünſcht. Nachdem er mit fieberiſcher Haſt alles hatte umgeſtalten wollen, brachte er es nur dazu, an allem zu rütteln und alles zu verwirren, ſtatt etwas zu ſchaffen oder zu beſſern. Als er zornvoll ſich geſtehen mußte, daß der Liberalismus ſtärker ſei als die Romantik, daß die Barone der induſtriellen Feudalität mächtiger ſeien als die der ackerbaulichen, daß die Intelligenz und der Beſitz der Bourgeoiſie von einer Wiederherſtellung der „mondbeglänzten Zaubernacht" mittelalterlicher Gläubigkeit und Geſellſchaftsflitterung ſchlechterdings nichts wiſſen wollten, und als er dann dieſem Geſtändniſſe durch Berufung des Vereinigten Landtags einen (obzwar maſkirten) geſchichtlichen Ausdruck gab, da war er bereits ein gebrochener Mann *).

---

*) Dieſes i. J. 1867 niedergeſchriebene Urtheil über Friedrich Wilhelm den Vierten zu ändern ſehe ich mich in keiner Weiſe veranlaßt. Alles, was ſeither noch über das Sichhaben und Gebaren des Königs bekannt geworden, beſtätigt und rechtfertigt nur meine Auffaſſung. So namentlich der durch L. v. Ranke veröffentlichte „Briefwechſel Friedrich Wilhelms des Vierten mit Bunſen" (1873). Ein, wenn ich recht erwäge, zu wenig beachtetes deutſches Memoirenbuch, die „Erinnerungen von A. B. Marx" (1865), enthält Bd. II, S. 238 fg. einen ſehr charakteriſtiſchen Beitrag zur Kennzeichnung des Königs. Note zur 2. Auflage.

Im übrigen ſah es ſich ſeltſam an, wie das Rückwärtsſtreben des Romantikers auf dem Throne der Hohenzollern an allen Ecken und Enden in Deutſchland den Widerſpruch weckte und ſchärfte.

Die Literatur war, ſeit Börne und Heine, Platen und Lenau den Ton Byrons aufgenommen und jeder in ſeiner Weiſe weitergeführt hatten, durchweg revolutionär geſtimmt. Sogar hinter der chineſiſchen Mauer von Oeſtreich hervor warf Anaſtaſius Grün ſein Freiheitslerchengeſchmetter in die Lüfte. Die kritiſchen Arbeiten der Baur, Strauß, Bauer, Zeller und Schwegler zeigten, wie wenig verläſſlich die angeblichen hiſtoriſchen Fundamente des Kirchenglaubens. Die Geſchichtewiſſenſchaft nahm im ganzen Umfang ihrer Thätigkeit einen energiſchen Aufſchwung. Die Philoſophie ſtieg vom Katheder herab, warf die Perücke beiſeite und begann menſchlich und geſundverſtändig zu reden. Feuerbach zog mit kühner Hand die Schlußfolgerungen ihrer Prämiſſen und Ruge bewerkſtelligte in ſeinen Halliſchen Jahrbüchern den Uebergang von der radikalen Kritik der Religion zu der des Staates. Die Tagespreſſe wuchs, namentlich ſeitdem jüdiſche Betriebſamkeit einen großen Induſtriezweig daraus machte, der Cenſur über den Kopf und zu einer Macht heran, mit welcher man rechnen mußte. Unverſchämtheiten, welche Römlinge und Mucker, allerhöchſten Schutzes ſicher, begehen zu dürfen glaubten, riefen die Proteſterſcheinungen des Deutſchkatholicismus und der Freigemeindſchaft hervor, Erſcheinungen, welche wenigſtens als Gährungsmittel nicht ohne Bedeutung waren.

Zu alledem kam, nicht als das letzte, ſondern als das erſte, der raſtlos von Findung zu Findung eilende Vorſchritt der exakten Wiſſenſchaften. Welche Macht könnte mächtig genug ſein, dieſen Triumphen des Wiſſens gegenüber den dumpfen Wahn mittelalterlicher Unwiſſenheit feſtzuhalten oder gar den religiöſen und politiſchen Köhlerglauben der „guten alten frommen Zeit“ wieder heranzuführen über Menſchen, deren Blick auf „Flügeln von Kriſtall“ die gränzenloſen Weiten des Weltalls durchfliegt, über eine Geſellſchaft, welche auf völkereinigenden Eiſenwegen mit feſter Hand das Dampfroß lenkt und den Blitz als des Gedankens Windhund über Berg und Thal und durch des Meeres Tiefen hetzt?

Doch hier ſei dem Prolog das Wort entzogen. Er hat es lange genug, vielleicht zu lange gehabt .... Rührt die Klingel, damit ſich hebe der Vorhang und beginne das Spiel.

Vorſpiel.

Non populi gentesque tremunt? Regesque superbi
Conripiunt divûm perculsi membra timore,
Ne quod ob admissum foede dictumve superbe
Poenarum grave sit solvendi tempus adactum?
Lucretius, V, 1220—23.

1.

„Evviva il santo padre!“

Vom wolkenloſen Junihimmel goß am Morgen des 17. Brachmonats von 1846 die Sonne ihre Licht- und Glutmaſſen auf den Monte Kavallo in Rom herab und auf die dicht wie Aehren eines Kornfeldes aneinander gedrängten Köpfe einer zahlloſen Menge, welche den ganzen Hof des Quirinals und deſſen Portiken anfüllte, rückwärts weit in die Straße der Porta Pia hinein geſtaut ſtand, aus allen Fenſtern des rechts gelegenen Palaſtes der Sakra Konſulta und des links ragenden der Panetteria und Dateria ſchaute, ja ſogar die Dächer dieſer Gebäude und die der päpſtlichen Marſtälle bedeckte.

Es handelte ſich aber auch um ein Haupt- und Staatsſpektakel erſter Größe: — um die Erſcheinung eines neuen „Statthalters Chriſti“.

Dort auf der ſäulengetragenen Loggia über dem großen Portale der päpſtlichen Sommerreſidenz ſoll der neue „Pontifex optimus maximus“ erſcheinen. Aber wird er wirklich erſcheinen? Noch iſt die Thüre zur Loggia vermauert, wie die Etikette des Konklave gebietet, und geſtern war zur Zeit der Abenddämmerung aus dem dünnen Schornſteinrohr, welches auf den Quirinalplatz mündet, ein verneinendes Rauchgekränſel hervorgekommen, und hatten ſich die harrenden Menſchenmaſſen entfernt mit den Worten: „Der Papſt iſt in Rauch aufgegangen (il papa é andato in fumo)“.

Man hatte aber, wie das überall und allzeit bräuchlich, dem Volke blauen Dunſt vorgemacht, man hatte es mit dem Rauchgekräuſel geäfft und genarrt. Denn der Stuhl Petri war am Abend des 16. Juni wirklich neu beſetzt worden.

Am 13. Juni hatte um Mitternacht das Konklave im Quirinal begonnen. Einundfünfzig Kardinäle waren in ihren Zellen. Am Abend des folgenden Tages geſchahen die erſten Wahlgänge in der nach dem Apoſtel Paulus benannten Kapelle des Palaſtes. Ein Gitter trennt den Chorraum derſelben von dem Schiff. Innerhalb des erſteren ſind längs der Seitenwände bis zum Altar hinauf die Sitze der Kardinäle angebracht, jeder von einem Baldachin überhimmelt, von welchem eine Schnur herabhängt, deren Ende an einem gelben Knopf in der Mitte der Rückwand befeſtigt iſt. Zwiſchen den beiden Sitzreihen ein großer Tiſch mit grüner Decke und darauf die Wahlurnen. Nach jedem vergeblichen Wahlgange werden die denſelben entnommenen Stimmzettel in einem hinter dem Altar angebrachten Ofen verbrannt, deſſen auf den Platz hinausgehendes Abzugsrohr dann der neugierigen Menge kundgibt, daß der Papſt vorderhand in Rauch aufgegangen ſei.

Die erſten Skrutinien ließen den Kardinal-Staatsſekretär Lambruschini, den würdigen Diener ſeines verſtorbenen Gebieters, hoffen, der Nachfolger deſſelben zu werden. Während der Nacht vom 15. auf den 16. Juni wandte ſich das Blatt zu Ungunſten des ſtarren Rückſchrittspfaffen, aber doch nicht zu Gunſten ſeines Mitbewerbers Gizzi, welchem Kardinal man ſchüchterne Vorſchrittsneigungen zuſchrieb und der deßhalb im Auftrage Louis Philipps durch den franzöſiſchen Geſandten Roſſi dem Kardinalkollegium dringend empfohlen war. Ein dritter, an welchen beim Beginne des Konklave kaum jemand gedacht hatte, trug den Sieg davon: Giovanni Maria Graf Maſtai-Feretti, Kardinal-Biſchof von Imola.

Der morgendliche Wahlgang vom 16. Juni brachte die Entſcheidung noch nicht; doch hatte Lambruschini nur noch 13, Maſtai ſchon 27 Stimmen. Der römiſche Kuratklerus war in großer

Proceſſion vom Sankt Peter zum Quirinal gezogen und der älteſte Pfarrer kam aus dem Hofe zur Vorhalle der pauliniſchen Kapelle herauf, wo die Prälaten und Räthe der Rota verſammelt waren und des Wahlergebniſſes harrten. „Habemusne pontificem?" fragte der Pfarrer. „Non habemus", hieß die Antwort, worauf die Proceſſion wieder vom Quirinal abzog unter Anſtimmung des „Veni creator spiritus!"

Ueber den Hergang beim abendlichen und entſcheidenden Wahlakte liegen verſchiedene Berichte vor. Dem einen, dem gäng und gäben zufolge war der Kardinal Fieschi durch das Loos zum Skrutinator erkoren, d. h. zum Vorleſer der aus den Wahlurnen gezogenen Stimmzettel. Als er zum 30ſtenmal den Namen Maſtai's abgeleſen habe, ſei der Genannte erblaßt und habe den Skrutinator gebeten, innezuhalten. Aber Fieschi habe weitergeleſen und mit Leſung der 33ſten Stimme ſei Maſtai von ſeinen Wählern als Papſt proklamirt worden, unter einem an dieſer Stelle höchſt ungewöhnlichen Jubelausbruch. Ein anderer Bericht hat eine mehr anekdotiſche Färbung, kommt jedoch von einem Orte, wo man die Vorgänge im Konklave ſehr genau wiſſen konnte und mußte, nämlich aus der „Casa di Gesù," dem am Fuße des Kapitols gelegenen Stammkloſter der Jeſuiten. Dieſem Berichte gemäß war beim vierten Wahlgang am Abend des 16. Juni Maſtai ſelber Skrutinator. Als er den achtzehnten auf ſeinen Namen lautenden Stimmzettel abgeleſen hatte, wurde ſeine Aufregung ſo groß, daß er ſich einer Ohnmacht nahe fühlte, und er bat ſeine Kollegen, ſtatt ſeiner einen andern Stimmenzähler zu ernennen. Die Kardinäle verweigerten es und zwei von ihnen ſtützten den wankenden Skrutinator, welcher mühſam fortfuhr und 36mal ſeinen Namen ablas. Die Wähler brachen in Beifallsrufe aus, der älteſte Kardinal rührte die Klingel, die Pforte der Kapelle that ſich auf, die draußen harrenden Prälaten und Räthe erſchienen am Eingang und der Kardinal Riario Sforza, als Stellvertreter des in ſeiner Zelle krankliegenden Kardinaldekans Mikara, richtete an den Erwählten die Amtsfrage: „Acceptasne electionem de te factam in summum pontificem?“ Der Gefragte blickte gen Himmel, wo ja die Menſchen ſtets eine Beſtätigung der Wünſche des eigenen Herzens zu finden ſich einbilden, und erklärte dann: „Accepto“. Damit war er Papſt. Sämmtliche Kardinäle löſen raſch die Schnüre der Thronhimmel ihrer Sitze, die Baldachine ſinken zuſammen, nur der über dem Stuhle des neuen Statthalters Chriſti bleibt. Seine bisherigen Amtsbrüder geleiten den über ſie Erhöhten zu ſeinem Sitze und bringen ihm ihre erſte Huldigung dar. „Heiliger Vater“, fragt wieder der Kardinal Sforza, „welchen Namen will Eure Heiligkeit führen?“ — „Den Namen Pius“. — „Pius, des Namens der Neunte, wir grüßen dich!“ —

Maſtai war nicht der von der ſogenannten öffentlichen Meinung gewollte Papſt. Als daher in der Nacht das Gerücht, die Wahl ſei geſchehen, die Stadt durchlief, glaubte dieſer bettelhafte Schatten einer großen Vergangenheit, welchen man Rom nennt, glaubte dieſes Wirrſal von Ruinen und Schmutz, der Kardinal Ghizzi ſei gewählt. Seine Eminenz hatte doppelten Aerger davon; erſtens den über ihre Nichtwahl, zweitens den über ihr zerbrochenes und zerſchmiſſenes Geräthe und Geſchirre. Denn Ghizzi's Dienerſchaft hatte auf die falſche Kunde von der Wahl ihres Herrn hin in ſeinem Palaſte altem Brauche gemäß alles kurz und klein geſchlagen: der Papſt ſollte nicht auf Kardinalſtühlen ſitzen oder aus Kardinalſchüſſeln eſſen. Als vor Tagesanbruch die Erwählung Maſtai's bekannt wurde, gab es ein Kopfſchütteln der Enttäuſchung und Ungewißheit. Denn man wußte von dem Erkorenen des Konklave's zunächſt nur, daß derſelbe ein junger Papſt, weil erſt 54 Jahre alt. Dann kam als das Reſultat eines geflügelten Fragen- und Antwortentauſches dieſes zu Tage: — Giovanni Maria Maſtai ſoll in ſeiner Jugend beabſichtigt haben, Soldat zu werden und zu heiraten. Am einen und am andern ſoll ihn die Epilepſie gehindert haben, woran er litt und wovon ihn eine in kirchlichen Aufträgen gemachte Seereiſe nach Chile geheilt haben ſoll. Ferner ſoll er als junger Mann Freimaurer geweſen ſein und einen Finger oder gar eine ganze

Hand mit in dem Karbonarigetriebe der 20ger Jahre gehabt haben. Lauter „Soll“ ſoweit. Als thatſächlich hat damals und ſpäter ſich herausgeſtellt, daß Giovanni Maria Maſtai einer jener Teigmenſchen war, welche man „gutmüthige“ zu nennen pflegt, weil ſie nicht rauben, mordbrennen, nothzüchtigen und todtſchlagen. Als Mitglied der römiſchen Hierarchie hatte er weder mit den Intriken des Vatikans noch mit den Verfolgungen der Liberalen ſich befaſſt und beides konnte und mußte ſchon als ein Verdienſt erſcheinen. Als Biſchof hatte er ſeine Pflicht gethan, d. h. fleißig Meſſe geleſen und die übrigen Ceremonien des Gottesdienſtes eifrig geübt, wie er denn für rituale Schauſpiele aller Art eine knäbiſche Leidenſchaft hegte. Summa: ein Schwächling und ſchwankendes Rohr, dazu gemacht, ſo oder ſo gewendet, gedreht, gegängelt zu werden; ein Prieſter von engem Geiſt und kleiner Seele, vom Volksgunſtwind für eine Weile zu einem „liberalen“ Papſt, das will ſagen zum lächerlichſten aller Alfanze aufgeblaſen, dann durch die Hände der Jeſuiten zu einem ordinären Prieſter zuſammengedrückt, deſſen Geiſtesarmuth und Unwiſſenheit ſchließlich in der Encyklika vom 8. December 1864 ruchlos-komiſch in die Welt ausgeborſten iſt. . . .

Lautlos harrt und ſtarrt die neugierige Menge auf dem Monte Kavallo, überragt von den antiken Marmorkoloſſen der beiden Roſſebändiger und von den ägyptiſchen Obeliſken, welche fern am gelben Nil vor Jahrtauſenden vielleicht zu Theben oder Memphis mitangeſehen hatten, wie ein neu inthroniſirter Pharao dem Volke von Mizraim vorgeſtellt wurde. So ſtill iſt's auf dem heißen Platze, daß man nur das klingende Rauſchen vernimmt, womit die Waſſerſtralen der Springbrunnen in die Granitſchalen fallen.

Aller Augen hängen an der Loggia. Jetzt, hört! hebt es an der Innenwand des vermauerten Ausgangs zu derſelben zu klopfen an. Ein Stein fällt heraus und herab, ein zweiter, ein dritter. Die ganze Vermauerung geräth in Bewegung, ſie ſpaltet und erweitert ſich, der Rahmen der Loggiathüre wird frei und heraus tritt der Kardinaldekan, ein großes Aktenſtück in den Händen. Die

Eminenz geht bis an die Baluſtrade der Loggia vor, und wie er mit der Rechten auf das Dokument in ſeiner Linken deutet, wird es auf der Piazza noch ſtiller denn zuvor. Der alte Herr lieſ't mit ſonorer Stimme erſt in lateiniſcher, dann in italiſcher Sprache den Inhalt des Wahlprotokolls, daß nämlich die Kardinäle unter Beiſtand und Eingebung des heiligen Geiſtes den Grafen Giovanni Maria Maſtai-Ferretti zum Papſte gewählt hätten und daß dieſer den Namen Pius der Neunte ſich erkoren.

Er tritt zurück; das große Kreuz, welches dem Pontifex vorgetragen wird, taucht blitzend aus der Thüröffnung der Loggia, deren ganzer Raum mit dem Roth und Violett prälatiſcher Staatsgewänder ſich füllt. Zwiſchen dieſem Roth und Violett ſchimmert ein weißer Talar, deſſen Träger mit über der Bruſt' an einander gelegten Händen und über die Schultern herabfallender Prachtſtola langſam an die Baluſtrade tritt: — der neue Tale Lama des Okcidents, welcher kommt, urbi et orbi zum erſtenmal ſeinen Segen zu ertheilen.

Ein weiches, teigiges Geſicht mit klerikalem Doppelkinn, etwas fade, jetzt in Beklemmung und Verſchämtheit geſenkte Augen, ein zu wohlwollendem Lächeln bereiter Mund, nichts ungewöhnliches in den Zügen, in der Geſtalt, in der ganzen Erſcheinung, wohl aber etwas mildes, gewinnendes in der Haltung des neuen Papſtes, als er ſich nun, das verſammelte Volk zu grüßen, nach drei Seiten hin verneigte.

Ein ſtürmiſches „Evviva il santo padre!“ rauſchte von der Piazza zur Loggia hinauf.

Und wäre der Satan Dante's im Pontifextalar leibhaftig auf dem Balkon erſchienen, dieſe armen Römer hätten ihm doch ihr Evviva zugejubelt. Denn immerhin war ja ein neuer Papſt der Nachfolger Gregors des Sechszehnten, welcher ſtupide und grauſame Mönch den Kirchenſtaat in ein Elend geſtürzt hatte, das ſelbſt dem Teufel Erbarmen erregen mußte. Es konnte nicht ſchlechter, alſo mußte es beſſer werden.

Im Lichte dieſer Schlußfolgerung betrachteten die Römer ihren neuen Prieſterkönig. Darum jauchzten ſie ihm zu und ſo hat am Morgen des 17. Juni von 1846 der berühmte Pio-Nono-Schwindel ſeinen Anfang genommen.

Da aber nicht die Weisheit, ſondern die Thorheit, nicht die Wahrheit, ſondern der Wahn Macht hat über die Menſchen, ſo erwies ſich der Reform-Papſt-Schwindel zunächſt mächtig genug. Er wurde zum wirkſamſten Ferment der nationalen und freiheitlichen Bewegung Italiens.

Unter den civiliſirten Nationen Europa's haben zwei, die deutſche und die italiſche, beim Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit es nicht dazu gebracht, zum Einheitsſtaate ſich zuſammenzuſchließen. Darum blieb Deutſchland und blieb Italien inmitten der modernen Centraliſationsſtaatengebilde unfertig und ohnmächtig, darum waren ſie die Ziele der Ränke und Gewaltſamkeiten der europäiſchen Politik, deren Leidenſchaften und Begierden auf deutſchen und italiſchen Schlachtfeldern ſich austobten, auf Schlachtfeldern, welche noch dazu Myriaden und wieder Myriaden von Deutſchen und von Italienern im Dienſt und Intereſſe der Feinde ihres Landes verbluten ſahen.

Niedergewuchtet durch den Fluch der Zerriſſenheit, bezeichnet mit dem Stempel der Knechtſchaft, eingewiegt durch die lauen Lüfte eines milden und freigebigen Klima's, in Schlummer geſungen durch die Sirenenlieder eines zu barem Heidenthum gewordenen Kultus, verſank Italien in eine Hoffnungsloſigkeit, Entnervung und Halbbarbarei, wie ſolche in Deutſchland ſchon deßhalb nicht platzgreifen konnten, weil unſer rauhes, meiſt nur zwiſchen einem weißen und einem grünen Winter wechſelndes Klima den Menſchen zu einer raſt- und ruheloſen Thätigkeit nöthigt. Unter dieſer Himmelsgräue, inmitten dieſer ewigen Nebel, Stürme, Regengüſſe und Fröſte iſt ja ein italiſches „dolce far niente“ nicht einmal denkbar, geſchweige ausführbar. Sodann hatte die Reformationszeit in unſerem Lande eine Saat geſtreut, welche zur reichſten Ernte heranreifte und im 18. Jahrhundert von unſeren Nationalhelden, d. h. von unſeren großen Denkern und Dichtern eingeheimſt wurde. Daraus iſt uns eine geiſtige Nahrung bereitet worden, an welcher wir uns geſund und ſtark eſſen konnten oder wenigſtens könnten. Den Italienern iſt dieſe Koſt erſt viel ſpäter und auf mühſäligſten Umwegen zugeführt worden und iſt dieſelbe jenſeits der Alpen für die Maſſen bis heute ein unerſchwinglicher Luxusartikel geblieben.

Dagegen hat Italien vor Deutſchland den großen Vorzug und Vortheil, daß von dem Augenblicke an, wo in ſeinen Söhnen und Töchtern ein beſſerer Sinn wieder erwachte, jedes fühlende Herz und jeder gebildete Geiſt, alles, was tüchtig, brav und (im beſten Sinne des Wortes) vornehm im Lande, durchaus vaterländiſch geſinnt und auf die Wiedergeburt der armen ſchönen Italia feuervoll bedacht war. Zwei Poeten, der Lyriker Filikaja und der Tragiker Alfieri, hatten dieſes Feuer in den Seelen ihrer Landsleute entzündet und nach dem ruhmvollen Vorgange dieſer beiden hat im 18. und 19. Jahrhundert eine Schar von Dichtern, Hiſtorikern und Publiciſten, haben die Parini, Pindemonte, Foſkolo, Leopardi, Manzoni, Nikkolini, Pelliko, Guerrazzi, Berchet und Giuſti, haben die Muratori, Giannone, Tiraboſchi, Litta, Botta, Kolletta und Amari, haben die Gioberti, D'Azeglio und Balbo die heilige Flamme genährt und an Umfang und Stärke gemehrt. Freilich läßt ſich nicht beſtreiten, daß, was die dichteriſche Seite dieſer patriotiſchen Literatur angeht, ihr Werth ein ſehr verſchiedener und im Ganzen nicht eben ſehr hoch anzuſchlagender iſt. Selbſt Manzoni's vielgeprieſenes Meiſterwerk („I promessi sposi“) ſtellt ſich, genau angeſehen, bei allen ſeinen glänzenden Einzelnheiten als ein unbehilfliches, zerbröckelndes, mitunter in der Langeweile bis an die äußerſte Gränze des Erlaubten oder Unerlaubten fortgehendes Buch heraus. Man vermißt bei Manzoni und ſeinen Brüdern im Apoll, nur Leopardi und Giuſti ausgenommen, gar oft den menſchlich-freien Blick und die philoſophiſche Durchbildung. Ueberall ſchmeckt man den kirchlichen Weihrauch und hört das gläubige Glockengebimmel, ſelbſt bei Guerrazzi, obzwar ſeine kühn entworfenen beiden Hauptdichtungen („L'assedio di Firenze“ und „Beatrice Cenci“) von Todfeindſeligkeit gegen Papſt- und Pfaffenthum glühen. Man merkt voll Mitleid, daß alle dieſe begabten und hochherzigen Menſchen unter der erſtickenden Decke eines bleiernen Deſpotismus nach Licht und Luft rangen. Manchem brach in dieſem furchtbaren Ringen die Kraft: den armen Pelliko brachten die Spielberg-Kerkerqualen ſo herunter, daß er unter die Jeſuiten ging, und der Adler, welcher in des unglücklichen Leopardi Geſängen ſo herrliche Flüge unternommen, barg zuletzt die ermatteten Schwingen in den finſteren Schatten der Verzweiflung. Alledem jedoch zum Trotz eignet der modernen italiſchen Literatur ein unbeſtreitbarer Charakter der Größe, weil ſie nicht, wie die deutſche häufig genug that, in die Region abſtrakten Kunſtduſels vornehm ſich verſchloß, ſondern vielmehr, getragen von dem Gedanken des Vaterlandes, in allen Formen und Weiſen an dem Werke der Befreiung und Einheitlichung Italiens arbeitete.

Dies hat auch von Stund' an, wo er zu denken begann, der glorreiche Wühler Giuſeppe Mazzini all ſein Leben lang redlich gethan. Daß es ſolche Ausnahme-Menſchen überhaupt gibt, daß es vollends zu einer Zeit, wo der einzig-reſpektirte Adelsbrief der Geldſack iſt und die gemeinſte Selbſtſucht als vollendete Reſpektabilität anerkannt wird, noch ſolche Ausnahme-Menſchen geben kann, welche an die Verwirklichung eines großen Gedankens, der ihre Seele ſchwellt, alles und alles ſetzen, ſchon das erfüllt die europäiſche Philiſterſchaft mit Aerger und Ingrimm. Warum, fragt ſie, iſt dieſer Genueſe nicht wie ein anderer ordentlicher Advokat ſeinen Geſchäften nachgegangen, ſtatt für die Freiheit und Einheit Italiens zu wühlen, raſtlos jahrein jahraus, ruhelos bei Tag und Nacht, unter tauſend Strapazen, Mühſalen, Opfern und Gefahren, mit wunderbarer Beharrlichkeit, hundertmal getäuſcht, aber nie entmuthigt und, wenn an zehn Stellen geſchlagen, ſofort an der elften zum Angriff wiederkehrend? Wohl, ſo that er und keiner der Lebenden oder Todten hat glühender für Italien gefühlt, hat mehr für Italien gearbeitet als dieſer unermüdliche Wecker und Wachhalter, dem ſein Land unendlich viel mehr Dank ſchuldet als allen den „Realpolitikern“, welche breitſpurig triumphirend auf den Wegen einherwandelten, welche der verbannte Agitator ihnen aufgethan und geebnet hatte. Ganz in der Ordnung daher, daß er ſtatt Dankes nur Verleumdung und Verfolgung erfuhr; denn

„Iſt Verfolgung doch die Kelter,
In die das Schickſal alles Große preſſt!“ —

und hat ſich ja noch niemand ungeſtraft mit dem Geſchäfte befaſſt, die Menſchen zu Menſchen und die Völker zu Bürgern zu machen.

Mazzini hat, wie jedermann weiß, ſeine Laufbahn in den Logen der Karbonari begonnen, den Karbonarismus jedoch bald als ein ariſtokratiſches Spielzeug mit Verachtung beiſeite geworfen. Schon im Jahre 1831 ins Exil getrieben, ſtiftete er zu Marſeille die revolutionäre Verbindung das „Junge Italien“, welchem er zum Symbol den Cypreſſenzweig und zur Loſung „Jetzt und immer (ora e sempre)!“ gab. Die Erweiterung dieſes Vereins zum „Jungen Europa“ hat der feſtländiſchen Diplomatie und Polizei erſchrecklich viel zu thun gegeben. „La giovine Italia“, „La jeune France“, „Das junge Deutſchland“, „Die junge Schweiz“ gingen als nebelhafte Schreckgeſpenſter um in den Paläſten der Fürſten, in den Sakriſteien der Prieſter und in den Komtoren der Bankiers. „Much ado about nothing!“ Denn das „Junge Europa“ war nur Nebel und es läßt ſich nicht leugnen, daß es auch um das Zukunftsideal her, welches Mazzini für ſein Vaterland aufgeſtellt hatte, ſtark nebelte. Republikaner und Demokrat in jeder Fiber ſeiner Seele, wollte und erſtrebte er für Italien die demokratiſche Republik. Es begegnete ihm, was genialen und hochherigen Menſchen nur allzu häufig begegnet, nämlich zu wähnen, das Licht und Feuer, von welchem ſie ſelber durchſonnt ſind, müſſe auch in anderen, ja in allen leuchten und glühen, — ein Irrthum, welcher die Abſolutiſten und Konſtitutionellen, die ihrerſeits ganz richtig nicht auf die Idealgläubigkeit, ſondern vielmehr auf die gemeinen Inſtinkte und knechtiſchen Gewohnheiten der Maſſen, wie auf die Halbheit und Feigheit der „gebildeten Stände“ ſpekuliren, immer wieder den Republikanern und Demokraten den Vorſprung abgewinnen läßt.

Wenn für die idealgläubige Gemeinde Italiens das Zukunftsideal in der Perſon ihres Propheten Mazzini gleichſam verkörpert war, ſo ſtellten die Führer der patriotiſch-monarchiſchen, der konſtitutionellen oder „neuguelfiſchen“ Partei, ſtellten die Gioberti, Balbo und D'Azeglio, welche lange des gewiß ebenfalls ſehr optimiſtiſchen Glaubens lebten, die italiſchen Fürſten, der Klerus und ſogar das Papſtthum würden ſich für die Idee einer beſſeren Zukunft Italiens gewinnen laſſen, der Geſtalt des republikaniſchen Agitators die des Königs Karlo Alberto von Sardinien gegenüber, als die Verkörperung ihrer Zukunftshoffnungen. Wunderlicher Weiſe waren die beiden Geſtalten einander vielfach ähnlich, in ihrer äußeren Erſcheinung und Haltung nämlich. Beider Antlitz war von antikedelm Schnitt, mit Bläſſe bedeckt und erhellt und belebt durch große Augen voll träumeriſchen Feuers. Beider Auftreten und Gebärdenſpiel würdevoll und anmuthig zugleich. Kaltſinnige Engländer ſelbſt und berechnende Schotten haben enthuſiaſtiſch anerkannt, daß Mazzini's Blick, Stimme und ganzes Gebaren von bezaubernder Macht, und ſogar ſolche Männer, welche der Sardenkönig — erſt der Mitverſchworene, dann der Verräther und, auf der wiener Hofburg Geheiß, der Verfolger der Karbonari — verrathen und verfolgt hatte, geſtanden, daß Karlo Alberto unwiderſtehlich liebenswürdig ſein könnte, ſo er wollte. Daneben ſprachen ſie freilich auch von ſeiner Chamäleonsnatur, deren er ſelber auch gar wohl ſich bewußt war; ſonſt hätte er nicht eines Tages an ſeine Vertrauteſten die Frage thun können: „Nicht wahr, ich bin ein unbegreiflicher Menſch?“ An innerem Gehalt und ſittlicher Größe überwog der Tribun den König weit. Mazzini war ein wahrhaft ſittenſtrenger Mann, welcher das, was er für die ſittliche Wiedergeburt ſeines Landes forderte, an ſich ſelber übte; Karlo Alberto ſeinerſeits hatte Anwandlungen von mönchiſcher Aſkeſe, fiel aber, nach Mönchsart, aus der Rolle des Aſketen häufig genug in die des Lüſtlings. Der Tribun dachte nur an Italien, der König nur an ſich oder höchſtens noch an das Haus Savoien. Ein wildſelbſtſüchtiger Ehrgeiz verzehrte ihn, weil ſeine Fähigkeiten und ſeine Thatkraft zu den Eingebungen deſſelben im fühlbarſten Mißverhältniſſe ſtanden.

So, wie die beiden waren, repräſentirte der eine die Hoffnungen der Republikaner, der andere die Berechnungen der Konſtitutionellen Italiens. Dieſe beiden patriotiſchen Parteien verhetzten und verbitterten ſich, gerade wie anderwärts, gegen einander, während ihr gemeinſamer Feind noch aufrecht ſtand. Der Konſtitutionalismus ſagte zum Republikanismus: Du biſt die revolutionäre Wildgans, welche, nichtwiſſend, daß die Politik die Wiſſenſchaft des Möglichen, ſtets in das Märchenblau einer idealen Welt hineinfliegt und darum die Bedingungen und Forderungen der wirklichen Welt überfliegt. Worauf der Republikanismus zum Konſtitutionalismus: Und du biſt der Hund des Königthums, welcher nur um ſo anhänglicher wird, je mehr Schläge und Fußtritte er bekommt .... Welcher von beiden hatte recht? Beide!

Leopardi hat in ſeinem großen Kanto die „wunderholde Frau Italia" dargeſtellt „voll der Wunden, des Blutes und der Bläſſe, mit gefeſſelten Armen einſam auf nackter Erde kauernd, ſchleierlos, die Haare wirr, die Augen in Thränen ſchwimmend, das Haupt auf die Kniee gebeugt —" und Gioberti hat die Schilderung des Dichters vervollſtändigt mit der troſtlos-wahren Proſa: „Zerriſſen, unter der Fremden Joch gebeugt, ohne eine Spur von Freiheit, wie ohne Macht und Glanz, die Preſſe geknebelt, die Wiſſenſchaften todt, das Volk in Rohheit verſunken, der Handel gelähmt, die Induſtrie gleich Null, ohne Fahne und ohne Flagge, ſo iſt Italien nur ein geographiſcher Ausdruck, als politiſcher Körper exiſtenzlos, eine Chimäre von Nation“. Das ſchlimmſte des Schlimmen war aber der ſittliche Marasmus, welcher, eine logiſche Folge der geiſtlichen und weltlichen Tyrannei, die auf Italien laſtete, alle Volkskreiſe angefreſſen hatte. Giuſeppe Giuſti hat dieſen Marasmus in ſeiner unvergleichlichen Höllenſtein-Satire vom „Gingillino“ gezeichnet, nachdem ſchon früher Giovanni Berchet in einer ſeiner Romanzen das Lotter- und Laſterleben ſo vieler ſeiner Landsleute an den Pranger der Ironie geſtellt hatte *).

Gewiß war das Unternehmen, die Italiener aus ſolcher Verſunkenheit herauszuheben, ein kühnes und mühſames, und daß den italiſchen Patrioten wenigſtens die Anfänge deſſelben gelungen ſind, zeugt für ihre Hingebung und Energie, wie nicht minder für die Unverderblichkeit des Kerns der italiſchen Nationalität. Allerdings war im Jahre 1846 die moraliſche Wiedergeburt und politiſche Erziehung der Italiener nur bis zur Stufe der Kindheit gediehen; aber

---

*) „Weiche, wer thöricht die Luſt mir verbittert
Mit ewigen Klagen und *dienen* nicht kann!
Ob nun Italien unter den Völkern
Noch ferner genannt wird, was liegt mir daran?

„Werden die Reben verdorrt auf den Hügeln
Uns darum verſagen den köſtlichen Wein?
Werden die roſigen Küſſe uns mangeln d'rum?
Wird ſie zu rauben verboten uns ſein?

„Gebt mir den Becher! Trinket, ſpület
Nichtiger Seufzer quälenden Wuſt!
Trinket! Es lod're durch Leib und Seel' uns,
Hell aus den Augen ſprühe die Luſt!

„Nun auf den Lippen lächle das ſchlaue,
Bittende, wünſchende Liebesgeſtöhn,
Daß die verliebten Frauen mir winken,
Leis ins bekannte Stübchen mich ziehn.“ u. ſ. w.

war es nicht ſchon etwas, war es nicht ſchon ſehr viel, daß die arme Italia aus einer alten Sünderin wieder ein friſches, naives, enthuſiaſtiſches Kind werden konnte?

In Wahrheit, ſo recht wie naivgläubige Kinder haben die Römer, haben die Italiener den Hoffnungsſtral begrüßt, welcher am 17. Juni von 1846 mit der Erſcheinung des neunten Pius auf der Loggia des Quirinals über ihrem ſo ſchönen und ſo unglücklichen Heimatland aufging.

Einen Monat ſpäter, am 16. Juli, erſchien das berühmte Amneſtiedekret, kraft deſſen der Papſt allen um ihrer politiſchen Geſinnungen, patriotiſchen Wünſche und Strebungen willen Verfolgten, Gefangenen, Verbannten und in Unterſuchung Stehenden Verzeihung angedeihen ließ. Vernichtender als alle jemals von Menſchen erſonnenen Verwünſchungen es thun könnten, kennzeichnet die Thatſache das päpſtliche Regiment, daß es wie ein Weltwunder beſtaunt wurde, wenn der neue „Statthalter Chriſti“ ein fühlendes Herz in der Bruſt trug ſtatt des Mühlſteinbrockens, welchen ſein Vorgänger in der Bruſt getragen hatte. Rom ſchwamm in einem Freudenrauſch, deſſen Wogen über die ganze Halbinſel hinſchlugen*). Kind Italia machte klafterhohe Jubelſprünge und herzte und küßte ſeinen Pio Nono, wie nur je ein glückſeliger Backfiſch in frühreifer Verliebtheit ſeinen „Engel“ und „Abgott“ geherzt und geküßt hat. Der Papſt ward auch geradezu der „angelo di Vaticano“ genannt. Der Piuskult, als deſſen Großceremonienmeiſter der Vetturin

---

*) Sogar die Jeſuiten fühlten ſich von dem Schaumſpritzen dieſer Wogen berührt oder fanden wenigſtens für gut, ſo zu thun, als wären ſie es. Als die Sage ging, ihr General Roothaan hätte zu der Amneſtie mißbilligend den Kopf geſchüttelt, veranſtalteten ſie — („Seid klug wie die Schlangen!“) — in der Kirche des römiſchen Kollegiums eine „Akademie“ zu Ehren der Amneſtiebulle. Das war eine jener Komödien, zu deren Aufführung die Väter von der Geſellſchaft Jeſu ihre Zöglinge ſo geſchickt abzurichten verſtehen. Es gab da italiſche, franzöſiſche, deutſche, engliſche, holländiſche, ungariſche u. ſ. w. Lobhudelungen des Papſtes in Verſen und Proſa, unter-

Brunetti ſich ſpreizte, den ihm gegebenen Spottnamen Cicerönchen (Ciceruacchio) ernſthaft nehmend, wurde zur förmlichen Narrethei und es ging ganz natürlich zu, daß des Papſtes ohnehin nicht ſehr ſolid konſtruirtes Gehirn in dem allgemeinen Schwindel ebenfalls ſchwindelig geworden iſt. Der ſchwache Mann ſchwelgte in den Wonnen ſeiner Popularität und ſog mit Wolluſt die Weihrauchwolken ein, welche von überallher ihm entgegendampften. Als „der Kirche Regenerator“, als „Italiens Heiland und Meſſias“ ward er in ekſtatiſchen Hymnen angeſungen. „Ich habe in dem Amneſtiebreve das Verſprechen der Freiheit geleſen“, ſagte der ſiciliſche Mönch und Demagog Ventura zu ihm. „Du haſt in meinem Herzen geleſen“, gab der Papſt zur Antwort. Eine ganz widerſinnige, d. h. widerpäpſtliche Antwort, um deren allein willen ſchon Pius der Neunte verdient hätte, ſtatt Pontifex Maximus zu heißen Konfuſionarius Maximus. Ein Befreier-Papſt! Das iſt die tollſte Wortmißgeburt, welche ausgeſonnen werden kann. Und doch haben Millionen dieſen widerlichen Balg auf den Altar geſtellt und davor ihre Stirnen in den Staub gebeugt. Oh, Unvernunft, dein Name iſt Menſch!

Der arme Schwächling von Papſt, ohne alle ſtaatsmänniſche Begabung und politiſche Bildung, wie er war, trieb widerſtandslos mit dem Strome der entfeſſelten Bewegung. In Augenblicken der Ernüchterung überkam ihn freilich die Ahnung, daß ſein ganzes

---

miſcht mit Geſängen, deren Texte ein Jeſuit gedichtet und ein anderer in Muſik geſetzt hatte. Einer der Zöglinge deklamirte mit Feuer ein Preisgedicht auf die Amneſtie, welches mit den Worten anhob:

„Perdono, perdono, amico sul trono
Clemenza sovrana, perdono gridò.
Clemenza la figlia più bella di Dio
Nel cuore di Pio possente regnò.“

Die Komödie war aber umſonſt geſpielt. Das Volk wollte von den frommen Vätern nichts wiſſen und es hatten ſich höchſtens zehn Zuſchauer in der Kirche eingefunden.

thun oder geſchehenlaſſen zum Papalismus im ſchroffen Widerſpruche ſtände. In einem ſolchen Augenblicke hat er auch einmal kummervoll ausgerufen: „Man fordert Dinge von mir, welche zu übernehmen ich ganz unfähig bin. Mein Gott, ſie halten mich für einen Napoleon! Und ich beſitze doch weder deſſen Genie noch deſſen Kraft.“ Allein die nächſte beſte dem heiligen Vater dargebrachte Huldigung — und die Huldigungen hörten dazumal in Rom gar nicht mehr auf — verwehte wieder dieſe richtige Selbſterkenntniß, erneuerte in Pius den Volksgunſtrauſch und ließ ihn weiter vorſchreiten auf der Bahn der Reform, welche mit derſelben Nothwendigkeit, womit dem Blitze der Donner folgt, zur Revolution führen mußte. Denn es war ja eine bare Unmöglichkeit, das kirchenſtaatliche Bauwerk, d. h. eine mittelalterliche Ruine voll Moder, Wurmfraß und Unflat umzubauen. Wer immer die Hände daran legte, dem zerbröckelte und zerfiel es unter den Händen und es bedurfte dann nur eines einzigen tüchtigen Windſtoßes, um das wüſte Getrümmer zuſammenkrachen zu machen.

Dieſes „Meſſer ohne Heft, dem die Klinge fehlte“, dieſer liberale Papſt machte eine um ſo mehr tragikomiſche Figur, als er zu ſeinem Liberalismus gekommen war wie die Magd zum Kinde, d. h. ohne zu wiſſen wie. Denn dieſem geiſt- und kulturloſen Prieſter waren die modernen Ideen im Grunde durchaus antipathiſch. Er ſah in dem Gedanken der Freiheit alles Ernſtes eine „Ausgeburt der Hölle“ und hat denſelben in ſeinen Breven und Bullen auch wiederholt ſo genannt. Auch iſt gar nicht zu bezweifeln, daß Pius zu Anfang gewähnt hatte, mittels Scheinkonceſſionen mit der Reformbewegung ſich abfinden zu können. Aber er war ſowohl viel zu ſchwach als viel zu eitel, um dieſe ſchlaue Politik durchführen zu können. Das ewige „Evviva Pio Nono!“ war ihm ſchon zu einem täglichen Bedürfniſſe geworden, von Turin her umkoſten ihn die Neu-Guelfen mit den feinſten Schmeicheleien, von Paris und London her kamen ihm Ermuthigungszurufe aus den Kabinetten Guizots, welcher den Drachen der drohenden italiſchen Revolution mit dem Honigkuchen der Reform ſättigen zu können glaubte, und Palmerſtons, welcher einen Reformer-Papſt als ſpitzen Pfahl im Fleiſche Oeſterreichs zu hätſcheln ſich beeiferte, und wenn der öſtreichiſche Geſandte im Auftrage Metternichs eine immer bedenklichere Miene im Vatican zur Schau trug, immer höher die Achſeln zuckte und immer warnender ſein „Aber, heiligſter Vater!“ flüſterte, mochte ſich in der innerſten Seelenfalte des Papſtes unwillkürlich das Gefühl regen, daß er doch auch ein Italiener ſei und dieſe „barbariſchen Talgfreſſer“ doch eigentlich nicht verdienten, ſein ſchönes Heimatland zu beherrſchen und zu knechten.

Genug, die Reform in Rom ſchritt fürbaß, der Revolution die Pfade bereitend und ganz Italien aufrührend. Von beſonders weitgreifender Wirkung waren die Einſetzung der Staatskonſulta („consulta di stato“, April 1847) und die Errichtung der Bürgerwehr („guardia civica“, Juli). Von da ab ging es mit der Umwandelung des prieſterlichen Regiments in ein bürgerliches raſcher voran und aus den halben Anläufen zum Konſtitutionalismus wurden allmälig ganze. Im „Gesù“ begann man einzupacken: es bedurfte eben keiner ſehr feinen Naſen, um zu wittern, daß Dinge im Anzuge ſeien, welche ſich mit dem jeſuitiſchen Princip der unbedingten Autorität, Unkultur, Bigoterie und Kirchhofsruhe ſchlecht vertragen würden. Auch wurde der Drohruf „Morte ai gesuiti!“ von Tag zu Tag lauter um das Mutterhaus des Ordens her. — Von London aus überwachte Mazzini mit Falkenblicken die Vorgänge in Rom und erkannte daraus, daß Leopardi's Italia im Begriffe ſei, ihre Feſſeln zu ſchütteln, vielleicht abzuſchütteln. Ueber die Stellung, über das wollen und können von Pius dem Neunten, wie über das Karl Alberts täuſchte ſich der Tribun keinen Augenblick. Er ſah in beiden nur „Illuſionen“, welche bald zerrinnen würden; allein er erblickte in beiden auch Werkzeuge, von welchen man als von für den Augenblick dienlichen Gebrauch machen müßte. Demzufolge erließ er im November ein Sendſchreiben an den Papſt, worin er denſelben aufforderte, an die Spitze der Bewegung für die nationale Unabhängigkeit ſich zu ſtellen. Wo nicht, würde die Bewegung ſich abwenden vom „Kreuze“ und andere Wege wandeln. Pius wies den Tribun zurück, „wie vordem Chriſtus ſeinen Verſucher zurückgewieſen hatte“, und die entſchiedenen italiſchen Patrioten wußten fürtan, was ſie von dem „guten Mann“ Maſtai, von dem „Engel des Vatikans“ zu halten hätten.

Aber ſchon hatte, was vom Sommer bis zum Herbſte vom Vatikan ausgegangen war, in Italien und über Italien hinaus ſeine Wirkung gethan. Es half nichts, daß die italiſchen Fürſten bitterlich klagten, die Reformer könnten ſich jetzt auf den Vorgang des Papſtes berufen, was doch wider alles Herkommen und geradezu ungeheuerlich ſei. Sie mußten den „Schwindel“ mitſchwindeln, einer nach dem andern, mit lächerlich langen Geſichtern, kochende Wuth im Herzen oder auch, wie der Sardenkönig, hüpfende Hoffnung. Denn was war denn noch unmöglich, im ſchlimmen und guten Sinne, zu einer Zeit, wo in Rom Volksproceſſionen, von mit der italiſchen Trikolore beſchärpten Prieſtern geführt, vor das „Gesù“ zogen und die Mauern dieſes Montſalvatſch des Jeſuitismus von dem Gebrülle „Viva Ganganelli!“ erdröhnen machten?

In Toſkana war die Fortſchrittsbewegung zur Reform ſchon im Gange geweſen, noch bevor Monſignore Maſtai die Tiara genommen hatte. Der Despotismus war hier ſtets ein „wohlmeinender“ und Großherzog Leopold der Zweite hatte weder das Zeug noch den Willen, ein ſo brutaler Tyrann zu ſein, wie Herzog Franz der Vierte von Modena geweſen, noch ein ſo raffinirter, wie König Ferdinand der Zweite von Neapel war. Die Florentiner ſind artige Leute, voll Mäßigung und Urbanität. Alles geſchah in der ſchönen Kunſtſtadt am Arno in den höflichen Formen der Wohlmeinenheit. So auch, was die liberale Oppoſition der Capponi, Ridolfi, Rikaſoli und ihrer Freunde wollte und plante. Dieſe italiſchen Gothaner — Verzeihung für die anachroniſtiſche, aber ſonſt ganz paſſende Bezeichnung — deren Liberalismus ſelbſtverſtändlich ein „in Unterthänigkeit erſterbender“ war, wurden mehr nach vorwärts gedrängt, als ihnen lieb, durch eine radikale Partei, welche in Piſa und Livorno Boden gewonnen hatte und deren ſchwärmeriſche Begeiſterung der Piſaner Montanelli, deren revolutionäre Leidenſchaft der Livorneſe Guerrazzi vertrat, von welchem Literaten und Advokaten die Liberalen ſagten, er ſei mächtig durch Genie und Bosheit („ingegno e malizia“). Der Großherzog, zwiſchen den von Rom her kommenden Vorwärtsdruck und den von Wien aus geübten Rückwärtsdruck eingeklemmt, ſuchte ſich einſtweilen mit halben Bewilligungen zu helfen. Er gab eine halbe Preßfreiheit, er geſtattete die Errichtung der Bürgerwehr, welches glitzernde Spielzeug in den Jahren 1847 und 1848 jenſeits wie dieſſeits der Alpen der Bourgeoiſie ſo viel kindliches Vergnügen bereitet hat.

In den Herzogthümern Modena und Parma — das letztere ging nach dem im December von 1847 erfolgten Tode der Witwe Napoleons und noch verſchiedener anderer Männer, nach dem Tode der von den italiſchen Patrioten als „Messalina austriaca“ gefeierten Maria Luiſa an den Bourbon Karl den Zweiten von Lukka über — konnte vorderhand der Liberaliſmus nichts ausrichten: die öſtreichiſchen „Weißröcke“ waren zu nahe. Im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche thaten die patriotiſchen Minirer mit bohren und laden der wideröſtreichiſchen Minen eifrig ihre Schuldigkeit, aber der Zündblitz ſollte erſt aus Paris kommen; in Erwartung deſſelben vergnügte ſich Mailand mit „Cigarrenemeuten“. Der ſchlaue Radetzky freilich, Oberbefehlshaber der Oeſtreicher in Lombardien, ſah in dieſem Vergnügen ein weiteres Vorzeichen bedrohlicher Ereigniſſe und ſuchte ſeine Anſchauung auch in der wiener Staatskanzlei zur Geltung zu bringen. Dort aber wiegte man ſich vorerſt noch allzu ſehr im vollen Wohlgefühle metternichiger Unfehlbarkeit, um dem ſoldatiſchen Warner viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Man hielt das auch um ſo weniger für nöthig, als man ja, wie inbetreff der gleichzeitigen Vorgänge in der Schweiz, ſo inbetreff Italiens im Herbſte von 1847 mit Monſieur Guizot in Paris ein Herz und eine Seele war, mit demſelben Monſieur Guizot, welcher noch vor kurzem den Papſt zu „unbedingt nothwendigen“ Reformen ermuntert hatte*).

Ueberblickt man ruhigen Auges, was bislang in Italien im Sinne der Reform geſchehen und gethan war, ſo iſt das wirkliche Ergebniß ein ſehr geringfügiges. Die ganze Bewegung glich gar ſehr einem mit größter Liebenswürdigkeit in Scene geſetzten Karneval. Viel Geſchrei, wenig Wolle. Die armen Italiener, ſeelenvergnügt, überhaupt ſich wieder einmal bewegen zu dürfen, bewegten ſich um der Bewegung willen. Sie bedurften einer radikalen Umformung von innen heraus und wähnten, die leichtlebigen Kinder, dieſes ungeheure Werk ließe ſich bewerkſtelligen mit ſo kindiſchen Mitteln, als da waren Preis- oder Spottgedichte, Feſtproceſſionen, Fahnen und Guirlanden, Illuminationen und Feuerwerke, Glockengeläute, Böllerſchüſſe und unendliches Evvivageſchrei.

Mehr Ernſt und Gehalt kam von Turin aus in das patriotiſche Getriebe und Gewühle. Die Piemonteſen erwieſen von Anfang an, daß ſie von gediegenerem Metall als die Bevölkerungen von Mittel- und Unteritalien. Daſſelbe thaten die Lombarden, welche keine Ahnung hatten, daß, wenn ſie „Morte ai Todeschi!“ ſchrieen, dies gegen den beſſeren und beſten Theil ihres eigenen Weſens ſchreien hieß, d. h. gegen das germaniſche Blut, welches in ihren Adern rollt. In Oberitalien, allwo man ja, in grellem Gegenſatze zu Mittel- und Unteritalien, weiß und will, was Arbeit heißt und iſt, hatte der italiſche Einheitsgedanke zuerſt ſtaatsmänniſch denkende Pfleger gefunden, das will ſagen Pfleger, welche die Dinge ſahen, wie ſie waren, und mit Wirklichkeiten ſtatt mit Phantasmen rechneten. Die Blicke dieſer Männer mußten ſich auf Karl Albert richten, denn der Sardenkönig allein ſtellte eine wirkliche Macht vor und einer ſolchen bedurfte es zur Vertreibung der öſtreichiſchen Zwingherrn, welche ſchlechterdings keine Anſtalt machten, durch das Modegeſchrei „Fuori i barbari!" ſich vertreiben zu laſſen. Was kümmerte dieſer patriotiſche Wuthſchrei die Böhmaken, Hannaken, Slovaken und Kroaten? Karl Albert ſeinerſeits hat unzweifelhaft im Sommer von 1847 die erſehnte Zeit gekommen geglaubt, wo die Dynaſtie Savoien ihre lange geträumte weltgeſchichtliche Rolle antreten könnte. Natürlich redete er nicht von der Dynaſtie Savoien, ſondern von der Unabhängigkeit Italiens. Er wickelte ſeine Hauspolitik in die italiſche Fahne ein. Ja, das Chamäleon ſchien endlich feſt und fix in Weiß-Grün-Roth zu ſchimmern. Im Auguſt ſchrieb er an den Grafen Kaſtagneto oder eigentlich an die Oeffentlichkeit. „So Gott uns einen Krieg für die Unabhängigkeit Italiens befiehlt, ſteige ich mit meinen Söhnen zu Pferde und thue, wie Schamyl im Kaukaſus that. Was wird das für ein ſchöner Tag ſein, wo man für Italiens Selbſtſtändigkeit wird zu den Waffen rufen können!"

---

*) „Bald nach Uebernahme der Präſidentſchaft des franzöſiſchen Miniſterraths äußerte Hr. Guizot, daß er ſie nicht angetreten hätte, würde er nicht die Ueberzeugung hegen, die bisherige konſervative Politik des Kabinets fortbehaupten zu können. Beſonders in Beziehung auf Italien ſprach er ſich auf eine Weiſe aus, die keinen Zweifel geſtattet, daß Frankreich mit Oeſtreich in gänzlicher Uebereinſtimmung handeln wird, ſo lange letzteres nicht ohne vorherige Aufforderung intervenirt“. Depeſche Eſingers vom 9. Okt. 1847 aus Wien. S. P. A.

Da jedoch Gott, welchem bekanntlich die Großen wie die Kleinen ihre eigenen Wünſche in die Schuhe ſchieben, den Kriegsbefehl zu geben zögerte, fiel Karl Albert wieder in ſein gewohntes ſchwanken zurück. Eine Initiative war überhaupt von ihm nicht zu erwarten. Der Stoß, wodurch die italiſche Revolution wieder um einen Ruck vorwärts geſchoben wurde, mußte daher anderwärts erfolgen und erfolgte auf der Inſel Sicilien, deren Bevölkerung, zunächſt die von Palermo, durch das neapolitaniſche Regiment zur Verzweiflung getrieben, am 12. Januar von 1848 die Fahne der Empörung gegen Ferdinand den Zweiten erhob. Der Stoß wirkte über den Faro herüber und das unerwartetſte geſchah. Der König erſchrak vor einer am 27. Januar auf dem Palaſtplatze veranſtalteten Volksdemonſtration, wobei grünweißrothe Taſchentücher und grünweißrothe Regenſchirme das Beſte thaten, ſo über alle maßen, daß er ſeinen lieben Haushofpfaffen Kokle und ſeinen lieberen Polizeiminiſter Delkarreto fortſchickte, eine Verfaſſung verſprach und ein viertel- oder gar halbliberales Miniſterium einſetzte. Als die liberalen Herren zum erſtenmal in den Palaſt entboten wurden, trat ihnen der feige und heuchleriſche Tyrann mit den Worten entgegen: „Ich bin verrathen, ich bin mißbraucht worden; beklagt mich!“ Aber einen Augenblick nachher drückte er einem ſeiner im Audienzſal anweſenden alten Vertrauten und Helfershelfer verſtohlen die Hand und flüſterte ihm zu: „Nicht wahr, wir haben uns gut aus der Klemme gezogen? Die Einfaltspinſel! Die Schwachköpfe!“ In Wahrheit, das waren die neapolitaniſchen Liberalen, die Bozzelli, Savareſe, Saliceti und Konſorten, auch Poerio nicht ausgenommen. Denn ſie ließen ein handgreiflich tückiſches Spiel mit ſich treiben, ließen ſich grauſam mißhandeln und blieben dennoch die treugehorſamſten „Hunde“ der Monarchie. Ganz dieſelbe Hiobsgeduld, wie die deutſchen Liberalen von der Sorte Eiſenmann und Behr ſie entwickelten, welche nach jahrelangen ihnen zugefügten Kerkerleiden und nachdem man ſie gezwungen, vor dem Bilde ihres Königs — und was für eines Königs! — ihr Verbrechen, d. h. ihre deutſchpatriotiſche Geſinnung, knieend abzubitten, dennoch fortfuhren „in Treue zu erſterben“ .... Vorderhand jedoch ſchwimmt Neapel in Freiheitsjubel und Nudelnfett. Zugleich mit der Einläutung des Karnevals — kein übler Witz von ſeiten des künftigen „Re Bomba!“ — wurde am 10. Februar die Verfaſſung verkündigt und mit dem echtneapolitaniſchen Freudenruf empfangen: „Hoch die Konſtitution und die Maccheroni!“

Hinter Neapel konnte man aber ſchicklicher Weiſe unmöglich zurückbleiben. Der liberale Demonſtrationsapparat wurde in demſelben Monat Februar von 1848 auch in Rom, in Florenz, in Genua und Turin in häufige Bewegung geſetzt und klapperte und plapperte ſein Stichwort: „Konſtitution!“ heftig her. Da half kein Widerſtreben. Am 15. Februar unterzeichnete Leopold der Zweite die Verfaſſung für Toſkana. Der Papſt, welchem auf der ſchiefen Ebene der liberalen Konceſſionen allmälig ſehr unbehaglich geworden war, erinnerte ſich mehr und mehr, daß er eigentlich der abſoluteſte aller abſoluten Herrſcher ſei oder ſein ſollte, er, der Statthalter des „Abſoluten“ — (von dieſem hegel'ſchen Gottesbegriffe wußte der arme Pius freilich nichts). Er verſuchte auch mitunter recht ſteif auf ſeine Abſolutheit ſich zu ſteifen. Es ging nicht; denn der erwähnte Apparat wurde immer lauter und zudringlicher. Stück für Stück ließ ſich der Papſt die Erſetzung des Prieſterregiments durch ein Laienregiment abevvivahen und am 24. Februar theilte der päpſtliche Nuntius in Wien mit einer Eſſigmiene dem auch nicht eben ſüß dazu lächelnden Staatskanzler Metternich mit, daß Se. Heiligkeit nicht umhin könnte, dem Kirchenſtaat eine Verfaſſung zu verleihen. Sie iſt dann am 14. März proklamirt worden.

Aber die Honigmonde des Pio-Nono-Schwindels waren ſchon vorüber. Dagegen begannen die Flitterwochen des Karlo-Alberto-Humbug. Der König verſprach am 8. Februar eine Konſtitution, nach franzöſiſcher Schablone, verſteht ſich. Am 5. März iſt dann der „Statuto“ glücklich zur Verkündigung gelangt und zugleich der Graf Balbo mit der Bildung eines konſtitutionellen Miniſteriums betraut worden. Derweil war jedoch der alte Revolutionsvulkan Paris wieder in Thätigkeit getreten und hatte die Blitze und Donner ſeiner Februarexploſion nach allen Seiten hinausgeſchleudert. Wie ein elektriſcher Schlag ging durch die italiſchen Herzen das Gefühl: Die große Stunde iſt da! („il gran momento è venuto!“). Die große Stunde zur Abwerfung der Fremd- und Zwingherrſchaft. Der unwiderſtehliche Luftdruck dieſes Gefühls ſchob die Verhandlung konſtitutioneller Doktrinen beiſeite. Italiens Einheit und Unabhängigkeit! wurde die Loſung. Wer aber ſoll, wer kann unſer Führer, wer „la spada d'Italia“ gegen Oeſtreich ſein? Nur der Sardenkönig. Darum geht jetzt Karl Alberts Geſtirn in ſeinem Vollglanz auf und die Städte der Halbinſel widerhallen von dem Hymnus —

„Sorgete Italiani
A vita novella!
D'Alberto la stella
Risplende nel ciel.
Stringiamoci assieme,
Siam tutti fratelli!
In giorni più belli
Ci gioja sperar.“

2.

„Im Hochland fiel der erſte Schuß“.

Zu Bern in der Zeughausſtraße, gegenüber der ehemals katholiſchen, jetzt franzöſiſchen Kirche, ſteht ein aus der Zopfzeit ſtammendes Haus, das „äußere Standesrathhaus“ geheißen, welcher Name ſeinen früheren Sinn längſt verloren hat. Das Gebäude, nach berner Art ſolid aus Quadern erbaut, hat nur das Auszeichnende, daß ſein ganzes Obergeſchoß einen großen Sal bildet. Dieſer Sal iſt heutzutage der Ort der Schwurgerichtsſitzungen und hat ein etwas dürftiges, kahles, an Strafgeſetzbuch, Zuchthaus und dergleichen unäſthetiſche Dinge mehr gemahnendes Ausſehen. Auch Säle haben ja ihre Schickſale. Bis zum Jahre 1848 ſah der in Rede ſtehende ſtattlich genug aus in dem Schmucke ſeiner Seidentapeten und Sammetmöbeln; denn bis dahin diente er der „Hohen Tagſatzung ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft“ zum Sitzungslokale, ſo oft die Reihe, Vorort zu ſein, an Bern kam.

Am 29. Oktober von 1847 ging in dieſem Sal eine bedeutſame Staatsaktion vor ſich. Zum letztenmal vor dem Zuſammenſturze des Schweizerbundes vom Jahre 1815 war die Tagſatzung vollſtändig verſammelt. Den Vorſitz führte Herr Ochſenbein, als Regierungspräſident des Vorortes Bern.

Die Sonderbundskrankheit, an welcher die Schweiz litt, ſollte heute zur vollen Kriſis ausſchlagen.

Dieſes Gefühl ging auch durch die Volksmenge, welche die Straße anfüllte. Sie verhielt ſich ſtill; es war ſo viel Drückendes in der Luft: Bürgerkriegsdrohung im Innern, während, wie es hieß, an der Oſtgränze die Weißkittel und an der Weſtgränze die Rothhoſen ſich anſammelten, um die Aufträge der Firma Metternich und Guizot in der Schweiz zur Ausführung zu bringen.

Die Berner ſind ſonſt nicht eben Flüſterer und Liſpeler, ſondern Lautſprecher. Aber zur Stunde ging es in der Zeughausſtraße faſt flüſternd und liſpelnd zu. Wie würden droben im Tagſatzungsſale die Entſcheidungswürfel fallen? Man errieth es, als jetzt mehrere vierſpännige Kutſchen die Straße herabkamen und vor dem äußeren Standesrathhauſe hielten. Dieſe Wagen waren leer, aber die „Standesweibel“ der ſieben Sonderbundskantone kamen, angethan mit ihren mittelalterlich bunten Mänteln, aus dem Hauſe, öffneten die Wagenſchläge und ſtellten ſich zur Seite derſelben auf, als wären ſie bereit ihren „Tagſatzungsherren“ einſteigen zu helfen. „Luget au, das hät ebbis z'bedüte“, ſagten die Leute zu einander.

In Wahrheit, es hatte etwas zu bedeuten. Droben im Sale war der Entſcheidungswurf gethan .....

Die Schweiz hat ſich in ihren Geſchicken von 1815 bis 1848 als der politiſche Mikrokoſmos Europa's dargeſtellt. Alle die Gegenſätze, welche die europäiſche Geſellſchaft leiſe und laut bewegten, hier trafen ſie in offenem Kampfe aufeinander. Es handelte ſich dabei um die Entſcheidung von zwei großen Fragen. Die eine war principieller, die andere nationaler Natur: die eine hieß Durchführung des demokratiſchen Princips in den einzelnen Kantonen der Eidgenoſſenſchaft, die andere Abthuung der kläglichen Bundesverfaſſung von 1815 und Umwandelung des Staatenbundes in einen Bundesſtaat. Auf dieſe „Krönung des Gebäudes“ arbeitete die Reformpartei thatkräftig hin, ſeitdem das Jahr 1830 zur Brechung der Rückwärtſerei, wie ſolche durch die Reſtaurationszeit auch in der Schweiz zur Herrſchaft gekommen war, das erſehnte und wohlverſtandene Signal gegeben hatte. In allen civiliſirten Kantonen war ſeither das Junker-, Pfaffen- und Bauernregiment dem Fortſchritte des Radikalismus gewichen, welcher in den 30ger Jahren die fröhlichſte und gedeihlichſte Schaffungsthatkraft entfaltete. Radikalismus iſt freilich, obzwar eine gäng und gäbe, eine unrichtige Bezeichnung, weil auch der radikalſte Schweizer noch immer ein erkleckliches Stück von einem Konſervativen bleibt. Lächerlich vollends war es, wenn man, wie die Rückſchrittspreſſe zwei Jahrzehnte hindurch beharrlich that, in der Schweiz einen „europäiſchen Revolutionskrater“ und in den ſchweizeriſchen Radikalen kosmopolitiſche Revolutionsmänner erblickte. Die Wahrheit iſt, daß die Schweizer nicht ein Atom von Weltbürgerthum im Leibe hatten und haben und daß ſie nur Schweizer und nichts als Schweizer ſein wollten und wollen.

Der ſchweizeriſche Radikalismus hatte ſich ſchon zum Liberalismus abgedämpft, war auch von inneren Zänkereien und Stänkereien durchfreſſen, zudem durch die notoriſche, mitunter an das Halunkenthum ſtreifende Ungebundenheit von mehr als einem ſeiner Führer dem Bankerott nahegebracht, als durch die „hehre Bewegung“ von 1839, durch den glorreichen „Züriputſch“, zu welchem die unbedachtſame Berufung des Doktor Strauß als Profeſſor der Dogmatik an die züricheriſche Hochſchule nicht das Motiv, aber den Vorwand geliefert hatte, eine bedeutſame Wendung eintrat. Bei dieſer Gelegenheit, allwo die Gehäſſigkeit der Parteileidenſchaften in ihrer ganzen Höhe und die Volksdummheit in ihrer ganzen Breite ſich ſehen ließ, wurde, wie jedermann weiß, die Religion glücklich „gerettet“ und die Folge dieſer Rettung war, daß von dem proteſtantiſchen Zürich aus das ultramontane Pfaffenthum der Schweiz die lebhafteſte Ermunterung und Ermuthigung empfing. In Folge deſſen mußte es auch den blödeſten Augen deutlich werden, daß, wie ein Aufklärungsmann pathetiſch ſagen würde, Pietismus und Jeſuitismus nur zwei Zweige an demſelben Upasbaume ſind. Ein heftiger Ruf zur Sammlung erging an alles, was rückwärtſig in der Schweiz. Alle Poſaunen der Religionsgefahr wurden wüthend geblaſen, alle Pauken der Staatsromantik nicht minder wüthend geſchlagen und ein wunderliches, nicht gerade wohlduftendes Amalgam von feſſelſüchtigem Doktrinarismus und brutaler Bauerntölpelei, von Junkerei, Jeſuiterei und Muckerei ſuchte ſich als eine geſchloſſene, über die ganze Schweiz verbreitete Partei dem Liberalismus gegenüber zu organiſiren. Es ſchien gelingen zu wollen, wobei jedoch die oberſte Leitung von den flauen züricher Doktrinären ſehr bald auf die entſchloſſeneren luzerner Rückſchritts- und Gewaltleute überging. Die fromme Wuth dieſer Bande, welche ſich von vornherein des öſtreichiſchen und vielleicht auch des franzöſiſchen Beiſtandes unter allen Umſtänden für ſicher hielt, verdarb ihr das Spiel. Der Liberalismus hatte ſich ſchwach gezeigt, als es gegolten, den Anfängen der Reaktion entgegenzutreten; jetzt aber, als er merkte, daß es um Kopf und Kragen ging, ermannte er ſich wieder. Die Aufhebung der rebelliſchen Klöſter im Aargau durch Regierung und Volksvertretung (1841) war das erſte ſichere Zeichen dieſer Wiederermannung, aber auch das Zeichen zum verſtärkten Geblaſe des ultramontanen Uriſtierhorns. Auf den Vorſchritt des aargauer Kloſteraufhebungsbeſchluſſes gab der Rückſchritt die Berufung der Jeſuiten nach Luzern (1844) zur Antwort. Daraufhin ſetzten die leidenſchaftlicheren unter den Liberalen im genannten und im folgenden Jahre ihre Freiſcharenzüge gen Luzern, als „das Neſt der Schlange", in Bewegung und das klägliche Mißlingen dieſer übelberathenen und ſchlechtgeleiteten Unternehmungen gab dem Jeſuitismus den Muth, unter kaum maſkirtem Beiſtande des Pietismus den übrigens ſchon 1841 vorbereiteten „Sonderbund" (Luzern, Zug, Unterwalden, Schwyz, Uri, Freiburg und Wallis) als lebensgefährlichen Pfahl ins Fleiſch der Eidgenoſſenſchaft hineinzubohren.

Der ſchweizeriſche Liberalismus hätte mit Feigheit geſchlagen ſein müſſen, ſo er dieſe Herausforderung nicht annahm, und mit Dummheit, ſo er im Sonderbunde nicht zugleich eine verläſſliche Handhabe zur Wiederaufnahme der Bundesreformarbeit erkannte. Die Vollberechtigung aber dieſer Arbeit für alle mit fünf geſunden Sinnen ausgeſtatteten Menſchen darzuthun, genügt ſchon die Hinweiſung auf den Umſtand, daß der Bundesverfaſſung von 1815 zufolge der kleine, arme, tief im Mittelalter ſtecken gebliebene Hirtenkanton Uri mit ſeinen paar tauſend Bewohnern in allen Bundesſachen gerade ſo viel zu ſagen und zu beſtimmen hatte wie der große, reiche, materiell und intellektuell auf hoher Kulturſtufe ſtehende Kanton Zürich mit ſeinen paar hunderttauſend Bewohnern, ſeiner großartig entwickelten Induſtrie und ſeinem Welthandel.

Freilich, wenn der Prophet der alleinſeligmachenden abſolutiſtiſchen Verſumpfungspolitik, Herr von Metternich, und der ordentliche Profeſſor der ebenfalls alleinſeligmachenden konſtitutionellen Korruptologie, Monſieur Guizot, als Repräſentanten der feſtländiſchen Kabinettsweisheit verlangten, daß in der Schweiz alles beim Alten bleiben, daß Uri gerade ſo viel gelten ſollte wie Zürich, ſo war das, von ihrem Standpunkt aus angeſehen, nicht ſo dumm, wie es ausſah. Denn republikaniſcher Vorſchritt konnte nicht im Intereſſe des monarchiſchen Rückſchrittes liegen. Man mußte alſo jenen lahmlegen. Man mußte verhindern, daß die Schweiz aus einem Staatenbund ein Bundesſtaat würde. Man mußte demnach die Bundesverfaſſung von 1815 und das durch dieſelbe garantirte „Kleinod der Kantonalſouveränität“ erhalten*). Denn damit und dadurch verhinderte man die Eidgenoſſenſchaft, im Innern ihre materielle und geiſtige Kultur allſeitiger, gleichmäßiger und kräftiger als bislang zu entwickeln und nach außen eine berechtigte Machtſtellung zu gewinnen, ſoweit von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein kann. Ein ſolches „böſes“ Beiſpiel durfte nicht gegeben werden. Im Gegentheil, die unglückliche Schweiz

„'s iſt keine Ordnung in der Schweiz,
Im Winter regnet's, im Sommer ſchneit's;
Auch ragen die Berge, die Lümmel,
So unverſchämt in den Himmel —“

---

*) Depeſche Effingers aus Wien vom 4. Auguſt 1847: „Irre ich nicht, ſo bezieht ſich die Theilnahme, die ſich der Sonderbund im Ausland erworben haben mag“ — („erworben haben mag?“ man ſieht, der Mann drückte ſich ſehr vorſichtig aus) — „weit weniger auf die Gegenwart als auf die Zukunft, indem hauptſächlich die bedenklichen Folgen, die aus ſeiner gewaltſamen Auflöſung für die Kantonal-Souveränität hervorgehen, ins Auge gefaßt werden. Auf die ungeſchmälerte Erhaltung dieſer Souveränität legen die Kontinental-Mächte bekanntlich außerordentlichen Werth.“ S. B. A.

ja, die unglückliche Schweiz ſollte vielmehr für die übrigen glücklichen europäiſchen Staaten ein abſchreckendes Exempel abgeben, wie das noch im Oktober von 1850 Car Nikolaus zu Warſchau mit gewohnter großartiger Offenheit befohlen hat, ſprechend: „Die Schweiz muß man gewähren laſſen. Sie iſt der betrunkene Helot unter den Völkern und gibt ihnen ein warnendes Beiſpiel von Anarchie . . .“ Oh, du arme Helotin Helvetia!

Prophet Metternich und Profeſſor Guizot ſahen jedoch im Jahre 1847 die Sache nicht mit dem philoſophiſchen Auge des Caren an, und da ſie inbetreff des Sonderbundes „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag“ waren, ſo bemühten ſie ſich wetteifernd für die Erhaltung deſſelben, ſowie der ſchweizeriſche Liberalismus die Hände rührte, dem Ding ein Ende zu machen und zwar, wo nöthig, mit Gewalt. Letzteres ſtellte ſich aber immer deutlicher als eine Nothwendigkeit heraus, weil die Häuptlinge der Sonderbündler und ihre Affiliirten in den Nichtſonderbundskantonen gar wohl ſich bewußt waren, nicht nur die Sache der ſchweizeriſchen, ſondern auch die der europäiſchen Reaktion zu führen, und demnach, im feſten Vertrauen auf die Zuſicherungen des Propheten und des Profeſſors, ihre Gegner zum entſcheidenden Waffengang geradezu herausforderten. Man war freilich in Wien und Paris von Anfang an etwas unklar darüber, wie man eigentlich den lieben Freunden in der Schweiz helfen könnte und wollte. Im Oktober von 1847 hatte man dann den Einfall, die ſüddeutſchen Staaten als Büttel gegen die bundestreuen Schweizer zu Gunſten der ſonderbündiſchen zu verwenden*). In der Downing-Street zu London hatte man aber einen Gegeneinfall. Dem Erzhumbuger Palmerſton nämlich, welcher ſo recht dazu gemacht und angethan war, der leitende Miniſter der Erzheuchlerin Britannia zu ſein und als Geſchäftsführer der engliſchen Oligarchie ſeine ſcheinheiligen und hochnäſigen Landsleute an der Naſe herumzuführen, — dem Erzhumbuger Palmerſton bot der Sonderbundshandel eine hochwillkommene Gelegenheit, den feſtländiſchen Staatsweiſen wieder einmal einen ſeiner gewohnten „Tricks" zu ſpielen. Das Wohl oder Wehe der Schweiz war natürlich dem herzloſen Gaukler ganz gleichgiltig; allein die ſchöne Gelegenheit, dem öſtreichiſchen Haus-, Hof- und Staatskanzler eins an das Bein zu geben und dem Louis Philipp von wegen der „ſpaniſchen Heiraten" einen Gegenpoſſen zu ſpielen, war zu verlockend, um nicht benützt zu werden. Demgemäß erhielt der engliſche Geſandte am eidgenöſſiſchen Vorort, Robert Peel der Jüngere, die Inſtruktion, die ſonderbundsfreundlichen Machenſchaften ſeines öſtreichiſchen und ſeines franzöſiſchen Kollegen möglichſt zu durchkreuzen. Dieſe Machenſchaften ſind von dem „Holzgrafen", wie die Schweizer den Namen des franzöſiſchen Geſandten Bois-le-Comte ſcherzend überſetzten, mit größter Schamloſigkeit betrieben worden. War doch die franzöſiſche Geſandtſchaftskanzlei geradezu das Korreſpondenzvermittelungsbureau zwiſchen den Sonderbündlern der Oſt- und Weſtſchweiz und bis zuletzt hat der Herr „Holzgraf" nach Anweiſung ſeines Meiſters Guizot alles mögliche gethan, um die geliebten Jeſuiten und Jeſuiterlinge oben zu halten. Man darf hiebei allerdings nicht überſehen noch verſchweigen, daß Guizot wie Metternich und die Regierungen ſämmtlicher Nachbarſtaaten der Schweiz von der aufrichtigen Angſt erfaßt waren, ein energiſcher Aufſchwung des ſchweizeriſchen Liberalismus, ein ſiegreiches Durchhauen des Sonderbundsknotens könnte zündende Funken in die allwärts auf dem Feſtland Europa's gehäuften Brandſtoffe werfen*). Dies glaubten Guizot und Metternich durch Unterſtützung der Sonderbündelei verhindern zu können. Auf der andern Seite, auf der Seite der ſchweizeriſchen Sonderbundsfeinde, war man ſich auch gar wohl bewußt, daß man gewiſſermaßen den Schlauch des Aeolus in den Händen hielte, ein Bewußtſein, das vollſtändig gerechtfertigt wurde durch die ungemeine Spannung, womit Europa auf die in der Schweiz ſich vorbereitende Entſcheidung blickte, auf den anhebenden „Sturm im Glaſe Waſſer“, von welchem die einen ſo vieles hofften, die anderen alles fürchteten.

---

*) Eſſinger am 10. Oktober: „Für den Fall, daß in Folge der Ereigniſſe, welche ſich in der Schweiz vorbereiten, gemeinſame Maßregeln im Intereſſe der Nachbarſtaaten liegen würden, ſollten an Baiern und Wirtemberg, vielleicht auch an Baden, Anfragen über ihre Geneigtheit, dieſe Maßregeln zu übernehmen, gerichtet werden. Die Anfrage iſt im Laufe des vorigen Monats wirklich geſchehen, jedoch ablehnend beantwortet worden und hat beſonders in Stuttgart keinen Anklang gefunden.“ S. B. A.

---

*) Dieſe Angſt dokumentiren ſehr deutlich die Depeſchen Effingers vom 22. und 26. Oktober und vom 2. November.

Die Gegenſätze hatten an Schärfe und Zuſpitzung gewonnen, als mit dem Anfang des Jahres 1847 Bern Vorort wurde und der Freiſcharengeneral von 1845, Ochſenbein, inzwiſchen zum dortigen Regierungspräſidenten aufgeſtiegen, als Bundespräſident in Funktion trat. Profeſſor Guizot hielt es jetzt für zeitgemäß und dringlich, durch ſeinen Famulus Bois-le-Comte den oberſten Magiſtrat der Eidgenoſſenſchaft ſo recht ex cathedra ſchulmeiſtern zu laſſen. Der Holzgraf gab mündlich und ſchriftlich Muſternoten von Taktloſigkeit und Lümmelei von ſich. Allein Profeſſor und Famulus waren damit an den Unrechten gekommen. Als der franzöſiſche Geſandte am Schluſſe einer Audienz drohend die Interventionskarte ausſpielte, warf der Bundespräſident alsbald den Trumpf darauf: „Wollen die alliirten Mächte va banque ſpielen, wohl, ſo werden wir mitſpielen (si les puissances alliées veulent jouer va banque, nous jouerons avec!)“

Beim Zuſammentritt der ordentlichen Tagſatzung von 1847 am 5. Juli wurde alsbald klar, daß die bundesgetreue Mehrheit der Kantone (12 Stimmen) entſchloſſen war, gegen den Sonderbund thatkräftig vorzugehen. Es war dazu hohe Zeit; denn bereits ſtand der Sonderbund in Wehr und Waffen, hatte auch in der Perſon des Herrn von Salis-Soglio aus Graubünden einen General ſich erkoren, einen Kriegsrath aufgeſtellt, die Truppen der zu ihm haltenden ſieben

Kantone in vier Diviſionen eingetheilt und machte ſich mit Getrommel und Säbelgeraſſel möglichſt laut und unangenehm. Die Mehrzahl der Bevölkerung in den ſieben Kantonen war gehörig fanatiſirt, denn

„Pfaffen haben lange Zungen
Und das Volk hat lange Ohren."

Sehr lange in der That, und je dickere Lügen man in dieſe langen Ohren hineinſchreit, deſto willkommener ſind ſie. Die armen verhetzten Hirten und Bauern von Uri, Schwyz, Zug, Unterwalden, Luzern, Freiburg und Wallis glaubten in ihrer biderben Einfalt alles Ernſtes, die „dreimal vermaledeiten Ketzer von Radikalen" wollten ihnen ihre Religion rauben. Wären dieſe zweifelsohne aufrichtig überzeugten Menſchen im ſtande geweſen, ihre Denkapparate ſoweit in Bewegung zu ſetzen, um ſich die einfache Frage vorzulegen und zu beantworten, was denn wohl die Radikalen mit der „Religion", auf welche man ihnen ſo ſträfliche Abſichten zuſchrieb, nach glücklich vollzogenem Raube anfangen ſollten, ſo würde die Siedhitze ihres Fanatismus und ihrer Beſorgniſſe beträchtlich ſich vermindert haben. Es war aber dafür geſorgt, daß dieſer Fall nicht eintreten konnte. Mußte doch auch die antiſonderbündiſchgeſinnte Mehrheit der Bewohnerſchaft der Städte Luzern, Zug und Freiburg ſchweigend unter das Joch der Diktatur des ſonderbündiſchen Kriegsrathes ſich ducken. Die chriſtlichen Herren Häuptlinge des Sonderbundes hatten den heidniſchen Schreckensmännern von 1793 gar manchen Handgriff abgelernt. Es iſt ja für Heiden und Juden und Chriſten gleich ſüß, ihre lieben Mitbrüder in Zeus, Jahve oder Chriſtus zu unterdrücken und zu quälen, und wer gerade Hammer iſt, den kümmert es wenig, wie dem Amboß zu Muthe.

Alles zuſammengehalten, wird ein unbefangener und wiſſender Urtheiler nicht anſtehen, zu ſagen, daß die Durchführung des Widerſonderbundsgeſchäftes durch die ſchweizeriſchen Liberalen mit zu den beſten Thaten gehört, welche in der modernen Welt dem Republikanismus überhaupt gelungen ſind. Schon die Herbeiführung der

Möglichkeit, dieſes Geſchäft ernſtlich anzufangen, d. h. die Sicherung der Stimmenmehrheit im Schoße der Tagſatzung, hatte große Geſchicklichkeit und Ausdauer erfordert. Bei der feierlichen Eröffnung der Verſammlung am 5. Juli that der Bundespräſident eine Rede, in welcher er ganz offen und ehrlich die Abſichten und Ziele des Liberalismus angab und zugleich an die Adreſſe der auswärtigen Kabinette ſehr beherzigenswerthe Worte richtete, welche natürlich unbeherzigt blieben. „In der neuen Welt, welche durch die rieſenhaften Vorſchritte der Wiſſenſchaft, der Induſtrie und der politiſchen Bildung aufgebaut worden iſt, ſtehen noch ſichtbar die Pfeiler der Vorzeit, die mumienhaften ſocialen Einrichtungen, angehörend einer längſt verſchwundenen Anſchauungsweiſe, anderen Begriffen, anderen Verhältniſſen und Bedürfniſſen, auf keine andere Grundlage geſtützt als auf die Macht der Gewohnheit, des Ehrgeizes oder des Eigennutzes, Strukturen, welche bei der leiſeſten Erſchütterung wie verwittertes Gemäuer auseinanderzufallen drohen. Nur der Verſtocktheit gegenüber dem geiſtigen Wehen der Zeit muß das die Staaten Europa's durchzuckende Feuer zugeſchrieben werden. Schon wetterleuchtet es, aber der europäiſche Staatenkoloß achtet deſſen nicht; er ſchläft, aber einen gefährlichen Schlaf." Nicht minder deutlich wurde jede fremde Einmiſchung des Auslandes in die inneren Angelegenheiten der Eidgenoſſenſchaft zurückgewieſen. Die ganze Rede war ſo gehalten, daß die Geſichter der fremden Diplomaten, welche in der Heiligengeiſtkirche, wo die Feierlichkeit ſtatthatte, anweſend waren, um ein beträchtliches ſich verlängerten. Zum Ueberfluſſe wiſperten ihnen ſonderbündleriſche Zungen in die Ohren: „Das iſt ja eine Kriegserklärung des Radikalismus gegen die Monarchieen Europa's!"

Die Sonderbundsfrage kam bald zur Verhandlung. Die Sonderbündler aber trugen den Kamm ſehr hoch. Der Geſandte Luzerns erklärte hoch herab, falls die Klöſter im Aargau wiederhergeſtellt würden, falls man die Jeſuitenfrage „aus Abſchied und Traktanden fallen ließe", falls man auf jede die Souveränität der Kantone beeinträchtigende Aenderung der Bundesverfaſſung verzichten wollte, dann ließe ſich etwa von der Auflöſung des Sonderbundes reden. Dann raſſelte der Geſandte von Schwyz gewaltiglich mit dem Schwerte von Morgarten und horribilikribrifaxte dazu: „Mein Kanton iſt bereit, den Fehdehandſchuh aufzunehmen; aber nur über die Leichen der Enkel Tells und Winkelrieds wird man in die Thäler der uralten Freiheit eindringen.“ (Man iſt um viel billigeren Preis nachmals in dieſe Thäler eingedrungen und ſelbſt die Leiche des Schwertraſſelers iſt nirgends ſichtbar geworden.) Solchem Hochmuth und ſolchem Gepolter traten insbeſondere die Geſandten von Zürich und Thurgau mit Widerlegungen gegenüber, welche in der ruhigklaren Form ſtaatsrechtlicher Beweisführung ſich bewegten, aber nur um ſo vernichtender waren. Am 20. Juli hat dann auf den Antrag Berns die Tagſatzung die Auflöſung des Sonderbundes beſchloſſen; am 16. Auguſt erneuerte ſie einen ſchon i. J. 1832 gefaßten Beſchluß, daß die Bundesverfaſſung einer Reviſion zu unterziehen ſei; am 3. September wurde ſie ſchlüſſig, Luzern, Schwyz, Wallis und Freiburg zur Entfernung der Jeſuiten einzuladen und künftig dem Orden von bundeswegen die Schweiz zu verſchließen. Dann vertagte ſich die Verſammlung bis zum 18. Oktober, gewärtig, ob die Sonderbündler den Beſchlüſſen der höchſten Bundesinſtanz ſich fügen würden oder nicht.

Sie haben ſich nicht gefügt und ſind von Wien und Paris aus in ihrem Widerſtande fort und fort beſtärkt worden, ſchon dadurch, daß man von dorther eine Intervention zu ihren Gunſten in beſtimmte Ausſicht ſtellte. Wie man aber interveniren ſollte, darüber blieben Metternich und Guizot noch immer unklar und ſchwankend, bis man ſich, während der Vertagung der Tagſatzung, halb und halb zu einer Sperrung der Schweizergränze entſchloß*). Der halbe

---

*) Eſſinger am 16. Oktober: „Es iſt in Wien ſtark die Rede von Vorbereitungen zu einer militäriſchen Cernirung der Schweizergränze vom Bodenſee bis zum Lago maggiore.“ Am 18. Oktober: „Die Bedenken, welche Baiern und Wirtemberg gegen eine Mitwirkung von einer gegen die Schweiz beabſichtigten Gränzſperre hatten, ſcheinen beſeitigt.“ S. B. A.

Entſchluß blieb unausgeführt und die Häuptlinge des Sonderbundes erhielten bald Gelegenheit, über die Verläßlichkeit ihrer Gönner in Wien und Paris nicht ſehr angenehme Gedanken ſich zu machen. In Wahrheit, ſie haben außer dummen Rathſchlägen von daher und von dorther nichts erhalten als etliche Stücke Geſchütz, etliche Kiſten mit Munition und ganz jämmerliche Bagatellſummen an Geld. Auch das Herbeiſtrömen von vornehmen und gemeinen, patriziſchen und plebejiſchen Kriegsinduſtrierittern von auswärtsher zur Sonderbundsfahne, das Mantſchen und Pantſchen franzöſiſcher Legitimiſten und Orleaniſten, baieriſcher Päpſtler, ſtadtbaſeliſcher Pietiſten und berner Patrizier im Sonderbundslager war für die Sonderbündler weit mehr vom Uebel als vom Heil. Aus Oeſtreich war, um ſeinen „ritterlichen“ Degen der Jeſuitenſache zu widmen, der Fürſt Friedrich von Schwarzenberg gekommen, der „Landsknecht“. Barbariſches Jahrhundert, wo ein Menſch eine Ehre darin finden kann, ſich einen Landsknecht zu nennen! Barbariſches Jahrhundert, deſſen höchſte, geſuchteſte und belohnteſte Kunſt die Mordkunſt iſt und welches den Triumph der Wiſſenſchaft in der Findung von raffinirten Vernichtungsmitteln erblickt! Im übrigen hat von den Heldenthaten, welche der „Landsknecht“ unter der Sonderbundsfahne verrichtete, kein Menſch etwas geſehen oder gehört; aber ſchade iſt es, ſehr ſchade, daß nicht noch ein anderer „frommer“ Landsknecht von damals, der Fürſt Felix von Lichnowſky, ſeinen ritterlichen Degen ebenfalls für den Sonderbund gezogen hat. Dieſer moderne „miles gloriosus“ wäre da ganz an ſeinem Platze geweſen. Denn mit Bramarbaſiren war man im Sonderbundslager wahrlich nicht ſpröde und blöde. Man theilte auch, ſiegesſicher, das Fell des zu erlegenden Bären zum voraus, indem man eine Karte der künftigen Schweiz entwarf, auf welcher Karte den widerſonderbündiſchen Kantonen ſehr übel mitgeſpielt wurde. Auch auf die Einſetzung „proviſoriſcher“ Regierungen in den zu beſiegenden Halb- und Ganzketzerlanden war man vorſorglich bedacht.

Derweil hatte ſich am 18. Oktober die Tagſatzung, auch von den Sonderbundsſtänden noch beſchickt, wieder „beſammelt“, ſchweizeriſch zu reden. Die Sache war im Grunde hüben und drüben ſchon auf des Schwertes Schneide geſtellt; aber dennoch beſchloß die bundesgetreue Mehrheit, durch Sendung von Friedensboten in die ſieben Sonderbundskantone noch einen Verſöhnungsverſuch zu machen, deſſen Scheitern jedoch die ſonderbündiſchen Tagſatzungsgeſandten ebenſo trotzig als richtig vorausſagten. Da aber zur ſelben Zeit der Waffenlärm aus dem Sonderbundslager immer herausfordernder herüberſcholl, ſo war es dringend geboten, daß auch die Bundestreuen ſich vorſahen. Am 21. Oktober wählte die Tagſatzung den Genfer Dufour, einen konſervativen Mann und in der napoleoniſchen Schule gebildeten Offizier, zum Bundesgeneral und drei Tage ſpäter rief ſie vorläufig 50,000 Mann zum eidgenöſſiſchen Dienſt auf. Wiederum vier Tage nachher trat auf Betreiben der ſtadtbaſeliſchen Geſandtſchaft eine letzte Vermittelungskonferenz zuſammen, in welcher die Bundestreuen mit Stimmenmehrheit bis zur äußerſten Gränze der Nachgiebigkeit gingen, indem ſie vorſchlugen, die Jeſuitenfrage einem ſchiedsrichterlichen Entſcheide des Papſtes anheimzugeben, — eine echtliberale Schwachmattigkeit! „Ja“, ſagten die Sonderbündler, „aber unter der Bedingung, daß auch die aargauer Kloſterfrage der Entſcheidung des Papſtes unterſtellt wird“. Das war ſelbſt den frommen, friedelechzenden Stadtbaſelern zu viel, zu „urchig“, und uriſtierig-ultramontan. Man trennte ſich unverrichteter Dinge.

Am folgenden Tage, am 29. Oktober, that man dies ſo zu ſagen in Gala, nämlich in offener Tagſatzung, verſammelt im „äußeren Standesrathhaus“ in der Zeughausſtraße zu Bern.

Die Sonderbündler traten da mit dem Geſammtantrag hervor, ſie wollten ihren Bund auflöſen, falls ihnen zuvor garantirt würde das Fallenlaſſen der Jeſuitenfrage, die Wiederherſtellung der aargauer Klöſter und die Beibehaltung der Grundprincipien des fünfzehner Bundes. Für dieſen Antrag gewannen ſie außer ihren ſieben eigenen nur die Stimme des amphibiſchen Kantons Neuenburg, welcher dazumal noch weder Fleiſch noch Fiſch geweſen iſt, weil Mitglied einer Föderativrepublik und zugleich ein Fürſtenthum des Hauſes Hohenzollern, eines der vielen verzwickten und verzwackten Machwerke des wiener Kongreſſes, die unmöglich dauern konnten. Die Mehrheit blieb feſt und verwarf auch den Zuſatzantrag Luzerns, das Aufgebot eidgenöſſiſcher Truppen zurückzunehmen, worauf der Sonderbund ebenfalls entwaffnen würde. Das ganze Ergebniß der Sitzung war ſo ſehr von den Sonderbündlern vorausgeſehen worden, daß in ihrem Namen der erſte Geſandte Luzerns ſofort eine Erklärung bereit hatte, des Inhalts, daß die ſieben Kantone „vor dem beſchloſſenen Bürgerkriege weichen“, d. h. die Tagſatzung verlaſſen und „das Schwert zu gerechtem Widerſtande ergreifen würden“. Selbſtverſtändlich mußte, wie das bei ſolchen Gelegenheiten üblich, auch noch der Herrgott behelligt werden, indem der Luzerner mit hinlänglichem Pathos ſchloß: „Nun es dahin gekommen, mag zwiſchen uns und euch Gott der Allmächtige richten, dem wir die Sache anheimſtellen und auf den die ſieben Stände ihr feſtes Vertrauen ſetzen“. Wogegen der Geſandte von Solothurn, ein milder und maßvoller Mann: „Laßt Gott aus dem Spiele! Es iſt unangemeſſen, ſeinen Namen anzurufen für eine Sache, die nicht von göttlicher, ſondern von teufliſcher Art iſt.“ Darauf Luzern: „Herr Präſident, ich verlange den Ordnungsruf gegen Solothurn.“ Aber der Bundespräſident: „Ich verweigere denſelben als ungerechtfertigt.“

Die Geſandten der ſonderbündiſchen Kantone erhoben ſich und verließen, den luzerniſchen an ihrer Spitze, den Sal. Noch an demſelben Tage wurde von Bern aus in die Kloaka Maxima der Don-Guizoterie in Paris, in das Journal des Debats, das „holzgräfliche“ Lügenmärchen geſpritzt, das ergreifende Schauſpiel des Ausbruchs der Sonderbündler aus der Tagſatzung ſei von der liberalen Mehrheit mittels Spottes und Hohnes entwürdigt und entweiht worden. Auf der Seite der Weggehenden ſei Ueberzeugung, Einfachheit, Würde, edles, tiefes, ſchmerzliches Gefühl geweſen; auf der Seite der Dableibenden erkünſtelte Gleichgiltigkeit, Leichtſinn und Muthwille.

Die Wahrheit iſt aber, daß auf dem Geſichte des luzerniſchen Sprechers, als er, die ſonderbündiſchen Geſandten hinter ſich, den Sal verließ, die Zornröthe flackerte, daß der Geſandte von Stadtbaſel laut weinte, daß die liberale Mehrheit ein würdiges Schweigen beobachtete, daß, als die Sonderbündler aus dem Hauſe traten und ihre bereitſtehenden Reiſewagen beſtiegen, die Tagſatzungswache ihnen zu Ehren ins Gewehr gerufen und die Trommel gerührt wurde, ſowie endlich, daß die verſammelte Volksmenge die Scheidenden ohne Gruß und Dank, aber auch ohne irgendwelche kränkende Bezeichnung abfahren ließ.

So war der parlamentariſche Entſcheidungswurf gethan und die Würfel der ſchweizeriſchen Geſchicke hatten hinfort auf dem Schlachtfelde zu rollen. Glücklicher Weiſe ſollte das Schlachtfeld kein ſehr blutiges ſein. Für möglichſtes Maßhalten auf ſeiten der Tagſatzungsmehrheit bürgte ſchon der Charakter der drei Männer, welche ſommerlang dieſe Mehrheit geleitet hatten: Furrer aus Zürich, Munzinger aus Solothurn und Kern aus dem Thurgau. Das angehobene Werk ſollte durchgeführt und mit einer neuen, vernunft- und zeitgemäßen Bundesverfaſſung gekrönt, aber der zu dieſem Zwecke unumgänglich gewordene Bürgerkrieg ſollte, ſoweit es eine Menſchenmöglichkeit, ſeiner Schrecken entkleidet werden. Eine ſtarke Garantie hierfür bot auch die Sinnesweiſe des Bundesgenerals Dufour, welcher von vornherein nicht allein nach dem kriegswiſſenſchaftlichen Grundſatze: „Vorſicht iſt die Mutter der Tapferkeit!“ ſondern auch nach den Grundſätzen der Vaterlandsliebe und Humanität verfuhr, als er darauf beſtand und dafür ſorgte, daß dem Sonderbund eine ſtarke eidgenöſſiſche Uebermacht gegenübergeſtellt und damit die Möglichkeit gegeben würde, dem ganzen Unweſen ein raſches und wenig blutiges Ende zu bereiten. Der General gehörte, wie ſchon erwähnt worden, der konſervativen Partei an; auch die unter ihm befehligenden eidgenöſſiſchen Oberſten Ziegler, Donats, Burckhardt, Bontemps und Bourgeois zählten entſchieden zu derſelben Partei und ſchon dieſer Umſtand hätte der europäiſchen Diplomatie, ſo ſie hätte ſehen wollen, zeigen können, daß die Ausführung der Tagſatzungsbeſchlüſſe gegen den Sonderbund keineswegs nur eine „Intrike des Radikalismus“, ſondern vielmehr eine ſittliche und politiſche Nothwendigkeit war, wobei es um Sein oder Nichtſein der Schweiz ſich handelte. Das begriff die überwiegende Mehrzahl der Konſervativen in den Mehrheitskantonen und richtete ihr Gebaren darnach ein. Auf der gegenüberſtehenden Seite iſt es ein Kurioſum geweſen, daß der Sonderbundsgeneral ein Proteſtant war, und eine Thatſache, daß es dem Diktator des Sonderbundes, dem Kriegsrathspräſidenten Siegwart-Müller und ſeinen geiſtlichen und weltlichen Haupthelfershelfern doch nur ſehr ſporadiſch gelang, das Volk der Sonderbundskantone ſo in Verblendung und Wuth hineinzuhetzen, daß von einem „Krieg bis auf's Meſſer“ hätte die Rede ſein können. An manchen Orten ließen es die „Diener der Religion der Liebe“ an der Anwendung der äußerſten Reizmittel freilich nicht fehlen, thaten aber hierbei nicht ſelten den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. So z. B. wenn ſie den guten freiburger Bauern des beſtimmteſten verſprachen, die berner Ketzer würden, ſowie ſie den freiburgiſchen Boden beträten, auf drei Tage mit Blindheit geſchlagen werden; oder, falls die Stadt Freiburg von den eidgenöſſiſchen Truppen angegriffen werden ſollte, würde die allerheiligſte Jungfrau Maria auf einer blitz- und donnerträchtigen Wolke zum Schutze der Stadt herbeieilen. Außerhalb der Schweiz machten die Sonderbundsfreunde eifrig in komiſcher Zeitungsmakulatur, indem ſie ſich über die ſonderbündiſche Widerſtandsfähigkeit und Widerſtandsluſt, vornehmlich in den Urkantonen, wunderlichſtes einbildeten. So ſchrieb z. B. unterm 11. November ein bekannter Jeſuit aus Paris in die Allgemeine Zeitung: „Geſetzt, Luzern würde eingenommen, ſo erfolgt nun erſt der wahre Kampf. In den Rachen des Löwen (d. h. in die Waldſtätte) wird man ſich nicht hineinwagen.“ Vierzehn Tage darauf hatte man ſich aber, wie jedermann weiß, mitten in dieſen fürchterlichen Rachen hineingewagt und der Löwe führte ſich ganz manierlich auf, gerade ſo manierlich, wie das von dem ſchwyzer

Junker Schorno im Tagſatzungsſale zu Bern geſchwungene „Schwert von Morgarten" oder wie die von einem anderen ſchwyzer Junker, Abyberg, am 26. September auf der Landsgemeinde bei Rothenthurm zur Zeugin ſeiner zu verrichtenden Heldenthaten angerufene „Sonne von Morgarten". Bekanntlich ſind dieſe abybergiſchen Heldenthaten von davonlaufender Art geweſen. Haſen mit acht Füßen ſollten es doch billig unterlaſſen, wie Löwen brüllen zu wollen. Dergleichen Flunkereien waren auch gar nicht nach dem Sinne der einfachen Bevölkerungen der Urkantone, wo, wie das ja unter ähnlichen Verhältniſſen allzeit und überall geſchieht, eine fanatiſirte Minderheit die verſtändigere und darum beſorgnißvolle Mehrheit terroriſirte. Wäre dem nicht ſo geweſen, ſo würde der Sonderbund einen thatſächlichen Widerſtand gegen die Eidgenoſſenſchaft überhaupt nicht verſucht haben*).

Am 4. November befahl die Tagſatzung dem Bundesgeneral, ihre Beſchlüſſe vom 20. Juli gegen den rebelliſchen Sonderbund in Vollzug zu ſetzen, und Dufour ging an's Werk. Er hatte unter ſeinem Befehle ſieben Diviſionen Fußvolk, drei Artillerie- und drei Reiterbrigaden, im ganzen 98,861 Mann, wogegen der Sonderbund aufgebracht hatte 84,940 Mann, aber mit Einrechnung von nicht weniger als 47,531 Mann Landſturm. Das ſonderbündiſche Heer war dem eidgenöſſiſchen in keiner Weiſe gewachſen, weder an Zahl, noch auch inbetreff der Führung, des Truppenmateriales, der Organiſation und der Ausrüſtung. Der franzöſiſche Geſandte, in ſeiner zärtlichen Beſorgniß für den Sonderbund, ſandte deſſhalb Depeſche auf Depeſche nach Paris, um die Intervention zu beſchleunigen, und Guizot ſeinerſeits trieb in Wien zu eilfertigem Handeln, ohne jedoch ſeinen Zweck erreichen zu können*). Palmerſton hinwiederum ließ durch ſeinen Geſandten in Bern der ſonderbundsfreundlichen Diplomatie möglichſt viele Knüppel zwiſchen die Beine werfen und Sir Robert Peel ſtand nicht an, mehr oder weniger laut merken zu laſſen, das geſcheideſte ſei, die Niederwerfung des Sonderbundes zu einer „vollendeten Thatſache“ zu machen, bevor der Prophet in Wien und der Profeſſor in Paris zu einem feſten Entſchluſſe kämen. Es ging und geht auch die Sage, und zwar die ausnahmsweiſe ſehr hiſtoriſche Sage, der engliſche Geſandtſchaftskaplan Temperley ſei — natürlich nur zu ſeinem Privatvergnügen — von Bern ins Hauptquartier Dufours gegangen und habe dort — ganz auf eigene Hand, verſteht ſich — das nachdruckſame Diktum von ſich gegeben: „Macht ſchnell (dépêchez-vous)!“

---

*) Ich ſpreche aus eigener Anſchauung, indem ich, von Jugend auf mit den Zuſtänden der Schweiz bekannt, im Sommer von 1847 die Urkantone bereiſ'te und namentlich während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Rigi mit den verſchiedenartigſten Perſönlichkeiten aus den Waldſtätten und aus Luzern verkehrte. Sehr lebhaft erinnere ich mich auch, daß ein luzerner Offizier (S.), welcher zum Adjutantendienſte beim Sonderbundsgeneral aus dem neapolitaniſchen Dienſte heimberufen war, eines wunderſchönen Morgens auf dem „Känzeli" uns auseinanderſetzte, daß und warum die Entſcheidung des ſchon mit Beſtimmtheit erwarteten Krieges höchſt wahrſcheinlich unfern von Luzern im Reußthale ſtattfinden würde, wie dann auch geſchehen iſt.

Und, in Wahrheit, ſie machten ſchnell, obzwar nicht überſtürzeriſch, ſondern vorſichtig, weil, wie ſchon erwähnt, Vorſicht die Mutter der Tapferkeit iſt. Während das Interventions-Pourparler weiter zwiſchen Wien und Paris hin- und herging, während die „Kabinette eifrig damit beſchäftigt waren, über die Grundlagen des Manifeſtes ſich zu verſtändigen, welches ſie an die Eidgenoſſenſchaft zu richten beabſichtigten“ **), wurde das Werk gethan und ſo gethan, daß jeder Vorwand für eine auswärtige Einmiſchung wegfiel. Denn die Nachbarſtaaten der Schweiz wurden in keiner Weiſe geſchädigt, beläſtigt oder auch nur verunbequemt und es ſteht feſt, daß niemals ein Bürgerkrieg ſo raſch, ſäuberlich und manierlich geführt und beendigt worden iſt wie der ſchweizeriſche Sonderbundskrieg von 1847.

---

*) Depeſche Effingers vom 13. November: „Eine neue Anregung zur Intervention geht von Paris aus. Es kommt aber zu keiner Verſtändigung.“ E. B. A.

**) Depeſche Effingers vom 21. November. E. B. A.

Die Feindſeligkeiten wurden von den Sonderbündlern angehoben und zwar ſchon am 3. November durch Beſetzung der Gotthardspaßhöhe auf teſſiniſchem Gebiet. Es folgten dann, während der Bundesgeneral mit dem Hauptharſte der eidgenöſſiſchen Armee gegen Freiburg ſich wandte, die reſultatloſen ſonderbündiſchen Angriffsſtöße von Luzern aus gegen das aargauer Freiamt. Am 14. November ergab ſich Freiburg, da von der feſt verſprochenen und ſo zuverſichtlich erwarteten blitz- und donnerträchtigen Jungfrau-Maria-Rettungswolke nichts zu ſehen war, ohne Schwertſchlag an die Eidgenoſſen. Sofort lenkte Dufour ſein Heer gegen die innere Schweiz und ſchon am 21. November ſprang ein zweiter Ring aus der Sonderbundskette, indem Zug kapitulirte. Zwei Tage darauf, am 23., erfolgte in der Reußthalniederung bei Giſlikon und auf den Abhängen des Rotherberges, wo die Hauptſtreitmacht des Sonderbundes Stellung genommen, um Luzern zu decken, der Hauptſchlag. Dieſes Treffen bei Giſlikon und am Rotherberg war der ernſthafteſte Zuſammenſtoß der beiden Heere während des ganzen Feldzuges und es wurde an dieſem Tage viel verſchwendet, glücklicherweiſe aber viel weniger Blut als Pulver, indem mehr als 1000 Geſchütz- und mehr als 200,000 Gewehrpatronen verknallt worden ſind, die Eidgenoſſen aber ihren Sieg nur mit 19 Todten und 76 Verwundeten zu bezahlen hatten. Der ganze Krieg hat auf eidgenöſſiſcher Seite gekoſtet 74 Todte und 377 Verwundete, auf ſonderbündiſcher 50 Todte und 175 Verwundete (oder gar nur 24 Todte und 116 Verwundete); immer noch genug und übergenug, aber doch verhältnißmäßig eine geringe Anzahl von Opfern. Und das war und iſt in den Augen von denkenden Menſchen das ſchönſte Verdienſt des Bundesgenerals, ein nicht nur humanes, ſondern auch ein politiſches Verdienſt. Denn indem Dufours ſtrategiſche Geſchicklichkeit den Sieg der eidgenöſſiſchen Waffen zu einem verhältnißmäßig ſo unblutigen zu machen verſtand, hat er zur nachmaligen Verſöhnung, Befriedung und Befreundung der Gemüther auf beiden Seiten das ſeinige redlich beigetragen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. November fuhr der Diktator des Sonderbundes ſammt den ſonderbündiſchen Kriegsraths- und luzerner Regierungsherren, kurz mit der ganzen Jeſuitenblaſe, die ſonderbündiſche Kriegskaſſe, ſowie den koſtbaren „Landsknecht“ nicht zu vergeſſen, von Luzern weg und fliehend den Vierwaldſtätterſee hinauf gen Uri, von wo die Flucht raſch weiterging. Als der geſchlagene Sonderbundsgeneral von Giſlikon nach Luzern zurückkehrte und ſeine Regierung, keinen der Horribilikribrifaxe und Daradiridatumdarideſſe mehr vorfand, welche wenige Tage zuvor noch feierlich erklärt hatten, „unter keinen Umſtänden zu weichen und unter ſich und mit dem Volke zuſammenzuhalten, möge kommen, was immer wolle“, da that er einen Soldatenfluch und rief aus: „Niemals hätte ich mich dazu hergegeben, das Kommando zu übernehmen, ſo ich gewußt, daß ich es mit ſolchen Hundsföttern zu thun haben würde“. Was noch von luzerner Truppen in der Stadt und ihrer Umgebung ſtand, lief auseinander, die Urkantönler zogen in ihre Heimatkantone ab, die Luzerner pflanzten die eidgenöſſiſche Fahne auf die Thürme ihrer Stadt und um 11 Uhr vormittags am 24. November zogen die Eidgenoſſen triumphirend in dieſelbe ein. Am folgenden Tage kapitulirte Unterwalden, am 26. Schwyz, am 27. Uri, am 29. auch Wallis. Das Sonderbundsſkandal war aus und vorbei*).

---

*) Dieſes Kapitel iſt niedergeſchrieben worden, bevor der 8. Band der guizot'ſchen „Mémoires“ erſchien. Derſelbe enthält einen langen Abſchnitt „La Suisse et le Sonderbund“, worin der Verfaſſer das Verhalten des franzöſiſchen Kabinettes gegen die Schweiz zur Sonderbundszeit zu rechtfertigen ſucht. Das gelingt ihm aber ſehr ſchlecht und das von ihm beigebrachte diplomatiſche Material kann mich zu keiner Aenderung an meiner Auffaſſung und Darſtellung beſtimmen. Herr Guizot gibt mit ſüßſauerer Miene zu, daß Lord Palmerſton in der Sonderbundsſache die feſtländiſche Diplomatie am Narrenſeil herumgeführt habe. Noch mehr, er thut — zu ſeiner Ehre ſei es geſagt — halbwegs Buße für die arge Dummheit, welche er und Louis Philipp mit ihrer Parteinahme für den Jeſuitismus und den Sonderbund begangen haben. Einestheils will er ſich freilich von dieſer Sünde weißbrennen, indem er behauptet, daß er ſich nur bedingungsweiſe zu einer Intervention herbeigelaſſen haben würde — („nous étions bien décidés, d'une

Es galt jetzt, den Sieg zu benützen, wobei der Liberalismus den Vorwurf auf ſich gezogen und theilweiſe auch verdient hat, daß ihm ſeine Natur, d. h. ſeine Halbheit, hinderlich geweſen ſei, dieſe Arbeit gründlich zu thun. Namentlich behaupteten Principmänner, man hätte die unwiederbringlich ſchöne Gelegenheit, im ganzen Umfange der Eidgenoſſenſchaft mit den ewigen Hemmſteinen alles Fortſchritts, mit den Klöſtern, ein radikales Ende zu machen, benützen ſollen und müſſen. Auch abgeſehen jedoch davon, daß niemand, auch der Liberalismus nicht, aus ſeiner Haut herauskann, konnten die Liberalen mit gutem Grunde ſagen, maßhaltende, ja ſogar ängſtliche Rückſichtnahme ſei ihnen ſchon dadurch auferlegt worden, daß ſie ihren Sieg der Beihilfe aller beſſeren Elemente der konſervativen Partei mitverdankten. So wurden denn, neben anderem mittelalterlichem Unrath, die Klöſter, wo ſie noch beſtanden, konſervirt und ſo blieben auch die zum Theil höchſt natur- und zweckwidrigen territorialen Verhältniſſe der ſämmtlichen Kantone unverändert. Die den Sonderbundsſtänden mit vollem Recht überbundenen Kriegskoſten wurden denſelben ſpäter großmüthig erlaſſen.

Das gemäßigte und ſchonungsvolle Gebaren des Liberalismus nach errungenem Siege ermöglichte es auch, daß in den ſonderbündiſchen Kantonen das liberale Element mehr oder weniger zur Geltung gelangte. Dieſer Umſtand mußte natürlich die Sieger ermuthigen,

---

part, à n'intervenir en Suisse que si une longue, oppressive et douloureuse anarchie en faisait généralement sentir la nécessité; d'autre part, à ne pas souffrir qu'aucune autre puissance y intervint sans y prendre nous-mêmes une forte et sûre position", p. 514) — anderntheils halſ't er die ganze Dummheit dem Geſandten Bois-le-Comte auf (p. 516). Der „Holzgraf" nämlich, welcher im höchſten Grade für die Jeſuiten und Sonderbündler eingenommen geweſen ſei, habe ihn durch ſeine Berichte über die ſchweizeriſchen Zuſtände, über die moraliſchen und materiellen Mittel und Kräfte der Jeſuitenpartei gänzlich irregeführt: „Ses appréciations et ses prévisions nous jetèrent dans la même erreur. Notre politique reposait sur la double idée qu'en droit la cause du Sonderbund était bonne et qu'en fait sa résistance serait forte et longue." p. 517.

die große Frage der Bundesreform ſofort wieder zur Hand zu nehmen, um wenigſtens als edelſte Frucht ihrer ſo eben beſtandenen Anſtrengungen eine neue Bundesverfaſſung zu gewinnen. Hiezu aber machte nun die feſtländiſche Diplomatie die ſcheelſten Augen, welche ſie aufzuwenden hatte, und fuhr fort, ſich — lächerlich zu machen. Denn anders kann man es doch fürwahr nicht nennen, wenn am 7. December, nachdem die ganze Sonderbundsblaſe mit Miſſduft ſchon zwei Wochen zuvor geplatzt war, Oeſtreich und Frankreich den Vorort mit gleichlautenden Noten behelligten, in welchen gefordert wurde, die Jeſuitenfrage ſollte dem Papſt anheimgegeben, die Feindſeligkeiten eingeſtellt und eine Bundesreviſion nicht ohne Zuſtimmung ſämmtlicher Kantone verſucht werden. Die Tagſatzung ſchickte die übelberathenen und zudringlichen Rathgeber mit langen Naſen heim, worüber Don Guizot in Paris ſo wüthend war, als ihm ſeine Steifleinenheit nur immer geſtattete*). Es wurde freilich auf Metternichs abermaliges Drängen hin zwiſchen öſtreichiſchen, franzöſiſchen und preußiſchen Bevollmächtigten zu Paris in Sachen der Schweiz weiter gemunkelt und gemantſcht, das diplomatiſche Protokollgekritzel und Notengefaſel hörte nicht auf; aber es kam dabei nichts heraus als eben Protokolle und Noten, d. h. Makulatur. Das machte, die Eidgenoſſenſchaft hatte ſich durch die raſche und glückliche Niederwerfung des Sonderbunds in ſolchen Reſpekt geſetzt, daß ſich die Herren Metternich in Wien, Guizot in Paris und Kanitz in Berlin zwei- und dreimal beſannen, bevor ſie ſchlüſſig wurden, Gewaltſamkeiten gegen die Schweiz in Anwendung zu bringen. Dies hinderte freilich nicht, daß namentlich der letztgenannte Herr Miniſter die abenteuerlichſten Fabeln über die „irreligiöſen“ und „kommuniſtiſchen“ — (risum teneatis, amici!) — Grundſätze der Schweizer in die Welt ausgehen ließ und den deutſchen Regierungen mit den Gefahren, welche für ſie aus der Umwandelung des ſchweizeriſchen Staatenbundes in einen Bundesſtaat erwachſen müßten, bange zu machen ſuchte*).

---

*) Depeſche Dellev's vom 15. December 1847 aus Paris, worin der genannte ſchweizeriſche Geſandtſchaftsſekretär (der Geſchäftsträger Tſchann war am 28. November geſtorben) meldete, daß er die Antwortsnote des Vororts durch den Geſandten der Hanſeſtädte Herrn Guizot habe zuſtellen laſſen. Der Hanſeat habe ihm (Dellev) berichtet, daß der franzöſiſche Miniſter ſich auf dem Abſatz herumgedreht und ihn barſch angefahren habe (qu'il s'est brusquement retourné et lui a répondu d'un ton qui ne lui permettait pas de réplique"). S. B. A.

Im Januar 1848 trat die Tagſatzung wieder zuſammen, von ſämmtlichen Gliedern der Eidgenoſſenſchaft beſchickt. Robert Steiger, ein vielgenanntes Opfer des ſonderbündiſchen Terrorismus, jetzt erſter Geſandter Luzerns, zog die Summe der Ereigniſſe vom November und December des vergangenen Jahres mit den Worten: „Wie Spreu vor dem Winde ſtob der Sonderbund vor der eidgenöſſiſchen Fahne auseinander und vereitelt wurden alle auf Anarchie im Innern und Unterſtützung von außen geſtellten Berechnungen deſſelben.“

---

*) Depeſche Effingers vom 20. December: „Die überraſchende Schleunigkeit, mit der die eidgenöſſiſche Armee organiſirt und innerhalb 14 Tagen zu der Zahl von 94,000 vollſtändig ausgerüſteten Streitern gebracht wurde, während ihr gegenüber ebenfalls nahe an 90,000 Mann unter den Waffen ſtanden; ferner der Umſtand, daß dies ohne Magazine und ohne Anleihen geſchah, die Vorzüglichkeit der Specialwaffen, namentlich einer Artillerie von mehr als 200 Feuerſchlünden, die Tüchtigkeit der Leiter haben das Erſtaunen von Europa erregt und die Achtung für die der Schweiz innewohnende militäriſche Kraft außerordentlich geſteigert. Doch hat eben dieſe unerwartete Kraftentwicklung die Beſorgniß hervorgerufen, daß bei bedeutend vermehrter Centralität die Eidgenoſſenſchaft zu dem Verſuch verleitet werden könnte, ihre demokratiſchen Inſtitutionen auf fremden Boden zu verpflanzen. Dieſe Befürchtung erklärt hinlänglich den Inhalt der Cirkularnote, welche der General von Kanitz, preußiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, in den erſten Tagen dieſes Monats an die deutſchen Bundesregierungen richtete und worin er behauptet, die Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat ſei für Deutſchland gefährlich, weil ſie einer Centralregierung vermehrte Mittel biete, die in der Schweiz vorhandenen irreligiöſen und kommuniſtiſchen Grundſätze auch in den Nachbarländern zur Geltung zu bringen.“ S. B. A

Der entſchieden kundgegebene Wille der Tagſatzung, die Bundesreform zu bewerkſtelligen, ſetzte die gemeinſame öſtreichiſch-preußiſch-franzöſiſche Notenfabrik abermals in Gang, ſo daß ſie am 28. Januar eine Kollektivnote, worin gegen die Bundesreviſion Einſpruch gethan ward, zu Tage förderte. Die Tagſatzung wies dieſen Einſpruch mittels einer von Jonas Furrer vortrefflich redigirten Antwort ſehr beſtimmt zurück und wies die von ihr beſtellte Reviſionskommiſſion an, ihre Thätigkeit zu beginnen. Noch bevor aber die ſchweizeriſche Antwort an ihre Adreſſe gelangte, hatten die Herren Guizot, Kolloredo und Radowitz in Paris einen franzöſiſch-öſtreichiſch-preußiſchen Vertrag vereinbart, welcher die Einzelnheiten der jetzt alles Ernſtes beabſichtigten thatſächlichen Einmiſchung in die Angelegenheiten der Schweiz feſtſtellte und am 15. März ratificirt werden ſollte.

Am 15. März von 1848! An dieſem Tage war Guizot ein Flüchtling auf fremdem Boden, als Dame verkleidet aus Paris entflohen; an dieſem Tage war Metternich ein Flüchtling, nachdem er nothvoll aus Wien entkommen, mit anderer ſchmutziger Wäſche, wie der Volkswitz meinte, in einen kaiſerlichen Wäſchewagen verpackt; an dieſem Tage ſchickten die Berliner ſich an, Barrikaden zu bauen gegen das Königthum von Gottes Gnaden. So endete die Interventionspoſſe und bewährte ſich auf's neue das alte Schweizerglück.

3.

Das Satyrdrama „Lola“.

Ein deutſcher Gelehrter, welcher das Nebeneinander philologiſcher Begeiſterung für antiken Republikanismus und hofräthlicher Hingebung an das moderne Königthum würdig und zierlich zu repräſentiren verſtand, Friedrich Thierſch, hat am 8. März 1848 aus München an die Königin Eliſabeth von Preußen geſchrieben: „Die Hoffnung — (auf Wiederkehr des Vertrauens auf König Ludwig) — iſt allerdings noch keine feſte, ſo lange es unmöglich iſt, dem Könige begreiflich zu machen, daß hinter dieſen Erſchütterungen etwas anderes verborgen ſei als ultramontane Falſchheit und Liſt und daß es eine entſchieden nationale Verwerfung ſeines ganzen Regierungsſyſtems iſt, auf die er ſtößt und welche durch den Umſchwung in Frankreich nicht erſt erzeugt, ſondern nur zum Bewußtſein und zur Energie gekommen iſt“ *).

---

*) Thierſch's Leben von Heinrich W. J. Thierſch, II. 588. Dieſes ſonſt verdienſtvolle Buch gibt mir Anlaß zu einer Bemerkung. Da nämlich, wo der Verfaſſer auf das Lola-Montez-Skandal zu ſprechen kommt (II. 559), findet er für paſſend, ſich zu entrüſten über „das Hohngelächter unſittlicher Menſchen, wie es damals laut wurde, am lauteſten in einem häßlichen Artikel der „„Gegenwart““, I. 1848“. Ich weiß nicht, wer den alſo verklagten Artikel geſchrieben hat; das aber weiß ich, daß derſelbe einen durchaus wahrheitgetreuen Bericht über den Lola-Handel gibt, einen Bericht, welcher, ſo man deſſen Entſtehung im „tollen Jahr“ 1848 bedenkt, noch

Ein Mann alſo, der zweifellos wie zu den urtheilsfähigſten ſo auch zu den bedächtigſten und gemäßigtſten ſeiner Zeitgenoſſen gehörte, ein deutſcher Hofrath, welcher häufig und gern in höfiſchen Kreiſen ſich bewegte, ein Prinzen- und Prinzeſſinnenlehrer fühlte ſich in ſeinem Gewiſſen gedrungen, die allgemeine „Verwerfung“ des Waltens eines Königs, ſeines Königs, und noch dazu der Schweſter deſſelben gegenüber zu bezeugen. Wer wagt es, dieſes vernichtende Zeugniß anzufechten? Es iſt unanfechtbar. Aber indem Richterin Geſchichte ihr „Schuldig!“ ſpricht, vergißt ſie nicht, beizufügen: „Unter mildernden Umſtänden“. Und welche wären dieſe? Die Knechtſeligkeit und Feigheit der Völker, welche es dulden, daß ihre Gebieter über Recht, Sitte und Scham ſich hinwegſetzen. Die Niederträchtigkeit der Unterthanen war ja überall und allzeit das

---

dazu als ſehr maßvoll gehalten erſcheinen muß. Trotzdem wird gegen den Verfaſſer ohne weiteres und ſo recht ex cathedra die Anklage auf „Unſittlichkeit“ erheben. Hat denn der Ankläger gar keine Ahnung gehabt, daß er damit gerade deſſen ſich ſchuldig machte, weſſen er einen andern bezichtigte? Wie, es wäre wirklich „unſittlich“, Verkehrtes wahrhaftig zu erzählen und Schandbares beim Namen zu nennen? Wohin würde denn eine ſolche Kaſuiſtik führen? Dazu, daß man ſagen müßte: Tacitus iſt unſittlich, weil Nero ein Scheuſal war. Freilich, die Anhänger einer hiſtoriſchen Schule, welche dermalen in Deutſchland das große Wort führt, oder wenigſtens ihre Adepten von der ſtrikten Obſervanz; ſie haben es als „echtwiſſenſchaftlichen Stil“ in die Hiſtorik eingeſchmuggelt, von den Laſtern und Freveln der Großen und Mächtigen in ſo gedämpftem, vertuſchendem und ſchweifwedelndem Tone zu ſprechen, daß der nichteingeweihte Leſer nicht ſelten in den Fall kommen könnte, zu wähnen, jene Laſter und Frevel ſeien eigentlich Tugenden und Verdienſte geweſen. Aber die ſüßen Herren und glatten Höflinge ſollen nicht glauben, daß ſie ihr Gewerbe der Schönfärberei und Falſchmünzerei ohne Widerſpruch und Widerſtand betreiben können. Klio iſt keine Hofräthin, ſondern eine Muſe, die Muſe der Wahrhaftigkeit und ſie läßt nicht von ihrer ſtrengen Pflicht, Menſchen und Dinge nicht mit ihren wahren und rechten Namen zu nennen. Auch im vorliegenden Kapitel nicht, obzwar der neueſte Byzantismus alle Regiſter ſeiner Knechtſchaffenheit aufgezogen hat, um den königlichen Liebhaber der Donna Lola zu glorificiren.

Lotterbett, auf welchem der Uebermuth der Herrſcher mit Behagen ſich reckte und ſtreckte.

Seht euch nur die durchſchnittlich herkömmliche, in die höfiſche Treibhausluft eingeſchloſſene Prinzenerziehung an und ihr werdet die Opfer derſelben mehr noch beklagen als verdammen. Die Mehrzahl der mitleidswerthen Fürſtenkinder geht aus den Händen der Amme Verhätſchelung in die des Pädagogen Sklavenſinn über. Nichts vom herben Evangelium der Arbeit, nichts vom ſtrengen Imperativ der Pflicht, nichts vom ſcharfen Sporn des Wetteiferns mit Schulkameraden, keine geſunde Rauferei, kein Blick in des Lebens Noth und Mühſal und demnach auch kein Wiſſen von „himmliſchen Mächten". Dagegen durch die auf allen Wegen und Stegen dienſtbereite vornehme und niedrige Lakaienſchaft die Pforte zu vorzeitigem Genuſſe weit aufgethan und die Pfade zum Laſter glatt parkettirt und mit weichen Teppichen belegt. Es müßte ein Wunder geſchehen, wenn ſo ein prinzlicher Junge nicht zu der Einbildung käme, er und ſeinesgleichen ſeien aus anderem Teige geknetet als die übrigen Menſchenkinder und darum müßte es auch für ihn und ſeinesgleichen einen eigenen Kodex der Moral geben, d. h. gar keinen. Hat man „Uns" nicht von der Wiege an in tauſenderlei Schmeichelweiſen vorgeſungen, daß Wir die „Götter dieſer Erde"? Für die Menſchen mögen Schranken wie Recht, Geſetz und Sitte, Ehrbarkeit und Anſtand, öffentliche Meinung und Strafjuſtiz ganz gut, ja nothwendig ſein, aber für Uns Götter ſind ſie nur lächerlich. Wir ſpringen lachend darüber weg und werden am Ende aller Enden dennoch „höchſtſelig". Darum laſſt Uns genießen und fröhlich ſein: denn die Völkerdummheit iſt gränzenlos wie der Raum und die Völkergeduld unendlich wie die Zeit .....

König Ludwig der Erſte von Baiern gelangte 1825 zur Regierung. Er hatte neben dem Unglück, ſchlecht erzogen worden zu ſein, das zweite, ein Kunſtdilettant zu ſein und ſich für einen Poeten zu halten, eine Eigenſchaft und eine Einbildung, welche die Befähigung ihres Beſitzers zum regieren von vornherein fraglich machten. Als ein drittes Unglück kam hinzu, daß die Throngelangung des beklagenswerthen Fürſten in die Orgienzeit der Heiligen-Allianz-Politik fiel. Der Prinz hatte ſich in Verſen und in Proſa viel damit gewußt und gehabt, ein „teutſcher" Patriot zu ſein. Der König ſetzte dieſe ſeine „Teutſchheit" getreulich fort, — in Verſen, in Proſa und in Thaten; die letzteren entſprachen an wohlbekannter Qualität den beiden erſteren vollkommen. Teutſch und mittelalterlich hielt Ludwig für dieſelbig, über das nie ſehr aufgehellte Baierland die „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik wieder heraufzuführen für ſeine Königspflicht. Als guter „Teutſcher" haßte er alles Franzöſiſche, am heftigſten aber die Ideen und Principien von 1789. Binnen kurzem wurde die Hauptſtadt Baierns die Hauptburg der Römlinge, das Prätorium der Jeſuiterei in deutſchen Landen. Von hier ließ, die Mönchskapuze auf die Jakobinermütze ſtülpend, Torquemada-Görres ſeine tollen Fanatismen ausgehen; von hier aus wurde der ekelhafte Alteweiberzank zwiſchen Meßbuch und Bibel immer von neuem wieder zum verzehrenden Brand einer nationalen Kalamität aufgeſchürt und angeblaſen. So gelangte der König allmälig dazu, die Nahrung für ſeine „Teutſchheit", obzwar nur mittelbar, aus dem „Gesù" in Rom zu beziehen, und deſſhalb iſt es ganz in der Ordnung geweſen, daß Baierland eine der Stätten war, wo nationaler Sinn und zeitgemäße Strebungen am wüthendſten verfolgt wurden, obſchon in denkbar zahmſter Weiſe ſich kundgebend. Die Behr und Eiſenmann hatten das in jahrelanger Kerkerqual zu ſpüren und mögen ſich auch, gezwungen, vor dem Bildniß Sr. Majeſtät von Baiern knieend Abbitte zu thun — ſeit den Zeiten der verworfenſten römiſchen Cäſaren war je etwas nicht wieder vorgekommen — über die „Teutſchheit" ihres geliebten Königs abſonderliche Gedanken gemacht haben.

Möglich allerdings, daß Ludwig der Erſte gar keine Zeit hatte, auf Nebenſachen und Kleinigkeiten wie Juſtizpflege und dergleichen Philiſtereien mehr zu achten. Nicht nur hatte er vier Bände voll „Gedichte" zu machen, die in der „teutſchen" Literatur, ja in der

Weltliteratur umſonſt ihres gleichen ſuchen; nicht nur hatte er als Minneſänger einer raſchen Aufeinanderfolge von „Herrinnen“ ſeine minneliederlichen Huldigungen darzubringen, ſondern auch war ſeine Seele von Kunſtbegeiſterung voll bis zum überlaufen. Derſelbe Romantiker, welcher in ſeinem Lande die Klöſter wieder herſtellte und ſeine Hauptſtadt zur Heimat aller Dunkelmänner des Jahrhunderts machte, griechelte zugleich dermaßen, daß es ihm zur fixen Idee wurde, die alte ehrliche Iſar ſei eigentlich der Iliſſos, er ſelber aber, allerhöchſtſelber dazu beſtimmt, mitten im dachauer Mooſe das „teutſche“ Athen zu ſchaffen. Es wurde geſchaffen — daß Gott erbarm'!

Doch ſei es, daß Kunſtduſelinge dieſe aus der gewaltſamen Verkuppelung des Hellenismus mit der Romantik entſprungene Baſtardin, dieſe bunte Muſterkarte aller Stilarten, wie Iſar-Athen ſie aufweiſ't, ſchön finden mögen, erlaubt muß es deſſenungeachtet ſein, zu fragen, was dieſe im Brütofen fürſtlicher Willkür ausgebrütete Kunſt gekoſtet und wer dieſe Koſten bezahlt habe? Daſſelbe bairiſche Volk hat ſie bezahlt, deſſen intellektuelle wie materielle Intereſſen und Bedürfniſſe um dieſes Kunſtduſels willen gröblichſt und ſträflichſt vernachläſſigt und hintangeſetzt wurden. Zu München ſchwelgte man in dem Narrenwahn, die Zeit des Perikles erneuert zu haben, und ein paar Stunden von der Reſidenz entfernt traf man eine im kraſſeſten Fetiſchismus dahinvegetirende Bevölkerung, ſo daß man ſich unter Wilden glauben konnte: es fehlte nur die Tätowirung. Daſſelbe arg vernachläſſigte bairiſche Volk hatte die Koſten auch noch einer andern Griechelei des „Kunſtkönigs“ zu bezahlen; es hatte alle die Millionen aufzubringen, welche in die bodenloſen Taſchen griechiſcher Klephtenhäuptlinge und Pallikarenſachems floſſen, damit ein Wittelsbacher König der Hellenen hieße, — auf die Stunde hin ſo lange, als jene Millionen in beſagte bodenloſe Taſchen gefloſſen ſind . . . In dieſer Weiſe wirthſchaften, das nannten die Bonzen und Mandarinen, welche Baiern regierten, „das monarchiſche Princip ſtärken“.

Eine ſuperlativiſche Stärkung ſollte demſelben zugeführt werden durch die im Jahre 1837 proviſoriſch und 1839 definitiv begonnene Miniſterſchaft des Herrn von Abel, welchen ein höchſt unterthäniger bairiſcher Unterthan als den „Haſſenpflug Baierns“ bezeichnet hat und welcher ſogar einem Rückſchrittsfanatiker wie Julius Stahl zu rückſchrittsfanatiſch vorgekommen iſt. Torquemada-Görres und Mitkapuzen jubelten hoch auf: die ſyſtematiſche Verfolgung des Proteſtantismus und das vandaliſche Wüthen gegen die Wiſſenſchaft durch Abel bürgten dafür, daß der im jeſuitiſchen Prätorium ſchon lange geplante und vorbereitete große Ruck, Deutſchland in die glücklichen Zeiten römiſcher Allmacht und ſpaniſcher Inquiſition zurückzuſchieben, demnächſt alles Ernſtes verſucht werden könnte und würde. Der König, dankbar, daß Herr von Abel aus dem „Mondſchein im Waſſer“, d. h. aus der Verfaſſung Baierns binnen kurzem noch weniger als Mondſchein im Waſſer, d. h. gar nichts zu machen wußte, ließ ſeinen vortrefflichen Miniſter gewähren, ließ denſelben allen Mahnungen der verfaſſungsmäßig loyalen Volksvertreter, allen Klagen der heißgeliebten Unterthanen zum Trotze gewähren, ließ ihn abeliſch ſchalten und walten, bis der Vortreffliche eines Tages auf den Einfall kam, die perſönlichen, die allerhöchſtperſönlichen Wege der Majeſtät kreuzen zu wollen.

Im Herbſte des Jahres 1846 bewerkſtelligte eine „tugendloſe Perſönlichkeit“ — die Patſchuliſprache eines königlich bairiſchen Hofraths und Profeſſors nachzuſprechen — ihre geräuſchvolle Erſcheinung in der Haupt- und Reſidenzſtadt des Bawarenlandes, die tugendloſe, ſchon ziemlich abgelebte und mehr noch abgeliebte Perſönlichkeit der Donna Maria Dolores Porris y Montez, genannt Lola Montez.

Ein unbedeutendes Ereigniß, an und für ſich betrachtet; aber eine kleine Urſache thut oft, wie jedermann weiß, eine große Wirkung. Hier that ſie die allergrößte, geradezu eine unerhörte, eine märchenhaſte. Denn dieſe kleine Urſache im Unterrock bewirkte ja ein Stück bairiſcher Revolution. Wie äfft doch uns arme Menſchen das Schickſal! Hätte das omnipotente Trifolium Abel, Görres und Döllinger wohl jemals ſich es träumen laſſen, daß aus dem von ihnen hochverehrten Lande herrlichſter Glaubenseinheit, daß aus demſelben Spanien, wo der Ketzerbrandgeruch noch immer ſo angenehm nachduftete, eine ſchwarzhaarige und blauäugige Teufelin hergetanzt kommen würde, um mittels etlicher Pirouetten alle die zu Monache-Monachorum ſo mühſam und ſorgſam konſtruirten heiligen Cirkel auseinanderzutanzen? Gewiß nicht.

Freilich, mit der Spanierſchaft der Donna Lola ſtand es nur ſo ſo. Herkunft und Kindheit derſelben verlieren ſich nämlich in die dämmerigen Regionen des Mythus, wie ja das bei berühmten Perſönlichkeiten, tugendhaften ſowohl als „tugendloſen", gar häufig der Fall iſt. Sie ſoll um die Jahre 1818—24 herum von einer kreoliſchen Mutter einem ſpaniſchen Vater geboren worden ſein. Die Ehre, ihre Geburtsſtätte zu ſein, machen das andaluſiſche Sevilla, das ſchottiſche Montroſe und das iriſche Limerick ſich ſtreitig. In einer Penſion zu Bath in England ſoll ſie erzogen worden ſein. Ein armes, verwahrloſ'tes, heftig herumgewürfeltes, vorzeitig auf ſich ſelbſt geſtelltes Geſchöpf jedenfalls, ſicherlich von Haus aus nicht ſchlechter als tauſende blau-, braun- und ſchwarzäugiger Mädchen, obzwar vielleicht etwas hübſcher. Erſt genöthigt, dann geneigt, die Auſter des Daſeins mittels ihres eigenen Witzes zu öffnen, lernte ſie auf der wechſelvollen Laufbahn einer Hetäre mit Menſchen und Verhältniſſen ſpielen, wie ein Jongleur mit bunten Hohlkugeln ſpielt. Sehr jung mit einem Engländer, Kaptain James, verheirathet — wenn es wahr iſt — begleitete ſie denſelben nach Oſtindien und wurde daſelbſt in die ganze Abenteuerlichkeit der gegen die Afghanen geführten Kriege hineingeſtoßen. Wo und wie ſie im Gangeslande ihrem Manne oder der Mann ihr abhanden gekommen, iſt unklar; genug, ſie kehrte allein nach Europa zurück und tauchte nach einander in London, Paris, Brüſſel und Madrid in der nicht gerade glänzenden Rolle einer Straßenſängerin auf. Im Jahre 1839 tanzte ſie in Warſchau. Im folgenden Jahre war ſie officiell Tänzerin am Theater der Porte-Saint-Martin in Paris und offiziös für den Preſſe-Induſtrieritter Dujarier das, was die Franzoſen in ihrer Höflichkeit „une petite femme“ nennen, die unhöflichen Deutſchen dagegen mit einem zweiſilbigen Worte bezeichnen. Als das „kleine Weibchen“ des Dujarier, den ein Mitritter vom Orden des heiligen Lumpazius im Duell todtſchoß, kam ſie am 27. März von 1846 vor dem Schwurgerichte zu Rouen öffentlich zum Vorſchein, als Zeugin in dem garſtigen Proceſſe, welchen das erwähnte Duell zur Folge hatte. Sie führte ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr empfindſam auf, rühmte ſich jedoch daneben ihrer Geſchicklichkeit im Piſtolenſchießen und hatte in der That ihr Talent für dieſe Kunſt, wie auch für das ritterliche Handiren mit der Reitgerte und für die „noblen Paſſionen“ überhaupt, eifrig entwickelt und geſchult. Um alles mit einmal zu ſagen: ſie konnte ſich rühmen, die Welthochſchule des Laſters, Seine-Babel, mit glänzendem Erfolg abſolvirt und alle „odeurs de Paris“ ſich angeeignet zu haben. Und das war das Pfund, womit fortan ſie wucherte.

Das Kapitel der Lola-Montezias, welches in die Zeit vom Frühling bis zum Herbſte 1846 fällt, iſt wieder mythiſch oder wenigſtens ſagenhaft; es ſind darüber keine Akten, ſondern nur Legenden vorhanden, z. B. die eigenen „Memoiren“ der Donna. Im Vorſommer ſoll die Señora in London geweſen ſein, aber ſchlechte Geſchäfte gemacht haben und in Geſellſchaft eines anrüchigen Subjekts, Papon geheißen, auf das Feſtland zurückgekehrt ſein. Gewiß iſt, daß ſie es jetzt mit den „deutſchen Bären“ verſuchen wollte und in Berlin erſchien, wo ſie die Angel ihrer Augen nach einem preußiſchen Prinzen auswarf, welchem von ſeinen Reiſen in Oſtindien her der Zauber derartiger „Gazellenaugen“ bekannt war. Ob er angebiſſen oder nicht, darüber ſind die Gelehrten noch nicht einig. Sicherer dagegen iſt, daß in Berlin (oder ſchon in London?) einer anbiß, welcher geradezu für einen Hecht im Karpfenteiche damaliger deutſcher

Fürſtlichkeiten gelten konnte, ein Selbſtherrſcher, der ſich durch ſein wunderſames regieren und noch wunderſameres ediktiren hochberühmt gemacht hatte, ſoweit die deutſche Zunge klang: — Se. Durchlaucht Heinrich der Zweiundſiebzigſte, Fürſt von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, ein Original, das man nach ſeinem Tode von pietäts-, rechts- und wiſſenſchaftswegen hätte ausbälgen und ausſtopfen ſollen, um es in einem Zukunftsmuſeum der deutſchen Nationalfauna aufzuſtellen.

Um ſich von der Strapaze ſeines bekannten „zwanzigjährigen Herumreitens auf *einem* Princip" wieder einmal zu erholen, war der Autokrater eines Reiches, das in die Länge und Breite mitſammen genau 6 Quadratmeilen maß, im Frühjahre 1846 auf Reiſen gegangen und als Ausbeute derſelben brachte er die gazellenäugige — (der alte Homer würde geſagt haben die „kuhäugige") — Spanierin mit in die Hallen ſeiner Ahnen zurück. Da waren aber zwei Excentricitäten, zwei Bizarrerieen an einander gerathen und das konnte nicht lange gutthun. Das Gebaren der Donna mußte den guten Ebersdorfern ſehr „ſpaniſch" vorkommen. Sie kratzte und biß die Dienerinnen und reitpeitſchte die Diener; ſie ritt im Garten über die ſchönſtgepflegten Blumenbeete weg und ſchlug im Treibhauſe den ſeltenſten Prachtpflanzen die Blüthendolden ab. Sereniſſimus wollte anfänglich mit der tollen Dirne im ſpaniſchthun wetteifern und gab unter anderen Narretheien auch *die* an, daß bei einem Jagdbankett zu Waidmannsheil die Muſiker ſeiner Hofkapelle mit ihren Inſtrumenten auf Bäume klettern und von dort herab eine Symphonie ſpielen mußten, was ſogar Señora „barock" fand. Mit der Zeit aber kam ſie Sereniſſimo ſelber barock vor, namentlich dann, als ſie in ſeine allerhöchſten Herrſcherrechte einzugreifen keinen Anſtand nahm. Der durchlauchtige Herr geruhte bekanntlich mitunter den rieſigen Fanghund, welcher ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte, auf einen ſeiner geliebten Unterthanen, welcher ſo oder ſo das allerhöchſte Mißfallen erregt hatte, zu hetzen. Lola fand an dem Experimente Gefallen und brachte daſſelbe im Parke des genannten Jagdſchloſſes gegen arme Landmädchen in Anwendung. Das vermerkte aber der Selbſtherrſcher aller Reußen, Lobenſteiner und Ebersdorfer übel: es ſchien ihm das wieder ſo eine „Verwirrung der Begriffe anſtändig oder unanſtändig“, worüber er ſich, wie bekannt, ſchon häufig weidlich erboſ't hatte. „Hören Sie mal, ma chère“, ſoll er bei dieſer Gelegenheit die Señora angeſelbſtherrſcht haben — „dergleichen verbitt' ich mir! Unterthanenleben mir anvertraut von Gott, unverletzlich! Auf's Spiel geſetzt von Laune? Quod licet Jovi, non licet bovi! Will ſagen: Was Fürſt thun darf, Maitreſſe nicht thun darf. Verſtanden?“ Lola replicirte, der Zweiundſiebzigſte duplicirte, Señora triplicirte und das Facit dieſes Multiplikationsexempels war, daß Sereniſſimus am Abend zu ſeinem Adjutanten ſagte: „Das Frauenzimmer fortſchaffen! Nicht mehr leiden können!“ Nun gab es im Reiche Reuß einen Adjutanten in tauſend Aengſten, maßen der Arme wußte, daß die Reitpeitſche der Donna nicht mit ſich ſpaſſen ließ. Nachdem er endlich alles, was Mann in ihm, ſoweit aufgeboten hatte, um der Señora des Fürſten Befehl, binnen 24 Stunden „alle ſeine Staaten“ zu verlaſſen, ſchriftlich zukommen zu laſſen, brach der Lolaismus in höchſter Potenz los. Die Gazellenäugige hieb alles, was ihr in den Weg kam, kurz und klein, unter anderem auch einen unglücklichen Wicht von Sekretär. Aber vergeblich all ihr wüthen, zum Durchlauchtigen zu dringen. Der Heinrich der Heinriche, welcher doch heldiſch ſo manchen Sechszehnender erſchoſſen und ſo manche Sau abgefangen hatte, fand für gut, unzugänglich zu bleiben, in ſeine ſouveräne Würde und in eine Wolke von Leibjägern gehüllt. Unter ſolchen Umſtänden fand die Donna es paſſend, den Furienſtil mit dem diplomatiſchen zu vertauſchen. Ein Kompromiß kam zu Stande, demzufolge Señora 2000 Thaler Reiſegeld erhielt. Damit hub ſie ſich von dannen, in ihrem ſchlechten Franzöſiſch den lachenden Abſchiedsgruß kauderwelſchend, ſie brauche, um „alle Staaten“ Sr. Durchlaucht zu verlaſſen, keine 24 Stunden, ſondern nur 1 Viertelſtunde.

Ueber Heidelberg, allwo Spuren ihres Wandels in verſchiedenen Korpskneipen für fleißige Forſcher unſchwer zu entdecken ſein dürften, ging Lola's Wanderfahrt nach der Haupt- und Reſidenzſtadt Bawariens, wo die Odyſſee ihres Daſeins zum europäiſchen Skandal ſich aufgipfeln ſollte, — zum unvergänglichen Zeugniſſe, daß noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf deutſchem Boden fürſtliche Verblendung nicht davor zurückſchreckte, verworfenſte Epiſoden des Ancien-Régime, Pompadour- und Dubarry-Epiſoden von neuem in Scene zu ſetzen.

Señora kam, ließ ſich ſehen und ſiegte. Das jugendlich-thörichte Herz, welches der kunſtkönigliche Großpapa in ſeiner Bruſt trug, fing an den phosphorescirenden Gazellenaugen Feuer wie noch nie. Wenigſtens hat er das ſelber hoch und heilig verſichert in einem ſeiner Gedichte, welches mit dem ſchrecklichen Pentameter ſchließt:

„In der Spanierin fand wahre Liebe und Leben ich nur."

Wie nämlich das Herz des bawariſchen David ſpaniſches Feuer gefangen, ſo ſchoß ſofort der Baum ſeiner Poeſie von neuem in Trieb und Saft und entwickelte eine Menge von grasgrünen Blättern, welche den Geſammttitel „Auf und an Lolita" trugen und in der Kurioſitätenkammer der Literargeſchichte ſicherlich einen der bevorzugteſten Plätze anſprechen dürfen. Ein zweites Beiſpiel von einer ſolchen, natürlich ſehr unbewußten und unfreiwilligen Selbſtverhöhnung iſt in der ganzen Weltliteratur nicht aufzufinden. Das Ding würde mitleidswürdig ſein, wenn es nicht halb lächerlich, halb ekelhaft wäre.

Der König baute und ſchmückte für ſein Juwel Lolita einen Juwelenſchrein, d. h. ein Haus in der Barrer Straße und hier richtete ſich die Sultana einen ſehr lärmenden und üppigen Hofhalt ein. Lüderliche Studenten, lüderlichere Leutnants und lüderlichſte Komödianten und Muſikanten bildeten den Hofſtaat. Das Laſter wirthſchaftete da mit einer Frechheit, als wäre das Haus in der Barrer Straße eigentlich in der Subura Roms zur Zeit des Petronius geſtanden. Und — dieſer Zug rückt das Gemälde erſt in die rechte Beleuchtung! — die Göttin dieſes Tempels der Schamloſigkeit wurde von getreuen bawariſchen Unterthanen mit Bittſchriften und Dienſtgeſuchen ſo überſchüttet, daß ſie öffentlich erklären laſſen mußte, man „ſolle Madame doch damit verſchonen; ſie ſei ja unbekannt mit den Verhältniſſen des Landes und nicht in der Stellung, ſich mit dergleichen Sachen zu befaſſen.“ Es ſteht zu vermuthen, daß dieſe Erklärung von der Erfahrung diktirt wurde, welche Madame mit der Eiferſucht des Selbſtherrſchers aller Reußen auf ſeine Souveränitätsrechte gemacht hatte. Sobald ſie aber fand, daß Ludwig mehr Spaß verſtand als Heinrich, beſchloß Lola, neben ihrer berühmten Reitpeitſche auch noch die Zügel der Regierung Baierns in ihre niedlichen Hände zu nehmen. Hierbei aber konnte es nicht ausbleiben, daß ſie unſanft mit ſolchen zuſammenſtieß, welche bislang dieſe Zügel gehalten und das monarchiſche Princip in ihrer Weiſe „geſtärkt“ hatten, wie Madame es jetzt in der ihrigen that.

Es war nur billig, daß in einer Stadt, wo eine rührige Dunkelmannſchaft ſeit ſo vielen Jahren der Vernunft den Krieg gemacht hatte, viele fromme Seelen und einfältige Gemüther vollſtändig von einer teufeliſchen Beſtrickung des Königs überzeugt waren. Torquemada-Görres mochte bedauern, daß ſeine „Chriſtliche Myſtik“, dieſer „Hexenhammer“ des 19. Jahrhunderts, ein Buch, in welchem der Humor des Blödſinns mit der Glaubenswuth ſeine Schandhochzeit feiert, ſchon gedruckt war. Denn das in Rede ſtehende Exempel von Behexung hätte demſelben zur erbaulichſten Zierde gereichen müſſen. In Wahrheit, das Gebaren Ludwigs des Erſten war wie das eines Dämoniſirten, eines Beſeſſenen. Bei hellem Tage taumelte er auf der Skandalſtraße dahin, ohne des rechts und links lautwerdenden Hohngeſchrei's zu achten. Warnungen, ſelbſt loyalſte, ſelbſt deutlichſte, erhöhten nur noch den Eigenſinn des Berauſchten. Der König wünſchte die Aufnahme „dieſer achtbaren Dame“ in den Kunſtverein, der Vorſtand verweigerte ſie. Der König verlangte ausdrücklich die Zulaſſung der „gefeierten Künſtlerin“ in die Muſeumsgeſellſchaft, das Komité faßte unter dem Vorſitze von Thierſch den Beſchluß, die Dame müßte ſich dem Skrutinium unterziehen, was ſagen wollte, ſie würde nicht zugelaſſen werden. Darauf wurde Thierſch allerhöchſt bedeutet, man würde es huldvoll vermerken, wenn er den Salon der Miſtreß James beſuchte. „Ich gehe nicht hin“, ſagte der reinliche Alterthumskenner, worauf Señora mit ihrer ewigen Reitpeitſche wild durch die Luft hieb und ausrief: „Der Kerl iſt raſend, er iſt ein Jeſuit; ich werde ihn abſetzen laſſen!“ Sie war demnach jetzt „in der Stellung, mit dergleichen Sachen ſich zu befaſſen“.

Mit Hetärenfrechheit ſtrebte ſie höher und höher. Zunächſt nach dem Gräfintitel. „Ihre Gnaden die Frau Gräfin von Landsfeld“ klang nicht übel. Schon glänzte auf dem Silbergeſchirre, auf welchem die unwähleriſchen Gäſte des Hauſes in der Barrerſtraße ſpeiſ'ten, ſowie auf den Knöpfen der Lakaien Señora's die gräfliche Krone. Es bedurfte, dieſelbe auch auf das Rabenhaar der „achtbaren Dame“ und „tugendloſen Perſönlichkeit“ zu ſetzen, nur noch einer kleinen Formalität. Um zur bairiſchen Gräfin gemacht werden zu können, mußte Madame zuvor des bairiſchen Indigenats theilhaftig ſein. Der König konnte der Verfaſſung zufolge das Indigenat verleihen, aber die Verleihung wurde, wie jede Verordnung, erſt durch die Gegenzeichnung eines Miniſters rechtsgiltig. Das Miniſterium verweigerte dieſe Gegenzeichnung wie ein Mann. Natürlich, denn es war in demſelben eben nur ein Mann, Herr von Abel. Ein Jubelſchall ſchlug auf in allen Kirchen und Sakriſteien über dieſen ſittlichen Heroismus, allein zwiſchendurch konnte man doch auch fragen hören, warum denn die tugendhafte Entrüſtung, der ſittliche Heroismus von Abel und Konſorten jetzt erſt ſo plötzlich wachgeworden ſei? Die Antwort war leicht zu finden. Abel und Konſorten hatten es nicht für nöthig gefunden, über den königlichen Lebenswandel ſich tugendhaft zu entrüſten und ſittlich-heroiſch zu gebaren, ſo lange der König nur zahme Deutſchinnen mit ſeiner allerhöchſten Gunſt behelligt hatte; denn dieſe Damen waren ja viel zu beſcheiden geweſen, mitregieren oder gar allein regieren zu wollen. Nun aber eine wilde Spanierin Coeur-Dame geworden und alle Anſtalten machte, Mitregentin oder gar Oberregentin zu werden, ja, nun waren Religion und Sitte, Kirche und Staat in

Gefahr, in Todesgefahr. Der Tugendzorn überkam die geſammte Dunklerſippſchaft in ganzen Schwaden, der alte Görres ſchob mit letzter Kraft ſeine Kapuze ſoweit zurück, daß die Jakobinermütze wieder deutlich darunter ſichtbar ward, und alle die hierarchiſchen Krebſe wurden, in ſittlicher Entrüſtung förmlich geſotten, brandroth. Die guten wären ſicherlich ſchwarz geblieben, wenn die regierende Spanierin wenigſtens im Sinne ihres berühmten Landsmannes, welcher im Jahre 1491 auf dem Schloſſe Loyola in der Provinz Guipuſkoa geboren ward, hätte regieren wollen. Aber dieſe ſpaniſche Fliege nahm ſich heraus, voltairiſch zu ſummen — anathema sit!

Die Miniſter weigerten alſo ihre Mitwirkung zur Baroniſirung und Grafung des „königlichen M“—ädchens und ſie thaten noch mehr. Sie reichten am 11. Februar 1847 ein „Memorandum“ ein, in welchem ſie dem Könige die Hölle gehörig heiß machten. Das Aktenſtück ſollte geheim bleiben und es iſt nicht wahr, wenn behauptet worden, die Herren hätten unter der Hand für die Bekanntmachung dieſer abſonderlichen „Stärkung des monarchiſchen Princips“ geſorgt. Bekannt iſt ſie trotzdem geworden; denn die Schweſter eines der Miniſter wußte ſich mittels eines Schlüſſeldiebſtahls das Dokument zu verſchaffen, nahm eine Abſchrift und theilte dieſelbe „im tiefſten Vertrauen“ einer Freundin mit. Wenn aber zwei Freundinnen ein Geheimniß wiſſen, ſo könnte, wie jedermann weiß, auf die Bewahrung deſſelben der Weltuntergang geſetzt ſein, es müßte und würde doch „im tiefſten Vertrauen“ weitergeſchwatzt werden. Des langen Memorandi kurzer Sinn war, der König hätte zu wählen zwiſchen einer „Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt iſt“, und ſeinen Miniſtern: entſchiede er ſich für jene, ſo böten ſie, die Miniſter, obzwar „mit gebrochenem Herzen“, ihre Entlaſſung an. Die Majeſtät, dazumal im Hochſtadium des Lolaſchwindels, war ganz in der Stimmung, als ein traveſtirter Richard der Dritte auszurufen: „Mein Königreich für Lola!“ und demnach bald ſchlüſſig, das widerſpänſtige Miniſterium zu entlaſſen. Am Abend des 13. Februars, wo dieſe Entlaſſung geſchah, ſoll der bethörte Greis heiter aufgeregt in den Salon der Señora getreten ſein mit den Worten: „Alle meine Miniſter hab' ich fortgejagt; das Jeſuitenregiment hat aufgehört in Baiern!“ Wogegen Abel, als man ihm berichtete, daß ſein Fall im Publikum mit Befriedigung aufgenommen worden ſei: „Man wird ſchon ſehen, was für ein Geſchmeiß nach mir kommen wird“.

Das „Geſchmeiß“ kam. An die Spitze des neuen Miniſteriums trat derſelbe hochgelehrte Herr von Maurer, welcher vor kurzem in einer Staatsrathsſitzung die Verleihung des Indigenats an Lola Montez als die „größte Kalamität“ bezeichnet hatte, welche Baiern treffen könnte, jetzt aber mit jenem „Wahrheitsmuth“, der bekanntlich die deutſchen Gelehrten auszeichnet, als Miniſter ſeine Gegenzeichnung des königlichen Erlaſſes, kraft deſſen die „achtbare Dame“ zur Gräfin von Landsfeld gemacht wurde, unweigerlich gab. Dieſer Biedermann ließ ſich und ſeine Herren Mitminiſter als die Herausführer einer „neuen Morgenröthe für Baiern“ ausposaunen. Es ging da aber nur die alte Bauernregel in Erfüllung: „Morgenroth, Abendkoth“. Das Miniſterium, ganz unfähig, etwas rechtes zu ſchaffen, gab ſich erbärmlicher Weiſe zu einem Kehrbeſen her, womit der rachſüchtige König, von Lola beſenert, das „Jeſuitenneſt“ an der münchener Hochſchule ausfegen wollte.

Man hatte damit angefangen, den talentvollen Nebeler Laſaulx, welcher in der griechiſchen Mythologie allenthalben latentes Chriſtenthum entdeckt haben wollte, allerhöchſtungnädig in Ruheſtand zu verſetzen, weil er im Senate der Univerſität eine Sympathiebezeugung für den geſtürzten Abel beantragt hatte. Da er ein beliebter Docent war, zogen die Studenten am 1. März in Scharen vor ſeine Wohnung und brachten dem gewaltſam Quieſcirten ein ſtürmiſches Vivat. Auf dieſes ließen ſie, in die Barrer Straße hinübergezogen, ein noch ſtürmiſcheres „Pereat, du Hu—mmel!“ folgen, und als Señora, ſolche bawariſche Serenade zu genießen, mit etlichen ihrer Geſellen am Fenſter erſchien und, etwas beſpitzt, wie ſie war, in ihrer Weiſe über das Spektakel ſich luſtig machte, da wurde der Krakeel zum Krawall. Dieſen zu dämpfen mußte man zur Abſperrung der Straße durch Linientruppen ſchreiten und zum Schutze des verhaſſten Hauſes ſelber eine zahlreiche Schar von Poliziſten und Gendarmen aufſtellen. Allein das alles war dem Könige noch nicht genug: er glaubte in eigener Perſon zum Schutze der „achtbaren Dame" herbeieilen zu müſſen, und ſo that er wirklich. Er kam zu Fuße aus der Reſidenz, ſchritt in gewohnter leutſeliger Manier grüßend durch die Menge, während Soldaten und Gendarmen das Gewehr vor ihm präſentirten, und verſchwand im Hauſe der „Achtbaren". Als er aber bei Einbruch der Nacht wieder herauskam und nach dem Schloſſe zurückging, wurde auch ihm ſein Antheil von der Serenade. In Wahrheit, es umſchollen ihn auf dieſem Kunſtliebhabergange Zurufe, die nicht geſchrieben, ſondern nur errathen laſſen werden dürfen, Epitheta ornantia, welche aus des Altbaierthums tiefſtem Gemüthe grobianiſch geſchöpft waren.

Die Antwort des Königs auf dieſe Adreſſe war, daß der erwähnte Kehrbeſen gegen das beſagte „Jeſuitenneſt" jetzt energiſch in Bewegung geſetzt wurde. Eine ganze Reihe von ultramontanen Kerzen wurde von ihren Leuchtern, d. h. von ihren Kathedern an der Univerſität brutal herabgeriſſen, entſetzt, verſetzt, zur Ruhe geſetzt. Es ſollte ein Licht angeſteckt werden in der ſeit 21 Jahren allerhöchſt ſo ſorgſam gepflegten bairiſchen Finſterniß, ein Licht, das an den phoſphorescirenden Gazellenaugen einer „achtbaren Dame und gefeierten Künſtlerin" entzündet worden war. Nachdem aber der Kehrbeſen Maurer-Zenetti-Zurhein ſeine Dienſte gethan, widerfuhr ihm, was verbrauchten Beſen zu widerfahren pflegt. Die Miniſter erwieſen der Störrigkeit des im Herbſte verſammelten Landtags gegenüber ihre ganze Unfähigkeit und erregten den allerhöchſten Zorn insbeſondere durch ihr Ungeſchick, zu verhindern, daß die Volksvertreter ſehr unliebſame Dinge zur Sprache brachten. Nach dem Schluſſe des Landtags im November fiel daher das Miniſterium. Die Herren Fürſt von

Wallerſtein, von Beiſler und von Berks wurden Miniſter. Der erſte ſoll es in der Abſicht geworden ſein, das Regiment der altgebackenen Tänzerin und neugebackenen Gräfin zu ſtürzen; vom zweiten weiß man nichts als den Namen, der dritte war ein erklärter Lolait vom trübſten Waſſer. Als großer Organiſator verrichtete er die Meiſterthat — es war ſeine einzige — für die Gräfin von Landsfeld eine ſtudentiſche Leibwache zu organiſiren, das Korps Alemannia, deſſen Daſein und Gebaren zu den heftigſten Reibungen und Zerwürfniſſen innerhalb der Studentenſchaft führte. Die ſtarke Mehrheit derſelben hielt zu den Ultramontanen, weil dieſe den „Lolamontanen“, wie der münchener Witz witzig genug die Anhänger der Tänzerin-Gräfin hieß, aufſätzig waren. Deſſhalb war es den Dunkelmännern leicht, das Leichenbegängniß des inmitten dieſes Satyrdrama's geſtorbenen Görres am 31. Januar von 1848 zu einer widerlolamontanen Demonſtration zu machen. Sie wurde verſtanden und Señora geruhte zu fulminiren: „Wenn das ſo fortgeht, werde ich machen, daß die Univerſität geſchloſſen wird“. Und ſie machte das, maßen König David wie Wachs war in den Händen Bathſeba's. Am 8. Januar gab es Tumult in der Ludwigsſtraße, entſprungen aus einer Studentenrämpelei, wobei der Senior der Alemannen mit dem blanken Dolche fuchtelte. Señora, zu deren ſpecifiſchen Liebhabereien derartige Auftritte gehörten, wagte ſich mitten in das Straßenſkandal. Allein der münchener Pöbel hatte keinen Reſpekt vor ihrer pfeifenden Reitpeitſche. Das „königliche M—“ädchen wurde, wo möglich, noch altbairiſcher empfangen als unlängſt der königliche Minneſänger und mußte, um vor Handgreiflichkeiten bewahrt zu bleiben, durch die Polizei in die Theatinerkirche gerettet werden. Am folgenden Tage aber hatte auf königlichen Befehl der Rektor Thierſch in der großen Aula zu verkünden, daß die Univerſität bis zum Oktober geſchloſſen ſei. Gerüchtweiſe hieß es auch, Señora wollte die Hochſchule überhaupt nicht mehr in München haben und dieſelbe ſollte daher nach Landshut verlegt werden.

Das hieß jedoch die münchener Bürgerſchaft da anfaſſen, wo die Menſchen am empfindlichſten ſind, an ihren materiellen Intereſſen, an ihrem Geldbeutel. Ganz in der Ordnung alſo, daß jetzt die ſittliche Entrüſtung der Bevölkerung von München über Donna Lola und die Lolamontanen den Siedepunkt erreichte und kreuzbrave Philiſter den Studenten erklärten: „Ihr müßt hier bleiben, ihr dürft nicht fort; wir wollen und werden euch ſchützen und die Vorleſungen müſſen wieder beginnen“. Geſagt, gethan. Große Bürgerdeputation vom Rathhauſe weg an den König zum angegebenen Zwecke, dazu als wirkſamer „Drucker“ große Maſſendemonſtration vor der Reſidenz. Der Inſaſſe derſelben mochte denken, was etliche Zeit nachher ein preußiſcher Miniſter ausſprach: „Der Starke weicht muthig zurück“ — und der Verſchluß der Univerſität wurde zurückgenommen, auch die Alemannia aus der Stadt verwieſen.

Damit war es aber nicht genug. Die guten Münchener hatten mit unbeſchreiblichem Erſtaunen gemerkt, wie leicht es ihnen geworden, den König zum nachgeben zu zwingen, „nicht ſchwerer als wenn man ein Seidel leert“. Mit dem Trinken ſteigerte ſich der Durſt. Auch die „mauriſche (maureriſche) Gräfin“ ſollte und mußte fort. Es rumorte revolutionär in allen den „Bräu's“ der Stadt und die Seideldeckel klapperten widerludwigiſch: „So darf es länger nicht fortgehen! — Wollen es nicht mehr dulden, daß der Schweiß des Landes an M—aitreſſen und Mitgeſindel vergeudet werde! Habt ihr die mauriſche Gräfin neulich im Theater geſehen? Hatte das Laſter einen Schmuck auf dem Leibe, deſſen Werth Kenner auf 60,000 Gulden ſchätzten. Und wie ein Feenſchloß iſt ihr Haus in der Barrerſtraße eingerichtet. Wer aber bezahlt das alles? Natürlich wir, wir armen Teufel“ — (die wir es höchſtens auf ein Dutzend Seidel oder anderthalb täglich bringen können). — „Ja, und alles muß nach der Geige der Tänzerin tanzen, Miniſter, Militär und Civil. — Ei freilich, und wie! Hat ſie doch auch alle gutkatholiſchen Profeſſoren von der Univerſität weggegeigt. — 's iſt zum lutheriſchwerden! — Ja wohl, auf das iſt's auch abgeſehen, wartet nur. — Nein, wartet nicht, ſag' ich, ſondern auf ſie! ſag' ich, und fort mit dem

L . . . . und wenn es nicht anders geht, auch mit dem Ludwig!“ — Man ſieht, der bezauberte Kunſtkönig mußte eifrigſt im Hopfengarten einer bairiſchen Revolution gearbeitet haben. Und er ließ von dieſer Arbeit noch nicht ab, bis die zur täglichen Tagesordnung gewordenen Krawalle in der Barrerſtraße einen ſo drohenden Charakter annahmen, daß Señora für gut fand, aus einer Stadt zu verſchwinden, wo man ihre Genialität ſo ſchnöde verkannte. Aber ſie verſchwand nur öffentlich und als mauriſche Gräfin, geheim und als Lola kehrte ſie noch zu verſchiedenen malen wieder, weil König David von Bathſeba nicht laſſen konnte und wollte.

Derweil fiel in das Gelärme dieſes in Iſar-Athen ſpielenden Satyrdrama's das Donnergeroll der in Paris angehobenen Februartragödie herein, einen Ton angebend, welcher auch jenem Drama ein in höherem Stile gehaltenes Finale hinzufügte.

König Ludwig hatte ſich unmöglich gemacht. Das Narrenwort: „Mein Königreich für Lola!“ wurde zu einer hiſtoriſchen Thatſache. Am 6. März ſah es ganz ſchwarzrothgoldig aus in den Straßen von München und erſchollen die Drohrufe: „Abdankung!“ und ſogar — grauſig zu ſagen — „Republik!“ Der König verſuchte vergeblich einen Paraderitt auf ſeiner längſt zur Schind- und Schandmähre gewordenen „Teutſchheit“, indem er eine Proklamation erließ, worin neben andern ſchönen Worten auch dieſe ſtanden: „Wie ich für die teutſche Sache denke und fühle, davon zeugt mein ganzes Leben. Baierns König iſt ſtolz darauf, ein teutſcher Mann zu ſein“. Um ſich aber von der Anſtrengung dieſes Paraderitts zu erholen, hatte er in der Nacht vom 8. auf den 9. März eine Zuſammenkunft mit der abermals heimlich nach München zurückgekehrten gazellenäugigen Lolita*). Dies ſchlug dem Bierfaſſe der Bawarengeduld den Boden aus. Der Drohruf „Abdankung!" wurde lauter und allgemeiner, König Ludwig erkannte ſeine Unmöglichkeit und entſchloß ſich, abzudanken, um ſo mehr, da, wie die Sachlage war, nicht daran gedacht werden konnte, in der alten Manier weiterzuregieren. Am 20. März dankte er ab zu Gunſten ſeines Sohnes Max und zwar mit den Worten: „Treu der Verfaſſung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freiſtaats Beamter geweſen, ſo gewiſſenhaft ging ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um".

---

*) Ob ſie bei dieſer Gelegenheit den König zum letztenmal geſehen, iſt nicht von Belang. Nach ihrer Vertreibung aus Baiern wandte ſich die „neue Meluſina“ zuerſt nach der Schweiz, wo aber natürlich kein Boden für ſie war. Dagegen erlebte ſie in England einen Nachglanz ihrer münchener Glorienzeit. Der Gardeleutnant Heald nämlich, Beſitzer von 15,000 Pfund

Es ſind im „tollen Jahre", wie männiglich weiß, viele, ſehr viele ungeheuerliche Phraſen losgelaſſen worden; aber daß dieſe ludwigiſche wohl die ungeheuerlichſte von allen war, wird jedermann zugeben müſſen.

Am Nachmittag des 20. Juni von 1848 zog Robert Blum in der Paulskirche zu Frankfurt die Moral des an der Iſar aufgeführten Satyrdrama's, indem er, gegen die Rechtsbodenjunker Vincke und Kompagnie gewendet, die Worte ſprach: „Es gab einen Staat in Deutſchland, der auch auf dem hiſtoriſchen Rechtsboden ſtand, auf Ihrem hiſtoriſchen Rechtsboden, welcher uns hier ſo oft vorgeführt wird. Dieſer Staat ward in ſeinen Grundveſten erſchüttert durch den Fuß einer Tänzerin!"

Rente, heiratete die „Gräfin" Landsfeld, um ſich durch dieſe Excentricität die Pforten des „Excentric Club" zu öffnen. Zwei Jahre ſpäter fand er es aber gerathen, ſich ſcheiden zu laſſen. Lola ging darauf nach Amerika, ſchrieb ihre Memoiren und hielt in verſchiedenen Städten der Vereinigten Staaten öffentliche Vorleſungen über ihre Abenteuer. Am 17. Januar von 1861 iſt ſie zu New-York in einer ſchlechten Kammer geſtorben, verrathen und verlaſſen von Leuten, welchen ſie Wohlthaten erwieſen hatte, mißhandelt von einer iriſchen Wärterin. Im übrigen war ſie, auf daß das Sprüchwort erfüllt und die Geſchichte vollſtändig würde, den „Spiritualiſten" in die Hände gefallen und eine vollendete Betſchweſter geworden.

I.

Die Entwickelung.

> Arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen; their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent. This principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded.
>
> Oliver Cromwell.

I.

Ein Kehraus.

1.

Im Sommerſchloſſe zu Neuilly war es, daß der König Louis Philipp eines Tages, nachdem er ein langes Zwiegeſpräch mit ſeinem Lieblingsminiſter Guizot geführt hatte, ſeinen Kopf in die Hände preſſte und voll Entmuthigung und Trauer ausrief: „Welches Wirrſal! Was für Stänkereien! Eine Maſchine, die immer auf dem Punkt iſt, auseinanderzufallen! In was für einer traurigen Zeit ſind wir zu leben verdammt!“ Ein andermal hat der König an demſelben Orte und zu derſelben Zeit — es muß im Jahre 1847 geweſen ſein, obzwar unſer Gewährsmann Guizot das Datum nicht genau angegeben — zu demſelben Miniſter geſagt: „Eine liberale Regierung iſt, eingeklemmt zwiſchen die abſolutiſtiſchen Ueberlieferungen und den Revolutionsgeiſt unſerer Zeit, ein ſehr ſchwieriges Ding. Es bedarf dazu einer gehörigen Anzahl von Männern, welche zugleich konſervativ und liberal ſind, und ſolcher Männer gibt es nicht genug.“

Inhaltsſchwere Worte, bedeutſame Geſtändniſſe fürwahr! Alſo der Meſſias des Juſtemilien-Glaubens verzweifelte an demſelben? Er fühlte, daß er ſeinen Thron auf Sand, auf weniger als Sand gebaut hätte? Auf ein Nichts nämlich, auf die ſinnloſe Hoffnung, daß es Menſchen geben könnte, eine „gehörige Anzahl“ ſogar von Menſchen, welche mit dem einen Fuße vorwärts und mit dem andern rückwärts gingen, und auf die noch ſinnloſere, ſolche Vor-Rück- und Rück-Vorwärtſer würden gegen die Revolution auf der einen und gegen die Reaktion auf der andern Seite das „Syſtem der richtigen Mitte“ zu halten wiſſen. Schwall und Rauch, umnebelnd Hilfeloſigkeit! Denn der kluge Rechner-König brachte ja als Facit einer ſiebzehnjährigen Herrſchaftsrechnung nur „Wirrſal und Stänkerei“ (confusion et gächis) heraus und ihm ſchwante, daß die ſo mühſam und künſtlich gezimmerte Maſchine der Bourgeois-Monarchie beim erſten kräftigen Stoß, den ſie zu befahren hätte, aus Rand und Band gehen müßte. Das erklärt vieles, wenn nicht alles in der Haltung oder Nichthaltung des alten Mannes während der Februarkataſtrophe.

Aber derſelbe alte Mann, welcher in lichten Augenblicken ſo klar ſah, fiel ſofort wieder in eine Verblendung zurück, die durch ſiebzehnjährige Erfolge hervorgerufen worden war, und gefiel ſich in einer Halsſtarrigkeit, welche durch Verweigerung kleiner Zubilligungen das glimmende Kohlenfeuer der Oppoſition zur revolutionären Flamme angeblaſen hat oder wenigſtens anblaſen half. Denn was forderte die vereinigte Oppoſition der dynaſtiſchen Linken und der republikaniſchen äußerſten Linken? Die Wahlreform, d. h. die Herabſetzung des Wählercenſus auf weniger als 200 Franken jährlichen Staatsſteuerbetrags, ſowie die Beſchränkung der Wählbarkeit von Staatsbeamten, von welchen die Deputirtenkammer wimmelte und deren pagodiſche Jaſagerei den blauen Dunſt des Konſtitutionalismus doch auch gar zu unerträglich blau erſcheinen ließ. Magiſter Guizot ſelbſt ſcheint um das Jahr 1846 mitunter von der Beſorgniß angewandelt worden zu ſein, daß es mit dem durch die Firma Louis-Philipp und Guizot betriebenen „gouvernement libre“, von welchem er in ſeinen Memoiren ſo viel und ſo ſelbſtgefällig ſchwatzt, nicht mehr zum beſten beſtellt und daß es demnach ſtaatsmänniſch ſei, wenn er dann und wann im Reformballſpiele der Oppoſition Konkurrenz machte. Deſſhalb ließ er in einer zu Liſieux im genannten Jahre an ſeine Wähler gehaltenen Rede die Phraſe los: „Die Oppoſition verſpricht euch die Reform; aber nur wir, die Konſervativen, ſind in der Lage, ſie euch zu geben.“ Ein ſogenannter Herr von Morny — eigentlich Flahaut, Spurius der weiland Titularkönigin von Holland Hortenſe Beauharnais, damals Deputirter und ein Vertrauter des Hofes — hatte es eilig, dem Könige zu ſagen, daß der Premierminiſter nun auch unter die Reformer gegangen ſei, und fügte hinzu: „Sire, wenn Eure Majeſtät das Verſprechen erfüllen will, welches Monſieur Guizot zu Liſieux gegeben hat, ſo wird es bei den nächſten Wahlen keine Oppoſition mehr geben.“ Worauf Louis Philipp, welcher gar wohl wußte, daß die Worte Guizots eben nur eine Wahlphraſe geweſen: „Was für ein Verſprechen? Die Wahlreform? Die Beſchränkung der Beamtenwählbarkeit? Bah! Sie kennen Frankreich nicht. Man kann es nur mit Beamten regieren.“

Aber kannte er Frankreich? Wußte er, was das Reformgeſchrei eigentlich zu bedeuten hatte? Hörte er den alten Revolutionskrater unter dem Julithron arbeiten? Nein, oder wenigſtens eben nur in ganz flüchtigen lichten Momenten.

Derweil gewannen die Angriffsſtöße der vereinigten Oppoſition an Kraft. Sie ſetzte über das ganze Land hin die „Reformbankette“ in Scene und fütterte ein heißhungeriges Publikum mit ſtimulirenden Tiraden. Die Bewegung nahm raſch zu an Umfang und Energie. Wenige, wenn überhaupt welche, ahnten das Ziel derſelben. Die vereinigte Oppoſition war ſehr ſchlecht zuſammengeleimt; die Monarchiſten darin hofften die Republikaner und dieſe hofften jene für Narren halten zu können. Einſtweilen hielt das Ding nothdürftig zuſammen und man beſchloß, brüderlich zu bankettiren. Leute von reizbarem Nervenſyſtem wollen freilich — ihrer eigenen Bezeugung zufolge — ſchon zu Ende des Mai von 1847 die bevorſtehende Februareruption vorausempfunden haben. Zur genannten Zeit hatte in der Wohnung von Odilon Barrot eine Zuſammenkunft ſtatt, um das gemeinſame Programm für das Reformbankett im Chateau-Rouge in Paris zu entwerfen, welches dann am 9. Juli von 1847 gefeiert wurde und zum bankettiren im ganzen Lande das Signal gab. Die radikalen Programmatiker Carnot, Pagnerre, Bieſta, Laboulaye und Garnier-Pagès gingen mitſammen von Barrot weg, und als ſie, auf dem Boulevard beim Miniſterium des Auswärtigen angelangt, ſich trennen wollten, ſagte Pagnerre: „Meiner Treu, ich hoffte nicht, daß die Leute von der dynaſtiſchen Linken unſere Vorſchläge ſo raſch und vollſtändig annehmen würden, wie ſie gethan haben. Sehen denn dieſe Herren nicht, wohin das führen könnte? Ich für meine Perſon ſehe das freilich auch nicht deutlich; allein ich denke, wir Radikalen brauchen uns darüber nicht zu ängſtigen.“ Darauf will Garnier-Pagès entgegnet haben: „Seht ihr den Baum da? Nun wohl, grabt das Datum des heutigen Tages in die Rinde deſſelben! Denn was wir heute beſchloſſen haben, iſt nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution.“

Aktenmäßig ſteht feſt, daß das Vorgefühl einer herandrohenden Kriſis ſelbſt in der königlichen Familie rege geweſen; wenigſtens unter den jüngeren Mitgliedern derſelben. „Lieber Tan“, ſchrieb Louis Philipps dritter Sohn, der Prinz von Joinville, in der Familie vertraulich Hadſchi genannt, vom Borde ſeines Flaggenſchiffes „Le Souverain“ am 7. November von 1847 aus der Bucht von Spezzia an ſeinen Bruder, den Herzog von Nemours, mit dem familiären Spitznamen Tan — „lieber Tan, ich ſchreibe dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereigniſſe mich ſchwer beunruhigen. Es ſcheint mir unvermeidlich, daß der unnatürliche Zuſtand Frankreichs, welcher die konſtitutionelle Fiktion verſchwinden machte, in der bevorſtehenden Sitzung der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Miniſter mehr, denn ihre Verantwortlichkeit iſt eine Null. Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück (tout remonte au roi). Derſelbe iſt auf einer Altersſtufe angelangt, wo man keinen Bemerkungen mehr zugänglich. Gewohnt, zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiere. Seine unermeſſliche Erfahrung, ſein Muth, alle ſeine großen Eigenſchaften verleiten ihn, der

Gefahr kühn zu trotzen; allein die Gefahr iſt deſſhalb nicht weniger groß . . . . Unſere Lage iſt ſchlecht. Im Innern ein Finanzzuſtand, welcher nach ſiebzehn Friedensjahren keineswegs ein glänzender iſt, und auch nach außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch ebenſo nöthig als leicht geweſen wäre, der Eigenliebe unſeres Landes etliche von jenen ihr ſo theuren Befriedigungen zu verſchaffen, mittels welcher man die Aufmerkſamkeit der Franzoſen von bedenklichſten inneren Schäden ablenkt. Die ſpaniſche Geſchichte (la campagne espagnole) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treuloſigkeit verſchafft*). Von England getrennt zur Stunde, wo die italiſche Bewegung anhob, konnten wir uns daran nicht thätig und in einer Weiſe betheiligen, welche unſer Land entzückt (séduit) und uns wieder in Einklang mit den Principien geſetzt hätte, welche wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer etwas ſind. Wir wagen es nicht, uns gegen Oeſtreich zu kehren, aus Furcht, England möchte ſofort eine neue heilige Allianz gegen uns ſtiften. Dieſes alles iſt das Werk des Königs allein, iſt das Reſultat des Alters eines Königs, welcher regieren will und doch nicht mehr die Kraft beſitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Dieſe unglückſeligen ſpaniſchen Heiraten! Wir haben die Hefen ihrer Bitterkeit noch lange nicht geleert . . . . Alles zuſammengerechnet, ſtehen wir ſo:

---

*) Der Prinz von Joinville war alſo hinſichtlich der ſpaniſchen Heiraten ganz anderer Anſicht als Monſieur Guizot, welcher im 8. Bande ſeiner „Mémoires“ dieſer „ſpaniſchen Geſchichte“ als ſeines größten Meiſterſtückes von diplomatiſcher Kunſt ſich rühmt. Dieſe Memoiren ſind überhaupt durchgehends nur eine breite und höchſt ſelbſtgefällige Apologie der Don-Guizoterie und als geſchichtliche Quelle nur ſehr vorſichtig zu gebrauchen. Was für eine Vorſtellung von hiſtoriſcher Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit muß ein Menſch gehabt haben, welcher, wie Guizot gethan (Mém. VIII, 126), die Schamloſigkeit begehen konnte, die ſpaniſchen Bourbons als eine „glorieuse famille“ zu preiſen! Dieſe Philipp V., Ferdinand VI., Karl IV., Ferdinand VII., dieſe Marien Luiſen, Chriſtinen, Iſabellen, dieſer Weichſelzopf von Sodomitern, Tollhäuſlern, Kretinen, Tigern und Meſſalinen, eine hübſche „glorreiche Familie“ fürwahr!

— Im Innern zerrüttete Finanzen; nach außen genöthigt, zu wählen zwiſchen einer demüthigen Abbitte bei Palmerſton oder der Schmach, gemeinſam mit Oeſtreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unſere Principien und gegen unſere natürlichen Bundesgenoſſen zu kämpfen. An alledem iſt der König ſchuld, der König allein, welcher unſere verfaſſungsmäßigen Einrichtungen gefälſcht hat (qui a faussé nos institutions constitutionnelles). Du wirſt mir verzeihen, daß ich alſo von dem Vater ſpreche: du weißt ja, wie ſehr ich ihn achte und liebe. Aber es iſt mir unmöglich, des Blickes in die Zukunft mich zu enthalten, und dieſe flößt mir Schrecken ein."

Zwei Monate und etliche Tage nach der Niederſchreibung dieſes Briefes erließ aus Anlaß des Todes der Prinzeſſin Adelaide, Schweſter des Königs der Franzoſen, Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, der „Geiſtreiche", an Louis Philipp eine Beileidsepiſtel, aus welcher das pariſer Blatt „La Semaine", am 31. Januar von 1848 dieſe Stelle mittheilte: — „Sire! Sie ſind der Schild der europäiſchen Monarchieen; Sie ſind der von der Vorſehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Geſellſchaft auf ihren alten, erſchütterten Grundlagen neu zu befeſtigen. Möge Gott Eure Majeſtät zum Heile Frankreichs und zum beſten Europa's noch lange leben laſſen! Das iſt mein heißeſter Wunſch."

Dieſe zwei Aktenſtücke zeichnen ſcharf und klar die Situation des „Bürgerkönigthums" auf der Schwelle vom Jahre 1847 zum Jahr 1848. Sein eigen Fleiſch und Blut verdammte die großen Fehler und ſchweren Sünden, welche Louis Philipp begangen hatte: der Sohn ſprach dem Vater das Urtheil. Dagegen beweihrauchte ein gekrönter Schwärmer für das „göttliche Recht" der Könige den von den Grundſätzen der Freiheit und Vernunft Abgefallenen, den Zögling und Verehrer Voltaire's, welcher mit den Jeſuiten gemeinſame Sache gemacht hatte. Der Sohn Egalité's, der „Uſurpator" von 1830, welchen damals Car Nikolaus in ſeinem Hochmuth für einen Lump und Schubiak angeſehen und als ſolchen behandelt hatte, war demnach jetzt vom Abſolutismus zu Gnaden angenommen.

Ja, das zeichnet vollſtändig die Sachlage! Die Juli-Monarchie war reif zum Untergange und der Vernichtungsſpruch gefällt. Sehen wir zu, wie er ſich vollzog.

2.

Als Karl der Zehnte am 2. März von 1830 ſeine letzte Thronrede hielt, ſagte er darin: „Wenn eine ſtrafbare Agitation meiner Regierung Hinderniſſe in den Weg werfen ſollte, ſo würde ich die Kraft, dieſelben zu überwinden, in meiner Entſchloſſenheit, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, im gerechten Vertrauen der Franzoſen und in der Liebe finden, welche ſie zu jeder Zeit für ihren König an Tag gelegt haben.“ Als Louis Philipp am 27. December von 1847 ſeine letzte Thronrede hielt, ſagte er darin: „Inmitten der Agitation, welche durch feindſelige oder blinde Leidenſchaften genährt wird, beſeelt und kräftigt mich die Ueberzeugung, daß wir in der konſtitutionellen Monarchie, im einigen Zuſammenwirken der großen Staatsgewalten ein ſicheres Mittel beſitzen, alle durch jene Leidenſchaften geſchaffenen Hinderniſſe zu überwinden und den moraliſchen und materiellen Bedürfniſſen unſeres lieben Vaterlandes Befriedigung zu verſchaffen.“

Die große Ironikerin Hiſtoria braucht als Prämiſſen bloß ſolche Thatſachen zuſammenzuſtellen, um ihre Zuhörer zu der uralten und ewigjungen Schlußfolgerung gelangen zu laſſen: Eitelkeit der Eitelkeiten! Wie zuverſichtlich ſprachen die beiden Könige faſt mit denſelben Worten von der Ueberwindung der Hinderniſſe, welche eine ſtrafbare Agitation ihnen bereitete, und kurz nach ſolchem ſprechen war der eine wie der andere vom Sturmodem der Revolution nach England hinübergeblaſen, welke, vom Baume der Weltgeſchicke gewirbelte Blätter.

Vom 22. Januar bis zum 12. Februar von 1848 rumorte und raſaunte im Sitzungsſale der Deputirtenkammer im Palais Bourbon die Adreſſedebatte. Ein koloſſaler Schwatz! Alle Helden, Halunken und Hannswurſte der Tribüne arbeiteten im Schweiße ihrer Angeſichter, das Publikum zu unterhalten und zu amüſiren. Die ſervile Mehrheit, d. h. die Guizotiſten um jeden Preis, hielten beſonders darauf, daß in der Antwortsadreſſe auf die Thronrede echohaft geſagt würde: „Die Agitationen, welche durch feindſelige Leidenſchaften oder blinde Begehrlichkeiten entfacht werden“ — und ſetzten dieſe der Oppoſition zugedachte Ohrfeige mit 223 gegen 18 Stimmen durch, weil die Oppoſitionsdeputirten ſich in Maſſe der Abſtimmung enthielten. Guizot hatte im Verlaufe der Debatten ausdrücklich erklärt, daß die Regierung die Wahlreform verwärfe und ihre bislang eingehaltene konſervative Politik beibehalten würde. Der Miniſter des Innern, Duchatel, hatte ſeinerſeits angezeigt, daß er auf Grund eines Geſetzes von 1790 die Reformbankette zu verbieten beabſichtigte. Das hieß den parlamentariſchen Oppoſitionmachern zwar nicht an die Seele, aber an noch theureres greifen, nämlich an die Zunge. Des Schwatzes ſüßer Gewohnheit ſollten ſie entſagen? Nimmermehr! Zweiundneunzig Deputirte erklärten am 18. Februar, daß ſie die Einladung zu einem großen Reformbankette annähmen, welches vom Wahlkomité des 12. Arrondiſſements von Paris angeordnet worden war und am 22. Februar zu Chaillot jenſeits der elyſäiſchen Felder unter einem großen Zelte ſtatthaben ſollte.

Alſo wirklicher und wahrhaftiger Widerſtand? Und nicht nur paſſiver, ſondern ſogar ein Loth von aktivem? Kühn das für parlamentariſche Schwätzer und Klätſcher, übermäßig kühn; nicht nur verwegen, ſondern auch verwogen, ſo zu ſagen. Freilich, zu weit darf man den parlamentariſchen Heroismus nicht treiben, denn das wäre unſchicklich und könnte den ganzen konſtitutionellen Hokuspokus kompromittiren. Guizot kannte ſeine Helden, Halunken und Hannswurſte der Tribüne ſehr gut und ließ daher den Polizeipräfekten Deleſſert

Namens des Miniſteriums mittels Maueranſchlags vom 21. Februar das angeſagte Reformbankett einfach verbieten; natürlich in herzlicher Uebereinſtimmung mit dem Könige, welchen der Reformbankettſchwindel auch perſönlich verdroſſen hatte, maßen bei dieſen Tiſchredeübungen der offizielle Toaſt auf die Majeſtät entweder gar nicht ausgebracht, oder, wenn ausgebracht, mit eiſigem Schweigen aufgenommen worden war. Wie beantwortete nun die parlamentariſche Oppoſition die an ſie gerichtete Herausforderung? Mit Nachgeben, verſteht ſich. Die Herren verſammelten ſich bei Odilon Barrot. Der erſte Redner Frankreichs, Monſieur Thiers, war auch da. Derſelbe lebte bekanntlich der Ueberzeugung, daß ein großer General in ihm ſtäcke, und weil er, wie es ſcheint, Strategik und Taktik im „Hudibras“ ſtudirt hatte, dachte er mit dem Helden Butlers:

„Wer flieht, kann wieder ins Gefecht,
Wer bleibt und fällt, der kann das nicht;
Drum wer da weicht zur rechten Zeit,
Iſt in der Kriegskunſt ſchon ſehr weit —“

und beantragte, daß man vom Bankett wegbleiben ſollte. Angenommen! Von den etlichen 90 anweſenden Deputirten verweigerten nur 18 ihre Zuſtimmung; darunter Dupont de l'Eure, Lamartine und Marie. Die Bankettkommiſſion ſtellte ihre Vorbereitungen ein und ließ die ganze Sache fallen. Statt des Banketts zu Chaillot fand am 22. Februar im Palais Bourbon die harmloſe Demonſtration ſtatt, daß 22 Deputirte den Vorſchlag, das Miniſterium ſeiner innern und auswärtigen Politik halber in Anklage zu verſetzen, auf das Bureau niederlegten.

Guizot triumphirte und richtete ſich wieder zur ganzen Höhe ſeiner Steifleinenheit auf; um ſo mehr, da ihm der Kriegsminiſter, General Trezel, den Nachweis an die Hand gegeben, daß man auf alle Vorkommniſſe hin nicht weniger als 31,000 Mann Truppen mit 5370 Pferden in Paris ſchlagfertig zur Verfügung hätte. Die Möglichkeit, dieſer Streitkräfte ſich bedienen zu müſſen, dämmerte nämlich doch ſchon im Laufe des 21. Februar auf und nahm dann am folgenden Tage ſo beſtimmte Umriſſe an, daß unbefangene Beobachter der Meinung waren, es bedürfte nur eines zündenden Funkens, um Paris in Feuer zu ſetzen; ſo aufgeregt ſeien die Geiſter*).

An dieſem Dienſtag, dem 22. Februar, gab es allerdings, wie Guizot bezeugt, vorerſt noch mehr nur Gelärm als Handlung („d'agitation plus que d'action"); jedoch war, bei näherem Zuſehen, der Uebergang der Bewegung vom Parlamentariſchen zum Volksmäßigen ſchon geſchehen. Der konſtitutionelle Kammerzank hatte ſich unverſehens in eine populäre Streitfrage verwandelt und hinter dem Oppoſitionsgaukelſpiel tauchte ſchon der Emeute-Ernſt auf. Der Tag war trüb und regneriſch, aber trotzdem begann unter den Schädeldecken der Bevölkerung von Paris die Erinnerung an die Juni-, Juli- und Auguſttageglut ihrer früheren Revolutionen wach zu werden. Maſſenanſammlungen auf den Straßen und Plätzen, Umgeben des „A-bas-" Geſchrei's. Gegen Abend zu wurde der Ruf: „Nieder mit Guizot!" artikulirter und drohender. Um die Madeleine her ungeheures Gewühl, in der Allee Marigny und in den Champs-Elyſées das Ausbrennen in Brand geſteckter Wachthäuſer. Noch nirgends Kampf zwiſchen Volk und Truppen; aber allerwärts eine tiefe und ausdauernde Gährung.

Im Schloſſe war man derweil guter Dinge, wenigſtens war es der König. Als am Dienſtagsvormittag der Miniſter der öffentlichen Arbeiten, Monſieur Jayr, in das königliche Kabinett trat, kam ihm Louis Philipp mit freudehellem Geſicht („le visage rayonnant") entgegen. „Ah, Sie kommen, mir Glück zu wünſchen? In der That, die Sache macht ſich gut! Sie wiſſen, die Herren von der Oppoſition haben auf das Bankett verzichtet. Sie ſind, freilich ein wenig ſpät, zur Einſicht gekommen, daß ſie ein großes Spiel ſpielen würden. Die ganze Geſchichte wird unſerer Kammermajorität neue Stärke verleihen.“ — „Sire, die Lage iſt noch immer ſehr ernſt. Auf meinem Wege hierher ſah ich eine Maſſe Bluſenvolkes auf beiden Seineufern nach dem Konkordeplatze ſtrömen. Die Vorſtädte haben augenſcheinlich ihren Vortrab in Bewegung geſetzt. Wir werden, wenn nicht eine große Schlacht, doch einen tüchtigen Aufruhr haben und müſſen uns bereithalten.“ — „Ganz recht, Paris gährt, warum ſollte es auch nicht? Aber dieſe Gährung wird ſich von ſelber legen. Nach dem Kleinbeigeben (lâche-pied) der Herren von der Oppoſition kann die Unordnung unmöglich größere Verhältniſſe annehmen. Im übrigen ſind, wie ſie wiſſen, alle nöthigen Veranſtaltungen getroffen“ .... Am Abend fand ein anderer Miniſter, Duchatel, den König noch in derſelben zuverſichtlichen Stimmung, dagegen die Königin Marie Amelie in unruhiger und beſorgnißvoller.

---

*) Depeſche Delley's vom 22. Februar: „Il ne faudrait qu'une étincelle pour mettre Paris en feu, tant les esprits sont montés." S. B. A. In derſelben Depeſche ſpricht der ſchweizeriſche Diplomat die Befürchtung aus, daß ein gewaltſamer Zuſammenſtoß ſtattfinden werde; aber auch ſeine beſtimmte Ueberzeugung, daß die Regierung die Oberhand behalten würde.

Die Nacht über wuchs die Bewegung bedeutend, an Höhe, an Tiefe, an Umfang. Der Faubourg Saint-Antoine, der alte Hauptrekrutirungsplatz der Revolution, war maſſenhaft auf den Beinen. Der Kammerliberalismus hatte ſich unſichtbar gemacht, aber der Radikalismus that ſein Rüſtzeug an und dem Republikanismus ging eine Hoffnung auf; eine ſchwache vorerſt noch, aber doch eine Hoffnung. Gegen 10 Uhr Vormittags hatte das Kochen und Sieden, Wallen und Brauſen der Gährung ſehr bedrohlich zugenommen, ſo bedrohlich, daß das Barometer der Zuverſicht in den Tuilerien ſchon im fallen begriffen war. Auch im Palais Bourbon, wo Guizot mit etlichen ſeiner Kollegen der Kammerſitzung anwohnte. Hier erfuhr er, was ihn erſchrecken mußte: nämlich, daß die Nationalgarde von Paris in ihrer Mehrheit nicht nur unzuverläſſig, ſondern ſogar feindlich, d. h. reformluſtig ſei und daß dieſe Stimmung in den Reihen der Bürgerwehr um ſo entſchiedener ſich kundgäbe, als die konſervativen Elemente derſelben dem Rufe der Apelltrommeln nur ſpärlich und verdroſſen gehorcht hätten. Der Premier hatte den Eindruck dieſer Neuigkeit noch nicht verwunden, als ſein Amtsgenoſſe

Duchatel kam, um ihn eiligſt nach dem Schloſſe zu holen. Auf der Fahrt dorthin äußerte Duchatel, der König hätte ihm ſo eben mitgetheilt, er werde von allen Seiten mit dem Rath angegangen, das Miniſterium zu wechſeln, um der Kriſe ein Ende zu machen; daß er ſich aber dazu nicht entſchließen könne. „Die Königin — fuhr der Miniſter des Innern Guizots Bezeugung zufolge fort — die Königin kam, gefolgt von dem Herzoge von Montpenſier, in das Kabinet des Königs. Sie war ſehr aufgeregt. Herr Duchatel, ſagte ſie zu mir, ich kenne die Hingebung Guizots für den König und für Frankreich. Wenn er dieſe Hingebung zu Rathe zieht, wird er keinen Augenblick länger Miniſter bleiben wollen. Sage doch nicht ſolche Sachen, liebe Freundin, bemerkte der König; wenn Herr Guizot es hörte! Worauf die Königin: Das will ich ja gerade. Ich werde es ihm ſelber ſagen; ich ſchätze ihn zu ſehr, als daß ich nicht glauben ſollte, er würde mich verſtehen.“ Bei ſothanen Umſtänden hatte es Duchatel gerathen gefunden, den Premier herbeizuholen.

Es war $2^1/_2$ Uhr, als die beiden Miniſter beim Könige eintraten, wo ſie auch die Königin und die Herzöge von Nemours und Montpenſier vorfanden. Louis Philipp ſetzte die Sachlage auseinander, ſprach von dem Ernſte derſelben, noch mehr von ſeinem, ohne Frage aufrichtigen Wunſche, das Miniſterium beizubehalten, und von dem Bedauern, daſſelbe entlaſſen zu müſſen. „Ich möchte lieber abdanken“, fügte er hinzu. Das gefiel der Königin ſchlecht. „So etwas ſollſt du nicht ſagen — bemerkte ſie — du gehörſt nicht dir an, ſondern Frankreich.“ Worauf der König: „Das iſt wahr; ich bin viel unglücklicher daran als die Miniſter, ich kann meine Entlaſſung nicht nehmen.“ Guizot merkte, und es gehörte nicht eben ein feiner Merker dazu, daß das ganze Gerede nur den Sinn habe: Macht, daß ihr fortkommt! Allein der Miniſter hielt ſich für das Heil Frankreichs mindeſtens ebenſo unentbehrlich wie Louis Philipp ſelber und machte daher bemerklich, daß das Miniſterium, falls der König feſt zu demſelben ſtände, ſich wohl getraute, den Kampf mit dem Aufruhr erfolgreich durchzuführen. Es zog nicht, denn Louis

Philipp ſtand zu dieſer Stunde ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Frau, welche wähnte, mittels einer Aenderung des Miniſteriums könnte und würde der Sturm beſchworen werden. Das verlegene Hin- und Herſprechen endigte damit, daß der König mit der Erklärung herausging, er werde den Grafen Molé rufen laſſen, um denſelben mit der Bildung eines neuen Miniſteriums zu betrauen.

Das Gewitter einer Revolution in vollem Aus- und Losbruch und als Beſchwörer deſſelben ein Graf Molé! Ein wahrhaft kindiſcher Einfall, vollends in dem Gehirn eines Mannes, welcher ſchon zwei Revolutionen erlebt hatte.

Guizot begab ſich aus dem Schloſſe nach dem Palais Bourbon zurück und zeigte der Kammer an, daß das Miniſterium entlaſſen und Graf Molé berufen ſei, ein neues zu bilden. Dieſe Senſationsnachricht machte die Mehrheit in wilden Tumult ausbrechen. Die „Korrupten“ wollten von dem geliebten Profeſſor der Korruptologie nicht laſſen, und da Louis Philipp in der Kammermehrheit den wahren und einzig richtigen Ausdruck der Geſinnung und Stimmung Frankreichs erblickte, ſo war er Abends 4 Uhr wieder halb und halb entſchloſſen, das Miniſterium Guizot, welches unterdeſſen zu amten fortfuhr, zu behalten. Zwei Stunden ſpäter war man in den Tuilerien dahin gebracht, daß man es für eine Nothwendigkeit anſah, dem verhaſſteſten, aber, wie man wähnte, entſchloſſenſten und unbeſiegbarſten der Generale, dem Marſchall Bugeaud, den Oberbefehl über ſämmtliche in Paris vorhandenen Streitkräfte zu geben. Denn im Verlaufe des Tages war die Aufregung mehr und mehr zur Erhebung in Waffen geworden und hatte unter den Klängen von Rouget de l'Isle's ewigem Zauberliede der Revolutionstanz begonnen. Die Leichenernte des Tages war nicht unbeträchtlich, der Blutzehnte nicht gering: aber aus dem abſcheulichen Pulverdampfe des Bürgerkrieges blitzte da und dort ein Lichtſtral hervor, welcher Zeugniß gab, daß im Menſchen- und Völkerdaſein Augenblicke vorkommen, welche glauben machen könnten, das arme Geſchöpf Menſch ſei doch etwas mehr als ein „zweibeiniges, ungefiedertes, nothdürftig gezähmtes

Thier“. Ein Wachthaus war nach hartnäckiger Gegenwehr der Soldaten und wiederholtem verluſtvollem Anſturm durch eine Schar von Bluſenleuten genommen worden. In der erſten Erhitzung wollten die Sieger ihre ſämmtlichen Gefangenen über die Klinge ſpringen laſſen. Doch legte ſich der Kampfzorn raſch und die Barbarei unterblieb. Einer der Proletarier jedoch fuhr noch zu toben fort. „Man hat mir meinen Bruder umgebracht — ſchrie er — ich muß dafür wieder einen umbringen!“ Worauf ein Kamerad von ihm: „Aber wen könnteſt du denn umbringen, der nicht auch dein Bruder wäre?“ Es iſt ſehr die Frage, ob jemals unter einem Purpurmantel ein Wort hervorgegangen, das dieſem unter einer Bluſe hervorgegangenen gleichkäme. Ueberhaupt iſt — nur Schalke und Schelme können das beſtreiten — die Februarrevolution von einer beiſpielloſen Großmuth geweſen. Die Reaktion freilich hat ihr dieſe Großmuth übel vergolten, wie das eben der Reaktion Natur und Art. Man muß doch die Wiederaufrichtung von Thron und Altar mit Darbringung von Menſchenopfer-Feſthekatomben verherrlichen: ſo verlangt es die Etikette, ſo will es das Ritual.

Zur Abendzeit hatten Louis und Graf Molé ein Pourparler mitſammen, das zu keiner Verſtändigung führte, weil der König ſelbſt das Minimum von Reform, welches der Graf zur Vorbedingung ſeines Eintrittes ins Miniſterium machte, nicht zugeſtehen wollte. Derweil hatte ſich aber die Nachricht vom Sturze Guizots und ſeiner Kollegen in der Stadt verbreitet und allgemeine Freude hervorgerufen. Das alte und ewige Kind, das Volk, läßt ſich ja ſo leicht ſchweigen und ſchwichtigen, ſogar mit Mondſchein im Waſſer. Der Kampf hatte allenthalben aufgehört, Paris illuminirte, Hunderttauſende wogten fröhlich und lachend durch die Straßen und Bourgeois und Proletarier, Nationalgarde und Linie, Männer und Frauen tauſchten miteinander den jubelnden Friedensgruß: „Vive la réforme!“ Auf den Boulevards wandelt, wimmelt und wuſelt es ameiſenwuſelig. Eine Kolonne von Bluſen, welche den Tag über die Barrikaden im Quartier Saint-Martin vertheidigt hatten, kam vom Vendomeplatz der und traf bei der Ausmündung der Rue de la Paix auf den Boulevard mit einer andern zuſammen. Vereinigt zogen die beiden Scharen unter Anſtimmung der Marſeillaiſe die Boulevards hinab bis zur Ausmündung der Rue Neuve Saint-Auguſtin, wo der Zug ſtockte und ſich ſtaute, weil ein daſelbſt zum Schutze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten im Viereck aufgeſtelltes Soldatenbataillon den Weitermarſch hemmte. Hier, vor Guizots Wohnung alſo, geſchah um 9 Uhr Abends das Unaufgeklärte und wahrſcheinlich Unaufklärliche, welches die Reformfeier in eine Revolution verwandelte.

Die Spitze der Volkskolonne, von dem Bürgerwehrleutnant Schumacker geführt, wird von der nachſchiebenden Maſſe hart an das Bataillon herangedrängt. „Kommandant — ſagt Schumacker zu dem zu Pferde vor der Front haltenden Oberſtleutnant Courant — laſſen Sie uns durch; unſere Abſichten ſind friedlich. Sie ſehen, wir können unmöglich umkehren, weil die Menge uns von hinten drängt.“ Worauf der Offizier: „Sie haben gut reden. Ich habe beſtimmten Befehl, niemand hier durchzulaſſen.“ Das Pferd ſcheut vor den wehenden Fahnen und ſprühenden Fackeln, ſein Reiter lenkt es daher in das Viereck hinein, und da er ſieht, daß die vorderſte Reihe ſeiner Leute durch die andrängende Maſſe in Unordnung gebracht wird, ſchreit er: „Grenadiere, fällt das Bajonnett!“ Die Gewehrläufe ſenken ſich und auf der äußerſten Linken der Linie geht ein Schuß los; ob aus Zufall oder aus Abſicht, kein Menſch wußte oder weiß es zu ſagen*). Aber dieſer Schuß gab das Signal zu einem Bataillonsfeuer, welches 33 Menſchen todt und 47 verwundet auf das Pflaſter niederwarf, zur Verzweiflung des Kommandanten Courant, zur Beſtürzung der Soldaten, welche dem Anreiz eines paniſchen Schreckens nachgegeben hatten.

---

*) In der dickleibigen Sammlung von Lügen über die Februarrevolution — welche Sammlung auch der Phantaſt Lamartine durch ſein romanhaftes Buch beträchtlich anſchwellen machte — iſt zu leſen, daß der Republikaner Charles Lagrange den verhängnißvollen Schuß gethan, ein Piſtol auf die Soldaten losbrennend. Selbſt Guizot verſchmähte es, von dieſer ſchlecht erfundenen Legende beſtimmten Gebrauch zu machen. Er ſagt (Mém. VIII. 590): „Personne n'ignore l'événement (je ne décide pas s'il faut dire fortuit ou criminel) qui éclata à neuf heures du soir, sur le boulevard, devant l'hôtel des affaires étrangères.“

Die furchtbare Wirkung dieſer plötzlichen Metzelei iſt weltbekannt. Von dem blutbeſudelten Boden vor Guizots Wohnung erhob ſich der Rachegeiſt in die Lüfte, auf Rieſenfittigen über Paris ſich hinſchwingend, und von Stund' an folgten ſich die Ereigniſſe mit ſo überſtürzender Haſt, daß der Julithron bereits umgeſtürzt und der Bürgerkönig ſchon auf der Flucht war, als man in dieſem oder jenem Quartier der Stadt noch von weiter nichts wußte als von der Berufung des Grafen Molé*).

3.

Die Uhr des Pavillon de l'Horloge ſchlägt 1 Uhr, die erſte Stunde des 24. Februar von 1848. Die Nacht iſt froſtig und finſter, aber der Widerſchein von Myriaden Gaslichtern macht die über Paris hängende Dunſtmaſſe weißlich ſchimmern. Der alte Königspalaſt, welcher ſchon ſo viele Schickſalswechſel geſehen, dieſe Tuilerien, worin Ludwig der Vierzehnte den Abſolutismus inthroniſirt, Maria Antoinette intrikirt, der Konvent vulkaniſirt und Napoleon deſpotiſirt hatte, ſie zeigen auch zu dieſer Stunde wieder in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeſchreiblich Ungewöhnliche, Unruhige, Haſtvolle und Bängliche, welches den Kataſtrophen von Herrſchern und Staaten voranzugehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windſtrom dem Gewitter voranwallt.

---

*) In einer Depeſche Delley's, die um 2 Uhr Mittags am 24. Februar geſchrieben wurde, heißt es: „Je me trouve tellement emprisonnés par les barricades et la masse de populace qui encombre toutes les rues qu'il est impossible d'aller voir ce qui se passe. Le fait est que le roi a fait appeler Mr. le comte de Molé, pour le charger de composer une nouvelle administration et que les ministres actuels restent au pouvoir jusqu'au moment ou le ministère nouveau soit formé." E. A. V.

Die Wachtpoſten ſind an allen Ecken und Enden verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes iſt geſchloſſen. Der ganzen Vorder- und Hinterſeite des Schloſſes entlang iſt in allen Stockwerken eine Menge von Fenſtern erhellt und man ſieht in den Korridoren des Erdgeſchoſſes, wie droben in den Manſardengängen, eilende Lichter kommen, verſchwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein ſummendes Getöſe, nur noch mühſälig gedämpft durch den beſchwichtigend erhobenen Finger der Aja Etikette; ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Allenthalben ins Längliche oder auch ſchon ins Lange und Längſte gezogene Geſichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüſter, Gewiſper und Geziſchel. Ein Unheimliches ſchreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch iſt dieſes Schreiten nur ein Schlurfen, aber bald wird es ein Dröhnen ſein.

Kriegeriſche Zurüſtungen rings um den Palaſt. Längs der Rue Rivoli eine Kolonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwiſchenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Kavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais-Royal vorgeſchoben. Der Quai entlang der Seine, ſoweit die Tuilerien ſammt dem Louvre reichen, ebenfalls wohlbeſetzt. Auch hier zwiſchen dem Fußvolk Artillerie, beſonders an den Punkten, wo ſich die drei Brücken Pont Royal, Pont du Karrouſel und Pont des Arts auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zuſehen könnte man in der Haltung der Truppen eine gewiſſe Schlaffheit und Verdroſſenheit bemerken: hatten ſie doch ſchon ſeit nahezu 48 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebſamen Dienſt gethan. Aber laut und lebhaft geht es her drinnen auf dem Karrouſelplatz. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, welcher auf allen vier Seiten mit Truppen aller Waffengattungen eingefaſſt iſt. In der Mitte ein dichtſtehender Halbkreis von Stabs- und Subalternoffizieren. Vor der Fronte deſſelben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialiſcher Figur, Haltung und Gebärde. Sein von den breiten Schultern zurückgeſchlagener Mantel läßt eine reichgeſtickte Uniform ſehen und auf dem Kopfe trägt er den mit weißem Federbeſatze geränderten Hut eines Marſchalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält ſich ein ſchlanker Mann in Generallieutenantsuniform, deſſen feine, kühle und etwas hoffärtige Züge den Duc de Nemours, Louis Philipps zweitälteſten Sohn, erkennen laſſen.

„Meſſieurs — ſpricht der Marſchall Bugeaud kurz und barſch die Offiziere an — der König hat mich ſo eben mit dem Oberbefehl über die geſammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, beehrt. Man muß ein Ende machen mit den Revoluzern! Ihr wiſſt, wann ich mich mit ihnen ſchlug, bin ich niemals geſchlagen worden. Gebt acht, Parbleu, daß ihr mich diesmal meine Jungferſchaft nicht verlieren macht!“

Beifälliges Lächeln belohnt den Kaſernenſpaß des Duc d'Isly, bekannter noch unter ſeinen populären Titeln „Kerkermeiſter von Blaye“ und „Schlächter von der Rue Transnonain“. Doch, horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräuſch den Strom herunter, von der Cité-Inſel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die ſich zur Linken der Seine um das Pantheon zuſammenballen und zur Rechten des Fluſſes zwiſchen dem Hotel de Ville, der Place de la Baſtille und den Boulevards gelagert ſind? Ein Rauſchen und Brauſen, bald ſinkend, bald ſchwellend; ein tauſendfältig Gemiſch von Tönen und Klängen, zerſplitternd jetzt in hunderte von grellen Miſſlauten, dann wieder zuſammenſchlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantiſchen Ocean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen ſich aus dem maſſenhaften Saus und Braus einzelne artikulirte Töne los: — „Allons enfants!“ und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est arrivé!“ und wie ein Bündel feuriger

Klangraketen ziſcht zum nächtigen Himmel empor der Refrain: „Aux armes, citoyens!“

Der Marſchall zieht ſich den Mantel dichter um die Schultern und ſagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden ſprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr ſollt alsbald meine Befehle haben, Meſſieurs. Ich gehe, die Verfügungen zur Niederwerfung der Emeute feſtzuſtellen.“

Während er, ſiegesſicher, alſo ſpricht und nach dem Etat-Major (Generalſtabsgebäude) der Tuilerien ſich begibt, arbeiten ſich zwei Männer mühſam und oft angerufen zum Eingange des Palaſthofes und von dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der eine trägt die Uniform der Adjutanten des Königs, der andere iſt in Civil, ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeſchlagenen Kragen ſeines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er ſich aus ſeinen Einhüllungen herausgewickelt, ſtellt ſich der Kleine dar als ein ziemlich altes Männchen mit einem entſchiedenen Nußknackergeſichte, welchem jedoch die Augen viel „Eſprit“ verleihen würden, ſo ſie nicht durch große runde Brillengläſer verdeckt wären. Er nimmt ſeinen Hut ab und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne; denn er hat unterwegs mit ſeinen armen kurzen und dünnen Beinen verſchiedene Barrikaden überklettern und ſo zu ſagen ein „Rennen mit Hinderniſſen“ unliebſam beſtehen müſſen. Dann folgt er ſeinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitskabinette des Königs. Auf dem Wege dahin ſtreifen, von dorther kommend, zwei Herren an ihm vorüber, faſt Ellenbogen an Ellenbogen, und wie der Kleine ſie erkennt, gleitet flüchtig ein ſardoniſches Lächeln über ſein Geſicht, ſo daß ſeine Naſenſpitze faſt mit dem zahnloſen Oberkiefer in Berührung kommt.

Die Begegnenden waren die Herren Guizot und Duchatel. Sie kamen vom Könige, wo ſie die Ordonnanz, welche dem Marſchall Bugeaud den Oberbefehl übertrug, gegengezeichnet hatten. Sie trafen den Marſchall noch auf dem Karrouſelplatze und fragten ihn, was er von der Sachlage hielte. „Es iſt ein wenig ſpät — erwiderte der Gefragte — aber ich bin noch nie geſchlagen worden und denke heute das Michſchlagenlaſſen nicht anzufangen. Man laſſe mich nur machen und dreinkartätſchen! Es wird Blut fließen, ja wohl; aber morgen Abend wird die Stärke auf ſeiten des Geſetzes ſein und werden die Wühler ihre Zeche zu bezahlen haben (qu'on me laisse faire et tirer le canon, il y aura du sang répandu; mais demain sera la force du côté de la loi, et les factieux auront reçu leur compte).“

Derweil iſt der Kleine mit dem Nuſſknackergeſicht im Vorzimmer zum königlichen Kabinett angelangt. Hier eilt ihm Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliſte, eine Perſon, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas angeſehenen Knaben gleicht. Im übrigen ein befliſſenſter Fartcatcher des von Louis Philipp erfundenen und vom Erzmagiſter Guizot docirten Syſtems der konſtitutionellen Windbeutelei. Der geſchmeidige Höfling iſt deſſhalb nicht zu tadeln. Hat doch das geſammte offizielle und nicht offizielle Europa dieſes „Syſtem“ als die Quinteſſenz politiſcher Weisheit lobgeprieſen und zwar mit Fug und Recht. Denn wenn zu einer Zeit, welche es glücklich ſoweit gebracht hat, nur noch ein Princip anzuerkennen und nur noch eine Richtſchnur zu achten, den dreimal heiligen Erfolg, zu einer Zeit, wo ſchon der Erfolg eines Jahres, eines Tages, einer Stunde vollwichtigen Anſpruch auf Vergötterung gibt, wenn zu einer ſolchen Zeit ein nahezu achtzehnjähriger Erfolg aufzuweiſen iſt, wie ſollte er nicht das goldene Kalb ſein, um welches her die Kinder Iſrael und die Söhne und Töchter der Gojim vom Aufgange bis zum Niedergange wetteifernd die Anbetungspolka tanzen?

„Ah, Monſieur Thiers“, ſagt Herr de Montalivet, „wir ſind höchlich erfreut, Sie hier zu ſehen. Freilich, Se. Majeſtät erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber ſchonen Sie den König!“ — „Den König ſchonen? Meine erſte Pflicht iſt, ihm die Wahrheit zu ſagen“, entgegnet der kleine Nothhelfer, in welchem man zu dieſer Stunde einen großen ſieht. Was doch alles die Menſchen ſich einbilden und einbilden laſſen! Thiers, der Verfaſſer einer napoleoniſchen Mythologie in 20 dicken Bänden, ein „Wahrheitsſager!“ Freilich, was iſt Wahrheit? hat vor Zeiten der römiſche Oberpräſident von Judäa gefragt und in unſeren eigenen Tagen hat Einer, der auch nicht dumm geweſen iſt, den Dreireim gemacht: —

„Traum iſt alles Irdiſchen Erſcheinung,
Wahn iſt jede liebende Vereinung,
Und was Wahrheit wird genannt, iſt Meinung.“

Um 2½ Uhr ſtand der napoleoniſche Mythograph und orleaniſtiſche Staatsmann vor dem Sohn Egalité's, welchem der Königstraum, den er dereinſt mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgiſchen Gränze geträumt hatte, im Juli von 1830 zur Wirklichkeit geworden war, — zu einer Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen ſollte wie ein Traum. Der alte ſchlaue Herr, in deſſen mit einer wohlfriſirten Perücke bedecktem „Birnenkopf“ eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu dieſer Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, ſeines Bourgeoiskönigthums ganze Macht und Pracht, in einen ſchmutzigen Fiaker verpackt, kläglich-flüchtig davongeſtoben ſein würde. Der vielerfahrene Odyſſeus des Konſtitutionalismus hatte doch zuletzt den Wirkungen des Taumelkelches, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerſtehen gekonnt und hatte die boshafte Zauberin demzufolge ſich beeilt, den Reineke der Reineke in jenes Thier zu verwandeln, deſſen Ohren für bedeutend länger gelten als ſein Verſtand. Die Ereigniſſe der zwei letzten Tage hatten nun zwar dem nahezu Fünfundſiebzigjährigen körperlich tüchtig zugeſetzt — er lag überwacht und ſchachmatt, ganz in Flanell gewickelt, in ſeinem Lehnſtuhl — aber ſie hatten ihn vom Rauſche des Machtbeſitzes keineswegs ernüchtert. Im Gegentheil, je raſcher das Skepter ſeiner Hand zu entſchlüpfen drohte, um ſo krampfhafter hielt er es feſt, und wenn er, wie wir ja mit angehört haben, vom Abdanken geredet, ſo hatte er es nur gethan, damit man ihm widerſpräche. Die Berufung von

Thiers, wozu er ſich auf vielfältiges Drängen hin kurz vor Mitternacht entſchloſſen, war ein ſeinem Stolze ſchwer abgerungenes Zugeſtändniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greiſe ſein gekränktes Selbſtgefühl und ſeine üble Laune die Kraft, raſch aufzuſtehen und den kleinen Nothhelfer mit den barſchen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen; er will nicht. Ich ſah mich alſo genöthigt, *Ihre* Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Haben Sie ein Miniſterium bei der Hand? Ich brauche auf der Stelle ein ſolches."

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Miniſterliſte bereit." — „Ah ſo? Ja, man ſagt, daß Sie nicht mehr ins Kabinett treten wollten." — „Allerdings, Sire, war das meine Abſicht." — „Sie müſſen ſich unverweilt nach Kollegen umſehen. Sie kennen das Widerwärtige, was ſich vor dem Miniſterium des Auswärtigen zugetragen. Die Regierung kann nichts dafür: es war ein Zufall, aber die Wirkung eine ſehr unglückliche. Ich muß alſo ein Miniſterium aus der Oppoſition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe nichts dagegen. Er iſt ein guter Menſch, obzwar ein ſchlechter Muſikant, will ſagen Politiker. Präſident des Kabinettes jedoch müſſen *Sie* und darf nicht Barrot ſein. Man muß feſt auftreten und dabei zähl' ich nur auf *Sie*." — „Herr de Remuſat?" — „Einverſtanden." — „Herr Duvergier de Hauranne?" — „Ah, Duvergier?" — „Der tritt feſt auf." — „Ja, aber auf *meine* Koſten. Doch es ſei. Die Herren ſind Ihre Freunde, laſſen Sie dieſelben kommen. Hinſichtlich des Perſönlichen wären wir alſo im Reinen. Was verlangen Sie inbetreff des Sächlichen?" — „Die Wahlgeſetz- und Parlamentsreform iſt eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich zwar für meine Perſon war für eine Reform des Wahlgeſetzes nie ſehr eingenommen. Indeſſen muß man doch geſtehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener iſt. Er geſtattet einer allzukleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung auszubeuten.“ — „Wie, Sie wollen mir alſo eine enorm große Wählerſchaft und eine enorm große Kammer aufhalſen?“ — „Bewahre! Fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen.“ — (Das nannte Monſieur Thiers dem Könige „die Wahrheit ſagen“!) — „Nun, wir wollen ſehen.“ — „Sire, das iſt noch nicht alles.“ — „Ei, was denn ſonſt noch?“ — „Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren.“ — „Ah, Sie verlangen die Auflöſung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Nie und nimmer! Um keinen Preis!“ Und ſo ſprechend ging der alte Mann in höchſter Aufregung im Zimmer hin und her. Mühſam ſich beherrſchend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, ſind Miniſter. Suchen Sie mir welche! Wir werden uns ſpäter wohl verſtändigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflöſung ausgenommen.“ — „Dieſe gerade aber iſt das, worauf meine Freunde entſchieden beſtehen werden.“ — „Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen laſſen, daß ich Sie berufen und mit der Neubildung des Miniſteriums betraut habe.“ — „Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot zu geſellen.“ — „Sei es.“ — Und damit ſetzte ſich Ludwig Philipp an ſeinen Schreibtiſch und ließ ſich von Thiers diktiren: — „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, ſich Herrn Barrot beigeſellen zu dürfen, und der König hat dieſem Wunſch entſprochen.“

Soweit war man, als es 3 Uhr ſchlug. „Wann werden Sie zurückkommen?“ frug Louis Philipp. „Sire, ich mache mich ſofort auf, um Miniſter für Sie zu ſuchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden.“ — „Gut, bis dahin will ich ſchlafen. Alſo auf Wiederſehen zwiſchen 8 und 9 Uhr?“ — „Wir ſind noch nicht einig über den Hauptpunkt.“ — „Das weiß ich.“ „Selbſtverſtändlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verſtändigen können, nicht ins Kabinett treten. Wir haben dann freie Hand.“

— „Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand.“ Er zog die Klingel, befahl die geſchriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu ſenden, und ſagte dann zu Herrn Thiers, welcher ſeine Abſchiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch ſagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der geſammten bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet ſich im Generalſtabsquartier. Sie werden ſich, da er Ihr intimer Freund iſt, leicht mit ihm verſtändigen.“ Thiers ſchwieg verlegen. „Was haben Sie denn? Man ſollte faſt glauben, die Ernennung Bugeauds mißfiele Ihnen.“ — „Sire, ich liebe den Marſchall ſehr und ſehe in ihm den erſten Krieger unſerer Zeit. Aber, aber . . . . die Ernennung Bugeauds ſteht in ſchroffem Widerſpruch mit Ihrer durch die Berufung eines Miniſteriums aus den Reihen der Oppoſition angezeigten Abſicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen.“ — „Sie werden mich doch in einer ſo kritiſchen Stunde nicht meines Degens berauben wollen?“ — „Das nicht; ich muß und will vielmehr verſuchen, den Marſchall meinen Kollegen annehmlich zu machen.“

Bevor er das Schloß verließ, ſprach der neue halbe Premierminiſter — denn er war ja noch weit entfernt, ein ganzer zu ſein — im Etat-Major vor, welcher in dem Pavillon der Tuilerien untergebracht war, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli ſtieß. Der tapfere Marſchall hatte ſo eben wieder eine Rede an die verſammelten Offiziere gehalten und der eintretende Thiers konnte noch den Schlußſatz mitanhören: „Wenn die Nationalgarde mit uns geht, deſto beſſer; wenn nicht, nun wohl, Meſſieurs, ſo marſchiren wir über ſie hinweg (nous nous passerons d'elle).“ Die bedenkliche Miene von Thiers kontraſtirte gar ſehr mit dieſer Fanfaronnade. Der Kleine empfing die Glückwünſche zu ſeiner Miniſterſchaft mit nicht eben freudiger Genugthuung. „Man muß die Aenderung des Miniſteriums ſofort proklamiren“, ſagte Bugeaud. „Ja, aber weiß ich denn, daß ich wirklich dazu kommen werde, ein Miniſterium zu bilden?“ entgegnete Thiers muthlos. „Ei, was, warum denn nicht?“ fragte der Marſchall ermuthigend. An ſeiner feſten Haltung richtete ſich auch der kleine Nothhelfer wieder auf, ſo daß er ziemlich beruhigt auf die Miniſterſuche ging.

4.

Bugeaud war in Wahrheit dermalen noch voll Zuverſicht und traf ſeine Maßregeln und Anordnungen mit Sicherheit und Beſtimmtheit. Die Zahl der Streitkräfte, über welche er zunächſt verfügen konnte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marſchall, welchem die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf ſie, ſondern verließ ſich nur auf die Linientruppen, für welche mittels Telegrammen Verſtärkungen aus den in der Nähe der Hauptſtadt gelegenen Garniſonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde war die Hauptmaſſe der bewaffneten Macht in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während ſchwächere Abtheilungen den Platz der Baſtille, das Stadthaus, die Polizeipräfektur und das Pantheon beſetzt hielten. Dagegen befand ſich zu derſelben Stunde das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwiſchen der Rue de la Paix, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der Rue Rambuteau und dem Baſtilleplatz, ſchon in den Händen des Aufruhrs, welcher ſeit der verhängnißvollen neunten Abendſtunde des geſtrigen Tages an Umfang, Energie und Rüſtung unermeſſlich zugenommen und gewonnen hatte.

Ah, ſie waren fleißig am Werke geweſen dieſe Nacht über, die anſtelligen, falkenäugigen, flinkhändigen Barrikadenkünſtler der alten Lutetia; ſie hatten ſich keine Mühe verdrießen laſſen, der „ultima ratio regum“ die ultima ratio populorum entgegenzuſtellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunſt erbaute Barrikaden, wozu andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumſtämme und 1,277,000 Pflaſterſteine verwandt worden waren. Im Beſitze dieſer hunderte von improviſirten Citadellen, ſchickte das Volk von Paris ſich an, die ihm vom Schickſal zugewieſene Rolle, den Nationen vorzuturnen auf dem Turnplatz der Weltgeſchichte, wieder einmal mit Anſtand, Virtuoſität und theatraliſchem Gebärdenſpiel durchzuführen, auf daß abermals erfüllt werde, was von ihm geſchrieben ſteht: —

„Oh, Volk du von Paris . . . .
Kühn handhabſt du das Schwert und keck die Pflaſterſteine!
Du Meer, deß Zorngebrüll, wenn es im Sturm erwacht,
Auf der gekrönten Stirn den Goldreif zittern macht,
Das himmelhoch drei Tag' emporwirft ſeine Maſſen
Und wieder fällt und träg' ſich hinſtreckt und gelaſſen;
Volk, einzig in der Welt, in dem ſich räthſelhaft
Mit Greiſenſünden miſcht beſchwingte Jugendkraft,
Das mit Gefahren ſpielt und mit dem Tode — immer
Erſtaunt ob dir die Welt, doch ſie begreift dich nimmer!"

Die Rieſenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt, die Körper zu ermüden und die Geiſter abzuſpannen, in den Reihen der Inſurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampfluſt nur geſteigert. Das Erſcheinen des Moniteur am Morgen war auch nicht geeignet, dieſe Stimmung zu beſchwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in ſeinem nichtamtlichen Theil die nebelige Nachricht von der bevorſtehenden Einſetzung eines Miniſteriums Thiers-Barrot, in ſeinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marſchall Duc d'Isly gegeben worden ſei. „Was — ſchrieen die Barrikadenmänner — Bugeaud? Der Kartätſcher von der Rue Transnonain, welcher das Blut des Volkes wie Waſſer vergoſſen hat, der Henkersknecht des Syſtems, deſſen Sophiſt und Jeſuit Guizot iſt! Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen iſt. Weg damit und aux armes, citoyens!" Noch nirgends erhob ſich um dieſe Zeit der Ruf: „Die Republik!" und es unterſteht keinem Zweifel, daß noch an dieſem Morgen des 24. Februar die Maſſen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Reformen zu beſchwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen geweſen wären. Aber mit jeder in dieſem Sinne ungenutzt gelaſſenen Stunde, Viertelſtunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde ſie eine zum äußerſten entſchloſſene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen eines großen Umſturzes. Auf den Stirnen republikaniſcher Führer begann Heiterkeit zu ſchimmern und um ihre Lippen ein Hoffnungslächeln zu ſpielen: — ſie ſpürten in allen Fibern, daß dieſer Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil alſo eine Partei, welche Ludwig Philipp durch ſeine Périer und Bugeaud völlig beſiegt zu haben wähnte, ſich anſchickte, auf eine Entſcheidung der ſchwebenden Streitfragen im widermonarchiſchen Sinne hinzudrängen, war der Marſchall auch nicht müſſig geweſen, das Feld, auf welchem er dem Volke die vorausſichtlich bevorſtehende Schlacht liefern wollte, zu prüfen und die Stellungen ſeiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten ſein ſtrategiſches Terrain: die Seinequais und die Boulevards. Auf dem rechten Ufer des Stromes mußten als wichtige und wichtigſte Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hotel de Ville, die Bank, der Siegesplatz und weiterhin der Baſtilleplatz und der Konkordeplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitſammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenſo der Invalidenpalaſt und die Kriegsſchule, das Palais Bourbon, die Polizeipräfektur und das Pantheon. Bugeaud hatte beſchloſſen, einen Angriff von ſeiten der Inſurrektion nicht erſt abzuwarten, ſondern demſelben durch angriffsweiſes Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organiſirte er vier Marſchkolonnen. Die erſte derſelben, geführt vom General Sebaſtiani, ſollte durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Stadthauſe vordringen, wohin ſie auch, um 5 Uhr vom Karrouſelplatz aufbrechend, um 7 Uhr wirklich gelangte und mit dem auf dem Grèveplatze ſtehenden General Tallandier ſich vereinigte. Die zweite Kolonne marſchirte unter Führung des Generals Bedeau um

$5^{1}/_{2}$ Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Beſtimmung, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und dieſe entlang nach dem Baſtilleplatz zu gelangen. Eine dritte Kolonne, befehligt vom Oberſt Brunet, ſetzte ſich gegen 6 Uhr in Bewegung und war angewieſen, durch die Straßen Saints-Pères, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique zu marſchiren, um den beim Pantheon ſtehenden General Renault zu verſtärken. Die Führer dieſer Angriffsharſte hatten Befehl, alle Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerſtand energiſch niederzuſchlagen. Eine vierte Kolonne behielt der Marſchall unter ſeiner eigenen Hand: er wollte damit im Rücken der beiden erſten operiren, um jede Wiederherſtellung der genommenen und zerſtörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geſchwader endlich, deſſen Infanterie der General Rulhières und deſſen Kavallerie der General Regnault de Saint-Jean-d'Angely kommandirte, ſollte als Reſerve auf dem Karrouſelplatz zurückbleiben.

Von der Nationalgarde glaubte Bugeaud bei ſeinen Anordnungen ganz abſehen zu dürfen. Ein ſchwerer Irrthum! Denn die Reformſtimmung der Mehrheit der ſich ſelbſt überlaſſenen Bürgerwehr machte die „Bärenmützen“ mit den „Bluſen“ ſympathiſiren und das Erſcheinen der erſteren an der Seite der letzteren verdoppelte und verdreifachte die Unluſt der Linientruppen, rückſichtslos und ausdauernd für das Julikönigthum ſich zu ſchlagen*). Seltſam zu ſagen und doch unzweifelhaft wahr, für dieſes Julikönigthum wurden jetzt, wie übrigens nicht ſelten für ſtürzende Gewalten, ſogar ſeine guten und beſten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter dieſen guten und beſten Seiten hatte Louis Philipps ſtandhafte Friedensliebe die erſte Stelle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementſucht der Armee nur ein Laſter ſah. In ihren Reihen war der „Roi-Bourgeois" längſt entpopulariſirt und, alles zuſammengehalten, war demnach zum energiſchen ſchlagen für das Beſtehende nur die „Munizipalgarde" entſchloſſen, ein aus Unteroffizieren gebildetes Korps, die Blüthe der Schnauzbartbrutalität, aber zugleich auch, wie man gerechter Weiſe anerkennen muß, die höchſte Potenz ſoldatiſchen Ehr- und Pflichtgefühls. Hätten die Miniſter, die Generale, alle die Hof- und Staatswürdenträger, alle die Anhänger und Säulen des „Syſtems" nur den hundertſten Theil des Muthes, der Hingebung und Ausdauer dieſer Soldaten bethätigt, die Inſurrektion würde nicht ſiegreich in die Tuilerien eingezogen ſein. Aber freilich, das „Syſtem" ſelbſt war faul geworden bis in den Kern hinein, wie hätte es ausreichend viele Vertheidiger finden können? Die Stärke der Februarrevolution war in weit höherem Grade moraliſcher als materieller Natur; daher ihre Unwiderſtehlichkeit. Wißt ihr, wer das bezeugt? Gewiß ein unverwerflicher Zeuge, Louis Philipp ſelber, welcher, im Exile zu klarer Einſicht gelangt, in Klaremont zu ſeinem Höfling Kuvillier-Fleury geſagt hat: „Gegen eine moraliſche Inſurrektion gab es weder Angriff noch Vertheidigung. Man hat behauptet, ich hätte den Befehl gegeben, das Feuer einzuſtellen. Das iſt unwahr. Wozu auch ein ſolcher Befehl? Er lag ja in der Luft" *).

---

*) Hieraus hauptſächlich erklärt ſich die Thatſache, daß in den Kämpfen der Februartage der Menſchenverluſt auf ſeiten des Volkes wie der Armee ein verhältnißmäßig geringer war. Der heftigſte und andauerndſte Zuſammenſtoß fand bekanntlich beim Wachtpoſten vom Chateau d'Eau ſtatt und bei dieſem weitaus erbittertſten aller Straßenkämpfe vom Februar verloren 38 Bürger und 11 Soldaten das Leben und wurde 1 Offizier tödtlich verwundet. Im ganzen ſind während der Februartage gefallen auf ſeiten des Volkes 275 Männer und 14 Frauen, auf ſeiten des Heeres 72 Mann, worunter 4 Offiziere.

Trotz alledem wiegte ſich Bugeaud etliche Stunden lang in der trügeriſchen Hoffnung auf einen Triumph, deſſen er zum voraus genoß. Denn nachdem er ſeine Angriffskolonnen hatte abmarſchiren

---

*) Cuvillier-Fleury: Portraits pol. et révol. 2édit. Paris 1852. I, 22. Dieſe „Portraits" ſind freilich, ſofern es ſolche von Gegnern des Hofes ſind, nur boshafte Karikaturen ohne allen hiſtoriſchen Werth.

laſſen, ſetzte er ſich hin und ſchrieb an Thiers: „Schon lange habe ich vorhergeſehen, mein Freund, daß wir zwei berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entſchluß iſt gefaßt: ich habe meine Schiffe verbrannt. Sobald ich die Emeute beſiegt haben werde — und ich werde ſie beſiegen, denn die Läſſigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterſtützung von dieſer Seite ſollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminiſter in das von Ihnen gebildete neue Miniſterium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unüberſteigliches Hinderniß ausmacht“ .... Eine geradezu ins Komiſche fallende Probe menſchlicher Selbſttäuſchung fürwahr! Längſtens zwei Stunden nach Niederſchreibung dieſer Zeilen war die „Emeute“ entſchieden obenauf und in vollem Vorſchritte zum Siegesziel begriffen. Zu dieſer Stunde geſchah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris ſtets für ein bedeutſames gegolten hat. Die Zöglinge der polytechniſchen Schule erklärten dem Chef-General der Anſtalt, daß ſie ſich an dem Aufſtande betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, nahmen ihre Waffen und eilten ſcharenweiſe nach den verſchiedenen Kampfſtellen, um ſich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher gingen. Schon befanden ſich wichtige ſtrategiſche Punkte, wie die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kaſernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes; andere waren dicht von denſelben eingeengt. Mehr und mehr ſahen ſich die operirenden Truppenkörper von einander abgeſchnitten und, ermattet, hungrig und kampfunluſtig, wie ſie waren, immer hilfloſer in das ungeheure Straßennetz verſtrickt, deſſen Maſchenknoten Barrikaden.

5.

Unterdeſſen hatte Herr Thiers ſich gehörig abgezappelt, um mittels Findung von Miniſtern das Verhängniß abzuwenden. Es iſt ja, wie Wiſſenden wohlbekannt, eine der Hauptziffern im Hexeneinmaleins des Konſtitutionalismus, mittels eines gelegentlichen Wechſels der Perſonen den genasführten Völkern die Phantaſmagorie eines Wechſels der Sachen vorzugaukeln.

Der kleine Nothhelfer mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer um ſich zu verſammeln und dieſe Herren — Barrot, Remuſat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Tocqueville, Couſin, Laſteyrie, Maleville — wie auch den General Lamoricière in erſter oder zweiter Linie zur Annahme von Miniſterpoſten zu beſtimmen. Man wollte noch drei andere parlamentariſche Größen, die Herren Paſſy, Dufaure und Billault beiziehen; allein alle drei lehnten ab. Gerade waren die Herren Miniſterſchaftskandidaten übereingekommen, zwiſchen 7 und 8 Uhr in das Schloß ſich zu begeben, als Monſieur de Reims, der Sekretär von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundſchaft ausgeweſen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Miniſteriums Thiers-Barrot auf das Redaktionsbureau des „National“ gebracht. „Das genügt nicht“, hatte ihm der Chefredakteur Marraſt zur Antwort gegeben: „wir müſſen die Abdankung des Königs haben und zwar vor Mittag! Nach Mittag würde es zu ſpät ſein“ ... Zu ſpät! Das ſchmächtige Wort hat ſich in jenen Stunden und Tagen recht breit gemacht. Man hat es in allen Sprachen wiederholt und geſcheide und dumme Leute haben mehr oder weniger langweilige Predigten darüber gehalten. Die alte und immer neue Geſchichte iſt dieſe, daß es für das Glück der Völker überall und allzeit entweder zu früh oder aber zu ſpät iſt. Für die ewig betrogenen und betrogenſeinwollenden kommt nie etwas zur rechten Zeit ... Die um Thiers verſammelten Matadore des Liberalismus glaubten jedoch keineswegs an das marraſtiſche „Zu ſpät“. Duvergier de Hauranne ſpottlächelte: „Parbleu, Citoyen Marraſt predigt für ſeine Heilige“. Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Witz, welcher natürlich Beifall fand.

Freilich, auf ihrem Wege nach den Tuilerien hatten die Herren dann doch ſattſame Gelegenheit, zu bemerken, der Aufſtand habe eine ſolche Geſtalt angenommen, daß demſelben mit den ordinären konſtitutionellen Taſchenſpielergriffen nur noch ſehr ſchwer würde beizukommen ſein. Namentlich Odilon Barrot war durch das, was alles er unterwegs geſehen und gehört, ſo ſtutzig geworden, daß er, mit ſeinen Begleitern am Gitter des Schloßhofes angelangt, ſtehen blieb und erklärte: „Ich gehe nicht weiter. Die Ernennung des Marſchalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Kataſtrophe wahrſcheinlich; ich ziehe mich zurück“. Worauf Thiers, als ſchriebe er an einem Kapitel ſeiner napoleoniſchen Mythologie: „Dürfen wir dem Könige ſeinen Degen aus der Hand ſchlagen? Sollen wir einen Marſchall von Frankreich vom Pferde ſteigen heißen?“ Die Elektriſirmaſchine der Phraſe wirkt immer auf den Franzoſen: Barrot gab nach.

Im Palaſthofe traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpenſieur entgegen, beide ſehr bewegt, beſonders der jüngere Prinz. „Es iſt troſtlos — klagte er — denn alle Mittel erweiſen ſich als unwirkſam. Die Lage der Truppen iſt furchtbar. Sie verſinken im Koth und es fehlt ihnen an Schießbedarf.“ Man erfuhr, der König ſchliefe noch, und bis er geweckt würde und bereit wäre, die Miniſterkandidaten zu empfangen, ging Herr Thiers mit dem Duc de Nemours nach dem Generalſtabslokal. Er fand daſelbſt den Marſchall ſchon bei weitem nicht mehr ſo zuverſichtlich wie wenige Stunden zuvor. Bugeaud beſchwerte ſich bitter über die unzureichende Truppenzahl, wie auch über den Mangel an Munition und Proviant. Er war noch nicht zu Ende mit ſeinen Klagen, als ein angeſehener Fabrikant, Herr Fauvelle, begleitet von dem Bürgerwehroffizier Kourpon, athemlos hereinſtürzte, mühſam die Worte hervorwürgend: er komme von den Boulevards, wo er den General Bedeau und deſſen Kolonne auf gleicher Höhe mit dem Gymnaſe angeſichts einer ungeheuren feſten Barrikade verlaſſen habe. Er fügte ohne Umſtände hinzu, daß, falls der Kampf dort begänne, derſelbe ein ſehr mörderiſcher ſein würde und leicht ein Aeußerſtes, d. h. den Umſturz des Thrones zur Folge haben könnte. „Monſeigneur — wandte er ſich dann an den Herzog von Nemours — vereinigen Sie ſich mit mir, um den Befehl zum Rückzug der Truppen zu erwirken. Dulden Sie nicht, daß Blut den Namen Ihres Vaters und Ihren eigenen beſudele. Noch iſt nichts verloren; aber hat das Blutvergießen einmal begonnen, ſo wird nichts der Rache des Volkes eine Gränze ſetzen“. Der Marſchall, welcher ſchon den Mund geöffnet hatte, um den Sprecher auf gut wachtſtübiſch anzuſchnauzen, unterließ's, als er die bedenklichen Mienen des Prinzen und des Herrn Thiers wahrnahm, und zog die beiden zu einer geflügelten Berathung in ein Nebenzimmer. Das Reſultat dieſer Berathung hieß Nachgeben. Bugeaud händigte dem Fabrikanten einen ſchriftlichen Befehl für den General Bedeau ein und dieſer Befehl lautete: „Mein lieber General, meine Verfügungen haben eine Abänderung erfahren. Laſſen Sie das Feuer überall einſtellen und die Nationalgarde den Sicherheitsdienſt übernehmen. Laſſen Sie die Worte der Verſöhnung vernehmen und ziehen Sie ſich gegen den Karrouſelplatz zurück“ .... Es war 9 Uhr, als Bedeau dieſe Ordre empfing und ſich über die Boulevards gegen den Konkordeplatz hin zurückzuziehen begann, weil er den Rückzug auf dem Wege, den er gekommen war, mit Recht für zu gefährlich hielt. Das Nachgeben von ſeiten der Gewalt hatte alſo begonnen*). Zu ſpät!

---

*) Man erzählt, ein Jahr ſpäter ſei Bugeaud mit Fauvelle zuſammengetroffen, habe den Fabrikanten erkannt und zu ihm geſagt: „Sie haben viel Unheil angerichtet. Ich hätte Sie, ohne Sie zu hören, von mir jagen, ich hätte, taub für das Geheul eurer Bourgeois und eurer Nationalgarde, die alle mitſammen für Narren gehalten wurden, meinen König in ſeinen Tuilerien vertheidigen und euch ohne Gnade niederkartätſchen ſollen. Louis Philipp ſäße noch auf ſeinem Thron und ihr würdet mich jetzt dafür zu den Wolken erheben. Aber was wollen Sie? Ich war verwirrt und verdummt durch einen Schwarm von Feiglingen und Höflingen, welche mich gerade ſo jammerſälig gemacht hatten, wie ſie ſelber waren.“

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Kabinett des Königs eingeführt worden und der greiſe Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neubelebt, empfing ſie mit der gewohnten Lebhaftigkeit ſeiner Manieren. Er ging auf Thiers zu und ſagte: „Nun wohl, mein lieber Miniſter" — „Sire, wir kommen, zu verſuchen, ob wir uns mit Ihnen verſtändigen können; aber noch ſind wir nicht Ihre Miniſter." — „Sie ſollen es ſofort ſein. Was iſt zu thun?" — „Man weiß in Paris noch nicht offiziell, daß Sie uns berufen haben." Ueberraſcht und beunruhigt, ließ Louis Philipp ſeinen Kabinettsſekretär Fain rufen und dieſer übergab dem Gebieter einen Brief vom Polizeipräfekten, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfektur blockirt und nicht ein einziger ſeiner Agenten im ſtande geweſen ſei, die amtliche Beſtätigung der Nachricht von der Berufung eines Miniſteriums Thiers-Barrot zu verbreiten. „Das iſt ja troſtlos!" ſagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberſchaft Bugeauds die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit machte, wozu Thiers bemerkte, man müßte allerdings jeden weiteren Zuſammenſtoß zu vermeiden ſuchen; allein die Entfernung des Marſchalls vom Oberkommando ſei in dieſem Augenblick unräthlich und deſſhalb ſchlage er vor, dem Namen deſſelben einen populärern beizugeſellen, etwa den des Generals Lamoricière. „Vortrefflich! — ſagte Louis Philipp — aber nur Sie, mein lieber Thiers, können den Duc d'Isly dieſe Pille verſchlucken machen." Und ſo ſprechend verſchwand er für etliche Minuten in ein anſtoßendes Zimmer. Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflöſung der Kammer" — „Die Auflöſung? Um keinen Preis! Niemals!" Und mit großen Schritten ging er in dem Kabinett auf und ab, um dann abermals in das anſtoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte ſich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Beſtimmtheit erklärte hatte: „Die Auflöſung der Kammer iſt unbedingt nothwendig." Der König, durch die Seitenthüre wieder hereingetreten, ſagte abermals mit äußerſter Heftigkeit ſein „Niemals! Niemals!" her, was die liberalen Matadore um ſo mehr reizte und erbitterte, als ſie beim öffnen und wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in dieſem das wohlbekannte Geſicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Louis Philipp ſuchte und befolgte alſo noch immer die Rathſchläge ſeines abgedankten Miniſters? Sollten ſie, die Führer der parlamentariſchen Oppoſition, etwa bloße Nothbehelfshampelmänner für den Augenblick ſein?*)

Dieſe Frage und andere noch blieben einſtweilen in der Schwebe, weil für nöthig befunden ward, vor allem den Marſchall die „Pille" hinunterſchlucken zu machen. Die Matadore begaben ſich zu dieſem Ende nach dem Generalſtabslokal, woſelbſt nach kurzer Verhandlung mit dem ganz handlich gewordenen Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Kommando der Nationalgarde übernehmen ſollte, und ferner, daß der genannte General und Herr Barrot ſich in die Barrikadenquartiere begeben und die Wirkſamkeit ihrer Namen, ſowie ihre Beredſamkeit zur Beſchwichtigung der Gemüther aufbieten ſollten. Dies abgemacht, eilten die Herren Thiers, Remuſat und Duvergier, begleitet von dem Duc de Nemours, in die königlichen Gemächer zurück, um endlich von dem Könige die Zuſtimmung zu ihrem Miniſterprogramm zu erlangen, zu erpreſſen. Allein Louis Philipp blieb hartnäckig dabei, die Auflöſung der Kammer zu verweigern. Die Scenen von vorhin wiederholten ſich und endlich ließ der Bürgerkönig die Herren rathlos ſtehen, indem er, ohne nachgegeben zu haben, in den Salon der Königin hinübertrat. „Sie ſehen es, wir verlieren nur Zeit", ſagte Thiers zu Nemours; „der König will die Auflöſung der Kammer nicht, demzufolge ſind wir nicht Miniſter und können nichts thun." Worauf der Prinz, welcher ſich an dieſem Kehraustage vom Anfang bis zum Ende als ein verſtändiger und braver, obzwar nicht als ein bedeutender Mann erwieſen hat: — „Sie haben recht. Laſſen Sie mich machen. Ich gehe zum König." Kaum war er weggegangen, als der vielberufene Journaliſt Emile de Girardin, einer der Hauptinduſtrieritter der pariſer Preſſe, ohne Umſtände hereingelaufen kam und an Thiers die eilfertigen Worte richtete: „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Man muß auf der Stelle das neue Miniſterium, die Auflöſung der Kammer u. ſ. w. proklamiren." — „Ich weiß es, aber wir können nichts erlangen." Endlich, nach einer Viertelſtunde banglicher Erwartung kam der Prinz zurück. „Der König — meldete er — willigt in die Auflöſung der Kammer und bevollmächtigt ſeine neuen Miniſter, dies in einer Proklamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß ſein Name darein gemiſcht wird." Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des gekrönten Reineke? Jedoch der Augenblick drängte zu ſehr, als daß man ſich um ſolche Fuchſerei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligſt dieſe Proklamation verfaßt: — „Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens. Bürger (citoyens) von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzuſtellen, iſt gegeben. Wir haben vom Könige den Auftrag erhalten, ein neues Miniſterium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöſ't und an das Land appellirt. Der General Lamoricière iſt zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne ſind Miniſter. Freiheit, Ordnung, Reform! Barrot. Thiers."

---

*) Guizot freilich hat beſtimmt verneint (Mém. VIII, 593), daß er am 24. Februar vom Könige noch zu Rathe gezogen worden ſei; allein er hat zugegeben, daß er um 8 Uhr Morgens noch einmal nach den Tuilerien gegangen ſei, „pour prendre définitivement congé du roi." Er befand ſich demnach zur Stunde, wo Louis Philipp mit Thiers, Barrot und ihren Freunden verhandelte, unzweifelhaft im Schloſſe.

Zu ſpät! Man hatte nicht einmal die Mittel zur Hand, dieſe Verkündigung raſch und maſſenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Preſſe und es mag in der bei dieſer Gelegenheit von Emile de Girardin mit Emphaſe ausgeſtoßenen Phraſe: „Aus Mangel einer Druckerpreſſe geht die Monarchie zu Grunde!" ein Zehntel Wahrheit geweſen ſein. Freilich, nur ein Zehntel. Denn als es gelungen war, in den Druckereien der „Preſſe" und des „Konſtitutionnel" eine Anzahl von Exemplaren der

Proklamation zu drucken und anſchlagen zu laſſen, wurden dieſe Plakate ſofort heruntergeriſſen und durch andere erſetzt, deren lakoniſcher, von Flokon verfaßter und von Proudhon in der Druckerei der „Reform“ geſetzter Inhalt lautete: „Louis Philipp läßt euch morden, wie ſeiner Zeit Karl der Zehnte that. Mag er hingehen, wohin Karl der Zehnte gegangen.“

6.

Die Monarchie ging zu Grunde, ja. Schon bröckelte unaufhaltſam Stein nach Stein aus dem mit dem Mörtel donquixotiſchen Doktrinarismus gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Bemühungen Barrots und Lamoricière's, durch Geltendmachung ihres perſönlichen Anſehens und durch die Nachdruckſamkeit ihrer Verſicherungen im Sinne einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Vorſchrittsbahn zu bewegen, erwieſen ſich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Miniſterſchaft nicht länger als eine Stunde währte, zunächſt kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten ſich vor ihnen und man ließ ſie hindurch; allein von einer dieſer Verſchanzungen zur andern ſteigerte ſich merkbar die revolutionäre Stimmung. Die proletariſchen Bluſen, welche, gar nicht ſpärlich mit bürgerwehrlichen Bärenmützen vermiſcht, die erſte Barrikade beſetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!“ Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!“ Von der Bruſtwehr einer dritten ſcholl es ſchon: „Nieder mit Thiers!“ und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!“ Zwar ein „Vive la république!“ wurde noch nicht laut; aber wenn auf dem Boulevard der Italiener die konſtitutionelle Phraſeologie Barrots noch ihre Wirkung that, ſo verſagte dieſe weiterhin bei der Porte Saint-Denis gänzlich. Da ſtieg eine ungeheure Barrikade auf und von ihrer Bruſtwehr flatterte die rothe Fahne. Die Vertheidiger dieſer Baſtion gaben, als der liberale Schönſchwätzer vortrat und zu geſtikuliren anhob, ihre Geſinnung und Stimmung ſehr deutlich zu erkennen: — ſie ſchlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob ſich wie Meeresgebrauſe der wilde Ruf: „Weg mit den Abwieglern! Fort mit den Einſchläferern! Wir wollen keinen Molé, keinen Thiers, keinen Barrot! Nieder mit Louis Philipp! Zu den Tuilerien! Auf, zu den Tuilerien!“

Die Friedensſtiftung war fehlgeſchlagen. Barrot ſah ſich von einer drohenden Volksmaſſe umflutet und mußte umkehren. In der Rue de la Paix angelangt, trat er müde und niedergedrückt in ſein Haus, wo er eine Menge ſeiner Bekannten verſammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagès, welcher zu ihm ſagte: „Man muß raſch vorgehen, wenn uns die Ereigniſſe nicht überholen ſollen. Heute ſind Sie an der Reihe — (d. h. geweſen) — morgen werden meine Freunde und ich es ſein, übermorgen iſt es Ledru Rollin“. Genau zu derſelben Stunde that der letztgenannte im Konferenzſale des Palais Bourbon gegen eine Anzahl gutorleaniſtiſcher Deputirter die Aeußerung: „Meſſieurs, Sie haben keine Zeit zu verlieren. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentſchaft (für den minderjährigen Grafen von Paris) nicht proklamirt iſt, wird das Volk hierherkommen, die Kammer ſprengen und die Revolution zu einer ganzen machen.“

Alſo auch einer der vorragendſten Führer der republikaniſchen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der um Barrot verſammelte Kreis wollte aber von einem ſolchen „äußerſten“ dermalen noch gar nichts wiſſen, und nachdem der Hausherr wieder etwas ſich erholt hatte, machte er ſich, dem Drängen ſeiner Freunde nachgebend, auf, um ſich im Miniſterium des Innern zu inſtalliren. Dem Reiz einer Miniſterſchaft vermögen Leute von der Sorte des Herrn Barrot, d. h. von der Sorte der „korrekten“ Liberalen, vermögen die „Staatsmänner“ der Mittelparteien unter keinen Umſtänden zu widerſtehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Miniſter Louis Philipps zu ſein, hat Herr Barrot, wie bekannt, möglichſt ſich beeilt, der Miniſter Bonaparte's zu werden.

„Wir können nichts thun“, hatte Thiers gejammert, ſo lange der König ſeine Zuſtimmung zum Programm des neuen Kabinettes verweigerte. Aber was konnten denn jetzt, nach erlangter Zuſtimmung, die neuen Miniſter thun und was thaten ſie? Nichts. Ihre Namen und Perſonen dienten durchaus nur dazu, das Gewicht der allgemeinen Impotenz auf ſeiten der Regierung zu verſtärken. Der Aufſtand, iſt nachmals geſagt worden, verdankte ſeinen Sieg nur der Milde oder, wenn man will, der Schwäche des greiſen Königs; denn Bugeaud habe ja alles in Bereitſchaft gehabt, die Inſurrektion bis zum letzten Funken im Blute der Inſurgenten zu erſticken. Dem aus der unbefangenen Anſchauung der Sachlage entſpringenden kühlen Urtheile vermag jedoch dieſe Behauptung nicht ſtandzuhalten. Es iſt wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung ſeiner Gewalt hing, war nur eine ohnmächtige Altersgrille; es fehlte derſelben jedes thatkräftige wollen, jeder mannhafte Entſchluß und der Greis war in ein klägliches ſchwanken, in ein mitleidswerthes tappen und taſten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem ſo ein äußerſtes oder verzweifeltes abzuringen, wie z. B. das Bombardement der Hauptſtadt von den Forts aus, nicht nur eine moraliſche, ſondern auch eine phyſiſche Unmöglichkeit geweſen iſt. Angenommen aber auch, der König wäre grauſam genug geweſen — er war bekanntlich überhaupt nicht grauſam, nie und nimmer — den „Schlächter von der Straße Transnonain“ ſein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weiteſten Umfange treiben zu laſſen, die Lage der Sachen war ſchon ſo, daß der Marſchall wenig oder gar nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde, in ihrer überwiegenden Mehrzahl, wollte ſich für die Reform und die Linie wollte ſich nicht gegen die Bürgerwehr ſchlagen. Hier ſaß der Entſcheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl vollends hatte die abgemüdeten, hungernden und verdroſſenen Soldaten wie man zu ſagen pflegt „demoraliſirt“, d. h. ihren Widerwillen, als Mordmaſchinen für das Julikönigthum ſich gebrauchen zu laſſen, geſteigert. Dazu kam, daß der martialiſche Marſchall den lähmenden Einfluß ſeiner nicht „angeblichen“, ſondern ſehr thatſächlichen Unpopularität an ſich ſelber verſpürte. Als er vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgeſtellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion muſtern gegangen, hatten Offiziere und Mannſchaften derſelben den Gehorſam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marſchall, die Nationalgarde will von Ihnen nichts wiſſen!“ Gegen den Hochdruck einer ſolchen Thatſache vermochte ſelbſt der geſpannteſte Soldatenhochmuth nicht aufzukommen.

Nein, nein, die rollenden Wogen der Flut waren nicht mehr zu beſchwören oder aufzuhalten. Um 11½ Uhr befand ſich das Hotel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit ſeinen Umgebungen in den Händen des Volkes. Dann fiel auf beiden Seiten des Fluſſes ein wichtiger Punkt nach dem andern der vorſchreitenden Inſurrektion anheim, während da und dort eine Kompagnie von Soldaten kapitulirte, anderwärts ein ganzes Bataillon „die Gewehrkolben in die Höhe kehrte“ und die Ueberreſte der am Morgen von den Tuilerien ausgeſandten Kolonnen mühſälig in die nächſten Umgebungen des Schloſſes oder, wie von der Kolonne Bedeau's bereits gemeldet worden, nach dem Eintrachtsplatze hin ſich zurückzogen. Nur an wenigen Stellen, am hartnäckigſten beim und im Chateau d'Eau, welcher außerordentlich feſte Wachtpoſten den Zugang zum Palais Royal wie zum Louvre und den Tuilerien deckte, hielten noch Abtheilungen der Munizipalgarde das Gefecht aufrecht. Sonſt wälzte ſich der Bluſenſtrom mehr oder weniger raſch den zurückweichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf den Eintrachtsplatz, durch die Rue Rivoli und den rechten Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die beiden zuletztgenannten Gebäude, um das Schloß und den Kammerpalaſt her ſchürzten ſich die Entwickelungsknoten des großen Drama's vom 24. Februar eng und enger. Bald wird die ausberſtende Kataſtrophe dort den Königsthron umſtürzen und hier die Republik improviſiren oder wenigſtens die bereits auf den Barrikaden improviſirte anerkennen.

Denn ſchon ſchwankte ja das Schiff des Louis-Philippismus ſo bedrohlich im brauſenden Sturme, daß es den Ratten an der Zeit ſchien, nach Rattenart zu thun. Auch Monſieur Guizot hatte es ſo zwiſchen 9 und 10 Uhr rathſam gefunden, ſein langwieriges Abſchiednehmen zu beendigen, das Schloß zu verlaſſen und zu ſeinem Kollegen Duchatel ſich zu begeben, wo es aber bald auch nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der ſehr reſoluten Madame Duchatel entflohen die beiden Miniſter dem heranbrandenden Volkszorn durch eine Hinterthüre des Gartens und fanden zuerſt eine Zuflucht in der Rue Banneau. In der folgenden Nacht rettete ſich Guizot dann in ein mehr Sicherheit verſprechendes Aſyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet — (muß ſich in dieſer Verkleidung recht grazienhaft ausgenommen haben, der arme, ſteifleinene Magiſter Magiſtrorum!) — zu ſeiner Freundin Madame de Mirbel trippelte, von wo aus ihm dann die Flucht nach England unſchwer gelang.

7.

Um 10 Uhr macht Aja Etikette eine letzte Anſtrengung. Sie hat den Frühſtückstiſch für die königliche Familie in der Galerie der Diana regelrecht gedeckt und, gehorſam ihren Winken, finden die Majeſtäten, die Prinzen und Prinzeſſinnen zur gewohnten Stunde ſich ein.

Louis Philipp iſt ſichtbar aufgeregt, aber weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzuſitzen im Begriffe ſei. Wähnt er ſich doch einſtweilen ſicher und geborgen hinter dem Schilde der vermeintlichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot und bildet er ſich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynaſtiſchen Oppoſition“ genommenes Miniſterium eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen ſeinem Thron und der Empörung aufrichten. Der verblendete alte Mann!

War er nicht inmitten einer Revolution aufgewachſen und konnte, ſollte, mußte er nicht gelernt haben, wie raſch Revolutionen marſchiren? Doch, ach, die Menſchen wollten und wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, ſondern nur Dummheiten, und wie ſollte die altjungferſäuerliche, herbäugige, bitterzungige Lehrſchweſter Erfahrung gegen die verführeriſch geſchminkte und geſchmückte, honigſüß liſpelnde Buhlſchweſter Illuſion aufkommen können?

Eine Dritte jedoch, ſie, „la vierge fougueuse, enfant de la Bastille“, wie Barbier ſie genannt hat, ſie zaudert nicht, ihr Herannahen recht merkbar kundzuthun. In dem Augenblicke nämlich, wo der König ſeinen Platz an der Frühſtückstafel einnimmt und ſeine Familie nach herkömmlicher Ordnung um den Tiſch ſich reihen will, ſchlägt der Widerhall raſch ſich entladender Gewehrſalven über den Tuileriengarten herüber und an die Fenſter. Es iſt das Gekrache der Schüſſe, womit eine vom Madeleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Konkorde-Platz flutende Volksmaſſe von am Eingang zum letztgenannten Orte aufgeſtellten Munizipalgardiſten empfangen wurde.

Wenige Sekunden darauf treten die Herren Remuſat und Duvergier mit verſtörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlafloſigkeit geröthet, Blicke der Beunruhigung und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat ſich etwas ernſthafteres ereignet?“ Die arme Nichte einer armen Tante, welche Tante in denſelben Tuilerien einen 20. Juni und einen 10. Auguſt von 1792 hatte erleben müſſen! In der Verblendung ihrer abſolutiſtiſchen Neigungen hatte die Frau Louis Philipps alles, was dieſe Tage her in Paris geſchehen war, nicht für etwas „ernſthaftes“ angeſehen, ſondern nur für eine künſtlich zu einem Skandal aufgeblaſene Intrike der Herren Thiers, Barrot und Konſorten. In höfiſchen Kreiſen iſt es nun einmal ſo herkömmlich, den ganzen Proceß der Weltgeſchichte nur als eine Aufeinanderfolge von Intriken ſich vorzuſtellen. Dieſe Leute meſſen die Größe der Welt mit dem Maßſtab der eigenen Kleinheit.

Duvergier gibt auf die Frage der Königin keine Antwort und Remuſat eine ausweichende; zugleich winken ſie mit den Augen den Herzögen Nemours und Montpenſier. Die Prinzen ſtehen auf und gehen mit den beiden Herren in den anſtoßenden Salon. Auch der König erhebt ſich und folgt ihnen. In dem Salon findet man Herrn Thiers vor, im Geſpräche mit dem Hauptmann Laubeſpin vom Generalſtabe begriffen. Der Offizier legt die ganze Wahrheit der Sachlage dar, von welcher er ſich ſo eben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk, ſo faſſt er die Summe ſeiner Nachweiſe zuſammen, ſei im Begriffe, des Stadthauſes ſich zu bemächtigen und werde vorausſichtlich bald auch des Palais Royal und des Eintrachtsplatzes Meiſter ſein. Das ſind Thatſachen von größter Bedrohlichkeit. Man darf angeſichts derſelben nicht zögern, das für die Sicherung der königlichen Familie nöthige und zweckdienliche vorzukehren. Dem Könige ſelbſt drängt ſich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen in Bereitſchaft zu ſetzen. Aber da kommt ein Adjutant Bedeau's mit der Meldung von ſeiten dieſes Generals, daß derſelbe auf ſeinem Rückzuge glücklich den Eintrachtsplatz erreicht hätte und daß dieſer, ſowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung beſetzt gehalten würden.

Daraufhin erſcheint die Fluchtfrage nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er ſeine Unruhe verbergen. „Was iſt Ihre Meinung?“ fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Nothhelfer, welcher gern ein großer ſein möchte und es trotz alles reckens und ſtreckens doch nicht dazu bringt, zieht ſeine Uhr und ſagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir ſammt und ſonders weggeſchwemmt ſein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Herr wäre“ . . . . „Was würden Sie thun?“ — „Das anſchwellen der Bewegung ſeit heute früh hat alle Vorausſicht zu ſchanden gemacht. Mit den wenigen Streitkräften, die wir zur Hand haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern packen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Herr wäre, würde ich mich nach Saint-Cloud zurückziehen, daſelbſt 50—60,000 Mann Truppen um mich ſammeln und nach drei Tagen an der Spitze dieſer Streitmacht wieder in Paris einrücken“ .... Das Orakel hat geſprochen; leider aber war ſein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor 17 Jahren und 7 Monaten ein gewiſſer Marmont nach einem dreitägigen Straßenkampf mit ſeinen ermüdeten Truppen nach Saint-Kloud ſich zurückgezogen? Hatte nicht ein ſicherer Karl der Zehnte im genannten Schloſſe gegen die Revolution ſich behaupten wollen und gehofft, binnen etlichen Tagen triumphirend in ſeine rebelliſche Hauptſtadt wieder einziehen zu können? Nichts neues unter der Sonne! Die arme, ſich heiſer ſprechende Lehrerin Geſchichte lehrt nur, daß die Menſchen zu allen Zeiten gleich thöricht und verſtockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren und ſind und folglich auch ſein werden .... „Sie könnten rechthaben“, ſagt der König zum bebrillten Orakel. Dann geht er in den Speiſeſal zurück, beſpricht ſich mit ſeiner Frau und beſchließt — nichts. Herr Thiers ſeinerſeits eilt zu ſeinem Freunde Bugeaud, welcher — ſoweit iſt ſeine Zuverſicht herunter — den Plan des Orakels billigt und ein Bataillon Truppen, ſowie etliche Reiterſchwadronen in den Tuileriengarten ſendet, damit ſie den Abzug der königlichen Familie deckten.

In der Galerie der Diana verblaſſte jetzo — es war 11 Uhr — eine nackenſteife und grandezzahafte Aja Etikette mehr und mehr zu einem bloßen Schemen und bald zu gar nichts. Denn ſiehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuariſches Abbild im Innern des Palaſtes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie ſelbſt ein immer zwang- und formloſeres kommen und gehen, ein buntes durcheinanderſchwatzen, ein geräuſchvolles Wirrſal von Botſchaften und Rathſchlägen. Jeder wollte auskramen, was er für weiſe hielt, zu helfen wußte keiner. Wenn man alle die anweſenden „Säulen“ des Orleanismus, die Herren Thiers, Remuſat, Duvergier, Broglie, Piſkatory, Laſteyrie, Kouſin, Quinette, Beaumont und noch ein ganzes Scheck anderer ſammt und ſonders auf den Kopf geſtellt hätte, es würde aus keiner dieſer Säulen ein rettendes Wort, geſchweige eine rettende That herausgefallen ſein. Bei der leidenſchaftlich bewegten Königin fand der nicht ſo faſt verwegene als vielmehr verrückte Plan, die Tuilerien zu einer bis auf die letzte Patrone und bis auf den letzten Mann zu vertheidigenden Feſtung des Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire — ſprach ſie ihren Gemahl an — ziehen Sie Ihre Uniform an, ſteigen Sie zu Pferde, elektriſiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und ſterben Sie, ſo es ſein muß, für Ihre Ehre und für Ihren Thron!"

Der arme alte Mann, deſſen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in völlige Willenloſigkeit umgeſchlagen war, that, wie ihm geſagt worden. Er zog ſeine Generalsuniform der Nationalgarde an, ließ ſich das große Band der Ehrenlegion überhängen, ließ ſich in den Hof hinunterführen und dort auf ein prächtig aufgezäumtes Pferd ſetzen, um die auf dem Karrouſelplatz aufgeſtellten Streitkräfte zu „elektriſiren". Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linientruppen inne mit 16 Stücken Geſchütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Louvrehof abgränzte, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarſchirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. ſtanden, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengeſetzten Seite in Schlachtordnung. Seine beiden Söhne, der Marſchall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trezel, Rulhière, Delarue, Herr von Montalivet und verſchiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remuſat zu Fuße dem Könige. Aus den geöffneten Fenſtern des Erdgeſchoſſes der Tuilerien ſah die Königin mit ihrer Tochter Klementine, mit ihren Schwiegertöchtern, den Herzoginnen von Orleans, Nemours und Montpenſier, und mit ihren Enkelkindern der Muſterung zu und wartete auf die „Elektriſirung" der Truppen. Aber, ach, die ſchlaffen und bekümmerten Züge des langſam vorreitenden Königs waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzuſprechen als irgendwie und irgendwen zu elektriſiren. Er traf zuerſt auf das

Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion und das empfing ihn nicht mit einem „Vive le roi!“ ſondern mit einem „Vive la réforme!“ Louis Philipp ritt zu dem Kommandanten heran und ſagte zu ihm: „Sie mögen Ihren Leuten die Verſicherung geben, daß ſie die Reform haben werden. Ich würde dieſelbe ſchon früher bewilligt haben, ſo ich gewußt hätte, daß ſie von der Nationalgarde ſo lebhaft gewünſcht wird.“ Das Bataillon von der 10. Legion erhob denſelben Reformruf und erhielt dieſelbe Antwort. Als ſich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm der noch deutlichere Empfang: — „Hoch die Reform und nieder die Miniſter!“ Louis Philipp wollte ſprechen, aber Geſchrei erſtickte ſeine Stimme. Die Offiziere des Bataillons ſchwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre und beide vereinigten ſich zu dem tumultuariſchen und entſchieden feindſeligen Ruf: „Nieder mit dem Syſtem!“

Das Schwergewicht dieſer Demonſtration fiel wahrhaft erdrückend auf den König. Was, ſeine getreuen „Epiciers“ verließen ihn? Wie, der „Bourgeois“ machte gemeinſame Sache mit der Emeute? Noch acht Tage zuvor hatte Louis Philipp zu einem ſeiner Vertrauteſten, welcher ihn vor der bedenklichen Stimmung der pariſer Bürgerwehr warnte, mit einem Lächeln der Ueberlegenheit geſagt: „Mein Lieber, Sie werden es binnen acht Tagen bitter bereuen, alſo über die Nationalgarde geſprochen zu haben. Die iſt unter allen Umſtänden für mich! Glauben Sie mir, die Bürger von Paris werden vonwegen eines Banketts den Thron nicht verſtümmeln.“ Und jetzt? Was der König ſo eben hatte ſehen und hören müſſen, erſchien ihm als ein gegen die Exiſtenz des Julikönigthums gefälltes Verdikt. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen lenkte er ſein Pferd um, ritt zurück und beim Eingange zum Pavillon der Flora abſteigend ſagte er aufſeufzend zu Herrn Thiers: „Ach, ich ſehe es wohl! Es gilt mir! Alles iſt zu Ende!“

8.

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, raſch und immer raſcher. Das ſchlurfen des Schickſalsſchrittes in den Tuilerien war jetzt zum dröhnen geworden und rieſengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend fragenden Blicken der Palaſtbewohner ſich auf. Schon zeigte das Schloß ein wirrſäliges Bild der Beſtürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren ſtanden offen, Schildwachen und Portiers verwehrten nicht den Eintritt von Theilnehmenden und Neugierigen. Generale, Offiziere, Staats- und Palaſtbeamte, Deputirte, Journaliſten, Bekannte und Unbekannte kamen und gingen bunt durcheinander. Nur in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Gemächer, wo die königliche Familie zur Stunde ſich aufhielt, waltete noch einiger Reſpekt und Anſtand. Bald jedoch ſchwemmte die ſteigende Flut auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majeſtät des Throns um ſich her gezogen hatte, und nach dieſen Schranken den Throninhaber und nach dieſem den Thron ſelbſt.

Denn allbereits war, was jetzo im Schloſſe ſich abſpielte, nicht mehr nur die ſchmerzliche Agonie eines Königs, ſondern vielmehr ſchon die des Königthums. Noch eine ganz kurze Weile und nicht mehr handelte es ſich darum, irgendwelchen Widerſtand gegen die Emeute zu verſuchen, ſondern nur darum, dem Griffe der ſiegenden und, wie man wähnte, rachedurſtigen Revolution zu entfliehen.

Hatten doch derweil die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Vorſchritte, welche der Aufſtand den Vormittag über gemacht, die Entſcheidungskarte ausgeſpielt und ſchüttelten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verſtändigten ſich die beiden republikaniſchen Fraktionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National“ (ſpäter die „honetten“ oder „blauen“ Republikaner genannt) und die Social-Demokraten von der „Reform“ (nachmals die „Rothen“ geheißen). Die Häuptlinge der letzteren waren auf dem Redaktionsbureau ihres genannten Organs beiſammen. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute vom National. Man wurde raſch einig und ſchlüſſig, den mit Beſtimmtheit zu erwartenden vollſtändigen Volksſieg entſchloſſen zu benutzen, die ſiegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geſchehen war, durch eine Handvoll Intrikanten „eſkamotiren" zu laſſen und ſofort die Mitgliederliſte einer proviſoriſchen Regierung aufzuſetzen. So that man und kam auf folgende Namen überein: Dupont (de l'Eure), Arago (François), Ledru-Rollin, Marie, Marraſt, Kremieux, Flokon, Garnier-Pagès, Lamartine, Blanc. Der letztgenannte, Louis Blanc, ſetzte, dem ſtürmiſchen Verlangen der Volksmaſſen nachgebend, welchen er die Liſte vorlas, noch den Namen des „Arbeiters" Albert auf dieſelbe und erlangte hierzu, wie er glaubhaft behauptet, die Zuſtimmung der Bourgeois-Republikaner vom National*). Albert war ein Mechaniker, ein kreuzbraver Menſch und tapferer Barrikadenmann, ſonſt aber mittelmäßig ganz und gar. Daß ein ehrlicher und verſtändiger, wenn auch nur mittelmäßiger Arbeiter in einer Regierung immer noch viel beſſer an ſeinem Platze iſt als ein einfältiger Junker, ein unwiſſender Pfaffe, ein eitler Profeſſor, ein ränkeſüchtiger Advokat oder ein herzloſer Kouponsſchneider, unterſteht keiner Frage. Allein trotzdem war die Aufnahme des „Arbeiters" Albert unter die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung ein arger Miſſgriff, weil ſie zu unendlicher Begriffsverwirrung Veranlaſſung gegeben hat. In dieſem Miſſgriffe lag der Keim zu jener lächerlich-einſeitigen Ueberſchätzung, ja Alleinſchätzung der Handarbeit, welche zur niederträchtigſten Volksſchmeichelei führte, lag der Anſtoß zu jenem widerlichen Kultus des Gnotenthums, welcher der Bewegung von 1848 ſo ſehr geſchadet hat. Im übrigen hatten ſich die vom National und die von der Reform nicht ohne geheime Vorbehalte mitſammen verſtändigt. Soviel wenigſtens iſt gewiß und durch die Geſtändniſſe der „Blauen" feſtgeſtellt, daß dieſe vor dem Experiment, die Republik zu proklamiren, zurückſchraken und bereit waren, mit der Abdankung Louis Philipps und der Regentſchaft der Herzogin von Orleans ſich zu begnügen. Leider ſeien ihnen, erklärten ſie ſpäter, die aufrichtigen und ehrlichen Republikaner um eine Stunde zuvorgekommen. Vorderhand jedoch, d. h. ſo lange der Kampf noch währte, war oder ſchien man einig. Die vereinbarte Liſte wurde raſch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie verbreitete ſich telegraphengeſchwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenſter zu Fenſter, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Bluſen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“

---

*) „J'écrivis avec émotion le nom d'Albert, et, courant aux bureaux du National, je le fis ajouter sur la liste." Révélations historiques, I, 76.

Dies die wirkliche und wahrhafte, aus einem dicken Bündel unabſichtlicher und abſichtlicher Lügen herausgewickelte Geneſis des Gedankens einer proviſoriſchen Regierung und damit auch die Geneſis der franzöſiſchen Republik von 1848. Herr Alphonſe de Lamartine, welcher mit François de Chateaubriand nicht erfolglos um die Palme der Eitelkeit ſtritt, hat nachmals in ſeinem Selbſtverherrlichungsroman, welchen er „Geſchichte der Februarrevolution“ betitelte, ſich ſelbſt und anderen einzubilden geſucht, die Republik ſei am 24. Februar wie eine mit Zuckerwaſſerlyrik großgeſäugte Pallas Athene ſeinem Dichterſchädel entſprungen. Vanitas vanitatum! Warum aber iſt der glückliche Konkurrent des Verfaſſers der „Mémoires d'outre tombe“ auf die Liſte der Mitglieder einer republikaniſchen Regierung geſetzt worden, er, welcher, ſo er überhaupt in der Politik etwas war, eigentlich ein Legitimiſt und eigentlichſt ein chamäleontiſch ſchillernder Phantaſt geweſen iſt, — warum? Darum, weil man auch einen „Bruder Redner“ haben wollte oder mußte, einen Deklamator „für alles“, eine allzeit geladene Tiradenſpritze. Als ſolche that er vortreffliche Dienſte. Er rednerte ſo ſchön, daß er ſelber an ſein Gerede glaubte. Als er dann ſich ausgerednert, als er die letzte ſeiner unzähligen Rauſchgoldphraſen verausgabt hatte, da warf ihn das dankbare Vaterland beiſeite, gerade wie ein Kind eine Knallblaſe wegwirft, welche ein Loch gekriegt hat. Noch mehr, das dankbare Vaterland ließ ihn ſogar die Schmach hinunterwürgen, daß der Proklamator der Republik in ſeinen alten Tagen von ihrem Mörder ein Almoſen annehmen mußte.

9.

Es iſt nahezu Mittag. Louis Philipp ſitzt oder liegt am Fenſter ſeines Kabinetts in einem Lehnſtuhl, umgeben von den Herren Thiers, Remuſat, Duvergier, Beaumont, Laſteyrie und anderen. Der Herzog von Montpenſier führt Herrn Kremieux ein, Deputirter der Linken, welcher zur Stunde noch nicht weiß, daß er auf der republikaniſchen Liſte einer proviſoriſchen Regierung ſteht, und ſein Scherflein zur Rettung der Julimonarchie beiſteuern will. „Noch iſt — ſagte er — nichts oder wenigſtens nicht alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflöſung und einem aus der Linken genommenen Miniſterium ſich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Miniſterium angeht, ſie flößt, ich ſage es mit Bedauern, dem Volke einen unbeſieglichen Argwohn ein.“

Der kleine Nothhelfer, ſicherlich insgeheim nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinausſchlüpfen zu können, wendet ſich ſofort an den König: — „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten.“ — „Aber wen ſchlagen Sie mir denn zum Premierminiſter vor, Herr Kremieux?“ — „Barrot, welcher ermächtigt ſein muß, aus den Reihen der vorgeſchrittenſten Oppoſition ſeine Kollegen zu wählen.“ — „Wohl, man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige.“ — „Will der König mir noch eine weitere Bemerkung geſtatten?“ — „Sprechen Sie!“ — „Sire, wer Ihnen rieth, dem Marſchall Bugeaud den Oberbefehl zu geben, rieth Ihnen ſchlimmſtes.“ — „Wen würden Sie denn an Bugeauds Stelle ſetzen?“ — „Den Marſchall Gérard.“ — „Es ſei.“ — Kremieux geht hinaus, um dieſe neuen, von der Geſtaltung der Dinge ſchon weit überholten Zugeſtändniſſe bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, von einer ſarkaſtiſchen Laune flüchtig angeflogen, an den kleinen Ex-Nothhelfer die Worte: „Ei, ſieh' da, mein lieber Thiers, ſo wären Sie alſo nicht weniger unpopulär als ich!“

Herr Fain ſchreibt die Ordonnanz, der General Trezel, das einzige Mitglied des Miniſteriums Guizot, welches noch bis jetzt in den Tuilerien ausgehalten hat, macht ſich bereit, ſeine Gegenzeichnung zu geben, und ſchon hat der König die Feder in der Hand, um ſeinerſeits zu unterzeichnen, als plötzlich das Geknatter von Gewehrſalven aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo der Kampf um das Chateau d'Eau wiederum ſcharf ſich entſponnen hat. In demſelben Augenblick tritt in höchſter Eile und Aufregung Emile de Girardin in das Kabinett, ein Stück bedruckten Papiers in der Hand.

„Was gibt es, Monſieur de Girardin?“ fragt Louis Philipp. „Das, Sire, daß man Eure Majeſtät eine koſtbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man der Inſurrektion, welche bereits mit Macht aus der Rue de Chartres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, ſei es, daß man zu den größten Opfern ſich herbeilaſſen will, jedenfalls ſind die Minuten gleich Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben.“ — „Aber was thun?“ — „Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunſten einer Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Hier iſt die fertige Proklamation, welche ich, um Zeit zu ſparen, ſofort drucken ließ. Sie lautet: „„Abdankung des Königs. Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Auflöſung der Kammer. Allgemeine Amneſtie.““

Soweit alſo war es mit dem „Salomon des Juſte-Milieu“, ſoweit mit dem Juſte-Milieu ſelbſt gekommen, welches alle die Zinkeniſten des konſtitutionellen Schwindels mit Trompeten und Pauken geprieſen hatten von Dan bis Berſeba? Ja, ſoweit war es damit gekommen, daß der nächſte beſte Zeitungsſchreiber, daß ein Emile de Girardin, welcher im beſten Falle nichts beſſeres war als ein publiziſtiſcher Seilgaukler, Simſenläufer und Eiertanzkünſtler, zum Quaſi-

Diktator ſich aufwerfen und mittels eines bedruckten Papierfetzens über das Schickſal von Frankreich verfügen konnte.

„Wenn es ſo ſteht, Sire — ſagt der Duc de Montpenſier, ein Prinz vom ordinärſten Prinzenſchlag und ſeinen Brüdern in keiner Weiſe gleichzuſtellen — wenn es ſo ſteht, Sire, ſo darf kein Zaudern ſtattfinden. Danken Sie ab!“

Ob vielleicht dieſe plumpe Unkindlichkeit den greiſen König, der ja ein Kenner der Geſchichte war, daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. November von 1688 erfuhr, ſeine Tochter Anna ſei ins Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Helfe mir Gott, meine eigenen Kinder verlaſſen mich!“ ausgeſtoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann ſagte nur mechaniſch, wie ein ſchon halb Verſunkener, der ſich von der Strömung mit fortreißen läßt („comme un homme à demi noyé se laisse emporter par le courant qui l'entraine“): „Ich bin allzeit ein friedliebender Fürſt geweſen . . . Ich danke ab.“

Kaum iſt das Wort heraus, ſo drängen mehrere der Anweſenden in ihrer Angſt, die Tuilerien könnten abermals einen 10. Auguſt erleben, Herrn de Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilt hinaus, hinunter, gegen das Palais Royal hinüber; aber ſeine Botſchaft verhallt ungehört und wirkungslos in dem um das Chateau d'Eau her tobenden Kampfgewühl und er ſieht ſich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hat der Duc de Nemours das königliche Kabinett verlaſſen und iſt in den Palaſthof hinabgeſtiegen, wo er den ihn umringenden Offizieren verkündet: „Meſſieurs, der König hat zu Gunſten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans iſt Regentin.“

Der General Lamoricière wirft ſich auf ein Pferd, um dieſe Kunde weiter zu tragen. Der Bürgerwehroffizier Moriceau reitet mit ihm. Sie gelangen in die Straße Richelieu und bis zum Molière-Brunnen, wo eine Barrikade ihr weiteres Vordringen hemmt. Dort erblickt Moriceau den Citoyen Etienne Arago, ſpricht ihn an und nennt ihm den Namen des Generals. Dieſer bringt ſeine Neuigkeit vor. „Es iſt zu ſpät!“ ſagt Arago. „Zu ſpät?“ entgegnet Lamoricière ungläubig; „zu ſpät? Man bewilligt euch die Reform, man gibt euch die Regentſchaft, was wollt ihr denn mehr?“ — „Die Republik!“ — „Bah, welche Narrheit!“ — „Ja, die Republik! Ihr ſeid auch gar nicht mehr im ſtande, ſie zu verhindern. Das Volk iſt Herr von Paris und es will keinen König, keine Prinzen und keine Dynaſtie mehr“ . . . Armer Idealpolitiker! Die Wahrheit iſt, daß die Völker nach Königen hungern, nach Prinzen dürſten und der Dynaſtieen nie genug haben können. In Deutſchland, hat ein kluger Mann geſagt, geht das ſogar ſoweit, daß jeder richtige Deutſche eine eigene Dynaſtie ganz für ſich allein haben möchte . . . Der ungläubige General — ſpäter iſt er ein gläubiger im Superlativ, ein wahrhaftiger Glaubensgeneral geworden — wandte ſich nach dem Palais-Royal-Platz, dort aber erhielt ſein Pferd eine Kugel in den Leib und er ſelbſt einen Bajonnetſtich in den Arm. Seine Friedensbotenrolle war alſo zu Ende und er mußte froh ſein, daß mitleidige Seelen ihn nach Hauſe ſchafften . . . .

Derweil iſt drinnen im Schloſſe Louis Philipp mühſam von ſeinem Lehnſtuhl aufgeſtanden und hat die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzeſſinnen ſich befinden. Aufgeregt und angſtbeklommen kommen die Frauen heraus. „Ich danke ab“, ſagt der Greis. Darauf die Königin ungeſtüm: „Nein, nicht abdanken! Lieber ſterben!“

Der König läßt ſich wieder in ſeinen Fauteuil am Fenſter fallen und ſtützt die Hände läſſig auf ſeine Kniee. Die Damen umringen ihn und dieſen kleinen Kreis umgibt ein größerer, ein bunter Miſchmaſch von Offizieren, Deputirten, Journaliſten, Hofherren und Hofdamen. In trübem Schweigen ſtarrt dieſe Menge auf das klägliche Schauſpiel. Die Königin allein bewahrt und offenbart ihren Muth oder doch ſo etwas. „Man will dir — ſagt ſie zu ihrem Gemahl — das Skepter entreißen und doch hat niemand als du die Kraft, es zu tragen.“ (Hierbei ſchleudert die Sprecherin einen Blick zorniger

Anklage auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es iſt beſſer — fährt ſie fort — muthig zu ſterben als ſchmählich abzudanken. Steig zu Pferde! Die Armee wird dir folgen.“ Dann kehrt ſie ſich gegen die Anweſenden und wirft ihnen die Worte ins Geſicht: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem ſolchen Augenblick verlaſſen kann. Ihr werdet es bereuen!“ Helene von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und ſagt ſchluchzend: „Sire, niemand iſt darauf vorbereitet, mich als Regentin zu ſehen, und ich noch weniger als irgendwer. Soll man überhaupt in einer ſolchen Kriſe auf die Schultern einer Frau eine ſolche Laſt legen, welche Ihnen zu ſchwer vorkommt?“ Schwiegermutter und Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll von Zorn, Eiferſucht und grünem Neid. Denn in dieſem Gemälde menſchlicher Erbärmlichkeit durfte auch ſolch ein ſpecifiſch-weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derſelbe erſchien: — es handelte ſich dabei nicht allein um „ces puériles rivalités de femmes“, ſondern auch darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans ſchon ſeit langer Zeit beargwohnten und bezichtigten, ſie ſtände mit Führern der Oppoſition in ehrgeizigen Beziehungen.

Etliche der anweſenden „Säulen des Syſtems“ fühlen ſich durch die Aneiferung der Königin doch getrieben, ihre Säulenhaftigkeit ſehen zu laſſen. „Danken Sie nicht ab, Sire — ſagt Herr Piſkatory — danken Sie nicht ab! Im Namen Ihrer Familie, im Namen aller Familien Frankreichs, thun Sie es nicht! Schlagen wir uns lieber heute als morgen, denn morgen werden wir die Republik haben.“ Die Königin faſſt, wie außer ſich, den Arm des Sprechers und ſagt mit gedämpfter Stimme: „Nehmen Sie ſich in acht! Es gibt Verräther hier.“ Und ihre Augen weiſen auf die Herzogin von Orleans und auf Herrn Thiers. „Meinen Sie?“ fragt das ſchwankende Rohr von altem Mann; „nun, ich habe ja meine Abdankung noch nicht unterzeichnet.“ „Danken Sie nicht ab, Sire, danken Sie nicht ab!“ ſchluchzt Helene von Orleans. Aber, horch, das Geknatter von Gewehrſalven kommt offenbar näher und immer näher. Beſtürzung malt ſich auf dem Geſichte des Königs. Wie um ein Auge zu ſuchen, das ihm Muth einſpräche, ſchaut er um ſich. Allein die Menge blickt zu Boden und bleibt ſtumm; hatte ſie doch einen vom Unglück Gezeichneten vor ſich. „Ihr werdet es bereuen, Meſſieurs — ruft wieder die Königin — ihr fordert die Abdankung des beſten der Könige!“ Darauf Herr Piſkatory abermals: „Zum wenigſten ſollte der König nicht abdanken, bevor die Emeute niedergeſchlagen wäre.“ Und zum Duc de Montpenſier gewendet ſetzt er hinzu: „Drunten im Schloßhofe ſtehen noch mehr als 3000 Mann Truppen ſchlagfertig. Stellen Sie ſich an ihre Spitze, Prinz!“ Marie Amelie, welche in Wahrheit lieber als Königin ſterben denn gedemüthigt leben will, blickt zuſtimmend und aufmunternd auf den Sohn. „Was rathen Sie, Monſieur Thiers?“ fragt Montpenſier in ſichtbarer Verlegenheit. „Ich? Ich habe hier keinen Rath mehr zu geben; ich bin nichts mehr“, erwidert der Kleine. Da beugt Herr Piſkatory vor der Königin das Knie und küßt ihr die Hand mit den Worten: „Ah, Madame, Sie ſind hier die einzige Perſon, die ich achte und verehre.“ Der König hört es und ermannt ſich zu der Frage: „Iſt es wohl möglich, die Tuilerien zu halten?“ „Ja“, antworten zwei oder drei Stimmen zögernd. „Nein!“ ruft eine ganze Menge ungeſtüm. Darauf Louis Philipp: „Maßen die Tuilerien unhaltbar, will ich kein nutzloſes Blutvergießen. Ich danke ab.“

In dieſem Augenblick erſcheint der Marſchall Gérard auf der Thürſchwelle. Verzweiflungsvoll, händeringend eilt und ruft die Königin ihm entgegen: „Marſchall, retten Sie, was noch zu retten iſt! Steigen Sie zu Pferde!“ Der alte Krieger neigt ſich gehorſam. Er ſoll dem Volke die Thronentſagung Louis Philipps verkündigen und das Gewicht dieſer verſöhnenden Bewilligung durch ſeine Perſönlichkeit verſtärken.

Zu ſpät! Alles und alles zu ſpät!

Man ſetzt den durch Alter, Krankheit und Kummer gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen auf das Pferd, welches vorhin bei der vergeckten Muſterung den König getragen hat, gibt ihm einen Buchsbaumzweig in die Hand und läſſt ihn der herangrollenden Revolution als Friedensboten entgegenreiten. Er iſt noch nicht über den Karrouſelplatz hinausgelangt, als einem ſeiner Begleiter, dem Deputirten Lakroſſe einfällt, es wäre doch wohl beſſer, wenn der Marſchall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lakroſſe eilt in das königliche Kabinett zurück und theilt ſeinen Einfall dem Herzog von Montpenſier mit. Der Prinz legt ein Blatt Papier auf den in der Mitte des Zimmers ſtehenden Schreibtiſch und ſagt zu ſeinem Vater: „Sire, Sie müſſen Ihre Thronentſagung niederſchreiben!“

Der König erhebt ſich und geht langſam zu dem Schreibtiſch, vor welchen ſein Sohn einen Stuhl hinſtellt. Da macht die Königin noch einen letzten Verſuch der Gegenwehr, indem ſie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausruf: „Schreiben Sie nicht, Sire, ſchreiben Sie nicht! Weichen Sie nicht einer Emeute! Man will Ihnen nur bange machen.“

Der alte Mann hält inne, aber Montpenſier zeigt mit einer Gebärde der Ungeduld auf das Blatt Papier.

„Nun wohl, da man es will“ — ſagt der König, ſetzt ſich und beginnt langſam zu ſchreiben.

„Sire, beeilen Sie ſich“, ſagt eine Stimme, man weiß nicht, weſſen — „ſchon wird auf dem Karrouſelplatz geſchoſſen!“

Das iſt dem alten Manne doch zu viel. Er ſieht auf, forſcht mit einem Blick der Entrüſtung nach dem Sprecher und entgegnet: „Man wird mir wohl Zeit laſſen. Komme, was da wolle, ich kann nicht ſchneller machen.“

Und er ſchrieb in langſamen Zügen mit großen Buchſtaben:

„Ich entſage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunſten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe löſen! (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelé à porter, en faveur de mon petit-fils le comte de Paris.

Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourd'hui.) Am 24. Febr. 1848. Louis Philipp."

Nachdem er dieſe Urkunde aufgeſetzt und unterzeichnet hatte, las er ſie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und ſagte: „Möge dein Enkel dir gleichen! Denn, Meſſieurs, der König iſt doch ein redlicherer Mann als ihr alle". Und ſie fügte dieſer Beleidigung noch die Grollworte bei: „Ihr habt jetzt, was ihr gewollt; aber ihr werdet es bereuen!"

Der entkönigte Greis ſagte: „Da iſt meine Abdankung. Man bringe ſie dem Marſchall Gérard."

Ein Reſt von Scham hielt alle Hände zurück. Endlich nahm Herr Baudin das Papier und eilte damit dem Marſchall nach.

Zu ſpät! Es iſt, als hörte man an dieſem 24. Februartage einen äſchyleiſchen Eumenidenchor das ſchickſalsſchwere Wort immer und immer wieder anſtimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloſer Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marſchalls Gérard gelangte, ſondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Miſſion des Marſchalls ſelbſt that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinderniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Chateau d'Eau, nach mörderiſchem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution für alle vermittelnden Stimmen taub, wie ja das ſo hatte kommen müſſen.

Und dennoch — es iſt unbegreiflich, aber wahr — hegte man im Schloſſe kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde ein ſänftigendes Oel auf die Aufſtandswogen träufeln würden. Auch die Regentſchaft der Herzogin von Orleans galt für geſichert. Sie ſelbſt freilich, verſtört durch die Zornblicke ihrer Schwiegermutter und das feindſelige Gebaren ihrer Schwägerinnen, rief weinend aus: „Großer Gott, welche Laſt! Ohne Stütze, ohne Beiſtand! Verlaßt mich nicht!"

10.

Um 12$^1/_2$ Uhr ging Herr Thiers auf den Karrouſelplatz hinunter, um ſeinem Freunde Bugeaud zu ſagen, wie derweil die Dinge droben ſich entwickelt hatten. Der eiſenfreſſeriſche Soldat, welcher wenige Stunden vorher ſeinem kleinen Freunde geſchrieben hatte, daß ſie beide „berufen ſeien, mitſammen die Monarchie zu retten“, ſchrie fluchend: „Sacré nom de dieu, ſo iſt alſo alles zum Teufel!“ Worauf der Kleine mit dem Nußknackerkopf: „Ja, man hat uns eben zu ſpät berufen.“

Der Duc de Nemours kam, dem Marſchall das Kommando abzunehmen, was dieſer mit widerwilligem brummen geſchehen ließ. Die beiden Ex-Säulen der Julimonarchie, welche „zu ſpät berufen worden“, dieſelbe zu retten, dachten nun darauf, ſich ſelbſt zu retten. Bugeaud übrigens iſt martialiſch genug, in ſeinem vollen Marſchallsanzug langſam davonzureiten. Herr Thiers ſeinerſeits ſchlängelt ſich zu Fuße durch den Tuileriengarten und über die Konkordebrücke ins Palais Bourbon hinüber, in deſſen Räumen die Repräſentanten der Korruption — officiell heißen dieſe Herren die Vertreter des franzöſiſchen Volkes — rathlos hin- und herwuſeln. Selber rathlos und bis zur Beſinnungsloſigkeit beſtürzt, geht der kleine Nichtnothhelfer durch einen der Säle. Korrupte umdrängen ihn da mit ſtürmiſchen Fragen. „Meſſieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt!“ erwidert er ſtotternd und verſchwindet, um nicht mehr geſehen zu werden, bevor die politiſche Temperatur wieder ſo iſt, daß Ränkeſpinnen mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Schlupfwinkeln ſich hervorwagen können.

Nachdem Nemours den Befehl an ſich genommen, ordnete er an, daß die Truppen den Karrouſelplatz räumten und in den Tuilerienhof ſich zurückzogen. Dies geſchehen, ſchloſſen ſich die Eiſengitter des Palaſthofes hinter den Soldaten. Unterdeſſen aber gab es ein großes Geſtampfe und Geſtaube in den Korridoren und auf den Treppen des Schloſſes: — der Vollſtrom der Rattenauswanderung ergoß ſich. Der jetzt mit Macht graſſirende „Schlotter“ machte Herren in Uniformen und Hoffräcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln ſcharenweiſe davongehen. Beſtürzung auf den Geſichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angſtruf: „Alles iſt verloren!“

Demzufolge hatte ſich die Menge auch im königlichen Kabinett und in den anſtoßenden Salons beträchtlich gelichtet, als die Botſchaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marſchalls Gérard vollſtändig geſcheitert und der General Lamoricière verwundet und vom Volke gefangen worden ſei. In demſelben Augenblicke Schüſſegeknatter auf dem Karrouſelplatz, wohin die Inſurrektion bereits ihre Plänkler vorgeſandt hatte. Dieſe ſahen einen Zug königlicher Reiſewagen, welche aus den Ställen der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen worden, ſchoſſen darauf, tödteten einen Vorreiter, ſowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remiſen.

Das Geknalle dieſer Schüſſe macht die Prinzeſſinnen Schreckensſchreie ausſtoßen. Louis Philipp ſelber fährt in höchſter Unruhe aus ſeinem Lehnſtuhl empor. Hereinſtürzt, die Kleider in Unordnung und die Geſichtszüge in äußerſter Faſſungsloſigkeit, Herr Kremieux: — „Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien ſein!“

Der alte Mann ſagt kein Wort: aber er haſtet ſich, Ordensband und Degen abzuthun. Dann zieht er ſeine Uniform aus, ſchlüpft mit Hilfe der Königin in einen bürgerlichen Rock und ruft ſuchend und zappelnd: „Meine Uhr? Wo iſt meine Uhr? Ah, ich hab' ſie! Und mein Portefeuille? Da, nehmt mein Portefeuille! Und wo iſt mein Schlüſſelbund?“ Es war etwas wie Wahnſinn in dem Gebaren und Reden des Greiſes, aber nichts vom Wahnſinn eines Lear, obzwar er wie Lear im dritten Akt hätte ſagen können:

. . . . „Hier ſteh' ich,
Ein armer, ſchwacher, alter, kranker Mann,
Den man verachtet“ —

nein, nichts vom Wahnſinn eines Lear, wohl aber von dem eines Aktienſchwindlers, über welchen der Bankerott jählings hereinbricht. In Wahrheit, das Ende des Louis-Philippismus entſprach mathematiſch genau dem Anfang. Der ganze Verlauf von des Mannes hinaufſchleichen zum Throne macht den Eindruck des fuchſig-gemeinen und ein würdeloſeres herabfallen vom Thron als das ſeinige hat es kaum jemals gegeben. Daß die Februarrevolution eine „Revolution der Verachtung“ geweſen, iſt zwar ein durch häufige Wiederholung trivial gewordenes Wort; aber ein wahres iſt und bleibt es doch . . . .

Die Prinzeſſinnen brechen in ſchluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie ſtarren mit ängſtlicher Neugier auf das für ſie unbegreifliche Schauſpiel. Louis Philipp ſetzt haſtig ſeinen Hut auf, bietet der Königin den Arm, ſagt flüchtig zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben hier!“ und gibt durch ſein weggehen das Signal zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgen dem greiſen Paare der Duc de Montpenſier, welcher ſeine Frau, die Infantin Luiſa Fernanda — geborene Muñoz, ſagen die böſen Zungen — dem Schutze des Herrn de Laſteyrie übergibt, ferner die Herzogin von Nemours mit ihren Kindern und der Prinz von Sachſen-Koburg mit der Prinzeſſin Klementine, ſeiner Frau. Mitgehen die Herren Kremieux, Ary Scheffer, Laſteyrie, Gourgaud, Roger und Lavalette. Etliche Hofdamen, Adjutanten, Palaſtbeamte und Diener ſchließen den Zug, welcher mittels eines engen und dunkeln Ganges aus dem Kabinette des Königs in die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge und von da in den Tuileriengarten gelangt. Dieſer iſt ſtill und leer, aber von rechtsherüber rollt und grollt das Kampfgetöſe. Herr von Montalivet, ſeinem Gebieter treuer als viele andere, hat an der Palaſtpforte zwei Schwadronen Küraſſiere unter den Befehlen des Generals Regnault Saint-Jean d'Angely bereitgehalten, die Flucht des Entkrönten zu decken. Nationalgarden der 1. Legion ſchließen ſich ebenfalls dem Fluchtzug an, welcher ſo raſch als der alte Mann, deſſen dem völligen Bruche nahe phyſiſche und moraliſche Kraft nur durch die Seelenſtärke ſeiner Frau nothdürftig aufrecht erhalten wird, zu gehen vermag, die große Avenue des Gartens entlang eilt, — ganz wie ein Leichenzug der Julimonarchie! Man ſah von der Rue Rivoli aus denſelben zwiſchen den Baumſtämmen dahingleiten, leichenbitterlich ſchwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipps die Trauer um die kurz zuvor geſtorbene Prinzeſſin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Kremieux vorangehende Duc de Montpenſier kehrte ſich von Zeit zu Zeit um und ſagte: „Beſchleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!“ In der Mitte der Avenue überſchlug ſich das Pferd eines reitenden Nationalgardiſten und fiel auf ſeinen Reiter. „Armer junger Mann!“ rief Marie Amelie aus. Louis Philipp aber: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!“ Am Gitter der aus dem Garten nach dem Konkordeplatze führenden Drehbrücke angelangt, blieb er ſtehen und richtete an Montalivet die Frage: „Hat man die Gewiſſheit, mich ſicher nach Saint-Cloud bringen zu können?“ „Ja, Sire.“ Der Entkrönte paſſirte das Gitter und betrat den Platz. Geſenkten Hauptes einherſchreitend bemerkte er Blutſpuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abſcheu's. Der Eintrachtsplatz war aber nicht ſo ſtill und leer wie der Tuileriengarten. In der Mitte ſtanden dicht gedrängt die Truppen Bedeau's, welcher General in der peinlichſten Verlegenheit ſich befand, da er ſeit Stunden ohne Befehle, ja ohne alle Benachrichtigung gelaſſen worden war. Eine zahlloſe Menge umwogte die Truppen. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch eine Schar Bluſen, Gewehre in den Händen, die Geſichter vom Pulverrauch geſchwärzt.

Der Fluchtzug ſtockte vor dem anfluten der Menge. Die Begleiter und Beſchützer des entkrönten Flüchtlings wagten es nicht, Zwang anzuwenden, um einen Durchpaß zu eröffnen; die Peinlichkeit des Augenblickes ſtieg. „Die Wagen! Nun, wo ſind denn die Wagen?“ frug Louis Philipp ungeduldig. Neugierige drängten heran. Er ſchien nicht nur, er war erkannt. „Meſſieurs, Schonung, Gnade für den König!“ rief ein Küraſſiroffizier. „Die ſoll er haben, wir ſind keine Mörder; aber ſchnell auf und fort mit ihm!“ eine Antwort, welche das hundertfältige Echo fand: „Ja, ſchnell auf und fort mit ihm!“ Die Königin zog ihren Gemahl mit ſich fort, dahin, wo am Fuße des Obeliſk drei ſchlechte Einſpänner von Miethwagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu reden, „La Sainte-Vierge Guillotine“ ihren Altar gehabt.

Ein grauſamer Schickſalshohn, fürwahr, daß der vom Throne gefallene Sohn von Philipp Orleans-Egalité gerade von dieſer Stelle aus ins Exil geſchleudert wurde. Von der Stelle aus, wo ſein Vater am 6. November 1793 in weißer Weſte, gelben Lederhoſen und zeiſiggrünem Frack auf beſagtem „Altar“ erſchienen war, „pour faire le saut de carpe en avant.“

Der alte Mann iſt jedoch von der Angſt der Gegenwart viel zu ſehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet den Schlag eines der ſchmutzigen Fuhrwerke und findet daſſelbe bereits mit Prinzeſſinnen und Kindern vollgeſtopft. „Heraus! Steigt alle heraus!“ ruft er, in der Selbſtſucht des Alters und der Furcht ſeiner ſo lange und ſo vortrefflich geſpielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias ganz vergeſſend. Die Prinzeſſinnen gehorchen. Louis Philipp wirft ſich haſtig in den Wagen, die Königin folgt ihm, drei ihrer Enkelkinder haben den Vorderſitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie preſſen ſich ſo gut es eben gehen will in die beiden andern Wagen; aber die Prinzeſſin Klementine und die Ducheſſe de Montpenſier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Laſteyrie aus dem Gedränge und in ein ſicheres Aſyl gebracht. Die ſchöne Infantin iſt eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüſant“ zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Laſteyrie, das ſei doch auch mal eine der Rede werthe Abwechſelung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!" ſchreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens, maßen der „König der Juden" ſelbſt in dieſer äußerſten Beklemmung ſeiner „Werthpapierche" nicht vergißt. Herr Kremieux ſchiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfenſteröffnung und, im Beſitze ſeines Theuerſten, ruft der Greis in höchſter Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!" Der Kutſcher peitſcht auf ſein Pferd und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüſſige Koth darob zuſammenſpritzt.

Alſo verſchwand des Roi-Renard Majeſtät und Herrlichkeit. Im Juliſtaube war er gekommen, im Februarkoth iſt er gegangen. Derbwahr ſagt ein ſpaniſches Sprichwort: „Aus ſolchem Staube wird ſolcher Dreck!"

11.

Helene d'Orleans hat aus der Stärke ihres Muttergefühls die Kraft geſchöpft, in den Tuilerien zurückzubleiben. Die ſchmeichelnd-trügeriſche Hoffnung, es könnte ihr gelingen, die vom Haupte ihres Schwiegervaters gefallene Krone im Falle aufzufangen und auf den Kopf ihres älteſten Knaben zu ſetzen, hielt ſie aufrecht und ließ ſie Gefahren trotzen, deren ganzen Umfang ſie ſchwerlich gekannt hat. Oder glaubte ſie als Witwe des „populären" Herzogs von Orleans, mit welchem die beſte Stütze des Julikönigthums eingeſargt worden war, überhaupt nicht ernſtlich gefährdet zu ſein? Ach, die Völker vergeſſen ihre Günſtlinge noch ſchneller als die Fürſten.

Etliche wenige Mitglieder der Deputirtenkammer waren bei der Prinzeſſin im Schloſſe zurückgeblieben, ſowie auch etliche Mitglieder der Kammer der Pairs. Die letztere hat, zwiſchenhinein bemerkt, am 24. Februar die Rolle einer vollſtändigen, nicht mehr lächerlichen, ſondern nur noch erbarmungswürdigen Nullität geſpielt. Die Inſurrektion hielt es gar nicht der Mühe werth, an das „Herrenhaus“ auch nur zu denken, weder während des Kampfes noch nach dem Siege. Dieſe ganze Mumienſammlung, worin bekanntlich alle ſeit 50 Jahren in Frankreich geſchworenen politiſchen Meineide balſamirt waren, verſank ohne Sang und Klang in den Strudel der Revolution; freilich nur, um ſpäter durch den Bonapartismus als „Senat“ wieder herausgefiſcht zu werden. Die Herren Pairs waren auf 1 Uhr in ihr Sitzungslokal im Luxemburg zuſammenberufen. Als ſie ſich zu verſammeln begannen, trat der Herr Graf Beugnot mit bänglicher Haſt in den Sal und rief ſeinen Mitpairs zu: „Die Deputirtenkammer iſt im Begriffe, vom Volk erſtürmt zu werden, und wir werden es auf der Stelle ebenfalls ſein!“ Worauf der Graf de Saint-Prieſt ſpottlächelnd: „Mein lieber Kollege, Sie ſchmeicheln uns allzuſehr.“ Dieſe Bezeugung von „ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“ war das letzte Lebenszeichen, welches die Mumienſammlung von ſich gegeben hat . . . . .

Der Deputirte Lakroſſe ſagte nach der Flucht Philipps zu der Herzogin: „Madame, gehen Sie mit ihren beiden Knaben ſofort nach der Deputirtenkammer. Dort iſt jetzt der Sitz der Autorität“. Die Herzogin nahm dieſen Rath an und zog ſich für eine kurze Weile in ihre Wohnung im Pavillon Marſan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Säule des Orleanismus, welche aber binnen kurzem eine Säule des Bonapartismus wurde — ſie aufſuchte und ſie in der Abſicht, ihr Heil im Palais Bourbon zu verſuchen, beſtärkte. Er ſprach noch, als der Adjutant Touchard hereinſtürzte mit der geflügelten Meldung, der Herzog von Nemours ließe ſeine Schwägerin bitten, ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch denſelben zu der Drehbrücke ſich zu begeben. Es ſei kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Prinzeſſin brach alsbald auf und machte ſich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den ihr bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war wirklich kein Augenblick mehr zu verlieren geweſen, maßen inzwiſchen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen ſimpeln Leutnant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Karrouſelplatz geräumt hatten, war derſelbe ſofort von Nationalgarden beſetzt worden. Kaum war dies geſchehen, als nach Bewältigung des Chateau d'Eau die ſiegreiche Volksmaſſe mit dem Donnerruf „Tuileries!“ über die Rue Rivoli gegen den Platz vorbrach und alsbald ſchlugen die Flintenkugeln an die Nordſeite des Schloſſes. Der Herzog von Nemours, erkennend, daß jeder Verſuch, den Palaſt zu vertheidigen, bloß ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang ſeiner Schwägerin zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge ſich bereit zu halten. Derweil mühten Bärenmützen und Bluſen in buntem Gemiſche ſich ab, das Eiſengitter, welches den Schloßhof gegen den Karrouſelplatz abſperrte, niederzubrechen, und befürchtend, dieſe Mühwaltung könnte die Wuth der Stürmenden ſteigern, wußte ſich der genannte Bürgerwehroffizier durch das Thor des an die Rue Rivoli ſtoßenden Pavillon Eingang zu verſchaffen und den Gouverneur des Palaſtes, Oberſt Bilfeld, zu bewegen, ihm die Schlüſſel auszuliefern. Dann eilte er, das nach dem Karrouſelplatze führende Hofgitterthor aufzuſchließen, und die Menge ſtrömte in den Schloßhof. Der Duc de Nemours vernahm, im Veſtibül des Pavillon de l'Horloge im Kreiſe ſeiner Offiziere ſtehend, das Herannahen des Volkes. „Was? Jetzt ſchon?“ rief er aus, gab raſche Befehle, die ſämmtlichen noch im Schloſſe vorhandenen Truppen durch die große Mittelpforte in den Garten eilen zu laſſen, und ſtellte ſich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat, wie bekannt, an dieſem Tage ſeine Pflicht mit großer Hingebung und Selbſtverleugnung bis zuletzt gethan; er und nur er war es, der am

24. Februar dem Namen Orleans Ehre machte. Retten freilich konnte er ſeines Hauſes Sache nicht.

Derweil eilte Helene d'Orleans am Arme des Herrn Dupin den großen Mittelgang des Gartens hinab. An ihrer rechten Hand hielt ſie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ein Diener ihr nach. Bei der Drehbrücke wurde ſie von den Herren Havin und Bieſta eingeholt, welche der im Miniſterium des Innern eitel ſich abmühende Odilon Barrot an die Prinzeſſin abgeordnet hatte mit dem dringlichen Rath, ſie ſollte trachten, mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Stadthauſe zu gelangen; denn dort, im Hauptquartier des ſiegreichen Aufſtands, liege die Entſcheidung. Dieſer Rath war das geſcheideſte, das einzig geſcheide, was Herr Barrot während der ganzen Kriſe gethan hat. Die Ducheſſe ſtand ſtill, ungewiß, was zu thun, aber doch mit dem Inſtinkt einer Mutter fühlend, daß dieſer Rath der beſſere. Herr Bieſta drang in ſie, denſelben zu befolgen. „Können Sie reiten?“ frug er die Prinzeſſin. — „Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd beſteigen zu können.“ — „Nun wohl, zaudern Sie keinen Augenblick! Kommen Sie ins Hotel de Ville und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König ſein. Wenn nicht, iſt Ihre Sache verloren.“ — „Das iſt der Rath eines Narren — ſchrie Monſieur Dupin — ins Palais Bourbon müſſen Sie gehen, Madame!“ So ein echter und gerechter „liberaler“ Philiſter, ſo ein Zungendreſcher des Juſte-Milieu (zu Deutſch der richtigen Mittelmäßigkeit) erblickt ja einen Narren in jedem, welcher weiter ſieht, ſchärfer denkt und hochherziger fühlt als er.

Die Herzogin befolgte den Rath des „gewiegten“ Staatsmanns, begab ſich in die Deputirtenkammer und — nach einer Stunde voll Angſt und Pein ſollte ſie daſelbſt ihre Regentſchaft und ihres Sohnes Krone, ſollte ſie ihre Kinder und ſich ſelbſt vom Wirbelwinde der Revolution fortgefegt ſehen wie Spreu.

12.

Während die übelberathene Prinzeſſin über den Konkordeplatz und die Eintrachtsbrücke nach dem Quai d'Orſay hinübereilt, beginnt der ſiegreiche Aufſtand in den eroberten Tuilerien ſein Triumphbakchanal zu feiern.

Nicht in Blut — die ruchloſe Revolution überließ das der heiligen Reaktion, welche wenige Monate darauf ihre rothen Orgien in Scene ſetzte, wohl aber in Wein, den man aus den Kellern deſſen heraufholte, welcher davon gegangen war, ſein mit Werthpapieren vollgeſtopftes Portefeuille unter dem Arm und, wenn nicht ſagend, doch wohl denkend: „Tout est perdu hors la caisse!“

Es ging luſtig her in dieſen vergoldeten Räumen, aus welchen Dame Etikette mit dem übrigen Hofgeſinde entſetzt entflohen war. Zerſchlagen, zerriſſen und zertreten wurde manches und vieles, geſtohlen nichts. „Mort aux voleurs!“ Es iſt aktenmäßig feſtgeſtellt, daß, obgleich am Nachmittag und Abend dieſes Tages allein an 100,000 oder mehr bewaffnete Bluſen im Palaſt aus- und eingingen, nichts von irgend nennenswerthem Werth abhanden kam, daß ein armer Teufel, welcher eine Kleinigkeit ſich angeeignet hatte, von ſeinen Kameraden ſofort erbarmungslos auf dem Hofe erſchoſſen ward und daß herumliegende Koſtbarkeiten im Werthe von mehr als 4 Millionen von Proletariern, welche vielleicht wenige Sous oder auch gar keinen in der Taſche hatten, geſammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz beſonderer Rückſichtsnahme behandelte das ſiegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Leſepult der Prinzeſſin lag ein Buch, betitelt „De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions“. Das aufgeſchlagene Kapitel trug die Ueberſchrift „Stabilité du gouvernement.“ O, Prediger Salomonis!

In für geſunde Menſchenaugen widerlichem, aber echtfranzöſiſch-komödiantiſchem Nationalſtile war es, daß eine Dirne ſich erfrechte, die Rolle der Freiheitsgöttin zu improviſiren und als ſolche in der großen Vorhalle des Palaſtes ſich zu inthroniſiren. Da ſaß ſie, die rothe Mütze auf dem Kopfe, eine Pike in der Rechten, mit feſtgeſchloſſenen Lippen und unbewegten Augen mehrere Stunden lang und empfing die Grüße der Vorübergehenden.

Aber die gutmüthig-ſpaßhafte Siegesfreude, welche anderwärts in den Tuilerien tobte und tollte, müßte, durch den Genius eines Shakeſpeare oder eines Kaulbach zu einem Bilde zuſammengefaßt, einen weltgeſchichtlichen Karneval — es war ja gerade Karnevalszeit — darſtellen, wie es einen zweiten kaum jemals gegeben hat. Ein Schwarm von Gamins hängt freudeläutend am Zugſeil der großen Schloßglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Mittelpavillons pflanzen und ihre Kameraden auf der Plattform des Daches den Kankan tanzen. Im Garten, in den Höfen, in den Korridoren und Sälen krachen unzählige Jubelſalven; denn der noch vorhandene Reſt von Patronen muß ſchlechterdings verbraucht werden. Hier hat im Schlafzimmer Louis Philipps einer über ſeine Bluſe eine weiße Sammetweſte des Cidevant-Roi angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuze von Diamanten darüber gehängt, um, alſo ausſtaffirt, aus Leibeskräften und ſeelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Töne zum Fenſter hinauszublaſen. Dort ſteht eine andere Bluſe, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangſalon des Herzogs von Montpenſier, die Marſeillaiſe herkrähend und auf einer aufgerafften prinzlichen Violine ſchrecklich dazu geigend, während Kameraden, mit anderen Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um den Muſikanten her die Karmagnole ſpringen. Im Bibliothekzimmer hat ſich ein kleiner Burſch in das Studium eines Plans der Domäne Neuilly vertieft. „Was machſt du da, Marquis?" fragt ein vorübergehender Arbeiter. „Ich ſtudire den Plan meines Grundbeſitzes, Vicomte", lautete die lachende Antwort. Dort kommt, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Arbeitern aus der Schloßkapelle und durch die große Galerie, ehrerbietig ein der Zerſtörung entriſſenes, wundervoll aus Elfenbein geſchnitztes Krucifix geleitend, unter dem unweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Bürger, Hüte ab! Grüßt den Zimmermann von Nazareth!“

Aber im Allerheiligſten, im Thronſal — verhülle dein Antlitz, o Köhlerglaube der Monarchie! — da wird die purpurne Throndraperie in Fetzen geriſſen und wird aus einem der Stücke eine Freiheitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schloſſes gegenüber im Tuileriengarten ſtehende Spartakus tragen ſoll. Der Bürgerwehrhauptmann Dunoyer ſchreibt mit Kreide auf das Geſimſe des Thrones: „Das Volk von Paris an ganz Europa: — Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft!“ Ein Beifallsſturm macht die Wände dröhnen und die Decke ſchüttern. Ein Proletarier ſpringt auf den Thronſeſſel, wiſcht ſeine kothigen Schuhe an dem Sammet ab, ſchwingt eine rothe Fahne und ruft frohlockend: „Vive la république!“

Eine Stunde darauf, gegen 3 Uhr zu, ging ein phantaſtiſchbunter Faſchingszug von etlichen Tauſenden vom großen Veſtibul des Palaſtes aus durch den Tuileriengarten nach dem Eintrachtsplatz und ſchwenkte von da auf die Boulevards ein. Vorauf ritten ein Polytechniker und ein Student auf prächtigen Pferden aus dem königlichen Marſtall. Dann kam eine Reihe von Trommlern in Bürgerwehruniform. Hierauf ein Karren, auf welchem die Trümmer und Ueberreſte der zerſtörten Herrlichkeiten des Thronſals zuſammengepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronſeſſels, welcher, von vier handfeſten Bluſen getragen, über den Köpfen der Schar einherſchwebte. Hinterher eine fröhliche Menge, an den Enden ihrer Piken Purpurfetzen, Brokatſtücke, Atlaslumpen, Hofuniformen und Livreen, auf den Spitzen ihrer Bajonnette Fleiſchſtücke, Brotlaibe, Speckſeiten und leere Flaſchen tragend, Witze reißend, ſingend, johlend.

Das Ziel dieſer abſonderlichen Proceſſion war der Baſtilleplatz, an welchem ſo viele Traditionen der pariſer Umwälzungen haften. Nachdem der Zug daſelbſt angelangt war, machte er Halt und bildete einen großen Kreis um die Juliſäule her. Raſch wurde ſodann am

Fuße derſelben ein Holzſtoß gethürmt. Darauf warf man die erwähnten fragmentariſchen Herrlichkeiten und auf die Spitze der Pyramide ſtellte man den Thronſtuhl. Jetzo ward unter Anſtimmung eines beliebten Gaſſenhauers auf den „Roi des agioteurs“ der Holzſtoß angezündet. Als die Flammen den Thron ergriffen, barſt ein tauſendſtimmiges Gejauchze los und hochauf ſchlug die ſchwelgende Lohe.

II.

„Vive la république!“

1.

Heute, in der hochgelobten Aera der Realpolitik, hat man oft Mühe, zu glauben, zu was für märchenhaft phantaſtiſchen Blüthen der demokratiſche Völkerfrühlingstraum von 1848 ausgeſchlagen iſt. In Wahrheit, die Hof-, Kirchen-, Kaſernen- und Kanzleileute hatten gar nicht ſo unrecht, das Jahr ein „tolles“ zu nennen. Es ſah wirklich toll genug aus, wie unſere alte

> „Jungfer Europa war verlobt
> Mit dem ſchönen Geniuſſe
> Der Freiheit und ſie herzten ſich
> Und ſchwelgten im erſten Kuſſe —“

in dem bekannten Märzkuſſe, deſſen Honig ſich gar bald in Galle verwandelte. Aber während des Honigmonats da geſchahen Wunder und Zeichen und zwar nicht allein am grünen Holze, ſondern auch am dürren. Hat doch — um nur ein ſolches Zeichen namhaft zu machen — damals ein königlich preußiſcher geheimer Legationsrath, welcher zwar bei Lebzeiten niemals ohne ſein Ordensband im Knopfloch ausging, aber nach ſeinem Tode in zehn oder mehr anſtändig dicken Tagebücherbänden demokratiſches Feuer und revolutionäre Flammen ſchnob, zu der Weiſſagung ſich verſtiegen, die rothe Fahne werde dermaleinſt das Bundesbanner der „Vereinigten Freiſtaaten von Europa“ ſein.

Einſtweilen iſt ſoviel gewiß, daß am 24. Februar von 1848 Punkt 1 Uhr 5 Minuten nach Mittag die rothe Fahne auf der Kuppel des großen Pavillon der Tuilerien flatterte, als Triumphſignal einer ſiegreichen Revolution.

Während das pariſer Volk, aus dem Kampfzorn in den Humor hinübergeſprungen, in den Tuilerien als „luſtige Perſon“ ein heiteres Intermezzo im Drama des Tages agirte, wurden anderwärts die Kuliſſen für einen weiteren Akt zurechtgeſchoben. Die Scene iſt jetzt das Palais Bourbon, was man nicht ohne Verwunderung vernehmen könnte, ſo man nicht wüßte, daß der Autoritätsglauben gar wunderſame Sprünge zu machen pflegt. Die Deputirtenkammer, eine verſchwindend kleine Minderheit ausgenommen, nur aus ſo oder ſo Verkauften beſtehend, war die Kloake der Verachtung, in welche die triumphirende Empörung voll Ekel hinunterſpuckte, — und doch ſuchte man in dieſer Kloake die Entſcheidung. Nicht allein that dies der Royalismus, was ganz in der Ordnung; ſondern auch der Republikanismus, was beweiſ't, daß er ſeiner Sache doch nicht eben ſehr ſicher geweſen iſt. Ja, wer die menſchlichen Dinge vom vielleicht einzig richtigen Standpunkt aus, d. h. vom Iſolirberg ironiſcher Verachtung herab betrachtet, dem mag wohl ein mephiſtopheliſch Lächeln die Lippen kräuſeln, wenn er Monarchie und Republik ſo zu ſagen einen keuchenden Wettlauf nach der Kloake anſtellen ſieht, in welcher alle die ſchändlichen Reſultate der Lehren zuſammenfloſſen, die der ordentliche Profeſſor der konſtitutionellen Korruptologie, Monſieur Guizot, ſo erfolgreich vorgetragen hatte.

Ein keuchender Wettlauf geſchah dahin. Denn derweil die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Knaben und mit dünnem Gefolge den Tuileriengarten hinabeilt, um drüben im Palais Bourbon durch die „Volksrepräſentation Frankreichs“ auf ihres älteren Sohnes Haupt die Königskrone und in ihrer eigenen Hand den Regentſchaftsſtab befeſtigen zu laſſen, hat ſich aus dem Redaktionsbureau des „National“ eine Abordnung der Republikaner aufgemacht, Emanuel Arago an der Spitze, um der Deputirtenkammer die „Beſchlüſſe des Volkes“ kundzuthun, die proviſoriſche Regierung der Republik inmitten der Korrupten des Königthums auszurufen und endlich ſodann dieſe proviſoriſche Regierung im Triumphe vom Palais Bourbon zum Stadthauſe zu führen. Dieſe Abordnung gelangte vor der Herzogin über die Eintrachtsbrücke und zur Deputirtenkammer. Sie hatte auf dem Eintrachtsplatze, wo noch immer die aus allen Waffengattungen beſtehende Kolonne Bedeau's ſtand, eine kurze Begegnung. Der General erkannte nämlich den Citoyen Arago, kam auf ihn zu, beklagte ſich, daß man ihn ganz ohne Befehle ließe, und bat, Arago möchte doch für ihn, Bedeau, bei Thiers oder Barrot oder bei ſonſt irgendwem Befehle einholen, — eine ganz lächerliche Bitte, die natürlich unbeachtet blieb. Der Ex-Retter der Monarchie, Thiers, welcher kurz zuvor ebenfalls über den Konkordeplatz gegangen ſein mußte, hatte nicht entfernt daran gedacht, die Streitmacht Bedeau's ganz oder theilweiſe zum Schutze des Palais Bourbon zu verwenden. Ueberhaupt — ſo ganz war die Regierungsmaſchine binnen wenigen Stunden zerfallen — dachte niemand daran, der Deputirtenkammer eine ausreichende militäriſche Deckung zu verſchaffen. Daher die Leichtigkeit, womit dann die Revolution, ihre Volkswogen auf beiden Ufern der Seine heranrollend, ſchaumſpritzend in das „Heiligthum“ der geſetzgebenden Macht eindrang, d. h. den ganzen parlamentariſchen Schmutz und Stank, die ſchamloſe Lüge von „Volksvertretung“ nieder- und wegſchwemmte. Aber freilich, war es nicht ebenfalls Lüge und Heuchelei, wenn die Demokratie an dieſem ſeit Jahren von ihr angeſpieenen Orte das Wort der Entſcheidung zu ſuchen kam? Es ſah ganz ſo aus, war jedoch nur der Zwang der geſchichtlichen Logik, welche die Menſchen antreibt, immer wieder zu verſuchen, ob ſich ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, das Neue an das Alte anknüpfen, das Werdende als eine naturgemäße Zeugung des Beſtehenden darſtellen ließe.

Alſo immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach, nein! Das Wort iſt vielmehr umzukehren; denn es iſt ja nur ewig derſelbe alte, tauſendmal um- und wiedergegohrene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menſchliche Kulturarbeit ſich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menſchheit, iſt und bleibt ewig derſelbe, ſofern nicht — was ſehr unwahrſcheinlich — die Organiſation des menſchlichen Gehirns eines ſchönen Tages eine andere wird. Schon der älteſte Buddhiſt hätte, ſo die Druckkunſt erfunden geweſen wäre, ſicherlich Bücher drucken laſſen, wie ſie zu unſerer Zeit Herr Arthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmaismus, Moſaismus, Hellenismus, Chriſtenthum, Jſlam, Päpſtelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Deſpotie, Ariſtokratie, Demokratie, Socialismus, Antik, Romantiſch, Modern — Schläuche, nichts als Schläuche, die ſich ablöſen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende, jetzt ſo geformt, jetzt anders; jetzt roth, grün, blau, gelb, weiß u. ſ. w. angeſtrichen; jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuſchneiderung des Schlauches nennen die Leute ein neues Weltalter, einen friſchen Anſtrich eine neue Aera. Der Jnhalt aber iſt und bleibt der alte und — das halb ſchreckliche, halb lächerliche Räthſel „Menſch“ ſtets ungelöſt . . . . .

Aber habt ihr, mehr oder weniger liebe Miträthſel, jemals das Urbild eines Menſchen in tauſend Aengſten geſehen? Wenn nicht, ſo ſei euch daſſelbe hiemit leibhaftig vorgeſtellt in der Perſon des Monſieur Sauzet, Präſidenten der Deputirtenkammer. Bekanntlich auch eine Säule des Louis-Philippismus und der Ton-Guizoterie! Schade nur, daß dieſe Säule, wie alle ihre Mitſäulen thun, heute gar kläglich wankt und ſchwankt unter dem rauhen Anhauch des Februarſturms. Was thun? Was beginnen in dieſem Trubel? Gerechter Himmel, dieſe Tagesordnung des 24. Februars ſtimmt ja ganz und gar nicht mit der unſrigen. „Um 3 Uhr öffentliche Sitzung: Fortſetzung der Debatte über das Privilegium der Bank von Bordeaux“ — lächerlich! Der ärmſte aller Präſidenten, ſoweit es heute ſolche gibt auf Erden, winſelt bleich und verſtörten Blickes im Palais umher und rudert ſich dann mühſam durch den Sal der „Pas-perdus“ hindurch. Denn dieſer iſt vollgeſtopft mit Deputirten, Journaliſten und Nationalgarden. Fragen und Antworten, Verſicherungen und Bezweifelungen, Thatſachen und Mythen ziſchen und ſchwirren da bunt durcheinander, nur geeignet, einen armen Präſidenten vollends gänzlich zu ſtupifiziren.

2.

Im chaotiſchen Wirrwar dieſes Sales war vorhin auch der kleine Thiers, wie gemeldet worden, flüchtig auf- und untergetaucht. Gerade aber zur Stunde, wo der monarchiſche Oberdeklamator aus dem Palais Bourbon verſchwand, betrat daſſelbe der Mann, welcher von heute an für etliche Monate oder wenigſtens für etliche Wochen der republikaniſche Oberſtdeklamator ſein wird: — Alphonſe de Lamartine, welcher nicht wie der Herr Vicomte de Chateaubriand bis zu ſeinem Tode gewartet hat, um die Welt auf das genaueſte mit ſeinen Thaten in Verſen und Proſa, mit ſeinen Erlebniſſen als Menſch und Staatsmann bekannt zu machen. In einem der vielen, vielen Bücher, welche er je nach Stimmung und Laune bald Erinnerungen, bald Bekenntniſſe, bald Geſchichten betitelte, erzählt er uns umſtändlichſt, wie er am 24. Februar von 1848 von ſeiner Wohnung hinweg und ins Palais Bourbon gelangte. In einem der Korridore von den Herren Marraſt, Baſtide und etlichen anderen Republikanern angetreten, ward er von denſelben „dringend“ um eine geheime Unterredung erſucht, welche dann in einem abgelegenen Bureauzimmer wirklich ſtatthatte.

„Sie wiſſen — ſagte Lamartine zufolge der Wortführer Marraſt — Sie wiſſen, was wir ſind und was wir wollen. Wir ſind Republikaner und wollen demnach die Republik“ — (nämlich mit den bekannten Mentalreſervationen). „Falls dieſe aber nur mittels eines Kampfes, welcher Frankreich in Blut tauchte, möglich wäre, würden wir uns mit der Regentſchaft zufrieden geben; immerhin jedoch mit dem Vorbehalte, den endlichen Triumph unſerer Idee vorzubereiten. Wir kennen Sie nicht, aber wir achten Sie und das Volk ruft Ihren Namen an; es hat Vertrauen zu Ihnen und Sie ſind daher in unſeren Augen heute der Mann der Verhältniſſe. Wollen Sie der Vormund des ſterbenden Königthums und der Miniſter der werdenden Republik ſein?“ Auf dieſe Anrede hin ſtellte oder ſetzte ſich vielmehr Lamartine in eine Poſitur, welche er ſelbſt uns genau, bis zum malen genau beſchrieben hat, nämlich in dieſe: „Er ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und verbarg ſein Antlitz in ſeine Hände. Er flehte in ſeinem Inneren zu Dem, der allein niemals ſich irrt, daß er ſeine Gedanken lenken möge. Faſt ohne zu athmen verharrte er 5 oder 6 Minuten in tiefem Nachdenken.“ Und, richtig, die „faſt athemlos“ erflehte Inſpiration und Erleuchtung kam über ihn, unmittelbar vom Himmel herabfallend, wunderwirkend. Denn als der gute Poet, wie er zu melden nicht unterläßt, „endlich ſeine Hände wieder ſinken ließ“, erklärte er den um ihn herumſtehenden Republikanern, daß er ſelber mit einem Schlage ein Republikaner geworden ſei; zwar nicht gerade aus Ueberzeugung, aber doch aus Politik. Hierauf rührte er die beredſamen Lippen zu einem langwierigen, um nicht zu ſagen langweiligen Phraſenſchaumſchlagen, deſſen kurzer Sinn war, daß man ſofort über die Regentſchaft hinweg und in die Republik hineinſpringen müßte, weil nur dieſe — orakelte Herr von Lamartine — „Frankreich zu bewahren vermöge vor Anarchie, vor Bürgerkrieg, vor Krieg mit dem Auslande, vor Raub, vor Schaffoten, vor Theilung des Eigenthums, vor dem Umſturz der Geſellſchaft.“ Arme Geſellſchaft, die du allfort in der kläglichen Lage biſt, „gerettet“ werden zu müſſen! Anno 1848 rettete man dich mittels der Republik, Anno 1851 mittels Meuchelmordung der Republik, womit wird man dich wohl das nächſte mal retten? . . . Schließlich verpflichtete ſich Lamartine, in der Kammer gegen die Regentſchaft zu ſprechen und den Antrag, eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, zu unterſtützen oder auch wohl ſelbſt zu ſtellen. Und dieſes ſchwankende Zuckerrohr von Lyriker ſtand für eine Weile am Steuer des franzöſiſchen, republikaniſch bewimpelten Staatsſchiffes! Was Wunder, daß das Fahrzeug ſo ſchmählich ſcheiterte?

Man muß einem anderen Manne, welchem ſonſt wenig oder nichts nachzurühmen iſt, man muß Herrn Odilon Barrot rühmend nachſagen, daß er ſich doch nicht ſo im handumdrehen republikaniſiren ließ. Während er im glücklichen Bewußtſein ſeiner Miniſterſchaft vom Miniſterium des Innern aus eifrigſt in die Provinzen hinaus telegraphirte: „Der König hat abgedankt; die Herzogin von Orleans iſt als Regentin proklamirt; alles läſſt ſich hier verſöhnlich an (tout marche ici vers la conciliation)“ — wurde ihm gemeldet, daß die Prinzeſſin ſich in die Deputirtenkammer begeben hätte und ihn daſelbſt ängſtlich erwartete. Der Quaſi-Miniſter warf ſich mit ſeinem Freunde Pagnerre in einen Miethwagen und gelangte glücklich zum Palais Bourbon, allwo inzwiſchen die republikaniſche Abordnung, deren Sprecher Emanuel Arago war, in dem bunten Gewirre, welches den Sal der „vergeblichen Tritte“ füllte und ſtopfte, mit zweifelhaftem Erfolge für die Republik geweibelt hatte. Beim erſcheinen Barrots gingen ihn die Republikaner um eine Unterredung an, welche ſofort in einem Nebenzimmer ſtatthatte, zur ſelbigen Zeit, wo in einem andern Gelaſſe Marraſt und Baſtide mit Lamartine verhandelten. Der Miniſter hatte zwei befreundete Kammermitglieder zur Seite, die Herren Mornay und Morny, letzterer heute noch ein liberalthuender Orleaniſt, künftig aber der Held-Schurke des 2. Decembers von 1851. Emanuel Arago faſſte die Darlegungen ſeiner Partei in dem Satze zuſammen: „Das Volk will eine proviſoriſche Regierung“ — und richtete an Barrot die Frage: „Wollen Sie ein Mitglied derſelben ſein?“ Worauf der Befragte: „Nein. Ich war immer liberal, bin aber kein Republikaner. Ich bin für die Regentſchaft.“ „Nun wohl — erwiderte ihm einer der Republikaner — ſo müſſen wir es ohne Sie zu machen ſuchen. Aber vergeſſen Sie für alle Fälle nicht, daß ſolche, welche die Uebernahme der gefahrvollen Miſſion verweigern, auch kein Recht haben, die zu tadeln, welche den Muth beſitzen, ſich damit zu belaſten."

Damit trennte man ſich. Die Sitzung der Kammer ſollte beginnen. Die Arena, in welcher der Zweikampf zwiſchen Monarchie und Republik entſchieden werden ſollte, that ſich auf.

3.

1 Uhr 30 Minuten. Die Galerien füllen ſich allmälig, zunächſt vorzugsweiſe mit „reſpektablen" Leuten. Viele Nationalgardeuniformen darunter; auch elegante Damen, denn wo könnte ein Spektakel anheben auf Erden, ohne daß mehr oder weniger ſchöne Frauenaugen neugierig darauf blickten? Die Stenographen, welche mit rühmlicher Pflichttreue die Vorgänge der beginnenden Weltgeſchichteſtunde ſchnellſchriftlich photographirt haben, ſind in ihrer Loge. Die amphitheatraliſch anſteigenden Bänke der Deputirten zeigen große Lücken, beſonders zur Rechten und zur Linken. Die Mitglieder der Centren, die geſchworenen Guizotiſten, ſind ziemlich vollſtändig da, mit bänglicher Wehmuth auf den leeren Miniſtertiſch ſtarrend, allwo ihr theurer Meiſter und Magiſter und ſeine Herren Kollegen nicht erſcheinen. Am Fuße der beiden Treppen, welche zur Rednerbühne emporführen, bei den von Huiſſiers bewachten Thüren, welche dort unter der den Präſidentenſtuhl tragenden Eſtrade rechts und links angebracht ſind, haben ſich Gruppen von Kammermitgliedern zuſammengethan, ängſtliche Blicke und geflügelte Fragen austauſchend. Andere Deputirte ſind auf die Plattform des Säulenganges hinaufgeſtiegen, welcher hinter den Bänkereihen halbkreisförmig hinläuft, und ſuchen, nach dem Quai d'Orſai hinaus und nach der Eintrachtsbrücke hinüberblickend, zu erſpähen, wie der Kampf zwiſchen dem Volke und den Truppen ginge. Denn noch ſcheint das fechten im Gange, da von Weile zu Weile Gewehrſalvengekrach aus der

Ferne herüberhallt. Es iſt aber nur das Viktoriaſchießen der ſiegreichen Empörung. Gerade zu dieſer Zeit wird ja drüben in den Tuilerien von des entflohenen König-Fuchſes Thronſeſſel herab proletariſch-luſtig die Republik ausgerufen.

Bleich, verſtört, wankend ſteigt Monſieur Sauzet zu ſeinem Präſidentenſtuhle hinauf, ſo langſam, als würden ihm die Fußſohlen auf jeder Stufe der Treppe feſtgeleimt. Droben bleibt er ſtehen und blickt, wie um ſich bei ſeinem Herrn und Gebieter Rath zu holen, auf das große, hinter dem Präſidentenſeſſel angebrachte Gemälde, welches den König Louis Philipp darſtellt, wie er die Charte beſchwört. Endlich ſetzt er ſich und faſſt den Griff ſeiner Klingel. Aber was ſoll er denn eigentlich ſagen, ankündigen, vorſchlagen? Man iſt ja im Palais Bourbon gar nicht auf dem laufenden. Man hat nur ſo etwas von der Miniſterpräſidentſchaft Barrots und von der Regentſchaft der Herzogin von Orleans raunen gehört. Ein die Treppe zum Bureau hinaneilender Offizier entreißt den armen Sauzet ſeiner Verlegenheit. Er klingelt. Die Deputirten nehmen ihre Sitze ein. Der Präſident aufſtehend: „Meſſieurs, die Frau Herzogin von Orleans und der Graf von Paris ſind im Begriffe, in der Kammer zu erſcheinen.“ Bewegung auf den Bänken der Deputirten, Unruhe auf den Galerien, über deren Bruſtwehren Zuſchauer und Zuſchauerinnen möglichſt weit ſich vorbeugen. Kammerweibel bringen drei Stühle und ſtellen dieſelben zu Füßen der Rednerbühne auf, welche unter dem Präſidialbureau angebracht iſt, den Deputirtenbänken gegenüber und genau im Mittelpunkt der Sehne des gewaltigen Halbbogens, welchen der Sal bildet. Gerade der Tribüne gegenüber und auf gleicher Höhe mit derſelben befindet ſich in der Mitte des hinter dem Amphitheater der Deputirtenſitze herlaufenden Säulengangs eine Flügelthüre. Sie öffnet ſich zugleich mit der Ankündigung des Präſidenten und Helene d'Orleans tritt mit ihren beiden Knaben ein, geleitet von ihrem Schwager Nemours und begleitet von etlichen Generalen und Bürgerwehroffizieren.

Arme Frau, du mußt heute bitterlich erfahren, daß du nicht daheim in Mecklenburg, wo ein rechtloſes Volk knechtiſch-ſtumm unter dem Junkerſtock ſich beugt, aus der Heimat ſich wegſehnend wie Verdammte aus der Hölle. Du ſiehſt vielmehr auf dieſem Weltvulkan Paris, der heute wieder einmal Blitz und Donner und Lava ſpeit, exploſiviſch ſich ſchüttelnd, daß die alte Frau Europa in Nervenkrämpfe verfällt, als wäre ſie noch ein bleichſüchtig Mädelchen. Freilich, auch dieſe Improviſatoren von Revolutionen, dieſe muntern und geſchwinden Kettenbrecher und Feſſelnſprenger, dieſe „charmanten" Franzoſen, auch ſie laſſen ſich immer wieder das Zwangshemd der Sklaverei anthun und wälzen ſich, wie es Sklaven geziemt, mit beſtialem Behagen im Kothe der Niedertracht. Aber plötzlich klimmt, ſteigt, fliegt die Queckſilberſäule des Naturells einer Nation, welche die weltgeſchichtliche Improviſatrice heißen ſollte, abermals aus der tiefſten Tiefe hinan zur höchſten Höhe. Julitage und Februartage brechen an, Auguſtnächte ſchimmern und funkeln mit tauſend Geſtirnen der Begeiſterung und immer und immer wieder ſchlägt eine Stunde, wo der galliſche Rieſe aus tiefer Erniedrigung zu wunderſamem Aufſchwunge ſich erhebt und binnen Minuten lachend zu Müll zerſchlägt, was, ihn zu knechten und zu knebeln, Schlauheit und Schurkerei, Lug und Trug, Liſt und Gewalt binnen Jahren mühſälig aufgebaut hatten . . . .

Die Prinzeſſin trägt das Trauergewand der Witwe. Ihr halb auf den Hut zurückgelegter Schleier läßt die Bläſſe ihres Antlitzes ſehen, auf welchem noch ein Schimmer von Jugend liegt. In ihren blauen Augen, welchen der weite Raum des Sales plötzlich entgegentritt, iſt der flehende Ausdruck der Mutterſorge. Sie hält an ihrer rechten Hand den Grafen von Paris, an ihrer Linken den Herzog von Chartres. Die Knaben haben kurze Tuniken von ſchwarzem Tuch an und ihre Hemdkragen ſind auf die Schultern zurückgeſchlagen. So gemahnen die Kinder, welche weit entfernt ſind, den ganzen Ernſt des vor ihnen ſich entwickelnden Schauſpiels zu ahnen, mehr als Einen der Anweſenden an die Söhne Karls des Erſten von England, wie Vandyk ſie gemalt hat.

Die Herzogin ſteigt mit den beiden Knaben, mit ihrem Schwager und ihrem kleinen Gefolge die Stufen herab und der Anblick dieſer jungen Mutter hat etwas ſo herzbewegendes, daß von allen Seiten des Sales der Willkommen ihr entgegentönt: „Vive la duchesse d'Orléans! Vive le comte de Paris! Vive le roi! Vive la régente!“ Frau Helene verbeugt ſich mit anmuthiger Schüchternheit und ein Hoffnungsſtral bepurpurt ihr flüchtig das Antlitz. Die Täuſchung ſollte kurz ſein und die Enttäuſchung bitter. Die Prinzeſſin nimmt mit ihren Söhnen auf den am Fuße der Rednerbühne ſtehenden Stühlen Platz. Ihr Schwager Nemours ſtellt ſich vor ſie hin und die Herren, welche mit ihr gekommen, reihen ſich rechts und links.

Die Kammer alſo hat in ihrer Mehrheit durch ihren Zuruf den König-Knaben und die Mutter-Regentin anerkannt. Aber was iſt die Kammer zu dieſer Stunde noch? Es wird ihr bald genug und unhöflich-deutlich genug ins Geſicht geſagt werden. Schon ſchlagen auch die erſten Wellenſpitzen der mehr und mehr angeſchwollenen Brandung draußen an die Mauern und Wände. An der Thüre zur Linken vom Bureau der Kammer lärmt und pocht es von außen. Huiſſiers rufen abwehrend: „Ihr dürft nicht herein! Ihr habt kein Recht dazu!“ Allein trotzdem geht die Thüre auf, eine Anzahl von Bürgern ſchiebt und drängt ſich herein und vertheilt ſich in den Gängen. Die Deputirten wagen ſchon keinen Einſpruch mehr gegen dieſe Verletzung des privilegirten Raumes. Sie ſitzen in unbehaglicher Spannung, in unverkennbarer Angſt auf ihren Bänken. Die Kundgebung, zu welcher ſie ſich vorhin, beim Eintritte der Prinzeſſin vereinigt haben, ſcheint den Reſt ihrer Kraft erſchöpft zu haben. Rathloſigkeit iſt ganz augenſcheinlich der Geſammtausdruck der Verſammlung, wie das ja in der Regel der Charakter parlamentariſcher Verſammlungen in großen Kriſen zu ſein pflegt. Ruhmvolle Ausnahmen, wo berathende Verſammlungen zugleich handelnde von höchſter Mächtigkeit geweſen ſind, der römiſche Senat zur Blüthezeit der Republik, das Lange Parlament der Gründungskongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Konvent — ſolche Ausnahmen ſind eben Ausnahmen, mehr oder weniger ruhmvolle, aber ſpärliche.

Etwas muß jedoch gethan oder wenigſtens geredet werden, um dieſer unerträglich peinlichen Spannung ein Ventil zu öffnen. Herr Lakroſſe, ein Deputirter vom linken Centrum, welcher mit der Herzogin aus dem Schloſſe herüber gekommen war, ſteht deſſhalb auf und ruft in das dumpfe Stimmengeſchwirre hinein: „Ich verlange, daß Herr Dupin das Wort nehme.“ Worauf der alſo Aufgerufene: „Ich? Ich habe das Wort nicht begehrt.“ Aber zahlreiche Stimmen ſchreien ihm zu: „Sprechen Sie! Sprechen Sie!“ Er ſteigt zur Rednerbühne hinan und ſagt: „Meſſieurs, Sie kennen den Zuſtand der Hauptſtadt, Sie wiſſen, was für Manifeſtationen“ — (ja wohl, Handgreiflichkeiten!) — „ſtattgefunden haben. Sie hatten zur Folge die Abdankung Sr. Majeſtät Louis Philipps zu Gunſten ſeines Enkels mit der Regentſchaft ſeiner Schwiegertochter.“ Die Centren rufen: „Hoch der König! Hoch die Regentin!“ Der Präſident Sauzet: „Meſſieurs, wie mir vorkommt, hat die Kammer mittels ihrer einmüthigen Zuſtimmung“ … Stimmen im Centrum: „Bravo! Bravo!“ Stimmen auf der Linken: „Nein! Nein!“ Wachſender Tumult. Die ſchon vorhin erwähnte Thüre am Fuße der Tribünetreppe wird abermals von außen aufgedrückt und Bewaffnete ſtrömen herein, Bourgeois und Proletarier, Bärenmützen und Bluſen. Die beiden Aufgänge zur Rednerbühne ſind von geſtikulirenden und ſchreienden, zuſtimmenden und proteſtirenden Deputirten belagert. Herr Marie ſchiebt einen Knäuel ſeiner Kollegen bei ſeite und ſteigt hinauf. Da er ſich in dem Lärm nicht hörbar zu machen vermag, ſo hält er wenigſtens die Tribüne beſetzt. Lamartine ruft von ſeinem Platze aus dem Präſidenten zu, dieſer möge die Sitzung ſuſpendiren, aus Achtung vor der Nationalvertretung und aus Achtung auch vor der erlauchten Prinzeſſin, welche anweſend ſei. Sauzet folgſam: „Die Kammer ſuſpendirt ihre Sitzung, bis die Frau Herzogin und der neue König ſich zurückgezogen haben werden.“

Die Deputirten verlaſſen ihre Bänke und ſammeln ſich in dem

Halbkreis am Fuße des Bureau. Eingedrungene Bürgerwehrleute und Barrikadenmänner miſchen ſich da mit ihnen. Es entſteht ein Gedränge und Gewoge, daß der Staub aufwirbelt. Die Galerien droben füllen und überfüllen ſich zum brechen. An die große Flügelthüre wird von außen mit Fäuſten gehämmert, mit Gewehrkolben gedonnert. Hunderte von Rufen und Tönen aller Art quellen zu einem chaotiſchen Getöſe zuſammen und an der Decke des Sals hängt eine Wolke von Staub und Dampf.

Der Herzog von Nemours, deſſen Kaltblütigkeit unſchwer erkennt, daß inmitten dieſes anarchiſchen Durcheinanders für die Dynaſtie Orleans kein Halt und kein Heil zu finden ſei, redet ſeiner Schwägerin zu, den Sal zu verlaſſen. Sie aber fühlt, daß ihren Platz aufgeben alles aufgeben heiße. Endlich, dem Drängen des Schwagers und etlicher Deputirten nachgebend, ſteht ſie auf und macht ein paar Schritte, hält aber dann wieder inne. Schon vermag der ſie ſchützend umgebende Kreis nur noch ſehr nothdürftig das immer unwiderſtehlicher anwachſende Gedränge abzuhalten. Der General und Deputirte Oudinot erhebt ſeine Stimme und ruft aus: „Ich appellire an alle großmüthigen Gefühle. Wenn die Prinzeſſin ſich zurückziehen will, wollen wir ſie begleiten (— „„Nein! Nein!““) — wenn ſie hier bleiben will, ſo wird unſere Hingebung ihr Schild ſein.“ Dieſe Berufung ſcheint für einen Augenblick Eindruck zu machen, ſo daß Präſident Sauzet den Muth findet, zu ſagen: „Das dringendſte, was wir zu thun haben, iſt, alle Perſonen, welche nicht in die Kammer gehören, einzuladen, dieſen Ort zu räumen.“ — „„Nein! Nein!““ — „Meine Herren, im Namen der Konſtitution“ — „„Nein! Nein!““ Die Eingedrungenen wanken und weichen nicht, ihre Anzahl wächſt mit jeder Minute, der Lärm wird betäubend, das Gedränge bedrohlich. Man ſieht die Herzogin, ungewiß ob freiwillig oder geſchoben, mit ihren beiden Knaben den Halbkreis am Fuße der Tribüne verlaſſen und die Stufen in dem Gange zwiſchen den Centren zu dem Säulenkorridor emporſteigen. Nemours geht vor ihr her und ſucht ihr eine Gaſſe zu öffnen. Aber in demſelben Augenblicke wird die große Flügelthüre droben gewaltſam von außen aufgeſtoßen und ſtrömt eine Volksmenge durch die Oeffnung herein, der Prinzeſſin den Ausgang ſperrend. Sie ſetzt ſich, während von draußen tauſenderlei Schreie, begleitet von Gewehrſalven gehört werden, mit ihren Söhnen auf die oberſte Bank des linken Centrums. Ihre Umgebung ſucht Mutter und Kinder ſo gut als möglich zu bergen und zu decken. Von den Deputirten ſind jetzt nur noch die Mitglieder der äußerſten Linken unerſchütterlich auf ihren Plätzen, während die Bänke der Centren und der Rechten mehr und mehr von eingedrungenen Bürgern und Proletariern eingenommen werden. Die Kammer als ſolche hat ſchon aufgehört zu exiſtiren und iſt im Handumkehr an ihre Stelle ein ſehr buntſcheckiges Volksparlament getreten.

Trotz alledem und alledem hält Präſident Sauzet die Fiktion von Konſtitution und Kammer noch eine Weile feſt. Er handhabt heftig ſeine Schelle und wiederholt ſeine Einladung an die Eingedrungenen, den Sal zu räumen. „Nein! Nein!“ Doch ſeht, da kommt ja Herr Odilon Barrot, der zuletzt noch erkorene Rettungsengel der Julimonarchie. Laſſt ihn auf die Tribüne ſteigen, um das ſänftigende Oel ſeiner liberalen Rednerei auf die hoch und höher gehenden Wogen der Empörung herniederzugießen. Sie müſſen ſich glätten, es kann nicht fehlen! In der That, der Biedermann ſchickt ſich an, ſeine wunderwirkende Oelflaſche zu entkorken. Leider zu ſpät!

4.

Viel zu ſpät! Denn gerade jetzt ſchleudert Marie, welcher noch immer die Rednerbühne innehat, das ausſchlaggebende Stichwort in den toſenden Sal: „Ich verlange, daß auf der Stelle eine proviſoriſche Regierung ernannt und eingeſetzt werde.“

Das war nun ſo, —

„Wie wann in ſchwüle Mitternacht Berg und Thal ſich mummt,
In tiefen Odemzügen des Lebens Mund verſtummt,
Dann plötzlich durch die Finſterniß fährt der Wetterſchein,
So brennt mit einem Schlage der ganze Tannenhain.“

Ja, in Wahrheit, das Wort des Deputirten Marie iſt ein Blitz, welcher wegzeigend durch das Dunkel dieſer tumultuariſchen Berathung zuckt. Aber der beſtätigende Donnerſchlag zögert noch, einzufallen. Denn ein letzter Strohhalm, ſich daran zu halten, iſt oder ſcheint wenigſtens dem Königthum geboten in der Perſon des Schein- und Schemen-Premier Barrot, welcher ſo eben ſich anſchickt, Herrn Marie auf der Tribüne abzulöſen. Freilich, er muß noch warten. Da iſt nämlich zunächſt der Herr Abbé de Genoude vom Stamme Loyola, welcher wähnt, die Gelegenheit ſei günſtig, für ſeinen König, Henry V. in partibus, eine Rede zu halten. Bekannte von ihm, welchen die Atmoſphäre nichts weniger als bourboniſch vorkommt, machen ihm freilich bemerklich, daß, wenn er ſchlechterdings etwas halten wollte, er am klügſten thäte, das Maul zu halten. „Wie ſo? — fragt er — ich habe keine anderen Intereſſen als die des Landes.“ — „Zum Henker mit Ihren Intereſſen!“ Während dieſes Zwiſchenfalls hat Herr Kremieux vom Stamme Juda raſch die Rednerbühne erklommen und kreiſcht: „Das Volk will nicht ſo ohne weiteres die Regentſchaft der Frau Herzogin von Orleans annehmen. Anno 1830 haben wir uns übereilt und darum ſind wir jetzt, Anno 1848, in der Lage, von neuem beginnen zu müſſen. Ich habe ſo eben den unglücklichen König und ſeine Familie zu ihren Reiſewagen begleitet, ich hege die höchſte Achtung vor der Frau Herzogin; aber ich fordere die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung von 5 Mitgliedern.“ — „„Bravo! Bravo!““ — Loyolait, Legitimiſt und Levit Genoude iſt nun doch für einen Augenblick Inhaber der Rednerbühne und bemerkt, die urdemokratiſche Maſke — („Seid klug wie die Schlangen!“ ſpricht der Herr) — vorſteckend: „Ihr könnt weder eine Regentſchaft noch eine proviſoriſche Regierung machen. Ich ſage, alles iſt ungiltig ohne die Zuſtimmung des Volkes. Wollt ihr etwas thun, ſo ruft die Nation zuſammen, um ſie zu befragen. Das habt ihr Anno 1830 verſäumt und jetzt erlebt ihr die Folgen dieſer Verſäumniß.“ — „„Ja! Ja! — Sehr gut! — Nein! Nein!““ — Lärm und Wirrwar. „„Seht, Herr Barrot iſt auf der Tribüne. Laſſt Herrn Barrot ſprechen!““

„Was wird Herr Barrot ſagen?“ fragt der Graf von Paris ſeine Mutter. — „Er ſpricht für dich, mein Sohn.“ — „Und die andern, ſprechen ſie auch für mich?“ — „Nein, mein Sohn, nicht alle.“ Und dieſes ſagend dreht die Herzogin ängſtlich ein Blatt Papier in den Händen, welches ihr derſelbe Kremieux, der ſoeben für eine proviſoriſche Regierung geſprochen, wenige Minuten zuvor zugeſteckt hatte. Auf dieſem Papiere ſtand geſchrieben: „Nur von dem Willen der Nation wollen mein Sohn und ich unſere Vollmachten erhalten. Ich, die Witwe des Herzogs von Orleans, und mein Sohn, die Waiſe, erwarten mit Vertrauen die Entſcheidung, welche das Volk treffen wird. Gewiß aber iſt, daß ich meinen Sohn in der innigſten Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit erziehen werde.“ Der Republikaner Kremieux, wenn er nämlich wirklich einer war, ſcheint demnach die Republik zunächſt für unmöglich oder unräthlich gehalten und eine proviſoriſche Regierung nur gewollt zu haben, um durch dieſelbe die Regentſchaft von Helene d'Orleans vorzubereiten. Freilich, wer konnte im Wirrſal dieſer Stunde überhaupt von ſich ſagen, daß er ganz klar, beſtimmt und folgerichtig gedacht und gewollt habe.

Derweil hat Barrot zu reden angefangen und er redet ſo, daß es für einige Sekunden den Anſchein gewinnt, der Strohhalm könnte doch zu einem Rettungsbalken werden. Er ſagt, die Lage ſei einfach und die Pflicht vorgezeichnet; er wendet ſich beſchwörend an die Großmuth der Nation und ſpielt den Phraſentrumph aus: „Die Krone des Julikönigthums ruht auf dem Haupt eines Kindes und einer Frau.“ Die orleaniſtiſchen Deputirten, welche beim Erſcheinen Barrots ſich wieder zuſammengeſchart haben, bedecken die Stimme des

Redners mit ihren Beifallsrufen. Die Herzogin erhebt ſich, um die Verſammlung, welche ihrer Sache ſich wieder völlig zuwenden zu wollen ſcheint, dankbar zu grüßen, und auf einen Wink von ihr thut der Graf von Paris ebenſo. Barrot fährt fort: „Ich thue einen feierlichen Aufruf“ . . . Herr de Larochejaquelin, der legitimiſtiſche Deputirte, welcher ſpäter unter die Bonapartiſten ging, von ſeinem Platz aus: „Sie wiſſen nicht, was Sie thun!“ Nemours flüſtert ſeiner Schwägerin etwas zu. Sie ſteht abermals auf und hebt das Blatt Papier, welches ſie noch immer in der Hand hält, empor, wie zum Zeichen, daß ſie zu reden begehre. Viele Stimmen: „Hört! Hört! Laſſt die Frau Herzogin ſprechen!“ Andere: „Herr Barrot ſoll fortfahren!“

Er gehorcht, und was er zu Gunſten der Regentſchaft vorbringt, iſt recht gut geſagt; aber es macht keine entſprechende Wirkung mehr, nicht einmal bei den Kammermitgliedern, welche ſich wieder in den Centren zu ſammeln verſucht haben. Das Ende von Barrots Rede erregt nur mäßigen Beifall und mit ſeinem Verſchwinden von der Rednerbühne erliſcht der letzte für die Monarchie und für die Julidynaſtie aufgeleuchtete Hoffnungsſtral. Als jetzt die Enaksgeſtalt von Larochejaquelin, dem Sohne des Helden der Vendée, auf der Tribüne erſcheint, murrt es am Fuße derſelben: „Was, will er etwa ſeinen Henry V. proklamiren?“ Er ſchüttelt ſeinen mit einer fabelhaften Haarfülle bedeckten Kopf und ſagt: „Ich komme nicht, einen tollen Anſpruch (une folle prétension) zu erheben; aber ich glaube, daß der ehrenwerthe Herr Barrot ſo eben an dieſer Stelle der Sache, welcher er dienen wollte, ſchlecht gedient hat. Meſſieurs, es ſteht vielleicht ſolchen, die vormals den Königen treu gedient haben, am beſten zu, dermalen vom Lande und vom Volke zu ſprechen.“ — „„Gut! Sehr gut!““ — Larochejaquelin, ſeine Geſtalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtend und die Rechte gegen die Centren ausſtreckend, mit einer Donnerſtimme: „Heute ſeid ihr nichts, zur Stunde ſeid ihr gar nichts mehr!“ — „„Wie? Was? Wir können uns das nicht gefallen laſſen.““ — Präſident Sauzet: „Monſieur, Sie vergeſſen ſich.“ Ich rufe Sie zur Ordnung.“ — Larochejaquelin: „Warum über eine Wahrheit ein ſolches Geſchrei verführen? Nicht als Deputirter ſag' ich euch, daß die Kammer der Deputirten gar nicht mehr exiſtirt. Ja, ſie exiſtirt nicht mehr! Ich ſage, man muß die Nation zuſammenberufen und dann“ —

Dieſes durch furchtbares Getöſe gekappte Wort des Legitimiſten war wie ein Signaltrompetenſtoß, beſtimmt, neue Mitſpieler in dieſem wilden Drama auf die Bühne zu rufen.

5.

Nein, beim über- und beim unterirdiſchen Zeus, nicht in ſeinen ſchrecklichſten Angſtträumen hat jener weiland Geſtaltenſeher von 1848 ſolche Geſtalten geſchaut, wie ſie jetzt durch die beiden Thüren am Fuße des Präſidialbureau hereinwimmelten, — eine Schmutzwoge der Empörung, eine tüchtige Portion Hefe von der Barrikadengrundſuppe, eine ſaturnaliſche Maſkerade der für den Augenblick obenauf gekommenen Pöbelei.

Der ſogenannte Baron und ſogenanntere Oberſt Dumoulin, halb ein Bonapartiſt, halb ein Republikaner und ganz ein Narr, iſt der Anführer dieſes buntſcheckigen Haufens, welcher in den Halbkreis vor der Rednerbühne hereinbricht, ſtampfend, brüllend, ſchweißtriefend, pulvergeſchwärzt, zerriſſene Fahnen, Säbel, Bajonnette, Eiſenſtangen über den Köpfen ſchwenkend, abenteuerlich behangen mit allerhand Flitter- und Lappalienzeug, welches dieſe „sainte canaille“ in den Tuilerien, woher ſie kommt, aufgeleſen hat. Und wie das beim losgeberſtenen Franzoſenthum immer ſo ſein muß, dem Furchtbaren und Abſcheulichen geſellt ſich das Burleſke. Wie eine häßliche Erinnerung an die Sanskulotterie von 1793 macht ſich in der Schar ein Metzgerknecht mit blutiger Schürze bemerkbar, ein breites Hackmeſſer ſchwingend, und dieſem Kerl zur Seite geht mit ſtelzenhafter

Grandezza ein Greis, barhäuptig, die Bruſt von den Silberwellen eines Patriarchenbartes umfloſſen, in der Rechten die unmäßig lange Klinge eines Ritterſchwertes führend, welche durch einen Brotlaib geſteckt iſt, der ihr als Stichblatt dient.

„Wir wollen die Abſetzung des Königs! Die Abſetzung! Die Abſetzung!“ ſchreien die Eindringlinge. Herr de Larochejaquelein ruft dem ſogenannten Oberſt Dumoulin zu: „Wir gehen alſo direkt auf die Republik los?“ — „Warum nicht? Was könnt' es ſchaden?“ — „Oh, gar nichts. Um ſo ſchlimmer für die Louis-Philippiſten. Diesmal werden ſie dieſelbe nicht eskamotiren.“ Und ein Lachen befriedigten Rachegefühls bricht über die Lippen des Legitimiſten. „Die Abſetzung! Die Abſetzung!“ Die Galerien widerhallen den Ruf. Die Deputirten ſpringen auf. Dumoulin zwängt ſich mit einer dreifarbigen Fahne zur Rednerbühne hinauf und legt den Fahnenſchaft über die Marmorplatte, auf welcher die Hände von ſo manch einem parlamentariſchen Hanswurſt herumgefingert haben. „Meſſieurs — ſchreit er in das Gewühle hinein — wiſſt, daß das Volk heute ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit wieder erobert hat. Wiſſt, daß wir den Thron des Roi-Bourgeois ſo eben in den Tuilerien zertrümmert und die Treppe hinabgeworfen haben.“

Einer, welcher inmitten der Flut ſich überſtürzender Vorgänge an dieſem Tage auf Nebendinge zu achten vermocht hätte, der würde ſich ſo ein nebendingliches Etwas gemerkt haben, welches, an und für ſich verſchwindend klein, doch ſchon den Schatten eines ungeheuren Ereigniſſes vor ſich herwarf. Die Fahne nämlich, welche Dumoulin auf der Rednerbühne aufpflanzte, hatte mit zu der Bannergruppe gehört, welche vor einer Stunde noch den Thronſeſſel Louis Philipps ſchmückte. Als der „Oberſt“ dieſe Fahne aus dem Schloſſe weggetragen, hatte ein Bekannter ihn unterwegs beſchäftigt geſehen, mit ſeinem Stiefelabſatz den galliſchen Hahn zu zertreten, welcher die Spitze des Fahnenſtabes zierte, und hatte den alſo ſich Bemühenden ſpöttiſch gefragt: „Ah, wollen Sie vielleicht den kaiſerlichen Adler an die Stelle des galliſchen Hahns ſetzen?“ Der Bartholomäustag.

der 2. oder vielmehr der 4. December von 1851, wird auf dieſe Spottfrage ſeine furchtbare Blutantwort geben . . . .

* Während Dumoulin noch auf der Rednerbühne ſteht, erſcheinen ihm links und rechts zur Seite zwei neue Acteurs, Ledru-Rollin und Lamartine. Beide ſehen aus, als paſſten ſie auf ihr Stichwort, beide erlauern augenſcheinlich den Moment, ihre Rolle zu beginnen. Präſident Sauzet arbeitet wüthend mit ſeiner Schelle, deren Töne in dem Getöſe verloren gehen. „Herr Präſident — ſchreit ein orleaniſtiſcher Deputirter, Herr de Mornay — bedecken Sie ſich! Das iſt abſcheulich, niederträchtig! Es gibt hier keine Freiheit mehr. Wir ſind von einer Räuberhorde überwältigt.“ Auch in der Loge der Journaliſten traut man der zuletzt eingedrungenen Bande nichts gutes zu. „Das iſt nicht das wahre Volk! — ſagt dort Herr Gervais von Caen — ich will das wahre holen.“ Verzweiflungsvoll ſtülpt Präſident Sauzet ſeinen Hut auf den Kopf, zum Zeichen, daß es aus ſei mit der Sitzung und ſeinem Präſidium. Aber ſofort rufen drohende Stimmen: „Hut ab, Präſident!“ und der ärmſte aller Präſidenten gehorcht.

Die Menge drängt ſich in dem Halbkreis, in den Gängen, zwiſchen den Deputirtenbänken hin und her. Hier ruft es: „Keine Bourbons mehr!“ Da ſchreit es: „Nieder mit den Verräthern!“ Dort brüllt es: „Eine proviſoriſche Regierung auf der Stelle!“ Ledru-Rollin ſchiebt den Herrn Oberſt und Baron Dumoulin beiſeite und ruft mit ſeiner Stentorſtimme dem ſpektakelnden Haufen zu: „Im Namen des Volkes, welches ihr repräſentirt, ſtille!“

Die Erſcheinung der populären Figur des Tribuns und ſeine Aufforderung thun Wirkung. Wenigſtens eine Art von Stille und Aufmerkſamkeit ſtellt ſich her und Ledru beginnt gegen die Regentſchaft zu ſprechen und von der Nothwendigkeit einer Berufung an die Nation und von der Verfaſſung von 1791 und von allerlei Dingen ſonſt noch. Bei einer Stelle dieſer etwas gedunſenen Standrede will ſich der früher von uns im Gedränge wahrgenommene Metzgerknecht ein bißchen mauſig machen, mit ſeinem Hackmeſſer geſtikulirend; aber ſofort macht ſich der allgemeine Abſcheu energiſch gegen den Kerl geltend und wird derſelbe windgeſchwind aus dem Sale hinausgeſtoßen, förmlich hinaustelegraphirt. Ledru's Umſtändlichkeit — war ſie eine berechnete, um dem „wahren“ Volke Zeit zu geben, ſeine Aufwartung zu machen? — läßt den legitimiſtiſchen Deputirten Berryer ungeduldig ausrufen: „Kommen Sie doch zur Sache! Schluß! Eine proviſoriſche Regierung!“ Ledru fährt aber fort: „Im Jahre 1815 wollte Napoleon zu Gunſten des Königs von Rom abdanken, das Land jedoch wollte davon ebenfalls nichts wiſſen“ — Berryer: „So kommen Sie doch zum Schluſſe! Wir kennen ja die Geſchichte.“ Ledru: „Ich fordere eine proviſoriſche Regierung und die ſofortige Einberufung eines Nationalkonvents, welcher die Rechte des Volkes ſicher ſtellen ſoll.“ Tobender Beifall.

Sehr bemerkenswerth iſt, daß der notoriſche Republikaner Ledru das Wort Republik auszuſprechen unterließ. In Wahrheit, die Royaliſten konnten ſich ſogar jetzt noch einbilden, das Königthum ſei zu retten, und, alles in Betracht gezogen, hätte ein Miniſter oder General, welcher, ſtatt im Palais Bourbon zu gaffen und zu ſchwatzen, ſo ſkrupellos-reſolut und erbarmungslos dreingefahren wäre, wie 3 Jahre und 10 Monate ſpäter Louis Bonaparte und ſeine Morny, Maupas und Magnan, Perſigny, Saint-Arnaud, Kanrobert, Eſpinaſſe und Reybell thaten, die Bruchſtücke des die Treppe hinabgeworfenen Thrones vielleicht noch zuſammenklauben und wieder leidlich zurechtflicken können. Es fand ſich aber am 24. Februar kein ſolcher Miniſter oder General. Sein böſes Gewiſſen lähmte den Royalismus ganz und gar und es war ihm beſchieden, nicht nur zu fallen, ſondern auch mit Schmach zu fallen, ſo recht in den Koth ſeiner Sünden.

6.

Soweit alſo iſt man, daß die Republikaner ihren Vorſchlag, eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, offen vorbringen können und

Orleaniſten wie Legitimiſten die Sache ſich gefallen laſſen. Eine proviſoriſche Regierung iſt ja das unbeſtimmte, aus welchem etwas beſtimmtes hervorgehen zu machen jede Partei hoffen kann: — die Republik oder den Grafen von Paris oder gar den Grafen von Chambord, wer weiß? Auf den tollen Einfall freilich, daß die Frucht der Februarrevolution in Form einer Kaiſerkrone auf das Haupt des „Abenteurers von Straßburg und Boulogne“ niederfallen werde, kommt vorderhand keine Seele, ausgenommen die eigene Seele deſſen, welchen ſeine Mutter Hortenſe als „un doux entêté“ bezeichnet und der in dem ſenekaiſchen oder pſeudoſenekaiſchen Satze: „Aut Caesarem aut fatuum nasci oportet“ — eine Beſtätigung ſeiner fixen Kaiſeridee gefunden hatte.

„Lamartine! Hört Lamartine!“ ſchreit es unter Beifallklatſchen, als der Poet an die Bruſtwehr der Rednerbühne vortritt, um Ledru zu erſetzen. Selbſtverſtändlich hat er uns nachmals des breiteren und breiteſten erzählt, daß er es geweſen, welcher das Entſcheidungsſtichwort ausgegeben. Er hätte — verſichert uns der Zweiteitelſte der Sterblichen jenſeits des Rheins — nur zu der Herzogin und ihren Söhnen zu ſagen gebraucht: „Erhebt euch! Sie ſind die Witwe des Herzogs von Orleans, deſſen Tod und Andenken das Volk in Ihnen gekrönt hat“ — (oh, heiliger Galimathias, ſteh' uns bei!) — „ihr ſeid die Kinder, welche den Vater verloren haben und welche die Nation adoptirt hat! Ihr ſeid unſchuldig der Fehler des Thrones, ihr ſeid Opfer dieſer Fehler, ihr ſeid Schützlinge des Volkes!“ — ja, dieſes alles mit mehrerem hätte ich nur zu ſagen gebraucht und ich würde, bei allem lyriſchen Zuckerwaſſer, welches ich je ge . . . dichtet! zu Gunſten der Krönung des Grafen von Paris und der Regentſchaft ſeiner Mutter Kammer und Volk, Bourgeoiſie und Proletariat, Butz und Benz, Mann und Maus, Kind und Kegel, alles, aber auch gar alles, was nicht ganz niet und nagelfeſt war, mit mir fortgeriſſen haben. „So lag ich und ſo führt' ich meine Klinge!“

Getragen von ſolchem Bewußtſein ſouveränſten Könnens, hub er — „mit gedämpfter Stimme" — alſo an: „Meſſieurs, ich empfinde nicht weniger als irgendeiner von Ihnen das doppelte Gefühl, welches zur Stunde in dieſem Raume rege geworden, als wir auf eins der rührendſten Schauſpiele blickten, welches menſchlichen Augen ſich darbieten kann, — das einer erlauchten Fürſtin, welche ihren unſchuldigen Sohn zu ihrem Schilde macht (se défendant avec son fils innocent) und ſich aus einem verlaſſenen Palaſt in die Mitte der Volksvertretung wirft." Dieſes Präludium klang für die orleaniſtiſchen Deputirten, ſoweit ſie noch im Saale vorhanden, ſo troſtreich, daß ſie ſich zu einem „Beifallsflüſtern" ermannten. Der gute Lyriker, welcher ſämmtliche Paragraphen des chriſtlichen Katechismus in pompöſe Alexandriner umgeſetzt hat, wird, nach dieſem Eingange zu ſchließen, in ein hochpoetiſch-beredſames Plaidoyer zu Gunſten der Regentſchaft ſich ergießen? So ſcheint es, aber . . . ja: „Aber — fährt er mit einer plötzlichen Schwenkung fort — obzwar ich die Rührung theile, welche ein ſo herzbewegendes Schauſpiel erregt, und obzwar auch ich wie Sie alle dem Unglück Achtung zolle, ſo hege ich darum doch keine geringere Achtung vor dieſem glorreichen Volke, welches ſeit drei Tagen kämpft, um eine perfide Regierung wieder auf den rechten Weg zu bringen (pour redresser un gouvernement perfide) und die Herrſchaft der Ordnung und Freiheit auf eine unerſchütterliche Grundlage zu ſtellen." Das in die Kammer eingedrungene „Volk" jubelt Beifall, die „Korrupten" ducken ſich. Die Phraſenſchleuſe iſt aufgethan und das lamartine'ſche Zuckerwaſſer ſtrömt in reißendem Schwall und Fall hervor. Der lyriſche Staatsmann weiß ſchlechterdings nichts vorzubringen und vorzuſchlagen, als was andere ſchon vor ihm vorgebracht und vorgeſchlagen haben: Verwerfung der Regentſchaft, Errichtung einer proviſoriſchen Regierung und Berufung an die Nation; aber wenn ſo ein Schönſchwätzer einmal am Klange ſeines Süßholzgeraſpels ſich berauſcht hat, kann er nicht wieder aufhören, und Lamartine beachtet es daher gar nicht, daß er keinen Widerſpruch mehr niederzuwäſſern hat, ſondern daß man ihm von allen Seiten ungeduldig zuruft: „Die Namen der

Mitglieder der proviſoriſchen Regierung! Die Namen! Namen!“ Er ſetzt von neuem an, er will, wie er ſagt, noch ein „letztes“ Wort und dann ſicherlich noch ein allerletztes zum beſten geben, als, bevor er zum letzten gelangt, eine draußen in der Vorhalle loskrachende Gewehrſalve ſeine Stimme erſtickt.

Kleinbürger ſind es, Ouvriers und Gamins, welche, wie ſie lachend erzählen, ſo eben drüben in den Tuilerien dem „Papa Louis Philipp“ ſeinen Champagner weggetrunken haben, es iſt das eigentliche Barrikadenvolk, welches mittels dieſer Salve ſeine Ankunft ſignaliſirt. Die ſchon im Sal anweſende Menge beantwortet dieſes Signal mit einem Freudengejauchze. Die Thüren zu den Galerien droben, die Thüren zu dem Halbkreiſe drunten, die Thüren zu dem Säulengange hinten werden aufgedrückt oder mit Gewehrkolben eingeſchlagen und hereinſpritzt der Wogenſchaum der Springflut: — Bürgerwehrleute, Polytechniker, Studenten, Bluſenmänner bunt durcheinander, alle bewaffnet, Pulverſchwärze an den Händen, Blutflecken an den Kleidern, auf den weingerötheten Geſichtern eine ſouveräne Luſtigkeit, welche aber doch nur des leiſeſten Anreizes zu bedürfen ſcheint, um in Wuth umzuſchlagen, alles auf ihrem Wege wegſchiebend oder niederſtampfend, ſingend, lachend, höhnend, ſchimpfend, brüllend.

Und aus dieſem Meeresgebrauſe von Diſſonanzen tönt ſcharf und mächtig hervor der Grundbaß: „Nieder mit der Kammer! Fort mit den Deputirten! Zum Teufel mit den Korrupten!“ Von der Bruſtwehr der Galerie herab richtet ſich der Lauf einer Muskete auf die Rednerbühne. „Schießt nicht! Schießt nicht! Es iſt Monſieur de Lamartine, welcher ſpricht!“ Bluſenmänner ſchlagen den Gewehrlauf ihres Kameraden in die Höhe. Lamartine ſteht noch immer auf der Tribüne; aber zwiſchen der Balluſtrade derſelben und ſeiner Geſtalt huſchen Bürgerwehr- und Bluſenmänner vorüber, welche ſich hinaufgeſchwungen haben und ihre Lungen bis zum berſten anſtrengen, um ſich hörbar zu machen. Man ſieht nur ihre Lippen ſich bewegen und vernimmt kein Wort. Präſident Sauzet renkt ſich faſt den Arm aus, ſeine Schelle krampfhaft hin- und herſchwingend. Man hört ſie nicht. Man hört nur noch den wüthenden Schrei, welcher die Wände des Sales erzittern macht: „Fort mit den Korrupten! Weg mit der Regentſchaft! Hoch die Republik!"

7.

Der Orkanſtoß hat endlich den ärmſten aller Präſidenten weggefegt. Untergetaucht iſt er, weggeſchmolzen, verſchwunden und ſeine Schelle mit ihm. Das Chaos regiert. Was noch von royaliſtiſchen Deputirten im Sale, macht eine ehrenhafte Anſtrengung, als Schutzmauer um die Herzogin, die noch immer nicht von der Stelle weichen will, und ihre zwei Knaben ſich zu ſcharen. Die Oppoſitionsdeputirten von der äußerſten Linken behaupten noch ihre Plätze, auf den übrigen Bänken hat ſich dichtgedrängt das „Volk" niedergelaſſen. Es füllt auch die Zwiſchengänge, den Halbkreis, den Säulengang, die Galerien, es iſt überall. Der ganze Raum eine wogende, wallende, wabernde Brandung. Hitze, Staub und Dunſt unerträglich. Das Getöſe ſo ohrenzerreißend, daß man fürchtet, das ganze Haus müſſe im nächſten Augenblick auseinanderberſten. Das Wirrſal ſo orgiaſtiſch-wild, daß man erwarten muß, die wohlbekannte menſchliche Beſtialität werde ſich ſofort in irgendeinem ungeheuerlichen offenbaren.

Es geſchieht nicht. Voltaire's „Tiger-Affe" iſt heute in vortrefflicher Laune. Das affenhafte ſchlägt zur Stunde vor in dieſem pariſer Volke, welches den Umſturz des Königthrons wie einen Faſtnachtsſpaß betreibt. Ein Moment zwar kommt, wo das äffiſche Krakehlen ſaturnaliſcher Luſtigkeit plötzlich in das blutlechzende Gebrülle des Tigers ſich verwandeln zu wollen ſcheint. Ja, man glaubt die furchtbare Beſtie zu ſehen, wie ſie, ihre Flanken mit dem Schweife peitſchend, zum Todesſprung auf ihr Opfer anſetzt.

Auf ein wehrloſes Opfer! Auf eine Mutter, welche vergeblich verſucht hat, mit ihren ſchwachen Händen ein Scheinding von Krone auf dem Haupt ihres Sohnes feſtzuhalten.

Nachdem einmal die Schickſalsworte „Proviſoriſche Regierung“ und „Republik“ gefallen waren, drängten die Freunde der Herzogin dieſelbe zum fortgehen. Mußte ſie doch ſelber erkennen, daß alles vorbei und verloren ſei. Aber wie fortkommen, eingekeilt wie ſie war, in dieſe hin- und herwogende Menſchenmaſſe? Da bricht plötzlich das Geſchrei los: „Wo iſt ſie? Wo iſt ſie?“ und Bewaffnete weiſen mit Bajonnetten und Säbelſpitzen auf die um Helene d'Orleans geſammelte Gruppe. Eine Schar bricht dorthin ſich Bahn. Geſchieht es aus bloßer Neugier? Wollen ſich dieſe Barrikadenleute eine Frau näher anſehen, welche es wagt, durch ihre bloße Anweſenheit es wagt, der triumphirenden Revolution wenigſtens paſſiven Widerſtand zu bieten? Vielleicht! Möglich aber auch, daß in dieſer Stunde mänadiſchen Taumels in wildpulſirenden Herzen der Wuthgedanke ſich regt, den Knoten der Lage mit einem Mordſtreich zu zerhauen. Es iſt immer ein gefährlich Ding, ſo ein Tiger-Affe von Franzoſenthum. Aber hat der alte Voltaire ſeinen Landsleuten nicht ein Unrecht angethan? Steckt die zwieſchlächtige Beſtie nicht in jedem Menſchen und in jedem Volke? Wiſſende werden kaum neinſagen wollen.

Der Herzog von Nemours, gar wohl wiſſend, daß er dem Volke verhaßt ſei, hat dennoch bislang ſtandhaft bei ſeiner Schwägerin und bei ſeinen Neffen ausgehalten. Jetzt aber, da er ſie durch die heranpreſſenden Bewaffneten bedroht glaubt, beſteht er entſchieden darauf, daß ein Verſuch gemacht werde, die Prinzeſſin und ihre Knaben aus dem Sale wegzubringen. Man muß mitten in das Gedränge hinein, welches den Säulengang hinter den Deputirtenbänken verſtopft: es bleibt kein anderer Ausweg. Nemours und der Deputirte Mornay ſuchen der Mutter, welche ihre Söhne an den Händen hält, eine Bahn zu ſchaffen. Aber das gelingt nur für etliche Schritte. Dann wird die Herzogin in das ſchreckliche Gewühle hineingeriſſen und von ihren Beſchützern getrennt; ſie verliert ihre beiden Knaben, wird durch eine kleine Thüre hinaus, weiterhin durch den Sal der Pas-perdus gewirbelt und endlich, dem Erſticken nahe und halb ohnmächtig gegen eine Glasthüre geſchleudert, welche in den Garten des Kammerpräſidenten führt. Hier heben etliche ihrer Begleiter, welchen es gelungen, ſie wieder zu finden, die unglückliche Prinzeſſin auf, die einen Schmerzensſchrei der Mutterſorge um ihre Söhne ausſtößt, ſprengen mit Gewalt die Glasthüre und retten die Herzogin in die Amtswohnung Sauzets, von wo man ſie nach dem Invalidenhotel brachte, als nach einem ſichern Zufluchtsort, obzwar der Gouverneur der Invaliden, der alte Marſchall Molitor, Angſtmann genug war, zu erklären, daß er für nichts ſtehen könnte, ſo das Volk den Zufluchtsort der Prinzeſſin entdeckte. Die beiden Knaben, im und durch das Gedränge von ihrer Mutter weggeriſſen, ſind in Gefahr geweſen, zerdrückt und zertreten zu werden. Nur mit äußerſter Mühe wurden ſie gerettet, der Graf von Paris durch den Bürgerwehrmann Martinet, der Herzog von Chartres durch den Huiſſier Lipmann. Als man den älteren Prinzen durch den Garten des Palais Bourbon trug, hatte er ſich von dem Schrecken ſchon ſoweit wieder erholt, daß er ſeinen Träger frug: „Nicht wahr, Monſieur, man wird mich nicht hindern, König zu ſein?“ Auch Oheim Nemours entkam glücklich. Er hatte ſich [illegible] eins der Bureauzimmer geflüchtet, vertauſchte hier ſeine Generalsuniform mit der eines Nationalgardiſten, welche der mitleidige Beſitzer ihm lieh, und gelangte in dieſer Verkleidung unangefochten ebenfalls ins Hotel der Invaliden. Dieſes Aſyl war bezeichnend: die weggeſchwemmten Ueberbleibſel des Julikönigthums, welches den Frieden um jeden Preis gewollt hatte, ſuchten Schutz hinter den Mauern, welchen das Zauberwort „La gloire française“ eine unverletzbare Heiligkeit verlieh.

8.

Derweil ſcheint der im Sitzungsſale einer weiland Deputirtenkammer tobende Aufruhr in ſeinem eigenen Fett erſticken zu wollen. Denn es überſteigt die Kraft menſchlicher Lungen, Arme und Beine, ſo ein Rufen, Rumoren und Raſaunen, ſo ein Gezappel, Geſchiebe und Gerammel allzulange auszuhalten, und darum müſſen von Weile zu Weile Pauſen eintreten, wo der Gedanke über dem Chaos ſchwebt und die menſchliche Stimme das unartikulirt-thieriſche Gebrülle einigermaßen beherrſcht.

Während einer ſolchen Pauſe erſcheint auf der Eſtrade über der Rednerbühne ein Greis von achtunggebietendem Ausſehen und nimmt, geleitet von dem Sohne Karnots und umgeben von einer Schar Studenten, Polytechniker und Arbeiter, Beſitz von dem verlaſſenen Präſidentenſtuhl. „Dupont de l'Eure — ruft es durch den Sal — Dupont führt den Vorſitz. Stille!“

Lamartine, welcher noch immer auf der Rednerbühne ſteht, will den Einfall gehabt haben, den hochangeſehenen Greis, einen der zwei oder drei Republikaner, welche in der Kammer geſeſſen hatten, durch junge Leute auf den Präſidentenſtuhl holen zu laſſen und damit ſymboliſch anzudeuten, daß die Republik das Präſidium über Frankreich zur Hand nehme. Dies geſchehen, „hebt ſich Lamartine — ſo erzählt er uns — auf den Zehen in die Höhe“ und ſagt zu Dupont: „Eilen Sie, die Namen der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, welche durch das Volk und die noch anweſenden Deputirten mittels Zuruf ernannt werden ſollen, ſofort zu proklamiren.“ Dupont nickt zuſtimmend, aber wie ſoll die ſchwache Stimme des alten Mannes inmitten dieſes babyloniſchen Koncertes ſich bemerkbar machen?

Denn der Gräuel von Mißklängen raſ't wieder los und Lamartine muß abermals eine Pauſe abwarten, um den Verſuch machen zu können, die beiſpielloſeſte aller Wahlhandlungen zu leiten. Inzwiſchen wandelt ſich die Rednerbühne in eine Stimmzettelurne. Nicht nur die Namenliſten, wie ſie von den Leuten vom „National“ und von denen der „Reform“ abgeſondert entworfen und wie ſie dann zwiſchen beiden Parteien vereinbart werden, ſind da, ſondern es wird auch eine Menge von Papierfetzen, auf welche ein jeder der auf den Treppen und der Platform der Tribüne ſich Drängenden die Namen ſeiner Erwählten geſchrieben, von rechts und links in Lamartine's Hände geſchoben. Er trifft in der Geſchwindigkeit ſeine Auswahl und macht dann eine erſte Anſtrengung, zur Verkündigung der Namen zu ſchreiten. „Ich werde die Namen ableſen“ — „Stille! Stille!“ — „Dupont de l'Eure.“ — „Er iſt ja auf dem Präſidentenſtuhl.“ — „Meſſieurs, ich werde die Namen“ — Hunderterlei Geſchrei. Lamartine: „Die Herren Arago“ — Zahlreiche Stimmen: „Die proviſoriſche Regierung!“ Lamartine: „Dupont de l'Eure wird die Namen der Mitglieder nennen.“ Wüthendes Bravo. Eine Stimme: „So hört doch!“ Ein Barrikadenmann: „Nur einen Augenblick ſtille! Wir müſſen doch die Namen der Männer hören, welche die Regierung bilden werden.“ Eine Stimme: „Unſer Heil hängt davon ab. Stille!“ Eine zweite: „Dupont de l'Eure vor allen andern!“ Eine dritte: „Hoch die Republik!“ Eine vierte: „Im Namen des Volkes, ſtille!“ Eine fünfte: „Es lebe Lamartine!“ Und wiederum quoll alles in einen wüſten Wirbel von Wirrwarr zuſammen.

Dann abermals eine Pauſe, nachdem das Getöſe erſchöpft in ſich ſelber zuſammengebrochen. Dupont: „Man ſchlägt euch vor, eine proviſoriſche Regierung zu beſtellen.“ — „Ja, ja. Die Namen! Die Namen!“ Die Stenographen (aus ihrer Loge herausſchreiend): „Stille! Wir werden euch die Namen wiederholen.“ — Dupont: „Hier habt ihr die Namen.“ — „Welche? Her damit!“ — Dupont: „Arago, Lamartine, Dupont de l'Eure, Cremieux.“ — Geſchrei und Tumult. Lamartine: „Meſſieurs, ſtille! Wenn Sie wollen, daß die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung die Miſſion auf ſich nehmen, welche Sie derſelben anvertrauen, ſo muß doch wenigſtens die Verkündigung der Namen geſchehen.“ — Eine Stimme: „Ihr müßt vor allem wiſſen, daß das Volk vom Königthum nichts mehr wiſſen will. Die Republik!“ Viele Stimmen: „Berathen wir auf der Stelle!“ Eine Stimme: „Setzt euch, ſetzt euch! Wir wollen die Plätze der Verkauften einnehmen (prenons les places des vendus).“ — Eine andere: „Keine Bourbons mehr! Eine proviſoriſche Regierung und dann die Republik!“ — Eine dritte: „Wir verlangen, daß die Republik proklamirt werde!“ — Eine vierte: „Nur einen Augenblick ſtille! Wir kommen ſonſt zu nichts.“ — Dupont (die Namen ableſend, deren jeder durch die Stenographen in den Sal hinausgeſchrieen wird): „Lamartine“ — (ja! ja!) — „Ledru-Rollin“ — (ja! ja!) — „Arago“ — (ja! ja!) — „Dupont de l'Eure“ — (ja! ja!) — „Marie“ — (ja! nein!) — Etliche Stimmen: „Georges Lafayette“ — (ja! nein! nein!) — Viele Stimmen: „Die Republik! Die Republik!“ Ein Bluſenmann: „Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung müſſen rufen: Hoch die Republik! bevor ſie anerkannt werden wollen.“ Eine andere Bluſe: „Man muß die proviſoriſche Regierung nach dem Stadthauſe führen. Wir wollen eine weiſe, gemäßigte Regierung. Kein Blut! Aber wir wollen die Republik!“ Die Maſſe: „Bravo! Bravo! Zum Stadthaus! Lamartine voran!“

Der Dichter ſteigt von der Rednerbühne herab. Man ſchafft ihm, man ſchafft dem alten Dupont, man ſchafft [illegible] Kremieux Bahn und die drei verlaſſen den Sal, gefolgt von einem zahlreichen Geleite, um nach dem Hotel de Ville zu gehen, welches im Beſitze bewaffneter Republikaner iſt. Dieſe verhandeln dort unter dem Vorſitze von Lagrange ebenfalls über die Errichtung einer proviſoriſchen Regierung, während eine Schar von Socialdemokraten, welche der Polizeipräfektur ſich bemächtigt haben, unter der Leitung von Kauſſidière und Sobrier daſelbſt eine pariſer „Kommune“ à la 1792 zu organiſiren ſucht. Das Stadthaus iſt jetzt, zur Zeit der dritten franzöſiſchen Revolution, was es zur Zeit der erſten und zweiten geweſen: — das unbeſtrittene Hauptquartier. Das fühlt der Inſtinkt der Maſſen, das wiſſen die Führer der verſchiedenen Faktionen und Fraktionen. Wer ſich zuerſt mit einem Anſchein von Berechtigung, mit einem Schatten von Vollmacht im Hotel de Ville als „Gouvernement“ inſtalliren kann, der hat Paris, d. i. Frankreich. Denn Regierungsloſigkeit iſt ja den Menſchen, wie ſie nun einmal ſind und der Hauptſache nach allzeit ſein werden, ſo lange der Erdball zuſammenhält, gleichbedeutend mit Weltuntergang. Sie fühlen eben, daß ſie ihrer vieltauſendjährigen Kulturarbeit zum Trotz doch erſt nur halbgezähmt ſind und demnach der Eiſenumgitterung, genannt Staat, Polizei, Strafjuſtiz u. ſ. w. ſchlechterdings nicht entbehren können.

„Lamartine voran!“ Mit dieſer Loſung hat der „honette“ Republikanismus ſeine Fahne aufgepflanzt, — jener honette Republikanismus, welcher glaubt und hofft, innerhalb des Rahmens einer im Innern maßvollen und verſöhnlichen, nach außen friedlichen und durch dieſe beiden Eigenſchaften der bürgerlichen „Reſpektabilität“ ſich empfehlenden Republik müßten und würden ſich die großen Ideen von 1789 endlich verwirklichen laſſen. Mit dem praktiſchen Schick und Takt, welchen die Franzoſen in allen großen Kriſen ihrer Geſchichte gezeigt haben, begriffen dieſe wohlmeinenden Leute und wackeren Patrioten, daß der Dichter der „Girondins“ das beſte Sprachrohr dieſes anſtändigen, achtbaren und zahlungsfähigen Republikanismus ſei, und es iſt nur gerecht, anzuerkennen, daß dieſes Sprachrohr Töne gefunden hat, welche, dem begeiſterten Schwunge der Flitterwochen der Februarrevolution wahlverwandt, ohne Frage ſehr viel dazu beigetragen haben, die „honette“ Republik, entgegen den ſocialiſtiſchen Träumereien und den kommuniſtiſchen Gelüſten, zu begründen und feſtzuſtellen, — auf dem Flugſand der erwähnten Flitterwochenſtimmung nämlich. Der erſte entſcheidende Akt dieſer im Handumdrehen vollzogenen, d. h. *vorausgeſetzten* Republikaniſirung Frankreichs war die wirkliche Konſtituirung des „Gouvernement provisoire“ im Hotel de Ville, ein Akt alſo, welcher ohne die muthige Rednerarbeit Lamartine's, wie jedermann weiß, kaum möglich geweſen wäre. Daß hierbei die urſprüngliche, d. h. im Palais Bourbon halb oder ganz proklamirte Liſte der Mitglieder verſchiedene Erweiterungen und Aenderungen ſich gefallen laſſen mußte, änderte an der Hauptſache nichts ....

Aber laſſt uns noch geſchwinde das Nachſpiel mitanſehen, welches in dem brodelnden Krater vor ſich geht, aus welchem die Herren Lamartine, Dupont und Kremieux ſo eben mühſälig herausgeklettert ſind, um ſich zum Stadthaus auf den Weg zu machen.

Ziemlich überflüſſiger Weiſe hat ſich Ledru-Rollin des von Lamartine verlaſſenen Platzes auf der Rednerbühne bemächtigt und ſucht dem Volke, ſoweit es ihn hört und anhört, die Bedeutung der Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung des breiteren begreiflich zu machen, lieſ't auch die Namenliſte — und zwar dieſe: Dupont, Arago, Lamartine, Garnier-Pagès, Marie, Kremieux, Ledru-Rollin — wiederholt vor und verlangt, daß man durch Handmehr über Annahme oder Verwerfung derſelben abſtimme. Die Menge unterbricht das unnütze Gerede mit dem Rufe: „Zum Hotel de Ville!“ Ein Polytechniker: „Ihr ſeht, keins der Mitglieder eurer proviſoriſchen Regierung will die Republik. Wir werden wiederum betrogen ſein wie im Jahre 1830.“ Ein Bürgerwehrmann, auf der Tribüne ſein Gewehr ſchwingend: „Es lebe die Republik! Zum Stadthaus! Zum Stadthaus!“

Die wogende Menge ſetzt ſich in Bewegung, den Sal zu räumen. Aber für einen Augenblick ſtemmt und ſtaut ſie ſich wieder. Ein mit einer Doppelflinte bewaffneter Arbeiter ſchreit mitten aus dem Halbkreiſe vor der Rednerbühne heraus: „Gebt acht! Ich ſchieße auf Louis Philipp!“ und in demſelben Moment entladen ſich die beiden Läufe ſeiner auf das über dem Präſidentenſtuhl angebrachte Gemälde gerichteten Waffe. Schreckensrufe berſten aus. Ein anderer Arbeiter, Theodor Six heißt er, ſchwingt ſich blitzſchnell auf die Tribüne und ruft mit energiſchen Gebärden in das Getümmel hernieder: „Achtung vor den Denkmalen! Achtung vor dem Eigenthum! Warum zerſtören? Warum auf Gemälde ſchießen? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht irreleiten kann. Zeigen wir jetzt, daß es ſeinen Sieg zu ehren weiß!“ Eine ungeheure Salve von Beifall belohnt den treffenden Spruch.

Die Maſſen ordnen ſich zum Abzug. Der Boden des Sales erzittert unter ihren Tritten und an der Decke widerhallt ſchmetternd der Jubelruf: „Vive la république!“

III.

Alles proviſoriſch.

1.

An einem der erſten Märztage von 1848 hat eine Franzöſin, die genialſte der Franzöſinnen und der größte aller Poeten ihres Geſchlechtes, Aurore Dudevant, die Urenkelin des Marſchalls Moritz von Sachſen, deren Ahn demnach Auguſt der Starke und deren Ahne die ſchöne Aurora von Königsmark geweſen, ſie hat einen Dithyrambus „An das Volk“ ausgeben laſſen, worin geſchrieben ſtand: — „Oh, Volk Frankreichs, du haſt dich in deinem letzten Kampfe ſo groß und ſo großmüthig benommen, daß du jeden, der dich nicht liebte, gezwungen haſt, dich zu lieben und zu verehren. Du wareſt groß! Du biſt heldiſch von Haus aus; deine Kühnheit, deine erhabene Verachtung der Gefahr ſetzen niemand in Erſtaunen. Allein geſtern noch bangte allen Ariſtokraten der Welt vor dir und glaubten, an deiner Gnade zweifelnd, die einen, man müſſe deinen Aufſchwung durch die Waffen der Gewalt, die andern, man müſſe ihn durch die Waffen der Liſt hemmen. Du hatteſt jedoch ſchon bewieſen, daß du zu ſiegen und zu verzeihen wüßteſt. Man hatte ſeit achtzehn Jahren ſo viel des Unheils auf dein Haupt gehäuft, man hatte ſo viele Verbrechen gegen dich zugelaſſen, daß man deine Rache, wenn nicht für rechtmäßig — das kann die Rache niemals ſein! — ſo doch für unvermeidlich hielt. Aber du haſt einen glänzenderen Beweis als jemals geliefert, daß du die vorzugsweiſe hochherzige Klaſſe biſt. Bei deiner Kraft, wie biſt du milde! Wie biſt du ſtark, indem du ſo gut biſt! Darum wirſt du herrſchen, oh Volk, brüderlich herrſchen mit deinesgleichen aller Klaſſen! Denn die Republik, dieſe heilige Bundeslade, unter deren Trümmern wir lieber alle ſterben als daß wir ſie verlaſſen wollen, die Republik, dieſe vorzugsweiſe Form dauerhafter Geſellſchaften, verkündet und weiht vor dem Weltall, das ſie zum Zeugen ihres Eides anruft, die Gleichheit der Rechte aller Menſchen."

Das hieß die Sachlage durch die roſenroth-optimiſtiſchen Gläſer einer Dichterbrille anſehen. Außerdem wirbelt in den dithyrambiſchen „Lettres au peuple", welche die gute Frau Aurore in den erſten Wochen nach der Februarrevolution ſchrieb, gar viel und dicker Selbſtbeweihrauchungsdampf, wie ihn die franzöſiſche Nationaleitelkeit ſo ſehr zu ſchlürfen liebt. Indeſſen iſt doch zu betonen, daß nicht nur die Augen einer Dichterin, ſondern ſogar die von Diplomaten die Situation zunächſt in tröſtlichem Lichte ſahen. Einer hat bezeugt, daß insbeſondere die Abſchaffung der Todesſtrafe für politiſche Vergehen, eine der erſten Maßregeln der proviſoriſchen Regierung, unmittelbar veranlaſſt durch das falſche Gerücht von der Aufgreifung des flüchtigen Guizot, einen ſehr beruhigenden Eindruck hervorgebracht habe*). Etliche Tage ſpäter meldete freilich derſelbe Geſchäftsträger nach Hauſe, man ſetze zwar im allgemeinen großes Vertrauen auf die Klugheit und Energie mehrerer der zur Leitung der Angelegenheiten berufenen Männer; allein es ſei fraglich, ob die Mitglieder der Regierung über alle Fragen einig und einverſtanden ſeien. Schon mache ſich daher die Anſicht geltend, daß die höchſte Behörde ſo, wie ſie zuſammengeſetzt oder vielmehr „improviſirt" worden ſei, nicht lange werden bleiben können**). Zwei Tage

---

*) Depeſche Delley's vom 28. Februar. S. B. A.

**) Delley am 29. Februar: „On a généralement une grande confiance dans l'énergie et la sagesse de certains hommes qu'on a mis aux darauf lautete ein in den Bundespalaſt nach Bern abgehender Bericht wieder viel zuverſichtlicher. Alles laſſe ſich gut an in der neuen Republik; die Geſchäfte würden wieder aufgenommen und die Ordnung ſcheine vollſtändig hergeſtellt*).

Allein die Zuverſicht, die Wiederaufnahme der Geſchäfte, die Aufrechthaltung der Ordnung, die Ausſöhnung oder wenigſtens die Verträglichkeit der Parteien, der Beſtand der Regierung, die am 24. Februar improviſirte Republik ſelbſt, — alles war nur Schein, alles war nur proviſoriſch und machte auf jeden ruhig Betrachtenden und Erwägenden den miſſlichen Eindruck des Proviſoriſchen.

Frankreich ließ die pariſer Improviſation, die Republik, ſich gefallen; aber es nahm ſie nicht an. Was wußte der grauenhaft unwiſſende franzöſiſche Bauer von einem Freiſtaat? Wie hätte der kaum weniger unwiſſende Bourgeois in den Provinzen für die Republik ſich begeiſtern können, in welcher er nur eine Wiederheraufbeſchwörung des rothen Schattens von 1793 ſah? Zudem waren ja der Royalismus und der Jeſuitismus in Folge der Feigheit ihrer Führer zwar überraſcht und geſchlagen, nicht aber beſiegt. Schon am Tage nach ihrer Niederlage richteten ſie ſich aus ihrer geduckten Stellung wieder auf, ſchauten vorſichtig um ſich her, und als ſie die gutmüthige Vertrauensduſelei der Sieger wahrnahmen, gingen ſie, obzwar „Vive la république!“ mitrufend, an's Werk, im Laboratorium royaliſtiſch-pfäffiſcher Chemie und Perfidie für die großmüthige Stegreifsdichtung vom 24. Februar den tödtlichen Gifttrank zu brauen. Ob die Herren Chemiker an das Geſpenſt des Kom-

---

affaires; mais il est probable qu' entr' eux ils ne seront pas toujours d'accord sur toutes les questions. Les éléments dont cette administration a été composé ou pour mieux dire improvisé sont tels qu'il est probable qu'il devra y avoir quelque épuration plutard.“ S. B. A.

*) Depeſche Barmans vom 2. März: „L'état intérieur de la république nouvelle est satisfaisant, je pourrais même dire miraculeusement rassurant; les affaires commencent se reprendre, et l'ordre parait entièrement rétabli.“ S. B. A.

munismus, durch welches zu ihrer Arbeit angeeifert worden zu ſein ſie vorgegeben haben, wirklich glaubten oder nicht, iſt noch heute nicht unwiderſprechlich feſtgeſtellt. So viel aber ſteht unwiderſprechlich feſt, daß verdrehte Phantaſten von Socialiſten und notoriſche Narren von Kommuniſten alles Menſchenmögliche thaten, um dieſes Geſpenſt zu einem Schreckphantom aufzublaſen, vor welchem ſich alle politiſchen Kinder faſt zu Tode fürchteten und welches den Rückſchrittlern einen hochwillkommenen Text zu ihren Angſtpredigten lieferte.

Am längſten hat der hoffnungsfreudige Enthuſiasmus in der Maſſe der beſſeren Arbeiterbevölkerung von Paris vorgehalten. Dieſe armen Bluſenleute glaubten und hofften alles Ernſtes, die Februarrevolution müßte das große Räthſel des Verhältniſſes von Kapital und Arbeit löſen. Sie wollten ſich nicht überzeugen laſſen, daß dieſes Räthſel längſt gelöſ't ſei, maßen das Verhältniß von Kapital und Arbeit genau ſo, wie das Verhältniß von Macht und Recht. „Sei im Beſitz und du biſt im Recht!“ Die Idealpolitiker in Bluſen gaben ſich demnach thörichten Illuſionen hin. Allein nur parlamentariſche Seilgaukler, nur Fartcatchers des Prozenthums konnten und können über die rührende Wahrheit und tragiſche Würde des Wortes die Achſeln zucken, welches das pariſer Proletariat an die proviſoriſche Regierung gerichtet hat: — „Wir ſtellen euch drei Monate Hunger zur Verfügung.“ Und das Wort iſt nicht nur verpfändet, es iſt auch redlich eingelöſ't worden, mit einer Tapferkeit, welche die auf den Barrikaden entfaltete himmelhoch überſtieg.

Die große Frage der Möglichkeit einer Ausgleichung, einer billigeren Regelung zwiſchen den Anſprüchen des Kapitals und den Bedürfniſſen der Arbeit war jedoch einmal auf die Tagesordnung geſetzt worden und es hob darüber eine Debatte an, deren entſetzliche Zuſammenfaſſung die Juniſchlacht werden ſollte. Der Märzmond war nur erſt zur Hälfte herum, als die verderbenträchtige Juniwetterwolke ſchon am Horizont aufzudunkeln begann. Sogar die exaltirte Triumphirerin vom Februar, unſere gute Frau Aurore, ließ die

Flügel bereits bedenklich hängen. Am 19. März, in ihrem zweiten Brief an das Volk, ſchrieb ſie: „Ich habe geſehen, wie das Mißtrauen und die ſchreckliche Zweifelſucht, jenes unſelige Erbtheil monarchiſcher Sitten, in das Herz der Reichen ſich einſchlichen und dort den Funken erſtickten, der im Begriffe war, aufzulodern; ich habe geſehen, wie Ehrgeiz und Betrug die Maſke der Zuſtimmung und des Beitrittes vorſteckten und wie die Furcht einer Menge von ſelbſtſüchtigen Seelen ſich bemächtigte; habe geſehen, wie bittere Rachegefühle in der Form niederträchtiger Einſchmeichelung ſich kundgaben; habe geſehen, wie dieſe ihre Reichthümer verbargen und verleugneten, jene die Abſichten des Volkes verleumdeten, weil ſie ſeine Handlungen nicht verdammen konnten; kurz, ich habe Dinge geſehen, die ich nicht vorausſehen konnte, weil ich ſie noch heute nicht verſtehen kann.“ Arme Wolkenwandlerin! Du hätteſt doch unſchwer verſtehen lernen können, daß die Politik nicht mittels himmelblauer und roſenrother Ideale gemacht wird, ſondern mittels ſehr „realer“ Faktoren, als da ſind Mittelmäßigkeit und Gemeinheit, Egoismen und Iſkariotismen, die Gier, große Gewinnſte herauszuſchlagen, und die Sucht, kleine Eitelkeiten zu befriedigen.

Ein Hausſklave der Orleans, Monſieur Kuvillier-Fleury, verſtand die Situation viel beſſer, indem er ſich über den Zuſtand, welcher durch die Exploſion vom Februar herbeigeführt worden war, alſo ausließ: — „Niemals hat die Tyrannei ſchwerer auf einem Volke gelaſtet; denn ſie ging darauf aus, an einem Tage unſere Einrichtungen, unſere Sitten, unſere Sprache zu ändern. Sie warf uns durch ihre lächerliche Wiederausgrabung der Phantome von 1793 ebenſoſehr um 60 Jahre rückwärts, als ſie uns um mehr als ein Jahrhundert vorwärts ſtieß durch die gewaltſame Vorwegnahme der, übrigens beſtreitbaren, Konſequenzen unſerer erſten revolutionären Befreiung. Sie dekretirte, auf uſurpatoriſchen Antrieb der Klubbs und um einer Handvoll von Sektirern genugzuthun, eine Staatsform, welche zu beſtimmen nur die Wähler Frankreichs berechtigt waren. Sie verbreitete mittels Miſſkredits den Ruin, mittels Vertrauensloſigkeit den Stillſtand der Geſchäfte, mittels Steuerdrucks das Elend, mittels ihrer Kommiſſäre den Schrecken, mittels ihrer Wahlagenten das Skandal, mittels ihrer Bulletins die Begriffsverwirrung und den Haß über das ganze Land.“

Dieſe Auslaſſung iſt aus einem Drittel Wahrheit und zwei Dritteln Lüge zuſammengeſetzt und doch iſt ſie — wunderlich zu ſagen! — ganz und gar wahr und richtig. Das macht, Hausſklave Kuvillier iſt ein unendlich viel thatſächlicherer Ab- und Ausdruck ſeiner Zeitgenoſſen und Landsleute als Wolkenwandlerin Aurore. Gerade ſo wie er verhielt ſich die ungeheure Mehrzahl der Franzoſen zur Februarrevolution und ihren Folgen. Was er ſagt oder ſagen will, läuft auf die Thatſache hinaus, daß die Verwirklichung der Freiſtaatsidee für die ungeheure Mehrzahl der Franzoſen und der Europäer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Unmöglichkeit, eine Tollheit, eine Undenkbarkeit iſt. Seitdem Induſtrialismus und Kommercialismus die naturgemäßeren Grundlagen der europäiſchen Geſellſchaft beſeitigt haben, muß für dieſen unendlich komplicirten und raffinirt künſtlichen Geſellſchaftsbau jedes freiheitliche Experiment ein lebensgefährliches werden. Er verträgt keine Erſchütterung und das aus unwiderſprechlicher Erfahrung erfloſſene Gefühl hiervon hat eine bleigraue Werkeltagsſtimmung hervorgebracht, welche kaum noch verſuchen mag, zu ſonntäglich-idealiſtiſcher Anſchauung ſich zu erheben. Das Höchſte, wozu ſie ſich erſchwingen kann, iſt, die öde Alltagsmiſère eines geiſtverlaſſenen, entgötterten, ganz und gar vermaterialiſirten Daſeins durch materielles Schaugepränge und durch Sinnenkitzel aller Art erträglicher zu machen. Daß aber die Gier und Gewohnheit ſinnlichen Genuſſes die moraliſche Peſt der Niedertracht und Feigheit immer allgemeiner und intenſiver machen muß, liegt auf der Hand. Nicht weniger, daß es Narrheit, von einer alſo beſchaffenen Geſellſchaft Begeiſterung, Thatkraft und Aufopferung zu fordern oder gar zu erwarten. Es ſteht bekanntlich geſchrieben:

„Der Dienſt der Freiheit iſt ein ſtrenger Dienſt;
Er bringt nicht Gold, er bringt nicht Fürſtengunſt" —

und von Leuten, für welche außer dem Gelderwerb, den mit Geld erkaufbaren Genüſſen und etwa noch Titeln und Orden, alles Schwindel und Hirngeſpinnſt iſt, von ſolchen Leuten verlangen, daß ſie dieſen „ſtrengen Dienſt" thun ſollen, heißt raſen. Summa: Für die europäiſche Geſellſchaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts iſt der Deſpotismus die paſſendſte, ja die einzig mögliche Staatsform, vorausgeſetzt, daß dieſelbe, da nun einmal die Welt vom betrogenſeinwollen nicht laſſen will, mit etwelchem konſtitutionellen Firlefanz und einigem parlamentariſchen Schnickſchnack ausſtaffirt ſei.

2.

Das einzige Mandat, worauf die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung mit Recht ſich berufen konnten, war nicht die tumultuariſche Wahlhandlung im Palais Bourbon, wohl aber die brennende Nothwendigkeit, irgendetwas einer Autorität ähnliches an die Stelle zu ſetzen, welche der weggefegte Louis-Philippismus leer gelaſſen hatte. Es gehörte fürwahr ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, auch nur einen dahin zielenden Verſuch zu machen, und daß dieſer Verſuch mittels Energie und Ausdauer zu einer Thatſache erhoben wurde, gereicht den Betheiligten zu einer Ehre, welche keine Mäkelei wegwiſchen oder verkleinern kann. Was wäre wohl aus dem am Abend des 24. Februars einer vollſtändigen Anarchie preisgegebenen Paris geworden, ſo ſich nicht elf Männer der koloſſalen, der geradezu verzweifelten Aufgabe unterzogen hätten, wiederum Ordnung in das Chaos zu bringen?

Schon das war eine harte und gefährliche Arbeit, durch das ungeheure Wirrſal, welches um das Stadthaus her wimmelte und wüthete, hindurch und in das Prätorium der Revolution hinein zu bringen, und als dieſes gelungen, was für eine namenloſe Mühe koſtete es dann, um endlich für die Sieben (Dupont de l'Eure, Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie und Kremieux) ein abgelegenes Zimmerchen zu erobern, ja, förmlich zu erobern, wo ſie, während die Thüre durch Polytechniker und Studenten mit blanker Waffe gegen den ſtets wiederholten Anſturm Unberufener vertheidigt werden mußte, ihre Konſtituirung und ihre erſten Regierungshandlungen vornehmen konnten.

Hierbei hat ſich nun freilich ſofort die klaffende Kluft der Gegenſätze aufgethan, welche unter den Gliedern der zu konſtituirenden Behörde vorhanden waren. Daß Armand Marraſt mit in das kleine Gemach eingetreten, hatten die Sieben ſtillſchweigend hingenommen. Als aber auch Louis Blanc und Flokon, welche nebſt Albert im Stadthauſe proklamirt worden waren, eintraten, da gab es lange Geſichter und krauſe Mienen. Begreiflich! Die Aufnahme der drei Socialdemokraten in die Regierung mußte vorausſichtlich auf die Bourgeoiſie die Wirkung einer platzenden Bombe thun. Es war ja damit angezeigt, daß die leidige politiſche Revolution zu einer leidigeren ſocialen ausſchlagen könnte. „Was wollen denn Die da?“ fragte Kremieux den Lamartine. „Ich weiß es nicht“, erwiderte dieſer gleichgiltig. Allein Blanc, in deſſen kleinem Leib eine kecke Seele wohnte, war nicht der Mann, durch fragende Mienen und finſtere Blicke ſich einſchüchtern zu laſſen. Er ging geraden Weges auf den Tiſch zu, um welchen die früheren Ankömmlinge herumſaßen, und ſagte: „Berathen wir!“ Worauf Arago hochherab: „Gewiß, wir wollen berathen, ſobald Sie ſich entfernt haben werden.“ Dieſe Grobheit mußte für den, dem ſie galt, um ſo unerwarteter kommen, als derſelbe Arago denſelben Blanc ſeit Jahren in ſeinen publiciſtiſchen Kämpfen gegen Louis-Philippismus und Don-Guizoterie ermuntert und mit Lob förmlich überſchüttet hatte. Allein der barſch hingeworfene Handſchuh wurde barſch aufgenommen und der Verfaſſer der „Histoire des dix ans“ bewies dem berühmten Aſtronomen kurz und bündig, daß die im Sale Saint-Jean des Hotel de Ville erlorenen Mitglieder einer proviſoriſchen, zuerſt auf den Barrikaden geforderten und ausgerufenen Regierung eine mindeſtens ebenſo gute Vollmacht hätten wie die im Sale der „Korrupten“ im Palais Bourbon erwählten. Dagegen ließ ſich gar nicht aufkommen, wenn nicht etwa mit einer jener parlamentariſchen Zweiächſeleien, mit einem jener Vermittelungsvorſchläge, welche immer und überall das Weſen der Dinge gerne preisgeben, wenn ſie nur den Schein der Formen retten können. Garnier-Pagès ſchlug nämlich vor, daß die nicht im Palais Bourbon proklamirten drei Herren Marraſt, Blanc und Flokon als „Sekretäre“ der proviſoriſchen Regierung ſich anſchließen ſollten. Marraſt und Flokon ſchienen geneigt, auf dieſes Abkommen einzugehen; Blanc dagegen, beleidigt, drohte, ſofort an die Entſcheidung durch das Volk zu appelliren, gab jedoch ſchließlich ebenfalls nach, da Ledru-Rollin pathetiſch ſeinen Patriotismus anrief. Aber der kleine Mann mit den Feueraugen und der Feuerſeele gab nur nach, indem er mit Entſchiedenheit („avec autorité“) erklärte, die proviſoriſche Regierung müßte ſich als ein weiteres direkt vom Volke beſtelltes Mitglied den Mechaniker Albert gefallen laſſen. Es wurde kein Einwurf gegen den „Arbeiter“ vorgebracht und ſo kam es, daß Marraſt, Blanc, Flokon und Albert zunächſt als „Sekretäre“ der proviſoriſchen Regierung erſchienen. Jedoch nur ein einziges mal, nur in einer Nummer des Moniteur, nur am Fuße der noch am 24. Februar entworfenen Proklamationen. Denn ſchon 48 Stunden ſpäter, der Moniteur bezeugt es, war die Unterſcheidung zwiſchen den Sieben und den Vier verwiſcht und verſchwunden und erſchienen die letzteren den erſteren durchaus gleichberechtigt und gleichgeſtellt. Man ſieht, in dem großen Proviſorium der Republik von 1848 gab es wieder kleine Proviſorien die Hülle und Fülle.

Wie ſo häufig geſchieht in dieſer Welt voll Lug und Trug, hatte man ſich demnach über die klaffende Kluft principieller Gegenſätze mittels einer trügeriſchen Wortbrücke vorerſt glücklich hinübergeſchwindelt. Aber die Kluft wurde dadurch keineswegs geſchloſſen, ſondern ſie hat ſich vielmehr von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde erweitert.

Dies zeigte ſich ſofort, als die proviſoriſche Regierung dazu verſchritt, auf die allererſte der wuchtvoll auf ſie einſtürmenden Fragen eine Antwort zu geben. Soll das illegitime, auf den Barrikaden geborene Dreitagekind anerkannt werden oder verleugnet? Soll die Republik amtlich verkündet und ausgerufen werden oder nicht?

Dupont und Arago, beide alt, ſchwach und krank, beide geneigt, die Sachlage eher noch ſchwärzer denn lichter anzuſehen, als ſie wirklich war, beide auf den angeblichen Republikanismus ihrer Landsleute mit dem Unglauben der Erfahrung blickend, waren für die Verneinung der Frage. Marie neigte zu ihnen. Ledru, Blanc und Flokon dagegen ſtimmten eifrig für Bejahung und Lamartine verrieth Neigung, ihnen beizutreten. Garnier-Pagès, Kremieux und Marraſt meinten, die Frage ſei einſtweilen offen zu laſſen. Die Debatte iſt zu verſchiedenen malen durch Anſtürme von außen, welche die wachhaltenden Polytechniker und Studenten vergeblich abzuſchlagen ſuchten, unterbrochen worden. Einmal ſchienen die wüſten Wogen der Anarchie geradezu die kaum konſtituirte Regierung aus ihrem Zufluchtswinkel wegſpülen zu wollen. Das immer wilder werdende Geſchrei der Menge: „Die Republik! die Republik!“ machte die Mauern des Stadthauſes erzittern. Um den Sturm zu beſänftigen, mußte Blanc auf den Grèveplatz hinabſteigen und dort ankündigen: „Die proviſoriſche Regierung will die Republik!“ Im ſelben Augenblick that auch Lamartine im Sale Saint-Jean eine beſchwichtigende Anſprache an die kochende, ſtrudelnde Maſſe. Der Schrei: „Tod dem Lamartine! Den Kopf Lamartine's!“ ſchlug, von der ſouveränen Unvernunft ausgeſtoßen, an die Ohren des Redners. Da ſprang ihm ein glückliches Wort auf die Zunge. Mit einem Lächeln der Verachtung ſagte er zu den Schreiern gekehrt: „Meinen Kopf? Wollte Gott, Bürger, mein Kopf ſäße euch allen auf den Schultern!“ Das ſchlug ein.

Die nach ſolchen Zwiſchenſpielen wieder aufgenommene Debatte über die große Frage des Augenblicks wurde mühſälig zum Schluſſe gebracht. In der von Lamartine entworfenen Proklamation der proviſoriſchen Regierung an das franzöſiſche Volk ſtand urſprünglich der Satz: „Obgleich die proviſoriſche Regierung der republikaniſchen Staatsform den Vorzug gibt, ſo maßt weder ſie noch maßt das Volk von Paris ſich an, dieſe ihre Meinung den Bürgern Frankreichs aufzudringen, welche unverzüglich berufen werden ſollen, die endgiltige Form des Staates feſtzuſtellen“. Blanc, Ledru und Flokon verwarfen dieſen Satz entſchieden; allein Kremieux ſchnitt den wieder anhebenden Streit ab, indem er die von den Republikanern beſtrittene Redensart aus dem Proklamationsentwurf ſtrich und dafür dieſe einſchaltete: „Die proviſoriſche Regierung will die Republik, mit Vorbehalt der Zuſtimmung des Volkes, welches unverzüglich befragt werden ſoll“. Die Koſtbarkeit der Augenblicke machte ſich ſo ſehr fühlbar, daß kein weiterer Widerſpruch erhoben und die ganze Proklamation, einſchließlich des zuletzt angeführten Satzes, ſofort in die Druckerei des Moniteur befördert, ſowie in einer Menge mit fliegenden Federn gefertigten Abſchriften auf den Grèveplatz ausgeworfen wurde*). Dieſem erſten von der proviſoriſchen Regierung erlaſenen Aktenſtücke ſchloß ſich als zweites unmittelbar eine an die Armee gerichtete Proklamation an, worin den Generalen, Offizieren und Soldaten eine dicke Schichte Phraſenhonig auf die Lippen geſtrichen ward.

Wie bekannt, hat ſich die franzöſiſche Armee unweigerlich der proviſoriſchen Regierung zur Verfügung geſtellt. Die in Paris anweſenden Truppen thaten das in den Perſonen ihrer Generale und Oberſten noch in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar. Dieſes Beiſpiel fand dann raſche Nachfolge in den Provinzen; auch in Algier, wohin man anfänglich mit Beſorgniß geblickt hatte, weil man befürchtete, die daſelbſt anweſenden, im Heer und in der Marine nicht unbeliebten Söhne Louis Philipps, der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville, könnten einen Verſuch machen, die Fahne der Julidynaſtie aufrecht zu halten. Die beiden Prinzen waren jedoch zu gute Franzoſen, als daß ſie dem, was nun einmal zur Stunde für den Nationalwillen galt, ſich hätten entgegenſtemmen wollen. Die Art, womit ſie dieſen Nationalwillen anerkannten und womit ſie ihre Kommando's niederlegten, um ins Exil zu gehen, war durchaus würdig und eine ſchöne Frucht der verſtändigen Nicht-Prinzenerziehung, welche ihnen ihr Vater hatte geben laſſen. Daß übrigens Armee und Flotte der neuen Ordnung der Dinge ſo leicht ſich fügten, begreift ſich unſchwer. Erſtens war ja niemand da, welcher ihnen das Gegentheil befohlen hätte; zweitens war das Bürgerkönigthum im Heer und in der Marine ſchon lang unpopulär geweſen; drittens hatten in den Regimentern wie auf den Kriegsſchiffen die Ueberlieferungen der erſten Republik unauslöſchlich ſich fortgepflanzt und viertens endlich hat der franzöſiſche Soldat an die Fabel von „des Königs Rock“ nie geglaubt und hat demnach nur unter ſo ganz außerordentlichen, ſo kunſtvoll zu- und vorbereiteten Umſtänden, wie ſie im December von 1851 geweſen ſind, ſeine Sache gänzlich von der ſeines Volkes getrennt. Freilich, die Wirkung, welche die Zauberformel „Republik“ im Frühling von 1848 unzweifelhaft auf die franzöſiſche Armee übte, war eben auch nur eine proviſoriſche und konnte nur eine ſolche ſein, da die Republik mit aller Welt im Frieden leben zu wollen erklärte und alſo den kriegeriſchen Erwartungen der Soldaten nicht entſprach . . . .

---

*) In ſehr beſtimmter Form und auch unwiderlegt iſt die Sage aufgetreten, die Herren Dupont, Lamartine, Kremieux und Garnier-Pagès hätten es ſofort bereut, dem Ausſpruche, daß die proviſoriſche Regierung die Republik wollte, zugeſtimmt zu haben, und ſie hätten einen Vertrauten (den Herrn Bixio) nach der Druckerei des Moniteur geſendet, um den ihnen anſtößigen Satz aus der Proklamation zu entfernen. Allein es ſei ſchon zu ſpät und das Blatt bereits gedruckt und ausgegeben geweſen. Auch Marraſt ſoll an dieſem Verhinderungsverſuch ſich betheiligt haben.

Nachdem die proviſoriſche Regierung ſich konſtituirt und ihre erſten Verlautbarungen erlaſſen hatte, mußte ſie ſich organiſiren, um den öffentlichen Dienſt wieder in Gang zu bringen. Zu dieſem

Zwecke nahm man zunächſt eine Beſetzung der wichtigſten Staatsämter vor. Der alte Dupont, dem wenig oder keine Arbeit mehr zugemuthet werden durfte, ward zu dem Ehrenamt eines Regierungspräſidenten ohne Miniſterportefeuille berufen. Lamartine nahm das Miniſterium des Aeußeren, Ledru das des Inneren, Kremieux das der Juſtiz, Marie das der öffentlichen Arbeiten, Arago das der Marine an ſich. Zum Finanzminiſter ernannte man den Bankier Goudchaux, zum Kriegsminiſter den General Subervik, zum Unterrichtsminiſter Karnot, zum Handelsminiſter Bethmont, zum Maire von Paris Garnier-Pagès, zum Befehlshaber der Nationalgarde des Seinedepartements den Oberſt Kourtais, zum Generalgouverneur von Algier den General Kavaignac. Kauſſidière und Sobrier beließ man in der Leitung der Polizeipräfektur, deren ſie ſich „im Namen des ſouveränen Volkes“ bemächtigt hatten. Nachdem dieſe Beſtimmungen getroffen waren, traf man die weiteren von der Noth des Augenblicks eingegebenen Anordnungen.

So hatte man bis um Mitternacht regiert, als den Mitgliedern der Regierung die Thatſache, daß ſie ſeit länger als 12 Stunden weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen, ſehr deutlich ſich fühlbar machte. Es iſt wohl der Aufzeichnung werth, daß dieſe Diktatoren, welche in einem abgelegenen Winkel des pariſer Stadthauſes ſo eben Beſchlüſſe gefaßt und Dekrete erlaſſen hatten, die das Schickſal Frankreichs beſtimmten, die äußerſte Mühe hatten, kärglichſte Mittel zur Stillung ihres Hungers und Durſtes ſich zu verſchaffen. Mit Noth wurden ein halber Laib Kommisbrot und etliche Stücke Käſe aufgetrieben, welche Lebensmittel die Soldaten, die das Stadthaus beſetzt gehabt, daſelbſt hatten liegen laſſen, ein Arbeiter brachte einen gefüllten Waſſerkrug, ein von Hand zu Hand gehendes Taſchenmeſſer mußte als gemeinſames Beſteck, das Bruchſtück einer Zuckerdoſe als gemeinſamer Becher dienen und die Mahlzeit begann, — die frugalſte, welche jemals eine franzöſiſche Regierung, ja wohl überhaupt jemals eine Regierung auf Erden gehalten hat. Aber nicht fehlte ihr die Würze von ſeiten des wahren und wirklichen Nothhelfers der Franzoſen, des geflügelten Feenkindes Eſprit. Denn Lamartine ſagte: „Seht mal, unſer Bankett iſt ein gutes, auf eine wohlfeile Regierung weiſendes Vorzeichen (voici un festin de bon augure pour un gouvernement à bon marché).“ Nachdem Brot und Käſe aufgezehrt und der Waſſerkrug geleert war, wurde die Arbeit wieder aufgenommen und bis zum Tagesgrauen fortgeſetzt. An 70 Manifeſte, Anordnungen, Unterweiſungen und Befehle ſind die Frucht dieſer Nachtarbeit geweſen, die in der fahlen Morgendämmerung des 25. Februars eingeſtellt werden mußte, weil im buchſtäblichen Wortſinne die übermüdeten Augen und Hände den Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung den Dienſt verſagten.

3.

Wenig nur fehlte, daß ſchon an dieſem alſo herangewachten 25. Februar das republikaniſche Proviſorium noch etwas Proviſoriſcherem hätte weichen müſſen. Dem armen Wickelkinde von improviſirter Republik ſammt ihren proviſoriſchen Vormündern drohten nämlich die im Brüteſen der ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Doktrinen ausgeſchlüpften Phantasmen und Utopien alsbald über den Kopf zu wachſen. Am Vormittag und am Nachmittag erwehrte ſich die proviſoriſche Regierung nur mit äußerſter Anſtrengung der Gefahr, nicht allein ſich ſelber weggeſchwemmt, ſondern auch den ganzen Geſellſchaftsbau in Trümmer geworfen zu ſehen. Dieſen Sinn, dieſes Ziel hatte in der That der wiederholte Anſturm proletariſcher Banden auf das Stadthaus und ihre drohende Forderung, das blauweißrothe Nationalbanner durch die rothe Fahne zu erſetzen.

Nun kann man allerdings ſagen, es wäre um den bedrohten Geſellſchaftsbau nicht eben ſehr ſchade geweſen. Aber welcher Menſch von fünf geſunden Sinnen wird behaupten wollen, daß an die Stelle dieſes Geſellſchaftsbau's ein beſſerer geſetzt worden wäre durch den (übrigens im großen ganz unmöglichen) Verſuch, die Träumereien Saint-Simons, die Abſtraktionen Fouriers, die Windbeuteleien Cabets zu verwirklichen? Ein ſolcher Verſuch würde und müßte, falls er über eine gräuelvolle Anarchie überhaupt ſich hätte erheben können, nur zur bleiſchwerſten aller Tyranneien ausgeſchlagen ſein. Der Wahnwitz des Kommunismus hat in alter und neuer Zeit überall nur da ſich ausführbar, für ſehr kurze Weile ausführbar erwieſen, wo er mit einem andern Wahnwitz, mit dem religiöſen Fanatismus, ſolidariſch verbunden aufgetreten iſt. Und wie haben die beiden Wahnwitze ihre armen Bekenner überall und allzeit ſo namenlos elend gemacht!

Jedermann weiß, daß und wie am 25. Februar der rothe Sturm glücklich abgeſchlagen wurde. Abermals hauptſächlich durch einen glücklichen Einfall Lamartine's — ach, dieſe franzöſiſche Republik und ihre proviſoriſche Regierung ſie lebten ja überhaupt nur von glücklichen Einfällen! — ja, wiederum durch einen glücklichen Einfall Lamartine's, welcher die rothe Fahne niederredete, „dieſe rothe Fahne, welche bloß um das Marsfeld die Runde gemacht hat, 1791 und 1793 geſchleift im Blute des Volkes, während die dreifarbige Fahne die Runde um die Welt machte mit dem Namen, dem Ruhm und der Freiheit des Vaterlandes!" Dieſe ſo äußerſt geſchickt auf die franzöſiſche Eitelkeit berechneten Worte brachten eine magiſch-mächtige Wirkung hervor und es erfolgte eine jener großen Rührſcenen, die auf der franzöſiſchen Revolutionsbühne ſo häufig ſind. „Seid umſchlungen, Millionen! Dieſen Kuß der ganzen Welt!" Seinen künſtleriſch-melodramatiſchen Gipfelpunkt hat das dreifarbige Fahnenſchwenken, das patriotiſche Umſchlungenſein und das kosmopolitiſche Weltküſſen im Frühling von 1848 in den plaſtiſchen Attitüden gefunden, welche die große Komödiantin und häßliche Jüdin Rachel im Theater Français zum beſten gab, mit der Trikolore geſtikulirend und die Marſeillaiſe deklamirend, — auch ſo eine Freiheitsmuſe, welche von den Sünden der Monarchie fett geworden war.

Der Sieg der „honetten“ Republik über die „rothe“ am 25. Februar iſt jedoch nur ein zweifelhafter geweſen; denn die proviſoriſche Regierung ließ ſich ja an dieſem Tage, um, wie ſie glaubte, dem Proletariat gerecht zu werden, dieſes Dekret entreißen: — „Die proviſoriſche Regierung der franzöſiſchen Republik verpflichtet ſich (s'engage), die Exiſtenz des Arbeiters mittels der Arbeit zu gewährleiſten (à garantir). Sie verpflichtet ſich, allen Bürgern Arbeit zu verſchaffen. Sie anerkennt, daß die Arbeiter berechtigt ſind, ſich unter einander zu verbünden, um des gerechten Nutzens ihrer Arbeit zu genießen. Die proviſoriſche Regierung zuerkennt den Arbeitern die verfallene Million der Civilliſte des Exkönigs.“

Allerdings war die Noth zur Stunde groß unter dem pariſer Proletariat und die proviſoriſche Regierung mußte ſich, wie die Sachen lagen, zur Beibringung eines Beweiſes gedrungen fühlen, daß diesmal die Revolution nicht nur durch das Volk, ſondern auch für das Volk gemacht worden ſei. Allein bei alledem war das Dekret doch vom Uebel. Es lag darin der Keim der unſeligen Nationalwerkſtätten, es beſtärkte die Arbeiter in dem durch die verrückten ſocialiſtiſchen Schreier ohnehin ſchon ſattſam verbreiteten Irrwahn, der Staat ſei eine Wunderkuh, welche man nur zu melken brauche, um den Topf, und was für einen Topf! ſtets voll Milch zu haben. Nicht als ob die verſtändigeren Arbeiter dieſen Blödſinn nicht anerkannt und verworfen hätten; allein das zwar undemokratiſche, jedoch ſehr wahre Wort Schillers:

„Verſtand iſt ſtets bei wenigen nur geweſen!“

gilt nicht weniger von den arbeitenden Klaſſen als von den genießenden. Zudem konnte es gar nicht fehlen, daß jedes Zeichen, auch das leiſeſte, vom Vorhandenſein ſocialdemokratiſcher Tendenzen im Schoße der Regierung für die geſammte Bourgeoiſie, für den Groß- wie für den Kleinbeſitz zu einem Schreckensſignal werden mußte, welches die geſchworenen Feinde der Republik, die zahlloſe Bande der Nutznießer monarchiſcher Miſſbräuche, die Schranzen des

Königthums und die Prieſter des goldenen Kalbes, die ganze am 24. Februar in alle Winde geſtäubte Horde der Korrupten vortrefflich im Sinne und zu Gunſten des Rückſchritts auszubeuten wußten, — ſo auszubeuten wußten, daß wenige Wochen ſpäter dem franzöſiſchen und dem europäiſchen Philiſter — und der Philiſter zählt nach Millionen — als unentwegliches Dogma galt, das ſchreckliche Wort Republik, obzwar nur dreiſilbig, bedeute Plünderung, Raub und Mord, Gütervertheilung, Weibergemeinſchaft, Guillotinepermanenz, kurz, alle möglichen wie auch alle unmöglichen Beſtialitäten und Kanibalismen.

Natürlich ließen ſich — man kennt ja die menſchliche Niederträchtigkeit — die ſämmtlichen Verleumder, Haſſer und Todfeinde der Republik dadurch nicht abhalten, mit keuchender Beeiferung zur Anerkennung der Republik ſich herbeizudrängen und ihre Anhänglichkeit an dieſelbe zu betheuern. In Wahrheit, ſelten oder nie hat die Feigheit und Falſchheit der Menſchen glänzender ſich geoffenbart, als hier geſchah. Alle Stände und Parteien wetteiferten in dieſer Anerkennung und in ſolchen Betheuerungen. Generalität, Admiralität, Prälatur, Bureaukratie, Konſtitutionalismus, Orleanismus und Legitimismus (von den Berryer und Polignak an bis herab zu den Pfäfflingen Montalembert und Falloux), nicht zu vergeſſen den Bonapartismus, alles und alle huldigten der Republik und die Pfaffen ſangen aus voller Kehle: „Domine, salvam fac rempublicam!“ Alle die Volksfeinde ergoſſen ſich auch in bombaſtiſchen Lobpreiſungen der Großmuth, Uneigennützigkeit und Redlichkeit des Volkes. Nämlich öffentlich; denn im geheimen und unter ſich ſignaliſirten ſie jeden Arbeiter als Plünderer und Todtſchläger, jeden Proletarier als Räuber und Mörder. Es half nichts, auf die Thatſache hinzuweiſen, daß die Bluſen die Schätze der eroberten Tuilerien unberührt gelaſſen hatten; ſowie auf die nicht weniger ſprechende, daß die Bank von Frankreich am 24. Februar in den Händen der Inſurgenten geweſen und nicht im geringſten gefährdet worden war; ebenſo, daß die Kaſſendiener der Bank am 25. mit vollen Geldſäcken über die Straßen gingen, ohne daß bei noch vollſtändiger „Anarchie“ auch nur ein einziger Verſuch, einen dieſer Geldſäcke anzutaſten, vorgekommen wäre. Die ruchloſen Inſinuationen der Royaliſten auf der einen, die unbeſonnenen Demonſtrationen der Socialiſten auf der andern Seite machten den Bourgeois zu einem ſiebenfach potenzirten, machten ihn zu einem Angſtphiliſter, der nichts mehr ſah, hörte, roch und ſchmeckte als das „rothe Geſpenſt“, der blind und taub wurde für alle Vernunſt und Wahrheit und bereit war, aus lauter Feigheit tapfer, aus blaſſer Furcht brutal und aus purer Angſt grauſam zu werden.

4.

„Panem et circenses“, Brot und Spektakel dem Volke zu bieten, das mußte die proviſoriſche Regierung als ihre dringlichſte Aufgabe erkennen und ſie hat ſich redlich angeſtrengt, derſelben zu genügen. Die Spektakel begannen mit der feierlichen Verkündigung der Republik am Fuße der Juliſäule auf dem Baſtilleplatz am 27. Februar, bei welchem Anlaß ein Hunderttauſend Bürgerwehrleute und bewaffnete Bluſen paradirten. Das Verhältniß zwiſchen den beiden Klaſſen, zwiſchen Bourgeois und Ouvriers, erſchien an dieſem Tage noch als ein ganz vortreffliches, äußerlich angeſehen nämlich. Denn innerlich hatte der Fraternité-Schwindel bereits ein großes Loch bekommen.

In Wahrheit, der Argwohn der Beſitzenden war ſchon in hohem Grade wachgeworden und die Mehrheit der proviſoriſchen Regierung gab demſelben beförderlich Ausdruck mittels einer Maßregel, deren wahren Sinn zunächſt nur die Eingeweihten begriffen. Dieſe Maßregel war die Schaffung der ſogenannten „Mobilgarde“, wodurch der unliebſamen Thatſache der Volksbewaffnung ihre gefährlichſte Spitze abgebrochen werden ſollte und wirklich abgebrochen wurde. Die Blüthe der pariſer Straßenjugend, das beweglichſte und krakehllaſtigſte Element des Proletariats, etwa 24,000 Burſche im Alter von 15—20 Jahren wurden zu 24 Bataillonen ſoldatiſch organiſirt, um den Sicherheitsdienſt in der Hauptſtadt zu thun. Es war dies ein ſehr geſchicktes „Abſchöpfen des Revolutionsſchaums“ und hat die Mobilgarde die von ihr gehegten Erwartungen ſogar noch weit übertroffen. Dieſe Kinder des Proletariats haben ja mit größter Hingebung und Tapferkeit die Intereſſen der Bourgeoiſie verfochten.

Was das „Brot“ angeht, ſo war es freilich ſchwieriger zu beſchaffen als die „Spektakel“. Aus allen den wohlgemeinten Veranſtaltungen, welche die Regierung traf, um für Arbeit und Nahrung zu ſorgen, ſetzte ſich nur die unſelige Rutſchbahn zuſammen, auf welcher die junge Republik in den Abgrund der Junikataſtrophe hinunterrollte. Unter der Maſſe von Dekreten, welche in den letzten Februartagen vom Regierungsſitz im Stadthauſe ausgingen — eins derſelben ſtellte die republikaniſche Deviſe „Liberté, égalité et fraternité“ wieder her, ein anderes befahl die Veräußerung der Krondiamanten und der Güter der Civilliſte, ein drittes ſchaffte die Adelstitel ab, u. ſ. w. — war auch eins, welches eine permanente Regierungskommiſſion „pour les travailleurs“ errichtete, die den ziemlich nebelhaften Auftrag erhielt, „das Loos der Arbeiter zu verbeſſern“. Der Socialismus lag nun einmal ſo ſehr in der Luft, daß auch die allen ſocialiſtiſchen Experimenten grundſätzlich abgeneigte Mehrheit der proviſoriſchen Regenten ſeinen Einwirkungen nicht ſich zu entziehen vermochte. Die Minderheit vollends athmete dieſe Einwirkungen eifrigſt ein und insbeſondere fiel es dem, von Albert ſekundirten Louis Blanc, dem „Miniſter des Vorſchritts (ministre du progrès)“, zu, die Doktrin der Verbeſſerung des Looſes der arbeitenden Klaſſen zu lehren und das Problem einer ſogenannten „Organiſation der Arbeit“ theoretiſch zu löſen. Zu dieſem Ende ſaß er dem „Arbeiterparlament“ vor, welches, aus 250 Abgeordneten aller pariſer Gewerbe — auch aus 3 Abgeordnetinnen — beſtehend, in dem prächtigen Sitzungsſale der weiland Pairskammer zuſammentrat und in dieſer Umrahmung das abſonderlichſte Bild einer ſehr gemiſchten Geſellſchaft darbot. Während man hier eins jener qualvoll uralten und ewigjungen Räthſel, eine jener großen Fragen, —

„Worüber ſchon ſo manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme ſchwitzende Menſchenhäupter,
Und worauf nur ein Narr Antwort erwartet" —

die Frage, wie der Herr Geld mit der Magd Arbeit glücklich zu verheiraten wäre, mittels mehr oder weniger verſtändiger Erörterungen und Debatten „ſtudirte" und theoretiſch zurechtzulegen unternahm, that die Regierung anderwärts einen weiteren Schritt auf dieſem unſicheren Terrain, einen praktiſchen Schritt, d. h. einen ungeheuer großen Fehlſchritt. Sie ließ nämlich in Folge des erwähnten unſinnigen Erlaſſes vom 25. Februar durch den Miniſter der öffentlichen Arbeiten durch Marie (alſo nicht, wie man lange gelogen hat, durch Blanc) die Staatswerkſtätten („ateliers nationaux") einrichten, in welchen ſich nach und nach an 70,000 Arbeiter oder vielmehr Nichtarbeiter zuſammenfanden, um auf Staatskoſten zu faulenzen. Denn nicht etwa Aſyle für die redlichen und fleißigen Proletarier waren dieſe Staatswerkſtätten, ſondern Sammelplätze für die Maſſe der faulen und liederlichen, was freilich nicht ausſchloß, daß hunderte auch von braven Arbeitern, welche die äußerſte Noth in die Staatswerkſtätten trieb, in denſelben allmälig an ein müſſiges Taugenichtsdaſein gewöhnt wurden. Selbſtverſtändlich waren es auch dieſe heilloſen Anſtalten, deren Errichtung ebenſo eine Sünde wie ihre ſpätere plötzliche Aufhebung eine berechnete Grauſamkeit geweſen iſt, ja, dieſe Anſtalten waren es, wo die tollſten Ausgeburten des Kommunismus zu jeder Stunde auf Maſſen von Rekruten mit Sicherheit rechnen konnten.

Die proviſoriſche Regierung auf keinem feſten Princip fußend, in ſich geſpalten, nach verſchiedenen Polen hingezogen, verſuchte, wie das ja der Unzulänglichkeit und Schwäche gar häufig begegnet, das allerſchwierigſte zu vollbringen, d. h. allen Parteien gerecht zu werden und zu gefallen. Den einzigen rettenden Gedanken hat ſie niemals auch nur von ferne in's Auge zu faſſen gewagt, den Gedanken, daß die Republik nur auf den Trümmern der vollſtändig zu vernichtenden Regierungsmaſchine der Monarchie wirklich, wahr- und weſenhaft begründet werden könne. Freilich, das Franzoſenthum, wie es nun einmal iſt, leidet an dem organiſchen Fehler, das Weſen der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchen gar nicht zu verſtehen: es wird daher nie einen auch nur halbwegs glücklichen und dauernden Verſuch machen, die Idee des demokratiſchen Selfgovernments zu verwirklichen. Sowie aber die Republik von 1848 drei Dinge ſo beſtehen ließ, wie ſie dieſelben von der Monarchie überkommen hatte, die Centraliſation der Verwaltung, die Omnipotenz von Paris und das ſtehende Heer, war ſie ſchon verloren.

Die Arme friſtete eben ihr flüchtiges Daſein nur durch ſchwächliche Konceſſionen. Hatte die proviſoriſche Regierung dem Proletariat das Arbeiterparlament und die Staatswerkſtätten bewilligt, ſo machte ſie jetzt der Bourgeoiſie, welche davor zitterte, die Republik von 1848 könnte die kriegeriſche Propaganda der Republik von 1793 wieder aufnehmen wollen, das Zugeſtändniß, das berühmte Friedensmanifeſt vom 7. März an Europa zu richten, womit dann freilich wieder die Armee unſanft vor den Kopf geſtoßen wurde. Das Manifeſt war von Lamartine verfaßt und könnte, wenn ſtatt in Proſa in Verſen geſchrieben, ganz gut in den „Méditations“ oder „Harmonies“ des Poeten ſtehen. Dieſes Stück lyriſcher Diplomatik oder diplomatiſcher Lyrik ſagte den europäiſchen Machthabern: Thut ihr uns nichts, ſo thun wir euch auch nichts. Wir anerkennen zwar nicht mehr den Rechtsbeſtand, wohl aber den Thatbeſtand der Verträge von 1815 und unſere Republik wird nur auf moraliſche Eroberungen aus-

Revolutionsvulkan eine Gelegenheit zu eröffnen, ſeine Lava nach außen zu ergießen. Eine zügelloſe Preſſe rüttelte an den Grundveſten alles Beſtehenden und das ganz Paris überwuchernde Klubbweſen ſtellte die Möglichkeit des Beſtehens irgendeiner Regierung mehr und mehr in Frage. Zu Ende des März gab es 150 Klubbs, im April mehr als 300, Klubbs für alles und alle, ſogar einen „republikaniſchen Centralklubb für die Taubſtummen Frankreichs", und unter den Damenklubbs einen „Frauenemancipationsklubb" und einen „Klubb der Veſuvierinnen (Vésuviennes)". Die eigentlich revolutionären Vereine machten entſetzlich viel Lärm, waren aber ſo ziemlich alle nur klägliche Nachäffungen ihrer Vorbilder während der erſten Revolution. Einen Danton, einen Robespierre oder auch nur einen Desmoulins hat das pariſer Klubb-Weſen oder Unweſen von 1848 nirgends hervorgebracht. Wir leben ja überhaupt im Zeitalter der Mittelmäßigkeiten. Der gefürchtetſte Klubb war die „Société républicaine centrale" in der Rue de Grenelle St. Honoré, welche gleich nach ihrer Gründung Einheimiſchen und Fremden für den wiedererſtandenen Jakobinerklubb galt*). Präſident war Auguſt Blanqui, der ſkrupelloſeſte aller Anarchiſten, der gefährlichſte und zäheſte aller Verſchwörer, der wildeſte aller Haſſer des Beſtehenden und dabei nichts weniger als ein „vir integer". Dem „Club de la révolution" ſaß Armand Barbès vor, der ſtandhafteſte Idealiſt ſeines Landes und einer der bravſten, uneigennützigſten und liebenswürdigſten Menſchen ſeiner Zeit, welcher kein Opfer, keine Gefahr und kein Leiden geſcheut hat, wo es galt, für ſein Ideal der ſocialdemokratiſchen Republik einzutreten, deſſen Schwärmerei und Gutmüthigkeit aber vielfach von Demagogen unlauterſter Sorte mißbraucht worden ſind. In der „Société fraternelle centrale" predigte der Chemiker Raſpail ſeinen abſtruſen Socialismus und im

„Club icarien“ leierte Kabet ſeinen lauſigen Kommunismus her. Wenn alle Gänſe der Erde gerupft und jede Gänſefeder von einem Schreiber in Bewegung geſetzt worden wäre, dennoch hätten ſie alle mitſammen die Maſſe des in den 300 pariſer Klubbs binnen 3 Monaten producirten Un- und Blödſinns nicht niederzuſchreiben vermocht.

Wenn nun ſchon die in dieſen 300 Vereinen graſſirende Schwatzcholera vom Unheil war, weil ſie die Leute an Müſſiggang und an den Wahn gewöhnte, daß ſie durch herbrüllen oder anhören ſouveränen Unverſtandes eine patriotiſche Pflicht erfüllten, ſo griff der Klubbismus noch unheilvoller in die Entwickelung der Dinge ein, wenn er ſich nicht auf das ſchwatzen und klatſchen beſchränkte, ſondern handeln zu müſſen glaubte. Die Gerechtigkeit gebietet zu ſagen, daß dieſem Triebe, zu handeln, der unzweifelhaft richtige Gedanke zu Grunde lag, daß die proviſoriſche Regierung nicht das Zeug habe, die Republik zu begründen. Daneben aber hatten ſich die Häuptlinge der Klubbiſten in den Wahn verbiſſen, die Erſetzung dieſer Regierung durch eine wohlfahrtsausſchüßliche Diktatur würde unfehlbar zum Ziele führen, während ſie noch dazu inbetreff der Perſon des zu kürenden Diktators oder der Mitglieder des zu beſtellenden Diktatoriums im höchſten Grade uneinig waren. In Wahrheit, die ſogenannten „Rothen“ zerfielen in unendlich viele Farbenſchattirungen, waren einander wie Gift und Galle zuwider, und wenn der Republikanismus, als deſſen verſchiedene Spitzen die „Citoyens“ Ledru, Blanc, Flokon, Cauſſidière, Barbès, Sobrier, Huber, Blanqui, Proudhon, Raſpail, Kabet, Thoré vorragten, einen augenblicklichen Sieg über die „trikoloren“ Republikaner und über die Monarchiſten erlangt hätte, ſo würden ſofort ſeine einzelnen Fraktionen wüthend unter einander ſich zerfleiſcht haben.

Geld in ſeine Schlupfwinkel zurückſchrecken, das Wiederaufleben von Handel und Wandel; ſie befeſtigten und verhärteten die Bourgeoiſie in der Ueberzeugung, daß einem Zuſtande, der täglich und ſtündlich alles in Frage ſtelle, um jeden Preis ein Ende gemacht werden müſſe; ſie verſtärkten die Angſtmannſchaft der Spießbürgerei unermeßlich und erfüllten dieſe Angſtmannſchaft mit dem Muth und mit der Wuth der Verzweiflung. Das thörichte Kokettiren der Demagogen mit dem Proletariat, der myſtiſche Kultus, welchen ſie dem Abſtraktum „Volk“ (peuple) widmeten, die Schroffheit, womit ſie dieſen ganz willkürlich gemachten Volksbegriff als trennenden Keil in die nationale Geſammtheit hineintrieben, das alles mußte nothwendig zur Folge haben, daß die gebildeten und beſitzenden Klaſſen feſt und feindſelig gegen das „Volk“ ſich zuſammenſchloſſen. Auch ſollte ſich bald zeigen, daß ſie die ſtärkeren waren. Die Bürgerwehr, insbeſondere die der reichen und eleganten Stadtquartiere, zog ſich entſchieden von aller Gemeinſchaft mit den Bluſen zurück, reihte ſich dicht um die proviſoriſche Regierung, als die einzige legitimirte Autorität, und befliß ſich bei jeder Gelegenheit, ihre frühere Allianz mit der ſchmollenden Armee wieder herzuſtellen, was auch gelang. Die Mehrheit der proviſoriſchen Regierung ihrerſeits trug Sorge, das bedeutende Machtmittel, welches ſie in der Armee und Nationalgarde beſaß, noch beträchtlich zu mehren und zu ſtärken durch Hinzufügung der Mobilgarde, welcher ſie geſchickt ſchmeichelte, nicht allein mit Worten, ſondern auch mit materiellen Begünſtigungen.

Mit ſtarrenden Augen und klingenden Ohren, bleich vor Furcht, verſteinert vor Schrecken hatte die Bourgeoiſie mit angehört, wie Proudhon, ein Querkopf von Haus aus, den das Studium der hegel'ſchen Philoſophie noch mehr verquert und verdreht hatte, in ſeinem Journal bewies das ſchon bei Gelegenheit der kluboiſtiſchen Maſſendemonſtration vom 17. März, noch mehr aber und nachdrücklicher bei der vom 16. April. An dieſem Tage gab die Bourgeoiſie auf die proudhon'ſche Frage: „Was iſt das Kapital?“ ihre Antwort, die Antwort: „Das Kapital iſt der Herr der Arbeit“. Daß die „Rothen“ am 16. April die proviſoriſche Regierung mit Gewalt hätten ſtürzen wollen, iſt unerwieſen und nicht einmal wahrſcheinlich. Gewiß aber iſt, daß die Nationalgarde einen Eifer entwickelte, welcher unbefangenen Beobachtern auffiel und deſſen Sinn nicht mißzuverſtehen war*). An dieſem Apriltage hat die Bourgeoiſie noch nicht der Republik, wohl aber nicht allein dem Socialismus und Kommunismus, ſondern auch der Demokratie den Krieg auf Leben und Tod erklärt.

Um den übeln Eindruck dieſer Thatſache zu verwiſchen, ließ die Regierung vier Tage ſpäter, am 20. April, die geſchickt gemachte Komödie eines ſogenannten „Brüderſchaftsfeſtes“ in Scene gehen. Bei dieſem Fahnenweihfeſt zogen in feſtlichem Waffenſchmucke 300,000 Mann auf, lauter „Brüder“, die ſich zwei Monate ſpäter in wüthendem Mordkampf auf einander warfen. Uebrigens wurde, was an dem republikaniſchen Brüderſchaftsſchwindel ſei, ſchon früher offenbar, ſchon drei Tage nach dem Feſte vom 20. April. Denn am Oſterſonntag begannen die Wahlen zur Nationalverſammlung, deren Geſammtreſultat ja nichts anderes geweſen iſt als eine Kriegserklärung gegen die Republik, obzwar dieſelbe amtlich noch verſchwiegen wurde.

Die proviſoriſche Regierung hatte ſchon am 5. März die Wahlen zur konſtituirenden Nationalverſammlung ausgeſchrieben, auf Grund des allgemeinen und direkten Stimmrechts, ſo daß jeder unbeſcholtene Franzoſe nach zurückgelegtem 21. Lebensjahre Wähler und wählbar war. Auf je 40,000 Einwohner ſollte ein Deputirter kommen, ſo daß die Geſammtzahl derſelben, Algier und die übrigen Kolonien inbegriffen, ungefähr 900 ſein würde. Jeder Abgeordnete ſollte während der Dauer der Sitzungen ein Taggeld von 25 Francs erhalten. Paris nun und das Seinedepartement wählten ihre 34 Vertreter ganz im Sinne des 24. Februar, d. h. im Sinne der „honetten" Republik, ein ſchlagender Beweis, daß zu Oſtern der Royalismus in der Hauptſtadt noch nicht wieder obenauf war. An der Spitze der Vierunddreißig ſtand mit 259,800 Stimmen Lamartine, am Ende mit 104,871 Lamennais. Der erſtere war noch in 9 anderweitigen Wahlkollegien gewählt worden und hatte im ganzen 2,300,000 Stimmen auf ſich vereinigt; aber, ach, wie bald und wie raſch ſollte er von dieſem ſtolzen Gipfel ſeiner Popularität herabſtürzen! Der Klubbismus unterlag bei den pariſer Wahlen vollſtändig; keiner ſeiner Häuptlinge erhielt mehr als 20,000 Stimmen. Das Wahlergebniß in den Provinzen kündigte die Reaktion gegen die Februarrevolution deutlich an; denn obzwar da und dort ein „Rother" durchgegangen, beſtand die überwiegende Mehrheit der Gewählten keineswegs aus „dreifarbigen" Republikanern, ſondern vielmehr aus Orleaniſten, aus Legitimiſten und (freilich in weit geringerem Maße) aus Bonapartiſten. Die letzteren rührten ſich übrigens ſehr eifrig und emſig. Sie hatten das richtige Vorgefühl, daß ihre Zeit gekommen ſei oder doch bald kommen werde. Natürlich gebärdeten ſie ſich vorerſt als eifrige und eifrigſte Republikaner. Verſchiedene Prinzen vom Hauſe Bonaparte verſicherten die Republik und die proviſoriſche Regierung ausdrücklich ihrer „wärmſten Anhänglichkeit". Auch

---

*) Depeſche Delley's vom 17. April: „Toutes les légions de la garde nationale de Paris et de la banlieue sont accourues pour prêter main forte

Straßburg und Boulogne wieder nach England ſich zurückbegeben, um, wie er erklärte, „der Befeſtigung der republikaniſchen Staatsform nicht durch ſeine Perſon hinderlich zu ſein“. Dann ſchlug Louis Bonaparte, ſich koſtbar machend, eine Wahl in die Nationalverſammlung zunächſt aus, ſagte aber zur Marchioneß Douglas, ſeiner Verwandten von Karlsruhe her: „Bevor ein Jahr um iſt, ſtehe ich an der Spitze der Regierung von Frankreich . . . .“

Donnerstags den 4. Mai trat die Nationalverſammlung im Palais Bourbon zuſammen. Warum die Monarchiſten ihre offenkundige Mehrheit nicht ſofort geltend zu machen verſuchten, iſt ſehr leicht zu erklären. Die Herren hatten bewegliche Gründe, einſtweilen die republikaniſche Maſke vorzuſtecken. Erſtens ſtand ja noch das „Volk“ von Paris für die Republik kampfbereit und unbeſiegt unter den Waffen und zweitens waren die Royaliſten über das Wie? der Wiederherſtellung des Königthums unter ſich ganz zerfahren, zerfallen und geſpalten. Man mußte — „mel in ore, fraus in corde“ — die Republik ſanft und ſachte [illegible]. Das übrige würde ſich mit der Zeit ſchon finden.

Die proviſoriſche Regierung legte ihre Gewalt in die Hände der Nationalvertretung nieder und dieſe erklärte mit allen gegen eine Stimme (die von Barbès), daß ſich jene um das Vaterland verdient gemacht hätte. Dann verſchritt die Verſammlung zur Wahl einer proviſoriſchen Exekutivkommiſſion („commission exécutive“), welche 5 Mitglieder zählen, als oberſte Behörde die Miniſter ernennen und überhaupt die Regierung fortführen ſollte, bis die Verfaſſung des Landes zum Abſchluſſe gebracht ſein würde. Dieſe Exekutivkommiſſion wurde von 774 Votanten beſtellt aus Arago (mit 725 Stimmen), Garnier-Pagès (715), Marie (702), Lamartine (645) und Ledru-Rollin (458). Der einzige wirkliche

Bourgeoiſie eine große Undankbarkeit. Aber die Citrone war ja ausgepreßt, warum ſollte ſie nicht weggeworfen werden?

Dem Proviſorium alſo machte der Zuſammentritt der Nationalvertretung keineswegs ein Ende. Im Gegentheil, jedermann fühlte, dachte, ſagte jetzt mehr als je: Alles proviſoriſch! Im übrigen trug die Mehrheit der Verſammlung ihre Maske mit ſolchem Anſtand, daß fremde Diplomaten, die nicht zu den dümmſten gehörten, nach Hauſe berichteten, dieſe Mehrheit ſei der Republik aufrichtig zugethan*).

Sie hatte das auch am 4. Mai feierlich betheuert. Um 5$^1/_2$ Uhr Abends erſchien die proviſoriſche Regierung inmitten der Repräſentanten Frankreichs auf der Plattform der großen, der Konkordebrücke gegenüber gelegenen Freitreppe des Palais Bourbon, um angeſichts einer ungeheuren Volksmenge zu verkündigen, daß die Verſammlung ſo eben einmüthig und einſtimmig die Republik anerkannt habe.

Und als nun das „Vive la république!“ hunderttauſendſtimmig zu ihnen emporbrauſ'te, da hoben die Mitglieder der Nationalverſammlung, alle, alle, nicht allein die Republikaner, ſondern auch die Orleaniſten, Legitimiſten, Bonapartiſten und Jeſuiten alle, alle die Hände zum bekräftigenden Schwur empor.

Weithin roch es nach Meineiden.

---

*) So verſichert auch Doſſow in ſeiner Depeſche vom 11. Mai, daß die Mehrheit der Nationalverſammlung die Republik wolle („qu'elle veut la république“). L. P. Z.

IV.

Des Liberaliſmus Wonnemond.

1.

Schrecken, ein lähmender, geradezu memmenhafter Schrecken auf der einen und Hoffnung, eine überſchwängliche, geradezu närriſche Hoffnung auf der andern Seite, das war es, was der Wetterſchlag des Frühgewitters vom 24. Februar unmittelbar wirkte. Die Machthaber zitterten vor Furcht, die Völker zappelten vor Freude. Wenn nicht gerade für alle Welt ein Wonnemond, ſo iſt der März von 1848 doch wenigſtens ein Wundermonat geweſen. Denn märchenhaftes wurde da zu alltäglicher Wirklichkeit, unerhörtes und beiſpielloſes ſo gemein wie Brombeeren. Die Könige bekamen plötzlich Ohren, die Pfaffen wurden beſcheiden, die Poliziſten höflich und alle Welt wollte nicht nur liberal und patriotiſch ſein, ſondern auch von jeher, ſchon im Mutterleibe es geweſen ſein. Wer damals die Augen eines Mephiſto im Kopfe gehabt hätte! Er hätte vor Schadenfreude aus der Haut fahren müſſen. Denn was für fabelhafte Narrenſprünge machten da die Menſchen-Marionetten an den Drähten des Demiurg-Ariſtophanes! Der fabelhafteſte vielleicht iſt der Traum jeder richtige Deutſche, wie bekannt, eine eigene Dynaſtie haben möchte und jede richtige Deutſchin, wo möglich, deren zwei, — nein, ſo tolles ſteht weder im Rabelais noch im Swift! Gewiß, die drei Dutzende von deutſchen Republikanern, wenn es ſo viele gegeben hat, waren ſchon darum ſtrafbar, weil ſie die „realpolitiſche“ Thatſache vergeſſen hatten, daß ſie im Heimatlande des von einem königlich preußiſchen Miniſter am 15. Januar 1838 feierlich proklamirten „beſchränkten Unterthanenverſtandes“ geboren worden.

Aber wo blieb denn nur der Stolz auf die Reſultate metternichtiger Kirchhofsruhepolitik? Wo die Zuverſicht auf die Früchte einer „kalmirenden“ preußiſchen Staatsraiſon? Wo das Feſthalten an den Beſchlüſſen karlsbader Kongreſſe und wiener Miniſterkonferenzen, deren volksfeindlichen Machenſchaften Judas-Iſſariot-Genz — (Schade, daß der Schuft das Jahr 1848 nicht mehr erlebte, um einen zehnfältigen Angſttod zu ſterben!) — unverbrüchlichen Beſtand prophezeit hatte? Wo blieb das mit ſo großem Pompe verkündete majeſtätiſche Selbſtbewußtſein eines nie und nirgend „Sich-imponirenlaſſens?“ Wo endlich das Rathen und Thaten der mit ſo vielem Geräuſch aus London importirten „engliſchen Erbweisheit?“ Ach, das alles mit mehrerem iſt in die Brüche gegangen, als die furchtbare Luftdruckswoge der Exploſion vom 24. Februar rheinherüber ſchlug. Die Kunde kam gegangen, wie wenn ſie zu ſchildern des alten Vergilius ſchöne Verſe eigens gemacht worden wären: —

„Parva metu primo mox sese attollit in auras,
Ingrediturque solo et caput inter nubila condit.“

Das erſte leiſe auftretende Gerücht, daß der alte König-Reinecke aus ſeinem Tuilerien-Malepartus mit revolutionärem Pulverdampf hinausgeräuchert worden und die Republik proklamirt worden ſei, wurde mit dem ungläubigen Lächeln vornehmer Ueberlegenheit auf-

„Wie ſehr von manchem hohen Stamme
Die Wurzeln faul."

Etliche Monate ſpäter ſchämte man ſich freilich der gehabten Angſt gründlich. Man hatte inzwiſchen einſehen gelernt, wie überflüſſig dieſe Angſt geweſen; denn man hatte erkannt, wie dumm und feig die Völker. Es iſt auch ganz in der Ordnung geweſen, pſychologiſch korrekt ſo zu ſagen, daß bei wiedergekehrtem Machtbewußtſein die Scham über die Märzangſt zum ſchärfſten Sporn des Rachegenuſſes geworden. Nichts ja macht einen Menſchen wüthender und brutaler als die Erinnerung, daß er ſich ſchwach gezeigt, daß er ſich vor ſeinen lieben Mitmenſchen „in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle" habe ſehen laſſen.

Denkwürdig bleibt, wie bei den verſchiedenen Nationalitäten, ſoweit ſie überhaupt durch die pariſer Botſchaften tiefer und mächtiger ergriffen wurden, die Aufregung zunächſt ſich äußerte. Ganz national und praktiſch that ſie es bei den Italienern und bei den Polen: Abwerfung der Fremd- und Zwingherrſchaft war hier das Stichwort. Auch bei den Magyaren trug die Bewegung einen nationalen und praktiſchen Charakter, jedoch miſchte ſich ihr eine ſtarke Doſis von Romantik bei, indem es hinter dem Vorhang liberaler Phraſen auf die Wiederherſtellung ariſtokratiſcher Autonomie abgeſehen war. In England zeigten die energie- und reſultatlos wiederaufgenommenen Verſuche des zuerſt in den 30ger Jahren formulirten und organiſirten „Chartiſmus" nur, daß auf dieſem hochariſtokratiſchen Boden der demokratiſche Gedanke gar keinen Halt habe und daß das Volk gegenüber den eng zu einer Oligarchie verbundenen Ariſtokratieen des Grundbeſitzes und des Geldes ganz und gar machtlos ſei. Durchweg romantiſch gebärdeten ſich die in der Kultur am weiteſten zurückſtehenden Europäer, die Slaven, mit Abrechnung daneben mehr oder weniger laut verkündigt, daß ihr Endziel ein ruſſiſch-panſlaviſches Czarenthum ſei, welches der verhaßten, weil antilamſewenzel'ſchen, Kamm und Seife handhabenden, friſchgewaſchene Hemden fordernden und überhaupt auf Vermenſchlichung ganzer oder halber Barbaren ausgehenden deutſchen Kultur ein Ende machen ſoll. Freilich findet, wie nicht verſchwiegen werden darf, wenigſtens der unter den ſlaviſchen Stämmen Oeſtreichs graſſirende Haß gegen die deutſche Kultur ſeine ausreichende Erklärung darin, daß dieſelbe den Slaven in der weit mehr abſtoßenden als anziehenden Form ſchwarzgelber Beamtenrüpelei nahegetreten iſt, obzwar die Deutſchöſtreicher ihrerſeits behaupten, die rüpelhafteſten aller ſchwarzgelben Beamten ſeien von jeher böhmakiſchen, hannakiſchen und ſlovakiſchen Urſprungs geweſen. Im übrigen offenbarte ſich die Romantik der ſlaviſchen Bewegung von 1848 auch darin, daß das Rückwärtsſtreben zur heiligen Wenzelskrone und anderen altſlaviſchen Antiquitäten und Kurioſitäten ein Hauptgewicht auf theatraliſche Aeußerlichkeiten, Nationaltrachtenfirlefanz und dergleichen Kindereien mehr gelegt hat.

Hierin gerade verrieth ſich die ſlaviſche Halbkultur deutlich genug. Während nämlich der kultivirte Europäer nicht daran denkt, eine andere Tracht anzuthun als eben die europäiſche oder vielmehr amerikaniſche, wie ſie ſich aus dem Anzug, in welchem Benjamin Franklin am Hofe von Verſailles erſchien, entwickelt hat, begehrt der nicht- oder halbkultivirte eine beſondere „Nationaltracht", bunte Farben, mittelalterlichen Schnitt, Borten und Troddeln, Glimmer- und Glitzerzeug. Und noch etwas verrieth ſich hierbei: der das Slaventhum kennzeichnende Mangel an Originalität und Produktivität. Das konnte ſo recht wahrnehmen, wer im Frühjahr oder Sommer von 1848 die richtigen „Nationalzeichen" in den Straßen von Prag herumſteigen ſah. Der klägliche Mummenſchanz war aus

Die Deutſchen wurden durch die dritte Revolution Frankreichs in einen unüberſehbaren Wirrwarr von Anſchauungen und Stimmungen geworfen. Nur eins iſt aus dieſem Wirrwarr ſofort deutlich hervorgetreten: die gänzliche moraliſche Unreife und die gänzliche politiſche Unmündigkeit der Maſſen, und zwar der Maſſen bis hoch hinauf. In den verworrenen Kundgebungen derſelben überwog jedoch das freiheitliche Bedürfniß das nationale weit. Jedermann weiß — d. h. jedermann, wer überhaupt zu den Wiſſenden gehört und ſich keinen blauen Dunſt vormacht — daß die Bevölkerungen Deutſchlands ein naturwüchſiges Nationalgefühl, ein elementares Nationalbewußtſein nicht beſitzen. Sie ſind von Haus aus nur Schwaben, Baiern, Oeſtreicher, Heſſen, Sachſen, Preußen, ſowie auch Flachſenfinger und Krähwinkeler; Deutſche werden ſie erſt auf dem Wege der Reflexion, folglich der Bildung. Redet mal einem mit dem ſchwarzen Staar glaubenseiniger Stupidität behafteten Tiroler oder einem mecklenburgiſchen, mit dem Halseiſen der Hörigkeit zur Welt gekommenen Taglöhner oder auch einem im Fette ſeiner Schinken erſtickenden weſtphäliſchen Bauer oder einem zur Verkörperung der Bieridee gewordenen Altbaier von ſeinem Deutſchthum und alle Viere werden euch anglotzen, als hielten ſie euch für nicht ganz richtig im Kopfe. Die mittelalterliche Reichsverfaſſung hat zur Schaffung eines deutſchen Nationalbewußtſeins ſo viel wie nichts gethan, und wenn zur Reformationszeit einzelne erleuchtete Patrioten, vor allen der arme Hutten, die Vorſtellung von einer „deutſchen Nation“ betonten, ſo waren das Stimmen von Predigern in der (theologiſchen) Wüſte. Erſt Klopſtock und die Hainbündler haben die Deutſchheit zu einem bevorzugten literariſchen Motiv erhoben und haben ein deutſches Nationalbewußtſein den Gebildeten dichteriſch zu vermitteln und annehmlich zu machen geſucht und gewußt. Die Anfänge Göthe's ſtreiften bekanntlich ebenfalls an dieſe Richtung, ſpäter jedoch

Allein der vornehme göthe'ſche Koſmopolitismus ward in den Hintergrund gedrängt durch die unwiderſtehlich durchſchlagende patriotiſche Tendenz von Schillers Johanna und Tell. Dazu kamen dann die Wirkungen der Reden Fichte's, kam die Vergoldung und Karfunkeliſirung des deutſchen Mittelalters durch die Romantiker, endlich die patriotiſche Lyrik der widernapoleoniſchen Kriegszeit, die Verherrlichung des Deutſchthums durch die Kleiſt, Schenkendorf, Körner und Arndt. Von da ab hat es allerdings ein deutſches Nationalgefühl und Nationalbewußtſein gegeben, aber ein auf dem Wege literariſcher Entwickelung künſtlich gewonnenes, kein angeborenes, ſondern nur ein anempfundenes und deßhalb vorerſt auf die gebildeten Kreiſe beſchränktes. Dieſe Thatſache erklärt auch den Umſtand, daß Deutſche von Un- oder Halbbildung, ſowie ſolche vom Gonnerorden, ſo leicht ſich entdeutſchen und daß ein deutſcher Ochſe ſich im Handumdrehen in einen Ochſanyi magyariſirt, ein deutſcher Eſel zum Eſelinsky ſich czechiſirt und ein deutſcher Schuft zum ruſſiſchen Schubiak wird. Daß das auf dem Wege einer höheren Kultur gewonnene deutſche Nationalgefühl von den gebildeten Kreiſen aus mehr und mehr in die Volkskreiſe ſich verbreitet habe, iſt Wahrheit; aber daß die Durchdringung aller Volksſchichten mit dem nationalen Gedanken bereits vollendet ſei, iſt Phantaſterei. Wer ſich des Jahres 1848 erinnert, wird wiſſen, welche Mühe es gekoſtet hat, den Maſſen auch nur die nationale Bedeutung des frankfurter Parlaments begreiflich zu machen. Oder hätte der Volksinſtinkt dieſe Bedeutung etwa nicht begreifen *wollen*, weil er nur allzu ſehr begriff, was für ein Schwindel dieſes Parlament?

weit verbreitet geweſene Meinung, er ſei eigens in der Abſicht erfunden worden, die deutſche Revolution zu hindern, aus einer halben eine ganze zu werden. Benützt iſt er hierzu allerdings ſehr ſtark worden, aber nicht erfunden. Denn er war ſchon vor dem Ausbruch der Bewegung da. Sein Vater war zweifelsohne der deutſche Liberalismus, ſeine Mutter die konſtitutionelle Illuſion und ſeine Säugamme die deutſche Vertrauensduſelei.

Officiell hat der Parlamentsgedanke ſeine Erſcheinung ſchon vor der pariſer Exploſion vollzogen, ſchon am 12. Februar von 1848, obzwar in noch ſehr beſcheidener, in wickelkindlicher Form. Nämlich in Form des Antrages, welchen Herr Baſſermann am genannten Tage in der Abgeordnetenkammer zu Karlsruhe geſtellt hat, dahin gehend, den ganz klatterig gewordenen Bundestag in populärem Sinne zu renoviren, indem man demſelben eine Art von deutſcher Volksvertretung beigäbe.

Der badiſche Liberalismus iſt, wie bekannt, in den 40ger Jahren der Flügelmann des deutſchen geweſen. Er machte der ganzen Linie deſſelben die einzelnen Bewegungen des oppoſitionellen Exercitiums vor, mit etwelcher radikaler Uebertreibung, wie das eines richtigen Flügelmannes Art und Amt. Nicht etwa nur der Patriarch der badiſchen Oppoſition, der alte Itzſtein, und die beiden jungen Heißſporne Hecker und Struve galten für erklärte Republikaner, ſondern auch der Herr Hofrath Welcker und der Herr Bankier und Buchhändler Baſſermann, welche beiden Herren namentlich zur Zeit der deutſch-katholiſchen Bewegung durch ſchäumende Wuthergüſſe gegen Thron und Altar als ſuperlativiſche Revoluzer ſich manifeſtirt hatten. Später that ſich dann der eine durch die patriotiſche Reſignation hervor, womit er die annehmliche Beſoldung eines Bundestagsgeſandten ſich gefallen ließ, und der andere durch ſeine patriotiſche Geſchicklichkeit als Centralgewaltpoſtillon und Diätenberechner. Der lung ſich darſtellenden Parteitag zu Offenburg, wo auch republikaniſche und ſocialiſtiſche Anklänge („Selbſtregierung des Volkes“, „Volksbewaffnung“, „Garantie der Arbeit von ſeiten des Staates“) ſchlagwörtlich aufſchwirrten. Einen Monat ſpäter hat die durch Itzſtein begründete und alljährlich wiederholte Zuſammenkunft von Führern der Oppoſition in den verſchiedenen deutſchen Kammern und Kämmerchen zu Heppenheim ſtattgefunden und da iſt das Parlamentsideekindlein förmlich und feierlich getauft worden, ſo daß es dann, wie ſchon gemeldet, vier Monate darauf Herr Baſſermann im Ständehauſe zu Karlsruhe mit Ehren vorzeigen konnte. Deutſche Patrioten, die ein warmes Herz, aber kein Hirn beſitzen, und deßhalb unſerem Volke allerhand Eigenſchaften, die es nicht hat und nie gehabt hat, andichten möchten, haben aus der Prämiſſe der Verſammlungen zu Offenburg und Heppenheim den Schluß gezogen, in Deutſchland würde es auch ohne das eindringliche Exempel der pariſer Februarrevolution im Jahre 1848 „losgegangen“ ſein. Die Deutſchen von ſich aus, ſelbſtherrlich, aus eigenem Antrieb, Wunſch und Willen eine Revolution machen? Das heißt denn doch der deutſchen Treue und Redlichkeit einen argen Schimpf anthun.

Mit Reden allerdings waren die Deutſchen diesmal den Franzoſen zuvorgekommen. Noch mehr, es hatte ſogar den Anſchein gehabt, als wollte man in Deutſchland dem allmälig immer ſtürmiſcher gewordenen Reformdrängen von unten herauf halbwegs von oben herab entgegenkommen. Hatte doch Friedrich Wilhelm der Vierte in ſeiner unruhigen Weiſe auch an dem wurmſtichigen Ding von deutſchem Bundestag gerüttelt. Er wollte denſelben anders haben. Wie? iſt freilich nie recht klar geworden, aber, kurzum, anders ſollte das Ding werden —

„Sic volo, sic jubeo; sit pro ratione voluntas!“

Natürlich hatten dieſe königlich preußiſchen Rüttelungsverſuche in der von Metternich zur Einſicht gekommen, es könnte doch wohl zu bedenken ſein, ob es ſich nicht als räthlich und thunlich empfehlen dürfte, zu unterſuchen, ob man allfällig einige Vorbereitungen in Ausſicht ſtellen ſollte, welche darauf abzielten, die ferne Möglichkeit durchblicken zu laſſen, daß man vielleicht, wenn alles wohl ſich ſchickte, zu gelegener Zeit ſich entſchließen möchte, den Entwurf eines Plans zur Ueberweißung, theilweiſen Neutapezirung und Lackirung des wurmſtichigen Dinges zu Frankfurt am Main in reifliche Ueberlegung und ſpäterhin ſogar in Vorberathung zu ziehen. Nicht ſobald hatte der König von Preußen wahrgenommen, daß man in der Staatskanzlei in Wien zu ſolcher Höhe der Reformſtimmung ſich erhoben hätte, als er auch ſchon ſeinen Vertrauteſten, den Herrn Joſeph, nicht Balſamo, ſondern von Radowitz an Metternich entſandte, um zu vereinbaren, daß die deutſchen Großmächte das Reformwerk zur Hand nähmen. Herr von Radowitz, welcher zum Hauptmacher der nationalen Wiedergeburt Deutſchlands vortrefflich ſich eignete, weil er in ſeiner myſterienhaften Perſon den wiener Ultramontanismus mit dem berliner Pietismus ſo ſchön vereinigte, Herr von Radowitz hatte Erfolg. Denn er brachte es zuwege, daß Oeſtreich und Preußen in rührender Eintracht am 10. März mitſammen eine Kundgebung ausgehen ließen, welche den glücklichen deutſchen Völkerſchaften verſprach, daß noch in demſelben Monate März zu Dreſden ein Fürſtenkongreß zuſammentreten ſollte, um die Angelegenheiten Deutſchlands in Betrachtnahme und Berathung zu ziehen.

Sintemalen nun, wie männiglich weiß, auf Fürſtenkongreſſen allzeit für die Intereſſen des deutſchen Volkes ſo höchſt vorzüglich geſorgt worden iſt, ſo war es unſäglich beklagenswerth, daß „der in die Zeit gefahrene Sturm" — mit dem greiſen Uhland zu reden — nicht geduldig genug war, zu warten, bis ein nach Dreſden berufener Fürſtenkongreß das Heil Deutſchlands mit

„Wer hindert uns in unſern Zwecken und Entwürfen
Und unſeren Ideen?
Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß dürfen
Wir immer vorwärts geh'n;
Die Obrigkeit hat doch,
Ja, ja, das Volk im Sinn;
Sie führet uns auch noch
Zur deutſchen Einheit hin —"

unterwanden und unterſtanden ſich die beſchränkt verſtändigen Unterthanen da und dort, insbeſondere in dem „ganz und gar durch- und unterwühlten" Südweſtdeutſchland, ohne alle Rückſicht auf die Polizeiordnung ſich zu gebärden und ihre Angelegenheiten ſo zu ſagen in die eigenen Hände zu nehmen. In Wahrheit, der Märzenſaft ſchoß mitunter ſo üppig in Zweig und Blatt, daß Wetterkundige die Brauen bedenklich in die Höhe zogen und nicht nur ein „tolles" Jahr prophezeiten, ſondern geradezu eine „Götterdämmerung" — keine mythologiſche, aber eine hiſtoriſche.

Denn es fehlte nicht an Zeichen, daß auch der deutſche Bauer, welcher doch ſo geduldig iſt wie der Boden, den er bearbeitet, vom Wirbelſturm der Zeit angefaßt worden ſei. In den Bauerſchaften Schwabens und Frankens zuckte da und dort eine wilde Erinnerung auf, daß ihre Vorfahren vor 323 Jahren im „hellen Haufen des Odenwalds und Neckarthals" oder in der „ſchwarzen Schar" des Florian Geyer mitgefochten, und die noch wildere, daß ſie die Nachkommen der Rebellen, welche am Oſterſonntag von 1525 Stadt und Burg Weinsberg mit Sturm genommen und am Oſtermontag Kaiſer Maximilians des Erſten Eidam, den Grafen von Helfenſtein, mit 13 andern Edelleuten daſelbſt unter Zinkenklang und Trommelſchlag „durch die Spieße gejagt" hätten. Aus der unter einer dicken Kruſte Zeitaſche noch immer fortglimmenden Erinnerung an den alten Bauernkrieg ſchien die Glut eines neuen emporſchlagen zu wollen jetzt im März von 1848 die Bauern im Odenwald und im Hohenlohiſchen das Evangelium von der „deutſchen Freiheit“ in ihrer Weiſe, indem ſie den Schlöſſern der Feudalherren den rothen Hahn auf die Dächer ſetzten und mit beſonderer Vorliebe die baronlichen Archive verbrannten, in welchen alle die „wohlerworbenen“ Rechte regiſtrirt waren, denen zu Gunſten der „arme Mann“, was der Bauer dort herum im 19. Jahrhundert nicht minder war als er es im 16. geweſen, jahrein jahraus ſeinen Schweiß hatte vergießen müſſen.

Ja, es fehlte gar nicht viel, daß in Südweſtdeutſchland auf dem flachen Lande die „Bundſchuh“-Fahne wieder erhoben worden wäre. Es fehlte auch nicht viel, daß von den Städten aus das vielbeſchwerte Kleinbürgerthum den grollenden Bauern die Hand gereicht hätte. Aus Stadt und Dorf, aus Werkſtätten und Scheunen züngelten revolutionäre Flammen empor und ſchienen zu einem allgemeinen Brande zuſammenſchlagen zu wollen.

Da trat — es iſt hier zunächſt überall von den deutſchen Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten die Rede — der Liberalismus ins Mittel, um die Reform nicht in die Revolution überſpringen zu laſſen, und begann als Allerweltsmohr ſeine Vermittelungsarbeit.

3.

Nur ſchnöder Undank kann leugnen, daß der deutſche Liberalismus — d. h. der politiſche Ausdruck der beſitzenden und gebildeten Mittelklaſſen, alſo der Bourgeoiſie, denn man kann dieſen franzöſiſchen Begriff nicht umgehen — im Frühling und Sommer von 1848 der Schirm und Schild der Dynaſtieen, der Retter des Adels

Schirm-, Rettungs- und Vermittelungsgeſchäft zunächſt im eigenen Intereſſe, d. h. um ſeine bisherigen Beſtrebungen in geſetzmäßig feſtgeſtellte „Errungenſchaften“ umzuwandeln; aber er führte das Geſchäft, wie zu ſeinem eigenen Vortheil, ſo auch zu dem ſeiner Klienten, der Fürſten, der Edelleute und der Prieſter, eifrig, geſchickt und redlich durch. Dieſes gethan, konnte der Mohr nicht nur „gehen“, ſondern wurde auch mit Fußtritten „von dannen gegangen“, mit ſo brutalen Fußtritten, daß einer der liberalen nicht Hauptmacher, aber Hauptſchwätzer, ein gewiſſer Beſeler, ſich nicht enthalten konnte, den Schmerzensſchrei auszuſtoßen: „Man behandelt uns unmenſchlich!“ Jedoch muß man dem Anno 1849 von dannen gefußtretenen Mohren nachſagen, daß er in dieſer mißlichen Situation als ein ganzer Chriſt ſich benommen hat. Denn er nahm, wie bekannt, das Kreuz des Undanks ergeben auf ſich und ſagte, allzeit unterthänigſt dienſtbereit, im Abgehen zu ſeinen höhnenden Verabſchiedern: Wenn ihr mich wieder braucht, ſo ruft mich nur!

Eine vornehmſte der Urſachen, welche den Liberaliſmus ſein großes 48ger Geſchäft mit Glück abwickeln ließen, war ohne Frage die Schlauheit, womit er gleich zu Anfang das in der Bauerſchaft gloſtende Revolutionsfeuer zu löſchen wußte, auf die kraſſe bäueriſche Selbſtſucht ſehr geſchickt ſpekulirend. Er verſtändigte ſich, ſei es ausdrücklich durch Worte oder ſtillſchweigend durch Winke, mit den Regierungen, mit dem Adel und mit der Kirche dahin, daß die Bauern der feudalen Laſten und Leiſtungen entledigt werden ſollten; gegen billige Entſchädigung aller Beſitzer von „wohlerworbenen“ Rechten natürlich, aber ſo raſch, wie menſchenmöglich. Dies geſchah und hatte ganz die beabſichtigte Wirkung. Die ſchwäbiſchen Bauern knöpften die Taſchen ihrer Lederhoſen zu, ſchmunzelten ſo pfiffig, wie nur ein ſchwäbiſcher Bauer ſchmunzeln kann, und — (ipse audivi, saepe, saepius, saepissime) — ſagten: So, jetzt han mir unſer Sächle. Jetzt mögen die Stadtleut' gehörten die Bauern, nachdem ſie „ihr Sächle hatten“, ſofort zu den allerärgſten Angſtkappen, Ruheheulern und Ordnungsfanatikern; um ſo mehr, da die von ihrem Märzſchrecken mälig wieder ſich erholenden Pfaffen den Bauernweibern gehörig die Hölle heiß machten mit der Drohung, die Ketzer von Demokraten wollten dem Volke ſeine „Regillien“ nehmen.

Um es kurz zu ſagen, der Liberalismus hat mittels der Befriedigung der Bauern das die Bauerſchaft und das Kleinbürgerthum zuſammenhaltende Band revolutionärer Stimmungen und gemeinſamer Intereſſen durch- und abgeſchnitten und hat dadurch der deutſchen Bewegung die maſſige Unterlage der ländlichen Bevölkerung entzogen.

Eine zweite, ebenfalls mit Geſchicklichkeit eingeleitete und mit Glück durchgeführte Handirung der Liberalen war, daß ſie, demokratiſch-revolutionäre Regungen zu dämpfen, den Hauptakcent von der deutſchen Freiheit ſchnell auf die deutſche Einheit hinübertaſchenſpielten. Schon am 28. Februar brachte Herr Heinrich von Gagern — bald darauf, als die liberalen Haupthandirer und Obermachenſchafter einander gegenſeitig als die „edelſten und beſten Männer“ anweihrauchten, als „der Edeln Edelſter“ lobpſallirt — ja, Herr Heinrich von Gagern brachte ſchon am genannten Tage in der darmheſſiſchen Abgeordnetenkammer den Antrag ein, es ſollte ein deutſches Parlament einberufen werden und zwar unter der Vorausſetzung, daß gleichzeitig der Nation ein oberſtes Haupt beſtellt würde. Damit war die liberale Loſung ausgegeben, und da bei der politiſchen Unbildung der Maſſen jedermann froh war, daß überhaupt eine Loſung gegeben, eine Fahne erhoben war, ſo ſcharte ſich die Menge um die Parlamentsfahne.

Die liberalen Fahnenträger proklamirten dann als Anhängſel zur Parlamentsloſung den Orakelſpruch: „Revolution auf geſetzlichem Boden!“ Dies war freilich ein Widerſpruch in ſich ſelbſt ſich gaben. Soweit es übrigens in ihren Parteikram paßte, nahmen ſie es mit dem „geſetzlichen Boden“ keineswegs genau. Sie traten z. B. ohne Umſtände über dieſen Boden hinaus, als eine Verſammlung der liberalen Matadore am 5. März zu Heidelberg beſchloß, einen Aufruf an die Nation zu erlaſſen, worin ein nach der Volkszahl gewähltes Nationalparlament als unumgänglich nothwendig erklärt und gefordert wurde; weiterhin beſchloß, zu erklären, jede Einmiſchung der deutſchen Regierungen in die Angelegenheiten Frankreichs oder gar ein Bündniß mit Rußland wäre vom Uebel; endlich beſchloß, einen Ausſchuß von Sieben zu erwählen, welcher die Wahl und Einberufung des Parlaments berathen und betreiben, zunächſt aber ein „Vorparlament“, beſtehend aus Vertrauensmännern der Nation, berufen ſollte, um die Nationalverſammlung vorzubereiten. Hieß das etwa auf dem „geſetzlichen Boden“, auf dem Bundesverfaſſungsrechtsboden ſtehen? Dieſelben liberalen Gaukler, welche zu Heidelberg und anderwärts, wo und wie immer es ihren Intereſſen entſprach, den geſetzlichen Boden verließen, haben ſich nachmals kein Gewiſſen daraus gemacht, ihre früheren Parteigenoſſen, welche nicht an die Miniſterunfehlbarkeit der Herren glauben wollten, als „Revolutionäre“, „Anarchiſten“ und „politiſche Verbrecher“ zu verfolgen, was freilich ganz in der Ordnung war; denn wer in der Macht iſt, der iſt im Recht.

Und in der Macht waren ſie, ſo unbeſtritten, daß auch die alte Oberpolizeimaſchine Deutſchlands, der Bundestag, ſich beeilte, dieſe Macht anzuerkennen. Es iſt ohne Frage einer der burleskeſten Schnörkel des „tollen“ Jahres geweſen, als die Mumienſammlung im taxis'ſchen Palaſt in der eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt unpatriotiſch und unliberal zu rumoren und zu hantiren anfing, als ſie am 9. März das von ihr bislang ſo heftig verpönte und verfolgte Schwarzrothgold für die Farben des deutſchen Bundes erklärte, die einzuladen, damit alsbald eine Reviſion und Reform der Bundesverfaſſung auf wahrhaft nationaler und zeitgemäßer Grundlage bewerkſtelligt werden könnte. Man ſieht, die armen alten Mumien ſtrengten ſich gewaltig an, mit der Zeitbewegung gleichen Schritt zu halten. Es wollte aber nicht gehen. Ihr im liberalen Lenzwonnemond plötzlich ſo wunderbarlich zur ſchwarzrothgoldenen Blüthe gediehener Urpatriotismus wurde ſchnöde verkannt, was ſich allerdings nicht allzu ſchwierig daraus erklärt, daß der „hohe“ Bundestag ſeit lange in Deutſchland ſo ungefähr für das angeſehen war, wofür in Frankreich die den-guizotiſche Kammer der „Korrupten“ galt, d. h. für die Centralkloake der Verachtung.

In denſelben Tagen, wo die Macht des deutſchen Liberalismus eine moraliſche war, wurde ſie auch eine amtliche. Noch bevor ſie hierzu förmlich gelangte, war das liberale Programm, wie es muſtergebend zuerſt durch eine am 27. Februar unter Itzſteins Vorſitz zu Mannheim tagende Volksverſammlung formulirt wurde, in manchen Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten theilweiſe oder ganz in mehr oder weniger tumultuariſcher Weiſe verwirklicht worden. Dieſes Programm enthielt die landläufigen Forderungen des Liberalismus: Preſſfreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Befreiung von Grund und Boden, Nationalvertretung. Die Nachgiebigkeit der Regierungen, ihre Zuſtimmung zu dieſem Programm war hier eine ſchnellere, dort eine langſamere. Blut hat die Durchſetzung der liberalen Wünſche nicht gekoſtet. Der Name der deutſchen Revolution in den Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten war Adreſſe. Denn, in Wahrheit, mittels Losbrennung von mehr oder weniger fein- oder grobkörnigem Adreſſen-Pulver ſprengte man das ganze bisherige Syſtem abſoluter Bevormundung in die Luft. Die Fürſten warteten nicht die Rebellion ab, ſie wichen der Demonſtration. Am langſamſten und widerwilligſten in Dreſden, Kaſſel und Hannover.

zweifelhaft ſein konnte, merken, daß ſie, ſobald der „Schwindel“ und „Rummel“ vorüber wäre, zum gewohnten und angeſtammten Deſpotismus zurückkehren würden.

Es war naturgemäß und unumgänglich, daß zur Inſceneſetzung der neuen nationalen und liberalen Politik die Führer und Leiter der bisherigen Oppoſition berufen wurden. In den fürſtlichen Paläſten mag es manchen ſchweren Stoßſeufzer gekoſtet haben, bis man ſich entſchließen konnte, die verhaßten Oppoſitionsmänner, die „Demagogen“ zur Audienz zu berufen. Zu ihrer nicht geringen Ueberraſchung fanden die Fürſtlichkeiten, männliche und weibliche, daß die liberalen Tyrannenfreſſer und Schreckensmänner bei weitem nicht ſo ſchrecklich waren wie ihr Ruf bei Hofe, gar nicht revoluziſch-wild, ſondern im Gegentheil ganz zahm und manierlich. Umgekehrt konnte man aus dem Munde von liberalen Matadoren und Miniſterkandidaten, welche noch Abends zuvor die Marſellaiſe mitgeſungen hatten, vernehmen, ſie hätten ſich gar nicht vorgeſtellt, daß die fürſtlichen Perſonen ſo „charmant“ wären. Auf Grund dieſer gegenſeitigen angenehmen Ueberraſchung verſchritt man zur Herſtellung des Inſtituts der „Märzminiſterien“ in den verſchiedenen Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten, — eines der kläglichſten Inſtitute, welche jemals die Sonne auf ihrer Bahn beſchienen hat, obzwar man von den Märzminiſtern, was ihre Perſonen anlangt, ſagen kann, was Antonius von Brutus und Genoſſen ſagte: —

„So are they all, all honourable men.“

Männer freilich weniger, Staatsmänner am wenigſten; aber ehrenwerthe Leute ſammt und ſonders, meiſt wohl auch gute Leute, jedoch ſchlechte Muſikanten. Sie konnten nichts dafür; es war von ihrer Mittelmäßigkeit zu viel verlangt, daß ſie mehr als Flick- und Stückwerk ſchaffen ſollten. Sie waren, bei Lichte beſichtigt, nur noch ſie jedem großen Gedanken aus dem Wege, aus Furcht, er müßte ihnen den Schädel zerſprengen. Kleine Herzen, blickten ſie mit Argwohn auf jede ſelbſtſtändige Kraft, welche ſich neben ihnen geltend zu machen wagte. Auf das Volk würden ſie mit äußerſter Verachtung geblickt haben, wenn die Angſt es ihnen zugelaſſen hätte. In jedem dieſer Märzminiſter ſteckte ein vormärzliches Deſpötlein. Sie allein und ihre Parteigeſellen waren, wähnten ſie, im abſoluten Alleinbeſitz aller politiſchen Weisheit. Sie verlangten, daß man mit unbeſchränktem Vertrauen von ihrer Wohlmeinenheit erwarte, was von ihrer Schwäche kein Verſtändiger hoffen konnte. Im Innern der Einzelſtaaten war ihre erſte Sorge und Arbeit auf möglichſte Beſchirmung und Beſchildung von Thron und Altar gerichtet und ihre zweite darauf, ihrer Partei die Mitregierung oder wenigſtens den Schein der Mitregierung zu ſichern. Inbetreff der nationalen oder auch nichtnationalen Politik waren ſie mit Ausnahme ſolcher unter ihnen, welche die deutſche Einheit von vorneherein alſo verſtanden, daß Deutſchland preußiſch werden ſollte und müßte, etwas mehr oder weniger maſſirte Partikulariſten; aber *ſo ſehr* Partikulariſten jeder Zoll wie einer der vorragendſten von ihnen, Herr Stüve in Hannover, welcher ja ehrlich von ſich bekannt hat, er ſei eigentlich nur Oſnabrücker und es koſte ihm ſchon Mühe, ſich als Hannoveraner zu fühlen, geſchweige denn als Deutſchen.

Nun wäre es aber ungerecht im höchſten Grade, verkennen oder verſchweigen zu wollen, daß die Schwierigkeiten, womit die Märzminiſterien zu ringen hatten, außerordentlich große und vielartige geweſen ſind. Weit befähigtere und thatkräftigere Männer würden dieſelben nur mit Noth bewältigt haben. Weil der Liberalismus vermöge ſeiner ganzen Anlage zwiſchen Revolution und Gegenrevolution ſich in die Mitte geſtellt hatte, mußte er nach zwei Seiten hin einen Kampf führen, dem ſeine Kräfte nicht gewachſen neuen Beziehungen zu den Höfen nach rechts gezogen. Sein Zuſtand war ſo recht ein „hangen und bangen in ſchwebender Pein“. Er hatte nicht den Muth, entſchieden mit dem Volke zu gehen, er wollte ſich aber auch nicht unbedingt an die Fürſten verkaufen. Von dieſen trennte ihn doch immer wieder ſeine ganze Vergangenheit, von jenem ſah er ſeine ganze Gegenwart und Zukunft bedroht, — eine Beſorgniß, welche ſich vornehmlich aus der Angſt der Bourgeoiſie vor ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Tendenzen entwickelte. Dieſe Angſt iſt freilich im Grunde damals eine ganz abgeſchmackte und lächerliche geweſen. Denn es gab in Deutſchland in den Bewegungsjahren 1848 und 1849 allerdings etliche Dutzend Leute, welche ſich zu Sprachrohren des franzöſiſchen Socialismus und Kommunismus machten und ſelbſtverſtändlich um ſo lauter ſchrieen, je hohler ſie waren; aber eine ſocialiſtiſche und kommuniſtiſche Partei hat es damals nicht gegeben und man brauchte jenen Geſellen nur etwas näher zu treten, um zu erkennen, daß ſie ſehr wenig furchtbar und gefährlich. Wenn ſie jedoch ſonſt zu nichts taugten, ſo taugten ſie doch dazu, von ſchlauen Rückwärtſern zu Schreckgeſpenſtern herausgeputzt zu werden, womit man zu Gunſten der Höfe, des Adels und der Kirche die Bourgeoiſie ins Bockshorn jagen konnte. Als dann vollends im Verlaufe der Ereigniſſe die verhetzten und verbitterten Maſſen da und dort ihre Rohheit herauskehrten und zu ſchandbaren Ausſchreitungen ſich fortreißen ließen, da bequemte ſich der Liberalismus in die Angſtloſung: „Ruhe um jeden Preis!“ miteinzuſtimmen und eine der vielgeprieſenen „Märzerrungenſchaften“ nach der andern preiszugeben.

Vorderhand jedoch, d. h. im März von 1848, hätte man jeden unbedingt für einen Narren erklärt, wer da prophezeit haben würde, daß dem aufblühenden Völkerfrühling gar bald ein ſolcher Herbſt und Winter folgen könnte. Alle Welt trug ja Brillen mit roſenrothen Gläſern und es war nicht räthlich, ohne eine ſolche Brille ſich in allen Zungen, nur nicht in der des geſunden Menſchenverſtandes. So lange Wien und Berlin noch nicht ihre Märztage gehabt hatten, konnte mitunter noch ein Saul es wagen, unter dieſe Propheten ſich zu miſchen und in das Gefackel und Geflunker derſelben hinein ein die glorioſen „Märzerrungenſchaften“ und glorioſeren „Märzminiſter“ anzweifelndes Wort zu werfen. Als aber die ſchwarzrothgoldne Fahne auf der Hofburg der Lothringer-Habsburge und auf dem Königsſchloſſe der Hohenzollern entfaltet worden, da war kein Halt und keine Hemmung mehr. Alle Schleußen des patriotiſchen Schwatzes und liberalen Klatſches thaten ſich auf und rauſchend und brauſend ergoß ſich eine alles mit ſich fortwirbelnde Phraſenflut.

Freilich, es ſah auch ganz ſo aus wie aus dem keckſten aller Märchenbücher herausgeſchnitten, dieſes ſchwarzrothgoldne Geflatter auf den Hofburgen von Wien und Berlin.

V.

„Ich laſſ' nit ſchießen!“

1.

Ein grober Irrthum wär' es, zu wähnen, daß es nicht auch in die Fenſter der Hofburgen von fernher hereingewetterleuchtet hätte, bevor das Gewitter heranzog. Sie waren gewarnt, die allerhöchſten Herrſchaften. Sogar in der Hofburg zu Wien, deren Uhr doch ſonſt um ein Jahrhundert oder auch um zwei zu ſpät zu gehen pflegte, hörte man mitunter den Tritt der „Geiſter, die den großen Geſchicken voranſchritten“, und nahm die „Schatten“ wahr, welche „die kommenden Ereigniſſe vorauswarfen“.

Wäre dem nicht ſo geweſen, hätten die Vorgänge in Italien, hätte der klägliche Ausgang der Sonderbundsmachenſchaft in der Schweiz nicht neuerlichſt der lothringiſch-habsburgiſchen Indolenz und der metternichtigen Frivolität dann und wann einen unſanften Rippenſtoß verſetzt, ſo würde ja das Unerhörte nicht erklärlich ſein, daß der Kehrreim aus einer damals in Wien beliebten Liederpoſſe: „So kann's nicht mehr bleiben; muß anders werden“ — ſogar im Innern der kaiſerlichen Familie Widerhall fand und daß öſtreichiſche Regierungsmänner kecklich ſich vermaßen, von einer ſofort immer wieder das Bedenken ſich geſellte, ob es überhaupt möglich, aus dieſem öſtreichiſchen Wirrſal centrifugaler Nationalitäten etwas zu machen, was einem modernen und ſoliden Staatsbau einigermaßen ähnlich ſehen würde*).

Zu Anfang des Jahres 1848 war man dem erwähnten Bedenken zum Trotz in Wien ſoweit vorgeſchritten, an die Vorbereitung von Grundlagen zu denken, auf welchen dereinſt — in ferner Zukunft, verſteht ſich — eine Verfaſſung errichtet werden könnte. Der Verſuch, welchen im vorhergegangenen Jahre Friedrich Wilhelm der Vierte mit der Berufung des „Vereinigten Landtags“ gemacht hatte, wirkte auch an die Donau herab. Freilich war dieſes Experiment nicht ſo ganz im Sinne ſeines königlichen Urhebers ausgeſchlagen, welcher daraus eine neue, pompos-dekorative Folie ſeines unbedingten Königthums hatte ſchaffen wollen; allein es machte ſich in der wiener Hofburg und ihrer Umgebung nun einmal das Gefühl geltend, es müſſe irgendetwas verſucht werden, was den Wunſch und Willen verriethe, an dem offenkundigen Marasmus ſenilis des franz- und metternichtigen Syſtems herumzudoktern. Man ſagte ſogar *einem* Blatte des Dreiblattes der „Staatskonferenz“ (Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat), welche im Namen des armen kranken und unzurechnungsfähigen Kaiſers Ferdinand regierte, d. h. nicht regierte, — ja, man ſagte dem Grafen Kolowrat nach, daß er den Anhauch der zeitbewegenden Ideen mitunter leiſe verſpürte. Noch mehr, man wollte auch wiſſen, daß die Erzherzogin Sophie — von der man ſpäter ganz anderes wiſſen wollte — zeitweilige Anwandlungen hätte, das „So kann's nicht mehr bleiben!" mitzuſingen*).

---

*) Effingers Depeſche vom 19. Februar 1848: „Seit ungefähr einer Woche iſt in Wien viel davon die Rede, daß mehrere Mitglieder des Kaiſerhauſes die Ueberzeugung ausgeſprochen hätten, wie die öſtreichiſche Staatsverwaltung dem Andringen moderner Ideen von außen und von innen auf die Länge ohne Konceſſionen nicht mit Erfolg widerſtehen könne. Hierbei zeigt ſich in den Regierungskreiſen die Neigung, den Provinzialſtänden größere und gleichartige Wirkſamkeit zu geſtatten, um dadurch die Grundlagen zu erhalten, auf denen in einer ſpäteren Periode, wenn es die Umſtände erfordern und erlauben, eine allgemeine Reichsverfaſſung ſich aufbauen laſſe. Nur iſt zu beſorgen, daß bis zu dieſem kaum ſehr nahen Zeitpunkt die den Kaiſerſtaat bildenden Volksſtämme, die ſeit einem Jahrzehent in auffallender

Eine ganze Reihe von guten Beobachtern und verläſſlichen Zeugen ſtimmt darin überein, daß die erſte Kunde von dem, was am 24. Februar in Paris geſchehen, in Wien weit mehr eine betäubende als aufregende Wirkung hervorbrachte. Daß die Kaiſerſtadt an der Donau binnen wenigen Tagen der Schauplatz ähnlicher Ereigniſſe werden würde, ließ ſich gewiß keiner ihrer Bewohner einfallen. Unten dachte man in den erſten Stunden und Tagen nach dem Eintreffen der Revolutionsbotſchaft ſicherlich kaum an die Möglichkeit einer Demonſtration; oben munkelte man, daß es vielleicht räthlich wäre, wenn die Frau Erzherzogin Sophie die Gnade haben wollte, das Reformlied hörbarer als bislang anzuſtimmen**). Noch am 3. März jedoch ging die Sorge in den Hofkreiſen nur dahin, das pariſer „Weltereigniß“ könnte die Gefahr eines europäiſchen Krieges näherrücken *).

---

*) Eſſinger am 28. Februar: „Daß man ſich zu Wien in den höchſten Regionen der Staatsverwaltung mit der Vorbereitung von Reformen beſchäftige, die einer einſtigen Verfaſſung zur Grundlage dienen ſollen, iſt ferner nicht zu bezweifeln. Den Anſtoß dazu hatte vor einem Jahre die Einberufung der vereinigten Landſtände in Preußen gegeben. Doch ließ man die Sache bald wieder liegen. Diesmal veranlaßten die Bewegungen in Italien den Grafen Kolowrat, ſie wieder in Anregung zu bringen; allein erſt zu Anfang dieſes Monats erhielt dieſe Anregung den erforderlichen Nachdruck, als im nämlichen Sinne eine Prinzeſſin auftrat, die als Gemahlin des nächſten und Mutter des einſtigen Thronfolgers die Lage der öſtreichiſchen Monarchie ſchon längſt mit ſorgenvollen Blicken betrachtet und, obwohl ſonſt ſehr konſervativ geſinnt, die Nothwendigkeit, dem Zeitgeiſt Konceſſionen zu machen, erkannt zu haben ſcheint." S. A. Z.

**) Eſſinger am 1. März:

Auch in Prag wollte zuvörderſt wenig oder nichts ſich regen. Die oberen Führer des Czechenthums waren entweder, wie die Herren Schafarik und Strobach, perſönlich nicht geeignet und nicht geneigt, die Oppoſition aus der Studirſtube und dem Advokatenbureau auf den offenen Markt hinauszutragen, oder ſie waren, wie Herr Palazky, den neuzeitlichen Anſchauungen abgeneigt. Die untergeordneteren czechiſchen Häuptlinge aber waren entweder, wie die Herren Faſter und Trojan, ſo unter dem Strich ordinär oder, wie der Herr Brauner, ſo wenig geachtet, daß ſie nur langſam und mühſälig die Demonſtrationsmode, welche ſie übrigens den deutſchen Nachbarländern abſahen und entlehnten, in der Hauptſtadt Böhmens in Gang zu bringen vermochten. Energie und feſte Leitung kam in die czechiſche Bewegung erſt, als der von ſeinen Landsleuten eilends aus Italien heimberufene Rieger die oberſte Führung übernahm. Die Deutſchböhmen haben in dieſer Bewegung eine erbärmliche Rolle geſpielt, insbeſondere in Prag. In ſich zerfahren und unter ſich zerfallen, konnten ſie es zu keiner Organiſation bringen und hat ihre Mehrzahl dem Czechenthum ſich gebeugt, ihre Minderzahl ſogar demſelben niederträchtig ſich angeſchmeichelt. Denn es iſt nun einmal alte dumme deutſche Art, von allem, was mit der gehörigen Unverſchämtheit auftritt, und demnach auch von der ſlaviſchen Halb- oder Ganzbarbarei ſich imponiren zu laſſen.

Einen viel raſcheren und glänzenderen Gang als in Wien und Prag, ja geradenwegs einen Schwung und Flug nahm die Bewegung in Preßburg, wo das ungariſche Parlament verſammelt war. Freilich beſaß Ungarn in dieſem ſeinem Parlament ein ſchon anerkanntes und geübtes Organ, ſeinen Wünſchen und Forderungen Ausdruck zu geben, während die Bevölkerungen des cisleithaniſchen Oeſtreichs unſicher nach irgendeinem Ding, das einem Sprachrohr der öffentlichen Meinung gliche, umhertaſteten. Es wurde ſofort klar, wie ſehr die Magyaren, weil im Beſitz einer althergebrachten, obzwar ganz ariſtokratiſchen Verfaſſung, und parlamentariſcher Bräuche, den übrigen Nationalitäten des Kaiſerſtaats gegenüber im Vortheil ſeien. Politiſch geſchult, wie ſie waren, wurden ſie das leitende Volk in Oeſtreich, während die Deutſchöſtreicher, obgleich an Kultur den Magyaren und Slaven weit überlegen, nur mühſälig und ſchüchtern unter der vom Deſpotismus über ſie gebreiteten Bleidecke ſich hervorarbeiteten und dann keinen andern Rath wußten als den, an das deutſche Geſammtvaterland ſich anzulehnen, welches aber erſt zu ſchaffen war und bekanntlich noch lange zu ſchaffen geblieben iſt.

Der Februarſturm blies mit ſolcher Macht in das parlamentariſche Sprachrohr Ungarns, daß deſſen Klanggewalt von einer bloß magyariſchen zu einer geſammtöſtreichiſchen, ja zu einer europäiſchen anſchwoll. Schon am 3. März erhob ſich zu Preßburg an der „Ständetafel“, d. h. im Repräſentantenhauſe, Ludwig Koſſuth — ohne Frage einer der größten Redekünſtler von damals — um der auf der Tagesordnung ſtehenden Banknotenjammerdebatte eine Wendung zu geben, kraft welcher ſeine Rede ſo recht die ſchmetternde Trompetenfanfare wurde, welche zum Ausbruch der ungariſchen und der öſtreichiſchen Revolution das Signal gab. In Wahrheit, von allen im „tollen“ Jahre gehaltenen Reden war dieſe die wirkſamſte. Koſſuth unterzog die Metternichtigkeit einer zerreibenden, einer vernichtenden Kritik. Er riß ſchonungslos alle Hüllen von der „Beinkammer des wiener Syſtems, aus welcher eine verpeſtende Luft weht, alles niederdrückend, lähmend und vergiftend“. Er zeigte, daß der Parlamentarismus Ungarns nur eine unfruchtbare „Tretmühlarbeit“ ſein könnte und müßte, ſo lange die übrigen Theile der öſtreichiſchen

Reformen noch einmal kräftig betont und zuletzt dieſer Haupttreffſchuß losgebrannt wurde: „Wir wiſſen, daß unſere Wünſche nur dann verwirklicht werden können, wenn eine nationale Regierung errichtet wird, welche aus der Mehrheit des Reichstags hervorgeht und dem Volke verantwortlich bleibt. Daher verlangen wir ein verantwortliches ungariſches Miniſterium. Ferner wiſſen wir, wie ſehr die gedeihliche Entwickelung unſerer Verfaſſung weſentlich dadurch gehemmt wurde, daß in den Erbländern nach anderen, unſerem politiſchen Leben feindſeligen Grundſätzen regiert wurde. Nur in der innigſten Verbindung der verſchiedenen Provinzen der Monarchie liegt die Gewähr für die Ruhe, die Stütze für die Dynaſtie, der Schutz für unſere Freiheit. Wir bitten daher, den kaiſerlichen Thron mit konſtitutionellen Einrichtungen zu umgeben, allen Ländern Oeſtreichs eine Verfaſſung verleihen zu wollen." . . . In dieſer Repräſentation, welche im Jubelſturm des Augenblickes von der Ständetafel einmüthig beſchloſſen wurde, wimmelte es von Illuſionen, vielleicht von berechneten Täuſchungen. Denn wie für Koſſuth, welcher ſtets Magyar und nur Magyar geweſen iſt, der Koſmopolitismus nie etwas anderes war als eine oratoriſche Floſkel, ſo konnte es ihm auch mit dieſer Begeiſterung für Geſammtöſtreich und für eine öſtreichiſche Geſammtſtaatsverfaſſung unmöglich ernſt ſein. Möglich allerdings, daß das Märzfieber auch den ungariſchen Agitator ſo gewaltig ſchüttelte, daß er außer ſtandes, die Tragweite ſeiner Worte zu ermeſſen; möglich aber auch, daß er ſchon am 3. März recht wohl wußte, wie eitel das Bemühen ſein würde, Oeſtreich unter einen konſtitutionellen Geſammthut zu bringen, und daß er zu dieſem Bemühen dennoch ermunterte in der Hoffnung, die zu erwartende öſtreichiſche Anarchie würde in dem Magyarenthum ihren Rettungsanker ſuchen müſſen und in Folge deſſen Oeſtreich in Ungarn aufgehen.

2.

Man erzählt, Haus-, Hof- und Staatskanzler Metternich ſei, als das „Vive la république!" von Paris her zum erſtenmal an ſein Ohr ſchlug, zehn Minuten lang bleich und erſtarrt dageſeſſen, wie verſteinert durch den plötzlichen Wiederanblick der Meduſa Revolution, welche man für immer eingeſargt und begraben zu haben glaubte.

Aber dieſer erſte Schrecken ging vorüber; der Herr Fürſt gewann ſein gewöhnliches Aplomb wieder und wußte dann bis zu ſeinem Abgetretenwerden von der Bühne die gewohnte vornehm-kühle Haltung zu bewahren. Warum auch nicht? Etwas wie ein Herz hatte Metternich nie gehabt, und was ſeine Sinne betraf, ſo waren dieſelben jetzt bis zu jener Blaſirtheit abgeſtumpft, welche nichts fürchtet, weil ſie nichts mehr hofft.

Dagegen ging es im Innern der kaiſerlichen Familie ziemlich unruhig, ja faſt turbulent her. Sogar bis in die innerſten Gemächer der Hofburg, allwo man den Kaiſer Ferdinand, den armen Epileptiker und gutmüthigen Blumenzüchter, ſorgſam verſchloſſen hielt, war eine Kunde von den unerhörten Dingen gedrungen, die draußen in der Welt, in Paris und dann Schlag auf Schlag in deutſchen und anderen Landen geſchahen. „Schauen's — ſagte die kaiſerlich-königliche Majeſtät, den armen ſchweren Waſſerkopf bedächtig hin- und herwiegend, zu ihrem kammerdienerlichen Lieblingskrankenwärter — ſchauen's, eins weiß ich halt: — ich laſſ' nit ſchießen!" Eines der menſchlichſten Worte, welche je über lothringiſch-habsburgiſche Lippen gegangen. Vielleicht hat der gute Schattenkaiſer dieſe oder ähnliche Worte auch im Familienrathe geſprochen, falls man ihn zu den Sitzungen deſſelben zuließ. Es ſoll in dieſen Sitzungen nicht gerade ſtill und einmüthig hergegangen ſein. Der alte Erzherzog Johann perſönliche Aenderung des Regierungsſyſtems geſprochen und ſei von dem Staatskonferenzmitglied Kolowrat leiſe ſekundirt worden und von der Erzherzogin Sophie laut. Aber der Präſident der Staatskonferenz, Erzherzog Ludwig, der „graue Schleicher", welcher ganz ſo ausſah und war, wie Philipp der Zweite im 19. Jahrhundert ausgeſehen hätte und geweſen ſein würde, verweigerte jede Konceſſion an den „verdammlichen Zeitgeiſt", erklärend, er habe es ſeinem höchſtſeligen Bruder Franz an deſſen Sterbebette verſprochen, daß bei ſeinen (des grauen Schleichers) Lebzeiten keinerlei Veränderung in der Staatsverwaltung zugelaſſen werden ſollte. Metternich trat dieſer Abweiſung aller Reformwünſche bei, worauf die Erzherzogin Sophie zornig aus dem Gemache rauſchte, im Abgehen das bittere Fragewort hinſchleudernd: „Man will alſo meinem Sohne das Schickſal des Herzogs von Bordeaux bereiten?"

Das „Syſtem" kümmerte ſich wenig um derartige Fragen. Es that vielmehr noch ungemein dick und patzig. So in einer Auslaſſung der amtlichen „Wiener Zeitung" am 4. März, wo die pariſer Revolution als eine kommuniſtiſche Machenſchaft „vom hohen Olymp herab" verdonnert, auf die Treue, d. h. Schafsgeduld der Bevölkerung Oeſtreichs gepocht und ſchließlich das Orakel ertheilt wurde: „Nur in dem feſten Anſchließen der Regierten an ihre Regierungen iſt das Mittel des Heils zu finden".

Die Regierten waren aber ſo frei, ſich die Freiheit zu nehmen, den Stiel umzukehren. Die Geduld der Wiener war doch nicht ſo ganz ſchäfig, wie das „Syſtem" vorausgeſetzt hatte. Eines „verdammlichen Zeitgeiſtes" Sturm fuhr auch in die frommen Oeſtreicher, alle die ſpaniſchen Wände umwerfend, welche Señor Egnazio Tartuffio dagegen aufgeſtellt hatte. Ah, der arme Lenau, welcher draußen im Irrenhauſe zu Döbling der Erſcheinung des Befreiers Tod entgegenbrütete, hatte es wohl prophezeit —

nicht ſo ganz als das Kapua, als welches Wien der hypochondriſchen Phantaſie eines andern öſtreichiſchen Dichters ſich dargeſtellt hatte. Die gutmüthigen Wiener waren zwar zuvörderſt wie angedonnert von dem, was in Paris geſchehen, und hatten Mühe, es zu faſſen, wie man dort ſo ohne Umſtände das Julikönigthum in einen ſchmierigen Miethwagen verpackt und zum Kukuk geſchickt hatte. Aber als ſie wahrnahmen, wie leicht es ihren „deutſchen Brüdern" draußen im „Reich" wurde, binnen wenigen Tagen oder gar binnen etlichen Stunden „frei" zu werden, da fragten ſie ſich: Warum ſollten wir nicht auch thun wie die da draußen im Reich? Und ſiehe, ſie thaten ſo und machten ſich an's Adreſſeln; denn das war ja vorerſt die deutſche Revolutionsform. Schon am 6. März brachte in der Monatsverſammlung des niederöſtreichiſchen Gewerbevereins in Anweſenheit des Erzherzogs Franz Karl, des Bruders von Kaiſer Ferdinand, und des Grafen Kolowrat Herr Arthaber den Entwurf einer Adreſſe vor, deren Spitze die bereits angedeutete Stielumkehrung war, daß das Heilmittel beſtehe in dem „feſten Anſchließen der Regierung an die Regierten". Auch flimmerte und ſchimmerte es in dieſer Adreſſe ſchon recht ſchwarzrothgoldig, denn es hieß da: „Nur ein inniges Anſchließen Oeſtreichs an die Intereſſen des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes kann das alte Vertrauen wieder gewinnen". Im übrigen war die Haltung der Adreſſe ganz nebelhaft; aber daß überhaupt eine ſolche von einem, wohlverſtanden! durchweg konſervativen Kreiſe ausging und daß der Erzherzog Franz Karl auf Erſuchen ſich herbeiließ, das Schriftſtück ſeinem kaiſerlichen Bruder zu überreichen, das lieferte einen unzweifelhaften Beweis von der bedenklichen Erkrankung des „Syſtems".

Nach dieſem Anfang wurde luſtig weiter geadreſſelt. Mitglieder der zu ihrer gewohnten Frühlingsſitzung auf den 13. März berufenen niederöſtreichiſchen Ständeverſammlung fühlten ſich ſtark ten Ha—nnswurſte der weltgeſchichtlichen Komödie ſeiner Zeit. Der juridiſch-politiſche Leſeverein, der Sammel- und Mittelpunkt der wiener „Intelligenz“, gab einer zuerſt im Shakeſpeareklubb angeregten und an die niederöſtreichiſche Ständeverſammlung gerichteten Adreſſe eine erweiterte Form. Einer der beſten Oeſtreicher, der auch einer der beſten blieb, Bauernfeld, hat gemeinſam mit dem Doktor Bach — welcher damals eins der hellſten und feurigſten Lichter auf dem Leuchter des öſtreichiſchen Liberalismus war, um ſpäter im Günſtlingsfutter des Hofes zu einer dickſten Konkordatskerze ſich anzumäſten — dieſe Adreſſe entworfen, welche, mit Unterſchriften reichlich verſehen, die Nothwendigkeit einer Verfaſſung für Oeſtreich klarlegte, auch die ſonſtigen Wünſche des „verdammlichen Zeitgeiſtes“ formulirte und nicht unterließ, kräftig zu betonen, daß „Oeſtreich, deſſen Herrſcher durch Jahrhunderte die deutſche Kaiſerkrone trugen, nur in feſtem Anſchluß an deutſche Intereſſen ſein wahres Heil gewinnen könnte“.

Die wichtigſte Seite der Adreſſenmacherſchaft in Wien war dieſe, daß ſie die Brücke geworden, über welche die Studentenſchaft in die Bewegung eintrat. Arme Jungen, ſchwer habt ihr den heiligen Irrthum gebüßt, zu wähnen, dieſe unſere Welt ſei zur Verwirklichung von Idealen da. Aber laſſt es euch und eure Manen nicht anfechten, wenn die Herren Realpolitiker euch hinterher mit Koth beworfen haben; ſie ſchöpften eben aus dem Vorrath der eigenen Gemeinheit . . . . Die deutſche Studentenſchaft hat, abgeſehen von Wien, in den Jahren 1848 und 1849 keine vortretende Stellung genommen, wenigſtens nirgends maſſen- und dauerhaft. Der deutſche Student, ſoweit er ſich überhaupt um Politik kümmerte, war ja ebenfalls zum Realpolitiker geworden, ſeitdem die Regierungen, allen voran der „teutſche“ König Ludwig von Baiern, allergnädigſt ihm wieder geſtattet hatten, Kraft und Geiſt in den Spektakeln und Orgien der Komment-Romantik „nach alter Väter Weiſe“ zu vertoben, und dann das übriggebliebene „Phlegma“ ſeiner Exiſtenz an der Staatskrippe zu loyal-vegetativem Beamtendaſein aufzufüttern. Hat es doch in Deutſchland eine der vormärzlichen Regierungskünſte ausgemacht, der Studentenſchaft ebenſoſehr einen Korpsgeiſt einzupflanzen wie der Soldatenſchaft. Kein Wunder daher, daß jeder unwiſſende Nichtsnutz, welcher eine buntfarbige Mütze aufhatte, gerade wie jeder ſtupide Bauerlümmel, der einen zweierleifarbigen Rock anhatte, ſich für hocherhaben über das Bürgerthum hielt und vom „Philiſter" ganz ſo dachte und ſprach, wie der Junker-Offizier von der „Kanaille" von Volk, welches ihn ernährte. Freilich, die zahlloſen Opfer der Komment-Sklaverei waren und ſind mehr noch zu bemitleiden als zu verklagen. Dagegen gebührte jenen Herren Profeſſoren und Hofräthen die Ruthe, welche ſich nicht entblödeten, die jugendliche Phantaſie irrezuleiten und dem jugendlichen Unverſtand zu ſchmeicheln, indem ſie die ſtudirende Jugend in der barbariſchen „Studentenromantik" ſteiften und mittels kauderwelſchen Geſaſels von „akademiſcher Freiheit" u. dgl. m. die albernſte Ausſchließlichkeit pflanzten und pflegten.

Unter die wiener Studentenſchaft hatte die Kommentromantik ihre phyſiſchen und moraliſchen Verwüſtungen noch nicht verbreitet. Sonſt hätte ſie gar nicht idealiſtiſche Stimmung, Naivität und Muth genug beſeſſen, eine weltgeſchichtliche Rolle anzutreten und durchzuführen. Daß aber dieſe Studentenſchaft eine weltgeſchichtliche Rolle überhaupt antreten und durchführen konnte, iſt das am meiſten charakteriſtiſche Merkmal der öſtreichiſchen Revolution. Die „Aula" verlieh derſelben eine ganz einzig daſtehende Jugendlichkeit und Friſche, geradezu einen Farbenſchimmer und Klang von Poeſie. Allerdings barg ſich hinter dieſer Poeſie die ſehr proſaiſche Thatſache der Unmündigkeit des öſtreichiſchen Volkes; allein warum immer kritiſch den Vorhang lüften in dieſer Welt des Scheins und der Täuſchung? Laſſt es uns dankbar hinnehmen als einen flüchtigen Glücksſonnenſtral, ſo die Proſa nicht überall und allzeit breitſpurig im Vordergrunde ſteht.

Am 7. März hat in einer Studentenkneipe der Alſervorſtadt ein junger Mediciner zuerſt den Gedanken hingeworfen, daß die Studenten auch eine Adreſſe machen ſollten, eine Adreſſe an den Kaiſer.

Das zündete unter den Medicinern, Juriſten und Technikern. Die Adreſſe erhielt am 11. März ihre Schlußredaktion. Am folgenden Tage ſollte die Unterzeichnung und Ueberreichung ſtatthaben, aber auf eine Weiſung des Hofkanzlers Inzaghi hin verhindert werden. Es geſchah nicht, was wiederum einen merklichen Vorſchritt der Krankheit des „Syſtems“ bekundete. Zweitauſend Studenten unterzeichneten in der Aula der Univerſität die Adreſſe, welche auf Rede-, Preß-, Lehr- und Lernfreiheit, Gleichſtellung der Konfeſſionen, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Volksvertretung in Oeſtreich und beim deutſchen Bundestag antrug. Die Profeſſoren Endlicher und Hye — der letztere ein pfiffiger Schaukelmenſch, der in einem Athem gegen und für die Adreſſe redete — wurden beauftragt, die Adreſſe in die Burg und vor den Kaiſer zu bringen, was ihnen nach Ueberwindung von allerhand Hinderniſſen am Abend dieſes 12. Märztages gelang. Der gute Ferdinand gab den beiden Adreſſeträgern gute Worte, deren Sinn jedoch, falls ſie überhaupt einen hatten, ſchwer oder gar nicht zu entziffern war. Sechsunddreißig Stunden ſpäter hat der Kaiſer ſchon deutlicher geſprochen.

3.

Aber was dachte denn nur die Metternichtigkeit, daß ſie eine Revolution ſo ſtraflos gewähren ließ, und wäre es auch nur eine papierene Adreſſenrevolution? O, die Metternichtigkeit dachte gar nichts. Sie ſaß ruhig, ſicher und vornehm-kühl, wie immer, in der Staatskanzlei. Was ging ſie das unerhörte Neue an, welches ſeit dem 6. März in Wien geſchah? Sie hatte ja ihrerſeits wohlweislich beſchloſſen, alles beim alten zu laſſen*).

---

*) Effinger am 10. März: „Die Lage der Dinge iſt auch hier auf einmal viel ernſter geworden als man vor wenigen Tagen für möglich hielt. Die Vorgänge in Deutſchland, insbeſondere die Proklamation des Königs von Baiern, in welcher unter anderem auch eine Reviſion der deutſchen Bundesverfaſſung verheißen wird, haben in den höchſten hieſigen Regionen der

Das kranke „Syſtem" ſieberte ſachte einem „Nachlaß der Natur" zu. Indeſſen unterließ es noch nicht, auf ſeinem Krankenlager die Farbe der Geſundheit und Kraft ſich anzuſchminken. Hat doch noch am 12. März einer der Herren Staatsräthe (Graf Hartig?) geäußert, man ſollte die frechen Jungen in der Aula peitſchen; das wäre die beſte Antwort auf die Adreſſe. Allein im Laufe des Tages waren im Sinne von Bewilligungen oder wenigſtens Scheinbewilligungen Hände thätig, wie ſie an byzantiniſchen Höfen ſtets ihre fünf und zehn Finger in Staatsſachen hineinzuſtecken pflegen, Weiberhände. Erzherzogin Sophie hörte nicht auf, zu wiederholen, der Metternich brächte die Dynaſtie ins Unglück. Das kam auch der Metternichin zu Ohren und die wollte es nicht auf ſich ſitzen laſſen. Melanie Zichy, des Haus-, Hof- und Staatskanzlers dritte Frau, vereinigte zwar den Hoch- und Uebermuth von hundert Junkern in ihrer weiland ſchönen Perſon, erkannte aber mit ſcharfem Fraueninſtinkt, daß Petrefakte wie ihr Herr Gemahl und der „graue Schleicher" Ludwig nicht das Zeug hätten, einem Wickelkind von Revolution mit energiſchem Griffe den Hals umzudrehen. Folglich müßte es rathſam ſein, dem Adreſſen hergreinenden Balg einen Scheinkonceſſionenlutſchbeutel ins Maul zu ſtopfen. Frau Melanie ſuchte das zuwegezubringen, indem ſie den Grafen Montekukoli, den Marſchall der niederöſtreichiſchen Stände, einen Konceſſionsmann, zu ihrem Gemahle führte und beide mitſammen in ein Zimmer verſperrte, bis der Fürſt dem Drängen des Grafen nachgab. Das Reſultat dieſer Unterrocksdiplomatie war, daß am ſpäten Abend vom 12. März die Staatskonferenz ein Kabinettsſchreiben aufſetzte, worin ſie den Kaiſer erklären ließ, er hätte zu beſchließen geruht, es ſollten „aus allen Provinzen Mitglieder der Stände und zwar aus jedem Stande ein Mitglied nach Wien berufen und dort mit einer Regierungskommiſſion in Berührung gebracht werden, damit ſie mit derſelben in An-

---

Meinung Zugang verſchafft, daß die ſeit mehreren Wochen vorberathenen Reformpläne nicht mehr genügen und daß es daher beſſer iſt, bis Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt, alles beim alten zu laſſen." S. P. A.

ſehung ihrer ſtändiſchen Verhältniſſe in Rückſprache träten". Eine Art von metternichtig verdünntem „Vereinigtem Landtag" alſo. Ferner, „der Kaiſer habe ſich vorbehalten, dieſer ſtändiſchen Deputation die Maßregeln andeuten zu laſſen, welche die Bedürfniſſe des Augenblickes erfordern". Man ſieht, in dem Lutſchbeutel war wenig Zucker, aber viel Sägmehl. Begreiflich daher, daß das Wickelkind, dem Arme und Beine wunderbar ſchnell wuchſen — die Arbeiterbevölkerung der Vorſtädte hatte ſich nämlich derweil allgemach auch zu rühren begonnen — an dem kläglich-unſchmackhaften Dinge nicht lutſchen wollte, ſondern vielmehr ungebärdiger zu ſchreien und zu ſtrampeln ſich anſchickte.

Am nächſten Tag, am 13. März, hob dann wirklich jene ſogenannte wiener Märzrevolution an, welche eigentlich keine Revolution geweſen iſt und die nur den wirrſäligen Beweis lieferte, daß man im machen und im bekämpfen von Revolutionen in der Donauſtadt beiderſeits noch gar keine Uebung hatte. Ueberhaupt gewähren die deutſchen Regungen und Erhebungen vom Frühjahr von 1848, ſo man ſie von einem über die Parteidunſtſphäre erhöhten Standpunkt aus betrachtet, keinen erquicklichen Anblick. Zwar fehlen nicht ganz die heldiſchen Züge, aber überall fehlt die Grazie, — jene Grazie, welche den meiſten der pariſer Revolutionen ein ſo hübſches Relief verleiht. Auch verletzt das Plump-Nachahmeriſche der deutſchen Bewegung den gebildeteren Sinn. Der Mangel an Eigenwüchſigkeit, elementarer Leidenſchaft und ſpontaner Kraft macht ſich allzu ſehr fühlbar. Wär' es geſtattet, einen ſtudentiſchen Ausdruck zu gebrauchen, ſo müßte man ſagen: Was die Franzoſen ihnen in Wein vorgetrunken, haben die Deutſchen in Bier nachgeläppert. Man ſpürt an allen Ecken und Enden den widerwärtigen Bierſtubengeruch.

Am 13. März trat der niederöſtreichiſche Landtag in ſeinem Sitzungshauſe in der Herrengaſſe zuſammen. Dieſe Statiſten-Verſammlung hatte ſonſt nicht die geringſte Bedeutung und ihre Verhandlungen waren nur ein Formalitätsſchwindel. Da aber die Menſchen ſtets einen beliebigen Afterglauben haben müſſen, ſo war in

Wien an dieſem Tage der Afterglauben an die nieder-öſtreichiſchen Landſtände Trumpf, für etliche Stunden nämlich. Zeitig am Morgen ſammelten ſich Scharen von „wohlgekleideten" Bürgern in dem Hofe des Landhauſes. Der 13. März war ja überhaupt der Revolutionstag des wohlgekleideten, wohlhabenden, behäbigen wiener Bürgerthums*). Ein anderer Sammelplatz war die Univerſität, wo Schaukler Hye einen langen Schwatz that, um der Studentenſchaft zu ſagen, daß Se. kaiſerliche Majeſtät die Adreſſe ſehr huldvoll entgegenzunehmen geruht hätte. Die Studenten wollten nicht begreifen, wie denn der Herr Profeſſor dazu käme, um ſolcher kaiſerlicher nichtsſagender Huld willen dieſen Tag „als den größten in der Geſchichte Oeſtreichs" zu pſalliren. Sie ließen alſo den Schwätzer drinnen in der Aula ſchwatzen und organiſirten ſich derweil draußen im Hofe zu einem Zuge nach dem Ständehauſe.

Das „Syſtem" ſeinerſeits warf ſich auf ſeinem Krankenlager, das übermorgen zu ſeinem Sterbebette werden ſollte, hin und her, rath- und thatlos. Staatskonferenz und Staatsrath waren in der Burg verſammelt und warteten höchſt wahrſcheinlich auf eine Eingebung von oben; denn ſie ſelber dachten und thaten nichts. Der arme Kaiſer war in das innerſte der inneren Gemächer verſchloſſen. Man ſchützte ſeine Krankheit vor, fürchtete aber ſeine Gutmüthigkeit. Selbſt die gewöhnlichſten militäriſchen Vorſichtsmaßregeln waren vernachläſſigt und es iſt eine kennzeichnende Thatſache, daß die Staatskonferenz- und Staatsrathsmumien an dieſem Tage mit der Welt außerhalb der Hofburg mittels keiner andern Organe verkehrten als mittels der kommenden und gehenden Wortführer der Bewegung. Trotz alledem behauptete die Metternichtigkeit noch immer ihre vielbelobte vornehme Kühle. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler hatte am Morgen eine Konferenz mit dem preußiſchen General-Diplomaten oder Diplomaten-General Radowitz. Das Geſpräch wurde unterbrochen durch die Meldung, daß auf den Straßen große Unruhe zu herrſchen begänne. „Was geht das mich an? Das gehört nicht in mein Reſſort", ſagte der Fürſt mit „klaſſiſcher Ruhe" und nahm den Faden der Unterhaltung wieder auf. Der „Familienrath", weder Fleiſch noch Fiſch, aber ein Inventarſtück in dieſem lothringiſch-habsburgiſchen Byzantinerthum, war ebenfalls in der Burg beiſammen und zwar, parlamentariſch zu kauderwelſchen, gewiſſermaßen als Linke. Denn es gab darin den widermetternichtigen Ton an die Erzherzogin Sophie, welche ſchon ſeit etlicher Zeit den Fürſten gern durch einen andern erſetzt geſehen hätte oder eigentlich durch eine andere, nämlich durch die Frau des Erzherzogs Franz Karl.

---

*) Effinger am 13. März: „Die Volkshaufen, die übrigens durchaus nicht das Ausſehen der arbeitenden, ſondern der wohlhabenden Klaſſe an ſich tragen, ſcharen ſich nunmehr beim bürgerlichen Zeughaus zuſammen." S. B. A.

Wie jedermann weiß, hat nachmals, als in Oeſtreich die Mörderin Reaktion über die Schwärmerin Revolution Meiſterin geworden, die wiener Märzbewegung von den „Juden", ſchlechterdings nur von den „Juden" gemacht worden ſein müſſen. In Berlin dagegen konnten es bekanntlich die Juden nicht allein thun. Dort hat „eine Handvoll von Literaten, Advokaten, Juden und Fremden" die „Erzinfamie" der Märztage zuwegegerichtet. Nun wohl, es iſt wahr, an beiden Orten haben die Kinder Iſrael bedeutend mitgethan. Das machte, ihre Pulſe und ihre Zungen gingen raſcher als die der germaniſchen „Gojim". Aber ebenſo wahr iſt, daß 9 Zehntel deſſen, was die Rückwärtſerei von der märzlichen Thätigkeit und Wirkſamkeit der Juden ſich erzählt, abſurde Lügenmärchen ſind, der Mühe einer Widerlegung unwerth. Die Reaktion iſt doch ſonſt nicht gerade ſo dumm, wie ſie ausſieht. Wie kommt ſie alſo dazu, ihren Pfaffen und Junkern die Schmach anzulügen, ſie ſeien von „lauſigen" Juden beſiegt worden?

Die Haltung der auf dem Hofe des Ständehauſes in der Herrengaſſe verſammelten Menge von Bürgern und Studenten war zuvörderſt eigentlich gar keine. Dieſe guten Wiener guckten einander dämiſch und verlegen an. Sie hatten das Gefühl, daß etwas angefangen werden, etwas geſchehen ſollte. Aber was wollte man anſangen und wer ſollte anfangen? Eine verteufelte Frage, ſtachelig wie ein Igel! Denn daß das „Syſtem" nur noch ein Syſtem „in extremis" ſei, wußte man nicht; wohl aber, daß es nach dem Spielberge nicht ſehr weit wäre. Endlich wurde aber der Igel doch angefaſſt und zwar allerdings von einem Nachkommen Abrahams, Iſaaks und Jakobs. Der junge Doktor Fiſchhof, ein Enthuſiaſt, ehrlich und brav in jeder Fiber, ſchwingt ſich auf das Dach des Hofbrunnens und bricht von dort herab mit einem „Hoch die Freiheit!" das Eis. Sofort ſtürzt der Phraſenſchwall hervor und „Gewiſſensfreiheit!" „Preſſfreiheit!" „Miniſterverantwortlichkeit!" „Konſtitution!" u. ſ. w. ſpritzen nach allen Seiten hin und umher. Man ſetzt ſich mit der Statiſten-Verſammlung im Ständehaus in Beziehung, etwas tumultuariſch zwar, doch in Gemüthlichkeit. Sprecher Fiſchhof ſagt: „Das Volk iſt gekommen, um durch ſeine Haltung die Stände zu unterſtützen, ſo ſich dieſe verpflichten wollen, die allgemeinen Wünſche an den Kaiſer zu bringen." Der Landtagsmarſchall Montekukoli erwidert: „Mit Vergnügen. Des Volkes Wünſche ſind auch unſere, der Stände, Wünſche." Allgemeines Vergnügen ſoweit.

Inzwiſchen hat aber ein Student angefangen, von der Rednerbühne, d. h. von dem Brunnendache draußen im Hofe herab die Koſſuthrede vom 3. März vorzuleſen und alsbald beginnt das Feuer derſelben auch hier Funken zu werfen. Dieſe Funken platzen inmitten der Menge, daß es kracht und dampft. Die Rede gibt ein handliches Programm. Die trefflich geſtimmten Kehlen haben jetzt einen Text mit Noten und die Symphonie hebt an. „Abdankung des allverhaſſten Miniſters!" — „Weg mit den Volksverdummern, den Jeſuiten!" — „Keine Ruſſen!" — „Augenblickliche Bürgerbewaffnung!" In dieſes Koncert herab fällt aus einem Fenſter des Ständehauſes ein Blott Papier, worauf geſchrieben ſteht, die Stände hätten beſchloſſen, den Kaiſer um Veröffentlichung des Staatsbudget und um Berufung eines ſtändiſchen Ausſchuſſes aus allen Provinzen zu bitten. „Mehr nicht?" — „Zum Teufel mit den Ständen!" — „Zerreißt den Wiſch!" Ein Student thut ſo, erturnt dann den

Balkon des Ständehauſes und ruft die Loſung über die Menge hin: „Wir wollen eine Verfaſſung! Es lebe der konſtitutionelle Kaiſer von Oeſtreich!“

Wenn der „allerhöchſtſelige“ Kaiſer Franz in ſeiner Gruft bei den Kapuzinern dieſen Ruf gehört hätte, er würde ſich zweifelsohne nicht nur einmal, ſondern dreimal im Grabe herumgedreht haben. Dem bei Lebzeiten eines Tages Verſchnupften hatte ſein Leibarzt Stifft geſagt, die Sache habe nichts zu bedeuten, Se. Majeſtät habe ja eine gute Konſtitution. „Was Konſtitution!“ raſſelte der ſteinherzige Deſpot den Arzt an. „Was ſchwatzen's da, Stifft? Dies Wort laſſen's mich halt nit wieder hör'n! Eine gute Natur, ſagen's mein'thalb, oder in Gottesnamen eine gute Komplexion; aber, ſchauen's, eine gute Konſtitution gibt es gar nit. Ich hab' keine Konſtitution und will keine hab'n!“

4.

Soweit alſo war man zu Wien an den Iden des März vorgeſchritten, daß man die Gebote der Loyalität und die Anforderungen des Liberalismus in dem Rufe: „Vivat der konſtitutionelle Kaiſer von Oeſtreich!“ zuſammenkuppelte. Damit hielt man ſich noch innerhalb der Schranken der wiener Gemüthlichkeit. Aber nur noch einen Augenblick; denn im nächſten that man doch ſchon einen Schritt darüber hinaus und zwar zunächſt in das Ständehaus hinein.

Daran war eine Art Panik ſchuld, welche aber diesmal die Leute nicht rückwärts, ſondern vorwärts ſcheuchte. Auf der einen Seite des Hofraums hieß es: „Der Doktor Fiſchhof und unſere übrigen Vertrauensmänner, die mit dem Landtagsmarſchall verhandeln, werden da drinnen im Landhaus als Gefangene zurückgehalten.“ Auf der andern: „Vom Schottenthore zieht Militär heran.“ Zorn und Furcht können die Menſchen bekanntlich zu allerhand machen.

Hier machten ſie die verſammelte Menge zu einem koloſſalen Sturmbock, welcher mit einmal wüthend gegen das Ständehaus ſtieß. Die Treppe hinan, hinein, hinauf, geradeaus, rechtshin, linkshin, in alle Zimmer und Gänge ſplitterten die einzelnen Theile hinein, in welche die Maſchine innerhalb des Hauſes auseinandergeborſten war. Die „Stände“ entfuhren ihrem Sitzungsſale wie ein Klumpen Queckſilber unter einem Hammerſchlag nach allen Seiten hin auseinanderſpritzt. Der Landtagsmarſchall Montekukoli ſpricht nur noch die geflügelten Worte: „Meine Herren, es iſt nichts mehr zu thun als die Volkswünſche dem Kaiſer zu überbringen.“ Etliche ſeiner Kollegen ſchließen ſich ihm an, Studenten voraus, Studenten hinterdrein, ſo geht es zur Burg.

Hier erſchrickt man nicht wenig über den unceremoniöſen Aufzug des Herrn Landtagsmarſchalls, läſſt jedoch denſelben nicht bis zum Kaiſer dringen. Die Staatskonferenz nimmt, was Montekukoli bringt, in Berathung. Sie faſſt alles, was von Weisheit und Thatkraft in ihr iſt, zuſammen und bringt es richtig zu dem Beſchluſſe, es ſei den Ständen der Beſcheid zu ertheilen: — „Dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen entſpricht, wird durch ein eigens hierzu aufgeſtelltes Komité geprüft und der allerhöchſten Entſcheidung unterzogen werden, worüber Allerhöchſtdieſelben das zum allgemeinen Wohle der Geſammtheit ihrer geliebten Unterthanen Dienliche mit Beſchleunigung beſchließen werden“ .... Hört ihr das Glöcklein? Macht Platz, damit man dem „Syſtem“ die Sterbeſakramente bringen kann.

Aber horch, ein anderer Ton! Knatterte da drüben beim Ständehauſe nicht eine Gewehrſalve? Und folgte derſelben nicht ein wirres Weh- und Wuthgeſchrei?

Wohl, ſo war es. Auf demſelben Platze, wo vorhin die wiener Revolution mit Reden getauft worden, hatte ſie auch ihre erſte Bluttaufe empfangen ... Schon am Morgen waren Truppenabtheilungen aus den Vorſtädten nach der innern Stadt gezogen und insbeſondere die Zugänge zur Burg ſtark mit Fußvolk und Reiterei beſetzt, auch zum Schutze dieſer Zugänge, ſowie anderwärts, Kanonen aufgefahren worden. Das Kommando hatte der Erzherzog Albrecht, eines volksbeliebten Vaters, des Erzherzogs Karl, unbeliebter Sohn, obzwar ſich ihm weiter nichts nachſagen ließ, als daß er eben ein Erzherzog vom gewöhnlichen erzherzoglichen Schlag, ſchnauzbärtig-barſch, wie das ja einem Prinzen und Soldaten geziemt. Er leitete vom Platz „am Hof“ aus die militäriſchen Anordnungen und Bewegungen, in welchen übrigens kundige Augen von Anfang an eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Schlaffheit bemerkt haben wollen. Die Truppen dagegen waren im Ganzen „vom beſten Geiſte beſeelt“, d. h. ſie waren willenloſe Maſchinen, wie dies die Soldaten einer ſtehenden Armee von Disciplin- und Subordinationswegen ſein ſollen. Als die Nachricht kam, das Ständehaus ſei vom Volke geſtürmt worden, wurden vom Minoritenplatz aus Grenadire und vom Schottenthore her Pionire in Bewegung geſetzt, um Haus und Hof zu ſäubern. Es geſchah dies ohne Zweifel nicht in der Abſicht, einen gewaltſamen Zuſammenſtoß hervorzurufen; allein die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen lag ſchon in der Luft.

Denn die Stimmung der auf allen Plätzen und Straßen dicht und dichter ſich anſammelnden Maſſen war ſeit etlichen Stunden immer heißer geworden. Das blitz- und donnerſchwangere Fluidum, welches die Menſchen mit Veränderungsluſt und Kampfzorn tränkt, lag auf der Stadt. Das Glacis wimmelte von Vorſtädtern. Auf dem Ballplatz vor der Staatskanzlei brach ein „Pereat Metternich!“ nach dem andern los. Auf der Freiung ſchrie es: „Fort mit Sedlnitzky!“ und eine Straße warf der andern die Verwünſchungen des verhaſſten Staatskanzlers und ſeines dreimal vermaledeiten Oberſbirren zu. In dem Gewühle und Gewoge mußten die Bewegungen der militäriſchen Patrouillen, ja ganzer Kolonnen immer ſchwieriger werden. Die unbewaffnete Menge wich zwar überall vor den Kompagnien und Bataillonen auseinander, aber allenthalben ſchlug ſie ſofort hinter den Soldatenreihen wieder zuſammen, ziſchend, heulend, brauſend wie ein brandendes Meer. Mitunter gab es auch ſchon

Vorzeichen ſpäterer Ereigniſſe, Vorzeichen, daß die militäriſche Maſchine doch nicht ganz durch und durch niet- und nagelfeſt ſei. Man ſah eine Kompagnie von Grenadiren dem Zuruf von ſeiten des Volkes: „Gewehr bei Fuß!" nachkommen; man ſah anderwärts, daß ein Zug von Pioniren aus freien Stücken die Bajonnette von den Gewehren that.

Auf dem Hofe des Ständehauſes wurden die Truppen mit ziſchen und grunzen empfangen. Als ſie Anſtalt machten, den Platz zu ſäubern, verſchritt das Volk, welches die Räume des Ständehauſes von unten bis oben anfüllte, dazu, alles Mobiliar zu zerſchlagen, um mit den Trümmern von den Fenſtern aus gegen die Soldaten bombardirend zu handiren. Ein Offizier der Pionire wird von einem dieſer Wurfgeſchoſſe mehr nur geſtreift als getroffen. Er ſchreit ſeinem Zuge zu: „Schlagt an! Feuer!" und die erſte Salve entladet ſich gegen die Fenſter. Sie verwundet niemand, aber das Geknalle ſteigert den Trotz und Zorn des Volkes und Haus und Hof widerhallt von dem Ruf: „Fort mit dem Militär!" Da kommt der kommandirende Erzherzog ſelber angeritten mit ſeiner Generalität. Er will in ſeiner Weiſe Ordnung ſchaffen. Er hat ſo eben drüben „am Hof" einem Bürger, welcher ihn dringend bat, die Bürgergarde ausrücken und durch ſie die Ruhe herſtellen zu laſſen, wie das Volk es verlange, die Abfertigung zutheil werden laſſen: „Einem Volke, das verlangt, geb' ich nichts; ich werde es zu traktiren wiſſen!" So traktirt er es denn auf ſeine Manier, nicht aber — man darf das nicht verſchweigen — ohne perſönlich gereizt worden zu ſein. Eines der aus den Ständehausfenſtern fliegenden Holzſtücke trifft den Erzherzog empfindlich und unmittelbar darauf krachen zwei Gewehrſalven. Ob der Prinz ſelber dazu das Kommando gegeben oder nicht, gleichviel; die Salven krachen los, mitten in das Gedränge der unbewaffneten Menge im Hofraum hinein und ſtrecken fünf Perſonen todt zu Boden, darunter einen Greis mit langen ſchneeweißen Haaren.

Als Sieger zieht der Erzherzog mit ſeinen Generalen, Korporalen und Soldaten ab. Denn dieſe Waffenthat hat den Platz im Nu geſäubert. Aber die Fliehenden wollen Rächer ſein. „Waffen! Waffen!“ ſchreit es. „Zum Zeughaus!“ Und ſie werfen ſich in die engen Gaſſen, welche zum bürgerlichen Zeughauſe führen, in ihrem Grimm und Groll nicht darauf achtend, daß die dort einſchwenkende ſchwere Reiterei ſie niederhaut und niederſtampft. Sie ſuchen ſich, hier geworfen, auf der Freiung wieder zu ſetzen. Andere Scharen, noch immer waffenlos, machen ſich mit fliegendem Athem und ungeſchickten Händen daran, auf dem Judenplatze Barrikaden zu improviſiren. Auch beim Sankt Stephan, am „hohen“ Markt und in der Nähe der Hofburg ſpielen einzelne Kampfſcenen. Aber das alles ſieht noch nach nicht viel aus, iſt verzettelt, kraftlos, dilettantiſch. Man erkennt deutlich, daß die Weltgeſchichte in dieſer guten Stadt Wien bislang noch keinen Lehrſtuhl der Barrikadoſophie errichtet hatte.

Nan aber bekam es ganz den Anſchein, als ſollte dieſe Wiſſenſchaft auch in Wien nicht allein theoretiſch gelehrt, ſondern ſofort in praktiſche Uebung gebracht werden. Denn das beim Ständehauſe vergoſſene Blut ſchrie, wenn nicht zum Himmel, ſo doch zu den Herzen der wiener Bürger und zwar der wohlhäbigen wiener Bürger, welche berechtigt waren, die Uniform der altherkömmlichen ſtädtiſchen Bürgergarde zu tragen. Vielleicht hatte keiner dieſer ehrenwerthen Familienväter jemals die Oreſtie des Aeſchylos geleſen, allwo die Chorführerin meint: —

„Für blutigen Mord ſei blutiger Mord
Als Buße geſetzt! Wer frevelte, büße!“

aber als die Kunde deſſen, was beim Landhauſe geſchehen, blitzſchnell durch alle Quartiere der Stadt ſich verbreitete, ging unter den Leuten vom „Beſitz“ und von der „Intelligenz“ ein zorniges Rumoren um, ſo etwas könnten ſie ſich doch nicht gefallen laſſen, und die Mehrzahl entſchloß ſich denn auch, obzwar ſehr allmälig, ſo etwas ſich wirklich nicht gefallen zu laſſen. Angeſehene Männer aus ihrer Mitte, wie die Herren Scherzer, Arthaber, Hornboſtl und Bach, waren nach verſchiedenen Seiten hin thätig, um das wiener Bürgerthum auf den Plan und in Thätigkeit zu bringen. Die einen beſtürmten den Bürgermeiſter, einen Tropf der Tröpfe, durch ſchlagenlaſſen des Generalmarſches das bewaffnete Bürgerkorps zur Sammlung zu rufen, und als der Jammermenſch es nicht wagte, ließen ſie auf eigene Hand von Gaſſe zu Gaſſe die Trommel wirbeln. In Folge deſſen begann ſich in den erſten Nachmittagsſtunden die Bürgergarde auf den Glacis zuſammenzuthun. Vom Verſammeln bis zum Handeln war es freilich noch weit. Die willenloſe Schäfigkeit und viereckige Unbehilflichkeit, welche durch einen jahrhundertelangen Despotismus gepflanzt worden, konnte nicht plötzlich verſchwinden. Darum brachte es der unermüdliche Scherzer nur mühſälig dazu, daß ſechs ſeiner Mitbürgeroffiziere ſich bereit finden ließen, ihm als Abordnung nach der Hofburg zu folgen.

Dieſe Abordnung ſollte zuvörderſt nur die Zurückziehung der Truppen und die Betrauung der ſtädtiſchen Bürgermiliz mit der Wiederherſtellung der Ordnung von der Staatskonferenz erwirken; allein unterwegs mußten ſich die Mitglieder der Deputation überzeugen, daß mehr, viel mehr gefordert werden müßte, falls einem äußerſten vorgebeugt werden ſollte, alles in allem: die Entfernung Metternichs. Denn „mit der Schlange ſtirbt auch ihr Gift". Man ſollte jedoch die Erfahrung machen, daß die Schlange mitunter ihr Gift hinter ſich zurückläßt.

Um 5 Uhr Abends langte Scherzer mit ſeinen Kameraden in der Burg an. Etwas ſpäter traf daſelbſt eine Abordnung der Univerſität ein. Die Studenten nämlich hatten ſich wieder in Maſſe in der Aula geſammelt und erhoben den Ruf nach Waffen. Profeſſor Hye ſuchte ſie mittels eines Schwatzes hinzuhalten, welcher unter anderen ſchönen Dingen auch die großartige Selbſtberühmung enthielt, daß er, Hye, „obgleich Vater von 4 Kindern", ſo muthig in die Breſche träte. Als aber die Blutbotſchaft vom Ständehausplatze hereinkam, machten die jungen Leute dem profeſſorlichen Geſchwätze tumultuariſch ein Ende, einſtimmig nach Waffen ſchreiend und drohend, ſie würden, ſo man ihnen keine Waffen gebe, das Zeughaus ſtürmen. „Der Rektor ſoll unſere Bitte um Bewaffnung an den Kaiſer bringen — ſchlug ein junger Arzt, Doktor Köck, vor — er hat ja das altherkömmliche Recht, allzeit unangemeldet beim Kaiſer erſcheinen zu dürfen.“ Man holte den Rektor Jenull herbei und der zweiundſiebzigjährige Hofrath war an dieſem 13. März ſo ſehr Mann und Nichthofrath, daß er die Sendung übernahm und, begleitet von den Herren Hye und Endlicher, nach der Burg ſich aufmachte, nachdem ihm die Studenten verſprochen hatten, bis zu ſeiner Rückkehr nichts zu unternehmen.

So fanden ſich denn nach und nach drei Abordnungen, die ſtändiſche, die bürgerliche und die akademiſche, in der Burg zuſammen. Das Wickelkind der wiener Revolution war nur erſt zum halbwüchſigen Mädelchen geworden, welches als Bittgängerin ſein Glück verſuchte.

5.

Das labyrinthiſche Winkelwerk der wiener Hofburg, allwo hiſpaniſches Mittelalter in allen Ecken kauerte, hatte ſo ungeheuerliches, wie an dieſen Märziden geſchah, noch nie geſchaut. Selbſt an jenem Junitag von 1619 nicht, als die Fauſt einer adeligen Rottirung den zweiten Ferdinand in ſeinem Kabinett am Koller packte. Denn das war eben ein Junkerkrawall geweſen, weiter nichts; heute aber ſchien die Stammgäſtin der Tuilerien, Dame Revolution, auch einmal im Kaiſerpalaſt an der Donau einen Beſuch abſtatten zu wollen.

Die Burg bot in ihrem Innern ein mikrokoſmiſches Spiegelbild deſſen, was ganz Wien, was ganz Oeſtreich an dieſem Märztage war: — ein Bild hilfloſer Anarchie. Oberceremonienmeiſterin Etikette that ſchon auch hier, was ſie 18 Tage zuvor im Königspalaſt an der Seine gethan hatte: ſie packte ihren Kram zuſammen. In den inneren Gemächern ſaß die Staatskonferenz da in Permanenz und der Familienrath dort. In den Vorzimmern und Korridoren drängten ſich Staatsräthe, Generale, Hofräthe, Hofdamen, Zofen und Lakaien. Da war zweck- und zielloſes Kommen und Gehen, jenes haſten und taſten, jenes flüſtern und wiſpern, deſſen Summe Rathloſigkeit heißt. Wie Geſpenſter des Mittelalters ſchauten die wachthaltenden Trabanten der Arcièrengarde in das ängſtlich-bewegte Treiben; ſie bildeten in ihrer hiſpaniſchen Tracht, Grandezza und Unbeweglichkeit einen geradezu lächerlichen Kontraſt zu dem Gewimmel und Gewuſel um ſie her.

Die Metternichtigkeit ſuchte derweil ihr Einziges, ihre vornehme Kühle und Unnahbarkeit, noch immer zu bewahren. Dies zeigte der Nichterfolg der akademiſchen Abordnung. Rektor Jenull und ſeine zwei Begleiter verſuchten umſonſt, zu dem abgeſperrten Kaiſer zu dringen. Man führte ſie endlich zu deſſen Bruder, dem Erzherzog Franz Karl, welcher ihnen „als ehrlicher Mann“ die Verſicherung gab, es ſeien „Konceſſionen im Werke“. Ob der Erzherzog auch die Uebertragung des Oberbefehls über die geſammte Macht an den Fürſten von Windiſchgrätz — welche mit diktatoriſcher Vollmacht ausgeſtattete Uebertragung noch am Abend des 13. März ſtattfand — unter dieſen „Konceſſionen“ verſtanden habe, iſt nicht recht klar. Die Abordnung wollte aber einen beſtimmteren Beſcheid haben und drängte ſich mühſälig bis zum Erzherzoge Ludwig durch. Der zeigte ſich anfänglich noch völlig eingemauert in ſeinen lothringiſch-habsburgiſchen Dünkel. Da warf ſich der alte Jenull vor ihm auf die Kniee: — „Kaiſerliche Hoheit, es ſteht alles auf dem Spiele, wenn unſere Bitten abgeſchlagen werden!“ Herr Ludwig war zwar ein Erzherzog, aber keineswegs ein Erzheld. Er wankte. „Nun ja — ſagte er — die Staatskonferenz wird beförderlich berathen, welche Zugeſtändniſſe allfällig zu machen ſeien.“ — „Und die Bewaffnung der Studirenden?“ — „Man wird ſie in Erwägung ziehen.“

Mit dieſem ſattſam untröſtlichen Ergebniß ihrer Sendung machte ſich die Deputation auf den Rückweg zur Aula, kreuzte ſich aber unterwegs mit einer zweiten von dort kommenden, welche, von der mediciniſchen Fakultät abgeordnet, die Forderungen der Studirenden in noch energiſcherer Form nach der Burg zu bringen beauftragt war. Der Dekan Lerch und die Doktoren Engel und Schilling machten dieſe Abordnung aus, Männer einer jüngeren Generation, deren Haltung dem Gelehrtenſtande Wiens einen ſehr ehrenwerthen Antheil an den Märzereigniſſen ſicherte. Dieſer Deputation gaben die Studenten das Verſprechen, bis 9 Uhr Abends zu warten. Würde bis zur bezeichneten Stunde ihr Geſuch nicht bewillig ſein, ſo wollten ſie losbrechen. Die Abordnung konnte nur mit großer Mühſal zur Burg gelangen. Denn die unteren Schichten der Stadtbevölkerung hatten jetzt in ihrer Manier in die Bewegung einzugreifen begonnen. Die Menge hatte ſich mit Wehr und Waffen verſehen, ſo gut es gelingen wollte, d. h. mit dem Geräthe der Werkſtätten und der Feldarbeit. Unter Vortragung von wunderlichen Standarten und Emblemen, z. B. eines ſchmutzigen Lappens an einer Stange mit der Inſchrift „Vivat Sedlnitzky, der Hauptlump!“ — ſcharten ſich die Haufen und warfen ſich zerſtörend auf Wachthäuſer und öffentliche Gebäude. Freut euch, ihr Glaſermeiſter von Wien, ihr werdet morgen unendlich viel Arbeit vorfinden. Wurden doch ſogar die Fenſter des dem Joſephsplatze zugekehrten Flügels der Hofburg zertrümmert. Aber am wildeſten raſ'te die Verwüſtungslaune an und in der orientaliſch-üppig eingerichteten Villa Metternich am Rennweg. Es blieben von dieſem Prachtwohnſitze vornehmer Kühle nur die nackten Mauern ſtehen. Auch an den Gasleitungen übte ſich die Zerſtörungswuth. Vom Kärnthnerthor bis zum Burgthor waren auf den Glacis die Röhren bloßgelegt und aus denſelben loderte das entzündete Gas in dicken, baumhohen Säulen in den Nachthimmel empor.

Da und dort verſchritten die aufgeſtellten Truppen zum Angriff auf das Volk. Es war aber kein Plan und Zuſammenhang in dieſen Angriffen. Ein heftiger und dauernder Kampf hatte am 13. März nirgends ſtatt: die Geſammtzahl der Getödteten und Verwundeten erreichte nicht die Ziffer 50. Aber freilich hing es nur an einem Haare, daß vor den Thoren der Burg ſelbſt ein gräſſliches Blutbad angerichtet worden wäre. Die Menge ſtand dort ſo dicht, daß ihre Vorderreihe hart an die Bajonnette der den Palaſt abſperrenden Soldatenkette und an die Mündungen der daſelbſt aufgefahrenen Kanonen gepreßt war. Einer der vielen Erzherzoge, welche an dieſem Tage in der Burg ſich unnütz machten, Maximilian, hatte den Befehl gegeben, das Volk mit Kartätſchenſchüſſen zurückzutreiben; allein ein verſtändiger Feuerwerker nahm den Artilleriſten die brennenden Lunten weg und trat ſie aus. Feuerwerker müſſen Verſtand beſitzen, Erzherzoge müſſen geboren ſein.

Aber wie war es inzwiſchen den abgeordneten Bürgerwehroffizieren in der Burg ergangen? Schlecht genug. Zunächſt hatte ihnen der Herr Staatsrath Graf Hartig auseinandergeſetzt, ſie irrten gröblich, wenn ſie wähnten, dem Kaiſer mitſpielen zu können, wie dem Louis Philipp in Paris oder dem Ludwig in München mitgeſpielt worden. Die Offiziere ließen ſich auf keine Entgegnung ein und wollten zum Kaiſer oder wenigſtens zum Stellvertreter desſelben, zum Erzherzoge Ludwig. Zum letzteren zu dringen gelang endlich. Aber Se. kaiſerliche Hoheit war wieder ganz ſtarr und ſtörrig. Die einzige Antwort, welche der Präſident der Staatskonferenz der Abordnung zu geben ſich herabließ, lautete: „Konceſſionen? Nichts da! An den Bürgern iſt es, für die Wiederherſtellung der Ordnung zu ſorgen. Baſta." Aus dem Empfangſale des Prinzen in das von Menſchen wimmelnde Vorzimmer hinausgetreten, ſagt Scherzer zu ſeinen Mitdeputirten: „Wir haben hier nichts mehr zu thun. Laſſt uns gehen." Da faſſt ihn jemand im Gedränge beim Arm und Scherzer erkennt den Erzherzog Johann, welcher zu ihm ſagt: „Ich weiß, wo es fehlt, lieber Freund; aber warten Sie noch!" und dann ſchnell in den Sal hineingeht. Die Wartenden tritt wiederum der Graf Hartig an mit der Frage: „Was wollen Sie denn eigentlich?" — „Den Rücktritt Metternichs." — „Wie? Was unterſtehen Sie ſich? Glauben Sie denn, daß der Kaiſer den Mann, welcher ſeit 30 Jahren das Staatsruder geführt hat, einer Volkslaune opfern wird?" — „Das weiß ich nicht; aber was ich weiß, iſt, daß ich im Namen und Auftrag des Volkes hier bin und daß es meine Pflicht, auszuſprechen, was das Volk denkt." Der Herr Graf ſchwand weg und dieſer Hauptadept der Metternichtigkeit hat dann, wie ſelbſtverſtändlich, den am 13. März noch vergötterten Herrn und Meiſter ſchon am 14. verleugnet und zwar, wie ebenfalls ſelbſtverſtändlich, gerade für ſo lange, bis die Metternichtigkeit in Oeſtreich eine verböſerte Auflage erlebte.

Nach allerhand nutzloſem hin- und herreden rief ein Adjutant die Bürgerwehroffiziere wieder in den erzherzoglichen Audienzſal hinein. Sie fanden jetzt in demſelben außer dem Erzherzog Ludwig die Erzherzoge Albrecht und Maximilian, ſowie den Fürſten Metternich. Im Hintergrunde hielten ſich verſchiedene Gruppen von Hofwürdeträgern, Staatsbeamten, Generalen und Ständemitgliedern. Metternich trat vor, klopfte dem Sprecher der Deputation auf die Schulter und ſagte: „Sie ſind ein wiener Bürger. Für die Bürger Wiens wäre es eine Schande, ſo ſie im Verein mit dem Militär nicht einen Straßenkrawall beſiegen könnten." — „Durchlaucht", entgegnete Scherzer genau mit den Worten, welche Abends 10 Uhr am 14. Juli 1789, am Abend des Baſtilleſturmtages, der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt im Schloſſe zu Verſailles zu Ludwig dem Sechszehnten geſagt hatte — „Durchlaucht, das iſt kein Straßenkrawall, ſondern eine Revolution, an welcher alle Klaſſen ſich betheiligen." — „Das iſt nicht wahr. Es ſind nur Juden, Polen, Italiener, Schweizer, welche das Volk aufwiegeln." — „Durchlaucht, die Petition an die niederöſtreichiſchen Stände iſt von Tauſenden aus allen Ständen unterzeichnet und außerdem kann Ihnen ein Blick in die Straßen die Wahrheit meiner Ausſage beſtätigen. Mit dem Militär zuſammenwirken, iſt für uns Bürger eine Unmöglichkeit geworden, ſeitdem jenes auf das Volk geſchoſſen hat." Der Erzherzog Albrecht hielt dieſe Unmöglichkeit keiner Beachtung werth.

Er ſagte: „Man könnte die Bürgergarden gemeinſam mit dem Militär die Wachtpoſten beziehen laſſen; aber jene müßten darauf gefaßt ſein, daß bei dem erſten Zeichen von Widerſtand ſcharf geſchoſſen würde.“ — „Wir müſſen uns entſchieden weigern, dieſen Vorſchlag anzunehmen“, erklärten die Bürger. Worauf der ſchießluſtige Erzherzog Maximilian hoch herab: „Nun wohl, ſo ſeid auch ihr Rebellen und wird man auch auf euch ſchießen.“ Das war aber den guten Wienern doch zu erzherzoglich. Sie kehrten der durchlauchtigen Verſammlung den Rücken, ſtürzten in das Vorzimmer hinaus, wo ſie ihrer Entrüſtung in unzweideutigen Worten Luft machten, und wollten fort. Da wurden ſie aber von den Höflingen, deren meiſten das Herz aus Furcht ſchon anderswo ſaß als in der Bruſt, mit ſanfter Gewalt zurückgehalten, um wenigſtens keinen troſtloſen Beſcheid aus der Burg hinaustragen zu können.

Gerade jetzt traf auch die Abordnung der mediciniſchen Fakultät im Vorzimmer ein. Ihr erſter Sturm auf die knöcherne Halsſtarrigkeit des Erzherzogs Ludwig und auf die vornehme Kühle des Fürſten Metternich ſchien gar keinen Erfolg zu haben. Allein ſchon vereinigten ſich in dem Audienzſale mit den Bitten der Deputation die Vorſtellungen von Herren wie Kolowrat und aus dem mehr und mehr in den Zuſtand tumultuariſcher Bewegung gerathenen Vorzimmer drang ein lauter Warnungsruf nach dem andern herein. Dorthin hatte ſo eben ein Offizier der Bürgergarde die Nachricht gebracht, daß von im Polizeigebäude verſteckten Soldaten auf friedlich vorbeimarſchirende Bürgergarden geſchoſſen worden und durch dieſe meuchleriſchen Schüſſe zwei Gardiſten getödtet ſeien. Allgemeine Entrüſtungsbezeugung, denn ſogar Höflinge und Hoflakaien ſtimmen in dieſelbe mit ein. Der aus dem Empfangsſale tretende Erzherzog Albrecht mochte aber dieſe Entrüſtungsbezeugung als an ſeine Adreſſe gerichtet anſehen und ſagte unwirſch: „Der Vorfall ſoll unterſucht werden. Uebrigens iſt ja mit Holz und Steinen auch auf mich geworfen worden und zwar von Bürgern.“ Ein Mitglied der zuletzt von der Univerſität angelangten Deputation will einen Einwurf vorbringen. „Halten Sie das Maul!“ runzelt ihn der Erzherzog an. Da geſchieht etwas in dieſem Raume noch nie geſchehenes: — der Erzherzog wird ausgeziſcht. Der Angerunzelte ſagt ſo etwas wie: „Kaiſerliche Hoheit, Grobſein iſt keine Kunſt“ — und ſetzt dann deutlicher hinzu: „Es ſieht alles danach aus, als würde es auch hier bald heißen müſſen, wie es in den Tuilerien geheißen hat: — Zu ſpät!“ Unwillkürlich echot die ganze bunt durcheinander gewürfelte Verſammlung das ſchickſalsſchwere Wort.

Ob es auch drinnen hinter den Flügelthüren einen Widerhall gefunden? Ob dieſer Widerhall verſchärſt worden durch das Büchſengeknatter, welches von den Stallgebäuden der Burg herüberſcholl? Es mag ſein; denn gewiß iſt, daß man ſich im Audienzſal endlich zu einer Konceſſion verſtand und zwar zur Aufhebung der Cenſur, weil man damit den Dank der „Intelligenz“ zu erwerben und die dankbare vom Volke zu trennen hoffte. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler begab ſich aus dem Sal in ein anſtoßendes Kabinett, um den Entwurf einer Preſſeverordnung, etwa nach dem Muſter der preußiſchen vom 8. März, zu Papier zu bringen. Da ſchlägt durch die halboffene Thüre vom Sale her das Wort an ſein Ohr: „Metternich muß abdanken!“ Er glaubt zu träumen, er hat wohl falſch gehört, er lauſcht. Wahrhaftig wiederum: „Ja, der Fürſt muß zurücktreten!“ Aber ſolcher frechen Rebellion wird doch ſofort widerſprochen, ſie wird, ſie muß von der Wucht des allgemeinen Unwillens erſtickt werden? Ach nein, kein Widerſpruch, ſondern vielmehr vielſtimmige, faſt ſtürmiſche Zuſtimmung.

Nun, Mann der vornehmen Kühle, zeige, ob du mit derſelben Gelaſſenheit, womit du das Glück der Völker zu Grunde zu richten geholfen, das eigene Glück dahinfahren ſehen kannſt .... Er konnte es, das muß man ihm laſſen! Und ſei es auch nur mit der Würde der Blaſirtheit, er iſt wenigſtens nicht ohne Würde gefallen; nicht ſo kläglich und jämmerlich, wie Louis Philipp und Monſieur Guizot ſielen. Er iſt in Wahrheit „aufrecht von dannen gegangen“. Gar manche, gar viele im Umkreiſe von Deutſchland haben ihm ein gemeines Hohngelächter nachgeſandt, die nach ſeinem Falle zur Macht gelangten, um dieſelbe wie Lumpe zu handhaben und wie Lumpe wieder zu verlieren . . . .

Wer aber hat im Audienzſale des Erzherzogs Ludwig am 13. März um 8 Uhr Abends den Rücktritt Metternichs zuerſt offen gefordert? Ein Mitglied der niederöſtreichiſchen Stände, ein Graf, dem man nachgeſagt hat, er ſei nur das Sprachrohr der Erzherzogin Sophie geweſen.

Im Vorzimmer drängten ſich inzwiſchen die bedrohlichen Botſchaften, mehrte ſich das chaotiſche Durcheinander, ſtiegen Spannung und Ungeduld bis zur Unerträglichkeit. Da thaten die Salthüren ſich auf und die Abordnungen der Bürgerwehr und der Hochſchule wurden hineingerufen. Aus dem Kreiſe der Erzherzoge, Staatsräthe u. ſ. w. trat der Fürſt Metternich hervor und ließ ſich, zu den Bürgerwehroffizieren gewendet, mit „ruhigem Anſtand" alſo vernehmen: „Es iſt die Aufgabe meines Lebens geweſen, von meinem Standpunkt aus für das Heil der Monarchie zu ſorgen. Glaubt man, daß das Beharren auf jenem Standpunkte dieſes Heil gefährde, ſo kann es für mich kein Opfer ſein, meinen Poſten zu verlaſſen. Sie haben erklärt, nur mein Rücktritt vermöge die Ruhe wieder herzuſtellen. Ich effektuire denſelben alſo mit Freuden. Ich wünſche Ihnen Glück zur neuen Regierung, wünſche Oeſtreich Glück." — „Durchlaucht", entgegnete einer der Bürgeroffiziere, „wir haben nichts wider Ihre Perſon, aber alles wider Ihr Syſtem, und darum müſſen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten Sie den Thron und die Monarchie. Wir danken Ihnen alſo für Ihren Rücktritt. Vivat Kaiſer Ferdinand!"

Das Vivat widerhallte im Sale, ſcholl in das Vorzimmer hinaus und wurde von dort durch die ganze Burg weitergerufen. Metternich wiederholte die Verſicherung der Bereitwilligkeit ſeines Rücktritts, welche Wiederholung ganz überflüſſig war und den künſtleriſchen Effekt ſeines „Abgangs" bedeutend beeinträchtigte. Er verlor ſich dann unter den Anweſenden, verſchwand im Hintergrunde, glitt unbemerkt aus der Burg, wuſſte in den Palaſt des Fürſten Lichtenſtein zu gelangen, wo er die Nacht verbrachte, entkam dann am folgenden Morgen mit allerlei Liſten, wenn auch nicht gerade in einem kaiſerlichen Wäſchewagen, unter der energiſchen Bedeckung ſeiner Frau Gemahlin aus der Stadt und auf den Bahnhof der gloggnitzer Bahn, dann über Olmütz nach Prag, von da weiter und endlich über die See nach London, dem gemeinſamen Ziel- und Sammelpunkte der hohen, höheren und höchſten Februar- und Märzflüchtlinge. Hier konnte er ſeinem Mitſonderbundspolitiker Guizot die Abenteuer ſeiner Flucht erzählen und von dieſem ſich erzählen läſſen, wie es dem ſteifleinenſten aller Doktrinäre zu Muthe geweſen, als er in Weiberkleidern hatte davongehen müſſen. Vielleicht würde Metternich gelacht und ſogar Don Guizot gelächelt haben, wenn ſie gewuſſt hätten, daß einer heiteren Sage zufolge daſſelbe binnen kurzer Zeit auch Sr. Heiligkeit Pius dem Neunten begegnen und alſo die alte Päpſtin-Johanna-Fabel von einem Papſt im Unterrock im 19. Jahrhundert wieder aufgewärmt werden würde . . . .

Recht charakteriſtiſch iſt, daß man den Haus-, Hof- und Staatskanzler aus dem Audienzſal abziehen ließ ohne allen Habedank. Der Erzherzog Ludwig, dem das von amtswegen geziemt hätte, fand nicht ein einziges anerkennendes Abſchiedswort. Ueberhaupt keins. Die knöcherne Halsſtarrigkeit des „grauen Schleichers“ ſchien jetzt einer vollſtändigen „Verdatterung“ gewichen zu ſein. Auf das Andrängen der Abordnungen bewilligte der „Verdatterte“ nur ſo im Schwick und Handumdrehen die Bewaffnung der Studenten und die Einreihung ſämmtlicher Bürger in die Bürgergarde, d. h. die Volksbewaffnung.

Die Deputirten eilten auf den Burgplatz hinunter. Scherzer erkletterte dort einen Gaskandelaber und rief in die wogende Volksmaſſe hernieder: „Metternich iſt geſtürzt, iſt fort!“ Das ſagte alles oder ſchien wenigſtens alles zu ſagen. Ungeheurer Jubel brach aus und wälzte ſich brauſend aus der inneren Stadt nach den Vorſtädten. Die Bürger Wiens illuminirten und auch die Proletarier der Vorſtädte illuminirten; nämlich in ihrer Weiſe, indem ſie die verhaßten Mauthhäuſer an den Linien niederbrannten. Noch in der Nacht fand die nothdürftige Organiſation und Bewaffnung der „akademiſchen Legion" ſtatt, die ihren Namen unauflöslich mit der Geſchichte Oeſtreichs im Jahre 1848 verknüpft hat. Die „Aula" wurde das „Hotel de Ville" von Wien.

6.

So war denn das „Syſtem" todt und ab? Es hatte, nachdem ſein Hauptträger Metternich gefunden, die Luft der Hofburg ſei für ihn nicht länger zu athmen, ſeinen letzten Odemzug gethan? Behüte! Die Agonie des zählebigen Dinges war noch nicht vorüber. Im Gegentheil, es gab ſogar Leute, welche wähnten, mittels tüchtiger Doſen von Moſchus müßte es ſich am Leben erhalten laſſen. Mit anderen Worten: der Metternich war fort, aber die Metternichtigkeit war noch da und die Kamarilla, welche ſich nicht erſt ſeit heute oder geſtern um die Erzherzogin Sophie her gebildet hatte, war des Dafürhaltens, jetzt, da ſie obenauf gekommen, ſei alles gut und weiter nichts mehr zu thun, als dafür zu ſorgen, daß die im Verlaufe des 13. März gemachten Bewilligungen über die Bedeutung von Scheinkonceſſionen nicht hinauswüchſen. Der Prinzeſſin ſelber, welche ſich jetzt als Gewalthaberin fühlte, kam es nicht entfernt zu Sinne, dem Abſolutismus Valet zu ſagen. Sie glaubte aber, denſelben geſchickter und ſtraffer handhaben zu können als der „ſchwache alte Mann", der Metternich, und konnte dies für etliche Stunden glauben, da ſich natürlich alle militäriſchen und bureaukratiſchen Abſolutiſten ſofort der aufgehenden Sonne Sophie zuwandten. Alle dieſe Damen und Herren hatten ja von der Lawinen-Natur einer Bewegung, wie die des 48ger März eine geweſen iſt, gar keine Vorſtellung. Für ſie handelte es ſich auch am Morgen des 14. März noch nur um die Beſeitigung eines „Straßenkrawalls". Der Fürſt Windiſchgrätz, ein ſiebenfach potenzirter Junker-Offizier, ſollte das beſorgen.

Allein die Lawine war trotzdem einmal im Rollen, und als man in der Hofburg die widerwilligen Ohren dem Gerolle nicht mehr verſchließen konnte, gab man ſofort zaghaft nach. Kein Zweifel, das Ausſchlaggebende iſt geweſen, daß das geſammte wiener Bürgerthum, auch in ſolchen ſeiner Schichten, wo Vernunft und Freiheit ſonſt nicht weniger verhaſſt waren als in den Hofkreiſen, über Nacht liberal und reformluſtig geworden oder, dem unwiderſtehlichen Zug der Tagesmode folgend, wenigſtens ſo that. Es ſah ſich unendlich lächerlich an, wie alte und junge Hofräthe, beſchnittene und unbeſchnittene Bankherren am Morgen des 14. März nach dem bürgerlichen Zeughauſe keuchten, um ſich in die „Nationalgarde" einregiſtriren und für „Kaiſer, Freiheit und Vaterland" irgendeinen roſtigen Schießprügel auf die Schultern legen zu laſſen. Allein von den Fenſtern der Burg aus geſehen, hatte dieſer maſſenhafte Zudrang zur „Volksbewaffnung" nichts lächerliches, ſondern etwas bedrohliches, etwas ſo bedrohliches, daß man gar nicht wagte, von den Streitkräften an Linientruppen Gebrauch zu machen, welche in dichten Scharen auf den Glacis lagerten.

Frühmorgens hatte man das allerdings beabſichtigt und noch bis nach Mittag an dieſer Abſicht feſtgehalten. Sonſt wäre es ja unerklärlich, wie man um 2 Uhr eine Bekanntmachung ausgehen laſſen konnte, welche von Seiten der Wiener nur als Drohung und Herausforderung gedeutet werden konnte, die Bekanntmachung: „Der Kaiſer hat beſchloſſen, zur Wiederherſtellung der Ruhe dem Feldmarſchalllieutenant Fürſten Windiſchgrätz alle nöthigen Vollmachten zu übertragen und ihm alle Civil- und Militärautoritäten zu unterordnen."

In Wahrheit aber hatte der arme, gute, eingeriegelte Kaiſer Ferdinand etwas ganz anderes beſchloſſen, als man ihn da ſagen ließ. Er hatte beſchloſſen: „Ich laſſ' nit ſchießen!" Er ſuchte auch, ſoweit es in ſeinen Kräften ſtand, dieſem *ſeinem* Beſchluſſe Geltung zu verſchaffen und man durfte ſeine Stimme doch nicht ganz überhören, maßen, wie die Sachen lagen, die Fiktion von ſeiner Kaiſerſchaft ſchlechterdings nicht ganz beiſeite geſtellt werden konnte. Es müſſen während jener Märztage ſonderbarliche Auftritte in den Familiengemächern der Hofburg geſpielt haben und es konnte, was da vorging, nicht ganz verholen bleiben. Die ſtrenge Wacht haltende Etikette war ja weg geſchwunden, die Kontrolirung der Kommenden und Gehenden hatte aufgehört und ſchon der ſummende Wirrwarr im ganzen Palaſte mußte den Kaiſer aufmerkſam machen, daß drinnen und draußen ungewöhnliches vorging. Sehr begreiflich und verzeihlich auch, daß die Vorhängeſchlöſſer, welche in gewöhnlichen Zeiten die Lippen der kaiſerlichen Leibdiener verſchloſſen hielten, durch die unerhörten Ereigniſſe dieſer Tage aufgeſchloſſen wurden. Genug, es lief ſchon am Abend des 14., noch beſtimmter aber am Morgen des 15. März in der ganzen Stadt die Sage um, der Kaiſer habe, nachdem ihm klar geworden, daß der Fürſt Windiſchgrätz mittels Bajonnetten und Kartätſchen die Wiener Mores lehren ſollte, im Familienrathe wiederholt ausgerufen: „Ich laſſ' nit ſchießen! Und wenn ihr ſchießen laſſt, geh' ich fort!"

Es iſt dann auch wirklich nicht geſchoſſen worden. Theilweiſe doch gewiß auch aus Rückſicht auf die kaiſerliche Willensäußerung; größeren Theils aber ſicherlich darum, weil ſowohl dem vielköpfigen Familienrath als der Erzherzogin-Sophie-Koterie jene Entſchloſſenheit abging, die das äußerſte wagte. Die rollende Lawine flößte doch Reſpekt ein. Erſt weit ſpäter, als ihr Donnergeroll aufgehört hatte und ſie zu Waſſer geworden war, fand man den Muth, ſeine Standrechtswolluſt auszulaſſen. Aber wiederum ſpäter ſollte ein Tag kommen, ein Junitag von 1867, wo auch Haus Lothringen-Habsburg einmal erfahren mußte, wie es Vätern und Müttern, Frauen und Kindern, Brüdern und Schweſtern thut, wenn Standrechtsſchüſſe knallen.

Halbes wollen bringt überall nur ganze Dummheiten zuwege. Halb wollte man in der Hofburg nachgeben, halb widerſtehen. So wurde der 14. März in lauter kläglichen Halbheiten verzettelt, bis dann noch am ſpäten Abend richtig eine ganze Dummheit daraus geworden iſt.

Die Bevölkerung der Stadt hatte gegen Abend zu, nachdem die erwähnte Bekanntmachung ruchbar geworden, eine unverkennbar drohende Haltung angenommen. Dichtgeſcharte Maſſen umſtanden die Burg. Das revolutionäre Roth vollzog in Geſtalt von Bändern und Kokarden ſeine Erſcheinung. Unaufhörlich ſchlugen die tauſendſtimmigen Rufe: „Preſſfreiheit!“ „Nationalgarde!“ „Konſtitution!“ an die Mauern des Palaſtes. Im Prätorium, in der Aula, rüſtete man ſich alles Ernſtes zu einem Waffengange. Derweil hatte das Hin- und Herparlamentiren zwiſchen der Burg und der Stadt immer ſeinen Fortgang. Nach Einbruch der Nacht gab einer Abordnung, an deren Spitze die Herren Engel und Arthaber ſtanden, der Fürſt Windiſchgrätz die Verſicherung, am folgenden Tage würde dem Volke alles gewünſchte gewährt werden. Etliche Stunden nachher wurde in den von Bürger- und Studentenpatrouillen durchzogenen Straßen — es klingt unglaublich dumm — ein Plakat angeſchlagen, das höchſt lakoniſch Wien in Belagerungszuſtand erklärte. Dieſer Windiſchgrätzismus verſchwand aber ſo ſchnell wieder, wie er gekommen. Noch ſpäter hielt die durch Metternichs Austritt verſtümmelte Staatskonferenz unter Beiziehung einzelner Staatsräthe eine gemeinſame Sitzung mit dem Familienrath, bei welcher Gelegenheit der ſiebzehnjährige Erzherzog Franz Joſeph, der nachmalige Kaiſer, zum erſtenmal an einem Staatsakte ſich betheiligte. Der Rathſchlag ging dahin, ob Oeſtreich eine Konſtitution haben ſollte oder nicht? Dabei muß es nun hochkomiſch mitanzuſehen geweſen ſein, wie ſchon das Wort „Konſtitution“ die Herren kopfſchen machte. Es war, als ginge das Geſpenſt des höchſtſeligen Kaiſers Franz durch den Konferenzſal, den knöchernen Finger drohend erhoben. „Konſtitution? Stiſſit, was ſchwatzen's da? Das Wort laſſen's mich nie wieder hör'n!“ Man wollte auch wirklich nichts davon hören und hören laſſen. Das Reſultat der Berathung war demnach wieder ein halber

Entſchluß, alſo abermals eine ganze Dummheit. Man beſchloß nämlich, am nächſten Tage kundzuthun, daß „die Stände der deutſchen und der ſlaviſchen Länder Oeſtreichs, ſowie die Centralkongregationen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs ſpäteſtens bis zum 3. Juli Abgeordnete nach Wien ſenden ſollten, da der Kaiſer die Abſicht habe, ſich in legislativen und adminiſtrativen Fragen ihres Beirathes zu bedienen.“ Nebel!

7.

Der „Nebel“ wirkte am Morgen des 15. März keineswegs beruhigend, um ſo weniger, als er von einer Bekanntgebung des Fürſten Windiſchgrätz begleitet war, worin den Wienern, obzwar mit etwas verblümten Worten, verdeutet war, daß ihre Stadt eigentlich im Belagerungszuſtand ſich befände. Als wär' es darauf abgeſehen geweſen, dieſen Belagerungszuſtand ins Geſicht zu verhöhnen, flatterte das erſte cenſurfrei gedruckte Flugblatt luſtig durch die Stadt, das „Lied an die Univerſität“, vom guten Poeten Frankl während des Wachtſtehens gedichtet*). Unter der Bevölkerung war das mit un-

---

*) „Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht.
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Univerſität.

Die Stunde iſt des Lichts gekommen!
Was wir erſehnt, umſonſt erfleht,
Im jungen Herzen iſt's entglommen
Der Univerſität.

Das freie Wort, das ſie gefangen,
Seit Joſeph arg verhöhnt, geſchmäht,
Vorkämpfend ſprengte ſeine Spangen
Die Univerſität.

verhohlener Erbitterung kundgegebene Gefühl allgemein, daß es heute zum biegen oder zum brechen kommen müſſe. Und es wäre zweifelsohne zum brechen, d. h. zu einer Vorwegnahme der Oktoberereigniſſe gekommen, ſo man in der Hofburg nicht zuletzt doch noch zum ſichbiegen entſchloſſen hätte.

Im Laufe des Vormittags ſchlug nämlich im Palaſte die Widerſtandsſtimmung, welche frühmorgens herrſchend geweſen, wieder um. Hauptſächlich in Folge eindringlicher Warnungen und Beſchwörungen, womit insbeſondere die Erzherzogin Sophie beſtürmt wurde. Als ſolche Warner und Beſchwörer werden genannt der erzherzogliche Leibarzt Huſſian, die Grafen Czernin und Brenner, der Freiherr Sommaruga und — nicht als der letzte, ſondern als der erſte — der geiſtreichſte Oeſtreicher, Bauernfeld. Auch Graf Anton von Auersperg (Anaſtaſius Grün) ſoll mitbeſtimmend eingegriffen haben.

Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern;
Horcht, wie es dithyrambiſch geht!
Und wie die Herzen ſich erwiedern:
Die Univerſität!

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefall'nen Freiheitsopfern, ſeht:
Bezahlt hat mit den erſten Leichen
Die Univerſität.

Doch wird dereinſt die Nachwelt blättern
Im Buche der Geſchichte, ſteht
Auf einem Blatt mit goldnen Lettern:
Die Univerſität."

Man wird zugeben müſſen, daß dieſer erſte cenſurfreie Lerchenſchlag in Oeſtreich nicht ſehr tief gegriffen und volltönig war, wenn auch ſehr wohlgemeint. Die dichteriſche Ausbeute des Jahres 1848 war überhaupt in ganz Deutſchland keine bedeutende. Großartig ſteht nur eine poetiſche Aeußerung aus jener Zeit da: Freiligraths Zornflammengedicht „Die Todten an die Lebendigen“.

Es muß aber eine mühſamſte Arbeit geweſen ſein, die Erzherzogin und ihre Umgebung von der unausweichlichen Nothwendigkeit der Gewährung einer Konſtitution zu überzeugen. Auch gelang es nur mittels wiederholter Anläufe.

Zunächſt verſuchte man noch, das Verhaſſte abzuwenden und die Möglichkeit, des Abſolutismus ſüße Gewohnheit zu retten, zu erproben, ein althergebrachtes dynaſtiſches Hausmittel. Se. kaiſerlich königlich apoſtoliſche Majeſtät ſollte ihren geliebten Unterthanen ſich zeigen. Vielleicht daß dann der loyale Jubel alle unliebſamen konſtitutionellen Forderungen verſtummen machte. Dies iſt der Sinn jener Umfahrt, welche man vormittags den guten Kaiſer Ferdinand im offenen Wagen machen ließ. Doch auch hier, wie ſo häufig im Leben und in der Geſchichte, bewahrheitete ſich Mephiſto's Wort: „Ihr glaubt zu ſchieben und werdet geſchoben". Der kaiſerliche Kranke wurde auf ſeiner Fahrt mit einem unendlichen „Vivat Kaiſer Ferdinand, der nit ſchießen läſſt!" begrüßt und von den Volksmaſſen dermaßen mit Zärtlichkeiten überſchüttet, daß er bei ſeiner Heimkehr in die Burg bis zu Thränen gerührt war und entſchieden, ſoweit er entſchieden ſein konnte, erklärt haben ſoll, „ein ſo gutes Volk, welches ihn ſo ſehr liebe, müſſe halt auch die verlangte Konſtitution haben". Demnach wäre die kaiſerliche Aus- und Umfahrt zum Gegenſatze von dem ausgeſchlagen, was die Veranſtalter derſelben damit bezweckt hatten.

Noch andere Motive drängten einer Entſcheidung zu. Gegen Mittag traf der Palatin von Ungarn, der Erzherzog Stephan, in der Hofburg ein, einer Abordnung des ungariſchen Reichstages vorauseilend, an deren Spitze Koſſuth und Batthyany ſtanden. Wie nämlich die Rede des erſteren vom 3. März aus Preßburg nach Wien herübergewirkt, ſo hatten auch die wiener Ereigniſſe vom 13. März ihre Wirkung in Preßburg gethan. Die koſſuth'ſchen Anträge waren nun auch von der Magnatentafel, die bis dahin gezögert hatte, zu Beſchlüſſen erhoben worden und die vom Reichstag entſendete Deputation kam, dieſe Beſchlüſſe vor den Thron zu bringen. Der Erzherzog Stephan galt für einen weißen Raben, d. h. für einen „liberalen“ Erzherzog. Jedenfalls beſaß er Scharfblick genug, um die Sachlage in Wien klar zu erkennen. Er meinte, man könnte dreierlei thun: entweder die Anarchie künſtlich großfüttern, damit ſie baldigſt im eigenen Fett erſtickte; oder den Abſolutismus gewaltſam herſtellen; oder endlich den Zeitforderungen mit klug rechnender Nachgiebigkeit entgegenkommen. Er für ſeine Perſon riethe zum letzteren. Außerdem machte der Prinz aufmerkſam, daß bei der unverkennbar entſchloſſenen und drohenden Haltung der Bevölkerung Wiens ein längeres Zögern alles auf Spitze und Knopf ſtellen würde. Zwar machte die Partei in der Hofburg, von welcher geſchrieben ſteht:

„Der Kaiſer Franz war ihr noch zu joſephiſch,
Die Kleriſei war ihr zu wenig pfäffiſch,
Der Papſt noch nicht genug Papiſt
Und Chriſtus ſelbſt zu wenig Chriſt“ —

noch eine letzte Anſtrengung, „alles beim alten zu laſſen“, und als ſie damit nicht aufzukommen vermochte, fing ſie ein wahrhaft läppiſches feilſchen und markten um das entſetzliche Wort „Konſtitution“ an. Es ſollte in dem zu erlaſſenden kaiſerlichen Manifeſt genannt und doch auch wieder nicht genannt werden. Man vereinigte ſich dann, nicht „konſtitutionelle Geſtaltung“ und auch nicht „Konſtituirung“, ſondern „Konſtitution des Vaterlandes“ zu ſagen, — ein möglichſt dummer Ausdruck.

Ein Herr Hock hat ſich gerühmt, das Konſtitutionsmanifeſt in der Hofburg niedergeſchrieben zu haben, und zwar vom Grafen Hartig — („et tu, Brutum?“) — dazu aufgefordert. Dieſer Entwurf ſei dann von Kolowrat durchgeſehen und nachmittags von der Staatskonferenz angenommen worden. Das Ding iſt übrigens wunderlich auf Schrauben geſtellt und entſetzlich ſchlecht ſtiliſirt. In dem Augenblicke, wo das Manifeſt dem Kaiſer zur Unterſchrift vorlag, ſollen die Abſolutiſten einen letzten Verſuch gemacht haben, abwehrend zwiſchen das Papier und die kaiſerliche Hand ſich zu drängen. Eine hiſtoriſch ungreifbare Sage will, Anaſtaſius Grün ſei es da geweſen, welcher halb im Raube die kaiſerliche Unterſchrift erlangt hätte; eine halb, wenn auch nicht ganz verbürgte dagegen will, Ferdinand habe die Abmahner und Abwehrerinnen mit einem zornigen „Bin ich der Kaiſer oder nicht?" weggeſcheucht.

So iſt denn Schlag 3 Uhr Abends am 15. März das „Syſtem" endlich unſelig im Teufel entſchlafen.

Eine halbe Stunde ſpäter trat ein kaiſerlicher Herold aus dem Hauptportale der Burg, um der harrenden Menge das Manifeſt kundzumachen. „Wir Ferdinand der Erſte haben nunmehr ſolche Verfügungen getroffen, die wir als zur Erfüllung der Wünſche unſerer treuen Völker erforderlich erkannten. Die Preſſfreiheit iſt durch meine Erklärung der Aufhebung der Cenſur in derſelben Weiſe gewährt wie in allen Staaten, wo ſie beſteht. Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Beſitzes und der Intelligenz, leiſtet die erſprießlichſten Dienſte. Wegen Einberufung der Abgeordneten aller Provinzialſtände und der Centralkongregation des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs in der möglichſt kürzeſten Friſt mit verſtärkter Vertretung des Bürgerſtandes und unter Berückſichtigung der beſtehenden Provinzialverfaſſung zum behufe der von uns beſchloſſenen Konſtitution des Vaterlandes iſt das nöthige verfügt."

Abends ſchwamm die ganze Stadt in einem Licht- und Jubelmeer. So leicht ſind die alten Kinder, die Völker, mittels Wortſpielzeugs zu entzücken. In der Aula ließ Koſſuth in deutſcher Sprache den „harmoniſchen Katarakt" einer ſeiner Reden brauſen und fand eine jauchzende Verbrüderung ſtatt zwiſchen Deutſchthum, Magyarenthum und Slaventhum. Der Rauſch währte nicht länger als eben Räuſche zu währen pflegen, allein ſo ein Verbrüderungsrauſch iſt immer etwas werth in dieſem „der Diskordia geweihten Tempel", wie der alte Voltaire unſere arme Erde füglich genannt hat („un vaste temple dédié à la discorde"). In unendlicher Proceſſion umſchritt auf dem Joſephsplatze die Volksmaſſe das Erzbild des großen und unglücklichen Kaiſers, dem man eine Fahne mit den deutſchen Farben in den Arm gelegt hatte, ihm, dem einzigen Lothringer-Habsburger, der — (in einem Briefe vom 13. Juli 1787 an den Koadjutor Dalberg) — von ſich bekannte, daß er „das gemeinſame Vaterland liebe und ſtolz darauf ſei, ein Deutſcher zu ſein“. Ununterbrochen rauſchten jubelnde Vivats zu dem auf den Burgbalkon herausgetretenen Ich-Laß-Nit-Schießen-Ferdinand empor. Thränen erſtickten ſeine Stimme, als er ſeinen Dank in ein Lebehoch auf ſein Volk zuſammenfaſſen wollte. Unter den vielen Glücklichen dieſes Tages war der arme gute Kaiſer vielleicht der glücklichſte. Auch in die nächſtfolgenden Tage reichte die Feſtſtimmung hinein. Die Bürgerwehr und die Studentenlegion ſorgten eifrig und erfolgreich für die Aufrechthaltung der Ordnung *). Aber doch begann die Heiterkeit des Horizontes ſchon am 1. April ſich zu trüben; denn die Widerhaarigkeit der Völkerelemente, aus welchen Oeſtreich zuſammengeſetzt war, ließ ſich nicht länger hinter Verbrüderungsphraſen verſtecken **).|

Das iſt ſehr bald widerlichſt offenbar worden. Am 2. April wurde die ſchwarzrothgoldene Fahne auf dem Thurme vom Sankt Stephan aufgepflanzt; aber in Prag, der Hauptſtadt eines deutſchen

---

*) Effinger am 16. März: „In Wien iſt die Freude überaus groß, doch weit mehr unter den gebildeten Klaſſen, die nicht zu der höchſten Ariſtokratie und Bureaukratie gehören, als unter dem Handwerkerſtand und dem Volke, welche die Ereigniſſe der letzten Tage noch gar nicht begreifen.“ Am 17. März: „Die Nationalgarde, welche aus dem ehrenwertheſten Theile der Bevölkerung Wiens beſteht und bereits 60,000 Mann zählen ſoll, iſt vom beſten Geiſte beſeelt. Dank ihrer und der Studirenden Unermüdlichkeit herrſcht in der Stadt die muſterhafteſte Ordnung und faſt alle Tage ſeit der Revolution trug Wien einen durchaus feſtlichen Anſtrich.“

**) Effinger am 1. April: „In Folge der Abreiſe vieler reicher Familien und auch in Folge der zum Nachtheile Wiens immer deutlicher hervortretenden ſeparatiſtiſchen Beſtrebungen der den Kaiſerſtaat bildenden Länder hat ſich der Jubel über die Errungenſchaften der Märztage unter der hieſigen Bevölkerung ſchon bedeutend vermindert.“ F. B. A.

Bundeslandes, war ſchon kein Deutſcher, welcher die deutſchen Farben trug, vor Beſchimpfung und Mißhandlung ſicher. Die Mitglieder der „Swornoſt" ſtolzirten da im Hochgefühle ſlaviſcher Nationaltracht und eines Tages ſagte einer der Chorführer des Czechenthums, der Publiziſt Hawliczek, auf der Straße zu dem deutſchböhmiſchen Poeten Moritz Hartmann: „Ja, wir ſind lieber ruſſiſche Leibeigene als freie Deutſche." — „Darf ich von dieſen Worten öffentlich Gebrauch machen?" — „Sagen Sie es der ganzen Welt!" Das war wenigſtens deutlich und ehrlich geſprochen. Andere Czechen und ſonſtige Slaven verkleideten ihren Haß gegen das Deutſchthum noch eine Weile in Freiheitsphraſen, bevor ſie offen zur Vergötterung des Carismus ſich bekannten.

Fernhin freilich warf die wiener „Revolution" einen ungetrübten rothen Freudenſchein. In Paris war gerade eine Sitzung des Arbeiterparlaments im Luxemburgpalaſte zu Ende, als dieſer Freudenſchein daſelbſt aufging. Der Vorſitzende, Louis Blanc, hatte bereits den Sal verlaſſen, kehrte aber mit freudeſtralendem Geſichte in denſelben zurück und rief aus: „Kommt, meine Freunde, ich habe euch eine große frohe Botſchaft mitzutheilen. Ich erfahre ſo eben von meinem Kollegen Lamartine, daß Oeſtreich in voller Revolution iſt." Schallender Zuruf von allen Seiten: „Hoch die Republik! Hoch die allgemeine Republik!" Der „National" ſtimmte einen Jubelpſalm an: — „Metternich iſt beſiegt und mit ihm der Despotismus des Nordens, das letzte Bollwerk des Abſolutismus. In der Revolution von Wien begrüßen wir das Morgenroth der Befreiung Deutſchlands, und du, oh Polonia, bleiche Scheintodte, ſteig' aus der Nacht deines Grabes empor!"

Die Geographie, welche franzöſiſch-leichtweg Wien nach dem Norden verſetzt, iſt zwar in dieſem Ausrufe nicht ſehr korrekt; aber man hört aus demſelben heraus den Herzſchlag jener wunderbaren Märztage, wie ſie wohl in einem Jahrtauſend kaum wiederkehren werden. Wer jenen Frühling nicht miterlebte, vermag ſich nicht vorzuſtellen, wie er geglänzt und geblüht hat, die ſchönſte aller Illuſionen, welche jemals über Europa hinleuchtete. Fremd, ſeltſam, unverſtanden klingen die Stimmen jener Tage in unſere enttäuſchte, ernüchterte und vergemeinerte Zeit herein, wie aus einer Welt, die ſchon weit, weit hinter uns verſunken und verſchwunden iſt.

VI.

„Ein Mißverſtändniß!"

1.

Friedrich Wilhelm der Vierte tafelte im Schloſſe zu Potsdam, als die Botſchaft anlangte, Wien wäre im Aufruhr und der „Neſtor konſervativer Staatsweisheit" auf der Flucht. Der König legte Meſſer und Gabel hin und ſagte: „Nun werd' ich wohl nach Berlin müſſen, damit ſie mir dort nicht auch tolle Streiche machen".

Es war das keine Redensart, es war ein Ueberzeugungswort. Denn Friedrich Wilhelm lebte und webte ja in der Atmoſphäre eines romantiſch-myſtiſchen Königthums, welches die Herren Radowitz, Jarcke und die übrigen Heiligen des „Politiſchen Wochenblattes" ihm künſtlich zurecht gemacht hatten. Er glaubte demnach aufrichtig an die Allmacht ſeiner Perſönlichkeit und war überzeugt, ſeine Anweſenheit in Berlin würde vollſtändig genügen, jedes allfällige Revolutionsgelüſte niederzuhalten. Zwar könnte man meinen, daß ein Chriſt par excellence, was der König zu ſein ſich berühmte, einem ſo hoffärtigen Gefühle von Omnipotenz nicht hätte zugänglich ſein ſollen; oder wenigſtens, daß der in der Deviſenkunde des Mittelalters ſo wohlbewanderte Liebling Radowitz ſeinen Gebieter zeitweilig an den alten Spruch:

> „Quid superbit homo? cujus conceptio culpa
> Nasci poena, labor vita, necesse mori!"

hätte erinnern ſollen. Allein man weiß ja, daß ein anderer alter

Spruch ſagt: „Hinter dem Kreuze ſteht der Teufel“ — das will ſagen: Auch im chriſtlichſten Chriſten ſteckt noch ein gut Stück vom alten Adam, vom eiteln, hoffärtigen Menſchen; und ebenſo weiß man, daß Höflinge nicht dazu da ſind, den Königen die Wahrheit zu ſagen. So blieb Friedrich Wilhelms romantiſches Allmachtsbewußtſein unverſehrt, bis es in der Nacht vom 18. auf den 19. März jenen furchtbaren Stoß erhielt, vor dem es jählings zuſammenbrach.

Als am 28. Februar um Mittag die Nachricht nach Berlin kam, daß in Paris die Republik ausgerufen und Louis Philipp in einem Fiaker entflohen ſei, ſchrieb Friedrich Wilhelm an Alexander von Humboldt: „Laissons passer en silence la justice de dieu.“ Wenige Wochen zuvor hatte er an den König der Franzoſen geſchrieben: „Sire, Sie ſind der Schild der europäiſchen Monarchieen; Sie ſind der von der Vorſehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten.“ Donec eris felix, cet. Die alte Geſchichte! Der Prinz von Preußen, kein Schöngeiſt und Romantiker, ſondern ein einfacher und ehrlicher Soldat, ſagte: „Louis Philipp iſt durch Barrikaden geſtiegen und durch Barrikaden gefallen; das iſt in der Ordnung.“

Dem Prinzen, als der Verkörperung des preußiſchen Militärgeiſtes, mußte alles konſtitutionelle und parlamentariſche Weſen höchlich zuwider ſein. Daß ihm vollends jede revolutionäre Regung als ein abſcheulichſtes, rückſichtslos zu beſtrafendes Verbrechen erſcheinen mußte, liegt auf der Hand. Aus dieſer Ueberzeugung heraus hat er, der, wie geſagt, kein Schöngeiſt und Romantiker, kein ſchwankendes Rohr, ſondern ein Mann war, nicht nur geredet, ſondern auch gehandelt. Darum verwarf er von Anfang an alles, was den demokratiſchen Gedanken verrieth, wie Volksbewaffnung, allgemeines Stimmrecht, deutſches Parlament, mit Entſchiedenheit. Aber ſeines Vaters echter Sohn, hatte er die nüchterne Anſchauung Friedrich Wilhelms des Dritten geerbt und beſaß eine gute Doſis praktiſchen Verſtandes. Dieſer ſagte ihm, daß in einer Kriſis, wie ſie in Folge der Ereigniſſe in Frankreich auch in Preußen eintreten könnte und vielleicht müßte, mit dem myſtiſch-romantiſchen Ding von Königthum, wie ſein Bruder es ſich vorſtellte und zu beſitzen wähnte, nicht auszureichen ſein würde; ſowie, daß die Leute, aus welchen der Mehrzahl nach das Miniſterium zuſammengeſetzt war, dieſe Eichhorn, Savigny, Thile und Konſorten nicht das Zeug hätten, in einer ſolchen Kriſis zu handeln, wie gehandelt werden müßte, damit die Krone von Gottes Gnaden unbeſchädigt und unbemakelt bliebe. Ueberhaupt ſollte man, meinte der Prinz ganz richtig, nicht unvorbereitet die Ereigniſſe an ſich herankommen laſſen; ebenſo, daß man der Mittel, die man bei der Hand hätte, ſich bedienen müßte, um die Gewalt des herandrohenden Sturmes zum voraus zu brechen. Deßhalb hat er denn auch den König erinnert, die Verabſchiedung der verſammelten Ausſchüſſe des Vereinigten Landtags böte eine gute Gelegenheit, die vom Lande gewünſchte Bürgſchaft für die regelmäßige Wiederkehr der Sitzungen dieſer „Reichsſtände" zu gewähren und kundzugeben. „Warum?" entgegnete Friedrich Wilhelm. „Wer darf mir etwas vorſchreiben? Niemand ſoll mir Forderungen machen. Ich fürchte nichts. Ich bin eine geheiligte Perſon." Gegen ein ſo ſuperlativiſch-romantiſches Perſönlichkeitsgefühl war natürlich mit Gründen des armen geſunden Menſchenverſtandes nicht an- und aufzukommen.

In den Reihen der preußiſchen Bureaukratie verbreitete der erſte Schrecken über die pariſer Exploſion eine völlige Verbieſterung. Allein der in ſiebenfältige Steifleinwand eingewickelte Dünkel des Mandarinenthums an der Spree war doch nicht ſo leicht zu beugen wie die wohllebige Indolenz des Mandarinenthums an der Donau. Nach Ueberwindung des erſten Staunens und Schreckens über die „Monſtroſitäten" vom 24. Februar richtete ſich dieſer Dünkel wieder kerzengerade auf und that ſo vornehm, daß er ſich bis zu Erinnerungen an die „Kampagne in der Champagne" von 1792 verſtieg und wohl gar von einer Wiederholung dieſes kläglichen Kreuzzuges für Thron und Altar phantaſirte. Der Herr Miniſter von Bodelſchwingh — derſelbe, welcher ſich unlängſt bei einem Zweckeſſen von einem alten Enthuſiaſmus von Hofrath den koloſſalen Schmeichelei-Unflat hatte ins Geſicht yahnen laſſen: „Künftig wird man nicht nur auf Adlerſchwingen, ſondern auch auf Bodelſchwinghen ſich erheben“ — der Herr Miniſter von Bodelſchwingh warf läſſig die Aeußerung hin: „Ich denke, binnen vierzehn Tagen laſſen wir marſchiren“ — und am 2. März ſprach das Regierungsorgan, die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“, im gewohnten neunmalweiſen Orakelton ihr Verdammungsurtheil über die Februarrevolution, welche, meinte ſie, nur auf zwei Motiven beruhte, auf „Untreue“ und „roher Gewalt“. Weiterhin wurde ſehr zuverſichtlich erklärt, daß die Großmächte keine Verletzung der Verträge von 1815 dulden würden. Allein mit dem bodelſchwinghiſchen „Marſchirenlaſſen“ ſchien es doch nicht ſehr zu eilen, da der Staatszeitung zufolge die Regierung „fern war von dem Gedanken einer Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs“ und ſich einſtweilen begnügen wollte, „mit ſcharfem Blick den Bewegungen deſſelben zu folgen“. Sodann konnte die Neunmalweiſe doch auch nicht umhin, die zweifelnde Frage zu thun: „Wird die Revolution auch anderswo neue Triumphe feiern?“ tröſtete ſich aber ſofort wieder damit, daß „unſer deutſches Vaterland durch zwanzigjährige ſchmerzliche Erfahrung gründlicher als irgendein anderer Theil Europa's über die Geſchenke der franzöſiſchen revolutionären Freiheit belehrt iſt“.

Ach, es gibt Augenblicke im Völkerleben, wo ſelbſt eine unfehlbare königlich preußiſche Staatszeitung dem Irrthum näher iſt als der Wahrheit. Denn das arme deutſche Vaterland, für welches die preußiſche Allgemeine mit einmal ſo zärtlich beſorgt ſich zeigte, war, wie die Vorgänge in Südweſtdeutſchland bewieſen, hinſichtlich der „Geſchenke der franzöſiſchen revolutionären Freiheit“ in anderem als ſtaatszeitunglichem Sinne „belehrt“ und gerade 24 Stunden, bevor das berliner Regierungsorakel geſprochen, hatte die Revolution ſogar im taxis'ſchen Palaſte zu Frankfurt am Main einen „Triumph“ gefeiert. Denn am 1. März erklärte ja der Bundestag das Unerhörte, daß er „alles aufbieten werde, um für die Förderung der nationalen Intereſſen und des nationalen Lebens zu ſorgen“, und verkündete feierlich: „Deutſchland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt!“

Die Botſchaften von den Wirkungen der Februarrevolution im ſüdweſtlichen Deutſchland machten die wieder geſammelte berliner Selbſtgefälligkeit doch einigermaßen ſtutzig. Zwar die Mandarinen der höchſten Knopfordnung fanden es unter ihren Knöpfen, um dieſe Zeichen der Zeit ſich zu kümmern: im preußiſchen Staat war ja alles nicht nur vortrefflich beſtellt, ſondern auch geradezu unverbeſſerlich. Um billig, ja, um nur gerecht zu ſein, muß man auch anerkennen, daß viel Schein für dieſe Anſchauung ſprach. Die preußiſche Staatsmechanik war zweifelsohne in guter Ordnung. Die Finanzerei wurde mit Redlichkeit geleitet, die Verwaltung mit Genauigkeit geführt, die Juſtizpflege galt für unabhängig und ſelbſt das dunkelmänniſche Wüthen eines Eichhorn und ſeiner Mitfrommen hatte Preußens Nimbus, der „Staat der Intelligenz“ zu ſein, noch nicht ganz zerſtört. Fügte man zum Stolz auf dieſen Schein noch die Beruhigung, welche der Grundſatz, das Volk ſei ſchlechterdings nur willenloſes Futter der Staatsmaſchine, an die Hand gab, ſo konnte man ſich unſchwer erklären, daß die Miniſter Friedrich Wilhelms des Vierten wähnten, in Preußen ſei nichts zu ändern und zu beſſern, weil ſchon alles möglichſt gut ſei. Allein in Kreiſen, die ſich zu dieſer Höhe mandariniſchen Staatsbewußtſeins nicht zu erheben vermochten, ja mitunter ſelbſt in ariſtokratiſchen und bureaukratiſchen Kreiſen war man von ſolcher Befriedigung und Zuverſicht weit entfernt. Wie hätte es auch anders ſein können? Menſchen mit ſehenden Augen und hörenden Ohren mußten ja alle ſo fühlen und denken, wie der Fürſt von Karolath in leidenſchaftlicher Erregung zum Varnhagen ſprach: — „Es wird auch hier losgehen. Es iſt bei uns der gräßlichſte Zuſtand, das ganze Land leidet, alles wird verwahrloſ't, man regiert nur ſcheinbar, jeder Beamte denkt nur an ſich, wie er ſich in Gunſt ſetze und vorwärts komme, die Miniſter ſelber kennen und ſehen nichts mehr, alles iſt Schein und Trug; in dem Dünkel und in der Ueppigkeit ihrer hohen Stellung vergeſſen ſie der allgemeinen Wohlfahrt, die von allen Seiten ſchutzlos preisgegeben iſt. Bleiben die gerechten Forderungen des Volkes noch länger unerfüllt, ſo werden ſie gewaltſam ausbrechen, und was dann folgt, iſt nicht abzuſehen. Niemand wagt dem Könige zu ſagen, was bevorſteht, niemand ihm die falſchen Vorſtellungen, denen er folgt, zu berichtigen.“

2.

Der Klaſſe der Höchſtbeſteuerten anzugehören, iſt ohne Frage eine gemächliche Sache. Unter Umſtänden kann es ſogar eine verdienſtliche ſein. Unruhige Köpfe, welche keine Ausſicht haben, jemals im Geheimerätheviertel oder im Kommerzienräthequartier in Berlin zu wohnen, ſind freilich der Anſicht, der am höchſten, d. h. am ſchwerſten Beſteuerte ſei überall und allzeit der „arme Mann“, das Volk; allein ſolche finanzpolitiſche Ketzereien ſind ein für alle mal in die ſchwarzangeſtrichene Region der „deſtruktiven Tendenzen“ zu verweiſen und gegebenen Falles zu maßregeln und zu beſtrafen. So gemächliche und verdienſtliche Unterthanen nun aber die Mitglieder der höchſten Steuerklaſſe auch immer ſein mögen und unter Umſtänden wirklich ſind, ſchwerlich dürfte zu beſtreiten ſein, daß, falls es keine niedriger Beſteuerten gäbe, wir ſtatt auf Eiſenbahnen zu fahren noch das waldurſprüngliche Glück hätten, auf allen Vieren herumzulaufen und mit unſern Vettern und Baſen, den Affen und Aeffinnen, gemiſchte Ehen einzugehen.

Alles gute, ſchöne, große, alles, was die Menſchen-Beſtien zu Menſchen-Menſchen machte, alles, was die menſchliche Geſellſchaft baute und erhält, ehrt und ſchmückt, alles kam vom armen Mann, *nur* vom armen Mann, immer und allerorten. Nimmer und nirgends iſt eine erlöſende Idee, ein befreiender Gedanke, eine Weltgeſchicke beſtimmende Entdeckung, eine Menſchenloos mildernde Erfindung, ein frohlockender Blitz des Genius in einem Palaſte zur Welt gekommen. Die Propheten, Heilande und Meſſiaſe ſind überall und allzeit arme Teufel geweſen. Nur von einem Prinzen weiß man, daß er „von der Menſchheit ganzem Jammer" angefaſſt worden, von Sakjamuni-Buddha, und der fühlte, daß er erſt ein armer Mann werden müßte, bevor er ein Heiland werden könnte. Auch der erlauchte Zimmermann von Nazaret, der große Revolutionär und Sklavenemancipator, hat bekanntlich keineswegs zur Klaſſe der Höher- oder Höchſtbeſteuerten gehört, — ein widerwärtiger Umſtand für Hofprediger und Bankfrauenpaſtöre! Wie vor ihm, ſo hat auch nach ihm allen nicht bloß gemalten, ſondern wirklichen Vorſchrittsmännern etwas von einer „katilinariſchen Exiſtenz" angehangen, wobei freilich zu erinnern, daß wir ja von dem römiſchen Verſchwörer nicht mehr wiſſen, als Junker Salluſt und Bourgeois Cicero uns wiſſen laſſen wollten.

Jeder Planentwerfer, Werkmeiſter und Arbeiter am Bau der Zukunft iſt ein geſchworener Feind der Gegenwart und muß es ſein. Maßen aber dieſes Baugewerke ein ſehr mühſälig und leidenreich Ding, maßen das Humaniſirungsgeſchäft keineswegs ſo bequem und einträglich wie das Kouponsſchneiderhandwerk, ſo wird der höchſtbeſteuerten Gemächlichkeit von keinem Verſtändigen zugemuthet werden, daß ſie daran ſich betheilige. Die einen ſind vom Uranfang zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß beſtimmt, ſagen Sankt Auguſtin und Sankt Kalvin. Dieſen iſt Arbeit, Mühſal und Trübſal zugetheilt, jenen Müſſiggang, Freude und Genuß, ſagt die Erfahrung der Jahrtauſende. Das iſt „göttliche Ordnung". Thoren rennen ſich an dem Granit derſelben die Schädel ein, Weiſe nehmen ſie hin, wie ſie es hinnehmen, daß das Feuer brennt und der Schnee kältet, — als ein Selbſtverſtändliches alſo, das gar nicht in Frage kommt. Summa: Wer eine recht lange, breite und warme Decke beſitzt, hat ſich leicht nach ihr zu ſtrecken, und wer behaglich zugedeckt liegt, braucht nicht mit den Füßen zu ſtrampeln und mit den Armen zu fechten, um ſich ein wenig zu erwärmen.

Demnach kann es gar nicht befremden, ſondern muß als völlig regelrecht befunden werden, daß nicht die Herren Geheimen- und Kommerzienräthe in Berlin „anfingen“, wohl aber die „katilinariſchen Exiſtenzen“, die Walther vom Habenichts. Jemand mußte doch anfangen, ſintemal allen neunmalweiſen Staatszeitungen der Welt zum Trotz dieſes anfangen nun einmal eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit war. Die „frommen“ Leute, welche hinterher dieſe Nothwendigkeit leugneten, haben damit ihrer „Frömmigkeit“ grob ins Geſicht geſchlagen. Denn es iſt ja alles „von Ewigkeit vorherbeſtimmt“; folglich war es auch das „tolle“ Jahr, welches neben anderem die berliner Märztage enthielt. Fürwahr, nur ein „Frommer“ kann gegen den Stachel dieſer Logik „löcken“, ohne ſich die Zunge daran zu ſpießen.

Angefangen ward alſo. Aber zu welchem Ziel und Zweck? Das iſt leichter gefragt als beantwortet; denn man ſollte doch meinen, daß Menſchen, welche eine Revolution anheben, wiſſen muſſten, wohin und was ſie damit wollten.

Die Wahrheit iſt, daß dies in Berlin niemand wuſſte; und ferner, daß die Berliner zu einem Stück Revolution kamen wie die bekannte Magd zum Kinde. Eine weitverbreitete Unzufriedenheit mit der ſtaatlichen und kirchlichen Romantik des Königs und dem Willkürregimente ſeiner Miniſter war allerdings in den gebildeten Klaſſen ſchon lange vorhanden. Das Experiment, mittels Aufführung der Vereinigten-Landtags-Poſſe dieſe Unzufriedenheit zu beſchwören, war miſſlungen. Die Leiden des Hungerjahres 1847 hatten in den ärmeren Klaſſen der hauptſtädtiſchen Bevölkerung die Verſtimmung zur Verbitterung geſteigert. Der unwiderſtehlich-mächtige Luftdruck, welchen die pariſer Exploſion verurſacht hatte, ballte auch in Preußen die dunſtige, dumpfe, ſchwüle Atmoſphäre zu Gewitterwolken zuſammen. Die Botſchaften aus Südweſtdeutſchland und vollends die aus Oeſtreich thaten das übrige. Wie, Berlin, die „Metropole der Intelligenz“, ſollte Karlsruhe, Stuttgart und München, ſollte gar Wien nachſtehen? Was, die Preußen allein ſollten jetzund, wo es draußen hageldicht, wolkenbrüchig „Errungenſchaften" regnete, geduldig unter dem Zwangsdache des Abſolutismus ſtehen und ſitzen bleiben, um nichts von dieſem Freiheitsſegen abzubekommen? Mit nichten! Die Welt ſoll ſehen, daß auch wir „Demonſtrationen" machen können und an Adreſſenverfertigungsmuth keinem Volke der Erde weichen.

So begann denn das allgemeine Unbehagen ſich Luft zu machen. Die ſchon anderwärts mit Erfolg beſchrittenen Bahnen wurden auch in Berlin und in anderen preußiſchen Städten betreten, und nachdem die Ereigniſſe einmal ins rollen gekommen, trieb das Geſetz der Schwere ſie weiter. Aber noch einmal: Wohin und was wollte die berliner Bewegung? Sie wußte es nicht. Sie hatte, wie keine vorragenden Führer, ſo auch kein beſtimmtes Ziel. Eine planloſe Stegreifsdichtung, verlief ſie kümmerlich im märkiſchen Sande. In Frankreich wußten feſtgegliederte Parteien, was ſie mit der Februarrevolution wollten oder wozu ihnen dieſelbe dienen ſollte. Republikaner, Socialiſten, Legitimiſten und Bonapartiſten hatten ihre beſtimmten Abſichten, Pläne und Ziele. Auch der ſüddeutſche Liberalismus beſaß ein Programm, ſo kurzdärmig daſſelbe ſein mochte. Sogar in dem chaotiſchen Wirrſal der wiener Revolution machte ſich wenigſtens der eine leitende Gedanke oder Inſtinkt bemerkbar, die eiſernen Bänder und Klammern zu zerbrechen, womit die widerhaarigen Völkerbeſtandtheile Oeſtreichs zuſammengezwängt waren. Die berliner Revolution dagegen war ſo zu ſagen eine abſtrakte, ganz entſprechend dem Orte, wo Erzcharlatan Hegel ſo lange ſeine abſtruſen Abſtraktionen hergeſtottert hatte. Wollte die berliner Revolution — falls nämlich das Ding dieſen Namen verdient — etwa die Republik? Thorheit der Thorheiten! Preußen iſt das Land des Königthums par excellence. Selbſt die wenigen republikaniſch angeſtrichenen Preußen waren und ſind unter dieſem Anſtriche royaliſtiſch bis ins Mark ihrer Knochen. Es kann nicht anders ſein. Preußen wurde, was es geworden, durch das abſolute Königthum und die abſolute Unterthanſchaft. „Kommando und Gehorſam!" iſt das Motto und zugleich das Geheimniß ſeiner Geſchichte. Das preußiſche Volk hat niemals einen eigenen Willen gehabt oder haben wollen. Seht euch im Buch der preußiſchen Geſchichte das glorreichſte Blatt an; das Blatt, worauf 1813 ſteht. „Das Volk ſtand auf, der Sturm brach los“ — ja wohl; aber erſt, nachdem der König allergnädigſt es befohlen hatte.

Als die berliner Revolution geſiegt hatte, wußte ſie nicht, wohin ſie wollte, was ſie mit ihrem Siege ſollte. In dieſer Verlegenheit ließ ſie ſich unſchwer einreden, daß ſie den Konſtitutionalismus wollte. Sie glaubte es und fiel folgerichtig den Halb- oder Ganz-Unmännern der Vereinigten-Landtags-Oppoſition in die Hände, welche ſich beeiferten, die Genasführte möglichſt ſchnell zu entwaffnen, um ſie wehrlos ihren Todfeinden zu überliefern.

3.

Vom 1. März an verrieth die Straßenphyſiognomie von Berlin, daß in den Gemüthern der Berliner etwas ungewöhnliches vorging. Die Stadt hörte von Stunde zu Stunde mehr und mehr auf, ihr gewohntes Reſidenzgeſicht zu machen. Ein unfaſſbares, der Griffe von Poliziſten und Gensdarmen ſpottendes hing in der Luft. Von rebelliſchem thun oder auch nur von revolutionärem wollen noch keine Spur, wohl aber allwärts deutliche Zeichen von Unbehagen, Unraſt und Gährung.

Die Regierung kann keineswegs der Sorgloſigkeit beſchuldigt werden. Sie bemerkte die Symptome der Aufregung und traf Maßregeln, allfälligen Ausbrüchen derſelben mit Entſchiedenheit entgegenzutreten. Der Gedanke einer Nachgiebigkeit gegenüber der „Rebellion“ konnte in den herrſchenden Kreiſen zu dieſer Zeit noch gar nicht aufkommen. Die Möglichkeit einer baldigen Verwendung der bewaffneten Macht war vorgeſehen. Die Truppen erhielten Befehl, allſtündlich zum marſchiren und fechten bereit zu ſein, und eine ausreichende Anzahl von Geſchützen ward feuerfertig gemacht. Dieſe Zurüſtungen entgingen hinwieder den Blicken der Bevölkerung nicht und die Wahrnehmung, daß die Regierung auf einen Ausbruch von Unruhen ſich gefaſſt machte, ſolche demnach erwartete, war nur geeignet, die Gährung zu mehren und, ſo zu ſagen, die guten Berliner mit der Vorſtellung einer Revolution vertrauter zu machen, als es königlich preußiſchen Unterthanen von rechtswegen zukam und von gewohnheitswegen anſtand. Das wunderliche Ding von Menſch iſt ja bekanntlich ſo geartet, daß abſchreckende Exempel für ihn zugleich verlockende ſind.

Am 6. März fingen die Demonſtrationen an, hüben und drüben, oben und unten. Die Reihe derſelben eröffnete der König ſelbſt, indem er eine feierliche Entlaſſungsrede an den „Vereinigten ſtändiſchen Ausſchuß“ richtete, welcher ſeit dem Januar auf dem Windei eines Strafgeſetzentwurfes brütend geſeſſen hatte. Friedrich Wilhelm der Vierte beſaß redneriſches Talent und man hat es ihm viel zu ſehr verübelt, daß er dieſes ſein Licht gerne leuchten ließ. „Dichter lieben nicht zu ſchweigen“ und Redner noch weniger. Am 6. März redete der König mit Gefühl und Schwung. Er gab die Erklärung ab, daß der Vereinigte Landtag fürder die gewünſchte „Periodicität“ haben ſollte; ſowie, daß ihm der Gedanke fern, in die inneren Angelegenheiten fremder Völker (d. h. der Franzoſen) ſich einmiſchen zu wollen, es wäre denn, daß von dorther ein Angriff erfolgte. Schließlich ſagte er: „Das Vertrauen meines Volkes iſt meine feſteſte Stütze“ — und ſprach die Hoffnung aus, die Welt werde auch jetzo wieder erfahren, „daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieſelben ſind von Geſchlecht zu Geſchlecht“.

Falls es mehr als eine Redefigur geweſen, wenn der König von dem Vertrauen des Volkes zu ihm als von ſeiner feſteſten Stütze geſprochen hatte, ſo ſollte bald offenbar werden, daß dieſe Stütze, wenigſtens in Berlin, dermalen eine ſehr wurmſtichige war. Denn nur Dummlinge oder Lumpe, welche im Sinn ihrer Käufer und Auftraggeber oder auch aus Antrieb ſelbſteigener Gehirnſchwäche die berliner

Märztage ſchlechtweg den „Fremden“, den „Polen und Juden“ auf Rechnung ſetzten, ja, nur Menſchenkehrichtler und Spülichtliteraten konnten ſo ſchamlos ſein, die Thatſache zu leugnen, daß in Berlin und anderen Städten der preußiſchen Monarchie die ordonnanzmäßige Unterthanenſtimmung durch das revolutionäre Agens der Zeit zeitweilig gänzlich zerſetzt geweſen und daß die verſpäteten und unzulänglichen Bewilligungen von ſeiten der Regierung — wie die Periodicität des Vereinigten Landtags, die Einberufung dieſer feudaliſch gegliederten Verſammlung auf den 27. April, die halbverheißene halbe Preſſfreiheit, der in Dresden zu verſammelnde deutſche Fürſtenkongreß — mit entſchiedener Nichtachtung oder offener Verachtung aufgenommen wurden. Außerhalb der officiellen Kreiſe nämlich: denn innerhalb derſelben that man ſelbſtverſtändlich ſo, als wäre man von den allerhöchſten Konceſſionen, Anſchauungen und Anordnungen entzückt. Als der König nach gemeldeter Rede die Ausſchußherren zur Tafel lud, that der Landtagsmarſchall Fürſt Solms einen Trinkſpruch, worin er Preußen beglückwünſchte, „einen Herrſcher zu beſitzen, deſſen Worte Thaten ſind“. Man ſieht, die Kunſt, „das monarchiſche Prinzip zu ſtärken“, iſt in Berlin nicht weniger fein und ſchlau betrieben worden als in Wien.

An demſelben Montag, dem 6. März, an welchem der König Morgens im weißen Sale des Schloſſes geredet hatte, wurde Abends in einem der ſogenannten „Zelte“ im Thiergarten aus einer anderen Tonart geſprochen. Junges Volk — altes fängt nie an, iſt viel zu klug und ſchlecht dazu — hatte ſich da zuſammengethan, Studenten, Kommis, Handwerker, um eine „Adreſſe der Jugend“ anzuregen, zu entwerfen und zu berathen, welche, an den König gerichtet werden und „von dem in Berlin herrſchenden Geiſte Zeugniß ablegen ſollte“. Dies der embryoniſche Anfang der bekannten, von Tag zu Tag an Zahl und Bedeutung wachſenden Volksverſammlungen bei den „Zelten“ und ſomit auch der Anfang der berliner Märzrevolution.

Sie waren ein ſeltſamer Miſchmaſch von gemüthlicher Kneiperei und improviſirtem Parlamentarismus, dieſe Verſammlungen mit ihrem zur Rednerbühne umgewandelten Orcheſtergeſtell, ihren neugebackenen „Volksrednern“ und altgebackenen Semmeln, ihren ſauren Gurken und ſaureren Schlagworten, ihrem zahmen Weißbier und wilden Fuſel, ihren mißduftenden Knoblauchwürſteweibern und ſchlechtwitzigen Cigarrenjungen. Man muß aber, dieſe komiſchen Zugaben beiſeite geſtellt, zugeben, daß ſich das berliner „Volk“ in dieſer „Schule der Freiheit“ anſtändig und anſtellig genug betragen hat. Das eben weiß die alte und ewigjunge Zauberin Libertas zu wirken, daß ihre bloße Erſcheinung ſelbſt roheſten Gemüthern eine gewiſſe Scham und Scheu einflößt, eine Selbſtachtung, welche das gemeine im Menſchen bannt oder wenigſtens zeitweilig niederhält .... Am 7. März kam bei den Zelten eine „Allgemeine Adreſſe“ zu ſtande, welche die „Forderungen des Volkes“ alſo formulirte: — 1) Preßfreiheit, 2) Redefreiheit, 3) Amneſtie für alle politiſchen und preßlichen Vergehen, 4) freies Verſammlungs- und Vereinsrecht, 5) gleiche politiſche Berechtigung aller ohne Unterſchied der Religion und des Beſitzes, 6) Geſchworenen-Gerichte und Unabhängigkeit der Richter, 7) Verminderung des ſtehenden Heeres und Volksbewaffnung, 8) allgemeine deutſche Volksvertretung und 9) ſchleunigſte Einberufung des Vereinigten Landtags ... Ein ſonderbarliches durcheinander, fürwahr! Dieſe durch eine Deputation an den Monarchen zu bringende Adreſſe forderte bereits die berühmte „breiteſte demokratiſche Grundlage“, zeugte jedoch zugleich auch von dem weltberühmten beſchränkten Unterthanenverſtand; denn im gleichen Athemzuge neben einer demokratiſchen Umgeſtaltung des Staates die Berufung des Vereinigten Landtags fordern, hieß ja von dieſer feudalen Miß- und Spottgeburt von Volksvertretung eine ſolche Umſchaffung erwarten. Daraus erhellt wieder klärlich, daß in Preußen ſelbſt die „exaltirteſten Wühler“ noch immer ausbündige Monarchiſten geweſen ſind; denn jene Miß- und Spottgeburt war ja dem ureigenen Geiſte des Königs entſprungen und deßhalb wurde ſie mit Reſpekt angeſehen. Die ſuperklugen Berliner ſtanden demnach, genau betrachtet, mit dem darmheſſiſchen Bäuerlein, welches in jenen Tagen das große Wort: „Die Republik wollen wir, aber unſern Großherzog wollen wir auch“ — gelaſſen ausſprach, auf derſelben Leiterſproſſe politiſcher Bildung.

Derweil alſo das Volk auf der Freiheitsbahn die erſten unbeholfenen Schritte wagte, in kindlicher Naivität rechtshin und linkshin nach Anhaltspunkten taſtend, hatte auch ein hochwohlweiſer Magiſtrat der preußiſchen Hauptſtadt das Adreſſenfieber bekommen. Wenigſtens die Minderheit dieſer Behörde ſchwang ſich bereits zu der Erdreiſtung empor, Se. Majeſtät ebenfalls um ſofortige Berufung des Vereinigten Landtags allerunterthänigſt zu bitten. Noch mehr, in der Gehirnhöhle des Herrn Oberbürgermeiſters Krauſnick, eines über jeglichen Verdacht revolutionärer Stimmung thurmhoch erhabenen Mannes, verdichteten ſich die Märznebel zu ſo wunderlichen Phantaſmen, daß der Gute ſich für gefährdet wähnte, möglicher Weiſe der Präſident einer proviſoriſchen Regierung werden zu müſſen. Nicht vom Adreſſenfieber, aber vom Schreckensſchüttelfroſt war die Königin der öffentlichen Wohlfahrt in unſerem glücklichen Jahrhundert, die Börſe, befallen. In Wahrheit, ſchon am 7. März war ſie ſo ſehr eine „ſchlotterige Königin“, daß ſie die preußiſchen Staatsſchuldſcheine auf 84 und Eiſenbahnaktien und andere „Werthe“ ſo zu ſagen ins bodenloſe fallen ließ.

Am Morgen des folgenden Tages verſammelte ſich die Abordnung, welche die bei den Zelten beſchloſſene Adreſſe dem König überbringen ſollte, in der „Zeitungshalle“. Hier erſchien aber der Polizeipräſident der Hauptſtadt, Herr von Minutoli, deſſen märztägliches Gebaren mehr oder weniger heftig die Anklage auf Zweiächſelei erfahren hat, und erklärte, daß die Adreſſe allenfalls „durch die Stadtpoſt“ an Se. Majeſtät befördert werden könnte. Der König verbäte ſich die Ueberreichung des Schriftſtückes durch eine Abordnung ganz entſchieden; er „möge eine derartige Demonſtration nicht“ und die Abſicht, dieſelbe dennoch ins Werk zu ſetzen, würde, wo nöthig, mittels Gewalt vereitelt werden. Die Kindlichkeit eines der drei mit Ueberreichung der Adreſſe beauftragten Deputirten wurde auf dieſe Eröffnung hin ſo wickelkindiſch, daß er Herrn von Minutoli bat, die

Adreſſe ſelber ins Schloß mitzunehmen, was der Polizeichef mit geziemendem ſpottlächeln ablehnte. Im übrigen gab er noch die Erklärung ab, daß nicht beabſichtigt werde, Verſuchen, dem Könige Wünſche zu unterbreiten, entgegenzutreten. Das hieß ſagen, die Adreſſenmacherei dürfte ungeſtört weitergehen. Darin lag doch unverkennbarer Weiſe eine erſte bedeutſame Nachgiebigkeit gegen die Bewegung und mit Fug iſt geſagt worden, daß die Erſcheinung des Herrn von Minutoli in der Zeitungshalle ein Akt der Schwäche geweſen und daß mittels der daſelbſt abgegebenen Erklärungen des Polizeichefs die Staatsgewalt mit dem Embryo der Revolution in Unterhandlung getreten ſei.

Der Embryo merkte, daß man ihn wachſen laſſen würde, und am Tage darauf hatte die Zuſammenkunft bei den Zelten ſchon den Umfang und das Ausſehen einer richtigen Volksverſammlung, welche ihre ſproſſende „Souveränität" in durchweg würdigen Formen zum Ausdruck brachte. Die Hauptverhandlung drehte ſich um die Frage, was mit der Adreſſe angefangen werden ſollte, und da in Erfahrung gebracht worden, daß auch die Stadtverordneten-Verſammlung, kühner als der Magiſtrat, Se. Majeſtät mit einer Adreſſe behelligen wollte, ſo wurde beſchloſſen, die Volkszuſchrift den Stadtverordneten zuzuſtellen mit der Bitte, das Schriftſtück zugleich mit dem von ihnen ſelbſt zu entwerfenden dem Monarchen zu überreichen. Die lange und langweilige Geſchichte der Volksadreſſe war jedoch damit noch nicht zu Ende. Die Stadtverordneten-Verſammlung nämlich beſchloß zwar am 11. März eine Adreſſe, lehnte aber rückſichtlich der Volksadreſſe den Botendienſt ab, ſo daß die Arme doch endlich der Stadtpoſt ſich anvertrauen mußte.

Unterdeſſen zeigte die Bewegung von Stunde zu Stunde mehr Neigung, aus einer papierenen eine thatſächliche zu werden, und der 13. März muß als der Wendepunktstag bezeichnet werden. Düſtere und aufregende Gerüchte rumorten in der Stadt. In Köln, hieß es, und in anderen rheiniſchen Städten ſei der offene Aufſtand losgebrochen. Ferner, der Prinz von Preußen wollte hin, um mit allen

Mitteln der Gewalt die Rebellion niederzuſchmettern. Aber zuvor noch ſollte in Berlin ſelbſt durch Anwendung derſelben Mittel die Bewegung im Keime erſtickt werden. Die letztere Sage ſchien durch allerhand Regierungsmaßnahmen beſtätigt zu werden. Die Schulen wurden geſchloſſen, ſtarke Patrouillen durchzogen die Straßen, in welchen hier und dort Geſchütze aufgefahren waren, das Schloß und das Zeughaus erhielten militäriſche Beſatzung und eine ſtarke Säule von Reiterei bewegte ſich durch das brandenburger Thor nach dem Thiergarten.

Dieſe Entfaltung von Machtmitteln nahm das Volk, wie das unter ähnlichen Umſtänden überall und immer ſo war und ſo ſein wird, für eine Drohung und offene Herausforderung. Die Veranſtaltungen der Regierung wirkten demnach weit mehr aufreizend als beruhigend. Zwar die ſchon zum täglichen Hausgebrauche gewordene Verſammlung bei den Zelten verlief ruhig. Es wurde daſelbſt in kläglicher Nachäffung von Pariſiſchem darüber hin- und hergeſchwatzt, ob man nicht vom Könige die Errichtung eines „Arbeit-Miniſteriums“ erbitten ſollte. Allein an einer andern Stelle des Thiergartens war inzwiſchen ein Volkshaufe mit einem Trupp Reiterei unſanft zuſammengerathen und von letzterem gegen das brandenburger Thor gedrängt worden. Darauf flutete die ganze Menge nach der Stadt zurück und da und dort, namentlich „Unter den Linden“, kam es zu tumultuariſchen Auftritten. Wildes Geſchrei, Gedränge, Geſchiebe und Gewühle auf ſeiten der Maſſen; ſcharfes einhauen von ſeiten der Soldaten. Die Beſatzung des Schloſſes ſandte Abtheilungen vor, welche mit gefälltem Bajonnette den Schloßplatz ſäuberten. In der Jägerſtraße verſuchte das Volk ein Waffenmagazin zu ſtürmen, in der Grünſtraße wurden ſchüchterne Vorübungen in der Kunſt des Barrikadenbaues verſucht. Von einem ſtandhalten gegen die bewaffnete Macht war jedoch nirgends die Rede. An Verwundungen fehlte es nicht. Um Mitternacht war alles ruhig.

Der Tag hatte den Beweis geliefert, daß die Regierung auf ihre militäriſchen Hilfsmittel vollſtändig ſich verlaſſen könnte. Es zeigte ſich in der preußiſchen Armee nicht eine Spur von jener inneren Zerſetzung, welche in der franzöſiſchen offenbar geworden und in der öſtreichiſchen binnen kurzem offenbar werden ſollte. Am Nachmittag des 13. März traten berliner Bürger auf der Straße einen Stabsoffizier an mit der Frage: „Wird das Militär auf die Bürger ſchießen?" und der Gefragte gab zur Antwort: „Warum nicht? Wenn der König es befiehlt, ſchießen wir und gern" ... Dieſes „gern" malt unvergleichlich draſtiſch das Verhältniß des preußiſchen Militarismus zum Civismus. Der ſoldatiſche war und iſt in Preußen der eigentliche Ehrenſtand, bevorzugt in jeder Beziehung. Seine Intereſſen wurden durch die angehobene Bewegung bedroht, gar keine Frage. Bedrohte Intereſſen ſind aber, wie jedermann weiß, erbarmungslos. Die Stellung der Soldateska zu dieſer Bewegung konnte daher nur eine todfeindſelige ſein. Außerdem war die ganze Schulung der preußiſchen Armee ſo folgerichtig, ſo ſtraff und ſtramm, die Macht der Disciplin eine ſo abſolute, daß ein „Abfall" der Truppen, ein „fraterniſiren mit dem Volke" ganz undenkbar. Hier kam nur eins in Betracht: der Wille und Befehl des „Kriegsherrn", und ebenſo ſehr wie die Soldaten Cäſars, ja mehr noch waren die preußiſchen berechtigt, von ſich zu ſagen:

„Gegen das Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter,
Wenn Er's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand ſich auch ſträube."

4.

Am 14. März, Nachmittags 2 Uhr, empfing der König die Abordnung des Magiſtrats und der Stadtverordneten. Der Herr Oberbürgermeiſter las nach erbetener und gewährter Erlaubniß die am 11. beſchloſſene Adreſſe vor. Se. Majeſtät war ſehr gnädig und gab ausführlich eine mündliche Antwort, „im Konverſationston", wie er bemerkte. Er zollte der bisherigen Haltung der Bewohner Berlins, „auf deren Benehmen er Werth lege“, Anerkennung, erklärte, daß die Hauptbitte der Adreſſe ſchon gewährt, d. h. daß die Einberufung des Vereinigten Landtags ſeit mehreren Tagen beſchloſſen ſei, und ſagte dann noch unter anderem, ſeine Loſung ſei: „Freie Völker, freie Fürſten!“ um welche moderne Auslaſſung her jedoch ſofort die romantiſche Arabeske gezogen wurde: „Die gute alte deutſche Ordnung darf nicht unbeachtet bleiben. Auch die Gliederung der Stände iſt deutſch; wer dagegen anſtrebt, ſetzt ſich Gefahren aus“. Die in der Adreſſe zur Sprache gebrachten deutſch-nationalen Wünſche überging Friedrich Wilhelm in ſeiner Antwort ebenfalls nicht. „Das Schickſal Deutſchlands“, äußerte er, „liegt nicht in meiner Hand. Alles aber, was meine Kraft vermag, will ich redlich und ernſtlich anwenden, damit auch dieſe Zeit der Kriſis zu deſſen Einigkeit, Kraft und Größe ausſchlage. Sie liegt mir ſo ſehr am Herzen als die Preußens“. Aus dieſen rückhaltsvollen Worten hört ſich die Rückſicht auf Oeſtreich leicht heraus: man konnte ja in Berlin noch nicht wiſſen, was gerade in dieſen Stunden in Wien geſchah. Daß der königliche Redner in ſeinem Sinne für Deutſchland fühlte, unterſteht keinem Zweifel; was dagegen ſeine „Kraft“, für Deutſchland zu handeln, angeht, ſo beruhte dieſelbe auf romantiſcher Selbſttäuſchung . . . Am Abend des Tages fuhr der König nach Potsdam und man hatte unlange darauf die naheliegende Vermuthung ausgeſprochen, dieſe Ortsveränderung ſei eine Machenſchaft der ſtarren Militärpartei geweſen, welche den weichmüthigen, für augenblickliche Eindrücke empfänglichen Fürſten hätte von Berlin weghaben wollen, um bei ihrem beabſichtigten rückſichtsloſen vorgehen und losfahren gegen etwaige Aufſtandsgelüſte in keiner Weiſe durch ſeine Anweſenheit behindert zu ſein; allein ein authentiſcher Beweis für dieſe Vermuthung iſt bislang nicht beigebracht worden. Freilich, für gar manche unzweifelhafte Thatſache der berliner Märzereigniſſe ſind bis jetzt amtlich-aktenmäßige Beweiſe nicht beizubringen geweſen und werden höchſt wahrſcheinlich niemals beigebracht werden können. Die Geſchichte und zwar die wirkliche und wahrhafte Geſchichte ſetzt ſich auch bekanntlich keineswegs aus lauter amtlichen Aktenſtücken zuſammen. Thäte ſie dieſes, müßte ja gerade ihre Wahrhaftigkeit längſt zum ſpottlachen der Welt geworden ſein und müßte ihre Muſe ſtatt Klio heißen Pſeudole.

Noch an demſelben Abend erſchien in der Allgemeinen preußiſchen Zeitung das königliche Patent, welches den Vereinigten Landtag auf den 27. April einberief. Der Miniſter von Bodelſchwingh ſoll lebhaft dieſe Konceſſion angerathen haben, während von ſeinen Kollegen die Herren Eichhorn, Savigny, Thile und Uhden mit der ganzen Heftigkeit verbiſſener Rückwärtſer jedes eingehen auf die Forderungen der Zeit bekämpften. Herr von Bodelſchwingh hat ſpäter (1849) die öffentliche Erklärung ausgeben laſſen, mit der Berufung des Vereinigten Landtags mittels Patents vom 14. März ſei die beſtimmte Abſicht verbunden geweſen, dem preußiſchen Staat eine Verfaſſung zu geben, kraft welcher die Geſetzgebung und das Beſteurungsrecht zwiſchen dem König und den „Ständen“ — (von dieſer mittelalterlichen Marotte konnte und wollte man alſo ſchlechterdings nicht laſſen) — getheilt werden, die Vollziehungsgewalt aber dem erſteren verbleiben ſollte. Auch hätte ja der König ſeinen ernſtlichen Willen, in Gemeinſchaft mit Oeſtreich die nationale Verfaſſung Deutſchlands zu beſſern, durch die Sendung des Herrn von Radowitz nach Wien ſattſam erwieſen.

Verſetzt man ſich in den Anſchauungs- und Vorſtellungskreis Friedrich Wilhelms des Vierten und ſeiner Räthe, ſo wird man gerechter Weiſe anerkennen müſſen, daß die erwähnten Abſichten rückſichtlich Preußens und Deutſchlands ſo gute geweſen ſind, als ſie innerhalb dieſes Kreiſes nur immer erwartet werden konnten. Aber ebenſo gewiß iſt, daß ſie zu ſpät kamen, viel zu ſpät, und zwar um ſo mehr, als das Vertrauen der ſtädtiſchen Bevölkerungen zu dem Monarchen und ſeinen Räthen in Preußen ſelbſt — vom übrigen Deutſchland gar nicht zu reden — höchlich geſchwächt, ja ſogar gänzlich dahin war.

Trotzdem bleibt es denkwürdig, daß die Bewilligungen von ſeiten des Hofes aller Wirkung auf die Berliner ermangelten. Denkwürdig deſſhalb, weil der richtige Berliner kein Enthuſiaſt, ſondern ein geborener Skeptiker iſt, gewohnt, die Dinge nicht durch die Brille des Gefühls, ſondern mit dem Auge des Verſtandes anzuſehen. Hätten die Berliner ſolches auch in dieſen Märztagen gethan, ſo würden ſie wohl zur Erkenntniß gelangt ſein, daß ſie nicht das Zeug, ja nicht einmal den Willen beſäßen, eine ganze Revolution zu machen; ſowie, daß eine halbe mehr vom Uebel ſein müßte als das beharren bei der ſüßen oder herben Gewohnheit preußiſcher Unterthanſchaft. Kaltblütige Beobachter werden es daher allzeit für eine der wunderbarſten Erſcheinungen des Wunderfrühlings von 1848 anſehen, daß die klarverſtändigen, nüchternen, ſkeptiſchen, witzigen Berliner, wenn nicht gegen das Königthum, ſo doch gegen den König in offene Empörung ausgebrochen ſind. Mehr als alle anderen thut dieſe Thatſache dar, wie allgewaltig, wie unwiderſtehlich der Impuls geweſen, welcher in jenen Frühlingstagen die Menſchen erfaſſt hatte, um ſie zu unwahrſcheinlichſtem, zu unerhörtem und beiſpielloſem zu treiben.

In wie raſchem vorſchreiten das Verhängniß ſchon begriffen war, erhellt daraus, daß die gnädige Antwort, welche die Abordnung am 14. März aus dem Schloſſe zurückbrachte, gar keinen Eindruck mehr machte, was ſie am Tage zuvor ſicherlich noch gethan haben würde. Die Leidenſchaften waren jetzt ſchon ſo entfeſſelt, daß ihnen nur die äußerſte Energie Zaum und Zügel hätte anlegen können. Und dieſe Energie, wo war ſie? Gewiß nicht bei Friedrich Wilhelm dem Vierten.

Die Rottirungen des Volkes waren an dieſem Tage viel maſſenhafter als am vorigen und die Auslaſſungen der Maſſen viel rebelliſcher. Demnach mehrten ſich auch die Zuſammenſtöße mit den Truppen und wurden dieſe Zuſammenſtöße mehr und mehr zu blutigen. Zwar hatte der Gouverneur von Berlin, der brave General von Pfuel, den Befehl gegeben, daß die bewaffnete Macht mit möglichſter Milde und Schonung verfahren ſollte; allein dies geſchah nicht und es ſcheint, daß von anderwärtsher anderslautende Befehle ergangen ſeien. Denn manche Offiziere verhehlten gar nicht, daß ſie angewieſen ſeien, mit äußerſter Strenge einzugreifen. Man darf aber hierbei nicht vergeſſen, zu erwähnen, daß das Militär vielerorten heftig gereizt und beſchimpft wurde. Die Menge ſchrie den Soldaten zu: „Bauerjungen, geht heim und freſſt Kommisbrot!" und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Vereinzelte Offiziere wurden da und dort mit Stockſchlägen und Steinwürfen bedroht. Das ſteigerte natürlich die Erboſung der Truppen, welche der anſtrengende Dienſt und die damit verbundenen Entbehrungen ohnehin ſchon erbittert hatten, bis zur Brutalität. Denn mit ſolcher verfuhren ſie nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Schloßplatze, ſowie in der Breitenſtraße und in der Brüderſtraße. Insbeſondere wütheten in der letzteren Gardeküraſſirſäbel gegen die eingekeilte, wehr- und waffenloſe Menge, was mitanzuſehen ſo empörend war, daß ehrſame und friedliebende Bürger ſich angeeifert fühlten, aus den Fenſtern ihrer Häuſer den Soldaten Drohungen und Verwünſchungen zuzuſchleudern und am folgenden Morgen unter Vortritt eines Juſtizraths bei dem Miniſter Bodelſchwingh eine Klage anzubringen, worauf die Antwort ertheilt wurde, das „zu beklagende Ereigniß" ſollte ſofort durch eine gemiſchte Kommiſſion unterſucht und ſollten die Schuldigen zur Strafe gezogen werden.

Im Schloſſe zu Potsdam erfuhr man die Vorgänge vom Abend des 14. März am folgenden Tage, gerade, als man zur Mittagstafel gehen wollte. Der König machte keinen Verſuch, ſeine Betroffenheit zu verbergen, und ſagte zu ſeinen Gäſten: „Eſſen Sie, meine Herren; kehren Sie ſich nicht an mich. Mir geht die Geſchichte bis an den Hals." Vielleicht hat Friedrich Wilhelm dem Vierten zu dieſer Stunde der warnende und zürnende Zuruf des Dichters im Ohre geklungen:

„Noch lebt die Sphinx der Revolution!
Und du, du biſt kein Oedipus geweſen!"

Wie zur weltgeſchichtlichen Beſtätigung des prophetiſchen Dichterwortes kam nun auch noch der Kurier angeſprengt, welcher die wiener Revolutionsbotſchaft brachte. Das war ein um ſo wuchtigerer Schlag, als der preußiſche Monarch auf die „Weisheit“ Metternichs ein unbeſchränktes Vertrauen geſetzt hatte. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler hatte durch ſeine Frau noch wenige Tage zuvor nach Berlin ſchreiben laſſen, daß „er ſich von den Ereigniſſen durchaus nicht imponiren ließe“. Und jetzo war das unerwartetſte geſchehen: der unerſchütterliche hatte ſich von den Ereigniſſen aus der Hofburg, aus Wien, aus Oeſtreich hinausimponiren laſſen. Welche Schickung! Friedrich Wilhelm erblickte plötzlich die „Sphinx“ und ſagte, wie ſchon gemeldet worden: „Nun werd' ich nach Berlin müſſen, damit ſie mir nicht dort auch tolle Streiche machen.“

5.

Und ſie machten ſie doch!

Die Kunde von dem in Wien geſchehenen lief gerüchtweiſe ſchon am 15. März auch in Berlin um und wurde zu einem weiteren Ferment der Bewegung. Die Zeichen meuteriſcher Stimmung und rebelliſcher Entſchlüſſe nahmen unter den Maſſen zu. An dieſem Tage wurden von den Truppen die erſten Schüſſe abgefeuert und von den Meuterern die erſten ernſtlichen Barrikadenbauverſuche gemacht. Der Gouverneur Pfuel that das menſchenmögliche, um die Kluft zwiſchen Volk und Militär nicht klaffender werden zu laſſen, was, vom Standpunkte des abſoluten Militarismus aus angeſehen, allerdings eine übelangebrachte Mäßigung war. Als daher der General an dieſem Tage das Fußvolk, welches die Beſatzung des Schloſſes bildete, innerhalb der Höfe und der Portale hielt, den Gebrauch der Schußwaffe unterſagte, auch dann unterſagte, als die auf dem Schloßplatze verſammelte Menge Steinwürfe gegen die Truppen richtete, und ſich begnügte, den Platz durch von der Stechbahn her vorſprengende Reiterei ſäubern zu laſſen, ſoll der Prinz von Preußen heftig an ihn herangetreten ſein, ihn beſchuldigend, die Truppen zu demoraliſiren, und ſein Benehmen als „indigne“ bezeichnend. Das habe Pfuel ſehr entſchieden zurückgewieſen, erklärend, er nehme die Verantwortung ſeiner Maßnahmen auf ſich und werde ſich bei Sr. Majeſtät beſchweren. Dies ſei dann geſchehen, aber der König habe eine Ausſöhnung zwiſchen dem Prinzen und dem General zuweggebracht. Wenn dieſe Ausſöhnung ſtattfand, ſo hielt ſie jedenfalls nicht lange vor. Pfuel war nicht der Mann, wie ihn der Abſolutismus unter den obwaltenden Umſtänden brauchte. In Kriſen, wo es ſich um's biegen oder brechen handelt, machen ſich die Vermittler überhaupt nur unnütz. Wirkliche Gegenſätze wollen nicht vermittelt ſein, weil ſie von naturwegen keine Vermittelung vertragen. Laſſt ſie alſo auf einander platzen und einander auf Leben und Tod bekämpfen! Auch dieſes ja iſt „göttliche Ordnung“; denn es war immer ſo und wird immer ſo ſein.

Nach Berlin zurückgekehrt, ließ der König am Abend des 16. März die Mitglieder des Staatsraths eilig zu einer Sitzung ins Schloß entbieten. Die wiener Ereigniſſe hatten ja die ganze Sachlage ſo bedeutend verrückt, daß es eine Nothwendigkeit geworden, bezügliche Entſchlüſſe und Beſchlüſſe zu faſſen. Zur gleichen Abendſtunde, als im Schloſſe der Staatsrath ſaß, verhandelten in der Aula der Univerſität die Studenten über die Frage, ob ſie ſich der Regierung zur Verfügung ſtellen ſollten, um zur Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken. Ganz in der Weiſe, wie dies eine am vorigen Tag improviſirte unbewaffnete Bürgerwehr that, die ſogenannten „Schutzmänner“, um ihrer weißen Friedensſtäbe und ihres feierlich-ſchwermüthigen Gebarens willen vom Volkwitz „Leichenbitter“ genannt und als ſolche verhöhnt. Damit die Studenten bei ihrer beabſichtigten Thätigkeit als Ruhe- und Ordnungsſtifter nicht dieſelbe Behandlung zu befahren hätten, wollten ſie ſich von der Regierung Waffen erbitten. Mitten in die Debatte über die Räthlichkeit dieſes Anſinnens hinein krachte nun aber von draußen her eine ſtörſame Gewehrſalve.

Schon zur Mittagszeit hatten ſich auf dem Platze zwiſchen der Univerſität und dem Opernhauſe ſtarke Anſammlungen gebildet, zumeiſt aus neugierigen Gaffern beſtehend. Als nun die „Leichenbitter“ mit ihrem brühwarmen Amtseifer ſich unangenehm machten, gegen die unerlaubten Zuſammenſtrömungen eiferten und mit ihren läppiſchen Stecken handirten, verübte der berliner Bummelwitz allerhand Muthwillen gegen dieſe Ruhe- und Ordnungs-Biedermaier. Plötzlich ſchwenkt ein Zug Infanterie, vom Palais des Prinzen von Preußen herkommend, auf den Platz ein, marſchirt auf und feuert eine Salve in die Menge hinein. Ein geraden Weges aus ſeinem Kontor kommender Buchhalter (Franke) wird dadurch getödtet, ein Arbeiter (Hartmann) tödtlich verwundet. Der Infanterietrupp ſei „vom Pöbel eingewickelt“ worden und habe ſich nur mittels Anwendung der Schußwaffen frei machen können, wurde nachmals behauptet. Ein Augenzeuge hat ausgeſagt: „Die Scene der Verwirrung, welche auf die Salve folgte, iſt ſchwer zu beſchreiben. Mit furchtbarem Angſtgeſchrei ſtürzten ſich die am Opernhauſe und am Zeughauſe befindlichen Maſſen an der Schloßfreiheit hinunter nach der Schleuſenbrücke. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch eine von der Jägerſtraße her anrückende Kavallerie-Patrouille. In wenigen Minuten war das bis dahin friedliche Ausſehen der umliegenden Straßen und Plätze wie verwandelt; überall verwirrendes Geſchrei, durcheinander laufende Menſchen, Gruppen an den Straßenecken. Einen Augenblick ſchien es, als wäre das ärgſte zu befürchten“. Wohlbezeugt iſt übrigens, daß der Offizier, welcher die in Rede ſtehende Soldatenſchar befehligte, nachdem dieſe bei der Blücherſtatue Schwenkung gemacht und ihre Front gegen die Schloßbrücke gerichtet hatte, dreimal das warnende Trommelſignal geben ließ, bevor er Feuer kommandirte; aber nicht minder iſt wohlbezeugt, daß die Menge ſofort ſich anſchickte, der Warnung Folge zu leiſten, daß ſie jedoch hierzu keine Zeit hatte, weil die drei Signale einander mit äußerſter Geſchwindigkeit folgten und zugleich mit dem letzten Trommelſchlag die Salve loskrachte.

Der Schrecken, welchen dieſe Salve erregt hatte, that für den Reſt des Tages vollſtändige Wirkung. Alles blieb ruhig. Die Studenten waren inzwiſchen mit ihrer Debatte glücklich zu Ende gekommen und entſandten eine Abordnung nach dem Schloſſe, durch welche ſie im bezeichneten Sinne ihre guten Dienſte anbieten ließen. Der Herr Kommandant, General von Ditfurth, empfing die jungen Leute und behandelte ihr Anerbieten mit „erſichtlicher Geringſchätzung“. Ihn ärgerte die ſchwarzrothgoldene Kokarde, welche einer der Abgeordneten am Hute trug, und er wähnte ohne Zweifel, heimliche Spießgeſellen der Rebellion vor ſich zu haben. „Was iſt denn das für ein Dingsda von Kokarde?“ — „Excellenz, das iſt ja die deutſche Kokarde, welche die Bundesverſammlung feierlich adoptirt hat.“ — „Die Bundesverſammlung? Was für eine Bundesverſammlung?“ — Die Verhandlung endigte mit einer hochmüthigen Abweiſung des ſtudentiſchen Anerbietens. Man machte ſogar Miene, die Abgeordneten in Haft zu nehmen, was jedoch durch die Dazwiſchenkunft des Generals Pfuel verhindert wurde. Begreiflich freilich, daß nach ſolchem Empfang und ſolcher Entlaſſung ihrer Deputirten die „korrekte“ Geſinnung einer großen Anzahl von Studenten zur inkorrekten umſchlug und gar viele die beabſichtigte Rolle von Ruhe- und Ordnungsſtiftern mit der thatſächlichen von Barrikadenkämpfern vertauſchten.

Mit dem 16. März war das Präludium der berliner Revolution zu Ende und man hätte glauben können, mit dieſem Vorſpiele ſei das Stück ſelbſt ſchon aus. Denn am folgenden Tage herrſchte ſcheinbar eine vollſtändige Ruhe in ſämmtlichen Quartieren der Stadt. Man hat ſie mit einer banalen Phraſe die bekannte „Ruhe vor dem Sturme“ genannt und zwar mit Fug. Die Gährung hatte ſich von den Straßen und Plätzen in die Häuſer, in die Gemüther zurückgezogen. Da kochte und brodelte ſie. Das auftreten des Militärs in den letzten Tagen hatte die Bürgerſchaft höchlich gereizt und ſcharf entrüſtet, ſo daß ſelbſt der ruhigſte Weißbierphiliſter den Racheſchrei des vergoſſenen Blutes zu hören glaubte. Die ſtachelnden Berichte aus Wien lieſen von Mund zu Mund. Ebenſo die ſpornende Kunde von einer aus Köln in Berlin angelangten Abordnung, welche beauftragt ſei, dem Könige beſtimmte Forderungen vorzulegen und ſogar mit dem Abfall der Rheinlande zu drohen. Das erſcheinen dieſer kölner Deputation mag zuerſt den Gedanken einer Maſſendemonſtration geweckt haben, welcher am 17. März in der Stadt umging und raſche Zuſtimmung fand. Die Bürger von Berlin ſollten in Maſſe vor das Schloß ziehen, um dem Monarchen die „Forderungen des Volkes“ unmittelbar vorzutragen. In einer Verſammlung von Bürgern, welche außerhalb der Thore im „Kemperhof“ ſtattfand und zwar unter der Leitung des Doktor Wöniger, iſt dieſes Vorhaben beſonders lebhaft erörtert und die Ausführung vorbereitet worden. Die „Friedensmanifeſtation der Volkswünſche“, wie man bombaſtiſch das Ding nannte, ſollte am nächſten Tage, Nachmittags 1 Uhr, in Scene gehen. Die „Volkswünſche“ aber, wie ſie in der dem Könige zu überreichenden Adreſſe formulirt werden ſollten, gingen auf „Preſſfreiheit, beſchleunigte Einberufung des Vereinigten Landtags, Zurückziehung der Truppen (aus der Stadt) und Bürgerbewaffnung“.

Aus den Kreiſen der dunkelrothen Reaktion iſt nachmals die Mittheilung gekommen, daß Friedrich Wilhelm, kaum erſt aus Potsdam zurückgekehrt, ſchon am 16. März Berlin wieder habe verlaſſen wollen, „in der klaren Einſicht, daß durch dieſe Entfernung die unruhige Bewegung in gewiſſem Sinne ihr Objekt, wenigſtens ihre zeitherigen Richtungspunkte verliere“. Aus derſelben, freilich nicht ſehr lauteren Quelle ſtammt auch die Angabe, der Polizeipräſident Minutoli habe am 17. dem Miniſter (des Innern) Bodelſchwingh erklärt: „Zeither habe man Straßenemeuten gehabt, aber am folgenden Tage werde die Revolution ihr Haupt erheben. An einer Menge nachweisbarer Punkte der Stadt werde ſie unverholen gepredigt und verkündigt“. Minutoli ſelbſt hat ſpäter dieſe Angabe beſtätigt, aber, wohlverſtanden, in einer Schrift, welche er veröffentlichte, um ſich gegen den ihm gemachten Vorwurf, „Koketterie mit der Revolution getrieben zu haben", zu rechtfertigen. Der Herr Miniſter von Bodelſchwingh — ſo murmelt die dunkelrothreaktionäre Quelle weiter — habe „unter den Eindrücken deſſen, was im ganzen übrigen Deutſchland geſchehen, bei dem nicht zu verhehlenden Anblicke des Rauſches, in welchen damals ſelbſt die Bedächtigen und Verſtändigen gerathen waren, bei den Sympathieen, welche die Bewegung ſelbſt in höheren Kreiſen unter der thörichten Vorausſetzung fand, daß man derſelben durch nachgeben in der Zügelhaltung am erſten noch einigermaßen Herr bleiben könne", die warnende Meldung des Polizeipräſidenten miſſachtet und an dieſem 17. Märztage ſo feſt daran geglaubt, den Gang der Bewegung meiſtern zu können, daß er gegen den ruſſiſchen Geſandten äußerte: „Schreiben Sie getroſt nach Petersburg, in Berlin ſei die Sache abgemacht". Zehn Monate ſpäter hat jedoch Herr von Bodelſchwingh dieſe ihm zugeſchriebene Aeußerung für „eine alles Grundes entbehrende Anekdote" erklärt in einer gedruckten Auslaſſung, in welcher er freilich auch vom vorhandenſein einer „revolutionären Propaganda" fabulirte, von der (am 17. März) noch ein „ernſthafterer Verſuch" zu erwarten geweſen ſei, „um, nachdem Oeſtreich gefallen, auch Preußen zu beugen".

Der urtheilsloſe große Haufen der Reaktion, die „Treubündler" und ähnliches Gelichter, ſie haben aufrichtig an dieſen läppiſchen Propagandageſpenſterſpuk geglaubt *). Es iſt derſelbe aber zwei-

---

*) Es iſt jetzt erwieſen, daß auch Friedrich Wilhelm der Vierte daran glaubte, ein Zeugniß, daß die Aufregung ſelbſt geiſtreiche Leute ganz dumm zu machen vermag. Heutzutage (1875) und angeſichts des thatſächlichen Verlaufes der Ereigniſſe von 1848 hätte man Mühe, zu begreifen, daß der König ſolche plumpe Lügenmärchen für wahr halten konnte, ſo man nicht wüßte, daß die Könige, gerade wie die Völker, nicht mittels der Wahrheit aufgeklärt, ſondern vielmehr mittels der Lüge in ihren vorgefaßten Meinungen beſtärkt ſein wollen. In welchem Grade das bei Friedrich Wilhelm dem Vierten der Fall geweſen, zeigt lehrreich, was der König am 13. Mai

ſelsohne von den Familiaren der vormärzlichen Gewalthaber erdichtet worden, um die klägliche Niederlage der Herren zu erklären und zu beſchönigen. Die berliner Revolution war wie die wiener eine Improviſation von A bis Z. Ihre Plan- und Führerloſigkeit liegt ſo klar zu Tage, iſt ſo unwiderſprechlich erwieſen, daß das Gefaſel von einer fremden oder einheimiſchen „Revolutionspropaganda" („Fremdlinge", „Emiſſäre", „Juden", „Franzoſen", „Polen", „eine Rotte Böſewichte") nicht einmal das Verdienſt der Komik hat. Es iſt zu dumm dazu. Es iſt aus derſelben Tiefe des abſoluten Blödſinns geſchöpft, woher auch jene Tirade ſtammte, womit einer der Volksredner bei den „Zelten", wie man ihm nachſagte, dermaßen ſeine Rede ſchloß: „So laſſt uns denn unſere Schiffe hinter uns verbrennen und dann mit vollen Segeln hinausſteuern in den Ocean der Freiheit!"

1848 an Bunſen ſchrieb: — „In Berlin war ſeit mehr denn 14 Tagen alles ſyſtematiſch zur infamſten Revolte, die jemals eine Stadt entehrt hat, vorbereitet. Es waren Steine zum ſteinigen meiner treuen Soldaten in allen Häuſern vom eigentlichen Berlin, von Kölln, von der Neu- und Friedrichsſtadt u. ſ. w. geſammelt. Man hat dieſelben lange anfahren ſehen, wie auch Raſenſtücke, um als Bruſtwehr gegen das Feuer der Truppen zu dienen, und hatte ſich dieſes ſonderbare Bedürfniß nach Stein und Raſen gar nicht erklären können. Ferner waren in den Hauptſtraßen alle Böden in Verbindung geſetzt, um von den Dachfenſtern aus die Vor- oder Rückbewegungen der Truppen mit Schüſſen und Steinwürfen verfolgen zu können. Es war nachgewieſen über 10,000 Mann, nicht nachgewieſen wohl das Doppelte des allergräßlichſten Geſindels ſeit Wochen in die Stadt geſtrömt und — verborgen worden, ſo daß die Polizei mit ihren ſchwachen Mitteln ſie nicht auffinden konnte, darunter der Abſchaum von Franzoſen (galériens), Polen und Süddeutſchen, namentlich Mannheimern, aber auch ſehr truppirte Leute, angeblich milaneſer Grafen, Kaufherren u. ſ. w." (Fr. Wilhelms IV. Briefwechſel mit Bunſen, S. 185.) Zu bedauern iſt, daß in dieſem der Phantaſie des Königs alle Ehre machenden Schaudergemälde die bekannten „Juden" fehlen. Die „Mannheimer" aber ſind eine ganz beſondere Zierde deſſelben.

6.

Feſt ſteht, daß die Berliner, obzwar zur Entrüſtung ſcharf hinaufgeſtimmt, am 17. März nur erſt zu dem Entſchluſſe ſich erſchwungen hatten, die Wirkſamkeit friedlicher Demonſtrationen weiter zu verſuchen. Am Morgen des 18. wurde, was Tags zuvor im „Kemperhof" beantragt und verhandelt worden, zur Kenntnißnahme und Beſchlußfaſſung vor größere Kreiſe gebracht. Im köllniſchen Rathhauſe, ebenſo im berliner und im Betſale der lutheriſchen Gemeinde in der neuen Friedrichsſtraße fanden Bürgerverſammlungen ſtatt, welche die „Friedensmanifeſtation der Volkswünſche" in Berathung zogen. Das Kühnſte, wozu man in dieſen Verſammlungen ſich verſtieg, war die Anſicht, man müſſe den König bitten, ſein Miniſterium, von welchem kein aufrichtiger Vorſchritt zu erwarten ſei, zu entlaſſen.

Im köllniſchen Rathhauſe ſaßen auch der Magiſtrat und die Stadtverordneten in Berathung und kamen zu dem Schluſſe, eine Deputation ins Schloß zu entſenden, um dem Monarchen von ſeiten Berlins Wünſche vorzutragen, welche mit dem Programm vom Kemperhof und den Forderungen übereinſtimmten, die heute durch die Abordnung der Stadt Köln vor den Thron gebracht werden ſollten. Die Stadtverordneten wählten ſofort eine Deputation (Behrends, Raumer, Seidel, Schäffer, Veit) und gaben derſelben auf, ausdrücklich zu fordern: Entlaſſung des Miniſteriums, Verfaſſung mit beſchließenden Ständen, Abzug des Militärs und Bürgerbewaffnung. In der Aula tagte gleichzeitig eine Studentenverſammlung, die ziemlich leidenſchaftlich erregt und bewegt war, dann aber durch das von draußen kommende Gerücht, die drei verhaßteſten Miniſter, Eichhorn, Savigny und Thile, ſeien entlaſſen, zum jubiliren umgeſtimmt wurde.

Derweil hatte ſich auch bei Hofe und im Schoße des Miniſteriums mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Geſtaltung der Dinge in Wien, wie nicht minder die Stimmung der eigenen Hauptſtadt von ſeiten der Regierung neue Entſchließungen heiſchten. Herr von Bodelſchwingh hat ſich ſpäter gerühmt, „die Nothwendigkeit einer Aenderung vollkommen und vielleicht zuerſt erkannt zu haben“, und nicht weniger die weitere Nothwendigkeit, die Aufrichtigkeit der zu machenden Gewährungen durch ſeinen und ſeiner Kollegen Rücktritt zu verbürgen. Er erzählt: „Am 16. wurde die Kataſtrophe Wiens in Berlin bekannt. Dies veränderte weſentlich den Standpunkt der Sache. Das Zuſtandekommen des Fürſtenkongreſſes erſchien problematiſch, wenigſtens durfte man dabei nicht mehr auf Oeſtreich zählen; zugleich griff die Revolution in Deutſchland mit Rieſenſchritten um ſich. Da erkannte man die Nothwendigkeit, mit den längſt vorbereiteten, nur ſchärfer ausgeprägten und mit dem Zugeſtändniß eines deutſchen Parlaments vervollſtändigten Plänen für Deutſchlands Umgeſtaltung vorzugehen und Preußen, von dem ſie ausgegangen waren, auch an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. Damit war zugleich der eine Grund der verſpäteten Einberufung des Vereinigten Landtags gefallen, während auf der andern Seite die mit des Sturmes Eile dahin laufenden Ereigniſſe des Tages zur Eile mahnten. Es wurde beſchloſſen, den Landtag zu einem nahen Termin zu berufen und das Einberufungspatent zugleich zur Veröffentlichung der Pläne Preußens für ſeine und Deutſchlands Umgeſtaltung zu benutzen“. Das Patent, von welchem der Staatsminiſter hier redet, wurde während der Nacht vom 17. auf den 18. März entworfen, am Morgen des 18. im Miniſterrathe erörtert, vom Könige vollzogen und ſogleich in die Druckerei gegeben. Es berief den Landtag auf den 2. April, es forderte die Umwandelung Deutſchlands aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat, ein deutſches Bundesbanner, Bundesheer, Bundesgericht, es adoptirte den aus Südweſtdeutſchland gekommenen Gedanken eines deutſchen Parlaments — („eine aus den Ständen aller deutſchen Länder gebildete Bundesrepräſentation“) — und erkannte die „Nothwendigkeit konſtitutioneller Verfaſſung für alle deutſchen Länder“, demnach auch für Preußen. Noch am 17. hatte der König auch ein „Geſetz über die

Preſſe“ genehmigt, kraft deſſen die Cenſur aufgehoben wurde. Beide Patente ſind von dem Prinzen von Preußen mitunterſchrieben und von ſämmtlichen Miniſtern gegengezeichnet worden. Wie dieſe Herren ſämmtlich zu der Ueberzeugung gebracht wurden, daß es nöthig, den Staat die Schwenkung von der Romantik zum Konſtitutionalismus machen zu laſſen, darüber gibt es nur Vermuthungen. Die Nothwendigkeit übrigens, mit dem Syſtem auch das Miniſterium vollſtändig zu ändern, ſcheint keiner der Herren Kollegen Bodelſchwinghs dieſem nachgefühlt zu haben.

Das alſo vorbereitete neue Syſtem mußte nach Trägern ausſchauen und als der zum Hauptträger geeignete Mann wurde bei Hofe der Graf von Arnim auserſehen. Wie es ſcheint, auf Anregung Bodelſchwinghs. Bei dieſem befand ſich der Graf ſeiner eigenen Angabe zufolge am Morgen des 18. März, als er zwiſchen 9 und 10 Uhr durch den Miniſter von Thile zum Könige berufen und von Sr. Majeſtät mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt wurde. Er erbat und erhielt Bedenkzeit bis zum folgenden Tage.

Bald nach 10 Uhr führte der in Berlin anweſende Oberpräſident der Rheinprovinz, Herr Eichmann, die kölner Bürgerdeputation zur Audienz ins königliche Kabinett. Der Sprecher der Abordnung, Gemeinderath von Wittgenſtein aus Köln, redete den König „mit tiefergreifenden Worten“ an und ſchilderte die Lage der Rheinprovinz und der Stadt Köln „mit Ernſt und Würde, die volle Wahrheit mittheilend“. Die Antwort Friedrich Wilhelms bezeugte, daß auch er den gewaltigen Eindrücken dieſer Tage nicht hatte widerſtehen können. Der myſtiſch-romantiſche Aufputz der Majeſtät war fort, der autokratiſche Allmachtstaumel verflogen. „Sichtbar bewegt und in huldreichſter Weiſe“ antwortete der Monarch, es freue ihn, daß die vorgebrachten Wünſche mit ſeinen eigenen Abſichten übereinſtimmten. Er werde ſich an die Spitze der deutſchen Bewegung ſtellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren. Die Rheinländer nahmen dieſe Verſicherung dankbar hin, aber ſie wieſen wiederholt darauf hin, daß es zur Beruhigung ihres Heimatlandes beſtimmter und feſter Bürgſchaften bedürfte und daß ſie nur mit ſolchen in den Händen an den Rhein zurückkehren möchten. Noch vor wenigen Tagen würde Friedrich Wilhelm in dieſer Mißtrauensbezeugung geradezu eine Majeſtätsbeleidigung erblickt und ſie als ſolche hochherab gerügt haben. Jetzt erſuchte er die Rheinländer, ihre Heimreiſe noch um etliche Stunden zu verzögern, damit ſie gleich die Proklamationen und Patente, welche alle die gewünſchten Gewährungen enthielten, mitnehmen könnten. Auch der anweſende Prinz von Preußen ſprach freundliche Worte zu der Abordnung, bevor dieſelbe ſich zurückzog.

Unlange nach der Audienz der Rheinländer wurde die Deputation der Stadtverordneten beim Könige vorgelaſſen, ebenfalls gnädig empfangen und der Gewährung der „Volkswünſche" verſichert, in deren Reihenfolge auch noch die politiſche Gleichſtellung aller Glaubensbekenntniſſe eingeſchoben worden war. Als die Abgeordneten in den Sitzungsſal der Behörde zurückgekommen waren, Nachmittags 1 Uhr, und den daſelbſt maſſenhaft verſammelten Bürgern das Ergebniß ihrer Sendung mittheilten, brach der helle Jubel aus und wurde beſchloſſen, die Stadt prächtig zu beleuchten. Von einer fordernden Maſſendemonſtration war gar keine Rede mehr, ſondern nur noch von einer dankenden, welche aber keineswegs organiſirt wurde, ſondern ſich von ſelber machte.

Will man das Zeugniß des Herrn von Minutoli als ein verläßliches gelten laſſen, ſo hat genau zur gleichen Zeit mit der Scene im Stadtverordnetenſale im Königsſchloſſe dieſe geſpielt. Um 1 Uhr Mittags traf der Herr Polizeipräſident im Vorzimmer des königlichen Kabinetts mit dem Herrn Miniſter von Bodelſchwingh zuſammen. Dieſer ſagte: „Herr Präſident, geſtehen Sie, daß Sie falſch prophezeiten, als Sie für heute eine blutige Demonſtration vorausſagten. Statt von einer ſolchen vernimmt man nur vom Jubel des Volkes". Darauf Minutoli (immer nach ſeiner eigenen Bezeugung): „Excellenz, ich beharre auf meiner Prophezeiung. Ich bin auch zur Stunde nur hierhergekommen, um Ihnen und in Ihrer Gegenwart Sr. Majeſtät dem Könige zu ſagen, daß der beabſichtigte" — (d. h.

der von einer ein Vierteljahr ſpäter erfundenen „Revolutionspropaganda“ beabſichtigte) — „blutige Konflikt heute leider doch noch ſtattfinden wird“. Nur mit Widerſtreben und mit einem ungläubigen Lächeln führte dann der Miniſter den Polizeipräſidenten auf deſſen Verlangen zum Könige, welchem Minutoli über die ſeiner Anſicht nach drohende Gefahr einen förmlichen Vortrag hielt. Als dieſer zu Ende, meinte Bodelſchwingh: „Sie hegen unnöthige Beſorgniſſe“. Friedrich Wilhelm ſeinerſeits ertheilte der bisher bewieſenen Thätigkeit und Anſtrengung des Polizeichefs alles Lob, fügte jedoch bei: „Nur eins, lieber Minutoli, kann ich nicht unbemerkt laſſen: Sie ſehen immer zu ſchwarz!“

Beſonnene Erwägung wird nicht leugnen, daß dieſem Berichte einige Wahrhaftigkeit innewohnt. Alle Umſtände weiſen ja darauf hin, daß der König zur angegebenen Zeit wie ſo ziemlich jedermann in Berlin der Ueberzeugung war, alles ſei friedlich beigelegt und ausgeglichen. Daß Friedrich Wilhelm die gemachten Gewährungen nur gemacht hätte, um hinter dem Vorhang derſelben ein hinterliſtiges Spiel zu treiben, iſt als plumpe Verleumdung abzuweiſen; und daß es am Hofe eine Partei gegeben, welche, mit Beiſeiteſtellung des Königs, ihrerſeits hinter dem eben erwähnten Vorhange die Anwendung brutaler Gewaltmittel zur Aufrechthaltung des Abſolutismus planmäßig vorbereitet hätte, muß für eine müſſige Vermuthung ohne hiſtoriſchen Werth ſo lange gehalten werden, bis zuverläſſige Beweiſe dafür beigebracht werden. Allerdings iſt unbeſtreitbar und unbeſtritten, daß es eine abſolutiſtiſche Partei gab, welche zu den dem Liberalismus und dem Nationalgefühle gemachten Konceſſionen ſcheel ſah, ſehr ſcheel; aber es iſt nicht nur nicht erwieſen, ſondern auch ganz unwahrſcheinlich, daß dieſes ſcheelſehen bereits am Vormittage des 18. März irgendwie die Geſtalt feſter Entſchlüſſe und Pläne zur Vernichtung der königlichen Bewilligungen angenommen habe.

Schon im Laufe des Vormittags hatten ſich unter den Linden und auf dem Schloßplatze zahlreiche Gruppen von Neugierigen angeſammelt, welche auf das erſcheinen der am vorigen Tage angekündigten Maſſendemonſtration warteten. Der zweifelhaften Stimmung dieſer immerzu ſich mehrenden Menge wurde zwiſchen 1 und 2 Uhr durch das Erſcheinen eines Extrablattes der Allgemeinen preußiſchen Zeitung ein Ende gemacht. Denn darin ſtanden die beiden königlichen Patente, welche den Bruch mit dem alten Syſtem zur aktenmäßigen Thatſache machten. Die Blätter gingen von Hand zu Hand, einer rief dem andern die frohe Botſchaft zu und ein mächtiger Impuls der Freude trieb die ganze Volksmaſſe, welche keineswegs ein „pöbelartiges", ſondern vielmehr ein „behäbig-bürgerliches" Ausſehen hatte, dem Schloßplatze zu, in der ausgeſprochenen Abſicht, dem Könige Dank zu ſagen.

„Auf dem Schloßplatze — ſo hat ein Augenzeuge berichtet — waren etwa 2000 Bürger gruppenweiſe verſammelt, lauter wohlgekleidete, ſehr anſtändige Leute. Die Stimmung war erregt, aber durchaus nicht feindſelig. Umgekehrt, die Gruppen ließen den König hochleben und riefen ein Vivat über das andere. Ganz im Hintergrunde, an den Ecken der auf den Platz mündenden Straßen, ſah ich Proletarier und Arbeiter ſtehen, die nur einzeln in den Vordergrund traten und die, als ſie die vergnügten Geſichter ringsum ſahen, ſagten: Das hilft uns armen Leuten noch alles nichts! Da traten die Bürger an ſie heran, beruhigten ſie, ermahnten ſie, nicht die Exceſſe der vorigen Tage zu wiederholen; das führe zu nichts. Alle Läden auf dem Platze waren geöffnet, Damen hatten die Fenſter beſetzt. Im Innern des Schloſſes bivouakirten die aus Potsdam herübergekommenen Truppen; ſie ſpazirten rauchend im Hofe. Unterdeſſen hatte ſich der Schloßplatz immer dichter gedrängt (sic?) und das Publikum fing an, darüber zu debattiren, wie es durchaus nöthig ſei, daß die fremden (d. h. die potsdamer) Soldaten Berlin verließen und daß auch die Truppen, welche um Berlin konſignirt ſeien, ſich zurückzögen. Da war es denn unverkennbar, daß eine große Erbitterung gegen das Militär vorherrſchte, eine ziemlich inſtinktartige Erbitterung ohne politiſche Beimiſchung, wie jene in Folge unglückſeliger Mißverſtändniſſe in großen Städten nur zu oft vorkommt.

Gegen halb 2 Uhr trat der König auf den Balkon, verſuchte zu ſprechen und ein ihn begleitender Herr — irre ich nicht, Herr Bürgermeiſter Naunyn — ſagte mit lauter Stimme ohngefähr: — Der König will, daß Preſſfreiheit herrſche; der König will, daß der Landtag ſofort berufen werde; der König will, daß eine Konſtitution auf der freiſinnigſten Grundlage alle deutſchen Länder umfaſſe; der König will, daß eine deutſche Nationalflagge wehe; der König will, daß alle Zollſchlagbäume in Deutſchland fallen; der König will, daß Preußen ſich an die Spitze der Bewegung ſtelle .... Stürmiſcher, faſt trunken zu nennender Jubel herrſchte auf dem Platze. Leute aus den gebildetſten Ständen ſtellten ſich auf Wagen, um die freudige Kunde zu verbreiten. Der König trat nochmals auf den Balkon; er wehte mit dem Tuche. Ein Herr, den ich für den Herrn von Bodelſchwingh hielt, ſprach dann vom Balkon herab den Dank des Königs aus, aber auch zugleich deſſen Wunſch, daß nunmehr die Demonſtrationen aufhören möchten.“

Unſer Gewährsmann fügte ſich als treugehorſamer und wohlerzogener Unterthan ſofort dieſem Wunſche: er verließ den Schloßplatz und ging nach der Königsſtraße, um dort zu Mittag zu ſpeiſen. „Da ſah ich — ſo ſchließt er ſeinen Bericht — wie ſich die Leute vor Freude umarmten und wie ſie weinten. Die Frauen wehten aus den Fenſtern mit Taſchentüchern, das Material zur Illumination für den Abend wurde durch die Straßen getragen und die Bürger, die mir begegneten, riefen: Wir wollen auch auf den Schloßplatz, wollen auch unſerem geliebten König ein Vivat bringen. Es war 2 Uhr, ich befand mich im Kronprinzen, inmitten der Königsſtraße bei Tiſche; man ſammelte vor Freude für die Armen; Bürger kamen, um den Tag feſtlich zu begehen; man gratulirte ſich, daß der große Tag der Freiheit und der Wiedergeburt auch für Preußen hereingebrochen, glorreich hereingebrochen ſei, ohne Blutvergießen.“

In dieſem ganzen ſo lichten und lachenden Freudegemälde gibt es nur einen ſchwarzen Punkt: die „im Hintergrunde“ ſtehenden Proletarier mit ihrem: „Das hilft uns armen Leuten noch alles nichts!" Allein der dritte Stand, welcher ſeines Sieges ſicher zu ſein wähnte, hatte für dieſes Grollwort des vierten kein Ohr und beachtete nicht, daß hinter dem ſcheinbar gelöſ'ten politiſchen Problem der Gegenwart ſchon das ſociale der Zukunft drohend heraufſtieg. Leicht begreiflich freilich, daß in dem lauten Jubel des Augenblickes der dumpfe Vordonner eines am Saume des Horizonts heraufziehenden Gewitters verklang.

So zeigte denn die Stimmung der preußiſchen Hauptſtadt, ſo hatte die ganze Phyſionomie von Berlin nachmittags 2 Uhr am 18. März die vollſte Aehnlichkeit mit der Stimmung und Phyſionomie von Paris Abends vor 9 Uhr am 23. Februar. Alles ſchien Friede, alles war Freude. „Doch das Glück wendet ſich oft um", lautet der düſtere Kehrreim der altnordiſchen Ballade von Axel und Walborg.

7.

Es wandte ſich auch diesmal, plötzlich, geheimnißvoll, furchtbar.

Auf dem Schloßplatze von Berlin geſchah am 18. März um $2^1/_2$ Uhr nachmittags, was am 23. Februar auf dem Boulevard des Kapucines in Paris um 9 Uhr Abends geſchehen war.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm den Balkon verlaſſen, noch rauſchten die Vivatrufe tauſendſtimmig zu den Schloßfenſtern empor, als die Glückswendung eintrat, ein aus wolkenloſem Blau fallender Blitz.

Die Volksmenge vor dem Schloſſe war von 2 Uhr an immer dichter geworden. Kopf an Kopf ſtand ſie auf dem Platze ſelbſt geſtaut und ſtopfte die Mündungen der von demſelben auslaufenden Straßen. Mit einmal machte ſich in den Maſſen eine Strömung bemerkbar, welche der Jubelſtimmung augenſcheinlich entgegengeſetzt war. Wie es ſcheint, iſt dieſer jähe Umſprung zunächſt bewirkt worden durch den Umſtand, daß Mannſchaften vom 1. Garderegiment, die ſogenannten „Potsdamer“, gerade jetzt die Schloßportale beſetzten. Dieſen Potsdamern gab man ja das brutale Dreinfahren der Soldateſka an den vorhergegangenen Tagen hauptſächlich ſchuld. Der gegen dieſelbe angeſammelte Grimm und Groll wollte und mußte ſich Luft machen. Wie aus einer Kehle erſcholl demnach aus tauſenden der Ruf: „Soldaten fort! Militär zurück! Soldaten abziehen! Der König ſoll ſich unter den Schutz der Bürger ſtellen!“

Behauptet, aber nicht erwieſen iſt worden, daß dieſe tumultuariſchen Forderungen zu den Ohren Friedrich Wilhelms gelangt ſeien und daß der König durch einen der Herren ſeiner Umgebung die Antwort habe herunterrufen laſſen, „die Berliner würden ihm doch wohl nicht zumuthen, in einen unehrenvollen Rückzug der Truppen zu willigen“.

Während das Geſchrei: „Militär fort!“ mit geſteigerter Heftigkeit weiterging, wurde durch Mitglieder der berliner Bürgerſchützen an einem Hauſe des Schloßplatzes eine ſchwarzweiße Fahne aufgeſteckt, — gewiß auch nur ein Zeichen loyaler Unterthanenfreude, als welches die Fahne von vielen Leuten auf dem Platze mit Händeklatſchen begrüßt wurde. Allein die ungeheure Mehrzahl der Verſammelten klatſchte nicht mit. Im Gegentheil, ſie rief, demonſtrativ genug, nach der deutſchen, nach der ſchwarzrothgoldnen Fahne. Noch mehr, das Aufſtecken der preußiſchen Fahne, zuſammengehalten mit den Wahrnehmungen, daß zur gleichen Zeit die „Potsdamer“ die Wachtpoſten an den Zugängen des Palaſtes beſetzten und eine von der Schloßfreiheit herkommende Schwadron Gardedragoner bei der Stechbahn aufritt und Poſto faſſte, ſcheint in der Menge plötzlich die Vorſtellung eines gegen ſie geſponnenen Verraths geweckt zu haben, — eine Vorſtellung, welche ſich raſch zu dem rieſengroßen Argwohn aufbauſchte, es ſei gegen ſie, gegen die wehr- und waffenloſen Tauſende, ein kombinirter Angriff beabſichtigt und im Werke.

Nun entſteht auf dem Platze ſofort ein dumpfes Toben und

Toſen, ein wirrſäliges Geſchiebe und Gewühle, ein Drängen und Wogen nach allen Richtungen hin.

Sehr möglich, ſehr wahrſcheinlich ſogar, daß dieſe Angſtſymptome im Schloſſe keineswegs für ſolche, ſondern vielmehr für die Vorzeichen einer Angriffsbewegung angeſehen worden ſind. In ſolchen Augenblicken fieberhafter Nervenſchwingung haben ja die Menſchen überall und allzeit hohlſpiegelartig geſchliffene Vergrößerungsgläſer vor den Augen und dann reicht irgendein Ruck oder Zuck aus, um das Unheil in Gang zu bringen.

Die Dragonerſchwadron an der Stechbahn machte eine kurze Bewegung gegen den Platz herein. Das war der ſchlimme Ruck und Zuck.

Die Volksmenge, den Reitern das ſchlimmſte zutrauend, ſchreit ihnen entgegen: „Zurück! Zurück!“

Noch in dieſem Momente fehlt es keineswegs an beſonnenen Männern, welche eifrig jeden Nerv anſpannen, um die aufgeregte Maſſe zu beruhigen. Steht doch dort bei der Kurfürſtenbrücke ſo ein Beruhiger auf einer Droſchke und verſucht durch vorleſen der königlichen Patente den Tumult noch zu beſchwören, als dieſer bereits zur Kataſtrophe gelangt iſt.

„Zurück! Zurück!“

Die Dragoner wenden ihre Roſſe, als wollten ſie dem Rufe gehorchen.

„Bravo! Bravo!“ ruft jetzt die Menge, des vermeintlichen Abzugs der Reiter froh.

Aber das „Bravo!“ iſt noch nicht verklungen, da ſchwenken die Dragoner wieder um, ziehen ihre Pallaſche, ſetzen ihre Pferde in Trab und ſprengen auf die Menge ein, die wehrloſe wie eine Schafherde bis dahin, wo der große Kandelaber des Schloßplatzes ſteht, vor ſich hertreibend. In geſtrecktem Trab und mit geſchwungenen Säbeln! Das iſt eine hundertfach bezeugte Thatſache, obzwar man dem übelberathenen Könige die Lüge vorzugaukeln verſtand, die Reiterattake ſei eigentlich gar keine geweſen, maßen dieſelbe im Schritt und mit eingeſteckten Pallaſchen ſtattgefunden habe.

Das Schreckbild eines „kombinirten Angriffs“ ſcheint ſich verwirklichen zu wollen.

Denn gleichzeitig mit dem Einſprengen der Dragoner thut ſich das (von der Spree an gerechnet, zweite) Schloßportal auf und aus der Oeffnung bricht mit ſchlagenden Trommeln und gefällten Bajonnetten eine Kompagnie Grenadire hervor, entfaltet ſich, zieht eine Kette über den Platz nach der breiten Straße zu und geht, das Volk vor ſich herjagend, gegen die Kurfürſtenbrücke vor.

Da, auf dem äußerſten rechten Flügel der Kette, dicht an den Häuſern zwiſchen der Brücke und der breiten Straße, fallen aus den Reihen der Grenadire zwei Schüſſe.

Dieſe zwei Schüſſe, höchſt wahrſcheinlich nicht auf Kommando, ſondern rein zufällig nur aus Verſehen losgegangen, geben das Signal zum Aufſtand von Berlin.

Außer ſich vor Ueberraſchung, Angſt und Wuth, ſtieben die Maſſen auseinander, überall hin die Kunde des Geſchehenen tragend. Der Angſtruf: „Verrath!“ zetert, der Zornſchrei: „Waffen und Rache!“ gellt durch die Straßen. Die Plünderung der Waffenläden hebt an, das Herrichten der Büchſen, der Kugelguß, der Barrikadenbau.

In höchſter Betroffenheit eilte der General von Pfuel nach dem Schloſſe. Er erfuhr dort, daß er des Kommando's enthoben und daſſelbe dem General von Prittwitz übertragen ſei.

Alſo hätte jener Proletarier rechtgehabt, welcher um Mittag am Schloßportale dem Herrn von Savigny, der ihn herablaſſend belehren wollte, daß der König mehr bewilligt hätte, als verlangt worden ſei, zur Antwort gegeben: „Alter, das verſtehſt du nicht; man hat nichts bewilligt“ —? Alles wäre nur Täuſchung geweſen, um das Volk ſicher zu machen und das ſichergemachte deſto leichter vergewaltigen zu können?

Dieſe Frage iſt in den Abendſtunden des 18. März in der preußiſchen Hauptſtadt von Tauſenden, von Hunderttauſenden aufgeworfen und entſchieden bejaht worden. Nur aus dieſer allgemeinen Ueberzeugung, nur aus dieſer Empörung der Gemüther erklärt ſich die Thatſache, daß die Berliner, dieſe geborenen Reflexionsmenſchen und gebildeten Ironiker, eine Revolution oder wenigſtens ein Stück Revolution machten. Machten oder wenigſtens machen ließen. Denn wenn ohne weiteres zugeſtanden werden muß, daß nur ein kleiner Bruchtheil der berliner Bürgerſchaft aktiv an dem Kampfe ſich betheiligte, ſo war doch die paſſive Betheiligung der bürgerlichen Mittelklaſſen eine allgemeine. Die eigentlichen Kämpfer, d. h. die Walther vom Habenichts aus den gebildeten Ständen und die Arbeiter, ſie hätten ohne dieſe Unterſtützung, ohne dieſes Gewährenlaſſen von ſeiten des Bürgerthums gar nichts ausgerichtet und man hat ganz wahrheitsgemäß geſagt, daß kaum eine einzige Barrikade hätte errichtet werden können, ſo die Bürger es nicht wollten. Ein Bibelwort ging damals an dieſen Bürgern von Berlin in Erfüllung: — indem ſie nicht für die Regierung waren, waren ſie gegen dieſelbe. Da hilft kein nachträgliches leugnen, vertuſchen und beſchönigen. Hiſtoriſche Thatſache iſt und bleibt: die Vorgänge auf dem Schloßplatze hatten die ungeheure Mehrzahl der Bewohnerſchaft der preußiſchen Hauptſtadt revolutionär geſtimmt, und wer da einen Schulſack und in dem Trubel jener Stunden noch Zeit hatte, deſſelben ſich zu erinnern, der mag wohl mehr oder weniger artikulirt einen bekannten vergiliſchen Vers vor ſich hin parodirt haben: — Will es nicht biegen von obenher, ſo ſoll es brechen von untenauf!

8.

Aber wie war denn das alles ſo gekommen?

Die es ſagen wollen, wiſſen es nicht; und die es wiſſen, wollen es nicht ſagen. Oder wüßte es vielleicht kein Menſch? Auch das iſt gar nicht unmöglich. Sagen und Mythen die Hülle und Fülle, geſchichtliche Gewißheit keine.

Am Abend des 18. März war in Berlin die Ueberzeugung allgemein, auf dem Schloßplatze ſei das Komplott des „ſtrammen“ Militarismus, welcher für den Abſolutismus eingetreten, nachdem der „ſchlaffe“ Bureaukratismus die Flagge geſtrichen, zur Exploſion gekommen. Schon damals wurde die Legende in Umlauf geſetzt, im entſcheidenden Augenblicke ſei der Adjutant des Prinzen von Preußen, der Major Graf von Königsmark, zu den Dragonern bei der Stechbahn herangeeilt und habe dem kommandirenden Offizier den Befehl: „Einhauen! Einhauen!“ zugerufen. Hiſtoriſchen Werth hat natürlich dieſe unerwieſene Sage keinen, wenn nicht etwa als Stimmungs-Anekdote. Ebenſo ſind die im frommen Brütofen der dunkelrothen Reaktion nachträglich ausgebrüteten Lügenentenküchlein, in der Zeitungshalle hätte am Morgen des 18. März ein „Revolutionsausſchuß“ geſeſſen und beſchloſſen, einen Konflikt mit der bewaffneten Macht um jeden Preis herbeizuführen; ferner, „Böswillige“ hätten die bei der Stechbahn haltenden Dragoner beleidigt und gereizt, indem ſie „mit Stöcken und Regenſchirmen auf die Pferde und auf die Schenkel der Reiter ſtießen“; ſodann, die beiden Infanteriegewehre hätten ſich im Gedränge „durch das Dazwiſchenſtoßen Uebelwollender mit Stöcken“ entladen; endlich, ein „dritter Schuß ſei, um als Signal zu dienen, aus einem Fenſter der benachbarten Häuſer abgefeuert worden“ und ſofort nach dieſen Schüſſen ſei es „ſichtbar geweſen, wie einzelne der vorher ſo wild auftretenden Haufen in faſt geordnet zu nennender Weiſe davoneilten, wahrſcheinlich nach ſchon vorher beſtimmten Sammelplätzen“ — ja, alle dieſe frommen Lügenentenküchlein ſind hiſtoriſch nicht zu verwerthen, ſind überhaupt nur eben dazu zu gebrauchen, wozu der Sieur Gargantua des Rabelais gewöhnliche Entenküchlein zu verwenden pflegte.

Soweit die Akten bis jetzt vorliegen, wird ein über der Parteibornirtheit ſtehendes Urtheil dahin gehen, daß am 18. März die nachmittäglichen Ereigniſſe auf dem berliner Schloßplatze von keiner

Seite mit Vorbedacht herbeigeführt worden, ſondern die Folge einer Verkettung von Zufällen geweſen ſind.

Gegen dieſes Urtheil werden nun freilich die Herren Geſchichtekonſtrukteure von der ſouveränen Höhe ihrer Katheder herab gelehrteſte Grimaſſen ſchneiden und werden verbohrte Demokraten wie verbiſſene Gottesgnadenthümler um die Wette dagegen ankläffen. Das hilft aber alles nichts. Der Zufall, dieſer boshaft-luſtige Hofzwerg der Dame Hiſtoria, ſpielt in der bunten „Comoedia humana“ eine viel bedeutendere Rolle, als die Schulweisheit ſich träumt und die Parteidummheit begreifen kann.

Ganz blödſichtig vollends und blödſinnig iſt es geweſen, wenn man die Schloßplatzkataſtrophe mittelbar oder unmittelbar dem Könige auf Rechnung ſetzte. Niemand, ſoviel iſt ſicher, wurde durch dieſes „untoward event“ mehr und ſchwerer überraſcht als Friedrich Wilhelm ſelbſt und die furchtbare Wucht, womit es auf ihn fiel, wird bezeugt durch das ganze verhalten und gebaren des Monarchen während der folgenden Stunden und Tage, d. h. durch eine Halt- und Faſſungsloſigkeit, welche zwiſchen Extremen des empfindens und wollens hin- und herſchwankte, durch eine Rath- und Thatloſigkeit, welche aus der Lethargie gänzlicher Entmuthigung plötzlich zu einem Fieberanflug von Heroismus ſich hinaufphantaſirte, um dann ebenſo raſch wieder kraftlos zuſammenzuſinken. Die Billigkeit kann in Friedrich Wilhelm, was ſein reden, thun und nichtthun vom Abend des 18. März an bis zum 22. betrifft, nur einen mitleidswerthen Kranken erblicken, welcher von Quackſalbern und Charlatanen hin- und hergezerrt ward und ſich von ſolchen Wunderdoktoren ſelbſt die abenteuerlichſten Recepte verſchreiben ließ.

In dieſer Staatskriſis ſollte für alle ſehenden und hörenden Menſchen offenbar werden, daß Geiſtreichigkeit und Witzigkeit, Kunſtgeſchmack und Rhetorik, Myſtik und Romantik noch lange keinen König ausmachen. Schlichter Verſtand, feſter Wille und geradaus blickende Energie hätten in dieſer Kriſis ganz anders gehandelt, hätten das richtige getroffen.

Und das richtige, was wäre das richtige geweſen?

Die energiſche Niederwerfung des Aufſtandes oder noch beſſer die unſchwer zu bewerkſtelligende Verhütung der Möglichkeit deſſelben. Dadurch wäre ja, nur Phantaſten können es bezweifeln, dem preußiſchen Staatsgeiſt und Staatsbewußtſein unendlich viel beſſer entſprochen worden als durch ein halbes kokettiren und kapituliren mit der Revolution, unendlich viel beſſer als durch die ſchwächliche Hingabe an Phantaſmen, welche zu verwirklichen man ja doch nicht die Kraft, ja nicht einmal den rechten Willen hatte. Die ganze Folgezeit hat den Beweis erbracht, daß nicht allein der Hof, ſondern auch das Volk in Preußen die Märztage nur als einen böſen Traum betrachtete, welcher das naturgemäße, d. h. abſolut-monarchiſche Staatsdaſein unterbrochen habe. Die Minderheit, welche an das Märchen von der Reife und Befähigung des preußiſchen Volkes für das Selfgovernment redlich glaubte, war verſchwindend klein. An die Möglichkeit, eine preußiſche Republik zu ſchaffen oder auch nur zu denken, konnten vollends nur notoriſche Narren glauben. Daß aber etwa das berliner Volk eine Revolution gewagt oder gemacht hätte, um die ſyſtematiſirte Gaukelei, den Konſtitutionalismus, zu erobern, das muß der geſunde Menſchenverſtand als eine Lächerlichkeit verwerfen.

Was folgt aus alledem?

Daß die berliner Revolution in der That das geweſen iſt, als was ein weltgeſchichtlich gewordenes Wort, das wir ſogleich in Frakturſchrift auf weißer Leinwand erſcheinen ſehen werden, ſie bezeichnete: — ein Mißverſtändniß! Ein Mißverſtändniß von oben wie von unten, ein Mißverſtändniß von ſeiten des Königs wie des Volkes, ein großes Mißverſtändniß von A bis Z!

9.

Als von 3 Uhr ab der Ruf nach Waffen und Rache durch die Straßen raſ'te und das Volk die Rüſtungen zum Kampf an die Hand nahm, ſind von ſeiten der Bürgerſchaft wie von ſeiten des Hofes noch Verſuche gemacht worden, den Ausbruch der Gewaltſamkeiten hintanzuhalten oder ganz zu verhüten.

Der Kaufmann Guſtav Hiller erzählt uns: „Nach dem Schloſſe eilend traf ich an der Kurfürſtenbrücke ein Regiment Infanterie, der Oberſt an der Spitze. Ich ſchilderte ihm raſch, was in der Altſtadt ſchon vorgefallen“ — (die Entleerung der Schwertfegerbuden, das Aufreißen des Pflaſters, die Errichtung von Barrikaden, die gewaltſame Entwaffnung einzelner Soldaten und Wachtpoſten) — „und drang in ihn, ſich wenigſtens ins Schloß zurückzuziehen. Er ſagte: „Bringen Sie mir den Befehl von oben und ich weiche ſofort zurück.“ Durch dichtgedrängte Menſchenmaſſen gelangte ich dann in den Schloßhof. Die weiße Binde um den linken Arm verſchaffte mir durch die vielen Offiziere, welche im Portal und im Hofe ſtanden, ſo viel Raum, um bis zum General Fürſten Radziwill zu gelangen, welcher in der Mitte des Hofes ſtand. Auf meine dringende Vorſtellung: „Noch iſt das Blutbad zu vermeiden! Laſſen Sie mich raſch zum Könige!“ folgte ich dem Fürſten bis an die königlichen Gemächer. Aber Minute nach Minute verrann, der Fürſt kehrte nicht zurück und hoffnungslos, die Schrecken einer Revolution abzuwenden, kehrte ich zu meiner beängſtigten Familie zurück.“ Wie dieſer Zeuge haben noch mehrere Bürger und Stadtverordnete in Vermittelungsverſuchen ſich erſchöpft. Es kam aber dabei vorderhand nichts heraus als ein hin- und herſprechen mit verſchiedenen Miniſtern, Generalen und Prinzen auf dem Schloßhofe. Man wies die Vermittler vom Pontius zum Pilatus und umgekehrt. Jeder Beſcheid, welcher ihnen gegeben wurde, ſchloß mit dem Refrain: „Das geforderte zurückziehen der Truppen wäre gegen die Ehre der preußiſchen Armee.“ Vom Prinzen Karl wird gemeldet, derſelbe habe den Bürgern zugeſichert, daß er ihre Wünſche bei ſeinem königlichen Bruder befürworten werde. Der König ſelbſt war vor dem Losbruch des Kampfes für die bürgerlichen Friedensboten unzugänglich. Umgeben von Miniſtern, Generalen und Hofwürdenträgern, hielt er ſich in den inneren Gemächern des

Schloſſes, wo zwar zu dieſer Stunde viel haſtiges kommen und gehen, viel aufgeregtes wiſpern und flüſtern, viel geflügeltes Frage- und Antwortſpiel zu bemerken war, doch aber die gewohnte Haus- und Kleiderordnung noch ganz leidlich aufrecht blieb. Etliche Stunden ſpäter ſah es freilich im Palaſt anders aus und zwar ganz ſo, wie es in Paläſten auszuſehen pflegt, wenn die Revolution ſich anſchickt, in denſelben ihre Aufwartung zu machen.

Aber wenn der äußere Anſtand des Königthums noch beobachtet wurde, wie war es mit ſeinem inneren Halt beſtellt? Wackelig, ſehr wackelig! Allen Zeichen nach müſſen ſich die Anſchauungen und Entſchlüſſe in der Seele Friedrich Wilhelms wirbelwindig gejagt haben. Denn ganz widerſprechendes iſt uns aus jenen Stunden überliefert. Die plötzliche Enthebung Pfuels vom Kommando und ſeine Erſetzung durch den General von Prittwitz wurde allgemein für eine Drohung und für ein Symptom angeſehen, daß die „ſtramme" Militärpartei obenauf und zum handeln entſchloſſen ſei. Allein zugleich mit dieſer Thatſache ging vom Schloſſe das Gerücht aus, der König wolle die liberaliſirenden Schwatzhelden des Vereinigten Landtags ins Miniſterium berufen, den Allerweltsvermittler Schwerin, den kölner Cicero Kamphauſen, den Säuſeler Beckerath oder gar auch noch die „Luſtige Perſon" par excellence aller parlamentariſchen Poſſen der nächſten Jahre, den Herrn von Vincke. Gewiß iſt, daß in den leitenden Kreiſen vorübergehend Einflüſſe zur Geltung gelangt ſein müſſen, welche es nicht zum äußerſten kommen laſſen wollten. Allbekannte Thatſachen bezeugen das.

Die eine derſelben war jene Friedensmanifeſtation, die zu ſo vielen ſchlechten Witzen den Stoff geliefert hat, aber dennoch, falls ſie von Friedrich Wilhelm ſelber ausgegangen, dieſem nicht zur Unehre gereicht. Denn es lag ja darin das Eingeſtändniß, daß es ein großer Mißgriff geweſen, das angeordnet oder zugelaſſen zu haben, was um 2½ Uhr auf dem Schloßplatze geſchehen war.

Etwa eine Stunde war ſeither verfloſſen, als aus dem Schloßportal durch zwei bürgerlich gekleidete Männer ein zwiſchen zwei

Stangen befeſtigtes großes Stück Weißleinwand herausgetragen wurde, auf welcher mit großen ſchwarzen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Ein Miſſverſtändniß!“ Und darunter: „Der König will das beſte!“ Dieſe Friedensſtandarte trugen ihre beiden Träger über den ganzen Platz hin bis zur Kurfürſtenbrücke. Ein dritter Bürger (der Stadtſyndikus Möwes?) ging vorauf, ſchwenkte den Hut und rief: „Der König lebe hoch!“ Es wollte jedoch keiner der Anweſenden — lauter Leute, die erſt nach der Säuberung des Platzes durch die Truppen denſelben betreten hatten — in den Ruf einſtimmen. Die ganze Demonſtration vergeckte kläglich und that das Friedensbanner auch keine Wirkung, als es am ſpäteren Abend aus einem Fenſter des Schloſſes hing. Ebenſo wirkungslos blieben zwei weitere vom Palaſt ausgehende Beſchwichtigungsverſuche: zwei Proklamationen in Plakatform, die eine vom Miniſter von Bodelſchwingh, die andere vom Generaladjutanten des König, einem Herrn von Neumann, verfaſſt. Beide ſind nur wenigen Perſonen zu Geſichte gekommen und haben gar keine Beachtung gefunden.

Es war zu ſpät, auch hier zu ſpät! Schon heulten die Sturmglocken und auf den Barrikaden flatterte die „Freiheitsfahne“, das Schwarzrothgold.

10.

Zum erſten Opfer der anhebenden Straßenſchlacht war ein braver Soldat auserſehen, der Grenadir Theiſſen. Auf ſeinem Wachtpoſten bei der Bank in der Jägerſtraße von einem Volkstrupp mit der Aufforderung, ſeine Waffen abzugeben, überfallen, vertheidigte er mannhaft den Beſitz ſeines Gewehrs, bis dieſes im Ringen unverſehens ſich entlud und zwar in ſeine eigene Bruſt. Sterbend ins Lazareth getragen, hat er vor ſeinem Tode noch verordnet, daß, was er an Barſchaft beſäße, den Armen gegeben werden ſollte. Das erſte

Opfer auf der Seite des Volkes war ein Dienſtmädchen, Karoline Kleinfeld. Die erſte Barrikade war an der Ecke der Werder- und Oberwallſtraße errichtet worden und gleichzeitig die zweite an der Ecke der Oberwall- und Jägerſtraße, zwiſchen der „Zeitungshalle" und dem gegenüberſtehenden Eckhaus. Die erſte Barrikade wurde, kaum errichtet, kurz nach 3 Uhr, von einer Kompagnie des 2. Garderegiments genommen. Auf die zweite ſprengte eine Schwadron Dragoner aus der Jägerſtraße heran, mußte jedoch, mit Steinwürfen unſanft empfangen, wieder zurückgehen. Hierauf nahm die Gardeinfanterie nach Ueberwältigung der erſten Barrikade auch die zweite. Von dem Dache der Zeitungshalle herab mit Steinwürfen angegriffen, richteten die Soldaten ihr Feuer in die Höhe. Im dritten Stockwerke des Hauſes war das erwähnte junge Mädchen gerade an's Fenſter getreten mit den Worten: „Seinem Schickſal kann man ja doch nicht entgehen!" als eine von unten kommende Soldatenkugel ſie todt niederſtreckte. Eine andere Kugel tödtete in einem andern Gelaſſe des Hauſes den Schenkwirth der Leſeanſtalt. Als die Soldaten, ihren Erfolg ausbeutend, in die benachbarten Häuſer eindrangen, um „Rebellen" zu ſuchen, begannen jene buntdurcheinander vorgenommenen Verhaftungen und jene barbariſchen Miſshandlungen der Gefangenen, welche ein ſo eigenthümlich düſteres Licht auf die berliner Märzkämpfe geworfen haben. Freilich darf man, um auch hier Gerechtigkeit zu üben, nicht außeracht laſſen, daß es in der Natur von Straßenkämpfen liegt, die Truppen im höchſten Grade zu erbittern, weil dieſe leicht, ja mit Nothwendigkeit dazu kommen, in jedem Dachziegel eine Todesdrohung zu erblicken und hinter jedem Fenſter einen lauernden Todfeind zu wittern. Außerdem ſind ja ſolche Straßenſchlachten viel anſtrengender und erſchöpfender als Feldſchlachten, erregen, reizen und erboſen demnach die Soldaten auch mehr als die letzteren. Endlich ſind die Menſchen in Uniform eben auch Menſchen wie andere; folglich, wenn die Beſtie in ihnen einmal los iſt, will ſie ihre Beute haben und läſst ſich nicht ſo mir nichts dir nichts wieder an die Kette legen . . . .

Wie der ganze Straßenkampf zweifellos kein planmäßig vorbereiteter, ſondern ein plötzlich und inſtinktmäßig unternommener geweſen iſt, ſo war auch die Leitung deſſelben eine improviſirte und ſo zu ſagen rein naturaliſtiſche. Zwar werden uns einige Führer und Barrikadenchefs genannt, wie die Herren Eichler und Berends, der Thierarzt Urban und der Drechſler Heſſe, zwar ſehen wir an der Spitze einer Kämpferſchar einen jungen Polen in Ulanenuniform und die Konföderatkamütze auf dem Kopf erſcheinen, zwar ſoll auch ein Junker und Rittmeiſter außer Dienſt, ein Herr von B., auf einer Barrikade kommandirt haben; allein dieſe und andere Führergeſtalten tauchen nur ganz flüchtig aus dem Kampfwirrwar auf, um ſofort wieder anderen, ebenſo flüchtig erſcheinenden und wieder verſchwindenden platzzumachen. Der junge „Pole“ hat ſich ſchließlich gar als ein Ruſſe entpuppt und alſo den Leibhiſtorikern der Reaktion ihr Phantaſiegemälde von der berliner Märzrevolution um eine koſtbare Figur ärmer gemacht. Daß „unſere Leit'“ als Barrikadenkämpfer beſonders ſich hervorgethan hätten, iſt auch nirgends erwieſen und ſo ſei denn hier dem Mythus, daß „Polen und Juden“ die eigentlichen Verurſacher und Durchfechter des großen berliner „Miſſverſtändniſſes“ geweſen, für immer der Abſchied gegeben.

Das aber iſt wahr, die Berliner wußten ſich in die Sachlage, wie ſie nun einmal war, ganz wunderſam zu finden und zu ſchicken. Die Bevölkerung entwickelte ein gut Stück Revolutionsgenie und bemächtigte ſich gleichſam durch Intuition aller Geheimniſſe der Barrikadoſophie. Alles wurde zu Waffen umgeſchaffen oder wenigſtens zu Mitteln der Vertheidigung und des Angriffs. Zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends war die Stadt bis in die entlegenſten Quartiere hinaus mit Barrikaden bedeckt, die zum Theil einen ſehr ſoliden Bau aufwieſen. Als vollkommene Barrikaden-Meiſterſtücke thaten ſich die Verſchanzungen am Alexandersplatze und am köllniſchen Rathhauſe hervor. Die Bewaffnung der Vertheidiger dieſer Wälle war beſonders zu Anfang eine ſehr ärmliche und bunte und die Zaunpfähle, Miſtgabeln, Schüreiſen und halbverroſteten Sarraſſe wurden nur ſehr allmälig durch brauchbare Schießgewehre erſetzt. Der Umſtand übrigens, daß ſo viele Soldaten durch Büchſenkugeln niedergeſtreckt worden ſind, weiſ't deutlich genug darauf hin, daß auch Beſitzer von feinen Gewehren, d. h. wohlhabende Bürger, aktiv an dem Kampfe ſich betheiligt haben müſſen.

Falls das alberne Märchen von einer planmäßig in Scene geſetzten Empörung mehr als ein Märchen wäre, ſo müßten ſich ſchlechterdings Spuren eines gemeinſamen Operationsplans der Rebellen auffinden laſſen. Davon iſt aber gar keine Rede, nicht von einer leiſeſten Spur. Der einzige Plan, der hier nachweisbar, war der Volksinſtinkt, während die Methodik der Kampfführung durch die Traditionen der pariſer Straßenkämpfe an die Hand gegeben worden ſein mag.

Die Streitkräfte, womit die Regierung zur Niederwerfung des Aufſtands verſchreiten konnte und wirklich verſchritt, waren beträchtlich. Sie hatte zu ihrer unmittelbaren Verfügung an 12,000 Mann ſchlagfertiger Infanterie, welche durch raſches Herbeiziehen nahegelegener Garniſonen auf die Stärke von nahezu 20,000 Mann gebracht wurde; ferner 3 Regimenter Reiterei, die Garde-du-Korps ungerechnet, und eine entſprechende Artillerie. Die Kavallerie kam wenig und nur zu Anfang des Kampfes zur Verwendung. Dagegen haben von den anweſenden Infanterieregimentern, Garde und Linie, ſo ziemlich alle mehr oder weniger am Gefechte ſich betheiligt. Des Generals von Prittwitz Feldzugsplan ſoll dem ähnlich geweſen ſein, welchen der Marſchall Bugeaud in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar entworfen hatte. Die Verbindung zwiſchen dem Schloßplatze, dem Gensdarmenmarkt und der Straße unter den Linden ſollte unbedingt offen gehalten werden. Dieſe Oertlichkeiten ſollten der Mittelpunkt aller Operationen ſein und bleiben. Von hier aus ſollten Kolonnen in die einzelnen Stadttheile entſendet werden, aber dieſe Kolonnen müßten ſtets miteinander Fühlung haben und ſollten ſchließlich den außerhalb der Stadt aufgeſtellten Truppen die

Hand reichen, um mittels eines gleichzeitigen und allgemeinen Angriffs von innen und außen die Rebellion zu zerquetſchen. Dieſer Plan mochte nicht übel ſein, aber mit der Ausführung haperte es.

11.

Zur gleichen Zeit, wo in der Oberwallſtraße der erſte Truppenangriff auf die Verſchanzungen der Empörung ſtattgefunden hatte, war vor dem oranienburger Thore der erſte Kartätſchenſchuß auf das Volk losgebrannt worden. Studenten waren, die deutſchen Farben an den Hüten und die Schläger in den Händen, zu Fuß und zu Pferde dorthin geeilt, um die Arbeitertauſende der großen Maſchinenbauwerkſtätten zum Kampf aufzurufen, und es iſt eine charakteriſtiſche Thatſache, daß unter dieſen ſtudentiſchen Rufern zum Kampfe gerade ſolche die eifrigſten waren, welche man zwei Tage zuvor, als ſie mit ihrem loyalen Anerbieten ins Schloß gekommen, daſelbſt ſo ſchnöde hatte abblitzen laſſen.

Der maſſenhafte Eintritt der „Feuerarbeiter" in den Kampf gab dieſem erſt ſeinen rechten Schick und ſeine rechte Wucht. Nachdem ſie ſich mit Eiſenſtücken nothdürftig bewaffnet hatten, begannen ſie damit, das Straßenpflaſter vor dem Thor aufzureißen und daſſelbe zu einer Barrikade aufzuthürmen, weil es hieß, Reiterei, die draußen in den Dörfern lag, wollte in die Stadt rücken. Da kommt ein Offizier aus der Stadt zu der in der Nähe des Thors gelegenen Artilleriekaſerne geſprengt als Ueberbringer des Befehls: „Vier Geſchütze nach dem Schloſſe!" und das gibt der Sache eine andere Wendung. Die Abfahrt der Kanonen ſoll verhindert werden. Ein Student zu Pferde ſetzt ſich an die Spitze einer Arbeiterſchar und führt dieſelbe über die Barrikade hinweg zum Angriff auf die Kaſerne. Der Offizier tritt an der Spitze ſeiner Artilleriſten dem Angriff auf dem Kaſernenhof entgegen. Der Student feuert ein Piſtol auf den

Offizier ab, ohne ihn jedoch zu treffen, und greift ihn dann mit dem Schläger an. Die Arbeiter folgen ihrem Führer und treiben die Kanoniere in die Kaſerne zurück, vermögen jedoch nicht in dieſelbe einzudringen. Während dieſer Angriff ſtattfindet, wirft ſich ein anderer Arbeitertrupp auf das am Thorgebäude befindliche Montirungsmagazin, erbricht daſſelbe und vertheilt die drinnen erbeuteten Waffen. Da kommt eine Haubitze, welche die Kaſerne durch das Hinterthor verlaſſen hat, im Galopp um die Ecke und in die Friedrichsſtraße hereingefahren, protzt ab und gibt Feuer. Es war nur ein blinder Schuß. Die Arbeiter ſtürzen auf das Geſchütz los, andere verſuchen das Thor zuzuſchlagen. Aber das gelingt ihnen nur mit dem einen Flügel. Der andere bleibt offen und durch dieſe Oeffnung kracht ein zweiter Schuß, eine vollwichtige Kartätſchladung von 40 bis 50 ſechslöthigen eiſernen Kugeln in die dichte Menſchenmaſſe hinein, welche ſich in der Thorhalle zuſammengedrängt findet. Die Wirkung iſt, wie ſie ſein muß. Eine Anzahl von Getroffenen, darunter auch der ſtudentiſche Führer, ſtürzt todt oder tödtlich verwundet zu Boden und in wildeſter Flucht ſtiebt und ſpritzt die Menge unter fürchterlichem Wuth- und Rachegeſchrei nach allen Seiten hin auseinander.

Hunderte von Arbeitern und tauſende ſind wohl erſt durch dieſen Mordſchuß in die Reihen der Aufſtändiſchen getrieben worden. Noch vor Einbruch der Nacht bildeten dieſe gliederſtarken Geſellen die Hauptwehr der Barrikaden. Die Volksrache jedoch ließ ihren Grimm über das von ſeiten der Artillerie Erlittene zunächſt an den koloſſalen, mit Kriegszeug aller Art angefüllten, an der Straße nach Oranienburg gelegenen „Wagenhäuſern der Artillerie“ aus, welche in Brand geſteckt wurden und die ganze Nacht hindurch lichterloh brannten.

Anderwärts kam das Straßengefecht von beiden Seiten in immer hitzigeren Gang. Die Truppen, welche jene erſte Barrikade bei der Zeitungshalle genommen hatten, rückten von dort bis zu der Ecke vor, welche durch die Oberwallſtraße und den Hausvogteiplatz gebildet wird. Hier jedoch wurden ſie mit einem ſo heftigen Gewehrfeuer empfangen, daß die Kolonne ſtockte. Insbeſondere von dem

Dache des Eckhauſes, wo die Mohren- und die Jeruſalemerſtraße zuſammenlaufen, regnete es Kugeln auf die Soldaten. Eine Umgehung wurde verſucht, indem eine Kompagnie der Garde durch die Mohrenſtraße nach dem Hausvogteiplatze gelenkt ward. Dieſe Kompagnie richtete mehrere Salven nach den Dächern und verſchritt dann zur Wegnahme der ihren Weg ſperrenden Barrikaden, vermochte das aber nicht zu vollbringen, weil der von allen Dächern auf ſie niederpraſſelnde Steinhagel ſie zum innehalten zwang. Hierauf machten die Truppen Kehrt und zogen ſich möglichſt raſch nach dem Gensdarmenmarkt zurück.

Der Abend verging und die Nacht kam, eine weiche, warme Lenznacht, deren Milde und Stille mit dem wilden Toben der Straßenſchlacht wunderſam kontraſtirte. Der Vollmond ſtand groß und klar in der Himmelswölbung und überſchüttete die Gaſſen und Plätze mit ſeinem weißen Lichte. Das war wie ein blaſſes Lächeln der Ironie über ein Treiben, welches ſo gar nicht berliniſch, ſo ganz nicht preußiſch ausſah. Vielleicht aber hat ſich der alte Geſelle nicht ſehr darüber verwundert, was er da unten erblickte. Er hat ja hinlänglich Zeit gehabt, zu erfahren, daß der alte und ewige Krieg aller gegen alle bei Nacht ſo wenig ſtillſteht als bei Tage, daß die Menſchen denſelben ſogar in ihren Träumen fortführen. Warum alſo erſtaunen, wenn dieſer Krieg in der preußiſchen Hauptſtadt zur Abwechſelung einmal die abſonderliche Form des Barrikadenkampfes angenommen hatte? Der gute Mond mochte denken: Das alte Lied, die alte Leier —

„Was ſoll uns denn das ewige ſchaffen?
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!“

Aber in die Berliner war eine helle Empörungsfreudigkeit gefahren. Der Kampflärm hatte ſeine berauſchende Wirkung gethan. Mehr und mehr nahm ſich die Geſammtheit oder wenigſtens die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung hilfreich der kämpfenden Rebellen an. Kaufleute öffneten denſelben ihre Magazine, Krämer ihre Läden, Frauen und Mädchen trugen ihnen Speiſe und Trank zu, Knaben goſſen Kugeln für ſie. Die berliner Anſtelligkeit bot ihren ganzen Witz auf, die Vertheidigungsmittel zu mehren und Angriffswaffen zu beſchaffen. Man möchte faſt ſagen, daß der Humor der Oberkommandant auf den Barrikaden geweſen ſei: ſo kordial-witzig ging es hinter den Bruſtwehren dieſer Verſchanzungen her. Beim Anrücken der Truppen zerſtreuten ſich die plaudernden und lachenden Gruppen, um fröhlich den Kampf aufzunehmen. Jeder ging an ſeinen Poſten, die einen an die Schießlöcher der Barrikaden, die andern auf die Dächer der anſtoßenden Häuſer, um von dort herab das Steinwurfgeſchütz wirken zu laſſen.

Zu den am beſten gebauten und am tapferſten vertheidigten Barrikaden gehörte die ſchon erwähnte am köllner Rathhaus. Ihr Erbauer, der Mechaniker Siegriſt, leitete auch die Vertheidigung. Ein Augenzeuge, der von ſeiner Wohnung in der Breitenſtraße aus die Vertheidigung mitanſah, hat darüber ſo berichtet: — „Es dunkelte. An der Barrikade ſah man Lichter funkeln, auch rothe Bivouaksflammen fingen an zu leuchten. Da fielen, etwa um 7 Uhr, die erſten Schüſſe. Bald darauf rückte die Infanterie in breiten Zügen an, theilte ſich und fiel zu beiden Seiten der Straße ab, auf dem Bürgerſteige an den Häuſern vorgehend. Alle Hausthüren waren geſchloſſen, die Häuſer der Straße nach dem köllner Fiſchmarkte zu erleuchtet. Nun hörten wir Pelotonfeuer, dann anhaltendes ſchießen. Nachdem daſſelbe eine Viertelſtunde angehalten, kehrten die Truppen vereinzelt zurück. Es wurden Verwundete geführt, Gefangene fortgeſchleppt. Genommen war die Barrikade nicht, doch hatte man verſchiedene Häuſer, aus denen geſchoſſen worden, erſtürmt und dort die Gefangenen gemacht. Nach kurzer Friſt wieder Schüſſe von der Barrikade her und ſofort erneuter Angriff durch die Truppen. Gegen 9 Uhr, nachdem der Kampf etwa dreimal begonnen und wieder aufgehört hatte, ertönten die Straßen plötzlich vom raſſelnden Dröhnen der Kanonen. Die Infanterie hatte ſich nach beiden Seiten geöffnet und wir ſahen Geſchütze auffahren, die zwei Häuſer vor dem meinigen Halt machten und abprotzten. Die Geſchütze krachten, die Fenſter zitterten. Die Artillerie protzte auf, ging zurück, die Infanterie abermals vor. Es erneuerte ſich alles ſchon vorhergegangene und ſo wiederholte ſich, ohne daß irgendein erheblich abweichendes Moment, irgendeine Kriſis ſichtbar geworden wäre, der entſcheidungsloſe Kampf vier oder fünf mal. Die Artillerie rückte immer näher und ihre Kugelſendungen wechſelten mit dem Peloton- und Einzelfeuer der wiederholt angreifenden Infanterie. Von Zeit zu Zeit hörten wir das Brauſen eines wilden Männergeſchrei's von der Barrikade her; doch es war weder das Zeichen eines Sieges noch das einer Niederlage. Bis nach 1 Uhr in der Nacht dauerten dieſe Kämpfe. Dann wurde es ſtill ..."

Als ein Stück proletariſchen Heldenthums muß der Verſuch anerkannt werden, die ſchwache Barrikade zu vertheidigen, welche die Jägerſtraße von der Friedrichsſtraße abtrennen ſollte. Als die Truppen von den Linden heranrückten, zogen ſich die Vertheidiger nach einer an der Ecke der Taubenſtraße errichteten Verſchanzung zurück. Nur zwei blieben, der neunzehnjährige Schloſſergeſell Glaſewald und der ſiebzehnjährige Schloſſerlehrling Ernſt Zinna. Der Geſell feuerte ſeine Büchſe auf die Soldaten los, erhielt aber im gleichen Augenblick einen Schuß, welcher ihm den Arm zerſchmetterte und ihn kampfunfähig machte. Wie nun die Truppen ſich anſchicken, die Bruſtwehr der Barrikade zu erklimmen, ſtürzt der Lehrling aus derſelben hervor, wirft ſich auf den Offizier und verſetzt demſelben mit ſeiner Waffe, einem alten Krummſäbel, einen Hieb in den Hals. Ein Halbdutzend Gewehre entladen ſich ſofort auf den kühnen Knaben. Gewandt ſich bückend, entgeht er den Kugeln, rafft drei Pflaſterſteine auf und ſchleudert dieſelben einen nach dem andern den Soldaten entgegen. Da ſchlägt ihm eine tödtliche Kugel in den Unterleib. Er bedeckt die Wunde mit beiden Händen, flüchtet ſich in eine offene Hausthüre, ſinkt um und ſtirbt ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben.

Wenn alſo der arme Knabe auf der Seite des Volkes ein Beiſpiel von naivem Heroismus gab, ſo hat dagegen auf der Seite der Truppen ein Offizier, Hermann Tüpke vom 37. Infanterieregiment, ein Beiſpiel gegeben, wie ein gebildeter und tapferer Mann mit bewuſſtem Heldenmuthe dem Tod ins Antlitz ſieht. Den Angriff auf eine Barrikade in der neuen Königsſtraße mit Entſchloſſenheit leitend, iſt er durch einen Schuß in die Bruſt lebensgefährlich verwundet worden. Nach einigen Tagen verſchied er, nachdem er in der Todesſtunde zu einem Freunde die Worte geſprochen hatte: „Der dem Geiſte der Zeit widerſprechende Gegenſatz zwiſchen Bürger und Soldat muß aufgehoben werden. Weil dies nun, wie es ſcheint, nur auf gewaltſamem Wege geſchehen kann, ſo müſſen nothwendig Opfer fallen, und darum ſchmerzt es mich nicht, eins der Opfer für Deutſchlands Wiedergeburt zu ſein."

Wenn ſolche Einzelzüge aus dem düſteren Nachtgemälde hell hervorleuchten, ſo wird daſſelbe auch durch einen denkwürdigen Generalzug gekennzeichnet: durch die Abweſenheit aller Gemeinheit auf ſeiten des Volkes. In all dem anarchiſchen Wirrwarr dieſer Kampfnacht war eine gewiſſe ſittliche Ordnung und die Barrikadenleute haben ſich — nur nichtswürdige Lakaien von vornehmer und geringer Sorte können das beſtreiten wollen — inbetreff der Humanitätsrückſichten wie der Eigenthumsverhältniſſe muſterhaft benommen. Unter den 700 Gefangenen (in runder Summe), welche am 18. März und während der folgenden Nacht vom Militär gemacht und die in den Kellern des Schloſſes wie auf dem Transporte nach Spandau ſo barbariſch miſſhandelt wurden, hat ſich amtlicher Unterſuchung und Bezeugung zufolge nicht ein einziger kriminaliſch beſtrafter befunden! Von dem unmenſchlichen Wüthen der Soldaten gegen Kämpfer und Nichtkämpfer, gegen Gefangene und ganz Unbetheiligte, ja ſogar gegen Greiſe, Frauen und Kinder ſticht auch ſehr vortheilhaft ab der gutmüthige Humor, womit das Volk bei Gelegenheit ſeine wehrloſen Feinde behandelte. Zeugniß hierfür gibt z. B. jener hochkomiſche Auftritt, als am Morgen des 19. März in der Nähe des Schloſſes ein hochgeſtellter und tiefverhaſſter Staatsbeamter von der Menge erkannt und unter allerdings nicht gerade höflichen Redensarten umringt wurde. Der Jammermann flüchtete aus dem Kreiſe und verbarg ſich in einem nahen Kellerloche, ward aber dort aufgeſpürt und hervorgezogen. Um ihn bedrohlichem zu entziehen, fiel es einem Proletarier ein, dem Zitternden mit Kreide und in großen Buchſtaben auf den Rücken zu ſchreiben: „National-Eigenthum“ — und dieſer Witz fand ſolchen Beifall, daß die lachenden Leute den Angſtmenſchen nicht nur ungeſchoren laufen ließen, ſondern auch denſelben ſchützend zu ſeinem Hauſe geleiteten.

12.

Die Truppen thaten mit Muth und Ausdauer ihren mühſäligen und gefahrvollen Dienſt. Sie litten ſchwere Noth und erfuhren beträchtliche Verluſte an Todten und Verwundeten*). Die Antibarrikadentaktik war im März von 1848 noch nicht erfunden; ſie ward es erſt drei Monate ſpäter und kam dann ſofort im größten Stil in Anwendung, als in Paris die ſchreckliche Juniſchlacht geſchlagen wurde. Aus den ganz neuen Umſtänden und Ueberraſchungen, welche der nächtliche Straßenkampf für die preußiſchen Truppen mit ſich brachte, wird ein gerechter Sinn die gräßlichen Auftritte, welche die Wuth der Soldaten herbeigeführt hat, zwar nicht ganz, aber doch zu einem guten Theil erklären.

---

*) Nach den amtlichen Liſten 274 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Es hieß freilich, die wirkliche Zahl der Gefallenen und Verwundeten ſei viel größer geweſen, aber Beweiſe für dieſe Ausſage ſind keine beizubringen. Auf der Seite des Volkes ſind etwa 230 Perſonen, darunter auch Frauen und Kinder, gefallen oder tödtlich verwundet worden. Leider darf nicht verſchwiegen werden, daß unter dieſen Opfern eine nicht kleine Anzahl ſolcher ſich befanden, die beim eindringen der Soldaten in die Häuſer oder aber als Gefangene wehrlos niedergemacht wurden. „Das iſt der Krieg!“ pflegt man bei ſolchen Vorkommniſſen zu ſagen. Die Mehrzahl der gefallenen Barrikadenkämpfer gehörte dem Handwerkerſtande an, die Minderzahl beſtand aus Gelehrten, Künſtlern, Studenten und Kaufleuten. Geheimeräthe, Juſtizräthe, Konſiſtorialräthe und Kommerzienräthe waren allerdings nicht darunter.

Zu leugnen ſind dieſe Barbareien nicht. Sie beſchönigen, heißt einer Infamie, ſie verſchweigen wollen, heißt einer Geſchichtefälſchung ſich ſchuldig machen. Nicht dadurch wird die ſchwärende Wunde einer furchtbaren Erinnerung geheilt, daß man das Pflaſter der Lüge darüber klebt, ſondern dadurch, daß man ſie mit dem Feuer der Wahrheit ausbrennt.

Es iſt ein Zeuge da von anerkannt königlich-preußiſcher Geſinnung, ein Mann, gegen deſſen Glaubwürdigkeit von keiner Seite her die leiſeſte Einwendung vorgebracht werden konnte, Herr Auguſt, damals Direktor des köllner Gymnaſiums zu Berlin. Dieſer Gelehrte hatte eine Amtswohnung im köllner Rathhauſe, vor welchem eine der gewaltigſten Barrikaden errichtet war. Den Erbauern und Vertheidigern derſelben gegenüber hielt ſich Herr Auguſt, wie er ſich ausdrückte, „auf dem Standpunkte der verſöhnenden Neutralität“. Sie ihrerſeits verſprachen, im Inneren des Gebäudes keinerlei Verheerung und Zerſtörung vorzunehmen, und hielten gewiſſenhaft ihr Wort. Um 10 Uhr Abends fingen die Kanonen gegen die Barrikade zu feuern an. Die Vertheidiger behaupteten den furchtbarſten Kartätſchfeuer zum Trotz ihre Verſchanzung bis nach Mitternacht. Dann erſt entſchloſſen ſie ſich, da ihnen die Munition gänzlich ausgegangen war, zum Ab- und Rückzug. Nun drangen die „Potsdamer“ über die Barrikadentrümmer hinweg in das Rathhaus. „Ich ergriff ſchnell das Klingelſchild meiner Eingangsthüre — berichtet Herr Auguſt — rief den Offizieren zu, daß hier eine Privatwohnung mitten im Rathhauſe ſei, nannte mich, verſicherte mit Verpfändung meines Lebens, dies ſei die einzige Thüre meiner Wohnung. Man möge ſie beſetzen, ich würde meine Familie rekognoſciren, dann könne man verhaften; aus meinen Fenſtern ſei nicht geſchoſſen, Verwundete zu pflegen ſei Chriſtenpflicht. Meine Worte wirkten nicht; es zeigte ſich hier die grauſame Wirkung der Maßregel, fremde Regimenter zur Aufrechthaltung der Ordnung nach Berlin berufen zu haben. Offiziere hieſiger Garniſon hätten mich leichter erkannt oder hätten die Wahrheit meiner Worte ſchneller begriffen. Hier trat Unkunde zur Wuth, die an ſich ſchon blind war. Ich fühlte den Degen eines Offiziers in meinem Geſicht und ſah mein Blut herabrieſeln. An Ausrufungen der Verwünſchung ließen es die Herren auch nicht fehlen. Kolbenſtöße, Bajonettſtiche, Schüſſe bedrohten mein Leben. Ich riß mir die Kriegsmedaille ab und rief den Wüthenden entgegen, daß ich für das Vaterland und den König gefochten, noch ehe ſie lebten, daß ich Kriegsſitte kenne, daß ihre Grauſamkeit und Mordluſt ein Schandfleck für das preußiſche Heer ſei. Durch dieſe meine Rede entging ich dem Tode, aber nicht den Miſſhandlungen. Meine Bitte für die Meinigen fand kein Gehör. Dieſe waren in dem engen Raume der Küche, dem einzigen, der nach keiner Straße hinausliegt, zuſammengedrängt. Meine Frau, drei erwachſene Töchter, meine beiden jüngſten Kinder noch in Betten, mein halberwachſener Sohn in Geſellſchaft zweier Schweſterſöhne meiner Frau. Ohne mich anzuhören, packten mich die Gardiſten feſt, dann riß man zuerſt meinen Neffen, den stud. jur. Hermann von Holtzendorff, am Barte von der Seite meiner Frau, als ob dieſer Bart beſonders verdächtig ſei.; nach ihm meinen zweiten Neffen, den Schulamtskandidaten Georg Zelle. Auch mein Sohn Richard entging der Wuth nicht; an den Haaren aus den Armen der Mutter, der man das Bajonett auf die Bruſt hielt, fortgezerrt, wurde er draußen auf dem Flur zu anderen geſtellt, die man in meiner Wohnung gefunden hatte. Inzwiſchen verſchwendete ich fruchtloſe Bitten an die Offiziere, mich bei den Meinigen zu laſſen. Ich wurde mit allen Verhafteten fortgeſchleppt und erhielt auf der Treppe viele Kolbenſtöße, zuletzt noch an der Ecke der Scharrenſtraße von einem Tambour Schläge auf den Kopf mit dem Trommelſtock, ohne daß ihn der Offizier davon zurückhielt. So allgemein war das Vergnügen an Miſſhandlungen bei den potsdamer Garden verbreitet. In der Breitenſtraße gelang es mir, mich einigen höheren Offizieren bemerklich zu machen. Die Generale von Aſchoff und von Rauch befreiten mich und meinen Sohn und erwieſen mir auf meine Bitten die Liebe, mich durch die höchſt aufgebrachten Soldaten, die bei jedem Schritt auf mich Blutenden eindringen wollten, zu den geängſteten Meinigen zu führen. Der Herr Oberſt von Bonin trat zu mir heran und ſagte mir die baldige Befreiung meiner beiden Neffen zu. Einer derſelben, Georg Zelle, der bei ſeiner Feſtnehmung einen Bajonettſtich in den Arm erhalten hatte, wurde um 2 Uhr frei. Der andere aber, Hermann von Holtzendorff, war bereits ein Opfer ſoldatiſcher Wuth geworden. Er wurde zuerſt ganz rückſichtslos fortgeſchleppt und von zwei Soldaten, die die Wege zum Schloſſe nicht kannten, in die Roßſtraße, mitten unter die erbitterten Bürger geführt. Auf den Ruf „Loslaſſen!" entließ ihn einer der Gardiſten. Da erſchoß ihn der andere und dieſe Unthat brachte das ſchmerzlichſte Unglück über einen Familienverband, der treue Anhänglichkeit an den König nie verleugnete . . ." Unanfechtbare Zeugniſſe ſtellen es feſt, daß die „Potsdamer" überall ſo oder ähnlich verfuhren wie hier. Ja, ſo wurde in allen Häuſern verfahren, von denen die Soldaten glaubten oder angaben, daß daraus geſchoſſen worden oder daß „Rebellen" darin eine Zuflucht geſucht hätten. Ob Schuldige oder Unſchuldige, ob auch nur Greiſe, Frauen und Kinder vorgefunden wurden, gleichviel — „man druff!" Es ſtand in der Willkür der Offiziere und Soldaten, ob die gemachten Gefangenen ſofort niedergeſchoſſen oder aber nach ausgeſuchten Miſſhandlungen weiteren Qualen entgegengeführt werden ſollten. Einer der vielen blutigen Auftritte, welche an die Gräuel der ſpaniſchen und mexikaniſchen Bürgerkriege erinnern, hat in einem Eckhauſe des Spittelmarktes geſpielt. Unter Führung eines Herrn Hauptmanns von Pannewitz waren Soldaten vom 2. Garderegiment in dieſes Haus gedrungen. In einem Zimmer fanden ſie zwei gutgekleidete, faſt noch dem Knabenalter angehörende junge Leute bewaffnet vor. Sogleich befahl der Herr Hauptmann, die Rebellen niederzuſchießen, was auf der Stelle geſchah. Die Wände und Möbeln des Zimmers waren von der umhergeſpritzten Gehirnmaſſe der armen Knaben bedeckt.

Genug des gräſſlichen und überflüſſig auch, die ſämmtlichen Straßengefechte vor Augen zu führen. Sie wurden von den Empörern ohne Zuſammenhang, wie ohne einheitliche Leitung gefochten. Am heißeſten ging es her bei der Vertheidigung der Barrikaden in der Taubenſtraße und am köllner Rathhauſe, beim Angriff auf das Landwehrzeughaus in der Lindenſtraße, ferner bei der Hausvogtei und auf dem Alexanderplatz. Auch in der Luiſen- und Dorotheenſtraße iſt hartnäckig und blutig gekämpft worden. Endlich ebenſo in der Königsſtraße, einer Hauptpulsader der Stadt, die zu den ſchmaleren Straßen gehört und deſſhalb zum Barrikadenkriege ſehr geeignet war. Hier reihte ſich denn auch Schanze an Schanze. Schon gegen 5 Uhr Abends ſchritt das erſte Garderegiment von der langen Brücke her zum Angriff. Aber die ganz unerwartete Kraft des Widerſtandes machte die Sturmkolonne ſtutzen und ſogar, als in ihren Reihen die Verwundeten niederſtürzten, zurückweichen. „Wie, die Garde weicht?“ rief der auf dem Schloßplatze ſtehende General von Neumann den Wankenden zu, worauf es ſofort wieder vorwärts ging. Allein der Infanterieangriff wollte doch nicht flecken. Man mußte Artillerie zur Hilfe nehmen. Um 5 Uhr ſauſ'ten die erſten Granaten und bald darauf praſſelten Kartätſchenladungen von der langen Brücke her in die Königsſtraße hinein. Wie erbittert Angriff und Vertheidigung geweſen, zeigte am folgenden Tage das Ausſehen der Straße, ein jammervolles Bild der Zerſtörung. Um 7 Uhr war die Garde unter dem Schutze des Geſchützfeuers Schritt für Schritt bis gegen die Königsbrücke vorgedrungen. Hier ſetzten die an der neuen Königsſtraße und anderen Stellen des Alexanderplatzes erbauten Barrikaden ihrem weiteren Vorſchreiten ein Ziel. Das Feuern von beiden Seiten währte aber mit kurzen Pauſen die ganze Nacht hindurch.

13.

Das hätte ſich der gute Andreas Schlüter, der geniale Erbauer des berliner Königſchloſſes, gewiß nimmer träumen laſſen, daß dereinſt ein Tag oder vielmehr eine Nacht kommen könnte, wo ſein ſtolzer Bau halb ein Bivouak und halb ein Gefängniß ſein würde. Und doch war nun ſo eine Nacht gekommen, die Nacht vom Samſtag auf den Sonntag, vom 18. zum 19. März 1848.

In den Kellerräumen des Palaſtes waren die hunderte von Gefangenen zuſammengedrängt, welche nach Entbrennung der Straßenſchlacht von allen Seiten hierher gebracht und hier verwahrt wurden, bis ſie Morgens 4 Uhr ihren Martergang nach Spandau antreten mußten, jenen Martergang, welcher damit anhob, daß ein Stabsoffizier unter den Linden den Soldaten des 1. Bataillons vom 2. Linienregiment, welches die Eskorte bildete, zurief: „Nehmt die Kanaillen nur ordentlich zuſammen! Wenn einer nicht fort will, ſo gebraucht die Kolbe, und wenn ſich jemand widerſetzt, ſo nehmt die Bajonnette!"

Ueber den Kellerräumen ſah es ebenfalls wirr und wild und wüſt genug aus, wie vielfache Schilderungen von Augenzeugen übereinſtimmend darthun. „Im Portal — erzählt einer derſelben — ſah man unordentlich hin und wieder verſtreutes Stroh; auf den Treppen lagerten einzelne Leute, Offiziere und Gemeine durcheinander. Der Schloßhof glich einem Bivouak, Geſchütze ſtanden angeſpannt, Stroh in größeren Maſſen zur Lagerſtätte für Pferde und Menſchen war aufgeſchüttet, Kavallerie und Infanterie ſtand in dicht zuſammengezogenen Abtheilungen. Offiziere in Menge, vom General ab, wogten durcheinander, halb im Paradeanzug, halb in Feldbekleidung, Mänteln, Ueberröcken, Feldmützen, wie der Augenblick es gebot oder geſtattete." Das Wirrſal wiederholte ſich im Innern des Schloſſes in verſchiedenen Abſtufungen und mit allerlei Kuliſſenſtellungen. Im Vorzimmer des Königs ein Gewimmel von Prinzen, Miniſtern, Generalen, Offizieren und Staatsbeamten jeden Ranges und bunt dazwiſchengeſprenkelt Schloßdiener und Lakaien aller Sorten.

Man kam, man ging, man fragte, man berieth. Mit dem Vorſchritt der Nacht geſtaltete ſich das thun und treiben in den königlichen Gemächern immer anarchiſcher. Es kam dann gegen Morgen zu ſoweit, daß alle Unterſchiede von Rang und Stand ſich verwiſchten, daß die Etikette ſpurlos wegſchwand, daß alles durcheinander lief, ging und kam und wieder ging, wer mochte und wollte, berliner Bürger ſich erſchöpft auf die Lehnſtühle und Ottomanen der königlichen Zimmer warfen, Leute, die ſonſt den Palaſt nur ſehr aus der Ferne geſehen, ohne Umſtände an die königliche Frühſtückstafel ſich ſetzten*). Das war freilich ein gewaltiger Scenenwechſel ſeit dem Abend des 18. März, wo, als die Angriffe der Truppen begannen, die entſchiedenſte Zuverſicht im Schloſſe herrſchte, eine ſo entſchiedene, daß einer der Schloßdiener laut ausrief: „Wenn einige Rebellen purzeln, wird das Spektakel bald ein Ende haben!“

Freilich, nicht ſämmtliche Bewohner des Palaſtes haben dieſe Zuverſicht getheilt. Man erzählt, die Königin Eliſabeth, welche ſich unbäſſlich befand und darum den beängſtigenden Eindrücken der Sachlage in erhöhtem Maße zugänglich war, hätte ſich, als der erſte Kanonenſchuß gefallen war, dem Könige zu Füßen geworfen und ihn „um Gottes willen“ gebeten, nicht ſchießen zu laſſen, mit Beifügung der Worte: „Fliehen wir! Wir haben ja keine Kinder und Vermögen genug.“ Eine andere Ueberlieferung will, die Fluchtfrage ſei allerdings zwiſchen dem königlichen Paare zur Sprache gekommen, allein erſt ſpäter, mitten in der Nacht, und da habe die Königin, welche bislang Schweigen beobachtete, geäußert: „Ich will auch einmal ſprechen! Der König hat ſo richtiges Gefühl. Wenn er ihm folgt, hat er immer recht. Will er fliehen, ſo werde ich mit ihm gehen; will er bleiben, ſo bin ich bereit, hier alles mit ihm zu theilen."

---

*) Dieſe Anarchie macht es erklärlich, daß uns über die Vorgänge im Schloſſe während jener Unglücksnacht ſo viele Einzelnheiten, zum Theil ſehr pikanter Natur, durch Augenzeugen überliefert ſind. Ich werde jedoch von bloß mündlichen Ueberlieferungen entweder gar keinen Gebrauch machen oder wenigſtens denſelben nur einen legendariſchen Werth beilegen und dieſen ſtiliſtiſch („Es geht die Sage“ — „Man erzählt“ — „Es ſoll“ u. ſ. w.) andeuten. Hiſtoriſche Bedeutung kommt nur den ſchriftlichen, mit Namensunterſchrift verſehenen Schilderungen von ſolchen Augenzeugen zu, deren Wahrhaftigkeit außer Zweifel ſteht.

Sicher iſt, daß Friedrich Wilhelm zu Anfang der Schreckensnacht keineswegs an Flucht gedacht hat. Denn er war damals noch ganz und gar überzeugt, daß nur die „Kanaille", die „Krapule", nur die „fremden Revolutionsmacher", der „Auswurf der Hölle" an der Rebellion ſich betheiligten und daß man daher mit dieſer leicht und raſch fertig werden würde. Die dem Monarchen in den Mund gelegte Bezeichnung der Rebellen als „Auswurf der Hölle" gibt der allgemein in Berlin verbreiteten Sage, der urfromme Miniſter von Thile habe vor allen anderen den König in dieſer Anſchauung geſteift, einen nicht geringen Grad von Wahrſcheinlichkeit.

Aber nicht allein ſeine Ueberzeugung, daß nur der „Pöbel", nur das „Geſindel" ſo „undankbar" ſein könnte, nach allen den Bewilligungen vom 18. März zu rebelliren, ſondern ſein ganzes Königsbewußtſein mußte dem Träger der preußiſchen Krone anrathen, gegen die Empörung mit äußerſter Strenge vorzufahren. Dabei fehlte ihm aber, was bei ſolchem Entſchluſſe nicht fehlen durfte: die Folgerichtigkeit, die Beharrung. Mit jeder Stunde der Nacht nahm ſeine Unentſchiedenheit, ſeine Nachgiebigkeit zu, um zuletzt in völliger Erſchlaffung zu enden. Es hätte allerdings ein ganz anderes Naturell als das ſeinige dazu gehört, den in dieſer Nacht ohn' Unterlaß auf ihn einſtürmenden Botſchaften, Bitten und Beſchwörungen zu widerſtehen. Wer derartige Situationen nicht nachzufühlen vermag, hat kein Recht, darüber ein Urtheil zu fällen.

Kaum hatte der Straßenkampf begonnen, als eine Abordnung der ſtädtiſchen Behörden nach dem Schloſſe eilte, um dem Könige die Bitte vorzutragen, daß er den Rückzug der Truppen in die Kaſernen befehlen möge, indem ſonſt für nichts zu ſtehen ſei. Friedrich Wilhelm gab zur Antwort, von einem zurückziehen der Truppen könnte gar keine Rede ſein, ſo lange nicht der geſammte Vertheidigungsapparat der Rebellion beſeitigt wäre. Dafür ſollten die ſtädtiſchen Behörden Sorge tragen. Er ſeinerſeits verpfändete ſein Wort, daß nach Wegſchaffung der Barrikaden das Militär keine Feindſeligkeiten mehr verüben würde. Die ganze Verhandlung konnte, wie die Dinge zur Stunde lagen, nur reſultatlos ſein. Einen komiſchen Beiklang erhielt ſie dadurch, daß einer der Bürgerdeputirten, ein ſuperlativiſch getreuer Unterthan, vor Entſetzen in Ohnmacht fiel, als der König, von den angeblichen Wühlereien zweier höchſt harmloſer Literaten redend, ſagte: „Ich weiß ſchon, was dieſe Herren wollen“ — und, zu dem Deputirten gewendet, hinzufügte: „Auch Sie, Herr Schauß, wiſſen es“. Der Gute wähnte ſich ebenfalls der Wühlerei bezichtigt, wankte, erblaſſte und fiel um.

Während noch vor eingebrochener Dämmerung das Gefecht in der Königsſtraße hitzigen Fortgang nahm, hatten ſich in der alten Roßſtraße vier angeſehene Bürger zuſammengethan, drangen durch das Getobe nach der Brüderſtraße vor und baten den dort wohnenden Biſchof Neander, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, da ſie den König um Einſtellung des Kampfes anflehen wollten. Der Biſchof warf ſich in ſeinen Ornat, die Fünfe gelangten unter vielen Schwierigkeiten zum Schloſſe und dort nach Ueberwindung von allerhand Hinderniſſen vor den Monarchen. Sie meldeten, die Bevölkerung ſei kampffertig und kampfentſchloſſen; die Folgen eines allgemeinen Straßenkampfes ſeien nicht zu berechnen. Dann baten ſie beweglich um die Zurückziehung der Truppen, weil dieſe die Vorbedingung einer Friedensſtiftung ſei. Friedrich Wilhelm wollte davon nichts hören, ließ ſich jedoch im Verlaufe der Audienz zu dem Zugeſtändniſſe herbei, die Herren Deputirten könnten ja die Miſſion von Vermittlern und Friedensboten übernehmen. Gelänge dieſelbe, d. h. würden alle „aggreſſiven“ Verſuche von ſeiten des Volkes eingeſtellt, ſo ſollte ſofort die Zurückziehung der Truppen angeordnet werden. Dann ſcheint aber der König doch wieder anderen Sinnes geworden zu ſei; denn er habe plötzlich den Ton geändert und, auf die Schloßplatzvorgänge, wie dieſelben ihm dargeſtellt worden waren, zurückkommend, geſagt: „Was wollen Sie? Es iſt eine ſehr einfache Geſchichte. Ich ſaß bei ernſten und wichtigen Arbeiten, da kamen die Leute vor die Thüre und ſtörten mich. Das kann ich nicht dulden. Daß ein paar Gewehre losgegangen ſind, dafür kann ich nicht, und ohne Plempe wird keiner verwundet und die Plempe iſt nicht gezogen, ich gebe ihnen mein Wort darauf. Uebrigens geht mich die Sache nichts an. Ich habe dem Kommandanten meine Befehle gegeben und der Kommandant thut ſeine Schuldigkeit. Ich habe nur eine Bombe in die Königsſtraße werfen laſſen und ſchon gehört mir die Straße; die anderen werde ich auch nehmen.“ Die Abordnung wurde ungnädig entlaſſen. Dem Könige war während der Audienz eine ſchwarzrothgoldene Fahne in die Augen gefallen, welche auf einem Hauſe an der Roßſtraßenecke flatterte und ſeinen Zorn reizte. „Schafft mir dieſe Fahne aus den Augen!“ rief er unwirſch den Bürgern zu, indem er ſie entließ . . . Auch dieſem Vorgange hat ſich einer jener komiſchen Schnörkel angehängt, womit Miniaturmalerin Anekdote das Buch der Geſchichte zu verzieren oder auch zu verunzieren liebt. Gegen Morgen zu, als das ſchießen allmälig aufgehört hatte, ſoll der König den Maler Henſel zum Biſchof Neander geſchickt haben, um demſelben zu ſagen, daß, falls die Barrikaden nicht augenblicklich abgetragen würden, das Feuer von neuem beginnen werde. Dem Herrn Biſchof ging darob die chriſtliche Lammgeduld völlig aus. „Aber was ſoll denn mir das? Was habe ich denn da zu ſagen? Das iſt ja Unſinn!“ rief er wüthend und die Frau Biſchöfin riß ſich gar vor Erboſung über die ihrem Manne gemachte Zumuthung die Haube vom Kopfe, als wollte ſie dieſelbe dem Boten ins Geſicht werfen.

Glaubhaften und übereinſtimmenden Berichten zufolge hat in der Nacht vom 18. auf den 19. März und noch am letzteren Tage eine vortretende Rolle im Schloſſe innegehabt der Freiherr von Vincke, auf unbeſtimmte Zeit beurlaubter Generalſtabsmajor, ein Vetter der „luſtigen Perſon“, aber in keiner Weiſe mit dieſer zu verwechſeln.

Es war dies derſelbe Herr von Vincke, welcher den Prinz von Preußen bis nach Hamburg begleitete, als Friedrich Wilhelm am 19. März für angemeſſen erachtete, ſeinem Bruder eine „vertrauliche Miſſion“ an die Königin Viktoria von England zu übertragen, um dem berliner Volkszorn einen ſeiner vorragendſten Gegenſtände aus den Augen zu thun. Denn die ſonſt ſo leichtbeſchwatzliche Menge wollte ſich, obzwar halb- und ganzamtliche Auslaſſungen verſicherten, der Prinz hätte alle die Tage her gar kein Kommando geführt und überhaupt mit den militäriſchen Veranſtaltungen nichts zu thun gehabt, die einmal liebgewonnene Vorſtellung nicht ausreden laſſen, daß Se. königliche Hoheit der Verurſacher des „Miſſverſtändniſſes“ auf dem Schloßplatze geweſen ſei. Nun, der Prinz ſollte eine zwar ſpäte, aber deſto glänzendere Genugthuung für dieſes „Miſſverſtändniß“ erhalten. Dieſelbe Menge, welche ihm am 19. März von 1848 ihr „Kreuzige!“ nachſchrie, hat ihn am 20. September von 1866 mit einem jubelnden „Hoſianna!“ begrüßt. Und erſt der Jubelſchall, welcher den „deutſchen Kaiſer“ bei ſeinem Triumphaleinzug in Berlin am 16. Juli von 1871 empfing!!! Eingedenk der traurigen Wahrheit, daß die Menge unzuverläſſig wie Flugſand und wetterwendiſch wie ein Apriltag, wird der Bejubelte als verſtändiger Mann jenes Kreuzige und dieſe Hoſianna und Halleluja gleich hoch gewerthet haben ....

Der Major, von ſeinem Landgut in Schleſien herbeigeeilt, habe ſich ſchon am 18. oder gar ſchon am 17. März Zutritt beim Könige verſchafft und demſelben, zu nicht geringem Entſetzen der anweſenden Höflinge, zum Gruße die Worte zugerufen: „Majeſtät, ich ſehe die Krone auf Ihrem Haupte wanken!“ Dann habe er, unbeirrt durch das abmahnen der Schranzen, dem Könige mit Freimuth den ganzen Ernſt der Umſtände dargelegt, und es gereicht Friedrich Wilhelm nur zur Ehre, daß er dieſen Freimuth keineswegs übelnahm. Herr von Vincke war es weiterhin, der ſich in der Nacht des Straßenkampfes durch eigene und gewiſſenhafte Beobachtung überzeugte, daß keineswegs nur die „Kanaille“ und „Krapule“ dieſen Kampf führte, und er hat es dem Monarchen offen geſagt, daß ein nicht geringer Theil der berliner Bürgerſchaft aktiv und die überwiegende Mehrzahl derſelben paſſiv mit den Barrikadenkämpfern einverſtanden ſei.

Das waren wuchtvolle Worte aus dem Munde eines Mannes, an deſſen treue Unterthanſchaft ein Zweifel auch nicht von ferne herantreten konnte. Friedrich Wilhelm fühlte das ganze Gewicht dieſer Enthüllung und die Spannung ſeiner künſtlich aufgebauſchten Entſchloſſenheit ließ mehr und mehr nach. Der Anblick und die Thränen ſeiner leidenden Frau, welche ſich fortwährend weigerte, ohne den König abzureiſen, und wiederholt erklärte, ſie wollte und würde auf jede Gefahr hin bei ihrem Gemahle bleiben, mögen auch nicht wenig den Monarchen mitbeſtimmt haben, in ſeiner Weiſe gegenüber der Bevölkerung von Berlin einen Verſöhnungsverſuch und Friedensvorſchlag zu machen. Mitten in der Nacht ſetzte er ſich hin und verfaſſte jenen Aufruf „An meine lieben Berliner“, welcher ſo mancherlei Kommentare erfuhr, aber ſeine Wirkung auf die lieben Berliner, in deren Hände er übrigens erſt in den Morgenſtunden des 19. März kam, zunächſt verfehlte. Ein merkwürdiges Aktenſtück ohne Frage! Ganz Friedrich Wilhelm der Vierte! Viel Unklarheit und Romantik zu Anfang — denn die Proklamation ging ja durchweg von den Mythen über die Entſtehung des Kampfes aus, welche man dem Könige weisgemacht hatte — und viel Gemüth hintendrein! In Worten, die augenſcheinlich aus einer gequälten Seele kamen, beſchwor der Monarch die „Einwohner ſeiner geliebten Vaterſtadt“, zum Frieden zurückzukehren und die Barrikaden zu räumen. Geſchähe dies, ſo würden ſogleich die Truppen aus den Straßen zurückgezogen und nur zur Beſetzung des Schloſſes, des Zeughauſes und „weniger anderer Gebäude“ verwendet werden. Charakteriſtiſch lautete auch der Schluß des Aufrufes: — „Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die ſehr leidend darniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen“. Herr von Bodelſchwingh, welcher überzeugt war, daß die „herzlichen Worte“ der Proklamation den „beſten Erfolg“ haben müßten, beförderte dieſelbe im erſten Morgengrauen zur Druckerei. Eine ultrareaktionäre Hiſtorik — sit venia verbo — hat ſpäter erklärt, Se. Majeſtät hätte mit dieſem Aufruf bezweckt, „dem beſſer geſinnten Theile der Bevölkerung Berlins einen Anlaß zu muthigem hervortreten zu geben“. Wer bildete nun aber den „beſſer geſinnten Theil der Bevölkerung?“ Doch wohl die Herren Geheimen-, Juſtiz-, Konſiſtorial- und Kommerzienräthe? Und dieſen Herren muthete man ein „muthiges hervortreten“ zu, unter obwaltenden Umſtänden wohl gar ein hervortreten in Waffen? „Difficile est satiram non scribere“. Viel näher, ja ſogar ganz nahe der Wahrheit kommt man, ſo man die Proklamation einfach als eine Gemüthserleichterung Friedrich Wilhelms nimmt, ſie ohne weithergeholte Tiftelei für ganz naturgemäß dem Drange des Augenblickes entſprungen anſieht.

Gegen Morgen zu muß aber der König zeitweilig wieder mehr Kraft gewonnen haben. Wenigſtens hat er einem der vielen Vermittler zwiſchen der Krone und dem Volke, welche ſich aus eigener Machtvollkommenheit dazu ernannten, ja er hat dem literariſchen Kurzwaarenhändler Ludwig Rellſtab gegenüber, der in der Morgenfrühe des 19. März nach dem Schloſſe geeilt war, mit Beſtimmtheit geäußert, daß er „zu jeder gütlichen Ausgleichung bereit ſei, daß aber die Truppen erſt dann in ihre Kaſernen zurückgezogen werden könnten und ſollten, wann die Bürger die Barrikaden verließen und niederriſſen“. „Suchen Sie ſie dazu zu bewegen“, fügte er hinzu: „Ich will den Kampf, den ich nicht begonnen habe, auch nicht erneuern“. Darauf will Herr Rellſtab entgegnet haben: „Darf ich wagen, Eurer Majeſtät zu äußern, wie hoch ich den Einſatz halte, der in dieſem furchtbaren Spiele gewagt wird? Es handelt ſich nicht allein um die Krone Eurer Majeſtät, ſondern vielleicht um die Dynaſtie der Hohenzollern überhaupt, ja um das Geſchick des ganzen deutſchen Vaterlandes“. Wogegen Friedrich Wilhelm: „Ich weiß, was auf dem Spiele ſteht. Ich habe mir jeden Ausgang vorgeſtellt, allein ich bin auf das vollkommenſte vorbereitet“. — „Alſo ſoll ich hoffnungslos ſcheiden, Majeſtät?“ — „O nein, auch ich wünſche ja nichts ſehnlicher als das Ende dieſes traurigſten aller Kämpfe. Sie können mit dazu beitragen. Nehmen Sie dieſe Blätter („„An meine lieben Berliner""), verbreiten Sie ſie unter die guten, ehrenhaften Bürger, die ja die größte Mehrzahl in Berlin bilden. Sagen Sie ihnen, wie ich denke, und noch beſſer, bringen Sie mir ſogleich zwanzig, dreißig, funfzig Bürger von guter Geſinnung. Ich will ſelbſt mit ihnen reden. Eilen Sie!"

14.

Um 5 Uhr Morgens am 19. März war vom Schloß aus an die Truppen der Befehl ergangen, nicht mehr angriffsweiſe vorzugehen, ſondern ruhig in ihren Stellungen zu verharren.

Dieſe Anordnung thut unzweifelhaft dar, daß der Wunſch und Wille des Königs, dieſen „traurigſten aller Kämpfe" beendigt zu ſehen, ein aufrichtiger war, immer aber unter der Bedingung, daß die Abrüſtung und Entwaffnung zuerſt auf ſeiten des Volkes vor ſich gehen müßte. Der gute Wille und aufrichtige Wunſch Friedrich Wilhelms kann, unbefangen beurtheilt, um ſo weniger in Frage gezogen werden, als der Monarch in der Morgenfrühe durchaus überzeugt war, die Truppen hätten in der nächtlichen Straßenſchlacht einen Sieg, einen vollſtändigen Sieg davongetragen.

Das war aber eine vollſtändige Illuſion, inſofern die Bevölkerung der Stadt zur energiſchen Weiterführung des Kampfes entſchloſſen und dermalen auch im Beſitz ausreichender Kampfmittel war.

Die Umgebung des Königs hatte übrigens ſcheinbar Urſache, denſelben glauben zu machen, daß er bereits Sieger wäre. Denn die innere Stadt war zur Stunde, wo das Feuer allmälig aufhörte, im Beſitze der Truppen. Dieſe hatten das Schloß mit dem Luſtgarten bis Monbijou inne, ſodann den zwiſchen den Linden und der Spree gelegenen Stadttheil, die Friedrichsſtadt mit Ausnahme der Mauerſtraße, die Jägerſtraße und den Hausvogteiplatz, die Brüderſtraße und die Breiteſtraße, die Königsſtraße bis zur neuen Königsſtraße und das Quartier zwiſchen der erſteren und dem Fluſſe. Mit dieſen Stellungen war ihnen auch der Beſitz von zwei Stadtthoren, des potsdamer und des brandenburger, geſichert. Nimmt man nun aber einen Plan von Berlin vom Jahre 1848 zur Hand, ſo findet man, daß das von den Truppen genommene und feſtgehaltene Gebiet noch nicht die Hälfte der Stadt ausmachte und daß gerade das volkreichſte Quartier, das Voigtland — der Faubourg Saint-Antoine Berlins, ſo zu ſagen — noch gar nicht angegriffen war. In allen von den Truppen nicht beſetzten Quartieren, namentlich in dem Stadttheile vom Dönhofsplatze bis zum halliſchen Thore, ſowie in den Umgebungen des Alexanderplatzes, ſtand das Volk kampfbereit hinter vortrefflich gebauten Barrikaden. Kampfbereit und kampfſüchtig; denn die Wegnahme von drei Kaſernen und die nach einem mörderiſchen Gefecht erfolgte Erſtürmung des Landwehr-Zeughauſes hatten ihm eine Fülle von Waffen und Munition geliefert. Wie wenig die Kampfluſt der Aufſtändiſchen durch die Ereigniſſe der Nacht geſchwächt worden, weiſ't ſchon der Umſtand auf, daß die Vertheidiger der Barrikade an der neuen Königsſtraße, berliner „Bürgerſchützen", alſo kein „fremdes Geſindel", ſondern rechte Eingeborene und richtige Bürger Berlins, in der Morgenfrühe des 19. März die eingetretene Waffenruhe ihrerſeits thatſächlich kündigten, indem ſie das Feuer auf die ihnen gegenüberſtehenden Truppen und zwar zu nicht geringem Nachtheile derſelben wieder eröffneten. Ebenſo wenig wie die Thatſache, daß die Barrikadenleute am Morgen des 19. friſch, rüſtig und munter geweſen ſind, iſt auch die wegzuleugnen und wegzulügen, daß die Truppen, obzwar ihrer ſoldatiſchen Pflicht durchweg treu, von dem mühſäligen Dienſt ermüdet, von den erbitterten Kämpfen erſchöpft waren und daß ihnen eine ſorgſame Verpflegung abging. Es konnte das auch gar nicht anders ſein.

Die hier ſich aufdrängende Frage, wer denn wohl bei fortgeſetztem Kampfe in Berlin ſchließlich Sieger geworden ſein würde? iſt im Grunde eine ganz müſſige und mag Konjekturalhiſtorikern zur

Austiftelung überlaſſen bleiben. Wenn jedoch vom hohen Streitroß militäriſcher Unfehlbarkeit herab behauptet werden wollte und will, daß, falls der Straßenkampf weitergeführt worden, die Truppen unbedingt geſiegt haben müßten, ſo ſind ſolche unfehlbare Herren etwa auf das zu verweiſen, was der Marſchall Marmont, gewiß kein Dummkopf und kein Feigling, über die Natur ſolcher Straßenkämpfe und über ſeine während der Julirevolution gemachten Erfahrungen geäußert hat; und nicht weniger auf die Thatſache, daß der Marſchall Radetzky, gewiß auch kein Dummkopf und kein Feigling, im März von 1848 nach mehrtägigem Straßenkampf in Mailand es für unumgänglich nöthig erachtete, mit ſeinem Heer aus der aufſtändiſchen Stadt zu weichen ....

Derweil iſt Herr Ludwig Rellſtab — daß auch er zum Friedensmittler zwiſchen Krone und Volk nicht nur ſich aufwerfen konnte, ſondern auch als ſolcher allerhöchſt anerkannt wurde, das beweiſ't tragikomiſch, wie ſehr am Morgen des 19. März in der preußiſchen Hauptſtadt alles aus Rand und Band geweſen ſein muß — ja, derweil iſt Herr Ludwig Rellſtab, „beſſer geſinnter Bürger" von Charakter und Theaterrecenſent von Handwerk, an die Erfüllung ſeiner Miſſion gegangen. Zwar der königliche Zuruf „an die lieben Berliner" fand, den Denkwürdigkeiten des biederen Miſſionärs zufolge, gar keinen günſtigen Widerhall. Selbſt von den „beſſer geſinnten" Bürgern „ſchenkten nur die wenigſten der Darſtellung über die Veranlaſſung des Angriffs u. ſ. w. Vertrauen", — und was gar den „roheren Theil des Volkes" betraf, ſo gerieth dieſer rohere Theil „in Erbitterung und trat die Proklamation mit Füßen, ſchreiend: Das ſind alles Lügen; ſie haben uns ſchändlich verrathen!" Trotzdem brachte der eifrige Vermittler, obzwar mit Ach und Krach, eine Anzahl „gutgeſinnter" Bürger zuſammen und kehrte mit denſelben ins Schloß zurück. Der König empfing die Herren gnädig und herzlich, erklärte aber, daß er an ſeinen in der Proklamation geäußerten Anſchauungen und Entſchlüſſen feſthalten müßte und würde. Das ſollten die Bürger in der Stadt verkünden. „Gehen Sie und thun Sie, was in Ihren Kräften iſt, daß nicht ferneres beklagenswerthes Unheil die Stadt und die Bürger treffe". Herr Rellſtab ſuchte darauf ſeine Vermittlerrolle auf den Straßen weiterzuſpielen; aber — berichtet er wehmüthig — „der wilde, trübe Strom der Volksmaſſen ſchwoll zu heftig und ungedämmt entgegen, als daß es irgend möglich geweſen wäre, ihm Widerſtand zu leiſten".

Bald nachdem dieſe Abordnung unverrichteter Dinge den Palaſt verlaſſen hatte, erſchien, gegen 8 Uhr zu, daſelbſt eine andere Bürgerdeputation, welche unter Führung des Oberbürgermeiſters Krausnick den Empfangſaal betrat. Der König war von Prinzen und Generalen umgeben und hatte die Königin zur Seite. Er ſah angegriffen und verſtört aus, bemühte ſich aber doch, heiter zu ſcheinen und freundlich zu ſprechen. „Nun, meine Herren, Sie haben wohl auch dieſe Nacht nicht ſchlafen können?" Der Herr Oberbürgermeiſter hielt eine feierliche Anſprache, der Majeſtät dringend an's Herz legend, für das Heil der Stadt zu ſorgen. Friedrich Wilhelm beharrte in ſeiner Antwort darauf, daß erſt die Barrikaden weggeräumt werden müßten, bevor die Truppen zurückgezogen werden könnten, und gab zu verſtehen, das Militär ſei ja nicht weniger zum Schutze der Bürgerſchaft als der Krone da. Hierauf ſetzte einer der Bürger, Herr Nobiling, auseinander, daß und warum der Entſchluß, die Ruhe der Stadt durch Militär herzuſtellen, unzukömmlich ſei, und empfahl eine „auserwählte Anzahl" von Bürgern ſofort mit Wehr und Waffen zu verſehen und dieſer Bürgergarde den Schutz des Königs und der Stadt zu übertragen. „Nein!" ſcholl es kurz und barſch aus der Umgebung des Monarchen. Wogegen der Bürger Neumann: „Wer wagt es hier, Sr. Majeſtät dem Könige vorgreifen zu wollen?" Friedrich Wilhelm: „Eine Bewaffnung der Bürger verträgt ſich nicht mit dem Syſtem der Regierung. Dem Militär allein liegt die Pflicht ob, Ordnung und Geſetz zu ſchützen, und wenn alle meine Mahnungen, vom Aufruhr abzuſtehen, nichts fruchten, ſo werde ich mit meinen Truppen zu ſiegen wiſſen". Darauf wieder der Kaufmann Neumann: „Ein ſolcher Sieg, Majeſtät, würde eine Niederlage ſein!"

Wohl das kühnſte Bürgerwort, welches jemals innerhalb der Wände des berliner Schloſſes lautgeworden. Im übrigen verlief auch dieſe Audienz ohne unmittelbares Ergebniß.

Nicht aber ohne mittelbares. Die Vorſtellungen der Bürger, die man doch unbedingt nicht der mythiſchen „Rotte fremder Böſewichter“ beizählen konnte, machten im Schloſſe doch einen bedeutenden Eindruck. Das von draußen hereinſchallende, ohne Unterlaß fortgehende Sturmglockengeheul, welches den Sonntag in ſehr eigenthümlicher Weiſe einläutete, ſowie das Geknatter des da und dort von ſeiten der Barrikadenleute wieder angehobenen Gewehrfeuers, ſie konnten auch nicht ſehr auf die Beruhigung der Nerven hinwirken. Daß die Epiſode der Gefangennahme des Generals von Möllendorf zeitig genug im Palaſt bekannt geworden, um ein weiteres Motiv der Nachgiebigkeit abgeben zu können, iſt geradezu unmöglich. Der General erſchien ja etwa um 8 Uhr vor der großen Barrikade am Alexanderplatz und verlangte, ein weißes Tuch ſchwingend, freien Durchgang zu einer nahegelegenen Kaſerne, um dort, wie er ſagte, die Einſtellung der Feindſeligkeiten anzuordnen. Der Kommandant der Barrikade, der Thierarzt Urban, gewährt den geforderten Durchpaß. Aber die Barrikadenleute, die überall „Verrath“ wittern, umringen den General, werfen ihn zu Boden und ein vierzehnjähriges Bürſchlein von Weberlehrling ſtibitzt ihm den Degen weg und ſchreit: „Sie ſind mein Gefangener!“ Nun fulminirt der General über Verrath, worauf man ihm den Degen zurückgibt, aber ihn als „Geiſel“ zurückhält und der Obhut von Bürgerſchützen überliefert.

Möllendorf mußte, als er vor die Barrikade trat, ſchon ganz beſtimmte Kunde haben, daß der Wind im Schloſſe umgeſchlagen. Der Berg kam nicht zum Mohammed, alſo kam der Mohammed zum Berge. Die Barrikaden wurden nicht verlaſſen und weggeräumt, alſo zog der König die Truppen zurück. Von Logik war hierbei allerdings wenig zu ſpüren, nämlich von Schul-Logik. Denn die Logik der Thatſachen machte ſich bemerkbar genug.

Es iſt klar, im entſcheidenden Augenblicke verſagte dem Monarchen der Entſchluß zur That, und ſo blieb nichts anderes übrig als nachzugeben. Schade, daß damals das große manteuffeliſche Wort: „Der Starke weicht muthig einen Schritt zurück“ — noch nicht erfunden war. Dem Herzen Friedrich Wilhelms mag dieſes Zurückweichen zur Ehre gereichen, dem preußiſchen Staat aber gereichte es nicht zum Heile. Denn das Volk erwies ſich ja ganz und gar unfähig, die „glorreichen Märzerrungenſchaften“ feſtzuhalten, und die Logik dieſer Thatſache konnte keine andere ſein als die mühſälige, widerliche und verluſtvolle Umkehr von dem Scheinregiment der liberalen Schwätzer zum Seinregiment des „ſtrammen“ Militarismus.

Eine Stunde mochte verfloſſen ſein, ſeit die vom Oberbürgermeiſter eingeführte Abordnung das Schloß verlaſſen hatte, als daſelbſt eine Rathſchlagung der anweſenden hochgeſtellten Civil- und Militärbeamten ſtattfand, wie es ſcheint, auf Anregung des Miniſters von Bodelſchwingh. Der König ſelbſt ſaß dieſer Verſammlung vor, in welcher ſich das Gefühl nachdrücklich geltend machte, daß etwas geſchehen, daß man etwas thun, ſo oder ſo handeln müßte. Die Mehrheit der Verſammlung wurde ſchlüſſig, man ſollte die Truppen zunächſt auf einigen Punkten zurückziehen, ohne weiter auf der bislang feſtgehaltenen Vorbedingung dieſes Rückzugs zu beſtehen. Das würde auf die Rebellen einen verſöhnenden Eindruck machen und ſo könnte dadurch der Friede raſcher angebahnt werden. Zu deutſch: die Krone ſollte nachgeben. Eine Minderheit beſtritt dieſen Rathſchlag, aber derſelbe erhielt die Billigung des Königs.

So war denn beſchloſſen, verſuchsweiſe der berliner Bürgerſchaft halb ihren Willen zu thun. Aber dieſe halbe Maßregel verwandelte ſich unter der Hand in eine ganze, wozu ohne Zweifel das erſcheinen des Bürgermeiſters Naunyn an der Spitze einer dritten Deputation im Schloſſe bedeutend mitgewirkt hat. Herr Naunyn hat in ſeinem amtlichen Berichte hierüber folgende Angaben gemacht. Er traf am frühen Morgen eine große Menge höchlich erbitterter Bürger in der Nähe der Barrikade in der großen Friedrichsſtraße unfern der Einmündung der Zimmerſtraße. Bis zu dieſer Barrikade war das 2. Garderegiment während der Nacht kämpfend vorgerückt. Der Bürgermeiſter, um an dieſer Stelle dem Wiederbeginne des blutvergießens vorzubeugen, übernahm es, zunächſt das zurückziehen der Truppen bis in die Nähe der Leipzigerſtraße zu vermitteln, und weiterhin, von dem Könige das zurückziehen ſämmtlicher Truppen von allen Plätzen und Straßen der Hauptſtadt zu erwirken. Die erſte Aufgabe zu löſen gelang ihm ſofort. Denn auf Naunyns Erſuchen ging der in der Friedrichsſtraße kommandirende Major von Rauchhaupt mit ſeinen Truppen bis in die Nähe der Leipzigerſtraße zurück. Sodann ins Schloß geeilt, traf er daſelbſt den Stadtrath Duncker, den Advokaten Stieber und ein Dutzend anderer Bürger, welche in derſelben Abſicht gekommen waren. Unter Vortritt des Bürgermeiſters betraten ſie den Audienzſal und nach einſtündiger Verhandlung ſagte der König den Bürgern die unbedingte Gewährung ihrer Bitte zu. Straßen und Plätze ſollten ſofort von den Truppen geräumt und dieſe theils in ihre Kaſernen zurück, theils aus der Stadt geführt werden. Die allgemeinen Wünſche des Landes ſollten, ſoweit es möglich, zur Erfüllung gelangen und ein neues Miniſterium würde mit der Leitung der Staatsgeſchäfte betraut werden. Dagegen vertraue der König nun aber auch, daß es den Bürgern gelingen werde, die Barrikaden zu entfernen und die Ruhe wieder herzuſtellen.

Dies die Subſtanz des bürgermeiſterlichen Berichtes. Derſelbe geht aus bürgermeiſterlichen Gründen über die Einzelnheiten der Audienz flüchtig hinweg und verſchweigt, daß noch zu allerletzt von der „ſtrammen" Militärpartei ein durch den Miniſter Bodelſchwingh ausdrücklich bezeugter Verſuch gemacht wurde, die unbedingte Gewährung des Königs einzuſchränken. Friedrich Wilhelm trat, durch die Auseinanderſetzungen und Vorſtellungen der Bürger ſichtbar bewegt, aus dem Empfangſal in ſein Kabinett und winkte dem Miniſter von Bodelſchwingh und dem Grafen von Arnim, ihm zu folgen. Kurz darauf kamen die beiden Herren wieder in den Sal heraus. Herr von Bodelſchwingh hält ein Papier in der Hand und ſagt:

„Se. Majeſtät zieht die Truppen zurück." Der Prinz von Preußen tritt heran und bemerkt: „Das heißt, wenn die Barrikaden weggeräumt ſind." Darauf Bodelſchwingh: „Es iſt dies meine letzte Handlung als Miniſter; ich bringe hier den Befehl des Königs, wie er iſt." Nun reden und rufen viele darein. Der Stadtrath Duncker aber macht dem Wirrſal ein Ende mit den Worten: „Wir alle ſind Unterthanen des Königs und dürfen an deſſen Willen und Worten nichts drehen oder verändern. Se. Majeſtät hat unbedingt befohlen".

Drunten im Schloßhofe ſtellte der kommandirende General von Prittwitz die nöthige Anzahl von Offizieren den Bürgern zur Verfügung, um den Befehl zum Abzuge der Truppen überallhin zu tragen. Die Neuigkeit verbreitete ſich pfeilgeſchwind in der Stadt. Um 11 Uhr war der königliche Befehl ſämmtlichen Militärabtheilungen mitgetheilt und von denſelben ausgeführt worden. Die Haltung der Truppen war eine muſterhaft geordnete, gehaltene und gefaſſte. Das preußiſche Schiboleth „Kommando und Gehorſam!" erwies auch hier ſeine Macht. Nur da und dort hat der Pöbel ſeinen Muthwillen an den abziehenden Truppen auszulaſſen verſucht. Meiſt ließ das Volk die Regimenter und Bataillone ſchweigend an ſich vorüberziehen; an einer Stelle wurde eine Regimentsmuſik, welche einen luſtigen Marſch ſpielte, von der Menge bedeutet, eine Trauermelodie anzuſtimmen, welchem Verlangen mittels Intonirung eines Chorals entſprochen wurde.

Aber wie kam es, wer hat es verurſacht, daß der Abzug der Truppen von den Plätzen und aus den Straßen zu einem Abmarſch aus der Stadt wurde? Die Geſchichte weiß bis zur Stunde auf dieſe Frage keine zuverläſſige Antwort zu geben. Eine Sage will, Friedrich Wilhelm habe, als er Nachmittags zwiſchen 4 und 5 Uhr wahrgenommen, daß das Schloß nicht mehr von Truppen beſetzt ſei, ausgerufen: „Um Gotteswillen, wo iſt das Militär hin? Wer hat das befohlen?" und darauf habe der General Prittwitz geantwortet: „Ich nicht, Majeſtät. Ich habe nichts befohlen, die Truppen ſind mir aus der Hand gekommen".

Zeitig in den Nachmittagsſtunden des 19. März thaten Maueranſchläge der Bevölkerung zu wiſſen, daß der König ein neues Miniſterium berufen und zu deſſen Präſidenten den Grafen von Arnim ernannt habe. Der Herr von Auerswald ſei zum Miniſter des Inneren, der Graf von Schwerin zum Miniſter des Kultus, der Steuerdirektor Kühne zum einſtweiligen Leiter der Finanzen beſtellt. Von den bisherigen Miniſtern blieben „einſtweilen“ die Herren von Rohr und von Stolberg auf ihren Poſten. Am folgenden Tage wurde dann bekannt gegeben, daß der Graf von Stolberg entlaſſen und der kölner Handelsbaron Kamphauſen ins Miniſterium berufen, auch der bisherige Präſident des Obercenſurgerichts, Herr Bornemann, zum Juſtizminiſter ernannt ſei. Ein „reines“ Märzminiſterium, in Berlin auch das „Beſchwichtigungsminiſterium“ genannt, kam erſt 10 Tage ſpäter zu Stande. Herr Kamphauſen erhielt dann die Präſidentſchaft, Herr Hanſemann aus Aachen (Autor des „In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!“) die Finanzen, Herr von Auerswald behielt das Innere, Graf Schwerin Kultus und Unterricht, Kriegsminiſter wurde der General von Reyher, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten der frühere Geſandte in Paris, Herr von Arnim-Strik.

15.

Während und unmittelbar nach dem Abzug und Ausmarſch der Truppen ſuchte Berlin in ſeinem ungewohnten militärloſen Zuſtande ſich zurechtzufinden, ſo gut es gehen wollte. Aus den Fenſtern der reicheren Stadtquartiere flaggten weiße Fahnen, wie um das friedensfrohe Aufathmen der Bevölkerung nach den Schrecken der Nacht und den Ungewißheiten des Tages zu ſymboliſiren. Im Vorſchritt der Stunden miſchte ſich dann mit dem harmloſen Weiß immer häufiger und immer größer zugeſchnitten die deutſche Trikolore, wie um den Sieg der Bewegung frohlockend zu ſignaliſiren.

Das Volksgewühl in den Straßen war ungeheuer. Volksredner an allen Ecken und Enden ſchreiend und geſtikulirend, die Abwiegler übrigens an Zahl und Erfolg bei weitem die Aufwiegler überholend. Zwei dieſer Abwiegelungskünſtler thaten ſich beſonders hervor: der Dichter Karl Gutzkow, von Geburt ein berliner Kind, und der Fürſt Felix von Lichnowſky, ein viel, wenn auch nicht ſehr rühmlich berufener Abenteurer, welcher mit ſeinem „ritterlichen“ Degen dem ſtupideſten aller Pfaffenknechte, dem Don Karlos, in Spanien gedient hatte und jetzo, am 19. März von 1848, in Berlin die Doppelrolle eines Volkstribuns auf den Straßen und die eines zudringlichen Rathgebers im Schloſſe mit gewohnter „Ritterlichkeit“ durchzuführen unternahm. Dieſe und andere Beſchwichtiger hatten nicht ohne Nutzen die Walfiſchfängeranekdote geleſen, daß man aufgeregten und erboſ'ten Walfiſchen, ſo man nicht gerade in der Verfaſſung ſei, ihnen zu Leibe zu gehen, einſtweilen leere Tonnen zum Spielen hinzuwerfen pflege, und die Nutzanwendung hiervon iſt geweſen, daß man dem armen aufgeregten berliner Wal auch ſo ein Spielzeug geben müſſe. Die leere Tonne fand ſich und hieß Bürgerbewaffnung.

Die nächſten Sorgen der Menge waren jedoch die Gefallenen und die Gefangenen der Straßenſchlacht. Die Todten wurden von den Barrikaden herab und aus den Häuſern auf die Straßen getragen, auf Bretter, Bahren und Leiterwagen gelegt, mit Tüchern, Bändern und Blumen geſchmückt und ſo durch die Straßen getragen und gefahren. Aus weſſen Mund da zuerſt der Ruf: „Zum Schloſſe!“ gegangen iſt, iſt nicht nachzuweiſen; aber daß dieſer Ruf raſch einen tauſendſtimmigen Widerhall fand, iſt gewiß. Der Maſſenſchwall wälzte ſich dem Palaſte zu, überflutete den Schloßplatz und warf ſeine Brandungswogen in die Höfe hinein. „Die Gefangenen! Wir wollen die Gefangenen heraushaben!“ ſcholl es deutlich aus dem Gebrauſe. Doch zeigte der ganze Auftritt vorerſt noch viele Aehnlichkeit mit dem auf, welcher 24 Stunden zuvor auf demſelben Platze ſtattgefunden, d. h. er hatte noch vorwiegend einen friedlich-demonſtrativen Charakter. Und heute, wie geſtern, erſchien der König auf dem Schloßbalkon. „Ich habe gehört — rief er herab — ihr wünſchet, daß die Gefangenen von heute Nacht freigelaſſen werden. Ich will ſie euch ſchicken.“ Sofort wurden die noch in den Schloßkellern befindlichen Gefangenen freigegeben und nach Spandau hinaus Befehl gegeben, die dorthin geſchleppten ebenfalls zu entlaſſen.

Zwiſchen der Schloßbrücke und der Schloßfreiheit ſtand Kopf an Kopf die Arbeiterbevölkerung. In dem Luſtgarten drängte ſich Kopf an Kopf die berliner Bürgerſchaft. „Bürgerbewaffnung!“ rief es hier, „Volksbewaffnung!“ ſchrie es dort. Der Walſiſch wollte ſeine Tonne haben.

Eine Abordnung, beſtehend aus den drei Bürgern Holbein, Hiller, Schweidnitz und dem Aſſeſſor Wache, wurde zum Könige hinaufgeſandt und zum Führer derſelben „durch Akklamation der Verſammelten“ der Herr Polizeipräſident von Minutoli ernannt, — auch eine abſonderliche Thatſache! Friedrich Wilhelm empfing die fünf Herren oben an der Treppe und führte ſie in den nächſten Sal. Hier that Herr Holbein die Anſprache: „Eurer Majeſtät ſprechen wir im Namen aller gutgeſinnten Bürger Berlins den einſtimmigen Wunſch aus, ſofort die Bewaffnung der Bürgerſchaft zu gewähren und den einzigen Mann, welcher das höchſte Vertrauen und die ganze Liebe aller Bürger unſerer Stadt verdient, den Herrn Polizeipräſidenten mit der Organiſation der Bürgerbewaffnung zu beauftragen und ihn an die Spitze der bewaffneten Bürgerſchaft zu ſtellen, da nur durch dieſe Maßregel die Ruhe der Stadt herzuſtellen iſt“. Der König mochte ſich erinnern, daß er am Tage zuvor erklärt hatte, die Bewaffnung der Bürger vertrüge ſich nicht mit dem Syſtem der Regierung. Er ſtand unſchlüſſig. Aber die Herren Hiller und Schweidnitz reden lebhaft auf ihn ein: — „Majeſtät, begeben Sie ſich unter die drunten harrenden Bürger! Sie werden dadurch die Bürgſchaft erhalten, daß Sie ſich unter dem Schutze derſelben ſicherer befinden als unter dem Schutze aller Kanonen“. Friedrich Wilhelm kehrt ſich zum Fenſter, wie um aus demſelben zu ſprechen. Doch die beiden genannten Herren ergreifen im Ueberſchwang ihres Eifers den Arm des Monarchen mit den Worten: „Kommen Sie! Eilen Sie, Majeſtät!“ und führen ihn hinunter und hinaus auf die Schloßterraſſe. Hier ſpricht er die verſammelten Tauſende alſo an: „Meine lieben Bürger, Sie haben gewünſcht, daß ich unter Ihnen erſcheinen möge. Ich bin gekommen. Sie haben mich durch einige Ihrer Mitbürger überzeugt, daß die Ruhe der Stadt auf der Bewaffnung der Bürger beruhe. Ich gewähre Ihnen gerne die Bewaffnung.“ Jubelndes „Hurrah und hoch der König!“ Worauf Friedrich Wilhelm: „Und nun lege ich die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung, welche durch Sie am beſten bewahrt werden kann, in Ihre Hände“.

Eine Stunde ſpäter wurde die bezügliche Bekanntmachung ausgegeben und um 6 Uhr Abends bezog der erſte Trupp Bürgerwehr die Schloßwache.

Der König aber mochte, von der Palaſtterraſſe in ſeine Zimmer zurückgekehrt, ſich dem Glauben hingeben, daß die Prüfungen dieſes Tages endlich vorüber ſeien. Er irrte ſich: die bitterſte ſtand ihm noch bevor . . .

Zwiſchen 2 und 3 Uhr des Nachmittags war es. Friedrich Wilhelm hatte gerade ſeine Anſprache an die im Luſtgarten verſammelten Bürger gehalten, als — während der König von der Schloßterraſſe wieder die Palaſttreppe hinaufſtieg, ehrfurchtsvoll von einer Bürgerdeputation geleitet — der Vortrab der ſchrecklichen Todtenparade von den Linden her auf den Schloßplatz einbog. Voran ein Student, barhaupt, mit fliegenden Haaren, den Schläger in der Hand. Hinter ihm ein Wagen mit 9 Leichen, deren klaffende Wunden bloßgelegt waren; dann noch 3 oder 4 Bahren mit Todten und als Trauergefolge eine Schar von Proletariern, ſo, wie ſie von den Barrikaden kamen.

Die Menge auf dem Schloßplatze gab dem düſteren Zuge Raum, ſo daß derſelbe in den Hof des Palaſtes gelangen konnte. Schar um Schar folgte dieſem Vortrab, die Zahl der herbeigebrachten Todten, welche in langen Reihen hingelegt wurden, fort und fort mehrend.

Ein Augenzeuge hat unmittelbar nach dieſem in der Weltgeſchichte einzig daſtehenden Auftritt mit bebender Hand denſelben alſo ſchriftlich feſtzuhalten verſucht: — „Eine Scene, welche an tragiſchem Pathos alles überbot, was jemals in Trauerſpielen der antiken und romantiſchen Kunſt an den erſchütterten Gemüthern vorübergezogen iſt! Denn welch' ein Schauſpiel ward uns bereitet! Von allen Seiten zogen durch die Portale des Schloſſes die Barrikadenkämpfer herein, mit wilden, verſtörten Geſichtern, in der Hand noch die mörderiſche Waffe, auf den Schultern die Bahren mit den Leichen der gefallenen Brüder, deren Wunden zu gräßlicher Schau ſie offen gelegt, deren blutige Stirnen im vorübertragen von Frauenhänden mit Immortellen und Lorbeer geſchmückt worden waren. Die Volksmenge, durch welche ſie hindurchſchritten, ſtand lautlos, ehrfurchtsvoll nahm ein jeder den Hut ab, die Lippen bebten, in den Augen zitterten Thränen, nur die feſten Tritte der Träger hallten in dem Schloßhofe wider und von Zeit zu Zeit der Name eines der Gefallenen, von einem Träger laut ausgerufen mit näherer Angabe, wie: „Familienvater von 5 unerzogenen Kindern!“ — „Auf der Barrikade am köllner Rathhauſe niederkartätſcht!“ — „Ohne Pardon niedergeſtochen, nachdem er ſich ergeben hatte!“ — „Eine Witwe, Mutter von 7 Waiſen!“ — „Fünfzehn Jahr alt, an meiner Seite niedergeſchoſſen, mein einziger Sohn!“ — Es war ein grauſamer Inſtinkt, welcher in den entlegenſten Theilen der Stadt das Volk ohne irgendeine Verabredung trieb, die Todten nach dem Schloßhofe zu bringen. Schon hatte ſich der innere Hof, in welchem die Wendeltreppen zu den königlichen Gemächern führen, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem Könige zu rufen begann. Der Fürſt Lichnowſky, welcher, nachdem der Kampf vorüber war, mit einigen der Barikadenhäupter fraterniſirt hatte, verſuchte es, ſeine guten Freunde zu bedeuten, daß Se. Majeſtät ſich zurückgezogen hätte und daß man ihr einige Ruhe gönnen möge. Allein der Ruf: „Der

König ſoll kommen!" erſcholl mit verzehnfachter Gewalt, daß die Schloßfenſter davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die Leichen wieder auf und ſchickten ſich an, dieſelben die Wendeltreppe hinauf in die königlichen Gemächer zu tragen, da erſchienen oben auf der Galerie die Grafen Arnim und Schwerin, um zu beſchwichtigen, vermochten aber nicht, gegen die höher und höher ſchwellende Flut aufzukommen. „Der König! Der König ſoll kommen!" gellte und grollte es immer drohender. Da trat auf die offene Galerie heraus der tiefgebeugte Monarch, an ſeinem Arme die vor Angſt und Entſetzen bleiche Königin. „Hut ab!" Er entblößte das Haupt. Die Träger nahmen die blutigen Leichname wieder auf, ſie hoben die Bahren hoch zu dem Könige hinauf unter dem ſchrecklichen Zuruf der Männer und der Wehklage der Frauen: „Gib uns unſere Brüder! Unſere Väter, unſere Söhne, unſere Männer gib uns wieder!" Der König und die Königin vermochten nur mit Thränen das tiefgefühlte Beileid des gebrochenen Herzens zu bezeugen. In den blutgetränkten Gewändern der Gefallenen erblickten ſie den königlichen Purpur zu ihren Füßen im Staube liegen. Da plötzlich ſtimmte das Volk den Choral an „Jeſus meine Zuverſicht" — der König verweilte mit unbedecktem Haupte, bis der feierliche Todtengeſang geendet, und führte dann die kaum ſich noch aufrechthaltende Königin in ihre Gemächer zurück."

Die Wirkung dieſer Scene auf die Schloßbewohner mußte eine furchtbare ſein. Alle auf uns gekommenen Ueberlieferungen laſſen errathen, daß man in den Räumen des Palaſtes fürchtete, ein 10. Auguſt von 1792 ſtünde bevor oder wäre gar mit dem heutigen Tage ſchon angebrochen. Sehr bemerkbar lichtete es ſich um den König her und Potsdam füllte ſich mit vornehmen Flüchtlingen. Der Herr Polizeipräſident ſoll ſo ſehr den Kopf verloren gehabt oder die Sachlage für ſo drohend angeſehen haben, daß er dem von der Todtenparade zurückkehrenden Monarchen entgegeneilte mit den Worten: „Majeſtät, es iſt jetzt die höchſte Zeit! Sie müſſen Berlin verlaſſen!" Dieſem Rathſchlage ſei aber der Herr Oberbürgermeiſter mit Erfolg entgegengetreten. Ein in Berlin zurückgebliebenes Mitglied der Abordnung aus Köln, Herr Klaeſſen, begleitete eine Dame, welche zur Prinzeſſin von Preußen wollte, in den Palaſt, gerade als dort die Verwirrung, Niedergeſchlagenheit und Sorge „ihren höchſten Grad erreicht hatten", wie der genannte Augenzeuge ſich ausdrückt. Tauſende von Neugierigen wälzten ſich beſtändig durch die Schloßportale, Höfe, Treppen und Korridore. Militärwachen, welche man abzulöſen vergeſſen hatte, lagen da und dort ſchlafend mit dem Gewehr im Arm am Boden. Nur mit Mühe vermochte Herr Klaeſſen ſeine Schutzbefohlene durch die Volkshaufen bis zu dem Zimmer zu bringen, in welchem ſich „der Ueberreſt der königlichen Familie im desolateſten Zuſtande befand". Die Umgebung des Königs war auf wenige Perſonen zuſammengeſchmolzen, ein General ſaß abgemattet und ſchlaftrunken in einem Lehnſeſſel, „alle Anweſenden ſchienen beſtändig in banger Erwartung der Dinge, die noch kommen würden" . . . .

In dem tragiſchen Akte der Leichenſchau gipfelte der Sieg der berliner Bewegung und kündigte ſich zugleich ſchon ihr Umſchlag an. Kein Zweifel, in den ſchweren Wehen jener furchtbaren Augenblicke wurde die Reaktion geboren.

Vom royaliſtiſchen Standpunkt aus betrachtet, war die Todtenparade vom 19. März im Hofe des berliner Schloſſes ein unſühnbarer Frevel; mit republikaniſchen Augen angeſehen, war ſie eine begreifliche, aber kaum verzeihliche Grauſamkeit. Beurtheilt man jedoch dieſen Auftritt völlig parteilos und kaltverſtändig, ſo wird man darin eine Dummheit der Dummheiten erkennen müſſen. Man darf einen König nicht alſo demüthigen, wenn man weder die Kraft noch auch nur den Willen hat, das Königthum zu vernichten. Friedrich Wilhelm konnte dieſe Beſchimpfung nicht vergeben und vergeſſen, auch wenn er es aufrichtig wollte. Es war mehr, als Fleiſch und Blut zu ertragen vermochten. Der Pfeil blieb im Herzen haften und die ſchmerzende Wunde ſchrie nach Rache.

16.

Am Abend des 19. März ſchien jedoch der Miſſion im brauſenden Jubeleinklange verſchwinden zu wollen. Die Stadt, glänzender als jemals beleuchtet, glich einem Lichtmeer: ſtralte ja doch ſogar der Palaſt des Kaiſers von Rußland unter den Linden in vollem Beleuchtungsſchmucke. Die ſpäter im großen Stile betriebene Kunſt der Katzenmuſikdarbringung iſt an dieſem Abend allerdings auch zuerſt zur Ausübung gekommen — vor den Wohnungen der Exminiſter Eichhorn und Thile, ſowie des Oberbürgermeiſters Krausnick — jedoch erſt nur dilettantiſch-ſchüchtern und konnte ſie darum als keineswegs ſtörſames „Scherzo“ in der großen Friede- und Freudeſymphonie erſcheinen. Etwas früher am Abend waren freilich zwei weniger idylliſche Akte von „Volksjuſtiz“ vorgekommen: die Zerſtörung der Wohnung des Majors von Preuß im Eckhauſe der Königs- und Poſtſtraße und die Verheerung eines Ladens unter den Linden, welcher dem Handſchuhmacher Wernicke gehörte. Die beiden Herren waren beſchuldigt, Volkskämpfer an die Soldaten verrathen zu haben. An beiden Orten wurde alles zerbrochen, zerriſſen und zerſchmiſſen, aber nicht für eines Pfennigs Werth entwendet und mitgenommen.

Die hiſtoriſche Gerechtigkeit verlangt auch an dieſer Stelle wieder den lauten Ausſpruch, daß das Gezitter und Gezeter des Protzenthums im Frühjahr 1848 überall nur aus dem eigenen böſen Gewiſſen kam und nirgends auf Thatſachen fußte, welche die dem Proletariat unterſtellte Vernichtung der Heiligkeit des Eigenthums erwieſen hätten. Der ſchwärzeſte Schwarzſeher iſt der Geldſack in ſeiner Angſt. Wer ſein Gezappel und Geklapper im „tollen“ Jahre nicht mitangeſehen und mitangehört hat, weiß eigentlich gar nicht, wie erbärmlich Menſchen ſein und ſich gebaren können . . . .

Am 20. März war die preußiſche Hauptſtadt der „ſiegreichen Revolution zur Beute hingeworfen“, wie man emphatiſch geſagt hat. In Wahrheit, Berlin war ohne Behörden, ohne Militär, ohne Polizei, ohne Arbeit, in voller Anarchie. Weder die Stadt noch der Staat ging deſſhalb zu Grunde. Man ſuchte und wußte ſich zu helfen. Zunächſt äußerte ſich die Theilnahme für die Hinterlaſſenen der Opfer des Straßenkampfes in reichlichen Spenden. Weiterhin ſuchte die befreite Preſſe Ordnung in das Chaos zu bringen und rührte auch, die „Errungenſchaften“ zu mehren und zu ſichern, das improviſirte Vereinsrecht geflügelte Zungen, die freilich häufig ſo ſchnell flogen, daß der arme geſunde Menſchenverſtand weit hinter ihnen zurückbleiben mußte. Allmälig erholten ſich auch wohl die Behörden von ihrem Starrkrampfe, ja ſogar die Börſe erwachte allmälig wieder aus ihrer Schreckensohnmacht und ließ Reden fallen, die in *ihrem* Munde ganz märchenhaft klangen, bewundernde Reden über den Heldenmuth und die Enthaltſamkeit des Volkes.

Zur Mittagsſtunde wurde auf dem Schloßplatze verkündigt, daß der König für alle politiſchen und preſſlichen Vergehen eine Generalamneſtie gewährt habe. Dieſe kam zunächſt den im Staatsgefängniß vor dem „neuen“ Thore ſitzenden Polen zu gut, welche ſeit ihrer 1846 in Poſen verſuchten Inſurrektion verhaftet geweſen waren. Der Triumphzug, in deſſen Mitte man Ludwig Mieroſlawski und ſeine Schickſalsgenoſſen durch die Stadt führte, geſtaltete ſich zu einer gemeinſamen deutſch-polniſchen Kundgebung gegen Rußland. Der genannte Polenhäuptling hielt vor der Univerſität, wo die bewaffneten Studenten ihn und ſeine Gefährten begrüßten, auf einem Wagen ſtehend und eine ſchwarzrothgoldene Fahne in der Hand tragend, eine Rede, welche ſich zu dem Satze zuſpitzte: „Das polniſche Banner wird von jetzt an in Eintracht neben dem deutſchen wehen“. Auch ſo eine nebelhaft-koſmopolitiſche Märzphantaſie! Schon im April ſtanden in Poſen Deutſche und Polen im mörderiſchen Kampfe einander gegenüber.

Gegen den Abend zu verbreiteten ſich wunderliche Gerüchte über einen von Potsdam her durch die Truppen zu bewerkſtelligenden Ueberfall der Stadt. Angſtmänner ſchrieen gar: „Die Ruſſen kommen!“ Der Waffenruf ging durch die ganze Stadt und machte dieſelbe wiederum „wie ein brauſendes Meer aufſchäumen“. Die Wogen legten ſich aber bald wieder. Die Potsdamer kamen nicht und die Ruſſen blieben ruhig in Ruſſland. Mitten in der Nacht kam der König mit dem Prinzen Albrecht zu den Bürgerwehrleuten der Schloßwache und verpfändete ſein Wort, daß gegen die Stadt keinerlei Feindſeliges geplant werde, und unmittelbar darauf verließen auf ſeinen Befehl die „letzten“ – d. h. angeblich die letzten — noch im Schloſſe zurückgebliebenen Soldaten den Palaſt und Berlin. Maßen das ſpätere königliche Stichwort: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!“ dermalen noch nicht ausgegeben war, ſo ſchienen die Dinge auch ohne Truppen einen ganz ordentlichen Gang einſchlagen und einhalten zu können. Zumal die Reihen der Bürgerwehr ſich raſch füllten, auch mit geheimen und öffentlichen Räthen jeder Art und Abart, mit Profeſſoren, mit Hofwürdeträgern und Börſenfürſten. Die ſchwarzrothgoldene Kokarde an den Hüten dieſer Streiter „für Freiheit und Ordnung“ nahm ſich freilich abſonderlich genug aus. Ach, an was alles für Hüte mußte ſich in jenen Tagen dieſe arme Kokarde befeſtigen laſſen! Sogar an den Hut des weiland Juſtizminiſters von Kamptz, des wüthendſten Verfolgers deutſcher Burſchenſchaftbänder. Da würde es fürwahr kein Wunder geweſen ſein, wenn das Schwarzrothgold vor Scham und Zorn ganz roth geworden wäre.

Aber ein noch größeres Wunder und Zeichen geſchah. Am 18. März hatte Friedrich Wilhelm, als er die erſte deutſche Fahne flattern ſah, ausgerufen: „Schafft mir dieſe Fahne aus den Augen!“ Am 21. März trug er ſelber das Schwarzrothgold.

Im Schloſſe mußte ſich natürlich das Gefühl, daß ein Programm für die innere und auswärtige Politik Preußens entworfen und kundgegeben werden ſollte, mit Nachdruck geltend machen. Man konnte, man durfte das Staatsſchiff nicht auf's Gerathewohl auf der hoch und hohl gehenden See der Tagesſtimmung ſchlenkern und rollen laſſen. Eine Flagge mußte aufgezogen, das Steuer in eine beſtimmte Richtung gebracht werden.

Dies verſuchte der Freiherr Heinrich von Arnim-Strik zu thun, welcher allen Anzeichen zufolge für etliche Tage als Oberſteuermann anerkannt war. Am Morgen des 21. März brachte eine königliche Kabinettsordre die Ernennung des genannten Herrn zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und eine Stunde nachher, Morgens 9 Uhr, wurde überall in der Stadt ein in der Hofbuchdruckerei gedrucktes und mit der Firma derſelben verſehenes Plakat angeſchlagen; dieſer „Aufruf an die deutſche Nation": — „Eine neue glorreiche Geſchichte hebt mit dem heutigen Tage für euch an! Ihr ſeid fortan wieder eine einige große Nation, ſtark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm der Vierte hat ſich, im Vertrauen auf euren heldenmüthigen Beiſtand und eure geiſtige Wiedergeburt, zur Rettung Deutſchlands an die Spitze des Geſammtvaterlandes geſtellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutſcher Nation noch heute zu Pferde in eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konſtitutionellen Fürſten, dem Führer des geſammten deutſchen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergeborenen deutſchen Nation!"

Eine gelungene Stilübung, nicht wahr? Wort für Wort ein Armuthszeugniß für ſtaatsmänniſchen Dilettantismus! Friedrich Wilhelm hatte alle Urſache, zu ſagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, d. h. meinen neuen Miniſtern! Was dieſe Herren dem Monarchen am 21. März zu thun riethen, hat, genau angeſehen, das preußiſche Königthum noch tiefer gedemüthigt, als die Leichenparade vom 19. es that, und mußte altpreußiſchen Herzen zu bitterſtem Aergerniß und ſchwerſtem Herzeleide gereichen. Oder hätten etwa die zeitweiligen Rathgeber der Krone die Aufmerkſamkeit eines zur Stunde ſehr rückſichtsvoll zu behandelnden Publikums mittels eines wohlfeilen Spektakels beſchäftigen wollen, um über den Drang des Augenblickes hinwegzukommen? Das iſt möglich, aber es würde nur eine noch härtere Verurtheilung der Miniſter begründen. Denn es iſt doch wohl das leichtfertigſte aller Spiele, die Monarchie dadurch retten zu wollen, daß man den Nimbus der Monarchie zum Einſatz macht . . .

Um 10 Uhr wurden die im Kaſtanienwäldchen bei der Univerſität exercirenden Studenten in die Aula gerufen, wo der von den akademiſchen Würdeträgern umgebene Kultusminiſter Schwerin dieſe Anſprache an ſie richtete: — „Meine Herren, ich halte es für meine Pflicht, die akademiſche Jugend, welche ſich in den letzten Tagen ſo tüchtig bewährt hat bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, von den Maßregeln in Kenntniß zu ſetzen, welche Se. Majeſtät im Sinne des Fortſchritts zu nehmen gedenkt. Se. Majeſtät will ſich an die Spitze des konſtitutionellen Deutſchlands ſtellen. Sie will die Freiheit unter dem Schutze der konſtitutionellen Monarchie nicht nur für Preußen, ſondern für ganz Deutſchland. Sie hat daher auch die ſchleunige Bildung eines deutſchen Parlaments anzubahnen beſchloſſen und wird ſich auch hier an die Spitze des Fortſchritts ſtellen. Der König rechnet dabei auf den Schutz und Beiſtand ſeines treuen Volkes. Sind ſie nicht auch der Meinung, daß er es kann? — (Jubelndes „Ja wohl! Ja wohl!“) — Der König wird ſofort, geſchmückt mit den deutſchen Farben, in den Straßen erſcheinen und rechnet darauf, daß die akademiſche Jugend ſich um ihn ſcharen werde. Meine Herren, es lebe unſer wahrhaft deutſcher König! — (Neuer Jubelſturm.) — Meine Herren, wir ſind Sr. Majeſtät verantwortliche Miniſter, aber unſere Seele iſt der König, der Fortſchritt, die Freiheit ſeiner Gedanken; für die Ausführung ſind wir verantwortlich. Die Verantwortlichkeit der Miniſter hoch!“

Die Verantwortlichkeit, ei freilich! Hätte der Herr Miniſter ſich dieſelbe recht zu Herzen genommen, ſo würde er nicht ſo ſchw — eriniſch geſchwatzt haben.

Kurz nach dieſem Auftritt in der Aula der Univerſität begann der berühmte „Umritt“ Friedrich Wilhelms mit den deutſchen Farben, ein — wie „Tante Voß“ hochbegeiſtert meldete — „ein fröhlicher herzlicher Zug, wie ihn unſere Fürſten ſelbſt in den beſten Zeiten der früheren Monarchie unter dem Schutze der Soldaten wohl nicht erlebt haben".

Gegen 11 Uhr kam der König die Wendeltreppe des inneren Schloßhofes herab, um am Fuße derſelben zu Pferde zu ſteigen. Es wird erzählt, daß ihm mitten auf der Treppe ein altpreußiſch geſinnter Mann, der General von Rauch, ſonſt preußiſcher Militärbevollmächtigter in Petersburg, dermalen aber in Berlin anweſend, entgegengetreten ſei mit der Bitte, Se. Majeſtät möchte doch den Schritt, d. h. den Ritt, welchen er zu thun im Begriffe ſei, erſt reiflicher überlegen. Allein der König habe den beſorgten Warner, welcher ihn franzöſiſch angeſprochen hatte, abgefertigt mit den Worten: „Non, non, c'est décidé; nous allons monter à cheval".

Schloßhof und Schloßplatz waren voll von Volk. Friedrich Wilhelm trug die Uniform des 1. Garderegiments und den Helm. Um ſeinen linken Arm war ein breites ſchwarzrothgoldenes Band geſchlungen. In ſeinem Gefolge befanden ſich die in Berlin anweſenden Prinzen und die neuen Miniſter, ſammt und ſonders mit den deutſchen Farben geſchmückt.

Die Menge begrüßte den Monarchen mit ſtürmiſchem Beifall. Er dankte und ſagte: „Es iſt keine Uſurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutſchen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich ſchwöre zu Gott, daß ich keine Fürſten vom Throne ſtoßen will; aber Deutſchlands Einheit und Freiheit will ich ſchützen. Sie muß geſchirmt werden durch deutſche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konſtitutionellen Verfaſſung."

Wiederum großer Beifall, worauf der Zug ſich in Bewegung ſetzte. Voran die Miniſter, der Generaladjutant von Neumann und andere Herren zu Pferde, dann der Bürgerſchütze Krauſe zu Fuß, eine mächtiggroße ſchwarzrothgoldene Fahne vor dem Könige einhertragend. Dem Monarchen zur Seite ritten der Doktor Stieber und der Stadtverordnete Gleich. Eine ganz abenteuerliche Figur bewegte ſich ebenfalls in der unmittelbaren Nähe des Monarchen, der Thierarzt, Volksredner und Barrikadenhäuptling Urban, barhaupt, wallenden Haares, mit auf die Bruſt fallendem Schwarzbart, lang, hager, bleichen Antlitzes, ſpukhaft, eine gemalte Kaiſerkrone in der Hand haltend.

Auf den Schloßhof herausgekommen, hielt die Proceſſion an und Friedrich Wilhelm wiederholte bei dieſem Halt ſo ziemlich mit den gleichen Worten, was er ſchon drinnen im Hofe geſagt hatte, auch hier wieder ſeine Verwahrung gegen eine „Uſurpation“ betonend. Gerade das aber iſt das kläglichſte an dieſem ganzen, höchſt ungeſchickt in Scene geſetzten Verſuche geweſen. Sollte derſelbe wirklich etwas bedeuten, ſollte er gelingen, ſo mußte der König in dem Augenblicke, wo er die deutſchen Farben anlegte, ſich als König oder Kaiſer von Deutſchland proklamiren. Das wäre in Wahrheit eine rettende That geweſen und ſie mußte, auch nur halbwegs mit Verſtand und Entſchloſſenheit durchgeführt, zweifelsohne glücklich ausſchlagen. Allein die myſtiſche Halbheit, die romantiſche Ohnmacht verdarben alles. Dieſes klägliche wollen und nichtwollen, dieſes halbe zugreifen und ſcheue zurückfahren, dieſe Verwahrungen und Verklauſulirungen ſtießen die Nation zurück und erboſ'ten doch die Höfe höchlich, wie denn z. B. die Nachricht von dem „Umritt“ Friedrich Wilhelms in Wien den Hof und das Volk gleichmäßig in Harniſch jagte*). Aber was hätte denn Oeſtreich damals gegen eine thatkräftige preußiſche „Uſurpation“ aufzuwenden gehabt? Worte, weiter nichts . . .

---

*) Depeſche Effingers vom 27. März: — „Die unmittelbar nach den Metzeleien in Berlin doppelt unerwartete Erklärung des Königs von Preußen, daß er an die Spitze des ſich verjüngenden Deutſchlands trete, hat hier bei allen Klaſſen der Bevölkerung eine außerordentliche Aufregung hervorgebracht und die Regierung wird von allen Deutſchen Oeſtreichs bei den Schritten, die ſie unternehmen wird, um Preußen die alleinige Suprematie in Deutſchland zu beſtreiten, unbedingt unterſtützt werden. Nächſte Folge des perſönlichen Aufrufs des Königs war hier die Ernennung des Grafen Kolloredo-Waldſee zum Bundespräſidial-Geſandten mit der Inſtruktion, gegen die (gefürchtete) Ueberſiedelung des Bundestags nach Potsdam zu proteſtiren.“ S. P. A.

Der königliche Umzug paſſirte derweil die Schloßfreiheit und hielt bei der Hauptwache am Zeughaus. Die Bürgerwehr trat ins Gewehr, der König ritt an ſie heran und ſagte: „Ich ſehe euch hier auf der Wache, ich kann nicht genugſam in Worte kleiden, was ich euch danke; glaubt's mir!" Da rief — eine widerwärtige Unterbrechung des „herzlichen fröhlichen Zuges" — eine gellende Stimme: „Nein, glaubt ihm nicht!" Der alſo proteſtirende Proletarier wurde aus der Menge herausgegriffen und in die Wache geſchleppt, ſchrie aber im Hinweggeſchlepptwerden fortwährend: „Ihr mögt mich zerreißen, aber ich rufe doch: Glaubt ihm nicht!" Wie um den übeln Eindruck dieſer Epiſode zu verwiſchen, erhob eine andere Stimme den Ruf: „Es lebe der Kaiſer von Deutſchland!" Worauf der König: „Nicht doch! Das will, das mag ich nicht."

Nachdem die Proceſſion durch die Behrenſtraße und unter den Linden hingegangen, machte ſie am Univerſitätsgebäude Halt. Hier trugen drei Studenten das deutſche „Reichsbanner" herbei und ſchwenkten es grüßend vor Friedrich Wilhelm, während ihre Kommilitonen bewaffnet in Reih' und Glied ſtanden, Se. Magnificenz der Herr Rektor im Amtstalar an ihrer Spitze. Der König zügelte ſein Pferd, da, wo jetzt Rauchs großer Fritz auf ſeinem Poſtamente reitet, und ſprach die Studirenden alſo an: „Mein Herz ſchlägt hoch, daß es meine Hauptſtadt iſt, in der ſich eine ſo kräftige Geſinnung bewährt hat. Der heutige Tag iſt ein großer, unvergeßlicher, entſcheidender. In Ihnen, meine Herren, ſteckt eine große Zukunft, und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele Ihres Lebens zurückblicken auf daſſelbe, ſo bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machten den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage die Farben, die nicht mein ſind; aber ich will damit nichts uſurpiren, ich will keine Krone, keine Herrſchaft, ich will Deutſchlands Freiheit, Deutſchlands Einigkeit, ich will Ordnung, das ſchwöre ich zu Gott! Ich habe nur gethan, was in der deutſchen Geſchichte ſchon oft geſchehen iſt, daß mächtige Fürſten und Herzöge, wann die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und ſich an die Spitze des Volkes ſtellten, und ich glaube, daß die Herzen der Fürſten mir entgegenſchlagen werden und daß der Wille des Volkes mich unterſtützen wird. Merken Sie ſich das, meine Herrn, ſchreiben Sie ſich's auf, was ich Ihnen ſage, denn es iſt für die Nachwelt: ich will nichts uſurpiren, will nichts als deutſche Freiheit und Einheit. Ich trete an die Spitze von Deutſchland, in deſſen Einheit und Freiheit beſteht fortan Preußen, nicht anders! Schreiben Sie ſich's auf und ſagen Sie es der abweſenden ſtudirenden Jugend. Es thut mir unendlich leid, daß nicht alle da ſind. Sagen Sie es allen!"

Die Studenten ſchlugen huldigend und Hoch rufend ihre Waffen zuſammen und der Zug ging, von einer ungeheuren Menge begleitet, aber durch keinen unliebſamen Zwiſchenfall mehr geſtört, weiter. Beim Halt am köllner Rathhauſe redete der König zu den dort aufgeſtellten Stadtbehörden und Bürgerwehrmännern: „Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht ſtark bin durch die Waffen meines gewiß ſtarken und tapferen Heeres, daß ich nicht ſtark bin durch meinen gefüllten Schatz, ſondern nur durch die Herzen und Treue meines Volkes. Und, nicht wahr, dieſe Herzen, dieſe Treue werdet ihr mir ſchenken? Ich ſchwöre es euch, ich will nur das Gute für euch und Deutſchland!"

Es ſoll dem Monarchen nicht der Nachruhm entzogen werden, daß er — die Thatſache iſt gar nicht anzuzweifeln — auf ſeinem Umritte nachdrücklich die Vertheidigung ſeines Bruders, des Prinzen von Preußen, übernommen hat, was, wie die Sachen lagen, gar nicht unbedenklich war. Friedrich Wilhelm erklärte in einer ſeiner Anſprachen, daß ſein Bruder „Soldat durch und durch" ſei, daß derſelbe „den biederſten und offenſten Charakter beſitze, aber es nicht verſtehe, der Maſſe zu ſchmeicheln und ſich beliebt zu machen". Das ſei der Grund der über den Prinzen verbreiteten „böſlichen Gerüchte". Er, der König, gebe ſein Ehrenwort, daß ſein Bruder „unſchuldig ſei an allen den Handlungen, deren er von einigen Böſwilligen bezichtigt werde".

Genau zur ſelbigen Zeit, wo der ſchwarzrothgoldene Umritt ſtattfand, wurden in der Staatskanzlei zwei merkwürdige, vom 21. März datirte Aktenſtücke zu ſchleuniger Bekanntmachung fertiggemacht. Das eine war eine an den Kriegsminiſter gerichtete königliche Kabinettsordre, alſo lautend: „Da ich mich ganz der deutſchen Sache widme und in der Theilnahme Preußens die entſchiedene Förderung derſelben erblicke, ſo beſtimme ich, daß die Armee ſogleich neben der preußiſchen die deutſche Kokarde anzuſtecken hat. Friedrich Wilhelm.“ Das andere war eine Proklamation des Königs „An mein Volk und an die deutſche Nation“, in welcher Friedrich Wilhelm erklärte: „Deutſchland iſt von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieſer doppelten dringenden Gefahr kann nur aus einer innigſten Vereinigung der deutſchen Fürſten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute dieſe Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht ſcheut, wird mich nicht verlaſſen und Deutſchland wird ſich mir mit Vertrauen anſchließen. Ich habe heute die alten deutſchen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutſchen Reiches geſtellt. Preußen geht fortan in Deutſchland auf.“

Im April von 1850 war aus „ökonomiſchen“ Gründen die deutſche Kokarde ſpurlos von den preußiſchen Soldatenhelmen verſchwunden und im Hochſommer von 1866 wurde Deutſchland in Preußen aufgegangen ....

Als Friedrich Wilhelm von ſeinem nur halb gewagten und darum ganz mißlungenen Kaiſerritte zum Schloſſe zurückkehrte, flatterte auf der höchſten Zinne deſſelben, auf dem Gerüſte der im Bau noch unvollendeten Kuppel eine große dreifarbig-deutſche Fahne. Nach wenigen Stunden war ſie wiederum weggeweht. Ihr Gewebe iſt viel zu ſchwach geweſen, um dem Winde widerſtehen zu können, welcher ſchneidend von Potsdam herein und ſchneidender noch vom Winterpalaſt an der Newa herüber ſchnob.

Und ſo muß es denn Summa Summarum von dieſem vielbeſchrieenen, vielbeklagten, vielverwünſchten und vielbelachten 21. Märztag des Jahres 1848 heißen: Schattenſpiel an der Wand!

An keinem der berliner Bewegungstage iſt ſo klärlich und kläglich offenbar worden wie gerade an dieſem, daß die Hebekraft der ganzen preußiſchen „Revolution“ nicht mächtig genug war, einen Mann, auch nur einen über das ordinäre Mittelmaß emporzutragen. Alles verharrte „in Reih' und Glied“ der Mittelmäßigkeit, auf gut preußiſch des Kommando's harrend. Da jedoch das entſchloſſene, thatfroh-zugreifende Kommando, wie es vor Zeiten der große Friedrich geführt hatte, fehlte, ſo blieb der Kaiſerritt, welcher ein weltgeſchichtlicher, die Geſchicke Deutſchlands, ja Europa's beſtimmender hätte werden können, ein hohler Mummenſchanz und war der 21. März ſtatt ein anbrechender Schickſalstag nur ein verſpäteter Faſchingstag.

17.

Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß die glänzendſte Feierlichkeit, zu welcher die preußiſche, die deutſche „Revolution“ es bringen konnte, eine Todtenfeier war, die auf den 22. März angeordnete Beſtattung der berliner Barrikadenkämpfer. Auch hier wieder — wie, ach, ſo oft! — glaubt man um die Winkel von Klio's ſtrengem Mund einen Zug grauſamer Ironie ſpielen zu ſehen.

Wie ſehr die auf der Volksſeite gefallenen Opfer der Straßenſchlacht ein Gegenſtand der ehrfurchtsvollen Theilnahme auch auf Seiten der Regierung waren, beweiſ't ſchlagend der Umſtand, daß die „Allgemeine preußiſche Zeitung“, alſo das Regierungsblatt, am Abend des 22. März mit einem Trauerrande erſchien und ſeinen ſpärlichen Umfang und Inhalt mit den Worten entſchuldigte: „Ganz Berlin hatte am heutigen Tage eine heilige Pflicht zu erfüllen. Den heldenmüthigen Opfern eines tief zu beklagenden, durch ein Zuſammentreffen unglücklicher Zufälle, Gerüchte, Miſſverſtändniſſe und

Irrungen entſtandenen Kampfes waren die letzten Ehren zu erweiſen Auch die an unſerem Blatte Beſchäftigten ſind dieſer Pflicht gefolgt“. Und nicht nur die Regierungspreſſe ſprach aus dieſer Tonart, ſondern auch die orthodoxe und die pietiſtiſche Kanzel. Einer der Hauptpauker der letzteren, Herr Krummacher, predigte von den Barrikadenkämpfern, daß ſie „mit weißen Kleidern, Palmen in den Händen, als ſelige, verklärte Entrinner von der Erde in den Himmel eingegangen ſeien“ . . .

In der Nacht vom 21. auf den 22. waren in und vor der neuen Kirche auf dem Gensdarmenmarkte hunderte von Arbeitern in Thätigkeit, an der großen Freitreppe vor der Säulenhalle einen koloſſalen Katafalk aufzubauen und zu ſchmücken. Dieſer Katafalk trug 183 Särge, worunter die von 5 Frauen und 2 Knaben ſich befanden. Jeder Sarg war bekränzt.

Mit Tagesanbruch war die ganze Stadt in feierlicher Regung und Bewegung. Von den Häuſern wehten neben der deutſchen Trikolore lange Trauerflaggen. Auf den Zinnen und Balkonen des Königsſchloſſes, ſowie auf den Stadtthoren waren ſchwarze Fahnen aufgepflanzt. Alle Männer trugen den Trauerflor um die Hüte oder um die Arme, alle Frauen, welche auf den Straßen, den Balkonen und an den Fenſtern erſchienen, waren ſchwarzgekleidet. Unzählbar ſtand die Menge, ruhig, ernſt und ſchweigend zu beiden Seiten der Straße, durch welche der Leichenzug gehen ſollte, und füllte den ganzen Raum vom Gensdarmenmarkte bis zum landsberger Thor. Es war ein milder, heller Tag voll Sonnenſchein und Frühlingshoffnung.

Gegen Mittag kamen die Bataillone der Bürgerwehr, der Studentenſchaft, die Gilden der Gewerke und ſonſtige Korporationen, auch die Abordnungen deutſcher Städte und Hochſchulen angezogen und ſtellten ſich auf den ihnen bezeichneten Plätzen auf. So auch der berliner Magiſtrat, die Stadtverordneten und die Schützengilde, welche die Ehrenſalven über der Gruft abfeuern ſollte. Die Geiſtlichkeit aller Konfeſſionen fehlte ebenfalls nicht. Den Angehörigen der Todten reichte man friſche Blumenſträuße, welche aus den königlichen Gärten kamen, wie denn der reiche Blumen- und Blüthenſchmuck des Trauerfeſtes insbeſondere der Fürſorge des Hofmarſchallamtes zu danken war. Sämmtliche Züge, die nicht unter Waffen gingen, wurden von eigenen Trauermarſchällen geordnet und geführt. Man hörte in dieſer ganzen ungeheuren Menge kein lautes Wort. Dieſes in wundervoller Ordnung und feierlichem Schweigen verharrende Menſchenmeer, im Hintergrund überragt von dem inmitten ſeines Blumenſchmuckes düſteren Katafalk, brachte einen mächtigen Eindruck hervor. Drinnen am Altar der Kirche empfing der Biſchof Neander die leidtragenden Hinterlaſſenen der Todten mit Worten des Troſtes.

Um 2 Uhr begannen die Glocken aller Thürme zu läuten und ſtimmte ein Chor von Poſaunen den Choral an: „Jeſus meine Zuverſicht“. Von dem zu Füßen des Katafalks errichteten Altar aus hielten dann nach einander der evangeliſche Paſtor Sydow, der katholiſche Kaplan Ruland und der Rabbiner Sachs kurze „Weihereden“. Hierauf fielen die Poſaunen wieder ein und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung, von hunderten umflorter Fahnen überragt. Eine durch tauſende von Bürgern, Studenten und Arbeitern rechts und links gebildete Kette ſchuf dem Leichengeleite Bahn bis hinaus zum Friedrichshain vor dem landsberger Thor, eine Wegſtrecke von etwa 1½ Stunden. Die Spitze des Zuges hatte den Friedrichshain ſchon erreicht, als das Ende noch auf dem Gensdarmenmarkte ſtand.

Unter Vortritt eines Trauermuſikkorps eröffnete die berliner Schützengilde, vereinigt mit Abordnungen auswärtiger Schützenvereine, die grandioſe Proceſſion. Hierauf 15 ſchwarzgekleidete Mädchen, auf weißen Kiſſen Kränze tragend. Dann die Angehörigen der Todten und dieſe ſelbſt in ihren 183 Särgen, deren jeder 6 Träger hatte. Zwiſchen den Särgen marſchirten die Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen, ſo daß jedes Gewerk die ihm angehörigen Todten führte. Unter den verſchiedenen Korporationen und Vereinen, welche die Särge geleiteten, erblickte man auch einen Trupp Italiener mit der grünrothweißen und einen Trupp Polen mit der rothweißen Fahne. Folgte nun die Geiſtlichkeit der verſchiedenen Bekenntniſſe, geführt von dem Biſchof Neander. Dann die Profeſſoren- und Studentenſchaft, jene in ihren Amtstalaren, dieſe im Waffenſchmuck, an der Spitze Alexander von Humboldt und der Rektor Magnificus Trendelenburg. Hierauf die Schriftſteller und Journaliſten, die Deputationen deutſcher Städte, der Magiſtrat und die Stadtverordneten, die ſtädtiſchen Schulen, der Herr Polizeipräſident in großer Uniform, die Innungen der Handwerker und die Gruppen der Maſchinenbauarbeiter.

Der Zug ging zunächſt durch die Charlottenſtraße nach den Linden. Eine große Rührung überkam die Tauſende und wieder Tauſende, als die Proceſſion in feierlichem Schweigen über den Opernplatz zog und nun mit einmal die tiefergreifenden Klagetöne eines von dem Dom-Chor angeſtimmten Trauerliedes über dem Menſchenmeere ſchwebten. Und geradezu erſchütternd wirkte es, daß beim vorüberziehen des Leichengeleites am Schloſſe der König zur Begrüßung desſelben auf den Balkon heraustrat, umgeben von ſeinen Miniſtern und Adjutanten. Links und rechts am Balkone war eine ſchwarze und in der Mitte die ſchwarzrothgoldene Fahne zu ſehen. Die Fahnen wurden zum Gruße vor den Särgen geſenkt, Friedrich Wilhelm nahm den Helm ab und blieb barhäuptig, bis der letzte Sarg vorüber war.

Draußen im Friedrichshain waren lange Reihen von Gräbern zum Empfange der Todten bereit. In der Mitte erhob ſich ein Maſt, geſchmückt mit dem deutſchen Adler, mit dem Wappen der Stadt Berlin, mit Lorbeer- und Cypreſſenzweigen. Die vereinigten Männerchöre Berlins ſtimmten die Grabgeſänge an, begleitet von einem Hautboiſtenchor, welchen die Muſikbanden verſchiedener Regimenter der Armee geſtellt hatten. Dann wurden die Särge hinabgeſenkt und der Paſtor Sydow hielt die Grabrede, in welcher er die Gefallenen als „Märtyrer unſerer Freiheiten und Rechte" feierte. Zum Schluſſe ſprach der Biſchof Neander den „Segen" und wurde die Ehrenſalve gefeuert.

Wenige Monate darauf aber legte ein deutſcher Dichter, zum zweitenmal ins Exil wandernd, den Todten des Friedrichshains das Zornwort „an die Lebenden“ in den Mund: —

„Weh' euch! Wir haben uns getäuſcht! Vier Monden erſt vergangen
Und alles feig durch euch verſcherzt, was muthig wir errangen!
Was unſer Tod euch zugewandt, verlottert und verloren“ — — —

18.

Zuvörderſt freilich war der Meinung der Menge gemäß ein belachenswerther Hypochonder oder, wie man ſich auf patriotiſchen Bierbänken damals auszudrücken beliebte, eine „Schwarzgallenblaſe“ und „Trübſalſpritze“, wer nicht mitjubelte in dem allgemeinen Freiheitsjubel oder gar zu prophezeien wagte, die herrlichen „Errungenſchaften“ würden bald genug zu Zerſprungenſchaften werden. So in Berlin, in ganz Preußen, in ganz Deutſchland. Das Wehen der deutſchen Trikolore von den Zinnen der Hofburgen zu Wien und Berlin machte den Liberalismus ſchwindelig vor Vergnügen und drehend vor Vertrauen. Die ganze Nation taumelte in einem Vertrauensrauſch umher, der etliche Wochen anhielt, unwiederbringlich koſtbare Wochen, während welcher man hätte handeln müſſen ſtatt zu jubiliren und zu illuminiren.

Doch warum nicht jubiliren, da ſich ja alles ringsher ſo glatt und leicht, ſo ganz von ſelber zu machen ſchien? Der Märzſturm durchfuhr ja ſchier ganz Europa mit unwiderſtehlicher Gewalt. Seht, an demſelben 18. März, wo in Berlin das verhängniſſvolle „Mißverſtändniß“ geſchehen, erhob ſich jenſeits der Alpen die Hauptſtadt der Lombardei zu heldiſchem Kampfe gegen die öſtreichiſche Fremd- und Zwingherrſchaft und nach viertägigen mörderiſchen Straßengefechten ſah ſich der alte Feldmarſchall Radetzky, der „beſte Mann Oeſtreichs“, gezwungen, Mailand zu räumen, was ihm nur mit äußerſter Anſtrengung gelang am 22. März, wo zwei der gelungenſten Exemplare von metternichtig-öſtreichiſchen Thron- und Altarſäulen, der Herr Civilgouverneur Graf Palffy und der Herr Militärgouverneur Graf Zichy, mittels ſchmachvollſter Kapitulation die aufgeſtandene Lagunenſtadt Venedig dem Volkstribun Manin übergaben. In denſelben Tagen erhoben ſich auch Parma und Modena und jagten ihre dreimal abſcheulichen Herzoge-Tyrannen von dannen.

Und nicht nur heißblütige Italiener, ſondern auch kaltblütige Deutſche rührten ſich rebelliſch. Am 18. März begann mit einer Zuſammenkunft von Abgeordneten der Ständeverſammlungen von Schleſwig und Holſtein zu Rendsburg der lange, wechſel- und jammervolle Lostrennungskampf der deutſchen Elbherzogthümer von Dänemark, in deſſen Hauptſtadt zur gleichen Zeit die heftigſte demokratiſche Gährung hochaufkochte. Viel kühneren Rebellenmuth jedoch als die ſehr bedächtigen Schleſwig-Holſten offenbarten die Unterthanen Heinrichs des Zweiundſiebzigſten. In Wahrheit, das Reich Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf befand ſich in offener Revolution; denn das unglaubliche geſchah: die getreuen Reuß-Lobenſtein-Ebersdorfer ſchoſſen ihres Landesvaters vielgeliebte Hirſche und Wildſchweine in ſeinen Parken todt, ſchoſſen ſie todt unter ſeinen allerhöchſten Augen. Ob ſolchem Gräuel ergrimmete Heinrichs des Zweiundſiebzigſten Herz im Buſen und er machte ſich auf, zu fliehen gen Gera. Aber ſiehe, hier ſuchten ihn heim ſeine getreuen Unterthanen mit einer „Sturmpetition“, vor welcher der Durchlauchtige ſchleunigſt Reißaus nahm, ſeine „ſämmtlichen Staaten“ räumend und auf Schloß Guteborn in der Lauſitz eine Zuflucht ſuchend. Von dort aus erließ er dann ſpäter (im Juli) ſein „Letztes Wort an mein Volk“, das ſich den berühmteſten „Edikten“ des geweſenen Selbſtherrſchers von 6 Quadratmeilen würdig anreihte. Es begann: „Meine Aufrufe vom 12. und 22. März fußen auf dem Glück, wie ich mich damals ausdrückte, ſo gute, brave Landsleute in den Landleuten zu beſitzen. In jenen Aufrufen, in allen Maßregeln ſeitdem iſt allen Anforderungen die äußerſte Rechnung getragen und ſonach im Hinblick auf jenes glückliche Verhältniß der Grundſatz an die Spitze geſtellt, daß wir Hand in Hand in die Umgeſtaltung treten wollten. Mein ganzes Leben gibt übrigens Bürgſchaft, daß Volkeswohl und Fortſchritt mir nicht bloß leere Worte ſind. Die Verhältniſſe haben ſich geändert. Auf das frechſte iſt jedes Band zwiſchen uns zerriſſen. Der ſchändlichſte Undank auf mein, ich darf es ſagen, unſchuldiges Haupt gehäuft“ u. ſ. w. Hierauf erklärte er, abdanken zu wollen, um „in irgendeinem fernen Ort über den Wechſel menſchlicher Dinge nachzudenken“, und ließ folgende Begründung dieſes Entſchluſſes folgen: „Nicht das Auferſtehen Teutſchlands, ſondern die Maſſe von Erbärmlichkeit, die in der Flachſenfingerei eines kleinen Staates mit dem März auftauchte, hat mich vertrieben. Im Anfange gänzliche Unkunde- und Schwäche der Civilbehörden, durch die die Wühlerei erſt großgezogen ward und natürlich weiterfraß und alles anſteckte. Mein im Kleinen ausgebildetes Wehrſyſtem unbenutzt. Da iſt mein Bleiben unmöglich, weil ich nichts halb ſein will und überhaupt da Teutſchland eine Einheit ſein ſoll und die kleinen Herrſcher eine Unmöglichkeit. Mein Entſchluß, die Regierung niederzulegen, wird um ſo eiſerner, als die bekannte infame Sturmpetition bei Gera unſer älteſtes Schloß entwürdigte. Dort dieſelbe Traurigkeit der Behörden, die Bürgerwehr, 1200 Mann ſtark, ließ mich im Stich. Heinrich der Zweiundſiebzigſte.“

Vom lächerlichen bis zum erhabenen iſt mitunter auch nur ein Schritt, gerade wie umgekehrt. Der Miniatur-Selbſtherrſcher von Reuß entfloh vor einer Sturmpetition, der Folio-Selbſtherrſcher aller Reußen ſtand in der revolutionären Brandung Europa’s wie ein unerſchütterlicher Leuchtthurm des Abſolutismus. Am 26. März erließ Car Nikolaus einen Ukas an die ruſſiſche Nation, in welchem er mit einem verachtungsvollen Seitenblick auf die der Revolution erlegenen Regierungen von Oeſtreich und Preußen ſeinem Machtgefühle ſtolzeſten Ausdruck verlieh und ſeinen Entſchluß kundgab, jedem allfälligen herübergreifenwollen des Revolutionsgeiſtes nach dem „heiligen“ Ruſſland mit Unerbittlichkeit entgegenzutreten und ebenſo jedem etwaigen Angriff auf die Gränzen des Reiches mit vollem Vertrauen auf ſeine treuen Unterthanen. „Wir ſind überzeugt — ſchloß er — daß unſer alter Kriegsruf: Für Glaube, Car und Vaterland! auch jetzt uns zum Siege führen wird. Dann rufen wir im Gefühle der Dankbarkeit, wie jetzt im Gefühle des Vertrauens auf Gott, einſtimmig: Gott mit uns! Vernehmt es, ihr Heiden (ihr fremden Völker), und unterwerfet euch, denn mit uns iſt Gott!"

Man hatte in Deutſchland keine Zeit, auf dieſe grollenden und drohenden Carenworte zu achten, welche der Reaktion zuerſt wieder Halt und Richtung gaben. Man hatte auch keine Zeit, zu ahnen, daß und wie bald ein Tag kommen werde, wo der Car in übermüthigſter Weiſe über die Geſchicke Deutſchlands ſchiedsrichterlich entſcheiden würde. Man hatte nur Zeit und Luſt, für die „Konſtitutionelle Monarchie auf breiteſter demokratiſcher Grundlage" zu ſchwärmen und zu lärmen. Dieſer Spielball für die öffentliche Meinung war vom zur Scheinmacht gelangten Liberalismus aufgeworfen worden und das konſtitutionelle Ballſpiel, das unſittlichſte aller Spiele, wurde insbeſondere von den Hofdemokraten eifrigſt empfohlen und überſchwänglich geprieſen.

Dieſe „Hofdemokraten" dürfen unter den Figuren des hiſtoriſchen Gemäldes vom „tollen" Jahr nicht fehlen. Es waren Schößlinge und Nachſchöſſlinge vom weiland „Jungen Deutſchland", halb oder ganz um- und abgeſtandene Literaten, welche da und dort bei Hofe unterzuducken verſucht und gewuſſt hatten. Schon lange vor 1848. In dem großen Sturmjahre kamen aber ſolche Hofdemokraten an den deutſchen Höfen förmlich in die Mode. Wie man ſich früher einen Zwerg, einen Mohren, einen Affen oder Papagei von ſeltenerer Art gehalten hatte, ſo hielt man ſich jetzt einen Hofdemokraten. Ueberwand man ſich vollends ſoweit, daß man gar einen Hofdemokraten aus einem der 12 Stämme Iſrael anſchaffte, ſo hatte man gewiß im zeitgemäßen das fürſtenmögliche geleiſtet. Dieſe Hofdemokraten haben ſich um ihre Gönner ohne Frage höchlich verdient gemacht und demnach — da jedermann weiß, daß „Fürſtenwohl Volksglück" iſt —

auch um das deutſche Volk. Im übrigen hat ſchon Lord Byron in der „Viſion des Gerichts“ das Lob dieſer Herren geſungen: —

„Sie haben Königsmördern Ruhm verlieh'n
Und ſpäter alle Könige gelobt;
Sie haben „Hoch die Republik!“ geſchrie'n
Und ſpäter gegen Republik getobt.
Nun ſind ſie liberal, doch ſtets erbötig,
Den Rock zu wechſeln und — die Haut, wenn nöthig.“

Der Konſtitutionalismus hatte ſein Spiel leicht zu gewinnen. Der Abſolutismus hielt ſich ja in Deutſchland vorderhand mäuschenſtill und der Republikanismus hatte zwar etliche Prediger, aber keine Gemeinde. Die konſtitutionelle Monarchie war wenigſtens eine beſtimmte Loſung, ein Programm, etwas vorſtellbares, während die Idee der Republik unfaßbar in dem blauen Himmel des Vertrauenſchwindels umherflatterte und für blöde Philiſteraugen auch unſichtbar. Außerdem verſprach der Konſtitutionalismus baldigſt „Ruhe und Ordnung“ zurückzuführen und nach Ruhe und Ordnung lechzte die ungeheure Mehrzahl der Nation. Sehr begreiflich und ſehr verzeihlich! Leben muß und will man und in unſerer modernen Geſellſchaft iſt „Leben“ und „Geſchäft“ gleichbedeutend, das Geſchäft aber ohne Ruhe und Ordnung undenkbar.

Die Wahrheit frei herauszuſagen, auch abgeſehen von den unliebſamen Störungen und ſchweren Einbußen, welche der Frühlingsaufgang von 1848 für Handel und Wandel mit ſich brachte und noch in Ausſicht ſtellte, konnte und mußte es richtigen deutſchen Unterthanen ungemüthlich, unluſtig und unheimlich werden in dieſem babyloniſchen Wirrwarr des März und April.

Was hat ſich damals nicht alles lautgemacht, als die vormärzlichen Vorhängeſchlöſſer von den Lippen der Menſchen und die Knebel und Klammern von den Preſſen gefallen waren! Es regnete Zeitungen, ſchneite Flugblätter und hagelte Karikaturen. Unendliche Redenkatarakte drohten die ganze Welt unter Waſſer zu ſetzen. Der eine ſprach vom Elſaß, von Dänemark, von den ruſſiſchen Oſtſee provinzen, als hätte man ſie bereits in der Taſche. Ein anderer ließ ein Memorial drucken, wie die Schweiz wieder zum „Reiche" zurückzubringen ſei. Ein dritter „ekraſirte" den Czaren, ein vierter civiliſirte den Sultan, ein fünfter proteſtantiſirte den Papſt. Ein ſechſter erörtete mit ſtaatsmänniſcher Tiefe, wie die drei Farben auf der Nationalflagge zu ordnen wären und wie das künftige Reichsſiegel geſtochen werden müßte. Der ſiebente erfand hochtönende Namen für die Orlogſchiffe der künftigen deutſchen Flotte. Der achte ſprach nur in Ausdrücken des engliſchen Parlaments, der neunte radebrach die Tiraden des franzöſiſchen Konvents. Der zehnte entwarf eine Reichsverfaſſung, der elfte eine männliche und weibliche Muſtertracht; der zwölfte ſchrie, man müßte vor allem die Frauen emancipiren. Der dreizehnte ſtiftete einen Hutnichtabziehungsverein, der vierzehnte konſtruirte Dampfguillotinen. Der fünfzehnte pflanzte ſich altdeutſche Bartwälder ins Geſicht, der ſechszehnte neufranzöſiſche Rothfedern auf den Schlapphut. Der ſiebzehnte verſpürte in ſich das vereinigte Feldherrentalent Cäſars und Napoleons, der achtzehnte weiſſagte den ewigen Völkerfrieden. Und das alles ſchwirrte, klirrte, ſchimmerte, flimmerte, flunkerte, klunkerte, phantaſirte, manifeſtirte, proklamirte, haſelirte, randalirte, pokulirte, toaſtirte, glorifizirte, katzenmuſizirte über-, unter und durcheinander — „auf breiteſter Grundlage"!

Alſo das Finale der „Expoſition" unſerer weltgeſchichtlichen Komödie. Mißtönig genug, ohne Zweifel. Und doch iſt es nur wie ein ſchüchternes Inſtrumenteſtimmen geweſen, verglichen mit der hölliſchen Kakophonie, welche die „Peripetie" uns vorführen wird. Mit dem März von 1848 war die Entwickelung des großen Drama's zu Ende, mit dem April hob die Verwickelung an.

Inhalt.

Seite
Prolog 1
Vorſpiel: 37
I. „Evviva il santo padre!“ 39
II. „Im Hochland fiel der erſte Schuß“ 63
III. Das Satyrdrama „Lola“ 87
I. Die Entwickelung: 107
I. Ein Kehraus 109
II. „Vive la république!“ 179
III. Alles proviſoriſch! 212
IV. Des Liberalismus Wonnemond 240
V. „Ich laſſ' nit ſchießen!“ 259
VI. „Ein Mißverſtändniß!“ 303

Leipzig, Walter Wigands Buchdruckerei.

1848.

Zweiter Band.

[illegible]

1848.

Ein weltgeſchichtliches Drama.

Von

Johannes Scherr.

> Savoir accepter des vérités sévères dites sans ménagement, sera toujours la marque d'un grand peuple.
>
> *Quinet.*

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1875.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Universitäts-Bibliothek Halle a. S.

1424 K 2993

II.

Die Verwickelung.

Quivi sospiri, pianti, ed alti guai
Risonavan . . . .
Diverse lingue, orribili favelle,
Parole di dolore, accenti d'ira,
Voci alte e fioche, e suon di man con elle
Facevano un tumulto, il qual s'aggira
Sempre in quell' aria senza tempo tinta,
Come la rena, quando il turbo spira.
Dante, Inf. III, 22.

I.

Das „wilde“ Parlament.

1.

Weltſchlange Zeit beißt ſich bekanntlich in den eigenen Schwanz. Daneben iſt ſie in einem beſtändigen Häutungsproceſſe begriffen, aber Stoff und Färbung der Schlangenhaut bleiben doch ewig dieſelben. Ob ein Tacitus zürnend oder ein Rabelais lachend ſie ſchreibe, die „Comoedia humana“ iſt immer die nämliche und ſie verläuft mit der langweilig-erhabenen Monotonie, womit unſer Sonnenſyſtem im unendlichen Raume ſich umwälzt.

Als am 20. März von 1848 die Bürger von Köln die ſchwarzrothgoldene Fahne auf den Dom ihrer Stadt ſteckten, da mochte der alte Geſelle ſich erinnern, daß er vor Zeiten ja auch die franzöſiſche Trikolore getragen. So ein Dom hatte ja ſattſame Gelegenheit, die Ueberzeugung ſich anzueignen, daß es mit dem ſtrohfeurigen Glauben an ſolche ketzeriſche Dreifarbigkeiten nicht weit her ſei, daß es die orthodoxe Dreifaltigkeit Krone, Kapuze und Kanone doch immer wieder über jene davontragen und die ſchwarze Fahne der Unvernunft allzeit die größte Bekennermaſſe um ſich verſammeln werde.

Ja, die Schlange häutet ſich, aber Stoff und Färbung der Schlangenhaut bleiben dieſelben. Des Unſinns ſüße Gewohnheit war ſchon vor Jahrtauſenden gerade ſo mächtig, wie ſie nach Jahrtauſenden es noch ſein wird. Scheinbar grellſte Gegenſätze und Widerſprüche ſind in Wahrheit nur leicht modulirte Variationen des Thema's Menſchenthorheit, welches unſtillbar iſt wie bairiſcher Bierdurſt und dehnbar wie eine Schafſehne, oder wie die Ueberzeugungstreue eines Liberalen von der ordinären Sorte. Wo iſt denn der Unterſchied zwiſchen den Sanskulotten und Ohnehemdinnen von 1793, welche in Notre-Dame um den Altar der „Déesse de la raison“ herumkankanirten, und ihren Enkeln und Enkelinnen, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor der ſchwarzen Göttin von Mariä-Einſiedeln ſcharenweiſe knierutſchten? Die Formen ändern ſich, die Dummheit bleibt; Dekorationen und Koſtüme wechſeln, das Spiel iſt immer das gleiche: — Siſyphusarbeit, Danaidengeſchäft, Schattenſpiel an der Wand. Wir ſtoßen und quälen uns eine Weile herum auf dieſer ſchönen Erde, und nachdem wir das bißchen Leben einander möglichſt ſauer gemacht haben, wiſcht uns der Tod alle mitſammen weg, wie man Müll wegkehrt. Milliarden haben es ſo vor uns getrieben, Milliarden werden es nach uns ſo treiben, bis einmal etwa ein unverſehens unſern Ball antaumelnder Komet das kleine Erdennichts im großen Univerſalnichts verſchwinden macht. . .

Vorderhand jedoch laſſt uns den Vorſchritt unſeres weltgeſchichtlichen Drama's mitanſehen.

Die gute Stadt Köln am Rhein iſt von jeher ein bevorzugter Raritätenkaſten geweſen. Sind darin doch nicht nur drei heilige Könige, ſondern auch elftauſend heilige Jungfern und zwar auf einem Haufen zu ſehen geweſen. Eine richtige Rarität konnte man in Köln auch am 22. März 1848 erblicken, falls man ſich mit den beiden neueſtgebackenen Befehligern der neugebackenen Bürgerwehr der Stadt, mit den Herren Wittgenſtein und Raveaux in das „Kommandanturgebäude“ begab, allwo der Herr Graf, Diviſionsgeneral und Feſtungskommandant von Kanitz reſidirte. Die beiden kamen, den General zu erſuchen, daß er befähle, die Bürgerwehr mit Gewehren aus dem Staatszeughauſe zu verſehen — ein ungeheuerliches Geſuch in den Ohren eines Generals des abſoluten Soldatenſtaates

Preußen. Die Geſuchſteller fanden das Haus öde und verlaſſen und hatten Mühe, jemand aufzufinden, welcher ſie dem Feſtungskommandanten meldete. Endlich trat der Herr Graf in voller Uniform in das Zimmer, wo die zwei Bürgerwehroffiziere ſeiner harrten. Gegenſeitige ſtumme Begrüßung. Der Herr Graf und General ſcheint nur für etwas Geſicht und Sinn zu haben: für das ſchwarzrothgoldene Band, welches die Beſucher im Knopfloche tragen. Was, die Farben der Revolution, das Ordensband der Rebellion ſo zu ſagen, ſogar hier, im Quartiere des Kommandanten einer königlich preußiſchen Stadt und Feſtung offen zur Schau getragen? Spiegelfechterei der Hölle! Die hochbeleidigten, geradezu attentäteriſch behelligten Augen des Generals wollen vor Verwunderung und Entſetzen ſchier aus ihren Höhlen ſpringen. Er lehnt ſich mit dem Rücken an eine Spiegelkonſole und ſtützt ſich dabei mit den flachen Händen auf dieſelbe. Die beiden beginnen ihren Sermon. „Als neugewählte Befehliger der neuen Bürgerwehr kommen wir, Sie, Herr General, aufzufordern, uns etwa 4000 Gewehre aus dem Zeughauſe verabfolgen zu laſſen“. Der arme Herr von Kanitz, ſtupifizirt, petrefizirt, ſchnappt nach Luft. „So? So? Ja wohl! So? So?“ ſtößt er endlich mühſam heraus. Der Blick, womit er unverwandt auf die ſchrecklichen dreifarbigen Bänder ſtarrt, wird ſtier, fahle Bläſſe überzieht ſein Geſicht, krampfhaft klammern ſich ſeine Hände an die Konſole; dann bricht er plötzlich zuſammen und ſtürzt lautlos der ganzen Länge nach rücklings zu Boden, ſtürzt zu Boden wie eine an die Wand gelehnte Mumie, welche unverſehens ein heftiger Windſtoß getroffen hat. . . .

Die Mumie war die deutſche Fürſtenmacht, welche der Märzſturm von 1848 umgeworfen hatte. Starrkrampfgelähmt, wehrlos lag ſie am Boden. Der Liberalismus hob ſie auf, beſtrich ihr die Schläfen mit Eau de mille servilités, brachte ſie wieder in eine anſtändige Stellung, leimte ihr die Maſchine der konſtitutionellen Doktrin an die Hinterſeite und ſetzte dieſe Maſchine mit Vertrauensdampf in Bewegung. Etliche Monate darauf war die Mumie glücklich wieder zu ſolcher Lebenskraft gelangt, daß ſie hoch herab zum dienſtbefliſſenen liberalen Muley Haſſan ſagen konnte: „Erinnern Sie ſich gefälligſt, daß es in Deutſchland noch Fürſten gibt!“

Ein wiſſender Mann hatte im Wonnemond des liberalen Schwindels gut reden: „Eine rechte Revolution muß entweder die moraliſche Ordnung der Dinge ändern, d. h. die Religion, oder aber die materielle, d. h. die Eigenthumsverhältniſſe“. Mit andern Worten: eine rechte Revolution muß eine ſolche ſein, wie das Chriſtenthum, oder eine ſolche, wie die Völkerwanderung ſie gemacht hat. Wie hätte man aber der deutſchen Gemüthlichkeit auch nur die blaſſe Idee einer ſolchen Radikalkur zumuthen dürfen, geſchweige die rothbackige That? Die Nerven der modernen Geſellſchaft halten überhaupt ſo etwas gar nicht mehr aus.

Statt einer ganzen wurde demnach eine halbe Revolution beliebt: — die dümmſte der Dummheiten! Denn eine halbe Revolution rüttelt an allem, ohne etwas umzuwerfen, bringt alles ins ſchwanken und beſeitigt nichts. Sie reizt und erbittert durch ihre Zerſtörungsgelüſte die Nutznießer des Beſtehenden; aber ſie kann nichts ſchaffen, weil ſie nichts zu zerſtören wagt. Eine halbe Revolution iſt nur eine ganze Inſolenz und Impotenz. Der deutſche Liberalismus hat im Frühling von 1848 den armen Schiller ſo häufig, bis zur Mißhandlung häufig citirt; aber gerade an das beſte Wort, welches der große Idealiker wie vorahnend geſprochen, dachte der Liberalismus nicht, an den prächtigen Wahrſpruch: —

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.
Wo eines platznimmt, muß das andre weichen;
Wer nicht vertrieben ſein will, muß vertreiben;
Da herrſcht der Streit und nur die Stärke ſiegt.“

Es ſind vollwichtige Gründe zu der Annahme vorhanden, daß die Liberalen, von ihrem Scheinſiege berauſcht, einfältig genug geweſen, ihre Scheinſtärke für eine wirkliche, ihre Märzminiſterſchaft für eine dauernde zu halten. Viele von dieſen Eiſen- und ſonſtigen

Biedermännern, Schwachköpfe von Haus aus, waren auch ſchon in die Kindſchaft des Alters eingetreten und nicht mehr zurechnungsfähig, alſo unzweifelhaft zu dumm, um die Unmöglichkeit zu begreifen, daß die alten Dynaſtieen „aufrichtig konſtitutionell“ werden könnten. Anderen verwehrte ihre angeſtammte Knechtſchaffenheit, es für möglich zu halten, daß ein „deutſcher Mann“ ſich als etwas anderes denn als Unterthan fühlen und denken könnte. Dritte — und dieſe bildeten die überwiegende Mehrzahl der liberalen Leithämmel — ſchloſſen mit Bewußtſein, mit kühlem Vorbedacht ihren Bund mit der heiligen Dreifaltigkeit Krone, Kapuze und Kanone. Sie ſagten zu der werdenden Demokratie: Ah, du willſt nicht gleich uns ſo thun, als hielteſt du die Chimäre Montesquieu's für eine Wirklichkeit? Du erkühnſt dich, uns hindern zu wollen, daß wir, die Herren von der Börſe, vom Korpus Juris und vom Katheder, uns nach der Weiſe der engliſchen zur deutſchen Oligarchie machen? Bedenke wohl, was du thuſt! Man muß nur das mögliche anſtreben. Die Linie, auf der wir ſtehen, zu erreichen, iſt möglich. Dieſe Linie einhaltend ſind nämlich wir möglich, d. h. hier können wir Kommerzien-, Juſtiz-, Konſiſtorial-, Hof-, Geheime- und andere Räthe werden, ordentliche Profeſſoren, Staatsſekretäre, Geſandte, Miniſter. Was alſo über unſere Linie hinausliegt, nur einen Schritt, nur eine Spanne weit hinausliegt, das iſt Utopie, Anarchie, Felonie, Blaſphemie. Daher hübſch die Linie des liberalen Möglichſeins eingehalten! Wo nicht, ſo rufen wir: Vivat Abſolutismus! . . .

In dem Volke ſahen dieſe Beſt- und Biedermänner nur eine wiſſen- und willenloſe Schafheerde, welche höchſtens drehend, nicht aber verſtändig und menſchlich gemacht werden könnte. War nun das Volk wirklich eine ſolche Heerde, ſo würde ſie ja wohl ihren liberalen Leithämmeln auch in die Republik hinein nachgeſprungen ſein. Aber die Leithämmel hüteten ſich ſorgſam, nach jener Richtung hin zu wandeln. Sie wußten ja, daß es dort keine Titel und Orden, keine hochbeſoldeten Aemter, keine liebenswürdigen Sinekuren, keine fetten Penſionen für junge Greiſe, keinen zweierleituchenen Müſſiggang, keine Verſorgung von Vettern und Baſen auf Staatskoſten gäbe, und hätten ſie das einmal vergeſſen wollen, ſo würden ſie von ihren holden Leitſchäfinnen alsbald ſehr daran erinnert worden ſein. Es kommt hierbei in Betracht, daß die Hauptſitze des liberalen Hammelthums die Reſidenzſtädte der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten geweſen ſind, zu jeder Zeit Brutneſter aller Gemeinheit und Niedertracht. Der Weichſelzopf höfiſcher Lakaienſchaft verzweigte ſich peſtilenziſch über dieſe Orte und es gab nur noch ein gemeineres als dieſe Reſidenzler, nämlich die Reſidenzlerinnen. Solchem Geziefer, Männlein und Weiblein, von Menſchenwürde und Bürgertugend ſprechen, hieß Vierfüßlern die Schönheit einer rafael'ſchen Madonna, eines göthe'ſchen Liedes oder einer beethoven'ſchen Symphonie begreiflich machen wollen.

Daß dieſe Peſt der Bedientenhaftigkeit auch die liberalen Matadore, wenigſtens in ihrer überwiegenden Mehrzahl, nicht unberührt laſſen konnte, liegt am Tage. Daher war für ſchärfere Augen hinter der oppoſitionellen Grimaſſe der Herren die angeborene, anerzogene, mit der Luft eingeathmete Fürſtenfurcht und Unterthänigkeit leicht erkennbar. Dazu kam bei vielen, ſehr vielen derſelben noch eine dicke Unwiſſenheit, namentlich eine faſt unglaubliche Unkenntniß der Geſchichte. Eine Folge hiervon iſt unter anderen die geweſen, daß die Lügen-Jeremiaden über die große franzöſiſche Revolution, welche die Rückwärtſer warnend herſchluchzten, nicht allein von Schafen, ſondern auch von Leithämmeln geglaubt wurden. Wir wiſſen z. B. ganz beſtimmt, daß verſchiedene der von ihren Parteigenoſſen und mehr noch von ihnen ſelbſt als „Staatsmänner" hochverehrten liberalen Größen überzeugungsvoll die kläglichdumme Lüge nachplapperten, der franzöſiſche Konvent ſei kommuniſtiſch geſtimmt geweſen und habe das Eigenthum abſchaffen wollen: — derſelbe Konvent, welcher im Auguſt von 1793 jenes berühmte Geſetzbuch („code civil") annahm, das ihm nachmals Bonaparte ſchamlos geſtohlen hat, um es für ſein Werk auszugeben, jenes Geſetzbuch, welches die Eigenthumsbeſtimmungen des römiſchen Rechts ſo ſtreng und ſtrikt adoptirte, — derſelbe Konvent, welcher den Robespierre mit Beifall überſchüttete, als dieſer am 24. April von 1793 den Kommunismus als ein Phantom brandmarkte, welches Spitzbuben erfunden hätten, um damit Dummköpfe zu ängſtigen*).

Apoſtaten, Renegaten und Verräther hat man die liberalen Führer, wenigſtens die Mehrheit derſelben, mit Unrecht geſcholten. Sie hatten früher nur gethan, was ſie auch ſpäter thun wollten, nämlich unter Anwendung aller juriſtiſch-möglichen Vorſichtsmaßregeln gefahrlos auf dem ſchlaffen Seile des Konſtitutionalismus gaukeln, und falls ſie in ihren Deklamationsübungen hier und da über dieſes Seil linkshin weggeſprungen waren, ſo war es ja nicht ihre Schuld, daß man dieſe Deklamationsſprünge für Ernſt gehalten hatte. Wenn ſie aber ihren als Seilgaukler und Deklamirer gewonnenen Ruf und Einfluß zu verwerthen trachteten und demnach damit dort, wo Anno 1848 Nachfrage nach dieſer Waare war, d. h. an den Höfen hauſiren gingen, ſo könnte ihnen das nur verübeln, wer thöricht genug wäre, zu verlangen, daß die Diſtel Trauben tragen ſollte.

Dagegen trifft die liberalen Beſtmänner deutſcher Nation, wenn auch ebenfalls wieder nur der großen Mehrzahl nach, der gerechte Vorwurf, daß ſie, nachdem ſie einmal als Schutzſchilde vor die Throne ſich geſtellt und das Umfallen dieſer Möbeln verhindert hatten, dennoch ſich nicht ſchämten und ſcheuten, aus jämmerlicher Popularitätshaſcherei noch für eine geraume Weile die Chimäre von der Volksſouveränität dem armen Michel als Narrenſeil durch die Naſe zu ziehen, um ihn daran in dem Nebelheim ihrer „Staatsmänniſchkeit“ herumzuführen, beziehungsweiſe den guten Vertrauensduſeler unvermerkt in den Zwangſtall des Polizeiſtaates zurückzugängeln. Oder ſollte die Stumpfheit der „Edelſten und Beſten" ſoweit gegangen ſein, daß ſie die Unſittlichkeit ihrer Volksſouveränitätslüge gar nicht fühlten? Vielleicht. In dieſem Falle wären aber auch wieder weniger die Liberalen als der Liberalismus anzuklagen. Denn dieſe Doktrin der richtigen Mittelmäßigkeit hat etwas nivellirendes, ja geradezu etwas verdummendes, verſimpelndes, und daher iſt es nur logiſch, daß der richtige liberale Biedermann alles und alle, was und welche im anſchauen, fühlen und denken über das allerheiligſte Mittelmaß, über das ordinäre hinausreicht und hinwegragen, mit giftigem Argwohn, mit blindem Haſſe betrachtet, verläſtert und verfolgt. Weil dieſe „Staatsmänner" nie und nimmer die große Göttin Begeiſterung geliebt, ſondern ſtets nur mit der kleinen Aeffin derſelben, mit der Phraſe gebuhlt hatten, wuſſten ſie nicht und wollten nicht wiſſen, daß nicht der klugfeige Rechner Egoismus, ſondern der ſorgloſe Held Enthuſiasmus immer und überall auf Erden die großen Dinge, die wahrhaft großen, Welt- und Menſchengeſchicke beſtimmenden Thaten vollbracht hat und vollbringt. Wäre der arme Rabbi Jeſus ein „Realpolitiker" von dem allermodernſten Kleiderordnungsſchnitte geweſen, ſo hätte er es wohl bis zum Leibleviten beim Kaiphas oder zum Hofrath beim Herodes gebracht. Als der radikale Idealpolitiker, der er war, wurde er von den „beſten und edelſten" Männern Judäa's, ſonſt auch Phariſäer und Sadduzäer genannt, als Utopiſt, Anarchiſt, Blaſphemiſt und Atheiſt, als Hochverräther und Rebell verfolgt, verklagt, an den Galgen gebracht; aber von ſeinem Kreuze herab hat er eine Welt aus ihren Fugen gehoben. . . .

---

*) „Vous devez savoir, que cette loi agraire, dont vous avez tant parlé, n'est qu'un fantôme créé par les fripons pour épouvanter les imbéciles; il ne fallait pas une révolution pour apprendre à l'univers que l'extrême disproportion des fortunes est la source de bien des maux et de bien des crimes. Mais nous n'en sommes pas moins convaincus que l'égalité des biens est une chimère. Il s'agit bien plus de rendre la pauvreté honorable que de proscrire l'opulence.“ Rede Robespierre's vom 24. April 1793.

Auf der andern Seite unterliegt das kleine Fähnlein der deutſchen Republikaner von 1848 dem ernſten Tadel, daß auch ſie wie gedankenloſe Knaben durch die liberale Taſchenſpielerei mit dem Worte Volksſouveränität ſich täuſchen und zu närriſchen Hoffnungen bethören ließen. Und doch hätten ſie nur die Augen aufmachen dürfen, um die ernüchternde Wahrnehmung zu machen, daß dieſem blauen Wortdunſte die ſtehengebliebenen Throne als greifbare Thatſachen gegenüberſtanden. Wir hatten ja in dem Märzſturme keines unſerer angeſtammten Kleinodien verloren. Ja —

„Wir hatten auch nicht einen
Zaunkönig eingebüßt" . . .

nicht einen einzigen Meiſenherzog, keinen Spatzenfürſten. Wir konnten die Häupter unſerer geliebten Landesväter dutzendweiſe zählen und, ſiehe, es fehlte keines der theuren, mit Ausnahme des Selbſtherrſchers aller Reußen, Lobenſteiner und Ebersdorfer, welchen unterhaltlichſten ſeiner Herren Kollegen leider eine „Sturmpetition" aus allen 6 Quadratmeilen ſeiner ſämmtlichen Staaten hinauskatzenmuſizirt hatte*). Wenn der revolutionäre Sturm die Throne nicht weggefegt hatte, wie konnte man wähnen, der flaue Wind des Parlamentarismus würde dieſelben zur Bedeutungsloſigkeit herabfächeln? Nur Deutſchlands „edelſte und beſte" Männer konnten ſo vernagelt ſein, zu wähnen, die deutſchen Fürſten würden mit ſich handiren laſſen, als wären ſie nur noch ausgeſtopfte, ſtatt leibhaftige und lebende zu ſein.

Als der deutſche Republikanismus merken mußte, wie der Liberalismus eigentlich die Volksſouveränität verſtand und verſtanden wiſſen wollte, hat er freilich — wir werden es mit anſehen — dieſer liberalen Realpolitik gegenüber Verſuche einer wirklichen und wahrhaftigen, einer radikalen Idealpolitik gemacht. Aber —

„Was man von der Minute ausgeſchlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück" . . .

---

*) „Der Fürſt von Doppelhaſenſprung
Sah wüthend vom Altane,
Daß dicht vor ſeiner Naſe hung
Die ſchwarzrothgoldne Fahne.
Doch wie er nun mit eigner Hand
Am Kloben zerrt und reißt,
Da läuft ſein Volk ins Nachbarland,
Von wo es Steine wuthentbrannt
Ihm in die Fenſter ſchmeißt" u. ſ. w. Demiurgos, II, 85.

und was zu Anfang des März hätte gelingen können, mußte, wie die Sachen lagen, zu Ende Aprils fehlſchlagen. Um ſo gewiſſer, als die republikaniſche Idealpolitik keinen Träger fand, der auch nur annähernd das Zeug gehabt hätte, ſie mit genialer Kraft und todverachtender Entſchloſſenheit über die dumpfe Atmoſphäre der Alltäglichkeit in jene Flammenregion emporzuheben, von wo herab das elektriſche und elektriſirende Fluidum der Leidenſchaft die Menſchen überſchauert und ſie unwiderſtehlich mitfortreißt.

Das eben iſt der große Jammer von 1848 geweſen, daß nirgends ein Held und Heiland aufſtand: weder in Deutſchland, noch in Frankreich, noch in Italien, nirgends! Die liberale Doktrin hatte ihre demoraliſirende Wirkung gethan: der feige, blaſirte, impotente Ungeiſt der Mittelmäßigkeit, Philiſterei und Biedermaierei hielt alles in ſeinem Bann und Zwang. Nirgends ein Nummer-Eins-Mann, nirgends ein ſouveräner Genius, nirgends ein überwältigender Koloß. Ueberall nur Mittelgut und ordinärer Zuſchnitt. Die wunderbar große Gelegenheit fand erſchreckend kleine Menſchen vor.

2.

Der deutſche Liberalismus hatte am 5. März von 1848, wo er, durch ſeine Spitzen vertreten, in Heidelberg die Zeitlage verhandelte und zuvörderſt ein „Vorparlament“ zu berufen beſchloß (vergl. Bd. I, S. 253), ſehr merklich mit der nicht hoffähigen Frau Revolution kokettirt. Aber ſo ein kokettiren paßte eben damals in ſeinen Kram und verhalf auch nebenbei zum karrièremachen. Das letztere den liberalen Matadoren verübeln zu wollen, wäre ganz einfältig. Warum ſollten ſie, nachdem ſie ſich — etliche allerdings unanſtändig plötzlich — entſchloſſen hatten, das Lied der Monarchie zu ſingen, nicht auch das Brot der Monarchie eſſen? Die heidelberger Verſammlung hatte einen Ausſchuß von Sieben beſtellt, um ihre Beſchlüſſe zur Ausführung zu bringen, und von dieſen Sieben ſanden drei ſofort Gnade vor allerhöchſten Augen: Herr von Gagern wurde noch am 5. März ſelbſt darmheſſiſcher, Herr Römer am 8. wirtembergiſcher Miniſter, Herr Welcker am 14. badiſcher Bundestagsgeſandter. Streng genommen, wären ſolche hiermit eingeleitete Perſonenwechſel in den deutſchen Miniſterien freilich nicht vonnöthen geweſen. Denn ſelbſt die urreaktionärſten vormärzlichen Miniſter betheuerten und bewieſen eine wahrhaft rührende Bereitwilligkeit, dem „Zeitgeiſt“ von 1848 zu huldigen und zu gehorchen, ſo lange derſelbe in der Mode wäre, und gerade ſo haben es, wie jedermann weiß, die Herren Märzminiſter ihrerſeits auch gemacht. Man wird bei Betrachtung dieſer Perſonalveränderungen recht deutlich an die alte urtriviale Seſſelgeſchichte erinnert: „Steh’ du auf, damit ich ſitzen kann“ — oder auch daran, daß Göthe in ſeinem „Ewigen Juden“ von der Reformation geſagt hat: —

„Sie nahm den Pfaffen Haus und Hof,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur, in allem Grund der Sachen,
Mehr ſchwätzen und Grimaſſen machen.“

Der Siebener-Ausſchuß ließ die Einladungen zu einem „Vorparlament“, welches zu Frankfurt a. M. zuſammentreten ſollte, auf den 31. März ergehen. Sie ſollten zunächſt an ſolche gerichtet werden, welche Mitglieder einer geſetzgebenden Verſammlung waren oder geweſen waren. Da aber gerade in den beiden deutſchen Großſtaaten bislang geſetzgebende Verſammlungen nicht beſtanden hatten — den Vereinigten Landtag in Preußen wird wohl niemand eine ſolche nennen wollen — ſo ergab ſich ſchon hieraus, daß die Zuſammenſetzung des ſogenannten Vorparlaments eine ganz willkürliche ſein mußte und war. Haben doch Herr von Gagern und ſeine Handlanger ſchließlich ganze Schocks beliebiger Philiſter aus Darmheſſen und Naſſau verſchrieben, um mittels ſolcher Stimmen die konſtitutionellen Beſchlüſſe in der Verſammlung durchzudrücken. Daß von einem nationalen Mandat dieſer Verſammlung gar keine Rede ſein konnte, beweiſen ſchon die Ziffern ihrer Zuſammenſetzung: — es waren da 2 Oeſtreicher, aber 141 Preußen (der Mehrzahl nach Rheinländer und „Stadtverordnete"); 9 Hannoveraner, aber 84 Darmheſſen; aus dem Königreiche Sachſen und aus den ſächſiſchen Herzogthümern mitſammen 47, aber aus Baden 72, aus den vier „freien" Städten 26, aus Würtemberg 52, aus Schleswig-Holſtein 7, aus Kurheſſen 26, aus Baiern 44, u. ſ. w. Summa: 574. Der Zuſammentritt des Vorparlaments war ganz unzweifelhaft ein revolutionärer Akt. Die Verſammlung hatte gar keine Vollmacht außer der, welche ſie ſelber ſich gab. Man konnte als Abgeordneter von Ständen, von Vereinen, von Volksverſammlungen, man konnte auch als ſein eigener Abgeordneter am Vorparlamente ſich betheiligen. Es war nichts als eine Volksverſammlung im Cylinder ſtatt in der Mütze und im Schlapphut. Willkürlich und zufällig zuſammengeſetzt, ſchlecht geleitet und tumultuariſch verlaufen, iſt dieſe Verſammlung nicht unpaſſend das „wilde" Parlament genannt worden. Es war der würdige Vorſchwatz zum nachfolgenden jammerſäligen Hauptklatſch.

Zwei Gegenſätze von übler Vorbedeutung klafften dabei ſogleich auf: der Gegenſatz zwiſchen Liberalismus und Radikalismus und der zwiſchen Süd- und Norddeutſchen. Jener hätte ſich von geſchickten Händen — wenn welche da geweſen wären — noch leichter überbrücken und übertünchen laſſen als dieſer. Es ſtellte ſich als eine leidige Thatſache heraus, daß die Norddeutſchen in politiſcher Anſchauung und Bildung unverhältnißmäßig weit hinter den Süddeutſchen zurückgeblieben waren. Dieſe ſchleppten freilich noch auf Schritt und Tritt die Eierſchalen des zerbrochenen Polizeiſtaates mit ſich herum, aber jene das Halseiſen des Feudalismus. Das Volks- und Freiheitsbewußtſein in Süddeutſchland war erſt ein Kind, aber in Norddeutſchland war es noch ein Embryo.

Denkende Menſchen hätten ſchon aus *dieſem* Umſtand einen übeln Ausgang der ganzen deutſchen Bewegung prophezeien müſſen.

Allein erſtens gab es dazumal, wie allzeit, ſehr wenig denkende Menſchen und zweitens würde man ihre Prophezeiungen als Narretheien verlacht haben. Die liberale Staats- und Biedermänniſchkeit trug eine Zuverſicht zur Schau, welche den Philiſter — deſſen Zahl Legion hieß — entzückte und ihn in jedem einen Tollhäusler oder gar einen Frevler an dem kretiniſchen Dogma „Revolution auf geſetzlichem Boden" erblicken ließ, welcher die glorioſen „Märzerrungenſchaften" das nannte, was ſie waren, Spielzeug für politiſche Kinder, welches man denſelben wieder wegnehmen würde, ſobald ſie in ihrem Vertrauensrauſch eingeduſelt wären. Die Dummheit war, iſt und wird ſtets das mächtigſte auf Erden ſein. Wenn ſie einmal ſo recht in Zug und Fluß, iſt es ganz eitel, ja lächerlich, gegen ſie anzukämpfen.

Die gute Stadt Frankfurt, die es in ihrer Art recht ehrlich mit der nationalen Sache meinte — dieſe alte Kaiſerſtadt mit ihrer intelligenten, thätigen und gaſtfreien Bevölkerung, in deren Mitte die erſte Landsgemeinde deutſcher Nation tagen ſollte, ſchwamm in Immergrün und Feſtjubel. Ueberall Freiheitsbäume, Ehrenpforten, ſchwarzrothgoldene Fahnen und Flaggen, überall Vaterlandsworte, hochſinnige Loſungen, hoffnungsvolle Begrüßungen, Freudenſchüſſe, freiheitlicher Sang und patriotiſcher Klang. Durch die Straßen der Stadt wandelnd, befeuert durch die freudeſtralenden Blicke ſchöner Frauen- und Mädchenaugen, mittrunken in der allgemeinen Trunkenheit, konnte man wenigſtens für Augenblicke wähnen, alles müßte und würde gut gehen. Es war der letzte Märztraum.

3.

Dieſer Traum mußte ſchon in den Vorverſammlungen zum Vorparlamente zerrinnen; wenigſtens bei allen, welche überhaupt den Willen und die Kraft hatten, ſich die Träume aus den Augen und den Rauſch aus dem Schädel zu wiſchen. Denn die ſeit einem Monat bis zum Ekel hergeleierte Litanei von der deutſchen Einigkeit und Brüderlichkeit verſchwand wie Rauch und unter ſchneidenden Diſſonanzen hob der Babelthurmbau des deutſchen Verfaſſungswerkes an.

Die Frage, die auf allen Zungen zitterte, ſprang ſofort hervor: — Republik oder Monarchie? Heutzutage muß es uns wunderlich, ja urkomiſch erſcheinen, daß ſie überhaupt noch aufgeworfen werden konnte; denn ſie war ja thatſächlich bereits entſchieden. Der heidelberger Siebener-Ausſchuß hatte ſie zum voraus zur Entſcheidung gebracht, indem er als Wegleitung für das Vorparlament ein Programm mit nach Frankfurt nahm, worin die Grundlinien der ſpäteren Reichsverfaſſung mehr oder weniger deutlich vorgezeichnet waren. Nur vom Kaiſerthum oder gar vom preußiſchen Kaiſerthum war darin noch keine Rede. Die künftige Verfaſſung Deutſchlands ſollte dieſem Programm zufolge den lockeren deutſchen Staatenbund in einen feſtgegliederten Bundesſtaat umwandeln, an deſſen Spitze ein „Bundesoberhaupt" mit verantwortlichen Miniſtern geſtellt würde. Die Nation ſollte ihre konſtitutionellen Rechte ausüben mittels eines Parlaments in zwei Kammern (Senat der Einzelſtaaten und Volkshaus; letzteres durch Urwahlen zu beſtellen, ſo daß je auf 70,000 Seelen 1 Abgeordneter käme). Die einzelnen Staaten ſollten durch die Verzichtleiſtung auf die meiſten ihrer Souveränitätsrechte die Bundesmacht und Reichsgewalt erhöhen und kräftigen, ſo zwar, daß Deutſchland fortan nur *ein* Heerweſen, nur *eine* Vertretung gegenüber dem Auslande, ein nationales Syſtem des Handels, des Verkehrs- und Zollweſens, der Waſſerſtraßen, Eiſenbahnen und Poſten, ferner die Einheit von Maß, Gewicht und Münze beſäße. Ebenſo müßte die geſammte Civil- und Strafgeſetzgebung, ſammt dem Gerichtsverfahren vereinheitlicht und ein höchſter Nationalgerichtshof („Bundesgericht") geſchaffen werden. „Die Freiheitsrechte" der Nation müßten mit feſten Bürgſchaften verſehen werden — (aus welcher Redensart dann die unendliche Schraube der Grundrechtedebatte hervorwuchs). Schließlich zeichnete das Programm dem Vorparlamente deſſen Beſtimmung und Aufgabe vor. Dieſe ſollte ſein, auf Grundlage der angegebenen Beſtimmungen die Einberufung einer konſtituirenden Nationalverſammlung zu beſchließen. Die Einberufung ſelbſt müßte aber durch die bisherige Bundesbehörde, d. h. durch den Bundestag geſchehen, welcher jedoch durch „Vertrauensmänner“ zu verſtärken wäre. Außerdem ſollte das Vorparlament einen Ausſchuß beſtellen, welcher, zu Frankfurt in Permanenz tagend, die Vollziehung der Beſchlüſſe der Verſammlung zu überwachen hätte und ſo zu ſagen dem Bundestag, welcher zwar nicht ſo klug, aber doch ſo ſchwerfällig wie ein Elephant war, als lenkender und ſtachelnder Kornak auf den Nacken geſetzt werden ſollte. (Das arme Bieſt hat dann auch richtig ganz gelehrig die von ihm verlangten Kunſtſtücke gemacht.)

Man wird zugeben müſſen, daß der Grund-, Um- und Aufriß des babyloniſchen Thurmes, d. h. das Programm der Sieben, gar nicht übel ſich anſah. Leider hatte das Ding die bedenklichſte Aehnlichkeit mit dem berühmten Pferde von Arioſto's verrücktem Roland, welches Pferd bekanntlich alle vortrefflichen Eigenſchaften beſaß, nur war es todt. Das Fundament von dem liberalen Reichsverfaſſungsthurm ſollte und mußte ja der gute Wille, der erleuchtete Freiſinn, die patriotiſche Opferfreudigkeit der deutſchen Fürſten ſein. Auf was das in Wirklichkeit bauen hieß, darüber konnten ſich nur die „beſten und edelſten“ Männer deutſcher Nation verblenden und täuſchen. Soweit konnte man nur kommen, wenn man vor lauter Klugheit ganz dumm geworden war. Aber die Herren wollten ihren Willen haben. Da half keine Erinnerung, keine Thatſache. Der ganze Verlauf der deutſchen Geſchichte lieferte den Gegenbeweis — und was für einen ſchmerzlichen Gegenbeweis! — von dem, was die Beſt- und Biedermaier glaubten und glauben machen wollten; aber was hatte das zu ſagen? Vergeblich war es auch, dieſen Mattherzen unter anderen Argumenten das entgegenzuhalten, die tauſende, die hunderttauſende, die Millionen von deutſchen Handwerkern und Bauern fänden ſich drüben in Amerika doch immerhin ſehr leicht und raſch in das erſchreckliche Unglück der Fürſtenloſigkeit; ſie wollten aus naheliegenden Gründen in dieſem Unglück den Weltuntergang ſehen und logen ſich ſelbſt und anderen vor, die deutſchen Fürſten hätten gar keine andere Wahl und auch keinen anderen Willen mehr, als nach ihrem, der Beſt- und Biedermaier, konſtitutionellem Dudelſack zu tanzen. Die Folge iſt geweſen, daß die als ſo bereitwillig vorausgeſetzten Tänzer, d. h. in Wahrheit Nichttänzer den Dudelſack ergriffen und denſelben den Muſikanten unſanft um die Vertrauensduſelköpfe ſchlugen.

Das prophezeiten den Herren Liberalen die Sprecher, welche der Radikalismus in Frankfurt vorſchickte, um die Sache der Republik zu führen, ſchon am 29. Märzabend im „Weidenbuſch“, in deſſen großem Sal auch etliche Bundestagsgeſandte unter der bunten Menge von „Volksvertretern“ ſich herumdrückten. Dieſen armen Schluckern von Diplomaten muß, als ſie die Frage: Monarchie oder Republik? in ſehr undiplomatiſchen Tiſchreden, d. h. von den Tiſchen herab erörtern hörten, ungefähr zu Muthe geweſen ſein, als wandelten ſie durch ein Märchen von Kallot-Hoffmann. In der Vorderreihe der Republikaner redeten Guſtav von Struve und Friedrich Hecker, welche beide in den Oppoſitionskämpfen ihres Heimatlandes Baden ſich die Sporen verdient hatten; jener mehr als Publiziſt, dieſer als Klubb- und Kammerredner. Daß Struve und Hecker Männer von Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue waren, haben ſelbſt ihre giftigſten Feinde, d. h. ihre früheren badiſchen Mitrepublikaner und ſpäteren monarchiſchen Gegner nicht zu beſtreiten gewagt. Beide waren aber auch, was Schillers Philipp von Spanien „ſonderbare Schwärmer“ zu nennen pflegte, obzwar ſie auf verſchiedenen Wegen zu ihrer Schwärmerei gelangt waren: Struve auf dem Wege logiſcher Abſtraktion, Hecker auf dem Stege phantaſtiſcher Intuition. Wunderlicher Weiſe überphantaſirte der trockene Abſtraktor Struve, welcher von Pflanzenkoſt lebte wie ein indiſcher Jogi, dann doch wieder den Heiſſporn Hecker, in welchem langen

Menſchen, phyſiſch und moraliſch angeſehen, das Ideal eines flotten Burſchen, der Typus eines renommiſtiſchen Korpsſenior verkörpert war. Seine Begeiſterung für die Republik gab ſich als eine glühende und ſie war es; aber — und das vollendet das Bild des Romantikers — durch die rothen Phraſen ſeiner Rede ſchlängelte ſich häufig und plötzlich die blaſſe Skepſis. Struve, welcher in dem Glauben an ſein Ideal ganz aufging, bis zum Fanatismus aufging und bis in ſeine Fingerſpitzen hinaus überzeugt war, daß das Vorparlament die deutſche Republik nicht allein dekretiren müßte, ſondern auch mit vollem Erfolge dekretiren könnte, iſt viel weniger auf der Erde und unter den Menſchen heimiſch geweſen als Hecker, der aus einem Bürger von Wolkenkukuksheim ohne allzu große Bemühung mitunter wieder ein kalkulirender mannheimer Advokat wurde, welcher nicht anſtand, zu ſagen, daß es ein eitel und vergeblich Wagen, den deutſchen Philiſter zum Republikaner machen zu wollen. Er hat ſich auch nur ſo zwiſchenhinein der Illuſion hingegeben, daß vom Vorparlament ein Wahrſpruch zu Gunſten der Republik zu erwarten ſei, oder der Hoffnung, daß jetzt, zu Ende des März, in Deutſchland für das republikaniſche Princip überhaupt noch etwas Belangreiches zu thun ſei. Aber er hielt es für ſeine Pflicht, unter dieſen und unter allen Umſtänden für ſein Ideal einzutreten, und dieſes Pflichtgefühl, welches mit einer ungeheuren Doſis von Eitelkeit recht wohl ſich vertrug, hat ihn dann zu jener verſpäteten republikaniſchen Schilderhebung getrieben, deren Erfolgloſigkeit er ſelber vielleicht ſo deutlich vorausſah wie irgendeiner.

Unendlich viel beſſer als Hecker und Struve eignete ſich zu einem Führer und Leiter der Demokratie auf parlamentariſchem Boden Robert Blum aus Leipzig, der häſſlichſte Mann ſeiner Zeit und zweifelsohne einer der beſten — natürlich nicht im Sinne der Beſt- und Biedermaier. Dieſe haſſten in Blum den geborenen Tribun, haſſten ihn um ſo mehr, als ſie wuſſten, daß er alle die liberalen Kniffe und Pfiffe aus dem Grunde kannte, und die „Beſten und Edelſten“ haben dann auch bei ſeiner Ermordung ihre Befriedigung, ja ihr Entzücken nur ſchlecht oder gar nicht verhehlt. Blum verband mit dem Ausſehen und Gebaren des Proletariers die Anſchauungen und Ueberzeugungen der demokratiſch geſtimmten Fraktion des deutſchen Bürgerthums. Ueber das Durchſchnittsmittelmaß, welches die Menſchen von 1848 kennzeichnete, ragte auch Blum nicht empor; aber wenn man die herben Hinderniſſe bedenkt, welche ſich dieſem Proletarierkind auf ſeiner Lebens- und Bildungsbahn entgegengeſtellt hatten, ſo wird man namentlich den feinfühligen und feinhörigen Takt bewundern müſſen, womit er ſich in dem Getriebe der Politik zurechtfand. Seine Rednergabe war ſehr bedeutend; nicht ganz phraſenlos, aber doch immer ſo, daß ſie ein gebildetes Ohr anſprach, den erfahrenen Verſtand beſchäftigte und zugleich das Volksherz ſympathiſch berührte. Republikaner aus Neigung und Ueberzeugung, glaubte er den Konſtitutionellen von vornherein das Zugeſtändniß machen zu müſſen, daß die Republik, wenn überhaupt erreichbar, nur auf konſtitutionell-monarchiſchen Umwegen zu erreichen ſei. Für ſeinen Werth als Menſch und Bürger, für ſeine Treue und Hingebung zeugt unwiderſprechlich ſein Grab in der Brigittenau. Selbſt Fürſt Windiſchgrätz, welcher doch gar nicht nahe dabei geſtanden, als das Pulver erfunden worden, begriff, daß er in der Perſon Blums einen *Hauptmann* umbringen zu laſſen Gelegenheit hätte.

Wie die drei genannten radikalen Führer redliche Männer waren, ſo könnte nur die Parteiverbohrtheit beſtreiten wollen, daß auch die Führer der Liberalen der Mehrzahl nach redlich und uneigennützig geſinnt geweſen ſeien. Der Mehrzahl nach! Denn es gab ſolche darunter, welche ihre Staatsmänniſchkeit doch ſehr privatgeſchäftlimacheriſch betrieben und es ſehr gut verſtanden, die arme Patria zu einer volleuterigen Privatmilchkuh zu machen. Auf den Platz des erſten Führers der Konſtitutionellen haben beim Zuſammentreten des Vorparlaments die Umſtände den Herrn Heinrich von Gagern geſtellt, Sohn jenes Herrn Hanns von Gagern, welcher als „deutſcher Patriot“ berühmt geworden, weil er beim wiener Kongreſſe ſeinem damaligen Dienſtherrn, dem Könige von Holland, möglichſt viel deutſches Land zuzuſchaufeln eifrigſt befliſſen geweſen war. Herr Heinrich von Gagern konnte nach Begabung, Bildung, Stimmung und Haltung als der vollendete Ausdruck des patentirten Liberalismus gelten, welchen er aber vornehm zu repräſentiren verſtand. Hinter dieſem vornehmen Schein war des Mannes Sein das der entſchiedenſten Alltäglichkeit und großes iſt niemals an ihm geweſen, ausgenommen ſeine Augenbrauen. Zum „großen“ Mann hat ihn vornehmlich der deutſche Profeſſorenreſpekt vor ſeinem freiherrlichen Titel und Wappen gemacht. Der liberale Philiſter ſodann war allum ganz glücklich darüber, dieſes Großmannspatent anzuerkennen und das ſtattliche Urbild ſeines eigenen Weſens als den „allerbeſten und alleredelſten der Beſten und Edelſten“ verehren zu ſehen und geräuſchvoll mitverehren zu dürfen.

Das Selbſtvertrauen des Herrn Heinrich von Gagern und damit die An- und Aufſpannung ſeiner an ſich beſcheidenen Kräfte mußte natürlich unter dem Anhauch des unermeſſlichen Vertrauens, welches ſeine Partei in ihn ſetzte, beträchtlich zunehmen, und ſo war er eine Zeit lang, wofür er galt. Er gebärdete ſich als General und man gehorchte und folgte ihm. Der erſte, welcher ein Stück Land einzäunte und zu den andern ſagte: „Das iſt mein!“ hat ja bekanntlich auch Narren gefunden, die ihm glaubten. Die ganze Kunſt, Menſchen zu beherrſchen, beſteht darin, den Kommandoſtab mit einer Zuverſichtlichkeit zur Hand zu nehmen, als ſei die Berechtigung dazu ſelbſtverſtändlich. Dieſe Kunſt verſtand Herr von Gagern aus dem Fundamente. Im übrigen gereicht es ihm zur Ehre, daß er wenigſtens daheim und im Hauskleide den großen Mann nicht ſpielte. Am 2. April morgens 9 Uhr ſchrieb der alte Herr Hanns von Gagern von Frankfurt aus an ſeinen älteſten und bedeutendſten Sohn Friedrich: „Im ganzen ſind die Söhne (Heinrich und Max) mit dem Gang von geſtern zufrieden; jeder in ſeiner Art. Heinrich, ſich waſchend, ſehr ruhig, kam ex abrupto zu der Aeußerung: „„Welche Zeiten! Welche Armuth, daß ein ſo mittelmäßiger Kopf wie ich zu ſolcher Rolle kommt!““ Widerſpruch wäre unhöflich, volle und herzliche

Zuſtimmung demnach. Aber es zeugt für die urſprünglich gute und gerade Sinnesweiſe des Mannes, daß er dieſes aus redlicher Selbſterkenntniß erfloſſene Armuthszeugniß in einem von ihm herausgegebenen Buche zu veröffentlichen nicht anſtand*). O, das geſchah nur, um den Widerſpruch herauszufordern, ſpottlacht Mephiſto. Nein! und dieſe ehrliche Selbſtbezeugung ſeiner Nichtgröße ehrt in den Augen von Urtheilsfähigen Herrn von Gagern mehr, unendlich viel mehr, erweiſ't unwiderſprechlicher den „vir integer“, als es die einfältigen Schmeicheleien ſeiner Fartcatchers thaten, deren Unverſtand den liberalen Freiherrn recht hoch hinaufſchraubte, damit weithin ſichtbar würde, wie geringfügig ſeines Lichtes Leuchtkraft ſei. Nun, er hat den keckſten ſeiner „kühnen Griffe“, d. h. die Selbſtüberhebung, mehr vorſtellen zu wollen, als er zu ſein vermochte, ſchwer gebüßt. Er, der eine Weile für den erſten Mann ſeiner Nation gegolten hatte, ſah ſich ſchließlich im Falle, von einem Dalwigk mit dem Sinekürchen eines darmheſſiſchen Geſandtſchaftspöſtleins ſich beſchenken zu laſſen. Ach, das Leben mit ſeinen gemeinen Anforderungen iſt ein harter Treiber und in unſerem Zeitalter einer bequemen Realpolitik, die alles anzunehmen und alles zu rechtfertigen weiß, iſt es nicht mehr Mode, daß öffentliche Charaktere auch dann, wann ſie zu glänzen aufgehört haben, noch als Gold ſich erweiſen. Das horaziſche: —

„Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Catonis“ —

iſt heutzutage unſeren realpolitiſchen Gelehrten unverſtändlicher als die altperſiſche Keil- und die altperuaniſche Quipus-Schrift, und närriſche „Principienreiter“ wie Demoſthenes und Kato ſind in den Augen einer ebenfalls realpolitiſchen Jugend nur noch lächerliche Figuren. Herr von Gagern hat demnach recht gethan, wenn er die

---

*) Das Leben des Generals Friedrich von Gagern, von Heinrich von Gagern, II, 668.

Lächerlichkeit der „Principienreiterei“ nicht an und auf ſich kommen, ſondern vielmehr für ſeine Verdienſte um das deutſche Vaterland von Herrn von Dalwigk ſich zum Geſandten machen ließ. Hornau iſt nicht Kalauria und Darmſtadt iſt nicht Utika.

4.

Im Kaiſerſale des „Römer“ wurde am 31. März das „wilde“ Parlament unter dem Alterspräſidium des bremer Bürgermeiſters Smidt frühmorgens eröffnet. So die Bilder der alten Kaiſer rings an den Wänden hätten fühlen und reden können, ſie würden zu den Verſammelten geſagt haben: „Gebt euch keine Mühe! Ihr bringt ja doch nichts zu ſtande, wie wir zu unſerer Zeit auch nichts zu ſtande gebracht haben. Germania confusione regitur“.

Die deutſche Konfuſion offenbarte ſich auch richtig ſofort, als es galt, das Bureau der Verſammlung zu beſtellen. Herr Smidt ſchlug den Herrn von Gagern zum Vorſitzer vor. Murren links: „Wollen keine Miniſter!“ Bemerkung rechts: „Die Siebener ſind übereingekommen, daß keiner von ihnen den Vorſitz übernehmen dürfe“. Höchſt unerquickliches Wahlgeſchäft überhaupt, die Abſtimmungsverſuche mittels rechts- und linkstretens in dem nicht ſehr geräumigen Sale ganz wirrſälig, endlich mit Ach und Krach Herr Mittermaier zum Präſidenten und die Herren Itzſtein, Blum, Dahlmann und Jordan zu Vicepräſidenten gewählt. Mittermaier war ein vortrefflicher Profeſſor, welcher, wenn er dornige oder übelduftende Parteien des Kriminalrechts zu erörtern hatte, eine friſche Roſe mit auf's Katheder zu bringen und damit, während er mörderiſche Beſtimmungen der Karolina citirte, anmuthige Schwenkungen auszuführen pflegte. Auch ein guter Menſch und Patriot war er, aber ein ſchlechter Präſident. Als ſolcher würde er, wo möglich, ſeine Sache noch ſchlechter gemacht haben, hätte ihm nicht der einzige ſeiner Beiſtänder, welcher ſo ein

Geſchäft verſtand, zeitweilig helfend unter die rathloſen Arme gegriffen, Robert Blum.

Gegen 10 Uhr zog das „Stegreifparlament“, wie man es ebenfalls paſſend genannt hat, vom Römer durch die Reihen der frankfurter Bürgerwehr unter Glockengeläute und Geſchützdonner, unter Halloh und Hurrah zu ſeinem eigentlichen Sitzungsort, in die ſäulenumſäumte, hochbekuppelte, ſchwarzrothgolden geſchmückte Rotunde der Paulskirche, allwo Herr Mittermaier, ein feiner Kathedermann mit Silberhaar und Silberbart, ſeinen Vorſitzerſpruch that. Darin war viel vom „Rieſen Volksgeiſt“, mehr von den „Millionen unſerer deutſchen Brüder“, am meiſten von der „Freiheit“ und von den „Volkswünſchen“ die Rede, aber von den Fürſten gar nicht. Das mißfiel ſichtbarlich der Mehrheit der Verſammlung und verſtimmte ſie gegen den Präſidenten, was für dieſen ſein ſchwieriges Amt noch bedeutend ſchwieriger machte. Die liberalen Leiter der Mehrheit hatten unter ſich abgekartet, daß vor allem die brennende Frage: Monarchie oder Republik? gelöſcht werden müßte. Die Anweſenheit der Halseiſenmänner aus dem Norden und der rheinländiſchen Lebemänner aus dem Weſten, ſammt der maſſenhaften Einfuhr darmheſſiſcher Angſtphiliſter, verbürgte ihnen die Durchſetzung ihrer monarchiſchen An- und Abſicht.

Die radikale Minderheit in der Verſammlung führte alsbald die Gelegenheit hierzu herbei, indem ſie ihr Programm, das republikaniſche, vorbrachte, als der Vorſitzende das monarchiſche Programm des Siebener-Ausſchuſſes auf die Tagesordnung ſetzte. Struve betritt die Rednerbühne und entwickelt das in 15 Punkte gefaßte Manifeſt der Demokratie, welches an Beſtimmtheit und Deutlichkeit ſo ganz und gar nichts vermiſſen läſſt, daß jedes Mitglied der Mehrheit, zumal jedes norddeutſche mit dem frommen Helden Vergils im 2. Geſange von ſich ſagen kann:

> „Schrecken befällt mich, aufbäumt ſich das Haar und die Stimme
> verſagt mir“.

Denn die Eſſenz des ſtruve'ſchen Antrags iſt keine andere als die, die halbe Revolution zu einer ganzen zu machen, die Monarchie abzuthun und Deutſchland in eine Föderativrepublik umzuſchaffen, womit ſofort der praktiſche Anfang gemacht werden ſollte und zwar dadurch, daß das Vorparlament bis zum Zuſammentreten eines „frei gewählten“ Parlaments in Frankfurt beiſammenbliebe und ſo zu ſagen als deutſcher Konvent die Führung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand nähme, namentlich mittels der Wahl eines „Vollziehungs-Ausſchuſſes“.

Es war Sinn, Logik und Folgerichtigkeit in dieſem Programm, gar keine Frage. Aber einen ſolchen Antrag und zwar hoffnungsvoll vor eine Verſammlung bringen, deren ungeheure Mehrheit von vornherein entſchloſſen geweſen iſt, die Monarchie, d. h. die deutſchen Fürſtenherrſchaften zu halten, weil ſie dabei nicht nur perſönlich vielfach intereſſirt war, ſondern auch, weil ſie die Republik aufrichtig fürchtete — das hieß denn doch als einen richtigen Wolkenkukusheimer ſich darſtellen und ausweiſen. Gegenüber einer ſolchen Rebelei waren diejenigen badiſchen Republikaner, welche gemeint hatten, ſtatt nach Frankfurt zu gehen, ſollte man lieber verſuchen, die Republik in Freiburg oder Offenburg oder Mannheim auszurufen, immerhin noch praktiſche Leute geweſen. Hecker ſelbſt war in jenen Tagen doch wieder Phantaſt genug, wunderwas vom Vorparlament zu hoffen. „Was zum Teufel — hatte ihm zu Offenburg einer der wenigen ſüddeutſchen Demokraten geſagt, welchem der Märzſturm das Gehirn nicht wirbelig gemacht — erwarten Sie denn von einer Verſammlung, deren Mehrzahl aus Hof- und andern Unräthen, Profeſſoren, Mandarinen und Bonzen zuſammengeſetzt ſein wird? Wie können Sie von ſolchem Geziefer etwas mannhaftes, von ſolchen Philiſtern etwas Revolutionäres hoffen?“ — „Ich werde ſie terroriſiren“, hatte Hecker geantwortet.

Terroriſiren? Was ſich die Menſchen nicht alles einbildeten! Da bildete ſich nun ſo ein gemüthlicher Mannheimer ein, er hätte das Zeug zu einem Wohlfahrtsausſchüſſler à la 1793. Terroriſiren? Wenn Hecker und Struve alles, was von Terrorismus in ihnen, zuſammengethan hätten, es würde nicht ausgereicht haben, auch nur einen Floh zu terroriſiren . . .

Herr Schaffrath aus Sachſen beantragte einen Ausſchuß zur Prüfung des republikaniſchen Programms. Die Fürſtenfürchtigen merkten, daß damit gemeint ſei, dieſes Programm ſollte dem monarchiſchen als ein gleichberechtigter Berathungsgegenſtand gegenübergeſtellt werden. Die „brennende“ Frage brannte alſo wieder auf wie ein rechter Feuerteufel. Herbei mit den Löſchgeräthſchaften! Se. Excellenz von Gagern führte nicht ungeſchickt ſein Miniſter-Wendrohr, um daraus das kalte Angſtwaſſer des Liberalismus auf den ſtruve'ſchen Antrag zu ſpritzen. Er dokumentirte ſich recht als einen Mann nach dem Herzen der Bourgeoiſie, indem er mit Nachdruck betonte, daß die Verkündigung von Grundſätzen, wie Herr von Struve ſie entwickelt habe, unmöglich zur „Wiederhebung des Kredits“ beitragen könnte. Daneben verſchlug es ihm aber auch nichts, ein bißchen volksthumfarbig zu ſchillern. Mit jenem Biedermaier-Pathos, in welchem er ſtark war, beſchwor er ſchließlich die Verſammlung: „Sprechen Sie es aus, daß wir an der Monarchie feſthalten. Sagen Sie, daß es ſich beim ſtruve'ſchen Antrag nur um Vorſchläge ſeitens einer Minderheit handelt, die nach Problemen haſcht und unerreichbare Dinge anſtrebt. Sprechen Sie es aus, daß wir zwar eine Verſammlung bilden, welche die Freiheit will und um des Volkes und der Volksſouveränität willen beſteht, aber dem Princip der Monarchie im Staate treu bleibt und zugleich der Nothwendigkeit der Durchführung einer Einheit huldigt“.

Liberalismus locutus est. Zwar ſchlägt der geſunde Menſchenverſtand ob dieſer Staatsmänniſchkeit die Hände über dem Kopfe zuſammen und fragt voll Staunen: Wie kann ein Menſch von fünf richtigen Sinnen in einem Athem von Volksſouveränität und von Monarchie reden? Dieſer darmheſſiſche Miniſter ſchwatzt ja genau wie jener darmheſſiſche Bauer: — „Republik wollen wir und unſern Großherzog wollen wir auch“. Aber was thut das? Wer hat ſich bei ſolchen Vorfallenheiten um ſo ein Ding, wie der arme geſunde Menſchenverſtand iſt, zu kümmern? Eine richtige Realpolitik hat nicht auf die Klugheit, ſondern auf die Dummheit zu ſpekuliren. Tiefſter Blödſinn wird höchſte Weisheit, wird Offenbarung, ſobald die Menſchen daran glauben. Vgl. die chriſtliche und andere Dogmatiken. Die Mehrheit des Vorparlaments und mit ihr die ungeheure Mehrheit deutſcher Nation glaubte an den gagern'ſchen Gallimatthias, folglich hatte Herr von Gagern recht und war ein großer Mann. Hatte recht und war ein großer Mann in den Augen eines Volkes, welches ſich „mit wenig Witz und viel Behagen" als eine „Nation von Denkern und Kritikern" anſchmeicheln ließ. Stünde dieſe ganze Volksſouveränitäts- und Monarchie-Geſchichte nicht aktenmäßig feſt, man müßte ſie für ein albernes Märchen halten. Im „tollen" Jahre iſt eben alles möglich geweſen, nur nichts geſcheides.

Neben dem Herrn von Gagern ſprachen mit beſonderer Erhitzung noch die Herren Welcker und Eiſenmann für die Monarchie. Der letztere brachte in Erinnerung, daß die konſtitutionelle Monarchie ihn ſchnödwiderrechtlich 15 Jahre lang im Kerker feſtgehalten habe, und rief dann begeiſtert aus: „Ich lebe und ſterbe für die konſtitutionelle Monarchie!" Schade, daß die konſtitutionelle Monarchie dieſen Mikrokephalos nicht noch durch weitere 15 Kerkerjahre von ihrer Vortrefflichkeit zu überzeugen fortfuhr. Wie lange war es denn aber her, daß Herr Welcker in Heidelberg in einem Anfall demokratiſcher Wuthekſtaſe geſchrieen hatte: „Herunter müſſen die Kerle von ihren Thronen, herunter jetzt gleich!"? O, gar nicht lange war es her. Aber ſo konnte anſtandshalber doch ein neukreirter Herr Bundestagsgeſandter nicht mehr reden. Vogt aus Gießen wollte in höflichſter Weiſe auf dieſe Unmöglichkeit hinweiſen, indem er anhob: „Der Herr Abgeordnete oder vielmehr der Herr Bundestagsgeſandte Welcker" — — Wilder Tumult, gemiſcht aus lachender Zuſtimmung und grollendem Tadel. Wahrheit wirkt bekanntlich auf Parteien wie Scharlach auf Bullen. Die fürſtenfürchtige Mehrheit im „wilden"

Parlament wüthete daher aus Leibeskräften gegen die Anſpielung Vogts auf das liberale Windfahnenthum. Der Präſident wuſſte dem Wirrwar nur dadurch zu ſteuern, daß er die Sitzung für eine halbe Stunde aufhob. Bei der Wiedereröffnung ſprach Blum wohlgewogene verſöhnliche Worte, die Verſammlung zum Bewuſſtſein ihrer Stellung und zur Wahrung ihrer Würde zurückrufend. Die kühleren Köpfe unter den Radikalen ſuchten einer ſofortigen Entſcheidung der Hauptfrage vorzubeugen. Vogt hatte bereits beantragt, daß für ſchleunige Berufung des wirklichen Parlaments geſorgt und demnach von dem Vorparlament vor allem der Wahlmodus berathen und feſtgeſtellt werden ſollte. Weſendonck führte das näher aus: — „Es iſt gleich verwerflich, dieſer Verſammlung die Republik oder die Monarchie aufzwingen zu wollen. Wir haben gar kein Mandat, die eine oder die andere zu dekretiren. Die wirkliche, vom ganzen Volke gewählte Nationalverſammlung wird dieſe Frage entſcheiden. Stellen Sie daher den erſten Paragraph des Siebener-Programms einſtweilen beiſeite. Man kann doch nicht den Bau mit dem Dache beginnen, nicht die Fürſtenrechte vor den Volksrechten berathen. Alſo vor allem die Nationalverſammlung. Will dieſe dann die Republik, ſo nehmen wir ſie an; will ſie die Monarchie, ſo nehmen wir ſie ebenfalls an. Denn darüber wenigſtens werden wir wohl einig ſein, daß wir unſere perſönlichen Anſichten dem durch die Nationalverſammlung repräſentirten Willen des deutſchen Volkes unterwerfen müſſen“.

Dieſe Anſchauung drang durch, inſofern beſchloſſen wurde, daß die Geſtaltung der konſtituirenden Nationalverſammlung der erſte Berathungsgegenſtand ſein ſollte. Bei Anhandnahme der Berathung malte die deutſche Gemüthlichkeit allerlei Phantaſmagorieen auf den phraſenblauen Hintergrund weltbürgerlicher Illuſionen. Schließlich kam man dann zu dem Beſchluſſe, daß je 50,000 Deutſche 1 Vertreter zum Nationalparlament abordnen, ſowie daß die Bewohner von Schleſwig, Oſt- und Weſtpreußen, welche Länder bislang nicht im deutſchen Bundesverbande geweſen waren, dies ebenfalls thun ſollten.

Der Geſammteindruck der erſten Sitzung auf Urtheilsfähige war unzweifelhaft dieſer, daß die Republik verſpielt und die Monarchie gewonnen hätte. Es war demnach eine bare Thorheit, daß die entſchiedenen Republikaner, welche ihr Ideal unter allen Umſtänden und um jeden Preis verwirklichen wollten, noch fernerweit an einer Verſammlung ſich betheiligten, von welcher ſie nach den Erfahrungen vom 31. März nichts mehr erwarten konnten. Wenn ſie überhaupt thun wollten, was ſie nachher thaten, ſo mußten ſie es auf der Stelle thun. Allein am Abend und in der Nacht brachten die Huldigungen, welche jubelnde Turnerſcharen und feurigblickende Schikſelchen in der „Mainluſt“ und anderwärts der Republik und den republikaniſchen Führern zollten, brachten die Worte von Arndts Vaterlandslied und die Weiſe der Marſeillaiſe, brachten urdemokratiſche Schoppenſtecherreden von ſeiten frankfurter Kouponsſchneider und urdemokratiſche Händedrücke von ſeiten ſachſenhäuſer Proletarier, brachten rother Ingelheimer und weißer Nierſteiner, brachten Fahnenſchwenken und Fackelſchwingen die guten Bürger von Wolkenkukuksheim zu dem Wahnglauben, ſie würden ihre am 31. März erlittene Niederlage am 1. April rächen und gutmachen können. Am 1. April? Es iſt das, wie bekannt, der große Fopptag für alle, die ſich foppen laſſen.

5.

Zuvörderſt ließ ſich jedoch dieſer 1. April nicht übel an. Des „wilden“ Parlaments embryoniſch-chaotiſcher Zuſtand ſchien überwunden zu ſein und die zur 10. Morgenſtunde eröffnete zweite Sitzung in zahmer Regelrichtigkeit verlaufen zu wollen. Es herrſchte an dieſem Vormittag eine recht angenehm-friſche Temperatur in der Verſammlung, als wäre eine demokratiſche Zugluft aus den erſten Märztagen bis heute irgendwo hängen geblieben und von dort unverſehens in die Paulskirche hineingeſchlüpft. Man verhandelte die

Frage, wie zur Nationalverſammlung gewählt werden ſollte, und raſch und merkwürdig glatt und leidlich einmüthig folgten einander die Beſchlüſſe. Oberſter Grundſatz: Direkte Wahl. Die Wahlart ſei dem Ermeſſen der einzelnen Staaten anheimzugeben, jedoch unter dieſen bindenden Bedingungen: Wahlberechtigt und wählbar jeder nach dem Geſetze ſeines Heimatlandes Volljährige, die Wählbarkeit gänzlich unabhängig von Glaubens-, Standes- und Vermögensverhältniſſen; der zu Wählende braucht nicht dem Einzelſtaat anzugehören, in welchem er gewählt wird; endlich ſollen die politiſchen Flüchtlinge, welche heimkehren und ihr heimiſches Bürgerrecht anſprechen wollen, wahlfähig und wählbar ſein. Durchweg freiſinnig und national, dieſe Erledigung der Parlamentswahlfrage.

Aber am Nachmittage kniſterte die „brennende“ Frage doch wieder auf, nicht zu zündenden Flammen ausſchlagend, ſondern die Paulskirche nur mit häſſlichen Qualm und Rauch erfüllend.

Einmüthig hatte man noch beſchloſſen, daß die Stadt Frankfurt der Sitz des konſtituirenden Parlaments ſein und dieſes im Mai, wo möglich am 1. Mai, zuſammentreten ſollte. Alles gut ſoweit. Weiterhin jedoch kamen häkelige Dinge zur Sprache. Die Liberalen wollten ſo raſch als möglich mit dem „wilden“ Parlament ein Ende machen. Daher ſollte aus der Mitte deſſelben ein Ausſchuß von 15 oder 50 Mitgliedern beſtellt und dieſer Ausſchuß mit dem Bundestag in Beziehung geſetzt werden, um gemeinſchaftlich mit demſelben die oberſte Leitung der nationalen Angelegenheit bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung zu handhaben. Der Bundestag, argumentirten die Royaliſten, ſei ganz handirlich und manierlich, auch gar nicht mehr „gefährlich“, da die „Epuration“ deſſelben bereits begonnen hätte und ihm auch von ſeiten der Regierungen geſandte „Vertrauensmänner“ — Ludwig Uhland war ein ſolcher — als Ueberwacher zur Seite ſtänden. Die Abſicht der Liberalen hierbei war klar: ſie wollten ihren Kretinismus „Revolution auf geſetzlichem Boden“ praktiziren, indem ſie ſich der Bundestagsmaſchine bedienten. Und zwar zu zweierlei Zwecken: denn erſtens ſollte dieſe

Maſchine dem Parlament eine „legale" Baſis bereiten; zweitens ſollte die Verwendung dieſer Maſchine den Fürſten und ihrem geſammten Anhange die Garantie geben, daß der Liberalismus voll unterthänigen Reſpekts vor allem beſtehenden ſei. Dieſe ganze Machenſchaft machte es nun auch handgreiflich, daß alle die Zugeſtändniſſe, wozu die Mehrheit des Vorparlaments in der Wahlfrage ſich herbeigelaſſen hatte, nur eine ſpaniſche Wand waren, hinter welcher man ſchon jetzt die Lahmlegung der Souveränität der Nationalverſammlung vorbereitete, indem man dieſelbe als einen Ausfluß der bisherigen Bundesverfaſſung, ſo zu ſagen als eine Schöpfung des Bundestages erſcheinen ließ. Alſo die Leitung der deutſchen „Revolution" der Rückwärtſerei in die Hände zu ſpielen, dem Parlamentskindlein den Bundestag zur Amme zu geben, — es war rührend unverſchämt.

Die Radikalen, hinſichtlich der Anzahl und Stimmung ihrer Gegner noch immer nicht gehörig aufgeklärt, verwarfen die Abſicht, den Bundestag wieder zu Ehren zu bringen, mit der gebührenden Verachtung und ſtellten der Ausſchuß-Idee den Antrag entgegen, das Vorparlament ſolle ſich permanent erklären, um bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung die Geſchicke Deutſchlands zu leiten. Es lag darin die Hoffnung ausgeſprochen, daß es auf dieſem Wege gelingen könnte, die vergeckte deutſche Bewegung doch noch ins rechte Geleiſe zu bringen.

Natürlich fröſtelte der Antrag auf Permanenzerklärung den ſämmtlichen Veſt- und Biedermaiern der Verſammlung ſchauerlich den Rückeſt hinauf. Auch empfindſamen Ein- oder Zweiachtelsdemokraten von der Farbe Venedey kam es ſo vor, als ſollte mit dieſem Antrag ein Schreckensregiment à la Konvent inaugurirt werden und als hörten ſie in der Ferne ſchon die Mordkläpfe des fallenden Guillotinemeſſers.

Die Liberalen ſchickten den Herrn Welcker vor, um ihre An- und Abſicht zu begründen, und er that es mit ſolchem Eifer, als wäre er nicht erſt ſeit 17 Tagen, ſondern ſeit doppelt ſo vielen Jahren

Bundestagsgeſandter. Gegen ſeine Behauptungen ſprachen mit beſonderem Feuer der alte Itzſtein, Hecker, Raveaux und Jakobi. Raveaux warf der liberalen Mehrheit die Wahrheit ins Geſicht: „Sie ſind eine revolutionäre Verſammlung!“ und meinte, dieſe müßte doch den Willen und den Muth haben, die Konſequenzen ihrer eigenen Exiſtenz zu ziehen. Hecker ſchloß ſeine feurige Begründung des Antrags auf Permanenzerklärung damit, daß er den Konſtitutionellen zurief: „Wer Alpha geſagt hat, muß auch Omega ſagen!“ Darin irrte er. Dem Hexeneinmaleins des Konſtitutionalismus — was für ein Bandwurm von Wort! — zufolge muß, wer A geſagt hat, keineswegs B, geſchweige Z ſagen; denn dieſes Hexeneinmaleins macht es ja auch glaublich, daß 2 mal 2 nicht gleich 4, ſondern gleich 3 oder 5 oder 7 ſei. Von der abſoluten Unlogik muß man keine Folgerichtigkeit verlangen oder erwarten. Gegen Welckers Darlegung, daß der vom Vorparlamente zu beſtellende Ausſchuß recht wohl des Bundestags als eines „beſtehenden Organs“ ſich bedienen könnte, bemerkte Hecker: „Wenn der Ausſchuß eine der beſten Maßregeln in Vorſchlag bringt und der Bundestag ſanktionirt ſie oder er geht Arm in Arm mit dem Ausſchuß, ſo iſt die beſte Maßregel nicht bloß verdächtigt, ſondern geradezu in die Acht erklärt“. Auch das war ein Irrthum. Der arme gute Michel begehrte ja in ſeiner Vertrauensſeligkeit nichts ſehnlicher als allem und jedem zu vertrauen, was ſeine „beſten und edelſten“ Männer ihm als vertrauenswürdig bezeichneten. Romantiker Hecker ſollte bald genug zu ſeinem eigenen Schaden erfahren, wie ſehr das deutſche Volk auf die Weiſung ſeiner „Beſten und Edelſten“ hin ſogar dem mehr oder weniger „epurirten“ Bundestage vertraute. Herr von Gagern gab ſchließlich den Ausſchlag wider die Permanenz, welche mit 368 Stimmen gegen 143 abgeworfen wurde.

Die Radikalen waren alſo an dieſem 1. April, auf welchen ſie geſtern thörichte Hoffnungen geſetzt hatten, ſo recht in den April geſchickt worden. Sie hätten jetzt ihr Bündel ſchnüren können und ſollen, falls ſie ſich nicht unbedingt dem Willen der Mehrheit unterordnen wollten.

Aber ſie blieben, klammerten ſich noch an einen letzten Hoffnungsſtrohhalm und wunderlicher Weiſe ſollten ſie zu allerletzt von ſeiten der Konſtitutionellen noch eine Konceſſion oder Scheinkonceſſion erhalten, welche man unbegreiflich finden müßte, ſo man nicht wüßte, daß eben Logik ein Ding iſt, welches für den Konſtitutionalismus nicht exiſtiert.

6.

Es iſt ſogar von liberaler Seite her zugeſtanden worden, daß, nachdem der Mehrheitsbeſchluß: „Ein Ausſchuß von Fünfzig ſoll mit dem Bundestag ins Vernehmen treten und denſelben bei Wahrung der nationalen Intereſſen berathen“ — heraus war, die Mehrheit ihren Sieg „weder großmüthig noch ſtaatsmänniſch“ zu benutzen verſtand. Sie konnte und mußte den Riß zwiſchen Liberalismus und Radikalismus verkleiſtern und letzteren ſogar nöthigen, ihr Geſchäft mitzuthun, indem ſie ſeine „gefährlichſten“ Häuptlinge unter die Fünfzig einreihte. Statt deſſen verfuhr ſie mit der gewohnten Ausſchließlichkeit herrſchender Parteien, indem ihre Führer die — ſpäter wieder halb zurückgenommene — Loſung ausgaben, die Minderheit ſei bei der Ausſchußwahl nicht zu berückſichtigen. War das bloß eine liberale Dummheit oder wollte man boshaft-pfiffig mittels dieſer brutalen Herausforderung die Heißſporne der Demokratie zu verzweifelten Schritten treiben, um aus dieſem die Berechtigung zu ziehen, allen Hinderniſſen der liberalen Herrlichkeit raſch und gewaltſam ein Ende zu bereiten? Die Frage iſt mit Beſtimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen; doch iſt zu ſagen, daß nachmals in Frankfurt die Sage ging, die Herren Mathy und Baſſermann, welche ja in der 2. Hälfte des März von 1848 aus dem radikalſten Radikalismus in den treuunterthänigſten Liberalismus ſich hinübergemauſert hatten und bei denen in den erſten Apriltagen ſchon der erſte Flaum des Miniſter- und Staatsſekretäre-Gefieders anſetzt, — ja, die Herren Mathy und Baſſermann hätten Gagern und Konſorten den Rath gegeben, die „Eitelkeit" Heckers durch Nichtberückſichtigung bei der Ausſchußwahl tödtlich zu beleidigen und dadurch die „Heckerlinge" zu irgendeinem tollen Streiche aufzureizen, damit man die „ganze republikaniſche Blaſe" mit einmal zerdrücken könnte. Protokolle pflegen über derartige Machenſchaften bekanntlich nicht aufgenommen zu werden und ſo müſſen wir dieſe Sage als hiſtoriſch ungreifbar in ihre Nebelregion zurückflattern laſſen.

War die Schlinge wirklich gelegt, ſo zeigte die dritte Sitzung des Vorparlaments in ihrem Verlaufe, daß die, welchen ſie gelegt war, wohl hineingehen würden. Die übelberathenen Radikalen machten einen Verſuch, in parlamentariſchen Kniffen und Pfiffen mit ihren Gegnern zu wetteifern, indem ſie durch Zitz aus Mainz den Antrag einbringen ließen: „Die Verſammlung möge erklären, bevor der Bundestag die Angelegenheit der Gründung einer konſtituirenden Nationalverſammlung an die Hand nehmen kann, ſoll ſich derſelbe von den verfaſſungswidrigen (karlsbader und wiener) Ausnahmebeſchlüſſen losſagen und aus ſeiner Mitte die Leute entfernen, welche zur Hervorrufung und Ausführung ſolcher Beſchlüſſe mitgewirkt haben". Die Abſicht dieſes Antrags ging deutlich genug dahin, entweder die Mehrheit zu nöthigen, eine neue Bundesbehörde zu fordern, oder aber die Mehrheit als mit dem alten Bundestag einverſtanden dem öffentlichen Abſcheu zu ſignaliſiren.

Herr Baſſermann unternahm es, den Sinn des geſtellten Antrags zu eskamotiren mittels eines jener Taſchenſpielerſtückchen, welche der konſtitutionellen Gaukel- und Schaukeldoktrin immer bequem zur Hand ſind. „Keine Hexerei, pure Geſchwindigkeit!" Dieſe pure Geſchwindigkeit beſtand an dieſem 2. April darin, daß Herr Baſſermann vorſchlug, den zitziſchen Antrag anzunehmen, aber an die Stelle des Wörtchens „bevor" das Wörtchen „indem" zu ſetzen und an die Stelle der Worte „nehmen kann" das Wort „nimmt". Bürger Kapp aus Heidelberg, der alte ehrliche Kapp, welcher vordem den romantiſchen Dunkeler Schelling aus der Philoſophenmaſke heraus geprügelt hatte, merkte die Abſicht und wurde ſo verſtimmt, daß er wurzelmänniſch-rückſichtslos den „ſogenannten Bund und Bundestag als ein Verbündniß wälſchen Hochverraths mit ruſſiſchem Knutenthum“ bezeichnete, „mitten im Herzen Deutſchlands vom Auslande geſchmiedet“, und, wider alle diplomatiſche Kleiderordnung rebellirend ausrief: „In dieſer Frage wird ſich zeigen, wer es mit Lichte hält oder mit der Teufelei“. Die Herren Liberalen lächelten aus der Höhe ihrer Staatsmänniſchkeit herab mitleidig über den „alten Polterer“, welcher von der edeln Kunſt, ſich möglich zu machen, augenſcheinlich nicht die entfernteſte Vorſtellung hatte. Der Freiherr von Kloſen aus Baiern meinte, er „kämpfe nicht gerne mit Todten. Der metternichtige Bundestag ſei in den Märztagen von Wien geſtorben“. Was der gute Freiherr wohl am 2. September von 1850, als der in den „glorreichen Märztagen“ von 1848 metternichtig verſtorbene Bundestag ſchwarzenbergiſch wieder auferſtand, für ein Geſicht gemacht haben mag? Auf die Möglichkeit einer ſolchen Wiederauferſtehung wies Blum prophetiſch-warnend hin, aber ſelbſtverſtändlich war ſeine ahnungsvolle Weisheit in den Augen der biedermaier'ſchen Dahl- und Duſelinge nur ſchwarzſichtige Thorheit. Viel mehr Gehör und Anklang fand das blonde Votum des Herrn Venedey: „Der Bundestag wird unſer Briefträger werden und darum haben wir ihn nöthig“. Bürger Struve traf den Nagel auf den Kopf, als er ſagte: „Der baſſermanniſche Antrag unterſcheidet ſich von dem zitziſchen wie das Wort von der That. Wir verlangen eine That. Wir haben bittere Erfahrungen genug gemacht, um uns nicht wieder mit Worten beſcheiden zu laſſen“. Aber es war kindlich, von der liberalen Biedermaierei eine „That“ zu verlangen, welche ja nur eine revolutionäre ſein konnte; und es war noch kindlicher, die ohnehin ſchon ſiegesbewuſſte liberale Mehrheit noch ſiegesbewuſſter zu machen mittels der leeren Drohung: „Der Antrag von Zitz iſt der letzte von unſerer Seite gemachte Verſuch, ob wir noch weiter mit dieſer Verſammlung zuſammenbleiben und wirken können“. Balladenmeiſter Uhland ſprach vertrauensvoll-dichteriſch für das baſſermanniſche „Indem“, verwies auf die „glühend im Oſten (in Wien) aufgeſtiegene Morgenröthe“ und ſchloß: „Ich glaube, daß, wenn der Frühling Sproſſen treibt, das alte Laub von ſelbſt abfällt“. Wohl, Meiſter Ludwig wird nach Verfluß von 14 Monaten und etlichen Tagen recht ſicht- und merkbar erfahren, von welcher Sorte Laub das nach dem Abfall des „alten“ aufgeſproßte liberale 48ger Laub, das Märzminiſterlaub eigentlich war. Herr von Gagern erinnerte, die „Epuration“ des Bundestags habe ja bereits begonnen, indem mehrere der mißliebigſten Geſandten von ihren Regierungen abberufen und durch vertrauenswürdige Männer erſetzt worden ſeien. Gegen dieſen Beſchwichtigungsverſuch redete dann Hecker mit ſchneidender Leidenſchaftlichkeit. Den während der Verhandlungen dieſes Tages von ſeiten der Liberalen ausgeworfenen Köder, man müſſe Männer von allen politiſchen Farben in den Fünfziger-Ausſchuß wählen, trat er mit Füßen. „Wir wollen nicht gewählt ſein um den Preis, daß man Männer von der republikaniſchen Partei neben die alten Bundestagsgeſandten ſetzt und damit das Volk fangen will“. Aber der greiſe Itzſtein erkannte mit der richtigen Witterung des wohlerfahrenen Debatters, daß das taſchenſpieleriſche „Indem“ mit ungeheurer Mehrheit obenauf ſei, und wollte daher, indem er ſich ſelber für dieſes unvermeidliche Indem erklärte, ſeinen Parteigenoſſen eine abermalige Abſtimmungsniederlage erſparen. Der ſehr deutliche Wink wurde nicht verſtanden oder nicht beachtet. Die Abſtimmung fand ſtatt und hatte ein leicht vorauszuſehendes Reſultat: das „Bevor“ wurde mit großer Mehrheit verworfen. Die Zuſammenberufung der „konſtituirenden“ Nationalverſammlung war demnach in die Hände des Bundestags gelegt und die Reinigung deſſelben dem Zufall und dem Belieben anheimgegeben.

Sowie der Beſchluß heraus war, ging ein großer Rumor in der Paulskirche los. In der Verſammlung wogte und brauſete der Zorn der geſchlagenen Minderheit, auf den Galerieen raſonnirte und trampelte die „öffentliche Meinung“. Hecker und Struve ſtanden auf und führten ihr Fähnlein hinaus, — eben nur ein Fähnlein; denn es wurde nun handgreiflich offenbar, wie ſehr das ſogenannte „wilde“

Parlament im Grunde ein zahmes war: den republikaniſchen Generalen folgte eine Armee von ganzen 40, höchſtens 50 Mann. Es wäre doch ein gar zu ſtarkes Stück Wolkenkukuksheimerei geweſen, ſo ſich Hecker und Struve eingebildet hätten, die Mehrheit der Verſammlung oder auch nur eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern mit ſich hinausreißen zu können. Wenn ſie aber ſchlechterdings austreten wollten, ſo hätten ſie, nachdem ſie einmal draußen waren, auch draußen bleiben ſollen. Es war geradezu knäbiſch, durch einen Mehrheitsbeſchluß erſt zu einem „Jetzt thun wir nicht mehr mit!“ ſich verſtimmen und hernach mittels Phraſen, von welchen die Radikalen ja wiſſen mußten, daß es nur Phraſen, zu einem „Jetzt thun wir wieder mit!“ ſich umſtimmen zu laſſen. Heute der lächerlichen Illuſion nachgeben, man könnte mittels eines barſchen Austritts Berufung an das „Volk“ einlegen, mittels des „Volkes“ den ganzen vorparlamentariſchen Schwindel wegblaſen, die fürſtenfürchtige Mehrheit in alle Winde zerſtäuben, an deren Stelle als ein Quaſi-Konvent ſich aufthun, und dann morgen, auf eine Verſicherung von ſeiten des Bundestags hin — ja, des Bundestags! — den parlamentariſchen Schwindel wieder mitſchwindeln, was war denn das für eine Politik? Die Politik ſolcher, von denen geſchrieben ſteht: „Puerilia tractant!“

Die Blum, Itzſtein, Jakobi, Raveaux und Vogt waren zu geſcheit, als daß ſie das Austrittsmanöver ihrer Geſinnungsgenoſſen mitgemacht hätten. Die beiden erſtgenannten bemühten ſich eifrig und geſchickt, den Wiedereintritt derſelben zu vermitteln, weil ſie guten Grund zu der Befürchtung hatten, das beharren bei der Seceſſion würde nur die Machtloſigkeit der Seceſſioniſten aufdecken. Mitten in dem Trubel, welcher durch die Austrittsſcene veranlaßt worden, iſt eine Frage zur Sprache gekommen, deren Behandlung denkenden Leuten klarmachen mußte, daß es der Liberalismus bei ſeinen parlamentariſchen Evolutionen, jetzt und ſpäter, durchaus nur auf den Schwatz, nicht auf die That abgeſehen hätte. Der Mainzer Glaubrech brachte nämlich den Antrag vor, die Verſammlung wolle beſchließen, daß der von ihr zu beſtellende Ausſchuß als eine ſeiner erſten Aufgaben die Herſtellung einer vollſtändigen Volksbewaffnung zur Hand nähme. In dieſem Vorſchlag prägte ſich der ganz richtige Gedanke der Demokraten aus, der Parlamentsidee die ſolide Unterlage einer organiſirten Volkswehr zu geben oder, mit anderen Worten, den durch die künftige Nationalverſammlung repräſentirten idealen Willen des deutſchen Volkes zu einer realen Macht zu geſtalten. Jedem, der nicht ein liberaler Plattſchädel und eine doktrinäre Dreipfennigſeele war, mußte der praktiſche Werth, mußte die abſolute Nothwendigkeit einleuchten, daß, wenn aus der deutſchen Reform etwas werden ſollte, ſchlechterdings eine Waffenmacht geſchaffen werden müßte, welche den Heerkräften, die man ja den Fürſten zur Verfügung gelaſſen hatte, die Stange halten könnte. Aber was half es, dämiſchen und dünkelhaften Doktrinären, welche mit den Spinngeweben der konſtitutionellen Theorie die drei gewaltigen Iſmen, Partikularismus, Dynaſticismus und Abſolutismus, feſſeln zu können wähnten, Vernunft, Praxis und Muth zu predigen? Als Glaubrech ſeinen Antrag ganz ſachgemäß begründet hatte, ließ ſich die erwähnte blonde Fiſtelſtimme vernehmen: „Das nothwendigſte iſt, eine Erklärung der Rechte des deutſchen Volkes zu erlaſſen. Alles andere kann dann ſpäter kommen“. Der dümmſte in der Paulskirche ſitzende Schwabe ſeinerſeits greinte: „Nehmen wir den Antrag Glaubrechs an, ſo handeln wir als proviſoriſche Regierung, was gewiß nicht gerechtfertigt wäre“. Ein Herr Aſſmann aus Braunſchweig weinte: „Leitet der Ausſchuß Volksbewaffnung ein, ſo entreißt er den Fürſten das wichtigſte Recht, das noch in ihren Händen iſt, das Recht, die Ordnung in Deutſchland von ſich aus herzuſtellen“. Man ſieht, der Wackere trug ſein Knechtshalsband mit Bewußtſein. Der Liberalismus benahm ſich übrigens auch bei dieſer Gelegenheit echtliberal: er kaufte ſich mit Worten von der Verpflichtung, zu handeln, los. Die Mehrheit beſchloß nämlich, der Ausſchuß ſollte auf Volksbewaffnung in allen deutſchen Landen hinwirken – und damit war die Sache abgethan. Erwähnenswerth aber iſt um der hiſtoriſchen Gerechtigkeit willen, daß bei dieſer Gelegenheit die Stimme des Herrn Mathy im Sinne ſeines vormärzlichen beſſeren Selbſt zum letztenmal erſcholl, indem er für die „Beſchleunigung der ſo nothwendigen und dringenden Volksbewaffnung" ſprach. „Wir müſſen die Volksbewaffnung haben, wie nach außen, ſo auch als die einzig-ſichere Garantie gegen Reaktion im Innern".

Wenn in der Volkswehr-Debatte der vulgäre Liberalismus ſeinen Unverſtand und ſeine Feigheit breit und dick ſehen ließ, ſo ließ er ſeine Unwiſſenheit und Herzloſigkeit glänzen, ſobald die Verhandlungen über den Umkreis der Schablone liberaler Politik hinaus und in das Gebiet der ſocialen Fragen hinein ſtreiften. Dies konnte nicht ausbleiben, als die durch Herrn Jaup aus Darmſtadt im Namen von 68 Mitgliedern beantragten 12 Punkte einer deutſchen „Volkscharte" hin- und hergeworfelt wurden. Blum und andere nahmen ſich warm der arbeitenden Klaſſen, der „armen Leute" an und empfahlen, in den Entwurf der „Grundrechte" aufzunehmen „ein volksthümliches Kreditſyſtem mit Ackerbau- und Arbeiterkaſſen; Schutz der Arbeit durch Einrichtungen und Maßregeln, um Arbeitsunfähige vor Mangel zu bewahren, Erwerbsloſen Beſchäftigung zu verſchaffen, die Verfaſſung des Gewerbe- und Fabrikweſens den Bedürfniſſen der Zeit anzupaſſen; Schulunterricht für alle Klaſſen, Gewerbe und Berufe aus Staatsmitteln". Der Liberalismus, als politiſcher Ausdruck der Bourgeoiſie im ſchlechteſten Sinne des Wortes, ſuchte einſtweilen mittels der allzeit bereitwilligen Springſtange der Phraſe über die unbequeme Kluft, welche die ſocialen Fragen vor ihm aufthaten, hinwegzukommen. Dabei war es freilich fatal, daß er ſelbſt ſo viele Jahre hindurch, alle die Zeit von 1815 her die Arbeiter, die Proletarier im Namen der Freiheit und Gleichheit, im Namen des Naturrechts und des Hungers gegen die beſtehenden Gewalten aufgehetzt und aufgerufen hatte. Aber der Liberalismus, der nichts von Logik weiß, wuſſte ſich zu helfen. Der Herr Miniſter Römer aus Stuttgart erſchien auf der Rednerbühne und ſprach: „Meine Herren, Sie alle theilen gewiß die Sympathie für dieſe Leute und ich bitte durch Aufſtehen den Beweis zu geben". Der Liberalismus ſtand auf wie 400 von einem Draht gezogene Marionetten und damit — Punktum.

Die ſociale Frage war in ſeinen Augen gelöſ't . . . „Dieſe Leute!“ So lange es gegolten hatte, die Wälle und Mauern des Feudalſtaats und des abſoluten Polizeiſtaats niederzuwerfen, damit über die Trümmer hin die liberalen Matadore den Weg zu den Regierungsſeſſeln finden könnten, da hatten die Proletarier den liberalen Beſit- und Biedermaiern „liebe Brüder“ und „wackere Mitbürger“ geheißen. Jetzt aber, als ſich die lieben Brüder und wackeren Mitbürger hinter den zerriſſenen Wällen und zertrümmerten Mauern in voller Leibhaftigkeit aufrichteten und zu fragen begannen: „Wo ſind denn unſere Märzerrungenſchaften?“ da waren ſie für den Liberalismus nur noch „dieſe Leute“, welche man mit wohlfeiler, durch „aufſtehen“ kundzugebender „Sympathie“ abſpeiſen wollte, unter Vorbehalt, daß, wenn dieſe Abſpeiſung nicht flecken ſollte, die Bajonnette und Kartätſchen des Belagerungszuſtandes gegen die weiland „lieben Brüder“ und „wackeren Mitbürger“ zur Hilfe gerufen werden müßten. . . .

Inzwiſchen hatte der „hohe“ Bundestag ganz ſo erbärmlich ſich benommen, wie es von dieſer „erlauchten“ Behörde erwartet werden mußte. Noch am Abend vom 2. April hielt er Sitzung in jenem thurn- und taxis'ſchen Palaſt in der eſchenheimer Gaſſe, welcher das Ziel unzähliger Flüche geweſen iſt. Das Reſultat der Berathung war ein ſo ſchmachvoll-feiges, daß es allein ſchon hinreichte, zu beweiſen, wie ſchändlich der Liberalismus ſich beſudelte, indem er mit einer ſolchen Spott- und Dreckgeburt von Behörde Arm in Arm ging. Der Herr Graf Kolloredo, dazumal Bundestagspräſident, hinterbrachte Herrn Mittermaier, daß die Bundesverſammlung den Beſchlüſſen des Vorparlaments ſich fügen und den Fünfziger-Ausſchuß anerkennen werde; ſowie, daß diejenigen Geſandten, welche fühlten, der vom Vorparlament am 2. April gefaſſte Beſchluß zielte auf ſie, ihre Entlaſſung bereits genommen hätten oder doch unverzüglich nehmen würden; endlich, daß ſämmtliche Geſandtſchaften ihren Regierungen dringlichſt gerathen hätten, den Bundestag ungeſäumt ſo neuzubilden, daß derſelbe das allgemeine Vertrauen erwecke.

Bei Eröffnung der Sitzung vom 3. April gab der Vorſitzer dem Vorparlamente dieſe Schlußnahmen der Herren im thurn- und taxis'ſchen Palaſte kund. „Papa" Itzſtein, welcher ſich geſtern ſchon abgemüht hatte, die Ausgetretenen wieder in die Verſammlung zurückzuführen, knüpfte an dieſe Präſidialeröffnung die Bemerkung, daß die vernommenen Bundestagsbeſchlüſſe „jeden Grund aufheben, welcher jene Männer veranlaſſt hat, aus unſerer Mitte zu ſcheiden". Aus dem wirren Hin- und Herreden, welches folgte, glaubte Itzſtein das Ergebniß ziehen zu dürfen, daß ihn die Verſammlung, obzwar nicht ausdrücklich, bevollmächtigte, die Seceſſioniſten zum Wiedereintritt einzuladen. So faſſte auch Hecker die Sache, als er, durch Itzſtein gerufen, mit ſeinen Parteigenoſſen wieder in der Paulskirche erſchien und von der Rednerbühne herab erklärte: „Weil die Verſammelten den Beſchluß gefaſſt haben, uns einzuladen, an der Verſammlung wieder theilzunehmen, und weil die ſeit geſtern erfolgten Beſchlüſſe des Bundestags den Grund unſeres Austritts hinwegräumten, haben wir uns um des Vaterlandes willen für verpflichtet erachtet, in die Verſammlung wieder einzutreten".

Dieſe hatte die Wiederkehr der Demokraten mit Beifall begrüßt; aber ſei es, daß die Mehrheit an der allerdings etwas ſelbſtgefällig lautenden Erklärung Heckers ſich ſtieß, ſei es aus bloßem Partei-Unverſtand, genug, die Liberalen machten den dummen Streich, bei der jetzt erfolgenden Wahl des Fünfziger-Ausſchuſſes die Heißſporne des Radikalismus zu übergehen, ſtatt dieſelben mit in dieſen Ausſchuß einzuwickeln und dadurch ebenſo „unſchädlich" zu machen, wie ſie, den früher gefaſſten Vorſatz, die Minderheit bei der Wahlhandlung gar nicht zu berückſichtigen, pfiffiger Weiſe aufgebend, die eigentlichen Strategen und Taktiker der Demokratie, die Blum, Itzſtein; Raveaux und Jakobi, durch Einwickelung in den Ausſchuß „unſchädlich" machten. Hecker kam mit knappen 171 Stimmen als der einundfünfzigſte Struve mit nur 100 Stimmen als der zweiundſechzigſte aus der Wahlurne hervor. Den leicht erregbaren Hecker muß es wie der bitterſte Spott getroffen haben, gerade als der einundfünfzigſte der fünfzig gewählt worden zu ſein. Es iſt, wie die Menſchen im allgemeinen nun einmal ſind und wie der Fritz Hecker im beſonderen war, ſehr fraglich, ob ohne dieſen Spott der Fritz jemals Veranlaſſung gegeben hätte, daß von ihm geſungen würde:

„Hecker blus im hellen Zorn
In ſein großes Putſcher-Horn."

Wunderlich kontraſtirte mit der feindſeligen Ausſchließlichkeit, welche die liberale Mehrheit bei der Ausſchußwahlhandlung gegen die „urchigen" Demokraten kundgab, der ſcheinbar ſcharf-demokratiſche Windſtoß, welcher plötzlich in die Verhandlungen dieſer 4. und letzten Sitzung des Vorparlaments vom 3. April hereinbrauſ'te, noch dazu losgelaſſen von Einem, welcher ſich ebenfalls gleich verſchiedenen anderen ſeiner badiſchen Landsleute in dieſen Tagen aus dem verpönten Radikalismus in den patentirten und brevetirten Liberalismus hinübermauſerte. Herr von Soiron aus Mannheim nämlich, welchem es in ſeinem keimenden neuen Gefieder noch nicht recht behaglich war und dem auch die Erinnerung im Kopfe ſpuken mochte, daß er erſt vor 14 Tagen noch, am 19. März, zu Offenburg feurige Toaſte auf die Republik ausgebracht hatte, — Herr von Soiron beantragte nämlich: „Die Verſammlung wolle erklären, daß die Berathung und Beſchlußnahme über die künftige Verfaſſung Deutſchlands einzig und allein der vom Volke zu erwählenden Nationalverſammlung zu überlaſſen ſei". Fehlte etwa noch etwas zur Deutlichkeit dieſes Antrags, ſo that es die Motivirung des Antragſtellers ſofort hinzu. „Ich bin — ſagte er — der Anſicht, daß endlich das deutſche Volk auf ſich vertrauen muß und vertrauen darf in dieſer kritiſchen Lage. Ich bin der Anſicht, daß wir heute laut und offen vor dem deutſchen Volke den Grundſatz der Volksſouveränität im höchſten Maße ausſprechen ſollen". Ein ehrlicher Halsbandträger aus Hannover, Herr Siemens, entſetzte ſich, wie billig, über dieſen revolutionären Vorſchlag, von welchem er ſagte, derſelbe „paſſe nicht für Norddeutſchland. Für uns paſſt nur, was auf Vereinbarung zwiſchen Fürſt und Volk beruht". Herr Aſſmann aus Braunſchweig ſtellte den Gegenantrag: „Die konſtituirende Nationalverſammlung hat die Grundzüge der deutſchen Verfaſſung zu entwerfen und über deren Annahme mit den Fürſten Deutſchlands zu unterhandeln“.

So war dem Princip der Volksſouveränität das Vereinbarungsprincip deutlich gegenüber geſtellt. Herr Welcker wollte in ſeiner täppiſchen Weiſe den Gegenſätzen die Spitzen abbrechen und verſtieg ſich bis zu der Lächerlichkeit, zu ſagen: „Das ſind Dinge, um die ſich nur die Gelehrten ſtreiten“. Er machte aber damit das Wirrſal nur hitziger und die Verſammlung brodelte und ſtrudelte wieder einmal recht anarchiſch durcheinander. Herr von Soiron erſchrak, vergaß in ſeinem Schrecken ſeine offenburger Toaſte vom 19. März gänzlich und beeilte ſich, den Beweis zu liefern, daß ſein erſchrecklicher Antrag, genau angeſehen, weiter nichts ſei als eine zweideutige Phraſe von der patentliberal-kautſchukigen Sorte. „Ich bitte Sie — erläuterte er — überſehen Sie nicht, daß es in meinem Antrage heißt, der Nationalverſammlung ſei die Berathung und Beſchlußfaſſung einzig und allein zu überlaſſen, und denken Sie ſich das Wort überlaſſen mit ganz großer Schrift gedruckt. Sie werden dann finden, daß dieſer Antrag keinen Zwang gegen die Nationalverſammlung üben will, ſondern ihr durchaus überläſſt, nachdem ſie mit ihrem Geſchäfte fertig geworden iſt, darüber Verträge mit den Fürſten abzuſchließen oder nicht“. Der ganze Lärm war demnach ein Streit um des Kaiſers Bart, eine liberale Schnurre, eine konſtitutionelle Spiegelfechterei. Mit dieſer Motivirung konnte ſelbſt der ausbündigſte Rückwärtſer dem Antrage zuſtimmen und die Zuſtimmung der Verſammlung erfolgte denn auch unter großem hallohen und jubiliren. Die Menſchen ſind ja ungeheuer froh, wenn ſie mit etlichem Anſtand ſich als erbärmlich erweiſen können.

Um 4 Uhr Abends that Herr Mittermaier ſeine Abſchiedsrede und ſchloß die Sitzungen des „wilden“ Parlaments.

7.

Einer der ſchärfſtzangigen Krebſe, welche in dem Parteigeklüfte der Paulskirche damals und ſpäter aus- und einſchlüpften, Herr Jürgens aus Stadtoldendorf, hat geurtheilt: „In der Berufung und dem Verhalten des Vorparlaments war Sinn und Konſequenz nur dann, wenn es entweder durch Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung eine Revolution im großen Stile begann oder aber ſich feſt und unentweglich den geſetzlichen Gewalten zur Seite ſtellte“.

Das iſt ganz unbeſtreitbar richtig. Was wollte, was that ſtatt deſſen die Mehrheit im Vorparlament, wie ſpäter in der Nationalverſammlung? Sie wollte zwiſchen dieſem Entweder und dieſem Oder einen Mittelweg ausfindig machen und wandeln, einen Mittelweg, welchen eben nur die liebe liberale Mittelmäßigkeit für den beſten Weg halten konnte. Sie wollte den Pelz waſchen, ohne ihn naß zu machen; ſie wollte ein Meſſer ohne Heft handhaben, dem die Klinge fehlte; ſie wollte ihren Kretinismus verwirklichen: eine Revolution zu machen ohne Revolution.

Daher das ſchnöde, unheilvolle, die ekelhafte Unſittlichkeit des Konſtitutionalismus handgreiflich veranſchaulichende Lug- und Trugſpiel, in welches die Liberalen ſich verſtrickten.

Sie ſpielten mit Legalität und Illegialität, mit Volksrechten und Fürſtenprivilegien wie Jongleurs mit Gummibällen. Sie proklamirten die Volksſouveränität laut und wiſperten den Fürſten, Junkern und Pfaffen leiſe zu: Das iſt nur Spaß, nur façon de parler. Sie verletzten die Fürſten durch großwortige Befehle und ließen den verletzten alle Mittel, ſich zu rächen. Sie thaten ſo, als führten ſie das Kommando in Deutſchland, und lieſſen doch den Fürſten die Verfügung über die Heere und die Finanzen. Sie ſchalten den Bundestag einen Leichnam, geſtatteten aber demſelben, weiter zu handiren, und traten mit ihm in Geſchäftsverbindung. Kurz, eine ſolche Verlogenheit und Unredlichkeit, wie der Liberalismus ſie im Vorparlament und ſpäter entwickelte, eine ſolche aus Unverſtand und

Anmaßung zuſammengemanſchte Monſtruoſität, ein ſolcher Rattenkönig von Dünkel und Ohnmacht, von Pfiffigkeit und Blödſinn, von Pralhanſerei und Feigheit hat fürwahr ſelten die Augen denkender Menſchen beleidigt.

Aber auch die radikale Minderheit des Vorparlaments trifft der Schuldigſpruch der Geſchichte. Die Komödie des austretens und wiedereintretens war kindiſch. Da aber in dieſer Komödie ſelbſt die Anerkennung der Berechtigung der Verſammlung lag, ſo durfte, nachdem ſie einmal geſpielt und der Wiedereintritt der Republikaner geſchehen war, dieſe Berechtigung nicht ſofort wieder in Frage geſtellt werden, — auch dann nicht, als die Häuptlinge der „urchigen“ Demokratie in dem Fünfziger-Ausſchuß keinen Platz gefunden hatten. Hecker vor allen hätte ſeines eigenen Wortes vom Alpha und Omega ſich erinnern ſollen. Wer parlamentariſch A geſagt hatte, mußte auch parlamentariſch B ſagen u. ſ. w. bis zum Z. Wer den Parlamentarismus anerkannt hatte, durfte nicht, wenn der Parlamentarismus that, wie es ſeine Natur und Art war, vom Parlamentarismus an den Putſchismus appelliren. Das war nicht ehrlich, es war auch nicht politiſch, ſondern, mildeſt geſagt, knäbiſch-launenhaft, burſchikos-romantiſch.

Es geſchah aber doch und zwar hauptſächlich deſſhalb, weil Hecker kein Charaktermann, ſondern ein Stimmungsmenſch war, welcher ſich als ſolcher allzeit und überall gezeigt hat. Er war unzweifelhaft rein und edel von Natur, voll Seelenſchwung und durchpulſ't von inniger Vaterlandsliebe. Nie, ſelbſt im Traume nicht, hätte er die Möglichkeit begriffen, daß man, um Miniſter zu werden, an ſeinem beſten Freunde zum Mouchard werden könnte, oder daß man, um eine ordentliche Profeſſur oder dergleichen zu ergattern, über eine beſiegte und geſtandrechtete Partei, welcher man früher ſelber angehörte, unter dem Titel von „Denkwürdigkeiten“ mit ſchlechtverhehlter Freude über die Standrechtsmorde ein ſerviles Läſterbuch zu ſchreiben im ſtande wäre. Aber ebenſo wenig wie dieſe Möglichkeit vermochte er die Unräthlichkeit zu begreifen, den Maßſtab der eigenen ſturm- und drangvollen Perſönlichkeit an die Durchſchnittsmenſchen — und dieſe machen die menſchliche Geſellſchaft aus — zu legen. Wer ſich zu einem Führer unter den Menſchen aufwirft, muß dieſe kennen; das iſt ſeine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Hecker kannte ſie nicht. Mit einer wahrhaft verblüffenden Naivität hat er nach dem Mißlingen ſeiner Schilderhebung erzählt: „Täglich langten (zu Anfang Aprils) Briefe, Adreſſen, Deputationen bei Hecker und Struve an, von welchen man überzeugt war, daß ſie nicht bloß zu reden, ſondern auch zu handeln entſchloſſen ſeien. Man forderte ſie auf, die Republik auszurufen und mit den Waffen in der Hand vorwärts zu rücken. Stündlich mehrten ſich die feierlichen Zuſagen entſchloſſener Mitwirkung von ſeiten der Bürger und Soldaten; ſtündlich manifeſtirte ſich der Volkswille energiſcher und wurde erklärt, daß, wenn ſich jene nicht an die Spitze ſtellten, das Volk für ſich handeln werde, da es nicht länger zurückzuhalten ſei. Und — ſollte man es glauben? — von jenen Adreſſanten, Briefſchreibern und perſönlich erſchienenen Aufforderern zogen ſich die meiſten im Momente des handelns feige zurück oder arbeiteten geheim und offen der Erhebung entgegen“ . . . All' ihr Götter, als ob das verwunderlich wäre? Dieſer naive Menſch hatte doch ſchon jahrelang in einer Deputirtenkammer geſeſſen, hatte jahrelang den konſtitutionellen Humbug mitgemacht und wuſſte noch nicht, daß derſelbe die Menſchen und die Völker demoraliſirt; wuſſte auch noch nicht, daß vom Worte zur That, vom wünſchen zum handeln ein unendlich weiter Weg iſt, welchen die ungeheure Mehrzahl der Leute gar nicht zurücklegen kann, ja nicht einmal zurücklegen will. Man ſieht, Hecker war ein Träumer und Illuſionär, und dieſe ſind nicht zum weltgeſchichtlichen handeln gemacht. Dazu ſind die großen Helden und die großen Spitzbuben da, was beides ſie häufig, meiſtens ſogar in einer und derſelben Perſon vorſtellen.

Während der Strudeltage des Vorparlaments hatte ſich das um Hecker und Struve geſcharte Fähnlein der „Urchigen“, deren ganze Politik in dem Zauberworte „losſchlagen“ ſich zuſammenfaſſte, durch fortwährende Reibung unter einander und mit der liberalen Staatsmänniſchkeit mehr und mehr erhitzt. Nach geſchehener Wahl des Fünfziger-Ausſchuſſes war vollends im „Wolfseck“, dem Hauptquartiere der Losſchlägerei, gar kein Zweifel mehr, daß es jetzt „losgehen“ müſſte. Wer in den vertrauten, vertrauteren und vertrauteſten Berathungen der „Heckerlinge“ und „Struvelpeter“, wie die Beſt- und Biedermaier die Anhänger der Republik verunnamſeten, einiges Bedenken gegen den Wahn, bei Aufpflanzung der republikaniſchen Fahne im Felde würde ſich in Südweſtdeutſchland das „Volk“ maſſenhaft für dieſelbe erheben, lautwerden ließ, muſſte ſchon als ein in der Wolle gefärbter Republikaner bekannt ſein, um nicht ſcheel angeſehen zu werden. Als in einer dieſer Berathungen die Frage aufgeworfen ward, wo man zuerſt losſchlagen ſollte, wurde Wirtemberg genannt. Ein anweſender Schwabe glaubte ſeinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Er ſetzte, um ſein Heimatland wenigſtens vor dieſem Schwabenſtreiche zu bewahren, auseinander, daß und warum es in Wirtemberg unmöglich „losgehen“ könnte. Seine lieben Landsleute ſeien gerade vollauf damit beſchäftigt, an dem vergoldeten und verzuckerten Firlefanz der „Märzerrungenſchaften“ ſich zu erluſtiren wie Kinder am Chriſtbaumströdel. Sie befänden ſich im höchſten Stadium, im Delirium ſo zu ſagen des Vertrauens zu ihren neugebackenen „Märzminiſtern“. Eine republikaniſche Schilderhebung in Wirtemberg würde und müſſte unfehlbar ſchmählich vergecken; denn — ſchloß der Mann aus Schwaben — „meine lieben Landsleute merken es gewöhnlich etwas ſpät, wenn ſie angeführt und angeſchmiert werden, und es wird deſſhalb noch etliches Waſſer den Neckar hinabflieſſen müſſen, bevor ſie dahinterkommen, was es mit Märzerrungenſchaften und Märzminiſtern eigentlich für eine Bewandtniß habe“.

Daraufhin lautete die Frageſtellung: „Soll die republikaniſche Fahne im Odenwald oder aber im badiſchen Seekreis erhoben werden?“ Die Entſcheidung fiel für den Seekreis und allerdings war dieſe Landſchaft die geeignetſte Stätte, falls es nämlich für einen von Anfang an hoffnungsloſen Verſuch überhaupt eine geeignete Stätte gab. Denn dort, in dem an der Schweizergränze langgeſtreckt ſich hinziehenden badiſchen Seekreiſe war ſchon ſeit längerer Zeit im republikaniſchen Sinne der Mann thätig geweſen, welcher die Volksbearbeitungskunſt in ganz Deutſchland am beſten verſtand und dieſe Kunſt mittels des Wortes und der Schrift mit ganzer Hingebung und höchſter Ausdauer ausübte. Joſeph Fickler, ein geborener „Wühler“, der, falls ſeine Anſchläge gelungen wären, jetzt ein großer Mann heißen und von denſelben verſtandesdürren und herzenstrockenen Propheten der richtigen Mittelmäßigkeit, welche jetzo von ihm nur wegwerfend als von einem „Wirthshausagitator“ reden, als ein großer Mann geprieſen würde, — Joſeph Fickler beſaß einen ſcharfen Verſtand und ein warmes Herz. Es hat im ganzen Bereiche der deutſchen Bewegung keinen zweiten Mann gegeben, welcher im fühlen und denken, im reden und thun ſo ganz und gar volksmänniſch war wie er. Aus der Anſchauung und Sinnesweiſe des Volkes heraus wirkte er auf daſſelbe von ſeinem Wohnorte Konſtanz aus durch ſeine „Seeblätter“, ſowie durch ſeine häufigen Miſſionsreiſen. Seine Popularität im ganzen Seekreiſe, im Schwarzwalde, bis hinab ins Wieſenthal und hinüber in den Breisgau, war eine außerordentliche. Wenn die beabſichtigte republikaniſche Schilderhebung irgendeine Ausſicht auf Erfolg haben ſollte, ſo muſſte die oberſte Führung bei Fickler ſein, welcher hierfür ganz andere Eigenſchaften und Fähigkeiten mitgebracht hätte, als ſie dem Romantiker Hecker und dem Doktrinär Struve zu Gebote ſtanden. Der geſcheide Streber Mathy wuſſte daher recht wohl, was er that, als er ſeinen Freund und Wohlthäter Fickler an die großherzogliche Polizei verrieth und überlieferte, zur Stunde, als der Verrathene von Karlsruhe nach Konſtanz heimkehren wollte, um — was ihm freilich nachmals, nach dreizehnmonatlicher Haft und Procedur vor Gericht nicht bewieſen werden konnte — die mit ſeinen Parteigenoſſen verabredeten Rüſtungen zum Aufſtand ernſtlich in die Hand zu nehmen. . . . .

Ziehen wir, nochmals nach Frankfurt zurückblickend, die Summe der Verhandlungen des Vorparlaments, ſo ergibt ſich: — Konfuſion. Dieſe Verſammlung hatte nicht gewollt, was ſie gekonnt, und ſie konnte nicht, was ſie wollte. Ihre rechte Seite wollte den Liberalismus und Konſtitutionalismus über den Feudalismus, Abſolutismus und Klerikalismus triumphiren machen, d. h. unter Vorſchützung demokratiſcher Phraſen der Bourgeoiſie im engſten Sinne zu dauernder Herrſchaft verhelfen, und das alles, indem ſie mit den Fürſten, dem Adel und der Geiſtlichkeit ſich verband. Die linke Seite wollte die von ihren Gegnern proklamirte „Revolution auf geſetzlichem Boden" zu Gunſten der Demokratie wenden und merkte nicht, daß ſie ſich dadurch zur Mitſchuldigen eines volksbetrügeriſchen Kretinismus machte. Die linkſte Seite endlich hatte durch ihre bis zuletzt fortgeſetzte Betheiligung an der Verſammlung anerkannt, daß dieſe die legale „Volksſouveränität" repräſentirte, und doch wollte ſie jetzt an eine illegale appelliren. Konfuſion! Konfuſion! Konfuſion!

II.

Putſch-Idyll.

1.

Am Abend vom 7. April hatten die Leute von der badiſchen Landtagsoppoſition in ihrem gewohnten Kneiplokale zu Karlsruhe zum letztenmal geſellig beiſammen geſeſſen. Die heute noch in ſüddeutſch-leichtlebiger, ſtudentiſch-geräuſchvoller Weiſe mitſammen getrunken, geraucht und geplaudert hatten, ſollten ſich morgen ſchon als Todfeinde gegenüberſtehen.

Unzählige ſolcher Riſſe ſind zu jener Zeit gewaltſam durch die deutſche Geſellſchaft gegangen. Menſchen, welche noch im März einander achteten und herzlich liebten, haben ſchon im April einander wie wilde Beſtien angeknurrt. Der politiſche Parteihaß nahm ſo ganz die giftige Form des religiöſen an, daß man leicht hätte glauben können, man befände ſich unter lauter Pfaffen und vernähme den fanatiſchen Zank um das nichts katholiſcher oder proteſtantiſcher Dogmen, das Gepfauche, Gegeifer und Gezeter der Meſſebuchleviten und der Bibelbonzen. Hüben und drüben tummelten ſich die gemeinſten Inſtinkte, die bösartigſten Leidenſchaften. Falls die Lügen, Leumundsfälſchungen und Läſterungen, welche die Parteiwuth damals erfand und ausgehen ließ, zu einem Berge aufgethürmt werden könnten, der Berg würde bis zum Sirius emporreichen. Und das alles „um Hekuba“! Um Perſonen, um Meinungen, um Farben, um

Formeln, um Worte, um Buchſtaben, um nichts, — wenn nämlich die menſchliche Dummheit nichts wäre. Ja, die Menſchheit würde ſicherlich ein recht nettes Ding ſein, wäre ſie nur nicht aus Menſchen zuſammengeplätzt . . .

Die Geſellſchaft im „Pariſer Hof" brach auf. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder war ſchon zur Thüre hinaus, als ein Mann von gedrungenem, unterſetztem Gliederbau, auf deſſen breitem Nacken ein runder Kopf mit dunkeln Augen und energiſchem Geſichtsausdruck ſaß, etliche der noch Anweſenden in eine Fenſtervertiefung zog. „Ich muß heute noch fort," ſagte er raſch. — „Warum denn?" — „Ei, habt ihr denn nicht bemerkt, wie mich der Mathy von der Thürſchwelle des Nebenzimmers aus anſah, bevor er wegging? Sag' euch, das war ein Judasblick! Der Mathy wird mich verrathen". — „Bah, bah! Nicht auch vollends! Was denkſt du doch? Der Mathy ein Judas? Chimären! Geh' zu Bett und ſchlaf' deinen närriſchen Argwohn aus". Fickler ließ ſich bereden; allein ſchon im Begriffe, in's Bett zu ſteigen, ſagte er noch einmal zu den Freunden, welche ihn auf ſein Zimmer begleitet hatten: „Und ich ſag' euch, es wäre, beim Stral! geſcheider, wenn ich heute noch abreiſ'te".

Als er am folgenden Morgen auf den Bahnhof kam, um mit dem um 8 Uhr nach dem Oberlande gehenden Zug abzureiſen, war Herr Mathy ſchon dort. Fickler ſaß bereits im Waggon, als der verrätheriſche Freund mit Poliziſten und Bahnhofbedienſteten an den Schlag herantrat und ſeine Begleiter aufforderte, den „Landesverräther" zu verhaften. Die Leute weigerten ſich, zu gehorchen. „Wo iſt der gerichtliche Verhaftsbefehl?" fragten ſie. Herr Mathy hatte auch auf dieſen Zwiſchenfall ſich vorgeſehen. Militär war in der Nähe. Er holte es herbei. „Auf meine Verantwortung als Mitglied der Abgeordnetenkammer; verhaftet dieſen Mann. Er iſt ein Landesverräther!" Dies Wort that ſeine Wirkung. Fickler wurde aus dem Wagen geholt und als Gefangener in den Rathhausthurm abgeführt.

Daß Herr Mathy mit dieſem Stücklein viel für das Miſſlingen der republikaniſchen Schilderhebung gethan hat, unterliegt keinem Zweifel. Die geſchichtliche Wahrhaftigkeit fordert auch, daß geſagt werde, es habe ihm an einem geſetzlichen Vorwand, den Sbirren zu ſpielen, nicht gefehlt. Das Hofgericht in Bruchſal hatte nämlich eine Unterſuchung gegen Fickler angeordnet, weil derſelbe die am 2. April zu Achern tagende Volksverſammlung zur Verjagung der Fürſten aufgefordert, ſowie mit den Deutſchen in Frankreich und in der Schweiz, welche einen bewaffneten Einfall in Deutſchland beabſichtigten, Beziehungen unterhalten hätte. Der mathy'ſche Geſetzlichkeitseifer konnte natürlich ſeinem Lohne nicht entgehen. Wenige Tage darauf hatten die Demokraten Veranlaſſung, zu ſagen: Der Herr Miniſter Mathy kann ſich bei dem Mouchard Mathy bedanken. Gegenüber dieſer Verdammung erhoben die Liberalen ihrerſeits Mathy's Sbirrenthat bis zu den Wolken. Der liberale Philiſter in ganz Süddeutſchland jubelte darüber hochauf. Er votirte Herrn Mathy eine Bürgerkrone, er pries ihn als einen „antiken Charakter", welcher, um das Vaterland vor Anarchie und Bürgerkrieg zu bewahren, ſeinen „theuerſten Gefühlen Zwang angethan habe".

Nachdem Fickler hinter Schloß und Riegel, eilte der neugebackene „antike Charakter" und hoffnungsvolle Miniſterkandidat in ſeine Heimatſtadt Mannheim hinüber, um die Bürgerkrone in Empfang zu nehmen. Der Ruf ſeiner Großthat war ihm vorausgeflogen, allein das pfälziſch-lebhafte Volk in Mannheim verſtand dieſelbe leider ſo, daß es ernſtlich Miene machte, den Thäter in Stücke zu reißen. Die ganze Bürgerwehr mußte aufgeboten werden, ihn und ſeine Wohnung zu ſchützen; auch wurden zu dieſem Zwecke Truppen aus Karlsruhe requirirt. Unter dem Schutze der bewaffneten Bourgeoiſie verſuchte Herr Mathy vom Rathhausbalkon herab ſich zu rechtfertigen. Auch der Verrath hat ſeine Logik, und wer A geſagt hat, muß B ſagen. Herr Mathy that alſo ſeinen theuerſten Gefühlen noch einmal Zwang an und redete beſt- und biedermänniſch auf den mannheimer Marktplatz hinab: „Fickler war ein Landesverräther! Er hat mit den Fremden, mit den Franzoſen konſpirirt, um ſie zu einem bewaffneten Einfall in Baden zu veranlaſſen. Ich habe die Aktenſtücke, welche dies unzweifelhaft darthun, bei Mittermaier, dem Präſidenten der Abgeordnetenkammer, eingeſehen“. Natürlich wurde jetzo dem muthigen Vaterlandsretter die Bürgerkrone feierlich aufgeſetzt. Aber — oh, unbegreifliche Querköpfigkeit eines deutſchen Profeſſors! — Präſident Mittermaier ging her und erklärte in öffentlichen Blättern, Herr Mathy hätte gelogen; er, Mittermaier, wüßte nichts von den erfabelten Aktenſtücken. Dieſe „taktloſe“ Wahrheitsbezeugung erregte den Ingrimm des Herrn Beſt-, Bieder- und Baſſermann, welcher dem unglücklichen Profeſſor und Präſidenten auf die Stube rückte und ſo grob auf denſelben hineinſchimpfte, daß der alſo in der Staatsmänniſchkeit Unterwieſene vor Aerger alles Ernſtes erkrankte.

Zu ſeiner Vaterlandsrettungsrede war Mathy wahrſcheinlich begeiſtert worden durch die friſche Erinnerung an die vortrefflich-rückwärtſige Wirkung, welche der ſogenannte „blinde Franzoſenlärm“ — in der Nacht vom 25. auf den 26. März ausgeborſten — im ſüdweſtlichen Deutſchland gethan hatte. Männer mit ſehenden Augen und hörenden Ohren waren ſchon damals überzeugt und haben es laut ausgeſprochen, daß dieſer dumme Lärm, demzufolge die Franzoſen maſſenhaft über den Rhein gegangen ſein ſollten, um Deutſchland mit Brand und Raub und Mord heimzuſuchen, von Feinden der deutſchen Bewegung in Scene geſetzt worden ſei, um mittels dieſes Phantoms von franzöſiſchem Ein- und Ueberfall, welches in dem ganzen Lande zwiſchen Rhein und Donau ein ſo lächerliches reiten, rennen und rumoren veranlaßte, dem Stadt- und Landphiliſter Angſt zu machen und den armen Michel ſchon jetzt mit Sehnſucht nach der Ruhe und Ordnung der guten alten frommen Polizeiſtaatszeit zurückblicken zu laſſen. Herr Bekk, der badiſche Hauptminiſter dazumal, hat die Wahrheit geſprochen, wenn er in ſeiner Schrift über „die Bewegung in Baden“ ſagte, der „blinde Franzoſenlärm“ ſei amtlich aus Wirtemberg nach Baden hinübergetragen worden; in der That, er war im erſtgenannten Lande fabrizirt.

Die erſte Idee dazu mag der Umſtand gegeben haben, daß nach der Februarrevolution die Deutſchen in Paris, vorweg die deutſchen Arbeiter, unter dem Vorſitze von Georg Herwegh zu einem demokratiſch-republikaniſchen Vereine ſich zuſammengethan und dann militäriſch ſich organiſirt hatten, zu einer 2 Bataillone ſtarken Legion, welche den „Brüdern in Deutſchland“ zu Hilfe ziehen ſollte und wollte. Wunderlicher Weiſe waren die Hauptmacher dieſer Freiſchärlerei mit Ausnahme Herweghs lauter Herren „von“: — Herr Adalbert von Bornſtedt, Herr Reinhart von Schimmelpennink, Herr Otto Julius Bernhart von Korvin. Während der Flitterwochen der Februarrepublik iſt in Paris viel Völkerſolidaritätspolitikſchwindel geſchwindelt worden und ſo unterſtützte denn auch die proviſoriſche Regierung das Projekt der Deutſchen in Paris, wobei ihr Neben- oder vielmehr Hauptzweck geweſen iſt, eine hübſche Anzahl beſchäftigungsloſer Arbeiter aus Paris und aus Frankreich abzuſchieben. Die Regierung ließ durch den Mund ihres Mitglieds Flokon den Hauptleuten das nöthige Geld zur Ausrüſtung der deutſchen Legion anbieten und Herwegh beging die märchenhafte Beſcheidenheit, nicht mehr als 2000 Francs zu fordern, worüber ſein praktiſcherer Begleiter Korvin als über eine koloſſale „Dummheit“ ſich entſetzte. Denn — meinte er mit Recht — „Herweghs Abneigung, überhaupt Geld von der franzöſiſchen Regierung zu nehmen, hatte zwar in einer ehrenhaften Regung ihren Grund; allein da er ſich einmal entſchloß, überhaupt etwas zu nehmen, ſo mußte es doch dem Zweck entſprechen“. Mit 2000 Francs eine Legion von mehr als 1000 Mann ausrüſten zu wollen, war allerdings ſehr dichteriſch. Indeſſen, die Leute hatten guten Willen und thaten für ihre Ausrüſtung das meiſte ſelber, ſo daß in den letzten Märztagen die Legion in zwei Scharen von Paris nach Straßburg abrücken konnte. Schon auf dem Marſche machte ſich jedoch die gänzliche Unfähigkeit und Unerfahrenheit der meiſten Führer, wie nicht minder die disciplinloſe Handwerksburſchenbummelei der Mannſchaft ſo unangenehm bemerkbar, daß der klägliche Ausgang des ganzen Unternehmens mit Beſtimmtheit vorherzuſehen und voraufzuſagen war. In Straßburg angelangt, erfuhr die Legion ſofort, daß die franzöſiſche Regierung ſich ganz und gar nicht mehr um ſie bekümmerte. „Hätten die Straßburger ſich unſer nicht freundlich angenommen — klagt der Homer dieſer traurigen Odyſſee, Herr von Korvin — wir hätten in dieſer Stadt verhungern müſſen“.

Die badiſche Regierung hatte natürlich alsbald ihre Augen auf dieſen in Straßburg angeſammelten „republikaniſchen Horden“. Sie blickte mit derſelben Angſt auch nach der Schweiz hinüber, allwo, wie die Rede ging, in Bern und Biel deutſche Arbeiter ebenfalls zu einer Legion ſich ſcharten, welche ſich dem Bürger Hecker als Obmann der badiſchen Volksvereine oder auch dem Kommando der von Paris herkommenden Freiſchar zur Verfügung ſtellen ſollte. Die liberale deutſche Angſtphiliſterei offenbarte ſich in der kindiſchen Furcht vor dieſen „Legionen“, welche in der Wirklichkeit ſo dünn und dürftig ausſahen, in ihrer ganzen Länge und Breite und ihr gegenüber hatte Herwegh ganz recht, zu ſagen: „Iſt es möglich, ein ſolches Geſchrei zu erheben um ein paar Tauſend Deutſche“ — (es waren lange nicht ſo viele) — „die aus der Fremde in ihr Vaterland zurückkehren wollen und die zu dieſem Zwecke und im Intereſſe der Ordnung thun, was alle Welt jetzt thut, d. h. ſich vereinigen, um, wie ſie zuſammen gelitten haben, nun auch in der Heimat, nicht gegen die Heimat zuſammen zu kämpfen? Ihr wollt ſie mit Flinten und Kanonen, mit Feuer und Schwert empfangen, weil ſie bewaffnet erſcheinen? Edle Sprache der jungen deutſchen Freiheit! Entweder iſt es euch ernſt mit der allgemeinen Volksbewaffnung und dann könnt ihr keinen eurer Brüder davon ausſchließen, oder ihr fürchtet das bewaffnete Volk und dann ſeid ihr Heuchler, die nur von Volksbewaffnung reden, um einer ſchwankenden Popularität wieder auf die Beine zu helfen“. Natürlich war es ſo. Die „Volksbewaffnung“ iſt ja nur eine Phraſe geweſen, die von ſeiten der Liberalen gehandhabt wurde wie alle ihre übrigen großbrockigen Phraſen. Wirklich bewaffnet ſollte neben den Soldaten und Poliziſten nur noch der Angſtphiliſter ſelber ſein und die bis an die Zähne bewaffneten Gevatter Hof- und Geheimräthe, Hofſchneider und Hofköche haben denn auch unbedingt mit zu den heiterſten „Geſtalten“ des tollen Jahres gehört. Heulen war ihr Paßwort und Zähneklappern ihr Feldgeſchrei.

Daß die Rückwärtſer die Angſt der ſtädtiſchen und ländlichen Bourgeoiſie vor dem Freiſcharenweſen bis zur höchſten Potenz ſteigerten, iſt begreiflich; es entſprach das ganz ihrer Taktik. Daß man aber auf demokratiſcher Seite, wo man doch den jämmerlichen Ausgang der noch dazu unter den günſtigſten Umſtänden zur Sonderbundszeit in der Schweiz unternommenen Freiſcharenzüge noch ganz friſch im Gedächtniß haben mußte, von der Freiſchärlerei etwas bedeutendes oder überhaupt nur etwas erwarten konnte, würde unbegreiflich ſein, ſo man nicht wüßte, daß gegen die Dummheit bekanntlich ſelbſt Götter vergeblich kämpfen; geſchweige einzelne hellſichtige Menſchen. Wer zu jener Zeit verdammt war, in demokratiſchen Verſammlungen als Demokrat gegen den ſouveränen Unverſtand ankämpfen zu müſſen, wird Ja und Amen dazu ſagen.

Die badiſche Regierung hatte auf ihrem Stand- oder vielmehr Wackelpunkte vollauf Urſache, beim Bundestag in Frankfurt und anderwärts die Freiſcharengefahrtrommel ſo heftig zu rühren, wie ſie eben that. Sie konnte ſich weder auf das ſtehende noch auf das ſitzende Heer, weder auf ihre Beamten noch auf ihre Soldaten verlaſſen. „Die geſetzliche Autorität war durch die Aufregung und Agitation faſt überall gelähmt, in vielen Gegenden beinahe ganz wirkungslos“, bezeugt klagend der Herr Miniſter Bekk. Das Armeeweſen war verrottet, die Bildungsloſigkeit des Offizierkorps wußte und wollte nur den Kamaſchendienſtſchlendrian, die im Heere von oben herab gepflanzte und begünſtigte Junkerei und Flunkerei hatte die Soldaten erbittert und den von demokratiſcher Seite kommenden Belehrungen und Lockungen ſehr zugänglich gemacht. Die badiſche Regierung ſah ſich demzufolge anderweitig nach Hilfe um. Sie erwirkte in Frankfurt den Bundestagsbeſchluß, daß das 7. und 8. Korps der Bundesarmee (Baiern, Wirtemberger, Darmheſſen und Badenſer) mobil gemacht würden, um nach Bedarf im ſüdweſtlichen Deutſchland verwendet zu werden. Der Beſchluß kam zur Ausführung und demnach waren ſchon in den erſten Tagen des Aprils Truppenaufſtellungen getroffen, welche mehr als hinreichend geweſen ſind, jedes von „Putſch und Kompagnie“ unternommene Geſchäft ſofort zu einem bankerotten zu machen. Die karlsruher Regierung, auf die Nullität ihrer eigenen, den Soldaten verhaßten Generale aufmerkſam gemacht, trug auch Sorge, das Kommando über die badiſchen Truppen einem Nichtbadenſer zu übertragen, welcher für einen Mann von Talent und Energie galt, nämlich dem Herrn General Friedrich von Gagern, der bislang in holländiſchen Dienſten geſtanden hatte.

2.

Illuſionär Hecker war derweil am 8. April von Karlsruhe heim nach Mannheim gegangen, an demſelben Samſtag alſo, wo Herr Mathy vom Rathhausbalkon herab den guten Mannheimern eine Bürgerkrone abgel . . . ickert hatte. Die Stadt ſchwamm in triumphirender Angſtmaierei. Keine angenehme Temperatur demnach daſelbſt für Einen, der die Fahne der Republik aufzupflanzen im Begriffe war. Quer, dieſe Mathy-Atmoſphäre, ſehr quer! Der Plan der badiſchen Republikaner war geweſen, daß Fickler im Seekreis und Schwarzwald, Struve im Breisgau, Hecker in der Rhein- und Neckarlandſchaft den Aufſtand entfachen und kommandiren ſollten. Nun ſaß aber Fickler hinter Schloß und Riegel und die Stadt Mannheim ſammt Umgegend war zur Stunde ein Boden, auf welchem ein Mann in einer republikaniſchen Bluſe, mit Flößerſtiefeln an den Beinen und mit einer rothen Feder auf dem „Heckerhut“ nicht ungefährdet ſtehen konnte.

Daher — erzählt uns Hecker*) — „verabſchiedete ich mich

---

*) Hecker: Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutſche Republik, 2. Aufl. Straßburg 1848. Wo weiterhin im Text Aeußerungen

Sonntags am 9. April mit Tagesanbruch von meinem Weibe, welches in Freud' und Leid treu und innig bei mir geſtanden, bei der ich in ungetrübtem häuslichem Glücke ſo oft Ruhe und Erſatz nach den Kämpfen des öffentlichen Lebens gefunden, drückte einen Kuß auf die Stirnen meiner drei ſchlafenden Kleinen und verließ mit der Zuverſicht, welche der Glaube an eine gerechte Sache gewährt, ein glän-

---

Heckers angezogen werden, ſind ſie dieſen ſeinen Aufzeichnungen entnommen. Um das vorliegende Kapitel zu ſchreiben, habe ich mich durch einen ganzen Haufen von ungedruckten Privatmittheilungen und von gedrucktem Quellenmaterial hindurchgearbeitet, wie ſolches von beiden Parteien über den Aprilgang der badiſchen Republikaner geliefert worden iſt. Die werthvollſten Berichte von dieſer Seite ſind die, welche Hecker, Struve, Sigel und Mögling unmittelbar nach dem ſcheitern der Inſurrektion niedergeſchrieben haben. Auf Möglings Relation und auf ſeine Denkwürdigkeiten („Briefe an meine Freunde", Solothurn 1858) lege ich ein ſehr großes Gewicht, weil ich den braven „Hannes" all ſein Lebenlang als einen durch und durch wahrhaftigen Mann gekannt habe. Auch Korvins Bericht (über die herwegh'ſche Expedition von 1848, wie über den badiſchen Aufſtand von 1849) iſt von Belang („Aus dem Leben eines Volkskämpfers," Amſterdam 1861, Bd. 3). Den weitaus wichtigſten Beitrag zur Geſchichte der „Bewegung in Baden 1848—49" (Mannheim 1850) von royaliſtiſcher Seite her hat unter dieſem Titel der badiſche Miniſter J. B. Bekk geliefert. Auch das „Leben des Generals Friedrich von Gagern" von ſeinem Bruder Heinrich von Gagern (Bd. 2, Abthlg. 2) iſt zu Rathe zu ziehen. Die „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der badiſchen Revolution" von L. Häuſſer (Heidelberg 1851) ſind die grelle Parteiſchrift eines „liberalen" Profeſſors. Im übrigen bleibe ich meinem im 1. Bande durchgeführten Entſchluſſe, dieſes mein Buch nicht mit Noten-Ballaſt zu belaſten, getreu und werde daher, wo nicht ein zwingender Grund, eine Ausnahme zu machen, vorhanden, nur die dem ſchweizeriſchen Bundesarchiv entnommenen Originalmittheilungen unter dem Texte anführen. Wiſſende und rechtliche Urtheiler werden auch ohne Beifügung von Belegen und Citaten erkennen und anerkennen, daß ich gewiſſenhaft Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit erſtrebte, unwiſſende und unehrliche dagegen würden auch durch Quellenangaben, Belege und Citate weder weiſer gemacht, noch zu einem redlichen und gerechten Verhalten gegen den Verfaſſer vermocht werden.

zendes Loos, getragen und gehoben von der Idee, zu kämpfen, zu ſiegen oder unterzugehen für die Befreiung unſeres herrlichen Volkes und mitzuwirken bei ſeiner Erlöſung aus tauſendjähriger Knechtſchaft". Gewiß glaubte der Mann an das, was er ſagte, und ſeine Abſicht war ehrlich und edel. Ueberhaupt hat nur ſtupide Parteiwuth den Demokraten von 1848—49 Lauterkeit und Uneigennützigkeit abzuſtreiten gewagt. Allerdings war der Bodenſatz der Partei trübe — ach, ſehr trübe! — aber wo und wann hat es denn jemals, ſeit es Parteien gibt, eine gegeben, welche keinen trüben Bodenſatz gehabt hätte? Selbſt der gemeinſte Lump unter den Demokraten hatte übrigens noch weit bis zu jener Gemeinheit der Selbſtſucht und Eigennützigkeit, worin ſich mehr als ein Führer der liberalen „Reſpektabilität" hervorgethan hat. Dieſe Reſpektabilität hat es vielfach ganz vortrefflich verſtanden, ihre Vaterlandsliebe zu einem guten Geſchäfte zu machen. Wenn doch einmal dieſe Sache zur Sprache kommen ſoll, ſo darf man billig fragen: Was und wo waren denn die perſönlichen Vortheile, welche die Führer der Demokratie davongetragen haben? Ihr Theil waren Standrechtstod, Proceßqual, Kerkerpein, Verbannung, Verleumdung und Beſchimpfung, Mühſal und Entbehrung, Kummer und Noth aller Art. Die Herren Liberalen haben ſich wohl gehütet, ihren Patriotismus bis zu einem Grade zu ſpannen, wo Riſiko oder gar Gefahr eintrat. Sie wußten „utile cum dulci" zu verbinden, wohlbeſoldete und angeſehene Aemter mit dem Hochgefühle, die „beſten und edelſten Männer" zu ſein. Ihr Theil waren Miniſter-, Staats- und Hofräthestellen, Staatsſekretariate, Präſidentſchaften und Geſandtſchaften, Profeſſuren und Akademieſeſſel, ſchamlos hohe Diätenanſätze, Sinekuren und Penſionen. Doch warum ſich ereifern? Es war ja ganz in der Ordnung, daß es die Pfiffigkeit über die Begeiſterung und die Falſchheit über die Treue davontrug. Es iſt das ein ewiger Paragraph der Magna Charta das Menſchendaſeins. . . . .

Heckers Verblendung war ſo harthäutig, daß ihm ſelbſt der klägliche Ausgang ſeines Unternehmens nicht den Staar zu ſtechen vermochte. Er ſchrieb dieſen Ausgang einzig und allein den Machenſchaften ſeiner ins Regierungslager übergelaufenen ehemaligen Parteigenoſſen auf Rechnung und beharrte dabei, daß er zur rechten Stunde losgeſchlagen, daß er die Sachlage richtig angeſehen hätte, als er, am 9. April von Mannheim aus ſeitwärts in die bairiſche Pfalz ſich wendend und dann durch den Elſaß und die Schweiz gen Konſtanz hinaufreiſend, überzeugt war, daß „der rechte Moment gekommen ſei, welcher nicht vorübergelaſſen werden dürfte“, und der „feſten Zuverſicht lebte, daß es keines Schwertſtreichs, keines Schuſſes bedürfen, daß der Zug ein wahrer Feſtzug ſein und ganz Deutſchland dem Beiſpiele Badens, das immer vorangegangen, folgen würde“. Was ſind alle „Phantaſieſtücke“ des Kater-Murr- und Meiſter-Floh-Hoffmanns gegen dieſes? Und doch mußte das ganze tolle Nebelbild, daß es möglich ſein würde, die republikaniſche Fahne auch nur vom Bodenſee bis nach Karlsruhe ungefährdet zu tragen, vor Heckers Augen zerrinnen, wenn er ſie nach ſeiner am 11. April erfolgten Ankunft in Konſtanz aufthun und Dinge und Menſchen anſehen wollte, wie ſie waren. Ja, er mußte erkennen, daß es in der alten Koncilſtadt ausſah, wie anderwärts, d. h. ſo, daß der deutſche Philiſter ſtets bereit war, hundert und ſogar tauſend Freiheitsſchlachten auf der Bierbank oder am Weintiſche ſchoppenmörderiſch mitzuſchwatzen, nicht aber, im freien Felde auch nur eine mitzuſchlagen.

Hecker traf im „Badiſchen Hof“ zu Konſtanz ſeine Freunde und Mitunternehmer Struve, Willich, Mögling, Sigel, Bruhn und Doll ſchon ſeiner harrend und man ging noch am Abend des 11. Aprils friſch ins Zeug, „obgleich ich — erzählt er — die Stimmung in Konſtanz nach den öffentlichen Blättern, nach mündlichen und ſchriftlichen Aufforderungen, nach dem Seekreiſe zu kommen und die Fahne der Republik aufzupflanzen, feuriger und begeiſterter erwartet hatte“. Natürlich! Jetzt, wo man, was man ſo häufig phraſeologiſch gethan hatte, thatſächlich thun ſollte, haperte und hinkte es ſofort jämmerlich. Hier in Konſtanz, wie allenthalben, gab es eine neue Variation des weltberühmten Thema's vom „Krapülinſki und Waſchlapſki“.

Amüller wollte mitthun, wenn Bemüller mitthäte, Cemüller wollte mitgehen, wenn Demüller mitginge, und —

> „Und weil keiner wollte leiden,
> Daß der andre ohn' ihn ginge,
> Ging dann keiner von den beiden."

Am folgenden Morgen reiſ'te Struve nach Ueberlingen ab, um dort und weiterhin zu Engen und Donaueſchingen Volksverſammlungen zu veranſtalten und die Bevölkerung zu mahnen, dem republikaniſchen Banner bewaffnet zuzuziehen. Nach Struve's Abreiſe hatten Hecker und Genoſſen zunächſt eine Zuſammenkunft mit den Matadoren der konſtanzer Demokratie und dieſe, die Herren Hüetlin, Würth, Kuenzer, Peter, Zegelmann und Banotti, bemühten ſich, die Unmöglichkeit des Gelingens einer republikaniſchen Schilderhebung klarzulegen. Hecker, welcher glaubte, in den Genannten nur feige Abtrünnige vor ſich zu haben, ſagte: „Das Volk iſt beſſer und tapferer als ihr. Auf Wiederſehen in der Volksverſammlung heute Nachmittag". Dieſe Volksverſammlung fand wirklich um 4 Uhr Nachmittags ſtatt. Die dabei von Hüetlin und Kuenzer gegen die Zweckmäßigkeit des beabſichtigten Unternehmens vorgebrachten Einwürfe konnten gegen das von Hecker mit dem ganzen Feuer ſeiner Beredſamkeit angeſtimmte republikaniſche Rede nicht aufkommen. Die Fahne der deutſchen Republik ward demnach aufgepflanzt und die bewaffnete Volkserhebung dafür unter dem jubelnden Zuruf der Menge beſchloſſen. Selbſtverſtändlich jubelte ſie auch der Ankündigung des Redners zu, am folgenden Tage mit den Waffen in der Hand von Konſtanz auszuziehen, überall das Volk zum Zuzug aufzufordern, vorwärts zu bringen und ſo, von Tag zu Tag verſtärkt, „mit ungeheurer Maſſe und vielleicht ohne Schwertſtreich in der Hauptſtadt anzukommen".

Wie viele Hoch und Heil der alſo auf dem Marktplatze von Konſtanz zur Welt geborenen Homunkula von deutſcher Republik am Abend jenes Tages in der Stadt ausgebracht, wie viele Schoppen auf ihr Gedeihen ausgeblaſen worden ſind, iſt nicht einmal annähernd feſtzuſtellen. Das aber iſt aktenmäßig feſtgeſtellt, daß am folgenden Morgen, Donnerstags den 13. April, der Bannerherr beſagter Homunkula, Bürger Friedrich Hecker, an der Spitze von 57 Mann, General und Offiziere eingerechnet, — ſage an der Spitze von ganzen 57 Mann aus dem Thore von Konſtanz zog, über die Rheinbrücke und Wollmadingen zu. „An einem trüben regneriſchen Morgen — berichtet Mögling, der ehrliche „Hannes“ — zogen wir, 57 Mann ſtark, unter Trommelſchlag von Konſtanz weg, begleitet von einer Menge Volkes, welches mit Staunen das kleine Häuflein betrachtete. Ich muß geſtehen, ich betrachtete mich ſelbſt mit Verwunderung“. Er hatte Grund dazu, der arme Hannes. Hecker ſelbſt meldet: „Donnerstags den 13. wurde in der Frühe Generalmarſch geſchlagen. Die Bewaffneten ſtellten ſich auf dem Marktplatz auf; aber viele derſelben, die noch Tags zuvor gewaltig entſchloſſen ſich gebärdet hatten, ſchlichen davon, andere verſprachen nachzukommen, wieder andere ſchützten vor, man müßte erſt die Ausſchußmitglieder des Vaterlandsvereins zuſammenkommen und über die Sache abſtimmen laſſen, auf manche übte auch das Regenwetter einen lähmenden Einfluß. Die Frauen und Mädchen zeigten ſich muthiger und begeiſterter als die Männer“. Summa: es ſtemmten nur 57 Mann ihre tapfere Bruſt dem Morgenwind und den „Tyrannenknechten“ entgegen. Auf den nächſten Dörfern empfing eine biderbe Bauerſame das republikaniſche Freiſchärlein mit der Frage: „Ja, wo ſind denn die Konſtanzer mit ihren Bürgerwehrkanonen? Die Konſtanzer müſſen vorangehen“. Als dies immer wiederkehrte, hat ein munterer Burſche, der mitzog, lachend die urklaſſiſche Stelle aus dem ſchwäbiſchen Stammepos angeſtimmt:

„Hannſele, gang du vora,
Du haſt die längſte Waſſerſtiefel a,
Daß di der Has nit beiße ka.“

Derweil hatten Wind und Regen nachgelaſſen und guten Muthes marſchirten die Siebenundfünfzig am rechten Ufer des Unterſee's hinab, dem Höhgau entgegen. Dem Romantiker Hecker wurde erzromantiſch zu Sinne: — „Der blaue Himmel lachte aus den zerriſſenen Regenwolken, zur Seite der klare herrliche See, vor uns Hohenſtoffeln, Hohenhöwen, Hohenkrähen und Hohentwiel, eine Welt voll alter Lieder und Sagen lag vor uns und wir zogen aus mit dem Banner der deutſchen Republik, wir wollten vertilgen die deſpotiſchen Reſte des Mittelalters und gründen den freien Volksſtaat“.

Alſo hob das Aprill-Idyll des Heckerputſches an. Grün, ſehr grün!

3.

Der Frühlingsföhn, welcher in den Alpen Lawinen zuſammenballt und ins rollen bringt, daß ſie, alles vor ſich niederwerfend, mit Donnergebrauſe zu Thale gehen, ſtreicht zwar über den Rhein und den Bodan auch nach Schwaben hinüber, aber nur, um daſelbſt auf dem letzten Loche zu pfeifen.

Der Freiheits- und Vaterlandsbegeiſterungsföhnſturm von 1848 machte es nicht anders. Er hatte ſeine Kraft ſchon im März vertobt und vermochte im April da droben im Seekreis und im Schwarzwald keine Volkslawine mehr zuſammenzuballen und ins rollen zu bringen. „Die „ungeheure Maſſe“, welche ſich Heckers am 12. April zu Konſtanz gethaner Prophezeiung zufolge um das republikaniſche Panier ſcharen und auf Karlsruhe loswälzen ſollte, blieb Schnee, Schnee in des Wortes ſchneeigſtkalter Bedeutung, ſpröder Schnee, der ſich ſchlechterdings nicht ballen wollte. Alle die verſchiedenen Freiſchärlerharſte, welche unter der Führung von Hecker, Sigel und Weishaar da und dort ſich ſammelten, machten, die deutſch-republikaniſche Legion in Straßburg dazu gezählt, noch lange keine 10,000 Mann aus. Und dieſe Stärke wechſelte buchſtäblich wie Sonnenſchein und Regen. So ſtieg, wie Mögling bezeugt, die Anzahl der Leute bei der Hecker'ſchen Kolonne bei gutem Wetter bis auf 2000 Mann, ſchwand aber bei ſchlechtem ſofort wieder bis auf 800 zuſammen. Den höchſten Stand hatte die Kolonne Sigels, welcher für einen Soldaten von Handwerk gelten konnte, da er ja badiſcher Leutnant geweſen war. Den Kern dieſer Kolonne, welche bis zu 3000 Mann anſchwoll, bildeten Bürgerwehrmänner von Konſtanz, von welchen denn doch zwei Tage nach Heckers Auszug eine gehörige Anzahl gutgerüſteter und mit 2 Kanonen unter Sigels Kommando ausmarſchirt war. Ein löbliches Gefühl von Scham, Ehre und Parteitreue hatte ſie den Vorausgezogenen nachgetrieben. Es waren meiſt behäbige Bürger und der Anblick ſolcher bürgerlichen Behäbigkeit zog denn auch die hablichen Seekreis- und Schwarzwaldbauern in die Reihen. Die Kolonne, welche Weishaar, der ſtattliche Poſthalter von Lottſtetten, ſammelte, hatte ebenfalls ganz das Aus- und Anſehen bäuerlicher Hablichkeit. Dieſe beiden Kolonnen waren auch am beſten mit Waffen gerüſtet und mit Proviant verſehen. Die Hecker'ſche Kolonne, welche den beiden andern um $1^{1}/_{2}$ Tagemärſche voraus und zumeiſt aus jungem Volk zuſammengeſetzt war, bildete ſo zu ſagen die Vorhut. Ihre Ausrüſtung war die dürftigſte und ihre militäriſche Uebung gleich Null. Dem ganzen Unternehmen fehlte überhaupt ſtrategiſche Planmäßigkeit und taktiſche Zucht. Keiner der Führer erwies militäriſches Talent; am meiſten militäriſchen Inſtinkt zeigte noch der gute „Hannes", obzwar er bislang ein friedlicher Oekonomierath zu Hohenheim geweſen war und die Seideraupenzucht betrieben hatte (daher ſein nom de guerre „Seidehannes"). Allein Mögling war viel zu phlegmatiſch und gutmüthig, als daß er ſeine Anſicht, die gar oft als die richtige ſich herausſtellte, der Autorität Heckers und der übrigen badiſchen „Größen" gegenüber hätte zur Geltung bringen können. Am unglücklichſten ging die Sache, wenn Abſtraktor Struve ſich berufen fühlte, den General zu ſpielen. Eine himmelſchreiende Ungeſchicklichkeit aber iſt es geweſen, daß die Freiſcharenführer nicht alle Nerven und Muſkeln anſpannten, um — was ganz gut möglich war — bei guter Zeit ihre verſchiedenen

Harſte zu vereinigen, ſtatt ſie verzettelt zu halten und die verzettelten durch überlegene militäriſche Streitkräfte angreifen, ſchlagen und zerſprengen zu laſſen. Dieſe Verzettelung machte den Mangel eines Oberkommando's, welches wirklich ein ſolches war, ſo recht fühl- und greifbar.

Wenn ſpäter die Meinung geltend gemacht worden iſt, die badiſche Regierung habe den Hecker-Putſch abſichtlich zu einiger Bedeutung gelangen laſſen, um für die Rückwärtſerei einen anſtändigen Vorwand zu ſchaffen, ſo muß das als eine Parteianſicht abgewieſen werden, die ſich hiſtoriſch nicht halten läßt. Dagegen iſt hiſtoriſch, daß die Inſurrektion nicht einmal den geringen Umfang, welchen ſie wirklich gewann, zu gewinnen vermocht hätte, falls die großherzogliche Beamtenſchaft nicht ſo über alle maßen unfähig und feige geweſen wäre, wie ſie durchſchnittlich war. Nachmals, im Herbſte von 1849, hat ſie ſich dann mittels ſerviler Tücke und herzloſer Rohheit an ihrer in den Frühjahren von 1848 und 1849 an den Tag gelegten Erbärmlichkeit gerächt. Mit dieſer Erbärmlichkeit auf monarchiſcher Seite konnte ſich auf republikaniſcher nur der phantaſtiſche Leichtſinn meſſen, womit eine ganz mittel-, hilf- und ausſichtsloſe Schilderhebung in einem Winkel Deutſchlands vollzogen wurde, zu einer Zeit vollzogen wurde, wo außerhalb dieſes Winkels der Parlamentsſchwindel überall mit unwiderſtehlicher Macht graſſirte und die deutſche Philiſterſchaft ihre politiſche Nullität, ihre gänzliche Unfähigkeit, aus den „Märzerrungenſchaften“ etwas zu machen, hinter dem geräuſchvollen Eifer verſteckte, womit ſie die ſchäſige Vertrauenslitanei: „Märzminiſter, denkt und handelt für uns!“ herblökte.

Wäre bei dem Aprilgang von Hecker und Kompagnie kein Blut gefloſſen, wären nicht ſo viele Menſchen dadurch unglücklich geworden, hätte das Putſch-Idyll vom April 1848 nicht mit ſo viel Tragik ſich verſetzt, man wäre ſtark verſucht, die ganze Geſchichte in der Manier von Butlers „Hudibras“ zu behandeln. Hecker ſelbſt, durch deſſen Romantik, wie wir wiſſen, ein humoriſtiſch-ſkeptiſcher Zug ſich ſchlängelte, iſt ſich ſelber ſicherlich manchmal urkomiſch vorgekommen, wie er ſo an der Spitze ſeiner abenteuerlichen Schar dahinſchritt in ſeinem abenteuerlichen Aufzug, mit langem rothblondem Bart, in blauer Bluſe, Piſtolen im Gurt, einen Schleppſäbel umgeſchnallt, die Hahnenfeder auf dem grauen Schlapphut: —

„Seht, da geht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da geht der Volkserwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut:
„„Thut euch ſchnell zuſammenraffen,
Gebt mir Mannſchaft, Pferde, Waffen,
Oder ich bring' alles um““ —
Rumbidibum, bumbumbumbum.“

Von Stockach aus erließ Hecker am 14. April verſchiedene Dekrete, um „die Republik zu organiſiren“. Die Regierung des Seekreiſes wurde für aufgelöſ't erklärt und durch eine republikaniſche Statthalterſchaft erſetzt, mit welchem Amte mittels ſanften Zwanges der bisherige Regierungsdirektor Peter bekleidet ward. Auf 24 Stunden, maßen die alſo zu Konſtanz „organiſirte“ Republik eine Eintagsfliegenrepublik im wörtlichen Sinne geweſen iſt. Als am Tage nach ihrer „Organiſirung“ die Nachricht kam, daß bairiſche Bundestruppen im Anzuge ſeien, hub ſich der arme Statthalter Peter von dannen nach der Schweiz, allwohin er ja nur etliche Schritte weit zu gehen hatte. Gleich kläglich-kurz verlief die Republikaniſirung der Stadt Offenburg. Erwähnenswerth ſind dieſe Verſuche nur, weil ſie darthun, welche Wirkung die Thatſache oder auch nur der Schein amtlicher Autorität auf die Menſchen übt und vollends auf die Deutſchen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die unter amtlichen Formen und Siegeln ergangenen Aufforderungen zum Zuzug, welche Hecker „im Namen der proviſoriſchen Regierung“ von Stockach und Geiſingen, ſowie die republikaniſchen Eintagsbehörden von Konſtanz und Offenburg aus erließen, dem Aufſtand etwas auf die Beine halfen und die Zuzüge zur Rebellenfahne von ſeiten einzelner Männer wie von ſeiten der Gemeinden zahlreicher machten. Wunderlichſt kontraſtirte es dann freilich wieder mit der angehobenen offenen Rebellion, daß Gewaltſamkeiten von den Rebellenführern mit einer bis zum komiſchen gehenden Aengſtlichkeit vermieden wurden. Wenn man das hyperhumane Gebaren anſieht, welches die Heckerlinge gegen widerhaarige Beamte, gegen heimtückiſche Gegner, gegen notoriſche Spione eingehalten haben, ſo kann man ſich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch dieſe gemüthlichen Putſcher im Grunde ihres Herzens zu dem kretiniſchen Kredo: „Revolution auf geſetzlichem Boden!“ ſich bekannten. Mit geſetzlichen Mitteln macht man aber bekanntlich keine Revolution und mit Gemüthlichkeit macht man keinen Putſch. Nachdem man ſich einmal entſchloſſen hatte, zu putſchen, ſo mußte man auch recht putſchen, unerbittlich ein- und durchgreifen und, wo immer es noththat, geradezu terroriſiren. Das hätte nicht nur den Halb- und Ganz-Rückwärtſern die gehörige Furcht eingejagt, ſondern hätte auch den Maſſen imponirt und dieſelben viel mehr für den Aufſtand gewonnen als alle Milde, Schonung und Großmuth; denn — ſo hat einer der vielen in ihrem Vaterlande nicht beachteten deutſchen Propheten tiefſinnig geſagt: —

„Denn es ehret der Knecht nur den Gewaltſamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es ſelber ſind“ —

und Kraft zieht die Menge an wie der Magnet das Eiſen, ganz gleichgiltig, ob die Kraft das gute oder das böſe wolle und ſchaffe. Alle die kräftigen Wütheriche der Weltgeſchichte ſind von den Völkern geehrt, beſtaunt, geliebt und vergöttert worden; denn die Menſchen wollen nicht belehrt, ſondern belogen, nicht emancipirt, ſondern tyranniſirt ſein, und wer ſie beherrſchen will, muß ſie verrathen und mißhandeln. Der Hecker-Putſch war eine kraftloſe Halbheit: das iſt das härteſte Verdammungsverdikt, welches denſelben treffen kann.

Während des Vormarſches von Stockach nach Engen und während des Haltes in dieſem Städtchen wurden die dünnen Reihen der Freiſchar dichter, wurden ſogar bis zur Stärke von 1800 Mann verdichtet. Hier, in Engen, ſuchte nun Willich einige militäriſche

Ordnung in das Ding zu bringen. Die Mannſchaft wurde in „Banner“ von 120 bis 200 Mann eingetheilt, welche ſich ſodann ihre Führer wählten. Auch mit Geſchütz verſah man ſich an dieſem Orte, nämlich mit 2 kleinen Karthaunen, welche unterwegs im Schloſſe eines Baſtards des höchſtſeligen Großherzogs Ludwig „requirirt“ worden waren. Was die Kavallerie betrifft, ſo beſtand ſie — meldet Mögling — „aus einem einzigen Pferde, welches ſein Eigenthümer ritt“. Derweil alſo in Engen „organiſirt“ wurde und die Freiſchärler auf den bergigen Gaſſen des Höhgauſtädtchens wohlgemuth ſangen:

„Fürſten, gebt die großen
Purpurmäntel her!
Daraus macht man Hoſen
Für das Freiheitsheer“ —

meldete ſich eine fremde Dame im Hauptquartier und gab ſich dem General als Frau Emma Herwegh zu erkennen, welche von Straßburg herübergekommen war, um zu ſagen, daß die im Elſaß angelangte deutſch-republikaniſche Legion nur auf einen Befehl von Hecker wartete, um den Rhein zu überſchreiten und ihre Vereinigung mit ſeiner Schar zu bewerkſtelligen. Unglaublicher Weiſe hatte der Rebellengeneral Skrupel, dieſen Befehl zu geben, und gab ihn auch wirklich nicht, um alle die Angſtmaier im Lande, welchen man die Leute der herwegh'ſchen Legion als eine Räuber-, Mörder- und Nothzüchtigerbande geſchildert hatte, nicht noch mehr zu ängſtigen. Frau Herwegh mußte demnach mit dem Kanzleibeſcheid abziehen, Hecker werde den verlangten Befehl erlaſſen, ſobald er ſelbſt mit ſeiner Kolonne in der Nähe des Rheins angelangt ſein würde.

Der Weitermarſch der Freiſchar, welche am 19. April Mittags Engen verließ, ſollte in weſtnördlicher Richtung ſchwarzwaldwärts und zwar zunächſt auf Donaueſchingen gehen, wo man maſſenhafte Verſtärkungen vorzufinden erwartete. Allein daraus wurde nichts. Eine ſtarke wirtembergiſche Truppenmacht hielt die Schwarzwaldpäſſe beſetzt und die Wirtemberger kamen den Freiſchärlern auch mit der Beſetzung von Donaueſchingen zuvor. „Als wir noch eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt waren — berichtet Mögling — ſahen wir wirtembergiſches Militär einrücken. Nach kurzer Berathung, ob wir Donaueſchingen angreifen oder umgehen ſollten, gewann letztere Anſicht die Oberhand, wodurch für die Einſichtigeren das Miſſlingen unſeres ganzen Unternehmens ausgeſprochen war". Ein höchſt beſchwerlicher Nachtmarſch bei heftigem Schneegeſtöber brachte die Freiſchar mühſälig nach Riedböhringen, wo ſich am folgenden Morgen die Thatſache herausſtellte, daß von den 1800 Streitern für die Republik, welche geſtern von Engen ausgezogen, nur noch etwa 800 vorhanden waren. Die, welche es nicht vorzogen, ſich ſtill zu verziehen, hatten beim weglaufen geſagt: „Das Wetter iſt uns zu ſchlecht; wird es beſſer, kommen wir wieder".

Da der Schwarzwald verſperrt war, beſchloſſen die Führer der hecker'ſchen Schar, dieſe aus dem Gebirge nach der Rheinebene hinabzuführen, was ſchon darum räthlich erſcheinen mochte, weil man dort unten nur auf landsmänniſch-badiſche Truppen zu ſtoßen hoffte, von welchen man ſchlaffen Widerſtand, ja vielleicht ſogar Unterſtützung erwarten zu dürfen glaubte. In ſehr anſtrengenden und ziemlich planloſen Kreuz- und Querzügen ging es bei meiſt ſehr ſchlimmer Witterung nach Stühlingen und von da über Bonndorf nach Lenzkirch. In Bonndorf verließ Struve die Schar, zu welcher er bei Donaueſchingen geſtoßen war, und machte ſich zu der Kolonne Weishaars auf, welche er aus den Bezirken Jeſtetten, Waldshut und Säckingen zur Vereinigung mit der hecker'ſchen in der Rheinebene heranbringen ſollte. Hecker beabſichtigte, von Lenzkirch aus einen Verſuch auf Freiburg zu machen; allein die Wirtemberger verlegten den Weg durch's Höllenthal, und ſo mußte die Freiſchar von Lenzkirch weg ſeitwärts ſich wenden, um über rauheſte Bergpfade nach der Glashütte zu gelangen und von da über Bernau die Richtung nach dem Wieſenthal zu gewinnen. In der Nähe von Menzenſchwand wurde die Kolonne von einem reitenden Boten aus Lenzkirch eingeholt, welcher meldete, es ſeien an dieſem Orte zwei Abgeordnete des in Frankfurt ſitzenden Fünfzigerausſchuſſes angelangt, welche mit Hecker zuſammenzukommen verlangten. Dieſe Zuſammenkunft hat dann am Abend des 17. Aprils im Gaſthauſe zu Bernau ſtattgefunden. Die Freiſcharenführer, welche ihre durchnäſſten Kleider mit Anzügen vertauſcht hatten, wie die Garderobe des Wirthes und ſeiner Knechte ſie zu liefern vermochte, ſaßen beim Brot und Wein, als die Herren Fünfzigerausſchüſſlinge Spatz und Venedey hereintraten, etwas verlegen über ihre Sendung und über die Scene vor ihnen, welche im Katechismus des patentirten Liberalismus nicht vorgeſehen war. Nachdem der Wunſch der beiden Sendboten, mit Hecker unter vier Augen zu verhandeln, fehlgegangen war, brachten ſie ihr Sprüchlein vor und eröffneten, daß ſie im Namen und Auftrag des Fünfzigerausſchuſſes die Mahnung an die Inſurgenten brächten, abzuſtehen von der Rebellion und von der waffenhaltenden Revolution zur redenhaltenden zurückzukehren. In dieſem Falle ſicherte ihnen der Fünfzigerausſchuß — woher nahm denn dieſer Vollmacht und Recht hierzu? — für das geſchehene volle Amneſtie. Hecker gab zur Antwort, eine Gefälligkeit ſei der anderen werth und darum wollten ſie, die Republikaner, ihrerſeits im Namen des deutſchen Volkes den 34 Landesvätern volle Amneſtie zuſichern, falls ſich dieſelben binnen 14 Tagen, wohlausgeſtattet mit Geld und Gut, in das ſtille Glück des Privatlebens zurückziehen würden. „Im übrigen — fügte er hinzu — wär' es das geſcheideſte, ihr bliebet, ſtatt drunten in Frankfurt Stroh zu dreſchen, gerade hier und zöget mit uns. Das würde und müßte auf ganz Deutſchland eine koloſſale Wirkung thun, wenn es hieße, der Spatz und der Venedey hätten die Freiſchärlerbluſe angethan. Was meint ihr, he?" Den Herren Ausſchüſſlern ſchien es bei dieſer Zumuthung „etwas unheimlich werden zu wollen" und darum warf, den Spaß weiterführend, einer der Freiſcharenhäuptlinge die Bemerkung hin: „Wie wär' es, wenn wir die beiden Herren als Geiſeln bei uns behielten?" — „Ja, das würde ganz praktiſch ſein", ſagte Hecker lachend; „aber ich fürchte, wir ſind für die Herren Staatsmänner nicht patent genug. Nun, nun, macht keine ſo langen Geſichter! Kommt her, ſtoßt mit uns an auf das Heil der Republik und dann geht hin, woher ihr gekommen“. So endete dieſer Verſuch, den Aprilgang der ſüddeutſchen Republikaner aufzuhalten.

Am folgenden Morgen brach, während der Nacht durch einen Zuzug ſtattlicher ſchwarzwälder Bauernburſche verſtärkt, die Freiſchar von Bernau auf, ſtieg auf ſteilen Pfaden nach Breg hinab, um von dort das Wieſenthal entlang über Schönau und Zell nach Schopfheim zu marſchiren. In Schönau und Zell wurden die Freiſchärler herzlich begrüßt, in Schopfheim, dem reichen Fabrikort, mit einer aus Abneigung und Furcht gemiſchten Zurückhaltung. Doch bewillkommte und bewirthete der Fabrikant Gottſchalk, früher Kollege und Geſinnungsgenoſſe Heckers in der badiſchen Abgeordnetenkammer, den Freiſcharenhauptmann und deſſen Offiziere in ſeinem Hauſe und beſchwor die Männer flehentlich, von ihrem Unternehmen abzuſtehen. Er war dem Hecker aufrichtig zugethan und bedauerte, daß derſelbe Stellung und Exiſtenz an einen Verſuch wagte, welchen der nüchterne Rechner und Geſchäftsmann als einen verfehlten erkennen mußte.

Wie hätte auch bei dieſer elenden Organiſation und Leitung des Unternehmens der Fehlſchlag ausbleiben können? Die drei Freiſcharen ſtanden einander ganz nahe und keine richtete ſich nach der andern, keine wußte genau von der andern. Während Hecker auf Schopfheim zog, marſchirte Sigel gen Sankt Blaſien und Todtnau und kamen Weishaar und Struve längs des Rheins gegen Lörrach und Steinen zu. Die Vereinigung der drei Scharen war demnach ganz leicht zu bewerkſtelligen; denn der Feind, d. h. der General von Gagern, ſtand weiter weſtnördlich, zwiſchen dem Blauen und dem Rhein, und zog mit 2 badiſchen und einem heſſiſchen Bataillon, etlichen Schwadronen Reiterei und einem Halbdutzend Kanonen in der Richtung auf Schliengen und Kandern das Rheinthal aufwärts. Statt in Schopfheim ſtehen zu bleiben und die Verbindung mit der ſigel'ſchen und weishaar'ſchen Kolonne anzuſtreben und zu erwarten, beſchloſſen aber die Führer der Heckerſchar, auf Kandern zu marſchiren. Allerdings wurden zugleich an Sigel und Weishaar Boten geſandt, um ſie aufzufordern, in Eilmärſchen heranzukommen; allein man unterließ, ſich zu vergewiſſern, ob dieſe Botſchaften an ihre Adreſſen gelangten. Sie gelangten auch wirklich nicht an dieſelben, wenigſtens nicht zur rechten Zeit. Sigel, der Führer des Hauptharſtes, erfuhr erſt am Abend des 20. April in Gſchwend, daß die hecker'ſche Kolonne von Schopfheim gen Kandern marſchirt ſei, und zugleich mit dieſer Nachricht traf die Hiobspoſt von der Zerſprengung der Kolonne ein.

Mittwochs den 19. April um 2 Uhr Nachmittags brach die Heckerſchar in der Stärke von höchſtens 900 Mann von Schopfheim auf und rückte über Steinen gegen Kandern vor. Jenſeits des erſteren Ortes, wo die Freiſchärler gaſtlich bewirthet, der Hauptmann jedoch abermals durch einen alten Freund und Kammerkollegen, Scheffelt, dringend von ſeinem Abenteuer abgemahnt wurde, — jenſeits Steinen alſo ſteigt die Straße bergan bis hinauf zum waldigen Rücken der „Scheideck", von wo ſie durch den Wald ſteil gen Kandern ſich hinabſenkt. Die Abſicht des Marſches auf dieſen Ort war, von da weiter nach Schliengen zu ziehen, um dort ins Rheinthal herauszukommen und ſich den Thalweg nach Freiburg zu öffnen. Als die Freiſchar die Steige von der Scheideck abwärts rückte, kamen ihr Leute von Kandern entgegen, um die ungern geſehenen Gäſte mittels der Nachricht, daß Truppen im Orte lägen, zur Umkehr zu bewegen. Eine durch Mögling und Doll ausgeführte Erkundung erwies aber die Falſchheit dieſer Angabe und die Freiſchar zog in das Städtchen ein, um Nachtquartier daſelbſt zu nehmen. Der in Schliengen ſtehende General von Gagern erhielt noch am Abend des Tages hiervon Meldung und beſchloß, am folgenden Morgen eine Angriffsbewegung auf Kandern zu machen und zwar mit ſeinen 3 Infanteriebataillonen, ſeinen 3 Dragonerſchwadronen und ſeinen 6 Geſchützen, mitſammen an 2400 Mann. Ein viertes, eiligſt auf der Eiſenbahn von Freiburg herangezogenes badiſches Bataillon ſollte als Reſerve in Schliengen ſtehen bleiben. Der General hatte demnach eine nahezu dreifache Uebermacht zur Verfügung, welcher gegenüber die Hilfsmittel der durch mühſälige Kreuz- und Querzüge im Gebirge hart mitgenommenen, ungeübten und unzulänglich bewaffneten Freiſchärler wahrhaft kläglich geweſen ſind.

Hecker war kaum in Kandern angelangt, als Frau Emma Herwegh abermals bei ihm erſchien, um von ihm einen Befehl auszuwirken, daß die herwegh'ſche Freiſchar von Straßburg herüber kommen ſollte. Hecker, welcher die allgemein in Baden verbreitete, obobzwar durchaus verlogene Meinung theilte, eine große Anzahl, ja ſogar die Mehrzahl dieſer „deutſch-republikaniſchen Legion“ beſtände aus Franzoſen, weigerte ſich wiederum, den verlangten Befehl auszufertigen, und die muthige Frau Freiſchärlerin fuhr unverrichteter Dinge in der Nacht ab. Hierauf wurde Kriegsrath gehalten; denn man hatte aus dem Munde von zwei durch die Feldwachen gefangen eingebrachten badiſchen Dragonern über den Stand der Sachen vorwärts in Schliengen Kunde erhalten. Kennzeichnend für den idylliſchen Charakter des Heckerputſches iſt, daß der „Terroriſt“ Hecker, obgleich er einſah, daß „man die Pferde und Waffen der beiden Gefangenen recht gut hätte brauchen können“, die Dragoner mit Speiſe und Trank erquicken und hierauf mit Pferden und Waffen zu ihrer Schwadron nach Schliengen zurückkehren ließ, in der wolkenkukuksheimiſchen Ueberzeugung, mittels ſolcher Großmuth „die Sympathieen der Truppen“ noch mehr anfachen zu können. Während des Rathſchlags langte eine Depeſche von Sigel ein, welcher meldete, daß er mit ſeinem Harſt im Wieſenthal angekommen und daß die Kolonnen Weisshaars und Struve's in ſeiner Nähe ſeien. Er, Sigel, rathe und wünſche demzufolge, daß Hecker ſchleunig umkehre, damit die Vereinigung der ſämmtlichen drei Freiſcharen dort vollzogen würde —

„Wo mit lieblichem G'ſicht aus tief verborgene Chlüfte
D'Wieſe luegt und ſcheu go Todtnau aben ins Thal ſpringt.“

Es blieb nur übrig, dieſem Rath und Wunſche Folge zu leiſten;

denn unmöglich konnte die Heckerſchar allein den Durchbruch bei Schliengen erzwingen oder das Vorgehen der Badenſer und Heſſen nach und über Kandern verhindern, ſo ſie nicht etwa das Defilée hinter dem Städtchen zu Thermopylen machen wollte. Thermopylen paſſen aber nicht recht zu den idylliſchen Oertlichkeiten, welche Hebels alemanniſche Muſe durchwandelt hat, und Thermopylenkämpfe ſind mit anderen nichtsnutzigen Kurioſitäten, wie z. B. Idealpolitik, Ueberzeugungstreue und Principhaſtigkeit, in einen dunkeln Winkel der Weltgeſchichte-Rumpelkammer verwieſen. Leider drückte Hecker ſeinen Vorſchlag, ſchon um 2 Uhr Morgens den Rückzug auf Steinen anzutreten, nicht kräftig durch. Hätte er es gethan, ſo würden die am folgenden Tage nach Kandern vordringenden Truppen die Guerillas daſelbſt nicht mehr eingeholt und würde demnach das Gefecht auf der Scheideck nicht ſtattgefunden haben.

4.

Zur achten Morgenſtunde ſetzte ſich am 20. April die Heckerſchar von Kandern nach rückwärts in Marſch, gegen Steinen zu, die zur Scheideck aufſteigende Steige hinan. Hecker ſelbſt und Willich, Mögling und Bruhn marſchirten mit der Vorhut und dem Mitteltreffen, während der Nachtrab unter Kaiſer und Doll noch im Orte zurück war, beſchäftigt, die zwei kleinen Geſchütze und das Gepäck fortzuſchaffen. Als endlich die hierzu nöthigen Pferde mit Mühe erlangt worden, begann auch Kaiſer mit ſeinen Leuten abzuziehen. Es war die höchſte Zeit; denn frühmorgens hatte der General von Gagern ſeine Streitmacht von Schliengen gen Kandern in Bewegung geſetzt und die Spitze ſeiner Kolonne erreichte die weſtliche Seite des Ortes in demſelben Augenblicke, wo die Freiſchar zur öſtlichen hinausmarſchirte. Den Truppen voran eilte der badiſche Regierungskommiſſär Stephani, durch einen heſſiſchen Trompeter als Parlamentär ſignaliſirt. Er trat den Nachhutführer Kaiſer an mit dem Begehren, den Hecker zu ſprechen. „Der iſt ſchon vorausmarſchirt“, ſagt Kaiſer. — „So? Darf ich zu Ihren Leuten reden?“ — „Nach Belieben“. — Der Herr Regierungskommiſſär ſtellt ſich in Poſitur, verlieſ't die Aufruhrakte und ruft den Freiſchärlern zu: „Ihr ſeid dem Geſetze verfallen; aber ihr ſeid zum Aufruhr verleitet, ſeid nur Verführte. Alles wird gut gehen, ſo ihr ſofort die Waffen niederlegt. Wollt ihr?“ — „Nein!“ — Mit dieſer einmüthig abgegebenen Weigerung ſchwenkten die Nachhütler und marſchirten ihren vorangezogenen Kameraden nach.

Dieſe waren derweil hinter dem Städtchen jenſeits der Kanderbachbrücke auf beiden Seiten der waldumſäumten Steige durch Willich in eine Art Schlachtordnung geſtellt worden, um den Aufgang zur Scheideck zu vertheidigen. Die Bundestruppen brachen aus Kandern hervor und ordneten ſich zum Angriff. Nur ein Zwiſchenraum von wenigen hundert Schritten trennte ſie noch von der Freiſchar. In der Vorderreihe ritt ein ſtattlicher Mann von edelm Geſichtsſchnitt in braunem Bürgerrock und grüner Feldmütze gegen die Brücke heran: — der General Friedrich von Gagern, wohl werth, für eine beſſere Sache zu fechten und zu fallen; mehr werth auch als von einer ſo jammerſäligen Regierung, wie die damalige badiſche war, nach ſeinem Tode dadurch glorifizirt zu werden, daß man ihn offiziell zu einem Opfer „republikaniſcher Meuchlertücke“ log, während er, wie die ehrenhaften ſeiner Offiziere ſelbſt bezeugt haben, einen „ehrlichen Soldatentod“ ſtarb. Friedrich von Gagern war ein Mann von Geiſt, Kenntniſſen, Erfahrung und Vaterlandsliebe. Er galt für einen geſchickten Kriegsmann und durfte den Anſpruch erheben, auch in der Literatur mitzuzählen*). Aber an jenem 20. April von 1848 war er nicht an ſeinem Platze; denn ſeinem Weſen ging der verſöhnliche Zug ab, welcher einen blutigen Zuſammenſtoß abzuwenden vermocht hätte. Um ſo leichter, als die Freiſchärler, wie gar keinem Zweifel unterſteht, ihrerſeits einen ſolchen Zuſammenſtoß zu vermeiden ſuchten und in keinem Falle denſelben hervorzurufen wünſchten. Herr von Gagern hatte ſich aber in der Reitſchule und auf den Exercirplätzen jenen polternden Kaſernenton und Korporalſtil angewöhnt, wie ſie nun einmal zum Soldatenhandwerk zu gehören ſcheinen, und dieſer Stil und Ton ſtach den Republikanern nicht ſehr angenehm in die Ohren. Es kommt ja unter Menſchen bekanntlich immer und überall nicht ſo faſt darauf an, was geſagt, als vielmehr darauf, wie es geſagt wird.

---

*) Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen findet ſich ein meiſterlich gelungener, das „Journal meiner Reiſe nach Rußland i. J. 1839“, mitgetheilt im „Leben d. Generals Fr. v. G.“ III, 336 fg. In keiner Sprache iſt über Rußland zur Zeit des Czaren Nikolaus beſſeres geſchrieben worden als dieſes Tagebuch.

Der General machte einen löblichen Verſuch, Blutvergießen hintanzuhalten; freilich in ſeiner Weiſe. Er entſandte den Dragonerleutnant Kieſſer über die Brücke und gegen die Stellung der Freiſcharen zu mit dem Auftrag, den Hecker zu einer Unterredung zu laden, welche auf der Kanderbachbrücke ſtattfinden ſollte. Hecker empfing dieſe Meldung, ſeitwärts am bewaldeten Abhange vor der Front eines der Freiſcharenbanner ſtehend, und entſprach derſelben ſogleich. Er trat auf die Straße heraus und ging dieſelbe abwärts, begleitet von Willich, Mögling und Kaiſer. Etwa 20 Schritte vor der Brücke ließ Hecker ſeine Begleiter zurück und ging allein vorwärts. Dies that auf der andern Seite auch der General, indem er ſeinen Stab, worunter der Oberſt Hinkeldey und der Major Kuntz ſich befanden, halten ließ, vom Pferde ſtieg und auf die Brücke zuſchritt. Auf der Mitte derſelben trafen die beiden zuſammen. „Sie müſſen die Waffen niederlegen und Ihre Scharen auflöſen! Wollen Sie denn die Größe der deutſchen Bewegung durch ein ſolches Attentat kompromittiren? Ich fordere Sie auf, ſofort die Waffen niederzulegen“. So der General, worauf Hecker dieſes Anſinnen „natürlich ablehnte“, wie er erzählt. Und wieder Gagern: „Herr Hecker, Sie ſind ein geſcheider Mann, ein braver Mann, aber ein Fanatiker“. — „Herr General, wenn die Hingebung für die Befreiung eines großen

Volkes Fanatismus iſt, dann mögen Sie dieſe Handlungsweiſe alſo bezeichnen; es gibt aber auch einen Fanatismus auf der andern Seite, dem Sie dienen. Uebrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu ſtreiten. Haben Sie mir ſonſt noch etwas mitzutheilen? —" „Nur dieſes, daß ich ſogleich mit aller Strenge gegen Sie einſchreiten werde". — „Wohl, wir werden einem Angriffe zu begegnen wiſſen. Im übrigen werden Sie mich und meine Offiziere doch wohl ungefährdet zu unſeren Leuten zurückkehren laſſen?" — „Allerdings, ich gebe Ihnen 10 Minuten Zeit". Als Hecker ſich zum gehen wandte, rief ihm der inzwiſchen zur Brücke herangetretene Major Kuntz noch die Worte zu: „Ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie ab!"

Während dieſe unerſprießliche Verhandlung vor ſich ging, ſtand die Nachhut der Freiſchar ungefähr 80 Schritte weit öſtlich von der Brücke. Weiter zurück war die Maſſe der „Rebellen" zu beiden Seiten der hohlwegartigen Straße an den Hochwaldhängen vertheilt. Weſtlich von der Brücke hatte zuvörderſt das heſſiſche Bataillon als Avantgarde der Bundestruppen Stellung genommen. Dahinter waren, gegen die Brücke Front machend, die zwei badiſchen Bataillone in Linie formirt und rechts von ihnen hielten die Dragonerſchwadronen und die reitende Artillerie mit 2 Stücken Geſchütz. Die Heſſen hatte der General ins Vordertreffen geſtellt, damit eine unmittelbare Berührung zwiſchen den badiſchen Truppen und ihren freiſchärlichen Landsleuten vermieden würde.

Auf ſeiten der Inſurgenten gab ſich nach der reſultatloſen Unterredung auf der Brücke der Mangel einer ſtraffeinheitlichen und allgemein reſpektirten Leitung ſofort wieder einmal recht auffällig kund. Willich nämlich, welcher ſo zu ſagen Oberſt war, befahl den Rückzug die Steige und den Wald aufwärts, während etliche der Führer, namentlich Mögling, das aufgeben ihrer derzeitigen Stellung für durchaus unräthlich hielten und dem weiteren vorſchreiten der Truppen zur Stelle und Stunde Widerſtand entgegenſetzen wollten. Erſt den wiederholten Befehlen Willichs — (Hecker ſpielte in den folgenden Auftritten eigentlich gar keine Rolle mehr) — fügten ſie ſich mißmuthig und ſo zog ſich der Freiharſt langſam zur Scheideck hinauf. Sobald die von ihm bewilligte Zehn-Minutenfriſt herum, ſetzte der General ſeinerſeits die Truppen, die Heſſen immer voran, in Marſch. In einer Entfernung von 150 bis 160 Schritten folgte die Spitze ihrer Vorhut, die Schützenkompagnie des heſſiſchen Bataillons, dem Nachtrab der Freiſchar die Steige und den Waldabhang hinan, die Soldaten rauchend, plaudernd und lachend, der General in der zuverſichtlichen Meinung, daß die „Rebellen“ jeden Gedanken, ſtandzuhalten, aufgegeben hätten. Er hatte daher ſeiner Avantgarde ausdrücklich verboten, unter ſothanen Umſtänden von der Schießwaffe Gebrauch zu machen. Als aber die Avantgarde an den Höhenkamm der Scheideck bis auf ungefähr 600 Schritte herangekommen war, bemerkte der die Zugſpitze führende Offizier, Leutnant Becker, daß die Freiſchar Halt machte, ſich rechts und links vom Wege zum Treffen ordnete und ihre Kanonen (d. h. Böller) ſchußgerecht herrichtete.

Die „Rebellen“ wollten alſo doch ſtandhalten? Ja, ſie wollten ſie. Denn als die Freiſchar den kleinen freien Raum auf der Paßhöhe erreicht hatte, von wo der Weg gen Steinen zu abzufallen beginnt, legten Mögling und andere Führer gegen die Fortſetzung des Rückzuges Proteſt ein, welchen ſie damit begründeten, daß der Feind, ſo derſelbe erſt die Scheideck beſetzt hätte, von der Höhe hinab mit unwiderſtehlicher Kraft auf den republikaniſchen Rückzug drücken und denſelben bald in eine Flucht verwandeln könnte. Der So-Zu-Sagen-Oberſt Willich konnte hiergegen mit ſeinen Bedenken, die kleine Freiſchar einem Angriff von ſeiten der großen militäriſchen Uebermacht bloßzuſtellen, nicht aufkommen und ordnete demnach, obzwar widerwillig, die Mannſchaft zum Gefecht. In Wahrheit nicht ganz ſo ungeſchickt, wie man ihm lange ſchuldgegeben hat. Auf den rechten Flügel wurden die von Mögling und Willmann befehligten Schützenfähnlein poſtirt, das Centrum bildete ein Banner Muſketiere unter Bruhn. Vor dem Centrum waren zwei Böller aufgefahren, links vom Centrum, etwas zurück ſtand ein Banner Senſenmänner, welche nach den erſten Salven hervorbrechen und auf den Feind eindringen ſollten. Die Führung des aus Musketiren und Scharfſchützen gebildeten linken Flügels hatte der Doktor Kaiſer. Heckers Stellung und Betheiligung im und am Gefecht auf der Scheideck erſcheint nach ſeiner eigenen und ſämmtlichen übrigen Relationen ganz unbeſtimmbar und nebelhaft. Vermuthlich hat er, auch als man ſich bereits zum ſchlagen fertig gemacht hatte, noch immer der Phantaſie gelebt, die zweierleituchenen „Brüder“, welche da zum Angriffe den Berg heraufrückten, würden ſich mittels etlicher Phraſen von den fürſtlichen Fahnen zur republikaniſchen herüberziehen laſſen.

Dieſes „vermuthlich“ abgerechnet, iſt in der Geſchichte des Tages bis dahin alles beſtimmt und klar. In dem Wirrwarr jedoch, welcher augenblicklich losbrach, als der wirkliche Zuſammenſtoß der beiden Parteien erfolgte, fällt der leitende Faden unzweifelhaft feſtſtehender, d. h. von beiden Seiten übereinſtimmend gemeldeter Thatſachen zu Boden und iſt nicht wieder aufzuraffen. Darum iſt es z. B. aller aufgewandten Mühe ungeachtet unmöglich, feſtzuſtellen, wer auf der Scheideck zuerſt geſchoſſen habe, die Republikaner oder die Royaliſten. Beide haben einander hartnäckig beſchuldigt, es gethan zu haben. Das wahrſcheinlichſte aber dürfte ſein, daß von hüben und drüben im gleichen Augenblicke geſchoſſen wurde. Hohe Herrin Hiſtoria, wie oft ſchiebt ſich dir das Kindermärchen Fabula als Doppelgängerin unter oder vor! Wenn man ſchon daran verzweifeln muß, die Reihenfolge der Vorgänge im Gefechte bei Kandern am 20. April 1848 mit mathematiſcher Genauigkeit zu beſtimmen, was können wir dann über jahrhunderte- und jahrtauſendealte Dinge zweifellos genaues wiſſen? Napoleon hatte doch wohl einigen Grund, zu ſagen, die Weltgeſchichte ſei eine „fable convenue“. Wäre nur die gute Fabula im Falle, dem alten Kinde Menſchheit anderes vorzuplaudern als die ewige Litanei von Blut und Thränen, das wüſte einerlei von thörichter Schuld und fruchtloſer Sühne . . . .

Leutnant Becker ließ nach rückwärts dem General melden, daß die Freiſchärler auf der Paßhöhe zum Gefechte ſich bereitſtellten, worauf Herr von Gagern die Spitze ſeiner Kolonne noch weiter vorgehen ließ, bis ſie im Begriffe war, auf das kleine Plateau hervorzubrechen. Hier, alſo hart vor der Linie der Freiſchar, ließ er halten. Die Truppen eine Gefechtsſtellung nehmen zu laſſen, ſcheint er für überflüſſig erachtet zu haben. Er mochte glauben, mittels des bloßen Vorwärtsbewegungsdruckes ſeiner Marſchſäule den ſchwachen Gegner umwerfen zu können.

„Schießt nicht, deutſche Brüder! Kommt in unſere Reihen!“ riefen die Republikaner den hart an ſie herangerückten Soldaten entgegen. Dieſe ſtutzten. Das deutſche Blut regte ſich doch in ihnen und auch ſie hatten ja davon fernher läuten hören, was alles die da drüben flatternde ſchwarzrothgoldene Fahne zu bedeuten hätte.

Ganz vorn, die ganze Breite der Straße füllend, ſtand der Halbzug des Leutnants Becker. Dahinter zunächſt die Schützenkompagnie deſſelben heſſiſchen Bataillons unter Hauptmann Keim, ebenfalls in Halbzugs-Marſchkolonne formirt. Dicht angeſchloſſen folgten dann die früher namhaft gemachten Truppengattungen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

Einer der Adjutanten Gagerns, der Oberleutnant Heißler, will das Geſchrei der Freiſchärler zuerſt für „eine Nachahmung des altdeutſchen Schlachtrufs“ gehalten, ſodann den Ruf „General vor!“ unterſchieden und zu dieſem geſagt haben: „Herr General, man ruft Sie!“ Wirklich ſtieg Gagern vom Pferde und ging, begleitet von dem Hauptmann Keim, bis zur äußerſten Spitze der Truppen vor. Im ſelben Moment machte der Stabschef des Generals, Major Kunz, mit einer Kompagnie des badiſchen Leibinfanterieregiments eine Bewegung von der Straße nach rechtshin, um die Republikaner zurückzudrängen und eine freundliche Berührung derſelben mit den badiſchen Soldaten zu verhindern.

Möglich weit aus den Reihen der Republikaner vortretend, kam der Doktor Kaiſer in ſeiner blauen Bluſe dem General und dem Hauptmann entgegen und rief laut nicht ſo faſt den beiden als vielmehr den Soldaten zu: „Schießet nicht auf eure Brüder! Schießt nicht! Wir wollen ja das gleiche, was eure Väter und eure Brüder wollen; ihr würdet noch als Greiſe euch die grauen Haare ausraufen". Darauf der General kurz und barſch: „Legt die Waffen ab und geht nach Hauſe!"

Die Zurufe der Freiſchärler an die Soldaten werden allgemeiner, lebhafter, dringender und den Offizieren kann es nicht entgehen, daß ſelbſt in den Reihen der Heſſen Ungewißheit und Schwankung einzureißen beginnen. Der General erkennt, daß raſch gehandelt werden müſſe. Er geht zu der heſſiſchen Schützenkompagnie zurück, wo der Hauptmann Keim zu ihm ſagt: „Die Kerle halten ſtand. Was befehlen Sie nun?" Worauf Gagern: „Nun, in Gottes Namen, vorwärts!"

Wunderlich, ſo oft die Menſchen dazu verſchreiten, einander maſſenhaft todtzuſchlagen, ermuntern ſie ſich zu dieſem löblichen Geſchäfte „im Namen Gottes". Oder vielmehr, das iſt gar nicht wunderlich, ſondern ganz regelrichtig. Hat ja die arme Menſchheit ſeit vielen Jahrtauſenden vergeblich ſich abgemüht, einen halbwegs anſtändigen Gottesbegriff ſich anzuſchaffen, und immer und überall noch thront Baal-Moloch als Obergott auf dem Blutopferaltar . . . .

Der Major Kuntz kommt auf die Straße zurück, gerade als der General ſein Pferd wieder beſtiegen hat. Auch er fragt, was nun zu thun ſei. Der General zieht den Säbel, treibt ſein Pferd an und befiehlt: „Vorwärts!" Der Hauptmann bemerkt: „Herr General, Sie exponiren ſich". Worauf Gagern zum Major: „Lieber Freund, wir gehören hierher".

Sofort ließ der Hauptmann ſeine Kompagnie antreten und führte ſie zum Angriff vor. Seine Ausſage über das, was folgte, lautet ſo: — „Bis auf 25 Schritte an die Aufſtellung der Rebellen gekommen, zog ich den Degen, kommandirte: Fällt's Gewehr! und die Kompagnie ging lebhafter vor. In dieſem Augenblicke ließ Oberleutnant Becker die Scharfſchützen des Bataillons rechts Kette bilden. Ich war nun bis auf 8 Schritte an die Rebellen herangekommen und mit Leutnant Becker vor die Bajonnette getreten, um möglichſt zu verhindern, daß die Mannſchaft, gegen den Befehl des Generals, früher als die Rebellen feuerte. Dieſe riefen mir zu: „Halt, wir weichen nicht!“ Auf dieſen Zuruf antwortete ich: Ich habe Befehl, vorzudringen, und dieſen Befehl befolge ich — und nun bis an die Bajonnette der Gegner herangekommen rief ich: Die Waffen ab! und entriß denen, die mir zunächſt die Bajonnette entgegenhielten, die Gewehre. Da fiel der erſte Schuß rechts von mir aus den Reihen der Rebellen und traf meinen linken Oberarm. Zugleich hörten wir noch einige Schüſſe links von uns. Ich vermuthe, daß der General von Gagern durch dieſe Schüſſe tödtlich getroffen wurde. Jetzt, nachdem Leutnant Becker und ich uns in das erſte Glied unſerer Leute hatten aufnehmen laſſen, feuerte die vordere Abtheilung unſerer Schützen und die ganze Kolonne der Rebellen fing an zu ſchwanken, ſich aufzulöſen und theilweiſe eiligſt zu entfernen. Wir drangen nun ein und durch den weiteren Angriff mit Degen, Bajonnett und Kolbe wurden die Rebellen in vollſtändigſte Flucht gejagt. Während dies im Centrum vorging, hatte es Oberleutnant Becker auf dem linken Flügel des Feindes, der aus Senſenmännern und Jägern beſtand, gleichfalls zu ſchnellſter Entſcheidung gebracht“.

Dieſem ehrenwerthen Zeugen, welcher klärlich darthut, daß der General nach ſchon begonnenem und zwar auf ſeinen Befehl ſeitens der Truppen begonnenem Gefechte getroffen, alſo keineswegs, wie man amtlich lügen ließ, vor dem Gefechte und während des Parlamentirens „verrätheriſch“ erſchoſſen wurde, — dieſem ehrenwerthen ſoldatiſchen Zeugen ſtellen wir einen ebenſo ehrenwerthen freiſchärlichen gegenüber, in der Perſon von Mögling, welcher, was er übrigens verſchweigt, mitten im Trubel des Treffens auf der Scheideck Gelegenheit fand, ſeine nie ſich verleugnende Gutherzigkeit zu erweiſen. Es war nämlich zufällig eine arme Bauersfrau aus der Umgegend mitten in dieſen Trubel hineingerathen und der brave „Hannes“ ſuchte ſie mit ſeinem rieſigen Körper gegen die Kugeln zu decken, wovon er ſeitens ſeiner Freunde den Kriegsnamen „die lebendige Barrikade“ erhielt.

Die Ausſage Möglings lautet ſo: „Kaum war unſere Aufſtellung vollendet, als die Royaliſten auf der Höhe, Scheideck genannt, erſchienen. Wir Führer gingen ihnen ſogleich entgegen und forderten ſie auf, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen, da es ſich hier um die Freiheit des ganzen Volkes handelte. Die Soldaten hielten zuerſt überraſcht ſtill, dann löſ'ten ſich die vorderen Reihen auf, wir gaben den einzelnen Leuten die Hand und ſuchten ſie mit uns zu vereinigen. In dieſem entſcheidenden Momente beſtieg Gagern ſein Pferd, hieß die Offiziere ihre Leute zurückreißen, ſo daß wir uns einen Augenblick um die Soldaten riſſen, und rief Unteroffiziere und Freiwillige vor. Dieſe drängten die Soldaten zurück, ein Adjutant Gagerns ſtellte ſich an ihre Spitze und drang mit gefälltem Bajonnette gegen unſer Centrum vor, welches ſie ebenfalls mit gefälltem Bajonnette erwartete. Die beiden Parteien ſtanden, mit den Bajonnetten ſich beinahe berührend, einander gegenüber; keine wollte angreifen, denn wir hatten einfältigerweiſe unſerer Mannſchaft ſtreng eingeſchärft, nicht zuerſt anzugreifen, weil uns viele Soldaten erklärt hatten, wenn wir irgendwo zuſammenträfen und wir nicht zuerſt angriffen, würden auch ſie von ihren Waffen keinen Gebrauch machen. Jetzt führte Gagern durch raſches Handeln eine ſchnelle und blutige Entſcheidung herbei. Als er die Unentſchloſſenheit ſeiner Leute ſah, feuerte er, hinter ihnen haltend, ſein Piſtol auf unſer Centrum mit dem Ausruf ab: „Was Brüder? Geſindel ſeid ihr!“ Sein Adjutant hieb zu gleicher Zeit auf einen unſerer Artilleriſten ein und die Soldaten, den Schuß hörend, gaben Feuer, welches der großen Nähe wegen eine außerordentliche Wirkung hatte. Sogleich ſtürzten gegen zwanzig der Unſerigen. Wir erwiderten natürlich das Feuer mit großer Lebhaftigkeit. Ich ſelbſt hatte nie geglaubt, daß kein Kampf erfolgen werde, und hatte gleich bei unſerer Aufſtellung meinen Leuten eingeſchärft, ſowie das Feuer begänne, hauptſächlich auf die Offiziere zu feuern. Zwei gute Schützen hatte ich an meiner Seite und ſagte ihnen, auf den General zeigend, der in Civil gekleidet war: Jener dort in dem braunen Rocke und der grünen Mütze iſt der General, haltet nur auf dieſen! Kaum hatte das Feuern begonnen, als auch wirklich der General, von einem meiner Schützen in die Bruſt getroffen, ſchwankte. Sein Pferd bäumte ſich in Folge ſcharfen Anziehens des Zügels und erhielt ebenfalls einen Schuß in die Bruſt. Mit dem Ausruf: Gerechter Gott! ſtürzte Gagern mit ſeinem Pferde zuſammen. Alle dieſe Ereigniſſe waren das Werk einiger Sekunden und gingen raſcher vor ſich, als ich ſie erzählen kann. Die Wirkung des erſten Feuers war großartig und für mich, der ich das erſtemal ein Treffen geſehen, ſehr überraſchend. Gleich nachdem der erſte Pulverdampf verflogen, ſah ich einen großen Menſchenknäuel auf dem Boden liegen, Republikaner und Royaliſten durcheinander. Der General lag zu meinen Füßen unter ſeinem Pferde; ich fühlte ihm ſogleich den Puls, dieſer hatte jedoch zu ſchlagen aufgehört. Von den zu Boden liegenden Wehrmännern und Soldaten ſtanden jedoch die meiſten wieder auf. Auf der einen Seite liefen die Royaliſten, auf der andern unſere Leute, beſonders die Senſenmänner, davon. Dieſe hatten nämlich die volle Salve eines Pelotons bekommen, die Kugeln waren aber zu hoch gegangen, hatten bloß die Senſen getroffen, ein großes Geräuſch verurſacht und dadurch ihre Träger ſo erſchreckt, daß dieſe nicht nur ihre Senſen wegwarfen, ſondern auch entweder ſich zu Boden legten oder direkt davonliefen. Für einige Augenblicke entſtand auf dem Kampfplatz ein kleines Getümmel und Handgemenge zwiſchen den ſich Aufraffenden und nach verſchiedenen Seiten Davongehenden. Ich war an der Leiche des Generals ſtehen geblieben und dabei ſo in das Handgemenge gekommen, daß ich einem Royaliſten ſeine Muskete entreißen und einem anderen, der mir unterdeſſen mit ſeinem Bajonnett ein Loch in meinen Burnus riß, dafür einen tüchtigen Säbelſchlag über ſeinen Tſchakko geben konnte. Bald trat ein Hauptmann der Royaliſten vor, winkte mit einem weißen Tuche und rief mir zu, wir möchten das Feuer einſtellen*). Ich erwiderte, wir ſeien bereit dazu, wenn ſie es auch einſtellten. Er gab ſofort den Befehl dazu, ich auch. Darauf trat er wieder vor und ſagte, es ſei Blut genug gefloſſen, wir wollten uns trennen; ſie, die Royaliſten, hätten nur Befehl, bis hierher auf die Scheideck vorzudringen; ſie wollten nun zurückkehren und wir ſollten unſern Marſch ebenfalls fortſetzen. Ich erklärte ihm, damit zufrieden zu ſein. Nun wünſchte er die Leiche des Generals zurückzuhaben, welche auf unſerem Terrain lag. Dies ſagte ich ſogleich zu, als mir einer unſerer Hauptleute ſagte, in dem Handgemenge habe ein Royaliſt dem Fahnenträger unſerer Senſenmänner die Fahne entriſſen, worauf ich die Zurückgabe der Leiche des Generals an die Bedingung der Zurückgabe der Fahne knüpfte. Nur ungern gab der Soldat die Fahne zurück und warf ſie im Unmuth auf den Boden. Ich erklärte ſogleich, auf dieſe Art nähmen wir die Fahne nicht zurück; der Soldat mußte ſie aufnehmen und ein Unteroffizier übergab ſie einem unſerer Wehrmänner, worauf wir die Leiche des Generals zurückgaben*)“.

---

*) Dieſer „Hauptmann der Royaliſten" war der Hauptmann Keim, welcher ſeiner eigenen Relation zufolge nach eingetretener Kataſtrophe den

---

Inſurgenten zurief: „Hört auf zu feuern; es hat Opfer genug gekoſtet und hilft euch doch nichts“.

*) „Briefe an meine Freunde“, S. 87 fg. Mögling hat dieſe ſeine Ausſage unter Umſtänden abgegeben, wo es ſich für ihn um Leben oder Tod handelte, nämlich vor dem preußiſchen Standgerichte, vor welches der bei Waghäuſel durch eine preußiſche Kugel zum Krüppel Geſchoſſene am 20. Oktober 1849 zu Mannheim geſchleppt wurde. Sein in dieſer Lage erſtatteter Bericht über das Gefecht auf der Scheideck machte ſo ganz den Eindruck der Wahrheit, daß der Vorſitzer des Kriegsgerichts, der preußiſche Major Batzkow, dem braven „Hannes“ erklärte, derſelbe „ſolle verſichert ſein, das ganze Standgericht ſei von der Wahrheit aller ſeiner Aeußerungen ſo vollkommen überzeugt, daß es die bereitgehaltenen Zeugen gar nicht verrufen würde, wenn dies nicht der Form wegen nöthig wäre“. Mögling ließ ſich vor dem Kriegsgerichte mit aller Entrüſtung ſeiner ehrlichen Seele darüber aus, daß „die großherzoglich badiſche Regierung den Herrn Oberſt Hinkeldey veranlaßt hatte, die grobe Verleumdung gegen Hecker zu verbreiten, als habe dieſer den General Gagern während einer friedlichen Beſprechung meuchlings niedergeſchoſſen“. „Wir hatten zwar ſogleich — erzählt er — in allen uns zugänglichen Blättern die Unwahrheit dieſer ehrloſen Verleumdung nachge-

Was iſt nun Wahrheit? würde angeſichts dieſer beiden Zeugniſſe der ſelige Pontius Pilatus wieder einmal fragen. Wer aber nicht wie Se. Excellenz der weiland Oberpräſident von Judäa zu träge und gleichgiltig iſt, die Wahrheit zu ſuchen, wird dieſelbe aus den angeführten beiden Zeugniſſen unſchwer herausfinden. Denn dieſe Bezeugungen decken ſich in allem weſentlichen vollſtändig. Das weſentliche aber iſt, daß General Gagern in dem durch ihn angehobenen Kampfe gefallen und daß nach ſeinem Fall ein kurzer Waffenſtillſtand mit beiderſeitiger Einwilligung eingetreten iſt.

Das Reſultat des Zuſammenſtoßes auf der Waldhöhe hinter Kandern war eine nicht ſo ſehr militäriſche als vielmehr politiſche Niederlage der Republikaner. Denn das kurze Treffen auf der Scheideck ergab um den Preis von einem Dutzend Menſchenleben das Facit, daß es mit der Illuſion, die Soldaten der fürſtlichen Heere zur Fahne der Republik herüberzuziehen, futſch und fertig ſei. Die Gewohnheit militäriſcher Disciplin erwies ſich nicht weniger mächtig, als ſich in dem Volke die Gewohnheit des monarchiſchen Köhlerglaubens mächtig erwies. Das Volk machte keine Miene, geſchweige

---

wieſen; da aber die großherzogliche Regierung den Oberſt Hinkeldey nicht nur an der Spitze ſeines Dragonerregiments ließ, ſondern auch das geſammte badiſche Offizierkorps fortwährend einen Mann unter ſich duldete, dem in öffentlichen Blättern nachgewieſen war, daß er wiſſentlich ſein Ehrenwort falſch gegeben hatte, ſo hielt ich es für nothwendig, hier vor mehreren hundert Zeugen die Wahrheit als Augenzeuge und Veranlaſſer des beſprochenen Ereigniſſes zu bekräftigen. Viele großherzogliche Offiziere waren anweſend, keiner wagte meinen Behauptungen zu widerſprechen. Beſchämt ſchlugen ſie die Augen nieder und wagten weder den Blicken ihrer preußiſchen Kameraden, in denen auch nichts weniger als Achtung lag, noch den meinigen zu begegnen, als ich die Vorgänge auf der Scheideck erzählte". Selbſt Leibhiſtoriker und Leibpubliziſten des vulgären Liberalismus haben es nicht gewagt, Möglings mannhaftes Gebaren vor dem Kriegsgerichte zu leugnen; aber ſie ſuchten es mit gewohnter Ehrlichkeit todtzuſchweigen. Auch dem Gegner gerecht zu werden, das liegt weit über dem Niveau „liberaler" Plattköpfigkeit und Lederherzigkeit.

irgend eine Anſtalt, in Maſſe für die Republik ſich zu erheben, und die Soldaten ihrerſeits ſchoſſen, ſobald ſie dazu kommandirt wurden, unbedenklich auf die Republikaner. Die Vorausſetzungen, unter welchen der Hecker-Putſch phantaſtiſcher Weiſe unternommen worden, hatten ſich demnach als total irrige herausgeſtellt und damit war die ganze republikaniſche Schilderhebung unwiderſtehlich vergeckt und verloren.

5.

Bei ſolchen ſtudentiſchen Improviſationen, wie der Aprilgang der deutſchen Republikaner i. J. 1848 eine geweſen iſt, kommt alles auf das gelingen oder miſſlingen des erſten Streiches an. Wäre der erſte Streich gelungen, d. h. hätten die Republikaner auf der Scheideck die heſſiſchen und badiſchen Truppen in ihre Reihen hinüberzuziehen oder aber dieſelben entſcheidend zu ſchlagen vermocht, ſo würde die Sache ein ganz anderes Geſicht bekommen haben. So jedoch, wie es auf der Scheideck hergegangen, hatte der erſte Fehlſchlag einen zweiten, dritten, vierten zur natürlichen Folge. Einer dummen oder ſchlechten Sache thut eine anfänglich erlittene Niederlage wenig oder gar nichts; denn die Menſchen, ohnehin ſchon aus Wahlverwandtſchaft ſympathiſch für ſie geſtimmt, ſpringen ihr nun auch noch aus Mitleid bei. Eine vernünftige und gute Sache dagegen erholt ſich von anfänglichem Miſſgeſchicke nur äußerſt ſelten, weil ſich durch ein ſolches jeder ſchäbige und ſchäfige Philiſter, alſo das liebe Durchſchnittspublikum, für bevollmächtigt hält, ihr auch ſeinerſeits einen Fußtritt zu geben, um ſie weiter bergab zu ſtoßen. . . . .

Der, von welchem der ganze Putſch den Namen trägt, muß bei Kandern zu der unwiderſprechlichen Selbſterkenntniß gelangt ſein, daß er nicht die Spur eines Schattens von Feldherrnberuf in ſich habe. Er verlor ſich mit den herzhaft fliehenden Senſenmännern von der Walſtatt, verirrte ſich in den Wäldern und wurde in der nächſten Nacht durch einen hilfreichen Bauer glücklich über den Rhein auf ſchweizeriſchen Boden hinüberbugſirt. Als richtiger Sanguiniker, der er war, ſprang er in Folge der Ereigniſſe vom 20. April plötzlich zum vollſtändigen Melancholiker um, welcher über die Befähigung des deutſchen Volkes, Revolution zu machen, grämliche Witze riß, die jedem beſſer anſtanden als ihm, der noch vor wenigen Tagen an dieſe Befähigung mit wahrhaft kindiſcher Zuverſicht geglaubt hatte. Im übrigen that Hecker, nachdem er zu Muttenz in Baſelland die Unerquicklichkeit des Flüchtlingslebens eine Weile gekoſtet hatte, das klügſte, was er unter ſothanen Umſtänden thun konnte: er verzichtete auf die undankbare Rolle, den Republikaniſator der fürſtenfürchtigen Deutſchen zu machen, und ging nach Amerika, um im „fernen Weſten“ Farmer zu werden. Im folgenden Jahre, 1849, ließ er ſich ehrenhafter, aber unkluger Weiſe noch einmal durch einen Irrlichtſchein für etliche Tage nach Europa herüberlocken, iſt aber aus beweglichen Gründen nur bis Straßburg gekommen und hier wieder umgekehrt.

Das verſchwinden Heckers von der Scene machte dem Putſch-Idyll ein Ende mit Schrecken. Seine Perſönlichkeit war doch das zuſammenhaltende Band des ganzen Unternehmens geweſen. Als jenes fehlte, fiel dieſes auseinander.

Die Auflöſung der Heckerſchar hatte ſchon auf der Scheideck begonnen. Was noch zuſammenhielt, zog ſich gen Steinen, um ſich mit der theilweiſe daſelbſt eingetroffenen weishaar-ſtruve'ſchen Kolonne zu vereinigen. Die Bundestruppen, unter dem Oberbefehl des an Gagerns Stelle getretenen Oberſts Hinkeldey, rückten nach. Ihr Vortrab ſchoß ſich eine kurze Weile bei Steinen mit den Freiſchärlern herum, deren Führer mitten in dieſem Plänklergefecht durch die Meldung überraſcht wurden, Bürger Struve habe mit den Royaliſten alſo kapitulirt, daß dieſe ungeſtört gegen das Rheinthal hinab und die Republikaner hinter die Wieſe ſich zurückziehen ſollten. Damit barſt die helle Anarchie in der Freiſchar aus. Mißmuth und Mißtrauen machten die weishaar'ſche Kolonne auseinanderrinnen wie Regenſchauer den Aprilſchnee. Auf dem Fluchtweg nach der Schweiz fiel Struve in die Hände des Oberamtmanns von Säckingen, welchem der Umſtand, daß eine Schwadron wirtembergiſcher Ulanen in dem Städtchen lag, den Muth gab, ſeinen Gefangenen feſtzuhalten. Als aber der wackere „Hannes“ den Unfall Struve's erfahren hatte, wußte er durch eine artige, ſehr geſchickt in Scene geſetzte Kriegsliſt dem wirtembergiſchen Rittmeiſter eine ungeheure lange Naſe zu drehen und die Freigebung Struve's zu bewirken. Der alſo Befreite wandte ſeine Schritte der Kolonne Sigels zu, nicht zum Heile derſelben. Denn der begeiſterte Optimiſt und gewiſſenhafte Pflanzenkoſteſſer brachte es trotz des beſten Willens während des ganzen Aprilputſches nur dazu, die Rolle des Konfuſionarius Konfuſionariorum zu ſpielen. Auch ſein Befreier aus den Krallen der Säckinger, der thatkräftige Mögling, machte ſich zur ſigel'ſchen Schar auf, deren Banner immerhin noch mehr als 3000 Bewaffnete zuſammenhielt.

Sigel hatte am 20. April mit ſeinem Haufe gerade die Nachtquartiere in Todtnau und Umgebung bezogen, als ihn die Meldung von dem auf der Scheideck geſchehenen erreichte. Der Bote bat zugleich dringend um Unterſtützung der, wie er ausſagte, auf Zell zurückgegangenen Heckerſchar und Sigel ließ ſich, obzwar überzeugt, daß ein raſcher Vormarſch über Freiburg das gerathenſte wäre, hierdurch zu einem Rückmarſch auf Schopfheim und Zell bewegen, allwo man doch nur die Auflöſung der hecker'ſchen und der weishaar'ſchen Kolonne erfuhr. Dieſe Neuigkeit, verbunden mit den Einwirkungen eines vielſtündigen Eilmarſches bei furchtbarem Regenwetter, konnte das Vertrauen zu einer ohnehin ſchon völlig problematiſch gewordenen Sache nicht eben ſtärken. Außerdem gab die Wiederabwendung von dem wichtigen Zielpunkt Freiburg den fürſtlichen Truppen Zeit und Raum, von allen Seiten zur Wegnahme dieſer Stadt herbeizukommen, deren Bürgerſchaft zwiſchen Republik und Monarchie ſchwankte wie Buridans bekannter Eſel zwiſchen ſeinen zwei Heubündeln, die aber durch eine enthuſiaſtiſche Jugend, die Turnerſchaft voran, im Sinne der republikaniſchen Schilderhebung gehalten wurde. Schon lagerten ſich jedoch überlegene fürſtliche Streitkräfte vor der Stadt, badiſche, naſſauiſche und heſſiſche Truppen, etwa 3000 Mann Fußvolk, 1 Reiterregiment und Artillerie mit 4 Geſchützen. Auch die hinkeldey'ſche Kolonne wandte ſich von Lörrach rheinthalabwärts auf Freiburg. Vom Schwarzwald rückten die Wirtemberger durch das Albthal und das Höllenthal ebenfalls gegen dieſe Stadt herab.

Sigel, von Schopfheim nach Todtnau zurückgeeilt, empfing hier am Nachmittag des 22. April Meldungen, welche ihm über das verzweifelte einer Angriffsbewegung auf Freiburg wenig Zweifel laſſen konnten. Aber als muthiger Mann wollte er dieſe Bewegung dennoch wagen, um wenigſtens noch einen Schlag für die Republik zu thun und dann auch, weil er die Parteigenoſſen in Freiburg, welche die Stadt gegen die fürſtliche Truppenmacht verbarrikadirt hatten, nicht hilfelos der Rache ihrer Feinde preisgeben mochte. Sowie demnach ſeine verſchiedenen „Banner“ von Zell und Schopfheim her nach und nach wieder bei ihm eintrafen und ſobald die durchnäſſten und abgehetzten Leute ſich nothdürftig erholt und ihre Kleider und Waffen getrocknet hatten, ſetzte er ſie abermals in Marſch, über die beſchneiten Bergkämme hinweg und Freiburg zu.

Am Oſterſonntag dem 23. April ſtand in den erſten Nachmittagsſtunden der republikaniſche Vortrupp, Sigels 1. Banner, bei welchem Struve ſich befand, beim Dorfe Güntersthal, alſo etwa noch eine Stunde von Freiburg entfernt, während der Nachtrab noch in Todtnau zurückwar und zwiſchen dieſen beiden Punkten die übrigen Banner im Marſche begriffen waren. Sigel, welcher einen ſachgemäßen Angriffsplan entworfen und demnach alle verzettelten Vorwärtsbewegungen entſchieden unterſagt hatte, wollte ganz verſtändiger Weiſe nicht nur ſeine eigenen Streitkräfte ſämmtlich heranhaben, ſondern auch die Scharfſchützenzüge der becker'ſchen und weishaar'ſchen Kolonne, welche, nach den Gefechten bei Kandern und Steinen verſprengt, jetzt — ſo war ihm gemeldet worden — durch Becker und Bruhn, Doll und Mögling wieder geſammelt und ihm zugeführt wurden. Er hatte daher der Vorhut den gemeſſenen Befehl zugehen laſſen, in keinem Fall über Güntersthal hinaus vorzugehen, bevor er mit den andern Bannern herangekommen wäre.

Da ſpielte das eingreifen Struve's dem Freiſcharengeneral einen übeln Streich. Sei es von der fixen Idee befangen, auch in ihm ſtäke ein verkanntes Feldherrngenie, ſei es von der noch fixeren beherrſcht, mittels parlamentirens zum fraterniſiren mit den zweierleituchenen „lieben Brüdern“ zu gelangen, genug, der gute Fleiſchkoſtverächter gab dem Vortruppbanner Marſchbefehl und unglücklicherweiſe fand er Gehorſam. So führte er das Banner mitten im Thale auf offener Straße gegen Freiburg zu. Die unausweichlichen Folgen dieſes Genieſtreiches traten ſofort ein. An der Mündung des Thals, beim Gaſthauſe zum Waldhorn, ſtieß die Schar auf die in Schlachtordnung aufgeſtellten Truppen, badiſche Infanterie und heſſiſche Artillerie. Dem armen Struve, der heftig ſein weißes Tuch ſchwenkte, wurde nicht einmal gegönnt, ſeine Bruderſchaftslitanei herzuſagen. Der badiſche General Hoffmann jagte den von Struve vorgeſandten Parlamentär Kuenzer zurück mit den Worten: „Kerl, du Hund!“ und gleich darauf praſſelten die heſſiſchen Kartätſchen in die Reihen der Freiſchärler. Das Banner ſtob auseinander, mit Ausnahme der Schützenkompagnie, welche, am Saume des Sternenwaldes Stellung nehmend, die Flucht der Senſenmänner zu decken ſuchte. General Hoffmann führte ſeine Truppen bis Güntersthal vor, hier aber wurde er durch den inzwiſchen mit einem friſchen Banner herangekommenen Sigel, welcher das Gefecht herzhaft aufnahm, im weiteren vordringen gehemmt und fand für gut, den Rückzug nach Sankt Georgen anzutreten. Derweil iſt auch ein ſchwächlicher Verſuch der Republikaner in der Stadt, aus dieſer hervorzubrechen und den Truppen in den Rücken zu fallen, mißlungen. Struve's verkanntes Feldherrngenie hatte allen Plan und Zuſammenhang in den Operationen der Republikaner zerſtört.

Sigel verbrachte die Nacht in dem Dorfe Horben rückwärts von Güntersthal, um den Zuzug Möglings abzuwarten, welcher dann auch richtig daſelbſt eintraf. Die ganze Freiſchar betrug jetzt aber kaum noch ein Sechſtel ihres geſtrigen Beſtandes. Trotzdem unternahmen Sigel und Mögling am folgenden Morgen (24. April) noch das Wagniß, ihren Parteigenoſſen in Freiburg, welches an dieſem Tage von den fürſtlichen Truppen berannt wurde, Hilfe zu bringen. Es gelang ihnen, in Horben 5—600 Mann zuſammenzuraffen. Damit drangen ſie durch den Sternenwald bis vor das Schwabenthor der Stadt. Allein dieſe war nach einem von der Handvoll freiburgiſcher Republikaner unter dem Kommando des Studenten Langsdorff ſehr wacker, beſonders am Zähringerthor und am Breiſacherthor wacker gekämpften Barrikadenkampfe von den Truppen genommen worden und ſo wurde die anrückende ſigel'ſche Schar vom Schwabenthor aus mit fürſtlichen Kartätſchen- und Muſketenkugeln begrüßt. Sie trat unter der Führung von Doll den Rückzug an und verlief ſich dann im Gebirge. Sigel, Mögling und vier ihrer Leute konnten, zu weit vorgedrungen und abgeſchnitten, dieſem Rückzuge nicht ſich anſchließen und hätten ſchlechterdings gefangen werden müſſen, falls die Führung der Truppen nicht auch an dieſem Oſtermontag, wie überhaupt im ganzen Feldzug, eine ſo erbärmliche geweſen wäre, wie ſie war. Mögling und Sigel konnten es ſogar wagen, über die unbewachte Stadtmauer zu klettern, um, wie der tapfere „Hannes“ ſich ausdrückte, „zu ſehen, ob in der Stadt nicht vielleicht noch etwas zu machen ſei“. Da drinnen war aber ſchlechterdings nichts mehr zu machen und die Freunde mußten froh ſein, mit heiler Haut wieder herauszukommen. Sie wandten ſich in die Berge, um die herwegh'ſche Kolonne aufzuſuchen, von deren Rheinübergang ſie hörten. Es gelang aber nicht und nach Beſtehung von allerhand Nöthen und Gefahren retteten ſich die beiden auf einem Schmugglerkahn über den Rhein an das franzöſiſche Ufer.

Durch die Straßen des eroberten Freiburg ging die ſoldatiſche Siegesfurie und machte ihrem Hochgefühl, für Thron und Altar gefochten zu haben, durch Brutalitäten und Grauſamkeiten Luft, welche zu vertuſchen oder ganz zu leugnen die fürſtliche Leibhiſtoriographie natürlich ſorgſam bemüht geweſen iſt. Wüßte dieſe Dirne, was Scham iſt, ſie hätte ſich dieſe Mühe nicht zu geben gebraucht. Sie hätte friſchweg die Thatſachen anerkannt und dieſen Trumpf darauf geſetzt: — Für den Sieger gibt es kein Geſetz und der Macht iſt alles erlaubt! . . . In Wahrheit ſo war es, ſo iſt es und ſo wird es ſein vom Anfang bis zum Ende der Tage. Denn der Durchſchnitts-Menſch, deſſen Anzahl ſich zu der des Ausnahme-Menſchen verhält wie 1 zu 1000 — der Durchſchnitts-Menſch iſt eine weſentlich niederträchtige Kreatur, die es durchaus regelrecht und ordnungsmäſſig findet, daß die Völker in der Knechtſchaft ſtumpfer Gewohnheit verharren und mit ſchäfiger Ergebung alles hinnehmen, was die Gewalt über ſie zu verhängen geruht. Fällt in dieſen Blödſinn der Sklavenhaftigkeit dann und wann ein „lichter Moment“, ſo zerbrechen wohl die Nationen ihre Feſſeln und zertrümmern ihre Baſtillen. Aber ſowie ihnen die ſcharfe Luft der Freiheit ins Geſicht bläſ't, ſehnen ſie ſich in die dumpfe Baſtillenluft zurück und bieten ihre Hände zum Wiederfeſſeln dem nächſten beſten Räuberhauptmann dar, welcher ſich mit dieſem Geſchäfte befaſſen will.

Aber, ſagt ihr, man muß die Beſtie mit Gewalt aus dem Menſchen treiben; man muß die Völker, wie zu jedem Vorſchritt, ſo auch zur Freiheit zwingen. Wirklich? Muß man? Schade nur, daß das müſſen unendlich viel leichter dekretirt als das können effektuirt iſt — —

„Sklavenhändler ſelber können mir ein Joch vom Nacken heben,
Aber das vermag kein Freier, Sklave, Freiheit dir zu geben.“

Die Begriffe Freiheit und Zwang ſchließen einander ſo unbedingt aus, daß ihre Zuſammenkoppelung der pure, blanke Wahnwitz iſt. Was dabei herauskommt, die Geſchichte der franzöſiſchen Terroriſten lehrt es. Einer der wenigen denkenden Franzoſen, die es ſeit der Byzantiniſirung Frankreichs durch das zweite Empire noch gibt, hat das triftige Wort geſprochen: „Das iſt eine der großen Schwierigkeiten oder, wie andere ſagen werden, der großen Schwachheiten der Freiheit, daß ſie ſchlechterdings human ſein muß (qu'elle est obligée d'être humaine). Sie kann ſich nicht aller und jeder Mittel bedienen, wie die Tyranneien und die Religionen es können (elle ne peut se servir de tous les moyens, comme les tyrannies et les religions). Darum iſt ſie ſo ſelten auf Erden, darum haben ſo wenige Nationen ſie erlangt. Der Deſpotismus beſitzt zwanzig Hilfsmittel, wo der Freiheit nur ein einziges zu Gebote ſteht". Sehr wahr! Und dieſes einzige Hilfsmittel? Es heißt Selbſtbefreiung des Individuums. Wer ſich nicht ſelbſt erzieht, bleibt ewig unerzogen. Wer ſich nicht ſelbſt befreit, wird nie ein Freier, und da die Durchſchnitts-Menſchen, die Völker, die Maſſen (die „gebildeten Stände" miteingeſchloſſen) ſchon vor der Kühnheit des bloßen Gedankens der Selbſtbefreiung, geſchweige vor der Arbeit und Mühſal derſelben zurückbeben, ſo war, iſt und wird ſein das Verhältniß der Freien zu den Knechten allzeit das einer winzigen Minderzahl zu einer erdrückenden Mehrheit.

6.

Die deutſchen Republikaner vom April 1848 machten es in Baden genau ſo wie die Preußen Anno 1806 bei Jena. Sie griffen mit einem ihrer Regimenter nach dem andern an, ſtatt ihre ſämmtlichen Kräfte zu Maſſenſtößen zuſammenzuthun, und darum iſt es ihnen von rechtswegen gerade ſo ergangen wie weiland den Preußen bei Jena.

Auf dem Standpunkt eines „Rebellen" war es kindiſch gehandelt, daß Hecker nicht bei guter Zeit und möglichſt raſch die herwegh'ſche Legion aus Straßburg rheinüber berufen hatte. In ſolchen Fällen auf die Anſchauungen der Philiſter Rückſicht nehmen heißt ſeine Unfähigkeit zum revolutioniren und rebelliren glänzend darthun. Weil ein Dutzend franzöſiſcher Bluſen in der herwegh'ſchen Kolonne mitmarſchirten, wurde die rechtzeitige Herbeiziehung dieſer Verſtärkung verſchmäht. Das war wieder einmal ſo recht eine „Schwachheit" des Freiheitsprincips. Haben Staatsſtreichler und Deſpoten jemals ſich beſonnen, Korſen, Turkos, Kaſſuben, Baſchkiren und Sereſchaner auf die Völker loszulaſſen? Ach, Jungfrau Libertas wird ſtets eine unpraktiſche Idealiſtin ſein!

Als endlich am 23. April eine von Sigel und Mögling erlaſſene direkte Aufforderung zum Zuzug nach Straßburg gelangte, war es zu ſpät und konnte der herwegh'ſchen Schar nur beſchieden ſein, was zuvor dem hecker'ſchen, dem weishaar'ſchen, dem ſigel'ſchen Harſte nacheinander beſchieden geweſen. Sie konnte, wie die Umſtände lagen, nur noch den letzten Akt des ins tragiſche gewendeten Putſch-Idylls abſpielen.

In der Nacht vom Oſterſonntag auf den Oſtermontag ging die Legion auf Kähnen über den Rhein und betrat das deutſche Ufer zwiſchen den Dörfern Rheinweiler und Kleinkembs. Sie zählte, als ſie nach der Landung in Reih' und Glied trat, nicht mehr als ungefähr 650 Mann, ſehr ungleich und unzulänglich bewaffnet und überhaupt ſchlecht ausgerüſtet. Börnſtein und Korvin ſollten, quaſi als General und Generalſtabschef, die militäriſche Oberleitung haben. Das „Regiment“ befehligte Löwenfels und die 4 „Bataillone“ kommandirten Schimmelpennink, Bornſtedt, Hörter und Delaporte (ein Franzoſe). Herwegh war „vorläufig politiſcher Miſſionär ohne Beſchäftigung“. Was bei Kandern vorgefallen war, wußten die Führer bereits; von den Vorgängen bei Günterothal und in Freiburg konnten ſie aber noch keine Kunde haben und hofften, an der auf die genannte Stadt zielenden republikaniſchen Unternehmung ſich betheiligen zu können. Als die Schar, nothdürftig geordnet, aufbrach, um ſo raſch wie möglich quer durch die Rheinebene in die Schwarzwaldberge hinüberzukommen, fügte es der Zufall, daß der Freiſchärler, welcher an der Spitze der Vorhut marſchirte, Herrgott hieß. Das wurde lachend als ein gutes Vorzeichen begrüßt, erwies ſich aber ſo trügeriſch wie nur jemals irgendein Omen.

Der Marſch der Freiſchar, in welcher die Landbevölkerung alsbald keine „franzöſiſchen Mordbrenner“, ſondern gutartige Landsleute erkannte und herzlich begrüßte, auch nach Kräften mit Speiſe und Trank erquickte, — der Marſch richtete ſich zuvörderſt auf Kandern und von da gen Todtnau. Unterwegs, im erſten Nachtquartiere, das in den Dörfern Vogelbach und Marzell genommen wurde, traf ein Sendling der franzöſiſchen Regierung im Hauptquartier ein, um zu erſpähen, wie ſich das Unternehmen anließe. Das verhalten der proviſoriſchen Regierung der franzöſiſchen Republik von 1848 zu dieſem Freiſcharenzug zeigt im kleinen und beſondern dieſelbe Jämmerlichkeit auf, welche die Majorität dieſer Regierung im großen und allgemeinen kennzeichnete. Dieſe Halbmänner, voran das lyriſche Zuckerrohr Lamartine, wollten halb und halb die Republikaniſirung Deutſchlands, wagten aber nichts dafür zu thun, ſondern lagen nur auf der Lauer, das Unternehmen zu approbiren, falls es gelänge, oder aber zu verleugnen, falls es mißlänge.

Am folgenden Tage erhielten die Führer der bis Mutten vorgerückten Legion ſichere Nachrichten über das gänzliche Mißlingen des ſigel'ſchen Anſchlags auf Freiburg. Sigel ſollte zwar noch an der Spitze von 3000 Mann am nahegelegenen Berge Storen ſtehen, allein dieſer Troſt erwies ſich bald als mythiſch. Dadurch nicht wenig verblüfft, durch die Marſchſtrapazen bei ſchlechter Witterung arg mitgenommen und mit ſchon beträchtlich gelockerter Ordnung gelangte die Schar von Mutten nach Wieden, wo ſie unwiderſprechlich vergewiſſert wurde, daß ſie ganz und gar auf ſich ſelbſt angewieſen ſei, weil die anderen Freiſcharen völlig zerſprengt waren. Die republikaniſche Fahne konnte nicht länger im Felde gehalten werden, das war klar; wenigſtens für jeden mit fünf geſunden Sinnen Verſehenen. „Bei unſerer numeriſchen Schwäche, dem mangelhaften Zuſtande der Ausrüſtung und dem Geiſte der Unordnung, die in der Legion eingeriſſen war — berichtet Korvin — konnte es mir nicht entfernt in den Sinn kommen, ein Gefecht herbeiführen zu wollen. Die Aufgabe, die ich mir ſtellte, war im Gegentheil dieſe, die Legion durch alle Feinde hindurch über die ſchweizer Gränze zu bringen, ohne mit den Truppen einen Schuß zu wechſeln. Dieſe Aufgabe war um ſo ſchwieriger, als das Militär, unſere Schwäche jetzt ſicherlich kennend, uns aufſuchte und, nicht mehr durch andere Inſurgentenſcharen gehindert, in größeren Maſſen gegen uns anrücken konnte". Demnach Beſchluß, über den Belchen nach Zell im Wieſenthale zu marſchiren, um ſich den Weg nach der Schweiz zu öffnen.

Gegenüber den ſchändlichen Verleumdungen, womit die Afterhiſtoriker der Rückwärtſerei und des Liberalismus die republikaniſchen Freiſcharen überſchüttet haben, muß ſcharf betont werden, daß der „Geiſt der Unordnung", von welchem wir einen Mitdabeigeweſenen ſo eben ſprechen hörten, nur im techniſch-militäriſchen Sinne zu verſtehen iſt. Die durchnäßten und durchfrorenen, müdegehetzten und halbverhungerten Freiſchärler haben auch auf ihrem Rückzuge noch gegen die Bevölkerung ein Betragen eingehalten, welches wahrhaft muſterhaft genannt werden darf. „Ich muß — erzählt unſer Gewährsmann, welcher in ſeinem Berichte weit mehr *gegen* als *für* ſeine Schickſalsgenoſſen Partei nimmt — ich muß es unſern Leuten zu ihrem Ruhme nachſagen, daß ſie allem Hunger zum Trotz nicht einen Augenblick das Gelüſte hatten, plündernd in die Häuſer zu brechen, und als ein Marodeur mit einigen geſtohlenen Broten auf dem Bajonnett ſich ſeines Diebſtahls rühmte und die andern aufforderte, es ebenſo zu machen, verlangten dieſe von mir, ich ſollte den Mann auf der Stelle erſchießen laſſen, wie es in Paris während der drei Februartage mit Dieben geſchehen war".

Unter allerlei Fährlichkeiten gelangte die Schar, ſehr zuſammengeſchmolzen, am 26. April nach Zell und von da mittels eines mühſäligen, die Leute bis zum umfallen erſchöpfenden Nachtmarſches am folgenden Morgen nach Niederdoſſenbach, welches Dorf etwa eine Wegſtunde weit vom Rhein abliegt. Frau Emma Herwegh hat in ihrem Bericht über den Zug die Stimmung der Freiſchärler am Morgen des 27. April kurz und gut ſo gezeichnet: „Bei dem größten Theile der Mannſchaft hatte ſich das Bedürfniß der Ruhe bis zu wahrer Leidenſchaft geſteigert. Sie wollten ſchlafen, nichts als ſchlafen; alles andere war ihnen im Moment völlig einerlei". Korvin jedoch, von der Nähe wirtembergiſcher Truppen unterrichtet, traute dem Frieden nicht und trieb energiſch zum Wiederaufbruch, um den rettenden Gränzſtrom zu gewinnen.

Ungefähr 10 Minuten hinter Doſſenbach beginnt ein Wald, von welchem ein breiter Streifen bis an den Rhein hinunterläuft. Als die Freiſchar dieſen Streifen paſſirt hatte, ließ Korvin auf einer großen Lichtung, an deren linker Seite der Fahrweg ſich hinzieht, Halt machen, um die Nachzügler heranzuziehen und den Weitermarſch zu ordnen. Die meiſten der Leute warfen ſich auf den Boden nieder, um ſofort einzuſchlafen, andere zogen ihr zerſchliſſenes Schuhwerk aus, um ihre kranken Füße zu unterſuchen. Da krachten Schüſſe vom Dorfe her und verſprengte Bluſen ſtürzten durch das Gehölz auf die Lichtung mit dem Rufe: „Die Wirtemberger ſind da!“

Dieſer Ruf machte alle „nur zu lebendig“, wie Korvin ſich ausdrückt. „Jeder vergaß ſeine wunden Füße, ſeinen Hunger und ſeine Müdigkeit, um — fortzulaufen? Oh nein! Es macht mir Freude, anzuerkennen, daß trotz all der niederdrückenden Umſtände der Muth der Leute ſich in dieſem Augenblicke bewährte. Mit lautem Jubelgeſchrei griffen ſie zu den Waffen und ſtürzten durch den Waldſtreifen, den wir durchſchritten hatten, auf das freie Feld, dem von Doſſenbach anrückenden Feind entgegen. Alles Rufen war vergeblich; die Leute waren ſo erbittert und kampfbegierig, daß viele die Offiziere zu erſchießen drohten, welche ſie aufzuhalten ſuchten, um Regelmäßigkeit in die Vertheidigung zu bringen“.

Ja, an Muth fehlte es den Bluſenmännern nicht, mit Ausnahme des „Generals“ Börnſtein, der ſich ganz jämmerlich benahm. Aber was konnte dieſer ordnungsloſe Muth gegen einen Ueberfall ausrichten, welcher durch den wirtembergiſchen Hauptmann Lipp an der Spitze ſeiner 300 Mann ſtarken, wohlausgeruhten, gutgerüſteten und gutdiſciplinirten Kompagnie mit Eifer und Geſchick geleitet wurde? Offenbar ſo viel wie nichts. Dennoch hielten die Freiſchärler, von denen etliche dreißig getödtet oder tödtlich verwundet wurden, das Gefecht anderthalb Stunden lang, alſo gerade ſo lang, als ihr Schießbedarf ausreichte. Heldiſch ſtritt und ſtarb vor allen andern Reinhart von Schimmelpennink. Einen Trupp von Senſenmännern gegen die Wirtemberger verführend, ſah er ſich, nur noch von etlichen ſeiner Leute gefolgt, auf Gewehrlänge den Feinden gegenüber. Er ſchwankt einen Augenblick, ob er ſich wohl ergeben ſollte, und ruft den Soldaten zu: „Wird man nach Kriegsgebrauch mit mir verfahren?“ Schimpfworte und Schüſſe antworten ihm. Da ſtürzt er ſich mit geſchwungenem Säbel in die feindlichen Reihen, den Anführer ſuchend. Der Hauptmann Lipp iſt auch ein tapferer Mann und läſſt ſich gerne finden. Die beiden kreuzen zum Zweikampfe die Waffen. Schimmelpennink iſt aber der Stärkere und Gewandtere. Er verwundet ſeinen Gegner an der Hand und iſt im Begriffe, denſelben zuſammenzuhauen, als ihm eine Muſketenkugel die linke Bruſt durchbohrt. Er fällt und dem im Todeskampf am Boden Zuckenden ſtößt ein Soldat das Bajonnett in den Mund.

Korvin that das menſchenmögliche, die Verwundeten auf die Gepäckwagen ſchaffen zu laſſen und dann, als das Gefecht nicht mehr zu halten war, einen geordneten Rückzug in den Wald zu veranſtalten. Allein ſeine Bemühungen konnten nur einen geringen Erfolg haben, um ſo geringern, als die Wirtemberger Verſtärkung erhielten, worunter auch Reiterei. Das Loos der Freiſchar war entſchieden. Sie wurde bei Doſſenbach unrettbar zerſprengt; ihre Splitter gingen auf der Flucht zu Grunde, ertranken im Rhein oder wurden gefangen. Nur einer Minderzahl gelang es, an das ſchweizeriſche Ufer ſich hinüberzuretten, zum Theil unter Abenteuern, welche, objektiv angeſehen, komiſch genug ausſahen, ſubjektiv beſtanden jedoch keineswegs die Lachmuſkeln reizten. Herwegh und ſeine Frau entkamen als Bauer und Bäuerin, Korvin als Schmiedgeſelle verkleidet, andere in anderen Maſken über den Gränzſtrom.

So endigte das Putſch-Idyll 1848 mit einer Maſkerade. Und warum denn nicht? Ihr ſagt: Freiheitshelden in derlei Vermummungen Ferſengeld gebend, das iſt doch zu niedrigkomiſch, zu lächerlich! Wirklich? Ei wie, ſah es ſich denn erhaben an, wenn in demſelben Jahre Helden des Deſpotismus und der Korruption daſſelbe thaten? Warum habt ihr denn nicht euch gelacht, als Don Guizot am 24. Februar in Weiberkleidern davonging, als Haus-, Hof- und Staatskanzler Metternich am 14. März durch ſeine Frau Gemahlin wie ein Waarenballen durch die Linien von Wien geſchmuggelt wurde und als am 25. November der Statthalter Chriſti den Finkenſtrich nahm, als Kammerlakai oder gar als Kammerzofe auf dem Kutſcherbock der Gräfin Spaur lauernd? Ah, darüber lachtet ihr nicht und zwar deſſhalb nicht, weil euere angeborene, auferzogene und ausgebildete Niedertracht euch keine Aeußerung der Schadenfreude dann geſtattet, wann Deſpoten und Deſpotenknechte im lächerlichen Lichte erſcheinen. Hätten etwa Herwegh und ſeine Frau zur Vermehrung der liberalen Biedermaierfreude im Walde von Doſſenbach ſtehen bleiben und ſich von ihren lieben wirtembergiſchen Landsleuten fangen, verhöhnen, miſſhandeln oder gar todtſchießen laſſen ſollen? Ja, verhöhnen, miſſhandeln oder gar todtſchießen, verſteht ihr? Korvin erzählt: „Die Wirtemberger waren durch ihren ziemlich bedeutenden Verluſt erbittert und benahmen ſich mit einer Grauſamkeit, die mir bei den ſonſt gutmüthigen Schwaben ſehr auffallend war. Der eine Wagen mit den Verwundeten fiel in ihre Hände. Sie ermordeten nicht nur dieſe, ſondern auch den armen Bauer, welcher ſie fuhr, und ſtachen ſogar die Pferde todt“.

Aber die Flüchtlinge von Doſſenbach würden als Märtyrer ihrer Sache doch ganz anders genützt haben denn als Flüchtlinge? Larifari! Die Erſprießlichkeit des Martyriums iſt auch ſo ein Ammenmärchen. Ueberall und allzeit, wo und wann die Verfolgung recht durchgegriffen hat, iſt ſie ſiegreich geweſen; denn immer und allwärts fügen ſich die Völker feige der entſchloſſenen, thatkräftigen und konſequenten Tyrannei. Zur Reformationszeit ließen ſich in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Belgien tauſende, hunderttauſende für die Idee der Kirchenreform martyriſiren. Hat darum in dieſen Ländern die religiöſe Stupidität etwa abgenommen, iſt die alleinſeligmachende Kirche beſiegt oder iſt nicht vielmehr der Bleidruck des Joches der Römelei noch verſchärft worden? Ah, die italiſchen und ſpaniſchen Inquiſitoren, König Philipp der Zweite, der Herzog von Alba, Katharina von Medici und ihre Söhne, nicht weniger der Dragonnaden-Louis, ſie alle haben die Eitelkeit des Märtyrerthums unwiderſprechlich dargethan. Ja, jeder entſchloſſenen und energiſchen Tyrannei fügen ſich feige die Völker und jede durchgreifende Verfolgung triumphirt.

III.

Batrachomyomachia.

1.

Der ſchluderig geplante, ſchwächlich begonnene und energielos geführte Verſuch, auf deutſchem Boden das Banner der Republik aufzupflanzen, war alſo geſcheitert. Der Konſtitutionalismus nahm den wohlfeilen Sieg über dieſen Verſuch als ſein ſpezielles Verdienſt in Anſpruch und brach in einen Jubel aus, welchen man mitangehört haben muß, um ſich eine Vorſtellung machen zu können, bis zu welcher Tiefe der Infamie die Menſchen hinabzuſteigen vermögen, ſo es gilt, eine verlorene Sache zu ſchmähen.

Damals, wie überhaupt vom Jahre 1848 ab, hat ſich auch die Bedientenhaftigkeit, welche in der deutſchen Literatur allzeit einen ſo breiten Raum einnahm und einnimmt, wiederum ſehr mauſig gemacht. Am widerlichſten trieben es um- und abgeſtandene Dinteriche vom weiland „Jungen Deutſchland“, von denen mehrere mit einem Satz aus dem Radikalismus in den Säbelbrutalismus hinüberſprangen. Es wurde auch offenbar, wie hohl und verlogen die „politiſche Poeſie“ der 40ger Jahre großentheils geweſen. Denn ſo ziemlich alle die lyriſchen Prutzer und Trutzer, die widerköniglichen Wütheriche in Verſen und die Tyrannenfreſſer in Proſa wurden im Handumdrehen zu Judaſſen am republikaniſchen Kredo und tanzten, ſangen und räucherten vor dem zweiſchlächtigen Boviſt der „Monarchie auf breiteſter demokratiſcher Baſis“. Alle die literariſchen Oppoſitionsbummler, Feſteſchmarotzer und Trinkſprücheſprecher fühlten ſich in ihren Gewohnheiten geſtört und in ihren Intereſſen verletzt, als die That Miene machte, an die Stelle der Phraſe zu treten. In weibiſcher Angſt ſchrieen ſie nach der Polizei, damit dieſe ſie vor Geiſtern ſchützte, welche heraufzubeſchwören ſie jahrelang Dinte, Druckerſchwärze und Papier vernutzt hatten. Die ſchamloſeſten Lohnſchreiber des Abſolutismus und die geſchickteſten Affektirer des Demokratismus lagen in rührender Eintracht bäuchlings anbetend mitſammen vor dem genannten Boviſt. Die Salons-, die Kontor- und die Dorfnovelliſtik machten jetzt gleich eifrig in Konſtitutionalismus und Arm in Arm forderten ſie die Republik in die Schranken.

Thöricht übrigens, wer dieſe Charakterloſigkeit der deutſchen Literaten tadeln wollte. Die Literatur iſt und war damals ſchon durchaus nur noch ein Geſchäft. Das Geſchäft will und muß aber „machen“, unter allen Umſtänden und um jeden Preis. So lange die Revolution in nebelgrauer Ferne und im phraſeologiſchen Stadium geweſen war, hatte man in republikaniſcher Lyrik und demokratiſcher Novelliſtik ganz einträglich machen gekonnt; denn die „Söhne und Töchter gebildeter Stände“ waren auf den Einkauf ſolcher Waare förmlich erpicht geweſen. Bald nach dem An- und Ausbruch des „tollen Jahres“ merkten aber die Fabrikanten von republikaniſcher Blechlyrik und demokratiſcher Zwillichnovelliſtik, daß die Nachfrage vollſtändig aufhörte. Warum? Das Volk kaufte und kauft überhaupt keine Bücher und die Bourgeoiſie ihrerſeits wollte keine Bücher mehr kaufen, welche mit der Revolution und Demokratie kokettirten. Das Literaturgeſchäft — erſt das Geſchäft, dann das patriotiſche Vergnügen! — verlegte ſich daher auf andere Zweige der Fabrikation und machte in Liberalismus, Legitimismus, Korporalismus, Obſkurantismus und Philiſtrismus. Es mußte ſo ſein; denn die Nachfrage regelt den Markt und nur Bürger von Utopia konnten etwas dagegen haben, daß die Autoren ſchrieben, wie ihre Käufer verlangten. Wie ſollten ſie ſo unpolitiſch ſein, Charakter haben zu wollen? Wußten ſie doch, daß der gebildete wie der bildungsloſe Pöbel alles, namentlich auch die Talentloſigkeit, eher verzeiht als Charakter und Konſequenz.

Wolkenwandler aus Utopia waren es auch, welche, durch den ganzen bisherigen Gang der Bewegung verſtimmt, von dieſer ſich abkehrten und eilenden Fußes in das Gebiet der Hagia Eironeia ſich hinüberwandten, von wo aus ſie den weiteren Verlauf der Ereigniſſe nur noch mit bitterhumoriſtiſchen Gloſſen begleiteten. Beim Anblick der doch ganz regelrichtigen Thatſache, daß, nachdem der Republikanismus dem Konſtitutionalismus erlegen war, die Maſſen dem Sieger zufielen, ſagten ſie zu den Demokraten: Da habt ihr euer Volk! In abstracto ein Ideal, iſt es in concreto nichts als Pack. Später ſagten ſie faſt gar nichts mehr, ſondern beſchränkten ſich auf achſelzucken und ſpottlächeln. Nur der genialſte der Ironiker enthielt ſich nicht des ſprechens, ſondern fuhr ohn' Unterlaß fort, aus ſeiner „Matratzengruft“ im Faubourg Poiſſonière in Paris ſeine hohnpraſſelnden, in den prächtigſten Farben ſpielenden Witz- und Blitzraketen rheinherüber zu werfen, um auch als „ſterbender Ariſtophel“ noch die Bewohner von Deutſch-Philiſtäa geziemend zu ärgern.

Dieſe waren aber jetzt obenauf, einſtweilen ſo ziemlich unbeſtritten, wie ſchon der Ausfall der Wahlen zum Parlament deutlich zeigte. Denn die aus den Wahlurnen hervorgegangene Mehrheit war unzweifelhaft der Ausdruck der liberalen Bourgeoiſie, deren Vertreter die demokratiſche Minderheit um ſo leichter niederſtimmen konnten, da ſie in allen widerfreiheitlichen und unvolksthümlichen Fragen auf die feſte Bundesgenoſſenſchaft einer zweiten, aus Junkern und Jeſuiten, Abſolutiſten und Pietiſten beſtehenden Minderheit rechnen durften.

Der Abſolutismus und Partikularismus, das Junkerthum, die Mandarinen- und Bonzenſchaft, kurz die ganze Rückwärtſerei nahm den Siegesjubel und die Zuverſicht, welche der Liberalismus kundgab, ſchweigend und ſcheinbar ergeben hin. Sie fand es gerathen, ſich einſtweilen todt zu ſtellen, mauſetodt, um den konſtitutionellen Kretinismus, wie derſelbe in den Märzminiſterien gipfelte, nicht vorzeitig merken zu laſſen, daß und wie ſehr er ihr Geſchäft verrichtete, daß er nur für ſie arbeitete. Unter der Hand und hinter der Wand wurde jedoch ſchon jetzt von den höfiſchen, bureaukratiſchen, hierarchiſchen und muckeriſchen Kreiſen aus eifrig gemunkelt und gemantſcht, die liberale Herrlichkeit zu unterwühlen. Daß hierbei ſelbſt die unſauberſten Ränke nicht verſchmäht, ſelbſt die unſittlichſten Mittel in Anwendung gebracht wurden, konnte nur Ideologen befremden, welche nicht bedachten, daß die Vertheidiger von Thron und Altar von uralters her das Privilegium der Unſittlichkeit beſitzen.

Völlig überſehen konnten aber die Liberalen dieſe von ſeiten derer, welchen ſie zum Schutz und Schirm gedient hatten und noch dienten, gegen ſie heimlich ins Werk geſetzten Wühlereien doch nicht. Aber ihre Eitelkeit verwehrte ihnen, einzugeſtehen, daß ſie ſich in den „charmanten“ Leuten bei Hofe, ſowie in den über Nacht patriotiſch und konſtitutionell gewordenen Machthabern der Kirchen, Kanzleien und Kaſernen ſehr geirrt hätten, und ihre Bornirtheit und Volksfurcht verbot ihnen, große und durchſchlagende Gegenmittel in Anwendung zu bringen, welche — noch immer war es Zeit dazu — ausgereicht hätten, ihnen neben dem bloßen Schein und Namen auch das Sein und Amen der Macht zu verſchaffen. Dem kleinen Zuſchnitt ihrer Intelligenz und ihres Charakters gemäß wähnten ſie, der Intrike mittels der Intrike Meiſter werden, die im Dunkeln gegen ſie vorgetriebenen Minen mittels Gegenminen unſchädlich machen zu können. Statt große Schläge zu thun, unterhielten ſie einen jammerſäligen Froſchmäuſekrieg. In den Kniffen und Künſten des Froſchmäuſekrieges waren ihnen aber die Höflinge und Mandarinen, die Bonzen und Mucker weit überlegen und ſo kam es, daß dem Liberalismus, während er für die Erhaltung von Thron und Altar gegen das lächerliche Geſpenſt der „rothen Republik“ ankämpfte, durch die Inhaber und Nutznießer der Throne und Altäre der Boden unter den Füßen weggeſchaufelt wurde.

Bei ihren Vorbereitungen, das Verderben ihres treugehorſamen Schaffners Liberalismus herbeizuführen, ſobald derſelbe mit der Demokratie aufgeräumt hätte, kam der Rückwärtſerei vieles zu ſtatten. Vor allem im nördlichen Deutſchland die erſchreckende politiſche Unkultur des Volkes und im ſüdlichen die wuſelnde Begriffeverwirrung in den Köpfen. Jene Unkultur und dieſe Begriffeverwirrung ſicherten namentlich auch den Saaten des Pietismus und des Ultramontanismus eine reiche Ernte. Sodann war die materielle Noth nicht klein und trat die Sorge für die nächſten Lebensbedürfniſſe den ideellen Anſchauungen und Forderungen überall ſehr ſtörſam und hemmend in den Weg. Das Kapital zog ſich zitternd in die Tabernakel der Banken zurück oder barg ſich bebend in Privatſchlupfwinkeln. Demzufolge traten Gewerbeſtillſtand und Handelsſtockung ein und drückten ſchwer in erſter Linie auf das Proletariat, in zweiter auch auf den Mittelſtand. Der rückwärtſigen Proſelytenwerberei war da ein ergiebiges Feld aufgethan, und wer ſich nicht gerade zum Abſolutismus bekehren laſſen wollte, der ließ ſich doch zur liberalen Angſtpolitik verlocken. Auch der ärgſte Ruhebeuler und ſtupideſte Ordnungsfanatiker konnte ſich ja noch immer ſchmeicheln, zur Partei der „beſten und edelſten Männer“ zu gehören.

Sehende Augen mußten frühzeitig erkennen, daß aus der kläglichen Halbheit, in welcher die deutſche Bewegung ſtecken geblieben war, unmöglich etwas rechtes und ganzes, unmöglich die Wiedergeburt, Befreiung und Einigung der Nation hervorgehen könnte. Die Deutſchen waren ja der Veränderung überdrüſſig, bevor dieſelbe recht begonnen hatte, und das Volk, ſoweit es überhaupt in Betracht kam, hatte ſich durchweg mit Scheinerfolgen zufrieden gegeben. Die Kleinheit der Anſchauung und die Lahmheit der Thatkraft ſetzten überall, links und rechts, hüben und drüben an die Stelle der Revolution die Batrachomyomachia, den Froſchmäuſekrieg, in welchem Menſchen und Parteien ganz in der Manier der pſeudohomeriſchen Helden Lautquaker und Leckmann, Pausback und Sumpflieb, Vielſchrei und Kriechloch, Frißlauch und Käsnag einander bekämpften.

2.

Auch in Wien und Berlin wüthete dieſe Batrachomyomachie.

In der Hauptſtadt der buntzuſammengeſetzten Deſpotie, welche man Oeſtreich nannte, währte der kindliche, um nicht zu ſagen, kindiſche Jubel über die gelungene Revolution, welche gar keine war, den ganzen März hindurch und bis in den April hinein fort. Erreicht war im Grunde nichts als der Sturz und die Flucht Metternichs, welchem ſeine zwei getreueſten Handlanger, der Polizeiminiſter Sedlnitzky und der wiener Bürgermeiſter Czapka, nachgeſchickt wurden. Aber der entflohene Staatskanzler hatte die Metternichtigkeit hinter ſich zurückgelaſſen; denn es gab ja in Oeſtreich keine andere ſtaatsmänniſche Schule und Anſchauung, keine andere Regierungsroutine als eben die metternichtige. Woher hätten denn die Männer kommen ſollen, welche im ſtande geweſen wären, die „neue Zeit“, das „neue Oeſtreich“, von welcher und von welchem ſo viel geſungen, geſagt und gefabelt wurde, aufzurichten und aufrecht zu erhalten? Etwa aus dem Hauptquartier der vormärzlichen Oppoſition, aus dem „juridiſch-politiſchen Leſeverein“? An die Thüre deſſelben hatte freilich, als es um die Bildung eines neuen, eines „verantwortlichen“ Miniſterium ſich handelte, der wiener Witz das Plakat angeheftet: „Hier ſind gute Miniſter zu erfragen“; aber als ſpäter „hier“ wirklich Nachfrage geſchah und der Herr Alexander Bach zum Miniſter gemacht wurde, iſt es deutlich geworden, konkordätiſch deutlich, daß in dem Chef der vormärzlich-liberalen Oppoſition ein ärgerer Rückwärtſer ſteckte als der alte Metternich jemals einer geweſen war. Die Früchte des vormärzlichen Liberalismus in Oeſtreich haben ſich überhaupt als von der faulſten Sorte erwieſen; denn die Bach, Pillersdorff, Schmerling und Konſorten haben ja unwiderſprechlich gezeigt, daß ihr ganzes ſchauen und begreifen über den engen Kreis eines pappelhölzernen Bureaukratismus nicht um einen Zoll weit hinausreichte.

Während man auf den Straßen Wiens die „Freiheit“, von welcher niemand recht wußte, was ſie war und was man daraus machen ſollte, in allen möglichen Tonarten beſang und begaſſenhauerte, war man bei Hofe ſchlüſſig geworden, ein „verantwortliches“ Miniſterium einzuſetzen, da man doch etwas thun und, weil es mit dem abſolutiſtiſchen deſpotiſiren für den Augenblick aus war, in Gottes- oder in Teufelsnamen „konſtitutionell“ regieren mußte. Aus der hochſeligen „Staatskonferenz“ nahm man den Grafen Kolowrat herüber und machte ihn zum Premierminiſter, die Finanzen übergab man dem Baron Kübeck, die Juſtiz dem Grafen Taaffe, das Aeußere dem Grafen Ficquelmont und das Innere dem Freiherrn von Pillersdorff. Etwas ſpäter übertrug man das Unterrichtsminiſterium dem Herrn von Sommaruga und das Kriegsminiſterium dem General Zanini, hinter welchem Strohmann aber bald als wirklicher Miniſter der Graf Latour hervortrat, als es galt, die inzwiſchen gereiften Pläne des Hofes zu verwirklichen. Kolowrat und Kübeck gingen in Bälde ab und der letztere wurde durch den Herrn von Krauß erſetzt, welcher ſehr geſchickt auf ſeinem ſchwindeligen Poſten balancirte, bis der wieder zu Kräften gekommene Abſolutismus die konſtitutionelle Marionettenbude in Trümmer ſchlug.

Aber wer regierte denn eigentlich an höchſter Stelle? Die Wahrheit zu ſagen, in den erſten Tagen und Wochen nach dem 14. März eigentlich niemand. Von dem armen Epileptiker Ferdinand konnte natürlich keine Rede ſein. Der kranke Kaiſer war nach den fieberhaften Aufregungen der Märztage in ſeinen gewohnten Dämmerzuſtand zurückgefallen und ſeine Geiſtes- oder Ungeiſtesthätigkeit war wieder ſo wie vor Jahren, als er zum Profeſſor Endlicher, welcher die kaiſerliche Majeſtät mit Botanik von ſtaatswegen „wiſſenſchaftlich“ behelligen mußte, eines Tages geſagt hatte: „Schauens, der König Ernſt Auguſt von Hannover gefallt uns gar nit, gar nit. Aber ſagens, wo liegt denn eigentlich Hannover?“ Selbſt der kühnſte Aufſchwung des monarchiſchen Köhlerglaubens konnte ſich demnach nicht bis zu der Fiktion verſteigen, daß Kaiſer Ferdinand regierte, obzwar derſelbe, wenigſtens noch den April hindurch, verhältnißmäßig geſunde und lichte Momente hatte, während deren Dauer er an den Aeußerlichkeiten des konſtitutionellen Weſens eine kindliche Freude bezeugte*). Der Erzherzog Ludwig ſeinerſeits fand, daß ſeine knöcherne Zähigkeit dem Freiheitsſtrudel doch nicht gewachſen wäre, und da er auch zu unbiegſam war, dem wehenden Märzwinde, wie andere thaten, mit ſcheinbarer Reſignation einſtweilen ſich zu beugen, ſo zog er ſich zurück. Es waren jedoch ſchon zwei Hände da, welche nach den oberſten Enden des Staatsleitſeiles begierig langten, Frauenhände. Die Erzherzogin Sophie, eine entſchloſſene Dame, mußte es als Mutter des präſumtiven Thronerben in ihrem eigenſten Intereſſe finden, die oberſte Staatsleitung an ſich zu bringen, und das iſt ihr denn bekanntlich für eine gute Weile gelungen.

Die Erzherzogin, eine bairiſche Prinzeſſin, alſo in dickkatholiſcher und breitabſolutiſtiſcher Atmoſphäre herangewachſen, fühlte als die thatkräftige, mit einer zum austheilen von Ohrfeigen ſehr fähigen und willigen Hand ausgeſtattete Hausfrau, welche ſie war, den Beruf in ſich, die Dynaſtie Lothringen-Habsburg auf alten Grundlagen neu zu befeſtigen. Sie hatte den Erzherzog Ludwig und Metternich gehaßt, nicht wegen ihres Regierungsſyſtems, ſondern weil dieſe Herren regierten, ſtatt ſie, die Erzherzogin, regieren zu laſſen. Jetzt, als ihre Zeit gekommen, griff ſie rüſtig die Aufgabe an, das in allen ſeinen Planken krachende und zitternde Staatsſchiff Oeſtreichs über den toſenden Revolutionsſtrudel hinweg und in den Hafen eines ſtraffen Mandarinenthums zurückzulenken. Nur ſollte dieſes mit noch mehr Pfaffismus durchſäuert und auch mehr feudal-romantiſch aufgeputzt werden, als die franz-metternichtige Staatspraxis hatte leiden wollen. Man hat um dieſes ihres Wünſchens und Wollens willen die Prinzeſſin von liberaler, geſchweige von demokratiſcher Seite her hart angefeindet, was ſehr thöricht war. Auch Prinzeſſinnen können ja nicht aus ihrer Haut heraus und in der Haut der Erzherzogin ſteckte nun einmal eine von dem Gottes-Gnadenthums-Märchen als von einer Wahrheit und Wirklichkeit feſt überzeugte, dabei leidenſchaftliche und herrſchgierige Frau, welche ganz korrekt ſo handelte, wie es von ihr erwartet werden muſſte.

---

*) Depeſche Effingers vom 12. April 1848: „Die Miniſter beſtreben ſich, nach beſtem Wiſſen und Vermögen die Grundſätze der konſtitutionellen Regierungsweiſe in Ausführung zu bringen. Hiebei iſt ihnen der Kaiſer ſelber ungemein behilflich, der an dem konſtitutionellen Gepränge mit Fahnen, Vivatrufen u. ſ. w. Gefallen findet und mehrmals geäußert haben ſoll, er ſei früher irregeleitet geweſen und habe erſt durch die Bürger von Wien die Wahrheit erfahren.“ S. B. A.

Demzufolge ſammelten ſich um die Erzherzogin, als um ihre Seele und Impulsgeberin, alle prieſterlichen und ſoldatiſchen, alle ariſtokratiſchen und bureaukratiſchen Elemente der Rückwärtſerei und verſuchten und ſtärkten ihre Kräfte vorderhand in einem wohlorganiſirten Froſchmäuſekriege gegen das werdende neue, bis die Zeit gekommen wäre, die dünne und doch ſo läſtige Maſſe des Konſtitutionalismus abzuthun und beiſeite zu werfen.

3.

Wer in Oeſtreich mit einem politiſchen Denkapparat verſehen war und denſelben in Bewegung ſetzen wollte, muſſte von vornherein verzweifelnd ſich ſagen, daß der Neubau des Staates auf freiheitlich-moderner Baſis, daß die „Konſtitution des Vaterlandes“, wie die Nebelphraſe in der kaiſerlichen Proklamation vom 15. März lautete, ungeheuer ſchwierig, wenn überhaupt möglich ſei. Denn kaum war der gemeinſame Luftpumpendruck des franz-metternichtigen Syſtems von den widerhaarigen Völkerbeſtandtheilen des Staates hinweggenommen, als die naturwidrige Zuſammenſetzung deſſelben, durchaus nur auf dem mittelalterlichen Fauſt-, Kauf- und Heiratsrecht fußend, centrifugaliſch offenbar wurde und zweierlei Hauptſünden der Lothringer-Habsburger, von weiteren und weiterher datirenden gar nicht zu reden, ſich furchtbar rächten.

Erſtens die Sünde, alle die Bemühungen des aufgeklärten Deſpoten Joſeph des Zweiten, Oeſtreich aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberzuführen oder herüberzureißen, aufgegeben, ja vernichtet oder in ihr Gegentheil verkehrt zu haben. Zweitens die, mit allen möglichen Mitteln den befruchtenden Strom der deutſchen Kultur von den öſtreichiſchen Gebieten ferngehalten zu haben. Wären dieſem Strome die Wege gebahnt oder wäre demſelben auch nur freier Lauf gelaſſen worden, ſo hätte ſich in der Zeit von auch nur einem Jahrhundert die Germaniſirung der ungeheuren Mehrzahl der Bewohnerſchaft Oeſtreichs mit Naturnothwendigkeit vollzogen und wäre die deutſche Civiliſation, wären die deutſche Sprache, Anſchauungsweiſe, Literatur und Kunſt zu einem unzerſtörbaren Kitt der Reichseinheit geworden. Statt aber als eine Dynaſtie von deutſchem Stamm und Namen dieſe ihre Verdeutſchungspflicht und Germaniſirungsſchuldigkeit zu thun, haben erſt die Habsburger mittels ſpaniſch-italiſchen Jeſuitismus die deutſche Kultur in Oeſtreich unterdrückt und haben dann die Lothringer, immer Joſeph den Zweiten ausgenommen, alle die verſchiedenen halb oder ganz barbariſchen Völker ihres Reiches gegen den deutſchen Kulturgeiſt zur Hilfe gerufen, geſtachelt und gehetzt, um eben mit Hilfe der Barbarei die auf den Fittigen der deutſchen Literatur nach Oeſtreich hineingetragenen modernen Ideen abzuhalten oder die nicht abzuhaltenden zu knebeln.

Wie kurzſichtig und unheilvoll dieſes Verfahren geweſen, iſt in dem gränzenloſen Wirrſal, welches nach den Märztagen in Wien und Oeſtreich einriß, ſinnbethörend kundgeworden. Jetzt merkten in Wien alle, welche überhaupt etwas merkten, die Politik nicht mit der Intrike verwechſelten und nicht allein an morgen und übermorgen, ſondern auch an die Zukunft dachten, — jetzt merkten ſie, daß Oeſtreichs Weltſtellung doch ganz weſentlich auf ſeinem Deutſchthum beruhte. Aber was half dieſe Einſicht der wenigen Denkenden und Redlichen? Die Sünden einer langen Vergangenheit ließen ſich nicht ungeſchehen machen, ſondern mußten gebüßt werden.

Die Maſſe der Wiener Bevölkerung und die Maſſe der Deutſch-

Oeſtreicher überhaupt begriff wenigſtens inſtinktmäßig, daß es bei der in Ausſicht geſtellten „Konſtitution des Vaterlandes“ um das Sein oder Nichtſein ihrer Nationalität ſich handelte. Die Deutſchen in Oeſtreich machten daher den „innigen Anſchluß an das gemeinſame deutſche Vaterland“ zu einem Hauptartikel des Märzkredo und ihr Verlangen, im deutſchen Nationalparlament vertreten zu ſein, fand auch im Miniſterium und ſogar bei Hofe einen lebhaften Widerhall und eine günſtige Aufnahme. Selbſtverſtändlich nicht aus deutſchpatriotiſchen oder freiheitlichen Gründen, wohl aber aus dynaſtiſchen und großmachtpolitiſchen. Man wollte in dieſen Kreiſen Oeſtreichs Stellung, Oeſtreichs obherrſchende Stellung zu und in Deutſchland nicht aufgeben und dieſem Wollen verlieh die Eiferſucht auf Preußen einen Sporn mehr. Hatten doch die droben in Berlin ſchwankend und ſchwächlich kundgegebenen Begehrniſſe Friedrich Wilhelms des Vierten, die Hegemonie über Deutſchland an ſich zu nehmen, drunten in Wien in den Gemächern der Hofburg wie in den Vorſtädtekneipen gleichermaßen Zorn und Widerſtandsneigung hervorgerufen.

Die Betonung ihrer Deutſchheit durch die Deutſch-Oeſtreicher rief aber nun ſofort von ſeiten der Magyaren, Czechen, Polen, Kroaten, Serben und Slovaken die lebhafteſten Proteſte hervor. Die Ungarn pochten auf die verfaſſungsmäßige Autonomie ihrer heiligen Stephanskrone; die Böhmen ſchrieen laut nach der Wiederherſtellung der Selbſtherrlichkeit ihrer mindeſtens ebenſo heiligen Wenzelskrone; die Polen meinten, jetzt endlich ſei die Zeit gekommen, das große Verbrechen der Theilung ihres Vaterlandes zu ſühnen; die Südſlaven wollten von der drückenden Zuſammengehörigkeit mit Ungarn erlöſ't ſein. Allen ſlaviſchen Völkerſchaften Oeſtreichs mitſammen wurde von Prag her, von der Studirſtube Palacky's aus, die Loſung gegeben: Wir Slaven ſind die weitaus zahlreichſte Nationalität Oeſtreichs, folglich müſſen wir die herrſchende und muß Oeſtreich ein ſlaviſcher Staat ſein. Zwiſchen dieſe Anſprüche der Deutſchheit, des Magyarismus und des Slaventhums eingeklemmt, ſtand das „verantwortliche“ Miniſterium wie auf Nadeln und ſuchte ſich einſtweilen mit Redensarten zu helfen. Als „achtbarſte“ Männer den Grafen Ficquelmont um eine Erklärung angingen, welche politiſche Stellung die Regierung einzunehmen gedächte, da gab der Miniſter — wie er in ſeinen „Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis 4. Mai 1848“ berichtet — folgende „beſtimmte“ Erklärung: „Die Regierung Oeſtreichs iſt von jeher eine deutſche geweſen; ſie ſoll dieſen Charakter nicht ablegen. Da jedoch der öſtreichiſche Staatskörper von ganz eigenthümlicher Natur iſt, muß ſich die Regierung bei den Veränderungen, die jetzt in Deutſchland vor ſich gehen werden, verwahren, daß die politiſche Vereinbarung mit Deutſchland nicht die Stellung des Kaiſers zu ſeinem eigenen Reiche gefährde. Wir ſollen Deutſche bleiben und nicht aufhören, Oeſtreicher zu ſein“. Der letzte Satz iſt einer von jenen im „tollen“ Jahre ſo häufig ausgegebenen Orakelſprüchen —

„Drinn das Hohle mit dem Leeren
Sich ſo angenehm verbindet“.

Jedoch barg ſich in einem Winkel dieſer Wortpauke deutlich genug die Velleität, die deutſche Bewegung möglichſt von Oeſtreich fernzuhalten. Hof und Miniſterium ſahen namentlich die Betheiligung der deutſchen Bundesländer Oeſtreichs am frankfurter Parlamente mit ſehr ſcheelen Augen an und hätten dieſelbe gern verhindert, wenn nur nicht — wie ſich der Herr Graf Ficquelmont ausdrückte — „ein ſolcher freiwilliger Abfall von Deutſchland als unwiderrufliche Trennung gedeutet worden wäre“, und wenn nur nicht, hätte er hinzufügen können, Preußen die Wahlen zum Nationalparlament bereits zugeſtanden und angeordnet hätte. Da mußte man von öſtreichiſcher Seite natürlich auch mitthun.

Am 9. April ordnete das Miniſterium die Vornahme der Wahlen zum deutſchen Parlament in ſämmtlichen deutſchen Bundesländern Oeſtreichs an. Freilich war das in der Vorausſetzung geſchehen, das Dekret des Bundestags vom 30. März, kraft deſſen „die Wahlen von Nationalvertretern in allen deutſchen Bundesſtaaten auf verfaſſungsmäßigem Wege vor ſich gehen ſollten“ und ferner dieſe Nationalvertreter „das deutſche Verfaſſungswerk zwiſchen dem Volke und den deutſchen Regierungen vereinbaren ſollten“, würde Geltung erlangen und behalten. Das war aber bekanntlich nicht der Fall, weil der Fünfzigerausſchuß, ſein jeſuitiſches Falſchſpiel mit dem Dogma der Volksſouveränität weiterſpielend, dieſes Bundestagsdekret verwarf und der hierüber in Angſtſchweiß ausbrechende Bundestag am 7. April einen neuen Beſchluß faßte, kraft deſſen der konſtituirende Charakter des deutſchen Parlaments ausdrücklich anerkannt und die Wahlberechtigung zur Nationalverſammlung für unabhängig von ſtändiſchen Vorrechten oder Cenſusbeſtimmungen erklärt war. Das öſtreichiſche Miniſterium konnte, wie die Sachen einmal lagen, nicht umhin, in dieſen ſauren Apfel zu beißen und ſetzte die Wahlen zur deutſchen Nationalverſammlung auf den 29. April feſt. Die zum deutſchen Bunde gehörigen Provinzen Oeſtreichs ſollten 190 Abgeordnete nach Frankfurt ſenden, welche Zahl aber nie erreicht wurde, ſchon darum nicht, weil die Czechen in Böhmen nicht nur der Wahl ſich weigerten, ſondern auch unter den Deutſchböhmen das Wahlgeſchäft vielfach zu vereiteln wuſſten.

Im übrigen brachte die Wahlbewegung es deutlich zu Tage, daß auch in den Kreiſen der öſtreichiſchen Liberalen das Schwarzgelb vor dem Schwarzrothgold kam. Die weit überwiegende Mehrzahl der Parlamentskandidaten wollte von einem aufgeben Oeſtreichs in Deutſchland ſchlechterdings nichts wiſſen und bekannte ſich zu dem Satze: „Die Souveränität und Integrität Oeſtreichs kann und darf durch den Anſchluß an Deutſchland nicht aufgegeben werden“. Auf Grund dieſes Glaubensbekenntniſſes wurde auch die weit überwiegende Mehrheit der öſtreichiſchen Abordnung zum Parlament wirklich gewählt und dieſer Ausfall der Wahlen war mit ſolcher Beſtimmtheit vorherzuſehen geweſen, daß das Miniſterium ſich ermuthigt fühlte, ſchon am 21. April in der „Wiener Zeitung“ amtlich zu erklären: „Von dem Wunſche des innigen Anſchluſſes an Deutſchland durchdrungen, wird Oeſtreich jeden Anlaß freudig ergreifen, welcher ſeine Anhänglichkeit an die gemeinſame deutſche Sache zu bethätigen vermag. Es kann aber nie ein gänzliches aufgeben der Sonderintereſſen ſeiner verſchiedenen, zum deutſchen Bunde gehörigen Gebietstheile, eine unbedingte Unterordnung unter die Bundesverſammlung, ein verzichten auf die Selbſtſtändigkeit der inneren Verwaltung mit ſeiner beſonderen Stellung vereinbarlich finden und muß ſich die beſondere Zuſtimmung zu jedem von der Bundesverſammlung gefaßten Beſchluſſe unbedingt vorbehalten. Inſofern letzteres mit der Weſenheit eines Bundesſtaates nicht vereinbarlich erkannt würde, wäre Oeſtreich nicht in der Lage, einem ſolchen beizutreten“.

Es iſt leicht begreiflich, daß die öſtreichiſche Regierung im April von 1848 ſo ſprechen konnte, ſo ſprechen muſſte. Aber ohne Phraſe hieß das doch nur erklären: Wir ſind deutſch und gehen mit Deutſchland, ſolange es in unſeren öſtreichiſchen Kram paßt; keine Minute länger.

4.

Dies war jedoch dem in der Hofburg gottesgnadenthümlich-hofjunkerlich-loyolaitiſch thätigen Wohlfahrtsausſchuſſe immer noch bei weitem nicht genug. Denn für dieſe „Kamarilla“ war deutſch und revolutionär gleichbedeutend und das Schwarzrothgold die Leibfarbe religiöſer ſowohl als politiſcher Ketzerei. Aber man muſſte ſich vorderhand gedulden, ſelbſt die fromme Ungeduld der Erzherzogin Sophie und der Kaiſerin Anna mußte ſich vorderhand gedulden. Lombardo-Venetien abgefallen, Ungarn nur noch durch ein dünnes Band mit der Dynaſtie verknüpft, die Slaven mit Rebellion drohend, die Deutſchöſtreicher konſtitutionell — in Wahrheit, die Sachlage war nicht dazu angethan, ſich ſofort wieder auf den höchſten Gaul der kirchlichen und politiſchen Orthodoxie zu ſetzen. Man muſſte in Wien wie in Peſth den verhaſſten Konſtitutionalismus einſtweilen ſeine Hanswurſtſprünge machen laſſen und ſich beſcheiden, über ihn hinweg die Fäden der Rückwärtſerei da anzuknüpfen, wo ſich die ſicherſten Haft- und Haltpunkte darboten.

War ein ſolcher Haft- und Haltpunkt die Armee? Sie wurde im Verlaufe des Sommers in Folge der italiſchen Siege Radetzky's zum erſten und feſteſten, allein im April und noch im Mai ſchien auch ſie ganz aus Rand und Band gehen zu wollen. Es war noch nicht die Zeit gekommen, wo der ſchwargelbe Grillparzer mit Fug dem greiſen Marſchall zujubeln konnte: „In deinem Lager iſt Oeſtreich!“ Vorerſt hielt er ſich, das rathloſe Miniſterium um Mannſchaft, Waffen und Geld beſtürmend, nach ſeinem Abzug aus Mailand mühſam hinter dem Mincio und der Etſch, weit mehr noch als der eigenen Geſchicklichkeit und Standhaftigkeit, weit mehr noch auch als der Tapferkeit und Beharrlichkeit ſeiner Truppen der offenkundigen Unfähigkeit und Energieloſigkeit des Sardenkönigs Karl Albert es verdankend, daß die ſchwarzgelbe Fahne* nicht gänzlich aus Italien wegſchwinden mußte.

Mit dem Magyarenthum war augenſcheinlich von ſeiten der Kamarilla nicht zu machenſchaften. Das mußte man, ſobald man konnte, auf Leben und Tod bekämpfen; denn Ungarn war ſeit dem 10. April thatſächlich unabhängig und nur noch dynaſtiſch durch die Perſonalunion mit Oeſtreich verbunden. An dem genannten Tage hatte Kaiſer Ferdinand als König von Ungarn die Beſchlüſſe des ungariſchen Reichstags, welcher zum letztenmal in Preßburg getagt, — feierlich beſtätigt, wahrhaft revolutionäre Beſchlüſſe. Denn die wichtigſten derſelben gewährleiſteten die jährliche Wiederkehr der Sitzungen des Reichstags, die Bildung des Deputirtenhauſes durch ein quaſi allgemeines Wahlrecht, die Aufhebung der Feudallaſten und der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn und endlich die Einſetzung eines eigenen, unabhängigen, nationalungariſchen Miniſteriums. Das letztere, in welchem Koſſuth, Batthyányi und Széchenyi als Hauptleute die verſchiedenen magyariſchen Parteien vorſtellten, trat am 14. April in Funktion. Allerdings nun war die neue ungariſche Verfaſſung, wie die ungariſche

Bewegung überhaupt, auch dann und da, wann und wo ſie äußerlich in demokratiſchen Farben ſpielte, durchaus ariſtokratiſcher Natur und allerdings haſſten die Magyaren, aller gelegentlich von Koſſuth und andern Ungarn losgelaſſenen Verbrüderungsphraſen ungeachtet, das Deutſchthum von ganzem Herzen. Aus beiden Gründen, ſo könnte man glauben, hätte ſich demnach der wiener Hofburg die Möglichkeit geboten, mit den Ungarn zu traktiren und zu paktiren. Allein es ging nicht an, weil der magyariſche Ariſtokratismus in den Augen der wiener Kamarilla unendlich viel zu freiheitlich ausſah. Die Ungarn, ſo kalkulirte man, würden ſich allenfalls unter lohnenden Umſtänden dazu brauchen laſſen, den konſtitutionellen Schwindel in Deutſch-Oeſtreich vernichten zu helfen; aber auf der Erhaltung und Erweiterung ihrer eigenen Errungenſchaften würden ſie nur um ſo feſter beſtehen. Wir, die Kamarilla, müſſen uns daher nach anderen Bundesgenoſſen und Helfershelfern umſehen, nach ſolchen, welche man, nachdem ſie ihre Dienſte gethan, unſchwer um *ihren* Antheil an dem Ertrage der gemeinſamen Aktion preſſen oder ſonſtwie unterkriegen kann.

Sollte vielleicht mit den Polen etwas zu mantſchen oder zu pantſchen ſein? Nein! Dieſe Polen haben allzeit nur die Wiederherſtellung ihrer polniſchen Republik im Sinne und ſchon der bloße Gedanke daran könnte uns bei dem Großmeiſter unſerer und aller Petreficirungspolitik, bei dem Caren, in übeln Geruch bringen. Iſt es doch ſchon widerwärtig genug, daß dieſer verbrecheriſche Gedanke hier in Wien, ſogar in officiellen Kreiſen, lebhafte Sympathie gefunden hat*).

Der große Petreficirer an der Newa, der Hort und Heiland der Stabilitätsreligion, ſah freilich ſeine Stellung und Aufgabe etwas anders an als die Köhlergläubigen des Carismus in Wien, Berlin und anderwärts in Deutſchland. Auch er nämlich fühlte ſich als Träger der ruſſiſchen Staatsidee, wie ſie durch Peter den Erſten geſchaffen und durch Katharina die Zweite großgezogen worden war; auch er glaubte ſich berufen, an dem Werke einer moſkowitiſchen Univerſaldeſpotie weiterzubauen. Darum ſchien ihm jetzt, nachdem der gewaltige Frühlingsorkan Mittel-, Weſt- und Südeuropa in Verwirrung geworfen hatte, die Gelegenheit günſtig, von langeher vorbereitete Ernten einzuheimſen und ein Geſchäft im Stile Peters und Katharina's zu machen. Zunächſt mit der Türkei, d. h. gegen ſie. Warum ſollte man dem „kranken Mann“ nicht wieder einmal etliche Gliedmaßen amputiren, z. B. die Donaufürſtenthümer, welche man ja in St. Petersburg ſchon lange für ruſſiſche Provinzen anzuſehen gewohnt war? Die dermalige Lähmung Oeſtreichs, welches ſogar zu der Zeit, wo Herr von Metternich unter dem Titel, die Koſten ſeiner Korreſpondenz mit dem Caren zu decken, eine ruſſiſche Penſion bezogen, der auf die unteren Donauländer gerichteten ruſſiſchen Verſchluckungsgier ſanften Widerſtand geleiſtet hatte, konnte dem Caren nur gelegen kommen. Es ſind aber ſtarke Anzeichen vorhanden, daß die in Wien während des März und April von 1848 umgegangene Beſorgniß, der Car beabſichtigte nicht etwa nur eine Wegnahme der Moldau und Walachei, ſondern auch eine gewaltſame Einmiſchung in die Angelegenheiten Deutſchlands und mehr noch Oeſtreichs, keineswegs eine grundloſe geweſen ſei. Iſt es doch Thatſache, daß, während das ruſſiſche Kabinet durch ſeinen Geſandten in Wien die beſtimmteſten Verſicherungen von ſeinen friedlichen und freundlichen Geſinnungen abgeben ließ*), zahlreiche ruſſiſche Agenten in den öſtreichiſchen Gränzlanden, ſowie und am auffallendſten in

---

*) Depeſche Eſſingers vom 2. April: „Die galiziſchen Deputirten, den Fürſten Georg Lubomirſky an der Spitze, ſind ſeit mehreren Tagen in Wien. Die Wiederherſtellung eines kräftigen, wohlorganiſirten Polens, das Rußland von Europa abtrennte, würde auch in Wien als ein Glück betrachtet werden". S. B. A.

---

*) Depeſche Eſſingers vom 15. April: „Der ruſſiſche Geſandte Graf Medem äußert ſich auf's beſtimmteſte, daß der ruſſiſche Kaiſer durchaus keine Intervention in die Angelegenheiten Deutſchlands beabſichtige, und ſolange er ſelber nicht angegriffen werde, die bisherigen friedlichen Beziehungen zu ſeinen Nachbarn aufrecht zu erhalten geſinnt ſei“. S. B. A.

Krakau, das Geld mit vollen Händen verſtreuten, um revolutionäre Regungen hervorzurufen, welche den Vorwand zur militäriſchen Einmiſchung der Moſkowiter liefern ſollten.

Plötzlich jedoch machte die cariſche Politik ganze Wendung. Es zeigte ſich nämlich, daß es dem wahnwitzigen Hochmuth des Selbſtherrſcherbewuſſtſeins zum Trotz, wie ja ſolchen Hochmuth Nikolaus in ſeinem Ukas vom 26. März kundgegeben hatte — mit den Angriffsmitteln Ruſſlands nicht ſehr weit her war. Um ſo weniger weit her, als ungeachtet aller Um- und Vergitterung der ruſſiſchen Gränzen mit Koſaken und Baſchkiren der große Frühlingsſturm von Weſten her da und dort, allen amtlichen Ableugnungen zum Trotz, doch auch über dieſe Gränzen hinwegfuhr und die Wipfel der Wälder Ruſſlands bis gen Kaſan hinüber rührte. Auf den Flügeln dieſes Sturmes wurde zu den Ohren der ruſſiſchen Bauern die Kunde getragen, was für überſchwänglich reiche Gaben da drüben in den „Heidenländern“ im Weſten der März ihren bäueriſchen Schickſalsgenoſſen gebracht hätte, und die Folge hiervon waren Bauernrebellionen in verſchiedenen polniſch-ruſſiſchen und reinruſſiſchen Statthalterſchaften, welche Aufſtände nur mittels Aufbietung bedeutender Militärkräfte niedergeknutet werden konnten. Man hatte alſo im eigenen Hauſe hinlänglich zu thun. Sodann wurde der ſlaviſche Haß, die moſkowitiſche Todfeindſchaft gegen das Deutſchthum ein Agens der ruſſiſchen Politik, welches derſelben eine andere Richtung gab. Der Carismus erkannte unſchwer, daß es eine Lebensfrage für ſeine Zukunft, die Wiederherſtellung des Reiches deutſcher Nation zu verhindern und ſchon der Einleitung zu dieſer Wiederherſtellung, d. h. der preußiſchen Hegemonie über Deutſchland, mit allen Mitteln entgegenzuwirken. Um aber Preußen und Deutſchland aus der cariſchen Vaſallenſchaft, wie ſolche ſeit 1815 anerkannt beſtanden hatte, nicht herauskommen zu laſſen, muſſte ein Handinhandgehen mit Oeſtreich, d. h. mit dem Wohlfahrtsausſchuß in der wiener Hofburg, als das wirkſamſte Mittel erſcheinen. Die öſtreichiſche Kamarilla ging natürlich dem Caren mehr als halbwegs entgegen und ſo kam jener

Bund ſchöner Seelen zu Stande, welcher i. J. 1849 zur Intervention Ruſſlands in Ungarn geführt hat, alſo zur Rettung Oeſtreichs, welche Rettung freilich nicht aus cariſcher Großmuth erfloſſen iſt, ſondern aus den angegebenen widerdeutſchen Motiven, verbunden mit der in St. Petersburg ſehr gefühlten und wohlverſtandenen Nothwendigkeit, das ungariſche Feuer erſticken zu müſſen, damit deſſen Flammen nicht über die Karpathen herüber und nach Polen,. ja in's „heilige“ Rußland ſelber zündend hereinſchlügen . . . .

Die wiener Hofburg konnte ſich zunächſt auf die in der Wolle gefärbten „Schwarzgelben“ verlaſſen, welche in Wien ſelbſt ziemlich zahlreich vorhanden, obzwar vorderhand ſehr ſtill waren. Dieſe Bekenner der ſtrikten Obſervanz des Abſolutismus fanden ſich in der Armee, in der Kleriſei, im Adel, im Prozenthum und in der Beamtenwelt. Sie waren aber dermalen nur eine Hoffnung für die Zukunft, noch keine Stütze für die Gegenwart. Mehr ſchon verſprachen das zu ſein die von der Peſt des Denkens noch wenig oder gar nicht heimgeſuchten Tiroler, allzeit bereit, ihren kindlichen Glauben an die rothen Hoſen ihres „Koaſers“ durch vivatjodeln und durch ſchießen mit dem Stutzen zu bethätigen. Allein man bedurfte nicht nur defenſiver Stützen, man bedurfte einer offenſiven Macht, um dem „Freiheitsſchwindel“ in Deutſch-Oeſtreich und der Selbſtſtändigkeit Ungarns an Leib und Leben gehen zu können.

Eine ſolche Macht war noch nicht zur Hand; aber die Kamarilla verzweifelte nicht daran, ſich dieſelbe zu ſchaffen, hinter den Kuliſſen zu ſchaffen, während ſie vor denſelben das „verantwortliche“ Miniſterium ſeine unfruchtbaren konſtitutionellen Kapriolen machen ließ. Als Material boten ſich ihr dar die Czechen und die Südſlaven und das Werkzeug, womit ſie dieſes Material für ihre Zwecke bearbeitete, war der wilde Czechenhaß gegen das Deutſchthum und der nicht weniger wilde Südſlavenhaß gegen den Magyarismus. Die ſlaviſchen Politiker fühlten bald heraus, welcher gemeinſame Haß ſie mit der wiener Hofburg verbände, und mit der ganzen Schlauheit ihrer Raſſe beſchloſſen ſie das zwiſchen ihnen und der Kamarilla ſich anſpinnende Bündniß dahin zu benützen, das Slaventhum in dem ganzen Donaureiche zur herrſchenden Gewalt zu machen. Daß als letztes Endziel, bewuſſt oder unbewuſſt, den ſlaviſchen Führern ein panſlaviſtiſch-cariſches Univerſalreich vorſchwebte, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Spätere Ereigniſſe haben dies unwiderlegbar dargethan. Die ganze ſlaviſche Welt ſollte ſich ſchließlich in die Arme der Mutter Moſkavia-Panagia ſtürzen, wie Ströme in den Ocean. Im Frühjahre von 1848 hatte man es jedoch mit näherliegenden Zielen und Zwecken zu thun, und fand es demnach für die Intereſſen der Slaverei am förderlichſten, die aus einem Hinterfenſter der Hofburg lockend hervorgeſtreckten Hände zu ergreifen. Der dynaſtiſche Kulturhaß machte Hochzeit mit der Halbbarbarei.

Ueber den Einleitungen und Anſchickungen zu dieſem Bunde liegt noch dichtes Dunkel, das vielleicht nie ganz gelichtet werden kann. Es iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daß anfänglich weder von der einen noch von der andern Seite nach einem feſten Plane vorgegangen wurde. Allein die Verhältniſſe ſelber führten die Hofburg und die Slaven — bei dieſen von den Polen immer abgeſehen — einander näher und einzelne Data und Fakta gewähren denn doch Stützpunkte für die Anſicht, daß ſchon im Monat März, obzwar vielleicht vorerſt mehr nur inſtinkt- als planmäßig, an der Herſtellung eines gegen die Deutſchen und die Magyaren gerichteten Einverſtändniſſes zwiſchen der Dynaſtie einerſeits und den Czechen und Südſlaven andrerſeits gearbeitet wurde. Am 13. März gab der anerkannte oberſte Häuptling der Czechen, gab Palacky zu Prag im böhmiſchen Nationalausſchuß, deſſen deutſche Mitglieder, wie durchſchnittlich die Deutſchen in Böhmen den czechiſchen Anmaßungen gegenüber überhaupt, „um des lieben Friedens willen“ ganz erbärmlich ſich benahmen, die Loſung „Schwarzgelb!“ aus, indem er feierlich erklärte: „Wahrlich, exiſtirte der öſtreichiſche Kaiſerſtaat nicht ſchon längſt, man müſſte im Intereſſe Europa's ſich beeilen, ihn zu ſchaffen!“ und 10 Tage darauf, am 23. März, wurde mittels kaiſerlichen Kabinettſchreibens der Gränzer-Oberſt Joſeph Jellacic zum

Banus von Kroatien ernannt. Man begann in der wiener Hofburg, in Prag und in Agram einander gegenſeitig zu verſtehen.

5.

Die Wahrheit zu ſagen und gerecht zu ſein, wer im März, April und Mai von 1848 in der Lage geweſen iſt, in der Hofburg von Wien wohnen zu müſſen und zwar mit dem Bewuſſtſein des Gottesgnadenthums im Leibe, der hatte ausreichende Gründe, ſogar nach Böhmaken, Hannaken, Slovaken und Kroaten als nach Helfern und Erlöſern die Hände auszuſtrecken.

Denn der revolutionäre Froſchmäuſekrieg nahm in der Donauſtadt allmälig ſehr unerquickliche Formen an und enthüllte die grüne politiſche Unreife und Unbildung der Bevölkerung in einer Weiſe, welche aus dem Fache des Naiven bald ſehr entſchieden in das des Abſurden und Gemeinen hinüberrückte. Freilich, wer war Schuld an dieſer Unreife und Unbildung und allem hieraus mit Nothwendigkeit hervorgehenden abſurden und gemeinen? Doch gewiß ohne Frage das Regierungsſyſtem der Habsburger und Lothringer, welche ſeit Jahrhunderten ein gutartiges, mit trefflichen natürlichen Anlagen ausgeſtattetes Volk mittels Pfafferei, Soldaterei und Kanzleiflegelei methodiſch hinter der Zeit zurückgehalten hatten. Im Frühjahr von 1848 ſind in Oeſtreich nur die Saaten aufgegangen, welche das „patriarchaliſche“ Regiment ausgeſtreut hatte.

Alle die Sünden der Franz-Metternichtigkeit ſchlugen jetzt zu revolutionären Giftblüthen aus. Der Druck der Schafſchurpolitik hatte ſeit Menſchenaltern den Volksgeiſt ſo unerbittlich zuſammengepreſſt und niedergewuchtet, daſs er jetzt, plötzlich freigegeben, unmöglich über das Niveau kindiſcher Phantaſmagorien, dunkler Inſtinkte und unklarer Vorſtellungen ſich zu erheben vermochte. Der ganze Bodenſatz von Unverſtand, Rohheit, Bosheit und Zuchtloſigkeit, welchen das „Syſtem" angehäuft hatte, kochte und brodelte auf in wüſter Gährung und ſchleuderte nach allen Seiten hin ſeinen eckelhaften Schmutz, ſeine peſtilenzialiſchen Miaſmen. Wie dieſe aufſtanken in der Preſſe und in der Klubb- und Eckſteinrednerei! Klubbs und Zeitungen ſchoſſen wie Pilze aus dem Boden und wucherten wanzenhaft. Wien hatte ſeine hundert Blätter und Blättchen und alle wurden von gierigen Leſern förmlich verſchlungen. In dieſer Stadt, welche ein infames „Syſtem" zu einem Orte gemacht, von welchem ſein genialſter Bewohner, Franz Grillparzer, geſagt hatte:

„Schön biſt du, doch gefährlich auch
Dem Schüler wie dem Meiſter;
Verderblich weht dein Sommerhauch,
Du Kapua der Geiſter!" —

ja, in dieſem Wien, das noch vor wenigen Wochen die Lieblingsheimat denkträger Muſikdudelei und geiſtloſer Theaterſpektakelei geweſen war, eine Stätte, auf welche alle Freßkünſtler und Unzuchtvirtuoſen Europa's ſchmunzelnd den horaziſchen Vers:

„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet" —

anwandten, in demſelben Wien war über Nacht die Befriedigung einer zügelloſen politiſchen Hör- und Leſewuth zum Hauptvergnügen für alle Volksklaſſen geworden. Es war nicht anders, als ſollten und wollten die armen Wiener binnen wenigen Tagen und Wochen einholen, was ſie ſo viele Decennien hindurch hatten verſäumen müſſen. Die Beſchäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten, von welchen ſie mittels Liſt und Gewalt Jahrhunderte lang ferngehalten worden, wurde ihnen zu einem täglichen und ſtündlichen Bedürfniß, zu einem Fieber, zu einer Sucht.

Und aus was alles für Schüſſeln, Krippen, Futtertrögen und Jauchebehältern ſchlangen ſie die langentbehrte politiſche Nahrung! Um eine Vorſtellung davon zu bekommen, muß man das ſchweiniſche Gegrunze anhören, das ein Mahler in ſeinem „Freimüthigen" losließ, welches Blatt es bis zu 60,000 Abonnenten brachte, oder muß man mitanſehen, wie ein Häfner, den Jakobinismus karikirend, in ſeiner „Konſtitution“ blutbengelte. Allerdings gab es auch geiſtvolle, reichgebildete, ſcharf und ſein ſtiliſirende Publiziſten: von den Jellinek, Becher, Stifft, Engländer und Heller bis hinab zu den vorhin Genannten war ein weiter Weg, ein gerade ſo weiter, wie, was die Volksredner und Klubbmacher betrifft, von einem Tauſenau bis hinunter zu einem Schütte und Chaiſes; wenn man aber, hoch greiſend, etwa ein Dutzend der damaligen wiener Journaliſten, Straßen-Mirabeaus und Kneipenrobespierres ausnimmt, ſo ſind die übrigen ſammt und ſonders unbedenklich in die Rubrik Geſindel zu werfen, und zwar in des Wortes geſindelhafteſter Bedeutung. Bemerkenswerth iſt auch, daß zwei volle Drittel dieſes Geſindels dem Hauſe Iſrael angehörten. Dieſe Juden — (Juden in dem gäng und gäben ſchlimmen und ſchlimmſten Sinne) — warfen ſich in die wiener Bewegung, nicht nur rachedurſtig, ſondern auch geſchäftehungerig. Sie betrieben die Politik wie ein Schachergeſchäft, entwickelten dabei die bekannte raſtloſe jüdiſche Betriebſamkeit, ebenſo aber auch die nicht weniger bekannte jüdiſche Keckheit, und ſie haben zu der Verjudung der deutſchen, der europäiſchen Preſſe viel beigetragen, von welcher Verjudung ſeither ſo großer Lärm gemacht worden iſt, natürlich nur von ſeiten des chriſtlichen Neides.

An ihnen lag es auch nicht, wenn die „friedliche Anarchie“, welche ſeit dem 15. März in Wien herrſchte, vorderhand noch ihren gutmüthigen Charakter behauptete*). Die Schärfe jüdiſchen, im Feuer jahrhundertelanger Verfolgung gehärteten Haſſes vermochte das öſtreichiſche Phlegma und die wieneriſche Harmloſigkeit nicht ſattſam zu durchdringen. Die Straßen- und Kneipenpolitik war zwar ſehr verſchwenderiſch mit Blutphraſen, ſie muſſte jedoch erſt den Giftbrodem rückwärtſiger Machenſchaften einathmen, um ſich von Blutphraſen zu Blutthaten fortreißen zu laſſen.

Dermalen noch war die wiener „Freiheit“ ein toller, ausbündig toller Faſching; ſehr krakehleriſch, tumultuariſch und ſtörſam zwar, aber doch nicht eben bedrohlich und gefährlich. Dieſe Freiheit voll fürchterlich, biß aber nicht. Freilich, der Lärm und Trubel war arg, für zartgebaute Ohren geradezu unerträglich. Jeder Tag gebar eine neue Ungeheuerlichkeit, wenn auch nur in Worten. Der Kynismus war Trumpf und der nachgemachte Sanscullotismus zog in Wien auch noch das Hemd aus. Die Aula machte Weltgeſchichte und das Volk der Phäaken ſchwelgte in Straßenaufläufen und Katzenmuſiken, wie es vordem in Backhändln und ſtraußiſchen Walzern geſchwelgt hatte.

---

*) Eſſingers Depeſche vom 12. April: „In Wien herrſcht Dank der Gutmüthigkeit der Wiener eine friedliche Anarchie“. S. B. A.

6.

Und wie ſah es derweil in der preußiſchen Hauptſtadt aus? Im einzelnen weniger chaotiſch, weniger kyniſch, civiliſirter, reinlicher; aber im ganzen doch nicht viel beſſer. Der berliner Märzphiliſter überwog an politiſcher Einſicht den wiener nicht um ein Haar. Als Franz Raveaux am Abend des 19. März eine Anzahl von „ausgezeichneten Kapacitäten“ der berliner Bürgerſchaft aufmerkſam machte, daß es nöthig ſei, beſtimmte Bürgſchaften für das weſentliche der Volksrechte zu fordern und zu erlangen, gaben ihm dieſe „Kapacitäten“ wörtlich zur Antwort: „Wir haben ja alles, was wir wollen. Wir ſelbſt ſind jetzt am Regiment und wer ſoll uns denn unſere Freiheit wieder nehmen?“ Gegen ſolchen Siegesdünkel und ſolches Weißbiertrinkerbewuſſtſein würden Götter ſelbſt vergebens angekämpft haben.

Die Klubbſucht und die Zeitungenſintflut, die Mauldiarrhöe und die Pamphletblattern graſſirten ſelbſtverſtändlich in Berlin wie damals überall. Jedoch iſt die Batrachomyomachie gegen das beſtandene oder beſtehende an der Spree merklich viel zahmer geführt worden als an der Donau. Es wurde bald offenbar, daß der beſchränkte preußiſche Unterthanenverſtand vor der er wuſſte nicht wie ihm angeflogenen Kühnheit, ein Revolutiönchen gemacht zu haben, im Innerſten ſich entſetzte und zerknirſcht die Umkehr in die Geleiſe treugehorſamer Unterthänigkeit ſuchte. Die Frage, ob Republik, ob Monarchie? iſt in Berlin kaum ernſtlich aufgeworfen und jedenfalls zu keiner belangreichen Debatte gebracht worden. Das Königthum war den Preußen ſo nachhaltig einexercirt, daß von einer Infrageſtellung deſſelben keine Rede ſein konnte. Um in Berlin von Abſchaffung der Monarchie zu ſprechen, muſſte man in der That ein „ausländiſcher Emmiſſär“, ein „fremder Böſewicht“ oder ein „Jude“ ſein. Die Eingeborenen waren monarchiſch bis ins Mark ihrer Knochen, und wenn man die rötheſten Demokraten, wie z. B. den talentvollſten, beliebteſten und einflußreichſten Klubbredner, den rothrauſchbärtigen Held, aufgeſchnitten hätte, ſo würde man ſein Herz und die Herzen aller mit dem königlich preußiſchen Wappen geſtempelt gefunden haben. Demzufolge hat denn auch unter den neueröffneten Schwatzanſtalten der „Konſtitutionelle Klubb“ raſch die erſte Stelle gewonnen.

Im übrigen iſt die Durchblätterung der Akten des berliner Froſchmäuſekriegs vom Frühling 1848 mitunter ergötzlich genug. Der berliner Witz ließ ſchon dann und wann die künftigen Heldenthaten des „Kladderadatſch“ errathen. In der Breiten Straße war in der Nacht vom 18. auf den 19. März in einer Brunnenſäule eine Kanonenkugel ſtecken geblieben und unter dieſe Kanonenkugel klebte der Volkshumor die königliche Proklamation: „An meine lieben Berliner“. Das war freilich der beſte dieſer ſchlechten Witze. Die politiſche Dichterei, wie ſie ſich zur Feier des „Volksſieges“ lautmachte, war fürchterlich. Auch Damen ergoſſen ihres Buſens überwallende Gefühle in Flugblättern, angefüllt mit Verſen, Ausrufungszeichen und Gedankenſtrichen. Eine Dichterin, „die an den Barrikaden gekämpft hat“, Lucia Lenz, beſang die Studenten alſo:

„Wer es geſeh'n, wie dieſe Heldenknaben
Beim Morgenroth nach jener blutigen Nacht
Den Männern aus dem Volk die Hände gaben,
Der glaubt an der Verbrüderung künftige Pracht“ —

und der Schneider Guſtav Worch fertigte ſich ſelber ein Adelspatent aus und manifeſtirte ſeine Kühnheit: —

„Ja, freier Sinn, das iſt mein Adel;
Kühn blick' ich ſo den Stärkſten an".

Auch Offiziere miſchten beifällig ihre Stimmen in das große Volksſiegjubelkoncert. So z. B. der Artillerieleutnant Oelze, welcher ſeinen Kameraden zurief: „Das war keine Emeute! Das war der Sturm eines ſich großartig erhebenden Volkes! Einſt wurde das ſchwarzrothgoldene Band in bedrohter Heimlichkeit geküſſt, jetzt weht daſſelbe hoch vom königlichen Schloſſe und aus jedem Hauſe. Das begeiſterte Volk wogt durch die Straßen. Iſt das etwa Kanaille? Wehe uns, wenn wir es verſuchen wollten, dem Strome der Zeit entgegenzutreten. Laſſen wir den ſteifen alten militäriſchen Dünkel dahinfahren und ſchließen wir uns der Bewegung willig an!" Dieſen Anſchluß haben verſchiedene jüngere Offiziere wirklich und aufrichtig verſucht, ſind aber übel dabei gefahren.

In dieſes hohl- und wohlgemeinte Verbrüderungsgeleier und Verſöhnungsgedudel hinein ſchnitt dann und wann ein Ton, welcher an die wirkliche Sachlage erinnerte. Denkende Menſchen gaben ihrer Ueberzeugung Worte, daß alles, was von Vermittelung und Verſöhnung zwiſchen Bürgerthum und Soldatenthum geleiert und gedudelt wurde, barer Afterwitz wäre, ſo lange es einen Soldatenſtand gäbe. Daran iſt ja in Preußen wie überall die Bewegung von 1848 geſcheitert, daß man in der Siegesſtunde dieſen Stand nicht ſofort und gründlich beſeitigte. Stehendes Heer und Volksſtaat ſind nun einmal Dinge, welche einander abſolut ausſchließen, und es war eins der vielen Merkmale der Verlegenheit und Heimtücke des Liberalismus von damals, daß er über dieſe Wahrheit, die ſich ihm doch auf Schritt und Tritt aufdrängte, beharrlich hinwegzuſchielen ſich bemühte.

Auch die Kluft zwiſchen Bourgeoiſie und Proletariat mußte nothwendig zum klaffen kommen. In einem Artikel der Zeitungshalle vom 23. März legte Julius den Finger auf die große Wunde der modernen Geſellſchaft, indem er unter anderem ſagte: „Die Wahrheit iſt, daß auch bei uns, ſo gut wie in Frankreich und in England, der Bruch zwiſchen der Bürgerklaſſe und der Arbeiterklaſſe ſchon vollendet iſt. Nicht zwiſchen dem Königthum und der Republik iſt Krieg, ſondern zwiſchen den Beſitzenden und den mit ihrer Arbeitskraft zum Beſitze Drängenden. Unſere Bürger fühlen dies gar wohl und darum beginnen ſie ſchon jetzt, ſchon nach dem erſten Tage unſerer glorreichen Revolution aus allen Kräften rückwärts zu ziehen“. In der That, die Angſtphiliſterei gab ſich zwiſchenhinein bereits wimmernd und winſelnd kund und wie zur Beſtätigung des letzten der ſo eben angeführten Sätze rief ſchon am 2. April ein Ruheröchler in der „Spener'ſchen Zeitung“ den Miniſtern zu: „Katilina iſt vor euren Thoren und ihr ſchlaft? Katilina, das iſt: der ſchlimmſte Feind, das gedenkbar böſeſte Princip iſt nicht bloß vor euren Thoren, nein, bei weitem ſchlimmer, er wüthet in euren Straßen, euren Gaſſen, euren Häuſern, in allen Familien, er wüthet in allen Zweigen eurer Verwaltung und ihr ſchlaft? Dieſer ſchlimmſte Feind, dem ſeit 14 Tagen alles, alles mehr anheimfällt, iſt die blindraſende Anarchie, die je leichter ſie alles zerſtört, um ſo weniger etwas neu zu gründen oder das alte in beſſere Form umzugeſtalten vermag“.

Wenn Wimmerle und Kompagnie ſchon jetzt in der Hauptſtadt ſelbſt alſo winſelten, wie mußte die „glorreiche Revolution“ in den Provinzen angeſehen werden, insbeſondere in den ſogenannten „alten“? Zwar die Städtebevölkerungen haben in ganz Preußen mit ungeheurer Mehrheit den vielverſprechenden Umſchwung ſympathiſch begrüßt; aber auf dem flachen Lande, wo ja der Feudalismus noch ungeſchwächt florirte, konnte das Junker- und Pfaffenthum ſofort ſeinen gemeinſamen Krieg gegen die Bewegung beginnen. Die „Zeitungshalle“ brachte ſchon vom 29. März an eine beſondere Rubrik „Die Reaktion in den Provinzen“ und machte unter anderen Auslaſſungen dieſer Reaktion eine Adreſſe namhaft, welche im Magdeburgiſchen cirkulirte und hochherab loswetterte auf den „nichtswürdigen Pöbel der Hauptſtadt, welcher, von Polen, Juden und

Franzoſen verführt und angeführt, gegen unſern Herrn und König ſich empört hat. Wir ſind jetzt in Gefahr, der Willkür dieſes Pöbels preisgegeben zu werden. Unſer Leben und Eigenthum, unſer Vaterland und unſer Glaube iſt auf's höchſte bedroht. Aber Berlin iſt nicht Preußen; wir wollen nicht, daß Berlin mit ſeinen Franzoſen, Polen und Juden uns beherrſcht und knechtet; wir wollen auch mitſprechen!"

Auf derartige Schatten, welche die Zukunft vor ſich herwarf, achtete man jedoch vorerſt in der preußiſchen Hauptſtadt wenig oder gar nicht. Der einfältige Siegesjubel ging daſelbſt noch eine gute Weile fort, um ſo ungeſtörter, als die Rückwärtſer für gut fanden, vorderhand ſich zu ducken, zu ſchweigen oder gar in den Siegespſalm mit einzuſtimmen. So raſpelte z. B. der Pietiſt Krummacher zu Ehren der Barrikadenkämpfer frommes Süßholz. Ehrlicher und ehrenwerther benahm ſich der lutheriſche Erzbonze und orthodoxe Hauptkampfhahn Hengſtenberg, welcher Farbe hielt und in ſeiner „Evangeliſchen Kirchenzeitung" die Umwälzung, welche „nach franzöſiſchem Vorbilde in der preußiſchen Hauptſtadt vollendet worden", mannhaft als das „Produkt des Unglaubens" bekämpfte und zur Sühnung des Frevels die „Abhaltung eines allgemeinen Buß-, Bet- und Faſttags durch das ganze Land" vorſchlug. Solcher Muth war jedoch eine Ausnahme. Die Maſſe der Nutznießer des für etliche Wochen geſtürzten Mandarinen- und Soldatenſtaates zog es vor, ihren Proteſt gegen das Geſchehene in die ſchweigſame Form der Emigration zu kleiden. Potsdam wurde demzufolge das preußiſche Koblenz. Die Schildhalter des gefallenen Syſtems, die Bodelſchwingh, Eichhorn, Savigny und Konſorten, verzogen ſich unmerklich und auch die Doktoren des chriſtlich-germaniſchen Schwindels, die Stahl, Huber und Mitromantiker, ſchüttelten den Staub der ſündigen Hauptſtadt von ihren Füßen, um in der feudalen Stille der Provinz das Mirakeldekokt der wiſſenſchaftlichen Umkehr oder umgekehrten Wiſſenſchaft zu präpariren.

7.

Das fieberhaft bewegte Berlin zeigte in echtpreußiſchen Augen dennoch eine auffallende Leere und Oede. Eine Menge von ſchönen Wohnungen ſtand leer, das Ballet feierte, Equipagen wurden mehr und mehr zur Seltenheit, es fehlten die Mandarinenknöpfe, es fehlten die Uniformen, es fehlte vor allem die „Farbe“. Ein „farbeloſes“ Berlin war ja gar kein rechtes Berlin mehr. Wenigſtens behaupteten das die vereinigten Mägde und auch noch andere feurige Patriotinnen. Zwar that die Bürgerwehr alles bürgerwehrmögliche, um zu zeigen, daß noch zweierlei Tuch in der Welt und bewaffnete Macht in Berlin ſei. Allein die gute Bürgerwehr ging alles exercirens, patrouillirens und paradirens ungeachtet ſchon frühzeitig dem Studium der „Kläterigkeit“ entgegen. Das Spiel mit der Walfiſchtonne Bürgerbewaffnung war eben Spiel geblieben und das Inſtitut der Bürgerwehr ſchon in ſeinem entſtehen zur bloßen Polizeianſtalt umgefälſcht werden. Man braucht die keineswegs ganz grundloſe Behauptung, von ſeiten der Rückwärtſerei ſei mittels überflüſſigen und fortwährenden alarmſchlagens der Bürgerwehr ihr Dienſt und Daſein verleidet worden, nicht einmal zur Hilfe zu rufen, um zu begreifen, daß die Vorherſagung von Höflingen und Offizieren, die Bürger würden „das ſoldatenſpielen bald ſatt bekommen“, in Erfüllung gehen muſſte.

Es war gar kein ernſtlicher Verſuch gemacht worden, dem Soldatenthum ein Ende zu bereiten; wie hätte alſo die Hauptſtadt eines Soldatenſtaates in die Länge oder auch nur in die Kürze ohne Soldaten exiſtiren können? Die Sehnſucht nach der Rückkehr des Militärs machte ſich auch ſofort geltend und ein erſter Verſuch, zwiſchen der über ihre „ungerechte Demüthigung“ und die ihr „nicht durch eigene Schuld widerfahrene Schmach“ grollenden Soldatenſchaft und der „glorreichen berliner Revolution“ eine Verſöhnung zu ſtiften, wurde ſchon am 24. März gemacht. An dieſem Tage fand nämlich die Beerdigung der im Straßenkampfe gefallenen Soldaten auf dem Invalidenkirchhofe ſtatt und Abordnungen des Studentenkorps und der Bürgerwehr wohnten der Feierlichkeit an. Als am Schluſſe derſelben der General von Natzmer im Namen der Armee für die ungeheuchelte Theilnahme der Bürgerſchaft dankte, brachten die anweſenden Bürger in aller Form ein „Hurrah dem Heere“ aus.

Bis zur Garde nach Potsdam hinüber ſcheint dieſer Verſöhnungsruf noch nicht gedrungen zu ſein. Wenigſtens fand der König am folgenden Tage für gerathen, nach Potsdam zu fahren, das geſammte Offizierskorps der Garde ins dortige Schloß zu befehlen und dieſe Verſammlung alſo anzuſprechen: „Ich bin gekommen, um meinen lieben Potsdamern den Frieden zu bringen und ihnen zu zeigen, daß ich in jeder Beziehung ein freier König bin; den Berlinern aber auch zu beweiſen, daß ſie von Potsdam aus keine Reaktion zu befürchten haben. Was ich gegeben und gethan habe, das habe ich aus vollſter und freier Ueberzeugung gethan. Die großen Ereigniſſe haben nur den Abſchluß des längſt vorbereiteten beſchleunigt und keine Macht kann und wird mich nun bewegen, das gegebene zurückzunehmen. Auch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es zu Deutſchlands Heil nothwendig, mich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. In Berlin herrſcht ein ſo ausgezeichneter Geiſt in der Bürgerſchaft, wie er in der Geſchichte ohne gleichen iſt. Ich wünſche daher, daß auch das Offizierskorps den Geiſt der Zeit ebenſo erfaſſen möge, wie ich ihn erfaßt habe, und daß Sie alle von nun an ebenſo als treue Staatsbürger ſich bewähren mögen, wie Sie ſich als treue Soldaten bewährt haben“.

Die Herren von der Garde nahmen dieſe königliche Anſprache „mit ſtiller Reſignation“ hin. Sie mochten denken: Erſt muß Se. Majeſtät wieder „ſtramm“ gemacht werden; dann läßt ſich weiter reden oder vielmehr handeln.

Zuvörderſt lag ein willkommenes Auskunftsmittel nahe zur Hand, den Truppen, welche in Berlin gekämpft hatten, eine glänzende „Rehabilitation“ zu verſchaffen: der Krieg gegen Dänemark, in welchem ſich „Papa“ Wrangel die Lorbeern holte, womit geſchmückt er der Held der Epoche des „Bruches mit der Revolution“ und der „rettenden Thaten“ werden ſollte. Dieſer Krieg, ſchon durch das bekannte Schreiben Friedrich Wilhelms des Vierten an den Herzog von Schleſwig-Holſtein-Auguſtenburg vom 24. März angezeigt, iſt freilich von der preußiſchen Militärpartei mit ſehr gemiſchten Gefühlen und mit ſichtlich ſüßſaurer Miene mehr zugelaſſen als unternommen worden. Sehr begreiflich; denn der Abſolutismus und Militarismus mußte, was in der Nacht vom 23. auf den 24. März in Kiel geſchehen war, für eine Revolution und Rebellion anſehen. Unbefangen betrachtet, gehörte das Ding freilich ganz entſchieden mehr in die froſchmäuſekriegeriſche als in die revolutionäre Kategorie. Hat doch überhaupt die ſchleſwig-holſteiniſche Angelegenheit vom Anfang bis zum Ende neben ihrer höchſt ehrenwerthen nationalen Lichtſeite für ſehende Augen auch eine krähwinkelige, aus Junkerthum und Philiſterei höchſt widerlich gemiſchte Kehrſeite gehabt und dieſe Kehrſeite iſt ſchon in der erwähnten Nacht, allwo ohne Krach, aber mit vielem Ach der Abfall von Dänemark und eine proviſoriſche Regierung, beſtehend aus den Herren Beſeler und Schmid, dem Grafen Reventlow und dem Prinzen von Schleſwig-Holſtein-Noer, zuwegekamen, deutlich genug hervorgetreten*). Der Abfall und Aufſtand der Herzogthümer hatte in Folge der Unfähigkeit, Uneinigkeit und Unentſchiedenheit ihrer proviſoriſchen Regierung zunächſt ſchlechten Fortgang. Die Dänen handelten raſch und energiſch. Sie überfielen mit Uebermacht das kleine ſchlechtgerüſtete und ſchlechtgeführte ſchleſwig-holſteiniſche Heer am 8. April bei Bau und brachten demſelben trotz ſeiner tapferen Gegenwehr — beſonders das Kämpfen der freiwilligen Jäger, Studenten und Turner war ein heldiſches — eine ſchwere Niederlage bei. Nun mußte doch wohl etwas nationales für die Schleſwig-Holſten geſchehen, muſſte ihr Hilferuf in Frankfurt und in Berlin vernommen werden. Um ſo mehr, als die däniſche Regierung am 19. April ihre Marine anwies, alle deutſchen Schiffe aufzubringen. Der deutſche Bund ſchritt ein, preußiſche und andere deutſche Bundestruppen, das 10. Armeekorps, rückten in die Herzogthümer, am 23. April erſtürmten die preußiſchen Garden in glänzendem Anlauf das Dannewirke bei Schleſwig und am folgenden Tage wurden die Dänen auch von den Hannoveranern unter Halkett bei Overſee geſchlagen. Am 18. Mai überſchritt Wrangel die Gränze von Jütland und gebärdete ſich mit Drohungen und Kontributionenheiſchungen als ein ganzer Marſchall „Druff“. Niemand dachte, daß die ganze Sache ſo bald eine ſo klägliche Wendung nehmen würde, ausgenommen die, welche im Schloſſe zu Berlin oder Potsdam dieſe Kläglichkeit planten und in Scene ſetzten.

---

*) Man leſe, was Otto Fock in ſeinen „Schleſwig-Holſteiniſchen Erinnerungen“ (1863) als Augenzeuge und Mithandelnder von dieſer Kieler Haupt- und Staatsaktion erzählt, und halte damit die bezüglichen Stellen in den „Aufzeichnungen“ (1864) des Prinzen von Noer zuſammen.

Zur ſelben Zeit, wo preußiſche Truppen in den Elbeherzogthümern für eine nationale Erhebung fochten, wurden ihre Kameraden befehligt, eine andere in Poſen niederzuſchlagen. Die hochfliegenden Hoffnungen der polniſchen Bevölkerung dieſer Provinz waren bald in Verzweiflung umgeſchlagen. Das nationale wünſchen, wollen und wirken der Polen ließ ſich mit den Intereſſen der 500,000 deutſchen Bewohner der Provinz nicht vereinbaren und viel weniger noch mit den Rückſichten des preußiſchen Hofes auf Rußland. Der König hatte auf den letzteren Punkt ſchon am 23. März in ſeiner Anſprache an eine polniſche Deputation, an deren Spitze der Erzbiſchof Przyluſki von Poſen ſtand, offen hingewieſen mit den Worten: „Ich bin den Kaiſer von Rußland mit flehentlichen Bitten angegangen, daß er nicht einſchreite, und ich habe die Verſicherung erhalten, daß er dies vor der Hand nicht thun wolle. Auf ſein Wort kann ich mich feſt verlaſſen; denn ſein Entſchluß iſt unerſchütterlich, er iſt ein Mann von eiſernem Willen, von dem edelſten und feſteſten Charakter, der mächtigſte, weiſeſte, der alleinige unter den Souveränen Europa's, der ſeine Macht mit unerſchütterlicher Kraft aufrecht zu erhalten weiß. Sein Wort iſt ja, ja; nein, nein. Wenn aber mit oder ohne meinen

Willen eine freie nationale Entwickelung im Großherzogthum Poſen verſucht werden ſollte, die auf ſeine polniſchen Provinzen von Einfluß und mit Gefahr für dieſelben verbunden wäre, ſo würde er, hierdurch gereizt, zum Schutze ſeines eigenen Reiches ſofort ſeine Truppen in Poſen einrücken laſſen". Dann erinnerte Friedrich Wilhelm an den unglücklichen Ausgang der polniſchen Erhebung von 1830, was ein Mitglied der Abordnung, Kraſzewſki, zu der Aeußerung reizte, ja damals habe der Vorfahr Sr. Majeſtät durch ſeine Hilfeleiſtung an Rußland der polniſchen Sache den Todesſtoß gegeben. „Uebrigens — fügte der Sprecher hinzu — haben wir auch im Jahre 1831 unglücklich geſtritten, ſo haben wir doch gezeigt, daß der ruſſiſche Koloß thönerne Füße habe". Wogegen der König: „Ich bin anderer Meinung und glaube, daß der Koloß eiſerne Füße habe". Und wiederum Kraſzewſki: „Nun, die neueſten Ereigniſſe haben uns bewieſen, daß auch manche andere eiſerne Füße zu thönernen werden können".

Einſtweilen erwieſen ſich jedoch die Füße der Preußen eiſern genug, um die polniſche Inſurrektion in Poſen raſch niederzutreten. Die Sendung des Generals Williſen, welcher vom preußiſchen Miniſterium zu Anfang Aprils nach Poſen entſandt wurde mit der Vollmacht, mit dem daſelbſt zuſammengetretenen polniſchen Nationalkomité eine Vereinbarung dahin zu treffen, daß eine nationale Reorganiſation des Großherzogthums unbeſchadet der preußiſchen Oberhoheit und mit Sicherſtellung der deutſchen Bewohner der Provinz angebahnt und durchgeführt würde, — dieſe Sendung brachte gar nichts nachhaltiges zuwege, weil ja die „Konvention von Jaroſlawic" nur dazu diente, jeder der beiden bewaffneten Parteien Vorwände zu der Behauptung zu geben, die eine oder die andere hätte die Beſtimmungen derſelben gebrochen. Denn ſchon waren hüben und drüben die nationalen Leidenſchaften zur wildeſten Glut entflammt. Der polniſche Adel, in der vergeblichen Hoffnung, ſeine unter ruſſiſcher und öſtreichiſcher Herrſchaft ſtehenden Landsleute ebenfalls mitfortzureißen, bewaffnete ſeine Bauern, ſtieg zu Pferde und machte unter der oberſten Leitung von Miroſlawſki, welcher erſt am 20. März aus ſeinem Gefängniß in der berliner Hausvogtei entlaſſen worden war, den Deutſchen im Großherzogthum den offenen Krieg. Die Polen konnten aber gegen die preußiſchen Truppen das Feld nicht lange halten und ſenkten am 9. Mai mittels der Kapitulation von Schroda die Fahne der Inſurrektion, an welcher die Maſſe der polniſchen Bevölkerung der Provinz gar nicht ſich betheiligt hatte.

Demokratiſche Phantaſten innerhalb und mehr noch außerhalb Preußens gaben ihrem Erſtaunen Ausdruck, daß, wie der Krieg in Schleſwig-Holſtein und die Niederwerfung des Aufſtandes in Poſen zeigten, die preußiſche Heermaſchine noch ſo gut arbeitete und daß von einem in Wolkenkukuksheim als unausweichlich vorausgeſetzten „Abfall“ der Soldaten überall nennenswerthes nicht zu ſehen war. Die guten Erſtauner und ſchlechten Soldatenkenner wuſſten eben nicht, daß der preußiſche Militärdienſt für viele tauſende von armen und ärmſten Teufeln ein Zuſtand des Behagens war und iſt. Die bäuerlichen Proletarier aus Lithauen, Poſen, Kaſſubien, Oſt- und Weſtpreußen, Pommern und den Marken ſogar, welche vielleicht ihr Leben lang noch nie ein gutgebackenes Stück Brot oder ein wohlzubereitetes Stück Fleiſch genoſſen und noch nie in einem guten Bette geſchlafen hatten, ſie fanden in den Kaſernen eine Exiſtenz vor, welche ihnen vielfach geradezu als eine paradieſiſche erſcheinen muſſte und in ihnen allmälig das Gefühl erregte, daß ſie doch ſo zu ſagen auch Menſchen ſeien. Zu wähnen, daß auf ſolche Leute die Stichworte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit u. ſ. w. eine Wirkung üben könnten, war eine jener demokratiſchen Kindiſchkeiten, die in der Chronik von Krähwinkel und in den Annalen von Schöppenſtädt beim Jahre 1848 maſſenhaft verzeichnet ſtehen . . . .

In den Augen der Mehrheit der berliner Bürgerſchaft war es übrigens durchaus überflüſſig und reiner Luxus, daß das Militär, bevor es wieder in Berlin einrückte, vorher in Schleſwig oder Poſen oder ſonſtwo ſich „rehabilitirte“. Schon am 27. März waren 14,000 Unterſchriften von berliner Bürgern beiſammen, welche die Rückkehr der Truppen wünſchten und verlangten. Dieſe tauſende beſtanden theilweiſe aus Gewerbetreibenden, Wirthen und Krämern, deren Geſchäfte durch den Wegzug des Militärs empfindlich gelitten hatten, und theilweiſe aus reichen Zähneklapperern, welche die Angſt vor dem „rothen Geſpenſt“ nicht mehr ſchlafen ließ, bis ſie ſich und ihre Kaſſenen wieder unter dem Schutze von wirklichen und ordonnanzmäßigen, nicht bloß nachgemachten, dilettantiſchen und bürgerwehrlichen Bajonnetten wuſſten.

Man darf dies der Hoch-Bourgeoiſie und Börſenbaronſchaft nicht übelnehmen. Ihr reichſein iſt nur ein „hangen und bangen in ſchwebender Pein“. Es ſind Parvenus, die niemals jenes Gefühl der Sicherheit des Beſitzes haben, welches alter Grundbeſitz verleiht, ſondern in ewiger Aufregung und Furcht auf ihren Werthpapieren ſitzen, immer zitternd, dieſelben könnten ihnen plötzlich unter dem Boden im Rauch aufgehen. Bei Tag und Nacht raunt ihnen ihr papierener Reichthum in die Ohren: Der Schwindel hat mich gegeben, der Schwindel kann mich wieder nehmen. Sie fühlen ſich unbehaglich in all ihrem Luxus, weil der Triebſand, auf welchem die ganze Herrlichkeit ruht, ſtets unter ihren Füßen zittert und kniſtert. Ein Wort, ein Hauch, ein Nichts erſchreckt ſie. Selbſt aus dem geringſten politiſchen Geräuſche heraus hören ſie den Ton der Poſaunen Joſua's, welche die Mauern von Börſen-Jericho umzublaſen drohen. Ihre Feigheit macht dieſes Spillicht von Menſchen argwöhniſch, die Angſt macht ſie grauſam. Sie athmen Furcht ein und Niedertracht aus. Der Korporalismus iſt ihr Ideal und ihre ganze Moral und Politik faſſt ſich in den Satz zuſammen: Ruhe um jeden Preis, damit wir ungeſtört weiterſchwindeln können!

Es bedurfte gar nicht der weitſchichtigen Machenſchaften des Herrn von Minutoli, des „Volksmanns“ Urban und anderer Macher, um das Verlangen nach der Wiederherbeiziehung von Militär als einen Geſammtwunſch Berlins erſcheinen zu laſſen. Dieſes Verlangen lag ja in der preußiſchen Luft, welche durch den Märzorkan wohl ungewöhnlich bewegt, nicht aber in ihren Beſtandtheilen verändert worden war. Man ließ ohne viel Mühe die Hauptleute der Bürgerwehr „Namens ihrer Bezirke“ den Wunſch nach Militär ausſprechen; am 28. März that dies der Magiſtrat von Berlin ebenfalls, am 29. folgte die Stadtverordnetenverſammlung nach. Der „politiſche“ Klubb rednerte zwar ein bißchen gegen das Hereinholen der Truppen, aber nur gegen ein „vorzeitiges“ und ſein Gerede ging im Lärm der allgemeinen Stimmung verloren. Später haben Mouchards, die Ohm und Mithalunken, gefabelt, die Demokraten hätten ſich vergebliche Mühe gegeben, das Volk gegen den Wiedereinzug der Truppen „aufzuwiegeln“. Wahr iſt nur, daß eine am 30. März bei den Zelten ſtattgehabte Volksverſammlung nachträglich gegen die „übereilte Wiedereinführung von Militär“ einen Proteſt beſchloß, alſo eine läppiſche Formalität.

Die militäriſche Umgebung des Königs konnte natürlich nicht ſo hartherzig ſein, der petitionirenden Stimme von Magiſtrat, Stadtverordneten und Bürgerſchaft der Hauptſtadt widerſtehen zu wollen. Schon am Nachmittage des 30. März rückte das 24. Infanterieregiment in Berlin ein, feſtlich eingeholt von Bürgerwehr- und Arbeiterkorps. Beim botaniſchen Garten erwiderte der Oberſt des Regiments, Ehrhardt, die ſeinen Leuten von ſeiten der Berliner gewordene freundliche Begrüßung mit den Worten: „Freunde, wir kommen zu euch, um mit euch gemeinſchaftlich Ruhe und Ordnung zu wahren und den neuen Geiſt ſich entwickeln zu helfen“ — welche Worte darthun, daß auch Regimentsoberſte in die ſeit etlichen Tagen modiſch gewordene façon de parler leidlich ſich zu finden wußten. Am folgenden Tage zogen 2 Bataillone vom 9. Régiment ein und am 3. April folgte das 3. Ulanenregiment.

Die Soldaten waren wieder da: Preußen hatte ſich wiedergefunden.

IV.

Ein König geſtrammt und ein Kaiſer entführt.

1.

Die Geſchichte des preußiſchen Märzminiſteriums, auch „Beſchwichtigungsminiſterium“ genannt, in welches im April noch Herr von Patow als Handelsminiſter eintrat, iſt bald geſchrieben. Sie lautet: Wenig Talent und kein Charakter, viel Geſchrei und wenig Wolle, große Worte und kleine Thaten.

Dieſe Herren Miniſter vom 29. März waren ganz unzweifelhaft vortreffliche Privatleute: nur leider waren ſie nicht ſolcher Zeug, aus welchem eine große Zeit große Staatsmänner macht. Sie konnten ſich alle mehr oder weniger Liberale nennen und ihre Politik war demnach jenes Amalgam von doktrinärem Dünkel und ſerviler Praxis, von Allerweltsaugendienerei im reden und einſeitiger Parteilichkeit im handeln, welches man vormärzlichen Liberalismus heißt. „In omnibus aliquid, in toto nihil“. Bis zu welcher Beſchränktheit des preußiſchen Unterthanenverſtandes dieſes Miniſterium es im Nothfalle bringen könnte, war ſchon dadurch angedeutet, daß ein Mitglied deſſelben, der „liberale“ Herr Graf von Schwerin, wenige Wochen vor Ausbruch der Märzbewegung bei Gelegenheit der Strafgeſetzberathung durch die Ausſchüſſe des Vereinigten Landtags eine Beſtimmung begeiſtert vertheidigt und auch glücklich durchgebracht hatte, welche Zuchthausſtrafe auf Beleidigung verſtorbener Mitglieder der königlichen Familie ſetzte. Schade, daß der „liberale“ Graf nicht im mittelalterlichen Byzanz lebte; er hätte verdient, Miniſter des erlauchten Hauſes der Paläologen zu ſein.

Man hat als von etwas großem, in den Annalen Preußens unerhörtem, man hat als von einer thatſächlichen Anerkennung der Revolution durch die Krone davon geredet, daß die beiden bürgerlichen Herren Kamphauſen und Hanſemann „aus ihren Kontoren über alle Köpfe der erſtaunten preußiſchen Bureaukratie hinweg in das Miniſterium Friedrich Wilhelms des Vierten getragen worden ſeien“. Wenn aber, wie geſchah, die Herren Kamphauſen und Hanſemann als viel zu unfähig und unentſchloſſen ſich erwieſen, den ſtarren Bann und eiſernen Zwang des preußiſchen Bureaukratismus und Militarismus zu brechen, ja wenn ſie vor dieſem Bann und Zwang anbetend auf den Knieen lagen wie gläubige Katholiken vor der Monſtranz, ſo muß der geſunde Menſchenverſtand ſagen, die beiden Herren wären beſſer in ihren Kontoren zu Köln und Aachen ſitzen geblieben. An der Spitze des preußiſchen Märzminiſteriums — denn ſie ſtanden an der Spitze deſſelben — haben ſie nur die traurige Unfähigkeit der Bourgeoiſie dargethan, großes groß zu faſſen und zu führen.

Mit der ganzen Selbſtgefälligkeit, welche dem Liberalismus zu eigen, hat Herr Kamphauſen das Miniſterium, dem er vorſaß, in einer am 26. Juni in der preußiſchen Nationalverſammlung gehaltenen Rede ein ſolches genannt, welches „nach ſeiner perſönlichen Zuſammenſetzung geeignet war, den Staat ohne lebensgefährliche Zuckungen über die Kluft, welche das alte Syſtem von dem neuen trennt, hinüberzuführen“. Aber wurde denn der Staat wirklich über dieſe Kluft hinübergeführt? Nein. Iſt wirklich ein neues Syſtem an die Stelle des alten getreten? Abermals nein; denn die Herren Kamphauſen und Konſorten werden doch keinen Menſchen, ihre mehr oder weniger liberalen Mitbourgeois natürlich ausgenommen, glauben machen wollen, daß die Verbrämung und Umflitterung des alten Syſtems mit etwelchem konſtitutionellen Firlefanz ein neues Syſtem begründet hätte? Es gebt doch wahrlich nichts über die Eitelkeit der Impotenz, welche in der Politik, gerade wie in der Literatur, zu ſchaffen glaubt, weil ſie vom ſchaffen ſchwatzt. Es iſt ja allzeit und überall das Kennzeichen der Halbheit, ſchlechterdings ein ganzes vorſtellen zu wollen.

Herr Kamphauſen und ſeine Kollegen ließen bei jeder Gelegenheit oder auch Nichtgelegenheit emphatiſch merken, daß ſie ſich vor allem dazu berufen glaubten, als Schilde vor den Thron ſich zu ſtellen. Das war freilich eine ebenſo leichte als dankbare Aufgabe. Denn wem iſt es denn in dem durch und durch monarchiſchen Preußen jemals ernſtlich eingefallen, den Thron zu bedrohen? Es iſt ein Anblick von großer Komik geweſen, dieſe ſonſt erzproſaiſchen preußiſchen Märzminiſter, dieſe halb- oder ganzliberalen Junker und Handelsbarone als richtige Don Quijotes mit der Lanze der Legitimität gegen die Windmühle des Antiroyalismus anrennen zu ſehen. Allerdings war dieſe Tapferkeit eine ſehr ungefährliche. Gefährlicher wäre es ſchon geweſen, ſtatt für das unbedrohte Königthum donquijotiſch ſich zu erhitzen, für die ſehr bedrohten „Märzerrungenſchaften“ ernſtlich einzutreten.

2.

An ſchönen Phraſen hat es natürlich nicht gefehlt. In der Rede, womit der Herr Miniſterpräſident Kamphauſen den wiederverſammelten Vereinigten Landtag am 2. April eröffnete, hieß es: „Das preußiſche Volk, indem es die freie Berathung ſeiner wichtigſten Angelegenheiten in der Preſſe und in öffentlichen Verſammlungen angetreten hat, darf nicht verkennen, daß nur im Kampfe der Anſichten die Wahrheit durchbricht, daß zur Wahrung der Freiheit jede Meinung mit voller Berechtigung und ungehindert ſich muß äußern dürfen“.

Wie verhielt ſich nun zu dieſer liberalen Theorie die liberale Praxis? Wie gewöhnlich.

Um der Wahrheit zum Durchbruche zu verhelfen und die Anſichten und Wünſche des preußiſchen Volkes zu vertreten, wurde vom Miniſterium Kamphauſen der ganz und gar feudale Vereinigte Landtag noch immer für fähig und bevollmächtigt angeſehen. Daß die preußiſchen Märzminiſter an der Berufung dieſer Verſammlung feſthielten, welche nach den Märztagen nur noch die Bedeutung einer hiſtoriſchen Kurioſität haben konnte, daß ſie dieſe Ausgeburt der mittelalterlichen Marotten des Königs jetzt noch als Nationalrepräſentation gelten laſſen wollten, bezeugte unwiderſprechlich ihre Unfähigkeit, die Märzbewegung zu begreifen, ihre Muthloſigkeit, die Reſultate derſelben anzuerkennen, und ihre Unluſt, die Konſequenzen dieſer Reſultate zu ziehen.

Freilich, der Vereinigte Landtag machte es, wie ähnliche Verſammlungen in Deutſchland damals überall es gemacht haben, d. h. er ſtimmte nicht nur dem liberalen Miniſterium in allem und jedem zu, nachdem der Herr von Vincke mit ſeinen weſtphäliſchen Junkerſporen etwas weniges antidemokratiſch geraſſelt hatte, ſondern er überliberaliſirte ſogar noch den märzminiſteriellen Liberalismus. Der Landtag amendirte nicht bloß den „Entwurf eines Wahlgeſetzes für die zur Vereinbarung der preußiſchen Staatsverfaſſung zu berufende Verſammlung“ in einer freiſinnigeren Art und Weiſe, als den Miniſtern lieb war, ſondern er votirte auch mit ungeheurer Mehrheit — von der Minderheit vertrat nur der Herr von Biſmarck-Schönhauſen in mannhafter und Herr von Thadden-Trieglaff in grotesker Weiſe die altpreußiſch-feudalen Anſchauungen — eine Adreſſe an den König, welche neben dem zwar die indirekte Wahlart feſthaltenden aber doch auf Urwahlen gegründeten Wahlgeſetze noch forderte Preßfreiheit, freies Verſammlungs- und Vereinsrecht, Habeas-Korpusakte, Unabhängigkeit des Richterſtandes, Aufhebung des eximirten Gerichtsſtandes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege mit Geſchworenen in Straſſachen, Gleichberechtigung der Bekenner aller

Religionen in Staat und Gemeinde, allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, beſchließende Stimme der Volksvertretung inbetreff der Geſetzgebung und des Staatshaushalts, Miniſterverantwortlichkeit, Beeidigung des Heeres auf die Verfaſſung, endlich die Umwandelung Deutſchlands aus einem Staatenbunde in einen Bundesſtaat mit Volksvertretung bei dem Bunde. „Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?“

Die Abgötterei, welche in jener Zeit ſeitens einer gedankenloſen Straßendemagogie mit dem Abſtraktum Volk oder auch mit dem Konkretum Proletariat getrieben wurde, war ekelhaft. Aber noch ekelhafter war doch die Blitzgeſchwindigkeit, womit in Preußen, wie in Oeſtreich, wie im übrigen Deutſchland, ſervilſte Kreaturen, obſtinateſte Rückwärtſer ſich anſtellten, als wären ſie über Nacht zu Schnellläufern des Vorſchritts geworden. So ein Prachtexemplar von einem im Nu vollſtändig Umgewandelten war z. B. der Herr Oberpräſident von Meding, welcher, wie er im Vereinigten Landtage erklärte, ſeine „abweichenden perſönlichen Anſichten dem unterwarf, was er als den Willen des Königs und des Landes erkannte“, hinzufügend: „Ich hänge daher für meine Perſon dem konſtitutionellen Syſtem freimüthig und offen an und werde dies thun, ſo lange Se. Majeſtät der König und das Vaterland es angemeſſen finden, ſich meiner Dienſte zu bedienen“.

Und durch die traurige Komödie einer ſolchen Bekehrung zu den neuzeitlichen Ideen, wie die Mehrheit des Vereinigten Landtags ſie kundgab, ließen ſich Kamphauſen und Hanſemann in ihrer Verblendung ſtärken und ſteifen, doch ja nur vom beſtehenden „Rechtsboden“ aus dieſen Ideen zu beſcheidener Geltung verhelfen zu wollen, — eine Thorheit, welche märchenhafter wäre als irgendein Märchen von 1001 Nacht, falls ſie nicht aktenmäßig feſtſtünde.

Aber ihr Meiſterſtück im Gewerbe der Staatsmänniſchkeit machten die preußiſchen Herren Märzminiſter doch mittels der Art und Weiſe, wie ſie den Vollzug der Wahlen zum deutſchen Parlamente behandelt wiſſen wollten. Am 3. April brachten ſie im Vereinigten

Landtag eine königliche Propoſition ein, welche auf Grund des Beſchluſſes der Bundesverſammlung vom 30. März die „Wahlen von Nationalvertretern" anordnete, die „am Sitze der Bundesverſammlung in einem möglichſt kurzen Termine zuſammenzutreten haben, um zwiſchen den deutſchen Regierungen und dem Volke das deutſche Verfaſſungswerk zu ſtande zu bringen", und demzufolge die Mitglieder des Vereinigten Landtags und zunächſt die in demſelben ſitzenden Abgeordneten der zum deutſchen Bunde gehörigen Provinzen aufforderte, die „für letztere zu der Verſammlung der deutſchen Nationalrepräſentation abzuordnenden 113 Vertreter unverzüglich zu wählen".

Die Abgeordneten Preußens zu einer deutſchen Nationalverſammlung, welche auf weſentlich moderner, ja geradezu revolutionärer Grundlage die Neugeſtaltung Deutſchlands vollbringen ſollte, durch eine vormärzlich-mittelalterlich-feudaliſtiſche Verſammlung wählen zu laſſen, das war wirklich die ſchlaueſte der liberalen Schlaumaiereien, das war der Superlativ von Märzminiſterei. Dieſer Blödſinn hatte augenſcheinlich in der zappelnden Furcht ſeinen Grund, es könnte in Frankfurt eine demokratiſche, ja eine „revolutionäre" Mehrheit zuwegekommen. Er muſſte aber, wie in der Regel der Blödſinn, auch diesmal ſeinen Verlauf haben; denn am 6. April wählten die Mitglieder des Vereinigten Landtags aus den preußiſchen Bundesländern, nach Provinzialſtänden geſondert, richtig Parlamentsabgeordnete. Dabei fielen ſie aus der ihnen ſo plötzlich angeflogenen Vorſchrittsrolle und trafen Wahlen wie die des in einem fanatiſchen Chriſtgermanen verwandelten Juden Stahl und die des Herrn von Keller, welcher ſich aus einem züricher Radikalen in einen Fartcatcher der altpreußiſchen Staatsjunkerei umſophiſtiſirt hatte. Weiter ging jedoch die ſchnöde Machenſchaft nicht. Alles, was von revolutionären Impulſen in Berlin noch vorhanden war, kochte auf gegen dieſe Parlamentswahlprocedur, welche übrigens durch die Bundesbeſchlüſſe vom 7. April annullirt wurde. Hierdurch ſah ſich die preußiſche Regierung aufgefordert, „die Wahl der Abgeordneten zur deutſchen konſtituirenden Verſammlung ſofort lediglich nach Maßgabe der Beſchlüſſe des Vorparlaments anzuordnen“, und ſie fügte ſich dieſer Aufforderung, ſicherlich mit im Hinblick auf die Thatſache, daß zur Zeit die Temperatur in Berlin und ſämmtlichen größeren Städten der Monarchie für die „Umkehr“ doch noch keine ſo recht angenehme und einladende war.

In den Tagen vom 1. bis zum 10. Mai wurde in Berlin und in ganz Preußen die erſte große Wahlſchlacht geſchlagen, welche dieſes Land geſehen hat. Am 1. Mai traten die Urwähler zuſammen, um die Wahlmänner zu erkieſen; am 8. Mai wurden durch die Wahlmänner die Abgeordneten zur preußiſchen konſtituirenden Verſammlung, am 10. Mai die Vertreter Preußens im deutſchen Parlament ernannt. Dieſe Wahlen, insbeſondere die für das preußiſche Abgeordnetenhaus, gaben dem Märzminiſterium keineswegs ein Vertrauensvotum. Die bürgerlichen Mittelklaſſen hatten in weit überwiegender Mehrzahl ihre Kandidaten durchgeſetzt und dieſe Wahlen legten unwiderſprechliches Zeugniß ab, daß die Stimmung in dieſen Volkskreiſen zur Zeit weit mehr eine radikale als eine liberale war. Mit anderen Worten, die bürgerlichen Mittelklaſſen in Preußen, dazumal noch nicht müde, miſſtrauiſch und memmenhaft geworden, wie ſie es ſpäter wurden, zeigten durch ihr Wahlvotum dem Miniſterium, daß ſie den Neu-Aufbau Preußens und Deutſchlands anders und entſchiedener zur Hand genommen wiſſen wollten, als bislang geſchehen war. Sie gaben durch ihr Wahlvotum deutlich zu erkennen, wie ſehr ſie wünſchten, das Märzminiſterium möge ſich nicht länger zum Narren und Handlanger der Hofkabale hergeben, ſondern im Sinn und Geiſt der Märztage vorgehen und die klägliche Zweiächſelei fahren laſſen.

Was gaben nun die Herren Kamphauſen, Hanſemann und Konſorten auf dieſe Mahnung zur Antwort? Nur einen neuen groben Miſſgriff, welcher zugleich ein Frevel an Deutſchland war. Schon durch die Wahlergebniſſe ſtupifizirt, ließen ſich die Miniſter durch höfiſche Ohrenbläſereien ſo verblenden, daß ſie hüben in Berlin ſchon den leibhaftigen Teufel der Anarchie und drüben in Frankfurt des

Teufels leibhaftige Großmutter, die Revolution, vor ihren Augen herumtanzen ſahen. Dieſe eingebildete Gefahr zu beſchwören, kamen ſie auf den Einfall, den Teufel durch ſeine Großmutter zu bekämpfen und umgekehrt, d. h. Berlin durch Frankfurt und Frankfurt durch Berlin lahmzulegen, das deutſche Parlament mittels des preußiſchen und das preußiſche mittels des deutſchen zur Ohnmacht herabzuquängeln. Einen andern Sinn konnte der Beſchluß des Miniſteriums, daß die preußiſche „Nationalverſammlung“ zur gleichen Zeit mit der deutſchen tagen ſollte, gar nicht haben. Dieſer Beſchluß, welcher dem deutſchen Parlament einen ſeiner beſten Lebensnerven, vielleicht geradezu den Lebensnerv durchſchnitt, war ein ſchnöder Verrath an der Nation. Aber die Herren vom Miniſterium Kamphauſen, ſagt man, haben die unſelige Tragweite dieſer thörichten Schlußnahme nicht vorhergeſehen. Mag ſein; Leute jedoch, welche ſo ſehr aller Vorherſicht bar und ledig ſind, ſollten nicht die Anmaßung haben, einen Staat lenken zu wollen, und wenn behauptet worden iſt, die Miniſter hätten ſich auch in dieſer Sache, wie in vielen anderen, ihrer beſſeren Einſicht entgegen den Antrieben der Hofkabale gefügt, ſo mildert das, falls es wahr, die Strenge des Urtheils über dieſe Märzminiſterei gewiß nicht, ſondern verſchärft dieſelbe nur noch.

Die volle Wahrheit aber dürfte ſein, daß die Herren Kamphauſen und Hanſemann als richtige Parvenus den Urſprung ihrer Miniſterſchaft vergeſſen und vergeſſen machen wollten und daß ſie für die Rückwärtſerei um ſo eifriger ins Zeug gingen, als ihnen ihr Gewiſſen fortwährend die Thatſache vorhielt: Es war doch nur die Revolution, welche euch an den Miniſtertiſch emporgetragen hat!

Im übrigen iſt dieſe ganze Angelegenheit kaum einer Erörterung und jedenfalls iſt ſie keiner Ereiferung werth. Denn das ganze thun und laſſen der preußiſchen Märzminiſter war ja nur ein Vorhang, hinter welchem das wahre und wirkliche Preußenthum ſein damaliges Hauptgeſchäft verrichtete, das Geſchäft, den König wieder zu „ſtrammen“, um dann ſpäter, wann die Zeit gekommen wäre, den Vorhang beiſeite zu ſchieben, den wiedergeſtrammten König hervortreten und ſagen zu laſſen: So will ich's haben und ſo muß es ſein! Fort mit Schaden! Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Ich kommandire und ihr gehorcht! Sela.

3.

Die am 22. Mai eröffnete preußiſche Nationalverſammlung bildete auch nur ein Stück Vorhang.

Charakteriſtiſch genug hatte dieſe Konſtituante Preußens kein eigen Dach und Fach, ſondern muſſte zur Miethe wohnen und zwar in der Singakademie, womit ſymboliſch angedeutet ſein konnte, der Konſtitutionalismus möge ſich die Zeit mit ſingen und ſagen vertreiben, derweil der Abſolutismus ſeine Wiederſtrammungskur durchmachte.

Die Eröffnungsfeierlichkeit, ſehr dürftig und kahlmäuſeriſch zugeſchnitten, ging im Weißen Sale des königlichen Schloſſes vor ſich. Es müſſen recht peinliche Gefühle geweſen ſein, womit Friedrich Wilhelm der Vierte von ſeinem Throne herab dieſe Verſammlung der Vertreter des preußiſchen Volkes anſah. Schon der bloße Anblick dieſer bürgerlich gekleideten Männer, von denen — gruſelig zu melden! — ſehr viele nicht einmal weiße Halsbinden und Weſten angethan hatten, muſſte dem Könige ſagen, daß es mit dem geliebten Mittelalter aus und mit der theuren Romantik vorbei ſei. Drückten ſich doch in einem Winkel des Prachtſals ſogar ſtruppelbärtige Kerle herum, bäueriſche Abgeordnete aus Poſen und der ſchleſiſchen Waſſerpolakei, angethan mit Wämmſern und Hoſen von ungebleichter Leinwand. Wie ſtach das alles ſo miſſfällig ab gegen den feudalen Pomp, womit weiland der Vereinigte Landtag eröffnet worden war! Wie hatte damals in dieſem Sal alles mittelalterlich geflimmert und geſchimmert, wie hatte es chriſtlich-germaniſch gerochen! Damals hatte Friedrich Wilhelm die famoſe Phraſe von dem „beſchriebenen

Blatt Papier" fliegen laſſen; damals hatte er in ſeiner Königſchaft hochſchwellendem Gefühle ſich vermeſſen, keiner Macht der Erde ſollte es gelingen, ſo ein Blatt Papier, ſo eine Konſtitution aufzurichten zwiſchen ihm, dem Geſalbten des Herrn, und ſeinem Volke. Und jetzt? Jetzt war das verabſcheute Blatt dennoch da; der Herr Miniſterpräſident, ein bürgerlicher Miniſterpräſident — eleleu! ototototoi! — hatte es ſchon in der Taſche: den Konſtitutionsentwurf.

Die Ironie der Geſchichte iſt mitunter von wahrhaft diaboliſcher Bosheit. Im ſolchen Augenblicken vernehmen hörende Ohren das Hohnlachen aller Dämonen der Höllen Dante's und Milton's.

Die Thronrede, welche der König aus der Hand Kamphauſens entgegennahm, war ſo nüchtern gehalten und ſo geſchäftsmäßig ſtiliſirt, daß man ihr leicht anmerkte, ſie ſei nicht das Werk deſſen, welcher ſie vorlas. Die große deutſche Frage war darin ganz bettelhaft knapp behandelt und mit der kühlen Redensart abgeſpeiſ't: „Die Einheit Deutſchlands iſt mein unverrückbares Ziel, zu deſſen Erreichung ich Ihrer Mitwirkung mich verſichert halte". Die ganze Eröffnungsſcene brachte keinen verſöhnenden und erhebenden, ſondern vielmehr einen trennenden und erkältenden Eindruck hervor. Man fühlte, der Monarch und die Verſammlung ſtanden einander, wenn nicht geradezu feindlich, ſo doch fremde gegenüber.

Die Verſammlung konſtituirte ſich proviſoriſch unter dem Alterspräſidium des Herrn von Schön, einer ehrwürdigen Ruine aus Preußens großer Zeit von 1808 — 15; dann definitiv unter dem Vorſitze des Herrn Milde, eines breslauer Fabrikherrn. Vicepräſidenten wurden die Herren Eſſer und Waldeck. Die Berathungen trugen übrigens von Anfang einen tumultnariſch anarchiſchen Charakter, welcher vorherſehen ließ, daß das ganze Ding ein ſchlimmes Ende nehmen würde. In demſelben Maße, in welchem es dem Miniſterium an Muth und Vertrauen zum Volke gebrach, fehlte der überwiegenden Mehrheit der preußiſchen „Nationalverſammlung" jener politiſche Inſtinkt und Takt, welcher die mangelnde Erfahrung einigermaßen zu erſetzen vermag. Es kam in den Verhandlungen dieſer Konſtituante denn doch gar häufig eine grasgrüne Unreife zum Vorſchein, welche ſolchen rechtgab, die da meinten, das preußiſche Volk ſei überhaupt nicht zum Selfgovernment befähigt, ſondern nach wie vor zum Kommandirtwerden und zu „ſtrammer“ Subordination beſtimmt. Bei ſothaner Sachlage war es dann doppelt widerlich, daß die gaſſendemagogiſche Volksvergötterung auch in den Räumen der Singakademie graſſirte und man daſelbſt noch immer mit dem 18. und 19. März renommirte und bramarbaſirte, während draußen der Märzſturm bereits gründlich verrauſcht war.

Es unterſteht keiner Frage, daß der Mangel an freiem Blick, großem Wurf und kräftiger Initiative, welcher das Miniſterium Kamphauſen durchweg kennzeichnete, an der raſch eintretenden Ebbe der berliner Bewegung mitſchuld geweſen iſt. Denn es ging auch in Preußen wie überall in Deutſchland, d. h. als das Volk ſah, wie ſehr es ſeinen oberſten Führern, den Oppoſitionschefs der vormärzlichen Zeit, an Talent, Muth und Selbſtvertrauen fehlte, jetzt, nachdem ſie zur Macht gelangt waren, ihren Ideen zur Verwirklichung, ihren Grundſätzen zur Geltung zu verhelfen, da begann das Volk dieſe Ideen und dieſe Grundſätze, ſowie ihre Träger, erſt mit Gleichgiltigkeit und dann mit Verachtung anzuſehen und wieder mit verdoppeltem Reſpekt zu denen aufzublicken, welche Entſchloſſenheit genug beſaßen, die halbverlorene Gewalt zurückzuerobern und von der zurückeroberten energiſch Gebrauch zu machen, wäre es auch im rückwärtſigen Sinne. Hierzu trat aber noch, die Kraft der Bewegung namentlich in den bürgerlichen Mittelklaſſen erſt zu ſchwächen und endlich ganz lahmzulegen, als weiteres Motiv die unleugbare Wirkung, welche das durch den Phraſenblasbalg halb oder ganz verrückter Schwätzer glücklich aus einem Zicklein zu einem Tiger aufgeblaſene Schreckgeſpenſt des Kommunismus auf die bürgerliche Welt übte. Man merkte dieſe Wirkung insbeſondere auch in den Reihen der berliner Bürgerwehr, auf welches Inſtitut man anfangs ſo überſtiegene Hoffnungen gebaut hatte und das unter dem Kommando des Generals von Aſchoff, dem man ſchuldgab, ein gefügiges Werkzeug rückwärtſiger Kabalen zu ſein, richtig immer „kläteriger“ wurde. Summa: im Mai war die Situation in der preußiſchen Hauptſtadt ſchon ſo, daß Herr Friedrich von Raumer — damals noch nicht die lächerliche Figur, welche er ſpäter als Parlamentsmitglied in Frankfurt und vollends gar als „Reichsgeſandter“ in Paris machte — am 17. ſchreiben konnte: „Bis etwa 14 Tage nach dem 18. März war überall faſt nur die Rede von den unſterblichen Barrikadenhelden, die ihres gleichen in der ganzen Weltgeſchichte nicht hätten, gegen welche Leonidas und ſeine 300 Spartaner nur jämmerliche Stümper wären, denen man in Marmor und Erz ewige Denkmale errichten müſſe u. ſ. w. Seit 4 Wochen aber nimmt keiner mehr das Wort Barrikade und Barrikadenheld in den Mund, der 18. März wird zum noli me tangere und in vertrauteren Geſprächen wünſcht man die Helden der „glorreichen“ Nacht zum Teufel. So ändern ſich die Zeiten und es iſt für ein Glück zu achten, wenn die höchlich erzürnten Bürger nicht die Proletarier niederſchießen müſſen, um Ordnung herzuſtellen“.

4.

Der von dem Miniſterium vorgelegte Verfaſſungsentwurf, in der Hauptſache ſelbſtverſtändlich der engliſchen Schablone nachgepinſelt, bezeugte klärlich, was für einen blaſſen Schemen von Scheinkonſtitutionalismus zu wollen und zu fordern ſchon im Mai der Hof wiederum ſich ſtark genug fühlte und wuſſte. In den Augen der altpreußiſchen Staatsjunkerei war jedoch auch dieſer Schein und Schemen noch ein heftiges Aergerniß, deſſen Wegwiſchung ſofort mit allen Mitteln eifrigſt angeſtrebt wurde. Nach der entgegengeſetzten Richtung hin konnte natürlich der Entwurf auch nicht befriedigen und ſo wurde die arme Miſſgeburt verachtungsvoll zwiſchen den Parteien hin- und hergeſtoßen, bis ihr kurzdärmiges Scheindaſein zu Ende war.

Die berliner Bürgerwehr ſollte der miniſteriellen Verfaſſungsvorlage ſo zu ſagen zu Gevatter ſtehen, ſollte den mißſchaffenen Balg aus der Taufe heben und zwar mittels der auf den 23. Mai angeſetzten ſogenannten „Vertrauensparade“. Sie fand wirklich ſtatt, fiel aber dünn und unerquicklich aus. Verſchiedene Abtheilungen der Bürgerwehr hatten ſich gar nicht zur Aufſtellung unter den Linden eingefunden. Andere, ſchon aufgeſtellt, verließen grollend und ſchimpfend ihren Platz wieder, nachdem ſie über einzelne Beſtimmungen des Konſtitutionsentwurfs näheres erfahren hatten. Der König erſchien in militäriſcher Gala, umgeben von einer dicken Wolke von Generalen und Adjutanten. Er machte die Sache ſchweigſam und im Galopp ab. Offenbar war alles darauf angelegt, dem bewaffneten Bürgerthum gegenüber den Glanz und Prunk des königlich preußiſchen Militarismus zu ſchneidend gegenſätzlicher Anſchauung zu bringen. Lächerlich war der Herr General von Aſchoff anzuſehen, welcher, dem Könige zur Seite reitend, mit Blick, Gebärde und Degenwink die verdroſſenen Bürgerwehrmänner zum Hoch- und Hurrahrufen anzufeuern ſtrebte, und für eine nicht gerade günſtige Vorbedeutung mußte es gelten, wenn die Ulanenmuſikbande, welche an der Schloßbrücke bei der berittenen Bürgerwehr aufgeſtellt war, den König mit den Klängen der ruſſiſchen Nationalhymne empfing. Während unter den Linden dieſe kühle Vertrauensparade vor ſich ging, welche eigentlich eine gegenſeitige Mißtrauensparade geweſen iſt, demonſtrirte ein Theil der akademiſchen Jugend anderweitig, indem ſie „als Zeichen der Trauer über den Verfaſſungsentwurf“ eine ſchwarze Fahne auf den Balkon des Univerſitätsgebäudes pflanzte.

Daß die leitende Partei bei Hofe ſchon um dieſe Zeit zu den „rettenden Thaten“ entſchloſſen war, welche ſie dann im Spätherbſte vollbringen ließ, unterſteht keiner Frage. Dagegen iſt es zweifelhaft, ob der nachmals in Vollzug geſetzte Plan damals ſchon auch Friedrich Wilhelm dem Vierten vorſchwebte, und wäre es auch erſt in dämmernden Umriſſen. Gewiß iſt jedenfalls, daß der König im Mai noch lange nicht genug „geſtrammt“ war, um die entſchiedenen Umkehrleute zu einem ein- und durchſchneidenden „Bruch mit der Revolution“ zu bevollmächtigen.

Starke Anzeichen ſprachen dafür, daß Friedrich Wilhelm einen ehrlichen Anlauf genommen hatte, mit der neuen Ordnung oder, wenn man will, mit der Unordnung der Dinge voranzuſchreiten. Dieſer Anlauf hatte gerade ſo lange gewährt, als die ſtaunenswerth Schlag auf Schlag herangeſtürzten Ereigniſſe die Phantaſie des Königs erregt und beſchäftigt hatten. Als aber an die Stelle der Ueberraſchungen und Aufregungen die trockene Geſchäftsmäßigkeit des Konſtitutionalismus trat und durch ihre eintönige Regelrechtigkeit den Monarchen zu langweilen begann, da erwachten alle Antipathieen des Romantikers und Abſolutiſten wieder und vergifteten den in ſeiner Seele zurückgebliebenen Stachel der Erinnerungen aus den Tagen und Nächten des März.

Die Flüſterblicke und Wiſperworte ſeiner Umgebung thaten das übrige; beſonders dann, als der König, aus dem „revolutionären“ Berlin nach Potsdam übergeſiedelt, wieder ganz in der höfiſch-abſolutiſtiſch-pietiſtiſchen Atmoſphäre athmete. Es war einer der größten Fehler, eine der verhängniſſvollſten Schwächen des Miniſteriums Kamphauſen, daß es dieſe Verpotsdamung des Monarchen zugelaſſen hat. In Potsdam war es, wo das Werk der Wiederſtrammung Friedrich Wilhelms ſo recht ungeſtört mit Bedacht, Methode und Eifer betrieben wurde, und ein unbefangener Urtheiler muß zugeben, daß die Hof-, Militär-, Bonzen- und Mandarinen-Rückwärtſerpartei dieſes Geſchäft mit vollendeter Geſchicklichkeit verrichtete. Der Punkt, von welchem ſie dabei ausging, war der bekannte Mythus von der „Rotte fremder Böſewichte, Franzoſen, Polen und Juden“, welche die berliner Revolution gemacht hätte. Hatte man erſt den König — wie es ja wirklich glückte — zum unerſchütterlichen Glauben an dieſen Mythus gebracht, ſo vermochten ihn die Hände, welche das Strammmachungsgeſchäft beſorgten und unter denen ſehr weiſe, weiche und weihwaſſerfeuchte waren, unſchwer von Stufe zu Stufe zu der Ueberzeugung hinaufzuhätſcheln, daß es ſeine königliche Schuldigkeit und patriotiſche Pflicht ſei, ſein angeſtammtes Land und Volk aus den revolutionären Teufelskrallen der beſagten böſewichtigen Rotte zu erlöſen.

Während Friedrich Wilhelm der Vierte ſchon manche zu dieſer Ueberzeugung führende Wegſtufe zurückgelegt hatte, wiegte ſich der gute Herr Kamphauſen, deſſen Miniſterpräſidentſchaft für ſeine eigene Perſon nur ein Martyrium war, welches das aufrichtigſte Mitleid verdiente, noch in dem Thorenwahn, durch fortgeſetzte Nachgiebigkeit und Schonungsübung nach oben den Hof mit dem neuen zu verſöhnen und die Anhänger des alten zu beſchwichtigen. Da kannte doch die alte derbwahre und wahrderbe Pfälzerin, Eliſabeth Charlotte d'Orleans, die Menſchen und die Parteien anders und beſſer. „Es iſt gar einfältig — hat ſie geſagt — zu glauben, daß man die Höflinge und die Pfaffen durch Milde und Sanftmuth gewinnen könne; denen muß man den Daumen gleich recht feſt aufs Auge drücken". Die Herren vom königlich preußiſchen Märzminiſterium waren aber nichts weniger als Daumendrücker und gerade darum ſtanden ſie auch in der Achtung ihres Gebieters ſo niedrig wie möglich. Der König war für ſeine Perſon ſchon zu Anfang des Sommers aus ſeiner märzlichen Verdatterung und Verblaſenheit wieder ſoweit herausgeſtrammt, daß er die nachmaligen „rettenden Thaten" vom November ſchon jetzt, im Brachmonat, gerne gethan geſehen hätte. Ein durchaus glaubwürdiger Zeuge beurkundet uns das. Am 10. Juni hatte der Freiherr Chriſtian Friedrich von Stockmar im Schloſſe von Charlottenburg eine lange Unterredung mit Friedrich Wilhelm dem Vierten. Im Verlaufe derſelben erfuhr der Freiherr, daß der König große Luſt hatte, mit der ganzen „Schweinerei" von Revolution ſchon jetzt abzufahren. Stockmar, welcher zu geſcheid war, als daß er die Windbeuteligkeit dieſer berliner Revolution nicht erkannt hätte, rieth auch ſeinerſeits zu entſchloſſenem vorgehen. Worauf der König: „Ja, wenn meine Miniſter nicht ſolche" — (Lumpen-

oder Schweinehunde?) — „wären! Aber mit Ausnahme des einzigen Schwerin ſind ſie alle Feiglinge“ *). Eine heitere Probe vom Fürſtendank für märzminiſterliche Dienſtbefliſſenheit! Schade, daß wir ähnliche, zweifelsohne geſprochene Dankesworte aus anderen königlichen, herzoglichen und fürſtlichen Schlöſſern noch nicht zu regiſtriren vermögen.

5.

Wenn nicht verſchwiegen werden darf, daß in der Spreeſtadt die Lumpagogie rührig genug war, um in den höfiſchen, bureaukratiſchen und ſogar in den bürgerlichen Kreiſen, in der eleganten wie in der frommen Welt, der Sehnſucht nach „Umkehr“ ſtets neue und willkommene Nahrung zu bieten, ſo konnte ſie ſich an Geltung und Gewalt doch lange nicht mit der Krakehlokratie meſſen, welche in der Donauſtadt den Ton angab. Auch in Berlin zwar wuſſte man von der Macht, welche der Katzenmuſik innewohnt, zu ſagen und zu klagen; aber in Wien war die Katzenmuſik eine Weile geradezu ſouverän.

Die wüſte Spektakelei, welche in der deutſchen Bewegung von 1848 überhaupt einen ſo breiten Raum gewann, mag allerdings einestheils mit Fug dem vormärzlichen Polizeiſtaat auf Rechnung geſchrieben werden, weil derſelbe die politiſche Erziehung des Volkes mit allen Mitteln verhindert hatte. Die ſo lange geſtreute abſolute Bevormundungsſaat ging jetzt als Skandal- und Krawallunkraut auf. Allein anderntheils hatte dieſe Spektakelſucht doch noch einen tieferen Grund: ſie wurzelte in dem deutſchen Kneipenhumor, welcher mitunter recht liebenswürdig ſein kann, aber, weil er jahraus jahrein

---

*) Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Chr. Fr. von Stockmar (1872), S. 512 ſq.

obenauf ſein will, leicht ins Triviale und Abſurde fällt. Die ewige Wirthshausbummelei — bekanntlich ein Nationallaſter der Deutſchen von Anfang an*) — läppert die Menſchen in eine fade und falſche „Gemüthlichkeit“ hinein, entwöhnt ſie des ſtrengen und logiſchen Denkens und gewöhnt ſie an eine frivole Faſſung und Führung auch der ernſteſten Dinge, ſo daß ſie unſchwer dazu kommen, die öffentlichen Angelegenheiten vom Standpunkte des „Vive la bagatelle!“ aus zu betrachten und die Politik für einen „Jux“ anzuſehen, welcher vor allem einen recht vergnüglichen Zeitvertreib gewähren müſſe. Weit mehr, als eine oberflächlich-vornehme Betrachtung der Ereigniſſe von 1848 anzunehmen geneigt ſein möchte, hat zu dem jammerſäligen Verlauf der deutſchen Bewegung der Umſtand beigetragen, daß eine Menge von „Kneipgenies“ ſich plötzlich zu Volksführern berufen fühlte und in dieſer Rolle anerkannt wurde. Es wirkte das auf der einen Seite ebenſo unheilvoll wie auf der andern die Thatſache, daß ſämmtliche deutſche Profeſſoren wähnten, über Nacht zu „Staatsmännern“ geworden zu ſein. . . .

Der Zerfall des Staates, die Auseinanderbröckelung der Regierungsmaſchine, der allgemeine Wirrwarr und Durcheinander, die Rath-, Zucht- und Zügelloſigkeit war in Wien ohne Frage noch größer als in Berlin und in demſelben Verhältniſſe auch die Stellung des Miniſteriums Ficquelmont-Pillersdorff ſchwieriger als die des Miniſteriums Kamphauſen. Dieſes hatte es doch nur mit der Hofkabale, mit den Munkelern und Muckern, mit den militäriſchen Taradiridatumdarideſſen und mit den demokratiſchen Horribilikribifaxen, ſowie allenfalls noch mit den Dänen und Polen zu thun; aber jenes mit dem Hofe, mit der Hierarchie und Bureaukratie, mit der Firma Wühlhuber wie mit der Firma Heulmaier, und außerdem mit Italienern, Magyaren, Polen, Czechen, Kroaten, Rumänen, Ruthenen, Serben, Slovaken, Slovenen und mit der „Akademiſchen Legion“, welche ſich als Hochwächter und Hauptſchirm der „Errungenſchaften" betrachtete und, von der Bevölkerung Wiens geſtreichelt und gehätſchelt, dem Miniſterium wie eine Bombe, die von Minute zu Minute platzen konnte, auf dem Nacken lag.

---

*) „Diem noctemque continuare potando nulli probrum.“ Tacitus, Germ. 22.

Die „Aula" war eine gute Weile der beſtimmende und ausſchlaggebende Faktor im öſtreichiſchen Staatschaos, das unterliegt gar keinem Zweifel, und da in die akademiſche Legion notoriſch auch Nichtöſtreicher eingereiht waren, ſo hatte die Sage von den „Fremden, welche die Revolution gemacht haben", in Wien weit mehr Sinn als in Berlin*). Es zeugt von der gränzenloſen Hilfeloſigkeit des erſten „verantwortlichen" Miniſteriums in Oeſtreich, daß es ſich die ſtudentiſche Diktatur ſo lange gefallen laſſen muſſte oder wenigſtens gefallen ließ. Natürlich muſſten demzufolge die jugendlichen Diktatoren zum Vollbewuſſtſein gelangen, ſie ſeien das Salz der Erde oder wenigſtens Oeſtreichs und berufen, den aus ſeinen Fugen gegangenen Staat wieder einzurenken, — in ihrer Weiſe, verſteht ſich, und keineswegs ſo ſkrupelig wie der bekannte Prinz von Dänemark, welcher in Wittenberg ſtudirt hatte.

Ja, ſie fuhren recht burſchikos drein und drauf los, die dunkelblauröckigen Enthuſiaſten und Phantaſten von der Legion. Als Pillersdorff, um einem allerdings ſehr dringenden Bedürfniß abzuhelfen, am 31. März ein proviſoriſches Preſſgeſetz erließ, verdonnerte Doktor Giſkra daſſelbe in der Aula, dieſe wallte auf und erklärte, ſtudentiſch zu reden, das Geſetz als ein „freiheitsmörderiſches" in „Verſchiß". Der arme Miniſter des Innern nahm das verv . . . ehmte Ding alsbald zurück und die ſeit dem 15. März eingeriſſene Preſſanarchie raſ'te und raſaunete weiter. Natürlich trug dieſe namenloſe Schwäche der Regierung ihre Früchte. Der „Studentenausſchuß", welchen die akademiſche Legion aus ihrer Mitte beſtellt hatte, war thatſächlich die oberſte Exekutivbehörde der Hauptſtadt, welche Exekutivbehörde in alles und jedes hineinregierte, ja hineinregieren muſſte, da ſich bei der Lahmheit und Feigheit der ſtädtiſchen und ſtaatlichen Behörden alle Welt in allen möglichen Angelegenheiten an die Herren von der Aula wandte. Wurden doch ſogar Ehezwiſte zur Austragung vor den Studentenausſchuß gebracht.

---

*) Depeſche Effingers vom 8. Mai: „Mancher Vorgang erklärt ſich aus dem Umſtande, daß in das akademiſche Korps nicht allein Studirende der Univerſität und des Polytechnikums eingereiht ſind, ſondern auch die Künſtler, letztere größtentheils Ausländer." S. W. A.

Derweil hatte das Miniſterium die verſprochene „Konſtitution des Vaterlandes“ an die Hand genommen, d. h. Herr von Pillersdorff hatte nach belgiſchem Muſter eine Verfaſſung zuſammengeplätzt, welche, nachdem der kaiſerliche Familienrath ſie gutgeheißen, am 25. April feierlich verkündet wurde. Dieſes Staatsgrundgeſetz für Oeſtreich iſt auch nur eins der vielen lebensunfähigen Aprillaunenkindlein von 1848 geweſen. Die ſouveräne Katzenmuſik ſchrie das arme Ding todt. Sie ſchrie auch den Miniſterpräſidenten Ficquelmont, welchen in der zweiten Hälfte Aprils alle Preſſejaucheſpritzen Wiens zu einem ihrer Lieblingsziele nahmen, von ſeinem Poſten weg. Die Ernennung des ihm nahe verwandten Grafen und Generals Latour zum Kriegsminiſter, welche am 30. April bekannt wurde, gab ihm den Reſt. Der neue Kriegsminiſter war als Ariſtokrat von der ſtrikten Obſervanz gehaſſt, als fähiger und energiſcher General gefürchtet. Ficquelmont ſollte die, wie es hieß, auf *ſein* Betreiben geſchehene Ernennung büßen. Am Abend vom 2. Mai präludirte die ſouveräne Katzenmuſik vor der Wohnung des Miniſterpräſidenten; am folgenden Abend legte ſie fortiſſimo los. Es war eine unſäglich widerliche Pöbelei, nur um ſo widerlicher, als ſich auch Nationalgarden und Studentenlegionäre daran betheiligten. Ein paar beliebige Kerle ernannten ſich ſelber zu „Volksgeſandten“, drangen in die Staatskanzlei und erklärten dem Miniſterpräſidenten, daß er abdanken müßte, „weil er das Vaterland verrathen hätte“. Der arme, alte, geängſtigte und erſchöpfte Mann that in der zweiten Stunde nach Mitternacht den angeblichen „Volksgeſandten“ ihren Willen, worauf Herr von Pillersdorf am 5. Mai den Vorſitz im Miniſterrathe und Herr von Lebzeltern die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Die Auftritte vor und in der wiener Staatskanzlei in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai gehörten zu den ſchmählichſten des „tollen“ Jahres. Die Herren Kollegen des Grafen Ficquelmont, die ſämmtlichen Magiſtrate, endlich alle beſſeren Elemente der Nationalgarde und der Aula haben ſich durch ihr unthätiges zuſchauen und jämmerliches geſchehenlaſſen dieſer Pöbelſchmach mitſchuldig gemacht.

6.

Das Miniſterium glaubte durch Verſtärkung mit populären Kräften ſich feſter zu ſtellen. Um die czechiſche Agitation zu beſchwichtigen, wurde dem „Patriarchen der Czechen“, Palacky in Prag, das Miniſterium des Unterrichts angeboten, aber umſonſt, weil der gelehrte Slave nur dann ins Kabinett treten zu wollen erklärte, wann die Regierung das Föderativprincip in ihr Programm aufnähme. Auch mit Herrn Bach, welcher damals noch den Radikalen ſpielte, iſt wegen Uebernahme einer Miniſterſchaft vergeblich verhandelt worden, weil der Herr Doktor ſich nicht vorzeitig vernutzen wollte. Nur den Herrn Doblhoff, einen vormärzlich-liberalen Fabrikherrn, konnte man zur Uebernahme des Handelsminiſteriums vermögen und er galt dann neben Pillersdorff für den Hauptmacher in der Regierung.

Gleichzeitig mit der theilweiſen Reorganiſation des Miniſteriums gab ſich aber auch der revolutionäre Sturm und Drang eine umfaſſendere und wirkſamere Organiſation. Es geſchah dies mittels Schaffung eines politiſchen „Centralkomité“, welches, aus Abgeordneten des Studentenausſchuſſes und der Nationalgarde zuſammengeſetzt, am 9. Mai ſich konſtituirte. Ob dabei, wie behauptet worden, eine unwillkürliche oder gar eine abſichtliche Erinnerung an die in der Nacht vor dem 10. Auguſt von 1792 mittels Abordnungen der Sektionen von Paris geſchaffene „Kommune“ mitgeſpielt habe, iſt weder mit Sicherheit zu bejahen noch mit Beſtimmtheit zu verneinen.

Jedenfalls taugen dergleichen Reminiscenzen ſelten etwas. Das wiener Centralkomité von 1848 verhielt ſich zur inſurrektionellen pariſer Kommune von 1792 ungefähr ſo, wie ſich der „Marſchall Druff“ vom 1848 zum „Marſchall Vorwärts“ von 1813 verhält. Nachdruck auf Packpapier, druckfehlervoll, ordinär, nichts als Nachdruck, Abklatſch.

Die ungeheuerliche Begriffsverwirrung, welche in den Köpfen rumorte, ſprang wieder einmal ganz lächerlich zu Tage, indem das Centralkomité an den Premierminiſter ſich wandte, um von dieſem die Anerkennung als einer „legalen“ Behörde zu erwirken. Natürlich muſſte Herr von Pillersdorff dieſes wahrhaft wahnwitzige Geſuch zurückweiſen und natürlich konnte das Miniſterium dieſe zweite oberſte Regierung, welche ihm zur Seite, ja ihm zu Häupten ſich aufthun wollte, nicht dulden und gewähren laſſen. Aber freilich fragte es ſich, ob das Miniſterium in ſich ſelbſt ſo kräftig wäre, ſeinen Widerſtand durchzuführen, und ob es auch die materiellen Mittel beſäße, ſeinem Willen Nachdruck zu geben. In beiderlei Beziehung ſah es kläglich aus. Herr von Pillersdorff und ſeine Kollegen waren nicht die Leute, in der Breſche ſtandzuhalten, ſo lange noch Athem in einem von ihnen war. Auch der Herr Graf und General Latour erwies ſich bei dieſer Gelegenheit keineswegs als ein Held, ja ſein gebaren zeigte etwelche Abſonderlichkeiten auf, welche argwöhniſche Leute auf die Vermuthung bringen könnten, der Kriegsminiſter hätte dem Unheil freien Lauf laſſen wollen, kalkulirend, erſt müßte es in Wien ganz ſchlimm werden, bevor es beſſer werden könnte. Allerdings waren die Militärkräfte, worüber der General zu verfügen hatte, geringfügig genug. Die Garniſon der Hauptſtadt war ſchwach und auch aus der Nähe waren keine irgendwie bedeutenden Verſtärkungen herbeizuziehen, weil eben keine in der Nähe ſich befanden.

Nicht in Folge der Sorgloſigkeit des Kriegsminiſters. Latour iſt wahrlich kein läſſiger Mann geweſen, ſondern im Gegentheil ein ſehr thätiger und ein weitſchauender. Seine Ueberzeugung war, daß die Rettung des alten, des kaiſerlich-abſolutiſtiſchen Oeſtreichs, welchem er mit ganzer Seele angehörte, auf der Armee beruhte. Die Rettungsthaten, welche die Armee thun ſollte, müßten aber zunächſt in Italien, auf der lombardiſchen Ebene gethan werden. Dort läge, meinte der Kriegsminiſter ganz richtig, die Entſcheidung. Gelänge dem Marſchall Radetzky ein großer Schlag, ſo würde derſelbe gewaltig auf Wien zurück und über ganz Oeſtreich, ja über ganz Europa hin wirken. Selbſtverſtändlich im Sinne der Reſtauration. Im Vergleich alſo zu der Wichtigkeit, den Radetzky in die Verfaſſung zu ſetzen, einen ſolchen Schlag thun zu können, ſei es von ganz untergeordneter Bedeutung, was derweil in Wien vorginge, ausgenommen immer die Erhaltung der Dynaſtie, wofür ſich anderweitig ſorgen laſſen würde. Dieſer ſeiner Anſicht gemäß handelte Latour und zwar mit höchſter Folgerichtigkeit und Energie, indem er jeden Nerv anſpannte, um das Heer am Mincio zu verſtärken und mit allem nöthigen auszuſtatten. Die Folge hat glänzend bewieſen, wie richtig Latours Rechnung war, obzwar ſeine Maßnahmen, welche die Beſatzung von Wien ſo geſchwächt hatten, daß ein erfolgreicher Kampf mit empörten Volksmaſſen kaum denkbar, für jetzt eine Sachlage herbeiführen halfen, welche für Wien und die kaiſerliche Dynaſtie einen 10. Auguſt befürchten ließ.

Allein das wiener „Centralkomité“ brachte keinen 10. Auguſt zuwege, ſondern nur eine zweite Auflage der Flucht nach Varennes, und zwar eine verbeſſerte, eine ſehr verbeſſerte.

7.

Am 13. Mai ließ der Kommandant der Nationalgarden von Wien, Graf Hoyos, einen Tagesbefehl ausgehen, kraft deſſen das Centralkomité für mit dem Weſen der Nationalgarde unvereinbar erklärt wurde; denn dieſe könne weder als Geſammtheit noch mittels Repräſentanten politiſche Geſchäfte beſorgen.

Sofort eilten Abordnungen zum Miniſterpräſidenten, um die Zurücknahme dieſes Tagsbefehls, deſſen ſelbſtverſtändliche Konſequenz die Auflöſung des Centralkomités war, zu erwirken. Pillersdorff ſprach am Abend des 14. Mai ein etwas verbrämtes, aber doch immerhin verſtändliches Nein, wozu ihn wohl hauptſächlich *der* Umſtand ermuthigte, daß ihm bekannt, der „ruhige“ Bürger ſei von der Schaffung des Nationalkomités, in welchem der „ruhige“ Bürger eine Art Kommune oder Wohlfahrtsausſchuß wittere, keineswegs erbaut und überhaupt ſei der „ruhige“ Bürger, welcher den gewohnten Geſchäftsgang wie den gewohnten Vergnügungsgang ſchmerzlich vermiſſte, nachgerade der Freiheit und Gleichheit, der Revolution und der Errungenſchaften ſehr ſatt und überdrüſſig. Der Miniſter durfte ſich demnach einbilden, mehrbeſagter „ruhiger“ Bürger, welcher ja in der Nationalgarde vorwog, würde nöthigenfalls eifrig die Hand bieten, etwaige Krawallgelüſte niederzuhalten. Es kam aber ganz anders. Der „ruhige“ Bürger ließ ſich, wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, entweder gar nicht ſehen oder aber er verwandelte ſich aus purem Nachahmungsſchlendrian aus einem ruhigen in einen ſehr unruhigen.

Das von Pillersdorff geſprochene Nein brachte die Aula alsbald in eine ſo wuſelige Bewegung, daß noch am Abend deſſelben Tages ein Ausbruch bevorzuſtehen ſchien. Deſſhalb Generalmarſch und Beſetzung der inneren Stadtthore durch Truppen und Nationalgarde. Wäre nun die Regierung noch in der Nacht thatkräftig und rückſichtslos weiter vorgegangen, namentlich mit Verhaftungen, ſo würde ſie am folgenden Morgen des Platzes Meiſter geweſen ſein. Weil ſie aber den rechten Moment zum drein- und durchgreifen verpaſſte, ließ ſie ihren Gegnern Zeit, die Maſſen in Bewegung zu ſetzen, und nachdem dieſe einmal auf den Plan gebracht waren, konnte das Spiel der Regierung für verloren gelten.

Während der Nacht vom 14. auf den 15. Mai erhitzten ſich die revolutionären Leidenſchaften, insbeſondere auch an der Abends gemachten Wahrnehmung, daß das gebaren der Nationalgarde und ſogar das der Truppen ein keineswegs ſehr kampfluſtiges geweſen ſei. Zweifelsohne hat auch das deutſche Gefühl der Wiener ein großes Scheit in das aufſchlagende Feuer geworfen; denn die bei Gelegenheit der fehlgeſchlagenen Berufung Palacky's ins Miniſterium kundgewordene Streichelung und Schmeichelung des deutſchfeindlichen Czechenthums, welches noch dazu fortwährend ſehr wegwerfende Auslaſſungen gegen die wiener Bewegung verlauten ließ, hatte eine tiefe Verſtimmung erzeugt. Weiterhin bot die verkündigte Verfaſſung Handhaben zur Agitation genug und kehrte ſich dieſe insbeſondere gegen das proviſoriſche Wahlgeſetz zum öſtreichiſchen Reichstag, welches die indirekte Wahlart feſtſetzte und das Wahlrecht von einem Cenſus abhängig machte. Alle dieſe Motive haben den großartigen Krawall vom 15. Mai veranlaſſt, welcher Krawall aber keineswegs nach Plan und Methode, ſondern ganz naturaliſtiſch-inſtinktiv ſich entwickelte und abſpielte.

Das Spiel begann am 15. Mai in der Aula, wo an die Stelle der Präſidentenglocke zur Regelung der Debatte eine Trommel getreten war und die an Heftigkeit ſich überbietende Rednerei ſo zu ſagen nach Pulver roch. „Illegal nennt man das Centralkomité?“ rief der Student Heczka aus. „Ja wohl; aber iſt denn nicht alles, was ſeit dem März geſchehen, illegal? Sind nicht auch die Miniſter illegal? Ei freilich ſind ſie es, aber nur deſſhalb, weil die Majorität des Volkes wider ſie iſt“. Ein anderer Redner hatte hierauf den ſehr verſtändigen Einfall, zu ſagen: „Was ſollte die Abdankung der gegenwärtigen Miniſter nützen? Oeſtreich iſt zu impotent, als daß wir tüchtigere Männer finden könnten“. Die breitmäulige Debatte ſchien harmloſer Selbſtzweck werden zu wollen, da kein irgendwie beſtimmter Be- und Entſchluß gefaſſt wurde, als draußen die Trommeln gingen und die Nachricht hereinkam, die Truppen nähmen abermals, wie geſtern Abend geſchehen war, Stellung an den inneren Stadtthoren. Nun ſchlugen aus dem wildwogenden Wirrſal wüthende Wehr- und Waffenrufe auf: — „Das bedeutet einen Angriff!“ — „Man will uns von unſern Brüdern, den Arbeitern in den Vorſtädten, abſchneiden!“ — „Zur Burg! Zur Burg!“

Die Regierung hatte offenbar durch ihr Aufgebot von Truppen der Krakehlokratie imponiren wollen, wie ihr das, ſo ſchmeichelte ſie ſich, am Abend vorher gelungen war. Aber ſie täuſchte ſich. Die Erſcheinung der bewaffneten Macht gab der im werden begriffenen Demonſtration erſt rechtes Leben, ſo viel Leben, daß die Demonſtration nicht allzu weit davon entfernt war, eine Revolution zu werden.

8.

Gegen den Abend zu trug Wien eine Phyſiognomie, welche mit der vom Morgen des 15. März eine bedenkliche Aehnlichkeit hatte. Die akademiſche Legion hatte ihre Waffen aufgenommen und hielt ſich marſchfertig. Sendboten eilten nach den Vorſtädten, um die „Arbeiterbrüder“ aufzurufen. Der Generalmarſch entbot die Nationalgarden und ſie kamen, obzwar nicht eben in dichten Reihen und keineswegs entſchloſſen, der Regierung eine verläſſliche Hilfehand zu reichen. Der vielberufene „ruhige“ Bürger blieb entweder zu Hauſe oder that ſelber mit, nämlich „demonſtriren“.

Abends 7 Uhr machte ſich eine Abordnung von der Aula nach der Burg auf, wo der Miniſterrath ſaß, um dieſem die „Volkswünſche“ kundzuthun. Dieſelben beſtanden vorläufig in der Anerkennung und Beſtätigung des Centralkomités, in der Modifizirung des Wahlgeſetzes und der Zurückberufung der Truppen in ihre Quartiere. Der Miniſterpräſident ſuchte Zeit zu gewinnen, indem er, was freilich unter den gegebenen Umſtänden komiſch genug ſich anhörte, eine ſchriftliche Eingabe verlangte. Den Abſendlingen der Deputation währte aber das ausbleiben derſelben zu lange. Die Legion trat an und rückte, Gewehr im Arm und mit aufgeſtecktem Bajonnett, auf den Hof und auf die Freiung, um ſich den Beſcheid der Miniſter ſelber zu holen. Bedrohliche Gerüchte flogen ihr voran und hintendrein. Schon ſeien die Arbeiter in den Vorſtädten in Bewegung, um ihren „Aulabrüdern" zur Hilfe zu eilen; in der Brigittenau ſtänden ſie zu tauſenden geſchart. Da und dort flammte grelles Fackellicht in den Straßen auf, anderwärts ſah man Anſchickungen zum Barrikadenbau. Schlottermaier wollten ſogar gehört haben, daß „Hoch die Republik!" gerufen worden ſei, und trugen das Schreckenswort in die Hofburg.

Dort graſſirte in den Vorzimmern und in den Gemächern der kaiſerlichen Familie dieſelbe Rath- und Thatloſigkeit wie zwei Monate früher in der Nacht vom 14. auf den 15. März. Auch jetzo wieder ganz daſſelbe zweckloſe reden und rennen, daſſelbe reſultatloſe zappeln, zetern und zittern der Hofleute. Einer rieth dieſes an, ein anderer jenes ab; eine ſchalt den armen Pillersdorff einen Verräther, eine andere brachte den Plan einer kleinen Palaſtrevolution auf's Tapet: die Abdankung des Kaiſers zu Gunſten ſeines Bruders, wozu jedoch eine dritte halblaut den Spottſenf gab: „Da wäre viel gewonnen, wahrhaftig!" Auch das Wort „Flucht" wurde genannt, fiel aber in dem Wortſtaubwirbel vorderhand wirkungslos zu Boden — vorderhand. Natürlich kam bei alledem nichts heraus, nicht einmal ein geſcheides Wort, geſchweige eine tüchtige That.

Drüben im Berathungszimmer des Miniſteriums dieſelbe troſtloſe Geſchichte. Sollte man nachgeben? Wollte man widerſtehen? Freilich wollte man das, aber womit? Quomodo? quibus auxiliis? „Excellenz" — ſagt der Herr Miniſterpräſident zum Kriegsminiſter — „Ihre Meinung iſt die entſcheidende. Was, rathen Sie, iſt zu thun?" Der Herr Kriegsminiſter beſinnt ſich eine Weile, dann zuckt er die Achſeln und erwidert: „Excellenz, Sie wiſſen, daß Wien von Truppen entblößt iſt und warum. Ich habe nicht Leute genug, um einen Straßenkampf riſkiren zu können; um ſo weniger, als die etlichen Bataillone, die zur Hand, nicht einmal alle zuverläſſig ſind. Ein ungariſches Grenadierbataillon hat heute geradezu verlangt, nach Ungarn heimgeſandt zu werden; ein anderes hat ſich einer über daſſelbe verhängten Disciplinarſtrafe widerſetzt". Darauf allgemeines Achſelzucken, welches einer der Herren in die Worte überſetzte: „Wir können nichts thun als nachgeben. Das Volk iſt auf dem Burgplatz, es iſt in den Höfen, es iſt ſchon in den Korridoren und Vorzimmern. Denken Sie an die Sicherheit Sr. Majeſtät des Kaiſers und der kaiſerlichen Familie. Wir haben wahrlich keine Zeit zu verlieren“. „Wahr — warf ein Kollege des Sprechers ein — aber bedenken Sie doch, dieſe unſeligen Menſchen verlangen ja nichts geringeres, als daß wir unſer eigenes Werk, die Aprilverfaſſung ſammt Zubehör, vernichten ſollen. Ihre Forderungen haben ſich von Stunde zu Stunde, faſt von Minute zu Minute geſteigert. Wie und wo ſoll das alles enden?“ — „Ja, wer das wüßte — gab der Miniſterpräſident zur Antwort — der dürfte ſich einen klugen Mann nennen. Uebrigens hat ja neulich einer, der auch nicht zu den dummen gehören ſoll, in Berlin geſagt, in Zeiten der Bewegung müſſe man der Bewegung immer um eine Stunde voraus ſein. Verſuchen wir es einmal damit“.

Wenn wirklich, wie berichtet wird, Herr von Pillersdorff dieſe Schlußnahme mit einem „matten Lächeln“ begleitet hat, ſo gehörte dieſes Lächeln ſicherlich nicht in die Kategorie des frivolen, ſondern in die des krampfhaft ſchmerzlichen, des ſardoniſchen. Der arme Freiherr war mit ſeinem Witz wie mit ſeinen phyſiſchen Kräften zu Ende. Er wuſſte nichts mehr zu thun als mit zitternden Händen ein Blatt Papier — die binnen wenigen Minuten redigirten Gewährungen des Miniſteriums — in die wildeinherbrauſenden Wogen der Ereigniſſe zu ſchleudern und mochte dabei denken: Ein Stück Papier mehr oder weniger, was hat das zu bedeuten in ſolcher Zeit?

Aber trüb- und drangſalvolle Augenblicke hatte der Herr Miniſterpräſident zu beſtehen, als er gegen Mitternacht zu das mit Herren und Damen vollgeſtopfte Vorzimmer zum kaiſerlichen Kabinett durchſchritt, um ſich für das erwähnte neueſte Blatt Papier des guten Botanikers Ferdinand Sanktion und Unterſchrift zu holen. Die Hofleute ließen ihren rath- und thatloſen Grimm an dem Miniſter aus. Von allen Seiten her flogen ihm mehr oder weniger laut ausgeſtoßene Beſchuldigungen und Beſchimpfungen ins Geſicht. Aus dem Munde von Herren und Damen — die letzteren geiferten und zeterten nach Art erboſ'ter Angehöriger des ſchöneren und zarteren Geſchlechtes am ärgſten — mußte er Süßigkeiten wie „Schlechter Rath!“ — „Aufwiegler!“ — „Verräther!“ — „Verderber des Monarchen und der Dynaſtie!“ hinnehmen. Gedrängt jedoch von ſeinen beiden Kollegen Latour und Doblhoff, ſich zu beeilen, durfte er keine Zeit mit Rechtfertigungen verlieren, welche ja doch eitel geweſen wären. Der ſouveräne Unverſtand des Vorzimmers iſt gerade ſo unmöglich zu beſtreiten wie der ſouveräne Unverſtand der Gaſſe.

Die kaiſerlich-königliche Majeſtät unterſchrieb unverweigerlich und möglichſt flink. Das alſo gefertigte Manifeſt, mehrbeſagtes Stück Papier, wanderte ſofort in die Staatsdruckerei und etliche Monate ſpäter in das Makulatur-Magazin der Weltgeſchichte, welches in Folge des „tollen“ Jahres beträchtliche Erweiterungen nöthig hatte und erfuhr. Volkshaufen belagerten die Staatsdruckerei, bis das beglückende Aktenſtück um 2 Uhr Morgens richtig gedruckt war. Damit hatte das Spektakel ein Ende, jedoch nicht ohne den komiſchen Epilogſchnörkel, daß der arme, bis zum umfallen müde Pillersdorff beim Nachhauſegehen ſich von einem lärmenden Menſchenſchwarm begleiten und von dem Kneipen-Mirabeau oder Eckſtein-Danton der wiener Demokratie, dem Sprachlehrer Tauſenau, über freies Staatsweſen im allgemeinen und über die konſtitutionellen Bedürfniſſe Oeſtreichs im beſonderen unterrichten laſſen mußte.

9.

Mit Tagesanbruch wurde das „kaiſerliche“ Manifeſt in der Stadt bekannt. Es lautete der Hauptſache nach, daß der Tagesbefehl vom 13. Mai zurückgenommen ſei, daß von jetzt an die Wachtpoſten an den Thoren und an der Burg vom Militär und von der Nationalgarde gemeinſam beſetzt werden ſollten, ſowie daß erſteres nur auf Verlangen der letzteren aufgeboten werden ſollte. Weiterhin hieß es: „Dieſen Beſchlüſſen fügen Wir noch, um alle übrigen Anläſſe zu Miſſvergnügen und Aufregung zu beſeitigen, bei, daß die Verfaſſung vom 25. April vorläufig der Berathung des Reichstages unterzogen werden ſoll. Damit die Feſtſtellung der Verfaſſung durch die konſtituirende Reichsverſammlung auf die zuverläſſigſte Weiſe bewirkt werde, beſchließen wir ferner, für den erſten Reichstag nur eine Kammer wählen zu laſſen, wonach alſo für die Wahlen gar kein Cenſus beſtehen und jeder Zweifel einer unvollkommenen Volksvertretung entfallen wird“.

Wiederum alſo ein ganzer Sack voll „Errungenſchaften“! Die guten Wiener waren im erſten Augenblick über dieſen „Embarras de richesses“ ganz verblüfft. Selbſt das Centralkomité ſtutzte. Hof und Miniſterium waren ja wahrhaftig der Bewegung um eine gute Wegſtunde voraus. Die Verblüffung wuchs noch, als Abends die amtliche „Wiener Zeitung“ die Nachricht brachte, das Miniſterium habe zwar, um den Thron und die Einheit der Monarchie zu retten, dem Kaiſer das Patent vom heutigen Tage angerathen und übernehme die Verantwortlichkeit dafür; aber es fühle ſich außer Standes, der Krone fernerhin eine Stütze zu ſein, habe deſſhalb ſeinen Rücktritt angeboten und werde die Geſchäfte nur noch bis zur Bildung eines neuen Kabinetts fortführen.

Das Centralkomité bewies jetzt handgreiflich, daß es beileibe keine „Commune“ und kein „Comité du salut public“. Es begann dermaßen zu ſchlottermaiern, daß ſein eigener Präſident auf Selbſtauflöſung antrug, welcher Antrag zwar für heute noch abgeworfen, drei Tage ſpäter aber zur Thatſache wurde. Dagegen beſchloß das Centralkomité mit 100 gegen 10 Stimmen, ein Vertrauensvotum an das Miniſterium zu richten, und eine Petition an den Kaiſer, den Rücktritt des Kabinetts nicht zu genehmigen. Zugleich wurden allerlei Brimborien zur Entſchuldigung der „Sturmpetition“ vom vorigen Tage vorgebracht, wobei übrigens der Name des Komités „miſſbraucht“ worden ſei.

In der Hofburg aber fand man nicht für gut, noch fernerweit der offenkundigen Hilfeloſigkeit des Miniſteriums zu vertrauen oder gar auf den guten Willen des Centralkomité zu bauen, und faſſte in fliegender Eile den Entſchluß zur Flucht. Sehr begreiflich! So begreiflich, daß nur Leute, welche rechte Princip- und Parteimänner zu ſein wähnen, wenn ſie ſich jedes ſelbſtthätigen ſchauens und jedes ſelbſtſtändigen denkens entwöhnen, dieſen Fluchtentſchluß abſonderlich oder gar verwerflich finden können. Es iſt ſchlechterdings nicht bewieſen, daß die Entführung des Kaiſers durch ſeine Umgebung — denn daß es keine ſelbſtgewollte Flucht, ſondern eben eine Entführung geweſen, darüber braucht kein Wort verloren zu werden — auf Grund eines tiefangelegten Plans der Rückwärtſerei, der abſolutiſtiſchen Hof- und Pfaffenpartei ins Werk geſetzt worden ſei, um damit den revolutionären Gang der Dinge zu lähmen und die gewaltſame Reaktion einzuleiten. Im Gegentheil iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß nur die bare blanke Furcht die Mutter des Gedankens geweſen, den Kaiſer und die kaiſerliche Familie aus den Bedrohlichkeiten der Hauptſtadt hinweg und ins „allzeit getreue“ Tirol zu retten. Dieſe Furcht der kaiſerlichen Familie und der Hofleute wurde ins maßloſe geſteigert durch die bevorſtehende theilweiſe Uebernahme der Burgwache ſeitens der Nationalgarde, — ein Umſtand, welcher wohl die Erinnerung wachrufen konnte, daß die Bewachung der Tuilerien durch die Bürgerwehr für Ludwig den Sechszehnten und Marie Antoinette mit Gefangenſchaft gleichbedeutend geweſen ſei. Endlich entwickelte ſeit dem 15. Mai die Gaſſen- und Kneipendemagogie Wiens eine ſolche Rührigkeit, daß nothwendig die finſterſten Gerüchte von empöreriſchen Planen und mörderiſchen Abſichten in die Burg bringen und den Hof zu raſchem handeln ſpornen mußten. Haben doch ſelbſt außerhalb der Burg geübte und unbefangene Beobachter in jenen Tagen Merkmale wahrgenommen, welche darauf hinzuweiſen ſchienen, daß die Demokraten, obzwar gegen den Willen der Mehrzahl der Bevölkerung, einen Hauptſchlag zu thun beabſichtigten*).

---

*) Depeſche Effingers vom 17. Mai: „Es iſt kein Zweifel, daß es nach dem 15. Mai nur noch eines Schrittes bedarf, um in Wien die Dynaſtie

Summa: die Entführung Ferdinands des Erſten hatte nichts von dem planmäßigen und ſyſtematiſchen der Ueberſiedelung Friedrich Wilhelms des Vierten nach Potsdam, was freilich nicht hinderte und auch in Wahrheit nicht hindern konnte, daß man in Wien die Entführungsidee auf beſtimmte Perſonen zurückführte und zwar auf Perſonen mit Damenhänden*).

Am 17. Mai unternahm die kaiſerliche Familie eine ihrer gewohnten Spazierfahrten nach Schönbrunn. Dort wurden die Kutſcher zu ihrer nicht geringen Ueberraſchung bedeutet, ſofort die Straße nach Sankt Pölten einzuſchlagen. Von da ging die Entführungsfahrt weiter über Ens, Wels und Salzburg nach Innsbruck. Unterwegs wurde ein Kammerherr nach Wien zurückgeſchickt mit der Meldung an den Kriegsminiſter, daß „der Kaiſer aus Geſundheitsrückſichten zu einer Reiſe in die Gebirge Tirols ſich entſchloſſen hätte und die kaiſerliche Familie Se. Majeſtät nicht allein laſſen wollte“. Deutlicher ſchon wurde nach der glücklichen Ankunft in Salzburg geſprochen, in einer von dem Grafen von Bombelles entworfenen Proklamation, worin der 15. Mai verurtheilt und geſagt war: „Unter den Gewaltſchritten einer ſolchen ungeſetzlichen Bewegung beſchloß Se. kaiſerlich-königliche Majeſtät, nicht länger mehr in ihrer Reſidenz zu weilen, und hat ſich nach Innsbruck begeben“. Hier langte der Entführungszug am 19. Mai um Mitternacht an. Die allzeit getreuen und

---

zu entſetzen und die Republik auszurufen. Weder das eine noch das andere liegt aber in dem Wunſche der unendlichen Mehrzahl der Bewohner Wiens“. S. B. A.

*) Effinger am 20. Mai: „Der Umſtand, daß der Kaiſer keine Willenserklärung zurückließ, bekräftigt die in Wien vorherrſchende Meinung, daß die Flucht der kaiſerlichen Familie von der regierenden Kaiſerin und der Erzherzogin Sophie geleitet wurde“. In derſelben Depeſche äußert der Geſandte: „Wäre übrigens am 15. Mai durch Zufall ein Gewehr losgegangen, ſo hätte ſelbſt die Univerſität nicht vermocht, die Burg vor dem Andrang der zur Plünderung und zum Todtſchlag aufgeſtachelten, auf dem Glacis zuſammengerotteten Proletarier zu ſchützen“. S. B. A.

glaubenseinigen Tiroler ſpannten ihrem „Koaſer“ die Pferde aus und zogen ſeinen Wagen jubelnd und jodelnd nach der Burg. Von da an iſt dann allerdings die zunächſt nur durch die Angſt diktirte Einführung des Schein- und Schattenmonarchen ein reaktionäres Kapital geworden. Denn es unterſteht keinem Zweifel, daß während des innsbrucker Aufenthaltes des Hofes die rückwärtſigen Zettelungen deſſelben mit den Slaven ernſter als bisher betrieben wurden.

Es müſſen ſich doch noch am Abend des 17. Mai dumpfe Gerüchte von dem geſchehenen in der Hauptſtadt Oeſtreichs verbreitet haben. Denn die amtliche Wiener Zeitung fand ſich veranlaſſt, denſelben zu widerſprechen und im Orakeltone zu verkündigen: „Des Kaiſers Abreiſe wäre die Flucht Ludwigs des Sechszehnten, der letzte Tag des Hierſeins Sr. Majeſtät würde auch der erſte Tag der Republik ſein“. Dieſer Artikel erſchien am Morgen vom 18. Mai, als ſchon an der Flucht des Kaiſers gar kein Zweifel mehr ſein konnte.

Der Orakelſpruch machte aber gräulich Fiaſko. Die Wiener waren bei weitem keine Pariſer von 1791, welche die Flucht des Königs bekanntlich ganz kalt gelaſſen hatte. Die Republik zu proklamiren fiel niemand ein, mit Ausnahme von zwei jämmerlichen Subjekten, dem knirpſigen, buckligen, heiſeren Zeitungsſchmierer Häfner, eigentlich Hutmachergeſell und dermalen eine ſchlechte Parodie Marats, und ſeinem ebenbürtigen Kollegen Tuvora. Dieſe zwei Lumpe forderten in der Vorſtadt Mariahilf die Arbeiter auf, in die Stadt zu ziehen und die Republik auszurufen; das Volk aber nahm ſie beim Kragen und wurde — man iſt verſucht, zu ſagen: leider! — nur mit Mühe abgehalten, dieſen Menſchenkehricht zu lynchen, wegzuwiſchen. Allerdings iſt uns glaubwürdig bezeugt, daß die Beſtürzung der Bevölkerung über die Entführung des Kaiſers zunächſt in Beſchimpfungen und Verwünſchungen ſich Luſt machte, welche ohne eine feine Wahl der Worte auf die geſammte Dynaſtie geſchleudert wurden. Allein das höchſte, wozu angeſichts der Bürgerſchaft Bewegungsleute ungehindert und ungeſtraft ſich verſteigen konnten, war der Ruf nach

Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung mit dem Erzherzog Johann an der Spitze. Im übrigen verhinderte die feſte Haltung der Studenten und der Nationalgarden die Krakehlokratie, weiter ſich mauſig zu machen*).

Und dann ſchlug die Stimmung der großen Mehrzahl der Bürgerſchaft ganz entſchieden ins unterthänige um. Wie vorher blind ins blaue hinein krawallt worden war, ſo wurde jetzt ſchäfig ins ſchwarzgelbe hinein zu Kreuze gekrochen. Die Freiheitsmaſke fiel und die „gemüthliche“ Philiſterei, für welche die „kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit“ mit dem Weltuntergange gleichbedeutend war, kam voll und ganz zum Vorſchein. Das Centralkomité, welches ſo viel Lärm verurſacht hatte, fiel dem loyalen Unwillen zum Opfer: es muſſte ſich auflöſen. Wenig auch fehlte, daß es der akademiſchen Legion ebenſo ergangen wäre. Es gehört mit zu den tollſten Unbegreiflichkeiten des „tollen“ Jahres, daß die wiener Bürgerſchaft ausdrücklich für das fortbeſtehen der Legion eintrat, ausdrücklich dafür eintrat und den Fortbeſtand erwirkte in derſelben Zeit, wo ſie ſelber in ihrer Mehrzahl der Bewegung den Rücken kehrte, um ſich als „gut kaiſerlich“ aufzuſpielen.

Denn ſo that ſie. Der beſchränkte Unterthanenverſtand offenbarte ſich auch in der Donauſtadt in ſeiner ganzen Länge und Breite. Dem Ruheheuler zur Seite zeterte der Ordnungsfanatiker. „Alle Welt patrouillirte und wachte und ſpielte Polizei und — wechſelte in der Bank die Papiernoten um“. Alle Welt, auch die weibliche, entſandte Deputationen nach Innsbruck, die Rückkehr des Kaiſers zu erbitten. Fürwahr, es bedurfte vieler Unvernunft und Ungeſchicklichkeit, es bedurfte großer Falſchheit, Treuloſigkeit und Tücke von ſeiten einer unverbeſſerlichen Kamarilla, um eine ſo treuunterthänige und leichtzuhandhabende Bevölkerung abermals auf die Bahn der Empörung zu drängen.

---

*) Depeſche Eſſingers vom 18. Mai: „Heute früh durchlief die unerwartete Nachricht die Stadt, daß der Kaiſer Wien verlaſſen habe. Die Beſtürzung war allgemein. Man hörte auf den Straßen Verwünſchungen gegen das geſammte Kaiſerhaus ausſtoßen und mußte auf die ärgſten Scenen der Unordnung gefaſſt ſein. Indeſſen verhinderte die feſte Haltung der Studenten und Nationalgarden einen Ausbruch. Jedoch haben mehrere Verſuche ſtattgefunden, durch Maueranſchläge und Rufe eine proviſoriſche Regierung mit dem Erzherzog Johann an der Spitze zu proklamiren“. S. B. A.

V.

Paulskirchenhiſtorien.

I.

An demſelben 18. Mai von 1848, welcher in Wien einen revolutionären Kataklysmus herbeiführen konnte, aber nur dem althergebrachten Unterthanenbewuſſtſein zum Wiederdurchbruch verhalf, an demſelben Maitage ging Mittags um 3 Uhr zu Frankfurt am Main ein Schauſpiel in Scene, auf welches die Augen von Millionen begeiſtert und hoffend gerichtet waren als auf eine der größten Thatſachen des Jahrhunderts: — die Eröffnung des erſten deutſchen Parlaments.

Heute ſpricht man von dieſem Parlament nur noch als von einem der größten Schwindel des 19. Jahrhunderts, als von einem Schwindel, der unter dem begeiſterten zujauchzen der Nation mit Trompeten und Pauken anhob, um nach Jahresfriſt ſang- und klang- und ruhmlos zu enden, unter der vollendeten Theilnahmeloſigkeit derſelben urtheilsloſen Menge, deſſelben gebildeten und ungebildeten Pöbels, welche und welcher 13 Monate zuvor der beginnenden „Reichsverſammlung“ zugejubelt hatten.

Natürlich! Das Parlament hatte ja keinen Erfolg. Damit iſt ihm, wie die Moral unſerer beſten der Welten — die wirkliche, nicht die Katechismus-Moral — nun einmal beſchaffen, das Verdammungsurtheil geſprochen und die Frage überhaupt abgethan.

„Le succès justifie tout", hat Napoleon dekretirt. Folglich iſt der Nichterfolg abſolut verdammlich, gibt die Welt zur Antwort. Zum Henker alſo mit dem deutſchen Parlament! Laſſt es weggewiſcht ſein aus unſerer Erinnerung!

Närriſche „Ideologen" indeſſen, welche die „unpraktiſche" Gewohnheit haben, dem warum des warum nachzugrübeln, geben ſich damit noch nicht zufrieden, ſondern meinen: Das Parlament konnte keinen Erfolg haben, weil es ein hölzernes Eiſen, ein Meſſer ohne Stiel, dem die Klinge fehlte, ein Widerſpruch in ſich ſelbſt geweſen iſt. Es konnte keinen Erfolg haben, nicht allein um der Art und Weiſe ſeines vorgehens oder nichtvorgehens willen, ſondern ſchon ſeiner Zuſammenſetzung wegen.

Zwei Wege lagen vor dem Parlament, der eine nach linkshin, der andere rechtswärts führend. Es konnte erſtens verſuchen, Konvent zu ſpielen, die auf der Sandbank der Halbheit ſitzen gebliebene deutſche Revolution wieder flott und zu einer ganzen zu machen, alle vorwärts treibenden und drängenden Kräfte um ſich zu verſammeln, alles einzuſetzen, um alles zu gewinnen, und in einem Anlauf auf Leib und Leben das größte, die volksmäßige Wiedergeburt Deutſchlands, zu erreichen. Ein ausgeſprochener Feind und Haſſer der Deutſchen, der Czechenhäuptling Palacky, hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als er in ſeinem berühmten Schreiben an den Fünfzigerausſchuß ſagte: „Alle Projekte zu einer Reorganiſirung Deutſchlands auf Grundlage des Volkswillens ſind unausführbar und in die Länge unhaltbar, wenn Sie ſich nicht zu einem echten Kaiſerſchnitte entſchließen, zur Proklamirung einer deutſchen Republik. Alle verſuchten Vorſchriften von Theilung der Gewalt zwiſchen halbſouveränen Fürſten und dem ſouveränen Volke erinnern an die Theorieen der Phalanſtère, die gleichfalls von dem Grundſatze ausgehen, die betheiligten werden wie Ziffern in einem Rechenexempel ſich verhalten und keine andere Geltung in Anſpruch nehmen, als welche die Theorie ihnen anweiſ't". Denkt man ſich dieſe Worte Palacky's nun an die Mehrheit der deutſchen Nationalverſammlung gerichtet, ſo klingen ſie wie ein ſchneidender Hohn. Denn dieſe Mehrheit beſtand ja aus Liberalen, geradezu aus der Blüthe des deutſchen Liberalismus, und dieſem einen ſolchen „echten Kaiſerſchnitt“ zuzumuthen, würde ungeheuer naiv geweſen ſein, falls es nicht ſo diaboliſch geweſen wäre.

Oder das Parlament muſſte — maßen ihm ſein liberales Mittelmäßigkeitsweſen alles nach linkshin liegende große wagen verwehrte — zweitens offen und ehrlich und von vornherein den Weg nach rechtshin einſchlagen, d. h. es muſſte das ſchnöde Kokettiren mit der Volksſouveränität aufgeben, die Gleichberechtigung von Fürſten und Volk anerkennen und demnach ſein ganzes Werk, die Schaffung einer Bundesſtaatsverfaſſung für Deutſchland, auf die Baſis einer Vereinbarung zwiſchen den Regierungen und ihm ſtellen. Dieſer Weg war ja, nachdem die Maſſe des Volkes die Niederwerfung der republikaniſchen Schilderhebung in Baden thatlos mitangeſehen und in ſeinem ſtumpfen Unverſtande ſogar beklatſcht hatte, ſchon noch der einzig mögliche. Um ſo mehr, als die beiden deutſchen Großſtaaten deutlich erklärt hatten, ſie wollten denſelben eingehalten wiſſen, und mit mathematiſcher Beſtimmtheit vorauszuſehen war, daß ſämmtliche Mittel-, Klein- und Kleinſtfürſten, bis zum Herzog von Miniaturlingen und bis zum Fürſten von Hahnenſchrittheim herab, ſobald ihnen der Kamm wieder hinlänglich gewachſen wäre, dem Vorgange Oeſtreichs und Preußens nachfolgen würden.

Trotz alledem tiftelte und doktrinariſirte der durch die Parlamentsmehrheit vertretene liberale Dünkel an der Auffindung eines angeblich zwiſchen links und rechts liegenden Mittelweges herum, welcher gar nicht vorhanden war, ſondern eben nur in der Einbildung verbockter Kathedrarier exiſtirte. Daraus entſprang ein halbes wollen und ein ganzes nichtkönnen, daraus ein anmaßliches hinwegſehen über die realen Verhältniſſe und im nächſten Augenblicke wieder ein feiges zurückbeben vor einem Zuſammenſtoß mit denſelben, daraus eine Parteiverbohrtheit, welche ſich im Alleinbeſitze aller Weisheit wähnte, mit doktrinärem Hochmuth auf andersdenkende herabſah, und doch ſofort treugehorſam erſterbend auf dem Bauche lag, ſobald die Machthaber, welche man im Spinnwebnetz einer lächerlichen Theorie gefangen zu halten glaubte, den Drohfinger hoben.

Dieſe Halbheit und Heuchelei, dieſes tiſteln und taſten, dieſes fliegen und kriechen, kurz, dieſer Liberalismus hat zweifelsohne das jämmerliche Miſſlingen des erſten deutſchen Parlaments in erſter Linie verſchuldet.

Was die demokratiſche Minderheit der Verſammlung angeht, die „rohe" Linke, wie die liberalen Beſt- und Biedermaier ſie ſchalten, ſo muß ihr ohne Frage das Verdienſt zuerkannt werden, den Kreis des Blödſinns, in welchem die Mehrheit ſich herumdrehte wie ein Affe in einer Trille, ſogleich erkannt und aufgedeckt zu haben. Aber auch die demokratiſche Minderheit hatte ihren Cirkulus vitioſus: — das vom Vorparlamente herübergekommene faule Kompromiß zwiſchen Legalität und Illegalität. Dieſes Kompromiß hat der Linken ihre beſten Lebensſäfte ausgeſogen; um ſo mehr, als, was von geſunder Thatkraft in ihr war, durch die in der Paulskirche graſſirende „Staatsmänniſchkeit" ebenfalls bedenklich genug angekränkelt wurde. Die große Sünde der Linken ſodann iſt geweſen, daß ſie, auch nachdem die gänzliche Fruchtloſigkeit des paulskirchlichen Nationalſchwatzes für jeden einſichtigen handgreiflich geworden, dennoch fortfuhr, denſelben mitzuſchwatzen, ſtatt mittels maſſenhaften Austritts wenigſtens dem Volke die klägliche Parlamentspoſſe zeitig zu verleiden.

Freilich, es lebte ſich gar ſo angenehm in der gemüthlichen Mainſtadt. Wie viele alte Kneipbruderſchaften ließen ſich da erneuern, wie viele neue ſchließen! Auf dieſem Gebiete konnte man ſogar mit der „Rechten" internationale Beziehungen anknüpfen, obzwar keine dauerhaften. Denn wo drei Deutſche zuſammenſtehen, haben ſie ſicherlich vier Meinungen. So aber einer von ihnen ſagt: Kommt, laſſt uns kneipen gehen! werdet ihr ſie auf der Stelle einig werden und einig bleiben ſehen, nämlich ſo lange, bis ſie den erſten Schoppen hinter ſich haben. Sodann war es für die jüngeren und ſelbſt für ältere Herren von der Linken auch nicht bitter, als große Freiheitsredner ſich bewundern zu laſſen von den mehr oder weniger ſchönen Müſſiggängerinnen, welche die Damengalerie anfüllten und für die es geſunder geweſen wäre, wenn ſie daheim ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten erfüllt hätten, ſtatt in der Paulskirche zu gaffen und ſich begaffen zu laſſen, auf das erfüllt werde, was der alte, gewiß nicht ungalante Ovidius vorahnend von ihnen geſungen: —

„Spectatum eunt, ut spectentur et ipsae".

Ja, als gute Hausfrauen und verſtändige Mütter hätten ſie ſicherlich mehr für das Vaterland zu thun vermocht, denn als „Parlaments-fliegen", und würde ihnen ſolche zwar weniger glänzende, aber deſto mehr frommende Thätigkeit immerhin noch Zeit genug übriggelaſſen haben, dann und wann über des nachdenkens werthe Dinge nachzudenken, z. B. darüber, ob es für deutſche „Patriotinnen" auch ſchicklich ſei, jede Geſchmack- oder Schamloſigkeit, jede Frivolität oder Barbarei, welche das nächſte beſte, d. h. ſchlechteſte pariſer Modemenſch ausheckt, als ein unverbrüchliches Gebot anzuerkennen und zu befolgen. Sicherlich gehört es mit zu den widerlichſten Erſcheinungen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß Weiber, ſolche Weiber, welche ſich niemals über die Intellekts-, Bildungs- und Thätigkeitsſtufe einer Aeffin erhoben haben, über die ſchwierigſten Probleme und wichtigſten Angelegenheiten mitſprechen wollen. Ihr könnt darauf ſchwören, daß das Kontingent der Weiber, welche ſich unberufener Weiſe in die Oeffentlichkeit drängen, entweder aus häſſlichen und hyſteriſchen alten Jungfern — denen es aus phyſiologiſchen Gründen verziehen ſein mag — oder aus ſaloppen Hausfrauen und pflichtvergeſſenen Müttern beſtehe, deren Haushaltsbücher — wenn ſie überhaupt welche führen — in Unordnung, deren Stuben, Küchen, Speiſekammern und Weißzeugſchränke im Tohuwabohu-Zuſtand, deren Modiſtinnenrechnungen groß, aber unbezahlt und deren Kinder phyſiſch und moraliſch ungewaſchen ſind.

2.

Die Wahlen für das Parlament waren in die Zeit gefallen, wo nach Niederwerfung des Hecker-Putſches der Liberalismus in Südweſtdeutſchland das große Wort unwiderſprochen führte. Trotzdem ſandte das ſüdweſtliche Deutſchland neben den Wortführern des Liberalismus eine ſehr erkleckliche Anzahl von Demokraten nach Frankfurt und die demokratiſche Abordnung des Südweſtens wurde verſtärkt durch zahlreiche Wahlen in Sachſen, Thüringen, Deutſch-Oeſtreich, in Rheinpreußen und durch ſporadiſche im deutſchen Norden und Oſten. Der parlamentariſche Haupthaufe, in den Centren geſchart, diente jedoch, wie ſchon erwähnt, unter der liberalen Fahne und ſchob ſeine Außenpoſten in ſpärlicher Zahl nach links vor, in beträchtlicher zur Rechten hinüber. Denn dehnbarerer Kautſchuk als der liberale iſt bekanntlich nie gewachſen. Die bläßlichſte Verſchimmerung des Liberalismus und Deutſchpatriotismus ins junkerlich-parlamentariſche und ins myſtiſch-abſolutiſtiſche repräſentirten auf der Rechten als typiſche Figuren einerſeits der Herr von Vincke und andererſeits der Herr von Radowitz. Im übrigen fanden ſich auf der Rechten öſtreichiſche und preußiſche Mandarinen vom ſchwarzgelben und vom ſchwarzweißen Knopfe, katholiſche und proteſtantiſche Jeſuiten von der langen und von der kurzen Robe, brutale Säbelraſſeler und giftige Korpusjurisdeuteler, grunzende Ultramontane und winſelnde Pietiſten brüderlich zuſammen.

Die deutſche Pietät war bei den Wahlen ebenſo augenſcheinlich als unpolitiſch zum Vorſchein gekommen. Die Wähler hatten ja die nationale Notabilitäten- und Raritätenkammer ſo ziemlich geleert, um den ganzen Inhalt nach Frankfurt zu ſchicken. Daß es dort der Männer, der handelnden Männer, nicht aber der wohlmeinenden Greiſe und ſelbſtgefälligen Invaliden bedurfte, war ja Nebenſache. Einen friſchen Kranz hat ſich aber ein einziger der berühmten Grauköpfe in der Paulskirche geholt: Ludwig Uhland, neben welchem als Ehrengreiſe mit jugendfriſchen Herzen und von unentwegbarer Volksmannheit nur noch Itzſtein aus Baden, Schott aus Schwaben und Mohr aus Heſſen genannt zu werden verdienen. Es war unſäglich unerquicklich anzuſehen, wie der „Vater“ Jahn mit ſeinem ſchmutzigen Hemdkragen ſchönthat und wie „Vater“ Arndt mit ſeinem „Weißkopf“ kokettirte. Als der letztere in der zweiten Sitzung des Parlaments das platteſte, konfuſeſte Zeug von der Rednerbühne herunterplanſchte, ging ein unwilliges erſtaunen durch die ganze Verſammlung und man mußte dieſelbe, um eine unliebſame Demonſtration zu verhindern, daran mahnen, der Sprecher ſei der Mann, welcher das deutſche „Vaterlandslied“ — ein ebenſo langes als langweiliges Ding übrigens — gedichtet habe. Ach, es iſt ein Jammer, wenn die Menſchen nicht merken, daß ihre Zeit vorüber und daß man, ſo man auch in alten und älteſten Tagen ſich noch gedrungen fühlt, etwas für das Vaterland zu thun, am beſten thut, für das Vaterland zu ſchweigen.

Es waren in der deutſchen Nationalverſammlung ſo ziemlich alle Stände-, Vermögens- und Berufsklaſſen vertreten. Es gab da Fürſten und Handwerker, Millionäre und Habenichtſe, Fabrikanten, Kaufleute und Landwirthe, Offiziere und Beamte, Prälaten, Stadt- und Dorfpfarrer, Literaten, Advokaten und 118 Profeſſoren — — Schauder!

Schauder! ſagten und ſagen die, ſo da ſaßen und ſitzen auf den Sitzen der Spötter — 118 deutſche Profeſſoren, unusquisque cathedram suam posteriori affixam secum portans . . . Schauder! zum drittenmal. Das hindert aber nicht, den Spöttern ins Geſicht die Thatſache zu behaupten, daß kaum jemals eine parlamentariſche Verſammlung ſo viel Geiſt und Wiſſen in ſich vereinigt habe wie dieſes erſte deutſche Parlament, und zwar in ſich vereinigt habe weſentlich durch die Anweſenheit der ſchauderhaften 118 Profeſſoren. Es könnte auch nur einem Parteiſimpliciſſimus einfallen, zu glauben und glauben machen zu wollen, daß dieſe 118 Profeſſoren in ihrer Mehrzahl oder auch nur in ihrer Minderheit mit unlauteren Abſichten nach Frankfurt gekommen ſeien. Kann doch nicht ein Schatten von Zweifel daran aufkommen, daß — um die am meiſten typiſch gewordene Erſcheinung des paulskirchlichen Profeſſorenthums namhaft zu machen — ein Dahlmann in jeder Fiber ſeiner Seele ein Sohn ſeines Vaterlandes und ein Freund ſeines Volkes geweſen iſt.

Und dennoch, trotz alledem und alledieſem, würde es nicht nur kein Schaden, ſondern vielmehr ein Glück geweſen ſein, wenn die ſämmtlichen 118 Profeſſoren des Parlaments zu Hauſe und ihren wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Arbeiten getreu geblieben wären. Denn um die Aufgabe mitlöſen zu helfen, zu deren Löſung ſie von ihren Wählern berufen waren, fehlte ihnen — eine verſchwindend kleine Minderzahl kann nicht in Betracht kommen — nicht viel weniger als alles: Unbeugſamkeit nach oben und perſönlicher Opfermuth, Kenntniß der Anſchauungen, Gefühle und Bedürfniſſe des Volkes, Verſtändniß für das ungeheure Miſſverhältniß zwiſchen ihrem politiſchen Syſtem und der volkswirthſchaftlichen Praxis, endlich das praktiſche Geſchick, das weſentliche vom zufälligen, das nothwendige vom willkürlichen zu ſcheiden. Sie ſind übrigens für alle ihre Mängel und Miſſgriffe perſönlich kaum oder gar nicht verantwortlich. Dieſe Mängel und Miſſgriffe entfloſſen ihrer vom Liberalismus durchfreſſenen Doktrin und ihrer Lebensſtellung. Der deutſche Gelehrte iſt in der Regel von Haus aus arm und hat in der Regel einen mühſamen, mit Diſteln bepflanzten und mit Dornen beſtreuten Weg zurückzulegen, bevor er mit ſchon entſchwundenem Jugendmuthe zu einer geſicherten Lebensſtellung gelangt. Dann heiratet er und zeugt als zärtlicher Gatte in der Regel eine erkleckliche Anzahl von Kindern, welche „ſtandesgemäß“ erzogen ſein wollen. Davon, daß die liebenswürdigen Gelehrtenfrauen in der Regel der Meinung ſind, Frau Hofräthin oder Frau Geheimräthin klänge ſchöner als Frau Profeſſorin, ſei gar nicht geſprochen, obzwar dieſer kleine Umſtand, wie böſe Zungen meinen, mitunter ein ziemlich großer ſein dürfte. Soll nun aber in demſelben Deutſchland, wo — zur Schande der Nation ſei es geſagt! — die geiſtige Arbeit, falls ſie nicht vom Staate beſoldet wird, von allen Arbeiten verhältnißmäßig die undankbarſte und uneinträglichſte iſt, der mühſälig in eine geſicherte Stellung, zu Amt und Würden gekommene Gelehrte, falls ſeine oder ſeiner Partei Principien mit dem wollen und thun der Regierungen in Konflikt kommen, Stellung, Amt und Würden, das Behagen der Familie und die Zukunft ſeiner Kinder ohne weiteres auf's Spiel ſetzen und preisgeben? Wie hätte er ſich denn auf ſeiner Laufbahn, auf einer deutſchen Gelehrtenlaufbahn die hierzu nöthige Mannhaftigkeit und eine allen Prüfungen gewachſene Charakterſtärke aneignen können? Der deutſche Philiſter, ſelbſt zugegeben, daß ſich ihm der Dünkel mancher Kathedrarier und ihre Einbildung, alles allein zu wiſſen, das allesbeſſerwiſſenwollen oft unangenehm genug fühlbar machen mögen, nein, er hat wahrlich nicht einen Schatten von Recht, von gelehrter Charakterloſigkeit und profeſſorlichem Servilismus zu reden. Das ganze deutſche Volk hat kein Recht dazu, denn es ſelber ſoll Charakterkraft und Opfermuth im großen erſt noch erweiſen.

3.

Am 18. Mai verſammelten ſich zur 3. Mittagsſtunde im Kaiſerſale des Römers in Frankfurt die bislang dort eingetroffenen Mitglieder der Nationalverſammlung, 330 an der Zahl, welche Zahl aber ſchon nach Verfluß einer Woche auf nahezu 550 geſtiegen war. Der greiſe Schott, ein ſo braver Mann, als jemals einer in ſchwäbiſchen Schuhen ſtand, leitete die Ausmittelung eines Alterspräſidenten, und da der 73jährige Baier Behr, das gebrochene Opfer des „teutſchen" Kunſtkönigs und Lola-Sängers Ludwig, die Ehre des Vorſitzes ausſchlug, wurde dieſelbe dem 70jährigen Hannoveraner Lang zuerkannt. Unter ſeiner Führung zogen dann die Abgeordneten entblößten Hauptes vom Römer über den Römerberg und die Neuekräme zur Paulskirche.

Der bei ſolchen Haupt- und Staatsaktionen bräuchliche Apparat war in Thätigkeit: Glockengeläute, Kanonendonner, Blumenkränze, Fahnenſchwenken, Tücherwehen, Vivatſchreien, wie gewöhnlich. Die Menge muß Spektakel haben, um zu glauben, daß etwas ungewöhnliches vorgehe in der Welt. Unter den tauſenden, die ſich zu jener Stunde freudevoll und hoffnungsreich auf den Straßen von Frankfurt drängten, iſt ſicher keinem auch nur die entfernteſte Ahnung gekommen, daß alle die ſtolzen Hoffnungen dieſes 18. Maitags keine andere Erfüllung finden würden als jenen ſchmachbedeckten 18. Junitag von 1849, wo ein „Märzminiſterium“ die letzten Eid-, Ehre- und Pflichtgetreuen vom deutſchen Parlament in Stuttgart durch Lanzenreiter zerſprengen ließ.

Keine Frage, in dieſem vom Römer zur Paulskirche gehenden Zuge iſt viel vom beſten vertreten geweſen, weſſen die Nation ſich rühmen darf; aber auch viel vom ſchlechteſten, weſſen ſie ſich zu ſchämen hat. Zur Stunde wurde jedoch das ſchlechte ſicherlich vom guten überwogen. Es lag in der Thatſache, daß zum erſtenmal, ſeitdem der deutſche Name exiſtirte, Vertreter der geſammten Nation, des ganzen Volkes zuſammentraten, um die Geſchicke Deutſchlands zu beſtimmen, etwas ſo erhebendes, daß ſelbſt gemeine Seelen davon ergriffen und emporgetragen werden mußten. Allerdings kann daran nicht gezweifelt werden, daß die Parlamentsidee von Anfang an tieferblickenden Abſolutiſten, Partikulariſten und Hierarchen als eine Handhabe erſchien, bei welcher die deutſche Bewegung zu packen und ſachte nach rückwärts zu drehen ſei. Aber bei Eröffnung der Reichsverſammlung iſt es wohl ſelbſt den feinſten oder verhärteteſten Chefs der vaterlandsloſen Römelei, iſt es vielleicht ſogar einem Ketteler nicht eingefallen und ſelbſt den ſchlaueſten und ſkrupelloſeſten Partikulariſten und Bevormundungsſyſtemlern, ja vielleicht ſogar einem Herrn von Schmerling nicht zu Sinne gekommen, gerade die ſchönſte Hoffnung der Nation zu ihrem Verderben ausſchlagen zu machen. Sobald dann freilich die Verhandlungen im Gange, ſobald klar geworden, daß die Mehrheit der Verſammlung ihre Stellung und Aufgabe nicht begriff und nicht begreifen wollte, ſondern zwiſchen theoretiſcher Keckheit und faktiſcher Feigheit, zwiſchen überreizten Machtgelüſten und kläglichen Ohnmachtbekenntniſſen haltlos hin und her ſchwankte, ja dann ging die Rückwärtſerei mit Bewuſſtſein und Abſicht daran, in *ihrem* Sinn und zu *ihrem* Vortheil die Parlamentsmaſchine zu handhaben.

Sie wuſſte daraus binnen kurzem das zu machen, was man im Mühleſpiel eine Zwickmühle nennt. Sie legte nämlich den Vorſchritt der Bewegung in den Einzelſtaaten durch das Parlament und den Vorſchritt des Parlaments durch die Regierungen der Einzelſtaaten lahm. Drängte die Demokratie in den Einzelſtaaten die Regierungen, endlich Ernſt zu machen mit den „Errungenſchaften", d. h. das unbrauchbar gewordene Alte durch neue Organiſationen zu erſetzen, ſo erklärten die märzminiſterlichen Marionetten der Reaktion: Das geht nicht; wir müſſen abwarten, bis das Parlament den Reichsverfaſſungsrahmen fertig hat, in welchen ſich die Verfaſſungen und Einrichtungen der einzelnen deutſchen Staaten einzufügen haben. Drängte dagegen die Demokratie im Parlamente die Mehrheit, den Reichsverfaſſungsrahmen fertig zu machen, ſo hieß es: Ja, leider geht es nicht; die Regierungen der einzelnen Staaten legen uns zu viele Hinderniſſe in den Weg. Damit verſtrich die Zeit und jeder nutzlos vergeudete Tag kam den inneren und äußeren Feinden Deutſchlands zu ſtatten. Die Zwickmühle arbeitete demnach vortrefflich.

4.

Die erſte Sitzung des Parlaments verlief in Folge der altersſchwachen Unbeholfenheit des Vorſitzenden ſo wirrſälig, daß ſie an eine frankfurter Judenſchule alten Stils oder an polniſche Reichstage erinnerte. Man darf jedoch dieſes auch ſpäter häufig genug tumultuariſch ſich gebarende parlamentiren nicht allzu ſtrenge beurtheilen. Hätte etwa der parlamentariſche Schick und Takt plötzlich vom Himmel in die Paulskirche herabfallen oder woher hätte er denn ſonſt kommen ſollen? Auch hatten ja die armen Deutſchen ſeit etlichen Jahrhunderten mit Vorlegeſchlöſſern an den Mäulern herumgehen müſſen, was wunders, daß jetzt, nachdem dieſe Schlöſſer entfernt waren, jeder ſich gedrungen fühlte, nach Herzensluſt zu ſprechen, zu ſingen oder zu pfeifen, wie ihm eben der Schnabel gewachſen war?

Dem frommen Biſchof Müller von Münſter war der Schnabel ſo gewachſen, daß er ſeinen Antrag, vor allem eine kirchliche Feier zur Eröffnung der Nationalverſammlung anzuordnen, mit dem Bibelſpruche begründete: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, ſo bauen die Bauleute vergebens“. Dem weniger frommen Franz Raveaux aus Köln dagegen ſo, daß er dieſen Antrag bekämpfte mit den Worten: „Auch ich will einen Spruch anführen — Hilf dir ſelbſt und Gott wird dir helfen!“ Die Bourgeoiſie iſt bekanntlich nicht gerade fromm, ſondern thut nur ſo, wenn es ihr etwann in den Kram paßt. Die Mehrheit des Parlaments war der Ausdruck der Bourgeoiſie: ſie beklatſchte den weniger frommen der beiden Sprüche und ging über den biſchöflichen hinweg. Ein Loth Unglauben und ein Pfund Unkirchlichkeit gehören doch mit zur „Bildung“, denkt bekanntlich der Liberalismus.

Das Bedürfniß einer feſteren Leitung der Verſammlung machte ſo gebieteriſch ſich geltend, daß ſchon am folgenden Tage zur Wahl eines wirklichen Präſidenten verſchritten wurde. Sie fiel mit 305 Stimmen von 397 auf den Freiherrn Heinrich von Gagern, welcher unter der Hand erklärt hatte, daß er dieſer Stellung ſeine darmheſſiſche Miniſterſchaft zum Opfer bringen würde. Der Gewählte war zur Stunde zweifelsohne nicht allein der angeſehenſte Mann in der Verſammlung, ſondern auch der zum Vorſitzer geeignetſte. Zu ſeinem Stellvertreter wurde Herr von Soiron auserkoren, deſſen Abfall vom Republikanismus eine Belohnung verdiente. Herr von Gagern übernahm ſein Amt mit einer Rede, welche hiſtoriſch merkwürdig bleibt, weil ſie urkundlich darthut erſtens, daß der Liberalismus ſein unſittliches Spiel mit der Volksſouveränität, welche er doch im geheimen ſchon verrathen und verleugnet hatte, öffentlich noch immer weiterſpielte, und zweitens, daß der Liberalismus in ſeiner Unklarheit und Unlogik eine Verquickung und Vermantſchung des Souveränitätsprincips mit dem Vereinbarungsprincip für möglich hielt oder wenigſtens für möglich zu halten vorgab.

Der Präſident der Nationalverſammlung ſagte nämlich am Schluſſe ſeiner Rede: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir ſollen eine Verfaſſung ſchaffen für Deutſchland, für das geſammte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieſer Schaffung ſie liegen in der Souveränität der Nation. Den Beruf und die Vollmacht, dieſes Verfaſſungswerk zu ſchaffen, hat die Schwierigkeit in unſere Hände gelegt, um nicht zu ſagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zuſtandekommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verſtändigung unter den Regierungen zuſtandezubringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer konſtituirenden Verſammlung vindizirt. Deutſchland will Eins ſein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes, unter der Mitwirkung aller ſeiner Gliederungen. Dieſe Mitwirkung auch den Staatenregierungen zu erwirken liegt mit in dem Berufe dieſer Verſammlung“.

Alſo wieder die alte Leier: das Volksſouveränitätsprincip wollen wir, aber das Vereinbarungsprincip wollen wir auch. Wenn das Volk ſouverän war, wozu bedurften dann bei Schaffung der Nationalverfaſſung die Mandatare des Volkes die Mitwirkung der „Staatenregierungen“, d. h. der Fürſten? Wenn hingegen der Wille des Volkes von dem ſo zu ſagen Oberwillen der Fürſten abhängig war, wie konnte, durfte, mochte man dann von Volksſouveränität ſchwatzen? Niemand konnte den Herrn von Gagern und ſeine Adepten für ſo einfältig halten, daß ſie im Ernſte geglaubt hätten, als „ſtaatsmänniſch“ eingeſeifte Kameele durch das Nadelöhr dieſes Widerſpruchs ſchlüpfen zu können. Nein, das glaubten und hofften ſie nicht. Aber ſie wollten vor allem Zeit gewinnen, ſie wollten die letzten Wogen der Märzflut vollends verlaufen laſſen und ſie halfen ſich einſtweilen mit

Redensarten. Sie kannten ja die Macht der Phraſe; ſie wuſſten, daß die unklarſte, ja die geradezu ſinnloſeſte Phraſe am meiſten Gewalt über die Menſchen gewinnt, wenn man es mittels unaufhörlicher Wiederholung glücklich dazu bringt, ſie zu einem Gemeinplatze zu machen, der in jedem Munde oder wenigſtens in möglichſt vielen iſt. Sie haben es auch wirklich dazu gebracht. Allein ſie hätten ſich hüten ſollen, ihre Gegner, die Demokraten, der Wolkenwandelei zu bezichtigen. Denn ſo herausgefordert, konnten die Bezichtigten nicht anſtehen, ihrem Feinde, dem Liberalismus, im Hinblick auf ſeine Zwitterhaftigkeit im allgemeinen und im Hinblick auf den Umſtand im beſonderen, daß er einen gar nicht vorhandenen Vermittelungs- und Vermantſchungsweg in den Wolken ſuchte, das Citat aus Göthe ins Geſicht zu werfen: —

„Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg“ . . .

5.

„Die ehrlichſte Politik iſt immer die beſte“. Auch ſo ein Axiom, welches ſtets neu und blank bleibt, weil es in der Putzſtube der Moral ungebraucht unter einer Glasglocke liegt. Die Politiker aller Parteien weiſen bei Gelegenheit auf das Prunk-Putzſtück hin, jeder läſſt es aber, wo es iſt, unter der Glasglocke.

Von ſeiten der liberaliſirenden Mehrheit der Nationalverſammlung wäre die ehrlichſte und folglich auch die beſte Politik unſtreitig geweſen, wenn ſie an die Stelle der vernebelten und verſchwiemelten Beſtimmung der Kompetenz des Parlaments, wie ſie Herr von Gagern in ſeiner Antrittsrede gab, die klare und beſtimmte geſetzt hätte: Wir können und wollen ohne die Fürſten nichts machen. Die Throne ſind aufrecht geblieben; wir müſſen uns alſo an dieſelben anlehnen, ſonſt ſtehen wir in der Luft. Demzufolge iſt unſere Verſammlung keine konſtituirende, ſondern nur eine berathende und höchſtens eine mitbeſchließende. Das richtige iſt demnach, die hohlbäuchige Phraſe von der Volks- oder Nationalſouveränität ein für allemal beiſeite zu ſtellen und vor allem ſo raſch, wie möglich, einen feſten Grund- und Unterbau für das deutſche Verfaſſungswerk dadurch herzuſtellen, daß wir eine beſtimmte Vereinbarung mit den Fürſten zum Ausgangspunkte unſerer Berathungen machen. Thun wir dies nicht, ſo bauen wir nur eine deutſche Nephelokokkygia mehr in die Wolken.

Sie thaten es aber nicht und das neue Nubikukulien wurde dann richtig fertig gebaut.

Auch die linke Seite des Hauſes iſt von dem Vorwurfe des nebelns und ſchwiemelns keineswegs freizuſprechen. Auch die von der Linken machten es mitunter wie die von der Rechten, welche des Glaubens lebten, ein Stück Diplomatie, d. h. Unehrlichkeit gehörte nothwendig mit zum Gepäcke der „Staatsmänniſchkeit“. Die Diplomatie der Linken beſtand aber darin, daß ſie ſich erſtens anſtellte, als glaubte ſie an die Phraſe von der Volksſouveränität als an eine Thatſache, aus welcher die ſelbſtverſtändlichen Folgerungen zu ziehen ſeien; und daß ſie zweitens jede ſich darbietende Gelegenheit ergriff, um auf Umwegen zu erreichen, was auf geradem Wege nicht hatte erreicht werden können, d. h. die Umſchaffung des Parlaments aus einer bloß berathenden Verſammlung in eine handelnde, in einen die demokratiſche Neugeſtaltung Deutſchlands nicht allein dekretirenden, ſondern auch vollziehenden Konvent, welches hiſtoriſche Wort die Sache nun doch einmal am richtigſten bezeichnet. Daher das frühzeitig begonnene und eifrig fortgeſetzte bemühen der Linken, die Nationalverſammlung nicht allein zu einer Wortmacht, ſondern auch zu einer Thatmacht zu machen, welche ihren Beſchlüſſen den nöthigen materiellen Nachdruck zu geben im ſtande wäre. Natürlich wurden alle auf Schaffung eines Parlamentsheeres, auf Organiſirung einer wirklichen, nicht bloß gemalten Volkswehr zielenden Anregungen und Strebungen der Linken durch die hochnäſige Vorwitzheit, durch die

Knechtſchaffenheit und Feigheit der liberalen Mehrheit beharrlich vereitelt. Leute wie Herr von Vincke und Konſorten riefen der Nationalverſammlung, ſo oft ſich dieſelbe zu einem kräftigen vorgehen ermannen wollte, allzeit höhniſch zu: „Ihr habt ja keine Exekutivmacht!“ Gerade die Vincke aber und die ganze Bande der mehr oder weniger liberalthuenden Herren Von und Nichtvon ſie waren es, welche mit wahrem Fanatismus dem Parlamente jede Möglichkeit, eine Exekutivmacht zu bekommen, benahmen . . .

Schon die erſten Sitzungen der Verſammlung gaben den Parteien ausgiebige Veranlaſſung, ihre Kräfte zu meſſen. So, als der Bürgerwehroberſt Zitz aus Mainz die blutige Rauferei zur Sprache brachte, welche in der genannten Stadt zwiſchen der Bürgerwehr und der preußiſchen Beſatzung am 21. Mai ſtattgefunden hatte, und auf Reſolutionen antrug, deren Spitzen in erſter Linie gegen den preußiſchen Vicegouverneur der Bundesfeſtung und in zweiter gegen den Militarismus überhaupt gerichtet waren. Die Mehrheit witterte aus dieſen Reſolutionen ſogleich eine erſte Zumuthung, Konvent zu ſpielen, heraus und beſchloß den Uebergang zur Tagesordnung. In der Debatte trat zum erſtenmal ein Spieler auf die parlamentariſche Bühne, welcher von da an als der raufluſtigſte und ſchlagfertigſte Heißſporn der Rechten in Sankt Paul viel Lärm gemacht hat, der Fürſt Felix von Lichnowſky, zweideutigen Andenkens vom berliner 19. März her — ein Spieler, deſſen Verſchwinden von der Bühne des Parlaments und der Welt eine der beklagenswertheſten Epiſoden des Jahres 1848 werden ſollte. Nicht um der Perſon des Fürſten willen*), ſondern weil ſeine Ermordung durch eine raſende Pöbelrotte der Rückwärtſerei willkommenes Material bot, ein neues und zwar einheimiſches Schreckgeſpenſt vor angſtphiliſterlichen Augen aufzurichten, und weil Mord unter allen Umſtänden Mord bleibt, d. h. ein ſcheußliches, beſtialiſches Thun.

---

*) Am ſchonungsloſeſten iſt der Fürſt von Lichnowſky nicht etwa von ſeinen demokratiſchen Gegnern, ſondern von einem Standes- und Geſinnungsgenoſſen, vom Herrn Alexander von Sternberg („Erinnerungsblätter“, II, 138) beurtheilt worden: — „Wenn man (in Berlin in den erſten 40ger Jahren) zur Gräfin Hahn kam, fand man immer den unerträglichen Flegel vor, den Fürſten Lichnowſky. Dieſer herumtreibende Fürſt war damals noch zu keinerlei Bedeutung gelangt, obgleich er auf alle Weiſe ſtrebte, in die Mäuler der Leute zu kommen. Zunächſt wußte er dazu kein geeigneteres

Noch früher als die mainzer Vorfälle debattirt wurden, war (am 19. Mai) durch Raveaux eine Frage zur Sprache gebracht worden, welche den Schaden, an dem das Parlament von Anfang an kränkelte, nachdruckſam ſchmerzlich berührte, d. h. die Unbeſtimmtheit und Unſicherheit ſeiner Stellung, die Unklarheit ſeiner Kompetenz, die Fiktion von ſeiner Oberherrlichkeit, welche doch auf Schritt und Tritt mit der thatſächlichen Macht des Partikularismus unſanft zuſammenſtieß. Raveaux forderte nämlich einen Beſchluß, daß die verſchiedenen deutſchen Ständeverſammlungen ſich nicht mit einzelſtaatlichen Verfaſſungsfragen ſollten beſchäftigen dürfen, bevor die Nationalverſammlung das deutſche Verfaſſungswerk zum Abſchluſſe gebracht hätte. Der obenauf liegende Sinn dieſes Antrags war ein handgreiflich praktiſcher: es ſollten dadurch Widerſprüche zwiſchen der Reichsverfaſſung und den Verfaſſungen der Einzelſtaaten von vornherein unmöglich gemacht werden. Die Tragweite dieſes Antrags ging aber noch weiter. Derſelbe wollte nämlich eine feierliche

---

Mittel, als auf ſolche Weiſe unverſchämt und tolldreiſt frech überall aufzutreten, daß Männer kaum durch ein anderes Organ mit ihm zu verkehren wußten als durch die Degenſpitze und den Piſtolenlauf, Frauen kein anderes Mittel kannten, ihn fern zu halten, als ewig verſchloſſene Thüren und abweiſende Diener, die er jedoch über den Haufen rannte und dennoch eindrang. Frech und zügellos in jedem Worte, war er es ebenſo in jeder Miene und Bewegung. Alles, was vornehme und nicht vornehme Laſter heißt, hatte er ſeinem jungen Körper zugemuthet und war dennoch leidlich davongekommen. Nicht ſo gut war es ſeinem Beutel gegangen; der war faſt bis auf das letzte Goldſtück geleert und er wurde für ſeine Gläubiger eine ſehr anziehende Perſon. Es fehlte nicht viel, daß er ein gefeſſelter Prometheus wurde. Dies zu verhindern, trat ſpäter die bekannte befreiende Gottheit auf" — (ein reiches altes Buhlweib nämlich).

Erklärung hervorrufen, kraft welcher das Parlament den Beſchluß des Vorparlaments: „Die Berathung und Beſchlußnahme über die künftige Verfaſſung Deutſchlands ſteht einzig und allein der vom Volke zu erwählenden Nationalverſammlung zu“ — förmlich zu dem ſeinigen machte. Die Linke hoffte damit eine feſte Baſis zur Beſeitigung des Vereinbarungsprincips zu gewinnen, vermochte aber nicht durchzudringen. Von der Rechten her rednerten Herr von Vincke und Genoſſen gar von dem „begründeten Vertrauen“, daß ſämmtliche deutſche Regierungen ſich herbeilaſſen würden, die Beſtimmungen der Partikularverfaſſungen denen der Nationalverfaſſung unterzuordnen. Wie „begründet“ ſo ein Vertrauen war, hatte ja die ganze deutſche Geſchichte gezeigt. Ein ſolches Vertrauen zu predigen war demnach knäbiſche Unwiſſenheit oder bewuſſter Verrath. Oder wäre das „begründete Vertrauen“ des weſtphäliſchen Junkers vielleicht ein drittes geweſen, nämlich der erſte an das Princip der „Nationalſouveränität“ gerichtete Abſagebrief des preußiſchen Partikularismus? Sehr möglich, ſehr wahrſcheinlich ſogar; denn der raveaux'ſche Antrag war ja mitveranlaſſt worden durch die Schlaumaierei von Kamphauſen und Kompagnie, neben der deutſchen in Frankfurt eine preußiſche „Nationalverſammlung“ in Berlin aufzuthun. Die Rechte vermochte indeſſen ihren Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung ebenfalls nicht durchzubringen. Sie hatte ihre rückwärtſigen Gefühle im allgemeinen und die partikulariſtiſch-preußiſchen Junkergelüſte im beſonderen durch ihre Redner ſo unverſchämt kundgeben laſſen, daß die Verſammlung den Robert Blum, welcher die Argumente dieſer Redner zu Staub zerrieb, mit Beifall überſchüttete. Schließlich wurde dann einer jener Vermittelungsanträge, welche noch niemals einen Pelz gewaſchen haben, weil ſie niemals einen naß zu machen wagten, mit großer Mehrheit angenommen, der Antrag: „Die Nationalverſammlung erklärt, daß alle Beſtimmungen einzelner deutſcher Verfaſſungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfaſſungswerke nicht übereinſtimmen, nur nach Maßgabe des letzteren als giltig zu betrachten ſind, ihrer bis dahin beſtandenen Wirkſamkeit ungeachtet“.

Die Liberalen feierten dieſe Abſtimmung vom 27. Mai Abends in ihren Klubbs mit Entkorkung vieler Rheinwein- und Champagnerflaſchen als einen glänzenden Sieg. Mit Recht! Die Fiktion von der Oberherrlichkeit des Parlaments war ja gerettet und die Welt um eine Phraſe bereichert. Nicht vom Standpunkte beſt- und biedermaieriſcher Staatsmänniſchkeit aus betrachtet, gab das Reſultat dieſer Debatte freilich keine Veranlaſſung zur Flaſchenentkorkung und zu anderen Freudebezeugungen, ſondern vielmehr zu der Anſicht, die Paulskirche ſei nur eine Schwatzbude und werde nie etwas beſſeres ſein.

In Wahrheit, dieſer 27. Mai hätte müſſen der Tag ſein, wo das Parlament für ein ſpäter nicht mehr mögliches Entweder — Oder feſt und energiſch ſich entſchließen und beſtimmen mußte. Das Entweder war, das Vereinbarungsprincip ehrlich zu bekennen und offen zu proklamiren und demzufolge alles aufzubieten, um wenigſtens mit den mächtigſten deutſchen Regierungen zu einem ehrlichen und feſten Abkommen zu gelangen. Das Oder war, über die noch lange nicht wieder zu ihrer Vollkraft gelangten Fürſten hinweg dem Volke offen und redlich die Hand zu bieten, die nationale Bewegung wieder in vollen Fluß zu bringen und zu ſolcher Spannkraft zu ſteigern, daß ſie jeden dynaſtiſchen und partikulariſtiſchen Widerſtand gegen das deutſche Verfaſſungswerk hinwegzuſchwemmen vermocht hätte.

Das Parlament in ſeiner Mehrheit war zu liberal, d. h. zu dünkelhaft für das Entweder und zu liberal, d. h. zu feige für das Oder. Das „Maulthier" duſelte alſo weiter auf ſeinem Wolkenſteg.

6.

Wenn in den Debatten vom 26. und 27. Mai die Parteizerklüftung in der Paulskirche ſchon ihre dunkelſten Schlünde aufgethan hatte, ſo ſchloſſen ſich dieſelben vorübergehend wieder während der

Verhandlung über die Schaffung einer deutſchen Kriegsflotte, deren Mangel der Krieg mit Dänemark neuerdings ſo ſchmerzlich fühlbar gemacht hatte. Um einen Anfang zu machen, erhob ſich die Verſammlung faſt einſtimmig für die vorläufig beantragte Verwilligung von 6 Millionen Thalern. Das Werk wurde dann rüſtig an Hand genommen und hatte einen erfreulichen Fortgang, um, wie bekannt, den allerjämmerlichſten Ausgang zu finden. Selbſt das neidgrüne England wäre nicht auf den grauſamen Spott verfallen, die kaum gebauten und bewaffneten Kriegsſchiffe, von deren Gaffeln zum erſtenmal die ſchwarzrothgoldene Flagge wehte, ſo zu entehren, wie der durch Oeſtreich und Preußen wieder vom Scheintod erweckte Bundestag ſie entehren ließ, indem er ſie unter den Auktionatorhammer des Herrn Hannibal Fiſcher warf. Daß die Deutſchen auch dieſen Bubenſtreich ruhig hinnahmen, ſchien denn doch unwiderleglich zu beweiſen, daß gar nichts auszuſinnen wäre, was dieſes Volk von ſeiten der „angeſtammten“ Machthaber ſich nicht gefallen ließe.

Nur 5 Tage nach dem 14. Juni, an welchem die einmüthige Flottenberathung gepflogen worden, klaffte das parlamentariſche Parteigeklüfte ſchon wieder breit und tief und häſſlich auf, als am 19. Juni die Schaffung einer proviſoriſchen Bundesexekutive oder, wie das Ding benamſet wurde, einer proviſoriſchen Centralgewalt auf die Tagesordnung kam. Das Klubbweſen war ſchon ſo beſtimmend und entſcheidend geworden, daß die Verhandlungen in der Paulskirche nur noch der Widerhall vorhergegangener Klubbdebatten waren. Die Linke hatte unter der Leitung von Blum und nach deſſen Ermordung unter der Führung von Vogt ihr Hauptquartier im „Deutſchen Hof“ aufgeſchlagen. Eine Auszweigung der Partei, die ſogenannte äußerſte Linke, ſaß, erſt von Ruge, dann von Ludwig Simon geleitet, im „Donnersberg“. Das unterſcheidende Merkmal der beiden Fraktionen iſt geweſen, daß die Deutſchhöfler zwar zur Zukunftsrepublik ſich bekannten, für die Gegenwart aber mit der „demokratiſchen Monarchie“ — unter welchem mondkalbiſchen Staatsbegriffe ſich jeder denken oder auch nichtdenken konnte, was er mochte — ſich begnügen wollten, während dagegen die Donnersberger die Umgeſtaltung Deutſchlands in eine Föderativrepublik verlangten. Ein Ableger der Linken nach rechtshin, die ſogenannte gemäßigte Linke, deren Vormänner Raveaux, Heinrich Simon und Schoder waren, klubbte in der „Weſtendhall“. Wieder mehr rechtswärts neigte der Klubb im „Wirtemberger Hof“, in welchem Rieſſer, Robert Mohl, Biedermann, Herrman, Giſkra und Kirchgeſſner den Ton angaben. Dieſe Fraktion des linken Centrums ging mit der des rechten Centrums in allen Hauptfragen einig und die beiden Centren mitſammen machten den Gewalthaufen der Mehrheit aus.

Die Herren vom rechten Centrum, deren Klubblokal das „Kaſino“, hatten zum Hauptdoktringeber den durch Stenzel, Droyſen, Waitz, Beſeler und andere Adjutanten ſekundirten ſo zu ſagen Erz- und Oberprofeſſor Dahlmann und zu Hauptmachern Mathy, Baſſermann und Jürgens. Das Kaſino war die Geburtsſtätte und blieb die eigentliche Heimat des vielberufenen Reichsprofeſſorenthums, einer Species des Genus Homo, von welcher kein Buffon oder Blumenbach ſich etwas hatte träumen laſſen. Der „Reichsprofeſſor“ iſt ein zoologiſch erſt noch zu beſtimmender Zweifüßler. Poetiſch iſt er vorläufig beſtimmt oder, waidmänniſch zu reden, ſo recht „beſtätigt“*) und ſein Name iſt eingetragen für allzeit in das „Goldene Buch von Schilda“.

Die Fraktion des Kaſino, zu welcher ja auch Herr von Schmerling zählte, ſtand zeitweilig in intimen Beziehungen zum Klubb der ſpecifiſchen Rechten, welcher zuerſt im „Hirſchgraben“, dann im „Steinernen Haus“, endlich im Kaffee „Milani“ ſaß. Die Orakelſprecher waren hier Herr von Radowitz und Herr von Vincke, hier polterte das preußiſche Junkerthum, hier gaben einander der ſüddeutſche Jeſuitismus und der norddeutſche Pietismus den Seraphinenkuß, hier ging der Ultramontanismus eines Laſaulx mit dem Prozenthum eines Merck einig. Der Klubb Milani hatte auch ſeinen Hofnarren, und zwar einen, wie kein anderer eines ſolchen ſich rühmen konnte, den buckeligen Detmold aus Hannover, einer der ſchlimmſten Unheilſtifter von damals, aber der witzige Autor der „Abenteuer des Herrn Piepmaier“. Witz und Humor hat überhaupt das Parlament viel producirt und konſumirt, nur allzu viel. In dem von beiden Seiten mit großer Ausdauer unterhaltenen Zerrbilder-, Spottverſe- und Schimpfproſakrieg iſt viel Talent und Zeit verbraucht worden. Neben dem „Piepmaier“ mögen von derartigen Auslaſſungen noch namhaft gemacht ſein die von rechtsher kommenden „Epistolae novae virorum obscurorum“, von linksher die „Epistolae virorum dextrorum“ und die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“.

---

*) Und zwar in des leider zu früh in ein amerikaniſches Grab gelegten Reinhold Solger's „Reichsprofeſſor“, bei weitem der beſten, ja bislang der einzigen politiſchen Komödie, welche die deutſche Literatur beſitzt.

7.

Maßen die Nationalverſammlung ſich nicht der Vollziehungsgewalt bemächtigen wollte, ſo muſſte ein Organ geſchaffen werden, durch deſſen Vermittelung ihre Beſchlüſſe zur Ausführung gebracht würden. Auch ſollte dieſe proviſoriſche Centralgewalt die oberſte Leitung des Heerweſens haben und gegenüber dem Auslande das „einige“ Deutſchland repräſentiren.

Dieſe Angelegenheit war ſchon im Fünfzigerausſchuſſe verhandelt und daſelbſt das Projekt der ſogenannten „Onkelei“ auf's Tapet gebracht worden. Nämlich es ſollte ein Bundesdirektorium geſchaffen werden, beſtehend aus einem öſtreichiſchen, einem preußiſchen und einem bairiſchen Prinzen: Erzherzog Johann, Prinz Wilhelm und Prinz Karl, von welchen der erſte ein Oheim des Kaiſers von Oeſtreich, der zweite ein Oheim des Königs von Preußen und der dritte der Oheim des Königs von Baiern war. Darum hieß man ſie mitſammen die drei „Onkel“. Nach dem Zuſammentritt des Parlaments hätten die Rückwärtſer von der ſtrikten Obſervanz am liebſten den Bundestag als proviſoriſche Exekutive beibehalten; das ging aber doch nicht, weil der Bundestag in den Naſen der Liberalen, geſchweige der Demokraten, ein gar zu mißfälliger Ruch war.

Am 3. Juni beſtellte das Parlament einen Fünfzehnerausſchuß, welcher über die eingegangenen 16 Anträge betreffs der Errichtung einer proviſoriſchen Centralgewalt — ſpäter kamen noch 23 Abänderungsvorſchläge hinzu — berathen und berichten ſollte. Der Beginn der Verhandlung ſelbſt war auf den 17. Juni angeſetzt und hatten ſich nicht weniger als 189 oder gar 223 Redner einſchreiben laſſen. Wenn der Boden von Sankt Paul ſteril war und blieb, konnte das jedenfalls nicht dem Mangel an Bewäſſerung ſchuldgegeben werden.

Diesmal hatte Herr von Vincke das richtige getroffen, wenn er viele Tage vor dem Beginne der Debatte verlangte, man ſollte den verzwickten Knoten friſchweg durchhauen; wenn er ſchon am 31. Mai im Hirſchgrabenklubb forderte, daß dieſer an die Spitze ſeines Programms „die Nothwendigkeit eines ſogleich auf Preußen zu übertragenden erblichen Kaiſerthums“ ſtellen müßte*). Ja, die Sache vom monarchiſchen Standpunkt angeſehen, war das unzweifelhaft das richtige. Der Mehrheit der Nationalverſammlung ſchwebte ja doch als letztes und höchſtes Ziel ein preußiſches Kaiſerthum vor und durch die ſofortige Uebertragung der deutſchen Centralgewalt an das Haus Hohenzollern wäre wenigſtens die in jeder Beziehung über alles Maß unerſprießliche Reichsverweſerei des Johann Ohneland vermieden worden. Aber wäre dieſe Uebertragung angenommen worden? Dieſe Frage aufzuwerfen oder gar zu verneinen waren zur Zeit, wo die feierliche Erklärung Friedrich Wilhelms des Vierten, daß er ſich an die Spitze Deutſchlands ſtellen wollte und daß Preußen in Deutſchland aufgehen ſollte, noch ſo neu, noch ſo friſch, jedenfalls die Zehntels-, Fünftels-, Halb- und Ganzliberalen gar nicht berechtigt, da ſie ja ſammt und ſonders im Vertrauensſpittel lagen und im Fieber der Fürſtenfürchtigkeit delirirten. Auch heißt eines der wenigen ganz wahren Sprichwörter „Bis dat qui cito dat!“ und die Summe der Wahrſcheinlichkeitsrechnung iſt, daß die Krone, welche im April von 1849 in Berlin zurückgewieſen wurde, im Mai oder Juni von 1848 in Potsdam angenommen worden wäre; angenommen mitſammt dem berühmten uhlandiſchen „Tropfen demokratiſchen Salböls“, welcher daran hing.

---

*) Raumer, Briefe aus Frankfurt und Paris, I, 37.

Es erging aber dem Herrn von Vincke in dieſem Falle, wie es Parteiführern nicht ſelten zu ergehen pflegt. Schlagen ſie einfältiges, zweckwidriges, geradezu ſinnloſes vor, ſo dürfen ſie 99 mal von 100 mal auf die Zuſtimmung ihrer Leute zählen; wollen ſie aber treffendes, richtiges und zweckmäßiges, ſo werden ſie damit 9 mal unter 10 mal ganz durchfallen oder doch nur auf verwickelten Umwegen ihr Ziel erreichen. Selbſt die ergebenſten Knappen des weſtphäliſchen Ritters fanden ſeinen Vorſchlag zur Zeit gar nicht vorbringbar, geſchweige durchbringlich. Es iſt wahr, die ſchwarzweißen Zitteraale à la Friedrich von Raumer, welche, wie der Genannte ſelber erzählt, das „Kaiſerthum für Preußen zu erſtreiten bei den unleugbar hierüber in jenem Augenblicke noch vorherrſchenden Anſichten für ganz unmöglich hielten“, ſchienen zunächſt rechtzuhaben. Es iſt wahr, daß einem naiven Hinterpommer, Herrn Braun aus Köſlin, als er am 18. Juni in der Paulskirche die Uebertragung der proviſoriſchen Centralgewalt an Preußen beantragte, von allen Seiten, ja faſt von allen Bänken her ein ſchallendes Gelächter entgegenſchlug; ein ſo ſchallendes, daß der Antragſteller zuletzt ſelber mitlachen mußte; ein ſo ſchallendes, daß es bis nach Potsdam hinausſcholl, allwo es ſofort ad notam genommen und dreimal ſchwarz unterſtrichen wurde. Am 3. April im folgenden Jahre, als die Parlamentsabordnung die deutſche Kaiſerkrone ins berliner Schloß trug, hat dann Friedrich Wilhelm der Vierte für dieſes Paulskirchengelächter vom 18. Juni 1848 ſeine vollwichtige Rache genommen.

Aber trotzdem bleibt es ebenfalls wahr, daß es für die konſervativen und liberalen Kaiſerlinge wie die ehrlichſte ſo auch die beſte Politik geweſen wäre, wenn ſie ſchon im Mai und Juni von 1848 das preußiſche Kaiſerthum offen auf ihre Fahnen geſchrieben hätten. Wer, beim Styx, würde denn damals, ſobald der König von Preußen Ja und Amen geſagt hätte, etwas nennenswerthes gegen dieſes von der preußiſchen Armee gehaltene deutſche Kaiſerthum haben aufbringen können? Oeſtreich? Das lag in Todeswehen. Ruſſland? Die thönernen Beine würden unter dem Koloß eingeknickt ſein, ſowie er ſich in Marſch geſetzt hätte. Frankreich? Das hatte alle Hände voll zu thun, um ſich zur Juniſchlacht im eigenen Hauſe zu rüſten. England? Ja, wenn flegelhafte Times-Artikel Schwerter wären. Die deutſchen Fürſten? Ob, die wären froh geweſen, wenn der preußiſche Kaiſer ſeinen Mantel ſchützend um ihre Civilliſten, Domänen und Apanagen geſchlagen hätte. Die deutſche Demokratie? Kanonen und Bajonnetten gegenüber ſind Worte nur Wind. Das deutſche Volk? Das hat niemals einen Willen gehabt, ſondern ſtets nur „fromme Wünſche“, und würde, mit einigem Takt dazu kommandirt, ſeinem Kaiſer zugejubelt und die Pferde ausgeſpannt haben, wie die Tiroler dem ihrigen thaten. Jedennoch: hätte Friedrich Wilhelm der Vierte im Mai oder Juni zu der Kaiſerwahl durch das Parlament Ja und Amen geſagt? Die Antwort gibt ein Brief des des Königs, datirt vom 13. December 1848, alſo aus einer Zeit, als ſeine bevorſtehende Wahl zum Kaiſer der Deutſchen für die Mehrheit in der Paulskirche ſchon eine ausgemachte Sache war. Der Brief war an Bunſen gerichtet, welcher am 6. December dem Könige dringend zur Annahme der Kaiſerkrone gerathen hatte. Friedrich Wilhelm ſchrieb ſeinem Vertrauten alſo: „Ich verſtehe Sie und Ihre Raiſonnements; Sie aber nicht die meinigen, ſonſt hätten Sie nicht ſo ſchreiben können, d. h. Sie hätten dann nicht den abſoluten Hinderniſſen, die zwiſchen mir und der!!! Kaiſerkrone ſtehen, einen leichten und leichtzubeſeitigenden Namen geben können. Sie ſagen (wörtlich wie Herr von Gagern mir ſagte am 26. und 27. v. M.):

„Sie wollen die Zuſtimmung der Fürſten; gut und recht, die ſollen Sie haben“. Aber, mein theuerſter Freund, da liegt der Hund begraben: ich will weder der Fürſten Zuſtimmung zu **der** Wahl, noch **die** Krone. Verſtehen Sie die markirten Worte? Ich will Ihnen das Licht darüber ſo kurz und hell als möglich ſchaffen. **Die** Krone iſt erſtlich keine Krone. Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, **wenn** die Umſtände es möglich machen **könnten**, iſt keine, die eine, wenn auch mit fürſtlicher Zuſtimmung eingeſetzte, aber in die revolutionäre Saat geſchoſſene Verſammlung **macht** (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), ſondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem ſie aufgeſetzt wird nach der heiligen Ordnung, „von Gottes Gnaden“ macht, weil und wie ſie mehr denn 34 Fürſten zu Königen der Deutſchen von Gottes Gnaden gemacht und den letzten immer der alten Reihe geſellt. Die Krone, welche die Ottonen, die Hohenſtaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, ſie ehrt ihn überſchwänglich mit tauſendjährigem Glanze. **Die** aber, die Sie leider meinen, verunehrt überſchwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernſten, dümmſten, ſchlechteſten — wenn auch, Gottlob, nicht böſeſten dieſes Jahrhunderts. Einen ſolchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, ſoll ein legitimer König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preußen ſich geben laſſen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteſte, doch die edelſte Krone, die niemand geſtohlen worden iſt, zu tragen? Ich ſage es Ihnen rund heraus: Soll die tauſendjährige Krone deutſcher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, ſo bin **ich** es und meinesgleichen, die ſie vergeben werden. Und wehe dem, der ſich anmaſſt, was ihm nicht zukommt“ *).

So fühlte, dachte und ſchrieb Friedrich Wilhelm der Vierte. Und einen König, welcher ſo fühlte, dachte und ſchrieb, hofften die „Staatsmänner“ der Paulskirche zuverſichtlich dafür zu ſtimmen und zu gewinnen, daß er ſich die von ihnen aus „Dreck und Letten“ gebackene Kaiſerkrone würde aufſetzen laſſen! So dumm konnte doch nur der reichsprofeſſorliche Liberalismus ſein.

---

*) Briefwechſel Friedrich Wilhelms des Vierten mit Bunſen, S. 233 fg.

8.

Die Mehrheit der Fünfzehnerkommiſſion hatte den Antrag formulirt: Es ſoll ein aus drei Perſonen beſtehendes Bundesdirektorium beſtellt werden zur Leitung aller gemeinſamen Angelegenheiten der Nation. Die drei Mitglieder ſind von den deutſchen Regierungen zu bezeichnen und nach erfolgter Zuſtimmung ſeitens der Nationalverſammlung, welche jedoch über die vorgeſchlagenen Perſönlichkeiten nicht in Berathung geben darf, zu ernennen. Das Bundesdirektorium habe ſeine oberſte Vollziehungsgewalt durch Miniſter zu üben, welche der Nationalverſammlung verantwortlich ſeien*). Seine Amtsführung ſollte mit dem Abſchluſſe des deutſchen Verfaſſungswerkes, an welchem eine Mitwirkung ihm nicht zuſtehe, zu Ende ſein.

Die beiden Fraktionen der Linken waren in dem Funfzehnerausſchuß nur durch Blum und Adolf von Trützſchler vertreten, beide Sachſen, beide zu Blutzeugen der Demokratie beſtimmt; der eine Proletarier und Arbeiter von Geburt, der andere Edelmann und Millionär, beide für ihre Ueberzeugung ſo geſtorben, daß nur höfiſche und liberale Jämmerlinge, nicht aber Männer von jeder politiſchen

---

*) Die „Verantwortlichkeit der Miniſter“ iſt auch ſo ein Paradepferd des Konſtitutionalismus, welches, genauer angeſehen, als ein ganz ordinärer Eſel ſich darſtellt. Wann und wo iſt denn die Phraſe von der Miniſterverantwortlichkeit zur Wirklichkeit geworden innerhalb des konſtitutionellen Syſtems? Wann und wo hätte die Unverantwortlichkeit des Monarchen die Verantwortlichkeit der Miniſter nicht zu einer Illuſion gemacht? Strafford allerdings wurde 1641 und Polignak 1830 zur Verantwortung und Strafe gezogen. Aber that dies der Konſtitutionalismus? Nein, die Revolution.

Anſchauung den Märtyrern ihren Nachruhm beſtreiten können. Blum und Trützſchler machten den Verſuch, die Theorie von der Oberherrlichkeit der Nationalverſammlung als des Organs der Nationalſouveränität in Praxis zu verwandeln, und ſie brachten daher den Minderheitsantrag ein: Die konſtituirende Nationalverſammlung wählt mit abſoluter Stimmenmehrheit eins ihrer Mitglieder zum Obmann eines Vollziehungsausſchuſſes. Dieſer Obmann geſellt ſich nach freier Wahl 4 Kollegen zu. Der alſo gebildete Vollziehungsausſchuß hat Deutſchland nach außen zu vertreten, hat die Beſchlüſſe des Parlaments auszuführen, iſt demſelben verantwortlich, kann von ihm aufgelöſ't und durch einen neuen erſetzt werden. Der Vollziehungsausſchuß vertheilt nach eigener Wahl ſeine verſchiedenen Geſchäfte unter ſeine Mitglieder und bleibt ſo lange in Thätigkeit, bis durch die Nationalverſammlung eine definitive Bundesgewalt errichtet iſt.

Von ſeiten der äußerſten Linken kam zu dieſem Antrag ein Abänderungsvorſchlag ein, des Inhalts, der Bundestag habe ſofort ſeine Amtirung einzuſtellen, habe aufzuhören und ſei durch eine proviſoriſche, aus 5 Mitgliedern beſtehende Regierung zu erſetzen, welche durch die Nationalverſammlung und aus der Mitte derſelben erwählt, mit der oberſten Vollziehungsgewalt über ganz Deutſchland betraut und dem Parlament verantwortlich gemacht werden ſoll.

Die Erinnerung an den Konvent und den Wohlfahrtsausſchuß lag in dieſen Anträgen der Linken allerdings klar genug zu Tage. Wenn jedoch die Prämiſſe von der „Nationalſouveränität“, die ja Herr von Gagern im Namen des Liberalismus ausdrücklich anerkannt hatte, einen Sinn haben ſollte, ſo war gegen dieſe daraus gezogene demokratiſche Schlußfolgerung von ſeiten der Logik ſchlechterdings nichts einzuwenden. Aber bekanntlich wird die Welt nicht von der Logik regiert, ſondern von der Konvenienz, und dieſe machte der Parlamentslinken bald fühlbar, daß es unzukömmlich ſei, weil zu ſpät, noch zu Ende Juni's von 1848 mit ſo demokratiſchen Wünſchen und Forderungen hervorzutreten.

Am 17. Juni erſtattete Dahlmann im Namen der Kommiſſionsmehrheit ſeinen Bericht und die große Wortſchlacht hob an, um volle acht Tage zu währen und gar viele Kämpfer zu Boden zu ſtrecken. Die Thaten der Sieger und der Beſiegten ſchlafen den hiſtoriſchen Schlaf in den Gewölben der bekannten Chufu-Pyramide der ſtenographiſchen Parlamentsprotokolle. Mögen ſie ruhen im Frieden! Den erſten Preis im Redeſtreit gewannen in dieſen Tagen unfraglich Blum und Radowitz, einen zweiten Raveaux; aber das entſcheidende Wort ſprach Herr von Gagern am 24. Juni. Er that da ſeinen berühmten „kühnen Griff“, wozu ihm der Antrag von Mayern, in Gemeinſchaft mit den Regierungen einen „Reichsverweſer“ aufzuſtellen, die erſte Handhabe geboten haben mochte, nachdem die Debatte in ihrem Vorſchritte gezeigt hatte, daß zwar die Anträge der Linken keine Ausſicht auf Annahme hätten, daß aber auch der Mehrheitsvorſchlag der Fünfzehner auf keine oder wenigſtens auf keine ſtarke Majorität zählen könnte. Unzweifelhaft war die Wirkung der Rede Gagerns vom 24. Juni der Höhe- und Glanzpunkt im öffentlichen Leben des Mannes. „Wer ſoll die Centralgewalt ſchaffen?“ fragte er. „Ich würde es bedauern, wenn es als ein Princip gälte, daß die Regierungen in dieſer Sache gar nichts ſollten zu ſagen haben; aber vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus iſt meine Anſicht weſentlich eine andere als die der Majorität im Ausſchuſſe. Ich thue einen kühnen Griff und ſage Ihnen: wir müſſen die proviſoriſche Centralgewalt ſelbſt ſchaffen“. Das war eine Einräumung an die Linke, welche von dieſer natürlich ſofort angenommen wurde. Der Redner ſprach nun für die Einheit und gegen die vorgeſchlagene Dreiheit der Vollziehungsgewalt und fuhr dann fort: — „Wollen wir der Mehrheit nach Einen, ſo iſt ein hochſtehender Mann gefunden, der ſich der höchſten Stelle werth gezeigt hat. Es gibt keinen Privatmann, der unter ſolchen Umſtänden das Amt übernehmen könnte. Es wird auch keine Aufgebung des Princips der Souveränität der Nation darin gefunden werden können, wenn etwa meine Meinung, wie ſie es wirklich iſt, die ſein ſollte, daß die hochſtehende Perſon ein Fürſt ſein müſſe; was auch Sie“ — (zur Linken gewendet) — „einräumen können, nicht weil es, ſondern obgleich es ein Fürſt iſt“. Dieſes der Volksſouveränität geſchickt gemachte Kompliment erregte einen ungeheuren Beifallsſturm.

Am folgenden Tage wurde dann das Geſetz über Errichtung einer proviſoriſchen Centralgewalt zur Abſtimmung gebracht. Es beſtimmte im weſentlichen: Die vollziehende Gewalt ſoll die Oberleitung der geſammten bewaffneten Macht der Nation haben und die völkerrechtliche und handelspolitiſche Vertretung Deutſchlands ausüben. Dieſe Gewalt wird einem unverantwortlichen Reichsverweſer übertragen, welchen die Nationalverſammlung wählt und welcher ſeine Befugniſſe durch von ihm ernannte, aber dem Parlament verantwortliche Miniſter bethätigt. Mit dem Eintritt der Reichsverweſung hört der Bundestag zu exiſtiren auf. . . . Das ganze Geſetz gelangte mit 450 Ja gegen 109 Nein zur Annahme. Die Hauptzahl der Verneiner gehörte der äußerſten Linken an, doch waren auch vom linken Centrum viele dabei. Von der äußerſten Rechten fielen nur 3 Stimmen gegen das Geſetz. Für die Demokratie iſt die Annahme desſelben inſofern eine große Niederlage geweſen, als der Nerv des ganzen Entwurfes, der Zuſatz zum 2. Paragraphen: „Die proviſoriſche Centralgewalt hat die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung zu verkündigen und zu vollziehen“ — mit 277 Stimmen gegen 261 durchgeſchnitten worden war.

Um aber da von einem Nerv oder Nichtnerv zu reden, muß man ſchlechterdings vom Geſichtspunkte der parlamentariſchen Fiktion ausgehen. Denn ohne Illuſion angeſehen, handelte es ſich auch hier wiederum, wie immer in der Politik, nicht um eine Rechtsfrage, ſondern nur um eine Machtfrage. Die große Wortſchlacht um die proviſoriſche Centralgewalt war demnach ein Streit um des Kaiſers Bart. Macht war ja ſchließlich weder bei der Nationalverſammlung noch bei der Reichsverweſung. Mutter Ohnmacht hatte alſo am 25. Juni eine Tochter geboren, welche Impotenz hieß.

9.

Am 29. Juni, Nachmittags 3 Uhr war in der guten alten Reichsſtadt am gelben Mainſtrom wieder einmal Feſtglockengeläute, Freudegeſchützknallen und Lebehochrufen, kurz Jubelſpektakel höchſter Potenz los: — der Erzherzog Johann von Oeſtreich war ſo eben in Sankt Paul zum Reichsverweſer gewählt worden, mit 436 Stimmen. Herr von Gagern hatte 52, Itzſtein 32 Stimmen erhalten; 27 Mitglieder von der äußerſten Linken hatten die Abſtimmung unterlaſſen.

Der Erzherzog Johann hatte, wenn auch in zahmſter Weiſe, gelegentlich die Rolle eines Frondeur gegen die Franz-Metternichtigkeit geſpielt, insbeſondere mittels eines kleinen gegen den Oberpoliziſten Sedlnitzky geführten Witzkrieges, und er war von ſeinem Bruder, dem Kaiſer-Tartuffe Franz, bitterlich gehaſſt worden. Darauf gründete ſich ſein Ruf als „liberaler“ und deutſchpatriotiſch geſinnter Prinz. Weiter wuſſte man von ihm nur noch, daß er durch ſein höchſt wahrſcheinlich abſichtliches Zuſpätkommen bei Wagram den Verluſt der Schlacht verurſacht hatte und daß er dann ſpäter, im September 1842, an der Banketttafel des Königs von Preußen am Rhein den (übrigens halbmythiſchen) Toaſt ausgebracht habe: „Kein Preußen und kein Oeſtreich! Ein großes, einiges Deutſchland, feſt wie ſeine Berge!“ Doch halt, man wuſſte noch etwas von ihm, nämlich daß er im Jahre 1828 ein „Mädchen aus dem Volk“, eines Poſthalters ſchöne und ſittſame Tochter, zu ſeiner rechtmäßigen Ehefrau gemacht hatte, ſtatt ſie zu ſeiner Maitreſſe zu machen. Das rechnete man ihm unendlich hoch an, das „lupfte“, ſchweizeriſch zu reden, die gemüthlichen Deutſchen. So ſehr hatte die affenſchändliche Maitreſſenwirthſchaft ſo vieler ſeiner Fürſten unſerem Volke das ſittliche Gefühl verwirrt, daß es einen Prinzen, welcher ein ehrbares Bürgermädchen heiratete ſtatt daſſelbe zu Grunde zu richten, wie ein Wunderthier beſtaunte, ja geradezu für einen großen Mann hielt.

Das iſt nun freilich der Erzherzog Johann in keiner Weiſe geweſen. Er war ein leidlich unterrichteter, wohlmeinender, leichterregbarer Stimmungsmenſch, der nach Art der Stimmungsmenſchen ſelber an das glaubte, was er gerade ſagte, um das geſagte in der nächſten Stunde zu vergeſſen. Wenn er überhaupt ein Princip hatte, ſo war es entſchieden kein höheres als das lothringiſch-habsburgiſche Hausintereſſe. Ob er überhaupt nur nach Frankfurt gegangen, um für dieſes Intereſſe zu ſorgen? Gewiß nicht. Er übernahm ſicher die Reichsverweſung mit dem guten Vorſatz, ſein beſtes für Deutſchland zu thun. Allein der Gang der Ereigniſſe brachte es nothwendig mit ſich, daß der Reichsverweſer ſehr bald merken mußte, er ſei doch eigentlich ein öſtreichiſcher Erzherzog. Die an ſich unhaltbare Doppelrolle des Prinzen hätte ſich auch von einem weit bedeutenderen Talent und einem viel thatkräftigeren Charakter nicht in die Länge durchführen laſſen. Für Oeſtreich, d. h. für das Haus Lothringen-Habsburg, ſpielte der Erzherzog ſeine Rolle leidlich gut. Aber für Deutſchland iſt ſeine Reichsverweſung ein großes Unglück geweſen. Schon darum, weil, trotz der officiellen Zuſtimmung von Berlin her, die Reichsverweſerei des Lothringer-Habsburgers es war, welche dem Altpreußenthum in Potsdam wieder feſten Halt gab und den hohenzolleriſch-preußiſchen Partikularismus zu doppelt ſtrammem Auftreten reizte. An dem preußiſchen Partikularismus konnte ſich dann der bairiſche, wirtembergiſche, hannoverſche u. ſ. w. wieder zu ſeiner ganzen Höhe aufrichten.

Warum denn nicht — man iſt gezwungen, wieder darauf zurückzukommen — warum denn nicht, wenn man doch einen Fürſten haben wollte und mußte, geradezu den mächtigſten, den König von Preußen, küren? Was konnte denn, auch die beſten Abſichten und die ehrlichſte Beharrung vorausgeſetzt, ein Johann Ohneland ausrichten? Was konnte ein Reichsverweſer vollbringen, der vom erſten Augenblick an durchaus von dem guten oder böſen Willen der deutſchen Regierungen abhängig war?

Summa: Herr von Gagern, der kühne Greifer, hat am

24. Juni von 1848 fehlgegriffen und dieſe ganze Greiferei ſieht einer Schmerlingelei ſo ähnlich wie ein faules Ei dem andern. In Wahrheit, man glaubt den öſtreichiſchen Herrn Ritter und Bundestagspräſidialgeſandten leibhaftig vor ſich zu ſehen, wie er, das ganze Reineke-Geſicht ein Hohnzug, aus dem Dunkel der Intrike hervor dem armen übertölpelten Gagern zu deſſen „kühnem Griffe“ die Hand führt. Die ganze Mehrheit, welche für die Reichsverweſung des Erzherzogs ſtimmte, lief am ſchmerlingiſchen Gängelbande. Aber am ärgſten waren doch die weiland Burſchenſchafter aus Preußen genasführt, welche in gutem Glauben dieſe Mehrheit machen halfen. Von ſeinem, d. h. vom öſtreichiſch-partikulariſtiſch-bureaukratiſchen Standpunkt aus hatte übrigens Herr von Schmerling vollkommen recht, wenn er alle die „Staatsmänner“ und „Reichsprofeſſoren“ der Paulskirche zu überliſten trachtete. Warum waren ſie ſo gemüthlich, ſich überliſten zu laſſen?

Aber was lag am Ende aller Enden daran, ob die Entſcheidung ſo oder anders fiel? Die Paulskirche war ja doch nicht der Ort, wo die Geſchicke Deutſchlands und Europa's entſchieden wurden. Während in der Mainſtadt Redensarten fielen, fiel in der Seineſtadt der eiſerne Schickſalswürfelwurf. Während dort mit Worten um des Kaiſers Bart gefochten wurde, ward hier mit Eiſen und Blut um das ſein oder das nichtſein der alten Geſellſchaft gekämpft.

Ja, in denſelben Tagen, wo in Frankfurt die große Wortſchlacht lärmte, toſ'te in Paris die furchtbare Thatſchlacht des Juni und ſpielte auf der alten Revolutionsbühne der erſte Akt eines welthiſtoriſchen Trauerſpiels, deſſen allerletzten wohl kein Jahrhundert ſehen wird.

Der moderne Spartakus, das Proletariat, ſchlug und verlor ſeine erſte offene Schlacht. Die alte Geſellſchaft ſiegte, aber um welchen Preis!

Das Sturmglockengeheul der pariſer Junikampftage war das Grabgeläute des europäiſchen Völkerfrühlings von 1848.

Und doch — ſeltſam zu ſagen! — war die Zungengefechtserhitzung in der Paulskirche ſo heftig, daß das ungeheure, was während dieſes Zungengefechtes in Paris vor ſich gegangen, anfangs wenig gewerthet, ja kaum beachtet wurde. Paulskirchliche „Staatsmänner“ und „Reichsprofeſſoren“ ſchenkten dieſer „neueſten pariſer Emeute“ nur eine ſehr flüchtige Aufmerkſamkeit und hatten, im Hochgefühl ihrer eigenen unendlichen Wichtigkeit, nur Sinn für den „unendlich wichtigen Augenblick“, für „die erſte große That“ des deutſchen Reichstags, d. h. für die Annahme des Centralgewaltgeſetzes und die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweſer.

Und nicht allein dieſe oder jene Perſönlichkeit, nicht allein dieſe oder jene Fraktion, nein, die große Mehrheit der Nationalverſammlung hatte für das, was im Juni in Paris und was im Juli auf den Walſtätten der Lombardei geſchah, durchaus kein Verſtändniß oder wollte keins haben. Sie ging daher mit einer Selbſtgefälligkeit und Zuverſicht, als ob die ſämmtlichen Götter aller Religionen der Schwatzbude in Sankt Paul eine ewige Dauer verbürgt hätten, daran, die endloſe Schraube der Grundrechte- und Reichsverfaſſungsberathung zu drehen; ging daran mit einer Zuverſicht und Selbſtgefälligkeit, welche den Spottzorn des Dichters vollauf berechtigten, auszurufen: —

„Fünfhundert Narrenſchellen
Zu Frankfurt ſpielen die Melodie:
Das Schiff ſtreicht durch die Wellen
Der deutſchen Phantaſie“.

VI.

Die Juniſchlacht.

1.

Wer von den Zeitgenoſſen im Sommer von 1848 ſchon in einem denkfähigen Alter ſtand und von ſeiner Denkfähigkeit Gebrauch machen wollte, wird des eigenthümlich düſteren Eindrucks ſich erinnern, welchen die Botſchaften von dem Beginn, Verlauf und Ausgang der furchtbaren dreitägigen pariſer Straßenſchlacht vom 23., 24. und 25. Juni hervorbrachten.

Die Republikaner fühlten, daß in dieſem Kampfe die Republik beſiegt worden ſei; die Rückwärtſer, daß der bornirte Soldat Kavaignak für *ſie* geſiegt habe und demnach jetzo die Zeit gekommen ſei, mit allen Februar- und März-Illuſionen ein Ende zu machen. Allein die Trauer von jenen und die Freude von dieſen trat doch zunächſt vor einer noch ſtärkeren und zwar gemeinſamen Empfindung in den Hintergrund. Es war, als hätte vor den Füßen beider Parteien mit Donnergetöſe ein ungeheurer Abgrund plötzlich ſich aufgethan, bereit, beide zu verſchlingen und überhaupt alles beſtehende, die ganze europäiſche Geſellſchaft in ſeine ſchwarze Tiefe hinabzureißen.

Dieſes Gefühl ſtarrenden Entſetzens findet ſeine ausreichende Erklärung darin, daß der Juni-Aufſtand ein weſentliches neues Phänomen geweſen iſt: — der erſte Stoß eines moraliſchen Erdbebens, welches über kurz oder lang unſern Erdtheil unfehlbar heimſuchen wird und zwar mit voller Exploſivkraft und mit einer Wirkungsmacht, womit verglichen die bisherigen politiſchen Revolutionen als wahre Kinderſpiele, als harmloſe poetiſche Stilübungen zum Vorſchein kommen werden. Ja, die Inſurrektion vom Juni 1848 war deſſhalb ein weltgeſchichtlicher Akt, war darum geradezu phänomenal, weil ſie das ſociale Schiſma der modernen Zeit zum erſtenmal völlig blank und bloß auf die Weltbühne ſtellte, weil ſie auf dieſer Bühne die Gegenſätze von Reich und Arm, Kapital und Arbeit, Prozenthum und Proletariat, „zahlungsfähiger Moral“ und hungernder Verzweiflung aller Phraſenverhüllungen entkleidet und nach bewuſſter und wohlbedächtiger Schärfung und Zuſpitzung zu mörderiſchem ringen gegen einander antreten ließ.

Der Beſitz hatte und behielt recht, weil er der ſtärkere war. Wo die Macht, da iſt das Recht! docirt Doktorin Hiſtoria, mag es auch in Kompendien und Rathſälen, auf Kathedern und Kanzeln des Dekorums wegen anders lauten. Die Junirebellen wurden geſchlagen, folglich hatten ſie unrecht, waren ſtrafbar und wurden „von rechtswegen“ beſtraft. Ob mit zu viel Grauſamkeit oder nicht? iſt eine ganz müſſige Frage. Sieger hatten zu allen Zeiten das Recht, grauſam zu ſein; denn ſie hatten ja die Macht dazu. Es iſt auch gar nicht daran zu zweifeln, daß, falls die hungernde Verzweiflung geſiegt hätte, ſie ihrerſeits der „ſatten Tugend und zahlungsfähigen Moral“ auch recht fühlbar gezeigt haben würde, was die vielgepredigte, vielbeſungene und vielbeleierte „Menſchenbruderſchaft“ eigentlich für ein Ding ſei. Der Menſch iſt und bleibt immer ein nur halbgezähmtes Thier, ob er nun in einem Frack oder aber in einer Bluſe ſtecke.

Der erſte, wie zur Warnung vorangeſchickte Stoß der Erdbebengeburt einer „neuen Geſellſchaft“ wurde alſo von der „alten Geſellſchaft“ im Juni von 1848 glücklich parirt. Und nicht nur das. Denn nicht allein die „verbrecheriſchen Tendenzen“ der Socialiſten, ſondern auch alle die im Frühling von damals aufgeblähten „Freiheitschimären“ wurden durch die heilige Allianz der Kronen, Meßbücher, Bibeln, Kurszettel und Kanonen mit Macht und folglich mit Recht Annis 1848—51 in Strömen von Blut erſäuft. Wirklich erſäuft? Täuſcht euch nicht! Man tödtet keine Idee. Die Scheintodten werden wiederkommen und ein „Wehe!“ wird ausgerufen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, wie noch keines gehört worden, ſelbſt in der „Offenbarung Johannis“ nicht.

Und nachher? Nachher, d. h. nach wieder überwundenem Chaos wird es im ganzen und großen abermals gerade ſo ſein, wie es vorher geweſen. Selbſt unſer großer Prophet des Idealismus wuſſte keinen beſſeren Troſt: —

„Die Welt wird alt und wird wieder jung
Und der Menſch hofft *immer* Verbeſſerung“.

2.

Einer der Gährungsſtoffe, welche die rothe Blaſe der Inſurrektion vom Juni emporgetrieben haben, iſt zweifellos der Socialismus geweſen. Dieſer zu allen Zeiten ſtets wieder auf's neue und in neuen Formen geträumte Traum vom „tauſendjährigen Reiche“ des Friedens und der Freude muſſte das pariſer Proletariat um ſo mehr berücken und beſtricken, als „die drei Monate Hunger“, die es der Republik zur Verfügung geſtellt hatte, herumwaren, ohne daß die im Februar in Ausſicht geſtellte „gerechtere und vernunftgemäßere Organiſation der Geſellſchaft“ zuwegebracht worden wäre. Je mehr dieſe Neuſchöpfung als eine Unmöglichkeit ſich herausſtellte, um ſo gieriger verlangten die nothleidenden Maſſen danach. Der Hunger überlegt nicht ſo ruhig, denkt nicht ſo maßvoll, rechnet nicht ſo umſichtig wie die „ſatte Tugend und zahlungsfähige Moral“.

Die proviſoriſche Regierung vom 24. Februar hatte wenigſtens guten Willen und ſympathiſche Worte für das Volk gehabt, die Exekutivkommiſſion, welche von der am 4. Mai zuſammengetretenen Nationalverſammlung an die Stelle von jener geſetzt worden, hatte nicht einmal mehr guten Willen und gute Worte. Von den fünf Mitgliedern dieſer Kommiſſion — Arago, Garnier-Pagès, Marie, Lamartine, Ledru-Rollin — hat ſich eines unfähiger erwieſen als das andere. Es war eine Regierung, d. h. Nichtregierung der Impotenz, durch die Freimaurerei der Mittelmäßigkeit mit den gleichzeitigen deutſchen Märzminiſterien auf die gleiche Linie geſtellt. Dieſe Freimaurerei, welche überall und allzeit, wo ſich Menſchen verſammeln, eine Loge aufthut, gab im Jahre 1848 allenthalben den Grundton an, ſchweſterlich akkompagnirt von der offiziellen Francmaçonnerie, welche ja in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durchſchnittlich zu einem anerkannten Werkzeuge der Rückwärtſerei herabgeſunken iſt. „Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage“. Von „Großen Orienten“, deren Großmeiſter bonaparte'ſche Prinzen und Marſchälle ſind, werden ſicherlich keine neuen Lichtausgänge zu erwarten oder zu befürchten ſein. Der alles vergemeinernde und verknechtende Ungeiſt unſerer Zeit hat auch an dieſem urſprünglich ſo edlen Inſtitut ſeine Korruptivkraft erwieſen . . . .

Die überwiegende Mehrheit des Proletariats wollte ernſtgemacht ſehen mit dem von der proviſoriſchen Regierung im Namen der Nation garantirten „Recht auf Arbeit“. Dieſe braven Bluſenmänner, welche im Februar ſo viel Großmuth, Selbſtbeherrſchung und Enthaltſamkeit bewieſen hatten, daß ſie ſogar den verhärtetſten Prözen, den kriechendſten Höflingen und ſchamloſeſten Jeſuiten laute Bewunderung abzwangen, wollten arbeiten und nur von ihrer Arbeit leben. Allein ſie überſahen, daß das „Recht auf Arbeit“ von Anfang an eine inhaltsloſe Narrethei geweſen. Wenn der Citoyen Trélat, in dem durch die Exekutivkommiſſion eingeſetzten Miniſterium Miniſter der öffentlichen Arbeiten, in einem Aufſchwung edler Begeiſterung an die Nationalverſammlung den Zuruf richtete: „Ihr müßt die Arbeit dekretiren, wie vormals der Konvent den Sieg dekretirt hat!“ — ſo war das von dem wackeren Manne ganz aufrichtig gemeint. Vor den Konſequenzen ſeines Satzes würde er ſich aber ſicherlich entſetzt haben. Man konnte im Nothfalle allerdings den Sieg dekretiren, d. h. der Konvent hatte ſeine Generale ſo lange in die Arme der „sainte vierge Guillotine“ geſtoßen, bis ſich welche gefunden, die zu ſiegen verſtanden. Sollte man es nun mit den Kapitaliſten auch ſo machen, bis ſie ſich dazu verſtanden, Arbeit zu ſchaffen? Unſinn! Die Arbeit, d. h. das Wechſelverhältniß von Erzeugung und Verbrauch, von Nachfrage und Angebot, läßt ſich nicht dekretiren, weil ſie ganz weſentlich auf dem Vertrauen beruht, welches ſeinerſeits ſo weſentlich freiwillig iſt, daß ein erzwungenes Vertrauen gerade ſo denkbar wie unbefleckte Empfängniſſe und dergleichen theologiſche Raritäten mehr.

Wohl — ſagten die Arbeiter zur Exekutivkommiſſion — die Bourgeois-Kapitaliſten wollen die Geſchäfte nicht wieder aufnehmen; alſo ſchafft ihr uns Arbeit! — Wo denkt ihr hin? entgegnete die Regierung. Erſtens hab' ich bekanntlich kein Geld und kann euch alſo keinen Lohn verbürgen; zweitens wüßte ich nicht, was mit euren Erzeugniſſen anfangen und an wen dieſelben verkaufen; drittens, falls ich dies auch könnte, wäre damit nicht geholfen, denn die Folge würde nur ſein, daß die Privatinduſtrie unſere Staatskonkurrenz nicht aushielte und in Folge deſſen die Geſammtmaſſe der Arbeiter uns auf den Hals käme. — Wohlan, ſo übernehmt die geſammte Induſtrie, den ganzen Verkehr und ſogar die Landwirthſchaft! — Oh, Himmel, das wäre ja der reine Kommunismus, und den ſollten wir einführen angeſichts einer Nationalverſammlung, deren große Mehrheit royaliſtiſch und jeſuitiſch geſinnt und geſtimmt iſt? — Nun, ſo gebt uns doch wenigſtens Kredit, ſtreckt uns Kapitalien vor! — Wir haben, wie ſchon geſagt, kein Geld, und hätten wir auch, wo wären eure Unterpfänder? — Ei was! Macht Papiergeld, wir nehmen es und werden dafür ſorgen, daß auch die anderen es nehmen. — Aſſignate? Mit Zwangskurs? Ihr lieben Leute, binnen drei Monaten würde euer Papiergeld entwerthet und folglich euer Elend noch größer geworden ſein. — Ihr könnt und vermögt alſo nichts? Die Februarrevolution hat keine Bedeutung? Wir müſſen zu Grunde gehen dafür, daß wir ſie gemacht haben?

Arme Bluſen, in Wahrheit ihr muſſtet dafür zu Grunde gehen. Der Staat konnte euch nicht halten, was er euch am 25. Februar verſprochen hatte. („Die proviſoriſche Regierung der franzöſiſchen Republik verpflichtet ſich, die Exiſtenz des Arbeiters mittels der Arbeit zu gewährleiſten. Sie verpflichtet ſich, allen Bürgern Arbeit zu verſchaffen".) Auf dieſe Utopie hattet ihr euern Hungerwechſel ausgeſtellt, mit dreimonatlicher Sicht. Er war jetzt verfallen, wurde aber nicht eingelöſ't, konnte nicht eingelöſ't werden.

Es hat jedoch in der Exekutivkommiſſion, im Miniſterium, in der Nationalverſammlung nicht an Wohlwollenden gefehlt, welche Einlöſungverſuche vorſchlugen. Man ſprach hin und her über die Herſtellung eines Syſtems von Hilfe- und Unterſtützungskaſſen, über Organiſation von Arbeiter-Aſſociationen, über die Koloniſirung unbebauter Landſtrecken in Algier. Aber das waren weitausſehende Dinge, deren Anhandnahme nicht bewirken konnte, was die Mehrheit der Nationalverſammlung als Ausdruck der Bourgeoiſie zunächſt bewirkt haben wollte und zwar raſch, nämlich die Entleerung der Nationalwerkſtätten von ihren 100,000 Inſaſſen. Nicht etwa die Koſten dieſer unfruchtbaren, von Anfang an unſeligen Anſtalten trieben zur Auflöſung derſelben, ſondern es ſtachelte hierzu die ganz richtige Ueberzeugung, daß dieſe Werk-, d. h. Nichtwerkſtätten die eigentlichen Bollwerke ſocialiſtiſcher Tendenzen und die 100,000 Inſaſſen ſo recht die ſchlagfertigen Streiter der „Utopiſten" ſeien. Der Herr Kapital war demnach vollſtändig in ſeinem Rechte, wenn er von zornigem Eifer brannte, dieſe Armee des Socialismus zu beſeitigen und mit den Nationalwerkſtätten abzufahren. Alle Nießbraucher, Miſſbraucher und Schmarotzer der bisherigen Geſellſchaftsordnung waren hierin mit der hohen Bourgeoiſie einverſtanden. Die „honetten" Republikaner zogen vorn, die Royaliſten drängten in der Mitte, die Jeſuiten ſchoben hinten. Die Bornirtheit der erſten, die Racheluſt der zweiten und die Tücke der dritten vereinigten ſich zu dem Wuthſchrei: „Man muß ein Ende machen!“ Höchſt wahrſcheinlich iſt, daß der Gewalthaufe der Rückwärtſer mit der Hoffnung ſich trug, nach Beſeitigung der Nationalwerkſtätten, d. h. nach Niederwerfung, Knebelung und Zerſtäubung des Proletariats, mit der Exekutivkommiſſion, d. h. mit der „honetten“ Republik leichtes Spiel zu haben, ſo leichtes, daß man mit der ganzen „republikaniſchen Farce“ vielleicht abfahren könnte, noch bevor die Verfaſſung der Republik zur Berathung oder zum Abſchluſſe käme.

Zuvörderſt wagte man es aber noch nicht zu den Inſaſſen der Nationalwerkſtätten zu ſagen: „Weg mit euch! Wir werfen euch ohne weiteres auf die Gaſſe!“ ſondern man verſuchte, ſie zum gehen zu bewegen, indem man ihnen zwei Wege aufthat. Entweder ſollten ſie ſich für die ſtehende Armee anwerben laſſen oder nach der Sologne ziehen, um dort zu Entſumpfungsarbeiten verwendet zu werden. Sehr begreiflich, daß dieſe Art von Arbeitſchaffung namentlich den Kunſt- und Luxusarbeitern (ouvriers-artistes) nicht zukömmlich und annehmbar erſchien. Die Verweiſung auf Entſumpfungsarbeiten in der Sologne galt geradezu für eine Anweiſung auf den Tod am Sumpffieber jener Gegend, während die Soldaterei mit Sklaverei gleichbedeutend war. Natürlich mußte die Weigerung des Proletariats, alſo ſeinen Drei-Monate-Hungerwechſel honoriren zu laſſen, den Grimm und Groll der Bourgeoiſie noch bedenklich ſteigern, bis zu jener Höhe des Haſſes ſteigern, auf welcher ſie ſpäter, im Juni, mit der Berichterſtattung über die Nationalwerkſtätten den Hauptjeſuiten und Erzfanatiker der Rückwärtſerei, den Lobpreiſer der Inquiſition betraute, Monſieur de Falloux.

Zu dieſem Exceſſe reaktionärer Leidenſchaft hätte ſich jedoch die Nationalverſammlung kaum hinreißen laſſen ohne die tolle Herausforderung und Beſchimpfung, welche der Socialismus ihr am 15. Mai anthat, unter dem Vorwand einer Sympathiebezeugung für Polen die Mannſchaften ſeiner verſchiedenen Sekten auf die Straßen rufend. Es zeigte ſich aber hierbei, wie jedermann weiß, daß von Einheit und Plan in der Vorſchrittspartei nicht entfernt die Rede war. Sogenannte rothe Republikaner, ſchwärmende Socialiſten und kraſſe Kommuniſten meinten und wollten mit dieſem 15. Maitag ganz verſchiedene Dinge. Keiner der Führer traute dem andern, ſie wollten ſich nicht verſtehen und verſtändigen und konnten demnach einander nur paralyſiren. Ledru machenſchaftete gegen Blanc, Blanc gegen Kauſſidière, Kauſſidière gegen Barbès, Barbès gegen Blanqui, Blanqui gegen alle und wiederum alle gegen ihn. So kam es, daß die rieſige Maſſendemonſtration vom 15. Mai, die bei ihrem Beginn ein wahrhaft erdrückend impoſantes Ausſehen hatte, in ein wüſtes Wirrſal auseinanderbarſt, in eine Hilfeloſigkeit zerſplitterte, welche der Bürgerwehr von Paris es ganz leicht machte, dieſen Tag der Gefahr in einen Tag des Sieges zu verwandeln, von welchem für ſehende Augen der Untergang der franzöſiſchen Republik von 1848 datirte. Ihrem ſterben ſollte freilich noch ein ſchrecklicher Todeskampf vorangehen.

Ja, der 15. Mai war eine Herausforderung, die angenommen werden muſſte, wenn die alte Geſellſchaft ſich nicht ſelber aufgeben wollte. Denn neben Untergang oder Gegenwehr ſchien es kein drittes zu geben. Selbſt ſtarke Geiſter und furchtloſe Gemüther muſſten ja in den Nachmittagsſtunden dieſes Tages glauben, die ganze Hölle des rothen Schreckens von 1793 ſei wieder los oder wenigſtens im Begriffe, wieder loszubrechen. Das eindringen der Volksmaſſen in den Sal der Nationalverſammlung rief Erinnerungen an ähnliche pöpelhafte Scenen von damals wach. Arme ausgepreſſte Limone von Lamartine! Die Beſiegten vom Februar hatten dich ſchon beiſeite geworfen, heute, an dieſem 15. Maitag, thaten es auch die Sieger. Im Sal der „Pas perdus“ trat nämlich Lamartine der Menge entgegen mit den Worten: „Ihr dürft nicht weiter, ihr dürft nicht in den Sitzungsſal eindringen!“ „Mit welchem Rechte wollten Sie uns das verwehren?“ rief ihm Citoyen Laviron entgegen. „Wir ſind das Volk. Sie aber haben lange genug ſchöne Phraſen hergeleiert. Das Volk iſt der ſchönen Phraſen ſatt und bedarf anderer Dinge. Es will zur Nationalverſammlung, um derſelben ſeinen Willen kundzuthun“.

Die Maſſe drang ein, überſchwemmte den Sal und das Chaos brodelte in demſelben, wie es am Nachmittage vom 24. Februar gebrodelt hatte. Umſonſt ſtrengte Barbès ſeine Lunge bis zum berſten an, das Volk beſchwörend, ſich zurückzuziehen. In das Geſchrei: „Vive Barbès!“ miſchte ſich der wüthende Ruf: „Wir wollen Blanqui! Blanqui auf die Tribune!“ und der gefürchtete Verſchwörer wurde auf die Rednerbühne hinaufgehiſſt, hinaufgeſchleudert ſo zu ſagen. Da ſtand er nun leibhaftig, der Antichriſt der franzöſiſchen Bourgeoiſie, der Belzebub des Angſtphiliſterthums, der Großkophta der Wühlerei. Im übrigen ein kleines, ſchmächtiges, trockenes, hageres Kerlchen mit ſchwarzem Borſtenhaar, das düſtere Antlitz wie aus gelbem Marmor gehauen, ſchwarzbehalstucht, ſchwarzbehandſchuht, den ſchwarzen Rock bis unter das Kinn zugeknöpft. Mit harter und ſchneidender Stimme ſprach er: „Das Volk will, daß die Nationalverſammlung beſchließe, Frankreich werde ſeinen Degen nicht in die Scheide ſtecken, bevor Polen, ganz Polen wieder hergeſtellt ſei“. Hierauf forderte er, daß ſich die Verſammlung auf der Stelle („immédiatement“) mit der „Wiederſchaffung von Arbeit“ befaſſe, und redete des breiteren von den Urſachen des ſocialen Elends. Citoyen Sobrier ſchreit dazwiſchen: „Darum handelt es ſich jetzt nicht. Sprich von Polen, nur von Polen!“ Allein Blanqui fährt weiter im angeſchlagenen Text: eine ſolche Kanzel, ſein Evangelium zu predigen, hat er ja noch nie gehabt und er fühlt ſich ganz behaglich darauf.

Blanc und Barbès ſind in Verzweiflung. Das Volk die Führerſchaft Blanqui's anerkennen laſſen heißt ſo viel als jede Hoffnung aufgeben, daß die Bourgeoiſie doch noch mit der Republik und Demokratie zu verſöhnen ſein würde. Barbès, welcher noch dazu in Blanqui einen Elenden, einen Verräther ſieht, einen Schuft, der zur Zeit Louis Philipps der Regierung Geheimdienſte als Späher und Angeber geleiſtet habe, wähnt ein äußerſtes wagen zu müſſen, um dieſen Blanqui zu überblanquiſiren und dadurch zu nulliſiren, nämlich den in die Verſammlung geſchleuderten Antrag, den ſofortigen

Marſch einer Armee nach Polen zu beſchließen („de voter le départ immédiat d'une armée pour la Pologne"), und als er bemerkt, daß dieſe Ungeheuerlichkeit gar keine Wirkung auf das „Volk" thut, ſo ſetzt er noch eine größere darauf, indem er von der Nationalverſammlung fordert, ſie ſolle beſchließen, daß eine Steuer im Betrage von 1 Milliarde den Reichen aufzuerlegen ſei („un impôt d'un milliard sur les riches").

Da, horch, mitten in ſeinem Delirium, vernimmt der Redner Trommelgewirbel von draußen. „Was iſt das?" — „Der Generalmarſch". — „Der Generalmarſch? Wozu? Man verräth uns! Nieder mit den Verräthern! Die Acht über den, welcher Generalmarſch ſchlagen läßt!"

Die wüthende Menge ſtürzt ſich auf das Bureau und tobt gegen den Präſidenten Buchez an, von welchem ſie und zwar ganz richtig vermuthet, daß er den Befehl zum Generalmarſchſchlagen gegeben habe. Man umringt ihn, man wirft ihm Drohungen und Verwünſchungen ins Geſicht. Er behauptet ſeinen Stuhl um ſo ſtandhafter, als ihm, von draußen gekommen, ein Herr Degouſée in dieſem Augenblicke zuflüſtert: „Binnen einer Viertelſtunde wird die Nationalgarde hier ſein. Nur noch ein wenig Liſt, um Zeit zu gewinnen, und die Nationalverſammlung iſt gerettet".

Ganze Schübe von raſenden Rolanden der Demagogie drängen einander auf die Rednerbühne hinauf und wieder hinab. Man ſieht über der Baluſtrade derſelben einen wüſten Knäuel von ſchweißtriefenden Geſichtern, wuthfunkelnden Augen, ſchäumenden Lippen und geballten Fäuſten hin- und herfahren. „Im Namen des Himmels", ruft der Präſident Buchez dem Wühler Huber zu, welchen er in ſeiner Nähe erblickt — „erlöſen Sie uns von dieſen Tollhausſcenen!"

Der angerufene Wühlhuber, als hätte er nur auf ſo ein Stichwort gewartet, ſchwingt ſich augenblicklich auf die Rednerbühne und ſchreit mit Stentorlauten in das zu ſeinen Füßen wogende Chaos hinein: „Bürger, maßen die Nationalverſammlung keinen Entſchluß faſſen will, wohlan, ſo erklär' ich im Namen des von ſeinen Vertretern getäuſchten franzöſiſchen Volkes: Die Nationalverſammlung iſt aufgelöſt!"

In demſelben Augenblicke ſchlägt die Uhr des Saales $3^{1}/_{2}$ Uhr und damit tritt die Wendung ein. So raſch, rund und nett, daß allerdings mit etlichem Anſchein von Wahrſcheinlichkeit behauptet werden konnte, der ganze 15. Mai ſei von der Reaktion ausgeheckt und mittels polizeilicher Künſte ins Werk geſetzt worden, um der Bourgeoiſie einen unwiderſprechlichen Beweis zu liefern, daß man mit den Socialdemokraten „ein Ende machen müſſe".

Zwar zerſprengte Hubers Tolldreiſtigkeit für eine kurze Weile die Mitglieder der Nationalverſammlung aus ihrem Sitzungsſale, welcher der tobenden Menge verblieb, die unter dem Vorſitze Lavirons den 24. Februar parodiren, d. h. eine proviſoriſche Regierung von ſocialiſtiſch-kommuniſtiſcher Mache proklamiren wollte. Allein der Ruf: „Die Mobilgarde kommt!" warf einen paniſchen Schreck in die tumultirende Horde und ſtäubte ſie nach allen Richtungen auseinander. Aehnlich ging es überall. Nirgends konnte die fehlgeſchlagene Demonſtration ſich zur Inſurrektion umwandeln. Ueberall wich ſie wehrlos vor dem energiſchen einſchreiten der Bürgerwehr und der Mobilgarde. Auch im Hotel de Ville, wohin Barbès geeilt war und wo er nur noch Zeit hatte, vom Perron herab zu den Volkshaufen auf dem Grèveplatze die troſtloſen Worte zu ſprechen: „Ihr richtet die Republik zu Grunde!" Bevor es Nacht geworden, befand er ſich als Gefangener im Fort von Vincennes. Gleich ihm wurden noch an demſelben Tage und an den folgenden zur Haft gebracht Raſpail, Sobrier, Huber, Blanqui und andere Klubbhäuptlinge. Etliche Klub's, wie der blanqui'ſche und der Klubb der Menſchenrechte, wurden ſofort geſchloſſen. Blanc wuſſte ſich vor der grollenden Nationalverſammlung, welche noch am Abend des 15. Mai ihre Sitzungen wieder aufgenommen hatte, von dem Vorwurf einer Betheiligung an der vergeckten Demonſtration ſiegreich zu reinigen. Einen noch ſchwereren Stand hatte Kauſſidière. Es zog nicht, wenn er ſich rühmte, am 15. Mai verhindert zu haben, daß „die eine

Hälfte von Paris die andere einſperrte“, und keckli behauptete: „Ich habe mittels der Unordnung die Ordnung hergeſtellt“. Er wurde aus der Polizeipräfektur ausgetrieben und durch den Bankier Trouvé-Chauvel erſetzt.

Alles deutete vom 15. Mai ab offen nach rückwärts. So offen, daß die verſchiedenen Bruchtheile der großen Reaktionspartei es gar nicht mehr der Mühe werth fanden, zu verhehlen, daß die Beſeitigung der Republik durchaus nur noch eine Frage der Zeit und der Opportunitätspolitik ſei. Dieſer voreilige Triumph der Rückwärtſerei mußte nothwendig zu einem kochenden Gift in den Gemüthern der Maſſen werden und ward es wirklich. Der Socialismus kam auf den Gedanken, daß er ein Thor geweſen, von friedlichen Demonſtrationen zu erwarten, was nur mit Gewalt zu ertrotzen ſei. Er ſammelte, er waffnete ſich.

Und als ſataniſcher Verſucher trat jetzt zu dem Grollenden und Rachebrütenden der Bonapartismus und raunte ihm ſchmeichleriſch in die Ohren: Ich will dir die Reiche dieſer Erde unterthan machen, ſo du mir huldigſt.

Ja, der zweite der Gährungsſtoffe, welche die rothe Blaſe der Inſurrektion vom Juni emporgetrieben haben, iſt der Bonapartismus geweſen.

3.

„Womit man ſündigte, damit wird man geſtraft“. Mit dem Bonapartismus hatte Frankreich geſündigt, mit dem Bonapartismus ſollte es geſtraft werden.

Eine Bande von fanatiſchen Kriegsknechten ausgenommen, welche des bürgerlichen, des geſitteten Lebens überhaupt entwöhnt waren, hatte i. J. 1814 alle Welt in Frankreich den Sturz des Tyrannen Napoleon mit Jubel begrüßt. Begreiflich! Denn niemals war ſchwereres Leid und Weh über Frankreich heraufgeführt worden, als von ſeiten dieſes genialen, aber herz- und gewiſſenloſen Deſpoten geſchehen. Darum wurden auch nicht etwa nur von Junkern und Pfaffen, ſondern vielmehr von allen verſtändigen und redlichen Franzoſen die Alliirten wirklich als „Befreier“ empfangen, als Erlöſer von einem unerträglich gewordenen Joche. Allein die Stupidität der bourboniſchen Staats- und Kirchenwirthſchaft ſorgte bekanntlich dafür, daß dieſe widernapoleoniſche Stimmung mälig ſich milderte und dann ſogar in ihren Gegenſatz umſchlug. Kaum merkte das der Liberalismus, als er ſich beeilte, ſeine Gedankenarmuth mit napoleoniſchen Gloirelappen herauszuputzen. Die bonapartiſchen Erinnerungen wurden zu einem Haupt-, Haus- und Hilfemittel der Oppoſition zugeſchnitten und auflackirt. Die Kunſt in ihren verſchiedenen Erſcheinungsformen — auch hier, wie nur allzu häufig, die Magd der Mode — lebte und webte im Napoleonismus. Malerei und Skulptur, Muſik, Rhetorik und Poeſie wetteiferten, den „großen“ Mann, den Mann par excellence („l'homme“) zu verherrlichen. Der Hof- und Leibpoet des franzöſiſchen Volkes, Monſieur Béranger, entwarf in einer Reihe einſchmeichelnder Chanſons eine Art von napoleoniſcher Mythologie und machte, die Nationaleitelkeit äußerſt geſchickt kitzelnd, den Kultus des Bonapartismus den Maſſen mundgerecht. Für die Kaſernen, die Schulen, die Bureaux und die Salons — nicht zu vergeſſen Deutſchland, das ja jeden ausländiſchen Schund mit Begeiſterung aufnimmt — that Monſieur Thiers daſſelbe, der ebenſo unwiſſende als freche Geſchichtsfä...rber, welcher die Geſchichte Napoleons in einen zwanzigbändigen, brillant geſchriebenen Roman verwandelte und mit dieſer zwanzigbändigen Lüge unzählige Gimpel geködert hat.

So war in den 20ger und 30ger Jahren in Frankreich der Boden hergerichtet und zubereitet, auf welchem der dritte Sohn der Hortenſe Beauharnais, der „Prinz“ Louis Napoleon Bonaparte, den „Neffen des Onkels“ ſpielen konnte. Zwar das Debut in der Neffenrolle fiel ganz kläglich aus. Die faſtnachtmummenſchänzlich angehobenen Kaiſerabenteuer von Straßburg und Boulogne vergeckten ſchmählich, gerade ſo ſchmählich, wie früher das Karbonariabenteuer von Bologna vergeckt war. Allein an der Stärke, welche der Napoleon-Mythus gewonnen hatte, brach ſich ſogar die Macht des Lächerlichen. La belle France fuhr fort, mit dem Bonapartismus zu kokettiren, und wär' es auch nur, um den kniffigen und pfiffigen Louis-Philippismus zu ärgern. Nun, die alte Kokette hat ſpäter den gerechten Lohn für ihre Buhlerei empfangen.

Der Bonapartismus war in den 30ger und 40ger Jahren keine Partei, wohl aber etwas energiſcheres: — eine Sekte, deren Apoſtel mit dem ganzen Fanatismus zugleich auch die ganze Schlauheit der Sektirerei entwickelten und ein beſtimmtes Ziel, die Wiederherſtellung der kaiſerlichen Deſpotie, deutlich ins Auge faſſten. Solche unermüdliche Apoſtel waren der Ex-Lieutenant Laity und der Ex-Feldwebel Fialin, welcher ſich ſelber zum Monſieur de Perſigny nobilitirte. Dieſer Petrus der bonapartiſtiſchen Jüngerſchaft hat den Heiland derſelben, den Sohn Hortenſe's, ſo zu ſagen erſt entdeckt und zwar bei Gelegenheit eines i. J. 1834 im Schloß Arenenberg im Thurgau gemachten Beſuches. Seither war Herr Fialin der getreueſte und unermüdlichſte Schildhalter der „napoleoniſchen Idee“ geweſen. Einen untergeordneteren, aber ſehr eifrigen und thätigen Agenten hatte dieſelbe geworben in einem gewiſſen Lahr, welcher zur Zeit, wo der Prinz Louis Bonaparte nach ins Waſſer gefallenem Attentat von Boulogne in Ham gefangen ſaß, als Artillerieſoldat bei der dortigen Garniſon ſtand, ſpäter in Paris einen Weinhandel aufthat, Bankerott machte, ſcheinbar Maurer wurde, in Wirklichkeit aber als bonapartiſtiſcher Wühler unter dem Proletariat wirkte, reichlich mit Geld verſehen.

Nach dem Ausbruche der Februarrevolution hatte die Sekte die kühnſten Hoffnungen gefaſſt und ihre Anſtrengungen, dieſen Hoffnungen Raum, Licht und Luft zur Verwirklichung zu ſchaffen, verdoppelt und nicht fruchtlos. Größere Verbreitung und Macht, d. h. mehr Ausſicht auf praktiſche Erfolge in der nächſten Zukunft gewann das bonapartiſtiſche Evangelium jedoch erſt nach dem 15. Mai. Die allgemeine Verſtimmung bereitete dieſem neuen Ferment des unklarſten Gährungsproceſſes eine günſtige Aufnahme.

Die Verſtimmung nach jenem Maitag war in der That allgemein. Der Royalismus und die Jeſuiterei waren verſtimmt, weil ſie ſich doch noch nicht ganz der Lage Meiſter fühlten; der „honette" Republikanismus war verſtimmt, weil es ihm nicht gelungen, die Exekutivkommiſſion durch Leute ſeiner Wahl zu erſetzen, durch Leute wie Marraſt und dergleichen „Honette" mehr; in der Exekutivkommiſſion waren Lamartine und Ledru verſtimmt, weil ſie ſich von ihren Kollegen verrathen oder wenigſtens verlaſſen ſahen; die Bourgeoiſie im ganzen war verſtimmt, weil ſie fürchtete, gegen eine wirkliche Inſurrektion des Proletariats würden weder die Exekutivkommiſſion noch die Nationalverſammlung ſie ſchützen können; die Armee war verſtimmt, weil die Republik ſo gar keinerlei Anſtalt machte, die franzöſiſchen Heere in Deutſchland, in Italien oder wo ſonſt immer den Gloire-Kankan von ehemals wieder beginnen zu laſſen; die Geiſtlichkeit war verſtimmt, weil ſie der Frömmigkeit der Republik doch nicht ganz traute; das „Volk" endlich war verſtimmt, weil es erkannte oder zu erkennen glaubte, daß es, wie im Juli von 1830, ſo auch im Februar von 1848 geprellt worden ſei und daß man mit der „Freiheit, Gleichheit und Bruderſchaft" keinem Bäcker auch nur einen einzigen Laib Brot aus dem Ofen locke. Verſtimmung demnach oben, mitten und unten, Verſtimmung rechts und links, Verſtimmung an allen Ecken und Enden.

Da iſt es denn gar kein ſo großes, ja überhaupt kein Wunder geweſen, wenn nicht wenige, ſondern viele Leute in Frankreich auf den Einfall kamen, zu ſagen: Der Bourbonismus hat uns geärgert, der Orleanismus hat uns genarrt, die Republik hat uns geäfft, wie wär' es, ſo wir es zur Abwechſelung wieder mal mit dem Bonapartismus probirten?

Probirt es, ihr lieben Leute! flötete in den ſüßeſten Tonarten die bonaparte'ſche Preſſe — denn ſchon gab es eine ſolche — und die im Solde der Sekte ſtehenden populären Agenten, Lahr und Kompagnie, verdreifachten ihre Wühlereien zu Gunſten des „Prinzen“, der aber nicht etwa als „Kaiſer“ — Gott bewahre! — wohl aber als „volksthümlicher Chef der Republik“ Frankreich retten und das „arme Volk“ beglücken ſollte. Man ſtellte Drehorgeler an, welche die Straßen durchzogen und ein Lied herleierten, deſſen Kehrreim lautete:

„Napoléon, rentre dans ta patrie;
Napoléon, sois bon républicain!“

An Kreuzwegen deklamirten Eckſteinredner vom Prinzen Louis Bonaparte als von einem Freunde des Volkes, welcher gerade als ſolcher vom Louis Philipp verfolgt worden ſei und von der Bourgeoiſie verfolgt werde. Ueberall bedeckten ſich Mauern und Wände mit Plakaten, worauf in rieſigen Buchſtaben „Louis Bonaparte“ zu leſen war. Zu Tauſenden wurden Steindrucksbilder verbreitet, den alten Napoleon darſtellend, wie er ſeinen „Neffen“ Frankreich vorſtellte. Man ſorgte dafür, daß die Inſaſſen der Kaſerne durch Soldaten und die Inſaſſen der Nationalwerkſtätten durch Arbeiter zu Gunſten des beſagten „Neffen“ bearbeitet wurden. Selbſt unter den Mitgliedern des im Luxemburg tagenden „Arbeiterparlaments“ predigten bonapartiſtiſche Miſſionäre die neunapoleoniſche Heilslehre. Bonapartiſtiſche Miſſionärinnen durchſtreiften die Vorſtädte und theilten im Namen des „Neffen“ Almoſen in barem Geld und Verſprechungen auf Kredit aus. Man vernachläſſigte kein Mittel, von welchem irgendwie Wirkung auf die Einbildungskraft, die Leichtgläubigkeit und die Verzweiflung der Menge zu erwarten war. Hat man doch ſogar Somnambulen dreſſirt, damit ſie die bevorſtehende Wiederkehr Napoleons weiſſagten.

In den Salons betrieben die Herren Vieillard, Heeckeren, Abattucci und Ney die bonaparte'ſche Propaganda. Der letztgenannte warb auch unter den verabſchiedeten Munizipalgardiſten dafür, während der General Piat unter der Bürgerwehr und der Bataillonschef Aladeniſe unter der Mobilgarde weibelten. Emil Thomas, der

Direktor der Nationalwerkſtätten, begünſtigte ganz offen die bonapartiſtiſchen Zettelungen in denſelben. Herr Fialin aber, ſich titulirend de Perſigny, ging dem Obercharlatan aller publiziſtiſchen Charlatane, Herrn Emile de Girardin, ſchmeichelnd um den Bart und erneuerte ſeine alten Beziehungen zu dem Hauptjeſuiten de Falloux. In den Verhandlungen mit dieſen beiden wurde natürlich der Bonapartismus unter einem andern Geſichtspunkte gezeigt, als in den Auslaſſungen der Eckſteinredner geſchah, welche angewieſen waren, den „Neffen" als einen Mann von „antiker Rechtſchaffenheit" zu preiſen, der allein im ſtande wäre, „eine Demokratie ohne Anarchie zu begründen".

In der Bourgeoiſie verfingen jedoch die bonapartiſtiſchen Lockungen dermalen noch nicht, wenigſtens nicht in den leitenden Kreiſen. Weder die Konſtitutionellen, noch die Royaliſten, noch die Loyolaiten wollten von dem „Neffen" etwas wiſſen. Alle dieſe klugen und ſuperklugen Herren würden jedem ins Geſicht gelacht haben, der ihnen von der Möglichkeit einer Präſidentſchaft oder gar einer Kaiſerſchaft des Gefangenen von Ham geſprochen hätte. Und doch hieß es hier, wie es unzähligmal oft heißen kann und muß:

„Glaub' dreiſt das ärgſte, dümmſte, widerwärtigſte!
Denn das erfolgt".

In Wahrheit, ſchon am 5. Juni geſchah ein deutliches Vorzeichen, daß es erfolgen würde. Hätten die Auguren des „honetten" Republikanismus und des Konſtitutionalismus nur Augen dafür gehabt! An dem genannten Tage fanden nämlich in Frankreich Erſatzwahlen für die Nationalverſammlung ſtatt und die 11 Gewählten bildeten eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Noch ſchien die Sozialdemokratie ſtark zu ſein; denn ſie brachte ihre 4 Kandidaten Kauſſidière, Leroux, Lagrange und Proudhon durch. Als vom „honetten" Republikanismus gewählt konnte man Viktor Hugo, Moreau und Boiſſel anſehen, wogegen die Wahlen von Thiers und Changarnier ein entſchiedener Triumph der Rückwärtſerei waren. Dieſe hatte jetzt einen parlamentariſchen Leiter und einen General. Aber eine unendlich viel wichtigere Wahl als alle die genannten war die des Prinzen Louis Bonaparte. Der „Neffe“ war in Paris und noch glänzender in drei Departements zugleich gewählt worden. Die bonapartiſtiſchen Wühlereien hatten alſo in den Provinzen noch kräftiger gewirkt als in der Hauptſtadt, wo doch auch ſchon davon die Rede war, an die Stelle des gefangenen Barbès den Prinzen zum Oberſt der 12. Bürgerwehrlegion zu ernennen, ja ſogar eine Abordnung von Arbeitern aus der Vorſtadt Villette die Nationalverſammlung aufforderte, den „Neffen des Kaiſers“ als Konſul zu proklamiren, während das Journal „Le Napoléonien“ dreiſt erklärte: „Die Wahl des Prinzen hat eine ganz andere Bedeutung als die Wahl eines einfachen Volksrepräſentanten. Es liegt darin die Hinweiſung auf eine höhere Kandidatur“.

Der „honette“ Republikanismus hat ſich bei dieſer Gelegenheit im Vollglanze ſeiner Bornirtheit gezeigt. Er war außer ſich über die Erwählung des Tribünehelden Thiers und achtete die Wahl des „Neffen“ für nichts. Und doch konnte man und mußte man wiſſen, daß neben dem Ruf: „Vive Barbès!“ das arme genasführte Vorſtadtvolk den Ruf: „Vive Napoléon!“ von Tag zu Tag lauter erſchallen ließ. Proudhon, welcher, ſo oft er ſich den aus der Graudunſtphiloſophie des Erzgrandünſtlers Hegel abſtrahirten Dunſt aus den Augen wiſchte, recht klar zu ſehen vermochte, ſagte am 7. Juni ſehr treffend in ſeinem Journal „Le représentant du peuple“: „Vor acht Tagen war der Bürger Bonaparte noch nichts als ein ſchwarzer Punkt an dem in Feuer ſtehenden Himmel; vorgeſtern noch war er nur ein dampfgeſchwollener Ballon; heute iſt er eine Wetterwolke, welche Blitz und Donner in ihrem Schoße trägt“.

Die Leiter der bonapartiſtiſchen Bewegung führten mit großer Emſigkeit und Geſchicklichkeit ihre Machenſchaften weiter. Am 10. Juni ſammelten ſich große proletariſche Maſſen beim Palais Bourbon, weil es hieß, der am 5. Juni zum Volksvertreter gewählte „Neffe“ würde in die Nationalverſammlung eintreten, „begleitet von einem glänzenden Gefolge". Der Erwartete fand aber nicht für gut, zu kommen; er verſtand die Kunſt, zu warten und auf ſich warten zu laſſen. Er und ſeine Seiden wußten gar wohl, daß eine vorzeitige Erſcheinung auf der Weltbühne Paris alles verderben könnte. Am 12. Juni mußte ſodann der Prinz-Vetter, Napoleon Jérôme Bonaparte, welchen Korſika in die Nationalverſammlung geſchickt hatte, von der Rednerbühne herab einen förmlichen Proteſt erheben gegen die „widerrepublikaniſchen Umtriebe, welche den Namen Bonaparte als einen Hebel benützen möchten, um damit die Republik zu erſchüttern". Am folgenden Tage kam in der Verſammlung die Frage der Giltigkeit oder Nichtgiltigkeit von Louis Bonaparte's Wahl zur Verhandlung. Die Exekutivkommiſſion wollte die Nichtzulaſſung des Prinzen beſchloſſen wiſſen; angeblich, weil derſelbe geſetzkräftig aus Frankreich verbannt ſei; in Wirklichkeit, weil ſeine Erwählung mit dem Rufe: „Vive l'empereur!" begrüßt worden ſei und weil der Gewählte kein Volksrepräſentant, ſondern ein Thronprätendent, welcher die Republik auch noch gar nicht anerkannt habe. Aber gerade weil die Exekutivkommiſſion und zwar noch dazu durch den Mund des ſchon ganz kreditlos gewordenen Lamartine und des als entſchiedener Republikaner verhaßten Ledru die Nichtzulaſſung des Prinzen verlangte, votirte die Verſammlung mit Zweidrittelmehrheit die Giltigkeit der Wahl und die Zulaſſung des Gewählten, in welchem dieſe Mehrheit nur den zu Straßburg und Boulogne lächerlichſt geſcheiterten „Niais" erblickte, zu deutſch einen Nichtſer. Sie achtete auch nicht darauf, daß, ſobald die Entſcheidung unter den draußen harrenden Volkshaufen bekannt geworden, dieſelben in den Freudenſchrei „Vive Napoléon!" ausbrachen.

Aber die Apoſtel und Miſſionäre des Bonapartismus waren zu gerieben, um dieſen Erfolg zu überſchätzen. Die Herren Fialin und Laity eilten ſpornſtreichs gen London, um den „Prinzen" von unüberlegten Schritten abzuhalten. „Monſeigneur — ſagten ſie zu ihm — laſſen Sie ſich durch das Votum vom 13. Juni nicht täuſchen und verlocken. Die Majorität der Nationalverſammlung hat keineswegs für Sie, ſondern vielmehr nur gegen die Exekutivkommiſſion geſtimmt. Allerdings will die „Rechte“ eine baldigſte Wiederherſtellung der Monarchie; allein die Monarchiſten folgen der Leitung von Thiers und Falloux und jener will die Orleans, dieſer ſeinen Heinrich V. zurückführen. Für Sie iſt demnach von der Seite her nichts zu hoffen vorderhand. Ebenſo iſt Ihr Eintritt in die Verſammlung unzukömmlich und unrathſam. Sie würden da doch nur geduldet, ſogar über die Achſel angeſehen werden. Wollten Sie einen verfrühten Kampf anheben, würden Sie ſicherlich eine Niederlage erleiden. Hüllten Sie ſich dagegen in Stillſchweigen, ſo würden Sie ſich in der Menge Ihrer Herren Mitrepräſentanten verlieren und dadurch Ihr ganzes „Preſtige“ einbüßen. Folglich heißt unſere Loſung: Abwarten und den Reichsapfel reifen laſſen!“ Monſeigneur nickte zuſtimmend, ſetzte ſich hin und ſchrieb an den Präſidenten der Nationalverſammlung einen Brief, worin er erklärte, lieber im Exil verbleiben als geſtatten zu wollen, daß ſeine Erwählung den Vorwand zu beklagenswerthen Wirrſalen und traurigen Irrungen abgäbe („sert de prétexte à des troubles déplorables et à des erreurs funestes“). Sein Name ſei ein Symbol der Ordnung, der Nationalität, des Ruhms und dürfe alſo nicht mißbraucht werden. Der wichtigſte Satz des Briefes war aber dieſer: „Wenn das Volk mir Pflichten auferlegen ſollte, würde ich ſie zu erfüllen wiſſen (si le peuple m'imposait des devoirs, je saurais les remplir)“.

Der ſcharfe Tabak dieſer nackt-hochmüthigen Prätendentenphraſe ſtach doch der Nationalverſammlung ſehr unangenehm in die Naſe, als in der Sitzung vom 15. Juni das prinzliche Schreiben vorgeleſen wurde, — um ſo unangenehmer, als man von draußen das Geſchrei der Pöbelrotten vernahm: „Vive l'empereur!“ und erfuhr, daß drüben bei den Tuilerien zahlreiche Scharen verſammelt ſeien, welche verlangten, daß man den Louis Bonaparte zum Erſten Konſul ausrufen ſollte. Mehrere Deputirte ſprachen ſich ſcharf gegen die bonapartiſtiſchen Wühlereien aus und der General Kavaignak machte auf das Charakteriſtikum aufmerkſam, daß in dem Prinzenbrief das

Wort Republik ſorgſam vermieden ſei. „Monſeigneur, ſchreiben Sie auf der Stelle einen geſcheideren Brief!" telegraphirten die Apoſtel nach London. In Folge dieſes Winkes langte, während die Nationalverſammlung noch rath- und thatlos über die Prätenſionen des Prätendenten hin und her zankte, abermalen ein Schreiben an den Präſidenten an, in welchem es unter anderem hieß: „Ich wünſche die Ordnung und die Aufrechthaltung der Republik, einer weiſen, großen, verſtändigen Republik, und weil ich, ſehr wider meinen Willen, die Unordnung begünſtige, lege ich, freilich mit lebhaftem Bedauern, mein Mandat in Ihre Hände nieder. Bald, ſo hoffe ich, wird die wiederhergeſtellte Ruhe mir geſtatten, als der einfachſte Bürger (comme le plus simple des citoyens) nach Frankreich zurückzukehren".

Damit war die Sache parlamentariſch-formell erledigt. In Wahrheit und Wirklichkeit aber hob ſie erſt recht an*). Der Bonapartismus, deſſen Fahne jetzt offen aufgepflanzt war, begann mehr und mehr eine Macht zu werden. Schon fing er auch an, wie Scheidewaſſer auf die Bourgeoiſie zu wirken, d. h. er warf in dieſelbe ein völliges Schiſma, indem das eigentliche Protzenthum mit ſeinem ganzen Börſenſchwindlergefolge ſich dem „Neffen des Onkels" zuzuneigen Miene machte, mit der ſchnöbbernden Spekulationsnaſe richtig witternd, daß unter einem deſpotiſchen Regiment der Ausbeutungsweiſen und der Schwindelhaber gedeihen würden wie noch nie. Der ſolid-bürgerliche Kern der Bourgeoiſie dagegen ſcharte ſich um den General Kavaignak, als um das von ihr zunächſt erkorene Zukunftshaupt des Staates. Bedenklicher jedoch als die Hinneigung der Barone der Agiotage mit ihren Vaſallen zum Bonapartismus war der Umſtand, daß das bonapartiſtiſche Gift den Maſſen eingeimpft war und in denſelben weiter und weiter um ſich fraß.

---

*) Das erkannten unbefangene und urtheilsfähige Beobachter ſofort. So ſchrieb der ſchweizeriſche Geſchäftsträger Barman in ſeiner Depeſche an den Bundesrath vom 17. Juni: „La démission de Louis Napoléon Bonaparte comme représentant du peuple est venu écarter encore un sujet irritant; cependant bien des personnes pensent que ce prétendant eût été moins dangereux vu de près et à l'oeuvre". S. B. A.

4.

Die „blauen“ Republikaner, die Orleaniſten, die Bourboniſten und Jeſuiten, alleſammt wähnten, am 15. Mai für ihre Rechnung die „Rothen“ beſiegt zu haben, während ſie doch nur für den Bonapartismus gearbeitet hatten.

Dieſer ſteckte jetzt ſelber die rothe Maſke vor und wüthete förmlich in ſeinen Journalen gegen die „Blauen“ und überhaupt gegen die Bourgeoiſie. Tag für Tag brachte z. B. der „Napoléon républicain“ ſeit Anfang Juni's die wildeſten Wühl- und Hetzartikel. In der Nummer dieſes Blattes vom 11. Juni ſtand zu leſen: „Volk, wenn deine Vertreter und Angeſtellten (les commis) ihr Mandat verletzen, ſo erinnere dich der rothen Fahne und des Muthes deiner Brüder von 1793!“ Die 5 Mitglieder der Exekutivkommiſſion hießen in dem Blatte nur „die 5 Invaliden, deren jeder 20,000 Francs Monatsbeſoldung habe“. Die Nummer vom 16. Juni brachte eine Aufforderung an die Mobilgarde, dieſe ſollte die Soldaten von der Linie darüber aufklären, daß der Heulmaier-Schrecken („la terreur bourgeoise“) ſie, die Soldaten, zu Henkern ihrer Brüder machen möchte.

In einem andern, von dem notoriſchen Bonapartiſten Klavel herausgegebenen Blatte („L'organisation du travail“ — man ſieht, die Kommis der Firma Bonaparte entlehnten vom Socialismus ohne weiteres die Stichworte) wurden die Mitglieder der Nationalverſammlung dem proletariſchen Haſſe ſignaliſirt als „faulenzende Mandatare mit 25 Francs täglich, die, wenn das Volk Brot verlangt, demſelben Steine reichen“. Journale ähnlichen Gelichters riefen ſchon durch ihre Titel düſterſte Erinnerungen und die lebhafteſten Beſorgniſſe der Bourgeoiſie wach. So der „Robespierre“, der „Père Ducheſne“, die „Karmagnole“, die „Janhagel-Zeitung“ (Journal de la canaille) und die „Sturmglocke der Arbeiter“. Auch in dieſe Zeitungsneſter wuſſte der Bonapartismus ſeine Baſiliſkeneier zu legen. Und noch wilder und plumper als in Paris wühlte und hetzte er in den Provinzen. Hier eiferte er insbeſondere gegen die von der proviſoriſchen Regierung eingeführte Fünfundvierzig-Centimes-Steuer und verkündete, der „Neffe des Kaiſers“ würde dieſelbe aus ſeiner Taſche bezahlen oder auch die Engländer ſie bezahlen machen, was zur Folge hatte, daß vielerorten die Bezahlung der Steuer von den Bauern verweigert wurde mit dem Gebrülle „Vive l'empereur!“ Die tollſten Gerüchte ſind von der bonapartiſtiſchen Propaganda in Umlauf geſetzt worden, um die Gemüther zu verwirren und die Volksphantaſie zu erhitzen. Hier hieß es, der „Neffe“ ſei zum Präſidenten der Republik ernannt; dort, er ſei als Kaiſer proklamirt und marſchire an der Spitze einer großen Armee, Wagen voll Geld hinterdrein, auf Paris. Die emſigen Verſchwörer wuſſten alles und jedes ihrem Zwecke nutzbar zu machen. Als z. B. gerade zu dieſer Zeit in Südfrankreich zu Toulouſe und Nimes die alten dummen Zänkereien und Stänkereien zwiſchen Katholiken und Proteſtanten wieder ausbrachen, warfen die Miſſionäre des Bonapartismus in dieſes theologiſche Gequängel plötzlich die Loſung „Vive l'empereur!“ hinein, wie um den Leuten einen Weg zu weiſen, welcher aus dem unerſprießlichen Wirrwar hinausführen könnte und würde. Die größte Sorgfalt und der vielgeſtaltigſte Eifer ward jedoch von ſeiten der bonapartiſtiſchen Propaganda fortwährend auf das pariſer Proletariat verwendet, namentlich auf die Inſaſſen der Nationalwerkſtätten. Mehrere der Abtheilungsvorſtände („brigadiers“) in denſelben waren gekaufte Wühler des Bonapartismus und mit Geldmitteln wohlverſehen. Einer dieſer armen Teufel ließ eines Tages die Summe von 8000 Francs in Bankbillets ſehen und auf die verwunderte Frage, wie er denn in den Beſitz einer ſolchen Summe gelangt ſei, gab er zur Antwort: „Ich diene einem Herrn, welcher freigebiger iſt als die Republik“.

Alles zuſammengehalten, kann es gar keinem Zweifel unterſtellt werden, daß die genasführten und gemiſſbrauchten proletariſchen Maſſen durch das bonapartiſtiſche Komplott ſyſtematiſch gegen die republikaniſche und die royaliſtiſche Bourgeoiſie aufgewiegelt, aufgereizt, aufgeſtürmt und hierauf methodiſch einer Kriſis zugehetzt wurden, — einer Kriſis, welche — traurig zu ſagen! — die von pfiffigen Pickelhäringen des Parlamentarismus wie Thiers und von tückiſchen Jeſuiten wie Falloux verblendete Bourgeoiſie ebenfalls herbeiwünſchte und herbeirief mit ihrem grauſamen Geſchrei: „Man muß ein Ende machen!“ Was nachher kommen ſollte, wuſſte die in ſich geſpaltene und zerfahrene Bourgeoiſie nicht, wohl aber der Bonapartismus. Ja, er wuſſte ganz genau, was er wollte: — nämlich aus dem Grundſchlamm der Anarchie, welche ſeiner Rechnung nach aus dem von ihm zur äußerſten Schärfe zugeſpitzten Zuſammenſtoß zwiſchen Bourgeois und Proletariern hervorgehen ſollte, eine Kaiſerkrone herausfiſchen.

5.

In der Sitzung der Nationalverſammlung vom 15. Juni erklärte Monſieur Goudchaux als Sprachrohr der Bourgeoiſie von der Rednerbühne herab: „Die Nationalwerkſtätten müſſen ſofort (immédiatement) verſchwinden. Man muß ſie nicht allmälig eingehen laſſen, ſondern ſie müſſen ſofort und mit einmal weg! Ihr müßt das auf der Stelle beſchließen; denn ihr habt ohnehin ſchon zu viele Zeit verloren. Der Boden iſt ganz und gar unter euch minirt“.

Vergebens beſchwor der Miniſter Trélat die Verſammlung, die Sache nicht zu überſtürzen. Vergebens ſuchte er zu zeigen, daß die Forderungen der Arbeiter nur gerecht und gar nicht übertrieben ſeien, wenn ſie verlangten, daß man ſie mittels einer wirkſamen Kontrole gegen die Ausbeutung durch die Meiſter („patrons“) und Unternehmer ſchütze, daß man ihnen vom Reingewinnſt einen beſcheidenen Antheil zuweiſe und daß man es ihnen ermögliche, geſchäftliche Aſſociationen zu bilden. Die Mehrheit der Verſammlung wollte nicht ſehen und hören, ſondern ſchrie mit dem zum Berichterſtatter ernannten Monſieur de Falloux: „Man muß ein Ende machen!“

Am 18. Juni richteten die Arbeiter der Nationalwerkſtätten ein Schreiben an Herrn Goudchaux, worin ſie ſagten: „Nicht der Arbeitswille fehlt uns, ſondern eine nützliche und unſeren Gewerken und Fertigkeiten entſprechende Arbeit. Wir erſehnen ſie von ganzem Herzen. Sie fordern die ſofortige Auflöſung der Nationalwerkſtätten, aber was ſoll denn aus den 110,000 Arbeitern werden, die zum einzigen Exiſtenzmittel für ſich und ihre Familien ihren kärglichen Taglohn haben? Will man ſie den übeln Rathſchlägen des Hungers, den Verlockungen der Verzweiflung preisgeben? Will man ſie den Wühlern zur Beute hinwerfen?“

Umſonſt, alles umſonſt. „Man muß ein Ende machen!“

Am 21. Juni ließ auf Befehl der Exekutivkommiſſion der Arbeitsminiſter ein Dekret ausgehen, kraft deſſen die Arbeiter aufgefordert wurden, ſofort in die Armee einzutreten oder aber ſich zum Abgang in die Provinzen bereitzuhalten, wo ihnen im Akkord zu verrichtende Erdarbeiten angewieſen werden ſollten.

Dieſes Dekret offenbarte den vollſtändigen Ideenbankerott des regierenden Liberalismus. Beſonders charakteriſtiſch iſt, daß er in erſter Linie die Arbeiter zu uniformirten Müſſiggängern machen wollte. Oder gehörte das Dekret vom 21. Juni mit zu dem Man-Muß-Ein-Endemachungsplan der Thiers, Falloux und Kompagnie? War die Exekutivkommiſſion nur von den konſtitutionellen Windmachern und den Loyolaiten vorgeſchoben, um das Proletariat zu einem entſcheidenden Waffengange herauszufordern? Man muß es glauben; um ſo mehr, als unſtreitbar grell die Thatſache daſteht, daß man die

Herausgeforderten ihre Vorbereitungen zur Straßenſchlacht recht auffallend ungeſtört betreiben und vollenden ließ. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß man den Kampf in ſeinen Anfängen leicht hätte erſticken können. Aber man wollte nicht; man ließ ihn erſt recht großwachſen, damit auch der Sieg um ſo größer, entſcheidender und vernichtender ſei.

Der Feldherr, welchen die Rückwärtſerei ſich auserſehen hatte, der General Kavaignak, war ganz der richtige Mann, dieſen Gedanken ſich einblaſen zu laſſen und denſelben zu verwirklichen. Er paſſte, wie die eigentlichen Ausbecker des Gedankens, die konſtitutionellen Füchſe und jeſuitiſchen Wölfe kalkulirten, um ſo beſſer dazu, als er für einen Republikaner galt, weil ſein verſtorbener Bruder Godefroi einer geweſen war. Bekanntlich gehörte im übrigen Kavaignak zu den „afrikaniſchen" Generalen, deren militäriſcher Ruf über ihr Verdienſt weit, ſehr weit hinausging. Alle dieſe Herren, die Bugeaud, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Kavaignak u. ſ. w. reichten, genau angeſehen, über das Normalmaß des richtigen Korporalismus nie und nirgends hinaus und zudem war die Kriegführung in Algier jedenfalls keine Schule der Achtung bürgerlicher Freiheit, ſondern vielmehr nur eine Schule des brutalen Militarismus, in welcher auch Kavaignak eine nicht geringe Portion von Fühlloſigkeit ſich angeeignet hatte. Seine ganze Anſchauung war eng und klein, ſeine politiſche Bildung und Einſicht gleich Null, ſeine Empfindungsweiſe und ſein Gebaren ſo hart, trocken und hölzern wie ſeine Figur und ſein griesgrämlich zugeknöpftes Geſicht. Summa: ein muthiger Soldat von untergeordneter Intelligenz, welcher ſich einbildete, ein ſelbſtſtändiger Held zu ſein, während er nur ein Hebel, ein Rückwärtshebel in den Händen von pfiffigen und herzloſen Ränkelern geweſen iſt, — ein tapferer Hohlkopf, welcher, wie glaubhaft verſichert wird, wähnte, die gräuliche Juniſchlacht für die Republik zu ſchlagen, während er ſie in Wahrheit für die Tyrannis, für den Bonapartismus ſchlug . . .

Derweil war der in das Dekret vom 21. Juni eingewickelte Fehdehandſchuh aufgenommen worden

Noch an demſelben Tage, wo er hingeworfen ward, bildeten ſich proletariſche Anſammlungen in den Straßen und auf den Plätzen. Die Marſeillaiſe wurde angeſtimmt, aber zwiſchen den Strophen der Revolutionshymne hinein riefen Leute in Bluſen, die aber ganz wie nachgemachte Bluſenleute ausſahen: „Vive Napoléon!“ In der Nacht ſodann traten Abgeordnete der Nationalwerkſtätten und ſolche des aufgelöſ'ten Arbeiterparlaments vom Luxemburg zu einer Berathung zuſammen und ſetzten auf den folgenden Tag eine Maſſenproteſtation gegen das Dekret feſt.

Sie fand am 22. Juni, am Frohnleichnamsfeſte, Vormittags gegen 10 Uhr ſtatt. Etwa 1500 Arbeiter zogen mit fliegenden Fahnen unter Führung des beliebten Klubbpropheten und Eckſteinredners Pujol zum Luxemburgpalaſt, wo die Exekutivkommiſſion reſidirte. Pujol ſtieg mit vier Delegirten die Treppe hinauf und verlangte den Bürger Marie zu ſprechen. Bei demſelben vorgelaſſen ſetzt ſich der Redner in Poſitur und legt los: „Bürger, vor der Februarrevolution“ — „Pardon, unterbricht ihn Marie; mir ſcheint, das ſei ein wenig weit zurückgegangen. Erinnern Sie ſich, daß meine Zeit koſtbar iſt“. — „Ihre Zeit gehört nicht Ihnen, ſondern dem Volke“. — „Bürger Pujol, wir kennen Sie ſchon ſeit lange und haben ein Aug' auf Sie“. — „Thut nichts; ſeit dem Tage, wo ich mich der Volksſache geweiht, hab' ich mich gewöhnt, vor keiner Drohung zurückzuweichen. Sie drohen mir alſo ganz umſonſt. Wollen Sie uns hören?“ — „Da Sie einmal hier, ſo mögen Sie ſprechen“. — Pujol entwickelte dann mit hinlänglichem Pathos den Proteſt der Arbeiter gegen das Dekret vom vorigen Tage. Worauf Marie: „Ich verſtehe. Aber, wohlan, merken Sie auf: — Wenn die Arbeiter nicht in die Provinzen abreiſen wollen, ſo werden wir ſie mit Gewalt dazu zwingen. Mit Gewalt, verſtehen Sie?“ — „Mit Gewalt? Recht hübſch das! Wohl, wir wiſſen jetzt, was wir wiſſen wollten. Adieu, Bürger“.

Ungeduldig hatten drunten die Arbeiter der Rückkehr ihrer Abgeordneten geharrt. Pujol führte die ganze Schar nach dem Saint-

Sulpice-Platz, wo er vom Rande des Springbrunnens herab eine Rede hielt, deren kurzer Sinn war: Wir haben von der Regierung nichts zu hoffen und müſſen uns demnach ſelber helfen. „Heute Abend um 8 Uhr beim Pantheon!“ ſchloß er, worauf ſich die Menge zerſtreute, in tumultuariſchen Haufen die Quais hinauf nach dem Grèveplatz und in die Vorſtadt Saint-Antoine ziehend, überall die Rufe „Vive Barbès!“ und „Vive Napoléon!“ in einander miſchend und ſchon durch dieſe ſeltſame Verkuppelung des Socialdemokratiſmus mit dem Imperialiſmus überall Beſorgniß und Schrecken erregend.

Die Verſammlung auf dem Platze beim Pantheon zur achten Abendſtunde zählte ſchon nach tauſenden. „Arbeit oder Brot!“ war die Loſung. Dann wurden wilde Drohungen laut. „Da man uns abermals verrathen will, wie man uns 1830 verrathen hat, ſo ſoll der Verrath im Blute unſerer Feinde erſtickt werden“. Pujol fragte: „Schwört ihr das?“ — „Wir ſchwören es!“ — „Wohlan, morgen früh um 6 Uhr zur Stelle!“

Es iſt wohlbezeugt, daß dieſe proletariſche Verſammlung beim Pantheon ein ſo zu ſagen reſpektables Ausſehen hatte. Zeugen, welche ſcharfe Augen im Kopfe und wenig Sympathie für das Volk im Herzen hatten, mußten zugeben, daß hier tauſende von ehrlichen Arbeitern beiſammen waren, welche durch die Noth, durch die bare, blanke Noth zur Verzweiflung getrieben wurden. Gewiß, die ſocialiſtiſchen Phantaſmen und die bonapartiſtiſchen Umtriebe haben zur Herbeiführung der Junikataſtrophe viel gethan, ſehr viel; aber noch mehr that doch der Hunger. Ja, der Hunger, und es war daher um ſo niederträchtiger, daß die Sieger der Juniſchlacht nachmals die Beſiegten nicht nur erbarmungslos grauſam behandelten, was die Aufregung des Sieges wenigſtens erklärlich machte, ſondern auch raffinirt grauſam verleumdeten und beſchimpften. Schon die Angabe, die Anzahl der Inſurgenten ſei auf 100,000 Mann angeſtiegen, war eine große Uebertreibung. Dann hieß es, dieſe Herde von 100,000 Raſenden habe ſich plötzlich und nur aus brutaler Gier auf die Reichen geſtürzt, um ſie zu erwürgen. Oder, dieſe 100,000 Barbaren, zuſammengefegt aus dem Abſchaum der menſchlichen Raſſe, ſeien auf nichts ausgegangen, als Paris mit Mord, Brand und Nothzucht zu erfüllen. Weiter, es hätten in den Reihen der Aufſtändiſchen 20,000 und mehr Galeerenſträflinge und Zuchthäusler gefochten, alſo unter dem „Abſchaum“ noch einmal Abſchaum. Endlich, die Inſurgenten hätten unerhört ſcheußliche Kampfmittel in Anwendung gebracht, mit Vitriol geladene Feuerſpritzen, Spendung von vergiftetem Branntwein an die Soldaten u. dgl. m.

Das ſind lauter Lügen, zum Theil ganz dumme. Die Zahl der Junikämpfer betrug nicht mehr als 40 oder höchſtens 50,000. Daß ſich darunter unſaubere Elemente, vielleicht ſogar etliche hundert Verbrecher eingeſchlichen haben, iſt wahr. Aber welcher kämpfenden oder nicht kämpfenden Partei ſchließen ſich denn keine unſauberen Elemente an? Mögen doch einmal das Baronenthum der Agiotage und die Induſtrieritterſchaft des Börſenhumbugs ihre eigenen Reihen muſtern, ſie werden dann finden, daß Diebe, Räuber, Fälſcher und andere Böſewichte nicht immer in Gaunerſpelunken und Zuchthäuſern, ſondern anderswo wohnen, in ſehr „reſpektabeln“ Häuſern nämlich. Aber die „großen“ Diebe henkt man bekanntlich nicht, und wenn etwa mal da oder dort einer zufällig an den Galgen kommt, ſo weint ſich die „Reſpektabilität“ von ganz Europa vor Schmerz darüber die Augen roth. Als zwei Hauptſünden hat man den Junikämpfern den Tod des Erzbiſchofs Affre und den Mord des Generals Bréa ſchuldgegeben. Die erſte dieſer Sünden haben ſie gar nicht begangen, maßen es erwieſen iſt, daß der verehrungswürdige Prälat durch die Kugel eines Soldaten und nicht durch die eines Inſurgenten ſeine Todeswunde empfing. Die zweite dieſer Sünden, der Mord Bréa's, iſt allerdings und ſelbſtverſtändlich eine abſcheulichſte; aber es wird darauf ein ganz eigenthümliches Streiflicht geworfen durch die Thatſache, daß in dem Mordſpiel der notoriſche bonapartiſtiſche Agent Lahr eine vortretende Rolle geſpielt hat*).

---

*) Seine bonapartiſtiſche Agentur hat ihn freilich nicht davor geſchützt,

Ein ſtrenggerechter, von der Gehäſſigkeit der Kaſtenvorurtheile und den Parteileidenſchaften unbeeinflußter Wahrſpruch über den Juniaufſtand wird dahin lauten, daß dieſer ein bewaffneter Proteſt gegen den Bruch der im Februar den Arbeitern gemachten Verſprechungen geweſen iſt, ſowie, daß der Proteſt, ungeachtet der einzelnen Ausſchreitungen, welche ihn beſudelten, im ganzen und großen mit heldiſcher Begeiſterung und Energie durchgeführt wurde. Und weiter, daß die Junikämpfer ihrer ungeheuren Mehrzahl nach keineswegs eine Horde von Barbaren oder eine Bande von Verbrechern waren. Wären ſie das geweſen, ſo hätten ſich nicht etliche Tage lang große Quartiere von Paris völlig in ihrer Gewalt befinden können, ohne daß Eigenthum und Leben der Bewohner, ſowie die Ehre der Frauen höchlich gefährdet geworden wären. Daß eine ſolche Gefährdung aber *nicht* vorhanden war, iſt eine Thatſache, welche ſelbſt die grauſame Siegeswuth der Angſtphiliſter nicht zu leugnen gewagt hat. Nein, nicht Barbaren und Böſewichte waren es, welche den Junikampf anhoben, ſondern verzweiflungsvolle Arme, die an das Eiſen appellirten, als an den alten Nothbrecher, um ihr keineswegs üppiges, ſondern ganz beſcheidenes Programm zu verwirklichen, das ihnen einer der Ihrigen, der brave und hochbegabte Tiſchlergeſell Leroy, im Februar vorgeſungen hatte: —

„Was wir begehren von der Zukunft Fernen?
  Daß Arbeit uns und Brot gerüſtet ſteh'n,
Daß unſre Kinder in der Schule lernen
  Und unſre Greiſe nicht mehr betteln geh'n“.

6.

Freitags den 23. Juni waren zur ſechſten Morgenſtunde etwa 8000 Arbeiter auf dem Pantheonplatze verſammelt. Von den Stufen

---

als einer der vier „überwieſenen“ Mörder Bréa's am 17. März von 1849 guillotinirt zu werden.

des Periſtyls herab redete Pujol ſie an: „Bürger, ihr ſeid heute, die ihr geſtern geweſen. Ich dank' euch. Vorwärts!“

Die Menge ordnet ſich nach der Weiſung von Führern, die ein um den rechten Bluſenärmel geſchlungenes blauweißrothes Band kenntlich macht, zur Marſchkolonne und zieht mit wehenden Bannern nach dem Baſtilleplatze, wo ſie den Manen der Kämpfer von 1789 und 1830 eine Art Todtenopfer, eine Ehrfurchtbezeugung darbringt. Dann geht der Marſch weiter, auf die Boulevards hinein und bis dorthin, wo die von der Seine heraufkommende Straße Saint-Denis mündet. „Halt!“ Der Zug ſteht. Ein minutenlanges Schweigen. Dann: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!“

Warum aber ließ man alles das, was geſtern im Sinne der Inſurrektion geſchehen war und was heute in demſelben Sinne geſchah, ſo ohne alle Abmahnung und Warnung, ſo ohne alle Hinderung geſchehen? Warum? Thörichte Frage! Man wollte dreinkartätſchen, füſiliren und deportiren; man wollte „ein Ende machen“.

Um 10½ Uhr ſtanden auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle ſchon drei hochgethürmte Barrikaden, auf deren Zinnen dreifarbige Fahnen flatterten mit der Inſchrift: „Brot oder Tod!“ In demſelben Augenblicke, wo der Barrikadenbau hier begonnen hatte, erhoben ſich dieſe Burgen der Empörung auch in der Vorſtadt Saint-Martin, in der Vorſtadt du Temple, in der Vorſtadt Saint-Antoine, in der Vorſtadt Poiſſonière und auf dem Baſtilleplatz. Auf dem linken Ufer der Seine war die Inſurrektion ebenfalls rüſtig an's Werk gegangen. Das Pantheon mit ſeiner Umgebung, die Vorſtadt Saint-Jacques, die Cité, lauter für den Barrikadenkrieg ſehr geeignete Quartiere, waren in ihren Händen.

Jetzt erſt, um 11 Uhr, wurde Generalmärſch geſchlagen, ein erſtes Zeichen, daß es etwas wie eine Regierung, eine Sicherheitsbehörde, eine bewaffnete Macht gäbe. Wenn es für die damaligen Machthaber überhaupt eine Entſchuldigung dafür gibt, daß ſie den Aufſtand recht abſichtlich groß werden ließen, ſo mag es dieſe ſein, daß ſie wähnten, ausreichende Streitkräfte zur Hand zu haben, um denſelben raſch und entſchieden niederſchlagen zu können. Dem Kriegsminiſter Kavaignak ſtanden zu unmittelbarer Verfügung die 20,000 Mann Linientruppen, welche die Garniſon von Paris bildeten, ferner 16,000 Mann Mobilgarden, 2600 Mann „republikaniſche“ Garden und 2500 Sergeants de Ville. Sodann war vorgeſorgt, daß aus den nächſtliegenden Garniſonen binnen wenigen Stunden mehr als 15,000 Mann Linientruppen herbeigezogen werden könnten. Endlich hoffte der General und zwar mit Recht, daß die pariſer Bürgerwehr, wenigſtens der weit überwiegenden Mehrzahl nach, als die ſich erweiſen würde, als welche ſie am 15. Mai ſich erwieſen hatte, d. h. als von Herzen bereit, bei der Ein-Ende-Machenſchaft mitdabeizuſein.

Hinſichtlich des gegen die vorhergeſehene, herausgeforderte und großgezogene Inſurrektion anzuwendenden Operationsplans war die Regierung uneinig. Ledru-Rollin, welchem Arago beitrat, verfocht mit Gründen der Menſchlichkeit und einer geſunden Politik die Anſicht, daß man es gar nicht zu einem wirklichen Ausbruche des Bürgerkriegs kommen laſſen und darum den Barrikadenbau verhindern ſollte. Allein Vernunft- und Menſchlichkeitsgründe fanden keinen Eingang in den hagebuchenen Korporalsſchädel Kavaignaks. In dieſem Schädel hatte die Vorſtellung, die Würde der Armee ſei durch den Ausgang der pariſer Straßengefechte vom Juli 1830 und vom Februar 1848 geſchädigt worden und müſſte jetzt ſchlechterding wiederhergeſtellt werden, zu einer fixen Idee ſich verknöchert und der General wollte ſich daher um keinen Preis die herrliche Gelegenheit entgehen laſſen, die Armeefahne von der eingebildeten Bemakelung im Blute der Inſurgenten reinzuwaſchen. Zu dieſem Zwecke durfte man natürlich den Kampf nicht etwa verhindern, ſondern muſſte vielmehr denſelben recht umfaſſend entbrennen, recht großartig werden laſſen, alles „zur größeren Ehre des Säbels“.

Kavaignak beſtand deßhalb darauf, daß man die Proletarier in den von ihnen beſetzten Quartieren vorderhand ganz ungehindert ſchalten und walten ließe. „Die Nationalgarde — äußerte er mit echtafrikaniſcher Kriegsgurgelei — mag zuſehen, wie ſie ihre Häuſer und Butiken vertheidige“. Und von dieſem Urbilde der Korporalſchaft haben Schwachköpfe gefaſelt, daß er das Zeug zu einem franzöſiſchen Waſhington gehabt, ja, daß er ſich ſelber für prädeſtinirt gehalten, der Waſhington Frankreichs zu werden! Als ob man aus ſolchem Holze Waſhingtons ſchnitte! Und überhaupt: ein franzöſiſcher Waſhington? Stupiditas stupididatum!

Der Plan des Generals war dieſer: — Als Grundſtock und Rückhalt aller Operationen eine maſſenhafte Truppenzahl in den Tuilerien, auf dem Konkordeplatz, in den Champs-Elyſées, auf der Eſplanade der Invaliden und beim Palais Bourbon verſammelt zu halten, um in jedem Falle die Nationalverſammlung gegen alle Bedrohung ſicher zu ſtellen. Jede Verzettelung der Streitkräfte ſtrengſtens zu vermeiden. Nur mit gewaltigen Kolonnen zum Angriff auf die Stellungen der Inſurgenten vorzugehen und zwar ſo, daß dieſe Angriffskolonnen immerfort in durchaus freier und ununterbrochener Verbindung mit der Hauptmacht wären. Es war alſo auf die Lieferung einer förmlichen Schlacht abgeſehen, und ob dabei viel franzöſiſches Blut fließen würde, kümmerte einen traveſtirten Waſhington ganz und gar nicht, wenn nur ſein Plan ſtrikt eingehalten wurde, was er auch wirklich ward. Fühlte er ſich doch bereits als Diktator und konnte er ſich auch als ſolcher fühlen, da von ſeiten der „honetten“ Republikaner, welche in Herrn Marraſt ihren Parteiführer anerkannten, bereits am 19. Juni und dann noch dringlicher am 22. der Exekutivkommiſſion zugemuthet wurde, alle Gewalt in den Händen des Generals zu vereinigen, — eine im Grunde überflüſſige Zumuthung, da ja Kavaignak als Militärchef dieſe Gewalt thatſächlich ſchon beſaß.

Hatten die Aufſtändiſchen ihrerſeits einen oberſten Führer? Hatten ſie einen Schlachtplan? Die erſte Frage iſt unbedingt zu verneinen. Von Pujol kann gar keine Rede ſein, denn der verſchwand in der Maſſe, ſowie der Barrikadenbau begonnen hatte. Aber einen Schlachtplan hatten ſie allerdings und derſelbe iſt ſyſtematiſch ins Werk geſetzt worden, ſo zwar, daß die Angabe, weitaus die meiſten Barrikadenhäuptlinge ſeien altgediente Soldaten geweſen, keiner Anzweifelung unterliegt. Das Proletariat hatte ſich die dichtbevölkerten oſtwärts gelegenen Stadtquartiere zum Kampfplatz auserwählt. Hier konnten die Inſurgenten bei der Bewohnerſchaft auf Theilnahme und Unterſtützung rechnen und hier wurden ſie von den labyrinthiſchen Oertlichkeiten, welche die Entwickelung ſtarker Truppenmaſſen unmöglich oder doch ſehr ſchwierig machten, höchlich begünſtigt. Ihre Abſicht war, die Maſchen des ungeheuren Barrikadennetzes, wozu ſie die öſtlichen Stadttheile gemacht, allmälig nach Weſten auszudehnen, wobei ſie zunächſt zwei Angriffspunkte im Auge hatten, das Stadthaus und die Polizeipräfektur. Würde es ihnen gelingen, ſich dieſer beiden Punkte zu bemächtigen, ſo wollten ſie von dort aus auf beiden Ufern des Fluſſes gegen die Tuilerien und gegen den Palaſt der Nationalverſammlung (Palais Bourbon) vorgehen. Vorderhand waren die vier Hauptſtellungen der Aufſtändiſchen auf beiden Seiten der Seine gleichmäßig vertheilt. Auf der rechten Seite ſtand einer ihrer Gewalthaufen im Faubourg Poiſſonière und im Faubourg du Temple mit dem Hauptquartier im Klos Saint-Lazaire, ein zweiter von der Straße Saint-Antoine bis zur Kirche Saint-Gervais mit dem Hauptquartier auf dem Baſtilleplatz; auf dem linken Ufer ſenkte ein Hauptkorps von ſeinem im Pantheon aufgeſchlagenen Generalquartier durch die Straßen Saint-Jacques und De la Cité bis zu den Brücken Saint-Michel und Petit-Pont ſich herab, während ein zweites die Brücke des Hotel-Dieu, den Maubertplatz und die Straße Saint-Viktor beſetzt hielt.

Der General Kavaignak ſchlug ſein Hauptquartier in der Wohnung des Präſidenten der Nationalverſammlung auf. Etliche Mitglieder der Exekutivkommiſſion waren da bei ihm. Als der Generalmarſch geſchlagen wurde und Linie und Nationalgarde auf ihre Sammelplätze eilten, berief Kavaignak die Generale Bedeau, Lamoricière, Dameſme, Foucher, Lebreton und andere zu ſich, um denſelben ihre Rollen in dem beabſichtigten Kampfſpiele zuzutheilen. Bedeau erhielt den Auftrag, eine Diviſion nach dem Stadthauſe zu führen. Lamoricière ward befehligt, mit einer zweiten Diviſion die Linie der

Boulevards vom Chateau d'Eau bis zur Madeleine zu decken. Dameſme, an der Spitze einer dritten das linke Seineufer, insbeſondere den Luxemburgpalaſt, wo ein Theil der Exekutivkommiſſion ſich befand, in Obhut zu nehmen.

So die Vorbereitungen zur unheilvollen Juniſchlacht.

7.

An zwei Stellen zugleich hob ſie an, beim Pantheon und bei der Porte Saint-Denis.

Ehre dem alten Arago, der als Mitglied der proviſoriſchen Regierung und der Exekutivkommiſſion ſonſt wenig oder gar keine Ehre aufgeleſen hat, daß er jetzt einen muthigen Verſuch machte, den Bürgerkriegsgräuel nicht aufkommen zu laſſen. Als nämlich die Inſurgenten auf dem Pantheonplatz vier gewaltige Barrikaden erbaut hatten, ließ der Maire des Arrondiſſement den Generalmarſch ſchlagen, dem aber nur 30 Bürgerwehrleute Folge leiſteten. Der Maire begann demnach mit den Barrikadenmännern zu parlamentiren. „Was wollt ihr denn eigentlich?" — „Wir wollen nicht fort in die Sümpfe der Sologne, aber wir wollen Arbeit". Derweil erſchien der greiſe Arago, welcher ſich vom Stande der Dinge beim Pantheon mit eigenen Augen überzeugen wollte, vom Luxemburg her auf dem Platze, gefolgt von einer Kolonne, welche aus Bürgerwehr und Linientruppen zuſammengeſetzt, mit Geſchütz verſehen und vom Oberſt Quinel befehligt war. Der Maire eilt dieſem entgegen und beſchwört ihn, den Kampf nicht anzuheben. Die Truppen machen Halt vor den Barrikaden, hinter deren Bruſtwehren die Vertheidiger erſcheinen, die Gewehre ſchußfertig in den Händen. Der berühmte Gelehrte tritt vor: „Warum rebellirt ihr gegen das Geſetz und gegen die Regierung der Republik? Warum ſteht ihr auf Barrikaden?" — „Warum?" ruft es zur Antwort herab — „darum, Herr Arago, warum Sie ſelbſt Anno 1832 mit uns auf den Barrikaden geſtanden. Erinnern Sie ſich noch des Kampfes beim Kloſter Saint-Merry?“ — „Aber ihr habt jetzt keinen rechtmäßigen Grund zur Empörung“. — „Herr Arago, Sie ſind ein braver Bürger und wir hegen hohe Achtung vor Ihnen; aber Sie haben kein Recht, uns Vorwürfe zu machen. Sie haben nie erfahren, was hungern heißt; Sie haben nie das Elend kennen gelernt“. — „Die Regierung iſt von den beſten Abſichten beſeelt, von dem lebhafteſten Wunſche geleitet, euren begründeten Wünſchen genugzuthun“. — „Ja, man hat uns gar viel verſprochen, aber nichts gehalten“. — „Man that, was man konnte“. — „Das iſt nicht wahr!“ — „Ihr beſchimpft mich? Mit ſolchen Leuten will ich nicht länger verhandeln“.

Und der choleriſche Greis gibt nun ſelber den harrenden Truppen das Zeichen zum Angriff, welcher nach heißem Gefechte und beträchtlichem Verluſt auf beiden Seiten damit endigt, daß die Truppen den Pantheonplatz behaupten und der General Dameſme daſelbſt Stellung nimmt.

Zur gleichen Zeit, wo hier das Gewehrfeuer zu knattern und die Kanonen zu brüllen begonnen hatten, war auch drüben auf den Boulevards der Kampf losgebrochen. Die erſte der dort herum aufgethürmten Barrikaden, die auf der Höhe der Porte Saint-Denis, wird von einem Bataillon der 2. Bürgerwehrlegion im Sturmlauf angegriffen, wirft aber die muthigen Angreifer blutig zurück. Da ſtürzt der Hauptmann der Barrikade, welcher hoch auf einem umgeſtülpten Wagen ſtehend das Feuer geleitet hat, tödtlich getroffen zuſammen und man wähnt, daß es mit der Gegenwehr zu Ende. Aber, ſiehe, ein junges ſchönes Mädchen mit fliegenden Haaren eilt zu dem Todten, nimmt die Fahne, welche er in den Händen gehalten, auf, ſpringt damit auf die Bruſtwehr, ſchwingt ſie herausfordernd den Angreifern entgegen und befeuert die Vertheidiger mit Blicken und Worten. Eine Kugel ſchlägt dem armen Ding in die Bruſt, rücklings ſtürzt es hinter die Bruſtwehr. Aber ſchon iſt eine andere Frau an der Seite der Gefallenen und ſucht dieſe mit der einen Hand aufzurichten, während ſie mit der andern die Fahne abermals flackern zu laſſen ſich abmüht. Eine neue Entladung des Bataillonsfeuers drunten und die Helferin ſinkt todt auf den Leichnam der Gefährtin. Und mitten in das Pulvergewölke des Mordkampfes hinein fällt ein heller Stral heldiſchen Pflichtgefühls. Der Bataillonsarzt der Bürgerwehr erklimmt inmitten des ſich kreuzenden Feuers die Barrikade, um den beiden getroffenen Frauen Hilfe zu bringen, und kehrt erſt, nachdem er ſich überzeugt hat, daß beide todt, zu den Verwundeten ſeiner eigenen Truppe zurück. Schließlich wird die Barrikade mit Sturm genommen und flieht der Reſt der Vertheidiger gegen den Faubourg Saint-Denis zu.

Gerade jetzt, Nachmittags 2½ Uhr, bricht die Spitze der Kolonne, welche Lamoricière führt, von der Madeleine kommend auf den Boulevard vor. Der General ſoll den Aufſtand in den Faubourgs Poiſſonière, Saint-Martin, Saint-Denis und du Temple bändigen. Eine ſchwierige Aufgabe, weil in dieſen Quartieren die Inſurrektion außerordentlich feſt ſich verbollwerkt hat; eine ſehr ſchwierige, weil die aus Linientruppen, Bürgerwehr und Mobilgarde zuſammengeſetzte Angriffsmacht, über welche Lamoricière zur Stunde verfügt, nicht mehr als höchſtens 5000 Mann beträgt. Auf Verſtärkungen darf er zunächſt gar nicht rechnen. Weiß er doch, daß Kavaignak hartnäckig an ſeinem Syſtem hält, ſeine an den bezeichneten Stellen maſſenhaft vereinigte Reſerve nicht zu ſchwächen. Daß dieſes „Syſtem“ die Rebellion erſt recht großgezogen hatte, lag freilich bereits zu Tage. Hatte ja Kavaignaks Befehl, die letzten 2 Linienbataillone, welche beim Luxemburg ſtanden, nach dem Palais Bourbon zu führen, auch jene Stadtgegend auf dem linken Seineufer der Empörung preisgegeben. Vergebens ſandten die Maires, vergebens verſchiedene Kommandanten der Nationalgarde Boten auf Boten und Bitten auf Bitten an den Kriegsminiſter, ihnen zur Verhinderung der Erweiterung des Barrikadennetzes einiges Militär zu ſenden. „Ich will meine Truppen nicht verzetteln und bloßſtellen“, war die ſtehende Antwort des Generals.

Deſſenungeachtet mußte er ſich gegen Abend zu entſchließen, das Palais Bourbon und den Eintrachtsplatz für eine geraume Weile von Truppen ſo ziemlich zu entblößen, um dem ſchwer bedrängten Lamoricière Hilfe zu bringen. Er führte die Hilfskolonne in eigener Perſon nach den Boulevards, begleitet von Lamartine. Lamoricière hatte ſein Hauptquartier in dem Kaffeehaus aufgeſchlagen, das den Winkel des Boulevard und der Straße Saint-Denis bildete. Hier gab er dem Kriegsminiſter Bericht von dem, was er ausgerichtet oder vielmehr nicht ausgerichtet hatte. Die Inſurrektion, ſagte er, habe etwas ſeltſames, myſteriöſes; man wiſſe gar nicht, worauf ſie ziele. Man habe bis jetzt keine andere Fahne auf den Barrikaden geſehen als die nationale Trikolore; man höre keinen Ruf, keinen Namen, welcher verriethe, was die Inſurgenten eigentlich wollten. Dieſes geheimnißvolle erhöhe nicht wenig die Kraft des Aufſtands, wenigſtens in den Augen der Soldaten.

Kavaignak ſollte ſofort von dieſer Kraft eine Probe erhalten. Nach ſeiner Beſprechung mit Lamoricière ſetzte er nämlich die 7 Bataillone, welche er mitgebracht hatte, in Angriffsmarſch, ſah aber dieſen bald durch eine furchtbare Barrikade oder vielmehr durch ein Syſtem von Barrikaden gehemmt, welches die Mündungen der Straßen Saint-Maur, Trois-Kouronnes und Trois-Bornes ſperrte. Zweimaliges von dem General in Perſon geleitetes ſturmlaufen der Infanterie richtete nichts aus und hatte ſchwere Verluſte zur Folge. Erſt nach fünfſtündigem Artilleriefeuer wird die Verſchanzung endlich genommen; aber inzwiſchen iſt es Nacht geworden und der Erfolg kann nicht weiter ausgebeutet werden. Sehr niedergeſchlagen kehrte Kavaignak ins Präſidentſchaftshotel der Nationalverſammlung zurück.

Der General Bedeau hatte derweil die Löſung ſeiner Aufgabe mit mehr Glück zur Hand genommen. Nachdem er vom Hotel de Ville aus ſeine Vorbereitungen getroffen hatte, verſchritt er um 5 Uhr Abends zum Angriff auf die Cité-Inſel. In zwei Kolonnen getheilt, brachen ſeine Truppen auf die Notre-Dame-Brücke und auf die Arkole-Brücke vor, ſchufen ſich, mittels hartnäckiger Kämpfe freilich nur, langſam Bahn durch die Cité und von dort über den Petit-Pont hinweg in die gegen das Pantheon hinanſteigende Straße Saint-Jacques. Weiteres vorſchreiten wurde auch hier durch die hereinbrechende Nacht, ſowie durch die Erſchöpfung der Truppen verhindert.

Im ganzen waren demnach die am 23. Juni der Inſurrektion abgewonnenen Erfolge nicht eben von Belang und es ſollte ſich am folgenden Tage zeigen, daß die Empörung über Nacht einen Umfang und eine Energie gewann, wovon man keine Ahnung hatte. Dennoch fehlte es am 23. Juni nicht an einzelnen guten Vorzeichen, daß die geſetzlichen Gewalten ſchließlich obſiegen würden. Ein ſolches Vorzeichen war, daß Männer, an deren Republikanismus nicht ein Schatten von Zweifel haften konnte, von allen Seiten herbeieilten, um der Regierung ihre Dienſte anzubieten. Ein weiteres und noch ſprechenderes Vorzeichen iſt geweſen, daß die ſtudirende Jugend nicht auf ſeiten der Inſurgenten ſocht und daß in den Reihen der Barrikadenleute namentlich die volksbeliebte Uniform der Polytechniker nicht erblickt wurde. Endlich mußte der Regierung die Sorge, daß die Mobilgarde nicht gegen die Empörung angehen, ſondern zu derſelben übergehen würde, wie ein ſchwerer Stein vom Herzen fallen, als dieſe Sorge eitel ſich erwieſen hatte . . .

Während in gemeldeter Weiſe der Bürgerkrieg an verſchiedenen Stellen der Stadt ſchon ſeine blutige Ernte zu halten angefangen hatte, war im Palais Bourbon eine wichtige Entſcheidung eingeleitet worden.

Um 1 Uhr eröffnete die Nationalverſammlung ihre ſehr bewegte Sitzung. Der ganze parlamentariſche Mechanismus erſcheint ſchon dadurch geſtört, daß alle Mitglieder, welche der Nationalgarde oder der Armee angehören, ungewohnter Weiſe die Uniform tragen. Verſchiedene Redner löſen auf der Tribüne einander ab: man ſieht ſie kaum, man hört ſie nicht. Der Präſident Senard blickt düſter und weiß nicht, wo aus wo ein. Aber auf den Bänkereihen und in den Gängen ſpricht man laut über die Nothwendigkeit hin und her, die Exekutivkommiſſion zu beſeitigen und neben der militäriſchen

Macht auch die ganze Civilgewalt in den Händen des Generals Kavaignak zu vereinigen, als müſſte die arme Exekutivkommiſſion auch an dieſem proletariſchen Aufſtand ſchuld ſein, welcher übrigens zur Stunde nicht mehr ausſchließlich ein ſolcher heißen kann. Hat doch in den von der Inſurrektion beſetzten Quartieren ſo ziemlich die geſammte Bevölkerung und ein großer Theil der Bürgerwehr gemeinſame Sache mit derſelben gemacht. Daraus und nur daraus erklärt ſich die Möglichkeit des furchtbaren Widerſtandes, welchen dieſe Schilderhebung noch zwei volle Tage lang leiſtete. . . .

Flokon gewinnt der Verſammlung einige Aufmerkſamkeit ab, indem er ein tüchtig Stück Wahrheit von der Rednerbühne herabwirft. „Die Wühler wollen die Anarchie. Wenn es gelingt, die Fäden der Verſchwörung zu erfaſſen, wird man finden, daß ſie von der Hand eines Prätendenten ausgehen. Ich erkläre laut, auf daß man hier und draußen mich höre: — dieſe Wühlereien, dieſe Unordnungen, dieſer Aufſtand, ſie haben nur ein Ziel, die Vernichtung der Republik und die Wiederherſtellung des Deſpotismus“. Aufregung und Tumult. Monſieur de Falloux erſcheint auf der Tribüne, eine Papierrolle in der Hand. „Aha“ — ruft es — „der Bericht, der Bericht über die Nationalwerkſtätten!“ — „Ich widerſetze mich“, ruft Herr Raynal von ſeiner Bank aus, „dieſer ſo höchſt zeitwidrigen, ja geradezu gefährlichen Berichterſtattung“. — „Einerlei — ſchreit es von der Rechten her — leſen Sie, leſen Sie!“ — De Falloux beginnt alſo, beginnt mit der Behauptung, in der landwirthſchaftlichen, induſtriellen und kommerziellen Kriſis, welche das Land beunruhige und beſchwere, ſei das einzige Heil- und Hilfemittel die ſofortige Auflöſung der Nationalwerkſtätten, und ſchließt mit dem Antrage, ein Dekret zu erlaſſen, kraft deſſen „dieſer Herd einer unfruchtbaren Agitation auf der Stelle von Grund aus zerſtört werden ſoll“. Der Repräſentant Korbon, ſelbſt ein Handwerker, legt gegen dieſen Antrag als gegen einen unpolitiſchen, grauſamen und herausfordernden Proteſt ein, welcher jedoch keine Beachtung findet, um ſo weniger, als jetzt ein Mitglied der Exekutivkommiſſion, Herr Garnier-

Pagès auf der Rednerbühne ſich zeigt, um zu erklären: „Die Regierung hat energiſche Maßregeln ergriffen; ſie wird, ſo es nöthig, noch energiſchere ergreifen; man muß ein Ende machen“. Der immerwiederkehrende Chorgeſang der Bourgeoiſie in dieſer Junitragödie! Konſiderant ſchlägt vor, eine von ihm in Gemeinſchaft mit Blanc entworfene Belehrungs- und Verſöhnungsproklamation an die Arbeiter zu richten. „Nicht nöthig!“ ſchreit Baze. „Laſſt den General Kavaignak machen!“ Kauſſidière, in lebhafter Aufrechthaltung und Unterſtützung des Antrags von Konſiderant: „Um des Himmels willen, verhindert doch, daß Paris ſich gegenſeitig erwürge. Wiſſt, die Klubbs der Verzweiflung ſind in Permanenz“... Der Redner wird niedergeſchrieen mit den Worten: „Sie ſprechen wie ein Wühler. Zur Ordnung!“ Die Mehrheit der Verſammlung nimmt eine von Senard vorgeſchlagene Proklamation von höchſt herausforderndem Inhalt an. Um 10 Uhr Abends meldet Kavaignak von der Rednerbühne herab, daß der Aufſtand noch unbezwungen und daß es nöthig erſchienen ſei, zur Niederwerfung deſſelben Truppen und Nationalgarden aus den Provinzen herbeizurufen. Die Verſammlung geht voll Beſtürzung auseinander.

Am folgenden Tage, am 24. Juni, iſt ſie Morgens um 8 Uhr wieder beiſammen. Die Nacht über ſind die parlamentariſchen Partei-Machenſchaften in vollem Getriebe geweſen. Die Republikaner von der Sorte Marraſt, Senard und Baſtide haben mit den Orleaniſten, Bourbonikern und Loyolaiten von den Sorten Thiers, Berryer und Falloux gemunkelt und gemantſcht; ſo zwar, daß man zur Loſung: „Belagerungszuſtand und Militärdiktatur!“ ſich vereinbart hat. Unter dem vom rechten Ufer der Seine — die Inſurgenten ſind dort zum Angriff auf das Stadthaus vorgeſchritten — herübertönenden Geſchützgebrülle und Gewehrgeknatter, beantragt Paſkal Duprat, die Nationalverſammlung möge die Verhängung des Belagerungszuſtandes über ganz Paris und die Ernennung des Generals Kavaignak zum Diktator beſchließen. Zur Unterſtützung des Antrags heult Baſtide förmlich vor Angſt auf der Rednerbühne. Der Antrag wird mit allen gegen 60 Stimmen votirt. Eine Stunde ſpäter ſchickt die Exekutivkommiſſion, welcher man ſeit geſtern die Hölle gehörig heiß gemacht hat, ihre Entlaſſung ein, eine überflüſſige und gänzlich unbeachtet gebliebene Formalität.

Wir leben in der Zeit der Elektrizitätsſchnelligkeit und der Dampfkraft. Auch die Geſchichte verhandelt mittels Telegrammen und fährt auf Eiſenbahnen. Das geht wie der Wind und gerade ſo windig. Die erſte franzöſiſche Republik hatte 8 Jahre gebraucht, um bis zur Militärdiktatur herabzukommen; die zweite brachte das binnen 4 Monaten zuwege.

8.

Die Kavaignak'ſche Diktatur, an welche man Schwachköpfe von Republikanern als an das Mittel, die Republik zu retten, glauben ließ, war ein Machwerk der Royaliſten und Jeſuiten. Dieſe von den Herren Thiers und Falloux geleitete Partei durfte mit alledem, was ſie ſeit dem Februar wieder erlangt und erreicht hatte, wohl zufrieden ſein. Sie hatte geſchickt und erfolgreich geränkelt. Sie hatte mittels der Exekutivkommiſſion die ſocial-demokratiſchen Elemente der proviſoriſchen Regierung ſchachmatt geſetzt, ſie hatte die Exekutivkommiſſion mittels Kavaignaks geſprengt und ſie bereitete ſich jetzt ſchon im ſtillen darauf vor, den General mittels des Louis Bonaparte zu beſeitigen, welcher, wähnte ſie, hinwiederum als Eſelsbrücke zum bourboniſchen oder orleaniſchen Königthum hinüberführen ſollte, ſtatt deſſen aber die Betrüger zu Betrogenen machte.

Zunächſt ſorgte der Bonapartismus dafür, in dieſen ſchrecklichen Tagen nicht vergeſſen zu werden. Ueberall, wo man in den Unheilknäuel der Juniſchlacht hineingreift, ſtößt man auf den ſchwefelgelben bonaparte'ſchen Komplottfaden. Kaum hatte der „Prinz“ vernommen, was in Paris ſich vorbereitete, als er am 22. Juni in London ſich hinſetzte und nach Paris an den General Rapatel dieſe Worte ſchrieb: „General, ich kenne Ihre Gefühle für meine Familie. Wenn die Ereigniſſe einen für dieſelbe günſtigen Verlauf nehmen, ſo ſollen Sie Kriegsminiſter ſein“. Rapatel brachte dieſes Schreiben am 25. Juni dem Oberſtlieutenant Charras zur Kunde, welchen der Diktator Kavaignak zu ſeinem Stellvertreter im Miniſterium gemacht hatte. In den Bedrängniſſen des Tages hatte man keine Zeit, ſich mit der Sache zu befaſſen; aber jedenfalls iſt das prinzliche Billet ein Beweis mehr für die Thatſache, daß der Bonapartismus ſchon durch den Blutſtrom der Juniſchlacht hindurch ſeinen Weg zu den Tuilerien geſucht hat, welchen er freilich erſt durch den Blutſtrom der Decemberſchlächterei hindurch finden ſollte. . . .

Auch die Nacht über hatte der Kampf nie ganz geruht und mit dem Morgen des 24. Juni erhob er ſich in neuer Wuth und Stärke. Schon um 4 Uhr in der Frühe thaten die Kanonen ihre brüllenden Mäuler wieder auf. Um 5 Uhr begehrte der Bataillonschef Dupont von der 12. Bürgerwehrlegion Gehör bei dem noch ſchlafenden Kavaignak. Er wird mit mehreren Bürgern, die ihn begleiten, eingeführt. „Was wollen Sie?“ fragt der General, ohne aufzuſtehen. — „Ich komme, Sie zu bitten, die Truppen, von welchen das 12. Arrondiſſement ſtarrt, zurückzuziehen. Geſchieht das, ſo bürge ich für die Ruhe des Quartiers“. — „Unmöglich. Man muß ſich ſchlagen“.

Ja, ohne Zweifel, dieſer beſchränkte Soldatengeiſt *wollte* den Kampf und er ſollte ſeinen Willen haben. Gegen 10 Uhr begann die Straßenſchlacht wiederum heftig zu toſen und zwar an Orten, wo ſie ſchon geſtern entbrannt war: — in der Cité, allwo die Inſurgenten während der Nacht alle die Stellungen, woraus ſie Tags zuvor durch Bedeau verdrängt worden, zurückerobert hatten; dann auf der Höhe der Faubourgs Saint-Denis und Poiſſonière, ſowie auf dem linken Flußufer in den Umgebungen des Pantheon. Um dieſe Zeit war der Aufſtand auch in der Vorſtadt Saint-Antoine vollſtändig Herr und Meiſter. Hier und in der Vorſtadt Villette hat er ſich dann am längſten gehalten; gehalten bis zur äußerſten Möglichkeit, gehalten, bis er ſeinen letzten Laib Brot verzehrt und ſeine letzte Kugel verſchoſſen hatte.

Der rechte Mordzorn iſt in die aufſtändiſchen Maſſen erſt am Nachmittag vom 24. Juni gefahren; erſt dann, als die von der Nationalverſammlung gefaſſten Beſchlüſſe kundgeworden. Sie wurden auf und hinter den Barrikaden verſtanden, wie ſie gemeint waren, als eine Herausforderung zum Kampf auf Leben und Tod. Jetzt erſt nahm das fechten einen furchtbar finſteren Charakter an. Die dreifarbige Fahne verſchwand von den Zinnen der Barrikaden, die rothe wurde aufgepflanzt. Die düſtere Loſung der Inſurgenten „Brot oder Tod!“ verrieth deutlich, daß der politiſche Streit hinter dem ſocialen verſchwand. Der Klaſſenkrieg war erklärt, zum erſtenmal offen und ehrlich erklärt. Bourgeoiſie und Proletariat, Kapital und Arbeit traten an zum mörderiſchen Waffentanz.

Beide haben denſelben heldiſch durchgeführt. Bärenmützen und Bluſen, Bürgerwehr- und Barrikadenleute, Soldaten und Generale haben ſich geſchlagen, haben ſich tödten laſſen, wie es Männern ziemt, die zum äußerſten entſchloſſen ſind. Eine Tragik von ſchmerzlichſter Tiefe liegt in der Thatſache, daß die Bürgerwehrleute, die hüben und drüben, an der Seite der Inſurgenten, wie an der Seite der Truppen fochten, mit Todesverachtung fochten, in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl aufrichtig glaubten, ſie kämpften für die Erhaltung der Republik. Nichtweniger tragiſch iſt die Thatſache, daß namentlich die Arbeiter der Vorſtadt Saint-Antoine der feſten Ueberzeugung waren, ſie ſchlügen ſich für die Republik, welche von den Royaliſten angegriffen ſei, und deſſhalb wurden dieſe Männer zuweilen ganz verblüfft und verſteinert, wenn die Nationalgarde und die Mobilgarde mit dem Schlachtruf: „Vive la république!“ zum Sturm auf die Barrikaden vorging.

Die bis zum Berſerkergrimm geſteigerte Parteinahme der Mobilgarde gegen die Inſurrektion hat zur Bewältigung derſelben ſehr bedeutend, ja ſogar ausſchlaggebend mitgewirkt. Die Mobilgardiſten, dieſe Bataillone von pariſer Gamins, haben wie Helden gefochten, aber auch wie Tiger gewüthet. Sie waren vom Pulverrauch und

Schlachtgetöſe, wie nicht minder vom mit Pulver gemiſchten Branntwein förmlich berauſcht, bis zum Wahnſinn berauſcht. Etwas wie jene unter der malayiſchen Bevölkerung des oſtindiſchen Archipels einheimiſche „Mordwuth“ kam über ſie. Wetteifernd mit etlichen Linienregimentern, welche in Afrika die Schule der Entmenſchung durchgemacht hatten, ſchoſſen ſie ihre Gefangenen erbarmungslos nieder. Man ſah ſogar einen dieſer vertigerten Straßenjungen in einer der Gefechtspauſen plötzlich zu ſeinem Nebenmann, ſeinem liebſten Kameraden, ſich kehren und demſelben mit den Worten: „Wart' mal, ich ſchieße dich todt wie einen Hund!“ eine Kugel durch den Kopf jagen. Im nächſten Augenblick warf er ſich ſchluchzend über den Todten.

Die Kanibalismen, welche von den „Afrikanern“ und Mobilgardiſten während der drei Schlachttage verübt worden ſind, machen die von ſeiten der Inſurgenten vollzogenen Rachethaten nicht verzeihlich, aber doch begreiflich. Der Inſurrektion ſchwärzeſte Unthat, durch deren Schwärze jedoch, wie bereits angedeutet worden, der bewußte ſchwefelgelbe Faden ſich ſchlängelte, iſt am 25. Juni geſchehen, die Ermordung des in Gefangenſchaft gelockten Generals Bréa und ſeines Adjutanten Mangin bei der Barrière von Fontainebleau. Zur Erklärung dieſes Mordſtreichs muß übrigens noch erwähnt werden, daß Tags zuvor in der Straße Saint-Jacques, wenn nicht auf Befehl, ſo doch unter den Augen des Generals gefangene Inſurgenten ohne Erbarmen erſchoſſen worden waren. Dagegen umfließt eine leuchtende Gloriole den Opfertod des Erzbiſchofs Affre, welcher an demſelben Tage auf ſeinem Friedensvermittelungsgange beim Eingange zum Faubourg Saint-Antoine die Kugelwunde empfing, an welcher er zwei Tage ſpäter geſtorben iſt. Kavaignak hatte den Prälaten dringend gewarnt, der Gang zu den Barrikaden, mitten zwiſchen die Kämpfenden hinein, ſei zu gefährlich. Allein der Erzbiſchof hatte die Warnung abgelehnt mit einem ſehr einfachen Worte, das aber doch mit zu den beſten gehört, die jemals aus Prieſtermund gegangen ſind: — „Mein Leben bedeutet ſo wenig (ma vie est si peu de choſe)!" Die Todeskugel, welche den von den Inſurgenten bekanntlich mit tiefer Ehrfurcht empfangenen Friedensprediger traf, iſt nicht aus dem Gewehrlauf eines Barrikadenmannes, ſondern, allerdings nur in Folge eines Miſſgriffes, aus dem eines Soldaten gekommen. Einer der Begleiter des Prälaten, ſein Generalvikar Jaquemont, hat dies ausdrücklich bezeugt — („qu'il n'a pas été frappé par ceux qui défendaient les barricades").

Die grauſe dreitägige Straßenſchlacht in ihren ſtrategiſchen und taktiſchen Einzelnheiten zu ſchildern und zu erörtern iſt überflüſſig, da hierüber ſattſam einläſſliche Berichte vorliegen. Sodann wird es, obzwar in unſeren Tagen die traurige Botſchaft des Militarismus von allen Dächern gepredigt und von der urtheilsloſen Menge auch geglaubt wird, wohl abſeits noch eine ſtille Gemeinde geben dürfen, welche der Meinung lebt, es gehöre mit zu den übrigen Barbareien unſerer Zeit, breitmäulige Darſtellungen, wie die Menſchen einander beſtienhaft erwürgen, zu entwerfen oder zu leſen. Genug, das Hauptergebniß des Kampfes am 24. Juni war, daß den Inſurgenten die wichtige Stellung im und beim Pantheon definitiv entriſſen wurde. Dieſer Erfolg galt für einen ſo bedeutenden, daß man in Regierungskreiſen um 4 Uhr Abends wähnte, bereits Herr der ganzen Sachlage zu ſein*). Das war freilich eine ſchwere Täuſchung und am folgenden Tage zeigte die düſtere Phyſionomie von Paris, daß die Umſtände bedrohlicher als je. Nachmittags ſprach man in den regierenden Kreiſen unverholen davon, daß es, den Aufſtand zu bemeiſtern, nöthig werden dürfte, die Vorſtadt Saint-Antoine in die Luft zu ſprengen, wogegen dann etwas ſpäter angezeigt wurde, der letzte Herd des Aufruhrs ſei ausgelöſcht**). Wiederum voreilig und verzeitig; denn

---

*) Depeſche Barmons vom 24. Juni, Abends 4 Uhr: „Le pouvoir est maître de la situation, mais il y a beaucoup de sang répandu". C. B. A.

**) Vom 25. Juni: „L'aspect de Paris est toujours sombre; chacun comprend qu'il ne s'agit plus d'opinions mais de l'existence, même de l'ordre social". Um 2 Uhr: „On parait décidé à ne reculer devant aucun der Haupterfolg des 25. Juni war eigentlich nur ein negativer, indem derſelbe in der Behauptung des Hotel de Ville durch die Truppen beſtand. Endlich am 26. Juni gelang dem Diktator der Endſchlag, die Bezwingung von Saint-Antoine und Villette nach vorausgegangenem Bombardement. Erſt um 7 Uhr Abends ergab ſich Villette, nachdem die letzte der dortigen Barrikaden erſtürmt worden war.

Eine Stunde ſpäter las Herr Korbon, Vicepräſident der Nationalverſammlung, auf der Rednerbühne derſelben dieſe Zuſchrift Kavaignaks: „Bürger Präſident! Dank der Haltung der Nationalgarde und der Armee, der Aufruhr iſt zu Boden geſchlagen (la révolte est détruite). Ueberall in Paris iſt der Kampf zu Ende. Sobald ich ſicher bin, daß die mir anvertrauten Vollmachten nicht mehr vonnöthen, werde ich dieſelben in die Hände der Verſammlung achtungsvoll zurückgeben . . .“

Dieſe Zurückgabe der diktatoriſchen Allgewalt an die Nationalvertretung hat dann am 28. Juni wirklich ſtattgefunden. Die Nationalverſammlung beſchloß darauf, zu erklären, daß der General um das Vaterland ſich wohlverdient gemacht habe, und ernannte ihn ſofort zum „Chef der Vollziehungsgewalt“, — ein weicherer Ausdruck für Diktator. Der General ſetzte ſein Miniſterium der Mehrzahl nach aus „honetten“ Republikanern zuſammen: Baſtide, Karnot (bald durch Vaulabelle erſetzt), Senard, Rekurt, Bethmont (an deſſen Stelle dann Marie trat), Goudchaux, Tourret. Lamoricière, der ſpätere Schlüſſelſoldat, wurde Kriegsminiſter, der Admiral Leblank Marineminiſter, der General Changarnier Befehlshaber der pariſer Nationalgarde. Die Mairie von Paris ward abgethan und der wiederhergeſtellten Seinepräfektur Trouve-Chauvel vorgeſetzt. Polizeipräfekt wurde Dukoux. So waren denn die Rollen ausgetheilt und war alles wohlbeſtellt, d. h. ein Regiment der lieben lahmen langweiligen Mittelmäßigkeit errichtet, welches, unfruchtbar im Innern, nach außen

---

moyen pour rétablir l'ordre et à faire sauter, au besoin, le Faubourg Saint-Antoine. Des sapeurs sont demandés dans ce but“. Um 2½ Uhr: „On annonce que le dernier foyer de l'insurrection est éteint“. S. B. A.

in wahrhaft ſtupider Weiſe die Intereſſen der Völker nicht nur preisgab, ſondern auch mitverrathen half. Die vollendete ſtaatsmänniſche Unfähigkeit Kavaignaks und ſeiner Mit-Honetten machte dieſe epiſodiſche Regierung zu einem Vorhang, hinter welchem Royalismus, Bonapartismus und Jeſuitismus in frechſter Weiſe ihre Vorbereitungen zu einem neuen „Aufzug“ getroffen haben . . . .

Zuvörderſt laſtete auf Paris eine unermeßliche Trauer. Die Zahl der in der Juniſchlacht Getödteten und Verwundeten iſt nie genau erhoben worden. Einem im Oktober vom Polizeipräfekten Ducoux erſtatteten Berichte zufolge betrug die Geſammtheit der Todten 1460, wovon 2 Drittel der Armee und Nationalgarde angehörten. Sechs Generale waren gefallen, ebenſo zwei Mitglieder der Nationalverſammlung und ſechs Generale hatten Wunden davongetragen. In die verſchiedenen Spitäler der Stadt wurden 2529 Verwundete gebracht, aber man darf mit Beſtimmtheit annehmen, daß eine mehr als doppelt ſo große Anzahl von Verwundeten in Privathäuſern gepflegt worden iſt. Die Revolutionskämpfe vom Juli 1830 und vom Februar 1848 waren nicht einmal annäherungsweiſe ſo blutig geweſen. Der Angabe des Generals Lamoricière zufolge ſind zur Juniſchlacht 2,100,000 Gewehrpatronen an die Soldaten ausgetheilt und ſind während der Kampftage ungefähr 3300 Kanonenſchüſſe gethan worden.

9.

Mit der 7. Abendſtunde vom 26. Juni, wo die letzte Barrikade genommen wurde, verſchwand das franzöſiſche Proletariat von der Bühne der Revolutionsgeſchichte des Jahres 1848. Die Bourgeoiſie hatte vollſtändig obgeſiegt und nur ſie war es, welche die weitere Entwickelung der Dinge bedingte und beſtimmte.

Nach erfochtenem Siege begann das Rachewerk, wie das ſo herkömmlich unter Menſchen. „Wehe den Beſiegten!“

Am 27. Juni und noch etliche Tage länger hatte Paris ganz das Ausſehen einer von Feindeshand mit Sturm genommenen Stadt. Die Verwüſtung der Quartiere, in welchen der Kampf getobt hatte, war furchtbar. Ueberall rauchende Trümmerſtätten, in der Cité, beim Pantheon, in den Zugängen zum Stadthauſe, bei der Porte Saint-Denis. Die Faubourgs Saint-Antoine und du Temple, wo das Geſchützfeuer am ärgſten gewüthet, glichen vom Erdbeben geſchüttelten Städten. Während der Schlachttage hatte Paris trotz des ſchrecklichen Getöſes den Charakter einer unheimlichen Verödung getragen, weil die ganze Bewohnerſchaft, die Kämpfenden ausgenommen, in die Häuſer verſperrt war. Auch jetzt noch wagten ſich erſt nur einzelne Neugierige hervor und ſah man auf den Straßen und Plätzen nichts als Reiterharſte, Geſchützzüge, Infanteriekolonnen, Bürgerwehrbataillone und dazwiſchen Haufen von hunderten, von tauſenden von Gefangenen.

Ueberall war an Mauern und Wände folgendes Proklam angeklebt: „Der Chef der Vollziehungsgewalt an die Nationalgarde und die Armee. Bürger! Soldaten! Die heilige Sache der Republik hat triumphirt. Euer Eifer, euer unerſchütterlicher Muth hat ſchuldvolle Abſichten vereitelt und traurigen Irrthümern ihr Recht angethan. Im Namen des Vaterlandes, im Namen der Menſchheit habt Dank für eure Anſtrengungen und ſeid geſegnet für dieſen nothwendigen Sieg! Während des Kampfes war euer Zorn rechtmäßig und unvermeidlich; jetzo ſeid ebenſo groß in der Selbſtbeherrſchung, wie ihr es in der Tapferkeit geweſen. In dieſem Paris ſehe ich Sieger und Beſiegte; ſei mein Name verflucht, ſo ich darein willigte, auch Opfer zu ſehen. Die Gerechtigkeit wird ihren Lauf haben. Sie handle! Das iſt euer, das iſt mein Wille! General E. Kavajgnak.“

Wie ſtimmte, was in Paris am 27. Juni und den zunächſt folgenden Tagen geſchah, zu dieſen Worten? Wie die Rache zur Verſöhnung ſtimmt. Ob Kavaignak ſeine Worte nicht zur Wahrheit machen konnte, iſt fraglich; denn der Angſtphiliſter, bekanntlich eine der grauſamſten Beſtien, war los und wollte ſich für die ausgeſtandene Furcht rächen. Daß der General ſeine Worte nicht zur Wahrheit gemacht hat, iſt gewiß.

Wenn, wie gar nicht zu beſtreiten, während der Hitze und Wuth der Straßenſchlacht mindeſtens 150 gefangene Inſurgenten von den Truppen, der Mobilgarde und Bürgerwehr ſofort erſchoſſen, wenn ſogar in dieſem gräßlichen Ringen Frauen, welche ihren kämpfenden Männern Brot zutrugen, und Töchter, welche für ihre verwundeten Väter Charpie zupften, ſchonungslos niedergemacht wurden, ſo iſt das zwar ſcheuſälig genug, aber doch dem Kampfrauſch auf Rechnung zu ſchreiben. Was ſoll man jedoch dazu ſagen, daß auch nach beendigtem Kampfe das erſchießen von Gefangenen in der Ebene von Grenelle, auf dem Kirchhofe Mont-Parnaſſe, in den Steinbrüchen des Montmartre und beim Kloſter Saint-Benoit ſeinen Fortgang hatte? Was dazu, daß man 500 Gefangene in ein mit flüſſigem Koth angefülltes Kellergewölbe auf der Waſſerſeite der Tuilerien zuſammenſtopfte und daß die draußen poſtirten Schildwachen, wenn die dem erſticken nahen eingepferchten ſich zu den vergitterten Oeffnungen drängten, um nach Luft zu ſchnappen, ohne weiteres ihre Gewehre in den unterirdiſchen Marterraum hinein losfeuerten? Was endlich dazu, daß am 27. Juni, alſo im erſten Siegestaumel und heißeſten Rachegrimm, die Nationalverſammlung den Beſchluß faſſte, es ſeien alle der Betheiligung an dem Aufſtande „überwieſenen“ Gefangenen — es lagen deren nicht weniger als 25,000 in den Kaſematten der pariſer Forts — ohne Proceß und Urtheil in Maſſe nach Kayenne zu deportiren, und daß dieſer von wahrhaft ungeheuerlicher Rechtsverachtung und Unmenſchlichkeit zeugende Beſchluß an nahezu 10,000 Gefangenen wirklich vollſtreckt worden iſt?

Was man zu alledem ſagen ſoll? „Vae victis!“ Sonſt nichts. Die Bourgeoiſie vermochte das rebelliſche Proletariat zu beſiegen und zu beſtrafen; folglich fühlte ſie ſich im Recht. Es iſt immer ſo geweſen und wird immer ſo ſein.

Auf den 6. Juli veranſtaltete die Regierung ein pomphaftes Beſtattungsfeſt für die gefallenen Vertheidiger der „Sache der

Ordnung". Die Ceremonie war ſteif, gezwungen, kalt, trotz der Julihitze kalt bis zum frieren. Die Bourgeoiſie mußte ihre Siegesfeier für ſich und in faſt unheimlicher Stille begehen; denn das Volk glänzte durch ſeine Abweſenheit. „Man ſah" — meldet eine Augenzeugin — „man ſah bei dieſem Feſte wohl noch republikaniſche Embleme und Symbole, man las noch allenthalben die Deviſe: Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft! aber jedermann fühlte, daß dies nichts mehr ſei als eine bittere Ironie".

Ja, die Republik war todt, obzwar die Parteien noch eine Weile mit der Mumie ſpielten, als wäre ſie lebend, bis hernach aus den Wickelbändern derſelben der Bonapartismus ſich einen Kaiſermantel zurechtgeſchneidert hat.

III.

Die Abwickelung.

> Die „ſittliche Weltordnung“ iſt ein Soll, aber kein Sein; ſie iſt ein Ideal, aber keine Thatſache. Und doch treibt uns ein unbekanntes etwas, nenne man es „kategoriſchen Imperativ“ oder anders, unabläſſig, an die Möglichkeit einer ſittlichen Weltordnung zu glauben und die Herſtellung derſelben anzuſtreben.
>
> Scherr.

I.

Radetzky-Marſch.

1.

In der Morgenfrühe eines Decembertages von 1845 fand ſich im königlichen Palaſte zu Turin ein Mann ein, welcher nachmals einen berühmten Namen in der Geſchichte Italiens gewonnen hat, zur Zeit aber nur als ein mittelmäßiger Maler und breitſpuriger Novelliſt bekannt war: der Marcheſe Maſſimo d'Azeglio. Der Sardenkönig hatte ihm die erbetene Audienz gewährt und zwar zur ſechſten Morgenſtunde, wie es Karlo Alberto's Gewohnheit geweſen iſt. Die Stadt ſchlief noch, der Palaſt ſtand hell erleuchtet; draußen und drinnen ahnte jedoch, zwei Perſonen ausgenommen, niemand, daß dieſe Stunde eine geſchichtliche von großer Tragweite ſei.

Signore Maſſimo hatte nur wenige Sekunden im Vorzimmer gewartet, als ihm der Kammerdiener die Thüre aufthat und ihn durch den Gala-Audienzſal in das Kabinett des Königs geleitete. Karlo Alberto ſtand am Fenſter, erwiderte mit höflichem Kopfnicken die Verbeugung des piemonteſiſchen Edelmanns, hieß ihn ſitzen, nahm ihm gegenüber Platz und fragte ihn „mit der dem König ganz eigenthümlich gütigen Weiſe“ nach ſeinem Befinden. Der gute Maſſimo, dem ſeine grauſam langweiligen Romane, ſein kenntnißloſes ſchimpfen auf die Deutſchen und ſein Waſchlappen-Liberalismus um ſeiner aufrichtigen Liebe zu Italien willen verziehen ſein mögen, ſah ſich den langen, magern, bleichen Monarchen an, deſſen Geſichtszüge beim Sprechen einen „ſo ſanften Ausdruck hatten“ und deſſen Stimme „ſo angenehm“ klang, und die Erinnerung, wie ſchamlos und ſchmachvoll dieſer Menſch die italiſche Sache zweimal verrathen hatte (1821 und 1833), erwachte in dem Patrioten, erwachte mit ſolcher Kraft, daß er unwillkürlich zu ſich ſelber ſagte: Maſſimo, traue nicht!*)

„Come sta?“ wiederholte Karlo Alberto. — „Gut, was meine Perſon angeht.“ — „Wohl, und jetzt, woher kommen Sie?“ — „Majeſtät, ich komme von einer Rundreiſe in Italien; ich bin von Stadt zu Stadt gewandert, und wenn ich eine Audienz nachgeſucht habe, ſo geſchah es in der Abſicht, Eure Majeſtät zu fragen, ob Sie mir geſtatten wollten, eine Schilderung der gegenwärtigen Lage und Stimmung Italiens zu entwerfen und davon zu reden, was ich hinſichtlich politiſcher Anſchauungen ſah und hörte, ſowie mit Männern von verſchiedenen Lebensſtellungen beſprach und verhandelte“.

---

*) Der Name Karlo Alberto's oder vielmehr der des Prinzen Karignano, denn dieſen Titel hatte ja der Verräther von 1821 damals geführt, war, wie jedermann weiß, in den 20ger und 30ger Jahren geradezu eine Verwünſchung im Munde jedes italiſchen Patrioten geweſen. Am nachdruckſamſten aber hatte dieſe Verwünſchung ausgeſprochen der geniale und hochgeſinnte Romanzendichter Giovanni Berchet in einer Strophe ſeiner „Klarina“:

„Esecrato, o Carignano,
Va il tuo nome in ogni gente!
Non v'è clima si lontano
Ove il tedio, lo squallor
La bestemmia d'un fuggente
Non ti annunzi traditor.“
(Hochverflucht, o Karignan,
Iſt dein Nam' bei männiglich!
Kein Ort auf der weiten Erde,
Allwo dich nicht gramverzehrte
Flüchtlinge mit Grimmgebärde
Vermaledei'n, Verräther, dich!)

In Wahrheit, der Marcheſe d'Azeglio kam ſo eben von einer politiſchen Rundreiſe zurück, welche er im Sinn und Dienſt des italiſchen Liberalismus unternommen hatte und die von weitgreifenden Folgen wurde. Es hatte dabei gegolten, der mazziniſch-republikaniſchen Agitation entgegenzuwirken, das alleinſeligmachende konſtitutionell-monarchiſche Heil zu predigen, den Sardenkönig als Heiland Italiens zu proklamiren und eine Verbindung zu organiſiren, welche fünfzehn Jahre ſpäter in dem deutſchen „Nationalverein“ eine Nachahmung fand. Der italiſche Nationalverein, deſſen feſtere Organiſation der Marcheſe in Terni zuwegegebracht hatte, hieß „La trafila“ und die „Drahtzieher“ (trafilatori), die italiſchen Nationalliberalen, gaben die Loſung aus, es müſſten die Italiener ruhig gehalten, vor jeder Kraftverzettelung in verfrühten und hoffnungsloſen Aufſtänden bewahrt und auf eine große europäiſche Bewegung vertröſtet werden, welche Bewegung den einzig-günſtigen Augenblick zur nationalen Erhebung bringen könnte. Sodann müſſte den italiſchen Patrioten die konſtitutionelle Monarchie als künftige Staatsform der Halbinſel und endlich der Sardenkönig als erſter, ja einziger Anhaltspunkt gezeigt werden. Dieſer letzte Paragraph des Programms hatte großes Bedenken erregt und heftige Beſtreitung erfahren. An verſchiedenen Orten hatte der nationalliberale Weibel und Werber die bitter betonte Frage hören müſſen: „Wie, auf Karlo Alberto wollt ihr hoffen?“ Worauf der Marcheſe: „Wenn ihr nicht auf ihn hoffen wollt, ſo laſſt es bleiben; dann jedoch müſſt ihr überhaupt zu hoffen aufhören und euch ergeben“ — „Aber 1821 und 1832?“ — „Gefallen auch mir nicht. Aber ich will euch ein Gleichniß ſagen: Falls ihr einem Dieb zumuthet, ein Ehrenmann zu ſein, und er euch das verſpricht, ſo habt ihr guten Grund, zu zweifeln, ob er ſein Wort halten werde; falls ihr aber einen Dieb zum rauben einladet und er verſpricht, der Einladung nachzukommen, ſo wird er ſein Wort halten und ihr habt keinen Grund, daran zu zweifeln“ .... Dieſe für Karlo Alberto nicht gerade ſchmeichelhafte Parabel zeigt draſtiſch genug, wie der italiſche Liberalismus von ſeinem „Heiland“ eigentlich dachte. Allein was weiter? Der Liberalismus iſt bekanntlich ein praktiſcher Menſch und Geſchäftemacher; folglich weiß er, daß die weltgeſchichtliche Firma Lump und Kompagnie, von Peſſimiſten auch Societas humana genannt, mit Vorliebe Gauner und Halunken als Kommis anſtellt ....

„Sprechen Sie nur, es wird mir Vergnügen machen", ſagte der König zum Marcheſe, worauf dieſer auseinanderſetzte, warum und wie die nationalliberale Partei im Gegenſatze zur nationalradikalen ſich neueſtens organiſirt habe. Die Mitglieder dieſer Partei ſeien überzeugt, daß auf den Wegen, welchen die patriotiſche Verzweiflung ſeit 1814 in Italien eingeſchlagen hatte, nichts zu erreichen wäre; ſie lebten des Glaubens, daß ohne Macht nichts ausgerichtet, das Joch der Fremdherrſchaft nicht gebrochen werden könnte. Die Nationalliberalen wüſſten, daß Karlo Alberto allein in Italien Macht beſäße, daß man aber auf dieſe Macht nicht rechnen dürfte, ſo lange Europa ruhig bliebe. Der Sprecher ſchloß mit den Worten: „Man muß weiter arbeiten, man muß mittels einer neuen Idee die alte Verzweiflung in Schranken halten und ihr den richtigen Weg vorzeichnen. Dafür bin ich umhergezogen, habe verhandelt, überredet und Reſultate gewonnen. An Eurer Majeſtät iſt es nun, mir zu ſagen, ob Sie billigen, was ich gethan, und ob die Hoffnungen, welche Italien auf Sie ſetzt, zu erhalten und zu kräftigen ſind".

Ohne zu zögern erwiderte der König mit feſt auf den Frager gerichtetem Blicke: „Laſſen Sie jene Herren wiſſen, ſie möchten ſich ruhig verhalten, ſich nicht rühren, weil dermalen nichts zu machen iſt. Aber thun Sie denſelben auch kund und zu wiſſen, daß ich, ſowie ſich eine günſtige Gelegenheit bietet, mein Leben, das meiner Söhne, mein Geld und meine Waffen, mein Heer und alles für die Sache Italiens hingeben werde". Der Marcheſe war vom Entzücken über dieſe unumwundene, entſchloſſene Antwort tiefgerührt, ſo ſehr, daß er nur eine Wiederholung der vernommenen königlichen Worte hervorzuſtammeln vermochte: „So werde ich alſo jene Herren wiſſen laſſen, daß" u. ſ. w. Karlo Alberto nickte beifällig mit dem Kopfe; dann ſtand er auf und entließ das Haupt der Trafila mit Umarmung und

Kuß. „Dieſe Umarmung — erzählt Maſſimo — hatte etwas gezwungenes, kaltes, ja düſteres und in meinem Herzen ſprach wieder die mahnende Stimme: Traue nicht!“

Das Bedenken kam aber zu ſpät, wurde auch raſch verwunden und in jener Wintermorgenſtunde iſt das Bündniß der italiſchen Bourgeoiſie, zu welcher ein ſehr großer Theil, ja wohl die Mehrzahl des Adels gehörte, mit dem Hauſe Savoien zum Abſchluſſe gekommen*). Karlo Alberto, der Lügner von 1821 und 1832, hat 1845 nicht gelogen; nur dachte er ſich ſelbſtverſtändlich unter der „Sache Italiens“ die Intereſſen des Hauſes Savoien. Phraſen müſſen aber ſein, vollends bei Gelegenheiten, wo Monarchismus und Liberalismus einander zu überſchlaumaiern ſuchen. Im übrigen war bei dem im turiner Schloſſe feſtgemachten Pakt eine von den italiſchen Liberalen ſtillſchweigend geſtellte und von Karlo Alberto ſtillſchweigend angenommene Bedingung dieſe, daß der künftige „Re d'Italia“ die konſtitutionellen Marionetten tanzen und die parlamentariſchen Kreiſel ſurren laſſen würde. Der Sardenkönig kam der übernommenen Verpflichtung drei Jahre ſpäter wirklich nach, indem er am 5. März von 1848 den „Statuto“, das konſtitutionelle Staatsgrundgeſetz für ſein Land verkündigen ließ.

Die Allianz des italiſchen Liberalismus mit dem Dynaſticismus des Hauſes Savoien hat ſich — jedermann weiß es — dauernd und erfolgreich erwieſen. Was die Wohlmeinenheit von Männern wie Maſſimo d'Azeglio angebahnt hatte, vollendete ſpäter die ſkrupelloſe Klugheit eines Cavour, — ſofern man nämlich ein Werk ein vollendetes nennen durfte, welches, alle Phraſendraperien bei Seite geſchoben, der armen Italia das lothringiſch-habsburgiſche Joch nur vom Nacken nahm, um ihr dafür das ſogeheißen bonapartiſche aufzulegen. Indeſſen — „die Welt will betrogen ſein“ und darum kann man ja wohl dem italiſchen Liberalismus die Freude laſſen, ſo zu thun, als hätte er ſein Land befreit und geeinigt. Ganz unbeſtreitbar wahr iſt, daß edelſte Begeiſterung und ſelbſtloſeſte Hingebung dies Werk nicht zu ſchaffen vermochten und daß die Geſchichte der italiſchen Revolution — wenn von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein kann — unwiderſprechlich darthut, wie ohnmächtig die idealen Mächte den realen Verhältniſſen gegenüber ſind und wie ſehr der alte Oxenſtjerna mit ſeinem: „An nescis, mi fili, quantilla sapientia regitur orbis?“ recht hatte.

---

*) Ich brauche kaum zu ſagen, daß die ſämmtlichen Einzelheiten des geſchilderten Auftrittes den Denkwürdigkeiten („i miei ricordi“, 1868), von Maſſimo d'Azeglio entnommen ſind, alſo einer Quelle, deren Lauterkeit keiner Anzweifelung unterſteht.

In Wahrheit, auf der einen Seite die ſelbſtgefällige Beſchränktheit, das Ordinäre, Mittelmäßige — was alles die Leute „Mäßigung“ zu nennen pflegen — und auf der andern Seite die aalglatte Gaunerei und die bronzeſtirnig-ſelbſtſüchtige Schurkerei, ſie mitſammen regieren die Welt. Es iſt ganz lächerlich, zu verlangen oder zu erwarten, daß Wahrheit, Recht, Uneigennützigkeit und andere Ideale mehr in der menſchlichen Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, Erfolg haben ſollten oder könnten. Erfolg oder Nichterfolg ſind aber das einzige Kriterium, das einzige Recht oder Unrecht. Idealismen werden am und im ſocialen Bau allzeit nur eine dekorative Bedeutung haben und der ungeheuren Mehrzahl der ungefiederten Zweifüßler vollſtändig unverſtändlich und gleichgiltig ſein. Denn „aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht“ und demnach muß er ſich allem Gemeinen wahlverwandt fühlen. Ausnahmen gibt es, ja wohl; aber dieſe Ausnahmen bezeugen bloß die Herrſchaft der Regel. Und wehe den Ausnahmen! Die ganze Weltgeſchichte iſt nur eine fortgeſetzte Verleugnung dieſer Ausnahmen, der armen thörichten Idealiſten und Enthuſiaſten. Von keinem einzigen Träger des Genius, von keinem einzigen echten und rechten Helden der Menſchheit iſt geſagt und geſungen:

„Hat ſich ein Ränzlein angemäſt't
Als wie der Doktor Luther“ —

welcher Doktor, Dank ſeiner theologiſchen Verbohrtheit und beſchränktunterthanverſtändigen „Mäßigung", bei „Weib, Wein und Geſang" ein behagliches Daſein führte und bequem in ſeinem Bette ſtarb, während die genialen, ſelbſtſuchtloſen und hochherzigen Herolde des reformatoriſchen Gedankens, die Savonarola, Hutten, Münzer, Zwingli, Bruno und andere viele auf dem Scheiterhaufen, auf dem Schlachtfeld, im Kerker oder im Exil zu Grunde gingen und der größte Mann des ganzen Reformationszeitalters, Oliver Kromwell, wenigſtens als Leichnam noch an den Galgen kam. Und wie war es zur Zeit der großen Revolution? Alle die hochgeſtimmten und hochgeſinnten Enthuſiaſten von der Gironde und von der Montagne muſſten zur Strafe für ihren Glauben an das Ideal ihre Köpfe auf das Schaffot tragen; aber die mit Gewiſſenloſigkeit eingeſeiften Schufte und Schurken, die Talleyrand, Kambacérès, Fouchés und Konſorten, ſie wurden Grandſeigneurs und Millionäre. Und nicht genug, daß die wahren Vorturner und Vorfechter der Menſchheit, die „Schwarmgeiſter", wie der verheiratete Mönch von Wittenberg ſie ſchimpfte, oder die „Ideologen", wie der glückliche Verbrecher vom 18. Brumaire ſie ſchalt, verfemte und verfolgte Habenichtſe und Märtyrer auf Erden ſind, auch die Nachwelt, an Gemeinheit der Mitwelt ebenbürtig, verſagt ihnen Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die Metze Fortuna regelmäßig nur den Mittelmäßigen und Schlechten, den Gauklern und Gaunern ſich zuwendet, auch die Golem-Hiſtoria, wie ſie von Hof- und Kirchenräthen zuſammengeplätzt wird, verdonnert die „Schwärmer", die „Idealnarren", die „Principienreiter" und preiſ't die „Gemäßigten", die Windfahnen, die pfiffigen Witterer und feigen Zitterer. Das iſt der Lauf der Welt und muß es ſein; denn „aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht".

2.

Sothaner Peſſimismus hat ſchon recht; aber mit dem rechthaben kommt man bekanntlich nicht weit auf Erden. Rechthaben thut's nicht, wohl aber gewalthaben.

Kein auch nur halbwegs anſtändiger Menſch wird leugnen, daß die italiſchen Patrioten im Frühling von 1848 das Recht hatten, gegen die Fremd- und Zwingherrſchaft des Hauſes Lothringen-Habsburg und der verſchiedenen öſtreichiſchen Vögte auf Italiens Thronen und Thrönchen ſich zu empören. Allein der alte Radetzky erwies in den Diſputationen von Santa Lucia, Kuſtozza und Novara nachdruckſam die Chimärenhaftigkeit dieſes rechthabens. Der Radetzky-Marſch pfiff, trommelte und trompetete den Sorgete-Italiani-Hymnus zu Boden.

Der zweiundachtzigjährige öſtreichiſche Feldmarſchall, Graf Joſeph Radetzky, ein verdeutſchter oder wenigſtens veröſtreichter Czeche, geboren 1766 zu Trebnitz in Böhmen, macht zweifelsohne die bedeutendſte hiſtoriſche Figur des „Tollen Jahres“. Aus der dazumal ſchnatternden Gänſeheerde von Schwatzweibern hob ſich dieſer greiſe Thatmann wie ein Koloß empor. Ein Unglücksmann für Europa, ſicherlich! aber doch ein Mann, ein Könner und Thäter, welchen anzuſehen für das vom Anblick ſo vieler biedermaieriſch-impotenter Woller, Wünſcher und Klätſcher ermüdete und angeekelte Auge erfriſchend und wohlthuend iſt. Mit der Laſt von 82 Jahren auf dem Rücken und unter den ungünſtigſten Umſtänden das aus den Fugen gegangene Oeſtreich wiedereinzurenken — was Radetzky durch ſeine lombardiſchen Siege gethan hat — das war kein Spaß, ſondern eine verzweifelt ernſte Arbeit. Reſpekt alſo vor dem reſoluten Hamlet*) oder vielmehr Nicht-Hamlet im weißen Marſchallsrock, Reſpekt! und thät' es auch allen liberalen und radikalen Maultrommeln jenſeits und dieſſeits der Alpen in den Zungenſpitzen weh . . . . · Der Alte hatte 1787 zur ſchwarzgelben Fahne geſchworen als Küraſſir-Kadett, hatte zuerſt im Türkenkriege von 1789 unter Laudons Kommando Pulver gerochen und dann die Schule der Kämpfe Oeſtreichs gegen die franzöſiſche Republik und das Empire durchgemacht. Als Rittmeiſter focht er 1794 unter Clerfayt in Flandern, als Generalſtäbler 1799 unter Melas in Italien, als Küraſſiroberſt bei Marengo, als Reitergeneral bei Aſpern und Wagram. In den ſchickſalsvollen Jahren 1813—15 hatte er bereits einen großen Stand in der militäriſchen Welt: er war der Chef von Schwarzenbergs Generalſtab, ſowie auch einer der Dreimänner, welche am 10. Juli von 1813 den berühmten widernapoleoniſchen Kriegsplan von Trachenberg feſtſtellten (der Oeſtreicher Radetzky, der Preuße Kneſebeck und der Deutſchruſſe Toll), jenen Kriegsplan, deſſen erfolgreiches einhalten von ſeiten der Verbündeten den Empereur in einem ſeiner beſtialiſchen Wuthkrämpfe kreiſchen machte: „Dieſe Viecher haben etwas gelernt (ces animaux ont compris quelque chose)“! Nun, er hatte ſie auch lange genug in der Lehre gehabt, das muß man ſagen. Der zu jener Zeit gemeiſterte und bemeiſterte Schlachtenmeiſter hatte zwar, falls man dem General Jomini glauben darf, keine ſehr hohe Meinung von Radetzky's Befähigung zum Generalſtabschef („il n'avait pas l'experience d'une pareille charge“), indeſſen hat der Marſchall, welcher, nachdem er kommandirender General in Ungarn und Mähren geweſen, im Jahre 1831 mit dem Oberbefehlshaberſtab der öſtreichiſchen Armee in Italien betraut worden war, das Examen rigoroſum von 1848—49 als Stràteg und Taktiker der Art beſtanden, daß ihm eine gute Note zu geben wohl auch Napoleon anſtändiger Weiſe nicht umhingekonnt hätte. Der Marſchall war zu geſcheid, um die herandrohende Kataſtrophe nicht vorauszuſehen. Er hatte auch, ſoweit es an ihm lag, auf dieſelbe ſich vorbereitet: namentlich dadurch, daß er den Boden, auf welchem er, wie er erwartete, würde ſchlagen müſſen, genau ſtudirte; ferner dadurch, daß er ſich einen Kreis tüchtiger Untergenerale heranbildete (Gorzkowſky, Wratislaw, d'Aſpre,

---

*) The time is out of joint — O cursed spite,
That ever I was born to set it right! Hamlet, I, 5.

Thurn, Welden, Nugent), und endlich dadurch, daß er dem von ihm befehligten Heere, vom Oberoffizier bis zum letzten Fuhrknecht herab, ein unbedingtes Vertrauen auf und eine enthuſiaſtiſche Liebe für den Feldherrn einzuflößen verſtand. Radetzky beſaß ſuperlativiſch jene magiſche Macht der Perſönlichkeit, mittels welcher berühmte Landsknechtsbandenführer früherer Zeit, ein Sickingen, ein Frundsberg, die widerhaarigſten Elemente zu einem harmoniſchen Heerganzen zuſammenzubinden vermocht hatten. Darum war die ſchwarzgelbe Fahne in der Hand des Marſchalls ein Palladium, ein Fetiſch, dem alle die buntſcheckigen Nationalitäten, aus welchen die öſtreichiſche Armee zuſammengeſetzt war — ſogar die italiſche Nationalität nicht ganz ausgenommen — mit religiöſem Denknichts-Fanatismus anhingen. Summa: kein gewöhnlicher, ſondern ein bedeutender Menſch, ein umſichtiger Politiker und tüchtiger Heerführer, ſeinem Hauptgegner, dem Sardenkönig, in jeder Beziehung weit überlegen. Auch die Generale Karl Alberts, die Bava, Sonnaz, Salaſko, Chiodo und andere, vermochten gegen die radetzky'ſchen nicht aufzukommen. Die piemonteſiſchen Soldaten ſodann waren zwar die tüchtigſten und geſchulteſten in Italien und haben ſich ſehr brav geſchlagen; allein ſowie die ſardiniſche Heermaſchine einmal ernſtlich arbeiten ſollte, erwies ſie ſich als Flick- und Lotterwerk. Der Unzulänglichkeit der Führer entſprach die Unzulänglichkeit der Ausrüſtung und eine im ganzen mangelhafte Organiſation wurde nicht verbeſſert durch den Miſchmaſch von Unkenntniß und Gewiſſenloſigkeit, welcher im einzelnen handirte. Die Generalſtabsoffiziere erwieſen ſich vor dem Feinde alsbald als das, was ſie waren, als unwiſſende Junker, und von den Subalternoffizieren bis zum Major und Regimentsoberſt aufwärts glichen viele auf's Haar jenen preußiſchen halbinvaliden und ganzſtupiden Schmeerbäuchen von Majoren und Oberſten, welche Anno 1806 bei Jena zu hauen glaubten, aber gehauen wurden. Sogar mit der numeriſchen Beſchaffenheit der ſardiniſchen Streitkräfte ſah es anfangs wenig hoffnungsvoll aus. Man hatte zwar die Kriegsſtärke der regulären Armee glücklich bis zur Höhe von 60,000 Mann und drüber hinaufgeſchraubt, aber nur auf dem Papier. Der Zuwachs, welchen das ſardiſche Heer durch die lombardiſchen und ſonſtigen italiſchen Freiſchärler erhielt, war zwar der Zahl nach ziemlich beträchtlich, thatſächlich aber ziemlich wirkungslos. Der italiſche Feldzug von 1848 hat, wie die kriegeriſchen Ereigniſſe von 1848 und 1849 überhaupt, ſehr nachdruckſam erwieſen, daß Freiſcharen im erſten Feuer der Revolutionsbegeiſterung innerhalb aufgeſtandener Städte wohl regelrechte Truppen bekämpfen und zum weichen bringen können, daß ſie jedoch, ſelbſt zähe Ausdauer und aufopfernde Tapferkeit auf ihrer Seite vorausgeſetzt, im offenen Felde gegen geordnete und auch nur halbwegs gutgeführte Truppenmaſſen nie etwas nennenswerthes auszurichten vermögen. Die ganze Laufbahn des größten Freiſcharenführers unſeres Jahrhunderts, die Laufbahn von Giuſeppe Garibaldi, illuſtrirt dieſen Satz handgreiflich deutlich.

3.

Als die großen Botſchaften von den pariſer Februartagen und von den wiener und mailänder Märztagen nach Turin gelangt waren, ſagte Karlo Alberto, was Hunderttauſende von Italienern damals zu den Sternen hinaufjubelten: „Il gran momento è venuto!“ Aber der alte Radetzky, nach ſeinem Abzug aus Mailand mühſälig über die Adda und gegen den Mincio hin retirirend, dachte: Wollen ſehen, ob er wirklich gekommen! — nämlich der große Augenblick, wo das ſchwarzgelb vor dem grünweißroth über die Alpen zurückweichen müßte.

Am 22. März noch hatte zwar das konſtitutionelle Miniſterium Karlo Alberto's dem öſtreichiſchen Geſandten auf deſſen Beſchwerde, daß ſich in und um Turin Freiſchärler mit wider-öſtreichiſchem Geſchrei großmachten, die ſchriftliche Verſicherung gegeben, daß „die ſardiniſche Regierung von dem Wunſche beſeelt ſei, alles zu thun, was die freundnachbarlichen Beziehungen zu Oeſtreich kräftigen könnte“; aber ſchon am folgenden Tage, Nachmittags, glaubten der König, der Graf Balbo und ſeine Mitminiſter die „große Stunde“ gekommen, das Kreuz von Savoien gegen den öſtreichiſchen Doppeladler ins Feld zu tragen. Radetzky mit ſeinen „stupidi Croati“ war ja fort aus Mailand. Die mailänder „Traſilateri“ hatten Sorge getragen, ihre gewähnte „Spada d'Italia“ ſchleunigſt von dieſer Thatſache in Kenntniß zu ſetzen und beſagten gekrönten Degen aufzufordern, eilends nach der Hauptſtadt der Lombardei zu kommen — an der Spitze ſeiner unbeſieglichen Armee, verſteht ſich — weil ſonſt zweifelsohne die böſen Mazziniſten die Milch frommer, will ſagen monarchiſcher Denkungsart in das gährende Drachengift des Republikanismus umſchlagen machen könnten. Alles war ja möglich in dem gränzenloſen Wirrſal, welches in jenen Tagen die apenniniſche Halbinſel durchſchütterte, erdbebenkrämpfig, von Mont Cenis bis zur Südſpitze von Kalabrien.

Man darf auch, um gerecht zu ſein, den italiſchen Liberalen nicht allzu ſehr übelnehmen, daß ſie in dieſer chaotiſchen Kriſis Dummheit auf Dummheit plätzten und die Sache ihres Landes ſo ſchlecht führten, wie ſie thaten. Der Liberalismus war eben auch in Italien wie überall. Als die richtige Mittelmäßigkeit, welche er iſt, wird er es nie dazu bringen, großes groß zu faſſen und zu führen. Er fühlt ſich nur in der dumpfen Atmoſphäre der parlamentariſchen Schwatzbude daheim. Im ſcharfen Luftzuge des Volkslebens oder gar vom Orkan der Revolution umtobt, wird der arme Doktrinär zum Konfuſius Konfuſiorum, zum perplexen Konfuſionaſinus, der nach Ruhe um jeden Preis ſchreit, wie nur je ein Eſel nach einer Diſtel ſchrie. Endlich muß man den italiſchen Liberalen zu ihrer Entſchuldigung nachſagen, daß ſie, wenn ſie von ſeiten des fürchterlichen Mazzini und des fürchterlicheren Mazzinismus eine Gefahr für ihren konſtitutionellen Schnickſchnack beſorgten, wenigſtens einen weit realeren Grund zur Furcht hatten als ihre deutſchen Mitliberalen, welche, angeſichts der drei Dutzend Republikaner, die es Anno

1848 in deutſchen Landen gab, mit Kindergeflenne zur Domina Monarchia eilten und ſie anſchluchzten: Mama, beſchütz' uns um Gottes willen vor dem rothen Butzemann!

Noch am Abend des 23. März wurde man in Turin ſchlüſſig, den gekommenen großen Moment zu benützen und die ſardiſche Dynaſtie zur italiſchen zu machen, beſonders als aus Mailand die Herren Martini und Vimercati angelangt waren und von ſeiten der dortigen proviſoriſchen Regierung ein förmliches Geſuch um Unterſtützung mitgebracht hatten. Das alte Axiom des Hauſes Savoien: „Die Lombardei iſt eine Artiſchoke, die man Blatt für Blatt eſſen muß" — galt jetzt für antiquirt: man hoffte die Artiſchoke mit einem Schluck und Druck in den ſavoiiſchen Magen befördern und ſo zu ſagen als Brühe Parma und Modena mitlaufen laſſen zu können. Nebenbei hat Karl Albert wohl auch gefühlt, daß es ſchön ſein müſſte, mit dem nützlichen das angenehme zu verbinden, d. h. bei dieſer Gelegenheit von der häſſlichen Makel, welchen ſeine zweimal an der italiſchen Sache früher begangene Verrätherei ihm angeheftet hatte, ſich reinzubrennen. Daß man aber dem dynaſtiſchen Zwecke den gleißenden Nationalmantel umhängen müſſte, verſtand ſich ſchon im Hinblick auf die Möglichkeit republikaniſcher Regungen von ſelbſt. Man beſchloß alſo, in die Lombardei einzubrechen, und rief die geſammte Armee eilends unter die Waffen. Muth iſt ſonſt bekanntlich nicht gerade eine Eigenſchaft des Liberalismus; aber eine Sorte von Muth beſitzt er doch in hohem Grade, nämlich den Muth, ſich lächerlich zu machen. Dieſen bewährten auch Karl Alberts Miniſter, indem ſie den Kriegsbeſchluß gegen Oeſtreich damit motivirten, dieſes hätte durch ſeine neueſten Verträge (vom December 1847) mit den mittelitaliſchen Herzogen ſein Machtgebiet rechtswidrig bis an's Mittelmeer ausgedehnt.

Am folgenden Tage (24. März) ließ der König ſeinem Aufbruch nach der Lombardei ein Manifeſt vorausgehen, welches beſonders durch die darin vorkommende Phraſe, Gott — der „liebe" Gott wird bei ſolchen Anläſſen bekanntlich immer ſtark behelligt — habe Italien mittels wunderbarer Umwälzungen in den Stand geſetzt, durch eigene Kraft etwas zu werden (wörtlich: ſich von ſelbſt zu machen „di fare da se") — berühmt, ja ſprichwörtlich geworden iſt. Zwei Tage darauf rückte bereits eine erſte Brigade des piemonteſiſchen Heeres in Mailand ein. Karl Albert ſelbſt raffte von ſeinen ſich ſammelnden Truppen die zunächſt marſchfähigen, etwa 24,000 Mann, zuſammen, überſchritt den Po und zog auf Pavia, woſelbſt am 29. März Abgeordnete Mailands und anderer lombardiſcher Städte ihn begrüßten. Aber als was? Das ließ man beiderſeits in der Schwebe. Der König hatte nicht die Energie, ſich ohne weiteres als „Re d'Italia" darzuſtellen und zu proklamiren, und die Liberalen hinwieder wagten das auch nicht, was beweiſ't, daß der Royalismus doch nicht ſo ſelbſtverſtändlich die ungeheuere Mehrheit der Bevölkerung für ſich hatte, wie die Signori von der Trafila ſich ſelbſt und andere glauben machen wollten.

Kein Wunder übrigens, wenn in dem ſchwirrenden Tumult des Tages weder der ſchwache Karl Albert noch ſeine Anhänger den richtigen Weg zu wählen und mit Entſchiedenheit zu wandeln wuſſten. Das Glück war auch gar zu märchenhaft blau vom Himmel auf Italien herabgefallen. Der Abzug der Weißröcke aus der Hauptſtadt der Lombardei rief einen Rauſch hervor, dem es ganz undenkbar vorkam, daß die ſchwarzgelbe Fahne jemals wieder vom mailänder Dome wehen könnte. Die Nachricht von der ſiegreichen Erhebung Venedigs, alle die Mirakelbotſchaften aus Parma, Modena, Florenz, Rom, Neapel muſſten den Rauſch zum Delirium ſteigern. Wenn man vernahm, daß nicht allein aus allen italiſchen Landſchaften Freiſcharen gen Oberitalien ſich aufmachten — eine neapolitaniſche unter der Führung der Prinzeſſin Belgiojoſo —, ſondern daß auch die italiſchen Fürſten, ſoweit ſie auf ihren Thronen noch ſeſſhaft, für die italiſche Nationalſache und gegen Oeſtreich ſich erklärten, ja daß Leopold von Toſkana, Papſt Pius und Ferdinand von Neapel Truppen nach Oberitalien zu ſenden ſich anſchickten, damit dieſelben, an der Seite der Piemonteſen und Lombarden fechtend, die „deutſchen Barbaren" und „weißröckigen Talgfreſſer" gänzlich vom italiſchen

Boden wegzutilgen mithülfen, wenn man hörte, daß der Statthalter Chriſti den nach der Lombardei aufbrechenden „Kreuzfahrern“, unter welche zwei ſeiner Neffen ſich eingereiht hatten, vom Balkon des Quirinals herab ſeinen Segen geſpendet habe — (obzwar in ſehr zweideutigen Ausdrücken) — wenn es vom Fuße des Veſuv heraufſcholl, daß der jetzo ja auch „gut italiſch und konſtitutionell“ geſinnte König ein Truppenkorps von 15,000 Mann und zwar unter dem Kommando von Guglielmo Pepe, dem altberühmten „Soldaten der Freiheit“, der guten Sache zur Hilfe ſenden werde: — ja, wenn alle dieſe glorreichen Neuigkeiten in Ohren hineinfeuerwerkten, welche an ohnehin ſchon ſüdlich heißen Köpfen hafteten, ſo war es ganz in der Ordnung, daß die Köpfe wirbelig wurden und die Patrioten, auf deren Schultern dieſe Köpfe ſaßen, für das zunächſtliegende und zunächſtnöthige keinen Sinn und Verſtand hatten, ſondern als von etwas ſelbſtverſtändlichem davon phantaſirten und delirirten, es müſſten, nun die beſagten „Barbaren“ und „Talgfreſſer“ auf Nimmerwiederkehr vertrieben wären, ſofort auch Iſtrien, Illyrien, Welſchtirol und Dalmatien zu dem befreiten Italien geſchlagen werden.

Zweifelsohne ſahen Karl Albert und ſeine Rathgeber die Sache etwas nüchterner an. Aber konnte, durfte man in die hochlodernde Glut der Begeiſterung den ſtaatsmänniſch-kalten Waſſerſtral hineinſpritzen, es handle ſich für das Haus Savoien zunächſt und allermeiſt darum, die erwähnte „Artiſchoke“ zu verſchlucken? Gewiß nicht. Der Sardenkönig ſtellte ſich daher als den, wie er in einer ſeiner Proklamationen ſagte, „von der Hand Gottes getriebenen“ Streiter für die Sache Italiens dar und ließ nur beſcheiden, obzwar deutlich, durchblicken, daß er erwartete, der „Wille der Nation“ werde ſeiner Zeit ihm zu Willen ſein, d. h. ihm die Krone des künftigen „Regno d'Italia“ aufſetzen. In derſelben Proklamation — von Lodi aus erlaſſen — prophezeite Karl Albert zuverſichtlich: „Italiener, binnen kurzer Zeit wird unſer Vaterland von Feinden frei ſein. Meine Waffen werden den Kampf abkürzen. Euer Sieg iſt ſicher!“ . . . Derartige Prophezeiungen waren im „tollen“ Jahre gäng und gäbe.

Es gab dazumal mehr Propheten als rothe Hunde. Es gab auch etliche echte, freilich nur ſehr wenige, welche weiſſagten, der ganze Schwindel werde ein klägliches Ende nehmen. Aber das glaubte natürlich kein Menſch. Es iſt ſo ſüß, ſich belügen zu laſſen; wie in der Liebe, ſo auch in der Politik. Wahrheit iſt ein widerwärtig Weſen.

4.

Derweil der Sardenkönig prophetiſchen Stillübungen oblag, hatte der alte Radetzky ſein aus Mailand gerettetes kleines Heer erſt hinter die Adda und dann an den Mincio geführt. Am linken Ufer der Adda mit den 20,000 Mann, welche, die Zahl hochgegriffen, der Marſchall am 24. März zur Hand hatte, Stellung zu nehmen, erwies ſich als unthunlich, ſobald ruchbar geworden, daß auch Venedig für Oeſtreich verloren gegangen. Zwar vermochte er in den nächſten Tagen durch Heranziehung der Garniſonen an ſeinem Wege gelegener Städte ſich um etliche tauſende zu verſtärken, allein da er den Feind viel ſtärker glaubte, als derſelbe in Wirklichkeit war — der fürchterliche Lärm, womit ringsher die Freiſcharen in's Feld rückten, mochte dieſe Täuſchung mit verurſacht haben — ſo ſah er ſich nach einem feſten Stützpunkt um und ſuchte und fand denſelben in dem ſchon damals berühmten zwiſchen dem Mincio und der Etſch gelegenen Feſtungsviereck Peſchiera, Mantua, Verona und Legnano. Dorthin richtete er ſeinen Marſch, aber er konnte, obzwar in dieſer Stellung für den Augenblick geborgen, über das Verzweifelte ſeiner Lage ſich keineswegs täuſchen. Er hatte, ſo ſchien es, ganz Italien gegen ſich, mußte von Stunde zu Stunde beſorgen, daß ihm ſeine Rückzugslinie nach den Alpen abgeſchnitten würde, hatte eine leere Kaſſe und nur wenig zahlreiche und noch dazu verzettelte Streitkräfte, muſſte auch, da ja daheim die vielgerühmte Blaſe metternichtiger Staatsweisheit ebenfalls zum platzen gekommen und die bekannte „Rotte von Literaten, Advokaten, Schmuhlen, Mauſcheln und ſonſtigen fremden Böſewichten" in Wien regierte, vorderhand alle und jede Hoffnung, von dorther Hilfe zu erlangen, aufgeben. Da hieß es einen zweiundachtzigjährigen Nacken ſteif halten und der Alte hielt ihn ſteif, ſo prächtig ſteif, wie zu jener Zeit kein zweiter ſteifgehalten wurde.

Eine Wahrnehmung mochte ihn vorzugsweiſe tröſten und in ſeinem verteufelt verzweifelten Geſchäfte ſtärken. Dem geübten Blicke des Marſchalls, welcher ein Kenner der Menſchen und ihrer Erbärmlichkeit war, konnte es nämlich, nachdem der Eindruck der erſten Ueberraſchungen verwunden war, nicht entgehen, daß an der ganzen Erhebung Italiens viel mehr Geſchrei als Wolle ſei. Und ſo war es wirklich. Die italiſche Bewegung von 1848 hat weit mehr Seelenſchwung, Kampfluſt und Aufopferungsfähigkeit erwieſen als die deutſche; aber ſie theilte mit dieſer den Grundmangel, daß nicht die *ganze* Nation mitthat. Es gab auch dazumal, die Phantaſten mögen ſchwatzen, was ſie wollen, ein *ganzes* Nationalbewuſſtſein in Italien ſo wenig wie in Deutſchland. Die landſchaftlichen Verſchiedenheiten und Antipathieen waren jenſeits der Alpen mindeſtens ſo groß wie dieſſeits. Der Neapolitaner ſtand dem Piemonteſen gewiß ebenſo fremd gegenüber, wie der Tiroler dem Frieſen, und der Romagnole verhielt ſich zum Sicilianer ſicherlich nicht ſympathiſcher als der Rheinländer zum Pommer. Die municipale Spannung zwiſchen Florenz und Siena, Piſa und Livorno u. ſ. w. war gewiß nicht geringer als zwiſchen irgendwelchen deutſchen Krähwinkeln und Kuhſchnappeln. Gerade wie in Deutſchland war auch in Italien der Nationalgeiſt nicht ein Naturgewächs, ſondern ein Kunſtprodukt, geſchaffen durch die ruhmreiche Kette von patriotiſchen Dichtern und Denkern, welche ſich vom Dante bis zum Gioberti herabſpannte. Nur der *gebildete* Italiener fühlte und fühlt ſich als ſolcher, ſchon im Mittelalter wie noch heute. Die Pflege der italiſchen Einheits- und Freiheitsidee war ausſchließlich bei den gebildeteren Klaſſen der Städtebevölkerungen geweſen und dieſe, *nur* dieſe, d. h. das ſtädtiſche Bürgerthum und der größere Theil des demſelben verbundenen Adels, machten die italiſche Bewegung von 1848. Die Maſſe des Volkes, der Bauer that nicht mit. Was wuſſten denn dieſe in der tiefſten Nacht der Unwiſſenheit und des Fetiſchismus vegetirenden, zumeiſt eigenthumsloſen, in drückenden Pächterverhältniſſen bei kärglicher Nahrung für geile Preti, müſſige Nobili und fette Cittadini das Feld beſtellenden armen Teufel von Bauern, was wuſſten ſie von Italien? Nichts. Was waren ihnen „Unità e Libertà?“ Worte ohne Sinn. Es iſt ſogar unzweifelhaft feſtgeſtellt, daß der italiſche Bauer, ſoweit er ſich überhaupt rührte, im Jahre 1848 eher zu Gunſten der Oeſtreicher als der Signori Padroni geſtimmt war. Warum? Weil es die bäueriſche Schadenfreude gekitzelt hatte, zu ſehen, daß die Signori Padroni von den „Weißkitteln“ gerade ſo geſchurigelt wurden wie er ſelber. Allerdings iſt es wahr, daß die ſtumpfe Gleichgiltigkeit der Bauern noch niemals den Ausbruch einer Revolution verhindert hat; aber nicht weniger wahr iſt, daß an dieſer ſtumpfen Gleichgiltigkeit ſchon manche Revolution zu Grunde gegangen iſt. Der italiſche Erhebungsſturm von 1848 durchfuhr zwar die Halbinſel ihrer ganzen Länge und Breite nach, aber er ſtreifte bloß die Oberfläche, er wühlte die Bevölkerungen nicht in ihren Tiefen auf. Die Bauern thaten nicht mit, die Maſſen fehlten. Das merkte der alte Radetzky und daraufhin kalkulirte er richtig: Kann ich nur dem erſten Geſchrei und Gebrauſe, Getrommel und Geſchieße ſtandhalten, ſo will ich den Signori Italiani und Italianiſſimi mit dem öſtreichiſchen Korporalſtock ihre Märzphantaſieröcke ſchon gehörig ausklopfen.

Zunächſt handelte es ſich freilich noch nicht um's Klopfen, ſondern höchſtens um's nichtgeklopftwerden. Radetzky wäre es geworden, meinen Kriegswiſſenſchafter, falls Karlo Alberto mit allem, was er von Streitkräften aufbringen konnte, ſüdöſtlich von Mantua über den Po gegangen wäre, ſich in den Rücken ſeines Gegners geworfen und, etwa von Padua aus, alles darangeſetzt hätte, das Feſtungsviereck abzuſperren. Der Sardenkönig ging aber von der vorgefaſſten Anſicht aus, nicht die Rückzugslinie nach dem Venetianiſchen, beziehungsweiſe nach Illyrien, ſondern die nach Tirol müſſte den Oeſtreichern abgeſchnitten werden, und ſo verſuchte er den Stier bei den Hörnern zu packen, d. h. das Feſtungsviereck in der Front anzugreifen.

Das ſchien anfangs gelingen zu wollen, aber es war nur ein täuſchender Schein. An der Brücke des am rechten Ufer des Mincio gelegenen Städtchens Goito ſtieß am 8. April die italiſche Vorhut, Freiſchärler aus Genua und Mailand, ſowie piemonteſiſche „Berſaglieri“ und Marineſoldaten, auf die öſtreichiſche Nachhut, die Brigade Wohlgemuth, welche zum weichen gezwungen wurde, nachdem die Brücke durch eine einzige Kompagnie tiroliſcher „Kaiſerjäger“ 4 Stunden lang hochheldiſch — zwei Enkel des Andreas Hofer fielen hier — gehalten worden war. Dieſer erſte, kleine, kaum nennenswerthe Erfolg machte die Italiener ganz toll vor Freude. Viele wenigſtens, ſehr viele thaten mit ſchreien, ſpringen und tanzen, wie drehende Schöpſe thun. Es gab eine Viktoriaſlunkerei, als wäre ſchon alles aus und vorbei und der letzte Weißkittel fliehend hinter dem Kamme der Alpen verſchwunden. Im Bulletinſtil leiſteten die italiſchen Zeitungsſchreiber koloſſales. Sie überlogen den erſten Napoleon und kamen an Wahrhaftigkeit nahezu dem dritten gleich. Der Generaladjutant Radetzky's, General Schönhals, welcher als „Veteran“ dieſen Feldzug beſchrieben hat, theilt aus einer italiſchen Zeitung — (leider ſagt er nicht, aus welcher) — als Probe ſolchen Bulletinismus dieſen Siegesbericht über das Gefecht bei Goito mit: — „Die öſtreichiſche Armee hat aufgehört zu ſein! Vierzigtauſend Gefangene haben ſich vor dem großen Schwerte Italiens niedergeworfen. Radetzky, dem beide Beine zerſchmettert waren, iſt unter dem Beifallsgeſchrei der Armee am Schweife ſeines Pferdes fortgeſchleift worden. Verona hat ſich ergeben; man hat ſich aller Fahnen, Kanonen und Bagagen des Feindes bemächtigt. Die Zahl der Todeten iſt unberechenbar“. Wie aus dem „Bramarbas“ des Plautus herausgeſchnitten oder auch aus der „Zenobia“ des Kalderon, allwo der große Kapitano Perſius ſeine wunderbaren Heldenthaten zum beſten gibt. Man muß eben dem Ueberſchwang ſüdländiſcher Einbildungskraft etwas zu gute halten. Wahr iſt nur, daß die Italiener, ſoweit ſie bei

Goito in's Feuer gekommen, ſich mit großem Muthe geſchlagen haben. Auch, und ſogar allen zuvor, die Freiſchärler. Allein im übrigen war die ganze Freiſchärlerei von unbedeutendem Erfolg. Es fehlte die rechte Organiſation, Führung und Zucht. Es gab unter den Freiſcharen faſt mehr Generale, Oberſte und ſonſtige Offiziere als gewöhnliche Freiſchärler und das auftreten der Freiſcharen war der Maſſenerhebung, war dem Ausbruch eines „Volkskriegs“ mehr hinderlich als förderlich, weil die Zuchtloſigkeit dieſer Scharen namentlich den Bauer von einer Betheiligung an der nationalen Sache abhielt. So z. B. im Welſchtirol, wohin der Feldmarſchall, um ſich dort den Rücken und die Verbindung mit den öſtreichiſchen Erbländern zu ſichern, baldmöglichſt von Verona aus 4000 Mann entſandte unter einem Befehliger, auf deſſen rückſichtsloſe Energie er ſich verlaſſen konnte. Es war dies der Oberſt Zobel, welcher Trient beſetzte und vom dortigen Kaſtell herunter eine ſo ganz und gar nicht mißzuverſtehende Kanonenmaulſprache führte, daß dort herum Italiani und Italianiſſimi unterduckten, ſehr. Der Mann hatte ſchon drunten in der Lombardei ſich furchtbar genug gemacht. Seine Meldungen waren Blutlitaneien: z. B. „13 im Kaſtell Doblino gefangene Deſerteure ließ ich gleich erſchießen; 7 gefangene wohlhabende Bürger und Gutsbeſitzer aus Mailand und Bergamo ließ ich auch erſchießen, zum Exempel“. Ruhm den Italienern, Ruhm insbeſondere den Freiſcharen, daß ſie ſolches „Exempel“ nicht nachahmten! Ehre aber auch dem alten Radetzky, daß er ſolche Barbarei oder Zobelei nicht billigte, ſondern das erſchießen von Gefangenen, ſogar von gefangenen Fahnenflüchtigen verbot und nur überwieſene Spione todtzumachen erlaubte. Der „vielbeſchimpfte, aber bewundernswerthe Greis“ — ſo nannte ihn einer ſeiner urtheilsfähigſten Feinde, der Graf Balbo — hatte überhaupt inbetreff des umbringens wehrloſer Gefangenen keineswegs windiſchgrätziſche oder haynauiſche Anſichten. Als er im Spätherbſte von 1848 die ſtandrechtliche Ermordung von Robert Blum erfuhr, ſagte er laut: „Das ſchadet Oeſtreich mehr als eine verlorene Schlacht!“

5.

Nach dem „großen Sieg“ bei Goito überſchritten, den Oeſtreichern folgend, die italiſchen Streitkräfte den Mincio. Ihre Verſtärkungen trafen jetzt allmälig ein, ſo daß um die Mitte Aprils der Sardenkönig über ungefähr 42,000 Mann Regulärtruppen mit 120 Geſchützen zu verfügen hatte. Wenig ſpäter über nahezu 60,000 Mann, ungerechnet die lombardiſchen, parmeſaniſchen, modeneſiſchen Freiſcharen und die aus dem Kirchenſtaat, aus Toſkana, aus Neapel gekommenen Hilfsvölker, welche zuſammen zweifelsohne eine Summe von 25 bis 30,000 Mann ausmachten. Das öſtreichiſche Heer war zu dieſer Zeit anerkanntermaßen bedeutend ſchwächer. Sein Totalbeſtand bezifferte ſich auf höchſtens 57,000 Mann, wovon aber nicht mehr als 18 bis 20,000 Mann auf die eigentliche Feldarmee kamen, indem die Mehrzahl der angegebenen Geſammtmannſchaft entweder Beſatzungsdienſte that oder zu Entſendungen verwandt war. Allein dieſe numeriſche Ungleichheit wurde, abgeſehen von der Beſchaffenheit der Truppen, vollſtändig ausgeglichen dadurch, daß die Oeſtreicher vom Radetzky und die Italiener vom Karlo Alberto kommandirt wurden. Der letztere hat ſich, wie als Menſch und Politiker, ſo auch als General nur als einen Hamlet der Wirklichkeit erwieſen, d. h. als ein Schwäch- und Schwankling, der immer will und nimmer kann und auf deſſen Schultern die Geſchichte die Bürde einer Aufgabe gelegt hatte, welcher ſie nicht gewachſen waren. An perſönlicher Tapferkeit freilich hat es der Sardenkönig nicht fehlen laſſen. Im Gegentheil, er ſetzte ſo ſich aus, er ritt bei jeder Gelegenheit ſo rückhaltlos in's dichteſte Kampfgemenge, daß man geneigt wird, zu vermuthen, der ſardiſche Hamlet habe im peinigenden Gefühle des Miſſverhältniſſes zwiſchen ſeiner Aufgabe und ſeiner Kraft einen ehrenhaften Tod geſucht. Gewiß iſt, daß der König gar kein Selbſtvertrauen beſaß und demnach zum Feldherrn gerade ſo viel Beruf hatte wie ein deutſcher Profeſſor zum Staatsmann, womit aber nicht geſagt ſein ſoll, daß der letztgenannten Species vom Genus Homo das Selbſtvertrauen mangelte — bewahre!

Noch immer konnte mit Ausſicht auf Erfolg dazumal verſucht werden, von Oſten her das Feſtungsviereck zu faſſen; allein Karl Albert hatte ſich nun einmal in den Angriff von Weſten her verbiſſen und insbeſondere die Wegnahme von Peſchiera, der am Südende des Gardaſee's gelegenen Nordweſtecke jenes Vierecks als ein Unternehmen von äußerſter Wichtigkeit ſich in den Kopf geſetzt. Auf die gänzliche Einſchließung dieſer Feſtung zielten zuvörderſt ſeine Operationen. Weiterhin war es auf Verona abgeſehen, mit deſſen Fall — (aber es fiel nicht!) — allerdings die öſtreichiſche Verbindungslinie mit Tirol höchlich gefährdet geweſen wäre. Gegen Ende Aprils ſtand die italiſche Hauptmacht ſüdlich von Peſchiera und ſuchte zu den angegebenen Zwecken in nordöſtlicher Richtung vorzugehen und ſich auszubreiten, während der öſtreichiſche General, Verona als den Angelpunkt ſeines thuns und laſſens feſthaltend, noch immer auf die Vertheidigung angewieſen war. Von den letzten Tagen des Monats wurde jeder durch blutige Zuſammenſtöße markirt. Am 30. April thaten die Italiener einen herzhaften Anfall auf Paſtrengo, wo zwei öſtreichiſche Brigaden ſtanden. Dieſe mußten vor der feindlichen Uebermacht weichen und gelangten nur mit einem Verluſte von 800 Mann vom rechten Ufer der Etſch (Adige) auf das linke*).

---

*) Ich kann für die abſolute Richtigkeit der Verluſtangaben hüben und drüben eine Bürgſchaft nicht übernehmen, weil es abſolut unmöglich iſt, inbetreff der beiderſeitigen Verluſte in dieſem — wie übrigens in jedem Kriege — die abſolute Wahrheit zu ermitteln. Der Kriegsbulletinismus war vom Anfang der Zeiten ein Erzlügner. Schon die Alten verſtanden die bulletiniſche Kunſt, mittels deren den Moſkowitern es gelang, während ihrer vieljährigen Kämpfe mit den Tſcherkeſſen in jedem Treffen eine Unzahl Feinde zu tödten und ihrerſeits immer nur den berühmten einen todten Ruſſen zu verlieren, aus dem Fundamente. Ich erinnere beiſpielsweiſe an das römiſche Siegesbulletin über die Schlacht bei Magneſia gegen den dritten Antiochos (190 v. Chr.), demzufolge die Aſiaten 50,000 und die Römer 324 Mann verloren.

Weitere Bedrängniſſe der Oeſtreicher an dieſem Tage wurden dadurch verhütet, daß der Marſchall von Verona ausfiel und den Vorſchritt der Italiener hemmte. Aber das günſtige Reſultat dieſes Tages für die letzteren war, daß ſie abſperrend zwiſchen Verona und Peſchiera ſich feſtſetzen und die Belagerung der Feſtung am Gardaſee ernſtlich anhandnehmen konnten.

Wenn man erwägt, wie leicht und raſch früher, zu Anfang der 20ger und der 30ger Jahre, die nationalen Erhebungsverſuche der Italiener durch die Oeſtreicher niedergetreten worden waren, ſo darf man es nicht gering anſchlagen, daß i. J. 1848 bislang, d. h. bis zum Monat Mai, die italiſche Bewegung ſtets im vorſchreiten ſich befand und der öſtreichiſchen Armee gegenüber nicht nur mit Ehre beſtanden war, ſondern auch erkleckliche Reſultate erlangt hatte. Allein das jetzo bis ins blaueſte Blau hinauffliegende Nationalbewußtſein fand an dem Erlangten kein Genüge. Die entflammte patriotiſche Phantaſie forderte im Stile des großen Horribilikribrifax gethane Thaten. Die „maledetti austriaci" ſollten weggeblaſen werden von der italiſchen Erde, wie von einer Windsbraut weggewirbelt. „Große Schläge" muſſten geſchehen, markerzitternde, erderſchütternde. Warum ſo viele Umſtände machen mit den „barbari tedeschi?" Warum ſie nicht mit einem heroiſch-gewaltigen Anlauf aus dem Feſtungsviereck hinaus und über die Alpen hinüber werfen?

Natürlich wurden derartige Faſeleien und Narretheien im piemonteſiſchen Hauptquartiere gewerthet, wie ſie es verdienten. Man wuſſte dort recht gut, daß die Oeſtreicher ſich nicht nur ſo wegblaſen ließen. Man wuſſte auch, wer die Wegblaſungsſchreihälſe eigentlich waren. Schöne Herrchen nämlich dahinten in Mailand, junge Nobili und Seidehändlerſöhne, welche in den „circoli" Italien und die Welt neu konſtruirten, liebäugelnden Patriotinnen die Racheärie des Orovist aus der Norma vorträllerten und in grüner Freiwilligenuniform mit fürchterlichen Schleppſäbeln durch die Straßen raſſelten, über das „feige Zaudern" der Piemonteſen ſchimpfend, aber wohl ſich hüteten, aus Mailand heraus und gegen die Oeſtreicher zu ziehen. Glaubwürdige Augenzeugen und Mithandelnde haben uns verſichert, daß von 20,000 als Freiwillige eingeſchriebenen Lombarden kaum 6000 wirklich ins Feld gegangen ſeien.

Um das Geſchrei ſolchen patriotiſchen Kehrichts brauchten ſich nun allerdings Karl Albert und ſeine Miniſter und Generale nicht zu kümmern, von ſolchen Windhaſpeln brauchten ſie ſich nicht zur Führung „großer Schläge“ aneifern zu laſſen. Aber es gab auch viel gewichtigere Aneiferungen, raſche Entſcheidungen zu ſuchen. Erwies ſich die ſardiſche Macht nicht ausreichend und thatkräftig genug, die Oeſtreicher bald aus der Lombardei hinauszutreiben, ſo konnte und muſſte das verſchlucken der „Artiſchoke“ wieder fraglich werden. Denn neben der monarchiſchen Partei, welche die Vereinigung („fuſione“) der Lombardei mit Piemont unter Karlo Alberto's konſtitutionellem Skepter für ſelbſtverſtändlich anſah, rührte ſich auch die republikaniſche, welche von dieſer Fuſion nichts wiſſen und dem „Verräther von 1821 und 1832“ nicht verzeihen wollte. Mazzini war nach Mailand gekommen, um zu ſehen, ob für die Verwirklichung des Ideals ſeines Lebens, für den Aufbau der „Republica italiana“, jetzt endlich dort ein Boden wäre. Er muſſte bald erkennen, daß kein Boden, wenigſtens kein haltbarer, vorhanden. Mit trällernden, flunkernden, ſäbelraſſelnden Jüngelchen macht man keine Republik: dazu gehören Männer, wie vormals Kromwell und nachmals Waſhington unter ihren Fahnen gehabt. Der Philiſter in Mailand und mehr noch in anderen lombardiſchen Städten wollte von der Republik und ihrem Tribun nichts hören, ſondern horchte mit Beifall dem fuſioniſtiſchen Gepredige des Abbate Gioberti, welcher, ein Plagiat an dem genasführten Lafayette von 1830 begehend, unaufhörlich verſicherte, der konſtitutionelle Karlo Alberto ſei „die beſte der Republiken“. Mazzini wäre vielleicht im ſtande geweſen, mit Aufbietung aller Mittel das monarchiſche Philiſtäa niederzuſtürmen, aber er war natürlich nicht ſo thöricht, zu überſehen, daß man ohne die Beihilfe des Sardenkönigs die Oeſtreicher nicht aus Italien vertreiben könnte.

Er mochte ſich auch nicht dazu hergeben — namentlich in Hinblick auf die Beſchaffenheit der ſogenannten republikaniſchen Elemente um ihn her nicht dazu hergeben, die Zukunft der Republik durch einen Verſuch zu kompromittiren, welcher, wie die Sachen lagen, im günſtigſten Falle nur einen kurzdärmigen Erfolg haben konnte. So beſchied ſich denn der Tribun, ſeine Landsleute zu ermahnen, „Geduld zu haben und einträchtig zu ſein“, maßen doch vor Beendigung des Krieges alle Anſtrengungen, Italien ſo oder ſo zu konſtituiren, eitel wären. Man ſieht, Mazzini rechnete mit den gegebenen Verhältniſſen. Das darf aber ein richtiger Prophet und Apoſtel nicht thun, wenn er Glück haben will. Ein richtiger Prophet und Apoſtel mußt allzeit dumm genug ſein, das, was er prophezeit und predigt, und wären es auch Dogmen von der Dreieinigkeit und von der unbefleckten Empfängniß, ſelber zu glauben. Mazzini glaubte im Frühling von 1848 nicht an die Möglichkeit einer italiſchen Republik: damit war die Frage einſtweilen entſchieden und der Tribun konnte wieder hingehen, woher er gekommen. Das 19. Jahrhundert iſt durchaus das Jahrhundert der Bourgeoiſie, im guten wie im ſchlimmen Sinne, und deßhalb wird es vor Ablauf deſſelben die Republik in Europa ſchwerlich irgendwo dauernd über die Monarchie davontragen. Den wahren Grund hat ſchon der hellſichtige Briſſot angegeben, indem er am 26. Juli von 1792 ſagte: „Les hommes attachent au mot de Roi une vertu magique, qui preserve leur propriété“.

Allein im piemonteſiſchen Hauptquartier fuhr man trotzdem fort, den Mazzinismus für mächtiger zu halten, als er war, und demnach zu fürchten. Man glaubte denſelben am nachdruckſamſten unſchädlich zu machen durch Führung „großer Schläge“ gegen den Nationalfeind, welche Schläge die Vorzüge des Monarchismus und vollends die Vorzüge des konſtitutionellen Monarchismus eines Karlo Alberto, der ja den Mailändern ſchon am 23. April hatte eröffnen laſſen, „es ſtehe dem tapferen lombardiſchen Volke zu, die Form ſeiner Regierung ſelbſt zu beſtimmen“, — auch den verſtockteſten Republikanern einleuchtend machen müßten. Hierzu kam der Drang, in

Italien oder wenigſtens in Oberitalien „vollendete Thatſachen“ zu ſchaffen, bevor die fremde Diplomatie ihre zudringliche Schnüffelnaſe und ihre nicht knotenlöſenden, ſondern knotenſchürzenden Zappelhände — (die Naſe ſchnüffelte und die Hände zappelten bereits) — in die italiſchen Angelegenheiten ſtecken könnte. Endlich galt es auch, den ſehr übelriechenden Eindruck, welchen eine neuerliche Demonſtration des Papſtes hervorgebracht hatte, durch kriegeriſches Geräuſch zu erſticken.

Ach, der liebe Pio-Nono-Schwindel war jetzt auch ſchon ausgeſchwindelt! Am 29. April kriegte er ein ſolches Loch, daß der ganze Wind, welcher ihn ſchwellen gemacht hatte, daraus entwich. Der aufgeblaſene Schemen des „Regenerators der Kirche“, des „Meſſias und Heilands von Italien“ fiel kläglich zuſammen und aus dem „angelo di Vaticano“ wurde wieder ein ordinärer „Statthalter Chriſti“. Es war nicht ſeine Schuld, daß Millionen von Dummlingen die lächerlichſte aller Lügen, die Lüge von einem „liberalen“ Papſt geglaubt hatten. An dem genannten Apriltage that Pius, angeblich ohne vorwiſſen ſeiner „konſtitutionellen“ Miniſter, an das verſammelte Kardinalkollegium eine „Allokution“, worin er zunächſt in ſehr deutlicher Sprache gegen jeden Zuſammenhang des heiligen Stuhls mit der italiſchen Revolution Proteſt einlegte. Insbeſondere verwahrte er ſich gegen jede ihm unterſtellte Billigung der wideröſtreichiſchen Erhebung in der Lombardei, denn eine ſolche Billigung könnte ja „die Deutſchen beſtimmen, daß ſie aus Racheluſt eine Trennung von der päpſtlichen Kurie anſtrebten“. Im weiteren nahm der Papſt miſſbilligenden Bezug auf die neueſte kriegeriſche Geſtaltung der Dinge in Oberitalien, wo ja dermalen 7000 Mann reguläre Schlüſſelſoldaten unter dem General Durando und an 10,000 kirchenſtaatliche Freiſchärler unter Ferrari's Führung gegen Oeſtreich in Waffen ſtanden. Denn Durando war, einem Befehle Karl Alberts nachkommend, mit ſeinem Korps am 21. April über den Po gegangen und rückte nun, gefolgt von dem ganzen Freiharſt Ferrari's, aufwärts an die Piave, einem öſtreichiſchen Korps entgegen, welches unter dem

General Nugent aus dem Friaul herabkam, um Venedig von der Landſeite einzuſchließen. Nach Ankunft der Nachricht von Durando's Poübergang hatte ſein „konſtitutionelles“ Miniſterium dem Papſt einmüthig gerathen, ſich nicht nur in die vollendete Thatſache zu finden und zu fügen, ſondern auch ſo zu ſagen an die Spitze der Kriegführung für die nationale Unabhängigkeit ſich zu ſtellen — auch der nachmalige Hauptreaktionswüthrichminiſter des Ex-Engels vom Vatikan, der Kardinal Antonelli, hatte als damaliger „konſtitutioneller“ Miniſter dieſem Rathſchlage ſeiner Kollegen beigeſtimmt und nicht nur das: der ſchamloſe Heuchler hatte auch geäußert, nur ſein Kardinalpurpur hielte ihn ab, ſelber den Degen für die italiſche Sache umzuſchnallen. Man kann eben in Darſtellung der Geſchichte des „tollen“ Jahres keinen Schritt thun, ohne entweder über einen ausbündigen Narren oder aber über einen ausbündigeren Schurken zu ſtolpern.... Schließlich erklärte der Papſt in ſeiner Allokution geradezu, er hätte ſeine Truppen an die Gränze rücken laſſen — (ſie waren aber ſchon darüber hinaus) — nur zu dem Zwecke, den Kirchenſtaat vor Gebietsverletzungen zu wahren, und fügte dieſem noch hinzu: „Wenn jetzt etliche verlangen, daß auch wir mit den anderen Fürſten und Völkern Italiens den Oeſtreichern Krieg anſagen ſollten, ſo achten wir es angezeigt, klar und offen kundzumachen, daß dies keineswegs unſere Abſicht iſt, da wir gemäß unſerer höchſten apoſtoliſchen Würde alle Völkerſtämme und Nationen mit gleicher väterlicher Liebe umfaſſen. Sollten ſich aber deſſen ungeachtet unter unſeren Unterthanen ſolche finden, welche ſich durch das Beiſpiel der anderen Italiener hinreißen ließen, ſo werden wir die Mittel haben, ihren Eifer zu bändigen“.

Mit dieſen Worten hatte ſich Pio Nono — wir werden ſpäter davon hören — einen Fluchtpaß geſchrieben. Das „tolle“ Jahr ſollte ja unter vielen anderen erbaulichen Spektakeln auch einmal wieder das eines fliehenden — und wie! fliehenden — Statthalters Chriſti haben.

6.

Karlo Alberto alſo und ſeine Traſilatori hatten Urſache oder glaubten ſolche zu haben, irgendwie „große Schläge“ zu thun, namentlich auch, damit ein gehoffter Siegesſchrei die ihnen verteufelt quer gekommene „Anſprache“ des Papſtes, welchen daraufhin der Volkswitz nicht ſehr witzig vom Pio Nono zum Pio No! No! herunterwortſpielte, überſchreien möchte.

Zu dieſem Zwecke wurde beſchloſſen, von den Höhen von Sommakampagna her, wo das ſardiſche Heer ſtand, einen Angriff zu unternehmen auf die Stellungen der Oeſtreicher, welche den weſtlich und ſüdweſtlich in halbſtündiger Entfernung von Verona terraſſenförmig anſteigenden Höhenzug beſetzt hielten. Man hoffte, ſie rückwärts über dieſen Höhenzug hinab und in die Feſtung zurück zu werfen. Man hoffte ſogar noch mehr, nämlich in der Verwirrung des vorausgeſetzten öſtreichiſchen Rückzuges einen Anfall auf Verona ſelbſt verſuchen zu können, zu deſſen gelingen ein vorausgeſetzter Aufſtand der Veroneſer mithelfen ſollte. Lauter glückliche Vorausſetzungen ſoweit. Schade nur, daß der alte Radetzky es ſich nicht nehmen ließ, die Nachſätze dazu anzugeben. Der Feldmarſchall kannte die Vorzüge ſeiner Poſition zu gut, um dieſelbe nicht mit äußerſter Zähigkeit feſtzuhalten. Er ließ ſich auch nicht überraſchen, ſondern bereitete umſichtig den Empfang vor, welchen er der ſardiſchen Armee bei dem kleinen Dorfe Santa Lucia zutheilwerden laſſen wollte, welches, ſüdweſtlich von der Feſtung gelegen, dem linken Flügel der Oeſtreicher zum Stützpunkte diente und für den Schlüſſel zu ihrer ganzen Stellung anzuſehen war. Dieſes Dorf gab der Schlacht vom 6. Mai den Namen, welche mit ungleichen Streitkräften geſchlagen wurde, indem die Oeſtreicher zwar außerhalb Verona's gegen 30,000 Mann zur Verfügung, im Gefechte ſelbſt aber nicht mehr als 16 bis 18,000 Mann hatten, wogegen die Italiener nach und nach 33 bis 35,000 Mann in's Feuer brachten.

Am genannten Tage, frühmorgens, führte der Sardenkönig ſein

Heer oſtwärts zum Angriffe vor. Das Centrum ſollte von Sommakampagna, der rechte Flügel von Villafranka her auf Santa Lucia fallen, woſelbſt vorerſt nur 5 bis 6000 Oeſtreicher mit 12 Kanonen ſtanden. Darunter — es verdient bemerkt zu werden — auch ein italiſches Grenadierbataillon, welches ſich an dieſem heißen Tage mit äußerſter Tapferkeit gegen ſeine „Kompatrioti“ und „Fratelli“ ſchlug und auf den im Gewühle des Treffens erhobenen Zuruf derſelben: „Kommt, Brüder! Hierher, unter die Fahne Italiens!“ eine Generalſalve und: „Avanti! Avanti!“ zur Antwort gab. Radetzky machte das Bataillon zum Dank für dieſe fahnentreue, obzwar ſehr unitaliſche Haltung zu ſeiner Leibwache . . . Für das Gelingen des Angriffsplans von Karl Albert war es miſslich, daß ſeine drei Heerſäulen nicht gleichzeitig oder wenigſtens rechtzeitig vor Santa Lucia eintrafen. Der rechte Flügel ſtand gegen das Centrum ſo weit zurück, daß er dieſes nicht im günſtigſten Augenblicke vollwuchtig zu unterſtützen vermochte, und was den linken Flügel angeht, ſo vermochte derſelbe, auf ſeinem Anmarſche von den Oeſtreichern erſt zurückgehalten und dann zurückgeſchlagen, gar nicht in den Kampf am Entſcheidungspunkt einzugreifen. Dieſe ſtrategiſchen Mängel und Miſslichkeiten ſchien aber die feurige Tapferkeit der Italiener auszugleichen zu wollen. Mit der Loſung: „Italia e Carlo Alberto!“ eilten die Regimenter fliegenden Laufes zum Sturm auf Santa Lucia. Allein mit eiſerner Zähigkeit hielten die Oeſtreicher den Ort. Am heftigſten rollte und raſ'te das blutige Würfelſpiel um den Kirchhof her, welchen der Oberſt Kopal mit zwei Jägerkompagnien wahrhaft heldiſch vertheidigte. Vergebens; denn kurz nach 1 Uhr wurde der Kirchhof erſtürmt und damit befand ſich die ganze Stellung von Santa Lucia in den Händen der Italiener.

Ein alle Kräfte zuſammenfaſſender, raſch und energiſch vorwärts in die Niederung hinab und auf Verona zu gethaner Druck und Stoß würde möglicher Weiſe für die Oeſtreicher eine entſcheidende Kataſtrophe und für die Italiener ein glänzendes Ergebniß gehabt haben. Allein abgeſehen davon, daß die piemonteſiſchen Truppen durch das lange und harte ringen um den Beſitz von Santa Lucia denn doch ſehr mitgenommen waren und daß der linke Flügel der Armee noch immer nicht auf der Walſtatt eingetroffen war, iſt Karl Albert auch nicht der Mann geweſen, alles auf einen Wurf zu ſetzen. Nach der Art ſolcher halben Naturen begnügte er ſich mit einem halben Erfolg, d. h. er wollte die genommene Stellung feſthalten und glaubte es zu können.

Der alte Radetzky — eine Hofklike in Wien, zuſammengeflickt aus einheimiſch-hocariſtokratiſchen Nichtſen, welche ihre Stammbäume bis auf Bileams redende Eſelin zurückführten, und aus aller Herren Ländern hergelaufenen Don Ranudos und ſonſtigen Miteſſern, aus gehirnweichen Legitimitätsduſelern und zu neuen Betſchweſtern umgeſtandenen alten Buhlweibern, dieſelbe Klike, welche dann i. J. 1859 den Verluſt der Lombardei für Oeſtreich verſchuldete, ſie ſprach nach den Jahren 1848—49 zu ſchuldigem Danke von dem greiſen Feldmarſchall nur als von dem „alten Eſel Radetzky“ — der alte Radetzky alſo ſah ſeinerſeits ſehr klar, um was es ſich für ihn und für Oeſtreich an dieſem 6. Maitag handelte. Um nichts geringeres als um die Einbuße Italiens. Er durfte aus dem Kampfe nicht als ein Geſchlagener hervorgehen, ſonſt war er ein Beſiegter und war alles verloren. Daher blieb keine Wahl: Santa Lucia mußte wieder genommen und die Piemonteſen rückwärts über den Höhenzug hinabgejagt werden. Er traf ſogleich die nöthigen Anordnungen, ließ ſeine Adjutanten rennen und ſandte von Verona neue Brigaden gegen die Terraſſe vor. Das Dorf oder vielmehr der Trümmerhaufen, welcher jetzt Santa Lucia vorſtellte, wurde heute zum zweiten mal ein Sturmobjekt. Aber die erſten Stürme der Oeſtreicher, mit unzulänglichen Kräften unternommen, wurden von den Italienern gänzlich abgeſchlagen. Da that der Alte ſeinen letzten Wurf, indem er alles Fußvolk, was er in Verona zuſammenraffen konnte, gegen die Höhen vorſchickte und dieſen Sturmangriff durch das Feuer einer Batterie von Zwölfpfündern unterſtützen ließ. Das ſchlug durch. Um ſo mehr, als die Italiener in Santa Lucia inzwiſchen erfahren hatten, ihr linker Flügel in ſeiner ihm zugewieſenen Aufgabe, d. h. in ſeinem Angriff auf Kroce Bianca vollſtändig geſcheitert und durch den rechten Flügel der Oeſtreicher zu fluchtähnlichem Rückzuge gezwungen worden ſei. Abends 4 Uhr gab Karl Albert den Befehl, Santa Lucia zu räumen und den Rückzug anzutreten, und nach Einbruch der Nacht ſtanden beide Heere wieder da, wo ſie vor Tagesanbruch geſtanden hatten. Der öſtreichiſche Bulletinismus log, die Oeſtreicher hätten an dieſem Tage 72 Todte, 190 Verwundete und 87 Gefangene eingebüßt; in Wahrheit hatten ſie 900 Mann verloren und die Piemonteſen 1300 oder gar 1500, obzwar der piemonteſiſche Bulletinismus ſeinerſeits dieſen Verluſt auf 757 herunterlog. Oeſtreichiſchen Berichten zufolge ſpielten in dieſer Schlacht von Santa Lucia auch die famoſen „Teufelmaſken" eine Rolle. Man habe nämlich piemonteſiſche Soldaten in den Vorderreihen als Teufel mit Hörnern, Krallen und Schwänzen ausſtaffirt, um die „stupidi Croati" zu erſchrecken, und mehr als 60 ſolcher Maſken ſeien von den ſiegenden Oeſtreichern auf dem Schlachtfeld erbeutet worden *).

Die materiellen Ergebniſſe des blutigen Tages von Santa Lucia waren gering, aber die moraliſchen groß. Karlo Alberto hatte nicht geſiegt, war vielmehr zurückgetrieben worden und das wurde ihm von ſeinen Landsleuten ſofort als Schuld angeſchrieben. Radetzky ſeinerſeits hatte den Plan des Feindes vereitelt, hatte durch den Schlachttag vom 6. Mai ſeinem Heere Selbſtvertrauen und Zuverſicht zurückgegeben und die italiſche Strohrenommiſterei vom hinwegblaſen der Oeſtreicher aus Italien vor aller Welt in ihrer ganzen Nichtigkeit aufgezeigt. Zwar erhaſchte der Sardenkönig oder, wenn man will, die italiſche Nationalſache ſpäter noch da und dort ein

---

*) Der verdiente Verfaſſer der „Storia militare di Piemonte", Pinelli, bezeichnet (p. III, c. 3) dieſe Teufelmaſkenhiſtorie als ein abgeſchmacktes, von dem „öſtreichiſchen Veteranen" (Schönhals) erfundenes Märchen, beſtreitet daſſelbe aber ſo zornheftig, daß er uns ſehr geneigt macht, daran zu glauben.

flüchtiges Lächeln der Glücksgöttin; allein das erſte Zurückweichen der ſavoiſchen Fahne vor der öſtreichiſchen am 6. Mai kündigte dennoch eine Wendung zu Ungunſten Italiens an und zwar um ſo deutlicher, da ſich in denſelben Monat in Rom und Neapel bedrohlichſte Umſchwünge entweder vorbereiteten oder auch vollzogen und die Thatſache, daß Italien von nirgendsher werkthätige Hilfe erhalten würde, immer nackter heraustrat.

7.

Dieſſeits der Alpen vermochte man nicht ſo bald zu erkennen, daß es mit dem ſtolzen „L'Italia farà da se!“ wenige Wochen, nachdem es geſprochen worden, ſchon ziemlich hoffnungslos beſtellt war, und außerdem trug ſich das wiener Kabinett mit der durchaus grundloſen Beſorgniß, dem italiſchen Aufſtand könnte von ſeiten Frankreichs, der Schweiz und Englands thatſächliche Unterſtützung zutheil werden.

Was Frankreich angeht, ſo legte die proviſoriſche Regierung der Pſeudorepublik vom Februar der italiſchen Bewegung gegenüber dieſelbe Unfähigkeit und Unbehilflichkeit an den Tag, welche ihr Amtiren überhaupt kennzeichneten, und außerdem auch die wohlbekannte franzöſiſche Selbſtſucht. Sogar der politiſche Lyriker und lyriſche Politiker Lamartine verhehlte ſeine Unluſt nicht, an den Gränzen Frankreichs einen großen italiſchen Staat erſtehen zu ſehen, welcher „bis vor die Thore von Lyon reichen würde“, und meinte, da ja dieſer ganze Staat „wieder einmal Oeſtreich in die Hände fallen könnte“, ſo würde Frankreich gutthun, ſich den Beſitz von Savoien und Nizza „unterpfandweiſe“ zum voraus zu ſichern. Dazu kam es jedoch nicht, wohl aber ſahen die wechſelnden Gewalthaber in Paris die Bildung eines italiſchen oder auch nur eines oberitaliſchen Einheitſtaats mit denſelben grünen Scheel- und Neidaugen an, womit ſie gleichzeitig auch auf die deutſchen Einheitsbeſtrebungen blickten. Nachdem Kavaignaks Stiefelfuchs Baſtide Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden, that er dem franzöſiſchen Geſandten in Turin, natürlich zu weiterer Mittheilung, zu wiſſen, daß „eine lombardiſche und eine venetianiſche Republik" — d. h. ohnmächtige Kleinſtaaten — ein Recht auf die „Protektion" Frankreichs hätten. Das war deutlich genug: die kavaignak'ſche Kameradſchaft wollte ſo wenig ein mächtiges Italien als ein mächtiges Deutſchland. Die franzöſiſche Nationalverſammlung hatte ſich allerdings ſchon am 24. Mai für die Unabhängigkeit Italiens ausgeſprochen, allein das war und blieb eine Phraſe. Um ſo mehr, als ſpäter, im Auguſt, der Diktator Kavaignak angeſichts der Verſammlung konſtatiren konnte, daß die Italiener die Hilfe Frankreichs nicht nur nicht angerufen, ſondern auch dieſelbe ausdrücklich ſich verbeten hätten. Und warum denn nicht? Die Italiener konnten doch wahrlich noch nicht vergeſſen haben, welche Sorte von „Freiheit und Gleichheit" ihnen die Franzoſen am Ende des 18. Jahrhunderts „auf den Spitzen der Bajonnette" über die Alpen herübergebracht hatten.

Die Schweiz fand ſich durchaus nicht geſtimmt oder veranlaſſt, einen Finger oder gar eine Hand in den heißen italiſchen Brei zu ſtecken. Nichts liegt den nüchtern-praktiſchen Schweizern ferner als Koſmopolitik. Die revolutionären Bewegungen von 1848 kamen ihnen ſehr gelegen; aber nur, weil ihnen dadurch ermöglicht wurde, die Ernte ihres Sonderbundkrieges, d. h. die Bundesreform, ungeſtört und unbehelligt unter Dach und Fach zu bringen. Zwar fochten etliche hunderte ſchweizeriſcher Freiſchärler, der großen Mehrzahl nach Teſſiner, in den Reihen der Lombarden und Venetianer, allein die Eidgenoſſenſchaft als ſolche wies jeden Interventionsgedanken, nach dieſer oder jener Richtung hin, weit von ſich und hielt ſtreng an dem ſchweizeriſchen Princip der Neutralität. Als daher der Sardenkönig am 6. April der Schweiz in aller Form ein Schutz- und Trutzbündniß anbieten ließ, ſagte die damals in eidgenöſſiſchen Dingen noch amtirende Tagſatzung höflich, aber entſchieden nein. Den

Staatsmännern, welche die Bundesbehörde leiteten, mochte es auch perſönlich wohlthun, einen König zu bekorben, welcher in ſchamloſeſter Weiſe wenige Monate zuvor den jeſuitiſchen Sonderbund in der Schweiz aufgemuntert und unterſtützt hatte.

Von ſeinen Nachbarn im Weſten und Norden hatte alſo Italien nichts zu erwarten. Dagegen nahm ſich England der italiſchen Sache in ſeiner Weiſe an, d. h. es ſuchte ſich diplomatiſch vermittelnd zwiſchen Oeſtreich und die Italiener zu ſtellen, predigte den beiden ſtreitenden Parteien Mäßigung und Frieden und ließ daneben das italiſche Wirrſal, wie das feſtländiſche überhaupt, durch ſeine Fabrikanten und Spekulanten gehörig ausbeuten. Für den Erzhumbuger Palmerſton, der in England regierte, war das ein gefundenes Eſſen und er ſetzte ſich ſo recht mit Behagen vor die appetitliche Schüſſel. Da konnte man ſich wieder einmal wichtig machen, daß es eine Art hatte, und noch dazu ohne das geringſte Riſiko! Da konnte man ohne alle Verunköſtigung den „liberalen Staatsmann“ heraushängen, dem „alten Alliirten“ Oeſtreich eins an's Bein geben und doch zugleich als „erbweisheitlicher“ Hort der konſervativen Intereſſen im allgemeinen und als der Retter des beſagten alten Alliirten im beſonderen ſich darſtellen. Das punctum saliens bei alledem war für die engliſche Politik dieſes, in Italien keine Republik aufkommen zu laſſen, Oeſtreich zu dem (etwas vergrößerten) Sardinien, wie zur italiſchen Nationalität überhaupt, in ein leidlich gutes Verhältniß zu ſetzen, auf ſolcher Baſis den Frieden in Oberitalien möglichſt raſch herbeizuführen und dadurch die Gefahr einer ſo oder ſo herbeigeführten kriegeriſchen Dazwiſchenkunft der Franzoſen abzuwenden. Demgemäß ertheilte Palmerſton den diplomatiſchen Agenten ſeine Inſtruktionen und dieſe, insbeſondere die engliſchen Geſandten in Wien (Ponſonby) und Turin (Aberkromby), gingen an's Werk, welches um ſo beſſeren Fortgang zu verſprechen ſchien, als das öſtreichiſche Kabinett (Ficquelmont) die engliſche Vermittelung förmlich anſprach.

Graf Ficquelmont, welcher die italiſchen Zuſtände aus eigener

Anſchauung genau kannte und zweifelsohne der Ueberzeugung war, daß das aufhörenmüſſen der öſtreichiſchen Herrſchaft in Italien, welche einzig und allein auf die Kraft des Säbels geſtellt war, ja doch nur eine Frage der Zeit ſei, war inmitten aller der zahlloſen Bedrängniſſe, die ſeine Verwaltung umgaben, hinſichtlich Italiens zu großen, zu größten Zugeſtändniſſen bereit. Er hatte von ſeinem Geſichtspunkt aus vollſtändig recht, wenn er, als der Kampf in der Lombardei im April vor dem Feſtungsviereck einſtweilen zum ſtehen gelangt war, die Stunde gekommen glaubte, einen aufrichtigen Frieden zwiſchen Oeſtreich und Italien herzuſtellen. Das war der Zweck der Sendungen, womit er den Freiherrn Hummelauer nach England und den Grafen Hartig nach Italien betraute. Der letztere erließ ſchon am 19. April von Görz aus im Namen ſeines Kaiſers eine Frieden und Verſöhnung athmende Anſprache an die Italiener des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, richtete aber damit nichts aus und richtete überhaupt nichts aus. Hummelauer machte ſich am 14. Mai von Wien nach London auf den Weg, um die Vermittelung des engliſchen Kabinetts, d. h. Lord Palmerſtons anzurufen, und zwar auf Grund von Inſtruktionen, in welchen Ficquelmont vorſchlug, Lombardo-Venetien zu einem unter der Souveränität des Kaiſers von Oeſtreich ſtehenden und im übrigen ſelbſtſtändigen Königreich mit nationaler Verwaltung zu machen, zu einem Staate, zu welchem auch die Herzogthümer Parma und Modena geſchlagen werden könnten. Ein Erzherzog ſollte als Vicekönig der Repräſentant dieſer Perſonalunion des zu ſchaffenden oberitaliſchen Königreichs mit dem Hauſe Lothringen-Habsburg ſein. Zu dieſer Machenſchaft, welche nur eine ins Italiſche überſetzte zweite Auflage des Kongreß-Polens von 1814, traurigen Andenkens, war, ſchüttelte der angerufene Vermittler den Kopf. Nun zog Hummelauer ſeine „geheime" Inſtruktion zu Rathe und erklärte, er ſei zur Aufſtellung einer Friedensbaſis bevollmächtigt, kraft welcher Oeſtreich auf die Lombardei verzichten wollte unter der Bedingung, daß dieſe einen verhältnißmäßigen Theil der öſtreichiſchen Staatsſchuld auf ſich nähme; Venetien aber ſollte bei Oeſtreich bleiben, jedoch nur als ein mit der öſtreichiſchen Dynaſtie perſonalunioniſtiſch verbundenes, ſelbſtſtändig und national verwaltetes Land. Am 3. Juni erklärte Palmerſton, deſſen ſtaatsmänniſche Größe eines der dümmſten Ammenmärchen des an derartigen Ammenmärchen ſo reichen 19. Jahrhunderts iſt, auf dieſer Baſis nähme England die Vermittelung über ſich. Der alte Schäcker that aber nichts als hin- und herſchwatzen und derweilen wandte ſich das Blatt auf dem oberitaliſchen Kriegsſchauplatze und auf der Halbinſel überhaupt ſo ſehr zu Gunſten Oeſtreichs, daß der Freiherr von Weſſenberg, welcher an des ſchmählich hinweggekatzenmuſizirten Ficquelmont Stelle getreten war, am 16. Juni nach London meldete, er könnte die von ſeinem Vorgänger im Miniſterium aufgeſtellten Bedingungen eines Abkommens mit Italien und folglich auch die hierauf baſirte Vermittelung Palmerſtons nicht anerkennen.

8.

Zu dieſem Ausgange der palmerſton'ſchen Vermittelungspoſſe hatte der alte Radetzky wohl das meiſte beigetragen. Nach dem Tage von Santa Lucia war der Marſchall ſo getroſt, daß der Sinn aller ſeiner nach Wien gerichteten Depeſchen war: „Schickt mir Verſtärkungen und ich ſteh' euch dafür, daß der Doppeladler Italien nicht aus ſeinen Fängen läßt". Der Kriegsminiſter Latour begriff, wie ſeines Ortes gezeigt worden, vollkommen die Wichtigkeit radetzky'ſcher Beharrlichkeit für das Haus Lothringen-Habsburg und that eifrigſt, was er konnte, um dem begehren des Marſchalls zu entſprechen und denſelben zu befähigen, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen.

Die Sachen angeſehen, wie ſie anzuſehen ſind, d. h. vom Standpunkte hiſtoriſcher Gerechtigkeit, muß überhaupt laut geſagt werden, daß in dem großen Trubel und Strudel von 1848 unter den Dienern des genannten Kaiſerhauſes neben ſehr vielen Nullen doch auch manche höchſt tüchtige Zähler zum Vorſchein gekommen ſind. Ein ſolcher, obzwar nicht gerade ein großer, war auch der Feldzeugmeiſter Graf Nugent, welcher das in Görz ſich ſammelnde Hilfsheer für Radetzky befehligte und gen Verona herabführen ſollte. Am 16. April brach er auf mit ſeinen 22 bis 23,000 Mann und ſeinen 65 Kanonen, überſchritt den Iſonzo, zwang das aufgeſtandene Udine zur Kapitulation, ging am 25. April über den Tagliamento und zog am 30. in Belluno ein. Der ganze Marſch war zugleich eine Wiederunterwerfung des Friauls geweſen. An der unteren Piave ſtanden die kirchenſtaatlichen Freiwilligen unter Ferrari und die päpſtlichen Truppen unter Durando, mitſammen nahezu 15,000 Mann, um Nugent den Weg nach Treviſo zu ſperren. Bei dem ſchlechten Einvernehmen zwiſchen Ferrari und Durando vermochten die Oeſtreicher die Freiſchaaren ungeachtet tapferſter Gegenwehr umzurennen und zu zerſtäuben, worauf Durando, welcher ſeinen Waffenbruder ſchnöde im Stiche gelaſſen hatte, nach Meſtre retirirte. Nugent nahm Treviſo, erkrankte aber und übergab das Kommando an den Grafen Thurn, welcher General den Befehl Radetzky's, möglich ſchnell zu ihm heranzukommen, mit großer Raſchheit ausführte. Am 22. Mai trat demnach die Spitze der thurn'ſchen Heerſäule mit der Armee des Marſchalls in Verbindung. Radetzky that nun aber den Miſſgriff, der von Gewaltmärſchen erſchöpften Truppe die Wegnahme der inzwiſchen von Durando beſetzten Stadt Vicenza zuzumuthen, welches Unternehmen miſſlang. Vicenza wurde durch die ſchweizeriſchen Soldtruppen des Papſtes im Zuſammenwirken mit der Einwohnerſchaft muthvoll und erfolgreich vertheidigt. Das nugent-thurn'ſche Korps muſste davon ablaſſen und rückte am 25. Mai in Verona ein. Der Marſchall hatte jetzt 50,000 Mann mit 151 Feldgeſchützen unter ſeinen Fahnen und in der Perſon des kürzlich bei ihm eingetroffenen Feldzeugmeiſters Heß einen Generalquartiermeiſter, welcher ein ſolcher war. Der zweiundachtzigjährige Feldherr glaubte nun ſeinerſeits die Zeit gekommen, „große Schläge“ zu thun, allein er täuſchte ſich, *ſeine* Zeit war noch nicht da. Noch begünſtigte das Kriegsglück ſeinen Gegner, den Sardenkönig, mehr als ihn; aber freilich nicht mehr für lange.

Karl Albert ließ ſich nach dem Treffen von Santa Lucia den großen Fehler zu ſchulden kommen, in ſeiner Stellung zu Sommakampagna drei Wochen unthätig zu vertrödeln. Er wähnte, zunächſt genug gethan zu haben, wenn er den Fortgang der Belagerung von Peschiera ſicherte, während doch ſeine Hauptaufgabe in dieſer Zeit hätte ſein müſſen, mit aller Macht die Verſtärkung Radetzky's durch Nugent-Thurn zu verhindern. Der öſtreichiſche Marſchall, dem die Nachricht von Hummelauers Friedensſendung nach London die ſoldatiſche Beſorgniß einflößte, er könnte, ſo er ſich nicht eilte, alle ſeine Mühewaltung, Oberitalien für Oeſtreich zu halten, durch einen haſtigen und nach ſeinem Gefühle ſchmählichen Friedensſchluß vereitelt ſehen, beſchloß zu einem Hauptſchlag gegen die Italiener auszuholen, mittels deſſen das ſardiſche Heer aus ſeiner Stellung getrieben, Peschiera entſetzt und die direkte Verbindung mit Tirol durch das Etſchthal her- und ſichergeſtellt werden ſollte. Der hierzu von Heß entworfene ſtrategiſche Plan war ganz gut, aber die Ausführung blieb hinter dem Entwurfe weit zurück und der Schlag ging fehl.

Am Abend des 27. Mai zogen die Oeſtreicher, 40,000 Mann mit 140 Geſchützen aus Verona, bewerkſtelligten faſt angeſichts der piemonteſiſchen Stellungen bei Sommakampagna einen ſüdwärtſigen Flankenmarſch und waren am folgenden Abend in Mantua. Im Gefolge Radetzky's ritt auf dieſem Marſche der junge, kaum dem Knabenalter entwachſene Erzherzog Franz Joſeph, der Neffe des armen unzurechnungsfähigen Kaiſers Ferdinand, welcher dermalen in der Hofburg zu Innsbruck ſeine Blumen begoß, kopfſchüttelnd, weil er über die merkwürdig lange „Spazierfahrt“ von Wien dorthin nicht recht ins klare zu kommen vermochte. Von Mantua aus wollten die Oeſtreicher zunächſt das weſtlich von der Feſtung ſtehende und dieſelbe blokirende, mit dem linken Flügel an Kurtatone, mit dem rechten an Montanara gelehnte toſkaniſche Korps von 8000 Mann, welches der tapfere General Langier befehligte, angreifen, umzingeln und aufreiben, um nach Beſeitigung dieſes Hinderniſſes die piemonteſiſche Armee in der linken Flanke und im Rücken zu faſſen. Jenes gelang, dieſes nicht, und zwar darum nicht, weil die Toſkaner, mit Ausnahme ihrer Reiterei, die ſich erbärmlich benahm, einen viel zäheren Widerſtand leiſteten, als irgendwer erwartet hatte. Die Studentenharſte und Bürgerwehrfähnlein, aus welchen Langiers Korps gutentheils zuſammengeſetzt war, zeigten an dieſem 29. Mai, wo die Oeſtreicher von Mantua übermächtig auf ſie herausfielen, daß es für Kämpfer, welche ein großer Gedanke befeuert und welche, wohlverſtanden, unter guter Führung ſtehen, doch gerade keiner jahrelangen Drillerei und Kaſernenlungerei bedarf, um geſchickt und beharrlich zu ſtreiten und glorreich zu ſterben. Auch die italiſchen Profeſſoren faßten und thaten ihre patriotiſchen Pflichten etwas anders als ihre 118 deutſche Kollegen, welche in der Paulskirche ihre Reden redeten oder ihre Gedanken ſchwiegen. Beim Sturm der Oeſtreicher auf Kurtatone fiel der berühmte neapolitaniſche Profeſſor Pilla an der Spitze des von ihm befehligten Studentenbanners und wurde ſein Kollege Montanelli ſchwer verwundet.

Ueberhaupt erfordert es die Gerechtigkeit, frank und frei und wiederholt anzuerkennen, daß in den Jahren 1848—49 der Liberalismus in Italien, auch in ſeinen blaſſeren Schattirungen, durchſchnittlich ganz unverhältnißmäßig mehr Muth und Opferfähigkeit erwieſen hat als in Deutſchland. Und doch war auch der deutſche Liberalismus damals noch nicht in die unter dem Strich gelegene Region von — Klugheit hinuntergeſunken, allwo er ſich ſpäter behaglich einrichtete, wie das von einem ſo praktiſchen Geſchäftsmann wohl erwartet werden konnte. Die Literatur iſt ihm ſelbſtverſtändlich in jene behagliche Gegend gefolgt, um einen Patriotismus zu kultiviren, welcher vor dem früher üblichen den großen Vortheil voraushat, patriotiſch zu ſcheinen und zugleich höchſt ungefährlich oder gar nutzbringend zu ſein.

Die Erſtürmung von Kurtatone, wobei der General Fürſt Felix von Schwarzenberg — nachmals als öſtreichiſcher Premierminiſter Hauptmacher der in der Wolle ſchwarzgelb gefärbten Rückwütherei — das beſte that, entſchied das Treffen, natürlich zu Gunſten der Oeſtreicher, wie es denn unter den obwaltenden Umſtänden gar nicht anders entſchieden werden konnte. Aber die ſtandhafte, hingebungsvolle Gegenwehr, welche die italiſche Jugend an dieſem Tage dem übermächtigen Feinde entgegenſtellte, macht den 27. Mai von 1848 zu einem hellleuchtenden italiſchen Ruhmestag. Und der bei Kurtatone und Montanara geleiſtete Widerſtand war auch ausreichend, Radetzky's Plan zu ſtören; denn er verſchaffte der Armee Karl Alberts Zeit, ſich auf den ihr zugedachten Angriff vorzubereiten. Wäre dieſe Armee beſſer geführt worden, als ſie geführt wurde, ſo hätte ſie den Toſkanern Hilfe bringen müſſen und können.

Am 30. Mai vollführten die Oeſtreicher am Mincio bei Goito ihren Angriff auf das königliche Heer. Allein dieſer Angriff war keine Ueberraſchung mehr und außerdem klappten die Angriffsdispoſitionen weder ſtrategiſch recht zuſammen, noch wurden ſie taktiſch mit der nöthigen Energie praktizirt. Dieſer 30. Mai war kein Ehrentag weder für den alten Radetzky noch ein Glanztag für die öſtreichiſche Armee. Es ſpukte an dieſem Tage unter den kaiſerlichen Fahnen wieder einmal das alte ſuperkluge Geſpenſt der „weiten Umgehungen“, welches ſich ſchon zur Zeit des trefflichen Erzherzogs Karl ſo häufig und ſtets zum Unheil dieſer Fahnen hatte ſehen laſſen. Das Korps des Generals d'Aſpre, welches behufs einer Umgebung des rechten Flügels der Piemonteſen allzu weit weſtwärts entſendet war, fehlte zur entſcheidenden Stunde auf der Walſtatt und ſo ging die Schlacht für die Oeſtreicher verloren. Gewonnen wäre dieſelbe für ſie nur geweſen, falls ſie ihre Abſicht, Goito's, als eines „Punktes von höchſter Wichtigkeit“, ſich zu bemächtigen, durchgeſetzt hätten. Nach dem Mißlingen ihres Plans verſchanzten ſie ſich angeſichts des Feindes in und um Rivalta, aber in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni gingen ſie, ohne weiter etwas zu verſuchen, nach Mantua zurück. Die Piemonteſen wollen ihren Sieg bei Goito mit einem Verluſt von

400 Mann erkauft haben, wogegen die Oeſtreicher 1200 eingebüßt hätten, welche Zahl hinwieder die letzteren auf die Hälfte herabmindern. Am Abend des 30. Mai kam dem Sardenkönig noch eine zweite Siegespoſt zu, die Nachricht von der Uebergabe der Feſtung Peſchiera, welche von ihrer mehr als halb verhungerten Beſatzung nicht mehr länger hatte gehalten werden können.

9.

Der fromme Sardenkönig ſtimmte ein Tedeum an und hielt eine Siegesparade ab. Im Uebrigen wußte er mit und aus ſeinem Erfolge wiederum nichts zu machen, gar nichts. Er, der ungeachtet aller ſeiner Frömmigkeit im Machiavelli doch nicht ſo ganz unbewandert war, hätte ſich erinnern ſollen, daß der alte Meiſter der Friedens- und Kriegspolitik die flüchtige Göttin Gelegenheit ſagen läßt:

„Am Hinterkopf iſt mir kein Haar zu finden;
Drum wird mir ſtets vergeblich nachgeſtellt,
Wenn man mich einmal ließ vorüberſchwinden.“

Sie kam nicht wieder, die am Hinterkopf Unbehaarte, nie wieder. Das Treffen vom 30. Mai bei Goito und die Einnahme von Peſchiera markirten den Höhepunkt italiſchen Kriegsglückes. Der wahrhaft raſende Jubelſchall, welcher darob in ganz Oberitalien aufſchlug, ſollte binnen wenigen Wochen ganz anderen Tönen platzmachen und das überſchwängliche Frohlocken in Verzweiflungsſchreie umſchlagen.

Der alte Radetzky befand ſich nach dem Fehlſchlag vom 30. Mai wieder arg in der Klemme. Denn mehr noch als nächſtliegende Schwierigkeiten bedrängten ihn ſolche fernher. Zwar hätte ſeine Lage in Mantua geradezu eine verzweifelte werden können, ja müſſen, wenn Karl Albert, ſtatt ein Betbruder und Paradeliebhaber zu ſein,

ein General geweſen wäre, welcher nach dem bei Goito davongetragenen Siege raſch und nachdruckſam gethan hätte, was er thun muſſte: nämlich entweder die Oeſtreicher ſchon am 31. Mai wieder bei Rivalta energiſch angreifen, wozu ſein Heer nicht nur den feurigſten Willen, ſondern auch die nöthige Kraft hatte; oder aber, nachdem die Oeſtreicher nach Mantua zurückgegangen, mit ſeiner ganzen Macht zwiſchen dieſe Feſtung und Verona ſich werfen, um in dieſer Stellung den alten Radetzky zu einer entſcheidenden Schlacht zu zwingen. Aber was hilft es, von einem verdorrten Baum zu verlangen, daß er Blüthen bringen und Früchte tragen ſoll? Der Sardenkönig war ein verdorrter Baum, von welchem ein richtig ſehender und urtheilsfähiger Soldat, der mitdabei war, Major Pinelli, ganz gut nachgewieſen hat, daß derſelbe in keiner Weiſe das Zeug zu dem hatte, was er hätte vorſtellen, ſein und thun ſollen. Karl Alberts ganze Perſönlichkeit paſſte zu einem Nationalbannerherrn ungefähr ſo, wie die deutſchen Märzminiſter zu Staatsmännern paſſten, d. h. gar nicht. Pinelli ſah ihn am 7. April, als, nach dem Einfall der Piemonteſen in die Lombardei, die 3. Diviſion bei Azola in Schlachtordnung aufgeſtellt war, um den vorüberkommenden König zu begrüßen. „Bei ſeinem erſcheinen widerhallte die Luft vom „Evviva il re!“ der Soldaten. Aber ſtatt den Truppen zuzulächeln oder denſelben irgendwie ſeine Zufriedenheit zu bezeigen, flog der König ſpornſtreichs an ihnen vorbei, bleichen Geſichts, wie ein Schuldbewuſſter und mehr einem Flüchtling denn einem Könige gleich. Auch hat er während der ganzen Dauer des Krieges nie ein Wort des Mitgefühls oder Troſtes für die Leiden der Soldaten zu finden gewuſſt. Allzeit bleich und abgeſpannt, wie er war, bewirkte ſeine Erſcheinung, ſtatt die Truppen zu ermuthigen, nur eine Herabſtimmung derſelben, indem er mit ſeinem geſpenſtigen Ausſehen ein Vorbote von Unheil und Niederlagen zu ſein ſchien“.

Mit einem ſolchen Gegner fertigzuwerden durfte der greiſe Marſchall noch immer hoffen. Wären ihm nur nicht andere Hemmniſſe ſchwer auf dem Nacken gelegen! Das ſchwerſte war wohl die Nachricht aus Wien, daß die Zuſendung von Verſtärkungen vorderhand eingeſtellt ſeien, weil man unter engliſcher Vermittelung zu einem Frieden mit dem Sardenkönig zu gelangen hoffe. Dieſer Nachricht war die Weiſung an Radetzky beigegeben, derſelbe ſolle unverzüglich Unterhandlungen über einen Waffenſtillſtand mit Karl Albert einleiten. Das ging aber dem Alten gegen den Mann, ſo ſehr, daß er alsbald den Fürſten Schwarzenberg gen Innsbruck eilen hieß mit ſeiner, des Marſchalls, Bitte, dieſen peinlichen Auftrag von ihm zu nehmen. Dann ging er ſofort daran, den Fehlſchlag von Goito gutzumachen und den italiſchen Jubilirern und Illuminirern zu zeigen, daß es trotz alledem mit dem Schwarzgelb in Italien noch nicht Matthäi am letzten ſei.

In Wahrheit, bei näherem zuſehen war der Monatsabſchluß vom Mai für die Sache der Fremd- und Zwingherrſchaft auf der appenniniſchen Halbinſel keineswegs ungünſtig. Denn was dieſe Sache durch die neuerlichen (unfruchtbaren, weil unausgenützten) piemonteſiſchen Erfolge in Oberitalien ſcheinbar gewonnen, das hatte ſie derweil in Mittel- und Unteritalien wirklich verloren. Zwar der rückwärtſige Fühler, die „Allokution“ des Papſtes vom 29. April, war noch um ein Weilchen zu früh herausgeſtreckt worden. Selbiger erwies ſich als ein Stich in ein Horniſſenneſt, als ein um ſo mehr herausfordernder Stich, als eine große Anzahl von römiſchen Familien mit vollem Rechte fürchteten, die päpſtliche Erklärung könnte und müſſte den Oeſtreichern Veranlaſſung geben, die kirchenſtaatlichen Soldaten und Freiwilligen, welche ihnen gegenüber ſtanden, nicht nach den Grundſätzen des Kriegsrechts, ſondern vielmehr als vogelfreie Banditen zu behandeln. Das Horniſſenneſt begann daher ſchon am 30. April auszubrechen und zu ſchwärmen: Abordnungen von 31 Klubbs erſchienen im Quirinal, in drohender Weiſe die Verleugnung der Allokution und die Fortführung des Krieges gegen Oeſtreich fordernd. Der Ex-Engel des Vatikans, damals ſchon, ohne es zu wiſſen, ein bloßes, obzwar derzeit fernher gehandhabtes Sprachrohr in den Händen des Jeſuitengenerals, ſtellte ſich an, d. h. man ließ ihn ſo ſich anſtellen, als ſei ſeine „Anſprache“ das harmloſeſte Ding von der Welt. Er willigte auch ein, den Meſſer Farini an den Sardenkönig abzuſenden, um dieſem förmlich und traktatmäßig das Oberkommando über die ſämmtlichen im Felde ſtehenden kirchenſtaatlichen Streitkräfte zu übertragen; aber am folgenden Tage (1. Mai) drohte er doch in einer „Anſprache an das römiſche Volk“, daß er ſich unter Umſtänden bewogen ſehen könnte, „die geiſtige Gewalt, welche Gott uns gegeben, nicht unthätig in unſeren Händen zu laſſen“. Freilich, mit mittelalterlichen Ach- und Krachmitteln, mit Bannblitzen und Interdiktedonnern, war dazumal in Rom nicht viel zu machen: die abenteuerliche Blitz- und Donnermaſchine würde, aus der Rumpelkammer der Kirchengeſchichte hervorgeholt, mit unermeſſlichem Gelächter empfangen worden ſein. Die ſchlangenklugen Leute, welche die Papſt-Marionette tanzen ließen, wuſſten das wohl. Ebenſo, daß man, bis ihre Zeit wieder gekommen wäre, ein ſehr unangenehm ſich machendes Publikum von Klubbhorniſſen mit etlichem trikolorem Gegaukel ergötzen müſſte. Daher wurde der Marionette zeitweilig noch einmal das allerdings ſchon ſehr fadenſcheinig gewordene Nationalpapſtmäntelchen umgehangen. Pius muſſte am 2. Mai an den Kaiſer von Oeſtreich einen Schreibebrief aufſetzen, worin er den genannten Monarchen dringlich aufforderte, „einem Krieg ein Ende zu machen, welcher ja doch die Gemüther der Lombarden und Venetianer nicht für Oeſtreich zu erobern vermöge. Die edle deutſche Nation“ — (großer Gott, was hatte die mit Lombardo-Venetien zu ſchaffen?) — möge die unheilvolle Herrſchaft in eine freundliche Nachbarſchaft umwandeln und hochherzig die italiſche als eine Schweſter anerkennen“. Zwei Tage ſpäter muſſte der Papſt das Miniſterium Antonelli entlaſſen und ein durchweg aus Nichtgeiſtlichen beſtehendes, an deſſen Spitze der alte Karbonaro Graf Mamiani trat, ſich gefallen laſſen. Alle die päpſtlichen Fügungen und Schmiegungen waren jedoch bloße Scheinſiege der italiſchen Sache; denn daß die Lenker der liberal und national gaukelnden, aber zu dieſer Zeit gegen die nationale und liberale Bewegung bereits todfeindſelig verhetzten

Papſt-Puppe nur ihrer Zeit harrten, um für alle dieſe Fügungen und Schmiegungen vollwichtige Rache zu nehmen, wird ſchon durch die eine Thatſache bewieſen, daß Napier, der engliſche Geſchäftsträger in Neapel, ſchon am 4. Mai nach Hauſe melden konnte, Pius habe beim König Ferdinand anfragen laſſen, ob er, ſo er ſich im Falle ſähe, Rom zu verlaſſen, im Neapolitaniſchen eine ehrenvolle Aufnahme und ſichere Freiſtätte finden würde. Die Marionettelenker hatten alſo bereits im April geplant, was im November zur Ausführung kommen ſollte.

Wiſſende haben mit Recht auf den Zuſammenhang der in Rom vorerſt gedachten Reaktion mit der in Neapel im Mai ſchon vollbrachten hingewieſen, welcher Zuſammenhang übrigens auf der Hand liegt. König Ferdinand der Zweite konnte aus der gemeldeten Anfrage von ſeiten des Papſtes unſchwer heraushören, daß das ganze Gewicht der Autorität des Statthalters Chriſti, welches vom Juni 1846 ab dem italiſchen und liberalen Vorwärts zu baß gekommen war, jetzt auf die Seite des Rückwärts hinübergerückt werden ſollte oder bereits hinübergerückt ſei. Der König nahm daraus ab, das widerwärtige Heuchelſpiel eines konſtitutionellen Patrioten, welches er ſich ſeit Januar ſeinen „Einfaltpinſeln“ und „Schwachköpfen“ von Miniſtern gegenüber hatte auferlegen müſſen, könnte bald zu Ende ſein. Inzwiſchen führte er, wie man geſtehen muß, dieſe Rolle nicht übel durch. Freilich, die lieben liberalen Macharonimaier am Fuße des Veſuv ließen ſich von allerhöchſten Herrſchaften nicht weniger gern nasführen als die lieben liberalen Biermaier im Norden der Alpen. Ferdinand lauerte demnach auf einen günſtigen Moment, die Maske abzuwerfen, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß er die im Lande umlaufenden Fäden der Rückwärtſerei, ſowie die nach auswärts reichenden, mit ſeinen Wünſchen zuſammenknüpfte.

Die Verhältniſſe, wie ſie, ohne Illuſionsbrille angeſehen, waren, kamen ja dieſen echtköniglichen Wünſchen zu Hilfe. Die neapolitaniſche „Revolution“ hatte keinen der Berge von Unflat, welche durch eine vielhundertjährige Tyrannei im Lande aufgethürmt worden, weggeſäubert. Der Liberalismus hatte, als er obenauf gekommen, auch hier, wie überall, ſeine impotente Hammelsnatur erwieſen. Auf einem Boden, welcher mit Eiſen und Feuer hätte gereinigt und dann gründlich umgeackert werden müſſen, ſtellte er ſeine konſtitutionelle Schaukel auf und erwartete, dieſe Maſchine würde Wunder wirken. Ach, beſſer als die arme Schaukel verſtanden ſich auf's wunderwirken jene Bürgerwehrleute, welche, als der dem „neuen Weſen“ natürlich abgeneigte heilige Januarius ſein Blutflüſſigwerdenswunder am 1. Mai nicht verrichten wollte, dem Herrn Erzbiſchof ſehr deutlich erklärten, beſagtes Blutflüſſigwerdenswunder müſſte geſchehen. Und ſiehe, es geſchah. Mit Heiligen und Bonzen muß man ſehr deutlich reden, falls man ſie zur Vernunft bringen will. Die Schaukel ging derweil auf und ab, vermochte aber mit ihrem eintönigen Spiel ein nach draſtiſch-grellen Schauſpielen gierendes Volk, wie das neapolitaniſche iſt, nicht zu befriedigen. Die ehrlichen Patrioten hatten die radikale Arbeit, welche ſchlechterdings hätte gethan werden ſollen, nicht thun wollen oder können und die Folge hiervon war, daß die unehrliche Wühlerei, das ſchmutzige Gaſſenlumpenthum ſich unterſtand, dieſe Arbeit thun zu wollen und zu können. Die Stadt Neapel wurde geradezu eine Latrine, in welche alle Menſchenjauche Italiens zuſammenfloß. Aus dieſer Prämiſſe ergab ſich wiederum nothwendig die Konkluſion, daß der „ruhige Bürger“ zum Angſtweib, der Beſitzende zum Wimmerling wurde, und hieraus als Facit des ganzen Rechenexempels, daß, wenn nicht gerade die Mehrzahl, ſo doch eine ſtarke Minderheit der Bourgeoiſie — vom Grundbeſitz-, Hof-, Kaſernen- und Kanzlei-Adel gar nicht zu reden — nach der guten alten frommen Zeit des Abſolutismus heimlich ſich zurückſehnte. Der König wuſſte das, merkte es ſich und ließ, um die Angſtweiber noch ängſtlicher und die Wimmerlinge noch wimmerlicher zu machen, unter der Hand das Märchen vom beſtehen einer kommuniſtiſchen Verſchwörung in Umlauf ſetzen. Die Thatſache ſeiner eigenen abſolutiſtiſchen Verſchwörung wurde begreiflicherweiſe von den aufrichtigen Konſtitutionellen wie von den radikalen Widerborbonikern ebenfalls fleißig kolportirt und es würde ein ganz anderes Wunder als das januariſche Blutflüſſigwerden erforderlich geweſen ſein, um zu verhindern, daß dieſe Thatſache und jenes Märchen mitſammen tüchtig Unheil ſtifteten.

Es kam am 15. Mai zum Ausbruch. Auf dieſen Tag war die Eröffnung des neapolitaniſchen Parlaments anberaumt, zu welchem einen Monat zuvor die Wahlen ſtattgefunden hatten. Noch am 10. Mai, während die Abgeordneten ſich ſchon in der Hauptſtadt zu ſammeln anfingen, ſchauſpielte Ferdinand konſtitutionell und national. Denn an dieſem Tage beſchloß mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs der Miniſterrath, daß behufs der energiſchen Führung des nationalen Unabhängigkeitskrieges gegen Oeſtreich eine Schutz- und Trutzallianz mit der ſardiniſchen Regierung unverzüglich geſchloſſen werden ſollte. Drei Tage darauf verſammelten ſich die Abgeordneten im Stadthauſe (Monte Oliveto) zu einer vorläufigen Beſprechung und da gab es lärmende, im Grunde ganz lächerliche konſtitutionelle Haarſpaltereien über die Frage, ob der König, wie er ankündigen ließ, die Konſtitution vom 10. Februar ſo, wie ſie war, beſchwören ſollte oder aber, wie die Miniſter wollten, mit dem Zuſatze der Weiterbildung. Der Borbone in ſeinem Palaſte mochte befriedigt lächeln, als er von dieſer unglaublichen Dummheit hörte. Am folgenden Tage dieſelbe Krimskramerei im Monte Oliveto, nur noch mit viel mehr Geſtikulation und Geſchrei. Abordnungen gingen an die Miniſter und an den König. Jene erklärten, auch ſie verſtänden, wie ſie ja das ſchon bei ihrem Eintritt in's Amt angezeigt hätten, unter der zu beſchwörenden Verfaſſung eine weiterzubildende; dieſer ſagte, er hätte nichts gegen das „Entwickeln“ der Konſtitution, ſähe aber nicht ein, warum er ſowohl als die Abgeordneten dieſelbe nicht ſo, wie ſie nun einmal wäre, beſchwören ſollten. Die Abordnung und die Mehrzahl der Parlamentsdeputirten gaben ſich mit dieſer nichtsſagenden Antwort zufrieden. Allein der Zank hatte derweil außerhalb des Monte Oliveto ſchon andere als parlamentariſche Formen angenommen, barrikadologiſche nämlich, und die konſtitutionellen Konfuſii wurden von den radikalen Konfuſiſſimi überholt, welche, hauptſächlich aus Kalabrien gekommen, von der Wiedererweckung der parthenopäiſchen Republik träumten — unter einem Volke von Sklaven und Fetiſchgläubigen von Republik und Demokratie träumten! — und in der Fieberhitze ihrer Träume gänzlich vergaßen, daß der verhaſſte Borbone nicht allein einheimiſche Truppen, ſondern auch verläſſliche ſchweizeriſche Soldregimenter zur Verfügung hatte.

Während der zwiſchen dem Stadthaus und dem Palaſt hin- und hergehenden Verhandlungen, häuften ſich die Volksmaſſen um den Monte Oliveto und kalabreſiſche Widerborboniker predigten daſelbſt das barrikadiſche Evangelium. Mit Beifall und Erfolg; denn bald begannen im Toledo, jener toſenden Hauptſtraße Neapels, ſowie in den anſtoßenden Gaſſen, die „ultimae populi rationes“ ſich zu erheben, wobei, wie es hieß, Franzoſen von der gerade im Hafen liegenden Flotte des Admirals Baudin den willigen Naturalismus der Neapolitaner mit ihrer barrikadologiſchen Kenntniß und Erfahrung unterſtützten. Auch im Palaſte war man derweil nicht müſſig geweſen und hatte der König die Beſetzung wichtiger Plätze der Stadt mit Truppen angeordnet. Er mochte mit großer Genugthuung einen gewaltſamen Zuſammenſtoß erwarten, aber er war ſchlau genug, die Initiative ſeinen Gegnern zu überlaſſen. Er ſtand auch nicht an, noch einen Verſuch zur Vermeidung dieſes Zuſammenſtoßes zu machen, wohl wiſſend, daß er, da die „Feuerſpeier“ einmal am Werke waren, damit wenig oder nichts riſkirte. Demzufolge ſchickte er einen ſeiner Miniſter zu den Abgeordneten und ließ dieſen entbieten, er ſei bereit, das Parlament noch am ſelbigen Tage zu eröffnen, und ſollte der Eid der Deputirten dieſe Formel haben: „Ich ſchwöre Treue dem konſtitutionellen Könige Ferdinand dem Zweiten und der Konſtitution, wie ſie von den beiden Kammern in Gemeinſchaft mit dem König umgebildet und entwickelt werden wird“. Dieſe Bewilligung war ein Meiſterzug von Ferdinand: er wuſſte, daß er damit die Konſtitutionellen vollkommen zufriedenſtellte; aber auch, daß dieſe das Heft dermalen ſchon nicht mehr in Händen hätten, demnach ohnmächtig wären, den Losbruch der Radikalen hintanzuhalten, und durch dieſe ihre Impotenz ſelbſt ihm den willkommenen Vorwand lieferten, wie mit dem Radikalismus, ſo auch mit dem Liberalismus abzufahren und beide mitſammen in dieſelbe Grube zu verſcharren.

Dieſe königliche Rechnung hat ſich als richtig herausgeſtellt. Es war ganz umſonſt, daß die Konſtitutionellen die ganze Nacht hindurch ſich alle erdenkliche Mühe gaben, die Einſtellung des Barrikadenbau's und die Beſeitigung der improviſirten Volksbewaffnung zuwegezubringen. In der Morgenfrühe des 15. Mai mußten ſie ihre Ohnmacht erkennen und erkannten dieſelbe ſo ſehr, daß das rath- und thatloſe Miniſterium ſeine Entlaſſung anbot. Ferdinand ließ das einſtweilen unbeachtet; denn er war entſchloſſen, miniſterlos und in ſeiner Weiſe vorzugehen, in welcher Abſicht ihn eine Abordnung von ſeiten der Lazzaroni, welche ihm die guten Dienſte dieſer Horde anzubieten im Palaſte erſchien, nur beſtärken konnte. Die Barrikadenleute thaten ihm auch den weiteren Gefallen, anzufangen. Um 11 Uhr morgens wurde von einer gewaltigen am unteren Ende des Toledo beim Palaſt Cirella aufgethürmten Barrikade herab auf die Truppen geſchoſſen, welche um das königliche Schloß her aufgeſtellt waren. Ein Bataillon von der neapolitaniſchen Garde erwiderte ſofort das Feuer und machte, unterſtützt von anderen Bataillonen, einen Sturmangriff auf die Barrikaden des Toledo. Allein dieſer Angriff war ein ſchwachmattiſcher und die ganze Sache hätte für Ferdinand ſehr ſchief gehen können, falls er nicht ſeine nahezu 6000 ſchweizeriſche Landsknechte zur Hand gehabt. Sobald dieſe in den Kampf eingriffen, und ſie griffen ſofort ein, war derſelbe ſchon entſchieden; denn die heftige Gegenwehr, welche ſie da und dort, z. B. bei und in den Paläſten Cirella, Bennucci und Gravina fanden, ſteigerte nur die erbitterte Energie dieſer Söldlinge, welche durch die Verhöhnungen und Beſchimpfungen, die ſie in letzter Zeit überreichlich erfahren hatten, ohnehin gereizt genug waren. Urtheilsfähige Augenzeugen und Mithandelnde haben feſtgeſtellt, daß es ganz überflüſſig geweſen, das ſchwere Geſchütz in den Straßen und von den Kaſtellen herab ſpielen zu laſſen. Aber wann hätte ein echter

Bourbon dem Kitzel widerſtanden, ſeinen Bourbonismus leuchten zu laſſen? Ferdinand der Zweite mußte ſich doch ſeinen hiſtoriſchen Namen verdienen — „Re Bomba“ — und das ging nicht ohne Anwendung von Bomben und Granaten und Kartätſchen. Als die Miniſter gingen, ihn um Erbarmen für die Stadt anzuflehen, jagte er ſie mit dem wohlverdienten Fußtritt zum Palaſte hinaus, die Zeit des Erbarmens ſei vorüber und die Stunde, Rechenſchaft abzulegen, auch für ſie gekommen. Ein Verſuch der Liberalen, den im Hafen liegenden Admiral Baudin zu irgendwelcher Dazwiſchenkunft zu beſtimmen, war ganz eitel. Seine Inſtruktion verböte ihm jede Einmiſchung aufs beſtimmteſte, ſagte er. Die franzöſiſche Baſtardrepublik von 1848 hat ja überall, wie im Innern, ſo nach außen eine Politik der Unfähigkeit und Feigheit, eine vollendete Lumpenpolitik eingehalten.

Nachdem die Barrikaden genommen worden und jeder Widerſtand erſtickt war, zeigte ſich das glücklich wiederhergeſtellte abſolute Königthum Sr. Majeſtät des Königs Bombe im Vollglanz: der Lazzaronismus und die entzügelte Soldatenfurie tanzten die ganze Nacht hindurch mitſammen eine ſolenne Mord-, Raub- und Nothzüchtigungs-Tarantella. Am folgenden Tage (16. Mai) umgab ſich Ferdinand mit einem Miniſterium von nickenden Nullen, ſtäubte dann die Parlamentsdeputirten, ſoweit er ſie nicht greifen ließ, heim und die Bürgerwehr auseinander, knebelte die Preſſe wieder, erklärte den Belagerungszuſtand und rief ſeine Armee aus Oberitalien heim. Der alte Kämpe der weiland parthenopäiſchen Republik, General Pepe, welcher, wie wir wiſſen, dieſe inzwiſchen auf ihrem Marſche bis Bologna gekommene neapolitaniſche Armee befehligte, ſuchte ſie vergebens mit ſich über den Po und, trotz der Umkehrsordre des Königs Bombe, in den Krieg für die nationale Sache fortzureißen. Nur 1500 Mann, meiſt Freiſchärler, folgten dem Braven über den Strom und nach Venedig, bei deſſen heldiſcher Vertheidigung ihr Führer und ſie Zeugniß ablegten, daß doch auch neapolitaniſche Mütter tapfere Männer zu gebären verſtänden.

Jetzt, da die elende Schaukel umbombardirt war, jetzt, als das Blödauge des Liberalismus erkennen mußte, daß Ferdinand „ein König jeder Zoll“ ſei, jetzt, da es zu ſpät war, hätten die Herren Liberalen die Spitze der Revolution, welche ſie krummgebogen, in das konſtitutionelle Lirumlarum umgebogen hatten, gerne wieder aufgerichtet. Es konnte nicht gelingen: der Aufſtand, welchen ſie mit Hilfe der Sicilianer in Kalabrien in Scene zu ſetzen verſuchten, kam gar nicht zu rechtem aufſtehen und wurde raſch und blutig niedergedrückt. König Bombe zeigte der Welt, daß und wie man die Frage einer halben Revolution mit einer ganzen Reaktion beantworten müßte. Er wurde der bewunderte und bejubelte Heros der Kontrerevolution in ganz Europa und zwar von rechtswegen. Der weiße bourboniſche Schrecken legte ſeine raffinirt grauſame Hand auf das Land und rüſtete ſich, dieſelbe bei der erſten günſtigen Gelegenheit auch nach der Inſel Sicilien hinüberzuſtrecken. Der Herr Graf von Lebzeltern, öſtreichiſcher Geſandter in Neapel, welcher während der Epiſode konſtitutioneller Schaukelei und nationaler Gaukelei nur noch als „Privatmann“ daſelbſt ſich aufgehalten hatte, mochte ſich jetzt ſchmunzelnd die Hände reiben. Der erſte thatſächliche und glückliche Rückſtoß gegen den großen Vorſtoß von 1848 war gethan.

10.

Die alsbaldige Einwirkung des in Rom von dem Papſte gewollten, in Neapel von dem Bourbon vollzogenen Umſchlags auf den Gang der Dinge in Oberitalien ließ nicht auf ſich warten. Der alte Radetzky konnte ſich dem unfähigen Zauderer von Sardenkönig gegenüber um ſo freier bewegen, als er ſich jetzo vom Rücken her ſicherer fühlte denn etliche Wochen zuvor, wo er ganz Italien gegen ſich gehabt hatte. Er brütete auch nicht lange über ſein bei Goito fehlgeſchlagenes Unternehmen, ſondern ſann vielmehr auf ein neues, welches darauf abzielte, in den Beſitz von Vicenza zu gelangen, was den Hauptſchlüſſel der Hauptverbindungslinie mit daheim wieder erlangen hieß, ſodann ſeinen Truppen die Hilfemittel zu ſichern, welche das venetianiſche Feſtland bot, und endlich den neuen Verſtärkungen, welche im Betrage von 14,000 Mann unter der Führung des Generals Welden das obere Piavethal herabzuſteigen ſich anſchickten, die Hand reichen.

Am 5. Juni brachen die Oeſtreicher von Mantua auf in drei Kolonnen. Eine derſelben ließ der Marſchall über Villafontana nach Verona zurückgehen, um das feindliche Hauptquartier glauben zu machen, ſeine ganze Bewegung habe nur die verſtärkte Sicherung der genannten Feſtung und der Stellung von Santa Lucia zum Zwecke. Mit den zwei anderen Kolonnen aber wandte ſich der Alte auf Legnago, überſchritt dort die Etſch und ſtand am 9. Juni ſüdlich von Vicenza, in einem Halbkreiſe aufmarſchirt, wohl 30,000 Mann ſtark mit 120 Geſchützen. In der von ihrer Verbindung mit dem ſardiſchen Heer abgeſchnittenen Stadt lag, wie wir wiſſen, Durando mit 10,000 Freiwilligen und regulär-päpſtlichen Soldaten, worunter auch ſchweizeriſche Soldbataillone, deren Landsknechteſchickſal es war, hier am Fuße des Monte Berco für das zu fechten, gegen was ihre Mitlandsknechte neuerlich am Fuße des Veſuv gefochten hatten. Dieſe grelle Darlegung des Weſens der Landsknechtſchaft hat ſtark mitgeholfen, ſolche Makel aus dem Wappenſchilde der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft endlich zu tilgen. Durando's Heerſchar zur Seite ſtanden 6000 vicentiner Bürgerwehrmänner und Römer und Schweizer und Vicentiner waren gleichermaßen entſchloſſen, die Stadt zu halten. So haben ſie auch redlich gethan, bis zur äußerſten Möglichkeit. Der Angriff, bei deſſen Einleitung und Durchführung der öſtreichiſche Feldherr natürlich von ſeiner Uebermacht Gebrauch machte, geſchah am 10. Juni und die hartnäckige Kampfarbeit währte bis tief in die Nacht hinein. Da war dann die Lage von Vicenza und ſeinen Vertheidigern ſo hoffnungslos, daß Durando, falls er die Stadt nicht unfehlbarer Vernichtung weihen wollte, kapituliren muſſte. Radetzky gewährte Bedingungen, welche bei Lage der Sachen milde genannt werden konnten. Die kirchenſtaatlichen Truppen ſollten am folgenden Tage mit ihren Waffen, Geſchützen und Fahnen von Vicenza ab und über den Po zurückziehen, aber verpflichtet ſein, in den drei nächſten Monaten nicht gegen Oeſtreich zu fechten. Den Abziehenden könnte ſich von den Vicentinern anſchließen, wer wollte. Es ſchloſſen ſich ihnen wirklich viele an, auch viele Vicentinerinnen. Die Oeſtreicher begleiteten den bunten Auszug mit nicht ſehr zarten Kaſernenſpäſſen, aber der alte Radetzky beſuchte die verwundet in den Lazarethen liegenden Vertheidiger von Vicenza und lobte ihre Tapferkeit. Hierauf nahm der Marſchall raſch Padua, wodurch die Handreichung mit dem auf Treviſo rückenden Welden ermöglicht wurde, entſandte auch eine Brigade nach dem Thal d'Arſa und bis Roveredo hinauf, um mit einem weiteren dort angeſammelten Verſtärkungskorps die Verbindung herzuſtellen, und folgte ſchließlich ſeinem Gewalthaufen zurück nach Verona.

Der Sardenkönig, den man endlich dazu gebracht hatte, doch auch wieder etwas zu thun, wähnte dieſen Gewalthaufen noch droben in Vicenza, als er am 14. Juni eine Umgehung der Terraſſen von Santa Lucia verſuchte, um Verona zu überfallen. Aber die Oeſtreicher waren ſchon wieder an Ort und Stelle, wieſen den ſchlechtgeführten Verſuch ab und dieſer endigte mit einem übelgeordneten Rückzug der Piemonteſen. Die ganze Situation geſtaltete ſich für Karl Albert von da ab immer mißlicher. Die verlorene Hoffnung auf Zuzug aus Toſkana, Rom und Neapel mußte niederſchlagend wirken. Die ſchlechte Armeeverwaltung ließ im Lager einen Mangel einreißen, welcher, verbunden mit den Wirkungen der Strapazen, der Hitze und des ſchlechten Waſſers das Heer decimirte. Tauſende und wieder tauſende von Soldaten lagen in den Spitälern. Zu Anfang des Monats Juli hatte der Sardenkönig ſicherlich nicht mehr als 46,000 Mann unter den Fahnen, während Radetzky nach Heranziehung ſeiner Reſerven zu gleicher Zeit oder doch wenig ſpäter in und um Verona allein nahezu 60,000 Mann hatte und die Geſammtſtreitmacht Oeſtreichs auf italiſchem Boden im genannten Monat auf mehr als 100,000 Mann anwuchs. Was wollte es dieſer maſſigen, der Hand eines rechten Lenkers gehorchenden öſtreichiſchen Heermaſchine gegenüber bedeuten, daß der kühne und geſchickte, kaltblütige zugleich und feurige Bandenführer Giuſeppe Garibaldi an der Spitze ſeiner freiſchärlichen „Alpenjäger“, am Fuße der Alpen den Kleinkrieg führend, die Oeſtreicher in ihrem Rücken vielfach beläſtigte? Seine zeitweiligen Erfolge konnten, weil eben nur im „kleinen Kriege“ errungen, in der Wagſchale der großen Entſcheidungen nicht ſchwer wiegen. Aber der Mann, welchen der Mutter Italia Ruf von der Führung des Guerillaskrieges in den Savannen von Montevideo weg und heimwärts gerufen hatte, war beſtimmt, mittels ſpäter vollbrachter Thaten der von einer Mythen-Gloriole umgebene Heros der italiſchen, ja der europäiſchen Demokratie zu werden, eine Charakterfigur, ein Typus, in welchem alles zur Erſcheinung kam, was die demokratiſche Idee Edles, Großes, Selbſtloſes und Phantaſtiſches hat . . . . Wenig oder gar nichts auch wog in der Wage des Krieges, daß die Lombardei mittels einer auf Anordnung der mailänder proviſoriſchen Regierung vorgenommenen Volksabſtimmung am 29. Mai ihre ſofortige Vereinigung mit dem Königreich Sardinien beſchloß und daß auch das Parlament der kaum wieder erſtandenen Republik Venedig am 4. Juli die „Fuſion“ mit dem Königreiche dekretirte. Was konnte Venedig, welches zu dieſer Zeit ſchon ſo ziemlich auf ſeine Lagunen eingeſchränkt war, was konnte auch die Lombardei mit ihren unorganiſirten, noch dazu durch heftigen Parteihader gelähmten Kräften dem Sardenkönig helfen? Nichts, was der Rede werth war.

Zu Ende Juni's wiegte man ſich in Mailand, Turin und anderen oberitaliſchen Städten noch in ſtolzen Illuſionen hinſichtlich der Sachlage und warf den Gedanken eines Friedens, etwa mit dem Mincio als Gränzlinie, weit hinweg. Die Italiener hätten damals gewiß jeden, der ihnen geſagt hätte, daß, um dieſe Gränzlinie zu gewinnen, zuvor erſt die ganze Macht Frankreichs an ihrer Seite kämpfen müſſte, für einen Verräther ausgeſchrieen oder gar als einen Verräther gelyncht. Und wer ihnen vollends geſagt hätte, daß ein deutſches Heer und zwar in Böhmen das lombardiſche Feſtungsviereck und Venedig für ſie erobern würde, den hätten ſie für den Narren aller Narren erklärt oder, wo möglich, zweimal gelyncht. Ja, ja, es gibt doch keine tollere Komödie als die Weltgeſchichte, obzwar auch keine traurigere . . . Wohl, zu Ende Juni's alſo drückte der engliſche Geſandte in Turin, Aberkromby, die herrſchende Stimmung ganz richtig und getreu aus, wenn er am 30. des Monats an Lord Palmerſton ſchrieb: „Ich halte dafür, daß jede italiſche Regierung, welche mit Oeſtreich auf einer anderen Baſis als der einer vollſtändigen Räumung des Landes (von ſeiten der Oeſtreicher) Friedensunterhandlungen anknüpfen wollte, von dem ganzen übrigen Italien des Verraths an der gemeinſamen Sache bezichtigt werden würde (would be looked upon and treated by the rest of Italy as traitors to the cause)“. Aber auch im Hauptquartiere Radetzky's wäre ein Sprecher für den Frieden übel gefahren. Das an den greiſen Marſchall gerichtete Poetenwort: „In deinem Lager iſt Oeſterreich!“ war jetzt zur Wirklichkeit geworden, und bevor wenigſtens die ſchwarzgelbe Fahne im Triumphe wieder auf die Spitze des Doms von Mailand getragen wäre, durfte hier von Waffenruhe nicht die Rede ſein.

Nach dem abgewieſenen Verſuche der Italiener auf Verona hielten ſich beide kriegführenden Parteien etliche Wochen ruhig. Radetzky zog Verſtärkungen heran und Karl Albert machte es ebenſo, konnte es aber in nicht ſo ausreichendem Maße thun wie ſein Gegner. Das lombardiſche Geſchrei in ſeinem Rücken über ſeine ewige Zauderei, ja Verrätherei wurde aber ſo arg, daß der König ſich bewogen fand, wiederum den Angriffsweg zu verſuchen. Am 12. Juli begannen die Bewegungen der ſardiſchen Armee. Ihr ſtrategiſcher Lenker, General Bava, beging den Fehler, ſie in eine 7 deutſche Meilen lange Linie auseinander zu zerren, oder vielmehr er ließ die Auseinanderzerrung zu, dem Eigenſinne des Königs zu gefallen.

Der äußerſte linke Flügel des Heeres ſtand in Rivoli, das Centrum zwiſchen Verona und Mantua, der rechte Flügel blokirte die letztgenannte Feſtung von der Südſeite. Man ſieht leicht, wie ſehr dieſe Dehnung und Dünnung den Gegner zu Durchbruchſtößen reizen mußte. Einen ſolchen beſchloß Radetzky alsbald zu thun, nachdem er von dem unwankbaren Gorzkowſky, Kommandant von Mantua, die Meldung erhalten hatte, der Feind habe in ſeinen feſten Stellungen auf den Höhen von Sommakampagna und Sona nur wenig Mannſchaft zurückgelaſſen. Und ſo war es: ſtatt, wie bisher, 30,000 Mann hüteten jetzt nur noch 8000 jene wichtige Poſition. Der öſtreichiſche Feldherr liebte es durchaus nicht, zu abenteuern, ſondern vielmehr, möglichſt ſicher zu gehen. So warf er denn im Morgengrauen des 23. Juli, nach einer furchtbaren Gewitternacht, zwei Sturmkolonnen, die eine unter Wratiſlaw (14,000 Mann), die andere unter d'Aſpre (15,000 Mann), welchen er überdies eine ſehr ſtarke Reſerve unter Wocher (18,000 Mann) folgen ließ, von Verona aus überraſchend auf die feindlichen Verſchanzungen. Die Hüter derſelben wehrten ſich mannhaft ſtundenlang gegen die übermächtigen Angriffe, mußten aber doch den ganzen Höhenzug aufgeben, welcher ſich um Mittag in den Händen der Oeſtreicher befand, — ein ſehr beträchtlicher Gewinnſt. Die Verona bedrohende Stellung war genommen, das Centrum der ſardiſchen Armee durchbrochen und die beiden Flügel derſelben ſo auseinandergeſchoben, daß die Herſtellung einer Verbindung zwiſchen ihnen nur auf weiten Umwegen bewerkſtelligt werden konnte.

Am folgenden Tage ſchien ſich das Kriegsglück wieder dem Sardenkönig zuwenden zu wollen. Während frühmorgens Radetzky den Mincio bei Salionze unterhalb Peſchiera's überbrücken ließ, den Fluß überſchritt und den linken Flügel der ſardiſchen Armee unter General Sonnaz zu fluchtähnlichem Rückzug nach Volta drängte, war Karl Albert mit ſeiner Hauptmacht aus den ſumpfigen Bivouaks bei Mantua aufgebrochen und nordwärts marſchirt, um eine Wiederverbindung mit Sonnaz und anderen ſeiner noch am Gardaſee ſtehenden Truppentheile zu ſuchen. Am 23. Juli war ſein Hauptquartier in Marmirolo und er vernahm den Kanonenlärm von Sommakampagna her, richtete aber wunderlicher Weiſe ſeinen Weitermarſch nicht direkt dorthin, ſondern auf Villafranka. Der Marſch war ein ſehr verluſtvoller. Die Sonne glühte erbarmungslos hernieder, der Mundvorrath war knapp oder ganz ausgegangen, die von Hitze, Hunger und Durſt verzehrten Soldaten fielen zu hunderten rechts und links hin. Der öſtreichiſche Marſchall, vorausſetzend, die Italiener würden handeln, wie es der geſunde Menſchenverſtand und die Kriegskunſt forderte, d. h. alle Muſkeln anſpannen, um ſo raſch, wie möglich, ihre ſämmtlichen Streitkräfte auf dem rechten Ufer des Mincio zu vereinigen, hatte inzwiſchen ſeinen ganzen Gewalthaufen zum überſchreiten des Fluſſes in Marſch geſetzt, um drüben dieſe vorausgeſetzte Vereinigung zu hintertreiben. Auf dem linken Mincioufer ſtand am 24. Juli von der operirenden öſtreichiſchen Armee nur noch die 3000 Mann ſtarke Brigade Klam-Gallas und zwar in Kuſtozza. Radetzky, welcher von dem eine Wegſtunde nordwärts von Valeggio gelegenen Monte Vento herab die Bewegungen ſeiner Truppen lenkte, hatte der von dem General Simbſchen kommandirten Brigade Lichtenſtein, welche in Sanguinetto geſtanden war, den Befehl zugehen laſſen, auf Villafranka zu rücken und die Brigade Klam in Kuſtozza abzulöſen, — ein Befehl, welcher dem Sardenkönig Gelegenheit gab, ſeinen letzten Glückswurf zu thun. Denn als der lichtenſtein'ſche Harſt, 7—8000 Mann ſtark, in der glühenden Mittagshitze des 24. Juli Sommakampagna erreicht hatte und nach gründlicher als nöthig mit Wein geſtilltem Durſte nicht ſehr feſt aufgeſchloſſen nach Kuſtozza weiterzog, wurde er von Villafranka aus durch die Piemonteſen mit großer Uebermacht angegriffen, mit einem Ungeſtüm und Erfolg, welcher nicht nur die Brigade vernichtete, ſondern auch den ganzen Höhenzug von Sommakampagna bis Kuſtozza herab wieder in italiſche Gewalt brachte.

Der Sardenkönig hätte jetzt, wenn er raſch handelte, ſeine Verbindung mit Sonnaz, deſſen Standort in Volta er kannte, zuwegebringen können; allein der Erfolg vom 24. Juli wirkte ſo ſinnbethörend, daß Karl Albert, welcher des Wahns lebte, er hätte den ganzen linken Flügel der Oeſtreicher geſchlagen, in der Meinung beſtärkt wurde, ſein tolldreiſtes herumabenteuern zwiſchen den feindlichen Armeekorps und Feſtungen ſei das Wahre. Er ſollte bald eines anderen belehrt werden. Denn der alte Radetzky, welchen der Untergang der Lichtenſteiner doppelt wurmen mußte, weil er denſelben ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit auf Rechnung zu ſetzen hatte, brannte darauf, die Scharte auszuwetzen. Er wetzte ſie aus, aber nur mit größter Anſtrengung; denn in der entſcheidenden Schlacht von Kuſtozza-Sommakampagna, welche am 25. Juli geſchlagen wurde, haben die Italiener gegen die feindliche Uebermacht, gegen die Ungunſt ihrer Stellung, gegen die Glühhitze, gegen Hunger und Durſt mit ruhmvollſter Mannhaftigkeit und Ausdauer gerungen. Es war ein ſchrecklicher Ringkampf. Karl Albert und ſeine beiden Söhne, die Herzoge von Savoien und Genua, gaben ihren Truppen das Beiſpiel vollendeter Todesverachtung und auch der alte Radetzky ritt mitten ins Feuer hinein.

Zum Glück für die Oeſtreicher war ihr Mincioübergang nur erſt theilweiſe bewerkſtelligt, als die Befehle des Marſchalls ergingen, umzuwenden und gen Oſten und Südoſten Front zu machen. Dieſe Front, am Morgen des 25. Juli gebildet, reichte von Valeggio, wo Wratiſlaws Korps den rechten Flügel bildete, über Olioſi, wo Wochers Korps als Centrum ſtand, bis nach Kaſtelnuovo hinauf, wo d'Aſpre's Korps den linken Flügel formirte. Karl Albert mußte nun, um noch Rettung zu finden, den Rath Bava's annehmen, welcher dahin ging, alle am linken Ufer des Mincio vorhandenen Kräfte — ſie betrugen höchſtens 20,000 Mann, während Radetzky 35,000 in ſeiner Schlachtlinie hatte und außerdem das eben aus Tirol gekommene thurn'ſche Korps von 10,000 Mann, ſowie die Beſatzungen von Verona und Mantua — zu einem Gewaltſtoß auf Valeggio zuſammenzufaſſen, um dort durchzubrechen, die Minciobrücke und die Verbindung mit Sonnaz zu gewinnen, welcher General befehligt werden ſollte — und wirklich befehligt wurde, aber zu ſpät — ſeinerſeits von Weſten her auf Valeggio loszugehen. Allein der König verſchmähte dieſen bei Lage der Sachen beſten Rath. Er beſchloß, die Höhen von Sommakampagna feſtzuhalten und zugleich Valeggio anzugreifen, eine Doppelaktion, zu welcher ſeine Streitkräfte lange nicht ausreichten. So ging denn die Schlacht, wie ſie gehen muſſte, da die Piemonteſen an den Kampfſtellen gegen eine dreifache Uebermacht zu fechten hatten.

Zur achten Morgenſtunde ließ Karl Albert die Trommeln zum Angriff auf Valeggio rühren und wenig ſpäter begannen d'Aſpre von Nordweſten her und der Kommandant von Verona, General Haynau, von Oſten her ihre Angriffsbewegungen auf Sona und Sommakampagna. Hier ging es am heißeſten her und erſt nachmittags 3 Uhr wurde nach beharrlichſtem Widerſtand der rechte Flügel des ſardiſchen Heeres durch die mit Macht vordrückenden Oeſtreicher über den Südabhang des Höhenzuges gen Villafranka hinabgeſtoßen. Aber der Stoß war nachhaltig genug, auch das piemonteſiſche Centrum bei Kuſtozza wanken zu machen. Bei einbrechender Nacht muſſte von Villafranka aus, um welches her die geſchlagene Armee ſich zuſammengeſchoben hatte, über Quaderni der Rückzug zum und über den Mincio angetreten werden. Es war ein Rückzug von Tapfern, welcher dem Feinde geradezu imponirte. In der Nachhut ritt Karl Albert, „regungslos wie ein Krucifix" den Kugeln der Verfolger trotzend. Die Oeſtreicher bekennen, an dieſem Entſcheidungstage an Todten, Verwundeten und „Vermiſſten" 67 Offiziere und 1967 Soldaten eingebüßt zu haben, während die Italiener ſagen, ſie ihrerſeits hätten 629 Todte und 270 Gefangene auf der Walſtatt zurückgelaſſen.

Der Rückzug währte die ganze Nacht und den Morgen des folgenden Tages. Er ging auf Goito, wo Sonnaz, von Volta aufgebrochen, mit ſeinen nahezu 8000 Mann zu dem Könige ſtieß. Dieſer ſchickte das Korps nach Volta zurück; aber als ſich daſſelbe Abends dem Orte näherte, fand es dort ſchon die Vortruppen d'Aſpre's. Sonnaz beſchloß den Sturm und ein ganz ſchenſälig wilder Kampf wüthete in den Gaſſen des Städtchens die Nacht hindurch. Italiener und Oeſtreicher zeihen einander gegenſeitig gräulicher Unthaten, welche in dieſer Mordnacht begangen worden, und beide mit Recht. Sonnaz muſſte bei Tagesanbruch weichen, da die Oeſtreicher raſch ſich verſtärkten, erhielt aber von Goito her ebenfalls Verſtärkungen und den Befehl, Volta ſchlechterdings zu nehmen. Er verſuchte es vergeblich, denn ſchon ſtand d'Aſpre's ganzes Korps in und um Volta. Sonnaz zog mit ſeinen Truppen, die faſt übermenſchliches geleiſtet hatten, am 27. Juli rückwärts gen Süden auf Cerlungo. Noch bewieſen auch auf dieſem Rückzuge Reiterei und Artillerie eine imponirend heldiſche Haltung; aber mit der Infanterie war es aus. Es war überhaupt aus mit der Sache Karl Alberts. Das Gefecht bei Volta war nur ein letzter Verzweiflungsſtreich geweſen, deſſen Ausgang furchtbar lockernd, löſend und demoraliſirend auf die beſiegte Armee des Königs wirkte, welche den 40,000 Mann Oeſtreichern, die am 27. Juli auf dem rechten Ufer des Mincio ſtanden — Radetzky hatte das wocher'ſche Korps dem von d'Aſpre geführten nachgeſchoben und das wratiſlaw'ſche bei Valeggio übergehen laſſen — unmöglich mehr ſtandhalten konnte. Ein energiſches Nachdrücken der Oeſtreicher muſſte über das königliche Heer Vernichtung oder wenigſtens vollſtändige Auflöſung bringen.

Doch genug und übergenug der Kriegsgeſchichten und dem Ende zu! Am 28. Juli ſandte Karl Albert drei ſeiner Generale zum öſtreichiſchen Marſchall, um einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen. Radetzky wollte denſelben gewähren unter Bedingungen, welche inbetracht der Verhältniſſe gemäßigt genannt werden muſſten: — Zurückgehen der Piemonteſen hinter die Adda, Aufhebung der Blokade von Trieſt mittels Heimrufung der ſardiſchen Flotte, aufgeben Venedigs, fahrenlaſſen von Parma und Modena und Räumung der Feſtungen Peschiera, Rocco d'Anfo und Pizzighettone. Aber mit Annahme dieſer Bedingungen hätte ja das Haus Savoien von wegen des verſuchten verſchluckens der lombardiſchen „Artiſchoke" thatſächlich Reue und Leid gemacht und hätte die „Spada d'Italia" ihre Ohnmacht, die Nationalſache aufrecht zu halten, eingeſtanden. Das durfte nicht ſein oder wenigſtens hoffte man durch Weiterführung des Krieges ſolcher Demüthigung zu entgehen. Weiter zurück jedoch muſſte man, das unterſtand gar keiner Frage, ſondern nur, in welcher Richtung? Man wuſſte im ſardiſchen Generalſtabe recht gut, daß es das beſte, ja einzig richtige wäre, ſüdwärts über den Po zu gehen, um hinter der Schutzlinie deſſelben der decimirten, erſchöpften und demoraliſirten Armee wieder Halt, Erholung und Auffriſchung zu verſchaffen. Allein das hieß ja Mailand preisgeben, die Hauptſtadt der Lombardei ſo zu ſagen an's Meſſer liefern. Was würde das für ein wüthendes Geſchrei über Verrath hervorrufen! So ging denn der Rückzug ſtatt ſüdwärts gen Weſten, immer weiter gen Weſten, nachdem der Verſuch, hinter dem Oglio Stellung zu nehmen, ſofort miſſlungen war. General Bava, welcher faktiſch das Heer kommandirte, leitete den Rückzug mit Geſchicklichkeit und Unerſchrockenheit. Seine Reiterei und Artillerie wuſſte den Oeſtreichern das allzu haſtige nachſetzen nach da und dort zu verleiden. Am Abend vom 1. Auguſt war er in Lodi, hinter der Adda, wo er ſich zu ſetzen gedachte. Allein der Befehl des Königs, mit der ganzen Streitmacht zum Schutze Mailands eilends ſich aufzumachen, rief ihn weiter nordweſtwärts. Dorthin drückte nun auch Radetzky mit aller Macht, nachdem er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen erfahren, daß der Feind das räthlichſte, d. h. die Ausbeugung gen Süden und über den Po, verſchmäht hatte.

In Mailand hatte man noch am 26. Juli unmäßig über den Sieg gefrohlockt, welchen die Piemonteſen am 24. über die Lichtenſteiner bei Sommakampagna davongetragen, und hatte zahlloſe Evvivas für Karlo Alberto zum Himmel „aufdonnern“ laſſen. In dieſes Gedonner ſchnitt nun die Nachricht vom Ausgange der Schlacht bei Kuſtozza wie ein grimmiger Hohnpfiff hinein. Die Mailänder wollten zunächſt ſchlechterdings nicht daran glauben; allein die Hiobspoſten drängten ſich und beſtätigten einander. Nach überwundenem erſtem Schrecken machte man noch heroiſche Grimaſſen, haſelirte vom „Krieg bis auf's Meſſer“ und vom ſichbegraben unter den Trümmern der bis aufs äußerſte zu vertheidigenden Stadt, ſo die „deutſchen Barbaren" einen Angriff auf dieſelbe wagten. Worte voll Wind, ſonſt nichts. Man war eben jetzt auch in Mailand nicht mehr im März, ſondern im Auguſt: die Blüthen des „Völkerfrühlings" waren längſt welk vom Baume der Zeit gefallen, ohne Früchte angeſetzt zu haben.

Am 3. Auguſt beim Tagesgrauen kam der König von Lodi her vor Mailand an und nahm vor dem „römiſchen" Thore außerhalb der Stadt im Albergo San Giorgio ſein Quartier. Ihm folgte ſein geſchlagenes Heer, alles in allem weniger als 30,000 Mann, welchen der öſtreichiſche Marſchall mit wenigſtens 50,000 Mann nachſetzte, ſo daß ſeine leichten Vortruppen nicht viel ſpäter als die Piemonteſen vor Mailand eintrafen. Nachdem dann Karl Albert im Einverſtändniß mit der proviſoriſchen Regierung und der Mehrzahl der Bevölkerung beſchloſſen hatte, unter den Mauern der Stadt noch einmal zu ſchlagen und dieſe ſelbſt nachdrücklich zu vertheidigen, verlegte er ſein Hauptquartier in den nahe bei der Skala gelegenen Palazzo Greppi. Klüger freilich wäre es für ihn geweſen, gar nicht in die Stadt hereinzukommen; denn ſein Entſchluß ging ja doch, wie bald offenbar wurde, nicht ſo weit, mit den Trümmern ſeiner Armee unter den Trümmern von Mailand ſich zu begraben. Hierzu hätten auch ſeine über den kalten Empfang, der ihnen von ſeiten der Mailänder geworden, ſehr verſtimmten Generale ſicherlich ihre Zuſtimmung nicht gegeben. Derweil ſchien die Noth, ſowie die Erinnerung an die Märztage die Bevölkerung aufflammen zu machen. Thore und Straßen wurden barrikadirt, eine nach Waffen ſchreiende Menge füllte die öffentlichen Plätze, mit dem Geraſſel der piemonteſiſchen Trommeln miſchte ſich das Geheul der Sturmglocken, ſchöne Frauen und ſchönere Mädchen trugen den Vertheidigern der Wälle Speiſe und Trank zu, kurz viel guter Wille, aber nirgends Vertrauen erweckendes organiſiren, feſtes lenken und verſtändiges gehorchen, ſondern nur Trubel, Tumult und Strohfeuer.

In der Morgenfrühe des 4. Auguſt dröhnte das Kanonengebrumm der anrückenden Oeſtreicher nach Mailand herein. Es kam näher und näher. Die Piemonteſen ſchlugen ſich den Tag über mit gewohnter Tapferkeit gegen die auf den nach Lodi und Pavia führenden Straßen herandrängenden öſtreichiſchen Kolonnen. Aber dieſe gewannen doch ſo ſehr Boden, daß mit Einbruch der Nacht ſämmtliche Truppen in die Stadt zurückgezogen werden muſſten. Nun eiliger Kriegsrath im Palazzo Greppi. Iſt Mailand zu halten? frug der König. Nein, Majeſtät! entgegneten die Generale. — Ihr meint, wir müſſten auf die Rettung unſeres eigenen Heeres bedacht ſein? — So meinen wir, als gute Piemonteſen und gute Italiener, denn auf der Exiſtenz von Eurer Majeſtät Armee beruht trotz alledem die Zukunftshoffnung Italiens. — Aber das Schickſal dieſer Stadt? — Allgemeines Achſelzucken, welches zu deutſch bedeutete: Das Hemd liegt uns näher als der Rock.

Kurz darauf ritten zwei piemonteſiſche Generale auf der Straße nach Lodi. Um Mitternacht gelangten ſie nach San Donato, wo ſich Radetzky's Hauptquartier befand. Ich gewähre die erbetene Kapitulation, ſagte der Alte. — Aber die Bedingungen, Excellenza? Wir bieten die Räumung der Lombardei gegen die Zuſicherung freien Abzugs unſerer Truppen aus Mailand. — Einverſtanden. — Und gegen Sicherung des Lebens und Eigenthums der Einwohner. — Ich gewähre den Mailändern 12 Stunden Friſt zum Abzug und werde ſie der Gnade meines Kaiſers empfehlen. Was dieſer über ſie verhängen wird, weiß ich nicht; ich meinerſeits kann nur für die Mannszucht meiner Soldaten gutſtehen . . .

Am folgenden Morgen verwunderten ſich die Mailänder, daß alles ſo ſtill bliebe. Dann lief die Sage um, der König habe kapitulirt. Sie fand keinen Glauben. Zwei arme Teufel, welche die Senſationsnachricht auf den Domplatz brachten, wurden für verkleidete Oeſtreicher gehalten, welche zwiſchen Lombarden und Piemonteſen Zwietracht ſtiften wollten, und vom „Volke" in Stücke zerriſſen. Aber die Kapitulation war doch eine Thatſache. Als ſie nicht mehr beſtritten werden konnte, brach der Pöbel los und Karl Albert erntete den Undank des Nichterfolgs. Die gegen ihn verübten Schandbübereien hätten dem Manne, welcher, was auch ſeine Fehler waren, ſein und ſeiner Söhne Leben ſo oft für die Mailänder eingeſetzt hatte, unter allen Umſtänden erſpart werden ſollen, — erſpart werden ſollen trotz des kläglichen ſchwankens ſogar, in welches er jetzt wieder verſiel. Freilich, ſeine Lage war ſchrecklich. Die Stadt glich an dieſem 5. Auguſt einem brandenden Meere von Anarchie. Die Sturmglocken heulten von hundert Thürmen, die Menge wälzte ſich geifernd und brüllend durch die Straßen, unter gräulichen Verwünſchungen „Tod dem Verräther von König!“ drohend. Vor dem Palazzo Greppi ballte ſich ein tauſendgliedriger Lumpenklumpen, fiſtulirte in allen Tönen der Wuthſkala zu den Fenſtern hinauf, ſtürzte die königlichen Reiſewagen, die vor dem Thore ſtanden, um und verſtopfte daſſelbe damit, damit dem „Verräther“ die „Flucht“ unmöglich wäre. Es hatte aber doch den Anſchein, daß nicht allein der ſüße und der ſaure Pöbel gegen die Kapitulation und für verzweifelte Vertheidigung ſei. Denn zwei Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, Litta und Anelli, überbrachten dem König einen förmlichen Proteſt gegen die Uebergabe und zugleich die Verſicherung, Mailand ſei zur äußerſten Gegenwehr entſchloſſen. Daraufhin ſagte der König: „Nun wohl, ſo will auch ich bis auf den letzten Mann fechten“. Der unglückliche Mann, zur Stunde von ſeinen Truppen ganz abgeſchnitten, muſſte der Pöbelei auch noch den Gefallen thun, auf den Balkon hinauszutreten und ſeine Erklärung zu wiederholen. „Gut, ſo zerreißt die Kapitulation!“ ſchrie die Menge hinauf und der König zog ein Papier hervor und zerriß es. Unter wüthendem Beifallshalloh natürlich.

Aber die wüſte Poſſe ſchlug Abends wieder ins gefährliche um. Es hieß, und zwar mit Wahrheit, der Erzbiſchof ſei mit dem Podeſta unter Vorwiſſen des Königs zum Radetzky hinausgegangen, um für die Stadt erträgliche Uebergabebedingungen nachzuſuchen. Sofort wieder Volksraſerei vor dem Palazzo Greppi, in das Gebrüll „Tod dem Verräther! Tod dem Betrüger!“ hinein krachten Schüſſe, Kugeln ſchlugen in die Fenſterſcheiben des königlichen Gemachs, die Rotten rannten Thor und Thüren ein und die wüſte Flut ſchwoll die Treppen hinan, hielt aber doch inne vor den entblößten Degen der Offiziere im Vorzimmer. Entſchloſſener Widerſtand, ja nur der Anſchein von ſolchem bringt rebelliſche Sklaven ſtets zum ſtehen. Dem Oberſt Lamarmora und dem Kavaliere Torelli gelang es, dieſem abſcheulichen Intermezzo im Schlußakt einer nationalen Tragödie ein Ende zu machen. Sie kletterten von einem Balkon des Palaſtes hinunter, eilten nach den Wällen und holten von dort ein Bataillon Garde und eine Kompagnie Verſaglieri zur Rettung und Befreiung des Königs herbei. Die anrückenden Truppen ſtäubten das tobende Pack auseinander, nahmen dann den König in ihre Mitte und ſo ging er, ſeinen älteſten Sohn an der Seite, nach dem Kollegium Kalchi Taegi, wo General Bava ſein Quartier hatte. Hier gab Karl Albert dem General Saloſko, ſeinem Generalquartiermeiſter, Vollmacht, die Vereinbarung, welche der Podeſta und der Erzbiſchof inzwiſchen mit Radetzky wegen Uebergabe der Stadt abgeſchloſſen hatten, auch in ſeinem Namen zu unterzeichnen. Der Feldmarſchall verſprach in dieſem Aktenſtücke Schonung Mailands und bewilligte freien Abzug allen Leuten, welche die Stadt verlaſſen wollten, bis zur achten Abendſtunde des 6. Auguſt; nur müſſten die Ausziehenden die nach Magenta führende Straße einſchlagen. Das ſardiſche Heer ſollte ſeinen Abzug ſofort beginnen und in zwei Märſchen den Teſſin hinter ſich bringen. Um 8 Uhr Morgens würden die Oeſtreicher das „römiſche“ Thor, um Mittag die Stadt beſetzen.

An dieſem 6. Auguſt brach Karl Albert ſchon 2 Stunden nach Mitternacht aus dem Kollegium auf, um die Stadt durch das Vercelli-Thor zu verlaſſen. Es war ein bitterer Weg für ihn, denn die Pöbelherden wachten und ließen die Häuſerwände links und rechts von ihrem raſenden „Tod dem Verräther!“ widerhallen. Da und dort machten ſie Miene, ſich auf die Schutzwache des Königs zu ſtürzen, und beim Thore ſelbſt muſſte man mit Waffengewalt ihm und ſeinem Gefolge freien Paß ſchaffen. Alſo verließ die „Spada d'Italia“, der Mann, für welchen nur wenige Tage zuvor in Mailand hunderttauſend Evvivas zum Himmel „aufgedonnert“ hatten, unter Flüchen, Verwünſchungen und Todesdrohungen wie ein gehetzter Flüchtling dieſe Stadt. Geordnet und ſchweigend folgte ihm ſein Heer, Groll im Herzen, aber denſelben bändigend und der urtheilsloſen, wankelmüthigen und feigen Kanaglia, von welcher dieſe braven Soldaten mit Läſterungen überſchüttet, ja ſogar von Fenſtern herab und hinter Gartenmauern hervor meuchleriſch beſchoſſen wurden, nur Blicke der Verachtung gönnend.

Die Morgenſonne beſchien ein herzzerreißendes Schauſpiel, das an Scenen erinnerte, welche im Mittelalter während der Kämpfe der italiſchen Republiken mit Friedrich dem Rothbart auf lombardiſchem Boden geſpielt hatten. Ein Drittel der Einwohnerſchaft verließ Herd und Haus und Heim: an 60,000 Mailänder und Mailänderinnen jedes Alters zogen ins Exil.

Wer von den Beſitzenden in der Stadt zurückblieb, welche etliche Stunden lang gänzlich dem Belieben anarchiſcher Pöbelei preisgegeben war, mußte ſich ſehr unbehaglich fühlen. Es drohte ſichtbar wüſteſtes, denn unter dem wohlfeilen Vorwande, „Verräther“ aufzuſpüren und zu beſtrafen, ließen ſich alle bübiſchen Gelüſte und verbrecheriſchen Triebe befriedigen*). Schon hob auch wirklich das plündern reicher Häuſer, z. B. der Palazzi Viſkonti und Litta durch die Kanaglia an. Der Podeſta begab ſich daher eilends wieder hinaus ins öſtreichiſche Hauptquartier, um den Marſchall zu bitten, das einrücken ſeiner Truppen früher ſtattfinden zu laſſen, als die Uebereinkunft beſtimmte. Das mailänder Bürgerthum ſah ſich demnach in der Lage, gegen ihre eigenen Landsleute und Stadtgenoſſen den Schutz der „barbari tedeschi“, der „stupidi austriaci“ anzurufen, — einer der häſſlichſten Schmutzkleckſe auf den Blättern der italiſchen Revolutionsgeſchichte. Im übrigen iſt es wahr und die maſſenhafte Auswanderung der Einwohnerſchaft hat es bewieſen, daß es von ſeiten vieler Mailänder ernſtgemeint war, wenn ſie erklärten, lieber das ärgſte dulden als die Oeſtreicher wiederum innerhalb der Mauern ihrer Vaterſtadt ſehen zu wollen.

---

*) Depeſche des ſchweizeriſchen Konſuls (Reymond) aus Mailand vom 7. Auguſt 1848: „Les cris à la trahison s'éleverent de toutes parts et pendant quelques heures nous nous trouvames sans autorités au milieu d'une population désespérée, qui menaçoit de se porter à des excès“. Wie ſticht dieſer Satz ab gegen den folgenden, der Depeſche Reymond's vom 23. März entnommen: — „Impossible de décrire l'enthousiasme du pays et sa ferme volonté de reconquérir son indépendance. L'ordre le plus admirable n'a pas cessé un moment de regner dans la ville, tout le monde était au poste du devoir“. S. B. A. Dieſe beiden Stellen erzählen eine ganze Geſchichte.

Um 10 Uhr Morgens am 6. Auguſt zog demzufolge der öſtreichiſche Sieger an der Spitze von d'Aſpre's Heerſchar in die wiedereroberte Hauptſtadt der Lombardei ein. Wenn die ſardiſchen Truppen auf ihrem Marſche rückwärts blickten, konnten ſie noch die ſchwarzgelben Fahnen auf den Thürmen Mailands flattern ſehen. Am Abend ließ der Feldmarſchall den Erlaß ausgeben, daß er vorläufig die Militär- und Civilregierung der Lombardei an ſich genommen habe. Die eiſerne Hand des Martialgeſetzes ſtreckte ſich über das Land aus, der Säbel war in allem die erſte und letzte Inſtanz. Natürlich fühlte und benahm ſich der verhaſſte „Weißkittel“ als Sieger, hielt aber Mannszucht. Die Anordnungen des Feldmarſchalls zeugten — ſelbſt wuthſchäumende Italianiſſimi haben das nicht zu leugnen gewagt — von Mäßigung und Milde. Allein trotzdem legte ſich laſtend eine Wolke unſäglicher Trauer auf die Stadt. Da und dort lüftet ſich ein Zipfel dieſer Wolke und läßt in dem düſteren Gemälde einen ſchneidigen Zug von Humor wahrnehmen. So, wenn öſtreichiſche Soldaten, in eine Kunſtgalerie einquartiert, die Statuen helleniſcher Götter und Göttinnen als Aufhängeſtänder benützten und da einem Apoll eine ungariſche Grenadiermütze aufgeſetzt, dort die Patrontaſche eines Gränzers einer Venus als Gürtel umgebunden wurde.

Am 9. Auguſt kam der zwiſchen Oeſtreich und Sardinien vereinbarte Waffenſtillſtand zum Abſchluſſe, vorläufig auf 6 Wochen, jedoch beiderſeitig mit Inausſichtnahme einer Verlängerung. Er nahm die bisherige Gränze zwiſchen den beiden Staaten als Demarkationslinie an und hatte zum Hauptinhalt die gänzliche Räumung der Lombardei, Parma's, Modena's, Piacenza's, ſowie Venedigs von ſardiſchen Land- und Marineſtreitkräften. Am 10. Auguſt richtete Karl Albert von Vigevano aus ein würdig gehaltenes Manifeſt an die „Völker des Königreichs", welches mit den Worten ſchloß: „Die Sache der Unabhängigkeit Italiens iſt noch nicht verloren!" Die Fahne dieſer Sache ließ jetzt nur noch Garibaldi im Felde flattern; allein dies flattern währte wenige Tage. Der kühne Bandenführer war, als er den Anmarſch der Oeſtreicher auf Mailand erfahren, mit ſeinem Freiharſt von 4000 Mann von den Abhängen der Alpen herabgeſtiegen und bis Monza vorgegangen, um den Mailändern zu Hilfe zu eilen. Die Kapitulation der Stadt machte dies unmöglich und Garibaldi wandte ſich nach Komo und Vareſe zurück, um in jenen Gegenden den kleinen Krieg gegen die Oeſtreicher fortzuſetzen, hatte aber, am letztgenannten Ort angekommen, von ſeinen 4000 Freiſchärlern nur noch 2000; die Hälfte hatte ſich unterwegs „ſeitwärts in die Büſche" geſchlagen. Trotzdem harrte der Führer noch aus. Er marſchirte von Vareſe nach Arona, bemächtigte ſich dort etlicher Dampfboote, ſetzte ſeine Schar darauf und landete mit ihr am 16. Auguſt bei Luino am Oſtufer des Lago Maggiore, von wo er eine dort ſtehende ſchwache öſtreichiſche Truppenabtheilung vertrieb. Radetzky ließ nun das ganze Korps d'Aſpre's gegen dieſen Verſuch, einen „Volkskrieg" anzufachen, aufbrechen. Die noch mehr zuſammengeſchmolzene und ſehr erſchöpfte Freiſchar wurde am 26. Auguſt bei Murazzone mit Uebermacht überfallen und nach tapferer, aber hoffnungsloſer Gegenwehr vollſtändig zerſprengt. Garibaldi ſelber rettete ſich mit wenigen Kameraden über den See und nach der Schweiz. Der erſte Akt der nationalen Erhebung Italiens war zu Ende . . .

Alſo hat die zweiundachtzigjährige Greiſenhand Radetzky's den Doppeladler wieder nach Mailand zurückgetragen. Aber das triumphirende Finale des Radetzky-Marſches ſollte erſt im März des folgenden Jahres aufgeſpielt werden.

II.

Eljen und Zivio.

1.

Die pariſer Juniſchlacht und die Niederwerfung des italiſchen Nationalbanners durch Radetzky verkündigten ſehenden Augen und hörenden Ohren unwiderſprechlich, daß die Sache der Völker verſpielt ſei. Denkende Demokraten in Deutſchland fühlten das wohl, und wenn ſie weiterhin noch mitthaten — was ſie übrigens auch hätten bleiben laſſen können — ſo geſchah es nur der eigenen und der Ehre der Partei wegen. Sie fanden es unſchicklich, einer halb oder ganz verlorenen Sache den Rücken zu kehren. Was die Redenraſpeler und Paragraphenhaſpeler betraf, die merkten natürlich nicht, welche Stunde es an der Glocke der Jahresuhr geſchlagen hatte, ſondern raſpelten und haſpelten emſig weiter, als wäre nichts geſchehen. Noch mehr, dieſe edlen, edleren und edelſten Männer waren über die Siege Kavaignaks und Radetzky's ſeelenvergnügt. Jetzt endlich, meinten ſie, ſei für gehörige Windſtille geſorgt, ſo daß ſie ihr Reichsverfaſſungskartenhaus und dergleichen papierene Babelbauten mehr ungeſtört in die Luft thürmen könnten. Eine der rührendſten Blödſinnigkeiten, welche jemals geſchehen ſind. Aber „in dem kindiſchen Spiele“ muſſte doch wohl ein „tiefer Sinn“ liegen; denn die es ſpielten, waren ja lauter „Staatsmänner“.

Dieſe guten, beſſeren und beſten Männer deutſcher Nation waren wie eigens dazu angefertigt, die Rolle von betrogenen Betrügern mit der ganzen Gravität und Grandezza der Biedermaierei zu ſpielen, und die Rolle ließ ſich im Sommer von 1848 noch ohne allzu große Mühwaltung durchführen, da in Wien ſowohl als auch in Berlin die Märzdekoration noch nicht von der politiſchen Schaubühne weggeſchafft worden war. Die Auguren des Konſtitutionalismus durften einander noch anſehen, ohne ſich ins Geſicht zu lachen, und die Haruſpices des Parlamentarismus konnten noch mit wichtigſter Miene weitergrübeln in den Gedärmen ihres todtgeborenen Wechſelbalges, ohne durch die Ungemüthlichkeiten, welche Belagerungszuſtand und Standrecht mit ſich zu bringen pflegen, in dieſen ihren „ſtaatsmänniſchen“ Arbeiten geſtört zu werden . . .

Drunten in der Donauſtadt war es nach den Maitumulten zeitweilig leidlich ruhig geworden. Die Krakehlokratie hatte ſich heiſer geſchrieen und die Lumpagogie mußte ſich auf Bierbänken und in Schnapsbuden erſt zu neuen Großthaten ſtärken. Beide Sorten von unheiliger Kanaille, von Hundepack im verwegenſten Wortſinne, duckten einſtweilen unter, maßen das feſte Zuſammenhalten von Aula und Garde, d. h. von Studentenlegion und Bürgerwehr, die Aufrechthaltung der Ordnung verbürgte. Unter dieſem Schutze regierte der gute Herr von Pillersdorff weiter, ſo gut es eben gehen wollte, indem er ſeinen Kollegen Doblhoff an das kaiſerliche Hoflager nach Innsbruck ſandte, damit derſelbe ſo zu ſagen ein Kleiſter wäre, welcher das dermalen in partibus fidelium reſidirende ſo zu ſagen Staatsoberhaupt mit der Centralregierung in Wien zuſammenleimte. Selbſtverſtändlich hatte Herr von Doblhoff die Neben-, d. h. die Hauptaufgabe, in der tiroler Hofburg darüber zu wachen, daß die theuren „Märzerrungenſchaften“ keinen Schaden litten. Ach, dieſe Errungenſchaften hatten eine bedenkliche Aehnlichkeit mit der „federloſen Brut“, welche in des alten Horatius Epode von „Schlangen“ bedroht wird. Auch in der Weihrauchsatmoſphäre der innsbrucker Burg war an ſolchen Reptilien keineswegs Mangel, nur daß ſie auf zwei Beinen ſchlichen, ſpitzenbeſetzte Unterröcke, auch Generaladjutantenhoſen, Diplomatenfräcke und Kammerherrnſchlüſſel trugen, und der arme Doblhoff hätte zu dem guten Blumenzüchter Ferdinand ſagen können wie der römiſche Poet zum Mäcenas:

„Comes minore sum futurus in metu,
Qui major absentes habet,
Ut adsidens implumibus pullis avis
Serpentium allapsus timet
Magis relictis, non uti sit auxili
Latura plus praesentibus“ *).

Herr von Doblhoff hat ſicherlich das Schlangengeziſche nicht ganz überhört, aber den wirklichen und vollen Sinn deſſelben hat er nicht verſtanden. Es gab ja angenehmeres für ihn zu hören, wie z. B. jenes aus der tiroler Hofburg ergangene kaiſerliche Manifeſt vom 3. Juni, welches den Kaiſer erklären ließ, daß er zwar durch die Art und Weiſe, wie er zur Gewährung eines „konſtituirenden“ Reichstags veranlaſſt worden, „tief verletzt“ ſei, daß er aber trotzdem „die Sache ſelbſt feſthalten“ werde und daß es „ſein ſehnlichſtes Verlangen, die baldige Eröffnung des Reichstages in Wien möglich zu ſehen“. Die Blicke des Hofes waren eben damals noch allzu ängſtlich auf die noch nicht ſehr beruhigende Sachlage in der Lombardei gerichtet, als daß man ſich getraut hätte, eine andere Sprache zu führen. Die geführte klang in den Ohren der wiener Bürgerſchaft ſehr lieblich und ſteigerte noch ihre Sehnſucht nach der Rückkehr des Kaiſers **).

---

*) Zur Seite dir bin minder ich in Sorg' und Angſt,
Die den Entfernten ſtärker plagt,
Dem Vogel gleich, der bei der federloſen Brut
Der Schlangen Anſchlich fürchtend ſitzt,
Und wenn er fern iſt, mehr ſich ängſtigt, ob er gleich
Mit ſeiner Gegenwart nicht hilft.

**) Depeſche Giſingers vom 7. Juni: „Die große Mehrzahl der Bevölkerung Wiens wünſcht die Rückkehr des Kaiſers ſehnlich“. Vom 28. Juli: „Was die Gemüther in Wien am meiſten beſchäftigt, iſt die Rückkehr des

Da aber einflußreiche Damen die Sommerfriſche im Thale des Inn ſehr begreiflicher und verzeihlicher Weiſe erquicklicher fanden als die Heimkehr in die ſchwüle Donauniederung, ſo verzögerte ſich die kaiſerliche Wiederüberſiedelung nach Wien ſo ſehr, daß Pillersdorf und Doblhoff höchſt dringend anriethen, wenigſtens einen Stellvertreter der Perſon des Kaiſers zu ernennen, um den Reichstag zu eröffnen und überhaupt der Centralregierung durch ſeine Anweſenheit mehr Halt und Gewicht zu geben. Der paſſendſte Stellvertreter, riethen die Miniſter weiter, wäre der Erzherzog Johann, welcher, auch ſeiner Wahl zum deutſchen Reichsverweſer ſchon gewiß, dazumal ſo recht „Hanns Dampf in allen Gaſſen“ geweſen iſt, freilich ohne in irgendeiner Gaſſe etwas zu thun als biedermänniſch ſchwatzen. Die lenkenden Hände in der innsbrucker Burg ließen demzufolge den willigen Ferdinand am 15. Juni ein Patent unterzeichnen, kraft deſſen der Erzherzog zu ſeinem Stellvertreter ernannt wurde, um „alle ihm als konſtitutionellem Kaiſer zuſtehenden Regierungsgeſchäfte zu leiten“. Der Erzherzog nahm an, und da er wenige Tage darauf auch die ihm zugefallene deutſche Reichsverweſung annahm, ſo hannsdampfte er eine Weile wie ein Weberſchifflein zwiſchen Wien und Frankfurt und Frankfurt und Wien hin und her, obzwar ohne etwas zu weben, was ſich ſehen laſſen konnte. Noch bevor jedoch der Erzherzog bei der Eröffnung des Reichstags als Alterego des Kaiſers figuriren konnte, brach das Miniſterium Pillersdorff unter der Wucht eines vom „Sicherheitsausſchuß“ und vom „Demokratiſchen Verein“ gemeinſam gegen daſſelbe geſchleuderten Mißtrauenvotums zuſammen, hauptſächlich, weil ſich in den Weichſelzopf ſeiner Verlegenheiten noch ein neuer Strang eingeflochten hatte, der ſlaviſche Aufſtandsverſuch in Prag und deſſen Folgen.

Kaiſers. Die regierende Kaiſerin und die Erzherzogin Sophie, welche jede auf ihre Gemahle den größten Einfluß üben, ſind der Verlegung der Reſidenz nach Wien durchaus entgegen, ſo lange die Kaiſerſtadt nicht Garantien für die Sicherheit des Hofes bietet“. S. B. A.

2.

Auch durch die ſlaviſchen Völker, nicht einmal das ruſſiſche ganz ausgenommen, zitterten heftig die Erdbebenſchwingungen von 1848; weniger jedoch, viel weniger die freiheitlich-humane Begeiſterung als vielmehr den exkluſiv-nationalen oder, noch genauer zu ſprechen, den Raſſe-Inſtinkt weckend. Dieſer erhob ſich denn auch mit der ganzen wilden Friſche halbbarbariſcher Jugendlichkeit und es bedurfte nur des feſten Willens der ſlaviſchen Führer, um mittels dieſer wilden Kraft den öſtreichiſchen Kaiſerſtaat zu zertrümmern, in welchem ja die Slaven die zahlreichſte Raſſe waren.

Das Ideal des Panſlavismus, welches den ſlaviſchen Wortführern erſten Ranges vorſchwebte, konnte zu einer ſolchen Zertrümmerungsarbeit reizen. Allein maßen die Identificirung des Panſlavismus mit ruſſiſchem Pancarismus ſich nicht umgehen ließ, mußte es ſo ſchlauen Kalkulirern, wie Palacky, Pinkar, Rieger und ihre Mithäuptlinge waren, unzeitgemäß erſcheinen, die Verwirklichung des panſlaviſtiſchen Ideals ſchon jetzt anzuſtreben. Demzufolge wollte man ſich darauf beſchränken, vorderhand ein ſlaviſches Oeſtreich zu ſchaffen, um das Deutſchthum wie das Magyarenthum im Kaiſerſtaat vom Slaventhum auſſaugen, verzehren, verſchlingen zu machen. Dieſe beabſichtigte Verſchlingung brauchte man ſelbſtverſtändlich nicht an die große Glocke zu hängen und die guten Deutſchöſtreicher, nämlich die liberalen und radikalen, hörten auch nichts davon läuten. Selbſt dann noch nicht, als die widerdeutſchen Einfädelungen zwiſchen den Nord- und Südſlaven, welche Einfädelungen mitten durch die innsbrucker Burg liefen, ſchon ſo dick geſponnen waren, daß man ſie bei Tag mit Händen greifen und bei Nacht die Naſen daran ſtoßen konnte.

Dem großen Haufen der Slaven war dieſe Verſlavung Oeſtreichs am leichteſten mundgerecht zu machen. Die panſlaviſtiſche Chimäre —

Vorn ein Bär und hinten ein Schwein, in der Mitt' eine Schlange —

wie ſelbige von den Kollar und Schafarik poetiſch gezeugt und archäologiſch aufgepäppelt worden, war Kaviar für die Menge, eine abſtrakt-literariſche Tiſtelei, welche keine praktiſche Wirkung thun konnte. Die Polen, wenigſtens alle urtheilsfähigen, haben den Schwindel des Panſlavismus immer für das angeſehen, was er war und iſt, nämlich für ein Werkzeug der Ruſſificirung, und da ſie die Ruſſen, d. h. die echten, die Moſkowiter, für gar kein ſlaviſches Volk gelten laſſen, ſondern für einen finniſch-tatariſchen Miſchmaſch halten, ſo hätten ſie ſich auch i. J. 1848 folgerichtig von dem panſlaviſchen Spektakel fernhalten müſſen und hätten ſich wirklich ferngehalten, wenn das wiener Miniſterium ſich zu einigen Zugeſtändniſſen gegen ſie herbeigelaſſen haben würde. Die Czechen dagegen waren die eifrigſten Macher des Spektakels. Sie verlangten die Herſtellung ihrer heiligen Wenzelskrone, ſowie die Einverleibung von Mähren und Oeſtreichiſch-Schleſien in das wiederherzuſtellende Czechenreich, und kamen auf den Einfall, die ganze übrige Slaverei zu einem Piedeſtal zu machen, auf welchem ihre, die czechiſche Größe um ſo imponirender vor den erſtaunten Blicken der Welt erſcheinen ſollte. Dies der Sinn des „Slavenkongreſſes“, welcher mittels pompöſen Aufrufes an alle „Slavenbrüder“ nach Prag eingeladen und am 2. Juni mit ſo viel Klingelei und Klapperei, als man aufbringen konnte, mit dem grellen Flitterſtaat einer halbaſiatiſchen Maſkerade eröffnet wurde. Viel Meſſeleſen und Meſſehören mußte natürlich auch mitdabeiſein, worüber ſich der Atheiſt und Kommuniſt Bakunin, der einzige anweſende Ruſſe, gehörig erbaut haben mag. Aus Nord und Süd und Oſt waren die Slavenbrüder gekommen, mitſammen 340. Den böhmiſchen Grafen und Baronen, welche bislang mitpanſlaviſirt hatten, erſchien aber das Ding bei näherem Zuſehen nicht mehr recht geheuerlich, maßen das von den Czechen aufgeſtellte Schwarzgelb in allerhand andere, ſehr andere Farben hinüberzuſchillern begann. Der deſignirte Kongreßpräſident, ein Graf Joſeph Thun, wollte daher den Vorſitz nicht führen und ſo übernahm Palacky denſelben, hoffend, die Verhandlungen in das Geleiſe der czechiſchen Wünſche zu lenken,

ſ

welche, wie ſchon erwähnt worden, auf Schaffung eines großen Czechenreiches und mittels deſſelben auf eine Slaviſirung Oeſtreichs mit Beibehaltung der lothringiſch-habsburgiſchen Dynaſtie abzielten. Palacky und die übrigen Häuptlinge der Czechen wollten demnach die Verſammlung der „Slavenbrüder“ zu einer großartigen Demonſtration für ein ſchwarzgelb-ſlaviſches Oeſtreich und gegen das dermalen ſchwarzrothgoldig ſchwärmende Deutſchöſtreich, wie gegen das grünweißroth konſtituirte Ungarn machen.

Der Verlauf des Kongreſſes geſtaltete ſich aber nicht gerade dieſen Wünſchen gemäß, obzwar die öſtreichiſchen Südſlaven, Kroaten, Serben und Illyrier im Haſſe gegen das Deutſchthum und gegen den Magyarismus mit den Czechen wirklich höchſt ſlavenbrüderlich ſympathiſirten. Doch aber gaben die Südſlaven auch wieder ſehr deutlich ihre Sonderintereſſen kund, wie denn z. B. die guten Slovenen in ihrer Beſcheidenheit nur die Errichtung eines „Königreichs Slovenien“ forderten. Es fehlte nur noch, daß die Slovaken oder Hannaken die Herſtellung eines ſlovakiſchen oder hannakiſchen Kaiſerthums verlangt hätten. Den Polen ihrerſeits war an der Erhaltung oder Neuſchaffung Oeſtreichs wenig oder gar nichts gelegen. Sie wollten eine europäiſche Revolution, weil ſie nur von dieſer die Wiederherſtellung ihres Vaterlandes erwarten konnten. Bakunin endlich und einige Gleichgeſinnte warfen in die Maſſe der ohnehin ſchon ſattſam widerhaarigen Anſichten und Wünſche noch das heftige Ferment ſocialiſtiſch-nihiliſtiſcher Theorien. So verſtand man ſich denn alles offiziellen Bruderſchaftjubels ungeachtet nicht ſo recht; nicht einmal ſprachlich, obzwar ein gelehrter Czeche den blühenden Blödſinn hatte ausgehen laſſen, „von der Küſte Iſtriens bis zum Eismeere Sibiriens herrſche dieſelbe edle Slavenſprache, mit ganz unweſentlichen mundartlichen Verſchiedenheiten“. Das iſt gerade ſo wahr, wie wenn man ſagen wollte: Weil etliche wenige ſprachkundige Deutſche die Schriftſpracheform der ſämmtlichen germaniſchen Idiome verſtehen, welche von den Alpen im Süden bis zu den Grampian-Bergen und bis Hammerfeſt im Norden, ſowie von Antwerpen und dem Haag im Weſten bis zur Weichſel und zur Leitha im Oſten geſprochen worden, derohalben herrſcht auf dem bezeichneten Länderraum die deutſche Sprache. Schwindel!

Die uferloſe Rednerei der Verſammlung wurde zum großen Mißvergnügen der praktiſche Ziele verfolgenden Czechen namentlich durch Bakunin und durch den Polen Libelt aus Poſen in das breitausgeſchwemmte Adreſſenbett jener Tage geleitet und mit dem bodenloſen Phraſenſtrom, welcher in dieſem Bette dahinglitt ſchwamm auch das „Manifeſt“, welches die vereinigten Slavenbrüder an Europa zu erlaſſen beſchloſſen, in den Ocean der Vergeſſenheit hinab. Ein wunderlich Ding übrigens, dieſes Manifeſt, auch ſo eine rare 1848ger Kurioſität! Koſmopolitiſch-überſchwänglich-warmbrüderlich gehalten und doch auch wieder nur eine ziemlich ſchwülſtige Um- und Ueberphraſung des bekannten Drohwortes von Kollar: „Alle Raſſen Europa's haben ihr Wort ſchon geſprochen; jetzt iſt die Reihe, zu reden, an uns Slaven“.

Der Kongreß wäre wohl harmlos im Sande der Zungenmüdigkeit und Langeweile verlaufen, wenn nicht die czechiſche Studentenſchaft, welche ſelbſtverſtändlich ſehr lärmend mitthat, einen andern Ausgang herbeigeführt hätte, — einen Ausgang, welcher durch die Rechnung der czechiſchen Führer einen ſehr unwillkommenen Strich machte und ihre Verſtändigung, wie überhaupt die der öſtreichiſchen Slaven, mit der leitenden Hofpartei, wenn auch nicht in Frage ſtellte, ſo doch verzögerte. Die Lorbeern der wiener Aula ließen die czechiſchen Studenten nicht ſchlafen. Warum ſollte nicht auch in Prag eine akademiſche Legion das große Wort führen? Warum ſollte die ſtudentiſche Jugend in der Stadt des heiligen Nepomuk nicht ebenfalls einen praktiſchen Kurſus der Barrikadologie durchmachen? Die jungen Leute vermochten die Subtilitäten der Politik und Diplomatik der Czechenführer nicht zu faſſen. Sie vermochten auch nicht zu begreifen, warum die Kroaten- und Serbenhäuptlinge, welchen das Feuer des Magyarismus auf den Nägeln, brannte, ein ſo großes Gewicht auf das ſchwarzgelbe Einverſtändniß mit der Hofkamarilla legten. Sie meinten: Ringsum machte und macht man Revolution, warum ſollten wir nicht auch eine machen? Was thun wir ſonſt mit unſern Phantaſieuniformen, mit unſern Fahnen, Säbeln und Büchſen? Hierzu kam nun noch die Steigerung ſolcher jugendlichen Erhitzung durch den Pomp und Lärm des Kongreſſes. Da die „Slavenbrüder“ doch einmal beiſammen ſind, warum ſollten ſie nicht ſofort eine ſlaviſche Großthat thun? Die Polen ſchürten nach Kräften, weil ſie ihrer Gewohnheit gemäß in jedem aufglimmenden Funken ſchon einen europäiſchen Brand ſehen. Auch von anderer Seite wurde geſchürt, nämlich durch den jungen Slovaken Turanſki, welcher bei den Kongreßparaden als das verkörperte Ideal eines ſlaviſchen Bartmanns, als ein ſlaviſcher Bakchus barbatus und Fahnenträger glänzte, im übrigen aber ein Spion und Agent des ungariſchen Miniſteriums war, welches die eine gegen das Magyarenthum gerichtete Spitze des Slavenkongreſſes gar merklich fühlte und deßhalb den verſchlagenen Schönbartmann aus der Slovakei beauftragt hatte, zu verſuchen, ob ſich dieſe Spitze irgendwie in das Nebelheim einer ſaftigen Eſelei hineinlenken ließe. Koſſuth und ſeine Kollegen wußten gar wohl, das ſuperlativiſch klaſſiſche aller klaſſiſchen deutſchen Dichterworte laute:

„Unfehlbar reuſſirt,
Wer auf die Dummheit ſpekulirt.“

Die Spekulation ſchlug auch diesmal ein, wobei es dem oder den Spekulanten ſehr zu ſtatten kam, daß eine ſo verhaſſte Perſönlichkeit, wie der Fürſt Alfred von Windiſchgrätz war, das Generalkommando in Prag und Böhmen innehatte. In dieſem General war nicht allein die ſchwarzgelbe, ſondern die Junkerei als „Ding an ſich“ petreficirt und man hatte Grund, ihm das übrigens ſchon ſehr altgebackene geflügelte Wort anzulügen: „Der Menſch fängt erſt beim Baron an“. Man muß jedoch dem Fürſten die hiſtoriſche Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſich keineswegs herausfordernd benahm. Im Gegentheil, er bewies gegenüber dem Krakehlen ſeiner lieben „Slavenbrüder“ eine große Langmuth und hat ſich aus dem Takte der Mäßigung auch dadurch nicht bringen laſſen, daß nach losgebrochener Revolte ſeine Frau durch eine verirrte Kugel hinter dem Fenſter ihres Zimmers getödtet wurde. Man muß ſich eben erinnern, daß zu dieſer Zeit — zu Anfang Juni's — den Militär- und Civilgewalten in Oeſtreich der im März abgeſchnittene Kamm noch nicht wieder nachgewachſen war, wie er es etliche Monate ſpäter wieder geweſen iſt. Trotz dieſer Zurückhaltung des Generals ging es los in Prag, rein „zufällig" natürlich, wie ja dazumal der liebe Zufall überall den Nothhelfer machen mußte. Die Stiftung eines „Vereins für Ruhe und Ordnung" von ſeiten ſchwarzgelb geſinnter Deutſchen, welche als brave Germanen, bravere Philiſter und bravſte Unterthanen die Polizei anriefen und vor Windiſchgrätz kratzfußten, machte den ſiedenden Topf ſlaviſch-ſtudentiſchen Thatendranges überkochen.

Am Pfingſtmontag (12. Juni) kam eine der gewohnten Slavenbrüderparaden an dem Palaſte des Fürſten Windiſchgrätz vorbei in dem Augenblicke, als aus demſelben eine Abordnung des deutſchen Ruhe- und Ordnungsvereins herauskam. Bei ihrem Anblick, ſagt die deutſche Leſart, brachen die vereinigten Slavenbrüder in katzenmuſikaliſche Töne aus. Erlogen! ſagt die czechiſche Leſart, wir ſangen eine unſerer Nationalhymnen. Beide Leſarten laſſen ſich unſchwer vereinigen, denn ſie gehen nur ſubjektiv auseinander, ſind aber objektiv gleich wahr. Jedenfalls klang der ſlaviſche Hymnus in den Ohren der Soldaten, welche im Hofe des fürſtlichen Palaſtes als Schutzwache aufgeſtellt waren, wie eine deutſche Katzenmuſik, und maßen ſie dieſelbe an ihren General adreſſirt glaubten, ſo drangen ſie aus dem Portal hervor und zerſtreuten mit gefälltem Bajonnett, welches aber vorderhand keinen Schaden that, die angeſammelte Menge. Sofort ſchrie es durch die Gaſſen: „Man bringt uns um! Barrikaden! Barrikaden!" Solche wurden denn auch gebaut, aber keineswegs mit großem Heroismus vertheidigt. Der ganze Aufſtandsverſuch darf nicht nur, ſondern muß auch als einer der dümmſten Dummen-Jungen-Streiche verurtheilt werden, welche im „tollen" Jahre gemacht worden ſind. Er hatte weder Ziel noch Plan, weder Führung noch Nachhalt. Nur dem ganz unzeitigen zaudern des Windiſchgrätz war es zuzuſchreiben, daß ſich das dumme Ding etliche Tage lang ſchläfrig fortſpann. Als der Fürſt die Truppen aus der Stadt zog, mit denſelben die umliegenden Höhen beſetzte und am 16. Juni ein paar Granaten nach Prag hineinwerfen ließ, ergab ſich der Aufſtand, welcher inzwiſchen von der Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung und eines czechiſchen Miniſteriums, ſowie von der Errichtung einer czechiſchen Nationalarmee geſchwatzt hatte, auf Gnade und Ungnade. Windiſchgrätz zog als Sieger wieder in die Stadt ein, ließ maſſenhafte Verhaftungen vornehmen, verkündete das Martialgeſetz und unterſtellte das Böhmerland der Herrſchaft des Säbels.

Unter ſothanen Umſtänden verdunſtete der panſlaviſche Kongreßſchwindel in aller Stille. Daß und wie er zum Windiſchgrätzismus umgeſchlagen, war natürlich eine große Freudenpoſt für die Inſaſſen der innsbrucker Burg. Auch Koſſuth und ſeine Kollegen rieben ſich in Peſth vergnügt die Hände. Dieſes magyariſche Vergnügen war aber von ſehr kurzer Dauer. Denn bald wurde kund, daß der jämmerliche Ausgang der mit Trompeten und Pauken angekündigten und eröffneten Slavenbruderſchaftspoſſe zwar ſehr dem dynaſtiſchen Schwarzgelb, nicht im geringſten aber dem ungariſchen Weißgrünroth zu gute kommen würde. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Denn die Czechen, Kroaten und Serben — wir meinen die Häuptlinge und nur auf dieſe kam es ja an — ſahen nach der leichten Niederdrückung der radikal-ſlaviſchen prager Revolte das Heil des Slaventhums nur noch im ergebenſten Anſchluß an den Hof — welcher — ſo fabelten ſie ſich vor — ihre treuunterthänigen Dienſte damit belohnen würde, daß er ihnen nach wieder unterdrücktem Deutſchthum und Magyarismus Raum und Macht gäbe, Oeſtreich zu verſlaven. Wie bekannt, hat auch nach eingetroffenen Vorausſetzungen der öſtreichiſche Hof zeitweilig wirklich die Miene angenommen, dieſe Verſlavung zuzulaſſen. Aber es war nur ein zeitweiliges Spiel, und als endlich den Slaven das Narrenſeil, woran man ſie ſo lange herumgeführt hatte, in ihren Naſen allzu unangenehm ſich fühlbar machte, wollten ſie ſich, vorab die Czechen, ebenfalls unangenehm machen und hatten in ihrer tiefverletzten Eitelkeit kein Hehl, daß ſie darauf brännten, bei erſter beſter Gelegenheit in die Arme der panſlaviſchen Panagia Moſkaria ſich zu ſtürzen.

3.

Die Bevölkerung von Wien, d. h. die beweglicheren Elemente derſelben fanden und fühlten ſich den Sommer von 1848 über in der Lage und Stimmung eines Menſchen, welchem das Bewuſſtſein, etwas, was er ganz hätte thun können und ſollen, nur halb gethan zu haben, keine Ruhe läſſt und der dem unabläſſig juckenden Reize preisgegeben iſt, das verſäumte nachzuholen, ohne doch wirklich die Kraft zu beſitzen, das unerquickliche halbe zu einem runden ganzen zu machen.

Solche Zwitterhaftigkeit führt nothwendig zu himmelſchreienden Albernheiten, wie ſie denn der wiener „Sicherheitsausſchuß“ und der „Demokratiſche Verein“ reichlich zu begehen ſich nicht nehmen ließen. Die Stupiditas Stupiditatum war aber, daß ſich die beiden Hauptorgane der wiener Bewegung mittels etlicher abgegriffener Phraſen verleiten ließen, für die czechiſche Pfingſtlümmelei in Prag nachträglich Partei zu nehmen, ſo ſehr, daß ſie den Miniſter Pillersdorff zu ſprengen beſchloſſen, weil derſelbe den Windiſchgrätz nicht vom Kommando entfernen wollte. Allerdings lagen ſie mit dem Miniſter ſchon vorher im Streit inbetreff der Wahlart zum öſtreichiſchen Reichstag, ſowie inbetreff der für dieſen proviſoriſch feſtgeſetzten Geſchäftsordnung. Unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstags explodirte dann die widerpillersdorff'ſche Mine, nachdem der arme Mann von Miniſter das laue Waſſer gemüthlicher Beſchwörungen erfolglos auf den brennenden Leitſtrick gegoſſen hatte. Am 8. Juli faſſte der Sicherheitsausſchuß die Reſolution: „Die Träger des alten Syſtems ſind unbedingt aus dem Kabinette zu entfernen. Doblhoff iſt mit der Bildung eines neuen Miniſteriums zu betrauen, in welchem außer Weſſenberg kein Mitglied des jetzigen ſitzen ſoll“.

Noch im Juli von 1848, wunderlich zu ſagen, hatten derartige Reſolutionen etwas zu bedeuten, viel ſogar. Wenn man unwiderſprochenen Berichten von demokratiſcher Seite glauben darf, hat der kaiſerliche Alterego und erzherzogliche Hanns Dampf in allen Gaſſen in dieſer Angelegenheit eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt. Er ſagte zu einer Abordnung des Demokratenvereins, welche gekommen war, die Forderung des Sicherheitsausſchuſſes zu unterſtützen: „Auch ich bin von der Unzulänglichkeit des Miniſteriums vollkommen überzeugt und werde das nöthige verfügen“. Noch am ſelbigen Tag nahm er die angebotene Entlaſſung Pillersdorffs an, mit welchem Sommaruga und Baumgartner ausſchieden, und im Begriffe, zur Uebernahme der Reichsverweſung nach Frankfurt abzufahren, beauftragte er Herrn Doblhoff, ein neues Kabinett zu bilden. Am 19. Juli trat daſſelbe ins Amt, für flüchtig blickende Augen ganz ſo gebildet, wie die Bewegungspartei es wünſchen mochte, für ſcharfſehende nicht. Denn die Reſolution des Sicherheitsausſchuſſes war mit nichten vollſtändig erfüllt worden. Zwar konnte es für gleichgiltig gelten, daß der unvermeidliche Finanzminiſter Krauß aus dem alten ins neue Miniſterium herübergenommen war; aber von ganz anderer Bedeutung iſt es geweſen, daß das gleiche mit dem Kriegsminiſter Latour geſchah. Dieſer Punkt war offenbar für den Hof bei der neuen Kabinettsbildung der weſentlichſte, der einzig weſentliche. Mochten die halbliberalen oder ganzliberalen Miniſter ſchwatzen und Geſetze fabriziren, wenn nur die Armeeleitung in den Händen eines getreueſten Schwarzgelben blieb. Sicherlich hat der Erzherzog Johann die Sache ebenſo angeſehen und in dieſem Sinne geleitet. Denn der Prinz war keineswegs ein Tummrian, wofür man ihn verſchrieen hat, ſondern vielmehr ein Pfiffikus Schmerle. Wenn Heine ihn ſagen ließ:

„Nicht mit dem Verſtand, nein, mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren:
Ich bin kein Diplomatikus
Und kann nicht politiſiren —“

ſo war das fehlgeſchoſſen, weit fehlgeſchoſſen. Der Erzherzog hatte freilich weder das Zeug noch auch nur den Willen, groß zu handeln und bedeutendes zu thun; aber was ſich mit kleinen Mitteln, mit Liſten und Pfiffen für das Haus Lothringen-Habsburg thun ließ, das hat er in Wien wie in Frankfurt richtig gethan.

Neben Weſſenberg, Latour, Krauß und Doblhoff traten neu ins Miniſterium der vulgärliberale Fabrikant Hornboſtl, der unbedeutende Journaliſt Schwarzer und der von Pinſeln demokratiſch angemalte Advokat Bach, jedenfalls der zeitgemäßeſte ſeiner Kollegen. Ob er damals ſchon förmlich in den Dienſt und Sold des Hofes getreten war und allerhöchſten Frauenzimmern das Gnadenfutter aus der Hand fraß, iſt ungewiß und ſogar zweifelhaft. Die Waare mußte doch erſt im Miniſterſchaftsſchaufenſter ſtehen und die Wünſchbarkeit ihrer Erwerbung ad oculos demonſtriren. Als Herr Bach um ſeiner enormen, insbeſondere konkordatiſchen Verdienſte willen vom Sonnenſtrale der Hofgunſt ſpäter ſo warm getroffen wurde, daß aus der Advokatenpuppe der Schmetterling Freiherr von Bach kroch, haben zeitwidrig altfränkiſche Menſchen, welche noch immer das kreuzlahme Steckenpferd Princip zu reiten ſich nicht ſchämen, den edlen Freiherrn einen Renegaten und Verräther geſcholten. Ein unbefangenes Urtheil dagegen wird lauten, daß der Herr von Bach, wenn er kein Jeſuit von der kurzen Robe war, einer von der langen zu ſein verdient hätte. Aber nein, damit würde, recht erwogen, ſowohl dem edlen Freiherrn als auch der ebenſo edlen Geſellſchaft Jeſu ſchnödes Unrecht angethan. Denn dieſe reitet ja ebenfalls Princip und iſt von ihrer Gründung an bis heute konſequent geblieben. Nein, Herr von Bach war kein Jeſuit. Er gehört vielmehr dem heiligen Bataillon der Kautſchukmänner an, welches ſich Anno 1848 und nachher aus allen Parteien und Fraktionen rekrutirte und zur Größe einer Armee anſchwoll.

Höchſt verdiente Leute, dieſe Kautſchukmänner! Ganz die Menſchen- und Politikerſorte, wie unſere und eigentlich jede Zeit ſie will und braucht. Und unter den Kautſchukigen ſind hinwieder die Kautſchukigſten jene, welche aus dem Lager der Revolution ſich herübergedrückt, gewunden oder geſchnellt haben. Das iſt der potenzirte Kautſchuk, die richtige Kautſchukeſſenz. Thurmhoch erhaben über das dumme Vorurtheil der Geſinnungstreue und Charakterhaftigkeit, überaus gewandt und praktiſch, in allen Sätteln gerecht, überall daheim, wo gute Beköſtigung vorhanden, ſtets bereit, zu dienen, für gehörige Remuneration verſteht ſich, heute auf verlangen den Tanz um den Freiheitsbaum mithopſend, morgen auf verlangen im königlichen Vorzimmer unterthänigſt erſterbend, immer eifrig darauf aus, dem allgemeinen beſten, welches rein zufällig zugleich ihr beſonderſtes iſt, das „ſchwere Opfer“ ihrer perſönlichen Anſicht zu bringen. Solche Leute müſſen wir haben! Die taugen ganz anders als jene von rechtswegen perhorreſcirten „Hypochonder“, „Sonderlinge“ und „Hochmuthsnarren“, die ſchon durch ihr bloßes beiſeiteſtehen die Weltfirma Lump und Komp. beleidigen, welche Grund hat, zu argwöhnen, jeder, der nicht mitlumpt, müſſe ihre Lumperei verklagen. Brauchbar und verbrauchbar muß man ſein, wenn man dem Staat, der Kirche, der Geſellſchaft nützen will. Zum Henker mit der Idealfratze, zum Teufel mit der Tugendgrimaſſe und es lebe der Kautſchuk! Das iſt der wahre Stoff! Der läßt ſich je nach Bedarf zu parlamentariſchen Holdermännchen, liberalen oder illiberalen Miniſtern, tonſurirten oder geſcheitelten Bonzen, Katheder- und Kanzelcharlatanen, Weltverbeſſerern und Bibelwäſſerern, Gaſſendemagogen und Hofpädagogen, Spionen, Sbirren und Diplomaten recken und ſtrecken, gießen und preſſen. Unbezahlbare und doch zugleich bezahlbare Kerle, die Kautſchukigen! Unumgänglich, unausweichlich, unerſetzlich, „Mädchen für alles“! Heute roth, morgen blau, grün, weiß, ſchwarz, grau, gelb, braun, as you like it. In dieſer Stunde ſcheckig wie die Klapperſchlange, in der nächſten farblos wie das Gift der Borgia. Als Volksſchmeichler aus dem Bett, als Fürſtenfürchtigkeitsheuchler in das Bett. Die Woche über erſchreckliche Atheiſten, Sonntags erweckliche Chriſten. Montags Affenmenſchentheoretiker, Dienſtags Meſſepraktiker. Mittwochs einem Weiberemancipationskomité ſich angliedern, Donnerstags den Konſervativen ſich anbiedern. Am Freitag den Kommuniſten etwas verſchwindeln, am Samſtag den Pietiſten ein bißchen nachfindeln. Morgens vom Lob der konſtitutionellen Monarchie öffentlich überfließen, Mittags die ſiegreiche Säbelbrutalität emphatiſch laut begrüßen, Abends einen Privatbrief „mit republikaniſchem Gruß und Handſchlag" beſchließen. Vivat der Kautſchuk!

4.

Noch hatte das neue Miniſterium nicht zu amten begonnen, als der „konſtituirende" Reichstag in Wien zuſammentrat. Die Zahl von 383 Abgeordneten, welche — mit Ausſchluß Ungarns und ſeiner „Nebenländer" — die Völker Oeſtreichs nach der Hauptſtadt entſenden ſollten, iſt nie ganz voll geweſen. Zum Sitzungslokale war die kaiſerliche Reitbahn bei der Hofburg hergerichtet worden, aber es wurde daraus keine Manège wie jene bei den Tuilerien, in welcher die Konſtituante, die Legislative und die Konvention debattirt haben, ſo debattirt haben, daß ihr debattiren handeln war.

Am 10. Juli verſammelten ſich die Reichstagsmänner zu einer erſten vorbereitenden Sitzung. Da ſchon ſträubten ſich die nationalen Widerborſtigkeiten, welche hier zuſammengezwängt waren, unſanft gegen einander auf. Zunächſt, wie leicht begreiflich, in Form des Sprachenhaders. Es ließ ſich ja nicht vertuſchen, daß nicht die Hälfte der Mitglieder des Reichstags der deutſchen Sprache kundig war. Der Wunſch der Deutſchen ging natürlich auf Erklärung ihrer Sprache zur Geſchäftsſprache der Verſammlung; aber ſie wagten es doch nicht, ihren Wunſch in Form eines Beſchluſſes durchzudrücken, und ſo überließ man die Verhandlungen von vornherein allen Zufällen eines babyloniſchen Sprachenwirrſals. Zehn Tage nachher beſtellte der Reichstag ſeinen Vorſtand und die Majorität machte der Stadt Wien das Kompliment, einen ihrer Vertreter, den Advokaten Schmitt, eine Null im Frack, zum Präſidenten zu wählen. Dieſer Strohpräſident verſchwand gänzlich vor dem erſten Vicepräſidenten Strobach, einem Czechen, welcher, abwechſelnd mit dem zweiten Vicepräſidenten Smolka, einem Polen, die Verhandlungen des Reichstags vom Anfang bis zum Ende geleitet hat.

Die Vicepräſidentenwahl hatte ſchon die Thatſache klar gemacht, daß das ſlaviſche Element in der Verſammlung obenauf war, wie es denn, ſobald die ſlaviſche Bevölkerung des Kaiſerſtaats an den Wahlen ſich betheiligte, auch gar nicht anders ſein konnte. Und ſie hatte ſich betheiligt, lebhaft und eigenthümlich genug. Dieſe unglücklichen ſlaviſchen Landbevölkerungen, deren Nacken vom Robotjoch wundgeſcheuert waren, hatten nichts davon wiſſen wollen, ihre „Herren" zu Vertretern zu wählen. Der ingrimmige und nur allzu gerechtfertigte Haß gegen den Adel iſt überhaupt ein Charaktermerkmal der öſtreichiſchen Bewegung geweſen. Es war auch in der Zuſammenſetzung des Reichstags ſo deutlich ausgeprägt, daß von allen den hochariſtokratiſchen Namen des Kaiſerſtaats nur der des Grafen Stadion daſelbſt vorkam und neben dieſem die Namen von kaum einem Halbdutzend polniſcher Edelleute. Galizien hatte 36 Bauern in den Reichstag gewählt, nicht etwa durch die dorfnovelliſtiſche Schniegel- und Biegelmaſchine gegangene Bauern, ſondern waldurſprüngliches Gewächs, ſlaviſche Naturbauern, welche mit Seiſe und Kamm etwa ſo bekannt waren wie mit Göthe's Gedichten und Beethovens Symphonieen. Die Bauerſchaft iſt überhaupt in dieſem Reichstag ſo ſtark vertreten geweſen, wie noch in keinem Parlament: es waren nicht weniger als 92 leibhafte Bauern da, welche demnach nahezu ein Viertel von der Verſammlung ausmachten. Die dunkelſten Ehrenmänner ſandte ſelbſtverſtändlich Tirol, eine ganze ſchwarze Bande, eine Sammlung von „Dicken und Dünnen", an welchen der „Wiener Poet" ſeine Freude gehabt hätte, obzwar die Dünnen keineswegs von den Dicken verſchluckt wurden*).

---

*) „Mächt'gen, ſchweren Folianten glichen einſtens jene Dicken,
„„Allgemeines großes Kochbuch"" ſtand als Inſchrift auf dem Rücken.

Man konnte wähnen, die ägyptiſche Finſterniß in eigener Perſon habe da, wo die tiroler Abordnung platznahm, ſich niedergelaſſen, im Centrum. Allmälig ſprenkelte ſich jedoch viel Gelbheit dazwiſchen und ſpäter centraliſirte ſich hier die ſchwarzgelbe Hofpartei, welche mit den die Hauptbevölkerung der Rechten bildenden Czechen nur dann nicht Hand in Hand ging, wann gar zu wild widerdeutſch gezecht wurde. Der General der Czechen war Palacky, kein Redner, aber ein Meiſter der Klubbtaktik, ihr erſtes Sprachrohr Rieger. Die Linke war die deutſchnationale und zugleich demokratiſche Partei. Ihr Wille iſt ſehr ſtark geweſen, aber das Fleiſch ſchwach. Recht brave Leute im allgemeinen, aber auch viel Kehricht im beſonderen. Sie hätten gern die franzöſiſche Revolution, die große nämlich, ins Deutſche oder vielmehr ins Wieneriſche überſetzt, brachten es aber bloß zu lyriſchen Variationen über das große Thema im Bilderſtile von Anaſtaſius Grün, nur weit weniger geſchmackvoll. Im Grunde lauter Anläufer, dieſe guten Linker, denn ſie kamen über Anläufe nie hinaus und ohne feſte Führung und Diſciplin, wie ſie waren, liefen ſie gewöhnlich ins blaue. Im übrigen: wer könnte verlangen wollen, daß inmitten des gränzenloſen Wirrſals, welches damals Oeſtreich hieß, mittels der parlamentariſchen Tretmühle etwas großes hätte zuwegegebracht werden ſollen? Und doch wurde etwas großes damit zuwegegebracht: die Entjochung des Bauers, welchem erſt

---

Einem ſchmalen, kleinen Büchlein ſind die Dünnen gleich fürwahr,
„„Kurzgefaßte Gaunerſtücklein““ beut das Titelblatt euch dar.
Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einſt den Kampf, ihr Alten,
Doch der Schlauheit und der Tücke müſſen wir die Stange halten.
Einſtens rannten euch die Dicken mit dem Wanſt die Thüren ein,
Doch es kriechen jetzt die Dünnen uns durch's Schlüſſelloch herein.
Ach, ihr Dicken, ſteiget wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem gutem Magen! Werdet chriſtliche Saturne
Und verſchlingt den magern Nachwuchs! O, dann ſind wir beider los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer ſolch' gift'ge Koſt genoß“.

durch dieſen Reichstag die Möglichkeit eröffnet worden iſt, ein Menſch zu werden.

Am 22. Juli las der wieder aus Frankfurt nach Wien zurückgerannte Stellvertreter des Kaiſers die Thronrede ab, ein ſeltſam Ding, worin im Orakelton de rebus omnibus et quibusdam aliis geſprochen wurde, in einem Athemzuge von der Gleichberechtigung aller Nationalitäten des Kaiſerſtaats und von der Nothwendigkeit eines feſten Anſchluſſes an Deutſchland, ebenſo von der Achtung vor den Freiheitsbeſtrebungen der Italiener und von der Behauptung der öſtreichiſchen Waffenehre. Die Verſammlung wurde ſo zu ſagen nach Nebelheim verſetzt mittels dieſer nebuloſen Phraſe: „Der Reichstag iſt berufen, das große Werk der Wiedergeburt des Vaterlandes zu vollbringen. Die Befeſtigung der erworbenen Freiheit verlangt ſein offenes, unabhängiges Zuſammenwirken in der Feſtſtellung der Verfaſſung“. Nur nach einer Richtung hin ſprach die Thronrede ſehr deutlich, nach der Geldſeite hin: ſie kündigte „außerordentliche finanzielle Maßregeln“ an, was man aber doch falſch verſtand. Die Börſenbarone fürchteten nämlich, es könnte ein unliebſames vorgehen gegen die Staatsgläubiger gemeint ſein, ſo daß man etwa den größten und geſchwollenſten Blutegeln ein bißchen Salz auf den Bauch zu ſtreuen beabſichtigte. Die hochwürdige Kleriſei ihrerſeits beſorgte, die nicht genug zu verdammende Revolution könnte gar auf den Einfall kommen, eine kirchenräuberiſche Hand gegen den ungeheuerlichen, bis zum berſten vollgeſtopften Pfaffenſack auszuſtrecken. Die erlauchte Ariſtokratie ängſtigte ſich, die Steuerſchröpfpumpe des Staats dürfte fürderhin nachdruckſamer als bislang an ihre Beſitzungen gelegt werden. Eitles fürchten! Es galt zunächſt und hauptſächlich nur, die Anleihepumpe, in welche die Märzangſt der Geldleute einen Leck gemacht hatte, wieder zu kalfatern und in Thätigkeit zu ſetzen.

Es iſt dieſe Pumpe bekanntlich eines der ſinnreichſten Inſtrumente, welche der menſchliche Witz jemals erdacht und konſtruirt hat, der wahre Triumph moderner Staatsmechanik. Man macht dadurch die Zukunft zum Bürgen für die Gegenwart; man entzieht damit dem übergeſunden Tolpatſch Volk nicht nur in der gegenwärtigen Generation, ſondern auch vorweg für alle zukünftigen Generationen die überſchüſſigen Säfte, welche ihn, mit dem feiſten und loyalen Doktor Luther zu reden, leicht „zu muthwillig“ machen könnten. Nun, die Gefahr dieſes zumuthwilligwerdens iſt nicht allzu groß, ſo lange die beſagte ſinnreiche Maſchine in die Kaſſe eines der Söhne des alten Amſchel Rothſchild nicht weniger als 1600 Millionen hineinpumpt. Eine himmliſche „Staatswirthſchaft“, den gegenwärtigen und künftigen Geſchlechtern den Ertrag ihres Schweißes abzuſt—aatsanleihen, das muß man ſagen! Freilich meinen ſchwarzſichtige Seher, es könnte doch einmal in die Stumpfſinnsnacht des armen Tolpatſch unverſehens ein lichter Moment fallen und in dieſem lichten Moment könnte er ſich veranlaſſt ſehen, den berühmten ſchillerſchen Freudeliedvers „Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!“ zu einer hiſtoriſchen Thatſache zu machen. Allein, tröſtet euch, Millionen- und Milliardenpolype, tröſtet euch! Ihr werdet weiterſaugen können. Wenn heute das alte „Schuldbuch“ wirklich vernichtet werden ſollte, ſo würde ſchon morgen ein neues angelegt. Denn die Dummheit währet ewiglich!

5.

Der Reichstag bemühte ſich redlich, alle Regiſter der Zeitphraſeologie den guten Wienern vorzuorgeln; allein die große Frage für dieſe blieb doch immer: Kommt der Kaiſer zurück oder bleibt er weg? So muſſte ſich denn auch das öſtreichiſche Parlament alles Ernſtes mit dieſem Problem beſchäftigen, deſſen Löſung ja auch und zwar ſehr, in ſeinem eigenen Intereſſe lag. Denn die Anweſenheit des Kaiſers gab der Thätigkeit des Reichstags doch erſt die rechte Weihe und zugleich ſchien die Anweſenheit der kaiſerlichen Familie in Wien eine Bürgſchaft zu bieten gegen die dunkeln Machenſchaften, die hinter den Kuliſſen ſpielten und welche von nicht allzu dickhäutigen Leuten wohl gefühlt wurden, wenn ſchon ſie keine aktenmäßigen Beweiſe für das vorhandenſein derſelben beibringen konnten.

Nach einer ſchauderhaften, rieſenbandwurmigen Schwätzerei, welche ſich darum drehte, ob man die Rückkehr des Kaiſers „erbitten" oder aber „fordern" ſollte — nebenbei wurde alles Ernſtes auch darüber debattirt, ob man den Kaiſer mit „Euer Majeſtät" oder „Euere Majeſtät" anreden müſſte — gewann endlich das „fordern" die Oberhand und eine Reichstagsdeputation trug eine mit den Unterſchriften und (bäueriſchen) Kreuzmalereien ſämmtlicher Mitglieder des Parlaments verſehene Adreſſe nach Innsbruck, welche forderte, daß der Kaiſer nach Wien zurückkehre. Ob dieſe Forderung erfüllt worden wäre, falls nicht die günſtige ſchwarzgelbe Wendung der Dinge in Italien den Hof mit neuer Zuverſicht erfüllt hätte, ſteht dahin. So aber ließen die Drahtführer und Drahtführerinnen des Hofpuppenſpiels den guten Ferdinand nach Wien zurückkehren und kehrten ſelber mit ihm zurück, am 12. Auguſt. Die Freude der Wiener war groß*). Der Reichstag ſeinerſeits warf ſich ſtolz in die Bruſt, der Welt gezeigt zu haben, daß er ſeine „Forderungen" durchzuſetzen vermöge.

Gerade in dieſen Tagen that er das beſte, was ihm überhaupt zu thun gelang. Schon am 26. Juli hatte ſich eins der jüngſten Mitglieder des Reichstags erhoben, um einen Antrag zu ſtellen, welcher dieſe gute That, die Emancipation der Bauern, einleitete. Ein junger Mann, gerade von der Hochſchule gekommen, blond, blauäugig, ſchmächtig, ein verkörpertes Stück öſtreichiſcher Freiheitslyrik, Hanns Kudlich, einer der Abgeordneten aus Oeſtreichiſch-Schleſien, beantragte auf der Rednerbühne: „Die Verſammlung möge erklären: Von nun an iſt das Unterthänigkeitsverhältniß ſammt allen daraus entſprungenen Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehaltlich der Beſtimmungen, ob und wie eine Entſchädigung zu leiſten ſei". Jubelnde Zuſtimmung von allen Seiten des Hauſes, nur ganz wenige, gar nicht hörbare Stimmen ausgenommen. Allein dieſer Zuſtimmungsjubel hatte doch nicht die Energie jener glorreichen Auguſtnacht von 1789, welche das Mittelalter in Frankreich wegwiſchte. Kudlich und ſeine Parteigenoſſen ließen ſich in ihrem edlen Anlauf aufhalten dadurch, daß ſie ſich in die höchſt weitſchichtigen und verwickelten Einzelnheiten der Robotfrage hineinmanövriren ließen. Dadurch wurde der Schlagëindruck vereitelt und eine Bandwurmdebatte herbeigeführt, in welcher die unerquicklichſte Rabuliſterei hinüber und herüber ſich breitmachte. Politiſch klug, ja am klügſten wäre es, wie man richtig bemerkt hat, geweſen, den Bauern zunächſt nicht die ganze Hand, ſondern nur etliche Finger zu geben, d. h. die Entſchädigungsfrage ungelöſ't über den Köpfen der Bauern ſchweben zu laſſen. Damit hätte man den bäueriſchen Eigennutz fortwährend in Spannung und demnach feſt an die Sache der Bewegung gekettet erhalten. Es iſt ja überhaupt ein Grundfehler der ſogenannten deutſchen Revolution von 1848 geweſen, daß ſie der plumpen Selbſtſucht der Bauern viel zu frühe und viel zu vollſtändige Befriedigung gewährte. Kudlich und ſeine Freunde erkannten das auch, aber zu ſpät. Als der Antragſteller am 11. Auguſt ſeinen zweimal verbeſſerten und erweiterten Antrag begründete, meinte er, „mit der Entſcheidung der Entſchädigungsfrage hat es keine Eile, da die Bauern gewiß zufrieden ſind, wenn ſie auch erſt nach Wochen erfahren, ob ſie entſchädigen ſollen". Allein die Gegner der Linken merkten die Abſicht und wurden dadurch keineswegs verſtimmt. Im Gegentheil, ſie waren ſehr froh, daß in Geſtalt der Entſchädigungsfrage ihnen eine zweihenkelige Handhabe dazu geboten wurde, erſtens in den Augen der Bauern die Linke zu verdächtigen, als ob dieſe die genannte Frage für unwichtig anſähe, und zweitens durch eine raſche und billige Löſung dieſer Frage die Mehrheit der Bauern der konſervativen Partei zu verpflichten.

---

*) Effinger am 15. Auguſt: „Die am 12. erfolgte Rückkehr des Kaiſers mit ſeiner Familie hat bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung aufrichtigen Jubel erregt". S. B. A.

Die langwierige Debatte drehte ſich auch nur noch um die Angel der Entſchädigungs- oder Nichtentſchädigungsfrage. Mehrere bäueriſche Redner gaben hierbei der ganzen Inbrunſt ihres Adelhaſſes nicht unberedſamen Ausdruck und zwar deutſche und ſlaviſche Bauern gleichermaßen. Mit nicht geringem Entſetzen vernahm die im Reichstage ſitzende öſtreichiſche Bureaukratie dieſe Auslaſſungen. Eine ſeit Jahrhunderten ſtumme Sklaverei hatte plötzlich Stimme bekommen, eine Stimme, bei deren Tönen man die Stöße einer ſocialen Erderſchütterung zu ſpüren glaubte, als reckte und ſtreckte der gefeſſelte Tolpatſch-Titan drunten im Tartarus ſeiner Knechtſchaft unwillig die Glieder. Dieſe Wirkung brachte vor allen der bukowiner Bauer Kapuſzczak hervor, deſſen gebrochenes Deutſch wie grollende Donnerſchläge klang und in deſſen Augen ein Widerſchein der galiziſchen Mordbrandsflammen von 1846 glühte, als er die Miſſhandlungen aufzählte, welche die „Herren“ den Bauern angethan hatten, und zum Schluſſe ausrief: „Dafür ſollen wir noch Entſchädigung geben? Ich ſage: Nein! Die Peitſchen und Knuten, welche auf unſere Köpfe gefallen ſind und um unſere ermüdeten Körper ſich gewickelt haben, damit ſollen die Herren ſich begnügen, das ſoll ihre Entſchädigung ſein!“ Ein deutſchöſtreicher Bauer, Brandl, ſagte ſchlecht und recht: „Es iſt klar, der geſunde Menſchenverſtand ſagt es: wir zahlen keine Entſchädigung“.

Sie zahlten ſie aber doch. Man muß ja nicht an den geſunden Menſchenverſtand appelliren, wenn man etwas durchſetzen will; denn das iſt eine Inſtanz, deren Verdikte nicht vollſtreckt werden. Es zeigte ſich bald, daß die Mehrheit der Verſammlung für die Leiſtung einer Entſchädigung war, deren Unumgänglichkeit am einſchneidendſten durch einen Herrn Helfert, auch einem Ueberläufer aus dem liberalen Lager ins konſervative, dargelegt und vertheidigt wurde. Erſt in der 14. dieſer Verhandlung gewidmeten Sitzung ſprach ſich die Regierung ihrerſeits aus. Der Miniſter Bach erklärte im Namen derſelben, daß ſie „für unentgeldliche Aufhebung des perſönlichen Unterthanenverbandes ſei, dagegen eine Entſchädigung für die dingliche

Entlaſtung des Bodens als durch das Recht und die politiſche Klugheit geboten anſehe. Das Miniſterium werde mit der Entſchädigung ſtehen oder fallen". Das zog. Man war kaum aus einer Miniſterkriſe heraus, ſollte man ſchon wieder in eine hinein? Für Gewährung einer Entſchädigung bildete ſich eine kompakte Majorität. Kudlich und ſeine Genoſſen nahmen nun in ihren Antrag die Beſtimmung auf, daß die den Grundherren zu bietende Entſchädigung der Staat zu leiſten habe, und bei der artikelweiſen Abſtimmung gewann dieſer Paragraph eine Majorität von 48 Stimmen. Allein der kudlich'ſche Antrag als ganzes wurde mit einer Majorität von 4 Stimmen verworfen, gegenüber einem durch Laſſer formulirten, in welchem die Leiſtung einer „billigen Entſchädigung" an den geweſenen „Guts-, Zehnt- und Vogtherrn" dem neuen Gutsbeſitzer zugewieſen war. Dies Endergebniß rührte mit davon her, daß die armen ſlaviſchen Bauern, von welchen nur wenige den deutſchgeführten Verhandlungen zu folgen vermocht hatten und bei den Abſtimmungen nicht allein im figürlichen, ſondern auch im natürlichen Sinne zwiſchen den Parteien hin- und hergezerrt wurden, zuletzt ganz verdonnert und verdattert geworden waren und nicht mehr recht wuſſten, wofür ſie ſtimmten. Am 7. September fand die ganze Sache mit und durch Zuſtimmung der Regierung ihre volle Erledigung und dieſe „Errungenſchaft" der öſtreichiſchen „Revolution", die Baueremancipation, die Entjochung der Bauerſchaft vom Mittelalter, war, wie die größte, ſo auch eine bleibende. Selbſt im Hochſtadium ihres Triumphdeliriums wagte nachmals die Gegenrevolution dieſe unberechenbar wichtige Neuerung nicht anzutaſten, indem ſie ſich noch immer mit Grauen der Blicke und Worte eines Kapuſzczak und anderer Bauern erinnerte und es klüglich unterließ, den auf ſeiner Errungenſchaft eingedämmerten Rieſen-Tolpatſch wieder zu wecken.

In der That, er dämmerte, duſelte und ſchlief ein auf ſeiner Errungenſchaft. Bevor er das that, wollte er aber doch zeigen, daß auch er Lebensart hätte: — am Abend des 24. Septembers brachten 10,000 Bauern, aus allen Gegenden Oeſtreichs gekommen, dem Hanns Kudlich einen Dankfackelzug dar. Damit aber hatten der Kudlich und die Revolution ihren Lohn dahin. Der öſtreichiſche Bauer machte es gerade ſo, wie der bairiſche, ſchwäbiſche, heſſiſche u. ſ. w. Er war fortan für Ruhe und Ordnung. Er hatte ja ſein „Sächle", knöpfte ſeine Taſche zu und that nicht mehr mit. Dank vom Menſchen zu erwarten, iſt Unverſchämtheit; Dank vom Volke zu hoffen, iſt Narrheit.

6.

Derweil im wiener Reichstage der nationale Gegenſatz von deutſch und ſlaviſch ſeine drohende Schroffheit vorderhand noch zu der politiſchen Parteiformel liberal und konſervativ herabzumildern verſuchte, häkelten höfiſche Hände den nationalen Gegenſatz zwiſchen magyariſch und ſlaviſch in der „Oſthälfte" des Reiches glücklich in einen Knoten zuſammen, welcher gewaltſam zerhauen werden muſſte. Die, wie wir wiſſen, ſchon früher zu Faden geſchlagene Allianz des Hofes mit den Slaven wurde jetzt feſtgenäht, wobei aber anzumerken, daß der Hof zuvörderſt nur mit den Südſlaven paktirte, die Polen dagegen, weil „unverbeſſerlich rebellionluſtig", gar nicht und die Czechen, weil „zur Stunde noch liberal", nur von fernher in Betracht zog. Bloß die Südſlaven, Kroaten, Serben-Raitzen und Walachen ſchienen primitiv und naiv genug zu ſein, um in ihrer Unſchuld Flügelkleide als Kanonenfutter im Intereſſe des wiederherzuſtellenden Abſolutismus verwendet zu werden. Und doch wäre ſogar die Naivität dieſer „Naturſöhne" nicht naiv genug geweſen, ſich zu dem angegebenen Zwecke verwenden zu laſſen, ſo die magyariſche Eitelkeit, Ueberhebung und Eigenſucht die von Innsbruck und Schönbrunn ausgehenden höfiſchen Ränke und Schwänke nicht mächtig gefördert hätten. In Wahrheit, der Magyarismus ſelber half emſig das Südſlaventhum zu dem Arme geſtalten, welcher dem wiener Hofe die Kaſtanien der Rückwärtſerei aus dem magyariſchen Feuer langte.

Niemals hätte Jellacic, welcher zwar die Gabe beſaß, ſeine kroatiſchen Landsleute auf gut kroatiſch zu behandeln, ſowie die weitere, die angeborene Schlauheit des Halbbarbaren mit dem Firniß einer mittelmäßigen Gymnaſialbildung — er brachte es darin bis zur Verſeſtoppelung — zu überſtreichen, im übrigen aber ein unbedeutender Menſch und ein ordinärer Vorzimmergeneral war, — ja, niemals hätte Jellacic unternehmen können, was er unternahm, falls ihm nicht Koſſuth, als Haupttypus der magyariſchen Ausſchließlichkeit genommen, die Wege gebahnt hätte. Man muß nicht im Namen der Freiheit und Selbſtbeſtimmung pomhafte Reden halten und dann dieſe Freiheit und Selbſtbeſtimmung für die 5 Millionen Magyaren allein in Anſpruch nehmen, während von $1\,{}^{1}/_{2}$ Millionen Deutſchen ganz abgeſehen — 6,155,603 Slaven im Lande leben. Die Slaven, alſo die Mehrzahl der Bevölkerung des „Landes der Magyaren“, ſollten allerdings bei Vertheilung der Märzerrungenſchaften nicht ganz leer ausgehen, ja wohl! Die Herren Magyaren waren ſo großmüthig, für ſich ſelber nur den Freiheitsbraten in Anſpruch zu nehmen, den Heloten Slaven aber die Knochen zu überlaſſen. Mit dem ganzen Uebermuth eines glücklichen Komödianten — es ſteckte ihm überhaupt ein gutes Stück von einem ſolchen im Leibe — hat Koſſuth von vornherein das Slaventhum herausgefordert, vor den Kopf geſtoßen und ins Hoflager hinübergetrieben. Dieſer hochbegabte Menſch war ein Magyar höchſter Potenz oder ſpielte wenigſtens den Magyaren im Superlativ und nur blödſichtige Thoren konnten ſich dadurch täuſchen laſſen, daß der ungariſche Agitator es mitunter für paſſend und zweckdienlich fand, ſeinen durchaus ſelbſtſüchtigen Magyarismus mit einem koſmopolitiſchen Phraſenſchleier zu drapiren. Dieſer Phraſenſchleier ſchien auch wohl mitunter ins Schwarzrothgoldne zu ſchillern. Wenn dann die gemüthlichen Deutſchen ſich durch dieſen Schein täuſchen ließen, um ſo ſchlimmer für ſie. Die ungemüthlichen Slaven ſahen ſchärfer, ſie erkannten durch alle Redensartendraperien hindurch den eiſern-egoiſtiſchen Magyarismus. Dieſe Erkenntniß war auch nicht eben eine große Kunſt: — in dem am 14. April von 1848 ins Amt getretenen verantwortlichen Miniſterium der Krone Ungarn beſand ſich kein einziger Slave. Das hieß für die Slaven doch etwas zu frühe und zu ungenirt den Deckel vom magyariſchen Topfe thun.

Der Märzſturm war keineswegs wirkungslos über die ſüdſlaviſchen Völkerſtämme hingegangen. Auch ſie waren aufgeſtürmt worden, auch ſie fühlten Bedürfniß und Willen, mitzuhandeln in dem ſtürmiſchen Drama der Zeit. Von der Oſtſpitze des Banats bis zur Weſtſpitze Kroatiens zuckte der Gedanke: Die Selbſtſtändigkeit der Krone Ungarn iſt uns ſchon recht, aber unter der Bedingung und Vorausſetzung völliger Gleichberechtigung der Slaven mit den Magyaren im ganzen Umfange des Gebietes dieſer Krone; wo nicht, wollen wir immer noch lieber den Kaiſer in Wien als das Miniſterium in Peſth zum Herrn haben. Die Südſlaven ſagten das auch nicht etwa nur leiſe, ſondern laut. Sie beſprachen und formulirten ihre Wünſche, ordneten ſie in 17 Paragraphen und entſandten damit eine Abordnung an das neue ungariſche Miniſterium. Im Namen deſſelben gab Koſſuth der Deputation den hochmüthigen Beſcheid, die auf Anerkennung der Gleichberechtigung ihrer Sprache und Nationalität abzielenden Wünſche der Südſlaven ſeien unſtatthaft; es exiſtire im ganzen Umfange der ungariſchen Monarchie offiziell nur eine Nationalität, die magyariſche, und die Regierung würde eines jeden anderen Völkerſtammes etwaiges Unterfangen, nationale Rechte ſich anmaßen zu wollen, mit Gewalt niederzuhalten wiſſen.

Das hieß der anhebenden oder angehobenen ungariſchen Revolution die Diagnoſe ſtellen: Du wirſt zu Grunde gehen! Sie ging zu Grunde an ihrer Ungerechtigkeit gegen die Slaven. So lange die Menſchen und die Völker nicht verſtehen, gerecht zu ſein, verdienen ſie nicht, frei zu ſein. Das iſt ein Gemeinplatz, freilich; aber es iſt ein Gemeinplatz, welcher nie gemein werden kann, weil ihn die Gemeinheit nie begreifen und beherzigen wird. Der gemeldete Ausgang der Abordnung nach Peſth war der Anfang der ſüdſlaviſchen Erhebung gegen das Magyarenthum, einer Erhebung, in deren Verlauf namenloſe Gräuel verübt wurden, Gräuel, welche an die Mongolenzüge und an die Zeit Iwans des Schrecklichen erinnerten. Aber ſie dürfen keineswegs nur den Slaven auf Rechnung geſetzt werden; auch die Magyaren haben dabei dem „reinen Aſiatenthum", deſſen ſie ſich rühmen, gelegentlich vollauf Ehre gemacht. Wer Luſt hat, im einzelnen zu erfahren, was ein Raſſenkampf zwiſchen noch ſo recht „raſſenhaften" Völkern zu bedeuten hat, der mag ſich dieſes Scheuſälige genauer anſehen.

7.

Noch war das brauſende Eljen! womit der Amtsantritt des neuen ungariſchen Miniſteriums in Budapeſth begrüßt wurde, nicht verhallt, als ſchon vom Süden her zur Antwort bedeutungsvoll das ſlaviſche Zivio! erſcholl.

Mit dem Zuſammenprall dieſer zwei nationalen Jauchzlaute und Vivatſchreie prallten zwei Nationalitäten, zweierlei Raſſen wüthend auf einander.

Man muß es den Slaven zu ihrer Ehre nachſagen: ſie handelten anfangs aus ſich heraus, keineswegs nur von außen her geſtoßen, keineswegs vom Hofe gegängelt. Die Kroaten ſtemmten und ſteiften ſich darauf, daß ihr Land ſeit Jahrhunderten ein Königreich geweſen, durchaus nicht dem Königreiche Ungarn einverleibt, ſondern nur mit demſelben verbunden. Jetzt, erklärten ſie, wollten ſie dieſen Verband löſen, ja ſie betrachteten denſelben bereits als gelöſ't und Kroatien als unmittelbar unter die Staaten der öſtreichiſchen Kaiſerkrone eingereiht. Sofort vorgenommene kriegeriſche Rüſtungen gaben dieſer Erklärung einen für die Magyaren ſehr unliebſamen Nachdruck, ſo daß man ſich in Budapeſth veranlaſſt ſah, verſöhnliche Schritte zu thun. Aber man that ſie zu ſpät. Man hatte gewähnt, die Slaven würden ſich gewohnter Weiſe vor dem Hochmuth des alleinſeligmachenden Magyarismus beugen, und hatte gar nicht daran gedacht, daß der Sturm, welcher die Magyaren aufrüttelte, auch andere Leute nicht würde weiterſchlafen laſſen. Wie in Kroatien, ſo rührte es ſich den ganzen Banat entlang. Auch hier brach das Slaventhum gegen den herrſchenden Magyarismus in offene Erhebung aus. Karlowitz und Neuſatz waren die Sammel- und Brennpunkte derſelben. In der erſteren Stadt tagte am 1. Mai die große ſerbiſche „Nationalverſammlung“ (Skupschtina), zu welcher die ſerbiſchen Klans in Kroatien, Slavonien und Syrmien, in der Bacſka und im Banat Bevollmächtigte entſendet hatten und welcher der Erzbiſchof-Metropolit Joſip Rajacic vorſaß. Die Skupſchtina erließ eine förmliche Selbſtſtändigkeitserklärung der ſerbiſchen Nation, indem ſie, im Namen dieſer auf die alten Verträge mit dem Hauſe Oeſtreich ſich berufend, ihre Geneigtheit zur Erneuerung derſelben ausſprach, aber nur unter der Vorausſetzung, daß Oeſtreichiſch-Serbien mit den andern unter Haus Oeſtreich ſtehenden Kronländern gleichberechtigt ſei. Dann ſtellte die Verſammlung die altnationalen höchſten Aemter wieder her, ein kirchliches und ein politiſches, und wählte zum Patriarchen den Erzbiſchof Rajacic und zum Wojwoden den Gränzeroberſt Sſuplikac. Endlich beſtellte die Skupſchtina einen Nationalausſchuß („Glavni odbor“), welcher die Beſchlüſſe der Verſammlung zur Ausführung bringen und überhaupt alles zur Wiedererlangung und Wahrung der Rechte ſerbiſcher Nation nöthige und zweckdienliche vorkehren und thun ſollte. In dieſem ausführenden Komité gab bald das jüngſte Mitglied, Georg Stratimirovic, geweſener Huſarenleutnant, den Ton an. Er hatte in ſeinem Weſen viel gemeinſames mit dem Kroaten Jellacic, unter anderem die Sucht, deutſche Verſe zu machen. Er ſchwärmte für Uhland. Daneben aber waren wildrevolutionäre Inſtinkte in ihm lebendig und er hauptſächlich trieb ſeine Landsleute zur Waffenerhebung gegen die Magyaren. Eine der erſten Vorkehrungen des Odbor war die Sendung einer Deputation an den Kaiſerhof, um dieſem die Wünſche und Forderungen der Serben vorzutragen. Zur gleichen Zeit alſo, wo die Kroaten durch Vermittelung ihres neuen Banus Jellacic mit dem Hof in enge Beziehungen traten, zur gleichen Zeit, wo die Häuptlinge der Czechen ſolche Beziehungen einfädelten, um das Deutſchthum zu paralyſiren, ſuchten auch die Serben am Hof eine Stütze gegen das Magyarenthum zu gewinnen. So wurden in Prag, in Agram und Karlowitz die Maſchen des Netzes geknüpft, welches man dem Deutſchthum und dem Magyarismus zugleich über die Köpfe werfen zu können hoffte, um die alſo verſtrickten und gebändigten dem künftig in Oeſtreich herrſchenden Slaventhum unterthänig zu machen. Der Hof ließ die Slaven mit dieſem ſtolzen Traumbilde ſpielen, während er ihre ſehr realen Dienſte annahm und zu ſeinen Zwecken ausnützte.

Politiſche Kinder haben von wegen der „Unſittlichkeit“ dieſer Politik des Hofes die Hände über den Fallhütchen zuſammengeſchlagen und ein groß Geſchrei verführt. Als ob es jemals eine „ſittliche“ Politik in der Welt gegeben hätte! Als ob es jemals eine ſolche hätte geben können! „Idealnarren“ allerdings haben mitunter Verſuche mit einer „ſittlichen“ Politik gemacht, ſind aber damit bekanntlich ſchlecht gefahren, ſehr ſchlecht. Man muß den Menſchen nicht mehr zumuthen, als ſie vertragen können. Sie vertragen nur ihnen gleichartiges. Das edle und erhabene iſt für die Dichtung gut, nicht für die Wirklichkeit. Im übrigen iſt ja ſtreitig, was ſittlich und was unſittlich. Die Gelehrten ſind noch nicht darüber einig. Der Bauer, welcher ſeine Milch verfälſcht; der Chemiker, welcher aus Pferde- und Hundefett Alpenbutter macht oder auf dem Dachboden ſeines Hauſes alle möglichen Weinſorten wachſen läſſt; die fromme ältliche Dame, welche das gelegentlich von einem Bruder im Herrn empfangene Kind beſeitigt, damit denen, „ſo da drinnen“, kein Aergerniß, und denen, „ſo da draußen“, kein Vergnügen bereitet werde; der hochwürdige Pater mit dem Schaufelhut, welchem ein fetter Erbſchaftſchlich gelingt, indem er den rechtmäßigen Erben ad majorem dei gloriam verſchwinden läſſt; der Großſchwindler, welcher zu Gunſten eines „höchſt zeitgemäßen“ Aktienunternehmens alle Trommeln der Preſſe rühren und alle Trompeten des Zauberers Kredit blaſen läſſt, um nach glücklich geſchorenem Schafe Publikum die künſtlich aufgetriebene Schwindelblaſe platzen zu laſſen; der Gelehrte, welcher wider ſein beſſeres Wiſſen einen Mitgelehrten, weil derſelbe entweder ſein Kathederkonkurrent iſt oder nicht in das Bockshorn derſelben Partei bläſ't, herunterhudelt: — ſie alle treiben in ihrer Art Politik und keinem wird es auch nur entfernt einfallen, daß ihre Politik eine unſittliche. Im Gegentheil, ſie alle halten ſich für „reſpektabel“, für höchſt reſpektabel und werden auch von den Leuten dafür gehalten. Natürlich nur ſo lange, als ihre Politik Erfolg hat, als es ihnen damit gelingt, ihre „Fortune zu pouſſiren“. Unſittlich iſt nur das Miſſlingen, in der ſogenannten „hohen“, wie in der allerniedrigſten Politik. Ueber die Grundbegriffe der politiſchen, der „realpolitiſchen“ Ethik ſollte man ſich doch endlich verſtändigt haben. An Zeit dazu hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber man hat ſich ja darüber verſtändigt, o, man hat! Wer heutzutage noch ſo „paradox“ ſein wollte, den Ariſteides zu ſpielen, oder gar ſo paradoxeſt, ein Ariſteides zu ſein, müſſte ſofort in eine mit Kork gepolſterte Zwangszelle geſperrt werden und zwar von rechts- und geſellſchaftsſicherheitwegen. Andere Zeiten, andere Sitten; andere Vögel, andere Lieder. Hört man jedoch genau hin, ſo iſt es immer daſſelbe Lied, die alte Leier. Die Athener haben bekanntlich den Ariſteides auch aus Athen hinausgeſchmiſſen. Warum war er ſo unverſchämt, beſſer zu ſein als ſie? — — —

8.

Die öſtreichiſche Gegenrevolution beſaß alſo in Folge der Einfädelungen zwiſchen dem Hof und dem Jellacic eine Armee, die Kroaten, die Südſlaven überhaupt. Die Magyaren ihrerſeits unterſchätzten anfangs die Bedeutung dieſer aus dem Widerſtand gegen ihre Magyariſirungswuth entſprungene Streitmacht. Sie wähnten ſodann, da die im Süden aufgeſtiegene Wetterwolke mehr und mehr als blitz- und donnerträchtig ſich erwies, durch drohend ſporenklirrendes auftreten in den Hofburgen zu Wien und Innsbruck das herandrohende Gewitter beſchwören zu können. Dabei überſahen ſie völlig, daß Haus Lothringen-Habsburg ſich als mit ihnen im Kriegszuſtande befindlich betrachtete und, die Verhältniſſe lothringiſch-habsburgiſch angeſehen, betrachten muſſte. Denn auf Grund ihrer März- und Aprilerrungenſchaften wollten ja die Ungarn, daß ihr Land, d. h. das ganze Ländergebiet, welches ſie als das der „heiligen Stephanskrone“ anſprachen, von dem übrigen Oeſtreich abgetrennt ſein und mit demſelben nur noch das ſchwache, bei guter Gelegenheit wohl auch entzweizuſchneidende Band der dynaſtiſchen Perſonalunion gemein haben ſollte. Sie wollten von einem Kaiſer Ferdinand von Oeſtreich gar nichts mehr wiſſen, ſondern nur von einem König Ferdinand von Ungarn. Verfaſſungsmäßig waren ſie hierzu allerdings berechtigt. Aber wie es der ungariſche König Ferdinand anſtellen ſollte, zu vergeſſen, daß er auch öſtreichiſcher Kaiſer war, das wuſſten die Herren Magyaren ſicherlich nicht anzugeben. Der gute Ferdinand hätte ja fortwährend mit dem Doktor Fauſt jammern müſſen:

> „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt;
> Die eine will ſich von der andern trennen —“

vorausgeſetzt nämlich, daß er jemals vom Göthe und vom Fauſt läuten gehört. Dieſe ganze ungariſche Königsfiktion war eben nichts als eine jener läppiſchen Schnurrpfeifereien, welche die Dogmen des Köhlerglaubens der Monarchie bilden.

Gewiß hatten die Magyaren auf ausſchließlich-magyariſchem Standpunkte ganz recht, wenn ſie ſich als völlig ſelbſtſtändig und unabhängig gebärdeten. Und ſo thaten ſie. Sie ſchickten den trefflichen Szalay als ungariſchen Geſandten nach Frankfurt, um mit der deutſchen Centralgewalt — (wer war denn dieſe? Ein öſtreichiſcher Erzherzog) — als Macht mit Macht zu verhandeln. Sie ſympathiſirten nicht nur laut mit den gegen Oeſtreich aufgeſtandenen Italienern, ſondern verweigerten anfangs ihrem Könige die Mittel zur Fortführung des Krieges mit Karl Albert, da ja ihr König in

Italien nichts zu ſuchen hätte, was an und für ſich ganz richtig war. Sie riefen die unter der ſchwarzgelben Fahne ſtehenden ungariſchen Regimenter heim und ſie verwarfen die Mittragung der öſtreichiſchen Staatsſchuldenlaſt. Alles ganz korrekt magyariſch, wohl und gut. Aber wenn nun der Kaiſer von Oeſtreich, welcher zufällig auch den König von Ungarn im Leibe hatte, die ganze Angelegenheit von ſeinem Standpunkt aus anſah, was dann? Dann muſſte der Kaiſer Ferdinand nothwendig mit dem König Ferdinand in Krieg gerathen. Und ſo geſchah es. Wenn nun aber ſchon im Frieden alle Mittel erlaubt ſind, welche Erfolg verſprechen oder gar haben, wie vollends erſt im Kriege! Das hätten die Magyaren bedenken müſſen. Der Hof, ſchrieen ſie, übt gegen uns unerhörte Falſchheit, Tücke und Verrätherei! Bewahre, entgegnete der Hof, nur Kriegsliſten, eitel Kriegsliſten, nichts als Kriegsliſten! Natürlich bekam von den beiden ſtreitenden Parteien ſchließlich die Recht, welche am meiſten einzuſetzen hatte.

Im Juni von 1848 war aber der Hof noch lange nicht ſo weit. Er ſah ſich dermalen noch genöthigt, ſehr kriegsliſtig zu ſein. Die in naturwüchſig-barbariſchem Stile begonnene und fortgeſetzte Schilderhebung der Serben und Kompagnie gegen den Magyarismus brachten das Miniſterium in Peſth ſoweit, daß es das Vaterland in Gefahr erklärte und den am innsbrucker Hoflager als Aufpaſſer weilenden Fürſten Paul Eſterhazy, Miniſter des Auswärtigen, drängte, den „König“ Ferdinand zu drängen, d. h. demſelben eine entſchieden widerſlaviſche und antijellacic'ſche Kundgebung abzudrängen. Der gute Ferdinand unterſchrieb demzufolge jenes berühmte und berüchtigte Manifeſt vom 10. Juni, welches, ganz im magyariſchen Sinne verfaſſt, den Kroaten und ſonſtigen Südſlaven die feierliche Verſicherung gab, es ſei keine Rede davon, daß man ſie magyariſiren wollte. Sie ſollten ſich alſo den Geſetzen und Einrichtungen der unter der heiligen Stephanskrone vereinigten Länder fügen. Dann kam ein heftiger Zornerguß gegen den „ungehorſamen“ Banus Jellacic, welcher einen Rechtfertigungsproceß zu beſtehen haben würde und, bis er ſich gerechtfertigt hätte, ſeiner Banuswürde und übrigen Aemter enthoben wäre. Schon vorher war Jellacic auf die drohende Sprache hin, welche Eſterhazy im Auftrage des ungariſchen Miniſteriums führte, zur Verantwortung nach Innsbruck berufen worden und dorthin machte er ſich, ohne von ſeiner Abſetzung zu wiſſen, an der Spitze einer kroatiſch-ſerbiſchen Abordnung auf, welche dem Kaiſer die Verſicherung bringen ſollte, daß Haus Oeſtreich auf die Treue der Südſlaven bauen könnte.

Der Ban oder eigentlich Nichtmehr-Ban oder noch eigentlicher Dennoch-Ban kam nicht wie ein Angeklagter, ſondern wie ein Helfer und Heiland. Seine Reiſe war, namentlich im glaubenseinigen Tirol, ein Triumphzug. Als er in Innsbruck angelangt, ſetzte ſich der Fürſt Eſterhazy, wie ihm ſeine Regierung vorgeſchrieben hatte, auf das höchſte Roß des Magyarenthums und verlangte, daß Jellacic weder vom Kaiſer noch von einem Mitgliede der kaiſerlichen Familie empfangen würde, ohne daß er, Eſterhazy, mitdabei wäre. Allein man ließ den magyariſchen Magnaten und Miniſter auf ſeinem hohen Roſſe ſitzen oder vielmehr man wußte ihm ein dynaſtiſches X für ein ungariſches U zu machen, indem man in die allgemeine Begeiſterung und Rührung, welche der Banus-Poet zu wecken wußte, auch ihn ſehr geſchickt hineinzog. Auf der Hof- und Staatsbühne, welche zeitweilig in der innsbrucker Burg aufgeſchlagen war, ging eine feierliche Audienz-Aktion in Scene, bei welcher die „ganze kaiſerliche Familie in Thränen zerfloß“ oder doch nahezu ſchwamm und deren offizielles Reſultat war, daß dem vielgeſchäftigen Müßiggänger, dem Erzherzoge Johann, auch noch die Kleinigkeit zugeſchanzt wurde, „die inneren Zerwürfniſſe in dem Geſammtreich Ungarn gütlich beizulegen“. Der Erzherzog wußte, wie das gemeint war. Von einer Entſetzung des Banus war keine Rede mehr, von dem ganzen Manifeſt vom 10. Juni auch nicht mit einem Worte, ſo daß Jellacic, ſagt man, erſt auf ſeiner Rückreiſe durch ein zufällig ihm zu Handen kommendes Zeitungsblatt davon Kunde erhielt. Hinter den Kuliſſen beſagter Hof- und Staatsbühne war ſelbſtverſtändlich ganz anderes gewiſpert und geliſpelt worden als das auf der Bühne dem erzherzoglichen Stellvertreter des Kaiſers zugemuthete.

Der Banus trug von Innsbruck die Gewißheit mit fort, daß der Hof unter allen Umſtänden ſein Verbündeter. Er gebärdete ſich von da ab als Retter der Dynaſtie und des Kaiſerreichs und ſpielte ſeine Heldenrolle mit leidlichem Anſtand. Er war in ſeinen guten Momenten ein Schauſpieler von Nummer 2: aber man muß ihm die Gerechtigkeit anthun, zu ſagen, daß er, wenigſtens zeitweilig, um ſeine Ueberzeugung ſpielte. Es iſt glaublich, daß der Mann, wie er den Wienern vorrednerte, in Momenten poetaſterlicher Schwarbelei an ein „großes, kräftiges, freies Oeſtreich" glaubte und ebenſo an die Dynaſtie Lothringen-Habsburg. Jedenfalls jubelten ihm die Wiener zu, als er, kaum von Innsbruck nach Agram zurückgekehrt, nach Wien eilte, um mit dem daſelbſt anweſenden ungariſchen Miniſterpräſidenten Batthyanyi über „die gütliche Beilegung der inneren Zerwürfniſſe" zu verhandeln, d. h. Spiegelfechterei zu treiben. Jellacic forderte unbedingt die Vereinigung des ungariſchen Kriegs- und Finanzminiſteriums mit dem öſtreichiſchen, was, falls es ſtattfand, die „Selbſtſtändigkeit" Ungarns zu Mondſchein auf der Donau gemacht hätte. Natürlich verlief die Konferenz ganz reſultatlos und, wieder in Agram, betrieb jetzt der Ban emſig die kriegeriſchen Rüſtungen, welche ihn befähigen ſollten, der ungariſchen Selbſtſtändigkeit gewaltſam ein Ende zu machen.

9.

Es bedurfte auf ſeiten der Ungarn nicht eben eines feinen Merkers, um die Anſicht zu gewinnen, daß Hof und Slaverei einander gefunden und ſich verſtändigt hätten. Dieſe Anſicht mußte die Magyaren aneifern, ihrerſeits ebenfalls ein verläſſliches Bündniß zu ſuchen, und dieſes konnte nur in Deutſch-Oeſtreich zu finden ſein.

Da wäre nun freilich wieder einmal die „ehrlichſte“ Politik die „beſte“ geweſen. Deutſchthum und Magyarismus, ehrlich zu Schutz und Trutz verbunden, hätten ohne Zweifel der zu Innsbruck eingeſegneten Ehe des Kroatismus mit der Hofkabale Trotz zu bieten vermocht. Man verſchloß ſich in Budapeſth dieſer Einſicht keineswegs, allein die magyariſche Selbſtgefälligkeit ging ſo ins märchenhafte, daß ſie das Deutſchthum, d. h. die wiener Bewegungspartei, wohl als Werkzeug gebrauchen wollte, nicht aber als gleichberechtigten Bundesgenoſſen anerkennen zu müſſen glaubte.

Dieſe Dummheit hat nachmals im Oktober die wiener Demokratie an's Meſſer geliefert und Ungarn bundesgenoſſenlos in einen Verzweiflungskampf geſtürzt. Die Galgen von Arad mußten dann die Standrechtsmordſchüſſe der Brigittenau ſühnen. Dieſe Schüſſe wären nicht gefallen, jene Galgen nicht errichtet worden, wenn Koſſuth und die Magyaren die Allianz mit den Wienern nicht als eine Gelegenheitsintrike, ſondern als eine principielle und thatſächliche Nothwendigkeit aufgefaßt und behandelt hätten. Aber das vernünftige, ehrliche und rechte durfte und konnte ja auch hier nicht geſchehen: es wäre dem Weltlauf zu ſehr gegen den Strich gegangen . . . .

Am 5. Juli wurde zu Peſth der auf Grund der Verfaſſungsreform neugewählte ungariſche Reichstag feierlich eröffnet. Die mittelalterlich ſtändiſche Gliederung dieſer Nationalverſammlung („Nemzetgyülés“) in ein Oberhaus („Felső-ház“) und in ein Unterhaus („Alsó-ház“) war beibehalten worden. Doch hatte das erſtere, die frühere Magnatentafel („Magnások' táblája“), jetzt nur noch die Bedeutung eines Geſpenſtes, das man unbeachtet herumwanken läßt. Im Verlaufe der Ereigniſſe verdunſtete dann das Geſpenſt, aber mit demſelben keineswegs zugleich das magyariſche Junkerthum. Ueberhaupt gehört viel Einfalt und Unwiſſenheit dazu, ſich einreden zu laſſen, der Magyarismus habe i. J. 1848 oder ſpäter aufgehört, weſentlich junkerlich zu ſein. Allerdings putzte er ſeinen „Attila“ bei Gelegenheit, wenn es ihm gerade paßte, auch mit weltbürgerlichen Ideenborten und Humanitätsphraſenquaſten heraus und ſteckte Freiheits- und Gleichheitsfedern auf den Hut; allein ſobald und ſolange er ſich Herr wußte, ließ er den mittelalterfrohen und nationalbornirten Junker im Vollglanze ſehen, Stockprügel aufmeſſend, Juden hetzend, im Hochgefühle raſſenhafter Aſiatigkeit ſich blähend.

König Ferdinand war durch „ſchwere Krankheit“ verhindert, ſeinem Verſprechen gemäß den Reichstag in Perſon zu eröffnen. Statt ſeiner that es der Palatin, Erzherzog Stephan, welcher auch bald auspalatinirt haben wird. Die Stimmung der großen Mehrheit der Verſammlung entſprach den Anſchauungen, von welchen die Mehrzahl der Mitglieder des Miniſteriums ausging, d. h. den vulgärliberalen. Ein Häuflein von etwa 35 Deputirten, unter denen die Madaraß, Balóczy, Teleky, Perczel, Nyary, Irinyi vorragten, bekannte ſich zu radikaleren Anſichten und bildete den Stamm der Partei, welche ſpäter die Losreißung Ungarns vom Hauſe Lothringen-Habsburg durchzuſetzen unternahm. Vorderhand war dieſes Häuflein noch ohne Bedeutung und Einfluß. Koſſuth machte ſich ſo wenig aus dieſen Radikalen, daß er ſie gelegentlich verhöhnte oder beſchimpfte, ſie „Wühler“ und „Rebellen“ ſchalt, ganz im Märzminiſterſtil, — ein Beweis, daß der ungariſche Agitator im Juli noch gar nicht wußte, wohinaus er wollte. Die Hofkabale ſorgte jedoch für einen Wegweiſer.

Daß übrigens Koſſuth der leitende Mann und Miniſter war, wurde ſofort klar, als der Reichstag ſeine Verhandlungen begonnen hatte. Am 11. Juli zeichnete er in einer ſeiner großen Reden die Situation und dieſe Situationszeichnung war, genau angeſehen, ſchon eine Kriegserklärung gegen den wiener Hof, eingewickelt in den Nachweis, daß dieſer, im Bunde mit dem „Rebellen“ Jellacic, Ungarn mit Krieg bedrohte, falls Ungarn auf die von dem genannten „Rebellen“ auf der reſultatlos gebliebenen wiener Konferenz geſtellten Forderungen nicht einginge, d. h. ſeine kaum gewonnene Selbſtſtändigkeit wieder aufgäbe. Schließlich beantragte der Redner, die Verſammlung möge zu dem Zwecke, „entweder einen ehrenhaften Frieden vermitteln oder aber einen erfolgreichen Kampf führen zu können“, dem Miniſterium Vollmacht geben, eine Armee von 200,000 Mann aufzuſtellen, und zur Ausrüſtung und zum Unterhalte derſelben für 1 Jahr die Summe von 42 Millionen Gulden bewilligen. Ein Gegner des Miniſteriums, Nyary, war es, welcher zuerſt aufſtand und mit emporgehobener Hand ausrief: „Wir geben ſie (megadjuk)!“ Soldaten und Millionen wurden mit begeiſterter Einmüthigkeit bewilligt. Indeß hoffte die Mehrzahl der Miniſter noch immer, auf erträgliche Bedingungen hin mit dem Hofe paktiren zu können, und brachte daher die Forderung vor das Haus, die Sache Oeſtreichs in Italien mit Soldaten und Geld zu unterſtützen. Batthyanyi, Deak, Eötvös und Szechenyi wähnten durch eine ſolche Dienſtwilligkeit den wiener Hof von ſeinem Bündniſſe mit den Slaven abzubringen. Sie handelten dabei gewiß in gutem Glauben. Koſſuth dagegen gab ſich dazu her, dieſe Forderung mit ſeinem Talente zu unterſtützen, während er doch mit der italiſchen Revolution ſo ſehr ſympathiſirte, daß er in der Debatte ſagte, er „freue ſich immer von ganzer Seele, wenn er von einem Siege der Italiener höre“. Er ſuchte nun mittels der Springſtange der Sophiſterei über den klaffenden Spalt dieſes Widerſpruches hinwegzukommen, indem er äußerte, „als Miniſter müſſe er die Empfindungen unterdrücken, welche er als Privatmann habe“. Man ſieht, der ungariſche Agitator war kein Menſch aus einem Metall und Guß, ſondern eben auch nur ein Miſchgeſchöpf, eine Kompilation, wie die moderne Geſellſchaft ſolche zuwegeſchuſtert und braucht, ein geſchickter Rollenwechſler, heute in der rothen Bluſe, morgen im Diplomatenfrack ſpielend. Und doch hinwieder war ein zu voller Funke vom echten Centralſonnenfeuer in dieſes Mannes Seele gefallen und doch war Koſſuth hinwieder zu heiß- und hochherzig, als daß er durch alle Farben und Farbenſchattirungen ſich ſo korrekt hätte hindurchchamäleoniſiren können, wie es ein richtiger „Staatsmann“ können muß. Wenn man ſeine Laufbahn im ganzen und großen betrachtet, hat man die Empfindung, als ſähe man einen Sonnenſtral durch eine Pfütze ſchleifen. Wer wirken will in dieſer

Welt, darf ſich nicht darum kümmern, daß ſeine Schuhe ſchmutzig werden; denn er muß durch allerhand Schlamm und Koth waten, bis an die Knöchel, bis an die Knie — thut nichts. Wenn ihm der Koth nur nicht über dem Kopfe zuſammenſchlägt und — ein Sonnenſtral bleibt, auch in eine Pfütze gefallen, doch immer ein Sonnenſtral.

Die radikale Oppoſition zeigte, daß Hans Oeſtreich, wenn in Italien Sieger, ſeine ſiegreichen Waffen ſofort gegen Ungarn wenden würde, und daß es demnach wahrhaft kretiniſch, von ungariſcher Seite den Hof in den Stand zu ſetzen, in Italien ſiegen zu können. Das war ſo einleuchtend, daß ein Kind es verſtehen und begreifen muſſte. Allein der Liberalismus von 1848 hat bekanntlich ſeine „ſtaatsmänniſche“ Weisheit gerade darein geſetzt, dem geſunden Menſchenverſtand bei jeder Gelegenheit einen Eſel zu bohren. Das geſundmenſchenverſtändige zu thun, war dieſen Herren „Staatsmännern“ viel zu einfach und naheliegend. Man muſſte erſt Verwickelungen ſchaffen, muſſte gar weit ausholen, um ſeine Staatsmänniſchkeit recht leuchten laſſen zu können. So that man auch in Budapeſth, wo das Miniſterium ſich nicht ſchämte, ſeine Kurzſichtigkeit und Energieloſigkeit mit der elenden Rabuliſterei zu maſkiren, Ungarn ſollte ja ſeinen König nicht im Kriege gegen die italiſche Nation, ſondern nur im Kriege gegen den ſardiſchen „Uſurpator“ Karlo Alberto unterſtützen. Etwas jammerſäligeres hat ſelbſt der Liberalismus der frankfurter Paulskirche kaum ausgetiftelt. Aber mit 236 gegen 33 Stimmen wurde der miniſterielle Blödſinn von der Verſammlung gutgeheißen.

Selbſtverſtändlich verfehlte derſelbe die beabſichtigte Wirkung auf den Hof ganz und gar und hatte ſich der ungariſche Liberalismus rein umſonſt blamirt. Die „getreuen“ Serben, die „lieben kroatiſchen Waffenbrüder“ wurden vom Hof aus fortwährend beſchmeichelt, gehätſchelt und nach Kräften unterſtützt. Trotz der argen Geldklemme, worin das wiener Miniſterium ſteckte, wuſſte es der Kriegsminiſter Latour doch möglich zu machen, dem Banus Jellacic Geld und Rüſtzeug zukommen zu laſſen. Der Ban organiſirte demnach ganz offen eine kriegeriſche Invaſion, welche dem „magyariſchen Sonderweſen“ und der „Rebellion“ Ungarns vernichtend zu Leibe gehen ſollte. In der Bacſka wüthete der „wilde Raizen-Krieg“ immer wüſter. Der Patriarch Rajacic durchzog im Aufzug eines alten ſerbiſchen Heiligen und Märtyrers das Land, predigte das Kreuz gegen die Magyaren und ſetzte Preiſe auf die Köpfe derſelben.

Während alſo das ſlaviſche Zivio immer lauter, drohender und ſchon als offenkundige Kriegsloſung vom Süden heraufgellte, quälte ſich das Eljen, d. h. der magyariſche Konſtitutionalismus, das ungariſche Miniſterium, noch mit den Formen und Formeln der „verfaſſungsmäßigen“ Monarchie herum. Nach der Rückkehr des Hofes aus Innsbruck nach Wien war mittels „königlichen“ Erlaſſes dem Erzherzog-Palatin ſeine Vollmacht als Alterego des „Königs“ entzogen worden, weil „Se. Majeſtät die Regierung ſeiner Länder wieder ſelbſt übernommen habe“. Der Ton dieſes vom 14. Auguſt datirten Erlaſſes, wie anderer Erlaſſe aus derſelben Zeit, beurkundet recht deutlich, wie ſehr die radetzkyiſchen Siegesmixturen den armen kranken Ferdinand ſchon geſtärkt hatten. Verfaſſungsgemäß mußte daher die Beſtätigung aller Beſchlüſſe der ungariſchen Nationalverſammlung fürder beim Könige ſelber geholt werden. Nun war es aber, um die Serben bändigen und dem erwarteten Einfall der Kroaten widerſtehen zu können, für Ungarn eine dringende Nothwendigkeit, daß die von der Verſammlung betreffs der Heerbildung und der Finanzen gefaßten Beſchlüſſe ſofort Geſetzeskraft erlangten. Jede Minute war koſtbar. Der Premier Batthyanyi und der Juſtizminiſter Deak eilten daher nach Wien, um die königliche Sanktion dieſer Beſchlüſſe zu erwirken; allein der arme Ferdinand war jetzt plötzlich wieder „ſo übelauf“, daß man ihm kein unterſchreiben zumuthen konnte, und die beiden magyariſchen Miniſter konnten ihre Ungeduld und ihren Verdruß länger als eine Woche im kaiſerlichen Vorzimmer feilhaben.

10.

Wenn der „ruhige Bürger" von Wien der Hoffnung ſich hingegeben hatte, die Rückkehr des Kaiſers würde „den Wühlern endlich das Handwerk legen", ſo wurde noch im Monat Auguſt dieſe Hoffnung zu ſchanden. Die in der Hofburg oder vielmehr im Schloſſe Schönbrunn reſidirende Gegenrevolution war dermalen noch lange nicht ſtark genug, offenes Spiel zu ſpielen und die Verwirklichung des franz-metternichtigen Staatsideals der Kirchhofsruhe ohne Umſtände zurückzuführen. Mußte der Hof doch das ſchauderhafte, ja geradezu erduntergangmäßige und jüngſtentaggleiche erleben und geſchehen laſſen, daß am Feſttage von Mariä Himmelfahrt ein ungeheuer großes Plakat an den Stephansdom angeklebt wurde, worin die Lehren des Deutſchkatholicismus dargelegt und empfohlen waren. Für ſolchen Frevel konnte es wahrlich keine geringere Buße geben als das Konkordat von 1855. Der deutſchkatholiſche Schwindel war übrigens zu ohnmächtig, um etwas anderes als ein bißchen Rummel und Tummel herbeizuführen. Schon nach etlichen Tagen platzte das Windei, wie denn überhaupt die klägliche Halbheit, welche den Bewegungen von 1848 durchgängig anhaftete, es am allerwenigſten auf religiöſem Gebiet zu einer rechten That bringen konnte. Dazu gehört Leidenſchaft, Märtyrergeiſt, Fanatismus. Die halbe Revolution von 1848 hatte aber nicht den Fanatismus und die Leidenſchaft zu Eltern, ſondern den Zweifel und die Blaſirtheit. Daher die Impotenz des ſkrophulöſen Balges.

Vom 20. bis 23. Auguſt krawallten in den Vorſtädten von Wien die Arbeiter, welchen bei dem Stillſtande mancher Handwerke und Fabriken die Regierung früher von ſtaatswegen Arbeit angewieſen — ſo à la pariſer Nationalwerkſtätten — allerhand nutzloſe Erdarbeiten u. ſ. w., neuerdings aber den Lohn um 5 Kreuzer täglich vermindert hatte. Dieſer Fünfkreuzerkrawall wurde von der Regierung mit Hilfe der ſehr willigen „Garden", d. h. der wiener Bürgerwehr, leicht unterdrückt, und da die Aula zum großen Aerger des Bürgerthums Miene gemacht hatte, auf die Seite des Proletariats zu treten, ſo trat eine Spaltung zwiſchen Bürgerwehr und Studentenlegion ein, welche das Miniſterium, raſch und entſchieden zugreifend, zur Sprengung der letzteren hätte benützen können. Hatte ſich doch die Legion bei den guten Wienern zur Stunde auch unpopulär gemacht durch ihr jugendlich-übermüthig-taktloſes gebaren am 19. Auguſt, als ſie mitſammt der Bürgerwehr vor dem Kaiſer Revue paſſirte. Statt in das dem Kaiſer, welcher an den hofkabaliſchen Machenſchaften gewiß ſehr unſchuldig war, gebrachte Vivat miteinzuſtimmen, hatte die Muſikbande der Legion das Fuchſenlied: „Was kommt dort von der Höh'?“ intonirt, — ein recht guter ſchlechter Witz; aber Bummelwitze gehören in die Kneipe, nicht in die Politik. Nicht nur der „ruhige“, ſondern der Bürger überhaupt ſah daher die Aula ſcheel an: er witterte dort republikaniſche und proletariſche Tendenzen*). Der Regierung war es vorbehalten, dieſen ihr ſo günſtigen Spalt wieder auszufüllen und zwar mittels ihrer Handhabung der ungariſchen Frage. Dieſe Handhabung näherte die wiener Bevölkerung und Bürgerwehr, wenigſtens die Mehrzahl derſelben, wieder dem revolutionär geſtimmten Studententhum. Es mußte ja ſelbſt ſo gutmüthigen Leuten, wie die Wiener waren, die Galle aufregen, wenn ſie mitanſahen, wie der Hof mit den Slaven ſich verſchwor, zunächſt um die Mayaren zu treffen und hinter dieſen dann den deutſch-öſtreichiſchen Liberalismus.

---

*) Depeſche Eſſingers (ſeine letzte) vom 22. Auguſt: „Seit mehreren Tagen herrſcht wieder große Aufregung. Zu den politiſchen Elementen derſelben geſellen ſich nun auch religiöſe. Ronge iſt von den Anhängern des Deutſchkatholicismus hierher gerufen worden. Mittlerweile ließen einige Geiſtliche und zahlreiche Studenten es ſich angelegen ſein, den Boden für ſeine Lehre vorzubereiten. Auf der andern Seite haben die Mitglieder der akademiſchen Legion theils dadurch, theils weil ſie bei der neulichen Muſterung der Nationalgarde allein dem Kaiſer ein Vivat zu bringen unterließen und durch die von ihrer Muſikbande gewählte Melodie gefliſſentlich Mangel an Ehrerbietung zeigten, theils weil ſie bei der Kunde von der baldigen Ankunft Heckers (?) in ſtürmiſchen Jubel ausbrachen und ihre Hoffnungen auf die Republik offen an den Tag legten, ſich einen großen Theil der Bevölkerung Wiens und der Nationalgarde zu Gegnern gemacht“. S. B. A.

Bedenkt man, wie ſehr das Miniſterium am 23. Auguſt das Heft in Händen hatte, daß es des Arbeiterkrawalls ſo leicht Meiſter geworden, daß in dieſen Tagen die ſo lange gefürchtete oberſte Direktion der ſouveränen Katzenmuſik, der Sicherheitsausſchuß, ſtill und auf Nimmerwiederkehr bachab gegangen, ſowie endlich, daß die Bürgerwehr willig und entſchloſſen war, der Sache vernunftgemäßer Ordnung ihren Arm zu leihen — bedenkt man das alles, ſo kann man ſich doch kaum des Gedankens erwehren, die Regierung oder vielmehr die hinter derſelben agirende Hofkabale habe mit aller Abſicht eine neue Kriſis heraufbeſchwören wollen, um Gelegenheit zu erhalten, den echten ſchwarzgelben Gewaltstrumpf auf den Staatstiſch zu hauen und des vormärzlichen Deſpotismus ganze Herrlichkeit wieder aufzurichten. Hierauf ſcheint auch die Läſſigkeit hinzudeuten, womit man von ſeiten des Hofes, in deſſen Geheimniſſe nur der Kriegsminiſter Latour und wohl auch ſchon deſſen Kollege Bach eingeweiht waren, der Organiſirung einer Aufſtandspartei zuſah, welche hauptſächlich durch den raſtloſen Tauſenau betrieben wurde und welche in dem Demokratenverein ihren Mittelpunkt hatte. Von hier aus wurden eine Menge von Vereinen, welche ſich zu gleichen Anſchauungen bekannten — darunter auch ein radikaler Damenklubb, in welchem es viele alte und junge Fräulein und keine Jungfer gab — einer ſtraffen Leitung unterworfen. Ob der Demokratenverein oder wenigſtens die Leiter deſſelben, das im Gaſthaus „Zur Ente“ tagende „Centralkomité der radikalen Vereine“, worin neben Tauſenau der Journaliſt Becher, die geweſenen Offiziere Fenner von Fenneberg und Kuchenbäcker, ſowie abwechſelnd andere ſaßen, z. B. der unheimliche polniſche Jude und ſchielängige Barbiergeſell Chaizes, — ob dieſes wiener Centralkomité mit magyariſchen Führern, namentlich mit Franz Pulſky, ſchon um dieſe Zeit, d. h. zu Ende Auguſts und zu Anfang Septembers, in Verbindung geſtanden habe, iſt mit Beſtimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Aktenmäßige Beweiſe exiſtiren weder für noch wider; aber ſehr groß iſt die Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Verbindung. Die wiener Demokratie und der Magyarismus waren ja durch die Verhältniſſe förmlich auf einander angewieſen und zu einander hingedrängt. Das Unglück für beide Theile iſt nur geweſen, daß, um es abermals zu ſagen, dieſe naturnothwendige Allianz von ſeiten der Ungarn nur als nebenſächlich, nur als eine Gelegenheitsintrike behandelt wurde, welche man heute aufnehmen und morgen fallen laſſen dürfte.

11.

Der Hof ließ demnach den wiener Radikalismus einſtweilen gewähren und begnügte ſich, durch ſeine Kreaturen denſelben beſchimpfen und reizen zu laſſen. Dies geſchah insbeſondere durch ein Schandblatt ſchändlichſter Sorte, die ſchwarzgelbe „Geißel“, deren herausfordernde kothſpritzende Schläge manches von dem verabſcheuungswerthen, was im Oktober geſchehen iſt, zu verantworten haben. Der Handhaber dieſer Geißel, ein gewiſſer Böhringer, that Wunder; denn er vollbrachte das unmögliche: er überſchmutzte einen Tuvora, überbosheitete einen Chaizes und überblutbengelte einen Häfner. Es iſt aber eine Thatſache, daß das klatſchen dieſer Geißel im Auguſt und September einer Menge von Leuten wohlgefiel, welche noch im Juni und Juli die Unflätereien der widerhöfiſchen Blätter und Blättchen mit Wolluſt verſchluckt hatten. Der Schmutzböhringer gab ja nur in ſeiner Weiſe der Sehnſucht des Philiſters nach ſeinen Backhähndln, ſeinem Regiekanaſter, ſeinem Prater und Sperl der vormärzlichen Zeit frakturbuchſtabendeutlichen Ausdruck. Freilich, derſelbe Philiſter, welcher im Auguſt und September nach Ruhe und Ordnung lechzte, leiſtete im Oktober der Bewegungspartei, als ſie wieder einen revolutionären Anlauf nahm, nicht einmal paſſiven, geſchweige aktiven Widerſtand.

Im Reichsrathe war derweil die Stellung der Linken, der deutſch-öſtreichiſchen, mit radikalen Polen durchſprenkelten Vorſchrittspartei ganz miſſlich und unbehaglich. Sie ahnte nicht nur das vom Hofe mit Hilfe der demſelben affiliirten Mitglieder des Miniſteriums geſpielte Spiel, ſie ſah ganz deutlich in daſſelbe hinein. Aber was konnte ſie der czechiſchen Rechten und dem ſchwarzgelben Centrum gegenüber machen? Nichts. Denn heftige Reden halten und dazu mit der Fauſt auf den Tiſch klopfen war ſoviel wie nichts. Verlangten die Linkſer auf dem Wege der Interpellation Auskunft vom Miniſterium, ſo gab daſſelbe entweder ganz nichtsſagende oder ausweichende Antworten. Darin war beſonders der Herr Bach ſtark, bei dem ſchon die Freiherrnſchuppen anſetzten und welcher ſich aalglatt durch die Fragenklippen ſchlängelte, dabei ſehr viel von den „konſtitutionell monarchiſchen Grundſätzen der Regierung“ ſprechend. Man wuſſte ja draußen in Schönbrunn ſehr wohl, daß das nur Mundleim war, um Gimpel damit zu fangen. Der Mann qualifizirte ſich merkwürdig raſch zum Reaktionsminiſter. Er übertraf fürwahr alle ſeine zeitgenöſſiſchen mitliberalen Mitminiſter in Deutſchland und Frankreich an Geſchwindigkeit, was doch viel ſagen wollte. Er voltigirte ſo hübſch, daß es ihm von allen den andern Umſattelern kein einziger ſo recht nachmachen konnte. Gewiß, in vollſtem Maße verdiente er, Standrechts- und Konkordatszeitminiſter, ſowie Ambaſſador bei Sr. Heiligkeit zu werden.

Die Czechen gaben mitunter dem Hof und Miniſterium ein Memento, daß es Zeit wäre, auch mit ihnen ſich zu verſtändigen, wie man mit den Südſlaven gethan. Sie waren ja von Herzen gern dabei, Deutſchthum und Magyarismus unterdrücken zu helfen, vorausgeſetzt, daß bei der Machtvertheilung ihnen ein erkleckliches Stück zufiele. Der babyloniſche Sprachenwirrwarr im Reichstagsſale gab dem Czechenthum Gelegenheit, einen Mahnſchrei auszuſtoßen, welcher in Schönbrunn draußen gehört werden ſollte. So war er wenigſtens gemeint. Am 11. September kamen Anträge zur Verhandlung, dem Mangel an Verſtändniß der Debatten von ſeiten vieler Abgeordneten wenigſtens einigermaßen abzuhelfen dadurch, daß die Abſtimmungsfragen in den verſchiedenen Sprachen (deutſch, italiſch, polniſch, czechiſch, rutheniſch, rumäniſch) formulirt und geſtellt werden ſollten, eine Forderung, die gar nichts unbilliges hatte, wenn man überhaupt wollte, daß eine nicht geringe Anzahl von Abgeordneten wüßte, über was und wie ſie abſtimmten. Der Deutſchböhme Borroſch, ein wohlmeinender, aber gar linkiſcher Linkſer, ſuchte nachzuweiſen, daß im öſtreichiſchen Reichstag die deutſche Sprache mit Nothwendigkeit die parlamentariſche Staatsſprache ſei, was allerdings richtig. Aber der täppiſche Redner tappte in einen ſlaviſchen Ameiſenhaufen mit ſeiner Aeußerung: „Die, welche kein Deutſch verſtehen, mögen an ihrer Stelle Männer wählen laſſen, welche des Deutſchen kundig ſind“ — und ſtach in ein czechiſches Weſpenneſt, indem er, zur Rechten gewendet, vom ſpielen mit „Nationalitätsliebhabereien“ redete. Aufſprang der ganze Czechismus, mit geballter Fauſt den Widerruf fordernd, und durch den lange nicht zu ſtillenden Tumult hindurch ſchnitt gellend die zornbebende Stimme Riegers: „Das Recht, in unſerer Nationalſprache hier zu reden, ſteht uns nicht weniger zu als den Deutſchen. Wir Slaven bilden bei weitem die größere Macht dieſes Staates. Durch unſer Geld, durch unſer Blut wird Oeſtreich erhalten. Nur ſo lange wir wollen, wird es beſtehen!“ Ludwig Löhner, ohne Frage einer der bedeutendſten Köpfe der Verſammlung, ſuchte die borroſch'ſche Taktloſigkeit gutzumachen durch eine taktvoll verſöhnliche Rede, worin er die verſchiedenen Nationalitäten aufforderte, den Sprachenzwiſt wegzuſtoßen „wie eine zwiſchen uns gekrochene Schlange“ und einträchtig und mannhaft zuſammenzuſtehen gegen die herandrohende Gegenrevolution. Dieſe beſchwörende Stimme war aber ſelbſtverſtändlich nur die eines Predigers in der Wüſte . . . .

Derweil ſich alſo in der Hauptſtadt Oeſtreichs die Zündſtoffe zu einer neuen Brunſt häuften, ſtieg auch drunten in Budapeſth die Aufregung von Stunde zu Stunde. Um ſo höher und heftiger, als die bislang von ſeiten der ungariſchen Regierung getroffenen militäriſchen Maßnahmen ſehr ſchlechte Erfolge gehabt hatten. Wiederholte gegen die Raitzen-Serben unternommene Angriffe waren gänzlich geſcheitert und von den Angegriſſenen mit neuen, von allen Gräueln begleiteten Einbrüchen in magyariſche Landſchaften vergolten worden. Täglich konnte auch von Kroatien her der Einbruch des Banus in Ungarn erwartet werden.

Bei ſothanen Umſtänden konnte ſich Koſſuth unmöglich verhehlen, daß man bei einer Kriſis angelangt ſei, wo es hieß: biegen oder brechen. Es war ſchlechterdings unmöglich, länger in dem Zirkel konſtitutioneller Fiktionen und Illuſionen ſich herumzudrehen. Hatte doch der wiener Hof in letzter Zeit deutlich genug ausgeſprochen, daß er alles, was in den ungariſchen Angelegenheiten ſeit dem März geſchehen war, für „ungeſetzlich“ anſähe. Es geſchah dies mittels einer „Denkſchrift“, welche am 21. Auguſt vom öſtreichiſchen Miniſterium dem Erzherzog-Palatin überſandt und von dieſem dem ungariſchen Miniſterium zugefertigt war. Darin hieß es, „die ungariſchen Märzerrungenſchaften widerſprächen ebenſoſehr der „„Pragmatiſchen Sanktion““ als den Bedürfniſſen der Geſammtmonarchie und der Kaiſer ſei gar nicht berechtigt geweſen, ein unabhängiges ungariſches Miniſterium zu ernennen“. Ferner, „es ſei eine unbedingte Nothwendigkeit, die ſeit dem März in der ungariſchen Regierung angenommenen Einrichtungen nach den Bedürfniſſen der Geſammtmonarchie zu ändern und gemeinſam mit dem öſtreichiſch-deutſchen Miniſterium Anſtalten zu treffen, damit die Einheit der Monarchie geſichert würde“. Das ſtimmte ganz mit den Forderungen des Jellacic und hieß zum Magyarismus ſagen: Mach' ein Ende mit deinem ſtolzen Traume von Selbſtſtändigkeit!

Statt deſſen rang aber der Traum gewaltig, Wirklichkeit zu werden. Koſſuth hielt es an der Zeit, ſchon jetzt merken zu laſſen, daß Ungarn nicht um des Hauſes Lothringen-Habsburg willen da wäre und wohl auch ohne daſſelbe exiſtiren könnte. Am 4. September gab er in der Nationalverſammlung die Erklärung ab, er ſei überzeugt, daß der „gegenwärtige Zuſtand bald ein Ende nehmen müßte oder die Nation gezwungen wäre, für eine vollziehende Gewalt zu ſorgen, welche die Mittel zu ihrer Verfahrungsweiſe nicht aus dem Geſetze, ſondern aus der Gefahr des Vaterlandes ſchöpfen würde. Die Nation wird außerordentlicher Gewalten bedürfen". Innerhalb wie außerhalb der Verſammlung wurde dieſe Aeußerung verſtanden, wie ſie gemeint war, und hörende Ohren verſtanden dieſelbe auch droben in Wien*). Koſſuth, welcher ſchon zu dieſer Zeit, zu Anfang Septembers, thatſächlich die Geſchicke ſeines Landes diktatoriſch lenkte, ſchlug jedoch noch einen letzten Verſuch vor, den König mit der Nation zu verſtändigen. Eine Deputation von 100 Mitgliedern des Unterhauſes ſollte nach Wien gehen und den König zum energiſchen einſchreiten gegen den kroatiſch-ſerbiſchen Aufſtand auffordern. Binnen höchſtens 48 Stunden müſſte dieſe Abordnung eine klare und beſtimmte Antwort haben. Die Verſammlung genehmigte den Vorſchlag, das Oberhaus trat bei und mehrte die Deputation um 20 ſeiner eigenen Mitglieder. Pazmandy, der Präſident der Nationalverſammlung, führte die Abordnung am 5. September nach Wien, wo ſie am folgenden Tag eintraf und von der Bevölkerung ſehr ſympathiſch empfangen wurde. Das demokratiſche Centralkomité und die magyariſchen Agenten hatten nicht erfolglos daran gearbeitet, die Wiener dahin aufzuklären, daß ſo, wie die Sachen lägen, die Intereſſen der Deutſchöſtreicher und die der Ungarn Hand in Hand gingen.

Die beiden ungariſchen Miniſter Batthyanyi und Deak, welche, wie wir wiſſen, ſeit 10 Tagen in Wien gevorzimmert hatten, gaben ihren Landsleuten wenig tröſtlichen Beſcheid. Indeſſen wurde nach etwelchen Weiterungen ausgemacht, daß am 9. September nach Mittag die ungariſche Abordnung im ſchönbrunner Schloſſe von ihrem „König"

---

*) Depeſche Kern's (Nachfolgers von Effinger) vom 12. September: „Wie mich ein in Peſth etablirter Schweizer, der mit einflußreichen Mitgliedern des ungariſchen Reichstags perſönlich bekannt iſt, verſicherte, geht in Ungarn die Stimmung vorherrſchend dahin, ſich von Oeſtreich gänzlich zu trennen und Koſſuth zum Diktator auszurufen, wenn Oeſtreich keine Unterſtützung gegen Kroatien gewähre". S. B. A.

Ferdinand empfangen werden ſollte. Die Deputation hatte ſich demzufolge am genannten Tage zu Wien in der ehemaligen ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei verſammelt und wollte gerade nach Schönbrunn aufbrechen, als eine Nummer der „Agramer Zeitung“ hereingebracht wurde, deren Inhalt die Magyaren überzeugen muſſte, daß Deputatſchaft und Audienz nur noch eine alberne und widerwärtige Poſſe ſeien. In der Zeitung ſtand ein vom 4. September datirtes, von keinem ungariſchen Miniſter und überhaupt nicht gegengezeichnetes „Handbillet“ des Kaiſers — man ſieht, der liebe Abſolutismus fühlte ſich bereits wieder vollberechtigt und nahezu vollgekräftigt — kraft deſſen Jellacic, der geſetzlich von ſeinen Würden und Aemtern ſuſpendirte „Hochverräther“, um „ſeiner Treue und Anhänglichkeit an die Dynaſtie willen“ in ſeine „Banalwürde und alle ſeine militäriſchen Bedienſtungen“ wiederum eingeſetzt wurde. Das hieß den Ungarn ſagen: Der Hof erklärt in Gemeinſchaft mit den Kroaten und Serben euch den offenen Krieg. Dieſe Machenſchaft verdutzte die Deputirten zuerſt ſo ſehr, daß ſie gar nicht daran glauben konnten und annahmen, das „Handbillet“ ſei unecht. Pulſzky eilte um Aufklärung zum Baron Weſſenberg, dem öſtreichiſchen Miniſter des Auswärtigen. Weſſenberg ſagte: „Ein ſauberer Streich das! Ich weiß nichts davon, aber echt iſt das Handbillet“. Als Pulſzky mit dieſem Troſt zu ſeinen Gefährten zurückkam, brach der Unwille derſelben los. Viele wollten ſofort heim nach Peſth, doch fügten ſich dann alle der Meinung, man müſſte die „Poſſe“ zu Ende ſpielen, maßen ſie doch einmal angefangen ſei.

Der gute „König“ Ferdinand muſſte an dieſem Tage ſo zu ſagen die Rolle des Briefträgers ſpielen. Nachdem ihm nämlich im Audienzſale zu Schönbrunn Pazmandy als Sprecher der Deputation die Beſchwerden und Forderungen der ungariſchen Nationalverſammlung vorgeleſen hatte — das Dokument langweilte den König beträchtlich und war auch ſehr lang — zog er die Antwort, welche man ihm in die Taſche geſteckt hatte, hervor und las dieſelbe ab, „ſtotternd“, wie die Ungarn reſpektwidrig wahrnahmen. Gute Unterthanen haben die heilige Verpflichtung, in ihrem Monarchen unter allen Umſtänden einen Halb- oder gar einen Ganzgott zu erblicken und ein ſolcher ſtottert nicht. Ferdinandus Rex redete oder las vielmehr — uff! ein verteufelt ſchweres Geſchäft, das Königſein und Regieren! — ſein Penſum ab, worin ihm zugeſchrieben war, daß „es ſein feſter Wille ſei, die Geſetze, Rechte und die Integrität des Reichs ſeiner ungariſchen Krone ſeinem königlichen Eide gemäß aufrecht zu erhalten“. Im übrigen würde er „ſeine Entſchlüſſe im Wege des Miniſteriums in kurzmöglichſter Friſt kundgeben“. Die Herren Magyaren ſahen ſich einen Augenblick fragend an, ob ſie auch recht gehört hätten. Dann machten ſie Kehrt, verließen ohne weiter ein Wort zu ſagen den Audienzſal und fuhren auf geradem Wege zum Nador, ihrem Dampfer, welcher ſie am Prater erwartete. Während das Schiff ſeinen Kiel Preßburg zukehrte und die Donau hinabſchwamm, wurde eine rothe Flagge auf die Gaffel gehißt. Der Krieg war erklärt.

12.

Er war ſogar ſchon losgebrochen und zwar nicht allein von der Seite der „wilden Raitzen“ her.

An demſelben 9. September, an welchem Ferdinandus Rex im Schloſſe zu Schönbrunn der magyariſchen Abordnung vorgeleſen hatte, daß er „die Geſetze, Rechte und die Integrität des Reichs ſeiner ungariſchen Krone ſeinem Eide gemäß aufrecht erhalten werde“, an demſelben Tage machte der Banus Jellacic den authentiſchen Kommentar zu dieſem Text bekannt, indem er aus Kroatien in Ungarn einbrach, die koloſſale Lüge in Proklamationsform vor ſich hertragend, „er komme nicht als Feind, ſondern er eile als Freund den loyalen Unterthanen des konſtitutionellen Königs zur Hilfe, um dieſelben vom Joch einer verhaßten, unfähigen und rebelliſchen Regierung zu befreien“. Der Bund der zwei ſchönen Seelen, die Allianz der Hofkamarilla und der Slaverei zeigte ihre Erſprießlichkeit deutlich auf in der Thatſache, daß der Kroatenhäuptling zu ſeinem Unternehmen recht gut gerüſtet und vorbereitet war. Er hatte unter ſeiner perſönlichen Führung einen aus Kerntruppen beſtehenden Gewalthaufen von etwa 20,000 Mann und außerdem zwei Flügelkorps und eine Reſerve von zuſammen nahezu 35,000 Mann, welche letzteren größtentheils aus kroatiſchen Landſtürmlern beſtanden. Nicht allein der Anzahl nach war dieſe Streitmacht der ihr zunächſt entgegenſtehenden ungariſchen weit überlegen, ſondern auch hinſichtlich der Ausrüſtung und Uebung. Sie wurde auch von Leuten vom Handwerk befehligt, von kaiſerlichen Generalen, Stabs- und Subalternoffizieren.

Der Einbruch des Banus geſchah von Kopreinez her über Olegrad auf Groß-Kaniſcha zu. Er trieb die von einem Jämmerling, dem Grafen Adam Teleky, kommandirten Magyaren (4 Bataillone reguläre Infanterie, 4 Bataillone Bürgerwehr, 3 Huſarenſchwadronen und 9000 Landſtürmler) vor ſich her bis nach Keſſthely am nordweſtlichen Ende des Plattenſee's. Die Verblüffung und Verwirrung in den Reihen der Ungarn war gränzenlos, was hauptſächlich daher rührte, daß viele ihrer Offiziere gar nicht wuſſten, ob ſie gegen oder mit Jellacic fechten ſollten, der im Auftrage des Königs zu kommen behauptete und den Rang eines Feldmarſchall-Leutnants hatte. Sie ſandten deſſhalb eine Abordnung zum Banus mit dem Geſuche, ihnen die ſchriftliche Ermächtigung von ſeiten des Königs zum Einmarſch in Ungarn zu zeigen. Eine ſolche konnte aber Jellacic nicht aufweiſen, weil er keine hatte. Man wollte ſich im ſchönbrunner Schloſſe doch noch immer die Möglichkeit bewahren, den kroatiſchen Heiland je nach Umſtänden anzuerkennen oder zu verleugnen. Ein ſpäter aufgefangener Brief des Banus an den Kriegsminiſter Latour — welcher bekanntlich öffentlich und amtlich fortwährend verſicherte, mit Jellacic in keiner „Geſchäftsverbindung“ zu ſtehen — hat dargethan, daß dem kroatiſchen Heiland die Zurückhaltung des Hofes unangenehm genug war. Er drang in dieſem Briefe darauf, als „kaiſerlicher Bevollmächtigter auch öffentlich" anerkannt zu werden. Er war ja ein Splitter von einem Poeten und muſste alſo Phantaſie genug beſitzen, ſich vorſtellen zu können, daß „der Dank vom Hauſe Oeſtreich" mitunter ſeltſame Formen anzunehmen pflege . . .

In Budapeſth hatte man inzwiſchen den hingeworfenen Fehdehandſchuh aufgenommen. Zur gleichen Zeit erfuhr man daſelbſt das ſcheitern der Abordnung nach Wien und den Einbruch des Banus. Die Aufregung war fieberhaft, die Erbitterung namenlos. Jetzt geſchah es, daß der Magyarismus aus der konſtitutionellen Illuſion heraus und in die Wirklichkeit der Selbſthilfe herein trat. Die Transaktion hörte auf, die Revolution hob an.

Unmittelbar nach der Heimkehr der 120 Deputirten aus Wien hatte das Miniſterium Batthyanyi-Koſſuth abgedankt, weil die verfaſſungsmäßigen Auskunftsmittel erſchöpft ſeien. Der Erzherzog-Palatin ließ hierauf der Nationalverſammlung die Erklärung zugeben, er habe dem Könige bereits einen neuen Premier vorgeſchlagen und werde, bis die königliche Entſcheidung herabgelange, die oberſte Leitung der Regierung an ſich nehmen. Allein Deak, Szemere und Koſſuth vereitelten dieſe Abſicht des Erzherzogs, deſſen Stellung eine ebenſo unhaltbare als beklagenswerthe war, da er aufrichtige Sympathien für Ungarn hegte und doch nicht Mann genug war, um die Nabelſchnur, welche ihn mit der Mutter-Dynaſtie verband, entzweizureißen. Koſſuth erklärte nach dem Vorgange von Deak und Szemere in der Nationalverſammlung das ſchreiben des Palatins für nichtig, weil es ungeſetzlich, weil der Gegenzeichnung eines Miniſters ermangelnd. Die Regierung könne überhaupt nur von verantwortlichen Miniſtern geleitet werden, fuhr er fort und, hingeriſſen von einem revolutionären Impuls, ſprang er von ſeinem Sitz auf der Deputirtenbank auf, ging zu dem Seſſel, welchen er am Miniſtertiſch eingenommen hatte, ſetzte ſich darauf und rief aus: „Noch bin ich Miniſter und den will ich ſehen, der, ſolange ich auf dieſem meinem Sitze innerhalb der Gränzen des Geſetzes Befehle ertheile, ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Miniſters Gegenbefehle zu geben wagt“. Das hieß erklären: Ich ergreiſe die Diktatur. Und die Verſammlung war damit einverſtanden. Sie beauftragte Koſſuth, unverzüglich ein neues Miniſterium zu bilden und das Präſidium deſſelben zu führen. Allerdings iſt die koſſuth'ſche Diktatur formell noch eine Weile beſtritten worden, indem Batthyanyi, in Verbindung einerſeits mit dem Palatin, andererſeits mit den gemäßigt Liberalen wie Eötvös, Deak und Erdödy, noch immer die Hoffnung nicht aufgab, zu einem Kompromiß mit dem wiener Hofe zu gelangen, und dieſem die Bildung eines Kabinettes vorſchlagen ließ, in welchem Koſſuth nicht ſitzen ſollte und welches er ſelbſt präſidiren wollte unter der Bedingung, daß dem Kroatenban unverzüglich der Befehl zum Rückmarſch aus Ungarn zuginge. Der Hof verwarf dieſe Bedingung, verwarf die batthyanyiſche Kombination und wollte überhaupt kein ungariſches Miniſterium mehr haben. So blieb denn von jener Sitzung der Nationalverſammlung am 11. September an, wo Koſſuth ausgerufen hatte: „Noch bin ich Miniſter!“ die oberſte Gewalt bei dieſem.

In derſelben Sitzung noch hatte er die patriotiſche Aufregung und die magyariſche Zornwallung geſchickt und raſch benützt, um weittragende Beſchlüſſe zu erwirken. So den finanziellen, daß das Finanzminiſterium zur Ausgabe von Fünfguldennoten ermächtigt ſein ſoll — damit begann die ſpäter mit Dampf arbeitende koſſuth'ſche Banknotenpreſſe ihre Thätigkeit — ſo den kriegeriſchen, daß in ganz Ungarn die Werbung für die nationale Armee im Nationalſtile ſofort begonnen werden ſollte. Sämmtliche außer Landes ſtehenden ungariſchen Soldaten ſollten bei ihren patriotiſchen Pflichten zur Heimkehr aufgefordert werden. Alle Linientruppen ſollten in das neue Nationalheer eintreten, deſſen geſammte Streiter „Honved“ (Vaterlandsvertheidiger) heißen und erhöhten Sold beziehen würden. Die Wirkung dieſer Beſchlüſſe, deren Bedeutung Koſſuth mittels einer meiſterhaft auf die Gefühle und Leidenſchaften des Magyarismus berechneten Proklamation (vom 20. September) den Maſſen klar und annehmlich zu machen wußte, war eine außerordentliche. Die Stimme des Agitators hatte in dieſer Anſprache etwas vom dröhnen einer Weltgerichtsposaune. Sie rief zaubermächtig das ſtreitbare Volk der Pußten zuhauf. Jede Cſarda wurde ein Werbeplatz für die nationale Sache und das weite Ungarland wandelte ſich wieder zu dem, was es zu Attila's Zeiten geweſen, zu einem toſenden Kriegslager.

Bevor dies geſchah und geſchehen konnte, ſah Budapeſth ein vormals helles Licht, welches in der vormärzlichen Zeit über das ganze Land hingeleuchtet hatte, kläglich erlöſchen, — das Licht, welches unter der Schädeldecke des „großen Ungars“ Stephan Szechenyi gebrannt hatte. Der Graf gehörte zu den vielen Liberalen, welche überall in Europa i. J. 1848 nicht glauben wollten, nicht begreifen konnten, daß die herkömmlichen Hausmittel der Oppoſition nicht mehr fleckten und daß man, nun das kokettiren mit der Revolution ein Ende hatte, nicht gegen dieſelbe intrikiren dürfte, ſondern mit ihr marſchiren müßte, ſo man überhaupt etwas ausrichten wollte. Er konnte es auch nicht verwinden, daß ihm und allen andern Koſſuth über den Kopf wuchs, um ſo weniger, da der hochgeborene Magnat in dem wuchskräftigen Agitator eben nur den Plebejer und Roturier ſah. Gern hätte er ſeinen eigenen Frieden und den ſeines Landes mit Lothringen-Habsburg gemacht, falls der Friedensſchluß nur Koſſuth und deſſen Anhang gekoſtet hätte, wobei er freilich überſah, daß dieſer „Anhang“ ein ganzes Volk. Und auf der andern Seite krampfte es dem ſtolzen Patrioten doch wieder das Herz in der Bruſt zuſammen, wenn er das Spiel betrachtete, welches man in der wiener Hofburg gegen Ungarn ſpielte. Dieſer Strudel widerſtreitender Eindrücke, Anſichten, Wünſche und Befürchtungen riß den Grafen hinunter. Gerade mitten in der Aufregung, in welche die Nachricht von Jellacic's Drauübergang die Bevölkerung von Budapeſth geworfen hatte, vernahm man, daß Szechenyi ſeine Frau eilends nach Wien geſchickt habe. In ſolchen geſpannten Lagen gewinnt bekanntlich auch das an ſich unbedeutendſte politiſche Bedeutung. Was ſollte und wollte die Gräfin in Wien? Dieſe Frage richtete auch Koſſuth, in deſſen Wohnung Miniſterrath gehalten wurde, an ſeinen

Kollegen. Szechenyi erwiderte, ſeine Frau ſei allerdings verreiſ't, aber nur, um, wie alljährlich, einige Herbſtwochen auf dem Lande zu verleben. „Graf, ſagte Koſſuth ſcherzend, keine Intriken! oder, bei Gott, ich ſchieße Ihnen eine Kugel durch den Kopf“. Und dabei richtete er lachend ein prächtiges Gewehr auf Szechenyi, welches er gerade in der Hand hielt und wenige Minuten zuvor ſeinen Kollegen als ein untertags erhaltenes Geſchenk gezeigt hatte. Drei Tage ſpäter ging in der Stadt die Rede, der Graf ſei wahnſinnig geworden. Sie fand keinen Glauben, was den Juſtizminiſter Deak veranlaſſte, zu ſagen: „Sonderbar, ſo lange er bei Verſtande war, ſagte man, daß er ein Narr ſei; und nun er den Verſtand verloren hat, will man, er ſei geſcheid“. Aber an demſelben Tage erſchien Szechenyi in dem Miniſterrath, welcher abermals bei Koſſuth ſtattfand. Plötzlich ging er hinaus, kam nach einer Weile wieder herein, blickte mit fahrigen Augen umher und ſchickte ſich dann abermals zum fortgehen an. „Wohin, Szechenyi?“ fragte ihn Batthyanyi. „Ich bitt' euch, erwiderte der Graf mit einer an ihm doppelt auffallenden demüthigen Stimme und Gebärde — ich bitt' euch, laſſt mich! Ich bin krank; ſeht mich an, wie krank ich bin“. Damit ſchlug er ſeine Rockärmel zurück und zeigte ſeine Handgelenke, deren Pulſe im heftigſten Fiebertakt gingen. Darauf Batthyanyi: „Aber warum biſt du nicht ſogleich fortgegangen? Mach', daß du nach Hauſe und zu Bette kommſt“. Der Graf verließ das Zimmer, trat aber plötzlich wieder herein und bis zum Berathungstiſche vor, wo er mit beſchwörend gefalteten Händen und flehender Stimme ſagte: „Ich bitt' euch, laſſt mich nicht erſchießen!“ Dann ging er und zwei Stunden darauf kam ſein Arzt mit der Meldung: „Der Graf iſt entſchieden wahnſinnig“.

13.

Auch auf ein Mitglied des kaiſerlichen Hauſes fiel wuchtig die mehr und mehr ins unlöſliche verknäuelte ungariſche Frage, auf den Erzherzog-Palatin Stephan, der freilich nicht das Zeug hatte, ſo ganz unklares zu klären und einen derartigen Knäuel auseinanderzuwickeln. Ueberdies ſah ihn die wiener Hofkabale mit ſcheelen Blicken an und auch die Magyaren trauten ihm nicht. Da aber im Rathe der magyariſchen Leiter die „gemäßigten Liberalen“ dermalen doch noch immer die Oberhand hatten — Stunden ausgenommen, wo Koſſuths radikaler Feuereifer alles mit ſich fortriß — ſo machten ſie einen Verſuch, den „Statthalter des Königs“ zur Abwehr der Kroatengefahr zu verwenden, ein Verſuch, der nur kläglich ſcheitern konnte. Die Nationalverſammlung forderte am 15. September den Erzherzog auf, ſich zur Armee zu begeben und dieſelbe zu kommandiren, da er ja ungariſchem Rechte gemäß in Kriegszeiten Generalkapitän ſei. Stephan erklärte, der Aufforderung entſprechen zu wollen, fragte aber in Wien an, ob er dürfte. Von dort kam öffentlich die Antwort herab: Ja freilich! im geheimen aber die Weiſung, ſchlechterdings in keinen Kampf mit dem Banus ſich einzulaſſen. Der arme Erzherzog ſuchte dieſen Widerſpruch dahin zu vermitteln, daß er den Kroatenhäuptling mittels Unterhandlung und Ueberredung aus Ungarn wegzuſchaffen unternahm, — ein ganz lächerliches Unternehmen, wenn man wußte, daß Jellacic den Palatin ſeit lange mit unverhohlener Verachtung behandelte. Der Erzherzog begab ſich an den Plattenſee und ließ den Ban zu einer Zuſammenkunft laden, welche am Bord des Dampfers Kiſſaludy auf dem Waſſer inmitten beider Ufer ſtattfinden ſollte, damit Jellacic hinſichtlich ſeiner perſönlichen Sicherheit ganz ruhig ſein könnte. Der Ban verſprach ſchriftlich, zu kommen. Er kam aber nicht, ſondern ließ am Ufer durch ſeine Offiziere eine ganz elende Komödie aufführen, als ob dieſe dem Worte des Palatins nicht trauten und ihren Anführer mit Gewalt zurückhielten. Die

Unterhandlung fiel demnach ins Waſſer, noch bevor ſie begonnen hatte, und der Erzherzog muſſte jetzt, wenn er ein rechter Palatin war, den Ungarſäbel gegen den Kroaten ziehen. Er war aber kein rechter Palatin, ſondern nur ein Erzherzog. Er kehrte am 21. September nach Ofen zurück, verließ jedoch in der nächſten Nacht heimlich ſeinen Poſten oder vielmehr Nichtpoſten, fuhr auf einem Bauernwägelchen über die Gränze, meldete ſich in Schönbrunn, wurde aber gar nicht vorgelaſſen, gab ſeine Entlaſſung, die auf der Stelle angenommen wurde, und verließ hierauf unverzüglich Oeſtreich, um es nie wieder zu betreten. Das „tolle“ Jahr machte ſich alſo unter anderen Nebenſchwänken auch dieſen, das Haus Lothringen-Habsburg mit einem Verbannten zu verſehen.

Die Friedens- und Verſtändigungsverſuche von ſeiten der Magyaren waren aber noch nicht zu Ende. Gleichzeitig mit dem in das Waſſer des Plattenſee's gefallenen, machte die Nationalverſammlung einen anderen und zwar dieſen, den öſtreichiſchen Reichstag um ſeine Vermittelung zwiſchen der ungariſchen Nation und ihrem König anzugehen. Die Verſammlung wählte am 18. September auf Koſſuths Antrag — („Senden wir Geſandte nach Wien, aber nicht an den verrätheriſchen Hof, ſondern an das Volk“) — eine Abordnung von 12 Deputirten (Deak, Eötvös, Pulſzky, Szemere u. ſ. w.), welchen ſich 4 Magnaten zugeſellten, mit dem Auftrage, im Reichstagsſale zu Wien die Beſchwerden der ungariſchen Nation vorzubringen und die Intervention der Volksvertreter Oeſtreichs anzuſprechen. Sehr wahrſcheinlich hat Koſſuth dieſen Schritt angerathen weniger in der Hoffnung, die nachgeſuchte Intervention gewährt zu ſehen — denn er muſſte doch wohl die Uebermacht der vereinigten Czechen und Schwarzgelben im wiener Reichstage kennen — als vielmehr darum, weil er in dem auftreten der Deputation in Wien mit Recht ein ſehr wirkſames Agitationsmittel erkannte. War es doch für Ungarn ungeheuer wichtig, auch in Wien die Dinge wieder auf die revolutionäre Bahn zu werfen und dadurch dem Banus die Hof- und Regierungsſtütze wegzuſchlagen. Es liegt auch auf der Hand, daß der Agitator ſeinen Vertrauten unter den „Geſandten an das Volk“ dahin abzielende Weiſungen mitgab.

Am 19. September legte die ungariſche Abordnung dem Reichstagspräſidenten Strobach ihr Beglaubigungsſchreiben vor und bat um Gehör beim Reichstag. Der Präſident ſetzte dieſen hiervon in Kenntniß mit dem hinzufügen, die Beſtimmung der Geſchäftsordnung, welche die Zulaſſung von Abordnungen im Hauſe verbiete, lege ihm die Pflicht auf, den Ungarn den verlangten Eintritt zu verſagen. Damit war der Entſchluß und Beſchluß der Mehrheit ſchon angezeigt und vorweggenommen.

Mit Fug hat man geſagt, dieſe Sitzung des öſtreichiſchen Reichstags von 1848 ſei bei weitem die wichtigſte von allen geweſen. Ueber die Zulaſſung oder nicht Zulaſſung der ungariſchen Deputation, d. h. über die Verbrüderung oder Nichtverbrüderung des cisleithaniſchen mit dem transleithaniſchen Konſtitutionalismus, über die Allianz oder Nichtallianz der öſtreichiſchen und der ungariſchen Märzerrungenſchaften debattirend, verhandelte das Haus nicht weniger über ſein eigenes Schickſal als über das Ungarns. Es ſprach ſich ſein eigenes Vernichtungsurtheil durch den Mund der czechiſch-ſchwarzgelben Majorität, deren Hauptredner Rieger die Gemeinheit beging, zu höhnen: „Soll die Deputation eingelaſſen werden, damit wir die prächtigen Koſtüme und ſchönen Bärte der ritterlichen Magyaren bewundern können?“ Allerdings hatten die Slaven wenig oder gar keine Urſache, den Magyaren hold zu ſein; allein wer immer über ſeine Naſe hinauszuſehen vermochte, mußte erkennen, daß hier anderes als nationale Sympathien oder Antipathien in Frage kam, daß es ſich darum handelte, das von der Hofkabale geknüpfte Netz der Rückwärtſerei zu zerreißen. Aber die Herren Czechen knüpften ja ſelber mit an dieſem Netze, weil die genasführten Thoren ſich mit der Illuſion kitzelten, ſie würden ſchließlich die Auswerfer deſſelben ſein.

Die Debatte hätte ſich geſchäftsordnungsmäßig bloß um den lächerlichen Formalismus der Geſchäftsordnung drehen ſollen, konnte das aber nicht: das materielle der Frage brannte durch das Papier der Geſchäftsordnung hindurch den Reichstagsmitgliedern allzu heiß auf die Nägel. Die Redner der Linken, die Goldmark, Violand, Borroſch, Löhner und andere, enthüllten mehr und weniger geſchickt den Kern der Sache, welcher kein anderer war als die Frage: Will ſich die Volksvertretung Oeſtreichs zu Schutz und Trutz mit der Nationalrepräſentation Ungarns verbünden, um mittels dieſes Schutz- und Trutzbündniſſes der Gegenrevolution Halt zu gebieten, oder nicht? Löhner hat an dieſem Tage, wie allſeitig bezeugt wird, ſein beſtes gethan. Seine Beweisführung war von tadelloſer Logik, ſeine Beſchwörung von echtem Pathos getragen. Es war die Warnung eines Propheten, als er ſagte: „Wenn Ungarn ganz darniederliegt, dann iſt es zu ſpät, dann wird die Hand des Demokraten vergeblich in das Schwert fallen, welches der Krieger ſchwingt; dann mögen die Völker, die hier im Kreiſe ſitzen, ſich beſchämt aus denſelben ſchleichen, denn man wird ihnen ſagen: Sie ließen ihr Brudervolk morden, um bald alle geknechtet zu werden!“ Selbſtverſtändlich warnte der Prophet umſonſt. Viel beſſer gefielen der Mehrheit die aalglatten Redeſchlängelungen, welche der Miniſter Bach ausführte und die den Kanzleitroſt paraphraſirten, die ungariſche Frage könne ja einmal ſpäter Gegenſtand einer umfaſſenden, principiellen Debatte werden. Noch einmal wies Löhner warnend auf die Zukunft: — „Wenn der politiſche Vortheil, das ſogenannte Staatswohl dem gegenwärtigen Miniſterium das Recht gibt, die ungariſche Verfaſſung zu brechen, kann nicht ein künftiges Miniſterium das Staatswohl und den politiſchen Vortheil ebenfalls als Rechtsgrund anrufen, gegen uns und die öſtreichiſche Verfaſſung einzuſchreiten?“ Vergebens! Mit 186 gegen 108 Stimmen gelangte zur Annahme der von Helfert geſtellte Antrag, die Geſchäftsordnung aufrecht zu halten, d. h. die Ungarn abzuweiſen.

Die Abordnung fuhr ſpät am Abend noch heimwärts nach Budapeſth. Nicht ohne einigen Troſt mit ſich zu nehmen. Es war ihr nach der Entſcheidung in der kaiſerlichen Reitſchule vor ihrem Abſteigequartier „Zur Stadt Frankfurt“ eine großartige, vom Demokratenverein angeregte Volksovation dargebracht worden, als deren Sprachrohr Tauſenau die „Schacherpolitik“ des Miniſteriums brandmarkte und den „elenden“ Reichstag verwünſchte, beifügend, das „Volk“ von Wien werde den Magyaren beiſtehen.

Und das war ein Verſprechen, welches redlich gehalten worden iſt. Hätte nur der Magyarismus die ausgeſtreckte Hand der wiener Oktoberrevolution aufrichtig und energiſch ergriffen! Er machte aber hierzu nur einen halben und ſchwächlichen Verſuch und das war ſeine Schuld und wurde ſein Verderben.

14.

Am 25. September hatte der vielgeplagte kaiſerlich königliche Unterſchreiber zu Schönbrunn wieder einmal viel zu thun. Es mußten zwei Manifeſte unterſchrieben werden, deren Inhalt Oel in das zu Budapeſth glimmende Revolutionsfeuer goß; denn dieſer Inhalt wurde drunten in der Hauptſtadt Ungarns anders interpretirt, als man droben in Schönbrunn erwarten mochte. Bekanntlich kommt ja bei Verfaſſungen, Geſetzen, Manifeſten u. ſ. w. alles auf die Interpretation an und hat es die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieſer Kunſt wunderbar weit gebracht, ſo weit, daß es für einen richtig konſtitutionellen Miniſter nur noch ein Spaß iſt, jeden Verfaſſungsparagraphen juſt in ſein Gegentheil herumzuinterpretiren.

Ferdinandus V. manifeſtirte: 1) Der Feldmarſchall-Leutnant Graf Lamberg iſt zum königlichen Kommiſſär ernannt, ſowie zum Oberbefehlshaber aller in Ungarn ſtehenden Streitkräfte, ſowohl der regulären Truppen als der Nationalgarden. Selbiger Graf Lamberg ſoll ſich ſofort in das ungariſche Lager verfügen, um zwiſchen „dem zur öſtreichiſchen Geſammtmonarchie gehörenden Ungarn und deſſen Nebenländern“ (d. h. zwiſchen Magyaren und Slaven) Ruhe und

Frieden herzuſtellen. 2) Das geſammte ungariſche Militär ſoll alſogleich zu den kaiſerlich-königlichen Fahnen zurückkehren.

Die königlichen Manifeſte gelangten am 27. September nach Peſth und am Abend dieſes Tages zur Kenntniß des außerordentlich verſammelten Parlaments. Madaraß las die Aktenſtücke vor und erklärte dieſelben, als der Gegenzeichnung durch einen ungariſchen Miniſter ermangelnd, für geſetzwidrig. Koſſuth, ſoeben von einer agitatoriſchen Rundreiſe zurückgekehrt und durch die enthuſiaſtiſche Zuſtimmung, welche er überall gefunden, in ſeinen Anſchauungen beſtärkt, Koſſuth wies nach, daß dieſe königlichen Manifeſte nichts bezweckten als die Vernichtung der Verfaſſung, d. h. der Selbſtſtändigkeit Ungarns. Sie müſſten daher für ungeſetzlich und ungiltig erklärt werden. Das Haus erhob ſich wie ein Mann. Allgemeine Beiſtimmung demnach, wobei freilich angemerkt werden muß, daß an dieſem Tage, wie fortan überhaupt, die Fraktion, als deren Stimmführer Deak und Eötvös galten, parlamentariſch nicht mehr mitthat: die Liberalen räumten, da ihre Verſuche, mit dem Hofe zu paktiren, miſſlungen waren, den Radikalen das Feld. Mit fliegender Feder entwarf dann Koſſuth eine feuerſprühende Proklamation „der Repräſentanten der Nation an das ungariſche Volk und insbeſondere an alle Truppen und bewaffneten Scharen“, worin die Ernennung und Sendung des Grafen Lamberg für „ungeſetzlich, ungiltig und ohne Kraft“ erklärt und den Truppen eingeſchärft wurde, „den Geſetzen des Landes und ihren Pflichten, welche ſie mit dem Eid auf die Verfaſſung beſchworen haben, treu zu bleiben“. Annahme, Druck und Ausgabe dieſes Aufrufs, kraft deſſen der Graf Lamberg und alle, welche ihm gehorchen ſollten, noch ausdrücklich der „auf Verletzung der Konſtitution und der nationalen Freiheit geſetzten Strafe“ verfallen erklärt waren.

Neben dieſer parlamentariſchen Interpretation und Zurückweiſung der königlichen Manifeſte lief ein von Batthyanyi und Gleichgeſtimmten gemachter Verſuch her, die Miſſion Lambergs als Handhabe zu dem noch immer erſtrebten Kompromiß mit dem Hofe zu benützen. Der genannte Magnat, welcher ſich dazumal noch als Quaſi-Miniſterpräſident betrachten konnte, maßen eine officielle Entſcheidung über die zuletzt von ihm vorgeſchlagene Miniſterkombination nicht aus Wien herabgelangt war, wollte in Uebereinſtimmung mit ſeinen Freunden den Grafen Lamberg, welcher ihm perſönlich ebenfalls befreundet war, zu bewegen ſuchen, alle ungeſetzlichen Maßnahmen zu vermeiden, ſowie mit den königlichen Manifeſten in der Hand dem Bannus ein weiteres vorrücken zu wehren. Dies zu erreichen war nicht unmöglich, denn man durfte bei Lamberg ehrlichen Willen, die ungariſchen Wirren in billiger Weiſe zu ſchlichten, wohl vorausſetzen. Beweis hierfür iſt, daß der Graf, auf ungariſchem Boden angelangt, ſich nach Peſth wandte, um die geſetzliche Gegenzeichnung ſeiner Vollmacht durch Batthyanyi einzuholen. Gerade dieſer geſetzliche Sinn führte den unglücklichen Mann in den Tod. Er traf den geſuchten Batthyanyi nicht in Peſth, denn dieſer war in der Vorausſetzung, Lamberg würde ſich ſofort entweder zur ungariſchen oder zur kroatiſchen Armee begeben haben, in das ungariſche Lager geeilt, um den königlichen Kommiſſär daſelbſt zu treffen.

Graf Lamberg langte in der Hauptſtadt Ungarns an, als dieſe gerade wie ein Hexenkeſſel kochte und brodelte. Der 28. September war für Budapeſth einer jener Tage, wo alle gloſtenden Unheilsbrände zu einer qualmbeſchmutzten Flamme zuſammen- und aufſchlagen. Vom frühen Morgen an füllten Volkshaufen in fieberhaft zappelnder Aufregung Straßen und Plätze. Wahre Botſchaften miſchten ſich mit falſchen und die letzteren wurden ſelbſtverſtändlich von der Menge begierig gehört und lieber geglaubt als die erſteren. Man erfuhr den Inhalt der königlichen Manifeſte und die von der Nationalverſammlung dagegen getroffenen Vorkehrungen. Aus dem Lager war die Kunde gekommen, daß die Kroaten noch immer im Vormarſch und die Magyaren noch immer im Rückmarſche begriffen ſeien, ja daß Jellacic, der Todfeind Ungarns, bereits Stuhlweißenburg erreicht habe. Wir ſind verrathen! zeterte es da. Wo ſind die Landesverräther? Auf ſie! brüllte es dort. Und wieder hieß es, die Schwarzgelben ſeien daran, die heilige Stephanskrone, das Palladium des Landes, von Ofen nach Wien zu ſchaffen, — ein Gerücht, welches die Leidenſchaften zur Wuth entflammte. Weiterhin ſchrie einer dem andern zu, der „Verräther“ Lamberg ſei gekommen, um Ungarn im Namen des Kaiſers von Oeſtreich zu vergewaltigen; er befinde ſich drüben in der Citadelle von Ofen. Schon ſeien die Thore derſelben geſperrt, die Kanonen auf den Wällen aufgefahren, die Mündungen derſelben nach Peſth herübergerichtet und das Bombardement könne jeden Augenblick beginnen. Auf dieſe gläubig hingenommene Fabel gab die Menge in ihrem Angſtgrimm, welcher bekanntlich ſehr grauſam iſt, wüthend zur Antwort: Waffen! Waffen! Nieder mit dem Verräther Lamberg!

So hatte der Unſinn ſein Ziel und es hätte müſſen mit unrechten Dingen zugehen, ſo er daſſelbe verfehlte. Der Zufall, dumm und ſinnlos, wie er ſelber iſt, erweiſ't ſich allzeit dem dummen und ſinnloſen hilfreich.

Während tauſende, bewaffnet mit allem, was ſich gerade den raffenden Händen darbot, über die Schiffbrücke nach Ofen hinüberſtrömten, um die Schließung der Feſtung und das gefabelte Bombardement zu verhindern, irrte das geſuchte Opfer magyariſchen Angſtgrimms in Peſth herum, ärgerlich, Batthyanyi nicht finden zu können, und unſchlüſſig, was er beginnen ſollte. Endlich entſchloß er ſich, nach dem Reichstagshauſe zu gehen, gab aber unterwegs dieſe Abſicht wieder auf und nahm einen Fiaker, um nach Ofen hinüberzufahren. Am Ende der Schiffbrücke angelangt, wird er erkannt und mit Schmähungen und Drohungen überhäuft. Um ſchlimmeres zu verhüten, umgibt ein Trupp Bürgerwehrmänner aus eigenem Antriebe ſchirmend den Wagen, erklärt, um den Volkszorn zu ſtillen und einen ſchandbaren Exceß abzuwehren, den Grafen als verhaftet und unternimmt das mühſälige Werk, den Gefangenen durch die tobenden Haufen nach Peſth zurückzubringen. Es mißlingt. Der Zug gelangt nur bis in die Nähe der Kapelle, welche mitten auf der Brücke ſteht. Hier ſtockt er, denn eine neue Rotte, von Peſth herkommend, ſtrömt ihm entgegen. Kaum hört dieſe Bande, hier bringe man den „Verräther“, gegen welchen die Nationalverſammlung Tags zuvor die Strafe der Konſtitutionsverletzung verhängt habe, ſo wirft ſie ſich wüthend auf den Wagen, reißt unter dem tauſendſtimmigen Gebrülle: „Nieder mit dem Landesverräther!“ den unglücklichen Mann aus dem Wagen und nach wenigen Minuten liegt ſein zerhauener, zerſchlagener, zerſetzter und zerſtampfter Leichnam auf den Bohlen der Brücke.

15.

Die ungariſche Nationalverſammlung und der wiener Hof bezichtigten einander gegenſeitig der intellektuellen Urheberſchaft dieſes Mordes, mit deſſen Begehung jede Ausſicht auf eine Verſtändigung zwiſchen Schönbrunn und Budapeſth dahinwar. Es wurde von ſeiten der Nationalverſammlung die peſther Municipalität zu einer ſtrengen Unterſuchung und Ahndung dieſer „Volksjuſtiz“ aufgefordert; aber das blieb ein bloßes Wort, obzwar man den Hauptmörder, einen Kerl Namens Koloſſy, ganz gut kannte. Er iſt erſt nach Niederwerfung der ungariſchen Revolution, zur Zeit, als das blutige Rachegericht des kaiſerlichen Hofes über Ungarn erging, gefaſſt und hingerichtet worden.

Koſſuth und die radikale Partei erkannten unſchwer, daß die Ermordung Lambergs den Reichstagsbeſchlüſſen vom 27. September gleichſam das Siegel aufdrückte. Sie konnten nicht mehr zurück, ſondern muſſten vorwärts, ſofern ſie ſich und ihr Land nicht auf Gnade, d. h. Ungnade an den Hof ergeben wollten. Das zu wollen waren ſie aber weit entfernt. Sie gingen alſo vorwärts. Noch in derſelben Sitzung, in welcher die Nationalverſammlung am 28. September die Unterſuchung hinſichtlich des Mordes auf der Schiffsbrücke anordnete, gab ſie Ungarn eine oberſte Regierungsbehörde, indem ſie beſchloß: „Maßen gegenwärtig kein eigentliches Miniſterium beſteht, das Land aber nicht ohne Regierung ſein kann, ſo wird die vollziehende Gewalt einſtweilen dem (ſchon früher beſtellten) Landesvertheidigungsausſchuß übertragen". Dieſer Ausſchuß, welchem Koſſuth vorſaß, hatte fortan die oberſte Gewalt in Händen. Die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder beſtand aus Radikalen, wie Nyary, Szemere, Madaraß und anderen; doch fanden ſich darin auch Liberal-Konſervative, wie Pazmandy und Meßaros.

Der glänzende Magnat Graf Ludwig Batthyanyi trat in den Hintergrund der zeitgeſchichtlichen Bühne zurück. Er hatte bis zur äußerſten Möglichkeit verſucht, die Eingebungen ſeines Patriotismus mit der konſtitutionellen Illuſion zu verbinden. Sobald er Lambergs Ernennung erfahren, hatte er ſich zur Gegenzeichnung derſelben bereit erklärt. Zu dieſem Zwecke eilte er, nachdem er den geſuchten Grafen nicht im ungariſchen Lager gefunden, nach Peſth zurück. Unterwegs erfuhr er, was ſchreckliches am 28. September auf der Brücke zwiſchen Ofen und Peſth geſchehen. Noch immer von der fixen Idee beherrſcht, daß eine Verſtändigung mit dem Hofe möglich ſei, ging er eilends nach Wien, um dort ſeine Quaſi-Premierminiſterſchaft niederzulegen und die rechtmäßige Beſtellung eines neuen Miniſteriums für Ungarn zu empfehlen. Ein königliches Handſchreiben zeigte ihm an, daß ſein Rücktritt angenommen und ein gewiſſer Baron Vay zu ſeinem Nachfolger ernannt ſei. Batthyanyi fand dieſe Ernennung korrekt und gegenzeichnete dieſelbe. Allein wenige Tage darauf erſchien das kaiſerliche Manifeſt vom 3. Oktober, welches der ungariſchen Nation förmlich den Krieg anſagte. Dieſes Manifeſt erklärte die ungariſche Nationalverſammlung für aufgelöſ't und ihre Beſchlüſſe für nichtig, erklärte Ungarn in Belagerungszuſtand und der Herrſchaft des Martialgeſetzes unterworfen, ernannte den Kroatenbanus zum Oberbefehlshaber aller ungariſchen Truppen und Nationalgarden und beſtellte ſelbigen Banus zum königlichen Kommiſſär mit unbeſchränkter Vollmacht, ſo zwar, daß, „was der Banus verordnen, verfügen, beſchließen und befehlen wird, als mit unſerer allerhöchſten königlichen Macht verordnet, verfügt, beſchloſſen und befohlen anzuſehen iſt".

Dieſer Erlaß, welcher die Magyaren der unbeſchränkten Gewalt ihres Todfeindes anheimgab oder wenigſtens anheimzugeben beabſichtigte, ſtach endlich dem guten Batthyanyi den konſtitutionellen Vertrauensſtaar. Er war aber doch noch naiv genug, einem gewiſſen Baron Recſey, welche obſkure Kreatur der Hof mittels klingenden Gründen beſtimmt hatte, die unter ſolchen Umſtänden poſſenhafte Rolle eines Miniſterpräſidenten zu übernehmen, Vorwürfe wegen ſeines „inkonſtitutionellen" verhaltens zu machen. Dann ging er nach Ungarn zurück, trat in ein Freiwilligenkorps, brach durch einen Sturz ſeines Pferdes den Arm, wurde im November vom Wahlbezirk Oedenburg in den Reichstag nach Peſth abgeordnet, lehnte den ihm angebotenen Vorſitz im Landesvertheidigungsausſchuß ab und verſchwand in der parlamentariſchen Menge, was ihn aber nicht vor der ſtandrechtlichen Ermordung ſchützte, als die Zeit gekommen, wo Ungarn gehaynaut wurde.

Vielleicht hätte man ſich in Schönbrunn doch beſonnen, den Jellacicismus ſo offen über Ungarn zu verhängen, wie durch das Manifeſt vom 3. Oktober geſchah, ſo man ſchon genau wuſſte, daß und wie inzwiſchen bei der erſten einigermaßen ernſthaften Probe die Gloriole, welche — wenigſtens in den Augen der Hofkabale — das Haupt des kroatiſchen Helden, Helfers und Heilands umleuchtete, erblichen war.

Dieſe Erbleichung hatte am 29. September ſtattgefunden, an welchem das jetzo vom General Moga befehligte magyariſche Heer vom paſſiven Widerſtande gegen die kroatiſche Invaſion zum aktiven übergegangen war. Er hatte bei Pakozd, Velencze und Sukoro Stellung genommen, um den Banus ein weiteres vordringen zu wehren. Jellacic, auf ſeine numeriſche Uebermacht und die beſſere Geübtheit ſeiner Truppen vertrauend, ſuchte dieſe Stellungen am genannten Tage mit Gewalt zu durchbrechen, ſcheiterte aber mit dieſem Unternehmen vollſtändig. Seine rothmänteligen Szereſſaner jagten den jungen magyariſchen Truppen den erwarteten gewaltigen Schrecken keineswegs ein. Beſonders gut hielt ſich die ungariſche Artillerie.

Die ganze Einleitung und Leitung des Angriffs erwies klärlich, daß der Ban den Weg vom vorzimmerlichen Säbelraſſeler zum Bataillengeneral ſchlechterdings nicht zu finden wuſſte. Im übrigen war das Treffen eines von jenen, in welchen entſetzlich viel geblaſen, getrommelt und geſchoſſen, aber wenig Blut vergoſſen wird. Nachdem man einander fünf Stunden lang ankanonirt hatte, kalkulirte Held Jellacic wie Sir Hudibras und retirirte gen Stuhlweißenburg. Wunderlich genug retirirten auch die Ungarn am nächſten Tage, um in einer rückwärts bei Martonvaſar gelegenen feſteren Stellung der weiteren Angriffe von ſeiten des Banus gewärtig zu ſein. General Moga war eben weit entfernt, ein Vorwärts- und Drauflosgänger zu ſein. Er gehörte zum Geſchlechte der Kunktatores Kunktatorum. Ueberdies hegte der Herr General und hegten mit ihm viele ſeiner Offiziere ziemlich lebhafte Skrupel, ob ſie auch rechtthäten, gegen die ſchwarzgelbe Fahne anzugehen, welche da drüben flatterte. Sie hatten ja lange Jahre ſelber unter dieſer Fahne geſtanden; ſo was verwindet und vergiſſt ſich nicht ſo leicht. Auch konnte man die Soldaten nicht tadeln, daß ihnen das Hexeneinmaleins des konſtitutionellen Staatsrechtes nicht in den Kopf ging, welches wollte, daß ſie „für ihren König" und doch auch gegen ihren König föchten, weil derſelbe zugleich der Kaiſer war. Ein verzwickter, ja geradezu verrückter Kaſus allerdings!

Gar nicht ſkrupelhaft, ſondern ſehr reſolut dreingreifend erwies ſich ein anderer magyariſcher Offizier, der Honved-Major Arthur Görgei, deſſen Name in dieſen Anfängen des ungariſchen Revolutionskampfes zum erſtenmal auftauchte, um bald alle anderen, ſogar den Namen Koſſuths, zu überglänzen und dann ſchließlich ein Gegenſtand des Abſcheu's ſeiner Landsleute zu werden, weil ſie in dem Träger deſſelben nur noch den „Verräther von Vilagos" ſahen. Er freilich hat mit der eiſenfeſten und eiſigkalten Logik, welche all ſein Denken regelte, die Brandmarkung zurückgewieſen und noch i. J. 1867, als der furchtbare Vorwurf ſich erneuert hatte, ſeinen Landsleuten zugerufen: „Ihr lehrtet und lehrt noch heute: — „„Die Waffenſtreckung von Vilagos war ein Akt der Verrätherei"". Eure Lehre iſt falſch, denn jene Kataſtrophe war nur der konkrete, erſchütternd wahre Ausdruck der Situation" .... Görgei, der von allen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die geſchichtliche Bühne getretenen Menſchen wohl am weiteſten davon entfernt war, ein Gefühlerich und Sentimentalitätspolitiker zu ſein, ſah die Erhebung ſeines Landes von vornherein für ein mathematiſches Problem an, welches unter Umſtänden gelöſ't und zwar, unter Umſtänden, durch ihn und nur durch ihn gelöſ't werden könnte. Wie alle ſcharfverſtändigen und folgerichtigdenkenden Menſchen war er Ironiker, aber nur im Sinne jener Ironie, welche, urſprünglich glühendquillende Empfindung, nachmals gefrorenes Herzblut geworden iſt. Früher Leutnant bei den Palatinalhuſaren, hatte er, müde, rechts und links vornehme Nullen ſich vorgezogen zu ſehen, den Dienſt quittirt, um die ſtrenge Schule der exakten Wiſſenſchaften und zugleich die noch ſtrengere der Noth, ja des Hungers durchzumachen. Er war aus dieſen Schulen hervorgegangen als ein überlegener Kopf, kühler Kalkulator und Menſchenverächter, ſeiner Kraft völlig bewußt, ſo ſehr, daß ihm nur ein Hochplatz genügte, und zwar ein Hochplatz, welcher nur für Einen Raum hatte. So fand ihn der Ausbruch der ungariſchen Revolution, welche den ſeine Dienſte Anbietenden zuerſt im militäriſch-techniſchen Fache verwendete. Zu Ende Auguſts zum Befehlshaber der mobilen Honved im Kreiſe dieſſeits der Theiß mit der Hauptſtation Szolnok ernannt, hielt er zu Ende Septembers die Donauinſel Cſepel unterhalb Budapeſth beſetzt, um eine abfällige Stromüberſchreitung des Ban oder der Untergenerale deſſelben Roth und Philippovic zu vereiteln. Sowie die Operationen ernſtlicher begonnen hatten, trat das kriegeriſche Genie des eben in ſein dreißigſtes Lebensjahr getretenen Honved-Majors ſo merkbar hervor, daß er gar bald den Augen vieler ſeiner Landsleute — auch den Augen Koſſuths — als der prädeſtinirte Feldherr des Magyarismus erſchien. Dies insbeſondere vom 7. Oktober an, an welchem Tage in Folge der zweckmäßigen Anordnungen Görgei's das jellacic'ſche Reſervekorps unter Roth vor einem magyariſchen Heerhaufen, welcher dem Namen nach von Perczel, thatſächlich jedoch von Görgei kommandirt wurde, bei Ozora die Waffen ſtrecken mußte. Etliche Tage früher ſchon hatte aber eine That Görgei's die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, eine That, welche furchtbar deutlich offenbarte, von welchem Metall der Mann war. Am 29. September hatten die Vorpoſten des Honved-Majors den Grafen Eugen Zichy aufgegriffen. Der Graf, auch als Bauernſchinder verrufen, war auf dem verdächtigen Wege nach Kalozd begriffen, wo das eintreffen der jellacic'ſchen Reſerve erwartet wurde. Bei dem Aufgegriffenen fand man einen kroatiſchen Schutzbrief in Form eines Schreibens des Banus an den General Roth, in ſeinem Wagen ein Bündel der kaiſerlichen Proklamationen vom 25. September. Ohne alles bedenken und zaudern ſtellte Görgei den verdächtigen Magnaten als „Vaterlandsverräther" vor ein „Standrecht", dem er ſelber verfaßt. Er hat in ſeinen i. J. 1852 gedruckten Denkwürdigkeiten den Schluß der Procedur mit bezeichnendem Lakonismus erzählt. „Ich erkannte, daß Graf Zichy die Verbrechen, deren er angeklagt war, wirklich begangen, dadurch ſein Leben verwirkt und die Strafe der Hinrichtung durch den Strang verdient habe. Dies Urtheil wurde von dem geſammten Standrechte einſtimmig angenommen und nach erfolgter geiſtlicher Tröſtung des Delinquenten an demſelben vollzogen . . . ."

Derweil hatte es der kroatiſche Held, Helfer und Heiland räthlich gefunden, den ungariſchen Boden, welcher etwas heißer war, als er erwartet haben mochte, zu verlaſſen, obzwar ihm nur ein Moga gegenüberſtand, deſſen Feldherrngenie nicht größer und nicht kleiner war als ſein eigenes. Nach dem Treffen vom 29. September war zwiſchen den beiden ebenbürtigen Gegnern eine dreitägige Waffenruhe vereinbart worden, wahrſcheinlich um in Muße die Todten zu begraben, deren hüben und drüben zuſammen nicht zwei Dutzende vorhanden. Dieſen Waffenſtillſtand benützte der heldenmüthige Ban, um ſich „ſeitwärts in die Büſche" zu ſchlagen. In einem von magyariſchen Huſaren aufgefangenen Briefe gab er die Gründe an.

„Meine Operationsbaſis fing an durch feindliche Einbrüche bedroht zu werden. Ofen mit den beihabenden Mitteln zu nehmen war unmöglich, da ungariſche Truppen fanatiſirt gegen die meinigen fochten. Ich benutzte alſo einen mit den Gegnern abgeſchloſſenen dreitägigen Waffenſtillſtand zu einer Flankenbewegung gegen Raab, um auf feſter Baſis zu ſtehen und Verſtärkungen an mich zu ziehen. Ich bin der thunlichſten Unterſtützung vom k. k. Kriegsminiſterium gewärtig". Die „feſte Baſis" bei Raab erſchien aber dem Banus ſofort nicht mehr feſt genug und mittels einer weiteren Reihe von „Flankenbewegungen" gelangte er über Ungariſch-Altenburg und Kitſee auf deutſchen Boden, allwo er am 7. October bei Haimburg ſtand. So endete die Fanfaronade des jellacic'ſchen Einbruchs in Ungarn. Die Kroatenoffiziere hätten im September ihren Frauen und Liebchen nicht zu ſchreiben gebraucht, dieſe ſollten ihre Antworten nach Budapeſth adreſſiren.

III.

Frankfurter September.

1.

„Vergeſſen Sie nicht, daß es noch Fürſten in Deutſchland gibt und daß ich einer derſelben bin!“

So Friedrich Wilhelm der Vierte am 14. Auguſt von 1848 in Köln zum Herrn von Gagern, welcher an der Spitze einer Abordnung der deutſchen Nationalverſammlung rheinab gekommen war, um den 600ſten Tag der Grundſteinlegung zum kölner Dom mitzufeiern. Dieſe Feier ſollte zugleich eine Art Fühler und Probe ſein, wie es denn mit der von der preußiſch-kaiſerlichen Partei im Parlamente geplanten deutſchen Kaiſerſchaft des Preußenkönigs werden würde. Eine ganz abſonderlich überflüſſige Statiſtenrolle ſpielte hierbei der Reichsverweſer Johann ohne Land, welchen man auch mit nach Köln geſchleppt hatte.

Die Probe fiel aber wenig tröſtlich und ermuthigend aus. Der König ließ den Herrn Parlamentspräſidenten geradezu abfahren, indem er ihm mit den erwähnten Worten deutlich genug ſagte, die vom Herrn von Gagern im Mai proklamirte nationale Souveränität des Parlaments ſei ein Schwindel, an welchen jetzt, im Auguſt, nur noch Schwachköpfe glauben könnten.

ſchlägelwinkel geſtochert und dem Liberalismus den Dippel gebohrt hätte. Herr von Gagern und ſeine Mitdeputirten kehrten ebenſo vernagelt aus Köln zurück, als ſie hingegangen waren. Der Achtel-, Viertel- und Halbliberalismus, welcher die „ſtaatsmänniſche“ Mehrheit des Parlaments bildete, merkte gar nicht, daß er zur Zeit bereits anhalts- und rückhaltslos in der Luft ſchwebte. Er hatte ja alles erſinnliche gethan, um das Volk von ſich abzuſtoßen, und zugleich hatte er durch das austrumpfen ſeiner fabelhaft anmaßlichen Einbildung, daß in ihm die Souveränität der Nation koncentrirt ſei, die Fürſten ſammt Anhang gereizt und herausgefordert, — dieſelben Fürſten, welche es dem Liberalismus ohnehin nicht verzeihen konnten, daß er im März ihr Retter geweſen war.

Vorausgeſetzt, daß der im Auguſt wiedergeſtammte Abſolutismus, gerad der königlich preußiſche, überhaupt noch zu einem Kompromiß mit der ſo zu ſagen „Revolution“ geneigt war, mußte der Liberalismus ſo raſch als möglich dieſes Kompromiß abſchließen und folglich das deutſche Verfaſſungswerk von dem Luftboden einer ſouveränen Machtvollkommenheitstheorie auf die feſtere Baſis der Vereinbarungspraxis hinüberſtellen. Statt deſſen beliebte es den Herren „Staatsmännern“, das bislang geſpielte ebenſo alberne als unſinnliche Doppelſpiel weiter zu ſpielen. Sie wähnten, dadurch, daß ſie ſich den Anſchein gaben — denn mehr als Schein und Schatten war es ja doch nicht — auf dem „Einzig und Allein“ des Vorparlaments zu beharren, das Intereſſe der Maſſen für ihre, der Parlamentsmehrheit, Sache feſtzuhalten und dadurch den Höfen, Sakriſteien, Kanzleien und ſogar Kaſernen zu imponiren. Auf der andern Seite wollten die Herren „Staatsmänner“ bei jeder Gelegenheit ſehen laſſen, wie gut ſie mit den Höfen, Sakriſteien, Kanzleien und Kaſernen ſtänden, um dadurch den Maſſen zum imponiren. Und mit ſolcher jammervollſeligen Gaukelei und Schaukelei getraute man ſich das Rieſenwerk der Neugeſtaltung Deutſchlands zu fördern, welches Werk ſophta's der Rückwärtſerei, Radowitz und Schmerling, ſouverän gegängelt wurden, dämmerten, duſelten und dahlten weiter im Nebel ihrer Staatsmänniſchkeit. Sicherlich hat die Welt nicht zum zweitenmal geſehen, daß ſo viele geſcheidte Männer mitſammen einen ſolchen Klumpen von Thorheit ausmachten. Die Offenbarungen dieſer Thorheit verſetzten einen unſchwer ins Innerſte von Bernec. So z. B. wenn die Parlamentsmehrheit eilends auf die von der Gegenrevolution ausgeſteckte Leimruthe einer beträchtlichen Vermehrung der ſtehenden Heere „behufs der Stärkung der nationalen Wehrkraft“ ging und dadurch der Reaktion 900,000 Soldaten zur Verfügung ſtellte. Am 15. Juli erhob das Parlament mit 303 gegen 149 Stimmen den hierauf zielenden Antrag des „Reichsminiſteriums“, deſſen Hauptmacher Herr von Schmerling war, zum Beſchluſſe. Dieſem Beſchluſſe nachzukommen beeilten ſich die Höfe. Als ſpät am Abend vom 15. Juli die Epopten der Rückwärtsmyſterien aus ihrem Klubb heimgingen, hörte man einen — es war in der „mondhellen“ Schnurgaſſe — ſagen: „Jetzt haben wir gewonnen, jetzt erdrücken wir mit 900,000 Armen die Revolution. Die Throne ſind gerettet!“ — „Und die Altäre!“ fügte ein anderer hinzu.

2.

Die gewaltloſe deutſche Centralgewalt iſt von Anfang an ein lächerliches Möbel geweſen und nur um ſo lächerlicher, je weitſchichtiger es konſtruirt war. Der Herr Reichsverweſer konnte höchſtens ein bißchen intrikeln, befehlen konnte er nicht. Denn womit wollte er ſich denn Gehorſam erzwingen? Er war im Grunde eine mitleidswerthe Figur. Sein Bruder, der boshafte Tartuffe Franz, Reichsminiſterium. Fürſt Leiningen wurde Präſident, Herr von Schmerling bekam das Innere, der unzweideutige hamburger Advokat Heckſcher das Auswärtige, General von Peucker den Krieg, Beckerath die Finanzen, Mohl die Juſtiz, Duckwitz den Handel. Dieſen Herren wurde eine ganze Bande von „Unterſtaatsſekretären“ beigegeben: man hatte ſo viele gute Freunde zu belohnen — unter anderen auch die Herren Baſſermann und Mathy — und die Reichskrippe war ja vorderhand gefüllt. Wie ſchamlos man noch im Hochſommer von ſeiten der Partei, welche die deutſche Bewegung verunſchickt hatte, mit den zeitläufigen Phraſen hantirte, bewies Herr von Schmerling, indem er ſeine Miniſterſchaft antrat mit der auf der Rednerbühne des Parlaments gegebenen Verſicherung, daß „die Centralgewalt einſtehen werde für die bürgerliche Freiheit und Unabhängigkeit Deutſchlands“. Johann ohne Land ließ auch deutſche Reichsgeſandte ausgehen in die Welt. Die kamen aber ſchön an, wo ſie nämlich überhaupt ankamen! Der weiße Czar wollte von einem ſolchen Sendling überhaupt nichts wiſſen, in London trieb man mit dem „Reichsgeſandten“ Herrn von Andrian höfliches, in Paris mit dem „Reichsgeſandten“ Herrn von Raumer unhöfliches Geſpötte. Zum Ueberfluſſe hatte Preußen in der Perſon des Generals Williſen einen Extraagenten nach Paris geſchickt, um den Schritten des Reichsgeſandten entgegenzuwirken, und der arme Reichsprofeſſor Raumer ließ ſich von ſeinem „Freunde“ Williſen an einem ſo armſeligen Narrenſeil herumführen, daß die reichsprofeſſorsgeſandtſchaftliche Naivität rein unglaublich ſein würde, falls nicht der Geſandte ſelber mit anerkennenswerth hiſtoriſcher Treue ſein herumgeführtworden geſchildert und bezeugt hätte. Die ganze Summe der reichsgewaltigen Diplomatik reducirt ſich auf eine Null, aber auf eine Null, welche weitbauchig genug war, die dicke Schmach der Annahme des Waffenſtillſtandes von Malmö in ſich aufzunehmen.

Derweil betrieb das Parlament als Hauptgeſchäft die gründnachdem in Deutſchland, wie überall in Europa, das dauerhafteſte aller Grundrechte, die Gewalt, wieder obenauf war. Zwiſchenhinein trieb die Verſammlung auch höhere und höchſte Politik. Der Debattirklub in Sankt Paul mußte ſich doch auch an ſolchen Gegenſtänden üben, wie die Aufnahme Poſens oder wenigſtens der Hälfte von Poſen in den deutſchen Bund und der Waffenſtillſtand von Malmö geweſen ſind. Der Humor davon war, daß die emſigen Redekunſtbefliſſenen glaubten oder auch ſich anſtellten, zu glauben, ſie hätten über die in Rede ſtehenden Angelegenheiten ein entſcheidendes oder gar das entſcheidende Wort zu ſprechen. Mit derſelben Flügelkleidunſchuldsmiene, womit der Reichsgeſandte Herr Friedrich von Raumer in Paris vom Pontius zum Pilatus und vom Pilatus zum Pontius, d. h. vom Kavaignak zum Baſtide und vom Baſtide zum Kavaignak ſich ſchicken ließ — welcher letztere an ſeinem Schreibtiſche ſitzen blieb, „in Papieren kramend“, wenn der deutſche Reichsgeſandte zur Audienz bei ihm erſchien — ja mit derſelben Flügelkleidunſchuldsmiene hielten ſich, und zwar noch im Juli und Auguſt, gar viele Inſaſſen der Paulskirche für die Träger einer Machtvollkommenheit, welche etwa der des römiſchen Senats zur Zeit ſeiner Machthöhe gleichkäme.

Nachdem die polniſche Inſurrektion in Poſen ſchon im Mai durch die preußiſchen Truppen niedergetreten worden, war die Verhandlung der poſener Frage durch das deutſche Parlament zu Ausgang Juli's nur noch eine anachroniſtiſche Redeübung, um deren Reſultat ſich die preußiſche Regierung entweder gar nicht oder jedenfalls nur ſoweit kümmern würde, als es ihr gerade paſſe. Aber geredet mußte nun einmal ſein. Dabei konnte es ſelbſtverſtändlich nicht ausbleiben, daß die Debatte von der Frage, ob ein kleinerer oder größerer Theil von Poſen, weil von Deutſchen bewohnt, für deutſches Land zu erklären ſei, alsbald zu der großen Frage von Polens Sein oder Nichtſein ſich erhob. Die Linke, ihrem Hauptſprecher Blum verwirken, eine ſpäte Wortſühne ſo zu ſagen für die Thatſünde der Vernichtung des polniſchen Staats. Es gelang ihr nicht, obgleich ihr die beredſame Stimme des einzigen in der Verſammlung ſitzenden Polen zur Hilfe kam, die Stimme des Prieſters Janiſzewſki, deſſen nicht weniger den Verſtand als das Gefühl anſprechende, von der ganzen Glut polniſcher Vaterlandsliebe durchwärmten und doch maßvoll-edel gehaltenen Beſchwörungen einen tiefen Eindruck hervorbrachten. Dem Polen gebührte der erſte Preis in dieſem Redeturnier, welches am Grabhügel der lebendig eingeſargten Polonia abgehalten wurde. Am nachdruckſamſten ſprach gegen Polen und für die deutſchen Intereſſen Herr Wilhelm Jordan, deſſen Rede ein Salto war, womit er von der Linken zur Rechten hinüberſprang, um am letzteren Orte die Beſtallung eines „Marineraths“ der deutſchen Zukunftsmarine aufzuleſen*). Einen großen Sturm erregte Arnold Ruge mit ſeinem bei dieſer Gelegenheit geſprochenen: „Wir müſſen wünſchen, daß die Tyrannen der Italiener, die Tilly der neueren Zeit, die Radetzky geſchlagen werden“. Das Schwarzgelb im Sale brauſ'te wüthend auf und das Schwarzweiß zeterte getreulich mit. Für ein heiteres Intermezzo ſorgte der Herr Fürſt Lichnowſky, welcher als achtpreußiſcher Junker mit der deutſchen Grammatik auf geſpanntem Fuße ſtand und das lapidariſche Diktum von ſich gab: „Das hiſtoriſche Recht hat kein Datum nicht“. Die principielle Entſcheidung der Verſammlung fiel gegen die Linke und gegen Polen aus. Der Schwerpunkt der ganzen Verhandlung lag augenſcheinlich in der Annahme oder Verwerfung des vom Schaffrath beantragten Wahrſpruchs: „Die deutſche Nationalverſammlung erklärt die Theilung Polens für ein ſchmachvolles Unrecht und ſie erkennt die heilige Pflicht des deutſchen Volkes, zur Wiederherſtellung eines ſelbſtſtändigen Polens mitzuwirken“. Mit 331 Stimmen gegen 101 wurde dieſe Erklärung verworfen.

---

*) Herr Jordan hat nachmals ſeinen Sprung dichteriſch zu rechtfertigen geſucht. Sein Myſterium „Demiurgos“ (1852—54) iſt nebenbei auch eine oratio pro domo in Verſen. Es enthält eine Menge von wahrhaft

---

3.

Das Vorparlament hatte zu ſeiner Zeit anders entſchieden. Damals hatte der Champagnerſchaum der Märzbegeiſterung noch geperlt; jetzt war die Bierhefe der gemeinen Wirklichkeit obenauf. Das iſt immer der Verlauf der weltgeſchichtlichen Bewegungen und Erhebungen: rein und ſchön geht zu Anfang der Stern der Zukunftshoffnungen auf, um ſchließlich in dem Sumpf der Lebensproſa kläglich zu erlöſchen. Mit Idealpolitik beginnen die Revolutionen, aber, bald zur Erkenntniß gelangt, daß ſie ihre Idee nicht zu verwirklichen vermögen, endigen ſie mit ſtumpfer Hingabe an die Intereſſen einer egoiſtiſchen Realpolitik. Es iſt ja dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, und nicht weniger dafür, daß die Völker nach Jahrtauſenden noch ſo große Kinder ſein werden, wie ſie vor Jahrtauſenden ſchon waren.

Hat einmal eine Partei ſich auf die ſchiefe Ebene der Principloſigkeit geſetzt, ſo muß ſie dieſelbe hinabrutſchen, um, am untern Ende angekommen, alles hinzunehmen, was die herrſchenden Gewalten ihr bieten. Sie thut das, nennt es aber „mit Thatſachen rechnen“, mit denſelben Thatſachen, welche ſie mittels der eigenen Erbärmlichkeit möglich machte und herbeiführen half.

Die Abſtimmung vom 27. Juli in Sachen Polens hatte gezeigt, daß die große Mehrheit des deutſchen Parlaments mit der idealſchönen Freiheitsfrage, wie ſie im März geſtellt worden, nichts mehr zu thun haben wollte. Die Linke mußte demnach ſchon jetzt die Mehrheit, nachdem dieſelbe den freiheitlichen Standpunkt aufgegeben hatte, wenigſtens den Standpunkt der nationalen Intereſſenpolitik ſtandhafter vertheidigen, gemeinſchaftlich mit ihr vertheidigen würde. Nichtilluſionäre ſagten freilich vorher, daß dieſe Hoffnung eine täuſchende, indem das weitere Hinabrutſchen der Majorität auf der beſagten ſchiefen Ebene eine zwingende Nothwendigkeit ſei. Der September brachte die traurige Beſtätigung dieſer Vorherſagung; denn er brachte die Abſtimmung über den berüchtigten Waffenſtillſtand von Malmö, welchen von ſeiten des Parlaments anzuerkennen ſoviel hieß, als das mit ſo großbrockigen Phraſen proklamirte Recht Schleswig-Holſteins wiederum den Dänen preisgeben. Man bot der Mehrheit dieſe Schmach als vollendete Thatſache, und maßen „Staatsmänner“ nur mit Thatſachen rechnen, rechneten ſie natürlich auch mit dieſer, d. h. ſie ſteckten, nachdem ſie ſich ein bißchen phraſeologiſch geſpreizt hatten, die Schmach gehorſamſt ein. Dieſelben Leute, welche in der Polenfrage ſo berſerkeriſch mit dem „Schwerte Germania's“ geraſſelt hatten, weil es ſo ungefährlich war, auf dem Grab eines Volkes großhanſig herumzutrampeln, dieſelben Leute behielten jetzt das beſagte Schwert wohlweislich in der Scheide, weil der König von Preußen merken ließ, ſein angebeteter Schwager Czar wollte es nicht haben, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Rebellen noch länger gegen ihren legitimen Herrn und Gebieter, den Dänenkönig, unterſtützt würden.

Das Motiv, welches den berliner Hof im April beſtimmt hatte, Truppen nach den Elbherzogthümern zu ſenden, war längſt hinfällig geworden. Die Armee hatte ſich „rehabilitirt“, was übrigens auch gar nicht nöthig geweſen wäre. Wenigſtens war es höchſt überflüſſig in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bewohner Berlins und des geſammten preußiſchen Staates, welche den kurzen revolutionären Märzbierrauſch ſchon lange ausgeſchlafen hatten und zur ordonnanzmäßigen Stimmung königlich preußiſcher Unterthanſchaft zurückgemächtigen Partei“ geweſen. Sie war vielmehr Ausdruck und Organ des echten Boruſſenthums, welches ſich wieder völlig auf ſich ſelber beſonnen, ſeine Märzverblüffung verwunden und das Schwarzweiß mit Bewußtſein dem Schwarzrothgold entgegengeſtellt hatte, d. h. das Preußenthum dem Deutſchthum. Hunderttauſende von „liberalen“ Philiſtern, welche öffentlich über die Kreuzzeitungspartei ſchimpften, waren insgeheim der Fahne dieſer Partei zugeſchworen und, ohne es ſich ſelber einzugeſtehen, eifrige Affiliirte des „Treubundes“, welcher, in den höfiſch-junkerlich-pietiſtiſchen Kreiſen wurzelnd, an geſchickter Thätigkeit und weitreichendem Erfolg alle populären Klubbs und Vereine mitſammen aufwog und bald weit überwog. Ganz natürlich! Die Treubündler wußten ganz beſtimmt, was ſie wollten: die Herſtellung, Strammung und Straffung des Gottesgnadenthums, während die Klübbler und Vereinler fortfuhren, mit der demokratiſchen Phraſenſtange im konſtitutionellen Nebel herumzufahren. Eine feine Schickſalsironie lag übrigens darin, daß die Servilen und Mucker genöthigt waren, zu ihren Reagitationszwecken der demokratiſchen Agitationsmittel, wie das Vereinsweſen ſie darbot, ſich zu bedienen. Es war geradezu ſpaßhaft mitanzuſehen, wie die heftigſten Feinde der Demokratie mit den Formen derſelben hantirten.

Der Treubündelei mußte die Unterſtützung der ſchleswig-holſteiniſchen „Rebellen“ ein Gräuel ſein. Die geheimen Oberen des Treubundes, die Myſtiker und Mucker bei Hofe, hatten auch von vornherein dafür geſorgt, daß dieſer Gräuel keine allzu großen Dimenſionen gewänne. Ihre Bemühungen wurden von auswärtsher mächtig unterſtützt. Der Leithammel England erhob ein lautes Geblöke, daß, wenn die Elbeherzogthümer deutſch wären, Deutſchland dazu kommen würde, ja müßte, eine Seemacht zu werden. Die Oligarchie, welche England regiert, die ſelbſtſüchtigſte Menſchenſorte, welche exiſtirt, ſtrengte ſich nach Kräften an, dieſe Möglichkeit zu verhindern.

welcher die Oſtſee für einen ruſſiſchen See anzuſehen gewohnt war, fühlte ſich natürlich zum Schutzherrn Dänemarks berufen und war gar zärtlich um ſeinen däniſchen Vaſallen beſorgt. Auch um ſeinen preußiſchen; denn daß Car Nikolai ſeinen lieben Schwager Friedrich Wilhelm den Vierten durchweg auf Vaſallenfuß behandelte, können nur Hofhiſtorici und Kronſyndici beſtreiten wollen. Die cariſche Diplomatie blies daher in Potsdam bald die ſanfte Flöte freundſchaftlicher Beſorgniß und Warnung, bald ſtrich ſie den Brummbaß der Drohung, um dem Skandal einer Unterſtützung der ſchleswig-holſteiniſchen Rebellion ſeitens der Krone Preußen ein Ende zu machen.

Auch den nicht eben großen Fleck, wo Friedrich Wilhelm gutmüthig war, wußten die Gegner beſagter „Rebellion“ geſchickt zu treffen, indem ſie dafür ſorgten, daß all das Jammer- und Zetergeſchrei, welches die Geſchäftsleute in den preußiſchen Oſtſeeſtädten und anderwärts über die Beeinträchtigung ihrer Intereſſen durch die däniſche Kaperei erhoben, dem Könige zu Ohren kam, unterwegs natürlich noch zweckdienlich verſtärkt und romantiſch variirt, damit es den königlichen Ohren leichter einginge. Wie hätte ein ſo frommer und gutmüthiger Herr derartigen Beſchwörungen widerſtehen können? Er widerſtand auch wirklich nicht, und was ſeine liberalen Strohmänner von „konſtitutionellen“ Miniſtern anging, ſo waren dieſelben viel zu gute Preußen, um einen andern Willen haben zu wollen als ihr königlicher Herr. Außerdem konnte man ja, falls ſich die Strohmänner etwa unangenehm machen wollten, über ihre Köpfe hinweg machenſchaften, wie es der Mucker- und Myſtikerklike beliebte.

4.

und unter allen Umſtänden den dreimal ſakroſankten deutſchen Kaiſer ſehen wollte und darum ſchon jetzt alles von dieſer Majeſtät ausgehende als über allen Zweifel erhaben, als vollkommen gut und vollendet anerkannte, der hatte freilich ſchon im April und Mai über die preußiſche Kriegführung in den Herzogthümern bedenklich den Kopf ſchütteln müſſen.

Der ganze Krieg verhielt ſich zu einem wirklichen, wie der Marſchall „Druff“ zum Marſchall „Vorwärts“. Es war ein Scheinkrieg, welcher je nach den Schwankungen der königlichen Stimmung zu Potsdam eine ernſtere oder weniger ernſte Miene annahm. Wir dürfen wohl glauben, daß dieſe Komödie nicht ſehr nach dem perſönlichen Geſchmacke des Generals Wrangel geweſen iſt. War in Berlin auf andringen von ſeiten der frankfurter Parlamentsmehrheit, in welcher die Schleswig-Holſteiner, Dahlmann voran, eine gewichtige Stimme beſaßen, die Erinnerung obenauf, daß nicht Allein das preußiſche Miniſterium, ſondern Friedrich Wilhelm ſelber es öffentlich ausgeſprochen hatte, die Ehre Preußens erforderte, daß der ihm von Deutſchland übertragene Krieg gegen Dänemark energiſch zu Ende geführt werden müſſe, ſo erhielt Wrangel den Befehl, vorwärts zu gehen, gen Jütland und nach Jütland hinein. Verſtummte dagegen dieſe Erinnerung vor dem Gemurmel chriſtlich-germaniſcher Litaneien oder vor den Tönen der cariſchen Flöte oder des cariſchen Brummbaſſes, ſo ging dem preußiſchen General der Befehl zu: Rückwärts! Rückwärts! und unſern guten Freunden, den däniſchen Feinden, ja nicht zu wehe gethan!

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß dieſes nichtzuwehethun dem Marſchall Wrangel ſchon bei ſeinem Abgange in die Herzogthümer eingeſchärft worden ſein mußte. Denn ſonſt wäre das Verhalten des preußiſchen Generals an jenem 23. April, wo das Dannewirke bei Schleswig von den Deutſchen erſtürmt, die Dänen geſchlagen trefflich, daß es nur des guten Willens von ſeiten des Obergenerals bedurft hätte, um das geſammte däniſche Heer aufzureiben oder zur Waffenſtreckung zu zwingen. Allein Wrangel wollte nicht, durfte nicht wollen. Es windete zur Zeit gerade ſtark ruſſiſch in Berlin. Inmitten der Schlacht, als alles im beſten Zuge war, ließ der Marſchall Appell blaſen und eine Gefechtspauſe von einer Stunde eintreten, ſagend: „Ich will jetzt zu Mittag eſſen und ich will in Ruhe eſſen“. Es wurde 3 Uhr Nachmittags, bis dieſes wichtige Marſchallsgeſchäft beendigt war und dem Marſchall „Druff“ die Luſt anzukommen ſchien, die Dänen wieder etwas zu beunruhigen. Sie ſtanden zur Stunde mit ihrer Hauptmacht in und um Gottorf. Wrangel nahm eine lange Beſichtigung der feindlichen Stellung mittels des Fernrohrs vor und ſagte dann zu dem Prinzen Friedrich von Schleswig-Holſtein-Noer, dem Befehliger der Schleswig-Holſteiner: „Ich denke, wir hören für heute auf“. — „Excellenz, entgegnete der Prinz, werden mir verzeihen, wenn ich dagegen remonſtrire, und zwar weil wir morgen früh dann gerade daſſelbe zu wiederholen haben werden, was wir ſo eben glücklich ausführten. Die Stellung des Feindes iſt, ſo lange er im Beſitze des Schloſſes Gottorf und der Hauptlandſtraße bleibt, völlig ſo ſtark als die von ihm verlaſſene. Jetzt iſt ſie nicht gehörig beſetzt und der Feind durch das heutige Gefecht erſchüttert, wo hingegen unſere Truppen in gehobener Stimmung ſind. Wenn Sie mir erlauben, die drüben aufgeſtellte Batterie zu vertreiben und den Thiergarten zu beſetzen, dann muß das Schloß geräumt werden“. — Worauf der Marſchall „Druff“: „Nein, ich will für heute aufhören“. Während dieſes Geſpräches hatte ſich die ſchleswig-holſteiniſche Kolonne ſchon zum Angriffe formirt, brannte darauf, vorzugehen, und fielen die Jäger bereits in einer Plänklerkette aus. Aber der Marſchall „Druff“, dies wahrnehmend, ſagte wiederum zu dem Prinzen: „Ich ſage Ihnen, wir wollen aufhören. Verſtehen Sie mir?“ In Folge dieſes wrangel'ſchen drauflosgehens konnten die Dänen am Abend ihre Stellung bei Gottorf guten Freunde die Feinde“*) entwiſchen laſſen wollte, geht ſchon aus den Anordnungen zur Schlacht vom 23. April hervor. Sorgte man doch dafür, daß kaum die Hälfte der deutſchen Truppen wirklich zum ſchlagen kam. Am 24. ſodann wäre es leicht geweſen, gleichzeitig mit den Dänen bei und in Flensburg anzukommen und denſelben ihre Artillerie abzunehmen; allein da hätte ja der Spaß des Scheinſieges aufgehört und der Ernſt des Seinkrieges angefangen. Zu berückſichtigen, daß ein ſolcher Scheinkrieg doch immerhin ſo vielen braven Männern nutzlos das Leben koſtete, hieß natürlich der chriſtlich-romantiſchen Frömmigkeit zu viel geſunden Menſchenverſtand und zu viel natürliches Gefühl zumuthen. Es mußte auch noch viel Waſſer die Spree hinabſchleichen, bis man in Berlin zur Einſicht kam, daß man anderswohin horchen müßte als nach Petersburg und London, ſo man Deutſchland in Preußen aufgehen machen wollte.

Daß man mit vollem Bewußtſein die Scheinkriegsgaukelei in Scene geſetzt hatte, ſteht hiſtoriſch feſt ſeit Ende Juni's von 1848, allwo zu nicht geringer Ueberraſchung und großem Leidweſen der Duſelmänner in Sankt Paul die berüchtigte wildenbruch'ſche Note vom 8. April in engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen erſchien, wohin ſie vielleicht durch däniſche Veranſtaltung den Weg gefunden oder noch wahrſcheinlicher durch engliſche, in Folge einer Anwandelung Lord Palmerſtons, dem berliner Hofe wieder mal eine Probe von palmerſton'ſchen „Tricks“ zu geben. Genug, es kam zu Tage, daß die preußiſche Regierung das bekannte Axiom, die ehrlichſte Politik ſei die beſte, folgendermaßen interpretirt habe. Während ſie öffentlich die Kriegführung in den Elbherzogthümern als eine nationale Pflicht und Nothwendigkeit übernommen hatte, war ſie zugleich im geheimen bemüht geweſen, an den Hof von Kopenhagen die Verſicherung gelangen zu laſſen, daß die Sache nicht ſo ernſt gemeint ſei. Vor ihren nach Holſtein marſchirenden Truppen her ſandte ſie einen

---

geheimen Agenten, den Herrn Major von Wildenbruch, welcher beauftragt war, Sr. Majeſtät von Dänemark auseinanderzuſetzen, daß Preußen der Aufforderung von ſeiten des deutſchen Bundes, in den Herzogthümern zu interveniren, unmöglich ſich habe entziehen können, daß es aber, falls Dänemark Vernunft annähme, ſeinerſeits alles thun wollte und würde, um die Streitfrage zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark zu einem billigen Ausgleiche zu bringen.

Der kopenhagener Hof nahm aber keine Vernunft an, konnte auch keine annehmen, maßen er von der „eiderdäniſchen" Partei beherrſcht wurde, welche Krieg ſchnaubte und von nichts wiſſen wollte als von einer gewaltſamen Niederwerfung der ſchleswig-holſtein'ſchen „Rebellen". Das däniſche Kabinett bedeutete daher den Herrn von Wildenbruch, mit ſeinen preußiſchen Vermittelungsvorſchlägen hinzugehen, von woher er gekommen. Das war für den Geheimgeſandten der Großmacht Preußen noch nicht däniſchgrob genug. Er hatte Befehl, nachdem ihm der däniſche Miniſter des Auswärtigen auf die rechte Wange geſchlagen, nun auch noch die linke hinzuhalten. Es haugwitzelte eben damals bedenklich in Berlin und man trieb daſelbſt wieder einmal Politik nach dem Muſter von 1805—6. Man wollte da etwas und dort etwas und that überall nur halbes. Wenn das preußiſche Kabinett befürchtete, durch ein ernſtes und entſchiedenes anfaſſen der ſchleswig-holſtein'ſchen Sache eine europäiſche Koalition gegen ſich heraufzubeſchwören — welche Furcht übrigens nur ein ſehr leicht zu bannendes Tagesgeſpenſt war — ſo konnte es ja das anfaſſen überhaupt bleiben laſſen. Es hat ja durch die Art und Weiſe ſeines damaligen anfaſſens und wiederfahrenlaſſens doch nur Unheil über die Herzogthümer gebracht.

Die Note, welche Herr von Wildenbruch am 8. April von Sonderburg aus an Se. Excellenz den königlich däniſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten richtete, läßt keinen Zweifel über die wirklichen Abſichten aufkommen, welche den berliner Hof leiteten, Herzogthümer ihrem König-Herzog zu erhalten und iſt gleich weit entfernt davon, ſeinem eigenen Intereſſe oder dem Ehrgeize dritter Perſonen dienen zu wollen. Einzig der Wunſch, die radikalen und republikaniſchen Elemente Deutſchlands zu verhindern, ſich unheilbringend einzumiſchen, bewog Preußen zu den gethanen Schritten. Das einrücken preußiſcher Truppen in Holſtein hatte den Zweck, das Bundesgebiet zu ſichern und zu verhindern, daß die republikaniſchen Elemente Deutſchlands, an welche die Herzogthümer als letztes Mittel der Selbſterhaltung hätten appelliren können, ſich der Sache bemächtigten". Das alſo war des Pudels Kern? Die lächerliche Angſt vor dem Schatten eines Schattens war die „deutſche", war die „nationale" Politik Preußens! Nicht zum Schutze der von ſeiten Dänemarks brutaliſirten Schleswig-Holſteiner, nein, ſondern um „vor allen Dingen die Herzogthümer ihrem König-Herzog", dem Dänenkönige, „zu erhalten", hatte ſich Preußen bewaffnet aufgemacht. Gewiß, der arme Marſchall „Truff" oder vielmehr Nichttruff, ſowie ſeine Offiziere und Soldaten waren tief zu beklagen, daß ſie dazu verdammt geweſen, durch ihren Feldzug nur einen Kommentar zu dem kläglichen Texte der wildenbruch'ſchen Note zu liefern. Wäre ein Mann an der Spitze des preußiſchen Staates geſtanden, ſo würde ihnen dieſes traurige Geſchäft erſpart worden ſein.

Im übrigen darf und ſoll nicht verſchwiegen werden, daß die Bevölkerung der Herzogthümer, wie viel guter Wille und braver Muth insbeſondere in der Jugend vorhanden war, für ihre Befreiung bei weitem nicht that, was ſie thun konnte. Zu einem guten Theil war an dieſem nichtgenugthun die offenkundige Unfähigkeit und Kraftloſigkeit der Leute ſchuld, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger auf die Stühle der proviſoriſchen Regierung geſetzt hatte; zu einem größeren Theile aber noch das Bauernphlegma und der Bauerngeiz, welche jeder unbefangene Beobachter als Merkmale des ſchleswig-holſteiniſchen Volkscharakters wird erkennen müſſen. Dieſer Volksnorddeutſchen Bauernnaturen, wie ſie nun einmal im Laufe der Zeit geworden ſind, wird es nicht im Traume einfallen, von ſich aus und ſelbſtſtändig vorzugehen. Sie erwarten alle Impulſe von oben herab, ſie müſſen und wollen kommandirt werden. Die Mitglieder der Regierung waren aber Kommandanten daß Gott erbarm', den einzigen Theodor Olshauſen etwa ausgenommen, welcher ja unter ſeinen konſervativen und viertelsliberalen Kollegen nicht aufkommen konnte.

Alle Veranſtaltungen der Regierung hatten einen kleinlichen, bäueriſch-knauſerigen Zuſchnitt. Die Schweizer haben dafür das treffliche Wort „knorzig". Ja, es war eine ſtümperhafte Knorzerei von A bis Z. Was wollte denn das ſagen, daß man höchſtens 2 Procent der Bevölkerung unter die Fahnen rief? Durfte man denn einem Volke, das um ſeine nationale Selbſtſtändigkeit und politiſche Unabhängigkeit kämpfen ſollte, nicht mehr zumuthen? Mit Recht hat man gegenüber ſolchem Geknorze daran erinnert, daß Preußen, das zerriſſene, arme, ausgeſogene, ausgepreßte Preußen i. J. 1813 nicht weniger als 5 Procent ſeiner Bevölkerung unter Waffen ſtellte. Und wie verſchwindet vollends die vielbeſungene Schleswig-Holſteinerei, wenn man ſie an Hingebung, Opferfreudigkeit, Verachtung des Todes und ſchlimmeren als des Todes mit den Inſurrektionen Polens vergleicht, vorab mit der von 1863! Alles Leid, welches die Dänen den Bewohnern der Elbherzogthümer angethan, iſt nur ein Flämmchen Fegfeuer im Vergleiche mit der Hölle voll Weh, Wuth und Verzweiflung, zu welcher der Carismus Polen gemacht hat, und die Kämpfe der Schleswig-Holſteiner gegen die Dänen verhalten ſich zu denen der Polen gegen die Moskowiter, wie ein Feldmanöver ſich zu einer Feldſchlacht verhält. Auch die Ungarn ſind in der Zeit von 1848—49 mit ihrem Gut und Blut ganz anders verſchwenderiſch geweſen als die ſchleswig-holſteiniſchen Edelleute und Bauern. Selbſtverſtändlich ſoll mit alledem kein Tadel ausdämmlern zu zeigen, daß ſie gutthäten, ihr Schmeichelſüßholz etwas weniger häufig der Nation vorzuraſpeln.

5.

Sogar ein Scheinkrieg hatte ausgereicht, im April die Dänen aus Schleſwig wegzufegen, und im Mai ſtand Wrangel in Jütland. Das Feſtland war demnach für Dänemark verloren; aber es dachte keineswegs an Nachgiebigkeit und die von ſeiten des deutſchen Bundestags halb und halb angekündigte Abſicht, Schleſwig zum deutſchen Bunde zu ſchlagen, bot den Feinden Deutſchlands, welche der kopenhagener Hof immer dringender um Hilfe anging, bot in erſter Linie Ruſſland und Schweden, in zweiter England eine formale Handhabe zur Einmiſchung. Ruſſland und Schweden verſchritten ſofort zu offenen Drohungen, ja zu drohenden Handlungen. Die erſtere Macht rüſtete geräuſchvoll und kündigte das Erſcheinen einer ruſſiſchen Flotte in der Oſtſee an, die zweite ließ ſchon am 9. Mai durch ihren Geſandten in Berlin erklären, ſie werde den Dänen ein Hilfekorps zuſenden, ſammelte Truppen bei Malmö und ſchiffte an 5000 Mann nach der däniſchen Inſel Fühnen herüber.

In Berlin regierten kein großer Kurfürſt und kein großer König, ſondern nur ein ſchwachherziger Romantiker und impotente Märzminiſter. Es wäre daher eine ſchreiende Unbilligkeit geweſen, von ſolchen Kräften oder vielmehr Schwächen zu verlangen, daß ſie die allerdings ſchwierige und gefährlich ausſehende Sachlage bewältigten. Davon konnte um ſo weniger die Rede ſein, als ja Dänemark, Ruſſland, Schweden, England und wer ſonſt noch Deutſchland feind war, am höfiſch-chriſtlichen Germanenthum einen eifrigen und mächtigen Verbündeten hatten, welcher den Untergang der ſchleſwig-holſteiniſchen thümer, weit entfernt, eine revolutionäre zu ſein, vielmehr eine durch und durch konſervative war. Es wurde demnach zum Rückzuge geblaſen, und maßen Lord Palmerſton begreiflicherweiſe das erſcheinen einer ruſſiſchen Flotte im Belt und einen langwierigen Kriegstrubel um die Oſtſee herum für mit den engliſchen Intereſſen nicht ſehr verträglich anſehen mußte, ſo verhandelte er eifrig mit dem preußiſchen Geſandten, um Preußen eine nicht gar zu unehrenhafte Rückzugsbaſis gewinnen zu helfen. Der Lord kam endlich mit Herrn von Bunſen überein, daß als Vorausſetzung von Friedensunterhandlungen die Räumung nicht nur Jütlands, ſondern auch Schleswigs von ſeiten der deutſchen Truppen ſtattfinden und als Friedensgrundlage die Abtrennung des ſüdlichen (deutſchen) Schleswigs vom nördlichen (däniſchen) angenommen werden ſollte. Die preußiſche Regierung theilte dieſe Vereinbarung dem damals noch amtenden Bundestage mit und dieſer trat mit etwelcher Verklauſulirung derſelben bei.

Alsbald begann Wrangel ſeinen Rückzug, die Bewohner der deutſchen Bezirke von Nordſchleswig der däniſchen Rache preisgebend. Am 28. Mai ſtand er bereits rückwärts in Flensburg. Weil nun der Starke muthig zurückwich, ging der Schwache frech vor. Die Dänen hatten kaum wahrgenommen, daß und wie der berliner Hof durch ruſſiſche, ja ſogar durch ſchwediſche Drohungen ſich einſchüchtern ließ, als ſie gegen Preußen und Deutſchland in einer ſo übermüthigen, höhniſchen und herausfordernden Manier auftraten, auftreten durften, daß alle Welt mit Händen greifen konnte, die deutſchen Fürſten und Völker ſeien die gutmüthigſten Menſchen unter dem Himmel und auch die beſten Chriſten, welche getreulich ihres hochgeliebten loyalen Doktor Luthers Lehre befolgten: — „Ein Chriſt iſt ganz und gar Paſſivus, der nur leidet; der Chriſt muß ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, geduldig ſchinden und drücken laſſen". Dänemark verwarf die von England zuwegegemachte, von Preußen und dem deutſchen Bund angenommene Unterhandlungsbaſis und ſtellte ſeinerſeits der zur Eider zurückweichenden preußiſchen Armee begannen die denſelben folgenden Dänen in Schleswig gegen die Deutſchen allerhand Brutalitäten, welche freilich unter weniger guten Chriſten und Lutheranern etwas ganz anderes hervorgerufen hätten als die Abſendung einer Klage- und Bittgeſandtſchaft an die Inſaſſen der Schwatzbude von St. Paul. Die proviſoriſche Regierung der Herzogthümer benahm ſich in dieſer Kriſis noch jämmerlicher, als ihrer Zuſammenſetzung nach von ihr erwartet werden mußte, was doch viel ſagen will. Nirgends, weder von ſeiten der Regierung, noch von ſeiten des Volkes, auch nur ein ernſtlicher Anlauf, auf die eigene Kraft ſich zu ſtemmen, nicht der Schatten eines Schattens vom „furor teutonicus“. Da waren denn doch die alten Ditmarſen ganz andere Kerle geweſen. Auch die Regierung ſchickte eins ihrer Mitglieder als Bittgeſandten nach Frankfurt. Die Unfähigkeit und Thatkraftloſigkeit gingen bei der Ohnmacht betteln.

Die Art und Weiſe, wie das deutſche Parlament die alſo vor ſein Forum gebrachte ſchleswig-holſteiniſche Sache anfaßte, mußte jedem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdringen, daß aus der Paulskirche nie etwas anderes hervorgehen würde als phraſeologiſcher Dunſt und Tiftel. Was wäre aus Frankreich geworden, wenn 1792—93 in der Manège bei den Tuilerien nicht andere Leute geſeſſen hätten, als 1848—49 in Sankt Paul ſaßen? Der Parlamentsausſchuß für völkerrechtliche und internationale Verhältniſſe — ſchon in derartigen kanzleiſchnörkelhaften Benamſungen liegt eine ganze Charakteriſtik der Paulskircherei — brachte auf Anregung der ſchleswig-holſteiniſchen Sendlinge am 3. Juni durch ſeinen Sprecher Dahlmann einen Waſch-mir-den-Pelz-aber-mach'-ihn-nicht-naß-Antrag ein, über welchen dann mit aller Gemüthlichkeit am 8. und 9. Bericht erſtattet und gerednert wurde. So ungeheuer gründlich, daß ſich vor Ungeduld die Balken des Hauſes hätten biegen ſollen. Der Doktrinarismus erging ſich breitſpurigſt und die Kathedrarier waren noch Präſident des Bundestags und baldigſt Reichsminiſter, ſeiner „ſittlichen Entrüſtung“ über die „zweideutige Diplomatie“ im allgemeinen und über die elende, „ſtrafbare“ Weiſe, womit der Bundestag früher die ſchleſwig-holſteiniſche Angelegenheit behandelt hatte, im beſonderen von der Rednerbühne herab Ausdruck gab, ſchließlich erklärend, daß er „nur eine Pflicht der Regierungen kenne, die Pflicht, die Intereſſen der Völker mit aller Kraft zu vertheidigen“. In der Debatte und Beſchlußfaſſung kam wieder die ganze Zwitterhaftigkeit der deutſchen Bewegung vom Jahre 1848 kläglich zu Tage: — auf der einen Seite der juckende Kitzel, einmal etwas rechtes oder überhaupt nur etwas zu thun; auf der andern das beelendende Gefühl, nichts zu können, und das noch mehr beelendende, nicht einmal recht wollen zu können. Der deutſche Doktrinarismus verhielt ſich zu der That wie in Puſchkins „Springquell von Bachtſchiſſarai“ der Eunuch zur Odaliſke. Der Antragſteller Dahlmann ſtellte die richtige Prämiſſe auf: „Wenn in der ſchleſwig'ſchen Sache nicht geſchieht, was recht iſt, ſo iſt der deutſchen Sache das Haupt abgeſchlagen;“ aber eine richtige Schlußfolgerung daraus zu ziehen wagte er nicht, ſondern nur „in alter deutſcher Beſcheidenheit“ — („„Beſcheidenheit die ſchönſte Zier, doch kommt man weiter ohne ihr““) — lendenlahmes zu beantragen. Das lange Gerede nahm dann ein jämmerliches Ende. Herr Waitz hatte den Antrag geſtellt: „Die deutſche Nationalverſammlung anerkennt die ſchleſwig'ſche Sache als eine zu ihrer Wirkſamkeit gehörende Angelegenheit deutſcher Nation; ſie beſchließt, daß energiſche Mittel zur Fortführung des Krieges ergriffen werden, und endlich, daß die Genehmigung des abzuſchließenden Friedens der Nationalverſammlung vorbehalten werde“. Dieſer von einem höchſt konſervativen Reichsprofeſſor geſtellte Antrag war aber der Mehrheit noch nicht zahm und nichtsſagend genug. Sie nahm daher nur den erſten, den reinphraſenhaften Theil deſſelben an, verwarf jedoch den zweiten, der möglicher Weiſe zur Möglichkeit einer daß der berliner Hof den Scheinkrieg in den Herzogthümern nur begonnen hatte, um, wildenbruchiſch zu ſprechen, dieſelben „ihrem König-Herzog zu erhalten“. Mit dieſem Beſchluſſe gab das Parlament die ſchleswig-holſteiniſche Sache auf und ſtellte dieſelbe der Willkür des Zufalls, d. h. der potsdämiſchen Staatsromantik anheim.

Dieſe erhielt in dem Miniſterium Hanſemann-Auerswald, welches zu Ende Juni's aufkam, ein noch gefügigeres Rückwärtſerei-Werkzeug, als ſie in dem abgetretenen Miniſterium Kamphauſen beſeſſen hatte, und zögerte demzufolge nicht lange mehr, dem „revolutionären Skandal“ in den Elbeherzogthümern zu Gunſten des Dänenkönigs ein Ende zu bereiten. Hatte doch dieſes „Skandal“ inzwiſchen Miene gemacht, ſich auf eigene Füße zu ſtellen und in einer Weiſe vorzugehen, welche deutlich genug zeigte, daß, falls die proviſoriſche Regierung ſattſam Verſtand und Willen gehabt hätte, die Kräfte der Herzogthümer flüſſig zu machen und zu verwenden, die Schleswig-Holſteiner der däniſchen Macht wohl hätten die Stange halten können. Am 7. Juni geſchah unter Führung des aus Baiern gekommenen Majors von der Tann die glänzendſte deutſche Waffenthat des Feldzugs. Der tann'ſche Freiharſt überfiel bei Hoptrup ein fünffach ſtärkeres däniſches Linientruppenkorps und warf daſſelbe in paniſchen Schrecken und in die Flucht. Zweiundzwanzig Tage ſpäter fochten auch die ſchleswig-holſteiniſchen Regulären bei Hadersleben tapfer und glücklich und zwangen die Dänen zum Rückzuge nach Jütland.

Der deutſche Angriff auf Hadersleben hing aber mit den diplomatiſchen Verhandlungen ſo zuſammen. Lord Palmerſton fand die Anweſenheit eines von dem Großfürſten Konſtantin befehligten ruſſiſchen Geſchwaders auf der Rhede von Kopenhagen ſehr unbequem. Als der Großfürſt gar noch allzu deutlich merken ließ, daß es ihn heftig gelüſtete, ſich mit ſeinen Schiffen des prächtigen Hafens von Kiel zu bemächtigen, mußte ihm der engliſche Geſandte in Kopenhagen erklären, England betrachte jede Berührung ſchleswig-holſteiniſchen in Feſthaltung der von ihm aufgeſtellten Unterhandlungsbaſis die Räumung Schleſwigs ſeitens der Dänen forderte. Zur gleichen Zeit drückte die engliſche Diplomatie auch in Berlin die Anſicht durch, man müſſte, um die Dänen zum Frieden geneigt zu machen, denſelben wieder etwas Ernſt zeigen und demnach Schleſwig abermals von ihnen ſäubern. Das zu thun, erhielt hierauf der inzwiſchen unthätig bei Flensburg geſtandene preußiſche Marſchall Befehl. Er ſetzte ſich nordwärts in Bewegung, ſchickte die ſchleſwig-holſteiniſchen Truppen voran und dieſe ſchlugen, wie gemeldet, die Dänen bei Hadersleben am 29. Juni. Das in alledem offenkundig gewordene zeitweilige herüberneigen Englands auf die deutſche Seite muſſte denn doch die Freunde und Freundinnen des Dänenkönigs am Hofe von Potsdam mahnen, ihre widerſchleſwig-holſteiniſchen Antipathien etwas hintanzuhalten. Auch das Miniſterium Hanſemann fühlte das miſſliche, ſeine Laufbahn mit einem augenſcheinlichen Verrath an Deutſchland zu beginnen. Der Starke, obzwar unmuthig, that ſogar ſo, als wollte er wieder einen Schritt vorwärts thun und wirklich und wahrhaftig die deutſche Nation zur Behauptung ihrer Ehre und Würde aufrufen. Das war aber, wie bald klar werden ſollte, ein richtiges „Man-ſo-thun“.

6.

Zugleich mit dem Befehl an Wrangel, wieder nordwärts vorzugehen, hatte das berliner Kabinett den Grafen Pourtalès nach Schweden geſandt mit Vorſchlägen zu Unterhandlungen, auf welche der ſtockholmer Hof bereitwillig einging, da er gar wohl wuſſte, daß alle nicht bloß phantaſirenden, ſondern auch denkenden Bewohner des armen Landes der Betheiligung an einem koſtſpieligen, im Intereſſe des Phantaſiebildes eines Großſkandinavismus zu unternehmenden trugen überdies ſo ſehr die Färbung der „alten deutſchen Beſcheidenheit“, daß Schweden ſeine Zuſtimmung unſchwer geben konnte. Mit dieſer Zuſtimmung begab ſich Herr von Pourtalès von Malmö zum Marſchall Wrangel, um dieſen ſeitens der preußiſchen Regierung aufzufordern, mit den Dänen über einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln. Der Marſchall, welchen das ewige „Vorwärts!“ nein, „Rückwärts“, wieder „Vorwärts“ und abermals „Rückwärts!“ ſehr unwirſch gemacht haben muſſte, kam dieſer Aufforderung übellaunig nach und demnach wurden zu Bellevue bei Kolding Unterhandlungen eröffnet, während gleichzeitig auch zu Malmö und London unterhandelt ward. Es ſprach in dieſem Wirrſal von diplomatiſchem Krimskrams alles und jedes mit, ausgenommen die Ehre Deutſchlands, welches ideologiſche Ding man ſelbſtverſtändlich nicht zu Worte kommen ließ.

Am 19. Juli hatte man zu Bellevue einen vorläufigen Entwurf zum Waffenſtillſtandsſchluſſe vereinbart. Jetzt machte aber Preußen die Schwenkung, zu erklären, mit der Einſetzung der deutſchen Reichsverweſung ſei ſein vom Bundestag ausgeſtelltes Mandat, die deutſche Sache in den Herzogthümern zu führen, erloſchen und folglich könne der Waffenſtillſtand nur mit Genehmigung des Reichsverweſers zum wirklichen Abſchluſſe kommen. Es bedarf keiner eingehenden Erörterung, daß dieſer preußiſche Schachzug in einer Stunde gethan wurde, allwo in der potsdamer Staatsromantik gerade wieder momentan jene Märzſtimmung obenauf war, welche das aufgehen Preußens in Deutſchland proklamirt hatte. Natürlich war am Tage darauf dieſe Stimmung ſchon wieder umgeſtimmt. Die Feinde Deutſchlands wuſſten auch recht gut, was von ſolchen heroiſchen Anläufen der preußiſchen Diplomatie zu halten ſei, und richteten nach dieſem ihrem wiſſen ihr handeln ein.

Dänemark gab ſofort die Erklärung ab, auf den Vorbehalt einer Genehmigung oder Verwerfung des Waffenſtillſtands durch den Reichsverweſer ließe es ſich gar nicht ein. Schweden blies in daſſelbe wäre ein Abſchluß möglich. Schlimmer war, daß Lord Palmerſton zur Abwechſelung den engliſchen Spieß wieder einmal gegen Deutſchland drehte, indem er am 25. Juli in Berlin erklären ließ, England würde ſich jeder weiteren Vermittelungsthätigkeit enthalten und von den Verhandlungen ganz zurückziehen, ſo Preußen neue Weigerungen machte und die ganze Angelegenheit nicht beförderlich zu einem befriedigenden Abſchluſſe brächte. Sogar der zeitige Diktator der franzöſiſchen Pſeudorepublik, Holzkopf Kavaignak, fand ſich bemüßigt, in Berlin andeuten zu laſſen, daß Frankreich ſich veranlaſſt ſehen könnte, für ſeinen alten Alliirten Dänemark einzutreten.

Und ſiehe, es reſidirte kein großer Fritz in Sansſouci, ſondern Friedrich Wilhelm der Vierte.

Das preußiſche Kabinett begehrte vom Reichsverweſer die Vollmacht, einen Waffenſtillſtand mit Dänemark abzuſchließen. Der Reichsverweſer gab dieſe Vollmacht, jedoch mit der Klauſel, daß während des Waffenſtillſtandes in den Herzogthümern die von der proviſoriſchen Regierung ausgegangenen Geſetze und Verordnungen in Kraft bleiben ſollten. Mit dieſer Vollmacht verſehen, reiſ'te der preußiſche General von Below am 12. Auguſt von Berlin nach Malmö, um den Waffenſtillſtand abzuſchließen. Die deutſche Reichsverweſung ſchickte, weil ſie doch auch ſo zu ſagen mitdabeiſein wollte, ihrerſeits den Unterſtaatsſekretär Max von Gagern nach Malmö; allein derſelbe kam nicht weiter als bis Rendsburg, wo er ſattſam Zeit hatte, über die Bedeutung eines Unterſtaatsſekretärs der deutſchen Centralgewalt nachzudenken. Der Genieſtreich, welchen Herr Heinrich von Gagern mit ſeinem „kühnen Griff“ gemacht hatte, einen öſtreichiſchen Erzherzog zum Reichsverweſer zu greifen, zeigte ſich überhaupt im ganzen Verlaufe der ſchleſwig-holſteiniſchen Angelegenheit in ſeinem Vollglanze. Der öſtreichiſche Reichsverweſer beſaß nicht guten Willen und Einfluß genug, um die wiener Regierung zu vermögen, in dieſer Sache wenigſtens einigen Anſtand zu beobachten. Während Deutſchland mit Dänemark Krieg führte und die Dänen mark in freundſchaftlichen Beziehungen und hatte nicht einmal ſo viel Schicklichkeitsgefühl, ihren Geſandten aus Kopenhagen abzurufen oder dem däniſchen Geſandten in Wien ſeine Päſſe zu geben. Selbſtverſtändlich weigerte ſich auch Oeſtreich, ſein bundesgeſetzliches Truppenkontingent zu ſtellen, als die Reichsverweſung ſich den ephemeren Anſchein gab, einen deutſchen „Reichskrieg“ gegen Dänemark und deſſen Verbündete führen zu wollen.

Bei den Unterhandlungen in Malmö ſtellte ſich zuvörderſt heraus, daß Preußen und Deutſchland, welchem Oeſtreich jede Hilfe verſagte, allein ſtehen würden, falls der Krieg ſeinen Fortgang haben ſollte. Rußland und Schweden hatten in dieſem Falle den Dänen thatſächliche Hülfeleiſtung beſtimmt zugeſichert. England und Frankreich ihrerſeits hatten wenigſtens eine drohend widerdeutſche Haltung angenommen. Preußen war daher, ſoviel iſt gewiß, zu Malmö nicht auf Roſen gebettet.

Und ſiehe, es reſidirte in Sansſouci kein großer Fritz, ſondern Friedrich Wilhelm der Vierte.

Demnach wich der Starke muthig zurück, immer weiter zurück. Das ſchwache Dänemark blies die Backen auf und diktirte die Waffenſtillſtandsbedingungen, die von allem, was Preußen und Deutſchland früher gefordert hatten, ſo ziemlich das Gegentheil waren. Von dem Vorbehalt einer Ratifikation des Waffenſtillſtands durch den Reichsverweſer wollten die Dänen nichts wiſſen und die Preußen gaben auch hierin nach. Am 26. Auguſt kam dann der Abſchluß zuſtande. Der Waffenſtillſtand ſollte 7 Monate währen, alſo gerade für eine Zeit, in welcher die Dänen mit ihrer Flotte wenig oder nichts ausrichten konnten. Kraft der übrigen Bedingungen wurden in der That „die Herzogthümer ihrem König-Herzog erhalten“ und konnte ſich demnach der berliner Hof über ſeine in Malmö geſpielte Rolle damit tröſten, daß er ja daſelbſt erreicht hätte, was er von Anfang an gewollt. Alle ſeit dem 17. März durch die proviſoriſche Regierung erlaſſenen Geſetze und Verordnungen ſollten null und nichtig ſein und dieſe Re-

Waffenſtillſtands durch Dänemark und Preußen gemeinſam aus Eingeborenen beſtellt und von dem Grafen Karl von Moltke, welcher Herr mit dem Herrn von Scheel-Pleſſen um die Palme des verhaßtſeins in den Herzogthümern ſtritt, präſidirt ſein ſollte. Die Inſel Alſen ſollte von den Dänen, ein Theil Holſteins von deutſchen Truppen beſetzt gehalten werden. Alle Schleſwiger mußten ſofort aus der ſchleſwig-holſteiniſchen Armee ausſcheiden.

Da man mit einigem Grund beſorgt hatte, die zur Zeit in Kiel tagende, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene ſchleſwig-holſteiniſche „Landesverſammlung“ könnte der Annahme und Durchführung des Waffenſtillſtandes Schwierigkeiten bereiten oder wohl gar die ſchmähliche Machenſchaft ganz verwerfen, ſo hatte man mittels einer preußiſchen Intrike, zu deren Durchführung der Herr „Reichsminiſter“ Heckſcher ſich hergab, dieſes Hinderniß aus dem Wege geräumt. Er beauftragte den in Rendsburg unterſtaatsſekretärliche Maulaffen feilhabenden Herrn Max von Gagern, der ſchleſwig-holſteiniſchen Regierung vorzuplauſchen, es ſei höchſt räthlich, für die Landesverſammlung eine „kurze“ Vertagung eintreten zu laſſen, weil „die Beſchlüſſe derſelben möglicher Weiſe den Stand der Dinge, wie er bei der Einleitung der Unterhandlungen (in Malmö) vorliege, leicht ändern könnten“. Von der proviſoriſchen Regierung konnte man, ſo, wie ſie war, erwarten, daß ſie bereitwillig auf dieſen Schwindel eingehen würde. Sie empfahl, gegen den Einſpruch Olshauſens, der Landesverſammlung, ſich zu vertagen, worauf der Genannte aus der Regierung austrat mit der Erklärung: „Meine Rolle hier iſt ausgeſpielt. Die Akte, welche jetzt zu unterzeichnen ſind, werden meinen Grundſätzen zuwiderlaufen und dem Lande zum Unſegen ſein“. Auch ſo ein ſteifnackiger „Principnarr“, wie unſere Zeit ſie nicht brauchen kann. Spricht von „Grundſätzen“ und handelt ſogar darnach; weg mit ihm! Die ſchleſwig-holſteiniſche Landesverſammlung, welche keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe ſtand, ließ ſich durch die

7.

Am 1. September ging eine erſte Sage vom Abſchluß und Inhalt des malmöer Waffenſtillſtands in der Paulskirche um. Beſtimmtes wollte auch das „Reichsminiſterium" noch nicht wiſſen. In der Stadt Frankfurt und ihrer Nachbarſchaft regten die Gerüchte von der „Schmach von Malmö" die Maſſen beträchtlich auf. Der Volksinſtinkt fühlte ganz richtig, daß damit „der deutſchen Sache das Haupt abgeſchlagen ſei". Leider hat es der mit Recht empörte Maſſeninſtinkt zu weiter nichts gebracht als z.: einer ungeheuren Dummheit. Die guten Deutſchen werden im revolutionmachen allzeit wahre Bönhaſen ſein. Sie können es in dieſem Geſchäfte allenfalls nur zu etwas bringen, wenn ein König ſie dazu und dabei kommandirt. Das Jahr 1866 hat hierfür den Beweis beigebracht.

Wenn jemals etwas geeignet war, eine ganze Nation wie einen Mann aufſpringen zu machen, um mit dem Schwerte, mit dem Dreſchflegel, mit dem Meſſer in der Fauſt Proteſt einzulegen, ſo war es das ſchmachvolle preisgeben der Schleſwig-Holſteiner durch den malmöer Waffenſtillſtandsſchluß. Hunderttauſende, ja wohl Millionen von deutſchen Sängerkehlen hatten ſeit Jahren das „Schleſwig-Holſtein meerumſchlungen" — hergeleiert, jetzt aber, wo es einmal ſtatt des Geleiers und Toaſtſchoppenſtechens einer That, einer Anſtrengung, eines Opfers bedurfte, da blieben die ſingenden und ſchoppenſtechenden Hunderttauſende und Millionen deutſchgemüthlich zu Hauſe und gebar der kreiſende Berg des nationalen Zornes nur eine garſtige Maus: den frankfurter Septemberputſch, deſſen ſpottwohlfeile Niederwerfung der Rückwärtſerei auch den Muth gab, alles energiſche handeln der ſchleſwig-holſteiniſchen Landesverſammlung und Bevölkerung, wozu ſich dieſelben auf die erſte Kunde von den Waffenſtillſtandsbedingungen ermannen zu wollen ſchienen, zu verhindern und vereiteln. Deutſchland hat durch ſeine bei dieſer Geerwieſen. Hat ſie es vollends zu einer gewiſſen Verallgemeinerung des Nationalwohlſtandes gebracht, ſo wird ſie in der Regel identiſch mit Verphiliſterung. Damit ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß die Deutſchen „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung“ nicht tapfer für Schleſwig-Holſtein eingeſtanden wären. Aber die hohe obrigkeitliche Bewilligung wurde verſagt und folglich ſteckte Germania die Schandepiſtel von Malmö treuunterthänigſt an den Spiegel.

Was die Mehrheit in der Paulskirche anging, ſo führte ſie ſich bei dieſem Anlaß gerade ſo auf, wie jeder Nichtvertrauensduſeler von ihr erwarten mußte. Erſt am 4. September theilte der Herr Reichsminiſter Heckſcher den Inhalt des Waffenſtillſtandinſtruments dem Parlament amtlich mit, wobei er die Bemerkung herauswürgen mußte, „die Bedingungen wichen allerdings weſentlich von denen ab, unter welchen Preußen von der Centralgewalt Vollmacht zum Abſchluß erhalten hätte“. Da nun die Reichsverweſung nur im Einvernehmen mit der Nationalverſammlung über Krieg und Frieden entſcheiden könne, ſo bringe ſie die Sache vor das Parlament. Am folgenden Tage fand die bezügliche Debatte ſtatt. Dahlmann, als Berichterſtatter der Mehrheit des völkerrechtlichen Ausſchuſſes, erlebte an dieſem 5. September den höchſten Ehrentag ſeines Lebens. Obzwar ein ſchlechter Redner, fand er doch ergreifende Bruſttöne, um der Verſammlung den Antrag: „Die Siſtirung der zur Ausführung des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes erforderlichen militäriſchen und ſonſtigen Maßregeln zu beſchließen“ — zur Annahme zu empfehlen. „Dürfen wir — ſchloß er — unſer eigenes Fleiſch und Blut verrathen, unſere deutſchen Mitbürger dem Untergang überliefern? Wahren Sie die Einheit Deutſchlands, ſie iſt gefährdet! Dieſe Einheit ſoll durch den Waffenſtillſtand zerſetzt und zerbrochen werden. Beugen Sie ſich, Sie werden ihr ehemals ſtolzes Haupt nimmer wieder erheben!“ Der Herr von Schmerling drohte im Falle der Annahme des Antrags mit dem Rücktritte des Reichsminiſteriums, als ob das den Waffenſtillſtand Herr Baſſermann, in innigſtem Seelenbunde mit den Herren von Radewitz und Lichnowſky, welcher letztere zu jener Zeit neben verſchiedenen anderen Staats-, Herzens- und Schuldenaktionen in Gemeinſchaft mit der vielgeliebten Herzogin von Sagan das Projekt einer Theilung Deutſchlands zwiſchen Oeſtreich und Preußen mit dem Main als Theilungslinie betrieb, ein Projekt, an welchem auch die Hände von Damen gearbeitet haben ſollen, deren eine in der wiener Hofburg ſchaltete, deren andere im potsdamer Schloſſe waltete. In Wien hat man es aber bei der Einfädelung bewenden laſſen, als man merkte, daß man auf einem weit bequemeren Wege dahin gelangen könnte, die Oberherrlichkeit über Deutſchland, Preußen inbegriffen, wieder zu erlangen; wie man ſie zur guten alten metternichtigen Zeit beſeſſen hatte. Mit andern Worten, man merkte drunten an der Donau, daß droben an der Spree nicht einmal ein kleiner, geſchweige ein großer Fritz regierte, ſondern nur Friedrich Wilhelm der Vierte romantiſirte . . . . .

Dahlmanns Antrag ging mit einer kleinen Mehrheit durch (mit 238 gegen 221 Stimmen), worüber im erſten Augenblick in der frankfurter Chriſten- und wahrſcheinlich auch Judenheit ein großer Jubel losbrach. Beiden mitſammen ſtiegen aber ſofort große Bedenken auf, maßen die „Werthpapierche" in ihren feuerfeſten Schränken vor Angſt zu kniſtern begonnen. Unmittelbar nach der heroiſchen Beſchlußfaſſung hatte man das ſtolze Gefühl: Ja, wir Deutſche laſſen uns nicht im Bart kratzen, von der ganzen Welt nicht! Aber das hielt gar nicht lange vor. Ein ganzes Heer von bedenklichen „Wenn" und bedrohlichen „Aber" warf ſich auf die heldiſchen Fühleriche und trieb das ganze Wortheldenthum in die Flucht.

Den armen Dahlmann trifft der gerechte Tadel, etwas angefangen zu haben, was er nicht durchzuführen vermochte, ja nicht einmal durchführen wollte. Der Gute hatte ſich wohl in der Hoffnung gewiegt, daß mittels einer Wortſchlacht alles abzumachen ſein würde.

heirate mich! da entſetzte ſich der Kathedrarier und begann zu ſchlottern und zu ſtottern: So war es nicht gemeint.

Das Miniſterium Schmerling-Heckſcher bot noch am Abend des 5. Septembers dem Reichsverweſer ſeinen Amtsaustritt an, welcher angenommen wurde. Der Erzherzog, unſchwer vorausſehend, was bei dieſer parlamentariſchen Komödie herauskommen würde, beauftragte ganz korrekt konſtitutionell Herrn Dahlmann mit der Bildung eines neuen Reichsminiſteriums. Wäre nun wirklich das Reichsprofeſſorenthum, welches ja in Dahlmann gipfelte, ſo „ſtaatsmänniſch" geweſen, wie zu ſein es ſich rühmte, ſo muſſte es jetzt, wenn irgendeinmal, ſeine Staatsmänniſchkeit herauskehren. Die „rohe" Linke hatte doch wohl nicht ſo unrecht, wenn ſie durch den Mund von Karl Vogt am 7. September die Anſicht ausſprach, Dahlmann, welcher ja das Reichsminiſterium geſtürzt hatte und die Verwerfung des Waffenſtillſtands wollte, müſſte auf alle Fälle das Miniſterium übernehmen, und wäre es für noch ſo kurze Zeit, um als Reichsminiſter den aus den Herzogthümern abziehenden deutſchen Truppen Halt zu gebieten und alſo die Ausführung des Waffenſtillſtandes thatſächlich zu hindern. Selbſtverſtändlich hätte die Logik der Sachlage Herrn Dahlmann gezwungen, die Mitglieder ſeines Miniſteriums aus den Reihen der Linken zu nehmen, welche ihn ja am 5. September ſiegen gemacht hatte.

Allein damit war der Kernpunkt der ganzen Frage bloßgelegt, der Kernpunkt, vor deſſen bloßer Berührung ſchon alle die Herren „Staatsmänner" zurückſchauderten. Wollte man im Sinne des Beſchluſſes vom 5. September vorgehen, den Waffenſtillſtand verwerfen und ein demokratiſches Reichsminiſterium ſchaffen, ſo muſſte man alles wagen, um alles zu gewinnen. Man muſſte nicht nur Konvent ſpielen, man muſſte Konvent ſein. Man muſſte Deutſchland in ein Heerlager verwandeln, Armeen aus dem Boden ſtampfen und im Nothfalle gegen halb Europa „Krieg bis auf's Meſſer!" nicht gleich gehandelt worden wäre. In den Maſſen war damals noch unendlich viel mehr guter Wille vorhanden als im Frühling des folgenden Jahres, wo längſt erkannt worden, aus welcher Sorte von „Staatsmännern“ die Mehrheit der „ſouveränen“ Nationalverſammlung beſtand und daß die Paulskirche, der Grandezza ihres parlamentariſchen Apparats ungeachtet, nichts als eine ordinäre Schwatz- und Klatſchbude.

Eine Politik großer Entſchlüſſe und Wagniſſe einem „Buch in Hoſen“ anzuſinnen, war jedoch thöricht. Das arme Buch, betitelt „Dahlmanns Politik“, blätterte ſich etliche Tage lang in tauſend Unſchlüſſigkeiten und Nöthen zwiſchen der Rechten und der Linken hin und her und gab dann am 11. September ſein Mandat dem Reichsverweſer zurück.

Derweil hatte der berliner Hof in London, Petersburg und Kopenhagen alle ſeine diplomatiſchen Muskeln angeſtrengt, um einige der verletzendſten Bedingungen aus dem Waffenſtillſtandsentwurf herauszukriegen. Dabei ſtellte er ſich an, zu glauben, daß die Herren „Staatsmänner“ in Frankfurt wirklich ſo viel Mannheit aufzuwenden hätten, verzweifelte Entſchlüſſe zu faſſen, und gab dem Caren und Lord Palmerſton zu bedenken, was für ein unberechenbares Ding die revolutionär entfeſſelte deutſche Nationalkraft werden könnte. Sintemalen nun der Deutſchenhaß an der Newa, an der Themſe und am Sund durch das nachgeben Preußens und der deutſchen Reichsverweſung vorderhand ſattſam befriedigt war, konnte das preußiſche Miniſterium am 11. September nach Frankfurt berichten, Dänemark verzichte darauf, den Herrn Grafen Karl Moltke als Regierungspräſidenten in den Herzogthümern zu inſtalliren, und wolle ſich auch herbeilaſſen, über andere für Schleſwig-Holſtein und Deutſchland beſonders herbe Bedingungen des Waffenſtillſtands weiter zu unterhandeln. Wind und Worte, natürlich, nichts weiter; aber ſie reichten aus, die paulskirchliche Mehrheit zur Minderheit zu machen. Die können. Doch konnten ſich wohl ſelbſt auf den Bänken der Rechten ſitzende Ehrenmänner eines Achſelzuckens der Verachtung nicht enthalten, als ſie mitanſehen muſſten, wie Vertreter Schleſwig-Holſteins ſich beeiferten, ihr Heimatland wiederum den Dänen zu überliefern; denn nicht begreifen, daß der Sinn des Waffenſtillſtands kein anderer war, hätte ja polizeiwidrig naiv ſein geheißen. Die Herren Franke, Droyſen, Michelſen und Neergaard brachten alſo am 14. September den Antrag ein, die Nationalverſammlung wolle beſchließen, die Vollziehung des Waffenſtillſtandes nicht länger zu hindern. Damit ſtimmte ſachlich ein Antrag überein, welchen die Mehrheit des völkerrechtlichen Ausſchuſſes eingebracht, während die Minderheit dieſes Ausſchuſſes beantragt hatte, an der Verwerfung des Waffenſtillſtandes feſtzuhalten und die Centralgewalt aufzufordern, die zur Fortſetzung des Krieges nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, ſofern Dänemark keine Neigung zeigen ſollte, ſogleich mit derſelben in Friedensunterhandlungen einzutreten.

Das Wortgefecht über dieſe Anträge wüthete drei volle Tage. Es kamen dabei die rarſten Staatsmänniſchkeiten vor, z. B. dieſe, daß einer der angeſehenſten Reichsprofeſſoren für den Minderheitsantrag rednerte und ſodann dagegen ſtimmte. Im übrigen wurde nicht nur viel, ſondern auch gut geredet, für und wider. Mit größerer Feinheit, als man ihm gewöhnlich zutraute, ſpielte Vogt darauf an, daß ſich Preußen durch ſein verhalten in der obſchwebenden Sache nicht gerade ein glänzendes Zeugniß für ſeine Befähigung zur deutſchen Kaiſerſchaft ausgeſtellt hätte. Derſelbe Redner traf auch den Nerv der ganzen Situation, indem er offen und ehrlich ausſprach, daß die Verſammlung, ſo ſie mehr thun wollte als ſchwatzen, zum Konvent ſich wandeln, die nationale Leidenſchaft aufrufen und die Volkskraft entfeſſeln müßte. Je wahrer und richtiger dies war, um ſo mehr erſchauderten die Schwatzweiber davor und dieſe bildeten in Sankt Paul die Mehrheit. Zahlreiche „Bücher in Hoſen“ vollends geriethen in ſtille Wuth oder brachen in laute aus über das freilich unter der Schädeldecke ſtatt im Podex ſaß — ſo „frevelhaft deſtruktive Tendenzen“ nicht nur hätte, ſondern auch ausſpräche. Wollte man den Unterſchied zwiſchen einer bloß auf Einbildung und Selbſtüberſchätzung beruhender „Staatsmänniſchkeit“ und einem wirklich und wahrhaft ſtaatsmänniſchen Talente recht greifbar merken, ſo muſſte man hören, wie am 16. September Herr von Vincke und Robert Blum ſprachen. Die Rede des erſteren war nur eine Skandalhochzeit des preußiſch-ſtaatsjunkerlichen Dünkels mit der ſchwachmattiſchen Rabuliſterei. Blum erreichte an dieſem Tage den Zenithpunkt ſeiner Bedeutung als Politiker und Redner. Er hat nie weiſer und nie beſſer geſprochen. Seine Beweisführung muſſte überzeugen, wenn eben in Plattſchädel und Mattherzen die Beweisgründe der Mannhaftigkeit und nationalen Ehrgefühls überhaupt Eingang finden könnten. Meiſterhaft insbeſondere war Blums Ausführung, daß die Parlamentsmehrheit, falls ſie es mit ihrem Beſtreben, die Revolution zu ſchließen, ernſt nähme, den Waffenſtillſtand verwerfen müſſte, weil ja die Hinnahme der Schmach deſſelben zweifelsohne ein neues revolutionäres Ferment abgeben würde. Seltſam traf es ſich, daß Blum auf der Rednerbühne abgelöſ't wurde durch den Fürſten Lichnowſky, welcher ſelbſtverſtändlich „mit Aufopferung ſeiner beſſeren Ueberzeugung“ für den Waffenſtillſtand ſprach, aber ernſter und gemeſſener, als er ſonſt that. Es war unmöglich, charakteriſtiſchere Typen des Gegenſatzes von Volksthum und Junkerthum zu finden als Blum und Lichnowſky. In Figur, Haltung, Gebaren, Anſchauungs-, Denk- und Redeweiſe verkörperten ſie dieſen Gegenſatz in ſeiner ſchärfſten Zuſpitzung. Und beiden ſtand ein tragiſcher Ausgang ſo nahe! Dem einen war es beſtimmt, vom vornehmen, dem andern, vom gemeinen Pöbel gemordet zu werden . . . . Von ſeiten der Linken haben am 16. September noch Löwe und Ludwig Simon beſonders nachdruckſam und beredſam die Argumente des geſunden Menſchenverſtandes und der patriotiſchen Pflicht gegen die Genehmigung der Schmach von Malmö ins Treffen geführt.

Ausſchußminderheit verworfen und mit 257 gegen 236 der Antrag von Franke, Droyſen und Konſorten angenommen. Die deutſchen Liedertafeln konnten jetzt ſingen: „Schleſwig-Holſtein dänenumſchlungen“.

8.

Abends 8 Uhr war die Abſtimmung zu Ende und dieſe Stunde markirte in Wahrheit und Wirklichkeit zugleich auch das wirkliche Ende des erſten Parlaments deutſcher Nation.

Mit Rieſenbuchſtaben hat ſich dieſe Verſammlung am 16. September von 1848 ein Armuths- nicht nur, ſondern geradezu ein Nichtigkeitszeugniß ausgeſtellt. Kein denkender Menſch erwartete von dieſem Tag an noch etwas von ihr. Das Parlament war jetzt ſchlechterdings nur noch ein Plapperment. Das Geplapper und Geplauder ging zwar in der Paulskirche noch viele Monate lang weiter, aber es diente nur dazu, die unendliche Makulatur der ſtenographiſchen Protokolle aufzuhäufen.

Die Linke muſſte nach dem Beſchluß vom 16. September ſofort in Maſſe austreten, ſo ſie die Mitſchuld des zweckloſen weiterſchwatzens und des mark- und machtloſen parlamentariſchen weiterſchwindelns nicht auf ſich laden wollte. Sie trat nicht aus, ſie zog es vor, mit weiter zu plappern in der Schwatzbude, und darum war es nur ein gerechter, obzwar grauſamer Spott der Nemeſis, wenn gerade 9 Monate ſpäter die Linkſer brutal weggewiſcht wurden von der politiſchen Bühne, ſang- und klang- und klaglos weggewiſcht.

Vorausgeſetzt, die Deutſchen wären Revolutionskünſtler, was ſie nicht ſind, und vorausgeſetzt ferner, Frankfurt wäre eine große Stadt geweſen, ſo würde mit der Entrüſtung des Volkes über eine „ſouveräne Nationalverſammlung“, welche am 16. September Schleſwig-Holſtein, Deutſchland und ſich ſelber aufgegeben hatte, viel zu machen geweſen ſein. Es ging doch durch ganz Südweſtdeutſchland eine tüchtige Zornregung und bei namentlich die Jugend, die williges Thatmaterial. Sicher iſt, wenn das Parlament einmüthig die ſchwarzrothgoldene Fahne aufgepflanzt hätte, ſo war ein gewaltiger nationaler Aufſchwung dazumal noch möglich. Allein alle dieſe Vorausſetzungen blieben Vorausſetzungen. Es fehlte den aufgeregten Maſſen ein leitender Gedanke und ein organiſirender Kopf. Man wollte losſchlagen, losſchlagen gegen die „verrätheriſche“ Parlamentsmehrheit und gegen die Rückwärtſerei überhaupt, welche nirgends zu ſehen der gute Doktor Eiſenmann, einer der unfreiwilligen Komiker der Paulskirche, in ſeinem ſtupenden, um nicht zu ſagen ſtupiden Vertrauensduſel behauptet hatte. Aber wofür wollte man losſchlagen? Wie? Wo? Wann? Womit? Ein ſuperlativiſcher Losſchläger, was doch wohl der athletiſche Rothbartmann Germain Metternich aus Mainz geweſen iſt, beantwortete dieſe wohlberechtigten Fragen damit, daß er von ſeinem allerdings bewunderungswürdig muſkulöſen Arme Rock- und Hemdärmel ſtreifte, ſagend: „Die Zeit des ſchwatzens iſt vorbei; unſere Arme müſſen die Freiheit und das Vaterland retten“. Arme Freiheit! Armes Vaterland!

Wie ſich die Linke des Parlaments zu dem vorausſichtlichen Putſch ſtellte, war ohne Widerrede ganz kläglich anzuſehen und lieferte einen traurigen Beweis mehr für die Richtigkeit des Satzes, daß der Parlamentarismus auch auf tüchtige Naturen eine demoraliſirende Wirkung übe. Die parlamentariſche Demokratie von Sankt Paul eiertanzte mühſäligſt auf der ſchmalen Gränzlinie zwiſchen Geſetzlichkeit und Ungeſetzlichkeit. Die Putſcheriche wollten daher auch nichts von dieſen „Bourgeois“ wiſſen — eine geſchichtlich ſehr beachtenswerthe Thatſache. Nicht etwa darum, weil dieſelbe die von der Rechten des Parlaments auf die Linke geworfene Bezichtigung, daß die letztere mit den „Rothen“ zur Herbeiführung des Putſches konſpirirt hätte, von vornherein entkräftete; ſondern vielmehr deßhalb, weil jetzt zum erſtenmal im „tollen“ Jahr auf deutſchem Boden mit voller Beſtimmtheit und Offenheit die Narrethei ſich breitmachte, nur im Proletariat ſei Heil zu ſuchen und zu ſchaffen. Als ob nicht die daß niemals irgend ein erklecklicher, geſchweige vollends ein nachhaltiger Vorſchritt der menſchlichen Geſellſchaft vor ſich gegangen ohne mitdabeiſein und mitthun der beſitzenden Klaſſen.

Es iſt ja auch gar nicht anders möglich. Denn der Beſitz repräſentirt nicht allein das Geldkapital, ſondern auch das Kulturkapital. Ein armes Volk iſt ſtets zugleich ein mehr oder weniger barbariſches. Der Reichthum muß ein Civiliſator ſein, mag er wollen oder nicht. Das reichſein aller iſt aber der kindiſche Traum wohlmeinender Thoren oder die lügneriſche Lockpfeife ſchlauer Schelme. Die „Urſachen der Ungleichheit unter den Menſchen“ werden nie zu beſeitigen ſein, und wenn noch hundert Rouſſeau's Bücher darüber ſchrieben. Der Kommunismus iſt ein wüſter Schnapsrauſchtraum, die rouſſeau'ſche Demokratie dagegen die lichte Viſion eines jugendlichen Phantaſten. Die Landsgemeindekantone der Urſchweiz ſind eine abſchreckende Karikatur dieſer Viſion. Verwirklicht wird ſie nie und war ſie nie. Aber das perikleiſche Athen? Wohl, das perikleiſche Athen hat für eine kurze Weile das demokratiſche Ideal halbwegs zu verwirklichen vermocht, weil für die tauſende von attiſchen Bürgern die hunderttauſende von attiſchen Sklaven arbeiteten, weil ſich die Freien zu den Unfreien verhielten wie 1 zu 4 und demnach die idealſchöne Marmorgeſtalt perikleiſcher Demokratie auf dem breiten Sockel der Sklaverei ſtand.

Seit 1848 hat ſich eine Bande von Erzſchelmen aufgethan, welche die Beſchmeichelung des Proletariats ganz handwerksmäßig treiben und nebenbei von dieſem Handwerk auch mehr oder weniger ſplendid leben. Ein Hauptagitationsmittel dieſer gaunerhaften Demagogie iſt der ſchamloſe Mißbrauch, welchen ſie mit den Worten „Arbeit“ und „Arbeiter“ treibt, dem Handarbeiter vorlügend, nur ſeine Arbeit ſei überhaupt eine. Die Folgen dieſer frevelhaften Beſchwindelung des armen genasführten Proletariats werden kommen, werden ſicherlich kommen, wie eben jedes einmal in Gang gebrachte Unheil ſeinen Verlauf haben muß. Alle Warnungen dagegen werden ſo vergeblich ſein wie die, welche hier ein Mann niederſchreibt, deſſen Herz all ſein Lebenlang für das Volk geſchlagen und der, ſeit er zu denken begann, für das Wohl deſſelben gedacht, nach Kräften gearbeitet und die Sache der Armen und Unterdrückten geführt hat. Trauriges Loos, mit einem Blick in die Zukunft begabt zu ſein! Denn kommen wird der Tag, wo, bis zur äußerſten Wuth gegen einander verhetzt, Arbeit und Kapital antreten zum Mordkampf um ſein oder nichtſein. Ja, eine europäiſche Juniſchlacht wird geſchlagen werden. Und wer wird Sieger ſein in dieſem Gräuelkampf? Der Beſitz, wie ja derſelbe überall und allzeit ſchließlich den Sieg davongetragen hat, davontragen muſſte. Und ein erbarmungsloſer Sieger wird er ſein, der für alle Angſtpein, die er ausgeſtanden, Erſatz ſucht in einer unerhörten Racheorgie. Wehe dannzumal den Beſiegten! Es iſt gar nicht unmöglich, nein, es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß den Beſitzloſen dann wiederum das Joch der Leibeigenſchaft, der Sklaverei in brutalſter Geſtalt auf den zu Boden gebeugten Nacken gelegt wird . . . Lacht nicht! Eure Kinder oder Enkel könnten es ſchwer zu büſſen haben. In der erhabenſten aller religiöſen Dichtungen, in der Religion von Alt-Iran, beſiegt allerdings der lichte Ormuzd ſchließlich den dunkeln Ahriman, nicht aber in der Wirklichkeit. Denn das Dumme oder, was daſſelbe, das Böſe iſt ein immanenter Theil des Weltplans oder des — Weltzufalls und zwar der weitaus größere und mächtigere Theil.

9.

Aufgeregte Volkshaufen umſtanden am Abend des 16. Septembers die Paulskirche, der Abſtimmung drinnen harrend. Als dieſelbe geſchehen war, brach drinnen und draußen ein rumoren und raſaunen los, wie es ſonſt nur die wiener Katzenmuſik in ihren geräuſchvollſten Tagen und zügelloſeſten Nächten aufzuwenden wuſſte.

Im Innern der Rotunde von Sankt Paul, welche geradezu beleuchtet genug war, um „die Dunkelheit ſichtbar zu machen", ſchwirrte ein tauſendſtimmiges Gerufe, Geziſche, Gepfeiſe, Gegrunze und Gebrülle durcheinander. Die Mehrheit und die Minderheit ſchnellten und warfen einander Tadels- und Drohworte zu, die Galerieen ſchütteten einen Strom von Hohn und Schimpf in den Sal herab. Endlich ſchlug durch das Chaos dieſer Teufelsmette der Schrei: „Zur Stadtallee! Zur Volksberathung!"

Dieſe „Volksberathung", d. h. ein krakehlokratiſches tumultiren, fand dann auch ſtatt, zu Füßen der ſchwanthaler'ſchen Götheſtatue. Wenn die Seele des alten Olympiers für etliche Minuten in die erzene Bruſt ſeines Standbildes hätte zurückkehren können, er würde, auf die tobende Menge niederblickend, mit Achſelzucken ſein eigen Wort citirt haben:

„Was ich mir gefallen laſſe?
Zuſchlagen muß die Maſſe!
Dann iſt ſie reſpektabel,
Urtheilen gelingt ihr miſerabel".

Aber, ach, auch das zuſchlagen gelang ihr nur miſerabel. Der Putſch putſchte an dieſem Abend ganz gemein. Die vollſtändige Plan- und Zielloſigkeit des Tumults offenbarte ſich, wie denn alles Gefabel von einer von langer Hand her angelegten, durch die Linke des Parlaments oder wenigſtens durch zahlreiche Mitglieder derſelben geleiteten „rothrepublikaniſchen Erhebungsverſchwörung" weiter nichts als Gefabel war und blieb. Am Abend des 16. Septembers kam es überhaupt nur zu einem katzenmuſikaliſchen Krawall, der leicht durch die frankfurter Bürgerwehr zerſtäubt werden konnte, falls dieſe nicht ebenfalls durch den Waffenſtillſtandsbeſchluß zu verſtimmt geweſen wäre, um ernſtlich einſchreiten zu wollen. Eine etwas bedrohlichere Miene nahm der Krawall gegen die Weſtendhalle an, den Verſammlungsort des linken Centrums, welches für Malmö geſtimmt hatte. Das Haus wurde theilweiſe verwüſtet und es gab etliche ſpaſſhafte Fluchtſcenen, welche freilich für die Betreffenden nicht ſehr ſpaſſhaft waren. Der Turnvater Jahn, welcher auch beſſer gethan hätte, daheim in Freiburg an der Unſtrut zu bleiben, ſtatt die ohnehin ſattſam zahlreiche Sammlung von Mumien in der Paulskirche um eine zu vermehren, ja, der alte Jahn machte bei dieſer Gelegenheit ſeine letzte Turnfahrt. Er turnfuhr nämlich, um nicht, wie er mit einigem Grund fürchtete, getheert und gefedert zu werden, unter ein Kanapee oder, wie eine andere Leſart will, unter das Geſtelle eines Küchenmagdbettes.

Die Nacht über wurde in der Stadt und möglich weithin in der Umgegend gewirkt und geweibelt, um am folgenden Tage eine „Volksdemonſtration“ im großen Stil in Scene zu ſetzen, was um ſo leichter, als der 17. September ein Sonntag war. Die Bahnzüge brachten denn auch von allen Seiten allerlei Volk herbei, ſehr allerlei. Denn es befand ſich darunter ganz unzweifelhaft auch welches von der Sorte, welche man in der Schweiz „Hundwaare“ und allüberall „Kanaille“ nennt. Vor dem Allerheiligenthore Frankfurts dehnte ſich dazumal eine weite Matte hin, die Pfingſtweide. Hier trat um 4 Uhr Abends die Volksverſammlung in Berathung, 10 oder gar 20,000 Köpfe ſtark, der Mehrzahl nach völlig unbewaffnet, darunter etliche hundert „Heckerhüte“ mit rothem Federſchmuck. Der Obmann eines frankfurter Klubbs, welcher den vormärzlich-idylliſchen Namen „Montagskränzchen“ führte, ließ, um den Volkszornſtrom in den ungefährlichen Schwatzkanal zu leiten, als Vorſitzender der Verſammlung eine Adreſſe an das Parlament vorſchlagen, worin die Abſtimmung vom vorigen Tage gelinde getadelt wurde. Dieſes Gericht war nicht nach dem Geſchmacke der aufgeregten Maſſen. Sie ſchrieen nach mehr Pfeffer. Die guten Montagskränzler verzogen ſich. Es wurde ein Anlauf zum Jakobinismus genommen, natürlich nur in Phraſen, wie „Man muß jetzt Fraktur ſchreiben!“ u. dgl. m. Zwiſchen die aufwiegleriſchen Reden ſchob ſich zur Abwechſelung wohl auch wieder eine abwiegleriſche hinein. Endlich gelangte man mit viel Geſchrei und wenig Wolle zu dem Beſchluſſe, die 258 Paulskirchler, welche der Schmach von Malmö beigeſtimmt hatten, für „Verräther am deutſchen Volke, an der deutſchen Freiheit und Ehre zu erklären" und dieſen Beſchluß durch eine Abordnung dem Parlament anzeigen zu laſſen. Auch wurden die Zuzügler aus der Umgegend aufgefordert, in Frankfurt zu bleiben oder doch morgen wieder zu kommen, um den Volksbeſchlüſſen „Nachdruck zu geben". Schließlich zogen ſtarke Haufen in die Stadt und vor das „Deutſche Haus", das Klubblokal der Linken, wo dieſe ſo eben den aus ihrer Mitte gekommenen Antrag, in Maſſe aus dem Parlamente zu treten, verhandelt und mit allen gegen 19 Stimmen abgeworfen hatte. Dem darüber in nicht eben gewählten Ausdrücken aufbegehrenden Volke trat Vogt mit energiſchen, Venedey mit rührenden Worten entgegen, wofür jener gehöhnt und dieſer gehudelt wurde. Die eiertänzliche Halbheit der Linkſer erboſ'te übrigens das Volk ſo ſehr, daß große Scharen, und zwar gerade die beſſeren Elemente, heimwärts zogen, um nicht wiederzukommen.

Unter ſolchen Umſtänden glaubte der Senat von Frankfurt auf die Sicherheit der Stadt und der Paulskirche Bedacht nehmen zu müſſen; um ſo mehr, als die ganzen militäriſchen Hilfemittel, über welche man zur Stunde verfügte, in 1 Bataillon Kurheſſen beſtand, das überdies nicht für ſehr zuverläſſig galt. Im Einverſtändniß mit dem wieder geleimten Reichsminiſterium Schmerling — Herr Heckſcher war ausgekniffen und muſſte leider zu Höchſt am Main, wo er erkannt worden, die Volkskritik ſeiner Diplomatik an ſeinem eigenen Leibe erfahren; er entging nur mit knapper Noth dem „Richter Lynch" — alſo im Einverſtändniß mit dem Miniſterium telegraphirte der Senat um Truppen nach Mainz, aus welcher Bundesfeſtung dann auch in der Nacht 2 Bataillone Oeſtreicher und Preußen auf der Eiſenbahn eintrafen. Nachmittags vom 18. September kamen dann auch von Darmſtadt her darmheſſiſche Reiterei und Artillerie. Abends verfügte man über nahezu 12,000 Mann.

Am Morgen dieſes Tages hatte man die Truppen zum Schutze der Paulskirche aufgeſtellt, doch ſo, daß der Schein einer „Berathung unter dem Zwange der Bajonnette" vermieden werden ſollte, was aber nur zur Folge hatte, daß die Zugänge ſchlecht beſetzt waren. Die Stadt trug eine düſtere Phyſionomie. Die Magazine und Läden waren geſchloſſen. Rings in den Straßen und Gaſſen um die Paulskirche her finſterblickendes Volk, drohende Rufe gegen die „Verräther“ ausſtoßend. In der Kirche ſelbſt nach eröffneter Sitzung ein ſummendes hin- und hertaſten, welches der Präſident Gagern nur mühſam zu bewältigen vermochte. Mitglieder der äußerſten Linken ſtellten dringliche Anträge. So Rühl aus Hanau: Inbetracht, daß es ſehr zweifelhaft, ob die Verſammlung noch das Vertrauen des deutſchen Volkes beſäße, ſollte ſie ſofort Neuwahlen beſchließen und einem aus denſelben hervorgehenden Parlamente den Platz räumen. So Trützſchler: Die öſtreichiſchen und preußiſchen Truppen ſofort nach Mainz zurückzuſenden. Nach Abwerfung beider Anträge durch Verneinung der Vorfrage der Dringlichkeit wurde Tagesordnung beſchloſſen, nämlich Berathung des Grundrechtsparagraphen: „Die Wiſſenſchaft und ihre Lehre iſt frei“. Natürlich war die Debatte, welche zu dem hallohen draußen in ſchneidendem Kontraſte ſtand, nur eine Komödie, welche noch nicht lange geſpielt hatte, als Volkshaufen die Thüren an der Nordſeite des Gebäudes einzurennen verſuchten. Ein Bajonnettangriff preußiſcher Truppen verjagte jedoch die Thürenbeſtürmer und bei dieſer Gelegenheit wurde ein alter Mann — ein „ganz unſchuldiger“ Zuſchauer, wie es hieß — niedergeſtoßen.

Das gab Veranlaſſung, den Racheſchrei durch die ganze Stadt erſchallen zu laſſen, und der Barrikadenbau begann. Wäre die Bürgerwehr dem ſchlagenden Generalmarſchtrommelruf gefolgt, ſie hätte dieſes beginnen leicht vereiteln können; aber ſie kam nicht, vielleicht beruhigt dadurch, daß die Barrikadenbauer überall an die Hausthüren, insbeſondere an die Thüren notoriſch reicher Leute die Worte ſchrieben: „Das Eigenthum iſt heilig; Tod den Dieben!“ Die Altſtadt mit ihrem engen Gaſſengewinde bot ein ſehr vortheilhaftes Barrikadenterrain. Daß aber unter den Augen der Truppen der Barrikadenbau überhaupt geſtattet wurde, bleibt eine der zahlloſen im

„tollen“ Jahre begangenen Unverantwortlichkeiten. Erſt nach 2 Uhr begann der Angriff auf die inzwiſchen in aller Gemüthlichkeit vollendeten Barrikaden auf dem Liebfrauenberge, in der Döngesgaſſe, in der Schnurgaſſe und auf der Zeil, da, wo die Haſengaſſe in dieſelbe mündet.

Es iſt eine von der rückwärtſigen Verleumdung nicht umzuſtoßende Thatſache, daß die Mitglieder der Linken durch den Losbruch des Kampfes ſehr überraſcht waren*). Sie hatten ja Tags zuvor nicht nur mit allen Kräften abgewiegelt, ſondern auch nicht einmal Entſchloſſenheit genug finden können, der Paulskirche den Rücken zu kehren und des Schwatzes ſüßer Gewohnheit zu entſagen. Sie waren es ja auch geſtern geweſen, welche durch ihre Unentſchloſſenheit den Heimzug gerade der tüchtigſten von den auf der Pfingſtweide verſammelten Streitkräften verurſacht hatten. Man muß ihnen aber die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu ſagen, daß ſie redlich thaten, was ſie konnten, um die Einſtellung des von A bis Z ganz ſinnloſen Kampfes herbeizuführen.

---

*) Moritz Hartmann, Parlamentsmitglied, ein Augenzeuge und Mithandelnder, deſſen Wahrhaftigkeit keinem Zweifel unterſteht, erzählt („Demokratiſche Studien“ 1861, S. 167): „In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche ebenſo überraſcht und durch die Gewandtheit, womit der dicke Gförer bei dieſer Gelegenheit (aus Angſt) die Wände hinankletterte gleich einer Rieſenſpinne, ebenſo erfreut wie die Rechten. Nach der kurzen Sitzung waren ſie es, welche über die militäriſche Machtentfaltung in den Straßen erſtaunten. Sie hielten ſie für überflüſſig: ſie wuſſten ja, daß es keinen Aufſtand geben ſollte, daß die ungeheure Mehrheit der Kampfluſtigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm ſtand eine preußiſche Kompagnie und ſah Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Männer, nicht fünfzehn Schritte entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunſch, auch einmal eine Barrikade zu ſehen, und der preußiſche Hauptmann hatte das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud, vorzutreten, und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Gewehrkolben zu zerſtören“.

Ihre mit Bloßſtellung des eigenen Lebens unternommenen Bemühungen hatten nur einen ſcheinbaren Erfolg, der ein wirklicher nicht werden konnte, weil es Leute gab, denen ſo ein kleines Ding von Aufſtändchen höchſt willkommen war, um mit möglichſt großem Spektakel dieſe „Revolution“ niederſchlagen zu können, deren Inſcenirung man mit ſchamloſeſter Verleugnung alles Wahrheitgefühls der Linken des Parlaments zulog. Die gemeinten Leute haben den Aufſtand recht eigentlich werden und wachſen laſſen, ſoweit er es überhaupt zu einem Wachsthum brachte. Man hatte dem Monſieur Kavaignak und Konſorten etwas abgelernt. Wie man im Juni in Paris die Wirklichkeit der „rothen Republik“ abſichtlich ſoweit hatte gedeihen laſſen, daß man ihr mit rechtem Geräuſch den Garaus machen könnte, ſo wollte man im September in Frankfurt dreinkartätſchen — auf den Schemen und Schein einer „rothrepublikaniſchen“ Erhebung. Unſer Augenzeuge Hartmann hat gewiß recht, wenn er ſagt: „Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, ſchon zwei Jahre vor Louis Napoleon ſich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davongetragen zu haben“. Aber dieſem muß hinzugefügt werden, daß eine raſende Pöbelbande durch ihr ſcheuſäliges thun den Machthabern einen ſtichhaltigen Vorwand lieferte, den frankfurter Septemberputſchfroſch zu einem Revolutionsochſen aufzublaſen, damit ſie demſelben mit dem Knalleffekt eines Kartätſchenpuffs das Leben ausblaſen könnten.

10.

Als man die Barrikaden ſoweit hatte errichten laſſen, daß man ſie mit einigem Anſtande angreifen konnte, begann zur ſchon angegebenen Zeit und an den gemeldeten Stellen der Angriff. Zunächſt nur mittels Gewehrfeuers, weil die aus Darmſtadt herbeigerufene Artillerie noch nicht zur Hand. Es war viel Volk hinter den Barriladen, aber nur wenige wirkliche Kämpfer, ſo daß die verhältnißmäßig lange Vertheidigung der improviſirten Bollwerke ganz unbegreiflich wäre, falls nicht Ortsunkenntniß der Angreiſer und ihrer Führer die Sache begreiflich machte. Offiziere und Soldaten gingen übrigens entſchloſſen vor. Die Illuſion, daß die Truppen nicht auf ihre „Brüder“ vom Volke ſchießen würden, hat ſich, wie im Jahre 1848 ſo häufig, auch hier als ſolche herausgeſtellt. Tüchtig zum ſchießen kommandirt, werden überhaupt Soldaten allzeit und überall auf jedes und alles ſchießbare ſchießen. Gegen 4 Uhr Abends war der größte Theil der weſtlichen Stadttheile den Aufſtändiſchen entriſſen, aber noch ging der Kampf in den öſtlichen weiter, insbeſondere in der Allerheiligengaſſe und in der Fahrgaſſe nach dem Main zu. Bei der Brücke erhob ſich eine ſtarke Barrikade, welche durch ihre aus guten Scharfſchützen beſtehende Beſatzung hartnäckig vertheidigt wurde. Um $4^{1}/_{2}$ Uhr trat ein Waffenſtillſtand ein.

Anſtrengungen von Mitgliedern der Parlamentslinken hatten denſelben herbeigeführt*). Sowie die erſte Salve der angreiſenden

---

*) Die Erzählung, welche Hartmann (a. a. O. 168 fg.) gibt, iſt ein hiſtoriſches Dokument. Sie hat alſo das Recht, wenigſtens auszüglich hier zu ſtehen . . . . . . „Wir ließen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mitglieder der Linken, die ebenſo aufgeregt herbeieilten. Im Deutſchen Hof trafen wir einige andere verſammelt. Jetzt wurde der Entſchluß gefaßt, zum Reichsverweſer zu gehen und von ihm einen Befehl zum einſtellen des Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im taxis'ſchen Hauſe und wir waren gezwungen, ihn in ſeinem Landhauſe auf der bockenheimer Chauſſée aufzuſuchen. In einem ſo wichtigen Moment war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüſſig lange ſprach er über ſeine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge u. dgl. m., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünſchten Befehl zum einſtellen des Feuers, zur Beilegung des nutzloſen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erſt, daß wir umſonſt gekommen waren. Der Reichsverweſer konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Miniſter, und dabei gab er halb mit Mienen halb mit Worten zu verſtehen, daß das Inſtitut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichskriegsminiſter von Peucker gerichteten nichtsſagenden Zettel. Alle Bered-

Truppen gebracht hatte, waren ſie bemüht geweſen, beim Reichsverweſer und beim Reichsminiſterium die Verhinderung des Blutvergießens zu erwirken, wie nicht minder, die Inſurgenten zum aufgeben

---

ſamkeit Blums, Vogts, L. Simons, alles ſtürmen des alten Grützner und alles zureden von Raveaux, dem ſchwer zu widerſtehen war und für den der Reichsverweſer immer eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweſer bedauerte ſehr, aber er blieb unerſchütterlich, ruhig und kalt. . . . Wir eilten, ins Miniſterium zu kommen, wo wir Herrn von Peucker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverweſers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tiſch. Der Kriegsminiſter nahm unſere Bitte mit noch mehr abſtoßender Kälte auf als der Reichsverweſer. Er verſchanzte ſich hinter das militäriſche point d'honneur; man könne die Truppen nicht zurückziehen, das ſei gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marſchiren zu laſſen, gegen ein Häuflein, das ſich, unangegriffen, verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, das war nicht gegen die Ehre. Wir ſahen bald ein, daß es den Miniſtern vorzugsweiſe darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuſchlagen. Doch ließen wir nicht ab mit beſchwören, mit Bitten, mit Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Mittlerweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er ſtand beiſeite und ſchwieg, in ſeine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn mit der Bitte, doch ein Wort zu ſagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen Pathos im tiefſten Baß: In Dinge, die mich nichts angehen, miſche ich mich nicht! Endlich nach langer Arbeit wies uns Herr von Peucker an den öſtreichiſchen General von Nobili, der die Truppen kommandirte. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beſchämte unſere Hoffnungsloſigkeit. Mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit ging er, wenigſtens zum Theil, auf unſere Wünſche ein und bewilligte einen Waffenſtillſtand von anderthalb Stunden. Während dieſer Zeit ſollten die Truppen auf eine gewiſſe Diſtanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahinbrächten, daß die Inſurgenten ihr Feuer einſtellten. Unterdeſſen könnte man vielleicht zu einer Löſung kommen. Den Major von Boddien, Parlamentsmitglied, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenſtillſtand zu bringen. Im Sturmſchritte liefen wir die öde Zeil hinab und riefen: Frieden! und ſchwenkten unſere Taſchentücher als weiße eines ziel- und hoffnungsloſen Kampfes zu vermögen. Beides war oder ſchien ihnen gelungen, als die Nachricht von der furchtbaren inzwiſchen vor dem friedberger Thore vorgefallenen Kataſtrophe den

---

Friedensfahnen. An der Konſtablerwache, wo die Hauptmaſſe der Truppen aufgeſtellt war und das heftigſte Feuern ſtattfand, trat Herr von Boddien ſeinem Auftrage gemäß in die Wachtſtube, nachdem er uns ein ſpöttiſches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an dieſem höchſtgefährlichen Punkte alle dieſe bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menſchlichkeit ebenſo gut gethan, wie ſie irgendein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Wir ſtanden in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Inſurgenten ſchoſſen aus den Fenſtern mehrerer Häuſer und hinter zwei großen Barrikaden am Eingange der Allerheiligengaſſe und hinter dem Konſtablerwachthauſe. Viele ihrer Kugeln klatſchten vor uns auf's Straßenpflaſter, da ſie von der Höhe herabkamen. Die Soldaten ſtanden in verſchiedenen Gruppen vor und hinter uns und ſchoſſen außerdem aus der Konſtablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unſeren Ohren vorbeiſauſ'ten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem wehen unſerer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwiſchen den Kämpfenden ſtanden; ebenſo wenig nützten Rufe und Zureden. Wir waren gezwungen, den Soldaten einzeln es zuzurufen, daß Waffenſtillſtand ſei, und ſie an den Armen zu faſſen, um ſie zurückzuführen. Aber ſie ſträubten ſich. Die drüben ſollten zuerſt zu ſchießen aufhören. Dies ſchien die allgemeine Meinung und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die ſie zu ſchießen fortfuhren und aus deren Lücken die Aufſtändiſchen hervorſchoſſen. Als ich oben anlangte, ſah ich den alten Schlöſſel ſchon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade. Ich ermunterte ihn, ſchnell hinabzuſpringen, während ich rittlings auf der Barrikade ſitzend mein Tuch ſchwenkte und nach beiden Seiten hin: Waffenſtillſtand! Friede! rief. Nach und nach verſtummte das knallen und ich ſprang hinab. In demſelben Augenblicke war wieder Gefahr da, daß die Feindſeligkeiten aufgenommen würden. Aus einem Hauſe brachte man einen Todten hervor, der ſeine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber ſtürzten ſich mit Geſchrei auf die Leiche und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, ſie abzuhalten. Der alte Schlöſſel mit ſeinem langen halbgrauen Bart und dem ſchönen Geſichte war rührend anzuſehen, Herren im taxis'ſchen Palaſt Veranlaſſung gab, die Kanonen ſpielen zu laſſen.

---

wie er hin und her ging und bat und beſchwor und ſich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade ſtellte, um die Kombattanten davon abzuwehren. Hinter der Barrikade ſah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur ſehr wenige Bewaffnete, ſo wenige, daß wir erſtaunt waren, wie ihr Widerſtand gegen ſo zahlreiche Truppen ſo lange habe dauern können. Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den taxis'ſchen Palaſt zurück, um, wie ſie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleiner Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenſtillſtandes zu wachen und die Inſurgenten zum verlaſſen ihrer Stellungen zu bereden. Es gelang uns, viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zweckloſigkeit ferneren blutvergießens vorſtellten" . . . . Als ſich unſer Zeuge etwas ſpäter ebenfalls zum taxis'ſchen Palaſt begab, um zu erfahren, wie es mit der definitiven Friedensſchließung beſtellt wäre, vernahm er unterwegs, daß Fürſt Lichnowſky ermordet ſei, und wurde von einer Rotte wüthender frankfurter Angſtphiliſter bedroht und beſchimpft. Auf der Zeil brauſ'te eine Batterie darmheſſiſcher Zwölfpfünder an ihm vorüber. Auf der Treppe des taxis'ſchen Palaſtes fand er ſeine Kollegen. Man zog ſie hin und ſie konnten nichts erlangen. „Einer derſelben, Löwe von Kalbe, ſagte mir achſelzuckend: Wir ſind betrogen; der ganze Waffenſtillſtand hat nur dazu gedient, Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren . . . Ich eilte zur Barrikade zurück, aber die Zeil war abgeſchloſſen und mit Artillerie beſetzt, an ein durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Konſtablerwache her auf unheimliche Weiſe die ganze Straße. Es war ſchon ſpät am Abend. Ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die ſie nichts vermochten, ihren Poſten verlaſſen haben würden. Das war im allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgeſtürzte Karren. Am folgenden Tage entſetzte man ſich beim Anblick der Allerheiligenapotheke und der benachbarten Häuſer, wie arg dieſe von den Kugeln zugerichtet waren, und ſchloß daraus, was man der Abſicht gemäß ſchließen ſollte, daß nämlich der Kampf ein furchtbarer geweſen ſein und daß das Reichsminiſterium an dieſer Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müſſe. Aber gerade dieſe Kugeln haben keinen Menſchen wehgethan und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade".

Während innerhalb der Stadt Parlamentsmitglieder von der Linken muthvolle Anſtrengungen machten, dem blutvergießen Einhalt zu thun, wurde draußen vor den Thoren ein grauenhafter Doppelmord verübt. Der Fürſt Lichnowſky war nach dem Losbruche des Kampfes zu Pferde geſtiegen, um vor die Stadt zu reiten. Ob er dies thun wollte, um, wie einige behaupteten, den Reichsverweſer zu beſuchen, oder um, wie andere ſagten, die Umgebung der Stadt auszuforſchen, auf Rekognoſcirung auszureiten, jedenfalls war ſein Austritt zu ſolcher Stunde eine große Unklugheit. Denn es iſt ſicher, daß Herr von Lichnowſky der volksverhaſſteſte Inſaſſe der Paulskirche war. Er hatte den Haß der Menge bei verſchiedenen Gelegenheiten, obzwar weniger aus berechnender Bosheit als vielmehr in junkerlichem Uebermuth, geradezu herausgefordert und muſſte alſo wiſſen, daß es für ihn an dieſem 18. September in und um Frankfurt nicht geheuer wäre. Nicht etwa zur Entſchuldigung der ſchändlichen Mordthat ſei dies geſagt, ſondern nur zur Miterklärung. Für ſolche Gräuel iſt überhaupt nie und nimmer eine Entſchuldigung zuläſſig und innerhalb der ganzen demokratiſchen Partei von 1848 hat ſich keine Zunge gefunden, welche ruchlos genug geweſen wäre bei der Nachricht von Lichnowſky's und Auerswalds Ermordung jenes grauſame Hohnwort zu ſchnellen, welches bei Gelegenheit der Windiſchgrätzirung Blums die Zunge des Reichsminiſters Schmerling geſchnellt hat: — „Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um". Das iſt das ſchreckliche bei allen großen Vorſchrittsverſuchen und Vorſchrittsthaten der Weltgeſchichte, daß die Sturmwellen den Bodenſatz der Zeit aufwühlen. Was dannzumal in den Kreiſen der Gebildeten edelſte Begeiſterung iſt, wird in den Maſſen zu zielloſer Leidenſchaft und vollends in der Grundſuppe der Maſſen, im Pöbelgeſindel, zur wüſten Wuth, welche die Beſtie im Menſchen entfeſſelt. Leider iſt dabei die Frage nicht zu umgehen, was abſcheulicher, die Mordſprünge dieſer Beſtie oder von ſeiten der ſiegreichen Gewalt mit kaltem Kalkul angeordnete Blutthaten? Die Antwort kann nur für ſolche zweifelhaft ſein, welche überhaupt für Gerechtigkeit keinen Sinn und kein Gefühl haben.

Mitleidswerth war, daß Lichnowſky noch einen Freund, den preußiſchen General von Auerswald, Parlamentsmitglied, mit ſich ins Verderben riß. Denn der General wurde eben nur als Begleiter des Verhaßten ermordet. Dieſer hatte den Freund beim taxis'ſchen Palaſte getroffen und ihn beredet, ein Pferd aus dem Stalle des Kriegsminiſter Peucker zu nehmen und mitzureiten. Sie kamen vor das eſchenheimer Thor, hörten aber dort, daß die Straße gen Bockenheim durch ſtreifende Volksſcharen unſicher gemacht ſei, und wandten ſich daher rechtshin auf einen zum friedberger Thore führenden Weg. Außerhalb dieſes Thors ſtreckt ſich eine Straße aufwärts, die ſich dann alſo gabelt, daß die rechte Zinke gen Friedberg geht, während die linke eine Vorſtadtſtraße bildet, deren Häuſer mit Gärten untermiſcht ſind oder wenigſtens damals noch waren. Eine Pöbelbande, keine Barrikadenkämpfer, ſondern bare Kanaille, bummelte zur ſelbigen Zeit dort umher. Kaum wurde dieſe Rotte Lichnowſky's anſichtig, als ſie mit Halloh und Huſſah die Jagd auf den „Volksfeind“ begann. Die verfolgten, umzingelten, mit Steinwürfen und Stockſchlägen angegriffenen Reiter hätten wohl mit raſchem Entſchluſſe die Kette der Verfolger noch zu durchbrechen vermocht, aber das plötzliche des Anfalls hat, wie es ſcheint, einen kraftlähmenden Eindruck auf ſie gemacht. Statt raſch zur Stadt zurückzuſtreben, verwickeln ſie ſich in den Kreuz- und Querwegen zwiſchen den Gärtenumzäunungen. Derweil verdichtet ſich der Verfolgerkreis um ſie her. Sie ſteigen von den Pferden, weil ſie zu Fuß unbemerkter entrinnen zu können glauben. Aber der Jagdruf iſt ihnen auf den Ferſen. Da ſuchen ſie Zuflucht in dem Hauſe des Gärtners Schmidt, welcher großherzig die gefährliche Gaſtfreiheit übt, die Verfolgten verbirgt und die drohenden Fragen der heranſtürmenden Verfolger, ob die „Verräther“ da ſeien, muthig verneint. Er findet keinen Glauben. Die Rotte bricht ins Haus und durchſtöbert es. General Auerswald wird aus einer Bodenkammer, wo er ſich verborgen, herunter, vor das Haus, zum Garten hinaus gezerrt. Vergebens bittet ſie der bedrängte Mann, ſein Leben zu ſchonen, um ſeiner vielen Kinder willen, welche vor kurzem die Mutter verloren hätten. „Hundwaare“ aber iſt in ſolchen Augenblicken blind und taub vor wölfiſcher Wuth, und damit dem Schandbild ein ſchändlichſter Zug nicht fehle, findet ſich unter der Bande auch eine Vettel von Dirne, welche die Männer geifernd zum Morde aufreizt. Der Flehende wird zu Boden geſchlagen, und wie er ſich wieder aufrichten will, erſt durch den Leib und dann tödtlich durch den Kopf geſchoſſen. Dann kehren die Mordbuben mit geſteigerter Raſerei zum ſchmidt'ſchen Hauſe zurück, durchſuchen es abermals und finden den im Keller verſteckten Lichnowſky. Sie ſchleppen ihn hinauf und hinaus, an der Leiche ſeines Freundes vorbei, nach der Pappelallee, welche den über die bornheimer Haide führenden Weg ſäumt. Da blinkt ein Rettungsſtral. Der Doktor Hodes, welcher in Bornheim wohnt, kommt von dorther. Mit einem Blick die furchtbare Sachlage gewahrend wirft er ſich zwiſchen das Opfer und die Opferer. Merkend, daß hier Gründe der Menſchlichkeit nicht giltig, weiß der gute Doktor die Rotte glücklich zu bereden, wie wichtig es werden könnte, den Fürſten als Pfand und Geiſel in Händen zu haben. Darum ſoll man den Gefangenen nach Bornheim führen und vorderhand dort verwahren. Dieſe „Politik“ leuchtet der Rotte ein. Sie wollen den Fürſten nach Bornheim ſchaffen und ſetzen ſich in Marſch. Da, halbwegs, juckt es einen der Kerle, einen Lappen von Lichnowſky's Rock als „Andenken an dieſen Tag“ haben zu wollen. Wie er nun den Gefangenen am Kleide zupft, kehrt ſich dieſer um und, ſtatt die Abſicht des Burſchen zu verſtehen und derſelben mit guter Manier entgegenzukommen, hält er das zupfen für ein Signal zum Angriff auf ihn und gibt nun dieſes Signal ſelber, indem er einem von der Bande das Gewehr entreißt. Sofort trifft ihn ein Gewehrkolbenſchlag auf den Kopf. Taumelnd macht er einen Seitenſprung nach den Pappeln zu. Umſonſt breitet der Doktor ſeine Arme aus, um den Anſchlag der Gewehre auf den Unglücklichen abzuwehren. Ein Schuß fällt und, in den Unterleib getroffen, ſtürzt der Fürſt zuſammen. Den Daliegenden treffen dann noch mehrere Schüſſe. Brutal wird der Doktor verhindert, dem zum Tode Verwundeten Beiſtand zu leiſten. Erſt das Herankommen preußiſcher Soldaten verſcheucht die Mörder. In die Stadt getragen, iſt Lichnowſky im Armenſpital „Zum heiligen Geiſt" nach Mitternacht verſchieden, unter einem Dache mit ſterbenden Barrikadenkämpfern …

Zur 9. Abendſtunde war in der Stadt jeder Funke von Widerſtand gegen die Truppen ausgetreten. Von den auf den Barrikaden Gefallenen gehörten 7 der Bewohnerſchaft von Frankfurt an. Der Todten waren ſonſt nicht viele. Der abendlich ins Werk geſetzte Kartätſchenpuff war nur das Präludium zum Belagerungszuſtand, welchen Herr von Schmerling am folgenden Tage zu verkündigen ſich beeilte. Wie ſeit dem Juni in Frankreich, trat vom September an auch in Deutſchland an die Stelle der Freiheitsidee die Thatſache des Säbels. In der Schwatzbude zum Sankt Paul wurde übrigens unverdroſſen weitergeſchwatzt.

Als ein klägliches Nachſpiel zum frankfurter Putſch graſſirte im badiſchen Oberlande der „Struvelpeter"; aber nicht weit und nicht lange. Am 21. September überſchritt Struve mit einer nicht ſehr großen Anzahl von Freunden und Exilgefährten bei Baſel die Schweizergränze, um einen Einfall ins Großherzogthum Baden zu thun und „für's erſte in Lörrach das republikaniſche Hauptquartier aufzuſchlagen". Das wurde dann auch glücklich vollbracht und von Lörrach aus proklamirte Guſtav Struve „im Namen der proviſoriſchen Regierung" am 22. September alles Ernſtes „die deutſche Republik". Sie führte ein ſehr kurzdärmiges Daſein. Schon zwei Tage darauf, Sonntags den 24. September, zerſprengte der badiſche General Hoffmann den ſtruvelpeter'ſchen Freiharſt bei Staufen vollſtändig, worauf die Soldaten ihren leichten Sieg mit Verübung barbariſcher Grauſamkeiten an gefangenen Freiſchärlern und Nichtfreiſchärlern feierten. Struve ſelbſt wurde am folgenden Tage auf ſeinem Fluchtwege nach der Schweiz ſammt ſeiner Frau zu Wehr unweit Schopfheim von Bürgerwehrleuten angehalten und zum Gefangenen gemacht. Diesmal war kein wackerer „Hannes" da, um den Gefangenen abermals zu befreien. Aber noch etwas war nicht da, nämlich die

16,700 Gulden „Raubgelder“, womit nach der beſtimmten Verſicherung des liberalen Profeſſors Häuſſer das ſtruve'ſche Ehepaar „davonfuhr“ *).

Der Liberalismus, welcher im Herbſte von 1848 ſein handinhandgehen mit der Rückwärtſerei ſchon als ſelbſtverſtändlich anſah, bekannte und erwies, hat ſich große Mühe gegeben, den frankfurter Putſch und den Struvelpeter in einen Zuſammenhang zu bringen und aus dieſen planloſen Improviſationen ein weitverzweigtes „deſtruktives Komplott“ zu machen. Dieſe Bemühung hat nur Lügen und Verleumdungen zu Tage gefördert, welche freilich die „beſten und edelſten Männer Deutſchlands“ keineswegs zurücknahmen, als ſie derſelben überwieſen wurden. Auf der andern Seite iſt gewiß: Die Thatſache, daß es noch im Herbſte von 1848 Leute gab und zwar Leute von fünf geſunden Sinnen, welche wähnten, im September noch müſſe gelingen, was ſchon im April ſo gänzlich miſſlungen war, dieſe Thatſache könnte mit Ehren in den „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm ſtehen.

---

*) Denkwürdigkeiten z. Geſch. d. bad. Revolution, S. 146. Als Struve nach vieljährigem Exil aus Amerika zurückkehrte und dieſe Anſchuldigung erfuhr, forderte er den Urheber und Verbreiter derſelben öffentlich und wiederholt auf, die notoriſche Lüge zurückzunehmen oder, wenn nicht, für einen infamen Lügner zu gelten. Man hätte zwar nicht von dem Parteiſkribenten Häuſſer, aber doch von dem Hiſtoriker Häuſſer erwarten dürfen, daß er einem wiſſendlich oder unwiſſendlich verleumdeten Gegner Gerechtigkeit widerfahren ließe. Dieſe Erwartung blieb unerfüllt. „Ketzern braucht man nicht Treue und Glauben zu halten“, ſagte die kirchliche Orthodoxie des Mittelalters. „Gegen Nichtliberale ſind alle Kampfmittel erlaubt“, ſagt nicht, aber denkt und bethätigt der alleinſeligmachende Liberalismus.

IV.

Wiener Oktober.

1.

Heutzutage, wo nach glücklich vollzogener Beuſterei, ſonſt auch und gewöhnlich ſogar „Ausgleich mit Ungarn“ genannt, die Zerbröckelung Oeſtreichs unaufhaltſam begonnen zu haben ſcheint, wird es keinem denkenden Menſchen und unbefangenen Urtheiler mehr einfallen, den öſtreichiſchen Hof ernſtlich tadeln zu wollen, daß derſelbe i. J. 1848 von ſeinem Geſichtspunkt aus und in ſeiner Weiſe es verſuchte, die Reichseinheit aufrechtzuhalten. Die Mittel, welche der leitende Hofkreis und die in ſeinem Vertrauen ſtehenden Miniſter und Generale hierbei in Anwendung brachten, ſtanden freilich in keinem Moralkodex; aber wann und wo ſind denn bei der Gründung oder Erhaltung von Staaten bloß oder überhaupt moraliſche Mittel in Anwendung gebracht worden? Ihr werdet einwerfen, es gebe wenigſtens einen Staat auf Erden, welcher einer rein moraliſchen Gründung ſich zu rühmen habe, nämlich die Neu-Englandſtaaten, aus welchen die große nordamerikaniſche Union hervorgegangen*).

---

*) Sehr ſchön ſagt die treffliche deutſche Geſchichtſchreiberin dieſer Gründung, Talvj (Frau Robinſon): „Kein Staat in der Welt kann ſich einer ſo rein moraliſchen Baſis rühmen wie diejenigen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die unter dem gemeinſamen Namen von Neu-England

Zugegeben. Allein dieſe eine glänzende Ausnahme bekräftigt nur die Regel und dieſe Regel iſt das Recht, denn ſie iſt die Macht. Die reale Politik hat nicht mit Idealismen und Katechismen zu rechnen, ihre Kardinalziffern ſind die Menſchenſelbſtſucht und die Völkerdummheit.

Die ſchönbrunner Hofpolitik hatte ganz richtig erkannt, daß den Magyarismus niederwerfen der Revolution und Rebellion überhaupt den Lebensnerv durchſchneiden hieße. Ihr thätigſtes Werkzeug, der Kriegsminiſter Latour, handelte dieſer Erkenntniß gemäß. Wie der ſchlagende Puls der Sein- oder Nichtſeinfrage für Oeſtreich im Sommer im Lager Radetzky's geweſen, ſo war er im Herbſt in Ungarn. Latour, welcher den Kroatenſachem für einen weit tüchtigeren Mann halten mochte, als derſelbe wirklich war, that das mögliche, um Jellacic in den Stand zu ſetzen, die ungariſchen „Rebellen" zu bändigen. Der Kriegsminiſter ließ auch dann nicht von ſeinen Anſtrengungen ab, als der kroatiſche Held in den erſten Tagen des Oktobers jene „Flankenmärſche" angetreten hatte, welche eigentlich Fluchtmärſche waren und die Armee des Banus, für die man ſo viel gethan und auf die man ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, rückwärts aus Ungarn heraus und auf deutſchöſtreichiſchen Boden führten.

---

begriffen werden. Ruhmſucht, Herrſchbegierde und der edle Drang nach Unabhängigkeit haben Reiche geſtiftet, Ehrgeiz und Golddurſt haben neue Regionen entdeckt und erobert; aber keines dieſer Motive, wie großes ſie auch ſonſt immer hervorgebracht, hatte Antheil an dem Entſchluß des Häufleins heldenmüthiger Männer, die das Vaterland mit der Wildniß vertauſchten, um dem Herrn einen Tempel zu bauen, in welchem allein ſie ihn nach ihrem Gewiſſen anbeten zu können glaubten und in Formen, die ſie allein dem Höchſten wohlgefällig wähnten. Eng verwoben wie in ihrer Ueberzeugung das Dieſſeits und Jenſeits des Chriſten, ward dieſer Tempel zugleich auch die Grundfeſte ihres bürgerlichen Daſeins und ein Gebäude erhob ſich unter ihren ſchaffenden Händen, im Umkreis von deſſen ſtarken Mauern zuerſt Menſchenrechte an die Stelle von Staatsrechten traten, Freiheit an Stelle von Freiheiten, Gleichheit an die Stelle von Herrſchaft und Dienſtbarkeit".

Jellacic ſollte um jeden Preis in den Stand geſetzt werden, wieder angriffsweiſe gegen die Magyaren vorzugehen, und Latour ließ ſich daher durch keinerlei Rückſicht abhalten, alle verfügbaren Truppen zur Verſtärkung des Banus marſchiren zu laſſen. Die hierdurch angeregten und von Tag zu Tag heftiger werdenden Drohungen der wiener Demokratie nahm er für das gäng und gäbe gewordene krakehlokratiſche rumoren, an welches man ſich nachgerade gewöhnt hatte. Man ſprach ja wohl in den „intimen" höfiſchen Kreiſen von bellenden, aber nichtbeißenden Hunden. Möglich auch, daß die „Eingeweihteſten" den Gedanken nicht zurückwieſen, die chroniſche Krankheit der wiener „Anarchie" einer akuten Kriſis entgegenzutreiben, um je eher je lieber das hippokratiſche Recept in Anwendung bringen zu können: „Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat".

Das kaiſerliche Manifeſt vom 3. Oktober that in Wien nicht geringere Wirkung als in Budapeſth. Wie jenſeits der Leitha wurde es auch dieſſeits derſelben als eine Kriegserklärung des altöſtreichiſchen Abſolutismus gegen ſämmtliche „Märzerrungenſchaften" angeſehen. Die wiener Demokratie, welche naiv genug war, an die ihr durch Pulſzky und andere magyariſche Agenten vorgeſpiegelte Solidarität mit den Ungarn zu glauben, nahm ſich der Sache derſelben als ihrer eigenen an. Auf der ganzen Linie ihrer Organiſation wurde das Alarmſignal gegeben. Die Klubbs traten in fieberiſche Thätigkeit und das in der „Ente" ſitzende „Centralkomité" gab die Loſung aus: Gemeinſam mit den Ungarn gegen die „Kroatenhorden" und gegen die hinter denſelben ſtehende Kamarilla!

Soweit war allerdings eine entſchiedene Neigung, die „ultimas rationes populi", die Barrikaden, wieder einmal in Anwendung zu bringen, vielleicht ſogar ein beſtimmter Aufſtandsplan vorhanden. Allein über den Aufſtand als ſolchen hinaus erſtreckte ſich der Plan jedenfalls nicht. Es iſt mit voller Beſtimmtheit zu ſagen, daß innerhalb Wiens nicht ein einziger Menſch athmete, welcher ſich ohne alle Brimborien die Frage vorgelegt: Was dann? Was nachher? und irgendwelche artikulirte Antwort darauf gefunden und gegeben hätte.

Etliche wenige Branſeköpfe mochten allerdings, indem ſie auf Vernichtung deſſen, was alles ſie unter „Kamarilla“ ſich dachten, ausgingen, das ungeheuerliche Phantaſieſtück einer öſtreichiſchen Republik träumen; allein dieſer Traum durfte ſich ja gar nicht hervorwagen angeſichts der unbedingt herrſchenden konſtitutionellen Fiktion, welche in der Aufmunterung und Unterſtützung von Soldatenmeutereien, Barrikadenbauten, Zeughausplünderungen, Miniſtermorden u. dgl. m. nichts ſehen wollte als Mittel, von einem übelberathenen Kaiſer an einen beſſer zu berathenden zu appelliren.

Nun ſollte man aber doch eigentlich „vernunftbegabten“ Weſen nicht die Schmach anthun, ſie einer ſolchen Dummheit für fähig zu halten, und darum hat man ausreichenden Grund für die Annahme, die wiener Oktoberrevolution habe zwar wohl dunkel gefühlt, aber ſchlechterdings nicht klar gewuſſt, was ſie gewollt. In Wahrheit, man iſt berechtigt, zu erklären: Das weitaus geſcheideſte, ja einzig geſcheide, was dieſe Revolution machte, war jene Karikatur, welche Wien in vollem Aufſtande darſtellte und darüber den Herrgott, der verwundert aus den Wolken auf das aufſtändiſche Getümmel und Gewühle herabſchaute, während aus ſeinem Munde die Worte gingen: „Ich bin zwar bekanntlich allwiſſend; was aber die Wiener jetzt wollen, weiß ich wahrhaftig nicht“.

2.

Latour trug kein Bedenken, auch die Garniſon der Hauptſtadt von Tag zu Tag mehr zu ſchwächen, um den Ban zu verſtärken, und dieſe Unbedenklichkeit des Kriegsminiſters machte die Flattermine der wiener Oktoberrevolution explodiren.

Am 5. Oktober ward ein italiſches Grenadierregiment zum Abmarſch in das Lager des Jellacic befehligt. Unzufrieden mit dieſer

Beſtimmung machte es Miene, zu meutern, und konnte nur unter ſtarker Kavalleriebedeckung eingeeiſenbahnt werden. Am folgenden Tage ſollten dieſen italiſchen Zwangskämpfern gegen Ungarn deutſche Grenadiere folgen, das Bataillon Richter, welches in Wien ganz eingelebt war, viele Beziehungen zur Aula hatte, der es die Drillmeiſter geliefert, und mit dem Proletariat der Vorſtadt Gumpendorf ſich duzte. Man ſagte den Soldaten: Laſſt euch von der dreimal vermaledeiten Kamarilla nicht auf die Schlachtbank führen, noch dazu als Waffengefährten der Kroaten! und dieſes Mahnwort klang um ſo angenehmer in Grenadierohren, als es von Gläſergeläute in den Vorſtadtkneipen begleitet wurde. Eine Abordnung der gumpendorfer Bürgerwehr ging den Kriegsminiſter an, den Marſchbefehl für das Bataillon zurückzunehmen, was aber Latour verweigerte. Der Abmarſch blieb auf den Morgen des 6. Oktobers angeſetzt, merkwürdiger Weiſe aber ſorgte der Miniſter in keiner Weiſe dafür, daß dieſer Abmarſch, wenn nöthig, erzwungen werden könnte. Das Kriegsminiſterium ſowohl als alle übrigen Behörden ließen der bedrohlichen Gährung, von welcher ſie doch Kunde haben muſſten, freien Lauf. Freilich war auch die Bürgerſchaft von Wien noch am 5. Oktober ganz ſorglos. Niemand, nicht einmal die Mitglieder des „Centralkomité“ ausgenommen, ahnte einen ſo nahebevorſtehenden Ausbruch. Die Bürgerwehr der Vorſtadt Mariahilf entſandte am 5. Oktober eine Abordnung nach Schönbrunn, um in aller Loyalität den Kaiſer zu dem Feſt ihrer Fahnenweihe einzuladen, welche am 8. ſtattfinden ſollte, und es kennzeichnet die ganze Unklarheit und Verſchwommenheit der öſtreichiſchen Bewegung, daß dieſe Bürgeroffiziere, bevor ſie zur Audienz gingen, ihre ſchwarzrothgoldenen Bänder abnahmen, „aus Achtung für unſeren guten Kaiſer“, während doch die ſchwarzrothgoldene Fahne auf dem ſchönbrunner Schloſſe flatterte. Einer dieſer guten wiener Bürger, der Bezirkschef Braun, ſuchte dann ſpät am Abend die in und außerhalb ihrer Kaſerne in Gumpendorf tumultirenden Grenadiere zu beſchwichtigen. Als er auf eine Gruppe der Soldaten hineinredete, ſie möchten ihre Betten aufſuchen, um für den morgigen Marſch gehörig auszuſchlafen, ſagte ihm ein Grenadier: „Mein Herr Hauptmann, wir gehen nicht fort; wir bleiben da“.

Und, in der That, ſie blieben da. Vor 9 Uhr Morgens waren am 6. Oktober zahlreiche Abtheilungen der Bürgerwehr und Maſſen von Arbeitern in Bewegung, um den Abmarſch der Grenadiere zu verhindern. Auch die akademiſche Legion nahm ihre Waffen auf und marſchirte zur Taborbrücke, um dem „Willen des ſouveränen Volkes“ Geltung ſchaffen zu helfen. Die endlich getroffenen militäriſchen Maßnahmen, um den kriegsminiſteriellen Marſchbefehl zur Ausführung zu bringen, waren verſpätet und unzulänglich. Es waren nur ein galiziſches Infanteriebataillon und etliche Schwadronen Küraſſiere aufgeboten und zur Stelle, um den Abmarſch der Grenadiere zu decken, d. h. zu erzwingen. Dieſe Truppen ſtanden mit zwei Kanonen theils auf der erſten Taborbrücke — die zweite war von der Volksmaſſe beinahe ganz abgetragen — theils mit einer dritten Kanone am andern Ufer. Das Bataillon Richter war zwar endlich aus ſeiner Kaſerne gerückt, kam aber mit aufgelöſ'ten Reihen und mit Bürgerwehrleuten bunt gemiſcht bei der großen Taborbrücke an, ſehr willig, den von ſtudentiſcher und bürgerlicher Seite an die Soldaten gerichteten Aufforderungen, nicht ins Kroatenlager ſich führen zu laſſen, nachzukommen. In dem Wirrſal von Rednerei, ſonſtigem Geſchrei, Barrikadenbauverſuchen, Eiſenbahnſchienenaufreißen und anderen Kampfvorbereitungen, welches ſich auf den Brücken und um dieſelben her zuſammenknäuelte, waren deutlich zu unterſcheiden die fieberhaft heftigen Bewegungen und gellenden Wortſtachelungen magyariſcher Agenten. Der General Bredy, welcher Befehl hatte, mit den erwähnten geringen militäriſchen Hilfsmitteln den Abmarſch der Grenadiere zu decken, hätte denſelben vielleicht erzwingen können, falls er raſch zu- und durchgriff. Er war aber auch kein rechter Durchgreifer und hat dann ſein verſpätetes zugreifen mit dem Leben bezahlt.

Derweil ſich draußen an der Donau die Anfänge der Kataſtrophe alſo einfädelten, hatte ſich drinnen in der Stadt die wachſende

Aufregung doch auch den oberſten Behörden mälig merkbar gemacht. Der Miniſterrath trat im Kriegsminiſterium zuſammen und erfuhr vom Inhaber deſſelben, daß keine ausreichende Truppenzahl in der Stadt, um allfällige Unruhen niederzuhalten. So muſſte denn die Frage aufgeworfen werden, ob auf die Bürgerwehr zu bauen und zu vertrauen ſei. Die hierüber eingezogenen Erkundigungen lieferten das Ergebniß, daß die Nationalgarden der meiſten Vorſtädte durchweg unzuverläſſig, die der inneren Stadt allerdings vorwiegend „ſchwarzgelb“ geſinnt, aber höchſtens auf 6000 Mann anzuſchlagen ſeien, wobei es noch ſehr fraglich, wie viele davon dem Rufe der Alarmtrommel wirklich folgen würden. Dieſe Neuigkeiten verlängerten die Miniſtergeſichter um ein beträchtliches und nach einem verlegenen ſchweigen äußerte Graf Latour, daß ihm, falls es wirklich zu bedeutenderen Unordnungen käme, unter ſothanen Umſtänden nichts erübrigen würde, als die ſämmtlichen militäriſchen Kräfte, welche im Augenblicke zur Hand, außerhalb der Stadt zu vereinigen, um ſie der demoraliſirenden Berührung mit den Volksmaſſen zu entziehen. Auch dieſer Beſchluß gelangte aber dann doch nicht zu rechtzeitiger und exakter Ausführung, wie denn das ganze miniſterielle gebaren am 6. Oktober ein ſo ſchwankendes und widerſpruchsvolles geweſen, daß man berechtigt iſt, zu ſagen, dieſes Miniſterium ſei vor dem erſten Anhauch des Orkans zuſammengefallen wie ein Kartenhaus.

Auch vom Reichstage iſt kein wirkſames eingreifen in die Kriſis verſucht worden. Er hielt an dieſem Oktobertage keine Plenarſitzung und vergebens beſtürmten Mitglieder der Linken den Präſidenten Strobach, eine ſolche zu veranſtalten. Wäre es geſchehen, ſo würde, da ja die Miniſter ſicherlich auf ihrer Bank im Reichstagſale geſeſſen hätten, der Geſchichte Wiens wohl der wüſte Mordklex erſpart worden ſein, welche der 6. Oktober auf ihre Blätter ſudelte. Viele Reichstägler begaben ſich nach Ablehnung ihrer Forderung von ſeiten des Präſidenten nach dem Kriegsminiſterium und thaten im Vorzimmer des Miniſterraths einen heftigen Debattirklubb auf, welcher aber natürlich auch nichts als Worte zu Tage förderte.

Um 11 Uhr kam draußen an den Taborbrücken die Stockung in Fluß, in blutigen leider. Da die Grenadiere vom Bataillon Richter immer ſichtbarlicher Miene machten, förmlich mit den ſie umringenden Volkshaufen ſich zu verbrüdern, ſo ſchien es dem General Bredy ſehr an der Zeit, ihren Abmarſch zu erzwingen, um ſo mehr, da Arbeiterſcharen der Kanonen ſich zu bemächtigen große Luſt verriethen. Ein erſter Verſuch, die Geſchütze zu annexiren, konnte noch mittels Worten zurückgewieſen werden. Einen zweiten, der nicht lange auf ſich warten ließ, befahl der General mittels einer Salve abzuweiſen, indem er zugleich anordnete, die Verbindung zwiſchen den Brücken wiederherzuſtellen und die Grenadiere mit Gewalt zum Weitermarſch zu treiben. Es war zu ſpät. Proletarier warfen ſich auf die Geſchütze. Feuer! rief der General dem galiziſchen Bataillon zu. Die Salve krachte und eine Anzahl Todter und Verwundeter lag am Boden. Aber das Geknatter war noch nicht verhallt, als es ſchon ſeine Entgegnung erhielt durch eine Salve, welche die auf dem Eiſenbahndamm aufgeſtellte Studentenlegion gab. Der General ſank todt, ſein Stabschef, der Oberſtleutnant Klein, tödtlich verwundet vom Pferde. Ein kurzer, aber erbitterter Kampf entſpann ſich, in welchem die deutſchen Grenadiere gemeinſame Sache mit dem Volke machten und der vollſtändig zu Gunſten des letzteren endigte. Die erſte Kanone, welche dem Militär entriſſen worden, wurde gegen daſſelbe gekehrt und von einem Arbeiter mittels eines Zündhölzchens losgebrannt. Der ganze Raum zwiſchen den beiden Brücken war mit Todten und Schwerverwundeten beſtreut. Die kaiſerliche Infanterie und Kavallerie muſſten ſich, ſchwach und führerlos, wie ſie waren, ſchließlich eilig zurückziehen und ihre Geſchütze im Stiche laſſen.

Kaum hatte das Schießen draußen am Donauufer begonnen, als ein Menſch im Legionärkleide in einem Fiaker wie raſend durch die Jägerzeile jagte, ſchreiend: „Sie ſchießen mit Kanonen auf das Volk! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Andere Sendlinge ſtürmten die ſämmtlichen Stadtquartiere auf. Bald heulten von allen Thürmen die Sturmglocken, die Alarmtrommeln raſſelten und die Straßen füllten ſich mit Bürgerwehrleuten, deren Mehrzahl aber, ein deutliches Zeichen ihrer Stimmung, zur Aula eilte, als zu ihrem ſelbſtverſtändlichen Sammelpunkte. Was ſich von Truppen in der inneren Stadt befand, wurde mit Ausnahme eines Bataillon vom Regiment Naſſau und drei Pionierkompagnien, entweder nach Schönbrunn oder nach der Leopoldsvorſtadt geſchickt. Um $12\frac{1}{2}$ Uhr zogen die Sieger vom Tabor triumphirend in die Stadt ein. Die genommenen Kanonen führten ſie mit ſich, den Hut des getödteten Generals ließen ſie ſich wie eine Trophäe vorantragen. Dann wurden die Thore geſchloſſen und die Geſchütze der Bürgerwehr auf den Wällen aufgepflanzt. Hierbei ſchien die Abſicht obzuwalten, das unruhige, jeder Veränderung geneigte Kleinbürgerthum und Proletariat der Vorſtädte von der inneren Stadt und ihrem konſervativ geſinnten Großbürgerthum abzuſperren. Allein wenn das wirklich beabſichtigt war, ſo wurde es doch nicht aus- und durchgeführt. Denn kurz nach Mittag hatten die vorſtädtiſchen Elemente auch im inneren Stadtring entſchieden die Oberhand, ſintemalen, wie zu erwarten ſtand, die gut ſchwarzgelb geſinnten Bürger der ungeheuren Mehrzahl nach als „Angſtröhrenkorps“ ſich organiſirten, d. h. in ihre Häuſer ſich verſchloſſen. Viele dieſer „ruhigen“ Bürger wandelte auch trotz der vorgerückten Jahreszeit plötzlich ein krankhaftes Gelüſte nach Landluſt an und es begann ſchon an dieſem Tage jener Exodus der Reichen aus Wien, welcher in den nächſten Wochen ein ſo maſſenhafter wurde, daß alle benachbarten Dörfer und Städtchen mit „Backhähndlnfreſſern“ und „Meerſchaumcigarrenſpitzlern“ vollgeſtopft waren. Im luſtigen Baden allein ſollen an 20,000 ſolcher aus Wien geflüchteten Ruhe- und Ordnungsphiliſter zuſammengepökelt geweſen ſein und hieß deſſhalb der Ort jetzo „Schwarzgelbowicz“.

Von der öſtreichiſchen Hauptſtadt nahm nachmittags am 6. Oktober die Anarchie ohne weitere Förmlichkeiten Beſitz. Das Miniſterium war, bevor der Abend gekommen, auseinandergeronnen. Einzelne Tropfen deſſelben, Bach, Weſſenberg u. ſ. w. ſickerten durch die Linien und wurden erſt in Prag wieder ſichtbar. Zurück blieben der unglückliche Latour und der unausrottbare Krauß. Dieſer harrte während der ganzen Dauer der Oktoberrevolution auf ſeinem Poſten aus. Nicht nur auf ſeinem, ſondern auf allen Poſten. Denn er war nicht allein Finanzminiſter, ſondern auch Miniſter des Innern, des Krieges, des Unterrichts, der Juſtiz, der öffentlichen Arbeiten, kurz der Miniſter für alles, ein wirklicher und wahrhafter Miniſter-Proteus. Gewiß, eine nie dageweſene Abſonderlichkeit, daß der Miniſter eines Monarchen, deſſen Armeen die empörte Hauptſtadt blockiren, berennen und bombardiren, in dieſer ſelbigen Hauptſtadt im Namen deſſelbigen Monarchen ruhig weiteramtet. Da ſage man noch, es gebe nichts neues unter der Sonne! Ueberhaupt hatte dieſe tragiſche Oktoberrevolutionsposſe etwas verrückt gemüthliches. War doch die Maſſe der wiener Rebellen weit entfernt, ihrem „guten“ Kaiſer etwas anhaben zu wollen. Im Gegentheil, dieſe wunderlichen Revoluzer glaubten in allem Ernſte, ſie ſtünden in Waffen für ihren guten Ferdinandl gegen das urböſe Ding, die „Kamarillerl“, worunter ſie ſich ungefähr ſo etwas wie des Teufels Großmutter vorſtellten. Die Figur jenes wiener Proletariers, welcher ſich am 6. Oktober kampfmüde den Schweiß abwiſchte mit den Worten: „Wie ſich doch unſereiner plagen muß für den Kaiſer!“ war eine wahrhaft typiſche.

3.

Eigenthümlich iſt an dieſem wiener Revolutionsſtück ſodann geweſen, daß es nicht in allmäliger Steigerung zu einem Wuthkrampfe der Leidenſchaft gedieh, ſondern daß die Gradation umgekehrt mit dem Superlativ begann. Freilich kann man auch ſagen, die Ermordung Latours ſei nur das platzen eines häſſlichen Geſchwüres geweſen, welches ſchon den ganzen Sommer her geſchwärt hatte. Der Kriegsminiſter hatte am emſigſten und entſchiedenſten den Gedanken des Hofes zu verwirklichen getrachtet und folgerichtig muſſte er das Hauptziel des zur wilden Flamme aufgeſchürten Volkshaſſes ſein.

In dieſe Flamme, welche ohnehin ſchon hoch genug loderte, goß noch Oel ein bedauerlicher Auftritt, welcher in den erſten Nachmittagsſtunden auf dem Stephansplatze ſtatthatte. Bürgerwehr vom Kärthner-Viertel ſollte und wollte den Thurm des Doms beſetzen, um das ſturmläuten zu verhindern. Allein bevor ſie den Thurm erreichte, ging droben ſchon die Sturmglocke und der auf dem Platze verſammelte Pöbel verhöhnte die Kärthner-Vierteler als „Schwarzgelbe“. In dieſem Augenblicke rückte eine Abtheilung Bürgerwehr aus der Vorſtadt Wieden heran, man weiß nicht, warum? Inmitten des pöbelhaften johlens, grunzens und pfeifens geht ein Schuß los. Die Wiedener wähnen ſich von den Kärthnern angegriffen, löſen ſich in Plänklerſchwärme auf und eröffnen ein lebhaftes Feuer auf die „Schwarzgelben“. Dieſe geben das Feuer zurück, müſſen aber weichen, flüchten in den Dom und verſchließen das Thor hinter ſich. Allein die wüthenden Wiedener ſtoßen das Thor ein und der Kampf tobt am Fuße der Altäre weiter, bis die Kärnthner völlig unterliegen. Das kurze Stück wiener Bürgerkriegs hat 15 Todte gekoſtet und 95 zum Theil ſchwere Verwundungen verurſacht. Eine noch bedeutſamere Folge dieſes Kampfes war, daß von da ab die „Stadtgarden“, d. h. die Bürgerwehrleute der eigentlichen, inneren Stadt mit ganz wenigen Ausnahmen von der Bühne verſchwanden und demnach die Vorſtädter in Wien durchweg obenauf waren.

Zugleich mit den blutigen Scenen beim und im Stephansdom oder ganz kurz darauf ſpielten ähnliche auf dem Platz „Am Hof“, wo dazumal — ungefähr um 2 Uhr nachmittags — noch der Miniſterrath im alten Hofkriegrathsgebäude verſammelt war, ſowie am „Graben“, in der Bognergaſſe und auf der „Freiung“. Ueberall wurde das wenig zahlreiche und noch dazu ungeſchickt verzettelte Militär — die Hauptmaſſe deſſelben war ſchon aus der Stadt entfernt — von vorſtädtiſcher Bürgerwehr, ſtudentiſchen Legionären und mit langen Eiſenſtangen bewaffneten Arbeiterſcharen blindwüthend angegriffen. Mehrere Stadtviertel bedeckten ſich mit Barrikaden, Geſchütze donnerten, Kartätſchenſaat praſſelte in die Häuſerwände, die Sturmglocken heulten unabläſſig — kurz, die ganze Höllenbreughelei eines Straßenkampfes war wieder einmal los. Und noch dazu würgten ſich die Menſchen hüben und drüben, ohne eigentlich zu wiſſen, warum oder wozu, ohne eine beſtimmte Führung, Loſung und Abſicht. Aber der Kampf ſelbſt ſteigerte, wie das immer zu geſchehen pflegt, den Zornrauſch der Maſſen und machte ſie gierig nach Unheil und Blut.

Die allenthalben umzingelten, hart mitgenommenen und zurückgedrängten Truppen gaben Straße für Straße auf und zogen ſich auf das joſephſtädter Glacis zurück. Das Kriegsminiſterium am Hof war demnach preisgegeben, denn auf die Grenadierkompagnie, welche die Wache deſſelben bildete, war kein Verlaß. Schon hielten die Pöbelrotten das Gebäude blockirt, deſſen Thor zu verſchließen und zu verrammeln nur mühſälig noch gelungen war, und wüſte Drohungen wurden zu den Fenſtern emporgekreiſcht. Aus dem chaotiſchen Gebrülle gellte ominös artikulirt das Wort „abkrageln" heraus. Es iſt aber dieſer Pöbelſchrei doch mehr nur der zuſammenfaſſende Ausdruck der herrſchenden Wuthſtimmung geweſen als ein Beweis für die nachmals erhobene Behauptung, der bald darauf erfolgte Gräuel ſei planmäßig vorbereitet und verwirklicht worden. Dieſe Behauptung hat ſpäter ſelbſt das willkürlichſt amtliche umſpringen mit den Thatſachen nicht zu erweiſen vermocht. Der Kriegsminiſter Latour war das Ziel des Volkszorns, gewiß; allein deſſenungeachtet iſt ſeine Ermordung keine planmäßige geweſen, ſondern ſie war eine gräſſliche Stegreifdichtung der bis zum Wahnſinn entzündeten Pöbelphantaſie.

Das voltaire'ſche „Tigeraffenthum" gilt nicht vom franzöſiſchen Volke allein, ſondern, die Völker unbefangen angeſehen, von jedem. Die „gemüthliche" Oeſtreicherei hatte den Sommer über oft genug den Affen ſehen laſſen, am 6. Oktober machte ſie zur Abwechſelung mal einen richtigen Tigerſprung.

Die Lage der in dem Kriegsgebäude am Hof eingeſperrten und blockirten Miniſter, Generale, Beamten und Offiziere war eine höchſt peinliche. Vielleicht hätte ein raſcher Entſchluß und deſſen energiſche

Ausführung die blockirende Menge ſchrecken und zerſtäuben können. Im Hofraume ſtand ein mit Kartätſchen geladenes Geſchütz. Hätte man das Thor plötzlich aufgeriſſen, die Kanone ihre Ladung in die Herde draußen hineinſpeien und die 160 Mann der Grenadierwache mit gefälltem Bajonette nachdrücken laſſen, ſo würde der Platz wohl geſäubert worden ſein. Mehrere Offiziere riethen zu ſolchem vorgehen; allein Latour verweigerte die Erlaubniß, weil er, wie er ſagte, kein Blutbad wollte. Kurz zuvor hatte er auch den Truppen auf dem joſephſtädter Glacis den Befehl zugefertigt, das Feuer einzuſtellen. Der unglückliche Mann hatte von dem ganzen Ernſt der Lage offenbar keine klare Vorſtellung.

Kurz nach 3 Uhr erſchien der Miniſter Hornboſtl im nur ſpärlich gefüllten Reichstagsſale, zeigte an, daß die Truppen auf Latours Befehl das feuern eingeſtellt hätten, und beſchwor die Verſammlung, das ihrige zur Beſchwichtigung des Volkes zu thun. „Iſt das Leben der Miniſter geſichert?“ fragte der Abgeordnete Borroſch. „Nein“, entgegnete Hornboſtl, worauf ſogleich die Entſendung einer Reichstagsdeputation zum Schutze der Bedrohten beantragt und beſchloſſen wurde. Die Deputirten Borroſch, Smolka, Goldmark, Fiſchhof und Sierakowſki machten ſich eiligſt zum Kriegsgebäude auf.

Sie kamen dort an, als das Unheil ſchon in vollem Zuge und die Pöbelbande Meiſter des Gebäudes war. Der Kriegsminiſter ſelber hatte das Thor zu öffnen befohlen und der Wache unterſagt, von den Waffen Gebrauch zu machen. Gewehr im Arm ſahen die auf dem Hof, auf den Treppen und Korridoren aufgeſtellten Soldaten der Entwickelung des Morddrama's zu.

Ob Latour wähnte, durch dieſen Beweis von Vertrauen den Tiger zu zähmen? Ob er glaubte, durch ſorgloſes preisgeben der eigenen Perſon dem Affen zu imponiren? Im einen wie im anderen Falle irrte er ſich.

Während die Menge durch das geöffnete Thor hereinſtrömte und raſch die verſchiedenen Theile des weitſchichtigen Gebäudes zu überfluten begann, gelang es den Miniſtern Bach, Weſſenberg und

Doblhoff hinauszukommen. Der erſtere wäre wohl übel gefahren, falls er nicht ſo glücklich geweſen, die Uniform eines Bürgerwehrkanoniers zu erwiſchen und in dieſer Verkleidung zu entwiſchen. Möglich, daß der Mann an dieſem Tage die Ueberzeugung gewann, es wäre rathſam, mehrbeſagten Tigeraffen in einen Konkordatskäfig zu ſperren. Auch verſchiedene Generale und Offiziere bewerkſtelligten in theilweiſe nicht gerade heroiſchen Vermummungen ihren Rückzug aus dem Hauſe.

Endlich befanden ſich bei dem Kriegsminiſter nur noch etliche Adjutanten und ſein Kammerdiener. Da ſcholl immer näher und drohender der Ruf: „Wo iſt der Kriegsminiſter? Wir müſſen ihn haben!“ Die äußerſte Gefahr enthüllte ſich ihm plötzlich. Wie derſelben entfliehen? Vielleicht durch die Kirche? (Das Gebäude war ehemals ein Jeſuitenkollegium.) Haſtiger, aber vergeblicher Verſuch: die Verbindungsthüre war vermauert. „Excellenz, weg mit der Generalsuniform!“ Der General ließ ſich von ſeinem Kammerdiener einen bürgerlichen Anzug reichen, und nachdem er denſelben angethan, verließ er, dem Drängen der Adjutanten nachgebend, ſeine im erſten Stockwerke gelegene Amtswohnung und ſuchte im Dachgeſchoß ein Verſteck, wozu eine Art von Räucherkammer geeignet ſchien. Einem der Adjutanten glückte es, mitten durch das Gebrodel der Menge hindurch und auf das joſephſtädter Glacis zu gelangen, wo er die Truppen aufforderte, zur Rettung des Miniſters herbeizueilen. Umſonſt. Offiziere und Soldaten, ganz perplex durch die Ereigniſſe des Tages, rührten ſich nicht von der Stelle.

Inzwiſchen war die Reichstagsdeputation im Kriegsgebäude angelangt. Ihre Beſchwichtigungsbemühungen ſchienen anzuſchlagen. Der populäre Borroſch insbeſondere redete im Hofe mit ſcheinbar größtem Erfolge zu der Menge, welche er beſchwor, keine Gewaltthat gegen den Miniſter zu begehen, der, verſicherte er, in Anklageſtand verſetzt werden ſollte. Unglücklicher Weiſe ließ ſich „Vater Borroſch“ durch den ihm unter dieſem Titel gezollten Beifall zu dem Wahne verleiten, er hätte hier glücklich ſeinen Zweck erreicht und es ſei deßhalb ſeine Pflicht, auch anderwärts den Friedensprediger zu machen. Kaum war er weggegangen oder vielmehr weggeritten — denn man hatte ihn auf ein Pferd gehoben — als das Gebrülle nach dem Kriegsminiſter abermals losging.

Der verfemte Mann hätte ſich ſo eben aus ſeiner Wohnung entfernt, als die Hauſen in dieſelbe eindrangen, das Geräthe zerſchmiſſen und alle Papiere des Miniſters „als Beweiſe ſeines Verraths“ zuſammenrafften. Einem Proletarier ſtach ein prächtiges Raſierzeug in die Augen; er wollte es einſtecken, aber ein Legionär von der Aula nahm es ihm ab und legte es wieder an ſeinen Platz mit der Mahnung: „Wir ſind nicht hierhergekommen, um zu plündern!“ Drunten auf dem Hoſe zeterte derweil eine wilde Bande immer ungeſtümer: „Heraus mit dem Verräther! Er muß abgekragelt ſein!“ Wüthende Kerle ſtürmten die Treppen hinan und ſuchend und fluchend durch alle Stockwerke und Korridore.

Gerade jetzt gelang es endlich dem treuen Adjutanten des Bedrohten, dem Hauptmann Niewiadomſki, den Vicepräſidenten des Reichstags, Herrn Smolka, und deſſen Kollegen die Treppen hinaufzulootſen. Die Herren muſſten aber ſofort erkennen, daß gegenüber dieſem Wirrſal von Wuth und Wahnſinn ihre bloße Gegenwart und ihre beſchwichtigenden Reden keine Wirkung thäten. Smolka ſchlug daher vor, Latour ſollte ſofort ſeine Abdankung erklären und zwar ſchriftlich. Daraufhin wollten die Reichstagsdeputirten ihn unter ihren Schutz nehmen und etwa unter dem vorgeben, daß er ein Gefangener ſei und vor Gericht geſtellt werden würde, den ſeiner Würden und Aemter entkleideten alten Mann in das bürgerliche Zeughaus hinüberretten. Durch einen Offizier von dieſem Plan in Kenntniß geſetzt, verließ Latour ſeinen Schlupfwinkel und ſchrieb in einem Zimmer des vierten Stockwerks ſeine Abdankung nieder: — „Mit Genehmigung Sr. Majeſtät bin ich bereit, meine Stelle als Kriegsminiſter niederzulegen“. Mit dieſer Urkunde eilte Smolka ins dritte Stockwerk hinab, bis wohin die Volkswoge ihren Abſchaum bereits emporgeſpritzt hatte, und las den Tobenden dieſelbe mit lauter Stimme vor. Umſonſt. Die Rotte ſchritt über dieſe zwiſchen ſie und ihr Opfer geſtellte papierne Schutzwehr hinweg, ſchreiend: „Aha, der Halunke iſt alſo da? Er muß abgekragelt ſein, er muß gehenkt werden!“

Mit Noth erreichten Smolka und ſein Mitdeputirter Sierakowſki noch vor der Bande das vierte Stockwerk wieder; allein Latour durfte es nicht wagen, ſein früheres Verſteck wieder aufzuſuchen, weil der Gang, den er hätte durchſchreiten müſſen, ſchon von einzelnen Eindringlingen aufgeſpürt war. Er ſuchte daher in einem geheimen Gemach eine augenblickliche Bergung. Smolka, Fiſchhof und Sierakowſki geſellten ſich einen Bürgerwehroffizier, einen Offizier der akademiſchen Legion und einen Arbeiter und unternahmen mit eigener Lebensgefahr die Rettung des Generals. Wenn das Pack denſelben in ſeinem Verſtecke auffand, ſo war er unbedingt verloren. Die Reichstagsmitglieder verbürgten ſich daher dem tobenden Geſindel, welches ſie übrigens kaum reſpektirte, ſie wollten den Miniſter herbeiſchaffen und denſelben der Juſtiz überliefern, falls ſich eine gehörige Anzahl von Männern mit Schwur und Handſchlag verpflichtete, ſein Leben zu ſchützen. Sofort drängten ſich etwa 20 Bürgerwehrmänner und Arbeiter eifrig aus dem Pöbelknäuel, welcher den Korridor im vierten Stockwerk verſtopfte, hervor und ſchwuren, zweifelsohne aus aufrichtigem Herzen, den Abgeordneten zu, das in ſie geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Latour hatte in ſeinem Schlupfwinkel dieſe Verhandlung gehört und trat jetzt heraus mit den Worten: „Hier bin ich. Ich habe Kugeln und Bajonnette nicht geſcheut und fürchte auch Dolche nicht; denn ich bin ein ehrlicher Mann und habe ein gutes Gewiſſen“. Der alte Herr hatte auf ſeinem Standpunkt ganz recht. Er hatte als Monarchiſt von der ſtrikten Obſervanz gehandelt und nur Katechismusmoraliſten und ſonſtige „Ideologen“ konnten es „unmoraliſch“ finden, daß er ſeine „Geſchäftsverbindung“ mit dem Kroatenban öffentlich abzuleugnen „ſich veranlaßt geſehen“. Man iſt doch fürwahr nicht dazu Miniſter, immer und überall die Wahrheit zu ſagen!

Von den Reichstagsmitgliedern und ſeinen geſchworenen Beſchützern umringt, wurde der unglückliche General, an deſſen einer Seite ſein Adjutant Graf Gondrecourt, an deſſen anderer Fiſchhof ſich hielt, die kleine Treppe, welche bei dem Brunnen im Hof ausmündete, hinabgebracht; höchſt mühſälig, denn die Treppe war enge und bei jedem ihrer Abſätze geſellten ſich von den verſchiedenen Theilen des Gebäudes her neue Scharen zu dem Zuge. Schon während dieſes herabſteigens mußte das ſchlimmſte befürchtet werden, denn das drohende Geheul des hinten nachdrängenden Geſindels verrieth nur zu deutlich, daß hier jede Beſchwörung ein leerer Schall, jede Mahnung zur Gerechtigkeit oder zum Mitleid ein in dem wüſten Getobe ungehört verhallendes Wort ſei.

Kaum hatte ſein Geleite den Miniſter endlich auf den Hofraum gebracht, als das ſcheußliche geſchah. Das Hundepack warf ſich mit Tigergebrüll auf ſein Opfer. Vergeblich alle die Anſtrengungen Smolka's, Fiſchhofs, Sierakowſki's, Gondrecourts, der Bürgerwehrmänner und Arbeiter, ſich zwiſchen die lechzende Meute und den gehetzten Greis zu werfen, dieſen mit ihren Armen, mit ihren Leibern zu decken gegen die beim erſcheinen Latours losraſende Orgie der Barbarei.

In Wahrheit, eine ſolche, nicht ein vorherbedachtes, von langer Hand her angelegtes Verbrechen war der Mord des Generals. Iſt doch aktenmäßig feſtgeſtellt, daß die drei nachmals ausgemittelten und zum Galgen verurtheilten Hauptmörder (Bramboſch, Jurkovic und Wangler) keineswegs mit mörderiſchen Abſichten zum Kriegsgebäude gekommen, ſondern erſt von dem daſelbſt um ſie hertobenden Mordwuthrauſch angeſteckt worden ſind. Eine grauſame Schickſalsironie lag darin, daß unter den drei bezeichneten Hauptmördern des Kriegsminiſters, den man als einen Mitverſchworenen des Kroatenbanus tödtete, auch ein Kroat ſich befand (Jurkovic).

Wann auf dieſer unſerer bekanntlich muſterhaft eingerichteten Erde etwas vernünftiges, rechtes, großes geſchehen ſoll, dann drängen ſicherlich hundert Zufälle hemmend und hindernd ſich dazwiſchen; das dumme dagegen, das ſchlechte, das niederträchtige, abſcheuliche hat allzeit freie Bahn. Das gute kann geſchehen, das böſe muß geſchehen.

Latour hielt ſich, als er den Hofraum betreten hatte, nur noch mit Hilfe ſeiner Beſchützer aufrecht. Unter einem vergitterten Fenſter ſtellten ſie ſich noch einmal ſchirmend um ihn her. Es half nichts. Sie wurden weggedrängt, weggezerrt, weggeſtoſſen und von rechtsher und linksher zielten mörderiſche Hiebe und Stöße auf das Opfer. In demſelben Augenblick traf von hinten ein Hammerſchlag und von ſeitwärtsher ein Säbelhieb den Kopf des Generals, worauf Hieb- und Stoßwaffen aller Art ſeinen Leib zermarterten. Er ſank zu Boden. Aber die Kanibalen riſſen den noch Lebenden empor, ſchlangen ihm eine Schnur um den Hals und henkten ihn an einen der Eiſenſtäbe des Fenſtergitters. Die Schnur riß, doch die Wuth der Barbaren war noch nicht geſättigt. Sie ſchleiften die blutige, aber noch röchelnde Maſſe, welche Latour geweſen war, zum Hofe hinaus auf den freien Platz vor dem Kriegsgebäude und knüpften ſie dort zum zweitenmal an einen Gaslaternenpfahl auf, welcher vor der Hauptwache ſtand.

Und die Grenadiere, welche die Hauptwache beſetzt hielten, ließen das geſchehen, Gewehr bei Fuß! Und der Hauptmann, welcher ſie befehligte, rührte keinen Finger, ſondern ſagte achſelzuckend: „Der letzte mir zugekommene Befehl lautet, nicht einzuſchreiten“. Ganz fabelhaft, aber doch buchſtäblich wahr!

Auch dem alſo hängenden Leichnam fuhren die Kanibalen kanibaliſches anzuthun fort. Die Kleider waren dem Todten abgeriſſen, bis in den dunkelnden Abend hinein trieb das Hundepack Schimpf und Spott mit ihm und zerſetzte ihn mit Schüſſen, Hieben und Stichen*). Gaſſenbuben umtanzten, Schandlieder johlend, den

---

*) Depeſche Kerns vom 7. Oktober: . . . „Ich ſah es ſelbſt, wie der hängende Leichnam geſtern Abend um 6 Uhr noch mit Bajonnetten durchſtochen wurde“ **S. B. M.**

Marterpfahl, Gaſſendirnen ſchauten lachend und händeklatſchend zu. In die Schwärze dieſes Gräuels herein fiel nur ein Stral menſchlichen Gefühls: — ein Legionär von der Aula kaufte in der Nachbarſchaft ein Leintuch und bedeckte mit demſelben die verſtümmelten Ueberreſte des Opfers ....

Derweil war der Reichstagsſal der Schauplatz tumultariſcher Scenen. Der Präſident Strobach hatte ſich anfänglich geweigert, die von der Linken geforderte Sitzung zu eröffnen, weil die Zahl der anweſenden Mitglieder keine beſchlußfähige ſei. Endlich hatte er ſich gefügt, als aber um 5 Uhr Smolka, Fiſchhof und Sierakowſki hereinkamen und der letztgenannte die lakoniſche Meldung machte: „Latour iſt todt; er hängt an einem Laternenpfahl am Hof“ — als zugleich mit dieſer Schreckensbotſchaft bewaffnete Arbeiter nicht nur auf den Galerien, ſondern auch im Sale erſchienen, da fühlte der Czeche Strobach den Präſidentenſtuhl unter ſich glühen, daß es nicht zum aushalten war. Er ſtand daher auf, wand ſich während des anarchiſchen hin- und herredens, welches ſich an Sierakowſki's Meldung und das erſcheinen der bewaffneten Arbeiter knüpfte, noch eine Weile zwiſchen dem Bureau und der Thüre herum und verfloß dann auf — Nimmerwiederkehr. Es wehte an dieſem Tage überhaupt ein ſchneidend widerczechiſcher Luftzug in Wien. Begreiflich daher, daß die Häuptlinge der Czechen, die Rieger, Hawliczek und andere, bereits den Staub Wiens von ihren Stiefeln geſchüttelt und gen Prag ſich aufgemacht hatten, allwo ſie dann mit den fahrenden Miniſtern Weſſenberg und Bach konferenzelten. Das alſo von den Häuptlingen ſchon am 6. Oktober gegebene Beiſpiel muthigen zurückweichens wurde in den zunächſtfolgenden Tagen von der czechiſchen Mannſchaft im Reichstage befolgt. Die Bänke der Rechten leerten ſich demnach. An der Stelle des, öſtreichiſch zu ſprechen, „in Verſtoß gekommenen“ Strobachs übernahm Smolka den Vorſitz und der Reichstag, welcher ſich permanent erklärte, faſſte in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober eine Menge von Beſchlüſſen. Er beſtellte einen „Sicherheitsausſchuß“, der in Gemeinſchaft mit den Regierungsbehörden für die

Wiederherſtellung und Aufrechterhaltung der Ordnung ſorgen ſollte; er erließ einen Aufruf „An das Volk“, worin daſſelbe zur Geſetzlichkeit ermahnt und „die Sicherheit der Stadt Wien, die Unverletzlichkeit des Reichstages und des Throns und dadurch die Wohlfahrt der Monarchie unter den Schutz der wiener Nationalgarde geſtellt wurde“; er beauftragte den Herrn von Pillersdorff, eine Adreſſe an den Kaiſer zu entwerfen, worin dieſer um Gewährung einer allgemeinen Amneſtie, um Zurücknahme des Manifeſtes vom 3. Oktober und um Einſetzung eines volksthümlichen Miniſteriums, in welchem die beiden „ehrlichen Männer“ Doblhoff und Hornboſtl ſitzen ſollten, angegangen wurde; er entſandte den Verfaſſer dieſer Adreſſe als Träger derſelben unter Beigabe der Deputirten Skoda, Lubomirſki, Hornboſtl und Borroſch ſofort nach Schönbrunn; er ſchickte auch eine Abordnung an den Grafen Karl von Auerſperg, kommandirenden General von Niederöſtreich, mit der Bitte, nichts gegen die Stadt zu unternehmen und von jedem Angriff auf das Volk abzuſtehen.

Der Herr General war dieſem Wunſche ſchon abends zuvorgekommen. Er gehörte nicht zu den Menſchen, welche für kritiſche Situationen gemacht ſind, d. h. zur Beherrſchung derſelben Fähigkeiten und Thatkraft genug beſitzen. Er hielt ſich an den nachmittags ihm zugekommenen, von Weſſenberg und Latour unterzeichneten Befehl: „Das Feuer iſt allenthalben einzuſtellen“ — und unternahm auch dann nichts, als der im Kriegsgebäude verübte Gräuel ruchbar geworden. Entgegen der Anſicht des Fürſten Felix von Schwarzenberg, welcher vorſchlug, am Abend vom joſephſtädter Glacis aus mit den Truppen durch das Franzthor in die Stadt einzuſtürmen, ließ Auerſperg ſeine Streitkräfte vom Glacis aufbrechen und dieſelben im Schwarzenberggarten und beim Belvedere Stellung nehmen, rathlos, was weiter zu thun.

4.

Spät in der Nacht gelangte die reichstägliche Abordnung nach Schönbrunn und ſie wurde ſo huldvoll empfangen, daß man meinen könnte, das, was in Wien geſchehen war, ſei in dem kaiſerlichen Sommerſchloſſe noch nicht vollſtändig bekannt geweſen. Da jedoch dieſe Annahme als unmöglich zu verwerfen iſt, ſo muß man glauben, nur der gute Ferdinand ſelber ſei zur Stunde, als die Deputation ihm aufwartete, noch nicht von der Ermordung Latours unterrichtet geweſen. Wäre er es bereits geweſen, er hätte ſicherlich nicht mit ſolcher Ruhe und Faſſung ſich zu geben vermocht, wie er that. Was die Hofleute angeht, ſo hätten ſie keine ſein müſſen, falls ſie ihre Mienen und Zungen nicht ſoweit in ihrer Gewalt gehabt, um die Deputirten nicht merken zu laſſen, wie man im Schloſſe geſtimmt war und was man vorbereitete, gerade während die kaiſerliche Majeſtät der Abordnung des Reichstags Verſicherungen gab, welche nicht beruhigender hätten lauten können. Die Abgeordneten waren ſo glücklich, das nicht nur mündlich, ſondern auch ſchwarz auf weiß gegebene Verſprechen des gutmüthigen Monarchen, daß er ein neues „volksthümliches“ Miniſterium berufen werde, mit nach Wien zurücknehmen zu können. Se. Majeſtät hatte die Liebenswürdigkeit ſo weit getrieben, dem wiener Volke noch ein ausdrückliches Kompliment zu machen, ſagend, er „hoffe, daß daſſelbe zur Wiederherſtellung eines geordneten und geſetzlichen Zuſtandes kräftig mitwirken werde“.

Die Rückkehr der Deputation mit ſo tröſtlichem Beſcheid erregte große Freude im Reichstagsſaal, und als die Sitzung frühmorgens am 7. Oktober geſchloſſen wurde, behaupteten nicht wenige der Mitglieder, das Morgenroth einer beſſeren Zukunft aufgehen zu ſehen. Aber, ach, „Morgenroth, Abendroth“.

Maßen die „ehrlichſte Politik allzeit die beſte“, waren in Schönbrunn, während droben im Audienzzimmer der gute Ferdinand ſo verſöhnlich und tröſtlich zu den Reichstäglern geredet hatte oder reden gemacht worden, drunten in den Ställen die Pferde zur Flucht angeſchirrt und war zugleich im kaiſerlichen Kabinett ein Manifeſt in der Mache, welches, zuſammengehalten mit den der reichstäglichen Abordnung gleichzeitig gegebenen Verſicherungen das berühmte Axiom von der ehrlichſten Politik als der beſten ſo zu ſagen in Farbendruck illuſtrirte. Dieſes Manifeſt ließ ſich ſehr ſcharf aus gegen die Ermordung Latours und zwar ſelbſtverſtändlich mit vollem Rechte, wenn auch die Phraſe: „Wien iſt mit Brand und Mord erfüllt“ — mehr Dichtung als Wahrheit enthielt. Wirklich großartig, geradezu koloſſal wurde aber die Manifeſtdichtung, wenn ſie den Kaiſer ſchließlich ausrufen ließ, er „verlaſſe die Nähe der Hauptſtadt, um Mittel zu finden, der unterjochten Bevölkerung von Wien Hilfe zu bringen und die bedrohte Freiheit zu retten“. Darum, „wer Oeſtreich, wer die Freiheit liebt, ſchare ſich um ſeinen Kaiſer!“

Nachdem dieſes Aktenſtück verfertigt und von dem immer dienſtwilligen Unterſchreiber unterfertigt war, machte ſich der Hof vollends reiſefertig und verließ zur ſiebenten Morgenſtunde unter dem Geleite einer Brigade von Kerntruppen Schönbrunn. Auch dieſe zweite Flucht ſchien wiederum ins glaubenseinige Tirol gehen zu wollen; allein in Wahrheit ging ſie die Donau aufwärts bis Krems, überſchritt am 9. Oktober daſelbſt den Strom, machte eine ſcharfe Wendung nach rechtshin und fand am 14. ihr Ziel in der mähriſchen Stadt und Feſtung Olmütz. Man muſſte den Slaven ein Pfand allerhöchſten Vertrauens geben; ſie hatten ſich ſchon ſo ſehr um das Haus Lothringen-Habsburg verdient gemacht! Inmitten einer ſlaviſchen Bevölkerung das kaiſerliche Hoflager aufſchlagen, hieß den Häuptlingen der Slaven ſagen: Ihr ſollt künftig in Oeſtreich die erſte Geige, will ſagen „Guſſle“ ſpielen.

Derweil der kaiſerliche Fluchtzug zunächſt gen Sieghardskirchen unterwegs war, erſchien der Miniſter für alles, Herr Krauß, in der Vormittagsſitzung des Reichstags und eröffnete, daß ein „Mann von der Hofburgwache“ ein kaiſerliches Manifeſt überbracht hätte mit der Aufforderung, daſſelbe gegenzuzeichnen, was ihm aber ſeine konſtitutionelle Geſinnung und beziehungsweiſe Entrüſtung zu thun nicht erlaubte. Er lege darum das Aktenſtück auf den Tiſch des Hauſes nieder „zu beliebigem Gebrauche“.

Aber leſen muſſte man doch das Ding. Allgemeine Verblüffung darnach. Die „gemäßigt liberale“ Mehrheit der Verſammlung hatte ſich ſo eben noch ſo wohlig gefühlt in der Gewiſſheit, mit Ihrer kaiſerlich königlichen Majeſtät eigentlich doch ein Herz und eine Seele zu ſein. Und jetzt? Ja, wie ſtand denn nun eigentlich der Reichstag zum Kaiſer? Wer auf dieſe Frage eine runde und nette Antwort hätte geben können! Aber, was da? Nur nicht verzagt! Der Parlamentarismus weiß für alles Rath. Iſt der Kaiſer fort, ſo haben wir doch noch einen kaiſerlichen Miniſter und zwar einen Miniſter für alles und noch dazu einen Miniſter, welcher ſo eben korrekt und korrekteſt konſtitutionell geredet hat, der allerliebſte Gummi-Krauß! An den alſo wollen wir uns halten und ihm auch, aus ſchuldiger Dankbarkeit, ſofort die Forterhebung der Steuern für ein volles Jahr, ſowie die beliebige Benützung des Bankkredits bewilligen. Dadurch geben wir uns erſtens den Anſchein, als hätten wir noch etwas zu bedeuten, und beurkunden zweitens, daß wir unſträflich loyal. Ueberhaupt iſt es das geſcheideſte, wenn wir ſo thun, als wäre gar nichts vorgefallen, als gäbe es keinen 6. Oktober. Wir ſind und bleiben Sr. kaiſerlich königlichen Majeſtät allergetreueſter Reichstag, debattiren weiter, parlamentiren vormittags mit der Revolution und nachmittags mit dem Hofe, richten heute eine Proklamation an das Volk und morgen eine Supplik an den Kaiſer, kurzum, wie unſer lieber Krauß ein Miniſter für alles iſt, ſo ſind wir unſererſeits ein Reichstag für alles und für alle. „Medio tutissimi ibimus“.

5.

Der General, welcher nach der Meinung des Hofes die wiener Revolution zu bändigen beſtimmt war, der Fürſt von Windiſchgrätz, hatte ſich dieſe Rolle ſchon zum voraus ſelber zugetheilt. Seitdem er das freilich ſehr leichte Probeſtück, das prager Pfingſtſtrohfeuerlein auszublaſen, abgelegt, war er ein Hauptvertrauter der herrſchenden Hofklike geweſen und hatte die Kaiſerin, Ferdinands Frau, fortwährend mit ihm gebriefwechſelt, — ſelbſtverſtändlich hinter dem Rücken des „konſtitutionellen" Miniſteriums, ja ſogar hinter dem Rücken Latours. Dieſer Briefwechſel, welcher unter anderen Fragen auch ſchon im Sommer die erörterte, ob man den guten Ferdinand abdanken machen ſollte, hatte den Fürſten in ſeiner Ueberzeugung, zum Retter der Dynaſtie, des Throns und des Altars, der guten alten frommen Zeit im allgemeinen und der Junkerherrlichkeit im beſonderen förmlich prädeſtinirt zu ſein, ſehr beſtärkt. Er hatte auch auf den Antritt ſeiner Retterrolle hin vorläufige Zurüſtungen gemacht und insbeſondere mit verſchiedenen Generalen für gewiſſe Fälle Verabredung getroffen: alles hinter dem Rücken des „konſtitutionellen" Miniſteriums; denn „die ehrlichſte Politik iſt immer die beſte".

Am 8. Oktober erſchienen die beiden Czechenhäuptlinge Rieger und Hawliczek, flüchtig aus Wien angelangt, auf dem Hradſchin bei Windiſchgrätz und brachten demſelben die erſte beſtimmtere Kunde von dem zwei Tage zuvor in der Donauſtadt geſchehenen. Am folgenden Morgen wurde er durch den Grafen Moritz Palffy verſtändigt, daß der Hof auf der Fahrt gen Olmütz begriffen ſei, worauf der Fürſt dem fahrenden Hofe ſofort den Rath zugehen ließ, mit dem Reichstag in keinerlei Unterhandlung ſich einzulaſſen und den Fürſten Felix von Schwarzenberg zum Miniſter zu ernennen. Dann machte er die meiſten in Böhmen ſtehenden Truppen (10 Bataillone Infanterie, 3 Bataillone Jäger, 24 Schwadronen Reiterei, 54 Geſchütze mit der nöthigen Bedienungsmannſchaft) marſchfertig gen Wien und ſandte Eilboten nach Brünn und Krakau, um von den dort kommandirenden Generalen die ſchleunige Entſendung aller verfügbaren Truppen in derſelben Richtung zu verlangen, welchem Verlangen mit möglichſter Eile entſprochen wurde. Auch mit dem General Auerſperg und mit dem Kroatenban ſetzte ſich der Fürſt in Verbindung und zwar als

Oberbefehlshaber, da er ſchon ſeit Ende Juni's im Beſitz eines kaiſerlichen Handſchreibens war, kraft deſſen ihm „für den eintretenden Fall“ der „unbeſchränkte Befehl“ über alle Truppen der Monarchie, mit Ausnahme der Armee Radetzky's, übertragen wurde. Am 16. Oktober iſt dann der Inhalt dieſes geheimen Handſchreibens in einem öffentlichen Manifeſt ausgeſprochen worden.

Derweil ſammelte ſich die Maſſe der aus Wien entwichenen czechiſchen Reichstagsabgeordneten, durchſprenkelt mit ſonſtigen ſlaviſchen und ſchwarzgelben Deputirten, in Prag, that ſich als Sonderreichstag auf und czechte gehörig, zum ſchmunzelnden Vergnügen der Herren Bach, Weſſenberg und Stadion, welche ebenfalls in Prag eingekehrt waren und die Czecherei nach Kräften ſtachelten und ſteiften. Als der wiener Reichstag alle abweſenden Mitglieder aufforderte, binnen 14 Tagen wieder in ſeinem Schoße zu erſcheinen, leiſtete die czechiſche Kollegialität in der Infamie das äußerſte, indem der prager Sonderreichstag eine Erklärung ausgehen ließ, in welcher die wiener Linke deutlich genug als Verurſächerin der Ermordung Latours bezeichnet war, ja ſogar einzelne Mitglieder mit Namennennung der reaktionären Rache ſignaliſirt wurden. Man ſieht, die Herren Czechen machten ſich immer würdiger, ihr Ideal, ruſſiſche Leibeigene zu werden, verwirklicht zu ſehen.

Das Ideal militäriſcher Unfähigkeit konnte man zur gleichen Zeit in der Umgebung von Wien verwirklicht ſehen und zwar in dem Lager des Herrn General von Auerſperg und in dem Lager des Herrn Banus von Jellacic gleichermaßen. Der Stern des letzteren, welcher Stern nie etwas anderes geweſen als ein kümmerliches Talglicht, von dem Winde der Hofgunſt momentan zu einer qualmenden Fackel an- und aufgeblaſen, war in raſcheſtem ſinken begriffen. Aus dem Mythus vom kroatiſchen Helden, Helfer und Heiland wurde die klägliche Wirklichkeit eines ordinären Subalternoffiziers. Vom ungariſchen Boden flankenmärſchlich auf deutſchen geflohen, wußte ſich der Banus weder zu rathen noch zu helfen und verbarg ſeine Rath- und Thatloſigkeit nur kläglich hinter Rauſchbauſchphraſen, welche er von ſeinem

Hauptquartier Rothneuſiedl ausgehen ließ („Als Staatsdiener bin ich verpflichtet, der Anarchie zu ſteuern; als Soldat zeigt mir der Donner der Geſchütze meine Marſchdirektion", und dergleichen Horribilikribrifaxereien mehr). Wäre es mit der oberſten Leitung der revolutionären Kräfte in Wien nicht ſo elendiglich beſtellt geweſen, wie es war, ein umſichtig geordneter und energiſch geführter Angriffsſtoß von dorther würde den Kroatenſachem ſammt ſeinen krebsrothmänteligen Szereſſanern und ſonſtigen naturkindlichen Barbaren aus dem Felde geblaſen haben. Nur dem Unverſtand und der Schlaffheit, welche, wie in Wien, ſo auch im ungariſchen Lager obenauf waren, hatte es Jellacic zu verdanken, daß er nicht zwiſchen zwei Feuer genommen und zwiſchen denſelben zerrieben wurde. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er wenigſtens nicht ſo dumm war wie ſeine Gegner; denn er kannte die Gefährlichkeit ſeiner Lage beſſer als dieſe. Am 10. Oktober hatte er eine Zuſammenkunft mit Auerſperg und wurde dabei verabredet, daß der letztere ſeine Aufſtellung im Schwarzenberggarten und Belvedere verlaſſen und ſeine Truppen mit denen des Banus vereinigen ſollte. Dieſer, welcher, wie wir wiſſen, ſtark in „Flankenmärſchen", ſchlug dann vor, die beiden vereinigten Heerhaufen ſollten mitſammen einen Flankenmarſch um Wien herum ausführen und ſich donauaufwärts bis Krems „rückwärts koncentriren", um dort den Anmarſch der Windiſchgrätzer aus Böhmen abzuwarten. In Folge deſſen räumte Auerſperg am 12. Oktober ſeine angegebene Stellung in ſo kopfloſer Haſt, daß Offiziere und Soldaten ihr Gepäck dahintenlaſſen mußten. Doch kam es nicht zu der flankenmärſchlichen Flucht nach Krems, weil ja weder die Wiener noch die Ungarn etwas gegen die beiden kaiſerlichen Generale unternahmen*). Man ließ denſelben Zeit und Raum, in aller Gemüthlichkeit ihre Stellungen ſo zu wählen, zu nehmen und zu ſichern, daß ſie mit ihren Truppen Wien vom Süden und Weſten her halbzirkelig umſpannten. Am 14. Oktober hatte Auerſperg ſein Hauptquartier in Inzersdorf, Jellacic in Zwölfaxing. Vom 11. Oktober an ſchoſſen ſich wiener Streifſcharen mit den Kroaten herum, welche, wie verſichert wird, täglich ihre Offiziere fragten: „Goſpodine, wann marſchiren wir gegen Ola?“ unter welcher Aula ſie ſich irgendein fabelhaftes Monſtrum vorſtellten, wie ſie denn auch des feſten Glaubens gelebt haben ſollen, ſie ſtänden ſtatt vor Wien vor Budapeſth, um ſolches zu ſtürmen und zu plündern, wobei ſie ſich nur verwunderten, wo denn die geſtickten ungariſchen Hoſen hingekommen wären. Inzwiſchen hauſ'ten die „Naturſöhne“ in der Umgegend, wie es ja von ihnen erwartet werden muſſte. Die Rückwärtſerei hat ſpäter, nach Sättigung ihrer Wuth, in einer wunderähnlichen Anwandelung von Scham für gut gefunden, alle Ausſchreitungen und Ausſchweifungen der Soldaten während der Belagerung und der Einnahme Wiens zu leugnen. Es iſt aber ebenſo notoriſch als begreiflich, daß die mittels der Loſung „Rache für Latour!“ fanatiſirte Soldateſka — keineswegs die Kroaten allein — das Rächeramt übte, wie ſie es verſtand. Dieſes Verſtändniß wurde, der Meinung der Wiener zufolge, ſchon am 12. Oktober klargelegt durch die Auffindung eines gräßlich verſtümmelten Leichnams, welchen die abgezogenen Truppen Auerſpergs im Schwarzenberggarten zurückgelaſſen hatten*).

---

*) Daß man von Wien aus gerade dazumal etwas rechtes unternehmen konnte, iſt Thatſache. Die Stimmung konnte nicht beſſer ſein. Depeſche Kerns vom 13. Oktober: „Die Bewaffnung in der Stadt geht ununterbrochen fort und wird durch den allgemein kriegeriſchen Geiſt, der darin herrſcht, kräftig unterſtützt". S. V. A.

6.

Bevor Windiſchgrätz ſeinen in Marſch geſetzten Truppen zur Donau folgte, begab er ſich nach Olmütz, wo er am 15. Oktober eintraf. Er war jetzo der Hort, Helfer und Heiland des Hofes und für einen ſolchen konnte man doch nicht weniger thun, als ihn zum Feldmarſchall ernennen. Der windiſchgrätziſche Feldmarſchallsnimbus iſt freilich etliche Monate ſpäter, wie jedermann weiß, auf den ungariſchen Pußten kläglich verblichen. Vorderhand jedoch ſtralte er hell, weil die Moga und Meſſenhauſer nicht die Leute waren, ſeinen Glanz zu trüben.

---

*) Herr Berthold Auerbach hat in ſeinem „Tagebuch aus Wien“ (1849) unterm 12. Oktober (S. 91) als Augenzeuge darüber alſo ausgeſagt: . . .

Zweifelsohne hat während der Anweſenheit des neugebackenen Feldmarſchalls am kaiſerlichen Hoflager der Gedanke, den guten Fer-

---

„Im Hofe der Aula brauſ'te und toſ'te es wie ein Sturm. Man hatte die Leiche eines Studenten gebracht, die man nach dem Abzuge des Militärs vom Belvedere dort gefunden. Die Leiche war ſchauderhaft verſtümmelt, die Zunge ausgeſchnitten, die Augen ausgeſtochen, der Mund aufgeſchlitzt bis zu den Ohren, die Naſe abgehackt, der Bauch aufgeſchlitzt, alle Raſerei des zum Ungeheuer gewordenen Menſchen war verübt. Ein heulen und racherufen, herzerſchütternd wie noch nie, hörte ich hier. Die Frauen zerfloſſen in Thränen und Wehklagen und die Männer hoben ihre Waffen zum Himmel und ſchwuren Rache an dem Hauſe Habsburg. Ich ſah einen alten wohlbeleibten Mann, die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen und er konnte nur noch heiſer die Worte rufen: „Rache an Habsburg! So läßt uns der gute Kaiſer ermorden, weil ein Einziger ermordet worden". Ich ſah hier das empörte Herz des gutmüthigſten Volkes und erkannte, wohin man es treiben kann durch ſchmählichen Verrath. „Zum Reichstag! Zum Reichstag!" erſchellen plötzlich Stimmen und „Zum Reichstag!" ſchrie alles. Mit einer ſchwarzen Fahne voran trug man die Leiche hin, die Reichstagsmitglieder mußten ſehen, wie die Truppen des Kaiſers mit ſeinem Volke umgingen. Schuſelka kam herab und beruhigte mit wenigen Worten das zum äußerſten gereizte Volk, und als der Abgeordnete Fürſt Lubomirſki die Leiche ſah, verfiel er plötzlich in Wahnſinn". Mit dieſer Ausſage halte man die Darſtellung zuſammen, welche der ſchwarzgelbe Dunder in ſeiner „Denkſchrift über die wiener Oktoberrevolution" (S. 320 fg.) von dieſem Abenteuer gibt und welche in die Spitze ausläuft, „die Leiche ſei ohne Zweifel ſo zugerichtet worden, um das Volk zu erbittern". Selbſtverſtändlich wird für dieſe aus der Luft gegriffene Behauptung nicht der Schatten eines Beweiſes beigebracht, während die Auffindung des geſchändeten Todten im ſchwarzenbergiſchen Garten aktenbeweiskräftig feſtgeſtellt iſt.

dinand in den Stand zu ſetzen, ungeſtört von Unterſchreibungs- und anderen Regierungsmühen der Blumenzucht ſich widmen zu können, beſtimmtere Geſtalt gewonnen. Es gab Leute am Hofe, welche dem Kaiſer ſein märzliches „Ich laſſ' nit ſchießen!" nie verziehen hatten. Bei dem, was den Anſichten und Wünſchen der Kamarilla zufolge nothwendig gethan werden muſſte, um den alten Glanz von Thron und Altar wiederherzuſtellen, brauchte man einen Unterſchreiber, welcher nicht ſo blutſcheu war wie der Ich-Laſſ'-Nit-Schießen-Botamiler.

Sodann muſſte in Olmütz zur Sprache kommen, welches Syſtem gegenüber der ganzen Sachlage in Anwendung gebracht und eingehalten werden ſollte, das der unmittelbaren oder das der mittelbaren, das der nackten Gewalt oder das der vorläufig noch konſtitutionell verſchämt verhüllten. Der Hof zerfiel über dieſe Frage in zwei Parteien. Die eine wollte, daß der Reichstag ſofort aufgelöſ't, über ganz Oeſtreich der Belagerungszuſtand verhängt und Windiſchgrätz mit unbeſchränkter Vollmacht, geradezu mit der Diktatur bekleidet würde. Die andere meinte, es ſei doch klüger, vorderhand den konſtitutionellen Schein zu wahren, den Reichstag, welcher ja ohnehin gerade dermalen ſo vortreffliche Dienſte leiſtete, indem er mittels ſeiner Schwatzopiate die Kraft der Oktoberrevolution einſchläferte, fortbeſtehen zu laſſen, aber denſelben, ſobald es thunlich, aus der Hauptſtadt hinweg und in irgendein obſkures böhmakiſches oder ſlovakiſches oder hannakiſches Neſt zu verlegen, damit er ſich daſelbſt mit Verfertigung von Verfaſſungsparagraphen harmlos die Zeit vertriebe. Die zweite Anſicht trug es über die erſte davon, was ſich wohl unſchwer hauptſächlich aus der Rückſicht erklärt, daß dazumal das „rebelliſche" Ungarn noch nicht niedergeworfen war. Der zum Premierminiſter beſtimmte Fürſt Felix von Schwarzenberg, ein ausgebrannter Wüſtling mit glaſigen Fiſchaugen, aber ſchlau, gefühl- und ſkrupellos, hatte dringend zu dieſer zeitweiligen Beibehaltung des konſtitutionellen Formſchwindels gerathen und war hierin unterſtützt worden durch die Czechenhäuptlinge von Prag her, welche vor rückwärtſigen Ueberſtürzungen warnten, weil ſie es ſchon im Hinblick auf ihre eigene landsmänniſche Bauerſame ungerathen finden muſſten, daß der Hof ſeinen vormärzlichen Gelüſten allzu freien Lauf ließe. Selbſt Windiſchgrätz fügte ſich, unter der Bedingung jedoch, daß man ihn — die Eroberung von Wien vorausgeſetzt — dort in *ſeiner* Weiſe für Ruhe und Ordnung, Thron und Altar arbeiten ließe und daß das in der Mache begriffene neue Miniſterium keinen wichtigen Schritt thäte ohne ſein Mitwiſſen und ſeine Zuſtimmung.

Ja, man war denn doch in Olmütz des Sieges über die „fluchwürdige Revolution“ noch keineswegs ſo ſicher, daß man ohne weiteres die Brummbaßſprache der Gewalt zu reden ſchon ſich getraut hätte. Im Gegentheil, man flötete ſanft und ſüß nach Noten, nach Märznoten. Denn „die ehrlichſte Politik iſt die beſte“. Der arme Kaiſer Ferdinand hatte wiederum viel zu thun in jenen Tagen. Am 15. Oktober muſſte er ein Manifeſt an die Bauern der Monarchie unterſchreiben, worin denſelben die Erhaltung *ihrer* Märzerrungenſchaften auf's neue feierlich zugeſichert wurde. Am 19. Oktober ſodann erſchien eine Tags zuvor von Sr. Majeſtät unterſchriebene Proklamation, worin der Kaiſer „mit ſeinem fürſtlichen Worte den Völkern Oeſtreichs alle denſelben gewährten Rechte und Freiheiten“ verbürgte, ſowie die vor der Oktoberrevolution vom Reichstage gefaſſten Beſchlüſſe beſtätigte und ſchließlich ſeinen „feſten Willen“ erklärte, daß das angefangene Verfaſſungswerk vom konſtituirenden Reichstage fortgeſetzt und vollendet werde.

Derweil man aber den guten Ferdinand dermaßen in der konſtitutionellen Fiſtel zu den Völkern Oeſtreichs ſprechen ließ, ſchickte ſich der neue Feldmarſchall an, mit Kanonenmäulern zu den Wienern zu reden. Während der Anſchickung hierzu, ja ſogar nachdem beſagte Mäuler bereits ſich aufgethan hatten, handirte der Reichstag noch immer mit der dummen konſtitutionellen Fiktion, reſolvirte, dekretirte, referirte, deputirte, proteſtirte, ſchickte Boten nach Olmütz, nach Frankfurt, an Auerſperg, an Jellacic, horchte dahin, wiſperte dorthin, unterhandelte hier, beſchwor dort, wiegelte auf, wiegelte ab, wollte alles vermitteln und vermantſchte alles. Wäre dieſes parlamentariſche Gezappel nicht ſo ſchädlich geweſen, wie es in Wahrheit war, man hätte vor lachen darüber Thränen vergießen mögen. Es war aber entſchieden ſchädlich, weil es die Thatkraft der wiener Bevölkerung, welche unglücklicher Weiſe in dieſer Verſammlung die höchſte Autorität erblickte, mittels Einflößung der kretiniſchen Mixtur „Revolution auf geſetzlichem Boden“, die auch anderwärts ſo unheilvoll gewirkt hatte, einſchläferte und vergiftete. Es war eine ganz verrückte Situation, daß eine Verſammlung, welche innerhalb der Stadt die oberſte Entſcheidung anſprach und übte, außerhalb der Stadt ſo ohnmächtig und einflußlos war wie eine Sammlung von Gipsfiguren. Herr Krauß, welcher mit Vorwiſſen und Bewilligung des Hofes ſeine Allerweltminiſterrolle ſpielte, lenkte den Reichstag an dem Gängel- und Gaukelbande der Legalität.

Freilich waren noch zwei andere Behörden da, welche mit und neben dem Miniſter Krauß und neben dem Reichstage regierten, was das Zeug hielt: der am 7. Oktober eingeſetzte Gemeinderath und der Studentenausſchuß. Allein beide hinderten einander mehr, als ſie ſich in die Hände arbeiteten, und appellirten und rekurrirten dann doch wieder in allem und jedem an den Reichstag, der ſeinerſeits an den Allerweltminiſter appellirte und rekurrirte. Noch einmal: eine gegen ihren Kaiſer empörte, gegen die ſie belagernden Truppen desſelben fechtende Stadt in letzter Inſtanz von einem kaiſerlichen Miniſter regiert — die purſte Verrücktheit! Rabelais und Swift hätten tolleres nicht zu erſinnen vermocht und jedenfalls war dieſe ungemüthliche Anarchie die Gipfelung des „tollen“ Jahres.

Aber aus dieſer tragiſchen Narrethei glänzt eine Thatſache hervor wie ein Stern aus Wolken: die Uneigennützigkeit, Gutmüthigkeit und Opferwilligkeit der kleinbürgerlichen und proletariſchen Bevölkerung von Wien. Nachdem ſich die langangeſammelte und künſtlich vermehrte Elektricität des Volkszorns am 6. Oktober in einem Mordblitz entladen hatte, trat die angeborene wieneriſche Gutherzigkeit und Leichtlebigkeit wieder ganz und voll in ihr Recht. Ebenſo der wieneriſche Humor, welcher insbeſondere in der „Mobilgarde“ ſeine Vertreter hatte. Dieſes Korps vereinigte die jüngeren und beweglicheren Kräfte der Bürgerwehr, ſowie auch die habenichtſigeren, was weder der Munterkeit noch der Tapferkeit deſſelben Abbruch that. Es war ein luſtiges Volk, dieſe Mobilen, und Robert Blum hat wohl zum letztenmal in ſeinem Leben gelacht, als ſo ein Mobiler am 26. Oktober mitten im Kampfgetöſe mit vollendeter Virtuoſität das pfeifen, ſurren und brummen der verſchiedenen Geſchoſſe auf ihrer Flugbahn und bei ihrem einſchlagen nachmachte. Daß es in einer belagerten und bombardirten Stadt an einzelnen Exceſſen unmöglich fehlen konnte, iſt leicht einzuſehen; allein ſolche Vergehungen wurden raſch und ſtrengſtens geahndet, wie denn ein Mobiler, der einem Weibe Gewalt angethan, auf der Stelle erſchoſſen worden iſt. Daß es aber in einer belagerten und bombardirten Stadt noch niemals ſo ordentlich und ehrlich zu- und hergegangen, wie es im Oktober von 1848 in Wien zu- und herging, vermag nur die Parteiverbohrtheit zu leugnen. Was vermögen aber die Lügen der Parteiverbohrtheit und der Angſtphiliſterei gegen Thatſachen wie die, daß, obzwar das Volk Herr der ganzen Stadt war, die Schätze der Bank, welche ein einziger Mann bewachte, vollkommen ſicher blieben und daß an dem gar nicht bewachten Palaſte des Windiſchgrätz, während dieſer Wien bombardirte, nicht eine Fenſterſcheibe zerbrochen, nicht ein Klingelgriff abgeriſſen wurde? Fürwahr, ein großer Führer hätte mit dieſer Bevölkerung großes vollführen können. Jammerſchade um die vielen herrlichen Kräfte, die hier nutzlos zu Grunde gingen.

Gar nichts löbliches iſt dagegen von der ländlichen Bevölkerung in der Umgegend von Wien zu ſagen. Die Bauern ließen ihren rohen Egoismus in ſeiner ganzen Ruppigkeit ſehen. Alle Bemühungen Kudlichs und anderer, die Bauerſchaft zu bewegen, ſich zu einem „Landſturm“ zuſammenzuthun und dem bedrängten Wien Hilfe zu leiſten, ſcheiterten kläglich. Es war ganz eitel, den Bauern auseinanderzuſetzen, wie unberechenbar wichtig es ſei, die Hauptſtadt nicht der Säbelbrutalität verfallen zu laſſen. „Was geht das uns an?“

ſagten ſie; „wir haben keine Robot mehr und das andere iſt uns gleich“. Damit noch nicht genug: die bäueriſch-pfiffige Herzloſigkeit ſtand auch nicht an, aus der Bedrängniß Wiens möglichſt großen Vortheil zu ziehen. Je mehr die Einſchließung der Stadt und damit auch die Noth in derſelben zunahm, um ſo unverſchämtere Wucherpreiſe forderten die Bauern für ihre Marktprodukte. Von weither kamen den Wienern allerdings viele Sympathiebezeugungen zu. Die Städtebevölkerungen von Deutſchöſtreich muſſten ja fühlen, daß Wien trotz all der dort waltenden Unklarheit den Kampf gegen ſlaviſchen Deſpotismus führte. Allein zumeiſt ließen ſie es eben auch bei leeren Sympathiebezeugungen bewenden. Thatſächliche Hilfe, d. h. Zuzüge bewaffneter Mannſchaft ſchickten in nennenswerther Weiſe nur Brünn, Graz und etwa noch Salzburg.

Daß die Wiener auch von dem Schwatzklubb in Sankt Paul zu Frankfurt, ſowie vom deutſchen Reichsverweſer und Reichsminiſterium etwas hofften, erweiſ't unwiderleglich ihre kindliche Naivität. Reichsverweſer und Reichsminiſterium ſchmerlingelten, d. h. ſie ſandten am 13. Oktober die zwei Parlamentsnullen Welcker und Moſle als „Reichskommiſſäre“ mit einer „Miſſion des Friedens und der Verſöhnung“ nach Wien oder eigentlich nach Olmütz, welche Miſſion einer der traurigſten Späſſe war, welche das Jahr 1848 geſehen hat. Man trieb mit dieſen Reichskommiſſären allenthalben Ulk, am offenkundigſten im windiſchgrätziſchen Hauptquartier; ſie aber waren ſo reichskommiſſäriſch vernagelt, daß ſie nicht einmal merkten, wie man ſie ulkte und uzte.

Im deutſchen Plapperment wurde am 12. Oktober durch den Oeſtreicher Berger der Dringlichkeitsantrag eingebracht, „die Verſammlung möge anerkennen und erklären, daß der konſtituirende Reichstag und die heldenmüthige Bevölkerung Wiens ſich um das Vaterland wohlverdient gemacht“ — fiel aber natürlich durch. Daraufhin beſchloſſen die beiden Fraktionen der Linken, ihrerſeits eine Sympathiebezeugungsdeputation nach Wien zu entſenden, und beſtellten dieſelbe aus den Herren Blum, Fröbel, Hartmann und Trampuſch. Wie der letztere zur Ehre dieſer Sendung kam, wuſſte kein Menſch und er ſelber am wenigſten zu ſagen. Die Abordnung gelangte am 17. Oktober nach Wien und wurde mit großem Halloh empfangen. Im übrigen vermochten die frankfurter Deputirten innerhalb [illegible] der Oktoberrevolution im Grunde gerade ſo wenig zu nützen, [illegible] die außerhalb herumduſelnden „Reichskommiſſäre" derſelben zu ſchaden vermochten. Als der Kampf losgebrochen war, konnten es Blum, Hartmann und Fröbel nicht ehrenhaft finden, ſich demſelben zu entziehen. Sie traten alſo in einen von dem tapfern Haugk, einem geweſenen kaiſerlichen Offizier, organiſirten Harſt.

Ob Robert Blum aus Hoffnung, ob aus Verzweiflung nach Wien gegangen? Man weiß es nicht. Wahrſcheinlich ging er im Oktober nach Wien, um den ungeheuren Fehler zu ſühnen, welchen er im September in Frankfurt begangen hatte, als er ſtatt die revolutionären Kräfte zu entfeſſeln dieſelben vielmehr lahmlegen half. Aber die Reue kam zu ſpät. Die wiener Oktoberrevolution war ſchon allzuſehr verfahren, um noch ins richtige Geleiſe gelenkt werden zu können. Und war überhaupt Blum der Mann dazu, ſo eine Lenkung zu unternehmen und durchzuführen? Nein. Er ging an der eigenen wie an der Halbheit der ganzen Bewegung von 1848 zu Grunde, einer der beklagenswertheſten Blutzeugen für die Wahrheit von Saint-Juſt's Ausſpruch: „Ceux qui font les révolutions à demi, ne font que creuser leurs tombeaux". Aber freilich, derſelbe Citoyen Saint-Juſt hat ſich auch nur ſein Grab gegraben, indem er eine ganze Revolution mitmachte.

7.

Derweil die von Windiſchgrätz in Bewegung geſetzten Truppenmaſſen vom Norden und Oſten her Wien ſich näherten, um die Umſchließung der Stadt zu vollenden, was am 19. Oktober geſchehen war, begann auf den Reichstagsbänken in der kaiſerlichen Reitſchule die Verſchwindſucht ſo merklich zu graſſiren, daß nur nothdürftig die beſchlußfähige Anzahl von Mitgliedern zuſammenblieb. Zugleich ſah ſich die Verſammlung ſehr wider ihren Willen mehr und mehr genöthigt, einigermaßen „Konventle“ zu ſpielen. Sie tröſtete ſich darüber mit der lächerlichen Selbſtbelügung, daß ſie keineswegs mit dem Kaiſer im Kriege wäre, ſondern nur Wien vor dem Jellacic und dem Windiſchgrätz ſchützte, welche Generale „den Willen des Kaiſers miſſachteten“, demnach ſo zu ſagen Rebellen wären, deren „Vollmachten“ folglich der Reichstag von rechtswegen für „ungiltig“, deren Maßnahmen er für „ungeſetzlich“ erklären müſſte und wirklich erklärte.

Natürlich muſſten in dieſer Erklärung der wiener Gemeinderath, der Studentenausſchuß, das demokratiſche Centralkomité, ſowie die ſämmtlichen nichtſchwarzgelben Beſtandtheile der Bürgerwehr die Aufforderung erblicken, den Widerſtand gegen die „rebelliſchen Generale“ zu organiſiren und zu leiſten. Um ſo mehr, da ja das kaiſerliche Finanzminiſterium nicht anſtand, die vom Reichstage behufs dieſer Organiſation und Leiſtung bewilligten Geldmittel beizuſchaffen, obzwar nur „vorſchußweiſe“. So wurden dem Gemeinderathe zunächſt 200,000 Gulden vorgeſchoſſen. Die betreffende Beſchlußfaſſung in der Reitſchule hatte ein konſervatives Mitglied — es gab noch ſolche rarae aves daſelbſt — für ſeine Perſon alſo motivirt: „Wenn wir die bezahlen, welche hereinſchießen, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir nicht auch die bezahlen ſollten, welche hinausſchießen“. Der ganze Babelwirrwar der wiener Oktobertage iſt in dieſem Votum enthalten.

Die oberſte Leitung der Vertheidigung Wiens war beim Oberkommando der Bürgerwehr. Verſchiedene Inhaber dieſer Stelle — Streffleur, Scherzer, Braun, Spitzhitl — waren ſeit dem 6. Oktober dampfgeſchwind aufgetaucht und noch dampfgeſchwinder wieder untergetaucht. Angeſichts nun der herandrohenden Entſcheidung ſchlugen die demokratiſchen Vereine zum Oberkommandanten vor den geweſenen kaiſerlichen Oberleutnant und jetzigen Literaten Wenzel

Meſſenhauſer und am 12. Oktober ernannte das kaiſerliche Miniſterium des Innern im Einverſtändniß mit dem reichstäglichen Sicherheitsausſchuß den Vorgeſchlagenen wirklich zum proviſoriſchen Befehliger der wiener Nationalgarde. Die Wahl war ſo eine himmelſchreiend verfehlte, daß ſich eigentlich alle Pflaſterſteine von Wien hätten dagegen empören ſollen. Der arme Meſſenhauſer iſt die gutmüthigſte, ehrlichſte, uneigennützigſte, blondeſte Oeſtreicherſeele von der Welt geweſen; aber einen ſchlechteren Oberkommandanten Wiens unter den obſchwebenden Umſtänden zu finden war ſchlechterdings unmöglich. An Muth zwar hat es ihm keineswegs gefehlt — bewies er doch ſchon ſuperlativiſchen Muth dadurch, daß er ſich nicht beſann, an einen Platz zu treten, wo er ſo ganz und gar nicht am Platze war. Da hätte es eines Mannes bedurft mit einer Seele von Stahl und einer Hand von Eiſen, eines Durchgreifers und Niedertreters, welcher an ſeine Aufgabe gegangen wäre mit dem Bewuſſtſein, daß hier alles gewagt werden müſſte, um etwas zu gewinnen, und welcher nicht davor zurückgeſchrocken ſein würde, Wien, ſo es nöthig, zu einem Sagunt oder Saragoſſa zu machen. Statt ein ſolcher Mann zu ſein, war Meſſenhauſer — ganz abgeſehen von der Unzulänglichkeit ſeiner militäriſchen Befähigung — ein wohlmeinender Sentimentalerling, ein lyriſcher Träumer und Phantaſt, völlig beſeſſen von dem Narrenwahn, alle Menſchen ſeien im Grunde ſo gutmüthige Kerle wie er ſelbſt. Auch als Oberkommandant lyriſirte und bombaſtiſirte er weiter, wie er es als Novelliſt getrieben hatte. Seine oberkommandantlichen Stilübungen waren häufig ganz läppiſch und täppiſch, geradezu kindiſch. Seine Schwäche wurde durch ſeine Umgebung — er hatte nicht einmal Willenskraft genug, notoriſche Schwarzgelbe aus ſeinem Stabe zu entfernen — miſſleitet und mißbraucht. Wenn ſich ſein gebaren ab und zu etwas energiſcher anließ, ſo war er nur das Sprachrohr des Willens ſeines erſten Feldadjutanten, des geweſenen Jägerleutnants Fenner von Fenneberg, in deſſen Adern — wie er wenigſtens ſelber ſich zu rühmen pflegte — kein treuunterthänig-tiroliſches, ſondern vielmehr italiſch-heißes Blut wollte. Fenneberg, welcher ſich nach ſeinem Austritt aus der Armee etliche Jahre auf dem Felde der ſüddeutſchen Tagespreſſe herumgetummelt hatte, lebte der Ueberzeugung, daß, wer den Zweck wollte, auch die Mittel wollen müſſte und daß man mit Sentimentalität und Lyrik in einer Revolution nicht weit käme. An Talent und Willen überragte er Meſſenhauſer weit, ohne doch weder an Gaben noch an Charakter auch nur annähernd zu jener Höhe hinanzuragen, auf welcher ein Mann ſtehen muſſte, der aus dem wiener Oktober etwas rechtes machen konnte.

Etwas, viel ſogar von dem Zeuge zu einem ſolchen Manne hatte der polniſche General Bem, welcher ſeine Schule in den napoleoniſchen Feldzügen begonnen und im polniſchen Inſurrektionskriege von 1830—31 vollendet hatte. Gleich vielen ſeiner Landsleute war er nach dem 6. Oktober nach Wien geeilt. Dieſe Polen müſſen ja überall, wo die Trommel der Revolution gerührt wird, mitdabeiſein, kämpfende Proteſte gegen die Theilung ihres Vaterlandes, fechtende Beweiſe, daß, wie es im „Dombrowſkiego“ heißt, „Polen noch nicht todt, ſolange Polen leben“. Bem erklärte, er ſei nach Wien gekommen, um „als Mitglied der lemberger Nationalgarde den hohen Reichstag zu unterſtützen und die Truppen, welche ſich gegen denſelben empört hätten, mit allen Kräften zu bekämpfen“. Meſſenhauſer, welcher den General wohl von früher her gekannt haben mag, übertrug demſelben die Organiſation und Leitung der Vertheidigung ſämmtlicher Linien und Außenwälle der Stadt und Bem hat ſich, wie bekannt, dieſer Aufgabe vollſtändig gewachſen gezeigt. Allein weiter vermochte er es nicht zu bringen. Um ſeine Eigenſchaften als Soldat und Revolutionsmann zur vollen Entfaltung und Wirkſamkeit zu bringen, hätte ſeine Stellung eine diktatoriſche ſein müſſen; aber hieran war bei dem jämmerlichen Gaukel- und Schaukelſpiel, welches der Reichstag trieb, natürlich gar nicht zu denken. Auch iſt dem Polen hinderlich geweſen, daß er der deutſchen Sprache nicht mächtig war. Aufhenken („aufänkön“) und erſchießen („erſchießön“) waren die ihm geläufigſten deutſchen Worte. Er praktizirte dieſelben auch bei paſſender Gelegenheit unbedenklich und wuſſte ſich überhaupt in gehörigen Reſpekt zu ſetzen, ſogar bei den Mobilſten unter den Mobilen. Im übrigen ſagt man ihm nach, er habe ſchon wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Wien erkannt, daß es unmöglich, die Stadt mit gewöhnlichen Mitteln lange gegen die kaiſerlichen Truppen zu halten. Er muſſte auch einſehen, daß, wie die Sachen lagen, nicht zu hoffen ſei, man würde zu außergewöhnlichen Mitteln greifen, und deſſhalb bereitete er ſich bei Zeiten auf den Ausgang des Abenteuers vor, indem er verſchiedene öſtreichiſche Offizieruniformen ſeinem Gepäcke beilegte, um paſſende Verkleidungen bei der Hand zu haben.

Es iſt aber ganz thöricht, zu glauben und zu ſagen, ein ſo ſcharfverſtändiger Mann, wie dieſer Pole geweſen iſt, hätte aus bloßer Luſt am Wirrwar die Vertheidigung einer für die Dauer als unhaltbar erkannten Stadt mitgeleitet. Bem hatte einen ganz vernünftigen Grund, die Vertheidigung Wiens zu verſuchen, nämlich die beſtimmte Erwartung, die Ungarn müſſten und würden alles daran ſetzen, die wiener Demokratie nicht dem Windiſchgrätzismus unterliegen zu laſſen. Es war ja das den Magyaren vom eigenſten Intereſſe geboten. Hinter einem ſiegreichen und mächtigen Ungarn aber ſah der Pole die lebendigbegrabene Polonia wieder aus ihrem Grabe ſich erheben. Bem wuſſte daher ganz gut, was er that, als er verſuchte, Wien halten zu helfen, bis die Magyaren Entſatz brächten. Er irrte nur darin, daß er wähnte, das vernünftige müſſte geſchehen, während wie immer das unvernünftige geſchah, weil es geſchehen muſſte.

8.

Windiſchgrätz traf am 19. Oktober von Olmütz her in Lundenburg ein, wo er zunächſt ſein Hauptquartier aufſchlug, um von dort am folgenden Tag eine Proklamation „An die Bewohner Wiens“ zu richten, worin er bekanntgab, daß er „mit allen Vollmachten ausgerüſtet ſei, um dem dermalen herrſchenden geſetzloſen Zuſtand ohne Zeitverluſt ein Ziel zu ſetzen", und ſchließlich die Hauptſtadt ſammt Vorſtädten und Umgebung in Belagerungszuſtand erklärte. Am 22. Oktober hatte er ſein Hauptquartier in Stammersdorf und hier gab er einer Abordnung des wiener Gemeinderaths Audienz in einer Weiſe, daß über ſeine Abſichten kein Zweifel mehr bleiben konnte. Er forderte die ſofortige und unbedingte Uebergabe der Stadt und vollſtändige Entwaffnung der Bevölkerung. Auch nach dieſer Erklärung des Fürſten beging der lyriſche Meſſenhauſer noch die hyperlyriſche Naivität, in einer Zuſchrift an Windiſchgrätz, als an den „Befehlshaber der am linken Donauufer ſich koncentrirenden Truppen", dieſen aufzufordern, die Zufuhr von Lebensmitteln nach Wien nicht zu hemmen und nicht die „ungeheure Verantwortung auf ſich zu laden, das nahebevorſtehende Verſöhnungswerk zwiſchen Monarch und Volk durch vorgreifende Akte der Feindſeligkeit zu ſtören". Schon um dieſes kindlichen Dokumentes willen hätte Windiſchgrätz, falls er, vom Menſchengefühle gar nicht zu reden, auch nur eine blaſſe Vorſtellung von Humor beſeſſen, den unfreiwilligen Humoriſten Meſſenhauſer nicht erſchießen laſſen dürfen.

Am 22. Oktober hatten auch die zwei Kahlmäuſer von deutſchen Reichskommiſſären, die Herren Welcker und Moſle, die Ehre, zu Stammersdorf vor den kaiſerlichen Feldmarſchall gelaſſen zu werden, nachdem ſie ſich's an der „Generalstafel" hatten wohlſchmecken laſſen. Der ihnen im Zimmer des Fürſten gereichte Nachtiſch war um ſo unſchmackhafter. Welcker ſtellte ſich in Poſitur und rednerte den Windiſchgrätz ſtaatslexikoniſch an. Allein der Angerednerte fuhr mitten in die Phraſenwelckerei hinein mit der unangenehmen Bemerkung: „Es ſcheint ja faſt, als ob Sie für die wiener Volksſouveränität Partei nähmen". Darob erſchrak der weiland radikale Staatslexikoner, maßen er ſich erinnern muſſte, daß er ſelber noch vor wenigen Monaten die Volksſouveränität heftig gepredigt hatte, und ſalbaderte dem Fürſten einiges vom Reichsverweſer und von ihren, der Reichskommiſſäre, Vollmachten vor. Worauf Windiſchgrätz: „Reichsverweſer? Geht mich nichts an. Ihre Vollmachten? Brauche ſie gar nicht zu ſehen. Oeſtreich bedarf der Paulskirche nicht; es wird den Kampf um ſein Beſtehen allein ausfechten". Damit konnten die Herren Reichskommiſſäre abgehen; ſeufzend, vermuthlich. Trotz dieſes abgefahrenſeins hatte aber Herr Welcker die Stirne, am 29. November in der Paulskirche lang und breit von den Bewilligungen zu deklamiren, welche Windiſchgrätz in Folge der reichskommiſſärlichen Dazwiſchenkunft den Wienern gemacht habe, — eine welcker'ſche Dichtung von A bis Z.

Während die kaiſerlichen Generale in aller Gemächlichkeit ihre Maßnahmen zur völligen Einſchließung Wiens trafen und zur Ausführung brachten, herrſchte drunten an der Leitha in der Stimmung und in den Operationen der ungariſchen Armee das kläglichſte Schwanken. Mitſchuld daran war freilich das zwitterhafte gebaren des öſtreichiſchen Reichstags, welcher hinſichtlich eines feſten und entſchiedenen handinhandgehens mit den Ungarn nicht ſchlüſſig werden konnte. Die ungariſche Nationalverſammlung hatte ſchon am 10. Oktober eine Erklärung an den wiener Reichstag gerichtet, worin ſie thatſächlich die Hilfe Ungarns anbot. Aber die Verſammlung der Halblinge in der Hofreitſchule hatte dies Anerbieten dem Gemeinderath übermittelt, der Gemeinderath übermittelte es wiederum dem permanenten Reichstagsausſchuß und dieſer ließ die ganze Sache gemüthlich liegen, weil er „keine Zeit zur Erörterung derſelben habe"!!! Wenn aber die Herren von der Permanenz Fexe waren oder wenigſtens wie ſolche ſich darſtellten, ſo brauchten es die Ungarn darum nicht ebenſo zu machen. Sie mußten, um ſich ſelber zu retten, alles aufbieten, Wien zu retten, ſogar wider den Willen der Wiener. Es war ein ungeheurer Mißgriff des ungariſchen Reichstags, am 14. Oktober zu erklären, daß „da die öſtreichiſche Nation ſich des Beiſtandes unſerer Truppen nicht bedienen will", die ungariſche Armee auf die Beſchützung des eigenen Vaterlandes ſich zu beſchränken habe.

Dieſem Beſchluſſe gegenüber machte ſich aber die Räthlichkeit, ja die Nothwendigkeit, die Gränze zu überſchreiten und den Wienern

Hilfe zu bringen, ſofort wieder geltend. Koſſuth — ſein Todfeind Görgei hat es bezeugt — erkannte dieſe Nothwendigkeit ganz klar und *ſein* Fehler iſt nur geweſen, daß er nicht *zur rechten Zeit* ſein ganzes unermeſſliches Anſehen darangeſetzt hat, ſeine richtige Anſicht durchzuſetzen. *Seinem* Antriebe war es zweifelsohne zuzuſchreiben, daß die Ungarn, trotz des Reichstagsbeſchluſſes vom 14. Oktober, ſchon drei Tage hernach und dann wieder am 21. Oktober den Gränzfluß überſchritten, um Jellacic anzugreifen. Allein beidemale wurde dieſer Offenſivverſuch wieder aufgegeben; das zweitemal unter dem vorgeben, daß man erſt Koſſuth abwarten müſſte, welcher mit einer Verſtärkung von 12,000 Mann und mehreren Batterien unterwegs ſei. Der General Moga war eben — der General Moga, d. h. er verhielt ſich zu einem Befehlshaber des ungariſchen Heeres, wie er in dieſer Lage hätte ſein ſollen, gerade ſo, wie ſich der gute Meſſenhauſer zu einem Oberkommandanten verhielt, wie einen ſolchen Wien gerade im Oktober von 1848 brauchte.

Der Präſident des Landesvertheidigungsausſchuſſes von Ungarn führte wirklich die angegebene Verſtärkung in Moga's Lager, worauf in Nikelsdorf ein großer Kriegsrath ſtattfand, um die brennende Frage des Tages zu entſcheiden. Koſſuth — ſo erzählt Görgei — eröffnete die Berathung mit einer darauf berechneten Rede, die Ueberſchreitung der Landesgränze zu Gunſten des belagerten Wiens als eine für Ungarn moraliſche Nothwendigkeit, jeden Gedanken an deren Unterlaſſung als einen unehrenhaften hinzuſtellen. „Noch ſteht Wien — ſo ſchloß er ſeine Rede — noch iſt der Muth ſeiner Bewohner, unſerer treueſten Verbündeten gegen die Angriffe der reaktionären Feldherrn, ungebrochen. Allein ohne unſere Hilfe müſſen ſie dennoch unterliegen, denn ſie kämpfen einen zu ungleichen Kampf. Darum laſſen Sie uns eilen, meine Herren, eine Schuld abzutragen, welche uns, eingedenk deſſen, was wir unſern Brüdern in Wien verdanken, geheiligt erſcheinen muß. Wir müſſen den Wienern zur Hilfe! die Ehre der Nation erheiſcht dies von uns". Görgei nahm, als ſeine älteren und im Range höher ſtehenden Kameraden ſchwiegen, das Wort, um ſich aus militäriſch-techniſchen Gründen — von politiſchen verſtünde er nichts, ſagte er — gegen eine Angriffsbewegung auszuſprechen. Die Sachlage kam ihm dabei zu ſtatten, namentlich auch die ganz unzweifelhafte numeriſche Ueberlegenheit der kaiſerlichen Truppen, welche in der Stärke von 100,000 Mann oder darüber in den verſchiedenen Lagern um Wien her ſtanden und 265 Geſchütze hatten, während die ungariſche Armee an der Leitha kaum mehr als 20,000 geübte Soldaten, ebenſoviele Landſtürmler und etwa 50 Kanonen zählte. „Aber — fragte Koſſuth, nachdem Görgei ſeine Auseinanderſetzung beendigt hatte — wie hoch ſchlagen Sie denn die Begeiſterung an, welche meine Anſprache der Truppen hervorzurufen vermag?“ Und Görgei dagegen: „Im Lager und unmittelbar nach der Anrede ſehr hoch, nach erlittenen Strapazen und angeſichts des Feindes ſehr gering“.

Koſſuth vermochte in Nikelsdorf nicht durchzudringen. Moga und mit ihm gewiß die größere Anzahl der höheren Offiziere hatten von der unberechenbaren politiſchen Wichtigkeit des von Koſſuth gewollten und gewünſchten Unternehmens keine Vorſtellung; auch konnte man es dieſen Männern kaum verübeln, wenn ſie ſich noch immer mehr denn halb als kaiſerlich königliche Offiziere fühlten und deſſhalb Bedenken trugen, gegen einen kaiſerlichen Feldmarſchall zu fechten. Was aber den gemeinen Mann im ungariſchen Heere betraf, ſo hatte der ebenſo gut eine Gleichung dritten Grades zu löſen vermocht wie das Problem, warum denn er, der Magyar, für die Rettung von dieſem Wien ſeine Haut zu Markte tragen ſollte. Es kümmerte ihn keinen Pfifferling, dieſes Wien, denn, ſagte er, ſeinen Schnurrbart zwirbelnd: „Es gehört ja nur dem Deutſchen!“ Trotz alledem gab der ungariſche Agitator, welcher hinter dem fallenden Wien ſchon das fallende Budapeſt erblicken mochte, noch nicht nach. Im ungariſchen Lager zu Parendorf ſetzte er noch einmal die Hebel ſeiner Logik und ſeiner Beredſamkeit an und allmälig gelang es ihm, Offiziere und Soldaten für ſeine Anſicht zu gewinnen. Von Parendorf aus hat er auch am 25. Oktober eine Botſchaft an Windiſchgrätz abgehen laſſen, eine Art Ultimatum, worin gefordert war die Entwaffnung des Kroatenheers, ſowie die offene und unzweideutige Anerkennung der vom König unlängſt ſanktionirten Verfaſſung Ungarns und endlich die Aufhebung der Belagerung Wiens. Bei Bewilligung dieſer Bedingungen würde die ungariſche Armee die Leitha nicht überſchreiten.

Der Träger dieſer Botſchaft war der Honvedoberſt Ivanka. Er kehrte nicht wieder nach Parendorf zurück, denn er wurde mit grober Verletzung des Völkerrechtes im Lager des Kroatenbanus zurückgehalten. Der kaiſerliche Feldmarſchall fand es nicht der Mühe werth, das ungariſche Ultimatum zu beantworten, ſondern ſagte nur: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht“. Die Ungarn haben ihm das nachmals heimgezahlt, mit Zinſen. Vorderhand beſeitigte die Aufnahme, welche Koſſuths Vorſchläge im kaiſerlichen Lager gefunden, jede Oppoſition im ungariſchen. Koſſuth ſchien daher — ſo meldet Görgei — bloß noch „nähere Nachrichten von Wien abwarten zu wollen; als aber ſtatt deren immer nur der Donner des groben Geſchützes von der Hauptſtadt bis zu uns herüberdrang, da hieß es endlich, es ſei keine Zeit mehr zu verlieren, und die Vorrückung begann am 28. Oktober“.

Es war zu ſpät und die rechte Zeit ſchon verloren.

9.

Der Belagerer Wiens hatte derweil ſein Hauptquartier nach Hetzendorf verlegt und erließ von hier am 23. Oktober abermals eine Proklamation, in welcher der Stadt und ihren Vertheidigern eine Unterwerfungsfriſt von 48 Stunden gegeben und im einzelnen blutroth auseinandergeſetzt war, was der Herr Fürſt unter Belagerungszuſtand und Standrecht verſtand. „Erſchießen! Aufhänken!“ würde Bem geſagt haben. Die Verſammlung in der Reitſchule orgelte zur

Antwort auf dieſes Proklam wieder einmal ihre Proteſtmelodie ab und mit Wiſſen und Willen des Sicherheitsausſchuſſes begab ſich am folgenden Tage Herr von Pillersdorff nach Hetzendorf, um einen Sturm auf des Feldmarſchalls harten Sinn zu verſuchen. Selbſtverſtändlich ließ Windiſchgrätz den weiland Märzminiſter ſchon als ſolchen abfahren, noch derber, wo möglich, denn zwei Tage zuvor die kahlmäuſenden Reichskommiſſäre. Mit dem Beſcheide des Fürſten: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht, ſondern ich fordere unbedingte Unterwerfung“ — konnte Pillersdorff hingehen, woher er gekommen. Der Reichstag erklärte an demſelben 24. Oktober, das in der Proklamation des Fürſten vom 23. „bekundete Verfahren ſei nicht nur ungeſetzlich, ſondern ebenſoſehr feindlich gegen die Rechte des Volkes wie des erblichen konſtitutionellen Thrones“. Am folgenden Tage beantwortete der arme Meſſenhauſer den Windiſchgrätzismus vom 23. Oktober mit einer fürchterlich langen Meſſenhauſerei, worin unter vielem anderen auch dieſes geſagt war: „Mitbürger! Nie hat ein übermüthiger Brennus ſich in ſo ſchauerlicher Hochfahrt als Feind des ganzen Menſchengeſchlechtes erklärt. Nie ſind die gerechten Wünſche und Anſprüche eines mündigen Volkes erbarmungsloſer in den Staub getreten worden. Das ſanfteſte Gemüth, der ſorgloſeſte Träumer, der armſäligſte Gedankenmenſch (sic!) muß über eine ſolche Sprache mit brennendem Zorn und unauslöſchlicher Entrüſtung erfüllt ſein. Mitbürger! Auch ich erkenne in der Sprache des Fürſten Windiſchgrätz als einzelnes Individuum einen Verrath, eine Sünde gegen die Natur. Was müſſen meine Empfindungen als derjenige ſein, der von dem hohen Reichstage mit dem Auftrage betraut worden, unſere herrliche Stadt, zur Zeit die merkwürdigſte des ganzen Erdkreiſes, gegen einen ſolchen Feind in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen? Mitbürger, urtheilt!“ Ja wohl, urtheilt!

Auch droben in Olmütz wurde in jenen Tagen im proklamiren wieder erkleckliches geleiſtet. Am 22. Oktober nämlich erging daſelbſt eine von Weſſenberg gegengezeichnete Proklamation, worin „Wir Ferdinand der Erſte, konſtitutioneller Kaiſer von Oeſtreich, König von

Ungarn u. ſ. w." uns bewogen fanden, „anzuordnen, daß der Reichstag ſeine Sitzungen in Wien alſobald unterbreche" — und „Wir berufen denſelben auf den 15. November nach der Stadt Kremſier, wo er in der Lage ſein wird, ſich ungeſtört und ununterbrochen ſeiner Aufgabe der Ausarbeitung einer den Intereſſen unſerer Staaten entſprechenden Verfaſſung ausſchließlich widmen zu können".

Während man aber in Olmütz noch konſtitutionell gaukelte, hatte der abſolutiſtiſche Ernſt vor den Linien von Wien angehoben. Nachdem das Geplänkel ſchon ſeit Wochen gegenſeitig im Gange geweſen, begannen am 23. Oktober die Kanonen mitzuſprechen. Die Geſchütze der Belagerer ſcheinen zuerſt von Ottakring her gegen die hernalſer Linie geſpielt zu haben. Zum großen Aerger eines Dienſtmädchens, welches auf dem Walle Wäſche zum trocknen aufgehangen hatte und, als die Kugeln dort einzuſchlagen begannen, über den Windiſchgrätz und das „dumme herſchießen" ſcheltend hinauslief, um die Wäſche abzunehmen, welchem heldiſchen Thun die zuſchauenden Bürgerwehrleute lachenden Beifall ſpendeten. Weit ernſteren Charakters als hier erwies ſich der begonnene Kampf an der nuſſdorfer Linie und bei den Taborbrücken. Am letzteren Orte ging er bis in die Nacht hinein fort und das Gebrülle der Geſchütze ſcholl dumpf bis zur Aula hinein, wo Robert Blum gerade eine große Rede hielt, in deren Verlauf er für ſich ſelber wie für ſeine frankfurter Mitdeputirten die Verpflichtung übernahm, in Wien zu bleiben und mitzukämpfen. In dieſer Nacht ſchlugen auch die erſten Feuersbrünſte — ein Holzmagazin in der Spittelau und das Gaſthaus „Zum Auge Gottes" vor der nuſſdorfer Linie waren während der Gefechte am Abend in Brand gerathen — zum düſtern Spätherbſthimmel auf und dieſe Illumination nahm dann von Nacht zu Nacht größere Dimenſionen an.

Ein heißer Kampftag war der 26. Oktober, wo den ganzen Tag über auf der ganzen Linie von Nuſſdorf bis St. Marx geſtritten wurde. Am Abend des Tages hatten die kaiſerlichen Truppen die Brigittenau und den Prater in ihrer Gewalt, hatten die Vertheidiger Wiens in die inneren Vorſtädte zurückgedrängt und konnten, wie Sachverſtändige mit Beſtimmtheit behaupten, durch die Jägerzeil bis zur Ferdinandsbrücke oder gar noch über dieſe in die innere Stadt eindringen. Allein es geſchah nicht. Der Feldmarſchall ſcheint an dieſem Abend entweder zu dem Axiom „der Tapferkeit beſter Theil iſt Vorſicht" — ſich bekannt oder aber ſchon ſo feſt ſich vorgenommen zu haben, die Hauptſache am 28. Oktober zu thun, daß er nicht mehr davon abgehen wollte. Er nahm daher am Abend des 26. ſeine Truppen ſogar theilweiſe aus den gewonnenen Stellungen wieder zurück und wollte überhaupt die Gefechte dieſes Tages nur für eine „Rekognition" angeſehen wiſſen. Das beſte in der Vertheidigung geſchah da, wo der alte Bem war; allein allenthalben fanden es denn doch die Truppen viel ſchwerer, mit den wiener Bürgerwehrleuten, Studenten und Arbeitern fertig zu werden, als ſie ſich eingebildet hatten.

In Wahrheit, nur die Verleumdung hat die Tapferkeit der Vertheidiger Wiens anzutaſten gewagt. Der hier vorhandene Kämpferſtoff hat ſich trotz der höchſt mangelhaften Organiſation und großentheils unzulänglichen Führung als ein guter bewährt. Aus dieſem Oktober-Wien hätte ein großer Mann großes zu machen vermocht trotz alledem. Aber, ach, wo war in jenem Oktober, wo war überhaupt im Jahre 1848 ein wahrhaft großer Mann, ein Nummer-Eins-Mann? Nirgends.

10.

Zur achten Morgenſtunde am 28. Oktober eröffnete Windiſchgrätz auf der ganzen von ſeinen Truppen gehaltenen Belagerungslinie ein heftiges Geſchützfeuer, welches ſich bis gegen Mittag hin noch fortwährend ſteigerte. Dem kaum begonnenen gab von der Stadt her das Geroll der Alarmtrommeln und das Geheul der Sturmglocken Antwort. Der alte Stephansdom hatte ſich's ſchwerlich träumen laſſen, daß einſt ſo ein Tag kommen würde, wo die große Brummglocke ſeines Thurmes das Signal geben würde zum allgemeinen wiener Sturmgeläute „für die deutſche Freiheit“.

Denn das iſt doch — Mandarinen und Bonzen mögen ſagen, was ſie wollen — zwar nicht der klare Gedanke, aber doch der richtige Inſtinkt geweſen, welcher die wiener Oktoberrevolution gemacht hatte, und daß die Deutſchen das bedrängte Wien ſo ſchmachvoll im Stiche ließen, vermehrt die Anzahl, die Unzahl der traurigen Beweiſe für die grasgrüne Unreife der Völker Anno 1848.

Während der allgemeinen Kanonade formirten die Belagerer ihre Sturmkolonnen, um damit gegen die ſchwächſten Punkte vorzugehen, gegen die Niederungen am Donaukanal, die erdberger und kleinnußdorfer Linie, ſowie gegen die Leopoldſtadt. Der auf der Höhe des Stephansthurmes auslugende Beobachtungspoſten meldete dieſe Vorbereitungen und es wurden die möglichen Gegenvorkehrungen getroffen. Der Hauptangriffsſtoß war, wie mit Sicherheit zu erwarten, gegen die Jägerzeil gerichtet, demnach gegen ein Vorſtadtviertel, welches „von einem ungeheuren Troß bedienſteter und penſionirter Beamten, alten Militäriſten und reichen Philiſtern bewohnt“, d. h. von ſeinen Bewohnern nicht vertheidigt war. Allein Bem war ja da mit den Mobilen und dem Elitekorps. Zwei gewaltige Barrikaden deckten die Jägerzeil, die eine beim Praterſtern, die zweite bei der Einmündung der Sterngaſſe aufgethürmt. Auf dieſer kommandirte Bem ſelber, umringt von der Blüthe der wiener, grazer, ſalzburger und brünner Jugend. Die Praterſternbarrikade erlag raſch dem Anſturm der Windiſchgräter, welche ſofort von dorther eine Batterie in Thätigkeit ſetzten und die Jägerzeil, ſowie die Sterngaſſebarrikade mit einem Kugelregen begoſſen. Zwei Stunden lang währte dieſes Granaten- und Kartätſchenfeuer, worauf eine aus Grenadieren verſchiedener Regimenter formirte Sturmkolonne den Anlauf auf das unerſchütterte Bollwerk unternahm. Dreimal vergebens. Es war ein mörderiſches kämpfen und die Truppen hatten große Verluſte, weil nicht allein von den Zinnen der Barrikade, ſondern ringsher aus allen Fenſtern, Dach- und Kellerlucken ein heftiges Feuer auf ſie ſprühte.

Derweil war aber, gegen 3 Uhr Nachmittags, die „Landſtraße“ in die Gewalt der Angreifer gefallen. Eine halbe Stunde ſpäter erſchienen ihre vordringenden Kolonnen von der Weißgerbergaſſe und der Hauptſtraße her am Rande des Glacis, brachten zwei Batterien vor und warfen Granaten nach der inneren Stadt hinein. Die Jägerzeil und überhaupt die Leopoldſtadt waren demnach nicht mehr zu halten. Die Sterngaſſebarrikade muſſte von ihren Vertheidigern geräumt und ein eiliger Rückzug hinter den Donaukanal angetreten werden. Der tapfere Haugk rettete bei dieſem Rückzug noch etliche Geſchütze über die Brücke in die innere Stadt hinüber.

Das Geſammtreſultat des 28. Oktobers war, daß Windiſchgrätz am Abend ſich als Sieger fühlen konnte, wie er auch that. Die kaiſerlichen Truppen hatten die ihnen geſtellte Aufgabe erfüllt. Sie befanden ſich im vollen Beſitze der Vorſtädte Landſtraße, Rennweg, Leopoldſtadt und Jägerzeil, ſtanden alſo hart vor den Wällen der inneren Stadt.

In dieſen Vorſtädten nun begann, als die Nacht hereingebrochen war, jene Gräuelwirthſchaft von ſeiten der Soldaten, welche zu leugnen ſelbſt in der Wolle ſchwarzgelb gefärbte Berichterſtatter nicht unternommen haben. So ein Zeuge ſagt z. B. über das gräſſliche, was in der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober in der Johannagaſſe geſchah: — „Erſt gegen 4 Uhr früh hörte das plündern und würgen auf und die Soldaten wurden zuſammengezogen. Am 30. Oktober führte man 57 Leichen aus dieſer einzigen Gaſſe fort, die Leichen ſolcher nicht mitgerechnet, welche das Militär aus den Häuſern geholt, über dem Walle auf den Feldern erſchoſſen und auch daſelbſt begraben hatte. Man hält ſie alle für ſchuldloſe Opfer, denn waren auch einige darunter Nationalgardiſten, ſo konnte ihnen das nicht ſträflich ſein. Sie waren außer Dienſt, trugen keine Waffen. So viel iſt gewiß, daß von allen 57 Todten nicht einer in der Gegenwehr gefallen, und ebenſo ſicher iſt, daß keines der Häuſer in der Johannagaſſe durch das Bombardement angezündet wurde, ſondern einzig und allein durch die Rache und den Muthwillen der Soldaten, mitunter auf das Geheiß der Offiziere“ *). Ein anderer Berichterſtatter, den angezogenen an Schwarzgelbheit, wo möglich, noch übertreffend, iſt doch ebenfalls ehrlich genug, zu bekennen, daß es „von ſeiten der ſiegestrunkenen Soldaten überhaupt gräulich zuging“ **).

In der Nacht „ſah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke geſtellt“, ſagt ein Augenzeuge. Schon zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends waren vom Stephansthurme herab nicht weniger als 26 Brandſtellen ſignaliſirt. Nach eingebrochener Dunkelheit ſchwamm die Luftſchicht über der Stadt in allen Abſtufungen feuriger Glut, vom düſteren Gelbroth bis zur dunkelſten Blutröthe.

Und vor den Thoren ſtand die rothe Reaktion, zum Einbruch bereit.

11.

Der 28. Oktober war ohne Frage der entſcheidende Tag. Allerdings hatte ein großer Theil der Vertheidiger, welche die innere Stadt, ſowie die Vorſtädte Wieden, Schottenfeld, Neubau, Joſephsſtadt noch hielten, den Muth keineswegs verloren, obzwar Proviant wie Munition ſchon vom 27. Oktober an ſehr knapp waren, und Mobilgarden, Arbeiter und übergetretene Soldaten wollten nicht dulden, daß man von Waffenſtreckung und Uebergabe ſpräche. Allein in der überwiegenden Maſſe der Bevölkerung war unſtreitig die Ueberzeugung obenauf, daß weiterer Widerſtand vergeblich und alles aus und vorbei ſei.

---

*) Dunder, Denkſchrift, S. 769. Der Verfaſſer hat mit verdankenswerther Redlichkeit S. 756—778 alle die ſchrecklichen Einzelnheiten der ſoldatiſchen Gräuelwirthſchaft während dieſer Schreckensnacht geſammelt. Slaven waren die Verüber dieſer Gräuel, aber keineswegs Kroaten, ſondern vorzugsweiſe Czechen und Galizier von den Regimentern Latour und Baumgarten. Einer Jägerkompagnie hatte der Oberſt anempfohlen, ja geradezu befohlen, „ſobald ſie nach Wien kämen, das Kind im Mutterleibe nicht zu verſchonen.“ Dunder, 777.

**) G. v. S.....n: Geſchichte Oeſtreichs vom Ausgange des Oktoberaufſtandes, I, 271. Für die Vorgänge innerhalb des belagerten Wiens iſt der fleißige Dunder durchweg der Gewährsmann des Herrn v. S.....n (d. h. des baroniſirten Herrn Helfert).

Auch die Führung wurde von dieſem Gefühl angefaſſt und gab demſelben nach. Nach Vertobung des Kampflärms an den Linien rathſchlagten die Führer im Hauptquartiere des Oberkommando's in der Stallburg. Meſſenhauſer gab die Erklärung ab, es ſei nach den Ergebniſſen des heutigen Tages an eine Weiterführung der Vertheidigung nicht mehr zu denken. Er ſchlage daher vor, eine Abordnung an den Feldmarſchall zu ſenden, um denſelben um die Gewährung „halbwegs menſchlicher“ Uebergabebedingungen anzugehen. Es erhob ſich kein nennenswerther Widerſpruch und wurden ſofort 4 Abgeordnete bezeichnet, welchen auf Meſſenhauſers Aufforderung der Gemeinderath 3 ſeiner Mitglieder beigab. Auch der Reichstag wurde eingeladen, an der Deputation ſich zu betheiligen, verweigerte aber ſeine Betheiligung. Die Herren vom Parlamentarismus waren plötzlich zu der Einſicht gekommen, daß „die Sache den Reichstag nichts anginge“, welche Einſicht ganz in der Ordnung, denn die „Sache“ war ja eine verlorene.

Bem hat an dieſen Verhandlungen nicht theilgenommen. Er hatte nach dem Verluſt der großen Barrikade auf der Jägerzeil ſofort erkannt, daß es mit Wien zu Ende und demnach ſeine Rolle daſelbſt ausgeſpielt ſei. Nachdem er ſeinen erſchöpften Leib durch einen mehrſtündigen Schlaf geſtärkt hatte, fuhr er nach Mitternacht auf die Wieden, wo er in den Gaſthäuſern „Zum Apfel“ und „Zum Lamm“ noch zwei Tage verbrachte, um dann aus Wien zu verſchwinden. Sei es, daß er, wie einige wollen, als kaiſerlicher General verkleidet am hellen Tage mit einer Ordonnanz hinter ſich davongeritten; ſei es, daß er, wie andere ſagen, bei nächtlichem Dunkel in einem Nachen die Donau hinabgeſchwommen; ſei es, wie dritte behaupten, daß er ſich gar in einem Sarge durch die Linien hatte ſchmuggeln laſſen. Genug, er tauchte in Ungarn wieder auf und hat dann bekanntlich im folgenden Jahr in Siebenbürgen den Oeſtreichern und Ruſſen ſehr „z'leidg'wercht", ſchweizeriſch zu reden.

Beim Tagesgrauen des 29. Oktobers ſchrieben Blum und Fröbel in der „Stadt London" ihr Geſuch um Entlaſſung aus dem haugk'ſchen Elitekorps nieder. Auch Blum hatte demnach jede Hoffnung, daß ſich der Kampf weiterführen ließe, aufgegeben.

Im Laufe des Vormittags ſuchte die an Windiſchgrätz entſendete Abordnung den Fürſten in ſeinem Hauptquartiere Hetzendorf, traf ihn aber nicht dort, ſondern auf dem laaer Berg. Er erklärte kurzab, er wollte eine Waffenruhe von 12 Stunden bewilligen unter der Vorausſetzung, daß kein Angriff auf ſeine Truppen ſtattfände. Im übrigen erwarte er, daß die Stadt noch im Laufe des Tages ſich unterwerfen werde. Als einer der Deputirten ein Wort zu Gunſten der Erhaltung der akademiſchen Legion wagte, ſchnitt es ihm der Feldmarſchall ab mit dem Scheltſatz: „Nein, dieſe Rotzbubenwirthſchaft muß aufhören!" — eine Windiſchgrätziſirung des „Vae victis!" welcher man Deutlichkeit nicht abſprechen konnte.

Derweil bandwurmte der arme Meſſenhauſer drinnen in der Stadt wieder einmal als Proklamator, indem er darzuthun ſich bemühte, daß und warum den kaiſerlichen Truppen nicht länger zu widerſtehen ſei. Auf dem Schwulſte ſeiner Auseinanderſetzung ſchwamm wie ein Fettauge auf einer Waſſerſuppe der zwar ſehr triviale, aber unbeſtreitbar wahre Satz: „Mit Redensarten ſchlägt man keinen Gegner". Schließlich machte er bekannt, daß nach der Rückkehr der Abordnung aus dem feindlichen Hauptquartier die ſämmtlichen bewaffneten Korps abſtimmen, Kompagnie für Kompagnie abſtimmen ſollten, ob Fortführung des Kampfes oder Unterwerfung ſtattfinden müſſte.

Daraufhin geflügelte und keineswegs ſanftmüthige Berathungen unter den Bewaffneten. „Hitzköpfe! Tollhäusler! Unheilſtifter!"

ſcholl es hier, „Schwarzgelbe! Feiglinge! Verräther!“ ſchrie es dort. An einem Rathſchlage des Studentenausſchuſſes nahmen auch Blum und Fröbel theil und beide ſprachen für die Kapitulation. Zur gleichen Stunde wollte man vom Stephansthurm aus bei Schwechat herankommende Truppenmaſſen bemerkt haben. Natürlich hieß es: Die Ungarn kommen! Meſſenhauſer beſtieg ſelber den Thurm, mit ihm ſein Stab. Man ſah keine Ungarn in jener Richtung, ſondern nur kaiſerliches Volk. „Es iſt alles aus“, ſagte der Oberkommandant im herabſteigen.

Um 4 Uhr Abends kamen die delegirten Vertrauensmänner der verſchiedenen Korps im Hofe der Stallburg zuſammen und hielten dann im großen Redoutenſal ihren Rath, wobei es gerade ſo herging, wie es bei derartigen Berathungen über eine verlorene Sache allzeit und überall herzugehen pflegt, d. h. tumultuariſch, unerquicklich und unerſprießlich. Als Reſultat der Endabſtimmung verkündete ſchließlich Meſſenhauſer, daß die Mehrheit für Kapitulation ſei, konnte aber nur mühſälig durch dieſe Mehrheit mit heiler Haut zum Sale hinausgebracht werden, um dem Gemeinderath das Ergebniß anzuzeigen. „Verräther!“ zeterte es ihm nach. Ach, das wurde jetzt ein ſehr geläufiges Wort in Wien. In dem anarchiſchen Durcheinander der nächſten Tage iſt aber offenbar das ekelhafteſte Ingrediens die Feigheit des wiener Philiſters geweſen, d. h. der auf den verſchiedenen Sproſſen der Prozenſkala ſtehenden Spülichtmenſchen, welche, ſoweit das Ungeziefer nicht ausgewandert war, zur Stunde noch vor jedem Kalabreſer von der Aula tief ſich bückten, um ein paar Tage ſpäter den Speichel jedes rothmänteligen Barbaren von Szereſſaner zu lecken. Auch dieſes war jedoch ganz in der Ordnung und müſſte man ſich nur verwundern, ſo es anders geweſen wäre; „denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht“.

Am ſpäten Abend ließ Meſſenhauſer ein Plakat anſchlagen, welches die im Redoutenſale geſchehene Abſtimmung kundgab und die Thatſache, daß alles aus ſei, überflüſſig weitſchweifig paraphraſirte, im gewohnten Stil. „Jetzt, da es kein diplomatiſches Geheimniß mehr iſt, das ich mit bekümmertem Herzen in meiner Bruſt zu verſchließen hätte, kann ich unſere Schwäche offen darlegen, nämlich: mit der angeſtrengteſten Thätigkeit, mit Verſchwendung von Geldmitteln haben wir nur ſoviel Munition erzeugen können, daß nur noch für 4 Stunden allgemeiner Vertheidigung Vorrath da iſt." Das Plakat wurde vielerorten vom Volke herabgeriſſen mit Gloſſen dieſer Art: „Der Betrüger! Jetzt kriecht er zum Kreuz. Hat er nicht früher ſchon gewußt, daß wir kein Pulver haben?" Ein Nationalgardiſt fragte ſeinen Nebenmann: „Warum will man die Stadt übergeben"? — „Aus Mangel an Munition". — „Nein, ſchrie ein dritter, aus Ueberfluß an Verrath!" Da und dort wurden wohl auch wilde Drohungen laut. Ein Legionär rief aus: „Zündet der Kaiſer unſere Vorſtädte an, warum ſollten wir ſeine Hofburg nicht einäſchern?" Es blieb bei der Drohung. Fenneberg ſtellte Mobilgarden zum Schutze des Kaiſerpalaſtes auf. Von den am 6. Oktober zum wiener Volk übergegangenen Soldaten hörte man, wie ſie zu zwei und zwei die Verabredung trafen, einander gegenſeitig zu erſchießen, wenn die Uebergabe der Stadt erfolgte.

Zwei Stunden vor Mitternacht machte ſich dann eine Abordnung des Gemeinderaths, durch ein Mitglied des Studentenausſchuſſes verſtärkt, nach dem Hauptquartier des Feldmarſchalls auf den Weg, um denſelben die bedingungsloſe Unterwerfung der Stadt anzuzeigen. Sie langte ſpät in Hetzendorf an. Ihr Sprecher entledigte ſich ſeines Auftrags, machte aufmerkſam, daß es wohlgethan wäre, die Truppen möglichſt bald einrücken zu laſſen, und richtete dann noch einige Bitten „an die Herzensgüte des Fürſten". Dieſe Bitten wünſchten Gnade für die abgefallenen Soldaten, freien Abzug für die akademiſche Legion, Päſſe für alle, welche Wien oder Oeſtreich verlaſſen wollten. „Nein, nein," rief Windiſchgrätz aus, „das kann nicht ſein!" Er ſtieß ſich namentlich an der zweiten der vorgebrachten Bitten. Dann bedenkend, daß er noch nicht in der Stadt drinnen, fügte er hinzu: „Ich werde alles thun, was ſich mit meiner Ehre und mit meinem Gewiſſen verträgt". Wie nichtsſagend dieſe Verſicherung, konnten die Deputirten daraus entnehmen, daß Windiſchgrätz ihnen dringend aufgab, dafür zu ſorgen, daß ſolche Perſonen, die er als in erſter Linie ſeiner Rache verfallen bezeichnete, ja nicht entkämen.

Es war inzwiſchen Morgen geworden, und während die Abordnung mit ihrem untröſtlichen Beſcheide nach der Stadt zurückkehrte, ſchickte der Feldmarſchall nach Olmütz die Blitzdepeſche: „Wien hat ſich unbedingt unterworfen; die kaiſerlichen Truppen beſetzen heute die Stadt“.

12.

„Heute“, d. h. am 30. Oktober von 1848, wurde aber noch nichts daraus.

Im Laufe des Vormittags verbreitete ſich nämlich in der Stadt abermals die Kunde: „Die Ungarn kommen!“ und dieſer Hoffnungsſtral entwölkte ſofort wieder die düſteren Geſichter. Frühmorgens hatte man merkwürdig viele „Angſtröhren“ in den Straßen geſehen, ſogar auf den Köpfen von Legionären und Mobilen; etliche Stunden ſpäter waren die Cylinder wieder verſchwunden und graſſirte der Kalabreſer wie in ſeinen ſtolzeſten Tagen.

Die Ungarn kamen nun freilich nicht, machten aber doch einen Verſuch, zu kommen, obzwar wieder nur einen ſchwächlichen. Man war im kaiſerlichen Lager ſeit der Sendung Ivanka's auf dieſen Verſuch gefaſſt und hatte Windiſchgrätz an den Kroatenban den Befehl erlaſſen, daß dieſer nur einen Theil ſeiner Streitkräfte gegen Wien verwenden, den andern aber gebrauchen ſollte, die Leithalinie ſcharf im Auge zu behalten.

So fand denn das ungariſche Heer, nachdem es am 28. Oktober die Leitha und am 29. die Fiſcha überſchritten hatte, um Wien zur Hilfe zu kommen, die kaiſerlichen Truppen wohlvorbereitet auf ſeinem Wege, als Moga am Morgen des 30. Oktobers zum Angriff auf die öſtreichiſchen Stellungen bei Schwechat und Mannswerd vorſchritt.

Anfangs mit Erfolg. Auf dem rechten Flügel ging der verwegene Honvedmajor Graf Guyon an der Spitze eines Bataillons Szekler und eines Bataillons peſther Freiwilligen ſo energiſch vor, daß er Mannswerd im Sturme nahm und den überlegenen Feind, Gränzer und Szereſſaner, hinauswarf. Das magyariſche Centrum richtete ſeinen Angriff auf Schwechat und war ebenfalls im vorſchreiten begriffen, als ihm Moga Halt gebot, aus Beſorgniß, ſeinen linken Flügel durch kaiſerliche Kavallerie umgangen zu ſehen. Damit kam das ganze erſt ins ſtocken und dann ins ſchwanken und die totale Unfähigkeit des Generals, eine Schlacht zu lenken, barſt ſo handgreiflich aus, daß ſich nicht ohne einen Anſchein von Wahrſcheinlichkeit in der Armee und im Lande das Geſchrei verbreiten konnte, Moga habe bei Schwechat das ganze Heer dem Windiſchgrätz in die Hände ſpielen wollen. Der Herr General wäre aber hierzu viel zu untüchtig geweſen; er war eben auch eine jener vielen Nullen, welche im Jahre 1848 auf Stellen ſtanden, wo Zähler hingehört hätten.

So einer wäre zur Zeit, als bei Schwechat mehr nur kanonirt als gekämpft wurde, auch drinnen in Wien ſehr am Platze geweſen. Gewiß hätte es ſich dann ermöglichen laſſen, von der Stadt aus eine Anſtrengung zu machen, welche dem ungariſchen Entſatzverſuch zur Unterſtützung gereichen konnte. Es geſchah nichts der Art und die Magyaren, Koſſuth voran, haben dieſes nichtgeſchehen nachmals als Grund angegeben, warum ſie von Schwechat, nachdem ganze Bataillone ihres Landſturms eine wahre Virtuoſität im davonlaufen entwickelt hatten, retirirten, ohne das geringſte ausgerichtet zu haben*).

---

*) Das Treffen bei Schwechat war nur ein beiderſeitiges vergebliches warten. „Wartete Jellacic auf das hervorbrechen des Fürſten Lichtenſtein (mit der kaiſerlichen Reiterei, welche auf die linke Flanke der Ungarn fallen ſollte), ſo wartete Koſſuth (der zugegen war) auf das hervorbrechen der Wiener. Jeden Augenblick hoffte er die Kolonnen der Aufſtändiſchen im Rücken der kaiſerlichen Truppen ausfallen zu ſehen, das Krachen ihrer Geſchütze zu vernehmen“. W. v. S . . . . . n, a. a. O. I, 353. Die vollſtändige Nullität, ſowie der üble Wille Moga's erhellen am deutlichſten aus Görgei's Referat über das ſchwechater Treffen. M. L. u. W. i. U. I, 74 fg.

Am 31. Oktober ſtand die ungariſche Armee ſchon wieder hinter der Leitha. Ihr miſſlungener Hilfebringungsverſuch war ein großes Unglück für Wien. Denn er blies dort den ſchon völlig geſunkenen Widerſtandswillen noch einmal zu einer fieberiſchen Thätigkeit an, wodurch natürlich die Erbitterung der kaiſerlichen Generale und Soldaten, vorab des Feldmarſchalls ſelbſt, entſprechend geſteigert wurde. Es heißt nur den menſchlichen Leidenſchaften, wie ſie einmal ſind, gerecht werden, wenn man behauptet, daß gar manche „Begnadigung“ zu Pulver und Blei im November unterblieben ſein würde, wenn Windiſchgrätz ſchon am 30. Oktober, wie er zum voraus triumphirend nach Olmütz gemeldet hatte, in Wien hätte einziehen können. Verletzte Eitelkeit iſt eine Pfäffin: ſie verzeiht nie.

Inzwiſchen hatte der trügeriſche Hoffnungsſtral in Wien ſeine Wirkung gethan. Volkshaufen wälzten ſich mit dem Rufe: „Die Ungarn ſind da! Eljen! Koſſuth kommt!“ durch die Straßen, die ſchon verödete Aula wimmelte und wuſelte wieder plötzlich von bewaffnetem Leben, die Arbeiter nahmen ihre Wehr wieder auf, eine Bande von mehr oder weniger häſſlichen Amazonen marſchirte über den Burgplatz, das Gewehr auf der Schulter, Studenten warfen ſich auf Pferde, um auch in den Vorſtädten, ſoweit dieſelben noch nicht von den kaiſerlichen Truppen beſetzt waren, die frohe Botſchaft zu verkünden und zu neuem Widerſtande aufzufordern, und an den Straßenecken erſchien ein überſchwängliches Plakat, zu „einem letzten glorreichen Kampf“ auffordernd und den Schlußtrumpf ausſpielend: „Es wird auf allen Punkten der Erde unſer ſchönſter Titel ſein, zu ſagen: Ich war ein Wiener! Ich war dabei!“

Der arme Meſſenhauſer konnte als grundgutmüthiger Menſch nichts abſchlagen als ſein Proklamationenwaſſer. Seiner beſſeren Einſicht zum Trotz ließ er ſich durch die in der Stallburg auf ihn gemachten Beſtürmungen bewegen, das Oberkommando fortzuführen oder wieder aufzunehmen, wenigſtens halb und halb. Dem Anſinnen, ſofort einen Ausfall ins Werk zu richten, ſetzte er den Einwurf entgegen, man müſſte doch vorher wiſſen, wie es ſich denn eigentlich mit dem kommen der Ungarn verhielte. Zu dieſem Zwecke beſtieg er um 11 Uhr Vormittags den Stephansthurm, nachdem er noch bemerkt hatte, man „ſei mit den Ungarn ſchon öft angeſchmiert worden; auch ſei die Kapitulation bereits abgeſchloſſen“ — wie denn gerade zu dieſer Stunde draußen in Hetzendorf Abgeordnete des Gemeinderaths mit Windiſchgrätz über die Modalitäten des Einzugs der Truppen verhandelten. Blum und Fröbel hatten ſchon zuvor den Thurm beſtiegen und jener hatte im hinaufſteigen geäußert, er glaube nicht an das ungariſche Heil und die Wiederaufnahme des Widerſtandes ſei gewiß fruchtlos.

Droben in dem Thurmwächterlugaus ſammelte ſich nach und nach eine zahlreiche Geſellſchaft um Meſſenhauſer; auch Smolka war da, der Präſident des Reichstags, ebenſo Mitglieder des Gemeinderathes und Offiziere der akademiſchen Legion. Die Fernrohre wurden eifrig gehandhabt und je weniger der Nebel zu ſehen geſtattete, um ſo mehr wollten die Leute ſehen und geſehen haben. Drunten auf dem Domplatze wimmelte und wogte es von Volk, nach frohen Botſchaften von droben lechzend. Meſſenhauſer, welcher die Kapitulation gehalten wiſſen wollte, war nicht dafür, irgendeinen Bericht hinunterzugeben, welcher falſche Hoffnungen erregen und dadurch die Verwirrung ſteigern könnte. Dann ließ er ſich aber doch bewegen, ein Blatt Papier hinunterzuſchicken mit den von ihm darauf geſchriebenen Worten: „Man ſieht deutlich ein Gefecht hinter Kaiſer-Ebersdorf, ohne die kämpfenden Truppen oder den Gang des Treffens ausnehmen (unterſcheiden) zu können“. Dieſe doch ganz inhaltsloſe Kunde that drunten richtig die Wirkung, dem Widerſtandswunſch neues Leben zu geben, ſo ſehr, daß einzelne Scharen auf eigene Fauſt den Kampf gegen die Truppen da und dort wieder eröffneten. So draußen an der lerchenfelder und an der mariahilfer Linie. Um 1 Uhr Nachmittags kam eine zweite Botſchaft vom Thurme herab: — „Die Schlacht ſcheint ſich gegen Oberlaa und Inzersdorf zu ziehen. Der Nebel verhindert eine klare Anſicht. Bis jetzt ſcheinen die Ungarn im ſiegreichen vorſchreiten begriffen zu ſein. Im Falle ein geſchlagenes Heer ſich den Mauern der Stadt nähern ſollte, ſo wird es Pflicht aller Wehrkörper ſein, ſich auch ohne Kommando unter das Gewehr zu ſtellen“.

Dieſer Beiſatz konnte unmöglich anders gedeutet werden als: Falls die kaiſerlichen Truppen durch die Ungarn an die Mauern Wiens gedrängt werden, wollen wir, die Wiener, mit aller Macht auf ſie hinausfallen und ihre Niederlage vollenden. Daß aber in dieſer Abſicht, ſchon in der bloßen Abſicht ein Bruch der Kapitulation enthalten war, wird kein unbefangener Urtheiler beſtreiten wollen. Zur Entſchuldigung läſſt ſich freilich etwa anführen, daß die Kapitulation eine ganz formloſe war, ja ſogar dieſen Namen eigentlich gar nicht verdiente, da ja Windiſchgrätz im Grunde gar nichts gewährleiſtet, keine Bedingungen bewilligt, ſondern nur in ganz nebelhafter Weiſe davon geredet hatte, die Wiener würden ihn milder finden, als ſie erwartet hätten. Die nachmals als nicht unrichtig bewährte Anſicht der Wiener über die windiſchgrätziſche „Milde“ hat jedenfalls die meiſten, welche die am 29. Oktober ſchon beiſeite geſtellten Waffen am 30. wieder aufnahmen, zu ihrem verzweifelten beginnen beſtimmt.

Die Hoffnungen dieſer Kämpfer, welche von den Baſteien der inneren Stadt aus, wie da und dort in den Vorſtädten und an den Linien, das Feuer wieder eröffneten, ſtiegen beträchtlich, als um 2 Uhr ein dritter Zettel vom Stephansthurme herabkam, welcher beſagte, die Schlacht ziehe ſich ſeit einer halben Stunde offenbar näher gegen Wien heran, was ja nur in Folge eines ſiegreichen vorſchreitens der Ungarn geſchehen konnte. Die Wahrheit war aber, daß es nicht geſchah und daß das vermeintliche vorſchreiten ein wirkliches rückſchreiten geweſen iſt. Windiſchgrätz, welcher vom laaer Berg aus dem ſchwechater Treffen zuſah, ſagte, als er in ſeinem Rücken die Kanonen von den Baſteien Wiens donnern hörte: „Jetzt muß die Stadt bombardirt werden und Meſſenhauſer wird hängen“. Daß er es übrigens nicht auf den armen Meſſenhauſer allein abgeſehen hatte, beweiſ't die Thatſache, daß ſchon etliche Stunden früher in

Hetzendorf ſeine Bevollmächtigten von den mit ihnen unterhandelnden Deputirten des Gemeinderaths vor allem die Auslieferung von 14 namentlich bezeichneten Männern forderten, worunter Meſſenhauſer, Haugk, Fenneberg, Gritzner, Becher. Man ſieht, die „Milde“ des Feldmarſchalls hatte ſich ſchon vor dem „Kapitulationsbruch“ deutlich angekündigt.

Inzwiſchen war es in dem Thurmwartſtübchen auf dem Sankt Stephan ziemlich leer geworden; denn als ſich die Illuſion, daß die Ungarn näher und näher kämen, nicht mehr hatte halten laſſen, war einer nach dem andern hinabgeſchlichen. Deſto wilder und turbulenter ging es drunten her, am turbulenteſten im Studentenausſchuß, allwo ſich alles zuſammenthat, zuſammenwirrte, zuſammenknäuelte, was überhaupt noch wie Leitung und Lenkung ausſah. Meſſenhauſer war nahe der höchſten Spitze des Stephansthurmes auf dem hölzernen Balken zurückgeblieben, mechaniſch ſeinen Tubus handhabend. Er war ganz zuſammengeknickt. Nur Herr Berthold Auerbach und der Reichstagsdeputirte Goldmark waren noch bei ihm. Das ſinnverwirrende Getöſe, welches die Stadt erfüllte und in welchem tauſenderlei Schreie, Alarmgetrommel, Geſchützekrachen, Sturmgeläute und Waffengeklirr zuſammenquollen, drang dumpf herauf. Und Bote auf Bote kam aufwärts geſtürmt mit dem Verlangen, Meſſenhauſer ſollte den Befehl zum Angriff auf die Leopoldſtadt geben. Er gab den Befehl nicht, verbot aber auch den Angriff nicht. Und wieder kam ein Student, keuchend und roth vor Haſt, und brachte eine ſchriftliche Aufforderung vom Studentenausſchuß, Meſſenhauſer ſollte ſein Oberkommando niederlegen. „Was ſagen Sie dazu?“ fragte er die Herren Goldmark und Auerbach, welche beide meinten, er müßte der Zumuthung ſich weigern, maßen er ja ſein Amt nicht vom Studentenkomité, ſondern vom Reichstag und Miniſterium erhalten hätte. Meſſenhauſer ſchrieb mit Bleiſtift ſeine Weigerung auf ein Blatt Papier, und als der Bote weggegangen, unterhielt er ſich mit Auerbach über Pläne zu dramatiſchen Arbeiten, welche er künftig auszuführen beabſichtigte. Das arme Kind!

Eine heraufkommende Abordnung des Studentenausſchuſſes machte dieſen Träumereien ein Ende. In ſchroffer Weiſe wurde Meſſenhauſer aufgefordert, ſofort als untauglich und energielos, wie er ſei, abzudanken; Fenneberg ſei ſtatt ſeiner zum Oberkommandanten auserſehen und müßte es ſein. Zuletzt ſagte man ihm geradezu: Abdankung oder Tod! Der Bedrohte gab nach, erklärte, er wollte drunten im Hauptquartier in der Stallburg ſeine Abdankung vollziehen, und verließ den Thurm.

Fenneberg war inzwiſchen von den Legionären, den Mobilen und Arbeitern bereits als Oberkommandant ausgerufen worden und gebärdete ſich als ſolcher, bildete einen neuen Generalſtab und verſammelte in der Aula einen Kriegsrath, welcher aber nur zu dem wenig tröſtlichen Schluſſe kam, falls „es mit den Ungarn nicht ganz aus und vorbei ſei, ſo laſſe ſich die Stadt noch 4 Tage halten; andernfalls ſei jede Vertheidigung nutzlos“.

Das Chaos begann. Meſſenhauſer hatte ſeine Abdankung dem permanenten Reichstagsausſchuß angezeigt; die Herren von der Permanenz riethen ihm mehr mittels Winken als Worten, ſich mit Fenneberg zu verſtändigen, und verſanken hierauf in Dunkel und Schweigen. In der Stallburg wollte man von dem „Terroriſten“ Fenneberg nichts wiſſen, ebenſowenig im Gemeinderath, welcher an Meſſenhauſer die Aufforderung richtete, nicht zu weichen. Der Nichtsabſchlagenkönner konnte auch dieſes nicht abſchlagen und that wieder, als wäre er noch Oberkommandant. Allein da Fenneberg fortfuhr, auch ſo zu thun, ließ ſich Meſſenhauſer beſtimmen, denſelben zum Mitoberkommandanten anzunehmen, was bei einer perſönlichen Zuſammenkunft der beiden, welche nachſchlafender Weile im Gaſthauſe „Zum rothen Igel“ ſtattfand, ausgemacht wurde.

Der liberale Träumer und der radikale Phantaſt theilten ſich demnach in ein nichts, denn etwas anderes iſt dieſes wiener „Oberkommando“ zur Stunde nicht mehr geweſen. Von Organiſation und Plan war bei dem Widerſtande, welcher noch geleiſtet wurde, überhaupt keine Rede mehr. Der einzelne Mann und die einzelne Schar handelten überall nach eigenem ermeſſen und es war dieſes handeln nur noch das krämpfige zucken der wiener Oktoberrevolution in ihrer Agonie.

13.

Frühmorgens am 31. erſchien nach einer unter ſinn- und zweckloſem Getobe verfloſſenen Nacht wiederum eine Abordnung des Gemeinderaths in Hetzendorf, um den Feldmarſchall zu vermögen, ſeine Truppen ſo raſch wie möglich in die Stadt rücken zu laſſen, um Pöbelexceſſe zu verhüten. Der Fürſt erwiderte, er müſſte ſich zuvor vollſtändig zum Meiſter der Vorſtädte machen und gewärtige, daß inzwiſchen auch in der inneren Stadt die Waffenniederlegung vor ſich ginge.

Der Gemeinderath und das Oberkommando hätten dies gerne zuwegegebracht, hatten aber zu dieſem behufe nichts als Worte. Meſſenhauſer, Fenneberg, Haugk erließen Kundmachungen und Aufrufe, die alleſammt darauf hinausliefen, es ſei nichts mehr zu machen und man müſſe ſich in das unvermeidliche fügen. Allein die tobende Menge wollte nicht hören, nicht ſehen und die Baſteien wimmelten von bewaffnetem Volke, welches in anarchiſchem Gewuſel wähnte, den Truppen den Eintritt in die Stadt wehren zu können.

Um Mittag waren die Truppen, die gebändigten Vorſtädte hinter ſich, auf dem Glacis aufmarſchirt. Aber das Signal zu ihrem einrücken, das aufhiſſen der ſchwarzgelben Fahne auf dem Sankt Stephan blieb aus. Der Gemeinderath hatte die Fahne geſchickt, aber ſie wurde auf dem Domplatz in tauſend Stücke zerriſſen. Der Gemeinderath ſandte eine Deputation zum Burgthor hinaus, um dem Feldmarſchall Wien feierlich zu übergeben; allein hinter den Deputirten wurde das Burgthor wieder zugeſchlagen und verrammelt. Sofort wurden auf den Baſteien die Kanonen gegen die Truppen losgebrannt, die Sturmglocke auf dem Stephansthurme ſchlug an und die tolle Herausforderung wurde von den Truppen auf der Stelle angenommen.

Windiſchgrätz ließ ſeine ſchon zuvor in Bereitſchaft gehaltenen Batterien ſpielen und das Bombardement hob an, nachmittags 3 Uhr. Die Stadt, insbeſondere die Gegend um die Stallburg und die Reitſchule her, wurden mit Vollkugeln, Bomben, Granaten glühenden Bällen und Raketen überſchüttet. Feuer ſchlug da und dort auf, das Getöſe war ſo furchtbar, als „bräche der jüngſte Tag herein“. Das Hinausſchießen der Vertheidiger verhallte gegen dieſes Hereinſchießen „wie das ſchwache ſtammeln eines Kindes gegen das rollen des Donners“, ſagt der Ohrenzeuge Pichler. „Schlag auf Schlag wie ein rieſiges anpochen an einen Felſenberg dröhnte es und über den Häuptern flogen die Brandraketen ziſchend hin“, meldet der Ohrenzeuge Auerbach. Die Mitglieder der Reichstagspermanenz befanden ſich wohl in der allerungemüthlichſten Lage in ihrem am Joſephsplatze gelegenen Sitzungszimmer. Einer der Permanenten, Füſter, erzählt: „Es war, als lagerten zwanzig Gewitter über Wien; ſo blitzte und donnerte es mehrere Stunden hindurch“. Und ein anderer, Schuſelka: „Die Schüſſe praſſelten ſo nahe bei uns und die Kugeln fielen ſo dicht auf dem Joſephsplatz nieder, daß ſtarke Nerven dazu gehörten, die ruhige Faſſung zu behaupten“.

Das Bombardement wirkte, wie erwartet werden muſſte. Nachdem es etliche Stunden geraſ't hatte, war die Kraft des Widerſtandes gelähmt, gebrochen, zerſtoben. Die Baſteien, die Plätze, die Straßen waren leer. Nur da und dort hielt ſich noch ein Häuflein verzweifelnd zuſammen, aufrecht und in Waffen. Um 5½ brach das erſte Kroatenbataillon durch das eingeſchoſſene Burgthor in die Stadt.

Die letzten Augenblicke des Bombardements und der Gegenwehr, die letzten Athemzüge der wiener Oktoberrevolution hat der Augenzeuge Hartmann ſo geſchildert: — „Auf dem Bauernmarkte hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich ſehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkte ſahen wir, woher der Ton kam. Dieſer Platz war leer und öde, wie um dieſe Zeit alle Gaſſen und Plätze; die Einwohner hatten ſich in die Keller geflüchtet und hielten ſich in den innerſten Räumen der Häuſer. Ueber den großen menſchenleeren Platz ſchritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Junge. Der trug eine große ſchwarzrothgoldene Fahne, der alte ſchlug die Trommel. Er ſah nicht rechts, er ſah nicht links: die Bomben flogen über ſeinen Kopf, ſie platzten vor ihm, hinter ihm; er ſchritt vorwärts, gemeſſenen Ganges und ſchlug den Generalmarſch und er ſchlug, als wollte er eine geſtorbene Welt aus dem Todesſchlafe wecken. Und der Knabe mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Wir blieben ſtarr bei dieſem Schauſpiel und Thränen traten uns in die Augen. Lieber Freund, ſagten wir ihm endlich, laſſen Sie das; es iſt alles aus. Nein, antwortete der Alte, ſie müſſen heraus, ſie müſſen noch einmal heraus: die Sache darf nicht verloren ſein! So ſprechend ging er immer weiter und ſchlug die Trommel, daß ſie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig ſeine Fahne und ſah nach allen Seiten, ob ſie nicht kämen. Sie kamen nicht .... Die Abenddämmerung ſenkte ſich ſchon leiſe herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da ſchwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz ſtille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkte her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an 30 Studenten und Proletarier. Laufend ſahen ſie rückwärts, als ob ſie beſorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher mit dem Degen in der Hand deſſelben Weges, gefolgt von einer noch kleineren Schar. Auch ſie ſahen ſich um, während ſie raſchen Schrittes über den Graben gingen. Nicht zwei Minuten darauf erſchienen die Kaiſerlichen auf dem Platze des Grabens, eine Kompagnie mit gefälltem Bajonett, aber ängſtlich nach den Fenſtern links und rechts blickend und fortwährend „Gut Freund! Gut Freund!“ rufend. Die Offiziere ſchwenkten ihre Degen grüßend zu den Fenſtern hinauf und riefen ebenfalls „Gut Freund!“ Das Volk, welches die Soldaten plötzlich umgab, verhielt ſich ſtill. Da geſchah aber etwas Überraſchendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten ſich hundert Fenſter, die ſeit drei Wochen verſchloſſen und verhüllt geweſen, — ſie füllten ſich, hunderte von Taſchentüchern wehten den Soldaten entgegen und „Vivat der Kaiſer!“ erſcholl es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erſtickte die loyalen Rufe in Gegenwart, ſelbſt in der Mitte der Sieger, die ſo eben, freilich ſehr ſchüchtern ihren Triumpheinzug hielten. Und das pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eiſenplatz. Von dorther kamen noch einige Schüſſe. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er ſich aufgeſtellt und empfing die Sieger mitten in der beſiegten Stadt mit einer letzten Salve. Dann ward es ſtill. Die Nacht ſank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama und die Orgie der Rache begann“*).

14.

Am 1. November blähte ſich eine koloſſale ſchwarzgelbe Fahne auf dem Sankt Stephan. Der ſchwarzrothgoldene Märztraum Wiens, welcher zuletzt in das Oktoberfieber umgeſchlagen, war ausgeträumt.

Sachverſtändige meinten, die beſagte ſchwarzgelbe Fahne hätte beträchtlich raſcher und mit viel geringeren Opfern auf den Stephansthurm gebracht werden können, ſo der Herr Fürſt von Windiſchgrätz ein anderer General geweſen wäre, als er war. Dem mag ſo ſein; gewiß aber iſt, daß der Herr Fürſt ganz der rechte Mann dazu war, das „Wehe den Beſiegten!“ tüchtig zu praktiziren und die ſchwarzgelbe Rache am Schwarzrothgold gründlich zu vollſtrecken, — ſo gründlich, daß der Holzkopf Kavaignak in Paris, der Juniſchlächter, in heller Freude in dem öſtreichiſchen Feldmarſchall einen Mitgeſellſchaftsretter begrüßte.

---

*) Demokratiſche Studien (1861), S. 213 fg.

Das Standrecht herrſchte ſouverän in Wien und die Denunciation wurde förmlich aufgemuntert, ja prämirt, was ganz überflüſſig war; denn die gränzenloſe Niederträchtigkeit des aus ſeinen Schlupfwinkeln wieder hervorgekrochenen wiener Philiſterthums ſchwelgte ja förmlich in Angeberei.

Wohl denen, welchen es gelang, durch die Linien zu entkommen, bevor der Mordgriff des Standrechtes ſie faßte*). In ganz abenteuerlicher Weiſe entkam Fenneberg: in einem Backtrog unter einer Teigſchichte liegend wurde er vor die Linie getragen. Meſſenhauſer, die blonde Träumerſeele, ſtellte ſich aus freien Stücken dem Standgericht. Er wurde am 16. November erſchoſſen. Becher acht Tage ſpäter.

Im erſten Taumel der Rachſucht gingen die Verhaftungen ſo ins unſinnig maſſenhafte, daß in den erſten Tagen des Decembers 1540 Perſonen aus der Haft entlaſſen werden mußten, weil ſchlechterdings nichts auf ſie zu bringen war. Die Thätigkeit des Standrechts ging bis zum 9. Mai von 1849 fort. Sie förderte als Reſultat eine Liſte von 145 Verurtheilungen zu Tage, in welcher Liſte das „erſchießen“ und „hängen“ mit „gaſſenlaufen“, „ſchwerem Kerker“ und „Schanzarbeit“ abwechſelt**). Vollſtreckt wurden 24 Todesurtheile. Wie viele Gefangene während der Kämpfe vom 26. bis 31. Oktober von der Soldateska ohne weitere Förmlichkeit maſſakrirt worden ſind, wird wohl niemals aktenmäßig feſtzuſtellen ſein. Ebenſo wenig die Zahl der Opfer, welche unmittelbar nach der Einnahme der Stadt „auf höheren Befehl“ vor den Linien füſilirt worden. Man ſchätzt, daß in der Vertheidigung Wiens von den Vertheidigern 5—6000 gefallen ſeien. Der Geſammtverluſt der Truppen iſt amtlich auf 56 Offiziere, 1142 Soldaten und 70 Pferde angegeben.

---

*) M. E. Gritzner, einer dieſer Glücklichen, hat in den erſten Kapiteln ſeines Buches „Flüchtlingsleben“ (1867) eine ſehr anſchauliche Schilderung der Drangſale und Gefahren gegeben, von welchen je ein entkommen umringt war.

**) Die ganze Liſte iſt gedruckt bei Dunder, S. 903 fg.

Am 9. November ging in Wien das düſtere Gerücht um, Robert Blum ſei frühmorgens erſchoſſen worden. Am folgenden Tage meldete die amtliche „Wiener Zeitung" — es gab nur noch dieſe, der Belagerungszuſtand hatte die geſammte übrige Preſſe aufgefreſſen — daß Blum, „Buchhändler aus Leipzig, wegen aufrühreriſcher Reden und bewaffneten Widerſtandes gegen die kaiſerlichen Truppen zum Tode durch den Strang verurtheilt und in Ermangelung eines Freimannes die Sentenz mit Pulver und Blei durch erſchießen am 9. November vollzogen worden".

Zugleich mit Blum war auch Fröbel verhaftet und ebenfalls zum Tode durch den Strang verurtheilt worden. Windiſchgrätz begnadigte ihn aber, wie es hieß und wie Fröbel ſelber glaubte, einer von ihm früher verfaßten Flugſchrift wegen, welche öſtreichfreundlich ausſah*). Die Sache iſt aber wohl dieſe, daß der Herr Fürſt an einer Nummer „Deutſches Parlamentsmitglied" in ſeiner Todesrubrik genug hatte. Man mochte dem Slaven auch begreiflich gemacht haben, daß er durch die Tödtung Blums das Deutſchthum und den Demokratismus ganz anders treffen würde als durch die Tödtung Fröbels. Böſe Zungen wollten ſogar nachmals behaupten, Windiſchgrätz, den ſelbſt ſeine ausgeſchämteſten Speichellecker nicht gerade für einen Hellſeher hielten, habe Herrn Fröbel laufen laſſen, weil er doch hellſichtig genug geweſen, in dem damaligen Republikaner den künftigen Leibpubliziſten des Herrn von Schmerling zu erkennen.

---

*) Herr Fröbel ſcheint übrigens der Schutzkraft ſeiner öſtreichfreundlichen Flugſchrift nicht ſehr getraut zu haben; denn er ſprach ſchon vor dem Beginne des Bombardements den Schutz der ſchweizeriſchen Geſandtſchaft an. Depeſche Steigers (Nachfolgers von Kern) vom 14. November: „In Beziehung auf den zum Strang verurtheilten, aber begnadigten Julius Fröbel theile ich mit, daß derſelbe einen Tag, bevor das Bombardement gegen Wien eröffnet war, zu mir kam, indem er den Schutz der ſchweizeriſchen Geſandtſchaft in Anſpruch nehmen wollte, vorgebend, daß er züricher Bürger ſei" E. B. A.

Daß Blum in der Morgenfrühe des 9. Novembers auf der Brigittenau die Todeskugeln mannhaft und gefaſſt empfing, weiß jedermann. Die deutſche Demokratie wird ihres Märtyrers eingedenk bleiben.

Sein Tod hat zu einem der widerlichſten Auftritte in dem langen Poſſenſpiel des erſten deutſchen Parlaments Veranlaſſung gegeben. Daß Blums Erſchießung in Hinblick auf das zum Schutze der Parlamentsmitglieder erlaſſene „Reichsgeſetz“ vom 30. September 1848 ein Standrechtsmord geweſen, war ſonnenklar. Der Ermordete hatte auch ſo feſt auf dieſen Geſetzesſchutz vertraut, daß er, nachdem der windiſchgrätziſche Schrecken auf Wien gefallen, gar nicht an Flucht gedacht. Er war auch erſt am 4. November verhaftet worden. Aber freilich, der öſtreichiſche Juſtizminiſter Bach wuſſte den Mord zu rechtfertigen dadurch, daß er erklärte, das „Reichsgeſetz“ vom 30. September ſei in Oeſtreich niemals verkündigt worden und überhaupt — jetzt, wo das Schwarzgelb ſiegreich vom Sankt Stephan wehte, ging man offen mit der Sprache heraus — anerkenne Oeſtreich ein Geſetzgebungsrecht der frankfurter Verſammlung nicht.

Auf einen am 14. November durch Ludwig Simon geſtellten Antrag hin wurde zwei Tage ſpäter in der Paulskirche ſo zu ſagen einmüthig beſchloſſen, „gegen die Tödtung des Abgeordneten Blum feierliche Verwahrung einzulegen und das Reichsminiſterium zur Beſtrafung der unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden aufzufordern“. Eins der windigſten Windeier, welche jemals in Sankt Paul gelegt worden ſind. Wer ſollte denn dieſen hochtrabenden Beſchluß ausführen? Reichsverweſung und Reichsminiſterium. Reichsverweſer war ein ſchwarzgelber Erzherzog und Reichspremierminiſter ein ſchwarzgelbſter „Edler von“. Dieſer Edle von Schmerling konnte dann auch ſeinen guten Humor über eine ſo koloſſal naive Zumuthung ſo wenig verbeißen, daß er während der Verhandlungen über dieſelbe dem Ermordeten vom 9. November den Witz ins Grab nachſchleuderte: „Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um“. Er hatte gut witzeln und höhnen, er kannte ja die Plappermentsmehrheit, welche richtig vor der Kühnheit ihres Beſchluſſes vom 16. November ſo erſchrak, daß ſie nichts mehr davon wiſſen wollte und ſogar aus blaſſer Furcht, revolutionär zu erſcheinen, nicht einmal mehr wagte, eine ebenfalls beantragte und beſchloſſene parlamentariſche Todtenfeier für Blum wirklich zu begeben.

15.

Die Staberl-Komödie der Fortſetzung des öſtreichiſchen Reichstags ging zu Kremſier in der Hannakei am 22. November in Scene. Die Mitglieder der deutſchen Linken hatten den deutſchen Duldermuth, mitzuſtaberln, d. h. ſich von den übermüthigen Czechen verhöhnen und tyranniſiren zu laſſen. Im übrigen war dieſe ganze Kremſier-Farce bald verſunken und verſchollen.

Daß der ſiegreiche Säbel von jetzt an in Oeſtreich den Takt ſchlug, war natürlich und ſogar nothwendig. Die Maſſen des Volkes hatten ſich zu den neuen Ideen ebenſo gleichgiltig-träge und theilnahmelos verhalten wie anderwärts, die liberalen Führer ſo unfähig, feige und zweideutig wie allenthalben. Der Verſuch, den Konſtitutionalismus zu gründen und zu handhaben, war kläglich geſcheitert, dagegen waren die nationalen Widerborſtigkeiten der Bevölkerungen Oeſtreichs in ganzer Schärfe zum Vorſchein gekommen. Wer ſollte denn dieſelben niederhalten, wenn nicht der allmächtige Säbel? Für Oeſtreich, wie es nun einmal war, konnte es nur eine Magna Charta geben und die hieß Belagerungszuſtand. Einen ganz und gar nur nach mittelalterlichen Maximen und Praktiken zuſammengebrachten und bis zur Märzkataſtrophe mittelalterlich gebliebenen Staat — welcher Begriff übrigens für Oeſtreich gar nicht paſſt — kann man nicht von heute auf morgen unter die moderne Schablone bringen.

Wäre Ungarn im November von 1848 ebenfalls ſchon niedergeworfen geweſen, wie Wien, d. h. Deutſchöſtreich es war, ſo hätte man am Hoflager von Olmütz ſicherlich der konſtitutionellen Gaukelei ſofort den Laufpaß gegeben. Dafür bürgte ſchon die Schaffung des neuen Miniſteriums, in welchem der Fürſt Felix Schwarzenberg die erſte und der Graf Franz Stadion die zweite Stelle einnahm. Neben dieſen zwei entſchiedenen Abſolutiſten wurden in das neue Kabinett zugelaſſen der Allerwelt-Krauß, dem man doch für ſeine Mitlahmlegung der Oktoberrevolution ein bißchen Erkenntlichkeit bezeigen muſſte, und der handirliche Bach, in welchem der leitende Hofkreis den richtigen Kautſchukmann erkannt hatte, der gelenkig genug, aus einem weiland Märzminiſter ein künftiger Konkordatsminiſter zu werden, gegen „anſtändige Verköſtigung" verſteht ſich. Bruck wurde Handelsminiſter und ein Ritter von Thinnfeld Ackerbauminiſter.

Das am 21. November zuſtandegekommene Miniſterium Schwarzenberg-Stadion gab am 27. ſein Programm aus, an deſſen Spitze eine konſtitutionelle Grimaſſe ſtand, welche zu ſchneiden den beiden Hauptminiſtern ſchwer genug angekommen ſein mag. Sie hielten ſich dafür ſchadlos, indem ſie im weiteren Verlauf des Aktenſtückes den unlängſt von Radetzky in einem vom 9. November datirten Schreiben aufgeſtellten Satz: „Oeſtreich wird ſich eher von Deutſchland als von Oeſtreich trennen" — alſo variirten: „Erſt wenn das verjüngte Oeſtreich und das verjüngte Deutſchland zur neuen und feſten Form gelangt ſind, wird es möglich ſein, ihre gegenſeitigen Beziehungen ſtaatlich zu beſtimmen". In's Slaviſche überſetzt hieß es das: Wir kümmern uns keinen Deut mehr um Deutſchland. Die

Czechen hatten alſo vollauf Urſache, dieſe Stelle des miniſteriellen Programms, als ſie im improviſirten Reichstagsſale zu Kremſier zur Vorleſung kam, mit Beifall zu überſchütten. Der Anſtand hätte es nun freilich erfordert — wenigſtens konnten „Pedanten“ ſo meinen — daß die öſtreichiſchen Deputirten aus der Paulskirche in Frankfurt ſofort heimberufen worden wären; denn wie ſollten ſie dort noch eine deutſche Reichsverfaſſung mitmachen helfen, welcher zum voraus jede Geltung und Bedeutung für Oeſtreich abgeſprochen war, und das Miniſterium Schwarzenberg-Stadion überhaupt nur ein internationales Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Deutſchland in nebelgraue Ausſicht ſtellte? Allein dieſes Miniſterium hatte anderes zu thun als mit den Geſetzen des Anſtandes und der guten Lebensart ſich zu ſchaffen zu machen. Zudem verſchlug es ja gar nichts, die Oeſtreicher den paulskirchlichen Nationalſchwatz noch fernerweit mitſchwatzen zu laſſen, und konnte die Thatſache dieſes Mitſchwatzens vielleicht auch noch zu einer Handhabe werden, die ſchließliche Geſtaltung der deutſchen Sache im öſtreichiſchen Sinne zu beſtimmen.

Die Einſetzung des Miniſteriums vom 21. November war die Einleitung zum eigentlichen Finale der öſtreichiſchen Oktoberbewegung. Dieſes Finale ſpielte im erzbiſchöflichen Palaſt in Olmütz, wo derzeit die kaiſerliche Reſidenz, zur achten Morgenſtunde am 2. December. Die kaiſerliche Familie war verſammelt, der Hof in Gala, und um der bevorſtehenden Haupt- und Staatsaktion die richtige zeitgemäße Weihe zu geben, waren auch die beiden „Siegeshelden“ Windiſchgrätz und Jellacic, welchen vor etlichen Tagen Car Nikolai eine Belobigungsnote zugefertigt hatte, aus Wien herbeſchieden worden.

Es handelte ſich darum, den im Kreiſe der Eingeweihten längſt vorbereiteten Thronwechſel zu vollziehen. Kaiſer Ferdinand war ein gewiſſenhafter Herr und man brauchte bei der jetzo inaugurirten Politik einen oberſten Repräſentanten der Staatsgewalt, welcher ſich nicht durch etwaige Erinnerungen an verpfändete Worte und feierliche Verſprechungen unbequem machte.

Drüben in Kremſier war ſpäter am Tage der Reichstag zu einer außerordentlichen Sitzung verſammelt. Nach langem harren der Verſammlung erſchien der Miniſterpräſident Schwarzenberg und brachte dieſe Erklärung vor: „Heute hat in Olmütz ein Akt von weltgeſchichtlicher Bedeutung ſtattgefunden. Kaiſer Ferdinand hat unwiderruflich abgedankt, ſein Bruder, der Erzherzog Franz Karl auf ſein Nachfolgerecht verzichtet und deſſen Sohn als Kaiſer Franz Joſeph der Erſte den öſtreichiſchen Thron beſtiegen“.

Der neue Kaiſer war am 1. December „großjährig“ erklärt worden. Er zählte 18 Jahre. Kaiſer, Könige, Herzoge und Fürſten, bis zum Großherrn von Flachſenfingen herab, genießen des löblichen Vorrechts, reif, mündig, großjährig zu ſein in einem Alter, wann andere Menſchenkinder noch in den Knabenſchuhen herumlaufen. Es iſt dies zweifelsohne eines der ſinnreichſten Dogmen der monarchiſchen Religion, ſo ſakroſankt-myſteriös wie nur irgendein Dreieinigkeit- oder Unbefleckte-Empfängniß-Myſterium. Wenn ſchon in Republiken die alte Geſchichte „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand“ — tagtäglich neu wird, was muß Gott anſtändiger Weiſe erſt in Monarchien ſolchen verleihen, welchen er Kronen gibt! Es iſt fürwahr nicht auszudenken. Man muß ſchon ein Somnambulerich ſein, um von dieſem mirakelhaften auch nur eine blaſſe Vorſtellung bekommen zu können.

Von einer ſelbſtſtändigen Regierung des achtzehnjährigen Kaiſers, an welchem man neben kriegeriſchem Muth auch noch andere gute Eigenſchaften rühmte, konnte im Ernſte natürlich gar keine Rede ſein. Am 5. März von 1849 wurde eine Art von Verfaſſung für Geſammtöſtreich oktrovirt und am folgenden Tage darauf, nachdem während der Nacht Goldmark, Kudlich, Violand und Füſter wohlweislich aus Kremſier entwichen waren, dem Reichstagsſchattenſpiel ſoldatiſch-barſch ein Ende gemacht. Später hat man dann, wie bekannt, dieſes Phantom von Verfaſſung in die hiſtoriſche Rumpelkammer geworfen und iſt zum „korrekten“ Abſolutismus, zur guten alten frommen Metternichtigkeit ohne konſtitutionelle Mentalreſervation zurückgekehrt. Dabei mochten die Deutſchöſtreicher, falls ihnen das lachen nicht überhaupt vergangen war, ſchadenfroh darüber lachen, daß jetzt auch den Herren Czechen und übrigen Slavenbrüdern der „Dank vom Hauſe Oeſtreich“ gezollt wurde, in Geſtalt eines Fußtrittes, über deſſen Wohlangebrachtheit kein Zweifel aufkommen konnte.

V.

Berliner November.

1.

„Die ſchwargelbe Fahne flattert triumphirend auf dem Sankt Stephan". Hei, das klang ſchön, klang in hellfrohen Durtönen gen Potsdam hinauf, allwohin die Märzpoſt: „Das ſchwarzrothgoldene Banner iſt auf der wiener Hofburg aufgepflanzt" — ſo molltontraurig erklungen war, daß der tafelnde König Meſſer und Gabel niederzulegen allerhöchſt ſich bewogen gefunden hatte. Das war aber ſchon ſo lange her, daß nur noch Leute, welche an langem Gedächtniß litten, davon ſprachen.

Ja, in den erſten Novembertagen von 1848 gab es fröhliche Geſichter im Schloſſe zu Potsdam. Nun der ſchwarzgelbe Gegenrevolutionstrumpf mit ſolchem Erfolg ausgeſpielt worden, warum ſollte der ſchwarzweiße nicht ebenfalls ausgeſpielt werden? Kein Grund, fürwahr, warum nicht. Laßt den Marſchall Druff ſeine Schuldigkeit thun! Was Se. Excellenz der Windiſchgrätz konnte, kann Se. Excellenz der Wrangel auch.

Die guten Oeſtreicher haben ſich im Jahre 1866 ſehr lächerlich gemacht, als ſie weinerlich ſchmälten, die Preußen ſeien ihnen überall zuvorgekommen, „mit affenartiger Geſchwindigkeit". Viel weniger lächerlich wäre es geweſen, wenn ſie im Jahre 1848 geſagt hätten, die Preußen ſeien hinter ihnen hergekommen mit affenartiger — Geſchwindigkeit nicht gerade, aber doch Gelehrigkeit.

In Wahrheit, der berliner November war ein Abklatſch vom wiener Oktober, abgerechnet das ſchießen aus Kanonen und Büchſen, das werfen von Bomben und Granaten, ſowie die „Begnadigungen zu Pulver und Blei“. Die Berliner waren denn doch zu gebildete Leute, zu wohlerzogene Unterthanen, um es bis zur Anwendung derartiger draſtiſcher Argumente kommen zu laſſen. Bei ihnen reichte man aus mit dem Belagerungszuſtand ohne Belagerung. Sie ertrugen auch den Belagerungszuſtand mit beſter Manier und tröſteten ſich mit des weiland königlich preußiſchen Staatsphiloſophen Hegel Hannswurſtorakelſpruch: „Alles wirkliche iſt vernünftig“.

Krone und Volk in Berlin und Preußen hatten ſich ja im März nur ein bißchen miſſverſtanden. Jetzt, im November, fanden ſie beide das richtige, ganze und volle Verſtändniß wieder, d. h. die Krone befahl und das Volk gehorchte.

Man muß übrigens dem preußiſchen Volke, zumal in den „alten“ Provinzen, die hiſtoriſche Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß es in ſeiner Maſſe von dem „Schwindelhaferbrot“ des „tollen“ Jahres gar nicht gegeſſen hat. Nur die Bevölkerungen der Städte, insbeſondere der größeren, waren „aufklüpſiſch“, was mit unpreußiſch völlig identiſch, und die Gelehrten der Umkehr dachten ſinnreich und korrekt, als ſie alles Ernſtes vorſchlugen, alle Städte unerbittlich auf eine beſtimmte Einwohnerzahl zurückzuführen und fortan keine mehr über das von der „Mit-Gott-Für-König-Und-Vaterland-Kreuzzeitung“ genauer anzugebende königlich preußiſche Normalmaß hinauswachſen zu laſſen. Die Bauern in den Marken, in Pommern u. ſ. w. hatten von einer „Konſtitution“ ungefähr dieſelbe Vorſtellung wie die ruſſiſchen Soldaten beim petersburger Decemberaufſtand von 1825 und es bedarf in Wahrheit ſchon eines hohen Grades von Verbildung, um von dem konſtitutionellen Nebel überhaupt eine Vorſtellung haben zu können. Die ſogenannten Märzerrungenſchaften waren demnach im Volke, das nur von Kommando und Gehorſam wuſſte, ohne Boden, und wenn man damals in Berlin über die guten Wirſitzer ſpottete, weil ſie den Prinzen von Preußen zu ihrem Abgeordneten für die Nationalverſammlung erkoren, ſo war das ein ſehr einfältiges, weil ganz unpreußiſches Geſpötte. Die Wirſitzer erwieſen durch dieſe ihre Wahlthat, daß ſie das Preußenthum viel beſſer verſtanden als alle die berliner Kladderadätſcher, Buddel- und andere Maier. Während dem preußiſchen und dem deutſchen Liberalismus erſt durch das Jahr 1866 der Staar ſoweit geſtochen und der Dippel ſofern gebohrt worden iſt, daß er zur Einſicht kam, die beſte Karte und Konſtitution ſei das Haus Hohenzollern, haben die trefflichen Inſaſſen des wirſitzer Wahlkreiſes dieſe Einſicht allbereits i. J. 1848 bekundet und dadurch eine unvergänglich ſchöne und kulturgeſchichtlich merkwürdige Illuſtration zu dem freilich etwas abgegriffenen ſchiller'ſchen Diktum geliefert: „Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth".

Der Prinz von Preußen erſchien als Abgeordneter von Wirſitz, nein, als Prinz von Preußen am 8. Juni in der Nationalverſammlung. Er hatte in England ſeine Zeit nicht auf Aneignung des konſtitutionellen Jargon und des parlamentariſchen Gallimathias verwandt. Er beſtieg vielmehr in Generalsuniform, mit dem Degen an der Seite, die Rednerbühne und hieß „die aus allen Provinzen und allen Ständen hier verſammelten Herren herzlich willkommen". Das hieß ſagen: Wir, die Hohenzollern, haben euch gerufen und wir werden euch, ſobald es uns gefällt, auch wieder fortſchicken; denn wir kommandiren und ihr gehorcht; ſo war, iſt und wird ſein der Brauch in Preußen — „Mit Gott für König und Vaterland!" Mit dieſem Loſungsworte des echten Preußenthums ging der Prinz ab und es gehörte eine tüchtige Doſis von Traumduſelei dazu, nach dieſem Auftritte noch zu wähnen, in den Mauern der Singakademie oder im königlichen Schauſpielhauſe, wohin die „Nationalverſammlung" ſpäter überſiedelte, gäbe es ein ſo märchenhaftes Ding wie eine preußiſche Volksſouveränität.

2.

Das feſthalten an dieſer Chimäre hat auch die Thätigkeit der ehrlichen Vorſchrittspartei in der Verſammlung ganz unerquicklich und unerſprießlich gemacht. Wer kann wirkſam handeln, wenn er auf Flugſand ſteht? Gewiß repräſentirten die Führer und Sprecher dieſer Partei, die Jakoby, Waldeck, Temme, Elſner, Stein, Reichenbach, d'Eſter, Borchardt, Jung, Berends und andere, den Polen Cieſzkowſki nicht zu vergeſſen, eine achtungswerthe Summe von Intelligenz und auch das muß dieſen preußiſchen Demokraten zur Ehre nachgeſagt werden, daß ſich in ihren Reihen keine ſolchen Apoſtaten und Judaſſe vorfanden wie in denen der ſüddeutſchen Demokratie: ſie hatten keinen Mathy aufzuweiſen. Denn die Ohm, Gödſche und Mitſchurken, welche ſpäter unter Begünſtigung von ſeiten der Regierung das Verrätherei- und Angebereigeſchäft getrieben haben, gehörten einer ſo niedrigen Ordnung der Zoologie an, daß von ihnen hier keine Rede ſein kann. Allein die preußiſchen Demokraten verkannten ganz und gar die Natur des preußiſchen Staates, für welche der fanatiſche Royaliſt Ernſt Moritz Arndt das ſehr bezeichnende Wort „königiſch“ erfunden hat, weil die Worte königlich und monarchiſch ihm nicht ausreichend ſchienen, das Ineinandergewachſenſein von Königthum und Preußenthum auszudrücken. Die Linkſer in der Singakademie redeten immerfort vom preußiſchen Volke und hatten doch in Wirklichkeit nichts hinter ſich als die Bummler und Gaſſenſchreier Berlins. Sie wähnten, das preußiſche Verfaſſungswerk bis hart an die Gränzmark der Republik vorrücken zu können, während es doch nur von der Krone abhing, ob dieſe überhaupt ſo ein Ding wie eine Verfaſſung haben wollte oder nicht.

Den Sommer über ließ man die Demokraten und ihren Anhang mit dieſem Wahne ſpielen, weil die potsdamer Wiederſtrammungskur noch nicht vollendet war. Genau im Verhältniſſe zum Vorſchritt dieſer Kur wurden die demokratiſchen Mühwaltungen, Anſtrengungen und Abzappelungen, nicht in den Sumpf der Rückwärtſerei zu verſinken, immer kläglicher anzuſehen. Je heftiger das Gezappel, deſto raſcher das Hinabplumpſen. Je großwortiger der Demokratismus, deſto mächtiger der Abſolutismus. Der ſchließliche Appell der „Volksvertretung“ an das Volk fand keine andere Antwort als das „königiſche“ Kommandowort: Packt euch!

Die Linke konnte ſich ſchon im Juni überzeugen, daß ſie nicht einmal in der Nationalverſammlung, geſchweige außerhalb derſelben, ihre Anſchauungen obenauf zu bringen vermöchte. Als am 8. Juni Herr Berends den Antrag einbrachte, die „Verſammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März ſich wohl um's Vaterland verdient gemacht hätten“ — da malte der Herr Miniſterpräſident Kamphauſen ſofort das rothe Geſpenſt in erſchrecklichen Dimenſionen auf die Salwand und am nächſten Tage wurde in Folge deſſen der im Grunde ganz harmlos gemeinte und ſo zu ſagen nur als Fühlhorn herausgeſteckte berends'ſche Antrag mit 196 gegen 177 Stimmen verworfen. Nach Beendigung der Sitzung gab es dann draußen widerliche Auftritte, an denen ſich allerdings nicht allein die Bummler und Krakehler von Profeſſion thätlich betheiligten, ſondern auch zahlreiche berliner Bürger aus den Mittelklaſſen, welche zu dieſer Zeit noch ſich einbildeten, auf ihre „glorreiche Revolution“ ſtolz zu ſein, und in dem gemeldeten Abſtimmungsreſultat eine Beſchimpfung derſelben erblickten. Mitglieder der Rechten wurden beim hinausgehen mit Schmähungen überhäuft, geſtoßen und geſchüttelt und die Miniſter ſelbſt entgingen nur mittels ſtudentiſchen Schutzes der Bekanntſchaft mit den ſchlagenden Beweisgründen der Menge.

Zu derartigen Traveſtieen der Revolution vermochte es der berliner „Volksgeiſt“ zu dieſer Zeit allenfalls noch zu bringen, weiter zu nichts mehr. So eine Traveſtie ohne Tragweite und Ziel war auch der Zeughausſturm in der Nacht vom 15. zum 16. Juni, veranlaſſt durch die ſchon ſo lange ſchwärende Erbitterung der Arbeiter gegen das bürgerwehrliche Vorrecht der Bewaffnung. Hätte das berliner Proletariat geſchickte Organiſatoren und tüchtige militäriſche Führer gehabt, ſo würde Berlin noch vor Paris eine Juniſchlacht erlebt haben. So aber war die Erſtürmung und Plünderung des Zeughauſes, welche eine Menge von Zündnadelgewehren in die Hände von Proletariern brachte, die, maßen die Handhabung noch ein amtliches Geheimniß, nichts damit anzufangen wußten — nur ein pöbelhafter Bummelwitz der geräuſchvollſten Sorte, eine Dummheit, welche der Mehrheit der Bürgerſchaft Berlins den Geſchmack an der „glorreichen Revolution“ tief verleidete.

3.

Inzwiſchen war das Miniſterium Kamphauſen wie damals in Berlin ſo vieles andere „klāterig“ geworden. Der Mohr von Köln hatte ſeine Dienſte gethan und konnte gehen, wie denn überhaupt zu dieſer Zeit die märzminiſterlichen Herren Mohren gehen zu können allbereits und allerorten anfingen. Am 15. Juni ſchob die Nationalverſammlung den vom Miniſterium vorgelegten Verfaſſungsentwurf ſanft beiſeite, der Zeughauskrawall gab dieſer parlamentariſchen Schlappe noch mehr Gewicht und am 20. Juni zeigte Herr Kamphauſen ſeinen und ſeiner Kollegen Rücktritt an.

Fünf Tage ſpäter war das neue Miniſterium Auerswald-Hanſemann oder vielmehr Hanſemann-Auerswald gebildet, in welchem Kühlwetter das Innere, Schreckenſtein den Krieg, Märker die Juſtiz übernahm. Die übrigen Miniſter wählte man aus der Rechten und den Centren der Nationalverſammlung: Milde erhielt den Handel, Gierke den Ackerbau, Rodbertus den Kultus. Der letztgenannte trat ſchon nach etlichen Tagen wieder aus, weil er deutſcher als preußiſch war und mit ſeinen Amtsgenoſſen inbetreff der Stellung Preußens zum deutſchen Parlamente nicht übereinſtimmte. Am 26. Juni brachte Herr Hanſemann das Programm der neuen Verwaltung vor, welche ſich als ein „Miniſterium der That“ bezeichnen zu hören liebte und ſelber ſo bezeichnete. Warum? wiſſen weder Menſchen noch Götter.

Der ziel- und zweckloſen Krawalle und Putſchverſuche gab es ja unter dieſem Miniſterium nicht weniger als unter dem vorigen und auch das Verfaſſungswerk kam nicht beſſer vorwärts. Die beſte nicht nur, ſondern geradezu einzige That des „Miniſteriums der That“ iſt eine Redethat geweſen, gethan von dem Juſtizminiſter Märker zu Gunſten der Abſchaffung der Todesſtrafe, alſo eine That von ſehr zweifelhaftem Verdienſte, weil nicht abzuſehen, warum die Geſellſchaft irgendwelches Bedenken haben ſollte, gemeinſchädliche Menſchen-Beſtien oder Beſtien-Menſchen vom Erdboden wegzuwiſchen, wie man Gift- und Raubthiere wegtilgt. Derartige Beſtien-Menſchen noch zu Menſchen-Menſchen machen zu wollen oder zu können, iſt und bleibt ja doch nur eine empfindſame Marotte.

Ein Konflikt der Nationalverſammlung mit dem Kabinett hatte ſchon mehrmals gedroht, kam aber erſt im Auguſt zum hellen Ausbruch und zwar dann, als die gegenſätzliche Stellung von Bürgerthum und Soldatenthum der Erörterung ſich aufdrängte. Die nächſte Veranlaſſung hierzu gaben mehr oder weniger blutige Reibungen zwiſchen Soldaten und Volk, welche da und dort vorgefallen waren. Ein beſonders blutiger Zuſammenſtoß hatte am 31. Juli in Schweidnitz ſtattgefunden, wobei 14 Bürgerwehrmänner von den Soldaten todtgeſchoſſen waren, ſelbſtverſtändlich auch wieder nur aus purem „Miſſverſtändniß“. Denn maßen die Preußen ſammt und ſonders „ein Volk in Waffen ſind“, ſo iſt es ſchlechterdings unmöglich, daß dieſes Volk anders als aus Miſſverſtändniß ſich unter einander todtſchöſſe. In gänzlicher Verkennung des militärſtaatlichen Charakters Preußens redeten die Linkſer in der Nationalverſammlung von der Nothwendigkeit einer ungeſäumten und gründlichen Reform des Heerweſens im allgemeinen und des Offizierſtandes im beſonderen und ſo demoraliſirend hatte der konſtitutionelle Schwindel bereits auf das Preußenthum zu wirken angefangen, daß ſogar die Mehrheit wunderlich genug dieſe Nothwendigkeit anzuerkennen Miene machte.

Am 9. Auguſt beſchloß demzufolge das preußiſche Parlament, der Kriegsminiſter ſollte in einem Armeebefehl die Offiziere vor der

Betheiligung an rückwärtſigen Machenſchaften warnen und es zugleich ſolchen Offizieren, welche ſich in die neuen konſtitutionellen Staats- und Rechtsverhältniſſe nicht hineinzufinden vermöchten, zur Ehrenpflicht machen, ihren Abſchied zu nehmen. Das „Miniſterium der That“ that aber nichts in der angezeigten Richtung. Als dann am 20. Auguſt bei Gelegenheit eines der üblichen Katzenmuſikkoncerte dem nominellen Miniſterpräſidenten die Fenſter eingeſchmiſſen wurden, brachte es ein Verſammlungsgeſetz, d. h. ein Widertumultgeſetz ein und gab am 4. September die Erklärung ab, daß es den Beſchluß der Verſammlung vom 9. Auguſt nicht zur Ausführung bringen werde. Sofort ſtellte der Abgeordnete Stein den Antrag, die Miniſter zur Ausführung jenes Beſchluſſes, d. h. zur Erlaſſung des angegebenen Armeebefehls anzuhalten, und dieſer Antrag wurde am 7. September mit 219 gegen 143 Stimmen angenommen.

Die Linke machte ſich von der Bedeutung dieſes Sieges über das Miniſterium die überſtiegenſten Vorſtellungen. Der Graf Reichenbach ſagte zu der am Abend des Tages vor dem Klubbhaus ſeiner Partei (Hotel Mylius) verſammelten Menge: „Der heutige Sieg in der Nationalverſammlung iſt erſt die Verwirklichung der Revolution; das Volk und ſeine Vertreter haben ſich geeinigt. Halten wir dieſe Vereinigung feſt und wir können die Feuerſchlünde verachten, die vor den Thoren Berlins ſtehen“. Warum nicht gar? Als ob man Feuerſchlünde mit Phraſen zuſtopfen könnte!

Von dem nichtzugeſtopftſein derſelben hätten ſich die berliner Demokraten tagtäglich überzeugen können, ſo ſie ſich ein bißchen in der Umgegend von Berlin umſehen wollten. Denn es zog ſich gerade in dieſen Tagen ein Ring von nahezu 50,000 Soldaten mit Beigabe hinlänglich vieler „Feuerſchlünde“ allmälig mehr und mehr und enger und enger um die Hauptſtadt zuſammen, während mitten in dieſer Hauptſtadt ſchon im Auguſt ein „Junkerparlament“ ſeine Verhandlungen und Beſchlüſſe — Beſchlüſſe vom trübſten feudaliſtiſchen Waſſer — keck den Verhandlungen und Beſchlüſſen der Singakademiker entgegengeſtellt hatte, wohl wiſſend, daß ein Centner

Feudalismus die Krone der Hohenzollern weniger beſchwerte als ein Hundertſtelloth Demokratismus. So hatte ja auch Friedrich der Große die Sache angeſehen, indem er ſich mit dem Junkerthum dahin verglich, daß dieſes, um in dem Weitergenuß ſeiner feudalen Privilegien zu bleiben, offizierlich und bureaukratiſch ſich organiſiren laſſen und alſo die beiden Haupthebel in der Staatsmaſchine des aufgeklärten Deſpotismus abgeben muſſte.

4.

Herr Hanſemann und Kollegen nahmen am 9. September ihre Entlaſſung, korrekteſt-konſtitutionell dem Votum der Nationalverſammlung vom 7. September weichend. Das Vergnügen eines kleinen Machenſchäftchens der Perfidie konnten ſich hierbei die konſtitutionellen Herren nicht verſagen. Ganz parthermäßig nämlich ſchoſſen ſie, im Fliehen rückwärts gewandt, den Verdächtigungspfeil auf die Mehrheit der Nationalverſammlung, dieſe wollte ſich quaſi als ein Konvent aufthun. Die Spitze des Pfeils war zwar mit der Baumwollephraſe des miniſteriellen Entlaſſungsgeſuches umwickelt: „Unſerer Anſicht nach muß das Princip, daß die Feſtſetzung von Verwaltungsmaßregeln der Nationalverſammlung nicht zuſtehe, aufrecht erhalten werden, weil ohne daſſelbe die konſtitutionelle Monarchie nicht beſtehen kann“ — wurde aber deſſen ungeachtet bitter empfunden.

Draußen freilich in Potsdam ſehr angenehm. Man war dort Herrn Hanſemann und Komp. für dieſen Partherſchuß ſehr dankbar. Denn wenn ſogar ein bürgerlicher Miniſterpräſident — was Herr Hanſemann ja thatſächlich geweſen war — mit einer ſolchen „übergreifenden“ Volksvertretung, mit einem ſolchen Quaſi-Konvent nicht regieren zu können erklärte, ſo brauchte man doch wahrlich mit ſolchen Uebergreifern und Konventlern nicht länger Umſtände zu machen.

Der ganze Vorgang war übrigens ein vorbildlicher für den preußiſchen Konſtitutionalismus der Zukunft. Die Lehre von der Theilung der Gewalten iſt überhaupt nur ein theoretiſcher Schwindel oder eine ſchwindelhafte Theorie. In ihrer Anwendung auf den Militärſtaat Preußen vollends konnte ſie nur der barſte Humbug ſein. Dieſer Militärſtaat darf überhaupt nie ein Parlament dulden, welches ſo verrückt iſt, zu wähnen und zu fordern, daß ſeine Beſchlüſſe ausgeführt werden ſollten und müſſten, es wäre denn, daß dieſe Beſchlüſſe zum voraus mit der Regierung abgekartet würden. So lange es ein echtes Preußen gibt, wird die konſtitutionelle Verfaſſung daſelbſt nie etwas anderes ſein als ein „zeitgemäßer“ Formalismus, als ein moderner Arabeskenſchnörkel um das altpreußiſche Staatswappen her, als eine politiſche Kinderklapper für das große Bourgeoiſiekind.

In Potsdam ſtand unbedingt ſchon im Juli, Auguſt und September der Entſchluß feſt, mit dem ganzen „revolutionären Unweſen“ möglichſt bald abzufahren. Schade nur, daß die militäriſchen Vorbereitungen noch nicht vollendet waren, und noch mehr ſchade, daß die wiener Oktoberrevolution störſam dazwiſchenfuhr. Wenn das Märzfeuer da drunten an der Donau wieder ſo heftig aufloderte, konnte es möglicher Weiſe auch an der Spree wieder unter der Aſche hervorſchlagen. Alſo noch ein Weilchen Geduld; denn — ſagte Friedrich Wilhelm der Vierte — „Geduld überwindet Sauerkraut“. Alſo laſſen wir das parlamentariſche Sauerkraut noch ein bißchen gähren und dampfen und ſich einbilden, es ſei das Haupt- und Staatsgericht in Preußen. Bald wird kommen der Tag, wo man den ganzen Kohl auf die Gaſſe wirft.

Die Stimmung des leitenden Hofkreiſes machte ſich freilich im Organ deſſelben Luft, in der Kreuzzeitung, welche in jenen Tagen wiederholt in ihren Spalten die „Furie“ Republik ſchreckhaft ihr Schlangenhaar ſchütteln und ihre Brandfackel ſchwingen ließ. Auch redete ſie davon, daß, wenn die Krone vor den Anmaßungen der Nationalverſammlung jetzt zurückwiche, dieſer Rückzug „wahrſcheinlich nur in England aufhören würde“. In den Provinzen ging die

Rückwärtſerei noch viel deutlicher mit der Sprache heraus. Ein pommer'ſches Junker- und Bonzenblatt triumphirte: „Bereits ſind alle Vorkehrungen getroffen, um jeden Augenblick das Bombardement von Berlin beginnen zu können". In offizierlichen Kreiſen ſprach man, und zwar nicht gerade in ſammetbehandſchuhten Ausdrücken, von der Räthlichkeit, ja Nothwendigkeit einer Abdankung des Königs, weil derſelbe nicht der Mann wäre, das vormärzlich preußiſche Königthum wieder herzuſtellen. Man that Friedrich Wilhelm dem Vierten unrecht: dazu war er ſchon der Mann. Er brauchte ja auch nur die frommen Herren und Damen ſeiner vertrauten Umgebung machen zu laſſen. Die Frommen kennen überall und allzeit am beſten die Wege nach rückwärts ins Dunkel, wo ſich ſo allerliebſt munkeln läßt. Sie ſind bekanntlich auch ſtark in der Kunſt, durch Widerſprüche ſich nicht beirren zu laſſen, und nahmen alſo auch den Widerſpruch auf ſich, zugleich den liberalen Redenſäuſeler Beckerath und den Marſchall Druff nach Potsdam zu entbieten.

Der gute Beckerath, am 15. September aus Frankfurt anlangend, ſollte ein neues Miniſterium bilden und man ließ ihm das harmloſe Vergnügen, ein liberales Programm comme il faut aufzuſtellen. Ohne Zweifel war der liberale Fabrikherr von Krefeld nur verſchrieben worden, um durch Aufſtellung ſeines Programms allen echten Preußen die koloſſale Unverſchämtheit des Liberalismus handgreiflich zu demonſtriren. Denn an demſelben 15. September, wo Herr Beckerath eintraf, erging die Kabinettsordre, kraft welcher der König den Marſchall Wrangel zum „Oberbefehlshaber in den Marken" ernannte und zwar mit Verleihung einer Machtvollkommenheit, wie ſie ein preußiſcher Unterthan bislang noch niemals beſeſſen hatte. Am 17. September erließ der Marſchall einen Armeebefehl, worin er ſo diktatoriſch ſich äußerte, als wäre er ein Blücher, welcher den Bonaparte im Bauche hätte. Die Kreuzzeitung begrüßte den Armeebefehl jubelnd als „die erſte That der Regierung ſeit dem März". Noch deutlicher ließ ſich der Herr Marſchall fünf Tage ſpäter bei einer Truppenmuſterung in Berlin aus, bei welcher Gelegenheit er vor dem neugierig herumſtehenden „Volke“ ſtandredete. Er ließ da das geflügelte Wort fliegen, Berlin wäre in Folge der Revolution ſo heruntergekommen, daß „Gras in den Straßen wüchſe“, und wrangelte ſich ſchließlich zu dem Krafteffekt hinauf: „Meine Truppen ſind gut, die Schwerter haarſcharf geſchliffen, die Kugeln im Lauf!“

Und ſiehe, die Berliner merkten ſich das und ſchrieben auf ihre Fahne: „Paſſiver Widerſtand“.

5.

Herr Beckerath konnte ſchon am 17. September wieder nach Frankfurt abreiſen. Sein Programm war ſelbſtverſtändlich bei Hofe verworfen worden. Am 21. ſodann kam aus Potsdam ein königlicher Kabinettsbefehl, welcher die Einſetzung eines neuen Miniſteriums kundthat. Man nannte daſſelbe nach ſeinen zwei Hauptperſonen das Miniſterium Pfuel-Eichmann.

Am folgenden Tage erſchien das neue Kabinett in der Nationalverſammlung, welche ſeit dem 19. September im königlichen Schauſpielhauſe komödirte, und der Miniſterpräſident General Pfuel gab die Erklärung ab, die Regierung werde „auf dem betretenen konſtitutionellen Wege fortſchreiten und reaktionären Beſtrebungen mit aller Macht entgegentreten“. Sodann durch Kirchmann über die Bedeutung des wrangel'ſchen Armeebefehls interpellirt, kommentirte er dieſes ſeltſamliche Aktenſtück in beruhigendſter Weiſe. Der Herr „Oberbefehlshaber in die Marken“ ſei eben ein alter Soldat, mit deſſen Ausdrucksweiſe man es nicht genauer nehmen dürfe als mit ſeiner Orthographie. Jedenfalls ſtehe der Marſchall unter den Befehlen des Kriegsminiſters und Kriegsminiſter ſei er, Pfuel.

Zwei Tage darauf erließ der Herr Marſchall, welcher überzeugt war, daß ſeine Orthographie die richtige, einen Tagsbefehl, worin er die um Berlin her ſtehenden Truppen aufforderte, ſich marſchfertig zu halten und auf 24 Stunden mit Lebensmitteln zu verſehen.

Es wurde aber noch nicht marſchirt; denn ein abwinken kam von Potsdam und am 25. September fand auch die lang herumgezogene Geſchichte mit dem Erlaß an die Armee eine leidliche Erledigung, indem der Miniſterpräſident den von der Hand des Herrn von Unruh niedergeſchriebenen Entwurf zu einem ſolchen Erlaß annahm und zu dem ſeinigen machte. Das Miniſterium fuhr, mit Ausnahme des Herrn Eichmann, fort, zu dem konſtitutionellen Spiel eine gute Miene zu machen und den Vorwurf, ein rückwärtſiges zu ſein, entſchieden abzulehnen. „Wir ſind kein Miniſterium der Reaktion — rief am 29. September der Finanzminiſter Bonin im königlichen Schauſpielhauſe aus — wir werden mit aller Entſchiedenheit die Rechte des Volkes ſchirmen, wo dieſelben angegriffen werden ſollten“.

Das Hinhaltungsminiſterium Pfuel brachte demnach die Sachen in erträglichen Frieden in den Oktober hinüber. In der Nationalverſammlung begannen die großen Redenturniere über den von der hierzu beſtellten Kommiſſion vorgelegten Verfaſſungsentwurf. Hier that ſich aber nun ſofort die ungeheure Kluft wieder auf, welche zwiſchen dem wirklichen Preußen und einem konſtitutionellen Preußen klaffte. Es wurde am 12. Oktober durch ein Mitglied der Linken, Schneider, beantragt, in der an die Spitze des neuen Staatsgrundgeſetzes zu ſtellenden Eingangsformel den Titel „Von Gottes Gnaden“ zu ſtreichen, weil derſelbe wohl dem abſoluten König eignete, nicht aber dem konſtitutionellen anſtände. Der Antrag wurde angenommen mit 217 gegen 134 Stimmen, ein Reſultat, welches draußen in Potsdam nicht wenigen Leuten große Freude bereitete. Denn darüber, wuſſte man, würde der König nicht hinwegkommen, das müſſte er als eine perſönliche Beleidigung empfinden. Wie richtig dieſe Rechnung, wurde drei Tage ſpäter deutlich kund, als im Schloſſe Bellevue verſchiedene Abordnungen dem Könige Glückwünſche zu ſeinem Geburtstage darbrachten. Der Präſident der Nationalverſammlung, Herr Grabow, ſprach in ſeiner Anrede die Hoffnung aus, daß die neuen Inſtitutionen die alten Bande zwiſchen Dynaſtie und Volk noch feſter knüpfen würden, und der König benützte ſeine Gegenrede, um auf den Beſchluß vom 12. Oktober eine ſehr deutliche Antwort zu geben. „Vergeſſen Sie nicht, meine Herren, daß wir etwas vor anderen Völkern voraushaben: eine Macht, die man dort (in Frankreich) nicht mehr zu kennen ſcheint, *eine angeſtammte Obrigkeit von Gottes Gnaden*. Danken Sie Gott, daß Sie noch eine Obrigkeit von Gottes Gnaden haben!“ Herr Grabow ſah in peinlicher Verblüffung zu Boden. Da rief ihm der König zu: „Halten Sie den Kopf oben! Ich habe noch einen ſtarken Arm!“ Zu einer Deputation der berliner Bürgerwehr ſagte er: „Vergeſſen Sie nicht, daß Sie die Waffen von *mir* haben!“ Entſchiedener konnte doch wohl das glücklich wieder geſtrammte Vollbewußtſein des Abſolutismus nicht ſich offenbaren.

6.

Die Linke der preußiſchen „Nationalverſammlung“ gewährte einen wahrhaft komiſchen Anblick, wenn ſie ſich zu dieſer Oktoberzeit zu gebaren fortfuhr, als blühten noch die Märzenveilchen. So am 16. Oktober, wo wiederum über die Verkündigungsformel der Verfaſſung hin- und hergeſchwatzt wurde und zwei Linkſer den Antrag aufwarfen, dieſe Formel müßte lauten: „Wir Friedrich Wilhelm der Vierte, König von Preußen, verkünden hiermit die von den Vertretern des Volkes beſchloſſene Verfaſſung“. Denn wir ſind ja eine konſtituirende Verſammlung, wir ſind die Mandatare der in dem Ballon der Phraſe direkt aus Rubikulien geholten preußiſchen „Volksſouveränität“. Der Antrag wurde freilich mit großer Mehrheit abgeworfen; denn nicht allein die Rückwärtſer auf der Rechten, ſondern viele Liberale, welche an den garſtigen Wechſelbalg aus Windblaſenheim, genannt Konſtitutionalismus, ehrlich glaubten oder doch zu glauben ſich einbildeten, fanden derartige 48ger Aprilſpäßchen jetzt nicht mehr zeitgemäß.

An demſelben Tage tobte in verſchiedenen Straßen der Stadt ein Arbeiterkrawall, welcher von der Bürgerwehr nur mit Mühe bewältigt wurde und auf beiden Seiten Todte und Verwundete hinterließ. Die Arbeiter verklagten dann die Bürgerwehr bei der Nationalverſammlung, welche die Petition zu den Akten legte, d. h. ſie überwies dieſelbe dem Juſtizminiſter „zu geeigneter Erwägung“, wobei während der Verhandlungen darüber um das Schauſpielhaus her wieder viel Geſchrei, Gepfeife und Gegrunze verübt wurde. Drinnen im Hauſe ging es eben nicht viel ſanfter her, als darauf im Fortgang der Verfaſſungsdebatte die Verhältniſſe des Großherzogthums Poſen zur Sprache kamen. Der leidenſchaftliche Hader, welcher bei dieſer Gelegenheit zwiſchen der Rechten und der Linken losbrach, verleidete Herrn Grabow den Vorſitz, zu welchem nach ſeinem Rücktritt Herr von Unruh berufen ward. Vicepräſident wurde Herr Waldeck.

Dieſe Wahlreſultate brachten die Verblendung der Linken über die Sachlage auf den Gipfel. Weil ſie zur Stunde über eine Mehrheit von ein paar Dutzend Stimmen verfügte, wähnte ſie über Preußen verfügen zu können. Sie hätte wiſſen müſſen, daß Aprilſonne und Frauengunſt verläſſlicher ſind als parlamentariſche Mehrheiten. Am Morgen des 2. Juni von 1793 hatten die armen Wolkenwandler von Girondiſten die Mehrheit des Konvents entſchieden für ſich; am Abend deſſelben Tages waren ſie von derſelben Mehrheit geächtet. Aber geſetzt auch, die Mehrheit der Verſammlung im Schauſpielhauſe blieb felſenfeſt, was hatte es zu bedeuten? So viel wie nichts. Es ſtand ja hinter ihr kein Volk, ſondern nur die berliner Bummlerſchaft. Und nicht einmal dieſe ehrlich und aufrichtig, denn es unterſteht kaum noch einem Zweifel, daß das fiſtulirende, ſpektakelnde, Fahnen, Fackeln und Stricke ſchwingende Pack, welches während der letzten Oktobertage das Schauſpielhaus blockirte, von heimlichen Hetzern der Rückwärtſerei geleitet wurde. Man wollte „mit der Revolution brechen“

und bei derartigen Bruchoperationen geht es bekanntlich überall und allzeit ſehr unſauber her. Um jedoch gerecht zu ſein, muß man auch eingeſtehen, daß gerade in dieſen Tagen das altpreußiſche Junker-, Soldaten- und Beamtenthum Grund hatte, zu ſagen: Man will mir an's Leben; ich bin im Falle der Nothwehr, Noth kennt kein Gebot und darum helfe, was helfen mag.

Je troſtloſer und drohender nämlich für die Mehrheit der Nationalverſammlung die Sachen ſich anließen, um ſo heftiger ging ſie ins Zeug, durch kühne Antragſtellung und tapfere Beſchlußfaſſung Preußen zu demokratiſiren, welches doch davon ſchlechterdings nichts wiſſen wollte. Dieſe guten Linker merkten nicht, daß ihre radikalen Anträge und Beſchlüſſe weiter nichts waren als die konvulſiviſchen Zuckungen eines im Todeskampfe ſich hin- und herwerfenden Sterbenden. Es iſt, als hörte man aus dieſer Verſammlung den Verzweiflungsſchrei herausgellen: „Morituri, popule, te salutant!“

In der Morgenſitzung vom 31. Oktober wurde mit 200 gegen 153 Stimmen beſchloſſen: „Der Adel iſt abgeſchafft“. Und weiter mit 208 gegen 115 Stimmen: „Die Führung adeliger Titel und Prädikate iſt unterſagt“. Und ferner mit 196 gegen 140 Stimmen: „Die Orden und alle Titel, welche nicht ein Amt bezeichnen, ſind aufgehoben“. In der Abendſitzung kam, während draußen aufgeſtellte Bürgerwehrbataillone die Krakehlokratie nur mühſälig im Zaume hielten, ein Antrag von Waldeck zur Berathung, welcher verlangte, die preußiſche Regierung ſollte mit allen ihren Mitteln und Kräften zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit einſchreiten.

Und darüber berieth man alles Ernſtes in Berlin zur ſelbigen Stunde, wo die Kroaten ſiegreich in das eroberte Wien einbrachen; zur ſelbigen Stunde, wo man draußen in Potsdam der Nachricht von dieſem Einbruche ſehnſüchtig entgegenharrte! Allah iſt groß und die Narrheit iſt ſeine Prophetin.

Zwar wurde der waldeck'ſche Antrag abgelehnt, aber dafür dieſer von Rodbertus formulirte mit 261 gegen 52 Stimmen angenommen:

„Die Regierung Sr. Majeſtät ſoll aufgefordert werden, bei der deutſchen Centralgewalt ſchleunige und energiſche Schritte zu thun, damit die in den deutſchen Ländern Oeſtreichs gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Exiſtenz des Reichstags in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergeſtellt werde".

Das hieß, während ſchon die Flamme zum eigenen Dach herausſchlug, mit einer Feuerſpritze auf Umwegen zum brennenden Nachbarhauſe eilen. Aber ſo epidemiſch wirkte das zappelnde Delirium des preußiſchen Parlamentarismus, daß ſelbſt der Miniſterpräſident Pfuel dem rodbertus'ſchen Antrage zuſtimmte. Beim herausgehen aus dem Schauſpielhauſe in ſpäter Abendſtunde trieb die verſammelte Bummlerſchaft mit den Mitgliedern der Rechten allerhand Ulk in Worten, jedoch keinen thatſächlichen.

7.

Es ging dem Ende zu. Der November war da mit ſeinem Laubfall.

Am 1. November ſchlich in Berlin die bange Sage herum, der Alp des Windiſchgrätzismus läge auf Wien. Draußen in Potsdam wußte man 24 Stunden ſpäter ſchon beſtimmteres und genaueres. Die Stunde der „rettenden Thaten" hatte geſchlagen.

Am 2. November hielt die Nationalverſammlung eine Sitzung. Dem Vorſitzenden gingen zwei Schreiben zu. Als er den Inhalt zur Kenntniß der Verſammlung brachte, erfuhr dieſe, daß in dem einen der General Pfuel anzeigte, er hätte ſeine Entlaſſung genommen, und daß in dem andern der General Brandenburg, Oheim des Königs, ein Hohenzoller mit einem Schrägbalken im Wappen, Sohn Friedrich Wilhelms des Zweiten von dem Fräulein von Dönhoff, meldete, er ſei mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt. Das hieß ankündigen, daß jetzo ohne weiteres zögern „mit der Revolution gebrochen werden ſollte". Die Perſon des neuen Miniſterpräſidenten geſtattete hierüber nicht den leiſeſten Zweifel.

Herr Krug beantragte nun eine Adreſſe an den König, welche durch eine Abordnung der Verſammlung nach Potsdam zu tragen wäre. Es ſollte darin ein förmlicher Proteſt gegen die Ernennung des Grafen Brandenburg ausgeſprochen werden, welche Ernennung geradezu als ſtaatsgefährlich, weil „unzweifelhaft" den Ausbruch einer Revolution hervorrufend, gekennzeichnet wurde. Alſo eine Berufung von dem „nicht wohlunterrichteten" Monarchen an den beſſer zu unterrichtenden, welcher ſchließlich gebeten ward, „dem Lande durch ein volksthümliches Miniſterium eine neue Bürgſchaft zu geben, daß Ew. Majeſtät Anſichten und die Wünſche des Volkes im Einklange ſtehen". Die Adreſſe wurde im angedeuteten Sinn und Stil entworfen, mit allen gegen 3 Stimmen angenommen und Abends 6 machten ſich 21 aus allen Fraktionen der Verſammlung erwählte Abgeordnete damit nach Potsdam auf den Weg.

Sie hatten Mühe, Gehör zu erlangen. Der königliche Flügeladjutant, Herr von Manteuffel, weigerte ſich anfänglich, ſie auch nur beim Könige zu melden, maßen ja „ſeit dem März Deputationen bei Sr. Majeſtät nur in Gegenwart eines Miniſters vorgelaſſen würden". Endlich wurde dieſer hohnvolle konſtitutionelle Skrupel durch ein aus Berlin einlaufendes miniſterielles Telegramm beſeitigt und die Audienz hatte ſtatt.

Schon das finſtere Schweigen, womit der König die Abordnung empfing, muſſte dieſer zeigen, daß ſie ganz vergebens gekommen. Herr von Unruh fragte, ob es Sr. Majeſtät genehm ſei, die Adreſſe der Nationalverſammlung zu vernehmen. Friedrich Wilhelm nickte ſteif und ſchweigend. Während der Präſident das Aktenſtück verlas, zuckte der Monarch erſt mit den Achſeln und kehrte dann dem Vorleſer den Rücken zu. Widerwillig empfing er nach beendigter Leſung das Blatt, drückte es in der Hand zuſammen und wandte ſich mit einer ſtummen Verneigung zum gehen. Beſtürzt, wie er iſt, zögert Herr von Unruh einen Augenblick, den König anzuſprechen. Da tritt Herr

Jakoby vor und ſagt: „Wir ſind nicht allein geſendet, um Ew. Majeſtät dieſe Adreſſe zu überbringen, ſondern auch, um Ihnen im Namen der Nationalverſammlung Aufklärung zu geben über die Lage des Landes. Wollen Ew. Majeſtät uns Gehör ſchenken?“

„Nein!“ verſetzte Friedrich Wilhelm heftig und ging der Thüre zu, aber bevor er in derſelben verſchwand, ſchlugen die Worte Jakoby's an ſein Ohr: „**Das eben iſt das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen**“.

Die Thüre fuhr hinter dem Monarchen zu und die Abordnung war ohne Antwort entlaſſen.

Das loyale Preußenthum hat ſich vor Entſetzen und Wuth über die Aeußerung Jakoby's, welche ihren Urheber berühmt machte, förmlich auf den Kopf geſtellt und mit den Füßen gezetert. Was, alſo zu einem Geſalbten des Herrn ſprechen? Und vollends ein Jude, ja ein Jude hatte alſo zu einem hochchriſtlichen Könige geſprochen? Blaſphemie! „Der Jude wird verbrannt“ oder ſollte es wenigſtens von ſtaats- und rechtswegen werden!

Jeder richtige Preuße ſieht und fühlt fortwährend den Krückſtock des großen alten Fritz über ſich ſchweben und das nennen ſie emphatiſch ihr „Staatsbewuſſtſein“. Außerhalb Preußens, wo man dieſes Stockſkepterſtaatsbewuſſtſein nicht hat, fand man das Wort Jakoby's weder ſo ſchauderhaft verwegen noch gar ſo blaſphemiſch. Menſchen- und Weltkenner konnten daſſelbe auch nicht ſehr originell finden, maßen es nur eine Thatſache ausſprach, welche „ſo gemein wie Brombeeren“. Im übrigen hätte ſich Friedrich Wilhelm der Vierte, falls er weniger Phantaſiemenſch und mehr Verſtandesmann geweſen, gar nicht ſo ſehr darüber zu erboſen gebraucht. Er wäre ja ganz in ſeinem Rechte geweſen, wenn er geſagt hätte: Bah, es iſt nicht weniger das Unglück der Völker als der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen, und Sie ſelbſt, mein lieber Herr Jakoby, ſind ja ſo unglücklich, die Wahrheit nicht hören zu wollen, daß Ihre preußiſche Volksſouveränität ein tolleres Märchen iſt, als irgendeins im Talmud ſteht.

Die Wahrheit iſt, daß die Wahrheit in Königspaläſten, Edelhöfen, Bürgerhäuſern und Proletarierhütten gleich ſchlecht aufgenommen wird. Kein Wunder auch: das arme Ding iſt ja nackt, bringt nichts mit und hat nichts zu geben als ſich ſelbſt. Eine ſaubere Beſcherung! Auf mit der Thüre und hinaus mit dem Nichtsnutz!

8.

Drei Mitglieder der Deputation — deren überwiegende Mehrheit natürlich das auftreten Jakoby's höchlich miſſbilligte — die Herren Kühlwetter, Mätzke und Gierke, wuſſten ſich nach Einbruch der Nacht noch eine Privataudienz bei Friedrich Wilhelm zu verſchaffen. Sie wurden artig empfangen und der König ließ ſie ihre Bitten vorbringen, er möchte doch die Abordnung nicht ohne Beſcheid nach Berlin zurückkehren laſſen. Halbſcherzend gab er zur Antwort: „Ich kann ja ohne Anweſenheit verantwortlicher Miniſter gar keinen Beſcheid geben. Sehen Sie, ich bin konſtitutioneller als Sie ſelber". Dann, mit einem nicht eben huldvollen lächeln plötzlich in einen andern Ton überſpringend, fügte er aufbrauſend hinzu: „Ich habe mich einmal auf dieſes verdammte konſtitutionelle Schein- und Schaukelſyſtem eingelaſſen und ſo will ich denn auch vorderhand noch dabei bleiben. Sie, meine Herren, ſind 5 Monate alt; für Ihre Verhältniſſe iſt das ſchon ein ganz hübſches Alter. Aber meine Dynaſtie iſt 4 Jahrhunderte alt, eben ſo alt iſt auch die ſtändiſche Gliederung und, ſo wahr Gott lebt, meine Herren, Sie ſollen ſie wieder haben!"

Die verblüfften Zuhörer fanden für gut, dieſe königliche Auslaſſung einſtweilen hinter dem Doppelgatter ihrer Zähne zu verwahren. Die mittelalterlich-feudale Ratte vom Vormärz rumorte demnach immer noch unter der Schädeldecke des Monarchen? Gewiß, ſo that ſie. Wenn aber das „verdammte konſtitutionelle Schein- und

Schaukelſyſtem“ dem König in der Seele zuwider war, ſo wird ein unbefangener Urtheiler ihm dieſes nur zur Ehre anrechnen. Er hatte einen löblichen Abſcheu davor, das zu ſein, was Napoleon wachtſtubengrob ein „konſtitutionelles Maſtſchwein“ genannt hatte. Friedrich Wilhelm der Vierte war eine richtige deutſche Hamletnatur. Er wollte Thaten thun und hatte doch nur Worte. Er fühlte in ſich den Beruf, einen rechten König vorzuſtellen, und hatte doch nicht das Zeug dazu. Ein bekannter Bibelſpruch zeichnet ihn unübertrefflich: — „Der Wille war ſtark, aber das Fleiſch war ſchwach“ . . . .

Am Nachmittag vom 3. November ging der Nationalverſammlung eine königliche Antwortbotſchaft auf ihre Adreſſe von geſtern zu. Schon die Eingangsformel „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen“ — ſignaliſirte den Inhalt, welcher beſagte, daß es bei der Neubildung des Miniſteriums durch den General Grafen von Brandenburg, welcher „der feſten Begründung und gedeihlichen Entwickelung der konſtitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit ſeine Kräfte widmen wird“, bleiben müſſte.

Die nächſten Tage verſtrichen unter unfruchtbaren Bemühungen der Linken, durch Stellung von zuverſichtlichen Anträgen zu imponiren, und unter vertraulicher Verſtändigung der Rechten mit dem neuen in der Bildung begriffenen Kabinette. Zur gleichen Zeit war in der Stadt und ihrer Umgebung viel militäriſche Regung und Bewegung wahrzunehmen, die Kaſernen wurden reichlich verproviantirt, die Soldaten mit Munition verſehen. Alle vom Präſidenten der Nationalverſammlung gemachten Verſuche, die Ausführung des in Potsdam endgiltig beſchloſſenen hintanzuhalten, waren eitel.

Am 9. November war „Brandenburg in der Kammer“, d. h. das neue Miniſterium ſtellte ſich der Nationalverſammlung vor, 4 Mann hoch: der Herr Miniſterpräſident ſelber, der Freiherr von Manteuffel (Inneres), der Freiherr von Ladenberg (Kult) und der General von Strotha (Krieg)*). Es würde ſchwer, wenn nicht geradezu unmöglich geweſen ſein, eine ausgeprägtere Repräſentanz des richtigen preußiſchen Soldaten- und Beamtenſtaates aufzufinden, als dieſe 4 Herren bildeten.

---

*) Das Miniſterium wurde erſt ſpäter ergänzt. Als es die Macht hatte, zweifelten die klugen Leute, welche anfänglich Bedenken getragen, in

Man wuſſte ſchon, was kommen ſollte. Der Vorſitzende ließ durch einen der Schriftführer eine königliche Botſchaft verleſen, worin mit Bezugnahme auf die tumultuariſchen Auftritte vom 31. Oktober die Nationalverſammlung, um die Ruhe und Freiheit ihrer Berathungen zu ſichern, nach Kremſier, will ſagen nach Brandenburg verlegt und bis zum 27. November vertagt wurde. „Wir fordern daher — lautete der Schluß des Aktenſtückes — die Verſammlung auf, ihre Berathungen nach geſchehener Verleſung unſerer gegenwärtigen Botſchaft ſofort abzubrechen“. Aus dem Kabinettſtil ins Deutſche überſetzt: Packt euch!

In das verlegene ſchweigen wollte der Herr Miniſterpräſident hineinreden. Der Vorſitzende machte ihn aufmerkſam, daß er vorher ſeine Erlaubniß nachſuchen müſſte. Als dann Herr von Unruh die Verſammlung fragte, ob ſie den Abbruch der Sitzung beſchließen wollte, erhob ſich Graf Brandenburg wieder, erbat ſich das Wort und ſagte mit lauter Stimme: „Die Botſchaft Sr. Majeſtät des Königs befiehlt den ſofortigen Schluß der Berathung. Jede Fortſetzung derſelben iſt daher ungeſetzlich. Ich proteſtire dagegen im Namen der Krone“.

Sprach's und verließ mit ſeinen Herren Kollegen die Miniſterbank und den Sal, gefolgt von 77 Mitgliedern der Rechten. Diesſeits und jenſeits der Thürſchwelle des Sitzungsſales ſpielte beim Abgange der Herren Miniſter ein Stücklein Komik. Ein Abgeordneter

---

dieſes Kabinett zu treten, nicht mehr an ſeinem Recht. Ein Herr von Rintelen hat bei dieſer Gelegenheit das i. J. 1848 ſo vielfältigſt illuſtrirte Sprüchwort von der „deutſchen Geſinnungstreue, Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit“ auch ſeinerſeits hübſch illuſtrirt, indem er, der am 2. November die Miſſtrauensadreſſe gegen ein Miniſterium Brandenburg mit nach Potsdam getragen hatte, unter Brandenburg Juſtizminiſter wurde.

von der Linken machte nämlich auf eigene Hand den Verſuch, die Miniſter Brandenburg und Manteuffel als „Hochverräther“ zu verhaften oder verhaften zu laſſen und zwar mit Hilfe von zwei Bürgerwehrmännern, welche im Vorzimmer wachtſtanden. Der Abgeordnete rief dieſen bewaffneten Biedermaiern zu: „Verhaften Sie dieſe Menſchen! Es ſind Hochverräther“. Aber — ſo berichtet der Verhaftungsluſtige — „aber die Bürgerwehreſel glotzten mich an, ohne einen Laut von ſich zu geben, und die Miniſter verſchwanden durch eine Seitenthüre, welche in mir unbekannte Räume des Gebäudes führte“ *). Das war und blieb das höchſte Wagniß, wozu der preußiſche Parlamentarismus von 1848 ſich aufzurömern vermochte.

Es iſt möglich, obzwar nicht wahrſcheinlich, daß, falls der Präſident der Verſammlung augenblicklich einen äußerſten Entſchluß gefaſſt und der um das Schauſpielhaus her aufgeſtellten Bürgerwehr die Verhaftung der Staatsſtreichsminiſter befohlen hätte, dieſe Verhaftung bewerkſtelligt und dadurch das Signal zu einer berliner Novemberrevolution gegeben worden wäre. Aber gewiß iſt, daß in dieſem Falle Berlin inmitten der richtigpreußiſchen Provinzen gerade ſo verlaſſen geſtanden und gerade ſo traurig geendet haben würde wie Wien im Oktober. Es war aber gar keine Gefahr einer berliner Novemberrevolution vorhanden. Die Nationalverſammlung war nicht dazu gemacht, irgendeinen kühnen Thatwurf zu wagen. Sie vertrödelte die Stunden mit Wortſchaumſchlägerei und blöden Rechtsverwahrungen, während das Miniſterium ſeine „rettenden Thaten“ rückſichtslos weiterthat.

---

*) Briefliche Mittheilung des betreffenden Abgeordneten (vom 19. December 1870) an den Verfaſſer.

9.

Zur Mittagszeit am folgenden Tage rückten ſtarke Truppenkolonnen durch das potsdamer, halliſche und brandenburger Thor in die Stadt und ließen beim Vorbeimarſch unter den Linden ſtolz ihre Geſchütze und ihre ganze Kampfbereitſchaft ſehen. Wer ſich dagegen nach dem erſcheinen dieſer 20,000 Mann Soldaten nicht mehr ſehen ließ, das waren jene „Geſtalten“, welche noch kürzlich den Centralgewaltpoſtillon Baſſermann in den Straßen von Berlin ſo ſehr erſchreckt hatten, die „Vater Karbe“ und Kompagnie, die Generale und Generaliſſimi der Bummlerſchaft. Was die Bürgerwehr anlangt, ſo konnte ihre entſchiedene „Kläterigkeit“ nicht angezweifelt werden. Einen oder zwei Tage, bevor das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel ſeine „rettenden Thaten“ zu verüben begann und dieſes beginnen ſchon jedermann in den Gliedern lag, hielten unter den Auſpicien von Führern der Linken die Majore der berliner Bürgerwehr in einem Bierhauſe der Jägerſtraße einen feierlichen Rathſchlag, um das verhalten des Bürgerthums in Waffen zu dem mit Beſtimmtheit erwarteten vorgehen des Hofes zu beſtimmen. Die Herren Waldeck, d'Eſter u. ſ. w. waren anweſend. Die Frage: Soll den Gewaltmaßregeln der Regierung Gewalt entgegengeſetzt werden und ſoll demnach die Bürgerwehr aktiven Widerſtand leiſten? wurde aufgeworfen und von einem, ſage von einem einzigen der Herren Majore bejahet, während die ſämmtlichen anderen geräuſchvoll nein ſagten. Damit war die Bürgerwehrſchnurre in Preußen aus und vorbei.

Die Nationalverſammlung hatte geſtern nach Entfernung der Miniſter und der 77 Rechtſer nahezu einmüthig zu erklären beſchloſſen: „Die Verſammlung findet keinen Grund, ihren Sitz von Berlin zu verlegen oder ihre Berathungen zu vertagen. Sie kann der Krone weder zu dem einen noch zu dem andern Schritte das Recht zugeſtehen. Sie erklärt, daß ſie die verantwortlichen Beamten, welche der Krone zu der letzten Botſchaft gerathen, nicht für fähig erachtet, der Regierung des Landes vorzuſtehen, und daß ſich dieſelben einer ſchweren Pflichtverletzung gegen die Krone, das Land und die Verſammlung ſchuldig gemacht haben“.

Als dieſe Beſchlüſſe ſeitens des Vorſitzenden dem Grafen von Brandenburg zugefertigt wurden, ließ dieſer „an den Regierungsrath von Unruh“ zurückmelden: „Die Beſchlüſſe der Verſammlung ſind ungeſetzlich und darum null und nichtig, die Abgeordneten aber, welche daran theilgenommen, ſchuldig eines Vergehens wider die Verfaſſung, weil ſie dem Befehle Sr. Majeſtät des Königs den ſchuldigen Gehorſam verweigert haben“. Das war nach langem Gemantſche und Gepantſche doch wieder einmal eine richtige, runde und reguläre preuſſiſche Staatsbewuſſtſeinsſprache. Der König befiehlt und das Volk gehorcht! Punktum.

Der „paſſive Widerſtand“ that ſich jetzt auf in der ganzen Kläglichkeit ſeiner Ohnmacht. Noch am 10. November ließen die verſchiedenen Arbeitervereine der Nationalverſammlung ihre „Arme und ihr Herzblut“ zur Vertheidigung der „Freiheiten des Volkes“ anbieten, ſo deſſen Vertreter das Zeichen zum aktiven Widerſtande gegen den an ihnen geübten „Hochverrath“ geben wollten. Die Nationalverſammlung aber mochte und muſſte wiſſen, daß das auch nur eine Phraſe, weil ſich eben im November von 1848 in Preußen kein Menſch von geſunden fünf Sinnen der Thatſache verſchließen konnte, daß im Volke ſchlechterdings „keine revolutionäre Potenz mehr vorhanden war“. Sie erklärte ſich daher achſelzuckend für ſtrengſte Vermeidung jedes blutigen Konflikts und beſchloß in Form einer Proklamation an das Volk einen Proteſt „gegen den gewaltſamen Hochverrath, verübt von den Räthen der Krone gegen die Vertretung der Nation“.

Als Antwort auf dieſen Proteſt beſchloſſen die Räthe der Krone, den „Klubb Unruh“, wie man im Dialekt des richtigen Preußenthums die Nationalverſammlung nannte, auf die Wanderſchaft zu ſchicken. Das Schauſpielhaus war ſeit dem Einmarſche der Truppen am 9. November von Abtheilungen derſelben umgeben. Am 10.

ließ Herr von Unruh herausſagen, die Nationalverſammlung bedürfte und wollte keinen militäriſchen „Schutz", worauf der auf dem Platze anweſende Marſchall Wrangel hineinſagen ließ: „Die Truppen bleiben da. Die noch im Hauſe verſammelten Herren können heraus, aber nicht wieder hinein gehen. Eine Nationalverſammlung kenn' ich nicht und gibt es nicht, maßen ſelbige ſeit geſtern durch Se. Majeſtät den König vertagt iſt".

Der Präſident der Verſammlung that, was Präſidenten derartiger Verſammlungen unter ſolchen Umſtänden zu thun pflegen. Er „konſtatirte" die Gewalt und proteſtirte feierlich gegen dieſelbe. Dies gethan, verließ die Nationalverſammlung das Schauſpielhaus.

Den Vorſchriften der paſſiven Widerſtändlichkeit gehorſam, fuhr jedoch die Verſammlung zu tagen fort. Sie wurde eine Wanderverſammlung, zog erſt ins Hotel de Ruſſie, dann ins Schützenhaus, weiterhin in den Sal der Stadtverordneten, in die königſtädtiſche Halle und endlich ins Hotel Mielentz. Ueberall wurde ſie durch hierzu kommandirte Soldateſka ausgetrieben. Anfänglich noch unter etwelchen Beileidsbezeugungen des Volkes. Aber bald ließen auch dieſe nach und hörten endlich ganz auf. Man ſah ja, daß die Verſammlung vollſtändig machtlos war und folglich war ſie rechtlos. Auch war ſchon am 12. November der Belagerungszuſtand über Berlin verhängt worden und demnach das demonſtriren nicht mehr ungefährlich.

Am 15. November ging im Sale Mielentz die jämmerliche Irrfahrt der preußiſchen Nationalverſammlung zu Ende. Sie ſchraubte ſich in ihrer Sterbeſtunde noch zu dem Wagniß hinauf, die parlamentariſche Haupt- und Generalſalve eines Steuerverweigerungsbeſchluſſes loszuſchießen, um unmittelbar darauf durch ein Piket Soldaten an die Luft geſetzt zu werden. Sang- und klang- und klaglos. Auf der Straße herrſchte laut- und theilnahmeloſe Stille. Es hatten ſich zu dieſem trübſäligen Spektakel nicht einmal Neugierige eingefunden.

Die Spottgeburt von Parlament, welche vom 27. November an etliche Tage lang im Dome zu Brandenburg faſelnd handirte, gewährt nicht das geringſte Intereſſe, ſelbſt nicht ein komiſches. Dieſes Nachſpiel war zu dumm. Am 5. December fiel endlich der Vorhang. Ein königlicher Kabinettsbefehl löſte die Verſammlung auf und zugleich oktroyirte der König von Gottes Gnaden aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfaſſung.

Alſo doch „ein Stück Papier" zwiſchen Krone und Volk? Freilich. Aber warum auch nicht? Man hatte ja die Macht, das Stück Papier „authentiſch zu interpretiren".

VI.

Pariſer December.

1.

Das „tolle“ Jahr hatte einen ſeines ganzen Verlaufes würdigen Schluſſakt. Die vielgeprieſene „Volksmündigkeit“ offenbarte ſich zuletzt noch einmal in der ganzen Größe ihrer Verlogenheit und ſtellte ſich ſelber jenes naive Dummheitszeugniß aus, welches wie Hohngelächter von hunderttauſend Mephiſtopheleſſen durch Europa gellte.

Was iſt Mündigkeit? Vollkommene Selbſtbeſtimmung, Selbſtbeherrſchung und Selbſtbeſchränkung, d. h. höchſte Sittlichkeit oder höchſte Freiheit. Dieſe hat zu ihrer unumgänglichen Vorausſetzung eine gediegene, umfaſſende und harmoniſche Bildung. Daraus folgt: nur der wahre Kulturmenſch iſt ein wirklich mündiger, freier und ſittlicher Menſch. Daß umgekehrt Knechtſchaft und Unſittlichkeit dieſelbig ſind oder daß wenigſtens die Unfreiheit des guten beſſere Hälfte im Menſchen ertödtet, das hat bekanntlich ſchon Homers „göttlicher“ Sauhirt Eumäos gewuſſt und geſagt: —

> „Halb entnimmt ja die Tugend der weithindonnernde Gott Zeus
> Jeglichem Mann, ſobald der Knechtſchaft Tag ihn ereilet“.

Konnte im Jahre 1848 von einer europäiſchen Volksmündigkeit im allgemeinen und von einer franzöſiſchen im beſonderen unter denkenden und ernſthaften Männern die Rede ſein? Nein! Wie hätte denn das franzöſiſche Volk zur Mündigkeit gelangt ſein ſollen? Die große Revolution nahm einen ehrlichen Anlauf, ihm eine Möglichkeit der Mündigwerdung zu verſchaffen, blieb aber im Blutſchlamme des Terrorismus ſtecken, bevor ſie etwas entſcheidendes gethan, d. h. bevor ſie die alte materielle oder moraliſche Einrichtung der Geſellſchaft beſeitigt hatte. Sie war nicht raſch, entſchloſſen und geſchickt genug geweſen, die eigentlichen Grundlagen der Deſpotie des Ancien Régime zu vernichten: den Katholicismus und die Centraliſation. Daher gelang es der Säbelbrutalität Bonaparte's ſo leicht, auf dieſen Grundlagen die ganze alte deſpotiſche Wirthſchaft wieder aufzurichten, mit Aenderung etlicher Formen und Namen. Das Weſen, das Sein der Revolution, d. h. die für die einzelnen Individuen wie für das ganze Volk gegebene Möglichkeit, zur Selbſtbeſtimmung ſich emporzuarbeiten, hat der große Lügner und Betrüger zu Gunſten der eigenen unerſättlichen Tyrannenſelbſtſucht vernichtet; den Schein dagegen hat er beſtehen laſſen, die Gleichheit, die Egalité, weil dieſer Schein die franzöſiſche Nationaleitelkeit angenehm kitzelte und doch weiter nichts bedeutete, nichts bedeuten konnte, maßen politiſche Gleichberechtigung nur ein Wort, die ſociale Ungleichheit der Geburt, des Vermögens und der Bildung aber eine Thatſache iſt. Der Bonapartismus warf Frankreich wieder ins Mittelalter zurück, aus welchem es ſich allerdings nur halb, aber doch immerhin halb herausgerungen hatte. Der reſtaurirte Bourbonismus hielt es nach Kräften darin feſt. Der Anno 1830 inthroniſirte Orleanismus, welcher in der Miniſterſchaft des kalviniſchen Jeſuiten Guizot gipfelte, that ebenfalls nichts, die mittelalterlichen Geiſtesfeſſeln des franzöſiſchen Volkes zu brechen. Die parlamentariſche Komödie des Julikönigthums ſpielte ſich innerhalb eines enggeſchloſſenen Kreiſes ab, welcher aus Mitgliedern der Geld-, Geburt-, Militär- und Beamtenariſtokratie mit Hinzufügung etlicher Dutzende von Tribune- und Preſſe-Charlatanen gebildet war. Die Volksmaſſen auf dem Lande wurden von dieſer Komödie gar nicht berührt, ſondern graſ'ten unter

Führung ihrer geiſtlichen Leithämmel ſchäfig weiter, neben der ihnen im Beichtſtuhl eingetrichterten katholiſchen Mythologie höchſtens noch von der Napoleonslegende, wie alte Soldaten ſie ihnen vorlogen und Bänkelſänger ſie ihnen vororgelten, Notiz nehmend. Was die Arbeitermaſſen in den Städten anlangte, ſo waren dieſe Proletarier der Mehrheit nach freilich nicht mehr mittelalterlich-kirchlich-aftergläubig, wohl aber glaubten ſie an die Wahndogmen des Kommunismus und dieſes die allgemeine Nivellirung einer Zwangsarbeitkaſernenſklaverei predigende Evangelium des Unſinns machte ſie folgerichtig auch dem plumpen Blendwerke der bonapartiſchen Erzlüge geneigt.

Und einem ſolchen Volke gab man das zweiſchneidige Meſſer des allgemeinen Stimmrechts in die Hand und einem ſolchen Volke ſagte man: Entſcheide ſouverän über dein Geſchick! Hieß das nicht die „erhabene Vernunft, die weiſe Gründerin des Weltgebäudes, die Führerin der Sterne", dem „tollen Roſſe des Aberwitzes" an den Schweif binden?

2.

Der Royalismus und Jeſuitismus hatten mittels ihres Sieges in der Juniſchlacht durch die „rothe" Republik hindurch auch die „blaue" ins Herz getroffen. Um den Beſitz der ſterbenden zankten ſich die verſchiedenen monarchiſchen Parteien als um eine Spolie, welche ihnen unausweichlich zufallen müſſte. In dieſem ſchamlos wüſten Hader muſſten naturgemäß die erſten Rollen Pfäfflingen wie Falloux und Montalembert oder Gauklern wie Thiers zutheilwerden.

Ganz kläglich war die Stellung, das Gehaben und Gebaren des bornirten Säbeldiktators Kavaignak. Er wurde als vollendeter Mannequin, natürlich ohne es zu merken, von den Jeſuiten und

Royaliſten hin und her, vor und rückwärts geſchoben, wie es ihnen gerade paſſte. Ganz beiſeite ſtellen konnte ſie ihn aber noch nicht, ſintemalen ſie ihn ſammt und ſonders für die Eſelsbrücke anſahen, über welche hin ſie entweder zur bourboniſchen oder zur orleaniſtiſchen Monarchie zurückkehren wollten. Kavaignak war alſo bis zum Oktober der obligate Präſidentſchaftskandidat der Bourboniker und Orleaniſten, ſoweit dieſe Parteien die Bourgeoiſie Frankreichs beherrſchten.

Ehrliche Republikaner wie Grevy gaben ſich während der Verfaſſungsberathung in der Nationalverſammlung große Mühe, die Wahl des erſten Präſidenten der jungen und doch ſchon ſterbenden Republik nicht dem gefährlichen Lotterieſpiel des allgemeinen Stimmrechtes anheimzuſtellen. Sie wuſſten, wie es in Wahrheit und Wirklichkeit mit der Volksmündigkeit beſtellt ſei. Demokratiſch maſkirte Monarchiſten dagegen, wie Herr von Tocqueville, und Schwarbelhännſe, wie die ausgepreſſte lyriſche Limone Lamartine, waren darauf verſeſſen, den Präſidenten aus der allgemeinen und direkten Volkswahl hervorgehen zu laſſen. Selbſtverſtändlich trugen Unverſtand und Perfidie mitſammen über Vernunft und Ehrlichkeit den Sieg davon: die allgemeine und direkte Wahl des erſten Beamten der Republik durch das Volk wurde beſchloſſen, worauf die aufrichtigen Republikaner, welche in Kavaignaks Miniſterium ſaßen, ihre Entlaſſung gaben, weil ſie vernünftig und ehrlich gewollt hatten, daß die Präſidentenwahl der (neu zu wählenden) Nationalverſammlung zugetheilt würde. An die Stelle der ausgetretenen drei Miniſter (Senard, Vaulabelle und Rekurt) ernannte der von den Royaliſten gegängelte Kavaignak drei Monarchiſten von notoriſcher Rückwärtſigkeit (Dufaure, Vivien und Freſlon). Der Polizeipräfekt Dukoux nahm ſofort ſeinen Abſchied und ſchrieb an den Chef der Exekutivgewalt: „Sie haben ſo eben ein Miniſterium ernannt, welches die Verkörperung der Kontrerevolution iſt". Vergebens. An dieſem Holzkopf von Korperal prallten alle wohlgemeinten Warnungen ab.

Spaſſhaft war es übrigens, das Wettrennen und die Wettrenner nach dem verlockenden Ziele der Präſidentſchaft anzuſehen. Die ganze Geſellſchaft gemiſcht genug, aber ihre Mitglieder ſtanden ſo ziemlich auf derſelben Werthſtufe. Da war Herr von Lamartine, welcher die fixe Idee hatte, das allgemeine Stimmrecht könnte gar nicht anders, als ihn zum Präſidenten zu küren; er habe ja alle Stände und Klaſſen für ſich. Denn die Jugend müſſte für ihn ſein als für den Sänger Elvira's, die Bourgeoiſie als für den Beſieger der rothen Fahne im Februar, das Volk als für den Verfaſſer des Girondiſten-Romans und endlich die Geiſtlichkeit, o, die müſſte doch ſeiner religiöſen Meditationen und ſeiner meditirten Religioſität dankbar ſich erinnern. Der Marſchall Bugeaud hegte nicht den geringſten Zweifel, daß der beſte Stoff, einen Präſidenten daraus zu machen, Se. Excellenz der Herr Marſchall Bugeaud ſei. Der General Changarnier theilte dieſe Bugeauderie nicht, ſondern meinte, dieſer beſte Stoff hieße General Changarnier. Die Bourboniker ſteiften den dummdreiſten Kamaſchenknopf eine Weile in dieſer Meinung, weil ſie wähnten, einen franzöſiſchen Monk aus ihm machen zu können, um ihren Henri V. aus Froſchdorf zurückzuholen. Auch der kleine Mann und große Gaukler Thiers ſtellte ſich in die Reihe der Präſidentſchaftskandidaten; denn — Parbleu! — hatte er nicht vor Zeiten ebenfalls eine „Geſchichte der Revolution“ geſchrieben und darin dieſelbe beſuchsſchwänzelt? Allein Fuchs von Haus aus, merkte er bald, daß die Traube für jetzt zu hoch hinge, um ſüß zu ſein. Hatte er doch, um mit Hilfe der Nationalverſammlung hineinſchlüpfen zu können, er, der notoriſche Voltairien, den gläubigen Katholiken ſpielen müſſen, welcher insbeſondere an die Nothwendigkeit der weltlichen Herrſchaft des Papſtes zu glauben mit der ganzen Schamloſigkeit eines alten Intrikanten erklärte. Erſt auf das ihm von dem Biſchof Fayet von Orleans ausgeſtellte Zeugniß hin: „Monſieur Thiers iſt augenſcheinlich und ganz zu uns zurückgekehrt“ — war er gewählt worden. Allein von lange her in allen unſauberen Kanälen und unſauberſten Latrinen des parlamentariſchen Ränkeſpiels daheim, war es ihm bald gelungen, ſich zum Chef des großen widerrepublikaniſchen Komplotts aufzuwerfen, welches in der Nationalverſammlung geſponnen wurde, und Orleaniſten, Bourboniker und Jeſuiten unter ſeinem Kommando marſchiren zu machen.

Dieſe ganze Bande von Judaſſen, welche, während ſie eine Verfaſſung für die Republik machten, dieſer tagtäglich Gifttränke und Dolchſtöße beibrachten, ſchwankte lange, für welchen Präſidentſchaftskandidaten ſie ſich entſcheiden ſollte. Die orleaniſtiſchen, legitimiſtiſchen, plutokratiſchen und jeſuitiſchen Intereſſen ließen ſich doch nicht ſo ganz leicht vereinigen. Wie wäre es, wenn man ſich auf den orleaniſtiſchen Herrn von Broglie vereinigte oder auf den legitimiſtiſchen Herrn Berryer oder auf den zwiſchen Orleanismus und Legitimismus ins unerkennbare verſchimmernden Herrn von Molé? Aber dieſe Kandidaten zogen ſchlechterdings nicht. Zwiſchenhinein ſchielte Renard-Thiers doch wieder nach der Präſidentſchaftstraube hinauf. Er band mit Herrn Marraſt an, welcher, weil er ſelber niemals einen Gedanken gehabt, in dem Nußknackerchen von Ränkeler ein ganzes Gedankenfüllhorn erblickte. Monſieur Thiers gab dem geweſenen Chefredakteur des „National“ und dermaligen Vorſitzer der Nationalverſammlung zu verſtehen: Wenn Sie mich zum Präſidenten machen helfen, mach' ich Sie zum Vicepräſidenten der Republik. Allein die Klike des National wollte von ihrem theuren Korporal Kavaignak nicht laſſen. Monſieur Thiers verbiß ſeinen Aerger nicht, ſondern machte demſelben in ſeinem Journal „Der Konſtitutionnel“ in Form von Ausfällen auf den General Luft. Etwas ſpäter, als es augenſcheinlich, daß die Bourgeoiſie in Paris und in den Provinzialſtädten noch an der Kandidatur Kavaignak's feſthielt, machte Herr Thiers Miene, dieſem Zuge zu folgen, hielt aber wieder inne und ſchlich mit hängendem Schweife ins bonapartiſche Lager hinüber. Auch dieſer ſchlaueſte Schlaumaier unter ſeinen Landsleuten ſah in Louis Bonaparte nur eine Uebergangspuppe, gut genug, für ihn ſelber, für Monſieur Thiers, den Platz warm zu halten.

3.

Am 26. September von 1848 erſchien der Mann, welchen Proudhon ſchon am 7. Juni mit „einer Blitz und Donner in ihrem Schoße tragenden Wetterwolke" verglichen hatte, in der Nationalverſammlung als ein von nicht weniger als 5 Departements neugewählter Abgeordneter.

Wetterwolkenhaft ſah der Sohn Hortenſe's nicht gerade aus. Eine unanſehnliche ſchmächtige Figur, blaſſe, ſehr verlebte Züge, eine aus dem Alten Teſtamente herausgeſchnittene Naſe, müde und halbverſchleierte Augen, ein zu ungariſchen Endſpitzen gedrehter und gewichſter Schnurrbart, — das alles war weder im einzelnen anziehend, noch im ganzen imponirend. Napoleoniſch ſah der Repräſentant des Napoleonismus entſchieden nicht aus, aber auch nicht wie ein „Niais". Der „Prinz" hat ſich vom erſten Augenblicke ſeines Auftretens auf dieſem Boden von einer wahrhaft verteufelten Glätte geſchickt und klug benommen und die Summe ſeines gebarens war, daß er aus der Hülle des unſcheinbaren Bürgers Deputirten allſort den „Neffen des Onkels", den Träger der „idée napoléonienne" und den Prätendenten hervorſchimmern zu laſſen verſtand.

Selbſtverſtändlich lag ihm daran, ſchon am 26. September zu beweiſen, daß er ſeinen Talleyrand innehätte und folglich wüſſte, die Sprache ſei dem Menſchen gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen, oder zu deutſch, der Menſch verſtehe zu reden, um das Gegentheil der Wahrheit zu ſagen. Der Prinz beſtieg die Tribüne und hielt eine Rede, an deren Eingang er ſeine Prätendentſchaft für eine Verleumdung erklärte und in deren Verlauf er ſeine warme und dankbare Anhänglichkeit an die Republik zu betheuern ſuchte. „Nach 33 Jahren der Aechtung und Verbannung finde ich endlich mein Vaterland und alle meine bürgerlichen Rechte wieder. Die Republik hat mir dieſes Glück bereitet, ſie empfange daher meinen Schwur der Dankbarkeit, meinen Schwur der Hingebung (la république m'a fait ce bonheur, que la république reçoive mon serment de reconnaissance, mon serment de devouement). Meine Handlungsweiſe, immer getragen vom Pflichtgefühl, immer beſeelt von der Achtung vor dem Geſetz, wird den Beweis liefern, daß niemand entſchloſſener ſein kann, als ich es bin, der Vertheidigung der Ordnung und der Befeſtigung der Republik ſich zu weihen (à se devouer à la défense de l'ordre et à l'affermissement de la république)“.

Es gehörte mit zu der planmäßigen Haltung, welche der Prinz ſich vorgezeichnet hatte, daß er nur ſelten in den Sitzungen der Verſammlung erſchien. Immer nur dann, wann es nöthig war, wiederum eine Erklärung abzugeben, und dieſe Erklärungen waren ſtets geſchickt darauf berechnet, die Beſorgniſſe der republikaniſch geſtimmten Arbeiterbevölkerung vor dem Bonapartismus einzulullen und zugleich den ſämmtlichen Fraktionen der großen Partei der Rückwärtſerei — ſie ſelber nannte ſich „le parti de l'ordre“ — den Bonapartismus als ihre für den Augenblick einzig mögliche Fahne zu zeigen. Und das geſchah mit beſtem Erfolge. Mehr und mehr Bourboniker, Orleaniſten, Börſenbarone und Jeſuiten ſcharten ſich um dieſe Fahne als um einen willkommenen Nothbehelf. Jedenfalls würde der Prinz, ſo kalkulirte dieſe Bande, ein handirliches Werkzeug zur Vernichtung der verhaßten Republik abgeben und wäre dann, wann er dieſen Dienſt gethan, leicht ſo oder ſo zu erſetzen.

Louis Bonaparte ließ die zum voraus betrogenen Betrüger mit ihren Einbildungen ſpielen, während ſeine Agenten in Paris wie in den Provinzen ihre ſchon ſommerlang betriebenen Machenſchaften verdoppelten und verdreifachten und namentlich dem Klerus alle Bürgſchaften gaben, welche derſelbe nur immer verlangte. Im übrigen lebte der Prinz in ſcheinbar harmloſer Zurückgezogenheit in Auteuil, was ihn freilich nicht abhielt, nicht weniger auf dem Felde der Galanterie als auf dem der Politik ſeinem Hauptgegner eine glückliche Konkurrenz zu machen. Die Skandalchronik der pariſer Salons wußte lachend zu erzählen, daß der liebenswürdige Prinz den ſteifen General bei der koloſſalſchönen Madame Kalergis ausgeſtochen habe, welche Heine im Romanzero als Geliebte des weißen Elephanten von Siam heineſirt hat*).

4.

Derweil war die Verfaſſung der Republik fertig gemacht worden. Am 4. November nahm die Nationalverſammlung mittels ihres Haupt- und Schlußvotums mit 739 gegen 30 Stimmen dieſes Staatsgrundgeſetz an, welches Frankreich konſtituirte als „eine untheilbare demokratiſche Republik“.

Es war gerade ſo, als beſchaffte man eine prächtige Ausſtattung für eine im ſterben liegende Braut.

Acht Tage ſpäter wurde die Konſtitution auf der Place de la Konkorde feierlich verkündigt, bei heftigem Schneegeſtöber und ſchneidendem Nordwind. Die ganze Ceremonie ſah wie gefroren aus. Niemand kümmerte ſich darum. Man fragte nur noch: Wer wird Präſident?

Kein Republikaner, ſoviel wurde von Tag zu Tag mehr gewiß. Die beiden wirklich republikaniſchen Kandidaturen, die demokratiſche von Ledru-Rollin und die ſocialiſtiſche von Raſpail, ſie waren von

---

*) . . . . „Es mahnt die Statur
An Bimha, die Rieſin im Ramajana,
Und an der Epheſer große Diana.
Wie ſich die Gliedermaſſen wölben
Zum ſchönſten Bau! Es tragen dieſelben
Anmuthig und ſtolz zwei hohe Pilaſter
Von blendend weißem Alabaſter.
Das iſt Gott Amors koloſſale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falſch und Makel“.

vornherein ausſichtslos. Die quaſirepublikaniſche von Kavaignak verlor von Stunde zu Stunde an Boden, insbeſondere in der Bauernwelt, welche von der Klerisei maſſenhaft dem Bonapartismus zugeführt wurde. Auch im ſtädtiſchen Proletariat, ſoweit es nicht für Ledru und Raſpail war, gewann der „Prinz“ zahlreiche Stimmen, weil dieſe Arbeiter lieber zehnmal für irgendeinen beliebigen Bonaparte als einmal für den „Juniſchlächter“ Kavaignak ſtimmen wollten. Auswärtige Diplomaten berichteten ſchon zu Anfang Novembers nach Hauſe, daß die Wahlaktien Louis Bonaparte's hoch ſtänden, beſonders in den Provinzen, und daß eine „Notabilität“ nach der andern unter die prinzliche Fahne ſich ſtellte*).

Monſieur Thiers, d. h. der Oberregiſſeur der royaliſtiſch-jeſuitiſchen Kabale, hatte zuletzt erkennen müſſen, daß nur zwiſchen dem Prinzen und dem General die Wahl bliebe. Er machte in Form einer perſönlichen Annäherung an Kavaignak einen Verſuch, zu erfahren, ob der General willfährig wäre, als Präſident ihn, den großen kleinen Thiers, zum Oberpräſidenten haben zu wollen. Der Verſuch fiel übel aus. Kavaignak, gerade ſehr ſchlecht gelaunt, blieb zugeknöpft und ließ den Kabaliſten höflich abfahren, worauf der Abgefahrene ſogleich zum Bonapartismus hinüberfuhr.

Er fand da eine ganz andere Aufnahme. Der „Prinz“ erwies ſich ſo ehrerbietig gegen den Mythographen des Napoleonismus und erzeigte ſich ſo gelehrig, ſo hingebend an den Thierſismus! Wird dieſer „Nials“ Präſident, kalkulirte Monſieur Thiers, ſo werde ich Oberpräſident ſein. Man einigte ſich unſchwer, maßen ja der Prinz mit wahrhaft kindlicher Pietät den Anſichten und Rathſchlägen ſeines Mentors ſich fügte und ſchmiegte, welcher Mentor ſpäter in einer Züchtlingszelle zu Mazas Gelegenheit erhielt, über dieſe prinzliche Pietät, Füg- und Schmiegſamkeit unliebſame Gloſſen zu machen. Nur ein Punkt machte Schwierigkeiten, der Geldpunkt. Die Wahlſpeſen waren ſehr beträchtlich, woher die Mittel zur Beſtreitung derſelben nehmen? Der Prinz und die Apoſtel der bonapartiſtiſchen Sekte hatten zwar viel Geld, aber das war aes alienum, alſo nicht gangbar. Herr Thiers ſchaffte Rath, d. h. er beſchaffte von ſeiten etlicher Börſenfürſten die nöthige Summe (1½ Millionen oder mehr?), gegen gehöriges Unterpfand, verſteht ſich. Dieſes Unterpfand war, daß der Prinz ſich verpflichten mußte, nach ſeiner Erwählung zum Präſidenten ein Miniſterium Odilon Barrot-Falloux einzuſetzen. Die „Partei der Ordnung" wollte demnach, daß in dem Kabinette des neuen Staatsoberhaupts der parlamentariſche Schwatz und die Jeſuiterei mitſammen Unzucht treiben ſollten. Uebrigens gibt es von der unbeſtreitbaren Thatſache, daß der Bonapartismus zur Beſtreitung der Wahlſpeſen kein Geld hatte, daß ihm dieſes vorgeſtreckt und demnach eine Präſidentſchaft auf Pump zuwegegebracht wurde, noch eine zweite Leſart, welche will, das nöthige Geld ſei aus der Kaſſe einer ſüddeutſchen, mit der Familie Bonaparte verſchwägerten Majeſtät gefloſſen. Welche Leſart iſt nun die richtige? Höchſt wahrſcheinlich iſt die erſte und die zweite, ſind alle beide richtig und haben franzöſiſches Bourgeoisgeld und deutſches Fürſtengeld „viribus unitis" die Präſidentſchaft auf Pump bewirkt oder doch bewirken geholfen.

---

*) Depeſche Barmans vom 3. November: „On assure qu'en ce moment les chances sont tout à fait favorable à Louis-Napoléon“. Vom 11. November: „Les nouvelles des départements deviennent de plus en plus favorables à la candidature de Louis-Napoléon. En ce moment, les chances sont incontestablement en sa faveur. Il compte des amis très chauds et très actifs. On cite maintes notabilités qui s'y rallient“. E. B. A.

5.

So lagen im November die Sachen. Da geſchah aber drunten in Rom etwas, was der Präſidentenfrage eine andere Wendung geben, d. h. den aus dem Blasbalg der Kirche kommenden Wahlwind auf die Flügel der Mühle Kavaignac's leiten zu wollen ſchien.

Dieſes etwas war, daß die alte Päpſtin Johanna Fabel für etliche Stunden zu einer Päpſtin Pia Novelle wurde, welche in Italien noch heute von ſehr vielen und keineswegs den dümmſten Leuten als eine ſtrenghiſtoriſche Novelle angeſehen iſt, obzwar von anderer Seite mit Beſtimmtheit behauptet wird, Pio Nono habe, als er in der Abenddämmerung des 24. Novembers aus dem Quirinal ſchlich, nicht die Sottana einer Kammeriera, ſondern den Kapotto eines Abbate angehabt. Zweifellos dagegen iſt, daß für die Flucht des Papſtes vor allen eine Sottana, ein Unterrock thätig geweſen, die Frau Gräſin Spaur, Gemahlin des bairiſchen Geſandten in Rom, eine geborene Italerin, welcher frommen Dame die römiſchen Patrioten, natürlich nur aus Rachebosheit, nachmals nachgeſagt haben, ſie hätte wie früher aus der Liebe eine Religion, ſo ſpäter aus der Religion eine Liebe gemacht, was im Deutſchen bekanntlich etwas weniger zart, aber deſto plaſtiſcher ausgedrückt wird. Bei Albano wartete die Gräſin mit ihrem Wagen auf Se. Heiligkeit, welche von dem Herrn Grafen dorthin kutſchirt wurde. Der flüchtige Papſt ſtieg in den Wagen der Dame und fort ging es, der neapolitaniſchen Gränze und Gaeta zu.

Wenn Pius der Neunte Papſt bleiben wollte — und das wollte er ſehr — ſo blieb ihm nach dem 15. November, an welchem ſein Miniſterpräſident Graf Roſſi erdolcht und er ſelbſt im Palaſte des Quirinal von den aufſtändiſchen Römern beſtürmt worden war, nur noch die Flucht übrig. In einem demokratiſirten und republikaniſirten Rom war kein Platz für ihn. Es war lange her, ſeit der Zimmermann von Nazaret geſagt hatte: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“. Der ſich den Statthalter des armen Proletariers Jeſus nannte, wollte Herr ſein, wollte „urbem et orbem“ beherrſchen; denn in dieſem Epileptiker von Papſt ſpukte, ſeitdem ihm Jeſuitenhände den liberalen Traum von 1846 aus der Seele gewiſcht hatten, das wilde, das ungeheuerliche Herrſchergelüſt eines ſiebenten Gregor und eines dritten Innocenz. Am 15. November hatte er, zornig den Boden ſtampfend, nur beklagt, daß die mittelalterlich päpſtliche Blitz- und Donnermaſchine den Dienſt verſagte . . .

Die Koterie des „National“, welche ſeit dem Juni Frankreich miſſregierte und wie nach innen ſo auch nach außen das republikaniſche

Princip verleugnete oder fälſchte, hatte ſchon lange mit dem Papſtthum geliebäugelt. Die Politik dieſer Pſeudorepublikaner war allenthalben der Sache der Völker feindlich, in Deutſchland, in Italien, in Frankreich ſelber. Mehr noch allerdings aus Dummheit und Unwiſſenheit als aus Verrätherei. Als nun der franzöſiſche Geſandte in Rom, der Duc d'Harcourt, berichtete, daß Pius der Neunte aus Rom entweichen wollte, wurde er angewieſen, dieſer Papſtflucht die Richtung nach Frankreich zu geben, und wurden zu dieſem Ende ſchleunigſt franzöſiſche Kriegsdampfer nach Civitavecchia geſchickt, um den heiligen Flüchtling aufzunehmen. General Kavaignak wähnte, daß er als Retter und Beſchützer Sr. Heiligkeit die ſämmtlichen klerikalen Leithämmel und folglich auch die ſämmtlichen gläubigen Schafe für ſeine Präſidentſchaftskandidatur gewinnen würde. Hatte ihn der „Prinz“ bei Madame Kalergis ausgeſtochen, ſo wollte er den Prinzen bei Madame Egliſe ausſtechen.

Man war des Erfolges der frommen Machenſchaft ſo ſicher, daß man den Herrn Kultminiſter Freſlon nach Marſeille ſchickte, um daſelbſt ehrfurchtsvollſt den flüchtigen Statthalter Chriſti zu empfangen. Monſieur Freſlon wartete aber umſonſt in Marſeille. Wer nicht kam, war der ſehnlich erhoffte Papſt, welcher als Wahlreklame für Kavaignak dienen ſollte*). Pio Nono befand ſich zu jener Zeit ſchon ganz in den Krallen des Kardinals Antonelli und dieſer hatte es für paſſender erachtet, den Papſt zum König Bomba nach Gaeta als zum General Kavaignak nach Paris fliehen zu laſſen. Der Duc d'Harcourt ſoll in der Nacht nach der Flucht von Pio Nono mit einer ungeheuer langen und wunderlich gedrehten Naſe im Quirinal herumgegangen ſein.

---

*) Depeſche Barmans vom 2. December: „J'ai appris hier soir chez M. Bastide la nouvelle du départ furtif du pape avec le dessein de s'embarquer à Gaëta sur un bâtiment français que M. d'Harcourt avait mis à sa disposition. Le pape avait depuis plusieurs jours manifesté à ce diplomate l'intention de chercher un refuge en France. Presque tous les partis, flattés de la préférence accordée à la France, approuvent la conduite du gouvernement en ce qui concerne la protection personnelle offerte au pape. Le clergé se montre surtout satisfait; s'il traduit cette satisfaction en efforts pour la réussite de la candidature du général Cavaignac, le résultat pourrait bien tourner en sa faveur“. S. B. A. Am 5. December ſchrieb Herr Barman, die Regierungsleute ſeien höchſt ärgerlich, weil der Papſt nicht nur nach Gaeta gegangen wäre, ſondern auch dort bleiben wollte.

Die Wahlreklame in der Tiara war alſo ausgeblieben und folglich wurde der „Prinz“ bei Madame Egliſe nicht ausgeſtochen.

Am 10. December hatte die Präſidentenwahl ſtatt und das Reſultat der Stimmgebung war dieſes: — Von 7,327,345 abgegebenen Stimmen hatte Louis Napoleon Bonaparte 5,434,226, Kavaignak 1,448,107, Ledru-Rollin 370,119, Raſpail 36,920, Lamartine 17,910. Arme ausgepreßte lyriſche Limone, man hat dir nur ein Bettelalmoſen aus der Stimmurne verabreicht! Und zu dieſem alſo höhniſch und verachtungsvoll Beſeitigten hatten 9 Monate zuvor Millionen und wieder Millionen Franzoſen als zu ihrem Abgott emporgejubelt. O, Volksgunſt, wohl that Barbier recht, dir den Kynismus an die Metzenſtirne zu ſchleudern:

„La popularité! — c'est la grande impudique
Qui tient dans ses bras l'univers,
Qui, le ventre au soleil, comme la nymphe antique,
Livre à qui veut ses flancs ouverts!“

Der „Prinz“ war demnach Präſident.

Der Suffrage Univerſel hat, ein zweiter Nero, ſeine Mutter, die Republik, erſt geſchändet, bevor er ſie erwürgte.

6.

Donnerstags den 20. December 1848 ging das Vorſpiel der Inthroniſirung des „Erwählten von 5 Millionen“ als Kaiſer in Scene, d. h. die Einführung und Beeidigung des „Prinzen“ als Präſident der Republik.

Eine ſtarke Truppenmacht war aufgeboten, um dieſe Ceremonie vor jeder etwaigen Störung zu hüten. Um die Tuilerien her, in den Champs-Elyſées, auf dem Eintrachtsplatze und rings um das Palais Bourbon waren Infanterie, Kavallerie und Artillerie aufgeſtellt. Alles hatte ein winterlich kaltes, düſteres Ausſehen und trübe dunkelte der Abend herein.

Auch im Innern des Parlamentshauſes viel Entfaltung von zweierlei Tuch. Der Sal der Pas-Perdus wimmelte von „großen“ Uniformen. Wo ein A— dler iſt, da ſammeln ſich die Geier. Witterten ſie ſchon den Blutgeruch der Boulevardsſchlächterei vom 4. December 1851 oder hörten ſie die Lorbeern vom Malakoff und von Solferino rauſchen oder ſahen ſie die Gloire von Querétaro glänzen? Sicher iſt, daß ſie hellauf gelacht haben würden, ſo ihnen jemand zugeraunt hätte, der reſtaurirte Bonapartismus werde ein Wörth, ein Metz und ein Sedan über Frankreich bringen . . . .

Die Nationalverſammlung verhandelte unter allgemeiner Unaufmerkſamkeit über unwichtige Sachen, als um 4 Uhr die Gasflammen im Sale angezündet wurden. Zur gleichen Zeit erſchien der General Lebreton, Quäſtor der Verſammlung, in Galauniform an der Spitze einer Anzahl von Deputirten am Eingang des Couloir zur Rechten. Es war die Wahlaktenprüfungskommiſſion, welche kam, ihren Bericht zu erſtatten, deſſen Inhalt alle Welt ſchon kannte.

In demſelben Augenblicke zeigte ſich auch der Prinz Louis Bonaparte im Sale, ſchwarz gekleidet, mit Band und Stern des Großkreuzes der Ehrenlegion geſchmückt.

Der Berichterſtatter Waldeck-Rouſſeau theilte das Wahlreſultat mit und ſchloß mit einer dem bisherigen Chef der Exekutivgewalt gewidmeten Dankphraſe. Sowie er zu Ende, beſtieg der General Kavaignak die Rednerbühne, um zu erklären, daß ſämmtliche Miniſter vormittags ihre Entlaſſung gegeben hätten und daß er ſelbſt die ihm von der Nationalverſammlung anvertrauten Vollmachten ihr hiermit zurückſtelle.

Jetzt erhebt ſich der Vorſitzende, Herr Armand Marraſt, und ſpricht mit lauter Stimme in das geſpannte Schweigen hinein:

„Im Namen des franzöſiſchen Volkes!

„In Erwägung, daß der Bürger Louis Napoleon Bonaparte, geboren zu Paris, die vorgeſchriebenen Bedingungen der Wählbarkeit erfüllt, welche der Artikel 44 der Verfaſſung vorſchreibt; in Erwägung ferner, daß derſelbe bei der offenen und über das ganze Gebiet der Republik ausgedehnten Wahl die abſolute Stimmenmehrheit erlangt hat: erklärt kraft der Artikel 47 und 48 der Verfaſſung die Nationalverſammlung ihn zum Präſidenten der Republik vom heutigen Tage bis zum zweiten Sonntag im Mai von 1852. Dem Geſetze gemäß lade ich den Bürger Präſidenten der Republik ein, die Rednerbühne zu beſteigen, um daſelbſt ſeinen Eid zu ſchwören".

Der „Bürger" Präſident Louis Napoleon Bonaparte beſteigt die Tribüne. Ob ſeinem Haupte ſchimmert wie eine boshafte Ironie die Deviſe der Februarrepublik: „Liberté — Egalité — Fraternité". Er wird ſie auslöſchen und mit Blutfarbe darüber ſchreiben: „L'empire c'est la paix". Die Rednerbühne ſelbſt wird er in einen Spucknapf verwandeln, in welchen alle Speichelleckerei Frankreichs ihre Niedertracht entleert.

Ein dumpfes Geräuſch durchwogt die Verſammlung. Dort auf einer Bank zur Linken hoch oben kichert man laut. Vielleicht erinnert dort einer der Deputirten ſeine Kollegen an das ſinnreiche Abenteuer von Boulogne mit dem gezähmten Adler und dem Speckbrocken im kleinen Hute von Auſterlitz.

Der Präſident der Nationalverſammlung ſtellt, mit ſeinem hölzernen Hammer aufklopfend, die Ruhe wieder her und ſagt: „Ich werde die Formel des Eides leſen".

Und er lieſ't:

„Im Angeſichte Gottes und in Gegenwart des durch die Nationalverſammlung repräſentirten franzöſiſchen Volkes ſchwöre ich, der einen und untheilbaren demokratiſchen Republik treu zu ſein und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfaſſung mir auferlegt".

Der Bürger Präſident der Republik mit erhobener Hand:

„Ich ſchwör' es!"

Der Präſident der Nationalverſammlung:

„Wir nehmen Gott und die Menſchen zu Zeugen dieſes Schwurs".

Der Bürger Präſident der Republik:

„**Die Wahl** der Nation und der Eid, **welchen ich** ſo eben geſchworen, **beſtimmen** mein künftiges Gebaren. Meine Pflicht iſt mir vorgezeichnet. Ich werde ſie als Ehrenmann erfüllen. Ich werde für Feinde des Vaterlandes alle anſehen, welche verſuchen wollten, auf ungeſetzlichem Wege das zu ändern, was ganz Frankreich feſtgeſtellt hat".

Die ganze Verſammlung erhebt ſich und bricht wiederholt in den Ruf aus: „Vive la république!"

Dieſer Ruf und jener Schwur ſie paßten zu einander. Sie waren einer des andern und der andere des einen vollkommen würdig.

Wären die heiteren Olympier noch in Funktion, ſo hätte ein homeriſcher Demodokos bei dem „Je le jure!" des „Bürger" Präſidenten der Republik ſicherlich Veranlaſſung gehabt, anzuſtimmen:

„Ein unermeſſliches lachen entſcholl den ſeligen Göttern"

— denn dieſe wußten ja, daß der Herrſcher im Donnergewölk Zeus der Eide von Verliebten lacht. Daß aber der Sohn von Hortenſe Beauharnais verliebt war in eine Schöne, welche Korona Imperialis hieß, das wußten zur Stunde nicht allein die Götter, ſondern auch die Menſchen.

Und das Lebehoch auf die Republik, ausgebracht von den Bourbonikern, Orleaniſten, Bonapartiſten und Jeſuiten, welche mitſammen weitaus die Mehrheit der Nationalverſammlung bildeten — das war der richtige Chor in der groteſken Tagespoſſe des 20. Decembers von 1848. Das liebe europäiſche Publikum aber klatſchte dieſem Finale des weltgeſchichtlichen Drama's „1848" Beifall aus Leibeskräften und in Kabinetten, Kirchen, Kaſernen, Kanzleien und Kontoren ſcholl auf ein wildes jubiliren: Geprieſen ſei, der da kommt im Namen der Reaktion!

Epilog.

Noch iſt vieles zu erfüllen,
Noch iſt manches nicht vorbei;
Doch wir alle, durch den Willen,
Sind wir ſchon von Banden frei.
Hinan! Vorwärts! Hinan!
Und das Werk es werde gethan!

Göthe.

Vorwärts!

Dieſes kurze deutſche Wort, welches wie ein Trompetenſtoß klingt, iſt der ſprachliche Ausdruck des weltgeſchichtlichen Entwickelungsgeſetzes.

Wie Glas am Granit, ſo zerſplittert das zeitweilig ſich ſpreizende „Rückwärts!“ an der ewigen und ehernen Nothwendigkeit dieſes „Vorwärts!“

Alſo erwies ſich denn auch alles jauchzen und jubiliren, alles wollen und tollen, alles wünſchen und wüthen der Rückwärtſerei des Jahrdutzends, welches auf 1848 folgte, als eitel, eitel, eitel.

Was die Dummheit wähnen, die Niedertracht erſinnen, die Rachſucht aushecken konnte, das alles wurde auf Koſten der beſiegten Anlaufs-Demokratie gewähnt, erſonnen und ausgeheckt. Die Gemeinheit wettlief zu dieſem Ende mit der Bosheit. Lüge, Verleumdung und Schadenfreude wanden ſich in Wolluſtkrämpfen. Die Knechtſchaffenheit ſtolzirte im Schwefelgelb ihrer Lakaienlivree und der Verrath blähte ſich in Miniſteruniformen oder ſaß triumphirend auf Geldſäcken.

Die Standrechtsſchüſſe waren verhallt. Die „Wühler“ lagen in ihren blutigen Gräbern oder verkümmerten in heimiſchen Kerkern oder ſchleppten ihre müden Füße die „harten Treppen der Fremde“ auf und ab. Die Völker, deren „Mündigkeit“ durch ihr verhalten in Deutſchland und Italien, mehr aber noch durch die Wahl des Sohnes der Hortenſe Beauharnais zum „Bürger-Präſidenten“ der franzöſiſchen Lug- und Trugrepublik zu einem ſpottlachen gemacht worden, duckten ſich feig und faul unter das neubefeſtigte und mehrbeſchwerte Joch. Es wäre kirchhofsſtill in Europa geweſen, hätten nicht die römiſchen Lamas und die lutheriſchen Bonzen einträchtiglich ihr Tedeum hergebrüllt.

Freilich, die hatten gut lachen und lobſingen. Sie durften, ſie mußten ja glauben, ihre Zeit wäre gekommen. Und richtig ſchoß denn auch der pfäffiſche Schwindelhafer üppig in Halme und Aehren.

Aber ſiehe, auch der war eitel.

Denn plötzlich wieder erſcholl, anfangs nur leiſe, leiſe wie aus weiter, weiter Ferne, dann mälig anſchwellend zu dröhnender Macht der welthiſtoriſche Trompetenſtoß „Vorwärts!“

Und ſo gewaltig war das Gedröhne, daß auch in Königſchlöſſern das ohrenverſtopfen nicht mehr flecken und flecken wollte.

Seltſam zu ſagen, aber ſtrengwahr: gerade ſolche, deren Hände mit am eifrigſten dabei geweſen, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen, gelangten jetzo zu der Erleuchtung und Erkenntniß, daß es vorwärts rollen müſſe.

Nein, o, all' ihr Kämpfer und Opfer, all' ihr Verleumdeten, Verſchimpften und Verhöhnten von 1848, wir hatten doch nicht umſonſt „gewählt“.

Ja, ſo iſt es: hätten wir nicht für den Gedanken der Demokratie geſtritten und gelitten, die konſtitutionell-parlamentariſche Staatsform, welche ja, wie die Menſchen und Völker nun einmal ſind, die unumgängliche Vorſchule zur Republik ſein zu müſſen ſcheint, wäre zur Stunde noch nicht das politiſche Syſtem des civiliſirten Europa's. Und hätten wir nicht in unſerer Weiſe die Verwirklichung der deutſchen Einheitsidee angeſtrebt, hätten wir nicht den Funken des nationalen Gefühls zu einer unauslöſchlichen Flamme anſchüren geholfen, ſo wäre jetzt nicht das deutſche Reich eine ſtaatsrechtliche Thatſache.

Daß der deutſche Einheitsgedanke nicht mittels parlamentariſcher Theorie, ſondern mittels politiſcher Praxis, nicht im ſanften Geſäuſel ruhiger Bildung, ſondern im tobenden Schlachtenſturm, nicht mittels

Worten und Weiſen, ſondern mittels Eiſen und Blut verwirklicht wurde, war ganz in der Ordnung, — in der weltgeſchichtlichen nämlich. Denn wann und wo wäre denn jemals ein ſolcher Knoten friedlich-zierlich aufgelöſ't und nicht vielmehr gewaltſam-rauh mit dem Schwert entzweigehauen worden?

Nur unwiſſende Nebelheimer, faſelnde Inſaſſen des großen Narrenhauſes Utopia oder gaunernde Bürger von Nubikukulien können ſich und anderen weismachen wollen, daß die menſchliche Geſellſchaft dem Weſen nach künftig anders ſich entwickeln werde, als ſie bislang ſich entwickelt hat. Zeigen doch bei näherem Zuſehen nicht einmal die Entwickelungsformen von ehedem und von jetzt ſo große Verſchiedenheiten, wie man gewöhnlich wähnt. Natürlich! Maßen das Weſen immer daſſelbe war, iſt und ſein wird, wie ſollten ſich die Formen weſentlich ändern können? Des großen Sehers Wahrſpruch: „Verſtand iſt ſtets bei wenigen nur geweſen" — wird noch nach Jahrhunderten, Jahrtauſenden und Jahrhunderttauſenden von ſeiner Geltung wenig oder nichts eingebüßt haben. Die Vorſtellung von einer abſoluten Gleichheit, Gleichwerthung und Gleichgeltung der Menſchen wird in Ewigkeit bleiben, was ſie von Anfang an war: ein wohlmeinender Narrenwahn. Es wird ſtets Zähler und Nullen geben, geben müſſen und dieſe ſind ja zur Darſtellung großer Summen nicht weniger nöthig als jene. Daß ſich aber die Nullen zeitweiſe gerne aufblähen, wichtig machen und aus ihres hohlen Bauches Vakuum orakelnd blöken, auch das iſt ganz in der Ordnung, maßen es zum Weſen der Nullität gehört.

Vorwärts!

Langſam, aber raſtlos, rüſtig und regelrecht rollt das Rad der Zeit, unbekümmert um die beiden Hände, welche, eine ſchwarze und eine rothe, von verſchiedenen Seiten her täppiſch in ſeine Speichen zu greifen ſich bemühen.

Die ſchwarze Hand möchte das Rad in weit hinter uns liegende barbariſche Finſterniſſe zurückwenden, aus welchen der Fels Petri geſpenſtig-lächerlich und der Scheiterhaufen des heiligen Arbues drohend aufragen. Die rothe Hand will das Rad holterpolter den Berg hinunterjagen und drunten mitten in den peſtilenziſchen Sumpf der Phalanſtèreherrlichkeitslüge, der „freien Liebe“ und anderweitiger Beſtialität hinein.

In ungeheuerlicher Verblendung haben die Machthaber, namentlich die königlich preußiſchen, dieſe beiden Hände jahrelang geſtärkt und geſteift.

Jetzt iſt hier das unfehlbare Papſtthum und dort das unfehlbare Gnotenthum fix und fertig und die beiden wüſten Rieſen-Fexe werden ſich finden, haben ſich ſchon gefunden. Gingen doch ſchon im Jahre 1870 Pfafferei und Kommuniſterei ſchweſterlich mitſammen. Ja, die ſchwarze und die rothe Hand ſie haben ſich gefunden und ihr Händedruck ſoll den Untergang aller Kultur und Freiheit beſiegeln.

Selbſtverſtändlich haben Schwarz und Roth, beide gleich jeſuitiſch, ihren Bund mit der gegenſeitigen Mentalreſervation geſchloſſen, nach gemeinſam über die menſchliche Geſellſchaft errungenem Siege dem Bundesgenoſſen mitzuſpielen wie dieſer ſelbſt.

Vorderhand ſind ſie, wenn nicht ein Herz und eine Seele, ſo doch ein Maul und ein Magen. Im übrigen verfahren ſie nach dem Grundſatze der Arbeitstheilung. Der ſchwarze Jeſuitismus ſpekulirt auf die Dummheit und Unwiſſenheit, der rothe auf die Selbſtſucht und Genußgier. Und beiden leiſtet eine gedankenloſe, vermaterialiſirte, nicht über die eigene Naſenſpitze hinausſehende, vor lauter Einſeitigkeit und Dünkel ſtupid gewordene Pſeudo-Wiſſenſchaft eifrige Handlangerdienſte. Sie iſt es auch, welche ſo viele liberale Hohlſchädel und Phraſeologen auf die vom Jeſuitismus ausgeworfenen armſäligen Köder „Freiheit des Unterrichts“, „Freie Kirche im freien Staat“ u. dgl. m. gierig beißen macht. Das von einem gelehrten Stubenhocker, welcher ſein Lebenlang jede Berührung mit dem Volke ängſtlich vermieden hat, erhobene Geplapper, äſthetiſche Anſchauungen könnten und müßten den Menſchen, den Maſſen die religiöſen Vorſtellungen erſetzen, hat den Pfaffen ſchon unzählige Haſen in die Küche gejagt, will ſagen Schafe in den Kirchenpferch.

Und weil bekanntlich das Dumme und das Schlechte auf unſerer lieben Erde überall und allzeit zu den mächtigſten Großmächten gehörten und gehören, ſo iſt es keineswegs unmöglich, ſondern ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß es der ſchwarzrothen und rothſchwarzen Brüderſchaft über kurz oder lang gelingen werde, die dermaligen, nur von der Vornirtheit, Schlaffheit und Feigheit nicht wahrgenommenen oder nicht beachteten religiöſen und ſocialen Krämpfe und Kriſen einer ungeheuren Kataſtrophe zuzutreiben.

Eines garſtigen Tages dürfte ſich die „zahlungsfähige Moral“ zu ihrer nicht geringen Ueberraſchung bankerott ſehen und dürfte der liberale Bildungsphiliſter, der „Träger der Intelligenz und des Beſitzes“, ſich genöthigt finden, an die vereinigten Syllabuſe des Pio Nono und des Feiſt Löb zu glauben.

Alterthümler, welche heute noch etwas jung an Jahren, könnten leicht dazu kommen, das Pfahlbauerndaſein der Menſchheit aus eigener Erfahrung ganz genau kennen zu lernen.

Aber die uralten Grundſäulen der Geſellſchaft werden auch die ſchwarzrothe oder rothſchwarze Sündflut überdauern, wie ſie ſchon ſo manche überdauert haben.

„Und dann?“

Dann wird es wieder heißen: Vorwärts! und wird die Kultur ihre Arbeit von neuem beginnen wie nach der Völkerwanderung, wie nach dem „Schwarzen Tod“, wie nach dem dreißigjährigen Kriege.

In der wiederhergeſtellten Geſellſchaft wird dann der ſogenannte vierte Stand ſeine berechtigten, alſo nicht utopiſtiſchen Anſprüche befriedigt ſehen, gerade wie die berechtigten Anſprüche des ſogenannten dritten Standes nach vertobtem franzöſiſchem Revolutionsſturm allmälig im ganzen civiliſirten Europa zur Befriedigung gelangt ſind.

„Und wiederum dann?“

Dann wird ein ſogenannter fünfter Stand von ſeinen Menſchenrechten ſagen und ſingen und genau dieſelben Forderungen erheben, welche dermalen der ſogenannte vierte erhebt.

„Und das ſoll ſo weitergehen?“

Ja, das wird ſo weitergehen.

„Und das Ende dieſer ganzen Katzenmuſik, genannt Weltgeſchichte?“

Ei, wer weiß denn, ob ſie überhaupt ein Ende haben werde? Hat ſie aber eins, ſo wird das Finale jedenfalls kein Friedens-Paſtorale, keine Goldene-Zeitalter-Symphonie ſein, ſondern ein Notturno, wie es Byron in ſeiner „Darkness“ prophetiſch vorgedichtet hat.

„Eine hübſche Ausſicht!“

Hübſch oder häſſlich, ſie iſt, wie ſie ſein muß. Denn die Zukunft der Menſchheit kann nur die logiſche Konkluſion der Prämiſſe ihrer Vergangenheit und Gegenwart ſein.

„Aber der menſchliche Vervollkommnungsdrang und Glückſeligkeitstrieb?“

Das ſind unſere großen, lieben, unſere wahrhaft heiligen Nothhelfer. Sie ſind nicht etwa nur geſchickte Zukunfts-Fata-Morgana-Maler, nein, ſie lehren uns auch die Gegenwart tüchtig faſſen und führen. Und das iſt die Hauptſache. Fülle deine Stelle aus, o Menſchenkind, thu' deine Pflicht und Schuldigkeit, gewöhne dich an Selbſtbeſcheidung und übe Erbarmen, lache mit den Fröhlichen und weine mit den Betrübten, verrichte deine Arbeit, trage dein Leid ohne Verzweiflung und genieße dein Glück ohne Ueberhebung und du wirſt, wann deine Uhr abgelaufen iſt, den großen Befreier Tod wie ohne Hoffnung ſo auch ohne Furcht empfangen.

Im übrigen: laſſ' das Zeitrad rollen!

Vorwärts!

Inhalt.

Seite

II. Die Verwickelung: . . . 1
  I. Das „wilde“ Parlament . . . 3
  II. Putſch-Idyll . . . 60
  III. Batrachomyomachia . . . 102
  IV. Ein König geſtrammt und ein Kaiſer entführt . . . 138
  V. Paulskirchenhiſterien . . . 172
  VI. Die Junischlacht . . . 206

III. Die Abwickelung: . . . 257
  I. Radetzky-Marſch . . . 259
  II. Eljen und Zivio . . . 327
  III. Frankfurter September . . . 397
  IV. Wiener Oktober . . . 449
  V. Berliner November . . . 521
  VI. Pariſer December . . . 548
Epilog . . . 565

Leipzig. Walter Wigand's Buchdruckerei.

Ned 1862 a

(2)

Haidekraut.

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch

von

Johannes Scherr.

1900. 17036.

Salon-
Bibliothek.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien und Teſchen.
K. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Das Paſſionsſpiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung . . . 1
Alfred Eſcher, ein ſchweizeriſcher Staatsmann 23
Der „Herr Thaddäus“ des Mickiewicz 65
»Conjuratio sulphurea« oder „Alles ſchon einmal dageweſen“. 89
Achim von Arnim 130
Julius Moſen 146
Gottfried Kinkel 164
Thomas Carlyle 202
Ein literariſches Geſpräch 214
Neue Briefe vom Zürichberg 235
Parſifal Feigeles und Iſolde Purzel 278

Das Paſſionsſpiel von Gmünd.

Eine Jugenderinnerung.

(April 1883.)

Zwiſchen den Thälern, welche die Fils und die Rems in ihrem oberen Laufe durchfließen, liegt eine länglicht von Oſten gen Weſten ſtreichende, ſüdwärts und nordwärts ziemlich ſteil abfallende Hochebene. Aus dieſer ſteigen, in unregelmäßigem Dreieck einander gegenübergeſtellt, drei Bergkuppen auf: der Hohenſtuifen im Oſten, der Hohenſtaufen im Weſten, der Hohenrechberg im Norden. Die Spitzen der beiden erſtgenannten ſind kahl. Wenigſtens waren ſie ſo, als ich ſie vor 35 Jahren zuletzt geſehen. Die letzten ſpärlichen Mauerreſte von der Burg auf dem Hohenſtaufen, deren ich mich aus meinen Knabenjahren noch erinnere, ſeien jetzt, hör' ich, auch verſchwunden. Der Rechberg trägt auf ſeinem breiten Gipfel die Kirche, den Friedhof, den Pfarrhof und das Meßnerhaus der Gemeinde, welche aus den beiden öſtlich und ſüdlich an ſeinem Fuße gelegenen Weilern gebildet wird. Wo der Berg nach

Weſten abfällt, erhebt ſich, durch einen tiefen Einſchnitt von ihm getrennt, ein umfangreicher Felshügel, auf welchem die Ruinen vom Stammſchloß des alten und hochangeſehenen Dynaſtengeſchlechtes Derer von Rechberg und Rothenlöwen ragen. Das war bis zum Jahre 1865 eine ſtattliche, eine pfalzartige Herrenburg. Da aber hat mitten im Winter an einem Januartag der Blitz in ſie geſchlagen, um nach wenigen Stunden nur noch Trümmer und Aſche zurückzulaſſen. Am Fuße des Burghügels, ganz am weſtlichen Ende des Weilers lag zwiſchen ſeinem Baumgarten und ſeinem Gemüſegärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. Oktober im Theuerungsjahr 1817 als das zehnte Kind des Schulmeiſters geboren wurde. Aus den Fenſtern unſerer Wohnſtube ſahen wir auf den nahen Hohenſtaufen und fernhinüber auf die vorſpringenden Gipfel der „ſchwäbiſchen Alb“, Neuffen, Teck, Achalm. Vielleicht darf ich ſagen, daß mir von der Weite dieſes Ausblicks von jugendauf etwas in der Seele geblieben.

In der breiten, anmuthigen, von der Rems durchfloſſenen Thalmulde, zu welcher die oben beſchriebene Hochebene gen Norden ſich abdacht, liegt die alte Reichsſtadt Gmünd, von deren Urſprung nur die Sage zu raunen, die Geſchichte aber nichts Beſtimmtes zu ſagen weiß. Schon vor Alters, wie auch heute, um ihrer gewerblichen Thätigkeit, namentlich um ihrer Gold- und Silberſchmiedearbeiten willen weitum bekannt, blühte Gamunda oder Gmünd — welchen Namen der

Ort etwa davon erhalten haben könnte, daß nahebei verſchiedene Bäche in die Rems mündeten — unter dem Schutze der Staufer empor und wurde dann eine „freie Reichsſtadt“, was ſie dem Namen nach bis zum November von 1802 blieb. Da iſt ſie, nichts weniger als gern, eine wirtembergiſche Oberamtsſtadt geworden, welche ihrem neuen Herrn, dem Kurfürſten Friedrich von Wirtemberg, am 20. Juli von 1803 die feierliche Huldigung leiſten muſſte.

Die Gmünder ſtanden von altersher in dem Ruf, ein lebensluſtiges Völklein zu ſein, und ein Schalk hat darum die Behauptung aufgeſtellt, der Name ihrer Stadt hätte urſprünglich »gaudia mundi« gelautet. Daraus wäre mittels korrumpirender Verkürzung allmälig Gmünd geworden. Die Bewohner der alten Reichsſtadt waren aber ebenſo ſtrammkatholiſch als frohſinnig. Zwar zur Reformationszeit, ſo von 1530 bis gegen 1580 hin, haperte es zuweilen mit dem ſtrammen Katholicismus der guten Gmünder ganz bedenklich, — ſo bedenklich, daß um 1546 die Stadt faſt für lutheriſch gelten konnte. Allein das Meßbuch gewann doch immer wieder die Oberhand über die Augsburger Konfeſſion und ſchließlich ſchlug der Weihwedel die Bibel endgiltig in die Flucht. In Gmünd gab es eben muſkelkräftige und entſchloſſene Weihwedelſchwinger, das muß man ſagen. So ein richtiger Streithahn der ecclesia militans war z. B. der Pater Laib, Guardian der Minoriten. Als der eines Tages vernahm, ein lutheriſcher Prädikant wollte ſich erdreiſten, die von dem „ſtinkenden, meineidigen wittenberger Mönch aufgebrachte Ketzerei und Rebellion" von der Kanzel der altehrwürdigen Johanniskirche herab zu predigen, machte er ſich von ſeinem Kloſter alsbald zur genannten Kirche auf. Richtig, der Prädikant ſtand auf der Kanzel und hatte eine zahlreiche Zuhörerſchaft. Mein Herr Guardian Hochwürden aber, nicht faul, ſtürmte auf die Kanzel, nahm den Ketzer beim Kragen, ſchmiß ihn hinunter, löſte dann ſeinen Kuttenſtrick und argumentirte mit ſelbigem den lutheriſchen Miſſionär zum Tempel hinaus. Dies vollbracht, kehrte er zurück, beſtieg die Kanzel, und orgelte von derſelben ein ſo feurigkatholiſches Blitz- und Donnerwetter herab, daß die verſammelte Menge ſich reuevoll bekreuzte und alle ketzeriſchen Gelüſte fahren ließ. Dieſer ſtreitbare Pater brachte es auch zuwege, daß die Gmünder Rathsherren zum Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit nicht anders als mit dem Roſenkranz in der Hand zu den Rathſitzungen gehen durften, — ein Brauch, der erſt mit dem Untergange der Reichsſtädtiſchkeit aufhörte. Trotzdem tauchte der Proteſtantismus immer wieder in der Stadt auf, was daraus erhellt, daß die Gmünder im Jahre 1570 eine Anzahl lutheriſch gewordener Mitbürger gewaltſam aus der Stadt jagten. Eine letzte ketzeriſche Regung machte ſich i. J. 1620 bemerkbar. Von da an erfreute ſich Gmünd bis zum Jahre 1803 der Wonne tiroliſch-hehrer Glaubenseinheit. Denn Proteſtanten durften die Reichsſtadt nicht bewohnen und Juden durften dieſelbe gar nicht betreten.

Daß an einem ſo glaubenstreuen Orte der Eifer für das Reich Gottes groß und der Eifer gegen das Reich des Teufels faſt noch größer ſein mußte, liegt auf der Hand. Demnach florirte die thatkräftige Bezeugung dieſes Doppeleifers, der Hexenproceß, in Gmünd gar ſehr. Namentlich im ſiebzehnten Jahrhundert, allwo bekanntlich Katholiken und Proteſtanten in brennender Liebe für ihre der Zauberei verdächtigen Mitmenſchen wüthend wetteiferten. Das erzkatholiſche Gmünd wollte im Hexenhaß und in der Hexenvertilgung keiner erzlutheriſchen Stadt im Heiligen Römiſchen Reiche Deutſcher Nation nachſtehen. Das Malefizgericht unſerer Reichsſtadt hatte aber auch noch eine andere und zwar eine ebenfalls gutkatholiſche Konkurrenz auszuhalten, nämlich die mit dem Malefizgericht der reichsfreien Herren von Rechberg-Rothenlöwen. Daraus ergab ſich für die beiden, etwa 1½ Wegſtunden von einander entfernten Malefizgerichte ein ganz eigenes Verhältniß. Sintemalen nämlich die gmünder und die hohenrechberger Inquiſitoren nach dem berühmten Axiom verfuhren: „Hauſt du meinen Juden, ſo hau' ich deinen Juden" — gelangten ſie nach mancherlei aus Geſchäftsneid entſprungenen Machenſchaften zu dem ſtillen Kompromiß, einander gegenſeitig freundnachbarlich ihre Hexen zu verbrennen. Beſonders fruchtbar an Hexenbränden waren die Jahre 1613 bis 1616.

An einem Tage, dem 29. Oktober von 1613, wurden in Gmünd 4 „Hexen“, das Steibel-Madele, des Büchſenſtoffels Weib, die Todtengräberin und die Hutten-Lene mitſammt dem „Hexenmeiſter“ Blezing „eingeäſchert“. Am 2. Februar von 1614 mußten den Feuertod ſterben die 6 „Hexen“: Das Hecken-Kätherle, die Umber-Lene, die Ulmer-Bötin, die Kupfer-Urſchel, die Hutten-Steine und die alte Scherrin — vielleicht eine meiner Ahninnen. Soweit eine aktenmäßige Kontrole möglich, ſteht feſt, daß die Gmünder dem Moloch des Hexenwahns 52 Menſchenbrandopfer dargebracht haben. Das kann noch maßvoll und ſparſam erſcheinen, verglichen mit dem Brandopfereifer, welchen andere, kleinere, theilweiſe viel kleinere ſchwäbiſche Ortſchaften entwickelten. Zu Rottenburg am Neckar ſind binnen wenigen Jahren 50, im benachbarten Horb 27, in Hechingen 15, beim Kloſter Marchthal in einem und demſelben Jahre 16 „Hexen“ eingeäſchert worden. Noch großartiger trieb es das kleine Städtchen Wieſenſteig im „Geißenthäle“. Denn daſſelbe veranſtaltete einen Hexenbrand, welcher mit einmal 25 „Hexen“ verzehrte und demnach kecklich mit jedem ſpaniſchen „Glaubensakt“ (auto de fé) den Vergleich aushalten konnte. Natürlich durfte und wollte die lutheriſche Orthodoxie hinter der römiſchen nicht zurückbleiben. In dem kleinen proteſtantiſchen Ingelfingen am Kocher mußten im Jahre 1592 binnen drei Monaten 13 Hexen und Hexenmeiſter in Scheiterhaufenflammen ſterben.

Die Reformation hat ja, wie jedermann wiſſen könnte, den Teufels-, Zauber- und Hexenwahn nicht nur nicht geſchwächt, ſondern vielmehr geſtärkt. Luther ſelbſt war bekanntlich ein wilder Fanatiker des Teufelsglaubens und auch der „milde“ Melanchthon hatte gegen die Hexenbrennerei nichts einzuwenden. Der ganze Wahnwitz mit allen ſeinen entſetzlichen Folgen lag eben in den Anſchauungen und Stimmungen einer Zeit, welche Jahrhunderte währte, und dieſer Wahnwitz wurde durch die Gegenſätze und Kämpfe zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus noch beträchtlich verſchärft. Aber es ſoll, wem Gerechtigkeit lieb iſt, keine ſich darbietende Gelegenheit, vorübergehen laſſen, ohne daran zu erinnern, daß der erſte große Bekämpfer des Hexenproceßgräuels nicht aus dem Proteſtantismus hervorging, ſondern aus dem Jeſuitenorden, der hochherzige Graf, Poet und Jeſuitenpater Friedrich von Spee (»Cautio criminalis«, 1631).

Zu den Merkwürdigkeiten Gmünds gehörte in meiner Jugendzeit und gehört wohl noch jetzt der „Sankt Salvator“, ein aus der ganzen Umgegend vielbeſuchter Wallfahrtsort oder vielmehr Wallfahrtsweg. Verläßt man nämlich die Stadt durch eins ihrer beiden gen Weſten gekehrten Thore, ſo gelangt man auf der nach Lorch führenden Straße, aber jenſeits der über die Rems gelegten Brücke rechtshin abbiegend und eine Pappelallee entlang wandelnd, an den Fuß eines waldbekrönten Bergabhanges. Hier öffnet ſich ein Weg, An einem Tage, dem 29. Oktober von 1613, wurden in Gmünd 4 „Hexen“, das Steibel-Madele, des Büchſenſtoffels Weib, die Todtengräberin und die Hutten-Lene mitſammt dem „Hexenmeiſter“ Blezing „eingeäſchert“. Am 2. Februar von 1614 muſſten den Feuertod ſterben die 6 „Hexen“: Das Hecken-Kätherle, die Umber-Lene, die Ulmer-Bötin, die Kupfer-Urſchel, die Hutten-Steine und die alte Scherrin — vielleicht eine meiner Ahninnen. Soweit eine aktenmäßige Kontrole möglich, ſteht feſt, daß die Gmünder dem Moloch des Hexenwahns 52 Menſchenbrandopfer dargebracht haben. Das kann noch maßvoll und ſparſam erſcheinen, verglichen mit dem Brandopfereifer, welchen andere, kleinere, theilweiſe viel kleinere ſchwäbiſche Ortſchaften entwickelten. Zu Rottenburg am Neckar ſind binnen wenigen Jahren 50, im benachbarten Horb 27, in Hechingen 15, beim Kloſter Marchthal in einem und demſelben Jahre 16 „Hexen“ eingeäſchert worden. Noch großartiger trieb es das kleine Städtchen Wieſenſteig im „Geißenthäle“. Denn daſſelbe veranſtaltete einen Hexenbrand, welcher mit einmal 25 „Hexen“ verzehrte und demnach kecklich mit jedem ſpaniſchen „Glaubensakt“ (auto de fé) den Vergleich aushalten konnte. Natürlich durfte und wollte die lutheriſche Orthodoxie hinter der römiſchen nicht zurückbleiben. In dem kleinen proteſtantiſchen Ingelfingen am Kocher muſſten im Jahre 1592 binnen drei Monaten 13 Hexen und Hexenmeiſter in Scheiterhaufenflammen ſterben.

Die Reformation hat ja, wie jedermann wiſſen könnte, den Teufels-, Zauber- und Hexenwahn nicht nur nicht geſchwächt, ſondern vielmehr geſtärkt. Luther ſelbſt war bekanntlich ein wilder Fanatiker des Teufelsglaubens und auch der „milde“ Melanchthon hatte gegen die Hexenbrennerei nichts einzuwenden. Der ganze Wahnwitz mit allen ſeinen entſetzlichen Folgen lag eben in den Anſchauungen und Stimmungen einer Zeit, welche Jahrhunderte währte, und dieſer Wahnwitz wurde durch die Gegenſätze und Kämpfe zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus noch beträchtlich verſchärft. Aber es ſoll, wem Gerechtigkeit lieb iſt, keine ſich darbietende Gelegenheit vorübergehen laſſen, ohne daran zu erinnern, daß der erſte große Bekämpfer des Hexenproceßgräuels nicht aus dem Proteſtantismus hervorging, ſondern aus dem Jeſuitenorden, der hochherzige Graf, Poet und Jeſuitenpater Friedrich von Spee (»Cautio criminalis«, 1631).

Zu den Merkwürdigkeiten Gmünds gehörte in meiner Jugendzeit und gehört wohl noch jetzt der „Sankt Salvator“, ein aus der ganzen Umgegend vielbeſuchter Wallfahrtsort oder vielmehr Wallfahrtsweg. Verläſſt man nämlich die Stadt durch eins ihrer beiden gen Weſten gekehrten Thore, ſo gelangt man auf der nach Lorch führenden Straße, aber jenſeits der über die Rems gelegten Brücke rechtshin abbiegend und eine Pappelallee entlang wandelnd, an den Fuß eines waldbekrönten Bergabhanges. Hier öffnet ſich ein Weg, der in mannigfachen Wendungen aufwärts führt, zur rechten Hand in Zwiſchenräumen eingefaſſt von den Stationen eines „Kalvarienberges“. Dieſer beſteht aus einer Reihe von halb oder ganz offenen Kapellen, in welchen die Leidensgeſchichte Jeſu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargeſtellt iſt. Als Schlußſtation ſteht droben eine Kirche, welche zwei Stockwerke oder Kapellen hat, deren untere ganz, deren obere halb in den „Epperſtein“ genannten Felſen eingehauen iſt. Fabulirerin Sage rückt die Entſtehung dieſer Felskirche bis in die Zeit der Merwiger zurück. Es iſt aber nichts damit. Wenigſtens reicht die Entſtehung dieſes eigenartigen Heiligthums in ſeiner jetzigen Geſtalt nicht weiter als in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinauf. An gewiſſen Feſt- und Gedenktagen war der Salvator, von deſſen Höhe man den Staufen, den Rechberg, den Stuifen und die ganze Bergreihe des „Aalbuch“, erblickt, das Ziel prächtiger Proceſſionen, welche mit wehenden Fahnen und klingender Muſik — ich erinnere mich, bei einer ſolchen Proceſſion auch eine tragbare Orgel von dem „Kantor und Chorregenten“ der Stadt im Gehen „ſchlagen“ geſehen und gehört zu haben, — den Kalvarienberg ſich hinaufbewegten. Droben wurde dann von einer im Freien ſtehenden Kanzel herab gepredigt und hierauf an einem allem Volke ſichtbaren Altar in der Vorhalle der oberen Felskapelle ein Hochamt celebrirt.

Es iſt ſehr möglich, daß der junge Schiller als ſieben- oder achtjähriger Knabe da droben einmal Zeuge einer ſolchen Feierlichkeit geweſen, zur Zeit, wo ſein Vater, der Hauptmann Johann Kaſpar Schiller, als Werboffizier mit den Seinen im Gaſthaus „Zur Sonne" in dem wirtembergiſchen Gränzflecken Lorch lebte (1765—68). Der Herr Hauptmann hat uns ja in einem am 6. März 1790 an ſeinen Sohn geſchriebenen Briefe bezeugt, daß „Fritzle mit Mama nach Schwäbiſch-Gmünd gefahren", und Schillers ältere Schweſter Chriſtophine hat erzählt, daß ſie mit ihrem Bruder mehrmals den Kalvarienberg beſucht habe.[1] Mein

---

[1] Schillers Leben nach Erinnerungen der Familie u. ſ. w. verfaßt 1830, S. 10. Die Verfaſſerin dieſer Biographie, Karoline von Wolzogen, hat aber Chriſtophines Erzählung nicht recht verſtanden oder aber ungenau nacherzählt. Denn von „Spaziergängen", welche das kleine Geſchwiſterpaar von Lorch aus nach dem gmünder Kalvarienberg unternommen hätte, konnte keine Rede ſein, maßen Lorch nahezu 2 Wegſtunden von Gmünd entfernt liegt. Den Hauptmann Schiller führten ſeine Werbgeſchäfte zweifelsohne nicht ſelten in die alte Reichsſtadt herauf und hielten ihn auch wohl längere oder kürzere Zeit daſelbſt feſt. Da mag ihn denn ſein „Liele-Dorle" — wie man in Schwaben den vornehmen Namen Eliſabeth Dorothea vertraulicht — ab und zu mit den Kindern beſucht haben. Hier böte ſich nun dieſem oder jenem Schiller-Philologen die ſchöne Gelegenheit, eine „grundlegende" Abhandlung zu verfaſſen über das bedeutſame Problem, ob die Frau Hauptmännin von Lorch nach Gmünd in einem einſpännigen oder aber in einem zweiſpännigen Fuhrwerk heraufgefahren, ja wohl ſogar ein „abſchlußgebendes" Buch zu ſchreiben, um unanfechtbar feſtzuſtellen, allwo bei ſolchen Anläſſen der Hauptmann Schiller mit den Seinen geherbergt habe, ob im Ritter Sankt Jörg oder in der Blauen Ente oder im Schwarzen Bock oder im Rothen Ochſen. Das müßte ja ganz neue Lichter auf Schillers Leben und

Vater, der ein Kenner und Verehrer des großen Dichters war, theilte mir einmal gelegentlich mit, er hätte von einem alten gmünder Geiſtlichen — dem Kaplan Reiß oder Reuß, deſſen hohe Greiſengeſtalt mit langen ſchneeweißen Haaren mir ſelber noch im Gedächtniß ſteht — vernommen, daß der Herr Hauptmann Schiller mit ſeiner Familie einer Aufführung des gmünder Paſſionsſpiels angewohnt habe. In ſpäterer Zeit, als ich mich anſchickte, mein Buch „Schiller und ſeine Zeit“ zu ſchreiben, gab ich mir Mühe, zu erkunden, ob jene Mittheilung begründet wäre. Der Knabe Schiller konnte ja möglicherweiſe durch dieſes Paſſionsſpiel die erſte dramatiſche Anſchauung und Anregung erhalten haben. Meine bezüglichen Nachforſchungen blieben aber reſultatlos, weil der Kaplan Reiß, welcher in ſeinen jüngeren Jahren der Hofprediger des bekanntlich katholiſchen Herzogs Karl Eugen von Wirtemberg geweſen, ſchon 20 Jahre zuvor geſtorben und eine andere Spur der erwähnten Ueberlieferung nicht aufzufinden war.

Als kleiner Junge hab' ich mit meiner frommen Mutter — fromm nicht allein im kirchlichen, ſondern auch im beſten und ſchönſten Sinne, welcher dem Worte innewohnen kann — die Wallfahrt auf den Sankt Salvator oft gemacht. Einmal, als ſie beim Herab-

---

Dichten werfen und demnach würde der oder würden die Lichterwerfer um die Wiſſenſchaft und folglich um das Vaterland höchlich ſich verdient machen.

gehen vom Kalvarienberg bemerkte, daß die Betrachtung der heiligen Tragödie in Holz und Stein mich beſonders angeregt und ergriffen hatte, ſagte ſie: „Ja, da hätteſt du das Herrgöttle-Spiel ſehen ſollen, welches in der Karwoche bei der Pfarrkirche ſtattfand, bevor die wirtembergiſchen Schreiber in's Land kamen.“ Meine Mutter, in ihrer ſtrengen Rechtſchaffenheit und in ihrer unerſchöpflichen Herzensgüte, war ſonſt gegen jedermann gerecht und duldſam. Auch gegen Proteſtanten und Iſraeliten, was dazumal in meiner Heimatgegend keineswegs ſchon ſelbſtverſtändlich war. Im Gegentheil, ſo wenig ſelbſtverſtändlich, daß z. B. die katholiſche Gemeinde Rechberg und die lutheriſche Gemeinde Staufen, ob zwar ihre Feldmarken zuſammenſtießen und ſie nur eine Wegſtunde von einander entfernt lagen, durchaus keine Beziehungen mitſammen hatten. Aber auf die „wirtembergiſchen Schreiber“ war auch meine tolerante Mutter nicht gut zu ſprechen. Die Einverleibung der reichsſtädtiſchen, reichsgräflichen und reichsfreiherrlichen Gebiete Mittel- und Oberſchwabens in Wirtemberg war nicht ohne mancherlei Gewaltſamkeit und Gehäſſigkeit vor ſich gegangen, zumal der richtige altwirtembergiſche Beamte durchſchnittlich der Ueberzeugung lebte, er wäre es ſeinem Amte ſchuldig, grob zu ſein. Das, verbunden mit dem zudringlichen Hineinregieren des wirtembergiſchen Polizeiſtaats in alles und jedes, hatte die an einen behäbigen Schlendrian gewöhnten Bewohner der ehemaligen Reichsgebiete ſehr unſanft berührt und tief verſtimmt. Dazu war noch der Groll und die Trauer über den furchtbaren Blutzehnten gekommen, welchen der vom Herzog zum Kurfürſten und dann vom Kurfürſten zum König Napoleonis gratia vorgerückte neue Landesherr auf Befehl ſeines Protektors von den neuen Unterthanen erheben mußte. Kein Wunder demnach, daß in unſerer Gegend während meiner Kindheit und noch weit ſpäter der „wirtembergiſche Schreiber" für ein Schimpfwort galt. Der Ausgleich zwiſchen Alt- und Neuwirtemberg hat eine geraume Zeit erfordert, um perfekt zu werden. Wenn er es geworden, mag es hauptſächlich dem Umſtand zu verdanken ſein, daß die konfeſſionellen Gegenſätze, welche ja vorhanden waren und ſind, hier nie zu ſo heftiger Reibung kamen, wie anderwärts. Wer gerecht urtheilen will, muß anerkennen, daß das wirtembergiſche Regiment von Anfang bis heute den Bedürfniſſen der Katholiken des Landes zuvorkommend und ausreichend Rechnung trug. Nicht minder aber auch, daß die katholiſche Hierarchie Wirtembergs, wenigſtens in ihren maßgebenden Spitzen, in dem Staat keineswegs nur einen um jeden Preis und mit allen Mitteln zu befehdenden „Racker" geſehen hat, ſondern eine berechtigte Lebensmacht, mit deren Bedürfniſſen und Forderungen ebenfalls gerechnet werden müßte. Am Ende aller Enden handelt es ſich ja allzeit und überall darum, einen erträglichen »modus vivendi« zu finden, und wo und wann Menſchen oder Völker, Konfeſſionen oder

Parteien, Staaten oder Kirchen einen ſolchen gefunden, dürfen ſie ſchon zufrieden ſein.

Am Tage, von welchem ich geſprochen, führte mich meine gute Mutter vom Salvator in die Stadt, um meine neugierigen Fragen nach dem „Herrgöttleſpiel" an dem Orte zu beantworten, allwo es tragirt worden war und ſie es zu wiederholten Malen mitangeſehen und mitangehört hatte. Das war der große freie Platz, welcher ſich die ganze Nordſeite der Stifts- oder Pfarrkirche von Gmünd entlangzieht. Der Grundſtein zu dieſem gewaltigen gothiſchen Bau wurde 1351 gelegt und der erſte Baumeiſter war derſelbe, welcher auch am Dom von Mailand mitgebaut hat, Heinrich Arler, ein Bürger von Gmünd. Sechsundzwanzig Jahre lang hat die Arbeit an dieſem Münſter gewährt, das aber nicht mehr ganz in ſeiner vollendeten Geſtalt vorhanden iſt. Denn die weſtliche Faſſade mit der Hauptpforte flankirten zwei hohe Thürme, welche in der Karfreitagsnacht von 1497 zuſammenſtürzten, nicht infolge eines Erdbebens, ſondern infolge einer unbedachterweiſe im Innern der Kirche vorgenommenen baulichen Aenderung, welche die Konſtruktion der beiden Thürme ſtark geſchädigt hatte. Im übrigen iſt der ſtattliche Bau ein ſchönes Zeugniß, was mittelalterlicher Gemeinſinn auch in verhältnißmäßig kleinen Städten zu unternehmen und durchzuführen vermochte. Freilich brauchte man dazumal, wann es ſich um einen Monumentalbau handelte, noch nicht Hunderttauſende oder gar Millionen auszugeben, bis auch nur der Bauplatz und der Bauplan feſtgeſtellt waren, wie das etwa bei dem Reichstagsgebäude des neuen deutſchen Reiches der Fall — einer Baugeſchichte oder vielmehr Bauvorgeſchichte, welche zu einer Krähwinkelias höchſter Potenz ausgiebigen Stoff liefern könnte. Im 14. Jahrhundert baute man ſpottbillig. Die Herren Baukünſtler und Bauunternehmer von heute werden große Augen machen, wenn ſie erfahren, daß das Honorar, welches der Meiſter Heinrich Arler beim Bau der gmünder Stiftskirche von dem Bauherrn, d. h. von der Gemeinde empfing, nicht weniger und nicht mehr betrug als täglich 1 Pfennig, 1 Laib Brot und 1 Maß Wein.

Etwas ſpäter, als ich ein Schüler des gmünder Untergymnaſiums geworden, tagtäglich Sommers und Winters mit meinem Bücherranzen auf dem Rücken aus meinem dörflichen Heim frühmorgens zur Stadt wandernd, hatte ich Gelegenheit, das, was mir die Mutter und der Vater vom Paſſionsſpiel erzählten, vielfach vervollſtändigen zu laſſen. Auch durch eine Nonne. Das Gymnaſium war nämlich in dem Obergeſtock vom „Klöſterle" untergebracht und auf demſelben Boden bewohnten einen abgeſchloſſenen Flügel noch drei Nonnen, die letzten von den zwölf, welche der Konvent zum Sankt Ludwig bei der Säkulariſation im Jahre 1803 gezählt hatte. Schweſter Agathe — ſo war, wenn mir mein Gedächtniß treu, ihr Kloſtername — begrüßte mich bei unſern Begegnungen im Korridor und auf den Treppen immer ſehr freundlich, ſeit ich ihr einmal zur Winterszeit auf dem mit Glatteis bedeckten Hofraum einen kleinen Dienſt hatte erweiſen können, und ich ſehe ſie noch vor mir, eine ſchöne Greiſin, in ihrer ſchwarzen Kutte, das friſche rothbackige Geſicht mit den klugen Augen gar hübſch eingerahmt von dem blendend weißen, kunſtvoll gefältelten Weihel. Noch viel ausführlicher aber als die Schweſter Agathe wuſſte der alte „Kantor" Vetter, bei welchem ich hätte nicht nur ſingen, ſondern auch „klavierſchlagen" und „geigen" lernen ſollen, vom Paſſionsſpiel zu reden, und er hatte es gern, wenn man ihn auf dieſes Thema brachte. War er doch auch einer der „Aktores" geweſen. So hießen alle Mithandelnden, auch die weiblichen, und es gab kaum eine Familie in der Stadt, welche nicht eins ihrer Mitglieder zum Perſonal des ungemein volksthümlichen Spiels geſtellt hätte. Die Armen waren von der Betheiligung nicht ausgeſchloſſen und die Reichen machten ſich eine Ehre daraus, mitzuſpielen.

Ihnen fielen natürlich die „fürnehmen" Rollen zu, weil die Beſchaffung der prächtigen Gewänder viel Aufwand erforderte. Aermeren wurden ihre bezüglichen Unkoſten entweder durch wohlhabende Mitbürger oder aber aus dem „Paſſionsſpielkaſten" erſetzt, in welchen das von den Zuſchauern erhobene, ſehr mäßige „Schaugeld" floß. Die Anzüge der Aktores müſſen übrigens, wenn ich alles mir darüber Mitgetheilte zuſammenhalte, ein etwas barockes Gemiſch von altjüdiſchen Trachten, von altrömiſchem Rüſtzeug und von Rokoko-Moden des 18. Jahrhunderts dargeſtellt haben.

In früheren Zeiten tobte der Kampf um's Daſein noch nicht ſo heftig und ruhelos wie heute. Die Menſchen hatten daher mehr Zeit, als ſie jetzt haben, und waren auch nicht ſo peinlich auf das Einmaleins geſtellt. Man war in allem und jedem einfacher und genügſamer und konnte darum auch mehr leben und leben laſſen. Der alljährliche Aufwand von Zeit, Mühe und Hingebung, welchen ihr Paſſionsſpiel den guten Gmündern verurſachte, wäre heutzutage unmöglich, ja kaum noch denkbar. Die Leute ſind ſeither geſcheider, d. h. wiſſender, aber auch ſchlechter, d. h. ſelbſtſüchtiger geworden. Früher waren die Bauern in den Dörfern der Nachbarſchaft von Gmünd uneigennützig genug — ein richtiger Rechner von heute müſſte eigentlich ſagen „dumm genug“ — alter Gepflogenheit gemäß das zur Paſſionsbühne nöthige Holz aus ihren Wäldern „ganz umſonſt“ zur Stadt zu bringen und an dem Aufbau des Gerüſtes mitzuarbeiten.

Den Platz auf der Nordſeite der Stiftskirche, wo die Bühne aufgeſchlagen wurde, habe ich ſchon bezeichnet. Er mochte an 15,000 Zuſchauer faſſen. Etwa ein Drittel des Raumes war mit Schranken eingehegt, innerhalb welcher Sitz- und Stehplätze vorhanden. Außerhalb dieſer Schranken konnte jedermann ebenfalls „ganz umſonſt“ zuſchauen, freilich, der weiten Entfernung von der Bühne wegen, ohne etwas zu hören. Alle Zuſchauer, die zahlenden wie die nichtzahlenden ſtanden und ſaßen unter freiem Himmel, weil nur die Bühne bedacht war. Dieſe zeigte drei neben einander ſtehende tempel- oder palaſtartige Gebäude, deren Eingänge mittels Vorhängen verſchloſſen waren. Der Scenenwechſel wurde dadurch bewirkt, daß bald vor dieſem bald vor jenem dieſer Bauwerke die Vorhänge zurückgezogen und nach abgeſpieltem Auftritt wieder geſchloſſen wurden. Links, vom Zuſchauerraum aus gemeint, hatte die Bühne noch einen aufſteigenden Anbau, welcher den Oelberg vorſtellte.

Der Text des Paſſionsſpiels war zumeiſt in gereimten jambiſchen Verſen von drei Hebungen verfaſſt. Doch iſt dieſes Textbuch, wie es ja jetzt auch gedruckt vorliegt [1]), keineswegs das urſprüngliche, ſondern eine ſehr ſpäte Umarbeitung und Erweiterung, ſchließlich etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts redigirt. Noch ſpätere Einſchiebſel ſind nicht ausgeſchloſſen. Auf das Alter des gmünder Myſterienſpiels geſtattet dieſes moderniſirte Textbuch natürlich keinen Schluß. Wann daſſelbe in der alten Reichsſtadt zum erſtenmal tragirt worden, iſt meines Wiſſens nicht feſtgeſtellt und nicht feſtzuſtellen. Gewiß iſt jedoch, daß Weihnachts- und Oſterſpiele ſchon im frühen Mittelalter in die alemanniſchen Gegenden Eingang gefunden haben. Ich will nur daran erinnern, daß die Kirche des Kloſters St. Gallen dieſſeits der Alpen eine der älteſten Oſterſpielſtätten geweſen iſt. Seine Entwicklung vom primitiv Dramatiſchen zum vielſeitig Theatraliſchen hat jedoch das kirchliche Schauſpielweſen in ſüddeutſchen Landen gewiß nicht vor dem 15. Jahrhundert gefunden. Im übrigen zerfiel das gmünder Paſſionsſpiel in 24 Auftritte. Das erſte Dutzend wurde am Gründonnerſtag, das zweite am Karfreitag geſpielt.

---

[1]) Katholiſche Tröſteinſamkeit, herausgegeben von Pfarrer Holwarth, Bd. 7, S. 117 fg. Mainz 1856.

Die ganze Handlung behielt bis zuletzt ihren kirchlichen Charakter. Allerdings lieſen einzelne Auftritte nicht ohne weltlichen Schabernack ab und namentlich trieb die mitſpielende zahlreiche Teufelrotte gelegentlich dieſen und jenen derben Jux und Ulk mit den Zuſchauermaſſen. Aber das geſchah doch nur epiſodiſch und beeinträchtigte die feierliche Haltung der Aktores und der Zuſchauer kaum bemerkbar. Nicht ſelten erhob ſich die Stimmung der Zuſchauermaſſe zu wirklicher Andacht, auch brachen insbeſondere die Frauen dann und wann in lautes Weinen aus.

Am Grünen Donnerſtag Abends um 7 Uhr begann bei Fackelbeleuchtung das Spiel. Während das vom Stadtzinkeniſten dirigirte Orcheſter ein ernſtes Präludium ſpielte, trat droben auf der noch geſchloſſenen Bühne der Dekan der Stadtkleriſei unter die verſammelten Aktores, ermahnte ſie, daß jeder und jede zur würdigen Durchführung der heiligen Aktion beitragen möchten, ſprach dann ein Gebet und ſchloß mit den Worten:

„Nun, im Namen Jeſu, fanget an!“ Der erſte Auftritt gab, ſo zu ſagen, die Expoſition des ganzen Drama's: den Abſchied Jeſu von ſeiner Mutter Maria vor ſeinem Aufbruch gen Jeruſalem. Dort ſpielte der zweite Auftritt, eine Sitzung des jüdiſchen Synedriums unter dem Präſidium von Kaiphas. Der dritte Auftritt brachte die Verhandlung des Judas von Karioth mit dem hohen Rath. Die bekannte Proviſion — in Wien würde man ſagen das „Trinkgeld“ — von 30 Sekeln oder Silberlingen für das Verrathsgeſchäft wurde gefordert und bewilligt, worauf der Verräther triumphirend abging mit den Worten:

„Gelt, Jeſu! itzt hab' ich eins Dir
Gar meiſterlich verſetzet?
Erfahren wirſt Du bald von mir,
Wie hoch Dich Judas ſchätzet.
Doch muß ich mich noch ſtellen an,
Als ob ich wär Dein Freunde,
Damit vermerken niemand kann,
Daß Judas ſei dein Feinde.“

Folgten dann die Fußwaſchungs- und Abendmahlsſcenen, denen ſich der große Auftritt auf dem Oelberge anſchloß. Aus der Judenrotte, welche gekommen, den Sohn Gottes zu fangen, tritt Judas hervor, küßt den Verrathenen und ſpricht:

„Oh, Meiſter, ſei auf's ſchönſte mir
Zu tauſendmal gegrüßet —“

worauf Jeſus:

„Oh, Freund, was gabe Anlaß Dir,
Daß Du mich ſo geküſſet?

Wenn auch Du warſt entſchloſſen ſchon,
Von mir ganz abzuweichen,
Warum verrathſt des Menſchen Sohn
Durch dieſes Freundſchaftszeichen?“

Jn den weiteren Scenen, bis zur zwölften, ſpielten ſich ab die Anklage und Verurtheilung Jeſu vonſeiten des Synedriums, die Verleugnung und die Reue Petri, die Klagen der Maria über das Loos ihres Sohnes u. ſ. w. Um 10 Uhr Abends wurde das Spiel geſchloſſen, um am folgenden Tage, Mittags 12 Uhr, wieder aufgenommen zu werden. Dieſe zweite Abtheilung eröffnete die endgiltige Beſchlußfaſſung des hohen Rathes über den verleugneten, verrathenen und verurtheilten Meſſias:

„Er ſterbe! Ja, das wollen wir;
Kein' Gnad' ſoll er erlangen.
Pilato gleich ihn führ' man für!
Am Kreuzholz muß er hangen.“

Während hierauf die Kompetenzkonflikte zwiſchen dem Synedrium, dem römiſchen Landpfleger und dem König Herodes dramatiſch erledigt werden, hat ſich der Mann mit den 30 Silberlingen verzweifelnd erhenkt und iſt zur Hölle gefahren. Der Höllenrachen thut ſich auf und ſpeit Flammen. Man ſieht eine Menge von Teufeln darin herumwuſeln und hört den verdammten Verräther jammern:

„Ach weh, ach weh! Oh, Bitterkeit!
Ach, Elend! Noth in Ewigkeit!
Hätt' ich den Meiſter nit verrathen,
Müßt' ich nit ewig, ewig braten!“

Der 23. Auftritt zeigte das Jammerbild des „Ecce Homo!“ und der 24. die Ausfällung des Todesſpruches über den Heiland. Derweil ſodann das Perſonal des Paſſionsſpiels zur Kreuzwegsproceſſion ſich rüſtete und ordnete, wurde zur Erbauung der Zuſchauer eine Reihe von lebenden Bildern auf der Bühne geſtellt, vorgeführt und mittels kurzer Sprüche erklärt, in etwas naiver Verbindung freilich. Denn neben altteſtamentlichen Gruppen wie Adam und Eva, Joſef und ſeine Brüder, Jephtha und ſeine Tochter, ſah man allegoriſche Figuren wie die ſieben Todſünden, und Geſtalten der deutſchen Sagenwelt wie die Pfalzgräfin Genovefa mit ihrem Schmerzenreich und der Hirſchkuh. Die Kreuzwegsproceſſion, den Schmerzensgang des ſein Kreuz ſchleppenden Jeſus nach Golgatha darſtellend, bewegte ſich von der Stätte des Paſſionsſpiels aus durch verſchiedene Gaſſen der Stadt und kehrte über den großen Marktplatz zur Stiftskirche zurück. Der Akt der Kreuzigung ſelbſt fand nicht ſtatt. Die Aufrichtung des Kreuzes Jeſu und der beiden Schächerkreuze auf der Bühne beſchloß das ganze Spiel und unter den Klängen eines Trauermarſches wurden die Vorhänge zugezogen.

Die Geſammtwirkung wird, wie mir ſcheint, dadurch bezeugt, daß die nach der Stadt geſtrömten Volksſcharen nach Beendigung des Myſteriums nicht lärmend und lachend, ſondern ſtill, ernſt und nachdenklich in ihre Dörfer heimzukehren pflegten. Allem nach, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte, hatte das Paſſionsſpiel von Gmünd durchaus nicht den häſſlichen Beigeſchmack einer geſchäftlichen Spekulation, ſondern war und blieb bis zuletzt eine weſentlich religiöſe Handlung. Nur die dünkelhafte Vielwiſſerei unſerer Tage weiß aber nicht oder leugnet in ihrer Bornirtheit und Volksfremdheit, daß das Volk — worunter ich freilich nicht die Pöbelhorden der großen Städte verſtehe — nur mittels religiöſer Vorſtellungen mit der idealen Welt in Beziehung geſetzt werden kann. Ich ſtehe daher keinen Augenblick an, zu ſagen, daß die mittelalterlichen „Myſterien“ und „Moralitäten“ allen ihren Graß- und Grellheiten zum Trotz für das Volk immerhin eine geſundere Geiſtesnahrung waren, als es die ſcham- und zuchtloſen Tingeltangeleien von heute ſind.

Das Paſſionsſpiel von Gmünd ſtand und fiel mit der Exiſtenz ſeiner Heimatſtätte als Reichsſtadt. Zur Oſterzeit von 1803 iſt es demnach zum letztenmal tragirt worden. Das anhebende Jahrzehnt der Franzoſennoth mag den Gmündern die Sache wohl noch mehr verleidet haben als das ihnen anfänglich ſo unliebſame „wirtembergiſche Schreiberregiment“. Der Bürger, welcher bei der letztmaligen Aufführung den Heiland ſpielte, hieß Nepomuk Forſter und hatte den freilich nicht ſehr heiländiſch klingenden Spitznamen „Der Geigelesdick“.

Alfred Eſcher.*)

Ein ſchweizeriſcher Staatsmann.

(März 1883.)

I.

»Stat nominis umbra.«

Der Reiſende, welcher von Zürich weg auf der Seethalbahn gen Glarus oder weiterhin gen Ragaz und Chur fährt, wird unmittelbar jenſeit der Vorſtadt-Station Enge an einer Parkanlage vorüberkommen, welche ein rechts vom Schienengeleiſe emporſteigendes Gelände mit farbenreichen Blumenbeeten und ſchattigen Baumgruppen ſchmückt. Droben auf der Platform des Hügels ſteht ein im italiſchen Villenſtyl erbautes Haus, welches ſeine Oſt- und Nordfront halb hinter hochwipfeligen Bäumen verbirgt, während die Süd- und Weſtſeite auf wohlgeflegte Raſenplätze hinausſchauen. Links von dem Einfahrtsthor, durch welches man von der Enge her zum Hauſe gelangt, liegen Treibhäuſer und Wirthſchaftsgebäude. Das ganze ſtattliche Beſitzthum heißt Belvoir und darf ſo heißen. Denn es bietet ja einen anmuthigen Ausblick auf die Stadt, auf den Zürichberg, auf den Gebirgszug des Uto und des Albis, aber einen wahrhaft prachtvollen auf den See mit ſeinen an beiden Ufern aus Rebengärten weiß hervorſchimmernden Dörfern und darüber hinaus und empor auf die firnſchneeglänzenden Alpen von Glarus, Schwyz und Uri.

---

*) Mit Benützung eigenhändiger Aufzeichnungen Eſchers, ſowie mündlicher und ſchriftlicher Mittheilungen von vertrauten Freunden des Verſtorbenen.

Das war das Heim des Mannes, von welchem ich reden will. Aus dieſem Heim iſt er am Nachmittag vom 9. December 1882 hinausgefahren worden, um auf dem alten Friedhof der Gemeinde Enge neben den Gräbern ſeiner Eltern ſelber zur ewigen Ruhe gebettet zu werden.

Es gab eine Zeit — und ſie währte jahrelang — wo dieſer Mann als „Perikles von Limmat-Athen“ beſchmeichelt, als „Majoritäten-Macher“ bewundert, als „Eſcher vom Gotthard“ geprieſen, und mehr im Glimpf als zum Schimpf „König Alfred“ genannt wurde. Und wieder gab es eine Zeit, wo dem lakaienhaften Hoſiannah! ein ſo pöbelwüſtes Kreuzige! folgte, wie nur immer Verläumdung, Verhöhnung und Verläſterung es aufzubringen vermochten. Denn — ſo lautet der Kehrreim einer altnordiſchen Ballade —

> „Denn das Glück wendet ſich oft um.“

Ueber Eſchers Grabe, ja, da haben, ſo viel ich weiß, alle Parteien die Fahnen geſenkt. Es gereichte auch dem verſtändigen Sinne der Schweizer nur zur

Ehre, daß ſie hiebei ſo widerlicher Uebertreibungen ſich enthielten, wie wir unlängſt mitanſehen und mitanhören mußten, als beim Tode einer problematiſchen deutſchen Größe alle Schellenkappen ſo raſend Trauerſturm läuteten, als wäre mindeſtens der große Pan ſelber geſtorben. Es iſt ja gut und ſchön, wenn wir Deutſche den Todten geben, was wir den Lebenden gewöhnlich weigern. Aber eine Trauerbezeigung, welche aus dem Erhabenen ins Lächerliche fällt, läſſt doch ſtark bezweifeln, ob ſie überhaupt eine aufrichtige ſei.

Ich will verſuchen, innerhalb eines Rahmens von beſcheidenem Umfang und mit möglichſt gleicher Vertheilung von Licht und Schatten, von Sonne und Wind, ein Lebensbild des ſchweizeriſchen Staatsmannes zu entwerfen, welcher geraume Zeit hindurch einen leitenden und führenden Einfluß auf ſein Land übte, und demnach die Bedeutung einer geſchichtlichen Geſtalt beanſpruchen darf. Solchen Geſtalten ſchuldet man nur Wahrheit.

Johann Heinrich Alfred Eſcher wurde am 20. Februar 1819 im Hauſe „Zum Neuberg“ am „Hirſchengraben“ in Zürich geboren. Seine Familie gehörte zu den altangeſehenen der Stadt. Zu einer reichen war ſie erſt wieder durch Alfreds Vater gemacht worden, Heinrich Eſcher, welcher, ausgeſtattet mit großer Intelligenz, tüchtiger Bildung und echtſchweizeriſcher Energie, als junger Menſch mit wenigen Goldſtücken in der Taſche nach Amerika gegangen war, das Glück zu ſuchen. Er hatte es gefunden, indem er anfänglich als Agent des Hauſes Baring in Amſterdam-London und des Hauſes Rougemont in Paris, ſpäter auf eigene Rechnung im Staate New-York Landſpekulationen unternahm, wie ſolche dazumal, unlange nach der Gründung der großen transatlantiſchen Republik, noch mit großem Erfolg zu unternehmen waren. Pöbelwahn und Neid haben dann aus dieſem Grund- und Bodenhandel natürlich einen „Sklavenhandel“ gemacht. Der self-made man Heinrich Eſcher ließ ſich, in ſein Heimatland zurückgekehrt, in der Vaterſtadt nieder, trat mit dem feingebildeten Fräulein Lydia Zollikofer vom Schloſſe Hardt im Thurgau in die Ehe und erwarb ein großes Grundſtück am linken Seeufer, um darauf Villa und Park Belvoir zu bauen und zu pflanzen.

Alfred Eſcher war alſo, was man ein Glückskind zu nennen pflegt. Die ſtrenge, zwar ſtählende, häufig aber auch verbitternde Schule der Noth hat er nicht durchzumachen gehabt. Den Kampf ums Daſein hatte der Vater ſiegreich für ihn durchgefochten. Ihm gaben die Götter, unter dem Dache eines mit allem Behagen großen Wohlſtandes angefüllten, mit allen Bildungsmitteln ausgeſtatteten Elternhauſes eine glückliche Kindheit zu verleben und vom ſorgloſen Knaben zu einem geſunden und ſtattlichen Jüngling aufzuwachſen. Die Eltern haben ihre Pflicht der Erziehung ebenſo verſtändig als liebevoll an ihm geübt. Sie haben für ſeine leibliche und geiſtige Entwickelung acht- und wachſame Sorge getragen, und der Vater insbeſondere verſtand es, im Sohne frühzeitig den Keim der Arbeitsfreudigkeit zu pflanzen und zu fördern, jene Wurzel alles Großen und Herrlichen auf Erden. Eine günſtige Schickſalsfügung iſt es auch geweſen, daß für den jungen Alfred im Vaterhauſe ſelbſt Gelegenheit zum wetteifern im Lernen gegeben war. Nämlich mit einer vor ihm geborenen Schweſter, deren bedeutendes Talent für Malerei ſpäter zu anerkannt erfreulicher Ausbildung gelangte. Den erſten Unterricht, ſowie weiterhin ſeine Vorbereitung für den Eintritt in die höheren Gymnaſialklaſſen empfing Alfred daheim und von ſeinen erſten Lehrmeiſtern hatten den nachhaltigſten Einfluß auf ihn zwei ſpäter rühmlichſt bekannt gewordene Gelehrte, der Naturforſcher Oſwald Heer und der Theologe Alexander Schweizer. Unter den Lehrern des Gymnaſiaſten Eſcher ſtand in erſter Linie Hanns Kaſpar Orelli, der hochgeſinnte und treuherzige Sprachen- und Alterthumskenner, dem alle ſeine Schüler jenes ehrfurchts- und liebevolle Andenken bewahrten, welches auch ich ihm zolle. Ebenfalls verdient hier wohl ein Wort dankbarer Erinnerung der damalige Profeſſor der Geſchichte am oberen Gymnaſium Zürichs, Dr. Heinrich Eſcher, weil derſelbe trotz ſeines faſt fürchterlichen Vortrags in empfänglichen Schülern den geſchichtlichen Sinn zu wecken und zu ſtärken wußte.

Schon auf dem Gymnaſium machte ſich an Eſcher jene Beanlagung zur Machtübung über Menſchen bemerkbar, welche eben allzeit und überall ein Merkmal bevorzugter Naturen war, iſt und ſein wird. Noch augenſcheinlicher gab dieſes Talent ſich kund, nachdem er, um Staatswiſſenſchaften mit Betonung der Jurisprudenz zu ſtudiren, Oſtern 1835 an die Züricher Hochſchule übergetreten und Mitglied der ſtudentiſchen Verbindung „Zofingia“ geworden war. Hier „herrſchte“ er, wie ſich einer ſeiner Kommilitonen mir gegenüber ausgedrückt hat. Unzweifelhaft hat zur Begründung ſolcher „Herrſchaft“ der Umſtand beigetragen, daß Alfred der einzige Sohn des „Millionen-Eſchers im Belvoir“ war.[1] Denn der Reſpekt vor dem Reichthum iſt unter den Schweizern jedenfalls nicht geringer als unter irgendeinem anderen Volke. Unzweifelhaft aber auch, daß der Student Eſcher ſeinen Kommilitonen an geiſtiger Begabung überlegen war und daß er ihnen durch den Ernſt und Eifer, womit er ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung betrieb, ſowie durch die Sachlichkeit, Beſtimmtheit und Klarheit der Rede imponirte, welches fleißig und methodiſch ausgebildete Talent ihn ſpäter als parlamentariſchen Redner ſo einflußreich, ſo beliebt und ſo gefürchtet machte. Alledem zufolge war es natürlich, daß Eſcher unter ſeinen Mitſtudenten die erſte Stelle einnahm; ebenſo, daß er dieſe Stellung benützte, um ſich für die Zukunft Anhänger und Freunde zu ſchaffen, welche ihm ſpäter nicht nur in allen Gegenden ſeines Heimatkantons, ſondern auch in der ganzen Schweiz umher nützlich geworden ſind. Aber in dieſer frühzeitigen, vorzeitigen Gewöhnung an unbeſtrittene Bedeutung und Geltung lag die Gefahr der Verwöhnung und dieſer Gefahr iſt Eſcher nicht entgangen. Er muſſte ſpäter zu ſeinem Schaden erfahren, daß ein Mann, welcher berufen wird den Geſchäften ſeines Landes vorzuſtehen, bei Zeiten gelernt haben ſollte, auch auf die Anſichten von anderen zu achten und Widerſpruch zu ertragen. Politiker und Parteiführer, welche das nicht gelernt haben, kommen bekanntlich leicht ſoweit, ſich für unfehlbar zu halten und demzufolge ſtatt Männer von ſelbſtändiger Anſchauung und eigener Initiative nur unterthänige Jaſager zu Gehilfen haben zu wollen. Solcher Tadel, ich ſage es ſchon hier frei heraus, hat Eſcher gerade in der Höhe- und Glanzzeit ſeiner Laufbahn mit Grund getroffen. Es liegt nahe, ihn hinſichtlich dieſer beklagenswerthen Charaktereigenart mit einem großen, größten Staatsmann unſerer Tage in Parallele zu ſtellen — den gewaltigen Unterſchied der Umfangskreiſe ihrer beiderſeitigen Thätigkeit ſelbſtverſtändlich vorbehalten.

---

[1] Die mythenbildende Volksphantaſie begnügte ſich damals bei ihren Vergrößerungs- und Uebertreibungsſpielen noch mit Millionen. Heutzutage, wo leider die Millionen-Schwindel und die Millionen-Krache auch in der Schweiz wie überall zu Alltäglichkeiten geworden ſind, ſpielt die Mythenbildung lieber gleich mit Milliarden.

Der Nothwendigkeit, ein Brotſtudium zu treiben, enthoben, hat Eſcher ſeinem Berufsſtudium mit großer Hingebung und Ausdauer obgelegen. Bedeutend gefördert wurde er darin in Zürich durch akademiſche Lehrer wie Keller, Bluntſchli und Geib, alle drei in ihrer Wiſſenſchaft von europäiſchem Ruf. Erwähnenswerth mag es ſein, daß die beiden erſtgenannten, denen ſehr verpflichtet zu ſein Eſcher gern bekannte, nach ihrem Wegzug aus ihrem Heimatlande draußen in Deutſchland Metamorphoſen erlebt haben, welche das »tempora hominesque mutantur« wunderlich genug illuſtriren. Keller wurde aus einem ſchweizeriſchen Radikalen par excellence ein königlich preußiſcher Reaktionär κατ' ἐξοχήν, Bluntſchli aus einem ſchweizeriſchen Hochkonſervativen comme il faut ein reichstreuer deutſcher Nationalliberaler, wie er im Buche ſteht. Es zeugt von der zeitig erwachten Unabhängigkeit von Eſchers Denken und Wollen, daß er ſich weder von ſeinem Vetter Keller zum Radikalen, noch von ſeinem Mitſtadtbürger Bluntſchli zum Konſervativen machen ließ. Die bedeutendſte Einwirkung auf die Geſtaltung ſeiner politiſchen Anſchauung und Ueberzeugung dürfte wohl Jonas Furrer gehabt haben, der Vorgänger Eſchers auf dem Bürgermeiſterſtuhl des Kantons Zürich, der unvergeßliche erſte Bundespräſident der nach dem Sonderbundskriege neuaufgebauten Eidgenoſſenſchaft, nicht allein einer der intelligenteſten, ſondern auch einer der perſönlich liebenswürdigſten Schweizer, die es jemals gegeben. Ich glaube das Richtige zu treffen, wenn ich, etwas vorgreifend, hier anfüge, daß Eſchers Politik vom Anfang bis zum Ende eine ſyſtematiſch maßvolle geweſen iſt. Denn ſie fußte nicht ſo faſt auf der Doktrin Rouſſeau's als vielmehr auf der Lehre Montesquieu's, nicht auf dem »Contrat social« ſondern auf dem »Esprit des lois« — natürlich mit Anpaſſung an den altgewohnten Republikanismus der Schweiz. Er war alſo ein überzeugter Bekenner des konſtitutionell-parlamentariſchen Syſtems „auf breiter demokratiſcher Grundlage", welche ja in ſeinem Heimatlande ſeit 1830 bis 1833 als hiſtoriſche Thatſache beſtand, nicht als bloße Wunſchphraſe wie 1848 in Deutſchland. Auch Eſcher war folglich Demokrat, aber er hielt, wie ſchon in jungen, ſo noch in alten Tagen, die Anſicht feſt, das demokratiſche Princip arbeite in der Staatspraxis wirkſamer und wohlthätiger, wenn mittelbar ſtatt unmittelbar in Anwendung gebracht. Er gab demnach der ſogenannten repräſentativen Demokratie vor der ſogenannten reinen den Vorzug. Sein Leben lang bekannte er ſich alſo, alles in allem genommen, ſtandhaft zu dem Liberalismus, oder, wenn man will, zu dem Radikalismus, welchen viele ſeiner ausgezeichneteren und ausgezeichnetſten Landes- und Zeitgenoſſen, ältere und jüngere, behaupteten — Männer wie Hirzel, Ulrich, Furrer, Dubs, Rüttimann im „Zürichbiet", Schindler, Blumer und Heer in Glarus, Näff, Sailer und Weder in St. Gallen, Kern, Kappeler und Labhardt im Thurgau, Auguſtin Keller, einer der beſten Eidgenoſſen des Jahrhunderts, Waller, Bruggiſſer, Welti im Aargau, Pfyffer und Steiger in Luzern, Snell, Niggeler, Ochſenbein, Stämpfli, Schenk in Bern, Munzinger in Solothurn, Druey in der Waadt, Barmann im Wallis, Franſcini und Pioda im Teſſin, und andere anderwärts.

Nach in der Heimat ſolid gelegter und befeſtigter Grundlage ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung ging Eſcher zur Fortſetzung ſeiner Studien im Frühjahr 1838 nach Bonn und von dort zu Oſtern 1839 nach Berlin. Neben ſtaatswiſſenſchaftlichen Vorleſungen hörte er an dieſen beiden Hochſchulen namentlich auch geſchichtliche, und bemühte ſich überhaupt redlich und erfolgreich, ſein Wiſſen ebenſo zu erweitern als zu vertiefen und abzurunden. Daneben aber auch ſeinen Blick nicht an und in den Büchern abzuſtumpfen, ſondern denſelben vielmehr für die thatſächlichen Erſcheinungen, für die Wirklichkeiten und Möglichkeiten des Lebens zu ſchärfen. Am ſtudentiſchen Verbindungsweſen hat Eſcher in Deutſchland nicht theilgenommen, wohl aber im engeren Freundeskreiſe munter mitgenoſſen, was das akademiſche Daſein an Anregungen und Freuden bot. Nachdem er Deutſchland und deſſen wiſſenſchaftliches Regen und Bewegen kennen gelernt, beſuchte er im Herbſt von 1840 Frankreich und hielt ſich nahezu ein Jahr lang in Paris auf, zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zumeiſt, aber auch, um ſich weltmänniſchen Schick und Schliff anzueignen, ſowie die Beherrſchung der franzöſiſchen Sprache, ohne welche ja ein eidgenöſſiſcher Politiker nicht auszukommen vermag. Ein ſolcher zu werden, darauf hatte es Eſcher zweifelsohne von Jugend auf angelegt und abgeſtellt.

Zuvörderſt freilich ſchien er in eine andere Lebensbahn einlenken zu wollen, in die des Gelehrten und Lehrenden. Denn nach wohlangewandten Studienwanderjahren heimgekehrt, beſtand er das Doktorexamen — das erſte, welches an der juriſtiſchen Fakultät Zürich gemacht worden — und zwar mit glänzendem Erfolg. Er ſchrieb zur Erlangung der Würde eines Doktor j. u., ſowie behufs ſeiner Habilitation als Privatdocent an der heimiſchen Hochſchule in einem Latein, welches den Schüler Orelli's zeigte, ſeine Diſſertation »De testium ratione quae Romae Ciceronis aetate obtinuit«, deren wiſſenſchaftlichen Gehalt ſo urtheilsfähige Richter wie Vangerow, Puchta und Geib rühmend anerkannten. Dann, am 17. September 1842, vertheidigte er acht daraus gezogene Theſen in öffentlicher Disputation. Daraufhin Doktor und Docent geworden, hielt er etliche Semeſter lang vor einem zahlreichen Auditorium Vorleſungen, insbeſondere über ſchweizeriſches Bundesſtaatsrecht, an deſſen Reform er ſpäter einen ſo beträchtlichen Antheil haben ſollte. Mir liegt kein beſtimmtes Zeugniß vor, ob Eſcher in der Lehrthätigkeit Befriedigung gefunden, und ich möchte das, in Erwägung der zweifelloſen Beanlagung des Mannes zum praktiſchen Politiker, entſchieden bezweifeln. Jedenfalls docirte er nicht lange, ſondern vertauſchte den Lehrſal bald mit dem Rathſal, um nicht mehr in jenen zurückzukehren.

2.

Wie allbekannt, hat die Julirevolution von 1830 für die Schweiz das Signal zu einer großen Reformbewegung im liberalen Sinne gegeben, welche Bewegung erſt 1839 zum Stehen kam, um in den zunächſt folgenden Jahren rückläufig zu werden, bis die Kraft der Rückwärtsſtrömung in dem ſogenannten „Sonderbund" gipfelte und ſich erſchöpfte. Heutzutage, wo die Kämpfer von dazumal wohl nahezu alle der kühle Raſen deckt und die Hitze der Parteileidenſchaften jener Zeit längſt verdunſtet iſt, wird man, ohne viel Widerſpruch befahren zu müſſen, ſagen dürfen, daß ſich in den dreißiger Jahren der ſchweizeriſche Liberalismus große politiſche und kulturelle Verdienſte erworben, aber auch, daß er nicht kleine Fehler begangen habe. Dem Kanton Zürich ſtand in der Durchführung des liberalen Reformwerkes eine oder wohl gar die leitende Rolle zu, wenigſtens in der deutſchen Schweiz. Was dieſe kleine Züricher Republik damals in der Geſetzgebung und Verwaltung, im Rechts- und Unterrichtsweſen, in der Schaffung gemeinnütziger Anſtalten aller Art, in der Hebung der Induſtrie und der Verkehrsmittel reformatoriſch leiſtete, iſt und bleibt bewundernswerth. Es geſchieht auch nicht nur aus brüderlicher Pietät, ſondern um eine Forderung hiſtoriſcher Gerechtigkeit zu erfüllen, wenn ich mir geſtatte, hier an die große und dauernde Reform der Volksſchule flüchtig zu erinnern, welche mein Bruder Thomas Scherr geplant und mittels raſtloſer und hingebungsvoller Arbeit binnen wenigen Jahren ins Werk geſetzt hat. Im Jahre 1839 kam der ſchon angedeutete Rückſchlag, dem nicht allein principielle, ſondern auch und faſt noch mehr perſönliche Motive zu Grunde lagen. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß auf ſo engem Raum die Perſönlichkeiten ſich reiben und ſtoßen muſſten und das bekannte »Ôte-toi de-là que je m'y mette!« auch hier ſich geltend machte. Den Vorwand zum Sturze des Züricher Liberalismus hat, wie jeder weiß, die Berufung von David Friedrich Strauß auf einen theologiſchen Lehrſtuhl an der Hochſchule geliefert, und der Vorwand war ein nur allzu begründeter. Denn dieſe Berufung war ein entſchiedener Fehlgriff. Abgeſehen von allem anderen, ſchon darum, weil der ſtubengelehrte, bücherweiſe, volksſcheue Verfaſſer vom Leben Jeſu ein Ariſtokrätling war, welcher ja zehn Jahre ſpäter in der wirtembergiſchen Abgeordnetenkammer gegen die Preßfreiheit kapucinerte, und weiterhin, wann er auf die Demokratie zu ſprechen oder zu ſchreiben kam, von derſelben nur als vom „demokratiſchen Gewürme“ ſprach und ſchrieb. Von der erſten Stunde an hätte ſich Strauß in der demokratiſchen Schweiz unbehaglich, ja unheimlich fühlen und ſicherlich hätte er ſeinen Berufern bald ſehr unbequem werden müſſen. Es iſt auch nur gerecht, anzuerkennen, daß das Züricher Volk, indem es durch den Putſch vom 6. September 1839 die liberale

Regierung ſtürzte, das Feldgeſchrei „Religionsgefahr,“ unter welchem es marſchirte, ſeiner großen Mehrheit nach ernſt und aufrichtig genommen hat. Wann doch werden die Herren Abſtraktoren und Doktrinäre einmal begreifen, daß die religiöſen Anſchauungen und Gefühle der Völker ſich nicht mittels Geſetzesparagraphen und Edikten modeln und maßregeln laſſen?

Das konſervative Züricher Regiment vom 6. September, deſſen Leiter Bluntſchli war, hatte ſchon drei Jahre darauf abgewirthſchaftet. Der Liberalismus, jetzt unter der Führung von Furrer, erhob ſich aus ſeinem tiefen Fall und nahm den unterbrochenen Vorſchritt wieder auf, aber in weit vorſichtigerem Tempo. Zugleich erweiterte er ſeinen Geſichtspunkt und ſeine Thätigkeit, indem er neben den kantonalen auch die eidgenöſſiſchen Angelegenheiten ſchärfer ins Auge faßte. Von jeher hatte die Umwandlung der Bundesverfaſſung von 1815 im Programm der Liberalen geſtanden, ja einzelne vorgeſchrittenſte unter denſelben hatten ſogar die Wiederherſtellung der „Helvetik,“ d. h. des im Bann und Zwang franzöſiſcher Bajonnette geſtifteten und gehaltenen ſchweizeriſchen Einheitsſtaates von 1798, zu ihrem Ideal gemacht. Liberale von ſtaatsmänniſchem Blick und Takt hüteten ſich wohlweislich vor ſolcher Phantaſterei und erſtrebten ihrerſeits eine Reviſion und Reform der ungefügen, allzu deutlich die Signatur der Reſtaurationszeit tragenden Bundesverfaſſung auf dem Boden des föderaliſtiſchen Princips, aber auch ſolcher zeitgemäßen Bedürfniſſe und Forderungen, wie ſie dann durch die Bundesverfaſſung von 1848 ihre Befriedigung und Erledigung gefunden haben. In dem Maße jedoch, in welchem die Liberalen aller Kantone zum Zwecke der Bundesreform mehr und mehr ſich zuſammenſchloſſen, thaten ſich auch die Konſervativen der Schweiz immer enger zuſammen, um den Anſichten und Abſichten der Gegner in kantonalen und eidgenöſſiſchen Dingen energiſchen Widerſtand zu leiſten. Die Gegenſätze ſpitzten ſich allmälig zu den Loſungen zu: „Hie Bundesreform!“ und „Hie Kantonalſouveränetät!“ und demzufolge hob jenes Kampfdrama an, welches ſeine Peripetieen erreichte in der Stiftung des Sonderbundes der ſieben katholiſchen Orte (1841—1845) und in dem gegen denſelben gerichteten Auflöſungsbeſchluß, welchen die liberale Mehrheit der Tagſatzung faſſte (Oktober 1847), zur Kataſtrophe aber gelangte durch die Niederlage der Sonderbündler im Treffen bei Giſlikon an der Reuß (23. November 1847).

So waren die Parteiſtellungen in der Schweiz, ſo war der Verlauf der Ereigniſſe zur Zeit, als Alfred Eſcher in die ſtaatsmänniſche Laufbahn eintrat, indem er 1844 in den Großen Rath, die geſetzgebende Behörde ſeines Heimatkantons, gewählt wurde, und zwar, als ein Parteigenoſſe der Liberalen, nicht von ſeiner dazumal noch vorwiegend konſervativ geſtimmten Vaterſtadt, ſondern auf die Empfehlung von Freunden in Winterthur hin von dem ländlichen Wahlbezirk Elgg. Die

Stadt Zürich, von der ſchmerzenden Erinnerung an die ihr zu Anfang der dreißiger Jahre entriſſene Herrſchaft über den Kanton noch immer erfüllt, hat ihrem Sohn Eſcher ſeinen Liberalismus lange nicht zu verzeihen vermocht. Gerade aus den Reihen ſeiner ſtädtiſchen Mitbürger iſt geraume Zeit hindurch die bitterſte Befehdung ſeiner Perſon, ſeines Wollens und Wirkens hervorgegangen, auf daß auch hier der alte Spruch von der Nichtgeltung der Propheten in ihrer Heimat wiederum neu würde. Später allerdings, als die Stadt ſelber liberal geworden, iſt an die Stelle des Haſſes der Stolz auf Eſcher getreten.

In den Verhandlungen der geſetzgebenden Behörde des Kantons wurde alsbald ſpürbar, daß eine friſche und bedeutende Kraft in dieſelbe einzugreifen begonnen habe. Man merkte, daß ein Mann, welcher nicht Politik zu treiben brauchte, um leben zu können, ein Mann von umfaſſendem und gediegenem Wiſſen, klarer Anſchauung, feſtem Willen und berechtigtem Ehrgeiz in die öffentlichen Geſchäfte getreten ſei, um ſich denſelben voll und ganz zu widmen. Ein Jahrdutzend lang etwa, bis ſich Eſchers Thätigkeit vorzugsweiſe anderen Gebieten zuwandte, hat er an allen Veranſtaltungen und Maßnahmen der kantonalen Geſetzgebung und Verwaltung ſeinen Antheil gehabt, häufig einen initiatoriſchen, immer den ausſchlaggebenden. Stets an der Spitze, wo es galt, zu führen, überall gewappnet, wo es galt, zu ſtreiten, bei Tag und Nacht rüſtig und willig, wann es galt, zu arbeiten, ließ er alle Mitbewerber um Einfluß und Macht bald weit hinter ſich zurück, aber freilich auch den deſpotiſchen Zug und Hang in ſeinem Charakter immer deutlicher hervortreten. Um ſo deutlicher und rückhaltsloſer, als es ihm an Schmeichlern und Schranzen, welche alles billigten und bewunderten, was er ſagte und that, durchaus nicht fehlte. Es gibt ja auch in Republiken der Bedientenſeelen genug.

Eſchers Vorſchritt in aufſteigender Linie war ein raſcher. Im Jahre 1845 ſchon wurde er vom Großen Rath in den „Rath des Innern“ deputirt, 1846 in den Erziehungsrath gewählt, 1848 zum Präſidenten der geſetzgebenden Verſammlung beſtellt, in demſelben Jahre, ſofort nach Erreichung des verfaſſungsmäßig erforderlichen Alters, zum Mitglied des Regierungsraths erkoren und zum Bürgermeiſter erhoben. Er war in dieſer Würde der Nachfolger Furrers und der letzte Bürgermeiſter der Republik Zürich, weil dieſer Titel 1850 in den eines Regierungspräſidenten umgeändert wurde. Als ſolcher blieb er an der Spitze der Regierung bis 1855, wo ein heftiges Nervenfieber und deſſen Folgen ihn nöthigten, zurückzutreten. Mit den erwähnten kantonalen Würden und Aemtern verbanden ſich eidgenöſſiſche. Von 1845 bis 1848 vertrat er als zweiter Geſandter den Stand Zürich auf der ſchweizeriſchen Tagſatzung. In der Sonderbundskriſis einer der thatkräftigſten Leiter der Liberalen, war er einer der Schöpfer der neuen Bundesverfaſſung, und nachdem er 1848 gemeinſam mit dem Solothurner Landammann Munzinger als eidgenöſſiſcher Kommiſſär im Teſſin für Aufrechthaltung der bedrohten Neutralität der Schweiz thätig geweſen, wurde er vom erſten Züricher Wahlkreis in das neue ſchweizeriſche Parlament („Bundesverſammlung“) abgeordnet, und zwar in den „Nationalrath“, welcher ſich zum „Ständerath“ bekanntlich ungefähr verhält, wie im Kongreß der vereinigten Staaten das Repräſentantenhaus zum Senat. Bis zu ſeinem Tode iſt Eſcher ununterbrochen im Nationalrath geſeſſen. Viermal wurde er zum Vorſitz in dieſer Verſammlung berufen — eine Ehre, die bisher ihm allein widerfahren — und dreimal hat er das Präſidium wirklich geführt. Seine Erwählung zum Mitglied des „Bundesraths“ und logiſcherweiſe ſeine Erhebung zum höchſten Magiſtrat der Eidgenoſſenſchaft, zum Bundespräſidenten, wäre zu wiederholtenmalen ganz zweifellos geweſen, ſo ſer ſich die Wahl nicht von vornherein und für immer verbeten hätte. Er wollte ſich nicht auf Jahre von ſeinem herrlichen Heim am Zürich See trennen, was ja wohl begreiflich und verzeihlich war.

Die Aufgabe, welche Bundesverſammlung und Bundesrath, Parlament und Regierung in den erſten Jahren ihres Beſtehens zu löſen hatten, war eine ebenſo vielſeitige als ſchwierige. Galt es doch, auf einem neuen und noch unſicheren Boden eine ganze Reihe von Neuſchöpfungen zuwegezubringen, um den neuen Bund nach außen zu feſtigen und innerlich auszubauen. Eine nicht kleine Anzahl von Organiſationen auf den Gebieten der Geſetzgebung und Verwaltung, des Heer-, Gerichts- und Verkehrsweſens iſt da zu ſchaffen, die Einführung eines einheitlichen Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtems, die Einrichtung des Zoll-, Poſt- und Telegraphendienſtes iſt da anzuheben und durchzuführen geweſen. Es war ein großes Werk und zu den berufenſten, thätigſten und wirkſamſten Arbeitern daran gehörte Eſcher.

In jenen Jahren hat er ſeine Fähigkeit, „Majoritäten zu machen,“ gewiß am erfreulichſten bewährt. Sein Beſtes aber that er in Verbindung mit gleichgeſinnten parlamentariſchen Kollegen auf einem Felde eidgenöſſiſcher Wirkſamkeit, allwo freilich der unternommene Wurf nicht ganz zum Ziele gelangte.

In Folge der großen Triumphe, welche die ſchweizeriſchen Liberalen in den Jahren 1847—48 davongetragen, war wiederum etwas von dem idealen Schwung, welcher die große Reformperiode der dreißiger Jahre gekennzeichnet hatte, in die Partei eingegangen. Als es jetzt gelungen, den alten Staat umzuwandeln, machte ſich das Bedürfniß geltend, dieſem neuen Gebilde die ſtarke Stütze einer einheitlicheren Geſtaltung des Unterrichtsweſens, zunächſt des höheren, zu geben. Die Schöpfung einer eidgenöſſiſchen Univerſität — übrigens ein alter Lieblingsgedanke vieler patriotiſchen Schweizer — wurde darum auf die Tagesordnung geſetzt und vor allen war es Eſcher, welcher ſich mit wahrem Feuereifer dieſer Frage annahm. Es war ihm und ſeinen Geſinnungsgenoſſen gelungen, für die Löſung derſelben ein verfaſſungsmäßiges Fundament zu legen, d. h. in die neue Bundesverfaſſung den §. 22 hineinzubringen, welcher beſtimmte: „Der Bund iſt befugt, eine Univerſität und eine polytechniſche Schule zu errichten“ — und auf dieſer Baſis ſollte ſofort gebaut werden. Denn Eſcher erkannte wohl, man müſſte das Eiſen ſchmieden, ſo lange es heiß, d. h. ſo lange der Liberalismus ſeine zeitweilige Ueberlegenheit zu behaupten im Stande wäre. Er ſetzte daher ſeine ganze Thatkraft ein und alle Hebel in Bewegung, die eidgenöſſiſche Hochſchule, für welche im Bundesrath geneigte Stimmung war, auch in den beiden Räthen der Bundesverſammlung „durchzudrücken.“ Er wuſſte, daß es ſich hiebei im beſten Sinne um einen „Kulturkampf“ handelte, lange bevor das Wort aufkam. Auch noch ein anderes Motiv regte ſich in Eſcher, ein gemüthliches, wenn man will. Seine Vaterſtadt war in der Bewerbung um die Ehre und den Vortheil, Bundeshauptſtadt zu ſein, von Bern geſchlagen worden, wie das bei Lage der Sachen recht und billig. Zum Erſatz ſollte nun Zürich die eidgenöſſiſche Hochſchule erhalten, was einem bezüglichen Kompromiß zwiſchen Bernern und Zürichern Parlamentariern zufolge für ausgemacht gelten durfte. Nach mancherlei Verhandlungen zwiſchen dem Bundesrath und den kantonalen Regierungen, Kommiſſionsberathungen, Berichterſtattungen und Debatten, wobei Eſcher immer im Vordertreffen ſtand, kam es im Januar 1854 dazu, daß der Nationalrath mit 59 gegen 39 Stimmen den Beſchluß faßte, es ſollte eine eidgenöſſiſche Univerſität und ein eidgenöſſiſches Polytechnikum errichtet und ſollten beide Anſtalten in Zürich vereinigt werden. Aber im Ständerath fiel die Univerſität und wurde nur mit großer Anſtrengung das Polytechnikum gerettet, deſſen Errichtung in Zürich, mit Beiziehung der humaniſtiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften zu den exakten, mittels eines von Kappeler in fliegender Eile — periculum fuit in mora — ausgearbeiteten, vorgelegten und vertretenen Geſetzes der Rath am 4. Febr. 1854 mit 27 gegen 12 Stimmen beſchloß. Dieſer ſtänderäthliche Beſchluß gelangte dann auf die Berichterſtattung von Kern hin am 7. Februar auch im Nationalrathe mit 63 gegen 25 Stimmen zur endgiltigen Annahme und ſo konnte wenigſtens die eine der geplanten eidgenöſſiſchen Hochſchulen ins Leben treten, nachdem der Bundesrath zur Einrichtung und oberſten Leitung derſelben einen aus fünf Mitgliedern zuſammengeſetzten „Schweizeriſchen Schulrath“ beſtellt hatte. In dieſe Behörde, deren Präſidium zuerſt Kern, dann Kappeler erhielt, trat Eſcher als Vicepräſident. Als ſolcher iſt er bis zu ſeinem Lebensende darin geblieben, und wenn das eidgenöſſiſche Polytechnikum zu hohem Rufe gelangte, wenn es in mancher Beziehung für andere polytechniſche Schulen muſtergebend geworden, wie es ja ward, ſo iſt das in nicht geringem Maße der ausdauernden Sorge und Mühewaltung Eſchers mitzuverdanken.

Von ſeinem Eintritt in die praktiſche Politik an hat ſich ſein Name in der kantonalen wie in der eidgenöſſiſchen Geſchäftsführung mit allem eng verknüpft, was wirklicher Vorſchritt heißen konnte und auf Grund ſeiner weiter oben gekennzeichneten Principien ſich bewerkſtelligen ließ. Hienach iſt auch ſein vollwichtiger Antheil an den Reviſionen der Bundesverfaſſung von 1872 und 1874 zu bemeſſen, wie nicht weniger ſein erfolgloſes Widerſtreben gegen die kantonale Verfaſſungsänderung, wodurch in Zürich die repräſentative Demokratie in eine ſogenannte unmittelbare mit Volksinitiative und Referendum verwandelt wurde (1867—1868). Und wie in der inneren Politik der Schweiz, ſo ſind auch in der äußeren, ſoweit von einer ſolchen die Rede ſein kann, die Spuren von Eſchers Auffaſſung, Thätigkeit und Einfluß deutlich ſichtbar. In den beiden wichtigſten Fragen der auswärtigen Beziehungen, welche in der Zeit nach 1848 auftauchten, in der Neuenburger und in der Savoyer Frage, hatte er die bedeutſame Rolle des Berichterſtatters der vorberathenden Kommiſſionen des Nationalraths, und eben ſeine Berichterſtattung war es, welche dieſe Fragen den Löſungen entgegenführte, die ſie gefunden haben. Natürlich hat er es damit nicht allen Leuten rechtgemacht. Wann und wo konnte oder kann das ein Mann, welcher auf einer feſtgezeichneten Verhaltungslinie marſchirt? Männer, welche etwas Rechtes zu machen vermögen, können und werden nie darauf abzielen, es allen rechtmachen zu wollen. Ein ſchönes Zeugniß für den Bürgerſinn des „vornehmen" Demokraten Eſcher gibt es übrigens ab, daß er unter der Laſt ſeiner vielartigen und wichtigen ſtaatsmänniſchen Arbeiten und Verrichtungen noch Stimmung und Zeit fand, mit den Gemeinde-Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt ſich zu befaſſen und, namentlich zu Anfang der ſechziger Jahre, ein thätiges Mitglied ſtädtiſcher Behörden, wie des Großen Stadtraths und der Stadtſchulpflege, zu ſein.

Ich ſprach von einer Laſt von Arbeit und muß nun leider ſagen, daß Eſcher nicht müde wurde, neue und immer neue Geſchäfte ſich aufzuladen, bis endlich auch für ſeine rieſig ſtarken Schultern die Bürde zu ſchwer geworden iſt, ſo ſehr zu ſchwer, daß er darunter wankte und das Gleichgewicht verlor.

3.

Am 2. Oktober 1808 kamen Göthe und Napoléon in Erfurt auf die „Schickſalstragödieen" zu ſprechen, und da ſagte der Soldatenkaiſer zum Dichterkaiſer: „Was will man jetzt noch mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal." Wenn er heute wiederkäme, würde er wahrſcheinlich ſagen: „Die Börſe iſt das Schickſal." Denn, in Wahrheit, in dieſem der modernen Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, unentbehrlichen Tempel Mammonis werden die Orakel ertheilt und die Looſe gezogen, welche die Völkerſchickſale beſtimmen. Darum ſteht auch thatſächlich über allen Dynaſtieen, ſowie über dem unfehlbaren Papſt, die bekannte internationale Hohenprieſterfamilie, deren Urim und Thummim der Kurszettel iſt, deren Schibbolet lautet: Ubi pecunia, ibi patria. Es iſt ſchade, daß ein Dichter, welcher das Zeug hatte, die Ungöttliche Komödie der modernen Geldweltherrſchaft zu ſchreiben, Sealsfield-Poſtel, ſeinen bezüglichen Entwurf nur zu fragmentariſcher Geſtaltung gebracht hat.[1]) Auch die Schweiz hätte ihm zu mancher Scene des Stückes den Stoff liefern können.

Denn die kleine Schweiz konnte ſich natürlich nicht abſeits halten von dem ungeheuren Triebwerk der Induſtrie-Entwicklung und Verkehrsthätigkeit des Jahrhunderts. Hätte ſie das gewollt und verſucht, ſo würde ſie von dieſem Triebwerk hilflos erfaſſt und zermalmt worden ſein. Sie muſſte alſo mitthun, das „Schickſal“ unſerer Zeit wollte es ſo, und ſie wird folglich auch an jenem europäiſchen Generalgeſellſchaftskrach participiren müſſen, deſſen Donnergewölk ſchon dräuend am Horizont ſteht, ob zwar Leute, welche nicht über ihre optimiſtiſchen Naſenſpitzen hinausſehen, behaupten, daſſelbe nicht wahrnehmen zu können.

Die Aufgaben, welche die neuzeitliche, „Volkswirthſchaft“ — ſo nennt man beſchönigend die Geldwirthſchaft — ſtellt und gelöſt wiſſen will, ſind ſo koloſſal, daß ſie nur der Staat, d. h. die organiſirte Geſammtkraft eines Landes, oder aber das korporativ arbeitende Kapital zu löſen vermag. Das Actiengeſellſchaftsweſen hat darum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ganz gewaltige Ausbildung und die mannichfaltigſte Anwendung gefunden. Es iſt geradezu das Lieblingskind unſerer Tage geworden — ein Kind, welches ſeine Heger und Pfleger, d. h. die Aktionäre, ſolange es robuſt, geſund und munter iſt und tüchtige „Schollen“, d. h. Dividenden, herauslacht, für einen Engel des Himmels anſehen; wann es aber zu kränkeln beginnt, die Schwindſucht kriegt und ſtirbt, als einen hölliſchen Balg verſchreien.

---

[1]) „Morton oder die große Tour“, 1835.

Solange die Aktien der ſchweizeriſchen Nordoſtbahn und der Gotthardbahn, alſo von zwei Schöpfungen, für deren Hauptſchöpfer unbedingt Eſcher gelten mußte und muß, im erwähnten Schickſalstempel hoch angeſchrieben waren und fette Dividenden abwarfen, ja, da war er der „große“ Eſcher. Als aber die Kurſe ſanken, ſanken, ſanken und die Dividenden nicht mehr floſſen, ja, da war er plötzlich der „kleine“ Eſcher, wo nicht Schlimmeres. Darauf, daß der Mann, ſtatt ſeine eigenen zahlreichen Aktien bei Zeiten zu veräußern, was er ja leicht hätte thun können, es vorgezogen hatte, dieſelben alleſammt zu behalten und das Geſchick ſeiner Mitaktionäre zu theilen, wurde natürlich nicht geachtet.

Die Schweiz trat nur zögernd an den Eiſenbahnbau heran, als hätte ſie eine Ahnung gehabt von den gefährlichen Illuſionen und ſchmerzlichen Enttäuſchungen, welche ihr derſelbe bringen würde. Erſt im Sommer 1847 wurde das erſte Stückchen ſchweizeriſchen Schienenweges eröffnet, von Zürich hinab zur alten Bäderſtadt Baden im Aargau. Man hätte auch erwarten ſollen, daß die praktiſchen Schweizer aus den vonſeiten anderer Länder in Eiſenbahnſachen bereits reichlich gemachten Erfahrungen mehr Nutzen ziehen würden, als ſie in der That daraus gezogen haben. Es iſt aber mit den Völkern wie mit den Individuen: jedes von dieſen und jenen muß an ſich ſelber erfahren, was es ſich an anderen nicht zur Lehre und Warnung dienen laſſen will. Die Schweiz muſste demnach auch ihr Eiſenbahnfieber haben, und ſie hatte verſchiedene daraus entſprungene, mehr oder weniger heftige Eiſenbahnkrankheiten durchzumachen, deren Folgen theilweiſe noch jetzt ſchwer genug auf dem Lande liegen.

Kaum hatte ſich nach den Erſchütterungen, welche die Schweiz in den vierziger Jahren durchzumachen gehabt, die neue Eidgenoſſenſchaft nothdürftig eingerichtet, als ſich das Bedürfniß des Eiſenbahnbaues gebieteriſch geltend machte. Ein Land mit ſo hoch und ſo vielſeitig entwickelter Induſtrie muſste Schienenwege haben, wollte es ſich vom europäiſchen Verkehre nicht abgeſchnitten ſehen. Es handelte ſich in der That um eine Lebensfrage, um Sein oder Nichtſein, und daß ein ſchweizeriſcher Staatsmann von der Bedeutung und dem Anſehen Eſchers zu dieſer Angelegenheit ſofort Stellung nehmen muſſte, iſt klar. Man müſſte auch ſein Andenken geradezu beleidigen wollen, würde man als bloße Möglichkeit ſtatuiren, daß ſich Eſcher in ſeinem Verhalten zur Eiſenbahnfrage durch Motive perſönlichen Geldintereſſes habe beſtimmen laſſen. Zwar er wuſſte, wie alle praktiſchen Naturen, den Werth des Geldes zu ſchätzen, aber er war kein Geldmenſch, ſondern ein Gentleman, in allem und jedem. Dagegen ſoll nicht verſchwiegen werden, daß, wenn Eſcher auch in dieſer Sache, wie allezeit und überall, in erſter Linie die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes im Auge hatte, in zweiter die ſüße Gewohnheit der Machtübung ſeine Eiſenbahnpolitik mitbeſtimmt haben mag. Seinem Scharfblicke konnte es ja nicht entgehen, daß, wer auf die Eiſenbahnpolitik einen entſcheidenden Einfluß hätte, auf eine ganze Reihe von Jahren hinaus die Geſchicke der Schweiz in Händen hielte. So warf er ſich, allerdings keineswegs mit ganzer Neigung, ſondern vielmehr etwas widerwillig, aber doch mit ſeiner ganzen Energie auf dieſes Feld.

Zuvörderſt tobte der Kampf im Publikum, in der Preſſe, in Volksverſammlungen und in Rathsſälen um die Entſcheidung der Frage: Staatsbau oder Privatbau? — eine Frage, die heute wohl für principiell entſchieden gelten darf. Denn kein wiſſender und unbefangener Urtheiler wird leugnen wollen, daß es binnen fünfzig Jahren ebenſowenig mehr Privateiſenbahnen geben werde, als es dermalen noch Privatlandſtraßen gibt. Wäre die Schweiz ein Einheitsſtaat geweſen, als die erwähnte Frage aufgeworfen wurde, ſo hätte es vielleicht der Staatsbau über den Privatbau davongetragen. Allein die Schweiz beſtand aus 22 oder vielmehr 25 Republiken, und aus jeder derſelben, der kleinſten wie der größten, ſtarrte der Kantönlizopf großmächtig gen Himmel. Zwar iſt dieſes großmächtige Ding mit der volltönenden Feſtephraſenſcheere ſchon vielhundertmal abgeſchnitten worden, aber immer wieder friſch, fromm, frei, fröhlich nachgewachſen. Trotzdem gab es urtheilsfähige Schweizer, an deren Patriotismus ebenfalls kein Zweifel ſich heranwagen durfte, welche den Bau eidgenöſſiſcher Eiſenbahnen, alſo den Staatsbau durch den Bund, lebhaft befürworteten. Allerdings wären die Hinderniſſe, welche der Kantölizopf dem Staatsbau ſicherlich bereitet hätte, zweifelsohne ſehr groß geweſen, aber die vereinten Kräfte aller guten Eidgenoſſen hätten dieſelben doch wohl zu überwinden vermocht, und die Folgezeit hat bewieſen, daß mit dem Privateiſenbahnbau Uebel und Schäden, rieſige Schäden und Uebel ſich verknüpften, welche der Staatsbau von vornherein ausſchließen konnte. Alle die Nachtheile, welche der Staatsbau im Gefolge haben konnte, wären jedenfalls verſchwindend klein geweſen, verglichen mit all dem Unheil, welches der durch den Privatbau hervorgerufene Eiſenbahnſchwindel über die Schweiz gebracht hat.

Dennoch iſt zu ſagen, daß Eſcher in guten Treuen gegen den Staatsbau ſich entſchied. „Ich war" —

ſagt er in einer vor mir liegenden Aufzeichnung — „im Gebiete des Eiſenbahnweſens für den Privatbau und gegen den Bundesbau. Es beſtimmte mich hiezu namentlich auch die Befürchtung, daß, wenn das ſchweizeriſche Eiſenbahnnetz durch die Bundesgewalt feſtgeſetzt werde, die öſtliche Schweiz als Stiefkind könnte behandelt werden, während ſie doch gemäß ihrer Induſtrie und ihrem Verkehr die größten Anſprüche zu erheben berechtigt ſei.“ Dann fährt er fort: „Der Privatbau ſiegte. Nun hieß es, dies ſei ganz ſchön auf dem Papiere, in der Wirklichkeit bekomme man aber auf dieſem Wege keine Eiſenbahn. Die Verfechter des Privatbaues hatten in Folge deſſen die Aufgabe, thatſächlich zu beweiſen, daß dem nicht ſo ſei. Sie mußten alſo ſelbſt Hand ans Werk legen. So wurde ich, gegen meine perſönliche Neigung, genöthigt, an die Spitze der Direktion der Zürich-Bodenſeebahn zu treten und es erwahrte ſich an mir das Sprichwort: „„Wer den Finger gibt, dem nimmt man die Hand.““ Die bald zur Nordoſtbahn erweiterte Zürich-Bodenſeebahn darf übrigens als eine Quelle reichen Segens für die volkswirthſchaftliche Entwicklung des Kantons Zürich und der Oſtſchweiz überhaupt betrachtet werden.“

Das iſt unbeſtritten und unbeſtreitbar. Aber der Fehler Eſchers war, daß, als er 1852 den Finger gab, d. h. die Präſidentſchaft der Nordoſtbahn-Geſellſchaft übernahm, er ſich nicht feſt genug davor wahrte, auch ſeine Hand nehmen zu laſſen, d. h. ſich von den Wegen des Staatsmanns ab und auf die des Gründers hinüberführen zu laſſen. Oder wenigſtens hätte er ſich nicht zutrauen und zumuthen ſollen, beiderlei Geſchäfte zugleich zu betreiben und ſo eine Arbeitslaſt auf ſich zu nehmen, welcher ein Mann unmöglich auf die Dauer gewachſen ſein konnte und welcher auch Eſcher trotz ſeiner unermüdlichen Arbeitsluſt und ſeines wunderbaren Fleißes in die Länge nicht gewachſen war. So mußte er die Dinge nicht ſelten gehen laſſen, wie ſie gehen mochten, und die Folge war, daß ſie bergab gingen. Herriſches Eingreifen von ſeiner Seite ab und zu machte die Sachen nicht beſſer. Aber auch abgeſehen hiervon, that die Verquickung von Staatsmänniſchkeit und Gründerthum nicht gut. Sie war, vom politiſchen Standpunkt aus angeſehen, für die Schweiz jedenfalls kein Glück. Es geſchah gewiß in der beſten Abſicht, wenn Stämpfli und Genoſſen in Bern die Eidgenöſſiſche Bank und Eſcher und Genoſſen 1856 in Zürich die Schweizeriſche Kreditanſtalt gründeten, und es iſt zweifelsohne wahr, wenn Eſcher von der letzteren ſagt: „Dieſe Anſtalt hat dem Platze Zürich eine finanzielle Bedeutung gegeben, die er vorher entfernt nicht hatte; ſie hat auch zur Befruchtung der Induſtrie und Gewerbethätigkeit in Zürich und in der ganzen Oſtſchweiz weſentlich beigetragen.“ Wohl und gut. Aber das hätten andere auch zuwege bringen können. An kaufmänniſchen Talenten, an großen ſogar und in jedem Zweige des Geſchäftslebens erfahrenen und gewandten, iſt bekanntlich in der Schweiz kein Mangel. An ſtaatsmänniſchen Kapacitäten dagegen iſt hier ſo wenig Ueberſchuß wie irgendwo. Eſcher muſſte auch bald erfahren, daß gerade die Gründung der Kreditanſtalt, ſeinem politiſchen Kredit bedenklichen Abbruch gethan. Viele von ſeinen wahren Freunden hatten gleich anfangs ihre ſtarken Bedenken nicht verhehlt. Seine Paraſiten freilich fanden Eſcher auch als Gründer groß, ſo lange „alles flott lief“. Als aber die Sachen ſchief gingen, als die Nordoſtbahn dem Ruin haarſcharf nahekam und die Klagen und Flüche der Inhaber der entwertheten Aktien laut wurden, ja da meinte die Herren Paraſiten, „es fragte ſich denn doch, ob man mit Eſcher noch verkehren könnte“. Dieſer hatte zwar das Präſidium der Direktion der Nordoſtbahn ſchon 1872 niedergelegt, aber doch den Vorſitz im Verwaltungsrathe beibehalten, was er entſchieden hätte vermeiden ſollen, da ihm ja gerade damals eine Aufgabe zugefallen war, die alle ſeine Kräfte vollauf in Anſpruch nahm, das Präſidium der aus ihm und den Herren Zingg (Luzern) und Weber (Bern) zuſammengeſetzten Direktion des Gotthardbahnbaues. Die Präſidentſchaft des Verwaltungsrathes der Schweizeriſchen Kreditanſtalt gab er 1877 ab, aus dem berührten Grunde auch um fünf Jahre zu ſpät. Sein Verhältniß zu dieſem Inſtitute, wie zu dem der Nordoſtbahn, hat ihm nicht nur ein ganzes Bündel der bitterſten Vorwürfe, der bösartigſten Verleumdungen, der ſchmerzlichſten Kränkungen eingetragen, ſondern hat ihn auch mit politiſchen Geſinnungs- und Parteigenoſſen entzweit und verfeindet, mit welchen er im Intereſſe ſeines Vaterlandes hätte eng verbunden bleiben ſollen.

Der härteſte und zugleich ungerechteſte Schlag traf Eſcher gerade da, wo ſein größtes Verdienſt lag, traf ihn dann, als ihm der frühere Lob- und Preisruf „Eſcher vom Gotthard!“ zum Hohnſchrei verwandelt zugeſchleudert wurde. Ein Rieſenwerk, wie der Bau der Gotthardbahn wohl genannt werden darf, iſt ſelbſtverſtändlich nicht für die That eines einzelnen Mannes auszugeben. Eſcher hat bei der Planung und Ausführung desſelben viele begabte Helfer und eifrige Mitarbeiter gehabt. Aber daß er die Seele des ganzen Unternehmens war, daß vorzugsweiſe ſein Wagemuth, ſein finanzpolitiſches Wiſſen, ſein parlamentariſcher Einfluß, ſeine diplomatiſche Geſchicklichkeit, ſeine unermüdliche Beharrlichkeit es zu Stande gebracht haben, — daß er es geweſen, der, als das große Werk, halb vollendet, zuſammenzubrechen drohte, feſt in der Breſche ſtand, umtobt von Spott und Läſterung die ganzen Tage und die halben Nächte hindurch arbeitete, mit unſäglicher Geduld die zerriſſenen Fäden wieder aufnahm und zuſammenknüpfte, überallhin aufklärend, beruhigend, ermuthigend eingriff, alſo und dadurch das im erſten Schrecken für unmöglich Gehaltene möglich machte, d. h. die Rekonſtruktion der Gotthardbahngeſellſchaft und damit die Vollendung der Centralalpenüberſchienung ſicherte, — daß vor allem von ihm das Dichterwort:

> „Nur endloſe Arbeit vermochte zu ſchlagen
> Die Brücke zum Ziel durch die Brandung der Zeit —“

welches der Geſchichtſchreiber der Gotthardbahnunternehmung ſeinem Buche mit Fug vorgeſetzt hat 1), zu ſagen und zu ſingen iſt, das ſteht geſchichtlich feſt und an dem Gotthardgranitblock dieſer Thatſache muſſten die Schmutzwellen des Neides, der Verkleinerungsſucht und der Klatſchwuth ohnmächtig zerſchellen.

Ich habe es ſehr zu bedauern, daß mir hier der Raum fehlt, das ſo eben Ausgeſprochene mittelſt einer aktenmäßigen Beleuchtung alles deſſen, was Eſcher für die Gotthardbahn gethan, näher zu begründen. Es wäre hiebei auch verſchiedener intereſſanter Epiſoden zu gedenken, wie z. B. einer Begegnung Eſchers mit Bismarck in Baden-Baden, wo er in Gemeinſchaft mit Direktor Stoll aus Zürich und Bürgermeiſter Stehlin aus Baſel im Spätſommer 1865 Namens der „Gotthardsvereinigung“ die erſte Anknüpfung zu Verhandlungen mit Deutſchland machte. Aber ich darf nicht einmal der Lockung nachgeben, hier mitzutheilen, was mir in Eſchers handſchriftlichen Aufzeichnungen über die Gotthardsunternehmung vorliegt, eine Geſchichte des

---

Dr. M. Wanner: Geſchichte der Begründung des Gotthardunternehmens. Bern, 1880. Damit iſt zuſammenzuhalten: H. A. Berlepſch, die Gotthardbahn. Beſchreibendes und Geſchichtliches. Gotha, 1881.

großen Werkes in konciſeſter Faſſung, die Ergebniſſe vieljähriger Denkarbeit, Verhandlungen, Sorgen und Mühen aller Art auf wenige Oktavſeiten zuſammengedrängt, ein wahres Stilmuſter ſachgemäßer Beſtimmtheit und durchſichtiger Klarheit. Ein Muſter parlamentariſcher Debattirkunſt war ihrerſeits die Rede, womit Eſcher in der Sitzung des Nationalraths vom 2. Auguſt 1878 eine zweite Subvention der Gotthardbahn von Bundeswegen befürwortete und die er mit dem halb zuverſichtlichen, halb wehmüthigen Satze ſchloß: „Ich hoffe, daß die Bewilligung der Bundesſubvention für die Eidgenoſſenſchaft ein ſegensreicher Tag werde, und daß mit der Zeit über diejenigen, welche der Löſung einer ſo patriotiſchen Aufgabe, wie der Bau der Gotthardbahn genannt werden muß, ſich gewidmet haben, ein günſtigeres und gerechteres Urtheil gefällt werde, als dies jetzt der Fall iſt.“ Wir werden ſehen, daß dieſe Hoffnung für den Sprecher noch bei ſeinen Lebzeiten ſchön ſich erfüllte.

4.

Auf der Höhe ſeines Daſeins, bevor Krankheit und Kummer ihn gebeugt, war Eſcher eine imponirende Erſcheinung. Wohlgebaut, breit von Bruſt und Schultern, ſtand er an ſechs Fuß hoch in ſeinen Schuhen. Der rundliche Kopf mit der ſchöngewölbten Stirn, den blauen Augen, der blühenden Geſichtsfarbe, dem dunkelblonden Haar und Bart vollendete das Ebenmaß der hohen Geſtalt. Etwas ſehr Gewinnendes hatte der Mund und die ſonore Stimme hielt, was die feingeſchnittenen Lippen verſprachen. In Haltung und Benehmen ließ er den allſeitig gebildeten Weltmann ſehen, aber er zeigte ihn nicht, und wie er in ſeinem Anzug auf ſchlichte Wohlanſtändigkeit hielt, ſo traf er im Verkehr mit den Menſchen ungeſucht den Ton republikaniſcher Einfachheit. Alles Geſpreizte, Aufgeſpannte, Komödiantiſche und Reklamenhafte lag ihm fern und war ihm zuwider. Sein Haushalt iſt auf ſtattlichem Fuß eingerichtet geweſen, wie es ihm ja ſeine Mittel geſtatteten. Aber von prunkendem Luxus, von herausfordernder Großthuerei keine Spur. Wer ins Belvoir kam, fühlte, daß er ſich nicht im Hauſe eines Parvenu befinde, und ebenſo, daß hier ein Herr gebiete, welcher ſtreng auf Ordnung halte. Gern ſah Eſcher Gäſte bei ſich und er war ein liebenswürdiger Wirth. In jüngeren Jahren hatte er auch am öffentlichen Geſellſchaftstreiben theilgenommen. Später, hauptſächlich aus Geſundheitsrückſichten, nicht mehr. Man hat ihm das nicht wenig verübelt. Denn in der Schweiz iſt das Kneipleben ſo ſehr im Schwange, wie nur in irgendeinem deutſchen Lande, und wer es nicht mitmachen mag oder kann, kommt leicht in den Verdacht des Stolzes und der Ueberhebung.

Die Geſammtheit der Fähigkeiten Eſchers hatte zum auszeichnenden Merkmal ein ſchönes Gleichmaß von Wiſſen und Können. Ihm fehlten keineswegs Sinn und Theilnahme für die Welt der Ideale, aber er beſaß auch Augen, welche die Dinge und die Menſchen zu ſehen vermochten, wie ſie ſind. Darum ſtellte er keine Forderungen, welche die Wirklichkeit nicht erfüllen konnte, ſondern begnügte ſich, den berechtigten Anſprüchen der Idee in der Staatspraxis zur möglichen Erfüllung zu verhelfen. Er liebte es nicht, mit Phraſen zu ſpielen, und war als Parlamentarier mehr Debatter als Redner. Auf Ueberzeugung, nicht auf Ueberredung ging er aus. Ihn reizte es mehr, ſeinem Lande mit nützlichen Werken als mit großen Worten zu dienen. Er kannte den Charakter ſeiner Landsleute genau und ſcharf wuſſte er die materiellen und moraliſchen Kräfte der Schweiz zu bemeſſen. Deßhalb ſtand ihm unerſchütterlich feſt, daß nicht Gefühls-, ſondern Verſtandespolitik in höchſter Inſtanz die Eidgenoſſenſchaft leiten müſſte.

Als Menſch iſt Eſcher innerlich viel weicher geweſen, als er ſich äußerlich zu geben liebte. Er trug ſeine Empfindungen nicht auf den Markt, um damit ſtaatzumachen. Aber ich weiß aus beſter Quelle, daß ihn eigenes Leid, wie das Mitgefühl für das anderer leicht zu Thränen rührte. Fein und lebhaft war ſeine Empfänglichkeit für das Naturſchöne, weniger entwickelt ſein Sinn für das Kunſtſchöne. Unlang vor ſeinem Hingange führte er mich an einem ſchönen Herbſtvormittag in ſeinem Park umher, mir neue Anlagen und Pflanzungen zeigend. Die Morgennebel hatten ſich emporgerollt und waren im ſonnigen Aether verflattert. Saphirblau glänzte der See aus ſeiner grünen Uferſchale herauf und hoch darüber herein leuchteten die weißen Alpenzinnen. Wir ſahen lange ſchweigend in alle die Pracht hinein. Dann ſagte Eſcher tiefaufathmend: „Daß man auch davon ſcheiden muß!“

Die heftigen Angriffe, die er in ſeinen letzten Jahren erfahren mußte, namentlich die Schmähungen, die in der Gotthardbahn-Kriſis über ihn ergingen, haben ihm ſehr wehegethan. Er hatte ja dagegen keine anderen Waffen als die, welche der anſtändige Mann gegen Verkennung und Verleumdung vonſeiten des Pöbels und der Pöbelgenoſſen überhaupt zu verwenden hat: Geduld und Verachtung. Aber es ſoll hier laut bezeugt werden, daß Eſcher weder in Tagen des Glückes noch in ſolchen des Unglücks zur Volksſchmeichelei ſich herabwürdigte. In dieſer Beziehung war in Wahrheit etwas Perikleiſches in ihm. Man darf daher auf ihn anwenden, was Thukydides von dem großen Athener geſagt hat: „Mächtig durch Wiſſen und Charakter, ganz unzweifelhaft der Beſtechlichkeit unzugänglich, wurde er nicht vom Volke geleitet, ſondern leitete daſſelbe, weil nicht durch ſchlechte Mittel die Gewalt erbuhlend.“

Den ewigen Wechſel vom Kommen und Gehen, vom Gewinnen und Verlieren, genannt Menſchenleben, hat Eſcher auch auszukoſten gehabt. Die, welche ihn näher gekannt haben in ſeinen rein menſchlichen Beziehungen, ſind des Lobes ſeines Verhaltens voll. Er war ein liebevoller Sohn, ein guter Bruder, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater. Er war der Freund ſeiner Freunde und der Feind ſeiner Feinde, wie das jeder rechte Mann iſt und ſein ſoll. Denn, obzwar ein Chriſt aus Ueberzeugung und der Nothwendigkeit der chriſtlichen Moral für die Geſellſchaft, wie von der Unentbehrlichkeit religiöſer Einrichtungen für den Staat durchdrungen, ſuchte Eſcher das Chriſtenthum doch nicht etwa in der Molluſkenhaftigkeit, hielt auch die Pietiſterei durchaus nicht für „vornehm“ und vertrat ſein Leben lang ſtandhaft die Freiheit der Wiſſenſchaft und ihrer Lehre. Daß er, wie die Unkenntniß von ihm fabelte, ein „bloßer Verſtandesmenſch“ geweſen, wird ſchon durch ſeine Heirat widerlegt, welche eine reine Neigungsheirat war. Seine Erwählte, Auguſte Uebel, die anmuthige Tochter hochachtbarer Eltern, beſaß alle Eigenſchaften, einen Mann zu beglücken, aber freilich nicht die, eine Stadt-Züricherin zu ſein; denn ſie war eine Deutſche und ſtammte aus Deſſau. Eſcher, der eine innige Neigung für ſie gefaßt und die ihrige gewonnen hatte, vermählte ſich mit ihr im April 1857, des Kopfſchüttelns von Vettern- und Baſenſchaft nicht achtend. Sein Eheglück währte aber leider nicht lange; nachdem ihm Auguſte zwei Töchter geboren, von denen nur eine am Leben blieb, ſtarb ſie, erſt fünfundzwanzigjährig, im Jahre 1864. Der Witwer anvertraute ſein Töchterlein ſeiner Schwiegermutter, einer ausgezeichneten Frau, hatte aber das Unglück, auch ſie ſchon drei Jahre ſpäter durch den Tod zu verlieren. Der Vater war ihm 1853 geſtorben, ein ſchwerer Schlag für den Sohn, welcher ſehr an dem alten Herrn gehangen, und 1868 ſank ihm auch die greiſe Mutter ins Grab.

Alle dieſe ſchmerzlichen Erfahrungen, verbunden mit dem Druck einer allfort ſich häufenden Arbeitslaſt und mit den unabläſſigen Aufregungen heftiger Parteikämpfe, erſchütterten die Geſundheit Eſchers, welche bis zu jener typhöſen Erkrankung im Jahre 1855 eine felſenfeſte geweſen war. Das bedrohlichſte Symptom war zunächſt eine raſche Abnahme der Sehkraft, welche in den letzten Lebensjahren des Mannes eine völlige Erblindung befürchten ließ — ein Zuſtand harter Pein für einen, der ein Arbeiter heißen durfte wie nur irgendeiner. Seit 1877 ſodann wurde Eſcher von Athmungsbeſchwerden heimgeſucht. Wiederholte Kuren in Ems brachten zwar vorübergehende Linderung, aber nun geſellte ſich zum Aſthma noch ein ſchweres Nierenleiden. Den Winter von 1881 — 1882 in Nizza verbringend, mußte er ſich dort einer Karbunkel-Operation auf Leben oder Tod unterziehen. Der Frühling indeſſen, der Sommer und Herbſt ließen ſich für den Heimgekehrten wieder beſſer an; aber es war nur noch ein Abendſonnenſchein in ſeinem Daſein. Doch brachte derſelbe Gutes, Tröſtliches, Verſöhnendes. Eſcher hatte die Freude, ſein einziges Kind, ſeine Tochter Lydia, mit dem Manne ihrer Wahl, einem Sohne des mit Recht hochangeſehenen Bundesraths Welti, zu verloben, und erlebte noch die Genugthuung, daß man ihn wieder im Ernſt und in Ehren den „Eſcher vom Gotthard“ nannte. Als das große Unternehmen, von deſſen Leitung er 1878 zurückgetreten, vollendet war und die feſtliche Eröffnung der Gotthardbahn bevorſtand, da machte ſich denn doch allenthalben ein Gefühl der Gerechtigkeit inbetreff Eſchers ſpürbar. Der Bundespräſident Bavier richtete am 2. Mai 1882 im Namen des Bundesraths ein Einladungsſchreiben an Eſcher, worin es hieß: „Der hervorragende Antheil, den Sie am Zuſtandekommen des großen Werkes gehabt, wird zu allen Zeiten unvergeſſen bleiben, und es muß Ihnen zur Genugthuung gereichen, das, was Sie mit ſo vieler Hingebung und Thatkraft ins Werk geſetzt haben, in ſeiner Vollendung zu erblicken.“ Der Eingeladene durfte ſich den Aufregungen der Einweihungsfahrt nicht ausſetzen und blieb dem Feſtjubel fern, zu welchem die Vertreter der Schweiz, Deutſchlands und Italiens ſich zuſammengeſchart. Aber es wurde ſeiner in den Feſtreden nicht vergeſſen. Von der Bankettafel in Mailand weg ſandten ihm die dortigen Schweizer den Drahtgruß: „Die zur Feier des großen Ereigniſſes der Eröffnung des Gotthard mit den eidgenöſſiſchen Feſtvertretern verſammelte Schweizer-Colonie gedenkt Ihrer unter begeiſtertem Zuruf und tiefgefühltem Dank für

Ihr thatkräftiges aufopferndes Wirken am großen Werke, mit welchem Ihr Name auf ewig verbunden bleibt.“ Der „Verein für Eiſenbahnkunde“ in Berlin überſandte das höchſt ſelten von ihm verliehene Diplom der Ehrenmitgliedſchaft an Eſcher mit einem Begleitſchreiben, worin der wärmſte Dank gezollt wurde „dem Manne, deſſen ſchöpferiſcher Thatkraft, deſſen aufopfernder und voller Hingabe, deſſen raſtloſer Energie das Gotthard-Unternehmen die Großartigkeit ſeiner Anlage, die ſchnelle Förderung und glückliche Vollendung ſeiner Ausführung weitaus in erſter Reihe verdankt.“

Dann kam das Ende. Noch den ganzen Oktober und November hindurch fühlte ſich Eſcher, bei eiſern ſtreng geregelter und enthaltſamer Lebensweiſe, verhältnißmäßig wohl. Aber zu Anfang Decembers, als er ſich gerade anſchickte, zur Bundesverſammlung nach Bern zu reiſen, machte ſich eine abermalige Karbunkelbildung bemerkbar und der raſch und ſchwer Erkrankte ſank auf das Lager, welches ſein Sterbebett werden ſollte. Eine Operation wurde nicht mehr verſucht, weil von den Aerzten als zwecklos erkannt. Schon Sonntag den 3. December war der Zuſtand des Leidenden ein hoffnungsloſer. Am Mittwoch den 6. früh Morgens, iſt er in den Armen ſeiner Tochter geſtorben. Samſtag den 9. December wurde er zu Grabe gebracht. Das Geleite, welches ſeinem Sarge vom Belvoir zur Fraumünſterkirche in der Stadt und von da zum alten

Friedhof in Enge folgte, war ein großartiges. Im Fraumünſter hielt der greiſe Jugendlehrer Eſchers, Profeſſor Schweizer, tiefbewegt die Rede zur „Abdankung“ und ehrten die Verdienſte des Todten der Nationalrathspräſident Deucher im Namen der Bundesverſammlung und der Stadtpräſident Römer im Namen Zürichs.

Die Schweiz hat in Alfred Eſcher einen ihr von ganzem Herzen ergebenen Sohn, die Eidgenoſſenſchaft einen großen Bürger, der Liberalismus einen ſeiner aufgeklärteſten und thatkräftigſten Vorkämpfer verloren. Aber ſein Name wird dauern. Er hat denſelben mit ſtarken Zügen auf die Blätter der Geſchichte ſeines Landes geſchrieben, und wenn Reiſende von Kenntniß und Pietät, Schweizer oder Fremde, die wunderſame Gotthardbahn hinauf und durch den rieſigen Tunnel zum ſchönen Italien hinüber eilen, dann mögen ſie wohl des Mannes gedenken, welcher der Hauptmeiſter des grandioſen Werkes geweſen, und dankbar ſprechen:

Stat ingenii laborisque monumentum.

Der „Herr Thaddäus“ des Mickiewicz.

(März 1883.)

1.

Vor vierzig Jahren — eheu fugaces, Postume, labuntur anni! — verſuchte ich es, meine Landsleute mit der herrlichen Dichtung des größten polniſchen Dichters bekannt zu machen oder wenigſtens ihre Aufmerkſamkeit auf eine literariſche Schöpfung hinzulenken, welche fraglos als die bedeutendſte bezeichnet werden darf, die bislang aus der ſlaviſchen Welt hervorgetreten iſt. Jetzt wiederhole ich dieſen Verſuch, und zwar auf Grund des Vorhandenſeins einer Verdeutſchung vom »Pan Tadeusz«, welche dem Urtheile meiner polniſchen Freunde zufolge als eine des Originals würdige gerühmt werden muß.[1]

Ich weiß recht wohl, Polen und Polniſches ſind dermalen in Deutſchland nichts weniger als populär.

---

[1] Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litthauen von Adam Mickiewicz. Ueberſetzt von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1882. Eine erſte Uebertragung des Werkes, von Spazier, erſchien 1836, eine zweite, von Weiß, 1881.

Abgeſehen von anderem, iſt ja die tiefe Verſtimmung, welche die im „großen“ Jahr uns ſo lärmend gezeigte Feindſeligkeit der Polen hervorgerufen, noch lange nicht verwunden. Gerade dieſe Polakerei — im ſchlimmſten Sinne des Wortes gemeint — hatte aber auch das Gute, daß ſie ganz beträchtlich mithalf, alle Deutſchen von Verſtand und Ehre der dummen Weltbürgerei mälig zu entwöhnen. Ich würde den Tag ſegnen, an welchem, falls ich ihn noch erlebte, die Thatſache konſtatirt werden könnte, daß meine Landsleute aus dem koſmopolitiſchen Traum- und Nebelheim völlig herausgetreten ſeien. Es war ja begreiflich, daß unſere Klaſſiker den Lockruf dahin anſtimmten, als es kein Deutſchland gab, ſondern nur ein trauriges Wirrſal von ganzgroßen, mittelgroßen, mittelkleinen und ganzkleinen Krähwinkeln. Nicht minder begreiflich auch, daß noch in den 30er Jahren unſeres Jahrhunderts die Poeten und Publiciſten vom ſogenannten „Jungen Deutſchland“ im weltbürgerlichen Nebel weiterduſelten. Die tanzten ja, wie Börne und Heine geigten, und dieſe Beiden mußten, auch abgeſehen davon, daß es einen deutſchen Staat noch nicht gab, ſchon von raſſewegen den deutſchnationalen Standpunkt verneinen, wie geſchickt, ja ſogar wie redlich ſie mitunter ſich bemühten, für gute Deutſche nicht nur zu gelten, ſondern auch ſolche zu ſein.

Es iſt ſchlimm für einen Unglücklichen, wenn ſein Unglück ſeine lieben Mitmenſchen zu langweilen beginnt. Das mußten auch die Polen bitterlich erfahren. Unter den Deutſchen wurde es förmlich Mode, über das langweilige polniſche Unglück die Achſeln zu zucken, beſonders ſeit Spottdroſſel Heine die diaboliſch-geniale Romanze vom Krapulinski und Waſchlappski gepfiffen hatte. Ein für allemal ſtand feſt, daß Polen ſeinen Untergang ſich ſelbſt, nur ſich ſelber zuzuſchreiben hätte. Und wahr iſt ja, Polen war getheilt, bevor die Kabinette von Petersburg, Berlin und Wien an eine Theilung des Landes dachten, getheilt in wüthende Faktionen, von denen eine die andere an Selbſtſucht und Verrätherei zu überbieten trachtete und welche alle mitſammen jenen ſcheuſäligen Weichſelzopf zuwegebrachten, genannt polniſche Anarchie — eins der allerärgſten politiſchen Mißgebilde, welche jemals menſchlichen Augen wehthaten. Als endlich die beſten Söhne des Landes den Verſuch machten, mittels der Verfaſſung vom 3. Mai 1791 daſſelbe zu retten, war es zu ſpät. Die an Rußland verkauften Magnaten und Schlachtſchitzen, welche die Konföderation von Targowicza gebildet hatten, mitſammt dem Schürzenſtipendiaten Katharinas der Zweiten, dem König Stanislaus Poniatowski, einem der jämmerlichſten Jämmerlinge, welche irgendwann einen Thron verſchändet haben — ſie waren es, welche »finem Poloniae« herbeiführten. Polen iſt alſo an Polen zu Grunde gegangen. Denn die Theilungsmächte zogen nur die Schlußfolgerungen aus den Prämiſſen, welche die Polen ſelber aufgeſtellt hatten. Nun aber, nachdem das große, in liederlichſter Verblendung ſelbſtverſchuldete Unglück geſchehen war, wurde der Vers von Mickiewicz:

„Vaterland, deinen Werth nur erkennt, wer dich verloren“ —

für die Polen zu einer ſchmerzlichen Wahrheit. Zu einer ſchmerzlichen, aber auch zu einer läuternden und erhebenden. Denn es iſt ja laut und rühmend zu ſagen: Das polniſche Vaterlandsgefühl hat ſeither alle Proben beſtanden, alle! Es iſt jetzt bald ein Jahrhundert verfloſſen, ſeit der polniſche Staat von der Karte Europas weggewiſcht worden; aber die polniſche Nation exiſtirt trotzdem und ließ und läßt hinſichtlich ihrer Exiſtenz die Welt keinen Augenblick im Zweifel. Weder Liſt noch Gewalt, weder Beſchmeichelung noch Bedrückung, weder Ueberredung noch Grauſamkeit haben die Polen zu Verräthern an ihrer Nationalität zu machen vermocht. Wie groß und ſtolz ſtehen ſie da, verglichen mit den Elſäſſern, d. h. mit den bekannten „oberen Zehntauſend“ im Elſaß, welche ſo zappelnd eifrig daran arbeiteten, ſich zu entdeutſchen, und deren höchſter Ehrgeiz darauf abzielte, als Franzoſen zweiter Klaſſe ſich aufſpielen und ein dubioſes Franzöſiſch welſchen zu dürfen, ganz unbekümmert darum, daß gerade die beſten Elſäſſer, wie Oberlin, Pfeffel, Stöber, Mühl, Spach, Baum und andere, das Deutſchthum pietätvoll pflegten, und daß das elſäſſiſche Volk der Verwelſchung entſchieden widerſtrebte. Sogar der römiſchen Kleriſei zum Trotz widerſtrebte, welche bekanntlich den Abfall von der deutſchen Nationalität mit allen Mitteln zu fördern trachtete.

Hat doch ſo ein verwelſchter Bonze noch unlängſt 1) ſich erfrecht, im elſäſſiſchen Landesausſchuß das Glockenlied Schillers, eine der edelſten, ſittlichſten Hervorbringungen der Weltliteratur, als „unſittlich" zu ſchmähen. Gegenüber ſolchem Gebaren der elſäſſiſchen Kleriſei erſcheint das Verhalten der polniſchen wahrhaft ehrfurchtgebietend. Der polniſche Prieſter iſt gewiß ſo gutkatholiſch wie irgend ein anderer; aber für ihn gibt es etwas, was über Rom ſteht, und das iſt Polen. Der Kirche gehört ſein Glaube, aber dem Vaterlande — »Ojczyzna« — gehören ſeine Liebe und ſeine Hoffnung. Auch kommt der polniſchen Geiſtlichkeit zu gute, daß ein feſter, ja ſogar ein fanatiſcher Katholicismus in Polen ſeine Berechtigung hatte und hat, eine große Berechtigung. Denn derſelbe iſt ja fraglos für das Polenthum ein unerſchöpflich kräftiges Mittel geworden, die ruſſiſche Vergewaltigung unwirkſam, die Abſorbirung durch die Moſkowiterei unmöglich zu machen. Wenn irgendwer, hat die polniſche Kirche das Recht, den »Dombrowskiego« zu ſingen: — „Noch iſt Polen nicht verloren!"

Mit der polniſchen Katholicität wetteifert im Patriotismus energiſch die polniſche Literatur in ihrer geſammten neuzeitlichen Entwickelung und Thätigkeit. Von Niemcewicz bis Kraſzewski, von Malczeski bis Pol ſpannt ſich eine Kette von begabten, zum Theil hochbegabten Dichtern und Schriftſtellern herab, deren Werke ganz und gar von dem Gedanken des Vater-

---

1) Februar 1883.

landes erfüllt ſind. Daraus ſchöpfte dieſe Literatur jene Geſundheit und Friſche, welche eines ihrer hervortretenden Merkmale abgibt. Dieſes Merkmal unterſcheidet ſie höchſt vortheilhaft von der gleichzeitigen ruſſiſchen Literatur, welche durchweg einen widerlichen Fäulnißgeruch ausdünſtet. Nicht ausgenommen die modiſch gewordene Novelliſtik Turgénjews, deren äſthetiſcher Werth bedenklich überſchätzt worden iſt, während ihr kulturgeſchichtlicher Gehalt zwar ein ſehr trauriger, aber immerhin belehrender bleibt.

Seine vollendetſte dichteriſche Ausprägung fand der polniſche Vaterlandsgedanke in den Schöpfungen von Adam Mickiewicz, welcher am 24. December 1798 in Zaoſie in Lithauen geboren wurde, am 26. November 1855 in Konſtantinopel geſtorben und auf dem Friedhof von Montmorency bei Paris beſtattet iſt. Die ſlaviſche Raſſe hat ihm einen Ebenbürtigen bislang nicht zur Seite zu ſtellen vermocht. Will man das recht deutlich erkennen, ſo braucht man mit dem Hauptwerk des Mickiewicz, dem „Pan Tadeusz“, nur das Hauptwerk des Ruſſen Puſchkin, den „Eugen Onägin“, zuſammenzuhalten. Die Form iſt beiden Dichtungen gemeinſam: es ſind Romane in Verſen. Aber trotzdem welch' ein Unterſchied zwiſchen beiden! Ein Unterſchied wie zwiſchen Begeiſterung und Blaſirtheit, wie zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung, wie zwiſchen Geſundheitsfülle und ausſichtsloſer Siechheit. Auch erlahmte ja die geſtaltende Hand des ruſſiſchen Dichters, ſo daß er ſeinem Werke keinen befriedigenden Abſchluß zu geben vermochte. Der polniſche dagegen wuſſte ſeinen Stoff zu einem feſtumriſſenen Kunſtwerk zu bilden, welches durch die großartige Plaſtik ſeines Guſſes imponirt und durch die Anmuth ſeiner Ciſelirung das Wohlgefallen erregt und feſthält.

Das Auftreten von Mickiewicz — die zwei erſten Bände ſeiner Dichtungen, enthaltend Balladen, die poetiſche Erzählung „Grazyna“ und die beiden erſten Theile vom „Todtenfeſt“ oder der „Ahnenfeier“ (Dziady), erſchienen 1822 — 23 in Wilna — ſignaliſirte eine formale und eine ſubſtanzielle Reform der polniſchen Poeſie. Die formale war von geringer, die ſubſtanzielle von großer Bedeutung. Denn das in Polen von altersher giltige proſodiſche Princip der Silbenzählung im Versbau wurde beibehalten, obzwar jetzt ſo modificirt, daß neben der Silbenzahl auch die Betonung und die Cäſur das Metrum beſtimmten. An der Thatſache, daß es im Polniſchen nur eine ſehr beſchränkte Anzahl von männlichen Reimen gibt, vermochte natürlich Mickiewicz nichts zu ändern. Ließe ſich doch kaum ein ganz kleines polniſches Gedicht mit ausſchließlich einſilbigen Reimen ſchreiben. Der vorherrſchende Vers war der Alexandriner, deſſen drückendes Geſetz aber Mickiewicz vielfach durchbrochen hat, insbeſondere in ſeinen Liedern, ſowie in ſeinen balladen- und romanzenhaften Gedichten. Seine reformatoriſche Großthat war, daß er die Literatur ſeines Landes von der Zwingherrſchaft der franzöſiſchen Pſeudoklaſſik befreite. Er wurde dadurch für Polen das, was Oehlenſchläger für Dänemark, Tegnér für Schweden, van Lennep für Holland geworden. Aber ſeine Stellung hat das Eigenthümliche, daß er Klaſſiker und Romantiker zugleich: jenes im Sinne der deutſchen Klaſſik Leſſings, Göthes und Schillers, dieſes im Sinne Scotts, Moores und Byrons. Die Genannten, wozu noch Bürger und Shakeſpeare kamen — durch die Werke des letzteren hat er ſich, wie er ſagte, „mit dem Wörterbuch in der Hand gepreßt wie der Reiche durchs Nadelöhr“ — waren ſeine Lehrmeiſter und Vorbilder. Er hat von ihnen gelernt, aber er hat ſie nicht nachgeahmt. Er war und blieb Originalpoet, hauptſächlich darum, weil er, klaſſiſche und romantiſche Elemente in ſeinen Dichtungen mitſammen verſchmelzend, vom Scheitel bis zur Sohle ein Pole, ein polniſcher Patriot war und blieb. An ihm kann man ſo recht ſehen, was für einen ſtarken Halt ein Dichter an einem raſſehaften Volksbewußtſein hat. Dieſes iſt die Seele von allem ſeinem Dichten. Nicht als ob er ſich nicht jener freieſten Subjektivität überlaſſen hätte, ohne welche ja ein Originalpoet gar nicht denkbar iſt. Aber er verſtand es, das eigene Ich und Selbſt mit dem Ich und Selbſt ſeines Volkes unlöslich zu verbinden, und darum verſtand er es auch, die Idee mit der Wirklichkeit zu verſöhnen und alle Empfänglichen ſeines Landes, indem er ſie für das Große der Vergangenheit begeiſterte, zum Verſtändniß der Gegenwart zu führen und zum Gefühl ihrer Pflichten in derſelben zu bringen. „Die Dichter — hat er einmal geſagt — ſollen ihren Menſchenbrüdern vorangehen und den Völkern die Wege weiſen.“

Als lyriſcher Epiker — falls dieſer Ausdruck geſtattet iſt — gewann, meines Erachtens, Mickiewicz den höchſten Preis mittels ſeiner Balladen „Romantik“ und „Frau Twardowska“ (köſtlich humoriſtiſch) und mittels ſeiner Romanzen „Alpuhara“ und „der Renegat“. Als Lyriker entfaltete er ſeine Vollkraft in ſeinen „Sonetten aus der Krim“, gedichtet in ſeinem erſten Exil und in der Trauer um verlorene Liebe. Das nach meinem Gefühl ſchönſte dieſer bilder- und gedankenreichen Gedichte „Meeresſtille“, lautet in freier Verdeutſchung:

„Mit dem Band des Wimpels ſpielt kaum der Wind, die Welle hebt
Sich im Widerſchein des Lichts, wie des Mädchens Buſen bebt,
Das vom Liebesglücke träumt und erwacht und ſeufzt und wieder
Sinkt in Schlummer nieder.

Segel am entblößten Maſt ſchlafen, Banner nach der Schlacht;
Wie an Ketten feſtgeknüpft wieget ſich das Schiff nur ſacht,
Die Matroſen athmen auf und die Fremden in der Runde
Freuen ſich der Stunde.

Meer, es wohnt auch der Polyp in der Tiefe deiner Flut,
Im Gewimmel deines Volks ſchläft verborgen er und ruht,
Wann der Himmel wolkig ſtürmt; aber kehrt die Ruhe wieder,
Reckt er lange Glieder.

Seele, die Erinnerung wohnt, ein Geiſt, auf deinem Grund,
In des Schickſals wildem Sturm ſchläft ſie und du biſt geſund;
Aber wann dir Ruh’ ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Faſſen es die Klauen.“

Die lyriſch-epiſch-dramatiſche Dichtung „Das Todtenfeſt“ iſt eine von jenen, in welchen das große Warum? des Welt-, Menſchen- und Völkerdaſeins aufgeworfen, aber ſelbſtverſtändlich nicht befriedigend beantwortet wird, weil eine ſolche Antwort unmöglich. Die „Dziady“ gehören alſo zur Familie jener Dichterwerke, welche ich, in Ermangelung eines zutreffenderen Ausdrucks, metaphyſiſche nennen möchte: — die Bhagavadgita der Inder, das Buch vom Hiob, den Prometheus des Aeſchylos, den Parzival Wolframs von Eſchenbach, die Göttliche Komödie des Dante, den Magico prodigioſo von Calderon, den Lucifer Vondels, das Verlorene Paradies Miltons, den Fauſt von Göthe, den Kain von Byron, — eine hochedle Familie, wie man ſieht, eine Familie, in deren Adern viel vom beſten Blut der Menſchheit rollt. Mehr an den Stoff gebunden als in dieſem phantaſtiſchen Gedicht, welches ſeiner Natur nach häufig ins Myſtiſche hinaufgreifen muß, erſcheint Mickiewicz in ſeinem „Konrad Wallenrod“ (1829), worin die nationale Idee, welche in den Dziady ſich in myſtiſche Wolken hüllt, im Prachtgewande epiſcher Malerei zur anſchaulich-poetiſchen Erſcheinung kommt, ſo draſtiſch, daß es begreiflich, wenn die Polen dieſen glühenden Geſängen — die Fabel iſt den wilden Kämpfen der Lithauer mit dem Deutſchherrnorden entnommen — den Rang eines Nationalepos zugeſtehen. Außerhalb Polens wird man jedoch kaum anſtehen, dieſen Rang lieber dem von Mickiewicz 1834 in Paris vollendeten „Pan Tadeusz“ einzuräumen. Denn in dieſem Werke offenbart ſich der Genius des Dichters in ſeiner Vollreife und iſt das Polenthum allſeitig zur künſtleriſchen Anſchauung gebracht.

2.

Man kann darüber ſtreiten, ob dem Roman und der Novelle in Verſen die Berechtigung zuſtehe, den höheren Gattungen der Poeſie beigezählt zu werden. Aber der Roman muß nun einmal in der modernen Geſellſchaft das eigentliche Epos erſetzen und die metriſche Novelliſtik hat ſich, ſeitdem ſie nach dem Vorgang von Scott, Moore und Byron auch in Deutſchland ſo begabte Pfleger wie Paul Heyſe und Annette von Droſte gefunden, die Gunſt der Leſewelt in nicht geringem Grade gewonnen. Was iſt auch, genau angeſehen, Göthes „Hermann und Dorothea“ anderes als ein Roman in Hexametern. Will man nicht um Worte ſtreiten, ſo darf man ſogar die homeriſche Odyſſee einen ſolchen nennen, von Firduſis „Königsbuch“, einem richtigen Roman-Cyklus in gebundener Rede, gar nicht zu ſprechen.

Der in Verſen geſchriebene Roman „Herr Thaddäus“ iſt eine Abſpiegelung des polniſchen Lebens, wie es in Gefühlsweiſe und Denkart, in Sitten und Bräuchen, in Vorzügen und Mängeln, in Wollungen und Strebungen zur napoleoniſchen Zeit geweſen. Aber das iſt keine bloß mechaniſche Abſpiegelung, mit der Photographie-Kopirmaſchine gemacht, was man jetzt „Realismus" zu nennen beliebt und mit Trompeten und Pauken zu lobpreiſen pflegt. Sondern es iſt ein Fangen und Faſſen der Wirklichkeit im Spiegel der Poeſie, ein Hinſtellen der polniſchen Welt, wie ſie im Dichterauge ſich ſpiegelte, eine Durchwirkung des Thatſächlichen mit den Goldfäden der Idealität. Denn Mickiewicz trug in ſeiner Seele jenes in allen Farben des Priſma ſchimmernde undefinirbare Etwas, welches den Dichter macht. Gerade wie die Melodie, zuerſt und zuletzt die Melodie den Muſiker macht, die Herren Templeiſen vom Montſalvatſch „Wahnfried" mögen darüber wimmern oder wüthen, wie ſie wollen. Der ſchlichte, beſcheidene, anſpruchsloſe Mozart hatte zur Zeit, wo Größenwahn und Selbſtvergötzung in den Augen der Menſchen noch nicht für Genie galten, in jedem ſeiner fünf Finger mehr Muſik, als in ſeinem ganzen Leibe, das geſammte Inventar ſeines ſardanapaliſchen Apparattrödels inbegriffen, der „Meiſter" hatte, um deſſen Sarg her der gemachte Fanatismus mit der Bildungsphiliſterei einen Schamanentanz komödiantiſcher Trauer aufführte — beiläufig bemerkt, ein widerlich kennzeichnendes Merkmal einer Epoche, welche Sinn und Empfänglichkeit für wahrhaft Schönes und Großes mehr und mehr eingebüßt hat und nur noch den Stichworten und Lockrufen des Schwindels, der Mode und der Reklame Gehör ſchenkt und nachtaumelt.

Das Blech iſt es, welches heutzutage in allem und jedem den Ton angibt. Fabricirt man ja jetzt auch Hofkommuniſtenblech und verkündet zwar nicht vom hohen Olymp, aber doch vom nahebei ſtehenden hohen Katheder herab, aus ſolchem Blech könnten und müßten die Klammern und Krampen geſchnitten werden, welche die aus Rand und Band gehende Geſellſchaft zuſammenhalten würden.

Wie ihr Herold, ſo ſoll der Dichter von Gottes Gnaden auch der Tröſter der Menſchheit ſein. Dieſem zwiefach erhabenen Beruf iſt Mickiewicz gerecht geworden. Zunächſt für ſeine Volksgenoſſen, weiterhin aber für alle, die mit ſeinen Dichtungen bekannt ſind. Ihm iſt in hohem Maße eine Fähigkeit eigen, welche bei neuern und neueſten Poeten immer ſeltener angetroffen wird, die Fähigkeit, für die von ihm geſchaffenen Geſtalten dem Leſer wirkliche Theilnahme einzuflößen, nicht allein kühl-äſthetiſche Sympathie, ſondern auch warm-menſchliche. Er weiß es uns an den Orten, wohin, und unter den Menſchen, zu welchen er uns führt, ſo recht heimelig und behaglich zu machen. Das iſt aber, will mir ſcheinen, kein kleiner Vorzug. Das Leben ſchlägt uns ja wahrhaftig Wunden genug, die Poeſie braucht uns nicht auch noch welche zu ſchlagen. Der Satire mag und muß es geſtattet ſein, die Narrheit zu verſpotten und das Laſter zu ſtrafen; aber die höheren Dichtungsarten ſollten nicht das Schwefelſäureglas, ſondern die Balſamphiole in der Hand tragen.

Mickiewicz macht uns heimiſch und ſtimmt uns behaglich in dem Herrenhauſe von Soplicowo, dem gaſtfreien Heim des Sendzia (Richters) Soplica in Lithauen. Hier im Haus und Garten, im Feld und Forſt, dann in der weiteren Umgegend ſpielt ſich die Schlachtſchitzgeſchichte vom letzten Sajaſd (Einritt) im Lithauerland ab, ein Roman höchſten Stils, welcher vom Idyll zum Epos aufſteigt und von der Familienhiſtorie zur Weltgeſchichte. Was war aber ein Sajaſd? Eine jener vielen, vielen „wohlberechtigten Eigenthümlichkeiten", d. h. einer jener vielen, vielen Mißbräuche der polniſchen Unſtaatswirthſchaft, an welchen das Land zu Grunde ging. Nämlich, in der Republik Polen — eine Republik mit einem König an der Spitze, ſchon das war charakteriſtiſch und rechtfertigte das bekannte »Polonia confusione regitur« — war die Vollſtreckung richterlicher Urtheile ſehr ſchwierig. Das muſste ſo ſein in einem Lande, wo die Vollziehungsgewalt gar keine Mittel hatte, Gerichtsſprüche geltend zu machen, zumal gegen mächtige Edelleute, welche ſammt und ſonders Haustruppen hielten. War es alſo in einer Streitſache dem Kläger gelungen, ein günſtiges Urtheil zu erlangen, welches ihm ein von einem andern innegehabtes Gut als Eigenthum zuſprach, ſo muſste er ſich an den Ritterſtand des Kreiſes wenden, damit mit Hilfe desſelben der Rechtsſpruch zum Vollzug gelangte. In Wehr und Waffen, das Gerichtsdekret in der Hand, zogen Verwandte, Freunde und Nachbarn, begleitet von dem Wozny (Gerichtsweibel, Frohnbote), in das Gut, in deſſen Beſitz der Rechtsſpruch den Sieger im Proceß einwies. Häufig genug gelang die Beſitzergreifung erſt nach tüchtigem Blutvergießen, worauf dann der Wozny den neuen Beſitzer in aller Form als ſolchen proklamirte. Eine ſolche bewaffnete Urtheilsvollſtreckung hieß ein Sajaſd (Einritt).

Um ſo einen Sajaſd dreht ſich die Handlung vom „Pan Tadeusz“ als um ihren Mittelpunkt. Die Zeit, in welcher ſie ſpielt, ſind die Jahre 1811 — 1812. Doch kommt der Dichter, vor- und rückſchreitend, häufig auch auf frühere Zeiten zu ſprechen. Ein Familienzwiſt zwiſchen dem Magnatenhaus Hereszko und dem der Schlachta angehörenden Haus Soplica liegt der Fabel des Romans zu Grunde. Jacek Soplica, der Bruder des Sendzia, hat den Truchſeß Hereszko, den letzten männlichen Sproß ſeines Stammes, erſchoſſen, iſt dann flüchtig geworden und verſchollen. Die Güter der Hereszko hat zum Theil der Sendzia Soplica erworben, welcher der Beſchützer und Ziehvater einer verlaſſenen Enkelin des letzten Hereszko wurde, der jungen Soſchja, in welcher Figur Mickiewicz ein liebliches Bild polniſcher Mädchenfriſche und jugendlicher Grazie gezeichnet hat. Der Sendzia, welcher kinderlos, hat auch ſeinen Neffen Thaddäus, den Sohn des verſchollenen Jacek, an Sohnes Statt an- und aufgenommen und denſelben in Wilna ſtudiren laſſen, von wo er im Beginn der Erzählung nach Soplicowo zurückkehrt, um hier im Hauſe des Oheims die ihm bislang ganz unbekannt gebliebene Soſchja zu treffen. Nun iſt aber ein Abkömmling der Hereszko von Frauenſeite vorhanden, ein Graf, welcher in der Nachbarſchaft ſeinen Sitz hat, reich iſt und, weil im Ausland erzogen und polniſchen Anſchauungen und Sitten entwöhnt, mit ſeinem Proceßgegner Soplica in freundlichen Beziehungen ſteht. Das iſt dem „Schließer" Gervaſy Rembajlo, einem hinterlaſſenen Diener des letzten Hereszko, ein großes Aergerniß. Dieſes Modell eines Schlachtſchitz von echtem Schrot und Korn, genannt das „Herrlein" (von ſeiner Lieblingsanredeform) oder auch der „Schartenkopf" (von den vielen Narben ſeiner Glatze) oder endlich das „Federmeſſer" (weil er ſein rieſiges Rappier ſo zu nennen pflegt), haßt die Soplica grimmig und weiß den Grafen endlich ſo zu verhetzen, daß ſich derſelbe — hauptſächlich, weil ihm die Sache „romantiſch" vorkommt — dazu verſteht, einen Sajaſd gegen Soplicowo zu organiſiren und ins Werk zu richten oder vielmehr durch Rembajlo organiſiren und ins Werk richten zu laſſen. Der bewaffnete Einritt geht vor ſich, insbeſondere mit Hilfe der Schlachta des Saſcianek (Schlachtſchitzdorfes) Dobrzyn. Das Fechten in und um Soplicowo hebt an, wird aber unterbrochen durch die Dazwiſchenkunft eines Bataillons ruſſiſcher Truppen unter dem Kommando des Majors Plut,

„Der da ein beim Zaren vermoskowiteter Pole
Und alſo, wie immer, ein Schuft vom Wirbel zur Sohle" —

genannt wird. Die beiden polniſchen Streitparteien wenden ſich nun gegen die Ruſſen und ſchlagen mit vereinten Kräften dieſelben aus dem Feld, wobei der Abtrünnling Plut vom „Federmeſſer" den Tod empfängt. Aber auch der als Mönch in die Heimat zurückgekehrte Jacek Soplica iſt in dem Kampfe tödtlich getroffen worden und verſöhnt ſich ſterbend mit Gervaſy, wie ſich der Graf mit dem Sendzia wieder auf guten Fuß ſtellt. Die Sieger von Soplicowo entweichen vor den Folgen ihrer Waffenführung gegen die Moſkowiter hinüber ins Großherzogthum Warſchau und kehren dann mit dem von den polniſchen Generalen Dombrowski und Kniaziewicz geführten Vortrab des nach Rußland ziehenden napoleoniſchen Heeres in die Heimat zurück. Inmitten der freudigen Hoffnungen, welche der polniſche Patriotismus an die Anfänge des großen Krieges von 1812 knüpft, ſchließt der Roman mit dem Feſtjubel einer dreifachen Verlobung: der des Thaddäus mit Soſchja, des Grafen mit einer Tochter des Podkomorzy (Kämmerers) und des Rejents (Notars) mit der Dame Telimene, der Erzieherin Soſchjas. Das erſtgenannte Paar bringt mittels ſeiner Verbindung den langen Zwiſt der Häuſer Hereszko und Soplica zu einem erquicklichen Abſchluß.

Dies iſt, mit flüchtigen Strichen gezeichnet, der Gang einer Erzählung, welche im eigentlichſten Sinn ein nationales Charaktergemälde genannt werden muß. Denn auf der Schaffung von Charakterfiguren beruht die Hauptſtärke des Dichters, mit dem wir zu thun haben. Welche Fülle von Geſtalten voll Anſchaulichkeit führt er uns vor! Alle haben den nationalen Zug, aber jede pulſirt doch auch wieder von individuellem Leben. Und wie beſtimmt ſie ſich von einander unterſcheiden und abheben! Mickiewicz verſteht ſich meiſterlich auf die Wirkſamkeit von Kontraſten. Da iſt der Pan Thaddäus, ſo ein Mittelding zwiſchen Primaner und Kavallerie-Lieutenant, wie die Panna Soſchja zwiſchen Backfiſch und Jungfrau ſchwankt, bis ſich beide im Verlaufe der Geſchichte zu feſteren Erſcheinungen herausbilden. Dieſem Paar gegenüber ſteht der romantikiſirende und ſentimentaliſirende, anglomaniſche Graf und die ältliche Kokette Telimene, welche zuerſt mit Thaddäus liebelt, dann nach dem Grafen angelt und zuletzt mit dem Rejent vorliebnimmt. Ebenſo wirkſam iſt der Kontraſt zwiſchen den beiden Brüdern Soplica, dem Sendzia und dem Kweſtarz (Bettelmönch), deſſen geheimnißvolles Treiben auf eine allgemeine Inſurrektion Polens abzielt. Mit ihm, welcher Pater Robak heißt, aber, wie ſchon erwähnt, Jacek Soplica iſt, ſteht in engſter Verbindung und gemeinſamer patriotiſcher Thätigkeit der Jude Jankiel, der meiſterliche Cymbalſpieler. Als ein polniſcher Edelmann im beſten Stil, vornehm und volksthümlich zugleich, erſcheint der Podkomorzy; ſofort auch befreunden wir uns mit dem Wojski (Wirthſchaftsführer in Soplicowo) und mit dem Gerichtsweibel Protaſy. Drei wahre Prachtfiguren begegnen uns in den drei Schlachtſchitzen Gervaſy, genannt das

Federmeſſer, Matſchek Nr. 1, genannt der Kirchenhahn, und Matſchek Nr. 2, genannt der Täufer (nämlich von ſeiner Keule, womit er „wedelte" und „ſpritzte"), und endlich iſt es wohlthuend, daß der polniſche Dichter auch den ruſſiſchen Hauptmann Rykow zu einer ſympathiſchen Perſönlichkeit zu machen wußte.

Die Darſtellung hat etwas Homeriſches. Wir athmen hier nicht die ſchwüle, mit Moder verſetzte Treibhausluft der allerneueſten Novelliſtik, welche Wunders was gethan zu haben glaubt, wenn ſie naturloſe, mühſäligſt ausgeklügelte Probleme mittels raffinirter Zuſpitzungen künſtlich zu löſen unternimmt. Im Pan Thaddäus ſind die ſeeliſchen Vorgänge einfach, weil naturwahr, während die Reden und Handlungen der vorgeführten Perſonen folgerichtig aus den Charakteren entſpringen. Durchſichtig klar, in epiſch-behaglicher Ausweitung, aber nie ſeicht und trivial, fließt die Erzählung dahin, vom echten Pathos zum quillenden Humor übergehend, vom anmuthigen Scherz zum ſchwermüthigen Ernſt zurückkehrend. Durchweg erfriſcht uns der Hauch von grünen Feldern und erquickt uns kräftiger Wälderduft. Ein echt ſarmatiſcher Stämpel wird dem Gedichte dadurch aufgedrückt, daß nahezu die ganze Handlung deſſelben während der Dauer eines großen Gaſtgebotes in Soplicowo verläuft. Es wird im Pan Thaddäus viel geſchmauſt, gerade wie beim Homer.

Groß iſt Mickiewicz in jeder Art von Schilderung. Für jede Seelenregung findet er den entſprechenden Ton, für jede Naturſcene die paſſende Beleuchtung, für jedes Ereigniß die richtige Farbengebung. Gleich zum Eingang die Beſchreibung des Edelhofes iſt ein Kabinettſtück von belebter Malerei. Dann bei Tiſch die Verführung der höchſt ergötzlichen Rivalität, die den Rejent mit dem Aſſeſſor vonwegen der Vorzüge ihrer Windhunde Mutz und Falk entzweit. Im zweiten Geſang kontraſtirt die mit höchſter dramatiſcher Energie vorgetragene Erzählung des Schließers Rembajlo vom blutigen Ausgang des letzten Hereszko gar hübſch mit der originellen Charakteriſirung der verſchiedenen Gemüſearten im Garten des Sendzia. Schön iſt im dritten Geſang die maleriſche Beſchreibung der Wolkenſpiele des nordiſchen Himmels und grandios im vierten die Schilderung der Urwaldwildniß, der „Mateczník" (Lipiner überſetzt Urgeheg). Hier hat Mickiewicz auch Gelegenheit, in ſeiner Darſtellung der Bärenjagd ſeine Meiſterſchaft in der Inſcenirung von Auftritten höchſter Bewegung zu erproben. Nachdem der gehetzte Bär, welcher den jungen Thaddäus und den Grafen in eine nicht gerade heldiſche Situation gebracht, durch einen Kernſchuß des Kweſtarz Robak erlegt worden, bläſt der alte Wirthſchaftsführer das Hallali:

„Da faßt der Wojski ſein Horn, am Gürtel feſtgebunden,
Sein Büffelhorn, ſein langes, geſprenkelt und gewunden
Wie eine Boa — das hält er mit beiden Händen zum Mund,
Bläſt auf zum Kürbis die Backen, Blut glänzt ihm im Augengrund,
Halb ſchiebt er die Lider herab, zieht ein zur Hälfte den Bauch
Und treibt in die Lungen, was er nur hat von Athemhauch,

Und bläſt. Gleich einem Sturmwind trägt das Horn den Schall
Im Wirbel in die Wildniß, verdoppelt im Widerhall.
Die Schützen verſtummen, die Jäger ſteh'n voll Verwunderung
Ob dieſer Töne Wohlklang, Kraft und Schwung.
All' ſeine Kunſt, die einſt ihm erworben Ruhm und Preis,
Entwickelt der Greis noch einmal vor ſeiner Schützen Kreis.
Bald weckt er die Eichen, erfüllt die Forſte weit in der Runde,
Als hätt' er ein Jagen begonnen, als hetzten rings die Hunde.
Denn das iſt die Jagd, gedrängt in Tönen dargeſtellt;
Erſt ſchmettert es hell in die Welt: das iſt der Ruf ins Feld;
Dann winſelt Geſtöhn auf Geſtöhn: das iſt der Rüden Getön;
Dumpf donnert es da und dort: das iſt der Schüſſe Gedröhn.
 Hier hält er, ſenkt aber nicht das Horn — da meinen ſie all',
Der Wojſki ſpiele noch immer; doch war's der Widerhall.
 Er bläſt aufs neue. Das Horn ſcheint immerfort verwandelt:
Bald dicker, bald dünner, wie es des Wojſki Mund behandelt.
Thierſtimmen ahmt es nach; zum Wolfsſchlund ausgereckt
Hallt's jetzt ſo bang, ſo ſchaurig, daß es das Herz erſchreckt;
Zum Bärenrachen erweitert entſendet es lautes Gebrüll;
Dann wie des Uren Gemecker zerreißt's die Lüfte ſchrill.
 Hier hält er, ſenkt aber nicht das Horn, da meinen ſie all',
Der Wojſki ſpiele noch immer — doch war's der Widerhall.
Es hören, es wiederholen das Kunſtſtück ohne Gleichen
Die Buchen den Buchen hinüber, hinüber die Eichen den Eichen.
 Er bläſt aufs neue: als wären hundert Hörner im Horn,
So hört man wirr durcheinander die Haß, die Angſt, den Zorn
Der Leute, der Meute, der Beute. — Nun hält er es hoch erhoben
Und des Triumphs Fanfare ſchlägt an die Wolken droben.
 Hier hält er, ſenkt aber nicht das Horn; da meinen ſie all',
Der Wojſki ſpiele noch immer, doch war's der Widerhall.
So viele Hörner tönen, als Bäume ſind im Raum,
Als wie von Chor zu Chor, ſo fliegt's vom Baum zu Baum,
Und breiter immer und weiter wallen dahin die Töne
Und leiſer immer, in immer reinerer, zarterer Schöne,
Bis ſie irgendwo, fern, an des Himmels Schwelle verwehen!
 Mit ausgebreiteten Armen bleibt der Wojſki ſtehen —
Das Horn, das auf den Riemengürtel niederfällt,
Schwingt hin und her. Sein Antlitz iſt geſchwellt, erhellt,

Und wie begeiſterungstrunken blicken die Augen empor,
Die letzten verklingenden Töne haſcht noch voll Luſt ſein Ohr,
Indeſſen tauſendfältiger Beifall rings erklingt
Und alles Vivat und Glückwunſch dem greiſen Meiſter bringt.“

Ein prächtiges Seitenſtück zu dieſer Hornmuſik gibt im zwölften Geſang das ebenſo meiſterliche Spiel des Juden Jankiel ab, welcher in Cymbaltönen die Geſchichte Polens zu den Ohren und Herzen ſeiner Zuhörerſchaft ſprechen zu laſſen verſteht. Ein nicht weniger prachtvolles Seitenſtück zur Draſtik der erwähnten Bärenjagd bringt der ſiebente Geſang: die Berathung der Sajaſd-Frage durch die Schlachta von Dobrzyn, das richtige Abbild eines polniſchen Reichstags en miniature, nur daß das vom alten Mathias Maſchek eingelegte »liberum veto« den Weitergang der beantragten und beſchloſſenen Thorheit nicht zu hindern vermag, worauf der „Kirchenbahn“ die verſammelten Tumultirer als „Narren“ von ſeinem Hofe jagt. Auf die Kampfſcenen im achten und neunten Geſang iſt wiederum das Preiswort homeriſch anzuwenden: ſo greifbar anſchaulich und voll ſtrotzenden Lebens ſind dieſelben. Die Schellenkappe des Humors macht der Dichter am lauteſten und luſtigſten erklingen in des Wojski Erzählung von der hochergötzlichen Komödie der Irrungen, welche ſich zwiſchen den beiden Schlachtſchitzen Domejko und Dowejko abſpielt; weiterhin in dem Bericht von den Ränken und Schwänken, welche der Gerichtsweibel Protaſy aufwenden muß, um ein gerichtliches Mandat in das Schloß des Grafen zu befördern; endlich in der Schilderung des krabbeligen Abenteuers der Panna Telimene, welche im Birkenwäldchen, das ſie ihren „Tempel der Träumereien" nennt, eine maleriſch-kokettirende, ſchmachtend-ſchwermüthige Poſitur annehmen will, um den jungen Thaddäus anzulocken, und ſich dabei unverſehends mitten in einen großen Waldameiſenbau ſetzt, wodurch die Romantik der Situation natürlich in lachende Komik umſchlägt. Echt national beſchließt Mickiewicz ſeine edle Dichtung mit der Vorführung des Nationaltanzes auf grünem Raſen. Der Podkomorzy führt mit der bräutlichen Soſchja ſtilvoll — hier paſſt in der That eins von den modiſchen Stichwörtern unſerer Tage — die Polonaiſe, welche die ganze zum dreifachen Verlobungsfeſt verſammelte Gäſteſchar mittanzt — ein farbenfunkelndes Bild. Dann —

„Dann tapfer trinkt die Schlachta, ein Hoch ums andre bringt ſie,
Auf Bonaparte, die Feldherrn, Thaddäus und Soſchja trinkt ſie.
Ein Hoch der Reih' nach allen drei verlobten Paaren,
Allen, die kamen, allen, die geladen waren,
Allen Freunden und Lieben, die noch auf Erden leben
Und die als heil'ge Schatten um die Lebendigen ſchweben."

Nach dem dritten Theil der „Dziady" und dem „Pan Thaddäus" hat Mickiewicz nichts mehr gedichtet. Er mochte fühlen, daß er in dieſem ſein Beſtes gegeben, und verſtummte. Wenigſtens als Poet. Daß ſein lithauiſches Epos die höchſte künſtleriſche Leiſtung ſei, wozu der ſlaviſche Geiſt es gebracht, ſcheint mir unbeſtritten zu ſein. Wer unter uns Deutſchen dieſes von echtem Ethos und Pathos volle, dabei höchſt anziehende und feſſelnde Gedicht kennen lernen, genießen und unbefangen auf ſich wirken laſſen will, wird dem trefflichen Verdeutſcher Lipiner aufrichtigen Dank zollen.

»Conjuratio sulphurea«

oder

„Alles ſchon einmal dageweſen.“

(Mai 1883.)

I.

Wie die Geſchichtſchreiber der Gegenwart von einem „Zeitalter der Reformation“ oder von einem „Jahrhundert der Aufklärung“ zu reden gewohnt ſind, ſo werden die Hiſtoriker der Zukunft von einem Zeitalter der Kohle, des Dampfes und der Elektricität reden oder auch wohl von einem Jahrhundert des Knallſilbers, des Nitroglycerins und des Dynamits. Vielleicht nennt man unſere Zeit dermaleinſt kurz und gut die Epoche der Attentate, das Jahrhundert der Mordkläpfe. Eine dannzumal zu ſchreibende Geſchichte der Wiſſenſchaften wird gute Gelegenheit und vollauf Stoff haben, für die raſtloſe Vervollkommnung unſeres Geſchlechtes optimiſtiſches Zeugniß abzulegen, indem ſie darlegt, welche ſtaunenswerthe Vorſchritte Chemie und Mechanik gemacht haben ſeit jenem 24. December von 1800, wo die Chouans Cadoudals in der Straße Saint-Nicaiſe in Paris ihre „Höllenmaſchine“ gegen Bonaparte losbrannten, bis zu jenem 13. März von 1881, wo auf dem Quai des Katharinakanals in Petersburg die Sprengſtücke der nihiliſtiſchen Bomben Scheljaboffs den Leib des unglücklichen Zaren Alexander gräſſlich zerriſſen.

Ja, wir ſchreiten vor und haben es herrlich weit gebracht im Siva-Kult, in der Wiſſenſchaft der Zerſtörung. Auch in der Erhabenheit über das „philiſterhafte Ding“, die Moral, und im Achſelzucken über die „Kinderei“, ſo man Menſchlichkeit nennt. Schon machen wir uns ja gar nichts mehr daraus, um Einen zu treffen, das Leben von Hunderten, von Tauſenden mitzugefährden und unſerem Wahnwitz, unſerem Fanatismus, unſerer Rachgier gleich ganze Menſchenhekatomben darzubringen. Vieles Gewaltige —

„Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
Iſt gewaltiger als der Menſch —“

hat der alte Sophokles vor Zeiten geſungen. Was und wie würde er von des Menſchen Gewaltigkeit erſt zu ſingen und zu ſagen wiſſen, ſo er unſer Jahrhundert der Mordkrache erlebt hätte und mitanſehen könnte, daß eine Handvoll Deſperados, ja ſogar ein einzelner Böſewicht es in der Gewalt habe, mittels des heiligen Dynamits oder mittels des noch heiligeren Nitroglycerins ganze Ortſchaften im Nu zu vernichten. Jede Seite im Buch der ſogenannten Weltgeſchichte trieft bekanntlich von Blut und von Thränen, aber ein ganz neues Kapitel menſchlicher Ruchloſigkeit hat, ſcheint mir, in dieſem Buche die iriſche Dynamitkriegsführung aufgethan. Teufliſcheres als dieſer Gedanke des Maſſenmords aus dem Hinterhalt, aus dem Laboratorium heraus, ward wohl niemals erſonnen. Wir ſind jedoch gegen die Eindrücke derartiger Gräuel, geplanter wie zur Ausführung gebrachter, ſchon ſo abgeſtumpft, daß wir ſie als etwas Selbſtverſtändliches, zur Signatur der Zeit, zur Mode Gehörendes hinnehmen. Gerade ſo, wie wir es als ſelbſtverſtändlich hinnehmen, wenn das alte Volkswort von den kleinen Dieben, die man henkt oder wenigſtens einſperrt, und von den großen, die man laufen läſſt, in unſerer Zeit der Millionendiebe unter direkter Mitverſchuldung einer ſattelweichen Juriſterei und einer feigen Rechtspflege förmlich zu einem Gewohnheitsrecht geworden iſt. Das alles beweiſt, daß eine furchtbarere Revolution, als die Welt je geſehen, im Herz der Geſellſchaft wühlt und ſich anſchickt, in die geſchichtliche Erſcheinung zu treten. Für jeden, welcher die Menſchen und die Geſchichte kennt, iſt es fraglos, daß die herandrohende rieſige Umwälzung zur grauenhafteſten Anarchie abſinken und dieſe unter ſchrecklichem Wehen hinwiederum die härteſte Deſpotie gebären werde. Revolution — Konfuſion — Reaktion — und ſo fort in infinitum bis einmal die alte Mutter Erde ſelber, des zweckloſen Spiels überdrüſſig geworden, eingeht in die ſelige Ruhe Nirwana's, um nur noch als Planetgeſpenſt mitzutanzen im Sternereigen.

Der ſogenannte politiſche Mord hat übrigens von altersher nicht allein milde Beurtheilung, ſondern auch Lobpreiſung gefunden. Die Athener ſangen den „Harmodios“ d. h. ſie ſtimmten bei ihren Sympoſien das von Kalliſtratos zu Ehren der Mörder des Zwingherrn Hipparchos, zu Ehren des Harmodios und Ariſtogeiton gedichtete Lied als Rundgeſang an. Cicero bedachte ſich nicht, in ſeinen Büchern „Von den Pflichten“ zu behaupten, das römiſche Volk habe die Ermordung Cäſars für eine allerſchönſte That (»pulcherrimum factum«) angeſehen (De off. III, 4), und ſpäter lobpries Lucanus dieſe That an mehreren Stellen ſeiner „Pharſalien“. Auch dem Mittelalter war die Anſicht von der Berechtigung des Tyrannenmordes keineswegs fremd. Dem Zeitalter des Renaiſſance jedoch blieb es vorbehalten, den Mord zu einem Hauptfaktor der Politik zu machen und einen Ceſare Borgia als den Erzvirtuoſen der politiſchen Mordkunſt auf ein weltgeſchichtliches Piedeſtal zu ſtellen. Was er und vor ihm ſchon der elfte Louis von Frankreich prakticirt hatte, das theoretiſirte dann „mit Teufelsfingern“ Machiavelli in ſeinem Buch »Del principe« — keineswegs aus Luſt am Böſen, trotz der »digiti diabolici«, ſondern als ein Mann, welcher ſeinen Mitmenſchen zeigen wollte, wie es zu- und hergeht in der Welt und wie man's macht. Dem bornirten Lutherthum in ſeiner

Knechtſchaffenheit iſt die Thatſache ſehr unbequem, daß die Reformatoren Luther und Melanchthon den politiſchen Mord in ſeiner Form als Tyrannenmord ausdrücklich für zuläſſig, ja für preiswürdig erklärten. Der bornirte Katholicismus ſeinerſeits möchte die Thatſache aus der Welt ſchweigen, daß die Kaſuiſtik der Jeſuiten den politiſchen Mord unter Umſtänden ebenfalls als eine »ultima ratio« anerkannte und empfahl. Das berühmteſte Beiſpiel von der Anwendung dieſes „letzten Beweisgrundes“ wurde an jenem 10. Julitag von 1584 gegeben, als der Burgunder Balthaſar Gérard zu Delft den „großen Schweiger“ des 16. Jahrhunderts, Wilhelm von Oranien, meuchleriſch erſchoß »met een pistolet met drij fenijnige ende geketende looten aen een gehecht geladen zijnd«, ſich rühmend, daß er „als ein David den Goliath von Gath erſchlagen hätte.“ Daß dieſer mörderiſche Fanatiker über den von ihm beabſichtigten Mord den Rath von Jeſuiten in Trier und Tournay eingeholt, ebenſo, daß der Prinz Alexander Farneſe von Parma, ſpaniſcher Statthalter der Niederlande, um den Anſchlag gewuſſt und demſelben eifrig zugeſtimmt hatte, kann gar keiner Anzweifelung unterſtellt werden. Das Verdienſt der Meuchelthat iſt auch glänzend anerkannt worden, indem Philipp der Zweite auf Parmas Vorſchlag die Hinterlaſſenen des grauſam hingerichteten Mörders mit den drei dem gemordeten Oranien geraubten Herrſchaften Dampmartin, Hoſtal und Lievremont in der Franche-

Comté beſchenkte. Die allerkatholiſchſte Majeſtät von Spanien war überhaupt ſehr ſtark in der Mordpolitik.

Aber keineswegs war das der finſtere Philipp allein. Das „Unterdrücken“, das „Beſeitigen“, das „Verſchwindenlaſſen“ hinderlicher, miſſliebiger, verhaſſter Perſonen, kurz der Mord bildete das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch ein Hauptinventarſtück der Politik. In allen heikeln und ſchwierigen Fällen galt er für ein ſelbſtverſtändliches „Expediment.“ Man machte darum auch nicht viel Weſens daraus. Nur ganz beſonders ſchreckhafte Fälle, wie etwa die Indieluftſprengung Darnley's, des Gemahls der Maria Stuart, durch ihren „Freund“ Bothwell oder die Ermordung des dritten und des vierten Henry von Frankreich oder die „Beſeitigung“ Wallenſteins waren, weckten einen lauteren Widerhall. Die Lehre von der Räthlichkeit religiöſer und politiſcher Maſſenmorde beleuchteten gleichzeitig und grauſenhaft die Bluthochzeit der Bartholomäusnacht in Frankreich und die vom Zaren Iwan dem Schrecklichen veranſtalteten „Opaly“ (Ausmerzungen) in Ruſſland. Wie dieſer Zar gethan, ſo haben nachmals die jakobiniſchen Terroriſten der franzöſiſchen Staatsumwälzung die maſſenhafte Abſchlachtung von Menſchen zu politiſchen Zwecken in ein förmliches Syſtem gebracht.

Was endlich das 19. Jahrhundert angeht, ſo wird niemand beſtreiten wollen, daß im Kredo der Revolutionspfaffen, welche an Bornirtheit und Fanatismus den

Reaktionspfaffen durchweg gleichſtehen, der politiſche Mord einen anerkannten und nach Vermögen gehandhabten Paragraphen ausmacht. Derſelbe hat ja ſogar die Milch der frommen Denkart deutſcher Burſchenſchafter zeitweilig ſo ſehr in gährend Drachengift verwandelt, daß der Phantaſt Ludwig Sand den Kotzebue todtzuſtechen im März von 1819 für ſeine patriotiſche Pflicht und Schuldigkeit anſah. Seither haben wir älteren Leute eine ganze Reihe von Attentaten „ſchaudernd miterlebt". Indem wir dieſelben an unſerer Erinnerung vorüberziehen laſſen, könnten wir, ſo wir zum Singen aufgelegt wären, anſtimmen: „Alles wiederholt ſich nur im Leben." Denn, fürwahr, die neuen Attentäter ſind nur Plagiatoren der alten. Selbſt die „Minirer" und „Sprenger" unſerer Tage ſind keine Originale. Sie planen und verſuchen nur, was andere ſchon lange vor ihnen geplant und verſucht haben.

Laſſt uns in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückblicken, um hierfür eine denkwürdige Epiſode der engliſchen Geſchichte als einen Beweis der Wahrheit zu erbringen.

2.

„Queen Beß", die rothhaarige Tochter Heinrichs des Achten, des Weibermörders, weit weniger Virgo als Virago, würde als die geſchickteſte Heuchlerin und als die glänzendſte Herrſcherin der ſogenannten Weltgeſchichte daſtehen, ſo ſie nicht von der zweiten Katharina von Rußland überheuchelt und überglänzt worden wäre. In ihren letzten Jahren war die Königin Eliſabeth von jenem Ekel an der Welt, an den Menſchen und an der Macht erfaßt, welcher deſpotiſche Naturen in alten Tagen nicht ſelten heimzuſuchen pflegt. Weil ſie jedoch von Kindheit auf in der Verſtellung gewohnt hatte als in ihrem eigenſten Heim, konnte ſie von der Uebung der Heuchelkunſt nicht laſſen bis zuletzt. Maßen es für die nahezu Siebzigjährige keinen Sinn mehr hatte, Jungfräulichkeit zu heucheln, heuchelte die Gichtbrüchige wenigſtens noch jugendliche Beine, indem ſie im Frühjahr von 1602 mit ihrem Gaſt, dem Herzog von Nevers, im Bankettſal von Windſor eine Gaillarde hüpfte. Im folgenden Frühling iſt ſie geſtorben (24. März 1603) und hat den Thron von England und Irland, nachdem drei männliche und zwei weibliche Tudors darauf geſeſſen, den ſchottiſchen Stuarts hinterlaſſen, deren »troublesome reign« mit Jakob dem Erſten anhob, um ſchon mit Jakob dem Zweiten zu enden.

Ein gelehrter Herr — er hat unter anderem ein Buch wider die Hexen verübt (»Demonology«, Edinb. 1591) — war er im übrigen ein „geflickter Lumpenkönig", wie der arme Hamlet ſeinen Stiefpapa unhöflicher Weiſe ſchilt, ſtammelnd, geifernd, dem Laſter Sodoms ergeben, beim Anblick einer entblößten Klinge von nervöſem Zittern überlaufen, der Narr ſeiner Buhlknaben, ein

Pedant in Kleinigkeiten, unfähig und läſſig zum Großen, träge zum Guten. Trotz alledem hatte eine Partei in England große Hoffnungen auf den Sohn der „Märtyrin“ Maria Stuart geſetzt und empfing den neuen König mit geräuſchvollen Sympathiebezeigungen und hochfliegenden Erwartungen. Dieſe Hoffenden waren die Katholiken Englands, wie es deren in den Reihen der Nobility und Gentry noch viele gab, während der Papismus in den bürgerlichen Mittelklaſſen nur ſchwach vertreten war.

Die Art und Weiſe, wie in England die „Reformation“ durch den wüſten Tyrannen Heinrich den Achten begonnen und fortgeführt worden, gehört bekanntlich zu den unſittlichſten Dingen, die jemals die Geſchichte eines Volkes verſchändet haben. Begreiflich daher, daß es keineswegs die ſchlechteſten Engländer geweſen ſind, welche gegenüber einer ſolchen rein oder vielmehr ſehr unrein aus der tyranniſchen Willkür eines ausſchweifenden Königs hervorgegangenen „Reformation“ am Katholicismus feſthielten. Der Anglikanismus, die »High-Church«, ſoweit ſie unter Edward dem Sechſten und unter der Königin Eliſabeth ausgeſtaltet worden war, dieſes „prälatiſche Maſtſchwein von Kirche“, wie die ſchottiſchen Covenanter ſie ſchimpfirten, vermochte weder die Katholiken anzulocken, noch das tiefer gehende religiöſe Bedürfniß der Anhänger der Reformation in der Gentry und im Bürgerthum zu befriedigen. Daher die Standhaftigkeit der engliſchen Katholiken auf der einen und die Herausbildung des Presbyterianismus und Puritanismus aus der Hochkirche auf der andern Seite. Nach beiden Seiten ging, wie jeder weiß, die High-Church, d. h. die Hof- und Staatskirche, an der Hand grauſamer Strafgeſetze mit blutigen Verfolgungen vor. Die anglikaniſche Hierarchie kannte Duldſamkeit ſo wenig wie die römiſche und der Erzbiſchof Laud, welcher noch unter Karl dem Erſten den hochkirchlichen Großinquiſitor ſpielte, konnte ſich an Fanatismus und Steinherzigkeit mit jedem ſpaniſchen meſſen.

Gar mancherlei Hoffnungen, welche das Herabkommen Jakobs aus Edinburg nach London im April 1603 erregt hatte, wurden alsbald gröblich getäuſcht. Die engliſchen Katholiken hatten es für ſelbſtverſtändlich angeſehen, daß der Sohn der durch die „Ketzerin“ Eliſabeth umgebrachten Maria Stuart ſich beeilen würde, zu Gunſten des alten Glaubens ein Duldungsedikt ausgehen zu laſſen. Die Puritaner ihrerſeits hatten erwartet, daß der neue König, der ja in den Grundſätzen des ſchottiſchen Preſbyterianismus erzogen worden, die Bedrückungen abſtellen würde, welche ſie vonſeiten der Hochkirche zu erdulden hatten. Weder zu dieſem noch zu jenem ließ ſich Jakob herbei. War er doch ſchlau genug, ſofort nach ſeiner Beſitzergreifung vom engliſchen Throne zu merken, daß die anglikaniſche Hochkirche ganz dazu gemacht, geeignet und willig wäre, der allen Stuarts anhaftenden Neigung zum deſpotiſchen Regiment hilfreiche Hand zu bieten. Die anglikaniſche Orthodoxie in England hat ſich ja durch ihre Servilität von jeher geradeſo ausgezeichnet wie die lutheriſche in Deutſchland. Jakob der Erſte gab daher ſeine innige Sympathie mit dem „prälatiſchen Maſtſchwein" zu erkennen, indem er im März 1604 eine Kundgebung erließ, allworin er auf ſtrenge Glaubenseinheit, d. h. auf hochkirchliche Rechtgläubigkeit, zu halten erklärte und alle „Nichtkonformiſten" mit der Anwendung der beſtehenden Strafgeſetze bedrohte, falls ſie nicht zur „Konformität" ſich entſchlöſſen. Von einem Toleranzedikt zu Gunſten der Katholiken war auch keine Rede und ſo ſahen ſich denn Papiſten und Puritaner von der Regierung Jakobs des Erſten gleichermaßen bedroht.

Der Puritanismus begnügte ſich daraufhin vorderhand mit der Leiſtung paſſiven Widerſtands. Er hatte ſich erſt zu ſammeln, zu vertiefen und zu kräftigen, bevor ſeine Zeit kam, die Zeit, wo ſein Held und Heiliger aufſtand, Oliver Cromwell, um auf dem Marſtenmoor und bei Naſeby Königthum und Hochkirche mitſammen zu Boden zu ſchlagen. Unter den engliſchen Katholiken aber gab es welche, die ſchon jetzt ſich unterwanden, der Gewalt, unter der ſie litten, Gewalt entgegenzuſetzen, und die demzufolge zu einem Komplott zuſammentraten, das mittels eines furchtbaren Mordſchlags ihren vergewaltigten Glaubensgenoſſen im Lande zu einer allgemeinen Erhebung in Waffen das Signal geben ſollte. Demnach wurde, was ſpäter, unter der Regierung Karls des Zweiten, nur das ungeheuerliche Lügenmärchen eines teufliſchen

Schurken, des anglikaniſchen Pfaffen Titus Oates, werden ſollte, unter der kaum angehobenen Regierung Jakobs des Erſten zu einer geſchichtlichen Thatſache.

Bei verzweifelten Unternehmungen pflegen nicht Männer von zweifelloſer Achtungswürdigkeit voranzugehen, ſondern vielmehr Leute, die man, und zwar nicht allein im kriegsgeſchichtlich-techniſchen Sinn, als »enfants perdus« bezeichnen kann. So geſchah auch bei dem Unternehmen, von welchem der, den es in erſter Linie bedrohte, König Jakob der Erſte, nachmals unter dem Titel »Conjuratio sulphurea« in gelehrtem Latein gehandelt hat und das als „Pulververſchwörung" im Gedächtniß der Menſchen fortlebt.

Zur Zeit König Richards des Dritten war als einer der ſkrupelloſeſten Handlanger dieſes Realpolitikers 1) ein gewiſſer William Cateſby auf nichts weniger als ſauberen Wegen emporgekommen. Die Nachkommen deſſelben lebten zu Anfang des 17. Jahrhunderts als begüterte Mitglieder der Landgentry in den Grafſchaften Northampton und Warwickſhire, wo die Anhänger des katholiſchen Bekenntniſſes noch ziemlich dicht beiſammenſaßen. Hier alſo wurde die Scheiterung der auf den Sohn der Maria Stuart geſetzten Hoffnungen ſchwer empfunden und in den Familien der Cateſby, Treſham, Winter und Wright hatte man infolge der harten widerkatholiſchen Strafgeſetze erlittene Bedrückungen und Einbußen zu beklagen und von der Zukunft

---

1) Vgl. meine „Menſchliche Tragikomödie", Bd. XII, S. 1 fg.

noch mehr zu fürchten. Möglich, daß man es bei Klagen und Sorgen hätte bewenden laſſen, falls da nicht Einer geweſen wäre, welcher nicht dazu gemacht war, in thatloſer Kümmerniß die Hände in den Schoß zu legen. Robert Cateſby hatte ſich ſchon in den letzten Jahren der Regierung Eliſabeths an allerhand Zettelungen betheiligt, auch an der des Grafen Eſſex, und war dafür mit einer ſchweren Geldbuße belegt worden. Im übrigen war ſein Ruf nicht gerade fein. Es war geradezu der eines Wüſtlings und Verſchwenders. Auch ſagte man ihm nach, er wäre, im Katholiciſmus geboren und erzogen, von demſelben abgefallen, dann aber nach größtentheils vergeudetem Vermögen wieder in den Pferch der alleinſeligmachenden Kirche zurückgekehrt und zwar mit dem Beſtreben, mittels verdoppelten Eifers ſeinen Abfall vergeſſen zu machen. Jedenfalls iſt er ein Mann von ſtarken Gefühlen, heftigen Leidenſchaften und nicht gemeinem Verſchwörertalent geweſen. Allem nach muß er, obzwar die auf uns gekommenen Zeugniſſe es nicht ganz unwiderſprechlich klarſtellen, als der eigentliche Planzeichner und Organiſator der Pulververſchwörung angeſehen werden.

Worauf zielte dieſelbe? Auf nichts Geringeres als darauf, beim nächſten Zuſammenkommen des Parlamentes während der Eröffnungsſitzung den König und ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen von Wales, ſammt allen geiſtlichen und weltlichen Lords, ſowie ſämmtliche Mitglieder des Unterhauſes mittels Pulvers in die Luft zu ſprengen.

3.

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden“ — dann greift er heutzutage nicht mehr „hinauf in den Himmel“, um von dort „ſeine ewigen Rechte herunterzuholen“, ſondern er greift ohne weiteres zum Drehpiſtol, zur Dynamitbombe oder zur Nitroglycerinflaſche, um den Unterdrückern fühlbar zu machen, daß „dem Schwachen auch ein Stachel gegeben iſt.“ Wer hörte ohne Grauen von der „Dynamitverſchwörung“, welche die Iren gegen die Engländer organiſirt haben? Aber wenn wir unſere Blicke rückwärts die Zeiten hinauf werfen, wenn wir ſehen, daß und wie die Engländer von ihrem erſten Eroberungszug nach Irland i. J. 1168 an auf der „Smaragdinſel“ gewaltet, gewüthet und gewüſtet, wenn wir betrachten, daß und wie die Eroberer und Zwingherren durch alle die Jahrhunderte herab das arme Erin wiederholt und abermals zum Leichenacker, zur Wildniß gemacht, daß und wie ſie Grund und Boden den rechtmäßigen Beſitzern gewaltſam raubten, daß und wie ſie Hunderttauſende, nein, Millionen iriſcher Männer, Weiber, Greiſe und Kinder mittels Hungers und Elends vernichteten oder zur Flucht von Haus und Hof und Heimat zwangen, wenn wir alle die Berge von Freveln und Gräueln erblicken, welche engliſcher Hoch- und Uebermuth, engliſche Rechtsverachtung, Fühlloſigkeit

und Grauſamkeit in Irland aufgethürmt haben —, ja dann werden wir es, wenn nicht verzeihlich, ſo doch begreiflich finden, daß jenen Bergen gegenüber ebenſo hohe Berge von Haß und Racheluſt ſich aufhäufen muſſten, daß die Nachkommen der Miſſhandelten, Beraubten, Erſchlagenen, Geächteten und Vertriebenen, ſobald ſie ſich rühren konnten, glaubten —
»Poenarum grave sit solvendi tempus adactum« —
ihre Feſſeln wüthend ſchüttelten, ihren „Stachel“ gegen die Nachkommen der Unterdrücker, Berauber und Peiniger ihrer Vorfahren hervorkehrten, jeden Engländer für vogelfrei hielten und erklärten und in dem Gedanken und Plan, ganz England, wo möglich, in ein Trümmerfeld zu verwandeln, nur das Werk gerechter Vergeltung ſehen wollten und ſahen.

Wer die ungerechten und grauſamen Verfolgungs- und Unterdrückungsgeſetze anſieht, wie ſie unter Heinrich dem Achten, Edward dem Sechſten, Eliſabeth und Jakob in England gegen die Katholiken und ihre Prieſter erlaſſen und gehandhabt worden ſind, der wird auch verſtehen, wie es möglich, daß aus der Mitte der Unterdrückten der ungeheuerliche Gedanke der Pulververſchwörung aufſchieſſen konnte. Sind doch die religiöſen Leidenſchaften noch weit heiſſer und mächtiger als die politiſchen, weil die Religion den natürlichen, d. h. noch nicht über- und verbildeten Menſchen mit Himmel und Hölle verknüpft, d. i. mit ſeinen urſprünglichſten und gewaltigſten Gefühlen, mit der Hoffnung und der Furcht.

Zeitig im Jahre 1604 ging Cateſby darauf aus, Komplottgenoſſen anzuwerben. Er ſah es dabei auf katholiſche Gentlemen von gutem Ruf ab. Solche waren Thomas Winter und die Brüder Chriſtopher und John Wright. Als ſie ſich bereitwillig finden ließen, machte der Komplottſtifter ſie zu Sendboten, welche ſeine alten Beziehungen zum ſpaniſchen Hof wieder auffriſchen ſollten. Zu dieſen Beziehungen hatte es auch gehört, daß Cateſby an der Errichtung und Werbung eines aus engliſchen Katholiken beſtehenden Regiments von 1500 Mann eifrig mitgearbeitet hatte, welches Regiment drüben in den ſpaniſchen Niederlanden in den Dienſten der „katholiſchen Erzherzoge“ Albert und Iſabella, d. i. der Statthalter des König Philipps des Dritten von Spanien ſtand. Allerdings wurde gerade um dieſe Zeit, im Auguſt 1604, dem unter Philipp dem Zweiten und Eliſabeth ausgebrochenen Krieg zwiſchen dem katholiſchen Spanien und dem proteſtantiſchen England ein Ende gemacht durch einen übereilten, von Jakob dem Erſten heftig gewollten Friedensſchluß. Allein der Gegenſatz zwiſchen den beiden Staaten blieb doch beſtehen und die engliſchen Pulververſchwörer hofften zuverſichtlich, einen Rückhalt an Spanien zu finden. Auf Cateſby’s Weiſung gingen Thomas Winter und Chriſtopher Wright nach Flandern, um die Unterſtützung der „katholiſchen Erzherzoge“ und weiterhin die König Philipps des Dritten für die engliſchen Katholiken nachzuſuchen. Nebenbei ſollten die Sendlinge mit dem erwähnten engliſchen Regiment, welches unter der beichtväterlichen Obhut der Jeſuiten ſtand und in welchem nur ganz ſtrenggläubige Gentlemen zu Officiereſtellen gelangen konnten, zweckdienliche Verbindungen anknüpfen. Einer der Officiere, welchen ſie Eröffnungen machten, hieß Guy Fawkes, welchen ſein Vorgeſetzter Owen, ſowie der Regimentspater Baldwin von der Geſellſchaft Jeſu als einen Mann bezeichneten und prieſen, welcher im Dienſte der heiligen Religion vor nichts zurückſchräke und zu dem „großen Werke“ ganz beſonders geeignet wäre. Ein dazumal in England als heimlicher Miſſionär thätiger und mit den Pulververſchwörern einverſtandener Jeſuit, der Pater Greenway, hat ſeinerſeits bezeugt, daß Guy Fawkes „ein Mann von muſterhafter Mäßigkeit und großer Frömmigkeit geweſen, mild und ſanftmüthig in ſeinem Gebaren, aller Händelſucht und Streitluſt abgeneigt, treu in der Freundſchaft und höchſt pünktlich in der Erfüllung ſeiner religiöſen Pflichten.“ Selbſtverſtändlich trägt dieſes Zeugniß die Parteifarbe; doch darf immerhin angenommen werden, daß Fawkes weder hinſichtlich ſeiner Fähigkeiten ein gewöhnlicher, noch hinſichtlich ſeiner Sinnesweiſe ein gemeiner Menſch geweſen ſei. Er ging mit ganzer Seele auf das Vorhaben der Pulververſchwörer ein und ſtellte ſich denſelben zur Verfügung. Offenbar gehörte der Mann zu jenen Charakteren, welche, ſo ſie einmal von einem Gedanken beſeſſen ſind, auf das von demſelben gezeigte Ziel losgehen, wie die abgeſchoſſene Kanonenkugel auf das ihrige losgeht.

Am ſtatthalterlichen Hofe zu Brüſſel war für die Zwecke der Verſchwörer nichts auszurichten. Auch nicht am Hofe von Madrid, wohin Chriſtopher Wright, begleitet von Guy Fawkes, ſich begeben hatte. Die Miniſter Philipps des Dritten, froh des in ſicherer Ausſicht ſtehenden, für Spanien vortheilhaften Friedens mit England, wollten ſich auf nichts einlaſſen. Catesby's Sendboten mußten alſo der Hauptſache nach unverrichteter Dinge über das Aermelmeer heimkehren, ſtatt der Zuſicherung ſpaniſcher Beihilfe nur Guy Fawkes mitbringend. Aber das war immerhin etwas. Und Catesby iſt nicht der Mann geweſen, welcher ſich durch den diplomatiſchen Fehlſchlag, den ſeine Sendlinge gethan, entmuthigen ließ. Er wußte jetzt, daß die Katholiken Englands — weil ja auch Papſt Clemens der Achte ſich nicht herbeilaſſen wollte, über König Jakob den Bann zu verhängen — vorderhand ſich nur auf ſich ſelber ſtellen und verlaſſen könnten. Unermüdlich im Weibeln und Werben für das Komplott, gelang es ihm, den Umfang deſſelben allmälig zu erweitern. Jedoch ging er dabei ſehr vorſichtig fürbaß, indem er in das eigentliche Geheimniß der Verſchwörung nur Solche einweihte, an deren Zuverläſſigkeit kein Zweifel ſich heranwagte. Unter den Eingeweihten befand ſich Thomas Percy, ein Gentleman aus dem großen Hauſe Northumberland, welcher eine Stelle in König Jakobs Hofhalt bekleidet hatte zur Zeit, als dieſer noch in Schottland weilte und die Maſke katholiſcher Sympathieen vorſteckte. Da nun Percy, nachdem Jakob auf den engliſchen Thron gelangt war, erkennen muſſte, daß von dem neuen König für die Katholiken auch nichts zu erwarten wäre als Verfolgung, ſteigerte ſich ſein eigener Katholiciſmus zu fanatiſchem Haß und wurde er ein energiſcher Pulververſchwörer.

Unlange nach der im April 1604 erfolgten Heimkehr von Winter, Wright und Fawkes nach England, als Cateſby mit Beſtimmtheit erfahren hatte, daß die Stipulationen des Friedensſchluſſes mit Spanien durchaus nichts Günſtiges für die engliſchen Katholiken enthalten würden, berief er die Mitglieder des „inneren Cirkels“ der Verſchwörung zu einem feierlichen Rathſchlag. Das war ſicherlich eine Scene, von welcher man wünſchen möchte, daß Shakſpeare ſie uns vorgeführt hätte. Er hätte das Zeug gehabt, uns in die Seelen dieſer fünf Männer, Cateſby, Winter, Wright, Percy und Fawkes, hineinblicken und uns vernehmen zu laſſen, was und wie ſie ſprachen, um das Furchtbare, das Ungeheure, welches ſie wollten und planten, in Worte zu kleiden. Sie ſcheinen von dem Ernſt der Stunde alleſammt tief ergriffen geweſen zu ſein. In einem hinter Clements-Inn zu London einſam gelegenen Hauſe kamen ſie zuſammen und begannen damit, einander auf die heilige Dreieinigkeit und das heilige Sakrament des Altars zuzuſchwören, das, was geredet und ausgemacht werden ſollte, niemals zu verrathen. Hierauf verſchritten ſie dazu, ihr ſchreckliches Vorhaben in allen Einzelnheiten durchzuſprechen und feſtzuſtellen, ſowie jedem von ihnen ſeine Rolle und Stelle bei der Ausführung anzuweiſen. Daß es ſich dabei um Kopf und Kragen handelte, mußte allen vollkommen klar ſein und war es auch zweifelsohne. Nachdem ſie einig in allem und jedem, gingen ſie aus dem Erdgeſchoß in das obere Stockwerk des einſamen Hauſes hinauf, wo ein Altar errichtet war. An dieſem las ihnen ein Jeſuitenpater, Namens Gerard, eine Meſſe. Dann hörte er ihre Beichte und ſpendete ihnen die Kommunion. Im übrigen ſcheint dieſer Prieſter nicht in ihr furchtbares Geheimniß eingeweiht geweſen zu ſein. Wenigſtens konnte er ſpäter des Mitwiſſens nicht überwieſen werden.

Anders verhielt es ſich mit dem Superior der Jeſuiten in England, dem Pater Garnet. Dieſem nämlich wurde von einem der Pulververſchwörer die Frage vorgelegt, ob ein auf das Heil der allerheiligſten und alleinſeligmachenden Religion abzielendes Unternehmen zur Ausführung gebracht werden dürfte, wenn Gefahr vorhanden, daß dabei auch etliche oder gar mehrere Katholiken umkämen, und der hochwürdige Herr gab hierauf die keineswegs orakelhafte, ſondern ſehr deutliche Antwort, falls das Unternehmen ein zweifellos gutes und falls daſſelbe auf keine andere Weiſe durchzuführen wäre, ſo hätte es nichts zu ſagen, wenn mit vielen Schuldigen auch etliche Unſchuldige zu Grunde gingen.

4.

Die erſten Maßnahmen der Verſchwörer waren nun dieſe, daß Percy ein an das Parlamentsgebäude ſtoßendes Haus miethete und als ſeinen angeblichen Hausmeiſter den Fawkes, welcher den Namen Johnſon annahm, darein ſetzte. Sodann wurde im Quartier Lambeth noch ein zweites Haus gemiethet und daſſelbe der Aufſicht eines Robert Keyes unterſtellt, welchen Cateſby in das Komplott einſchwor. Dieſes Haus in Lambeth diente zur vorläufigen Aufnahme der Pulver- und Holzvorräthe, deren die Verſchwörer zu ihrem Vorhaben bedurften.

Auf die Kunde hin, das Parlament ſei auf den Anfang Februars von 1605 vertagt, zerſtreuten ſich die Pulvermänner, um für den Sommer auf's Land zu gehen, mit der Verabredung, im November wieder in der Stadt zuſammenzutreffen. Gerade im Laufe des Sommers und Herbſtes von 1604 fuhr die Regierung mit den allerhärteſten Maßregeln gegen die Katholiken vor und ließ namentlich verſchiedene Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu einziehen und hinrichten. Daher noch heftigerer Grimm und Groll der Verſchworenen und eifrigeres Werben und Weibeln für das Komplott, deſſen Mitglieder jetzt auch ins Auge faſſten und beredeten, was geſchehen ſollte, wenn es gelungen wäre, Lords und Commoners ſammt König Jakob und dem

Prinzen von Wales „himmelan fliegen zu machen.“ Man nahm als ſicher an, daß wohl der ältere Sohn des Königs dieſen zur Eröffnung des Parlaments begleiten würde, nicht aber der jüngere, der Duke of York, und ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Eliſabeth. Dieſer königlichen Kinder wollte man nach losgegangenem Mordkrach ſich bemächtigen und je nach den Umſtänden das eine oder das andere auf den Thron ſetzen. Während ihrer Minderjährigkeit ſollte die Regierung ein Protektor führen wie zur Zeit der Unmündigkeit Edwards des Sechſten, aber natürlich müſſte der Protektor ein Katholik ſein und im Sinne der Katholiken regieren.

Ihrer Verabredung getreu im Spätherbſte wieder nach London gekommen, begaben ſich die Verſchwörer jetzt an die Arbeit. Ein großer Vorrath von Pulver, Holzſcheiten und Reiſigbündeln wurde vorſichtig und allmälig in dem Haus in Lambeth angehäuft. Im December ſchlichen ſich Cateſby und ſeine vertrauteſten Geſellen, mit Handwerkszeug und mit Mundvorräthen wohlverſehen, in das Haus neben dem Parlamentsgebäude in Weſtminſter, um vom Keller des erſtern aus eine Mine unter das letztere zu treiben. Fawkes war angewieſen, die Schildwacht zu machen, während die andern arbeiteten. Die Minirarbeit war hart; denn es fand ſich, daß ein 3 Ellen dickes Mauerwerk durchbrochen werden muſſte. Sie ließen daher auch den Keyes von dem Hauſe in Lambeth zur Beihilfe kommen und gruben den Tag über eifrig, um dann bei Nacht die ausgebrochenen Mauertrümmer im Garten des Hauſes zu verſtreuen. Keiner wagte ſich aus dem Hauſe, nicht einmal in die oberen Gelaſſe gingen ſie hinauf, um in der Nachbarſchaft keinerlei Verdacht zu erwecken. So trieben ſie es bis zum Tage vor der Weihnacht, allwo ſie ſich für die Feiertage trennten, weil ihnen Fawkes die Nachricht gebracht, das Parlament würde nicht ſchon im Februar von 1605 zuſammenkommen, maßen es abermalen und zwar bis zum November vertagt wäre.

Unlange nach Neujahr nahmen ſie ihre unterirdiſche Arbeit wieder auf mit verſtärkten Kräften. Denn der Hauptmann der Pulverbande hatte über die Feiertage ſeinen alten Diener Thomas Bates, ſowie einen John Grant von Norbrook und einen älteren Bruder von Winter, Namens Robert, für die Verſchwörung gewonnen und in den Sprengplan eingeweiht. Mit einmal aber wurden ſie in ihrer Wühlarbeit durch ein geheimnißvolles Geräuſch geſtört, ſo daß ſie nicht wenig erſchracken. Sie glaubten nämlich mitten in der Mauer, mit deren Durchbrechung ſie beſchäftigt waren, eine Glocke läuten zu hören. Der droben wachhaltende Fawkes wurde heruntergerufen, vernahm den geſpenſtigen Glockenklang ebenfalls und gab den frommen Rath, die tönende Mauer mit Weihwaſſer zu beſprengen, um den Spuk zu bannen. Man that ſo und es half. Aber die Minirerei wurde doch immer beſchwerlicher, auch begann von der Themſe her Waſſer in den Minegang zu dringen. Dann wurden die Minirer wiederum erſchreckt durch ein ſeltſames Gepolter, das ſich neben und theilweiſe über ihnen hörbar machte. Fawkes brachte jedoch die Nachricht herab, das Gepolter rührte davon her, daß ein Kohlenhändler, Bright geheißen, ſein Kohlenlager, welches er in einem Keller unter dem Hauſe der Lords untergebracht hatte, ausverkaufte, weil er wegziehen wollte. Das war ja ein ſehr willkommener Glücksfall, eine Fügung, welche unſere Fanatiker für eine göttliche zu halten nicht anſtanden. Das geleerte Kohlenmagazin befand ſich gerade unter dem Sitzungsſal der Peers von England und in dieſem Sale fanden die Parlamentseröffnungen ſtatt. Beſſer konnte es ſich gar nicht treffen. Sobald daher Bright weggezogen war, miethete Percy auf ſeinen Namen den leeren Keller und im Beſitze deſſelben brauchten ſich die Verſchwörer nicht mehr mit Bohren und Graben abzumühen. Unverweilt, jedoch in aller Heimlichkeit und unauffällig, wurden jetzt die Pulver- und Holzvorräthe aus dem Hauſe in Lambeth herbei und in den Keller geſchafft. Es ſollen nicht weniger als 20 Tonnen, nicht weniger als 9000 Pfund Pulver enthaltend, geweſen ſein, welche in dem Gewölbe unter dem Sitzungslokal der Lords aufgeſtapelt und mit Holzſcheiten und Reiſigbündeln bedeckt wurden. Dies vollbracht, verſchloſſen die Verſchwörer den Keller, welcher einen Vulkan barg, und trennten ſich abermals für den

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Sommer, um anderwärts für das Komplott thätig zu ſein. Fawkes reiſte nach Flandern, um verſchiedene Officiere des engliſchen Regiments im Dienſte der „katholiſchen Erzherzoge“, namentlich den Sir William Stanley, für die Verſchwörung zu gewinnen. Catesby ließ das Gerücht verbreiten, er wäre beauftragt, eine Reiterſchwadron für den ſpaniſchen Kriegsdienſt anzuwerben, was einen Vorwand abgeben ſollte, in ſeinem eigenen Hauſe, wie in dem ſeines Mitverſchworenen John Grant, Pferde zuſammenzubringen und Waffen anzuſammeln. Es handelte ſich ja darum, für den November ſoviel waffenfähige Mannſchaft bereitzuhalten, als hinreichte, die Wirkung des beabſichtigten großen Mordkrachs durch eine katholiſche Schilderhebung in den Grafſchaften zu unterſtützen. Weil aber alle die bislang getroffenen Vorbereitungen die Geldmittel der Pulvermänner erſchöpft hatten, ſo war es räthlich und nothwendig, auf die Gewinnung neuer Komplottgenoſſen von Vermögen auszugehen. Catesby und Percy hielten Umſchau unter ihren katholiſchen Standesgenoſſen und es gelang ihnen, drei vermögliche Gentlemen, Franz Treſham in Northamptonſhire, Ambros Rockwood in Suffolk und Edward Digby von Rutlandſhire, zum Beitritt zu bewegen.

Die bezüglichen Verhandlungen waren langwierig, insbeſondere die mit Treſham gepflogenen. Dieſer Gentleman vertrat nämlich ſehr nachdrücklich die auch von mehreren andern Mitgliedern der Verſchwörung gehegten und geäußerten Skrupel hinſichtlich der katholiſchen Mitglieder der Peerskammer. Sollten denn dieſe „auch mit in der Luft fliegen?“ Treſham wollte dies namentlich in Beziehung auf die beiden ihm verſchwägerten Lords Mounteagle und Stourton verhütet wiſſen und Cateſby ſuchte ihm ſeine Theilnahme für dieſe Herren vergebens auszureden mittels der Behauptung, daß es auch um die katholiſchen Peers ſo wenig ſchade wäre als um die proteſtantiſchen; denn die Lords alleſammt ſeien Atheiſten und Feiglinge. Zuletzt einigte man ſich dahin, daß zwar keinem der katholiſchen Peers eine unmittelbare Warnung zugehen dürfte, daß es aber geſtattet ſein ſollte, zu verſuchen, dieſen oder jenen Lord mittelbar von der Betheiligung an der Parlamentseröffnung abzuhalten. Dies war freilich, wie die Folge zeigte, ſchon viel zu viel.

Nachdem die Verſchwörer in ſichere Erfahrung gebracht, daß der Zuſammentritt des Parlaments unwiderruflich auf den 5. November beſtimmt wäre, wurden die letzten Verabredungen getroffen. Demzufolge ward ausgemacht, daß am genannten Novembertag Digby eine Anzahl katholiſcher Gentlemen unter dem Vorwand einer Jagd auf ſeinem Beſitzthum Dunchurch in Warwickſhire verſammeln ſollte, um, ſobald er vernommen hätte, daß der Mordklapf in London losgegangen, mit dieſer bewaffneten Bande aufzubrechen und ſich der Prinzeſſin Eliſabeth zu bemächtigen, welche dazumal auf dem Schloſſe des Lords Harrington in der

Nähe zu Gaſt war. Die gefährlichſte Rolle in dem verzweifelten Spiel übernahm der inzwiſchen aus den Niederlanden zurückgekehrte Guy Fawkes. Er ſollte und wollte ja den ſchlummernden Vulkan in dem Keller unter dem Oberhaus zum Ausbruch reizen mittels eines Zündſtricks, welcher, an dem einen Ende in Brand geſetzt, eine Viertelſtunde brauchen würde, um mit dem andern das Spundloch einer der Pulvertonnen zu erreichen und die furchtbare Exploſion zu bewirken. Sobald er Feuer an die Zündleine gebracht, ſollte Fawkes eiligſt auf ein für ihn auf der Themſe bereitliegendes Schiff ſich begeben, raſch den Fluß hinab und nach Flandern hinüber fahren, um dort dem engliſchen Regiment die Kunde von dem gefallenen Mordſchlag zu bringen und daſſelbe auf Grund der ſchon früher hergeſtellten Einverſtändniſſe zu kriegeriſchem Dienſt für die katholiſche Sache nach England herüberzubringen. Ungefähr zur ſelben Zeit, wo die Pulvermänner alſo über die letzten Maßnahmen ſchlüſſig geworden, hatten ſie auch einen ihrer Genoſſen, den Sir Edmund Baynham, nach Rom geſchickt, um der Kurie die Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens darzulegen und den Papſt zu beſtimmen, nach dem Ausbruch der Verſchwörung die volle Macht ſeiner geiſtlichen Waffen zu Gunſten derſelben einzuſetzen.

Man ſieht, der Streich war umfaſſend vorbereitet; aber auch, daß die Verſchwörung einen Umfang angenommen hatte, welcher ſich mit der Bewahrung des

Geheimniſſes ſchlecht vertrug. Denkwürdiger Weiſe ſcheinen die erſten Ausplaudereien über das bevorſtehende Schreckliche aus jeſuitiſchen Kreiſen gekommen zu ſein. Damit iſt nicht die Nachricht gemeint, der Pater Garnet, Superior der Geſellſchaft Jeſu in England, habe am Allerheiligentage einen Lobgeſang angeſtimmt auf die nahe Befreiung der Katholiken vom Joche der Ketzer. Wohl aber iſt damit gemeint, daß infolge von bezüglichen Aeußerungen, welche Jeſuiten in Paris gethan, von dort im Oktober eine Warnung an die engliſche Regierung gelangte. Indeſſen wäre dieſe Warnung kaum ernſtlich genommen worden und hätte auch ſchwerlich auf die Fährte der Pulververſchwörung geführt, ſo nicht von anderer Seite her ein viel deutlicherer Wink gegeben worden wäre.

Am 26. Oktober, zehn Tage vor dem Zuſammentritt des Parlaments, war Lord Mounteagle zur Stadt gekommen. Während er in ſeinem Hauſe in Hoxton zu Abend aß, wurde ihm ein Brief gebracht, welchen ein unbekannter Mann einem der Pagen des Lords auf der Straße übergeben hatte. Mounteagle bat einen Gentleman Namens Ward, welcher mit ihm zu Tiſche ſaß, das Schreiben, welches keine Unterſchrift trug, vorzuleſen, und Ward las: — „Mein Lord, um der Liebe willen, die ich für etliche Ihrer Freunde hege, bin ich für Ihre Erhaltung beſorgt. Ich möchte Ihnen alſo rathen, ſo Ihnen Ihr Leben lieb iſt, einen Vorwand zu finden, um der bevorſtehenden Parlamentseröffnung nicht anwohnen zu müſſen. Denn Gott und Menſchen haben ſich verbunden, die Bosheit dieſer Zeit zu ſtrafen. Halten Sie ja dieſe Warnung nicht etwa für eine Kleinigkeit, ſondern begeben Sie ſich vielmehr unverweilt auf Ihren Landſitz. Dort können Sie den Ausgang in Sicherheit abwarten. Denn obzwar nichts der Art wie ein Aufſtand vorhanden zu ſein ſcheint, ſo ſag' ich Ihnen doch, dieſes Parlament wird einen ſchrecklichen Schlag empfangen, ohne zu ſehen, allwoher ſelbiger kommt. Verachten Sie meinen Rath nicht! Die Gefahr wird ſo raſch ſein, wie der Augenblick vergeht, den Sie brauchen, um dieſen Brief zu verbrennen. Ich hoffe, daß Gott Ihnen die Gnade verleihen werde, von dem Inhalt einen guten Gebrauch zu machen, und empfehle Sie in Gottes heiligen Schutz."

Es blieb nicht verhohlen, daß Lord Mounteagle einen Brief ſolchen Inhalts erhalten habe. Wer war der Schreiber und Abſender deſſelben? Aller Wahrſcheinlichkeit zufolge Sir Franz Treſham, welcher, am 30. Oktober nach der Hauptſtadt gekommen, von ſeinen Mitverſchworenen Catesby und Winter, die ſchon am 27. Oktober von dem Briefe Wind bekommen hatten, heftig zur Rede geſtellt wurde. Sie drohten, ihn niederzuſtoßen, falls er ſich zu dem verrätheriſchen Schreiben bekännte oder falls er Miene machte, von dem Unternehmen zurückzutreten. Allein der Bedrohte leugnete dieſes wie jenes ſo entſchieden und feſt, daß ſeine

Bedroher ihm glaubten oder wenigſtens ſo thaten, als glaubten ſie ihm. Sie waren, das muß man ihnen nachſagen, Männer von eiſerner Entſchloſſenheit. Sie konnten ſich ja nicht verhehlen, daß der Alarmruf erhoben und daß man ihnen vielleicht ſchon an den Ferſen ſei. Auch ſtand es ihnen zur Stunde noch frei, auf das für den Zünder Guy Fawkes bereitgehaltene Fahrzeug zu flüchten, den Anker zu lichten und ſich ſelbſt ſammt ihren Genoſſen die Themſe hinab, in den Kanal hinaus und nach Flandern hinüber zu retten. Sie thaten es nicht, ſondern beharrten auf ihrem Vorhaben. Ob ſie den Fawkes von der dem Lord Mounteagle zugegangenen Warnung verſtändigten, iſt nicht zu erfahren. Das aber ſteht feſt, daß dieſer entſchloſſene Attentäter ſeine letzten Vorbereitungen für den entſcheidenden Augenblick kaltblütig und umſichtig traf.

Derweil aber war aus dem anonymen Warnungsbrief ſchon ein Staatsaktenſtück geworden. Es wird erzählt, Lord Mounteagle hätte zuerſt nicht gewuſſt, was er aus und mit dem Schreiben machen ſollte, und wäre geneigt geweſen, die Zuſchrift für einen ſchlechten Witz, für eine Fopperei zu halten. Bald jedoch fand er gerathen, die Sache ernſter zu nehmen. Er mochte ſich erinnern, daß er als ein katholiſcher Peer vollwichtigen Grund hätte, vor jedem Verdacht, irgendwie der Mitwiſſer eines allfälligen katholiſchen Anſchlags zu ſein, ſich zu wahren. Er machte ſich daher noch am Abend vom 26. Oktober nach Whitehall auf, nahm eine Audienz beim erſten Miniſter des Königs, dem kürzlich zum Earl of Salisbury erhobenen Staatsſekretär Robert Cecil, und übergab ihm den geheimnißvollen Brief. Cecil zeigte denſelben einigen Mitgliedern des Kabinetts, ließ aber dann die Sache ruhen bis zum 31. Oktober, an welchem Tage Jakob von Royſton, wo er gejagt hatte, nach London zurückkehrte. Das Warnungsſchreiben kam nun ſofort im Miniſterrath zur Vorlage und unſer gelehrter Fex von König hat ſich in ſeiner »Conjuratio sulphurea« gerühmt, er hätte auf der Stelle erkannt, daß es ſich hier keineswegs um eine „Kleinigkeit“ handelte, ſondern vielmehr um etwas Großes, höchſt Gefährliches und Ruchloſes. Sein Scharfſinn hätte aus den dunkeln Andeutungen der geheimnißvollen Zuſchrift die ganze Pulververſchwörung, wenigſtens in ihren Umriſſen, herausgeleſen. Es iſt ja immerhin möglich, daß beſagte Andeutungen in Jakob eine unbeſtimmte Erinnerung an den Gräuel wachgerufen haben, welchem ſein Vater Darnley zum Opfer gefallen war. Wahrſcheinlich jedoch iſt, daß der nicht bloß angeblich, ſondern wirklich ſcharfſichtige Cecil durch das an Lord Mounteagle gerichtete Schreiben auf die Vermuthung geführt wurde, es müßte etwas Finſteres gegen König, Parlament und Regierung im Werke ſein, — item, daß der ſiebenfach deſtillirte Hofmann ſchlau genug war, das, was er ſelber geahnt, den König ahnen zu laſſen und das Verdienſt, eine Gefahr gewittert zu haben, geſchickt auf die königliche

Naſe überzutragen. Wie dem ſein mochte, man beſchloß, eine Unterſuchung der Räume unter dem Parlamentsgebäude vornehmen zu laſſen und mit dieſem Geſchäfte den Earl of Suffolk, den Lord Großkämmerer, zu betrauen. Am 4. November, Abends, fand dieſe Unterſuchung ſtatt. Der Lord Großkämmerer und die ihn begleitenden Herren, worunter auch Lord Mounteagle, trafen in dem Gewölbe unter der Kammer der Peers den Guy Fawkes, welcher auf Befragen ruhig und gefaßt angab, daß er ein Diener von Sir Thomas Percy und mit der Ordnung und Bewachung der Holzvorräthe für den nahenden Winter beſchäftigt wäre. Die Herren wunderten ſich zwar über die Maſſe von Holz und Reiſig, die hier aufgehäuft war, trieben aber die Nachforſchung nicht weiter, ließen den Fawkes unbehelligt und gingen. Nachher jedoch müſſen dem Grafen von Suffolk etliche Skrupel gekommen ſein oder aber befriedigte der von dem Lord Großkämmerer erſtattete Bericht den Staatsſekretär nicht. Genug, gegen Mitternacht erſchien mit bewaffnetem Geleite und mit dem Auftrag, eine gründlichere Unterſuchung anzuſtellen, Sir Thomas Knevet, einer der Friedensrichter von London, am Eingang zu dem Keller und traf hier den vor der Thüre herumlungernden Fawkes, welcher die Nacht durchwachte, um am andern Morgen die Stunde der „großen Action“ nicht zu verpaſſen. Auf der Stelle ließ Knevet den ihm verdächtig vorkommenden Mann dingfeſt machen. Dann drang man in das Gewölbe, unterſuchte daſſelbe genau in allen ſeinen Theilen, ſchob die Holzſcheiteſchichten und die Reiſigbündel beiſeite und fand die darunter aufgeſtapelten Pulverfäſſer. Sofort war der ganze gräſſliche Anſchlag klar, denn bei dem inzwiſchen durchſuchten Guy hatte man Feuerzeug, mehrere Lunten und eine lange Zündwurſt gefunden. Den gefangenen Pulververſchwörer verließ ſeine finſtere Entſchloſſenheit vorderhand nicht. Noch während der Nacht vor den Staatsſekretär gebracht, verweigerte er die Nennung ſeiner Komplottgenoſſen und erklärte trotzig, es thäte ihm nur das Eine leid, daß es ihm verwehrt worden, den Leitſtrick anzuhängen und zu entzünden. Er wurde in einen der Kerker des Tower verſperrt und es unterſteht wohl keinem Zweifel, daß man der Unterſuchungskunſt von dazumal gemäß unverweilt mit der Folter gegen ihn vorging.

Mit Tagesanbruch lief die Kunde von der Pulververſchwörung, ihrer Entdeckung und Vereitelung durch die Stadt und verbreitete Schrecken und Entrüſtung. Dieſer „ſchwarze“ Tag hat ſich dem Gedächtniſſe der Londoner ſo feſt eingeprägt, daß, wie bekannt, noch jetzt bei der alljährlichen Wiederkehr deſſelben der „proteſtantiſche Zorn“ an durch die Straßen geſchleiften Guy-Fawkes-Puppen ausgelaſſen wird. Damals, am 5. November von 1605, gab die Nachricht von Guy's Verhaftung den in London anweſenden Mitgliedern des Komplotts das Signal zur Flucht. Nur Franz

Treſham wähnte es wagen zu können, in der Stadt zu bleiben, und hatte ſogar die Stirn, den Miniſtern ſeine Dienſte gegen die Pulvermänner anzubieten. Es ergaben ſich aber bald ſo ſchwere Verdachtsgründe wider ihn, daß er verhaftet und in den Tower gebracht wurde, wo er einige Tage darauf an einem hitzigen Fieber verſtarb, nicht ohne daß zuvor, wie es ſcheint, die Regierung von ihm wichtige Ausſagen gegen die Jeſuiten erlangt hatte. Die übrigen Verſchwörer hatten ſich auf ihre Pferde geworfen und waren ſpornſtreichs nach Dunchurch zu Sir Everard Digby geritten. Da hier ungefähr ihrer Achtzig beiſammen, beſchloſſen ſie, ſich nach Wales durchzuſchlagen, in der Hoffnung, die dort noch zahlreichen Katholiken zum Aufſtand bewegen zu können. Sie kamen aber nur bis Holbeach, wo ſie von einem ihrer Mitverſchworenen, Sir Stephan Littleton, in ſeinem Manor aufgenommen wurden. Unterwegs hatten ſich ſchon etliche Zwanzig von ihnen ſeitwärts in die Büſche geſchlagen und von den Häuſern der katholiſchen Landgentry, wo ſie hatten einſprechen und Beiſtand heiſchen wollen, waren ſie mit Unglimpf zurückgewieſen worden, während das Volk die Flüchtinge nur neugierig anſtarrte, ohne auch nur die Lippen, geſchweige die Finger für ſie zu regen. Natürlich! Es handelte ſich ja um eine »causa victa«, welche bekanntlich allzeit und überall Göttern und Menſchen gleich ſehr verhaßt war, iſt und ſein wird.

Bereits auch war der Ruf zur Jagd auf die Verſchwörer von London aus ergangen und die Sheriffs der Grafſchaften verſchritten mit dem bewaffneten Aufgebot derſelben eiligſt dazu, das gehetzte Wild zu ſtellen. Der Sheriff der Grafſchaft Worceſter holte mit ſeiner Mannſchaft die Flüchtlinge zu Holbeach ein, umzingelte am 8. November das Herrenhaus und forderte Waffenſtreckung und Ergebung. Die trotzigen Rebellen jedoch, wohl erkennend, daß alles zu Ende und jeder Weg zur Rettung verſperrt wäre, wollten lieber mit den Waffen in der Hand als am Galgen ſterben und verwarfen die Aufforderung zur Uebergabe. Dann beichteten ſie einander ihre Sünden, ertheilten ſich, in Ermangelung eines Prieſters, gegenſeitig die Abſolution und rüſteten ſich zur letzten Wette. Die verzweifelte Gegenwehr, wozu ſie ſich entſchloſſen hatten, wurde ihnen ſehr dadurch erſchwert, daß ihr auf dem Fluchtritt naßgewordener Pulvervorrath, als ſie denſelben auf dem Herde trockneten, Feuer fing, explodirte und mehrere von ihnen, namentlich auch Catesby, ſtark verbrannte. Trotzdem leiſteten ſie der ſtürmenden und eindrängenden Mannſchaft des Sheriffs Widerſtand bis zum Aeußerſten. Rockwood, Thomas Winter und die Brüder Wright wurden verwundet. Catesby und Percy, alſo die eigentlichen Hauptleute der Pulvermännerbande, ſtellten ſich kämpfend Rücken an Rücken und ſind ſo von zwei aus einer und derſelben Muſkete auf ſie abgefeuerten Kugeln tödtlich getroffen worden.

Auch die beiden Wright, Jack und Kit, erlagen noch an Ort und Stelle ihren Wunden. Das Fechten endete mit der Gefangennahme der Ueberlebenden. Andere der Verſchwörer, welche der Ergreifung zu Holbeach entgangen waren, wie Digby und Robert Winter, wurden bald darauf aufgeſtöbert und eingefangen. Auch gegen die drei Jeſuiten Gerard, Greenway und Garnet ergingen Haftbefehle. Den beiden erſtgenannten gelang es, von Verſteck zu Verſteck zu ſchleichen, die Seeküſte zu erreichen und nach dem Feſtlande zu entkommen. Garnet dagegen iſt im Januar von 1606 in dem Unterſchlupf, welchen er in Hendlip-Hall, dem Schloß eines katholiſchen Gentleman, Namens Abington, bei Worceſter, gefunden hatte, aufgeſpürt und nach London in den Tower gebracht worden. Die Erzählung von dieſer Aufſpürung und Verhaftung des Jeſuitenſuperiors bildet einen ganzen Roman.

Cecils Freude, als er die Pulververſchwörer, ſo viele davon noch am Leben, unter ſeiner Hand hatte, war groß. König Jakob drückte ſeine Befriedigung nach ſeiner Manier aus, d. h. ſtammelnd, geifernd, mit Armen und Beinen ſchlenkernd. Dem Milizmann, welcher mit einem und demſelben Muſketenſchuß Cateſby und Percy niedergeſtreckt hatte, ſetzte er einen lebenslänglichen Jahrgehalt aus.

Die Procedur, welcher die Gefangenen unterworfen wurden, war ſo, wie ſie nach den Begriffen und Bräuchen jener Zeit ſein muſſte. Der König hatte eine Unterſuchungs-Kommiſſion beſtellt, welche aus vier Lords beſtand: Staatsſekretär Cecil, Graf von Salisbury. Großſiegelbewahrer Howard, Graf von Northampton, Großadmiral Earl Howard, Graf von Nottingham, und der Statthalter von Irland Earl Blount, Graf von Devon. Dieſe Kommiſſion, welcher Cecil vorſaß, hielt ihre Sitzungen im Tower und zwar in einem im Oberſtock des „Statthalterhauſes“ gelegenen Gemach, welches noch jetzt das „Zimmer der Pulververſchwörung“ heißt. Wohl deſſhalb, weil an den Wänden lateiniſche Inſchriften angebracht ſind, welche ſich auf das Komplott beziehen. Der bombaſtiſch-ſchnörkelhafte Stil derſelben kann die Vermuthung erregen, ſie müſſten von dem König ſelber verfaſſt ſein, obzwar eine derſelben die blutige Satire auf dieſen König-Fex enthält, daß er darin genannt wird „Jakob der Große, hochberühmt wegen ſeiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, Gelehrſamkeit, Tapferkeit, Milde und anderer königlichen Tugenden [1]“. Eine zweite Inſchrift gibt in der Form eines ſchwülſtigen Dankgebetes eine Art kurzer Geſchichte der Pulververſchwörung. Eine dritte enthält die Namen der Pulvermänner, welche in der zweiten bezeichnet werden als „Römiſche Jeſuiten und treuloſe Katholiken von vipernhafter Bosheit, welche mit andern ebenſo ruchloſen und wahnwitzigen Geſellen von dem wüthenden Wunſche getrieben waren, die wahre chriſtliche Religion auszutilgen und das Reich mit der Wurzel auszurotten.“

---

[1] »Jacobus Magnus, Rex pietate, justitia, prudentia, doctrina, fortitudine, clementia ceterisque virtutibus regiis clarissimus.« Wenn Jakob wirklich der Verfaſſer dieſer Lobpreiſung wäre, ſo müſſte er als ein Klaſſiker der Selbſtperſiflage anerkannt werden, obzwar als ein unfreiwilliger.

In dieſem Zimmer empfingen die Mitglieder der Unterſuchungskommiſſion die Geſtändniſſe von Guy Fawkes, welcher anfänglich ſeine trotzige Verſchloſſenheit zu bewahren ſuchte, der aber, wie ſchon erwähnt worden, zweifelsohne durch Folterung zermürbt, alles enthüllte, was er von dem Komplott wuſſte, und er wuſſte ja alles. Infolge dieſer Enthüllungen befanden ſich bald auch die Pulververſchwörer in den Händen der Regierung, welche der Kataſtrophe von Holbeach entronnen waren. Die Procedur wurde dann auf alle Gefangenen ausgedehnt, und nachdem ſich die Unterſuchungskommiſſion durch Beiziehung von Mitgliedern des Geheimrathes und der oberſten Richterkollegien verſtärkt hatte, konſtituirte ſie ſich als Tribunal und die Ausfällung der Urtheile hob an. Es fielen, wie erwartet werden muſſte, lauter Todesſprüche. Kraft derſelben ſind Digby, Grant, Bates und Robert Winter am 30. Januar 1606 bei Sankt Pauls Kreuz, d. i. auf der Weſtſeite des Paulskirchhofs, gehenkt und am Tage darauf Guy Fawkes, Keyes, Rockwood und Thomas Winter in Paleon-Yard gegenüber dem Parlamentsgebäude gehenkt, geviertheilt und auf's Rad gelegt worden. Am 28. März ſodann ſprach eine mit londoner Bürgern beſetzte Geſchworenenbank den Pater

Garnet ſchuldig, worauf er am 3. Mai auf dem Sankt Paulskirchhof am Galgen ſtarb. Die bei Holbeach verſcharrten Leichname Cateſby's, Percy's und der Brüder Wright wurden auf Befehl des Großſiegelbewahrers Northampton ausgegraben und ebenfalls aufgegalgt.

Solches Ende nahm die »conjuratio sulphurea.«

Es braucht kaum beigefügt zu werden, daß, nachdem das Attentat fehlgeſchlagen oder vielmehr gar nicht zum Schlag gediehen war, die Attentäter von aller Welt und am lauteſten vielleicht von ihren eigenen Parteigenoſſen verleugnet und verdammt wurden. Das war ja ſelbſtverſtändlich und ganz in der Ordnung: »Victrix causa« placuit placetve diis hominibusque, sed victa nemini. Der neugewählte Papſt Paul der Fünfte fand ſich daher veranlaſſt, die Pulververſchwörung öffentlich zu miſſbilligen; ebenſo der Jeſuitengeneral Claudio Aquaviva. Aber dieſe und andere Verleugnungen und Brandmarkungen des gräſſlichen Unternehmens, welche von katholiſcher Seite erfolgten, wandten die ſchweren Folgen der Verſchwörung nicht von den engliſchen Katholiken ab. Dieſe muſſten büßen, was die Cateſby, Fawkes und Genoſſen geſündigt. Eine ſchneidende und, wie geſagt werden muß, eine ſchnöd-ungerechte Verſchärfung der gegen den Katholicismus gerichteten Geſetze und Verordnungen trat unverweilt ein. Reichen katholiſchen Edelleuten, denen man ſchlechterdings nichts ſchuldzugeben wuſſte als eben ihre Katholicität, wurden in willkürlichſter Weiſe ſchwere Geldbußen auferlegt. So mußte Lord Stourton 4000 Pfund, Lord Mordaunt 10,000, der Graf von Northumberland 30,000 zahlen; die beiden erſtgenannten, weil ſie im November von 1605 nicht nach London zum Parlament gekommen und folglich möglicherweiſe Mitwiſſer der Verſchwörung geweſen wären; Northumberland, der noch dazu für etliche Jahre eingetowert wurde, weil er den Percy unter ſeine Dienſtleute aufgenommen hätte. Dieſe und ähnliche Strafen waren nur ſchamloſeſte Gewalt- und Raubakte. Sie zeigten deutlich, wie es mit der vielgeprieſenen „altengliſchen Freiheit“ eigentlich beſtellt war. Von jetzt an nahm das anglikaniſche Hoch-, Hof- und Staatskirchenthum an Ausſchließlichkeit, Verfolgungsſucht und Grauſamkeit noch zu und nicht allein die Katholiken, ſondern auch die Preſbyterianer und Puritaner bekamen immer bitterlicher zu fühlen, was für ſcharfe Hauzähne das „prälatiſche Maſtſchwein“ beſäße. Der Puritanismus iſt dann allerdings durch Oliver Cromwell an ſeinen hochkirchlichen Verfolgern gerächt worden. Die Katholiken Englands dagegen ſind erſt nach 200 und etlichen Jahren kraft der Emancipationsakte von 1829 wieder zu ihren vollen religiöſen und ſtaatsbürgerlichen Rechten gelangt.

So hat denn das Minir- und Sprengkomplott von 1604—5 die weiteſtgreifenden Folgen gehabt. Die Lehre von der Zuläſſigkeit des politiſchen Mordes hat hier in ihrer wenn auch fehlgeſchlagenen Anwendung eine wahrhaft ſchneidige Lehre gegeben. Aus der Geſchichte der Pulververſchwörung könnten demnach Menſchen und Parteien vieles lernen, wenn dieſe wie jene überhaupt etwas lernen wollten. Ignorabamus, ignoramus, ignorabimus. Zu deutſch: Die Dummheit währet von Ewigkeit zu Ewigkeit! Sela.

Achim von Arnim.*)

(Geb. am 26. Januar 1781 in Berlin, geſt. am 21. Januar 1831 zu Wiepersdorf.)

Aus der etwas abſeits gelegenen Gegend meiner Bücherei, wo die Herren Romantiker den Schlaf ihrer Unſterblichkeit ſchlafen, holte ich geſtern einen kleinen Oktavband herunter, auf deſſen Titelblatt gedruckt ſteht: „Bertholds erſtes und zweites Leben.“ Ein Roman von Ludwig Achim von Arnim. Berlin 1817. Maurerſche Buchhandlung, Poſtſtraße Nr. 29.

Ein beſcheiden, ſchüchtern, ja geradezu armſälig ausſehendes Ding von Buch in ſeinem löſchpapierenen Röcklein und ſeinem kümmerlichen Einbandmäntelchen. Man ſieht ihm deutlich an, daß es vor 64 Jahren in der „theuren Zeit“, allwo es ſo hungrig herging in deutſchen Landen, zur Welt gekommen. Ja, das arme alte Ding gemahnte mit der ganzen Dürftigkeit ſeiner Erſcheinung an das dazumalige Deutſchland ſelber, falls überhaupt von einem ſolchen geredet werden könnte. Denn nachdem der giftige Mehltau einer ſtupiden Rückwärtſerei auf alle die Blüthenträume, welche die „Befreiungskriege" ausſchlagen gemacht, gefallen war, iſt ja das deutſche Vaterland ſogar als Gedanke und Sehnſuchtstraum verboten und verpönt geweſen.

---

*) Geſchrieben 1880.

Schon die furchtbaren Enttäuſchungen, welche die napoleoniſche Welttyrannei den Gemüthern der Menſchen, ſo die Anfänge der franzöſiſchen Revolution mit freudigen Hoffnungen auf Weltbefreiung geſchwellt hatten, bereitete, ſchufen in der Anſchauung und Stimmung der europäiſchen Geſellſchaft einen bedeutſamen Wechſel und Wandel. Die ſchmeichleriſche weltbürgerliche Illuſion verblaſſte vor der rauhen Wirklichkeit einer koſmopolitiſchen Zwingherrſchaft, welche die Völker in einen unterſchiedsloſen Brei zuſammenrühren wollte, auf dem die Franzoſerei als bevorrechtete Kruſte liegen ſollte. Das nationale Gefühl begann mit Macht in den Volksſeelen ſich zu regen. Vorab in der deutſchen, allworin die Erinnerungen an eine große Vergangenheit aufgingen.

Dieſe Erinnerungen, um ſo eifriger gepflegt, als ſie über die ſchreckliche napoleoniſche Zeit wie ſpäter über die bittere kongreſſlich-reaktionäre hinwegtäuſchten, haben eine nicht kleine Anzahl von ſtrebſamen Geiſtern zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Mittelalters und zur dichteriſchen Wiederbelebung desſelben geführt. In dieſer Abkehrung von einer verhaſſten Gegenwart, in dieſer Hinwendung zu einer Vergangenheit, welche die holdtäuſchende Verklärung der Ferne trug, lag die eine Hauptwurzel unſerer ſogenannten „Romantik“, während die andere, wie jedermann weiß, von der Fichte-Schelling'ſchen Philoſophie ausging.

Die Romantik machte Schule, d. h. die romantiſche Stimmung und Literaturtendenz wurde ſchulmäßig entwickelt und geſtaltet. Als Oberſchulmeiſter that Friedrich Schlegel ſich auf, den Reiſeprediger des neuen Evangeliums machte Auguſt Wilhelm Schlegel. Zum Ur- und Erzdichter der Schule wurde Ludwig Tieck ausgerufen und als Prophet der Romantik orakelte Novalis-Hardenberg. Nach alſo vertheilten Rollen konnte das Spektakel losgehen. Die Spitze deſſelben richtete ſich gegen Schiller, deſſen ſittliche Größe den Romantikern verhaſſt war und den ſie um ſeine unermeſſliche Wirkſamkeit beneideten. Der romantiſche Lärm war groß, aber kurz. Ein Romantiker ſelbſt, Eichendorff, hat die ganze Erſcheinung treffend mit einer Rakete verglichen. Funkenſprühend rauſchte ſie in die Luft empor, um farbenfunkelnd zu zerplatzen. Der Geruch, welchen das Feuerwerk hinterließ, war nicht gerade ein lieblicher. Es roch da nach Renegatenthum und Judaſſerei.

Indeſſen hat der Stamm der Romantik doch etliche Aeſte getrieben, deren ſaftſtrotzende Zweige zu üppigem Laubwerk und prächtigen Blüthen ausgeſchlagen ſind.

Ohne Bild: Dieſe und jene Richtung der Romantik iſt von wirklichen Dichtern aufgenommen, weitergeführt und zu Schöpfungen von bleibendem national-literariſchem Werth ausgeprägt worden. So die naiv-phantaſtiſche Richtung und bewußt-patriotiſche. Dabei iſt denkwürdig, daß in zwei der genialſten Romantiker dieſe beiden Richtungen ſich verſchmolzen: in Heinrich von Kleiſt, unſerem bedeutendſten Dramatiker nach Schiller, und in Achim von Arnim. Für den Völkerpſychologen mag es ein merkwürdiger Umſtand ſein, daß dieſe beiden ſozuſagen tropiſch-phantaſievollen Poeten dem Sandboden der Mark entſproſſen ſind.

Arnims Lebenslauf war der eines märkiſchen Gutsbeſitzers, aber eines ſolchen, welcher ſich nicht nur „ſtudirenshalber“ in Heidelberg und Göttingen „aufgehalten“, ſondern tüchtig in den Wiſſenſchaften ſich umgeſehen hatte. Leibhaftig trat die Romantik in ſein Daſein in Geſtalt von Bettina Brentano, mit welcher „Sibylle der romantiſchen Schule“, wie man „das Kind“, dieſes Amalgam von Ariel und Puck ja wohl mit Recht genannt hat, der Dichter vermählt war [1]. Dieſe Ehe iſt, ſoviel ich davon weiß, eine glückliche geweſen, wozu zweifelsohne beigetragen hat, daß in Arnims Weſen neben der Phantaſiefülle auch die norddeutſche Verſtandeskühle und Beſonnenheit ſich geltend zu machen wußte. Er war, unähnlich ſo vielen Romantikern, ein Mann von Ehre, Pflichtbewußtſein und Sitte, ein guter Gatte und ſorgſamer Hausvater.

---

[1] Ariel-Puck-Bettina iſt zweifelsohne die Frau geweſen, welche bislang in der deutſchen Literaturgeſchichte den größten Lärm gemacht hat. Hätte ſie etwas von dem künſtleriſchen Verſtand einer Aurora Dudevant beſeſſen, ſo konnte ſie eine große Dichterin werden. Denn Phantaſie beſaß ſie im Uebermaß, in ſolchem Uebermaß, daß ſie die größte — wir wollen höflicherweiſe nicht ſagen Lügnerin, ſondern Fabuliererin des 19. Jahrhunderts geworden iſt. Ihr bekanntlich zu einem nicht geringen Theil nur in ihrer Einbildung exiſtirendes Verhältniß zu Göthe, ihr phantaſtiſches „Kind“-Spiel, hatte nicht ſelten einen Beigeſchmack von geradezu mittelalterlich-romantiſcher Naivität. Eine recht kennzeichnende Probe davon will Karoline Bauer („Memoi-

Unſeres Dichters erſtes Auftreten in der Literatur — „Hollins Liebeleben" 1802, „Ariels Offenbarungen" 1804 — war ein ſo ſuperlativiſch romantiſches, daß es geradenwegs ins Irrenhaus führen zu müſſen ſchien. Dann klärte ſich die Gährung etwas in ſeinen Beiträgen zur „Einſiedlerzeitung Tröſt Einſamkeit", welche Arnim unter Mitarbeit von Hölderlin, Tieck, Brentano, Uhland, Kerner, den Brüdern Grimm u. a. zu Heidelberg (1806 fg.) herausgab. Doch blieb noch immer Trübheit genug zurück, wie denn, um das gleich hier zu ſagen, Arnim im ganzen Verlaufe ſeiner vielſeitigen dichteriſchen Thätigkeit nur ſelten zur völlig freien und klaren, ſein Material ſouverän meiſternden Künſtlerſchaft und folglich zur reinen Formſchönheit ſich erhoben hat. Am entſchiedenſten iſt ihm das, nach meinem Gefühle, gelungen in der kleinen, aber ganz meiſterlichen Novelle „Fürſt

---

ten", III, 471) aus dem Munde von Ludwig Tieck vernommen haben. Eines Tages nämlich habe das „ſchon recht erwachſene „„Kind"" Bettina", auf der Sophalehne reitend, in gut frankfurter Mundart geſagt: „Weeßt du, Tieck, vom Göthe muß ich um jeden Preis ein Kind haben! Das muß ein Halbgott werden." — Göthe trug aber kein Verlangen, der Vater eines Halbgottes zu werden.

Ganzgott und Sänger Halbgott“. In andern Erzählungen blüht Arnims Phantaſie allerdings noch farbenprächtiger auf — ſo namentlich in der „Iſabella von Egypten“ — und wieder in anderen macht ſein Humor noch ergötzlichere Sprünge — z. B. in der Geſchichte „Von den drei liebreichen Schweſtern und dem glücklichen Färber“ — aber nicht zum zweitenmal hat der Dichter es verſtanden, die Blüthen ſeiner Phantaſie und ſeines Humors zu einem ſo harmoniſch ſchönen Strauße zu binden, wie in der zuerſt genannten Novelle.

Der Grundmangel von allem Schaffen Arnims iſt geweſen, daß er ſeinen Reichthum ebenſowenig zu Rathe zu halten vermochte wie Jean Paul Friedrich Richter. Wie dieſer gab er mit verſchwenderiſcher Hand, aber dieſe Hand erlahmte häufig im Formen und Geſtalten. An die Stelle des bildneriſchen Beharrens, der künſtleriſchen Durchbildung des Stoffes im Sinne der denſelben urſprünglich beſeelenden Idee trat gar oft eine fahrige Willkür, die aus dem Hundertſten ins Tauſendſte ſich verirrte, den leitenden Gedankenfaden im Labyrinth der Phantaſtik ganz verlor, ſtatt des Schönen nur noch das Fratzenhafte ſchaute und zeigte, an die Stelle des Bruſttons der Empfindung die Fiſtelſtimme der Kaprice ſetzte und dieſe dann mitunter in geradezu halb aberwitzigem Stammeln erlöſchen ließ. Will man ſo recht erfahren, was ſolche Verirrungen einer reichen Dichternatur zuwegebringen können, ſo muthe man ſich zu — denn es iſt eine ſtarke Zumuthung — Arnims „Päpſtin

Johanna“ zu leſen. In dieſem tollen Gemengſel von Vers und Proſa, in dieſem Miſchmaſch von epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Motiven und Anläufen feiern die Formloſigkeit, die Willkür, die Kaprice, die Zerfahrenheit und Verblaſenhei einen chaotiſchen Triumph.

Man hat aber das deutliche Gefühl, gar manche Unzulänglichkeit und Unerquicklichkeit arnimſcher Dichtungen rührte davon her, daß auf die Blätter derſelben die Schatten der böſen Zeit ihrer Entſtehung gefallen ſeien. Unſer Dichter war ein vaterländiſch geſinnter Mann. Er vermochte daher nicht in das Wolkenkuckuksheim vaterlandsloſer Weltbürgerei und abſtrakter Kunſtduſelei ſich zu erheben, um von dort mit der olympiſchen Ruhe eines Göthe auf die Bedrängniß, Noth und Trübſal Deutſchlands herabzublicken. In ihm arbeiteten die Leidenſchaft und der Schmerz eines Patrioten. Freilich verſuchte auch Arnim häufig genug die Flucht aus der Wirklichkeit, aber der Flüchtling gelangte dann nicht in die ätheriſche Kunſtregion, ſondern nur ins romantiſche Geſpenſterreich voll fratzenhafter Mißbildungen. Solche ſtellte er dann den Widerwarterſcheinungen der Zeit wie zum Hohn entgegen. Achtſamen Leſern werden in den Schriften Arnims genug Stellen begegnen, welche von einer Stimmung, d. h. von einer Verzweiflung zeugen, wie jene geweſen, welche dem Dichter der Hermannsſchlacht, Heinrich von Kleiſt, zu einer und derſelben Stunde das mörderiſche und das ſelbſtmörderiſche Piſtol in die Hand drückte.

Die 19 ſtattlichen Bände, in welchen Wilhelm Grimm und Bettina von Arnim die Werke unſeres Dichters geſammelt und herausgegeben haben (Berlin 1839 fg.), enthalten einen erſtaunlichen Reichthum von Poeſie. Wäre nur die Schatzkammer beſſer geſichtet und geordnet! Ich meine, nicht von den Ausſtellern, ſondern vom Schatzgräber ſelber. Es iſt da eine Fülle von Edelgeſtein. Wäre nur die Faſſung nicht häufig unvollendet, bloß halbwegs fertiggemacht, mitunter auch barock oder grotesk!

Arnim hat fleißig und vielſeitig geſchaffen. Er iſt als Lyriker, Dramatiker und Epiker thätig geweſen, wobei er dieſe Dichtungsarten nicht ſelten, wie ich bereits andeutete, ganz willkürlich durcheinander mengte. Seine Lyrik will nicht eben viel bedeuten und es iſt wunderlich, daß dieſer Poet, welcher gemeinſam mit ſeinem Schwager und Mitromantiker Klemens Brentano zuerſt den Hort unſerer alten Volksliederdichtung hob und bekannt gab („Des Knaben Wunderhorn,“ 3 Bde., 1808), augenſcheinlich davon nur geringe Wirkung und Anregung empfangen hat. Von der Knappheit, Anſchaulichkeit, Beſtimmtheit und Bewegtheit des Volksliedes iſt nicht viel oder gar nichts in ſeinen lyriſchen Auslaſſungen. Häufig fehlt ſeinen Rhythmen der Fluß, ſeinen Verſe die Melodie, wie ja auch ſeine Proſa nicht ſelten, ſtatt durchgearbeitet und gerundet zu ſein, allzu ſtoßweiſe herauskommt, zu brüchig und zu bröckelnd erſcheint.

Von Arnims „Schaubühne“, will ſagen von ſeiner dramatiſchen Poeſie, iſt als von einer Verſchollenheit kaum noch zu reden. Die Romantik hat zwar, wie bekannt, einen großen Dramatiker geſtellt, den Schöpfer des „Prinzen von Homburg“ und des „Zerbrochenen Kruges“; aber im übrigen war das Drama ihre ſchwächſte Seite. Arnim hat dieſelbe mittels ſeiner Verſuche im Schau- und Luſtſpiel nicht ſtärker gemacht. Es iſt ja wahr, dieſes oder jenes ſeiner Stücke — z. B. „Der Auerhahn“ — zeigt die disjecta membra poetae dramatici auf, aber keins den ganzen Dramatiker. Die dickleibige ſogenannte Tragikomödie „Halle und Jeruſalem“, worin die Kardenioſage und der Ahasvermythus zum tollſten Wirrwarr zuſammengemantſcht ſind, mag etwa in unſerer Literaturgeſchichte ſtehen bleiben als abſchreckendes Exempel der völligen Verwilderung, in welche die formloſe Willkür der Romantik zuletzt ſich verlief.

Unſeres Dichters dauernde Bedeutung beruht demnach auf ſeinen Hervorbringungen als Erzähler. In die Reihe ſeiner Novellen hat er außer den bereits erwähnten noch mehrere geſtellt — „Die Verkleidungen des Hofmeiſters und ſeines Zöglings“, „Die Ehenſchmiede“, „Die Majoratsherren“, „Die Kirchenordnung“ — welche für immer zu den Perlen unſerer Novelliſtik gezählt werden müſſen. Wir dürfen wohl annehmen, dieſe Dichtart ſei dem Genius Arnims darum am entſprechendſten und angemeſſenſten geweſen, weil ſie kein allzu langes Zuſammenfaſſen und Zuſammenhalten ſeiner Stimmung und ſeiner Bildnerkraft erforderte.

Beweiſe hierfür geben ſeine beiden größeren erzählenden Schöpfungen, die beiden Romane „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810) und „Die Kronenwächter — 1. Theil, Bertholds erſtes und zweites Leben" (1817). Denn im Verlaufe dieſer Dichtungen, namentlich der erſtgenannten, tritt eine bedenkliche Ermattung ein und wird der anfangs ſo kühne und ſchöne Flug der Phantaſie zur Ver- und Zerflatterung.

Die Expoſition der „Gräfin Dolores" iſt mit Recht berühmt und nur nach Verdienſt von Heine und anderen geprieſen worden. Unbedingt gehört ſie zum beſten, was Arnim geſchrieben hat. Dieſe Schilderung der Armuth eines verlumpten adeligen Hauſes iſt mit Poeſie getränkt und zugleich wunderbar realiſtiſch. Wer ſie einmal geleſen, vergißt ſie nie wieder. Ich erinnere mich, vor Jahren in Geſellſchaft eines lieben Freundes, der nun auch ſchon dahingegangen, von wannen keine Wiederkehr, in einem der Bergthäler von Graubünden den vernachläſſigten, verlotterten, halbzerfallenen Edelhof einer herabgekommenen, alten, vormals im Lande hochangeſehenen Familie beſucht zu haben. Als wir in dem gänzlich verwilderten Garten ſtanden und die Verödung rings in Haus und Hof betrachteten, ſagte der Freund: „Akkurat wie in Arnims Gräfin Dolores!“ Er hatte recht: die Scene war wie aus dem Buche herausgeſchnitten. Um ſo deutlicher, als droben in einer arg verwitterten Loggia des Mittelgebäudes flüchtig zwei Frauengeſtalten erſchienen, welche man allfällig für Dolores und ihre Schweſter Klelia nehmen konnte. Dieſe zwei weiblichen Figuren ſind dem Dichter ganz vorzüglich gelungen. Ueberhaupt macht die Geſtalten- und Charakterzeichnung die Stärke des Romans aus. Schade, daß die Führung der Handlung ſich nicht auf gleicher Höhe hält. Sie verſchwimmt in ihrem Verlaufe leider mehr und mehr ins Grillen- und Schrullenhafte, ſtellenweiſe ſogar ins lüſtern Myſtiſche. Stimmung und Bildnerkraft haben lange nicht bis zuletzt vorgehalten und ſo erfüllt das Ende bei weitem nicht, was der Anfang verſprach.

Das iſt ja bekanntlich ein Charaktermerkmal der romantiſchen Schule, daß ihren Dichtern das Fragmentariſche anhaftete, ein deutliches Zeichen, daß ſie doch nirgends ſo recht aus einem Guß und in einem Fluß zu ſchaffen vermochten. Man ſpürt da gar häufig das Erlahmen des Dilettantismus an großen Aufgaben. Ich erinnere daran, daß die Romantiker gerade ihre größten Würfe nicht bis ans Ziel zu treiben verſtanden. Tiecks „Cevennenkrieg“, Novalis-Hardenbergs „Ofterdingen“, Brentano's „Roſenkranzromanzero“, Kleiſts „Robert Guiſkard“, Immermanns „Triſtan und Iſolde“ ſind Stückwerke geblieben.

Auch der Roman „Die Kronenwächter“ iſt ein Fragment. Ganz fertig und abgeſchloſſen iſt ja nur der erſte Theil: „Bertholds erſtes und zweites Leben.“ Zwar hat Bettina „aus dem Nachlaß“ ihres Mannes einen zweiten Theil herausgegeben, allein die Echtheit deſſelben iſt ſehr fragwürdig. Ob Bettina ſelber die Verfaſſerin, mag dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls iſt dieſer zweite Theil wieder ein Bruchſtück oder höchſtens eine flüchtige, kaum untermalte Skizze. Daß aber Arnim nicht dazu gekommen, den großartigen Entwurf ſeiner Romandichtung vollſtändig durchzuführen und auszugeſtalten, muß höchlich beklagt werden. Denn hier war Wille und Material zu einem nationalen Kunſtwerk vorhanden. Zur Ausführung ſeines Planes, einen hiſtoriſchen Roman höchſten Stils zu ſchreiben, hat unſer Dichter augenſcheinlich erſt nach ſorgfältiger Vorbereitung ſich angeſchickt. Er iſt ſo ganz heimiſch in der verſinkenden mittelalterlichen Welt des 16. Jahrhunderts, daß er auch dem Leſer in derſelben heimelig und behaglich zu machen weiß, und zwar ſo ſehr, daß wir alle die Abſonderlichkeiten der Geſchichte, welche er uns erzählt, als ſelbſtverſtändlich hinnehmen und gelten laſſen. Dieſer dichteriſche Zauber, welchen Arnim in den Kronenwächtern übt, ſcheint mir, ſo ich das Richtige treffe, daraus zu entſpringen, daß hier die hiſtoriſch-objektive Schilderung durchweg von einer kräftigen und edeln Subjektivität getragen und durchſättigt iſt.

Der Roman hebt prächtig-realiſtiſch an. Gleich die Schilderung des Schwabenlandes iſt vortrefflich. Dann die Beſchreibung des Kleinlebens von Waiblingen oder Weiblingen, wie der Dichter den Namen des Staufenſtädtchens ſchreibt. „Die Hochzeit auf dem Thurm“ in der Neujahrsnacht, womit die Geſchichte angeht, iſt ein wahres Kabinettſtück von niederländiſcher Malerei. „Der neue Thurmwächter, der Martin — erzählt im Heimgehen der Bürgermeiſter dem mitangeſäuſelten würtembergiſchen Vogt — hat heute die Witwe des vorigen geheiratet, weil ſie oben zu ſtark geworden, um die enge Wendeltreppe herunterzuſteigen. Wir konnten doch wahrhaftig der Frau wegen nicht den Thurm abbrechen laſſen und ſo mußte ſie ſich dazu bequemen: ſonſt hätte ſie lieber unſern Schreiber, den Berthold, geheiratet.“ Droben in der Stube des Wachtthurms ſitzt derweil zwiſchen der Frau Hildegard und dem Rathſchreiber Berthold der alte Martin „im verſchoſſenen rothen Wamms, das er noch aus dem italieniſchen Kriege mitgebracht hatte, wie auf dem Felde des Schachbretts zwiſchen Schwarz und Weiß, denn jene war reinlich in weißem ſelbſtgewebtem Linnen, dieſer ſehr anſtändig in ſchwarzem Tuch gekleidet.“ In dieſes trauliche Stillleben tritt nun abenteuerlich das Hauptmotiv unſeres Romans, in Geſtalt des von dem geſpenſtigen Reiter an den Fuß des Thurmes gebrachten und von den beiden Freunden in die Thurmbehauſung emporgewundenen Findlings, des geheimnißvollen Hohenſtaufenſpröſſlings. Der wird dann, auf den Namen ſeines Ziehvaters, des Rathſchreibers, getauft, von Frau Hildegard mütterlich großgezogen und vom alten Martin treulich gepflegt, der Held unſerer Geſchichte — freilich ein wunderlich Stück von einem Helden. Aber gut gezeichnet iſt er, wie überhaupt die Geſtaltenbildung im ganzen Roman durchweg zu rühmen und namentlich auch an den Frauenbildern, Hildegard, Apollonia, Anna, Babeli, die Naturwahrheit und die ſichere und deutliche Individualiſirung anzuerkennen ſind. Als die markigſte und lebensvollſte Figur von allen tritt der Wunderarzt Dr. Fauſt vor uns hin, „mit dem feuerrothen, dicken Geſicht, mit weißblondem Haar und kahler Platte, in rothen Pluderhoſen und ſchwarzem Wamms, mit zehn Ehrenketten darauf. Auch einen prachtvollen türkiſchen Dolch trug der feurige Drache und um ſeine Hüften einen Kranz von Amuletten.“ Es war genialiſch gutgethan von Arnim, daß er ſtatt des ewigen metaphyſiſchen Neblers und Schweblers von Fauſt, welchen, ſeit Göthe den Typus geſchaffen, ſo mancher Poet weltſchmerzleriſch ſpuken ließ, einmal die derbrealiſtiſche Fauſtgeſtalt der Volksſage vorführte, den ſtark mit Charlatanismus behafteten, aber geſchickten und reſoluten Wunderdoktor, welcher den todkranken Berthold mittels Bluttransfuſion rettet und geſundmacht. Dieſe fauſtiſchen Scenen ſind vielleicht die geſundeſten im ganzen Roman.

Die Schwäche desſelben iſt der Mangel an folgerichtiger Entwickelung der Grundidee, ſowie an feſter Fugung der Kompoſition und an Ueberſichtlichkeit der Gruppirung. Es hängt alles nur loſe zuſammen, läuft wie zufällig zu einander und ebenſo wieder auseinander. Die, wenn ich ſo ſagen darf, Freimaurerei der Kronenwächter, welche der urſprünglichen Abſicht des Dichters zufolge offenbar eine große Rolle ſpielen ſollte, geht nur ſo ſchemenhaft nebenher und bald ganz aus. Arnim ſcheint der Unmöglichkeit, aus der Kronenwächterei etwas Rechtes zu machen, innegeworden zu ſein, und behandelte ſie deßhalb nebenſächlich. Wir müſſen das bedauern, denn der Dichter liefert uns ja mittels einzelner Züge in ſeinem großen und treuen Zeitgemälde doch den Beweis, daß gerade er das Zeug dazu hatte, das Geheimnißvolle zur vollſten dichteriſchen Wirkung zu bringen. Ich erinnere in dieſer Hinſicht nur an den Gang des Knaben Berthold in das „Haus des Barbaroſſa.“ Bewunderungswerth iſt auch Arnims Gabe, aus der Zeit, welche er gerade ſchildert, geſchichtliche Fernſichten in die Vergangenheit und in die Zukunft aufzuthun.

So gewinnen wir, alles zuſammengehalten, wie von der Poeſie Arnims im ganzen, ſo von den Kronenwächtern im beſonderen immerhin bedeutenden und dauernden Eindruck. Wir mögen über einzelnes in den arnimſchen Werken ungeduldig und unwillig werden, ja ſogar erſchrecken, aber im großen haben wir doch immer wieder das Gefühl, daß aus dieſen Werken, insbeſondere aus den erzählenden, eines wirklichen Dichters Auge blicke, eines echten Poeten Zunge zu uns rede. Auch von ihm gilt, was Göthe ſeine Leonore Sanvitale vom Taſſo ſagen läßt:

> „Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geſchichte reicht, das Leben gibt,
> Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf;
> Das Weitzerſtreute ſammelt ſein Gemüth
> Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
> Oft adelt er, was uns gemein erſchien,
> Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.
> In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
> Der wunderbare Mann und zieht uns an,
> Mit ihm zu wandeln, theil an ihm zu nehmen.“

⁂

Julius Moſen.*)

(Februar 1881.)

Der Sohn des Dichters hat mir in der Lebensbeſchreibung ſeines Vaters, welche dem Schlußbande der vorliegenden Geſammtausgabe angefügt iſt, die Freundlichkeit erwieſen, daran zu erinnern, daß ich vor 28 Jahren zur Veranſtaltung einer erſten Geſammtveröffentlichung der Werke Moſens die Anregung gegeben. Ich hatte damit nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt. Denn Moſens lyriſche und epiſche Dichtungen hatten mir ja ſchon in meinen Studentenjahren viele gute und beſte Stunden gegeben und ſchon darum mußte mich ſpäter das tragiſche Geſchick des Dichters mit inniger Theilnahme erfüllen. War doch dieſes Geſchick ein noch grauſameres als das Hölderlins und Lenau's. Die ſind wenigſtens ihres jammervollen Daſeins nicht mehr bewuſſt und „lebend ſchon aus der Welt gebracht" geweſen. Der hochbegabte, am 8. Juli 1803 geborene Schulmeiſtersſohn von Marienei im ſächſiſchen Voigtlande dagegen hat lange, lange Jahre bei klarem Bewuſſtſein die ſchreckliche Marterung durchleiden müſſen, daß die gelähmten körperlichen Organe, Füße, Hände, Halsmuſkeln, Zunge, dem Wollen und Wünſchen des wachen und regen Geiſtes nicht mehr gehorchten. Es war das eine furchtbare Lügenſtrafung des Satzes von der »mens sana in corpore sano.« Ich erinnere mich deutlich, daß ich erleichtert aufathmete, als mir die Botſchaft zuging, daß dieſes Martyrium endlich zu Ende gegangen, am 10. Oktober 1867. Hier, wenn irgendwo, war es angebracht, zu ſagen: Dank dir, Allbefreier Tod! Dank dir, unfehlbarer Arzt, welcher die Menſchen von ihrer ſchlimmſten Krankheit heilt, vom Leben.

---

*) Sämmtliche Werke von Julius Moſen. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne deſſelben bereicherte Auflage. 6 Bde. Leipzig 1880, W. Friedrich.

Der leidende Dichter hatte dieſe Anſchauung des Menſchendaſeins als einer Krankheit nicht getheilt. Er gehörte zu jenen glücklichen, im Grunde ſtets und unter allen Umſtänden glücklichen Naturen, welche mit Brillen auf die Welt kommen, deren eines Glas himmelblau und deren anderes roſenroth gefärbt iſt. So hatte er alles im tröſtlichen Lichte geſehen und hatte dieſe beneidenswerthe Art, zu ſehen, bis zuletzt ſich bewahrt. Man könnte ja ſagen, er hätte das gekonnt, weil er eben ein rechter Dichter geweſen. Schade nur, daß die größten Dichter überall und allzeit keine

Brillen mit roſenrothen und himmelblauen Gläſern getragen haben. Ueberhaupt keine Brillen. Mit ihren bloßen Augen von Gottes Gnaden haben die Aeſchylos, Firduſi, Dante, Cervantes, Shakſpeare, Molière, Göthe, Schiller und Byron den Dingen auf den Grund geſehen, haben auf dem Grund, im Abgrund, nur das traurige, ungelöſte und unlöſbare Räthſel gefunden: Warum und wozu der Menſch? Die dem menſchlichen Genius geſetzten Gränzmarken erkennend und anerkennend, haben die Genannten auch keinen Verſuch gemacht, das Räthſel zu löſen, den Göthe ausgenommen. Aber wie weit hat es dieſer mit ſeinem Löſungsverſuch im zweiten Theile des Fauſt gebracht? Gar nicht weit. Denn die Göthe-Fartcatchers mögen die Backen aufblaſen, die Augen verdrehen und mit Händen und Füßen zappeln, wie ſie wollen, wahr iſt und bleibt doch, der Verſuch, das Fauſtproblem, d. h. das Menſchſeinsproblem, am Ende aller Enden mittels des chriſtlichen Dogma's und mit großem Aufwand von katholiſchen Operntrillern und myſtiſchen Balletſprüngen löſen zu wollen, mußte mißlingen und iſt denn auch kläglich mißlungen. Byron hat ſich begnügt, im größten ſeiner Werke, im „Kain", das uralte und ewigjunge Räthſel in ſeiner ganzen Furchtbarkeit hinzuſtellen, und er hat wohl daran gethan. Denn ſowie der Menſch, auch der ſiebenfach potenzirte, der Idealmenſch, der große Dichter, ſich unterſteht, das Unmögliche thun zu wollen, wird ſeine Schwäche offenbar, wird offenbar, daß er, mit dem alten Horaz zu reden —

. . . . . »Ceratis ope Daedalea
Nititur pennis.«

Nicht mit kommentatoriſcher Liebedienerei, ſondern mit menſchlicher Theilnahme angeſehen, iſt die in Rede ſtehende Sache ſehr traurig. Ein Genius, wie er, wenn es gut geht, alle paar tauſend Jahre einmal erſcheint, greift die tiefſinnigſte Sagenbildung ſeines Volkes auf und ſchafft daraus ein Weltgedicht, den erſten Theil des Fauſt. Aber er hat an dieſem höchſten Triumph, welchen die tragiſche Muſe ſeit dem äſchyleiſchen Prometheus gefeiert, nicht genug. Er will den wunderbaren Wurf, ſo ihm in der ganzen Jugendvollkraft ſeiner Genialität gelungen, noch weitertreiben. Er will, ſeinem Problem rabuliſtiſchen Zwang anthuend, die Welt belehren, daß der Gott ſeine Wette dem Teufel ſchlechterdings abgewinnen müſſe. Er will die Menſchen jenen Mark und Bein durchbohrenden, ſchickſalsvollen, ſchrecklichen Gretchenſchrei: „Heinrich! Heinrich!“, welcher das Fauſttrauerſpiel natur- und kunſtnothwendig abſchließt, vergeſſen machen. Er will zu ſeiner Schlußſtrophe der Bajadereballade:

„Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor“ —

einen langathmigen Kommentar in Verſen ſchreiben und dieſen Kommentar den zweiten Theil vom Fauſt nennen. Er will die menſchliche Tragödie in eine göttliche Komödie verlaufen laſſen. Zu dieſem Ende tiftelt und dichtelt, dünſtelt und künſtelt er viele Jahre lang an dem Unmöglichen herum und zwingt ſeinem alternden und gealterten Geiſte jene ganze Reihe von mehr oder weniger froſtigen Allegorieen ab, welche in der ſtygiſchen Steppe der „klaſſiſchen Walpurgisnacht“ zu klaſſiſcher Langweiligkeit gefroren ſind. Auch da, wo aus der Wäſſerigkeit der ewigen Gleichniſſerei und Symboliſirerei wie ein grünes Eiland einmal ein guter Gedanke auftaucht, wie der von der Läuterung Fauſts mittels der Bethätigung des Evangeliums der Arbeit, vermag die ſtumpfgewordene Phantaſie des Dichters dieſen Gedanken nicht mehr deutlich, lebenswahr und plaſtiſch zur ſinnlichen Erſcheinung zu bringen, ſondern vergeheimniſſelt und verſchwiemelt alsbald alles wieder ins Paraboliſche und Symboliſche. Schließlich muß Göthe, um ſeinen Helden, welcher gar nicht der echte Fauſt, der Fauſt des erſten Theils iſt, auf anſtändige Weiſe ins Himmelreich zu bugſiren, alle Regiſter der katholiſchen Kirchenorgel ziehen, — ſo nämlich, wie dieſe in italiſchen Kirchen geſpielt wird. Ketzer, welchen die Säulenheiligen der Göthe-Orthodoxie und ihre Orakeleien weit mehr komiſch als ehrwürdig vorkommen, meinen, an den Schlußopernſcenen des zweiten Theils vom Fauſt ſei die Muſik Schumanns weitaus das Beſte. Summa: Der zweite Theil vom Fauſt verhält ſich zum erſten ziemlich genau ſo, wie ſich Seine flachſenfingiſche Excellenz der Herr Miniſter von Göthe, welcher die Chriſtiane Vulpius geheiratet hatte, zu dem Wolfgang Göthe ſich verhielt, welcher von der Friederike Brion geliebt worden war.

Aber, o Himmel, wohin bin ich gerathen? Sollte jener franzöſiſche Spötter, welcher behauptete, kein Deutſcher könnte ein Dutzend Sätze ſprechen oder ſchreiben, ohne auf den Göthe und den Fauſt zu reden zu kommen, wirklich rechthaben? Ich wollte oben nur ſagen, daß Julius Moſen in ſeiner edlen Beſcheidenheit nie ſich vermeſſen hat, das Unmögliche verſuchen, d. h. Probleme löſen zu wollen, welche unlöſbar ſind. Nicht als ob er nicht tief und mitunter nicht auch ſchmerzlich von denſelben ergriffen und bewegt worden wäre! Aber er begnügte ſich, ſie dichteriſch aufzuzeigen und anzuzeichnen, ihr ruheloſes Weben und Wirken in den Geſtalten ſeiner Dichtung mehr oder minder deutlich zu veranſchaulichen.

Wir Deutſchen rühmen uns bekanntlich, in unſerer Sprache ein Wort zu beſitzen, für welches kein anderes Idiom einen vollwichtig entſprechenden Erſatz hätte: das eine ganze Welt von Vorſtellungen und Empfindungen umſchließende Wort „Gemüth“. Nun wohl, wenn je einer ein Dichter des deutſchen Gemüthes heißen durfte, ſo iſt es Moſen geweſen. Das Wort nicht etwa im philiſterhaft-flauen Sinne genommen, wohlverſtanden! ſondern ſo, daß Gemüth die ganze Beſonderheit, Eigenart, Innigkeit und Kraft der deutſchen Volksſeele bedeutet.

Damit iſt nun auch ſchon geſagt, daß Moſens Poeſie ganz weſentlich eine lyriſche war und iſt. Auch wo ſie in andere Formen ſich kleidet, überall ſieht man unter derſelben die lyriſche Ader deutlich pulſiren. Der Epiker, Novelliſt und Dramatiker Moſen kann uns den Lyriker Moſen nirgends lange vergeſſen machen. Die drangvolle Subjektivität des Dichters durchbricht immer wieder die objektive Schranke der Erzählung oder der dramatiſchen Handlung. Ich trage daher kein Bedenken, zu ſagen, daß Moſen die Natur ſeiner Begabung verkannte, wenn er ſeine meiſte Zeit und Mühe auf dramatiſche Verſuche verwandte. Es iſt ja wahr, ſeine hiſtoriſchen Schau- und Trauerſpiele „Heinrich der Finkler", „Kaiſer Otto der Dritte", „Cola Rienzi", „Don Juan d'Auſtria", „Herzog Bernhard", „Der Sohn des Fürſten" ſind voll von ſchönen Einzelheiten, aber von lyriſchen Schönheiten. Nicht die dramatiſche „Mache" geht dieſen Stücken ab, wohl aber die dramatiſche Subſtanz. Man merkt, der Dichter hat ſich die Figuren ſeiner Dramen vorgeſtellt, aber er hat ſie nicht geſchaut. Das ſind keine auf ſich geſtellten Geſtalten von ſelbſteigenem Leben, aus ſich heraus wollend und handelnd; nein, es ſind bloße Gefäße für die lyriſchen Empfindungen des Dichters, Sprachrohre ſeines Ethos und Pathos, ſeiner Liebe und ſeines Haſſes. Einmal ſchien jedoch der kraftvolle Anlauf zum hiſtoriſchen Drama glücken zu wollen: Moſens „Cromwell“-Fragment beweiſt es. Aber leider konnte dieſer Anlauf nicht zum Ziele gelangen, weil die „allgütige Mutter Natur“ den Dichter vorzeitig mit unheilbarem Siechthum ſchlug. Den übermächtigen Einfluß Shakſpeare's, welchem unſer Dichter in ſeinen Dramen allzu widerſtandslos nachgab, hört man freilich auch aus den Cromwellſcenen heraus.[1] Doch iſt es Moſen gelungen, mittels weniger Meiſterſtriche die knorrige Eichenblockgeſtalt ſeines Helden, und zwar die Geſtalt des werdenden Cromwells, leibhaftig vor uns hinzuſtellen. Im ganzen gewinnt man von der Leſung der moſen'ſchen Dramen den Eindruck, man habe es da mit einem Dichter zu thun, welcher ſich in der Form vergriffen, aber immerhin mit einem Dichter, der denn doch nicht nöthig hatte, ſeine dramatiſchen Arbeiten ſo mühſälig hervorzuquetſchen und herauszuwürgen wie jener Otto Ludwig, den man für eine Weile, freilich nur für eine kurze, zum Heiland der deutſchen Bühne ausgeſchrieen hat. Gegenüber den dramatiſirten Krämpfen dieſes nun auch ſchon verſchollenen Nichtheilands, welcher ſich, wie das die Impotenz von jeher gethan, über Schillers Potenz faſt zu Tode geärgert hatte, wirken Moſens dramatiſche Verſuche wahrhaft erquicklich, weil doch immer etwas von elementarer, ſpontan quillender Poeſie darin iſt.

---

[1] So z. B. gleich aus der Anrede Cromwells an den Volkshaufen:

„Kühlt euren Zorn, zu dem der Herr euch ſtachelt,
Nicht an den Henkersknechten des Tyrannen.
Sie ſind nur arme Hunde der Gewalt,
Kneipzangen, angeſetzt an euer Fleiſch;
Nur Stein und Knüttel, aus gottloſer Hand
Geworfen in das Kniegelenk der Freiheit.“

In noch weit höherem Maße iſt dieſes der Fall in den Liedern unſeres Dichters. Denn Moſen war ein rechter Liederdichter und das weiſt ihn als echten Lyriker auf. Wie die beſten Liederſänger unſerer Literatur, wie Göthe, Uhland, Kerner, Arndt, Müller, Eichendorff, ſo hat auch Moſen aus dem Jungbrunnen unſerer Volksliederdichtung getrunken. Daher die Naturwahrheit, die Einfachheit und Herzigkeit ſeiner Lieder, daher das Sinnlich-Begreifliche der Bilder, die blitzartige Beleuchtung der Situationen, die Sangbarkeit der Rhythmen. Lieder, wie „Welch' ein wonniges Träumen“ — „Der Lenz mit ſtillem Wehen“ — „Einſam oben auf dem Hügel“ — „Wie iſt ſo ruhig, klar und rein“ — „Sie ſah mich an zuweilen“ — „Feldröſlein, wie ſo purpurhell“ — „Wo auf hohen Tannenſpitzen“ — „In die Ferne geht mein Sehnen“ — „Mein Herz war eine Aloë“ — ſind und bleiben unſerem Liederhort für immer einverleibt. Auch das balladenhafte oder romanzenartige Lied gelang Moſen nicht ſelten in hohem Grade. Seine Hofer-Romanze („Zu Mantua in Banden“), ſeine „Letzten Zehn vom vierten Regiment“, ſein „Trompeter an der Katzbach“ ſind vielgeſungene Volkslieder geworden. In der meiſterlichen Ballade „Der Waſſerneck“ verbinden ſich Phantaſie, Leidenſchaft und Humor harmoniſch zur erfreulichſten Geſammtwirkung.

Als erzählender Dichter iſt Moſen aufgetreten in der Novelle, im Roman und im Epos — falls dieſe Bezeichnung für ſeine zwei erzählenden Dichtungen in Verſen ſtatthaft ſein ſollte. Als Novelliſt ſtand er durchweg auf dem Boden der Romantik. Seine Märchennovelle „Georg Venlot“ hat ihre Heimat in der Anſchauungsweiſe, wo auch Fouqué's „Undine“ und Chamiſſo's „Schlemihl“ daheim. Moſens Novellenbuch „Bilder im Mooſe“ erinnert ſchon durch den Rahmen, worein dieſe Bilder gefaſſt ſind, an Tiecks „Phantaſus“ und Hoffmanns „Serapionsbrüder.“ Mehrere der Bilder ſind aber novelliſtiſche Kabinettſtücke von hoher Vollendung. So „Die blaue Blume“. Eine wahre Perle von Novelle aber würde „Das Heimweh“ ſein, wenn die zweite Hälfte derſelben inbetreff der Erfindung und Motivirung gegen die erſte nicht allzu ſehr abfiele. Ich wüſſte übrigens nicht, daß das deutſche Heimweh irgendwo ergreifender, erſchütternder geſchildert wäre als hier.

Auf weitgeſpannter Leinwand, mit breitem und farbenſattem Pinſel hat Moſen ſein Romangemälde vom „Kongreß von Verona“ ausgeführt. Den Zeithintergrund dieſes Gemäldes hat der Dichter mit einem Griffel gezeichnet, welcher eines Tacitus des 19. Jahrhunderts würdig wäre, ſo es in dieſem Jahrhundert, wo die Hiſtorik, wenigſtens wenn ſie zünftig ſein will, auf dreifachen Filzſohlen herumſchleichen muß, einen Tacitus geben könnte. In Wahrheit, es iſt taciteiſcher Geiſt und Stil in der berühmten Stelle, wo Moſen, am Eingang des 10. Buches ſeines Romans, die Signatur jener infamen Kongreſſezeit alſo gekennzeichnet hat: — „Wo kein naturwüchſiger Staat beſteht, welcher ſich zu dem Geiſte der Nation ſo verhält wie der menſchliche Leib zu der Seele, welche ihn belebt, da vertritt ſeine Stelle der mechaniſche Polizeiſtaat, welcher keinen Staatsbürger kennt, ſondern nur träge Maſſen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundſätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränke, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemeſſen wird. In dieſen Polizeiſtaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er ſich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder auf den Standpunkt des Egoismus verſetzt. Iſt der Menſch ſo von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches ihn allein aus der Engherzigkeit erheben kann, ſo bleibt ihm nichts als der gemeine, ſinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines ſolchen Volkes, welches ſich ſeine Seele hat ſtehlen laſſen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem ſich die niederträchtigſte Geſinnung von ſelbſt verbindet. Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habſucht. Liebe und Freundſchaft werden Mittel zu materiellen Zwecken, und wo ſie aufhören, dienſtbar zu ſein, treten der grimmigſte Haß, Verleumdung, Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit ſchamlos an das Licht. Solche Krankheitszuſtände der Staatsgeſellſchaften charakteriſiren ſich durch Selbſtverachtung und Zerriſſenheit der Gemüther, woran ſich, als nächſtfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit ſchlingt." Ja, wie hier geſchrieben ſteht, ſo war es dazumalen, als der Herr von Metternich, der kleine Finaſſeur, für einen großen Staatsmann galt und der Herr von Gentz, der Erzſchufterle, die völkermörderiſchen Kongreſſeprotokolle ſtiliſirte. Dieſer Gentz, der bewunderte und beneidete Held des Herrn Varnhagen von Enſe, des „verſtickten" Diplomaten, welcher ſein Lebtag um jede wirkliche oder auch nur ſcheinbare Macht dienſtbefliſſen herumſcharrwenzelte und ſich dabei mit feiger und boshafter Schadenfreude getröſtete, daß er mal aus ſeinem Grabe heraus „liberal" kläffen und ſkandalchroniſtiſch ſt—armatzeln würde — dieſer Gentz alſo iſt in Moſens Roman ganz meiſterhaft abkonterfeit. Die Charakteriſtik iſt überhaupt das Glänzendſte in dem Buch, und zwar mehr noch die nationale als die perſönliche Charakteriſtik. Der Deutſche Arnold, der Franzos Jony, der Italiener Malocchio, der Korſe Bartolo, der Neugrieche Achilleus, der Spanier Malavilla, der Czeche Joſef, der Ruſſe Jwan — das ſind nationale Typen, die ſich deutlich und beſtimmt von einander abheben und von denen jeder, ſo zu ſagen, die Atmoſphäre ſeiner Raſſe, den Bodengeſchmack ſeines Landes um ſich verbreitet. Auch die Bildungselemente, die Stimmungen, Leidenſchaften und Kümmerniſſe, von welchen die europäiſchen Völker in der Reſtaurationsepoche bewegt wurden, ſind in dieſen Typen vom Dichter vortrefflich aufgezeigt.

Auf der Höhe ſeines Wollens und Könnens erſcheint Moſen, ſo ich recht erwäge, in ſeinen beiden epiſchen Dichtungen „Ritter Wahn“ (1831) und „Ahaſver“ (1838). Beide ſind in demſelben von dem Dichter mit Vorbedacht gewählten Metrum geſchrieben, in der unvollkommenen Terzine. Unvollkommen, weil der Mittelvers reimlos. Gerade dadurch hat Moſen in dieſes Versmaß eine glückliche Zwangloſigkeit gebracht. Zugleich damit freilich auch einen vorwärts ſtürmenden Trieb und Drang, welcher der Diktion weit mehr dramatiſche Bewegtheit als epiſche Ruhe verleiht. Die Terzine, womit der 3. Geſang der 2. „Friſt“ im Ahaſver anhebt:

„Gleichförmig wie der Guß von Katarakten
Roll’ hin, o Lied! Der Sänger iſt zu ſchwach,
Zu widerſtehen deinen Rieſentakten“ —

kennzeichnet ſehr gut die Form der beiden Epen, welche weder unter die Begriffsbeſtimmung der antik-klaſſiſchen noch unter die der mittelalterlich-romantiſchen Epopöe fallen. Es ſind raſch ſich abwickelnde, ihren Grundgedanken energiſch herausſtellende Rhapſodieen. Die ältere wäre etwa dem Gebiete der Ballade, die jüngere dem der Romanze zuzuweiſen. In jener herrſcht das Geheimnißvoll-Naturmächtige vor, in dieſer das Hiſtoriſch-Problematiſche. Beide ſetzen denkende Leſer voraus und das erklärt ja hinlänglich, warum dieſe Dichtungen bisher lange nicht nach Verdienſt bekannt und gewürdigt worden ſind. Die Wahrheit zu ſagen, darf man unſern Landsleuten und Zeitgenoſſen keinen Vorwurf daraus machen. Sie haben für ernſte und große Literaturwerke nicht nur keinen Sinn, ſondern auch keine Zeit. Wir leben in keiner literariſchen Epoche, wie eine ſolche für unſer Land die zweite Hälfte des 18. und das erſte Viertel des 19. Jahrhunderts geweſen iſt. Im Vergleiche mit dazumal iſt das Leben jetzt ſo ungeheuer reichhaltig geworden, daß die Literatur nur noch ein nebenſächliches Intereſſe in Anſpruch nehmen kann. Dichtungen ſind heutzutage keine „ſchickſalsmächtigen“ Dinge mehr, und wenn Hervorbringungen der ſchönen Literatur dann und wann Geräuſch verurſachen, ſo iſt es nur das Geräuſch von ſchnell verflatternden Moden. „Heute roth, morgen todt.“ Was wärmere und etwas dauerndere Theilnahme erregen will, muß mit den politiſchen und ſocialen Fragen und Problemen, mit deren Beantwortung und Löſung die Nation ſich abmüht, im Zuſammenhange ſtehen. Mit dem abſtrakten Kunſt- und Literaturduſel iſt es aus und vorbei und das iſt fürwahr kein Schaden.

Wer aber unter uns noch geneigt iſt, an den vonſeiten der Reklame marktſchreieriſch geprieſenen literariſchen Modewaaren vorüber und in ſein ſtilles Kämmerlein zu gehen, um am Gedankenvollen ſich zu erquicken und am Schönen ſich zu erfreuen, der wird an Moſens „Ritter Wahn“ und „Ahaſver“ ſeine Erquickung und Freude finden.

Den Stoff zur erſtgenannten Dichtung hat Moſen auf ſeiner Wanderung durch Italien in der Gegend von Perugia aufgeleſen. Genauer geſprochen, er hörte 1825 auf dem Marktplatze von Cortona einen volksmäßigen Trovatore die Sage vom Cavaliere „Senſo“ vortragen und wurde davon um ſo mehr ergriffen, als ihn aus dieſer urſprünglich zweifelsohne germaniſchen Sage etwas Vaterländiſches anheimelte. Heimgekehrt formte er daraus ſeinen Sang vom „Ritter Wahn“, ein Lied, welches ſingt und ſagt von unnennbarer Sehnſucht, von abenteuerlicher Fahrt in ein Wunderland, in das Land der Ideale, vom dort im Helden erwachten Heimweh —

„Biſt du's, o Erde? ruft voll Schmerz der Ritter;
Unſterblich bin ich, aber dich zu ſeh'n
So fernab rollen, ach, das iſt zu bitter!“ —

ſodann von Wahns Rückkehr in die Heimat und ſeinem Untergange daſelbſt. Das Thema hat eine unverkennbare Verwandtſchaft mit dem Fauſtproblem. Auch an die Grundidee des Don Quijote gemahnt es; denn wie der Held des großen Cervantes jagt auch der Ritter Wahn dem Ideale nach. Als Kunſtwerk angeſehen, iſt dieſe Dichtung Moſens gerundeter und in ſich geſchloſſener als der „Ahasver“. Dort biegt der Mythus ſich in ſich ſelbſt zurück, hier thut ſich eine unendliche Fernſicht auf.

Die Sage vom ewigen Juden hat, wie jeder weiß, deutſche Dichter häufig angelockt. Göthe warf in ſeiner Sturm- und Drangzeit jene bruchſtückliche Rhapſodie aufs Papier, welche für eine „Kraftgenialität“ erſten Ranges anzuſehen iſt. Dann kam Schubart, hierauf Moſen und dieſem traten Lenau und Heller nach. Einer beſonderen Erwähnung iſt werth der ganz originelle Griff, welchen Hauff that, als er in ſeinen „Memoiren des Satans“ die Figur des ewigen Juden in die humoriſtiſche Beleuchtung rückte. Moſens „Ahaſver“ dagegen iſt hochpathetiſch gefaßt und geführt. Der Dichter hat das Verhältniß dieſes ſeines Werkes zum „Ritter Wahn“ als ein gegenſätzliches bezeichnet. Der Ritter Wahn nämlich bringt das Streben und Irren der nach Vereinigung mit der Gottheit und der Unſterblichkeit ringenden Menſchenſeele zur Anſchauung. Im Ahaſver dagegen ſtellt ſich die im Irdiſchen befangene Menſchennatur, gleichſam der in einem Einzelweſen verleiblichte Geiſt der Weltgeſchichte, erſt in naivem Trotz, dann mit deutlichem Bewußtſein dem Göttlichen, als Gott des Chriſtenthums gefaßt, ſchroff gegenüber und entgegen. Das Gedicht entrollt ſich demzufolge vor uns als ein weltgeſchichtliches Drama von epiſch-lyriſchem Tonfall. Es führt die Offenbarungen des Weltgeheimniſſes in deſſen hiſtoriſchen Erſcheinungsformen an uns vorüber. Der Eindruck dieſer grandioſen Bilderreihe auf wiſſende und empfängliche Menſchen kann nur ein ſehr bedeutender ſein. Große Schönheiten im einzelnen ſind in Fülle vorhanden. Als wahre Prachtſtücke ſtellen ſich dar die Schilderungen vom Untergange Jeruſalems und vom Aufkommen des Iſlâm. Auch der Geſang von der Völkerwanderung bezeugt, daß hier ein rechtes Dichterauge dieſes rieſige Ereigniß angeſchaut habe. Groß gedacht und ſtiliſirt iſt die Seelenſchau Ahaſvers im 2. Geſange der 3. Friſt und von vollendeter Lieblichkeit die kurze Wiedererweckung der helleniſchen Götterwelt durch Julian. Am Schluſſe weiſt der Dichter noch einmal auf die Grundidee ſeines Werkes hin, d. h. auf die Diſſonanz zwiſchen Göttlichem und Menſchlichem oder, mit anderen Worten, zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, welche Diſſonanz als ruheloſer Kampf im weltgeſchichtlichen Proceſſe ſich bethätige. Chriſtus beſchließt das Gedicht mit dieſen zum ewigen Juden geſprochenen Worten:

„Auch ich bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du haſt zuerſt die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'ſchen Schranken;
Mir gegenüber haſt du dich geſtellt
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwiſchen Beiden
Wird einſt, wo ſich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entſcheiden."

Moſens Ahaſver hat demnach gar keinen rechten Schluß. Er bricht ab mit einem Fragezeichen, mit einem „Und ſo weiter", ganz ähnlich wie „Die Albigenſer" Lenau's. Es bleibt nur die Ausſicht auf das weitere Rundum des circulus vitiosus der ſogenannten Weltgeſchichte.

Leſern von heute könnte leicht der Einfall kommen, unſer Dichter hätte in ſeinem Ahaſver den Kampf des Judenthums mit dem Chriſtenthum oder gar den jetzunder mit ſo großem Fleiß zum Klaffen und zum Kläffen gebrachten Zwieſpalt zwiſchen Germanenthum und Semitismus darſtellen wollen. Das wäre jedoch ein ſehr thörichter Einfall. Denn erſtens nahm und behandelte Moſen das Ahaſverproblem weder im kleinraſſenhaften noch im kleinkonfeſſionellen Sinne, ſondern im großmenſchlichen, und zweitens war er ein weſentlich pathetiſcher Dichter. Man müſſte aber ein weſentlich komiſcher ſein, um die zwiſchen Semiten und Antiſemiten neuerdings im deutſchen Reiche entbrannte Batrachomyomachie würdig beſingen zu können. Wer das Zeug dazu hätte, den Ewigen Juden in unſeren Tagen und in unſeren Verhältniſſen umgehen zu laſſen, der müſſte — ſeine dichteriſche Gottesgnadenſchaft vorausgeſetzt — ein komiſches Heldengedicht oder einen komiſchen Roman zuwegebringen, wie die deutſche Literatur noch keins und keinen beſitzt. Iſt kein moderner Fiſchart oder Wieland da?

Gottfried Kinkel.*)

(December 1882.)

I.

Unſere Reihen lichten ſich raſch. Noch etliche Jahre und man wird dem letzten der „Achtundvierziger" die Grabrede halten, falls nämlich einer von den poſitiven und realpolitiſchen Leuten der jetzigen Generation es überhaupt noch der Mühe werth finden ſollte, ſo einem „Idealiſten" und „Schwärmer" ins Grab nachzureden. Das Gelingen der 1866 inſcenirten Revolution von oben hat ja alle die lieben Streber von heutzutage mit einer ſouveränen Verachtung für die „Phantaſten" erfüllt, welche an dem 1848 ſchüchtern unternommenen Revolutionsverſuch von unten betheiligt waren. Wir hatten es freilich nicht ſo gut wie die, ſo zu ſagen, brevetirten Patrioten von geſtern und heute. Zu unſerer Zeit war kein Biſmarck da, Deutſchland fertigzuſtellen. Darum mußten wir es, wohl oder übel, ſchon ſelber verſuchen und vielleicht kommen auch noch Tage, wo ein von den Orgien des Erfolgkultus ernüchtertes Geſchlecht anerkennen wird, daß ohne die Arbeit und die Aufopferung der Idealpolitiker von 1848 der großmeiſterliche Realpolitiker von 1866 ſein Werk ſchwerlich hätte beginnen und durchführen können. Es iſt eine ſchöne Sache um das Schneiden, Binden und Einfahren der Garben, und das Erntefeſt belohnt, wie billig, die Schnitter. Aber geſtattet wird ja wohl die Frage ſein: Kann irgendwann die That „mit Eiſen und Blut“ ernten, wo der Gedanke nicht zuvor den Boden umgewühlt und die Saat geſtreut hat? Ohne 1848 kein 1866 und demnach auch kein 1870.

---

*) Den Kern dieſes Eſſay's bildet die Gedächtnißrede, welche ich am Beſtattungstage Kinkels, dem 16. November 1882, im Auftrage des eidgenöſſiſchen Schulrathes im Fraumünſter in Zürich gehalten habe.

Männer, die an einer beſiegten und niedergetretenen Bewegung theilgenommen, erlangen bei ihren Lebzeiten ſelten, wenn überhaupt, ihr Recht. Der Mißerfolg iſt in den Augen einer ungeheuren Mehrzahl von Menſchen ein ſo großer Sünder, daß er den Schatten ſeiner Verurtheilung auf alle Betheiligten wirft. Will man die menſchliche Niedertracht im Superlativ kennen lernen, ſo muß man bekanntlich hören und leſen, was die Söldlinge einer ſiegreichen Partei über die Beſiegten reden und ſchreiben. Ich will den peſtilenziſchen Sumpf von Lügen und Läſterungen, welcher über die Beſiegten von 1848—49 zuſammengelogen und zuſammengeläſtert worden iſt, hier nicht aufrühren, — will auch nur ganz flüchtig daran erinnern, daß die giftigſten Zuflüſſe dieſem Sumpfe zugeführt wurden durch Ueberläufer von der

Sorte jenes, welcher den ihm von Mazzini umgehangenen Karbonarimantel mit der Judasſcheere im Handumdrehen in einen Miniſterfrack umzuſchneidern verſtand, — und will ſogar unterlaſſen, ſtrafend den Schatten jenes „liberalen“ Gelehrten zu beſchwören, welcher jeden der in Mannheim, Freiburg und Raſtatt gefallenen Standrechtsſchüſſe mit händereibender Befriedigung regiſtrirte. Etliche dreißig Jahre haben mälig den beſänftigenden Schleier des Vergebens und Vergeſſens über alle die damals begangenen Verräthereien, Nichtswürdigkeiten und Grauſamkeiten hingebreitet. Ich will die Zipfel dieſes Schleiers nicht heben. Aber ich glaube, es iſt eine Pflicht der noch übriggebliebenen „Achtundvierziger“, keinen ihrer ſcheidenden Genoſſen „klanglos zum Orkus hinabgehen“ zu laſſen, und darum will ich einem der Beſten und Beſtverleumdeten von dazumal hier einen beſcheidenen Denkſtein aufrichten, an welchem, hoffe ich, doch mancher gute Deutſche, den ſein Weg da vorbeiführt, ſtehenbleiben wird, um ein pietätvolles »Salve et vale!« zu ſprechen. Ich brauche kaum beizufügen, daß es bei dieſer Denkſteinſetzung nicht auf eine jener jetzt gäng und gäben Verhimmelungen abgeſehen iſt, womit die Mittelmäßigkeiten unſerer Tage einander „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl“ wegzuſchmeicheln befliſſen ſind.

Gottfried Kinkel iſt am ſchönen grünen Rhein geboren (11. Auguſt 1815) und eine echtrheiniſche Natur war und blieb er ſein Lebenlang. Das will ſagen:

ein Sanguiniker und Optimiſt, wie es jemals einen gegeben, ein Mann, welcher, auch nachdem ihm das Alter ſein Weiß auf das Haupt geſchneit hatte, noch ganz jünglingshaft empfand und darum noch in ſeinen letzten Lebensjahren mitunter für Erſcheinungen ſich zu begeiſtern vermochte, an welchen verſtändige Menſchen achſelzuckend vorübergehen mußten. Sein Vater war der ſtreng rechtgläubige Pfarrer von Oberkaſſel bei Bonn und ſein elterlich Haus überhaupt von einer ganz anderen geiſtigen Atmoſphäre erfüllt als die, worin Kinkel ſpäter athmete. Denn auch des Dichters Mutter, an welcher er ſehr gehangen, iſt eine Chriſtgläubige von der ſtrikten Obſervanz geweſen und im übrigen eine charakterfeſte, energiſche Frau. Der Sohn hat ihr ins Grab nachgerufen:

„Du warſt kein weich und zärtlich Weib,
Das jeder Sturm vom Ziel verſchlägt;
Der feſte Geiſt hat auch dem Leib
Die mächt'gen Züge aufgeprägt.

Du ſtandſt im heißen hellen Streit
Mit Welt und Sünde offenbar,
Zu jeder Seite recht bereit
Mit Waffen ehrlich ganz und gar.

Und ſo biſt du geſchieden auch,
Nicht müde, lebeſiech verzehrt,
In kräft'gem Thun, wie ſtets dein Brauch,
Hat dich des Todes Schlag verſehrt.“ —

und wir werden wohl nicht fehlgehen mit der Annahme, daß, was von ſtärkerem Metall in Kinkels Weſen war, Erbtheil von Mutterſeite geweſen ſei. Der Gedichtecyklus übrigens, aus welchem die angeführten Strophen genommen ſind, beſtätigt wieder einmal das göthe'ſche Wort, daß niemand die Eindrücke ſeiner Kindheit leicht verwinden werde. Kinkel ſteht hier, wie überhaupt in ſeiner erſten Gedichteſammlung (1843) durchweg, noch unter dem Bann und Zwang der im Elternhauſe heimiſch geweſenen chriſtlichfrommen Anſchauungen, und wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo muß ich geſtehen, daß ich in dieſen Jugendgedichten mehr Stimmung und Urſprünglichkeit, mehr vom echten Korn der Poeſie finde als in den, wie mir ſcheint, mehr nur gemachten und anempfundenen als gefühlten und gedichteten Freidenkereien der zweiten Sammlung (1868). Kinkel war eben in ſeinem eigenſten Weſen ein Romantiker und darum gedieh auf den Firnenhöhen der reinen Vernunft ſein Dichten nicht. Man halte einmal Gedichte wie „Abendmahl der Schöpfung“, „Sonntagsſtille“ und „Gebet“ zuſammen mit dem „Nirwana“ und ähnlichen Stücken der zweiten Sammlung und man wird finden, daß mein Gefühl das richtige. Wie unangenehm es auch dem Größenwahn unſerer Tage klingen mag, der Dichter, welcher unſere durch die moderne Wiſſenſchaft entgötterte Welt in die Sphäre geſtaltungsmächtiger Poeſie erheben könnte, ſoll erſt noch geboren werden. Alle bislang in dieſer Richtung unternommenen Verſuche ſind eben nur unzulängliche Verſuche und kurzbeinige Anläufe.

Nachdem Kinkel das Gymnaſium in Bonn durchlaufen, bezog er 1831 die dortige Hochſchule, um Theologie zu ſtudiren. Drei Jahre ſpäter finden wir ihn als Studenten in Berlin, allwo ſich wie ſein Geſichtskreis ſo auch ſeine Studien nach allen Seiten hin erweiterten. Hier hat er zu ſeiner ſpäteren fachmänniſchen Thätigkeit als Kunſthiſtoriker die Fundamente gelegt. An dem ſtudentiſchen Leben, was man ſo zu nennen pflegt, hat er ſich kaum betheiligt. Abgeſehen von Neigung oder Abneigung, verwehrte ihm „die große Meiſterin, die Noth,“ den flotten Burſchen zu ſpielen. Für die Entbehrungen und Entſagungen in der Wirklichkeit ſuchte er in der Dichtung Erſatz zu finden. Im Jahre 1836 habilitirte er ſich als Privatdocent für Theologie, vorzugsweiſe für Kirchengeſchichte, an der Univerſität Bonn. Daneben ertheilte er Religionsunterricht am Gymnaſium und wirkte als Hilfeprediger der evangeliſchen Gemeinde in Köln. Anſtrengende und zeitraubende Amtsgeſchäfte, dann der Tod von Mutter und Vater, endlich das mit einer jungen Verwandten vorſchnell eingegangene Verlöbniß erregten in ihm einen Seelentrubel, aus welchem er ſich am beſten mittels einer Reiſe nach Italien heraushelfen zu können glaubte. Im Herbſte 1837 fuhr er rheinaufwärts und durchwanderte die Schweiz und Südfrankreich, von wo er nach Italien hinüberging. Seine kunſtgeſchichtlichen Arbeiten bezeugen, wie fruchtbar dieſe Wanderfahrt für ihn geworden. Der edelſte dichteriſche Gewinn derſelben war die Elegie „Roma's Erwachen“. Beim Nachhauſekommen von einem ſeiner täglichen Studiengänge in der Siebenhügelſtadt fand Kinkel einen Brief von ſeiner Braut vor, worin ihn dieſe bat, das Verlöbniß zu löſen, weil ein wohlhabender und ſehr beſchäftigter Arzt, der ſich „ein Reitpferd hielte,“ um ihre Hand geworben hätte. Natürlich gab der Dichter die praktiſche junge Dame frei und ließ ſeinen Verdruß in dieſen bitterhumoriſtiſchen Strophen verdampfen:

„Ich war ein armer Docent der Theologie,
Ein Reitpferd freilich hatt' ich beſeſſen nie,
Ein Amt noch minder, aber die Ausſicht doch,
Ein armes Aemtlein lang zu erharren noch.
Er aber täglich häufte den Geldgewinn,
Denn er war Jünger der goldenen Medicin
Und er hielt ein Reitpferd.

Ich wand dem Liebchen duftiger Kränze viel,
Mein Geiſt umſchlang ſie jauchzend im bunten Spiel,
Viele glühende Lieder waren ihr Liebeslohn;
Doch Wagenrollen däucht ihr ein ſchön'rer Ton!
Wenn man ein Pferd hat, kommt man ohne Beſchwer
Auch noch zum Wagen — merkſt du? — Er,
Ja, er hielt ein Reitpferd.“

Nach Bonn zurückgekehrt, docirte und predigte Kinkel pflichtgemäß und eifrig, hatte auch auf dem Katheder und auf der Kanzel Erfolg. Er war eben ein geborener Redner und wußte auch da und damit zu packen und anzuregen, wo und womit andere nur zu langweilen verſtehen. Selbſtverſtändlich regte ſich darob ſofort auch der Neid und die Nergelei, zwei auf deutſchem Boden bekanntlich überall ſehr üppig gedeihende Unkräuter. Auch war der Privatdocent und Prediger den Orthodoxen ſchon nicht mehr orthodox und den Pietiſten ſchon nicht mehr fromm genug. Dazu kam, daß er um eine geſchiedene Frau, die freigeſinnte und hochgeſtimmte Muſiklehrerin Johanna Mockel, warb und ſich mit ihr im Mai 1842 verheiratete. Er hätte ſich von Glaubens- und Amtswegen mit einem frommen Mägdelein verbinden ſollen, meinten die Klatſchbaſen, und aber die Klatſchbaſen in und ohne Hoſen machten in Bonn die öffentliche Meinung, wie ſie dieſelbe überall machen. Kinkel wurde nachgerade ein Mann, über welchen die Acht und Aberacht auszuſprechen Salons, Sakriſteien und Konventikel ſich anſchickten.

Daß ſich in ihm eine bedeutſame Wandlung zu dieſer Zeit vollzog, iſt wahr. Wie hätte er denn auch unberührt bleiben können von der großen kritiſchen Bewegung, welche ſich in den 30ger und zu Anfang der 40ger Jahre namentlich auf dem Gebiete der Theologie ereignet? Man braucht nur an die „Halle'ſchen Jahrbücher“ zu erinnern, um ſich den Sturm zu vergegenwärtigen, welcher in die Wiſſenſchaft und Literatur gefahren war, bevor er in die Politik fuhr. In allen ſtrebſamen Geiſtern vollzog ſich eine große Umwälzung, welche nicht ſo tumultuariſch vorging wie der „Sturm und Drang“ der 70ger Jahre des vorigen Jahrhunderts, aber viel tiefer und weiter griff. Denn mit dem völligen Bruch mit der Kirche verband ſich in weiten Kreiſen der beſtimmte Bruch mit dem beſtehenden Polizeiſtaat. Was Kinkel angeht, ſo beſitzen wir von ſeiner Hand aus ſpäterer Zeit ein Zeugniß, das bündig angibt, wie er aufgehört habe, ein Theologe zu ſein. Am 9. April 1877 ſchrieb er nämlich aus Zürich an einen Freund: „Fünfzehn Jahre Theolog, habe ich mich ganz langſam und ohne Leidenſchaft, im feſten Fortſchritte des Studiums, von der Kirchenlehre losgemacht. Damit einmal fertig, habe ich eine gewiſſe Gleichgiltigkeit gegen die philoſophiſchen Studien in mir entſtehen gefühlt und meine Aufgabe darein geſetzt, anderen die Freude an einer ewigen Quelle des Glückes, dem Verſtändniß des Schönen, zumal in der Kunſt, zu vermitteln.“

Hier iſt der Uebergang vom Lehrer der Kirchenhiſtorie zum Lehrer der Kunſtgeſchichte ſchon mitangedeutet. Gerade kirchenhiſtoriſche Studien waren es, welche den Dichter und Docenten auf das Gebiet der chriſtlichen Kunſt führten, wo er ſich mehr und mehr heimiſch machte. Eine Frucht ſeiner bezüglichen Arbeiten war dann die „Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern“ (1845), die jedoch Fragment geblieben, da nur der erſte Band („Die altchriſtliche Kunſt“) geſchrieben und gedruckt wurde. Die beifällige Aufnahme dieſes Buches verſchaffte dem Verfaſſer ſeine Berufung auf den neugegründeten Lehrſtuhl der Kunſtgeſchichte an der Hochſchule Bonn (1846), während ſeine inzwiſchen veröffentlichten Dichtungen, vor allen die rheiniſche Geſchichte in 12 Abenteuern „Otto der Schütz,“ ſeinen Namen weithin in deutſchen Landen bekannt, willkommen und geehrt machten. Seine Stellung war auch äußerlich eine verhältnißmäßig geſicherte und behagliche geworden, ſeine Wohnung ein Sammelplatz edler Geſelligkeit, welche des Apparats und Aufwandes nicht bedurfte, um Gäſte anzuziehen und feſtzuhalten. Alles ſchien demnach eine gedeihliche Weiterentwicklung von Kinkels Fähigkeiten und Thätigkeit zu verſprechen. Da kam aber das Jahr 1848 und gab dem Schickſal des Mannes, wie dem von Hunderten und Tauſenden ſeiner Zeit- und Altersgenoſſen, eine ſchroffe Wendung.

2.

Es iſt ſchon ſo: nur wer jene Zeit mitgelebt hat, kann ſich eine deutliche Vorſtellung davon machen. Sie war doch trotz alledem und alledieſem der „Völkerfrühling“, als welchen man ſie in zahlreichen Liedern geprieſen hat. Es iſt dazumal doch etwas, viel ſogar vom Beſten im Menſchen wach, rege und thätig geweſen. Die kühl und ſelbſtſüchtig kalkulirenden Rechner und Streber von heute können keine Ahnung davon haben, wie in jenen Märztagen die beſten — ja, die beſten! — deutſchen Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen von dem Gedanken des Vaterlandes ergriffen, von dem Eifer für die Einheit, Freiheit und Größe der Nation erfüllt und getrieben waren. Wochenlang — und das iſt, wie die Menſchen nun einmal ſind, ſchon lang, ſchon ſehr lang — duckten ſich alle gemeinen Inſtinkte und ſchwiegen alle böſen Leidenſchaften. Edles Vertrauen beſchwingte die Geiſter, gläubiges Hoffen hob die Herzen. Wer von allen, die es miterlebt, will es leugnen?

Kinkel hätte nicht Kinkel ſein müſſen, ſo er nicht von dem Sturm erfaſſt worden wäre. Wurde denn nicht auch ein Monarch ſelber, in welchem die Phantaſie mächtig war, wurde nicht auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen für Stunden und Tage von dieſem Sturm ergriffen? Man wird die Reden, Handlungen und Proklamationen des Königs vom 21. März 1848 nicht aus dem Buch der Geſchichte wegätzen können. In dem jungen Profeſſor Kinkel regte die hochgehende Märzſtimmung den politiſchen Redner auf, wie die Romantik ſeines heimiſchen Rheinlandes in dem jungen Studenten Kinkel den Poeten wachgerufen hatte. Er trat mit keineswegs extremen Anſichten und Wünſchen in die Bewegung ein, welche in ihm bald einen ihrer Leiter in den Rheingegenden anerkannte. Sein Standpunkt war anfänglich genau der von Dahlmann und deſſen Mitreichsprofeſſoren. Erſt der unſelige, ganz weſentlich durch die doktrinäre Klügelei und Dünkelei der Liberalen mitverſchuldete Gang, d. h. Nichtgang der nationaden Sache hat ihn, wie ſo viele tauſend andere mehr nach links getrieben. Dieſe Wandelung muſſte ſich allerdings in einer ſo beweglichen, leicht erregbaren, ſanguiniſchen Dichternatur raſcher vollziehen, als phlegmatiſchen Philiſtern begreiflich und verzeihlich vorkommen mag. Genug, im Laufe des Sommers wurde Kinkel aus einem Liberalen und Konſtitionellen zum Radikalen und Demokraten, der aber wie ſo viele Tauſende ſeiner Geſinnungsgenoſſen — es iſt unglaublich, aber wahr! — den Glauben an das bekannte hölzerne Eiſen „Monarchie auf breiteſter demokratiſcher Grundlage“ noch ein ganzes Jahr lang feſthielt. Wenn man übrigens die gränzenloſe Begriffeverwirrung anſieht, welche dermalen in Deutſchland und in Europa herrſcht, ſo hat man wahrlich keine Urſache, über den Begriffewirrwarr von dazumal die Naſe zu rümpfen. Im Mai von 1849 war Kinkels Entwickelungsproceß vom demokratiſchen Monarchiſten zum demokratiſchen Republikaner vollendet.

Hier iſt kein Raum, die politiſche Thätigkeit des Dichters in ihren einzelnen Akten zu verfolgen. Es genügt zu erinnern, daß er, auf Grund der preußiſchen Verfaſſung vom December 1848 in die zweite Kammer gewählt, mit Waldeck, Jakobi, Berends, d'Eſter, Grün und anderen den linken Flügel der Linken bildete. Das Kabinett Brandenburg-Manteuffel vermochte mit einer Volksvertretung, deren Mehrheit demokratiſchen Wollungen ſich zuneigte, nicht zu regieren und demzufolge wurde zu Ende Aprils 1849 die zweite Kammer aufgelöſt. Für etliche Stunden hatte es den Anſchein, als würde dieſe Auflöſung zur Erneuerung der Märzſcenen von 1848 das Signal geben. Daraus erklärt es ſich, daß einer von Kinkels Mitabgeordneten, ein ausgeprägter „dunkelrother Reaktionär“ — wie man damals ſagte — nach dem Auflöſungsakt von dem Dichter Abſchied nahm mit den Worten: „Nun, mein werther Herr Kollege, wenn's jetzt losgeht und Ihre Partei ſiegen ſollte, ſo ſorgen Sie freundlich, daß ich meinen Kopf behalte; ſiegen wir, ſo werde ich Ihnen denſelben Dienſt leiſten“. Die beiden ſchieden lachend, nicht ahnend, daß und wie bald der „dunkelrothe Reak“ Gelegenheit haben würde, Wort zu halten. Und er hat Wort gehalten.

Nach Bonn zurückgekehrt, fand Kinkel die Rheinlande in großer Gährung. Die Ablehnung der vom deutſchen Parlament rechtsgiltig berathenen, rechtsgiltig beſchloſſenen, rechtsgiltig verkündigten Reichsverfaſſung durch das preußiſche Kabinett, die Ausſchlagung der Kaiſerkrone vonſeiten des Königs und mehr noch die hochmüthig-höhniſche Manier, womit dies gethan worden, hatten die Rheinländer tief erregt. Kein Wunder alſo, daß es zu einzelnen Ausſchreitungen kam, die aber wenig oder nichts zu bedeuten hatten und zumeiſt in die Rubrik der thörichten Streiche fielen. Ein ſolcher war ſicherlich auch jener abenteuerliche Auszug der Bonner Demokraten gen Siegburg, welcher Auszug der ſpäteren Behauptung des Staatsanwalts zufolge den Zweck gehabt hätte, die Waffenvorräthe des dortigen Zeughauſes zu plündern. Daß Kinkel dieſen übrigens weit mehr komiſch als tragiſch verlaufenen Zug mitmachte, obgleich er von der Thorheit des Unternehmens überzeugt war, zeigt deutlich und abſchreckend genug, daß und wie der Zwang der Verhältniſſe, der ja ſchon in Zeiten, wo alles im Geleiſe der Gewöhnlichkeit glatt verläuft, mächtig genug iſt, in wirrſäligen Tagen über den Menſchen gebietet. Bücherſtaubtrockene Klüglinge, welche ſich wohl gehütet haben und wohl hüten werden, für eine Idee mit ihrer liebwerthen Perſon zu zahlen und pro patria auch nur das Geringſte zu riſkiren, bringen es leicht fertig, hintennach zu dociren, der Kinkel hätte beſſer gethan, es zu machen wie der Mathy und verſchiedene andere „große Patrioten“ dieſes Schlages.

Nun, der Kinkel hielt es nicht für ehrenhaft, eine Sache zu verlaſſen, weil ſie ausſichtslos geworden, ja wohl ſchon völlig verloren war. Er dachte nicht wie in ſeinem „Nimrod“ der realpolitiſche Obed Baal:

Und wem zutheil der Sieg auch werde,
Zu ſeiner Fahne will ich ſteh'n,
Weil überall auf weiter Erde
Die Götter mit dem Sieger geh'n“ —

ſondern er meinte, es müßte der Menſchheit zur Ehre und zur Lehre allzeit auch Menſchen geben, welche bei der ſiegloſen Fahne ausharren, und ihm ziemte es, ein ſolcher Menſch zu ſein. Am 10. Mai 1849 nahm er tiefſchmerzlich Abſchied von Weib und Kind, von Herd und Heim, und machte ſich nach der Pfalz auf, welche für die Reichsverfaſſung aufgeſtanden war. Er ſtellte ſich der proviſoriſchen Regierung zur Verfügung und ſuchte ſich als Sekretär des zeitweiligen Oberkommandanten der pfälziſchen Volkswehren, als Sekretär jenes abenteuerlichen Tirolers Fenner von Fenneberg, dann als Leiter der Kanzlei der Militärkommiſſion nützlich zu machen. Man ſieht, Kinkel drängte ſich durchaus nicht vor, wie dazumal leider ſo viele Nullitäten thaten. Es lag ihm lediglich an der Sache. Daß dieſe in der Pfalz beim erſten gegen ſie geführten Stoß allen Halt verlieren müßte, konnte ihm natürlich nicht entgehen. Er ſtand ja mitten in einem Chaos und mußte erkennen, daß es dieſe Erhebung zu keiner irgendwie haltbaren Organiſation bringen würde.

Man braucht kein Poſitiviſt und Realpolitiker nach neumodiſchem Schnitt zu ſein, um es rückhaltlos auszuſprechen, daß die ganze pfälziſch-badiſche Erhebung von 1849 eine Zeitwidrigkeit geweſen iſt. Denn was nicht einmal im März von 1848 gelingen konnte, weil die Deutſchen zum Revolutionmachen weder Hang noch Schick haben, mußte im Mai von 1849 unbedingt mißlingen. Abgeſehen ſodann davon, daß dem anachroniſtiſchen Unternehmen ein Führer von ſchöpferiſchem Genie und alles mit ſich fortreißender Kraft fehlte, krankte es auch am Mangel eines klar herausgeſtellten und freiſam bekannten Princips. Daß die Leiter der Bewegung widernationale Abſichten gehabt, ja rheinbündleriſche Gelüſte gehegt hätten, das iſt nur eine von Mathy und anderen „liberalen“ Judaſſen aufgebrachte Lüge und Verleumdung geweſen. Wahr dagegen iſt, daß kein ernſthafter Mann an die Don-Quijoterie glauben konnte, der Kampf würde alles Ernſtes für die Reichsverfaſſung geführt, alſo für ein Ding, welches durch die Ablehnung der Kaiſerkrone ſeitens des Königs von Preußen zu einem bloßen Phantom geworden. Offen die Fahne der Republik zu entrollen, ließ aber doch ſogar in dieſem ſüdweſtlichen Winkel von Deutſchland, wo der demokratiſche Gedanke ſeit Jahresfriſt große Vorſchritte gemacht hatte, die Volksſtimmung nicht zu. Was blieb demnach als Kern der pfälziſch-badiſchen Erhebung übrig? Nichts als das alle anderen Rückſichten in den Hintergrund drängende Gefühl der Nothwendigkeit, einen letzten verzweifelten Verſuch zu machen, der ſeit dem September von 1848 mit Macht hereingebrochenen Rückwärtſerei einen Damm zu ſetzen. Wer, was vom Herbſt 1849 an und dann lange Jahre hindurch in Deutſchland geſchah, nicht vom Standpunkt eines Hofhiſtoriographen aus anſieht, der wird nicht leugnen wollen, daß jenes Gefühl ein nur allzu berechtigtes geweſen ſei.

Kinkel täuſchte ſich keineswegs über die Sachlage, als er aus der Pfalz nach Baden ging und in die von Willich geführte Freiſchar eintrat. Darüber hat ſich bekanntlich der akademiſche Zunftzopf zornig emporgebäumt. Ein deutſcher Profeſſor als „gemeiner“ Freiſchärler in Reih' und Glied ſtehend — »obstupui, steteruntque comae, et vox faucibus haesit.« In Wahrheit war aber die Sache doch nicht ſo erſchrecklich und ungeheuerlich, wie die ſämmtlichen Pedelle Deutſchlands meinten. Wenn ſo viele Profeſſoren von dazumal ſich für Staatsmänner halten durften, warum ſollte es einem nicht erlaubt ſein, ſich für einen Soldaten zu halten? Die Zeit brachte es nun einmal mit ſich, daß es nicht lauter wohlbeſtallte und hochbeſoldete Reichsminiſter, Reichsgeſandte, Reichskommiſſäre und Reichspoſtillone geben konnte, ſondern auch „gemeine" Freiſchärler geben mußte. Wie und warum er ein ſolcher geworden, hat Kinkel vor dem preußiſchen Standgericht in Raſtatt deutlich angegeben: „Man fragt mich, wie ich zu dem Entſchluſſe gekommen ſei, als Gemeiner in eine Freiſchar einzutreten? Meine Feder, meine Kenntniſſe, gaben ſie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemeſſen war? Ich will mich darüber ganz offen ausſprechen. In die Freiſchar trat ich ein, nachdem unſere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung ſuchen ſollen, die mit der Ehre vereinbar war? Für eine ſinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu iſt, mit Ehren nur noch eins thun, er kann mit ſeiner Perſon, mit Leib und Leben für ſie einſtehen. Das habe ich gethan. Sie können das, meine Herren, einen Entſchluß der Verzweiflung nennen. Daß es aber ein Entſchluß ſei, der meine Ehre als Mann entwürdigt — nein, das werden Sie nicht ſagen!"

Ueber die Vorkommniſſe ſeines elftägigen Feldzuges, ſoweit ſie ihn perſönlich angingen, hat ſich der Dichter vor dem Raſtatter Standgericht ebenfalls klar und offen ausgeſprochen: „Bei zwei Gefechten bin ich geweſen. Zuerſt am 19. Juni Nachts bei Spöck, wenn Sie das ein Gefecht nennen wollen, was bloß in etlichen zwiſchen den Plänklern gewechſelten Schüſſen beſtand.

Ich ſelbſt habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich ſtand mit meiner Kompagnie weiter zurück und wir ſahen bloß die entfernten Schüſſe durch die Nacht aufblitzen. Unſere zweite Affaire war die zwiſchen Rothenfels und Muggenſturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebſt den beigefügten Ausſagen eines mit mir gefangenen Kameraden, des Wirtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an dieſem Tage ein ganz genaues Bild. Wir rückten von der Murgſtraße rechts ab. Die Kompagnie erhielt Befehl zum Tirailliren, Ausſchwärmen und unſere Schützen zu verſtärken, die bereits im Feuer ſtanden. Das Gefecht hatte eben erſt begonnen, unſer Standpunkt war ungünſtig, es war Nachmittags 4 Uhr ungefähr, die Sonne ſenkte ſich und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine ſtarke Blendung, welche den Feind nur ſchwer erkennen ließ. Ich ging durch das Kornfeld vor, ſtieg dann in einen Graben hinab und kletterte eben den ſteilen Abhang jenſeits hinauf, um dort neben einigen meiner Kameraden, die ſchon oben ſtanden, Poſto zu faſſen. Dort erblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick. Denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefaſſt, ſo traf mich eine Kugel am Kopfe, ſo daß ich den Abhang wieder herunterrollte. Bald aber raffte ich mich wieder auf und der Zugführer der Schützen, der uns kommandirte, befahl mir, nach Rothenfels zurückzugehen und mich verbinden zu laſſen. Rau wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem ſtarken Blutverluſte mir unterwegs ein Unfall zuſtieße. So ſchritten wir durchs Feld auf jenen Ort zu, aber, auf einen Abhang heraustretend, ſtanden wir ganz unerwartet vor einer preußiſchen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie beſtehend, und zwar ſo nahe, daß weder an Widerſtand noch an Rückzug zu denken war. Der Poſten ſchoß ſofort auf uns und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir muſſten uns ergeben. Das, meine Herren Richter, iſt meine Betheiligung an der badiſchen Inſurrektion.“

Das waren nun eben keine kriegeriſchen Großthaten, es war auch keine auf den Gang der Ereigniſſe irgendwo und irgendwie Einfluß übende Wirkſamkeit, ſondern nur eine recht beſcheidene „Betheiligung.“ Trotzdem gab es, das kann einer Anzweifelung gar nicht unterſtellt werden, am Hofe von Potsdam und in der preußiſchen Armee viele und mächtige Leute, die nach dem Blute Kinkels verlangten, welcher nach ſeiner Gefangennahme zuerſt in Karlsruhe, dann in Raſtatt eingethürmt wurde. Die Meinung dieſer Leute ging dahin, es müſſte an dem Profeſſor, der ein Freiſchärler geworden, ein Exempel ſtatuirt werden, wie ein ſolches Windiſchgrätz drunten in Wien an dem Reichstagsabgeordneten Blum ſtatuirt hatte. Man darf jedoch nicht verſchweigen, daß am Hofe von Potsdam wie in der Armee auch mildere Anſchauungen ſich kundgaben. Dort ſuchten eine „ſehr hohe“ Dame, ſowie jener „hochgeſtellte“ Herr, mit welchem Kinkel vordem im Scherze das früher erwähnte Abkommen getroffen, ihren Einfluß zu Gunſten des unglücklichen Dichters geltend zu machen — mit nicht gar großem Erfolg freilich. Die preußiſchen Generale, welche in Baden befehligten, waren gegen den Gefangenen noch insbeſondere dadurch erbittert worden, daß ſie an die in Umlauf geſetzte Sage glaubten, Kinkel hätte unmittelbar vor ſeiner Gefangennahme aus einem Verſteck im Kornfeld hervor auf die preußiſchen Truppen geſchoſſen und mittels fortgeſetzten Schießens mehrere Officiere und Soldaten getödtet oder verwundet. Daran war nun aber kein wahres Wort. Ja, ich ſtehe, auf die Ausſage eines durchaus vertrauenswerthen Mannes geſtützt, welcher mit Kinkel in Reih' und Glied geſtanden — er ruht auf dem Friedhof von Thalweil am Zürichſee — nicht an, zu ſagen, daß der Dichter während ſeines elftägigen Feldzugs ſein Gewehr wahrſcheinlich nie losgeſchoſſen und unbedingt niemand verwundet oder gar getödtet hat.

Allein die Zornſtrömung der Sieger war nun einmal wider ihn. So ſehr, daß, als ſeine Frau Johanna auf die Schreckensbotſchaft von ſeiner Gefangennahme hin rheinaufwärts eilte, um ihm Troſt und, womöglich Hilfe zu bringen, die Arme auf dem Dampfboot und im Eiſenbahnwagen als etwas Selbſtverſtändliches mitanhören mußte, Kinkel werde erſchoſſen oder ſei gar ſchon erſchoſſen. Gewiſſe Leute hatten es ungeheuer eilig mit dem Erſchießen, wie denn die berliner „Kreuzzeitung“ Berichte aus Baden bedauernd anhob mit dem Satze: „Kinkel iſt noch immer nicht erſchoſſen.“ Die

„Frommen“ par excellence riefen, wie das ihnen *ihr* „Chriſtenthum“ gebot, am wüthendſten nach dem Blute des Gefangenen. Wie die Stimmung in den entſcheidenden Kreiſen war, erfuhr Johanna Kinkel im Hauptquartier des Prinzen von Preußen in Freiburg. Der General von Hirſchberg verweigerte ihr die erbetene Audienz und verwies ſie an einen andern hohen Officier. Dieſer ſagte ihr: „Das Urtheil über Ihren Mann wird in dieſen Tagen gefällt und muß, dem Geſetze zufolge, binnen 24 Stunden vollzogen werden. Man hat Sie getäuſcht, wenn man Ihnen vorgeſpiegelt hat, daß hohe Perſonen Kinkels Leben zu ſchonen wünſchten.“ Die muthige Frau, welche in jenen Tagen und Nächten Namenloſes gelitten haben muß, entgegnete: „Aber es iſt ja noch gar nicht ausgemacht, daß das Kriegsgericht meinen Mann zum Tode verurtheilen wird.“ Da miſchte ſich ein zweiter im Zimmer anweſender Officier, der „ein ſtarkes, rundes Geſicht von einer faſt metallenen Strenge hatte,“ in die Verhandlung und ſagte: „Machen Sie ſich keine Hoffnung auf das Kriegsgericht!“ — „Wie, keine Hoffnung? Iſt denn der Urtheilsſpruch vorherbeſtimmt?“ — „Das Kriegsgericht wird Kinkel zum Tode verurtheilen.“ — „Alſo keine Hoffnung iſt da, ihn zu retten?“ — „Nur die Gnade des Königs kann ſein Leben erhalten.“ — „Wie lange Zeit braucht ein Brief von hier nach Berlin und zurück?“ — „Wenn Sie ein Gnadengeſuch einreichen wollen, ſo haben Sie heute die beſte Gelegenheit dazu. Denn dieſen Abend geht ein Adjutant des Prinzen von Preußen, der Graf von dem Kneſebeck, als Kurier nach Berlin. Bitten Sie dieſen Herrn, Ihr Gnadengeſuch mitzunehmen.“ Johanna ging ſofort zu dieſem Herrn, der ihr „mit dem Anſtand und dem ruhigen, ſanften Ton der ſuperfeinſten geſelligen Bildung entgegentrat.“ Kaum aber hatte die arme Frau ihre Bitte vorgebracht, als der Herr Graf ausrief: „Was, ich ſollte ein Gnadengeſuch für Kinkel mitnehmen? Ich würde ja geſteinigt, wenn ich wiederkäme und die Begnadigung dieſes Menſchen mitbrächte. Dazu werde ich nie die Hand bieten, im Gegentheil! Ich bedaure indeß, die Bitte einer Dame rund abſchlagen zu müſſen.“ [1]

Am 4. Auguſt ſtand Kinkel in Raſtatt vor dem preußiſchen Kriegsgericht. Man hatte ihm von Amtswegen zum Vertheidiger gegeben den badiſchen Auditeur Dr. Hepp, welchem aber erſt unmittelbar vor dem Zuſammentritt des Tribunals bekanntgegeben wurde, daß der Angeklagte nicht nach dem badiſchen, ſondern nach dem preußiſchen Militärſtrafgeſetzbuch beurtheilt und gerichtet werden ſollte. Das Beſte für ſeine Vertheidigung hatte demnach der Dichter ſelbſt zu thun und er that es, that es ſo, daß ſeine Vertheidigungsrede fraglos zu den beſten Gerichtsreden gehört, welche jemalen auf deutſchem Boden gehalten worden ſind. Man darf wohl ſagen, daß nie und nirgends ein Mann klarer und feſter für ſein Leben geſtritten. Es war auch ein Hauch von Weiſſagung in dieſer Rede — da, wo Kinkel ſagte: „Wenn die Krone Preußen endlich eine kühne und ſtarke Politik verfolgt, wenn es unſerem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwerte — denn anders wird's nicht! — Deutſchland in Eins zu ſchmieden, uns groß und bei unſern Nachbarn geachtet hinzuſtellen, uns der inneren Freiheit wirklich und dauernd zu verſichern, Handel und Wandel wieder zu beleben und vor allem den Armen in meinem Volk Brot zu ſchaffen, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes ſind mir theurer als meine Staatsideale; geſchähe dies alſo und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu ſeinem Vertreter zu wählen, ich würde einer der erſten Deputirten ſein, die mit frohem Herzen riefen: Es lebe das deutſche Kaiſerthum! Es lebe das Kaiſerthum Hohenzollern!“

---

[1] Die angezogenen Stellen ſind wortgetreu entnommen aus dem Aufſatz „Erinnerungsblätter aus dem Jahre 1849“ von Johanna Kinkel, gedruckt in A. Kolatſcheks „Deutſcher Monatsſchrift,“ 1851, Bd. II, Heft 4, S. 39—108.

Der Spruch des Kriegsgerichts lautete nicht auf Tod, wohl aber auf lebenslängliche Feſtungsſtrafe. Das war jedoch den „Frommen“ am preußiſchen Hofe nicht genug. Sie wußten es dahinzubringen, daß ſtatt der Beſtätigung des Urtheils unterm 30. September 1849 aus Freiburg vonſeiten des kommandirenden Generals des 1. Armeekorps, Hirſchfeld, dieſe Kundgebung erging: — „Der ehemalige Profeſſor und Wehrmann in den

Freiſcharen, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den badiſchen Inſurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußiſche Truppen gefochten, durch das zu Raſtatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluſte der preußiſchen Nationalkokarde und ſtatt zur Todesſtrafe nur zur lebenswierigen Feſtungsſtrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Geſetzlichkeit wurde dieſes Urtel von mir dem k. Generalauditoriate und von demſelben als ungeſetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchſtdieſelben haben jedoch aus Gnaden die Beſtätigung des Erkenntniſſes mit der Maßgabe zu befehlen geruht, daß der p. Kinkel die zuerkannte Feſtungsſtrafe in einer Civilanſtalt verbüße. Dieſem allerhöchſten Befehle gemäß iſt von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin beſtätigt, daß der p. Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verluſte der preußiſchen Nationalkokarde und einer lebenswierigen Feſtungsſtrafe zu beſtrafen und zum Vollzug des Erkenntniſſes die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthauſe angeordnet worden, was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.“

Ich meine, dieſes Aktenſtück gehört zur Signatur damaliger Zeit. Es ließe ſich vieles ſagen über dieſe „Begnadigung“ von Feſtungsſtrafe zur Zuchthausſtrafe.[1]

---

[1] Johanna Kinkel erzählt (a. a. O. 92), daß ſie „aus höchſt zuverläſſigen Quellen“ erfahren, Friedrich Wilhelm der Vierte hätte bitterwitzig geäußert: „Ja, vor 18 Monaten hätte ich Kinkel begnadigen können; aber ich habe ja ſchwören müſſen, ein echter konſtitu-

Es ließe ſich überhaupt vieles ſagen, über das Gebaren der Sieger von 1849 in Deutſchland gegenüber den Beſiegten. Es ließe ſich zwanglos zur Vergleichung heranziehen das großmüthige Verhalten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft gegen die beſiegten Sonderbündler i. J. 1847 und das nicht minder großmüthige der großen transatlantiſchen Republik i. J. 1865 gegen die beſiegten ſüdſtaatlichen Rebellen. Doch wozu unnütze Worte machen? »Ubi facta loquuntur, non opus est verbis,« hat der alte Cicero geſagt und der verſtand ſich doch aus dem Fundament aufs Wortemachen.

5.

Derweil ſich nun aber gar viele ſervile und „fromme“ Seelen mit der Vorſtellung kitzelten, daß der „Heide“ und „Rebell“ Kinkel erſt zu Naugardt, dann zu Spandau in der Züchtlingsjacke Wolle ſpulte, wurde in der Stille eine Freundesthat geplant, welche, menſchlich angeſehen, zu den beſten Thaten des Jahrhunderts gehört: — die Befreiung des Wolle ſpulenden Dichters aus dem ſpandauer Zuchthaus durch den Studenten Karl Schurz, welcher ſpäter drüben in den Vereinigten Staaten die höchſten Ehrenſtufen erklomm, welche bislang für einen Deutſchen dort erreichbar waren.

---

tioneller König zu ſein. Ich finde keinen verantwortlichen Miniſter, der Kinkels Begnadigung entgegenzeichnet.“

Kinkel hat keine Aufzeichnungen über ſeine Flucht hinterlaſſen. Wenigſtens ſind bis zur Stunde, wo ich dieſes ſchreibe, keine in ſeinem Nachlaß gefunden worden. Ganz zuverläſſige Angaben über den Verlauf des höchſt ſchwierigen Unternehmens ſind nur von dem Planentwerfer und Ausführungsleiter Schurz zu erwarten. Er hatte Gehilfen, ja, namentlich zwei Brüder Henſel, von denen der eine Hofapotheker in Potsdam, der andere Gutsbeſitzer in Mecklenburg war; aber beide wußten von dem Plane nur ſo viel, als ſie ſchlechterdings zu wiſſen brauchten, um die ihnen bei der Inswerkſetzung desſelben zugetheilte Rolle ſpielen zu können. In der Nacht vom 6. auf den 7. November 1850 gelang das klug geplante und kühn ausgeführte Wagniß. Mittels einer Gewaltfahrt von 33 Meilen brachte der Gutsbeſitzer Henſel in ſeinem eigenen Gefährt den Befreiten und den Befreier von Spandau durch Mecklenburg zur Seeküſte, wo zur Weiterflucht über das Meer alles vorbereitet war. Am 1. December langten Kinkel und Schurz nach einer ſehr ſtürmiſchen Fahrt in Edinburg an, von wo ſie ſich nach London begaben, allwohin der Dichter Frau und Kinder nachkommen ließ. Die Nachricht von ſeiner Befreiung erregte überall große Freude, ausgenommen natürlich die Kreiſe der Servilen und „Frommen“, welche ſich gar gewaltig darüber erboſeten. Es wurden auch eifrigſt Unterſuchungen in Spandau und Roſtock angeſtrengt, die aber ergebnißlos verliefen.

Lange Jahre hat dann Kinkel im Exil verbracht. Aber er iſt nicht an den Klippen des Flüchtlingslebens geſcheitert, welches ſo reich zu ſein pflegt an Täuſchungen und Enttäuſchungen, an phantaſtiſchen Anſchauungen und trügeriſchen Hoffnungen, an bitteren Entbehrungen und ſchmerzlichen Demüthigungen. Zwar unmittelbar nach ſeiner Ankunft in England unterlag er noch der argen Illuſion, es ließe ſich in der Verbannung und von dieſer aus revolutionäre Agitation treiben, und dieſer Aberglaube vermochte ihn eine Reiſe nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen, um unter den dortigen Deutſchen mittels Reden und Reſolutionen die Geldmittel zur „Gründung der deutſchen Republik“ zuſammenzubringen. Das war nur die Fahrt eines deutſchen Idealiſten, Optimiſten und Poeten in das Proſareich des „allmächtigen Dollar.“ Schon das im Grunde ganz klägliche finanzielle Ergebniß dieſer transatlantiſchen Agitationsreiſe (10,000 Doll.) mußte den Agitator überzeugen, daß es mit der Gründung der deutſchen Republik denn doch nicht ſo leicht und ſchnell gehen würde Bei guter Zeit entſagte er folglich einer ganz unfruchtbaren Agitation und faßte, nach England zurückgekehrt, die Wirklichkeiten und Nothwendigkeiten ſeiner Lage und ſeine Pflichten als Familienvater ins Auge. Es iſt kein Kleines geweſen, in dem fremden Lande, deſſen Sprache ſich Kinkel mit bewunderungswerther Energie binnen Jahresfriſt aneignete, ſich und den Seinigen eine neue

Exiſtenz zu ſchaffen. Der Dichter vollbrachte das, indem er ſich als auf ſeinen Stab und ſeine Stütze auf die Arbeit verließ. Alle Zeugniſſe, auch gegneriſche, ſind einſtimmig darüber, daß Kinkel in ehrenhafteſter Weiſe mittels redlicher und ausdauernder Arbeit ſein und ſeiner Familie Brot erworben habe. Nur Männer, welche in gleicher Lage geweſen, vermögen zu ermeſſen, was das heißen will. Er rief in ſich ſeine reiche und vielſeitige Lehrkraft an und auf: er unterrichtete und hielt Vorträge, er lehrte in engliſchen Damenſchulen deutſche Sprache und Literatur, er führte die Kunſtgeſchichte als Unterrichtsfach in England ein.

Zu Ferienzeiten ging er mit ſeiner Familie dahin oder dorthin an die Seeküſte, mit Vorliebe nach Haſtings, und während ſolcher Wochen der Ruhe und Auffriſchung dichtete er in Verſen und Proſa. Der Inhalt ſeiner zweiten Gedichteſammlung (1868) iſt zumeiſt in dieſen Jahren entſtanden. Die ſchöne Hiſtorie vom „Grobſchmied von Antwerpen“ (1872) ſcheint im Herbſte von 1862 vollendet worden zu ſein. Der Vorgeſang zum „Nimrod“ datirt ſchon vom September 1856. Hinſichtlich dieſes Trauerſpiels gab ſich der Dichter freilich einer wunderlichen Täuſchung hin. Er prophezeite nämlich:

„Der Otto Schütz mit den Liederchen allen
Sollten dem heut'gen Geſchlecht gefallen;
Aber beim Nimrod war es mein Streben,
Ein Endchen auch noch in der Zukunft zu leben;
Das nächſte Geſchlecht, mit reinerm Gewiſſen,
Wird mir das Werk zu ſchätzen wiſſen —“

und ſprach überhaupt mit dem vollen Akcent der Selbſtbefriedigung von dieſer Hervorbringung. In Wahrheit iſt der Nimrod, trotz der eingelegten heißwortigen Liebesgeſchichte, ein im Grunde kaltes und lebloſes Ding, welches von Staatengründung und Religionsſtiftung ſymboliſirend handelt. Zum Dramatiker hatte Kinkel ganz entſchieden nicht das Zeug und „das nächſte Geſchlecht“ wird von dieſem geradezu langweiligen „Nimrod“ ſicherlich nichts mehr wiſſen. Ganz anders, d. h. anregend, feſſelnd, liebenswürdig ſtellt ſich uns Kinkel dar in den mit ſeiner Frau Johanna gemeinſam veröffentlichten „Erzählungen“ (3. Auflage 1883). Zwei derſelben, „Der Hauskrieg“ und „Margret“, müſſen, meines Erachtens, dem Trefflichſten beigezählt werden, was die deutſche Novelliſtik geſchaffen hat. Auch mit fachwiſſenſchaftlichen Studien und Arbeiten hat er ſich während ſeines Aufenthaltes in England fleißig abgegeben. Schon die Anforderungen ſeiner Lehrthätigkeit mußten ihn ja fortwährend dazu treiben. Gediegene, obzwar erſt ſpäter ausgereifte Früchte dieſer kunſthiſtoriſchen Beſchäftigung ſind die unter dem Titel „Moſaik zur Kunſtgeſchichte“ (1876) zuſammengeſtellten und gedruckten Eſſays. Wer erfahren will, in wie anmuthiger Weiſe Kinkel ſeine Leſer in die Gebiete ernſter Forſchung einzuführen verſtand, nehme beiſpielsweiſe den Eſſay „Stonehenge und die Zeit ſeiner Erbauung“ zur Hand (Moſaik, S. 244 f.).

Einer, der des Dichters Leben und Streben in England mitangeſehen, hat darüber dieſes geſagt: „Es gefiel Kinkel in England wohl und im Grunde mußte es jedem um jene Zeit dort gefallen, der, dem Gefängniß und der Enge der feſtländiſchen Zuſtände entronnen, eine ſorgenfreie Beſchäftigung gefunden und nicht von Haus aus zu miſanthropiſcher Selbſtquälerei angelegt war. Ich hatte Kinkel zuletzt im Sommer 1848 in Bonn geſehen und fand ihn zu Ende des Jahres 1853 in London zwar ergraut, aber in friſcher Kraft und heiterer Laune wieder. Ich verkehrte ſeitdem viel mit ihm und geſtehe gern, daß die damals in ſeinem Hauſe verlebten Stunden zu den angenehmſten Erinnerungen meines Aufenthaltes in England zählen. Beſonders erfreuend waren die Abende, wann ſeine Frau am Klavier ſaß und Mozart oder Chopin ſpielte oder den Geſang der Kinder von Liedern leitete, die ſie ſelbſt komponirt hatte. Der Tod von Kinkels Frau im November 1855 machte einen tiefen Riß in dieſes glückliche Leben".[1] An dem Grabe Johanna's auf dem Friedhof in Woking hat Kinkels Exilsgenoſſe Freiligrath ſein herrliches, heldiſches Lied „Zur Winterszeit in England" angeſtimmt, wohl das edelſte Todtenopfer, das jemals einer deutſchen Frau dargebracht worden iſt. Aber das Leben will ſein Recht und der Dichter gab es ihm. Der „Riß" wurde geheilt.

---

[1] Fr. Althaus, Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Kolonie in England. („Unſere Zeit", N. F. IX, 2, S. 259.)

Wie? Darüber gibt, glaub' ich, das Widmungsgedicht zum „Grobſchmied“, welches Kinkel 1862 vom Giltar-Felſen in Wales aus an ſeine zweite Frau richtete, den beſten Aufſchluß. Er hat mit ihr in glücklicher Ehe gelebt bis zuletzt.

Als die Deutſchen in London, wie ihre Landsleute überall auf Erden, im November 1859 das Centenarium unſeres edelſten Dichters und Sehers feierlich begingen, hielt Kinkel die Feſtrede im Kriſtallpalaſt. Sonſt trat er wenig mehr in die Oeffentlichkeit, wenigſtens nicht in die politiſche. Doch wurde er Mitglied des „Nationalvereins“, was die Republikaner unter den deutſchen Achtundvierzigern in England und in der Schweiz unterließen. Im Jahre 1866 erklärte er ſich für Preußen und anerkannte in Biſmarck den Mann, welcher Deutſchland bis dahin gefehlt hatte. Um ſo widerwärtiger — es darf und ſoll nicht verhehlt werden — kontraſtirte damit ſein Verhalten im Jahre 1870—71. Sein Mund blieb ſtumm, während Freiligrath ſo machtvoll in „Die Trompete von Gravelotte“ ſtieß. Er hielt ſich recht oſtentativ und demonſtrativ fern von jenem ſo ſchändlich geſtörten Friedensfeſt der Deutſchen in der Tonhalle von Zürich im März 1871. Die vaterlandsloſen Aeußerungen, welche er damals gethan haben ſoll oder wirklich gethan hat, mag ich nicht wiederholen. Aber ich will mich frank und frei über die Sache ausſprechen, Kinkel befand ſich dazumal in einer hochgradigen Verſtimmung in Folge perſönlicher

Verhältniſſe, deren Erörterung nicht hierher gehört. Nun weiß man ja, wieſo ein leicht erregbares Dichtergemüth ſeine zeitweilige Stimmung auch auf die äußere Welt überträgt. Und das war noch nicht alles. Wir von Kinkels Generation haben ja in unſerer Jugend alle jene Krankheit der koſmopolitiſchen Verſchwiemelung durchmachen müſſen, welche, ein unheilvolles Vermächtniß unſerer klaſſiſchen Literaturperiode und ein Fluch unſerer politiſchen Nichtſerei, uns ſo lange zum Geſpötte der Völker gemacht hat. Nun wohl, Kinkel hat ſich ſein Leben lang von dieſer Wolkenkuckuksheimerei nie ganz loszumachen vermocht und ſo ſpielte ihm denn dieſelbe 1870—71 einen böſen Streich. Später, als er von Zürich aus alljährlich ſeinen Gang ins Deutſche Reich antrat, um den Cyklus ſeiner ſo willkommenen und vielbeſuchten Wandervorträge zu halten, hat er mitunter ein hartes Wort darüber hören müſſen und auch außerdem iſt ihm jener böſe Streich zu einer unliebſamen Erinnerung geworden.

Im Sommer von 1866 hatte er den Ruf zur Profeſſur der Kunſtgeſchichte am eidgenöſſiſchen Polytechnikum erhalten und bis zu ſeinem Tode hat er mit rühmlicher Pflichttreue und großem Erfolg dieſes Lehramt geführt, verehrt von ſeinen Zuhörern, geachtet von ſeinen Kollegen, geſchätzt von der Behörde, eine hervorragende Perſönlichkeit, wo immer er erſchien, ein markanter Charakterkopf. Haar und Bart waren ihm ſchneeweiß geworden, aber ſeine Erſcheinung bot ein Bild der Geſundheit bis zu dem Tage, wo der Tod einen Vorboten zu ihm ſchickte. Das war Freitags am 3. November 1882. Er ſaß arbeitend an ſeinem Schreibtiſch, als er ſich plötzlich an ſeine anweſende Frau wandte mit den Worten: „Die Hand verſagt mir den Dienſt.“ Das gab ſich aber am folgenden Tage ſo ziemlich wieder und der gerufene Arzt legte der Sache keine Wichtigkeit bei, ſondern verordnete nur Müßiggang und Spazierengehen. Mittwochs am 8. November jedoch kam ein zweiter Todesbote. Als Kinkel um 12 Uhr aus ſeinem Arbeitszimmer ins Speiſezimmer hinüberging, bemerkte ſeine Frau, daß er nur noch undeutlich zu ſprechen vermöge. Indeſſen aß er noch mit der Familie zu Mittag. Der benachrichtigte Arzt ſprach ihn jetzt ins Bett. Als ihm ſeine Frau das mittheilte, glitt ein Schatten über ſeine Züge. Dann faſſte er den Arm ſeiner Frau, führte ſie in der ganzen Wohnung von einem Fenſter zum anderen und ſah lange ſinnend hinaus, über das Limmatthal hinüber zum Uto, über die Stadt hinweg auf den See und hinauf zu den Alpen, als wollte er der ſchönen Landſchaft Lebewohl ſagen. Hierauf ließ er ſich zu Bette bringen. Bis zum Freitag war noch Hoffnung. Aber dann kamen martervolle Stunden, Tage und Nächte. Am Montag den 13. November, fünf Minuten vor ſeinem Hingang, kehrte ihm das Bewußtſein noch einmal flüchtig zurück. Er winkte mit der linken Hand, die rechte war gelähmt, ſeiner

Frau zu, als wollte er ſagen, ſie ſollte nicht ſo weinen. Unmittelbar darauf iſt er leicht und leiſe entſchlafen. Donnerſtag den 16. November wurde er auf dem neuen Centralfriedhof von Zürich zu Grabe gebracht. Die Studentenſchaften des Polytechnikums und der Hochſchule haben ſich ſelber geehrt, indem ſie den Todten mit großen Ehren zu ſeiner Ruheſtätte geleiteten.

„Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann.“

Damit hat Kinkel die verbreitetſte und beliebteſte ſeiner Dichtungen beſchloſſen, und ich meine, dieſer Vers könnte ſeinem Grabſtein zur Inſchrift und ſeiner Lebensbeſchreibung zur Aufſchrift dienen. Er hat ſich ſein Schickſal geſchaffen und hat es getragen als ein Mann.

Ein vielbewegtes und prüfungsvolles Daſein war ihm beſchieden. Schwere Geſchicke ſind über ſein Haupt weggegangen. Heftige innere und äußere Stürme haben die Seele dieſes Dichters bis in ihre unterſten Tiefen aufgeregt. Lange und harte Kämpfe hat es ihn gekoſtet, innerlich zu ruhigem Gleichmaß des Geiſtes, äußerlich zu einer feſten Lebensſtellung zu gelangen. Aber wenn der dunkeln Looſe in dieſem Daſein viele geweſen ſind, ſo hat es demſelben doch auch an hellen nicht gefehlt. War es ihm doch vergönnt, die reichen Schätze ſeines Gemüthes zu entfalten als ein ſtandhafter Bekenner des humanitären Kredo, wie als ſorgſames Familienhaupt, als liebevoller Gatte und Vater. Und eine Fülle von guten Göttergaben war ihm in die Seele gelegt. Er beſaß in ganz vorzüglichem Maße die Fähigkeit, das Große und Schöne zu ſehen, zu verſtehen und zu deuten. Eine elementare Macht der Beredſamkeit wohnte ihm inne: er fand für jedes Gefühl, für jeden Gedanken den entſprechenden Ton in ſeiner Bruſt, und darum hat er ſo gewinnend, ſo feſſelnd, ſo anregend gewirkt, wo immer er das Wort ergriff.

Eine edle Tröſterin der Menſchheit hat ihn ſein Leben lang begleitet, die Muſe. Zwar er gehörte nicht zu jener überhaupt ſehr kleinen Schar auserwählteſter Dichter, welche mit dem Zauberſtab ureigener Schöpferkraft neue Quellen der Poeſie aus den Felſen der Wirklichkeit, der Zeit und der Geſchichte ſchlagen; aber er wußte das Ueberlieferte und Ueberkommene mit der eigenen Seelenſubſtanz zu tränken und zu durchdringen. Alles, was ihn ſelber und was ſeine Zeit bewegte, wurde ihm zum Liede: bald zum begeiſterten und begeiſternden, bald zum wehmüthig klagenden, bald zum eindringlich mahnenden, bald zum nachdruckſam ſtrafenden. Er wußte Gebilde der Vergangenheit wie Probleme der Gegenwart gar ſchön auszugeſtalten. Ich wüßte nicht, daß die von der romantiſchen Schule vordem angeſchlagenen Töne irgendwo reiner, anmuthiger und melodiſcher ausgeklungen wären als in Kinkels „Otto der Schütz“ und im „Grobſchmied von Antwerpen.“ Und wie die Muſe ſchon dem Jüngling an den rebenumkränzten Ufern ſeines heimatlichen Rheinſtromes traulich genaht war, wie ſie ihm ſpäter die Nacht des Kerkers mit himmliſchen Lichtern erhellte, wie ſie ſodann an ſeiner Seite wandelte am „Traubengeſtade“ des züricher See's und unter den Firnen der Alpen, ſo iſt ſie ihm hold und gewärtig geblieben bis ans Ende. Die kunſtgeſchichtliche Thatſache der Auffindung jener köſtlichen Thonfiguren von Tanagra hat ihn zu ſeiner letzten größeren Dichtung angeregt, zu einem antiken Künſtleridyll, welches dem „Euphorion“ von Gregorovius durchaus ebenbürtig zur Seite tritt. Die Einleitungsſtrophen zu „Tanagra“, in welchen ein tiefer Vaterſchmerz über den Tod eines geliebten Töchterleins ſich ausathmet, ſind nach meinem Gefühl das Stimmungsvollſte, was Kinkel gedichtet hat. „Tanagra“ wird ſeinen Freunden ein theures Vermächtniß ſein. Das Gedicht muthet uns an wie ein ſanftes Abendroth, das ſich über die Ruhe und den Frieden eines ſonnenklaren Herbſttages hinbreitet.

Kinkels ganze Anſchauung und Haltung war gekennzeichnet durch einen kräftigen, bis zum Phantaſtiſchen geſteigerten Idealglauben. Er iſt ein hoffender Mann geweſen, welcher an die Macht des in der Geſellſchaft arbeitenden Entwicklungstriebes glaubte und der Zukunft der Völker vertraute. Er beſaß im höchſten Grade die Fähigkeit, alles in tröſtlichem Lichte zu ſehen und aus allen den Wirrſalen der Gegenwart einen hoffnungsfreudigen Blick in die kommenden Zeiten zu richten. „Wirf ab, Herz, was dich kränket und was dir bange macht!“ So lautet der Kehrreim von einem ſeiner Lieder, dem ſchlichteſten, aber gerade darum dem ſchönſten von allen. Und wie er in dieſem Refrain geſprochen, ſo that er auch: er blieb niemals in den Widerwärtigkeiten des Lebens brütend befangen, er wußte ſich über dieſelben zu erheben und verſtand es, aus den eigenen Kümmerniſſen ſich aufzurichten mittels der Theilnahme an der „Sache der Menſchheit“. Wer das — ſo hat er in den Eingangszeilen ſeines letzten Gedichtes ausgerufen —

„Wer das, was je geſchah, im Geiſte ſchaut,
Dem quillt ein Troſt im Herzen ſtill und traut;
Wie oft hab' ich in ſchweren, bangen Stunden
Erlöſung durch den Blick aufs All gefunden!“

Und endlich darf auch der Wetterſtral, der ihn fällte, ja, auch dieſer darf als eine Gunſt des Geſchickes angeſehen werden. Wenn Göthe nach dem Hingang ſeines großen Freundes im Jahre 1805 in den Ausruf ausgebrochen iſt: „Wohl dürfen wir Schiller glücklich preiſen, daß er vom Gipfel des Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen!“ ſo mögen wir dieſe Aeußerung antiker, nein, echtmenſchlicher Frömmigkeit wohl auch auf Kinkel anwenden. Die traurigen Hinfälligkeiten des Greiſenalters, ſie ſind ihm erſpart geblieben. Ueber das quälende Gefühl der Abnahme phyſiſcher und pſychiſcher Kräfte iſt er hinweggehoben worden. Er hat als ganzer Mann unter uns gelebt und als ein ſolcher iſt er von uns gegangen. So bleibt er des nicht gemeinen Vortheils theilhaft, im Andenken der Menſchen zu ſtehen als ein Rüſtiger und Tüchtiger, als ein in voller Waffenrüſtung auf der toſenden Walſtatt des Lebens Gefallener — als ein Gefallener, welcher das Endziel ſeines republikaniſchen Glaubens und Strebens erreicht hat: ein Grab in freier Erde.

Thomas Carlyle.*)

(Geb. am 4. December 1795 zu Ecclefechan in Schottland, geſt. am 5. Februar 1881 in Chelſea zu London.)

(November 1882.)

Es iſt doch gut, daß auch in der Literatur der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts da und dort eine Erſcheinung vorkommt, welche um eines Hauptes Länge über den Literatenhaufen hinwegragt und abſeits vom literariſchen Marktgewühle auf einen eigenen Platz ſich ſtellt. Allerdings erregen ſolche Erſcheinungen weit mehr nur das widerwillige Staunen als die Sympathie der blöden Menge, aber es iſt, wie geſagt, doch gut, daß es noch „ſolche Käuze“ gibt. Sie ſtehen da als energiſche Proteſte gegen die Unverſchämtheit der Händler mit alexandriniſchem Kleinkram, ſie heben ſich als wegezeigende Markſteine aus der Makulaturflut, womit byzantiniſche Mittelmäßigkeit den Boden überwäſſert.

---

*) Selbſtverſtändlich macht die nachſtehende Skizze nur darauf Anſpruch, in flüchtigen Zügen ein Charakterbild von Carlyle zu entwerfen. Leſer und Leſerinnen, welche mit den Lebensumſtänden des Mannes, mit ſeiner Stellung und Bedeutung in der Literatur ſeines Landes, mit der Eigenart ſeines Wirkens ſich vertraut machen wollen, verweiſe ich in erſter Linie auf ſeine Complete Works, 16 vols. London, 1857—58, worin aber die History of Frederik the Great (6 vols) nicht enthalten iſt, und in zweiter auf Froude: Reminiscences of Th. Carlyle. 2 vols. 1881; Shepherd: Memoirs of the life and writings of Th. C. 2 vols. 1881; Fiſcher: Th. C., eine Geſchichte ſeines Lebens, 1882; Taine: Hist. d. l. littérature anglaise, 1864, tome IV, chap. 4; Althaus: Thomas Carlyle (Engl. Charakterbilder, 1869, Bd. 1., S. 237—322); Scherr: Geſchichte d. engl. Literatur, 3. Aufl. 1883, S. 246 fg.

Daß Autoren dieſer Art, welche nur der Stimme ihres Genius und ihres Gewiſſens folgen und ihr Talent nun und nimmer in den Dienſt dieſer oder jener albernen Zeitmode ſtellen, keine großen Gemeinden haben, iſt ja ganz in der Ordnung. Denn wer der Menge gefallen will, muß mit der Menge gehen, die, eben weil ſie Menge, nur auf breitgetretenen Straßen breitſpurig wandeln mag und kann. Wer dagegen, „urſprünglich eigenem Sinn“ vertrauend und folgend, durch Waldesdickicht neue Pfade ſich bahnt oder in Gebirgseinſamkeit ſchwindelnde Felszacken erklimmt, der wird keinen zahlreichen Troß hinter ſich herziehen, ſondern nur ein beſcheidenes Geleite. Welches Gefolge das beſſere ſei, das große oder das kleine, ſteht freilich außer Frage. Uebrigens können ſich die Waldpfadeſucher und Firnenwanderer damit tröſten, daß ſie noch aufrecht ſtehen, dauern und gelten, wann die großen Marktſchreier und Marktbeherrſcher längſt verkracht ſind. Die Firma Kotzebue, Lafontaine und Kompagnie hat unendlich viel größeren Zuſpruch gehabt und weit beſſere Geſchäfte gemacht als die Firma Göthe und Schiller, aber wo iſt ſie jetzt? Dort, wo Schweigen und Vergeſſenheit.

Wann alle die wimmelnden Byzantiner und alle die wuſelnden Alexandriner von heute auch dort ſein werden, wird die auf einſamer Höhe ſtehende knorrige ſchottiſche Eiche Thomas Carlyle noch friſch in Saft und Kraft grünen und mit ihren ſtarken Zweigen und ihrem markigen Blattwerk in die Zukunft hineinrauſchen. Denn wenn irgendeiner zu unſerer Zeit, ſo war dieſer Mann auf Dauerhaftigkeit angelegt. Kein Irrwiſch des Tages, vom Halloh der urtheilsloſen Menge begrüßt, um dann morgen ſchon von einem noch „fixeren" Modewaarenhauſirer niedergeſchrieen zu werden, nein, ſondern ein von „urſprünglich eigenem Sinn" getragener und getriebener Kernmenſch und, eben als ſolcher, auch ein Kernſchriftſteller.

In England gelten bekanntlich Publiciſten nicht wie in Deutſchland für „Leute, welche ihren Beruf verfehlt haben". Die Publiſtik iſt in England ein geehrter und einflußreicher Beruf. Die Engländer wiſſen, was alles ſie ihrer Preſſe zu verdanken haben, wiſſen, daß ſie derſelben weit mehr zu verdanken haben als dem parlamentariſchen Humbug, welchen die „oberen Zehntauſend" den mittleren Hunderttauſenden und den unteren Millionen vorſpielen. Auch Thomas Carlyle war im Grunde ſein Lebenlang nichts weiter als ein Publiciſt und noch dazu einer, welcher gegen alle

Konvenienzen ſeines Landes in rückſichtslos ſchroffer Weiſe losging. Dennoch genoß er unter ſeinen Landsleuten des Anſehens eines Propheten und rechnete es ſich die Königin Viktoria zur Ehre an, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Er ſtammte aus einer ſchottiſchen Puritanerfamilie und dem heldiſchen Schwert des Puritanismus war die heldiſche Feder Carlyle's wahlverwandt. Oliver Cromwell iſt ſein Ideal von einem Mann geweſen. Der That war ſeine ganze Bewunderung gewidmet, dem Schwatz ſeine ganze Verachtung. Wenn aber Carlyle ein Puritaner heißen konnte, ſo mußte er ein Puritaner nicht des 17., ſondern des 19. Jahrhunderts genannt werden. Das will ſagen, er war ein Autor, welcher von der Höhe der Bildung ſeiner Zeit herab das Evangelium der Arbeit verkündigte und verlangte, daß dem Wiſſen eine Thatkraft ſich zugeſellte, wie der Sieger von Marſtonmoor, Naſeby und Dunbar, ſowie die Pioniere von Neu-England ſo glorreich ſie entwickelt hatten. Wie im übrigen Carlyle über engliſche Bornirtheit, Bigoterie und Dünkelhaftigkeit weit erhaben war, wird ja ſattſam ſchon dadurch angezeigt und erwieſen, daß er einer der erſten und eifrigſten Verpflanzer deutſcher Literatur nach England und ein begeiſterter Apoſtel Göthe's und Schillers unter ſeinen Landsleuten geweſen iſt.

Nachdem er ſeine Schulzeit in Annan und ſeine Univerſitätsjahre in Edinburg hinter ſich hatte, quälte ſich Carlyle von 1816 bis 1825 mit der Schulmeiſterei herum und that daneben, wie er ſelber ſagt, „Handlangerarbeit“ bei Buchhändlern. Aus dieſen beiden Widerwärtigkeiten löſte er ſich mittels ſeiner Uebertragung von Göthe's „Wilhelm Meiſter“ und entſchiedener noch mittels ſeines Buches „Das Leben Schillers“ (1825). Sein ſchriftſtelleriſcher Beruf war jetzt für ihn ſelbſt entſchieden und auch vom Publikum anerkannt. Bevor er darin weiter vorſchritt, wollte er auch ein Stück Welt außerhalb Schottlands ſehen und beſuchte London und Paris. Seine Thätigkeit als Eſſayiſt, welche er in verſchiedenen Reviews und Magazines entfaltete, war fruchtbringend genug, ihm die Gründung eines eigenen Hausſtandes zu ermöglichen, und ſeine 1826 vollzogene Heirat mit Jane Welſh führte ihm eine Lebensgefährtin zu, wie er ſie beſſer nicht wünſchen konnte. Jane war eine jener Frauen, wie ſie das Schickſal, man möchte faſt ſagen in einer Anwandelung von Gerechtigkeit oder Mitleid, Männern von der Art Schillers und Carlyle's nicht ſelten zutheilt, um ſie für ſo vieles andere, was ſie im Leben entbehren müſſen, zu entſchädigen. Bis 1834 hatte Carlyle ſein „Neſt“ in Craigenputtoch, einem ſeiner Schwiegermutter gehörenden Gütchen, daß ſpäter ſeiner Frau zufiel. Die Bedürfniſſe ſeiner erweiterten literariſchen Hervorbringung veranlaßten ihn zum Umzug nach London im genannten Jahre, und zwar in jene Wohnung in Cheyne Row, Quartier Chelſea, die er, Sommeraufenthalte und Reiſen abgerechnet, bis zu ſeinem Tode innehatte. Nachdem ſchon 1827 ſeine »German Romances«, d. h. eine Sammlung von Uebertragungen aus den Werken Göthe's, Tiecks, J. P. Fr. Richters, Hoffmanns und Fouqué's, erſchienen waren, ſchrieb er 1834 und 1835 ſeine »French revolution«, dieſes originelle Revolutionsepos, worin mehr, hundertmal mehr wirkliche Poeſie, als alle die zahlloſen Verſuche, die franzöſiſche Staatsumwälzung dichteriſch auszubeuten, miteinander aufzuweiſen haben. Mit dem 1. Band der „Franzöſiſchen Revolution" erlebte Carlyle ein recht eigenes tragikomiſches Mißgeſchick. Er hatte die Handſchrift ſeinem Freunde Stuart Mill zum leſen gegeben und Mill ſeinerzeit wieder einer Freundin, der Miſtreß Taylor, deren Dienſtmädchen das „Papier" zum Kaminfeueranzünden paſſend und tauglich fand. Da Carlyle weder Koncept noch Kopie beſaß, blieb ihm nichts übrig, als den Band noch einmal zu ſchreiben. Das ganze Werk verſchaffte übrigens bei ſeinem Erſcheinen dem Verfaſſer ſeinen erſten durchſchlagenden Erfolg.

Einen ſolchen hatte der ſchon früher (1833—34) in Fraſers Magazin erſchienene »Sartor resartus oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh" keineswegs gehabt, obzwar das wunderliche Buch ſpäter namentlich in den Arbeiterkreiſen Englands und Schottlands eine große Popularität gewann. Es gibt auch berechtigte Urtheiler, welchen zufolge der Sartor das beſte Buch Carlyle's wäre. Ich kann dieſer Meinung nicht beitreten. Das Werk erinnert uns Deutſche an die Manier Hamanns und an den Stil Jean Pauls. Es iſt da eine Fülle tiefſinniger und hoher Gedanken, urwüchſiger Anſchauungen, edler und zarter Gefühle mit einer Maſſe von Trivialitäten zu einem keineswegs erquicklichen Ganzen zuſammengewurſtet. Die häufig geſuchte Dunkelheit der Sprache, das nicht ſelten Zuſammenhangsloſe und Fahrige der Form, die ſymboliſirende Diktion haben auch den Hörern von Carlyle's mündlichen Vorträgen gewiß nicht wenig zu ſchaffen gemacht. Er hielt ſolche Vorträge von 1837 bis 1840 über deutſche Literatur, über die Perioden europäiſcher Kultur, über moderne Revolutionen und über Helden, Heldenverehrung und Heldiſches in der Geſchichte (»on heroes, hero-worship and the heroic in history«). Dieſe letztgenannten Vorleſungen waren die bedeutendſten von allen. Hier, wo Carlyle in dem Pantheon des Heldenkultus die Bilder von Mohammed, Dante, Shakſpeare, Luther, Knox, Johnſon, Rouſſeau, Burns, Cromwell und Napoleon aufſtellen konnte, war er ſo recht in ſeinem Element. Den Napoleon wollte er freilich nachmals aus dem Tempel hinausgeworfen wiſſen. Dagegen hat er dem Cromwell ſpäter ein Denkmal aufgerichtet, „dauernder als Erz“, in ſeinem vom liebevollſten Studium zeugenden Buch »Oliver Cromwells letters and speeches« (1852). Hier hat der größte Mann Englands endlich eine ſeiner würdige Werthung erfahren. Im ſelben Jahre, wo das Cromwellsbuch erſchien, machte Carlyle eine Reiſe nach Deutſchland, um Material zu einem von ihm geplanten Werk über Friedrich den Großen zu ſammeln. Sechs Jahre ſpäter reiſte er nochmals nach und in Deutſchland, um die Schlachtfelder Friedrichs aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Der erſte Band der »History of Frederik the Great« kam 1858 heraus, der ſechſte und letzte 1865. Es iſt ein Rieſenwerk von Fleiß, welches die Biographie des großen Preußenkönigs zu einer Geſchichte des 18. Jahrhunderts erweitert, aber allerdings geduldige Leſer — von Leſerinnen kann ja kaum die Rede ſein — verlangt. Denn Carlyle treibt die Abſonderlichkeiten ſeiner Auffaſſung von Menſchen und Dingen bis ins Extrem und die Heuſchreckenſprünge ſeines Stils wirken mitunter ſehr ermüdend. Wer ſich jedoch in die Eigenart des Verfaſſers hineingefunden hat, wird das Buch mit großem Nutzen und Genuß leſen. Daſſelbe hat ſeinem Urheber bekanntlich den preußiſchen »Pour le mérite« eingetragen. Hätte ein Deutſcher das Buch geſchrieben, ſo wäre von einer ſolchen Auszeichnung des Verfaſſers ſchwerlich die Rede geweſen. Carlyle bildete ſich übrigens auf die preußiſchen Orden nicht wenig ein, während er den ihm vom engliſchen Premier D'Iſraeli angebotenen Bath-Orden ausſchlug. Dagegen ließ er ſich die Ehre, von der Univerſität Edinburg zum Lord Rektor gewählt zu werden, gern gefallen und beſchloß ſeine berühmte am 2. April 1866 gehaltene Rektoratsrede mit der göthe'ſchen Strophe:

„Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeſchrecket
Dringen wir vorwärts.“

Als Publiciſt hat Carlyle etliche Jahrzehnte hindurch den Gang der Ereigniſſe und Ideenſtrömungen in ſeinem Lande mit aufmerkſamem Auge verfolgt. Beweiſe dafür ſind ſeine Flugſchriften »Chartism« (1839) und »Letter Day-Pamphlets« (1850). Auch ſein Buch »Past and Present« (1843) kann hierhergezogen werden. In dieſen Schriften predigt der Verfaſſer ſeinen Socialismus, d. h. die große Wahrheit, daß nur der thätige, der arbeitende, der hervorbringende Menſch würdig ſei, ein Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein, deren Entwickelung, meint Carlyle, durch doktrinäre Schablonen und Syſteme, ſowie durch politiſche Phraſen und Tiraden nicht gefördert werde. In der Grämlichkeit des Alters ſodann hat er ſich von ſeiner Abneigung gegen die moderne Demokratie und ihre Formen zu mitunter ganz groteſken Auslaſſungen fortreißen laſſen und iſt mit göttlicher Grobheit gegen allgemeines Stimmrecht, ſchickſalsmächtige Wahlurnen und ſchwatzſchweifige Parlamente ausgefallen.

Abgeſehen von der „Franzöſiſchen Revolution“ und dem „Großen Friedrich“ Carlyle's ſind für uns Deutſche von allen Schriften des berühmten Schotten ſeine 1839 in 4 Bänden geſammelten »Critical and miscellaneous essays« vom größten Werth. In verſchiedenen dieſer

Studien und Skizzen finden ſich geradezu die genialſten Blicke und die gelungenſten ſtiliſtiſchen Würfe, welche wir überhaupt von Carlyle beſitzen. So die Aufſätze über Voltaire, Diderot, Mirabeau, Göthe, Caglioſtro, Richter, Scott, Burns. Der Ehrenpreis aber gebührt dem prächtigen Eſſay „Das Diamantenhalsband“. Das muß leſen, wer von dem Umfang und von der Eigenart von Carlyle's Genius eine deutliche Vorſtellung ſich bilden will.

In Beziehung auf ſeine Stellung zur Religion war unſer Schotte ein Pantheiſt, welcher vielfach an unſern Leopold Schefer erinnert. Aber der Pantheismus des Einſiedlers von Chelſea war nicht wie der des Einſiedlers von Muſkau ein quietiſtiſch-beſchaulicher, ſondern ein energiſch-aktueller. Darum ſah Carlyle in der Geſchichte nicht etwa einen materialiſt-mechaniſchen Entwickelungsproceß, ſondern vielmehr eine Reihenfolge von Vollbringungen der Helden des Gedankens und der That. In der Politik war Carlyle Weltbürger, und zwar ſo ſehr, daß es unter allen ſeinen Landsleuten in ganz Großbritannien nur noch einen Mann gegeben hat, welcher in gleich großem Grade Koſmopolit geweſen: Percy Byſſhe Shelley. Indeſſen hat ſeine Weltbürgerei den genialen Schotten nicht verhindert, im „großen“ Jahre (1870—71) ſehr entſchieden auf die Seite der Deutſchen ſich zu ſtellen, während deutſche Schwarbel- und Schwiemelköpfe gegen ihr eigenes Volk und für die Franzoſen auftraten. Soweit kann und darf die

Lumpenhaftigkeit fürwahr nur in Deutſchland getrieben werden, wo Nationalgefühl und Nationalſtolz leider noch immer Pflanzen ſind, die nicht überall gedeihen und wo waſchlappige Gutmüthigkeit oder doktrinäre Stockköpfigkeit jede Verſündigung gegen das Nationalbewußtſein ungeſtraft hingehen läßt.

Der berühmte offene Brief vom 19. November 1870, welchen Carlyle an ſeine Landsleute in den „Times“ veröffentlichte, gibt ihm vollwichtigen Anſpruch auf die Verehrung und Liebe der Deutſchen. Selten oder nie iſt den Franzoſen ſo die Wahrheit geſagt worden wie hier. Und nicht weniger auch den Engländern, unter welchen ja der Großmeiſter der engliſchen Heuchelei, Mr. Gladſtone, mit ſeinem ganzen Anhang bekanntlich gar zu gern für die lieben Franzoſen einen Kreuzzug des „Cant“ gegen Deutſchland geführt hätte. Wahrhaftigkeit iſt überhaupt das eigenſte Merkmal von Carlyle's Schriftſtellerei und darum iſt er immer und überall gegen alle die Gleißnerei und Scheinheiligkeit ſeiner Landsleute, gegen all ihr ſelbſtgerechtes und dünkelhaftes Gethue, kurzum gegen den beſagten „Cant“ ſo tapfer angegangen. Das Weſen ſeiner Wirkſamkeit iſt darein zu ſetzen, daß er wie eigens dazu geſchaffen war, dem Realismus ſeines Landes den deutſchen Idealismus als eine Ergänzung zuzuführen, die mächtig genug, den Bann anglikaniſcher Verknöcherung zu brechen. Es gereicht England nur zur Ehre, daß ſchon heute ein nicht unbeträchtlicher Theil des engliſchen Volkes in dem abgeſagten Feind und Bekämpfer des beſagten „Cant“ und was damit zuſammenhängt, in Thomas Carlyle, einen zuverläſſigen Führer erkannt hat und als ſolchen ihn anerkennt.

Ein literariſches Geſpräch.

(December 1881.)

Mein alter Freund, der Juſtizrath Heißgrätig, lehnte ſeinen maſſigen Leib in den Lehnſtuhl zurück, ließ ſeinen Blick die Bücherſtänder an den Wänden entlang gehen, blies eine Rauchwolke durch die Naſe, nahm einen Schluck Ungariſchen und ſagte: „Wie gut Sie es haben, lieber Freund! So fern von all der Unruhe, Sorge und Verbitterung der Tageskämpfe! Sie müſſen ja angeſichts unſerer Pein und Qual ganz das Gefühl haben, allwie beim Lukrez geſchrieben ſteht:

Angenehm iſt's, bei hoher See, wann Sturm aufwühlet die Meerflut,
Vom Geſtad auf die Noth der anderen niederzublicken —

wie Sie mal, glaub' ich, die berüchtigten Verſe des alten Epikuräers verdeutſchten, der lange vor Helvetius »le secret de tout le monde« verlautbarte, wiſſen Sie?"

„Nun, mein Beſter, es iſt ja dafür geſorgt, daß abſeits vom politiſchen Trubel oder, um in dem von Ihnen gebrauchten Bilde zu bleiben, auf dem Geſtade das Daſein kein zwiſchen blumigen Wieſen idylliſch dahinfließendes Murmelbächlein ſei. Das Menſchenleben iſt nun einmal, mit der Großmutter in Schwabs ſchöner Ballade zu ſprechen, „„überall Sorg' und viel Arbeit“.“

„Gewiß. Aber was ſind alle die Sorgen und Kümmerniſſe einer ſo abſeits gelegenen, ſtillumfriedeten Exiſtenz, wie die Ihrige iſt, verglichen mit den Aufregungen und Aufreibungen des Parteitreibens und den gehäſſigen Ränken und Schwänken parlamentariſcher Strategie und Taktik? Dank den Göttern, daß ich all dieſem Lärm und Staub entronnen bin.“

Dieſe Dankſagung hatte aber mehr den Ausdruck des Bedauerns als der Freude und war von einem ganz offenbaren Seufzer begleitet.

Ich konnte mich nicht enthalten, leiſe zu lachen. Natürlich nicht ſpöttiſch, ſondern nur theilnehmend.

Der gute Heißgrätig war vor wenigen Tagen in den Reichstagswahlen auf den Namen Bismarcks durchgefallen.

Grimmig ſagte er:

„Sie haben gut lachen! Sie wiſſen nicht, wie das thut, einem als Demokrat verkleideten Jämmerling von Partikulariſten unterlegen zu ſein.“

„Oh, lieber Freund, auch ich habe vor Zeiten den Wankelmuth der blödſichtigen und urtheilsloſen Menge ſattſam erfahren.“

„Ja, man kann die Menſchen nie für dumm genug halten.“

„Wenigſtens irrt man dabei viel ſeltener, als wenn man ſie für geſcheid und anſtändig genug hält, dem Schein das Sein und der Lüge die Wahrheit vorzuziehen.“

„Aber was ſagen denn Sie zu dieſen Reichstagswahlen?“

„Ich habe gar keine Veranlaſſung, dazu oder darüber etwas zu ſagen. Um ſo weniger, da Ihnen bekannt, was ich vom Parlamentarismus in Monarchieen halte und — in Republiken.“

„Ja, ja, am Ende kommt man doch dahin, zu ſagen, man müſſe in der Republik leben, um Monarchiſt, und in der Monarchie, um Republikaner zu ſein. Schwindel hie, Schwindel da! Nil expedit, wie der höchſtſelige oder auch tiefſtunſelige Kaiſer Septimius Severus zu ſagen pflegte.“

„Thun Sie doch nicht ſo! Sie langten ſchon zweimal in Ihren Schulſack, laſſen Sie darum auch mich einmal in den meinigen langen und Ihnen ſagen, daß Sie mir vorkommen wie jener ſchiffbrüchige Händler des römiſchen Poeten, welcher Händler die ſtürmiſche See verwünſcht, der er mit knapper Noth entronnen, aber von geſchäftswegen doch ſchon am folgenden Tage bereit iſt, abermals unter Segel zu gehen.“

„Was wollen Sie? Der Parlamentsteufel iſt wie der Schreibteufel. Wen er einmal beim Kragen genommen, den läßt er nicht wieder los.“

„Richtig. Falls Göthes Egmont heute gedichtet würde, müßte er zweifelsohne deklamiren: „Süßes

Parlament! Schöne freundliche Gewohnheit des Redenhaltens, von dir ſoll ich ſcheiden?"

„Spotten Sie immerhin! Aber hätten Sie wohl die Gewogenheit, mir zu ſagen, womit man den Parlamentarismus erſetzen ſoll?"

„Womit? Nun, mit irgendeinem andern Spielzeug für die großen Kinder, die Völker.

„Das heißt doch über eine ſehr ernſthafte Sache ſehr leichtfertig reden."

„Gar nicht, maßen es meine feſte Ueberzeugung, daß die Menſchen und die Völker Spielzeuge, will ſagen Illuſionen haben müſſen. Illuſionen ſind ihnen ſo nothwendig wie das tägliche Brot. In der Vorderreihe der jetzt herrſchenden Illuſionen ſteht aber der Parlamentarismus. Er iſt alſo eine Macht, eine Großmacht, vor der man den Hut ziehen muß."

„Aha?"

„Was aha? Als ob in dieſer unſerer Welt, wie ſie nun einmal iſt, immer war und immer ſein wird, die Form nicht mehr gälte als die Subſtanz! Der Parlamentarismus iſt dermalen und allem nach noch für lange Zeit die beliebteſte Form des Staatslebens, ganz einerlei, wie es mit ſeiner Subſtanz beſchaffen ſei, ja ob er überhaupt eine ſolche habe. Die Auguren thun ſo, als ob ſie an ihn glaubten; die Leute und die Völker glauben wirklich an ihn. Folglich iſt er wirklich und ſollte daher von rechtswegen reſpektirt werden. Das iſt auch, will mir ſcheinen, der Sinn der ſoeben beendigten Reichstagswahlen. Was bisher nur eine mehr oder weniger lächerliche Komödie war, will zu einer ernſthaften Haupt- und Staatsaktion werden, welche verlangt, daß man ſie mit Anſtand und Würde ſpiele."

„Unterſtützt! Aber glauben Sie, daß dies möglich ſein werde bei ſolcher Zuſammenſetzung des Reichstags?"

„Ah, weil Sie diesmal nicht mitſpielen? Nun, tröſten Sie ſich. Wetterwendiſch, wie die Volksgunſt iſt, wird ſie ſich bei veränderter Wetterkonſtellation wohl auch Ihnen wieder zuwenden. Ich bin überzeugt, die Biſmärcker auf Gnade und Ungnade haben noch lange nicht ausgeſpielt."

„Hoffentlich nicht! Aber was inzwiſchen anfangen? Ich bin nun einmal den lieben Parlamentsbummel ſo gewohnt! »Dulce et decorum est, pro patria loqui« — ſagt der alte Horaz; nämlich mit einer kleinen Variante, ſo aber ganz ins Metrum paßt, wiſſen Sie?" mori

„Schon wieder ein klaſſiſches Citat? Sie wiſſen doch, daß die Klaſſik jetzt ſchlankweg für Rokoko gilt? Heutzutage haben die Leute anderes zu thun als ſich um die alten Schmöker zu kümmern."

„Die Leute ja; den Menſchen aber muß doch immer noch erlaubt ſein, der verbannten Götter und ihrer Seher und Prieſter ſich zu erinnern. Dieſes grauenhafte Banauſenthum, in welchem unſere Jugend heranwächſt und zu welchem ſie dreſſirt wird! Und iſt dann der hochgelobte Realismus von heute bei genauerem Zuſehen nicht ſelten etwas anderes als Wind und Phraſe? Nehmen Sie z. B. die dermalen von allen Dächern gepredigte „Hygiene“. Was und wie wird damit humbugſirt! Wollte man auf das ewige Geflunker achten, ſo dürfte man keinen Athemzug mehr thun, ohne ſich ängſtigen zu müſſen, irgend ein mikroſkopiſches Ungeheuer einzuathmen, keinen Schluck Waſſer nehmen, ohne von der Sorge gequält zu werden, einen mörderiſchen Pilz zu verſchlucken, keinen Schritt mehr thun, ohne befürchten zu müſſen, über einen Seuchenherd zu ſtolpern. Dieſen Geſundheitsapoſteln zufolge wäre unſere ganze Erde nur ein koloſſales Giftloch. Wer möchte darin überhaupt noch leben? Wir haben doch auch unſern Platz ausgefüllt in der Welt, ſind jung geweſen und ſind alt geworden, ohne von alledem Krimskrams zu wiſſen.“

„Erinnern Sie ſich der Schlußſtrophe vom »Atta Troll«?“

„Ja wohl:

„„Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte.““

„Sie wollen ſagen: lange?“

„Sehr lange. Als wir jung waren, verkündigte Friedrich Rückert in gotttrunkenen, gedankenreichen, von Schönheit funkelnden Liedern die frohe Botſchaft eines weſtöſtlichen Suffismus. Wie haben wir uns daran erbaut, erinnern Sie ſich? Heutzutage wird man ein berühmter Dichter, wenn man in nach der Kneipe riechenden Reimen den Suffismus verherrlicht, den Saufbold mit Brillantfeuer beleuchtet und zur Abwechſelung den Katzenjämmerling beſingt.“

„Warum ſich darüber verwundern oder gar erboſen? Die Nachfrage beſtimmt eben den Preis der Waare.“

„Damit machen Sie dem hochzuverehrenden Publikum kein Kompliment.“

„Ich habe mir nie eingebildet, zu Komplimentemachen Talent zu haben. Uebrigens thäte man dem Publikum doch unrecht, ſo man ſagte, daß es einzig und allein oder auch nur vorzugsweiſe das Rohe, Gemeine und Senſationelle begünſtige. Der Leſepöbel und der Theaterpöbel — und dieſe Pöbelei reicht mitunter weit, ſehr weit hinauf — ja, die thun das, wie ſie es immer gethan haben und immer thun werden. Aber eine unbefangene Beobachtung muß doch finden, daß in Deutſchland die Geſchmacksbildung und das literariſche Wiſſen und Urtheilen binnen der letzten Jahrzehnte ganz bedeutend ſich gehoben haben. Zwar der Menge gefällt, was — ein kennzeichnendes Wort Hölderlins zu gebrauchen — „was auf den Marktplatz taugt“. . .“

„Exempli gratia die antiquariſchen Waſſerſuppenromane und die zuckerwäſſerigen altneuromantiſchen Singſange“ —

„Aber, wollt' ich ſagen, es taucht doch in unſern Tagen kein wirkliches Dichterwerk auf, kein gelungenes Produkt der Novelliſtik, auch kein gehaltreiches und leſbar geſchriebenes Geſchichtebuch, welches nicht auf Erfolg zu rechnen hätte. Auf mehr oder minder Erfolg, aber doch immer auf Erfolg. Es hat ſich denn doch nachgerade eine große Gemeinde von ernſthaften, gebildeten und, was ſehr hoch anzuſchlagen, von patriotiſch fühlenden und freiſinnig denkenden Leſern und Leſerinnen angeſammelt im deutſchen Reiche und draußen, ſoweit deutſch geſprochen, geſchrieben und geleſen wird."

„Eine Gemeinde, deren Mitglieder aber immerhin ſehr bedenklich ſich beeinfluſſen laſſen durch unſere kritiſchen Orakelſprecher und mehr noch durch die Janitſcharenmuſik der Rotte Reklame."

„Keineswegs. Was die kritiſchen Orakelſprüche ex cathedra angeht, ſo erſchallen dieſe zumeiſt hintennach, wann das Schickſal eines Buches längſt entſchieden iſt. Die reklamatoriſche Janitſcharenmuſik ihrerſeits iſt zu barbariſch-geſchmacklos, als daß ſie jemand anlocken könnte, den Leſe- und Theaterpöbel natürlich immer ausgenommen."

„Was Sie für optimiſtiſche Anwandlungen haben!" meinte Heißgrätig, halb zerſtreut unter den alten und neuen Büchern auf dem großen, ſeinem Lehnſtuhl zur Seite ſtehenden Tiſche herumklaubend.

„Schlagen Sie doch das grüngebundene Büchlein auf, das Ihnen gerade zur Hand."

„Ah, „Huttens letzte Tage" von K. F. Meyer. Das kenn' ich, das laſſ' ich gelten, das iſt etwas."

„Sehen Sie? Da haben Sie einen Beweis für das Vorhandenſein der von mir bezeichneten Gemeinde. Keine gefällige Kameradſchaft hat dieſe edle Dichtung ausgepoſaunt, keine liebedieneriſche Kneipbruderſchaft hat dafür die Pauke der Reklame gerührt. Und trotzdem hat ſich dieſes ſtill und anſpruchslos in die Welt getretene Gedicht die Theilnahme und den Dank von Tauſenden von empfänglichen und urtheilsfähigen Deutſchen und Deutſchinnen erworben. Meyer hat einen ganz meiſterlichen Griff in dieſer neuen Auflage gethan in dem „Huttens Gaſt" überſchriebenen Canto, wo Don Inigo de Loyola, als Pilger auf dem Wege nach Einſiedeln begriffen, mit dem deutſchen Ritter zuſammengeführt wird. Hier ſind die Gegenſätze der Zeit zu einer plaſtiſchen Gruppe herausgearbeitet. . . . Aber was ſagen Sie denn dazu, lieber Freund, daß, wie man hört, die guten Väter der Geſellſchaft Jeſu bald wieder nach Deutſchland zurückkehren ſollen?"

„Wenn der Herr Reichskanzler denſelben die Rückkehr geſtattet, wird er dafür wohl ſeine guten Gründe haben."

„Zweifelsohne. Beſſere Werkzeuge zur Einführung des Staatsſocialismus, zur Umwandlung des deutſchen Reiches in eine Reichsarbeitskaſerne mit daran gebautem Reichsſpittel könnte er gar nicht finden. Die Ausſicht auf die Herſtellung eines großen Paraguay deutſcher Zunge iſt ja recht erfreulich."

„Ach was, Narrenpoſſen! Das heißt, ich will ſagen, der Herr Reichskanzler wird, wie in allem und jedem, ſo auch hierin die richtigen Wege finden und die zweckdienlichſten Mittel ſchaffen. Es iſt doch, entſchuldigen Sie, recht philiſterlich, kleingeiſtig, mikrologiſch, göthephilologiſch ſo zu ſagen, an dem großen Staatsmann immerfort herumzunergeln. Ihnen wahrlich hätt' ich Beſſeres zugetraut.“

„Das durften und dürfen Sie auch. Aber beſteht denn die wahre und würdige Werthung einer hiſtoriſchen Erſcheinung etwa darin, daß man die derſelben anhaftenden Flecken nicht ſieht, nicht ſehen will? Als ob das Licht ohne Schatten, ein Menſch ohne Mängel auch nur gedacht werden könnte! Blinde Bewunderung und knechtiſche Hingebung ſind der ſchlechteſte Dank, welchen man großen Männern erweiſen kann. Warum ſagte Friedrich der Große am Ende ſeiner Laufbahn, er ſei es müde, über Sklaven zu herrſchen? Darum, weil ihn die Ahnung durchſchauern mochte, daß ein Staat, in welchem alles auf einen Einzelwillen geſtellt wäre, nicht von Dauer ſein könnte. Die Ahnung iſt zur traurigen Thatſache geworden in jenen Herbſttagen von 1806, wo die mumiſirte Legende von Friedrich dem Einzigen an neuen Verhältniſſen und neuen Menſchen zerſchellte wie Glas.“

„Ich merke, wohinaus Sie wollen, bin aber nicht zu Ihnen in die Schweiz gekommen, um mich in politiſchen Disputen zu ergehen oder gar zu erhitzen. Warten wir die Ereigniſſe ab.“

„Oh, die werden nicht allzu lange auf ſich warten laſſen. Schon ſpannt man ja bei euch in Preußen die Pferde oder meinetwegen die Mauleſel an den Staatswagen zur Canoſſafahrt. Schon höre ich den lieben Meppenius Vulpiscauda als Postillon d'amour romain herausfordernd mit der Peitſche knallen und auf ſeinem Horn eine triumphirende Variation der Arie „Das ſchmeckt nach mehr!" blaſen. Auf dem Lakaienbrett hintenauf ſteht ein berliner Hofderwiſch und ſchwenkt jubilirend ſein lutheriſches „Biret."

„Was Sie für närriſche Hallucinationen haben!"

„Ach ja. Ich gehöre leider zu den unglücklichen Menſchen, welche mit den Leiden der Vorausſicht behaftet ſind."

„Das heißt, Sie malen die Zukunft grau in grau."

„Ich male überhaupt nicht, weder die Gegenwart noch die Zukunft. Das Malen überlaſſe ich den freiwilligen und den gepreſſten Schreibſklaven der Regierungen und der Parteien. Ich meinestheils ſehe das Gegenwärtige, wie es iſt, und ſchließe daraus, wie das Künftige ſein könne oder müſſe."

„Sie glauben alſo der preußiſche Staat und mithin das geſammte neue deutſche Reich werde ſich dem Willen des Vatikans beugen?"

„Zuverſichtlich. Der preußiſche Staat hat ſich ja mit der nur künſtlich und gewaltſam aufrecht erhaltenen lutheriſchen Orthodoxie identificirt, welche ſich zur römiſchen Orthodoxie verhält wie ein Theaterfels aus

Pappendeckel zu einem Naturfelſen aus Granit. Der ſchon ſeit langem in ſich zerbröckelnde Proteſtantismus hat auch innerlich das quälende Pappendeckelbewußtſein. Daher die glänzenden Erfolge, welche der Katholicismus in den letzten Jahrzehnten gehabt und denen er fortwährend neue hinzufügt."

„Das iſt leider nur allzu wahr!"

„Warum leider? Für jeden Sehenden arbeitet der weltgeſchichtliche Proceß in unſerer Zeit darauf hin, daß mit allen Halbheiten aufgeräumt werde, um die Geſellſchaft bald zur Entſcheidung über das große ſociale „Entweder — Oder" treiben zu können."

„Der Proteſtantismus iſt Ihnen nur eine Halbheit?"

„Was denn ſonſt?"

„Mir iſt er der feſte Grund, auf dem ich ſtehe."

„Natürlich. Sie ſind ja ein Bismärcker auf Gnade und Ungnade."

„Scherz beiſeite, lieber Freund, müſſen Sie doch zugeben, daß ein Triumph Roms über Berlin ein nationales Unglück wäre."

„Hm, das kommt lediglich auf den Standpunkt an, von welchem aus man die Sache anſieht. Wenn ich mich z. B. auf den Montblanc eiſig-kühler Anſchauung ſtelle, ſo erſcheint es mir keineswegs als ein nationales Unglück, daß der verdünkelte boruſſiſche Bureaukratismus wieder einmal eine tüchtige Ohrfeige bekommt oder vielmehr gezwungen wird, ſich ſelber eine ſolche zu geben. Er hat ſie ja, abgeſehen von allem anderen, ſchon durch ſeine in Elſaß-Lothringen wie in Poſen bewieſene Unfähigkeit und Ungeſchicklichkeit vollauf verdient."

„Halten Sie ein oder ich citire den Brander aus Auerbachs Keller. „Ein garſtig Lied", u. ſ. w. Revenons à nos moutons!"

„Sie meinen doch wohl nicht die literariſchen?"

„Böſewicht! Als ob ſich auf unſere literariſche Produktion nicht weit mehr das Beiwort kaninchenhaft als das Epitheton hammelmäßig anwenden ließe."

„Wie Sie wollen. Ich meinestheils ziehe den Hut vor allen den emſigen Forſchern, welche uns mittels des Mikroſkops und der Scheidewaſſerflaſche eigentlich erſt gezeigt haben, was wir an und in unſerer Literatur beſitzen. Von Kleinigkeitskrämerei, Silbenſtecherei, Kümmelſpalterei zu reden, zeugt von ſträflicher Seichtheit. Gar von gelehrten oder gelehrtthuenden Blattläuſen zu ſprechen, welche auf den Blättern von Leſſings, Göthe's und Schillers Werken ſchnüffelnd umherkriechen, iſt ein an der heiligen Mikrologia begangenes Majeſtätsverbrechen. Ehre, dreimal Ehre einer Wiſſenſchaft, welche des Altmeiſters Wort:

> „In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter" —

ſo ſchön zur That gemacht hat und unausgeſetzt zur That macht."

„Sie ſtecken mich an mit Ihrer Begeiſterung. Wie wäre es, wenn auch ich unter die Göthephilologen ginge und die geiſtreiche Konjektur aufſtellte, das Wort „Beſchränkung“ in dem von Ihnen citirten Vers ſei verſchrieben oder verdruckt und es müſſe eigentlich „Beſchränktheit“ heißen?“

„Ein bedeutſamer Fund, fürwahr! Wenn Sie mir denſelben abtreten wollten, würde ich ein ungeheuer gelehrtes Buch darüber ſchreiben, welches etwa den 1001. Band der Göthebibliothek abgeben könnte. Zuvor muß ich freilich noch ein wichtigeres Problem abſchlußgebend erledigen. Es handelt ſich dabei geradezu um ein Meiſterſtück exakter hiſtoriſch-kritiſcher Forſchung.“

„Darf ich fragen: um was für eins?“

„Gewiß. Ich arbeite an einem grundlegenden Werk über den großen Hannikel oder Hanikel.“

„Hanikel? Hannikel?“

„Ja, das eben iſt die Frage, auf deren Löſung alles ankommt.“

„Wie ſo?“

„Merken Sie denn nicht, daß es kulturhiſtoriſch und literargeſchichtlich von äußerſter Wichtigkeit, unanfechtbar feſt- und klarzuſtellen, ob der Name des Räuberhauptmanns, welcher zur Zeit des Herzogs Karl Eugen im Schwabenland graſſirte, mit einem oder aber mit zwei „n“ geſchrieben werde? Wenn Sie wüßten, welchen Aufwand von Gelahrtheit, Mühe und Zeit dieſes verteufelte „n“ mir ſchon gekoſtet hat!“

„Ja, ſo ein „n“ mehr oder weniger iſt allerdings des Schweißes eines rüſtigen Regenwürmerfinders werth.

Wiſſen Sie was? Schreiben Sie Ihren Helden Hannnikel, mit drei „n". Aller guten Dinge ſind ja drei."

„Spötter Sie! Ich ſehe, daß es vergebliche Mühe wäre, Ihnen die Großheit der Kleinmeiſterei begreiflich machen zu wollen. Sie haben weder einen Hoch- noch Tiefſchein von den unberechenbaren Verdienſten unſerer Quinquakler und Konſorten um die Wiſſenſchaft und um das neue deutſche Reich."

„Zugegeben. Ich habe überhaupt keine Vorſtellung von allerhand wichtigen Nichtigkeiten und nichtigen Wichtigkeiten unſerer Tage. Was die Nationalliteratur angeht, ſo werden Sie zugeben, daß dieſelbe im ganzen eigentlich doch auch nur noch mehr oder weniger fein gedrechſelte oder grobgeſchnitzte Quinquaklerie hervorbringt. In den hohen Gattungen der Poeſie wird ſo viel wie nichts verſucht, geſchweige geſchaffen. Wir haben daher gelernt, unſere Anſprüche an dichteriſches Können auf ein ſehr beſcheidenes Maß zurückzuführen, was allerdings die Marktſchreierin Reklame nicht hindert, gratis oder bezahlt maßlos zu ſchreien. Es kennzeichnet unſere Literaturzuſtände, daß irgendein über das Mittelmaß kaum um eine Linie emporragendes Talent nur eine gutſtiliſirte Novelle oder eine unterhaltlich geführte Komödie geſchrieben zu haben braucht, um ſofort von dieſem oder jenem „in Lob machenden" Kritikaſter als „ein Genius erſten Ranges" entdeckt und lobgepoſaunt zu werden. Wenn ſolche geſchwollene Lob- und Preisphraſen auf die Verfertiger von poetiſchen

Kleinwaaren angewandt werden, welche Bezeichnungen bleiben dann noch übrig für die Schöpfer großer Werke? Ich erinnere mich, daß derartige Lobhudeldudler, welche alles Neue oder Neuſcheinende ſchön finden, dem leichtgläubigen Publikum z. B. auch die übertriebene Werthſchätzung der jetzt allerdings ſchon wieder aus der Mode gekommenen Dorfnovelliſtik aufſchwatzten."

„Aber Sie müſſen doch zugeſtehen, daß die Dorfnovelliſtik ein erfreulich neues Element in die Literatur gebracht habe. Der demokratiſche Zug unſerer Zeit —"

„Ach was! Entſchuldigen Sie die Unterbrechung. Sag' Ihnen, ein Geſchäft war es, das pure Geſchäft, welches zuerſt der Alexander Weill ohne und dann der Berthold Auerbach mit Erfolg betrieben hat."

„Dieſe Behauptung riecht doch ſehr nach Hofpredigerſalbe."

„Thut nichts. Im übrigen iſt mir, gerade herausgeſagt, dieſe ganze Dorfgeſchichtenſchreibung vom Anfang an nicht ſehr ſympathiſch geweſen. Immermanns Hofſchulzen, ja, auch etliche Bauernkerle des ſtreitbaren Paſtors Bitzins und den einen oder andern Dorfſonderling von Anzengruber oder Roſegger, die laſſ' ich mir gefallen; aber im übrigen: Pappendeckel! Pappendeckel!"

„Das iſt eine große Ungerechtigkeit, lieber Freund. Sie vergeſſen, daß, wie Auerbach, ſo auch Keller gerade als Dorfnovelliſten ihr weitaus Beſtes geſchaffen haben."

„Nun ja, das mag ſo ſein. Allein der ganze Genre iſt mir, offen geſtanden, zu eng und zu flach."

„Als ob derſelbe nicht zu vertiefen wäre! Als ob ein rechter Poet nicht auch aus einer Dorfgeſchichte ein Weltbild zu machen verſtände! Strecken Sie doch mal Ihre Hand aus, dorthin, nach der rechtſeitigen Tiſchecke.“

„Ah, die zwei ziemlich ſtarken Bände da? „„Ein Kampf ums Recht. Roman von K. E. Franzos““.“

„Sehen Sie? Das iſt auch nur eine Dorfgeſchichte und doch ein Weltbild. Realiſtiſch und idealiſtiſch zugleich. Ein mit der Sicherheit und Deutlichkeit ethnographiſcher Autopſie entworfenes und ausgeführtes Gemälde ſlaviſchen Volkslebens und zugleich eine Tragödie des Reinmenſchlichen. Der Verfaſſer hat etwas gewagt, was nur wagen durfte, wer ſich im Beſitze einer großen Kraft fühlte. Nämlich einen Roman zu ſchreiben, welcher ſich nicht um die Frage dreht: Kriegen ſie ſich oder kriegen ſie ſich nicht? Einen Roman, welcher keine Liebesgeſchichte enthält.“

„Das iſt allerdings ein Wagniß. Was werden die Damen dazu ſagen?“

„Solche, die überhaupt fähig ſind, ein ernſtes Buch zu leſen und zu verſtehen, werden es mit Spannung und Antheilnahme leſen. Für den Leſepöbel iſt es nicht geſchrieben, weder für den männlichen noch für den weiblichen. Urtheilsfähige dürften, wenn ich recht erwäge, nicht anſtehen, in dem Helden dieſes Romans, dem Bauer Taras Barabola, wohnhaft im Huzulendorfe Zulawce, eine der eigenwüchſigſten und bedeutendſten Geſtalten anzuerkennen, welche in unſerer Zeit durch eine Poetenfeder ins Leben gerufen worden. Dieſer Taras iſt der Träger der Rechtsidee, auf welcher das ganze Werk als auf einem granitnen Fundamente ſich aufbaut. Die Aufgabe, welche der Dichter ſich geſtellt und mit bewundernswerther Energie gelöſt hat, war, „die Macht der ſittlichen Idee über das menſchliche Gemüth" aufzuzeigen, wie es das dem Buche vorangeſtellte, aus Iherings „Kampf ums Recht" genommene Motto angibt. Mit fein abgetönter Pſychologie und doch höchſt anſchaulich führt Franzos die Charakterentwickelung ſeines Helden bis zu der Stufe hinauf, wo dieſe Macht der ſittlichen Idee in ihm zum heiligen, unwiderſtehlichen Sturm und Drang wird und er demzufolge Haus und Hof, Weib und Kind verläßt, um als Rächer des verletzten Rechtes der Geſellſchaft, welche die Rechtsſühnung weigert, den Krieg zu machen."

„Das iſt ja wie Kleiſts Michel Kohlhaas."

„Etliche Aehnlichkeit iſt vorhanden, aber nur beim erſten Anblick. Genaueres Zuſehen ergibt die Grundverſchiedenheit der beiden Rechtsverfechter. Sie liegt darin, daß Kohlhaas für ſein perſönliches Recht kämpft, Taras dagegen für das Recht anderer, für das Recht als ſolches. Das iſt ein ganz ander Ding und es liegt auf der Hand, daß es bedeutend ſchwieriger war, uns das Fühlen, Denken und Thun des Taras begreiflich und glaubhaft zu machen und nahezubringen als das des Kohlhaas."

„Iſt dem Verfaſſer das gelungen?"

„Vollſtändig. Sein Taras erſcheint durchweg lebenswahr vom erſten Auftreten bis zum Ende, eine mächtige und feſſelnde Erſcheinung. Er geht an ſich ſelbſt zu Grunde oder, was daſſelbe iſt, an der Unmöglichkeit, die ihn erfüllende und beſitzende Idee zu verwirklichen und in dieſer Welt, wie ſie eben iſt, Recht und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen. Das iſt der tragiſche Zauber, welcher die Geſtalt dieſes Bauers umwittert und welcher uns drängt, am Schluſſe der Laufbahn des Helden wieder einmal mit Bodenſtedt zu ſagen:

„Wann wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menſchen ſeh'n
Aus innerſter Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Dann möchten wir dem Heldenſchwung
In des Geſchickes Zwang
Zurufen mit Begeiſterung:
Glückauf zum Untergang!“

„Sie machen mich ja recht neugierig auf das Buch. Ich werde es unverweilt leſen. Es iſt immer erfriſchend, ſo man in der unendlichen Druckpapierſteppe unſerer Tage auf eine Oaſe von Eigenartigem ſtößt. Ich will auch auf Ihre Autorität hin annehmen, daß das in Rede ſtehende Eigenartige mehr ſei als ein Experiment. Sie wiſſen, was ich von dem dermalen in unſerer Literatur gäng und gäben Experimentiren halte.“

„Nicht mehr als ich. Aber Sie müſſen bedenken, daß die Zahl der Dichter und Dichterlinge in deutſchen

Landen Legion iſt, von den Dichterinnen und ſolchen, die es ſein wollen, gar nicht zu reden. Da will nun jeder und jede etwas bringen, was entweder in der Mode iſt oder in die Mode kommen könnte. Es iſt ja auch dieſem oder jener geglückt, aus allerhand alten Lappen ein wie neu ausſehendes Kleid zuſammenzuplätzen, das dann richtig in die Mode kam.“

„Ja, das iſt ein Herumtappen, um nicht zu ſagen ein Herumtrappen und ein Herumtrampeln an allen Orten und Enden, um die Fetzen zuſammenzuſuchen, womit ſich alter Kram neu aufflittern ließe. Heute kohlt man den wüſten Unzucht- und Blutkohl der römiſchen Cäſarenzeit epiſch oder dramatiſch wieder auf, morgen fährt man mit der hölzernen, ach, wie! hölzernen Stange des Stabreims im bleigrauen Edda-Nebel herum. Recht charakteriſtiſch iſt auch die gefliſſentliche Hintanſetzung Schillers, welchen jeder Laffe oder Lump ſchulmeiſtern zu dürfen glaubt.“

„Das iſt nur zeitgemäß. Jedesmal, wann das ſittliche Niveau der Nation tief ſteht, in Perioden der Charakterloſigkeit, wann die Anbequemerei, die Gaukelei und Schaukelei, das Feilſchen um Opfer des Intellekts und der Ueberzeugung, das Schachern mit Kompromiſſen, die wechſelſeitige Wäſche ſchmutziger Hände und alle die übrigen Ränke und Schwänke einer Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik und ihrer Wirkungen und Folgen obenauf ſind, tritt Schillers Bedeutung zurück. Aber wann wieder Zeiten kommen, wo Noth an Mann geht, wo es um die höchſten Güter, um das Sein oder Nichtſein der Nation, um „der Menſchheit große Gegenſtände", um Herrſchaft oder um Freiheit ſich handelt, dann fühlen die Deutſchen immer wieder, daß ſie ſtatt der Ovide und Properze einen Tyrtäos nöthig haben und dann kehren ſie mit ganzer Liebe zurück zu dem Dichter, deſſen Muſe das Gewiſſen war."

Neue Briefe vom Zürichberg.

I.

Januar 1883.

Sie tadeln mich, lieber alter Freund — falls nämlich Ihr ſanfter Zuſpruch ein Tadel genannt werden kann — alſo Sie tadeln mich, daß mir auf unſerem dermalen ſehr wäſſerigen Erdball nicht alles ſo zu liegen und zu ſtehen ſcheint, wie es nach meiner „vorgefaſſten Meinung“ — ſagen Sie — ſtehen und liegen ſollte. Nun ja, ich kann nicht leugnen, daß mir zunächſt in unſerem alten Europa, das zwölfjährige deutſche Reich inbegriffen, manches, ſogar, wenn Sie erlauben, vieles wurmſtichig, wackelig, wurzelfaul vorkommt. Ihren mir gütigſt überſandten himmelblauen Hymnus auf allerhand Halb- und Ganzgötter der konſtitutionell-parlamentariſchen Mythologie habe ich zwar mit gebührender Andacht nicht nur geleſen, ſondern auch nachzuſingen verſucht nach der leitmotiviſchen Nichtmelodie: »Mundus vult decipi«. Allein die Ketzerei ſteckt mir nun einmal ſo im Blute, daß Sie mir einige Anzweifelung Ihrer orthodox-liberalen Jubelouvertüre zum Anfang des Jahres 1883 ſchon verzeihen werden. Sie ſagen unter anderem, die Unfähigkeit eines konſervativen Regiments wäre jetzt eine erwieſene Thatſache. Als ob es ſich beim regieren überhaupt um ſo etwas wie „Fähigkeit" handelte! Du lieber Himmel, wenn nur „fähige" Regierungen das Recht zum regieren hätten, ſo müſſten ja von 100 gleich 99 das Geſchäft liquidiren. So nämlich würde ein verbiſſener deſtruktiver Menſch, ein mehr oder minder verkappter Reichsfeind, ein zum Fortſchrittler verdünnter Republikaner ſprechen. Ich dagegen ſage: Es iſt ein wahres Wunder, daß noch immer hinlänglich viele Leute vorhanden, die ſich in der Regierungstretmühle abarbeiten mögen, um alle die Millionen und wieder Millionen Abſplitterlinge vom Stamme Gorilla ein bißchen in Ordnung zu halten.

Was Sie mir in Ihrer — entſchuldigen Sie! — etwas überſchwänglichen Manier über die großen Steuerreformthaten ſchreiben, welche die Matadore des regelrechten und folglich unfehlbaren Liberalismus im ſoeben begonnenen Jahre thun würden, entzieht ſich meiner Beurtheilung. Ich habe leider ſo viele Bücher, Flugſchriften und Leitartikel von Volkswirthſchaftswiſſenſchaftern geleſen, daß ich davon ganz ſtupend oder, wenn Sie wollen, ganz ſtupid gelehrt worden bin. Von dieſen Herren widerſpricht immer einer dem andern und doch hat natürlich jeder recht. Ich würde Ihnen ſehr verbunden ſein, mein Beſter, wenn Sie mir gütigſt einen

Ariadnefaden reichen wollten, welcher mich aus dieſem volkswirthſchaftswiſſenſchaftlichen Labyrinth wieder herauslootſete. In Erwartung deſſen will ich, um doch auch etwas für Vaterland und Reich zu thun, mit einem ſteuerpolitiſchen Vorſchlag hervortreten, welcher ſich, beſcheiden-ſtolz geſprochen, wohl ſehen laſſen dürfte. Derſelbe zielt auf die Erhebung einer Debattenſteuer und eines Reſolutionenzolls. Die erſchrecklich graſſirende pestilentia garritoria publica müßte jene Steuer und dieſen Zoll zu unerſchöpflichen Einnahmequellen machen und könnte demnach der garrulus parlamentaris *Linn.* zu einem dem Schnaps und den Tabak an Ergiebigkeit weit übertreffenden Steuerobject gemacht werden. Dadurch würde der gerade nicht beſonders liebliche Ruch, welcher aus beſagter Garrulus-Pflanze in die reichskanzleriſche Naſe Sr. Durchlaucht aufſteigt, in „alle Wohlgerüche Arabiens“ verwandelt und der Einſiedler von Varzin in den Stand geſetzt, wohlgefällig den ſhakſpeare'ſchen Satz zu citiren:

„O, mickle is the powerful grace, that lies
In herbs, plants, stones, and their true qualities;
For nought so vile that on the earth doth live,
But to the earth some special good doth give.“

Leider kann ich weder in Politicis noch auch in Literariis Ihre optimiſtiſche Ekſtaſe theilen. Sie lobpoſaunen, wie ſo herrlich weit es jetzo die Deutſchen im Verſtändniß und in der Schätzung ihrer Literatur gebracht hätten, und Sie ſtellen tröſtlich in Ausſicht, daß, Dank den Bemühungen der Göthephilologen, die deutſchen Mütter bald im Stande ſein werden, ihren Babies mit dem Kinderbrei zugleich die Quinteſſenz vom Fauſt 1. und 2. Theil einzuſtreichen. Ja, wir thun rieſige Vorſchritte im Verſtändniß und in der Werthung unſerer Klaſſiker, ich geb' es zu, und nicht ohne Rührung führe ich als einen Vorſchrittsbeweis jene ſublime Entdeckung eines berliner Profeſſors an, der Göthe hätte ſeinen Fauſt nicht das arme Gretchen unglücklich machen, ſondern vielmehr die Elektriſirmaſchine und die Luftpumpe erfinden laſſen ſollen. Da ſieht man deutlich, was für praktiſche Leute wir deutſchen Ideologen nachgerade geworden ſind. Unter ſothanen Umſtänden kann es nicht ausbleiben, daß dieſer oder jener kommentatoriſche Bebrüter ungelegter Eier uns demnächſt mit der Findung überraſcht, Leſſings Nathan hätte, ſtatt in Toleranz zu machen, beſſer gethan, am Mühlendamm mit alten Hoſen zu handeln, Schillers Poſa hätte, ſtatt von Freiheit und Humanität zu deklamiren, ſpaniſche Rekruten drillen, Schillers Tell, ſtatt den Geſſler todtzuſchießen, als Fremdenführer Geld verdienen ſollen.

Ad vocem Schiller, haben Sie die von Paul Nerrlich unlängſt veröffentlichten „Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und deſſen Gattin“ geleſen? Wenn nicht, ſo thun Sie es. Selbſt für einen, der wie Sie über die dichteriſchen Vollbringungen unſerer eigenen Tage in perennirende Ekſtaſe geräth, dürfte es ſich der Mühe lohnen, wieder einmal dieſe Geliebte Schillers und Jean Pauls, dieſe Freundin Herders und Göthe's, dieſes „Weib mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felſen-Ich", die Frau, welche zur Linda im „Titan" Modell geſtanden, etwas näher anzuſehen. Die vorliegende Briefeſammlung, welche vom Februar 1796 bis zum Januar 1821 reicht, verſchafft uns einen willkommenen Einblick in dieſes pſychologiſche Problem, wie man Lotte von Kalb wohl nennen darf, in dieſen ſeltſamen Miſchmaſch von Freigeiſterei und Leidenſchaft, von aufgedonnertem Heroismus und ſchmachtender Liebebedürftigkeit, von elementarer Flackerglut und erkünſteltem Froſt. Nerrlich verdient noch beſonderen Dank dafür, daß er zwar die nöthigen Erläuterungen beifügte, aber nicht mehr. Von dem richtigen Gefühle geleitet, daß derartige Bücher nicht für — wie die Schweizer ſagen — „Häfeliſchüler" beſtimmt ſeien, hat er ſich gehütet, nach mikrologiſcher Manier den Text unter Noten zu erdrücken. Er gebärdet ſich nicht wie ein ſchwatzhafter Cicerone, ſondern hält ſich beſcheiden im Hintergrund, nur ſoviel ſagend, als einem gewiſſenhaften Herausgeber zukommt. Eine weſentliche Veränderung erfährt das Bild der „Titanide", wie es in der Geſchichte unſerer großen Literaturepoche daſteht, durch ihre vorliegenden Briefe nicht, wohl aber manche Ergänzung in der Zeichnung und neue Streiflichter im Kolorit. Ein günſtiges Geſchick oder vielmehr ihre eigene Einſicht bewahrte nach einander Schiller und

Richter vor dem ſehr gewagten Experiment, das „Weib mit dem Felſen-Ich" zu heiraten. Hinſichtlich des Romans, welchen Jean Paul und die Titanide mitſammen durchſpielten, iſt es ſehr intereſſant, Lottes November- und Decemberbriefe von 1798 (Nerrlich S. 28 fg.) mit den gleichzeitigen Richters an Otto zuſammenzuhalten. Die Frau iſt Feuer und Flamme. Der große Humoriſt ſeinerſeits geſteht zwar, daß „durch ſeinen Nachſommer jetzt die Leidenſchaften wehen", und bekennt, daß er, wie er ſich barock ausdrückt, mit der Titanide einmal „eine Scene hatte, wo er im Pulvermagazin Tabak rauchte". Allein er ſcheint den Deckel feſt auf die brennende Pfeife gedrückt zu haben, denn das Pulvermagazin explodirte nicht, und bald genug gelangte er zu der Ueberzeugung, daß es viel geſcheider, die Titanide zum Modell für eine ſeiner Heroinen als zur Frau zu nehmen. Kennzeichnend für die Sitten der Zeit iſt übrigens, daß in dem Roman Schiller und Charlotte wie in dem Roman Charlotte und Richter von dem Ehemann der Dame nur ſo gelegentlich die Rede iſt, als von einer Schachfigur, die man nach Belieben hin- und herſchieben kann. Alles zuſammengehalten, hat Lotte von Kalb im Drama unſerer Klaſſik ungefähr dieſelbe Rolle innegehabt, welche in der Tragikomödie unſerer Romantik Bettina Arnim-Brentano ſpielte. Beiden genialen Frauen iſt auch das gemeinſam, daß, wenn ſie ſich auf dem Dreifuß der Orakelei ſetzten, ihre ſibylliſchen Ausſprüche gar häufig in hohen, höheren und höchſten Blödſinn überſchnappten

Die Kalb war fraglos eine der gebildetesten Frauen ihrer Zeit und vielleicht die beleſenſte von allen, aber es charakteriſirt das Fahrig-Dilettirende dieſer Bildung, daß ſie es nie der Mühe werth fand, ein korrektes Deutſch ſchreiben zu lernen. Mitunter iſt es freilich faſt rührend, die Mächtigkeit ihrer Gedanken mit der Unbeholfenheit des Ausdrucks ringen zu ſehen. So z. B. wenn ſie nach der Leſung von Jean Pauls „Vorſchule der Aeſthetik", am 11. April 1805 ſchrieb: „Es gibt ein Bewundern, was Erſtaunen iſt. So faſſt mich unſäglich das Leſen der Aeſthetik. Ich kann nicht davon ſchreiben; das könnte Göthe, Schiller und alle die hohen Geiſter dieſer Zeit, aber nicht die, ſo nur leben von den Broſamen, die von des Herren Tiſch fallen. Die Vorrede iſt mir nicht anders vorkommen, als öffne man weite hohe Flügelthüren vor einer Welt voll äußerſter Einſicht und Kraft." Dagegen muthet es uns geradezu komiſch an, wenn die Titanide in ihren Briefen wiederholt davon ſpricht, daß ſie ſich zur Erzieherin berufen glaubte, oder wenn ſie einmal (14. Januar 1806) gar noch ſchreibt: „Ich gehöre ins praktiſche Leben mit Spekulation." Oh, Kunſt der Selbſttäuſchung, was wäre ohne dich die arme Menſchheit! . . . .

Sie, lieber Freund, der Sie ſich den Optimismus zu einem bequemen Haushaltsſtück, zu einem weichen Lehnſeſſel, ſo zu ſagen, hergerichtet haben, bezichtigen mich der Ungerechtigkeit, weil ich da und dort unſere dermalige poetiſche Literatur als eine weit mehr nur experimentirende denn ſchaffende bezeichnet hätte. Nun ja, dieſen Vorwurf muß ich mir gefallen laſſen. Wenigſtens in den epigonenhaft und fiſtelſtimmig nachgedudelten Weiſen unſerer Romantik oder in dem bierdünſtigen Kneipengejohle, was ſich für Lyrik ausgibt, oder in der Wachsfiguren-Bude antiquariſcher Romaneflitterung vermag ich nichts zu ſehen als Experimente, und zwar keine gelungenen. Wie und womit wird dermalen nicht experimentirt? Das Raffiniren des Raffinirten iſt ſchon alltäglich geworden. Das Abſonderlichſte wird verſucht. Haben es ſich doch unſere biderben Nibelungenrecken gefallen laſſen müſſen, in Ottave Rime gekleidet zu werden. Als ich den treuen Schwertfidelbogner Volker, den grimmen Hagen und die rachelechzende Kriemhild in welſchen Achtzeilern reden hörte, ward mir ganz wunderlich zu Muthe. Ungefähr — mutatis mutandis — ſo, wie wenn ich deutſche L . . . iteraten, welche ſich da drunten im Handumdrehen ungariſirt und ihren heimiſchen Namen magyariſche Suffixſchwänze angeklebt haben, Deutſchland und alles Deutſche chauviniſtiſch ankläffen höre. Ach, wir ſind noch immer die alten koſmopolitiſchen Dämmerlinge und Duſeler! Wir entſchuldigen jede Beleidigung des Nationalgeiſtes, wir verzeihen jeden Verrath an der Nationalität. Sind wir nicht auch ſoeben im Begriff, einer albernen Schulmeiſtergrille unſere deutſchen Schriftzeichen zum Opfer zu bringen? Stellen Sie ſich einmal vor, lieber Freund, die Engländer oder die Franzoſen oder die Italiener oder die Spanier hätten eine eigene nationale Schrift. Alle Schulmeiſter des Erdkreiſes würden keins dieſer Völker zu überreden vermögen, dieſen Jahrhunderte alten Beſitz aufzugeben. Ihr Nationalſtolz würde eine ſolche Zumuthung mit Verachtung zurückweiſen. Der deutſche Nationalſtolz aber, ja der ſoll erſt noch erfunden werden.

Daraus erklärt es ſich, daß, während die Franzoſen ſich bemühen, uns mit dem ingrimmigſten Haß zu beehren und mit dem plumpſten Hohn heimzuſuchen — der franzöſiſche Eſprit ſcheint bei Sedan mitverlorengegangen zu ſein — die deutſchen Theater gemüthlich fortfahren, den Abhub der franzöſiſchen für theures Geld zu kaufen, und deutſche Frauen und Fräulein, um die Feinheit ihrer Bildung zu erweiſen, eifrigſt dahinter her ſind, aus boue de Paris geknetete Romane begierig zu verſchlingen. Halten wir nun dieſen Mangel an Nationalgefühl zuſammen mit der Geſchmacksverderbniß, welche unſere eigene mehr und mehr verkünſtelte, zu naturloſem Raffinement zugeſpitzte Experimente-Literatur herbeigeführt hat, ſo kann es nicht verwunderlich erſcheinen, daß ein ſo echter und ſo rechtdeutſcher Dichter, wie der Graf Adolf Friedrich von Schack einer iſt, bislang unter unſerm Leſepublikum, wie daſſelbe einmal iſt, nur eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde zu gewinnen vermochte. Dieſer iſt jetzt die Freude geworden, eine Geſammtausgabe der Werke Schacks veröffentlicht zu ſehen („Geſammelte Werke des Grafen A. F. v. Schack", 6 Bände in 30 Lieferungen, Stuttgart, Cotta). Indem ich mir vorbehalte, Ihnen ſpäter, nach Vollendung der Geſammtausgabe, ausführlicher darüber zu ſchreiben, geſtatten Sie mir wohl, ſchon heute meinem Dank für die vielen guten Stunden, welche dieſe Dichtungen mir bereitet haben, einigen Ausdruck zu geben.

Was ſterile Halbtalente an den ganzen beneiden, die Luſt und die Kraft der Hervorbringung, iſt Schack in hohem Grade zu eigen. Wenn man bedenkt, welchen Aufwand von Zeit, Befähigung und Mühe ihm ſein von ſo ſchönen Erfolgen begleitetes Kunſtmäcenat verurſacht hat — welches, beiläufig bemerkt, in Anſehung, daß es von einem Privatmann geübt wurde, in Deutſchland vergleichslos daſteht — ſo iſt die Fülle ſeines dichteriſchen Schaffens geradezu erſtaunlich. Um ſo mehr, als dieſe Hervorbringungskraft nicht etwa nur in einer Richtung ſich bethätigte und bewährte. Denn in ſämmtlichen drei hohen Gattungen der Poeſie hat Schack mit Glück ſich verſucht, als Lyriker, Epiker und Dramatiker hat er ſich Kränze geholt. Immer und überall offenbart er ſich als ein Dichter vom innigſten Naturgefühl, vom vollſten Verſtändniß alles Großen und Schönen, vom höchſten Freiſinn und von wärmſter Theilnahme an den Geſchicken ſeiner Menſchenbrüder. Seiner Lyrik ſteht die Unmittelbarkeit des Stimmungsliedes ebenſo zu Gebote wie die in reichem Bilderſchmuck einhergehende Gedankenrhapſodie. Wenn man die Epik des engliſchen Dichters Southey mit einer wohlgebauten und gutgeſpielten Orgel verglichen hat, ſo ließe ſich dieſe Vergleichung mit viel beſſerem Grund auf das anwenden, was Schack auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung geſchaffen hat. Denn der ganze Regiſterreichthum einer gewaltigen Orgel iſt ihm zu Handen. Um das zu erkennen, brauchen Sie blos die „Nächte des Orients“ mit „Durch alle Wetter“ und „Lothar“ mit „Ebenbürtig“ zu vergleichen. Dort Großheit der Anſchauung, Pracht der Schilderung und echtes Pathos, hier feine Ironie, gedankreicher Humor und lachende Laune. Die „Nächte des Orients“ ſind ein ganz origineller Wurf. In dieſen grandioſen Phantaſieſtücken iſt ein erſter glücklicher Verſuch gemacht, die Ergebniſſe der modernen Weltanſchauung dichteriſch zu geſtalten und im großen Stil eine Comoedia humana zu entwerfen. Ich ſage wohlbedächtig „zu entwerfen“. Denn mehr als ein Entwurf vermag ein ſo kühnes Unternehmen zur Zeit überhaupt noch nicht zu ſein. Als Tragiker leiſtete, wenn ich richtig urtheile, Schack ſein Beſtes in „Die Piſaner“ und im „Gaſton“. Die beiden politiſchen Luſtſpiele „Die Kaiſerboten“ und „Der Cancan“, von welchen jenes 1848, dieſes 1870 zum Hintergrunde hat, gehören zu dem wenigen, ſehr wenigen Guten, was wir von dieſer Art beſitzen, und höchſt wohlthuend weht uns daraus die patriotiſche Glut des Dichters an. Endlich mache ich Sie noch darauf aufmerkſam, daß uns in den Werken Schacks, welcher ja als Ueberſetzungskünſtler ſeinen Landsleuten auch den Firduſi angeeignet und als Literarhiſtoriker die klaſſiſche „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt Spaniens“ gegeben hat, — daß uns, ſag' ich, in Schacks Werken, wenn wir ſie auf ihren Inhalt prüfen, durchweg der weite Blick eines hochgebildeten Weltmanns begegnet, welcher vieler Völker Sitten und vieler Länder Städte geſehen. Nirgends eine Spur von dem Schulzopfdünkel eines Stubengelehrten, ſondern allenthalben die reife Weisheit eines im Verkehr mit der Welt und den Menſchen geſchulten Denkers. Die Form dieſer Werke läſſt überall den feinen Kunſtkenner herausfühlen. Sie iſt nicht künſtlich, aber kunſtvoll. Schon darum iſt Schack kein Dichter für die gedanken- und urtheilsloſe Menge. Er wird dem Leſepöbel nie gefallen, wird nie in die Mode kommen. Vor dieſem zweifelhaften und zweideutigen Glück bewahrt ihn ſeine Vornehmheit, das Wort ſelbſtverſtändlich im äſthetiſchen Sinne genommen. Denn in Bezug auf wirklich freie Anſchauung und echten Freimuth könnte mancher liberale Phraſenheld von unſerm mecklenburgiſchen Grafen gar vieles lernen.

Sie empfahlen mir, lieber Freund, das prächtig gedruckte und ausgeſtattete „Deutſche Dichterbuch aus Oeſterreich“, herausgegeben von Karl Emil Franzos. Die Empfehlung war überflüſſig; denn allem, was Deutſches aus Oeſterreich kommt, iſt ja zum voraus meine lebhafte Theilnahme geſichert.

Aber aufrichtig geſprochen, ich möchte lieber, viel lieber, es käme von dort einmal eine deutſche That als ein deutſches Dichterbuch. Das Dichten der Deutſchöſtreicher iſt ja ſchon längſt eine erfreulich feſtgeſtellte Thatſache, das Trachten dagegen, ja das läſſt viel, ſehr viel zu wünſchen übrig. Wäre es damit beſſer beſtellt, ſo hätten die Deutſchen in Oeſterreich niemals in die jammerhaft gepreſſte Lage kommen können, in welcher ſie dermalen ſich befinden. Es iſt ja wahr, ihre Stellung war ſeit lange eine höchſt ungünſtige. Vom Hofe hatten ſie ſelbſtverſtändlich nichts zu hoffen, gar nichts. Sie hatten ferner in ihrer rechten Flanke den magyariſchen Sporn und in der linken den ſlaviſchen Stachel. Von oben der Druck des feudalen Junkerthums, von unten der Gegendruck des römiſchen Klerikalismus. Trotz alledem aber hätten ſich neun Millionen Deutſche nicht ſo kläglich unterkriegen laſſen ſollen. Jenſeits der Leitha haben es fünf Millionen Magyaren mittels feſten Zuſammenhalts und mittels Beharrlichkeit dahin gebracht, über weite Länder ausſchließlich zu herrſchen. Dieſſeits der Leitha iſt es Polen und Czechen gelungen, die führende, ausſchlaggebende Macht in ihre Hände zu bekommen. Haben denn die Deutſchöſtreicher daraus gar nichts gelernt? Haben ſie daraus nicht entnommen, daß ſie, ſo lange ſie ſich als „Oeſterreicher" aufſpielen, ſtets nur die Narren und die Opfer der Magyaren und der Slaven ſein werden? Es wäre wahrlich einmal an der Zeit, daß ſie ſich den Wahntraum, das Deutſchthum ſie dazu gemacht und beſtimmt, den zuſammenhaltenden Kitt Oeſterreichs abzugeben, aus den Augen rieben. Die Taaffe und Genoſſen wollen ja von dieſem „Kitt“ entſchieden nichts wiſſen. Es wäre auch ſehr an der Zeit, daß die Deutſchöſterreicher aufhörten, am Narrenſeil des bekannten halbſchlächtigen Liberalismus ſich herumführen zu laſſen und von parlamentariſchen Ränken und Schwänken etwas zu erwarten. Ihnen iſt nur zu helfen, wenn ſie ſich endlich einen geſunden, ſtraffen und rückſichtsloſen Nationalegoismus anſchaffen, wenn ſie, gerade wie die Magyaren und Polen und Czechen ſolche ſind und nur ſolche ſein wollen, ihrerſeits Deutſche und nur ſolche ſein wollen und ſind. Nur auf dem Boden der derb und herb behaupteten Nationalität, nur als unverblümt ſelbſtſüchtige Deutſche können ſie von ihrem tiefen Falle ſich wieder aufrichten. Alles andere iſt Schwindel, Schwarbelei und Schlamperei. Und aber dabei, d. h. bei ihrer Zuſammenfaſſung zu einer energiſch-egoiſtiſchen Nationalpartei, hätten ſich die Deutſchen in Oeſterreich vor etwas ſehr zu hüten: — vor allfälligem Vertrauen auf das deutſche Reich. Dieſes iſt nämlich, wie jeder weiß, eine ſehr platoniſche Großmacht und kann, wie die Dinge in Europa beſtellt ſind, kaum eine andere ſein. Sie hütet ſich daher wohlweislich, über das in Oeſterreich-Ungarn an die Wand gedrückte, in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen mit Vernichtung bedrohte Deutſchthum ſchützende Hände halten zu wollen. Sie hat ja die Hände gar nicht frei. Denn mit der einen Hand muß ſie ihren So-Zu-Sagen-Alliirten an der blauen Donau ſtreicheln und mit der andern ihren „guten Freund“ an der grünen Newa liebkoſen.

Es iſt mir eine große Freude, überzeugt ſein zu können, daß ich mit den vorhin gemachten Andeutungen keineswegs ſo in der Luft ſtehe, wie Sie, mein Beſter, vielleicht zu glauben geneigt ſein mögen. Doch nein, Sie müſſen ja aus dem vorliegenden Dichterbuch, und zwar' nicht allein aus ſolchen Stücken desſelben, welche der ſogenannten politiſchen Lyrik angehören, die Anſicht gewonnen haben, daß gerade in dem letzten Jahrdutzend das Gefühl der Deutſchheit in den älteren Deutſchöſterreichern an Kraft noch gewachſen und in den jüngeren feſtere Wurzeln geſchlagen. Ich geſtehe Ihnen, mir war, wie ich ſo Blatt um Blatt des Buches umſchlug, als klänge mir daraus überall eine anheimelnde Stimme entgegen: „Wir gehören doch zu euch; wir ſind doch trotz alledem und wieder alledem ein Stamm, ein Fleiſch, ein Blut!“ Wohl ſeid und bleibt es! Das übrige wird die Logik der Geſchichte thun — vorausgeſetzt, daß ihr derſelben tüchtig nachhelft.

Wenn man nicht vergiſſt, daß die Anſprüche, welche an die Poeſie der Gegenwart in Deutſchland, wie in ganz Europa, zu ſtellen ſind, in den Gränzen der Beſcheidenheit ſich zu halten haben, ſo wird man zugeben müſſen, daß die deutſchöſterreichiſchen Dichter, wie Franzos ſie hier uns vorführt, ihren Mitdichtern im Reiche kecklich ſich zur Seite ſtellen dürfen. Herausgeber und

Verleger haben dafür geſorgt, daß es in würdigſter Weiſe geſchieht. Jener iſt von dem Grundſatz ausgegangen, lediglich bisher ungedruckte Beiträge aufzunehmen, und er hatte nicht wenig Hingebung, Gewiſſenhaftigkeit und Takt nöthig, um unter 4200 ihm eingeſandten Dichtungen von 394 Poeten eine Auswahl zu treffen, wie das Dichterbuch ſie bringt. Dieſe Auswahl iſt ſehr reich: das Lied und die Lehrdichtung mit ihrer ſatiriſchen Abzweigung, die poetiſche Erzählung, die Ballade und Romanze, auch das Drama ſind gut vertreten. Reliquien von Grün, Gilm, Halm, Beck, Hebbel, Grillparzer, Prechtler, Rappaport, Ebert fehlen nicht. „Alte Herren", wie Meißner, Lorm, Nordmann, Bauernfeld, Pachler, haben ſich eingeſtellt und dürfen ſich neben dem jüngeren und jüngſten Nachwuchs gar wohl ſehen laſſen, welcher Nachwuchs übrigens ſeinen Vorgängern auch keine Unehre macht. Es iſt viel friſches und warmes Blut in ihm. Beſonderen Dank verdient der Herausgeber für das dem Texte vorgeſetzte „Autoren-Regiſter" mit den zuverläſſigen biographiſchen und bibliographiſchen Angaben.

Die Sammlung eröffnet anziehend Hamerling mit einer Novellette in Verſen, welcher er ein epiſches Bruchſtück, „Homunculus", folgen läßt, dem wir aufrichtig eine baldige Vollendung wünſchen. Novellen in Verſen gehören überhaupt zu den beſten Zierden dieſes Dichterbuches. So die von Beck hinterlaſſene „Ein Tag im Dorfe", leider auch nur ein Fragment, in welchem ſich aber der Dichter der „Nächte“ und des „Janko“ von der allerliebenswürdigſten Seite zeigt. So weiterhin Lipiners erſter Sang vom „Bruder Rauſch“ und endlich „Mein Franz“ von Franzos, worin ein neckiſcher Vorgang aus dem modernen Junggeſellenleben mit ſprudelnder Laune und wahrhaft anmuthig in der Form erzählt wird. Auch Nordmanns „Jakob Balde“, Thalers „Alexandermärchen“ müſſen angezeichnet werden als gelungene Leiſtungen erzählender Poeſie. Marie von Ebner-Eſchenbach führt uns eine „Erdbeerfrau“ vor mit einem ſo packend-markigen Realismus, wie ich ihn bislang nur einer deutſchen Dichterin, der Annette von Droſte-Hülshof, zugetraut hatte. Eine andere Dichterin, die Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almaſy, hat das nach meinem Gefühle ſtimmungsvollſte Lied in das öſterreichiſche Dichterbuch geſtiftet — „Unbewuſſt“:

„Fragſt du die Kinder, ob ſie glücklich wären,
Sie ſeh'n dich an mit ſtaunendem Geſicht
Und können ſich die Frage nicht erklären —
Sie wiſſen's nicht.

Beneideſt du den Todten in der Truhe
Um ſeinen Frieden, fern vom Tageslicht,
O laſſ' das ſein — wie friedlich er auch ruhe,
Er weiß es nicht.

Du weißt es nur, vom Schmerz um ihn gepeinigt,
Vom Trennungsſchmerz, der dir das Herz zerbricht,
Und wann der Tod dich einſt mit ihm vereinigt —
Dann weißt du's nicht.“

Sehen Sie, mein Beſter, um dieſe drei einfachen Strophen ſind mir hundert Bände geſpreizter Experimentirpoetaſterei feil. Sie werden das freilich altfränkiſch finden, allein Sie müſſen mir es ſchon zu gute halten, wenn ich der unmaßgeblichen Meinung bin, das Neue ſei keineswegs immer gut und das Neueſte durchaus nicht überall das Beſte. Korkſeelen mögen auf und mit dem Strome des Tages ſchwimmen, ernſtgeſtimmte und lebensreife Gemüther laſſen mit einem aus Mitleid und Verachtung gemiſchten Gefühle dieſen Strom an ſich vorüberziehen. Freilich, umgekehrt iſt auch Altes gar häufig nichts weniger als gut. Dies zeigen verſchiedene der aus Grillparzers Nachlaß — ja wohl Nachlaß der Dichternatur — mitgetheilte Sachen.

So z. B. die in Inhalt und in der Form gleich unklare Straf- oder vielmehr Gehäſſigkeitsrede „An die Berliner“ (S. 31). Der große Dramatiker ließ überhaupt alles das Bittere und Verbitternde, was er als der eingefleiſchte Oeſtreicher, der er war, von öſterreichiſcher Seite erfahren hatte, alles das Böſe, was er in Oeſtreich und von Oeſtreich ertragen und leiden mußte, gar zu gern an Deutſchland aus, das er ſchlechterdings nur noch durch die Brille der Grämlichkeit anſehen wollte. Bauernfeld hat ſich viel friſcher und unbefangener erhalten. Ich wollte nur, ſeine Landsleute beherzigten und bethätigten allen ihren halb- oder ganzbarbariſchen Drängern gegenüber hunderttauſendfach, millionenfach ſeine auf S. 53 des Dichterbuches ſtehende „Mahnung“, die ebenſo gut als kurz und ebenſo kurz als gut iſt.[1] Was hat den Deutſchen alle ihre thörichte Weltbürgerei, alle ihre menſchenbrüderliche Anſchmiegerei eingetragen? Nichts als den Haß von allen den mehr oder minder „intereſſanten“ Nationalitäten und Nationalitätlein ringsum. Was folgt daraus? Daß die Deutſchen darauf ausgehen ſollten, von ihren mehr oder minder intereſſanten Haſſern wenigſtens ſagen zu können: »Oderint, dum metuant.«

Schließlich trete ich Ihrer Meinung bei, lieber Freund, daß auch die Proben von dramatiſcher Poeſie, welche das Dichterbuch enthält, nicht allein von gutem Wollen, ſondern auch vom Können zeugen. Anzengruber gibt den erſten Akt eines Trauerſpiels: „Bertha von Frankreich“ — und es erregt Theilnahme, zu ſehen, daß und wie dieſer Dramatiker vom Volksſtück ſicheren Trittes zur hohen Tragödie hinaufſchreitet. Niſſel, der Dichter des Preistrauerſpiels „Agnes von Meran“, theilt den vierten Akt eines hiſtoriſchen Schauſpiels: „Rudolf von Erlach“ mit, worin viel dramatiſche Regung und Bewegung iſt. Wie Sie ſich aber für den von Hebbel hinterlaſſenen „Steinwurf oder Opfer um Opfer“ begeiſtern können, muß ich unbegriffen laſſen. Das ſoll „ein muſikaliſches Drama“ ſein? Keine Spur von „Muſik“ iſt in dieſen hölzernen Verſen! Ein Melodram, dem nur eine Kleinigkeit fehlt: Melos. Die Muſik kann ja jetzt, den Offenbarungen von Bayreuth zufolge, ohne Melodie auskommen, die Lyrik — und ein „muſikaliſches“ Drama kann doch dieſer nicht entbehren — die Lyrik aber nicht. Nun hat zwar der gute Kuh in dem Rieſenbandwurm ſeiner Biographie Hebbels dieſen auch zu einem Lyriker, zu einem großen ſogar zu machen geſucht, damit aber, meines Wiſſens, in und außerhalb Iſrael wenig Glauben gefunden. Hebbel hatte gerade ſoviel Melodie im Leibe wie ſein Vorgänger Grabbe, d. h. keine.

---

[1] „Schlägt einer dich auf's Maul,
So ſei nicht faul
Und Stück für Stück
Gib ihm's zurück,
Dem Galgenſtrick.“

Zum Abſchied bitte ich Sie, beſter Freund, es nicht krumm nehmen zu wollen, wenn ich aus dem „Deutſch-öſtreichiſchen Dichterbuch“ eine ſehr proſaiſche Nutzanwendung ziehe, von welcher ich herzlich wünſche, daß ſie bei unſern Brüdern da drunten Beachtung finden möge. Wollen ſie wiſſen, wie dieſelbe lautet? Dichten iſt gut, aber trachten wäre beſſer!

II.

11. Mai 1883.

Wenn heute, an des 19. Jahrhunderts Neige, ſo ein Hauptwortführer der deutſchen „Aufklärer“ aus der friedrichiſchen und joſefiſchen Zeit, ſo ein Nikolai, oder ein enthuſiaſtiſcher „Meiſter vom Stuhl“ wie Feſſler oder ein ſchwärmeriſcher Illuminatenhäuptling wie

Weishaupt aus ſeinem Grabe ſich erheben und mitanſehen könnte, was alles in unſeren Tagen geſchieht und nicht geſchieht, er würde wohl verwundert fragen: Alſo zu ſolchen Wirklichkeiten ſind unſere optimiſtiſchen Träume geworden? Wenn unſer großer Prophet des Idealismus und der Vervollkommnungshoffnung heute wieder aufſtände und, ſchwäbiſch zu reden, „geiſtweiſe ginge“ durch Deutſchland, durch Europa, er würde ſein vor hundert Jahren geſungenes:

„Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige“ —

nicht wiederholen. Denn ſeinen Blicken ſtellte ſich ja der „Menſch“ überall dar ein dräuend blankes Schwert in der Rechten haltend und die Linke auf ein krupp'ſches Rieſengeſchütz ſtützend. Ja, vielleicht dürfte der große Idealiſt, welcher bekanntlich in den Augen unſerer Pfaffen und Inquiſitoren des materialiſtiſchen Kakangeliums nur noch ein „Moralphiliſter“ iſt, unbeirrt durch allen den äußeren Schein und Schimmer und den Dingen auf den Grund ſehend, der Meinung ſein, ein jüngerer Landsmann von ihm hätte doch nicht ſo ganz unrecht gethan, als er unſerer Zeit die Strafſtrophe:

„Gewalt vor Recht! Kanonengeiſt!
Gemeinheit aller Orten!
Bedientenſtolz! Ja traurig iſt
Es in der Welt geworden“ —

ins großpraleriſche Angeſicht ſchleuderte. Und wenn vollends der große Spötter, deſſen Hohngelächter ſein

Jahrhundert zerſtöreriſch durchgellte, aus ſeiner Gruft im Pantheon herausſteigen und um ſich blicken könnte, er würde im hellen Aerger, daß ſein »Ecrasez l'infame!« ſo wenig gefruchtet, ein ſardoniſches Lachen aufſchlagen und ſich dann ſchnell wieder zur Ruhe legen.

Es wäre ganz thöricht, überſehen oder gar leugnen zu wollen, daß, ſeit der Liberalismus, nachdem er den Kompromiß-Wallach gänzlich zu ſchanden geritten hatte, ſowohl nach rechtshin als nach linkshin, ſowohl gegenüber der ſtaatlichen und kirchlichen Reaktion als gegenüber der ſocialiſtiſchen Revolution, in der ganzen Armſäligkeit ſeiner Ohnmacht ſich dargeſtellt hat, ein ſtarker Rückwärtszug durch die Welt geht. Derſelbe ſcheint an Macht noch beträchtlich zunehmen zu wollen, ſeitdem die kirchliche und die ſtaatliche Krebsgängerei den glücklichen Schachzug gethan, den Liberalismus ſchlechthin mit dem Kapitalismus zu identificiren und mit Trompeten und Pauken zu verkündigen, Klerikalismus und Konſervatismus, Konſervatismus und Klerikalismus mitſammen ſeien nicht nur Willens, die ſogenannte ſociale Frage an die Hand zu nehmen, ſondern auch im Stande, dieſelbe zu löſen.

War denn nun aber an der rückwärtſigen Legende von der Verkuppelung des Kapitalismus mit dem Liberalismus, der Geldtyrannei mit dem Fortſchritt etwas Wahres? Hat dieſe Parteiſage einen hiſtoriſchen Kern? Leider ja. Die modern-liberale Geſetzgebung hat überall die individuellen Kräfte zu entfeſſeln geſucht und gewuſſt.

Das war ihr Recht und daß ſie mittels Anwendung deſſelben ganz koloſſale Erfolge erzielte, mag nur beſtreiten, wer keine ſehenden Augen und keine hörenden Ohren beſitzt. Infolge der liberaliſtiſchen Beſeitigung der Schranken, welche den perſönlichen Thätigkeits-, Unternehmungs- und Erwerbstrieb früher einengten, haben ſich binnen eines halben Jahrhunderts überall, im civiliſirten Europa im Ausſehen der Städte, Dörfer, Länder wahrhaft erſtaunliche Wandelungen vollzogen. Das Antlitz der Erde iſt verſchönert worden, keine Frage. Ob aber das Wangenroth, womit dieſes Antlitz prangt und prunkt, ein geſundes — »that is the question«. Scharfblickende und geübte Diagnoſtiker wollen dieſelbe verneinen.

Jedes Ding hat bekanntlich zwei Seiten, mindeſtens zwei, und ſelbſt der dümmſte Liberale wird kaum beſtreiten wollen, daß auch der Liberalismus und die auf demſelben beruhende Geſetzgebung ihre Kehrſeiten haben. Jedes Princip biegt ſich, allzu ſcharf zugeſpitzt, in ſein Gegentheil um. Das überſpannte monarchiſche Princip führt zu zariſchem Deſpotismus, das übertriebene demokratiſche zur Pöbeltyrannei. So brachte denn auch der zügelloſe Individualismus jene Wuth der Konkurrenz im Erraffen und Vergeuden mit ſich, welche in ihren letzten Konſequenzen Recht und Sittlichkeit ganz aus der Welt ſchaffen und die menſchliche Geſellſchaft in einen Haufen wilder Beſtien verwandeln müſſte und würde.

Vielverſprechende Anläufe dazu ſind und werden täglich gemacht. Man kann keine Zeitung mehr zur Hand nehmen, ohne darin von neuen, neueren und allerneueſten Fälſchungen, Betrügereien, Kaſſendiebſtählen, raffinirtem Lotter- und Luderleben, leichtſinnigen oder abgefeimt betrüglichen Bankerottmachereien, Durchſtechereien aller Art, Durchgängereien, Morden und Selbſtmorden zu leſen. Und alles das geſchieht nicht etwa vereinzelt, ſondern jahrein jahraus maſſenhaft, alles im größenwahnwitzigen Stil einer Zeit, welcher das Gefühl des Einfachen und Naturgemäßen mehr und mehr abhanden gekommen iſt. Darum wird alles und jedes, was früher für hoch und heilig galt unter Menſchen, von den „Mehrern des Nationalreichthums“, welche den „Katechismusſchuhen“ gänzlich entwachſen ſind, nur noch für veraltetes „Marottenzeug“, für albernes „Moralgepolter“, für lächerliche „Principienreiterei“ angeſehen und ausgeſchrieen. Parade machend mit ihrer „Skrupelloſigkeit“ ſpringen und ſchwingen die „vorurtheilsloſen“ Fortune-Pouſſeurs und Money-Makers um das unter dem bekannten „Giftbaum“ aufgethronte güldene Bieſt her den raſenden Differenzengalopp und kreiſchen dazu den Schwindelpſalm:

Laſſ' fahren, o Menſch, laſſ' fahren dahin
Moraliſche Lappalien!
Und ſtell' ausſchließlich deinen Sinn
Auf Rapiung von Kap'talien!

Ueb' immer Treu, und wenn du ſpielſt,
Verſpiel' nur andrer „Kronen“!
Ueb' Redlichkeit, und wenn du ſtiehlſt,
So ſtiehl gleich Millionen!

Wohl, das alles iſt ja recht „praktiſch“, „poſitiv“, „realpolitiſch“, „zeitgemäß“, „zweckentſprechend“ und „zielbewuſſt“. Schade nur, daß die ganze papierene Herrlichkeit ſo häufig verkracht. Aber was weiter? Wir ſind ja »smart« genug, auf den ſchmutzigen Trümmern eines Schwindels flugs zwei oder drei neue aufzuſchwindeln, und das liebe Publikum, oh, das iſt ſo rührend dumm! Läſſt es uns anzapfen mit vornehmer Dreiſtigkeit und auspumpen bis zum letzten Marktropfen. Der Doktor Martin Luther hat zu ſeiner Zeit den frommen Ausſpruch gethan, der gemeine Mann müſſe mit Bürden beladen ſein; ſonſt werde er zu muthwillig. Dem „gemüthlichen“ Kaiſer Franz von Oeſtreich wird das Wort nachgeſagt, die Völker hätten von Zeit zu Zeit ſtarke Aderläſſe nöthig, damit ſie das revolutionäre Fieber nicht kriegten. Wir, die Prieſter und Leviten des erwähnten, nachgerade zum rieſigen Moloch-Stier auf- und ausgewachſenen Kalbes, wir nehmen den Völkern nicht das Blut, ſondern nur das Geld und Gut, damit wir ſie vor der Verſuchung bewahren, allzu üppig zu leben, was bekanntlich der Geſundheit ſchadet. Weit entfernt alſo, die groben Namen Wucherer und Blutſauger zu verdienen — welche Wörter übrigens nur noch in den Wörterbüchern ganz „unentwickelter“ und kläglich „zurückgebliebener“ Menſchen vorkommen — ſind wir vielmehr um die Geſellſchaft hochverdiente Profeſſoren und Praktikanten der Hygiene, welche jetzt modiſch gewordene Wiſſenſchaft zwar den armen Leuten kein Brot und kein Fleiſch gibt, aber doch denſelbigen ſagt, welche Arten von Brot und von Fleiſch ihnen ſo gut bekommen würden wie uns, wenn ſie es hätten.

Entſchuldigen Sie, lieber Freund, wenn ich Sie heute ſo zu ſagen „dilatoriſch“ behandle. Dilatoriſche Be- und Verhandlungen ſind ja dermalen zeitgemäß und ſtilgerecht, wiſſen Sie? Se. Unſichtbarkeit, ſagt man, behandelt Se. Unfehlbarkeit und Se. Unfehlbarkeit, ſchreibt man, behandelt Se. Unſichtbarkeit dilatoriſch. Daraus folgt, daß ein hochwürdiges Centrum, „hangend und bangend in ſchwebender Pein“, ebenfalls rechtshin und linkshin dilatoriſirt. Das Ende von dieſem dilatoriſchen Be- und Verhandlungsliede dürfte ſein, daß wir dilatorialiter nach Canoſſa gegangen werden. Canoſſa iſt freilich nur eine Burgruine, aber eine Burgruine, welche auf einem reſpektabel feſten Felſen ſteht.

Von dort herab, ich kann es bezeugen, hat man eine recht hübſche Ausſicht. Gewiſſen Leuten könnte ſich dort oben vielleicht auch eine Ausſicht in die Einſicht aufthun, daß man mit einer Macht, welche ſeit etwa 15 Jahrhunderten „der ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht“ iſt, nicht umſpringen kann, wie man mit dem

Lutherthum, als mit einer geiſtlichen Succurſale des Polizeiſtaats, ſo häufig umſprang. Denn — falls Sie mir erlauben, ein berühmtes Wort des alten Gottfrieds von Straßburg zu parodiren —

Der richtige lutheriſche Chriſt
Handirlich wie ein Handſchuh iſt —

und kann aus ſeinem Unterthanbewußtſein heraus gar nicht faſſen und begreifen, daß und wie die Mitra mit der Pikelhaube und der Weihwedel mit dem (natürlich nur ſymboliſch gemeinten) Korporalſtock es aufzunehmen ſich erdreiſten möge. Am guten Willen, Hierarchie zu ſpielen, hat es allerdings dem Lutherthum zu dieſer und jener Zeit nicht gefehlt. Aber je ſtärker der Wille war, um ſo ſchwächer das Fleiſch. Es iſt mir immer urkomiſch vorgekommen, wenn ſo ein Froſch von orthodoxem Paſtor ſich zum hierarchiſchen Ochſen aufblies. Ein Schlag, ja nur ein Wink mit der Polizeigerte und der Boviſt platzte.

Gerade in unſeren Tagen, deren Charakter die Charakterloſigkeit iſt, gibt die katholiſche Kirche die doppelt ernſte und wuchtige Lehre, daß dauernde Machtübung über Menſchen doch nur auf der Granitbaſis eines Princips möglich ſei. Wie unmächtig und erbärmlich ſtehen alle die Herren „Von-Fall-zu-Fall“-Politiker, alle die Schlaffſeiltänzer, Reifſpringer und Opportunitätsgaukler dem »Non possumus« des Vatikans gegenüber! So lange die katholiſche Kirche, dieſer wunderbare, auf tiefſte, alſo auf peſſimiſtiſche Menſchenkenntniß baſirte, mit erſtaunlicher Diſciplin fungirende Organismus, bei ihrem Princip beharrt und die Folgerungen und Forderungen deſſelben ſo energiſch und ſo geſchickt handhabt wie alle die Jahrhunderte herab, ſo lange wird der Stuhl Petri alle Kaiſer- und Königsthrone, ſowie alle republikaniſchen Präſidentenſeſſel thatſächlich um ein Beträchtliches überragen.

Warum? Weil die menſchliche Geſellſchaft nicht zu beſtehen vermag ohne das Princip der Autorität. Dieſes iſt der ſociale Nordpol der Menſchheit, ohne welchen der ſociale Südpol, das Princip der Freiheit, nicht gedacht werden kann. Im Papſtthum aber gipfelt fraglos das Autoritätsprincip. Sehr möglich, höchſt wahrſcheinlich ſogar, daß der atheiſtiſche Socialismus dereinſt dazu kommen wird, den Stuhl Petri umzuwerfen. Aber dannzumal wird es ſtatt eines katholiſchen einen ſocialiſtiſchen Papſt geben. Und zwar mit allen Zugehörigkeiten, als da ſein werden ungeheuerliche Dogmen, hierarchiſch organiſirte Deſpotie, Bann, Interdikt, Index, Inquiſition, San Benitos, Scheiterhaufen und dergleichen ſchöne Sachen mehr. Doch halt, »I am apt to grow too prophetical«, was um ſo weniger „opportun“, als unſere mehr oder minder lieben Zeitgenoſſen keine Prophezeiung zu hören lieben, ausgenommen ſolche, welche ihrer Eitelkeit, ihrer Selbſtgefälligkeit und ihrem Größenwahn ſchmeicheln.

Freilich, auch Sie, lieber Freund, lächeln ſkeptiſch und ich meine Sie ſpöttiſch fragen zu hören: „Und wann ſoll denn dieſer ſocialiſtiſche Zukunftspapſt oder, kirchlich zu ſprechen, dieſer Antichriſt aufſtehen?“ Gedulden Sie ſich, Beſter. Sie ſind beträchtlich jünger als ich und können demzufolge den Antichriſt ganz gut erleben. Dannzumal wird Ihnen aber, geſtatten Sie mir noch dieſe Weiſſagung, das ſkeptiſche Lächeln und das ſpöttiſche Fragen gründlich vergehen und Sie werden erkennen und bekennen müſſen, daß alles, was ſchon dageweſen, wiederkommen kann im ewigen Kreislauf der Menſchengedanken und der Menſchengeſchicke, ja wiederkommen muß, obzwar anders angeſtrichen und anders benannt.

Blicken Sie doch auf unſer neues deutſches Reich! Ruft Ihnen da nicht gar manche Erſcheinung das alte, traurigen Andenkens, nur allzu deutlich zurück? Iſt es nicht ganz wieder die alte Stänkerei und Zänkerei unter neuen Namen? Das alte Jammerſal des Erſticktwerdens aller großen Grundſätze unter dem Wirrſal kleinlicher Rechthaberei? Rumort nicht der alte wüſte Reichsrattenkönig jetzt in Berlin, nur viel geräuſchvoller, als er vordem in Regensburg quinkelirte? Der boruſſomaniſche Unfehlbarkeitsdünkel und die parlamentariſche Parteibornirtheit haben es gleichermaßen verſchuldet, daß der Partikularismus wieder mit voller Unverſchämtheit gegen die nationale Einheit angehen darf und kann. Wenn das Reichscentrum — ich meine natürlich damit nicht das, welches ſein Centrum im Vatikan hat — ſo wenig Anziehungskraft entwickelt wie in den letzten

Jahren, was Wunders, daß die alte unſelige deutſche Centrifugalſucht wieder mächtig wird? Ja, der alte Unſinn wird immer wieder jung. Es iſt jetzt abermalen bei uns, wie es im 16. und 17. Jahrhundert geweſen. Als damals, nach den großen geographiſchen Findungen, die Welt aufs neue vertheilt wurde und alle geſcheiden Nationen Europas ſich in Aſien, Afrika und Amerika ihren Antheil nahmen, da hatten die Deutſchen keine Zeit dazu. Sie mußten ja einander bis aufs Blut peinigen, mußten einander todtſchlagen „um Hekuba", will ſagen um Rom oder Wittenberg, um Meßgewand oder Prädikantenkutte, um „Das iſt" oder „Das bedeutet". So ſind ſie, während ſie dieſen Narrenkampf um hohle Nüſſe ausfochten, leer ausgegangen bei der Auftheilung der Kolonialbeute. Und heute? Nun heute ſuchen ſie einander, ſtatt die große Frage der Gründung von Kolonieen, ohne welche eine Großmacht jetzt noch weniger exiſtiren kann als früher, eine Frage, zu deren Löſung die Ueberfülle unſerer Volkskraft ſo dringend auffordert, – ja, ſtatt dieſe Frage an die Hand zu nehmen und dieſe Arbeit zu thun, ſuchen ſie einander abermals todtzuſchlagen, wenigſtens mit Worten. Nur lauten die Loſungen jetzt „Hie Monarchismus!" und „Da Parlamentarismus!" oder „Hie Kulturkampf!" und „Da Freiheit der Kirche!" oder „Hie Mancheſter!" und „Da Schutzzoll!" oder „Hie zweijähriger Etat!" und „Da einjähriges Budget!" Derweil knüpfen Engländer, Franzoſen, Ruſſen, Holländer in das Netz ihrer Kolonialmacht eine Maſche nach der andern. Aber was thut das? Wir haben keine Zeit dazu. Wir müſſen ja unſere jämmerlichen »querelles allemandes« zum Austrag bringen.

Genug für diesmal, lieber Freund! Ich bin da auf Sachen zu ſprechen gekommen, deren Anblick gerade ſo unerbaulich wie das Maiwetter draußen. Geſtern hat es hier zu Lande ſo tüchtig geſchneit, daß die kaum und kärglich ergrünten Bäume unter der Schneelaſt ſich beugen, wie ein patriotiſches Gemüth unter dem laſtenden Gewicht der Sorge für die Zukunft unſeres Landes ſich beugt. Ja, es iſt ein hübſches Ding um den vielgeprieſenen Norden, welchen man Mitteleuropa zu nennen pflegt, und um unſer liebes „gemäßigtes“ Klima. Die Reize desſelben haben mich ſo poetiſch „angefaſſt“, daß ich geſtern ein Lied „Bei der Maibowle zu ſingen“ zu verfertigen mich kecklich unterſtand. Ich ſende Ihnen zum Maigruß die erſte Strophe:

Kennſt du das Land, allwo die Schlehen blüh'n,
Im Ofen ſtets die Kohlen müſſen glüh'n,
Ein rauher Wind vom grauen Himmel weht,
Die Buche kahl und dürr die Föhre ſteht?
Kennſt du es wohl? Dahin, dahin,
Wär' ich nicht da, möcht' nimmermehr ich zieh'n.

III.

17. Mai 1883.

> „Und ſo er — Aaron — vollbracht hat die Sühnung des Heiligthums und der Stiftshütte und des Altars, ſoll er herholen einen lebenden Bock. Alsdann ſoll er legen ſeine beiden Hände auf des Bockes Haupt und ſoll bekennen auf ſelbigen alle Miſſethat der Kinder Iſrael und alle ihre Uebertretungen und alle ihre Sünden. Und ſoll ſie bürden auf das Haupt dem Bock und ſoll ihn jagen damit in die Wüſte, auf daß alſo trage der Bock alle ihre Sünden in die Wildniß und verbleibe allda." Leviticus, 16, 20—22.

Dieſer Satz aus dem altteſtamentlichen Ritualbuch ſummte mir im Ohr, als ich das Buch des Ex-Marſchalls Bazaine zu Ende geleſen, welches im „freien" Frankreich nicht gedruckt werden durfte und nicht verkauft werden darf und von welchem ich Ihnen heute reden will, lieber Freund. *)

Die Figur des bonaparte'ſchen Landsknechts, deſſen Name mit dem erzinfamen bonaparte'ſchen Lug-, Trug- und Raubmordzug nach Mexiko untrennbar ſich verknüpft, iſt mir nichts weniger als ſympathiſch. Aber Sie wiſſen ja, lieber Freund, daß ich leider noch immer nicht verlernen konnte, über jede Dummheit und Gemeinheit, über jede Ungerechtigkeit und Bosheit mich zu entrüſten und meiner Entrüſtung freimüthigen Ausdruck zu geben, was freilich dem geſchleckten Streber-

---

*) Épisodes de la guerre de 1870 et le blocus de Metz, par L'Ex-Maréchal Bazaine. Madrid, Gaspar, 1883.

thum unſerer Tage ungeheuer dumm vorkommen mag. Es hat aber jeder ſo ſeine Art und die meinige war und iſt, kein Unrecht — und wäre daſſelbe auch einem bonaparte'ſchen Landsknecht angethan worden — mitanſehen zu können, ohne dagegen Proteſt zu erheben. Darum habe ich bei einer früheren Gelegenheit gegen das an dem Marſchall Bazaine von ſeinen Landsleuten verübte Unrecht proteſtirt im Namen der hiſtoriſchen Wahrheit und Gerechtigkeit.*) Heute, nachdem ich Bazaine's Buch über ſeine perſönlichen Erlebniſſe, Beobachtungen und Erfahrungen im Jahre 1870 geleſen, halte ich mit voller Ueberzeugung die Anſicht aufrecht: der Marſchall war kein Verräther, aber er ſtand bei weitem nicht auf der Höhe der ihm geſtellten Aufgabe. Er war weder ein großer noch ein glücklicher Feldherr, obzwar ein weit beſſerer General als ſeine Mitmarſchälle Mac Mahon, Canrobert und Le Boeuf, und ſchließlich muſſte er den Sündenbock abgeben für alle Miſſethat der Kinder Gaulois.

Ja, den »bouc émissaire«, als welchen er ſich ſelbſt bezeichnet hat. Die franzöſiſche Nationaleitelkeit war ja durch die unerhörten, beiſpielloſen, ſo noch nie dageweſenen Siege der Deutſchen tödtlich verwundet, die theatraliſche Poſe des bramarbaſenden Pariſerthums ſo unſanft umgeſtoßen, der galliſche Größenwahn ſo ins Herz getroffen, der taumelnde Gloirerauſch von einem ſo fürchterlichen Katzenjammer abgelöſt worden, daß ſich der Grimm, die Wuth, die Racheluſt der Nation mit wahrer Wolluſt auf einen Gegenſtand warfen, an welchem ſie ſich austoben konnten. La Belle France legte den Mythus von Bazaine's „Verrath" als ein Kühlpflaſter auf die brennende ihrer ungeheuerlichen Ueberhebung geſchlagene Wunde, wie denn vom Beginn des Krieges an für jede begangene Dummheit, für jede Unzulänglichkeit und Unfähigkeit der „Verrath" als Aushelfer hatte aufkommen müſſen. Wollte man ſich an das dazumal in allen Tonarten geſchrieene und gebrüllte franzöſiſche Verrathsgeſchrei kehren, ſo hätte man geradezu die Hälfte der Franzoſen für Verräther halten müſſen.

---

*) „1870–71. Vier Bücher deutſcher Geſchichte.“ 2. Aufl. 1880, Bd. II, S. 106.

Auf die Perſon Bazaine's legten ſich mit ſchwerer Wucht noch zwei Umſtände: eine republikaniſche Parteigehäſſigkeit und eine orléaniſtiſche Zettelung. Der Landsknecht, welcher es vom gemeinen Füſilier bis zum Marſchall von Frankreich gebracht hatte, war ſeinem der kaiſerlichen Fahne geſchworenen Soldateneide treugeblieben und hatte bis zur Kataſtrophe von Metz wiederholte, obzwar erfolgloſe Verſuche gemacht, die »Régence« der Madame Eugenie wieder zur Geltung zu bringen, oder wenigſtens hatte er an ſolchen Verſuchen ſich betheiligt, weil er glaubte und glauben durfte, der Leiter der Politik des deutſchen Hauptquartiers würde es vorziehen, mit der kaiſerlichen „Regentſchaft" in Waffenſtillſtands- und beziehungsweiſe Friedensverhandlungen zu treten, ſtatt mit dem »Gouvernement de la défense nationale«, deſſen Exiſtenz ja eine ſo prekäre war, daß ſie wenig oder gar keine Bürgſchaft bot oder wenigſtens keine zu bieten ſchien. Bazaine konnte auf ſeinem Standpunkt mit gutem Grund ſagen: »J'ai consideré le gouvernement de la défense nationale comme un pouvoir exécutif de fait, se rattachant à l'organisation de la résistance du pays, mais non comme un pouvoir politique, le gouvernement de la Régence existant toujours de droit, d'après la Constitution de 1870 votée par le peuple français. Dans ma pensée, nous devions continuer à concourir à la défense du territoire sous la direction de ce pouvoir exécutif, sans que le serment qui nous liait à l'Empire fût annulée« (Epis. d. l. g. pag. 250). Kein Menſch von Gerechtigkeitsgefühl wird die Korrektheit dieſer Aeußerung eines kaiſerlichen Marſchalls beſtreiten wollen.

Obzwar nun weder die Regierung der Nationalvertheidigung in Paris noch der Diktator Gambetta in Tours einen Verſuch machte, ſich mit Bazaine amtlich in Beziehung zu ſetzen, wurde er in ſämmtlichen Aktenſtücken trotzdem als »le glorieux soldat de Metz« geprieſen, ſo lange er ſich zu halten vermochte. Dann aber, als er hatte kapituliren müſſen, da muſſte der „ruhmreiche Soldat" mit einmal ein Verräther ſein, obgleich der dem Marſchall feindlich geſinnte General-Rapporteur Rivières im 4. Theil ſeines dem Kriegsgericht, vor welches Bazaine geſtellt wurde, erſtatteten

Berichtes ſich gezwungen ſah, zu erklären: »L'armée et la place de Metz ont tenu jusqu'à leur dernier morceau de pain.« Jetzt erſt wurde das frühere Verhalten des Marſchalls gegenüber der improviſirten Regierung vom 4. September für eine Majeſtätsbeleidigung angeſehen und der Erzlügner Gambetta, welcher ja das Lügen förmlich zur Baſis ſeiner Diktatur machte, ließ in Tours jene lügneriſche Proklamation los, worin es hieß: »Le maréchal Bazaine a trahi. Il s'est fait l'agent de l'homme de Sedan, le complice de l'envahisseur« — und ſo weiter im Gambettaſtil. Unter dieſem Proklam ſtand auch der Name des alten überflüſſigen Schwätzers Cremieux, welcher auf die an ihn gerichtete Frage, was denn die Armee von Metz anderes hätte thun können, als ſich ergeben, »en robe de chambre et du coin de son feu« die heldenhafte Antwort gab: »Mais, monsieur, les armées sont faites pour se faire tuer.«

Nachdem aber Gambetta von Tours her den Hetzruf erhoben hatte, ging die Hatz los. Der „Sündenbock“ war ſignaliſirt und „beſtätigt“. In der »Indépendance Belge« vom 22. December 1870 erſchien ein aus Hamburg vom 27. November datirter anonymer Brief, in welchem ein kriegsgefangener franzöſiſcher Colonel den Marſchall mit Vorwürfen, Beſchimpfungen und Anklagen überſchüttete. Das durfte nicht unbelohnt bleiben: der anonyme Verleumder, welcher ſich nach ſeiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenſchaft den Machthabern zu erkennen gegeben, wurde zum General und zum Senator erhoben. Das Beiſpiel reizte zur Nachahmung und es erneuerte ſich die alte bekannte Hundegeſchichte. Ein ſchäbiger Köter fährt einem Vorübergehenden kläffend an die Beine und flugs ſtürzen andere ſchäbige Köter aus allen Ecken und Winkeln hervor, um ihren edeln Kollegen im Kläffgeſchäfte zu unterſtützen. Die zweibeinigen Köter machen es gerade ſo. Wann und wo ein anonymer Lump von ehr- und gewiſſenloſem Lügner und Verleumder gegen einen Mann, welcher irgendwie den Neid und die Bosheit der Lumpenſchaft erregt hat, irgendeine abſurde Denunciation herkläfft, ſtimmt ſofort eine Kameradſchaft von Mitlumpen in das Gekläff ein. Der Unterſchied iſt nur, daß die vierbeinigen Köter aus blindem Inſtinkt, die zweibeinigen dagegen aus bewuſſter Niederträchtigkeit kläffen.

Die Republikaner à la Gambetta wollten in dem für einen »traître« ausgegebenen Bazaine den verwichenen Empereur und das verfloſſene Empire treffen und das war, ſo man die Menſchen nimmt, wie ſie ſind, ganz in der Ordnung. Ebenſo, daß ſich eine Menge von Leuten fand, welche ſich von der untergegangenen Sonne des Bonapartismus ab und der aufgehenden des Republikanismus oder, beſſer geſagt, des Gambettaismus zuwandten. Dieſer Sonne konnte man aber zuvörderſt nicht wohlthuender hofiren, als wenn man den „Sündenbock“ bebürden und in die Wüſte jagen half. Kein Wunder alſo, daß der Marſchall bald merken muſſte, er wäre ein verlorener Mann.

Ehre dem alten Thiers, daß er weit davon entfernt war und blieb, in das dumme Geſchrei über Bazaine's „Verrätherei" mit einzuſtimmen. Wie er der einzige, ja der einzige Franzos geweſen, der mit äußerſter Kraft und bis zuletzt dem galliſchen Kriegsſchwindel vom Juli 1870 Widerſtand geleiſtet hatte, ſo war er jetzt zwar nicht der einzige, aber doch einer der wenigen Franzoſen, welche den angeblichen „Verrath" des Marſchalls für das anſahen, was er war, d. h. für eine vom Parteihaß aufgebrachte und verbreitete Lüge, welche ja ſo ungeheuerliche Dimenſionen annahm, daß in ganz Frankreich der Ruf widerhallte: „Wären wir nicht verrathen worden, ſo würden wir jetzt in Berlin ſein!" Der zum „Vernunftrepublikanismus" bekehrte alte Orléaniſt Thiers hat ſich auch von der orléaniſtiſchen Intrike ferngehalten, welche ſich mit dem Haß und der Rachgier der Gambettaiſten zum Verderben Bazaine's verband, und bis zur Zeit, wo ſein Präſidentenſtuhl ſchon ganz bedenklich unter ihm wackelte, hat er ſich der Proceſſirung des Marſchalls widerſetzt oder die Procedur wenigſtens hinauszuſchieben verſucht. Er dachte, wann ſich die Leidenſchaften erſt abgekühlt hätten, dann würde auch das Bedürfniß, einen Sündenbock zu haben, nicht mehr ſo brennend ſein. Aber der politiſche Fanatismus gibt dem pfäffiſchen an Zähigkeit nichts nach, die Abkühlung der Leidenſchaften ließ noch lange auf ſich warten und Thiers vermochte die Proceſſirung Bazaine's nicht länger zu verhindern.

Die ſchon mehrfach flüchtig angedeutete orléaniſtiſche Ränkelei war dieſe. Die Herren Bocher, Hervé und wie die Anhänger, Höflinge und Faiſeurs des Bourgois-Königthums alle hießen, ſahen in dem Proceß Bazaine eine ſchöne und hochwillkommene Gelegenheit, dem Orléanismus ein neues Relief zu geben. Man konnte ſich da als ins Quadrat erhobener Patriot aufſpielen, konnte dem Bonapartismus nachträglich einen Fußtritt geben und konnte ſich zugleich dem augenblicklich obenauf ſeienden Republikanismus gefällig erweiſen, was ja immerhin Gegengefälligkeiten in Ausſicht ſtellte. Man wußte es zu machen, daß der Duc d'Aumale zum Präſidenten des über den Marſchall verhängten Kriegsgerichts beſtellt wurde, was er, wie Bazaine ganz gut nachweiſt (p. 247—48), den beſtehenden Geſetzen zufolge gar nicht ſein konnte. Man wußte unter die Mitglieder des Tribunals auch zwei geweſene Adjutanten des Königs Louis-Philippe hineinzuſprenkeln, die Generale Chabaud La Tour und Princeteau. Veranſtaltung und Verlauf der Procedur wies eine ganze Reihe von Unregelmäßigkeiten, um nicht zu ſagen von grellen Ungeſetzlichkeiten auf. Man merkte ſchon beim Anfang, daß der Ausgang unwiderruflich vorherbeſtimmt war, und Bazaine hat nur die Wahrheit geſagt, wenn er (p. 272) äußerte: »Mes explications furent écoutées pour la forme, mais devinrent inutiles devant le parti pris de me désigner comme seul responsable de nos revers.«

Der Marſchall, obzwar in der Kunſt, ein gutes Buch zu machen, keineswegs bewandert und nichts weniger als ein Schriftſteller, hat ſeine Rechtfertigungsſchrift zu einem ſchwerwiegenden, obzwar ſelbſtverſtändlich mit Vorſicht zu benützenden Beitrag zur Geſchichte des Krieges von 1870 zu machen verſtanden. Namentlich mittels der Fülle von Aktenſtücken, welche er in ſeinen Text einſtellte. Auch iſt ihm nachzurühmen, daß er keinen jener widerlichen Phraſencancans aufführt, welche wir als bei unſern lieben Nachbarn jenſeits der Vogeſen ſo beliebt kennen. Seine Sprache iſt ſchlicht ſoldatiſch und nur ganz ſelten entfährt ihm ein Wort des Grolls. Seine Darlegungen ſind durchaus ſachgemäß und wirken überzeugend. Jeder, wer für Wahrheit empfänglich iſt und Sinn für Gerechtigkeit hat, wird erkennen und bekennen müſſen, daß es eine ſchreiende Ungerechtigkeit war, Bazaine zum Sündenbock für die Kinder Gaulois zu machen, wenn er die Depoſition des Marſchalls Mac Mahon vor der »Commission d'enquête parlementaire« mit den beigefügten Dokumenten zuſammenhält (p. 126—49), weiterhin insbeſondere die Korreſpondenz Bazaine's mit ſeinen Untergeneralen, ſowie die Protokolle der verſchiedenen Kriegsrathſitzungen unter den Wällen von Metz (p. 190—247), und endlich die Zeugenausſagen des Generals Jarras, welcher der Generalſtabschef des Marſchalls geweſen war, vor dem »Conseil d'enquête militaire« am 17. Februar 1872 aufmerkſam lieſt und gewiſſenhaft prüft. Jn Summa gewinnen wir den beſtimmten Eindruck, daß Bazaine allerdings kein Feldherr im großen Stil, aber doch ein ſehr tüchtiger „Bataillengeneral“ war. Auch kein ordinärer Glücksſoldat, ſondern ein Kriegsmann, welcher, wie die ſeinem Buche voranſtehenden topographiſchen, ſtrategiſchen und taktiſchen Betrachtungen (»Considérations générales« p. I. seq.) zeigen, über ſeinen Beruf verſtändig nachzudenken und zu ſprechen wuſſte. Von der „Verrätherei“ des Mannes zu reden, iſt fürder nur noch der Dummheit, der Unwiſſenheit, der Nationaleitelkeit und der Parteileidenſchaft erlaubt. Er konnte, ſo, wie er war, im Jahre 1870 nicht mehr leiſten, als er geleiſtet hat. Er vermochte den Ring von Eiſen und Feuer, welchen die Deutſchen um Metz her gelegt, nicht zu ſprengen. Das war ſein Unglück. Sein Unglück aber wurde ihm als ein Verbrechen angerechnet und mit dem Todesſpruch belegt (10. December 1873), während — ſo iſt die Gerechtigkeit der Menſchen — ſein Mitmarſchall Mac Mahon, der weit weniger geleiſtet und weit größere Fehlgriffe gemacht hatte als Bazaine, an der Stelle des jach geſtürzten Thiers zum Staatsoberhaupt erhoben ward und ſich das ſchadenfrohe Vergnügen zubilligen konnte, den verurtheilten Waffengefährten vom Tode zu lebenswierigem Kerker zu begnadigen.

Selbſtverſtändlich hatte auch Bazaine bitterlich zu erfahren, daß das Unglück keine oder doch nur wenige Freunde hat, und es muſſte ihm namentlich ſchmerzhaft ſein, daß ſich gar viele von ſeinen früheren Untergebenen, denen er ein gütiger, fördernder Vorgeſetzter geweſen, der auf ihn losgelaſſenen Meute mit Beeiferung anſchloſſen. Doch auch das war ja, angeſehen die menſchliche Selbſtſucht und Niedertracht, ganz in der Ordnung. Ein Beiſpiel ſtatt vieler. Derſelbe General L'Admirault, welcher am 31. Auguſt 1870, als der Marſchall den Verſuch machte, mittels der Schlacht von Noiſſeville den deutſchen Eiſen- und Feuerring zu ſprengen, entgegen dem ihm gewordenen Befehl an der Spitze ſeines, des 4., Korps vom Sturm auf Sainte-Barbe abgelaſſen und den Rückzug angetreten hatte, weil es, wie er erklärte, „unmöglich ſei, durchzubrechen", geſellte ſich nachmals zu denen, welche Bazaine am lauteſten verklagten, dazumal den Durchbruch nicht bewerkſtelligt zu haben. General L'Admirault war es auch, welcher im Einverſtändniß mit dem General Du Barrail, der ebenfalls ein Untergebener des Marſchalls geweſen, die Zuſammenſetzung des Kriegsgerichtes beſorgte, welches ſeinen früheren Vorgeſetzten richten ſollte (p. 304—5).

In das Dunkel der Bazaine-Tragödie fällt ein heller, dem Auge wie dem Herzen wohlthuender Lichtſtral: — das Verhalten der jungen und ſchönen Frau des greiſen Kriegsmanns. Ohne ihre Treue, ihren Muth und ihre Thatkraft wäre ſeine Befreiung aus ſeinem Inſelkerker auf Sainte-Marguerite, allwoſelbſt vor Zeiten der Mann „mit der eiſernen Maſke" geſchmachtet hatte, kaum möglich geweſen. Auch hat ſie ja dabei, in offenem Boot und nächtlicher Weile einem Seeſturm Trotz bietend, das eigene Leben eingeſetzt. Allerdings that die Frau Marſchallin nur ihre Pflicht und Schuldigkeit. Aber es gibt Umſtände, unter welchen die Pflichterfüllung zum Heldenthum wird, und ein ſolcher Fall war dieſer.

Bazaine ſchließt ſeine Aufzeichnungen mit einem Satze, welcher ihm zweifelsohne zur Ehre gereichen würde, ſo derſelbe nicht unerwartet in einen phraſenhaften, dem alten Landsknecht ſehr ſchlecht zu Geſichte ſtehenden Schnörkel ausliefe: — »J'ai été fanatiquement chauvin, et je suis resté très bon patriote malgré toutes les souffrances morales que j'endure depuis douze ans, me bornant à faire des voeux pour la grandeur et le bonheur de ma chère patrie, — phare du monde, — pour le progrès humanitaire, pour celui des sciences et des arts, et surtout pour la liberté.«

Ich geſtehe, lieber Freund, daß ich ſehr geneigt bin, zu vermuthen, dieſer Epilog rühre nicht von dem Marſchall her, ſondern ſei ihm von der Frau Marſchallin in die Feder geſprochen worden.

⁂

Parſifal Feigeles und Iſolde Purzel.

(September 1885.)

I.

Herr Doctor Barſchwald Veiliches," meldete das Mädchen.

Wer? Karte!

„Keine."

Dann bin ich nicht zu ſpr . . . .

Ich konnte den Satz nicht vollenden. Denn ſchon ſtand der Beſucher im Rahmen der offenen Thüre, ſchob das Mädchen ſanft beiſeite, trat herein, verbeugte ſich und ſagte mit dünner, etwas heiſerer Stimme:

„Selbſt Karte, in Lebensgröße. Entſchuldigen Sie, ein alter und hoffentlich nicht unwillkommener Bekannter, Parſifal Feigeles, Dr. j. u. und ſo weiter, wiſſen Sie?"

In der That, ich wuſſte, d. h. ich erkannte den Mann, obzwar es lange her war, ſeit er mir zuletzt die Ehre erwieſen, mich anzufechten. Ich erinnerte mich nicht ungern daran. Denn Doctor Feigeles gehörte von jeher wenigſtens nicht zu den langweiligen, ſondern vielmehr zu den unterhaltlichen literariſchen Zigeunern und unterſchied ſich daher ſehr vortheilhaft von den meiſten ſeiner Standesgenoſſen.

Aber als richtiger Zigeuner der Literatur ſtellte er ſich dar, wie er ſo vor mir ſtand in ſeinem zweifelhaften Schuhwerk, den verſchoſſenen ſchwarzen Beinkleidern, dem verblaſſten hellfarbigen, bis unter das Kinn zugeknöpften Sommerrock, lang, hager, faſt ſo dünn wie ſeine Stimme, das grelle Abendroth eines ſtürmiſchen Lebenstages auf der bedenklich gebogenen Naſe, ein ſo zu ſagen mumiſirtes Lächeln auf den gekniffenen Lippen, die ſpähenden Augen hinter den blaßblauen Gläſern eines Zwickers im Hinterhalt liegend, mit einer vor Zeiten prächtigen Stirne, die aber jetzt, gefurcht und riſſig, von der Naſenwurzel bis zum Nacken reichte, die großen knochigen Hände behandſchuht — aber, ach, wie! — darüber den Streifen einer Manſchette vom Weiß einer Gletſchermoräne — kurz, ein Zingalo, welcher ſich bemüht, den Gentleman herauszubeißen.

Blöde war der Mann nie geweſen und er dachte auch jetzt nicht daran, es zu ſein. Bevor ich Zeit gehabt, ihn ſitzen zu heißen, hatte er ſich mit edler Dreiſtigkeit eines Rohrſeſſels bemächtigt. Bei der kühnen Schwenkung, welche er dabei auszuführen im Falle war, hatte ſich der eine ſeiner Rockflügel zurückgeſchlagen und infolge deſſen war eine ſchadhafte Stelle ſeiner dermaleinſt ſchwarz geweſenen Beinkleider bloßgelegt worden. Aber durch den Riß ſchimmerte zu meiner nicht geringen Beruhigung etwas Weißes. Parſifal Feigeles war alſo realpoetiſch berechtigt, nicht wie der ſelige Thomas Hood einen »Song of shirt« in abstracto, ſondern vielmehr ein Lied von ſeinem Hemde in concreto zu ſingen.

Ich machte gute Miene zu dem Spiele, deſſen Ausgang mit mathematiſcher Genauigkeit vorherzuſehen war, ſetzte mich dem Behelliger gegenüber und ſagte: „Sie haben, wie ich vorhin hörte, ihren Rufnamen gewechſelt, ſeit wir uns zuletzt geſehen. Damals nannten Sie ſich, wenn mir recht iſt, Ingo Feigeles.“

„Ja, verehrter Freund und Gönner, das war zur „Ahnen“-Zeit, als es im mehr oder minder lieben deutſchen Reich ebenſo heftig ingote und ingrabante, als es jetztunder parſifalt. Der Name Parſifal Feigeles klingt ganz gut, klingt er nicht? Er iſt, ſo zu ſagen, ein Stück von der „endloſen“ wagner'ſchen Melodie, welche in der That endlos zu heißen verdient; denn wie kann aufhören, was nie anfing? Ganz paſſabler Witz, ſollt' ich meinen. Eigenes Gewächs — wie?“

„Sie gehen alſo noch immer rüſtig mit der Zeit?“

„Immer und bis an das Ende der Tage, wie mein jetzt leider höchſtſeliger Gönner, Seine blinde Majeſtät Georg der Fünfte, häufig ſich ausdrücken geruhte. Gott, wie leicht, luſtig und lukrativ war der Federkrieg für die Welferei! Das waren die Jubeltage meines Daſeins.

Hätten ſie nur gewährt bis an's Ende der Tage! Ich wurde dabei ſo üppig, daß ich auf den rabiaten Einfall kam, mich als Paterfamilias aufzuthun."

„Was, Sie heirateten?"

„So that ich, beim über- und beim unterirdiſchen Zeus!"

„Und wer war die Glückliche, welche das Loos traf, Frau Feigeles zu werden?"

„Keine andere als die nicht unbekannte Iſolde Purzel."

„Die ich vor Zeiten als rothes Gänschen kannte?"

„Dieſelbe. Dermalen dürfte ſie, kalkulir' ich, zu einer braunen Gans herangealtert ſein. Ja, ja, ich höre, ſie ſei ſtark „in Verſtoß" gekommen, öſtreichiſch zu ſprechen. Nur noch Gummi und Watte. Es ſei Grund vorhanden, anzunehmen, daß ſie ſogar falſche Hühneraugen trage."

„Wiſſen Sie denn das alles nur vom Hörenſagen?"

„Nur vom Hörenſagen. Denn ich trug und trage Sorge, allzeit mindeſtens zehn Quadratmeilen Raum zwiſchen mich und meine theure Gemahlin zu legen."

„Wie kam denn das?"

„Ja, ſehen Sie, dannzumal, als ich bis an's Ende der Tage von dem göttlichen Recht der Welfen flott zehren zu können glaubte, verliebte ich mich in beſagtes rothes Gänschen, verliebte mich um ſo heftiger, als Iſolde gleich mir auf dem höchſten Gipfel des Zeitbewußtſeins ſtand, aller Vorurtheile los und ledig, modern, moderner, modernſt, ungeheuer „entwickelt“, rieſig emancipirt, das verkörpert in die ſinnliche Erſcheinung getretene Ideal vom „freien Weib.“

„Nun, da war ja Ihre Heirat auch ganz zeitgemäß.“

„War es, verlaſſen Sie ſich darauf. Ich ſchwimme mit der Zeitſtrömung, ich. Es iſt ſo bequem! Alle geſcheiden Leute thun es. Nur Narren, — entſchuldigen Sie, ich beabſichtige keine Beleidigung, nicht aus Siriusferne eine Beleidigung, ſondern ich ſpreche nur mit urgermaniſch-biedermänniſcher, mit, ſo zu ſagen, teutoburg-hinterwäldleriſcher Aufrichtigkeit — ja, nur Narren verſuchen, gegen den Strom zu ſchwimmen. Ich meinestheils ſchwamm neulich mit demſelben wieder einmal nach Paris. Diesmal in großer, raſſenhafter, ganz ungemiſchter Geſellſchaft.“

„In welcher?“

„Als der Hundertunddreißigſte der edlen Magyaren und edleren Magyarinnen, welche gingen, der »grande nation« die Sympathieen ihrer eigenen, wo möglich noch größeren Nation zu bezeigen. Auf Umwegen, mit Vermeidung des deutſchen Bodens. Denn der durfte die Sohlen der edlen Magyarenſtiefeln nicht beſchmutzen. Schade, daß unſere raſſenhafte Deputation ihre Fahrt zur „Weltleuchte“ Paris nicht verſchob, bis der Tiſza-Eſzlarer Proceß beendigt war. Wir hätten dann die Akten deſſelben der »grande nation«, will ſagen ihrem würdigſten Vertreter, dem größten Maultrommler des

Jahrhunderts, als ein koſtbares pretium affectionis überbringen können."

„Schade, in der That! Ihr neueſter Schlachtruf lautete alſo „„Eljen““?

„Entſchuldigen Sie, als den neueſten möchte ich denſelben nicht gerade bezeichnen, bei der Wahrheit zu bleiben."

„So? Aber wie lautet denn der neueſte, allerneueſte?"

„Darüber bin ich mit mir noch nicht ganz im Reinen. Die Wahl iſt mitunter nicht ganz leicht. Ich habe die Loſungen, Schlagwörter und Rufe vor allem auf ihre Nährfähigkeit und Nahrhaftigkeit zu prüfen. Unſereins muß doch auch leben."

„Wirklich? Wenn ich nun darauf mit dem »mot« Talleyrands: »Je n'en voie pas la nécessité« antwortete?"

„Bah, das läßt Ihre deutſche Gutmüthigkeit nicht zu."

„Ach ja, die deutſche Gutmüthigkeit! Sagen Sie lieber: der deutſche Stumpfſinn, der dreimal vermaledeite Mangel an Nationalgefühl und Nationalſtolz. Daher kommt unſere verwaſchene Weltbürgerei, die molluſkiſche Anſchmiegerei und Ankleberei an andere Völker, die elende Benergelung alles Heimiſchen und die charakterloſe Beweihrauchung alles Fremden. Daher die klägliche, jeden Deutſchen von geſundem Sinn empörende Erſcheinung, daß Leute von deutſchem Blut oder wenigſtens von deutſcher Sprache draußen als die wüthendſten Gegner Deutſchlands ſich aufſpielen. Sie waren ja, wie Sie ſagen, unlängſt in Paris und konnten alſo das deutſchenfreſſeriſche Treiben der Bamberger, Weiller, Reinacher, Ulbacher, Spuller, der Ein-, Zwei-, Drei- und Vierfüßer mitanſehen, von den Rothſchildern gar nicht zu reden.“

„Sie ereifern ſich, theuerſter Freund und Gönner? »Pas de zele!« hat derſelbige ſo eben von Ihnen citirte Talleyrand geſagt. Die Rothſchilder wollen wir, mit Ihrer Erlaubniß, ganz beiſeite laſſen. Das Geld hat kein Vaterland oder vielmehr jedes Land, wo es gerade „arbeitet“, iſt ſein Vaterland — wiſſen Sie? Für gerade ſo lange, als es erfolgreich arbeitet. Iſt es damit vorbei, ſucht es ſich ein anderes Vater- — will ſagen Wucherland. Iſt ein Fakt, wie die Yankees kalkuliren. Iſt das die Natur und Art des Geldes. Aendert keine Moral und keine Geſetzgebung etwas daran. Schaffen die lieben Kommuniſten heute das Geld ab, werden ſie ſchon morgen ein anderes Tauſchmittel einführen müſſen, etwas, das allgemein gilt. Alſo Geld oder, göthephilologiſch-exakt geſprochen, Gelt und wieder Gelt. So lange aber Gelt gilt, wird es auch Rothſchilder geben, welche es anzuw — echſeln verſtehen.“

„Sie ſprechen wie ein Buch.“

„Wie ein akademiſch-langweiliges, meinen Sie? Nun, man kann nicht immer kurzweilig ſein, namentlich, wenn man die tauſend Kilo der Erinnerung an die Ehegeſponsſchaft mit Iſolde Purzel auf der Bruſt liegen hat. Was übrigens die anderen von Ihnen namhaft gemachten Weltbürger angeht, welche es für paſſend halten, dermalen als franzöſiſche Citoyens im Stile des grandioſen Bombaſtfabrikanten und Schwulſtverſchleißers Hugo — „„Ich habe meinen Namen vergeſſen, ich heiße jetzt Vaterland, ich bin ganz Mauer, ganz Kanone““ — gegen Deutſchland zu fiſtuliren, ſo muß ich doch . . .

„Bitte, laſſen wir dieſe Renegaten.“

„Renegaten? Wie heißt? Bin ich, Parſifal Feigeles, Dr. j. u., genannt der fahrende Spatz, weiland Vertheidiger des göttlichen Rechtes der Welfen, nicht auch ſo ein Koſmopolak? Rechne, bin es. Wenn nicht gerade mit Stolz, ſo doch mit Gemüthsruhe. Der »justus ac tenax propositi vir« des alten Horaz — wiſſen Sie? — iſt ja recht hübſch. Aber wäre der Biedermann nicht der Rentier geweſen, als welchen ich ihn auffaſſe, ſo würde von ſeiner tenacitas gewiß nicht viel zu ſagen und zu ſingen geweſen ſein und unſere armen Gymnaſiaſten hätten folglich eine horaziſche Ode weniger einzuochſen. Renegaten? Das iſt eigentlich blutiger Tuſch. Wäre ich ſo empfindlich wie Seine Durchlaucht der Herr Reichskanzler, müßte ich einen Strafantrag ſtellen. So begnüge ich mich, Sie zu fordern auf — eine Flaſche Sekt oder ſonſtigen Stoffs.“

Der Wink war überdeutlich. Ich ließ Wein kommen und bot einen Glimmſtengel. „Der fahrende Spatz“ ließ ſich behaglich dabei nieder, „huob uf unde trank,“ wie es im alten Liede vom „Weinſchwelg“ heißt, und erzählte, von mir daran erinnert, ſeine Ehegeſponsſchaftsgeſchichte folgendermaßen.

II.

„Es wird ſoviel geſchwatzt und geſchrieben über die Wirkung einer ſorgfältigen Erziehung, über den Einfluß der Umgebung auf die Kinder, über die Macht des vonſeiten der Eltern gegebenen guten oder ſchlechten Beiſpiels. Wind und Worte! Sehen Sie mich an, theuerſter Freund und Gönner. Meine Eltern, wie meine Großeltern, waren die Solidität und Reſpektabilität ſelber, ich aber, nun, ich bin „der fahrende Spatz.“ Eins der verlogenſten Sprichwörter iſt das vom Apfel, welcher nicht weit vom Stamme falle. Denn in 99 Fällen von 100 fällt er mehr oder weniger weit vom Stamme. Der arbeitſame Vater hat einen trägen Sohn, die zuchtloſe Mutter eine ſittſame Tochter. Die ſogenannte „allgütige Mutter Natur“ iſt in Wahrheit und Wirklichkeit die launenhafteſte aller Deſpotinnen. Aus ärmlichen Hütten voll Noth und Jammer, auch moraliſchem, gehen Genies, Helden und Heilige hervor, aus mit den edelſten Schöpfungen der Kunſt vollgefüllten Paläſten Idioten, Halunken und Scheuſale. Erziehung? Nun ja, ſie vermag etwas, aber bei weitem nicht alles, und ewig wahr bleibt: Wer ſich nicht ſelbſt erzieht, wird nie erzogen — das heißt — wiſſen Sie? — erzogen in dem Sinne welchen ihr ſoliden, reſpektabeln und zahlungsfähig-moraliſchen Leute damit zu verbinden pflegt.

„Gut alſo. Da war die Jſolde Purzel, das rothe Gänschen, wenn Sie wollen, übrigens ein allerliebſtes Perſönchen mit wallendem Goldhaar und feuerwerfenden Schwarzaugen, ſchlank und ſchwank, „„alſam von der Minne gedrechſelt zu ihrem Federſpiel““, wie der alte Gottfried von Straßburg von ſeiner Heldin geſagt und geſungen hat — wiſſen Sie? Nun wohl, dieſes hübſche Ding war, ſo zu ſagen, von der erwähnten Allgütigen wie eigens geſchaffen, um die Lehre vom Atavismus, womit unſere Zeit, wie mit anderen gleichwerthigen Aufſtellungen und Schlagwörtern, ſo dickthut, zu ſchanden zu machen. Denn ſoweit zurück es Purzel und Purzelinnen gegeben, waren es lauter wackere, ſolide, ſteifleinene Philiſter und Philiſterinnen geweſen. Die Jſolde — eigentlich hieß ſie Jakobäa, entlehnte aber den Namen der Heldin des inkommenſurabel großen, des göttlichen Meiſters von Baireuth — ja, die Jſolde Purzel ſchlug fürchterlich aus der Art, fiel meilenweit vom Stamme. Wie das zugegangen, weiß ich nicht zu ſagen. Ich weiß nur, daß Jſolde von ihren Eltern umſichtig und liebevoll erzogen wurde, deſſenungeachtet aber ſchon in Backfiſchjahren eine ganze Reihe abenteuerlicher Eulenſpiegeleien verübte und Proben von „freier Weiblichkeit“ ablegte, wie ſie bislang in Deutſchland, wenigſtens in ſolid-bürgerlichen Kreiſen, noch nicht geſehen worden waren. Sie war eben mündig geworden, als ihre Eltern mit Tod abgingen und die Tochter in den Beſitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens ſetzten. Sie raffte ſelbiges zuſammen und ging damit, um es möglichſt vergnüglich unter die Leute zu bringen, nach Paris. Ueber ihre dortigen Abenteuer ſchweigt die Geſchichte. Iſolde ſprach zwar manchmal davon, über ihre „Entwickelung“ und „Ausreifung“ in der und durch die „Centralſonne der Civiliſation“ Mémoires d'une femme libre zu verfaſſen; allein dieſer Vorſatz kam wie verſchiedene andere ihrer guten Vorſätze nicht zur Ausführung.

„Wohl im „Tabernakel der Menſchheit“, im „Prätorium der Freiheit“ — Sie ſehen, ich habe meinen Hugo inne — lernte ich meine „ausgereifte“ Landsmännin kennen, in Kreiſen, worin etwas ſpäter die raſpelſtimmige Louiſe Michel als eine Heiländin und die wie ein Ferkel quickende Paula Mink als ihre Lieblingsjüngerin verehrt wurden. Meine weltgeſchichtliche Miſſion für das göttliche Recht der Welfen ſtand dazumal in ihrem Vollſaft und ich hatte demnach judenmäßig viel Geld. Das konnte Iſolde brauchen, ſintemalen und alldieweilen ſie ihr väterliches und mütterliches Erbe bis zum letzten Sou „entwickelt“ hatte, und demzufolge konnte ſie auch mich brauchen, der ich damals gerade ein ſonderbarer Schwärmer für das „freie Weib“ war. Sie war mir offenbarlich über in der Realpolitik und Diplomatie. Sie kriegte mich dran wie einen Schuljungen, ja, ſo that ſie, beim Lucifer! Sie ſagte zu mir, wie Donna

Eugenia zum Monſieur Verhuell geſagt hatte: „Der Weg zu meinem Schlafzimmer geht nur durch die Kirche" — und ich asinissimus asinorum, ich Eſelſter unter den Eſeln wandelte mit ihr dieſen Weg. Daß die bis zur äußerſten Möglichkeit „Entwickelte" auf einer ſolchen Marotte kläglicher „Zurückgebliebenheit" beſtehen konnte, erklärt ſich, rechne ich, aus dem Umſtand, daß ſie meine Finanzen für eine endloſe baireuther Tetralogie hielt.

„Kurz, Iſolde Purzel wurde in aller Form Frau Doktorin Feigeles, mit welcher ich nach Deutſchland zurückkehrte, um mich in der „Hauptſtadt der Intelligenz", Behrenſtraße Nr. 777, niederzulaſſen. Wir richteten uns hübſch ein, d. h. ich richtete uns ein, denn Frau Iſolde Feigeles wollte mit ſo gemeinen, philiſterlichen, zurückgebliebenen und verrotteten Dingen, als da ſind Haushalt und haushalten, natürlich nichts zu thun haben. Hatte ja genug zu ſchaffen mit dem Drehen und Rauchen von Cigarretten, dem Sichreckeln auf Bett und Sopha, dem An- und Auskleiden, dem Auszanken der Mägde, dem Sehen und Sichſehenlaſſen, dem Beſuchen von Theatern, Koncerten, Cirkuſſen, Ausſtellungen, Pan- und ſonſtigen Optiken aller Art. Um jedoch nicht ungerecht zu ſein, muß ich ſagen, daß ſie wenigſtens nach einer Richtung hin ihre Pflichten als Frau und Staatsbürgerin ſehr ernſt nahm und redlich erfüllte: ſie verſchaffte den Civilſtandsbeamten und Statiſtikern Arbeit, indem ſie möglichſt raſch hinter einander dem Vaterlande verſchiedene Kinder gab und alſo die Bevölkerungsziffer des deutſchen Reiches nicht unbeträchtlich anſchwellen machte — wiſſen Sie?

„So lang ich nun im Beſitze meiner mehrbeſagten welthiſtoriſchen Miſſion war, ging die Sache leidlich. An Unzukömmlichkeiten vielfacher Art fehlte es freilich nicht. Denken Sie ſich einmal, wenn ich die Kinder unter den Händen der Mägde — o Gott, was waren das für Mägde! — nicht ganz verkommen laſſen wollte, mußte ich mich ſchon dazu bequemen, ſie ſelber zu waſchen, anzukleiden und zu füttern. Ihre Mama ſtudirte derweil „Das Kapital“ von Marx oder begeiſterte ſich an den Reden von Laſſalle oder ſchrieb eine halbe Seite von einer Abhandlung, in welcher ſie ihre Ideen über den internationalen Vernunftſtaat im Allgemeinen und über ſocialpolitiſche Kindererziehung im Beſonderen entwickeln wollte. Schrieen die armen vernachläſſigten Kinder gar zu arg, ſo ſtürzte die zärtliche Mutter ans Klavier und paukte etwas „Götterdämmeriges“ herunter, daß die Wände des Inſtrumentes krachten und die entſetzten Kleinen ſich in alle Winkel verkrochen. Menſchen, die in wohlgeordneten Haushalten leben, können ſich gar keine Vorſtellung machen, wie es bei uns zu- und herging. Ueberall in unſerer Wohnung iſt man zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in dräuender Gefahr geweſen, über unnennbare Vaſen und unbeſchreibliche Urnen zu ſtolpern und zu fallen. Von einem Einhalten der Mahlzeitſtunden war gar keine Rede. Jedes aß und trank, wann und wo es etwas fand. Kein heiles Hemd, kein ganzer Strumpf im Hauſe. Kurz, es war die ins Quadrat erhobene Schlamperei und Schmutzerei, welche denn doch in die Länge entſetzlich ungemüthlich, ja unerträglich wurde, ſogar für einen fahrenden Spatzen.

„Wenn man aber Frau Feigeles hörte, ſo war ſie unausgeſetzt beſchäftigt, ungeheuer beſchäftigt, natürlich allzeit mit „höheren Dingen“, mit „biologiſchen“ Fragen, mit Problemen der „Zuchtwahl und Deſcendenz“, mit der „Gleichberechtigung“ und dem „Stimmrecht“ der Frauen, mit Förderung der „Arbeiterintereſſen“ und Errichtung von „Magdalenenaſylen“. Es iſt nicht auszuſagen, was ſie alles thun, unternehmen, wirken, finden, ſchaffen wollte, derweil wir aus defekten Tellern aßen, aus rinnenden Gläſern tranken, leere Flaſchen als Lichterhalter benützten und die Kinder in Fetzen gingen. Alle meine ſanften oder rauhen Vorſtellungen fertigte ſie von der „Höhe ihrer Individualität“ herunter beharrlich ab mit dem klaſſiſchen Diſtichon:

„„Wer die Sache der Menſchheit als ſeine eigne betrachtet,
Hat an der Götter Geſchäft, hat am Verhängniſſe Theil.““

„Derweilen war die Sachlage infolge des Abbruchs meiner welfiſchen Miſſion für uns nachgerade kritiſch geworden. Frau Iſolde ſagte großartig: „„Jetzt iſt die Reihe an mir, den gemeinen Bedarf des Lebens zu beſchaffen. Ich will dir zeigen, was ich kann.““ Meiner Treu, ſie zeigte es. Sie beſchloß, Epen und

Dramen zu dichten, Opern zu komponiren, Bücher zu ſchreiben, Bücher über alles Mögliche und Unmögliche. Dazumal graſſirte im deutſchen Reiche die Stabreimerei. Iſolde Feigeles-Purzel ſetzte ſich hin, um ein Heldengedicht im neueſten Stil zu ſchaffen, das alſo anhob:

„„Reitend auf rieſigem Roſinante,
Rellſchelnd raſſelt reiſiger Recke
'rum in der Rundwelt““

„Weiter gedich dieſe Schöpfung nicht. „„Verſe ſind doch eigentlich nur noch Rokoko. Ich bin entſchieden mehr zur Proſa prädeſtinirt,““ meinte die Ex-Dichterin und entwarf ſofort den Plan zu einem großen biographiſch-ſocialpolitiſchen Werke. Darin ſollte der völlige Triumph des feſſelloſeſten Vorſchritts über alle Vorurtheile philiſterhafter „Zurückgebliebenheit“ dargelegt und gefeiert werden. Zu dieſem Ende wollte Iſolde unter dem Geſammttitel „Die Schlachtopfer der Geſellſchaft“ eine Reihe von „vergleichenden“ Biographieen verfaſſen, in der Manier Plutarchs, nur ganz anders. Denn ſtatt Helden wollte ſie Halunken verherrlichen, d. h. ſolche „Vorgeſchrittene“, deren Weſen und Verdienſt eine „veraltete“ Weltanſchauung nicht zu faſſen und zu verſtehen vermöchte. Zugleich ſollte dargethan werden, wie denn doch das Verſtändniß für biologiſche Erſcheinungen, welche die „zurückgebliebene“ Vulgarität dermalen noch als Schwindel, Gaunerei, Laſter und Verbrechen bezeichne, allmälig mehr und mehr gewachſen ſei, ſo daß ſchon jetzt jene abſurden Bezeichnungen nur noch von „überholten“ Leuten, von lächerlichen „Moraliſten“ alten Stils gebraucht würden, von albernen Murrköpfen, die nicht begreifen wollten, daß das vorausſetzungslos-wiſſenſchaftliche, alſo einzig-wahre Sittengeſetz ſich zuſammenfaſſe in das Schibolet: Erfolg oder Fehlſchlag. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, wollte meine genialiſche Ehehälfte als vergleichende Biographin auftreten und ſo ſtellte ſie unter anderen den berühmten Schinderhannes mit dem frommen Lagrande und den berühmteren bairiſchen Hieſel mit dem frommeren Bontoux in Parallele. Sie beabſichtigte auch, ihr Werk auf den Gipfel wiſſenſchaftlicher Biographik zu ſtellen und demzufolge mit einer Gründlichkeit zu verfahren, wie ſolche noch gar nicht dageweſen. Alſo entwarf ſie für den erſten Abſchnitt der Lebensbeſchreibung des erſten von ihr zu verarbeitenden Hal — will ſagen Helden — ich weiß weiß nicht mehr genau, welcher es war — dieſes Schema:

Erſtes Buch.

Der Säugling.

Kap. I. Nabelſchnur	Kap. IV. Lutſcher
Kap. II. Saugflaſche	Kap. V. Seifezäpfchen
Kap. III. Erſte Windel	Kap. VI. Klapper

„In dieſer exakten, allen Anforderungen ſtrengſter Mikrologie genügenden Weiſe ſollte von der Säuglingsſchaft zur Kindheit, zum Knabenalter u. ſ. w. vorgeſchritten werden. Welcher Verluſt für die Wiſſenſchaft, daß dieſes epochemachende Buch, das angeführte Schema ausgenommen, in der Feder von Iſolde Feigeles-Purzel ſtecken geblieben!

„Denn mein Wirbelwind von „freiem" Weib verwand die Schreiblaune im Handumdrehen wieder. „„Das geſchriebene Wort,"" ſprach ſie, „„thuts nicht. Nur das geſprochene wirkt. Ich will ins Volk gehen, um für meine Ideen Propaganda zu machen."" Wie geſagt, ſo gethan. Sie „„ging ins Volk"", welchen Ausdruck ſie dem ruſſiſchen Nihilismus entlehnt hatte, d. h. ſie trieb ſich in Theatern dritten Ranges, Arbeiterkneipen und „Kaffeeklappen" herum, natürlich nur, um ihre Ideen zu propagiren. Auch dies währte nur ſo lange, bis ſie auf eine neue Abſonderlichkeit verfiel. Ich war für einige Wochen verreiſt geweſen, kam eines Abends ſpät heim und legte mich ermüdet in das, was bei uns ein Bett vorſtellte. Plötzlich, um Mitternacht, wurde ich durch ein furchtbares Getön und Gedröhne aufgeweckt. Es kam von der andern Seite des Zimmers, wo das ſo zu ſagen Bett meiner theuren Iſolde ſtand. Ich fuhr auf, rief, machte Licht und was bekam ich zu ſehen und zu hören? Sie werden es nicht glauben und es klingt in der That unglaublich. War aber doch ſo, iſt ein Fakt. Frau

Feigeles ſaß aufgerichtet auf ihrem Lager und blies und blus die — Poſaune. Ja, bei allen Satanaſſen aller Höllen, die Poſaune! Um Mitternacht! Auf ihrem Bette! Phänomenal das — wie?

„Sie lachen? Mir aber war gar nicht lächerlich zu Muthe bei dieſem Gepoſaune, ſondern gleichſam weltgerichtsmäßig. Daß mich zu jener Stunde nicht der Schlag gerührt, zeugt für die Feſtigkeit meines Nervenſyſtems. Im Nebenzimmer ſchrieen die Kinder, dann wurde das ganze Haus rebelliſch. Schimpfworte, Flüche, Gelächter auf dem Korridor, wüthendes Gepolter an der Thüre. Meine holde Jſolde aber blies immerzu, bis ich den untern Theil des Jüngſtentaginſtruments ihrer Hand entriß und ſo dem Spektakel ein Ende machte.

„Die Sache war, Frau Feigeles hatte während meiner Abweſenheit die Bekanntſchaft eines auf die Poſaune reiſenden Virtuoſen gemacht und ſich nicht in ihn, Gott bewahre! wohl aber in das majeſtätiſche Inſtrument verliebt.

„Selbiges blies nun aber das ſchon lange nur noch kümmerlich glimmende Licht meiner Geduld radikal aus. Sobald es Tag geworden, wiſchte ich den Schmutz meines Hauſes von meinen Schuhen und ergriff vor meinem theuren Poſaunenengel die Flucht . . . . ."

„Und Frau Feigeles?" fragte ich, als er innehielt, um, wie während ſeiner Erzählung verſchiedentlich geſchehen, Lippen und Kehle anzufeuchten.

„Sie iſt nach meiner Hegira mit dem Poſauniſten auf Kunſtreiſen gegangen und poſaunt mit ihm ſelbander in der Welt herum.“

„Aber die Kinder?“

„Etliche ſind geſtorben.“ . . . .

Hier kam dem Sprecher ein Schlucken in die Kehle, welches — ich ſchulde der Wahrheit dies Zeugniß — kein gemachtes, kein geſpieltes war.

„Die andern,“ fuhr er fort nach einer Pauſe, die ich nicht unterbrechen wollte, „die andern hat eine Schweſter von mir, welche Witwe und vermöglich iſt, zu ſich genommen und adoptirt.“

„Schön von Ihrer Schweſter!“

„Wohl, aber ſie that es nur unter der Bedingung, daß Papa und Mama für die Kinder vergeſſen und verſchollen ſein ſollten, gar nicht mehr vorhanden.“

„Streng, jedoch begreiflich und verzeihlich.“

„Ja, ja . . . . hm . . . da heißt es nicht: Alles begreifen heißt alles verzeihen — wiſſen Sie?“

Er ließ den Kopf hängen und ich wollte ihm eben ein tröſtend Wort ſagen, als er aufſprang, den Weinreſt in ſeinem Glaſe hinunterſtürzte, mit den Händen ſchwippte, daß die Finger knackten wie Kaſtagnetten, und mit einem Lachen, welches mir doch nicht ganz ungezwungen zu klingen ſchien, ausrief:

„Vergangen iſt vergangen und hin iſt hin. Bin ich, Parſifal Feigeles, etwa der Mann, der ſich mit dem dummen Ding, ſo da Reue heißt, abgeben mag? Kalkulire, bin es nicht. Jacta est alea, ja, längſt iſt der Schickſalswürfelwurf für mich gethan. Der fahrende Spatz wird hinter einer Hecke, im beſten Fall im Spittel ſterben. Thut nichts. Geſtorben muß einmal ſein. Ob mit etwas mehr oder weniger Bequemlichkeit, kommt ſchließlich auf eins heraus. Baſta. Carpe diem! und Vive la Bohème!"

Hieran ſchloß ſich die unausbleibliche und unausweichliche Legende vom „auf der Reiſe unverſehens ausgegangenen Kleingeld."

Ich zögerte nicht, dieſe Legende zu honoriren. Aber als Parſifal Feigeles das mit ſicherem Griff gewogene Viatikum in die Bruſttaſche ſeines Rockes gleiten ließ. war ſein Geſicht für einen Augenblick ein Weltſchmerz.

Das Xenion war offenbar zu leicht befunden worden.

„Der Menſchheit ganzer Jammer faſſt mich an," deklamirte er hohlſtimmig, „wenn ich ſehe, wie in unſeren Tagen die Peſtilenz des rohen Materialismus immer weiter um ſich greift. „„Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles"" — wiſſen Sie? Ich hörte, beiläufig bemerkt, ein gewiegteſter Fauſtkommentator werde demnächſt in einer mit Sehnſucht erwarteten Abhandlung unwiderſprechlich den Beweis führen, daß Göthe hier unter „Gold" nicht nur dieſes, ſondern auch Silber und Banknoten verſtanden habe. Aber was ich ſagen wollte — ja, Sie ſind, ohne Kompliment, der Fahne des Idealismus allzeit treugeblieben. Warten Sie, ich erinnere mich einer einſchlägigen treffenden Stelle in Ihrer

„Menſchlichen Tragikomödie,“ welche mich tief ergriffen hat.“

Und er warf ſich in Poſitur und recitirte pathetiſch die „einſchlägige“ Stelle.

Der Schelm rechnete gut. Er ſuchte keine unbekannte Größe, er handirte mit einer ſehr bekannten, genannt Autoreneitelkeit. Seine Rechnung beſtand auch die Probe: — ich griff zum zweitenmal in die Taſche und wir ſchieden im Frieden.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teſchen.
Papier der Schlöglmühl.

Neues Hiſtorienbuch.

1906

Coll. Gplt

K.

Alle Rechte vorbehalten.

Neues Hiſtorienbuch.

Von

'07, 2554

Johannes Scherr.

Zweite Auflage.

Die Dekabriſten. — Ein antiker Schwindler. — König und Prieſter.
Von der Landsknechtſchaft. — Die Nonne von Monza. — Die Kindheit
eines Rieſen. — Die Tagebücher der Fürſtin Metternich. — Ein Proſkop
des zweiten Empire. — Ein Handeſchütteln mit Leo XIII.
Der Teufel, eine biographiſche Beluſtigung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Inhalt.

Seite

Die Dekabriſten 7

Ein antiker Schwindler 61

König und Prieſter 95

Von der Landsknechtſchaft 165

Die Nonne von Monza 193

Die Kindheit eines Rieſen 225

Die Tagebücher der Fürſtin Metternich 271

Ein Prokop des zweiten Empire 291

Ein Händeſchütteln mit Leo XIII. 315

Der Teufel, eine biographiſche Beluſtigung 337

Die Dekabriſten.

Präambel.

Was bei mehr oder minder freien Völkern die öffentliche Verhandlung der Staatsſachen in Rede und Schrift, das iſt bei geknechteten die Verſchwörung.

Denn allzeit und überall gab und gibt es Menſchen, welche an das Ideal glauben, ihr Ideal der Wirklichkeit gegenüberſtellen und dieſe wegräumen wollen, um für jenes Raum zu ſchaffen.

Dieſer Idealglaube hat mit der großen Mutter Noth die menſchliche Geſellſchaft gezeugt. Wo er in Wort und That frei ſich regen kann, pflegt ſein Vorſchritt ein bedächtiger zu ſein. Er weiß ja, daß es Thorheit, daß es Unmöglichkeit, das Gewordene und Beſtehende wegzuwiſchen, wie man etwa mit einem naſſen Schwamm Geſchriebenes von einer Schiefertafel wegwiſcht. Er will daher die Wirklichkeit nicht vernichten, ſondern er will ſie vielmehr mälig umgeſtalten. Er iſt alſo in der Theorie ein Vermittler, in der Praxis ein Reformer.

Der Idealiſt in deſpotiſch mißregierten Staaten muß, wenn er ſeinem Glauben treu bleiben und ſelbigen bethätigen will, Verſchwörer werden. Er kann ja nicht am hellen Tage, nicht auf offenem Markte, nicht in der Preſſe und in parlamentariſchen Verſammlungen den Forderungen ſeiner Intelligenz und den Antrieben ſeiner Begeiſterung nachleben und Ausdruck verleihen. Er iſt, um mit Gleichgeſinnten an der Verwirklichung der ihn erfüllenden Idee einer Verbeſſerung des Looſes ſeines Volkes arbeiten zu können, genöthigt, aus der Oeffentlichkeit in das Geheimniß von Dachkammern- und Kellerverſtecken, aus der Tageshelle geſetzlicher Wirkſamkeit in die Finſterniß verbrecheriſcher Komplotte ſich zurückzuziehen. Der furchtbare Druck des Argwohns und der Verfolgung, welcher auf ihm laſtet, preßt ihm das Herz zuſammen und verhärtet es zu Stein. Das Dunkel, in welchem er ſich umtreibt, ſchwächt ſeine Sehkraft und verengt ſeinen Geſichtskreis. Die Gefahr, die ſich ſtetsfort an ſeine Ferſen heftet, überreizt ſeine Nerven. Er verfällt in Monomanie. Sein Ideal wird zur fixen Idee, für welche Geſetz und Sitte, Recht und Unrecht nicht mehr exiſtiren. In ſolcher Geiſtesverfaſſung brütet er, der gar kein Auge mehr hat für das Wirkliche und Thatſächliche, in wildem Zerſtörungsdrang nur noch über Ungeheuerlichkeiten. Der Verſchwörer iſt demnach in der Theorie Fanatiker, in der Praxis Revoluzer und unter Umſtänden Räuber, Mordbrenner, Meuchler, Maſſenmörder, Dynamitſex.

Daß ſich dieſe beiden Richtungen, Reform und Revolution, nicht verſtehen, ſondern vielmehr einander abſtoßen, haſſen und nach Kräften verfolgen, iſt ſelbſtverſtändlich. Die unergründliche ewige menſchliche Dummheit verlangt es ſo. Mitſammen verbunden, könnten die Bedächtigkeit der Umwandler und die Thatkraft der Umwälzer Großes zuwegebringen. Aber dieſes Bündniß iſt unmöglich, und weil an eine gemeinſame Arbeit der Beiden nicht zu denken, erſcheint die ſociale „Entwickelung“, mit menſchlichen Augen angeſehen und nach menſchlicher Zeituhr gemeſſen, ſo ſchneckenlangſam.

Zumeiſt arbeiten Verſchwörungen von unten herauf. Dann und wann aber auch von oben herunter. Die Geſchichte Rußlands — mit dieſer haben wir es hier zu thun — iſt reich an beiderlei Beiſpielen. Das höfiſche Komplott, deſſen Seele die nachmalige „Semiramis des Nordens“ war und welches am 17. Juli von 1762 dem armen dritten Peter zu Ropſcha die erwürgende Serviette um den Hals ſchlang, dann die hocharistokratiſche Verſchwörung, welche in der Nacht vom 23. auf den 24. März von 1801 im michailow'ſchen Palaſt dem tollen Zaren Paul die erdroſſelnde Officiersſchärpe um die Kehle ſchnürte, endlich das ebenfalls ariſtokratiſche Militärkomplott der „Dekabriſten“ von 1825 — ſie konnten den demokratiſchen ruſſiſchen Verſchwörungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz gut zu Vorbildern dienen. Davon ſchweigt freilich die Geſchichte, wenigſtens ſoweit ſie durch Hiſtoriographen einer gewiſſen Sorte geſchrieben wird — ganz „quellenmäßig“, durchaus „objektiv“, wie ſie ſagen. Jedenfalls aber mit gänzlicher Beiſeiteſtellung des „wiſſenſchaftlich unzuläſſigen“ und „ſchlechtweg obſoleten“ ſittlichen Maßſtabs[1]. Von ſothaner leiſetreteriſchen und ſchönfärbenden Knechtſchaffenheit iſt natürlich nicht zu verlangen, daß ſie die Wahrheit anerkenne und bekenne: — Die Exceſſe der Rebellion entſprechen mit logiſcher Nothwendigkeit den vorhergegangenen Exceſſen der Tyrannei.

Wie der Deſpot, ſo der Rebell. Wie der ruſſiſche Zarismus, ſo die ruſſiſche Revolution. Der phantaſtiſch-fahrigen Willkür Alexanders des Erſten entſprach die romantiſch-revolutionäre Phantaſtik der Dekabriſten. Der bleierne Deſpotismus, welchen Nikolaus übte, zog den wüſten „Terror“ der Nihiliſten groß.

Die Logik der Thatſachen will ihr Recht.

Der Knute antwortete ſchließlich die Dynamitbombe, wie vordem der Baſtille ſchließlich die Guillotine geantwortet hatte.

---

[1] „Et voilà justement comme on écrit l'histoire.“ *Voltaire.*

Die Dekabriſten[1].

1.

Die Regierung Alexanders des Erſten war wie er ſelbſt. Alſo ein Wirrſal von Einfällen und Anläufen, von Gegenſätzen und Widerſprüchen. Durch den Waadtländer Laharpe, einen encyklopädiſchen Schönſchwätzer und ſchlechtmaſkirten Jakobiner, oberflächlich geſchult und läſſig erzogen, war der Großfürſt aufgewachſen an dem zuchtloſen Hofe ſeiner Großmutter Katharina, welche Hunderttauſende von „Seelen" an ihre Galane verſchenkt und noch als Greiſin — im Rokokoton von damals zu reden — eifrigſt der paphiſchen Göttin geopfert hat. Hier athmete Alexander ſchon frühzeitig das Gift der Ausſchweifung ein und das wucherte dann der Art in ihm, daß ſelbſt die franzöſiſchen Wörter Débauche und Libertinage kaum ausreichen, ſein Gebaren zu kennzeichnen. Von der Strenge des Sittengeſetzes hatte er keine Ahnung, für die Stimme des kategoriſchen Imperativs der Pflicht kein Ohr. All ſein Weſen war zuſammengeſetzt aus Phantaſterei und Lüſternheit, wozu ſpäter noch eine gränzenloſe Eitelkeit kam.

---

[1] Dekabriſten, Decembermänner, vom ruſſiſchen Monatsnamen Dekaber, hießen und heißen in Rußland bekanntlich die Mitglieder der Militärverſchwörung, welche im December von 1825 in der Form eines Aufſtandsverſuches zum Ausbruch kam.

Auf die Regierung des Scheins, der Frivolität und der Ruchloſigkeit folgte die Regierung des Wahnſinns: auf Katharina die Zweite Paul der Erſte. Da leuchte, wie jedermann, auch Alexander unter der Glocke einer Luftpumpe. In dieſer Lage eignete er ſich jenen Zug von Falſchheit an, welcher allzeit für ſehende Augen deutlich genug hinter der von ihm vorgeſteckten Maſke der Sentimentalität lauerte. Der Zar war einer jener Charaktere oder vielmehr Nichtcharaktere, denen es gar nichts verſchlägt, aus der Gefühlsſchwelgerei in die Fühlloſigkeit, aus ſüßlichem Philanthropismus in ſauerſte Brutalität hinüberzuſpringen. Er hatte von der gegen ſeinen Vater geſponnenen Verſchwörung gewuſſt und im Hinblick auf den Ausgang ſeines Großvaters hatte er auch wiſſen müſſen, wie ruſſiſche Verſchwörer mit ruſſiſchen Zaren umzuſpringen pflegten. Allerdings hätte der Großfürſt den Schlag kaum abzuwenden vermocht, auch wenn er gewollt. Aber jene Märznacht, in welcher Paul der Erſte ſo gräſſlich endete, hat doch einen ſchwarzen Schatten in Alexanders Daſein geworfen. Einen Schatten, den auch die ganze Lichtfülle nicht zu bannen vermochte, womit nach 1812 die Heuchelei der Männer und die Schmeichelei der Weiber den „Befreier Europa's“ umgaben.

Ein Anempfinder von Haus aus, bildete er ſich in den Wallungen ſeines Weihrauchsrauſches ein, ihm wäre beſtimmt, den Völkern Frieden und Freiheit zu geben. Er ſpielte demnach für eine Weile mit Emphaſe den Liberalen, begünſtigte — insbeſondere auf Koſten des zweimal von ihm verrathenen Preußens, deſſen König naiv genug war, an die „Herzbruderſchaft“ des Zaren zu glauben — das konſtitutionelle Frankreich, verlieh „Kongreßpolen“ eine parlamentariſche Verfaſſung, gefiel ſich in der Rolle eines Thronredenableſers, tändelte auch mit dem Projekt, die Leibeigenſchaft in Ruſſland aufzuheben, kurzweilte mit allerlei liberalen Reformplänen und ſchwarmgeiſterte zwiſchenhinein mit der aus einem jungen Buhlweib zu einer alten Betſchweſter gewordenen Juliane von Krüdener. Im Herbſt von 1818 hat dann der Großmufti der abſolutiſtiſchen Orthodoxie, Metternich, auf dem Kongreß von Aachen den liberalen Firniß von der Epidermis des Zaren mit leichter Mühe abgekratzt: — „Soulevez l'épiderme et vous trouverez le tatare“. Von da an war Alexander ein richtiger moſkowitiſcher „Goſpodar“, d. h. ein Deſpot sans phrase, welcher ganz und gar ſeinem und Ruſſlands böſem Dämon Araktſchejew verfiel.

An die Stelle der liberalen Wollungen von ehemals trat jetzt ein wüſtes Willkürregiment. Zuletzt kam der durch Ausſchweifungen, deren Koſten die dem General Solomka als dem ſo zu ſagen Finanzminiſter der Unzucht anvertrauten Kaſſe zu beſtreiten hatte[1]) — ja, der durch Ausſchweifungen entnervte „ange blanc“, wie weibliche Verblendung den Zaren noch immer nannte, kam zuletzt ſo herunter, daß er ſich durch einen ganz gemeinen Hannswurſt von Fanatiker, den Archimandriten Photi, in lächerlichſter Weiſe äffen, betölpeln und zur Vernichtung der letzten Reſte ſeiner früheren liberaliſirenden Veranſtaltungen beſtimmen ließ. Die völlige Zerfahrenheit von Alexanders ſpäterer Zeit kam auch zum Vorſchein in der ſchluderigen Art und Weiſe, womit die Feſtſetzungen für die Thronnachfolge getroffen wurden und woraus der Wirrwar entſprang, welcher nach des kinderloſen Kaiſers Tod einriß und die Dekabriſten zu ihrem überſtürzten Unternehmen ermuthigte.

Wenn aber der Zar die Reformgedanken ſeiner Jugend ſchmählich aufgegeben hatte, ſo waren dieſelben anderweitig aufgenommen und weitergebildet worden. Dieſe Aufnahme und Weiterbildung muſſte dem Zarismus zum Trotz vor ſich gehen und konnte demnach, wie die Sachen lagen, nur mittels Geheimbünden und Verſchwörungen verſucht werden. Daraus folgte wieder mit Nothwendigkeit, daß die reformiſtiſche Idee zur revolutionären ſich zuſpitzte. Die verfemte Reform verſchärfte ſich zur Rebellion, wie ſpäter der grauſam verfolgte Liberalismus zum Nihilismus und Terrorismus ſich verſtählte.

---

[1]) Rußland vor und nach dem Kriege. 2. Aufl. Leipzig 1879, S. 13.

2.

Abgeſehen von den geheimen Verbindungen religiöſer Sektirer, datirt in Ruſſland die Geheimbündelei aus der Zeit Katharina's der Zweiten. Da blühte ſie in Geſtalt der Freimaurerei, deren Logen eine nicht geringe Anzahl von Trägern hochariſtokratiſcher Namen angehörte. Als jedoch nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution die Zarin für gut fand, die bislang ab und zu geſpielte Komödie ihres Scheinliberalismus aufzugeben, wurde mit Verfolgungen gegen die Freimaurer vorgegangen. Gerade darum aber, weil ſeine Mutter dieſelben verfolgt hatte, gab dann Paul der Marotte nach, ſie zu begünſtigen. So that auch Alexander bis zu ſeiner Bekehrung zum alleinſeligmachenden Abſolutismus in Aachen. Von dort zurückgekehrt, erließ er einen barſchen Ukas, alle Freimaurerlogen zu ſchließen.

Inzwiſchen jedoch waren in Ruſſland Geheimbünde entſtanden, die weniger harmlos geweſen ſind als der maureriſche.

Die ungeheure Aufregung der Zeit von 1789 bis 1815 trieb in den Völkerſeelen Europa's hohe Wellen. Auch in den Gemüthern intelligenter, gebildeter und patriotiſcher Ruſſen regte ſich dieſer Wellenſchlag. Am fühlbarſten empfanden denſelben ruſſiſche Officiere und Militärbeamte und ſie wurden demzufolge die Hauptträger der zeitbewegenden, d. h. der liberalen Anſchauungen, Wünſche und Hoffnungen. Das kam davon, daß dieſe Herren während der napoleoniſchen Kriege das Kulturleben des weſtlichen Europa's kennen gelernt und insbeſondere, während des längeren Aufenthalts ruſſiſcher Truppen auf dem Boden Frankreichs nach dem zweiten Pariſer Frieden, von einem konſtitutionellen und parlamentariſchen Staatsleben deutlichere Vorſtellungen bekommen hatten und darum den Kämpfen des franzöſiſchen Liberalismus gegen die Verſuche, das Ancien Régime zu reſtauriren, mit raſch erwachter Theilnahme gefolgt waren.

Der Ruſſe iſt ja leicht angeregt, lernbegierig und aneignungsfähig. Aber er iſt freilich auch geneigt, mit der Oberfläche der Dinge ſich zu begnügen, in der Regel ohne alle Ausdauer und dem Eindringen in den Kern der Sachen entſchieden abhold. Er liebt es, den Schaum zu ſchlürfen, ohne die Hefe zu unterſuchen. Ganz natürlich alſo, daß ruſſiſche Officiere, und zwar in nicht geringer Anzahl, ohne weiteres zu der Anſicht und Ueberzeugung kamen, die politiſchen Begriffe und Thatſachen, welche ihnen in Frankreich begegnet waren, müſſten ſich unſchwer auf ihr Vaterland übertragen laſſen. Bei dem Gedanken zu verweilen, daß Frankreich, England, Deutſchland — welche Länder alle die Ruſſen unter „Weſteuropa“ verſtehen — einen Kulturvorſprung von Jahrhunderten vor Ruſſland hätten, fiel ihnen gar nicht ein. Zu ihrer Entſchuldigung mag allenfalls geſagt werden, daß Peter der Große die Ruſſen ja an die Wahnvorſtellung von der Räthlichkeit und Thunlichkeit eines ſprunghaften Vorſchreitens gewöhnt hatte.

Es verdient, bemerkt zu werden, daß in den ſtrebſamen Kreiſen der ruſſiſchen Geſellſchaft die Literatur zur Wegbahnerin der Politik geworden iſt. Denn ſchon 1815 tauchten in Petersburg literariſche Vereine auf, zu welchen die jungen Officiere ſich drängten, um dann wenig ſpäter in die politiſchen Verbindungen einzutreten. Die erſte ſolche ſtifteten im Jahre 1816 die beiden Oberſten Fürſt Trubetzkoy und A. N. Murawjew in Gemeinſchaft mit dem Hauptmann N. M. Murawjew und unter dem Beirath der Gardeofficiere Jakuſchkin, Mathäus und Sergius Murawjew-Apoſtol — lauter hochadelige Herren. Im folgenden Jahre trat der Oberſt Paul Peſtel, ein ungewöhnlich begabter und energiſcher Mann, dieſem Verein bei und ſein Einfluß war es, welcher daraus einen revolutionären Geheimbund machte. Dieſer hieß zuerſt

„Verein des Heils", dann „Verein der öffentlichen Wohlfahrt", bediente ſich des freimaureriſchen Rituals, hatte wie die Maurerei verſchiedene Grade, machte die Mitgliedſchaft von der Leiſtung eines Eides abhängig und gewann, gerade mittels des Geheimnißreizes, der von ihm ausging, raſche und beträchtliche Verbreitung.

Innerhalb dieſes Geheimbundes gingen die Meinungen, Vorſchläge und Verhandlungen auf die Herſtellung der konſtitutionellen Monarchie in Ruſſland, obzwar der einflußreiche Peſtel nicht verhehlte, daß er der Republik zugethan wäre. Später hat man dieſen ruſſiſchen Eidgenoſſen amtlich vorgeworfen, daß ſie auf Zarenmord ausgegangen. Aber das war nur eine amtliche Lüge.

Im Jahre 1823 beſtand der Geheimbund aus zwei großen Fraktionen: aus dem „Bund des Nordens", deſſen Direktorium in Petersburg, und aus dem „Bund des Südens", deſſen Leitung in Tultſchin war. Dort waren Tonangeber und Führer Nikita Murawjew, Trubetzkoy, Obolenſky und etwas ſpäter der Dichter und Leutnant Konrad Rylejew; hier Peſtel, Juſchewſky, Wolkonſky, Dawydow, Murawjew-Apoſtol und Beſtuſchew-Rjumin. Peſtels Anſehen beherrſchte aber die ganze Verbindung ſo ſehr, daß auch innerhalb des Nordbundes republikaniſche Tendenzen aufkamen. Sodann ſuchten die ruſſiſchen Geheimbündler auch Fühlung mit den gleichzeitig geſtifteten polniſchen geheimen Geſellſchaften, unter denen die der „Vereinigten Slaven“ wohl die bemerkenswertheſte Stellung einnahm. Und zwar, darum, weil durch ſie der Gedanke des Panſlavismus zum erſtenmal aufgebracht, gehegt und gepflegt wurde. Die ruſſiſchen Verſchwörer traten mit den polniſchen in Unterhandlung zum Zwecke gemeinſamen revolutionären Vorgehens. Im Jahre 1825 hatte Peſtel in Kiew eine Zuſammenkunft mit dem polniſchen Fürſten Jablonowſky, um die Modalitäten eines gleichzeitigen ruſſiſch-polniſchen Losbruchs zu erörtern und feſtzuſtellen. Allein die Konferenz verlief ergebnißlos, weil eben die zwiſchen Polen und Ruſſen klaffende Kluft auch jetzt wieder als unüberbrückbar ſich erwies. Der polniſche Unterhändler ließ ſich nur zu dem unbeſtimmten Verſprechen herbei, ſeine Mitverſchworenen würden in Warſchau losſchlagen, wann erſt die ruſſiſchen Verſchwörer in Petersburg losgeſchlagen hätten.

Man ſieht, in alledem und alledieſem war viel Phantaſiepolitik und wenig oder gar keine verſtändige Erwägung der thatſächlichen Verhältniſſe. Wenn es ſchon ein kühner, ein tollkühner Gedanke war, das gänzlich unmündige, ja politiſch todte ruſſiſche Volk aus dem Zarismus, in welchem es eingeſargt war wie ein Leichnam, plötzlich zum konſtitutionell-parlamentariſchen Leben à la England oder gar zum demokratiſch-republikaniſchen à la Nordamerika erwecken zu wollen, ſo muſſte dieſer Gedanke vollends zur rieſigen Chimäre werden, wenn man die gänzliche Unzulänglichkeit der Mittel in Betracht zog, welche den ruſſiſchen Phantaſiepolitikern zur Verwirklichung ihrer verwegenen Idee zu Gebote ſtanden. Freilich konnten ſie ſich etwa darauf berufen, daß in der Zeit abenteuerlicher Weiberherrſchaften, von Katharina der Erſten bis zu Katharina der Zweiten, das Schickſal Ruſſlands wiederholt durch bloße und noch dazu auf enge Kreiſe beſchränkte Militärrevolten entſchieden worden ſei. Aber ſchade, daß ſie dabei vergaßen, dannzumal habe es ſich ſtets nur um Palaſtrevolutionen gehandelt, während ſie ihrerſeits eine Reichsrevolution wollten und erſtrebten. Dannzumal war die Sache mit der Erſetzung einer Perſönlichkeit durch eine andere auf dem Zarenthron abgemacht geweſen. Sie aber wollten an die Stelle der moſkowitiſchen Barbarei und Tyrannei einen ruſſiſchen Kultur- und Verfaſſungsſtaat ſetzen. Das war der ungeheure Unterſchied zwiſchen den Militärkomplotten von früher und der Officiersverſchwörung von 1825. Und dennoch hätte dieſe wenigſtens einen vorübergehenden Sieg zu gewinnen vermocht, ſo ſie in der entſcheidenden Stunde von einem Münnich, einem Panin oder Pahlen, ja auch nur von einem Orlow oder Potemkin geleitet worden wäre.

Der Realpolitiker von der ſtrikten Obſervanz, welcher auf die Rechnung mit wirklichen Faktoren angewieſen iſt, kann, alles zuſammengehalten, das

Unternehmen der armen Dekabriſten nur lächerlich finden. Aber laſſt uns ſo gerecht ſein, anzuerkennen, daß es ohne die Treiberin und Wegweiſerin Idealpolitik überhaupt niemals eine Realpolitik gegeben hätte. Mit vollem Recht durfte ein Dekabriſt von ſich und ſeinen Geſinnungsgenoſſen und Schickſalsgefährten ſagen, daß es „die Blüthe der jungen Intelligenz geweſen, welche den Handſtreich von 1825 gewagt hat". Und er ſprach nur die Wahrheit, wenn er hinzufügte: „Mit jugendlicher Begeiſterung hing man an einer Anzahl begabter, aber gleichfalls dem wirklichen Leben fernſtehender Führer. Viele Officiere hielten es für ein Gebot der Ehre, Gefahr und Noth mit den Männern zu theilen, die ſie als edle, begeiſterte Vorkämpfer der modernen Ideen kannten. Das Bewuſſtſein, den Beſten anzugehören, wirkte ſtärker als die Furcht vor Tod und Exil. Man war zum erſtenmal mit dem Idealismus in Berührung gekommen und konnte der Zauberkraft eines Unternehmens nicht widerſtehen, das jedem, der daran theilnahm, einen Platz unter den Beſten der Zeit zu ſichern ſchien" [1].

---

[1] „Aus den Memoiren eines ruſſiſchen Dekabriſten" (Baron Andreas Roſen, ein Eſthländer. geſt. 1884), 1869, S. 33.

3.

Am 1. December 1825 verſtarb Zar Alexander der Erſte zu Taganrog am Gallenfieber.

Der weiland Abgott von Europa hatte den Unbeſtand der irdiſchen Dinge vor ſeinem Ableben auch noch reichlich erfahren müſſen. Auch über ihn waren jene Enttäuſchungen, Verſtimmungen und Verbitterungen gekommen, denen kein Menſch entgeht, es wäre denn etwa ſo ein olympiſcher Egoiſt wie Wolfgang Göthe, der es verſtand, fremdes und eigenes Leid von ſich abzuſchütteln, wie ein ſich aufſchwingender Adler den Erdenſtaub von ſeinen Fittigen ſchüttelt.

Zar Alexander der Erſte war nun zwar auch ein Egoiſt, jedoch kein Olympier, ſondern nur ein Menſch vom Mittelmaß. Sein Lebensabend iſt ein ſehr umwölkter geweſen. Das Glück, die flüchtige Dirne, welche ihn weit über ſein Verdienſt begünſtigt, ja geradezu verhätſchelt hatte, wandte mit jenem boshaftſpöttiſchen Lächeln, womit ſie ihre Günſtlinge und Opfer zu verabſchieden pflegt, ihm den Rücken. Die Weihrauchspfannen, welche ihn ſo lange berauſcht hatten, hörten zu dampfen auf. Sein Größewahn erfuhr eine Verleugnung nach der andern. Der ſchmerzlichſte Schlag traf ſeine Eitelkeit, als er ſeine Favorit-Odaliſke, Frau von Naryſchkin — Polin von Geburt, „donc belle, gracieuse et intrigante“ —

auf der ſchnödeſten Untreue ertappen muſſte[1]). Das tiefſte Herzeleid bereitete ihm der Verluſt des zärtlich geliebten Töchterleins, welches die Treuloſe ihm geboren hatte und das elfjährig ins Grab ſank. Er glaubte bitteren Grund zu haben, über den Undank von Menſchen und Völkern ſich zu beklagen. Nur ſein „Herzbruder“ an der Spree wankte nicht in der Treue. Die auf Koſten der Ruſſen — und begreiflicherweiſe zu ihrem ſchweren Verdruß — launiſch begünſtigten Polen wurden ihm zu großem Aergerniß. Denn ſie erdreiſteten ſich ja, aus dem Konſtitutionalismus, womit er ſie huldreichſt begnadigt hatte, etwas machen zu wollen, was über die theatraliſche Schauſtellung ſeiner liebwerthen Perſönlichkeit als „Thronredner“ und über das Blendwerk liberaler Phraſeologie hinausging.

Indeſſen das Bitterſte war doch wohl geweſen, daß der Zar noch vor ſeiner Reiſe nach Südruſſland, welche ihn dem Tod entgegenführte, beſtimmte Anzeigen vom Beſtehen einer revolutionären Verſchwörung in der ruſſiſchen Armee erhalten hatte. Das Schreckgeſpenſt der Revolution, welches er mittels Stiftung der ſogenannten „Heiligen Allianz“ für immer gebannt gewähnt hatte, richtete ſich plötzlich vor ihm auf. Und noch drohender wohl die Erinnerung an das grauſige Mordkomplott, welches ſeinen Vater erwürgt und ihn ſelbſt auf den Thron gehoben hatte. Ihn mochte die finſtere Ahnung durchſchauern, daß auch ſein Ausgang ein gewaltſamer ſein könnte. Und dieſe Ahnung war nicht ganz grundlos. Denn unter den verſchworenen Officieren gab es zu dieſer Zeit (1825) welche, die gewillt, dem Zaren das Schickſal ſeines Vaters zu bereiten. Als Peſtel und ſeine Vertrauteſten Anzeichen wahrzunehmen glaubten, die zariſche Regierung müſſte von ihren Anſchlägen unterrichtet ſein, anerbot ſich der Huſarenoberſt Artamon Murawjew, nach Taganrog zu eilen und einen Mordſchlag gegen Alexander zu verſuchen, um den Ausbruch der Verſchwörung zu beſchleunigen.

---

[1]) Das Nähere hierüber ſiehe beim General Friedrich von Gagern, „Journal meiner Reiſe nach Ruſſland im Jahre 1839“, gedruckt im 3. Bande ſeiner Biographie von H. v. Gagern, 1857, S. 398.

Derweil wagte der kranke Zar, körperlich und ſeeliſch leidend, in trübſälige Dumpfheit verfallen, dem Bedrohlichen, was ihm angezeigt worden, nicht feſt ins Antlitz zu blicken. Er unterließ es, gegen die beſtehende Verſchwörung, welcher ja zu ſeinem nicht geringen Schrecken Mitglieder der erſten Familien des Reiches angehörten, raſche und kräftige Vorkehrungen zu treffen. Ebenſo, für den Fall ſeines Todes eine unverzögerte und regelrechte Thronfolge zu ſichern. Denn was zu dieſem Zwecke früher geſchehen, ſollte ſich bald als ganz unzulänglich herausſtellen. Es war dabei thörichter Weiſe mit ſolcher Geheimnißthuerei verfahren worden, daß von dem ganzen Gefolge, welches das Bett des ſterbenden Kaiſers in Taganrog umſtand, niemand wuſſte, wer des Kinderloſen Thronerbe ſein ſollte.

Paul der Erſte hatte, wie bekannt, außer ſeinem älteſten Sohne Alexander, noch die drei Söhne Konſtantin, Nikolai und Michail hinterlaſſen. Nach Alexanders Ableben muſſte alſo von rechtswegen Konſtantin Zar werden. Allein dieſer zur Zeit als Vicekönig von Polen in Warſchau reſidirende Großfürſt hatte ſich die Ehre verbeten und war damit den Wünſchen der zariſchen Familie entgegengekommen. Denn im Schoße derſelben hatte man einer Throngelangung Konſtantins, welcher in jeder Beziehung als der Sohn ſeines Vaters ſich erwies, nur mit Bangen entgegengeſehen. War doch Grund genug zu der Beſorgniß vorhanden, Konſtantin würde gerade ſo zariſiren, wie Paul zariſirt hatte, und folgerichtig wohl auch ebenſo enden. Dieſelbe Ahnung war in dem Großfürſten ſelber aufgedämmert. Iſt es doch wohlbezeugt, daß er in ſchaudernder Erinnerung an die Märzmordnacht von 1801 wiederholt geäußert hat, er hätte einen zu kitzlichen Hals, als daß es ihn gelüſten könnte, Kaiſer aller Reußen werden zu wollen. Einen weiteren Beweggrund oder Vorwand, auf dieſe gefährliche, mit der Vorſtellung von erwürgenden Servietten und erdroſſelnden Officiereſchärpen in beängſtigender Verbindung ſtehende Ehre zu verzichten, bot die Trennung des Großfürſten von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin, einer koburgiſchen Prinzeſſin, und ſeine morganatiſche Verbindung mit der ſchönen und geſcheiden Polin Johanna Grudzinſka, welche es verſtand, den wilden Halbnarren und Ganzbaſchkiren einigermaßen zu bändigen. Schon 1819 hatte er ſeinem Bruder Alexander ſeine Geneigtheit zur Entſagung auf die Thronnachfolge zu erkennen gegeben.

Etliche Jahre ſpäter, im Januar 1822, gab Konſtantin dieſer ſeiner Abſicht beſtimmteren Ausdruck in der Form eines an den Zaren gerichteten Briefes. Hier erklärte er, auf den Fall des Ablebens Alexanders hin, auf den ruſſiſchen Thron zu Gunſten des nächſtälteſten Bruders, alſo des Großfürſten Nikolai, zu verzichten. Von dieſem Schreiben ſetzte der Zar den Fürſten Galyzin, ſeinen damals bevorzugten, unlange darauf durch die Machenſchaften des geiſtlichen Hannswurſts Photi zum Fall gebrachten Miniſter, unverweilt in Kenntniß und befahl demſelben, den Inhalt des Briefes dem Erzbiſchof Philaret von Moſkau bekanntzugeben, damit dieſer ein Manifeſt verfaſſte, kraft deſſen die Entſagung Konſtantins und die Berufung Nikolai's ſtaatsrechtliche Geltung erhalten ſollte und erhielt. Dieſe Urkunde wurde in der Kathedralkirche von Moſkau niedergelegt, um, wie der Zar beſtimmte, ſofort nach dem Eintreffen der Nachricht von ſeinem Tode durch den Erzbiſchof eröffnet und bekanntgemacht zu werden. Verſiegelte Abſchriften des Aktenſtückes kamen nach Petersburg in die Archive des Senats, des Reichsraths und des Synods. Mit alledem wurde ſo geheimniſſelt, daß weder Konſtantin ſelber, noch Nikolai davon erfuhr. Der letztgenannte Großfürſt war allerdings bei Gelegenheit durch die Kaiſerin-Mutter von dem Briefe unterrichtet worden, welchen Konſtantin im Januar 1822 an Alexander geſchrieben hatte. Allein die Kaiſerin-Mutter, welche von der inzwiſchen auf Grund dieſes Briefes errichteten Urkunde ebenfalls nichts wuſſte, hatte ihrem dritten Sohne dabei ausdrücklich geſagt, der Brief ſei eben nur ein Privatbrief und habe keine ſtaatsrechtliche Bedeutung. Von dem Vorhandenſein der die Thronfolge regelnden Urkunde wuſſten demnach nur drei Menſchen, Alexander ſelbſt, Galyzin und Philaret. Der Zar nahm das Geheimniß mit ins Grab, der Erzbiſchof that nach der Kataſtrophe von Taganrog nicht, was ihm vorgeſchrieben war, ſondern ſchwieg, und Galyzin ſeinerſeits hat umſonſt verſucht, ſeine Pflicht zu thun.

Dies die Motive der „Comedy of errors“, welche im December von 1825 in Petersburg in Scene ging und zur Dekabriſten-Tragödie umſchlug.

4.

Sobald die Kunde vom Ableben Alexanders nach Petersburg und Warſchau gelangte, handelte dort der Großfürſt Nikolai und hier der Großfürſt Konſtantin ſchleunigſt. Aber dieſe Handlungen widerſprachen ſich vollſtändig.

Konſtantin ſandte ſchon am 8. December ſeinen Bruder Michail, welcher ſich gerade bei ihm befand, mit Briefen nach Petersburg, welche, an die Kaiſerin-Mutter und an den Großfürſten Nikolai gerichtet, ſeine ſchon früher erklärte Entſagung inbetreff des Zarenthrons beſtätigten. Bevor jedoch der Träger dieſer Briefe die ruſſiſche Hauptſtadt erreichen konnte, hatte Nikolai — ſchon am 9. December — in der Kirche des Winterpalaſtes ſeinem Bruder Konſtantin, als dem rechtmäßigen Zaren, eidliche Huldigung geleiſtet. Galyzin kam zu ſpät, dieſe Uebereilung zu verhindern, und vermochte auch die Mitglieder des Reichsraths, wohin er eilte, nicht zur Eröffnung der dort liegenden Abſchrift der Entſagungsurkunde zu bewegen. Nikolai ſelber legte übrigens dieſem Aktenſtück, als man ihm davon ſprach, keinen Werth bei, vermeinend, daſſelbe wäre weiter nichts als ein Privatbrief ſeines Bruders Konſtantin. Da nun die im Senat und im Synod niedergelegten Abſchriften ebenfalls uneröffnet gelaſſen wurden und auch der Erzbiſchof Philaret in Moſkau die dort vorhandene nicht öffnete und bekanntgab — ſo wenig wurde von den höchſten Würdenträgern der Wille des verſtorbenen Zaren geachtet — da ferner der Großfürſt Nikolai, ſogar dann, als der Reichsrath endlich von der rechtsgiltigen Entſagungsurkunde Kenntniß genommen, ſeine geſammte Umgebung und alle hohen Staatsbeamten aufforderte, ſeinem Beiſpiele zu folgen und dem Zaren Konſtantin den Huldigungseid zu leiſten, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß der Vicekönig von Polen in Petersburg und in Moſkau für den rechtmäßigen Kaiſer von Ruſſland galt.

Das ging nun etliche Tage ſo, ein förmliches Zwiſchenregiment. Denn auch die Ankunft des Großfürſten Michail aus Warſchau machte demſelben kein Ende. Mit der erzkorporaliſchen Pedanterei, welche nachmals den Zaren Nikolai ſein Leben lang kennzeichnete, wollte der Großfürſt Nikolai in den von Michail mitgebrachten Briefen lediglich nur Privatbriefe ſehen. Zudem — und dies muß allerdings als Gewiſſenhaftigkeit anerkannt werden — hatte Konſtantin dieſe Briefe geſchrieben, bevor ihm bekannt war, daß ihm in Petersburg als Kaiſer gehuldigt worden, und darum ſcheint Nikolai geglaubt, beziehungsweiſe gefürchtet zu haben, der Huldigungsakt könnte den Entſagungsentſchluß ſeines älteren Bruders rückgängig gemacht haben.

Die Komödie der Irrungen ſpielte alſo luſtig weiter. Nikolai ſandte an Konſtantin einen Feldjäger mit der Botſchaft, er, Nikolai, werde ſich dem Willen ſeines Bruders unterwerfen, falls die konſtantin'ſche Willensmeinung in amtlicher Form kundgegeben würde. Damit noch nicht genug: Nikolai ſandte dem Feldjäger den Großfürſten Michail nach mit dem Auftrag an Konſtantin, dieſer möge ſelber nach Petersburg kommen. Es währte bis zum 24. December, bis dieſer Hin- und Herſchickerei ein Ende gemacht wurde durch die Zurückkunft des Feldjägers aus Warſchau mit in aller Form verfaſſten, unterſchriebenen und beſiegelten Schriftſtücken, kraft welcher die Thronentſagung Konſtantins rechtsgiltigen Ausdruck erhielt.

Jetzt ließ der Großfürſt Nikolai, als rechtmäßiger Zar aller Reußen ſich fühlend, ein Manifeſt aufſetzen, welches am 26. December als am Tage der Huldigung und Eidesleiſtung ausgegeben werden ſollte.

Aber damit lief es nicht ſo glatt ab. Der Tag der Huldigung wurde zu einem Tage der Rebellion, in der Geſchichte Ruſſlands epochemachend, weil an dieſem Tage die modernen Ideen den erſten, freilich ſehr ungeſchickten Verſuch wagten, dem Zarismus zum Tort und Trotz gewaltſam ſich Bahn zu ſchaffen.

Schon wenige Tage nach dem Eintreffen der Todesbotſchaft aus Taganrog hatten in Petersburg die Verſchworenen zu einem ſolchen Verſuch ſich anzuſchicken begonnen. Der Wirrwar des Zwiſchenreiches ließ ihnen Zeit, ihre freilich ſehr unzulänglichen Vorbereitungen zu treffen, und namentlich den Umſtand zu benützen, daß die Garderegimenter, wie der Großfürſt Nikolai gewollt und befohlen, für den „Kaiſer Konſtantin" in Eid und Pflicht genommen worden waren. Sie rechneten auf die Verwirrung, welche der zu erwartende Befehl, dem „Kaiſer Nikolai" zu ſchwören, in den ſo eben für den Kaiſer Konſtantin beeidigten Soldaten hervorrufen müſſte, und dieſe Verwirrung ſollte benützt werden, zunächſt die Garderegimenter mitfortzureißen. Wohin aber und wozu? Das blieb ziemlich nebelhaft. Denn während die beſonneneren Verſchwörer mit der Herſtellung eines konſtitutionell-monarchiſchen Ruſſlands ſich zufriedengeben wollten, phantaſirten die hitzköpfigeren von einer ruſſiſchen Republik.

Am 24. December (neuen, 12. alten Stils) traten die in Petersburg anweſenden Häupter der Verſchwörung bei dem Fürſten E. P. Obolenſky zu einem entſcheidenden Rathſchlag zuſammen. Die Herren debattirten über die Inſceneſetzung des beſchloſſenen Unternehmens — denn beſchloſſen war es bereits — und zogen die Mittel zur Ausführung in Betracht. Die Mittel ſollten, wie ſchon angedeutet, die Garderegimenter ſein, obzwar man nur auf die niederen, nicht aber auf die höheren Officiere derſelben rechnen konnte und die Soldaten von gar nichts wuſſten. Man hoffte, wie ſchon geſagt, dieſe „rudem indigestamque molem" mitfortzureißen. Den Oberbefehl über alles, was man an Bewaffneten aufbringen könnte, ſollte der Fürſt Trubetzkoy führen — eine traurige Wahl, wie ſich bald kläglich herausſtellte. Am Tage, wo die Huldigung für Nikolai ſtattfinden würde, ſollten die „mitfortzureißenden“ Truppen nach dem Senatsplatze geführt und dort unter dem Vorwande, dem „rechtmäßigen“ Zaren Konſtantin die beſchworene Treue zu halten, zur Verweigerung der Eidesleiſtung für Nikolai vermocht werden. Wäre dies gelungen und wären damit die Truppen zu einem willigen Werkzeug in den Händen der Verſchwörer geworden, ſo wollten dieſe weitergehen. Der Thron ſollte für erledigt erklärt und eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt werden. Während dieſe mit Beihilfe des Reichsraths und des Senats amtete, ſollten im ganzen Reiche die Wahlen zu einer verfaſſunggebenden Nationalverſammlung vorſichgehen, damit auf Grund der Beſchlüſſe dieſes Parlaments Ruſſland neu konſtituirt würde.

In dieſem Plan war gar vieles ſo unbeſtimmt, ja geradezu ſo traumhaft, daß in dem Kreiſe der Verſammelten ſelbſt Bedenken und Einwürfe laut werden muſſten. Dieſer und jener fand namentlich die militäriſchen Vorbereitungen durchaus ungenügend. „Aber — lautete die Abfertigung — man kann für ein derartiges Unternehmen doch keine Probe halten wie für eine Parade.“ Als der Baron Roſen, Scharfſchützenofficier bei den finnländiſchen Gardejägern, es für ſeine Pflicht hielt, zu erklären, daß man keineswegs, wie man zuverſichtlich vorausſetzte, auf die Mehrzahl der Officiere und Soldaten dieſes Regiments rechnen dürfte, ſowie, daß ſeiner Meinung nach ein ſo ſchlecht vorbereitetes Wagniß unmöglich gelingen könnte, entgegnete ihm der enthuſiaſtiſche Konrad Ryléjew: „Ja, es iſt freilich geringe Ausſicht auf Erfolg; aber man muß doch einmal etwas thun, man muß doch endlich anfangen“ [1].

So wurde denn angefangen.

5.

Die Revolte war für die Regierung keine Ueberraſchung: das Geheimniß der Verſchwörung war ja nicht bewahrt worden.

An demſelben Decembertag, an welchem Mittags die endgiltige Erklärung Konſtantins aus Warſchau im Winterpalaſt eintraf und Abends die Verſchwörer bei Obolenſky ſchlüſſig wurden, loszuſchlagen, „anzufangen“, waren Vormittags an den Zaren Depeſchen aus Taganrog gelangt, worin der Generaladjutant Diebitſch Mittheilung von den Enthüllungen machte, welche dem verſtorbenen Kaiſer in ſeinen letzten Lebenstagen zugegangen, Enthüllungen über das Beſtehen einer Militärverſchwörung. Der Hauptſitz derſelben wäre Tultſchin, aber auch in Petersburg befänden ſich zahlreiche Mitglieder und Führer und als ganz beſonders verdächtig müſſte das Chevaliersgarderegiment angeſehen werden. Beſtimmtere Anhaltspunkte fehlten noch und der Militärgouverneur der Hauptſtadt, der General Miloradowitſch, welchen man mit der Erforſchung der Sache betraute, war dazu nicht der rechte Mann. Um ſo weniger, als er ſich von einem der Verſchworenen, dem Hauptmann Jakubowitſch, der ſein ganzes Vertrauen beſaß, blauen Dunſt vormachen ließ. Der alte joviale Soldat und Lebemann nahm die Sache gar nicht ernſthaft, ſondern nur als eine bedeutungsloſe Kurzweil von Leutnants und Fähnrichen. „Bah, ſagte er, laſſt doch die jungen Leute unbehelligt einander ihre ſchlechten Verſe vorleſen.“ Er mochte dabei an des jungen Alexanders Puſchkin „Ode an den Dolch“ denken, welche zum Entzücken aller Unzufriedenen handſchriftlich in ganz Ruſſland umging, aber keineswegs aus „ſchlechten“ Verſen, ſondern aus recht guten beſtand. Genug, Miloradowitſch that in ſeiner Argloſigkeit ſoviel wie nichts, um klarzuſtellen, ob etwas und was an der Verſchwörung wäre.

---

[1] Memoiren eines Dekabriſten, S. 44.

Von anderer Seite her fiel ein Lichtſtral in das Dunkel und zwar ebenfalls noch am ereignißreichen 24. December. Nämlich der General Biſtram, Befehliger der finnländiſchen Gardejäger, hatte zum Adjutanten einen noch ſehr jungen Officier, Jakob Roſtowzow, über welchen das Herannahen der Kriſis eine ſolche Verdatterung brachte, daß er zum Anzeiger wurde. Freilich nur im allgemeinen, aber doch erfuhr der neue Zar durch ihn nicht nur, daß die durch Diebitſch ſignaliſirte Verſchwörung nicht bloß wirklich exiſtirte und einen beträchtlichen Umfang gewonnen hätte, ſondern auch, daß der Thronwechſel den Verſchworenen einen Vorwand und die Gelegenheit zu offener Meuterei geben ſollte.

Der Schrecken des Kaiſers über dieſe Enthüllung war groß. Ueber die Mittel und Wege, welche die Meuterer anzuwenden und einzuſchlagen beabſichtigten, wuſſte Roſtowzow nichts anzugeben oder auch wollte er nichts angeben, wie er denn auch Namen zu nennen vermied. Es wurde nun in der Eile das Mögliche gegen die drohende Gefahr vorgekehrt und am Abend vom 25. December ging vom Winterpalaſt der Befehl aus, daß am Morgen des folgenden Tages die Beeidigung und Huldigung der Truppen für Zar Nikolai ſtatthaben ſollte.

Wie wenig ausgiebig die vonſeiten der Regierung für dieſen 26. December getroffenen Vorkehrungen ſich erwieſen und wie viel dem Zufall anheimgeſtellt blieb, kann uns der Blick auf zwei Scenen lehren, deren Schilderung von Augenzeugen und Mithandelnden herrührt.

In der Morgendämmerung des 26. Decembers verſammelten ſich erhaltenem Befehle gemäß die Officiere der finnländiſchen Gardejäger bei ihrem Kommandanten Biſtram. Dieſer verkündete ihnen die Thronbeſteigung Nikolai's, las ihnen das Teſtament Alexanders, die Entſagungserklärung Konſtantins und das Manifeſt des neuen Kaiſers vor. Als der General damit zu Ende war, trat der Baron Roſen aus dem Kreiſe ſeiner Kameraden und ſagte: „Wenn alle von Ew. Excellenz verleſenen Papiere authentiſch ſind, woran zu zweifeln ich kein Recht habe, wie iſt es dann zu erklären, daß wir nicht am 9. December ſogleich dem Kaiſer Nikolai den Eid der Treue geſchworen haben?" Dieſe Frage des Schützenofficiers war ſchon ein greller Verſtoß wider die Disciplin, gar keine Frage. Von rechtswegen alſo hätte Biſtram den Frager ſofort in Arreſt ſchicken müſſen. Aber es war eben an dieſem Schickſalstage an der Newa alles lotterig und ſchlotterig und ſo begnügte ſich der General, „mit ſichtlicher Verlegenheit" zu erwidern: „Sie urtheilen nicht richtig. Das haben Männer, die älter und erfahrener ſind als Sie, gehörig überlegt. Meine Herren, begeben Sie ſich in Ihre Bataillone, um den Eid zu leiſten" 1).

Der Prinz Eugen von Wirtemberg, Neffe der Kaiſerin-Mutter, der wahre und wirkliche Sieger von

---

1) Memoiren eines Dekabriſten, S. 45.

Kulm¹), ein durch ſeine Führung in den Feldzügen von 1812, 1813 und 1814 um Ruſſland hochverdienter, obzwar vom Zaren Alexander, ſeinem Vetter, mit ſchnödem Undank belohnter ruſſiſcher General, — der Prinz Eugen ſaß, im November nach Petersburg gekommen, um halb 1 Uhr Mittags in ſeinem Zimmer im Winterpalaſt in der Erwartung des auf 1 Uhr angekündigten Tedeums, als ſein Adjutant Moloſtwoff eiligſt eintrat mit der Ankündigung, das Garderegiment Moſkau ſei, als es hätte ſchwören ſollen, in Meuterei ausgebrochen. „Im Aufſtehen — erzählt der Prinz — fiel mein Blick auf den Palaſtplatz, wo einzelne Soldatengruppen mit Fahnen vorbeizogen. Rings um ſie her drängten ſich unüberſehbare Volksmaſſen, aus denen wildes Geſchrei hervortönte. Was mir dabei am meiſten auffiel, war ein aus einem Schlitten ſpringender Stabsofficier, der, ſeinen Czako abnehmend, blutende Kopfwunden gewahren ließ. Schnell zog ich meine Galauniform an und eilte die Treppe hinab." Drunten auf dem Platze vor dem Palaſt traf der Prinz zu ſeiner nicht geringen Verwunderung den Zaren inmitten eines dichten Volkshaufens, welchem ſein Thronbeſteigungsmanifeſt vorzuleſen Nikolai ſich abmühte. Wunderliche Schickſalsironie: dieſer hochmüthigſte, unnahbarſte

---

[1] Die Beweiſe hierfür habe ich in meinem Buch „Blücher; ſeine Zeit und ſein Leben", 2. Aufl. III, 149 fg. beigebracht.

Deſpot, den es jemals gegeben, ließ am erſten Tag ſeiner Herrſchaft zu einem Verſuche ſich herbei, Popularität zu gewinnen. Die „Baſſermann'ſchen Geſtalten" waren dazumal zwar noch nicht benamſet und klaſſificirt, aber doch ſchon vorhanden. Auch an der Newa. Der Prinz Eugen erblickte ringsher hinlänglich viele Ebenbilder Gottes von dieſer Sorte, fand darum die Anweſenheit des Kaiſers unpaſſend, ja gefährlich, und flüſterte ihm zu: „Tragen Sie doch Sorge für Ihre Perſon! Steigen Sie lieber zu Pferde." Der Zar fand den Rath gut, rief nach ſeinem Pferde und nach wenigen Minuten war er im Sattel. Bevor er aufſtieg, um, gefolgt von dem Generaladjutanten Lewaſchoff, wegzureiten, drückte er dem Prinzen die Hand und rief ihm zu: „Schütze mir Mutter, Frau und Kinder!" — „Wo wollen Sie denn hin?" — „Auf dem Senatsplatze ſelbſt zu den Meuterern reden. Dort haben ſie ſich verſammelt" [1]).

So war es. Auf dem Senatsplatze ſuchte der Dekabrismus in die geſchichtliche Erſcheinung zu treten und hier erlebte er ſein blutiges Fiasko.

Bis gegen Mittag zu — genauer geſprochen, bis gegen 10½ Uhr — hatte man im Winterpalaſt

---

1) Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Wirtemberg, aus deſſen eigenhändigen Aufzeichnungen herausgegeben von Generalmajor von Helldorff, 1861, 4. Th. 18 fg.

hoffen dürfen, daß der Huldigungstag ganz programmatiſch-regelrecht verlaufen werde. Es waren ſich ja ohne Störung die Meldungen gefolgt, daß die Garderegimenter Preobraſchenſk, Semenow und Pawlow, ſowie die Chèvaliersgarde und die geſammte Gardereiterei in aller Form dem Kaiſer Nikolai gehuldigt und geſchworen hätten. Dann aber war gemeldet worden, das Regiment Moſkau hätte den Eid verweigert und wäre mit dem Ruf: „Hurrah für Kaiſer Konſtantin!“ aus ſeiner Kaſerne nach dem Senatsplatz marſchirt. Wenigſtens die Mehrzahl ſeiner Mannſchaft habe ſo gethan, geführt von den Hauptleuten Fürſt Tſchegin-Roſtowſky und Michail Beſtuſchew. Der Erſtgenannte hätte, als er den Eid verweigerte, den Degen gezogen und auf den Oberſt und auf den Bataillonskommandanten, welche der Betheiligung an der Meuterei ſich weigerten, einen Angriff gemacht, auch beide Stabsofficiere ſchwer verwundet. Dann war noch die Nachricht gekommen, daß mit den Mannſchaften des Regiments Moſkau, das ebenfalls eidweigernde Bataillon der Gardemarine auf dem Senatsplatze ſich vereinigt hätte und daß auch in der reitenden Gardeartillerie ſtarke Anzeichen, mitzumeutern, zu Tage getreten wären. Alles zuſammen ergab, daß die Aufwiegler den Namen des Großfürſten Konſtantin vorgeſchoben hätten, um die Soldaten mittels einer ihnen verſtändlichen Loſung fortzureißen.

Es hieße ſehr ungerecht ſein, wollte man verſchweigen oder gar beſtreiten, daß der Zar Nikolai an dieſem Tage zwar wenig Talent, aber doch Muth und Entſchloſſenheit nicht gewöhnlichen Grades bethätigt habe. Es galt freilich eine Kaiſerkrone und ſo ein Ding iſt in der Meinung der Menſchen ſchon dazu gemacht, ſelbſt mittelmäßige Geiſter zum Wetten und Wagen zu ſpornen. Auch muſſte es, die Sache menſchlich unbefangen und nicht mit der Brille der Parteibornirtheit angeſehen, hintennach als ſehr begreiflich erſcheinen, daß Nikolai die gallenbittere Erinnerung an dieſen Tag nie zu verwinden vermochte und daß er aus dieſer Erinnerung als aus einer unerſchöpflichen Quelle den wilden Haß ſchöpfte gegen alles, was irgendwelchen Zuſammenhangs mit den liberalen Ideen, geſchweige mit der Revolution, verdächtig ſchien.

Als er, wie gemeldet, vor dem Palaſt zu Pferde geſtiegen war, traf er, während mälig Adjutanten, Generale und die Mitglieder des diplomatiſchen Korps ſich um ihn ſammelten, ſofort Anordnungen zur Eindämmung und Niederwerfung des Aufſtands mittels Heranziehung und Aufſtellung zuverläſſiger Truppen. So des Regiments Preobraſchenſk und der Gardereiterei. Dann brach er ſelbſt mit einer Kompagnie Preobraſchenſker nach dem Senatsplatz auf. Das Gefolge ſchloß ſich an, das erſte Bataillon des genannten Regiments und das vom General Alexei

Orlow geführte Regiment Gardereiter marſchirten hintendrein.

Wie hatten ſich aber inzwiſchen auf dem Senatsplatz die Dinge geſtaltet? Der „Anfang“, welchen der arme Lyriker Rylejew um jeden Preis gefordert hatte, war zugleich das Ende. Als Roſen gegen 11 Uhr auf dem Platz eintraf, fand er die Moſkauer hinter dem Denkmal Peters des Großen im Viereck aufgeſtellt, umgeben von einer tumultirenden Volksmenge, welche nicht wuſſte, was ſie aus der Geſchichte machen ſollte. In der Mitte des Vierecks ſtanden rathlos die drei Verſchworenen Tſchegin-Roſtowſky, Michail Beſtuſchew und J. J. Puſchtſchin. Dieſen rief Roſen an: „Wo find' ich unſern Oberbefehlshaber Trubetzkoy?“ — „Unſichtbar geworden,“ lautete die Antwort. „Wenn du kannſt,“ fügte Puſchtſchin hinzu, „ſo führe uns noch Mannſchaft zu. Wo nicht, ſo ſind auch ohne dich ſchon genug der Opfer hier.“ Roſen eilte nach der Kaſerne ſeines Regiments, um ſeine Schützen zu holen, und jetzt erhielten die Meuterer auch Verſtärkung durch das zu ihnen ſtoßende Bataillon der Gardemarine, ſowie durch drei Kompagnieen vom Leibgrenadirregiment, welche der Bataillonsadjutant Panow und der Leutnant Sutthoff herbeiführten. Dabei fehlte es nicht an einem jener komiſchen Züge, welche die alte Humoriſtin Hiſtoria in ihre Bilder hineinzuſchnörkeln liebt. Als nämlich Panow mit ſeinen Leibgrenadiren auf dem Wege zum

Senatsplatz war, kam ihm der Einfall: Wie wär's, wenn wir uns unterwegs des Winterpalaſtes bemächtigten? Gedacht, gethan, d. h. er verſuchte es zu thun. Allein im Hofe des Schloſſes traf er das Gardeſappeurbataillon ſchlagfertig aufgeſtellt und fand demnach für gerathen, ſchleunigſt ab- und weiterzuziehen. Da, beim Generalſtabsgebäude, ſtießen die dahinſtürmenden Grenadire auf den Kaiſer und ſein Gefolge. „Halt!" kommandirte Nikolai — „wohin? Für wen?" — „Hurrah für Konſtantin!" — „In dieſem Fall," erwiderte verblüfft der Zar, „müſſt ihr euch links wenden." Und er befahl ſeinen Preobraſchenſkern, ihre Reihen zu öffnen und die Meuterer durchzulaſſen, damit ſie zu ihren Kameraden auf dem Senatsplatz gelangten. Nikolai hat demnach ſelber der Rebellion eine Verſtärkung zugeführt. Wie er ſpäter ſich geärgert haben mag über dieſen ſchlechten Witz der beſagten Humoriſtin! Zur Stunde, wo den Moſkauern alle die erwähnten Verſtärkungen zugegangen waren, mochten die Meuterer auf dem Senatsplatz mitſammen etwa 2000 Mann ſtark ſein.

Wäre dieſe Streitmacht — darin ſtimmen alle Zeugniſſe ſo ziemlich überein — von einem tüchtigen und energiſchen Führer unverweilt zu einem nachdruckſamen Angriffsſtoß auf den Zaren und deſſen Umgebung gelenkt und getrieben worden, ſo hätte der Tag leicht ein ganz anderes Ergebniß haben können, als er hatte. Zumal bei dem zögernden Vorgehen der kaiſerlichen Truppen — verurſacht namentlich durch das lange Ausbleiben der herbeibefohlenen Artillerie — unverkennbare Merkmale zeigten, daß die Volksmaſſe gar nicht abgeneigt wäre, mit den Aufſtändiſchen gemeinſame Sache zu machen. Sah man doch aus den Reihen der Truppen Soldaten zu den Meuterern hinübereilen und begann der Pöbel Steine auf die nikolaitiſchen Bataillone zu ſchleudern. Allein die Empörer, unter welchen ſich kein Mann von Initiative befand, welcher das Zeug gehabt hätte, mit raſchem Griff der oberſten Führung ſich zu bemächtigen, thaten nichts als ihre Czakos in die Höhe werfen und „Hurrah Konſtantin!“ und „Hurrah Konſtitution!“ oder vielmehr „Hurrah Konſtitutia!“ ſchreien, weil man den Soldaten weisgemacht hatte, das wäre die Frau des rechtmäßigen Zaren. Was die Officiere angeht, ſo „kommandirten alle und ſchrieen alle durcheinander; es herrſchte vollſtändige Anarchie“ [1]). Einer freilich handelte, der Leutnant Kachowſki, aber wie? So, daß ſein Handeln nur ein gemeines Morden war. Er ſchoß nämlich den alten argloſen General Miloradowitſch, welcher auf den Platz geeilt war, um mittels guter Worte die Meuterer zu beſchwichtigen, hinterrücks nieder und ebenſo etwas ſpäter den Oberſt Stürler, als dieſer

---

[1]) Memoiren eines Dekabriſten, S. 54.

Kommandant der Leibgrenadire ſeine meuternden Soldaten zu ihrer Pflicht zurückzuführen ſuchte.

Derweil hatte Prinz Eugen eiligſt vorgekehrt, was ſich zur Sicherung des Palaſtes und der kaiſerlichen Familie vorkehren ließ, und war dann dem Zaren nachgeritten. Auf ſeinem Wege und auch ſpäter noch konnte er ſich von der heilloſen Verwirrung überzeugen, welche an dieſem Tage in den Köpfen herrſchte. Als er einen ihm begegnenden Gardegeneral fragte: „Sind Sie Ihrer Leute ſicher?“ lautete die Antwort: „So gewiß wie meiner ſelbſt. Aber das will eben nicht viel heißen; denn verflucht mag ich ſein, wenn ich weiß, um was es ſich handelt.“ Der Generalſtabschef der erſten Armee, General Toll, ſo eben aus Mohilew angelangt, fragte den vorbeireitenden Prinzen: „Iſt's denn wahr, daß man Konſtantin nicht anerkennen will?“ Der Prinz mußte mitanſehen, wie der Pöbel Anſtalt machte, in ſeiner Art mitzuthun. Etliche Kerle verſuchten den General Woinow vom Pferde zu zerren, andere bombardirten das Gefolge des Kaiſers mit Steinen und Schneebällen. Als ein ſolcher den Prinzen getroffen, ritt er den Werfer um und ſchrie ihm zu: „Was macht ihr denn da?“ Worauf der Umgerittene am Boden: „Wir wiſſen's ſelber nicht. Wir machen nur Spaß, Väterchen.“

Eugen traf den Zaren zwiſchen der im Bau begriffenen Iſaakskirche und der Admiralität, alſo angeſichts des von den Empörern beſetzten Platzes. Sie hielten die Mitte deſſelben und machten Front gegen die Admiralität. Vor, neben und hinter ihnen wogte ein buntes Volksgedränge. Dicht hinter dem kaiſerlichen Gefolge hielt das erſte Bataillon von Preobraſchenſk. General Orlow war mit dem Gardereiterregiment rechter Hand der Admiralität entlang aufmarſchirt. General Benkendorf führte das Regiment der Chevaliersgarde vom Winterpalaſt heran. Hinter ihm der Oberſt Saß die reitenden Pionire, während bald auch die Spitze des Regiments Pawlow erſchien, welches der Großfürſt Michail herbeigeholt hatte. Das waren Truppen genug, um mit den rath- und führerloſen Meuterern fertig zu werden. Dennoch zögerte man mit dem Angriff auf ſie. Der Zar war unſchlüſſig und ſchien der Streitmacht, über welche er verfügte, nicht zu trauen. „Warum kommen ſo wenig Truppen und wo bleibt die Artillerie?“ fragte er. In ſeiner Umgebung ging ein Gemurmel um, auch in der Gardeartillerie ſpuke die Meuterei, und dem darüber verwunderten Prinzen von Wirtemberg, welcher von der Exiſtenz der Verſchwörung nichts wuſſte, wurde zugeflüſtert: „Ne vous y trompez pas, c'est une conspiration“ [1].

Endlich kamen die Kanonen, aber ohne Munition, deren Herbeiſchaffung neuen Zeitverluſt verurſachte. Vielleicht wären die Geſchütze nicht zum feuern gekommen, wenn die Inſurgenten einen raſchen Vorſtoß unternommen hätten, um ſich derſelben zu bemächtigen. Sie konnten das um ſo mehr wagen, als ein Mitverſchworener, der Leutnant Annenkow, den Zug Chevaliergardiſten befehligte, welcher den Kanonen zur Deckung diente. Da aber ſeine Komplottgenoſſen nichts wagten, ſo wagte auch Annenkow nichts für ſie zu thun[1]).

---

[1] Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Wirtemberg, IV, 21 fg.

Das Erſcheinen von Fußvolk, Reiterei und Artillerie hatte derweil auf die Volksmenge einſchüchternd gewirkt. Sie verlor ſich nach und nach, als ſie merkte, daß es ſich da bald um anderes handeln würde als um Schneeballenſpäſſe. Als es dann wirklich, insbeſondere auf Betreiben des Prinzen Eugen, aufſeiten der kaiſerlichen Macht zum handeln kam, ſtand nur noch das Viereck der Meuterer auf dem Platz. Den erſten Angriff führte der General Orlow mit der Gardereiterei. Eine Trompetenfanfare gab das Signal. Fünfmal wiederholte das Regiment den ungeſtümen Anritt. Fünfmal prallte es an den Kugeln und Bajonnetten der Moſkauer und ihrer Mitmeuterer ab.

Dieſer Widerſtand ſcheint neues Zaudern auf der kaiſerlichen Seite bewirkt zu haben. Denn nur ſo erklärt ſich, da doch nun ſchon Blut gefloſſen, die

---

1) Memoiren eines Dekabriſten, S. 63.

Erneuerung der Verſuche, die Empörer zur Umkehr zu bewegen. Dieſe Verſuche waren es, welche Miloradowitſch und Stürler das Leben koſteten und auch das des Großfürſten Michail in Gefahr brachten: als er ſich dem Viereck näherte, um die Soldaten zur Unterwerfung aufzufordern, drückte der Leutnant Küchelbecker ein Piſtol auf ihn ab, aber die Waffe verſagte. Nun wollte man der böſen Friktion mit kirchlicher Salbung beikommen. Der Metropolit Seraphim erſchien mit großem Pomp auf dem Platz und beſchwor, mit dem geweihten Kreuz in der Hand, die Soldaten, in ihre Kaſernen zurückzukehren und der kaiſerlichen Gnade zu vertrauen, welche, er ſei bevollmächtigt zu dieſer Erklärung, allen zutheil werden ſollte, die Anſtifter der Empörung ausgenommen. Umſonſt. Die Meuterer ſchickten den Prälaten weg mit den Worten: „Geh' heim, Väterchen, und bete für uns! Hier haſt du nichts zu ſuchen.“

Der Zar durchritt die Reihen ſeiner Truppen, um ihren Eifer anzufeuern. „Sire, dort würden Kartätſchen gutthun,“ ſagte der Generaladjutant Toll zu ihm, gegen den Senatsplatz hinüberzeigend. Und es kam zum Dreinkartätſchen, denn die Munition war endlich angelangt. Es traf auch die Meuterer nicht unvorbereitet. Der Kaiſer ließ ihnen durch den General Suchoſannet förmlich ſagen, man müſſte gegen ſie zum Aeußerſten ſchreiten. Umſonſt. Die einzige Antwort, welche der Bote erhielt, war „Hurrah Konſtantin!" Worauf er: „Nun denn, ſo ſollt ihr den Nikolai kennen lernen."

Die Geſchütze wurden vorgezogen und mitten auf das meuteriſche Viereck gerichtet. Zuerſt ein blinder Schuß, dann zwei Vollkugeln, dann Kartätſchen. Als dieſe losgefeuert werden ſollten, verweigerte einer der Artilleriſten den Dienſt, indem er ſich bekreuzte. Der Hauptmann Bakunin nahm ihm die Lunte aus der Hand und trat an ſeine Stelle. Der Zar ſelber kommandirte Feuer und der Kartätſchenhagel ſchmetterte in das Viereck hinein. „Die Wirkung war unermeſſlich und in einem Augenblick der ganze Platz von den Empörern geſäubert. Obwohl Fußvolk und Reiterei lebhaft nachſtürmten, ſo konnte man doch die Flüchtigen nicht ſogleich erreichen. Sie hatten ſich in Schwärmen theils über die gefrorene Newa hin nach Waſſilji-Oſtrow, theils in einzelne Häuſer gerettet. Auf dem Platze lagen viele todte Soldaten. Auch in den benachbarten Häuſern hatten die Kartätſchen einige Menſchen verletzt, darunter ſelbſt Frauenzimmer. Es waren nur vier Schüſſe erfolgt und doch, wie man ſagte, mehrere hundert Opfer gefallen" [1].

---

[1] Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Wirtemberg, IV, 29. Der Prinz erfuhr für ſeine am 26. December bewieſene Treue und Hingebung vonſeiten ſeines Vetters Nikolai denſelben ſchnöden Undank, der ihm früher vonſeiten ſeines Vetters Alexander zutheilgeworden war.

So das Ende des petersburger Dekabertages von 1825. Ein jammerſäliges Ende, welches bewies, daß der ruſſiſche Liberalismus von dazumal nur über Worte, nicht über Thaten gebot. Uebrigens iſt dies ja überhaupt die Natur des Liberalismus, welcher nur die Wege „ruhiger Bildung“ zu wandeln verſteht. Sowie der geſchichtliche Vorwärtstrieb dieſe Vorſchrittswege für Umwege anſieht und ſtatt leiſetreteriſch langſam vielmehr geräuſchvoll raſch gradaus ſchreiten will, bleibt der Liberalismus zurück und lauernd ſeitwärts ſtehen. „Weit vom Schuß“ zwar, aber immer mit der nicht ſelten auch erreichten Abſicht, die Früchte des nicht mitgemachten Sturmlaufs, wobei der Vorwärtsſtürmer ſich gewöhnlich den Schädel einrennt, geſchäftsmäßig ſchlau einzuheimſen.

6.

Jetzt bekam der Galgen Futter und die „Kibitke“ Ladung.

Der Zarismus ließ ſeine ausgeſtandene Angſt den niedergeſchmetterten Liberalismus gehörig entgelten. „Vae victis!“ Das iſt nun einmal ſo, war immer ſo und wird immer ſo ſein, bis der letzte Sieger dem letzten Beſiegten, alſo der letzte Menſch dem vorletzten, den Garaus gemacht haben wird.

Am Abend vom 26. December wurde in der Kirche des Winterpalaſtes ein ſolennes Tedeum geſungen. Dann begann ſofort das Rachewerk, natürlich hübſch ordentlich geſetzmäßig angeſtrichen.

Die inzwiſchen gefangengenommenen Verſchwörer und Meuterer wurden in den Palaſt gebracht, um durch den Generaladjutanten Lewaſchoff, in Gegenwart des Zaren einem erſten Verhör unterzogen zu werden. Der erſte mit auf den Rücken gebundenen Armen Vorgeführte war der Hauptmann Fürſt Tſchegin-Roſtowſky, welcher eine entſchloſſene Haltung bewahrte. Dann kam unter anderen auch der Oberſt Fürſt Trubetzkoy, der „Obergeneral“ des Aufſtands, der ſich jedoch, als es losgegangen, unſichtbar gemacht, d. h. ſtatt auf dem Senatsplatz zu erſcheinen, ſich in dem Hauſe ſeines Schwagers, des öſtreichiſchen Geſandten Lebzeltern, verſteckt hatte. Die ſtehende Frage Lewaſchoffs an die Vorgeführten lautete: „Haſt du geſchworen?“ — „Ja.“ — „Wem?“ — „Dem Kaiſer Konſtantin.“ Ganze Haufen gefangen eingebrachter Soldaten gaben übereinſtimmend dieſe Antwort, und als der Generaladjutant ſie fragte: „Aber habt ihr nicht auch Hurrah Konſtitutia! gerufen?“ erwiderten ſie friſchweg: „O ja! Vivat Ihre Majeſtät Konſtitutia, die Frau des Kaiſers Konſtantin!“ Das war der letzte komiſche Strich in dem düſtern Gemälde des Dekabrismus.

Die Mitglieder des „Südbundes“ wurden zur gleichen Zeit von ihrem Schickſal ereilt. Noch bevor der December zu Ende, war Peſtel in Tultſchin, in den erſten Tagen des Januars wurden die Brüder M. und S. Murawjew-Apoſtol, Beſtuſchew-Rjumin und andere verhaftet. Die Kaſematten der Peter-Paulsfeſtung in Petersburg füllten ſich mit Gefangenen und die Strafprocedur hob an. Ein Verſuch des Prinzen Eugen, durch Vermittelung ſeiner Tante, der Kaiſerin-Mutter, dem Zaren begreiflich zu machen, daß „vergeben ſüßer wäre als ſtrafen und außerdem bei einer Thronbeſteigung die Milde politiſcher als die Strenge“ — blieb ganz erfolglos. Nikolai ſaß kaum feſt auf dem Throne, als er ſich ſchon ganz als der erwies, welcher er ſein Lebenlang geblieben iſt. Das Wort „Milde“ kam in ſeinem Wörterbuch nicht vor. Vor ihrer Ueberführung in die Kerker der Feſtung hatten die Gefangenen während ihrer Verhörung im Winterpalaſt qualvolle Tage und Nächte durchzuleiden. In die Ecken und Winkel der Wachtſtuben eingepfercht, ohne Wäſche, ohne genügende Kleider, ohne Betten hatten ſie Hunger und Durſt zu ertragen und entbehrten der Wohlthat des Schlafes. Einer der Unglücklichen, Naſimow, wagte es, im Verhör dem Kaiſer zu ſagen, daß man ihn hungern ließe. Darauf Nikolai: „Dagegen iſt nichts zu machen; alle werden gleich behandelt.“ Sehr mannhaft benahm ſich in dieſen Verhören namentlich N. A. Beſtuſchew. Als der Zar zu ihm ſagte: „Du weißt, ich kann dich begnadigen, und wenn ich ſicher ſein könnte, in dir künftig einen treuen Diener zu beſitzen, ſo wäre ich bereit, dir zu verzeihen“ — gab er zur Antwort: „Majeſtät, das iſt eben das Unglück, daß Sie alles thun können, daß Sie über dem Geſetze ſtehen. Wir wollten nichts weiter, als bewirken, daß das Loos Ihrer Unterthanen künftig bloß vom Geſetz abhängig ſei, nicht von Ihrer Laune“[1]).

Die aus neun Mitgliedern beſtehende Unterſuchungskommiſſion war aus lauter Generalen zuſammengeſetzt, den Fürſten A. N. Galitzyn ausgenommen. Der Kriegsminiſter Tatiſchtſchew ſaß ihr vor. Sie verfuhr ſo weitſchweifig und ungeſchickt, daß der mit unendlichen Verhören gequälte Peſtel die Herren ins Geſicht der Unfähigkeit zieh und ihnen dann zeigte, wie ſie ihr Geſchäft treiben müßten. Mitunter herrſchte in dem Verhörzimmer auch eine Art von Gemüthlichkeit. So, wenn der Kriegsminiſter-Präſident eines Tages gegen die Angeklagten ſich herausließ: „Sie haben, meine Herren, immer nur Tracy, Conſtant und Bentham geleſen und Sie ſehen, wohin das Sie geführt hat. Ich habe mein Lebtag nichts geleſen als die Heilige Schrift und Sie ſehen, was ich damit verdient habe“. Sprach's und zeigte auf die zwei Reihen Ordensſterne, welche ſeine Bruſt ſchmückten.

Die Urtheilsſprechung durch das aus Generalen,

---

[1]) Memoiren eines Dekabriſten, S. 79, 75. Auch im Nachſtehenden folge ich hauptſächlich dieſer vorzüglichen Quelle.

Biſchöfen und Senatoren beſtehende Tribunal war natürlich nur eine Formalität. Der wirkliche Richter, d. h. Verurtheiler war der Zar. Verurtheilt wurden 121 Angeklagte. Davon 5 zum Galgen: Paul Peſtel, Konrad Ryléjew, Sergei Murawjew-Apoſtol, Michail Kachowſky und Michail Beſtuſchew-Rjumin. Die übrigen, in verſchiedenen Abſtufungen, zu lebenslänglicher oder zwanzigjähriger oder zehnjähriger Zwangsarbeit in Sibirien. Auf die Abarbeitung der zwanzig oder zehn oder acht Jahre ſollte „ewige Anſiedelung“ im genannten ſchönen Lande folgen. Einer der Verurtheilten, Lunin, beſaß gute Laune genug, über dieſen Blödſinn ſich luſtig zu machen. Als ihm die Sentenz vorgeleſen wurde und der Sekretär die „ewige“ Anſiedelung beſonders feierlich betonte, ſagte er: „Ach was, eine ſchöne Ewigkeit! Ich bin ſchon über fünfzig Jahre alt.“ Immerhin iſt dem Armen dieſe Ewigkeit lang genug geworden, maßen er erſt 1847 zu Nertſchinſk ſtarb.

Am 26. Juli 1826 war auf dem „Kronwerk'ſchen Walle“ der Feſtung ein Galgen errichtet. Daran ſtarben die 5 zum Tode verurtheilten Dekabriſten. Mannhaft und gefaſſt. Der Henker machte ſeine Sache ſo ſchlecht, daß, als die Schlingen geknüpft waren und die Bank umgeſtoßen wurde, nur Peſtel und Kachowſky am Galgen hängen blieben, während die übrigen drei auf die umgeworfene Bank fielen und ſich wehthaten. Während der peinlichen Minuten, welche die neuen Zurüſtungen zur Urtheilsvollſtreckung erforderten, bemerkte Murawjew-Apoſtol mit wahrhaftem Galgenhumor: „Nicht einmal das verſteht man bei uns zu machen.“ Dann vereinigte er ſich mit ſeinen Unglücksgefährten Ryléjew und Beſtuſchew-Rjumin, Segen auf Rußland herabzuwünſchen, bis der Strick des Henkers ihre Stimmen erſtickte. Die „Abfertigungen“ der übrigen 116 Verurtheilten nach Sibiren währten lange. Roſens Denkwürdigkeiten geben anſchauliche Bilder von dem vieljährigen Leben, d. i. Leiden der Deportirten in dem Lande der Qual....

Ein gerechtes Urtheil über die Dekabriſten wird lauten müſſen: Sie waren keine Realpolitiker, aber Männer von Geiſt und Herz, Gentlemen durchweg. Ihr Verhalten im Kerker, vor ihren Richtern, unter dem Galgen und in der ſibiriſchen Oede hat das unwiderſprechlich dargethan. Auch an ihnen erfüllte ſich das Schickſal des armen Don Quijote, wie es ſich ja zu allen Zeiten und überall an allen ehrlichen Idealiſten mehr oder minder ſchwer erfüllte, erfüllt und erfüllen wird.

Ganz außerordentlich aber gewinnen die Dekabriſten, dieſe im beſten Sinne des Wortes vornehmen Revolutionäre, ſo man ſie mit ihren ſchmierigen Nachfolgern, den ruſſiſchen Anarchiſten oder Nihiliſten, zuſammenſtellt. Jene wollten die Kultur, dieſe die Barbarei; jene erſtrebten in ihrem naiven Enthuſiasmus die Aufrichtung des Rechtsſtaats in Rußland, dieſe gingen in berechnendem Fanatismus auf die Zerſtörung des ruſſiſchen Staatsweſens aus. Wohlverſtanden, auf die Zerſtörung um der Zerſtörung willen. Denn weder die großen noch die kleinen Propheten des Nihilismus haben jemals zu ſagen gewuſſt, was denn an die Stelle des zu Zerſtörenden geſetzt werden ſollte. Der himmelweite Unterſchied zwiſchen Dekabrismus und Nihilismus wird ſofort klar, wenn man erwägt, daß und wie die Idee von jenem durch Dichter wie Puſchkin und Lermontow, die Thatſache von dieſem durch höchſt mittelmäßige Skribenten wie Tſchernyſchewſki und Piſarew literariſch formulirt worden iſt. Dort fühlen wir durch alle die Wolken byroniſtiſcher Zerriſſenheit und Verzweiflung hindurch das Licht und die Glut der Centralſonne des Idealglaubens, hier ſehen wir nichts als Verkommenheit, Gemeinheit, Brutalität, phyſiſche und moraliſche Schmutzerei, einen wilden, aus dem Mangel an jedem wirklichen Wiſſen entſprungenen Kulturhaß, der, jedes menſchlichen Gefühls ledig, aller Scham und Scheu bar, nur noch zum Verbrechen den Muth hat und im Stumpfſinn der Verthierung die ſogenannte „Nihiliſten-Marſeillaiſe“ illuſtrirt: —

„Wir wollen uns in Schnaps berauſchen,
Wir wollen unſre Weiber tauſchen
Und abgeſchafft ſei Mein und Dein.
Wir wollen uns mit Schmeer beſchmieren
Und nackt im Sonnenſchein ſpazieren,
Wir wollen freie Ruſſen ſein.“

Aber war der urſprüngliche Gedanke des Nihilismus trotz alledem nicht auch ein Sonnenſtral der Idee, obzwar in eine Kothpfütze gefallen? Vielleicht. Allein Thatſache iſt, daß er ſehr bald in der Kothpfütze erſtickte.

Ich weiß nicht, ob die Behauptung richtig, daß Turgénjew die Bezeichnungen Nihilismus und Nihiliſten erfunden oder wenigſtens zuerſt gebraucht habe. Sicher iſt, daß dieſer ruſſiſche Novelliſt den Typus eines Nihiliſten zuerſt anſchaulich gezeichnet hat. Nur iſt ſein Bazarow (in „Väter und Söhne") allzu ſehr verſchönert. Dagegen hat er in der Figur ſeiner Eudoxia Kuſchkin meiſterhaft die Sorte jener „koloſſal zeitgemäß entwickelten" ruſſiſchen Weiber gekennzeichnet, welche in der Nihiliſterei eine ſo große Rolle ſpielten und deren angebliche „Menſchwerdung" darauf hinauslief, daß ſie freche Menſch-innen wurden, von deren Treiben auf dem Felde der „freien Liebe" der Nihiliſt Neſlobin Gräuliches zu melden wuſſte[1]. Recht charakteriſtiſche Aeußerungen nihiliſtiſcher Pöbelrohheit waren die, die Malerei eines Rafael ſei keinen Groſchen und ein Stück Käſe ſei mehr werth als die ſämmtlichen Dichtungen Puſchkins.

Alles aber erwogen, muß der Nihilismus als eine hochbedeutſame Erſcheinung der Kultur- und Sittengeſchichte des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden. Er beleuchtet den Kulturcharakter der 2. Hälfte dieſes Jahrhunderts zwar ſehr widerwärtig und abſtoßend, aber auch ſehr wahr und eindringlich. Er iſt keineswegs nur eine Epiſode, keineswegs nur eine lokale Verirrung. Trotz ſeiner extrem-ruſſiſchen Geſtalt hat er begründeten Anſpruch auf die Geltung einer europäiſchen Erſcheinung. Er iſt die logiſche Schlußfolgerung aus der Vorausſetzung vom Kakangelium des Materialismus, welches die Materialiſten des 19. Jahrhunderts den Materialiſten des 18. nachgeplappert und mit wirklichem oder vermeintlichem Specialitätswiſſen neu aufgeflittert haben. Die ruſſiſchen Nihiliſten waren nur frecher und ſchamloſer oder, wenn man will, muthiger und folgerichtiger, als es die Herren Materialiſten auf Kathedern und in Viviſektorien, in Komptoiren und an Börſen, in Parlamentsſäälen und in Gerichtsſtuben im übrigen Europa ſind. Das iſt der ganze Unterſchied. Alſo nur ein quantitativer. Denn alle die angedeuteten Sorten von „koloſſal zeitgemäß entwickelten" Leuten arbeiten eifrig und ununterbrochen daran, den Nihilismus aus einem lokal-ruſſiſchen zu einem allgemein-europäiſchen zu machen. Ob wiſſendlich oder unwiſſendlich, das iſt inbetreff des Ergebniſſes ganz gleichgiltig. Daß wenig oder nichts dawider zu machen, verſteht ſich von ſelbſt. Das Unheil iſt im Zug und muß ſeinen Lauf haben.

---

[1] Vgl. Nikolaus Karlowitſch, Die Entwicklung des Nihilismus, 3. Aufl. 1880, S. 83.

Denn wie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geſchah, ſo arbeitet, nur viel umfaſſender, viel tiefer greifend und mit Dampfkraft, in der zweiten Hälfte des unſrigen alles und alles daran, die Schleuſen aufzuziehen und die Dämme zu durchſtechen, damit die europäiſche Sündflut — ja wohl „Sündflut“ — hereinrauſche. Sie wird als Grundſchlamm den ſouveränen Unverſtand zurücklaſſen. Dieſer verfault zum Schreckenschaos der Anarchie und ſelbſtverſtändlich folgt dann derſelben, damit die bekannte Schlange ſich wieder einmal in den Schwanz beiße, ein „geſellſchaftrettendes“ Säbelregiment. Denn auch dannzumal werden die Menſchen, um nach Erduldung namenloſen Elends nur endlich wieder die bloße Möglichkeit der Exiſtenz zu gewinnen, mit Beeiferung ſich „in die Knechtſchaft ſtürzen“. Oft ſchon dageweſen. Wird oft noch daſein. Sind nicht in unſeren Tagen, die ſich damit brüſten und ſpreizen, das „Zeitalter des exakten Wiſſens“ zu ſein, die jammerſäligſten Blödſinnigkeiten und Schwindel der Vergangenheit wiedergekommen? Hat nicht zu Lourdes und Marpingen mittelalterlicher Afterglaube ſeine Veitstänze aufgeführt? Sind nicht ſogar die Geiſterbeſchwörungen eines Caglioſtro und eines Schrepfer wiedergekehrt?

Arme Menſchheit, der man von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrtauſend zu Jahrtauſend immer wieder zurufen muß:

> „Du haſt gehofft, dein Lohn iſt abgetragen!
> Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück!“

Ein antiker Schwindler.

1.

Zur Zeit, als Niblungsringe ſchwindelhoch
An der Reklamebörſe ſind geſtanden,
So hoch, daß in das Firmament ein Loch
Zu ſtoßen ſie ſich kecklich unterwanden,
Zur Zeit, als jedem Gänſe-Ei entkroch
Ein ſchnatternd Wagnerich in jenen Landen,
So da von Bern ſich ſtrecken bis nach Danzig,
Item von Wien bis in die Näh' von Nanzig —

ja, zu jener Zeit, von der man billigerweiſe nur in Verſen — und zwar, genau genommen, nur in „geſtabten", nicht, wie ich mir ſo eben zu thun erlaubte, in bloß gereimten — reden ſollte, kam ich eines Tages auf den abſonderlichen Einfall, auch einmal etwas für die jetzunder ſo billig zu habende Unſterblichkeit zu thun. Sintemal aber Vorſicht die Mutter der Tapferkeit iſt, ging ich bei meinem Vorhaben vorſichtig vor, und alldieweil ich bei Gelegenheit des Erſcheinens meines allzu naturgetreuen und bitterwahren Büchelchens vom Porkeles und von der Porkeleſſa erfahren hatte, daß im deutſchen Reiche die Pauken und Poſaunen der Verherrlichung, wie auch die Schopharhörner der Verfluchung, von den papierenen Gezelten Iſraels aus geblaſen und geſchlagen werden, ſo wandte ich mich an meine in den beſagten Zelten hauſenden, in Unſterblichkeitſachen bewanderten und entſcheidenden Freunde um Rath.

Selbiger wurde mir in zuvorkommendſter, mich zu lebhaftem Dank verpflichtender Weiſe zutheil. Alle die Adalberte, Armine, Arthure, alle die Oſkare, Otfriede, Ottmare, alle die Siegberte, Siegfriede, Siegmunde nahmen ſich meiner ſehr liebreich an. Die einen meinten, ich ſollte mir eine altägyptiſche Mumie anſchaffen, dieſelbe coram publico aufwickeln und den Nachweis liefern, daß unter allen den antiquariſchen Byſſusbinden und archäologiſchen Papyrosſtreifen ein Menſchenkind ſteckte, das man auch für ein ganz ordinär-modernes halten könnte. Oder ich ſollte dieſen oder jenen römiſchen Kaiſer mit ſeinem Lieblinge platoniſch durch die Straßen von Sodoma ſpazierengehen laſſen. Oder ich ſollte aus dem nächſten beſten altdeutſchen Bärenfell das Ungeziefer klopfen. Solcherlei Wege, meinten die geſchäftskundigen Freunde, führten heutzutage „ad astra“. Die andern riethen zu exaktwiſſenſchaftlicher Thätigkeit. Ich ſollte zu dieſem Zwecke mich bemühen, Antheilhaber der großen Firma Mückenſeiher, Kameelverſchlucker und Kompagnie zu werden, welche unlängſt Friedrich Viſcher ebenſo ſchön als ganz nach Gebühr verherrlicht hätte[1]).

---

1) Schwäbiſches Dichterbuch für 1883, S. 219: „An die Exakten“.

Dieſer Rath leuchtete mir ein, obzwar der Gedanke des Wagniſſes, zu den großen Geiſtern mich zu geſellen, deren philologiſch-, mikrologiſch-kommentatoriſches Genie alles und jedes unendlich viel beſſer weiß, als die von ihnen Kommentirten es auch nur ahnten, mich mit geziemender Bangigkeit erfüllte. Ich breitete die aufgeſchlagenen ſämmtlichen Ausgaben der ſämmtlichen Werke von Leſſing, Göthe und Schiller auf allen Möbeln und Fußböden meiner Wohnung aus, bewaffnete mich mit Lupe und Mikroſkop, flehte demüthig die Sancta Mikrologia um Beiſtand an und ging auf Schreib- und Druckfehler, auf vergeſſene Tüpfelchen und verſetzte Kommata, auf Lesarten und Konjekturen pirſchen. Anfangs mit der ganzen Schüchternheit eines ſo zu ſagen Bönhaſen, allmälig aber mit der beſcheidenen Sicherheit eines Lehrlings der Zunft, dann mit der Zuverſicht eines Geſellen, endlich mit jenem Unfehlbarkeitsgefühl eines Meiſters, welches dem beſchränkten Laienverſtand ſeltſam genug als gelehrter Dünkel und Hochmuth erſcheint, der dann doch wieder, läſtern die Laien, unter Umſtänden zu den bedenklichſten Einräumungen nach obenhin oder wohl auch nach untenhin willig wäre. Derlei Erfrechung der laienverſtändigen Beſchränktheit habe ich, ſeitdem ich nach glücklich aufgejagter und erlegter Konjektur auf die Popokatepetl-Höhe des Zunftbewuſſtſeins mich geſchwungen, mit mitleidigem Achſelzucken anzuſehen gelernt. Wie überhaupt alles „Moralgepolter“, das ja nur vom kläglichſten „Zurückgebliebenſein“ zeugt.

Was die Konjektur betrifft, ſo handelt es ſich dabei freilich nur um einen Buchſtaben. Aber um was für einen Buchſtaben! Um ſo einen, welcher die wahren Intentionen des bezüglichen Autors blitzartig beleuchtet. Alſo in unſerem Fall die Intentionen Göthe's. Von einem andern ſollte ja dermalen gar keine Rede ſein. Denn der Göthe iſt der Götze des Tages, nachdem das Götzenthum des Shakeſpeare aus der Mode gekommen. Wir Deutſchen müſſen immer ſo einen Götzen haben und dulden keine andern Götter neben ihm, d. h. ſo lange, bis eine andere Abgötterei aufkommt. Der Fanatismus von deutſchen Scholiaſten iſt unter Umſtänden etwas Fürchterliches. Nur ſchade, daß den Torquemada's von dieſer Mache keine Scheiterhaufen zur Hand ſind.

Meine zweifelsohne höchſt bedeutſame Findung und Aufſtellung iſt, daß Göthe im „Vorſpiel auf dem Theater“ ſeine „Luſtige Perſon“ eigentlich habe ſagen laſſen wollen, nein, ſagen laſſen müſſen: „Greift nur hinein in's **t**olle Menſchenleben!“ ſtatt, wie bis zur Stunde irrthümlich gedruckt ſteht: „Greift nur hinein in's **v**olle Menſchenleben!“

Als ich dieſen „Fund“ meinem unbezahlbar lieben Feinde Minutius Quisquilius, welches Objekt meiner Verehrung mir leider viel zu frühzeitig entriſſen wurde, zur Prüfung vorlegte, nahm er die tiefſinnigſte ſeiner berühmten Forſchermienen an und ſagte: „Sie kommen mir vor wie der Sohn des Kis, ſo da ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und dafür ein Königreich fand.“

Weh' mir, daß ich nicht weiß, was der große Mann damit meinte. Er ließ ſich nicht weiter heraus, ſondern nur ſoweit herab, daß er mir erklärte, mein „Fund“ könnte die Grundlage eines auf dieſe granitne Baſis zu ſtellenden neuen Fauſtkommentars werden. Als ich ihm in aller Beſcheidenheit meine Bereitwilligkeit kundgab, dieſe unumgänglich nöthige, ein ſchreiendſtes Bedürfniß ſtillende Leiſtung zu verſuchen, maß mich Minutius Quisquilius mit Blicken, womit ſo etwa „währſchafte“ Bergführer im Wallis einen Grünling von Touriſten meſſen, welcher friſchweg erklärt, ſtracks das Allalinhorn oder das Matterhorn oder das Weißhorn erſteigen zu wollen. Weil ich aber den ſkeptiſch-prüfenden Jupitersblick aushielt als einer, der doch auch ſchon verſchiedene Hörner abgelaufen hätte, war der große Mann ſo gnädig, mir Andeutungen zu machen über die richtige Methode, allwie das in Frage ſtehende Problem, von deſſen Löſung allerdings, wie er klarzuſtellen geruhte, ein gut Theil der Zukunft des deutſchen Reiches abhängen dürfte, mit ſuperlativiſcher Exaktität zu löſen wäre. Mir gingen da ganz neue Blicke auf, ungeheure Aus- und Einſichten: ich erkannte, daß das Richtige eigentlich das Wichtige, das Miſerable gerade das Konſiderable ſei. Zum Schluſſe ließ der verehrte Meiſter der Kleingeiſterei auch noch über die Struktur und Architektur der anzuſtellenden Unterſuchung ein „kräftig Wörtchen“ fallen. Der erſte Band des Werkes müſſte natürlich einer kritiſchen Durchfiltrirung der Quellen über die Herkunft, Entſtehung und Bedeutung der Worte „Greifen“, „Menſch“, „Leben“, „Toll“ und „Voll“ gewidmet ſein. Der zweite Band ſollte in Form eines grundlegenden Exkurſes die berühmteſten Hineingreifer ins tolle Menſchenleben von Adam bis Biſmarck abhandeln. Im dritten Bande wäre die Findung, warum und wasmaßen Göthe ſtatt „ins volle Menſchenleben“ habe ſagen und ſchreiben wollen, d. h. müſſen, „ins tolle Menſchenleben“, zur wiſſenſchaftlichen Thatſache zu erheben, zu ſtabiliren als nachgewieſen, bewieſen, dauernder als Erz, unangreifbar, unwiderſprechlich in saecula saeculorum. Wie hierauf in den Bänden 4—12 aus dieſem Princip heraus die Fauſtdichtung, 1. und 2. Theil, eine allſeitige, abſchlußgebende, den Göthe eigentlich erſt zum Göthe, den Fauſt wirklich zum Fauſt machende Erklärung finden ſollte, dieſes eleuſiniſche Geheimniß kann ich nur zünftigen Götheforſchern sub sigillo confessionis offenbaren.

Hierzu bin ich willig und bereit. Denn da mir der tückiſche Tod Minutium Quemquilium entriſſen hat, „blieb mir Saite nicht, noch Schaft“ und muß ich, ſolchen Führers beraubt, mit Schmerzen darauf verzichten, den „ad astra“ führenden Weg hinanſteigen, will ſagen das angedeutete epochemachende Wunderwerk wirken zu wollen. Meine Vorarbeiten dazu ſtehen den Göthemikrologen zu Dienſten. Es befindet ſich darunter auch ein in nicht unzierlichem Latein geſchriebener Traktat, allworin die für die deutſche Literaturhiſtorie, ja wohl für die Weltgeſchichte ſo „inkommenſurabel“ wichtige Räthſelfrage: „Quomodo Goethius amaverit Lottam a Lapide?“ endgiltig beantwortet iſt. Damit hoffe ich heilenden Balſam in eine der klaffendſten — um nicht zu ſagen kläffendſten — Zweifelwunden deutſcher Nation zu träufeln.

Im übrigen habe ich meinen Forſchereifer insbeſondere auf die Hineingreifer ins tolle Menſchenleben gerichtet, wobei mir freilich, wie ich geſtehen muß, verſchiedene ketzeriſche Zweifel inbetreff des göthe’ſchen Dogma’s gekommen, daß ſelbiges Menſchenleben überall, wo man es „packt“, auch „intereſſant“ ſei. Natürlich muſſte ich die Helden des Gedankens wie die der That Muſterung paſſiren laſſen, Denker und Dichter, Weiſe und Narren, Künſtler und Politiker, Propheten und Schwindler, Schöpfer und Zerſtörer, Heilige und Halunken.

Ueber das Alterthum bin ich mit dieſer Muſterung nicht hinausgekommen. Aber damit das mehr oder minder liebe Publikum — („Combien faut-il de sots pour faire un public?“ fragte zu ſeiner Zeit majeſtätsverbrecheriſch der Miſanthrop Chamfort) — von meiner Mühwaltung auch etwas habe, will ich hier einen antiken Hineingreifer vorführen, welcher einen antiken Schwindler gar hübſch herausgegriffen hat.

2.

Das zweite Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, ſoweit es von den Regierungen der Kaiſer Trajan, Hadrian, Antonin Pius und Mark Aurel ausgefüllt war, wird bekanntlich zu den „goldenen“ Zeiten der menſchlichen Geſellſchaft gezählt. Es ſind freilich, genau angeſehen, auch nur talmigoldene geweſen, immerhin aber ſolche, allwo es, wenn auch nicht gerade eine Luſt, doch auch nicht gerade ein Leid war, zu leben.

Das gewaltige Römerreich erfreute ſich inneren Friedens, einer geordneten Verwaltung und einer regelrechten Rechtspflege. Landwirthſchaft, Induſtrie und Handel gelangten zu hoher Blüthe. Der Verkehr zwiſchen der Hauptſtadt und den Provinzen gewann eine Ausdehnung und Vielſeitigkeit, wie ſie der antiken Welt bislang unbekannt geweſen. Die Bewohner des weiten Reiches, ſo buntverſchieden in

Raſſe, Kulturgraden, Anſchauungen, Religionen, Sitten und Bräuchen, empfanden das Bedürfniß, einander kennen zu lernen. Das Reiſen wurde durch den Kaiſer Hadrian, der ja ſelber ein raſtloſer Reiſender war, förmlich in die Mode gebracht. Im Schutze des Landfriedens, den die eiſerne Hand des römiſchen Militarismus aufrechthielt, vollzog ſich eine Völkermiſchung und bewerkſtelligte ſich ein Austauſch der Bildungsmittel, welche beide dem Vorſchritt und der Humaniſirung zu gut kommen muſſten. Abendland und Morgenland begannen wenigſtens einigermaßen einander zu verſtehen. Die Wiſſenſchaft fand freigebige Pflege und ſtand in hoher Achtung. Athen, die geliebte Muſenſtadt, die geiſtige Metropolis des Alterthums, erfuhr durch Hadrians Fürſorge eine Wiederherſtellung ihres architektoniſchen Glanzes wie ihrer Bedeutung als Höchſtſchule der griechiſch-römiſchen Kultur. Hadrian ſtrebte nach dem Ruhm, die geſammte Bildung ſeiner Zeit in ſich zu vereinigen und darzuſtellen, Antonin der Fromme war ein humaner Menſch auf dem Throne der Welt, Mark Aurel ein ſtoiſcher Philoſoph, welchen ſelbſt der ärgernißvolle Lebenswandel ſeiner Gemahlin Fauſtina nicht aus jener philoſophiſchen Faſſung zu bringen vermochte, von welcher ſeine berühmten „Selbſtbetrachtungen“ zeugen.

Das geſammte Wollen und Thun der Intelligenz von dazumal war reich, vielgeſtaltig und bewegt, aber es hatte doch etwas entſchieden Epigonenhaftes. Am ſchöpfungskräftigſten hielten ſich noch die bildenden Künſte, obzwar ſie von der Strenge des großen Stils zur Phantaſiewillkür, zum Zierlichen und Ueppigen abzuſinken angefangen hatten. In der griechiſch-römiſchen Poeſie lagen die großen Gattungen brach. Wo dieſelben etwa durch Poeten zweiten, dritten, vierten Ranges anzubauen verſucht wurden, kam nur Halbgereiftes oder ganz Mißrathenes zu Tage. Der letzte römiſche Dichter von Eigenwuchs, Juvenalis, wie der letzte große Hiſtoriker des Alterthums, Tacitus, beide hatten unter der Regierung Trajans geſchrieben. Seitdem hatte die ganze Literatur mehr und mehr einen publiciſtiſch-journaliſtiſchen Charakter angenommen. Im Verein mit den vagirenden „Philoſophen“, welche in allen Ecken und Enden ihre Stegreifskanzeln aufſchlugen, um die modiſche Philoſophie des Zeitalters, die ſtoiſch-kyniſche, vorzutragen, erſetzte dieſe Literatur, welche an Tiefe verlor, was ſie an Breite gewann, unſer modernes Zeitungsweſen. So, wie ſie war, zeigte ſie den Zerſetzungsproceß der antiken Geſellſchaft auf, welcher ſchon unter den erſten Cäſaren begonnen hatte und auch durch das Regiment der „guten“ Kaiſer keineswegs zum Stillſtand gebracht worden iſt.

Ueberall ſtieß man auf Zerfahrenheit. Die alten Götterdienſte beſtanden noch, aber ſie waren nur Hülſen ohne Kern. Denn wenn die Menge in den überkommenen mythologiſchen Vorſtellungen gedankenlos weiterdämmerte, ſo waren dieſe Vorſtellungen für die Gebildeteren nur noch ein Gegenſtand der Gleichgiltigkeit oder auch des Spottes. Die zur bunteſten Abenteuerlichkeit getriebene Miſchung religiöſer Dogmen und Dienſte, wie ſie infolge römiſcher Toleranz eingetreten, hatte das religiöſe Gefühl überhaupt abgeſtumpft. Die verſchiedenen Kulte waren ebenſoviele Geſchäftsbetriebe geworden, die mittels rückſichtsloſer Konkurrenz einander diskreditirten und ruinirten. Daß das in einem verachteten Winkel des Reiches aufgekommene Chriſtenthum, welches gäng und gäbe für eine jüdiſche Sekte galt, bereits ſich anſchickte, die antike Geſellſchaft von innen heraus zu zerſtören, ſcheint doch da und dort ein erleuchteter Geiſt geahnt zu haben. Wenigſtens Tacitus hatte den neuen Glauben als einen unheilvollen Aberglauben bezeichnet[1]). Er muſſte das aus ſeiner ſchwermüthig-prophetiſchen Römerſeele heraus. Von der univerſalen Tendenz und Miſſion der Stiftung des Rabbi von Nazaret hatte er keine Ahnung.

Der Reichsfriede mehrte den Wohlſtand und dieſer vervielfältigte die Bedürfniſſe. Die ſpirituellen wie die materiellen. Die Völker tauſchten wie ihre Ideale, ſo auch ihre Lüſte und Laſter gegenſeitig aus. Für die römiſche Blaſirtheit wurden die Blendwerke orientaliſcher Magie zu gierig verlangten Reizmitteln. Durch die kaiſerliche Deſpotie alles Bürgerſinns entwöhnt, ſind die verſtumpften und verdummten Genüſſlinge zu kindiſchen Myſterienſüchtlingen geworden. Man empfand die furchtbare Leere, welche die Abwendung vom Staatsleben, der Zweifel, der Unglaube, die Materialiſirung des ganzen Daſeins in den Gemüthern geſchaffen, und ſuchte dieſe Leere mit aftergläubiſchem Kram und Quark der läppiſchſten oder wahnwitzigſten Sorte auszufüllen. In einer Geſellſchaft, welche an die Stelle der helleniſchen Philopatrie und der römiſchen Virtus als alles bedingende und beſtimmende Macht die Voluptas geſetzt hatte, muſſte das Gauklerthum einen großen Stand haben. Da wimmelte es von Lügenpropheten, Weltverbeſſerern, Myſtagogen, Wunderthätern, Geiſterſehern, Todtenbeſchwörern, Zauberärzten, Afterpfaffen, Schwindlern und Gaunern aller Art. Auch eine Erſcheinung, die in allen raffinirt verderbten Epochen wiederkehrt, die Krankheit des Größewahns, trat häufig und deutlich auf die Bildfläche.

---

[1]) „Exitiabilis superstitio". Annal. XV, 44.

Im übrigen iſt zu ſagen, daß es dazumal, wie zu allen Zeiten, ungeheuer viele dumme Leute und etliche wenige geſcheide Menſchen gab.

Zu dieſen wenigen gehörte fraglos der griechiſche Literat Lukianos, welcher ſo um das Jahr 117 n. Chr. herum an den öſtlichen Gränzen der griechiſch-römiſchen Kulturwelt geboren wurde, in der unſern vom Euphrat gelegenen ſyriſchen Stadt Samoſata. Spröſſling einer armen Familie, ſollte er Handwerker werden, fand ſich aber getrieben, es ſtatt mit dem Handwerk lieber mit dem Mundwerk, d. h. zunächſt mit der Gerichtsrednerei zu verſuchen.[*] Das trieb er etliche Jahre lang, mit Geſchick und Erfolg. Dann ging er unter die „Sophiſten", wie man zu jener Zeit alle zu nennen pflegte, welche ſich mit dem Lernen und Lehren von Philoſophie und Redekunſt befaſſten. Wir finden unſern Mann als Lehrer der Rhetorik in Gallien, allwo er ſich Ruf und Geld erwarb. Später in Athen als fleißigen Literaten. Auch ſeine entlegene Vaterſtadt hat er wieder beſucht, um, nach damaligem Schriftſtellerbrauch, daſelbſt ſeine Eſſays öffentlich vorzuleſen. Daß er eine Frau und einen Sohn gehabt, iſt nur eine Vermuthung, welche durch eine hingeworfene Aeußerung in einem ſeiner Aufſätze an die Hand gegeben wird. Von ſeinen ſpäteren Lebensſchickſalen wiſſen wir noch, daß er bei der Präfektur von Aegypten ein vorragendes Amt innehatte, und was ſeinen Tod angeht, ſo findet ſich darüber bei dem fleißigen, aber bornirten Lexikographen Suidas, welcher gegen das Ende des 10. Jahrhunderts hin geſchrieben hat, nur die ganz dumme Notiz, man ſage, Lukian ſei von Hunden zerriſſen worden, weil der „Verfluchte" in ſeiner Biographie des Peregrin, von welcher wir ſofort mehr hören werden, das Chriſtenthum geläſtert habe.

Lukian iſt zweifelsohne der geiſtvollſte Repräſentant der ſpäteren griechiſchen Literatur. Dieſe war aber, wie ſchon betont worden, nur eine epigoniſche, weit mehr kritiſirend als ſchaffend, höchſtens reproducirend, was „alles ſchon dageweſen“. Im übrigen ging ſie auf das aus, was wir intereſſant, ſenſationell und pikant zu nennen pflegen. Witzige Kritik der religiöſen Vorſtellungen und der philoſophiſchen Lehren, ſatiriſche Zeichnung der zeitgenöſſiſchen Geiſtesrichtungen, Sitten, Thorheiten und Laſter, abenteuerliche Geſchichten und erotiſche Schmutzereien, das alles bildete den Inhalt einer Schriftſtellerei, welche ſich eifriger Pflege und großer Gunſt zu erfreuen hatte. Namentlich zur Zeit, als die griechiſche Literatur unter der Förderung vonſeiten gebildeter römiſcher Kaiſer, wie Hadrian und die Antonine waren, einen milden Spätſommer erlebte[1]). Dazumal erfreute ſich Lukian einer großen Beliebtheit und zwar mit Recht. Denn er war ein wirklich und wahrhaft genialer Menſch, obzwar ſein literariſches Schaffen die ihm von ſeinem Zeitalter geſetzten Schranken nicht zu durchbrechen vermochte. Seine zahlreichen Schriften offenbaren eine große Friſche, Beweglichkeit und Schärfe des Geiſtes, ſowie eine ſeltene Beobachtungsgabe. Sie überſprudeln von Witz und funkeln von Bosheit.

---

1) Vergl. meine Allgemeine Geſchichte der Literatur, 6. Aufl. I, 146.

Ihr Stil iſt rein und zierlich, ohne geziert und affektirt zu ſein. Seine Lieblingsform iſt die, welche wir als Eſſay zu bezeichnen gewohnt ſind. In Wahrheit, Lukian war der Eſſayiſt κατ' ἐξοχήν des Alterthums. Er konnte graziös-ironiſch ſein wie Addiſon, derbſatiriſch wie Swift, ſpottlachend wie Voltaire. Man hat ihn ja wohl auch geradezu den Voltaire der antiken Welt genannt. Die Menſchen des 2. Jahrhunderts haben ſich an ſeiner „Geſchichte vom Eſel“ gewiß nicht weniger ergötzt, als die Menſchen des 18. Jahrhunderts am „Candide“ und an der „Pucelle“ ſich ergötzten, und Lukians „Göttergeſpräche“, „Hetärengeſpräche“ und „Todtengeſpräche“ waren bei ſeinen Zeitgenoſſen ſicherlich nicht weniger in der Mode als „Jacques le fataliste“ und „Les bijoux indiscrets“ bei den Zeitgenoſſen Diderots. Ganz ſo, wie Voltaire, Diderot und Genoſſen den Zerſetzungsproceß der Geſellſchaft des Ancien Régime darlegten, zeigte Lukian den Zerſetzungsproceß der antiken Geſellſchaft auf. Sein kulturgeſchichtliches Verdienſt als Ideenſchilderer und Sittenmaler iſt höchſt bedeutend. Seine Schreibweiſe, geiſtvoll, kräftig und anmuthig, wird ihm auch in ferner Zukunft noch dankbare Leſer ſichern.

Einer der lukian'ſchen Eſſays iſt überſchrieben „Der Tod des Peregrinus“ und handelt in Briefform vom Daſein und Ende des genannten antiken Erzſchwindlers, welcher ſich ſelbſt Proteus zubenannte, in Philoſophie ſchwindelte, wie man heutzutage in Abſolutismus, Parlamentarismus, Demokratismus, Socialismus, Spiritismus, Volkswohl, Fürſtenglück, Mondeiſenbahnen, Bacillen, Bakterien und dergleichen Raritäten mehr ſchwindelt, und ſchließlich, da er nicht mehr wuſſte, wo aus oder ein, als Schlußeffekt des Schwindeldrama's ſeiner Laufbahn eine theatraliſch inſcenirte Selbſtverbrennung bewerkſtelligte. Unſer Eſſayiſt ſpricht als perſönlicher Bekannter ſeines Helden und ſchildert den Ausgang deſſelben als Augenzeuge. Der Selbſtverbrennungstod Peregrins iſt uns übrigens auch anderweitig bezeugt. So aus dem 3. Jahrhundert durch den Kirchenhiſtoriker Euſebius, welcher die Kataſtrophe in das Jahr 168 ſetzt. So weiterhin durch Ammianus Marcellinus, Philoſtrat und Tertullian. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Lukian in ſeiner Rolle als Biograph wohl da und dort ſeinem Hange zur Zerrbildnerei mehr als billig nachgegeben haben mag. Denn ſelbſt zwiſchen den karikirten Zügen ſeines Bettelpropheten ſchimmert mitunter, obzwar undeutlich genug, ein etwas hervor, welches uns ahnen läſſt, daß Peregrinus Proteus vielleicht ein edel und hoch Strebender geweſen ſein könnte, bevor er ein Schwindler, Pralhanns und Größenarr geworden.

Dies vorausgeſchickt, wollen wir an der Hand Lukians den Spuren des Selbſtverbrenners nachgehen.

3.

Peregrinus, welcher ſich, um ſein Allesſeinwollen und Allesgeweſenſein anzudeuten, den Beinamen des homeriſchen Proteus zubilligte, war zu Anfang des 2. Jahrhunderts in Parion, einer Stadt Myſiens, geboren. Unſtätheit ſcheint ihm von frühauf eigen geweſen zu ſein. Wanderluſt und wohl auch Wiſſenstrieb führten ihn bald in die Fremde. Seine Gegner freilich wuſſten hierfür ganz andere und ſehr bewegliche Gründe anzugeben. Sie ſagten ihm auf den Kopf zu, er hätte ſich nach kaum erreichter Mannbarkeit als ertappter Ehebrecher und überwieſener Knabenſchänder, ſowie als der Ermordung ſeines ſechzigjährigen Vaters, welcher „ihm die Zeit zu lange machte“, dringend verdächtig, veranlaſſt geſehen, Vaterſtadt und Heimatland ſchleunigſt mit dem Rücken anzuſehen und unter die Kyniker zu gehen.

Gewiß iſt, daß er, nachdem er dies und das probirt hatte, als Wanderprediger des zuerſt von Antiſthenes verkündigten Evangeliums der kyniſchen Philoſophie von Land zu Land zog. Die Kyniker waren die Bettelmönche der antiken Welt. Auch von den „Vaganten“, „Bakchanten“ und „Lyranten“ der Renaiſſance hatten ſie etwas, viel ſogar. Der eſoteriſche Hauptſatz der „Hundephiloſophie“ zu dieſer Zeit war: Die Dummen ſind dazu da, von den Klugen ausgebeutet, ausgebeutelt zu werden. Auf die Länge ſcheint aber doch unſer Proteus an dieſer praktiſchen Philoſophie kein Genügen gefunden zu haben. Oder nährte dieſelbe etwa ihren Mann nicht ſattſam? War die kyniſche Konkurrenz zu groß? Die bekannte „ſittliche Weltordnung" unſerer bekannten „beſten der Welten" ſorgte und ſorgt zwar in der Regel allzeit und überall dafür, daß immer eine gehörige Anzahl von Gimpeln vorhanden, welche ſich von Gaunern an- und auspumpen laſſen. Indeſſen gibt es doch auch Ausnahmezeiten, allwo — wie z. B. in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts — die Gauner ſo maſſenhaft gedeihen, daß ihrer „Nachfrage" das „Angebot" von Gimpeln nicht mehr entſpricht. Dann iſt es angezeigt, neue, noch unabgegraſete Gegenden in Gimpelien aufzuſuchen und zu „fruktificiren".

Alſo verſuchte es unſer „vielverſirter" Peregrin nach abgeweidetem Heidenthum mit dem Chriſtenthum. In der Nachbarſchaft von Paläſtina herumbummelnd, machte er mit chriſtlichen Prieſtern und Schriftgelehrten Bekanntſchaft und ließ ſich von ſelbigen in die wunderſame Weisheit („θαυμαστὴν σοφίαν") der „Chriſtianer" einweihen. Er brachte es darin raſch ſo weit, daß ſeine Lehrmeiſter im Vergleich mit ihm bald „wie Kinder erſchienen". Er legte die heiligen Schriften der Chriſten aus, verfaſſte ſelber chriſtliche Bücher, wurde „Prophet", Gemeindevorſteher, Synagogenmeiſter, kurz alles in allem. Sie wählten ihn zu ihrem Oberhaupt (Biſchof?), ließen ſich von ihm Geſetze geben, erwieſen ihm geradezu göttliche Ehren, wie ſie ja auch — ſagt Lukian — „jenen Magier anbeteten, welcher in Paläſtina gekreuzigt worden war, weil er dieſe neue Religion — (wörtlich: dieſe neuen Myſterien) — verkündigt und geſtiftet hatte“ [1]).

Das chriſtliche Prophetenthum Peregrins machte ſolches Geräuſch, daß der Präfekt von Syrien es der kaiſerlich-römiſchen Staatsraiſon gemäßfand, den unbequemen Schreier einthürmen zu laſſen. Das kam unſerem Schwindler ganz gelegen, ſeine „Fortune“ weiterhin zu „pouſſiren“. Er kannte ja ſeine Glaubensgenoſſen und Verehrer zu genau, um nicht zu wiſſen, daß die Gloriole des Martyrthums ſein Anſehen unter ihnen und ihren Eifer, ihm beizuſtehen, erhöhen müſſte. Die Rechnung erwies ſich als rich-

---

1) „Jenen Magier“ — beruht auf einer, wie es ſcheint, glücklichen Konjektur Geſſners, welcher ſtatt „τὸν μέγαν ἐκεῖνον“ (jenem großen) zu leſen vorſchlug „τὸν μάγον ἐκεῖνον“. Der (chriſtliche) Scholiaſt zum Lukian iſt bei Gelegenheit der „wunderſamen Weisheit der Chriſtianer“ ganz aus dem Häuschen gekommen, weil er darin Ironie witterte. „Ja wohl wunderſam, du vermaledeiter Kerl,“ apoſtrophirt er ſeinen Autor, „und über alles Wunder erhaben, obzwar die Schönheit dieſer Weisheit ſo einem blinden Windbeutel wie du unſichtbar und unbegreiflich iſt.“ Die mönchiſchen Zeloten, wie dieſer da, müſſen aber doch an den „vermaledeiten Kerlen“ von heidniſchen Autoren ihre heimliche Freude gehabt haben. Sonſt hätten ſie ſich mit der Erhaltung und Kommentirung derſelben nicht ſo viele Mühe gegeben.

tig. Die Chriſten boten alles auf, ihren theuren Propheten aus der Haft zu löſen, und als dies zunächſt fehlſchlug, verſahen ſie ihn wenigſtens reichlichſt mit Nöthigem und Ueberflüſſigem. Von allen Seiten her floſſen ihm Gelder zu, ſo daß ſeine Gefangenſchaft für ihn ein ſehr gutes Geſchäft wurde.

Hiervon nimmt ſein Biograph Veranlaſſung, über die in der chriſtlichen Sekte herrſchenden Meinungen noch weiter ſich zu verbreiten. Die Stelle (Peregrin. cap. 13) iſt wichtig, weil ſie klarmacht, wie man in den Kreiſen der griechiſch-römiſchen Bildung von damals über die Chriſten dachte. „Die armen Leute — ſagt Lukian mit mitleidigem Achſelzucken — haben ſich den Glauben aufgeſchwatzt, mit Leib und Seele unſterblich zu ſein und in alle Ewigkeit fortzuleben. Darum verachten ſie den Tod und viele von ihnen ſuchen denſelben freiwillig. Ihr vornehmſter Geſetzgeber hat ihnen auch die Meinung beizubringen gewuſſt, ſie wären alle untereinander Brüder, ſobald ſie übergetreten, d. h. die griechiſchen Götter verleugnet und ſich dazu verſtanden hätten, jenen gekreuzigten Sophiſten („*τὸν ἀνασκολοπισμένον ἐκεῖνον σοφιστὴν*“) anzubeten und ſeinen Vorſchriften gemäß zu leben. Deſſhalb ſchätzen ſie die irdiſchen Güter gering und ſind Kommuniſten. Kommt nun ein geſchickter Gauner daher, welcher dieſe Meinungen und

Der Präfekt von Syrien, ein Menſchenkenner, wie es ſcheint, that unſerem wunderlichen Heiligen nicht den Gefallen, ihn zum Märtyrer zu machen. Er hielt Peregrin für einen Narren, und da es dazumal Irrenhäuſer nicht gab, ſo ließ er ihn laufen, worauf der ſo leichten Kaufes Davongekommene zuvörderſt dem Hellespont zulief, in ſeine Vaterſtadt Parion heimzukehren. Da wurde ihm jedoch kein freundlicher Willkomm zutheil. In der Bürgerſchaft ging ja noch immer die Rede, daß, wie und von wem Peregrins Vater ermordet worden ſei. Es hatte allen Anſchein, die böſe Geſchichte würde wieder aufgerührt und eine öffentliche Anklage wider den wirklichen oder angeblichen Vatermörder erhoben werden. Peregrin, als kluger Mann, dachte, der Geſcheidere gibt nach; und weiter: Schmieren und Salben hilft allenthalben. Er ſtaffirte ſich als regelrechter „Hundephiloſoph“ heraus und erſchien alſo in der Bürgerverſammlung von Parion langhaarig und langbärtig, angethan mit einem ſchäbigen Mantel, den Schnappſack auf dem Rücken, den Knüttel in der Hand. Aus der Demuth dieſes Koſtüms heraus erklärte er, daß er das ganze von ſeinem ſeligen Vater hinterlaſſene Vermögen der Stadtgemeinde zum Geſchenk zu machen ſich entſchloſſen hätte. Maßen nun dieſes in

Schlucker waren, ſo ergab ſich aus dieſen Prämiſſen die logiſche Konſequenz, daß die liebe öffentliche Meinung im Handumdrehen aus dem „Vatermörder“ einen großen Mann machte und die geſammte Bürgerſchaft aus vollem Halſe ſchrie: „Das iſt mal ein Philoſoph, der ſich ſehen laſſen kann! Ein Patriot aus dem ff! Er lebe hoch, höher, höchſt!“

Der alſo Losgeſprochene und Gefeierte hätte es ſicherlich unſchwer zum Bürgermeiſter von Parion-Krähwinkel bringen können, zog es aber vor, mit Schnappſack und Knüttel wieder in die weite Welt zu gehen. Eine Weile lebte er zunächſt auf dem Fuß apoſtoliſcher Armuth, d. h. er ließ ſich von den Chriſten füttern. Das Chriſtenthum ſcheint jedoch für ihn nachgerade ein überwundener Standpunkt geworden zu ſein. Denn er verſtieß ſo ſehr gegen die Vorſchriften deſſelben — namentlich, hieß es, gegen die jüdiſch-chriſtlichen Speiſegeſetze — daß er aus der Gemeinſchaft der Chriſtianer verſtoßen wurde. Da infolge deſſen die gute Beköſtigung aufhörte, magerte die Philoſophie des Mannes dermaßen ab, daß er den ganz unphiloſophiſchen Verſuch machte, ſein verſchenktes Vermögen wieder zurückzuerlangen. Aber die lieben Mitbürger hielten feſt, was ſie hatten, und der „Patriot aus dem ff“ mußte ſich trollen.

ſchäftigen ſuchte. Er ließ ſich die eine Seite des Kopfes glatt raſiren, wodurch die andere um ſo ſtruppiger erſchien; er geißelte ſich und ließ ſich hauen, beſchmierte ſich das Geſicht mit Koth, trieb die unanſtändigſten Dinge auf öffentlichen Plätzen — alles nur, um klarzuſtellen, daß dergleichen in die Rubrik „Gleichgiltiges“ gehörte. Wenigſtens behauptete er das. Thatſächlich war zu dieſer Zeit ſeine Schwindelei ſchon in das Stadium des Größenwahns getreten.

Dieſer trieb nun allerhand abſonderliche Blaſen an die Oberfläche ſeines Daſeins. So in Italien, wo wir den Vagabunden wiederfinden, eine ebenſo unmotivirte als hirntolle Läſterſucht, die ſich namentlich den Kaiſer Antoninus Pius zum Ziel erkor. Er wagte dabei wenig oder nichts, da ihm die Güte und Sanftmuth des Geläſterten wohlbekannt war. Der Kaiſer „kümmerte ſich in der That wenig oder gar nicht um die Schimpfereien Peregrins und verſchmähte es, einen Menſchen für Worte zu ſtrafen“. Man ſieht, dieſer arme blinde Heide von Kaiſer lebte der für uns moderne Menſchen und ſo zu ſagen Chriſten kaum faßbaren Anſicht, der erſte beſte hergelaufene Lump wäre gar nicht im Stande, ſeine Majeſtät zu beleidigen. Als es Peregrin zu lange und gar zu arg trieb, langweilten ſeine Schmähungen den Stadt-

Demzufolge trug Peregrin ſeine in Italien ſo ſchnöde verkannte Philoſophie, d. h. ſeinen löcherigen Mantel, ſeinen Schnappſack, ſeinen Knüttel und ſein ungewaſchenes Maul nach Griechenland hinüber. Wie viele Gimpel er auf ſeinen Fahrten und was Art er ſie beſchwindelt, davon ſchweigt ſein Biograph, als ſelbſtverſtändlich vorausſetzend, daß ſein Held vom Schwindel lebte. Denn eſſen und trinken muſſte der „Philoſoph“ doch und das Reiſen koſtete auch damals ſchon etzliches Geld.

Auf griechiſchem Boden wollten ihm aber die Gaukeleien und Schwindeleien nicht mehr recht von der Hand gehen. Er verſuchte allerlei. Bald ſchimpfte er auf Götter und Menſchen, bald lobhudelte er ſie. Heute ſuchte er da anzukommen, morgen dort ſich anzukleben. Denn auch von der Leimkunſt unſerer modernen gelehrten und belletriſtiſchen Ankleberiche war etwas in dieſem antiken Schwindler. Er hatte aber kein Glück mehr. Das Geſchäft ſtockte. Er erregte kein Aufſehen mehr. Man zuckte die Achſeln über ihn. Er muß alſo, wie ſtark zu vermuthen ſteht, Konkurrenten im Schwindelgeſchäft gehabt haben, die es noch beſſer als er verſtanden, die von Ewigkeit zu Ewigkeit währende menſchliche Dummheit zu nasführen. Ohne einen oder ein paar Schwindel können ja bekanntlich die Leute nicht leben. Das päpſtliche

Unſer Proteus nun aber war allzu ſehr daran gewöhnt, Senſation zu machen, als daß er es hätte ertragen können, kaltgeſtellt zu ſein. Sein Größewahn ſpornte und ſtachelte ſich ins Delirium hinein. Um jeden Preis, ſelbſt um den des Lebens, ſollten die Leute wieder von ihm und nur von ihm reden. Er wollte ihnen zeigen, daß Göttliches oder wenigſtens Halbgöttliches in ihm. Denn wie der Halbgott Herakles auf dem Oeta freiwilligen Tod in den Flammen geſucht und gefunden, ſo wollte auch er, Peregrin Proteus, im Feuer ſterben. Er ließ alſo unter den zum Nationalfeſt in Olympia verſammelten Volksſcharen die Kunde ausgehen, bei der nächſten Wiederkehr der Feſtfeier würden ſie ein neues, ein unerhörtes Schauſpiel genießen: dieſes, mitanzuſehen, wie der größte aller Hundephiloſophen heraklesgleich in flammendes Feuer ſich ſtürzte.

Maulaufſperrendes Staunen in Olympia zunächſt und weiterhin in ganz Hellas. Sporadiſch wohl auch ungläubiges oder ſpöttiſches Kopfſchütteln. Skeptiker fragten: Wozu denn der Rummel? Was will denn der Menſch mit ſeiner angekündigten Selbſtverbrennung? Und Skeptiker erwiderten: Er will den Heroſtrat überheroſtratiſiren. Denn der genannte Größewahnwitzige verbrannte, ſeiner delirirenden Eitelkeit

Menſchheit werde ich den Flammentod ſterben. Denn alſo will ich den Menſchen zeigen, wie man den Tod zu verachten und auch das Furchtbarſte mit Muth und Geduld zu ertragen vermöge.

So traf er denn ſeine Vorbereitungen und ſchlürfte mit Behagen die Thatſache ein, daß ganz Griechenland bis zur nächſten olympiſchen Feſtfeier von ſeinem Vorhaben ſprach und höchſt wahrſcheinlich auch Wetten einging, ob er ſich verbrennen werde oder nicht. Polizeiliche Hinderungen erfuhr er ſelbſtverſtändlich keine. In den Grundrechten der Alten lautete ein ungeſchriebener Paragraph: Jeder hat das Recht, ein Narr zu ſein und als ſolcher nach Kräften ſich aufzuſpielen. Bei uns Modernen exiſtirt dieſes antike Grundrecht nur noch da und dort als ein Privilegium für Könige.

Bis die Zeit der Erfüllung ſeiner Ankündigung herankam, wußte der Nachfolger und Nachahmer des Herakles die liebe öffentliche Meinung ſtets in Athem zu halten. So ließ er kundthun, daß er den Namen Proteus abgelegt und dafür den Namen Phönix angenommen habe. Denn wie der indiſche Vogel Phönix werde er in Flammen ſterben, aber nur, um wie ſelbiger Vogel ſich wieder lebend daraus zu erheben und fürder als „Schutzgeiſt der Nacht“ zu walten.

War Euſebius recht unterrichtet, ſo ging das große inſcenirt, zu Olympia in der Landſchaft Elis, allwo „tout Paris“, will ſagen ganz Griechenland zuſammenſtrömte. Die großartige religiös-politiſche Bedeutung des Nationalfeſtes von vordem war längſt dahin. Aber dafür gab es jetzt unendlich viel mehr zu gaffen bei dieſer bunten Kirmeß, zu welcher alle Skribenten und Muſikanten, Komödianten und Schnurranten ſich einfanden. Lukian war auch da. Eine ſolche prächtige Gelegenheit zur Beobachtung durfte der erſte Publiciſt des Zeitalters nicht verſäumen. Welche Klumpen Narrheit waren da herauszugreifen aus dem tollen Menſchenleben!

Der Knall- und Schalleffekt der diesmaligen Olympiade kam zuletzt: Die Selbſtverbrennung Peregrins. Derſelbe zog, wie Lukian meldet, während des ganzen Feſtes ſtets einen ſo großen Haufen hinter ſich her, daß in ſeiner Nähe das Gedränge lebensgefährlich war. Unſer Gewährsmann hörte den „Vogel Phönix“ ſeine Leichenrede halten und vernahm daraus die Worte: „Einem goldenen Leben will ich eine goldene Krone aufſetzen. Wer als ein Herakles gelebt hat, der muß auch als ein Herakles ſterben, um ſich wieder mit dem himmliſchen Aether zu vereinigen.“ Worauf die Nervenſchwachen im Publikum: „Nein, nein! Erhalte dich lieber dem Griechenvolk!“ Dagegen die Nervenſtarken:

ſeine Rede ab. „Du kannſt dir denken — ſchreibt Lukian ſeinem Freunde — wie ich lachen muſſte. Denn Mitleid konnte ich unmöglich fühlen für einen Menſchen, der unter allen, welche jemals von dem Dämon der Ehrſucht gehetzt worden, der unwürdigſte war.“

Die Feſtſpiele waren vorüber und viele der Gäſte ſchon abgereiſ't, als der ſo oft und ſo feierlich angekündigte antike Auto de Fé noch immer auf ſich warten ließ, weil der Hauptakter denſelben von einem Tag auf den andern verſchob. Falls unſerm Gewährsmann zu glauben, wäre dem Größenarren das Herz tief in die Hoſen gefallen, wenn er welche angehabt hätte. Das bebende Ding wurde ihm aber ſchließlich durch ſeine ihn umgebenden Mitkyniker, namentlich durch den brüllenden Theagenes von Paträ, wieder leidlich in der Bruſt befeſtigt. Er ſah ein, daß er das verzweifelte Spiel zu weit getrieben, um davon zurücktreten zu können, und ſo nahm er zuſammen, was von Größewahn in ihm, und ging vorwärts zu dem Scheiterhaufen, welchen er bei Harpina, eine kleine Wegſtunde von Olympia entfernt, hatte zurüſten laſſen.

Unwillkürlich drängt ſich mir hier die Erinnerung an meine Heldin Margarethe Peter, „das heilig Margethli“ von Wildisbuch, auf, die Gekreuzigte vom März 1823, deren Leben und Leiden ich vordem mehr zurück, auch ſie muſſte vollenden, was ſie ſich vorgeſetzt hatte. Wir dürfen in Liebe annehmen, daß wie die Seele des Peregrinus, ſo auch die Seele der „Heilandin von Wildisbuch“ urſprünglich ein kraftvoll idealiſtiſcher Hauch geſchwellt habe. Dann war zu beiden der Dämon der Eitelkeit getreten, hatte von ihnen Beſitz genommen, hatte ſie größewahnſinnig gemacht und den einen ſchließlich in den flammenden Holzſtoß getrieben, die andere auf das Kreuzmarterholz geſtreckt. Beide auch hatten in toller Ueberhebung ihre Selbſtopferung als für das Heil der Welt nöthig und nützlich erklärt.

Die Geſchichte des heidniſchen Schwindlers, wie die der pietiſtiſchen Schwindlerin, beide können uns auch zeigen, daß im Weſentlichen die Leute i. J. 1823 gerade noch ſo waren, wie ſie i. J. 168 geweſen. Sechszehn Jahrhunderte hatten nur die Formen und Farben der menſchlichen Narrheit verändert, nicht aber die Subſtanz. Auffallen muß auch die Kleinheit der Mittel, womit die Beiden, jedes in ſeiner Art, ſo verhältnißmäßig große Erfolge gewannen. Aber das iſt im Grunde immer ſo. Je dummer, deſto wirkſamer, die gehörige Doſis Frechheit natürlich vorausgeſetzt. Unſereinem iſt das nicht verwunderlich. Ich habe ja, um nur eins zu nennen, den

1841—42 in Zürich ſpektakelte, aus der Nähe mitangeſehen. Habe mitangeſehen, wie der neue „Meſſias“ ſammt ſeiner „Meſſiaſin“, die zuvor eine notoriſche ſtuttgarter Gaſſenh—eilige geweſen, von dem lächerlichen Mythus, die „Findung“ einer unerhörten, Erde und Himmel umwälzenden „Weltwiſſenſchaft“ gemacht zu haben, ſchwelgeriſch zehrte. Habe mitangeſehen, wie dieſer moderne Peregrinus Proteus von ſeiner Jüngerſchaft, worunter Leute, die ſich für ſuperlativiſch geſcheid hielten, wie ein Gott angeſtaunt, verehrt und mit Ambroſia und Nektar, d. h. mit Schnepfen und Faſanen, mit Rheinwein und Sekt genährt wurde. Item, wie die Jodler, welche er im Rauſch, und die Stoßſeufzer, welche er im Katzenjammer „offenbarte“, ehrfurchtsvoll aufgezeichnet wurden, als gälte es, daraus eine neue Bibel oder einen neuen Koran zuſammenzuſtellen. Und das alles Annis 1841—42, in einer Stadt, welche ſich gern und nicht ohne Grund Limmat-Athen nennen hört, im vollen Lichte der Oeffentlichkeit unſerer Zeit und trotzdem die ſtuttgarter und kannſtatter Polizeiakten über das Vorleben des neuen Heilands und ſeiner Heilandin gedruckt vorlagen. Von damals an wußte ich, daß ein berühmter Vers des hochſinnigen Anaſtaſius Grün eigentlich parodiſtiſch lauten müßte:

Lukian hat dem Feuerakt bei Harpina angewohnt. Er erzählt, der Holzſtoß ſei in einer klaftertiefen Grube aufgeſtapelt geweſen, zuſammengeſetzt aus Reiſig und Bündeln von Kienholz, folglich ſehr leicht entzündlich. Dann fährt unſer Gewährsmann fort: „Sobald der Mond aufgegangen — denn auch Selene ſollte Zeugin der Großthat ſein — erſchien unſer Mann in dem ordonnanzmäßigen kyniſchen Aufzug, eine Fackel in der Hand haltend und begleitet von den vornehmſten Häuptlingen des Hundeordens, namentlich auch von dem fürtrefflichen Theagenes aus Paträ. Der trug ebenfalls eine Fackel und hatte ganz das Zeug, die zweite Rolle in dieſem Drama zu ſpielen. Die Beiden traten hinzu und zündeten den Holzſtoß an, der raſch in gewaltigen Flammen aufloderte. Peregrin Proteus Phönix legte Mantel, Schnappſack und Knüttel ab, ſtellte ſich in ſeiner ſchmierigen Tunika vor die Zuſchauer hin, forderte Weihrauch, warf den ihm dargereichten in das Feuer, wandte das Antlitz gen Mittag und betete: „Oh, ihr verklärten Manen väterlicher und mütterlicher Ahnen, nehmt mich freundlich auf!“ Dies geſagt, ſprang er in das Feuer und verſchwand augenblicklich in dem über ihm zuſammenſchlagenden Flammenſchwall“.

Daß Peregrin phönixgleich aus der Aſche

beabſichtigte Senſation vollſtändig erreicht. Peregrin Proteus war wiederum und für geraume Zeit in allen Mäulern. Den Spötter Lukian hat freilich auch die Selbſtopferung zu Harpina nicht von ſeiner früheren Anſicht über den „Hundephiloſophen“ zu belehren vermocht. Ammian Marcellin geſteht ihm Berühmtheit zu, ſpricht jedoch von ſeiner Selbſtverbrennung in ſehr trockenem Ton [1]. Auf die Bürger von Parion-Krähwinkel wirkte jedoch das Ereigniß von Harpina begeiſternd. Sie waren froh, endlich auch Einen zu haben, dem ſie ein Denkmal ſetzen konnten, und richteten wirklich ihrem durch Feuer unſterblich gewordenen Mitbürger ein Standbild auf. Der Chriſt Athenagoras, ein jüngerer Zeitgenoſſe Peregrins, macht davon ein großes Weſen. Als ob es eine Seltenheit wäre, daß in alter und neuer Zeit Schwindlern, Schuſten und Scheuſalen Denkmäler errichtet wurden! Haben doch in unſeren Tagen die republikaniſchen Genfer — freilich durch ſehr klingende Gründe bewogen — ſogar einem verabſcheuteſten Duodezdeſpötlein ein Denkmal in Rieſenfolio geſetzt.

Alles dieſes iſt mit mehrerem „zum übrigen zu legen“.

---

[1] Rer. gest. XXIX, 1: „Cum mundo digredi statuisset, Olympiae quinquennali certamine, sub Graeciae conspectu

König und Prieſter.

1.

In dem Dämmerlichte des Mythus und der Sage, welches die Anfänge der Völkergeſchichten mondſcheinhaft beleuchtet, ſind überall zwei Geſtalten bemerkbar, welche aus der unterſchiedsloſen Menge mehr oder minder beſtimmt und deutlich hervortreten: — der Prieſter und der Fürſt.

Denn ſowie der Zweihänder aus thieriſcher Dumpfheit herausſchritt und zum Bewuſſtſein ſeiner Menſchheit gelangte, wurde er von zwei gebieteriſchen Bedürfniſſen angefaſſt und bewältigt: — er wollte belehrt und erbaut ſein, und er wollte geführt und regiert ſein.

Im Gefühle ſeiner Schwäche gegenüber den ungeheuren Naturgewalten dürſtete er nach Belehrung über den Schrecken, womit das Geheimniß der Unendlichkeit ihn erfüllte. In jeder Art von Belehrung erkannte er dankbar eine Milderung dieſes Schreckens

Dies der Urſprung des religiöſen Bewuſſtſeins, welches mit Nothwendigkeit aus dem Schoße jeder werdenden menſchlichen Geſellſchaft den Prieſter hervortrieb, als den Vermittler zwiſchen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwiſchen Erde und Himmel, zwiſchen Menſch und Gott.

Ebenſo naturnothwendig wie die Entſtehung des Prieſterthums war die des Königthums. Denn wenn noch heute die Völker geführt und regiert ſein wollen und müſſen — die „Selbſtregierung“ derſelben war, iſt und wird ſtets nur eine „fable convenue“ ſein — um wie viel mehr muſſten die Menſchen beim Uebergang aus der Thierheit in die Menſchheit das Bedürfniß und Verlangen haben, an ihrer Spitze einen Vorderſten, einen Führer, alſo einen Fürſten oder König zu ſehen und demſelben zu folgen, wie die Schafheerde dem Leithammel und die Rinderheerde dem Leitſtier folgt. Möglich, daß die Menſchen den Rindern und Schafen Weſen und Einrichtung des Königthums abgeguckt haben.

Die Geſchichtebetrachtung des 18. Jahrhunderts, zumeiſt mit willkürlichen Abſtraktionen und polemiſchen Vorgefaſſtheiten handirend, verkannte den naturgemäßen und naturnothwendigen Urſprung vom Prieſterthum und vom Königthum ganz und gar, indem es unzutreffende, eine mechaniſch-materialiſtiſche Anſchauung, welche vom Organismus der Entwickelung, vom Werden und Wachſen der menſchlichen Geſellſchaft entweder keine Ahnung hatte oder aber keine haben wollte. Zwar der bekannte Satz:

„Der erſte König war ein glücklicher Soldat —“

ließe ſich zur Noth noch rechtfertigen, inſofern es allerdings denkbar, daß die erſte Zweihänderhorde, welche nach einem Leitſtier ausſah, einen durch vorragende kriegeriſche Eigenſchaften ausgezeichneten Mann zu ihrem Vorderſten, zu ihrem Fürſten oder König gemacht habe. Oder auch läſſt ſich annehmen, daß ſo ein Kraftkerl die Leitſtierſchaft aus freier Hand an- und auf ſich genommen. Aber wenn man allfällig im Bolingbroke-Voltaire'ſchen Sinne dem ſo eben citirten Alexandriner die zwei weiteren:

Der erſte Prieſter war ein ſchlauer Spekulant,
Im Gründen ſehr gewandt, im Schinden elegant —

zugeſellen wollte, ſo wäre das doch ein plumper Fehlgriff. Die Religion, und folglich das Prieſterthum, ſie ſind nicht willkürlich gemacht, weder von einzelnen, noch von vielen. Sie ſind ſo alt wie die menſchliche Geſellſchaft, ſind mit dieſer geworden und gewachſen und werden dauern, ſolange die Menſchheit währt. Warum? Darum, weil die Religion der Idealismus

Stunde Zeit, über dieſe ganz unbeſtreitbare kulturgeſchichtliche Thatſache nachzudenken und ſich dieſelbe klarzumachen. Dann dürfte ihnen auch ein Licht aufgehen, warum und wieſo in demſelben Maße, in welchem die materialiſtiſche Wiſſenſchaft mit ihren Erfolgen großthat, einestheils die Macht der katholiſchen Kirche zunahm, und anderntheils Hunderttauſende, ja Millionen von Proteſtanten dem jämmerlichen Schwindel des „Spiritismus“ zufielen.

In den Urſprungszeiten der Civiliſation waren zweifelsohne Prieſterthum und Königthum häufig, wenn nicht immer, in einer und derſelben Perſon vereinigt, in der Perſon des Familienhauptes. Sowie aber die Familienhauptſchaft zur Stammeshäuptlingſchaft ſich erweiterte, ſowie der „Staat“ aus ſeiner Wurzel, der Familie, heraus- und zum Volksbaum aufwuchs, trat überall, binnen kürzerer oder längerer Friſt, eine Scheidung zwiſchen Prieſterthum und Fürſtenthum ein. Selbſt die iſraelitiſche Theokratie, die Einheit von Hoheprieſter- oder Prophetenthum und Königſchaft, vermochte ſich nicht auf die Dauer zu behaupten. Zugleich mit der Scheidung aber kam die Nebenbuhlerei auf, die Feindſchaft, der Streit um die Herrſchaft über die Menſchen, der nie wieder geſchloſſene Zwieſpalt zwiſchen Fürſt und Prieſter, der nimmer verſöhnte Gegenſatz von Staat und Kirche.

Schwert". Die beiden Schwerter ſchlugen unaufhörlich auf einander los. Aber der Papſt war der feinere Schläger und das geiſtliche Schwert traf ſchneidiger als das weltliche.

Angeſichts dieſes jahrhundertelangen Duells, deſſen Kriſen und Kataſtrophen vorzugsweiſe und mit ſchmerzlicher Wucht auf Deutſchland laſteten, haben Romantiker des 19. Jahrhunderts behauptet, im Mittelalter wären alle Gegenſätze und Diſſonanzen des Menſchen- und Völkerdaſeins in der „höheren Einheit der Religion" harmoniſch zuſammengefaſſt und verſöhnt worden — eine Lüge, die gerade ſo ungeheuerlich wie etwa die von Nationaliſten aufgebrachte, der Luther und das Lutherthum hätten Denk- und Glaubensfreiheit, politiſchen Freiſinn und religiöſe Duldſamkeit gewollt und geſtiftet. Beide Ungeheuerlichkeiten wurden ſelbſtverſtändlich geglaubt, fanatiſch geglaubt. Denn unerſättlich iſt der Menſchen und der Völker Hunger nach Täuſchungen und unſtillbar ihr Durſt nach Lügen.

Der ſchon in vorchriſtlicher Zeit ſcharf hervorgetretene Gegenſatz von Germanenthum und Romanismus wurde zur ſchärfſten Schneidigkeit zugeſchliffen durch die Wiedergeburt des letztgenannten in der Form des Papſtthums. Alle jene Anſprüche, welche Kapitol und Palatium auf die Weltherrſchaft gemacht hatten, keit und Folgerichtigkeit zu verwirklichen. Er ſtellte den „Stuhl Petri", als Weltthron gedacht, auf die dauerhafteſte Grundlage, auf die — wir wollen nicht ſagen auf die menſchliche Dummheit — nein, ſondern vielmehr auf die Verzweiflung der Menſchen am Dieſſeits und auf ihre Hoffnung auf ein Jenſeits, beziehungsweiſe auf ihre Furcht vor einem ſolchen. Die Menſchen glaubten, — etliche hundert Millionen glauben es noch immer — der Papſt hielte die Schlüſſel zum Himmel und zur Hölle in ſeinen Händen und beſäße die Macht und Gewalt, ihre Seelen für alle Ewigkeit der Seligkeit oder aber der Verdammniß zu überantworten. Wie hätte gegen dieſen Glauben der arme „Racker" von Staat aufkommen können? Was hatte er im günſtigſten Falle zu bieten, das, angeſehen die kurze Zeitſpanne des irdiſchen Daſeins, den Vergleich mit den geglaubten und gehofften ewigen Himmelsfreuden oder mit den geglaubten und gefürchteten ewigen Höllenqualen ausgehalten hätte? Nichts oder ſoviel wie nichts. Erwägt man dieſes, ſo braucht man nicht einmal weder den Centrifugalgeiſt des deutſchen Volkes noch die vaterlandsloſe Verrätherei deutſcher Fürſten und Prälaten in Betracht zu ziehen, um zu verſtehen, daß und wie es dem Papſtthum gelingen konnte, Jahrhunderte hindurch unſägliches Unglück auf unſer Land

Auch in andern Ländern tobte der Streit zwiſchen Staat und Kirche. Mit wechſelndem Glück. Aber in keinem mit ſo großem und bis zur heutigen Stunde fortdauernden Mißgeſchick für das „weltliche Schwert", wie bei uns in Deutſchland. Was muſſten unſere Kaiſer ſich vonſeiten der Kurie nicht alles bieten und gefallen laſſen, weil es bei uns allzeit Junker und Pfaffen gab, die es vortheilhafter fanden, dem römiſchen Papſt, alſo dem Todfeind ihres Landes, zu gehorchen als dem deutſchen Kaiſer. Ehre dem deutſchen Städtebürgerthum! Bei ihm ja war, ſchon während des Mittelalters, im ſchönſten Gegenſatz zur Ariſtokratie und Hierarchie, Nationalgefühl, Vaterlandsſinn und Reichstreue. Freilich muß geſagt werden, daß im Weſen des mittelalterlichen Kaiſerthums auch ein ſtarker Keim von Verſchuldung lag. Es konnte und wellte dieſen Keim, d. h. das römiſche Gift, welches zur Weihnacht des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom ihm eingeimpft worden war, nicht ausſcheiden. Dieſes Gift trieb und drängte unſere Kaiſer, ihre beſte Kraft auf der Jagd nach dem unſeligen Phantom der römiſchen Kaiſerkrone zu vergeuden, ſtatt daheim in Deutſchland mittels Vernichtung oder wenigſtens mittels Bändigung und Zähmung der allzeit rebelliſchen und verrätheriſchen Ariſtokratie und Hierarchie ein richtiges und tüchtiges zu thun verſtanden und darum vermochte die franzöſiſche Krone ſo oft der Tiara den Meiſter zu zeigen. Auch die Könige von England, ja ſogar die von Spanien, ließen ſich von den Päpſten nicht im Barte kratzen und behaupteten und wahrten, wenige Ausnahmen abgerechnet, ſtandhaft die Rechte des Staates gegen die kirchlichen Ein- und Uebergriffe, obzwar auch nicht immer mit Glück.

Denn ſelbſt in den eiſernen Zeiten mittelalterlicher Barbarei trug der Geiſt nicht ſelten über die Materie, die moraliſche Macht über die phyſiſche Gewalt den Sieg davon. Der Geiſt aber und die moraliſche Macht repräſentirte dazumal die Kirche, ſie mochte ſein, wie ſie wollte. Ja, der ideale Hauch, um deſſenwillen allein man der Menſchheit ihr Daſein verzeihen kann, war fraglos in der Kirche und ging nur von ihr aus. Sie und nur ſie bewahrte das Licht der Kultur, ſo ängſtlich und kümmerlich es in ihrer Hand flackern mochte, vor dem Erlöſchen. Sie war die Pflegerin deſſen, „was ſterblich nicht im Menſchen", obzwar die Frucht dieſer Pflege nur ein blinder und unter Umſtänden blindwüthender Glaube ſein konnte. Wie die Ueberlieferungen antiker Bildung, ſo ließ ſie auch die Tradition der Demokratie nicht ausgehen. Gegenüber der bleiernen Kaſtenbrutalität des Feudalismus vertrat und be-

Biſchöfeſitzen, zum Kardinalpurpur, zum Stuhle Petri aufſteigen. Geradezu großartig waren ihre Principhaftigkeit, ihr Muth und ihre Ausdauer. Sie wuſſte ihre Werkzeuge mit einem Willen, einem Eifer zu erfüllen, die nichts zu beugen, nichts zu ſchrecken vermochte. Ihre Politik verband mit der feinſten Berechnung eine ſtählerne Thatkraft. Aus allen dieſen Gründen ſind ihre Bedrängniſſe ſo häufig zu Erfolgen, ihre Niederlagen zu Triumphen ausgeſchlagen. Darum hat die Kirche ſo oft über den Staat, der Prieſter über den König geſiegt.

Eins der ſchickſalsvollſten, lehrreichſten, eindringlichſten Beiſpiele vom Kampfe zwiſchen dem geiſtlichen und dem weltlichen Schwert bietet die Geſchichte Englands. Es iſt jene große hiſtoriſche Tragödie, betitelt „König Heinrich der Zweite und Erzbiſchof Thomas Becket“.

Ein ſchweizeriſcher Dichter von großen Gaben und ſchönem Streben, Konrad Ferdinand Meyer, hat den poetiſchen Gehalt dieſer tragiſchen Hiſtorie feinfühlig herausgefunden und ſelbigen novelliſtiſch zu anziehender und feſſelnder Geſtaltung gebracht[1].

---

[1] „König und Heiliger“, 3. Aufl. 1882. Nebenbei iſt K. F. Meyer auch einer der nicht eben ſehr zahlreichen Deutſch-Schweizer, in welchen die jahrhundertalte Gewöhnung des

Wenn er dabei, eben als Dichter, ſeine Phantaſie freiſam walten ließ, wenn er den ſpröden geſchichtlichen Stoff mit menſchlich-ſeeliſchen Regungen durchtränkte und ſchmeidigte, wenn er die ſcharfen Ecken und Spitzen ſeines Themas mit anmuthigen Arabesken umzierte, ſo war das ſein Recht.

Anders jedoch muß der Hiſtoriker verfahren, deſſen Pflicht und Amt iſt, die Wahrheit zu ſuchen und zu ſagen. Er hat mit Thatſachen zu thun und darf ſie nicht gefällig gruppiren, um dem Auge des Leſers zu ſchmeicheln. Er muß die Geſtalten in der ganzen Schärfe und Eckigkeit ihrer Umriſſe hinſtellen, und wenn ihm erlaubt, ja geboten iſt, ſeine Figuren in die pſychologiſche Beleuchtung zu rücken, ſo darf und ſoll das doch nur eine ſolche ſein, welche Kern und Weſen der handelnden Perſonen durchſcheinen macht, ohne ſchiefe oder gar falſche Lichter darauf zu werfen.

So zu verfahren will ich in der nachſtehenden gedrängten Darſtellung des großen Streithandels zwiſchen Heinrich und Thomas, zwiſchen König und Prieſter, zwiſchen Staat und Kirche verſuchen. Das Thema iſt, wenn ich recht erwäge, zeitgemäß, ſehr zeitgemäß, ſonderlich für uns Deutſche, und die demſelben innewohnende Tragik ſoll und wird, hoff' ich,

---

Charakteriſtiſch ſchließt auch die Geſammtausgabe von Meyers auch in der Form ſchlicht-geſchichtlicher Erzählung offenbar werden und wirken.

2.

Am 7. December von 1154 ſtieg Heinrich von Anjou, der Sohn des Geoffroy Plantagenet, Grafen von Anjou, bei Newforeſt an's Land, um kraft ſeines Erbrechts, als legitimer Abkömmling Wilhelms des Eroberers, Thron und Krone von England in Beſitz zu nehmen. Zwölf Tage ſpäter, am Sonntag nach der Weihnacht, iſt er, nachdem ihm die großen Vaſallen zu Wincheſter ihre Huldigung dargebracht hatten, im Weſtminſter zu London durch den Erzbiſchof Theobald von Canterbury, welchem die Erzbiſchöfe von York und Rouen aſſiſtirten, in Gegenwart der Reichsprälaten und Reichsbarone geſalbt und gekrönt worden, um als König Heinrich der Zweite über England und über einen großen Theil von Frankreich zu herrſchen. Zugleich mit ihm wurde ſeiner Gemahlin die Krone aufgeſetzt, jener Eleonore, welche, nachdem ſie von dem Franzoſenkönige Ludwig dem Siebenten geſchieden worden, ihrem zweiten

Mutter Mathilde die Normandie als Erbe anheimgefallen waren, ſo konnte es nach ſeiner Throngelangung in England den Anſchein gewinnen, es wäre den Plantagenets beſtimmt, den Nachkommen von Hugo Capet das Schickſal zu bereiten, welches vordem die letzten Merowiger und die letzten Karolinger erfahren hatten, demzufolge Britannien und Frankreich unter einer Krone zu vereinigen und von den Orkneys bis zu den Pyrenäen zu gebieten.

Der junge König — bei ſeiner Krönung im Weſtminſter zählte er, 1133 geboren, 21 Jahre — iſt ganz der Mann geweſen, dieſem Gedanken nachzuhängen und an der Verwirklichung deſſelben zu arbeiten. Er war ein richtiger Normann: voll Mark und Kraft, verſchlagen, tapfer, herrſchluſtig, laſterhaft, ſkrupellos, nicht ohne Sinn und Verſtändniß für geiſtige Intereſſen, geſchaffen, Großes ſich vorzunehmen, und auch mit den Gaben ausgeſtattet, ſein Vornehmen aus- und durchzuführen, Krieger und Diplomat, in Verwaltungs- und Finanzſachen gewandt, ein Mann ſtrammer Ordnung im Staat, kurz ſo und von dem Zeug, wie und von welchem die bedeutendſten Könige und Kaiſer des Mittelalters geweſen ſind.

Und mit alledem und alledieſem brachte es der zweite Heinrich von England ſchließlich nicht weiter

Denn auch jener erlebte ſein Canoſſa, nur hieß es Canterbury, und auch er mußte Krone und Leben gegen ſein eigen Fleiſch und Blut, gegen verrätheriſche und rebelliſche Söhne vertheidigen, gerade wie der unglückliche deutſche Kaiſer, den ein Mönch von germaniſcher Abkunft, der große, größte Papſt Gregor der Siebente, bis in den Staub oder vielmehr bis in den Schnee gebeugt und gedemüthigt hatte. Schon dannzumal hat ja Mutter Germania — wie ihr noch heute häufig geſchieht — vonſeiten abtrünniger Söhne und Töchter das ſchwerſte Leid und das tiefſte Weh erfahren. Aber was wahr iſt, muß geſagt werden: — der germaniſche Mönch Hildebrand, welcher den germaniſchen König Heinrich flehend zu ſeinen Füßen ſah, markirte einen der glänzendſten Triumphe des Geiſtes über die Materie, verperſönlichte in ſich einen der ſtaunenswertheſten Siege der moraliſchen Macht über die phyſiſche.

Als ein rechter Germane ſtellte ſich auch Heinrich Plantagenet in ſeiner körperlichen Erſcheinung dar, trotz ſeiner normanniſch-franzöſiſchen Mutterſprache. Nicht über Mittelgröße, war er breit von Schultern und Bruſt. Sein Schädelbau war rund, ſein Antlitz oval, ſcharf geſchnitten ſtand darin die vorſpringende Naſe. Dem Blond von Haar und Bart entſprach das Blau der Augen, welche ſonſt freundlich dunkler Röthe glühten. Beſtändig in Bewegung — man ſagte ihm nach, daß er nur zu Pferde und bei Tafel ſäße — „immer“, wie ein Zeitgenoß von ihm ſchrieb, „mit Bogen und Pfeil, mit Schwert oder Jagdſpieß in den Händen“, ſuchte er ſeiner Anlage zur Beleibtheit mittels körperlichen Uebungen aller Art, ſowie mittels großer Mäßigkeit im Genuß von Speiſe und Trank Abbruch zu thun, obzwar nicht mit viel Erfolg. Solcher Mäßigkeit ſtand ſchroff gegenüber ſein Unmaß im Verkehr mit Weibern. Aus Politik hatte er die üppige und lüſterne Eleonore von Poitou geheiratet, von deren Treuloſigkeiten und Ränken die altengliſche Balladendichtung theils pathetiſch, wie in der Ballade „Von der ſchönen Roſemunde“, theils ſchalkhaft, wie in der Ballade „Königin Elinors Beichte“ [1]) zu ſagen und zu ſingen weiß. König und Königin hatten ſich in Sachen der Untreue nicht eben viel vorzuwerfen. Daß aber Eleonore die ſchöne Roſemunde Clifford, Heinrichs Beiſchläferin, von welcher er die zwei Söhne Wilhelm Langſchwert und Geoffroy hatte, vergiftet hätte, iſt nur Volksballadendichtung, nicht Geſchichte. Seiner Gemahlin gegenüber, welche ihm acht Kinder geboren hatte, that ſich der König durchaus keinen Zwang an. Sein Verhältniß zu ihr und andern Weibern hat einer ſeiner

Mitlebenden, der vortreffliche Zeitbuchſchreiber Wilhelm, Kanonikus zu Newbury, bündig und draſtiſch angegeben [1]).

Der König beſaß ein ſehr kräftig entwickeltes Staatsgefühl und ein rückſichtslos deſpotiſches Bewuſſtſein ſeiner Herrſcherwürde. Zur Befriedigung dieſes Bewuſſtſeins und Gefühls war ihm jedes Mittel recht. Ein ſchwefelgelber Faden von Falſchheit iſt in all ſein Denken und Thun verwoben geweſen. Er gab, obzwar fraglos ein tapferer Ritter, den Künſten der Unterhandlung und Beſtechung den Vorzug vor kriegeriſchem Dreinſchlagen. Alle diplomatiſchen Ränke und Schwänke waren ihm geläufig. Die Macht des Geldes über Menſchen kannte er vom Grund aus und er wuſſte dieſe Macht höchſt geſchickt anzuwenden und auszunützen. Er ſorgte auch als geſchickter Finanzer dafür, daß ihm die Mittel hierzu ſtets zur Hand waren. Vom Geize hielt er ſich frei; aber er wuſſte zu ſparen, um nöthigenfalls verſchwenden zu können. Er war keineswegs ohne großmüthige Regungen: bezwungenen Feinden erwies er ſich mild. Sein Vertrauen gab er zögernd, aber wenn er es gab, ganz. Als Menſch ein Gefäß voll von Widerſprüchen, wie es eben Menſchen zu ſein

---

1) „Regina pro tempore sufficienter usus, ea desinente

pflegen, wäre er als Fürſt ganz dazu gemacht und angethan geweſen, das abſolute Königthum zu gründen, falls zu ſeiner Zeit der feudale Geiſt und Organismus nicht noch zu viel Kraft und Stärke beſeſſen hätten, um eine ſolche Vorwegnahme ſpäterer Entwickelungen zu geſtatten. Immerhin verſtand er es, den Hoch- und Uebermuth der Feudalbaronſchaft gelegentlich zu bändigen und beugen. Die Summe ſeines Weſens gezogen, dürfte Heinrich der Zweite ſo recht ein Fürſt nach dem Geſchmack der allermodernſten Hiſtorik geweſen ſein. Denn dieſe verkündet ja mit breitmäuliger Schamloſigkeit, die Begriffe Recht und Unrecht hätten in der Staatskunſt gar keine Bedeutung und die Geſchicke der Völker müſſten nach „höheren Geſetzen“ gelenkt werden, als die wären, welche die „gemeine Moral“ vorſchriebe. Die allermodernſte „Geſchichtewiſſenſchaft“ hat ſich damit in den Dienſt des Nihilismus geſtellt, weil ja dieſer auch behaupten kann, er handle nach „höheren Geſetzen“ als die der „gemeinen Moral“. Daran, daß, was den Reaktionären recht, den Revolutionären billig ſei, hat natürlich dieſe allermodernſte Geſchichtewiſſenſchaft nicht gedacht. Es war und iſt ja ſtets die Natur der Stubengelehrſamkeit, über den Geſichtskreis ihres Schreibtiſches nicht hinausſehen zu können.

3.

Einem Könige nun, der alſo geartet war, wie angegeben worden, ſtellte das Verhängniß einen Prieſter in den Weg, welcher ſeine Prieſterſchaft nicht weniger ernſt und hoch nahm, als jener ſeine Fürſtenſchaft, ja wohl noch ernſter und höher.

Daraus ergab ſich unausweichlich ein Zuſammenprall von Skepter und Biſchofsſtab, daß die Funken nur ſo ſtoben.

Der Prieſter hieß Thomas Becket und lebt im Legendarium der katholiſchen Kirche als Heiliger fort, während er ſeinen Namen mit unverlöſchbaren Zügen auf ein inhaltsvolles Blatt im Buch der Geſchichte geſchrieben hat.

Die Legende blieb mit ihrer Fabulirkunſt nicht bei der Perſon des „Heiligen“ ſtehen, ſondern dehnte dieſelbe auch auf ſeine Eltern aus. Dem Vater und mehr noch der Mutter theilte ſie mit freigebiger Hand viel Romantik zu. Gilbert Becket, fabulirte ſie, wäre als Dienſtmann eines kreuzzügleriſchen Barons in's heilige Land gezogen, dort in die Gefangenſchaft eines ſaraceniſchen Emirs gerathen und hätte in dieſer Sklaverei die Minne der Tochter ſeines Herrn gecenin jedoch wäre ihm nachgeflohen über Meer und Land, obzwar ſie von fränkiſcher Sprache nur die zwei Worte „London“ und „Gilbert“ gewuſſt. Mittels des erſten habe ſie ſich bis nach London durchgefragt, mittels des zweiten ihren Schatz richtig in der Hauptſtadt Englands erfragt. Dann Umtaufung der reſoluten Iſlamitin in's Chriſtenthum und zum Namen Mathilde, ſowie Heirat in aller Form mit Trauung in der St. Paulskirche.

Laſſen wir die Legende beiſeite, ſo war Thomas Becket der Sohn des ehrſamen londoner Bürgers Gilbert oder Egilebert Becket und ſeiner Ehefrau Mathilde. Wie es bei Geburten von Heilanden und Heiligen bräuchlich, hat die „mythenbildende Volksphantaſie“ oder auch die klerikale Politik die Geburt von Thomas mit allerhand Wundern und Zeichen ausſtaffirt. Um genaue Datirung aber kümmert ſich bekanntlich die Legende nicht und ſo wiſſen wir nicht beſtimmt anzugeben, ob der Junge, der ſo viel Lärm machen ſollte in der Welt, in dieſe anno 1117 oder 1118 oder gar erſt 1122 hereingeboren wurde. Dagegen darf für ausgemacht gelten, daß Thomas der normanniſchen Raſſe angehörte. Auguſtin Thierry zwar theilt ihn der angelſächſiſchen zu, ſpricht von ihm als von „cet homme, né pour le tourment de la race anglo-normande“[1]), ſtellt ihn geradezu als Rächer des von den Normannen unterjochten und brutaliſirten Angelſachſenthums hin und rückt dadurch die ganze Erſcheinung des „Märtyrers“ und „Heiligen“ in eine falſche Beleuchtung. Thomas aber war kein Streiter für Raſſe und Volksthum, ſondern ein Kämpfer für Kirche und Kirchenherrſchaft, und wenn er dabei gelegentlich auch das „Volk“ in die Reihe ſeiner Streitmittel ſtellte, ſo that er nur, was andere Hierarchen vor und nach ihm auch gethan haben. Die Aufſtellung Thierry's iſt alſo nicht haltbar. Die römiſche Kirche wollte und will nie, konnte und kann nie und nirgends national ſein, weil ſie überall und allzeit ihren univerſalen Charakter behaupten mußte und muß, ſo ſie ihrem Anſpruch auf Weltherrſchaft nicht zu entſagen willens war und iſt. Davon hat man aber, wie jeder weiß, bis zur Stunde noch nichts gemerkt. Es iſt demnach ganz thöricht und heißt das Weſen der römiſchen Kirche vollſtändig verkennen, wenn man vom katholiſchen Prieſter verlangt, daß er Patriot ſein ſoll. Er kann nicht Staatsbürger ſein, weil er Weltbürger ſein muß.

Den Eltern des jungen Becket erlaubten es ihre

Damit vgl. Pauli, Geſch. von England, III, 13, Note 3. Thierry folgte augenſcheinlich Hume, welcher (Hist. of England, I, chapt. 8) den Thomas Becket ohne weiteres als den „erſten

Mittel, ihrem Sohne eine nach damaligen Begriffen und Bildungsmitteln ſehr ſorgfältige Erziehung zu geben. Sie ſchlug wohl an bei dem mit großen Geiſtesgaben, wie mit körperlichen Vorzügen reich ausgeſtatteten Knaben. Er wurde in den londoner Stadtſchulen, dann im Kloſter Merton geſchult und hierauf nach Frankreich hinübergeſchickt, um in Paris „die Sprachen“ (d. i. die franzöſiſche und die lateiniſche), „die Wiſſenſchaften und Geſetze“ zu ſtudiren. Als ein, nach unſerer Ausdrucksweiſe zu ſprechen, wiſſenſchaftlich gebildeter junger Mann nach England heimgekehrt, vollendete er ſeine Erziehung mittels Aneignung der ſogenannten ritterlichen Künſte und zwar auf dem Edelſitz des Herrn Richer de l'Aigle, welcher ein Freund von Gilbert Becket war. Hier lernte Thomas reiten, fechten, den Falken werfen, mit Hunden jagen, Lanze und Schwert handhaben und in allem und jedem ſo ſich zu halten und zu gebaren, wie es der Kodex normanniſch-baronlicher Courtoiſie lehrte und forderte. Die Legende weiß aber von einer wunderbaren Lebensrettung zu erzählen, welche im Daſein des jungen Mannes die bedeutſame Wendung herbeigeführt habe, daß er aus dem Kreiſe ritterlichen Lebensgenuſſes in den ernſter Studien- und Beſchäftigungen hinübertrat.

Danach finden wir ihn zunächſt in der Kanzlei ſchäftigt. Dieſe Gehilfenſchaft eines wichtigen Beamten war ganz geeignet, den jungen Mann in die Kenntniß und Handhabung von Staatsgeſchäften einzuführen, vollends in der unruhigen Regierungszeit des Königs Stephan. Gilbert Becket ſtand in Beziehungen zu dem Primas der Kirche von England, Thibaut, Erzbiſchof von Canterbury, oder war gar mit demſelben verwandt. Dieſem Verhältniſſe zufolge trat der anſchlägige junge Rechner und Schreiber in den Haus- und Hofhalt des Kirchenfürſten ein, nahm die niederen Weihen und gewann raſch das Vertrauen und die Gunſt ſeines Gebieters, welcher die Talente, namentlich die diplomatiſchen, des angehenden Klerikers zu werthen und zu benützen verſtand. Thomas wurde mit wichtigen Geſchäften betraut und zu wiederholten Sendungen an den päpſtlichen Hof gebraucht. So iſt er in die großen Angelegenheiten, in die ſogenannten Welthändel eingeweiht worden und hat ſich darin mit ebenſoviel Sicherheit als Geſchicklichkeit bewegen gelernt. Wie ſehr ſein erzbiſchöflicher Gönner mit den Leiſtungen Beckets zufrieden war, erhellt ſattſam aus den ihm zugefloſſenen Belohnungen. Zunächſt bedachte ihn der Primas mit einträglichen Pfründen in London, Lincoln und Oxford und gab ihm Urlaub, ſeine Kenntin welchem er zweifelsohne eine künftige Kirchenkerze von mächtiger Leuchtkraft ſah, zum Archidiakon von Canterbury und zum Propſt von Beverley. Aus den reichen Einkünften, welche ihm aus ſeinen geiſtlichen Aemtern und Pfründen, ſowie aus ſeinem nicht unbeträchtlichen väterlichen Erbe zufloſſen, richtete der ehrgeizige Archidiakon auch eine der mehreren Stufen zu weiterem Aufſteigen her.

Es ließ nicht lange auf ſich warten. Der König Heinrich der Zweite war bald nach ſeiner Thronegelangung auf den vielbegabten Streber aufmerkſam geworden. Beckets ſtaatsmänniſcher und diplomatiſcher Ruf war ja dannzumal ſchon gemacht. Der König verſah ſich vonſeiten eines ſolchen Mannes guter Dienſte, ſuchte ihn für ſich zu gewinnen und der Archidiakon ließ ſich gewinnen. Es war da zwiſchen den Beiden, welche eine glänzende, fröhliche Lebensführung gleichermaßen liebten, fraglos ein ſtarker Zug von Sympathie. Auffeiten des Fürſten mochte aber dieſer Zug weit ſtärker ſein als auffeiten des Prieſters, der ſeine Berechnungen hinter der Maſke des Lebemannes ſehr gut zu bergen, alle Schätze ſeines Geiſtes und ſeiner Bildung vor den Augen des Königs in prismatiſchem Gefunkel ſpielen zu laſſen verſtand, dabei nichts weniger war als ein Spaßverderber und keinen Anſtand nahm, die ritterlichen Luſtbarkeiten Heinrichs und gelegentlich wohl auch deſſen weniger ritterlichen Ausſchweifungen mitzumachen.

Ein Füllhorn königlicher Gnade und Gunſt ſchüttete ſich auf den Günſtling aus. Er wurde zum Kanzler und Siegelbewahrer des Reiches erhoben, und damit er dieſe hohe Würde mit Glanz darſtellen und behaupten könnte, gab ihm ſein Herr und König Aemter und Lehen von großem Ertrag: ſo die Befehlshaberſchaft im Tower von London, ſo die Burgen und Schloßgüter von Eye und Berkhamstead. Zugleich wurde er auch zum Erzieher des jungen Thronerben Heinrich ernannt und mit dem Vorrecht beliehen, ein Gefolge von 140 Reiſigen halten zu dürfen.

So ausgeſtattet, lebte der Kanzler als großer Herr, mit den reichſten Reichsbaronen im Prunken und Prangen wetteifernd. Sein Haushalt war auf größtem Fuß eingerichtet und geführt. Er hielt offene Tafel und dieſe funkelte von goldenen und ſilbernen Gefäſſen. Der König liebte es, ſich bei ſeinem Günſtling zu Gaſte zu laden. Mitſammen ritten ſie, ein glänzendes Gefolge hintendrein, zur Jagd auf Hochwild oder zur Falkenbeize. Die größten Barone hielten es für eine Ehre, ihre jungen Söhne in das Haus des Kanzlers geben zu dürfen, als an eine Stätte beſter Erziehung. Im Schenken war Becket ſo großartig wie in ſeinem ganzen Gebaren und die Armen kannten dankbar ſeine für ſie ſtets offene Hand. Gerade aber im Tumult und Wirbel dieſes weltlichen und höfiſchen Lebens und Treibens ſcheint ſich der aſketiſche Zug, welcher doch wohl von Anfang an im Gemüthe des Mannes vorhanden geweſen, nach und nach entwickelt und ausgebildet zu haben. Der Hang zur Aſkeſe gehörte ja auch zur Signatur der Zeit und trat in Form der Kreuzzüge in die weltgeſchichtliche Erſcheinung. Gewiß iſt, daß gerade in dieſer Glanzperiode ſeiner Weltlichkeit der Charakter Beckets eine ſittliche Läuterung erfuhr und allmälig jene Feſtigkeit und Furchtloſigkeit gewann, die er nachmals bewährte. Im übrigen iſt zu ſagen, daß wir an das Prangen und Prunken König Heinrichs und ſeines Kanzlers nicht etwa den Maßſtab moderner Vorſtellungen legen dürfen. Es ging in der ganzen Lebensführung der Vornehmen und Vornehmſten von dazumal denn doch noch ſehr primitiv, um nicht zu ſagen ſehr barbariſch-bäueriſch zu und her. Wir können das ſchon merken, wenn Beckets Kanzliſt Wilhelm Fitz-Stephan es als einen ganz beſonderen Luxus, welchen ſein Herr ſich geſtattete, hervorhebt, daß deſſen Audienzzimmer tagtäglich im Sommer mit friſchem Schilf oder mit Tannenzweigen und im Winter mit friſchem Heu oder Stroh beſtreut werden mußte, damit, ſo die Zahl der ihm aufwartenden Herren zu groß wäre, als daß ſie alle auf den Stühlen Platz finden könnten, diejenigen, welche ſich auf die Diele ſetzen müßten, ihre Kleider nicht gar zu ſehr beſchmutzten. So eine „Kemenate“ mag doch wohl häufig recht ſtallmäßig ausgeſehen und gerochen haben.

4.

Zur Bewährung der diplomatiſchen Gaben und Erfahrungen des Kanzlers boten die unaufhörlichen Verwickelungen, in welche der Beſitz ſeiner franzöſiſchen Provinzen den König von England mit König Ludwig dem Siebenten von Frankreich brachte, wiederholte und ausgiebige Gelegenheit. Becket leiſtete ſeinem königlichen Herrn hierbei treffliche Dienſte. In das Wirrſal der dynaſtiſchen, bald diplomatiſch, bald kriegeriſch geführten Streithändel der beiden Könige einzutreten, iſt für uns an dieſem Orte weder gerathen noch geboten. Es genügt, anzumerken, daß die ganze Streitfrage ſich darum drehte, ob Heinrich ſeine Machtſphäre auf franzöſiſchem Boden behaupten und etwa noch weiter ausbreiten oder aber ob Ludwig dieſe Machtſphäre beſchränken und verringern könnte. Dieſe Frage blieb bekanntlich Jahrhunderte hindurch ſchwebend, war mitunter ſehr brennend und fand ihre endgiltige Löſung erſt zur Zeit der „blutigen" Maria, unter deren Regierung ja der letzte kärgliche Reſt engliſchen Beſitzes in Frankreich, die Stadt Calais, an die Franzoſen verloren ging. Erſt damit war der Triumph, welchen das erſtarkte franzöſiſche Nationalbewuſſtſein und die auf eine ſtraffe Staatseinheit folgerichtig abzielende Politik des franzöſiſchen Königthums über die Traditionen der Plantagenetszeit davontrugen, ein vollſtändiger und unwiderruflicher.

Den großen Wendepunkt im Daſein Beckets und in ſeinem Verhältniß zum Könige ſignaliſirte, obzwar nur erſt von fernher, das Jahr 1161. Da ſtarb, im April, der Erzbiſchof Thibaut von Canterbury. Die Wiederbeſetzung des Primatſtuhls von England war, wie die Sachen lagen, eine wichtige Staatsfrage, deren Löſung aber länger als ein Jahr auf ſich warten ließ. Der König, welchen dringliche Urſachen damals in ſeinen franzöſiſchen Landen feſthielten, hat allerdings ſofort nach dem Ableben Theobalds den Wunſch und Willen gehabt, ſeinen Günſtling Becket zum Erzbiſchof-Primas ſeines Reiches zu machen. Doch ſtellten ſich dieſer Abſicht allerhand prälatiſche und höfiſche Hinderniſſe und Weiterungen entgegen. Heinrich der Zweite war indeſſen nicht der Fürſt, vor ſolchen Schwierigkeiten zurückzuweichen, ſondern beharrte auf ſeinem Entſchluß. Nicht die leiſeſte Ahnung faſſte ihn an, wie ſehr er denſelben zu bereuen haben würde. Im Gegentheil, er war von der Ueberzeugung durchdrungen, ſein Kanzler werde als erſter Prälat Englands, wenn nicht ſein gehorſamer Diener, ſo doch ſein dankbarer Freund bleiben und demnach die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches in gutem Vernehmen mit den ſtaatlichen leiten. Und doch lebte König Heinrich in einer Zeit, welche es mit anſehen ſollte, wie ein Nachfolger

Gregors des Siebenten im Amt und im Geiſt, Papſt Alexander der Dritte, den gewaltigſten Mann und Herrſcher von damals, Kaiſer Friedrich den Rothbart, bis zum äußerſten beugte und demüthigte, — demüthigte bis zur Kniebeugung, bis zum Steigbügelhalten [1]).

Heinrich ſandte ſeinen Kanzler frühzeitig im Jahre 1162 aus Frankreich nach England, allwo Becket verſchiedene Staatsgeſchäfte im Auftrag und Namen des Königs erledigen, auch den Prinzen Heinrich den Reichsbaronen als präſumtiven Thronfolger vorſtellen und denſelben als ſolchen von ihnen anerkennen laſſen ſollte. Unmittelbar auf dieſe Staatsaktion ſollte, ſo wollte es der König, eine große Kirchenaktion folgen, die Wahl und Weihung des Kanzlers zum Erzbiſchof von Canterbury. Thomas hatte dem Wunſche des Königs nicht ſo ohne weiteres nachgegeben. Als eines Tages — ſo weiß ein alter Zeitbuchſchreiber zu melden — drüben in der Normandie Heinrich ſeinem Günſtling mittheilte, daß er ihn zum Primas von England beſtimmt hätte und erheben wollte, wies Becket auf den prächtigen ritterlichen Modeanzug hin, welchen er trug, und ſagte lachend: „Sieh' doch zu, mein Herr und König, von was für einem geiſtlichen Schlag und von welcher Heiligkeit der iſt, welchen du auf einen ſo heiligen Sitz ſetzen willſt.“ Gewiß iſt, daß

---

1) Venedig 1177.

Thomas Bedenken hatte und ſich ſträubte. Vielleicht aufrichtig ſich ſträubte, weil eben ſeiner Scharfſicht nicht verborgen bleiben konnte, daß er als Erzbiſchof-Primas ſeinem königlichen Gönner, dem er eine ſo große Summe von Dank ſchuldete, nicht mehr wie bislang zur Seite, ſondern gegenüber ſtehen würde. Es muſſte ihm ja klar ſein, daß er als Haupt des geſammten engliſchen Klerus die Anſichten des Königs über das Verhältniß von Staat und Kirche nicht werde billigen, geſchweige theilen und bethätigen dürfen. Er ſoll das auch dem König geradeheraus geſagt haben. Wenn dem ſo wäre, müſſte man ſich über Heinrichs Verblendung baß verwundern. Denn der König blieb unwankbar bei ſeinem Vorhaben und Thomas ſeinerſeits fügte ſich demſelben, nachdem ein gerade in Rouen anweſender päpſtlicher Legat ihm ſeine Bedenken ausgeredet — oder er ſo gethan hatte, als hätte er ſich dieſelben ausreden laſſen.

Alledem zufolge nahm das Verhängniß ſeinen Lauf. Vierundvierzigjährig wurde Thomas Becket in Anweſenheit des Kronprinzen Heinrich, vieler Reichsbarone und der meiſten Biſchöfe von England durch die Kapitelmönche der Kathedralkirche von Canterbury in Gemeinſchaft mit dem hohen Klerus der erzbiſchöflichen Diöceſe auf einer im Refektorium von Weſtminſter tagenden Synode zum Erzbiſchof-Primas gewählt und als ſolcher durch den Biſchof von Wincheſter ausgerufen. Am 3. Juli 1162 ſodann fand die Einſetzung des Gewählten in den Primat zu Canterbury ſtatt, nachdem er am Tage zuvor aus der Hand des Biſchofs von Rocheſter die „höheren“ Weihen, alſo das wirkliche Prieſterthum, empfangen hatte. In welchem Sinn und Geiſt er Prieſter, Erzbiſchof und Primas ſein wollte, that er ſofort deutlich kund, indem er den Biſchof von Salisbury an den dazumal in Frankreich befindlichen Papſt Alexander den Dritten abordnete, um ſich die päpſtliche Billigung ſeiner Wahl und das „Pallium“ als Zeichen der Anerkennung ſeiner Würde und Stellung als Erzbiſchof, Metropolit und Primas zu erbitten. Dieſer Bitte wurde gnädig ſtattgegeben: der römiſche Stuhl konnte ſich ja von dem neuen Inſaſſen des erzbiſchöflichen Stuhls von Canterbury alles Gute verſprechen.

Jener täuſchte ſich nicht. Von der Stunde ſeiner Weihung und Inthroniſation an war Thomas Becket Prieſter vom Wirbel bis zur Sohle. Der ungeheure Ehrgeiz, welcher in dieſem Mann lebte und webte, ſchlug zu einer Flamme auf, von der fortan all ſein Denken und Thun ausſtralte. Die Idee der Kirche, d. h. der Herrſchaftsgedanke, war in ihm verkörpert. Es iſt, weil durch die ganze Reihe bald eingetretener Geſchehniſſe bewieſen, gar nicht zu bezweifeln, daß der neue Primas von England ſich die Miſſion zutheilte, die Mitra über die Krone zu erhöhen. Aber „ſeid klug wie die Schlangen!“ Um ſich zum Herrſcher zu befähigen, muſſte man ſich zuvor als Heiliger erweiſen. Nicht leicht, fürwahr, iſt dieſer Erweis zu leiſten geweſen. Es gehörte dazu jene Selbſtüberwindung, jene Macht des Willens, wie ſie nur der Fanatismus aufzuwenden hat. Weder die Liebe noch der Haß ſind auf die Dauer ſtark genug dazu. Beide zwar haben auch eine Beimiſchung von Wahnſinn, allein nur die Wahnſinnsdoſis, welche dem religiöſen oder dem politiſchen Fanatismus beigemiſcht iſt, erweiſ't ſich kräftig genug, die Anforderungen der eigenen wie die fremder Menſchlichkeit niederzuwerfen. Dieſe Raſerei ſchließt übrigens Berechnung nicht aus. Im Gegentheil, ſie verſteht ſich ſehr gut auf das Einmaleins. Der richtige Fanatiker iſt, wie ich anderwärts geſagt habe, eine abgeſchoſſene Kanonenkugel, welche rechnet.

Thomas Becket war ein guter Rechner und zog aus den Prämiſſeziffern ſeines Rechenexempels die Konſequenzen mit eiſerner Energie. Schon am Tage nach ſeiner Weihung zum Primas gab er ſich als ein anderer Menſch. Der prächtige Schmetterling von Höfling und Lebemann verwandelte ſich, ſo zu ſagen, rückwärts in eine triſte Raupe von Mönch. Zwar behielt er einen Haushalt und Hofſtaat, wie ſie dem erſten Prälaten des Reiches ziemten, aber nicht für ſich, ſondern nur für ſeine Gäſte. Er für ſeine Perſon lebte nach den Vorſchriften und Regeln evangeliſcher Demuth und Armuth. Seine ſtrenge, demüthige und traurige Miene verkündete, daß er die Weltlichkeit ausgezogen und das Kreuz Chriſti auf ſich genommen hätte. Er trug auf dem bloßen Leibe grobe Sackleinwand und ſonderbarer Weiſe konnte man dieſes Büßergewand um ſo deutlicher ſehen, je mehr er es zu verſtecken trachtete. Er aß nur Brot und Gemüſe, trank nur Waſſer und es iſt ihm keineswegs zuzutrauen, daß er „öffentlich Waſſer gepredigt“ habe, um „heimlich Wein zu trinken“. Er gefiel ſich in der Geſellſchaft von Mönchen, Hörigen und Bettlern, denen allen er ein unermüdlicher Almoſenſpender war. Häufig unterzog er ſich der „Diſciplin“ der Geißelung. Tag für Tag wuſch er, in Nachahmung Jeſu, einer Anzahl von Armen die Füße. Sich ſelber dagegen wuſch er weniger und vernachläſſigte überhaupt ſeinen Leib und Anzug ſo ſehr, daß ſeine ſchmierige Kleidung die Herberge von allerhand Ungeziefer wurde. Fakirhafte Schmutzerei und kapuzineriſche Waſſerſcheu haben ja immer ein unumgängliches Zubehör der Heiligkeit ausgemacht. „Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni!“ Alſo hat ein Jahrhundertgenoſſe Beckets, der heilige Bernhard, das Symbolum der chriſtlichen Aſkeſe gefaſſt. Thomas bekannte und bethätigte daſſelbe. Und nicht etwa nur mittels der erwähnten frommen Uebungen. Denn ſofort nach der Einſetzung in ſein erhabenes Kirchenamt ſandte er ſeinen Beſtallungsbrief als Kanzler mitſammt dem großen Staatsſiegel zu Handen des Königs nach der Normandie hinüber, demuthsvoll erklärend, da ſeine Gaben und Kräfte nicht einmal ausreichten, die ſchweren Obliegenheiten ſeines neuen geiſtlichen Amtes zu erfüllen, ſo müſſte er es für ganz unthunlich, ja für unmöglich erachten, daneben noch einem zweiten, einem weltlichen Amte vorzuſtehen.

Der König freilich, in ſeinem beſchränkten Laienverſtande, wie man etwa ſagen könnte, begriff dieſe Demuth nicht recht. Vielmehr ging er in ſeinem weltlichen Sinne ſo weit, dieſelbe für ihr baares Gegentheil zu halten. Er witterte den Beginn der Feindſeligkeiten zwiſchen ihm und ſeinem geweſenen Kanzler, indem er in dem ganzen Sichhaben und Gebaren des neuen Primas nichts anderes ſah als das Streben, jedes Band der Abhängigkeit von ihm, dem Könige, zu löſen. Wie richtig Heinrichs Witterung, ſollte bald offenbar werden. Denn Becket zögerte nicht, den Kampf der Kirche — nach römiſch-rechtgläubigem Begriff — gegen den Staat zu eröffnen.

Schon das erſte Wiederſehen, welches zwiſchen König und Primas ſtatthatte, ließ ſich, wenn nicht geradezu feindſelig, ſo doch ſehr froſtig an, vollends in Betracht des Verhältniſſes, wie es noch vor Jahresfriſt zwiſchen den Beiden beſtanden hatte. Als Heinrich zum Anfang des Jahres 1163 von Cherbourg aus nach England hinüberfuhr und in Southampton landete, ſtand auch Becket in der Reihe geiſtlicher und weltlicher Magnaten, welche den König bewillkommten, und es berührte dieſen unangenehm und ärgerlich den in Kutte und Kapuze zu erblicken, welchen er zuletzt, drüben in der Normandie, im normanniſchen Hofkleid mit bis zum Boden herabhängenden modiſchen Aermeln, geſehen hatte, den Dolch an der Seite, auf dem Kopfe das Federbarett und an den Füßen Schnabelſchuhe, deren Spitzen in Widderhörnerform aufgebogen waren. Er mochte ſo ein Gefühl haben, daß dieſer armſälig angethane, demüthig dreinſchauende Prieſter über ihn, den König, Herr ſein wollte. Er aber — wollte Herr über den Prieſter ſein.

Das war ein ſchlimmer Anfang, der einen ſchlimmeren, ſchlimmſten Ausgang ahnen ließ.

5.

Der Riß war alſo ſchon geſchehen, wurde aber zuvörderſt noch verkleiſtert. Den Kleiſter bildete die Uebereinſtimmung zwiſchen König und Primas hinſichtlich des dazumal vorhandenen Schiſma's. Es gab ja, was übrigens nicht ungewöhnlich, wieder einmal verſchiedene Statthalter Chriſti, verſchiedene Unfehlbare, welche, brennend von der wohlbekannten chriſtlichen Liebe, einander gegenſeitig bannten und verfluchten. Diesmal waren es nur zwei Päpſte, welche die „Nachfolge Chriſti“ alſo an einander ausließen und bethätigten: Viktor der Vierte und Alexander der

Dritte, welcher letztgenannte in England in den Augen des Königs, der Ariſtokratie und des Klerus für den rechtmäßigen Himmel- und Höllenſchlüſſelhalter galt. Der Primas wuſſte ſich auf einem von Alexander nach Tours berufenen Concil, zu welchem König Heinrich ihn abordnete, die perſönliche Sympathie und Gunſt des Papſtes zu ſichern, alſo einen Rückhalt ſtärkſter Art.

Derweil hatte aber der Kampf zwiſchen Fürſt und Prieſter daheim in England thatſächlich ſchon angehoben und war der nur nothdürftig verkleiſterte Riß zu einer Spalte geworden. Denn wo immer eine Gelegenheit ſich bot, für das, was der Primas „die Rechte und Freiheiten der Kirche“ nannte, kampfeifrig einzutreten, that er es, und wenn keine Gelegenheit ſich bot, wuſſte er eine zu ſchaffen. Er war daher flink bei der Hand, Urkunden aufzufinden und vorzuweiſen — in der Urkundenfindung iſt die römiſche Kirche bekanntlich von jeher ſehr ſtark geweſen, ſiehe die Iſidor'ſchen „Dekretalen“ und ähnliche pias fraudes — kraft welcher Urkunden verſchiedene Burgen und Ländereien, welche der König an Edelleute verliehen hatte, als Eigenthum des erzbiſchöflichen Stuhles von Canterbury angeſprochen und zurückgefordert wurden. Dazu kam, daß, als Heinrich die Hufe Landes, auch des in klerikalem Beſitze befindlichen, mit einer Steuer von 2 Schillingen belegen wollte, der Primas, pochend auf die Rechte und Privilegien der Kirche, dieſe Steuer rundweg verweigerte. Weiterhin nahm der Streit ſchon eine große Bitterniß an, als das königliche Recht mit dem ſogenannten kanoniſchen, die weltliche Gerichtsbarkeit mit der geiſtlichen unſanft zuſammenſtieß. Der König wollte einen offenkundigen Mörder, Philipp de Brois, Domherr zu Bedford, richten laſſen, wie Recht und Geſetz es forderten. Da fuhr aber stracks der Primas dazwiſchen mit der Erklärung, Geiſtliche könnten überhaupt nicht von Laien gerichtet werden, und ſetzte es durch, daß der Domherr vor den geiſtlichen Gerichtshof von Canterbury geſtellt wurde, welcher den hochwürdigen Mörder zur Entziehung ſeiner Pfründe für die Dauer von zwei ganzen Jahren verurtheilte.

Wie das alles den König kränken und erbittern muſſte, liegt auf der Hand, und daß er nun ſeinerſeits ſchärfere und ſchärfſte Saiten aufzuziehen begann, iſt begreiflich. Die Reibung zwiſchen Staat und Kirche gab demzufolge bald helle Funken. Heinrich war zuvörderſt entſchloſſen, namentlich die offenkundigen, äußerſt hinderlich in die Staatsregierung eingreifenden Anmaßungen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit abzuſtellen. Bei dieſem Unternehmen ſchien er freilich den geſammten Klerus gegen ſich zu haben, aber es gelang ihm, in die Mauer klerikaler Einmüthigkeit eine Breſche zu treiben. Zwar der niedere Klerus, insbeſondere die Möncherei, ſtand jetzt und ſpäter feſt zu dem Primas, allein aus den Reihen der Prälatenſchaft erſtanden demſelben Neider und Nebenbuhler, welche auf des Königs Seite traten. So der Erzbiſchof von York, alſo der zweite Prälat des Reiches, welcher ſich ſo gut dünkte wie der erſte, ſo weiter der Biſchof von London und der Abt von St. Auguſtin zu Canterbury, welche beide ſich für zu vornehm hielten, um dem Primas unterwürfig ſein zu wollen. Infolge ſolcher Spaltung des hohen Klerus fand Thomas es angezeigt, nachzugeben, nämlich zeitweilig. Um ſo mehr, da ihm der päpſtliche Nuntius dazu rieth. Er ging alſo nach Woodſtock, wo Heinrich hofhielt, nahm Audienz und verſprach, die alten Satzungen und Bräuche des Landes inbetreff des Gerichtsverfahrens, auch gegen verbrecheriſche Geiſtliche, fürder zu achten.

Das war nun freilich kein Friede, ſondern höchſtens ein Waffenſtillſtand. Von der Wiederherſtellung des früheren freundlichen Verhältniſſes zwiſchen Thomas und Heinrich war dabei gar keine Rede. Der König hatte das Vertrauen zu ſeinem ehemaligen Günſtling vollſtändig und für immer verloren. Der Primas fühlte das und ſah in ſeinem früheren Herrn und Gebieter nur noch einen Feind der Kirche und demnach auch einen perſönlichen Feind, da er, Thomas Becket, überzeugt war, er trüge, ſo zu ſagen, die ganze Kirche in ſeinem Leibe, wie jener indiſche Brahman ſeiner Ausſage zufolge die ganze Dreieinigkeit, Brahma, Viſchnu und Siva, in ſeinem Bauche mit ſich herumtrug. Wo wäre denn ein Größenwahnwitz zu finden, welchen auszuhecken Pfaffenhochmuth ſich nicht erdreiſtet hätte?

Das Verſprechen von Woodſtock wurde nicht gehalten. Ja, der Primas ſuchte ſogar und erlangte die päpſtliche Abſolution für die Sünde, daſſelbe gegeben zu haben. Der Streit war alſo wieder auf dem alten Fleck und darum beſchloß der König, die Entſcheidung herbeizuführen. Im Jänner von 1164 berief er die Barone und die Prälaten des Reiches zu einer feierlichen Verſammlung nach Clarendon, damit eine feſte und klare Auseinanderſetzung und Beſtimmung der Gerechtſame von Staat und Kirche berathen und getroffen würde. Auch der Primas erſchien und erklärte von vornweg, ſein dem König in Woodſtock gegebenes Verſprechen wäre eine Schwäche, eine Sünde geweſen, die er bitterlich bereut hätte. Er müſſte daher jenen Irrthum widerrufen und auf allen Rechten und Anſprüchen der Kirche beharren. Nur auf das Bitten und Flehen verſchiedener geiſtlicher und weltlicher Magnaten hin ließ ſich Becket herbei, an den Berathungen über die ſogenannten „Conſtitutionen von Clarendon“ theilzunehmen, wenigſtens paſſiv. Nach zweitägigen ſtürmiſchen Debatten kam es zur Beſchlußfaſſung über dieſe „Conſtitutionen“ in 16 Paragraphen, deren Eſſenz war, daß fortan die Wahl von Prälaten (Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Aebten) nur nach dem Rath und mit der Zuſtimmung des Königs geſchehen könne, daß der Klerus in bürgerlichen Sachen und in Streithändeln mit Laien vor des Königs Gerichten Recht nehmen müſſe, daß wider des Königs Willen kein Proceß in's Ausland verlegt, auch entgegen dieſem Willen kein Kleriker in die Fremde gehen, noch endlich dieſem Willen zuwider ein Rath oder Diener des Königs exkommunicirt werden dürfe. Man muß ſagen, daß dieſe Forderungen und Feſtſetzungen vonſeiten des Staates, welche auf den jetzt von Heinrich wieder zu Ehren gebrachten Anſchauungen und Einrichtungen fußten, wie ſie in der vornormanniſch-angelſächſiſchen Zeit in England beſtanden hatten, gewiß keine unbeſcheidenen und unbilligen geweſen ſind. Aber allerdings den Anſprüchen der Hierarchie und vollends eines Hierarchen vom Metalle Beckets auf kirchliche Omnipotenz ſtellten ſie ſich ſcharf entgegen. Darin ſcheint nun aber der geſammte Epiſkopat von England keine Gefahr für die Kirche geſehen zu haben. Denn wie die Barone, ſo unterfertigten und beſiegelten auch die Biſchöfe zum Zeichen ihrer Beiſtimmung die Urkunde der Conſtitutionen von Clarendon. Auch der Primas? Ja wohl. Nachdem er ſich etwas geſträubt, ſetzte auch er ſein Siegel auf das Pergament. Angeſehen das, was unmittelbar nachfolgte, muß man annehmen, die menſchliche Schwäche habe es in Clarendon über den hierarchiſchen Stolz Beckets momentan davongetragen.

Der König wollte dem Erfolg, welchen er ſoeben erlangt hatte, die Bürgſchaft der päpſtlichen Autorität hinzufügen und unterbreitete die Conſtitutionen von Clarendon der Beſtätigung durch Alexander den Dritten. Allein dieſer verwarf und verdammte von den 16 Paragraphen die zehn wichtigeren und wichtigſten und richtete damit den vorübergehend geſunkenen Muth des Primas wieder auf. Becket hatte in der Erwartung der päpſtlichen Entſcheidung für die in Clarendon geſündigte Schwäche bittere Buße gethan, hatte ſich des Meſſeleſens enthalten, hatte ſich der Geißelung unterzogen. Jetzt, nachdem Rom geſprochen, meinte er, der Boden ſeines Vaterlandes brännte ihm unter den Füßen. Zweimal machte er den Verſuch, von Ramney aus heimlich über die See zu entweichen. Beidemal trieben widrige Winde ihn zurück. Dann fand er es rathſam, zu erproben, ob ſich mit dem Könige zu einem Frieden kommen ließe, und ſuchte zu dieſem Zwecke perſönliche Begegnungen mit Heinrich in Woodſtock und hierauf in Northampton. Es kam dabei nichts heraus als Schärfung und Verbitterung des obwaltenden Gegenſatzes. Der König, auch durch das Verhalten des Papſtes ſchwer gereizt, verlangte Unterwerfung, und als dieſe verweigert wurde, ging er geraden Weges auf die Vernichtung ſeines Gegners aus. Dieſer erkannte die Gefahr und entfloh in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1164 aus Northampton, allwo er auf einer dorthin berufenen Reichsverſammlung dem König in's Angeſicht Trotz geboten hatte, den ganzen Stolz ſeines hierarchiſchen

Bewuſſtſeins mit der Duldermiene eines Märtyrers geſchickt verbindend. Die Art und Weiſe übrigens, wie Heinrich von der Reichsverſammlung oder wenigſtens von den weltlichen Mitgliedern derſelben die Schuldigfindung und die Verurtheilung des Primas zur Einkerkerung erwirkt und erpreſſt hatte, war eine ſo ſchreiend gewaltſame, daß man wohl verſtehen kann, wie Becket dadurch in das Licht eines Dulders für den Glauben gerückt werden konnte und gerückt wurde[1]).

Das hatte ſich ſchon in Northampton gezeigt, wo die Volksmenge vor dem Primas, ſo er auf der Straße erſchien, auf die Kniee fiel und um ſeinen Segen bat, und das zeigte ſich auch auf ſeiner Flucht, welche über Lincoln, Boſton, Sempringham und Eaſtray nach Sandwich ging. Mönche, Siedler, Weltprieſter und Leute aus dem Volk empfingen ihn überall alswie einen Heiligen und thaten alles Mögliche, ihn den Nachſtellungen ſeiner Verfolger zu entziehen. In der Nacht vom 2. auf den 3. November fuhr er von Sandwich aus auf einem ge-

---

1) Als auf Befehl des Königs der Graf Robert von Leiceſter dem Primas das Urtheil vorleſen und bekanntgeben wollte, unterbrach der Verurtheilte den Vorleſer ſchon bei der Eingangsformel mit den Worten: „Graf, ich verbiete Euch im Namen des allmächtigen Gottes, ein Urtheil gegen mich, der ich Euer geiſtlicher Vater bin, auszufällen und auszuſprechen. Ich appellire an den ſouveränen Papſt und citire Euch vor ſeinen Stuhl.“

brechlichen Boot über den Kanal, landete unweit von Gravelingen und reiſ'te, in den Abteien von Clairmarois, St. Omer und St. Bertin ehrerbietig beherbergt, weiter nach Soiſſons, wo er von dem Franzoſenkönig Ludwig als ein höchſt willkommener Gaſt begrüßt wurde. Der ruheloſe Zwiſt zwiſchen dem engliſchen und franzöſiſchen Monarchen warf ſeine Schlagſchatten nun auch in den Streithandel Heinrichs mit Thomas Becket hinein und zwar ſehr nachdruckſam zu Ungunſten von jenem. Denn Ludwig der Siebente verſtand ſehr wohl, daß der Flüchtling von Erzbiſchof-Primas in ſeiner Hand eine gegen den König von England auszuſpielende Trumpfkarte ſein könnte und ſein würde.

Als in Northampton die Flucht Beckets kundgeworden, war der König in wilden Zorn ausgeborſten. Sofort wurde gegen den Flüchtling als gegen einen „Betrüger“, „Meineidigen“ und „Verräther“ verfahren. Mit äußerſter Härte, wie von gleichzeitigen Berichterſtattern, und zwar von Anhängern des Primas wie Gervaſius von Canterbury und von Dienern des Königs wie Roger von Hoveden gleichermaßen, ausdrücklich bezeugt wird. Denn Heinrich begnügte ſich nicht damit, mittels offener, unter dem großen Staatsſiegel erlaſſener Briefe dieſſeits und jenſeits des Kanals, in allen ſeinen Ländern und Provinzen, den „geweſenen Erzbiſchof von Canterbury“ als einen treubrüchigen Verräther und als ſeinen Feind zu ſignaliſiren und auszuſchreiben, auch nicht damit, alle Güter und Beſitzthümer des Primas, ſowie der ſämmtlichen Anhänger deſſelben, einzuziehen und an ſich zu nehmen, ſondern er dehnte die Verfolgung auch auf die ganze Verwandtſchaft Beckets aus, auf die männliche und weibliche, in auf- und abſteigender Linie, ſo daß über Männer, Knaben, Greiſe und Frauen, ja — es klänge kaum glaublich, wenn wir nicht miterlebt hätten, daß noch 1870 vonſeiten der „ſtets an der Spitze der Civiliſation marſchirenden grande nation“ bei der Austreibung der Deutſchen aus Frankreich ganz ähnliche Barbareien und Brutalitäten verübt wurden — ja ſogar über Schwangere, Kindbetterinnen und Säuglinge die Strafe der Verbannung verhängt worden iſt¹). Dieſe Königsthat vollbracht, ordnete Heinrich den Grafen Wilhelm von Arundel und die Biſchöfe Gilbert von London und Richard von Ilcheſter als ſeine Boten an den König von Frankreich, ſowie an den in Sens hofhaltenden Papſt Alexander ab, um den Beiſtand von beiden gegen den flüchtigen Rebellen Becket zu erwirken. Die Geſandten trafen den Franzoſenkönig in Compiègne und begaben ſich von dort nach Sens. An beiden Orten blitzten ſie ab. Ludwig ver-

---

1) „Mulieres puerperio decubantes.“ Gervasius Cantuarensis. „Omnes homines et foeminae, pueri etiam in cunis vagientes et ad ubera pendentes. Rogerus de Hoveden.

weigerte Heinrichs Forderung, den Flüchtling auszuweiſen, in höflich-ſpöttiſcher Manier, der Papſt in gewunden-diplomatiſcher das Anſuchen des Königs von England, den Primas nach Canterbury heimzuſchicken unter dem Geleite von päpſtlichen Legaten, welche den ganzen Streithandel auf engliſchem Boden unterſuchen und ſchlichten ſollten. Mochte Alexander dahinter eine Liſt oder Tücke des Königs argwöhnen, mochte er vielleicht auch der Unbeſtechlichkeit ſeiner Legaten nicht ſo recht trauen, genug, er wollte jedenfalls den Mann nicht fallen laſſen, welcher ja mit der eigenen Sache zugleich die des Papſtthums verfocht. Demzufolge wurde Becket, während die Boten Heinrichs unverrichteter Dinge abziehen mußten, am päpſtlichen Hofe ſehr ſympathiſch empfangen. Mit den „Conſtitutionen von Clarendon“ in der Hand, rechtfertigte er ſein Verhalten und legte dann ſein Erzbisthum in die Hände des Papſtes nieder. Allein dieſer ertheilte ihm volle Abſolution, tröſtete ihn liebreich, gab ihm den Biſchofsring zurück und wies ihm das Kloſter Pontigny zu ſtandesmäßigem Aufenthalt an.

Als Gegenſchlag erließ König Heinrich von der Normandie aus, wohin er zur Oſterzeit von 1165 gekommen, ein Verbot, päpſtliche Bullen in ſeine Länder einzuführen oder irgendwelche Schreiben des „geweſenen“ Primas nach England zu bringen. Im folgenden Jahre kam der König abermals nach Frankreich herüber und verweilte, während es dem Papſt

Alexander glückte, nach Italien und Rom heimkehren zu können, vier Jahre, bis um Oſtern von 1170 in ſeinen franzöſiſchen Provinzen, wo er alle Hände voll zu thun hatte mit der Bändigung rebelliſcher Vaſallen, ſowie mit der endloſen Mühwaltung, welche erforderlich war, mit König Ludwig in einem erträglichen Einverſtändniß zu bleiben. Mit Thomas Becket wähnte er fertig zu ſein. Er kannte ihn wenig.

6.

Denn von ſeiner Kloſterzelle in Pontigny aus, wo er ſcheinbar nur mit dem Studium von Problemen des kanoniſchen Rechtes und mit frommen Uebungen beſchäftigt war, wühlte und machenſchaftete Becket, der keinen Augenblick aufhörte, ſich als rechtmäßiger Erzbiſchof von Canterbury zu fühlen, raſtlos und unverdroſſen gegen den König Heinrich, welcher die Schreiben, die Thomas abwechſelnd in bittender oder drohender Stiliſirung an ihn richtete, keiner Antwort würdigte. Auch der Verſuch des Verbannten, die Fürſprache der alten Kaiſerin Mathilde, Witwe Kaiſer Heinrichs des Fünften und Geoffroy's von Anjou, bei ihrem Sohne Heinrich zu gewinnen, ſchlug fehl. Der Papſt ſuchte auf das Andringen Beckets hin, welchen er ſchon 1166 zu ſeinem Legaten in der burgundiſchen Kirchenprovinz ernannte, durch den Epiſkopat der franzöſiſchen Provinzen des Königs auf dieſen zu Gunſten des Flüchtlings zu wirken. Umſonſt. Heinrich wollte nichts von dem ehemaligen Günſtling wiſſen, in welchem er, von ſeinem Standpunkt aus, nur einen treuloſen und verrätheriſchen Menſchen erblicken konnte.

Daraufhin verſchritt Becket dazu, mit ſeinem geiſtlichen Rüſtzeug einen großen Stoß gegen ſeinen Gegner zu führen. Welche Bedeutung in jenen Zeiten Bann und Interdikt hatten, weiß jeder Schuljunge oder könnte und ſollte es wenigſtens wiſſen. Gebannt oder exkommunicirt, d. h. aus der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen zu werden, bedeutete für den mittelalterlichen Menſchen ungefähr, was für den modernen ein Bankerott bedeutet — ich ſage nicht für den modernſten Menſchen, denn für dieſen bedeutet ein Bankbruch bekanntlich nichts mehr. Die Bewohner eines Landes, welches im Mittelalter mit dem Interdikt bedroht war, hatten etwa ſo ein Gefühl, wie es heutzutage die Inſaſſen einer Gegend haben, in welche die Cholera einzufallen ſich anſchickt. Es wäre jedoch ein Irrthum, zu meinen, daß ſelbſt in jenen glaubenstollen Jahrhunderten alle Menſchen durch Bann und Interdikt ohne weiteres ſich hätten ſchrecken und beſtimmen laſſen. Die Geſchichte des Mittelalters iſt ja voll von Zeugniſſen für das Gegentheil. Es gab deutſche und italiſche Prälaten, welche, des päpſtlichen

Bannſpruchs nicht achtend, treu zum Kaiſer und Reich ſtanden. Ebenſo gab es deutſche und italiſche Städtebürgerſchaften, welche, allen Schrecken des Interdikts trotzend, daſſelbe thaten. Die allerdings furchtbaren geiſtlichen Waffen Bann und Interdikt wurden eben infolge der päpſtlichen Politik ſo häufig zu rein weltlichen Zwecken gehandhabt, daß die Menſchen ſie allmälig auch mit weltlichen Augen anſehen lernten und dadurch den unmäßigen Reſpekt davor einbüßten oder wenigſtens auf ein beſcheideneres Maß herabminderten.

Becket ſollte das auch erfahren. Am 3. Junitag von 1166 begab er ſich von Pontigny nach Vezelai, celebrirte in der dortigen Magdalenenkirche das Hochamt, ſprach dann kraft ſeiner Vollmacht als päpſtlicher Legat vom Altar herab eine Verdammung der Conſtitutionen von Clarendon aus und verhängte den Kirchenbann über die zwei engliſchen Biſchöfe von Oxford und Ilchester, ſowie über drei weltliche Räthe des Königs Heinrich. Es hieß auch, da der verbannte Erzbiſchof einmal am Verfluchen wäre, ſo würde er demnächſt über den König ſelbſt die Exkommunikation ausſprechen.

Aber der Stoß ging fehl und der Gegenſtoß ließ nicht lange auf ſich warten. Zwar machte der Bannſpruch von Vezelai in Frankreich großen Lärm, brachte aber drüben in England nur die Wirkung hervor, daß der Epiſkopat eine vom Biſchof Gilbert verfaſſte fulminante Anklageſchrift gegen Becket ausgehen ließ und Appellation an den Papſt einlegte. König Heinrich ſeinerſeits drohte dem Ciſtercienſerorden — Pontigny war ein Ciſtercienſerkloſter — deſſen ſämmtliche Güter in ſeinen Landen einzuziehen, falls dem rebelliſchen Primas fernerweiter Unterſchlupf gewährt würde. Das daraufhin eiligſt in Citeaux zuſammengetretene Ordenskapitel ſetzte von dieſer ſehr bedenklichen königlichen Drohung den gefährlichen Gaſt von Pontigny in Kenntniß, worauf es dieſer für gerathen hielt, ſeinen Zufluchtsort zu verlaſſen und ſich — immer im Schutze des Königs von Frankreich — nach Sens zu begeben, wo er im Columbakloſter gaſtliche Herberge fand. Eine nicht geringe Anzahl von Verehrern, Engländer, Franzoſen, Lombarden, folgte ihm nach Sens. Denn der Mann verſtand es, inmitten von allen Bedrängniſſen immer ein zahlreiches Gefolge von Anhängern hinter ſich herzuziehen. Wie wenig er daran dachte, ſich für beſiegt zu erachten, geht ſchon daraus hervor, daß er auch gegen den Biſchof Gilbert von London den Bannſtral zu ſchleudern ſich vermaß.

Es würde ermüdend ſein, den Streithandel zwiſchen König und Prieſter noch fernerweit alle Kriſen und Peripetieen hindurch zu verfolgen. Wollten wir es thun, ſo müßten wir ja alle die Zickzacksgänge der mit dieſem Streithandel vielfach verknoteten Politik Alexanders des Dritten aufdecken, welcher zwar den verbannten Primas nicht fallen laſſen, aber es doch auch mit dem Könige von England und nahezu von Halbfrankreich nicht verderben wollte. Und wie die päpſtliche Politik, ſo war und blieb die des Franzoſenkönigs ebenfalls fortwährend ein wirkſames Motiv in der Fehde zwiſchen Krone und Mitra, obzwar Ludwig eine ſeiner Töchter dem engliſchen Thronerben vermählt hatte. Zuletzt hatten ſich die Sachen ſo verwickelt und verknäult, daß die Möglichkeit eines Friedensſchluſſes zwiſchen Heinrich und Thomas von der Möglichkeit eines Friedens zwiſchen den beiden Königen abhing und umgekehrt.

Endlich kam doch ein Uebereinkommen zuſtande und zwar auf der Baſis einer diplomatiſchen, durch Vermittler von hüben und drüben nach vielen Weiterungen und großen Schwierigkeiten zuwegegebrachten Vereinbarung. Kraft derſelben überreichte Becket dem König eine Bittſchrift des Inhalts, es möchte ihm in Gnaden gewährt werden, daß er in Sicherheit nach England heimkehren könnte, um daſelbſt in alle ſeine Aemter, Würden und Güter wieder eingeſetzt zu werden. Heinrich ſeinerſeits ſollte verſprechen, dieſe Bitten und Wünſche zu erfüllen. So geſchah es dann von beiden Seiten und nun erfolgte im Juli von 1170 jene berühmte Zuſammenkunft von Heinrich, Ludwig und Thomas auf franzöſiſchem Boden in der Nachbarſchaft von Tours zwiſchen Freteval und La Ferté-Bernard. Vom 16. Juli bis zum 21. verhandelten die beiden Könige ihre Geſchäfte mitſammen. Am Tage darauf hatten Heinrich und Thomas, wie verabredet worden, eine Begegnung auf freiem Felde. Hier beugte der Prieſter das Knie vor ſeinem Landesherrn und dieſer umarmte den Begnadigten. Aber den „Kuß des Friedens“ (osculum pacis, le baiser de paix), auf welchen die mittelalterliche Diplomatie bei ſolchen Gelegenheiten einen ſo großen Werth legte, daß ſie ihn geradezu als unerläſſliche Beſiegelung eines geſchloſſenen Friedens betrachtete — dieſen Friedenskuß gab Heinrich dem wieder eingeſetzten Primas nicht. Das wurde ſehr bemerkt — auch von Becket tief empfunden — und es gab Leute, die angeſichts dieſer Unterlaſſung vonſeiten des Königs dachten und ſagten, die ganze Sache werde kein gutes Ende nehmen.

Sie nahm kein gutes, obzwar ſich zunächſt alles gut anzulaſſen ſchien. Heinrich ſchrieb von Chinon aus an ſeinen Thronerben, den jungen Heinrich, welcher als Statthalter in England regierte: „Ihr ſollt wiſſen, daß Thomas von Canterbury zu meiner vollſtändigen Genugthuung ſeinen Frieden mit mir gemacht hat. Ich befehle Euch demnach, ihm und den Seinigen in Güte alle ihre Beſitzungen zurückzugeben.“ Allein dieſe Beſitzungen waren derweil an andere verliehen worden und die neuen Beſitzer waren keineswegs willig, ſie dem alten zurückzuſtellen. Schon dieſer Umſtand muſſte viel dazu beitragen, den Frieden von Freteval fraglich zu machen. Von Rom her kam Becket die eindringliche Warnung zu, er ſollte dem Könige Heinrich nicht allzu ſehr trauen, ſollte, um ſeiner eigenen Sicherheit willen, vorſichtig, unterwürfig und geduldig ſein. Als er ſich vor ſeiner Heimreiſe nach England von dem König Ludwig verabſchiedete, ſagte dieſer: „Ihr wollt alſo reiſen? Nicht um ſo viel Gold, als ich ſelber ſchwer bin, möchte ich Euch dazu gerathen haben, und wenn Ihr mir glauben wollt, ſo traut Eurem Könige nicht, ſo lange Ihr von ihm den Friedenskuß nicht empfangen habt.“

Becket fühlte das Schwergewicht dieſer Worte und bemühte ſich deſſhalb, vor ſeiner Abreiſe noch eine Zuſammenkunft mit König Heinrich zu erlangen, um, wo möglich, zu einer völlig befriedigenden Auseinanderſetzung zu kommen. Die Zuſammenkunft wurde ihm gewährt, aber die Auseinanderſetzung miſſlang. Heinrich empfing ſeinen Günſtling von ehemals zu Chaumont unweit Amboiſe, aber er empfing ihn ſehr kühl, während die Umgebung des Königs eine gefliſſentliche Mißachtung des Primas zur Schau trug. Es kam nicht zum Friedenskuß, welchen zu weigern Heinrich wohl mitbeſtimmt ſein mochte dadurch, daß er inzwiſchen erfahren, der Papſt habe auf Beckets Betreiben die Suſpenſion des Erzbiſchofs von York und verſchiedener anderer Biſchöfe von ihren Sitzen ausgeſprochen und die Bannung des Biſchofs von

London beſtätigt. Als ſich König und Prieſter trennten, blickte dieſer jenen ſcharf an und ſagte feierlich: „Ich ahne, daß ich Euch nicht wiederſehen werde.“ Worauf Heinrich, welcher den Sinn dieſer Worte wohl verſtand, zornmüthig: „Haltet Ihr mich für einen Verräther?“ Der Primas verneigte ſich und ging.

Bevor er ſich in Witſand bei Calais einſchiffte, ſandte er einen vertrauten Diener vor ſich her nach England als Träger der gegen die vorhin erwähnten engliſchen Prälaten gerichteten päpſtlichen Suſpenſions- und Bannbullen. Das war ein ganz deutliches Zeichen, daß Becket, auf engliſchem Boden angelangt, den ſchon jahrelang wüthenden Streit ſofort mit aller Energie wieder aufnehmen und fortführen wollte und würde. Kein Wunder daher, daß ihm die Kunde vorauſflog, er bringe „Eiſen und Feuer“ mit ſich. Vielleicht hat er bei ſich ſelbſt jenes Wort wiederholt, welches dem Evangeliſten zufolge Jeſus geſprochen: — „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert“. In der That, er war ein kühner und zäher General der „ecclesia militans“. Alle Widerwärtigkeiten des Exils hatten ſeinen Muth nicht gebeugt, ſondern ſeinen Eifer nur bis zur Glühhitze geſteigert. Er wuſſte auch ganz gut, welchen Gefahren ihn ſein entſchiedenes Vorhaben ausſetzte, alle ſeine geiſtlichen und weltlichen Gegner in den Staub zu beugen und Heinrich dem Zweiten ſelber das Bekenntniß abzuzwingen, daß der Prieſter dem Könige voranginge. Wie zu allem entſchloſſen, war er auch auf alles gefaſſt. Unmittelbar vor ſeiner Einſchiffung ließ ihm der Graf von Boulogne durch den Dekan der dortigen Kirche die dringliche Warnung zukommen, ja nicht nach England zu gehen, weil ihm dort Schlimmes bevorſtände. „Mein Sohn“, erwiderte der Primas dem Boten, „und wenn ich auch gewiß wäre, am engliſchen Ufer drüben in Stücke gehauen zu werden, ſo würde ich dennoch hinüberfahren. Es iſt genug, daß meine Heerde ſieben Jahre lang ihres Hirten entbehren muſſte“. Man ſieht, Becket war kein Opportuniſt, kein Kompromißſex, ſondern ein Principmann und Held, falls man einen ſo nennen darf, welcher mit dem Kopf durch die Mauer will. In der Regel ſind aber die Mauern feſter als die Köpfe.

Am 1. Decembertag von 1170 betrat Thomas bei Sandwich den Boden ſeines Heimatlandes wieder. Zwar überwachte der Sheriff von Kent mit Bewaffneten die Landung des Primas, doch ließ er ſie unbeanſtandet geſchehen. Auch die Weiterreiſe nach Canterbury, deſſen Bewohnerſchaft, mit beſonderer Beeiferung die mönchiſche, den Zurückgekehrten mit Glockengeläute und Halleluja empfing. Er erfuhr überhaupt vonſeiten des Volkes in dieſen Tagen bei jeder Gelegenheit ebenſo aufrichtig gemeinte als geräuſchvolle Huldigungen, welche ihn nicht wenig in ſeinem Kampfeifer beſtärken mochten. Denn zu kämpfen war er gewillt. Um ſo mehr, da ihm der Prinz-Statthalter Heinrich das Verbot kundgeben ließ, ſeinen Metropolitanſitz Canterbury zu verlaſſen. Zur Antwort beſtieg der Primas am Weihnachtstage die Kanzel der Kathedralkirche, predigte und verkündete zum Schluſſe den Bann über alle, welche dem Erzſtifte gehörende Güter, die der König ihnen verliehen, noch nicht wieder herausgegeben hatten.

Dies wurde für eine gegen König Heinrich ſelber gerichtete neue Kriegserklärung angeſehen und ausgegeben. Am prinz-ſtatthalterlichen Hofe zu Wincheſter ſcheint man die mehr oder minder ernſte Beſorgniß gehegt zu haben, der Primas wäre Willens und im Stande, an die Spitze von Volksmaſſen ſich zu ſtellen und, namentlich mit Beihilfe der Mönche und des niederen Klerus, einen Aufruhr zu machen. Der Alarmruf ging auch nach der Normandie hinüber, allwo der König auf der Burg Bur bei Baieux die Weihnacht feiern wollte. Dorthin eilten aus England die ſuſpendirten und gebannten Biſchöfe, dampfend vor Entrüſtung gegen ihren Primas und Feind. In ihrem Mund wurde der Alarmruf zur Sturmpoſaune. In ihrer Schilderung nahm das Vorgehen Beckets ungeheuerliche Verhältniſſe an. „Wir ſind im Bann, gnädigſter König und Herr“ — ſo beſchloſſen ſie ihre Reden — „weil wir gethan nach Eurem Willen und gehandelt nach Euren Befehlen“. Worauf der König im Zorn: „Bei den Augen Gottes (par les oilz deu), ſeid ihr im Bann, ſo bin ich es auch" Dann, von einem Wuthanfall gepackt, rief er aus: „Was, ein Jämmerling, welcher mein Brot aß, welcher als ein Bettler, all ſein Hab' und Gut am Leibe tragend, auf einer hinkenden Mähre an meinen Hof gekommen, beſchimpft ſeinen König, und nicht einer von dieſen feigen Rittern, die ich an meiner Tafel gefüttert, geht hin, mich von dieſem Prieſter zu ledigen!"

Solches wollten ſich vier Ritter vom Haushalt des Königs, Richard der Bretagner, Wilhelm von Tracy, Hugo von Morville und Reginald Fitzurſe, nicht zweimal ſagen laſſen. Es waren das vier angeſehene Hofherren. Herbert von Boſham, einer der Exilsgenoſſen Beckets, bezeichnet ſie als „cubicularii" Heinrichs. Sie waren alſo nach unſerem Sprachgebrauche königliche Kämmerlinge, Kammerherren, und wurden, wie aus andern Quellen erhellt, nicht allein zu höfiſchen Verrichtungen, ſondern auch zu diplomatiſchen und richterlichen Geſchäften verwendet. Das raſche Zornwort des Königs trug blutige Frucht. Die vier Ritter ließen ihre Roſſe ſatteln, nahmen ihre Waffen, verließen heimlich den Hof, eilten zur Küſte und fuhren nach England hinüber, entſchloſſen, ihren Herrn und Gebieter „von dieſem Prieſter zu ledigen". Sie vollführten ihre Fahrt, während Heinrich mit der Baronſchaft der Normandie einen Rathſchlag hielt, der mit dem Beſchluß endigte, in geſetzmäßiger Form gegen den Primas vorzugehen und denſelben unter der Anklage auf Hochverrath verhaften zu laſſen. Derweil wurde dem König gemeldet, in wie auffälliger Weiſe ſeine vier Kämmerlinge ſich entfernt hätten und zur Seeküſte geeilt wären. Heinrich erſchrak, weil er ſofort verſtand, was dieſe Entfernung und Eile zu bedeuten hatten. Er ſandte Eilboten aus, die Ritter zurückzurufen. Aber es war ſchon zu ſpät: ſie konnten nicht mehr eingeholt werden.

Fünf Tage nach der Weihnacht ritten die Vier in Canterbury ein und zwar an der Spitze einer reiſigen Schar, die ſich ihnen auf den an ihrem Wege gelegenen Burgen angeſchloſſen hatte. Mittels vorausgeſandter Boten hatten ſie ſich mit zwei Todfeinden des Primas verſtändigt, mit Ranulph de Broc, einem Inhaber canterbury'ſcher Stiftsgüter, und mit dem Abt Clerembault vom St. Auguſtinuskloſter, welcher, als zwar vom König eingeſetzt, aber von der Kurie nicht beſtätigt, in den Augen Beckets nur ein Eindringling und Ketzer war. Im genannten Kloſter nahmen die Ritter Herberge. Dann, zur Veſperzeit, ritten ſie zum erzbiſchöflichen Palaſt, der mit dem Dreifaltigkeitskloſter zuſammenhing. Nachdem ſie die Eingänge und die Umgebung mit ihren Helfershelfern beſetzt hatten, legten ſie an der Pforte ihre Waffen ab und ſtiegen in die Kammer hinauf, in welcher der Primas, ſo eben vom Mittagstiſche gekommen, mit etlichen ſeiner Beamten Geſchäfte ordnete. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß er die nahende Kataſtrophe vorausfühlte, ſobald er die Ankunft der Ritter im Kloſter St. Auguſtin erfahren hatte. Aber er wankte und ſchwankte nicht, er wich angeſichts der äußerſten Gefahr nicht um einen Schritt zurück.

Er würdigte die in ſeine Kemenate getretenen Hofherren keines Grußes. Reginald Fitzurſe trat als Wortführer vor und beſchuldigte in leidenſchaftlicher Rede den Primas, die Lehenstreue und den Frieden gebrochen zu haben. Ruhig, aber feſt ſetzte Be[illegible] zur Entgegnung auseinander, daß er nur von ſeinem Rechte Gebrauch gemacht, als er die gegen ſeine Autorität rebelliſchen Prälaten und die Räuber der Güter des Erzſtiftes gebannt habe. Dann immer heftiger werdendes Hin- und Herreden, welches ſich zu einem raſchen Frage- und Antwortſpiel zuſpitzte: „Wollt Ihr die Gebannten vom Banne löſen?“ — „Nein!“ — „Nun denn Verderben über Euch!“

Sie eilten hinaus und hinunter, rufend „Waffen! Waffen!“ und während ſie die Helme aufbanden und ihre Streitäxte und Schwerter ergriffen, tobten ihre Helfershelfer waffenraſſelnd durch die Gaſſen und wurde der ganze Bezirk um die Kathedrale her von wildem Tumult erfüllt. Die Hofdienerſchaft des Kirchenfürſten bewies keinen Muth und verkroch ſich in alle Winkel. Die Mönche vom Dreifaltigkeitskloſter umdrängten den Primas und beſchworen ihn, zu fliehen oder ſich zu verbergen. Er verweigerte beides. Da zerrten ſie ihn durch die Thüre, welche aus dem Palaſt in das Kloſter führte, in den Kreuzgang und von da in die Kirche, welcher geweihte Ort, wie ſie hofften, ihm Schutz gewähren würde. Ihre Hoffnung war eitel. Heinrichs Dienſtmannen waren entſchloſſen, ihren Herrn „von dieſem Prieſter zu ledigen“, und Becket ſeinerſeits war entſchloſſen, für ſein und der Kirche Recht ſterbend „die Märtyrerkrone zu erwerben“. Er hatte zu den Kämmerlingen geſagt: „Ihr droht mir? Aber das iſt unnütz. Wenn alle Schwerter im Lande auf mich gezückt würden, ſollten ſie mir doch nichts abtrotzen“.

Man hört die Attentäter vor der Pforte toben und die Mönche wollen dieſe und alle Thüren verrammeln und verbarrikadiren. Allein der Primas wehrt es ihnen mit den Worten: „Das Haus des Herrn ſoll nicht zu einer Feſtung gemacht werden“. Dann, als die Aexte am Thore der Kathedrale und an der zum Kreuzgange führenden Thüre donnern, ergreift Schrecken die Mönche. Sie ſtieben auseinander und ſuchen da und dort in der weiten und dunkeln Kirche und in den Seitenkapellen einen Unterſchlupf. Nur einer, Edward Grim geheißen, harrt aus bei dem Erzbiſchof.

Dieſer will ſo eben die Treppe, welche zum hohen Chore führt, hinanſteigen, wahrſcheinlich um dort auf dem altehrwürdigen Stuhl von Porphyr hinter dem Hochaltar, auf welchem dem Brauche gemäß die Erzbiſchöfe von Canterbury geweiht zu werden pflegten, den Tod zu erwarten [1]. Da brechen, die ihn ſuchen, in den Tempel herein. Voran Reginald Fitzurſe, vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert, ſein zweiſchneidig Schlachtſchwert in der Rechten und laut rufend: „Zu mir, wer es treu mit dem Könige hält!“ Die Mordgenoſſen folgen dem Führer auf dem Fuße, ihre Schwerter ſchwingend und Drohſchreie ausſtoßend.

„Wo iſt der Verräther?“ ruft Reginald. Keine Antwort. „Wo iſt der Erzbiſchof?“ ruft er wieder. „Hier, Reginald, hier bin ich,“ erwidert der Primas, ſteigt die Stufen der Chortreppe wieder herab und erwartet am Fuß einer zwiſchen den Kapellen der Jungfrau Maria und des heiligen Benedikt ſtehenden Säule ſein Schickſal. Der Ruf: „Wo iſt der Verräther? Wo iſt der Erzbiſchof?“ wird wiederholt. „Hier bin ich,“ antwortet Becket, „aber ein Verräther iſt nicht hier. Was thut ihr in Waffen im Hauſe Gottes? Was iſt euer Begehr?“ — „Daß du die Gebannten vom Banne löſeſt oder aber ſterbeſt.“ — „Ihr muthet mir zu, daß ich thäte, was ich nicht thun darf. Ich kann den Bannſpruch nicht aufheben. Thut, was ihr wollt."

---

[1] „Impoſant und theatraliſch wie ſein ganzes Weſen“, meint R. Pauli (Bilder aus Alt-England, 1860, S. 16). Allein ich kann dieſe Meinung nicht theilen, ſondern muß ſie als durchaus ungerechtfertigt bezeichnen. Thomas Becket war nichts weniger als ein Komödiant. Er ſpielte ſeine Rolle gut, ja wohl; aber dieſe Rolle war ſeine Natur.

In dieſem Augenblick empfängt er zwiſchen die Schultern den Schlag einer flachen Schwertklinge und hört eine Stimme ſagen: „Flieh' oder du biſt des Todes!" Wahrſcheinlich wünſchen die Attentäter, der Primas möge aus der Kirche weichen, weil ſie eine flüchtige Scheu fühlen, den Mord im Heiligthum zu vollziehen. Allein Becket wankt und weicht nicht von der Stelle. Sie wenden Gewalt an, ihn wegzuſchleppen, er aber ſträubt ſich und ſchleudert einen der Angreifer, den Wilhelm de Tracy, zu Boden. Wüthend ſpringt der Ritter auf und ſchlägt mit dem Schwerte nach dem Kopfe des Primas. Aber der treue Mönch Grim ſtreckt abwehrend den Arm dazwiſchen und empfängt einen Streich, der ihm nahezu den Arm vom Leibe trennt. Auch den Erzbiſchof verwundet noch der gewaltige Hieb am Kopf und an den Schultern und der Getroffene ſchlägt, ſeine Seele Gott empfehlend, vornüber auf das Pflaſter hin. „Schlagt zu! Schlagt zu!" ſchreien die Mörder. Richard der Bretagner holt aus und ſpaltet dem Opfer den Schädel mit einem ſo wuchtigen Schlag, daß die Schwertklinge auf den Steinplatten zerbricht. Wilhelm Maltret aber ſetzt ſeinen gepanzerten Fuß dem Todten in's Genick, daß das Blut aus dem klaffenden Schädel ſpritzt, und ſchreit: „So mußte der Verräther ſterben!"

7.

Aber aus ſeinem Grabe heraus beſiegte der todte Prieſter den lebenden König.

Das Grab war dem Gemordeten am Morgen nach der Schreckensnacht in der Krypte der Kathedrale bereitet worden. In aller Haſt. Denn die Mörder erſchienen, bevor ſie aus Canterbury verſchwanden, noch einmal in der Umgebung des erzbiſchöflichen Palaſtes und ſchienen die Abſicht zu haben, ſich des Leichnams ihres Opfers zu bemächtigen. Doch machten ſie keinen ernſtlichen Verſuch, dieſes Vorhaben zur Ausführung zu bringen, ſondern fanden es gerathen, vor der ſchreckhaften Entrüſtung, welche in der Stadt herrſchte, zu entweichen und ſich gen Norden zu wenden, wo ſie in Northumberland in der Nähe von Knaresburgh eine Zuflucht ſuchten und fanden.

Die Kunde von der Ermordung des Primas von England flog durch die abendländiſche Chriſtenheit und ſchlug die Gemüther mit Entſetzen. Die Menſchen von dazumal mochten beim Empfang dieſer ſenſationellen Nachricht ungefähr ſo einen Eindruck erhalten, wie die Menſchen von heutzutage einen empfingen, ſo ſie erführen, daß der Börſen-Primas Rothſchild im Tempel Mammons von einer Bande Kommuniſten umgebracht worden wäre. König Heinrich, ſobald die

Trauerbotſchaft zu ihm nach der Normandie gelangte, verſchloß ſich in ſeine Kammer und faſtete drei Tage lang, in lauten Wehklagen über die blutige That ſich auslaſſend. Sie waren ſicherlich ernſtlich gemeint, dieſe Klagen; denn der Fürſt muſſte ja fühlen, daß er den großen Streithandel mit Thomas nicht gewonnen habe, indem er, obzwar nur mittels eines unbedachten Wortes, den Erzbiſchof zu einem Märtyrer gemacht. Die Folgen hiervon wuſſte der ſtaatskluge Mann wohl zu bemeſſen, und um dieſelben abzuwenden oder wenigſtens zu mildern, ſandte er unverzüglich eine Abordnung an den heiligen Vater und vergaß auch nicht, ſeinem Botſchafter etliche Geldſäcke mitzugeben, wohl wiſſend, daß wie zur Zeit Jugurtha's ſo auch zur Zeit Alexanders des Dritten in Rom alles käuflich wäre. Se. Heiligkeit war anfangs ſehr ungnädig und wollte nichts davon wiſſen, daß der König an der Kataſtrophe von Canterbury keine Schuld trüge. Man ſprach in der Umgebung des Papſtes ſchon davon, am bevorſtehenden Gründonnerstag in der Karwoche (von 1171) werde der Statthalter Chriſti den Bann über Heinrich den Zweiten und das Interdikt über deſſen Länder diesſeits und jenſeits des Aermelmeeres verhängen. Allein das drohende Wort wurde nicht zur That. Die klingenden Beweisgründe für des Königs Unſchuld, welche ſeine Geſandten in die bereitwillig geöffneten Hände verſchiedener einflußreicher Kardinäle niederfallen ließen, thaten große Wirkung. Se. Heiligkeit erklärte demzufolge, dem König und deſſen Unterthanen väterliche Schonung angedeihen laſſen zu wollen. Doch werde er Legaten nach der Normandie ſchicken, um die ganze Sache genau zu unterſuchen. Die Mordgeſellen von Canterbury ſelbſt jedoch und ihre Helfershelfer ſollten keiner Schonung theilhaft ſein. Sie wurden feierlich in den Bann gethan, welcher wirkſam genug war, ſie nach Jahresfriſt aus ihrem northumberländiſchen Aſyl zu vertreiben. Sie pilgerten zerknirſcht nach Rom, machten Reu' und Leid und wurden von dem heiligen Vater zur Verbüßung ihres Frevels nach Paläſtina geſchickt, wo ſie geſtorben und verſchollen ſein ſollen. Doch iſt dieſer ihr Ausgang mehr ein legendariſcher als ein hiſtoriſcher.

Der König war froh, ſo leichten Kaufes davongekommen zu ſein. Die angedrohte Unterſuchung machte ihm wenig Sorgen. Er wartete die Ankunft der päpſtlichen Legaten in der Normandie nicht einmal ab, ſondern ging im Auguſt 1171 nach England hinüber, um dann im Oktober zur Eroberung von Irland aufzubrechen. Er ſcheint es auch kaum beachtet zu haben, daß die engliſchen Prälaten, welche in ſeinem Streite mit Becket auf ſeiner Seite geſtanden, es für gerathen fanden, vor der römiſchen Kurie zu Kreuze zu kriechen. Sie ſchworen ſich von jeder Mitſchuld an dem Morde des Primas los, aber ſie ſchworen zugleich die „Conſtitutionen von Clarendon" ab und wurden dann auf ihr Bitten durch den Erzbiſchof von Rouen als Stellvertreter des Papſtes vom Banne geledigt.

Mit alledem jedoch war das Nachſpiel zur Tragödie von Canterbury noch nicht zu Ende.

Denn derweil war der „Geruch von Heiligkeit", welcher aus dem Grabe des Primas-Märtyrers hervordrang, immer ſtärker und merklicher geworden. Schon geſchahen Krankenheilungen und andere Wunder und Zeichen auf dieſem Grabe, noch bevor deſſen Inſaſſe durch Alexander den Dritten am 3. März von 1173 feierlich in das Verzeichniß der chriſtlichen Kalenderheiligen aufgenommen und eingereiht wurde. Thomas Becket erhob ſich, ſo zu ſagen, aus ſeiner Gruft, eine Rieſengeſtalt, welche einen dunkeln Schatten auf die geſammte noch übrige Regierungszeit Heinrichs des Zweiten warf. Dieſe ganze Zeit war für den König voll Unraſt, Aergerniß, Mühſal, Sorge und Kummer. Zerwürfniſſe mit den Königen Ludwig dem Siebenten und Philipp dem Zweiten von Frankreich, Einfälle der Schotten in England, Rebellionen der Barone daheim und drüben in den franzöſiſchen Provinzen, endlich, das Bitterſte, die ſchnöden von ſeinen rechtmäßigen Söhnen Heinrich, Richard, Gottfried und Johann an dem königlichen Vater verübten Verräthereien, ihre Waffenerhebungen gegen ihn, ihre blutigen Fehden unter einander —

war das alles die Wirkung eines Fluches, den der Märtyrer gemurmelt, als er am Fuße der Chortreppe der Kathedrale von Canterbury in einer Blutlache ſein Leben verhauchte?

König Heinrich hätte nicht ein Kind ſeiner Zeit ſein müſſen, wenn ihm dieſer Gedanke nicht gekommen wäre. Und ganz im Geiſt und Stil des 12. Jahrhunderts beſchloß er, den zürnenden Schatten des ermordeten Freundes und Genoſſen ſeiner Jugend zu ſühnen. Nicht „aus ſchlauer Politik“, wie ein verdienter Hiſtoriker will, beugte er ſich „vor dem übermächtig werdenden Rufe des Heiligen“ [1]). Schlauheiten kamen hierbei ſicherlich gar nicht in Frage.

---

[1]) Pauli, Geſchichte von England, III, 116. Der Genannte verräth überhaupt in ſeiner ganzen Darſtellung des Streites zwiſchen Heinrich und Thomas, wie ſchwer, um nicht zu ſagen wie unmöglich, es einem in einſeitig lutheriſchen Anſchauungen aufgewachſenen Manne werde, das Weſen der katholiſchen Hierarchie und katholiſcher Hierarchen zu verſtehen. Proteſtantiſche Gelehrte, Parlamentarier und Miniſter ſind allzu geneigt, die römiſche Kurie für ein lutheriſches Konſiſtorium und römiſche Prieſter für lutheriſche Paſtoren anzuſehen. Aus dieſem Irrthum erklärt ſich auch weſentlich der klägliche Ausgang des ſogenannten „Kulturkampfes“ im Staate Preußen. Pauli hat übrigens nur dem alten Hume nachgeſprochen, welcher, ein richtiger Sohn des „Jahrhunderts der Aufklärung“, im 11. Kapitel des 1. Bandes ſeiner „History of England“ kurz- und leichtweg geſagt hatte, König Heinrich hätte ſein Sühnewerk unternommen, „weil er wuſſte, welchen Einfluß der Aberglaube auf die Gemüther des Volkes hat“.

Der König that, was er that, aus der unwiderſtehlichen Stimmung und Strömung ſeiner Zeit heraus. Er handelte, wie er muſſte. Der Mord Beckets beſchwerte ihm furchtbar die Seele. Er lechzte danach, dieſer Laſt ledig zu werden, und weil er den Zweck wollte, muſſte er auch die Mittel wollen, alſo die Mittel, welche der Glaube von damals ihm bot. Das iſt der Sinn des Schauſpiels, deſſen Scene Canterbury und die Krypte der Kathedrale am 12. Juli von 1174 geweſen ſind.

An dieſem Sommertag kam König Heinrich vom Dorfe Herbledown gen Canterbury geritten. Sowie er der Kathedrale anſichtig wurde, ſtieg er vom Pferde und pilgerte zu Fuße weiter bis zur Vorſtadtkirche St. Dunſtan. Hier zog er ſeine Schuhe aus und ein Büßergewand an. Barfüßig wanderte er durch die ſchweigende Volksmenge rechts und links zur Metropolitankirche, an deren Portal ihn der ebenfalls bekehrte Biſchof Gilbert von London, ſowie die Kleriſei des Erzſtiftes und die Mönche vom Dreifaltigkeitskloſter empfingen und begrüßten. Er aber wandte ſich ungeſäumt der Krypte des Tempels zu, allwo der „heilige Leib“ des Märtyrers ruhte. Hier hielt der Biſchof von London zuvörderſt eine erbauliche Predigt von Reu' und Leid, von Buße und Sühne. Dann kniete der büßende König am Grabe des heiliggeſprochenen Prieſters nieder, warf das ſackleinene Gewand von der Schulter und bot unter lautem Bekenntniß ſeiner

Sünden den entblößten Rücken den Geißelſchlägen der Mönche dar. Nach alſo geleiſteter Pönitenz verbrachte er betend und faſtend die ganze Nacht in dem kalten Gruftgewölbe. Am folgenden Morgen hörte er im Chor der Kathedrale die Meſſe und empfing die feierliche Abſolution.

Der Art ſühnte Heinrich den zürnenden Schatten deſſen, der aus ſeinem Freund und Günſtling ſein Widerſacher und Todfeind geworden war. Einigen Troſt für den Schmerz der furchtbaren Selbſtdemüthigung von Canterbury mochte es ihm gewähren, daß die Bürgerſchaft von London, die treu zu ihm geſtanden, ihn am Sonntage darauf mit großer Feſtlichkeit und Freude willkommen hieß und empfing.

Er regierte darnach noch lange Jahre, vielthätig, aber ohne Ruhe und Glück. In den wildverworrenen Kämpfen, welche er mit ſeinen verrätheriſchen und rebelliſchen Söhnen zu führen hatte, kommt ein edler Zug vor. Jener, da der König, nachdem ſein älteſter Sohn, der rebelliſche Prinz Heinrich, zu Martel in Limoges plötzlich geſtorben, dem nach Brechung ſeiner Burg Autafort gefangenen Aufſtifter und Rathgeber des Todten, dem berühmten Troubadour Bertran de Born, großmüthig verzieh, als der Gefangene ſagte, er hätte an dem Todestage des tapfern jungen Königs vor Schmerz Sinn und Verſtand verloren[1]. Im

---

[1] „Lo jorn — ſo lautete nach der von Raynouard (Choix des poésies origin. des Troubadours, V, 87) mitgetheilten Ueber-

Jahre 1189 ſielen Unglücksſchläge von ſolcher Wucht auf Heinrich, daß ſeine Kraft und Elaſticität nicht mehr dagegen aufzukommen vermochten. Er muſſte mit Philipp von Frankreich und ſeinen mit dieſem verbündeten abtrünnigen Söhnen Richard und Johann einen für ihn ganz ſchimpflichen Frieden eingehen. In wildem Vaterſchmerze ſoll er die Söhne verflucht haben, welche das nur allzu reichlich verdient hatten. Bald darauf iſt er am Kummer und Zorn zu Chinon geſtorben, den 6. Juli 1189. Als der todte König im offenen Sarge von Chinon nach dem Kloſter Fontevraud, das er ſich zu ſeiner Ruheſtätte gewählt, gefahren wurde, begegnete der verrätheriſche und rebelliſche Richard unterwegs dem Leichenzuge. Da habe — ſo will die Sage — als der verfluchte Sohn über den Sarg ſich beugte, der todte Vater aus Naſe und Mund geblutet, wie des todten Siegfrieds Wunden bluteten, als der Mörder Hagen zur Bahre trat .....

Das iſt die Geſchichte von einem König und von einem Prieſter. Sie iſt lehrreich. Denn auch die Präſidentenſtühle der künftigen Vereinigten oder, was

---

lieferung die Rede Bertrans — lo jorn, qu'el valens joves reis, vostre fills, mori, eu perdi lo sen e'l saber e la conoissensa.“ Aus der Scene zwiſchen dem König und dem Troubadour hat Uhland, wie bekannt, die ſchönſte ſeiner Romanzen geſchaffen: „Bertran de Born“, ein Gedicht, das zu den reinſten Perlen in der Schatzkammer deutſcher Dichtung gehört.

jedenfalls gewiſſer, der more consueto Veruneinigten Staaten von Europa werden noch mit dem Stuhle Petri rechnen und rechten müſſen. Die Menſchen gehen, aber die Dinge bleiben, obzwar mit der Zeit die meiſten ihre Formen, Farben und Namen ändern. Das Papſtthum that und thut es nicht. In ſtarrer Majeſtät ragt es über das toſende Gewühl unſerer Zeit empor, über Völker und Staaten, über Parteien und Nationalitäten, über Wiſſenſchaft, Kunſt, Literatur und Technik, über Dampf und Elektricität, über Kultur und Barbarei, über das ruheloſe Geſchacher um Soll und Haben, über Luxus und Elend, eine aus der menſchlichen Glaubens- und Autoritätsbedürftigkeit als aus Granitquadern aufgeblockte Pyramide mit der Aufſchrift: „Non possumus sedis apostolicae mutare constitutiones“. Darauf beruht ſeine Dauer, Größe und Macht.

Von der Landsknechtſchaft.

1.

Der „Landsknecht“ gehört zum Inventar der deutſchen Dichtung. Vom 16. Jahrhundert bis auf unſere Tage herab iſt er ja in Volksweiſen gefeiert oder ſchimpfirt worden und hat auch in der Kunſtpoeſie eine häufig wiederkehrende Figur abgegeben. Poeten, welche den Landsknecht in ſeinen beſten Jahren gekannt haben, wollten freilich wenig oder gar nichts Gutes an ihm finden. So z. B. der ehrliche Hanns Sachs, den wir weiter unten vernehmen werden.

In der Wirklichkeit war die Landsknechtſchaft eine kriegsgeſchichtliche Nothwendigkeit, d. h. ein Ergebniß des Umwandelungsproceſſes, welcher an der Schwelle zur Neuzeit das deutſche Kriegsweſen durchzumachen hatte.

Die Motive dieſes Proceſſes waren nicht allein techniſcher, ſondern ebenſoſehr und faſt noch mehr ſocialer Natur. In jener Beziehung muſſte, wie jeder weiß, die Einführung der Feuerſchießgewehre jeden Kalibers das ganze Waffenweſen ſeines mittelalterlichen Charakters mehr und mehr entkleiden; in dieſer ſetzte die allmälige Verwandelung des mittelalterlichen Feudalſtaats in den neuzeitlichen Polizeiſtaat an die Stelle des Feudalheers immer entſchiedener das Soldheer.

Die Kriegsverfaſſung des deutſchen Reiches im Mittelalter war ein Ausfluß der Feudalität geweſen. Der Kaiſer, als Oberlehnsherr der Reichsariſtokratie, berief die großen Reichslehnträger zur Leiſtung des Reichsheerbanns. Dieſe ihrerſeits forderten ihre Vaſallen und dieſe wiederum ihre Afterlehnsmänner zur Erfüllung ihrer kriegeriſchen Lehnspflicht auf. Das mittelalterliche Reichsheer war demzufolge ein adeliges und beſtand aus ritterlicher Eiſenreiterei. Weitaus die Mehrzahl dieſer „Ritter“ gehörte dem ſogenannten niederen Adel an, welcher vor dem Aufkommen des Städtebürgerthums fraglos als der Kern der Nation bezeichnet werden durfte. In demſelben Maße nun aber, in welchem die Strammheit der Reichsverfaſſung ſich lockerte und die fürſtlichen Territorialgewalten immer dreiſter und erfolgreicher gegen die kaiſerliche Obmacht ankämpften, ging es auch mit der Reichskriegsverfaſſung und Reichskriegsführung im mittelalterlich-ritterlichen Sinne immer raſcher bergab. Mit der zunehmenden Kultur nahmen auch die Bedürfniſſe zu, alle Verhältniſſe wurden verwickelter und die folglich ſchwerer und immer ſchwerer werdende Noth und Sorge des Daſeins lehrte die Menſchen rechnen. Das ganze neuzeitliche Leute- und Völkerleben ſpitzte ſich mehr und mehr zu einem Rechenexempel zu und ſchon im ſogenannten Reformationszeitalter war es damit ſo weit, daß die Vaſallen herausrechneten, die perſönliche Leiſtung des Kriegsdienſtes käme ſie viel theurer zu ſtehen, als wenn ſie mittels Entrichtung einer beſtimmten Taxe an den Lehnsherrn von dieſer Leiſtung ſich befreiten. Den Fürſten konnte das auch recht ſein. Denn ſie gewannen dadurch das Geld zur Bezahlung der bewaffneten Söldner, der Soldaten, deren ſie zu ihren unaufhörlichen Kriegen bedurften.

Allerdings ſteht es feſt, daß im deutſchen Reiche, wie auch anderwärts, die Anfänge des Waffendienſtes um Sold bis ins 12. Jahrhundert hinaufreichen, weil eben das kriegeriſche Material, welches der feudale Lehnsdienſt lieferte, für länger währende Kriege ſchon dazumal als unzulänglich ſich erwies. In England, Frankreich und Italien war das Soldtruppenweſen, die Soldaterei, bereits im 14. Jahrhundert eine ſtehende Einrichtung. In Deutſchland wurde ſie das im Verlaufe des 15. Jahrhunderts, allwo der handwerksmäßige Solddienſt, wie ihn die ſchweizeriſchen „Reisläufer" und die deutſchen „Landsknechte" zu ihrem Beruf und Geſchäfte machten, den zeitweiligen Lehensdienſt verdrängte und verdrängen muſſte. Schon darum, weil zu einer Kriegsführung, wie die durch den Gebrauch der Pulverſchießwaffen veränderte Taktik ſie mit ſich brachte, nicht mehr Gelegenheitskrieger, ſondern nur noch Berufsſoldaten ausreichten. Im Mittelalter war die Entſcheidung der Schlachten bei der ſchweren Eiſenreiterei geweſen. Dann hatten in ihren Burgunderkriegen die Eidgenoſſen gezeigt, was ein mauerfeſt ſtehendes und mauerdicht zum Angriff ſchreitendes Fußvolk gegen geharniſchte Ritter und Roſſe vermochte. In den erſten Decennien des 16. Jahrhunderts bildete ſich weiterhin das planmäßige Zuſammenwirken von Fußvolk, Reiterei und Feuerwerkerei (Artillerie) aus, wie das die Feldſchlachten von Marignano (1515) und Pavia (1525) zuerſt im großen Stil veranſchaulichten.

Genau jedoch in dem Verhältniß, in welchem die Technik des Kriegsweſens ſtieg, ſank der ſittliche Gehalt deſſelben. Denn ganz zweifellos war gegenüber dem mittelalterlichen Lehnskriegsdienſt der neuzeitliche Soldatendienſt in ethiſcher und in nationaler Hinſicht ein Rückſchritt. Der Ritter war, wenn er dem Aufgebot ſeines Lehnsherrn zum Heerbann folgend ſein Roß ſattelte und ſein Schwert gürtete, einem Gebote der Pflicht und Ehre nachgekommen. Davon wuſſte der Soldat, der Reisläufer, der Landsknecht nichts. An die Stelle von Pflichtbewuſſtſein und Ehrgefühl trat bei ihm das Geſchäft, der Nutzen, der perſönliche Vortheil und Gewinn. Er verkaufte ſich an den Meiſtbietenden, ja häufig ſogar an den notoriſchen Feind ſeines Vaterlandes, und für den Mangel aller höheren ſittlichen Motive boten Soldatenehre, Fahnentreue und Korpsgeiſt einen fürwahr nur ſchwachen Erſatz.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Söldnerbanden zuvörderſt hauptſächlich aus den Reihen des niederen Adels, der Krautjunkerſchaft, ſich rekrutirten. War doch dieſer Stand infolge der Großthuerei, womit er das in den letzten Perioden des Mittelalters gäng und gäbe Praſſer- und Schwelgerleben der hohen deutſchen Ariſtokratie nachzuäffen verſucht hatte, durchſchnittlich ſo verarmt, daß er um jeden Preis neue Nahrungsquellen aufthun muſſte. So trugen denn die armen Teufel von Junkern ihre Haut zu Markte und wurden drüben in Frankreich „Reiſters“ und daheim in Deutſchland „Landsknechte“. Denn alſo, nicht „Lanzknechte“, iſt das Wort zu ſprechen und zu ſchreiben, weil dieſe Söldner als die Knechte, die Waffenknechte des Landes galten, deſſen Fürſt ſie jeweilig in ſeinen Dienſt genommen, oder wohl auch, weil ſie im Gegenſatze zu den vom Gebirge kommenden ſchweizeriſchen Reisläufern aus den ebeneren deutſchen Landen ſtammten. Sehr bald nun reichte die Junkerſchaft für den Landsknechtedienſt nicht mehr aus und ſo kam es, daß die deutſchen Dörfer wie die deutſchen Städte ſtarke Kontingente dazu ſtellten. So ſtarke, daß binnen kurzem die „Fähnlein“ der Landsknechte überwiegend aus Bauernburſchen und Handwerksgeſellen beſtanden. Dieſer Umſtand iſt zu einem wichtigen Motiv ſocialer Entwickelung geworden. Indem der Bauer und der Bürger neben dem Junker in Reih und Glied ſtehen, gehen und fechten lernten, machte ſich das deutſche Bauern- und Bürgerthum im neuzeitlichen Sinne des Wortes allmälig waffenfähig und waffentüchtig. Kein Zweifel, daß durch ſolche Waffengenoſſenſchaft von Bauern, Bürgern und Edelleuten die Schroffheit mittelalterlicher Ständeunterſchiede weſentlich gemildert werden muſſte. Daher darf man kecklich ſagen, daß die gemeinſame Betreibung des Waffenhandwerks eins der ausgleichenden und vorbereitenden Momente der nach und nach ſich vollziehenden ſtaatsbürgerlichen Gleichſtellung der ſogenannten unteren Stände mit den ſogenannten oberen geweſen ſei.

Dieſe ſocialpolitiſche Evolution iſt beträchtlich dadurch gefördert worden, daß in den erſten Zeiten der Landsknechtſchaft vorwiegend nur die beſſern Elemente der Bevölkerung ſich daran betheiligten. Schon aus finanziellen Gründen konnte ja Lumpengeſindel keinen Zutritt finden. Denn das Fähnlein oder Regiment bekleidete und bewaffnete die Rekruten nicht, ſondern verlangte, daß, wer der landsknechtiſchen Werbetrommel folgen wollte, in vollem Gewand, guten Schuhen, gerüſtet mit Küraß und Blechhaube, bewehrt mit einem breiten Schwert, mit einer Hallbarte oder einem langen Spieß, zur Aufnahme in die Muſterrolle ſich melden und geſtellen ſollte. So eine Selbſtausrüſtung hatte aber einen gewiſſen Grad von Wohlhabenheit zur Vorausſetzung, ſo daß ab- und durchgebrannte Habe- und Taugenichtſe bei den

„frummen“ Landsknechten nicht anzukommen vermochten. Die „frommen Landsknechte“? Ja, ſo nannte man anfänglich dieſe deutſchen Söldnerbanden und ſo liebten ſie ſelber ſich zu nennen. Aus dem ſoeben angedeuteten Grunde nicht ganz mit Unrecht. Denn eine gewiſſe Ehrbarkeit und Ehrenhaftigkeit, verbunden mit Anſchauungen und Regungen, welche dazumal Gottesfurcht und Frömmigkeit hießen, war zu Anfang in den Regimentern der Landsknechte daheim, welche man geradezu als kleine Soldatenſtaaten bezeichnen konnte. Im Verlaufe der Zeit ſind dieſe freilich bedenklich ausgeartet, wie eben alles Menſchliche auszuarten pflegt. Die Verwilderung, welche der Krieg immer im Gefolge hat, machte die Bezeichnung „fromme Landsknechte“ zu einer bitterſatiriſchen. Der ſtarke Verbrauch von Mannſchaft bewirkte ja die Zulaſſung von allerlei Menſchenbafel in die Fähnlein, und ſolche zu Landsknechten geworbenen Vaganten, Balchanten und Schnurranten trugen die ganze Wüſtheit eines zügelloſen Studenten-, Komödianten- und Schelmenlebens in die Lager.

Für den eigentlichen Schöpfer der Landsknechtſchaft dürfen wir den Kaiſer Maximilian den Erſten anſehen. Dieſer „letzte Ritter“ begriff ungeachtet ſeiner romantiſchen Wallungen und Wollungen ganz gut die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Umgeſtaltung des Kriegsweſens, welche ihm ja ſeine für die Behauptung der burgundiſchen Erbſchaft ſeiner Frau Maria geführten Kämpfe ſehr nahelegten. Er war der erſte Werber und Drillmeiſter von „Landsknechten“. Denn er iſt es ja geweſen, der, wie Barthold richtig geſagt hat, „zuerſt rüſtiges Land- und Stadtvolk unter ſeine Fähnlein zuſammenbrachte, ihnen Sold gab, ſie nach Schweizerart waffnete, ohne Schild, mit achtzehn Fuß langen Spießen, mit Hallbarten und Schlachtſchwertern, ſie Glied und Rotte halten lehrte, die Lanzen ausſtrecken, einen Igel machen, und alſo gerüſtetes Volk unter adeligen und bürgerlichen Hauptleuten und Weibeln, unverdroſſen gegen ſeine Feinde führte“ [1]). Deſſhalb hebt das alte zeitgenöſſiſche Lied vom „Landsknechtsorden“, den Kaiſer preiſend, alſo an:

„Gott gnad dem großmechtigen Keiſer frumme,
Maximilian! bei dem iſt aufkumme
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit Pfeifen und Trummen:
Landsknecht ſind ſie genant“ [2]).

Zu den frühzeitigſt aufgethanen Werbeplätzen der Landsknechtſchaft gehörten die in Oberſchwaben. Die „Fußknechte“, welche den hier „aufgeworfenen“ Fähnlein zuſtrömten, hießen darum die „oberländiſchen“.

---

[1]) F. W. Barthold, Georg von Frundsberg (1833), S. 6.

[2]) L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder (1884), I, 516. Auf den nächſtfolgenden Seiten ſtehen noch verſchiedene Landsknechtelieder, deren ja auch Bd. 2, 3 u. 4 von Liliencrons großer Sammlung: „Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen“ (1865 fg.) viele enthält.

Doch iſt dieſe Bezeichnung weiterhin auf alle aus Süddeutſchland ſtammenden Landsknechte ausgedehnt worden, während die aus den nördlicheren Kreiſen des Reiches kommenden „niederländiſche“ hießen. Aus dem Schwabenland ging auch eine ganze Reihe großer Landsknechteführer hervor, beginnend mit dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, Hohenberg und Haigerloch, fortgeſetzt durch mehrere Herren von Hohenems, zum höchſten Glanz gebracht durch Georg von Frundsberg und Schärtlin von Burtenbach.

2.

Die Werbung, Geſtellung und Einreihung der Landsknechtebanden ging in ganz proſaiſch-geſchäftsmäßiger Weiſe vor ſich. Man könnte ſagen, daß man im 16. Jahrhundert in Landsknechten ſpekulirte, wie heutzutage in Eiſenbahnen, Kanälen, Bergwerken, und Häuſerbauten, in „Türken“ und „Rumäniern“. Denn es hieß nicht nur „Point d'argent, point de Suisse“, ſondern gerade ſo „Kein Geld, kein Landsknecht“. In einem Landsknechtelied iſt geſungen:

„Such dir ein reichen Herren,
Wilt du das Kriegen lernen“ —

und in einem andern wird insbeſondere der Dienſt beim König von Frankreich als profitlich herausgeſtrichen und zugleich ein verachtungsvoller Seitenblick auf die Kärglichkeit bäueriſchen Lebens geworfen¹). — Wann ein Kaiſer, König, Herzog, Fürſt oder auch eine Reichsſtadt zur Führung dieſes oder jenes Handels Kriegsvolk vonnöthen hatte, gab ſo ein „Kriegsherr" einem Bandenführer von Ruf einen Beſtallungsbrief als „Feldoberſter" nebſt einem „offenen Patent", welches ihn ermächtigte, „ein Regiment — (das Wort nicht im jetzigen Sinne verſtanden) — ober- oder niederländiſcher Knechte aufzurichten", item auch den „Artikelbrief", will ſagen das Verzeichniß der Verwaltungs-, Mannszucht- und Rechtſatzungen, unter welchen er ſein Soldheer gehalten wiſſen wollte.

---

1) „Wol auf, ir Landsknecht alle,
Seit frölich, ſeit guter Ding!
Wir loben Gott den Herren,
Darzu den edlen Köning.
Er legt uns ein gewaltigen Haufen ins Felt,
Es ſoll kein Landsknecht trauern umb Gelt,
Er will uns erlich lonen
Mit Stüwern und Sonnenkronen.

Beim Pauren muß ich dreſchen,
Muß eſſen ſaure Milch,
Beim König trag ich die vollen Fleſchen,
Beim Pauren ein groben Zwilch,
Beim König trit ich ganz tapfer ins Felt,
Zieg daher als ein freier Helt,
Zerhawen und zerſchnitten
Nach adelichen Sitten."

Ein Regiment aufrichten hieß alſo eine größere oder kleinere Streitmacht von Landsknechten anwerben und organiſiren. Zugleich mit den genannten Vollmachten händigte der Kriegs- oder „Soldherr“ ſeinem Feldoberſten das zu dem Geſchäft nöthige Geld ein, wenn er welches hatte. Wenn nicht — was häufig vorkam — muſſte auf Pump geworben werden, d. h. der Feldoberſt muſſte bei Kapitaliſten ſeinen perſönlichen Kredit einſetzen, um „nervum rerum“ vorgeſtreckt zu erhalten. Nachdem dergeſtalt für die „Finanzirung“ des Unternehmens geſorgt war, ging der Herr Feldoberſt, welcher der General und zugleich der Bankier ſeines Kriegsherrn war, zunächſt darauf aus, unter ihm bekannten und befreundeten Kriegsgeſellen ſich umzuſehen, um aus denſelben ſeinen Stellvertreter, den Oberſtleutnant, ſowie die Hauptleute der einzelnen Fähnlein zu wählen und, falls man ſo ſagen darf, ſeinen „Stab“ zu bilden, zu welchem etwa zu zählen waren der „Feldzeugmeiſter“ (Artilleriegeneral), der einen „Zeugmeiſter“ unter ſich hatte, welcher ſeinerſeits die „Büchſenmeiſter“ (Batteriekommandanten) befehligte, — ſodann der „Geſchirrmeiſter“ (Trainkommandant), der „Oberſte Feldarzt“, der „Oberſte Feldprofoß“ und endlich der Troßbefehliger, deſſen amtlichen Titel die jämmerliche Heuchelei unſerer Tage aus ihrem Wörterbuch geſtrichen hat 1). Der „Feldweibel“

---

1) Ich folge hier und weiterhin vorzugsweiſe dem Grafen

hatte im „Fähnlein“ ſchon denſelben großen Stand, welchen er noch heutzutage in der „Kompagnie“ behauptet, obzwar ihm der „Leutnant“ und der „Fähnrich“ im Range vorgingen. Die „Rottmeiſter“ wurden in den einzelnen Fähnlein von den Landsknechten ſelber gewählt.

Hatte der Feldoberſt ſein Officierkorps beiſammen, ging es ans Werben der Mannſchaft. Es war dies vorzugsweiſe das Geſchäft der Hauptleute, denen ja daran gelegen ſein muſſte, ihre Fähnlein ſo raſch wie möglich vollzählig zu haben. Zu dieſem Zwecke ließen ſie das kaiſerliche, königliche, fürſtliche, reichsſtädtiſche Werbpatent unter Trommelſchlag in Dörfern, Weilern und Städten „umſchlagen“ und daraufhin ſtrömten die „gartenden“ (dienſtloſen) Knechte von allen Seiten zu den bezeichneten Sammelplätzen. War als Feldoberſt ein Franz von Sickingen, ein Marx Sittich von Hohenems, ein Georg von Frundsberg, ein Sebaſtian Schärtlin ausgerufen, ſo wetteiferten Kriegsgeſellen vom Adel wie von der Bürger- und Bauerſchaft gleichermaßen, die Reihen der Fähnlein zu füllen. Eine ſtarke Anziehungskraft übte auch der Eintritt von weitum berufenen landsknechtiſchen Streithähnen und Vorfechtern. Solche waren z. B. der Jörg Lang-

---

Reinhard zu Solms: „Acht Bücher der Kriegsordnung“ (1559) und Leonhard Frunsperger: „Kriegsregiment und Ordnung“ (1564), „Kriegsbuch“, erſter und ander Theyl (1573—75).

mantel, der Anton Sixt aus Waiblingen und der Jörg Heerdegen aus Schorndorf, genannt der „Faulpelz“, welcher ſich aber nicht faul erwies, als er, im Ungarland eines Nachts auf der Lagerwacht durch einen Schwarm Türken überfallen, neun ſeiner Angreifer erſchlug und die übrigen in die Flucht jagte. Kaiſer Karl wollte, als ihm dieſes uns vom alten ſchwäbiſchen Zeitbuchſchreiber Cruſius überlieferte landsknechtiſche Heldenſtücklein gemeldet worden, den Faulpelz zum Ritter ſchlagen. Der aber verbat ſich die Ehre, ſagend: „Ein Landsknecht bin ich und ein Landsknecht bleib' ich mein Lebtag.“

War an dem beſtimmten Sammelplatz das „aufgerichtete“ Regiment beiſammen, d. h. ein Landsknechteharſt von 8 bis 10 oder auch von 10 bis 16 Fähnlein, jedes zu 400 Mann gerechnet, ſo erſchien der „Muſterherr“, ein vonſeiten des Kriegsherrn geſandter Officier von hohem Rang, um Inſpektion zu halten. Nachdem die Muſterung, welche jeden Mann einzeln vornahm, vorüber, Mannſchaft und Ausrüſtung gut befunden, der Artikelbrief im „offenen Ring“ verleſen und das „Treugelöbniß“ geleiſtet war, galt der Harſt für feldmäßig und kriegstüchtig. Vorausgeſetzt, daß in dieſer Soldatenrepublik, deren Diktator der Herr Feldoberſt war, ſämmtliche „Aemter“ ihre regelrechte Beſetzung erhalten hatten. Denn außer den bereits genannten Stabsofficieren mußte ein Landsknechte-Regiment auch ſeinen „Schultheiß“ haben, d. h.

einen im Civil- und Kriminalrecht wohlerfahrenen Juſtizamtmann, welcher dem Rechtsverfahren vorſtand. Ferner ſeinen „Quartiermeiſter“, ſeinen „Proviantmeiſter“, ſeinen „Zahlmeiſter“, ſeinen „Brandmeiſter“, welcher die Brandſchatzungsgeſchäfte beſorgte, und ſeinen „Kapellan“. Große Sorgfalt verwandte der Oberſt auf die Auswahl der Fähnriche. Nur ein Landsknecht von erprobtem Muth und vielfacher Kriegserfahrung konnte die Fahne führen. Denn auf dieſe waren in der Feldſchlacht und beim Mauerſturm die Blicke der Landsknechte gerichtet als auf ihren Leitſtern. Ausgezeichnet durch farbenſchimmernden Anzug, verſteht der Fähnrich, dem Trommler und Pfeifer ſtets zur Seite ſind, die mächtige Fahne — denn eine ſolche war in Wahrheit das „Fähnlein“ — wohl zu regieren und zu ſchwenken, weiß damit allerlei „Merkzeichen“ zu geben und ſie kühn voranzutragen im heißeſten Streit.

Georg von Frundsberg, der „liebe Vater der frommen Landsknechte“, iſt der vorragendſte Organiſator der Landsknechtſchaft geweſen und die von ihm getroffenen Einrichtungen haben der Hauptſache nach lange vorgehalten. Zu Mindelheim in Schwaben im Jahre 1443 geboren und ebendort 1528 geſtorben, ſtand er unter den Feldhauptleuten und „Kapitänen“ des ſogenannten Reformationszeitalters mit in der vorderſten Reihe. Die von Kaiſer Karl dem Fünften erlaſſene „Kriegsordnung“ brachte dann auf Grund der verbeſſerten Feuerwaffen in die taktiſche Gliederung der Landsknechteharſte manche Aenderung. Demzufolge pflegten an der Spitze eines Fähnleins 12 bis 15 „Muſketire" zu marſchiren, bewaffnet mit „kleinen Doppelhaken" oder Muſketen, welche aus langen Rohren panzerdurchdringende Kugeln ſchoſſen, aber ihrer Schwerfälligkeit wegen beim Feuergeben auf einen gabelförmigen „Bock" gelegt werden muſſten. Den Muſketiren traten die „Arkebuſire" nach, welche die Arkebuſe oder den „Halbhaken" führten, ein zuerſt mit einem Luntenſchloß, ſpäter mit dem um 1517 zu Nürnberg erfundenen Radſchloß verſehenes Gewehr. Den Muſketiren und Arkebuſiren, welche leichte Küraſſe und „Sturmhauben" trugen, ſowie ein breites zweiſchneidiges Schwert, folgten die „Pikenire", bewehrt mit Bruſtpanzer, Blechſchurz, Armſchienen und Pikelhaube und bewaffnet mit einem kurzen Seitengewehr, zwei Radſchloßpiſtolen („Fäuſtlingen") und einer ſehr langſchäftigen Pike, ſtatt welcher etliche Rotten des Fähnleins auch langſtielige Beile („Hallbarten") oder lange zweihändige Schlachtſchwerter führten. Der Muſketir hatte durchſchnittlich einen Monatſold von 8, der Arkebuſir von 6, der Pikenir von 4 Gulden. Der Kapellan eines Fähnleins bezog monatlich 8, der Feldweibel 12, der Fähnrich 20, der Leutnant 20, der Hauptmann 40, der Regimentsoberſt 400 Gulden. Nach glücklich geführten großen „Aktionen" wurde der Mannſchaft eine Extrabelohnung verabreicht („Sturmſold*). Stockungen in der Auszahlung des Soldes pflegten die Herren Landsknechte ſo übel zu vermerken, daß ſie darob häufig in wüthende Meutereien ausbrachen, welche auf die Kriegsläufte mitunter ausſchlaggebend einwirkten.

Uniformirung war in der Landsknechtſchaft nicht daheim, wie denn gleichförmiger Schnitt und gleiche Farbe der Soldatentracht erſt bei den mittels Werbung zuſammengebrachten ſtehenden Heeren allgemein wurden. Allerdings vernehmen wir ſchon aus den letzten Zeiten des Mittelalters da und dort von einem Anſatz zum Uniformgebrauch. Kaiſer Friedrich der Dritte ließ zu ſeiner „Romfahrt“ tauſend Reiſige mit rothen Waffenröcken ausſtatten. Die Stadt Bremen uniformirte ſogar ſchon i. J. 1361 ihre Marineſoldaten. Der Franzoſenkönig Franz der Erſte hatte bei Marignano ein ſchwarzuniformirtes Regiment aus Geldern, von welchem in dem prachtvollen Schlachtgemälde, welches Abraham Emanuel Fröhlich geſchaffen hat, geſagt iſt:

„Zunächſt den Landesknechten ſtellt hinterm Wall ſich dar
Die weltverrufne Bande, der Geldern ſchwarze Schar.
Schwarz iſt ihr Herz und ſchwarz auch die Hand von Mord und Brand
Und ſchwarz vom Haupt zur Sohle iſt all ihr Zeug und Kriegsgewand“ [1]).

---

[1]) Fröhlich, Ulrich Zwingli (1840), S. 31. Die Schilderung der Schlacht von Marignano (S. 29—51) gehört unbedingt mit zu dem Beſten, was der modernen Epik überhaupt geglückt iſt.

Aber abgeſehen von ſolchen Ausnahmefällen, begnügten ſich die Landsknechtebanden, zum Zeichen der Zuſammengehörigkeit Feldbinden von der Farbe ihres zeitweiligen Soldherrn zu tragen. Im übrigen waren dieſe Söldner ſo recht die Modegecken und Modegimpel ihrer Zeit. Sie liebten es, falls es ihnen ihre Mittel gerade erlaubten, einen möglichſt großen Kleiderſtaat zu treiben und jede herrſchende Mode bis zum Superlativ des Unſinns zu ſteigern. So die „zerhauene“ Tracht, die „zerſchnittene“ Tracht, ſo die Pluderhoſenmode. Landsknechte brachten es glücklich ſo weit, wahre Ungeheuer von Hoſen zu tragen, wozu 60, ja ſogar 130 Ellen Zeug verwendet wurden. Auch in abenteuerlichen Hüte- und Baretteformen waren die Herren Landsknechte ſehr erfinderiſch. Man ſehe nur in den vortrefflichen Holzſchnittebildern, womit Joſt Ammann die Kriegsbücher des Leonhard Frunsperger ausgeſtattet hat, die Figuren des Büchſenmeiſters, des Feldprofoß, des Feldweibels und des H.... weibels an. In einem Liede, welches ein Flugblatt von 1555 brachte, ließ ſich „ein alter Landsknecht“ über all das modegeckiſche „Affenſpiel“ alſo vernehmen:

„Welcher denn nu will wiſſen, was doch erfunden ſei:
Die Kriegsleut ſind gefliſſen auf ſolche Büberei,
Sie laſſen Hoſen machen mit einem Ueberzug,
Der hängt bis an die Knochen, daran han ſie nit gnug.

Ein Latz muß ſein darneben wohl eines Kalbskopfs groß,
Karteken drunter ſchweben, Seiden on alle Maß;

Auch hangen dran die Zotten, einer halben Ellen lang.
Tut man dann ihrer ſpotten, ſie heben an ein Zank.

Und wolt ich doch gern ſehen, wie er's wolt greifen an,
Wann ſolt ein Sturm geſchehen, wie ich oft gſehen han:
Zum laufen noch zum ſteigen kann man in brauchen nicht,
Vom waten will ich gſchweigen, wie denn da oft geſchicht.

Da ſtet er wie ein Lüllen in ſeim zerhackten Kleid.
Wie wil er doch erfüllen ſeinen geſchworen Eid?
Schickt man in zu ſcharmützen, wo laufen vonnöten wär,
Kann er ſich ſelbs nit bſchützen, ſein Haut muß halten her."

3.

Zur Landsknechtezeit waren die Heere bei weitem nicht ſo groß wie ſchon im dreißigjährigen Krieg und mehr noch im 18. Jahrhundert. Eine Armee von 25,000 Mann Kombattanten galt für eine recht ſtattliche. Doch rückten immerhin auch Heere von bedeutenderer Stärke ins Feld und wir wiſſen von landsknechtiſchen „Regimentern", die an 10,000 Streiter, alſo 40 Fähnlein zählten. Solche Maſſen waren taktiſch ſchwer zu handhaben, und da die Drillung des einzelnen Mannes ſehr einfach, die Manövrirfähigkeit der Fähnlein und Regimenter eine nur ſehr ſchwerfällige war, ſo muſſte beim Angriff und bei der Vertheidigung die Wucht des Harſtes das Beſte thun.

Die Stärke und der Stolz der deutſchen Landsknechtſchaft war die „gevierte Ordnung“, ein vierſeitig geſchloſſener Lanzen- und Hallbartenwald, im offenſiven Vorſtoß wie im defenſiven Widerſtand gleich furchtbar. Beim Vormarſch zum Angriff ging der „verlorene Haufe“ ausſchwärmend und plänkelnd voran, eine auserleſene Mannſchaft, als die kühnſten und erprobteſten Streiter aus den Fähnlein durch Zuruf oder auch durchs Loos gewählt [1]. Miſſglückte der Angriff, ſo wurde der „verlorene Haufe“ erſt ſo recht zu einem ſolchen, weil man ihn ohne weiteres ſeinem Geſchicke, d. h. dem Tod oder der Gefangenſchaft überließ. Kam aber die kühne Vorhut vorwärts, ſo „druckte“ der „helle Haufe“, d. h. das ganze Regiment in feſtgeſchloſſenem Viereck nach, den Boden unter wuchtigem Geſtampf erbeben machend, Schritt und Tritt geregelt nach dem Takt des Sturmmarſches, deſſen fünf Trommelſchläge der Landsknecht in die Worte überſetzte: „Hüt' dich, Baur, ich komm!“ Die Arkebuſire wurden mit ihren „Rennfähnlein“ dem

---

[1] „Und vor den Reihen ſchreitet die allerkühnſte Macht,
Die Freiſchar der Verlornen, bereit zum ſchwerſten Kampf der Schlacht.
Das iſt das Volk der Buben, das früh dem Haus entfloh,
Nur Schlachtenhandwerk lernte, nur kampf- und beutefroh;
In Hitz' und Froſt gehärtet, von Kräften wunderbar,
War ſtets ihr Muth noch größer als jede Schreckniß der Gefahr.“
(Fröhlich, a. a. O. 30.)

„Igel“ (Viereck) rechts und links als Flügel „angehängt“. Die Muſketire mit ihren Doppelhaken pflegte man in die Mitte des Igels zu ſtellen, von wo aus ſie, indem ſich nach Bedarf der Umſtände dieſe oder jene Seite der Schlachtordnung öffnete, ihr Feuer abgeben konnten. Selbſtverſtändlich iſt, daß je nach der Bodenbeſchaffenheit der Walſtatt, ſowie nach den verſchiedenen Vorkommniſſen im Gang einer Schlacht die „gevierte Ordnung“ mancherlei Aenderungen erfuhr. Bei ſolchen Schwenkungen kam auf die Geſchicklichkeit der Fähnriche und die Kaltblütigkeit der Feldweibel ſehr viel an. Stehender Brauch war, daß die aufmarſchirte Landsknechtſchaft, bevor ſie zum Kampf antrat, auf die Kniee fiel und ein Gebet verrichtete. Die zum Lutherthum ſich bekennenden Mannſchaften pflegten einen Choral anzuſtimmen. Eine ſchöne ſymboliſche Handlung iſt es geweſen, daß nach uralter Kämpferweiſe die Landsknechte nach verrichtetem Gebet oder geſungenem Lied den Staub von ihren Kaſaken und Schuhen ſchüttelten, als wollten ſie, dem Schlachtengeſchicke ſich weihend, von allem Unreinen ſich ledigen. Dann wurden die Feuerwaffen zum Dienſt bereitgemacht und die Spieße gefällt. Der mit den Hauptleuten in ſchwerer Rüſtung vor der Front haltende Regimentsoberſt gab das Zeichen zum Angriff, die Fähnriche erhoben die Fahnen, die Spielleute blieſen und ſchlugen den Sturmmarſch und der ganze „Igel“ ſchob ſich vorwärts, der Oberſt und die Hauptleute zwiſchen dem „verlorenen“ und dem „hellen“ Haufen reitend.

Die Walſtatt war der Ehrenplatz im Landsknechteleben. Hier konnten ſich alle die beſſeren und beſten Eigenſchaften dieſer Söldner zeigen und bethätigen und zeigten und bethätigten ſich wirklich. Sonſt aber iſt von der Landsknechtſchaft eben nicht viel Rühmens zu machen. Sie war ja, wenigſtens in ihrer frühzeitig ſchon eingetretenen Ausartung, eine Heimat für alle „katilinariſchen Exiſtenzen“ von dazumal, und was für wilde, verwegene, vor nichts zurückſchreckende Geſellen die Herren Landsknechte der Mehrzahl nach geweſen ſein müſſen, wird ſchon durch die furchtbare Strenge bewieſen, womit kraft der „Artikelbriefe“ und der auf die „Karolina“ baſirten landsknechtiſchen „Gerichtsordnungen“ gegen Inſubordination, Meuterei, Rauben, Morden, Brennen und Schänden vorgefahren werden muſſte. Nach Aufrichtung eines Regiments gab man der Mannſchaft die Entſcheidung anheim, ob die im Regiment vorfallenden Malefizſachen durch das unter dem Vorſitz des Schultheiß aus den Hauptleuten, Fähnrichen und Feldweibeln zuſammengeſetzte, unter freiem Himmel im geſchloſſenen Ring tagende Schwurgericht abgeurtheilt oder aber durch das „Spießrecht“, das „Recht der langen Spieße“ zum Austrag gebracht werden ſollten. Dieſes Spießrecht war das verwirklichte Ideal ſummariſchen Verfahrens. Das Regiment, zu welchem der Angeklagte gehörte, ſchloß einen Kreis. Mitten darin ſtanden der Bezichtigte und der als öffentlicher Ankläger amtende Profoß. Die Anklage wurde vorgebracht und der Verklagte mittels des Handmehrs ſeiner Kameraden entweder freigeſprochen oder aber verurtheilt, ſofort „durch die Spieße gejagt zu werden“. Falls dieſer Spruch gefallen, formirte das Regiment mit vorgeſtreckten Spießen und Hallbarten eine Gaſſe. An den Eingang derſelben ſtellte der Profoß den Verurtheilten, klopfte ihm dreimal, „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes“, auf die Achſel und ließ ihn laufen. Er hatte in der Regel nur etliche Schritte weit zu laufen, bis er unter den Speerſtößen zuſammenſank [1]).

Geſchworene und Spießrechtspfleger hatten der Beſchäftigung genug. Denn in dieſen Kriegsgeſellen war

. . . . „In teutſchen Landen
Gar ein böſes volk aufferſtanden“ —

wie Hanns Sachs in ſeinem Schwank „Der Teuffel leſt kein Landsknecht mehr in die Hell fahren —“ ſagt und des Breiteren ausführt. Der treffliche Nürnberger Meiſterſänger betont das Unſittliche der Söldnerei:

---

[1]) Siehe die Darſtellung des Spießrechtes bei L. Frunsperger, Kriegsbuch, I, 12. In der Frankfurter Chronik von Lerſner findet ſich — abgedruckt in Scheibles „Kloſter“, Bd. 6, S. 30 — die Schilderung einer ſpießrechtlichen Hinrichtung vom Jahre 1548 in Frankfurt a. M.

„Die Landsknecht dienen gerne allezeit
Einem Kriegsherren der in Gelt geit,
Er hab geleich recht oder nit
Da bekümmern ſie ſich nit mit“ —

und zeigt dann ergötzlich, wie Beltzebock (Beelzebub) ſelber vor ihnen ſich entſetzt und Reißaus nimmt, dem Lucifer meldend:

„Ich bin entrunnen jn mit not,
Es iſt die allerwildeſt rott,
Man heiſt ſie die frommen Landsknecht,
Man thut ja aber jn Unrecht,
Wann ich mag auf mein wahrheit jehen,
Wilder Leut hab ich nie geſehen,
Ir Kleyder auff den wildſten ſitten
Zerflambt, zerhawen und zerſchnitten,
Eins theils jr Schenckel blecken theten,
Die andern groß weit Hoſen hetten,
Die jnen biß auff die Füß rab hiengen,
Wie die gehoßten Tauber giengen.
Ir Angeſicht ſchrammet und knebelbartet,
Auff das allerwildeſt geartet,
In ſumma wüſt aller geſtalt,
Wie man vor Jaren uns Teuffel malt“ [1].

Der alte Meiſter, deſſen Sittenſchilderei überall den Stämpel der Wahrhaftigkeit trägt und deſſen größter Vorzug gerade in der Einfachheit, Natürlichkeit und Friſche beſteht, womit er die Anſchauungen und Sitten ſeiner Zeit malte, hat auch einen „Landsknecht-Spiegel“ gereimt, welcher uns ein furchtbares Bild des Kriegsweſens und Kriegführens im 16. Jahrhundert erblicken läſſt[1]. Und doch iſt es im folgenden Jahrhundert noch viel ſchlimmer geworden.

---

[1] Hanns Sachſens „Sehr herrliche ſchöne und wahrhaffte Gedicht“, Nürnberg 1589, I, Fol. 371.

Die Schilderungen, welche da Grimmelshauſen im „Simpliciſſimus“ und Moſcheroſch in ſeinen „Geſichten“ vom Soldatenleben zur Zeit des dreißigjährigen Krieges entworfen haben, gehören ja zum Traurigſten, was uns von menſchlicher Verwilderung überliefert worden iſt.

Auch ein jüngerer Zeitgenoſſe von Hanns Sachs, der genialſte deutſche Poet des 16. Jahrhunderts, Johann Fiſchart, iſt auf die Landsknechte zu ſprechen gekommen. Nicht ſo faſt aber im moraliſirenden Ton, als vielmehr im humoriſtiſchen Stil, das will ſagen im Humorſtil des Schutzpatrons der Literatur damaliger Zeit, ſo da kein anderer war als der heilige Grobianus. Der hat unſern Fiſchart zu jenem Kapitel in der „Flöhhatz“[2] inſpirirt, wo er erzählt, wie Landsknechte in der Herberge bei Brot, Knoblauch und ungariſchem Wein ſaßen und zum Zeitvertreib ihre Filzläuſe um die Zeche wettlaufen ließen.

Einen weltgeſchichtlichen Auftritt ſetzte der grobianiſche Humor in Scene inmitten der namenloſen

---

1) Ebendaſ. I, 3, Fol. 246.

2) Straßburg, 1610, Blatt Giij.

Gräuel, welche beim fürchterlichen „Sacco di Roma“ die kaiſerlichen Kriegsvölker nach Erſtürmung der Siebenhügelſtadt im Mai von 1527 verübten. Da haben die lutheriſchen Landsknechte, welche unter Karls des Fünften Fahne dienten, tagtäglich allerhand „Kurzweil und Affenſpiel“ getrieben, dem Papſtthum und ſeiner ganzen Kleriſei zum Spott und Tort. Die beiden Landsknechte Wilhelm von Saudizel, ein Edelmann, und der „Grünewald“ ſpielten dabei vortretende Rollen. Allgemein bekannt iſt, wie der Saudizel eines Tages, prächtig als Papſt vermummt, mit einem großen Gefolge von als Kardinäle, Biſchöfe und Aebte verkleideten Kameraden vor die Engelsburg geritten kam, hinter deren Mauern Papſt Clemens der Siebente eine Zuflucht geſucht und gefunden, und nach Abſpielung von allerlei Poſſen und Traveſtieen den Doktor Luther zu ſeinem Nachfolger ernannte, wozu die ganze Bande ihre Zuſtimmung gab unter dem johlenden Geſchrei: „Papſt Luther! Luther Papſt!“

Nach wilddurchſtürmten Mannesjahren ging der Landsknecht, falls er mit dem Leben davongekommen, einem traurigen Greiſenalter entgegen. Seinen Sold hatte er verjubelt, die Arbeit hatte er verlernt, häufig auch ſeinen Körper unheilbar zerrüttet. Der rechnenden und ſparſamen Geſellen, welche ſich einen Nothpfennig für ihre alten Tage zurückgelegt haben, gab es in den Banden wohl auch, aber gewiß nicht viele. Der Mehrzahl blieb, wann ſie nicht mehr als dienſttüchtig gemuſtert wurden, nichts übrig, als unter die Bettler, die „Merodebrüder“ und „Landſtörzer“ zu gehen. So wie ſo gingen ſie dann elendiglich zu Grunde. Glücklich daher der Landsknecht, von dem da heißen konnte, was Geibel — nach einer alten Volksweiſe des 16. Jahrhunderts — einen Landsknecht ganz im Charakter der Landsknechtſchaft ſingen ließ:

„Und werd ich gar erſchlagen,
Erſchlagen auf breiter Haid,
Vier Spieße müſſen mich tragen,
Ein Grab ſteht gleich bereit.
So ſchlägt man mir den Pummerlein bum,
Der iſt mir neunmal lieber
Als aller Pfaffen Gebrumm.“

Die Nonne von Monza.

1.

Das Märchen Rouſſeau's und Komp., demzufolge die Menſchen in einem weiland „Naturzuſtand" frei, ſelbſtlos, redlich, tugendhaft geweſen wären, hat nur noch die Bedeutung einer literarhiſtoriſchen Kurioſität. Wir begreifen zwar, daß die Leute vom Rokoko, eingeſchnürt in raffinirte Unnatur aller Art, durch einen genialen Phantaſten und hochberedſamen Sophiſten leicht zu dem Gelüſte ſich ſtacheln laſſen konnten, allen den Trödel abzuwerfen und nackt in der lieben „Natur" herumzulaufen wie die „lieben" Wilden. Aber wir wiſſen jetzt, daß die lieben Wilden Aſiens, Afrika's, Amerika's und Auſtraliens keineswegs „beſſere Menſchen" waren und ſind als wir Europäer mit unſerer „übertünchten Höflichkeit" und daß der hochgelobte „Naturzuſtand" nichts anderes war, ſein konnte und ſein kann als Barbarei, Brutalität und Beſtialität. Der Menſch war demnach von Haus oder, wenn man will, von Höhle aus nichtsweniger als ein lindes Lämmerſchwänzchen, ſondern vielmehr ein rauhborſtiger Rüpel, welchen die herbe Schulmeiſterin Noth mit Strenge ſtriegeln muſſte, um ihm das walsurſprüngliche Fell allmälig zu glätten, d. h. aus einem bloßen Zweihänder einen wirklichen Menſchen zu machen.

Wenn nun aber die paradieſiſche Vergangenheit der Menſchheit nichts iſt als ein willkürlich aufgeblaſenes Phantaſma, ſo iſt es mit der von Schwindelpropheten alter, neuer und neueſter Zeit ins Blaue hingemalten paradieſiſchen Zukunft unſeres Geſchlechtes nicht beſſer beſtellt. Abgeſehen von allem anderen ſchon darum nicht, weil mit der intellektuellen und materiellen Entwickelung der Geſellſchaft ihre ſittliche Vervollkommnung keineswegs ſchrittgehalten hat. Der Kulturmenſch iſt zahmer geworden, als der Naturmenſch geweſen, aber nicht beſſer. Er verzehrt ſeinen lieben Mitmenſchen allerdings nicht mehr im buchſtäblichen Sinne, wohl aber thut er das im figürlichen. Der bekannte Kampf um's Daſein war von jeher ein Krieg aller gegen alle und iſt es bis zur Stunde geblieben. Er wird jetzt civiliſirter geführt als früher, in den Formen der „Konvenienz“; aber er wird geführt, raſtlos, unerbittlich, verzehrend, von Mann gegen Mann, von Weib gegen Weib, von Volk gegen Volk, von Raſſe gegen Raſſe, von Klaſſe gegen Klaſſe, von Stand gegen Stand, in unzähligen und buntwechſelnden Formen, aber im Weſen doch immer daſſelbe „bellum omnium contra omnes“.

Das nennt man Weltgeſchichte. Im Verlaufe derſelben tönt dann und wann in das hölliſche Getöſe des wüſten Kampfwirrſals eine Stimme herein wie aus Himmelshöhen und verkündet „Frieden unter den Menſchen“. So der Buddhismus, ſo das Chriſtenthum. Die Völker horchen auf, ſtaunen ob der „frohen Botſchaft“, fühlen zerknirſcht: Ja, ſo wäre es gut und ſchön, wir Menſchen ſollten Brüder ſein — und morgen treiben ſie es, wie ſie es geſtern getrieben. Denn die Menſchen ſind Brüder, ja wohl; aber Brüder wie Abel und Kain. Warum? Weil die Idee ein Sollen, die Wirklichkeit aber ein Müſſen iſt. Was iſt aus dem Euangeleion Chriſti in der Wirklichkeit geworden? Eine ſehr ſtreitbare Kirche mit ihren Athanaſier- und Arianerkriegen, Bannbullen, Inquiſitionstribunalen, Albigenſerſchlachten, Autosdéfe, Hexenbränden und Bartholomäusnächten. „Tout dégénère entre les mains de l’homme,“ hat der „Bürger von Genf“ geſagt, eine Wahrheit unter ſeinen vielen Lügen. Die Menſchen ſind dazu verdammt, aus jedem Gott einen Götzen, aus jedem Ideal eine Fratze zu machen.

Wer noch nicht gelernt hat, vom Luftſchiffe des Humors herab das Trauerluſtſpiel des Menſchendaſeins mit der erhabenen Gleichgiltigkeit eines Shakſpeare zu betrachten, muß es verwunderlich und betrübend finden, daß gerade die „Blüthenalter der Civiliſation“ zugleich Zeiten moraliſcher Peſtilenz und

Fäulniß waren und ſind. Verfeinerung der Sitten iſt nur allzu gleichbedeutend mit Verkränkelung und Verſchlechterung. Wann und wo die materielle Kultur einen großen Aufſchwung nimmt, ſtellt ſich der Luxus ein. Luxus und Laſter ſind aber Zwillingsgeſchwiſter. Wo und wann die intellektuelle Bildung bis zur Raffinirtheit gediehen, führt ſie den Menſchen auf dem Wege der Skepſis zur vollendeten Selbſtſucht.

Das Buch der Geſchichte liefert hierzu die abſchreckend illuſtrirenden Beiſpiele. Das vielgeprieſene perikleiſche Zeitalter markirt den ſittlichen Verfall von Hellas. Als ſodann Vergil ſang, Horaz ſcherzte und Ovid phantaſirte, klaffte ſchon der Abgrund von Verderbniß auf, in deſſen peſtilenziſcher, gräuelvoller Tiefe die antike Geſellſchaft unter Tiberius, Kaligula, Klaudius und Nero ſich wälzte. Die von Dummlingen oder Pfäfflingen vonwegen ihrer innigen „Gottesfurcht und keuſchen Minne“ belobten „Ritterzeiten“ des Mittelalters waren in Wahrheit und Wirklichkeit Zeiten der ſcham- und ſcheuloſeſten Lüderlichkeit. Das Blüthenalter der romantiſchen Kultur wetteiferte demnach an moraliſcher Verworfenheit erfolgreich mit dem Blüthenalter der antiken „Geſittung“. Die chriſtliche Romantik hat ſich den gemeinen Inſtinkten und wilden Leidenſchaften der Menſchen gegenüber gerade ſo unmächtig und ſo fügſam erwieſen wie die heidniſche Klaſſik. Vielleicht aber iſt dieſe an moraliſchem Werth jener überlegen geweſen; denn ſie verſchmähte wenigſtens die „dürftige Maſke“ der Heuchelei und wollte nicht beſſer ſcheinen, als ſie war. Das Scheinenwollen, das Sichindiebruſtwerfen, das Augenverdrehen, kurz der Phariſäismus iſt ja überhaupt weſentlich eine Hervorbringung der jüdiſchchriſtlichen Weltanſchauung und Lebensführung.

Will man recht deutlich ſehen, wie wenig ſittlichend, veredelnd und erhebend ein hoher Stand von Wiſſenſchaft und Kunſt auf das Fühlen, Denken und Thun der Menſchen einzuwirken vermag, ſo betrachte man die Epoche der Renaiſſance. Zur Zeit, als Machiavelli ſchrieb und Arioſto dichtete, wüſteten und wütheten die Borja. Es ſah ganz ſo aus, als wäre höhere und feinere Geiſteskultur nur „wiedergeboren“ worden, um die menſchliche Verderbtheit da ins Affenſchändliche zu erniedrigen, dort ins Ungeheuerliche zu ſteigern. Die herrlichen Schöpfungen eines Michelangelo und eines Rafael entſtanden, während ihr Vaterland eine Hölle voll von Gräueln und Grauſen war. Und nicht etwa in den bildungsloſen Maſſen, nein, vorzugsweiſe in den Kreiſen der Gebildeten gingen die Dämonen dieſer Hölle um. Da planten und verübten ſie Ruchloſigkeiten, deren Schilderung noch uns Nachgeborene mit Entſetzen ſchlägt. Ein Kenner jener Zeit, wie es wenige gibt, hat uns in einem mit Meiſterhand zuſammengefügten Moſaikgemälde ein anſchauliches, belehrendes und ergreifendes Bild der italiſchen Renaiſſance vor Augen geſtellt [1]). Daraus könnte ein neuer Rouſſeau ein ganzes Heer von Beweisgründen holen, um die Frage „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs?“ abermals zu verneinen. Uebrigens brauchte er nicht ſo weit zurückzugehen. Unſere eigene Zeit mit ihren Poſitiviſten, Materialiſten, Spiritiſten, Mammoniſten, Alkoholiſten, Pornographiſten, Anarchiſten, Nihiliſten, Dynamitiſten böte ihm fürwahr Argumente der Verneinung in Hülle und Fülle dar. Ja, wir haben es „ſo herrlich weit gebracht“. Wir ſind ungeheuer „fortgeſchritten“ in unſerem Fortſchrittsfieber-Delirium — fort von Selbſtbeſcheidung, Genügſamkeit und Zufriedenheit, fort, weit fort von aller Sicherheit und von allem Behagen des Daſeins.

Und aber — bei der chronologiſchen Ordnung zu bleiben — wie ſtand es mit der angeblich durch die Reformation bewirkten und bewerkſtelligten „ſittlichen Wiedergeburt“? So ſchlecht wie möglich. Unverwerflichſte Zeugniſſe hierfür ſind die vielen und kraſtiſchen Klagen und Anklagen, welche Luther ſelbſt, in ſeinen ſpäteren Jahren, in Briefen, Predigten und Reden über und wider die Wildheit und Wüſtheit ſeiner Zeit- und Glaubensgenoſſen erhoben hat. Außerdem, und abgeſehen von den notoriſchen Thatſachen der Sittengeſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts, braucht man bloß die wuthſchäumenden, giftgeifernden, in die unterſten Tiefen der Gemeinheit hinabſteigenden Zänkereien und Zetereien zu kennen, welche die lutheriſchen und die kalviniſchen „Streitpfaffen“ gegen einander lümmelten und raſ'ten, um zu wiſſen, was es mit der „proteſtantiſch-ſittlichen Wiedergeburt“ eigentlich auf ſich hatte, d. h. wenig oder nichts.

---

[1]) Jakob Burckhardt: Die Kultur der Renaiſſance in Italien, 1860, 3. Aufl. 1884.

Hinwiederum iſt auch die Behauptung, die ſogenannte katholiſche „Gegenreformation“ habe moraliſirend auf Kleriker und Laien gewirkt, im Grunde nichts als Windbeutelei. Es ſoll ja nicht beſtritten werden, daß die aus den Reihen der Zelanten und Zeloten hervorgegangenen Päpſte und ihre Miniſter im Vatikan ſelbſt beſſere Ordnung ſchafften und daß ſie in die erzbiſchöflichen und biſchöflichen Kurien regeres Pflichtbewußtſein und achtſamere Wahrung der Wohlanſtändigkeit zurückzuführen eifrig befliſſen waren. Aber im ganzen und großen hat die „Gegenreformation“ nicht einmal den Klerus gebeſſert, geſchweige die Laienwelt. Die ſpaniſchen Philippe waren ja erzkatholiſch und doch hat es kaum jemals ärgere Wüſtlinge gegeben als ſie. Der gutkatholiſche „Hof der Lilien“ war bekanntlich das ganze 17. und 18. Jahrhundert entlang für alle europäiſchen Höfe das Muſter und Vorbild in aller Lüderlichkeit, Rechtsverhöhnung und Volksſchinderei, von der geſammten

„vornehmen Welt“, von der katholiſchen keineswegs weniger eifrig als von der proteſtantiſchen, nach Kräften nachgeäfft. Wenn die Proteſtanten im 18. Jahrhundert einer nicht geringen Anzahl von in pietiſtiſchen Konventikeln geſchehener Skandalien ſich zu ſchämen hatten[1]), ſo mufſten die Katholiken über eine Menge von im 17. und 18. Jahrhundert vorgefallenen klöſterlichen Aergerniſſen erröthen — über Kloſtergeſchichten, welche keineswegs à la „Siegwart“ von Miller verliefen.

So eine Kloſtergeſchichte iſt die von der Nonne von Monza aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Selbige ſpielte alſo zu einer Zeit, wo die angeblich durch die katholiſche Gegenreformation bewerkſtelligte ſittliche „Wiedergeburt“ noch jugendfriſch wirkſam hätte ſein müſſen, wenn ſie es überhaupt geweſen wäre. So ſie es geweſen, hätte ſolcherlei nicht geſchehen können, wenigſtens nicht in einem Nonnenkloſter und, wohlverſtanden, als ein Jahre lang währendes Aergerniß.

Wie allbekannt iſt die Figur der Monaca oder Signora oder Domina von Monza zuerſt durch Manzoni's mit Recht berühmte „Promessi sposi“

---

[1]) Das tollſte Skandal dieſer Sorte führte in den Jahren 1702—6 die „Mutter Eva“ auf, die Häuptlingin der ſogenannten „Buttlar'ſchen Rotte“. Vgl. mein Buch „Größenwahn“, allworin ich S. 15—47 den Gräuel einer aktenmäßigen Darſtellung unterzogen habe.

zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden. Der lombardiſche Dichter hat aber nur epiſodiſch von ihr und ihrer Geſchichte gehandelt, im 9. und 10. Kapitel der Verlobten, mehr nur andeutend als ausführend. Was er von der körperlichen Erſcheinung der Signora ſagt, von ihrer ungewöhnlichen, aber verblaſſten Schönheit, ihren ſchwarzen Augen mit dem ſtolzen Blick, ihren ſchneeweißen Wangen, ihren kaum roth angehauchten Lippen und ihrem raſchen, fahrigen, geheimnißvollen Gebaren, das alles iſt nur eine Phantaſie, welche vielleicht der Wirklichkeit nahekommen mochte, aber nirgends bezeugt iſt.

Manzoni hatte zur Quelle die „Mailändiſche Geſchichte“, welche von ſeinem Landsmann Giuſeppe Ripamonti vordem in regelrechtem, obzwar etwas ſchwülſtigem Latein geſchrieben worden[1]). Dieſer Zeitbuchſchreiber war ein Zeitgenoſſe der Perſonen, deren Geſchichte er an der bezüglichen Stelle ſeines Werkes erzählte. Aber er verſchwieg aus naheliegenden Rückſichten die Namen der Betheiligten, weſſhalb auch Manzoni der Nonne von Monza auf's Gerathewohl den Namen Gertrud ſchöpfte, während ſie in Wahr-

---

1) G. Ripamonti war 1573 zu Tignone im Mailändiſchen geboren und ſtarb 1641 zu Mailand. Er verfaſſte in 10 Büchern eine „Historia patriae mediolanensis“, in 7 Büchern eine „Historia ecclesiae mediolanensis“ und in 6 Büchern eine Biographie des Kardinal-Erzbiſchofs von Mailand Federigo Borromeo.

heit Virginia Maria hieß. Ripamonti ſchrieb auch nicht auf Grund authentiſcher Dokumente, ſondern, wie es ſcheint, nur auf Grund von Ausſagen, die er aus dem Munde von Zeitgenoſſen geſammelt hatte. Zudem hatte er miterlebt, was von dieſer Kloſtergeſchichte in die Oeffentlichkeit kam. Mehr freilich blieb in der Verhörſtube und in den Protokollen des geiſtlichen Tribunals verborgen, welches ſich mit dieſer unerbaulichen Hiſtorie zu befaſſen hatte. Zweifelsohne wuſſte Ripamonti von dieſer Procedur, aber die Akten waren ihm nicht zugänglich. Auch zu Manzoni drang ſpäter keine Kunde vom Vorhandenſein derſelben. Der Staub von zwei Jahrhunderten legte ſich auf die zehn dicken Bündel dieſer Akten und erſt ein italiſcher Gelehrter unſerer Zeit, der Venetianer T. Dandolo, hat die verſchollenen aufgefunden, hat ſie der Vergeſſenheit entriſſen und der Hauptſache nach veröffentlicht[1]).

So kennen wir denn jetzt die wahre Geſchichte der Monaca von Monza, welche nach ihrem flüchtigen und geheimnißvollen Auftreten in den „Promessi sposi“ ſo viele neugierige Fragen veranlaſſt hat[2]).

---

[1]) Dandolo's Ausgabe der Proceßakten hat auch eine deutſche Bearbeitung gefunden, durch P. Plattner, gedruckt im 9. Bande des Bülau'ſchen Sammelwerkes „Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen“, 1858.

[2]) Die Neugierde war in Italien ſo groß, daß ein langweiliger Nachahmer Manzoni's, Roſini, ein gutes Geſchäft

Ich will dieſe Geſchichte, unter Berückſichtigung deſſen, was von Ripamonti's Angaben brauchbar, aktentreu und bündig erzählen. Hier iſt ſie.

2.

Im Jahre 1502 war ein ſpaniſcher Reiterofficier, Don Antonio de Leyva, nach Italien gekommen, wo er unter dem „gran capitano“ Gonzalvo tapferen Dienſt that. Nachdem er ſich, inſonderheit ſpäter durch ſein Verhalten in der Schlacht von Pavia, großes kriegeriſches Verdienſt und Anſehen erworben, wurde er vom Kaiſer Karl dem Fünften im Jahre 1531 mit der kaiſerlichen Stadt Monza belehnt, ebenſo zur gleichen Zeit mit der Stadt Aſcoli, auch mit dem Titel und Rang eines Principe ausgeſtattet und alſo in den Kreis der hohen ſpaniſch-italiſchen Ariſtokratie eingeführt. Man kennt den Charakter dieſer kleinen Tyrannen, deren ſo viele ertragen zu müſſen der Fluch Italiens war.

Dem Martino de Leyva, Fürſten von Aſcoli, — (Enkel Antonio's?) — wurden mehrere Söhne und

---

machte, als er zur Befriedigung derſelben ſeinen Roman „La monaca di Monza“ veröffentlichte, ein breit-langweiliges Ding von Buch, deſſen Verfaſſer von der wirklichen Geſchichte ſeiner Heldin gar keine Ahnung hatte.

dann im Jahre 1575 eine Tochter geboren, welche ſpäter die Kloſternamen Virginia-Maria erhielt. Sie hat weder dem einen noch dem andern derſelben Ehre gemacht. Freilich zuvörderſt ohne eigenes Verſchulden. Denn für die Nonnerei war ſie entſchieden nicht beanlagt und doch muſſte dem harten Willen des Vaters zufolge das junge Mädchen den Schleier nehmen. Es gehörte ſolche Beiſeiteſtellung der Töchter dazumal in den ariſtokratiſchen Familien zu den Mitteln, den Familienbeſitz zuſammenzuhalten. Die armen Mädchen muſſten „Bräute Chriſti“ werden, um ihre Brüder zu bereichern, wie ja auch die jüngeren Söhne der mehr oder minder großen Häuſer häufig zu Prieſtern oder Mönchen gemacht wurden, damit das Erbgut ungeſchmälert dem Erſtgeborenen zukäme — ein nationalökonomiſcher Grundſatz, welcher ja, etwas anders formulirt, in den feudalen Phantaſieen der Herren Agrarier unſerer eigenen Tage lärmend genug wiedergekehrt iſt. Die Kirche ihrerſeits verdankte dem Umſtand, daß ſie ſich zur Verſorgungsanſtalt für die überſchüſſigen Söhne und Töchter der herrſchenden Klaſſe hergab, einen nicht geringen Theil ihrer Macht und ihres Einfluſſes. Man half und ſtützte einander gegenſeitig. In dieſer unſerer lieben Welt iſt eben am Ende aller Enden alles und jedes auf ſehr materielle Motive oder, um es ganz kurz zu ſagen, auf die Geldfrage zurückzuführen.

Virginia de Leyva wurde demnach als ein überſchüſſiger Sprößling ihrer Familie ſchon frühzeitig in das dem Humiliatenorden zugehörende Kloſter Santa Margarita in Monza gethan. Da ſollte ſie erzogen werden und dann Profeß thun. Ob ſie Einwände erhoben, ob ſie ſich geſträubt, wiſſen wir nicht. Wahrſcheinlich wuſſte ſie, daß ihr Vater ein Mann, der unter allen Umſtänden ſeinen Willen durchzuſetzen wüſſte. Genug, ſie wurde geſchoren und als Nonne eingekleidet, ſogar, wie es ſcheint, bevor ſie das kanoniſch-geſetzliche Alter erreicht hatte. Von einer weiteren Einwirkung auf ſie vonſeiten ihrer Familie vernehmen wir nichts. Vater und Mutter ſind ihr wohl unlange darauf geſtorben. Ueber Beziehungen Virginia's zu ihren Brüdern ſchweigen die Akten. Dagegen erhellt aus denſelben, daß ſie in Santa Margarita einen großen Stand hatte. Sie gelangte zur Würde der Sakriſtanin, wurde zur „Vikarin“ der Priorin gewählt und ſodann dem im Kloſter gehaltenen Penſionat für Ziehtöchter („putte“) vorgeſetzt. Aber das war noch nicht alles. Die Tochter des Principe von Aſcoli nahm vermöge ihrer Herkunft und Familie unter ihren Mitnonnen eine Ausnahmeſtellung ein. Auch ſcheint ſie über nicht unbedeutende Geldmittel verfügt zu haben und übte vom Kloſter aus gewiſſe feudale Rechte in Monza. Kurz, die „Domina“ Virginia war die Domina, die Herrin von Santa Margarita. Die ſämmtlichen Kloſterſchweſtern, die Priorin Angela de' Sacchi keineswegs ausgenommen, tanzten oder, da ſich das Tanzen für „Bräute Chriſti“ nicht wohl ſchickte, ſchritten und ſchlurften nach Virginia's Pfeife. Nur daraus erklärt ſich die Möglichkeit, daß ein freches Aergerniß, deſſen Geheimniß nur das der Komödie war, jahrelang innerhalb der heiligen Mauern von Santa Margarita rumoren konnte.

Virginia-Maria war 25 Jahre alt zur Zeit, wo ihr Schickſal ſie ereilte. Mit allzu großer Jugendlichkeit und Unerfahrenheit alſo konnte ſie ſich nicht entſchuldigen. Fünfundzwanzigjährige Jungfrauen, ſelbſt Kloſterjungfrauen, pflegen in dieſer unſerer nicht ſo ganz unſchuldigen Welt mehr oder minder genau zu wiſſen, was ein vertrautes Verhältniß mit einem Manne zu bedeuten habe.

Eines Tages im Jahre 1600 wurde der Domina Virginia-Maria in ihrer Eigenſchaft als Vorſteherin des Fräuleinpenſionats hinterbracht, daß eine der jungen „Putte“, Iſabella degli Ortenſii, mit dem jungen und reichen Cavaliere Don Paolo Oſio, deſſen Haus neben dem Kloſter ſtand und deſſen Garten an die Hinterwand von Santa Margarita ſtieß, eine Liebelei angeſponnen hätte, und zwar vom klöſterlichen Hühnerhof aus. Die Domina gerieth in großen Zorn, da ſie ohnehin mit dem genannten Signor eine Rechnung zu begleichen hatte. Nämlich, ſelbiger Don Paolo hatte kurz zuvor dem Fiskal Giuſeppe Moltano in Monza, welcher der Agent Virginia's in ihren Geldſachen geweſen, ermordet oder ermorden laſſen.

Was für erbauliche Rechts-, d. h. Unrechtszuſtände dazumal in der Lombardei herrſchten, erhellt ſchon daraus, daß ſich der vornehme Mörder einfach für eine Weile „in ſeinen Garten zurückzog“, bis der Geruch ſeiner Schandthat verraucht wäre.

Die „Signora“ — ſo nannte man in Santa Margarita die Schweſter Virginia-Maria allgemein und reſpektvoll — begab ſich in die Zelle der Schweſter Candida Brancolina, weil dort das Fenſter auf den Garten Oſio's hinausſah. Sie beabſichtigte, den Cavaliere, falls er ſich blicken ließe, tüchtig auszuſchelten. Don Paolo ließ ſich blicken, hörte die Stand- und Schandrede der Signora ehrerbietig an und gab mittels der Zeichenſprache zu verſtehen, er möchte ſeiner Tadlerin einen Brief ſchicken. Keck das, unverſchämt ſogar; aber mit der Beſcheidenheit kommt man bekanntlich in der Welt nicht weit. Auch nicht in ein Nonnenherz und in keine Nonnenzelle. Virginia-Maria fand es nicht den Geboten der chriſtlichen Nächſtenliebe entſprechend, den Cavaliere noch weiter auszuſchelten und dem kecken Mann abzuwinken. Der bekannte Blitz hatte ſchon eingeſchlagen. Denn als ſich die Signora vom Fenſter wegwandte, rief ſie — die Schweſter Benedikta Omati hat es bezeugt — in großer Erregung aus: „Nein, ſo ein Mann! Kann man etwas Schöneres ſehen?“

Der ſchöne Paolo war ein zu erfahrener Wüſtling, als daß er nicht gewuſſt hätte, zur Anbändelung einer Liebſchaft mit einer „Braut Chriſti“ wären geiſtliche Hände die zweckdienlichſten. Derlei Hände beſaß der Pfarrer von Monza, Paolo Arrigone, und dieſen hochwürdigen Prieſter warb Oſio zu Kupplerdienſten. Auch zu Schreiberdienſten, denn der edle Signore ſcheint der Kunſt des Schreibens unkundig geweſen zu ſein und Arrigone verfaſſte ihm die Liebesbriefe, welche er an die „Signora“ richtete. Der Kuppler war in Santa Margarita wie daheim. Denn ſeit Jahren hatte er eine Liebſchaft mit der Nonne Candida Brancolina und drei andere „Bräute Chriſti“, Benedikta Omati, Oktavia Ricci und Silvia Caſati, waren ebenfalls ſeine guten Freundinnen. Der Mann war nichts weniger als blöde. Denn kaum hatte er ſeine Thätigkeit als Kuppler zwiſchen dem Signor Oſio und der Signora Virginia-Maria begonnen, als er ſich beikommen ließ, auch für ſeine Perſon der Domina Liebesanträge zu machen. Er wollte offenbar das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, fuhr aber garſtig ab. Denn die Signora, in heller Leidenſchaft für Oſio brennend, wies den frechen Pfaffen mit äußerſter Verachtung zurück. Es liegt bei den Akten ein von ihr an Arrigone gerichteter Brief, worin ſie ihn geradezu wie einen Hund behandelt, ihn einen „ehrloſen, abſcheulichen, niederträchtigen, gottesläſterlichen Schurken“ nennt und ſich über die Langmuth Gottes verwundert, welcher ihn ſchon lange durch „hundert Paare von Teufeln hätte zur Hölle holen laſſen ſollen“. Man ſieht, an Muth fehlte es der Signora nicht: kühn ſetzte ſie ſich über die Beſorgniß hinweg, der mit Abſcheu zurückgewieſene Prieſter-Kuppler könnte aus Rache zum Verräther an ihr werden.

Ueberhaupt und alles in Rückſicht gezogen, es muß doch etwas wahrhaft Adeliges — das Wort in höherem als in bloß feudal-heraldiſchem Sinne genommen — in der Monaca di Monza geweſen ſein. Dies beweiſen die ſchweren Seelenkämpfe, welche ſie redlich durchgeſtritten hat, bevor ſie dem Geliebten ſich hingab. Daß dieſer ein Unwürdiger, ja ſogar ein vor keiner Miſſethat zurückſchreckender Böſewicht war, iſt ja nicht die Schuld der Armen geweſen, welche der frevelhaften Naturwidrigkeit kirchlicher Satzungen zum Opfer fiel und auf der ſchiefen Ebene einer durch allen Doppelreiz des Verbotenen geſteigerten Leidenſchaft in einen Abgrund von Verſchuldung hinunterrollte.

Wir ſind durch die ſpäteren Ausſagen der Signora in den mit ihr angeſtellten Verhören protokollariſch von dem Beginn und dem Vorſchritt ihres Verhältniſſes zu ihrem Verführer genau unterrichtet und aus der ganzen traurigen Geſchichte erhellt, daß wir keinen Grund haben, ihre Verſicherung anzuzweifeln, ſie wäre wie verzaubert, dämoniſirt, beſeſſen geweſen und hätte ſich vergebens mit aller Kraft gegen ihre Leidenſchaft für Oſio geſträubt. In der That, ſie ſträubte ſich vergebens. Die Schönheit und Gewandtheit des Cavaliere, die Kupplerkünſte Arrigone's, die Verderbtheit ihrer Mitnonnen, das Geſchehenlaſſen vonſeiten der Priorin, alles vereinigte ſich, den Fall Virginia's herbeizuführen. Erſt nahm ſie Briefe und Geſchenke von Oſio an, dann willigte ſie in Zuſammenkünfte mit ihm, nachdem er die immer wieder an das bezeichnete Fenſter Getretene von ſeinem Garten aus mit Blicken und Gebärden beſtürmt hatte. Sie kamen zuerſt im Sprechzimmer des Kloſters zuſammen, hierauf nächtlicher Weile an der kleinen Kloſterpforte und in der Kloſterkirche, endlich im Kloſter ſelbſt, in den Zellen der Oktavia oder der Benedikta oder der Signora ſelber. Oſio hat ſich allmälig Nachſchlüſſel zu ſämmtlichen Thoren und Thüren von Santa Margarita zu verſchaffen gewuſſt. Er verbrachte Tage und Nächte, ganze Wochen im Kloſter. Man brachte ihm Speiſe und Trank aus der Kloſterküche in die Zelle, wo er ſich gerade aufhielt, und wenn die Priorin etwa zufällig ſolchen Transporten auf den Treppen begegnete, ſagte man ihr, die Schüſſeln und Flaſchen wären für dieſe oder jene Nonne beſtimmt, und damit war die Sache abgemacht. Augenſcheinlich herrſchte die helle Anarchie in Santa Margarita oder vielmehr wagte niemand gegen den Willen der Signora etwas zu ſagen oder zu thun. Zur Abwechſelung ging Virginia häufig zum Nachtbeſuch bei ihrem Buhlen in das Haus desſelben hinüber.

Unter ſothanen Umſtänden kam, was kommen mußte. Virginia gebar ihrem Galan zwei Kinder: erſt einen Knaben, welcher aber todt zur Welt kam, dann im Jahre 1604 ein Töchterlein, welches Oſio aus dem Kloſter wegtrug mit der Erklärung, daß er es als ſein Kind förmlich anerkennen werde, und er hielt Wort. Bei den Akten befindet ſich eine Urkunde, datirt vom 17. April 1606, kraft welcher Franciſka-Maria, die 21 Monate alte Tochter des Don Paolo Oſio für legitimirt und erbfähig erklärt wurde. Was ſpäter aus dem Nonnenkinde geworden, wiſſen wir nicht. Dagegen iſt aktenmäßig feſtgeſtellt, daß die kleine Franciſka während ihrer erſten zwei Lebensjahre häufig in das Kloſter gebracht und von ihrer Mutter geherzt, gepflegt und geſchmückt wurde. Auch eine „Braut Chriſti“ vermag eben Muttergefühle nicht zu verleugnen und zudem war ja die Signora längſt gewohnt, ſich keinen Zwang anzuthun.

Nun aber iſt es die Natur derartiger Verhältniſſe, wie ſie in Santa Margarita ſich entwickelt hatten, daß ſie früher oder ſpäter in eine Kataſtrophe ausberſten müſſen. Nicht ſelten ſind die nächſtliegenden Urſachen ganz geringfügiger Art. Hier warf ein ganz alltäglicher Nonnenzank den Funken in das Pulverfaß.

Es war im Kloſter eine Laienſchweſter. Die hieß Katharina und ſtammte aus Meda. Sie benahm ſich eines Tages — es muß im Oktober von 1607 geweſen ſein — unwirſch und grob gegen die Schweſter Degnamerita, eine der vertrauten Freundinnen Virginia's. Die Beleidigte verklagte die Laienſchweſter bei der Signora und dieſe ließ die Verklagte ohne weiteres in den Klosterkerker ſperren. Wüthend darüber, ließ Katharina drohend verlauten, ſie werde die ganze Geſchichte vom Signor Oſio und der Signora und von den Schweſtern Oktavia und Benedikta und von der kleinen Franciſka zur Anzeige bringen. „Als nun — ſo hat die Schweſter Oktavia ſpäter im Verhör zu Protokoll gegeben — als nun Paolo Oſio, welcher ſich ſeiner Gewohnheit gemäß im Kloſter befand, dies vernommen hatte, ſo entſchloß er ſich, die Katharina zu tödten.“ Ein Mann von raſchem Entſchluß, das muß man ſagen. Zudem einer, der raſch ins Werk ſetzte, wozu er ſich raſch entſchloſſen. Dieſe italiſchen Signori von dazumal waren zwar ſehr fromme Chriſten; aber eine Fliege oder einen Menſchen umzubringen, das machte ihnen gleichwenig Gewiſſensſtrupel.

Oſio's Vorkehrungen waren ſehr einfach und bald getroffen. Um Mitternacht begab ſich die Schweſter Benedikta in die Zelle, worin Katharina gefangen gehalten wurde, und ließ ſich mit der Laienſchweſter in ein freundliches Geſpräch ein. Dann kam auch die Signora und ebenſo die Schweſter Oktavia, alles nach Verabredung. Während die „Bräute Chriſti“ mitſammen plauderten, trat Oſio ein, einen mit Eiſen beſchlagenen Garnbrettfuß („piede di bicocca“) in der Hand haltend. Mit dieſem abſonderlichen Mordinſtrument, welches er aus der Spinnſtube der Kloſterfrauen genommen hatte, ging er auf die unglückliche Katharina, welche auf einem Strohſack ausgeſtreckt lag, los und ſchlug ihr mittels drei oder vier Streichen den Hirnſchädel ein. Dann trug der Mörder mit Hilfe ſeiner Buhlin und der zwei andern Nonnen den Leichnam in den Hühnerſtall, wo er hinter Holzſcheiten verborgen wurde. Hierauf brach Oſio mittels ſeines Degens ein Loch in die Gartenmauer und ging hinaus. In der nächſten Nacht kehrte er zurück und ſchaffte, von der Schweſter Benedikta unterſtützt, die Todte in ſeinen Garten und durch dieſen in ſein Haus hinüber. Dort zerſchnitt er den Leichnam in Stücke und verſtreute die einzelnen Glieder da und dort in der Umgebung von Monza. Den Kopf warf er im freien Felde in einen tiefen Brunnen.

So war der Denunciation vorgebeugt und Katharina abgethan. Aber doch nicht ſo ganz, wie ſich bald zeigen ſollte. Das Verſchwinden der Laienſchweſter gab zu denken und zu reden. Nicht nur innerhalb von Santa Margarita, ſondern auch außerhalb. Das vergoſſene Blut ruhte nicht. Zwar wieſen die Signora und ihre Freundinnen ſehr nachdruckſam auf die vom Mörder gemachte Oeffnung in der Ringmauer des Kloſters hin. Da hinaus ſei Katharina zweifelsohne entflohen. Auch wollten ſie erfahren haben, die Flüchtlingin wäre da und dort aufgetaucht. Man glaubte ihnen nicht. Aber es kennzeichnet die in Santa Margarita obwaltenden Verhältniſſe, daß die Priorin Angela, obſchon ganz laut geſagt wurde, Katharina wäre im Kloſter ermordet worden, nicht den Muth fand, eine Unterſuchung anzuſtellen.

Derweil wurde draußen im Flecken Monza das Gemunkel über den muthmaßlichen Mord, ſowie über die anderweitige ärgerliche Wirthſchaft in Santa Margarita, zum Gemurre. Zu den lauteſten Sprechern gehörte der Apotheker Raineri Roncini. Er mag wohl dabei auch den Namen von Paolo Oſio genannt haben. Zum Dank dafür ließ ihn der Galan Virginia's durch einen ſeiner „Banditen“, genannt der Rothe („il Rosso“), mittels einer Luntenbüchſe erſchießen. Der nächtliche Mordſchuß erweckte ſtarken Widerhall. Der Name Oſio's als der des Mörders oder Mordverurſächers wurde laut ausgeſchrieen. Als der Kloſtermaier Domenico, welcher ſammt ſeiner Ehefrau Liſa den Banditen Roſſo vom Schauplatz des Mordes zurückkehren und in Oſio's Haus hatte gehen ſehen, in Santa Margarita davon zu ſprechen ſich unterfing, ließ ihn die Signora ſofort aus dem Dienſte jagen. Oſio aber, als die Ermordung Raineri's immer größeren Lärm machte, fand für gut, im Kloſter einen Unterſchlupf zu ſuchen. Er kannte ja die Gelegenheit.

Die wüſte Kloſtergeſchichte war jetzt in das Stadium der Kriſis getreten. Denn bis nach Mailand hinüber zogen die Staubwolken, welche das ruchloſe Aergerniß aufwarf. Geiſtliche und weltliche Behörden wurden aufgeſtürmt. Der Kardinal-Erzbiſchof Federigo Borromeo machte ſich zur Kloſtervisitation nach Monza auf. Das Ergebniß ſeiner Wahrnehmungen in Santa Margarita war vorerſt, daß die „Signora“ in eine Kutſche geſetzt und nach Mailand ins Kloſter Bocchetto gebracht wurde. Die Viſitation muß aber eine nicht eben ſehr genaue geweſen ſein. Denn ſonſt hätte man doch wohl den im Bette der Schweſter Benedikta verſteckten Signor Oſio entdeckt.

Der Verführer Virginia's und Mörder Katharina's gab ſich keineswegs verloren. Ihm ſchien beim Stande der Sachen vor allem rathſam und zweckdienlich, die beiden gefährlichen Mitwiſſerinnen Benedikta und Oktavia ſtumm zu machen für immer. — Er zauderte auch nicht, zu thun, was er thun zu müſſen glaubte.

Frühmorgens am 30. November von 1607 wurde dem Erzprieſter Settala in Monza ein Billet gebracht, deſſen Schreiber der Pater Guardian vom Kloſter Santa Maria delle Grazie unfern von Monza und deſſen Inhalt war, daß im genannten Kloſter ſo eben eine Nonne von Santa Margarita ſchwer verwundet eingebracht worden ſei. Der Erzprieſter ſandte ſofort nach Santa Margarita, um nachfragen zu laſſen, ob daſelbſt während der Nacht etwas vorgefallen wäre.

Der Bote kam mit der Nachricht vonſeiten der Priorin zurück, daß zwei ihrer Nonnen vermiſſt würden, Benedikta Omati und Oktavia Ricci.

Ja, freilich war während der Nacht etwas vorgefallen, innerhalb und mehr noch außerhalb von Santa Margarita. Die beiden genannten „Bräute Chriſti“ hatten, ſeitdem die „Signora“ als Gefangene nach Mailand weggeführt worden war, den Boden des Kloſters heißer gefunden, als ſich mit der Beſchaffenheit ihrer Fußſohlen vertrug. Schweſter Benedikta noch mehr als Schweſter Oktavia. Jene beredete dieſe, nachtſchlafender Weile unter dem Schutz von Don Paolo Oſio aus Santa Maria zu fliehen, ein Gedanke, der zweifelsohne vonſeiten des Signore ſchon früher gelegentlich der Nonne eingegeben worden war. In der Nacht vom 29. auf den 30. November wurde mit Oſio's Beiſtand die Entweichung der beiden Nonnen glücklich bewerkſtelligt. Draußen machte der Cavaliere den Führer. Ihr Weg führte ſie an dem Kloſter Santa Maria delle Grazie vorüber und da — ſie waren ja alle drei ſo fromme Chriſten — knieten ſie unter dem Thorbogen der Kirche nieder und beteten ſiebenmal das „Salve Regina“ zur Madonna.

Dann machten ſie ſich auf und gingen gen La Santa und Bela zu. Als ſie aber an eine Stelle kamen, wo hart unter der Böſchung des Weges der Lambro floß, packte Oſio plötzlich die Schweſter Oktavia und ſtieß ſie in den Fluß. Die Unglückliche wehrte ſich gegen die Strömung, ſchrie zur heiligen Maria von Loreto um Hilfe und es gelang ihr, dem Ufer nahezukommen. Benedikta wollte ihr die Hände reichen, allein Oſio drängte die Helferin weg, faſſte das Schießgewehr, welches er trug, mit beiden Händen beim Rohr und ſchlug mit dem Kolben auf Oktavia los. Dieſe rief ihm noch zu: „Die Madonna wird dich ſtrafen!“ und wurde dann von der reißenden Strömung des Waſſers fortgeſchwemmt. Der Mörder hielt ſie für todt und führte Benedikta weiter. Aber der Fluß war mitleidiger als der Menſch. Der Lambro ſchwemmte die Schwerverwundete an's Ufer. Sie ſelbſt hat in dem alsbald mit ihr angeſtellten Verhör geäußert: „So bin ich mit der Hilfe der seligſten Jungfrau, die ich bat, mich in dieſer Sünde nicht ſterben zu laſſen, ſondern mir Zeit zur Beichte zu geben, ſchwimmend bis an den Ort gelangt, wo man mich gefunden hat.“

Es war des Schreckens noch nicht genug. Denn während die von Santa Maria delle Grazie nach dem Nonnenkloſter Santa Urſula in Monza gebrachte Oktavia verſchiedenen Verhören unterzogen wurde, kam die Botſchaft, die Schweſter Benedikta ſei in einem tiefen Brunnen bei Velate aufgefunden und noch lebend heraufgezogen worden. Zugleich mit ihr auch ein halbvermoderter Frauenkopf.

Das war der Kopf der Laienſchweſter Katharina. Denn in denſelben Brunnen auf freiem Felde, in welchen er den vom Rumpfe getrennten Kopf der ermordeten Katharina geworfen, hatte der Böſewicht Oſio in der Nacht vom 1. auf den 2. December die Schweſter Benedikta geſtürzt.

Sie war wunderbarlich mit dem Leben davongekommen und hatte gequetſcht und verwundet in der Tiefe des ausgetrockneten Brunnens gelegen, bis ſie, als es Tag geworden, das Geräuſch von Menſchentritten vernahm. Die kamen von dem in der Nachbarſchaft ſeßhaften Gutsbeſitzer Alberigo, welcher, weil es Sonntag, auf dem Wege zur Kirche mit ſeinen Leuten da vorüberging. Mit Aufbietung aller ihrer Kräfte rief die Lebendigbegrabene: „Helft mir, ich bin in dieſem Brunnen!“ — und ſo wurde ſie gerettet. Man holte ſie auf Anordnung des Erzprieſters von Monza in einer Kutſche von Velate herein und brachte ſie zu ihrer Leidensgenoſſin nach Santa Urſula. Hier am folgenden Tage verhört, gab ſie die näheren Umſtände ihres ſchrecklichen Brunnenabenteuers an. Sie iſt, um das gleich noch zu ſagen, im Juli von 1609 durch das erzbiſchöfliche Kriminalvikariat zu lebenslänglichem Gefängniß in Santa Margarita verurtheilt worden. Ebenſo die Schweſtern Candida und Silvia. Die Schweſter Oktavia kam ohne Strafe davon. Nämlich in's Grab. Sie ſtarb an ihren ſchweren Wunden am 26. December 1607 zu Santa Urſula. Dem Prieſter Arrigone wurden zwei Jahre Galeerenſtrafe zuerkannt.

Und wo war Don Paolo? Auf und davon. Als der Kriminalgerichtshof des dazumal unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtehenden Herzogthums Mailand einen Fahndungsbefehl gegen den Signor ausgehen ließ, wurde ſein Haus in Monza verſchloſſen und leer gefunden. Es entſprach ganz dem Charakter dieſes „abſoluten Böſenwichts“, daß er unterm 20. December aus einem ſeiner Schlupfwinkel ein langes, man weiß nicht von wem aufgeſetztes Schreiben an den Kardinal-Erzbiſchof Borromeo richtete, worin er ſich ſelbſt, ſowie die Signora Virginia-Maria, gänzlich weiß zu waſchen verſuchte, weiß wie Schwäne. Die wahren Schuldigen wären der Prieſter Arrigone und die Priorin Angela geweſen, die es mit ihrem Beichtvater Bertola gehalten. Noch mehr aber die Nonnen Benedikta und Oktavia. Die hätten ihn, den unſchuldigen Jüngling, zur Unzucht verführt; die hätten die Laienſchweſter Katharina umgebracht; die wären ſchließlich einander ſo in die Haare gerathen, daß bei dieſer Gelegenheit die eine in den Lambro gefallen und die andere, er wiſſe nicht wie, in den Brunnen.

Im Februar von 1608 erging wider Paolo Oſio, welcher der Vorladung des vorhin erwähnten Tribunals nicht Folge geleiſtet hatte, der Urtheilsſpruch, welcher ihn zum Tod am Galgen und zur Einziehung ſeines geſammten Vermögens verdammte. Im April ſodann wurde bekanntgegeben, daß jedermann ungeſtraft den flüchtigen Miſſethäter tödten dürfe, daß aber, wer ihn lebendig einlieferte, eine Belohnung von 1000 Scudi empfangen würde. Zugleich wurde auf Befehl Sr. Excellenz des Don Pedro Enriquez de Acevedo, Conde de Fuentes, Statthalters von Mailand, das Haus Oſio's in Monza niedergeriſſen und an der Stelle deſſelben eine Schandſäule errichtet.

Wie den alſo verurtheilten und geächteten Frevler ſein Endſchickſal erreichte, weiß uns Ripamonti zu melden. Nachdem er ſich, „von den Furien gejagt" (Furiis incitantibus) — ſagt unſer Zeitbuchſchreiber — unſtät und obdachlos umgetrieben, häufig Namen und Kleidung wechſelnd, ſuchte er zuletzt Zuflucht im Hauſe eines alten Freundes. Der geſtand ihm den erbetenen Unterſchlupf bereitwillig zu und verbarg und nährte den ruchloſen Mann eine Weile. Dann aber beſann er ſich eines andern, ließ durch ſeine Knechte den Vogelfreien greifen, in ein unterirdiſches Gelaß ſchleppen und ihm dort den Kopf abſchlagen, welcher auf einen Pfahl geſpießt und öffentlich ausgeſtellt wurde.

So der Ausgang des Helden dieſer Kloſtergeſchichte.

Und die Heldin?

Die wurde aus einer Heloiſe im Verlaufe der Zeit eine, ſo zu ſagen, Heilige.

Und das ging ſo zu: — Am 22. December von 1607 wurde Virginia-Maria im Kloſter Bocchetto in Mailand durch den erzbiſchöflichen Kriminalvikar Girolamo Sarazena in Gegenwart eines Notars dem erſten großen Verhör unterzogen. Sie ließ ſich zu einem offenen und ausführlichen Geſtändniß herbei; nur beharrte ſie darauf, daß alle ihre Verſchuldung die Folge einer teufeliſchen Beſtrickung und Verzauberung geweſen ſei," gegen welche ſie vergeblich angekämpft hätte. Der Teufel war ja von jeher für die Chriſten und Chriſtinnen ein ſo bequemer Sündenbock. Was hat der arme Kerl nicht ſchon alles auf ſeine Hörner nehmen müſſen!

Die Procedur zog ſich lange hin. Im Verlaufe derſelben hat man die Sünderin mittels einer Art von Daumenſchrauben („sibilli") einmal der Tortur unterworfen, aber ſogleich damit aufgehört, als ſie ausrief: „Ich beſtätige alle meine Geſtändniſſe; doch laſſt mich los, ihr thut mir weh!" Erſt am 17. Oktober 1608 iſt ihr das Urtheil geſprochen und verkündigt worden, in der Hauptſache dahin lautend, daß ſie die Strafe „ewigen Gefängniſſes" in Santa Valeria in Mailand zu erleiden habe, d. h. „daß ſie im genannten Kloſter in einen engen Kerker eingeſchloſſen werde, deſſen Thüre vermauert werden muß, ſo daß ſie darin wohne, ſo lange ſie lebt, eingeſchloſſen und eingemauert bei Tag und bei Nacht bis zu ihrem Tode. Doch breche man in die Wand des Kerkers eine kleine Oeffnung, durch welche die Eingemauerte Licht, Luft, Nahrung und was ſonſt nöthig iſt empfangen kann."

Beim Ripamonti findet ſich ein langer, in ſehr blumigem Stil verfaſſter Bericht über das Gebaren der eingemauerten Signora. Anfangs habe ſie in ihrem Kerkerkäfig getobt und gewüthet wie ein wildes Thier, „mehr ein Ungeheuer als ein Weib“. Dann aber ſei plötzlich die Erleuchtung über ſie gekommen und infolge der aufrichtigen und beharrlichen Buße für ihre begangenen Sünden und verübten Miſſethaten ſei ſie allmälig in den Stand der Gnade gelangt: alſo, daß ſie himmliſcher Viſionen gewürdigt worden und ein ſehr ſpürbarer Geruch der Heiligkeit von ihr ausgegangen ſei. Unſer blumiger Chroniſt ſchließt ſeinen Bericht über ſeine Zeitgenoſſin, die Domina von Monza, mit den Worten: „Zur Zeit, da ich dieſes ſchreibe, lebt die Signora noch, eine gebeugte, hagere, abgezehrte, ehrwürdige Greiſin, deren Erſcheinung ſchwerlich errathen ließe, wie ſchön und unzüchtig ſie dermaleinſt geweſen“.....

Und die „Moral“ dieſer Kloſtergeſchichte?

Die mag der geneigte Leſer ſelber finden. Wie aber zu vermuthen ſteht, wird die freundliche Leſerin leichter dahinterkommen.

Die Kindheit eines Rieſen.

1.

Das falbe Frühlicht vom 9. November des Jahres 1620 beſchien die flache Küſte von Neu-England da, wo das Kap Cod in die See vorſpringt. Es war ein rauher Spätherbſttag, Vorbote eines zeitig eintretenden Winters. Der kräftige Hauch des Morgenwindes regte die Gewäſſer der Bai zu rauſchendem Wellengang auf und jagte die Nebelſchwaden durch das dichte Gezweige der Tannen, Fichten und Wachholderbäume, aus welchen der jungfräuliche Urwald beſtand, der das Geſtade weithin bedeckte. Ueber der Oede von Land und Meer laſtete ein bleigrauer Himmel, und Himmel und Erde, Luft und Waſſer vereinigten ſich zu einem troſtloſen Bilde von Verlaſſenheit und Unwirthlichkeit.

Da regte ſich draußen auf der Waſſerſteppe etwas wie der Flügelſchlag einer großen Möve. Dann näherte ſich das weiße Geflatter mehr und mehr, und ſo jemand am Ufer geſtanden, hätte er bald den aus dem Gewoge auftauchenden ſchwarzen Rumpf eines Barkſchiffes gewahren können, welches unter vollem

Segelwerk vom Oſten daherkam, um hierauf, in die Bai eingelaufen, vorſichtig die Segel zu reffen und zu laviren, wie ungewiß, wo es einen guten Ankerplatz finden könnte.

Das Schiff hieß die „Mayflower“ (Maiblume), welche am 6. September aus dem Hafen von Plymouth in England ausgelaufen und jetzt nach einer langen und mühſäligen Fahrt über den Ocean an der Küſte von Neu-England angelangt war. Sie hatte an ihrem Bord 120 Auswanderer, Männer, Frauen und Kinder zuſammengezählt, und die Männer waren jene „Puritaner“, welche im Verein mit ihren Spuren folgenden Glaubens- und Schickſalsgenoſſen die Neu-Englandſtaaten, alſo den eigentlichen Kern der Vereinigten Staaten von Nordamerika, gegründet und denen ihre Nachfahren den patriarchaliſch-pietätvollen Ehrennamen der „Pilger-Väter“ (pilgrim fathers) gegeben haben.

Und mit Fug und Recht durften ſie ſo heißen. Denn ſie „pilgerten“ ja, in ihrer Sprache zu reden, aus dem „Goſen der Unterdrückung“, wozu ihnen ihre Heimat England geworden war, nach dem „Lande der Verheißung“, in die pfadloſe Fremde, voll von Mühſalen, Entbehrungen und Gefahren, aber für ſie eine Stätte, allwo ſie hoffen durften, frei zu ſein von prälatiſcher Unterdrückung und königlicher Verfolgung. Im Kopfe die Bibel, deren Inhalt ihnen göttliche Offenbarung war, in der einen Hand Axt und Spaten, in der andern Büchſe und Schwert, ſo gingen dieſe Männer, geſchnitzt aus demſelben angelſächſiſchen Eichenholz, aus welchem ein Cromwell und ſeine „Eiſenſeiten“ gehauen waren, an ihre Gründerarbeit, vielleicht die glorreichſte, welche jemals gethan worden iſt auf Erden. Denn — ſo hat die deutſche Geſchichtſchreiberin der Koloniſation von Neu-England[1]) wahr und treffend bemerkt — „kein Staat in der Welt kann ſich einer ſo rein moraliſchen Baſis rühmen wie diejenigen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die jetzt unter dem gemeinſamen Namen von Neu-England begriffen werden[2]). Ruhmſucht, Herrſchbegierde und der edle Drang nach Unabhängigkeit haben Reiche geſtiftet, Ehrgeiz und Golddurſt haben neue Regionen entdeckt und erobert; aber keines dieſer Motive, wie großes ſie auch ſonſt immer hervorgebracht, hatte Antheil an dem Entſchluß des Häufleins heldenmüthiger Männer, die das Vaterland mit einer Wildniß vertauſchten, um Gott einen Tempel zu bauen, in welchem allein ſie ihn nach ihrem Gewiſſen anbeten zu können glaubten, und in Formen, die ſie allein dem Höchſten wohlgefällig glaubten.“

Wer waren dieſe überzeugungstreuen Idealiſten, dieſe kühnen Sektirer, dieſe „Puritaner“, in deren

---

[1]) Thereſe Adolfine Robinſon, geb. Jakob aus Leipzig, genannt Talvj: „Geſchichte der Koloniſation von Neu-England“ 1847.

[2]) Maſſachuſetts, New-Hampſhire, Vermont, Maine, Rhode-Iſland, Connecticut.

Gedanken und Gefühlen das Dieſſeits und das Jenſeits des chriſtlichen Glaubens eng ſich verwob und welche darum ihren Tempel auch zu ihrem Staat, ihr religiöſes Vorſtellen zugleich zur höchſten Norm ihrer politiſchen und ſocialen Exiſtenz zu machen ſuchten und wußten? Es waren Männer und Frauen, die, zumeiſt aus dem Mittelſtande Englands hervorgegangen, an der Geſtaltung, welche die Reformation in ihrem Lande gewonnen, alſo an der anglikaniſchen Hof- und Staatskirche („high church“) keinen Gefallen und kein Genüge gefunden und deſſhalb von dieſer Kirche ſich getrennt hatten. Die Entſtehung des Puritanismus iſt fraglos den wichtigſten weltgeſchichtlichen Thatſachen beizuzählen. Nicht allein, weil der Puritanismus die große engliſche Revolution durchkämpfte, welche mit der Hinrichtung Karls des Erſten, des meineidigen Stuarts, ihren Höhepunkt erreichte, ſondern auch und noch mehr darum, weil der Puritanismus es war, welcher die politiſchen Konſequenzen der Reformation zog, indem er die transatlantiſche Demokratie ſtiftete.

Es gibt bekanntlich wenige Dinge, die ſchmutziger wären als Urſprung und Verlauf der Reformation in England. Ein wüſter Tyrann, der Weibermörder Heinrich der Achte, vollzog aus Wüſtlingsmotiven den Bruch mit dem päpſtlichen Stuhl, welchen er noch kurz zuvor gegen Luther vertheidigt hatte. Das ganze Reformwerk beſchränkte ſich vorerſt darauf, daß der dicke Heinz ſich zum engliſchen Papſte machte. Denn im übrigen wurde ſo ziemlich der ganze römiſch-katholiſche Apparat noch beibehalten: Fegfeuer, Anrufung der Heiligen, Abendmahl in einer Geſtalt, Bilderverehrung, Ohrenbeichte, Todtenmeſſen, Prieſtercölibat. Erſt unter Heinrichs Nachfolger Edward dem Sechſten wurde das Reformwerk weiter geführt. Dann kam der große katholiſche Rückſchlag unter der Regierung der „blutigen" Mary und dieſem folgte wiederum der reformiſtiſche Vorſchritt unter der Königin Eliſabeth. Im ganzen und großen macht die engliſche Reformation einen ſehr unerquicklichen Eindruck. Sofern ſie in Geſtalt der Umbildung des Katholicismus zum Anglikanerthum, d. h. zur Hochkirche, zur engliſchen Hof- und Staatskirche, ſich darſtellt, war ſie in dogmatiſcher Beziehung eine Halbheit, in ſocialer geradezu eine Gemeinheit. Denn die ſklavenhafte Ergebung, die kriechende Schmeichelei, die lumpige Heuchelei, womit wir in dieſer Periode die ungeheure Mehrheit der Engländer, vorweg aber die engliſche Ariſtokratie, die Ausſprüche und Anſprüche ihrer jeweiligen Könige und Königinnen als unfehlbar anerkennen und religiöſe Grundſätze oder wenigſtens Bekenntniſſe wechſeln ſehen wie Handſchuhe, haben in der ganzen Geſchichte des Chriſtenthums an Schmach kaum ihres Gleichen. Es war den Puritanern vorbehalten, ihre Landsleute jenes Heldenthum des Glaubens und der Ueberzeugung zu lehren, welches nicht allein, ſo es ſein muß, freudig in den Tod geht, ſondern auch alle Kräfte des Lebens aufbietet, um über entgegenſtehende Meinungen und Mächte den Sieg zu erlangen.

Der Puritanismus hatte übrigens nicht England zur Geburtsſtätte. Sein Urſprung war vielmehr ein feſtländiſcher. Unter dem Schreckensregiment der blutigen Maria waren mehrere Hunderte von Engländern, welche ſich nicht zum römiſchen Papismus zurückbekehren laſſen wollten, nach dem Feſtland entwichen, und dieſe Flüchtlinge, worunter ſich Männer von hoher Bildung, von Rang und Reichthum befanden, hatten in Frankfurt a. M., in Straßburg, Baſel, Zürich und Genf die Anſchauungen und Lehren Luthers, Zwingli's und Kalvins kennen gelernt. Demzufolge waren ſie einer tieferen und ſtrengeren Auffaſſung der Reform in Lehre und Kult zugeneigt worden, als der Anglikanismus ſie bekannte und wollte. Unter der Regierung Eliſabeths wieder heimgekehrt, fanden ſie ſich demzufolge bald im Widerſpruch zur Hochkirche. Sie ihrerſeits forderten eine kirchliche Genoſſenſchaft, welche, wie ſie ſich ausdrückten, „pur und ſimpel“, nach den Vorſchriften des Urchriſtenthums, des apoſtoliſchen Chriſtenthums eingerichtet und geleitet werden ſollte. Heißſporne unter ihnen ſtanden auch nicht an, die Hof- und Staatskirche als antichriſtlichen Papismus zu bezeichnen und dieſelbe ein „prälatiſches Maſtſchwein“ zu ſchelten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie die Ausſchlachter dieſes „Maſtſchweins", die anglikaniſchen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Dechanten, unter ſothanen Umſtänden gegen die Puritaner geſinnt ſein mußten. Denn alſo nannte man die Sektirer, vonwegen ihres „pur und ſimpel", oder auch hieß man ſie Non-Konformiſten, weil ſie mit der Hochkirche nicht übereinſtimmend, nicht konform waren.

In demſelben Maße nun, in welchem der Puritanismus in den bürgerlichen Mittelklaſſen der Städte und unter den bäuerlichen Freiſaſſen auf dem Lande größeren Anhang fand, ging die High-Church, welche ja an Unduldſamkeit keiner der übrigen chriſtlichen Kirchen nachſtand, alsbald mit Verfolgungen gegen ihn vor. Die Päpſtin der Hof- und Staatskirche aber, die „jungfräuliche" Königin. Eliſabeth, ließ dieſe Verfolgungen um ſo lieber und um ſo nachdrücklicher betreiben, als der Puritanismus von Anfang an große Neigung verrieth, wie das Verhältniß des Menſchen zu Gott, ſo auch das Verhältniß der Völker zu den Königen näher zu unterſuchen und in einem Sinn aufzufaſſen und zu beſtimmen, welcher von dem herkömmlichen, gläubig-kritikloſen bedeutend abwich. Um es kurz zu ſagen: im Puritanismus lagen ſtarke Keime des Republikanismus, und Eliſabeth, die richtige Tochter ihres Vaters, d. h. Despotin durch und durch, hatte das bald herausgewittert. Sie fuhr daher auf's ſchärfſte gegen die puritaniſche

Sekte vor und beſtellte, um die Konformität in Glaubensſachen zu erzwingen, einen ſogenannten „Geiſtlichen Hohen Gerichtshof“, welcher mit gränzenloſer Willkür, die Landesgeſetze gänzlich miſſachtend, amtete und geradezu ein proteſtantiſches Inquiſitionstribunal war. Der Druck, unter welchem die Puritaner demzufolge ſchmachteten, währte auch unter Jakob dem Erſten fort. Dieſer Jämmerling von König, an deſſen Hof ein ſolches Lotter- und Laſterlegen im Schwange ging, daß nicht nur die Hofherren, ſondern auch die Hofdamen am hellen Tage betrunken in Whitehall herumtaumelten, betrieb die Verfolgung der Nichtkonformiſten, die Peinigung des „Puritaner-Geſindels“, ſo recht wie eine perſönliche Liebhaberei. Sein Sohn Karl zahlte dann am 30. Januar von 1649 auf dem vor den Fenſtern des Bankettſaals von Whitehall errichteten Schaffot die Buße dafür, wie für die eigenen Sünden. Doch für den Puritanismus

„War Verfolgung nur die Kelter,
In die das Schickſal alles Große preßt“ —

und das Produkt dieſer Kelterung iſt die transatlantiſche Demokratie geweſen, obzwar erſt nach einem langen und ſchweren Gährungsproceß gewonnen. Zunächſt war dieſer trüb genug. Denn wenn allerdings die Verfolgung den Puritanismus ſtärkte und härtete, ſo verdunkelte ſie ihn auch, indem ſie ihm eine düſter-fanatiſche Färbung gab, ihm mit einer einſeitigen Verliebe für altteſtamentliche Anſchauungen und mit einer blinden Feindſeligkeit gegen das Freudige und Schöne im Leben wie in der Kunſt erfüllte.

Aber die finſtere Grübelei, in welcher die Puritaner ſich gefielen, beraubte ſie keineswegs der Thatkraft. Das bewieſen ſie, ſobald mit der Thronbeſteigung Karls des Erſten (1625) der große Kampf zwiſchen Königswillkür und Volksrecht in England zum Ausbruch kam. Puritaniſche Thatkraft war es, welche dann auf dem Marſtonmoor und bei Naſeby den falſchen Stuart und deſſen „Kavaliere“ zu Boden ſchlug. Noch früher war die Energie der Puritaner zu einem Entſchluß gelangt, deſſen Ausführung von weltgeſchichtlicher Bedeutung werden ſollte, zu dem Entſchluß der Auswanderung nach der Neuen Welt. Dieſe Abſicht zu verwirklichen war aber nicht ſo leicht. Denn, ſeltſam zu ſagen, auf die Verweigerung der „Konformität“ war zwar die Strafe der Verbannung geſetzt, allein die Selbſtverbannung, die freiwillige Auswanderung der Nichtkonformiſten wurde für höchſt ſtrafbar angeſehen und demzufolge mit allen Mitteln zu verhindern geſucht. Die Tyrannei, ob von obenoder von untenher geübt, hat ſich zu keiner Zeit um die Logik gekümmert. Die Puritaner mußten alſo ihre Vorkehrungen zur Auswanderung mit größter Heimlichkeit treffen, ſie mußten ſich unter mancherlei Gefahren geradezu fortſtehlen aus ihrem Heimatland. Hierbei war ihnen die Nähe der Küſten von Holland ſehr von Nutzen. Dort ſuchten und fanden viele Puritaner eine Zufluchtſtätte; auch ſolche, welche keinen bleibenden Aufenthalt daſelbſt beabſichtigten, ſondern nur auf ſicherem Boden ihre letzten Vorbereitungen zur Ueberſiedelung nach Amerika ins Werk richten wollten.

Und auf welchen Landſtrich jenſeits des Oceans zielten die Wünſche und Pläne dieſer Heimatflüchtigen? Auf die nördlicheren Gegenden des nördlichen Kontinents von Amerika. Dort war der erſte von engländiſcher Seite gemachte Verſuch, eine Anſiedelung zu gründen, miſslungen und infolge dieſes Miſslingens hatten die Engländer jene weiten Küſtenſtriche dem Unternehmungseifer anderer Völker, namentlich der Franzoſen und Holländer, überlaſſen. Erſt zur Zeit der Königin Eliſabeth geſchah es, daß in England die transatlantiſchen Beſitzergreifungsabſichten und Beſiedelungspläne wieder ernſtlich aufgenommen und vor allen durch die beiden energiſchen Brüder Gilbert und Walter Raleigh theilweiſe zur Ausführung gebracht wurden. Nachdem Gilbert 1583 Neufundland im Namen der Königin Eliſabeth in Beſitz genommen hatte, that Walter im folgenden Jahre das Gleiche inbetreff des gewaltigen Landſtrichs, welcher jetzt einen großen und wohl den ſchönſten Theil der Vereinigten Staaten ausmacht. Dieſem ganzen ungeheuer ausgedehnten, zwiſchen dem 34. und 45. Grad nördlicher Breite gelegenen Gebiete gab die Königin Eliſabeth in ſelbſtgefälliger Eitelkeit ihrer „Jungfräulichkeit“ zu Ehren den Namen Virginia. Vorerſt blieb es bei dieſer Beſitzergreifung und Benamſung und erſt unter der Regierung Jakobs des Erſten bildete ſich i. J. 1606 in London eine aus Edelleuten und Kaufleuten beſtehende Aktiengeſellſchaft behufs der Koloniſirung von Virginien. Das Unternehmen, ſchlecht geleitet, misſlang und es blieb den Puritanern vorbehalten, in jenen Gegenden nicht nur die Flagge Englands, ſondern auch das Banner der Civiliſation aufzupflanzen und aufrechtzuhalten.

Die Grundleger aber dieſer in die Neue Welt verpflanzten angelſächſiſch-germaniſchen Civiliſation, die Pfadfinder der puritaniſchen Emigration waren die Inſaſſen der „Maiblume“, welche am 9. November von 1620 in der Bai vom Kap Cod vor Anker ging oder, genauer geſprochen, lavirte, um einen ſichern Ankergrund zu finden, was erſt zwei Tage ſpäter gelang.

2.

Dieſer 11. November von 1620 war ein Sonnabend und er iſt Zeuge eines höchſt unſcheinbaren und dennoch weltgeſchichtlichen Vorgangs geweſen.

Nachdem nämlich die „Maiblume“ endgiltig Anker geworfen hatte, hielten die Puritaner am Bord vor allem einen Gottesdienſt ab. Natürlich in ihrer ſchlichten Weiſe. Sie verſammelten ſich mit ihren Frauen und Kindern auf dem Deck des Schiffes, ſtimmten einen Pſalm an, knieten dann nieder, um in inbrünſtigem Gebet Gott für ihre glücklich vollbrachte Ueberfahrt in die Neue Welt zu danken, und beſchloſſen die Feier wiederum mit einem Pſalm. Hierauf verſchritten ſie zur Erledigung eines großen weltlichen Geſchäfts. Denn das ja war das Auszeichnende dieſer Idealgläubigen oder, wenn man will, dieſer Fanatiker, daß ſie mit ihrer religiöſen Begeiſterung einen offenen Sinn für das Reale, einen ſcharfen Blick und eine praktiſche Hand für das Nothwendige und Zweckdienliche verbanden.

Das Nothwendige und Zweckdienliche war nun zuvörderſt die Feſtſtellung der Grundſätze und Normen, welche bei der beabſichtigten Gründung einer Anſiedelung ihnen zur Wegleitung dienen ſollten. Es muſſte hierüber eine feſte Vereinbarung getroffen werden, um ſo mehr, als während der langen Meerfahrt allerlei Verſtimmungen und Uneinigkeiten in die kleine Schar ſich hatten einſchleichen wollen. Die Führer, welche ſolche nur waren infolge vorragender Eigenſchaften wie infolge ſtillſchweigender Anerkennung vonſeiten ihrer Gefährten, ſie hatten erkannt, daß vor allem für die Koloniſten eine feſte Ordnung aufgerichtet werden müſſe. Dieſe Gründer der amerikaniſchen Demokratie waren keine unreifen Lotterbuben, wie ſie in unſeren Tagen unter demokratiſcher Maske maſſenhaft graſſiren, ſondern vielmehr ernſte Männer, welche gar wohl wuſſten, daß nicht in der Anarchie, ſondern nur in der Ordnung die Freiheit zu ſuchen und zu finden wäre.

Die 41 Männer traten in der Kajüte zuſammen und verfaſſten und beriethen einen Verfaſſungsentwurf, welcher ſchließlich einſtimmig angenommen und von allen unterzeichnet wurde in dieſer Form: — „Im Namen Gottes, Amen. Wir, deren Namen unterſchrieben ſind, die loyalen Unterthanen unſeres furchtbaren (dread) Königs Jakob, die wir zur Ehre Gottes, zur Verbreitung des Chriſtenglaubens, zum Ruhm auch unſeres Königs und unſeres Landes eine Fahrt unternommen haben, um die erſte Anſiedelung in den nördlichen Theilen von Virginia zu gründen, wir vereinigen und verbinden uns kraft dieſer Urkunde in Gegenwart Gottes und eines jeden von uns vor dem andern feierlich zu einem bürgerlichen Gemeinweſen, um die Ordnung zu erhalten und alle Mittel aufzubringen, welche zur Förderung der oben angegebenen Abſichten dienlich ſind. Zu dieſem Zwecke werden wir nach Erforderniß der Zeit und Umſtände ſolche gerechte und billige Geſetze, Beſchlüſſe, Verfügungen und Aemter aufſtellen, ergehen laſſen, feſtſetzen und einrichten, welche für das allgemeine Beſte der Kolonie werden für nöthig und paſſend erachtet werden und denen wir hiermit allen gebührenden Gehorſam und alle pflichtmäßige Unterwerfung geloben.“

Prüfen wir das Aktenſtück genau, ſo werden wir finden, daß wir es in dieſer „erſten demokratiſchen Verfaſſungsurkunde der Neuen Welt“, wie man ja wohl daſſelbe genannt hat, nicht mit hochklingenden Phraſen zu thun haben, ſondern mit der ſchlichten Herzensmeinung praktiſcher Männer, welche das, was ſie dachten und ſagten, auch zu thun entſchloſſen waren. Ebenſo, daß der berühmte Geſchichtſchreiber der Vereinigten Staaten berechtigt war, über das Geſchehniß vom 11. November 1620 zu bemerken: „Dies war die Geburt der volksthümlichen Freiheit. Das Mittelalter hatte auch Charten und Verfaſſungen gekannt, allein das waren bloße Verträge über Steuerbefreiungen, beſondere Freiheiten oder Bevorzugungen, Adelspatente, Gewährungen ſtädtiſcher Vorrechte oder Einſchränkungen der fürſtlichen Gewalt zu Gunſten von feudalen Inſtituten geweſen. In der Kajüte der „Maiblume“ dagegen gewann die Menſchheit ihre Rechte wieder und wurde eine Geſellſchaftsordnung aufgerichtet, welche auf gleiche Rechte und Pflichten aller gegründet war und das „allgemeine Beſte“ zum Zwecke hatte“ [1]). Zum erſtenmal in der Weltgeſchichte erſchien hier als Staatsbaſis die abſolute Rechtsgleichheit und als Staatszweck das allgemeine Wohl. Im übrigen betrachteten ſich die Pilgrime der „Maiblume“ noch als Unterthanen der engliſchen Krone und war das in dem Dokument auch ausdrücklich erwähnt. Allein es war, wie die Sachen lagen, eine Naturnothwendigkeit, daß dieſes Verhältniß nur eine theoretiſche Bedeutung haben konnte und daß in der Praxis die neue Anſiedelung von Jahr zu Jahr mehr im demokratiſch-republikaniſchen Sinne ſich entwickeln muſſte. Von dieſem Sinn und Geiſt lieferten die Einundvierzig der „Maiblume“ ſofort einen thatſächlichen Beweis, indem ſie einen aus ihrer Mitte, den John Carver, zu ihrem Oberhaupt wählten und zum „Governor“ der zu gründenden Kolonie auf Jahresdauer beſtellten. Den Reſt des Tages verbrachten ſie damit, ihre Waffen inſtandzuſetzen, ihr Gepäck zu lüften und überhaupt alles zur Landung vorzubereiten. Doch hatte dieſe am nächſtfolgenden Tage noch nicht ſtatt, wie ſehr ſich auch alle aus der Enge des Schiffes an’s Land ſehnen mochten. Denn dieſer Tag war ein Sonntag oder, wie die Puritaner lieber ſagten, ein Sabbath, deſſen ſtrenge und ſtille Feier die gewiſſenhaften Sektirer unter allen Umſtänden zu halten für eine unumgängliche religiöſe Pflicht anſahen¹).

---

[1]) G. Bancroft, History of the United States, I, 310.

---

1) Wir ſind bis in alle Einzelheiten hinein über die Erlebniſſe der „Pilgerväter“ unterrichtet durch die Tagebücher und anderen Aufzeichnungen, welche mehrere derſelben hinter-

Am Montag machte ſich nun zunächſt eine Schar entſchloſſener Männer auf, an's Land zu gehen und daſſelbe auszukundſchaften. Sie thaten dies unter der Führung von Miles Standiſh, der früher Officier geweſen, ein erfahrener Kriegsmann war und in ſeinem kleinen unanſehnlichen Körper, welcher ihm den Spitznamen Hauptmann Knirps (eigentlich Schrumpf, captain Shrimp) eintrug, doch Raum hatte für eine heldiſche Seele. Man hat ihn mit Fug den Ritter der erſten neuengliſchen Kolonie genannt, denn überall, wo es Gefahren zu beſtehen galt, war er voran und Führer, ebenſo entſchloſſen und tapfer, als kaltblütig und umſichtig. Die Kundſchafter ſtreiften etliche Tage lang an den Küſten hin und landeinwärts durch die Wälder. Auf dieſen Streifzügen gelangten ſie auch, wie einer gemeldet hat, in „ein tiefes Thal, wo wir nur mühſam durch das hohe Gras und das dichte Buſchwerk dringen konnten. Ein Reh ſprang auf und eine ſchöne Waſſerquelle ſprudelte empor. Das machte uns herzliche Freude. Wir ſetzten uns nieder, tranken das erſte Waſſer aus dem Boden von Neu-England und niemals hatte uns ein Waſſertrunk alſo geſchmeckt.“ Im übrigen war es ein ſchwieriges Wandern in der winterlichen Wildniß, die ſchneebedeckten Hügel auf und ab oder durch pfadloſen Ur-

---

laſſen haben. Dieſe höchſt werthvollen Quellenſchriften ſind geſammelt und gedruckt in den „Chronicles of the Pilgrim Fathers“, Boston 1841.

wald. Mehr als einer der muthigen Männer hat ſich bei dieſen mehrere Wochen lang fortgeſetzten Erkundungen nach zur Anſiedelung geeigneten Oertlichkeiten den Keim zu frühzeitigem Tode geholt. Einmal hatten ſie auch den mit einem Pfeilhagel eröffneten Angriff eines ſchweifenden Indianerhaufens abzuweiſen, welchen aber eine einzige Salve aus den Feuergewehren in die Flucht ſprengte.

Das Geſammtergebniß der Auskundſchaftungen war nicht gerade ſehr ermuthigend, doch auch nicht gerade abſchreckend. Viel Wald überall. Auch Anzeichen, daß der Boden nicht eben gar fruchtbar. In den Gewäſſern der Bai jedoch eine Fülle von Fiſchen und in den Wäldern am Geſtade eine Fülle von Jagdwild. Spärliche Spuren von indianiſcher Bevölkerung, welche früher hier zahlreicher geweſen ſein muſſte, wie verſchiedene Begräbnißplätze anzeigten. Jetzt nur da und dort ein indianiſcher Wigwam ſichtbar und in der Nähe dieſer Hütten mit Mais bepflanzte Felder. Endlich allenthalben vortreffliches Quellwaſſer, worauf die nüchternen Puritaner großen Werth legten. Da nun die rauhe Jahreszeit längeres Forſchen, Beſinnen und Zaudern verbot, beſchloß die Gemeinde, die endgiltige Landung zu bewerkſtelligen und auf einer erhöhten Bodenfläche am Ufer die erſte neuengliſche Kolonie zu gründen.

Am 11. December alten oder am 21. neuen Stils wurde gethan, wie beſchloſſen worden. Dieſer

Decembertag, ein Montag, heißt in Neu-England und in der ganzen Union der „Pilgerväter- oder Vorvätertag“ und gilt für einen Feiertag. Der Felsvorſprung, auf welchen die Pilgrime zuerſt die Füße ſetzten, galt und gilt noch jetzt für heiligen Boden und heißt der „Vorväterfels“. Nach einem Dankgottesdienſt für glücklich vollbrachte Landung begannen ſofort die Beſiedelungsarbeiten, welche ſich vor allem auf die Erbauung eines gemeinſamen Vorraths- und Verſammlungshauſes richteten. Die Umgränzung und Ausmeſſung der Anſiedelung wurde vollzogen. Sie ſollte den Namen Neu-Plymouth tragen in dankbarer Erinnerung an die Hafenſtadt Plymouth daheim, von welcher die Pilgrime ausgeſegelt waren. Ein Hügel, an der Peripherie des beſetzten Stück Landes gelegen, wurde zur Anlage eines Fort beſtimmt. Die ganze Genoſſenſchaft theilte der Governor und ſeine Aldermen in 19 Familien, denen ſich „zur Wahrung guter Sitte“ auch die einzelnen Ledigen anzuſchließen hatten. Jeder Familie wurde ſodann ein der Zahl ihrer Mitglieder entſprechender Bauplatz ſammt dazu gehörigem Grund und Boden angewieſen und zwar durch das Loos. Auf der ihr durch dieſes zugetheilten Stätte muſſte jede ihr Haus bauen, d. h. aufblocken; denn nur von primitiven Blockhäuſern konnte ja zunächſt die Rede ſein.

So hob, an der Schwelle des Jahres 1621, die Gründung von Neu-Plymouth an. Das von einem der vorragendſten der Pilgerväter, William Bradford, geführte Tagebuch gewährt uns einen deutlichen Einblick in die furchtbaren Mühſale, Anſtrengungen und Leiden, welche über die kleine Schar muthiger Männer und wackerer Frauen hereinbrachen, die es unternahmen, der Wildniß eine neue Heimat abzuringen. Ihre ſchwerſte Prüfungszeit waren die drei erſten Monate des neuen Jahres. Viele erkrankten, manche ſtarben. Mitunter waren die Ueberlebenden und Geſunden ſo ſchwach, daß ſie kaum Kraft genug beſaßen, die Todten zu begraben. Aber ſie hielten aus. Sie ſetzten all der Sorge, Noth und Erſchöpfung einen Heldenmuth entgegen, deſſen unerſchöpfliche Quelle ihre religiöſe Ueberzeugung war. Hier, wenn irgendwo und irgendwann, wurde die Wahrheit offenbar, daß zur Schaffung von Großem immer ein Stück Fanatismus erforderlich iſt. Nur Puritaner des 17. Jahrhunderts vermochten mit ſo kärglichen Mitteln die erſten Kolonieen von Neu-England zu gründen. Ohne die kräftige Seelenſpeiſe, welche ihm ſein felſenfeſter Glaube gab, hätte der nachmalige Rieſe der transatlantiſchen Republik ſeine drangſälige Kindheit nicht durchzukämpfen und durchzuleiden vermocht. Alles angeſehen, war die puritaniſche Gründung der Pflanzſtaaten von Neu-England ein Triumph des Idealismus, wie es einen zweiten kaum gibt.

3.

Zwiſchen der Art und Weiſe, wie Mittel- und Südamerika durch Eroberer und Anſiedler von romaniſcher Raſſe und Nordamerika durch Einwanderer und Anſiedler von germaniſcher Raſſe koloniſirt worden ſind, beſtand ein ſchroffer Gegenſatz. Man hat denſelben auf die bündige Formel gebracht: Gold und Weizen — und ich erweitere dieſe Formel um etwas, indem ich ihren drei Worten drei andere anfüge: Abenteuer und Arbeit.

Bei den Spaniern und Portugieſen — theilweiſe auch bei den Franzoſen, wenigſtens in Weſtindien — war alles auf waghalſige Abenteuer und auf raſche, glänzende Erfolge geſtellt, welche hinwiederum die Erraffung von möglichſt viel Gold als höchſtes Ziel verfolgten. Die germaniſchen Koloniſten dagegen ſteckten ſich von Anfang an Ziele, welche nur mittels dauerhafter Arbeit erreicht werden können. Sie gingen auf die Gründung von Ackerbauſtaaten aus, und weil der Ackerbau allzeit und überall die dauerhafteſte Baſis von Staatsgebilden war und iſt, ſo überholten die in ihren Anfängen ſo ärmlichen germaniſchen Kolonieen im Verlaufe der Zeit an wirklich großen und bleibenden Erfolgen ihre romaniſchen Mitbewerber weit. Man ſehe nur, was die Spanier aus Mittel- und Südamerika gemacht haben und was die Angelſachſen aus Nordamerika zu machen verſtanden. Die Loſung: Arbeit und Weizen! muſſte es über die Loſung: Abenteuer und Gold! davontragen. Es konnte gar nicht anders kommen.

In der Zeit von 1621 bis 1627 war die Kolonie Plymouth in langſamem, aber ſtätigem Vorſchritt begriffen. An mancherlei Drang- und Trübſalen fehlte es freilich nicht, und im ganzen war die Exiſtenz der Anſiedler nur ein unausgeſetztes und hartes Ringen um des Lebens Nothdurft. Die Tag- und Jahrbücher dieſer und der anderen älteſten Anſiedelungen überhaupt haben etwas Rührendes und Herzgewinnendes, wenn ſie die täglichen Geſchehniſſe in dieſem ſchweren Kampf um's Daſein erzählen. Das Wollen und Thun, alle die ſchlichten Erlebniſſe und Erfahrungen der Pilgrime, dieſer trefflichen, aufrichtig und wahrhaft, wenn auch einſeitig und fanatiſch frommen Männer und Frauen, treten uns menſchlich viel näher als alle die farbenprunkenden Abenteuer der ſpaniſchen „Conquiſtadoren“ in Mexiko und Peru. Mitunter ſpricht uns in den Aufzeichnungen der Pilgerväter auch ein idylliſch-ſchalkhafter Zug wohlthuend an. So, wenn der tapfere Standiſh, nachdem er ſeine Gattin Roſe durch den Tod verloren, ſich nach einem Erſatz umſieht und als ſeinen Brautwerber den ſtattlichen jungen John Alden zur ſchönen Jungfrau Priſcilla Mullins ſchickt. John entledigt ſich gewiſſenhaft ſeines Auftrags und ſpricht warm für ſeinen Freund, den Captain Shrimp. Priſcilla nimmt in

Gegenwart ihres Vaters den ehrenden Antrag entgegen, blickt zu Boden und ſchweigt eine Weile. Dann hebt ſie die Augen, ſieht den Freiwerber lächelnd an und ſagt: „Aber, John, warum ſprecht Ihr denn nicht lieber für Euch ſelbſt?“ Der glückliche John ſchreibt ſich das hinter die Ohren, überbringt den abſchlägigen Beſcheid des Mädchens ſeinem Auftraggeber und verheiratet ſich unlange darauf mit Priſcilla. Captain Shrimp ſpeit Feuer und Flammen, ergibt ſich aber in die vollendete Thatſache, findet unter den neuen Ankömmlingen aus dem Mutterland ebenfalls eine paſſende Gattin und ſpäter haben er und John Alden ihre Kinder einander zur Ehe gegeben. Auch an komiſchen Zügen fehlte es nicht, obgleich dieſelben nur uns Nachgeborenen komiſch vorkommen mögen. So waren z. B. die Hergänge, als die Puritaner von Plymouth mit dem Sachem des ihnen zunächſt wohnenden Indianerſtammes in Verbindung traten, wobei ein Indianer, Squanto geheißen, den Dolmetſcher machte. (Er war nämlich durch die Mannſchaft eines engliſchen Schiffes, welches früher dieſe Küſten angelaufen, entführt worden, hatte in England engliſch gelernt und war mit den Pilgrimen in ſein Heimatland zurückgekehrt.) Der gemeinte Sachem, Maſſaſoit benamſet, ſtand dem Stamme der Wampanogen vor, einem Zweige der Pokanoketen. Eines Tages, im Frühling von 1621, erſchien er mit einem Gefolge von 20 „Kriegern“

in der jungen Anſiedelung. Sein An- und Aufzug hatte nicht die geringſte Aehnlichkeit mit der prunkvollen Erſcheinungsweiſe der Herrſcher von Mexiko und Peru, wie dieſe dem Cortez und dem Pizarro entgegentraten. Maſſaſoits Erſcheinung entſprach ganz dem Unterſchiede zwiſchen den indianiſchen Völkerſtämmen von Nordamerika und den indianiſchen Kulturſtaaten der Azteken und der Inkas. Dem bettelhaften Auftreten des Sachems durchaus entſprechend waren die ärmlichen Veranſtaltungen der Pilgerväter, dem „rothen Heidenkönig“, wie ſie ihn betitelten, einen „imponirenden“ Empfang zu bereiten. Die feierliche Aufnahme des mit rothem Ocker bemalten und in ein Büffelfell gehüllten „Königs“ in einer Blockhütte, wo ein verſchoſſener grüner Teppich und vier mangelhafte Kiſſen zurechtgelegt waren, als der Governor der Kolonie mit ſeinem Gaſte eintrat, während draußen etliche puritaniſche Jünglinge ſich abmühten, mittels einiger alten Trompeten und Trommeln einen erſchrecklichen Lärm zu machen — dieſe Haupt- und Staatsaktion hatte etwas Hochkomiſches. Um ſo mehr, als der rothe Heidenkönig vor Verwunderung und Verblüffung am ganzen Leibe zitterte und, als ihm ein Glas „Feuerwaſſer“ (Branntwein) kredenzt wurde, einen ſo herzhaften Schluck that, daß ihm die Schweißtropfen über das rothbemalte Geſicht rollten und er ſich vor Angſt nicht zu faſſen und zu laſſen wuſſte. Im übrigen war dieſe Zuſammenkunft ſehr ernſt zu nehmen; denn während derſelben kam ein Friedens- und Freundſchaftsvertrag zwiſchen den Koloniſten von Plymouth und dem Sachem zuſtande, deſſen Wohnſitz, d. i. Standlager Montaup auf einer Landzunge ſich befand, welche weit in eine Nebenbucht der Narraganſettbai hineinreicht.

Die Urwälder und Prairieen von Neu-England — und weiterhin von Nordamerika überhaupt — waren von größeren und kleineren Völkerſchaften der rothen Raſſe bewohnt, deren Vorſchreiten in der Kultur und deren Beſtand ſogar gehemmt und ſelbſt in Frage geſtellt wurde durch die unaufhörlichen Fehden, welche ſie unter einander führten. Ihre Hauptnahrung lieferten Jagd und Fiſcherei, doch verbanden ſie damit einen dürftigen Ackerbau, Maisbau, welchen jedoch die Frauen ausſchließlich beſorgten. Denn der rechte rothe Mann kümmerte ſich ja bloß um Jagd und Krieg. Ihre religiöſen Anſchauungen waren ſehr unbeſtimmt, doch hatten ſie die Vorſtellung von einem guten Geiſt („Manitu") und von einem böſen Geiſt („Machinito"), der, wie jener, auch andere Namen führte. Ihr Gottesdienſt erhob ſich nicht über die Stufe läppiſcher Zauberei. Ihre politiſche Verfaſſung konnte mehr eine ariſtokratiſch-republikaniſche als eine deſpotiſch-monarchiſche heißen. Denn die Macht des Sachems oder Sagamors war durch den aus Unterhäuptlingen beſtehenden Rath ſehr beſchränkt. Die ſogenannten indianiſchen „Nationen*, von welchen in der Geſchichte Nordamerika's häufig die Rede iſt, waren Bündniſſe, zu welchen mehrere verwandte Stämme ſich zuſammenthaten, Eidgenoſſenſchaften, deren es bei der Ankunft der Puritaner in Neu-England daſelbſt fünf gab: die Pokanoketen, unter denen der Stamm der Wampanogen die Führung hatte, die Narraganſetter, die Connecticuter (Pequoden und Mohikaner), die Maſſachuſetter und die Pawtuketter. Mit allen dieſen „Nationen" hatten die Koloniſten während der erſten fünfzig Jahre des Beſtehens der Neu-Englandſtaaten zu thun, in Freundſchaft und Feindſchaft. Aber vornehmlich waren es die Wampanogen, die Pequoden und die Narraganſetter, welche in die Geſchicke dieſer angelſächſiſchen Gemeinweſen eingegriffen haben.

Neu-Englandſtaaten? Ja wohl. Denn bald gab es ſolche. Mit dem Wachsthum der Kolonie Neu-Plymouth verbreitete ſich auch ihr Ruf. Drüben im Mutterlande ließ die verſchönernde Ferne den beſcheidenen jungen Pflanzſtaat im Lichte eines „neuen Kanaans" erſcheinen und demzufolge machten ſich Scharen von Puritanern, gegen welche ja unter der Regierung Karls des Erſten die Verfolgung nicht raſtete, nach dem „Lande der Verheißung" jenſeits des Weltmeers auf die Wanderfahrt. Schon i. J. 1630 wurde von ſolchen puritaniſchen Auswanderern mit verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Mitteln die Kolonie Maſſachuſetts gegründet, welche ihre ältere

Schweſter Plymouth bald überflügelte und ihren Hauptort Boſton raſch zu einer mächtigen Hafen- und Handelsſtadt aufblühen ſah. Von dieſer epochemachenden Gründung an war die Einwanderung ſtets im Wachſen. In der Zeit von 1633 bis 1640 liefen jährlich durchſchnittlich 20 mit Anſiedlern beladene Schiffe die Küſten von Neu-England an. Im Sommer von 1635 allein ſtiegen dort 3000 neue Einwanderer an's Land. Im folgenden Jahre kamen nahezu 4000. In den Sommer von 1636 fiel eine der bedeutſamſten Gründungen, die von Rhode-Iſland mit dem Hauptort Providence an der Narraganſettbai durch Roger Williams. Das war einer der hellſten Geiſter und edelherzigſten Menſchen ſeines Jahrhunderts, in Wahrheit eine der Grundſäulen, auf welchen die religiöſen und politiſchen Einrichtungen der großen transatlantiſchen Republik ruhen. Mit nur 13 Gefährten that der Treffliche, den die ſtarrorthodoxen Puritaner von Maſſachuſetts verfolgt und vertrieben hatten, unter Hunger und Kummer Providence auf als eine Zufluchtsſtätte der Glaubens- und Denkfreiheit, der religiöſen Duldſamkeit, fünfzig Jahre früher, als William Penn ſeine Kolonie Pennſylvanien ebenfalls zu einem Aſyl der Toleranz machte[1]. Weiterhin wurden die Anſiedlerſtaaten Connecticut, New-Hampſhire und Maine geſtiftet. Und mehr und mehr erſtarkten dieſe ſämmtlichen Gemeinweſen in ihrem Innern, mehr und mehr erweiterten ſie ihre Gebiete nach außen, mehr und mehr wuchs in ihnen das Gefühl der Kraft und Selbſtändigkeit. In dieſen der Wildniß abgerungenen, auf religiöſe Begeiſterung, harte Arbeit und ſtrenge, ja herbe Sittlichkeit begründeten Pflanzſtaaten entwickelte ſich immer zuverſichtlicher der demokratiſche Geiſt und bildeten ſich die Formen des Selfgovernments immer entſchiedener und kräftiger aus.

---

[1] Ueber Roger Williams vgl. meinen Eſſay „Ein Prophet", Menſchl. Tragikomödie, 3. Aufl. Bd. 4, S. 64 fg. Dieſer Mann iſt ſchon darum eine weltgeſchichtliche Geſtalt, weil er es geweſen, welcher zuerſt den großen Grundſatz einer

Zur Zeit, als daheim im Mutterlande der große Streit zwiſchen Abſolutismus und Konſtitutionalismus, zwiſchen König und Parlament durchgekämpft wurde und mit der Niederlage des Königthums endigte, waren die Kolonieen von Neu-England bereits fähig, auf eigenen Füßen zu ſtehen, zu gehen und ſogar tüchtig auszuſchreiten. Trotzdem hat es zu ihrem weiteren Gedeihen natürlich mächtig mitgewirkt, daß der große Protektor Oliver Cromwell, der gewaltigſte Herrſcher, den Großbritannien gehabt, die Koloniſten, ſeine puritaniſchen Glaubensgenoſſen, mit hohem Wohlwollen anſah und ſich ihnen in jeder Beziehung huld- und hilfreich erwies.

Aber das Meiſte und Beſte für ihr Emporkommen haben die Koloniſten ſelber gethan und zwar unter

---

vollſtändigen Trennung von Staat und Kirche nicht nur theoretiſch lehrte, ſondern auch praktiſch durchführte.

der Leitung und Führung von ſo ausgezeichneten Männern, wie die Carver, Bradford, Winſlow, Winthrop, Eaton, Endecott, Hooker und andere mehr geweſen ſind. Man darf ſie die Patriarchen des „neuen Kanaan“ nennen. Die Strenge, womit ſie die puritaniſchen Anſchauungen und Principien in religiöſer und ſittlicher Beziehung aufrechtgehalten, blieb dauernd beſtehen, und wenn die Neu-Engländer in bürgerlichen Dingen vom Anfang an und unabläſſig die Ideen und Formen der Selbſtregierung bekannten und handhabten, ſo war die Geſetzgebung dieſes Selfgovernments eine ſo ernſte und unnachſichtige, daß anarchiſche Gelüſte in den Pflanzſtaaten niemals auftauchen, geſchweige platzgreifen konnten. Dieſe zähen Männer, welche der Civiliſation eine neue Welt eroberten, hielten auf feſte Zucht und waren ſehr geneigt, die Strenge, welche ſie gegen ſich ſelber übten, auch gegen andere walten zu laſſen. Es iſt ja bekannt genug, daß die Puritaner von Neu-England, nachdem ſie kaum aufgehört hatten, Verfolgte zu ſein, ſchon angefangen haben, Verfolger von Andersdenkenden zu werden. Das traurigſte Beiſpiel ſolcher Unduldſamkeit bot ihr ſchnödes Verfahren gegen Roger Williams. Freilich darf man nicht überſehen, daß der Puritanismus nur mittels ſeiner eiſernen Folgerichtigkeit ſein großes Gründungswerk durchzuſetzen vermochte. Aber dieſes Werk hatte eben wie alles Menſchliche auch ſeine Schattenſeite. Eine Kirchenzucht, welche, dem theokratiſchen Fanatismus der Puritaner entſprungen, weltliche Strafgewalt ſich angeeignet hatte, regelte und überwachte das ganze Daſein. Sie drückte freilich der Lebensführung der Koloniſten den Stämpel der Eintönigkeit, der Entſagung, der finſteren Grübelei, der Schwermuth und Herbigkeit auf, aber ſie erzog auch mittels ihrer harten Diſciplin häusliche und öffentliche Tugenden und lehrte Männer und Frauen jene Selbſtbeherrſchung, Thatkraft, Beherztheit und Standhaftigkeit, kraft welcher ſie vollbringen konnten, was ſie vollbracht haben.

Von großer Wichtigkeit muſſte vom Anfang an für die jungen Pflanzſtaaten das Verhältniß zu den Eingeborenen ſein. Der Verkehr mit denſelben war, einzelne Zwiſchenfälle abgerechnet, lange Zeit ein friedlicher und freundlicher, obzwar in den Beziehungen zwiſchen „Blaßgeſichtern“ und „Rothhäuten“ der natürliche Keim zu heftigen Zerwürfniſſen lag. Man muß den Puritanern nachrühmen, daß ſie im ganzen und großen ihr Verhalten gegen die Indianer auf die Vorſchriften ſtrenger Rechtlichkeit baſirten und namentlich die Eigenthumsrechte der Eingeborenen gewiſſenhafter achteten, als andere Europäer zu thun pflegten. In den puritaniſchen Anſiedelungen galt der Grundſatz, daß der Grundbeſitz der Indianer nur mittels Kaufes oder Tauſches in die Hände der Weißen übergehen dürfe. Freilich hinderte das nicht, daß ungeheure Strecken indianiſcher Jagdgründe von ihren

Eigenthümern häufig um kindiſches Spielzeug an die Koloniſten verhandelt wurden. Aber hinwiederum möchte dabei doch auch zu beachten ſein, daß dieſe ſo ſpottwohlfeil erworbenen Landſtrecken aus Prairie und Urwald beſtanden und demnach von dem weißen Erwerber zum zweitenmal mit Axt und Hacke, mit Pflug und Spaten erworben, mit der harten Arbeit ſeiner Hände und dem heißen Schweiß ſeines Angeſichts bezahlt werden mußten. Der erſte große feindliche Zuſammenſtoß zwiſchen den Weißen und den Rothen hatte im Jahre 1637 in der Kolonie Connecticut ſtatt. Der kluge und beherzte Sachem der Pequoden, alſo der urſprünglichen Eigenthümer des Landes, Saſſakus, erkannte deutlich, daß von dem immer weiteren Vordringen der Koloniſten ſeinem Volke der Untergang drohte. Ebenſo, daß dieſem Vordringen nur ein Damm geſetzt werden könnte mittels einer feſten Eidgenoſſenſchaft aller indianiſchen Stämme von Neu-England. Er bemühte ſich, wie wir ſpäter den Wampanogen-Sachem Metakom thun ſehen werden, eine ſolche Eidgenoſſenſchaft zu ſtiften. Aber vergebens. In dem zwiſchen den Pequoden und den Koloniſten vom Connecticut losbrechenden Kampfe erhoben die Mohikaner unter Führung ihres Sachems Unkas den Tomahawk gegen ihre rothen Brüder und für die Weißen, zu deren Gunſten und Unterſtützung auch der Sachem der Narraganſetter, Miantonomo, zweihundert ſeiner Leute auf den Kriegspfad ſchickte.

So wurden die Pequoden überwältigt, ja geradezu vernichtet.

Dieſe erſte große Gefahr, welche vonſeiten der „rothen Heiden“ die puritaniſchen Pflanzſtaaten bedroht hatte, verurſachte oder beſchleunigte wenigſtens die Verwirklichung eines Gedankens, deſſen Naturgemäßheit, Räthlichkeit und Nothwendigkeit von den Häuptern der Koloniſten ſchon lange erkannt worden war. Nämlich die Zuſammenfaſſung der Pflanzſtaaten von Neu-England zu gegenſeitigem Schutz und Trutz mittels freier Vereinbarung. Dieſe älteſte nordamerikaniſche Konföderation wurde i. J. 1643 glücklich geſtiftet und damit eine mächtige neue Bürgſchaft für die gedeihliche Weiterentwickelung der neuengliſchen Gemeinweſen hergeſtellt.

4.

Das Rieſenkind war zum Knaben erſtarkt, war zum Jüngling aufgewachſen, der ſich bald ſchon als ein ganzer Mann erweiſen ſollte.

Es muß ja als geradezu erſtaunlich bezeichnet werden, was bis gegen das Jahr 1660 hin die Puritaner aus der Wildniß von Neu-England gemacht hatten. Unter ihren raſtlos ſchaffenden Händen hatte ſich das

Wald- und Prairieland in ein fruchtbares Ackerbauland verwandelt, welches, mit Städtchen, Dörfern, Weilern und Farmen beſetzt, mittels ſeines ganzen Ausſehens erfreuliches Zeugniß ablegte von dem Fleiß, der Ausdauer, der Intelligenz, der Sparſamkeit und dem Wohlſtand ſeiner Bewohner. Hier war gezeigt, was eine nicht auf ſchwindelhaft-utopiſche Theorieen, ſondern auf das praktiſche Evangelium der Arbeit begründete Demokratie zu unternehmen und zu vollbringen vermöge. Auch die gewerbliche Thätigkeit und der Handel hatten einen vielverſprechenden Aufſchwung genommen und trugen zur Erleichterung und zum Behagen des Daſeins bei.

Nun aber kamen Zeiten ſchwerer Störungen und Prüfungen, welche zu überſtehen und zu überwinden der Puritanismus ſeine junge Manneskraft einſetzen mußte und eingeſetzt hat.

Eine große Störung brachte in die rüſtige Entwickelung der Pflanzſtaaten von Neu-England die Wiederherſtellung des Königthums in England in der Perſon Karls des Zweiten (1660). Eine ſchwere Prüfung für die Kolonieen ſodann war der große Indianerkrieg, welcher in den Jahren 1675—76 wüthete und ihre ganze Exiſtenz bedrohte.

Karl der Zweite, dieſes abſchreckende Beiſpiel von einem leichtſinnigen, lüderlichen und gewiſſenloſen König, konnte, ſoweit er überhaupt ſeinen Vergnügungen und Ausſchweifungen dann und wann eine flüchtige Stunde der Beſchäftigung mit ernſthaften Dingen abgewann, die puritaniſchen Pioniere von Neu-England nur mit Uebelwollen anſehen. Es gab auch in ſeiner Umgebung Leute genug, welche die über England hereingebrochene Reaktion aus ſelbſtſüchtigen Abſichten auf die transatlantiſchen Kolonieen auszudehnen ſtrebten. Demzufolge hatten die Koloniſten jahrelange ſchwere und wechſelvolle Kämpfe um ihren Beſitz, ihre Rechte und Freiheiten mit der Regierung des Mutterlandes zu beſtehen. In dieſe Kämpfe war gleich zum Anfang noch ein ſtarkes Element der Verbitterung hineingekommen durch den Umſtand, daß die Puritaner ſich weigerten, dem König und ſeinen racheſchnaubenden Höflingen einen Gefallen zu thun. Nämlich dieſen, die beiden Oberſten Whalley und Goffe, welche im Rathe Cromwells und in dem Hohen Gerichtshof geſeſſen, der Karl den Erſten verurtheilt hatte, und welche jetzt, für vogelfrei erklärt, nach Neu-England herübergeflohen waren, zu greifen und auszuliefern. Die beiden geächteten „Königsrichter“ haben unter dem Schutz ihrer religiöſen und politiſchen Geſinnungsgenoſſen jahrelang erſt in einem Verſteck unweit von Neu-Haven und dann wieder jahrelang bis zu ihrem Tode im Predigerhauſe zu Hadley unweit vom Connecticutfluß eine Zuflucht gefunden. Noch bei ihren Lebzeiten hatte ſich um ihre Perſonen her ein ganzer Sagenkreis gebildet, deſſen Ueberlieferungen mehrfach novelliſtiſch ausgenützt wurden [1]). Die Weiterungen und Zerwürfniſſe mit dem Regimente der Stuarts machten einem beſſeren Verhältniſſe erſt dann wieder Platz, als dieſem Regiment durch die zweite engliſche Revolution des 17. Jahrhunderts ein Ende bereitet ward (1688—89).

Aber der vielfältige und mitunter nicht wenig gefährliche Hader mit dem Mutterlande war noch im Gang, als die ſchwere Heimſuchung durch den ſogeheißenen „König-Philipps-Krieg“ über die Kolonieen erging.

Im Verlaufe der Jahre hatten ſich in Neu-England zwiſchen den Anſiedlern und den Eingeborenen Verhältniſſe herausgebildet, wie ſie überall eintreten mußten oder müſſen, wo eine geſunde, kräftige und verhältnißmäßig gebildete Menſchenraſſe mit einer barbariſchen in Berührung kam oder kommt. Die Kultur iſt in Verfolgung ihrer Zwecke ebenſo erbarmungslos wie die Natur. Beide wiſſen nichts von Sentimentalität. Beide ziehen mit unbeugſamer Logik die Schlußfolgerungen aus ihren Vorausſetzungen. Es iſt ein logiſches Geſetz der Natur wie der Geſchichte, daß Macht vor Recht gehe. Das iſt ſehr traurig, aber ſehr wahr. Jede Seite im Buche der Naturwie der Menſchheitgeſchichte bezeugt es. Hier wie dort freſſen die großen Fiſche die kleinen. Grauſam das, aber unabänderlich. Es iſt eben der unerbittliche „Kampf um's Daſein", deſſen nimmer raſtende Motive Hunger und Konkurrenz heißen.

---

[1]) Auch vom Verfaſſer dieſes Eſſay in ſeiner hiſtoriſchen Novelle „Die Pilger der Wildniß“, 2. Aufl. „Novellenbuch“, Bd. 7—8, 1875.

„Der Rauch vom Herdfeuer der Blaßgeſichter tödtet den rothen Mann." Dieſes unter den Indianern von Neu-England umgehende Wort bezeichnete eine traurige Thatſache. Denn in demſelben Verhältniß, in welchem die angelſächſiſchen Anſiedelungen ſich vervielfältigten und an Ausdehnung und Volkszahl zunahmen, ſchwand die indianiſche Bevölkerung dahin. Die weiße Raſſe zehrte ſo oder ſo die rothe auf, und was ſie davon nicht aufzehrte, drängte ſie mehr und mehr weſtwärts in die Wildniſſe zurück. Büchſe und Schwert trugen nicht wenig zur Vernichtung der Rothhäute bei, aber mehr noch thaten dies zwei aus Europa eingeſchleppte Uebel: eine Seuche, die Blattern, und ein Laſter, das Feuerwaſſertrinken. Als ein Halbjahrhundert vergangen ſeit dem Tage, wo die Pilgerväter ihre Füße auf die Felsplatte bei Plymouth geſetzt hatten, waren ſchon mehrere der indianiſchen Völkerſchaften von Neu-England ganz verſchwunden oder im Ausſterben begriffen. Andere waren aus den Jagdgründen ihrer Väter und damit von ihren Nahrungsquellen verdrängt und wieder andere in naher Gefahr, daraus und davon verdrängt zu werden. Die Grundſätze ſtrenger Rechtlichkeit, welche die Pilgerväter in ihrem Verkehr mit den Rothhäuten zur Richtſchnur genommen, hatten ſich im Verlaufe der Zeit abgeſchwächt und es gab jetzt nicht wenige Koloniſten, welche gegenüber den Indianern viel, vielleicht alles für erlaubt hielten, weil es ja nur „blinde Heiden" wären. Genug, unaufhaltſam rückten die Herdfeuer der Weißen den Rothen immer näher und bald ſahen ſich dieſe in einer ſo gefährlichen und bedrängten Lage, daß die Gefühle, womit ſie auf die Koloniſten blickten, naturnothwendig immer erbittertere und feindſeligere werden mußten. Dieſer Haß ſchwärte und gährte viele Jahre im Stillen fort und nahm zu an Tiefe und Glut. Es fehlte daher nur ein Mann, welcher das Zeug hatte, demſelben die Ziele zu weiſen und die Wege zu zeigen, und ein ſolcher Mann erſtand den Rothen in dem Sohne des 1656 geſtorbenen Sachems Maſſaſoit, in dem Wampanoegen Metakom oder Metakumet, dem Bundeshäuptling der Eidgenoſſenſchaft der Pokanoketen, welchen die Anſiedler den König Philipp zu nennen pflegten.

Wir wiſſen von ihm nur, was ſeine Feinde, die Koloniſten, über ihn berichtet haben. Aber auch dieſen feindlichen Berichten zufolge muß er ein Mann von impoſanter Erſcheinung und großen Gaben geweſen ſein, ein Kenner der Rothen und der Weißen, ein rechter Fürſt der Wildniß, Patriot, Krieger, Diplomat, ſo daß ich, alles erwogen, nicht anſtehe, ihn als den bedeutendſten Schößling zu bezeichnen, welchen, die Azteken und Tolteken beiſeite gelaſſen, das nordamerikaniſche Indianerthum hervorgetrieben hat.

Unter Metakoms „Skalp“ brütete zweifelsohne die Vorſtellung, das einzige Mittel, ſein Volk vor zunehmender Noth und vorausſichtlichem Untergang zu wahren, ſei nicht ſo faſt die Einſchränkung der Kolonieen auf ihren dermaligen Beſitzſtand, als vielmehr die Vertilgung oder Vertreibung der Blaßgeſichter vom Boden der rothen Männer. Der Sagamor erkannte auch unſchwer, was die Ueberlegenheit der Koloniſten ausmachte: ihr Zuſammenhalten und ihre Bewaffnung. Beide Vorzüge ſuchte er darum ſeinen Volksgenoſſen anzueignen. Er nahm den Gedanken des unglücklichen Saſſakus wieder auf, alle rothen Männer von Neu-England in einen großen Kriegsbund gegen die Weißen zuſammenzufaſſen, in eine indianiſche Eidgenoſſenſchaft, welche der von den Koloniſten 1643 geſtifteten gewachſen wäre, und jahrelang hat er mit der ganzen Schlauheit und Geduld ſeiner Raſſe an der Verwirklichung dieſes Gedankens gearbeitet. Ebenſo an der Aufgabe, ſeine Landsleute mit Feuergewehren zu verſorgen und ſie im Gebrauche derſelben zu üben. Nach beiden Richtungen hin gewann ſeine geduldige und geſchickte Arbeit Erfolge und um das Jahr 1670 begannen die Wirkungen von Metakoms patriotiſcher Thätigkeit die Aufmerkſamkeit der Kolonialbehörden zu erregen. Ein bewegteres Thun und Treiben machte ſich unter den

Rothhäuten bemerkbar. Läufer eilten geſchäftig von einem Stamme zum andern, Botſchaften hin und her zu tragen. Man hörte auch von großen indianiſchen Rathsverſammlungen, in welchen heftige Reden gegen die Blaßgeſichter geführt wurden, und endlich muſſte es für ein ſehr bedrohliches Merkmal gelten, daß immer mehr Indianer in den Beſitz von Feuerwaffen gelangten und mit denſelben ſehr geſchickt zu handiren verſtanden.

Schon 1671 drohte der Ausbruch der Kriſis. Doch war Metakom mit ſeinen diplomatiſchen und kriegeriſchen Vorkehrungen noch nicht zu Rande und darum ließ er ſich herbei, den Koloniſten wiederholt Freundſchaft zu verſprechen, was ſo wenig aufrichtig gemeint als geglaubt wurde. Der faule Friede zog ſich bis zum Jahre 1674 hin, wo das Vorſpiel zum „König-Philipps-Krieg“ in Scene ging. Saſamon, ein getaufter Indianer, ſuchte als Miſſionär unter ſeinen Stammesgenoſſen zu wirken. Auf einem ſeiner Bekehrungsgänge an der Gränze des Pokanoketenlandes mit dem Sagamor zuſammengetroffen, errieth er aus dieſem und jenem hingeworfenen Worte die feindſeligen Abſichten Metakoms gegen die Koloniſten und hielt es für ſeine Pflicht, dieſe zu warnen. Der Häuptling erfuhr durch ſeine Späher von dieſem Verrath, als welchen er Saſamons Hinterbringung anſehen durfte, ließ durch drei ſeiner Leute dem Verräther auflauern, denſelben überfallen und umbringen. Die

Behörden von Plymouth aber, auf deren Gebiet der Mord geſchehen, ließen die Mörder verfolgen, ergreifen, proceſſiren und hängen.

Sowie nun Metakom das in Erfahrung gebracht hatte, brach er los. Er ſah wohl ein, daß ihm keine andere Wahl mehr bleibe, als alles zu wagen und den Anfang zu machen. Er mochte die nicht grundloſe Hoffnung hegen, daß ſeine Schilderhebung wenigſtens die Mehrzahl ſeiner rothen Raſſegenoſſen mit ſich fortreißen würde. Er grub das Kriegsbeil aus und rief ſeine Mannſchaften auf den Kriegspfad. Am 24. Juni von 1675 kam der Kampf zwiſchen den Rothen und Weißen zum hellen Ausbruch, ein langwieriger Entſcheidungskampf, ein Kampf um Leben oder Tod. Ein Bewohner von Swanzey, einem an der Gränze der Anſiedelungen gelegenen Dorfe, hatte, gereizt durch die Drohungen und Raubverſuche der Rothhäute, einen Wampanogen niedergeſchoſſen. Unlange darauf, am genannten Junitag, einem Sabbath, als die ganze Bewohnerſchaft im Bethauſe verſammelt war, wurde Swanzey von den Wampanogen überfallen, die Bewohnerſchaft niedergemetzelt oder gefangen weggeſchleppt, das Dorf dem Feuer überliefert.

Das war ein erſtes Muſter der furchtbaren indianiſchen Kriegsweiſe, zuſammengeſetzt aus Hinterhalten, Ueberfällen, Mordbränden und ſchonungsloſem Gemetzel. Wie gefährlich und verderblich dieſe Kriegsweiſe den Koloniſten werden muſſte, namentlich unter der Leitung eines ſo ungewöhnlich beanlagten Führers, wie Metakom fraglos geweſen, iſt klar. Noch viel höher ſtieg aber für die Kolonieen dieſe Indianergefahr, als es der Diplomatie König Philipps gelungen war, den großen Häuptling der Narraganſetter, Canonchet, zur Erhebung des Kriegsbeils gegen die Blaßgeſichter zu bewegen und zu ſeinem Bundesgenoſſen zu machen. Der Narraganſett hatte eine ſchwere Blutſchuld der Koloniſten zu rächen, welche ſeinen Vater Miantonomo ſchnöder Weiſe an deſſen Todfeind, den Mohikaner-Sachem Unkas, zur Tödtung ausgeliefert hatten. Canonchet war, wie uns ſeine angelſächſiſchen Feinde bezeugt haben, von Geſtalt „ein Apoll der Wildniß“, ein Mann „mit einer Römerſeele“, ein wahrhaft reiner und großer Charakter, ein wirklicher Held, von Begeiſterung für die Sache ſeines Volkes erfüllt. Vor dieſer heldiſchen Erſcheinung iſt dann auch Metakom etwas in den Hintergrund getreten.

Vierzehn volle Monate währte, wüthete und wüſtete der mörderiſche Krieg. Nachdem ſchon zu Anfang September von 1675 Sendboten der Kolonieen zur Berathung zuſammengetreten waren und beſchloſſen hatten, den Kampf als eine gemeinſame Sache zu faſſen und zu führen, ſtand es bis zur Mitte Decembers an, bis ihre Rüſtung vollendet und eine ausreichende Streitmacht beiſammen war. Dann ging es mit der ganzen

Energie puritaniſcher Begeiſterung los gegen die „rothen Heiden", gegen welche die Koloniſten denſelben wilden Grimm und Groll hegten, welchen vordem die Kinder Iſrael gegen die Völker von Moab und Amalek gehegt hatten. Es war ein zähes und blutiges Ringen zwiſchen den Weißen und den Rothen. Im März von 1676 lachte das Kriegsglück den Indianern unter Canonchets Führung am freundlichſten. Nun aber folgte ein jäher Umſchlag. Bei den Fällen des Connecticut wurde ein Treffen geliefert, in welchem die Narraganſetter vollſtändig unterlagen. Der Sachem wollte ſich mit den Reſten ſeiner Krieger ſüdwärts gen Montaup zum Metakom durchſchlagen. Allein beim Uebergang über den Nipmuk ward er von den Freiwilligen von Connecticut, mit welchen auch die Mohikaner unter ihrem Sachem Unkas zogen, umzingelt, angegriffen und gefangen. Den unglücklichen Mann traf das Loos ſeines Vaters und von derſelben Hand. Die puritaniſchen Sieger forderten den Tod des höchſt gefährlichen Feindes. Sie übergaben ihn dem Unkas, der ihn niederſchießen und hierauf den Todten mit allen indianiſchen Ehren beſtatten ließ. Es wird erzählt, die Puritaner hätten dem großen Sachem das Leben angeboten, unter der Bedingung, daß er ſich den Kolonieen unterwürfe. Das verweigerte er aber ſtolz und ſtandhaft. Es kennzeichnet die Rohheit der Zeit, daß dem todten Helden der Kopf abgeſchnitten und derſelbe als Siegestrophäe an die Behörde von Connecticut geſchickt wurde.

Bis zum Auguſt hielt Metakom, obgleich von allen Seiten mehr und mehr eingeengt und bedrängt, den Kampf noch aufrecht und zwar von ſeinem Stammland in der Umgebung von Montaup aus. Es gelang ihm immer wieder, neue Streitgenoſſen zu werben und zu ſammeln, bis ihn noch ein vernichtender Schlag traf. Dieſer, daß der Hauptmann Church von Connecticut, der Beſieger Canonchets, ſeine beſte Mannſchaft überfiel und niedermachte und bei dieſer Gelegenheit die Squaw des Sachems und ſeinen neunjährigen Sohn fing. Jetzt irrte der von den Kolonialregierungen geächtete Häuptling unſtät umher, auf den Jagdgründen ſeiner Väter wie ein Wildthier gejagt. Dann kam das Bitterſte, der Tod von der Hand eines Mannes ſeiner eigenen Farbe. Einer der wenigen Krieger, die ihm noch folgten, wagte es, dem Sachem von der Nothwendigkeit zu ſprechen, mit den Blaßgeſichtern Frieden zu machen. Metakom erſchlug den Mahner. Aber ein Bruder deſſelben übte Blutrache, ſuchte und fand den Sachem in ſeinem letzten Verſteck, einem auf der Landzunge von Montaup gelegenen Swamp (Sumpf) und erſchoß ihn.

Mit König Philipps Tod war der Krieg zu Ende und hob das Rachewerk der Sieger an. Mit ganz altteſtamentlichem Furor gingen die Koloniſten gegen die Söhne Moabs und Amaleks, d. h. gegen die niedergeworfenen Indianer vor. Wehe allen Rothen, welchen es nicht gelang, zeitig genug gen Canada oder weſtwärts gegen die großen Seeen hin zu entweichen! Unter den Puritanern wurde alles Ernſtes die Frage aufgeworfen und erörtert, ob es nicht rathſam und gottgefällig wäre, die ganze Brut der rothen Heiden mit Stumpf und Stil auszurotten. In Plymouth und Boſton fanden maſſenhafte Hinrichtungen rother Männer ſtatt. Scharen von ſolchen wurden nach Weſtindien in die Sklaverei verkauft und dieſes ſchreckliche Loos traf auch den armen gefangenen Knaben Metakoms. Die Rothhäute, welche nach dieſem Strafgerichte in Neu-England noch übriggeblieben, vegetirten unter hartem Druck in dumpfer Ergebung fort, bis ſie allmälig ausſtarben, was nicht ſehr lange auf ſich warten ließ.

Das Wort von der Tödtung des rothen Mannes durch den Rauch vom Herdfeuer der Blaßgeſichter war alſo in Erfüllung gegangen. Der weltgeſchichtliche Vorſchritt hatte auch hier zertreten, was ſich ihm auf ſeinem Wege entgegengeſtellt. Auf dem Kriegspfad gegen die Eingebornen hatte das transatlantiſche Rieſenkind die Kinderſchuhe ausgetreten und ſtand nun als ein Mann da, der ſeine Kraft ſammelte, um gerade hundert Jahre ſpäter mit ſeinem Rufe die Welt zu erfüllen. Denn am 4. Juli von 1776 wurde jene Urkunde der Unabhängigkeitserklärung der

Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgeſtellt und im Congreß zu Philadelphia unterzeichnet und beſiegelt, jene Urkunde, welche an ihrer Spitze die „Erklärung der Menſchenrechte" trug, den Prolog zu einem neuen Akt des großen Drama's der Menſchheit.

Die
Tagebücher der Fürſtin Metternich.

December 1883.

Gar häufig ſchon iſt die berechtigte Klage laut geworden, daß es uns Deutſchen an jener reichen Memoirenliteratur mangle, deren die Engländer und Franzoſen ſich rühmen können. Ihre Geſchichtſchreiber haben denn auch von dieſem Vortheil ausgiebigen Gebrauch gemacht und dadurch ihren Werken eine Anſchaulichkeit und Belebtheit zu verleihen gewuſſt, welche deutſchen Geſchichtebüchern nur allzu lange fehlten. Es iſt ja wahr, Memoiren haben es an ſich, daß ſie ſubjektiv gefärbt ſind und auch nicht ſelten Klatſch enthalten. Aber das müſſte ein trauriger Hiſtoriker ſein, wer dieſen Klatſch nicht als ſolchen zu erkennen und zu verwerfen, ſowie jene Färbung nicht auf das richtige Maß zurückzuführen verſtände. Auf der andern Seite iſt jedoch das, was uns Augen- und Ohrenzeugen geſchichtlicher Ereigniſſe, Mitwiſſende und Mithandelnde von Haupt- und Staatsaktionen darüber zu berichten wiſſen, von hohem, mitunter von höchſtem Werth zur richtigen Auffaſſung und Beurtheilung von hiſtoriſchen Perſonen und Geſchehniſſen.

Denn es iſt ein großer Irrthum zunftzöpfiger Pedanterei, zu wähnen, daß der wahre Gehalt der Geſchichte einzig und allein in den amtlichen Aktenſtücken zu ſuchen wäre, wie die Archive ſie aufbewahren. Der anerkannt größte Diplomat unſeres Jahrhunderts hat dieſen Irrthum achſelzuckend gekennzeichnet. Am 22. Februar 1871 ſagte er im Hauſe der Frau Jeſſé in Verſailles zu ſeiner Tiſchgenoſſenſchaft: „Die amtlichen Depeſchen und Berichte ſind, auch wo ſie einmal was enthalten, ſolchen, welche die Perſonen und Verhältniſſe nicht kennen, nicht verſtändlich. Die Hauptſache liegt immer in Privatbriefen und konfidentiellen Mittheilungen, auch mündlichen, was alles nicht zu den Akten kommt.“ Gerade ſolcher „Privatbriefe“ und „konfidentieller Mittheilungen“ bietet ſich uns in guten Memoirenbüchern und authentiſchen Briefeſammlungen eine Fülle und damit ein Material, welches, mit der erforderlichen Kritik behandelt, für die Geſchichtſchreibung ungemein förderlich ſein kann und ſein muß. Der mäßig große Band z. B., welchen die Erinnerungen der Gräfin S. M. von Voß über ihre neunundſechzigjahrelangen Erlebniſſe am preußiſchen Hofe füllen, iſt von unendlich größerem hiſtoriſchen Werth als viele dickleibige und gelehrte Geſchichtebücher, welche dieſelbe Zeit behandeln. Was kommt denn eigentlich in die „Blau-, Gelb-, Roth- und Grünbücher“, ſowie überhaupt in die Staatsakten? Nur das, was man hineinthun will. Und wie kommt es hinein? So, wie man es angeſehen wiſſen will. Ueber die entſcheidenden Momente im Leben der Völker und Staaten werden entweder nur höchſt ſelten oder gar nie Protokolle aufgenommen und Akten geführt. Sind, um nur ein ſchlagendes Beiſpiel anzuführen — ſind etwa die Vorgänge, wodurch Napoleon der Dritte am Abend vom 13. Juli 1870 in ſeinem Kabinett in St. Cloud ſich zum Kriege beſtimmen ließ, protokollirt worden? Kam das was zu jener Stunde zwiſchen dem Kaiſer, ſeiner Frau, dem Duc de Gramont und dem Cavaliere Nigra vorging, zu den Akten? Bewahre! Und doch war es eine ſchickſalſchwere weltgeſchichtliche Stunde, über deren Einzelheiten eben nur die vier betheiligten Perſonen „konfidentiellen“ Aufſchluß geben konnten, wenn ſie wollten. Möglich, daß es eine oder die andere gewollt hat oder will. Aber dann werden wir dieſen Aufſchluß in keinem Archiv, ſondern nur in einer Korreſpondenz oder in einem Memoirenbuch finden. Bloß in den Aufzeichnungen von Zeitgenoſſen, brieflichen oder memorabiliſchen, ſind die Reflexe des intimen, intimeren und intimſten Lebens, Webens und Strebens einer Zeit voll und ganz zu treffen. Nur hier fühlen wir den Pulsſchlag der ſocialen und politiſchen Geſchichte einer Epoche deutlich. Oeffentliche Akten, Protokolle, Urkunden, Staatsſchriften und Depeſchen ſind gut dazu, das Skelett der Geſchichte herzuſtellen, aber einen Körper von

Fleiſch und Blut, Farbe, Leben, Ausdruck und Bewegung erhält ſie erſt durch die Ausnützung von Briefwechſeln und Denkwürdigkeiten.

Es iſt daher ein Glück zu nennen, daß in unſerem Jahrhundert die deutſche Memoirenliteratur an Umfang, Gehalt und Vielſeitigkeit bedeutend zugenommen hat. Staatsmänner, Generale, Künſtler, Gelehrte und Geſchäftsmänner, ſowie Frauen verſchiedener Lebensſtellungen haben ihre Erinnerungen und Erfahrungen aufgezeichnet und veröffentlicht oder veröffentlichen laſſen. Wie ſehr das unſerer Geſchichtſchreibung bereits zu gut gekommen, lehrt eine Vergleichung derſelben, wie ſie heute iſt, mit jener, wie ſie vor fünfzig Jahren war. Sie hat, in allen ihren beſſeren Hervorbringungen, wie an Vertiefung der Auffaſſung, ſo auch an Reichthum der Anſchauung, an Beſtimmtheit der Zeichnung und Friſche des Kolorits in erfreulicher Weiſe zugenommen. Je vielfacher und kräftiger die quellenhaften Zuflüſſe aus allen Lebenskreiſen ſtrömen, deſto mehr wird es der Hiſtorik möglich, ihrem Berufe gerecht zu werden, d. h. vollſtändige Zeitbilder zu ſchaffen und ſich aus der Tiefe einſeitiger Staatsgeſchichtſchreibung zur Höhe einer allſeitigen Aufhellung und Darſtellung der Kulturgeſchichte aufzuſchwingen.

Es iſt anzuerkennen, daß in neuerer und neueſter Zeit auch auf den ſogenannten Höhen der Geſellſchaft allmälich die Erkenntniß platzgegriffen, mit der wirklichen oder bloß geheuchelten ſogenannten vornehmen Gleichgiltigkeit gegen die öffentliche Stimmung und Meinung ginge es nicht mehr. Man empfand und empfindet auch dort das Bedürfniß, mit den Zeitgenoſſen und den Nachlebenden ſich auseinanderzuſetzen, um vor der Nachwelt eine möglichſt gute Figur zu machen. Dieſem Bedürfniß hat unter anderen auch der alte Metternich nachgegeben, indem er anordnete, daß nach ſeinem Ableben eine vielbändige und prächtig gedruckte Rechtfertigung ſeines ſtaatsmänniſchen Thuns und Laſſens dem Publikum vorgelegt werde unter dem Titel „Aus Metternichs nachgelaſſenen Papieren“. Dieſes Memoirenwerk, auf deſſen große Mängel und viele Schwächen einzugehen hier nicht der Ort iſt, enthält zweifelsohne wichtiges Material zur Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber wir haben es unſerſeits nicht ſo faſt mit dem Fürſten als vielmehr mit der Fürſtin Metternich zu thun, als der Verfaſſerin der deutſchgeſchriebenen Tagebücher, welche in dem zweiten Theil vom 7. Band der „Nachgelaſſenen Papiere“ (1883) einen breiten Raum einnehmen.

Die Ungarin Melanie Zichy war bekanntlich die dritte Frau des weiland Haus-, Hof- und Staatskanzlers und hatte als ſolche natürlich in der ſogenannten vornehmen Welt Oeſtreichs und Europas einen großen Stand. Demzufolge und da ſie des vollen Vertrauens ihres Gemahls genoß, konnte ſie viel wiſſen von der Zeitgeſchichte, — wenigſtens ſoweit dieſe im Kabinett des Miniſters, bei Hofe und in Diplomatencirkeln ſich abſpielte. Sie konnte viel wiſſen, ſag' ich, aber ſie wuſſte nicht viel. Wenn man den Gehalt ihrer Tagebücher zum Maßſtab nehmen wollte für den Einſichts- und Bildungsgrad der ſogenannten höheren und höchſten Geſellſchaftskreiſe, müſſte ſich ein recht niedriges Reſultat ergeben, ja geradezu ein Armuthszeugniß.

Die Fürſtin Melanie Metternich hat, wie Wiſſende verſichern, ihre Rolle als „große Dame“ ganz geſchickt durchgeführt, obzwar ihr hochfahrendes Gebaren nicht eben vielen Menſchen ſympathiſch ſein mochte. Aber ihr geiſtiger Geſichtskreis war von faſt unglaublicher Enge und ihre Bildung ging über den konventionellen „vornehmen“ Schliff und Schick nicht hinaus. Ihre Aufzeichnungen weiſen keine Spur auf, auch nicht die leiſeſte, von einem Einblick in die Ideenſtrömung des Jahrhunderts, in die Zuſtände und Stimmungen der Völker, in die Bedürfniſſe und Forderungen der Zeit. Wenn in Sachen der Politik die Fürſtin als eine gedankenloſe Nachbeterin der metternichigen Stabilitätstheorie und als eine leidenſchaftliche Verehrerin der abſolutiſtiſchen Staatspraxis ſich gibt, ſo mag das, angeſehen ihre Herkunft, Erziehung und Stellung, begreiflich und auch verzeihlich ſein. Aber wahrhaft erſchreckend iſt die vollſtändige Gleichgiltigkeit, welche die „große Dame“ allen höheren

Dingen, allem Idealen, allen geiſtigen Intereſſen gegenüber an den Tag legt. Muß es doch ſchon als recht charakeriſtiſch bezeichnet werden, daß in den vorliegenden, von 1844 bis 1848 reichenden Tagebüchern einer Oeſtreicherin ein Grillparzer, ein Lenau, ein Anaſtaſius Grün niemals genannt werden. Ebenſo niemals Leſſing, Göthe und Schiller. Niemals iſt überhaupt von der Beſchäftigung mit Fragen der Wiſſenſchaft, der Literatur, der Kunſt die Rede. Nichts als das öde, blöde höfiſche Gethue, d. i. Nichtsgethue, die Verplämperung des ganzen Daſeins mit lauter Nichtigkeiten, geiſtverlaſſener Repräſentanz, Liebhabertheaterzeug, Kinderbällen und ſonſtigem Firlefanz. Kein Wunder, daß in dieſe Welt des jämmerlichſten Scheins, der Unkenntniß, Verblendung und Verſtockung die Wirklichkeit des Sturmjahres 1848 wie eine platzende Rieſenbombe hereinbarſt.

Im übrigen hatte die Fürſtin Metternich — ich ſpreche von ihr ſtets nur in ihrer Eigenſchaft als Tagebüchlerin — auch ihre gute Seite. Wenn ſie beſchränkt und kenntnißlos genannt werden muß, ſo darf man ihr dagegen die Tugend der Ehrlichkeit, den Vorzug der Aufrichtigkeit nicht abſprechen. Sie ſpielt in ihren Aufzeichnungen nicht Komödie, ſie „poſirt“ nicht. Sie gibt ſich, wie ſie iſt, eingemauert in ihr hochmüthig-junkerliches Bewußtſein; aber ſie ſagt freiſam und geradeheraus, wie ſie fühlt und was ſie meint. Ihre Wahrhaftigkeit iſt keiner Anzweifelung zu unterſtellen, und darum beſitzen nicht wenige Stellen ihrer Tagebücher den Werth einer zuverläſſigen geſchichtlichen Quelle. Namentlich inſofern, als die naive Offenherzigkeit der Fürſtin uns eine deutliche Vorſtellung gibt, wie man in ihrer Lebensſphäre Menſchen und Dinge anſah und beurtheilte.

Da ſchrieb Frau Melanie z. B. im April 1845 in ihr Tagebuch: „Klemens (Metternich) hat durch die Niederlage der Freiſcharen in der Schweiz einen politiſchen Erfolg errungen. Die kleinen Kantone, Luzern an der Spitze, verrichteten Wunder der Tapferkeit; ſie entledigten ſich der Umſturzpartei, die alles zerſtören will, was ſich dort Gutes findet, und benahmen ſich nach ihrem Siege mit großer Klugheit, Mäßigung und Umſicht.“ Jedes Wort eine Unwahrheit! Im November 1847 ſchrieb ſie dann: „Mit dem Sonderbund iſt's aus und der Radikalismus feiert einen vollſtändigen Triumph, deſſen Folgen ſich bald in unerträglicher Weiſe fühlbar machen werden. Inzwiſchen berathet man, wie zu helfen ſei. Klemens läſſt den Muth nicht ſinken, mit der Gefahr ſteigt die Kraft ſeines Widerſtandes.“ Wirklich? Nun, wir werden ja bald ſehen, was es mit der „Kraft“ des metternichigen „Widerſtandes“ auf ſich hatte. Uebrigens dürfen wir es der Frau Fürſtin nicht übelnehmen, daß ſie von den ſchweizeriſchen Verhältniſſen und Ereigniſſen nichts verſtand. Ihr Herr Gemahl verſtand ja auch nichts davon, verſtand davon gerade ſo wenig wie der dünkelhafte Schulmeiſter Guizot, welcher ſich mit ihm zur Aufrechthaltung des ſchweizeriſchen Sonderbundes verbündet hatte. Es iſt ganz märchenhaft, welche ſchweren Bären die beiden „großen“ Staatsmänner durch ihre ſtupiden bei der Eidgenoſſenſchaft beglaubigten diplomatiſchen Agenten ſich aufbinden ließen. Sie fackelten und faſelten auch noch gravitätiſch darüber hin und her, wie der ſchweizeriſche Liberalismus exemplariſch zu züchtigen wäre, als ſchon unter ihren eigenen Füßen der Boden bedrohlich ſchwankte. Was war doch das für eine Staatsmänniſchkeit, welche nicht weiter ſah, als ihre Naſenlänge reichte, nichts hörte als ihre eigenen hohlen Phraſen und zu Werkzeugen die dümmſten Geſellen auserkor? Das war eben die „große“ Staatsmänniſchkeit der Metternich, Guizot und Kompagnie.

Am 1. Januar von 1848 ſchrieb die Fürſtin: „Dieſes Jahr fängt nicht ſehr troſtreich an.“ Dann jammert ſie, daß der König von Neapel, der König von Sardinien und ſogar der Großherzog von Toskana Verfaſſungen gegeben hätten; denn ſo „fällt Italien auseinander“. Das Beieinander Italiens kann ſie ſich nämlich nur in der Form öſtreichiſcher Zwingherrſchaft denken. Von dem Rechte der Italiener, eine Nation ſein zu wollen, hat ſie natürlich keine Ahnung. Weiterhin: „Klemens iſt bewundernswerth, ſo unerſchrocken, aber bisweilen ſehr aufgeregt. . . . Alle Welt ſcheint in Schlaf verſunken und mit Blindheit geſchlagen. Schließlich verzweifelt man an allem... Bei Hof iſt man auch ſehr beſorgt und heute ſucht man ſein Heil beim armen Klemens, den man gern verantwortlich machen möchte für von anderen ſeit Jahren begangene Fehltritte.“ Aha? Die Frau Fürſtin findet die Situation des „armen, unerſchrockenen, bewundernswerthen“ Klemens nicht mehr geheuer und bemüht ſich als die zärtliche Gattin, welche ſie iſt, die Schuld des herrlichen metternichigen Stabilitätsſyſtems, welches in ſeinen Fugen kracht, „anderen“ zuzuſchaufeln.

Nach der Verkrachung des Julikönigthumsſchwindels am 24. Februar ſollte nun der hochgelobte metternichige Stabilitätsſchwindel, deſſen Aktien an den abſolutiſtiſchen Börſen ſo lange hohen Kurs gehabt hatten, die Probe ſeines wirklichen Werthes und ſeiner Dauerbarkeit beſtehen. Man weiß, wie ſie beſtanden wurde, d. h. über allemaßen jammerhaft. Dieſe Stabilitätsmänner, welche ſo oft und ſo übermüthig ſich vermeſſen hatten, der „Hydra der Revolution“ alle ihre ſieben Köpfe zertreten zu haben, wurden ſchon durch den Schatten, welchen die Revolution vor ſich herwarf, mit kläglicher Ohnmacht geſchlagen.

Um 5 Uhr Nachmittags am 29. Februar brachte, wie uns die Fürſtin erzählt, der Baron Rothſchild eine aus Paris eingelaufene telegraphiſche Depeſche in die Staatskanzlei, woraus die Kataſtrophe Louis Philipps zu erſehen war. Dazu bemerkt die Tagebüchlerin, welche für die Orléans keine Sympathie hatte: „Die göttliche Gerechtigkeit iſt erſchrecklich.“ Dann, etliche Tage ſpäter, meldet ſie: „Radowitz iſt hier eingetroffen, der König von Preußen ſendet ihn, bei Klemens ſich Rath zu erholen, um kräftig einzugreifen.“ Da kam der König von Preußen an den richtigen Mann und vor die rechte Schmiede, wahrhaftig! „Es gilt zu retten, wenn es überhaupt noch möglich.“ Merkſt du was? „Das arme Deutſchland ſteht bereits in Feuer und Flammen.“ Hm, wir haben den Brand mitangeſehen und können bezeugen, daß das Feuer ein ungefährliches Strohfeuer und die Flammen ſehr zahm geweſen. „Am 7. März erfuhren wir, daß Aufſtände in Frankfurt (?), Karlsruhe (?) und Stuttgart (?) ſtattgefunden haben, man wolle den deutſchen Bund auflöſen, die Könige fortjagen; überall Aufwallung und Tollheit.“ Wenn dieſe Phantaſiegebilde der Frau Fürſtin Wirklichkeiten geweſen wären, warum griff denn der große Stabilitätstheoriker und Abſolutismuspraktiker Metternich nicht „kräftig“ ein? Weil er froh ſein muſſte, daß die erwähnte „Hydra“, welche ſich gar bald leibhaftig in Wien ſehen ließ, mit ihren Tatzen nur nach ſeiner Miniſterſchaft und nicht nach ſeinem Kopfe griff.

Wie es bei dem wiener Märzkrach zu- und herging, weiß jedermann. Neues von Wichtigkeit hat auch die Fürſtin Melanie über die Vorgänge jener

Tage nicht beizubringen. Dagegen dies und das, wodurch das eine oder andere in hellere Beleuchtung gerückt wird. Mitunter auch Komiſches, obzwar daſſelbe für die Tagebuchſchreiberin ſelbſt keineswegs komiſch war. So, wenn am Abend vom 12. März in den Salons der Staatskanzlei in großer Geſellſchaft eine Dame, „die nicht immer verſtand, was ſie ſprach“, die Frau Felicie Eſterhazy, zur Fürſtin Metternich ſagte: „Iſt es denn wahr, daß ihr morgen weggeht?“ — „Warum?“ — „Nun, man ſagt uns, wir ſollen Kerzen kaufen, um morgen zu illuminiren, weil ein großes Ereigniß ſtattfinden wird.“ .... Das „große Ereigniß“, der Sturz Metternichs, fand wirklich am Abend des folgenden Tages ſtatt und die zutrauliche Frau Felicie Eſterhazy konnte ihre Kerzen anzünden. Es war in der elften Abendſtunde vom 13. März, als in der Hofburg Metternich ſeine Haus-, Hof- und Staatskanzlerſchaft in die Hände des geängſtigten und rathloſen Erzherzogs Ludwig niederlegte, und er vollzog, wie man zugeben muß, wenn man gerecht ſein will, dieſen Akt nicht ohne Würde.

Mit begreiflicher Bitterkeit hat ſich ſeine Gemahlin ſo darüber ausgelaſſen: „Klemens hat ſeine Demiſſion gegeben. Als der Erzherzog Ludwig die von Seite der Studenten, Profeſſoren, der Bürgerſchaft und Gott weiß von wem noch in roheſter Weiſe vorgebrachten Forderungen angehört hatte und bei den in ſein Vorgemach eingedrungenen Leuten die drohende Haltung der einen, die furchtbare Angſt der anderen wahrnahm, brachte er es über ſich, dem Manne, welcher nahezu fünfzig Jahre hindurch die feſteſte Stütze der Monarchie geweſen, zu ſagen, es ſeien Anzeichen vorhanden, welche darauf hindeuteten, daß die Sicherheit der Reſidenz von ſeiner Abdankung abhänge." Hierauf berichtet ſie — in den Einzelnheiten geſchichtlich nicht ganz genau und korrekt — den Abdankungsakt und fügt hinzu: „Ich kann gar nicht ſagen, was ich an dieſem Tage an Undank und Schlechtigkeit erfuhr. Ich habe nie viel von den Menſchen gehalten, aber ich geſtehe, daß ich mir ſie nicht ſo niedrig vorgeſtellt hatte. Wie die Ratten ein untergehendes Schiff verlaſſen, wurden wir von vielen beängſtigten Freunden geflohen. Wie ſchmolz die Zahl der Treugebliebenen zuſammen gegenüber der Menge, die im Momente der Gefahr uns den Rücken kehrte!" Und darüber verwundert ſich die Frau Fürſtin! Hatte ich nicht recht, von ihrer Naivität zu ſprechen?

Metternich ſchob natürlich die Schuld des Märzkraches anderen zu. „Gott ſei Dank," ſagte er zu ſeiner Frau, „daß ich mit alledem, was vorgeht, nichts mehr zu thun habe. Der Umſturz des Beſtehenden iſt unausweichlich" — (alſo jetzt kam ihm dieſe Einſicht?) — „ich hätte nichts verhindern können, weil ich allein ſtehe und von niemand unterſtützt werde." Am Tage darauf, am 14. März, ſchrieb er an den König von Preußen: „Ich habe mich vom Geſchäftsleben in der feſten Ueberzeugung zurückgezogen, daß ich dem Kampfe, den ich redlich auf dem ſocialen Felde beſtanden habe, nicht ferner gewachſen ſei.“ Das hätte er ſchon lange vorher merken können. In demſelben Schreiben äußert er ſeine „lebendigſten Wünſche für das Wohl des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes“. Wie? Man traut fürwahr ſeinen Augen kaum. Dieſer Mann, der ſein Lebenlang ein Feind des deutſchen Vaterlandes und dem Deutſchland nur ein „geographiſcher Begriff“ geweſen war, er, welcher ſich 1814—15 mit Talleyrand, Wellington und Caſtlereagh gegen Deutſchland verſchworen und verbündet, in Gemeinſchaft mit dem Zaren Alexander die Zurücknahme des Elſaſſes verhindert, die elende Miſſgeburt des deutſchen Bundes in erſter Linie mitverſchuldet, dann die nationale Einheitsidee wie ein Verbrechen verfolgt und alles gethan hatte, um jeden Verſuch zur Verwirklichung derſelben im Keime zu erſticken, — dieſer Menſch erdreiſtete ſich jetzt, vom gemeinſamen deutſchen Vaterland zu reden oder zu ſchreiben! Da kann man wahrlich ſagen: „Literae non erubescunt.“

Ueber die Flucht Metternichs und ſeiner Familie, worüber ſo viele Fabeln umgingen, ſind wir jetzt wohl endgiltig unterrichtet. „Klemens fand ſich beſtimmt,“ erzählt die Fürſtin, „die Staatskanzlei zu verlaſſen, um niemandem unbequem zu ſein. Wir gingen zu Taaffe. Unſere Kinder ſchickten wir zu Helene Eſterhazy. Hügel und Joſika verhalfen uns, zu unſern Nachbarn über die Baſtei zu kommen. Vom kaiſerlichen Hof erfuhren wir nichts; nur die regierende Kaiſerin ſchrieb an Klemens mit der Anfrage, ob Kaiſer Ferdinand abdanken ſollte." Aber dem geſtürzten Allmächtigen von vorgeſtern drängte ſich alsbald die Wahrnehmung auf, daß gar vielen Leuten ſeine Anweſenheit in Wien „unbequem" wäre. „Bei Taaffe ſagte man uns, daß die Rädelsführer Klemens in der Stadt aufſuchten. Die Lage begann für die gaſtfreundlichen Taaffe ſo unheimlich zu werden, unſere Verlaſſenheit war ſo allgemein, daß wir daran denken mußten, uns von Wien zu entfernen." Der Fürſt Liechtenſtein ſtellte dem abgetretenen Staatskanzler ſein Schloß Feldsberg, etwa 8 Wegſtunden von Wien entfernt, zur Verfügung. „Karl Hügel und der gute Rechberg" — (der nachmalige Miniſter) — „der doch niemals von uns beſonders begünſtigt worden war, ſtanden uns beide gleich muthvoll und treu zur Seite. Hügel blieb bei uns und traf alle möglichen Vorſichtsmaßregeln, Rechberg blieb bei den Kindern. Nachdem wir bei Taaffe geſpeiſt, fuhren wir in einem Fiaker fort. Hügel und ich ſaßen an den Wagenthüren, Klemens in der Mitte. Wir wurden nicht einen Augenblick aufgehalten, obgleich man mit der größten Aufmerkſamkeit die im Wagen Sitzenden beobachtete und man uns vielleicht erkannt hatte."

(Die „Hydra“ führte ſich alſo ganz manierlich auf.) „Wir kamen glücklich in die Jägerzeile, wo wir bei Karl Liechtenſtein ausſtiegen. Man gab uns einen Wagen, und ſo fuhr ich und Klemens fort. Hügel auf dem Kutſchbock, während meine Kinder unter dem Schutze Rechbergs die Eiſenbahn benützten. Welch ein Augenblick! Dieſe Abreiſe, dieſe Flucht, und warum? Was hatten wir gethan? Hatten wir das verdient?“ Hätten Sie, Frau Fürſtin, die Kerkerwände vom Spielberg, von Kufſtein, von Munkacz, von Venedig, von Mantua um Antwort angegangen, die hätten ſie Ihnen geben können. Und aber dieſe Anfrage war nicht einmal nöthig. Die Frau Fürſtin brauchte ja nur den Schrei des Frohlockens zu beachten, welcher bei der Nachricht von Metternichs Sturz durch Deutſchland, durch die ganze civiliſirte Welt ging, um zu erfahren, „was wir gethan hatten“.

Der geſtürzte Miniſter hat in einer „Autobiographiſchen Denkſchrift“ (Nachgel. Papiere, VII, II, 617 fg.) über ſeinen „Rücktritt“ Aufklärungen gegeben, welche dieſen Rücktritt und ſeine Laufbahn überhaupt im allerſchönſten Licht erſcheinen laſſen ſollen. Wir haben uns mit dieſer Apologie hier nicht zu beſchäftigen und erwähnen derſelben nur, weil ſie eine den Fluchtbericht der Fürſtin vervollſtändigende Notiz enthält. Sie lautet: „Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Feldsberg habe ich die Fahrt mit dem

Bahnzug über Olmütz nach Prag und auf der Poſtſtraße über Teplitz nach Dreſden fortgeſetzt. Von Dreſden habe ich mich auf der Eiſenbahn in bequemen Tagreiſen über Hannover nach Minden und von dort mittelſt der Poſt nach Arnheim in Holland begeben. Nach einem achttägigen Aufenthalt daſelbſt habe ich die Reiſe über Amſterdam und den Haag nach London fortgeſetzt." Hier konnte er ſich mit dem in Weiberkleidern aus Paris entflohenen Guizot über die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge im allgemeinen und über die „großer" Staatsmännerſchaften im beſonderen unterhalten. Auch über dieſe Konverſationen der beiden Propheten des Konſervativismus wird wohl kein Protokoll aufgenommen worden ſein. Aber man wird ſchwerlich fehlgehen mit der Vermuthung, die beiden Herren ſeien zu dem Schluſſe gelangt, die ganze Welt müſſte verrückt geworden ſein und ſie allein wären noch bei Verſtand.

Leider befällt uns, wir können es nicht verhehlen, ein ſtarker Zweifel an dem Bei-Verſtand-Sein der Beiden, wenn wir die ſelbſtgerechten „Mémoires" Guizots und die ſelbſtgefälligen Aufzeichnungen Metternichs aus ſeinen letzten Jahren in Betracht ziehen. Größenwahn hüben und drüben. Im Orakelton werden uns da die banalſten Sätze vorgeſprochen, wahre Bettelmannsſprüche. Der weiland Haus-, Hof- und Staatskanzler hat zuletzt auch noch eine ſtaunenswerthe Entdeckung gemacht (a. a. O. 628): — „Das ſogenannte metternich'ſche Syſtem war kein Syſtem, ſondern eine Weltordnung.“ Das Wort iſt großgedruckt. Nun, wenn das eine Weltordnung geweſen, ſo war ſie, fromm zu ſprechen, jedenfalls nicht von Gott, ſondern vom Teufel, und zwar vom „dummen“.

Ein
Prokop des zweiten Empire.

Ein Proſkop des zweiten Empire[1]).

Januar 1883.

Was Waterloo und Sedan nicht vernichteten, das hat ein zähes Leben. Ein ſo zähes, daß auch Zulukaffernſpeere es nicht umzubringen vermochten. Der Bonapartismus iſt noch immer da und wird allem nach noch lange da ſein. Warum auch nicht? Die Sachen ruhig und unbefangen angeſehen, iſt er die richtige Regierungsform für Franzoſen. Er unterhält und amüſirt ſie, er macht Spektakel, ſorgt, daß die Neuigkeiten nie ausgehen, läſſt aus theatraliſch aufgeblaſenen Backen Gloirewind entſtrömen, wirft mit großbrockigen Chauvinsphraſen um ſich, unter Umſtänden auch mit demokratiſchen Spielpfennigen, gibt zwar nicht „panem“, aber doch „circenses“, erfindet Komplotte und macht Brumaire- und Decemberſtreiche, verſchafft Bazaine, Palikao und Komp. Gelegenheit, in Mexiko, China oder ſonſtwo ungeheuer lange Finger zu entwickeln, und — last not least —

---

1) Mémoires du comte Horace de *Viel Castel* sur le règne de Napoléon III (1851—64), publ. d'après le manuscr. origin. avec une préface par L. *Léouzon Le Duc*. I—II (1851—53). Paris, chez tous les libraires, 1883.

überhebt die guten Gallier der unerträglich-langweiligen Mühe, ſich ſelber zu regieren.

Wo iſt denn, ſo darf und muß der kühle Beobachter fragen, für dieſe dritte franzöſiſche Republik, deren Verfaſſung ein notoriſcher Royaliſt (Wallon) zuſammengeſchneidert hat, eine ſolide Bürgſchaft des Beſtehens? Sie wird über kurz oder lang das Schickſal ihrer beiden Vorgängerinnen haben. Um einem dritten Empire Platz zu machen? Je nun, das wird um ſo möglicher ſein, je raſcher die Republik auf der ſchiefen Ebene ihrer Schwäche zur Anarchie hinunterrutſcht. Aus dem Elend derſelben heraus wird man dem Bonapartismus hilfeflehende Hände entgegenſtrecken als dem ſchon zweimal willkommen geheißenen „Geſellſchaftsretter". Dem echten Bonapartismus oder einem nachgemachten. Letztere Sorte iſt bekanntlich auch ſchon dageweſen und kann folglich auch wiederkommen.

Man lachte rings in Europa, da unlängſt der Sohn des Morgen-Wieder-Luſchtik-Jérôme als Prätendent ſich aufſpielte. Das Lachen hatte aber etwas Gezwungenes. Freilich, der „Erbe" der Napoleone Nr. 1 und 3 iſt mehr ein dicker als ein großer Mann. Er gleicht an Korpulenz dem ſeligen „Roy" in partibus dort unten in Frohsdorf, welcher auch nicht ſchlechthin „unmöglich" geweſen wäre, ſo er ſich nur aus ſeinem weißen Leilach herauswickeln wollte. Denn Madame La Belle France hat, wie jeder weiß, mitunter gar drollige Launen. Sie könnte ja eines ſchönen oder wüſten Tages auch gar wohl auf die Caprice verfallen, mit Shakeſpeare's Cäſar zu ſagen:

„Laſſt Männer mit Dickbäuchen um mich ſein,
Mit Mondſchein auf dem Kopf und gutem Schlaf.“

Die Lächerlichkeit hat in Frankreich, wie überall, ſchon lange aufgehört, zu tödten. In unſerer Dampfpfeifenzeit macht das Auspfeifen keinen Eindruck mehr. Die Menſchen vergeſſen gern die von ihren mehr oder minder lieben Mitmenſchen geſtern verübten Dummheiten, damit ihre eigenen Dummheiten von heute ſchon morgen auch vergeſſen ſeien. Es exiſtirt ein ſchweigendes Uebereinkommen, einander gegenſeitig alle Jämmerlichkeiten nachzuſehen. Das gehört zum Charakter des Jahrhunderts, welcher eigentlich, wie bekannt, gar kein Charakter iſt. Nur wir „zurückgebliebenen“ alten Herren wiſſen noch, was für eine koloſſal lächerliche Figur im Jahre 1840 der Louis Bonaparte von Boulogne war. Bei weitem nicht 5 Fuß hoch in den angeblich oheimlichen Stiefeln von Auſterlitz ſtehend, den abgerichteten Adler von Wagram auf der Achſel, ein Stück Speck am Hut von Marengo — welch ein Held! Und dieſes groteſke Kerlchen, welches von rechtswegen in ein „Phantaſieſtück“ des Callot-Hoffmann gehörte, war zwölf Jahre ſpäter Kaiſer von Frankreich! Da ſage noch einer, es ſei etwas unmöglich, wenigſtens bei unſern lieben Nachbarn hinter den Vogeſen. Jedenfalls hat der

Hut von Marengo beſſere Ausſicht, abermals zur Krone von Frankreich umgekummelt zu werden, als der Orléans'ſche Filz.

In Erwartung deſſen bietet uns einen hübſchen Zeitvertreib oder, wie die Baſeler das Wort verfranzoſt haben, einen netten „Baſſeltang“ das Buch des Monſieur le Comte Horace de Viel Caſtel, geweſenen Generalſekretärs der Muſeen Frankreichs. Der Mann iſt ſo eine Art von franzöſiſchem Varnhagen, an deſſen „Tagebücher“ ſeine „Mémoires“ mehrfach erinnern; aber wohlverſtanden, eine Art von franzöſiſchem Varnhagen, das will ſagen vor keinem, aber auch vor gar keinem der „odeurs de Paris“ zurückſchreckend, während der Deutſche doch immerhin vor gewiſſen Gerüchen Berlins ſich ſelbſt und ſeinen Leſern die Naſe zugehalten hat. Im übrigen war der Herr Graf ein Patriot, was ſich ja bei einem Franzoſen von ſelbſt verſteht, auch ein Fanatiker der Autorität und Ordnung und endlich ein in der Wolle gefärbter Bonapartiſt, welcher in dem „Prinz-Präſidenten“ Louis, genannt Bonaparte, zwar nicht einen ganzen, aber doch einen halben Heiland für ſein Land ſah und darum das Meineid- und Mordſtück vom December 1851 mit Trompeten und Pauken begrüßte. Trotz alledem war — ſolche Widerſprüche verträgt die menſchliche Natur — in dieſem Mann ein ſtarker Zug von Wahrhaftigkeit. Dieſem nachgebend, hat er in der Form von Tagebüchern ſeine Wahrnehmungen, Meinungen und Urtheile über Menſchen und Dinge des zweiten Empire aufgezeichnet, und da er ſich nicht begnügte, vor der Schaubühne zu ſitzen, ſondern vielmehr ſehr fleißig hinter die Kuliſſen ging und guckte, auch die Komödianten und Komödiantinnen in ihren Ankleidezimmern aufſuchte, ferner die Apparate der Maſchinenräume oberhalb und unterhalb des Spielraums gar wohl kannte, ſo war er im Stande, uns über die Acteurs und Actricen der großen pariſer Staats- und Privatkomödie, welche zur angegebenen Zeit abgeſpielt wurde, Aufſchlüſſe zu geben, die man vor zweihundert Jahren als „ſehr curiöſe" bezeichnet hätte. Schon ſeine Stellung als Hausfreund und häufiger Tiſchgenoſſe der Prinzeſſin Mathilde Bonaparte-Demidoff verſchaffte dem Grafen Gelegenheit, gar vieles Geheime zu ſehen und zu hören, gar manches, was keineswegs amtlich protokollirt wurde, auch nicht in Geſandtenrelationen kam und dennoch auf die Geſchicke Frankreichs großen, ſogar größten Einfluß übte. Wer, nebenbei bemerkt, die Geſchichte des Bonapartiſmus, nur auf amtliche Dokumente geſtützt, ſchreiben wollte, der käme ſchön an. Ueberhaupt geht ja das Wichtigſte der menſchlichen Tragikomödie nicht auf, ſondern hinter der Scene vor ſich. Vorn iſt nur das Ziffern- und Zeigerblatt, aber hinten das Uhrwerk. Naive Zuſchauer ergötzen ſich an den Grimaſſen der Marionetten oder erſchrecken auch davor, wiſſende ſehen die Drähte, an welchen die Puppen tanzen, und die Hände, welche die Drähte regieren.

Der Graf Viel Caſtel — ſein Bruder Louis hat eine bändereiche „Histoire de la Restauration“ (1860 seq.) geſchrieben — gehörte fraglos zu den wiſſenden Zuſchauern, obzwar er beſcheidentlich von ſich und ſeinen Aufzeichnungen ſagt: „Nous ne sommes qu'un enregistreur, nous enregistrons“. Und er fügt hinzu: „Nous ne haïssons personne, sinon les sots qui nous fatiguent, mais nous n'avons à ménager personne“. In der That, er ſchont niemand oder wenigſtens nur ſehr wenige Leute. Die Franzoſen haben deſſhalb dieſe Denkwürdigkeiten allzu „curiös“ gefunden. Die Nationaleitelkeit fand ſich in der von Viel Caſtel entworfenen Zeichnung einer nicht geringen Anzahl von noch lebenden Perſonen ſo verletzt, daß die Regierung es für paſſend hielt, den erſten Band dieſer Memoiren ſofort nach ſeinem Erſcheinen in Paris zu konfiſciren. Es gibt eben in Frankreich und anderwärts, z. B. in Rußland, Leute genug, welche bewegliche Gründe haben, die „Historia arcana“ eines Prokopios des zweiten Kaiſerreichs nicht ins Publikum kommen zu laſſen.

Denn allerdings mit jenem Oberbürgermeiſter (praefectus urbanus) von Byzanz, welcher in der zweiten Hälfte des ſechsten chriſtlichen Jahrhunderts die Geheimgeſchichte von Juſtinians und Theodora's Hof geſchrieben, hat Viel Caſtel große, allzu große

Aehnlichkeit. Sein Herausgeber ſagt im Vorwort: „Connaissant particulièrement tous les personnages qu'il passe en revue, il les saisit dans leur réalité intime et les peint dans le détail. Sans hésiter, il met en scène héros et héroïnes dans leurs attitudes les plus hardies; et comme pour démontrer que le français peut rivaliser de désinvolture avec le latin, il ne recule pas devant les peintures les plus vives, les expressions les plus crues“. Das iſt nur allzu wahr, begreift ſich aber von einem Landsmann und Zeitgenoſſen der Belot und Zola, die ja auch in Deutſchland ſo viele Bewunderer und — Schande! Schande! — Bewundererinnen gefunden haben. Was dagegen uns anderen Deutſchen, die wir nicht zu den Bewunderern der Belot, Zola und Kompagnie gehören, doch recht verwunderlich vorkommen muß, iſt, daß der Herr Graf am Schluſſe ſeiner „Introduction“ ausdrücklich bemerkt, er habe ſeine Memoiren zunächſt für ſeine „chers enfants“ geſchrieben. Denn obwohl wir es albern und lächerlich finden, wenn grün-phantaſtiſche „Teutſche“ von den Stämmen Arndt und Jahn für unſer Land und Volk irgendein Monopol der Sitte und Tugend in Anſpruch nehmen, ſo zweifeln wir doch, daß ein deutſcher Vater ſeinen Kindern als Vermächtniß Denkwürdigkeiten hinterlaſſen möchte, welche ſchon auf der zweiten Seite von einer Frau Marquiſe ein Abenteuer erzählen, das im Deutſchen ſchlechterdings nicht nachzuerzählen iſt. Im übrigen, und abgeſehen von den allzu grellen von ihm begangenen Prokopismen, könnte ſich Viel Caſtel auf die von ſeinem Landsmann A. de Tocqueville in den „Lettres contemporaines“ gethane Aeußerung berufen: „Thatſachen laſſen ſich nicht wegränkeln. Dieſelben ſind unerbittlich und dem Montaigne zufolge oft ſogar unverſchämt. Aber wer Unbehagen über ſie empfinden mag, ſollte das nicht dem ſchuldgeben, welcher ſie wahrheitsgetreu zur richtigen Zeichnung von Perſonen und Ereigniſſen behufs der Belehrung und Warnung aufdeckt und ſeinem Amte gemäß aufdecken muß“.

Ein überzeugter Bonapartiſt, welcher des Glaubens lebte, die Regierung des „Erwählten“ vom 10. December 1848 werde Frankreich zum Heile gereichen, gehörte der Graf Viel Caſtel trotzdem nicht oder vielmehr gerade darum nicht zur „Bande“. Das will ſagen nicht zu jener Bande von Katilinariern, deren Hauptmann der Prinz-Präſident ſelber, deren Lieutenant ſein Halb-Bruder Morny war und deren thätigſte Spießgeſellen die Saint-Arnaud, Magnan, Carlier, Maupas, Perſigny, Fleury und Eſpinaſſe geweſen ſind. Unſer Memoirenſchreiber iſt auch bei der Beutetheilung, welche nahezu zwanzig Jahre währte, leer ausgegangen und war durchaus kein Begünſtigter des katilinariſchen Hofes und Regiments, wie etwa die Mérimée, Gautier, Renan und Sainte-

Beuve. Umſomehr konnte er ſich die Unabhängigkeit ſeines Urtheils wahren und man muß ſagen, daß dieſer Parteigänger des Bonapartismus die Bonapartiſten und Bonapartiſtinnen keineswegs mit Sammethandſchuhen angefaſſt hat.

Der vorliegende erſte Band des gräflichen Memoirenbuches erſtreckt ſich über das Jahr 1851. Wir wollen dem „Enregistreur“, welcher von ſich ſagt: „J'ai beaucoup vu, aussi j'ai connu ce monde, comme peu de gens le connaissent“ — auf ſeinem Gange durch daſſelbe folgen.

Gleich am erſten der einregiſtrirten Tage zeichnet unſer Tagebüchler das Bild eines „bas-bleu très-prononcé“, das Bild der Frau P. — (Viel Caſtel ſchreibt alle Namen voll und ganz, was wir ihm nicht immer nachthun wollen) — welche Gelehrtin „alle Ibiſſe der Pharaonen kennt und ihre Verehrer auffordert, la beauté des muscles égyptiens ihrer Tochter zu bewundern“. An demſelben Mittagstiſche bezeichnet die Prinzeſſin Mathilde ihren lieben Vetter, den Prinzen Bonaparte-Canino, als „einen ſchlechten Sohn, ſchlechten Gatten und ſchlechten Vater“. Es iſt das derſelbe Herr, welcher 1849 in Rom rothrepublikaniſch gegaukelt hatte und zur Zeit, als der päpſtliche Miniſter Roſſi ermordet worden, der römiſchen „Conſtituante“ vorgeſeſſen war. Dieſe Prinzlichkeit traktirt unſer Autor überall, wo er ihr begegnet, ſo recht „en canaille“. Die Photographieen, welche uns aus der pariſer Geſellſchaft von dazumal geliefert werden, zeigen uns deutlich, wie und warum der 2. December möglich war, ja kommen muſſte. Unterm 1. Februar ſtoßen wir in dieſer Bildergalerie auf eine damals vielgenannte literariſche Perſönlichkeit: „La comtesse D. est une vraie Bohème, qui écrit pour manger, pour boire et pour courir les bals, dépensant en toilettes ridicules plus d'argent qu'il n'en faudrait pour faire vivre dix honnêtes femmes. Elle aime le plaisir pour la débauche et souvent elle s'est donnée au premier venu qui la conduisait souper après le bal de l'Opéra. Elle a de l'esprit, mais elle n'est plus jeune et elle regrette sa jeunesse et de ne pouvoir plus choisir dans le sérail des hommes qui marchaient sur ses pas“. Solchem Wandel entſprach auch die Redeweiſe von Damen der „guten“, ja der „beſten“ Geſellſchaft. Will man ſich von der Kühnheit, Keckheit, Cancanheit — sit venia verbo — womit in den beſuchteſten Salons auch Frauen die heikelſten Sachen be- und verhandelten, eine Vorſtellung bilden, ſo muß man leſen (p. 47), was alles die Frau Emils de Girardin witzig-kyniſch „de l'impuissance de M. le duc de Bordeaux“ zu ſagen wuſſte. Hier, ſowie in ſeinen Berichten über die Abenteuer der ruſſiſchen Gräfin v. R., der Tragödin Rachel und der „unſchuldigen“ Iſabella von Spanien iſt der Verfaſſer ein richtiger Prokopius des neunzehnten Jahrhunderts.

Dann und wann zieht er aus ſeinen Erfahrungen ſcharfe Nutzanwendungen dieſer Art (p. 49 und 81): „Wir haben heutzutage die Laſter der Regentſchaft, ausgeübt unter dem Schutz einer Regierung von Lakaien. Die Richelieu unſerer Zeit ſind bloß verderbt, ohne Geiſt, ohne Anmuth, ohne gute Manieren; die Bedientenſtube iſt zum Salon geworden. Was die Menge angeht, ſo hat ſie weder die Religion des Herzens, noch die der Erinnerungen. Das gegenwärtige Leben iſt nichts als ein Omnibus, in welchen für 6 Sous jedermann einſteigen kann. Keiner kennt da ſeine Nachbarn, nur der Zufall bringt die Leute zuſammen und ſie ſind ohne eingemeinſames Band und ohne Zuneigung, ſie haben keine Vergangenheit und keine Zukunft“.

An komiſchen Zwiſchenſpielen fehlt es in dieſem bunten Tagebücher-Drama auch nicht. Viel Caſtel verſteht ſich auf die Zeichnung Molière'ſcher Figuren. Da iſt z. B. der Herr Baron Torchon de Lagrénée, außerordentlicher („très-extraordinaire, en effet“) Geſandter in China, welcher nicht heimkehren will ohne einen chineſiſchen Orden. Er verlangt von dem kaiſerlichen Kommiſſär Lin in Kanton den „Kriſtallknopf“. Vergebens ſtellt der chineſiſche Miniſter ihm vor, dieſer Knopf komme nur den Mandarinen zu, und um Mandarin werden zu können, müſſe man ein ſtrenges Examen in der chineſiſchen Literatur beſtehen. Der „Außerordentliche“ will ſchlechterdings beſagten Knopf haben, erklärt, daß er ſonſt nicht aus China fortgehen werde, und verlängert wirklich ſeine Geſandtſchaft daſelbſt um ſechs Monate, was die franzöſiſche Staatskaſſe die Kleinigkeit von 1,500,000 Francs koſtete. Endlich verfällt Lin, um den Franzoſen loszuwerden, auf den Einfall, demſelben das gläſerne Halsband anzubieten, wie es in China die Friedensrichter als Amtszeichen tragen. Der Herr Baron nimmt in Ermangelung des Kriſtallknopfes mit dem Glashalsband fürlieb und zeigt ſich nach ſeiner Heimkehr mit dieſer abſonderlichen Dekoration „aux parisiens ébahis“. Jenen Marquis de Cuſtine, deſſen Buch über Rußland ſo großes Aufſehen erregt hatte, nennt der Verfaſſer einen „Ganymed“, welchen die Geſellſchaft ausgeſtoßen haben würde, wenn er nicht 150,000 Francs Renten beſeſſen hätte. Dieſer noble Herr wollte eine Tochter der Herzogin von Duras, der Dichterin von „Ourika“, heiraten, als Alexander von Humboldt das Mädchen „rettete“. Die Mutter nämlich traute dem Bewerber nicht recht, und da eines Tages in ihrem Salon das Geſpräch darauf gekommen, ob und wie man aus den Handſchriften die Charaktere der Schreiber errathen könne, zog die Herzogin einen ſo eben empfangenen Brief des Marquis hervor und unterwarf eine Seite desſelben der Beurtheilung des anweſenden Humboldt, welcher nach einer genauen Analyſe der Schriftzüge zu dem Schluſſe kam, „que l’écrivain était un être extraordinaire, aux goûts bizarres, à l'imagination corrompue, sans moralité.“ Die Duras wollte den deutſchen Gelehrten in ſeinen Ausführungen unterbrechen, „mais on n'interrompt pas un savant allemand“ und vollends bekanntlich nicht den Alexander von Humboldt! Aus der Heirat wurde jedoch nichts, eben in Folge der Humboldt'ſchen Redſeligkeit. Eines der beſten Porträts von den vielen, welche Viel Caſtel gibt, iſt das von Véron, dem dicken Bouffon des zweiten Kaiſerreiches, welcher ebenſo einflußreich als lüderlich, anmaßend und unverſchämt war, alſo ſehr einflußreich. Gar übel fährt in dieſem Buche auch Viktor Hugo, welchem Beherrſcher von Bombaſtia unter anderen Sünden vorgerückt wird, „qu'il était pris, avec Madame B., en flagrant délit d'adultère“, was für die Dame ſehr miſſliche Folgen hatte. Das politiſche Windfahnenthum des größten Schwulſtfabrikanten der Weltliteratur, welcher in ſeiner erſten Kindheit ein fanatiſcher Legitimiſt war und in ſeiner zweiten ein fanatiſcher Anarchiſt geworden iſt, muß natürlich auch herhalten. Neu war uns zu hören, daß, wie Viel Caſtel beſtimmt angibt (p. 171), Viktor Hugo, als ihm Louis Philippe die lang erbettelte (longtemps mendiée) Pairie bewilligte, als Gegenleiſtung der Königin Amélie verſprochen habe, ſeine „drames immoraux“ nicht mehr aufführen und von „Notre-Dame de Paris“ keine neuen Auflagen mehr veranſtalten zu laſſen. (Im weiteren Verlaufe ſeiner Aufzeichnungen kommt der Verfaſſer noch öfter auf Hugo zurück, welchem er (VI, 163) nachſagt, derſelbe zornſchäumende „Juvenal des zweiten Empire“, der „Napoléon le petit“ und die „Châtiments“ geſchrieben, hätte ſich i. J. 1851 kurz vor dem Decemberſtreich dem Prinz-Präſidenten als Kultusminiſter angeboten und aufdrängen wollen. Glaublich iſt das ſchon; denn eine Eitelkeit wie die Hugo'ſche ſchrickt vor nichts zurück. Bei dieſer Gelegenheit will ich gerade noch erwähnen, daß unſer Prokop in demſelben 6. Bande ſeiner Tagebücher (p. 178—180) die bekannte Legende von General Cambronne's berühmten „Merde!“ abthut. In der ungeheuerlich-bombaſtiſchen Lüge nämlich, wozu Hugo in ſeinen „Misérables“ die Schlacht von Waterloo gemacht, glorificirte er den genannten General als Autor des erwähnten „heroiſchen“ Kynismus, ja machte ihn — unglaublich, aber wahr! — um dieſes angeblich von demſelben geſprochenen Schmutzwortes willen zum Sieger von Waterloo. Wörtlich heißt es beim Hugo: „L'homme qui a gagné la bataille de Waterloo, c'est Cambronne“. Etwas Blödſinnigeres dürfte wohl ſelten von einem Menſchen gefaſelt worden ſein. Ich habe in meinem „Blücher“ (2. Aufl. III, 399) nachgewieſen, daß allerdings aus den Reihen der zur Waffenſtreckung aufgeforderten Grenadire der alten Garde das „Merde!“ gekommen, nicht aber aus dem Munde Cambronne's, deſſen Gebaren bei

Waterloo, wie ich am erwähnten Orte ebenfalls dargethan, überhaupt kein ſehr heldenhaftes geweſen iſt. Ließ er ſich doch vor der Fronte ſeiner Grenadire durch den hannover'ſchen Major Halkett ohne viele Umſtände gefangennehmen. Viel Caſtel bringt das Zeugniß des Generals Mellinet bei, daß dieſem gegenüber Cambronne ganz beſtimmt und ſogar mit Entrüſtung erklärt habe, es ſei ihm nicht entfernt eingefallen, bei Waterloo „Merde!“ zu rufen. Die Aeußerungen unſeres Tagebüchlers über den Poeten, welchen die ſinnloſe Beweihräucherung vonſeiten ſeiner Landsleute und aller Schwarbelköpfe Europa's zu einem Größewahnwitzigen gemacht hat, ſind jedoch ſehr milde im Vergleich mit den Auslaſſungen des Verfaſſers über den Prinzen Jérôme und deſſen Sohn Plon-Plon (z. B. p. 175), den Vater und den Bruder der Prinzeſſin Mathilde. Das ſind zermalmende Worte, aus denen erhellt, daß Viel Caſtel durch ſeine Freundſchaft mit der Tochter des „Morgen-Wieder-Luſchtik“ ſein Urtheil nicht beeinfluſſen ließ.

Auch die „Bande“ kommt ſchlecht genug weg. Der Verfaſſer nennt ihre Mitglieder „Leute ohne perſönlichen Werth“ (p. 163). Perſigny iſt ein alter „criquet“, welcher zum „Politiker gar nicht das Zeug hat“. Mocquard, ein alter Stutzer, iſt unterrichtet, aber ſonſt nichts. Morny, der einflußreichſte dieſer Geſellen, iſt ein ganz guter Kerl („un très-bon garçon“), aber ohne ſtaatsmänniſche Bedeutung. Von dem Hauptmann der **Bande** wird unterm 15. Juli 1851 geſagt: „Der Prinz-Präſident möchte gern wie Ludwig der Vierzehnte ſagen: „Der Staat bin Ich!“ allein er kennt das Land nicht. Er iſt ſo ein Numa Pompilius, welcher nicht ohne eine Egeria ſein kann. Aber, wohlverſtanden, ſeine Egeria iſt ſein Stern. Denn er iſt ein ausgemachter Fataliſt. Che sarà, sarà“. An einer anderen Stelle (p. 202) heißt es von dem Kriegsminiſter Saint-Arnaud, von dem General Magnan und dem Oberſtlieutenant Fleury, ſie ſeien einer wie der andere Verſchwender („mangeurs“) und mit Schulden über und über bedeckt.

Dieſe Charakteriſtiken ſind ſehr dürftig und entſchieden unzulänglich. Die Katilinarier, welche den 2. December planten und machten, konnten nicht ſo unbedeutend ſein. Sie waren Böſewichte, ja, laſterhafte Geſellen ohne Ehre und ohne Gewiſſen; aber ſie beſaßen in hohem Grade Schlauheit, Menſchenkenntniß und Entſchloſſenheit. Sie verſtanden es vortrefflich, ihre Gegner Fehler auf Fehler machen zu laſſen. Sie ließen die „Burgraves“, die Dupin, Barrot, Montalembert, Falloux, Thiers, Laſteyrie, Berryer e tutti quanti ſammt den bornirten Korporalen mit Generalsepauletten, Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau, Leflô, mit der Vorſtellung ſpielen, der Prinz-Präſident ſei nur ein „niais“, geradezu ein „crétin“, welchen man ohne Umſtände wegjagen könnte und würde, ſobald nur erſt ausgemacht wäre, wer auf den wieder aufzurichtenden Königsthron geſetzt werden ſollte, der Bourbon oder ein Orléans. Derweil die parlamentariſchen Gaukler darüber hin und her ſchwatzten und ſich nach Kräften unpopulär machten, knüpften der Präſident und ſeine Spießgeſellen, welche ihre Franzoſen aus dem Grunde kannten und wuſſten, daß ſich ſelten oder nie verrechnet, wer auf die Niederträchtigkeit der Menſchen und auf die Leichtgläubigkeit der Völker ſpekulirt, eine Maſche nach der anderen in das Netz, welches ſie in der bekannten wüſten Decembernacht den Parlamentariern, Paris und Frankreich mit ebenſo großer Geſchicklichkeit als Skrupelloſigkeit über den Kopf warfen. Solche katilinariſche Exiſtenzen, zwiſchen die Bankettafel des Lebens und den Schuldthurm, zwiſchen eine ungeheuer reiche Beute und das Bagno geſtellt, werden und können, wenn ſie einmal ihre Wahl getroffen haben, vor nichts zurückſchrecken. Für ſie gibt es kein Zurück, ſondern nur ein Vorwärts. Sie wiſſen, daß zwiſchen Erfolg und Untergang kein Mittleres vorhanden. Darum packen ſie feſt an mit ihren Räuberfäuſten und mit Stirnen von Bronze ſagen ſie zu der aus dem Hinterhalt überfallenen Geſellſchaft: „Halt ſtill! Es ſoll dir kein Leid geſchehen. Wir wollen dich bloß verſpeiſen, was man heutzutage retten nennt“.

Inbetreff der Vorbereitung und Ausführung des

Staatsſtreichs bringt Viel Caſtel nichts weſentlich Neues bei, ausgenommen etwa, was ihm der brutale Landsknecht Eſpinaſſe, welcher mit der Sprengung der Nationalverſammlung beauftragt war, ſpäter, am 20. December, über die Inſcenirung und Tragirung dieſes Verbrechens erzählte (p. 240 seq.). Selbſtverſtändlich hat ſich der Herr Oberſt dabei möglichſt ſchön gemacht und hat auch nicht für nöthig gefunden, von der halben Million Baargeld zu ſprechen, welche ihm für ſeine Heldenthat pränumerando bezahlt worden war. Ueberhaupt thut unſer Memoirenſchreiber ſo, als wüſſte er nichts von allen den namenloſen Schmutzereien, welche verübt wurden, um die Mitglieder der „Bande“ ſelbſt, ſowie die Hunderte und Tauſende ihrer Handlanger zu kaufen. Auch meldet der Herr Graf nichts Näheres von jenem Gemetzel am 4. December auf den Boulevards, allwo mit Bajonnett und Säbel, mit Muſkete und Kanone erbarmungslos gegen eine wehrloſe Menge jeden Alters und Geſchlechts gewüthet wurde und Hunderte und wieder Hunderte und abermals Hunderte von Männern und Greiſen, Frauen und Kindern von einer beſoffen gemachten Soldateſca geſchlachtet worden ſind, um der Geſellſchaft zum Bewuſſtſein zu bringen, daß und wie man daran wäre, ſie zu „retten“. Dagegen entblödet ſich Viel Caſtel nicht, die ungeheuerlichen Lügen nachzuerzählen, welche von den Schreibreptilien des ſiegreichen Verbrechens in Umlauf geſetzt wurden hinſichtlich angeblicher Schandthaten, welche von Widerſachern des Staatsſtreichs in den Provinzen verübt worden ſein ſollten. Will man erfahren, wie weit Parteiſucht im Aberglauben an Unmögliches gehen kann, ſo leſe man (p. 238), was da aus Clamecy von dem Gebaren der „insurgés“ des Departements der Baſſes-Alpes gemeldet wird. Wie es ſcheint, haben die Söldlinge des 2. Decembers den ihnen ohnehin wahlverwandten Marquis de Sade zur Hilfe genommen, um ihren Gegnern das Gräuelhafteſte nachſagen zu können.

Daß Viel Caſtel in ſeinem furor bonapartisticus ein Jubellied anſtimmt nach gewonnener „Boulevardsſchlacht“ vom 4. December, iſt auf ſeinem Standpunkt begreiflich. Es wäre ja ſonſt der erſte Parteimenſch, der es verſtände, gerecht zu ſein. Auch das iſt in der Ordnung, daß er den triumphirenden Decembermann lobpſallirt als den „Sauveur de l'Europe“. Denn mit verſchwindend wenigen Ausnahmen — ich bin ſtolz darauf, daß ich dazu gehörte — hat ja ganz Europa und ganz Amerika in dem bis dahin für einen „niais“ gehaltenen Louis, genannt Bonaparte, ſowie ſein „Stern“ aus den Decemberblutlachen aufgeſtiegen war, plötzlich einen „grand homme“ erkannt und anerkannt.

Hintennach, und zwar bald, ſcheinen aber dem Herrn Grafen doch einige Zweifel hinſichtlich der Heilandsrolle ſeines Helden aufgeſtiegen zu ſein.

Denn er beſchloß am 31. December 1851 den erſten Band ſeiner Tagebücher mit dem Satze: „La France n'est pas guérie de sa maladie“.

Der zweite Band bringt für dieſen Satz Wahrheitserweiſe in Hülle und Fülle. Wir haben da eine Krankheitsgeſchichte der franzöſiſchen Geſellſchaft vor uns. Dieſe Krankheitsgeſchichte iſt mit einem gewiſſen Galgenhumor geſchrieben. Doch wird mitmitunter auch ein Ton der Trauer eines aufrichtigen Patrioten angeſchlagen. Der Geſammteindruck iſt, daß die ſämmtlichen Parteien, welche um den Beſitz der Gewalt über Frankreich ſtritten, in Gemeinheit, Selbſtſucht und Falſchheit mit einander wetteiferten. Das Innere der kaiſerlichen Familie erſcheint halb wie ein Zigeunerlager, halb wie ein Bordell. Auch ſonſt überall, in der Nobleſſe, in der Bourgeoiſie, im Proletariat, in der Literatur, in der Kunſt, im Geſchäftsleben, überall und allenthalben Fäulnißfärbung und Aasgeruch. Von der Verderbtheit der Frauen erzählt der Herr Graf Dinge, wie ſolche ſelbſt in der ſchrecklichen 6. Satire Juvenals nicht vorkommen. Das Verruchteſte, worauf wohl jemals weibliche Laſterhaftigkeit verfallen, hat ihm, als von ihr erſonnen, gewollt und verübt, gemüthlich an ihrem Kaminfeuer jene Gräfin d'A . . . .t mitgetheilt, welche früher die Konkubine eines bekannten Klaviertaſtentänzers, dann die Emils de Girardin, weiterhin die anderer vieler geweſen war und ſich die Aufgabe geſtellt zu haben ſcheint, die „Meretrix Augusta“ des ſo eben erwähnten römiſchen Sittenmalers zu übermeſſalinaiſiren. Gegenüber ſolcher Infamie nimmt ſich das groteſk-komiſche Abenteuer, welches Viel Caſtel vom alten Alexander Dumas, ſeiner Frau Ida und dem Monſieur Roger de Beauvoir erzählt, faſt harmlos aus. Dieſe Geſchichte könnte im „Dekamerone“ ſtehen.

Summa: Den Prokopios des zweiten Empire muß leſen, wer recht verſtehen will, wie der Bonapartesive Verhuell-Schwindel i. J. 1870 ſo ſchmachvoll verkrachen und demſelben der gräuliche Petrol-Kommune-Schwindel auf dem Fuße nachfolgen konnte.

Ein

Händeſchütteln mit Leo XIII.

1.

Wir hatten uns müde gegangen und zum Ausruhen in den allen Stammgäſten von Ragaz wohlbekannten windſtillen Winkel am Nordende der großen Kolonnade zurückgezogen. Den rinnenden Quell —

„Denn es iſt am rinnenden Quell gar lieblich zu ſchwatzen“ —

zur Seite, vor uns die blüthenduftenden Linden, dahinter die noch in voller Ueppigkeit prangenden Roſenhecken, über welche ſich die „flüſſig ſteigende“ und „melodiſch fallende“ Säule des Springbrunnens erhob, im Hintergrunde, das Bild abſchließend, die kühnen Felsſchroffen und beſchneiten Gipfel des Falkniß, von der Abendſonne purpurn überglüht — es iſt ein ſchöner Platz und gut plaudert es ſich dort.

Befreundete kamen und ſetzten ſich zu uns. Das Geſpräch kam in Gang und rollte leicht und raſch über dies und das dahin. Selbſtverſtändlich wurde zuerſt das Wetter abgehandelt. Unter Menſchen, welche das zweifelhafte Glück haben, in unſerem lucus a non lucendo „gemäßigten“ Klima leben zu müſſen, muß ja immer vom Wetter die Rede ſein. Sorgt doch daſſelbe mittels ewiger Nücken und Tücken ausgiebig dafür, daß man es keinen Tag, keine Stunde lang vergeſſen könne. Wir hatten gerade wieder einmal nahezu drei Wochen gemäßigtes Klima genoſſen, d. h. wir hatten um Johanni und am Johannistage ſelbſt dicke Winterkleider tragen müſſen. Jetzt gebt acht, ſagte ich, im Juli werden wir eine dynamitriſch-anarchiſche Hitze, und dann zur Abwechſelung ſogleich wieder eine novemberliche Kälte und Näſſe haben, damit unſer liebes „Gemäßigtes“ ſeinen Ruf auch fernerweit rechtfertige.

Dieſe Aeußerung gab, ich weiß nicht mehr wie und warum, der Unterhaltung die Wendung, daß wir eine Weile „a school for scandal“ hielten, zur Glorificirung unſerer mehr oder minder lieben Mitkurgäſte natürlich, welche höchſt wahrſcheinlich zur ſelbigen Stunde uns denſelben Liebesdienſt erwieſen.

Nach abgehandeltem Wetter kommt aber ordnungsmäßig als zweiter unausweichlicher Geſprächsgegenſtand unter Mitteleuropäern ſeit 1866—70 ſelbſtverſtändlich der Biſmarck an die Reihe. Freunde und Feinde des Reichskanzlers ſind ja gleichmäßig froh, ein ſo ausgiebiges Objekt zu haben, an welchem ſie ihren Witz oder auch Unwitz üben können.

„Ja — bemerkte eine anmuthige Matrone mit leicht angewienertem Akcent — ich habe bei mir zu Hauſe von da- und dorther manches bittere Wort hören müſſen, weil ich ſchon frühzeitig dem Genie und der Thatkraft des Mannes eine warme Bewunderung entgegenbrachte. Aber ich geſtehe die Erkaltung derſelben ſeit der Stunde, wo der Kanzler im offenen Parlament uns armen Deutſch-Oeſtreichern ſo plötzlich und gröblich den Fehdehandſchuh hinwarf, wie um unſere Feinde und Dränger, die Slaven und die Klerikalen, zu cajoliren. Lebt er lange genug, ſo dürfte er unſanft erfahren, welchen Dank ihm die Jeſuiten und deren Verbündete, die Czechen, Polen, Slovaken und Slovenen, abſtatten werden. In der Erinnerung an das Verhalten der Deutſch-Oeſtreicher, wie an das der Slaven in den Jahren 1870—71 hätte doch wohl ſchon das gewöhnlichſte Anſtandsgefühl ihn abhalten müſſen, ſo feindſelig und beleidigend gegen uns auszufallen. Man kann nicht umhin, zu ſagen, dieſes Vorgehen gegen den Liberalismus der Deutſchen in Oeſtreich ſei wieder einmal ein Durchbruch von Biſmarcks urſprünglicher Junkernatur geweſen“.

„Wie, gnädige Frau — warf ein junger Herr mit einer altaſſyriſchen Naſe unter einem tadelloſen Kellnerſcheitel ein, der ſonſt nicht zu unſerem Kreiſe gehörte — Sie wagen es, in dem Verhalten des Reichskanzlers irgendetwas unſtatthaft zu finden? Sogar, etwas, was er zu thun geruhte, ſchlankweg zu tadeln? Das heißt ja gegen das neueſte Unfehlbarkeitsdogma ketzeriſch verſtoßen. Nehmen Sie ſich in acht!

Ich ſah in dieſen Tagen ſo was wie einen aktiven Ober- oder Unterſtaatsanwalt hier herumgehen“.

„La, la, wir kennen dieſe Melodie“, nahm ein grimmiger alter Herr das Wort — (er hatte volle 86 Jahre lang das Thun und Treiben ſeiner lieben Mitmenſchen mitangeſehen und war demnach zum Grimmigſein vollſtändig berechtigt) — „Fortſchrittsleierkaſten!“

Und den jungen Mann mit der Altaſſyriſchen weiter nicht beachtend, wandte er ſich zu unſerer deutſch-öſtreichiſchen Freundin und fuhr fort: „Was wollen Sie, meine Gnädigſte? Unſer Reichskanzler iſt durch die Verhältniſſe, wie ſie nun einmal ſind, darauf angewieſen, Anknüpfungen da zu ſuchen, wo er Kraft und Kraftentwickelung ſieht. Was ſollte er mit Ihren Liberalen? Mit dieſen, entſchuldigen Sie, Waſchlappen, welche ſogar zum Wollen, geſchweige zum Handeln zu waſchlappig ſind. Mit dieſen Kompromißfexen, welche, zehnmal überliſtet und geprellt, dennoch zum elftenmal begierig auf den Kompromißleim gehen. Mit dieſen gutmüthigen Schwätzern, die ſich ſchlechterdings nicht entſchließen können, einmal etliche Jahre lang ihre Reden zu ſchweigen, und ſelbſt nicht ſoviel Muth beſitzen, als zu dem paſſiven Widerſtand der Abſtinenz gehört. Schmach und Schande, daß ſich die 8 oder gar 9 Millionen Deutſche in Oeſtreich ſo kläglich unterkriegen ließen!“

Ich bemerkte, daß ſich Stirne und Wangen unſerer liebenswürdigen Freundin von der ſchönen blauen Donau zornig rötheten, und ſprang daher vermittelnd ein mit den Worten: „Sie vergeſſen, Herr General, daß dieſe 8 oder 9 Millionen nichts weniger als eine nationalkompakte Maſſe bilden. Außerdem trägt jeder Deutſch-Oeſtreicher eben als richtiger Deutſcher die aus dem Fauſt bekannten zwei Seelen in der Bruſt: die eine fühlt national, die andere duſelt im koſmopolitiſchen Wolkenkuckuksheim herum, beſonders in der nubikukuliſchen Gegend, wo der Schwindelhaber wächſt, die Deutſchen müßten das kulturelle Bindeband ſein, welches alle die widerhaarigen, mehr oder weniger barbariſchen Völker und Völklein Oeſtreichs zuſammenhielte. Dieſen zur joſefiniſchen Zeit allerdings berechtigt geweſenen Traum ſollten ſich die Deutſch-Oeſtreicher doch ſchon längſt aus den Augen gerieben haben. Beſagte Völker und Völklein wollen ja von beſagtem Bindeband durchaus nichts wiſſen. Sodann iſt es ja eine traurige Thatſache, daß die liberalen Deutſch-Oeſtreicher es unter ſich gerade ſo halten wie die Liberalen, wenigſtens die deutſchen, überall. Nämlich, wo drei deutſche Liberale beiſammen ſind, bilden ſie drei oder gar vier Fraktionen. Endlich iſt ſehr zu beachten, daß ein großer Theil der Deutſchen in Oeſtreich bis zur Stunde noch bis über die Ohren und die Augen im römiſchen Weſen ſteckt. Dieſe Leute ſind von Kinderbeinen auf gewohnt, die Kirche über den Staat zu ſtellen, oder vielmehr ſie wiſſen nur von jener, nicht von dieſem. Summa: Die Deutſch-Oeſtreicher ſind kraft- und machtlos, weil ſie ſo vielfach in ſich zerfahren und zerfallen ſind. Sie werden auch ſtets angeführt ſein, ſo lange ſie ſich von ſchwatzenden Flatter- und Flittermännchen führen laſſen. Sie werden noch weiter herabkommen, als ſie ſchon herabgekommen ſind, weil ſie es nicht über ſich vermochten oder vermögen, mit Beiſeiteſtellung der vielen Parteifähnchen die eine nationale Fahne aufzupflanzen und ſich mannhaft, geſchloſſen und entſchloſſen um dieſelbe zu ſcharen."

„Sie urtheilen ſtreng, lieber Freund," entgegnete die öſtreichiſche Dame; „aber, wie ich leider zugeben muß, im ganzen gerecht. Nur ſollten Sie nicht verkennen, mit was für Schwierigkeiten die Bildung einer ſtrikt und ſtramm nationaldeutſchen Partei bei uns zu kämpfen und zu ringen hat. Zumal jetzt, ſeitdem uns vom deutſchen Reich aus mitgeſpielt worden, wie uns der Biſmarck mitgeſpielt hat."

„Oh, gnädige Frau," miſchte ſich der junge Altaſſyriſche wieder ein, „das iſt nun einmal ſo ſeine Art. Die Deutſchen außerhalb des Reiches gehören nicht zu ſeinem „Reſſort". Es geht die Sage von einem großmächtigen, großmächtigſten deutſchen Reich. Wunderlich nur, daß gerade ſeit der Gründung dieſes großmächtigſten Reiches die Deutſchen im Ausland bei jeder ſich darbietenden oder auch gemachten Gelegenheit das wenig beneidenswerthe Schickſal haben, verhöhnt, beſchimpft, beworfen, beſpieen, geſtoßen und geprügelt zu werden.“

„Es ſind beklagenswerthe Fälle dieſer Art vorgekommen, ja,“ entgegnete ich. „Aber bekanntlich kann man nicht jeder von Menſchenbeſtien verübten Niederträchtigkeit die gebührende Züchtigung angedeihen laſſen. Oder ſoll etwa das deutſche Reich ſogleich marſchiren laſſen, wenn ein Dutzend oder ein Hundert von jungen Eſeln und alten Ochſen in Paris oder Prag oder Peſth oder anderswo deutſchenfreſſeriſchen Blödſinn herbrüllt?“

„Ach nein, das deutſche Reich wird nicht marſchiren laſſen. Fürſt Biſmarck iſt kein Lord Palmerſton und das „Civis germanus sum“ ſoll erſt noch erfunden werden.“

„Hören Sie, junger Herr,“ ſagte der grimmige Sechsundachtzigjährige. „Kennen Sie die Geſchichte von dem Rieſen und den Zwergen?“

„Nein.“

„Wohl, ſo will ich ſie Ihnen erzählen. Um ſo lieber, als Sie mir zeigen, daß dieſe Geſchichte nicht nur vor kurzem erſt paſſirte, ſondern auch alltäglich und allſtündlich zu paſſiren fortfährt. Sie iſt übrigens ſehr kurz. Es war einmal ein Rieſe und es waren, wie immer, viele, viele Zwerge. Die krabbelten kritiſch kreiſchend um die Füße des Rieſen herum und plötzlich ſchrieen ſie in heller Freude: „Kommt und ſeht! Der Koloß hat auch Hühneraugen, ja, große, ganz ungeheuer große, wahrhaft rieſige Hühneraugen."

„Und weiter?"

„Weiter nichts."

„Ja," bemerkte ich, „bei uns in Deutſchland iſt es kein Spaß, ein Rieſe zu ſein. Der Neidinge von nörgelnden Zwergen gibt es ja bei uns ſo viele, daß kein Hühnerauge vor ihren ſcheelſüchtigen Blicken ſicher iſt. Das rührt mit daher, daß es auch mittelmäßig und mittelmäßigſt behirnten Leuten jetzt verhältnißmäßig ſo leicht gemacht iſt, das zu erwerben, was man eine wiſſenſchaftliche oder gelehrte oder literariſche Bildung zu nennen pflegt. Solche Plattköpfe und Flachmaler, unfähig, ſelbſtſtändig zu denken und zu ſchaffen, werden vom Neid der Impotenz zur dummdreiſten Kritik geſtachelt und dieſes Geziefer, welches mit der Talentloſigkeit die Charakterloſigkeit ſo ſchön verbindet, erfrecht ſich dann, alles Eigenartige zu bemäkeln und an alles Bedeutende den Maßſtab der eigenen Gewöhnlichkeit zu legen. Uebrigens, was kümmert es den Mond, wenn die Hunde ihn ankläffen? Was den Koloß, wenn Pygmäen ſeine Hühneraugen beſchnüffeln und beſchnarchen?"

„Es ſcheint ihn aber doch zu kümmern," wandte der unabtreibbare junge Mann ein, ſeine Altaſſyriſche ſo heftig und hoch hinaufrümpfend, daß der ſelbſtverſtändlich darauf ſitzende Zwicker einen Angſtſprung machte und herunterfiel. Das ſah lächerlich aus.

Wenigſtens lachte ein zierlich gebautes junges Mädchen darüber, obzwar mehr nur mit den großen ſchwarzen Augen als mit dem kleinen Mund. Aber unſer Jüngling war einer jener „Poſitiviſten" unſerer Zeit, die nach Ueberwindung diverſer Standpunkte ihr liebes Ich auf die höchſte Höhe des Allesbeſſerwiſſens hinaufgeſchraubt haben. Nachdem er ſich alſo des rebelliſchen Zwickers bemächtigt und ſelbigen wieder an ſeinen altaſſyriſchen Ort gethan hatte, fuhr er mit beneidenswerther Sicherheit fort: „Mitunter ſtößt auch ſo ein Rieſe auf Kritiker, welchen er mittels wohlgeſchulter Staatsanwälte und amtseifriger Richter nicht beizukommen vermag, und zuweilen findet der Koloß auf ſeinem Wege Steine des Anſtoßes, über die er nicht wegzuſchreiten verſteht. Beweis hierfür der Verlauf des ſogenannten Kulturkampfes."

„Und wenn dem ſo wäre, ziemte dann Menſchen deutſcher Zunge eine ſchadenfrohe Auslaſſung darüber? Gewiß nicht. Dagegen dürfen und müſſen wir den aus der Unkenntniß des römiſchen Weſens und der päpſtlichen Politik entſprungenen Irrthum beklagen, der ſogenannte Kulturkampf ließe ſich mit bureaukratiſchen Waffen führen. Alſo mit denſelben Waffen, womit man anderſeits die abſonderlichen Anmaßungen und hierarchiſchen Gelüſte des orthodoxen Lutherthums vertheidigt. In die häßliche Sackgaſſe dieſes Widerſpruchs hat man ſich verrannt. Es wird ſchwierig ſein, wieder herauszukommen."

„Ei was!“ rief der warmblütige Greis, welcher den optimiſtiſchen Nationalismus ſeiner Jugend voll in ſein hohes Alter mitherübergenommen hatte. „Ich ſag’: Nur nicht rückwärts, ſondern vorwärts und durch! Wir haben ja, Gott ſei Dank, wieder einmal einen Durchbrecher. Laſſt ihn machen! Und im übrigen hat uns der leidige Kulturkampf doch ſchon einen großen Vortheil eingebracht.“

„Bitte, was für einen?“ fragte der Mann mit dem Zwicker.

Der Greis maß den Frager mit einem ſeltſamen Blick. Dann ſagte er nachdruckſam: „Der Kulturkampf hat jedem Deutſchen von Verſtand und Herz die Erkenntniß verſchafft, daß germaniſches Kaiſerthum und romaniſches Papſtthum ſich heute ebenſo wenig mit einander vertragen können, als ſie im Mittelalter ſich mit einander vertragen konnten — ja, die, wie ich glaube, für jeden Deutſchen von Herz und Verſtand wegzeigende Erkenntniß, daß der Papſt, jeder Papſt ein Todfeind unſeres deutſchen Reiches iſt, ſein wird und ſein muß.“

„Aber der Papſt iſt doch ein ganz netter alter Herr!“

Dieſe Aeußerung löſ’te glücklich die Spannung des Geſpräches, welches nachgerade mehr Schärfe angenommen hatte, als ſich mit der regelrichtigen Badkurſtimmung vertrug.

Wir lachten und ſahen uns nach der Sprecherin um. Es war das junge Mädchen mit dem zierlichen Wuchs und den glänzenden Schwarzaugen. Jetzt, wie erſchrocken über das raſche Wort, das ihr „nur ſo herausgefahren“, koncentrirte ſie, ſo zu ſagen, das erröthende Geſicht haſtig rückwärts hinter die weitvorſtehende Krämpe ihres Strohhutes.

„Wie, Fräulein?“ ſagte der Sechsundachtzigjährige mit aller Freundlichkeit, die er aufzubringen vermochte. „Kennen Sie denn den Papſt?“

Die Befragte warf einen beſorgt fragenden Blick zu ihrer Mutter hinüber, und als von dorther kein Zeichen der Mißbilligung erfolgte, nahmen ihre dunkeln Augen wieder den gewohnten fröhlichen Ausdruck an und ſie antwortete friſchweg: „Ja wohl, Herr General. Ich habe mit dem heiligen Vater Hände geſchüttelt.“

„Hände geſchüttelt? Das iſt ja prächtig! Das müſſen Sie uns erzählen, Kind.“

„Darf ich, Mama?“

„Meinetwegen, Saſcha. Deine Schweſter Kathi, die mit dabeigeweſen, wird dich ſchon kontrolliren.“

„Oh, erzählen Sie, Fräulein, erzählen Sie!“ riefen wir einſtimmig, ſogar mit Einſchluß des kritiſch Bezwickerten.

Daraufhin erzählte das zwanzigjährige oder eigentlich, wie ich der hiſtoriſchen Genauigkeit halber ſagen muß, eben erſt einundzwanzigjährig gewordene „Kind“, was folgt.

2.

„Papa und Mama waren zum Anfang des Jahres 1881 im Albergo Quirinale in Rom und wir mit. Wo wir Bekannten begegneten, fragten ſie uns, ob wir den Papſt ſchon geſehen hätten, und da merkten wir, daß wir doch nicht in Rom geweſen ſein wollten, ohne den Papſt geſehen zu haben. Aber wie das anſtellen, da wir doch nun einmal Ketzer waren? Zuletzt ging es viel raſcher und leichter, als wir erwartet und gefürchtet hatten.

„Bei unſerem Geſandten am italiſchen Hofe machte Papa die Bekanntſchaft eines Officiers der päpſtlichen Schweizergarde. Eines Officiers der Schweizerſoldaten, die, ſo wie Landsknechte des 15. oder 16. oder ſo eines Jahrhunderts maſkirt, mit ihren Hallbarten im Vatikan paradiren und wachtſtehen — wiſſen Sie? Der Officier fragte auch, ob wir den Papſt ſchon geſehen hätten. Nein, erwiderte Papa, aber wir möchten ihn wohl gerne ſehen. — Das können Sie ja. Ich will Sie benachrichtigen, wann der heilige Vater eine ſeiner Audienzen gibt, um den Gläubigen ſeine Benediktion zu ertheilen, und werde dann Einlaßkarten für Sie beſorgen. — Sehr gütig von Ihnen und zum voraus meinen beſten Dank! Aber, entſchuldigen Sie, ich muß doch ſagen, daß wir eigentlich das nicht ſind, was man hier Gläubige zu nennen pflegt. Wir ſind Reformirte. — Oh, das hat gar nichts zu ſagen. Proteſtanten in Menge, namentlich Amerikaner und Engländerinnen, kommen in den Vatikan, um ſich von Sr. Heiligkeit ſegnen zu laſſen. Sie fürchten doch nicht, daß der Segen des heiligen Vaters Ihrem Proteſtantismus Eintrag thue? — Bewahre! Ich habe in früherer Zeit gelegentlich auch den Segen dieſes oder jenes ruſſiſchen Archimandriten oder Biſchofs empfangen, ohne an meinem Seelenheil Schaden zu leiden.

„Eine Woche ſpäter ließ uns der Officier, welcher uns durch ſeine Artigkeit und Aufmerkſamkeit ſo ſehr verpflichtete, zu wiſſen thun, daß am 18. Januar, Vormittags 11 Uhr eine päpſtliche Audienz ſtattfinden würde. Er kam dann ſelber, brachte die Einlaßkarten und unterrichtete uns, wie wir uns zur Audienz zu kleiden und in Gegenwart Sr. Heiligkeit anzuſtellen hätten. Papa müſſte im ſchwarzen Frack und mit weißer Halsbinde erſcheinen, aber ohne Handſchuhe. Wir, Kathi und ich, durchaus ſchwarz gekleidet, ſtatt des Hutes einen ſchwarzen Schleier auf dem Kopfe, ohne allen Schmuck und ebenfalls ohne Handſchuhe — iſt das nicht komiſch? Mama wollte nicht mit, weil ſie von dem ſchwarzen Schleier nichts wiſſen wollte . . .“

„Und auch von dem Niederknieen nichts, weißt du?“

„Ja, Mama.“ Nämlich, man hatte uns geſagt, wann wir im Audienzſaale vor dem Lehnſeſſel des Papſtes — man heißt ſelbigen den Stuhl Petri oder ſo was, glaub' ich — gerufen würden, müſſten wir niederknieen. Dem Papa wollte das auch nicht behagen, aber er tröſtete ſich und uns mit den Worten: Es iſt ja nur eine Formalität. Man ſieht nicht alle Tage einen Papſt, und will man einmal einen ſehen, ſo muß man eben thun, was das Ceremoniell vorſchreibt.

So fuhren wir denn am 18. Januar im vorgeſchriebenen Anzug zum Vatikan und etwas vor 11 Uhr hielt unſer Wagen vor dem großen Portal. Wie war das alles vornehm, großartig, prächtig!"

„Wie, Fräulein? Sie ſahen nichts von den feuchten Kerkermauern, hinter welchen „der Gefangene des Vatikans" auf Stroh ſchmachtet?"

„Ich weiß, was Sie meinen, Excellenz. Aber Kerkermauern? Stroh? Ja, wahrhaftig, ſo einen Kerker kann man ſich ſchon gefallen laſſen. Herrliche Hallen, prachtvolle Treppen, Galerien voll Marmor und Malerei, lichte Sääle, ſchimmernd von Kunſtwerken edelſter Art. Ueberall die phantaſtiſchen Koſtüme der ſchweizeriſchen Landsknechte und die goldfunkelnden Uniformen der päpſtlichen Nobelgardiſten. Dazwiſchen Prieſter und Mönche von allen Graden und Farben. Ich weiß noch, ich muſſte mich doch recht zuſammennehmen, um ob alledem nicht ſchwindlig zu werden. Ja, und das muß ich ſchon ſagen, es war ſo etwas in der Luft dieſes Palaſtes, was einem ſo ein Gefühl von . . . von . . . wie ſoll ich es bezeichnen? . . . nun ja, ein Gefühl von Ehrfurcht einflößte — wiſſen Sie?

„Wir mußten unten Namen, Heimat und Konfeſſion auf einen großen Bogen Papier ſchreiben, der ſchon ganz vollgeſchrieben war. Dann ſtiegen wir die Treppe zum erſten Stockwerk hinauf, wo man uns nach Vorweiſung unſerer Eintrittskarten in das große Vorzimmer treten ließ. Das war ſchon ganz angefüllt: mindeſtens 300 Herren und Damen, alle ſo angethan wie Papa und wir, waren gegenwärtig. Durch Vermittelung unſeres gütigen Bekannten, des Schweizerofficiers, welcher da Dienſt hatte, erhielten wir noch einen Platz auf der vorderſten Bank und glaubten es recht gut getroffen zu haben. Denn gerade vor uns hatten wir die zum Audienzſaale führende Flügelpforte, an welcher rechts und links ein Schweizergardiſt poſtirt war. Wir meinten alſo mit unter den erſten vorgelaſſen zu werden. Das war aber gefehlt und wir ſollten erfahren, daß es da hieße: Die erſten ſollen die letzten werden.

„Nun, ſehen Sie, nachdem noch eine Weile vergangen, thaten ſich die Flügelthüren auf und wir erblickten im Hintergrunde des Audienzſaals den Papſt auf einem Lehnſtuhl, hinter welchem mehrere Prälaten in allerhand geiſtlichen Trachten ſtanden. Da breitete ſich feierliche Stille über unſere Verſammlung und alle Häupter neigten ſich. Auch die unſrigen, verſteht ſich.

„Jetzt erſchien ein Pater-Thürſteher oder ſo was an der offenen Saalpforte. Der hielt den Papierbogen in der Hand, auf welchen wir wie die andern drunten unſere Namen geſchrieben hatten, und rief nun die Anweſenden der Reihe nach zur Audienz. Es ging nach dem Alphabet und wir merkten bald, daß wir lange zu warten hätten. Richtig, bis zu allerletzt. Das kommt davon, wenn man einen Namen hat, der im Abc ſo weit hinten ſteht.

„Endlich wurden wir aufgerufen, traten in den Audienzſaal und hatten einige Mühe, bis zum Sitze Sr. Heiligkeit zu gelangen, weil das Gemach ganz von Menſchen voll war. Als es gelungen und wir vor Leo dem Dreizehnten ſtanden, hob ich den Kopf. Denn — wiſſen Sie? — ich war doch recht neugierig darauf, wie ein Papſt von nahem ausſähe.

„Schön war nun gerade der alte Herr nicht, da müßt' ich lügen; aber ſonſt doch ganz angenehm und intereſſant. Die dicke Knollnaſe und der übergroße Mund gaben ihm etwas Ordinäres, aber das wurde verwiſcht durch eine hohe und ſchöngewölbte Stirne, welche mit den zwei tiefen Furchen zwiſchen den Brauen auf große Intelligenz und vielgeübte Nachdenklichkeit deutete, oder nicht? Im übrigen verſtand der unſchöne Mund ſo freundlich und gütig zu lächeln, daß dadurch das ganze Antlitz einen äußerſt wohlwollenden Ausdruck gewann.

„Natürlich guckte ich mir auch ſeinen Anzug an. Er trug eine weiße Soutane, darüber einen rothen Ueberwurf und auf dem Kopfe ein weißes Käppchen. Um ſeinen auf einem Schemel ruhenden geſtickten Schuh oder Pantoffel hab' ich mich nicht gekümmert, da ich jedenfalls entſchloſſen war, ſelbigen nicht zu küſſen — wiſſen Sie? Dem Papſte zur Seite ſtand ein ganz in Violett gekleideter Hausprälat oder Kämmerling oder dergleichen.

„Während ich Se. Heiligkeit alſo betrachtete, waren Papa und Kathi niedergekniet. Ich wollte thun wie ſie, aber es war kein Platz da."

„Ach, geh' doch! Es war ſchon Platz da."

„Nein, nein, Kathi. Ganz im Ernſt, es war kein Platz. Die Herren und Damen ſtanden zu dicht. Erſt als der violette Prälat franzöſiſch zu mir ſagte: „Mademoiſelle, niederknieen!" rückten die Leute etwas zur Seite und da kniet' ich dann. Wie ich mich aber niedergekniet hatte, faſſte der Papſt mit ſeiner linken Hand meine linke und hielt ſie ſo und fragte — das ganze Geſpräch wurde franzöſiſch geführt — Papa:

„Woher?"

„Aus St. Gallen, heiliger Vater."

„Kennen Sie den Biſchof Greith?"

„Sehr gut, heiliger Vater."

„Ein vortrefflicher Prieſter.“

„Gewiß, heiliger Vater.“

„Ich halte viel auf ihn. Grüßen Sie ihn von mir.“

„Mit Vergnügen, heiliger Vater.“

„Sie ſind katholiſch?“

Bevor Papa antworten konnte, fiel der Violette ein:

„Nein, es ſind Proteſtanten, heiliger Vater.“

Nach einer kleinen Pauſe fragte uns der Papſt, welcher die ganze Zeit über meine Linke in der ſeinigen gehalten — voll Güte:

„Wünſchen Sie meinen Segen?“

Wie aus einem Munde ſagten wir alle Drei:

„Oui, Saint-Père.“

„Da legte er der Reihe nach ſeine Rechte auf unſere Köpfe und ſegnete uns.

„Wir erhoben uns. Papa und Kathi beugten ſich auf die Hand Sr. Heiligkeit, welche uns die Benediktion gegeben, nieder und küſſten ſie. Ich aber war ſo bewegt, ergriffen, verwirrt, daß ich kerzengerade daſtand und nicht wuſſte, was machen. Da winkte mir der Violette mit halbzorniger Miene, den Handkuß zu vollführen. Aber ich, in meiner Verwirrung, that es nicht, ſondern ergriff die rechte Hand ſeiner Heiligkeit und ſchüttelte ſie herzhaft und herzlich.

„Ich ſah wohl, wie die Umſtehenden über meine Linkiſchkeit oder Keckheit höhniſch grimaſſirten. Doch das that mir gar nichts, und warum nicht? Darum

BIBL. UNIVERS. LIPS.

nicht, weil der heilige Vater mir ebenfalls kräftig die Hand ſchüttelte und mir liebreich zunickte und zulächelte. Wie ich dann aus dem Saal und die Treppe hinab und drunten in den Wagen gekommen, iſt mir nicht mehr recht erinnerlich. Wohl aber, daß ich, als Papa mich mehr nur im Scherz als im Ernſt ausſchalt, immerfort ſagte: Oh, was iſt der heilige Vater für ein guter netter alter Herr!“ .....

Wir drängten uns um die Erzählerin und ſchüttelten ihr zum Dank ebenfalls „herzhaft und herzlich“ die Hand.

Der Teufel,

eine biographiſche Beluſtigung.

1.

Der dualiſtiſche Riß, welcher durch die phyſiſche und moraliſche Erſcheinungswelt hindurchgeht — Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Entſtehen und Vergehen, Luſt und Leid, Liebe und Haß, Tugend und Laſter, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht — dieſer Riß ſchneidet auch das religiöſe Bewuſſtſein entzwei.

Hier heißen die Gegenſätze Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß.

In der Tiefe der Finſterniſſe des unlösbaren Räthſels vom Welt- und Menſchendaſein ahnte und ſuchte der erwachende menſchliche Gedanke einen wirkenden Urgrund, eine Endurſache. Den oder die gefunden geglaubte nannte er Gott, welchen er mit dem Licht, mit der ſchaffenden Kraft, mit der Tugend und dem Recht, mit der Wahrheit und der Liebe identificirte.

Woher aber, bei dieſer Fülle des Göttlichen in der Welt, das Dunkel, der Haß, die Lüge, das Unrecht, das Weh, das Verderben und die Vernichtung?

Aus dem Schatten, welchen das Licht hervorrief, hervorrufen muſſte. Das Uebel war da, eine brutale Thatſache. Konnte man es dem Gott auf Rechnung ſetzen, zu einer Zeit, wo es theologiſche Tifteleien noch nicht gab? Nein. Gefühl und Phantaſie ſuchten ſich vielmehr in naiver Weiſe mit dem Walten der Naturmächte abzufinden und ſo gebar die Empfindung von phyſiſch Wehvollem und von moraliſch Widrigem die Vorſtellung vom Gegengott, vom Teufel, als dem Urheber alles Böſen.

Der Gott ſtellte demnach den Avers, der Teufel den Revers der Medaille dar. Für beide hatte zum Modell der Menſch gedient, der zwar immer und überall über ſich hinauswill, aber nirgends und nimmer über ſich hinauskann. Der Gott war alſo der verbeſſerte, der Teufel der verböſerte Menſch: — Licht-Pol und Dunkel-Pol, Ideal des Guten und Ideal des Böſen.

Aus alledem folgt, daß Satan ſo alt iſt wie Gott. Man könnte ſie auch als feindliche Zwillingsbrüder bezeichnen. Ja, urſprünglichſte Religionen von fetiſchiſtiſcher und ſchamaniſtiſcher Art in Betracht gezogen, möchte man ſogar dem Teufel das höhere Alter zuſchreiben, ihn geradezu den Erſtgeborenen des religiöſen Bewuſſtſeins nennen. Urälteſten Mythen zufolge war ja das Dunkel auch vor dem Licht und hat die Nacht den Tag geboren. Iſt nicht die Furcht als ein primitiveres Gefühl zu bezeichnen denn die

Hoffnung?[1] Jedenfalls ging da und dort, auch bei ſogenannten Kulturvölkern, auch in geſchichtlichen Religionen, der Teufelskult dem Gottesdienſte weit vor. Beweiſe hierfür der phönikiſch-karthagiſche Molochsdienſt und der aztekiſche Huitzilopotchlikult, in welchen das Princip des Verderblichen, des Grauſamen, des Teufeliſchen eine ſo furchtbare Anerkennung und Huldigung erfuhr.

Wenn die Frage: Wie, wo und wann iſt der Menſch geworden? jemals mit Beſtimmtheit beantwortet werden könnte, würde ſich auch das Alter des Teufels mit einiger Sicherheit beſtimmen laſſen. Bis jetzt tappen darüber ſelbſt ſeine gelehrteſten Biographen im Dunkel[2]. Jedenfalls kam er dort herum und dann zur Welt, wo und wann die Zweihänder, nach Ueberſchreitung der Gränzlinie zwiſchen Thierheit und Menſchheit, zuerſt die Furcht vor dräuenden und ſchädlichen Naturgewalten empfanden und dieſes Angſtgefühl „religiös“ ſich zu vergegenſtändlichen ſuchten. In den Naturreligionen verlebte der Teufel, ſo zu ſagen, ſeine Säuglingsſchaft. Wir vernehmen da überall ſein unartikulirtes Gegreine, welches ſich aber mitunter in bengelhaftes Gebrülle verwandelt. Ihn zu geſchweigen, hat der Fetiſchismus und Schamanismus allen ſeinen Witz in der Erfindung religiöſer Bräuche und Praktiken aufgeboten.

---

[1] Meines Wiſſens hat der römiſche Poet P. P. Statius (in der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts der chriſtlichen Aera) es zuerſt mit nackten Worten ausgeſprochen, daß die Furcht es geweſen, welche die Menſchen an Götter glauben gemacht habe (Thebais, lib. III, v. 661): —

„Primus in orbe deos fecit timor“....

Freilich liegt die Möglichkeit oder ſogar die Wahrſcheinlichkeit vor, daß Statius, als er dieſen Ausſpruch that, nur die Summe der berühmten Stelle zog, worin Lucretius (De natura rerum, l. V, v. 1160 seq.) die Entſtehung der Religionen ſo genialiſch geſchildert hatte.

[2] So die hochwürdigen Autoren des ehrwürdigen, im J. 1569 zu Frankfurt a. M. gedruckten Folianten „Theatrum diabolorum“, dann J. G. Mayer, Historia diaboli, edit. II, 1780, und G. Roskoff, Geſchichte des Teufels, 2 Bde. 1869. Zu vgl. Ewald, Hiob, 1843, und Hitzig, Buch Hiob, 1874.

In der Mehrzahl der alten Kulturreligionen vermochte ſich der Teufel, nach vertretenen Kinderſchuhen, keine Niederlaſſungsbewilligung zu erwerben, geſchweige das Bürgerrecht. Im ägyptiſchen Glaubensſyſtem allerdings erſcheint des guten Gottes Heſiri (Oſiris) Bruder, Widerſacher und Mörder, Seth (Typhon) — hieroglyphiſch dargeſtellt als Schlange Apep, welche die Sonne verſchlingen will — ſtark ſataniſch nicht nur angehaucht, ſondern auch durchſeuchtet. Die dritte Perſon der indiſchen Dreieinigkeit ſodann, der Zerſtörer Siva, hat im Dogma und Kult ebenfalls eine entſchieden teufeliſche Färbung. Allein der Dualismus von Gott und Teufel kam in dieſen Religionen doch lange nicht zu ſolcher Ausprägung wie im Glauben der ſyriſch-phönikiſchen Völker. Hier ſtanden ſich die Begriffe Leben und Tod, Schaffen und Vernichten, Liebe und Haß, Güte und Grauſamkeit ſchroff gegenüber, vergöttert hüben in den Geſtalten des Baal und der Aſchera, drüben in den Figuren des Moloch und der Aſtarte. Da iſt, ſcheint mir, die Vorſtellung vom Gott und vom Gegengott doch ſchon deutlich genug herausgebildet.

Im Glauben der Griechen und Römer exiſtirte kein Teufel. Weder in der Religion der Schönheit, noch in der Religion der Zweckmäßigkeit war Raum für ihn. Der helleniſche Aides und der römiſche Pluto iſt der unterirdiſche Zeus, die dritte Perſon der oberſten griechiſch-lateiniſchen Göttertrias, kein Teufel ungerechnet ſeiner unheimlichen Umgebung und Gefolgſchaft, kein Gegengott, ſondern ein gleichberechtigter Gott wie Jupiter und Neptun. Aber der Herrſcher der Unterwelt hat etwas Schattenhaftes. „Das Weſen ſeiner Herrſchaft iſt das Dunkel und die Unſichtbarkeit“ [1]). Darum iſt weder beim Homer noch ſogar beim Vergil ein deutliches Bild von ihm zu finden. Der letztgenannte, deſſen Aeneis doch, wie bekannt, ſchon ſtark romantiſch angeſäuſelt iſt — das 6. Buch muthet uns ja geradezu wie eine Vorwegnahme von Dante's „Inferno“ an — er hätte da, wo er auf die

„Di, quibus imperium est animarum, umbraeque silentes,
Et Chaos et Phlegethon, loca nocte tacentia late“ — [2])

---

[1]) Preller, Griechiſche Mythologie, 2. A. I, 655.

[2]) „Götter, die ihr die Seelen beherrſcht, verſtummende Schatten,
Phlegethon du und Chaos, ihr Orte voll nächtlichen Schweigens“ —

zu ſprechen kommt, und zwar ausführlich und maleriſch anſchaulich, die beſte Gelegenheit gehabt, den Gemahl Perſephoneias in ſeiner düſteren Majeſtät zu ſchildern. Aber er that es nicht, wohl aus Scheu vor dem Geſtaltloſen[1].

Mehr oder minder deutliche Spuren vom vergöttlichten Ideal des Böſen, Widrigen und Verderblichen finden ſich auch im keltiſchen, ſlaviſchen und germaniſchen Heidenthum. Aber den Teufel hier zu „beſtätigen", feſtzunageln, unwiderleglich nachzuweiſen, dürfte doch wohl nie ganz gelingen. Denn wir vermögen uns ja bei Betrachtung der heidniſch-religiöſen Lehrgebäude der Kelten, Germanen und Slaven gar häufig nicht des Bedenkens zu erwehren, daß an dieſen Bauten jüdiſch-chriſtliche und vielleicht auch heidniſch-klaſſiſche Einflüſſe ſubſtanziell mitgearbeitet haben könnten[2]. Dieſes Bedenken macht ſich namentlich dann geltend, wann ſo etwas wie der Teufel in den Anſchauungen der genannten Völker herumſpukt. Unwillkürlich müſſen wir da ſofort an Entlehnungen aus der jüdiſch-chriſtlichen Mythologie denken. Dagegen iſt freilich hinwiederum einzuwenden, daß nicht abzuſehen, warum die religiöſe Phantaſie der Kelten, Slaven und Germanen nicht zeugungskräftig genug geweſen ſein ſollte, von ſich aus und eigenartig das böſe Element im Weltplan mythologiſch zu fixiren. Gehörten dieſe Völker doch auch zur ariſch-indogermaniſchen Familie und ein Schöſſling derſelben, das Zendvolk (die Eranier, Perſer), war es ja, welches die Vorſtellung vom Gegengott, vom Teufel, zuerſt mit voller Beſtimmtheit formulirte und dieſelbe mit ganzer Schärfe der Vorſtellung von Gott gegenüberſtellte.

---

[1] Erſt unſer Schalk Heine hat den unterirdiſchen Zeus keck und deutlich in die poetiſche Beleuchtung geſtellt, freilich nur in der heine'ſch-ſpaßhaften Manier, welche in ſeiner bekannten Romanze „Unterwelt" ergötzlich genug wirkt.

[2] Inſonderheit hat bekanntlich die Reinheit und Urſprünglichkeit der älteſten germaniſch-heidniſchen Religionsurkunde, die ältere (ſämundiſche) Edda, in unſeren Tagen ſcharfe Anzweifelung erfahren und zwar vonſeiten germaniſch-ſkandinaviſcher Forſcher. In ſchroffem Gegenſatze zum Jakob Grimm, welcher die Edda ein „unvergleichliches" Werk nannte, weil darin „die Grundzüge des heidniſchen Glaubens ſo friſch und unſchuldig aufgezeichnet worden wie bei keinem andern Volke", haben die beiden Norweger S. Bugge und A. Bang die Vermuthung

2.

Die druidiſch-keltiſche Religion hat augenſcheinlich, wenigſtens in ſpäterer Zeit, chriſtliche Einflüſſe, alſo

---

aufgeſtellt und zu erweiſen verſucht, daß die eddiſche Mythendichtung ihrem weſentlichen Inhalte nach keine eigenartige und urſprüngliche ſei, ſondern eine aus der heidniſch-klaſſiſchen einer- und der jüdiſch-chriſtlichen Mythologie anderſeits abgeleitete. Höheren Werth als den einer Hypotheſe hat jedoch dieſe Behauptung keineswegs zu erlangen vermocht. Vgl. meine „Allgemeine Geſchichte der Literatur“, 6. Aufl. 1880—81, II, 351.

Trübungen ihrer Urſprünglichkeit erfahren. Indeſſen gibt es beim Julius Cäſar, alſo aus vorchriſtlicher Zeit, ein denkwürdiges Zeugniß für die Originalität der eigenartigſten religiöſen Vorſtellung der Kelten. Das war dieſe, daß, wie Cäſar ſagt, der Lehre der Druiden zufolge die Gallier ihren Urſprung vom unterirdiſchen „Vater Dis“ herleiteten und darum auch ihrer Zeiteintheilung nicht den Tag, ſondern die Nacht zu Grunde legten[1]. „Dis“ iſt ſelbſtverſtändlich die Latiniſirung des keltiſchen Namens oder vielmehr des keltiſchen Begriffes vom Gwarthawn, d. h. vom böſen Princip. Dieſem ſchrieb der Druidismus die Entſtehung der Welt und der Menſchen zu. „Aus des Abgrunds Tiefe — ſo predigten die Druiden und ſangen die Barden — aus der Stadt des Gwarthawn iſt das Ungeheuer, die Welt, heraufgeſtiegen.“ Da hätten wir denn eine recht bündige Erklärung des Uebels, des Böſen im Weltplan, eine Vorwegnahme der mittelalterlich-chriſtlichen Lehre von der Ver- und Durchteufelung der Welt. Denn wie der Schöpfer, ſo ſein Werk. Weil nun durch das cäſariſche Zeugniß die Naturwüchſigkeit der peſſimiſtiſch-druidiſchen Anſchauung von der Herkunft der

---

[1] Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant, idque ab Druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia observant, ut noctem dies subsequatur.“ De bell. gall. VI, 18.

Welt und der Menſchen feſtgeſtellt iſt, ſo hat es wenig zu ſagen, daß ſchon in den älteſten keltiſchen Bardenliedern — ſie ſtammen aus dem 6. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung — dem Gwarthawn der jüdiſch-chriſtliche Name Satan gegeben wird. Denn wenn man erwägt, daß und wie der antike Aides-Pluto beim Untergang des griechiſch-römiſchen Heidenthums in den chriſtlichen Höllenkönig ſich verwandelte oder wenigſtens dieſem verſchiedene Attribute lieh, ſo wird man es auch begreiflich finden, daß in der Phantaſie der keltiſchen Barden ihr heidniſcher Gwarthawn mit dem chriſtlichen Teufel zuſammenſchmolz. Einer dieſer Dichter, einer der älteſten und angeſehenſten, der Bardenkönig Talieſin, hat in einem von der „Myvyrian Archaiology“, alſo der keltiſchen Edda, uns überlieferten Liede den Gwarthawn ſo gezeichnet: — „Klaffend wie das Gebirge von Mynnan iſt ſein Rachen. Nicht Tod vermag ihn zu überwinden, keines Mannes Stärke, keines Schwertes Schärfe. Zwiſchen ſeinen Tatzen gähnt ein Kluft von 900 Felſen und im Haupt hat er ein Auge, das funkelt wie blaues Eis.“ Weitaus die eigenthümlichſte Hervorbringung des keltiſchen Teufelglaubens iſt aber der Mythus vom Zauberer Merlin, welchen Satan in Nachäffung Gottes mit einer Jungfrau zeugt. Hier tritt jener Zug der Satanologie, welcher den Teufel als Affen Gottes kennzeichnet, mit voller Deutlichkeit hervor. Doch iſt zu ſagen, daß dieſe Geſtaltung der Merlinlegende aus verhältnißmäßig ſpäter Zeit ſtammt. Die ältere Sage weiß nur von Merlin (Merddin) als von einem gefeierten Barden, Druiden, Kämpfer und Propheten ſeines Volkes. Später verknüpft ſich die Merlinſage mit der Artuslegende. Der Mythus vom zaubermächtigen Teufelsſohn Merlin, welchen ſeine Liebe zur ſchönen Nynianne ins Verderben bringt, iſt zuerſt im 12. Jahrhundert durch einen ungenannten franzöſiſchen Trouvère dichteriſch formulirt worden und dieſer älteſte Merlin-Roman hat nachmals verſchiedene Umarbeitungen und Erweiterungen erfahren[1]. Zum großartigen Gedichte — wir werden ſpäter davon hören — hat ein Deutſcher den keltiſchen Stoff umgeſchaffen.

Im ſlaviſch-heidniſchen Glauben hatte der Lichtgott oder Weißgott, Bjelbog — vom ruſſiſchen bjelüj, polniſch bjaly, czechiſch belo, weiß, und bog, Gott — zwar den Vortritt vor dem Dunkelgott oder Schwarzgott, Czernibog — vom czechiſchen czerny, polniſch czarny, ruſſiſch tschornüy, ſchwarz — aber der Dualismus war doch in ſeiner ganzen Schärfe vorhanden und faltete ſich polytheiſtiſch auseinander zu einer ganzen Reihe von Bjelbogi, Weißgöttern, und Czernibogi, Schwarzgöttern. Die letzteren floſſen dann den Slaven bei der Bekehrung zum Chriſtenthum in die Vorſtellung vom jüdiſch-chriſtlichen Teufel zuſammen, welcher, in deutlicher Erinnerung an den heidniſchen Czernibog, bei den Ruſſen kurzweg „der Schwarze“ (tschort) heißt. Die Finnen haben ihren heidniſchen Unterweltgott Hiiſi einfach in den chriſtlichen Teufel umgekleidet.

---

[1] Vgl. San-Marte (Schulz), die Sagen vom Merlin (1853), beſonders S. 340 fg.

Kein Land iſt an Teufelsſagen reicher als die germaniſchen Länder. Soweit die deutſche Zunge klingt, ſtößt man Land auf Land ab überall auf Spuren des „ſchwarzen Höllenwirthes“, des „grimmen Unholds“, des „böſen Feindes“, des „ſchlimmen Faland oder Volland“ und wie der Teufel ſonſt noch heißen mag. Das Sagenbuch der Brüder Grimm enthält eine erkleckliche Anzahl von Teufelslegenden, allein doch nur eine kleine im Vergleich zu der Fülle der vorhandenen, von denen etliche auf den großen Widerſacher der germaniſchen Götter, auf den Loko oder Lohho, wenigſtens mittelbar zurückweiſen. Merkwürdig iſt, daß in dieſen deutſchen Sagen der „große Betrüger“ der Menſchen nicht ſelten, wie bekannt, als der Betrogene erſcheint, wie denn in unſerem Lande ja auch von einem „dummen“ Teufel und von einem „armen“ Teufel die halb verächtliche, halb mitleidige Rede geht. Das Wort Teufel iſt, wie jeder weiß, nur die germaniſche Umlautung des griechiſchen διάβολος, d. i. des Verwerfers, Verleumders, Verläſterers, nämlich Gottes und ſeiner

Werke. In der Entwickelung unſerer Sprache vom Gothiſchen bis zum Neuhochdeutſchen hat der Name des „Böſen“, wie er auch kurz und gut heißt, dieſe Wandelungen durchgemacht: Diabaulus, Tiubil, Diuſal, Tiuvel, Tivel, Tievel, Teufel. Altſkandinaviſch hieß der Höllenwirth Djöfull, ſchwediſch heißt er Djefvul, däniſch Djävel, niederländiſch Duivel, angelſächſiſch Deofol, engliſch Devil. Eine unmittelbare Herleitung des Teufels von Anſchauungen und Geſtalten der deutſch-heidniſchen und ſkandinaviſch-heidniſchen Religion iſt kaum ſtatthaft. Allerdings war auch dieſen Glaubenskreiſen der Dualismus nicht fremd, wie ja ſchon die koſmogoniſche Gegenüberſtellung von Muſpelheim und Niflheim, Feuerland und Nebelland, darthut und weiterhin der Gegenſatz von Lichtelfen und Schwarzelfen, von Durſen (Rieſen) und Aſen (Göttern). Allein erſt in der jüngern Edda (Snorra-Edda) kommt das dualiſtiſche Bewuſſtſein zu ſchärferer Herausbildung, und zwar in der räthſelhaften Figur des Loki (Lodhur, Lodhr) mit ſeiner ungeheuerlichen Nachkommenſchaft, dem Fenriswolf, der Mitgardſchlange und der Todesgöttin Hel, welche Kinder er in Rieſenheim mit dem Durſenweib Angurboda gezeugt hat. Am Loki kann man ſo recht deutlich ſehen, was für bedeutſame Wandelungen im Verlaufe der Zeit mit den religiöſen Vorſtellungen unſerer Altvorderen vor ſich gegangen ſein müſſen, inſonderheit in der Uebergangsepoche vom Heidenthum zum Chriſtenthum. In zwei Stücken der Sämunds-Edda erſcheint Loki oder Lodhur als hochangeſehenes, ſchöpferiſch und hilfreich wirkendes Mitglied der Aſenſchaft[1]). Der in ſeiner Geſtalt mythologiſirte Grundbegriff war wohl fraglos das Feuer und zwar in ſeiner zweiſeitigen Bedeutung als ſchaffende und vernichtende Macht. Später dann iſt in ihm der urſprünglich bloß phyſiſche Gegenſatz von Durſen und Aſen zum moraliſchen von gut und bös zur völligen Entwickelung gelangt. Die Snorra-Edda (§. 33) ſagt von ihm: „Noch zählt man Einen zu den Aſen, welchen einige den Verläſterer der Götter, den Anſtifter alles Betrugs und die Schande der Götter und Menſchen nennen. Sein Name iſt Loki und ſein Vater der Rieſe Farbauti, ſeine Mutter heißt Laufey. Loki iſt ſchmuck und ſchön von Geſtalt, aber böſe von Gemüth und ſehr unbeſtändig. Er übertrifft alle andern an Schlauheit und jeder Art von Betrug. Er brachte die Aſen in manche Verlegenheit, doch half er ihnen oft auch durch ſeine Klugheit wieder heraus.“ So man nun annehmen will, daß im Loki das böſe Princip der germaniſchen Religion zu erkennen ſei, wird man nicht überſehen können, daß dieſem heidniſch-germaniſchen Gegengott ein ſtarker humoriſtiſcher Zug anhaftet. Dieſer Zug, etwas Mephiſtopheliſches, kommt nachmals auch an dem jüdiſch-chriſtlichen Teufel des deutſchen Mittelalters mitunter zum Vorſchein und ſo weiſ't dieſer deutlich genug auf ſeinen heidniſchen Vorgänger zurück. Es kann ja überhaupt nicht beſtritten werden, daß zu der Kompilation des jüdiſch-chriſtlich-iſlamiſchen Teufels die verſchiedenen heidniſchen Religionen Beiträge geliefert haben.

---

[1]) Völuspa, 17—18. Thrymskvidha, 2 fg.

3.

Unſer guter alter Bekannter vom Katechismus her, der konventionelle und ordonnanzmäßige Teufel, wie ihn die katholiſche Kirche dogmatiſirt und die lutheriſche patentirt hat, iſt von Geburt Perſer, durch Adoption Jude, von Erziehung und Bildung Chriſt oder, wenn man will, Widerchriſt.

Allbekannt iſt, daß in dem altperſiſchen Religionsſyſtem, für deſſen Abſchlußgeber und Propheten der Sage zufolge Zarathuſtra (griechiſch Zoraſter) gilt, der Dualismus von Licht und Dunkel im phyſiſchen und im moraliſchen Sinn, der Gegenſatz von Optimismus und Peſſimismus, von Gott und Gegengott, zuerſt zur vollen Erſcheinung gekommen. Da, im alten Eran, trat dem guten Lichtgott Ahuramazda (Ormuzd) der böſe Gegengott Angramainyus (Ahriman) mit ganzer Beſtimmtheit und Schneidigkeit gegenüber. Hier alſo war die Geburtsſtätte unſeres gäng und gäben Teufels. Dem Schöpfer Ormuzd und ſeinen guten Genien (Amſchaſpands) ſtellt ſich vom Anfang an der Zerſtörer Ahriman mit ſeinen böſen Dämonen (Dews) feindlich entgegen. „Die Urwohnung Ahrimans, d. i. des Arggeſinnten, war mitten in der Urfinſterniß,“ heißt es in der Bibel der Parſen, im „Aveſta“. An einer andern Stelle deſſelben, da, wo davon gehandelt wird, wie der „Böſe“ den Weltſchöpfer Ormuzd in ſeinem Schöpferwerke zu ſtören verſucht, ruft Ahriman ſeinen Dews zu: „Auf und mir nach! Ich will dieſen Ormuzd und die Amſchaſpands beſtürmen, ich will ſie zu Paaren treiben.“ Weiterhin: „Danach ſtellte ſich Ahriman mit allen ſeinen Dews vor das Licht. Er ſah den Himmel. Die nur auf Zerſtörung ſinnenden Dews erwogen, wie ſie den Himmel vernichten könnten. Aber Ahriman allein gelang es, das Himmelsgewölbe zu durchbrechen, und dann ſprang er in Schlangengeſtalt durch den Riß hinab zur Erde.“ Die Vernichtung der ormuzd'ſchen Lichtwelt gelang nicht, wohl aber ihre Gefährdung, Störung und Verunreinigung, indem der „Arggeſinnte“ alle phyſiſchen und moraliſchen Uebel, Schäden und Leiden der neuen Schöpfung anheftete und einimpfte. Der jetzt anhebende Weltkampf zwiſchen Ormuzd und Ahriman endigt im hochidealiſch-optimiſtiſchen Sinne nicht nur mit der Beſiegung des Böſen und der Böſen, ſondern auch mit ſeiner und ihrer Läuterung und Verſöhnung, mit dem Aufgehen der Hölle im Himmel. So iſt der Ormuzdglaube fraglos das großartigſte Religionsgedicht, welches jemals erſonnen worden. Deutliche Nachklänge desſelben tönen uns noch aus dem herrlichen „Königsbuch“ des perſiſchen Mohammedaners Firduſi entgegen, welches Friedrich von Schack uns Deutſchen in ſo prächtiger Weiſe angeeignet hat.

Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß der Hebräismus in ſeiner älteren Geſtalt den Teufels- und Dämonenglauben ſo wenig kannte wie den Glauben an ein ſogenanntes Jenſeits. In der Anſchauung des alten Judenthums entſprang das Uebel in der phyſiſchen Welt gerade ſo dem Willen Jahve's wie das Gute. Das Böſe in der moraliſchen Welt war dem Hebräismus ein Willensakt des Menſchen. Engel wohl kannten die alten Hebräer, aber keine Dämonen. Die urſprüngliche Vorſtellung von den „Bene Elohim“, d. i. Söhnen oder Dienern Gottes, war einfach. Dieſe Engel waren Geſchöpfe Gottes, Boten Jahve's, Herolde ſeines Willens, Geleiter ſeiner Schützlinge, Vollſtrecker ſeiner Strafgerichte. Erſt in der nachexiliſchen Zeit, alſo höchſt wahrſcheinlich unter Einwirkung der perſiſchen Lehre von den Amſchaspands, wurde die jüdiſche Angelologie mannigfaltiger und gefiel ſich in ſo phantaſtiſchen Bildungen, wie z. B. in der grotesken der Cherubim. Während ihres babyloniſchen Exils wurden die Juden mit der zoroaſtriſchen Dämonologie bekannt und die perſiſchen Dews mögen ihnen Vorbilder zu ſolchen Dämonen-Geſpenſtern geworden ſein, wie im Buche Tobiä der wollüſtige Aſmodi eins iſt. Ob ſie aber auch den Fürſten der Dämonen, den Teufel — hebräiſch Satan, arabiſch Scheithan — aus Babylon mit in die Heimat gebracht, iſt doch nicht ſo ganz ausgemacht, obzwar höchſt wahrſcheinlich. Jedenfalls ſind ſie mit dieſer religiöſen Errungenſchaft ihres babyloniſchen Exils zunächſt ſehr vorſichtig umgegangen. Denn der jüdiſche Satan iſt anfänglich nur ein ſehr verblaſſtes Abbild des perſiſchen Ahriman. Nicht als Gegengott tritt er auf, ſondern als ein Dienſtmann, ſo zu ſagen als ein Poliziſt Gottes, wenn auch allerdings mit dem ahriman'ſchen Zug der Bosheit und der Schadenfreude ausgeſtattet. So iſt es ihm eine Luſt, den frommen Hiob mit grauſamen Proben zu plagen, freilich mit „Zulaſſung“ Gottes. Da, im Buche Hiob (Kap. 1) erſcheint der Verkehr Jahve's mit Satan noch ganz ſo, wie ein großer Herr mit einem vornehmen Diener, allfällig wie ein König mit ſeinem Polizeiminiſter verkehrt. Göthe hat bekanntlich die Scene im Hiob in ſeinem „Prolog im Himmel“ nachgeahmt: auch hier verkehren Gott und Teufel ganz kordial mitſammen. Selbſtſtändiger ſchon erſcheint Satan im 21. Kapitel vom 1. Buch der Chronik, allwo er „aufſteht wider Iſrael und dem David eingibt, daß er Iſrael zählen ließe.“ Jahve ſcheint nämlich einen böſen Zahn auf die Statiſtik gehabt zu haben, denn er nimmt dem David dieſe Volkszählung ſehr übel. Noch geſtörter erſcheint das Verhältniß zwiſchen Gott und Satan beim Propheten Zacharia (Kap. 3), wo das Band der Unterordnung, welches den Satan an Jahve knüpft, bereits gelockert iſt. Im apokryphiſchen Buche der Weisheit endlich (Kap. 2, 24) wird der Sündenfall des erſten Menſchenpaars und demzufolge der Tod ausdrücklich dem Teufel zugeſchrieben, während zwar im Beſuche Geneſis (Kap. 3) die Verlockung der Eva zum Genuſſe der verbotenen Frucht wohl auch ſchon der „Schlange" auf Rechnung geſetzt, dieſe aber noch einfach nur „das liſtigſte Thier des Feldes" genannt iſt. Von einer förmlichen Gegengottſchaft Satans iſt im ganzen Umfange des Alten Teſtaments keine Rede und erſt das ſpätere Judenthum hat, nach dem Abſchluß des altteſtamentlichen Kodex, ſeinen Satan vollſtändig im ahriman'ſchen Sinne zum Widerſacher Gottes, zum Gegengott gemacht. Der ſtrenge Monotheismus des echten Judenthums ſträubte ſich eben ſo lange als möglich gegen die Aufnahme der dualiſtiſchen Weltanſchauung. Noch der i. J. 37 n. Chr. geborene Flavius Joſephus wollte als rechter Jude nichts von dem Teufel wiſſen.

Dagegen geht dieſer im Neuen Teſtament überall mehr oder minder laut brüllend um. Da iſt der Dualismus bereits ganz obenauf und erſcheinen Welt und Menſchheit ſchon tüchtig verteufelt. Sehr oft tritt der Teufel auf bei den Synoptikern (Matthäus, Markus und Lukas). Der vierte Evangeliſt, welcher ja überhaupt viel geiſtvoller und gebildeter iſt als ſeine drei Kollegen, hat weniger mit dem Teufel zu thun und nennt ihn faſt diplomatiſch-höflich den „Fürſten der Welt". In der Apoſtelgeſchichte erſcheint er ebenfalls, aber noch häufiger in der ſogenannten Offenbarung Johannis („Apokalypſe", zur Zeit des Kaiſers Nero gedichtet). Viel macht ſich unter den Apoſteln mit dem Teufel namentlich Paulus zu ſchaffen, was ihm bekanntlich Luther nachgethan hat. Der Namen und Bezeichnungen, unter welchen der Teufel in den neuteſtamentlichen Schriften auftritt, ſind viele. Er heißt da Satan, Satanas, Diabolos, Beelzebul oder Beelzebub, einmal auch Belial, dann Fürſt der Dämonen, Fürſt dieſer Welt, Fürſt der Luft, der Feind ſchlechtweg, der große Drache, die alte Schlange. Die große Stelle, welche die Apokalypſe über ihn bringt (Kap. 12), lautet im Weſentlichen: „Und es erſchien ein anderes Zeichen im Himmel, und ſiehe, ein großer rother Drache, der hatte ſieben Häupter und zehn Hörner und auf ſeinen Häuptern ſieben Kronen. Und ſein Schweif ſchleifte hintendrein ein Drittel der Sterne und ſchleuderte ſie auf die Erde. . . . Und es erhub ſich im Himmel ein Streit und Michael und ſeine Engel ſtritten mit dem Drachen und der Drache und ſeine Engel ſtritten auch. Und ſiegten nicht, alſo daß ihre Stätte nicht mehr gefunden ward im Himmel. Und es ward aus dem Himmel geworfen der große Drache, die alte Schlange, ſo da heißt Diabolos und Satanas, welcher verführt die ganze Welt, und ward geworfen herab auf die Erde und wurden dahin geworfen ſeine Engel mit ihm.“

Da haben wir alſo die Beſiegung des Rebellen Satan und ſeiner Dämonen durch die himmliſchen Heerſcharen unter der Führung des Erzengels Michael, eine Scene, die ſpäter Milton zu einem großen Schlachtengemälde ausgedichtet hat[1]. Mit dieſem apokalyptiſchen Sturz Satans aus dem Himmel zur Erde wurde zur Zeit der ſpäteren Kirchenväter die Stelle beim Propheten Jeſaia (Kap. 14): „Wie biſt du gefallen vom Himmel, du ſchöner Morgenſtern!“ kombinirt, und weil römiſch der Morgenſtern Lucifer hieß, wurde den bisherigen Namen des Teufels dieſer neue hinzugefügt, obzwar es wunderlich, ja geradezu ſinnlos, den Dunkelgott einen „Lichtbringer“ zu nennen. Auf eine Sinnloſigkeit mehr oder weniger kommt es eben in dieſen phantaſtiſchen Regionen nicht an. Den Synoptikern zufolge hatte Jeſus häufige Begegnungen mit dem Teufel, bei welchen dieſer übelfuhr. Am übelſten dazumal in der Umgegend von Gadara, als der Sohn Gottes die Dämonen zwang, aus den von ihnen Beſeſſenen in die nahebei weidenden Säue zu fahren[1]). Aber die kulturgeſchichtlich wichtigſte neuteſtamentliche Kunde vom „böſen Feind“ iſt jene, welche die Verſuchung Jeſu durch den Satan in der Wüſte erzählt[2]). Denn hier liegt zweifelsohne die Wurzel vom ungeheuerlichen Upasbaume des mittelalterlichen Glaubens an ein Bündniß, an einen Vertrag von Menſchen mit dem Teufel, kraft welchen Vertrags der Menſch dem Teufel Huldigung leiſtet und eine natürlich mit der Verleugnung Gottes gleichbedeutende Anbetung weiht, der Teufel hinwiederum ſeinen Vaſallen und Anbeter mit den Gütern dieſer Welt belehnt. „Und Satan führte Jeſum mit ſich auf einen ſehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und ſprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, ſo du niederfällſt und mich anbeteſt“ — ſteht geſchrieben beim Matthäus. „Hierin liegt ſchon das Pactum, ſofern die Leiſtungen beiderſeitig ſind, und das Homagium, ſofern die Hoheit des Teufels anerkannt werden ſoll,“ hat Soldan richtig bemerkt[3]). Wie jedermann weiß, iſt die Scene, welche ſich zwiſchen Jeſus und dem Satan abſpielte, in der chriſtlichen Heiligenlegende zu gar häufiger Wiederaufführung gelangt. Vom Teufel verſucht zu werden und den Verſucher mit Glanz ab-

---

[1] Paradise lost, book 6.

---

1) Matth. 8, 28 fg. Mark. 5, 2 fg. Luk. 8, 27 fg.
2) Matth. 4, Mark. 1, 12 fg. Luk. 4.
3) Geſchichte der Hexenproceſſe, 1843, S. 138.

fahren zu laſſen, das gehörte ja zu den obligaten Abenteuern eines richtigen Heiligen.

Im neuteſtamentlichen Kanon findet ſich auch ein Hinweis auf den Urſprung Satans und ſeiner Dämonen. „Denn ſo Gott der Engel, die geſündigt haben, nicht geſchont, ſondern ſelbige mit Ketten der Finſterniß gebunden und in die Hölle verſtoßen hat" — heißt es in der 2. Epiſtel Petri (Kap. 2, 4). Demzufolge waren die Dämonen von Gott abgefallene Engel, und es ſcheint, daß dieſer Sündenfall ſchon im Buche der Geneſis angedeutet iſt, da, im 6. Kapitel, wo die Rede iſt von den „Gottesſöhnen, welche nach den Töchtern der Menſchen ſahen, wie ſie ſchön waren", und ſelbige heirateten. Der Fortgang der Erzählung thut deutlich genug dar, daß das ein Gräuel war vor dem Herrn. Jüdiſche Rabbinen und chriſtliche Kirchenväter haben von dieſer Verbindung himmliſcher Genien mit Erdentöchtern das große Schiſma im Himmel datirt und folglich die Entſtehung der Dämonenwelt, deren Fürſt Satan. Faſſen wir aber zuſammen, was uns alles im Neuen Teſtament vom Weſen und Wirken Beelzebubs und ſeiner Sippſchaft gemeldet wird, ſo gewinnen wir das Facit: Dem Reiche Gottes, durch Chriſtus geſtiftet, ſteht gegenüber das Reich des Teufels. Dieſer iſt der grimmige Feind Chriſti, der Widerſacher, Verſucher und Verderber der Chriſtgläubigen, welche er mittels tauſenderlei Liſt zu verleiten ſucht, vom

Gottesreich abzufallen und das Teufelsreich zu vermehren [1]).

Die weiſen, frommen, mehr oder weniger heiligen Kirchenlehrer der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, die „Kirchenväter“, gaben ſich redliche und anſchlägige Mühe, den Teufel, wie ihnen ſelbiger aus dem Alten und Neuen Teſtament überkommen war, großzufüttern, zu erziehen und allſeitig auszubilden. Juſtinus, Klemens der Alexandriner, Methodius, Irenäus, Origines, weiterhin Cyprian, Tertullian, Chryſoſtomus, Lactantius und Auguſtinus ſchulmeiſterten und dokterten an ihm herum. Auf dieſe Erziehung und Ausbildung hat früher der Gnoſticismus, ſpäter der Manichäismus bedeutſam eingewirkt. Irenäus war es, welcher den Demiurg der Gnoſis geradezu durch den Teufel erſetzte. Beim Juſtinus Martyr und beim Tertullian findet die Vorſtellung, daß der Teufel der Affe Gottes, der Teufelskult eine Karikatur des Gottesdienſtes ſei, zuerſt ihre beſtimmtere Faſſung und Begründung. Im großen und ganzen geht die Anſicht der Kirchenväter dahin, daß durch den Teufel, als durch den böſen Gegengott, die Sünde und der Tod in die Welt gekommen, daß dieſe ſichtbare Welt eigentlich ganz des Teufels ſei, daß das Satansreich dem Gottesreiche ſelbſtſtändig gegenüberſtehe, daß, wie namentlich Auguſtinus behauptet, dem Teufel, ſeit er die Menſcheneltern im Paradieſe zum Sündenfall verführt, ein volles Recht auf die Menſchen zukomme, daß aber ſchließlich das Teufelsreich dem Gottesreiche doch unterliegen werde und zwar infolge der Erlöſung der Menſchen durch den Opfertod Chriſti. Dieſe Beſiegung Satans wurde mitunter in abſonderlichen Bildern ausgemalt. So, wenn Papſt Gregor der Erſte (ſt. 604) den Teufel mit dem Leviathan des Buches Hiob vergleicht und ſelbigen durch Chriſtus mittels einer Angelruthe fangen läſſt. Noch Groteskeres weiß der griechiſche Mönch Johannes aus Damaskus (ſt. 754) vom Untergange Satans zu melden. Ihm zufolge ſtirbt nämlich der Teufel an einem furchtbaren Erbrechen, indem er alles, was er verſchlungen hat, wieder von ſich geben muß, nachdem er „den unſündlichen, lebendigmachenden Leib“, welchen Gott als Köder an ſeine Angel geſteckt, von dieſer weggeſchnappt hatte. Mittelalterliche Scholaſtiker haben ſich dann in weiteren Phantaſtereien von gleich gutem Geſchmack ergangen.

---

[1]) Vgl. Roskoff, Geſch. d. Teufels, I, 200 fg., wo die zahlreichen neuteſtamentlichen Belegſtellen zu dem von mir gezogenen „Facit“ verzeichnet ſind.

In den Grübeleien der Kirchenväter, wie der Scholaſtiker, muſſte ſich nothwendig immer die Frage regen: Woher und warum das Böſe? Wie verträgt ſich das Vorhandenſein desſelben mit der Allweisheit, Allmacht und Allgüte Gottes? Warum hat Gott mit den übrigen Engeln auch den geſchaffen, deſſen Abfall und Empörung er doch vorher wiſſen muſſte? Oder warum hat er den Rebellen nicht vernichtet? Warum ließ er ſeinem Gottesreiche gegenüber die Aufrichtung und den Beſtand eines Teufelsreiches zu? Da muſſte denn die theologiſche Erfindung der „Zulaſſung“ Gottes aushelfen. Gott ließ das Böſe und den Böſen zu, vernichtete den Rebellen Satan nicht, damit die Menſchen im Kampfe mit dem Teufel und ſeinem Reiche zu jener Reinheit und Tugendlichkeit ſich hinaufläutern, welche ſie zum Eintritt in das Gottesreich befähigt. Die Verſuchungen des heiligen Einſiedlers Antonius in der Wüſte durch eine ganze Schar von Höllengeiſtern — Athanaſius hat in ſeiner „Vita S. Antonii“ dieſe Verſuchungen ſehr draſtiſch beſchrieben und der Franzos Flaubert hat in unſeren Tagen dieſe Draſtik in ſeiner weitſchichtigen „Tentation de St. Antoine“ nachgeahmt — ſie widerſpiegeln recht deutlich die Vorſtellungen, welche im 4. Jahrhundert über die Wirkſamkeit des böſen Feindes umgingen, wie über die Pflicht des Chriſten, gegen dieſe Wirkſamkeit anzukämpfen. Eine originelle Anſicht über den Grund der göttlichen „Zulaſſung“ des Böſen findet ſich beim Gottfried von Viterbo (ſt. 1186), welcher in ſeiner in Verſen und Proſa geſchriebenen Weltchronik „Pantheon“ (I, 23) auch die Frage aufwirft, warum wohl Gott den Teufel geſchaffen, und darauf die Antwort gibt, das ſei geſchehen, weil Gott nach Malerart in ſeinem

Weltgemälde der dunklen Farben bedurfte, um die Wirkung der hellen zu verſtärken.

Ungefähr gleichzeitig mit den chriſtlichen Kirchenvätern machten ſich die jüdiſchen Rabbinen, welche mit der Sammlung, Sichtung und Ordnung der zum „Talmud“ vereinigten „Miſchna“ und „Gemara“ beſchäftigt waren, ebenfalls viel mit dem Teufel zu ſchaffen. Die eigenthümlichſte Geſtalt, um welche die Talmudiſten und Kabbaliſten die Dämonologie bereicherten, iſt meines Erachtens die Teufelin Lilith, Adams erſte Frau, mit welcher Vorgängerin der Eva er unzählige böſe Geiſter zeugte. Und aber der gute Adam ſei der, übrigens gleich ihm von Gott erſchaffenen, zankſüchtigen Lilith überdrüſſig geworden und habe ſich von ihr geſchieden. Darauf habe ſie ſich mit dem Samael, wie hier der Satan heißt, verheiratet und habe ſelbigem die Hölle auch heißer gemacht, als ihm lieb war.

Der arabiſche Scheithan oder Schaitan iſt niemals ein ſo großer Herr geweſen, wie der perſiſchjudiſche Satan und der chriſtliche Teufel. In der vorislamiſchen Zeit etwa vorgeſtellt als der Häuptling der geſpenſtigen Genien und Dämonen, der Dſchinnen, hat er offenbar auch dem Stifter des Islam keinen allzu großen Reſpekt eingeflößt. In dem Fünfſatz der großen Dogmen des Mohammedanismus figurirt der Teufel nicht. Der große arabiſche Prophet hat, wenn ich mich richtig ausdrücke, den Iblis, als blaſſen

Abklatſch des perſiſch-jüdiſch-chriſtlichen Satans, mehr nur achſelzuckend zugelaſſen als eindringlich ſtatuirt. Der Koran bemüht ſich ja faſt ängſtlich, zu verhüten, daß man den Widerſacher Gottes dieſem als gleichberechtigt zur Seite oder gegenüber ſtelle. Die dualiſtiſche Lehre vom Gott und vom Teufel wird nicht nur verworfen, ſondern geradezu als die unverzeihlichſte Sünde bezeichnet. In der 4. Sure vom Koran ſteht geſchrieben: „Wer Gott ein anderes Weſen zur Seite ſtellt, dem verzeiht er nicht; alle anderen Sünden außer dieſer verzeiht er. Sie (die Giaurs, die Ungläubigen) rufen neben ihm weibliche Gottheiten an" — (ein Stich auf den chriſtlichen Mariendienſt) — „und den rebelliſchen Satan. Ihn hatte Gott verflucht, worauf der Satan ſagte: Nun will ich einen beſtimmten Theil deiner Verehrer nehmen und verführen, ihnen verbotene böſe Begierden einhauchen und ihnen befehlen, Gottes Geſchöpfe zu miſſbrauchen. Wer nun neben Gott den Satan ſich zum Beſchützer wählt, der wird augenſcheinlich in ſein Verderben rennen. Der Satan verheißt den Menſchen wohl allerlei und regt ihre Begierden auf; aber was er verheißt, iſt nur Lug und Trug. Ihre Wohnung wird die Hölle ſein und ſie werden keine Ausflucht finden." Auch in den berühmten Stellen der 2., 7., 15. und 18. Sure, wo Allah Zwieſprache mit dem „Dſchinn" Iblis hält, iſt jener weit entfernt, dieſen als einen Gleichberechtigten ſich gegenüberzuſtellen.

Gott behandelt vielmehr den Teufel, der deutlich als ein vom Dſchinnenſtamm Entſproſſener bezeichnet wird, ſehr von oben herab, wie ein großer Herr einen verdroſſenen, ungehorſamen, eingebildeten und auflüpfiſchen Diener behandelt. Dann ſondert er ihn von den Engeln, jagt ihn aus dem Paradies und verbannt ihn zur Hölle, wogegen Iblis die Drohung ausſtößt, er werde alles aufbieten, die Menſchen zu verführen. Natürlich hinderte die nebenſächliche Behandlung Satans durch Mohammed die Mohammedaner nicht, nachmals einen berghohen Haufen von Teufelsmythen zuſammenzufabuliren.

In der Chriſtenheit ſtieg vom 4. Jahrhundert an das Anſehen Satans als des Gegengottes immer höher und ſtellte ſich auch die Vorſtellung von ihm als dem „Schwarzen“ mehr und mehr feſt. Bei uns in Deutſchland hieß der „übel Valant“, wie er im Nibelungenliede genannt wird, ſchon ziemlich frühzeitig im Mittelalter „der ſchwarze Höllenwirth“. Allmälig kamen zur Schwärze ſeiner Farbe die bekannten leiblichen Attribute, welche die vollſtändig ausgewachſene Teufelsgeſtalt zu einer ungeheuerlichen, halb menſchlichen, halb thieriſchen machten: Pferdefuß, Bocksohren, Hörner, Kuhſchwanz. Vorbilder zu ſolcher Ungeſtalt mögen die Satyrn und Faune der antiken Mythologie abgegeben haben. Früher noch trat der Teufel als „Hinkebein“ auf, was daher kam, daß er beim Sturz vom Himmel zur Hölle ein Bein gebrochen hatte. Auch als „rother“ oder „feuriger“ Drache liebte er ſich ſehen zu laſſen, wie er denn nach Bedarf der Umſtände ſeine Geſtalt vielfach wechſelte. In deutſchen Landen begegnet uns der völlig ausgereifte und ausgebildete Teufel bald in ſeiner höllenmajeſtätiſchen Gala, bald im einfachen Civilanzug als ſchwarzer Mann mit bleichem Geſicht, auch als ſchwarz geharniſchter Ritter, als flotter Junker, als grüner Jägersmann, als luſtiger Tänzer, als üppig-ſchönes Weib, als weißbärtiger Gelehrter — kurz, ſeiner Verwandlungen ſind zahlloſe. Denn zu den erwähnten kamen in Deutſchland und anderswo noch die Erſcheinungen des Teufels als Bock, als Hund, als Kater, als Froſch und als Kröte.

Ob ſich ein noch weiter zurückreichendes Beiſpiel von dem Bündniß eines Menſchen mit dem Satan als das von Baſilius dem Großen in ſeinen „Dialogen“ aus dem 4. Jahrhundert von ſeinem eigenen Diener Proterius erzählte nachweiſen laſſe, weiß ich nicht anzugeben. Baſilius wuſſte das „Pactum“ bei Zeiten rückgängig zu machen und den reuigen Teufelsbündler den Krallen des böſen Feindes zu entreißen. Für das früheſte Beiſpiel eines Bündniſſes mit dem Höllenkönig mittels förmlicher Verſchreibung (der Seele) gilt das des Theophilus von Adana aus der erſten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Der Fall iſt auch deſſhalb charakteriſtiſch, weil der dem Teufel Verſchriebene durch die Dazwiſchenkunſt der Jungfrau Maria gerettet wurde und ſeine gefährliche Unterſchrift zurückbekam. Von da an war die Mutter Gottes überhaupt ſo liebenswürdig, in ähnlichen Fällen häufig hilfreich zu interveniren. Zur Weiterbildung und kanoniſchen Fixirung der kirchlichen Lehre vom Teufelsbündniß trug ſehr viel bei das Auftreten der mittelalterlichen Ketzerſekten, der Katharer, der Apoſtelbrüder, der Waldenſer, der Stedinger. Denn die römiſche Kurie fand es bequem und zweckdienlich, die Ketzer als Teufelsgläubige und Teufelsbündler zu verſchreien, um ſie deſto nachdruckſamer verfolgen zu können. Papſt Gregor der Neunte hat bei dieſer Gelegenheit, mittels ſeiner i. J. 1233 gegen die Stedinger geſchleuderten Bulle, die Chriſtenheit mit den Myſterien des Teufelskultus bekannt gemacht. Dieſe päpſtliche Orakelung iſt darum doppelt denkwürdig, weil ſie zweifelsohne die Grundlinien zu dem ungeheuerlichen Phantaſieſtück enthielt, welches nach ſeiner Fertigzeichnung und Kolorirung unter dem Namen „Synagoga diabolica“ oder „Hexenſabbath“ in der endloſen Gemäldegalerie der menſchlichen Narrheit prangt, ein koloſſaler Höllenbreughel.

Zur Zeit, wo Gregor der Neunte ſeine Bulle von jenſeits der Alpen herüberſchickte, alſo in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts war der fanatiſche Glaube an die Ver- und Durchteufelung der Welt in der Chriſtenheit ſchon eine vollendete Thatſache. Will man erfahren, wie naiv dieſer Glaube ſich äußerte, muß man den „Dialogus miraculorum" des zwiſchen 1240—50 geſtorbenen Ciſtercienſermönchs Cäſarius von Heiſterbach leſen, dieſen wichtigen Beitrag zur Kultur- und Sittengeſchichte von dazumal[1]). Die Erzählungen des guten Priors bezeugen uns, daß die Menſchen jener Zeit überall und allzeit den Teufel ſahen, hörten, fühlten, rochen und ſchmeckten. Und Cäſarius iſt nur einer der vielen, vielen Zeugen hierfür. In der ganzen Literatur jener Zeiten, vorzugsweiſe natürlich in der kirchlichen, wimmelt und wuſelt es von Teufeln jeder Art und jeden Grades, lauter Abſplitterlinge vom Stamme Beelzebub, Heerſcharen Lucifers. Die „Pforten der Hölle" ſchienen nicht nur den Himmel, ſondern auch den „Fels Petri" zu überwältigen, das Reich Satans ſchien zur Univerſalmonarchie vorſchreiten zu wollen.

4.

So brachen denn die „Hochgezîten", nibelungiſch zu reden, die Jubeljahre, Feſttage und Luſtnächte des

---

[1]) Der „Dialogus" wurde zum erſtenmal 1591 in Köln gedruckt. Ebendort erſchien 1850 eine gute Ausgabe des Textes, beſorgt von J. Strange, in 2 Bänden. Wem das lateiniſche Original unzugänglich, mag verwieſen ſein auf die auszügliche deutſche Bearbeitung desſelben durch A. Kaufmann: — „Cäſarius von Heiſterbach", 2. Aufl. Köln 1862.

Teufels an. Er war jetzt in Wahrheit der „Fürſt dieſer Welt“. Für mehrere Jahrhunderte. Ihn zu glauben, war eine ſtrenge religiöſe Pflicht, ihn zu leugnen, ein todeswürdiges Verbrechen. Er war fraglos die erſte Lebensmacht, denn er beherrſchte die Gedanken der Menſchen und hielt ihre Seelen im Banne des Schreckens, ihre Sinne unter dem Joche der Furcht.

Unter ſothanen Umſtänden muſſte das Reich Gottes, dem der Untergang zu drohen ſchien, in ſchwere Angſt und große Sorge gerathen. Aber ſeine Streiter verzagten nicht, rüſteten eifrig zum Kampfe, pflanzten die Kreuzſtandarte auf und begannen „in hoc signo“ den großen Krieg gegen den Fürſten der Finſterniß und alle ſeine Dämonen, ſowie gegen ſeinen Anhang in der Menſchheit, gegen Ketzer und Ketzerinnen, gegen Zauberer und Hexen. Das heilige Offiz („sanctum officium“), gemeiniglich Inquiſition benamſet, war das große Arſenal, in welchem die Waffen gegen alle Teufelei, Ketzerei, Zauberei, Hexerei geſchmiedet und zum Gebrauche fertiggeſtellt, auch ſchon mit brennendem Eifer für das Reich Gottes geſchwungen und gezückt wurden. Aber es fehlte, wenigſtens bei uns in Deutſchland, noch der rechte Drang und Trieb zum Kampfe gegen den Satan und alle Satansgenoſſen. Das beſchwerte dem heiligen Vater und Statthalter Chriſti, Innocenz dem Achten, nicht wenig das Gemüth. Um ſich dieſer

Beſchwerniß zu ledigen, beſchloß er in ſeiner Unfehlbarkeit, einen großen Schlag zu thun. Am 5. December von 1484 ſchleuderte er ſein großes Kriegsmanifeſt, die Bulle „Summis desiderantes“, kraft welcher das ganze knieende und das geſammte ſitzende Heer, d. i. Kleriſei und Juriſterei, im deutſchen Reiche gegen den ſchwarzen Höllenwirth und deſſen Armada mobiliſirt wurde. Bevor aber der Krieg losgehen konnte, muſſte auch ein tüchtiger Feldzugsplan beſchafft werden. Dieſen beſchafften mitſammen die beiden klerikalen Generalſtäbler Jakob Sprenger und Heinrich Krämer (Inſtitor), Inquiſitoren für Rheinland und Oberdeutſchland, nämlich den „Malleus maleficarum“, den Hexenhammer, welcher zuerſt in Köln 1489 (?) und dann wiederholt gedruckt, die Hexen, die Zauberer, die Ketzer und deren Herrn und Meiſter ſelbſt, den Teufel, zerhämmern und zermalmen ſollte. Nach Anleitung dieſes Plans konnten die Streiter vom knieenden und vom ſitzenden Heer, die Schwarzflaggen und die Rothflaggen, zu „Malefizgerichten“ organiſirt, den Krieg gegen das „ausgelaſſene wüthige Teufelsheer“, wie der große Zauberer- und Hexenkenner Bodinus („De magorum daemonomania“) es beſchrieben hat, anheben und fortführen, den längſten und fürchterlichſten Krieg, ſo jemals unſer Land mit Qualen und Tod, mit Brand und Mord heimgeſucht und deutſchen Boden mit Blut und Thränen befeuchtet hat. Ich darf mich enthalten, dieſen Krieg, ſonſt gewöhnlich der Hexenproceßgräuel geheißen, hier zu ſchildern, da ich auf die anderwärts, wiederholt und nach den zuverläſſigſten Quellen und Hilfemitteln von mir gegebenen Darſtellungen deſſelben verweiſen kann [1]).

Das Scheuſäligſte im Hexenwahn war die teufliſche Buhlſchaft. Der böſe Feind machte ſich als „Incubus" oder „Succubus" zum Buhlen der Mitglieder ſeiner Gemeinde. Die Verleugnung Gottes (und Marias) war die unumgängliche Bedingung eines Pactums mit dem Teufel, die Buhlerei mit ihm die Beſiegelung des Vertrags. Zu koloſſaler Wüſtheit ſchlug ſie aus in den Orgien des Hexenſabbaths. Da, in der Walpurgisnacht, ſitzt der Fürſt der Finſterniß der Feſtverſammlung der Zauberer und Hexen vor auf einem Throne von Ebenholz, düſter majeſtätiſcher Haltung, halb ein ſchwarzer Mann, halb ein ſchwarzhaariger Bock. Seine Füße gleichen Gänſefüßen, ſeine Finger laufen in Geierkrallen aus, am Kinn hat er einen Bocksbart, am Rücken einen langen Kuhwedel. Er trägt eine aus Hörnern gebildete Krone, außerdem noch zwei Hörner am Hinterkopf und ein großes Horn mitten auf der Stirne. Von dieſem Stirnhorn geht ein Schein aus, der heller iſt als der Mond und auch die großen runden Eulenaugen ſtralen in ſchreckhaftem Glanz. Ein netter Herr, das muß man ſagen, vollends als Galan gedacht.

---

[1]) Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte, 8. Aufl. (1882), S. 365 fg. Geſchichte der deutſchen Frauenwelt, 4. Aufl. (1879), Bd. II, S. 136 fg. Germania, 4. Aufl. (1884), S. 220 fg.

Die Reformation hat den wilden Brand der Teufels-, Zauber- und Hexenfrage nicht gelöſcht. Im Gegentheil, ſie hat denſelben noch mehr angefacht, weil die Proteſtanten mit den Katholiken wüthend wetteiferten, das Reich Gottes gegen das Reich Satans zu vertheidigen und zu ſtärken, d. h. Zauberer und Hexen zu verbrennen. Es hat bekanntlich nie einen Menſchen gegeben, der ſtandhafter an die Macht und Pracht des Teufels geglaubt hätte als der Doctor Luther. Sein ganzes Leben lang hat er ſich mit dem böſen Feinde herumgehauen. Mitunter nahm dieſer Kampf abſonderliche Formen an. Mit verblüffender Ernſthaftigkeit erzählt uns Luther¹), wie eines Nachts auf der Wartburg ihm der Teufel über ſeinen Vorrath an Haſelnüſſen gekommen und deren „eine nach der andern mächtig hart an die Balken der Schlafkammer quitzte". In Erwiderung einer ähnlichen Freundlichkeit warf dann der Doctor dem Satan das bekannte Dintenfaß an den Kopf. Was ſich liebt, neckt ſich. Der Höllenkönig machte ihm häufig und in verſchiedenen Geſtalten ſeine Aufwartung. In Koburg einmal in Geſtalt eines Sterns,

---

1) Luthers Tiſchreden (1576), Fol. 205 b.

in ſeinem Garten zu Wittenberg ein andermal als ſchwarze Wildſau. Das Papſtthum war dem weiland Auguſtinermönch bekanntlich eine ſataniſche Gründung. Noch unlange vor ſeinem Tode ließ er die „fromme und nützliche“ Brandſchrift „Wider das Papſtthum zu Rom, vom Teufel geſtift“ ausgehen. Nächſt dem Teufel und dem Papſt, item auch allen, welche nicht an ſeine Unfehlbarkeit glauben wollten, hatte er inſonderheit die Juden auf dem Rohr und — die Vernunft. Dieſe war ihm, welcher dem abgeſchmackten Aberglauben bornirter Lutheraner zufolge „der Begründer der Denkfreiheit in Deutſchland“ geweſen, wie Gift und Galle zuwider. Noch in ſeiner letzten, am 17. Januar von 1546 zu Wittenberg gehaltenen Predigt fuhr er mit den unflätigſten Schimpfworten gegen die Vernunft los und ſchalt ſie „des Teufels Braut“, „die ſchöne Metze“, „die höchſte Buhle, die der Teufel hat“ [1]. Das ſcheint Beelzebub übelgenommen zu haben. Wenigſtens ſieht es faſt ſo aus, als hätte er ſeine beſchimpfte „Braut“ rächen wollen, wenn er bald darauf, als Luther in Eisleben auf dem Sterbebette lag, vor dem offenen Fenſter der Kammer auf dem Rohrbrunnen hockte und ſeinem großen Bekämpfer, nach deſſen eigener Ausſage, zum Spott und Tort ſeinen Unausſprechlichen wies [2].

---

[1] Luthers Sämmtl. Werke, Ausgabe von Plochmann und Irmiſcher, 1826 fg. XVI, 142 fg.

[2] Neudeckers Ausgabe von M. Ratzebergers handſchriftl.

Zur Zeit, wo alſo „die Welt voll Teufel war“, hat auch der Großmeiſter der „ſchwarzen Magie“ gelebt, der vielberufene Doctor Fauſt, der in Wahrheit und Wirklichkeit ein Zeitgenoſſe der Reformatoren und ein Landsmann Melanchthons geweſen iſt, weitum berühmt als „Wunderarzt“, von der urtheilsloſen Menge als Zauberer angeſtaunt und als Teufelsbündler verabſcheut, von den wenigen Denkenden für einen Schwindler gehalten. Die fabulirende Volksphantaſie machte dieſen Mann zum Mittelpunkte der geſammten deutſchen Zauberſage und Göthe hat ihn dann zum Helden einer poetiſchen Schöpfung gemacht, welche mit Fug und Recht das Univerſalgedicht des modernen Weltalters zu heißen verdient. Der wirk-

---

Geſchichte Luthers, S. 133, citirt von Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes, III, 538. Dieſes Buch liefert, nebenbei bemerkt, wieder einmal den Beweis, daß es aus dem Walde herausſchallt, wie man hineinſchreit. Auf die ſo lange betriebene einſeitig-lutheriſche Darſtellung der Reformationsgeſchichte iſt jetzt eine einſeitig-katholiſche gefolgt, der lutheriſchen Verhimmelung Luthers die katholiſche Verhöllung. Für Geſchichtekenner, welche ja wiſſen, was ſie hier davon und dort dazuthun müſſen, hat übrigens Janſſens kenntnißreiches, fleißiges und gutgeſchriebenes Buch viel Anziehendes und Anregendes. Traurig genug freilich, daß noch an des 19. Jahrhunderts Neige die alte Stänkerei und Zänkerei vonwegen Roms und Wittenbergs noch immer fortwährt auf deutſchem Boden. Noch trauriger, daß mit Beſtimmtheit vorauszuſehen und vorauszuſagen, der Stank und Zank werde noch lange, lange rumoren, alldieweilen die Dummheit währet ewiglich.

liche Doctor Fauſt ſcheint häufig in der Gegend von Wittenberg ſein Weſen getrieben zu haben. Schon das älteſte, in Frankfurt a. M. 1587 gedruckte Fauſtbuch, welches, zuſammengehalten mit den angeblich vom Fauſt herrührenden Zauberſchriften, einen deutlichen Einblick in den Teufels- und Zauberglauben unſeres Volkes gewährt, verlegt den Abſchluß von des Doctors Bündniß mit dem böſen Feind in einen „dicken (dichten) Wald, der bei Wittenberg gelegen iſt“, und in dem Dorfe Rimlich bei dieſer Stadt ſpielt auch die letzte Scene von Fauſts gräulichem Lebenslauf, d. h. er wird dort, nachdem ſein Pactum abgelaufen, in erſchrecklicher Weiſe vom Teufel geholt. Das iſt ihm dann bei den Aufführungen des alten Puppenſpiels von Doctor Fauſti Leben, Thaten und Höllenfahrt nachmals noch unzähligemale widerfahren [1]. Da, wo das älteſte Fauſtbuch erzählt, wie ſich der Doctor dem Teufel zuſchwor und verpfändete, erhaſchen wir ein Bild von der Erſcheinung des Fürſten der Finſterniß. Nachdem Fauſt in dem erwähnten Walde ſeinen Zauberkreis gezogen und die Beſchwörung begonnen hatte, machte der Teufel zunächſt ein „groß Geplerr“. Hierauf, als der Doctor mit ſeinen Beſchwörungsformeln fortfuhr, „ließ es ſich ſehen, als wann ob dem Cirkel ein Greiff oder Drach ſchwebete vnd flatterte. Wann dann Dr. Fauſtus ſeine Beſchwerung brauchte, da kirrete das Thier jämmerlich. Bald darauf fiel drey oder vier klaffter hoch ein feuwriger Stern herab, verwandelte ſich zu einer feuwrigen Kugel, daß dann Fauſt gar hoch erſchracke, jedoch liebete jm ſein fürnemmen. Beſchwur alſo dieſen Stern zum erſten, andern und dritten mal, darauff gieng ein Fewerſtrom eines Mannes hoch auff, ließ ſich wider herunder, vnd wurden ſechs Liechtlein darauff geſehen. Einmal ſprang ein Liechtlein in die Höhe, dann das ander hernider, biß ſich's enderte und formierte in Geſtalt eines feuwrigen Manns. Dieſer gieng um den Cirkel herumb ein viertheil ſtund lang. Bald darauf endert ſich der Teuffel vnd Geiſt in Geſtalt eines grawen Mönchs, kam mit Fauſto zu ſprach vnd fragte, was er begerte."

---

[1] Ueber die alte Fauſtliteratur ſ. **Gödeke**, Grundr. zur Geſch. d. deutſchen Dichtung, I, 421 fg.

Die deutſche Volksphantaſie hat demnach den Teufel geſtaltet als das halbmenſchliche und halbthieriſche Ungethüm, als welches wir ihn beim Hexenſabbath den Vorſitz führen ſahen, dann in der Fauſtſage als Greifen oder Drachen, als feurigen Stern, als feurige Kugel, als ſteigenden und fallenden Feuerſtrom, als feurigen Mann und als grauen Mönch. Vielleicht iſt es darum hier angezeigt, von unſerem biographiſchen Wanderweg etwas abzuſchwenken, um uns umzuſehen, in welchen Weiſen und Wandelungen Satan bei den Dichtern verſchiedener Völker und

Zeiten ſeine Epiphanie bewerkſtelligte. Dazu iſt jedoch anzumerken, daß die vorzunehmende Muſterung keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit macht.

5.

Auf der mittelalterlichen Myſterienbühne verführte der Teufel bekanntlich einen großen Rumor. Die Teufelsmaſken waren da von abſchreckender Häſſlichkeit und mit Pferdefüßen, feuerſpeienden Rachen, fletſchenden Wolfszähnen, Hörnern und Schwänzen wurde ein großer Aufwand getrieben. Trotz alles dieſes theatraliſchen Spuks und Trödels geben uns die Texte der Myſterien, deutſche, franzöſiſche, italiſche und engliſche, nur ein unbeſtimmtes Bild vom Satan. Anſchaulicher laſſen die ſpaniſchen Autos den böſen Feind in die ſinnliche Erſcheinung treten; aber auch dieſe geiſtlichen Spiele bieten nichts des Neuen, Eigenartigen, was über die Vorſtellungen hinausginge, welche ſich die mittelalterliche Volkspoeſie ſo ziemlich übereinſtimmend von der Figur und dem Auftreten Lucifers gebildet hatte. Das ſpätere Volksſchauſpiel, wie es bei uns namentlich der treffliche Hanns Sachs literariſch fixirte und kultivirte, kennt einen ſo zu ſagen harmloſen und luſtigen Teufel. Denn da tritt ſelbiger nicht ſelten als Spaßmacher auf und gebärdet ſich ganz hannswurſtig. Offenbar regte ſich gerade zur Zeit, wo Luther die Menſchen mit ſeiner ewigen Teufelei ängſtigte, das Bedürfniß, dieſe Teufelsangſt ſich von der Bruſt wegzulachen, und dieſem Bedürfniß kamen die Poeten entgegen, indem ſie den Teufel in komiſcher ſtatt in tragiſcher Beleuchtung zeigten. Anläufe zur komiſchen Verwerthung des Teufelsglaubens finden ſich übrigens ſchon bei unſern mittelalterlich-mittelhochdeutſchen Schwankdichtern. Ich erinnere nur an den grotesken Schwank von „Des tiufels ahte“ (Geſammtabenteuer, II, 127), welches Thema ungefähr gleichzeitig Boccaccio im ausgelaſſenſten Stücke des Dekamerone, in der Novelle vom „rimettere il diavolo in inferno“, behandelte und das ſpäter der Franzos Lafontaine in ſeinen „Contes“ und der Italiener Caſti in ſeinen „Novelle galanti“ wieder aufnahm. Wo in unſerer mittelhochdeutſchen Novelliſtik vom „böſen Valant“ ernſthaft gehandelt wird, ſuchen wir vergeblich eine anſchauliche Schilderung deſſelben. Man muß mit ganz flüchtigen Andeutungen fürlieb nehmen. In der ſchönen Erzählung von „Adam und Eva“ z. B. — welche Erzählung (Geſammtabenteuer, I, 5) die koloſſale mittelalterliche Naivität enthält, daß der Erzengel Michel bei der Eva das Amt einer Hebamme verſieht — heißt es von dem Teufel kurz und einfach:

„Er machte ſich in engels ſchin,
Als er ein engel wäre,
Der valſche lugenäre.“

Im Bereiche der Kunſtdichtung hat zuerſt Dante ein beſtimmt umriſſenes und anſchaulich gemaltes Bild vom Höllenkönig geliefert, und zwar im 34. Canto des „Inferno“, welcher anhebt mit den Worten „Vexilla regis prodeunt inferni“. Da zeigt Vergil dem Geliebten der Beatrice den Dis:

„Lo 'mperador del doloroso regno
Da mezzo 'l petto uscia fuor della ghiaccia,
E più con un gigante i' mi convegno,
Che i giganti non fan con le sue braccia“ —

welcher mit dieſer giganteſken Ungeheuerlichkeit des Wuchſes die einer entſprechenden Häſſlichkeit verbindet: —

„Oh, was ein großes Wunder er mir däuchte,
Als drei Geſichter ich an ſeinem Haupt ſah;
Das eine vorn, und es war dieſes glutroth.
Zwei andre aber ſchloſſen ſich an jenes
Ueber der Mitte von jedweder Schulter
Und einten dann ſich in der Scheitelgegend.
Das rechte ſchillert zwiſchen weiß und gelblich,
Das linke war zu ſchauen wie Geſichter,
Die dort herkommen, wo der Nil zu Thal geht.
Und unter jedem hub zwei große Flügel
Er, wie ſie ziemten ſolchem Vogel:
Meerſchiffeſegel ſah ich nie ſo große.
Nicht waren ſie befiedert, ſondern der Art
Wie die der Fledermäuſe; damit flattert'
Er ſo, daß von ihm gingen drei der Stürme,
Die den Kokytus machten ganz gefrieren.
Aus den drei Paaren ſeiner Augen weint' er,
Daß Thränen ihm und blutiger Geifer über

Die Dreizahl ſeiner Kinne niedertropften.
In jedem ſeiner Mäuler mit den Zähnen
Malmt' einen Sünder er wie in der Stampfe" —

und zwar waren dieſe drei Gepeinigten Judas Iſkariot, Brutus und Caſſius, gewiß eine abſonderliche Zuſammenkoppelung. Ueberhaupt iſt der dante'ſche Satan weit mehr nur eine groteske als furchtbare Bildung. Das Rieſige ſeiner Erſcheinung mag verblüffen, aber die bunte Detailmalerei, welche der Dichter auf ihn verwandt hat, läſſt kein Grauen aufkommen. Er erinnert an die Schauſtücke eines Wachsfigurenkabinetts. Auch Taſſo hat es nicht verſtanden, einen Höllenkönig zu dichten. Im 4. Canto ſeines Befreiten Jeruſalems will er uns die „Orrida maestà" vorführen: —

„Den ſtolzen Geiſt erhebt dem Schreckenvollen
Der Ungeſtalt furchtbare Majeſtät.
Der rothen Augen Paar, von Gift gequollen,
Flammt wie ein unheilbringender Komet.
Sein Kinn umhüllt ein Bart, der, dick geſchwollen,
Bis auf die borſtige Bruſt herniederweht.
Es öffnen ihm gleich ungeheuren Tiefen
Die Kiefern ſich, die ſchwarz von Blute triefen."

Der reine Popanz! Eine fürchterliche — Vogelſcheuche, weiter nichts. Engliſche Dichter wuſſten mit der Nachſchaffung des Teufels beſſer umzugehen. Sie verfuhren dabei ſpiritualiſtiſcher als die italiſchen. Sie ließen, wenn ich ſo ſagen ſoll, durch die Schwärze des hölliſchen Phantoms einen Stral der urſprünglich erzengelhaften Natur des Rebellen gegen Gott brechen. Dies bemerken wir ſchon an dem Mephiſtopheles des Chriſtover Marlowe, welcher ſeine im September 1594 zum erſtenmal aufgeführte „Tragical history of D. Faustus“ unzweifelhaft nach dem älteſten deutſchen Fauſtbuch gearbeitet hat. Miltons Satan ſodann iſt eine gigantiſche Geſtalt, nicht allein materiell, ſondern auch geiſtig genommen. Sehr weislich hat der Dichter des „Paradise lost“ ſich gehütet, die Umriſſe ſeiner Satansfigur ſcharf zu zeichnen. Auch läſſt er ſie ſtets in einem Halbdunkel. Durch beides erhöht er den Eindruck der Rieſenhaftigkeit, welchen wir von der Erſcheinung des Höllenkönigs gewinnen, der von dem ſchaurigen Hauch des Dämoniſchen voll umwittert iſt, gerade wie die Eva des Dichters von dem ganzen Zauber des Holdſeligen überglänzt erſcheint. Dieſe zwei Geſtalten, Eva und der Satan, ſind die einzigen in dem großen Gedicht, welche uns wirkliche Theilnahme einflößen. Schade übrigens, daß Milton, wie nirgends, ſo auch in der Schilderung ſeines Satans — die berühmteſten Stellen ſind bekanntlich Buch 1, V. 193 fg., V. 284 fg. und B. 2, V. 629 fg. — die Einbrockung gelehrter und theologiſcher Reminiſcenzen in den Strom ſeiner Phantaſie nicht laſſen kann. An allen drei Stellen wird aber dieſer ſtörenden Zuthaten ungeachtet das Gefühl des Ungeheuren in uns erregt, ſei es, daß wir den „superior fiend“ an dem Flammenſee rieſig hingeſtreckt betrachten oder mitanſehen, wie er von dort ſich erhebt und aufbricht: „His ponderous shield hung on his shoulders like the moon“ — oder daß wir ihn auf ſeinem Flug durch das Chaos zur Hölle begleiten. Einen dichteriſch ſehr achtungswerthen „Lucifer“ hatte ſchon vierzehn Jahre vor der Geburt des milton'ſchen der Holländer Joſt van den Vondel geſchaffen. Dagegen iſt, mit dem Satan des Engländers verglichen, der unſeres Klopſtock doch ein trauriger Geſelle, all dem raſſelnden Wortſchwall zum Trotz, den er von ſich gibt. Vollends einen ſentimentalen Teufel zu kneten, wie der klopſtock'ſche Abadonna einer iſt, darauf konnte doch nur ein deutſcher Magiſter verfallen.

Weitaus der bedeutendſte Satansdichter der Neuzeit iſt Byron, ſofern nämlich vom Teufel als von einer pathetiſchen Erſcheinung die Rede. Byrons Lucifer in dem Myſterium „Cain“ und ſein Satan in der „Vision of judgment“ müſſen dem Geiſtvollſten und Erhabenſten beigezählt werden, was überhaupt in der Sphäre des Geiſterweltlichen gedichtet iſt. Lucifers Auftreten im Kain athmet die ganze Macht des Geheimnißvollen: —

„Wer naht dort? Die Geſtalt gleicht der von Engeln,
Nur düſtrer, ſtrenger iſt dies Geiſterweſen
Zu ſchau'n.' Warum denn beb' ich und warum
Sollt' ich ihn mehr als andre Geiſter fürchten,
Die ich die Flammenſchwerter täglich vor
Den Thoren Edens ſchwingen ſeh'?

Was zittre ich vor ihm, der hier ſich naht?
Doch mächt'ger ſcheint er und nicht minder ſchön
Als ſie, und dennoch lange nicht ſo ſchön,
Wie er wohl war und noch ſein könnte. Gram iſt
Hier mit Unſterblichkeit gepaart“ —

wogegen in der Gerichtsviſion mit unvergleichlicher, ſo ſtraff in keiner Ueberſetzung wiederzugebender Markigkeit in der Erſcheinung Satans die volle Wucht des Materiell-Furchtbaren zum Ausdruck kommt:

„But bringing up the rear of this bright host
A spirit of a different aspect waved
His wings, like thunder-clouds above some coast
Whese barren beach with frequent wrecks is paved;
His brow was like the deep when, tempest-toss'd;
Fierce and unfathomable thoughts engraved
Eternal wrath on his immortal face,
And where he gazed a gloom pervaded space.“

Ein Landsmann und Zeitgenoſſe Byrons, George Croly, hat ebenfalls ein Satansbild ausgeſtellt, eins der gelungenſten aller vorhandenen, wie mir ſcheint. Groß ſind darin beſonders dieſe Züge:

„Aus der gekrümmten Lippe ſpricht
Die Rachgier, doch die Klage nicht.
Die mächt'ge Wang' iſt feſt, obgleich
Vom Feuerhagel wund und bleich;
Auch laſſen drauf ſich, wild und ſchön,
Die Trümmer eines Cherubs ſeh'n.
Es ſchmückt dein Haupt kein Kronenglanz,
Im Aug' doch lebt der Herrſcher ganz;
Die Größe bleibt dir für und für,
Der Hölle Volk gehorchet dir;

Geſtürzt, verbannt, der Himmel Spott
Zwingſt dû doch alles, nur nicht Gott."

Unter den franzöſiſchen Poeten wüſſte ich keinen Teufelſchöpfer von Bedeutung namhaft zu machen. Hugo hat in ſein Reiſebuch „Le Rhin" ein „Märchen" eingewoben — (das ganze Buch iſt eigentlich ein Märchen, inſofern es von märchenhafter Unwiſſenheit und Anmaßung bombaſtiſch zeugt) — in welchem auch der Teufel eine Rolle ſpielt. Ein richtiger Hampelmann von Teufel, aus Pappendeckel geſchnitten, grell angeſtrichen, läppiſch. Beſſer hat es Hugo in der dritten Nummer vom erſten Buch ſeiner „Légende des siècles" getroffen. Sein dort auftretender „Iblis" ſpielt zwar Gott gegenüber eine jämmerliche Rolle, aber die ganze Scene iſt groß angelegt und geiſtvoll durchgeführt.

In der ſpaniſchen Literatur hat, wie bekannt, die Teufelsidee ihre vollendetſte poetiſche Verwirklichung gefunden in Calderons „Magico prodigioso". Sehen wir von dem ſpaniſch-katholiſchen Kolorit und Koſtüm ab, ſo muß uns vieles in dieſer Märtyrer-Tragödie wie ein vorweggenommener Fauſt vorkommen. Auch Calderon macht ja ſeinen Teufel nicht zum Sieger, ſondern zum Beſiegten, welcher, nachdem er ſich als reichgekleideten Caballero eingeführt hat, zuletzt, um für Cyprián und Juſtina Zeugniß abzulegen, gezwungen wird, über dem Blutgerüſt, worauf jene den Märtyrertod erleiden, in ſeiner hölliſchen Mißgeſtalt zu erſcheinen:

„Kaum ſieht man am Hochgerichte
Bluten unterm Henkerſchwert
Cyprianus und Juſtina,
Als ein Sturmwind niederfährt
Auf die Erd' und eine Wolke,
Deren Glutenſchoß beſchwert
Iſt mit Donnern und mit Blitzen,
Praſſelt nieder, und ein gräſſlich
Miſſgeſtaltet Scheuſal gährt
Aus der Wolke, das auf ſchupp'ger
Schlange grimmig niederfährt.“

Göthe's Mephiſto, bekanntlich zuerſt als Hund, dann als fahrender Scholaſt, hierauf als modiſcher Junker und weiterhin in allerhand Maſken erſcheinend, iſt, obzwar urſprünglich („Prolog im Himmel“) dem Satan im Buche Hiob nachgebildet, ein ganz und gar moderner Teufel, welcher die finſter-majeſtätiſche Ahrimansmiene abgelegt hat. Er repräſentirt nicht die erhabene Seite der Satansidee, ſondern die ſkeptiſch-humoriſtiſche. Er iſt vor allem Ironiker und das gerade macht ſeine Originalität aus. Wenn aber dieſer humaniſirte Teufel, dieſer geiſtreiche Skeptiker, kauſtiſche Kritiker und geriebene Weltmann ſich ſchließlich in nicht eben feiner Weiſe nasführen und prellen läſſt, ſo muß das, die Lobpreiſer des zweiten Theils vom Fauſt mögen ſagen, was ſie wollen, auf Unbefangene den Eindruck machen, der Dichter habe ſeinem Geſchöpf entſchiedenes Unrecht angethan. Der Mephiſto des erſten Theils hätte ſich ſicherlich nicht ſo ſchmählich abführen laſſen. In dem Fauſtroman von Göthe's Jugendgenoſſen Klinger „ſchlägt der Teufel den Mantel zurück und ſteht in erhabener, ſtattlicher, kühner und kraftvoller Geſtalt vor dem Zauberkreiſe. Feurige, gebieteriſche Augen leuchten unter zwei ſchwarzen Brauen hervor, zwiſchen welchen Bitterkeit, Haß, Groll, Schmerz und Hohn dicke Falten zuſammengerollt haben. Dieſe Furchen verlieren ſich in einer glatten, hellen, hochgewölbten Stirne, die von dem Merkzeichen der Hölle zwiſchen den Augen ſehr abſticht. Eine feingebildete Adlernaſe zieht ſich gegen einen Mund, der nur zu dem Genuſſe der Unſterblichen gebildet ſcheint. Er hat die Miene der gefallenen Engel, deren Angeſichte einſt von der Gottheit beleuchtet wurden und die nun ein düſterer Schleier deckt." Da haben wir eine jener Schildereien, die mit vielen Worten nichts ſagen. Dieſer Klinger'ſche Teufel iſt nur ein Schemen. Wie anders der göthe'ſche! — ich meine natürlich immer den Mephiſto des erſten Theils der Fauſtdichtung. Der ſteht in unverwiſchbarer Draſtik vor unſern Augen, obzwar ſein Schöpfer nur dann und wann ein raſches Streiflicht auf ſein Aeußeres fallen läſſt. Die Sache iſt, Göthe hätte ſeinen Mephiſto geſchaut, bevor er ihn ſchuf, während Klinger mittels einer Verſtandesoperation einen Teufel konſtruirte, wie er allenfalls ſein könnte. Jener iſt alſo ein Werk der Intuition, dieſer eine Machenſchaft der Reflexion.

Die nachgöthe'ſchen in Deutſchland gedichteten Teufel wollen nicht viel bedeuten, einen ausgenommen, den von Immermann im Vorſpiel zum „Merlin" vorgeführten Satan. Dieſer „Fürſt im finſtern Land" glüht vom echten Höllenfeuer und es thut ſeiner Gewaltigkeit keinen Eintrag, wenn er als Affe Gottes handelt. Das „Vorſpiel" iſt überhaupt ein genialer Wurf. Ich ſtehe nicht an, zu ſagen, daß in dieſer Sphäre ſeit der Schlußſcene vom erſten Theil des Fauſt nichts ſo Großartiges geſchaffen worden. Der Teufel in Klingemanns verſchollenem Fauſt iſt nicht einmal ein ordinärer Theaterteufel, ſondern nur die ſchwarze Marionette des alten Puppenſpiels, durch ein Vergrößerungsglas angeſehen. Hauff ließ bekanntlich den Satan als Memoirenſchreiber auftreten und es ſind etliche Züge friſchen Humors in dieſen Memoiren; allein die Trivialität überwiegt. Von dem Mephiſtopheles in Lenaus Fauſt gilt, was der ſtramme Görg, die beſte Figur der ganzen Dichtung, in der Matroſenſchänke zu ihm ſagt:

„Ihr ſeid mir der fatalſte Wicht,
Der mir vorkam in meinen Tagen" —

und gerade ſo unzulänglich wie der Teufel iſt auch der von ihm verführte Fauſt. Es war eben ein Fehlgriff des großen Lyrikers, dieſer lenau'ſche Fauſt. Genieblitze zwar zucken viele darin auf, aber das

Ganze iſt epigonenhaft ſchwächlich und zerfahren. Ebenſo wenig imponirt uns der Teufel Grabbe's, weder der in „Don Juan und Fauſt“, noch der in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. Jener iſt nur ein trauriger, aber kein tragiſcher, dieſer bloß ein dummer, aber kein komiſcher Teufel. Da hat es der Pole Mickiewicz ganz anders und viel beſſer angegriffen, in ſeiner prächtigen Ballade von der „Frau Twardowſka“, den komiſchen Momenten, welche in den vielen Sagen vom geprellten Teufel liegen, zur poetiſchen Wirkung zu verhelfen. Anzuerkennen dagegen iſt, daß Grabbe in ſeiner großen Beſchwörungsſcene im Don Juan und Fauſt (A. 1, Sc. 2) die uralte Vorſtellung von Satans Schlangengeſtalt gut zu verwerthen wußte: —

> „Schau, da kommt es, kommt es! Eine Schlange
> Mit gelbem Auge, ſchuppig, mit dem Schweif
> Die Sterne peitſchend und den Tartarus,
> Bewegt ſich her — die Luft wird mir zu enge —
> Ich kann nicht athmen — ſchon umklammert
> Das Ungeheu'r mein Haus, mich von der Welt
> Abſondernd, wie der Meeresarm das fern
> Entlegne Eiland.“

6.

Noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch währte des Teufels Herrlichkeit. Sie ſtand und fiel mit dem

Hexenproceſſe. Hier alſo ſetzten die Feinde Satans, die Zweifler und Aufklärer, die Philoſophen und Philanthropen, ihre Hebel an, um das Teufelsreich aus den Angeln und Fugen zu heben, während deſſen Beſtand von den früher erwähnten Schwarzflaggen und Rothflaggen, d. h. von katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen und Juriſten, mit eifervoller Standhaftigkeit und großem Kraftaufwand vertheidigt und geſchirmt wurde.

Ja, da trat nun einer jener wunderlichen Widerſprüche hervor, von denen die Geſchichte der menſchlichen Narrheit — größenwahnwitzig Weltgeſchichte geheißen — wimmelt. Mit derſelben Wuth, womit die chriſtliche Theologie und Jurisprudenz bislang den Krieg gegen den Teufel geführt hatten, führten ſie jetzt die Vertheidigung deſſelben. Auf ihrem Standpunkte mußten ſie es thun. Gab es keinen Teufel, ſo konnte es auch keine Hexen geben, und was wäre ohne ſolche aus den Malefizgerichten geworden? Recht kennzeichnend iſt es aber, daß der erſte wuchtige Stoß auf den Hexenproceßgräuel nicht aus lutheriſcher, ſondern aus katholiſcher Gegend kam. Wie jeder weiß oder wiſſen könnte, führte der deutſche Jeſuit und Poet Friedrich von Spee dieſen Stoß mittels ſeines 1631 gedruckten Buches „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas“. Allein der Stoß ſaß nicht. Er prallte ab am „Hexenhammer“, deſſen Autorität namentlich der hochangeſehene lutheriſche Profeſſor der Jurisprudenz Benedikt Karpzov mit dem Schilde ſeiner blödſinnigen Gelehrſamkeit deckte. Charakteriſtiſch iſt ja auch, daß nicht ein katholiſches Malefizgericht, ſondern ein proteſtantiſches die letzte „Hexe“ auf deutſchem Boden juſtizgemordet hat[1]). Erſt nach dem Erſcheinen von Spee's Streitſchrift gegen den Hexenproceß wüthete dieſer am umfangreichſten und grauſamſten. Der tapfere Jeſuit fand auch lange keinen Nachfolger und der Teufel ſchien feſter als jemals im Sattel zu ſitzen. Die Katholiken mochten den theuren Satan nicht miſſen und die Lutheraner wollten von ihrem Lucifer nicht laſſen[2]).

Erſt i. J. 1691 erfolgte wieder ein großer Schlag auf den Teufel und ſein Reich. Diesmal gethan von einem proteſtantiſchen Paſtor, dem Holländer Balthaſar Bekker, in Form ſeines Streitbuches „De betoverde weereld“. Der Schlag war epochemachend, und wie hart der Teufel und die Teufelsgläubigen ſelbigen empfanden, zeigte die Thatſache, daß die ehrwürdigen Herren Amtsbrüder des Austheilers nicht ruhten, bis dieſer von ſeiner amſterdamer Paſtorei vertrieben war. Sein Buch hatte aber doch ein Licht aufgeſteckt, welches nicht wieder ausgelöſcht werden konnte. Für Deutſchland blies dieſes Licht zu einer weitleuchtenden Fackel an Chriſtian Thomaſius, einer der hellſtdenkenden und wackerſten Männer von allen, die jemals vom Katheder herab geſprochen. Dieſer charakterfeſte leipziger Profeſſor hat nach verſchiedenen Richtungen hin aus dem heiligen mittelalterlichen Dunkel heraus und in die profane neuzeitliche Kulturhelle hinein der Zukunft freie Bahn geſchaffen. Neben dem Unhold Pedantismus und der Unholdin Pietiſterei bekamen namentlich der Teufel und die ganze Teufelei die Gegnerſchaft dieſes Vaters der deutſchen Aufklärung ſchwer zu fühlen. Von 1701 bis 1712 ließ der rüſtige Streiter verſchiedene Traktate wider den Zauberglauben im allgemeinen und wider den Hexenproceß im beſonderen ausgehen, in welchen Teufelsgläubige und Hexenverfolger wie der große Theologe Spizelius und der größere Juriſt Karpzov ſchlecht wegkamen. Thomaſius iſt für den eigentlichen Vernichter der Malefizgerichte anzuſehen, obzwar dieſelben ihre Thätigkeit noch eine Weile fortſetzten.

---

[1]) Zu Glarus in der Schweiz i. J. 1782. Ich habe dieſen anachroniſtiſchen Hexenproceß, deſſen Opfer eine arme Dienſtmagd war, Anna Göldi, aktentreu erzählt unter dem Titel „Die Hexe von Glarus“ in meiner „Menſchl. Tragikomödie“, 3. Aufl. 1884, Bd. 6, S. 49 fg.

[2]) Beweiſe in Hülle und Fülle hierfür enthalten die Kirchengeſangbücher des 17., des 18., ja und auch noch des 19. Jahrhunderts.

Es kamen jetzt überhaupt ſchlechte Zeiten für Se. Hölliſche Majeſtät. Die engliſchen Freidenker, die franzöſiſchen Skeptiker, die deutſchen Rationaliſten griffen im „Jahrhundert der Aufklärung“ das Reich des Teufels von allen Seiten energiſch an. Aber Satan hielt tapfer ſtand, erwies ſich als ungeheuer zählebig und fand ausdauernde Vertheidiger in den rechtgläubigen Theologen aller Kirchen und Konfeſſionen. Sogar das Hohnlachen Voltaire's, welches doch ſo viele und ſo vieles umgelacht hat, vermochte ihn nicht umzubringen. Vergebens auch rannte ihn unſer großer Kant mit dem aus beſtem Gedankenſtahl geſchmiedeten Stoßdegen der kritiſchen Philoſophie durch und durch. Er lebte immerfort. Auch den Abſetzungsdekreten der tübinger Theologenſchule, auch den Unmöglichkeitserklärungen vonſeiten der Naturwiſſenſchaft, auch den höhniſchen Vernichtungsſprüchen vonſeiten des Materialismus und Nihilismus zum Trotz. Nur fand er es „aus ſtrategiſchen Gründen“ rathſam, ſich etwas „rückwärts zu koncentriren“. Nämlich aus den Regionen der Skepſis und des Unglaubens in die gelobten Länder des Denknichts und Weißnichts. Er beſitzt alſo noch unermeſſliche Domänen und alle die Hengſtenberge und Krummacher des 19. Jahrhunderts ſind emſig bemüht, den alten Herrn in ſeinem Beſitz und in allen ſeinen „wohlerworbenen Rechten“ zu erhalten. Er hat alſo vorderhand ſein genügendes Auskommen und braucht ſich auch für die Zukunft nicht allzu große Sorgen zu machen.

Denn, alles zuſammengehalten, wird der Teufel wohl erſt mit dem letzten Menſchen aus dem zerfallenden Erdenhauſe wegziehen, weil der Dualismus, auf jeder Seite des Buches der Geſchichte in ſchärfſten Zügen bezeugt, erſt mit dem Menſchheitsräthſel gelöſ't werden, d. h. verſchwinden wird. Die Teufelsidee iſt daher ganz unentbehrlich im Weltplan. Sie iſt der eigentliche Sauerteig im weltgeſchichtlichen Proceß, die „mens qui agitat molem", die „Kraft, ſo ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft". Die Krummacher und Hengſtenberge aller Kirchen und Konfeſſionen haben keine Ahnung, was ſie für Unheil anrichten mit ihrer zärtlichen Fürſorge für die Exiſtenzberechtigung des Ur- und Erzrebellen gegen den göttlichen Abſolutismus. Da wuſſte der italiſche Poet Gioſuè Carducci beſſer Beſcheid, als er in ſeinem berühmten „Inno" ausrief:

„Salute, o Satana!
O ribellione!
O forza vindice
Della ragione!"

Oder auf Deutſch etwa:

„Heil dir, o Satan,
Und deiner Zunft!
Rächend rebelliſche
Kraft der Vernunft!"

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Germania.

Germania

Zwei Jahrtauſende deutſchen Lebens
Kulturgeſchichtlich geſchildert

von

Johannes Scherr.

Germania

Zwei Jahrtauſende deutſchen Lebens

Kulturgeſchichtlich geſchildert

von

Johannes Scherr

Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Holzſchnitte von Adolf Cloß, W. Hecht und H. Käſeberg.
Papier von Bohnenberger & Co. in Pforzheim.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

1997

Inhalt.

Erſtes Hauptſtück.

Das germaniſche Alterthum.

Seite
1. Ur- und Vorzeit 1
2. Heidniſch-germaniſches Land und Volk 8

Zweites Hauptſtück.

Das Mittelalter.

1. Völkerwanderungszeit 37
2. Der karlingiſche Zeitraum 53
3. Unter den Ottonen 70
4. Unter den Heinrichen 86
5. Unter den Friedrichen 106
6. Die Ritterburg 116
7. Dorf und Stadt 141
8. Kirche und Staat 160

Drittes Hauptſtück.

Die Reformationszeit.

1. Vorwehen und Vorläufer 171
2. Von Wittenberg bis Münſter und Osnabrück 181
3. Das eherne Zeitalter der Orthodoxie 205
4. Landsknechtſchaft und Kriegsfurie 230
5. Von Künſtlern und Dichtern, von Muſikanten und Komödianten, von Zeitungszufertigern und Buchhändlern 239
6. Hütte und Haus, Schloß und Palaſt 256

Viertes Hauptſtück.

Die Neuzeit.

1. Geiſt der Neuzeit 277
2. Zopf und Puder 283
3. Aufklärung und Kraftgenialität 307
4. Klaſſik und Romantik 326
5. Idealismus und Materialismus 353
6. Das neue Reich 364

Vollbilder.

Seite
A. Gnauth, Das germaniſche Alterthum . . . 1
H. Baiſch, Deutſcher Urwald . . . 11
G. Schönleber, Runenſtein auf Rügen . . . 33
W. Lindenſchmit, Germaniſches Todtenopfer . 35
A. Gnauth, Das Mittelalter . . . 37
O. Knille, Germanen auf der Wanderung . 39
F. Keller, Brunhild . . . 51
Friedr. Kaulbach, Krönung Karls des Großen 57
O. Knille, Die Gründung von St. Gallen . 59
W. Riefſtahl, In der Kloſterſchule . . . 63
W. Diez, Die Hunnen . . . 75
A. von Heyden, Freundestreue bis in den Tod 89
O. Knille, Gregor VII. . . . 93
A. von Heyden, Heinrich IV. in Kanoſſa . . 95
A. von Heyden, Konradin von Hohenſtaufen . 113
G. Bauernfeind, Ritterburg . . . 119
C. Schraudolph, Iſolde . . . 125
C. Schraudolph, Der Sieger im Turnier . 129
F. Keller, Höfiſcher Tanz . . . 131
C. Schraudolph, Höfiſches Brautmahl . . . 133
A. Müller, Der Sängerkrieg auf der Wartburg 135
E. Klimſch, Der Spielmann unter der Dorflinde 137
Fritz Aug. Kaulbach, Im Frauengemach . . 139
H. Zügel, Eberjagd . . . 143
P. und L. Ritter, Stadtbild aus dem 16. Jahrhundert . . . 149
J. Herterich, „Schule-Singen“ einer Meiſterſängerzunft . . . 151
E. Klimſch, Ein Geſchlechtertanz . . . 159
O. Knille, Einmauerung einer Nonne . . . 161
E. Grützner, Beim Kloſterwein (15. Jahrhundert) 163
J. Herterich, Ein Myſterienſpiel . . . 165
W. Diez, Räuberiſcher Ueberfall . . . 167
R. Weigandt, In den Zechſtuben der Landsknechte 169
A. Gnauth, Die Reformationszeit . . . 171
G. Spangenberg, Luther im Kreiſe ſeiner Familie 187
F. Keller, Graf von Helfenſtein wird durch die Spieße gejagt . . . 195
G. Schönleber, Im Hafen einer Hanſeſtadt . 197
C. Bolonachi, Deutſche Hanſa . . . 199
Seite
J. Schgoer, Die Entſcheidung bei Fehrbellin . 203
F. Barth, Wie im 17. Jahrhundert aus einem „Pennal“ (Fuchs) ein „Schoriſt“ (Burſch) wurde 211
F. Piloty, „Du ſollſt ſo dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich ſcheint“ . . . 227
W. Diez, Nach dem dreißigjährigen Kriege . . 237
C. Hoff, Eine Trauerbotſchaft zur Zeit der dreißigjährigen Kriegstrübſal . . . 239
F. Knab, Patrizierhaus in Nürnberg . . . 241
F. Barth, Eine Haupt- und Staatsaction . . 243
F. Keller, Prälatiſches Jagdvergnügen . . . 259
W. Diez, Vornehme Reiſeart im 17. Jahrhundert 263
R. Beyſchlag, Familienſcene aus dem 16. Jahrhundert . . . 265
E. von Liphart, Karl der Fünfte als Gaſt im Hauſe Fuggers . . . 267
R. Beyſchlag, Eine Braut im 16. Jahrhundert 269
W. Simmler, Aufbruch zur Hofjagd. (Am Ende des 17. Jahrhunderts.) . . . 271
P. Grot'Johann, Fackeltanz (Hochzeit des Herzogs Wilhelm von Jülich mit Jacobäa von Baden, 1585) . . . 273
A. Menzel, Die Neuzeit . . . 277
F. Knab, Rokoko-Garten . . . 293
H. Loſſow, Menuett zur Rokokozeit . . . 295
A. Menzel, „Der alte Fritz“ . . . 297
A. Menzel, Im Tabakscollegium Friedrich Wilhelms des Erſten . . . 299
A. Menzel, Tafelrunde Friedrich des Großen . 301
G. Benczur, Mozart und Kaiſer Joſeph . . 303
E. Klimſch, Peſtalozzi unter den Waiſenkindern von Nidwalden (1798) . . . 311
E. Klimſch, Göthe und Friederike Brion . . 323
O. Wiesnieski, Die Königin Luiſe und Napoleon in Tilſit . . . 325
F. Defregger, Andreas Hofer auf dem Iſelberge . . . 345
E. Hünten, Blücher im Eilmarſch auf Waterloo 347
A. von Werner, Der deutſche Kaiſer Wilhelm lebe hoch! . . . 371

Text-Illuſtrationen.

Seite
Pfahlbaudorf, von H. Baiſch 1
Initial W, von F. Keller-Leuzinger 1
Kimbriſche Prieſterinnen, von W. Lindenſchmit 4
Das Hermannsdenkmal, von H. Baiſch 7
Altgermaniſcher Edelhof, von H. Baiſch 8
Initial A, von F. Keller-Leuzinger 8
Veleda, die Prophetin der Brukterer, von W. Lindenſchmit 13
Altgermaniſche Hochzeitsfeierlichkeit, von K. Weigandt 15
Armin entführt Thuſnelda, von W. Lindenſchmit 16
Heimfahrt von der Hochzeit, von K. Weigandt 17
Häusliche Scene, von K. Weigandt 18
Auf der Bärenjagd, von W. Lindenſchmit 19
Waffen und Geräthe aus der Steinzeit, von F. Wanderer 21
Altgermaniſches Gaſtmahl, von W. Lindenſchmit 24
Im häuslichen Kreiſe, von K. Weigandt 25
Uebung in den Waffen, von K. Weigandt 26
Kampf gegen die Römer, von K. Weigandt 28
Kriemhild verlangt die Bahrprobe, von W. Lindenſchmit 30
Der Herthaſee, von H. Baiſch 32
Deutſche Dichter-Sänger, von W. Lindenſchmit 34
Schlußvignette, von W. Lindenſchmit 36
Auf der Wanderung, von W. Lindenſchmit 37
Initial D, von A. Gnauth 37
Ulfila überſetzt die Bibel, von W. Lindenſchmit 40
Die Gothen überſchreiten die Alpen, von W. Lindenſchmit 41
Narſes, von O. Knille 44
Pipin wird zum König gekürt, von W. Lindenſchmit 46
Bonifaz fällt die Donareiche, von W. Lindenſchmit 47
Theudelinde wählt ihren Gatten, von W. Lindenſchmit 49
Schlußvignette, von F. Keller-Leuzinger 52
Am Hofe Karls des Großen, von E. Klimſch 53
Initial W, von A. Gnauth 53
Karl der Große, von F. Wanderer 55
Reſtaurirte Anſicht des Ciſtercienſer-Kloſters Maulbronn, als Muſter einer mittelalterlichen Kloſteranlage, von C. Rieß 61

Seite
Herrenhof, von G. Bauernfeind 63
Karl der Große läßt ſich den Plan zur Aachener Palaſtkapelle vorlegen, von O. Knille 65
Kirchengeräthe, von F. Keller-Leuzinger 66
Ausritt zur Jagd, von W. Lindenſchmit 67
Schlußvignette: Krönungsinſignien Karls des Großen, von F. Keller-Leuzinger 69
Einfall der Magyaren, von G. Franz 70
Initial D, aus dem Codex Boſſianus in Oxford 70
Kampfſpiel, von A. Baur 72
Konrad, der Frankenherzog, wird zum deutſchen König erwählt, von W. Lindenſchmit 74
Ein Reiſiger, von A. von Heyden 77
Heinrich und Mathildis, von A. von Heyden 78
Randleiſte mit romaniſchen Stilmotiven, von G. Bauernfeind 81
Ekkehard und die Mönche von Reichenau, von Ferd. Keller 82
Ekkehard und Hadawig, von F. Wanderer 83
Roſwitha lieſt ihre Legenden vor, von P. Thumann 84
Schlußvignette, von F. Wanderer 85
Konrad der Zweite, von F. Wanderer 86
Initial D 86
Synode von Sutri, von W. Lindenſchmit 90
Die Kreuzfahrer, von W. Diez 96
Hezilo's Kirchenhandel, von W. Diez 97
Grabdenkmal Rudolphs von Schwaben im Dom zu Merſeburg, von F. Wanderer 99
Freibauer und Höriger, von A. von Heyden 102
Spießbürger und Glevener, von A. von Heyden 103
Silberdreier, von F. Wanderer 104
Schlußvignette, von F. Keller-Leuzinger 105
Der Hohenſtaufen, von H. Baiſch 106
Initial D 106
Kaiſer Rothbart, von A. von Heyden 109
Ausritt Konrads von Zollern, von F. Rothbart 111
Friedrich II., von A. von Heyden 112
Schlußvignette, von G. Franz 115
Initial D, von F. A. Kaulbach 116
Eine Waſſerburg, von G. Bauernfeind 117
Ehrenhof einer Hofburg, von F. Knab 118
Kriemhild im Kreiſe ihrer Mägde, von E. Klimſch 120

Seite

Taufe, von E. Klimſch 122
Ritterliche „Zucht“, von A. von Heyden . . 124
Dienſt als Edelknabe, von A. von Heyden . 124
Höfiſche Unterweiſung, von A. von Heyden . 125
Waffenwacht, von A. von Heyden 125
Ulrich von Lichtenſteins großes Abenteuer, von A. von Heyden 127
Schnabelſchuhe und Schellentracht, von A. von Heyden 128
Buhurd und Tjoſt, von A. von Heyden . . 129
Empfang eines Gaſtes, von L. Herterich . 131
Reiherbeize, von L. Herterich 132
Walther von der Vogelweide, von F. Rothbart 136
„Reiten und Rauben iſt keine Schande, das thun die Beſten im Lande“, von G. Franz 139
Schlußvignette, von W. Diez 140
Stadtmauer, von F. Knab 141
Initial W 141
Bauernhochzeit, von R. Leinweber 144
Stadtgaſſe mit Feuersbrunſt, von F. Knab . 146
Außenbild einer Stadt im 15. Jahrhundert, von G. Bauernfeind 147
Frauenkirche in Nürnberg, von Paul und Lorenz Ritter 148
Gothiſches Gemach in einem Stadtjunkergelaß, von F. Knab 149
Hans Sachs, von Ferd. Barth 152
Initial A, von F. Wanderer 153
Johannes Gutenberg, von G. Franz . . . 154
Bauhütte, von F. Knab 155
Jahrmarktstreiben, von K. Weigandt . . 156
Städtiſches Schießen, von W. Friedrich . . 157
Schlußvignette: Frauentracht des 15. Jahrhunderts, von L. Herterich 159
Kloſterhof, von F. Knab 160
Ciſterzienſer als Landbauer, von W. Riefſtahl 161
Eine Ketzerin, von Ferd. Keller 162
Randleiſte mit dem „Schönen Brunnen“ in Nürnberg, nach alten Motiven, von G. Bauernfeind 164
Femgericht, von W. Riefſtahl 165
Landsknechte, von C. Mayr 167
Schlußvignette, von C. Mayr 169
Ablaßhandel, Facſimile nach Holbein . . . 171
Hus auf dem Scheiterhaufen, von G. Spangenberg 171
Erasmus von Rotterdam, nach Albrecht Dürer 174
Wilibald Pirkheimer, nach Albrecht Dürer . 175
Ulrich von Hutten, nach einem Holzſchnittporträt aus einer ſeiner Flugſchriften 176
Ulrich Zwingli, von W. Bolz 177
Luther ſchlägt ſeine Theſen an, von G. Spangenberg 179
Schlußvignette, von G. Franz 180
Luthers Volkspredigt zu Möra, von Eilif Peterſſen 181

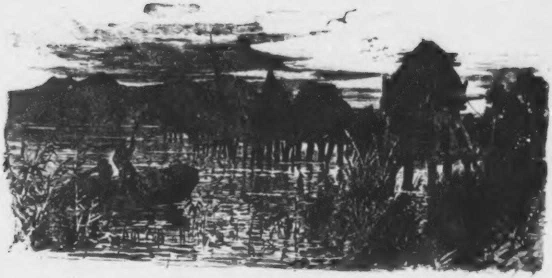
Seite

Initial D, von F. Wanderer 181
Kaiſer Max, nach Albrecht Dürer . . . 182
Martin Luther, von G. Spangenberg . . 185
Luther als Junker Georg auf der Wartburg, von G. Spangenberg 187
Kaiſer Karl V., von Sebald Behaim . . 189
Franz von Sickingen, nach einem Kupferſtich aus ſeiner Zeit 190
Der ſterbende Hutten, von G. Spangenberg 191
Bäuerliches Elend, von W. Diez 192
Die Wiedertaufe, von G. Spangenberg . . 194
Ein Maitanz zu Münſter im Jahre 1536, von W. Diez 195
Der Rathhausſaal in Bremen zur Zeit Wullenwebers, von Paul und Lorenz Ritter . 197
Die Türken vor Wien, von G. Urlaub . . 199
Die Franzoſen in der Pfalz, von W. Diez . 202
In den Laufgräben von Magdeburg, von J. Schgoer 203
Schlußvignette, von W. Diez 204
Initial R, von F. Barth 205
Bilderſtürmer, von W. Diez 206
Ein Aſtrolog, von F. Barth 208
Ein Burſch (Student), von F. Barth . . . 210
Philipp Melanchthon, nach Albrecht Dürer . 213
Spener, nach einem alten Kupferſtich . . . 214
Leibniz, nach einem alten Kupferſtich . . . 215
Keplerus, von F. Barth 216
Paracelſus, von F. Barth 217
Eine Folterkammer, von Lorenz Ritter . . 218
Richtung und Rettung einer Kindsmörderin (1567), von E. Klimſch 220
Doktor Fauſt, von F. Barth 222
Hexenritt, von G. Spangenberg 225
Die Hexenprobe, von G. Franz 227
Hexenverbrennung, von G. Franz 228
Schlußvignette, von F. Barth 229
Ein Fähnrich der Landsknechte, von W. Diez . 230
Reiterei aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, von W. Diez 231
Eine Belagerungsſcene, von W. Diez . . . 234
Dragoner, von W. Diez 235
Muſketier aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, von W. Diez 236
Arkebuſier aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, von W. Diez 237
Schlußvignette: Sterbende Landsknechte, von W. Diez 238
Initial J, von E. von Liphart 239
Der Hof des Schloſſes zu Heidelberg, von L. Ritter 241
Das Sebaldsgrab in Nürnberg, von L. Ritter 242
Das Wappen des Todes, nach Holbein . . 243
Der Tod und das Kind, nach Holbein . . 243
Der Tod und der Geizhals, nach Holbein . 243
Der Tod und die Nonne, nach Holbein . . 243

Seite
Albrecht Dürer, Selbſtporträt 244
Johann Fiſchart, von F. Barth 245
Das glückhafte Schiff landet in Straßburg, von W. Friedrich 246
Komödianten, von F. Barth 248
Das Ordenszeichen der fruchtbringenden Geſellſchaft, von G. Franz 250
Ein Poſtreiter, von L. Herterich 253
Deutſcher Buchhandel im 16. Jahrhundert, von A. von Heyden 254
Schlußvignette, von Ferd. Barth 255
Initial A, von K. Weigandt 256
Hirſchjagd, von A. von Heyden 258
Das Gaſthaus zur goldenen Gans in Nürnberg, von L. Ritter 261
Die Uhr im ſtraßburger Münſter, von L. Ritter 263
Ein nürnberger Wohnzimmer, von L. Ritter 264
Ein augsburger Garten, von Ferd. Knab 265
Frauentracht des 16. Jahrhunderts, von Fr. Aug. Kaulbach 266
Schlittenfahrt, von G. Franz 268
Die Reittreppe im Schloſſe zu Stuttgart, von G. Franz 270
Philippine Welſer, von L. Herterich 272
Hoftracht in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, von H. Loſſow 274
Schlußvignette, von F. Barth 276
Initial W, von F. Barth 277
Schlußvignette, von G. Franz 282
Zopf und Puder, von H. Loſſow 283
Initial Z, von F. Keller-Leuzinger 283
Jud Süß, von G. Franz 285
Schubart auf dem Aſperg, von G. Spangenberg 286
Oeſtreichiſche Truppen, von G. Franz 289
Joſeph der Zweite, nach einem Kupferſtich aus ſeiner Zeit 291
Eine „engliſche“ Gartenanlage, von H. Baiſch 293
Bürgerliches Paar in Rokokotracht, von H. Loſſow 294
Schäferſpiel, von H. Loſſow 295
Maria Thereſia, nach einem Kupferſtich aus ihrer Zeit 297
Bach, von E. Hartmann 301
Händel, von E. Hartmann 302
Gellert, von E. Hartmann 303
Klopſtock, von E. Hartmann 304
Klopſtocks Zürichſeefahrt, von E. Klimſch 305
Kopfleiſte, von Ferd. Barth 307
Initial W, von F. Barth 307
C. M. Wieland, nach einem alten Kupferſtich 309
Peſtalozzi, von E. Klimſch 311
G. E. Leſſing, nach einem alten Kupferſtich 312
Imanuel Kant, nach einem alten Kupferſtich 314

Seite
Geiſterbeſchwörung zu Dresden (1773), von W. Friedrich 316
Herder, von E. Hartmann 317
Voß, nach einem alten Kupferſtich 318
Die Gründung des Hainbundes, von W. Friedrich 319
G. A. Bürger, nach einem alten Kupferſtich 321
Göthe, von E. Hartmann 322
Schillers Geburtshaus, von G. Franz 323
Göthe's Geburtshaus, von G. Franz 323
Lotte von Lengefeld, von G. Franz 324
Lotte von Kalb, von G. Franz 324
Lotte von Stein, von G. Franz 324
Königin Luiſe, von G. Franz 325
Göthe's Mutter und Schillers Mutter, von E. Klimſch 326
Initial J, von E. Klimſch 326
Göthe, von E. Hartmann 330
Schiller, von E. Hartmann 331
Göthe- und Schiller-Denkmal in Weimar, von G. Franz 333
Denkmal Friedrichs des Zweiten von Rauch, von G. Franz 334
Haydn, von E. Hartmann 335
Mozart, von E. Hartmann 335
Beethoven, von E. Hartmann 335
Gluck, von E. Hartmann 335
Barthold Georg Niebuhr, nach einem alten Kupferſtich 337
Fichte, von E. Hartmann 341
Heinrich von Kleiſt, von E. Hartmann 343
Erſchießung Palms, von W. Friedrich 344
Freiherr von Stein, von E. Hartmann 345
Blücher, nach einem Kupferſtich 346
Rückert, von E. Hartmann 347
Grillparzer, von E. Hartmann 348
Ludwig Uhland, von E. Hartmann 349
Karl Maria von Weber, von E. Hartmann 350
Cornelius, von E. Hartmann 351
Schlußvignette, von Ferd. Barth 352
Das Burſchenſchaftsfeſt auf der Wartburg, von W. Friedrich 353
Initial E, von F. Keller-Leuzinger 353
Schopenhauer, von E. Hartmann 357
Leopold Ranke, von E. Hartmann 358
Gervinus, von E. Hartmann 358
Heinrich Heine, von E. Hartmann 360
Bismarck, von Fr. Skarbina 364
Initial A, von Fr. Thierſch 364
Moltke, von A. von Werner 366
Kaiſer Wilhelm, nach Photogr. von Loeſcher & Petſch 368
Kronprinz Friedrich Wilhelm, nach H. v. Angeli 369
Schlußvignette, von Fr. Aug. Kaulbach 372

DAS GERMANISCHE ALTERTHUM



Pfahlbaudorf.

I.

Ur- und Vorzeit.

Wann der Menſch ſeine Fußtapfen zuerſt dem deutſchen Boden eingedrückt habe, iſt eine Frage, welche beantworten zu wollen ſelbſt die Phantaſie nicht Kühnheit genug beſitzt, geſchweige die Wiſſenſchaft. Dagegen vermag dieſe mit einiger Sicherheit zu ſagen, daß ſchon in jener nebelgrauen Vergangenheit, als da, wo jetzt der Bodenſee flutet, ein Eiszeitgletſcher ſtarrte, das ſchwäbiſche Land von Menſchen bewohnt oder wenigſtens durchſchweift worden ſein müſſe. Um ein Beträchtliches jünger ſodann ſind die Spuren, welche Muſcheln eſſende Bewohner nordgermaniſcher Küſten von ihrem Daſein in vorgeſchichtlicher Zeit hinterlaſſen haben. Der geſchichtlichen Zeit aber und damit auch der Vorſtellbarkeit bedeutend näher gerückt iſt, was uns die Pfahlbauten aus der „Steinzeit“ offenbarten, deren Ueberreſte in den Seen und Torfmooren der Schweiz aufgefunden wurden.

Die Hinterlaſſenſchaft der Pfahlbauten, deren jüngſte den Uebergang vom Steinalter zur „Bronzezeit“ aufzeigen, während die älteſten den Pyramiden von Gizeh an Alter gleichkommen oder gar vorgehen mögen, ſie erbringt den deutlichen Beweis, daß der menſchliche Gedanke und die menſchliche Arbeit mitſammen dannzumal bereits zu großen Ergebniſſen gelangt ſein mußten. Denn die Bewohner der Pfahlbaudörfer lebten ſeßhaft und geſellig, hielten Hausthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen, dörrten für dieſe zum Winterfutter das Wieſengras, wie für ſich ſelber die Frucht des wilden Apfelbaums, trieben Ackerbau und buken Brot. In ihren „Bäumen“, wie ihre aus Baumſtämmen zugehauenen und gehöhlten Kähne hießen, fuhren ſie zum Fiſchfang und ſicherlich auch auf Raub aus. Schon wärmte ſich an ihrem Herdfeuer die gezähmte Katze und war der Hund der Wächter ihrer Inſelhütten und ihr Führer auf der Fährte vom Ur und Elenn.

Von welcher Herkunft und Raſſe die uranfänglichen menſchlichen Betreter deutſcher Erde geweſen ſein mögen, iſt ſelbſt der Vermuthung entrückt. In den Pfahlbauern dagegen Menſchen kaukaſiſcher Raſſe und Sprößlinge der großen ariſchen oder indogermaniſchen (indoeuropäiſchen) Familie zu erkennen, wird durch keinen triftigen Grund verwehrt. Auch nicht, ſie dem ariſch-keltiſchen Zweige dieſer großen Familie zuzutheilen. Denn es darf ja für eine ſichere Thatſache gelten, daß bei der Einwanderung der Indogermanen aus Aſien in das nördliche und mittlere Europa die Kelten den Germanen und Slaven vorangezogen waren.

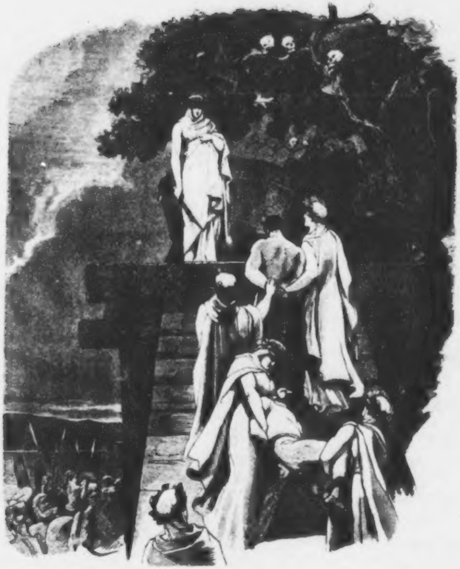
Die Einbildungskraft mag mit den Jahrtauſenden ſpielen, welche verfloſſen ſind, ſeit unſere Urahnen mit denen ihrer Stammesbrüder, der Inder, Iraner, Hellenen, Italiker, Kelten und Slaven, in der ariſchen Urheimat, im Alpenlande des Hindukuſch, in den Quellengebieten des Indus und des Oxus, zuſammengeſeſſen und gemeinſam zu den Urgöttern aller „Arja“, zu den Lichtgeiſtern — denn auf die Wurzel div (leuchten) iſt ja der ariſche Gottesbegriff déva und das geſammte indogermaniſche Gottesbewußtſein zurückzuführen — gebetet haben. Die Wiſſenſchaft aber beſitzt kein Mittel, dieſe Zeitferne zu meſſen. Sie weiß auch die Urſachen, wodurch die ariſche Völkerlawine ins Rollen kam und warum oder wie ſie nach verſchiedenen Richtungen, in die Gangeshalbinſel, ins Hochland von Baktrien und Iran, gegen den Ural, den Kaſpiſee, den Pontеuxin hin, auseinanderbarſt, nicht einmal ahnungsweiſe zu errathen. Ebenſo wenig, wie ſich aus dem urſprünglich gemeinſamen Arierthum der andern ebenfalls nach Europa wandernden Indogermanen, alſo der Hellenen und Italiker, der Kelten und Slaven, die germaniſche Eigenart ſcharf und immer ſchärfer ſich herausgebildet habe. Endlich iſt es kein ſicheres Wiſſen, ſondern nur eine durch die vergleichende Sprachenkunde an die Hand gegebene Aufſtellung, daß die Trennung der Germanen von der ariſchen Familie vor ſich gegangen ſein müſſe, bevor die Arja von der niedrigeren Kulturſtufe des Hirtendaſeins zu der höheren des Ackerbaulebens völlig ſich erhoben hatten, alſo jedenfalls vor dem 12. Jahrhundert vorchriſtlicher Zeitrechnung.

Der Volksname „Germanen“ iſt, wie gerade hier geſagt ſein mag, ebenſowenig ein urſprünglicher wie die Namen der übrigen Aeſte des ariſchen Stammes. Jedoch ſind unſere Altvorderen unter dieſem Namen in die Geſchichte eingetreten. Er ſoll, wie behauptet und geglaubt worden, Speermänner bedeuten, als vom alten Worte Ger, d. i. Speer ſtammend, alſo Kriegsleute, und dieſer Sinn des Namens bliebe, auch wenn die Herleitung deſſelben aus dem Keltiſchen („gairm“ oder „garm“) die richtigere ſein ſollte, weil er auf den von feindlichen Kelten gekennzeichneten germaniſchen Brauch, mit Ruf und Sang in die Schlacht zu gehen, hinwieſe. Möglich auch, daß der Name Germanen, welchen Gallier zuerſt dem Stamme der Tungern gegeben und den von dieſen allmälig ihre ſämmtlichen Volksgenoſſen entlehnt haben ſollen, urſprünglich ein keltiſcher Schimpf- und Spottname geweſen — („Gairmanen“, Lärmer, Schreier, Praler) — aber aus einem ſolchen, weil von den Verſpotteten trotzig feſtgehalten und mit Stolz getragen, nach und nach zu einem Ehrennamen geworden. Iſt es doch in ſpäteren Zeiten mit berühmten Parteiſchimpfnamen gerade ſo gegangen („Geuſen“, „Hugenotten“, „Chouans“, „Whigs“, „Tories“). Die Vermuthung, daß unſer Volk anfänglich Teutomannen oder Teutonen geheißen haben könnte, und zwar zu Ehren ſeiner mythiſchen Stammväter Teut (Thuisko, Thuiſto) und Mannus, iſt eine immerhin ſtatthafte, weil ſich bei einem römiſchen Autor, dem älteren Plinius, die aus dem Reiſeberichte des Griechen Pytheas und demnach aus dem vierten vorchriſtlichen Jahrhundert ſtammende Angabe findet, daß ein den Guttonen, welche an der Oſtſee hauſeten, benachbarter Stamm den Namen der Teutonen geführt habe. Als aber dieſer Name verhältnißmäßig ſehr ſpät, im 10. Jahrhundert, unter der Kaiſerſchaft Otto's des Großen, wieder auftauchte und zwar zunächſt in lateiniſcher Form („Theutones", „Theutonici"), als dann mälig die Bezeichnung „Deutſchland" für unſere Geſammtheimat und der Name „Deutſche" für ſämmtliche Stämme bräuchlich wurden, da konnte von dem Wiederaufleben einer Erinnerung an ſo urzeitlich Mythiſches, wie die Vorſtellung vom göttlichen oder halbgöttlichen Stammvater Teut geweſen, freilich keine Rede ſein. Das Daſein der „deutſchen" Sprache, als einer der lateiniſchen und den romaniſchen Miſchidiomen gegenüberſtehenden Nationalſprache, iſt früheſtens im Jahre 813 urkundlich bezeugt und dieſe unſere Sprache ſelbſt nun leitet uns an, den Urſprung unſeres Volksnamens „Deutſche" auf das gothiſche Wort „Thiuda" (althochdeutſch „Diota", Volk, das Volk, nämlich das eigene Volk im Gegenſatze zu ſämmtlichen fremden) zurückzuführen und in unſerem heutigen „Deutſch" die ſpäte Enkelin der Urahne „Thiudiſka" zu erkennen.

Vom Sonnenaufgang her waren alſo unſere Altvorderen gen Sonnenuntergang gezogen und in Europa eingewandert. Warum, wann, wie, auf welchen Wegen, — das alles war ſchon in das Schweigen der Vergeſſenheit verſenkt, als die Germanen in den Umkreis geſchichtlicher Helle traten. Eine leiſe Erinnerung an die ariſche Urheimat und die indogermaniſche Urgemeinſchaft ſcheint das deutſche Gemüth allerdings bewahrt zu haben in einzelnen Anklängen der germaniſchen Götter- und Heldenſage an die altindiſche und altiraniſche. Allein dieſer unbewußte Nachhall längſt verſtummter Laute hinderte unſere Ahnen nicht, ſich für ein „Urvolk" zu halten, welches vom Urbeginn an mit ſeinem, dem deutſchen Heimatlande verwachſen geweſen ſei. Dem war aber ſchon darum nicht ſo, weil die Germanen ihren Wanderzug vom Ural her nicht geradenwegs nach Deutſchland, ſondern allem nach zuvörderſt nach Skandinavien gerichtet hatten. Dort, in der halbinſularen Entlegenheit der ſkandinaviſchen Länder hat ſich denn auch das germaniſch-heidniſche Weſen lauterer und länger erhalten als anderswo, und als ihm auch dort Verunreinigung und Vergewaltigung durch das eindringende Chriſtenthum drohte, fand es auf der fernen Eis- und Feuerinſel Island eine letzte Zuflucht, welche ihm geſtattete, vor ſeinem Untergange noch ſeine heiligen Ueberlieferungen, ſeinen Götterglauben und ſeine Heldenſänge ſchriftlich aufzuzeichnen und alſo eine germaniſche Bibel, genannt die „Edda" (Urahne), den nachgeborenen Geſchlechtern als ein unſchätzbares Vermächtniß zu hinterlaſſen.

Der Mehrzahl der Germanen hatte es aber auf dem kargen Boden Skandinaviens nicht lange gefallen können. Während der kleinere Theil des Volkes dort zurückblieb, war der größere wieder auf die Wanderſchaft gegangen und hatte ſich über Deutſchland ergoſſen, ein gewaltſamer Strom, welcher die daſelbſt vorgefundenen Kelten vernichtend überflutete oder aber aus dem Lande ſchob, ſüdwärts und weſtwärts. Dann war der germaniſche Wanderſtrom vorerſt zum Stauen und Stehen gekommen und hatten unſere Altvorderen angefangen, in den weiten Landen zwiſchen der Nord- und Oſtſee, der Donau und den Alpen, zwiſchen Oder, Elbe und Rhein häuslich ſich einzurichten. Daß dieſes in der Form ackerbaulicher Seßhaftigkeit geſchehen ſei, muß im Allgemeinen angenommen werden, obzwar es fraglich, daß ſchon ſämmtliche germaniſche Stämme zur Ackerbauſtufe der Civiliſation vorgeſchritten ſein mochten. Unzweifelhaft aber waren ſie es zur Zeit, als ſie zuerſt in die Geſchicke der griechiſch-römiſchen Welt einzugreifen begannen und damit ihr geſchichtliches Daſein anfingen.

Das geſchah im Jahre 113 vor Chriſtus, als die Wanderheere der Kimbrer und Teutonen, welche, ſagten ſie, durch eindringende Meeresfluten aus ihren Wohnſitzen an den Nord- und Oſtſeegeſtaden vertrieben worden, in der Steiermark und in Kärnten an die Gebirgspäſſepforten der römiſchen Reichsgränze klopften und Einlaß begehrten. Schon dazumal regte ſich in den deutſchen Seelen die noch heute wache Sehnſucht nach dem blauen Himmel und der Fülle des Daſeins jenſeits der Alpen. Allein dieſes Vorſpiel der Völkerwanderung, welches den Schatten von Zukünftigem mehrere Jahrhunderte weit voranwarf und



Kimbriſche Prieſterinnen

den „kimbriſch-teutoniſchen Schrecken“ in der Welthauptſtadt Rom ſprüchwörtlich machte, ſchloß tragiſch mit der Vernichtung der beiden germaniſchen Wanderſtämme, deren ungeſtüme Tapferkeit bei Aix und Vercellä (102 und 101 v. Chr.) der römiſchen Staats- und Kriegskunſt erlag. Was uns die Sieger von den Beſiegten gemeldet haben, iſt namentlich für das Weſen germaniſcher Weiblichkeit kennzeichnend. Dieſe erſcheint nicht anmuthig, aber großartig in den Geſtalten jener kimbriſchen Prieſterinnen, welche im Lager den grauſen Brauch des Menſchenopfers vollzogen. Barhäuptig und barfüßig, das weiße Linnengewand mit ehernem Gürtel unter der Bruſt befeſtigt, blanke Schwerter in den Händen haltend, ſo umſchritten ſie feierlich einen auf hohem Gerüſte ſtehenden Keſſel aus Erz. Gefangene Römer wurden herbeigeführt, die Prieſterinnen nahmen ſie in Empfang und bekränzten ſie wie Opferthiere. Die Oberprieſterin ſtieg zu dem Keſſel empor, einer der Gefangenen nach dem andern wurde zu ihr hinaufgehoben, über den Keſſelrand gebeugt und einem nach dem andern durchſchnitt ſie die Kehle. Aus dem Blute, welches in den

Keſſel gefloſſen, weiſſagte ſie. Schon hier alſo, beim erſten geſchichtlich beglaubigten Auftreten der Germanen erſcheint bedeutſam das frauliche Prieſter- und Prophetenthum derſelben, während die Erinnerung an den urgermaniſchen Opferkeſſel bis zur Stunde noch unter uns fortlebt in der Vorſtellung vom Hexenkeſſel. Germaniſche Keuſchheit ſodann offenbarte ſich in waldurſprünglicher Herbigkeit, wenn die Frauen der beſiegten Kimbrer und Teutonen ſich, wie ſie thaten, den Tod gaben, um nicht dem Muthwillen der Sieger preisgegeben zu ſein. Was die Männer angeht, ſo iſt für ſie vor allen der Zug charakteriſtiſch, daß ſie mittels einer ihnen eigenen naiven Ritterlichkeit den Gegenſatz ihrer Nationalität und Bildungsſtufe zu der kühlrechnenden römiſchen markirten. So, wenn Bojorix, der Herzog der Kimbrer, vor der Entſcheidungsſchlacht an den römiſchen Lagerwall herantritt und den Marius aufforderte, ihm Ort und Tag zu beſtimmen, wo und wann ſich die Römer den Germanen zum Kampfe ſtellen wollten, und der römiſche General ſeinerſeits erklärte, ſeine Landsleute ſeien nicht gewohnt, über das Wo und Wann einer Schlacht zuvor mit den Feinden zu rathſchlagen. Er beſtimmte aber doch die Ebene von Vercellä zur Walſtatt, weil er dort die ganze Ueberlegenheit ſeiner Reiterei ausnützen konnte, und Bojorix nahm den Vorſchlag an, weil er einmal ſeinen Gegner aufgefordert hatte, einen zu machen.

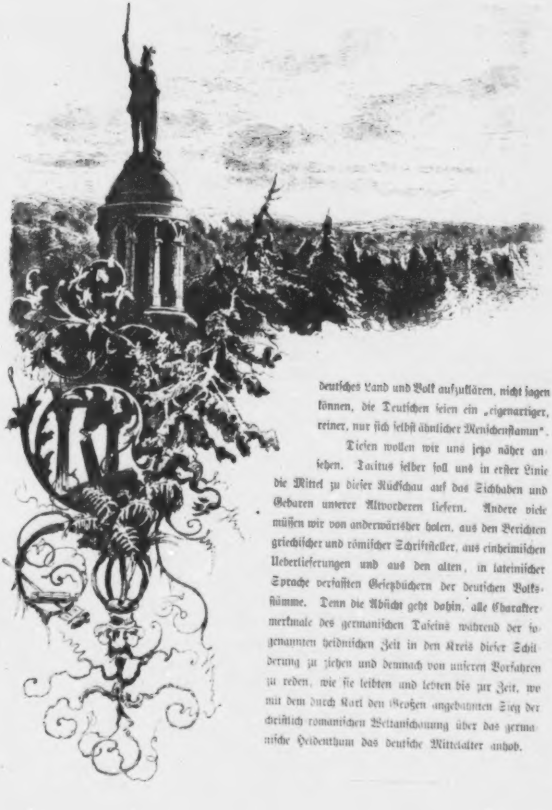
Der Art begann der weltgeſchichtliche Gegenſatz von germaniſchem und romaniſchem Weſen. Seit nahezu zweitauſend Jahren iſt er da, hat im Laufe dieſer Zeit verſchiedene Formen angenommen, iſt aber im Weſen derſelbe geblieben und noch heute der Pol, um welchen die Entwickelung Europa's ſich dreht.

Die römiſche Politik war zunächſt das Schickſal für Germanien. Genau in demſelben Maße, in welchem Rom der großen Kriſis des Ueberganges von der Republik zur Monarchie zueilte, ſteigerte ſich die römiſche Ausdehnungskraft und die römiſche Eroberungsgier. Unfreie Völker ſind ja vom Bejochungsteufel allzeit beſeſſen. Schon Julius Cäſar trug ſich während ſeiner Statthalterſchaft in Gallien mit Eroberungsentwürfen gegen Germanien, hatte ſich aber zuvörderſt in ſeiner Provinz ſelber der germaniſchen Waffen zu erwehren. Der König der Sueben, Arioviſt, war, als von den galliſchen Sequanern gegen ihre Landsleute die Aeduer, zur Hilfe gerufen, über den Rhein gezogen und hatte ſich, da ihm das Land gefiel, drüben feſtgeſetzt. Cäſar, welchem dieſer germaniſche Einbruch ſehr unliebſam ſein mußte, verſuchte zuerſt mittels diplomatiſcher Kunſt die Eingebrochenen zur Rückkehr über den Rhein zu bewegen. Um ſo mehr, als der „kimbriſch-teutoniſche Schrecken“ den Römern noch immer in den Gliedern lag und durch das, was die Gallier von ihren gefürchteten Nachbarn zu erzählen wußten, noch verſtärkt wurde. Denn, ſo lauteten galliſche Ausſagen, wie Cäſar ſelbſt ſie uns überliefert hat, — die Germanen ſeien mächtig groß und ſtark und beſäßen eine unglaubliche Tapferkeit, eine wunderſame Fertigkeit in der Waffenführung: oft hätten ſie, die Gallo-Kelten, es mit den Germanen aufzunehmen verſucht, aber nicht einmal den Feuerblick der germaniſchen Augen zu ertragen vermocht. Der römiſche Heerführer hatte große Mühe, die nach ſeiner eigenen Schilderung bis zum Kindiſchen gehende Angſt ſeiner Officiere und Soldaten zu verſcheuchen. Nachdem ihm dies aber gelungen, konnte es ſeiner ſtrategiſchen Genialität, unterſtützt von der taktiſchen Ueberlegenheit des römiſchen Heerweſens über das germaniſche, nicht allzuſchwer werden, im Jahre 52 v. Chr. unweit von Mümpelgard den Arioviſt zu ſchlagen, zu vernichten. So mißlang den Sueben, was ein Halbjahrtauſend ſpäter einem anderen germaniſchen Volksſtamm, den Franken, gelang: germaniſche Feſtſetzung und Herrſchaft in Gallien. Cäſar ſelbſt hat ſeine mittels zweimaligen Rheinübergangs ins Werk geſetzten Eroberungspläne gegen Germanien bald wieder aufgegeben. Dagegen iſt es ihm gelungen, das leidige deutſche Söldnerweſen in Gang zu bringen. Er war es, welcher, die uralte germaniſche Abenteuer-, Rauf- und Beuteluſt ſchlau benützend und nährend, germaniſche Häuptlinge und Dienſtmannen unter die römiſchen Feldzeichen lockte. Damit hob die deutſche Landsknechtſchaft an, welche ſo oder ſo durch die Jahrhunderte herab bis heute gewährt und nur allzu häufig dem eigenen Lande zu großem Schaden gereicht hat.

Jedennoch darf nicht überſehen werden, daß in dem Solddienſte der Germanen bei Fremden, zunächſt bei den Römern, auch ein höchſt wirkſames civiliſatoriſches Element ſich regte und bethätigte. Die nationale Empfindſamkeit mag es beklagen, daß dem deutſchen Volke nicht gegönnt war, ſeine Eigenart in völlig ſelbſtſtändiger, von fremdem, alſo hier von romaniſchem Weſen unberührter Weiſe zu entwickeln. Allein die Kulturgeſchichte arbeitet nicht mit ſchönen Gefühlen, ſondern mit harten Thatſachen und ſie beſtätigt daher allenthalben die Thatſache, daß, wo eine niedrigere Kultur mit einer höheren in Berührung kommt, jene von dieſer beherrſcht oder wenigſtens ſtark beeinflußt wird. Es kann ja gar nicht anders ſein. Ganz naturgemäß alſo nahm der Einfluß Roms auf Germanien ſeit den Tagen Cäſars beſtändig zu, an Umfang und an Kraft, und die thätigſte Vermittlerin dieſes Einfluſſes war eben die germaniſche Söldnerei, welche vom Anfang der römiſchen Kaiſerzeit bis zum Ende derſelben in die Geſchicke Roms häufig genug eingegriffen hat. Die germaniſchen Leibgarden ſpielten in den römiſchen Palaſtrevolutionen vortretende Rollen, germaniſche Fürſten und Krieger ſtiegen im römiſchen Dienſte zu den höchſten Hof- und Staatswürden empor und lenkten als Miniſter und Generale die Geſchäfte des römiſchen Reiches. Allerdings haben dieſe Beziehungen — mächtig unterſtützt durch die römiſche und römiſch-galliſche Handelsthätigkeit — ihre volle Wirkung erſt ſpäter gethan, erſt dann, als der römiſche Kriegs- und Civildienſt zugleich eins der bedeutendſten Mittel der anhebenden Verchriſtlichung der Germanen geworden war. Indeſſen hatten die Wechſelberührungen von Rom und Germanien doch ſchon viel früher, ſchon beim Beginne der chriſtlichen Zeitrechnung, eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen.

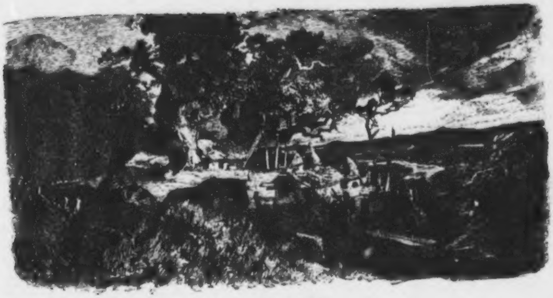
Die zwingende Nothwendigkeit der monarchiſchen Politik hatte den Oktavianus Auguſtus vermocht, die Entwürfe ſeines Großoheims in umfaſſenderem Maße wieder aufzunehmen und auszuführen. Demzufolge hatten in Süd- und Weſtgermanien, in den Donau-, Rhein- und Moſelgegenden, nicht allein Roms Standarten, ſondern hatte auch der ganze Apparat römiſcher Civiliſation feſteren Fuß gefaßt. Zur Zeit, wo, wie die chriſtliche Mythologie ſpäter dichtete, der „Heiland der Welt“ arm und bloß in der Krippe zu Bethlehem lag, hatte es ganz den Anſchein, als würde in dem römiſchen Staatshandbuch bald von einer „Provinz Germanien“ die Rede ſein, wie ſie von einer „Provinz Gallien“ war. An Verrätherei und Verwelſchungseifer hat es damals unter den deutſchen Großen ſo wenig gefehlt als zu Anfang des 19. Jahrhunderts und der alte Cheruſker-Häuptling Segeſt konnte wohl einem modernen Rheinbundsfürſten zum Vorbilde dienen. Es iſt auch wahr, daß die Rettung der Reinheit und Selbſtſtändigkeit deutſcher Nationalität, wie ſie durch Segeſts Tochtermann und Gegner Armin bewerkſtelligt worden, keineswegs ein reiner Triumph germaniſcher Mannhaftigkeit geweſen iſt. An der Ermöglichung der von Armin an der Spitze der verbündeten Germanen im Jahre 9 n. Chr. über die vom Prokonſul Varus befehligten römiſchen Legionen im teutoburger Waldgebirge gewonnenen Entſcheidungsſchlacht hat ja auch die Politik der Schlauheit und Verſtellung, wie der germaniſche Edeling ſie im römiſchen Dienſte den Römern abgelernt hatte, einen nicht zu unterſchätzenden Antheil gehabt. Immerhin jedoch muß Armin als der Bewahrer unſerer Deutſchheit vor Romaniſirung angeſehen und darf als ein Nationalheld im Hochſinne des Wortes gefeiert werden. Schon darum, weil der hochbegabte und warmfühlende Mann, nicht zufrieden, mittels der teutoburger Waldſchlacht und mittels ſeines ſpäteren höchſt geſchickt geführten Heerbefehls gegen die Römer die Eroberung und Bejochung ſeines Landes verhindert zu haben, den deutſchen Grundſchaden, die politiſche Zerſplitterung, deutlich erkannte, als Heilmittel den großen Gedanken der nationalen Einheit aufſtellte und, der Eiferſucht und Selbſtſucht ſeiner Mitfürſten zum Opfer gefallen, der erſte Blutzeuge dieſes Gedankens geworden iſt.

Ohne ihn hätte der römiſche Hiſtoriker Tacitus, als er auf der Gränzmarke des erſten und zweiten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung ſein berühmtes Büchlein „Germania“ ſchrieb, um ſeine Landsleute über



deutſches Land und Volk aufzuklären, nicht ſagen können, die Deutſchen ſeien ein „eigenartiger, reiner, nur ſich ſelbſt ähnlicher Menſchenſtamm“.

Dieſen wollen wir uns jetzo näher anſehen. Tacitus ſelber ſoll uns in erſter Linie die Mittel zu dieſer Rückſchau auf das Sichhaben und Gebaren unſerer Altvorderen liefern. Andere viele müſſen wir von anderwärtsher holen, aus den Berichten griechiſcher und römiſcher Schriftſteller, aus einheimiſchen Ueberlieferungen und aus den alten, in lateiniſcher Sprache verfaßten Geſetzbüchern der deutſchen Volksſtämme. Denn die Abſicht geht dahin, alle Charaktermerkmale des germaniſchen Daſeins während der ſogenannten heidniſchen Zeit in den Kreis dieſer Schilderung zu ziehen und demnach von unſeren Vorfahren zu reden, wie ſie leibten und lebten bis zur Zeit, wo mit dem durch Karl den Großen angebahnten Sieg der chriſtlich-romaniſchen Weltanſchauung über das germaniſche Heidenthum das deutſche Mittelalter anhob.



Altgermaniſcher Edelhof

2.

Heidniſch-germaniſches Land und Volk.

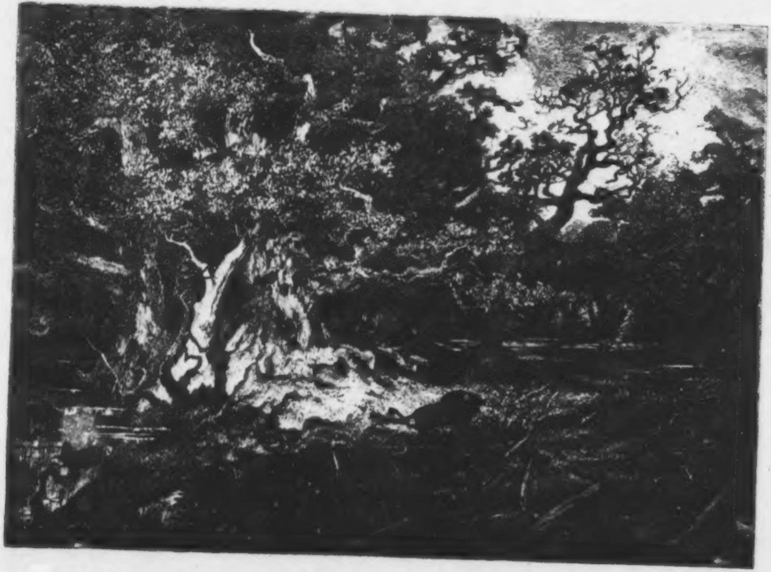
Aus der Wurzel kaukaſiſcher Menſchenraſſe wuchs der Rieſenſtamm der ariſchen Nationenfamilie empor. Dieſer Stamm trieb den gewaltigen germaniſchen Aſt, welcher ſeinerſeits in zwei ungleich mächtige Zweige ſich ſpaltete: Nordgermanen (Skandinaven) und Südgermanen (Deutſche). Dieſe, unſer Volk, laſſen ſchon in älteſter Zeit, wie noch heute, deutlich wahrnehmen, daß die Gegenſätze und Widerſprüche der Menſchennatur auch in den Völkernaturen wiederkehren. Denn, wenn es keinem Zweifel unterſteht, daß in unſeren Vorfahren ein tiefes Gefühl nationaler Zuſammengehörigkeit lebte, ſo wurde dadurch die Thatſache nicht aufgehoben oder auch nur gemindert, daß die Deutſchen, ſoweit geſchichtliche Kunde zurückreicht, niemals eine Geſammtmaſſe gebildet, niemals den Einheitſtaat gekannt haben. Die Grundurſache hiervon mag in dem ſtarken Perſönlichkeitstrieb der Germanen geſucht werden, in jenem ſtolzen Aufſichgeſtelltſeinwollen, welches allerdings alle Tugenden der Mannhaftigkeit zeitigen kann, aber auch die Fehler des Eigendünkels und der Rechthaberei. So wie jedoch der deutſche Individualismus einmal war, mußte dieſem Volkscharakterzug die politiſche Form des Föderalismus am beſten entſprechen. Die nationale Perſönlichkeit hatte ſich, ſo zu ſagen, ſchon von altersher in Stämmeperſönlichkeiten zerlegt und dieſe traten, wann die Noth es erforderte, als Gleiche mit Gleichen zu gemeinſamen Zwecken in Bündniſſe, deren Zeitdauer die Umſtände beſtimmten. Nationale Bindemittel waren nur das Bewußtſein gemeinſamer Herſtammung, dann die obzwar ſchon frühzeitig mundartlich auseinandergefaltete Mutterſprache und endlich die gemeinſame religiöſe Grundanſchauung.

Aus dieſer ſtammte auch die älteſte, entſchieden mythiſch gefärbte Eintheilung des deutſchen Volkes, von der wir wiſſen. Durch den Römer Tacitus, bei welchem zu leſen ſteht: „In alten Liedern, ihren einzigen Urkunden und Jahrbüchern, verherrlichen die Germanen den Gott Thuiſto, der Erde Sprößling, und ſeinen Sohn Mannus als ihres Volkes Stammväter und Stifter. Dem Mannus aber theilen ſie drei Söhne zu, nach welchen die zunächſt dem Meere wohnenden Germanen den Namen Ingävonen, die in der Mitte den Namen Herminonen und die übrigen den Namen Iſtävonen empfangen haben ſollen.“ Dieſe Dreitheilung muß ſich jedoch raſch vervielfältigt haben. Tacitus ſelbſt macht noch weitere Stämme namhaft und ſchon früher, zu Cäſars Zeiten, traten andere hervor, die ſpäter wieder von anderen abgelöſt wurden. Von alten Volksbünden, zu welchen ſich verſchiedene Stämme vereinigten, kennen wir den in Cäſars Tagen mächtigen Suebenbund, ſowie den etwas ſpäter durch Armin geſtifteten niederdeutſchen Cheruſkerbund und den dieſem durch Marbod entgegengeſtellten oberdeutſchen Markomannenbund. Oberdeutſch und Niederdeutſch — dieſer Unterſchied trat ſchon frühzeitig und gegenſätzlich genug hervor und er beſteht ja noch jetzt als der Gegenſatz von Süd- und Norddeutſchland. Das Alter der Sueben als des oberdeutſchen und das der Sachſen als des niederdeutſchen Hauptſtammes reicht weit hinauf. Gegen die Zeit der Völkerwanderung hin und raſcher und bunter noch während des Gewoges derſelben verſchoben ſich die Verhältniſſe der germaniſchen Stämme mannigfaltig. Alte Namen verſchwanden, neue kamen auf. Im Verlaufe der ungeheuren Umwälzung, welche das weſtrömiſche Reich in Trümmer warf und das ſtolze Wort: „Die Welt gehört den Germanen!“ für eine Weile zur Wahrheit machte, ſind namentlich die Stämme der Gothen, der Heruler, der Vandalen, der Langobarden, der Burgunder, der Alemannen und der Franken in den geſchichtlichen Vordergrund getreten.

Unſer Vaterland iſt weit davon entfernt, eine geologiſche Einheit darzuſtellen. In der außerordentlich großen Mannigfaltigkeit ſeiner Bodengeſtaltung waren die vielfältigen Unterſchiede vorgebildet, welche die deutſchen Bevölkerungen in phyſiſcher und moraliſcher Beziehung ſchon in alter Zeit aufwieſen, wie das noch heute geſchieht. Allerdings bewegten und bewegen ſich dieſe Verſchiedenheiten innerhalb des Rahmens der Nationalität, aber innerhalb dieſes Rahmens ſind ſie auffallend genug. Man denke ſich, wie ſich heute der Frieſe zum Tiroler, der Baier zum Pommer, der Rheinländer zum Steirer, der Märker zum Schwaben, der Thüringer zum Holſten ſtellt, und man wird ſich vom Verhalten der alten Sachſenſtämme Niederdeutſchlands zu den altalemanniſchen Oberdeutſchlands eine ungefähre Vorſtellung bilden können. Oder man halte den landſchaftlichen Charakter Süddeutſchlands, Mitteldeutſchlands und Norddeutſchlands zuſammen und man wird unſchwer verſtehen, daß ſich den territorialen und klimatiſchen Abweichungen dieſer Gebiete von einander gemäß auch die Faſſung und Führung des Daſeins, Empfindungsweiſe, Sitte und Recht verſchiedenartig geſtalten mußten. Ein Blick auf die geologiſche Karte von Deutſchland genügt, um zu begreifen, daß unſere Vorfahren ſich nicht zu einer ſtaatlichen Einheit entwickeln konnten, ſondern in eine Vielheit von Staaten und Stämmen auseinanderfallen mußten. Die Nationaleinheit der Deutſchen iſt nicht das Werk der Natur, ſondern das der Kultur. Die deutſche Bildung hat den Gedanken dieſer Einheit geſchöpft und die deutſche Bildung war und iſt es auch, welche dieſen Gedanken verwirklicht oder wenigſtens zu verwirklichen angefangen hat. Das bezeugt unwiderſprechlich, welche hohe ſittliche Kraft und Macht dieſem Gedanken innewohnen muß.

Die Römer mit ihren von dem lachenden Anblick der italiſchen und römiſch-galliſchen Landſchaften, dieſer von einer gütigen Natur ſo reich geſegneten Fluren, dieſer mit allen Schätzen der Civiliſation prangenden Städte verwöhnten Augen, blickten nur mit einer Art von Schauder auf Germanien als auf ein Land, deſſen Erde und Himmel gegen die Bewohner gleich erbarmungslos ſich erwieſen. Der Verfaſſer der „Germania“ meinte ſogar, die Germanen müßten wohl Erdentſproſſene (Autochthonen) ſein, denn wie hätte es Menſchen einfallen können, aus einem anderen Lande in dieſes „von Wäldern und Sümpfen ſtarrende“ einzuwandern? Nur einen Römer, den älteren Plinius, hat eine flüchtige Ahnung von dem poetiſchen Zauber germaniſcher Urwaldsherrlichkeit angewandelt, während früher ſchon Julius Cäſar das, was über die Menge und die Gewaltigkeit deutſcher Waldthiere zu ſeinen Ohren gedrungen war, in ſeinen Schilderungen vom germaniſchen Elenn und Renn ſo in's Märchenhafte ſteigerte, daß man ihm zufolge glauben müßte, mammuthartiges und elephantengeſtaltiges Wild ſei in den altdeutſchen Forſten von unſeren Ahnen gejagt worden. So karg, wild und unwirthlich, wie die Römer wähnten, ſah es aber [illegible] doch in Germanien nicht aus. Allerdings im Vergleiche mit Italien und einem großen Theil von Gallien mußte es als eine Wildniß erſcheinen. Denn der weitaus größte Theil der Bodenfläche war mit Wäldern und Sümpfen bedeckt und auf dieſer düſteren Eintönigkeit der Landſchaft laſtete den größten Theil des Jahres hindurch ein nebelgrauer, regen- oder ſchneeſchwerer Froſthimmel. Wenn man nun aber erwägt, welche Maſſe von ſtreitbaren Männern und Jünglingen Germanien zur Zeit der Völkerwanderung ausſchüttete, ſo muß man ſchließen, daß die Bewohnerzahl des Landes ſchon zur Zeit des Tacitus eine beträchtliche geweſen ſei. Eine ſo zahlreiche Bevölkerung vermochte von dem Reichthum an Wildbrät und Geflügel, wie die Wälder und Sümpfe, und an Fiſchen, wie die Seeküſten und Ströme ſie boten,“ nicht zu leben, ſondern mußte in ſchon bedeutendem Maße Ackerbau und Viehzucht zur Hülfe nehmen. Das war dann auch geſchehen und wir wiſſen, daß unter den ackerbauenden Händen unſerer Urväter beſonders Gerſte und Hafer geriethen, daß ſie in milderen Gegenden, namentlich am Rhein, Kirſchen- und Apfelbäume pflanzten, daß ſie dem Wieswachſe Sorge zuwandten und daß auf ihren Weiden zahlreiche Heerden von Rindern, Kühen und Schafen graſeten. Neben dieſen Nutzthieren werden auch Schweine, Ziegen und Gänſe erwähnt. Winterfütterung mit Heu war bräuchlich. Als Zugthiere ſpannte man vor die zwei- und vierräderigen Karren Ochſen oder Stuten, während die Hengſte als Reitthiere dienten. Hund und Katze waren altherkömmliche Hausgenoſſen. Butterung und Käſerei wurden fleißig geübt. Der Flachsbau ward der Kleiderbereitung wegen mit Sorgfalt betrieben. Harken, Spaten, rohgefügte Pflüge und Eggen machten das Feldgeräthe aus. Ob ſchon Dünger in Anwendung gekommen, iſt zweifelhaft, und entſchieden wird beſtritten, daß die Germanen bereits die ſogenannte Dreifelderwirthſchaft gekannt hätten. Wohl mit Fug, denn allen auf uns gekommenen Zeugniſſen zufolge überwog in der Landwirthſchaft unſerer germaniſchen Vorfahren die Fleiſchproduktion die Getreidebeſchaffung weit, was ſich ja mit dem vorzugsweiſe auf letztere abzielenden Dreifelderſyſtem nicht vertragen hätte.

Wie die Erſcheinung der germaniſchen „Barbaren“, der Anblick dieſer waldfriſchen, von Geſundheit und Kraft ſtrotzenden Geſtalten auf die Römer wirkte, iſt ſchon berührt worden. Schrecken erregend, Neid und wohl auch böſe Zukunftsahnung. Da Tacitus die „Unvermiſchtheit“ der Germanen ausdrücklich betont, ſo mag es auch glaubhaft erſcheinen, wenn er von der germaniſchen Körperbeſchaffenheit als von einer typiſchen ſpricht. Als Charaktermerkmale derſelben kommen bei ihm und anderen Römern vor der hohe und ſchlanke Wuchs mit knappem Unterleib, das trotzige Blau- oder Grauauge, das röthlichblonde — nicht brand- oder fuchsrothe — Haupt- und Barthaar, die helle Hautfarbe und das Wangenroth. Froſt und Hunger lehrten dieſes Volk ſein Land und Klima ertragen. Sonnenhitze dagegen und Durſt auszuhalten war es wenig geeignet. Der deutſche Durſt ſcheint ſo recht ein germaniſcher Urdurſt zu ſein, denn unbändige Trunkſucht und eine damit häufig verbundene zügelloſe Spielwuth werden frühzeitig als National-



Deutſcher Urwald.

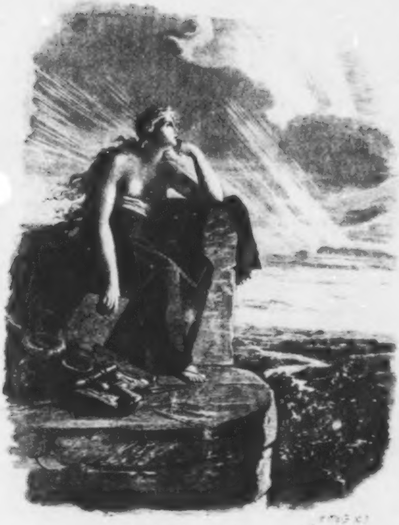
laſter tadelnd erwähnt. Nichts kam der germaniſchen Waghalſigkeit gleich, vor nichts ſchrak die germaniſche Kühnheit zurück und keiner Probe verſagte ſich der germaniſche Muth. Dem Ungeſtüm des germaniſchen Angriffs war ſchwer zu widerſtehen und jener vom römiſchen Dichter Lukan gekennzeichnete deutſche Kampfzorn („teutonicus furor“), welcher bei den Skandinaven zur „Berſerkerwuth“ verwilderte, machte ſelbſt tapfere Gegner zittern. Ein lug- und trugloſes Volk nennt Tacitus unſere Ahnen. Mit einem ſtarken Selbſtgefühl verbanden ſie ein tiefreligiöſes Bewußtſein der menſchlichen Unzulänglichkeit und Bedürftigkeit. Offen, wahrhaft, worttreu und gaſtfrei, ließen ſie in ihrer Fröhlichkeit das ſehen, was die nur den Deutſchen eigenen Worte „Gemüth“ und „Gemüthlichkeit“ ausdrücken. Dem Muthe der Männer entſprach die Keuſchheit der Frauen, der Unverdorbenheit der Jünglinge die jungfräuliche Zucht der Mädchen. Unzucht und Ehebruch zählten zu den ſchwerſten Verbrechen. Dieſes von ſtaunenden und wohl auch etwas ſchönfärbenden Fremden entworfene Lichtgemälde der walduſprünglichen Tugenden unſeres Volkes hat aber ſchon zur Völkerwanderungszeit bedenkliche Trübungen erlitten. Die Wirkungen der Bekanntſchaft mit den Anſchauungen und Genüſſen römiſcher Verbildung und Verderbtheit waren eingetreten: die barbariſche Geſundheit der Germanen hatte den Giften einer raffinirten Kultur nicht völlig ſtandzuhalten vermocht. Die teutoniſche Rohheit war geblieben, aber ſie hatte ſich die römiſche Laſterſchminke aufgelegt und die Gier nach Genuß ſtand der Kraft zum Genießen nicht nach.

In Altdeutſchland iſt von einer Freiheit im neuzeitlichen Wortſinne gar keine Rede geweſen. Unſer heutiger Freiheitsbegriff iſt ja überhaupt eine Errungenſchaft der modernen Kultur. Er iſt auf die Vorſtellung von Menſchenrechten baſirt. Solche aber kannten die Germanen nicht, ſondern nur Ständerechte. Das ganze Volk ſchied ſich ſtreng in zwei große Stände oder Kaſten: Freie und Unfreie, Herren und Knechte. Dieſe Scheidung war uralt und wahrſcheinlich aus der ariſchen Urheimat mit nach Europa gebracht. Daraufhin weiſt die Thatſache, daß wie nach indiſcher ſo auch nach germaniſcher Anſchauung — dieſe iſt im „Rigsmal“ der Edda mythologiſch geſtaltet — die ſchroffe Scheidung in erbliche Große und Geringe, in Gebietende und Gehorchende ein unmittelbarer Ausfluß des göttlichen Willens war. Aber der Unterſchied iſt, daß in Indien die ſtändiſche Einrichtung zum bleibenden Kaſtenweſen verſteinerte, während ſie in Deutſchland ſchon zur Zeit der Völkerwanderung in ruheloſen Fluß kam, in eine Regung und Bewegung, welche die kaſtenartige Erſtarrung verhinderte und die zwiſchen Freien und Unfreien geſetzten Gränzmarken vielfach verrückte. Der urſprüngliche Stand der Freien oder Berechtigten hatte ſich in zwei Unterarten gegliedert: die adeligen Freien und die gemeinen Freien. Die Adalinge (Edelinge, Urfreien, Semperfreien, nobiles) ſind urſprünglich wohl nichts anderes geweſen als große Grundbeſitzer, welche vermöge ihres Reichthums an Land und Vieh im Stande waren, eine zahlreiche Dienſtmannſchaft zu ernähren, und ihr „Allod“ (Freigut) nach dem Rechte der Erſtgeburt vererbten. Die Bedeutung des Wortes „Adel“ ſelbſt iſt ſtrittig. Den Einen zufolge bedeutet es Geſchlecht, nämlich edles, d. i. reiches und demnach einflußreiches, vornehmes Geſchlecht, eine Familie, in welcher ſich der Beſitz von Land und Leuten von langeher vererbt hat; den Andern zufolge wäre das Wort Adal gleichbedeutend mit Odal und dieſes zurückzuführen auf Od, d. i. Gut, ſo daß ein Odaling, ein Edelmann ſchlichtweg einen Gutsbeſitzer bedeutete. Die Gemeinfreien (liberi oder ingenui) ſcheinen ſich durch Begabung, Verdienſt oder Glück allmälig aus der Unfreiheit und Rechtloſigkeit zur Freiheit und Berechtigung emporgearbeitet zu haben, wozu der Waffendienſt in den Gefolgſchaften der großen Adalinge die beſten Gelegenheiten bieten mochte. Beide Stände, die Ur- und die Gemeinfreien, haben ſicherlich mannigfaltige, geſchichtlich gar nicht genau nachzuweiſende Wandelungen und Schickſalsläufe durchgemacht, bis ſpäter aus jenen der ſogenannte hohe und aus dieſen der ſogenannte niedere Adel hervorging. Was den Stand der Unfreien angeht, aus welchem im Vorſchritt des Mittelalters die Maſſe des freien Städtebürgerthums und weit ſpäter erſt die

Maſſe der freien Bauerſchaft ſich entwickelte, ſo zerfiel derſelbe zur heidniſchen Zeit ebenfalls in zwei Unterarten: Liten (liti, Hörige) und Schalke (servi, Sklaven). Die Hörigen ſaßen auf Grundſtücken, welche ihnen ihre Herren zur Bebauung und Nutznießung überließen gegen beſtimmte Dienſtleiſtungen und Abgaben. Ein ſolches von Hörigen bebaute Gut hieß Feod (feudum) und das urzeitliche Verhältniß zwiſchen Grundbeſitzern und Hörigen wurde die Baſis, auf welcher ſich die Socialpolitik des Mittelalters, das Feudalweſen, aufbaute. Die Hörigen hatten es, ſo hart ihr Loos war, doch entſchieden beſſer als die eigentlichen Sklaven und zwar darum, weil ſie nur zugleich mit dem Acker, auf welchem ſie angeſiedelt waren, verkauft werden durften und weil ihnen die Möglichkeit, etwas zu erwerben und damit aus der Knechtſchaft ſich loszukaufen, nicht verſchloſſen war. Die Schalke dagegen, urſprünglich wohl lauter Kriegsgefangene, waren Sklaven im härteſten Sinne des Wortes, durchaus rechtlos, ein Tauſchmittel, eine Waare, ſtrafloſer Mißhandlung und Tödtung durch ihre Beſitzer preisgegeben. Rechtsfähig und im Beſitze des öffentlichen Rechtsſchutzes waren überhaupt nur Freie, in deren Kreis ein freigewordener Lite erſt im dritten Geſchlechte wirklich eintrat. Nur Freie konnten Richter, Kläger oder Zeugen ſein. Nur Freie konnten prieſterliche Handlungen verrichten. Nur ihnen ſtand ſelbſtverſtändlich das Recht der Waffenführung zu. Nur ſie hatten in der Landsgemeinde Wort und Stimme. Ein „Volk“ im politiſchen Sinne gab es demnach in Altgermanien nicht, ſondern nur eine mühſälig frohnende Maſſe, auf deren breiter Grundlage das bevorrechtete Daſein einer Minderzahl von größeren und kleineren Herren ſich erhob, welche Krieg, Jagd und etwa das Mitrathen und Mitthaten in öffentlichen Sachen für die einzigen eines freien Deutſchen würdigen Beſchäftigungen anſahen.

Hart und herb, wie das Verhältniß von Herr und Knecht, war auch das Verhältniß von Mann und Weib, wenigſtens was die rechtliche Seite betraf. Denn von rechtswegen war dieſes Verhältniß auf die einfache Formel gebracht: Herr und Magd. Die ſehr verſchiedene Werthung der beiden Geſchlechter erhellt ſchon daraus, daß ein neugeborenes, weibliches Kind auszuſetzen und verkommen zu laſſen, ſo ziemlich für nichts geachtet wurde. Noch zur fränkiſch-merowingiſchen Zeit ſtritten ſich auf einer Kirchenverſammlung die Pfaffen über die Frage herum, ob die Weiber auch Menſchen wären. Durchgehends war im germaniſchen Alterthum dem Manne vor dem Weibe, dem Sohne vor der Mutter, dem Bruder vor der Schweſter Vorzug und Vortheil eingeräumt. Kein Weib beſaß rechtlich die „Selbmundia“, d. i. die freie Verfügung über die eigene Perſon oder über einen Beſitz. Weder Mädchen noch Frau vermochte einen rechtsgiltigen Akt zu vollziehen, vor Gericht eine Klage zu erheben, noch gegen eine ſolche ſich zu vertheidigen. Denn überall bedurfte das Weib eines Vertreters, Fürſprechers, Vormundes, Vogtes. Die Gattin war vom Gatten, die Witwe vom Sohne, die vaterloſe Tochter vom Bruder bevormundet und bevogtet. Auch das Erbrecht der Frauen war da, wo überhaupt vorhanden, ein ſehr beſchränktes: regelrecht fiel beim Tode des Hausvaters das ganze Erbe den Söhnen zu und gingen die Witwe und die Töchter leer aus.

Trotz alledem muß in das Verhältniß von Mann und Weib in Germanien ſchon frühzeitig ein idealiſcher Zug eingegangen ſein. Das Zeugniß des Tacitus, welcher von der germaniſchen Ehe mit hoher Achtung ſpricht, tritt hierfür ein, obzwar das Gewicht dieſes Zeugniſſes auch an dieſer Stelle abgeſchwächt wird durch die offenbare Abſicht des Römers, mittels Schönmalerei germaniſcher Sittenreinheit ſeinen verdorbenen Landsleuten eine Strafpredigt zu halten. Die Sitte hat wohl den ſtarren Rechtsbann kräftig durchbrochen und dem Weibe eine beſſere Stellung verſchafft, als das Geſetz demſelben einräumen wollte. Die Sitte aber, beziehungsweiſe auch die Unſitte, wird ja allzeit und überall zumeiſt durch die Frauen gemacht, und was ſchöne und kluge Weiber im Guten und im Böſen vermögen, ſteht auf gar vielen Blättern des Weltgeſchichtebuches zu leſen. Wie ſich, was das Verhältniß von Mann und Weib angeht,



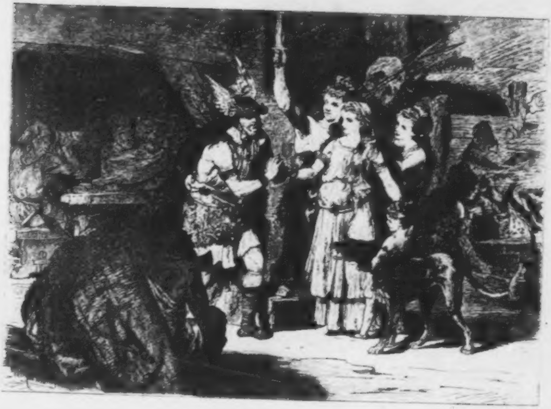
Veleda, die Prophetin der Brukterer.

in Germanien die Sitte ſchon frühzeitig zum Edleren gewendet habe, wird bezeugt durch die Thatſache, daß bei der großen Mehrzahl der deutſchen Stämme Einweibſchaft die Regel, Mehrweiberei die Ausnahme war. Daß aber nur die Einweibſchaft eine rechte Ehe und daß nur eine ſolche wiederum eine geſunde Familienhaftigkeit begründet, iſt allbekannt. Nicht minder, daß die Familie die Grundlage jeder rechtlichen Gemeinſchaft unter den Menſchen war und iſt und demnach auf ihr, nicht auf einem Märchending von „Urvertrag“, alle Staatsbildungen ruhen.

Weiterhin ſpricht dafür, daß dieſe ſittliche Werthung des Weibes ſchon frühzeitig eine höhere geweſen ſei als die rechtliche, jene unnachſichtliche Strenge, womit die Strafgeſetze der germaniſchen Stämme jede Schädigung oder gar die Vergewaltigung weiblicher Scham und Zucht ahndeten. Endlich müſſen wir annehmen, daß unſere Urältermütter über alle die ihnen geſetzten rechtlichen Schranken hinweg eine einflußreiche Stellung in der Familie gewonnen und von dieſer aus auch auf die öffentlichen Angelegenheiten einzuwirken gewußt haben. Denn eine ſolche Einwirkung fand thatſächlich ſtatt. Zunächſt in der Form weiblichen Prieſterthums, auf welches der berühmte Satz des Tacitus: „Die germaniſchen Völkerſchaften glauben, daß den Frauen etwas Heiliges und Vorſchauendes innewohne; darum achten ſie des Rathes und beherzigen ſie die Ausſprüche derſelben“ — vornehmlich zu beziehen iſt. Die zwiſchen der Rechtloſigkeit der germaniſchen Frau und dieſer altgermaniſchen Frauenverehrung klaffende Kluft bleibt freilich unüberbrückt und wir müſſen eben auch dieſen Widerſpruch hinnehmen wie ſo viele andere, von welchen die Geſchichte des Menſchen und der Geſellſchaft voll iſt. Schon bei den Kimbrern ſind wir germaniſchen Prieſterinnen begegnet. Cäſar ſodann weiß uns bei Gelegenheit ſeines Zuſammenſtoßes mit Arioviſt von weiſſagenden Frauen der Deutſchen zu erzählen. Weiterhin wird in der „Germania“ eine Aurinia (Aliruna?) als eine von ihren Landsleuten hochverehrte Schickſalsverkünderin genannt. Zu noch höherem Ruf und Anſehen gelangte zur Zeit der Kämpfe des Civilis gegen die Römer am Niederrhein eine Jungfrau-Prophetin vom Stamme der Brukterer, Veleda geheißen. Weitumher ertheilte ſie Winke, Weiſſagungen und Befehle und fand Gehorſam. Wie eine Schickſalslenkerin erſchien ſie. Siegesbeute legte man ihr zu Füßen: Waffen, Adler, gefangene römiſche Officiere, ſogar ein eroberter römiſcher Kriegskahn, die prätoriſche Trireme, wurden ihr als Geſchenke zugeſandt. „Doch von Angeſicht Veleda zu ſehen“ — erzählt Tacitus in ſeinen Hiſtorien — „war nicht geſtattet. Man verwehrte es, damit die Ehrfurcht um ſo größer wäre. Die Prophetin ſtand auf einem hohen Thurme und ein Auserwählter ihrer Sippe vermittelte Fragen und Antworten wie ein Götterbote . . . .“

Zweifelsohne ſind im alten Deutſchland ſämmtliche Freie zugleich Grundbeſitzer geweſen. Auf Bauernhöfen lebten ſie mit Weib und Kind und Geſinde. Dieſe Höfe, je nach der größeren oder geringeren Hablichkeit der Beſitzer an Umfang verſchieden, beſtanden entweder als „Einzechten“ oder aber waren gruppenweiſe zu Weilern oder Dörfern vereinigt. Städte gab es in Germanien nur da, wo römiſche Standlager und Handelsfaktoreien allmälig zu ſolchen ſich entwickelt hatten. Die Germanen ihrerſeits hielten es für unmannhaft und verweichlichend, innerhalb von Städtemauern zu leben. Einzechten hatten ihren Grund und Boden als geſchloſſenes „Heimweſen“ — welches Wort in der deutſchen Schweiz noch heute bräuchlich — rings um das Haus her liegen. Eine Anzahl von ſolchen Heimweſen bildete eine Gemeinde, welcher zu gemeinſamem Nießbrauch auch Weiden und Wälder eigen waren („Allmeind“). Beſtand eine Gemeinde nicht aus Einzelhöfen, ſondern in geſchloſſener Dorfgeſtalt, ſo theilte ſie ihr Flurgelände der verſchiedenen Bodenbeſchaffenheit wegen in verſchiedene Gebreite, ſo daß der Grundbeſitz eines Dörflers nicht geſchloſſen, ſondern zerſtreut lag. Gemeinſame Wälder und Weiden beſaß die Dorfgemeinde natürlich ebenfalls. Dieſe Daſeinsweiſe deutſcher Bauerſchaft, der freien nämlich, iſt aus der heidniſchen Zeit in die chriſtliche herübergekommen und hat ſich in ihren Grundzügen bis auf den heutigen Tag erhalten. Welche Wechſel und Wandel dagegen müſſen mit dem germaniſchen Großbauer vor ſich gegangen ſein, bis er zum mittelalterlichen Lehnsherrn und aus dieſem zum modernen „Souverän“ geworden.

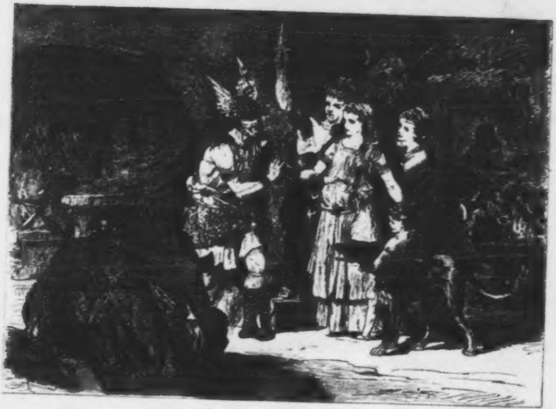
Die Anſicht, welche ein altdeutſches Haus und Heim darbot, müſſen wir uns jedenfalls nach den verſchiedenen Gegenden verſchieden denken. Die Unterſchiede, welche z. B. noch heute ſtatthaben zwiſchen Bauernhöfen in Weſtphalen und in der Steiermark, zwiſchen märkiſchen und berniſchen Gehöften, zwiſchen ſchwäbiſchen und mecklenburgiſchen Dörfern, haben ſich ſicherlich ſchon in den Tagen unſerer Vorfahren bemerkbar gemacht. Indeſſen gewiſſe nationale Merkmale müſſen die altdeutſchen Heimweſen doch wohl mit einander gemein gehabt haben, und wenn wir die leider nur ſehr dürftigen Angaben, welche auf uns gekommen ſind, zuſammenhalten, ſo ergeben ſie dieſe Summe. Das germaniſche Wohnhaus war halb in, halb über der Erde gebaut. Der unterirdiſche Raum mochte zum Winteraufenthalte dienen, wurde aber auch ſommerlang als Webkammer von den Frauen benützt. Die Wände des Hauſes beſtanden aus Fachwerk oder waren auch wohl aus Baumſtämmen aufgeblockt. Die Dachbedeckung beſtand aus Schilf oder Stroh und wurde zur Winterszeit mittels einer Lage von Dünger verdichtet. Das Uebertünchen



Altgermaniſche Hochzeitsfeierlichkeit.

der Hauswände mit einer hellfarbigen und glänzenden Lehmart war ſchon frühzeitig üblich. Von Fenſtern oder Schornſteinen keine Spur. Außer dem Wohnhauſe, deſſen Inneres wir uns als in verſchiedene Gelaſſe getheilt denken dürfen, war ein Vorrathsſpeicher und der Viehſtall vorhanden. Dieſe beiden Räumlichkeiten waren entweder dem Wohnhauſe angebaut oder ſtanden demſelben abgeſondert gegenüber. Keinem größeren Gehöfte fehlte wohl das „Ausgedinghäuschen" („Altentheil", „Aehniſtübli"), in welchen Raum der alt und breſthaft gewordene Bauer nach Uebergabe des Hofes an ſeinen Erſtgeborenen ſich zurückzog. Auch ein Schoppen oder Gaden zur Aufbewahrung des Ackergeräthes, des Pferdgeſchirres und der Karren, ſowie ein Verſchlag zum Brauen des Bieres gingen einem richtig ausgeſtatteten Heim nicht ab. Den ganzen Raum, auf welchem dieſe ſämmtlichen Gebäulichkeiten ſtanden, umgab eine Einzäunung, welche je nach der Bedeutung des Hauſes mit ſichernden Vorrichtungen verſtärkt war, ſo daß ſie den Wohnſitzen großer Adalinge ſchon ein gewiſſes burgartiges Ausſehen verlieh. An die ſtattlichen Burgpfalzen mittelalterlicher Dynaſten darf dabei freilich nicht gedacht werden.

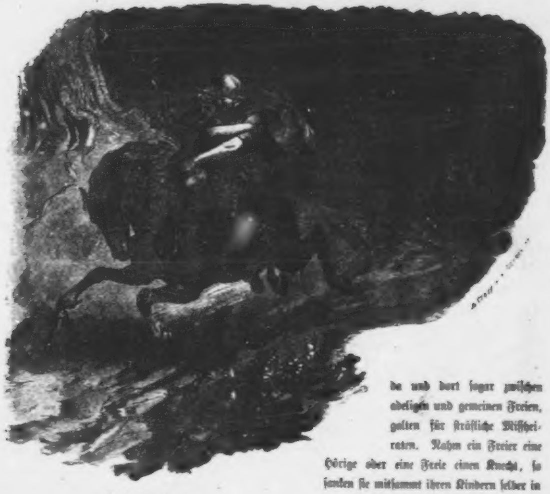
In ſein alſo beſchaffenes Heimweſen führte der freie Mann — und nur dieſer konnte eine rechte Ehe ſchließen — ſeine nach den Geboten der Standesgleichheit in der Familie eines Gleichfreien gekürte und — gekaufte Gattin. Denn das germaniſche Freien war ein Kaufen in der ganzen Proſa des Wortes. Schon ſprachlich wurde die Frau als Waare, als Sache geſtempelt durch den ſächlichen Artikel (das Weib, nicht die Weib). Der Mann mußte ſie kaufen und konnte ſie darum auch verkaufen, eine Barbarei, welche keineswegs nur eine Redensart, ſondern ein Brauch war, der ſich am längſten bei den Angelſachſen in England erhalten hat. Noch im Jahre 1844 hat zu Nottingham auf dem Marktplatz ein Eheherr von Engländer ſeine Frau um einen Schilling losgeſchlagen. Verbindungen zwiſchen Freien und Unfreien,



Altgermaniſche [illegible]

der Hauswände mit einer hellfarbigen und glänzenden Lehmart war ſchon frühzeitig üblich. Von Fenſtern oder Schornſteinen keine Spur. Außer dem Wohnhauſe, deſſen Inneres wir uns als in verſchiedene Gelaſſe getheilt denken dürfen, war ein Vorrathsſpeicher und der Viehſtall vorhanden. Dieſe beiden Räumlichkeiten waren entweder dem Wohnhauſe angebaut oder ſtanden demſelben abgeſondert gegenüber. Keinem größeren Gehöfte fehlte wohl das „Ausgedinghäuschen“ („Altentheil“, „Aehniſtübli“), in welchen Raum der alt und breſthaft gewordene Bauer nach Uebergabe des Hofes an ſeinen Erſtgeborenen ſich zurückzog. Auch ein Schoppen oder Gaden zur Aufbewahrung des Ackergeräthes, des Pferdgeſchirres und der Karren, ſowie ein Verſchlag zum Brauen des Bieres gingen einem richtig ausgeſtatteten Heim nicht ab. Den ganzen Raum, auf welchem dieſe ſämmtlichen Gebäulichkeiten ſtanden, umgab eine Einzäunung, welche je nach der Bedeutung des Hauſes mit ſichernden Vorrichtungen verſtärkt war, ſo daß ſie den Wohnſitzen großer Adalinge ſchon ein gewiſſes burgartiges Ausſehen verlieh. An die ſtattlichen Burgpfalzen mittelalterlicher Dynaſten darf dabei freilich nicht gedacht werden.

In ſein alſo beſchaffenes Heimweſen führte der freie Mann — und nur dieſer konnte eine rechte Ehe ſchließen — ſeine nach den Geboten der Standesgleichheit in der Familie eines Gleichfreien gekürte und — gekaufte Gattin. Denn das germaniſche Freien war ein Kaufen in der ganzen Proſa des Wortes. Schon ſprachlich wurde die Frau als Waare, als Sache geſtempelt durch den ſächlichen Artikel (das Weib, nicht die Weib). Der Mann mußte ſie kaufen und konnte ſie darum auch verkaufen, eine Barbarei, welche keineswegs nur eine Redensart, ſondern ein Brauch war, der ſich am längſten bei den Angelſachſen in England erhalten hat. Noch im Jahre 1844 hat zu Nottingham auf dem Marktplatz ein Eheherr von Engländer ſeine Frau um einen Schilling losgeſchlagen. Verbindungen zwiſchen Freien und Unfreien,

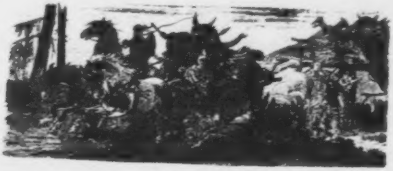


Armin entführt Thusnelda.

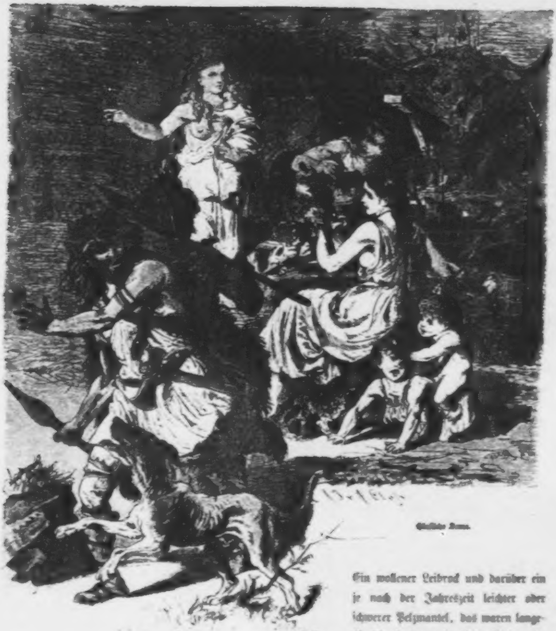
da und dort ſogar zwiſchen adeligen und gemeinen Freien, galten für ſträfliche Mißheiraten. Nahm ein Freier eine Hörige oder eine Freie einen Knecht, ſo ſanken ſie mitſammt ihren Kindern ſelber in den Stand der Knechtſchaft hinab. Bei den Sachſen ſtand ſogar auf jeder nicht ſtandesgleichen Ehe der Tod. Mit Eingehung des Ehebundes eilten unſere Vorfahren nicht allzu ſehr. Für das richtige Ehealter ſahen ſie beim Manne die Zeit vom zwanzigſten bis zum fünfzigſten, beim Weibe vom achtzehnten bis zum vierzigſten Jahre an. Der Hochzeit ging die Verlobung voran oder auch nicht. Hatte der Heiratsluſtige oder ein Beauftragter deſſelben eine paſſende „Partie“ gefunden, ſo that er dem Vater oder dem Vormund des Mädchens zu wiſſen, welchen Kaufpreis er zu zahlen gewillt ſei. Wurde man des Handels einig, ſo entrichtete der Käufer entweder den feſtgeſetzten Preis ſofort und erhielt die Gekaufte als rechtmäßig mit ihm Vermählte ausgehändigt, oder aber wurden das Kaufgeſchäft und die Kaufſumme nur vorläufig vereinbart und das war eine bloße Verlobung des Paares, während die Vollziehung der Ehe, d. h. die Entrichtung des feſtgeſetzten Kaufpreiſes erſt ſpäter ſtattfand. Rinder, Pferde, Waffen waren die Münze, womit unſere Ahnen ihre Frauen den Familien derſelben abkauften. Zur Zeit der Völkerwanderung ſodann gab es auch Geldanſätze, welche zeigen, daß die Weiberwaare doch hoch im Preiſe ſtand, namentlich wenn man berückſichtigt, wie außerordentlich viel höher denn heute der Geldwerth damals war. Bei den Alemannen galt ein heiratsfähiges Mädchen bis auf vierhundert Schillinge, alſo mehr als tauſend Mark. Das Heiraten war mithin in Germanien keine Romantik, ſondern ein Geſchäft und nur mittels Kaufes geſchloſſene Ehen waren geſetzliche. Allein wie mächtig Sitte, Geſetz und Gewohnheit ſein mögen, es gibt und gab allzeit ein noch Mächtigeres: das Menſchenherz mit ſeinen Gefühlen und Leidenſchaften. Darum iſt uns denn ſchon aus älteſter deutſcher Geſchichte ein richtiger Liebesroman wohlbezeugt, welcher darthut, daß doch nicht immer die Frauen gekauft und Ehebündniſſe nur als Kaufgeſchäfte behandelt wurden. Der Held dieſes Romans iſt kein geringerer Mann als der „Befreier“ Armin, welcher ſeine edle Gattin Thuſnelda, während ſie bereits einem Andern verlobt war, ihrem Vater Segeſt nicht abgekauft, ſondern entführt hat. Uebel freilich iſt dieſer Ehebund ſpäter ausgeſchlagen. Armin, Thuſnelda und ihr Sohn Thumelikus, alle drei ſind ſie einem tragiſchen Geſchicke verfallen und ſo haben Geſetz und Sitte ſchließlich doch rechtbehalten.

Die germaniſche Hochzeit ging nicht ohne Feierlichkeit vor ſich. Nachdem in Gegenwart von Zeugen aus der beiderſeitigen Sippe der Kaufpreis erlegt war, wurde dem Bräutigam die Braut gegenübergeſtellt. Das Haar, welches ſie bislang freiwallend getragen, war ihr aufgebunden und unter eine Haube geſteckt (woher unſer „Unter die Haube kommen“ ſtatt heiraten) zum Zeichen, daß es mit ihrer Mädchenfreiheit nunmehr zu Ende. Ihren Gürtel zierte ein Schlüſſelbund, denn ſie ſollte verwalten, was ihr Gatte Verſchließbares beſaß. Ein Jüngling, deſſen Rolle in der des Brautführers bei ſchwäbiſchen Bauernhochzeiten jetzt noch fortlebt, ſtand ihr zur Seite, ein blankes Schwert haltend, welches ſodann der Vater oder Vormund dem Bräutigam darreichte, weil dieſer von Stund an ebenſo der Beſchützer wie der Herr von des Weibes Leben ſein ſollte. Hierauf ſteckte der Bräutigam einen Ring an die linke Hand der Braut und zog ihr Schuhe an, jenes zum Zeichen, daß ſie ſtets eingedenk ſein ſollte, wie ſie gekauft worden ſei — Metallringe waren ja das älteſte Tauſchmittel, die älteſte Münze der Germanen — dieſes, daß fortan all' ihr Wandel in den Willen ihres Mannes gebunden und geſchnürt ſei. Wenn ein Rückſchluß von den nordgermaniſchen Hochzeitbräuchen auf die deutſchen geſtattet iſt — und er iſt ja wohl geſtattet — ſo fehlte der Vermählung auch die religiöſe Weihe nicht. Denn zum Schluſſe der feierlichen Handlung wurde der Braut ein Hammer in den Schoß gelegt. Den Hammer aber führte als Waffe der Blitz- und Donnergott Donar und alſo ſollte der Braut bedeutet werden, daß der rächende Blitz des Gottes auf die Brecherin der ehelichen Treue fallen möchte. In reicheren Häuſern währte der darauf folgende Hochzeitſchmaus tagelang. Dann wurde die Braut mit allem, was Eltern, Geſchwiſter und Sippen ihr an Hausrath, Kleidern und Schmuckſachen zur Ausſtattung mitgaben, auf einen Wagen geſetzt und in fröhlichem Zuge zur Behauſung des Bräutigams gebracht.

Das Weib war das gekaufte Eigenthum des Mannes, ſeine Sache. Er konnte ſie hudeln wie eine Sklavin, ſchlagen, verkaufen, auch ungeſtraft tödten, wenn er ſie für treulos erachtete. Die überwieſene Ehebrecherin verfiel barbariſch-harten Strafen. Da wurde ſie ſplitternackt durch die ganze Gemeinde gepeitſcht, dort im Sumpf erſtickt, anderwärts gehangen, niedergehauen oder verbrannt. Auf der Hausfrau laſtete großentheils die Sorge für den Haushalt, wozu namentlich auch die Beſchaffung der Kleider für den ganzen Hausſtand gehörte. Schafwolle, Flachs und Thierfelle lieferten die Stoffe der Gewandung.

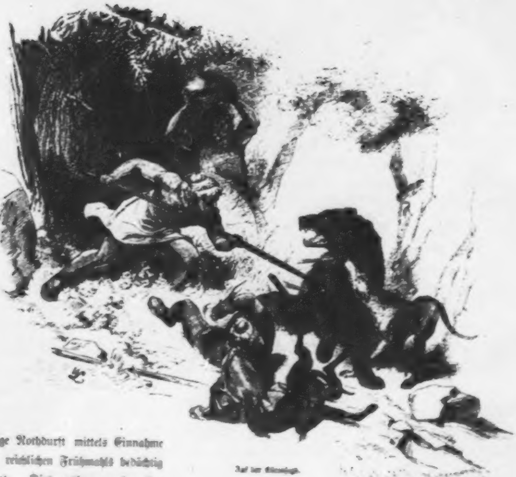


Heimfahrt von der Hochzeit.



Gallische Frau.

Ein wollener Leibrock und darüber ein je nach der Jahreszeit leichter oder ſchwerer Pelzmantel, das waren langhin die einzigen männlichen Kleidungsſtücke; denn Wamms und Beinkleider ſind erſt ſpäter aufgekommen. Den Kopf trugen die Männer gewöhnlich unbedeckt, im Kriege aber ſetzten ſie Helme auf, welche entweder aus den Schädeln germaniſcher Waldthiere gefertigt oder in der Form ſolchen Schädeln nachgeahmt waren. Körperpflege und Schmuckliebe waren nicht unbekannt, auch den Männern nicht. Der Hausherr liebte weit in den Tag hinein zu ſchlafen. Aufgeſtanden, wuſch er ſich, nahm ein Bad und widmete der Ordnung von Haar und Bart, als den Zeichen ſeiner Freimannheit, große Sorgfalt. Auch Haarverſchönerungsmittel kannten unſere Herren Altvorderen bereits, beſonders eine Art Seife, womit der Natur nachgeholfen wurde, wenn dieſe das dem Edeling und Freiling wohlanſtändige Goldblond nicht in der richtigen Färbung hervorgebracht hatte. War der Anzug des Hausherrn mittels Anlegung ſeines Schmuckes, d. h. ſeiner Halskette, ſeiner Arm- und Fingerringe vollendet, ſo wurde für des Leibes ander-



Auf der Bärenjagd.

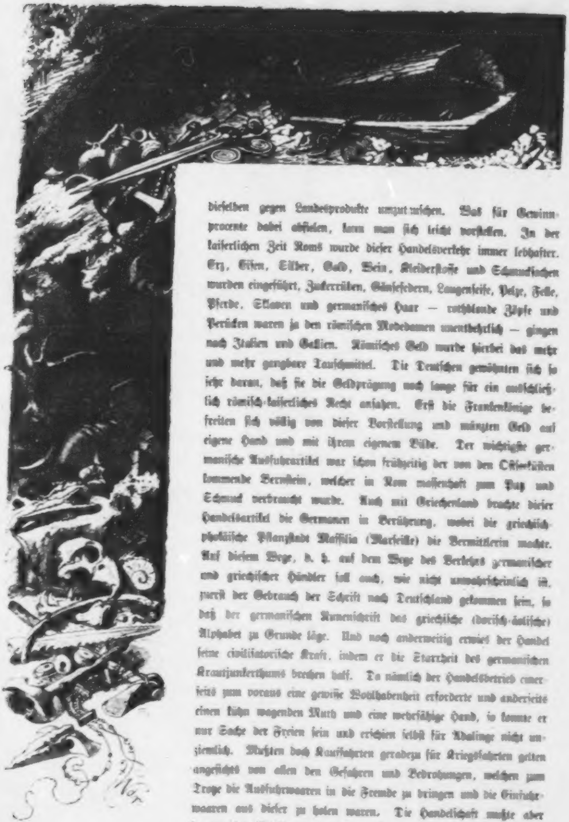
weitige Nothdurft mittels Einnahme eines reichlichen Frühmahls bedächtig geſorgt. Dies gethan, nahm der Mann ſeine Waffen zur Hand und ging an ſeine Geſchäfte, ſelbſtverſtändlich an die eines Freien. War alſo kein Krieg, germaniſcher Männer Hauptgeſchäft, ſo ging's zur Jagd in den Wald oder auch wohl zur Beaufſichtigung der frohnenden Hörigen und Knechte auf's Feld. Die Hausfrau gebot derweil daheim den im Haus, Speicher und Stall ſchaffenden Mägden, überall ſelber mit Hand anlegend, die Spindel drehend, das Weberſchifflein fliegen laſſend, mit Scheere und Nadel handirend. Daß auch die Frauen nicht weniger auf Reinlichkeit und Pflege des Körpers hielten als die Männer, iſt ſelbſtverſtändlich. Ihre Tracht war einfach und ſittſam, doch verſtanden auch ſie ſchon den Gebrauch von Putz und Schmuck, liebten Ringe, Ketten und Spangen und wußten ihre Kleiderſäume mit rothen Borten oder auch mit Pelzwerk zu verzieren. Das linnene Hemd, welches ſie trugen, fiel bis auf die Knöchel herab, ließ aber Arme, Nacken und den oberen Theil der Bruſt frei. Dies war innerhalb des Hauſes das einzige Gewand der Germanin. Außerhalb trug ſie über dem Hemde einen mantelartigen Ueberwurf, welcher von hinten angethan wurde und deſſen Zipfelenden vor der Bruſt mittels einer Spange befeſtigt waren. Nicht lange jedoch ſtand es an, bis ſich zwiſchen Hemd und Mantel noch ein drittes, weibliches Kleidungsſtück einfügte, eine beärmelte Tunika, welche bis zu den Knien herabreichte und über den Hüften enggegürtet war, ſo daß ſie die Körperformen hervorhob.

Einer Hauptſorge der heutigen Hausfrauen ſcheinen unſere Aeltermütter ganz ledig geweſen zu ſein, denn für Küche und Keller, Speiſe und Trank mußten ſie nicht aufkommen. Wenigſtens in keinem Haushalte, wo es nicht ganz an dienendem Geſinde fehlte. In jedem einigermaßen wohleingerichteten Hauſe lag weder der Frau noch den Mägden, ſondern Knechten die Beſorgung des Küchenweſens ob. Wir brauchen uns auch die Beköſtigung keineswegs als allzu hinterwälderiſch zu denken. Unſere Vorfahren wußten in ihrer Art ſchon ganz gut, was gut, beſſer und am beſten zu eſſen und zu trinken ſei, obzwar Speiſe und Trank noch den Charakter der Einfachheit trugen. Sie waren ja im Beſitze verſchiedener Getreidearten, ſie bereiteten Brot aus Hafer- und Gerſtenmehlteig, hatten Wildbrät und Fiſche, zogen aber allem übrigen Fleiſche das der Schweine und der Pferde vor, aßen Eier, hatten Rüben, Rettige, Sauerampfer und andere Gemüſekräuter, auch Milch, Butter, Käſe, Honig und tranken reichlich, überreichlich Bier, Meth und an den Gränzen der römiſchen Anſiedelungen auch den auf dem Wege des Tauſchhandels gewonnenen Wein. Das Hauptgewürze der altdeutſchen Küche war natürlich das Salz, welches man zuwegebrachte, indem man die Soole über glühende Eichenholzkohlen goß und alſo entwäſſerte.

Der germaniſche Haushalt mußte ſo ziemlich alle Lebensbedürfniſſe ſelber aufbringen, deren Befriedigung ſpäter das Handwerk und der Handel übernahmen. Aermere Hausväter ließen ſich noch herbei, den Schmied, den Zimmermann, den Maurer zu machen, reichere hatten unter ihren Leibeigenen und Sklaven ſolche, welche die Arbeit des Zimmermanns, Maurers, Schmiedes, Bäckers, Schuſters und Töpfers verrichteten. Jeder rechte Haushalt hatte auch ſeine eigene Müllerin, d. h. eine beſondere Magd, welche die Handmühle trieb. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß aus ſolcher häuſlichen Gewerblichkeit allmälig eine öffentliche hervorging und daß ſich neben dem Landbau das Handwerk mehr und mehr eine eigene Lebensſtellung errang. Das geehrteſte, auch eines Freien für würdig erachtete Gewerke war das eines Fertigers von Waffen und Schmuck. Ein tüchtiger Waffen- oder Goldſchmied ſtand bei ſeinen Volksgenoſſen in hoher Achtung und Gunſt und in der Sagenwelt genoß ſo ein Künſtler, Wieland der Schmied, halbgöttlichen Anſehens. In den Geſetzbüchern der Germanen aus und unmittelbar nach der Völkerwanderungszeit iſt ſchon von hörigen Handwerkern die Rede, welche zum Nutzen ihrer Herren für Andere arbeiteten. Hiermit hob das deutſche Handwerk als Beruf und Stand an.

Auch ohne Handel und Verkehr läßt ſich eine Gemeinſchaft von Menſchen, welche einmal aus der Wildheit in die Civiliſation herübergetreten iſt, nicht denken. Schon frühzeitig mußte in Germanien ein primitiver Binnenhandel exiſtiren, denn es gab ja allerlei zu tauſchen, zu kaufen und zu verkaufen, Aecker, Weiden, Wälder, Vieh, Waffen, Schmuck, Sklaven, Weiber („ein Weib kaufen“ für heiraten zu ſagen, war noch im ſpäteren Mittelalter gebräuchlich). Uralte Rechtsbräuche, die jetzt noch nachklingen, haben ſolchen Waarenumſatz begleitet. So wurde die Uebertragung eines Grundſtückes von dem Verkäufer an den Käufer durch die Ueberreichung eines Raſenſtückes oder einer Erdſcholle ſymboliſirt. Die Kaufpreiſe wurden freilich nicht in Geld entrichtet, weil die Germanen keins beſaßen. Tauſchmittel an der Stelle des Geldes waren demnach Waffen, Schmuckſachen und am häufigſten Vieh. In dieſem, in Rindern, Kühen, Pferden, wurden auch anfänglich die gerichtlichen Strafſätze entrichtet, bevor als Zahlungsmittel das Geld aufkam. Den Uebergang zu dieſem bildeten die Hals- und Armringe aus Edelmetall, welche eine ſo beliebte Schmuckſache waren, zum Lieblingsgeſchenk dienten und bald auch an Zahlungsſtatt gingen, ganz oder auch in Stücke zerhauen, ſo daß ſolche Ringſtücke zur Scheidemünze gedient haben mögen. Das Ringegold dürften unſere Ahnen zunächſt aus den goldführenden Strömen ihres Landes gewonnen haben, insbeſondere aus dem Rhein. Allerdings wird des Rheingoldes erſt vom 5. Jahrhundert an gedacht, aber auf ein viel höheres Alter deſſelben weiſt bedeutſam der Mythus vom Nibelungenhort hin.

Wo einmal Kulturbedürfniſſe ſich regen, iſt der Handel ſchnell bei der Hand, denſelben genugzuthun und ſie zugleich zu mehren und zu ſteigern. Römiſche und galliſche Händler zögerten alſo nicht, von den Gränzen Germaniens im Süden und Weſten her die begehrten Stoffe und Fabrikate einzuführen und



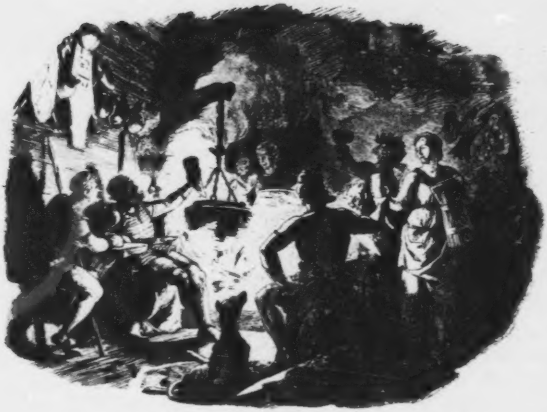
dieſelben gegen Landesprodukte umzutauſchen. Was für Gewinnprocente dabei abfielen, kann man ſich leicht vorſtellen. In der kaiſerlichen Zeit Roms wurde dieſer Handelsverkehr immer lebhafter. Erz, Eiſen, Silber, Gold, Wein, Kleiderſtoffe und Schmuckſachen wurden eingeführt, Zuckerrüben, Gänſefedern, Laugenſeife, Pelze, Felle, Pferde, Sklaven und germaniſches Haar — rothblonde Zöpfe und Perücken waren ja den römiſchen Modedamen unentbehrlich — gingen nach Italien und Gallien. Römiſches Geld wurde hierbei das mehr und mehr gangbare Tauſchmittel. Die Deutſchen gewöhnten ſich ſo ſehr daran, daß ſie die Geldprägung noch lange für ein ausſchließlich römiſch-kaiſerliches Recht anſahen. Erſt die Frankenkönige befreiten ſich völlig von dieſer Vorſtellung und münzten Geld auf eigene Hand und mit ihrem eigenen Bilde. Der wichtigſte germaniſche Ausfuhrartikel war ſchon frühzeitig der von den Oſtſeeküſten kommende Bernſtein, welcher in Rom maſſenhaft zum Putz und Schmuck verbraucht wurde. Auch mit Griechenland brachte dieſer Handelsartikel die Germanen in Berührung, wobei die griechiſch-phokäiſche Pflanzſtadt Maſſilia (Marſeille) die Vermittlerin machte. Auf dieſem Wege, d. h. auf dem Wege des Verkehrs germaniſcher und griechiſcher Händler ſoll auch, wie nicht unwahrſcheinlich iſt, zuerſt der Gebrauch der Schrift nach Deutſchland gekommen ſein, ſo daß der germaniſchen Runenſchrift das griechiſche (doriſch-äoliſche) Alphabet zu Grunde läge. Und noch anderweitig erwies der Handel ſeine civiliſatoriſche Kraft, indem er die Starrheit des germaniſchen Krautjunkerthums brechen half. Da nämlich der Handelsbetrieb einerſeits zum voraus eine gewiſſe Wohlhabenheit erforderte und andererſeits einen kühn wagenden Muth und eine wehrfähige Hand, ſo konnte er nur Sache der Freien ſein und erſchien ſelbſt für Adalinge nicht unziemlich. Mußten doch Kauffahrten geradezu für Kriegsfahrten gelten angeſichts von allen den Gefahren und Bedrohungen, welchen zum Trotze die Ausfuhrwaaren in die Fremde zu bringen und die Einfuhrwaaren aus dieſer zu holen waren. Die Handelſchaft mußte aber in zahlreiche Wechſelbezüge zu den aufkommenden Gewerken treten, wie auf der andern Seite mit der grundbeſitzenden Ariſtokratie in Geſchäftsverbindung bleiben und aus alledem ergab ſich, daß der Handel ein wirkſamer Sänftiger der ſchroffen Ständeunterſchiede wurde. Endlich iſt auch noch ein Wort darüber zu ſagen, daß unſere Ahnen nicht allein Landhandel, ſondern auch ſchon Seehandel getrieben haben. Selbſtverſtändlich war dieſer Sache der Anwohner der Nord- und Oſtſee, welche an die Stelle des urzeitlichen Baumſchiffes oder Schiffbaums im Verlaufe der ſechs erſten Jahrhunderte chriſtlicher Zeitrechnung nach und nach das galeerenartige Ruderſchiff zu ſetzen und daſſelbe auch mit Segelwerk auszuſtatten gelernt hatten. Man ſuchte die Schiffsgeſtalt dieſer oder jener Thiergeſtalt anzuähneln, bezeichnete Schiffstheile als Haupt, Hals und Schnabel, verzierte den Bug mit Pferde- oder ſogenannten Drachenköpfen und nannte das Schiff ſelber Drache oder Roß. Die „Meerdrachen“ der ſkandinaviſchen „Wikinger“ waren in Sage und Geſchichte eine gefürchtete Erſcheinung. Ueberhaupt verſchwand in alter Zeit die Gränzlinie zwiſchen Seehandel und Seeraub häufig genug, allzu häufig. Doch für die alte Seetüchtigkeit der Germanen zeugt, daß ſie ohne Kompaß in fremde Meere ſich hinauswagten, daß ſie Island, Grönland und — fünfhundert Jahre vor Kolon — Amerika („Vinland“) auffanden ....

Nun aber iſt es an der Zeit, daß wir uns wiederum zum Familienleben unſerer Vorfahren zurückwenden.

Wir ſahen, wie der germaniſche Hausherr ſeine Gattin als ein gekauftes Eigenthum in ſein Heimweſen führte. An ihr wird es gelegen ſein, ſich aus der „Sache“ des Mannes zu ſeiner Lebensgefährtin zu machen und den unumſchränkten Gebieter zu einem vertrauenden und liebevollen Gatten herab- oder vielmehr hinaufzuzähmen. Kinder ſind ſicherlich wie überall und allzeit auch in Altdeutſchland ein feſtes Band zwiſchen den Eltern geweſen. Germaniſche Ehefrauen mögen aber ihrer erſten Entbindung nicht ohne Bangen entgegengeſehen haben, denn es hing durchaus von dem Manne ab, das Kind anzuerkennen und leben zu laſſen oder nicht. War ein Kind zur Welt geboren, ſo brachte es die Wehmutter dem Vater und legte es ihm unter der neben dem Herde aufragenden „Firſtſul“ ſeines Hauſes zu Füßen. Anerkannte er es als Bein von ſeinem Beine und als Fleiſch von ſeinem Fleiſche, ſo hob er es mit eigener Hand vom Boden auf oder ließ es durch die Wehmutter aufheben — (woher dieſe „Hevanna“, Hebamme hieß). Weigerte er ſich der Aufhebung, ſo war damit die Verſtoßung des Kindes erklärt und ward es ausgeſetzt. Einmal aufgehoben, war das Kind ſeines Lebens ſicher. Auch mußte der Vater das Neugeborene aufheben oder aufheben laſſen, ſo demſelben ſchon irgendetwas Nährendes zutheil geworden, und wäre es nur ein Tropfen Milch oder Honig geweſen. Freilich das Recht, ſein eigen Kind ſpäter zu verkaufen, war mit alledieſem dem Vater nicht beſtritten. Dem Anerkennungsakte folgte eine Art von Taufe, indem das Neugeborene in friſches Waſſer getaucht und durch einen zu dieſem Zwecke beſtellten Verwandten benamſet wurde. Dieſer Namengeber war auch gehalten, dem Täufling ein Geſchenk zu geben, und ein Feſtſchmaus beſchloß die ganze Feierlichkeit.

Die Namengebung haben unſere Ahnen für eine wichtige, gleichſam den Lebensgang des Benannten vorbedeutende Sache angeſehen und ſie ſind demnach hierbei nicht ſo ganz ſinn- und geſchmacklos verfahren, wie ihre Nachfahren zu thun pflegen. Wie die altdeutſchen Ortsnamen, ſo waren auch die Perſonennamen ſinnvoll und kennzeichnend. Zuvörderſt ſolche, welche auf den urzeitlich naturwüchſigen Verkehr zwiſchen Menſch und Thier hinweiſen und wobei noch in Betracht kam, daß in germaniſchen Augen manches Thier etwas Heiliges hatte, weil religiöſe Mythen von der Erſcheinung der Götter in dieſer oder jener Thiergeſtalt zu erzählen wußten. Von ſolchen Thieren, als da waren Aar, Bär, Eber, Rabe, Schlange („lint“,) Schwan und Wolf, kamen die männlichen Namen Arno, Arnulf, Berno, Beringard, Berinhard, Beroald, Ebur, Ebarhard, Eburwin, Eburgund, Ebertrud, Eburhilt, Raginald, Ragenhart, Regino, Wolfgar, Wolfgang, Wulfila, und die weiblichen Aranhilt, Aralind, Berilind, Eburhilt, Ebergund, Raganberga, Ragam- berta, Godalind, Theudelind, Swanaburg, Swanahild, Wolfburga, Wolfgunt, Wolfrun, Wulfhilt. Das religiöſe Gefühl der Germanen liebte es, eine ganze Reihe von männlichen und weiblichen Namen an das uralte, nur dem Germanenthum eigene Wort „Gott“ zu knüpfen. So Godo, Godebald, Godafrid, Gotahard, Godomar, Goda, Gotberga, Gotatrud. Oder in Anknüpfung an die Bezeichnung der Götter als „Anſen“ (nord. Aſen, ſächſiſch Os) lauteten männliche und weibliche Namen Anſo, Anſbald, Oſmund, Oſwald, Anſa, Anſiberta, Oſmundis. Die Vorſtellung von den Elben (Zwergen) und Thurſen (Hünen, Rieſen) klingt an in den Namen Albo, Alfhard, Albuin, Albagund, Albigard, Hunibald, Hunimund, Hunila, Hunrada, Thuriſmund, Thuſnelda. Eine Menge von Männer- und Frauennamen bezeugen laut die Kriegsluſt und Kampffreude unſerer Vorfahren und erſcheinen daher die alten Worte „Bad“, „Gund“, „Hild“, „Hadu“, „Wig“, „Iſan“ (Eiſen), „Ger“, „Brünne“ — lauter Ausdrücke für Krieg Schlacht und Waffen — in mancherlei Zuſammenſetzungen: Baddo, Batuhelm, Badila, Baduhilt, Gundobad, Gundeband, Aldagund, Chunigund, Hadubrand, Hadufrid, Hadamund, Hadaberga, Hathumot, Hildibrand, Hildulf, Hildiburg, Hildi- gard, Hildigund, Wigo, Wigand, Wighelm, Wigharta, Wigilinda, Iſangrim, Iſanhard, Iſanbirga, Iſanhilt, Bruno, Brunihild, Sigibert, Sigifrid, Sigiteud, Sigilind. In den Zuſammenſetzungen mit „Adal“, „Thiuda“ und „Liut“ (Adel und Volk) prägt ſich der Stolz auf Abſtammung und Volksgenoſſenſchaft aus: Adalbert, Adalheid, Theodo, Theudofrid, Thiothelm, Theuda, Theutberta, Theutila, Liudo, Liudiger, Liudulf, Liuda, Liudiſka, Liutberga. Zu den älteſten deutſchen Frauennamen werden mit Grund gezählt ſolche, welche wie Bertha (die Glänzende), Heidr (die Fröhliche), Liba (die Lebendige), Swinda (die Ge- ſchwinde) und Skonea (die Schöne) leibliche und ſeeliſche Eigenſchaften bezeichnen.

Mit einem Schmauſe, ſahen wir, wurde die germaniſche Taufhandlung beſchloſſen und im Schmauſen waren überhaupt unſere Vorfahren ſtark. Jedes fröhliche, aber auch jedes traurige Vorkommniß gab ihnen zum Zechen Veranlaſſung: die Geburt eines Kindes, die Wehrhaftmachung eines Sohnes, die Verheiratung der Tochter, der Tod eines Familiengliedes. Denn auch die Sitte oder Unſitte des „Leichentrunkes“ darf ſich eines hohen Alter rühmen. Sodann war ja auch die Gaſtfreiheit mit dazu da, Gelegenheiten zu Zech- gelagen zu ſchaffen. Dieſe währten häufig bis die eigenen Vorräthe aufgezehrt waren, in welchem Falle Wirth und Gaſt mitſammen zu einem Nachbar gingen, um bei und mit dieſem weiterzuſchmauſen. Solche Zecherei hatte nicht ſelten den völligen Ruin einer glücklichen Familie zur Folge. Denn im Rauſche das Würfelſpiel bis zur Wuth zu treiben, nach einander Fahrhabe und Vieh, Haus und Heim, Weib und Kind und endlich die eigene Perſon zum Einſatze zu machen und nach dem letzten Unglückswurf in die Knecht- ſchaft zu wandern, war gar nicht ungewöhnlich. In reichen Häuſern, in den Gaſthallen der Adalinge machten ſich die Feſtmahle ſtattlich genug. Aber nur die Männer bankettirten, je zwei und zwei an einem Tiſche ſitzend, während die Hausfrau — ſelbſt Königinnen durften ſich deſſen nicht entſchlagen — mit ihren Töchtern die Gäſte bediente, das Auftragen der Speiſen ordnete und die ſilberbeſchlagenen Hörner der Urochſen, welche als Pokale dienten, eigenhändig füllte und von Tiſch zu Tiſch umherbot. Wenn nicht der Spielteufel in der Halle umging, hatten die Feſtgenoſſen ein edleres Ergötzen. Harfner und Sänger waren da, rührten das „Luſtholz“ (die Harfe) und ſagten und ſangen von Göttern und Helden, von der Weltſchöpfung, vom Wodan und Donar, vom Thuiſto und Mannus und vom Befreier Armin. So meldet uns Tacitus und im älteſten germaniſchen Heldengedicht, im „Beowulf“ heißt es: „In der Halle war da Harfenklang, des Sängers lautes Singen; es ſagte der Wiſſende der Menſchen Urſprung in alten Zeiten“ — und an einer andern Stelle: „Da war Sang und Klang im Saale vereinigt; das Luſtholz ward gegrüßt, das Lied geſungen.“ Zum Klang und Sang geſellte ſich in der Feſthalle auch das älteſte deutſche Turnſpiel, der Schwerttanz, vom Verfaſſer der Germania als das einzige bei den Germanen heimiſche

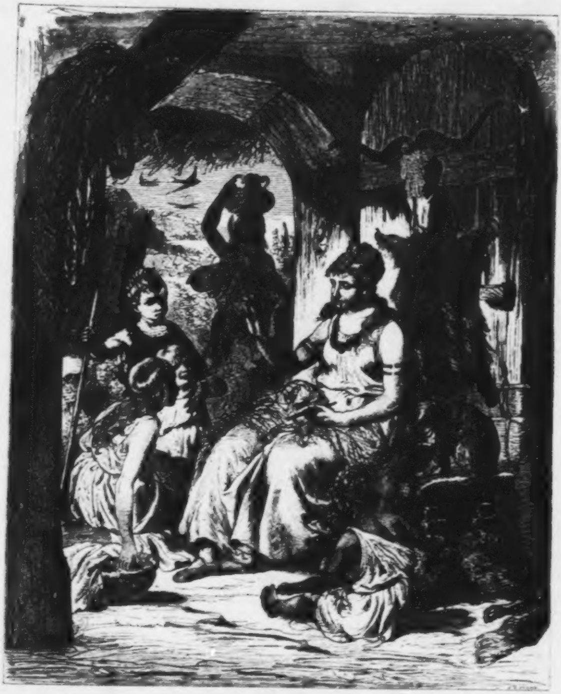


Altgermaniſches Gaſtmahl.

Schauſpiel genannt. „Nackte Jünglinge — ſo erzählt er — welchen das eine Luſtbarkeit iſt, tummeln ſich zwiſchen drohend aufgerichteten Speerſpitzen und Schwertklingen tanzend umher. Uebung rief Fertigkeit, Fertigkeit Anmuth hervor, doch nicht zum Erwerb oder um Lohn; denn des kecken Scherzes einzige Belohnung iſt die Kurzweil der Zuſchauer.“

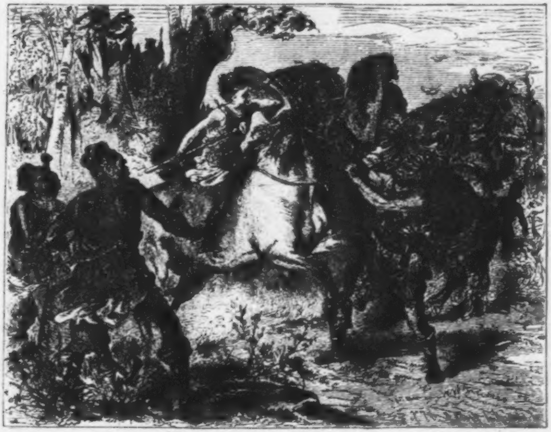
Die Kinderzucht war ſelbſtverſtändlich vorwiegend Sache der Mütter, unter deren Leitung die Töchter bis zu ihrer Verheiratung der Haushaltsgeſchäfte ſich annahmen. Wir dürfen auch glauben, daß alles, was etwa für die Gemüthsbildung der Jugend geſchah, von mütterlicher Seite kam. Wie noch heute die deutſche Mutter die erſten Keime religiöſer und ſittlicher Vorſtellungen in ihren Kindern pflanzt und pflegt, ſo hat gewiß auch die germaniſche den ihrigen die uralten Weiſen von den Volksgöttern und Volkshelden vorgeſungen und ihre Knaben Mannhaftigkeit und ihre Mädchen Sittſamkeit gelehrt. Der heranwachſende Sohn wurde ſodann vom Vater in den Rechten und Pflichten ſeines Standes, in der Waffenführung, im Rennen und Reiten, im Jagen und Schlagen unterwieſen. So vorbereitet, wurde der Jüngling in verſammelter Landsgemeinde entweder durch den Häuptling oder durch den Vater oder durch den Vormund mittels feierlicher Ueberreichung von Schild und Speer für wehrhaft erklärt. Bislang war er nur ein Glied des Hauſes geweſen, mit ſeiner Wehrhaftmachung wurde er ein Glied des Gemeinweſens. Er konnte jetzt mitrathen und mitthaten, namentlich im Kriege, in den Beſitz des Vollbürgerthums brachte ihn jedoch erſt eigener Grundbeſitz. Freie Geburt, Wehrfähigkeit und Grundbeſitz verliehen mitſammen politiſche Rechte.

Aber wie war es mit der „Landsgemeinde“, wie überhaupt mit dem altdeutſchen Staat? . . . Soweit unſer Wiſſen zurückreicht, finden wir bei unſeren Vorfahren zweierlei Staatsformen vor: die



Am häuslichen Herde.

Monarchie und die ariſtokratiſche Republik. Beim erſten geſchichtlichen Auftreten der Germanen werden die Heerführer der Teutonen und Kimbrer von den Römern als Könige bezeichnet und es unterſteht keinem Zweifel, daß der Urſprung des germaniſchen Königthums in die mythiſche Urzeit hinaufreicht. In der hiſtoriſchen Zeit, insbeſondere zur Zeit des Tacitus, war aber dieſe Staatsform vor der ſogenannten freigemeindlichen, in Wahrheit ariſtokratiſch-republikaniſchen mehr zurückgetreten, um dann zur Zeit der Völker-

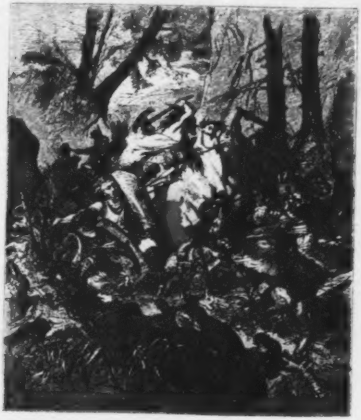


Rettung in den Waffen.

wanderung zu neuer und überwiegender Geltung zu gelangen. Der ariſtokratiſch-republikaniſchen Gemeinweſen waren in Germanien ſehr viele und, was Umfang und Macht angeht, ſehr vielerlei. Das Werden und Wachſen derſelben war ein organiſches. Die Familie wuchs zur Markgenoſſenſchaft, dieſe zur Hundertſchaft, dieſe zur Gaugenoſſenſchaft und dieſe zur Stammgemeinſchaft. Solcher Gliederung entſprach der Organismus politiſcher Schaltung und Waltung: — Dorfgemeinde, Kreisgemeinde, Gaugemeinde, Landsgemeinde. Bei dieſen Verſammlungen war, nach ihrer Machtvollkommenheit abgeſtuft, die Regierung der Mark, der Hundertſchaft, des Gau's und des Landes, die Entſcheidung über Frieden und Krieg, die Wahl des Heerführers, die Wahrung des Rechtsfriedens und die Sühnung des gebrochenen, alſo Verwaltung des Privat- und des Strafrechtes, die Beſtellung der Richterbank, die Erwählung der Gemeindevorſteher, der Gaugrafen, der Landesfürſten. Die verſchiedenen Gemeinden traten zu regelmäßig wiederkehrenden oder auch außerordentlichen Verſammlungen im Freien auf der bei einem heiligen Baum oder bei einer heiligen Quelle gelegenen „Malſtatt“ zuſammen, wobei den Prieſtern die Eröffnung der Verhandlungen und die Handhabung der Ordnung oblag. Eine Rede des Vorſtehers — bei Landsgemeinden alſo des Fürſten — leitete die Abwickelung der auf der Tagesordnung ſtehenden Verwaltungs-, Kriegs- und Rechtsgeſchäfte ein. Die Berathung war frei, jeder wehr- und rechtsfähige Gemeinde- oder Landſaſſe, d. h. jeder Freie konnte ſeine Meinung geltend machen. Mißfallen wurde durch Gemurre, Beifall durch das Zuſammenſchlagen von Schild und Speer kundgegeben. Von ſolchen Verſammlungen, in welchen die Souveränität des Gemeinwillens allerdings formal zum Ausdrucke kam, darf man ſich aber kein idealiſches Bild machen. Sachlich waren ſie zumeiſt nur eine Formalität, — ganz ſo, wie das noch heute die urkantönlichen Landsgemeinden der Schweiz ſind, bei welchen das „ſouveräne“ Volk beſchließt und abmacht, was die Magnaten vorher unter ſich beredet und ausgemacht haben. Selbſtverſtändlich ſind hier nur die allgemeinen Grundzüge einer Gemeinde- und Staatsverfaſſung gegeben, welche bei den einzelnen Stämmen im Einzelnen ſehr abweichend gemodelt war. Zur Völkerwanderungszeit drängte, wie ſchon erwähnt worden, das Königthum die Adelsrepublik in den Hintergrund. Wann die großen Stämme der Gothen, der Vandalen, der Burgunden, der Langobarden, der Franken in die Geſchichte eintraten, geſchah das unter der Führung von Königen. Aber das waren, wohlverſtanden, Wahlkönige, in der Volksgemeinde gekürt und auf den Schild erhoben, in Zeiten und unter Umſtänden, wo einem Stamme die ſtraffeinheitliche Lenkung, insbeſondere auf der Heerfahrt noththat. Es mag ſich daher dieſes Königthum zu einem guten Theil aus der altherkömmlichen Einrichtung der kriegeriſchen Gefolgſchaften herausgebildet haben, welche ihre gewählten Herzoge, falls dieſe Verdienſt und Erfolg hatten, mit höheren Ehren ſchmückten. Doch iſt noch beizufügen, daß das germaniſche Wahlkönigthum ſich frühzeitig in ein Erbkönigthum zu wandeln wußte, ſchon darum, weil man die Krone mit Vorliebe ſolchen Familien zuwandte, die im Rufe göttlicher Herkunft ſtanden und demnach für die Blüthe des Adels galten.

Kriegeriſchen Urſprungs alſo war das deutſche Königthum, wie ja überhaupt der germaniſche Staat auf Wehr und Waffen geſtellt geweſen iſt. Die Bewaffnung ſelbſt iſt erſt während der Völkerwanderung vom waldurſprünglich Einfachen zum Reicheren und Vielgeſtaltigeren vorgeſchritten. Dannzumal geſellten ſich zu der Schutzwaffe des Schildes noch die zwei weiteren Helm und Harniſch und zu der älteren Angriffswaffe, dem Speer („Framea“, Pfriem?), die neueren, Schwert, Dolch und Streitaxt. Der „Ger“ ſcheint eine von der Framea verſchiedene ſchwere Wurfwaffe geweſen zu ſein. Der Gebrauch von Bogen und Pfeil iſt nicht deutlich nachzuweiſen und beſtimmt wiſſen wir, daß Vandalen und Gothen dieſe Waffen nicht kannten. Von germaniſcher Kriegskunſt iſt nicht zu reden, denn ſie beſtand nur in ungeſtümem Anſturm und todverachtendem Ausharren. Dem Heerführer die Treue zu halten bis in den Tod, war germaniſche Sitte. In Harſte von je hundert Mann waren die Heere getheilt. In Keilrotten geordnet, unter Anſtimmung des „Barditus“ (wörtlich Schildlied, weil die Krieger es, um den Schall zu verſtärken, in die Höhlung des Schildes hineinſchrieen) gingen ſie in die Schlacht. Die Hauptſtärke der Germanen war der Fußkampf, doch haben ſie auch den Gebrauch der Reiterei gekannt und geübt, obzwar mit Verachtung des Sattels. Frühzeitig wurden Reitergeſchwadern auch Fußſtreiter beigegeben, welche beim Vorſtürmen der Reiter ſich an den Mähnen der Pferde feſthielten, um mit dieſen gleichen Schritt halten zu können. Feigheit, Fahnenflucht, Einbuße des Schildes galten für Kapitalverbrechen.

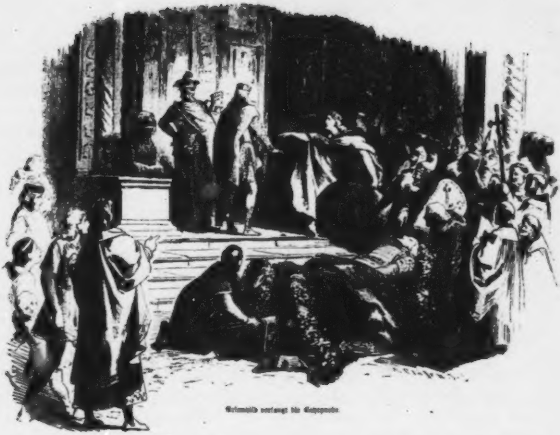
Was Verfehlungen und Verbrechen überhaupt betrifft, ſo haben unſere Vorfahren von Uralters her unterſchieden zwiſchen ſolchen, welche dem Gemeinweſen, und ſolchen, welche den Einzelnen Schaden brachten. Jene, alſo Landesverrath und Fahnenflucht, konnten nur durch den Tod des Schuldigen geſühnt werden, dieſe dagegen mittels Gutmachung, d. h. der Schädiger war gehalten, den Einem oder Einer an Ehre, Gut, Leib und Leben zugefügten Schaden dem oder der Beſchädigten, beziehungsweiſe ihren Rechtsnachfolgern zu vergüten mittels des ſogenannten „Wergeldes“, deſſen Anſätze je nach der Schwere des Schadens höher oder niedriger waren und das in Ermangelung baren Geldes auch in Vieh oder Fahrhabe entrichtet werden konnte. Dieſe Rechtsſatzung, die Sühnung der Schuld mittels Geldes, iſt ein nach unſerem Gefühle freilich roher erſter Verſuch geweſen, den Verheerungen, welche der urzeitliche Brauch der Blutrache in dem Gemeindeweſen anrichtete, Einhalt zu thun. Aus dieſem Brauche war das urgermaniſche Fauſt- und Fehderecht entſprungen. Der unbedachtſame Mörder, der vorſätzliche Todtſchläger brach mittels ſeiner That den Frieden mit der Sippſchaft des Getödteten. Dieſer lag die Pflicht ob, den ihr gegenüber „friedlos" gewordenen Thäter zur Rechenſchaft zu ziehen. Zu dieſem Ende griff ſie, falls der Schädiger nicht bei Zeiten zur Entrichtung der geſetzlichen Wergeldbuße ſich bereit erklärte, zum Fauſt- und Fehderecht, d. h. ſie erhob unter Beihilfe ihrer Freunde Fehde gegen den Uebelthäter, um mit ſeinem Blut den Rechtsfriedensbruch zu ſühnen ... Das Rechtsbewußtſein unſerer Vorfahren ging in ſeinen Erſcheinungsformen, wie auch in denen der Rechtsſchöpfung und Rechtsſprechung, unter den einzelnen Stämmen mehr oder weniger weit auseinander, wie denn auch je nach der politiſchen Verfaſſung hier die Landesgemeinde, dort der König für die Quelle des Rechtsfriedens und des Rechtsſchutzes galt. Doch bei aller Verſchiedenheit im Einzelnen waren auch auf dieſem Gebiete wieder gewiſſe nationale Vorſtellungen und Formen im Ganzen durchgreifend und obherrſchend. Zunächſt dem Landesverrath und der Fahnenflucht war Mord das ſchwerſte Verbrechen. Dann folgten die „durch Fang, Schwang, Griff und Hand" verübten Gewaltthätigkeiten, unter welchen Frauenraub und Nothzucht obenan ſtanden. Es iſt ein ſchöner Zug in dieſem alten Rechte geweſen, daß es ſogar leichte Verunglimpfungen weiblicher Ehre und Scham mittels Worten oder Handlungen ſchwer ahndete. Unter den Verbrechen gegen das Eigenthum war der Feld- und Viehdiebſtahl das verrufenſte, wobei ſehr fein zwiſchen Tagdieb und Nachtdieb zu Ungunſten des letzteren unterſchieden wurde. Etwas gewinnend Humanes lag in den Beſtimmungen, daß Wanderer ungeſtraft von den Feldfrüchten an ihrem Wege nehmen durften, um Hunger und Durſt zu ſtillen, und daß ſchwangere Frauen, wenn ſie ein



Kampf gegen die Römer.

beſonderes Gelüſte nach einem fremden Gegenſtande empfanden, denſelben ebenfalls ungeſtraft ſich aneignen mochten . . . Rechtheiſchung und Rechtſprechung waren mit religiöſen Bräuchen umgeben und wurzelten beide in religiöſen Anſchauungen. Das Verfahren war öffentlich und mündlich. Die Gerichtsſtätten waren wohl dieſelben Malen oder Mallen, wo auch die Gemeinde- und Landesverſammlungen ſtattfanden. Rings um die „Malſtatt“ ging der „Ring“, an deſſen Schranken das Volk ſtand. „Ding“ hieß der Rechtshandel. Daher die alte Redensart: „Zu Ding und Ring gehen“. Aus dem rechtsfähigen Theile des Volkes, alſo aus den Freien und durch dieſe wurden die Rechtsfinder („Rachinburgen“, „Sachibarone“, ſpäter „Schöffen“) gewählt, welche unter dem Vorſitze des „Gerefa“ (Grafen, früher „Tunginus“) den Wahrſpruch fanden und fällten. Die Procedur war der Anklageproceß, denn „wo kein Ankläger, da kein Richter“. Aber weit verbreiteter Grundſatz war, der Ankläger habe nicht die Schuld des Angeklagten, ſondern dieſer vielmehr ſeine Unſchuld zu beweiſen. Hauptbeweismittel war der Eid. Der Bezichtigte mußte ſich mittels des Eides reinigen; allein ſein Wort war nicht genügend, er mußte ſich umſehen nach „Eideshelfern“, d. h. nach Freunden, welche mit ihrem Worte bezeugten, daß ſie der Verſicherung ſeiner Schuldloſigkeit glaubten. Sie halfen ihm alſo bei ſeinem Eide, indem ſie ſeine Glaubwürdigkeit bekräftigten. Falls dann aber der Ankläger weder dem Eide des Angeklagten, noch dem Worte der Eidhelfer deſſelben traute, ſo konnte er, um die Anklage aufrechtzuerhalten, ein Gottesurtheil (althochdeutſch „Urteiſi“, angelſächſiſch „Ordal“, wovon das lateiniſche ordalium) anrufen, womit der Wahrſpruch über Schuld oder Unſchuld der Gottheit ſelbſt anheimgegeben werden ſollte. Die Form der Gottesurtheilſchöpfung war entweder der Zweikampf zwiſchen Ankläger und Angeklagten oder die Feuer- oder Waſſerprobe. Die älteſte Erwähnung der „Keſſelprobe“, wobei der Angeklagte, ſich zu reinigen, einen Ring aus ſiedendem Waſſer herauslangen mußte, ohne ſich die Hand zu verbrühen, ſteht im ſalfränkiſchen Geſetzbuch. Zweifelsohne reicht aber der Gottesurtheilsbrauch in die ariſche Urzeit hinauf, denn wir finden ihn ja auch im alten Indien. Im Mittelalter hat dann dieſer Rechtsbrauch eine vielfältige Ausgeſtaltung erfahren. Mit zu den Gottesurtheilen gehörte ſicherlich auch in uralter Zeit ſchon das „Bahrrecht“, welchem gemäß bei einer Mordklage der Angeklagte unter Betheuerung ſeiner Unſchuld zu dem Gemordeten herantreten und deſſen Wundmale berühren mußte. Fingen dieſe hierbei wieder zu fließen an, ſo war der Beweis der Schuld, wenn nicht, der Beweis der Unſchuld des Bezichtigten geleiſtet. An einer berühmten Stelle des Nibelungenliedes, welche trotz ihrer chriſtlichen Uebermalung weit in das germaniſche Heidenthum hinaufgreift, heißt es: „Schmiede hieß man beſchaffen eilends einen Sarg, einen Sarg von Silber und Gold, beſchlagen mit Spangen von gutem Stahl, und da die Nacht vergangen, ließ die edle Frau Kriemhild ihren vielliebenMann Sigfrid zum Münſter tragen und weinend gingen alle ihre Freunde mit ihr. Da ſie zum Münſter gelangten, läuteten die Glocken und laut wurde der Geſang der Pfaffen. Da kam auch der König Gunther herbei mit ſeinen Mannen und es kam auch der grimme Hagen, der beſſer ferngeblieben. Sprach Gunther: „Liebe Schweſter, weh deines Leides! Ledig ſollten wir ſein ſo großen Schadens! Fürwahr, wir müſſen allzeit Sigfrids Tod beklagen.“ Gab zur Antwort das jammerhafte Weib: „Mit nichten müßt ihr das! Wär' euch leid die Sache, würde ſie nicht geſchehen ſein. Sie legten ſich auf's Leugnen. Da wiederum die Witib: „Wer unſchuldig, kann es kundthun. Er mag nur alsbald hier vor all' den Leuten zu der Bahre gehen. So mag die Wahrheit offenbar werden.“ Das iſt ein groß Wunder, welches oft ſich wirkt: wenn der Mörder hertritt zu dem Gemordeten, ſo bluten dieſem die Wunden. Solches geſchah auch jetzo. Denn da Hagen zu dem Todten herging, fingen deſſen Wunden ſtark zu fließen an. Da hub ſich noch ſtärkerer Wehruf denn zuvor.“

Wie in allem und jedem, erkannten alſo unſere Ahnen auch in Sachen des Rechtes als oberſte Inſtanz die Gottheit. Sie waren ein frommes Volk, inſofern das Gefühl der Abhängigkeit des Menſchen von



Kriemhild verlangt die Bahrprobe

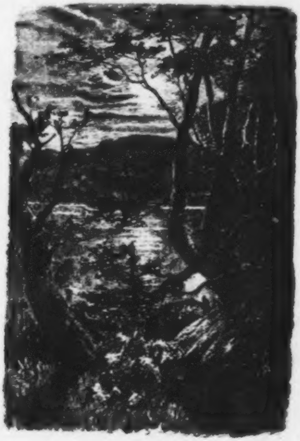
den Naturgewalten ſie ſchon in der Kindheit ihres Volksdaſeins mit Ehrfurcht vor dem Weltgeheimniß erfüllt hatte und zu erfüllen fortfuhr. Ihre Denker und Dichter — beider Thätigkeit war im urzeitlichen Prieſterthum vereinigt — hatten eine Löſung dieſes Geheimniſſes in der Form religiöſen Vorſtellens, Fühlens und Glaubens verſucht, wie denn ja alle die alten Naturreligionen ſolche Löſungsverſuche geweſen ſind, und es darf mit Beſtimmtheit angenommen werden, daß zur Zeit, als das germaniſche Heidenthum in Deutſchland durch das Chriſtenthum überwältigt wurde, die Religion unſerer Vorfahren in Dogma und Kult zu einem nicht geringen Grade von Entwickelung gelangt war. Uns Deutſchen iſt aber nicht jene Schickſalsgunſt zu Theil geworden, welche den Nordgermanen das Kleinod ihrer „Edda“ gegeben und in dieſer ihnen die Religion ihrer und unſerer gemeinſamen Altvorderen als ſyſtematiſirtes Ganzes überliefert hat. Auf uns Deutſche ſind von dem religiöſen Fühlen, Vorſtellen und Thun der Südgermanen nur Bruchſtücke gekommen, welche mühſäligſt zuſammenzuſuchen es des rieſigen Forſcherfleißes eines Jakob Grimm bedurfte („Deutſche Mythologie“). Dabei galt es namentlich auch, dieſe Ueberlieferungen von der ſchiefen Geſtaltung und falſchen Färbung zu reinigen, welche ſie überall angenommen hatten, wo ſie durch griechiſch-römiſche Berichte vermittelt worden waren.

Von der indogermaniſchen Weltanſchauung, d. h. von den Gegenſätzen Licht und Finſterniß, Tag und Nacht, Feuerwärme und Eiskälte ging die germaniſche Religion aus und zwar mit Hinzunahme des weiteren Gegenſatzes: Himmel und Erde. Dieſer Dualismus freundlicher und feindlicher Lebensmächte einerſeits, der Dualismus einer zeugenden und ſchaffenden, einer empfangenden und gebärenden Weſenheit andererſeits hat auch bei den Germanen, wie bei anderen alten Völkern die vielgötterliche Auseinanderfaltung des Gottesbewußtſeins bedingt und beſtimmt, ſobald dieſes von der Stufe dunkeln Ahnens zu der hellen

Vorſtellens vorgeſchritten war. Allerdings begegnet uns ſchon in den älteſten deutſchen Mundarten, von denen wir wiſſen, das Wort „Gott“ (gothiſch Guth, althochd. Kot, altſ. God, mittelhochd. Got), allein das Vorhandenſein deſſelben beweiſt nicht etwa einen urſprünglichen Eingottglauben (Monotheismus) unſerer Vorfahren, ſondern nur allenfalls, daß dieſe das Wort „Gott“ gerade ſo gemeint und gebraucht haben, wie wir das Abſtraktum „Gottheit“ meinen und brauchen. Die Germanen waren Polytheiſten und im Verlaufe der Zeit gelangte ihre Vielgötterei zu einer Zwölfzahl von großen Göttern, welche ſich wohl in Skandinavien, nicht aber in Deutſchland vollſtändig nachweiſen läßt. In der von Tacitus in der „Germania“ namhaft gemachten Göttertrias Merkur, Herkules und Mars dürfen wir wohl unſern Wodan, Donar und Zio erkennen. Wodan (Wuotan, Wuodan, Guodan, Woden, Wode, zurückzuführen auf die ſanſkritiſche Wurzel budh oder vudh, d. i. wachſein, bewußtſein, erkennen, wiſſen) wurde als der höchſte Gott verehrt, als der germaniſche Zeus oder Jupiter. In ihm iſt die alldurchdringende und allbelebende Weltkraft verperſönlicht. Er iſt der Himmel, welcher ſich ſchützend über der Erde wölbt, er iſt die Sonne, welche jene erhellt, erwärmt und befruchtet, er iſt der reinigende Sturm, er iſt der geſtaltende Allgeiſt. An ihn, als den Erreger der den Winter verjagenden, das neue Wachsthum des Feldſegens ankündigenden Frühlingsſtürme, knüpft ſich noch jetzt im Volke die Vorſtellung vom wüthenden Heer oder von der wilden Jagd. Um wie viel lebhafter aber muß dieſe Vorſtellung in unſeren heidniſchen Ahnen geweſen ſein! In dem Getoſe der nächtlichen Orkane, welche die Frühlingstagundnachtgleiche zu bringen pflegt, hörten ſie das Getümmel und Gehetze von Wodans Jagdzug, das Schnauben und Wiehern der Roſſe, das Hundegebell, das Peitſchengeknall und die Jägerſchreie Halloh, Huhu, Hoto! Zunächſt der wilden Meute reitet Gott Wodan, der Einäugige, denn die Sonne war ja ſein Auge, auf ſeinem weißen Pferde. Er hat ſeinen breitkrämpigen Schlapphut auf, ſchwingt ſeinen Speer Gungnir und auf jeder ſeiner Schultern ſitzt einer der beiden Raben, die ihm — Symbole ſeiner Allwiſſenheit — alles zuflüſtern, was in der Welt vorgeht. Ein langes Gefolge von Göttern und Göttinnen, von Walhallagenoſſen und Walküren reitet hinterdrein, buntgeſtaltig, phantaſtiſch und wirrſälig wie ein Walpurgisnachttraum, und im Zuge darf auch der große Widerſacher der Götter und doch ihr ſtäter Geſell und Begleiter nicht fehlen, der ſchlimme Lohho oder Loko, die Verperſönlichung des Dunkeln und Böſen, der Widergott, Aftergott, von deſſen Namen ſich freilich in Deutſchland nur dürftige Spuren auffinden laſſen, der aber in den zahlloſen Teufelsſagen Zeugniſſe hinterließ, wie angelegentlich ſich bereits unſere heidniſchen Ahnen mit ihm beſchäftigt haben müſſen. So fährt die wilde Jagd Wodans in den Lüften über die Lande, geſpenſtig, ſchreckhaft, aber auch belebend und ſegenſpendend wie ein Frühlingsſturm. „Der Wode jagt,“ ſagen die Bauern noch heute in Pommern und Mecklenburg. „Wuotan jagit,“ mochten unſere Ahnen äußern, wann nächtlicher Weile des Gottes Sturmhorn erſcholl, und mit ihrer Furcht und Scheu miſchte ſich das Hoffen, daß die traurige Zeit eines nordiſchen Winters endlich zu Ende ginge.

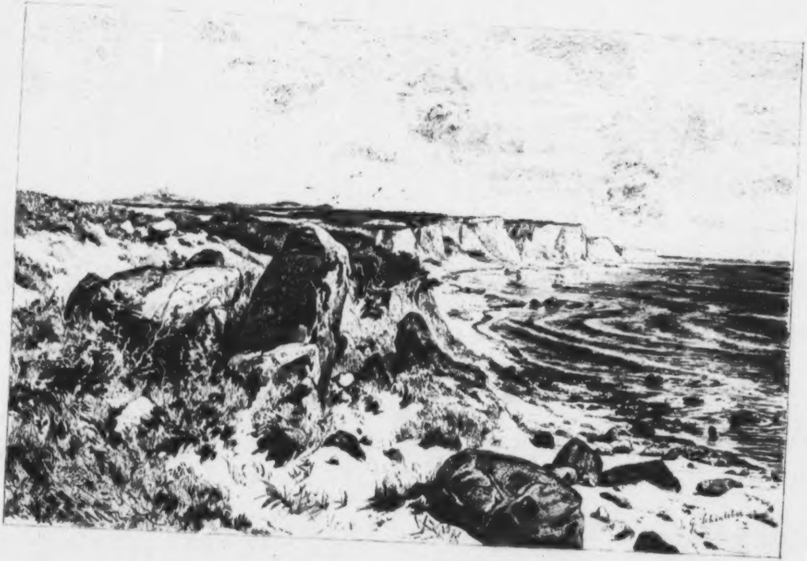
Mit der großen Göttin Erde (Nerthus, Nirdu) zeugt Wodan ein zahlreiches Geſchlecht von göttlichen Söhnen und Töchtern: den Donnergott Donar, den Kriegsgott Zio, den Friedensgott Fro, den Rechtsgott Baltar, den Jagdgott Vol, den Meergott Aki, die Liebesgöttin Frouwa — von welcher unſer Wort Frau kommt — die Ehegöttin Holda, die Arbeitsgöttin Peratha, die Herdgöttin Hluodana, die Frühlingsgöttin Oſtara, die Erntegöttin Volla. Die genannten Götter geben ſich ſchon beim erſten Anblick als Ausflüſſe der koſmiſchen und ſittlichen Subſtanz Wodans, gerade wie in den Göttinnen die Weſenheit der großen Lebensmutter Erde ſich auseinanderlegt. Als unterirdiſche Kehrſeite dieſer Lebensmutter mochte urſprünglich die Vorſtellung von der ſchaurigen Unterweltsgöttin Hellia gefaßt ſein, deren perſönlicher Begriff ſodann zur chriſtlichen Zeit in den örtlichen der Hölle ſich wandelte. Zu ihr hinunter, zur Hellia, glaubten unſere Vorfahren, fuhren die am Siechthum oder Alter Geſtorbenen, während die im Kampfe Gefallenen von Wodans

Todtenwählerinnen, den Walküren, zur Walhalla, zum Feſtſal der Helden, emporgeleitet wurden. Fraglos iſt demnach, daß die heidniſchen Germanen den größten Troſt des Menſchengeſchlechtes, die Vorſtellung von einem „Jenſeits“ und von der Fortdauer der Seele nach dem Tode des Leibes, kannten und glaubten. Daß ihnen auch der Schickſalsgedanke, die Idee einer hoch über allem thronenden und waltenden phyſiſchen und moraliſchen Nothwendigkeit nicht fremde geweſen, wird dadurch wahrſcheinlich, daß im germaniſch-ſkandinaviſchen Glaubensſyſtem die Schickſalsidee in den Geſtalten der Nornen mythologiſirt war. Endlich iſt noch anzumerken, daß, wie durch alle Naturreligionen, ſo auch durch die germaniſche ein ſtark pantheiſtiſcher Hauch ging. Aus dieſem Gefühl einer Durchgöttlichung, eines Durchgeiſtigtſeins der Natur heraus hat dann die Volksphantaſie ihre noch heute im deutſchen Märchen fortlebenden Vorſtellungen von Rieſen (Turſen, Hünen) und Zwergen (Elbe, Wichte), von allerhand freundlich gewillten oder neckiſch geſinnten Haus-, Wald- und Waſſergeiſtern geſchöpft. Auch der Begriff des Glückes geſtaltete ſich unſeren Ahnen zu einem perſönlichen und noch im ſpäteren Mittelalter wurde „Frau Sälde“ häufig genannt und angerufen.



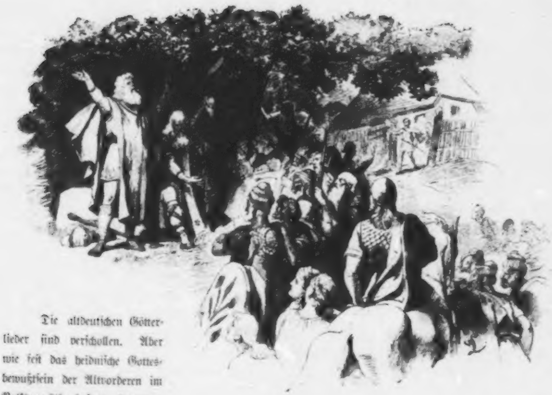
Der [illegible]

Die Stätten des Gottesdienſtes waren Haine oder Tempel, dieſe jedenfalls von ſehr einfacher Holzbauart. Auch auf Berghöhen, bei reichen Quellen, an rauſchenden Waſſerfällen, am Geſtade einſamer Seen, unter durch Mächtigkeit und Schönheit vorragenden Bäumen — man denke nur an die „Donarseiche“


G. Schönleber

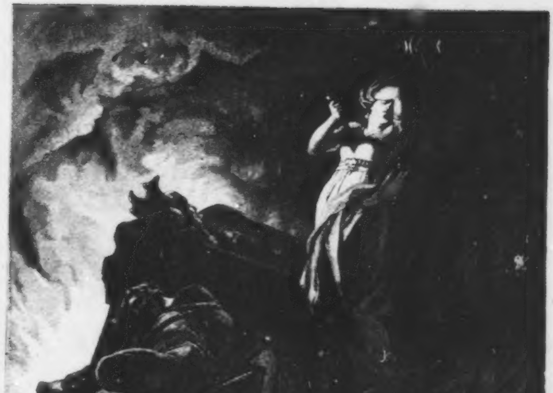
Hünenſtein auf Rügen.

bei Geiſmar — wurde den Göttern mit Gebeten und Opfern gedient. Es gab auch Götterbilder, Idole, früher aus Holz geſchnitzte, ſpäter aus Metall gegoſſene. Das berühmteſte Idol in Germanien war die bei Heresburg in Weſtphalen aufgerichtete Irminſäule, welche der Gewaltbekehrer Karl zertrümmern ließ. Anfänglich mochte jeder Hausvater der Prieſter ſeiner Familie geweſen ſein. Später, bei vielſeitigerer Geſtaltung des Kultus, gab es einen Prieſter- und Prieſterinnen-Stand, aber niemals eine erbliche Prieſterkaſte. Haupthandlungen des Gottesdienſtes waren das Gebet, das Opfer und die Orakeleinholung. Beim Beten wandten unſere Vorfahren das Antlitz gen Norden, um dem Blicke der Götter zu begegnen, welche man ſich vom Norden nach Süden ſchauend dachte. Unſer neuhochdeutſches Wort opfern iſt bekanntlich lateiniſchen Urſprungs (offerre), in Altdeutſchland ſagte man dafür „blotan“ und ſo war ſchon mit dem Worte der Begriff einer Blutdarbringung gegeben. Man opferte den Göttern zum Dank oder auch zur Sühne Rinder, Widder, Eber, Ferkel, Böcke und Pferde. Die Schädel der letzteren wurden an die Baumſtämme der heiligen Haine genagelt. Aber die Altäre der germaniſchen Götter wurden auch, kein Zweifel iſt geſtattet, mit Menſchenblut genäßt. Die Menſchenopferung bei den Semnonen, Cheruſkern, den Hermunduren bezeugt Tacitus mit Beſtimmtheit. Nicht weniger glaubwürdig ſind anderweitige alte Zeugniſſe, welche ſolchen ſchrecklichen Glaubenseifer bei den Gothen, Sachſen, Franken, Thüringern und Frieſen feſtſtellen. Doch hat das Menſchenopfer bei den ſkandinaviſchen Germanen länger gewährt als bei den deutſchen. Das Jahresfeſt der großen Erdgöttin, der Nerthus (Hertha), welches Tacitus beſchrieben hat, ſchloß mit Opferung der ſämmtlichen Sklaven, welche bei dem als Geheimkult behandelten heiligen Dienſte mit Hand angelegt hatten. Reichliches Opferblut floß bei den großen Feſten unſerer Ahnen, namentlich zur Zeit der Winterſonnenwende und der Sommerſonnenwende. Die erſte, das in allen germaniſchen Landen mit großem Jubel begangene Julfeſt, feierte die Wiedergeburt des Sonnengottes. Die chriſtlichen Prieſter haben dann daraus die Weihnacht gemacht, wie ſie aus dem heidniſchen, der germaniſchen Göttin Oſtara zu Ehren gefeierten Frühlingsfeſt das chriſtliche Oſterfeſt machten. Mit der Darbringung von Gebeten und Opfern verband ſich bei den religiöſen, von dem tiefen Naturgefühl der germaniſchen Raſſe zeugenden Feſten unſerer Vorfahren das Anzünden von gewaltigen Feuern auf Bergſpitzen und am Saume der Götterhaine. Dieſe „Funken“ ſymboliſirten die in der Sonne und in der Feuerflamme waltende Gottheit. Auch galt ihr Lohen und Wabern für ſchutzkräftig gegenüber den böſen Zaubergewalten. Auf die heiligen Höhen, durch die heiligen Haine, um die heiligen Feuer her wallten die Feſtproceſſionen, bei welchen allerhand Mummenſchanz üblich war, beiſpielsweiſe beim Frühlingsfeſt das dramatiſch dargeſtellte Einſargen und Begraben des Winters, wie es in ſüddeutſchen Dörfern zur Faſtnachtzeit noch jetzt vorkommt. Eine ausgiebige Schmauſerei beſchloß die Götterfeſte und dieſen feſtlichen Gelagen war der hübſche Brauch des „Minnetrinkens“ eigen. Den Göttern wurde feierlich zugetrunken, Minne getrunken und daran hielten unſere Ahnen ſo feſt, daß ſie, zum Chriſtenthum bekehrt, dem „Herrn Chriſtus“ oder der „Jungfrau Maria“ Minne zutranken, wie früher dem Donar oder der Freia. Orakel ertheilten den Rathfragenden die Prieſter und Prieſterinnen, indem ſie den Flug und Schrei gewiſſer Vögel ausdeuteten oder auch das Wiehern der weißen, in den Tempelhainen eigens zum Zwecke der Orakelgebung gepflegten Roſſe. Eine dritte Art der Schickſalsbefragung war dieſe. Auf die abgebrochenen Zweige einer Buche wurden Zeichen geritzt und dieſe Buchenſtäbe auf die Erde geworfen, wie der Zufall es wollte, dann wieder aufgeleſen und in eine gewiſſe Ordnung gebracht, worauf der Zeichendeuter bekanntgab, was die geritzten „Runen“ raunten. Von dieſem religiöſen Brauche ſtammt unſere Bezeichnung der Schriftzeichen (Buchſtaben). Neben den Künſten der Orakelei haben germaniſche Prieſter und Prieſterinnen auch die Künſte der Beſprechung und Beſchwörung geübt, wie zwei auf uns gekommene heidniſche Exorcismusformeln (die ſogenannten merſeburger Zauberſprüche) darthun.



Deutſche Dichter-Sänger.

Die altdeutſchen Götterlieder ſind verſchollen. Aber wie feſt das heidniſche Gottesbewußtſein der Altvorderen im Volksgemüthe haftete, bezeugen, von ſo vielem anderem in Sitte und Brauch abgeſehen, noch heute die Benennungen der Mehrzahl unſerer Wochentage. Sonn-Tag und Mond-Tag erinnern an den uralt-ariſchen Geſtirn- und Feuerdienſt, in der deutſchen Schweiz iſt der Dienſtag noch jetzt ganz deutlich („Ziestig“) nach dem Gotte Zio benannt, der angelſächſiſch-engliſche Wednesday (Mittwoch) iſt Wodanstag, unſer Donnerstag iſt Donars, unſer Freitag Freia's Tag. Kein Zweifel, daß an den Tagen und Feſten der Götter die älteſten deutſchen Dichter-Sänger („Skeopas“, „Skope“, „Skofe“, vom Thätigkeitswort ſkapan, ſchaffen) die Göttermythen vor den Fürſten und dem Volke „ſangen und ſagten“, d. h. unter Begleitung der Harfe und der Zither recitativiſch vortrugen. Und neben dem Götterlied entfloß dem Munde dieſer alten, gerngehörten und vielgeehrten Pfleger deutſcher Liederkunſt auch der Heldenſang. Vom Teut und Mannus und vom Befreier Armin ſangen und ſagten ſie. Das wiſſen wir und darum dürfen wir auch kecklich vermuthen, daß die Grundtöne unſerer ſpäter, im Mittelalter, dichteriſch entwickelten Heldenſage ſchon in Germanien und die ganze Völkerwanderungszeit hindurch erklungen ſeien: alſo die Lieder vom Helden Sigfrid und von der Walküre Brunhild, vom gewonnenen und verlorenen Nibelungenhort und von Kriemhilds Rache, vom alten Hildebrand und vom jungen Hadebrand, vom aquitaniſchen Walther und von der ſchönen Hildgund; nicht weniger auch vom Wolf Iſengrimm und vom Fuchs Reinhart, denn gerade aus unſerer Thierſage weht der uralte Waldgeruch urſprünglicher Poeſie, welche ſich bei uns in Germanien, wie droben in Skandinavien, der eigenartig-germaniſchen Form des Liedſtabes oder Stabreims bediente. Ob irgendwas von dieſer älteſten deutſchen Dichtung ſchon in vorchriſtlicher Zeit ſchriftlich aufgezeichnet worden ſei, iſt ſehr zweifelhaft; daß aber davon — den angelſächſiſchen Beowulf beiſeite gelaſſen — nur Nachklänge auf uns gekommen, iſt leider gewiß. Solche Nachklänge machen ſich mittelbar vernehmbar in der lateiniſch geſchriebenen Gothenchronik des Jordanis aus dem ſechsten und in der Langobardenchronik des



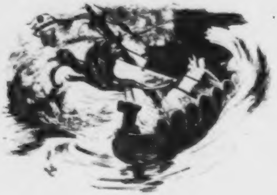
Germaniſches Todtenopfer.

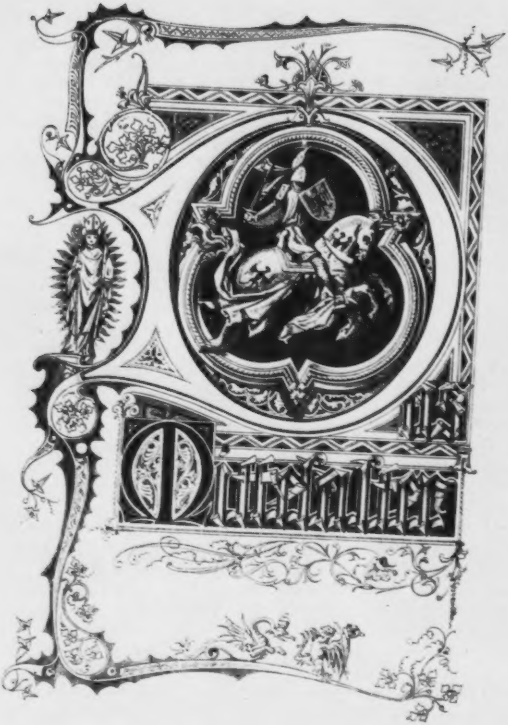
Warnfrid aus dem achten Jahrhundert, in den älteſten Bearbeitungen der Thierſage und im latiniſirten Waltharilied aus dem zehnten Jahrhundert, unmittelbar dagegen in einem althochdeutſchen Bruchſtück des Hildebrandliedes. Den ungetrübteſten und deutlichſten Einblick in germaniſch-heidniſches Heldenleben und Dichterſchaffen gewährt aber das Lied vom Beowulf, welches die Angelſachſen aus ihren Sitzen an der Niederelbe wohl ſchon fertig mit nach Britannien genommen haben. Hier athmet die wilde Großheit einer Zeit, wo die Germanen aus der mythiſchen Dämmerung geſchichtsloſen Daſeins auf die Gränzmarke hiſtoriſchen Lebens herüberzutreten begannen. Die geſammte dichteriſche Hinterlaſſenſchaft unſerer heidniſchen Vorfahren hat dann neue Lebensformen gewonnen in den deutſch-nationalen Sagenkreiſen des Mittelalters . . .

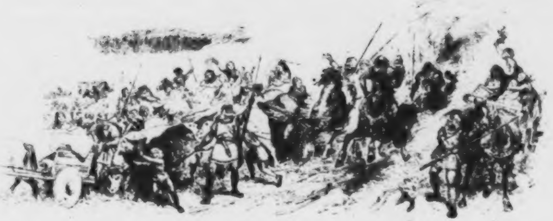
Wir ſind jetzt auf unſerer Wanderung durch das Daſein der Vorfahren in heidniſcher Zeit da angelangt, wo alles menſchliche Sein und Wandern endet: — am Grabe. Von der Schlußſcene des germaniſchen Lebensdrama's iſt alſo noch zu reden, von der Beſtattung. Den Gräberfunden, ſowie den Ueberlieferungen in Lied, Sage und Geſchichte zufolge muß dieſelbe von ſeiten unſerer Ahnen als eine nicht unwichtige Verrichtung angeſehen und behandelt worden ſein, wie ja die Sorge für die Todten jedem einmal in den Kreis der Kultur eingetretenen Volke zuſteht. Bei den meiſten germaniſchen Stämmen iſt der Brauch der Feuerbeſtattung entweder nachgewieſen oder wenigſtens mit Sicherheit zu vermuthen. Wenn dem Tacitus zu glauben, ſo haben unſere Altvorderen ihre Todten durchweg verbrannt und mit dieſen ihre Waffen und Roſſe. Die Aſche und die Gebeine, ſoweit das Feuer dieſe nicht verzehrt hatte, wurden begraben und über den Grabſtätten Raſenhügel erhöht. Auch gibt der römiſche Hiſtoriker noch einen Umſtand an, welcher zeigt, wie ſtreng der Ständeunterſchied noch im Tode feſtgehalten worden iſt. Denn zum Verbrennen der Adeligen und Freien waren gewiſſe Holzarten vorbehalten und es mag alſo angenommen werden, daß dieſe auf von Eichen- und Buchenholz, die Unfreien auf von Fichten- und Föhrenholz geſchichteten Scheiterhaufen verbrannt wurden. Aber nicht nur ſeine Roſſe folgten dem germaniſchen Todten ins Feuer, ſondern ſo that in älteſter Zeit auch ſein Weib. Wie bis in unſere Tage herab die indiſche Witwe dem Gatten nachſtarb, ſo vordem auch die germaniſche, und hat ſich dieſer Brauch in Skandinavien viel länger erhalten als in Deutſchland. Die Göttermythe und Heldenſage wiſſen davon zu melden. Jener zufolge wird die Göttin Nanna mit ihrem getödteten Gatten, dem Gotte Baldur, verbrannt. In den Sigurdsliedern der Edda, welche die älteſte auf uns gekommene Faſſung der Nibelungenſage enthalten, iſt geſungen, wie die Walküre Brunhild ſich tödtet, um ihrem Verlobten Sigurd nachzuſterben, und wie ſie ſterbend die Schichtung und Ausſchmückung des gemeinſamen Scheiterhaufens anordnet, wobei nicht zu vergeſſen, daß acht Knechte und fünf Mägde ihr in den Tod folgen ſollten. Dieſe Art von Todtenopfer konnte nur den Sinn haben, daß Held und Heldin im Jenſeits nicht ohne dienendes Gefolge wären. Im Beowulfsliede wird die Anordnung zur Feuerbeſtattung des alten Königs alſo beſchrieben:

„Da errichteten raſch die Recken Geatlands
Ihm zur Feuerburg einen feſten Bau,
Mit Helmen umhangen und Heerſchilden,
Mit blanken Brünnen, wie er geboten hatte;
In die Mitte legten den erlauchten König
Die harmvollen Helden, den lieben Herrn“ —

und im Gegenſatze zu ſolcher königlich-prächtigen Feuerbeſtattung aus dem Sagenbereiche iſt die Kunde von einer königlich-eigenartigen Erdbeſtattung aus dem Bereiche der Geſchichte auf uns gekommen. Jordanis nämlich erzählt in ſeiner Gothenchronik, daß die Krieger Alarichs nach in Kalabrien erfolgtem Tode des gewaltigen Heerkönigs den Buſentoſtrom beiſeite leiteten, in dem Strombette ein tiefes Grab höhlten, darin den Todten mit Roß und Waffen und Kleinodien beiſetzten, die Grabſtätte zudeckten und dann den Fluß wieder darüber leiteten. Noch eine ſehr eigenthümliche und hochpoetiſche Art von Todtenbeſtattung iſt bei den Germanen, welche ihre Sitze an der See hatten, bräuchlich geweſen, wie ebenfalls im Beowulfsliede zu leſen und wie auch die Edda in der Schilderung von Baldurs Leichenbegängniß kundmacht. Der Todte ward im vollen Waffenſchmuck an Bord eines „Meerdrachen“ gebracht und in ſitzender Stellung mit dem Rücken an den Maſt gelehnt. Rings um ihn häufte man, was von Beſitz ihm der liebſte im Leben geweſen. Dann zog man das Segel auf, ſetzte das Schiff in Brand und ließ es in die Wogen hinaustreiben. So ritt der Recke auf feuerſchnaubendem Roſſe zur Walhalle Wodans.




Der Ordensritter



Auf der Wanderung.

I.

Völkerwanderungszeit.

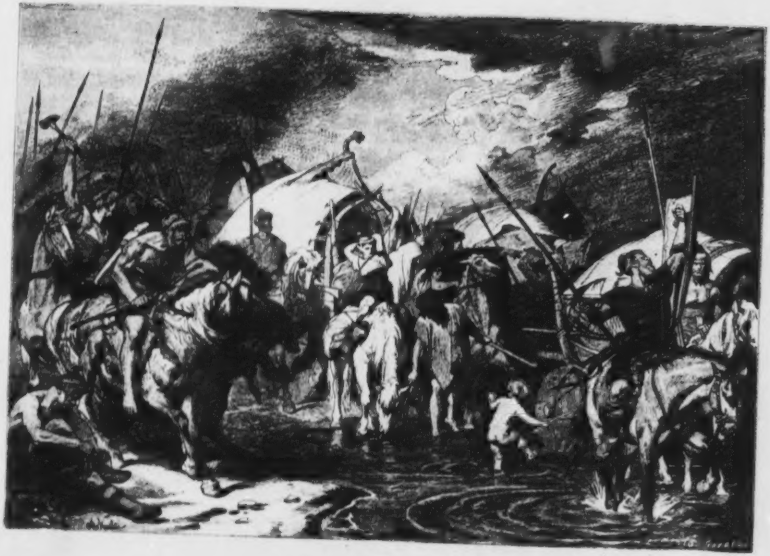
Die Geſchichte iſt eine Reihenfolge von Revolutionen und Reaktionen, ein ewiges Vor- und Rückſtrömen der raſtloſen Entwickelungswoge des Menſchengeiſtes. Dem ſturm- und drangvollen Vorwärts ſtellt ſich die Kraft der Trägheit als eine Dämpferin und Züglerin entgegen. An dieſem Damme bricht ſich die Springflut, die ſonſt ins Unendliche ſtürmen und unter ihrem Giſcht alles Leben erſticken würde. Die Woge rollt zurück, aber ſie hat doch Raum geſchaffen für neue Kulturſtaaten, neue Gedankenreiche, neue Staatenbildungen, neue Geſellſchaftsgliederungen. Daß die Vor- und Rückwälzungen ſo gewaltſam, daß ſie nur unter Krämpfen vor ſich gehen, welche der Menſchheit Ströme von Thränen und Blut entpreſſen, mag zu beklagen ſein, iſt aber hinzunehmen als ein ehernes und unwandelbares Naturgeſetz. Denn nicht als ein heiteres Idyll ſpielt die Weltgeſchichte ſich ab, ſondern als eine hochernſte Tragödie, in welche freilich, um ſie weniger ſchreckhaft zu machen, gar häufig jene komiſchen Zwiſchenakte eingewoben ſind, welche dem Helden den Hanswurſt zum Mitſpieler geben und die Lachmuskeln der Zuſchauer in Bewegung ſetzen, um ihren Thränendrüſen Zeit zur Erholung zu verſchaffen.

Eine Revolutionswoge von einer Größe, Kraft und Dauer, wie die Welt ſie bislang noch nicht geſehen hatte, erſchütterte vom 4. Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung an Europa in ſeinen Grundveſten. Sie fegte das weſtrömiſche Reich hinweg, bedeckte mit deſſen Trümmern weithin den Erdtheil und pflanzte über den Ruinen die germaniſche Weltordnung auf und das Kreuz.

Man nennt dieſe ungeheure Umwälzung die Völkerwanderung. Zwei Jahrhunderte lang wallte und wogte ſie, ja ſo recht zum Stauen und Stehen iſt die zerſtörende und ſchaffende Flut erſt am und im Staatsbau Karls des Großen gekommen. Mit dieſem hob der Zeitraum an, welchen wir das Mittelalter zu heißen pflegen. Was zwiſchen dem Beginne der Völkerwanderung und dem Aufbau der karlingiſchen Monarchie liegt, iſt ein chaotiſches Wirrſal: die antike Welt war nicht mehr, die chriſtlich-germaniſche war noch nicht. Daß jene bei dem Anſturm der „Barbaren“, wie die entnervten Römer und die entnervteren Griechen unſere Vorfahren ſchalten, ſo armſälig zerbrach, kann niemand wundernehmen, wer da weiß, wie dieſe Welt von innen heraus verfault war. Das neue Ferment des Chriſtenthums hatte den grauenhaften Zerſetzungsprozeß nicht aufhalten können, ſondern vielmehr nur noch beſchleunigen müſſen: — den todtkranken Schlemmer rettet auch die ſtrengſte Faſtenkur nicht mehr. Dem Zuſammenſturz des Olymps folgte logiſch der Fall des Kapitols. Der neue Glaube verlangte neue Menſchen. Das chriſtliche Ideal ſuchte ſich im Germanenthum den Leib zu ſchaffen, worin es zu welthiſtoriſcher Erſcheinung kommen könnte. Aber die antike Geſellſchaft ſtarb nicht plötzlich. Sie ſiechte und ſerbelte langſam hin. Das gab ihr Zeit, mit ihrer Kultur auch ihre Laſter der aufgezwungenen Erbin Germania einzuimpfen. Vermittler hierbei war der durch die griechiſch-römiſche Verdorbenheit gegangene und ſchon pfäffiſch verunſtaltete Chriſtenglaube, welcher ſo, wie er war, in den blondhaarigen „Barbaren“ allerhand Wunder wirkte, aber wenig erbauliche. Man ſehe ſich nur unſere Altvorderen an, wie ſie während und unmittelbar nach der Völkerwanderung waren. Muth und Schlagfertigkeit ausgenommen, wird man da von den Tugenden, welche ihnen vordem Tacitus zuerkannt hatte, wenig mehr wahrnehmen. Dagegen der waldurſprünglich rohen Kraft nur allzu häufig römiſche Schwelgerwuth und byzantiniſche Tücke bis zum höchſten Grade der Widerlichkeit geſellt . . .

Die Völkerlawine, welche über Weſtrom herſtürzte, iſt keineswegs mit einem Ruck und Druck ins Rollen gerathen. Sehr mangelhaft über die Vorgänge in Germanien während des 2. und 3. Jahrhunderts unterrichtet, wie wir ſind, müſſen wir doch annehmen, daß dannzumal das Daſein der deutſchen Stämme voll Unraſt und Wechſel geweſen ſei. Augenſcheinlich herrſchte auch das Streben vor, die zerſplitterten Volkskräfte zu größeren Bünden verwandter Elemente zuſammenzufaſſen, obzwar der Gedanke einer Geſammtnation, falls derſelbe jemals klar erfaßt worden, jetzt gänzlich verloren ſchien. Wir hören von germaniſchen Stämmen und Eidgenoſſenſchaften, aber nicht von einem germaniſchen Volke. Auch das politiſche und ſociale Gefüge des vorzeitlich-germaniſchen Staates iſt loſe geworden oder umgeſtaltet oder ganz auseinandergefallen. Die alte Gemeindeverfaſſung hatte ſich für das kriegeriſche Ausweitungsbedürfniß zu enge erwieſen. Die alten Adelsrepubliken waren demnach zu Heerkönigthümern geworden und ſchon kam auch das den Germanen von Rom und von Byzanz gebrachte Chriſtenthum dem monarchiſchen Princip entſchieden zu gut. Vom heidniſch-germaniſchen Wahlherzog bis zum chriſtlich-germaniſchen Erbkönig war ein weiter Weg, aber die kirchliche Politik wußte denſelben beträchtlich zu kürzen. Die Uebergänge werden angezeigt durch das Ueberhandnehmen der römiſchen Herrſcher- und Herrentitel (rex, dux, comes) unter den Germanen während der Völkerwanderung. Indeſſen war es doch erſt dem großen Frankenkönige Karl möglich, den germaniſchen Staat vollſtändig zu monarchiſiren, d. h. die Souveränität, die höchſte Gewalt, von der im Landesthing verſammelten Gemeinſchaft der Freien auf die Perſon des Fürſten zu übertragen.

Im 3. Jahrhundert ſchon und mehr noch im folgenden vermochte ſich Rom gegen das Vorſchreiten der Germanen nur mühſälig zu behaupten. Auch war ja ſchon jetzt häufig genug das Weſen der Macht bei den germaniſchen Häuptlingen in römiſchen Dienſten, während den herabgekommenen Nachfolgern der Cäſaren nur der Schein geblieben. Die immer drohender werdende Anſammlung und Organiſation der germaniſchen Wanderheere an den Reichsgränzen von Weſt- und Oſtrom war nicht zu hindern. Um den Oberrhein her, zwiſchen den Vogeſen, den Alpen und dem Lech hatte die große Eidgenoſſenſchaft der

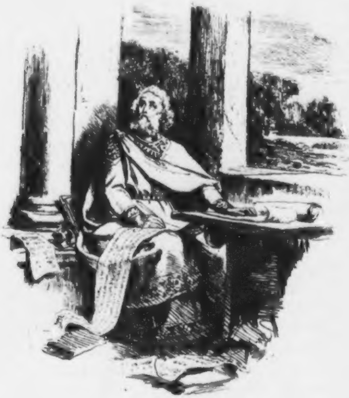


Germanen auf der Wanderung.

Alemannen ſich geſetzt, Italien und Gallien zumal bedrohend. Im norddeutſchen Marſchlande, zwiſchen der Elbe und dem Niederrhein, dem Harz und der Nordſee ſaßen die Sachſen, Königthum und Chriſtenthum gleichermaßen verabſcheuend und wie den Glauben an die alten Götter ſo auch die Geltung der alten Gemeinde- und Gauverfaſſung feſthaltend. Zwiſchen dem Harz und der Donau, dem Böhmerwalde und der Saale hauſeten die Thüringer. Das Land am Mittelrhein um Worms her hatten die Burgunder oder Burgundionen inne. Weiter abwärts, am Niederrhein, an der Maas und Waal, lagen die Sitze der Franken, welche aus Chatten, Brukterern, Sigambern und Batavern zu einem Volke mit ſcharfem Charaktergepräge ſich zuſammengeſchweißt hatten. Auf den Küſtenſäumen des deutſchen Meeres und auf den davor gelegenen Eilanden ſiedelte der Stamm der Frieſen. Aber den Vorrang unter allen größeren und kleineren Bünden und Stämmen hatten die Gothen. Ihren beim Jordanis verzeichneten Ueberlieferungen gemäß waren ſie urſprünglich in Skandinavien („Skanz") daheim geweſen, dann über die Oſtſee in das Land um die Weichſelmündungen her gekommen und von da hatten ſie ſich ſüdwärts über das große ſarmatiſche Wälder- und Steppenland vorgeſchoben bis zur Donau, bis zur Theiß, bis zum Boryſthenes (Dnepr), bis zum ſchwarzen Meere. Der Schrecken gothiſcher Waffen reichte fühlbar bis zum Boſporus, bis nach Kleinaſien und Griechenland. Das Volk zerfiel in die Oſt- und Weſtgothen. Bei dieſen hatte das Haus der Amaler (Amalungen) die Königſchaft, bei jenen das Haus der Balthen, welche Häuſer beide im Glauben der Volksgenoſſen göttlichen Urſprunges waren. Verwandte Stämme hielten ſich zu den Gothen, dieſen mehr oder weniger unterworfen. So die Heruler, Rugier, Gepiden und Vandalen. Oſtwärts von den gothiſchen Sitzen bis zum Kaukaſus hinüber nomadiſirten die Alanen, Miſchlinge vom Germanen- und Slaventhum.

Nicht allein die Wehrhaftigkeit der Gothen war vorragend, ſondern auch ihre Bildſamkeit. Friſch und freudig ging unter ihnen das Singen und Sagen um, wie die Nachklänge gothiſcher Heldenlieder beim Jordanis bezeugen. Der Gothenſtamm iſt auch, zwar nicht der erſte, aber doch lange der ſtärkſte Träger chriſtlich-germaniſcher Kultur geweſen. Den Rhein entlang und an der oberen und mittleren Donau war den germaniſchen Völkerſchaften ſchon früher, ſchon vom 2. Jahrhundert an die chriſtliche Lehre kundgeworden und die Legende macht Schüler der ſogenannten Apoſtel Chriſti zu Verkündern dieſer Lehre in dortigen Gegenden. Aber nirgends hat die Bekehrung unſerer Ahnen zu dem neuen Glauben eine ſo altehrwürdige und eine ſo glorreiche Spur hinterlaſſen wie bei den Gothen. Denn da hat er ein Denkmal geſchaffen, dauernder als Erz und Stein: — die Uebertragung der Bibel ins Gothiſche durch den Bekehrer und Biſchof Ulfila (Wulfila, Wölfle). Kappadokiſchen Urſprungs, hat er unter den Weſtgothen in Dakien an der untern Donau gelebt und unter dieſen arianiſchen Chriſten ſeit dem Jahre 348 als Biſchof gewirkt, dann große Widerwärtigkeiten und Drangſale erfahren und iſt zu Konſtantinopel im Jahre 388 geſtorben. Ein von ſeinem Volke ſo verehrter Mann wie vormals Moſe von den Kindern Iſraels und auch heute noch allen, welche zur deutſchen Zunge gehören, höchſt preiswürdig als der Schöpfer der germaniſchen Schriftſprache. In Anlehnung an griechiſche Formen, aber auch mit Berückſichtigung germaniſcher Runenzüge hat Ulfila ein gothiſches Alphabet geſchaffen und mittels dieſes Werkzeuges das erſte germaniſche Buch, ſeine gothiſche Bibel, von welcher uns namentlich der prächtige „Silberne Kodex" zu Upſala unſchätzbar koſtbare Bruchſtücke überlieferte. Erſt mit dem Gebrauche der Schriftſprache hebt bei einem Volke die höhere Civiliſation an und darum markirt Ulfila's Gothenbibel dieſe Epoche der germaniſchen Kultur. Es iſt eine zukunftsvolle, eine wahrhaft geweihte Stunde geweſen, als der Moſe der Gothen in ſeiner Zelle, die vielleicht im Schatten einer dem Wodan oder Donar geheiligten Eiche ſtand, ſich hinſetzte, und das Gebet deſſen, der da geſprochen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühſälig und beladen ſeid; ich will euch erquicken" — aus dem griechiſchen Urtext alſo ins Gothiſche zu übertragen:

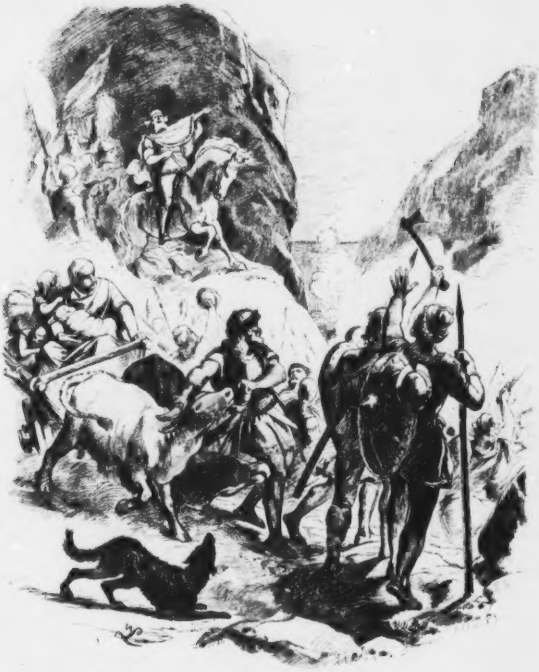
„Atta unser thu in himinam. veihnai namo thein. qimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins sve in himina jah ana airthai. hlaif unsarana thanan sinteinan gif uns himma daga. jah aflet uns thatei skulans sijaima svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. ja ni briggais uns in fraistubnjai ak lausei uns af thamma ubilin. unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. amen.“ . . . Was für Wandelungen hat doch unſere edle Sprache befahren müſſen ſeit dem Tage, wo eine gothiſche Mutter zum erſtenmal dieſes Vaterunſer ihren Kleinen vorbetete! Die gothiſche Mundart, wie ſie durch Ulfila zur Schriftſprache erhoben worden in ſeiner Bibel,



Ulfila überſetzt die Bibel.

dem älteſten der germaniſchen Sprachdenkmaler, hatte zur Tochter die althochdeutſche, welche vom 7. bis zum 11. Jahrhundert in Deutſchland die herrſchende war, zur Enkelin die mittelhochdeutſche, zur Urenkelin die neuhochdeutſche, von welchen Abkömmlingen der ehrwürdigen Stammmutter wiederum jede in zahlreiche Untermundarten ſich auszweigte . . .

Es war den Gothen nicht gegönnt, in ihren Sitzen an der Donau und am Boryſthenes zu höheren Kulturſtufen vorzuſchreiten. Auf ſie ja fiel im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts die Wucht des Einbruchs der Hunnen in Europa, nachdem der erſte Stoß die Alanen getroffen hatte. Der grauſe Hunnenſturm, aus Hochaſien hervorgebrochen, wandelte unſeren Erdtheil in ein wild durcheinander wogendes Völkermeer. Der Weltuntergang ſchien bevorzuſtehen, die „Götterdämmerung“, wie ſie in der Edda beſungen iſt, ſchien hereinzubrechen. Kleinere Völker wurden hin- und hergewirbelt wie welkes Laub im Herbſte,



Die Gothen überſchreiten die Alpen.

größere hierhin und dorthin, aus dem Norden gen Süden, aus dem Oſten gen Weſten geworfen. Slaviſche Stämme ſchoben ſich in Deutſchland bis zur Elbe vor, germaniſche abenteuerten bis zu griechiſchen Inſelküſten und bis zu den Geſtaden Afrika's. Sueben, die öſtlich von der Elbe geſeſſen hatten, ſahen ſich nach dem nordweſtlichen Spanien, Alanen vom Don nach Portugal, Vandalen vom Dnepr nach Andaluſien und von da nach der Heimat Hannibals verſchlagen. In wilder Großheit überflutete der gothiſche Wanderſtrom die Provinzen von Oſt und Weſtrom. Beim dritten Anſturm nahmen die Weſtgothen unter Alarich

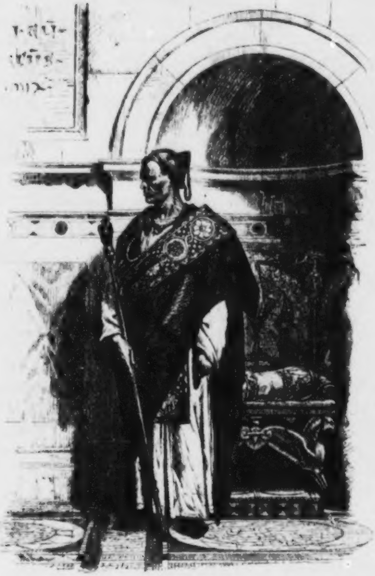
Italien und Rom (i. J. 410). Es kennzeichnet das Weſen dieſer germaniſchen Heerkönige der Völkerwanderungszeit, wenn Alarich auf die bange Frage der mit ihm unterhandelnden Nachkommen der Scipionen, Grachen und Cäſaren: „Was, o König, willſt du uns denn laſſen?" die lakoniſche Antwort gab: „Das Leben." Welche Fülle von Vergangenheit und Zukunft drängte ſich in die Stunde zuſammen, wo der gothiſche Held, welcher nachmals ſein Grab im Buſentobette gefunden, ſeinem auf den Hügeln der Kampagna gelagerten Heere die „ewige Stadt", die gealterte Weltherrſcherin, die greiſe Sünderin, als eine ſichere Siegesbeute zeigte und dann den wehmüthig vor ihm ſtehenden und flehenden Geſandten des römiſchen Senats nichts gewährte und zuſagte als „das Leben"!

Die weſtgothiſche Wanderung endigte mit der Gründung des Weſtgothenreiches, welches von der Loire in Gallien bis zur Südküſte Spaniens reichte. Zur ſelben Zeit oder wenige Jahre ſpäter (von 449 an, in welchem Jahre Hengiſt und Horſa in Kent landeten) riſſen die Angelſachſen eine andere wichtige Provinz, Britannien, vom weſtrömiſchen Reichskörper und gründeten nach Niederkämpfung der Kelten und Römer im Angelnland oder England ſieben germaniſche Königreiche, welche ſich nordwärts bis zum Frith of Forth und darüber hinaus, weſtwärts bis zu den Bergen von Wales erſtreckten. Derweil erfolgte der zweite Stoß des mongoliſchen Europabebens: Attila-Etzel, die „Gottesgeißel", brach mit einem zahlloſen Heergefolge — worunter auch viele botmäßige Germanenſtämme, namentlich die Oſtgothen — aus Ungarn hervor, Verderben und Tod nach Deutſchland, Gallien und Italien zu tragen. Die Rieſenſchlacht auf der Ebene bei Chalons (451) wandte die Glücksbahn des hunniſchen Weltgebieters abwärts. Germanen fochten auf dieſer blutſtrömenden Walſtatt gegen Germanen, ſo Oſtgothen gegen Weſtgothen. Der „letzte Römer" Aëtius hatte die ganze Kraft der chriſtlich-römiſch-germaniſch-keltiſchen Welt mit genialer Hand noch einmal und zum letztenmal gegen den Anprall der heidniſch-hunniſch-germaniſch-ſlaviſchen zu ausgiebigem Widerſtande zuſammengefaßt. Zwei Jahre darauf ſtarb Etzel-Godegiſel und mit ihm das Hunnenreich. Dreiundzwanzig Jahre ſpäter (476) bereitete der Germane Odovaker, der Herzog der Heruler und Rugier, dem kläglichen Spuk des weſtrömiſchen Kaiſerthums das Ende, indem er ſich auch dem Namen nach zu dem machte, was er dem Weſen nach im Dienſte des letzten Kaiſerſchattens Romulus Auguſtulus ſchon zuvor geweſen, zum König von Italien.

Dieſes Land iſt noch lange, ja eigentlich und leider das ganze Mittelalter hindurch, das Lieblingsziel germaniſchen Wanderdranges und germaniſcher Staatenbildungsverſuche geblieben. Nach dreizehnjähriger Herrſchaft ging der Stern des Herulers Odovaker unter und der des Oſtgothen Theoderich — Dietrich von Bern (Verona) in der deutſchen Heldenſage geheißen — glanzvoll über der appenniniſchen Halbinſel auf. Der Einfall der Oſtgothen in Italien i. J. 489 war allerdings durch die ſchlaue Diplomatie von Byzanz angeregt, welches die unbequemen Germanen aus den unteren Donauländern weghaben wollte; allein ſo man in Konſtantinopel gewähnt hatte, Theoderich würde Italien für Oſtrom erobern und mit der Rolle eines kaiſerlichen Statthalters ſich begnügen, ſo war das eben nur ein Wahn. Nachdem er den zäh ſich wehrenden Odovaker wiederholt geſchlagen und nach mehrjähriger Belagerung Ravenna — die feſteſte Feſtung damaliger Zeit — bezwungen hatte (493), herrſchte Theoderich-Dietrich, dem ſeine Zeitgenoſſen den Beinamen „der Große" nicht weigerten, bis zu ſeinem Tode (526) über Italien und zwar mit einem Glanze, welcher über die geſammte germaniſche Welt ſich verbreitete. Er konnte, während er die antike Kultur ſeinen Gothen anzueignen ſich bemühte, darauf ſinnen, die ſämmtlichen germaniſchen Stämme in einen weltgebietenden Staatenbund zuſammenzufaſſen; aber die leidige germaniſche Centrifugalkraft ſtand ja ſchon dem bloßen Gedanken, geſchweige der That, allzu feindlich entgegen. Dietrich von Verona — ſo hieß er, weil er bei dieſer Stadt den Odovaker entſcheidend geſchlagen — mußte ſich alſo begnügen, Italien ſo zu regieren, daß ſelbſt die unterworfenen Italiker ſein Regiment als ein ſegensreiches anerkannten. Es war in dieſem gefeiertſten der germaniſchen Heerkönige der lebhafteſte Bildungstrieb, obzwar ſeine ſchwertführende Hand das Schreibrohr nicht zu führen verſtand und er ſeine Unterſchrift mittels einer Schablone malen mußte. Aber, die Ueberlegenheit römiſcher Bildung wohl erkennend, bemühte er ſich, Römer- und Germanenthum zu verſchmelzen, in Geſetzgebung, Verwaltung, Anſchauungsweiſe und Lebensführung. Er liebte es, gelehrte Männer an ſeinen Hof zu ziehen, wo ſich überall antike und germaniſche Sitte begegneten. Sein Miniſter Kaſſiodorus, einer der letzten Träger und Förderer der antiken Kultur, iſt für das ganze Mittelalter ein Tonangeber und Wegzeiger geworden, maßen derſelbe das höhere Unterrichtsweſen organiſirte. Der Lehrgang ſollte dieſer ſein, daß in drei unteren Schulklaſſen das ſogenannte Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und in vier oberen das ſogenannte Quadrivium (Arithmetik, Muſik, Geometrie, Aſtronomie) abſolvirt würde. Dieſe Lehrfächer machten zuſammen die ſieben freien Künſte aus und als ſolche wurden und blieben ſie das Mittelalter hindurch die Baſis alles Lehrens und Lernens.

Derweil der große Dietrich vom Palatium in Ravenna aus einſichtsvoll, aber vergeblich ſich abmühte, Germanen und Italiker, Eroberer und Eroberte mit einander zu verſöhnen und zu verſchmelzen, machte drüben in Rom bei der alten Baſilika vom St. Peter eine bieg- und ſchmiegſame, aber unbeirrbar auf ein großes Ziel hinſchauende und hinſtrebende Politik den römiſchen Biſchof mälig zum Papſt emporwachſen. Es iſt höchſt lehrreich, zu betrachten, wie ſchlangenklug die römiſche Kirche durch alle die Wirren und Gefahren jener Zeit ſich zu drehen und zu winden wußte, wie ſie aus jeder ihrer Niederlagen nur die Kraft zu neuen Anſtrengungen und Erfolgen zog, einen ihrer Gegner durch einen andern, dieſen durch den dritten, dieſen durch den vierten im Schach zu halten verſtand und wie ſie ſchließlich alle unterkriegte. Ganz unbefangen angeſehen, iſt die Geſchichte des aufſtrebenden Papſtthums entſchieden die der Macht des Geiſtes über die Materie, der Klugheit über die brutale Gewalt. Dieſe Geſchichte zeigt uns unwiderſprechlich, daß eine große Idee, wenn ſie mit vollendeter Feinheit, raſtloſer Energie und vollkommener Skrupelloſigkeit nach Verwirklichung ringt, auf ihrem Wege wohl Hemmniſſen, aber keiner Unmöglichkeit begegnet. Die Art und Weiſe, wie die Kirche während der jahrhundertelangen Völkerwanderungsſtürme die germaniſchen Zertrümmerer der römiſchen Weltmacht aufs neue unter das zum Kreuze umgeformte römiſche Joch zu beugen wußte, iſt als eins der erſtaunlichſten Geſchehniſſe auf Erden zu betrachten. Im Ganzen und Großen angeſehen, muß man es bewundern. Freilich, ſo man die große Erſcheinung in ihren Einzelnheiten prüft, weicht die Bewunderung häufig genug dem Widerwillen. Denn es läßt ſich ja nicht beſtreiten, daß, wie es bei allen großen Umwälzungen der Fall, auch bei der Verchriſtlichung der Germanen die edelſten Inſtinkte oft nur mit Hilfe der gemeinſten zum Ziele zu gelangen vermochten und daß der chriſtliche Gedanke zu Erſcheinungsformen griff, unter deren Groteſkheit und Wüſtheit ſein urſprüngliches Weſen gar nicht mehr zu erkennen war. . . .

Die oſtgothiſche Herrſchaft und Herrlichkeit in Italien ſtand nur auf zwei Augen. Nachdem dieſe, die Augen Theoderichs, ſich geſchloſſen hatten, ging es raſch abwärts mit ihr. Dietrichs hochgebildete Tochter Amalaſwintha, welche mit Griechen und Römern in deren eigenen Sprachen verkehrte, vermochte das nahende Verderben nicht aufzuhalten, ja nicht einmal das eigene Leben vor Mörderhänden zu wahren. Umſonſt hoben die Gothen drei Helden, Witichis, Totila, Teja, nach einander auf den Königsſchild. Der eigenen Uneinigkeit, der byzantiniſchen Ränkekunſt und dem militäriſchen Genie des Beliſar und Narſes erlagen ſie. Im Jahre 553 ſchlugen ſie am Veſuv ihre Untergangsſchlacht. Damit war die oſtgothiſche Epiſode der Geſchichte Italiens zu Ende, während das weſtgothiſche Reich in Spanien erſt i. J. 711 auf der Walſtatt von Xeres de la Frontera unter dem Krummſäbel des Iſlam verblutete. Die Oſtgothen aber wurden auf italiſchem Boden an Byzantinern und Italikern gerächt durch ihre germaniſchen Stammesbrüder, die Langobarden, welche i. J. 568 unter der Führung ihres Heldenkönigs Albuin die Alpen überſtiegen und die ganze Halbinſel bis nach Kalabrien hinunter, etliche Seeplätze ausgenommen, unterwarfen. In der Stadt Pavia ſchlug Albuin ſeinen Herrſcherſitz auf. Die „Nachfolger Petri“ in Rom,



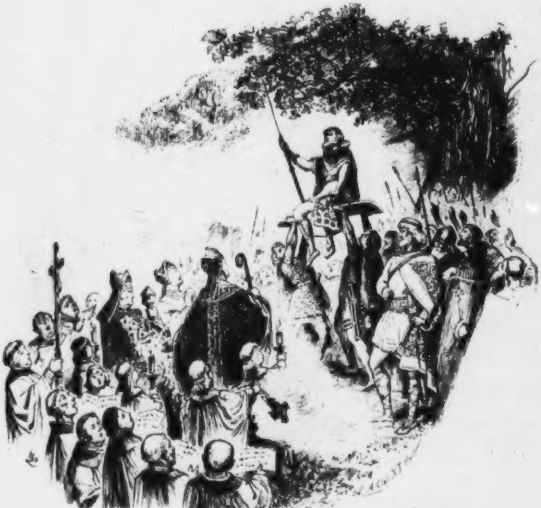
Narſes.

welches ſie bereits als ihren rechtmäßigen Beſitz anzuſehen gewohnt waren, ſuchten und wußten jedoch auch den neuen Eroberern gegenüber ihre Unabhängigkeit mit mehr oder weniger Glück aufrecht zu halten.

Später freilich ſahen ſie ſich doch genöthigt, gegen die ſie bedrängenden Langobarden die Franken zur Hilfe zu rufen. Dieſe, die ſaliſchen und die ripuariſchen Franken, hatten derweil jenſeits der Alpen unter ihrem Könige Chlodwig (Chlodovech, ſeit 481) ihre Sitze am Niederrhein zu einem Reich erweitert, welches nach Niederwerfung der Alemannen und Burgunder das ganze Südweſtgermanien und den größten Theil von Gallien umfaßte. Die Franken hatten jetzt unzweifelhaft die Führerſchaft unter den Germanen. Sie erwieſen, daß ſie die Kunſt der Staatenbildung viel beſſer verſtänden als irgendein anderer germaniſcher Stamm. Ihr König Chlodwig, welcher ſich durch ſeine Gemahlin, die Burgunderin Chlotilde, zum Chriſtenthum bekehren ließ und dann auch ſeine Franken zu Chriſten — aber, ach, zu was für welchen! —

machte, iſt trotz ſeines „Chriſtenthums" einer der gräulichſten Böſewichte geweſen, welche die Welt geſehen, aber ohne Frage auch der größte Staatsmann ſeiner Zeit. Ein Scheuſal vom Schlage Iwans des Schrecklichen von Rußland, aber ein Gründer und Organiſator jeder Zoll. Als er zur Weihnacht 496 in der Kathedrale von Reims die katholiſche Taufe nahm, ſignaliſirte das den Sieg des Katholicismus über den Arianismus. Mit der feinen Witterung, welche die Kirche allezeit in ihrer Naſe hatte, erkannte das der römiſche Papſt und er wußte gar wohl, warum er den Täufling als den „allerchriſtlichſten" König begrüßte. Seine Dynaſtie, die merowig'ſche, vermochte Chlodwig nicht vor einer Verkümmerung, ja Verſimpelung zu bewahren, welche ſeine Nachkommen unter der Bezeichnung „faule" oder „nichtsthuende" Könige verächtlich gemacht hat; allein die von ihm geſetzten Grundſäulen der fränkiſchen Monarchie hielten aus. Auch dann, als die ungeheure Gefahr des moſlimiſchen Einbruchs in Gallien gegen ſie anſtürmte und der fränkiſche Streithammer bei Poitiers (732) die Hoffnung des Aſiatenthums, die germaniſche Welt und damit Europa zu überwältigen, zu Boden ſchlug. Es erſchien als etwas Selbſtverſtändliches, daß der Sohn des Karl Martell, des Siegers von Poitiers, Pippin, genannt der Kurze, im Jahre 752 dem merowig'ſchen Faulkönigthum ein Ende und ſich ſelber zum König machte. Das Ceremoniell bei dieſem Staatsakte ließ ein wunderlich Gemiſch von germaniſch-heidniſchen und jüdiſch-chriſtlichen Anſchauungen und Bräuchen ſehen. Die Häuptlinge der Franken kürten auf einer Reichsverſammlung zu Soiſſons den Pippin zum König und hoben den Gekürten nach Ahnenſitte vor allem Volke auf den Königsſchild. Aber ſchon ſtanden auch, vom Papſte Zacharias bevollmächtigt und beauftragt, die fränkiſchen Biſchöfe bereit, den neuen König zu ſalben, wie dereinſt Samuel den David geſalbt. Damit ſollte das neue chriſtlich-kirchliche Dogma von der göttlichen Einſetzung des Königthums, von der Gottesgnadenſchaft der Könige, feierlich verkündigt und geltend gemacht werden. Die Kirche hatte dem Königthum einen göttlichen Urſprung angedichtet, unter der Bedingung natürlich und Vorausſetzung, daß ſie, als Inhaberin und Spenderin aller Gottesgnaden, die Herrin der Könige wäre und bliebe. Kraft „göttlichen Rechtes" — ſo wurde verkündigt — ſollten die Könige über den Völkern thronen; aber — ſo wurde einſtweilen nur gedacht, noch nicht geſagt — hoch über allen Königsthronen ſollte der „Stuhl Petri" ſtehen. Alles deutet darauf hin, daß die römiſche Kurie ſchon dazumal den Gedanken der Weltherrſchaft gefaßt hatte. Im Germanenthum erblickte ſie das geeignete Werkzeug zur Verwirklichung dieſes Gedankens, im Germanenthum, wie es ſich in den Franken Chlodwig und Pippin darſtellte. Was ſpäter geſchah, die Erneuerung des römiſchen Imperium in der Perſon von Pippins Sohn Karl, iſt gewiß in Rom lange vorbedacht und vorbereitet worden. Es mußte ja räthlich und bequem erſcheinen, die Macht der Chriſtenheit in einer Kaiſerſchaft zuſammengefaßt zu wiſſen, deren ſich die Mutter Kirche als ihres ſelbſtverſtändlich unbedingt gehorſamen „weltlichen Armes" nach Bedarf und Gutdünken bedienen konnte.

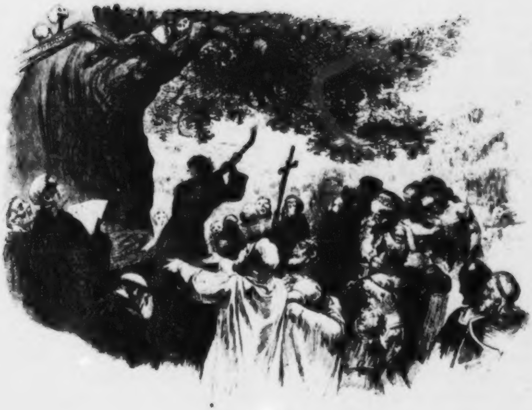
Solchergeſtalt nun faßte die Stellung der Germanen im allgemeinen und der Frankenkönige im beſonderen zum römiſchen Stuhl auch der „Apoſtel der Deutſchen", der angelſächſiſche Mönch Winfrid, geboren 680 zu Kirton in England, auf ſeiner letzten Bekehrungsfahrt von den Frieſen 755 erſchlagen und von der Kirche dankbar zum heiligen Bonifacius ernannt. Zwar ſchon im vierten Jahrhundert war, ſoweit unter den Deutſchen der Einfluß römiſcher Herrſchaft und Kultur reichte, das Chriſtenthum auf deutſchem Boden heimiſch gemacht. Den Rhein und die Donau entlang waren Kirchen, Klöſter, Biſthümer gegründet, in die Wälder Alemanniens und Bajuvariens, in die Hochgebirge Helvetiens, ja oſtwärts und nordwärts bis zur Saale und Elbe war von einzelnen kühnen Miſſionären die chriſtliche Lehre getragen worden. Aber erſt mit dem Auftreten Winfrids, welcher ſich in Rom ſelbſt die Vollmacht und Weihe ſeiner Miſſion geholt hatte, hob in Deutſchland das Bekehrungsgeſchäft im großen Stil an. Sittenſtreng, hart und derb gegen ſich und andere, unduldſam und herriſch, von der römiſchen Idee ganz und gar erfüllt, ohne eine Spur von Nationalſinn, ein Hierarch vom Scheitel bis zur Sohle, ſo war Bonifaz ohne Zweifel einer



Pippin
wird zum König gewählt.

der bedeutendſten Menſchen ſeiner Zeit. Er hat den Gedanken der Univerſalität des Katholicismus begriffen, hat ſich zum fanatiſch begeiſterten Diener deſſelben gemacht, hat dafür gelebt und iſt dafür geſtorben. Er gründete und organiſirte die römiſche Kirche in Deutſchland, ſtiftete Klöſter und Bisthümer, ordnete das ganze Kirchenweſen im Sinne päpſtlicher Politik und wurde, er, der erſte Erzbiſchof von Mainz, der Vater des deutſchen Ultramontanismus. Als er, umſtanden von ſeinen ſpallirenden Mönchen, angeſichts der verblüfften Nachkommen der alten Chatten die uraltheilige Donars-Eiche bei Geismar in Heſſen eigenhändig fällte, da war jeder ſeiner Beilſchläge ein Siegesruf für Rom und eine Herausforderung an das heidniſch-nationale Germanenthum, welches unter den gemeinſamen Schlägen romaniſch-hierarchiſcher Diplomatie und fränkiſch-monarchiſcher Staatskunſt raſch und immer raſcher erlag.

Das Bündniß der romaniſchen Hierarchie mit der neuen, während der Völkerwanderung aufgekommenen oder wenigſtens erſtarkten Fürſtenmacht unter den germaniſchen Völkern prägte ſich auch aus in der zu jenen Zeiten erfolgten Aufzeichnung der bislang mündlich von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferten Rechtsſatzungen und Rechtsbräuche der verſchiedenen Stämme. Denn nicht deutſch, ſondern lateiniſch wurden dieſe Geſetze („leges“) aufgezeichnet, in der Sprache der Kirche wurden ſie ſchriftlich fixirt. Allerdings mochte hierzu



Bonifaz fällt die Donareiche.

mitwirken, daß die Sprache der Kirche zugleich die allgemeine der Bildung war — wie es denn überhaupt eine andere Bildung als die kirchliche gar nicht gab — und daß die deutſchen Mundarten, mit Ausnahme der durch Ulfila erzogenen weſtgothiſchen, zu ſchriftlichem Gebrauche noch wenig oder gar nicht geeignet waren. Aber das Hauptmotiv, dem heimiſchen Volksrechte, welches aller Stammesbeſonderheiten und örtlicher Eigenheiten ungeachtet durch ſeine Grundbeſtimmungen die nationale Zuſammengehörigkeit der Germanen klärlich darthat, das Gewand einer fremden Sprache anzuthun, wurzelte ſicherlich in dem von der Kirche zu ihren eigenen Zwecken begünſtigten Streben der Könige, das Volk (d. h. die Gemeinfreien) der Betheiligung am öffentlichen Leben mehr und mehr zu entfremden mittels der Schaffung von Geſetzbüchern, deren Sprache es ja nicht verſtand.

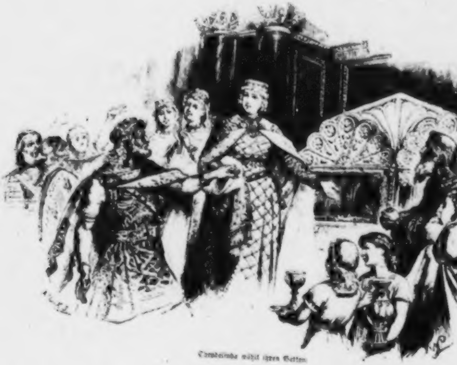
Wie ſein Gott, ſo wurde nun dem deutſchen Volke fürder auch ſein Recht in einer fremden Sprache, in der römiſchen Sprache, alſo in der Sprache ſeines Erzfeindes vermittelt. Damit war die Möglichkeit einer ſelbſtſtändigen, aus dem ureigenen Geiſte der Nation ſich entfaltenden Kultur vernichtet. Der Gang der deutſchen Geſchicke iſt demzufolge viele Jahrhunderte lang durch die Schickſale der römiſchen Kirche bedingt und beſtimmt worden.

Dieſe hochbedeutſame Wendung der deutſchen Geſchichte iſt augenſcheinlich eine Wirkung der Völkerwanderung und des Aufkommens vom Chriſtenthum unter den Germanen geweſen. Beide Urſachen haben mitſammen eine ganze Reihenfolge von religiöſen, politiſchen und ſocialen Veränderungen, von Vernichtungen und Neuſchöpfungen hervorgerufen. Der Anblick dieſer ungeheuren Gährung, dieſes Ringens ſich anziehender oder ſich abſtoßender Kräfte iſt aber nicht erquicklich, wie denn auch das ſittengeſchichtliche Ergebniß der Völkerwanderungszeit, nicht ſehr zahlreiche Lichtpunkte abgerechnet, ein keineswegs erhebendes genannt werden kann. Es war ein hartes, eiſernes Geſchlecht oder vielmehr eine lange Folge von harten, eiſernen

Geſchlechtern, ſo ſich in jenem Zeitalter in der Welt tummelten, ſtrotzend von Sinnlichkeit, von waldfriſcher Genußkraft, bei Befriedigung wilder Leidenſchaften göttlichen und menſchlichen Geboten wenig oder nichts nachfragend. Die Miſchung von Germaniſchem und Romaniſchem, von Heidniſchem und Chriſtlichem führte auf allen Lebensgebieten zu wunderlichen Bildungen. Ueberall Anläufe, Anfänge, Unfertiges, nirgends Maß, Schönheit, Harmonie. Die Ueberlieferungen der antiken Kultur vermochten höchſtens auf einzelne Männer und Frauen veredelnd zu wirken, die im Chriſtenthum enthaltenen humanen Motive ebenſo. Das häusliche und geſellige Daſein der germaniſchen Eroberer wie der romaniſchen Eroberten war ein Wirrſal von ſchreienden Kontraſten: Prunk und Blöße, Verſchwendung und Noth, Völlerei und Hunger dicht neben einander. In den Paläſten germaniſcher Fürſten, woraus römiſche Senatoren und Ritter ausgetrieben worden, ſah hinter den aufgehäuften Beuteſchätzen von Schmuck und Kunſtwerken doch allenthalben die hinterwäldleriſche Unkultur und Geſchmackloſigkeit hervor. Auf Küche, Keller und Tafelbeſchickung gewann die romaniſche Sitte mehr und mehr Einfluß; denn das hatten unſere Altvorderen doch ſehr bald herausgefunden, daß man in Italien und Gallien beſſer zu kochen und zu keltern, zu eſſen und zu trinken verſtand als in Germanien. Die Tracht kennzeichnete eine von Männern und Frauen gleichermaßen gepflegte Vorliebe für Farbenbuntheit und Schmuckfülle. Leibrock, Gurt und Mantel machten noch immer die Hauptſtücke des männlichen wie des weiblichen Anzugs aus, aber in jenen kam durch Einführung der Beinkleider eine bedeutſame Neuerung. Wie zu vermuthen ſteht, gehört den Langobarden das Verdienſt, der Hoſenloſigkeit unter den Germanen ein Ende gemacht zu haben. Die mancherlei Putzkünſte hatten unſere Aeltermütter den Romaninnen auch bald abgeſehen, doch blieb der Grundcharakter altgermaniſcher Frauentracht noch beſtehen. Eine vornehme Germanin der Völkerwanderungszeit trat dergeſtalt einher: — Auf dem Scheitel trug ſie einen Schleier, welchen ein mit Steinſchmuck verzierter Goldreif feſthielt. Dieſer Schleier ließ das Geſicht frei und wallte den Rücken hinab. Die Haare waren über der Stirne geſcheitelt und an den Schläfen in zwei Zöpfe geflochten, welche über die Bruſt herabfielen. Das linnene Unterkleid, feſtanliegend und mit engen Aermeln verſehen, hob die Formen des Oberkörpers hervor, wurde über den Hüften durch einen breiten, ebenfalls mit Goldzierat ausgeſtatteten Gürtel zuſammengehalten und reichte faltenreich bis auf die Schuhe herab, die aus buntem Leder gefertigt und mit Metallſtickerei verziert waren. Hals und Bruſt deckte reicher Gold- und Geſteinſchmuck. Spangen ſchmückten den Unterarm, Ringe die Finger. Das mantelartige Oberkleid beſtand aus ſchwerer Seide, hatte ſehr weite Aermel und wurde von ſchönen und gewandten Damen ſo getragen, daß es die Körperformen mehr zeigte als verhüllte.

Zu allen Zeiten iſt, was von den Frauen geſungen und geſagt wird, kennzeichnend für die Zuſtände einer jeweiligen Geſellſchaft. Dies auf die Völkerwanderungszeit anwendend, können wir die germaniſche Frauenſchaft von damals nicht eben groß rühmen. Freilich iſt dabei zu bedenken, daß gerade von ſolchen Weibern, die ſich durch wilde Leidenſchaftlichkeit oder tiefe Verdorbenheit hervorgethan haben, die deutlichſten Zeugniſſe auf uns gekommen ſind. Aber es läßt ſich nicht leugnen, daß die Verwilderung der ehelichen Verhältniſſe groß war zur Völkerwanderungszeit und lange noch ſo blieb. Der Hauptſchaden war das ſchlimme Beiſpiel, welches die Großen mit ihrer „Frillen“- oder Kebſenwirthſchaft gaben und welches auch von den Geringen nach Vermögen nachgeahmt wurde. Die Kirche ſuchte allerdings dieſer Peſt der Vielweiberei entgegen zu wirken, vermochte aber wenig auszurichten und mußte es ſogar geſchehen laſſen, daß die Behauſungen ihrer eigenen Diener, der Prieſter ſelbſt, nur allzu häufig mit „Frillen“ ſo reichlich ausgeſtattet waren, daß ſie moſlimiſchen Haremen glichen. Auch der Umſtand, daß die Töchter der Fürſten mehr und mehr zu Werkzeugen diplomatiſcher Spekulation, zu Hilfe- und Hebemitteln der Politik gemacht wurden, wie das zuerſt namentlich der König Theoderich bei der Verheiratung ſeiner Töchter und Nichten ſo hielt, konnte zur Sittigung und Adelung der Frauen kaum beitragen. Sie lernten, aus paſſiven

Opfern der Politik aktive Dilettantinnen in derſelben werden, und das geſchah zumeiſt auf Koſten edlerer Weiblichkeit und zum Unheil der Völker. Selbſt des großen Theoderichs hochgebildete Tochter Amalaſwintha, wohl die bedeutendſte Frau ihrer Zeit, hat als Vormünderin ihres Sohnes Athalarich und nach deſſen Tod als Regentin nur zum Schaden ihres Volkes die Staatsleitung gehabt. Den ſchrecklichen Ausgang freilich, welchen ihr Vetter Theodahad, von ihr zum Mitregenten angenommen, der unglücklichen Frau bereitete, hatte ſie nicht verdient. Er ließ ſie auf einer im bolſener See gelegenen Inſel im Bad ertränken (i. J. 534), eine Miſſethat, welche allein ſchon den weiter oben gebrauchten Ausdruck rechtfertigt, daß während der Völkerwanderung unter den Germanen mit der walddurſprünglichen Wildheit byzantiniſche Tücke häufig genug ſich verbunden habe. Sogar tiefſte Schmach haben dazumal germaniſche Frauen nicht geſcheut,

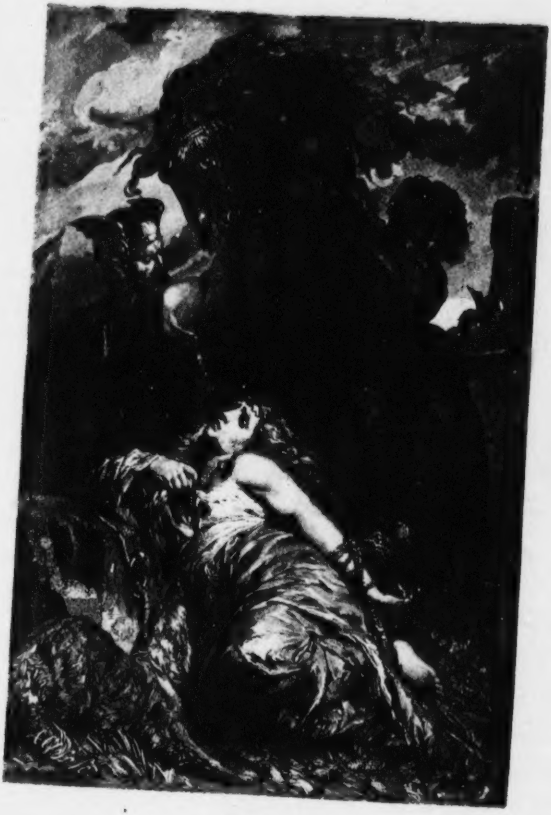


Theudelinda wählt ihren Gatten

nicht die Preisgebung von Leib und Seele, wenn es galt, unbändige Leidenſchaften zu befriedigen. Ein grauenhaftes Zeugniß deſſen iſt, was der Diakonus Paul, des Warnefrid Sohn, im 28. Kapitel vom 2. Buch ſeiner Langobardenchronik von der Königin Roſemunda meldet: — wie dieſe, um die Blutrache für ihren erſchlagenen Vater Kunimund zu vollziehen, aus deſſen zum Becher geformtem Schädel ihr Gemahl Albuin zu trinken ſie gezwungen, in zuchtloſer Weiſe Mörder wirbt und den wehrlos gemachten Gatten im Schlafe dem mörderiſchen Eiſen überliefert (i. J. 572). Eine andere Langobardenkönigin, die um ihres Eifers für die Ausbreitung des Chriſtenthums willen berühmte Theudelinda, des Baierkönigs Garibald Tochter, wird, obzwar nur ſagenhaft, von dem Verdachte geſtreift, die Vergiftung ihres Gemahls Authari angeſtiftet oder wenigſtens darum gewußt zu haben. Die Wiederverheiratung Theudelinda's bietet ein anziehendes Beiſpiel von der freien Gattenwahl, wie ſolche mitunter germaniſchen Prinzeſſinnen geſtattet war, gerade wie altindiſchen. Der langobardiſche Diakon und Chroniſt erzählt: „Der Königin Theudelinda erlaubten die Langobarden, maßen ſie ihnen wohlgefiel, die königliche Würde zu behalten, riethen ihr auch, ſich aus dem ganzen Volke einen Mann zu wählen, welchen ſie wollte, doch aber einen ſolchen, welcher kraftvoll zu herrſchen wußte. Sie ging demnach mit verſtändigen Männern zu Rath und wählte den Agiluf, Herzog von Turin, für ſich zum Gatten und für die Langobarden zum König. Die Königin entbot ihn zu ſich, und als er gekommen, ließ ſie Wein bringen, trank ihm zu und reichte ihm den Becher. Wie er nun den Becher nahm und ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte, ſprach Theudelinda mit Erröthen und Lächeln, der dürfte ihr nicht die Hand küſſen, der ihren Mund küſſen ſollte. Dann hieß ſie den vor ihr Knieenden aufſtehen und ſie küſſen und redete ihm von Hochzeit und Königthum. Was weiter! Unter lautem Jubel wurde die Vermählung gefeiert" (i. J. 590).

Die Frauen haben unter den Germanen für das Chriſtenthum außerordentlich viel gethan. Es war in dieſer Religion des Schmerzes und der Entſagung etwas die weibliche Phantaſie Anſprechendes: — der *leidende* Gott that es den Frauen an. Der Gekreuzigte erregte ihr Mitleid und ſo vermittelte ihnen ein reinmenſchliches Gefühl den Glauben an den Gottesſohn, der ſich auch für *ſie* geopfert hatte. Zudem iſt ja die Stellung des Weibes bei den germaniſchen Völkern, wenigſtens rechtlich, ganz dazu angethan geweſen, die Frauen den chriſtlichen Vertröſtungen auf ein glücklicheres Daſein in einem geglaubten Jenſeits ſehr zugänglich zu machen. Das germaniſche Heidenthum hatte die Wonnen Walhalls ausſchließlich den Männern vorbehalten, das Chriſtenthum, wie die Kirche es predigte, ſchloß auch den Frauen die Himmelsthüren auf. Keine Frage, durch die lebhafte Betheiligung des weiblichen Geſchlechtes an der Verchriſtlichung unſerer Altvorderen iſt in dieſelbe mehr Innerlichkeit und Innigkeit gekommen. Aber freilich iſt dieſer Zug keineswegs plötzlich, ſondern nur ſehr allmälig zur Geltung gelangt und vorerſt weit mehr nur in einzelnen Fällen als im allgemeinen. Später hat dann für die Sänftigung und Sittigung unſerer zum Chriſtenthum bekehrten Ahnen der zum Mittelpunkt des Katholicismus gewordene Maria-Dienſt unzweifelhaft ſehr viel gethan. Die Krone der Himmelskönigin warf ihren Abglanz auf die chriſtlich-germaniſche Frauenwelt. Mit der Verehrung der „Mutter Gottes" verband ſich die Erinnerung an die vorzeitlich-prieſterliche Geltung der Frauen. Die Phantaſtik der Ritterdichtung that dann das Uebrige und ſo werden wir während der Blüthezeit des Mittelalters, wenigſtens in der Theorie, das Weib als Krone und Mittelpunkt der Geſellſchaft finden, wie Maria inmitten des chriſtlichen Olympos thronte.

Die Verbreitung des neuen Glaubens unter den Germanen und durch die Germanen war eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit, welche ſich wie alle weltgeſchichtlichen Nothwendigkeiten ſehr rauh und unſchön vollzog. In dergleichen Uebergangszeiten hat bekanntlich die Beſtie im Menſchen freies Spiel und ihre gräulichſten Sprünge machte ſie zur Zeit, von der wir handeln, im Frankenreiche unter den Merowigern. Es wäre nicht nur ungerecht, ſondern geradezu thöricht, alles das Entſetzliche, was am Hofe und im Lande der „allerchriſtlichſten" Könige verübt wurde, dem neuen Glauben ſchuldgeben zu wollen; allein nicht minder falſch und thöricht wär' es, leugnen zu wollen, daß die ethiſche Wirkung des Chriſtenthums unter den Franken gleich Null war. Die Frevelwuth, Wildheit und Wüſtheit hat ſich ſogar nach der Annahme des Chriſtenthums unter dieſem Volke noch geſteigert. Sehr natürlich, denn dieſes fränkiſche Chriſtenthum war ja ein noch viel roherer und groteskerer Aberglaube, als der alte Naturdienſt geweſen. Wie hätte er alſo die Beſtie im Menſchen zu bändigen vermocht? Sogar die Beſſeren im Frankenvolke hatten das Gefühl des Unterſchiedes von gut und böſe, Recht und Unrecht ganz verloren. Zeuge hierfür der berühmte fränkiſche Chroniſt Gregor von Tours (geſt. i. J. 595), welcher in ſeiner lateiniſch geſchriebenen „Geſchichte der Franken" das Laſter- und Frevelleben ſeiner Landsleute geſchildert hat, unnachſichtlich und unverhüllt, aber doch ſo, als berichtete er Selbſtverſtändliches. Welche namenloſe Rohheit muß eine Zeit erfüllt haben, wo der gebildetſte Mann ſeines Volkes — denn das war wohl Gregor — und noch dazu ein ſo „frommer" Chriſt und rechtgläubiger Biſchof, wie er geweſen, gar nicht merkte, was für eine Ungeheuerlichkeit er beging, als er, nachdem er alle die von Chlodwig verübten Gräuel- und Schauderthaten



Brunhilde.

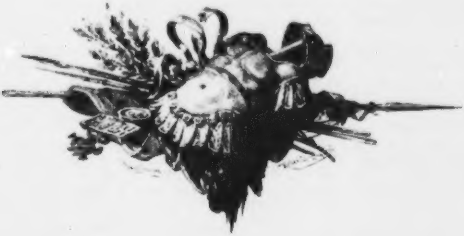
ausführlich erzählt hatte, zum Lob und Preis dieſes „allerchriſtlichſten“ Königs ausrief: „Von Tag zu Tag warf Gott Chlodwigs Feinde vor ihm zu Boden und vergrößerte ſein Reich, darum, weil er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was in ſeinen Augen wohlgefällig war.“ Das Scheuſal Chlodwig wird uns alſo von dem frommen Biſchof geradezu als ein Muſterchriſt vorgeſtellt. Man muß auch Gregors Schilderungen des damaligen Kloſterlebens kennen, um ſich von den Wirkungen des Chriſtenthums unter den Franken eine Vorſtellung machen zu können. Dieſe Mönche und dieſe Nonnen! Gar häufig wilde Thiere in Kutte und Schleier. Und dennoch waren die Klöſter noch die einzigen Zufluchtsſtätten, wohin die beſſeren Männer und Frauen vor der ſie ringsher anſtarrenden Beſtialität ſich retten konnten. Selbſt königliche Frauen, edle, aber ſeltene Zierden ihres Geſchlechtes, bargen ſich hinter Kloſtermauern, weil nur dieſe zwiſchen ihnen und der allgemeinen Verderbniß eine ſchützende Schranke zu gewähren ſchienen. So die Radegunda, Chlotars von Soiſſons Gemahlin, und Balthilde, Chlodwigs des Zweiten Frau. Das merowig'ſche Laſter- und Gräuelſpiel erreichte ſeinen Gipfelpunkt in dem weltberüchtigten, von Ruchloſigkeiten und Miſſethaten ſtrotzenden Weiberzank zwiſchen der Brunhild, König Sigiberts Gemahlin, und Fredegunde, König Chilperichs Kebſe. Was die verwildertſte Einbildungskraft ausſinnen mag, haben dieſe beiden Furien ſich und den Ihrigen anzuthun geſucht. Die Rache aber, welche Fredegunde's Sohn Chlotar an der ſchließlich in ſeine Hände gefallenen Todfeindin ſeiner Mutter, an der greiſen Mörderin Brunhild i. J. 614 zu Chalons vollzog, gehört zum Entſetzlichſten, was jemals die Sonne geſehen. Nachdem der König der Frevlerin ihr ganzes Sündenregiſter ins Geſicht geſchleudert hatte, ließ er ſie drei Tage lang foltern, dann die Elende auf ein Kameel ſetzen und durch die Zeltgaſſen ſeines Lagers führen, der Rohheit zur Augenweide, und ſie endlich mit einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines wilden Hengſtes binden zu gräßlichem Todesritt. Alſo, ein Grauen der Menſchen, endete des weſtgothiſchen Königs Athanagild Tochter, ſie, welche ihr Zeitgenoß Venantius Fortunatus vordem, wann ſie als König Sigiberts Braut an den fränkiſchen Hof gekommen, mit lateiniſchen Verſen huldigend begrüßt hatte, worin ſie genannt war

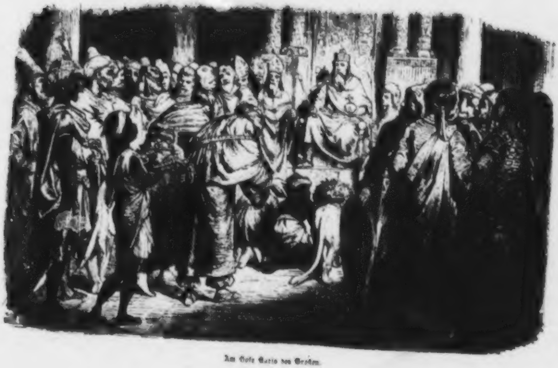
„Schön, anmuthig, geſcheid, beſcheiden, holdſelig und gütig,
Adlig durch Schönheit und Geiſt wie durch erlauchtes Geblüt.“

Inmitten demnach des wilden Getümmels jener Zeiten thaten Männer wie Gregorius und Venantius, welcher letztere um das Jahr 600 ſein jubelndes Weihnachtslied („Agnoscat omne saeculum — venisse vitae praemium“) anſtimmte, ſtillen Muſendienſt. Chriſtliche Kleriker wahrten die Traditionen der antiken Bildung vor der Wegſchwemmung durch die Sündflut der Völkerwanderung, in den Büchereien der Klöſter fanden die klaſſiſchen Autoren ein Aſyl, mönchiſche Chroniſten verſuchten in der Sprache des Livius die Geſchichte ihrer Zeit zu ſchreiben und chriſtliche Pſalmiſten in den Formen des Vergil, Horaz und Tibull das Myſterium der Menſchwerdung Gottes zu deuten und die jungfräuliche Mutterſchaft der Himmelskönigin zu verherrlichen. Was damals und ſpäter chriſtliche Prieſter gethan, um die Kulturleuchte, welche am Fuße der Akropolis und des Kapitols geflammt hatte, vor gänzlichem Erlöſchen in einem weltgeſchichtlichen Orkan von unſäglicher Wuth zu behüten, iſt für allezeit des Dankes der Denkenden werth und ſicher. Ob die Kirche gern oder ungern die Erbin der heidniſch-griechiſch-römiſchen Civiliſation war, gleichviel, ſie war nun einmal dieſe Erbin und willig oder unwillig, einerlei, ſie mußte dieſe Erbſchaft verwalten. Allerdings wurde die Verwaltung mitunter äußerſt ſaumſälig, aber die Leuchte glimmte doch fort, glimmte das ganze Mittelalter hindurch und glühte am Ende deſſelben ſo energiſch und ſchon wieder auf, daß ein neuer Tag des Geiſtes für Europa anbrach.

Die Kirche iſt in den chaotiſchen Zeiten, welche dem Falle Weſtroms folgten, die einzige thätige und zugleich vorſchreitende Macht geweſen. Sie war nicht nur die Inhaberin deſſen, was ſie den göttlichen

Gnadenſchatz nannte, ſondern auch die Schatzmeiſterin des geſammten Kulturkapitals. Daß ſie bei der Ausmünzung deſſelben zu Groß- und Kleingeld den kirchlichen Stempel anwandte, war natürlich. Ebenſo daß ſie ihre univerſale Allgemeinheit überall an die Stelle der nationalen Beſonderheiten zu ſetzen ſuchte und wußte. Von einem Widerſtande des zerſplitterten, aus Rand und Band gegangenen, auf jahrhundertelanger Wanderung befindlichen Germanismus gegen den feſtgeſchloſſenen, zielbewußten kirchlichen Romanismus konnte im ganzen und großen gar keine Rede ſein. Was dem cäſariſchen Rom mißlungen war, dem päpſtlichen gelang es: — die Unterwerfung der Germanen. Mit der Annahme des fremden Gottes und ſeines Dienſtes ließen ſich unſere Altvorderen auch die Civiliſation gefallen, welche die Prieſter dieſes Gottes lehrten und pflanzten. So hob in deutſchen Landen die chriſtlich-romaniſche Kulturarbeit an. Allein der Romanismus vermochte doch das Germanenthum nicht ſo gründlich zu zerſetzen, daß nicht ein ſtarker Keim von Nationalismus, von Deutſchthum zurückgeblieben wäre. Aus dieſem Keim iſt ſpäter, im Mittelalter, die eichenzähe deutſche Oppoſition gegen Rom erwachſen. Ja, wenn wir genau zuſehen, finden wir, daß dieſe Oppoſition, dieſer inſtinktiv-raſſenhafte Widerwille gegen das geſammte romaniſche Weſen, gegen das Welſchthum, ſchon zur Völkerwanderungszeit ſich regte und bethätigte, und zwar in der hochdenkwürdigen Weiſe, wie unſere nationale Heldenſage ſich entwickelte und geſtaltete. Unſere Altvorderen gaben ihre heimiſchen Helden doch nicht ſo ganz für die ihnen aufgeſchwatzten oder aufgezwungenen fremden Heiligen dahin. Gerade zur Zeit der großen Bekehrungen zum Chriſtenthum müſſen durch die liebevolle Pflege von ſeiten fahrender Singer und Sager und durch die entſprechende Volksbeliebtheit unſere nationalen Sagenkreiſe ihre feſte Geſtaltung gewonnen haben. Denn die Geſtalten dieſer alten und älteſten Sagenkreiſe — (burgundiſch-niederrheiniſcher, hunniſcher, oſtgothiſcher, frieſiſch-däniſch-normanniſcher, ſkandinaviſcher, langobardiſcher) — ſie athmen, und zwar Männer wie Frauen, die ſtrotzende Kraftfülle und unbändige Leidenſchaft der Völkerwanderungszeit und aus allen heraus hallt das Waffengetöſe jener rieſigen Kämpfe, welche eine greiſe Welt vernichteten, um für eine junge Raum zu ſchaffen. Treu bewahrte das Volksgedächtniß viele Geſchlechter hindurch die Erinnerung an ſeine alt-nationalen Helden und Heldinnen und überlieferte ſie der epiſchen Kunſt der ſtaufiſchen Zeit. Da wurden dann die eiſernen Geſtalten chriſtlich-romaniſch übermalt und in Rittertracht gekleidet. Aber die heidniſch-germaniſche Natur ſchlug immer wieder kraftvoll durch den romantiſchen Aufputz, und wer dieſe alten Heldenlieder zu leſen verſteht, wird den deutſchen Urwald rauſchen hören, wird in Vorzeitdämmerung Menſchenſöhne um Walküren werben und im ſturmkündenden Morgenroth des anbrechenden Mittelalters waffenklirrende Germanenſtröme von Alpenhöhen ins heſperiſche Land hinabſtürzen ſehen, den über Rom ergangenen Schickſalsſpruch zum Vollzug zu bringen.





Am Hofe Karls des Großen.

2.

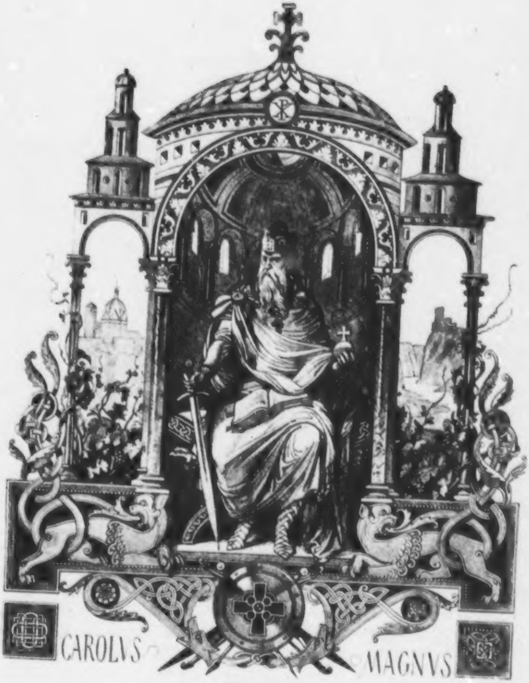
Der karlingiſche Zeitraum.

Wann die Gedanken, welche ein neues Weltalter tragen, zur Verwirklichung mälig herangereift ſind, wann die Befriedigung der Bedürfniſſe einer Zeit zur unausweichlichen Nothwendigkeit geworden iſt, dann pflegt ein gewaltiger Menſch unter ſeinen Zeitgenoſſen aufzuſtehen, der ihre Wollungen und Strebungen, ihre guten und böſen Triebe, ihre Gier und ihre Kraft in ſich zuſammenfaßt, ein Gewaltiger mit dem Herrſcherkopf und der Schöpferhand, welcher klar erkennt, was alle die anderen nur dunkel ahnen, welcher entſchloſſen anpackt, um was die anderen ſcheu herumgehen, welcher mit Eiſen und Feuer hantiert, wo die andern Latwergen und Salben verordnen, ſo Einer, welcher die Vergangenheit abſchließt und die Zukunft eröffnet, in der einen Hand das Schwert der Eroberung, in der andern die Pflugſchar der Geſittung haltend, ein Quäler und zugleich ein Wohlthäter der Menſchen, ein Kulturdeſpot, welcher rüſtig das Feld ſeiner Zeit umackert und redlich die Saat einer neuen Civiliſation in die Furchen ſtreut, aber auch nicht anſteht, mit hunderttauſenden von Menſchenleichen den Boden zu düngen. Hauptmerkmale ſolcher Schickſalsmenſchen ſind ihr Größtes wie Kleinſtes gleich ſcharf erfaſſender Blick, ihre Fähigkeit, mit derſelben Theilnahme zum Höchſten hinauf und zum Niedrigſten hinab zu ſteigen, die ruheloſe Sorge für alles und jedes, die umſichtige Erwägung und das blitzartige Zufahren, die moraliſche oder vielmehr unmoraliſche Gleichgiltigkeit in der Wahl der Mittel, wo es einen großen Zweck gilt, der ſtrenge Realismus in der Auffaſſung, in der Werthung und im Ge- und Verbrauchen von Menſchen und Dingen und doch auch wieder ein kräftiger Anhauch von jenem Glauben an das Ideal, ohne welchen nichts Großes zu vollbringen iſt, — endlich jenes Geheimnißvolle, Unerklärliche, Dämoniſche, welches auserwählten Perſönlichkeiten innewohnt und ſchafft, daß die Leute willig oder widerwillig vor ihnen ſich beugen.

Ein Solcher war der dem Hauſe der Pippiniden entſproſſene Franke Karl, den die Sage zu einem ihrer Lieblinge gemacht und den die Geſchichte mit dem häufig übel, hier aber gut angewandten Beinamen „der Große“ geſchmückt hat.

Sein Vater Pippin hatte ihm freilich tüchtig vorgearbeitet, namentlich mittels feſter Begründung und umfaſſender Organiſation einer neuen Ariſtokratie, welche man im Gegenſatze zu dem mehr und mehr zurückgedrängten alten Grundbeſitzadel wohl eine bureaukratiſche zu nennen befugt iſt. Allein erſt vom Jahre 771, allwo Karl nach ſeines Bruders Karlmann Hingang die Alleinherrſchaft über das Frankenreich antrat, datirt eine neue Epoche, die Zeit, welche man nach dem großen Herrſcher, der ihr das Gepräge ſeiner Perſönlichkeit aufdrückte, füglich die karlingiſche nennt. Von der Perſönlichkeit des gewaltigen Mannes iſt uns ein zuverläſſiges Bild überliefert worden. Zwar kein gemaltes, aber doch ein geſchriebenes, geſchrieben von der kundigen Hand Einharts, Karls Miniſter der öffentlichen Arbeiten, wie wir ſagen würden. Einhart, dem ſein berühmter Freund Hraban Maurus nachrühmte, daß er „der Rede wohlkundig und ebenſo klugen als rechtſchaffenen Wandels geweſen,“ hat bekanntlich eine lateiniſche Lebensgeſchichte ſeines Herrn verfaßt und im 22. Kapitel derſelben dieſes Bildniß gezeichnet: — „Karl war von kräftigem und gedrungenem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überſchritt — denn ſeine Länge betrug ſieben ſeiner Füße. Sein Oberkopf war rund, ſeine Augen waren ſehr groß und feurig, die Naſe ging etwas über das Mittelmaß hinaus, er hatte ſchöne blonde Haare und ein freundliches, heiteres Geſicht. Seine Geſtalt bot, mochte er ſitzen oder ſtehen, eine höchſt würdige und ſtattliche Erſcheinung. Er hatte einen feſten Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme. Er kleidete ſich nach vaterländiſcher Weiſe. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhoſen, darüber ein Wamms, das mit ſeidenen Streifen verbrämt war, und Hoſen. Sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und ſchützte mit einem aus Seehund- oder Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Bruſt; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beſtändig das Schwert an der Seite, deſſen Griff und Gehänk von Gold oder Silber war. Bei feſtlichen Gelegenheiten ſchritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelſteinen beſetzten Schuhen einher, den Mantel durch einen goldenen Haken zuſammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelſteinen verfertigtes Diadem.“

Mit den Schlachten und Eroberungen Karls haben wir uns nicht zu befaſſen. Es genügt für unſern Zweck, wenn wir daran erinnern, daß lange Jahre und ſchwere Kämpfe nöthig waren, um den Bau aufzurichten, welchen man überſchwänglich als die karlingiſche „Weltmonarchie“ zu bezeichnen pflegt. Sie reichte von der Eider und dem deutſchen Meer im Norden bis zum Garigliano und Ebro im Süden und von der Elbe und Theiß im Oſten bis zum atlantiſchen Ocean im Weſten. Dieſes Frankenreich umfaßte alle germaniſchen Volksſtämme, nur die Angelſachſen in England und die Nordmannen in Skandinavien ausgenommen. Am meiſten Mühe und Blut hat es gekoſtet, den großen Sachſenſtamm in den Rahmen dieſes Reiches hinein und zur Taufe zu zwingen, und hochbedeutſam für die Folgezeit war das Vorrücken der Gränzen des Germanenthums gen Oſten zu durch Karl. An der Saale, an der Elbe, an der Havel und an der Raab ſetzte er mittels Anlage von Befeſtigungen und Anlegung von germaniſchen Siedelungen dem Slaventhum feſte Marken und zwei dieſer Gränzmarkenländer ſind für die Geſchichte

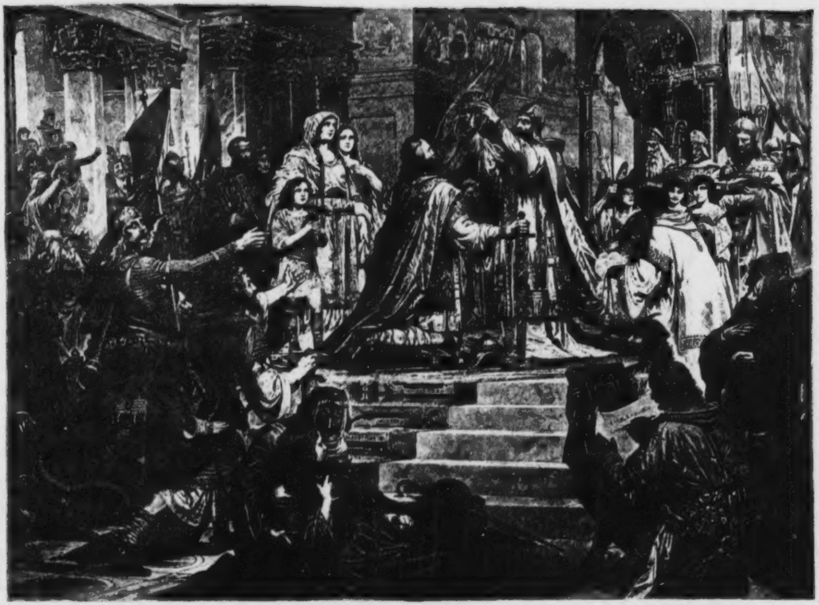


Karl der Große.

Deutſchlands ſpäter bedingend und beſtimmend geworden: die Nordoſtmark, woraus ſich der brandenburgiſche Staat entwickelte, und die Südoſtmark, welche ſich zum Oſtreich. Oeſterreich, auswuchs.

Der Fundamentalgedanke, auf welchem Karl ſeinen Reichsbau errichtete, war die religiöſe und politiſche Einheit des Germanenthums, oder noch kürzer geſagt, das Chriſtenthum und die Monarchie. Beide mußten durchgeſetzt werden und wurden es und zwar mittels einer durchgreifenden und folgerichtigen Organiſation von Kirche und Staat, deren gegenſeitiges Verhältniß jedoch Karl, aller ſeiner „Frömmigkeit“ ungeachtet, keineswegs als das der Gleichordnung faſſte und handhabte. Denn der Staatsgedanke ſtand ihm entſchieden höher als die kirchliche Idee und er hat ſich, ſo Großes er für die Kirche gewollt und gethan, dennoch auch ihr gegenüber allzeit als Herrſcher gefühlt und benommen. Mittels der ſtaatlich und kirchlich geeinten Macht des Germanenthums ſollte aber dann noch Größeres unternommen und erreicht werden: — die politiſche und religiöſe Einheit der abendländiſchen Chriſtenheit. Karl war in der Blüthe ſeiner Kraft und Macht von der Erreichung dieſes Zieles thatſächlich nicht weit entfernt und daher wohlberechtigt, ſeiner Stellung als Gebieter des Abendlandes einen entſprechend formalen Ausdruck zu geben. Dieſer ward in der Wiederherſtellung der römiſchen Kaiſerſchaft gefunden. Das „Imperium“ ſollte erneuert, auf die Germanen übertragen und der große Frankenherrſcher feierlich als Imperator gekrönt und ausgerufen werden. Dem Papſte Leo dem Dritten, welcher Karl gegenüber durchaus als hilfebedürftiger und gehorſamer Diener erſcheint, war dabei ſo zu ſagen die Rolle des Oberceremonienmeiſters zugetheilt. Denn das alte Märchen, der Papſt hätte mit der improviſirten Aufſetzung der Kaiſerkrone den König überraſcht, iſt erwieſener maßen nur ein altes Märchen. Dieſer Staatsakt der Kaiſerkrönung, welcher allerdings für den Gang der deutſchen Geſchicke von ungeheuer großer Bedeutung war, iſt vielmehr ſehr ſorgſam und nach allen Regeln der Diplomatie von damals vorbereitet und in Scene geſetzt worden. Zur Zeit der Jahreswende von 799 und 800 mit großem Gefolge in Rom weilend, wollte Karl vom römiſchen Senat, Klerus und Volk zum Imperator gewählt ſein, wie nicht weniger vom „Senat der Franken“, d. h. von den fränkiſchen Großen. Man wußte ſchon zu jener Zeit die Wahlmaſchine zu handhaben. Eine große Verſammlung — fränkiſche und römiſche „Senatoren“, Biſchöfe, Aebte und das „übrige chriſtliche Volk“, wie ſich der alte Chroniſt ausdrückt — erkor den Frankenkönig zum Kaiſer des wieder hergeſtellten römiſchen Reiches. Dann erhielt der Papſt das Stichwort zum Beginn ſeiner Glanzrolle, aus welcher freilich ſeine Nachfolger ungeheuerliche Anſprüche abzuleiten verſtanden. Wie allzeit, hat man ſchon dazumal in Rom die kirchlich-theatraliſchen Spiele vortrefflich herzurichten und aufzuführen gewußt. Für eine zahlreiche Zuſchauerſchaft in der Baſilika zum St. Peter war am Weihnachtstage geſorgt worden. Karl lag beim angeblichen Grabe des Apoſtels auf den Knieen. In feierlicher Proceſſion kam Leo der Dritte geſchritten und ſetzte dem Frankenkönig, der mit gutgeſpielter Ueberraſchung ſich erheben wollte, eine kaiſerliche Krone auf das Haupt. Große und Volk, Geiſtliche und Laien erhoben ſich ſtürmiſch, reckten die Hände und brachen in den Zuruf aus: „Dem frömmſten Auguſtus Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedereichen Kaiſer der Römer Leben und Sieg!“ Hierauf ſalbte der Papſt den neuen Imperator, legte ihm den kaiſerlichen Purpurmantel um die Schultern und küßte ihn auf den Mund.

Dieſe Haupt- und Staatsaktion war die Krönung von Karls Reichsgebäude. Sie war die logiſche Folge ſeines ganzen Weſens und Waltens. Er war jetzt feierlich als der Gebieter des Abendlandes ausgerufen, das wieder erneuerte Imperium war bei den Germanen. Viel Ehre, aber wenig Vortheil; viel Geſchrei, aber wenig Wolle. So lange der große Karl das Scepter trug, war dieſe Kaiſerſchaft eine Wahrheit, mit ſeinem Tode wurde ſie zur Lüge, zu einer für unſer Volk ſehr gefährlichen Illuſion, welche den Schwerpunkt der Geſchicke unſeres Landes außerhalb deſſelben ſuchte, viele Jahrhunderte hindurch die beſte Kraft der Deutſchen an das Wahngebilde der römiſch-germaniſchen Kaiſerei vergeuden machte und den inneren Ausbau des deutſchen Staates dem immer wieder traumhaft flüchtig ſich erweiſenden Glanz einer abendländiſchen Oberherrlichkeit opferte. Wirklichen und bleibenden Gewinn von der Abkartung zwiſchen Karl und Leo hatte nur der römiſche Stuhl. Schon das war ſehr wichtig und werthvoll für ihn, daß durch die Wiedererneuerung des occidentalen Kaiſerthums die Tradition von der Oberhoheit von Byzanz über Rom und Italien zerbrochen wurde. Sodann aber wußten die „Nachfolger Petri“ und „Statthalter Chriſti“ die im Grunde rein ceremonielle Rolle, welche das Papſtthum bei der Verkaiſerung Karls geſpielt hatte, ſo zu wenden und zu deuten, daß daraus zuvörderſt die Lehre gezogen wurde, das wieder erneuerte römiſche Reich beruhe auf der Gleichordnung von Papſt und Kaiſer („concordia sacerdotii et imperii“), während ſpäter aus jener Rolle eine völlige Umkehrung des früheren Verhältniſſes von Staat und Kirche



Die Kaiſerkrönung Karls des Großen im St. Peter.

gefolgert ward. Denn aus einer Unterordnung von dieſer unter jenen wurde mit der Zeit eine Ueberordnung. Der Papſt, ſo wurde behauptet, hat aus freien Stücken dem Franken Karl die römiſche Kaiſerkrone geſchenkt, folglich konnte er ſie verſchenken, und da man nur verſchenken kann, was einem gehört und worüber man frei zu verfügen berechtigt iſt, ſo beweiſ't dieſe Schenkung, daß das Papſtthum die Vorausſetzung des Kaiſerthums. Ohne Papſt kein Kaiſer. Der Papſt macht den Kaiſer, folglich ſteht jener ebenſo hoch über dieſem wie der Schöpfer über dem Geſchöpfe. Die großen Päpſte des Mittelalters haben dieſe Lehre thatkräftig und erfolgreich praktizirt . . . . .

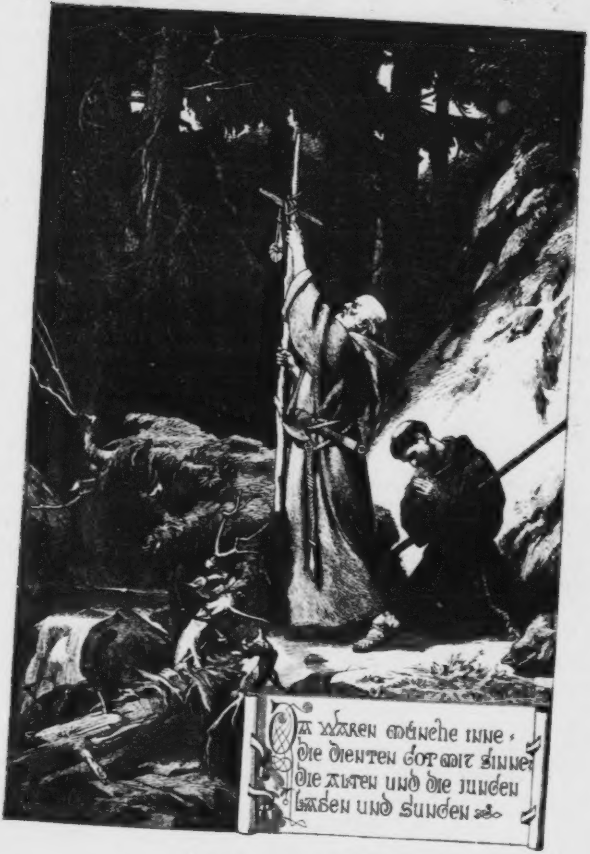
Der großartigen Machtentfaltung Karls nach außen entſprach ſeine Thätigkeit als Staatskünſtler und Kulturpfleger im Inneren ſeines Reiches. Nicht als ob ſein Schalten und Walten nach beiden Seiten hin dem Tadel keinen Raum böte. Im Gegentheil! Aber wenn man die Größe ſeiner Aufgabe, die rieſige Arbeit, welche dieſer Mann zu thun hatte, berückſichtigt, ſo wird und muß, was er vollbrachte, im ganzen und großen uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Er war doch einer der genialſten, beharrlichſten und willensſtärkſten Baumeiſter am Bau der Menſchheit, gekennzeichnet als echter Meiſter auch dadurch, daß er ſein Lebenlang zugleich ein Lehrling geblieben, d. h. zum Lernen nie zu träg oder zu ſtolz geweſen iſt.

Als die Werkzeuge, deren er ſich vorzugsweiſe bedienen mußte, fand Karl einerſeits die chriſtliche Kleriſei, andererſeits eine Ariſtokratie vor, welche beſtand aus dem während der Völkerwanderung aufgekommenen Waffenadel („Gaſindi“, Geſinde; „Leudes“, Leute; „Vaſſi“, Vaſallen) und aus dem zugleich mit dem germaniſchen Königthum großgewachſenen Hofadel („Miniſterialen“, Dienſtleute). Der alte, auf ſeinen Allodgütern ſitzende Adel, die Semperfreien, er war zwar noch nicht ganz verſchwunden, aber doch ſehr vermindert und kam für Karl weit weniger in Betracht als der neue Dienſtadel, welcher ſich williger zur Hof- und Staatsdienerſchaft herbeiließ als jener, in welchem der widerkönigliche, der heidniſch-germaniſche Trutz noch lange fortlebte. Der König brauchte ſich darum keine Sorge zu machen, denn die Handhabung des Beneficien- und Lehensweſens warb maſſenhafte Anhänger für die Monarchie. Das Gottesgnadenthum, d. h. die Vorſtellung, daß die königliche Macht ein unmittelbarer Ausfluß der göttlichen ſei, gab die Erfindung an die Hand, daß der König von Gottes Gnaden auch der oberſte Eigenthümer von allem Grund und Boden ſei. So konnte er mit häufig ſehr harter Benachtheiligung der alten Allodherren ein ganzes Heer ergebener Feudalherren ſchaffen, indem er dem neuen Adel Grundſtücke („feuda“) verlieh, wofür die Belehnten, die Lehensleute, beſtimmte Hof-, Kriegs- und Staatsdienſte leiſten mußten. Die Verpflichtung zum königlichen Heerbann, von Karl den Allodherren wie den Feudalherren mit eiſerner Hand auferlegt und von allen freien Grundbeſitzern unerbittlich gefordert, konnte, da ſich ja jeder ins Feld Gerufene ſelber ausrüſten und ſelber erhalten mußte, nur verderblich auf den altfreien Bauernſtand wirken, ſoweit derſelbe noch vorhanden war. Angeſichts der Unmöglichkeit, die ihnen als Freien auferlegten Pflichten fürder zu erfüllen, gab eine Menge von kleinen Grundbeſitzern ihr Eigen einem weltlichen oder geiſtlichen großen Herrn hin und empfing es von demſelben als Lehen wieder. Damit hob die bäueriſche Hörigkeit an, wie ſie das ganze Mittelalter hindurch die Regel war, während freie Bauerſchaften die Ausnahme bildeten.

Die germaniſche Gemeindefreiheit und die aus derſelben hervorgegangenen föderaliſtiſchen Einrichtungen verſchwanden und machten einer centraliſtiſch-bureaukratiſchen Staatsordnung Platz. Das ganze Reich war in Gaue eingetheilt, deren jedem ein Gaugraf vorſtand, welcher im Frieden verwaltete und richtete, im Kriege die Gaumannſchaft befehligte. Allmonatlich hegte er, unterſtützt von ſeinen Schöffen, Gericht. Die Rechtspflege wurde zwar noch in den alten Formen geübt, jedoch ſchon mit Beſchränkung der Oeffentlichkeit, indem man die Gerichtsſtätten aus dem Freien in vier Wände verlegte. Mehr und mehr traten auch die alten Büßungs- und Sühnungsarten zurück und kam ein verwickeltes Syſtem der Beſtrafung an

Leib, Leben und Ehre auf. Was für den Gau der Gaugraf, war für die Hundertſchaft oder Gemeinde der Centgraf. Den Gränzlandſchaften, den Marken, waren Markgrafen vorgeſetzt. Durch Sendgrafen („missi“), welche vierteljährlich die Gaue bereiſ'ten, übte der König eine Kontrole über die Verwaltung und die Rechtspflege. Kammerboten hießen die Verwalter der königlichen Hausgüter, aus deren Ertrag die Koſten von Karls Haus- und Hofhaltung vorzugsweiſe beſtritten wurden. Doch gab es auch noch andere Einnahmequellen, die Naturallieferungen der Lehensleute, Erträgniſſe der Zölle, gerichtliche Bußen. Reiſende Beamte, ja marſchirende königliche Heere mußten von den betroffenen Gegenden unentgeldlich verpflegt werden. Endlich iſt Karl zweifelsohne auch der Begründer einer Art von Steuerſyſtem geweſen und zwar dadurch, daß er aus dem freiwilligen Geſchenk von Vieh und Feldfrüchten, welches früher die Germanen zeitweiſe ihren Häuptlingen darzubringen pflegten, eine feſtſtehende jährliche Schuldigkeit zu machen wußte. Das, was man heutzutage „Miniſterium“ oder „Kabinett“ zu nennen pflegt, exiſtirte zwar im karlingiſchen Staatsbau dem Namen nach nicht, wohl aber der Sache nach. Allerdings waren Inhaber oberſter Hofämter wie der Marſchall, der Oberthürhüter, der Quartiermeiſter, der Jägermeiſter und der Falkenmeiſter nur höfiſche Beamte im ſtrikten Wortſinne, aber der Erzkaplan konnte recht wohl einen Kultminiſter, der Erzkanzler einen Miniſter der auswärtigen und inneren Angelegenheiten, der Oberſchatzmeiſter einen Miniſter der Finanzen, der Oberhofrichter einen Juſtizminiſter und der Oberbibliothekar einen Unterrichts- oder auch Bauten-Miniſter vorſtellen. Karl, ein Meiſter in der Kunſt, die Menſchen zu kennen und zu behandeln, hat auch ſchon vom Scheinkonſtitutionalismus als Regierungsmittel zweckdienlichen Gebrauch zu machen verſtanden. Er wußte, was alles der Schein thut und wie derſelbe in den Augen der meiſten Leute das Sein vollkommen erſetzt. So ließ er denn ein Scheinbild der alten Volksſouveränität, d. h. der ſouveränen Machtvollkommenheit der Freien, beſtehen. Alljährlich nämlich trat im Frühling und im Herbſte die Landsgemeinde der Allod- und der Feudalherren zuſammen, um über die Annahme oder Verwerfung von Geſetzen zu entſcheiden. Die Frühlingsverſammlung, das „Maifeld“, war beſonders feierlich; aber es war doch nur eine Ceremonie, denn die Verhandlungen und Beſchlüſſe gingen am bureaukratiſchen Schnürchen. Die Landsgemeinde durfte votiren, was dem Könige genehm. Scheinbar war die ganze Geſetzgebung das Reſultat der Maifelder, in Wahrheit iſt ſie, wie ſie in der berühmten Sammlung der lateiniſch verfaßten „Kapitularien“ auf uns gekommen, von Karl unter dem Beirath ſeiner Miniſter im Verordnungswege erlaſſen. Sein Staatsprincip zugegeben, iſt Karl als Geſetzgeber bewundernswerth. Er kann für das frühe Vorbild eines „aufgeklärten Deſpoten“ gelten. Er regierte in alles hinein, wollte alles und jedes in Ordnung bringen. Hart neben einer wichtigſten Vorſchrift in Finanzſachen ſteht z. B. eine Verordnung, welche den Nonnen verbietet, „Liebeslieder abzuſchreiben und einander mitzutheilen“. Karl überwachte und ordnete das Leben ſeiner Unterthanen von der Geburt bis zum Tode. Mittels des Kapitulars von 789 verbot er auch das Verbrennen der Leichen, welche heidniſche Beſtattungsweiſe ſo zäh von den Germanen feſtgehalten worden war, daß Karl die Todesſtrafe darauf ſetzte, um der chriſtlichen Kirche, welche ja die Auferſtehung des Leibes lehrte und der demzufolge die Feuerbeſtattung ein Gräuel ſein mußte, einen Gefallen zu thun.

Darin war der große König und Kaiſer überhaupt ſtark und mußte es wohl ſein, dieweil er die Kirche nicht weniger brauchte als ſie ihn. Staats- und Kirchenregiment waren ein richtiges Gegenſeitigkeitsgeſchäft. Die Kirche gab dem Königthum, d. h. der Autokratie, die Weihe einer göttlichen Inſtitution, der Staat, d. h. das Eroberſchwert Karls, half der Kirche die Verchriſtlichung der germaniſchen Völkerſchaften vollbringen. Außerdem ſtattete er ſie mit Grund und Boden, mit Land und Leuten reichlich aus, gab den Kirchengütern die Steuerfreiheit („Immunität“) und ſicherte ihr den aus dem Alten Teſtament herübergenommenen Zehnten mittels Staatsgeſetzes. Bei ſo bewandten Umſtänden und ſintemalen die Kirche bekanntlich allzeit eines Magens ſich zu erfreuen hatte, der von Verdauungsbeſchwerden nichts wußte,

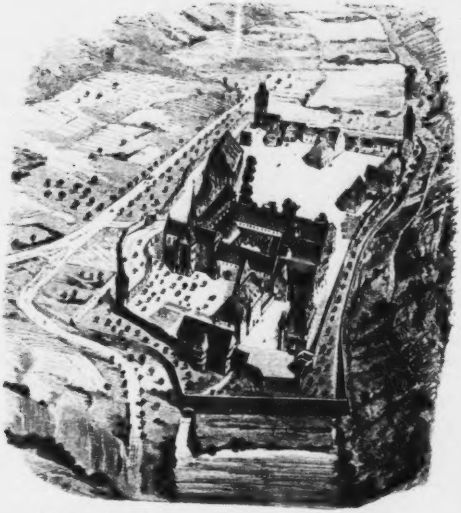

Da waren münche inne ·
die dienten got mit sinne:
die alten und die jungen
lasen und sungen

Die Gründung von St. Gallen.

gedieh das Chriſtenthum, d. h. Kleriſei und Hierarchie, in germaniſchen Landen wunderbar. Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien, Kirchen, Kapellen ſchienen nur ſo aus dem Boden zu wachſen und die tauſend und wieder tauſend Maſchen des romaniſchen Netzes legten ſich über die germaniſchen Völkerſchaften. Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte ſtanden bald in der Vorderreihe der Kronvaſallen und Reichsfürſten, wie ja auch dieſe Prälaten meiſt ſchon durch die Geburt der Ariſtokratie angehörten, welche den Vortheil, ihre jüngeren Söhne unter die Inful zu bringen, raſch erkannte und ausgiebig benützte. Die Kirche richtete ſich nach dem römiſchen Rechte, mußte aber doch vorderhand den einheimiſchen Rechtsanſchauungen noch verſchiedene Einräumungen machen. Für den hohen Klerus war das königliche Hofgericht die zuſtändige Gerichtsſtätte, jedoch Prälaten gaben als Schöffen den Wahrſpruch. Den niederen Klerus, welcher durchweg der gehorſame Knecht des höheren, richtete der Biſchof der Diöceſe in geiſtlichen und weltlichen Dingen. Im allgemeinen war dazumal der hohe wie der niedere Klerus um ſeiner wüſten Sitten willen verrufen. Hohe und niedere Geiſtliche gefielen ſich in Völlerei und Unzucht. Auch die Ehe der Kleriker zeigte die bereits erwähnte Verwilderung der Laienehe. Aber dem Anſehen der Kirche that das keinen Eintrag. Ihre ſchlaue, ſchmiegſame und doch principfeſte Politik, ihre ſtramme Diſciplin, ihr reicher Beſitz, ihre Beherrſchung der Gemüther mittels des Aberglaubens machten das romaniſche Inſtitut zu einer Macht, zu einer Großmacht in Germanien.

Aber das romaniſche Chriſtenthum war auch eine civiliſirende Macht und es war eine ſolche namentlich mittels der Möncherei, welche durch Sendboten wie Kolumban, Emmeran, Gall, Fridolin, Pirmin und andere auf deutſchem Boden wahrhaft Erſtaunliches zuwegegebracht hat. Ein Produkt orientaliſcher Phantaſtik, iſt, wie jedermann weiß, das chriſtliche Mönchthum zuerſt in Aegypten in großem Stile zur Erſcheinung gekommen. Auf das Abendland übertragen, mußte es ſich mannigfachen Wandelungen unterziehen. In Europa und vollends im Norden kann man nicht in beſchaulicher Faulheit und Halb- oder Ganznacktheit hinvegetiren wie indiſche Fakire und ägyptiſche Anachoreten. Da muß der Menſch Dach und Fach haben, will bekleidet ſein, will reichlich eſſen und trinken. Die morgenländiſch-träge Weltverneinung der chriſtlichen Möncherei wandelte ſich daher in abendländiſch-rüſtige Weltbeſtreitung und in den erſten Jahrhunderten der Verchriſtlichung unſeres Volkes ſind die Mönche in deutſchen Landen Arbeiter im beſten Sinne geweſen, wahrhafte Pioniere der Kultur. Benedikt von Nurſia, der ekſtatiſche Einſiedler von Subiaco, der praktiſche Gründer des berühmten Kloſters von Monte Kaſſino (i. J. 529), hat dem abendländiſch-romaniſchen Mönchsweſen feſte Form und Norm gegeben. Nach dieſer „benediktiniſchen“ Regel lebten und wirkten auch die älteſten Kloſtergemeinden in Germanien. Ihre Anfänge waren oft ärmlich genug, wie uns beiſpielsweiſe die Stiftungsgeſchichte eines der älteſten und berühmteſten deutſchen Klöſter, die von St. Gallen, zeigen kann.

Sein Gründer, der Ire Gall, war mit dem nachmals gleich ihm ſelbſt von der Kirche heilig geſprochenen Kolumban, zu Anfang des 7. Jahrhunderts als Miſſionär nach Alemannien gekommen. Nachdem er viele Jahre in den Bodenſeegegenden als Heidenbekehrer thätig geweſen war und dabei allerhand Unbill ausgeſtanden hatte, wünſchte er ſich auf ſeine alten Tage in die Waldeinſamkeit zurückzuziehen und darin eine Siedelei zu ſtiften für ſich und gleichgeſinnte Gottesmänner. Unter der Pflege ſeines Freundes, des Prieſters Willimar, zu Arbon von einer ſchweren Erkrankung geneſen, wurde er durch Willimars Diakon Hiltebold auf das von der wilden Steinach durchrauſchte Hochthal, hinter welchem der Säntis emporſteigt, hingewieſen als auf einen geeigneten Ort für waldeinſame Siedelei. Von dem landkundigen Diakon begleitet, machte ſich der alte Heidenbekehrer in die Bergwildniß auf, hielt Raſt an einer Stelle, wo die Steinach wild über Felsblöcke herabſtürzte, und da er ſich beim Durchwandern des Waldthals einen Dorn in den Fuß getreten hatte, ſah er das für einen Himmelswink an, daß er hier ſiedeln ſollte. Alsbald fertigte er aus den Stämmen einer Haſelſtaude ein Kreuz, pflanzte daſſelbe neben dem Waſſerfall auf, hing die Reliquienkapſel, welche er ſtets bei ſich trug, daran auf und weihte dadurch und mit Händefalten und Gebet die Stelle. Das war die Stunde der Stiftung von St. Gallen. Der thatſächlichen Gründung mußte aber im Geiſte der Legende von damals noch ein Mirakel vorhergehen. Denn Gallus traf in Arbon, wohin er zurückgegangen, um von Willimar Abſchied zu nehmen, Boten des alemanniſchen Herzogs Gunzo, welche ihn nach Ueberlingen riefen. Alldorten lag nämlich des Herzogs Tochter Friedeburga krank und begehrte nach dem heiligen Manne, damit er ſie ihres Schadens durch ſein Gebet ledigte. Gall folgte dem Rufe, verrichtete das begehrte Wunder und erhielt zum Danke durch Friedeburga's Vermittelung das Bergwaldthal, wo er ſich anſiedeln wollte, von dem fränkiſchen Könige Sigebert geſchenkt nebſt zwei Pfunden Goldes und zwei Talenten Silbers. Auch zu den „Gründungen" des 7. Jahrhunderts bedurfte es des Geldes. Nachdem Gall die Berufung auf den biſchöflichen Stuhl von Konſtanz ausgeſchlagen, begann er unter Beiſtandleiſtung von ſeiten des Herzogs Gunzo ſeine Gründung im Steinachthale. Der Wald wurde rings um die geweihte Stelle her gerodet und auf der Lichtung erſtand ein beſcheidenes Klöſterlein, aus Holz erbaut und beſtehend aus einem Kirchlein („oratorium") und einem Wohn- und Arbeithaus („officina") für die Mönche („fratres"), deren anfangs nur wenige waren. Der Stifter ſelber ſtarb i. J. 640 zu Arbon an einem Fieber, hochbetagt und hochverehrt. Aber auch im Tode noch gereichte er ſeiner jungen Stiftung zum Segen. Denn ſein Leichnam wurde in das nach ihm benannte Klöſterlein hinaufgebracht und dort neben dem Altar beſtattet. Selbſtverſtändlich kam der „heilige Leib" ſehr bald in den ſtarken Geruch des Wunderwirkens und da konnte es nicht ausbleiben, daß von nah und fern das chriſtliche Volk Alemanniens zur Zelle von Sankt Gallen wallfuhr. Die Pilger kamen auch nicht mit leeren Händen und mit dem Anſehen des Kloſters mehrte ſich demzufolge deſſen Beſitz. Derweil hatte es aber auch mancherlei Prüfungen durchzumachen, entging mehrmals mit knapper Noth dem Verderben und begann erſt unter dem vierzigjährigen Regiment des heiligen Otmar (720–60), welcher für den erſten wirklichen Abt von St. Gallen anzuſehen iſt, recht aufzublühen. Das Kloſter wurde bedeutend erweitert und verſchönert, der Landbeſitz deſſelben beträchtlich ausgedehnt. In den alten Urkunden iſt bereits von einer eigenen Abtsreſidenz („palatium"), von Wohnungen der Handwerksleute („operarii"), ſowie von einer Schule die Rede, in welcher externe Zöglinge, d. h. nicht zum Kloſterleben beſtimmte Knaben und Jünglinge unterrichtet wurden. Auch die beſcheidene alte Holzkapelle war durch einen ſteinernen Kirchenbau erſetzt, in deſſen Chor zwiſchen dem Hauptaltar und der Apſis der Gründer und Namengeber St. Gallens in einem Steinſarge beigeſetzt war. Wiederum trat dann eine Zeit der Trübung und Verdunkelung ein, beſonders durch den Neid der Biſchöfe von Konſtanz, welche den Mönchen unter anderen auch die freie Wahl ihrer Aebte beſtritten, obzwar erfolglos. Mit der Erwählung des großen Abtes Gozbert i. J. 816 begann der Stiftung Galls eine glänzende Zeit aufzugehen. Der kluge und energiſche Mann war ſo recht das Muſter eines mittelalterlichen Hierarchen im guten Sinne. Er wollte ſein Kloſter zu einer Muſteranſtalt machen, er machte es dazu. Die Kloſterräume ſelbſt wurden erweitert und verſchönert, an der Stelle der abgebrochenen Kirche eine neue prächtig erbaut. Das von Gärten umgebene Kloſter ſollte eine Welt für ſich darſtellen und allen religiöſen, wiſſenſchaftlichen, gewerblichen und künſtleriſchen Aufgaben, Bedürfniſſen und Zwecken damaliger Zeit genügen. Es ſollte zugleich eine Heilsanſtalt für Seele und Leib, ein Hoſpital, eine Fremdenherberge, eine Schule, eine Bücherei und eine Werkſtatt ſein. Und St. Gallen wurde wirklich das alles. Abt Gozbert iſt auch als der Gründer jener Stiftsbibliothek zu betrachten, welche noch heute um ihrer ſeltenen alten Schätze willen mit Recht eines Weltrufes genießt. Unter dieſen Schätzen findet ſich jene berühmte Pergamentrolle, auf deren Fläche der Bauplan eines Muſterkloſters, wie man in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts ein ſolches ſich dachte, entworfen iſt und zwar von einer ſo kundigen Hand, daß man



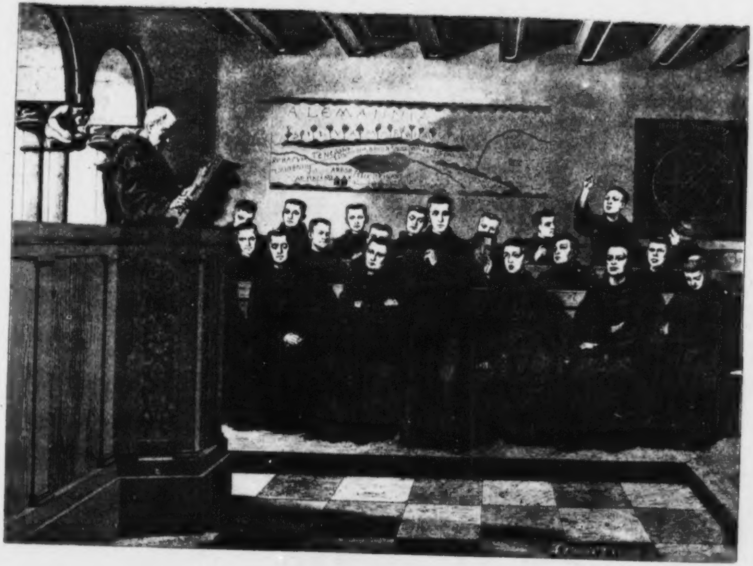
Reſtaurirte Anſicht des Ciſtercienſer-Kloſters Maulbronn, ein Muſter einer mittelalterlichen Kloſteranlage.

in derſelben die von Kaiſer Karls Bautenminiſter Einhart vermuthet hat. Abt Gozbert hat indeſſen ſein Kloſter nicht nach dieſem Plane gebaut, welcher vielmehr nur als ein ſo zu ſagen idealer Kloſterbauriß entworfen ſein mochte.

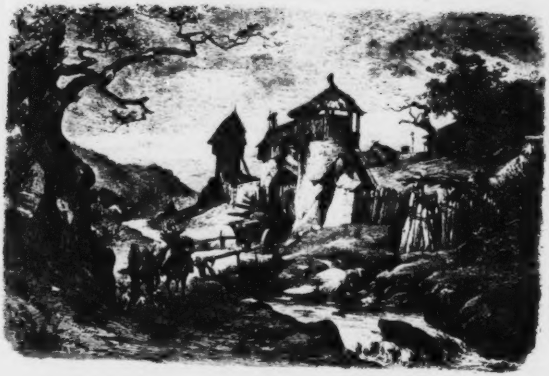
Die Gründung des heiligen Gallus an der Steinach veranſchaulicht uns in ihrem Werden und Wachſen die Urſprünge und den Vorſchritt des deutſchen Kloſterweſens. Daß ſelbiges zu ſeiner Zeit ein Segen geweſen, unterſteht gar keinem Zweifel. Ja, die alten Klöſter unſeres Landes waren ebenſo viele Burgen der Kultur. Die Mönche rodeten Wälder, rangen den wilden Beſtien das Land ab, dämmten Flüſſe, wandelten wüſtes Feld in Ackerland, pflegten Wieswachs und Viehzucht, legten Gärten an, befleißigten ſich des Gemüſebau's, pflanzten Obſtbäume und verwandelten jede ſonnige Halde in ein Rebengelände. Sie lehrten und übten auch die mannigfachen Geſchicklichkeiten und Künſte der Handwerke und eröffneten vor den Pforten ihrer Niederlaſſungen, denen religiöſe Scheu den Frieden ſicherte, die erſten Märkte. So haben ſie der landwirthſchaftlichen, der gewerblichen und verkehrlichen Entwickelung redlich gedient. Sie ſind aber auch die älteſten Schulmeiſter unſeres Volkes geweſen. Jedes einigermaßen bedeutende Kloſter hielt eine Schule, worin nach den Regeln des „Trivium“ und „Quadrivium“ ſowohl die eigenen Novizen als auswärtige Schüler in den Kreis des damaligen Wiſſens eingeführt wurden. Die Muſter-Kloſterſchule war die, welche einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, Hraban Maurus, i. J. 804 zu Fulda gründete und leitete. Ihr folgten die von St. Gallen, Reichenau, Hirſchau, Weißenburg, Korvey und andere. Die lateiniſche Sprache war, wie ſie überhaupt die Sprache aller höheren Bildung, in dieſen Schulen der bevorzugte Unterrichtsgegenſtand und dem mönchiſchen Eifer für das Latein haben wir weſentlich die Erhaltung, Vervielfältigung (durch Abſchreiben) und Verbreitung der antiken Literaturſchätze zu verdanken. Indeſſen mußte die mönchiſche Gelahrtheit und Schulmeiſterei auch der einheimiſchen, der deutſchen Sprache ſich annehmen. Konnte ſie doch nur in dieſer mit dem Volke verkehren, und wie zu dieſem Zwecke, d. h. zum Zwecke der Predigt, Unterweiſung und der Kulthandlungen deutſche Tauf-, Beicht- und Gebetformeln verfaßt wurden, ſo mußten zu Unterrichtszwecken deutſch-lateiniſche und lateiniſch-deutſche Wörterbücher zuſammengeſtellt werden. Solche Gloſſarien und Formeln — ſie ſtammen theilweiſe noch aus dem 8. Jahrhundert — gehören mit zu den älteſten Schriftdenkmälern unſerer Sprache. Von der dieſer innewohnenden Kraft zeugt es, daß ſie der erdrückenden Macht, welche das Latein als Kirchen-, Staats-, Rechts- und Schulſprache beſaß, doch nicht erlag, ſondern vielmehr, wie wir ſehen werden, vom 9. Jahrhundert an auch zu literariſcher Aeußerung mehr und mehr ſich erhob.

Zugleich mit den Männerklöſtern kamen auch die Frauenklöſter in Deutſchland auf, nachdem ſchon der Bekehrer Bonifaz die Wichtigkeit weiblicher Mitwirkung bei ſeiner Verkirchlichung der Deutſchen erkannt hatte. Die drei Nonnen Walpurgis, Thekla und Lioba haben als ſeine Mitarbeiterinnen berühmte Namen hinterlaſſen. Die erſtgenannte ſtand dem Nonnenkloſter Heidenheim vor, die zweite war Aebtiſſin des Kloſters Kitzingen, die dritte Aebtiſſin des Kloſters Biſchofsheim an der Tauber, welches für längere Zeit eine Lieblingsſtätte weiblicher Bildung wurde. Vom 8. Jahrhundert an hat ſich die fromme Mode der Nonnerei raſch über Deutſchland verbreitet. Ueberall gab es wie Klauſner ſo auch Klauſnerinnen und die Klauſen der Ab- oder Eingeſchloſſenen („reclusae“) wuchſen häufig zu Nonnenklöſtern aus, wie ſolche auch von Prinzeſſinnen und Edeldamen in Menge geſtiftet wurden. Regelrichtig ſollte vor zurückgelegtem 25. Jahre kein Mädchen den Nonnenſchleier nehmen: unſere Ahnen ſcheinen alſo der Meinung geweſen zu ſein, daß es erſt an der Schwelle des Altjungferthums ziemlich, eine „Braut Chriſti“ zu werden. Für verdienſtlich galt es auch, außerhalb der klöſterlichen Klauſur die Nonnenkutte zu tragen und in der eigenen Familie zeitweilig oder für immer ehelos zu leben als eine „Gottesmagd“ oder „Verſchleierte“. Bis ins 11. Jahrhundert hat man es mit dem förmlichen Nonnengelübde nicht ſehr genau genommen. Es war zwar auf den Bruch deſſelben, d. h. auf die Heirat einer Nonne, die kirchliche Exkommunikation geſetzt, allein man machte ſich in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters nicht viel daraus. Offenbar hat man ſich in der Nonnenwelt der karlingiſchen Zeit auch aus Beſſerem nicht viel gemacht. Hatte doch der große Kaiſer, wie ſeine Kapitularien bezeugen, mit der Zuchtloſigkeit gar vieler Nonnen ſeine unliebe Noth und wir erfahren aus ſeinen Vorſchriften und Verboten, daß es „Gottesmägde“ genug gegeben, welche ſtatt ihrem himmliſchen Bräutigam der heidniſchen Göttin Venus dienten, ſogar um Geld, und die Folgen ſolchen Dienſtes mittels Verbrechen beſeitigten.

Gut, daß nach anderen Richtungen hin die Mühwaltungen des ſorglichen Geſetzgebers, Ordners und Verwalters Karl mehr anſchlugen. So namentlich auf dem Gebiete der Landwirthſchaft, die er theoretiſch und praktiſch emſig zu fördern ſuchte und zu fördern wußte. Theoretiſch durch ſeine Verordnungen, praktiſch durch Einrichtung von Muſterwirthſchaften auf ſeinen Hausgütern. Der Getreidebau, die Wieſen- und Waldpflege werden in einer Weiſe erwähnt, welche ſchon beträchtliche Vorſchritte aus dem vorzeitlich Rohen heraus aufzeigt. Ebenſo die Gemüſe- und Blumengärtnerei, die Obſtkultur und der Weinbau. Und zugleich mit den Feldern verbeſſerten ſich auch die Wohnungen unſerer Altvorderen. Die Hütte wurde zum



In der Kloſterſchule.

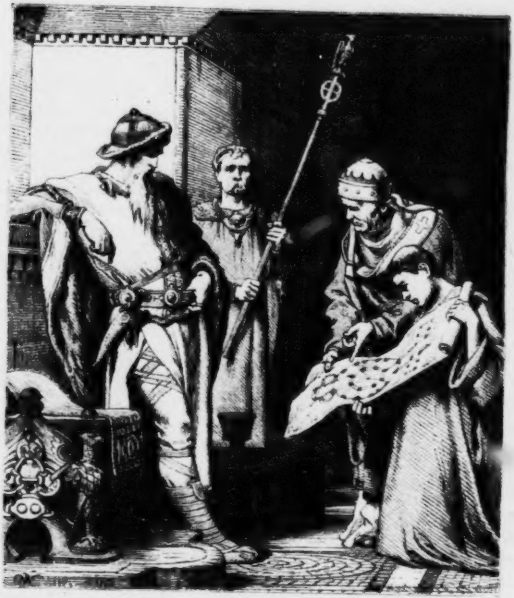


Herrenhof.

Hauſe, die Heimſtätte der Menſchen ſchied ſich von der des Viehes. Selbſt das bäueriſche Heim, wir meinen das des hörigen Bauers, theilte ſich in Wohnhaus, Viehſtall und Scheune (Gaden, Stadel). Ein **Herrenhof** bedeckte einen großen eingefenzten oder auch palliſadirten Raum, auf welchem dieſe Gebäulichkeiten ſtanden: 1) das Herrenhaus („sala"), 2) das Frauenhaus („Geneztunk", von dem aus dem griechiſchen γυναικεῖον verdorbenen genecium), in welchem die Hausfrau mit ihren Töchtern und den Mägden dem Spinnen, Weben und Kleiderfertigen oblag, 3) das Badhaus („stuba"), 4) das Kellerhaus („cellaria"), 5) der Kornboden („grania"), 6) der Speicher („spicarium"), 7) die geſonderten Pferde-, Rindvieh-, Schafe- und Schweineſtälle („scuria", „ovile", „porcaritium"). In den Geneztunken war ſchon manche feine weibliche Handarbeit heimiſch, da die mit der Zeit immer verwickelter werdende Aufgabe, für die Bekleidung der Familie zu ſorgen, den Erfindungsgeiſt wachrief. Die Frauen vervollkommten ſich in der edlen Schneiderkunſt ſehr bedeutend, wußten kunſtvoll zu ſticken und verſtanden es, „mittels des Weberſchiffes Figuren ins Gewebe zu zeichnen", wie ſich ein Kapitulare Karls ausdrückt. Daneben waren freilich die Geneztunke auch die Stätten von weniger Löblichem, ja von ſo viel Ungebürlichem, daß im ſpäteren Mittelalter das „Frauenhaus" eine Bedeutung hatte, welche von ſeiner urſprünglichen ſehr ins Unreine gefallen war. Uebrigens muß man ſich die Gebäulichkeiten der karlingiſchen Zeit noch immer als ſehr einfache vorſtellen. Holz war noch immer das vorherrſchende Baumaterial. Doch fing man an, Häuſer aus Steinen und Ziegeln zu bauen und die Wohnhäuſer in verſchiedene Gelaſſe und Stockwerke zu theilen, ſowie auch ſie innen mit Treppen und außen mit Söllern zu verſehen. Ganz ſteinern und von italiſchen Künſtlern mit Wandgemälden geſchmückt waren Kaiſer Karls berühmte Pfalzen (vom lat. palatium, Palaſt) zu Ingelheim, Aachen und Neumagen. Aus dem Jahre 895 wiſſen wir, daß die Koſten der Erbauung und Einrichtung eines Herrenhauſes auf 12 Silberſolidi (Schildlinge, Schillinge, Gulden) geſchätzt wurden, woraus entnommen werden kann, wie ungeheuer ſeitdem der Geldwerth geſunken. Karl hat auch das Münzweſen einer eingreifenden Reform unterzogen, indem er die ſeit der römiſchen Kaiſerzeit im Abendlande giltig geweſene Goldwährung durch die Silberwährung erſetzte und beſtimmte, daß das Pfund Silber zu 20 Schillingen ausgeprägt werden ſollte. Für die Förderung der Gewerbe- und Handelsthätigkeit ſorgte der große Kaiſer als Geſetzgeber und Regent mit allem Fleiße. Namentlich auch durch Einrichtung eines Sicherheitdienſtes, welcher auf Vagabunden und Strolche ein ſcharfes Augenmerk richtete. Dann durch ſtrenge Ueberwachung von Maß, Gewicht und Münze, durch Einrichtung von Wochen- und Jahrmärkten in allen größeren Ortſchaften, durch Erſtellung von Straßen, Dämmen und Brücken. Sein Plan, Rhein und Donau mittels eines Kanals zu verbinden, iſt nur an der mangelhaften Technik ſeiner Zeit geſcheitert. Auch von einer Poſt, welche er eingerichtet habe, wird uns gemeldet, jedoch nichts Sicheres und Genaues.

Nicht weniger Sorge und Pflege, als er der materiellen Seite des Lebens und der Geſellſchaft widmete, wandte Karl der geiſtigen zu. Zur Hebung der intellektuellen Kultur mußte er ſich, wie die Sachen lagen, zumeiſt fremder Gelehrten und Künſtler bedienen. Er verſchrieb aus Italien Architekten, Maler und Muſiker, er umgab ſich mit gelehrten Klerikern und Laien wie Petrus von Piſa, Alkuin, Theodulf, Adelhart, Paul Diakonus, Einhart und Angilbert. Er richtete eine Normalſchule an ſeinem Hofe ein und begünſtigte lebhaft das Kloſterſchulweſen, wie ein Hraban in Fulda, ein Hartmod in St. Gallen, ein Walafrid in Reichenau es gründeten und weiterführten. Er ſelber verſtand griechiſch, ſprach lateiniſch, nahm Unterricht in der Grammatik, Rhetorik und Aſtronomie und benützte ſelbſt die Eſſenszeit, um ſich zu belehren, indem er bei Tafel „die Geſchichten und Thaten der Alten vorleſen ließ“, wie uns Einhart berichtet. Nothwendiger Weiſe konnte aus ſchon früher angegebenen Gründen dieſes ganze Kulturſtreben nicht auf national-germaniſcher Baſis, ſondern mußte auf chriſtlich-romaniſcher ruhen. So hat dann auch, was zur karlingiſchen Zeit von künſtleriſcher Thätigkeit vorkam, in Deutſchland den romaniſchen Kunſtſtil vorbereitet. Aber keineswegs hat ſich Karl ſelber, ſeiner kirchlichen Voreingenommenheit gegen das germaniſche Heidenthum ungeachtet, als ein verwelſchter Mann dargeſtellt. Im Gegentheil, er fühlte ſich als ein echter und rechter Germane. Darum ſorgte er für die Ausbildung der Volksſprache, namentlich durch ſeine Verordnung, daß deutſch gepredigt werden müßte. Darum machte er ſelber ſich daran, eine deutſche Grammatik zu verfaſſen. Darum gab er den zwölf Winden und den zwölf Monaten deutſche Namen — welche letzteren, beiläufig bemerkt, löblicher Weiſe in der deutſchen Schweiz in Ehren geblieben ſind — und darum auch ließ er, die Worte ſeines Miniſters, Freundes und Lebensbeſchreibers Einhart zu gebrauchen, „die uralten einheimiſchen Lieder, worin der alten Könige Kriege und Thaten beſungen wurden, aufſchreiben, damit ſie unvergeſſen blieben“. Leider iſt uns dieſe Sammlung älteſter Heldenſänge unſeres Volkes verloren gegangen. Sie ſoll noch im 12. Jahrhundert in England handſchriftlich vorhanden geweſen ſein, iſt aber dann ſpurlos verſchwunden.

Karls Hof, an welchem ſich die grellſten Gegenſätze der Zeit begegneten: Germanenthum und Romanismus, Heidenthum, Chriſtenthum und Iſlam, Legaten des Papſtes, Geſandte des Kaiſers von Byzanz, Botſchafter des Chalifen aus Bagdad, katholiſche Biſchöfe und Odhin-Anbeter aus Skandinavien, fränkiſche und alemanniſche Grafen, ſächſiſche und friſiſche Adalinge, ſlaviſche und avariſche Häuptlinge, römiſche Senatoren und arabiſche Scheichs vom Ebro — dieſer Hof muß ein ſehr buntes und belebtes Bild dargeboten haben. Auch ein ſehr wechſelndes, denn der Hof war ja kein ſtehender, ſondern ein wandernder, obzwar die Pfalz von Aachen Karls Lieblingsreſidenz geweſen iſt. Was an den großen Hoftagen und Feſten da für ein Miſchmaſch von Trachten und für ein Gewirre von Sprachen und für eine Diſſonanz von Pracht und Barbarei geweſen ſein muß! Der Hofhalt des Kaiſers war übrigens nicht gerade eine Stätte edler Sitte, auch wenn man die ſehr laxen ſittlichen Begriffe von damals gelten läßt. Der wüſten



Karl der Große läßt ſich den Plan der Aachener Pfalzkapelle vorlegen

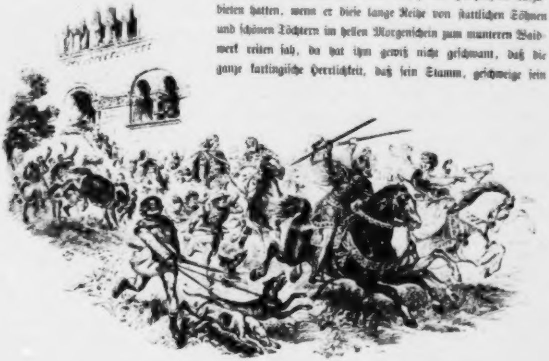
Völlerei freilich, welche zu jenen Zeiten gäng und gäbe, machte ſich Karl nicht ſchuldig: er war ſehr mäßig im Genuſſe der Tafelfreuden. Dagegen iſt er den Weibern übermäßig ergeben geweſen. Er hatte vier Ehefrauen: die Langobardin Berterad (?), die Schwäbin Hildegard, die Fränkin Faſtrada und die Alemannin Liudgard; von ſeinen Kebſen werden die Adaltrud, die Regina und die Adalinde genannt. Seiner ehelichen und unehelichen Söhne und Töchter waren vierzehn. Ihre Erziehung ließ er ſich angelegen ſein und er regelte, dem Einhart zufolge, dieſelbe ſo, daß „Söhne wie Töchter zuerſt in den Wiſſenſchaften unterrichtet wurden. Dann mußten die Söhne, ſobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, ſich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber ſich mit Wollenarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beſchäftigen, damit ſie ſich nicht an den Müſſiggang gewöhnten, und er ließ ſie anleiten zu jeder guten Zucht." Mit dieſer „Zucht" jedoch war es ein eigen Ding, ein

ſo eigenes, daß man eigentlich berechtigt wäre, von Unzucht zu ſprechen. In Wahrheit, das Verhältniß der beiden Geſchlechter war an Karls Hof ein ſo leichtfertiges, daß der Kaiſer nicht nur ein, ſondern beide Augen zudrückte, als ſeine Tochter Hruotrud ein uneheliches Kind von einem Grafen Rorich und ſeine Tochter Bertha zwei uneheliche Kinder von dem Hofpräceptor Angilbert hatte. Die romantiſche Sage von einer dritten Tochter Karls, Emma, und ihrem Kilgänger Einhart iſt freilich ſchon darum nur eine Sage, weil der Kaiſer gar keine Tochter dieſes Namens hatte, allein ſie kennzeichnet doch den Ton und die „gute Zucht" am karlingiſchen Hofe. Später, nach dem Tode ihres Vaters, ſcheinen die Prinzeſſinnen gar alle Schranken des Anſtandes überſprungen zu haben; denn ihr Bruder, der Kaiſer Ludwig, ſah ſich genöthigt, die Buhler ſeiner Schweſtern gewaltſam vom Hofe zu entfernen. Gegen den übertriebenen Kleiderluxus einzuſchreiten, ſah ſich Karl ſelber i. J. 808 veranlaßt und ſein bezügliches Edikt mag, obzwar zunächſt nur gegen die Pelzverſchwendung gerichtet, als die älteſte jener „Kleiderordnungen" betrachtet werden, welche in immer ſteigender Ausdehnung das ganze Mittelalter hindurch von geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Städteobrigkeiten erlaſſen wurden — ſelbſtverſtändlich vergeblich. Denn keine Macht auf Erden kommt der Mode gleich, welche als die älteſte Tochter der Dummheit allzeit und überall Göttern und Menſchen ein Schnippchen ſchlug, ſchlägt und ſchlagen wird.

Der genannte Angilbert, einer der Hofgelehrten Karls und nebenbei ſein Schwiegerſohn, hat in geſpreizten lateiniſchen Sechsfüßlern einen biographiſchen Panegyrikus auf den großen Kaiſer geſchrieben. Dieſes Erzeugniß höfiſcher Muſenkunſt iſt nur bruchſtückweiſe auf uns gekommen, was zu beklagen, weil es als Ganzes eine anſchauliche Vorſtellung vom karlingiſchen Hofleben gegeben hätte. Eine der erhaltenen Stellen ſchildert, offenbar der Wirklichkeit nachgezeichnet, wie die Kaiſerin Liudgard mit ihren zwei Stiefſöhnen Karl und Pipin und mehreren ihrer Stieftöchter zur Jagd ausreitet, und eine Verdeutſchung dürfte geeignet ſein, uns die Erſcheinung vornehmen Daſeins am Ende des 8. Jahrhunderts nahezubringen. „Inmitten ihres zahlreichen Gefolges ſchreitet des erhabenen Karls reizvolle Gemahlin Liudgard aus dem hohen Gemach in den Hofraum. Ihr Nacken ſtreitet in Farbe und Glanz mit den Roſen und ihr aufgebundenes Haar mit dem Schimmer des Purpurs. Goldborten halten ihren Mantel feſt, Purpurbinden umwinden die ſchneeweißen Schläfen, doppelt in Purpur gefärbt glänzt das leinene Unterkleid, der Hals funkelt von Steinſchmuck und vom Haupte ſtralt die Goldkrone. Wie ſie alſo einhertritt im Kreiſe der Damen, weicht das Hofgeſinde rechts und links von ihrem Wege. Sie beſteigt das vorgeführte Roß und leuchtet in königlicher Hoheit vor der Schar der Adalinge, welche im Prangen der Jugendſchöne und im Stolze männlicher Stattlichkeit die beiden Königsſöhne Karl und

Pippin umgeben. Jener, der des Vaters Namen erhalten, gleicht ihm auch an Geſtalt, Antlitz und Geiſt; dieſer erſcheint im vollen Waffenſchmuck als der gewaltige Krieger, als welcher er ſich ja bewährt hat. Im Anſchluß an die Königin und die Prinzen ſtrömt das Jagdgefolge in wirrem Getoſe zu den geöffneten Thoren hinaus unter Hundegebell und Hörnerklang. Dann kommen die Prinzeſſinnen mit ihrem zahlreichen Herren- und Damengeleite. An der Spitze reitet Hruotrud ruhig und ſtolz. Ihr Blondhaar wird durch ein Purpurband zuſammengehalten und auf ihrem Scheitel ſchimmert ein Goldkrönlein. Nun glänzt Bertha aus der Damenreihe hervor, wie an Geiſt, ſo an Antlitz, Stimme, Aug' und Sinnesart ein Abbild des Vaters. Ihr blondes Haar iſt mit Goldſchnüren durchflochten und von einem Diadem umwunden. Ein Marderpelz umſchmiegt den Schnee des Halſes und die Nähte ihres Leibrockes ſind mit blitzenden Edelſteinen beſetzt. Hierauf kommt Giſela geritten, die blendend weiße Schöne. Purpurfäden durchziehen das zarte Gewebe ihres Schleiers, der auf den roſig angehauchten Hals und Nacken niederfällt. Silbern ſchimmert ihre Hand, goldig ihre Stirne, ihre Augen ſprühen Sonnenfeuer und mit anmuthiger Sicherheit zügelt ſie das raſche Roß. Hinter dem rennenden Schwarm, der die Schweſter umgibt, lenkt Ruodhaid in flüchtigem Ritte den Zelter. Haar und Nacken und Fuß erſtralen ihr von farbigem Steinſchmuck und der Seidenmantel, vor der Bruſt durch eine Goldſpange zuſammengehalten, umfliegt ihre Schultern. Dann folgt Theoderada mit blühendem Antlitz und goldrothem Haar. Sie trägt ein Halsband von Smaragden und einen mit dunklem Rauchwerk beſetzten Mantel. Auf feurigem Schimmel ſprengt die fromme und drangende Jungfrau dahin. Endlich ſchließt Hiltrud die Reihe der Schweſtern und herrlich glänzt ſie aus dem ſie umgebenden Getümmel reiſiger Recken hervor, ihr Roß in der Richtung lenkend, wo der Forſt den prächtigen Jagdzug in ſeine Schattenhallen aufnimmt."

Falls der große Kaiſer, wie es ja wohl denkbar, vom Söller ſeiner Pfalz den Aufbruch dieſes farbenhellen Zuges mitanſah, welcher alles in ſich darſtellt, was ſein Haus und ſeine Zeit an Vornehmheit, Schönheit und Pracht, an Glück, Glanz und Fröhlichkeit aufzubieten hatten, wenn er dieſe lange Reihe von ſtattlichen Söhnen und ſchönen Töchtern im hellen Morgenſchein zum munteren Waidwerk reiten ſah, da hat ihm gewiß nicht geſchwant, daß die ganze karlingiſche Herrlichkeit, daß ſein Stamm, geſchweige ſein



Ausritt zur Jagd.

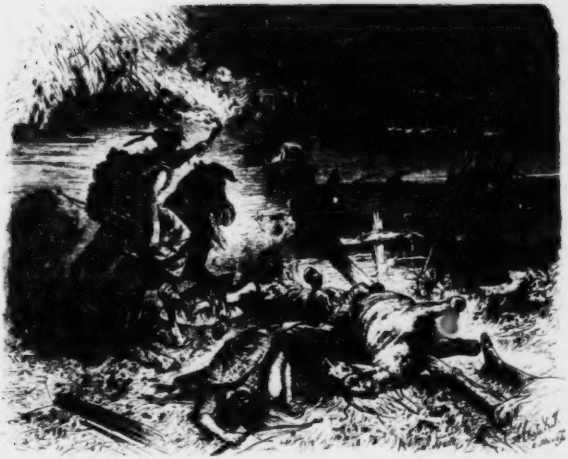
Reich, keine zwei Jahrhunderte dauern wurde, ja, daß unmittelbar nach ſeinem Tode (i. J. 814) mit der Kaiſerſchaft ſeines Sohnes Ludwig das traurige Siechthum der karlingiſchen „Weltmacht“ anheben und daß die ganze Zukunft ſeines Hauſes nur ein ruhmloſes Hinſterben ſein ſollte. Ja, es iſt dafür geſorgt, daß der Größenwahn der Menſchen, der Dynaſtieen, der Nationen und der Raſſen immer wieder in ſeiner ganzen Flüchtigkeit und Nichtigkeit aufgezeigt werde.

Mochte aber Karls ſtolzer Reichsbau zerfallen, durch die ſchärfere Scheidung der Nationalitäten, aus welchen er beſtand, von innen heraus zerklüftet, der civiliſatoriſche Grundgedanke des Bauwerkes blieb beſtehen und wirkte weiter. Für Staat und Kirche behielten die Ideen des karlingiſchen Zeitalters beſtimmende Kraft. Kaiſerthum und Papſtthum, deren Einklang die Theorie der mittelalterlichen Politik vorausſetzte, wurden die Pole, um welche die ſociale Entwickelung von Jahrhunderten ſich drehte. Geſetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege hielten im Allgemeinen die Bahnen ein, welche Karl ihnen gewieſen hatte, obzwar im Beſonderen die Zeit naturgemäß vielerlei Abweichungen brachte. Für alle Aeußerungen der Geiſteskultur gab die Kirche den Grundton an. Dieſer beherrſchte jahrhundertelang die nationalen Gefühle und Stimmungen, wenn ſchon er eines mehr oder weniger ſtarken Beiklanges von dieſer Seite her ſich nicht immer zu erwehren vermochte.

Auch in der chriſtlich-geiſtigen Dichtung des 9. Jahrhunderts nicht, mit welcher, da wir der heidniſch-germaniſchen Götter- und Heldenlieder unſerer Ahnen verluſtig gegangen, die dichteriſche Literatur der Deutſchen anhebt.

Zwei Hervorbringungen dieſer Dichtung überragen hoch die ſpärlichen übrigen zwei Werke, welche denſelben Stoff behandeln, aber in der Form grundverſchieden ſind: — der altſächſiſche „Heliand“ (Heiland) und der althochdeutſche „Kriſt“. Beide ſind ſogenannte „Evangelienharmonieen“, d. h. ſie haben zu ihrem Gegenſtande die Legende Jeſu, wie die ſogenannten Evangelien dieſelbe erzählen. Aber wie weichen ſie in der Ausführung ihres Thema's von einander ab! So ſehr, daß man wohl ſagen darf: ſie verhalten ſich zu einander, wie die Zunge zur Feder, wie die Harfe zum Buch, wie das Germanenthum zum Romanismus ſich verhält. Den ſächſiſchen Dichter, welcher auf Veranlaſſung des überaus frommen Kaiſers Ludwig in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts den Heliand ſchuf, müſſen wir uns vorſtellen, wie er ganz in der Weiſe der alteinheimiſchen Singer und Sager ſein Gedicht den Volksgenoſſen, etwa bei dieſem oder jenem hohen Kirchenfeſte mündlich vorträgt; der Verfaſſer des Kriſt dagegen, wie er vor dem profanen Weltgeräuſche — („sonus inutilium rerum“ nennt er es in ſeiner lateiniſchen Vorrede) — ängſtlich in ſeine Mönchszelle ſich verſchließt, um ſich abwechſelnd über die auf ſeinem Tiſche ausgebreiteten Evangelienrollen hinzubeugen und dann wieder mit ſorgſam geführter Kranichfeder ſeine Verſe auf die vor ihm liegende „charta Pergamena“ zu ſchreiben oder eigentlich zu malen. Der altſächſiſche Sänger hat ſein Werk durchweg im heimiſchen Volkston gehalten und als ein naiver Epiker ſeinem fremden Stoffe die nationale Durchfärbung gegeben: Jeſus erſcheint bei ihm unter ſeinen Jüngern wie ein germaniſcher Stammherzog unter ſeinem Heergefolge und von Maria, „der Weiber ſchönſtem“, der „minnigen Magd“, welche der „Degen“ Joſeph erkoren, ſpricht er ganz im Tone der deutſchen Frauenverehrung, wie ſie vor Zeiten einer Veleda zutheil geworden. Wir erhalten von dieſer wunderbar naturwahren, vom alteinheimiſchen Stabreim gehaltenen und getragenen Dichtung den Eindruck, als hätte die Geſchichte Jeſu eigentlich in Germanien geſpielt. Der Dichter des Heliand hat alſo ein hochbedeutſames, höchſt erquickliches Werk geſchaffen, aus welchem Geiſt und Ton echtnationaler Volkspoeſie noch einmal deutlich aus der Vorzeit zu uns herüberklingen. Der Benediktinermönch Otfrid dagegen, welcher zwiſchen 863 und 872 im Kloſter Weißenburg im Elſaß ſeinen Kriſt dichtete, hat im bewußten und gewollten Gegenſatze zum heimiſchen Volksgeſang, welchen er verachtungsvoll einen „wüſten“ nannte (cantus laicorum obscoenus“), die

Kunſtpoeſie in Deutſchland eingeführt. Zwar hat auch er in ſeiner Verſificirung der evangeliſchen Geſchichten der germaniſch-nationalen Farbentöne keineswegs durchweg ſich enthalten können, aber überall zielt der gelehrte Mönch darauf ab, ſeine Leier nicht ſo faſt dichteriſch zu ergötzen, als vielmehr zu erbauen. Nicht die Erzählung iſt ihm die Hauptſache, ſondern das Moraliſiren und die erweckliche Nutzanwendung. Der Heliand iſt gedichtet, der Kriſt iſt gepredigt; jener iſt in Gehalt und Form germaniſch, dieſer romaniſch. Und eben darum begann auch die otfrid'ſche Kunſtdichtung mit einer hochwichtigen formalen Neuerung im romaniſchen Sinne. Nämlich mit dieſer, daß Otfrid an die Stelle des germaniſchen Stabreims den romaniſchen Endreim ſetzte, das Silbenecho, welches im barbariſirten Latein des Mittelalters bräuchlich geworden war. Es iſt das ſcheinbar nur eine Formſache geweſen und dennoch ein Merkmal, welches an Wichtigkeit der Einführung einer fremden Sprache in die deutſche Geſetzgebung und in den deutſchen Gottesdienſt nicht nachſtand. Die Poeſie eines Volkes iſt ja bekanntlich die höchſte Blüthe ſeiner Kultur, die innigſte Offenbarung ſeines Sinnens und Trachtens. Indem unſere Altvorderen den Stabreim aufgaben und den Endreim ſich aneigneten, bekundeten ſie, daß ſie den Glauben an die Möglichkeit einer eigenen Vorſchrittsbahn aufgegeben hätten und daß ſie den Entwicklungsgeſetzen der chriſtlich romaniſchen Civiliſation, wie Karl der Große ſie geſchaffen, ſich fügen wollten. Das Nationale trat alſo vorderhand ſcheu und zaghaft in die Tiefen des Volksgemüthes zurück, das Kirchlich-Römiſche beherrſchte anmaßlich und unduldſam die ganze Oberfläche des Daſeins.



Einfall der Magyaren.

3.

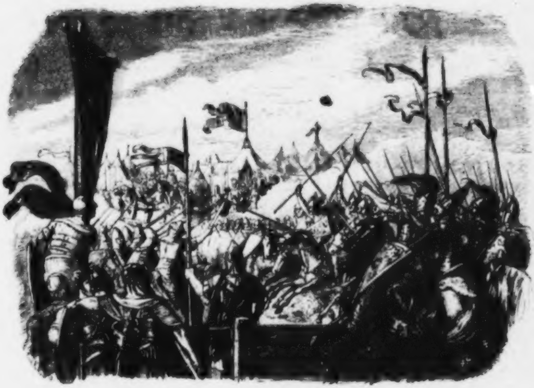
Unter den Ottonen.

Dem von einem ſtarken und ſkrupelloſen Willen getragenen Genie mag es gelingen, den Lebenslauf der Völker zeitweilig aus den naturgemäßen Geleiſen zu drängen und widerſtrebende Elemente zu Staatengebilden zuſammenzuzwingen, wie die kaiſerliche Monarchie Karls des Großen eins geweſen iſt. Aber ſowie die zwingende Fauſt durch einen Schickſalsſchlag gelähmt wird oder im Tode erſtarrt, fällt das Zwangsgebilde auseinander. Alle ſogenannten „Welteroberer“ und „Weltherren“ und „Weltreiche“ vom Seſoſtris bis zum Napoleon bezeugen das. Den karlingiſchen Staatsbau hatten die zwei größten Mächte der Zeit mitſammen aufgerichtet, das germaniſche Schwert und der römiſche Krummſtab. Trotzdem hielt er nicht vor, weil erſtens das gemeinſame Intereſſe dieſer beiden Mächte nur ein vorübergehend erkünſteltes war und weil zweitens neben ihnen eine dritte Macht langſam, aber unaufhaltſam aufwuchs, das Nationalbewußtſein.

Der aſiatiſche Mythus von der Völkerſcheidung beim Thurmbau von Babel wurde im karlingiſchen Weltreiche zur europäiſchen Wirklichkeit. Die in dieſem ſtolzen Machtbau zuſammengezwungenen Völker verſtanden einander nicht mehr: ſie ſtrebten daher auseinander, ſie wollten und mußten ſich trennen, wollten zu Nationen auswachſen, wollten ihre eigene Sprache und Sitte, ihr eigenes Recht und ihren eigenen Staat haben. Die Verwelſchungsprocedur, welche die ſeit der Völkerwanderung in den ehemals weſtrömiſchen Provinzen, in Italien, in Frankreich, in Spanien angeſiedelten Germanen zu Romanen gemacht hat, war ja mehr oder weniger vollendet. Die germaniſchen Eroberer hatten in den genannten Ländern ihr Blut, ihre Sprache, ihr Recht und ihre Sitte mit denen der unterworfenen Eingeborenen vermiſcht und aus dieſer Miſchung, bei welcher es die höhere Kultur der Unterworfenen über die niedrigere der Unterwerfer in allem und jedem davongetragen, war das Romanenthum hervorgegangen mit ſeiner anfänglich noch gemeinſamen Sprache, dem Romanzo. Dieſes zweigte ſich dann in dem Maße, in welchem die verſchiedenen romaniſchen Volksarten ſchärfer ſich beſtimmten, in die verſchiedenen franzöſiſchen, italiſchen und ſpaniſchen Mundarten aus und trat, als Ganzes genommen, als ein neuer Sprachſtamm dem germaniſchen zur Seite oder vielmehr gegenüber, ſehr gegenüber. Denn das einander Gegenübergeſtelltſein von Germanenthum und Romanenthum wurde ja alsbald zu einem wirkſamſten geſchichtlichen Motiv. Zu einem um ſo wirkſameren, als die zu Romanen verwelſchten Germanen einen wilden Haß gegen ihre Stammmutter Germania hegten, jenen wilden Haß, welcher den Apoſtaten der Nationalität allzeit und überall — die Elſäßer und andere Abtrünnlinge vom Deutſchthum können es bezeugen — gegen ihre Volksgenoſſen eigen war und iſt, weil das böſe Gewiſſen den Stachel ſchärft.

Der Gegenſatz von Germaniſch und Romaniſch iſt zum erſtenmal ſprachlich und politiſch kundgeworden bei jener berühmten Zuſammenkunft und Vereinbarung zu Straßburg im Februar von 842, allwo des unglücklichen Pfäfflings Ludwig Söhne Ludwig und Karl gegen ihren Bruder Lothar ſich verbündeten. Um für ihr beidſeitiges Heergefolge verſtändlich zu ſein, leiſteten die beiden gegen den dritten verbündeten Brüder den Bundeseid ſo, daß der Oſtfranke Ludwig, gewöhnlich zubenannt der Deutſche, im Romanzo von damals ſchwur („Pro De amur et pro christian poplo et nostro commun salvament" —) und der Weſtfranke Karl ſeinerſeits im Althochdeutſch jener Tage „then eid geleistit, then er sineno bruodher Ludhuwige gesuor" — wie uns ein Vetter der ſchwörenden Prinzen, ebenfalls ein Enkel Karls des Großen, Graf Nithard, ein Sohn des gelehrten Angilbert und der ſchönen Bertha, in ſeinen „Vier Bücher Geſchichten" überliefert hat.

Bei dieſem hochgeborenen, obzwar von der Bank gefallenen Zeitbuchſchreiber findet ſich, unmittelbar ſeiner Darſtellung der ſtraßburger Zuſammenkunft angefügt (B. 3, K. 6), eine Stelle, wo er einer kriegeriſchen Kurzweil gedenkt, in welcher ein älteſtes, geſchichtlich beglaubigtes Vorbild der ſpäteren Ritterturniere zu erblicken ſein dürfte. Nithard nämlich erzählt, ſeine beiden Vettern hätten ſich, Ludwig über Spiron (Speier), Karl am Waſagus (Vogeſen) hin über Wizzunburg (Weißenburg) nach Wormatia (Worms) begeben und zwiſchen dieſer Stadt und Magontiakum (Mainz) mit ihren Gefolgſchaften ein gemeinſames Lager bezogen. Die zwei mächtigen Herren, „beide von mittlerer Größe, ſchön und ebenmäßig geſtaltet und zu jeder Uebung geſchickt", ſtellten in dieſem Lager oft Kampfſpiele an, der Leibesübung wegen, und unſer Gewährsmann beſchreibt als Augenzeuge dieſe Spiele ſo: — „auf einem eigens hierzu erleſenen und hergerichteten Platze kamen ſie zuſammen, und während rings das Volk ſich ſcharte, ſtürzten ſich zuerſt von beiden Seiten gleich ſtarke Scharen von Sachſen, Waſken, Auſtraſiern und Britonen wie zum Kampfe in ſchnellem Laufe aufeinander. Darauf wendeten die einen ihre Roſſe und ſuchten, mit den



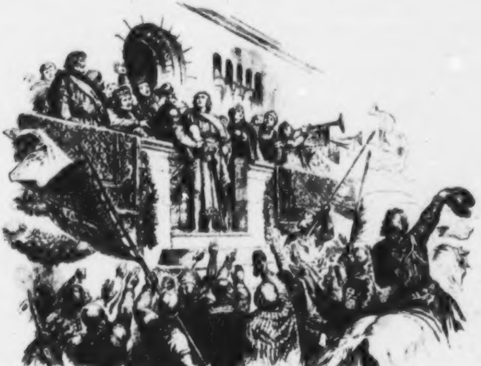
Kampfſpiel.

Schilden ſich deckend, vor dem Angriff der Gegner durch die Flucht ſich zu retten, während dieſe die Fliehenden verfolgten. Zuletzt ſtürmen beide Könige, umgeben von der ganzen jungen Mannſchaft, in geſtrecktem Lauf die Lanzen ſchwingend gegen einander und bald von dieſer bald von jener Seite zur Flucht ſich wendend ahmt man den wechſelnden Gang der Schlacht nach. Und es war ein Schauſpiel, bewunderungswerth wegen des Glanzes und der Ordnung, ſo dabei herrſchten. Denn auch nicht einer von dieſer ſo großen Menge und von dieſen verſchiedenen Völkern wagte einem andern eine Wunde zu ſchlagen oder einen Schimpf anzuthun.“ . . . . .

Der ſtraßburger Vertrag von 842 war nur das Vorſpiel zu dem noch weit wichtigeren, welcher im folgenden Jahre zu Verdun zwiſchen den drei Karlingern Lothar, Karl und Ludwig zuſtande kam und kraft deſſen die Enkel des großen Karls das von der gewaltigen Hand ihres Ahns zuſammengezwungene Reich in ſeine natürlichen Theile auflöſten und unter einander theilten. So zwar, daß dem Lothar Italien und Burgundien mit der Kaiſerkrone, dem Karl Weſtfrancien (Frankreich) und dem Ludwig Oſtfrancien (Deutſchland) zufiel. Dieſe Theilung war nur die ſtaatsrechtliche Beſtätigung einer geſchichtlichen Thatſache. Nämlich dieſer, daß Germanen und Romanen und die letzteren wieder untereinander ſich ſchieden. Der Traum von einer politiſchen Einheit der abendländiſchen Chriſtenheit war aus. Ein überlegener Geiſt hatte im Sinne ſeiner Zeit und mit den Mitteln derſelben den alten und immer neuen Wahn von einer Menſchenbruderſchaft, von einer Völkerverbrüderung zu verwirklichen geſucht; aber das menſchliche Ich und Selbſt lebt und webt nicht im Allgemeinen, ſondern im Beſonderen, und die Völkerperſönlichkeiten laſſen ſich nicht einen Menſchheitsbrei zuſammenrühren. Die Menſchen ſind von Haus aus keine Brüder, ſondern Feinde, und gerade ſo verhält es ſich mit den Raſſen und Nationen. Es muß ſo ſein, denn nur die beſtändige feindliche Reibung zwiſchen Menſchen, Nationen und Raſſen ermöglicht die Entwickelung der Menſchheit, welche nichts iſt als ein ewiger Kampf. Die Schwarmgeiſtvorſtellung von einer Menſchenbruderſchaft und Völkerverbrüderung, welche den ewigen Frieden und dergleichen Unmöglichkeiten mehr herbeiführen ſollen, hat ſich ſogar in ihrer mächtigſten Erſcheinungsform, d. h. in der religiöſen, überall und allezeit als Schwindel erwieſen. Haben ſich die ſogenannten Chriſten weniger unter einander gehaßt, gequält und gemordet als die ſogenannten Heiden? Im Gegentheil! Gerade unter dem Banner der „Religion der Bruderliebe" haben die Menſchen und die Völker einander das Gräulichſte angethan.

Vom Jahre 843 alſo datirt die nationale Beſonderheit, die politiſche Selbſtſtändigkeit Deutſchlands. Die Staatsform blieb zunächſt noch die karlingiſch-monarchiſche, aber die Schwachmüthigkeit der unfähigen Nachfolger Ludwigs des Deutſchen ließ eine Schwächung der Monarchie nach der andern zu. Die verhängnißvollſte war die Wiederherſtellung der alten Herzogswürde, welche der große Karl um der Rechtseinheit willen beſeitigt hatte. Freilich waren die neuen Herzoge eigentlich nur königliche Beamte, allein das vergaß ſich bald, weil den Herzogen wie den Markgrafen die Vererbung ihrer Würde und Gewalt eingeräumt wurde. So konnte es gar nicht fehlen, daß ſie aus Beamten zu Erbfürſten wurden, welche der königlichen Autorität mehr und mehr ſich entzogen. Große Grundherren vom alten oder neuern Adel ahmten dieſes Gebahren nach, und da keine gewaltige Königsfauſt da war, um die wiedergeborene deutſche Adelsrepublik niederzudrücken, ſo ſchoß der unſelige deutſche Centrifugalgeiſt, der leidige Partikularismus in üppiges Wachsthum. Im Jahre 887 war die deutſche Ariſtokratie ſchon ſtark genug, den König und Kaiſer Karl den Dicken des Thrones förmlich zu entſetzen und des Entſetzten Neffen, den Herzog Arnulf von Kärnten, zu krönen. Der arme dicke Karl war natürlich auch nicht der Mann geweſen, den immer ausgreifender und feſter auftretenden Anmaßungen der päpſtlichen Kurie, welche die nach des großen Karls Hingang eingetretenen Wirrſale ſchlangenklug auszunützen verſtand, mit irgendwelchem Erfolg entgegenzutreten. Der „Statthalter Chriſti" nahm neben der ihm, wie er behauptete, ſelbſtverſtändlich zuſtehenden geiſtlichen Obergewalt über die Chriſtenheit ſchon jetzt immer deutlicher auch die weltliche in Anſpruch. Insbeſondere dadurch, daß er die Verleihung der Kaiſerkrone für ein ihm zukommendes Recht ausgab. Bekanntlich hat Rom alle dieſe ungeheuerlichen Anſprüche weſentlich auf eine offenkundige Fälſchung geſtützt, auf die nach einem gewiſſen Iſidor benannten falſchen „Dekretalen", einer nach und nach von Hierarchen für hierarchiſche Zwecke zuſammengelogenen Sammlung von angeblichen Ausſprüchen und Beſchlüſſen angeblicher alter Kirchenverſammlungen. Der Betrug war ſehr plump und wurde folgerichtig deſto eifriger geglaubt. Darum haben denn das ganze Mittelalter hindurch dieſe ſogenannten iſidoriſchen Dekretalen den Grund und Eckſtein der hierarchiſchen Lehre von des römiſchen Biſchofs göttlichem Statthalteramt abgegeben. Doch erfordert es die geſchichtliche Wahrheit, nicht zu verſchweigen, daß es die Prälatenſchaft geweſen, welche gegenüber den nach gänzlicher Unabhängigkeit ſtrebenden Herzogen der Sachſen, der Franken, der Alemannen oder Schwaben, der Baiern, der Lothringer in deutſchen Landen das einheitliche, allerdings ihren eigenen Intereſſen vorderhand am beſten dienende Königthum aufrecht zu halten ſuchten. Es ſchien jedoch um daſſelbe geſchehen zu ſein, als mit König Arnulfs kinderloſem So[illegible]e, Ludwig dem Kind, der karlingiſche Stamm in Deutſchland erloſch (i. J. 911). Den Großen wollte es nicht eingehen, ſich einen neuen König aus dem franzöſiſch-karlingiſchen Zweige zu küren, welcher noch bis zum Jahre 987 fortvegetirte, allwo er mit Ludwig dem Faullenzer („fainéant") abſtarb. Aber die Reichsidee, der Einheitsgedanke, wie ihn der große Karl gedacht und verwirklicht hatte, war doch nicht wegzuwiſchen aus dem Gedächtniß der deutſchen Stämme. Zumal das Elend, welches die Raubzüge der Normannen und der Magyaren über die deutſchen Marken im Norden und Oſten brachten, die Erinnerung an die Sicherheit ſchärfte, deren das Reich zur Zeit ſeines ſchwertgewaltigen Stifters genoſſen hatte.

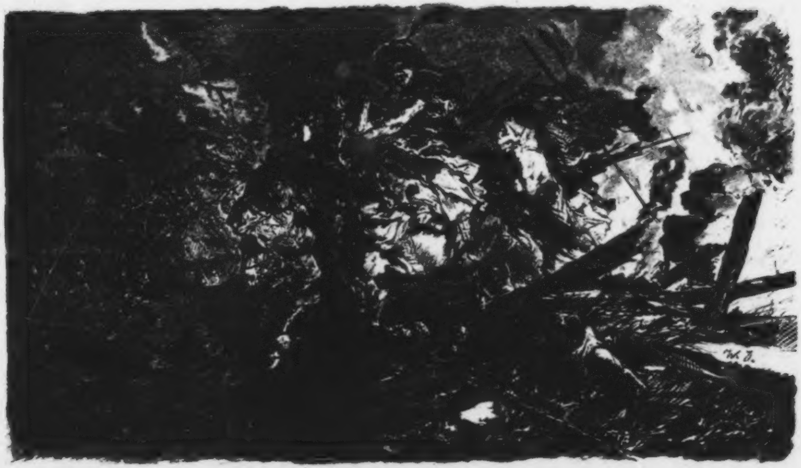
Die alljährlich wiederkehrende Magyarenpeſt insbeſondere, d. h. die entſetzlich verheerenden Einfälle des in Ungarn nomadiſirenden finniſch-tſchudiſchen Reiter- und Räubervolkes der Magyaren, machte eine Zuſammenfaſſung der deutſchen Abwehrkräfte zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit. Es fehlte auch nicht an einem Fürſten, welcher einſichtig und großdenkend genug war, dem allgemeinen Beſten die partikulariſtiſchen Sonderintereſſen unterzuordnen. Das iſt der Herzog von Sachſen, Otto der Erlauchte, geweſen, welchem die Königskrone zugefallen wäre, ſo ſie der Greis nicht lieber auf dem Haupte eines jugendkräftigen Mannes hätte ſehen wollen. Auf ſein Betreiben iſt am 8. November von 911 zu Forchheim an der Regnitz eine hochbedeutſame Staatshandlung in Scene gegangen: die erſte Königswahl der Deutſchen.



Konrad, der Frankenherzog, wird zum deutſchen König erwählt.

Am genannten Tage nämlich erkoren unter Otto's Vorſitz die zu Forchheim aus Sachſen, Franken, Schwaben, Baiern und Lothringen herbeigekommenen Grafen und Herren den anweſenden Frankenherzog Konrad, einen kraftvollen und kriegskundigen Mann — („vir strenuus bellorumque exercitio doctus“ heißt er bei ſeinem jüngeren Zeitgenoſſen, dem Langobarden Luidprand) — zum deutſchen König, als welcher er von dem vor der Wahlpfalz verſammelten Volke mit Jubel begrüßt wurde. Und alſo iſt von jenem Novembertag an unſer Land ein Wahlreich geweſen und iſt es neunhundert Jahre lang geblieben. Die Verſammlung von Forchheim hat die Zerbröckelung der Nationaleinheit verhütet, aber ſie hat auch eine Staatsform geſchaffen oder wenigſtens erneuert, welche für die Einheit der Nation eine fortwährende Bedrohung und Gefahr werden und die ſtätige Entwickelung des nationalen Staates verhindern mußte.

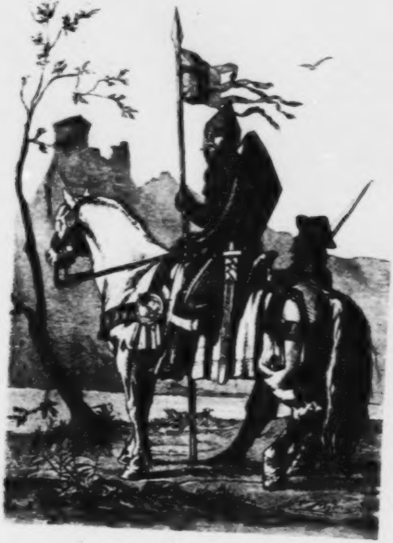
Nach für die Behauptung der Reichseinheit und des königlichen Anſehens wacker beſtandenen Kämpfen empfahl König Konrad ſterbend ſeinen Gegner, den Sachſenherzog Heinrich, zu ſeinem Nachfolger,



Die Hunnen.

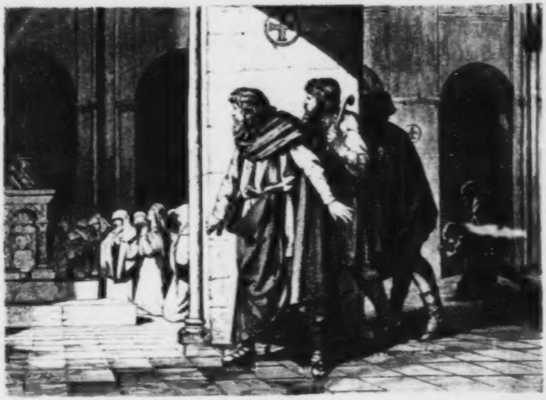
alſo den Edelmuth, welchen Heinrichs Vater Otto dereinſt ihm ſelber erwieſen, nachahmend und vergeltend. Demzufolge iſt der Sachſe Heinrich, genannt der Finkler, im April oder Mai von 919 zu Fritzlar an der Eder zum König der Deutſchen gekürt worden und hat ſofort das Reichsregiment klug, thatkräftig und erfolgreich zu handhaben angefangen. Zwei Vollbringungen ſeiner Königſchaft überragen die andern: nach außen die Abwehr der Magyarenpeſt, nach innen die Förderung des jungen Städteweſens. Ueberhaupt iſt er einer der tüchtigſten Männer geweſen, welche jemals Kronen getragen haben. Seiner Kraft und Geltung ſchien es auch gelingen zu wollen, das deutſche Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. Kurz vor ſeinem Tode ließ ſich auf ſeinen Wunſch die deutſche Ariſtokratie herbei, auf einer zu Erfurt gehaltenen Verſammlung Heinrichs Sohn Otto zum künftigen König zu beſtellen. Im Auguſt von 936 hat ſodann in der alten Kaiſerpfalz zu Aachen die förmliche Wahl Otto's durch die deutſchen Herzoge und die anderen großen Reichsbarone ſtattgefunden. Den gekürten König ſalbte und krönte der Erzbiſchof von Mainz und bei dieſer Krönungsfeier ſah man auch zum erſtenmal die ſogenannten „Erzämter" des deutſchen Reiches in Uebung. Nämlich es amtete der Herzog Giſelbert von Lothringen als Erzkämmerer, der Herzog Arnulf von Baiern als Erzmarſchall, der Herzog Eberhard von Franken als Erztruchſeß und der Herzog Hermann von Schwaben als Erzmundſchenk. Otto's Sinn und Streben ging auf das Große, aber mehr noch auf das Glänzende. Darum hat er, ſtatt im Geiſte ſeines wahrhaft großen Vaters ein deutſches Königreich auszubauen, nach der Wiedererneuerung der römiſch-abendländiſchen Kaiſerſchaft Karls des Großen geſtrebt und hat ſich das glitzernde Scheinding von Kaiſerkrone i. J. 962 in Rom durch ſeinen Schützling, Papſt Johann den Zwölften, aufſetzen laſſen. Mit dieſer Uebertragung des „Imperium auf die Deutſchen", wie man das unſelige Phantasma großwortig nannte, hob ſo recht der mittelalterliche Kaiſerſchwindel an, der für unſer Volk, wie für das italiſche, unberechenbares Unheil erzeugte und den zweiten mittelalterlichen Hauptſchwindel, den Papſtſchwindel, erſt recht herausforderte. Jeder der ſogenannten „Römerzüge", welche von den Königen der Deutſchen in Geſtalt von Heerfahrten unternommen wurden, um ſich zu Rom die Kaiſerkrone zu holen, hat im Grunde ihre Macht nur gemindert und dagegen die päpſtliche gemehrt. Nicht als römiſcher Kaiſer, ſondern als deutſcher König hat Otto der Erſte das vollbracht, was ſeinen Beinamen „der Große" allenfalls rechtfertigen mag. Das war der herrliche Sieg, welchen unter ſeinem Heerbefehle die deutſchen Harſte am 10. Auguſt von 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg über die Ungarn gewannen und welcher der Magyarennoth für immer ein Ende machte. Das Princip der Erblichkeit des deutſchen Königthums ſchien übrigens jetzt feſt begründet. Die Königs- und Kaiſerkrone ging von Otto dem Erſten auf Otto den Zweiten und von dieſem auf Otto den Dritten über. Aber mit dieſem, welcher bei ſeinem i. J. 1002 in Rom erfolgten Tode noch nicht ganz zweiundzwanzig Jahre alt war, erloſch ſchon der Glanz der ottoniſchen Reichsherrſchaft, nachdem dieſelbe bereits die bedenklichſten Trübungen erfahren hatte. Mit Kaiſer Heinrich dem Zweiten ſodann, einem Urenkel König Heinrichs, welcher im Gegenſatz zu den drei Ottonen den Schwerpunkt der kaiſerlichen Macht nicht in Italien, ſondern in Deutſchland ſuchte, aber für dieſen Schwerpunkt allzu einſeitig die Geiſtlichkeit anſah, iſt die ſächſiſche Kaiſerdynaſtie i. J. 1024 zu Grabe gegangen. Neben ihren Mißgriffen und Verfehlungen bleiben unzweifelhaft auch große Verdienſte beſtehen. Es war ein civiliſatoriſcher Trieb in ihr. Auch ſind König Heinrich der Erſte und Kaiſer Otto der Erſte wirklich „Mehrer" des deutſchen Reiches geweſen mittels der Kraft und Beharrlichkeit, womit ſie deſſen Oſtmarken weiter und weiter in die ſlaviſche Welt erobernd und koloniſirend hinausrückten.

Das 10. Jahrhundert hat unter der Reichsherrſchaft der ſächſiſchen Dynaſtie in unſerem Lande tiefgreifende ſociale Veränderungen angebahnt oder weitergeführt. Eine hochwichtige kulturgeſchichtliche Erſcheinung war vor allen dieſe, daß in demſelben Maße, in welchem der deutſche Landbau als ſolcher ſich hob, die politiſche Stellung der deutſchen Bauerſchaft im ganzen und großen ſank. Der Aufſchwung von jenem hing mit dem Aufkommen des Städteweſens zuſammen, das Sinken von dieſer mit der durch die Einfälle der Magyaren gebotenen Wandelung des Kriegsweſens. König Heinrich ſollte von rechtswegen vom deutſchen Bürgerthum wie ein Heiliger verehrt werden. Nicht zwar hat er, wie ihm mitunter nachgeſagt wird, die deutſchen Städte gegründet — es gab ja deren ſchon vor ihm eine große Anzahl und darunter nicht wenige noch von der Römerzeit her — aber er iſt es geweſen, welcher den Städtebewohnerſchaften die Bahn öffnete, auf welcher ſie zu Städteburgerſchaften werden konnten. Wie? wird ſpäterhin des Näheren anzugeben ſein. Hier vorerſt nur das Nöthigſte. Der große König, welcher die Bedeutung eines Mittelſtandes viel deutlicher ahnte als eine ganze Reihe ſeiner Nachfolger, ſorgte einestheils für die ſtädtiſche Nährfähigkeit, indem er die Verlegung aller großen Staatshandlungen und Feierlichkeiten in die Ringmauern der Städte anordnete und dieſen das Marktrecht und das Münzrecht verlieh, anderntheils für die ſittliche und politiſche Hebung der Städter dadurch, daß er ihnen, deren Mehrzahl ja aus dem Stande der Unfreien hervorgegangen war, die Rechtsfähigkeit wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade verlieh. In Folge der heinrich'ſchen Verleihungen wuchs der Gewerbebetrieb und die Handelsthätigkeit in den Städten zuſehends und mit der Zunahme des Wohlſtandes wuchs zugleich auch das Gefühl der Sicherheit. Denn die Burger — ſo nannten ſich die Städter als Bewohner der ſie bergenden Stadt, ihrer Burg (vom gothiſchen Baurgs, womit ſchon Ulfila das griechiſche Wort πόλις wiedergegeben hatte), im Gegenſatze zu den Dörflern, den Bauern — die Burger hielten von früh an viel auf ihre Wehrfähigkeit und Wehrhaftigkeit. Der ſtädtiſche Grundbeſitz, von deſſen Bebauung die Mehrzahl der Städter noch lange lebte, war demnach beſſer beſchützt als der dörfliche und folglich auch beſſer bearbeitet. Die Ausgiebigkeit der Stadtfluren diente aber doch auch den Bauern draußen auf dem Lande zu anregendem Beiſpiel und nicht weniger anregend wirkte auf die Dörfler die Erkenntniß, daß ſie für die Produkte einer geſteigerten Feldwirthſchaft in den Städten lohnende Märkte finden könnten. Hinwiederum mußte der ſtädtiſche Gewerbebetrieb an Umfang und Vielſeitigkeit zunehmen, weil eine wachſende Anzahl von Leuten neue Bedürfniſſe befriedigen wollte und konnte. Die gewerbliche Geſchicklichkeit in der Behandlung von Holz, Stein, Leder, Färbeſtoffen und Metallen wuchs durch den Wetteifer, welcher das Zuſammenſitzen der Handwerker in den Städten hervorrief. Die Entdeckung oder beziehungsweiſe der beſſere Betrieb der Erzgruben im Harz und im Fichtelgebirge brachte in die Metallarbeit einen ſichtbaren Aufſchwung. Die ſtädtiſche Induſtrie verlangte aber nach immer ſich erweiterndem Abſatz ihrer Machwaaren, wie nicht weniger nach maſſenhafterer Zufuhr von Rohſtoffen. Beides eiferte den burgerlichen Handelsbetrieb zu mehr und mehr ausgreifenden Unternehmungen an und demzufolge vermehrte ſich der Verkehr auf den altherkömmlichen Handelsſtraßen und wurden neue aufgethan. Das alles mußte auch auf die Bauerſchaft wohlthätig zurückwirken. Der Werth von Grund und Boden ſtieg und die Frucht- und Viehpreiſe gingen in die Höhe. In derſelben Zeit jedoch, wo alſo das materielle Behagen der deutſchen Bauerſchaft zunahm, wurde ihr ein unberechenbarer moraliſcher und politiſcher Schaden zugefügt dadurch, daß ſie in der Regel aufhören mußte, wehrfähig zu ſein. Nur in ſolchen Landſchaften, wo der Bauer das Recht und die Kraft der Waffenführung behielt, hat ſich der Sinn und Geiſt der altgermaniſchen Freilinge erhalten. Aber dieſe Landſchaften bildeten nur die Ausnahmen. Im allgemeinen vermochten die Bauern den Anforderungen des königlichen Heerbannes nicht mehr zu genügen, insbeſondere von da ab, wo die Einfälle der magyariſchen Pußtenreiter die Nothwendigkeit ſchufen, dieſen Einfällen ebenfalls Reitermaſſen zur Abwehr entgegenzuſtellen. Aus dieſem Reiterdienſt zur Ottonenzeit iſt das deutſche Ritterthum hervorgegangen. Denn ein Ritter war urſprünglich nichts als ein Reiter, welcher auf eigenem Roß und auf eigene Koſten mit Halsbergen, Ringpanzer und Schild bewehrt und mit Lanze und Schwert bewaffnet, zum Heerbanne ſtieß. Solchen Reiterdienſt zu thun, das vermochten die Bauern nicht zu erſchwingen. Sie überließen alſo die Waffenführung mehr und mehr dem Adel und, wehrlos geworden, wurden ſie bald auch ehrlos, d. h. ſie gaben ſich und ihre Grundſtücke weltlichen und geiſtlichen Herren, welche für ſie der Wehrpflicht mittels Ausrüſtung von reiſigen Dienſtmannen genügten, in Bann und Dienſt und ſanken in Menge zu hörigen Knechten und von



Ein Reiſiger.

ſolchen vielerorten zu leibeigenen Sklaven herab. Es gab zunächſt nur zwei Zufluchtsſtätten, wohin der Bauer oder ſeine Kinder aus dem Elend eines ſolchen Daſeins ſich retten konnten: das Kloſter und die Stadt — welches letztere Wort, beiläufig bemerkt, am Ende des 10. Jahrhunderts zum erſtenmal im Sprachgebrauche ſich findet und zwar bei dem St. Galler Mönche Notker dem Stammler. Die Prieſterweihe machte ja auch den hörig oder leibeigen Geborenen zum Mitglied einer Genoſſenſchaft, innerhalb welcher dem Talent und der Willenskraft eine glänzende Laufbahn ſich aufthat, und im Schutz einer ſtädtiſchen Umpfählung konnte der dahin geflüchtete Hörige hoffen, ſich zu einem Burger emporzuarbeiten oder wenigſtens ſeinen



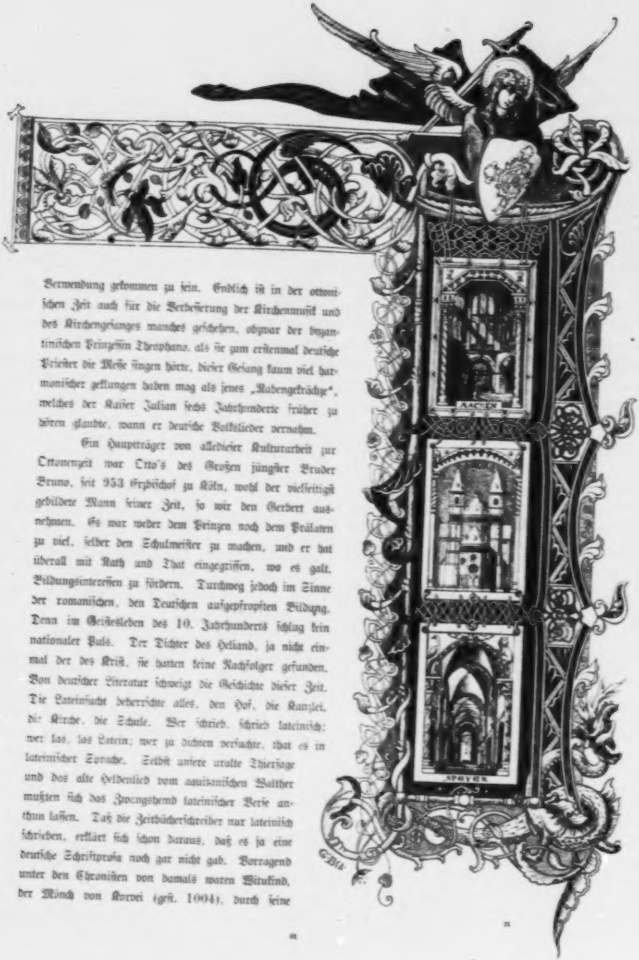
Heinrich und Mathilde.

Kindern den Eintritt in dieſen Stand zu ſichern. Der auf der Bauerſchaft liegende Druck iſt demnach einestheils der Kirche, anderntheils den Städten zu gut gekommen: jene wie dieſe haben aus dem gedrückten Volk eine Fülle von friſchen Kräften an ſich gezogen.

Die Lebensführung unſerer Altvorderen zu dieſer Zeit iſt in allen Klaſſen eine zwar nach Stand und Vermögen vielfach abgeſtufte, aber im ganzen doch noch ſehr einfache und ſogar rohe geweſen. Die althergebrachte, noch ſehr merkbar mit Urwaldsgeruch behaftete heimiſche Sitte rang in den vornehmen Ständen heftig mit dem Hofton der Ottonen, welche die romaniſche Kultur durchweg begünſtigten. Die Lockerheit im Verhalten der beiden Geſchlechter zu einander, wie wir ſie zur karlingiſchen Zeit bemerkt haben, währte fort. Auch die Ehe wurde von den Mächtigen ſehr willkürlich behandelt, zumal noch gar keine Rede davon war, daß die kirchliche Trauung zu einer rechtsgiltigen Eheſchließung erforderlich ſei. Dieſe erfolgte noch ganz dem urväterlich germaniſchen Brauche gemäß und ſelbſt bei Schließung fürſtlicher Ehen hören wir nichts von einer Mitwirkung der Geiſtlichkeit. Heinrich der Finkler entführte ſeine erſte Frau, die hübſche Nonne Hadburg, aus dem Kloſter und erſt ein Jahr ſpäter, als er ihrer ſatt war, fiel ihm ein, daß man eigentlich keine Nonne heiraten dürfte, und ſo ſchickte er ſie in die Klauſur zurück. Ein anmuthenderes Bild bietet des großen Königs Werbung um ſeine zweite Frau, die ſchöne Mathildis, Tochter des Grafen Dietrich von Ringelheim, welche durch ihre Großmutter im Kloſter Herford erzogen ward. Nur mit wenigen Begleitern und als wären ſie geringe Leute — ſo erzählt der zeitgenöſſiſche Biograph der Königin — betrat Heinrich die Kloſterkirche, in welcher das ſchöne und ſittſame junge Mädchen im Kreiſe der Nonnen und zur Seite ihrer Großmutter betete. Nachdem er ſie lange betrachtet hatte, verließ er die Stadt, that königliche Gewänder an, kehrte mit großem Gefolge zurück, ſuchte die

Aebtiſſin Großmutter auf und drang in ſie, daß die Jungfrau, um welcher willen er gekommen, ihm vorgeſtellt würde. Da trat Mathildis hervor, flammende Röthe auf den ſchneeigen Wangen, als wären ſchimmernden Lilien rothe Roſen zugeſellt. Als Heinrich ſie erblickte, hafteten ſeine Augen feſt an der Jungfrau und alſo von Liebe zu ihr ward er entzündet, daß das Verlöbniß keinen Verzug duldete. Mit Einwilligung der Großmutter zwar, aber ohne Vorwiſſen der Eltern, wurde die Braut am folgenden Tage mit allen Ehren nach der Heimat des Bräutigams geleitet und ward alsdann die Hochzeit zu Wallhauſen gefeiert. Hier pflegten ſie rechtmäßiger Liebe und ſchenkte Heinrich ſeiner jungen Frau die genannte Stadt mit allem Zubehör als Morgengabe. Mathildis wurde die Mutter Otto's des Großen, hat auch die berühmte Abtei Quedlinburg geſtiftet und iſt eine der einſichtigſten und züchtigſten Frauen ihrer Zeit geweſen. Auf ihren Gemahl übte ſie einen bedeutenden Einfluß und es beginnt mit ihr die Reihe deutſcher Königinnen und Kaiſerinnen, welche mit mehr oder weniger hübſchen und heilſamen Händen auch Staatsſachen anzufaſſen ſuchten und wußten. Wie ſehr ſie das verſtände, hat Otto's des Erſten zweite Frau Adalheid, Tochter des Grafen Rudolf von Burgund, nach dem Tode ihres Gemahls zum Heile des Reiches erwieſen. Ihr Zeitgenoſſe und Lebensbeſchreiber, der Abt Odilo von Kluny, hat, von ebenſo tiefer als gerechtfertigter Verehrung durchdrungen, dieſer erlauchten Fürſtin nachgerühmt: würdevolle Freundlichkeit im Gebaren, nie ermattende Milde und Barmherzigkeit, Demuth im Glück, Geduld im Unglück, perſönliche Einfachheit und Bedürfnißloſigkeit, und hat dann ſein Lob zuſammengefaßt in das Wort, ihr Lebenlang ſei die hohe Frau begleitet geweſen von der Mutter aller Tugenden, von der Mäßigung. Hier alſo ſchon finden wir als höchſte der fraulichen Tugenden „die maze“ (das Maß, die Mäßigung) gerühmt, wie ſie ſpäter zwei größte mittelalterlich-deutſche Dichter, Walther von der Vogelweide und Gottfried von Straßburg, als ſolche ebenfalls geprieſen haben — ein Beweis, daß unſere Ahnen das wahre Weſen edler Weiblichkeit wohl kannten und zu werthen wußten. Otto's des Zweiten Frau, die Byzantinerin Theophano, hat ſich geſchmeidig in die deutſchen Verhältniſſe zu finden und zu fügen gewußt, obzwar ſie ihren Spott über dieſe „Barbarei“ nicht immer zu unterdrücken vermochte. Sie förderte mit vielem Eifer und feinem Verſtändniß das Studium der klaſſiſchen Sprachen und Autoren unter den nordiſchen „Barbaren“, aber auch die raffinirten Putzkünſte und üppigen Kleidermoden unter den deutſchen „Barbarinnen“, welche dieſer Art von Kultur nur allzu eifrig ſich unterzogen. Der gute Biſchof Thietmar von Merſeburg weiß in ſeinem Zeitbuche dieſe und andere Ueppigkeiten ſeiner Zeitgenoſſinnen nur mit Seufzen zu melden. Er mag als der fromme Mann, ſo er war, bei dieſer Gelegenheit die Farben in ſeinem Zeitgemälde etwas dunkel aufgeſetzt haben, aber immerhin hat er gewiß ausreichende Gründe gehabt, der „Menge gefallener Mädchen“ zu gedenken und von den „vielen ehebrecheriſchen Frauen“ zu reden, unter denen es gar „manche“ gab, „welche ihre Buhler zur Ermordung ihrer Gatten aufreizten“. Als eine Sünderin, deren Miſſethaten ins Ungeheuerliche ſich ſteigerten, machte ſich dazumal die Gräfin Adela von Hamaland verrufen. Dieſes Weib, einem in Sachſen und Lothringen begüterten Grafenhaus entſproſſen, iſt von den Dämonen der Habſucht, Wolluſt und Mordluſt ſo recht beſeſſen geweſen. Dreifache Mörderin (ihrer Schweſter Liudgard, ihres eigenen Sohnes Dietrich und ihres Vetters Wichmann), hat ſie ihre Verbrechen nur mit dem Verluſt ihrer Habe gebüßt und iſt in ihren alten Tagen bettelnd im Land umhergefahren. Kennzeichnend für die Sitten jener Zeit iſt auch, daß Otto's des Großen erſte Frau, die Angelſächſin Editha, und Heinrichs des Zweiten Gemahlin Kunigunde der ehelichen Untreue, allerdings fälſchlich, bezüchtigt wurden und behufs ihrer Reinigung von dem ſchnöden Verdachte ſich Gottesurtheilen unterzogen haben.

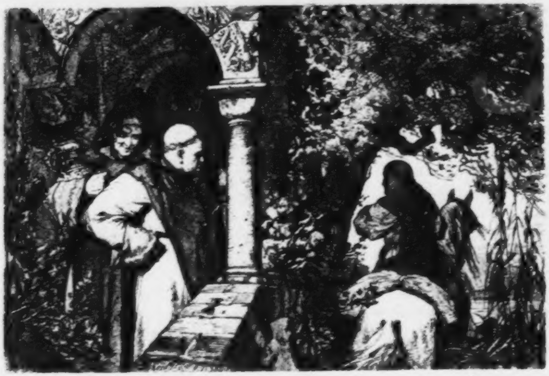
Anderweitig muß vielen deutſchen Frauen des 10. Jahrhunderts bezeugt werden, daß ſie an den höchſten geiſtigen Strebungen von damals eifrig ſich betheiligten. Die kaiſerlichen und biſchöflichen Pfalzen, ſowie Mönchs- und Nonnenklöſter waren die Stätten dieſer Strebungen, d. h. namentlich der Pflege und Nachahmung lateiniſcher Literatur. Fremde und heimiſche Gelehrte waren einer günſtigen Aufnahme am ottoniſchen Hofe ſicher, wie das ja unter anderen die zwei berühmten Biſchöfe Rather von Verona und Liudprand von Kremona erfuhren. Und es kamen dahin auch nicht nur Solche, deren Wiſſen und Thätigkeit auf das philologiſch-archäologiſche Gebiet ſich beſchränkte. Da war namentlich der aus der Auvergne gekommene Lehrer Otto's des Dritten, Gerbert, ſpäter durch ſeinen Schüler zum Papſt gemacht, ein Mann, welcher in mathematiſchen und techniſchen Kenntniſſen ſeiner Zeit ſo weit voranſchritt, daß ihn ſeine Zeitgenoſſen um ſeiner Fertigung eines Fernrohres, einer Art von Rechenmaſchine, der Herſtellung einer Waſſerorgel und verſchiedener hydrauliſcher Maſchinen willen für einen Hexenmeiſter hielten. Solche Leiſtungen Gerberts in der Technik ſind für einheimiſche künſtleriſche Talente, wie die Biſchöfe Bernward von Hildesheim und Meinwerk von Paderborn ſie beſaßen, von befruchtender Anregung geweſen. Der fromme Eifer von Geiſtlichen und Laien, dem Gottesdienſte würdige Stätten zu bereiten, kam der erwachenden Kunſtthätigkeit in Deutſchland mächtig zur Hilfe. Selbſtverſtändlich konnte dieſe Thätigkeit vorerſt und noch lange nur eine nachahmende ſein. Alle Muſter kamen von jenſeits der Alpen oder auch machten byzantiniſche Einflüſſe ſich bemerkbar. Der ſogenannte altchriſtliche Bauſtil, nach deſſen Regeln Karl der Große durch den Abt Anſigis das Münſter zu Aachen, den erſten großartigen Kirchenbau auf deutſchem Boden, hatte aufführen laſſen, hatte ſich durch Aufnahme byzantiniſcher und arabiſcher Elemente zur romaniſchen Architektur erweitert, welche, zur Zeit ihrer Blüthe, alſo vor dem Herrſchendwerden des germaniſchen Stils, auf deutſchem Boden Bauwerke ſchuf wie die Münſter (vom griechiſch-lateiniſchen monasterium, eigentlich gleichbedeutend mit claustrum, Kloſter) zu Quedlinburg, Konſtanz, Schaffhauſen, Zürich und die Dome (vom lat. domus, nämlich domini, Gotteshaus) zu Hildesheim, Speier, Worms und Mainz. Schon im 10. und 11. Jahrhundert iſt es der deutſchen Skulptur und Malerei möglich geweſen, dieſe großartigen Schöpfungen der Architektur im Innern angemeſſen auszuſchmücken. Die Skulptur verſuchte ſich zuvörderſt im Gießen, Schneiden und Glätten vom Metall. Sie ſchulte ſich im Graviren von Siegeln, im Schmieden und Ciſeliren von Reliquienſchreinen, Kelchen und Monſtranzen, an welchen das Gold und Silber häufig nur vorhanden zu ſein ſchien, um koſtbaren Edelſteinen zum Halte zu dienen. Sie lernte Gold- und Silberbleche in Reliefs von getriebener Arbeit zu wandeln, welche beſonders als Schmuck des Hauptaltars in den Kirchen beliebt waren. Der Bronceguß machte ſolche Vorſchritte, daß die Broncethüren des Doms zu Hildesheim ſchon i. J. 1015 mit bildneriſchen Darſtellungen aus der Bibel geſchmückt werden konnten. Auch die Holz- und Elfenbeinſchneidekunſt kam voran. Dagegen blieb die Bildhauerei in Stein noch zurück, ſo daß ſie erſt mit dem 12. Jahrhundert zu größerer Fertigkeit gelangte und zwar zunächſt nur zu jener ornamentalen, die ſie noch als demüthige Dienerin der Baukunſt erſcheinen ließ. Auch die Malerei begann in Geſtalt von Handſchriftenverzierung, Wand- und Tafelmalerei ſich in Deutſchland zu regen. Noch ungefüge genug und ſelbſtverſtändlich vorzugsweiſe im Dienſte der Kirche, welche namentlich darauf hielt, daß ihre Ritualbücher möglichſt zierlich und prächtig ausgemalt würden. An die Ueberbleibſel der Wand-, Tafel- und Moſaikmalerei der ottoniſchen Zeit darf natürlich nur der beſcheidenſte Maßſtab gelegt werden. Das Erfreulichſte war die Miniaturmalerei der Handſchriften, welche ſich jedoch erſt im 11. Jahrhundert über die byzantiniſche Schablone allmälig zu erheben vermochte. Die Kunſt des Stickens hatte Veranlaſſung genug, immer reicher und vielſeitiger ſich weiterzubilden, insbeſondere in der Herſtellung prieſterlicher Prachtgewänder. Eine ganz neue Gattung der bildenden Kunſt, die Glasmalerei, dürfen unſere Altvorderen als ihre Erfindung anſprechen. Sie iſt gegen das Ende des 10. Jahrhunderts in unſerem Lande aufgekommen, Deutſche haben ſie zu den Nachbarvölkern gebracht und als Kirchenſchmuck, in Form von gemalten Fenſtern, ſcheint ſie zuerſt in dem baieriſchen Kloſter Tegernſee zur



Verwendung gekommen zu ſein. Endlich iſt in der ottoniſchen Zeit auch für die Verbeſſerung der Kirchenmuſik und des Kirchengeſanges manches geſchehen, obzwar der byzantiniſchen Prinzeſſin Theophano, als ſie zum erſtenmal deutſche Prieſter die Meſſe ſingen hörte, dieſer Geſang kaum viel harmoniſcher geklungen haben mag als jenes „Rabengekrächze“, welches der Kaiſer Julian ſechs Jahrhunderte früher zu hören glaubte, wann er deutſche Volkslieder vernahm.

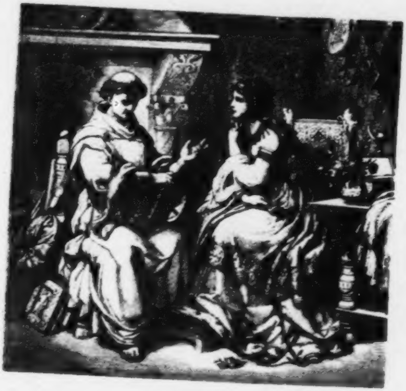
Ein Hauptträger von alledieſer Kulturarbeit zur Ottonenzeit war Otto's des Großen jüngſter Bruder Bruno, ſeit 953 Erzbiſchof zu Köln, wohl der vielſeitigſt gebildete Mann ſeiner Zeit, ſo wir den Gerbert ausnehmen. Es war weder dem Prinzen noch dem Prälaten zu viel, ſelber den Schulmeiſter zu machen, und er hat überall mit Rath und That eingegriffen, wo es galt, Bildungsintereſſen zu fördern. Durchweg jedoch im Sinne der romaniſchen, den Deutſchen aufgepfropften Bildung. Denn im Geiſtesleben des 10. Jahrhunderts ſchlug kein nationaler Puls. Der Dichter des Heliand, ja nicht einmal der des Kriſt, ſie hatten keine Nachfolger gefunden. Von deutſcher Literatur ſchweigt die Geſchichte dieſer Zeit. Die Lateinſucht beherrſchte alles, den Hof, die Kanzlei, die Kirche, die Schule. Wer ſchrieb, ſchrieb lateiniſch; wer las, las Latein; wer zu dichten verſuchte, that es in lateiniſcher Sprache. Selbſt unſere uralte Thierſage und das alte Heldenlied vom aquitaniſchen Walther mußten ſich das Zwangshemd lateiniſcher Verſe anthun laſſen. Daß die Zeitbücherſchreiber nur lateiniſch ſchrieben, erklärt ſich ſchon daraus, daß es ja eine deutſche Schriftproſa noch gar nicht gab. Vorragend unter den Chroniſten von damals waren Witukind, der Mönch von Korvei (geſt. 1004), durch ſeine

„Sachſenchronik“ und Thietmar, Biſchof von Merſeburg (geſt. 1019), durch ſeine „Merſeburger Chronik“, welche eine Geſchichte des ottoniſchen Hauſes enthält und höchſt ſchätzbare kulturgeſchichtliche Nachweiſe gibt. Hierin wird Thietmars Zeitbuch aber noch weit übertroffen durch die Fortſetzung der Kloſterchronik von St. Gallen, welche der um das Jahr 1036 als Scholaſtikus (Schulvorſtand) zu Mainz geſtorbene frühere St. Galler Mönch Ekkehard, des Namens der vierte, verfaßt hat. Dieſe „Geſchehniſſe von St. Gallen“ (Casus S. Galli) ſind unbedingt die lebensvollſte aller Kloſterchroniken und zugleich ein Ehrendenkmal des älteren Kloſterlebens. Wir ſehen daſſelbe in Ekkehards Darſtellung bis in jede Einzelheit hinein vor uns aufgethan und namentlich muthet es uns wohlthuend an, zu erfahren, daß in ſtattlichen und in guter Zucht gehaltenen Möncheréien, wie St. Gallen im 10. Jahrhundert eine war, die Schule den eigentlichen Mittelpunkt klöſterlichen Daſeins ausmachte. Wie anſchaulich ſchildert er uns die Bedrängniſſe der Kloſtergemeinde während der Magyarennoth, wie ergötzlich den Mönchekrieg zwiſchen St. Gallen und Reichenau! Bekannt vor allen iſt das 10. Kapitel dieſer Kloſterchronik geworden, allwo erzählt iſt, was einem älteren Ekkehard, dem zweiten dieſes Namens, ſpäter genannt „der Hofmann“ (palatinus), mit der Herzogin Hadawig von Schwaben geſchah. Dieſe Nichte Otto's des Großen hatte den Kaiſer von Byzanz heiraten ſollen, aber nicht gewollt. Später wurde ſie dem alten Herzog Burkard von Schwaben angetraut und dieſer hinterließ ſie bald als Herzogin, Witwe und Mädchen zugleich. Sie war ſchön, aber ſtolz, barſch und harſch, als Herrin Land und Leuten geradezu „ſchrecklich“ (terribilis). Eine Schöne vom Virago-Schlage demnach, wie in ſpäterer Zeit die Königin Eliſabeth von England, aber jungfräulicher als dieſe. Hadawigs Verhältniß zum Ekkehard iſt keineswegs ein verliebtes geweſen. Sie hatte ſich den jungen Benediktiner, welcher ein großer



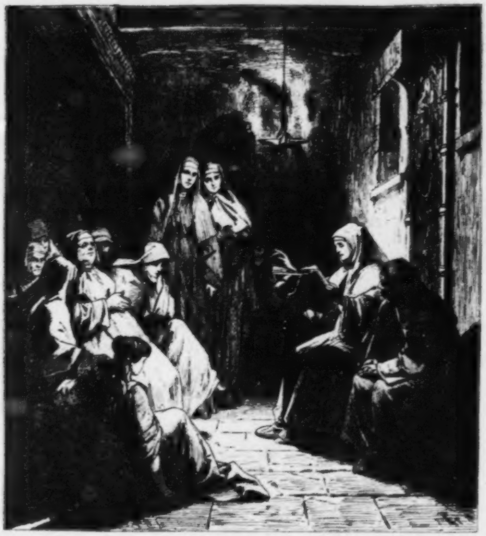
Ekkehard und die Mönche von Reichenau.

Gelehrter und nebenbei allerdings auch ein ſehr ſchöner Mann war, hochgeſtaltig, von ebenmäßigem Gliederbau, edlem Geſichtsſchnitt und blitzenden Augen, von dem St. Galler Abt als Präceptor ausgebeten und ſo kam Ekkehard häufig von dem Kloſter im Steinachthal den Bodenſee und den Unterſee entlang nach der Burg Hohentwiel im Hegau gewandert, wo die geſtrenge Herzogin ihren Hof hielt. Da weihte er ſie in die Geheimniſſe der Grammatik ein und las mit ihr die römiſchen Dichter, beſonders den Virgilius und Ovidius. Die Mönche von der Reichenau beneideten den St. Galler um ſeine vornehme Schülerin, welche ſich ihrem Lehrer dankbar erwies, das Stift des heiligen Gallus mit koſtbaren Geſchenken begabend. Einmal auf ſeinem Wege nach Hohentwiel kehrte Ekkehard in der Reichenau ein und wurde



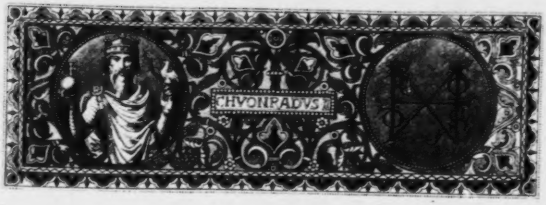
Ekkehard und Hadawig.

von dem dortigen Abte Ruodmann gaſtlich gehalten, welcher ſonſt den „lieben Brüdern in Chriſto“ von St. Gallen ſehr aufſäſſig war. Beim Abſchiede wiſperte der Schalk von Abt dem Präceptor Hadawigs ins Ohr: „Glücklicher Kerl du, der du eine ſo ſchöne Schülerin in der Grammatik unterweiſen darfſt!“ Worauf Ekkehard, nicht faul, zurückflüſterte: „Haſt nicht auch du, o Heiliger des Herrn, deine liebe Schülerin, die ſchöne Nonne Gotelind, in der Dialektik unterwieſen, he?“ und ſpornſtreichs davonritt. Man ſieht, dieſe Mönche des 10. Jahrhunderts wußten zu leben und verſtanden Spaß. Die geſtrenge Herzogin, welche nichts weniger als empfindſam, ſondern gleich bei der Hand war, ihren Leuten bei jeder Verfehlung „Haar und Haut abſchlagen“ zu laſſen, hat ſpäter ihren Präceptor mit warmen Empfehlungen an den Kaiſerhof entſendet, wo ſich der „Hofmann“ einen großen Stand machte und der Erzieher Otto's des Zweiten wurde. Die „ſchreckliche“ Herrin ſelber iſt im hohen Alter i. J. 994 geſtorben und in der Kloſterkirche auf der Reichenau begraben worden.



Roſwitha lieſt ihre Legenden vor.

Hadawigs Schweſter Gerberga ſtand dem berühmten, von Otto's des Erlauchten Schweſter Hadumod gegründeten Nonnenkloſter Gandersheim im Harze als Aebtiſſin vor. Unter ihren Nonnen befand ſich auch jene Roſwitha oder, wie der Name eigentlich lautete, Hrotſuith, deren Exiſtenz und Autorſchaft die moderne Kritik freilich ſtark angezweifelt hat, die jedoch bis auf weiteres für eine geſchichtliche Perſönlichkeit gelten muß und zwar für eine kulturgeſchichtliche Charakterfigur. Denn dieſe gandersheimer Kloſterſchweſter war ja die erſte deutſche Schriftſtellerin. Auf der Höhe der Bildung von damals ſtehend, hat ſie das Latein und den Vers ſehr gewandt gehandhabt und ihre fruchtbare Feder Zwecken der Erbauung, der Belehrung und der Ergötzung geliehen. Es war augenſcheinlich viel Talent in ihr, aber ſchon ein Zug von neuzeitlich-altjungferlicher Blauſtrümpfelei. Sie ſchrieb verſificirte Heiligenlegenden, ſchilderte in Verſen die Gründung ihrer Kloſterheimat und verfertigte, einer Aufforderung der Aebtiſſin Gerberga gehorſam, ein mehr hiſtoriſches als heroiſches Gedicht zum Preiſe der Thaten Otto's des Großen, welches i. J. 968 vollendet wurde und den Rang einer geſchichtlichen Quelle anſprechen darf. Doch hat ſie ſich ein noch bleibenderes Andenken geſtiftet mittels ihrer ſechs Komödien, wenn man dieſe erſten auf deutſchem Boden angeſtellten Verſuche in dramatiſcher Dichtkunſt ſo nennen darf. Roſwitha's Stücke ſind dialogiſirte Legenden, welche immer auf einen erbaulichen Schluß angelegt waren, den unerſättlichen Wunderglauben der Menſchen von damals widerſpiegeln und mit Bewußtſein und eingeſtandener Abſicht verfaßt wurden, den „leichtfertigen“ römiſchen Komöden Terenz, welcher ſelbſt unter guten Chriſten nur allzu beliebt wäre, zu verdrängen und zu erſetzen. Uebrigens hat unſere fromme Nonne mit dem guten Terentius in der Wahl häkeliger und heikler Stoffe muthig gewetteifert, nur hat ſie dieſelben aſketiſch zu wenden geſucht, dabei jedoch kein Feigenblatt vor den Mund genommen. Schade, daß wir nicht wiſſen, ob dieſe Nonnendramen zur ſceniſchen Darſtellung gelangten. Unmöglich wäre das nicht. Warum ſollte man ſich in der Nonnerei von Gandersheim nicht daran gemacht haben, dieſe erwecklichen Stücke aufzuführen, deren Latein ja den Kloſterſchweſtern geläufig war? Jedenfalls iſt kecklich anzunehmen, daß Roſwitha ihre „Komödien“ nicht geſchrieben habe, um ſie im Pulte verſchloſſen zu halten, ſondern vielmehr, um ſie dem Konvent bekanntzugeben, und manchen langen Winterabend mag ſich die gandersheimer Schweſterſchaft damit gekürzt haben, daß ſie ſich von der Dichterin die Komödie vom „Dulcitius“ oder die vom „Paphnutius“ oder die von der „Sapientia“ im Refektorium vorleſen ließ.



4.

Unter den Heinrichen.

Der erſte Verſuch, das deutſche Wahlreich in ein Erbreich umzuwandeln, war in Folge des Abſterbens der ſächſiſchen Dynaſtie geſcheitert. Die beſtändige Wiederkehr dieſes Verſuches erbringt jedoch den deutlichen Beweis, daß der richtige Inſtinkt auch der Deutſchen, wie der ihrer Nachbarvölker, auf die Gründung und Feſtigung der Erbmonarchie abzielte, welche Staatsform zu jener Zeit, d. h. im früheren Mittelalter, die einzige war, welche die Möglichkeit geordneter Zuſtände und demzufolge die einer vorſchreitenden Civiliſation verbürgte. Die Natur ſelber ſcheint freilich, indem ſie unſeren großen alten Königsgeſchlechtern die Dauer verſagte, der Herſtellung einer deutſchen Erbmonarchie und damit auch der Herſtellung des geſchloſſenen Nationalſtaates entgegen geweſen zu ſein. Allein es dürfte ſich unſchwer nachweiſen laſſen, daß das moraliſche Haupthinderniß des Auf- und Ausbau's eines deutſchnationalen Staates, alſo die verhängnißvolle Illuſion des römiſch-deutſchen „Imperium“, auch phyſiſch aufreibend auf unſere dem unſeligen Phantom ruhelos nachjagenden alten Könige gewirkt habe.

Derweil war die Nation, will ſagen der hohe Klerus, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, und der hohe und niedere Adel, Herzoge, Grafen, Freiherren (Gemeinfreie), nach dem Tode Kaiſer Heinrichs des Zweiten zur Wiederhandhabung ihres Wahlrechtes verſchritten, um den ledigen Königsſtuhl wieder zu beſetzen. Im Frühherbſte von 1024 hat am ſchönen Rhein, der Hauptpulsader des ſtaatlichen, kirchlichen und gewerblichen Lebens unſerer Altvorderen, die Wahl eines neuen Königs ſtattgefunden. In dem Thalgebreite des Stromes zwiſchen Worms und Mainz lagerten die weltlichen und geiſtlichen Fürſten mit ihren Gefolgſchaften, am linken Ufer die aus Rheinfranken und Lothringen, am rechten die aus Oſtfranken, Schwaben, Baiern und Sachſen. Lange währte das Wahlgeſchäft, bis ſich die Stimmung vorerſt zwei Konraden zuwandte, zwei Vettern, Bruderſöhnen aus dem fränkiſchen Hauſe der Konradiner, der ſächſiſchen

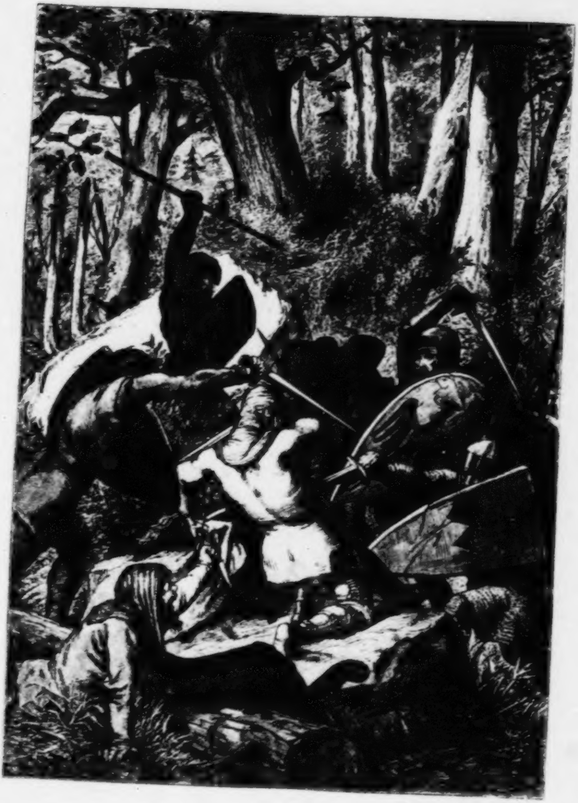
Dynaſtie blutsverwandt. Die beiden Konrade verſtändigten ſich untereinander, der jüngere trat zu Gunſten des älteren zurück und ſo wurde dieſer von den Wählern zum König erkoren, im Triumphe nach Mainz geleitet und dort im Dome vor dem Hauptaltar durch den Erzbiſchof Aribo geſalbt und gekrönt.

König Konrad der Zweite, ein Mann von imponirender Stattlichkeit, iſt ein ſo feuriger, raſch entſchloſſener und leidenſchaftlicher Rheinländer geweſen, wie es nur jemals einen gegeben hat. Ihm ſtand, ſein Weſen ergänzend, die ſchöne und kluge Königin Giſela zur Seite, Witwe des Herzogs Ernſt von Schwaben und durch dieſen Mutter eines gleichnamigen Sohnes, an Bildung der Hadawig vom Hohentwiel gleichkommend und wie dieſe mit den gelehrten Mönchen von St. Gallen befreundet. Sie wurde von Wiſſenden unter ihren Zeitgenoſſen geradezu als die bedeutendſte Frau ihrer Zeit geprieſen. Aber ihre zwieſpältige Stellung als Gemahlin König Konrads und als Mutter vom Herzog Ernſt brachte ihr bitteres Leid; denn der König ſtieß bei ſeinem ihm als Träger der Reichsgewalt wohl anſtehenden Beſtreben, dieſe Gewalt nach Möglichkeit zu kräftigen, gar bald mit den Sonderintereſſen der deutſchen Fürſten zuſammen. Dieſe haben ja zu jeder Zeit den Geiſt der Nationaleinheit leider nur dann angerufen, wann ihnen das Feuer der Noth auf den Nägeln brannte, und haben ſich nie beſonnen, dem Vortheil ihrer „Häuſer“ die Sicherheit und das Gedeihen des Vaterlandes zu opfern. Dabei haben ſie allezeit, gerade wann ſie an Deutſchland Verrath begingen, das heilige Wort Freiheit eitel im Munde geführt und ſo iſt von den Tagen des Segeſt bis zu denen der Rheinbundsfürſten herab auf den Lippen von jenen der Ausdruck „deutſche Freiheit“ immer nur die Beſchönigungsformel für „Vaterlandsverrath“ geweſen. Die hiſtoriſche Gerechtigkeit muß ihnen jedoch einen ſtarken Milderungsgrund zugeſtehen, nämlich dieſen, daß die deutſchen Könige den Fürſten mit böſem Beiſpiele vorangingen. Auch die erſteren hatten ja ein, wie ſie wähnten, höheres Intereſſe als das nationale: ſtand ihnen doch der Schein der römiſchen Kaiſerei in erſter, das Sein Deutſchlands in zweiter Linie. Selbſt ein ſonſt ſo ganz auf das Wirkliche geſtellter, ein ſo realiſtiſch denkender Mann wie der zweite Konrad wußte ſich nicht zu beſcheiden, ein rechter deutſcher König zu ſein: auch er that ſeine „Romfahrt“, unterwarf mehr oder weniger Italien wieder einmal dem „Reiche“ und ließ ſich am Oſtertage von 1027 zu Rom in glänzender Feſtverſammlung, welcher auch die Könige Rudolf von Burgund und Knud von Dänemark anwohnten, vom Papſte Johann dem Neunzehnten die Kaiſerkrone aufſetzen.

Heimgekehrt, hatte der Kaiſer ſofort wieder alle Hände voll zu thun, in Deutſchland Ordnung zu ſchaffen, und nun kam auch der Handel mit ſeinem Stiefſohn Ernſt von Schwaben zu tragiſchem Austrag. Es war in dieſem Handel ein Zug von Treue, welcher im Volksgemüthe kräftigen und dauernden Widerhall finden mußte. Daraus erklärt es ſich, daß die Romantik des ſpäteren Mittelalters den unglücklichen Schwabenherzog zu einem Lieblingshelden ihrer bunten Fabelei machte. Die Geſchichte weiß von ihm dieſes zu melden. König Konrad wünſchte auf den Fall von des kinderloſen Rudolfs von Burgund Ableben hin dieſes Land für das deutſche Reich zu erwerben. Sein Stiefſohn Ernſt jedoch nahm aus Verwandtſchaftsgründen das burgundiſche Erbe für ſich in Anſpruch, trat, dieſen Anſpruch durchzuſetzen, mit verſchiedenen deutſchen Fürſten, aber auch mit dem Könige Robert von Frankreich in Verbindung und verſuchte wiederholt die Aufruhrfahne gegen das Reichsoberhaupt zu erheben. Beim zweiten Verſuche hatte er ſeine Vaſallen nach Ulm berufen, aber ſie verließen ihn alleſammt, weil ihre Pflicht gegen Kaiſer und Reich ihrer Lehenspflicht vorginge. Nur *einer* hält bei ſeinem Herzog aus, der Graf Werner (oder Wecilo, das Wernerlein) von Kyburg. Bei ſo beſtellten Sachen mußte ſich Ernſt dem kaiſerlichen Stiefvater unterwerfen und dieſer that den Rebellen auf dem Gibichenſtein an der Saale hinter Schloß und Riegel. Das Wernerlein vertheidigte die Kyburg bei Winterthur drei Monate lang gegen das Kriegsvolk Konrads und irrte dann, mit Noth entkommen, als „Aechter“ umher. Seiner Mutter Giſela Fürbitten verſchafften dem gefangenen Ernſt die Freiheit wieder. Zu Oſtern 1030 entbot ihn der Kaiſer zu ſich in die Pfalz zu Ingelheim und eröffnete dem Stiefſohne, daß er denſelben wieder in das Herzogthum Schwaben einſetzen wollte, unter der Bedingung, daß Ernſt vom Werner laſſen und den Geächteten als einen Reichsfeind mit aller Macht verfolgen ſollte. Doch Ernſt: „Verleugnen ſollt' ich den, der einzig feſt an mir gehalten? Vom Werner laſſ' ich nicht!“ Und damit ging er trotzig vom Hofe weg. Die Folge war, daß der Kaiſer den Stiefſohn für immer des Herzogthums Schwaben für verluſtig erklärte, daß er über ihn als einen Reichsfeind die Reichsacht verhängte und durch die am Hofe anweſenden Biſchöfe den Kirchenbann auf ihn legen ließ. Alſo, ein zwiefach Geächteter, vogelfrei, freudlos und friedlos, hatte Ernſt nur noch einen Stab, nur noch eine Stütze, den treuen Werner, mit welchem zuſammen er ſich zum Grafen Odo von der Champagne flüchtete. In der Hoffnung, von dieſem Unterſtützung zu erlangen, getäuſcht, wandten ſich die beiden „friedloſen“ Freunde über den Rhein zurück und bargen ſich im Schwarzwald. Hier ſammelte ſich eine Schar verzweifelter Geſellen um ſie, auch konnten ſie ſich des Falkenſteins, einer unweit von Wolfach gelegenen Felsburg bemächtigen und ſo vermochten ſie etliche Monate auf Raubwegen ihr Leben kümmerlich hinzufriſten, bis die Vollſtrecker der kaiſerlichen Acht unter der Führung des Grafen Mangold von Veringen gegen den Falkenſtein heranzogen, die Burg einzuſchließen. Um nicht ausgehungert zu werden, verlaſſen die Freunde den Falkenſtein und werfen ſich mit ihrem Haufen aus dem Schwarzwald in die Ebene der Baar. Hier aber ſtoßen ſie alsbald auf Mangolds Schar und mit altteutoniſchem Kampfgrimm prallen die beiden Harſte auf einander. Seite an Seite geben im wüthenden Handgemenge Ernſt und Werner den Tod, Seite an Seite empfangen ihn die Freunde, ihre Treue bis zum letzten Hauche wahrend. Auch der Achtvollſtrecker Mangold liegt entſeelt auf der blutigen Walſtatt . . . . Lange gingen in unſerem Volke Lieder um, welche ſangen und ſagten, wie der Werner für den Ernſt und der Ernſt für den Werner ſtarb, und achthundert Jahre nach dem Mordkampf in der Baar hat einer der beſten Männer ſeiner Zeit, Ludwig Uhland, die alte Kunde von Freundestreue bis in den Tod zu einem edlen Trauerſpiele geformt. Mit der dem Dichter geſtatteten Freiheit läßt Uhland, einen verſöhnenden Abſchluß zu gewinnen, nach erfüllten Geſchicken den Kaiſer und die Kaiſerin auf der Walſtatt erſcheinen und die jammervolle Mutter an jenen die Worte richten:

„O Kaiſer, ſtaunen wird die Folgezeit,
Wenn ſie vernimmt vom Aufſchwung deiner Macht,
Von deines Herrſcherarmes Feſtigkeit;
Doch rühren wird es ſpät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde ſinget oder ſagt
Vom Herzog Ernſt und Werner, ſeinem Freund.“

Konrads „Herrſcherarm“ war allerdings „feſt“ und dieſer ſalfränkiſche Mann muß zu den beſten Machtübern gezählt werden, welche unſer Land hervorgebracht hat. Wie er nach außen die germaniſche Ueberlegenheit dem Slaventhum in Böhmen und Polen zu fühlen gab, ſo nach innen das Recht des Staates der Kirche. Dieſe hielt er ſchon dadurch feſt unter ſeiner Hand, daß er nach ſeinem Gefallen Biſchöfe und Aebte ein- und abſetzte. Der kaiſerliche Realiſt beſtand den hierarchiſchen Erdichtungen und Anmaßungen gegenüber unentwegbar auf dem Grundſatz, daß die weltlichen Geſchäfte nach den Anforderungen der Wirklichkeit gethan werden müßten. Nach dem Tode Rudolfs von Burgund ließ ſich der Kaiſer kraft eines Vertrags, welchen er mit jenem geſchloſſen hatte, zu Peterlingen als König von Burgund krönen (1033) und brachte ſo dieſes Land an das Reich. Allein dieſe Mehrung deſſelben iſt nur inſofern geſund und klug geweſen, als dadurch die deutſch-alemanniſche Schweiz, welche von naturwegen zu Deutſchland gehörte, nun auch ſtaatsrechtlich mit dieſem verbunden war, während das übrige Burgund als ein



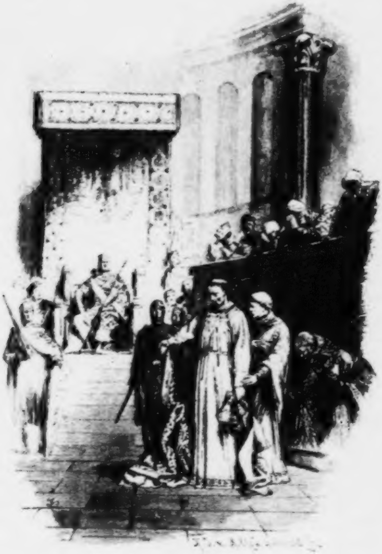
Freundestreue bis in den Tod.

Ernſt von Schwaben und Werner von Kyburg.

romaniſches Land dem Reichsverbande von naturwegen widerſtrebte und fremd bleiben mußte. An der Erblichmachung der Königs- und Kaiſergewalt in ſeinem Geſchlechte hat Konrad mit zäher Folgerichtigkeit gearbeitet. In dieſem Sinne begünſtigte er auf Koſten des hohen Adels den niederen, dem er es nach Thunlichkeit ermöglichte, ſeine „Beneficien“, ſeine Lehensgüter erblich zu machen. Seinen und Giſela's Sohn Heinrich wußte er noch bei ſeinen Lebzeiten durch die deutſchen Großen zu ſeinem Nachfolger wählen und beſtellen zu laſſen. Zu Oſtern von 1028 wurde der elfjährige Prinz im Münſter zu Aachen durch den Erzbiſchof von Köln zum „Deutſchen König“ — welchen Titel von jetzt an die gekürten und geſalbten Thronfolger der römiſch-deutſchen Kaiſer führten — geſalbt und gekrönt.

Elf Jahre ſpäter hat Heinrich der Dritte nach des Vaters Hingang das Reichsregiment angetreten und hat es, vom Vater kriegeriſch und ſtaatsmänniſch, von der Mutter wiſſenſchaftlich tüchtig geſchult und vorgebildet, nach allen Seiten hin ruhmvoll geführt. Er war der Gebieter ſeiner Zeit. Er unterwarf das rebelliſche Böhmen wieder dem Reiche, er machte vorübergehend auch Ungarn zu einem deutſchen Vaſallenlande. Dort unten an der Donau rückte er die deutſche Gränze bis zur Leitha vor und beſtellte Luitpold den Babenberger zum Markgrafen von Oeſtreich, welches ſpäter, zur Zeit Friedrichs des Rothbarts, durch den Babenberger Heinrich Jaſomirgott aus einer Markgrafſchaft in ein Erbherzogthum verwandelt wurde. Als der geniale Menſch, der er war, hat der dritte Heinrich gar wohl gefühlt, daß die geiſtige Macht, die Idee, doch immer wieder mächtiger ſei als die materielle Gewalt, und daß mit dieſer allein nicht auszukommen wäre. Daher der offene Sinn, ja die bis zur Leidenſchaftlichkeit gehende Begeiſterung, womit der Kaiſer einer Regung und Bewegung entgegenkam, welche in ſeinen Tagen von dem berühmten Kloſter Klugny in Burgund ausging, verkündend, daß vor den ſchrecklichen Uebeln der Zeit, Gewaltſamkeit, Hungersnoth und Peſtilenz, eine Rettung zu ſuchen und zu finden ſei nur in der ſtrengen Uebung chriſtlicher Askeſe. Der asketiſche Reformgedanke von Klugny ſtrebte übrigens auch nach werkthätigen Erſcheinungsformen, wie insbeſondere der von dort empfohlene, allerdings an eine uralt-heidniſch-germaniſche Vorſtellung gemahnende ſogenannte „Gottesfriede“ (die „treuga dei“) eine ſolche geweſen iſt. Das war ein ſehr löblicher Verſuch, den rohen Leidenſchaften des elften Jahrhunderts einen religiöſen Zügel anzulegen und der wilden Raub- und Raufluſt, welche ihre Wüſtheit mittels Berufung auf das altgermaniſche Fehderecht zu beſchönigen ſuchte, wenigſtens vier Tage der Woche zu entziehen. Am Mittwochsabend ſollte nämlich der Gottesfriede eingeläutet und von da an bis zum Montagsmorgen keine Fehde angeſagt und geführt werden. Gerade der Eifer, womit Heinrich der Dritte auf dieſe und andere Reformgedanken, wie ſie damals von der Kirche oder wenigſtens von einzelnen Organen derſelben ausgingen, achtete, beſtärkte den Kaiſer in ſeinem Bewußtſein, der höchſte Herr und Hort der Chriſtenheit zu ſein. Als ſolcher hat er ſich auch dem Papſtthum gegenüber gefühlt und bethätigt. Bei Gelegenheit ſeiner Romfahrt im Jahre 1046 hat er, damals dreißigjährig, ſein höchſtes Schiedsrichteramt mittels Abſetzung von den drei gleichzeitigen, ſchandbar unter einander hadernden Päpſten — Silveſter der Dritte, Benedikt der Neunte und Gregor der Sechſte — gerecht und ſtrenge geübt. Es geſchah am 20. December des genannten Jahres zu Sutri. Da hatte ſich auf Heinrichs Befehl eine große Synode von deutſchen und italiſchen Biſchöfen verſammelt. Der König — Heinrich nahm erſt fünf Tage ſpäter, am Weihnachtsfeſt, im Sankt Peter zu Rom die Kaiſerkrone — wohnte den Verhandlungen an. Von den zur Verantwortung und Beurtheilung vorgeladenen, mittels Kaufes („Simonie“) auf den Stuhl Petri gelangten drei Päpſten waren Silveſter und Gregor erſchienen. Dieſer ſaß ſogar der Verſammlung vor. Nachdem Silveſters Abſetzung und Einkloſterung beantragt und beſchloſſen war — die Abſetzung Benedikts wurde etliche Tage darauf in Rom nachgeholt — erhob ſich Gregor und richtete an die Verſammlung dieſe Anſprache: „Ich, der Biſchof Gregor, der Knecht der Knechte Gottes, bekenne, daß ich von wegen ſündlichen Kaufes und ſimoniſtiſcher

Ketzerei, als wodurch ich zum Papſte geworden, des römiſchen Bisthums entſetzt werden muß. Iſt das auch eure Meinung?" „Sie iſt es!" gaben die Verſammelten zur Antwort und der Entpapſte ſtieg von ſeinem Thronſtuhle herab und zerriß zum Zeichen der Unterwerfung ſein Prachtgewand. Heinrich ſchickte ihn nach Deutſchland in die Verbannung und machte an ſeiner ſtatt einen Deutſchen, den trefflichen Biſchof



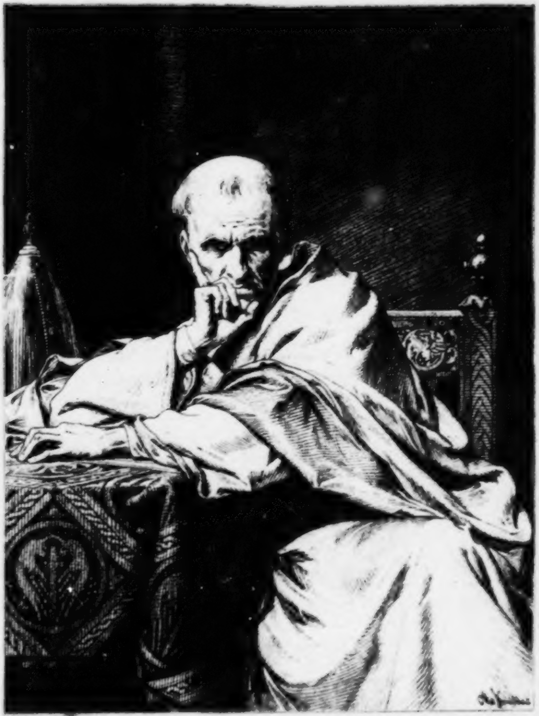
Synode von Sutri.

Suidger von Bamberg, unter dem Namen Klemens des Zweiten zum „Statthalter Chriſti". In jenen Decembertagen von 1046 zu Sutri und Rom iſt wohl das römiſch-deutſche Kaiſerthum auf der Glanzhöhe ſeiner Macht und Pracht geſtanden. Drei Päpſte zumal ſanken vor ihm in den Staub. Das Gegenbild ſollte nicht lange auf ſich warten laſſen. Auf Heinrich den Dritten folgte Heinrich der Vierte, nach Gregor dem Sechſten kam Gregor der Siebente, an die Stelle von Sutri trat Kanoſſa. Ihr ewiger Wandel und Wechſel iſt wie das Traurige ſo auch das Tröſtliche in den menſchheitlichen Geſchicken, weil ja nur die Unbeſtändigkeit des Glückes die Geſellſchaft vor den Raſereien, wenigſtens vor den lange währenden Raſereien des Größenwahns der Menſchen und der Völker zu behüten vermag.

Den abgeſetzten Gregor begleitete ſein Kapellan nach Deutſchland, ein kleiner, unanſehnlicher Mann mit häßlichen Geſichtszügen und mit einer dünnen Stimme. In dem gebrechlichen Körper wohnte aber eine Eiſenſeele, einer jener auserwählten Geiſter, welche mit dem Gedanken, der ſie treibt, ihre Zeit beherrſchen und ſtämpeln. Dieſer Mönch, welcher von langobardiſch-germaniſcher Abkunft war und den urdeutſchen Namen Hildebrand trug, iſt der gewaltigſte Feind geweſen, welchen unſer Volk jemals gehabt. Noch bis zu dieſer Stunde wuchert die Saat des Haſſes, welche er geſtreut hat, in unſerem Lande. Aber er glaubte aufrichtig an ſein Ideal, an die Möglichkeit einer Univerſal-Theokratie, und er hat an der Verwirklichung dieſes Ideals einer Gottesherrſchaft auf Erden, deren autokratiſcher Verwalter der Papſt ſein ſollte, eifervoll gearbeitet bis zu ſeinem letzten Athemzug. Der Mann darf alſo nicht mit gewöhnlichen Pfaffen zuſammengeworfen werden: ſeine Herrſchſucht wurde durch ſein Genie hoch über die Fläche des gemeinen Egoismus erhoben. Als der Sohn ſeiner Zeit vermochte er nicht zu erkennen, daß ſein Ideal nur eine vom menſchlichen Größenwahn mit der Unwiſſenheit des 11. Jahrhunderts gezeugte Illuſion war. Bei der Entwerfung ſeines koloſſalen Plans, die Kirche über den Staat zu ſtellen und das Oberhaupt der Kirche folgerichtig zum Oberherrn aller weltlichen Machthaber, vom kleinſten bis zum größten, zu machen, mußte ihm vielmehr alles, was er rings um ſich ſah, als Zuſtimmung und Aufmunterung erſcheinen. Er konnte ſich ſelber als ein Rächer der von der Feudaltyrannei gequälten Menſchheit vorkommen, wie ſich denn auch ein leiſer demokratiſcher Zug in dem ganzen Gebaren des langobardiſchen Bauernſohns von Roavakum nicht verkennen läßt. Wiſſen wir doch von ihm, daß er vor allen übrigen Staaten die junge Republik Venedig bewunderte und liebte, ſoweit er überhaupt neben ſeiner Illuſion etwas bewundern und lieben konnte. Als Begleiter Gregors hat er in den kaiſerlichen Pfalzen zu Speier, Worms, Köln und Aachen die deutſchen Verhältniſſe kennen gelernt und er muß hier namentlich Anſchauungen vom Charakter der deutſchen Großen gewonnen haben, die er ſpäter geſchickt zu verwerthen wußte. Mit Heinrich dem Dritten ſtimmte er in der Ueberzeugung überein, daß die von Kluny ausgegangene Kloſterreform für das ganze ſittliche Verhalten der Chriſtenheit maßgebend werden könnte, müßte. Ja, er war ein überzeugter Aſket, aber mit dem Mönche hat ſich in ihm der Politiker ſo wunderbar verbunden, daß er als das nie wieder erreichte Muſter eines Theokraten daſteht. Der Dämon des Prieſterthums hat in ihm ſeine glänzendſte Erſcheinung vollzogen. Kardinal-Subdiakon unter Leo dem Neunten, hat er ſchon während dieſes Pontifikats wie während des folgenden, Viktors des Zweiten, die Politik der römiſchen Kurie geleitet. Der vorzeitige Tod des großen Kaiſers im Jahre 1056 ſignaliſirte den Aufgang von Hildebrands Stern. Nur er, ſo fühlte er, konnte die Lücke ausfüllen, welche der Hingang des gewaltigen Imperators zurückgelaſſen in der Welt. Und die Gelegenheit, die Verwirklichung ſeines Ideals vorzubereiten, war ſo günſtig: — eine wüſte Rechts- und Ordnungsloſigkeit war ja mit dem Verſchwinden des ſtarken Bändigers von der Bühne über Deutſchland und Italien hereingebrochen und auf dem Königsthrone der Deutſchen ſaß ein Knabe, ſchlechterzogen und übelberathen zwiſchen den hadernden Parteien im Reiche hin- und hergezerrt. Noch fand Hildebrand für gut, die großen Haupt- und Staatsaktionen der Welttragikomödie von hinter den Kuliſſen her zu leiten, und ſo machte er zu Anfang des Jahres 1059 in der Perſon von Nikolaus dem Zweiten einen Papſt zurecht, welcher durchaus in ſeinem Sinne zu agiren fähig und willig war. Hierbei führte er die bedeutſame Aenderung ein, daß er die Papſtwahl vom römiſchen Klerus, Adel und Volk, welchen Gruppen ſie bislang zugeſtanden war, auf das Kollegium der Kardinale übertrug. Das Beſtätigungsrecht des Kaiſers war theoretiſch noch vorbehalten, galt aber praktiſch ſchon für beſeitigt, wie die ohne alle Rückſicht auf den kaiſerlichen Hof nach dem Ableben des zweiten Nikolaus durch Hildebrand gemachte Wahl Alexanders des Zweiten klärlich darthut. Unter den genannten beiden Päpſten bereitete ſich ihr regierender Miniſter auch noch ein kräftiges Rüſtzeug für den von ihm erwarteten und gewollten großen Kampf des Sacerdotium mit dem Imperium, nämlich dieſes, daß er, der Abtrünnige vom Germanenthum, das Nationalgefühl der Italiener gegen die deutſche Kaiſerſchaft aufſtacheln ließ. Die Politik der Kirche hat es ja zu allen Zeiten vortrefflich verſtanden, ihrem Streben nach der Univerſaldeſpotie gelegentlich auch ein patriotiſches Mäntelchen umzuhängen. Nach Alexanders des Zweiten Hingang fand es Hildebrand an der Zeit, hinter den Kuliſſen hervorzutreten und auch dem Titel nach zu ſein, was er thatſächlich ſchon lange geweſen. Am 29. Juni von 1073 iſt er unter dem Namen Gregors des Siebenten in der Peterskirche als Papſt geweiht und aufgethront worden.

Für Menſchen, welche die menſchlichen Dinge zu ſchätzen, d. h. geringzuſchätzen wiſſen, iſt es nun eine wahre Freude, die geniale Ueberlegenheit zu betrachten, womit der ſiebente Gregor ſeinen großen Streit mit dem knabenhaft fahrigen und jach leidenſchaftlichen, erſt durch das Unglück gereiften, geſtählten und vergrößerten König der Deutſchen, Heinrich dem Vierten, ausfocht und wie er die auf der Baſis kluniacenſiſcher Reformen ſtraff einheitlich organiſirte Kirche gegen den ungefügen, centrifugalen, bröckeligen deutſchen Lehensſtaat meiſterlich ins Feld führte. Obzwar wiſſend, daß man der gläubigen Dummheit der Maſſen und dem rohen Aſterglauben der herrſchenden Stände das Ungeheuerlichſte zumuthen dürfe, und demnach von der Wirkſamkeit ſeiner geiſtlichen Kraftmittel, Bann und Interdikt, vollkommen überzeugt, war der Papſt vorſorglich bemüht, den Rückhalt weltlicher Streitkräfte ſich zu verſchaffen. Daher ſeine Verbindungen mit der großen Markgräfin Mathildis von Tuſcien, mit dem Normannenkönig Robert Guiſcard in Unteritalien, mit den lombardiſchen Städten, deren republikaniſch-bürgerliche Entwickelung gegenüber der Prälatur und der Feudalariſtokratie er begünſtigte, ſowie endlich mit den deutſchen Fürſten und Prälaten. Bei dieſen kam ihm zu ſtatten, daß der vierte Heinrich mittels allerhand Mißgriffen einzelnen Großen und ganzen Volksſtämmen im Reiche nicht allein zu vorgeblichen, ſondern auch zu wirklichen Beſchwerden Veranlaſſung genug gegeben hatte. Dazu iſt noch gekommen, daß während des Königs Minderjährigkeit die altgewohnte deutſche Adelsanarchie wieder einmal zu vollen Kräften gelangt war und demnach gar viele der deutſchen Magnaten, vom Herzog bis zum Krautjunker hinab, um ſo williger in die von Rom her geflüſterte Loſung: „Deutſche Freiheit!“ einſtimmten, d. h. gegen das rechtmäßige Reichsoberhaupt rebellirten. Dagegen ſtand die große Mehrheit der deutſchen Städte feſt zum König und Reich. Auch die deutſchen Biſchöfe waren keineswegs ſammt und ſonders ſo willenloſe Papſtknechte, wie ſie achthundert Jahre ſpäter geworden ſind: im elften Jahrhundert haben manche derſelben allem Geraſſel der päpſtlichen Fluchmaſchine zum Trotz treu an ihrem König und Land gehalten. Ja, ſogar die Mehrzahl der deutſchen Prälaten dachte vaterländiſch genug, auch an ihrem vom Papſte gebannten Könige noch feſtzuhalten, bis ſie der von ſchlechtgewählten Günſtlingen mißleitete Mann durch ſein thörichtes Dreinfahren vor den Kopf ſtieß.

Die drei großen Maßregeln, womit Gregor den Kampf, welcher den vollſtändigen Triumph der Kirche über den Staat herbeiführen ſollte, einleitete, kennt jedermann. Sie beſtanden in der Durchſetzung des Verbotes der Simonie und des Verbotes der Prieſterehe, ſowie in dem Verbote der Laieninveſtitur, d. h. der Belehnung von Prälaten von ſeiten der Landesfürſten mit Ring und Stab oder, mit anderen Worten, der Beſetzung von Kirchenämtern durch die Staatsgewalt. Es liegt auf der Hand, was der Papſt damit wollte: den Prieſter von der Familie und demnach von der Geſellſchaft loslöſen, die Kirche völlig vom Staate trennen, d. h. ſie demſelben überordnen. Am einſchneidendſten hat der Cölibatszwang, die den Geiſtlichen gewaltſam aufgenöthigte Eheloſigkeit ſittlich und politiſch gewirkt. Durch die Unmöglichkeit, eine rechtmäßige Ehe einzugehen — die ſogenannte „wilde“ ſah man ihm gerne nach, wenn er es nur



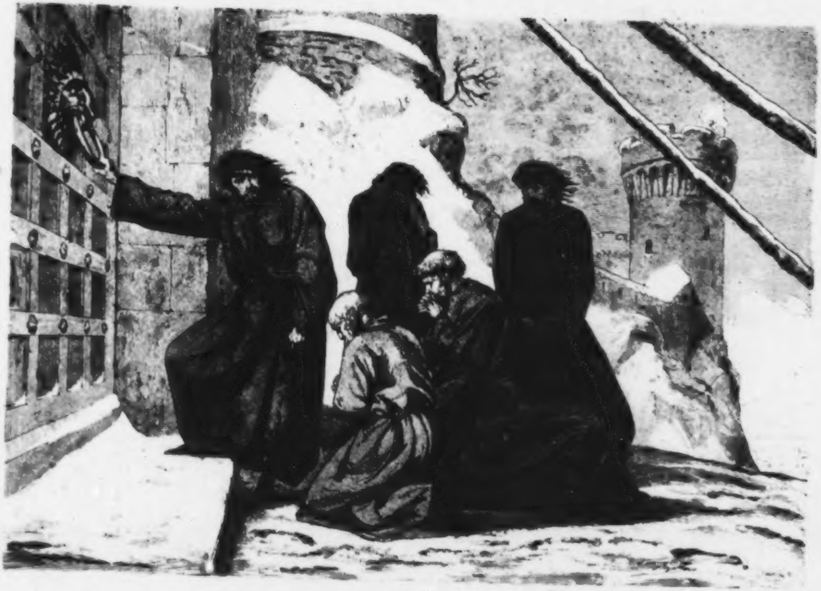
Gregor VII.

nicht gar zu wild trieb — wurde der Prieſter ein der Familie, der Gemeinde, dem Staate, der Heimat und dem Vaterlande entfremdetes Ding, ſo recht ein Ding, eine Sache, d. h. ein willenloſes Werkzeug Roms. Die Volksdummheit, von fanatiſchen Mönchen bearbeitet und gehandhabt, hat vielerorten in Deutſchland den Cölibat gewaltthätig durchſetzen helfen. Später dann, als kein Weib und kein Mädchen vor pfäffiſchen Gelüſten mehr ſicher war, hatten Bauer und Bürger ausgiebige Veranlaſſung, über die Hochwürdigkeit und Verdienſtlichkeit des Cölibats nachzudenken. Es gereicht der deutſchen Kleriſei zu nicht geringem Ruhme, daß ihrer Mehrzahl die ruchloſe Naturwidrigkeit mit Gewalt aufgezwungen werden mußte. Alles, was gut und ehrenfeſt in unſerem Volke, empörte ſich gegen die päpſtliche Machenſchaft. In der Diöceſe Paſſau ließ ein Prieſter eine beredſame Streitſchrift gegen dieſe Machenſchaft ausgehen und bezeichnete ſie ganz richtig als „Wahnſinn". Der Biſchof Otto von Konſtanz hielt gegen dieſen Wahnſinn öffentliche Predigten. Umſonſt. Aber die Oppoſition gegen den Cölibat hat doch da und dort noch lange fortgedauert. Im 12. Jahrhundert waren in Norddeutſchland noch die meiſten Pfarrer rechtmäßig verheiratet und noch im 13. gab es im deutſchen Reiche, z. B. in Schleſien, rechtmäßig verheiratete Prieſter, ſogar verheiratete Biſchöfe. Gregor handelte übrigens bei der Durchſetzung des Cölibatzwanges rein aus politiſchen Gründen. Das dogmatiſche Motiv, welches man ſpäter vorſchob, iſt ihm kaum eingefallen, das Motiv, der Prieſter, welcher in der Meſſe täglich den Herrgott ſchaffe mittels der Konſekration der Hoſtie, dürfe ſich durch die Ehe nicht verunreinigen. Was kann und ſoll denn noch für rein gelten auf Erden, ſo das heiligſte Band, welches Menſchen bindet und die Geſellſchaft zuſammenhält, als eine Verunreinigung geläſtert wird? Der Cölibat der Prieſter hat unberechenbares Unheil über die Menſchheit gebracht, hat zahlloſe Unglückliche gemacht. Wenn dieſe Abſcheulichkeit ſo geduldig ertragen wurde und wird, ſo iſt das wiederum eine Neubekräftigung der alten Wahrheit, daß die Dummheit allzeit das Mächtigſte auf Erden.

Im Jahre 1076 ſtand der Streit zwiſchen Papſt und König ſchon auf ſeiner Zornhöhe. Gregor ließ durch einen Legaten das Reichsoberhaupt nach Rom laden, um ſich über die vielen ihm gegen das Recht und die Ordnung der Kirche ſchuldgegebenen Verbrechen vor dem Statthalter Chriſti zu verantworten. Die Antwort des Königs auf dieſe unerhörte Anmaßung war, daß er durch eine im Januar nach Worms berufene Verſammlung der deutſchen Biſchöfe „den falſchen und meineidigen Mönch Hildebrand" des päpſtlichen Thrones entſetzen ließ. Der Papſt hinwiederum ließ durch eine zu Rom in der Salvatorkirche des Lateran verſammelte Synode römiſcher und mittelitaliſcher Prälaten im Februar den König des Reiches verluſtig erklären, that ihn nebſt allen ſeinen Anhängern in den Kirchenbann und verfluchte ihn feierlich. Die verwitwete Kaiſerin Agnes, Heinrichs Mutter, welche dazumal in Rom weilte, war Ohrenzeugin von ihres Sohnes Verfluchung, welche Kunſt die „Statthalter" deſſen, der da geſprochen: „Liebet die euch haſſen, ſegnet die euch verfolgen!" bis zur höchſten Virtuoſität ausgebildet haben. Freilich, mit dem Chriſtenthum Chriſti kommt man in der Welt nicht ſoweit wie mit dem Chriſtenthum Gregors. Namentlich kommt man mit jenem nicht ſoweit, dem Könige der mächtigſten Nation ſeiner Zeit den Fuß triumphirend auf den Nacken ſetzen zu können. Dazu hat es bekanntlich der ſiebente Gregor gebracht. Der von ihm geſchleuderte Bannſtral war heiß genug, die lockere Löthung des deutſchen Lehensſtaates zu ſchmelzen. Das rebelliſche Junkerthum gab ſich zum Werkzeuge des Todfeindes unſeres Vaterlandes her. Durch klerikale Ränkeſpinner, wie der Biſchof Bukko von Halberſtadt einer war, wurde dieſes Werkzeug zur richtigen Handhabung im päpſtlichen Sinne hergerichtet. Eine große Verſchwörung, deren vorragende fürſtliche Mitglieder die Herzoge Rudolf von Schwaben, Wolf von Baiern, Berthold von Kärnten, der Sachſe Otto von Nordheim und deren geiſtliche Hauptmacher der Erzbiſchof Gerhard von Salzburg und der Biſchof Altmann von Paſſau waren, bildete ſich und trat in Handlung gegen den König. Zu Tribur am Rhein faßten im Oktober von 1076 die Verſchworenen und ihr Anhang den Beſchluß, der gebannte Heinrich müßte ſich als Gebannter der Ausübung ſeiner Königſchaft vorerſt enthalten, und ſo es ihm nicht gelänge, binnen Jahresfriſt durch den Papſt des Bannes geledigt zu werden, ſollte er der Reichskrone gänzlich verluſtig gehen. In ihrer Unterwürfigkeit unter den „heiligen Vater" gingen die Verräther ſoweit, denſelben zu bitten, er möge nach Deutſchland kommen, um den König zu richten. Das vor allem wollte Heinrich abwenden, und da er wahrnahm, daß die Strömung wider ihn, den mit dem Anathem Bebürdeten, zu ſtark wäre, ſo beſchloß er, dem Papſte zuvorzukommen, über die Alpen zu gehen und um jeden Preis ſeine Ledigung von der Bürde des Bannes zu erlangen.

Dieſer Entſchluß hat zu der einzig in der Welthiſtorie daſtehenden Schmachſcene von Kanoſſa geführt, welche in der Geſchichte unſeres Volkes als ein Mahn- und Warnzeichen von furchtbarem Ernſte daſteht. Es iſt die tiefſte Demüthigung geweſen, welche das Deutſchthum vom Romanismus, der Staat von der Kirche jemals zu erdulden gehabt hat, dieſe Unterwerfung des größten Königs der Chriſtenheit unter den Papſt-Mönch Gregor, dies zögernde, ſtolze und bedingungsweiſe Wiederzugnadenaufnehmen von Heinrichs des Dritten Sohn durch den Sohn des Bauers von Roavakum. Aber, reinmenſchlich angeſehen, trägt das, was vom 25. bis zum 27. Januar 1077 vor und in der ſüdlich von Reggio uneinnehmbar aufragenden Felsburg der Gräfin Mathildis — von welcher geſchrieben ſteht, ſie hätte ihren Gaſt, den Papſt, „bewirthet wie Martha und ſeinen Worten gelauſcht wie Maria" — geſchehen iſt, etwas in ſich, was ſelbſt den patriotiſchen Zorn eines Deutſchen zu geſchweigen vermag. Denn es hat ja dannzumal zu Kanoſſa der Geiſt (im Gewande des 11. Jahrhunderts) über die Materie, der Gedanke über die phyſiſche Gewalt, die Idee über das Schwert einen beiſpielloſen Triumph gefeiert. Und die Tage von Kanoſſa markirten ja auch einen Umſchwung der Geſchicke. Von jetzt an ging Gregors Geſtirn abwärts, langſam zwar, aber doch ſtetig abwärts bis zu jenem 25. Maitag von 1085, wo er als Flüchtling zu Salerno ſtarb, ungebeugt und von ſeinem guten Recht überzeugt bis zuletzt, ſo ſehr, daß ſeine letzten Worte geweſen ſein ſollen: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum ſterbe ich im Elend." Heinrich, der Büßer von Kanoſſa, iſt zwar der Rächer des in ſeiner Perſon mißhandelten Staates geworden, indem er im März von 1084 als Sieger in Rom einzog, Gregor den Siebenten abſetzen, Klemens den Dritten ernennen und ſich von dieſem die Kaiſerkrone reichen ließ; aber er blieb ein tiefunglücklicher Mann ſein Lebenlang. Er hat ſich des ihm von den Rebellen geſetzten Gegenkönigs Rudolf erwehrt und die Rebellion ſelbſt gebändigt, aber er mußte das Bitterſte erleben, den Verrath und die Empörung ſeiner eigenen Söhne Konrad und Heinrich. Weltekelvoll iſt er im Auguſt von 1106 geſtorben und die Prieſterſchaft der „Religion der Liebe" hat mit ihrem wilden Haß noch den Todten ins Grab hinein verfolgt.

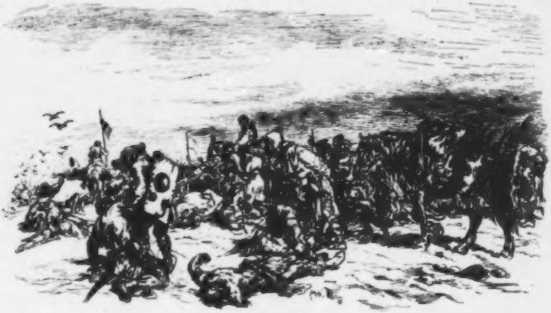
Sein unkindlicher Sohn folgte ihm als Heinrich der Fünfte auf dem deutſchen Königsſtuhl und iſt dann i. J. 1111 zu Rom im Sankt Peter durch Papſt Paſchalis den Zweiten als Kaiſer gekrönt worden. Ein ſchlauer, zäher, durchaus ſkrupelloſer Menſch, dieſer fünfte Heinrich, welcher ſchon durch die Art und Weiſe, wie er den zweiten Paſchalis maßregelte, deutlich kundmachte, daß er aus dem Holze, woraus thatkräftige Deſpoten geſchnitzt werden. Die Fortführung des Kampfes der Kaiſerkrone gegen die Papſttiara hatte er als Erbſchaft von ſeinem Vater überkommen; ebenſo den guten Streit der Staatsordnung gegen die deutſche Adelsanarchie. Beide Fehden hat er wacker geführt, ungeſchreckt durch dreimalige Bannung und Verfluchung von ſeiten Roms. Aber zuletzt mußte er ſich doch zu dem Konkordat von Worms (1122) herbeilaſſen, welches den Inveſtiturſtreit beendigte, dem Weſen nach auf Koſten des Staates. Der Kaiſer ſtarb kinderlos i. J. 1125, und wenn er aufrichtig ſein wollte, mußte er auf ſeinem Sterbebette ſich ſagen, daß der Geiſt, welcher ſeinen Vater beſiegt hatte, der fortwirkende Geiſt



Heinrich IV. in Canoſſa.

Gregors des Siebenten, auch über ihn den Sieg davongetragen habe. Die ſchroffe Loßtrennung der Kleriker von den Laien, die Verkaſtung der Prieſterſchaft, war und blieb eine feſtſtehende Thatſache. Die deutſche Kirche, ein Staat im oder vielmehr über dem Staate, ſtellte ſich, weil die Verfügung über die Biſthümer thatſächlich dem Papſte zuſtand und die Maſſe der deutſchen Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, Mönche, Pfarrer und Kapellane, kurz das ganze ungeheuer zahlreiche und wohlorganiſirte Heer, welches unter der Tonſur marſchirte, als ſeinen oberſten Herrn und Gebieter den Papſt anerkannte, nur noch als eine römiſche Filiale dar. Nach Rom hin trat ſie unterthänig, aber gegen das eigene Land herriſch auf und ſie konnte in Ruhe dieſe gebieteriſche Stellung um ſo mehr behaupten, als ſie allzeit ſicher war, in den deutſchen Fürſten bereitwillige Bundesgenoſſen gegen den König-Kaiſer zu finden, welchem außer ſeiner Hausmacht nur die ungefüge, in der entſcheidenden Stunde gewöhnlich den Dienſt verſagenden Maſchinerie des jetzt vollſtändig ausgebildeten Lehenſtaates zu Gebote ſtand. Im Grunde beruhte die ganze Reichsgewalt nur noch auf dem guten Willen der großen Reichsbarone, der Herzoge und Biſchöfe, der Grafen und Aebte. Allerdings haben thatkräftige Reichshäupter dieſen guten Willen mitunter oder ſogar häufig zu erzwingen gewußt, aber ſo ein Zwang war doch immer ein trauriger Nothbehelf und hielt nie lange vor. Der Feudalſtaat iſt, genau angeſehen, überall nur die organiſirte Anarchie geweſen. Im deutſchen Reiche jedoch wirkte die Lehenſtaatsform oder vielmehr Unform um ſo unheilvoller, als die großen weltlichen Lehen, die Herzogthümer und Grafſchaften, zu Ende des 11. Jahrhunderts ſchon durchgängig erblich geworden waren und die großen geiſtlichen, die Biſthümer und Abteien, thatſächlich durch die römiſche Kurie verliehen wurden. Nun gewann die Macht der Kirche gerade zur ſelben Zeit noch einen ungeheuren Zuwachs durch das Ausbrechen eines der rieſigſten Schwindel, welche jemals die arme Menſchheit erfaßt haben, durch die Kreuzzüge, dieſe umgekehrte Völkerwanderung, welche von der Kirchenverſammlung zu Klermont unter dem Vorſitze von Papſt Urban dem Zweiten i. J. 1095 förmlich beſchloſſen wurde. Die Deutſchen ſchwindelten vorerſt nicht mit. Als i. J. 1096 die zahlloſe Geſindelſchaft, welche Peter der Eremit aus Frankreich nach dem „heiligen Lande“ führen wollte, durch Süddeutſchland zigeunerte, ihren Weg mit Ausſchweifungen aller Art, mit Diebſtahl und Raub markirend, auch aus chriſtlicher Liebe zahlreiche Juden verbrennend, da ſchüttelten unſere Altvorderen ſogar bedenklich die Köpfe zu dieſer neuen Frömmigkeitsmode. Allein ſchon der Führer des erſten geordneten Kreuzzuges, der Lotharinger Gottfried von Bouillon, der Eroberer von Jeruſalem (1099), war ein deutſcher Reichsfürſt. Bald wetteiferten die Deutſchen mit den übrigen chriſtlich-abendländiſchen Völkern im „Kreuzfahren“ und die kriegeriſche Pilgerſchaft, die „liebe Reiſe“ ins heilige Land wurde auch unter unſern Ahnen zu einer ritterlichen Mode, welche ſelbſt dann noch anhielt, als es mit der Eroberung Paläſtina's ein für allemal aus war und die „liebe Reiſe“ ſtatt nach Jeruſalem nach Preußen und Litthauen ging, um dort ſlaviſchen und finniſchen Heiden das Chriſtenthum zu predigen — nicht eben ſanft, aber doch civiliſatoriſch. Alſo haben übrigens bekanntlich im ganzen und großen auch die Kreuzzüge nach dem „gelobten“ Lande gewirkt. Der Zuſammenprall der zwei Glaubenskoloſſe, des chriſtlich-occidentalen und des iſlamiſch-orientalen, ſprühte eine Maſſe von Bildungsfunken über die kreuzfahrenden Völker aus. Der natürliche und der geiſtige Geſichtskreis derſelben erweiterte ſich beträchtlich. Der durch geſteigerten Verbrauch aufgemunterte Handel ſuchte und fand neue Wege. Ein kräftiger Stral morgenländiſcher Phantaſiehelle fiel in die Dumpfheit und Düſterniß abendländiſcher Möncherei. Die Bewohner von Weſt-, Süd- und Mitteleuropa traten mittels gemeinſamer Betheiligung an einem großen Unternehmen wieder in lebhaftere Beziehungen zu einander. Die Schroffheit nationaler Beſonderheit wurde gemildert durch das Gefühl, der chriſtlichen Gemeinſchaft anzugehören. Man lernte ſich beſſer kennen und mehr achten. Man tauſchte ſeine Anſchauungen und Ueberlieferungen, ſeine Sagen und Geſchichten, ſeine Sitten und Bräuche unter einander. Die Chriſtenheit fühlte ſich wie neu beſeelt durch das Bewußtſein, eine einheitliche Welt zu ſein gegenüber der Welt des Jſlam. Das gegen den Mohammedanismus gerichtete Streitprincip zog ſich fortan jahrhundertelang durch die Geſchichte Europa's, ſo recht als eine rothe Schlagader. Die Kreuzzüge, im weiteſten Sinne als Kampf zwiſchen Orient und Occident, zwiſchen der chriſtlichen und der moſlimiſchen Menſchheit gefaßt, haben demnach vielſeitig die europäiſche Kulturarbeit befruchtet. Sie waren auch die Schule der Romantik, deren geiſtige Zeugung die romantiſche Poeſie und Kunſt, deren ſociale Schöpfung das Ritterthum geweſen iſt.

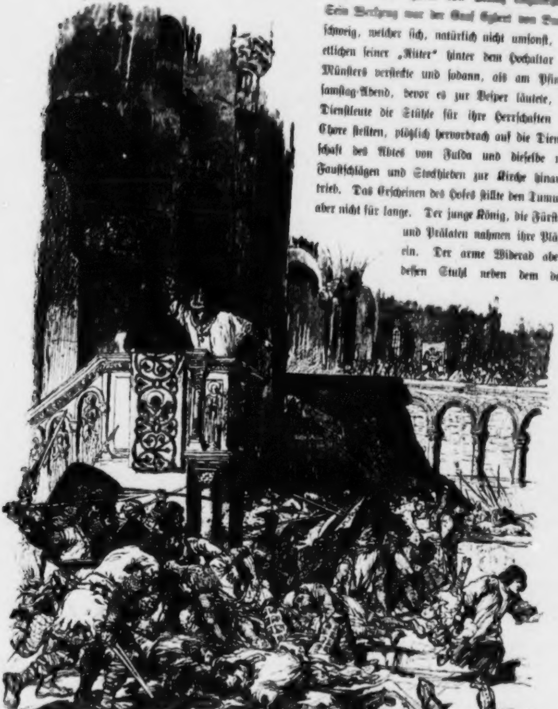
Und, fürwahr, es bedurfte friſcher civiliſatoriſcher Anregungen dazumal! Denn eine wilde, wüſte Zeit war es, dieſes elfte Jahrhundert. In Deutſchland — ſo hat ſich ein mönchiſcher Zeitbuchſchreiber von damals ausgedrückt — „wurden Kirche und Staat verheert und zerſtört durch den Ehrgeiz und die Habſucht der Fürſten und durch die maßloſe Begier der Biſchöfe und Aebte". Die letztere Sorte von



Die Kreuzfahrer.

Reichsbaronen ſtand an roher Händelſucht den weltlichen keineswegs nach. Als Zeugniß ſtehe hier der ärgerliche Handel, welcher zwiſchen dem Biſchof Hezilo von Hildesheim und dem Abte Widerad von Fulda ausgefochten wurde i. J. 1063. An der letzten Weihnacht waren die beiden hochwürdigen und liebſeligen Herren am königlichen Hoflager hart an einander gerathen, maßen Seine abtiſche Hochwürden von Fulda verlangt hatte, ihr Stuhl müßte in der Kirche neben den des Erzbiſchofs von Mainz geſtellt werden, und Seine biſchöfliche Gnaden von Hildesheim das nicht hatte zulaſſen wollen. In Sachen des Ceremoniells und der Etikette ſind ja die deutſchen Großen von jeher außerordentlich kitzlig, gewiſſenhaft und charakterfeſt geweſen. Biſchof Hezilo alſo war Willens, dem ehrſüchtigen Abte von Fulda den Stand- oder vielmehr Sitzpunkt klarzumachen, und als der junge, damals noch nicht dreizehnjährige König Heinrich der Vierte im erwähnten Jahre in der Stadt Goſlar das Pfingſtfeſt feierte, verſchritt er zur thatſächlichen Leiſtung des Beweiſes, daß innerhalb ſeines Sprengels kein Kleriker den Vorrang, Vortritt oder Vorſitz vor ihm beanſpruchen dürfte, den Erzbiſchof von Mainz ausgenommen. Dieſer war auch da, ebenſo der Erzbiſchof Hanno von Köln und eine ganze Menge weltlicher und geiſtlicher Magnaten, wie denn zur Zeit der hohen

Kirchenfeſte die königlichen und kaiſerlichen Hoflager immer von Gäſten voll zu ſein pflegten. Hezilo hatte ſeine Anſtalten getroffen, daß dem halblahmen, hinkenden Widerad die Luſt vergehen ſollte, den Platz neben Siegfried von Mainz einzunehmen. Sein Werkzeug war der Graf Egbert von Braunſchweig, welcher ſich, natürlich nicht umſonſt, mit etlichen ſeiner „Ritter" hinter dem Hochaltar des Münſters verſteckte und ſodann, als am Pfingſtſamſtag-Abend, bevor es zur Veſper läutete, die Dienſtleute die Stühle für ihre Herrſchaften im Chore ſtellten, plötzlich hervorbrach auf die Dienerſchaft des Abtes von Fulda und dieſelbe mit Fauſtſchlägen und Stockhieben zur Kirche hinaustrieb. Das Erſcheinen des Hofes ſtillte den Tumult, aber nicht für lange. Der junge König, die Fürſten und Prälaten nahmen ihre Plätze ein. Der arme Widerad aber, deſſen Stuhl neben dem des



Hezilo's Kirchenſkandal.

Erzbiſchofs von Mainz ſelbſt, mag rathlos umhergeblickt ſein. Der Abenddienſt begann, allein der kaum angeſtimmte" Veſpergeſang wird jäh unterbrochen durch Kampfgeſchrei und Waffenklirren, denn die „Ritter" des Abtes, von den mißhandelten Dienern deſſelben aus ihren Herbergen in der Stadt herbeigerufen, ſtürmen mit entblößten Schwertern herein und werfen ſich auf die Leute des Biſchofs und des braunſchweiger Grafen. Dieſe ziehen ebenfalls blank und ſetzen ſich zur Wehre. Ein wildes Handgemenge beginnt, das Münſter widerhallt vom Geſchrei der Kämpfenden, der Fußboden bedeckt ſich mit Verwundeten und Todten und röthet ſich mit Blut. Der ſtreitbare Hezilo ſchwingt ſich auf die Kanzel und eifert von dort herab „wie ein Kriegstrompeter" die Seinen zu tapferem Streiten an. Was Heiligkeit des Ortes? „Kümmert euch nicht darum!" trompetet der Biſchof — „ich nehme alles auf mich." Vergebens erhebt ſich der junge König, Frieden zu ſtiften. Die Wüthenden achten des königlichen Knaben ebenſo wenig als der Weihe des Ortes. Die Fürſten und Prälaten machen gar keinen Verſuch, den Kampf zu ſchlichten, ſondern ſchaffen nur, daß Heinrich durch die königlichen Dienſtmannen ſchützend umgeben und heil zum Münſter hinaus in ſeine Pfalz gebracht wird. Drinnen behaupten die Hildesheimer und Braunſchweiger ſiegreich den Platz, ſchlagen die Fuldenſer nieder, drängen den Reſt zu den Thüren hinaus und verbarrikadiren dieſelben. Der Anbruch der Nacht macht dem blutigen Aergerniß ein Ende. Die Klagen und Anklagen des geſchlagenen Abtes aber verhallen ungehört. Ja man gibt ihm — ſein Gegner Hezilo war ſehr einflußreich bei Hofe — das ganze Blutbad ſchuld. Die Fuldiſchen ſeien die Angreifer geweſen, hieß es. Hezilo ſprach den Kirchenbann über die Dienſtmannen Widerads aus, ſowohl über die erſchlagenen, als über die davongekommenen. Das Hofgericht legte dem Abt eine ſchwere Geldbuße auf, d. h. die gerade am Hofe herrſchenden Herren, geiſtliche und weltliche plünderten ſchamlos die reiche Abtei Fulda. Ein Theil des erpreßten Geldes floß noch dazu in den Säckel des Biſchofs von Hildesheim, alſo des Urſächers vom goslarer Pfingſtſkandal.

Das iſt nun ſo ein richtiges Sittenbild aus dem 11. Jahrhundert. Wenn es ſchon in der nächſten Umgebung des Hofes, ja in Anweſenheit der königlichen Majeſtät ſo zu- und herging, ſo zu- und hergehen konnte, was alles mußte erſt anderwärts geſchehen können? Wir finden auch nicht, daß die Frauen wahrnehmbar ſänftigend und läuternd in die Wildheit und Wüſtheit der Zeit eingegriffen hätten. Die ehelichen Verhältniſſe wurden insbeſondere in den oberen Ständen noch immer häufig genug in dem leichtfertigen Stile der karlingiſchen Zeit behandelt. Wir wiſſen beiſpielsweiſe, daß Heinrichs des Vierten Gegenkönig Rudolf von Schwaben zur gleichen Zeit mit drei Frauen „rechtmäßig" verheiratet war. An vorragenden Erſcheinungen edler Weiblichkeit hat es jedoch keineswegs gefehlt und ein wahrhaft leuchtendes Vorbild von Hochherzigkeit, Treue und Duldmuth war vor allen Heinrichs Gemahlin Bertha, deren einzige Tochter Agnes, einem der getreueſten Mannen des unglücklichen Kaiſers, dem Ritter Friedrich von Staufen vermählt, die Ahne eines neuen kaiſerlichen Geſchlechtes geworden iſt. Sehr wohlthuend muthet uns auch die Grabſchrift an, welche ein gelehrter Mönch von Reichenau, ein Sohn des oberſchwäbiſchen Grafen Wolfrad, Herimann der Krüppel, i. J. 1052 pietätvoll ſeiner Mutter Hiltrud geſetzt und worin er die Hingegangene genannt hat „die Hilfe und Hoffnung der Ihrigen, die Mutter der Armen und die Zuflucht der Troſtbedürftigen." So habe ſie, „ſanftmüthig, duldſam und friedfertig, nach dem beſcheidenen Theile der Martha geſtrebt", ſei aber doch „das Wohlgefallen von aller Welt" geweſen.

In der Wohnart und Tracht behielt das 11. Jahrhundert die vom 10. überkommenen Grundformen bei. Der Holzbau jedoch wich, was die Behauſungen von Fürſten, Rittern und Prälaten anging, immer mehr dem Steinbau, welcher größere Dauer und Sicherheit gewährte. Die Rückſicht auf dieſe mußte auch die Errichtung von Burgen immer dringender rathſam und nothwendig machen. Denn wer, der es vermochte, hätte ſich dannzumal nicht eine Zufluchtsſtätte bereiten mögen, worin er vor ſeinen Feinden ſich bergen und denſelben Trotz bieten konnte? Wir werden uns ſeines Orts die mittelalterliche Burg von außen und von innen anſehen. Hier vorerſt nur ſoviel, daß ſchon im 11. Jahrhundert die Unterſchiede zwiſchen Höhenburgen und Waſſerburgen einerſeits und zwiſchen Fürſtenburgen und Ritterburgen deutlich hervortraten. Die Männer- wie die Frauentracht zeigte geringe Fortſchritte vom Grellbunten zum Harmoniſcheren. Die Frauenkleidung verblieb bei der Unter- und Obertunika und dem darüber gehängten Mantel, alles faltenlos, ſteif, anmuthslos geſtreckt. Der Männeranzug war ähnlich, mit Hinzunahme der Beinkleider. Die Tunika und der Mantel der Herren reichten beide gleich lang bis über die Knie hinab. Byzantiniſche Leinwand und orientaliſche Seide waren ſammt feinem Pelzwerk die zur Bekleidung der Vornehmen erforderlichen Hauptſtoffe. Sammet- und Seidenſtoffe wurden mittels Gold- und Silberſtickerei noch ſchwerer und koſtbarer gemacht. Herren und Damen liebten es, von Metall- und Steinſchmuck zu ſchimmern und zu klingeln. Mit der Fußbekleidung wurde ſchon großer Luxus getrieben: man trug enganliegende, ſpitzauslaufende Schuhe von gelber, rother, grüner, blauer Seide, mit Riemen von ſarazeniſchem Korduanleder umwunden, auf der Fußbeuge mit Stickerei oder Steinſchmelz verziert. Von modiſchen Geiſtlichen wird ſogar gemeldet, daß ſie oben auf ihren Schuhen kleine Spiegel trugen, um bei jedem Schritt die eigene liebwerthe und hochwürdige Perſönlichkeit immer vor Augen zu haben. So recht zur Barbarei ſchlug die Mode des Jahrhunderts aus, wenn ſie die ſogenannte „getheilte“ Kleidung aufbrachte, welche den Menſchen, insbeſondere den männlichen, von oben bis unten in zwei verſchieden gefärbte Hälften theilte. Auf die Pflege von Haut und Haar wurde große Sorgfalt gewandt. Feine Damen hielten viel auf elfenbeinerne Kämme, führten ſtets kleine Handſpiegel bei ſich und thaten auch Handſchuhe an, nicht von wegen der Kälte, ſondern von wegen der „Zierheit“. Von der Erſcheinung eines großen Herrn bei großen Gelegenheiten in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gibt der um 1080–90 aus Bronce gefertigte Grabdeckel des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben im Dom von Merſeburg eine Vorſtellung. Ungefähr aus der gleichen Zeit iſt uns die Abbildung einer Frau erhalten, welche im Prunkanzuge von dazumal auf einem Thronſtuhl ſitzt, die Wachstafeln, worauf geſchrieben wurde, in der Linken, den Griffel in der Rechten.

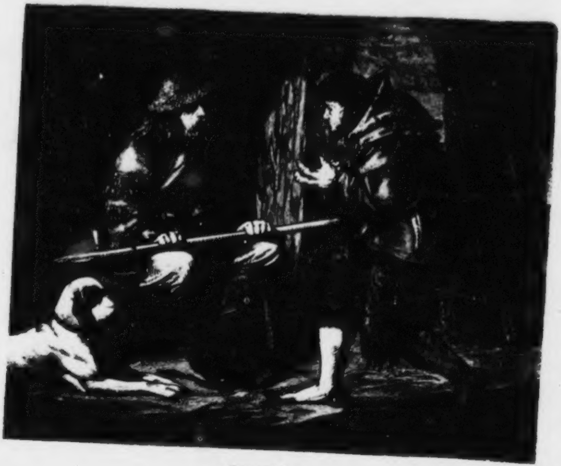
Grabdenkmal Rudolphs von Schwaben im Dom zu Merſeburg.

Dieſer Thronſtuhl weiſ't mit ſeinen ſteifen, eckigen Formen darauf hin, wie ungefüge und unbequem der ganze Hausrath, ſelbſt der Reichen und Großen, in dem Deutſchland des 11. Jahrhunderts noch geweſen ſein muß. In Wahrheit, es iſt nicht zu viel geſagt: zu jener Zeit wohnten, ſchliefen, aßen, tranken und kleideten ſich die Familien der hohen Ariſtokratie bei weitem nicht ſo gut, geſund und bequem wie heutzutage anſtändige Arbeiterfamilien, die etwas auf ſich halten. Der meiſte Komfort mag ſich in Biſchofspfalzen und reichen Abteien vorgefunden haben. Die geiſtlichen Herren hatten ja von jeher den feinſten Spürſinn für alle die guten Sachen, welche im „irdiſchen Jammerthale“ wachſen. Sie wußten ihre „Klauſen“ gar behaglich einzurichten und hatten ſo viel Muße auf die wiſſenſchaftliche Ausbildung ihrer Schlafgemächer und ihrer Kreuzgänge zu verwenden. Ja, bei Biſchöfen und Aebten aß und trank man ſchon unter den Heinrichen ganz vortrefflich. Wir wiſſen das zuverläſſig aus dem „Buch der Segensſprüche“ (liber benedictionum), welches, im 11. Jahrhundert von einem Mönche zu St. Gallen verfaßt, noch jetzt in der dortigen Stiftsbibliothek ſteht. Demnach zeugte der St. Galler Kloſtertiſch von einer ebenſo reichlichen als vielſeitigen Küche, welcher der Keller nicht nachſtand. Auf dem mit verſchiedenen Braten und Kuchen, mit Salz, Gewürzen und Brühen ausgeſtatteten Tiſch erſchienen als erſter Gang die Fiſche, zu welchen auch die Biber (!) gerechnet wurden. Als zweiter kamen die Vögel, von denen 15 Arten namhaft gemacht ſind. Als dritter folgte das Schlachtviehfleiſch, von welchem unſer in Sachen wohlbewanderter Speiſezettelverfaſſer 17 Bereitungsweiſen anzugeben verſteht. Den vierten Gang bildete Wildbrät verſchiedener Art, darunter der Steinbock, der Auerochs und das Wiſent. Vor dem Fleiſche von Pfauen, Schwanen und Enten wird als vor unverdaulichem gewarnt, auch die Haſelnuß als magenſchädlich beiſeite geworfen, dagegen der Knoblauch lebhaft empfohlen. Als Nachtiſch wurden verſchiedene Gemüſe aufgeſtellt, ſowie Obſtſorten, nämlich einheimiſche Birnen und Aepfel und eingeführte Südfrüchte. An Fülle und Verſchiedenheit der Getränke war auch kein Mangel. Es gab da Bier und Meth für das gröbere, ſowie einfachen Wein, gewürzten Wein und mit Honig gekochten Wein für das feinere Bedürfniß.

Bei ſolcher Koſt konnte man wohl die Hände fromm über dem nichts weniger als aſketiſchen Bauche falten und aufrichtig den Geber alles Guten preiſen. Aber von einer Kulturarbeit, wie ſie früher in den Klöſtern gethan wurde, war jetzt wenig oder gar keine Rede mehr. Zwar die lateiniſche Zeitbücherſchreibung, wie die ottoniſche Zeit ſie angegeben, wurde da und dort fortgeſetzt: ſo durch den ſchon erwähnten Mönch Herimann auf der Reichenau und durch den Mönch Lambert zu Hersfeld; allein dieſe Chronikſchreiberei mußte, wie namentlich Lamberts Zeitbuch augenſcheinlich zeigt, einſeitig hierarchiſchen Zwecken dienen und überhaupt war das ganze Wollen und Streben der deutſchen Kleriſei — wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet — nur noch auf die Mehrung von Geld, Gut und Geltung gerichtet. In der Prälatur hat es allerdings nie ganz an unterrichteten, ſittenſtrengen und vaterländiſch geſinnten Klerikern gefehlt; aber die Menge der hohen und der niederen Geiſtlichen wußte nichts von edleren Dingen. Dieſe „hochwürdigen“ Herren verbrachten die ganze Zeit, welche ihnen politiſche Ränke und auf die Ausbeutung der gläubigen Dummheit berechnete fromme Schwänke übrig ließen, auf der Jagd oder am Zechtiſch oder beim Würfelbrett oder im Frauenhaus. Die ſchmerzlichen Klagen, welche die beſſeren der geiſtlichen Zeitgenoſſen über die Zuchtloſigkeit und Verderbtheit ihrer Mittonſurirten angeſtimmt haben, geſtatten hierüber keinen Zweifel.

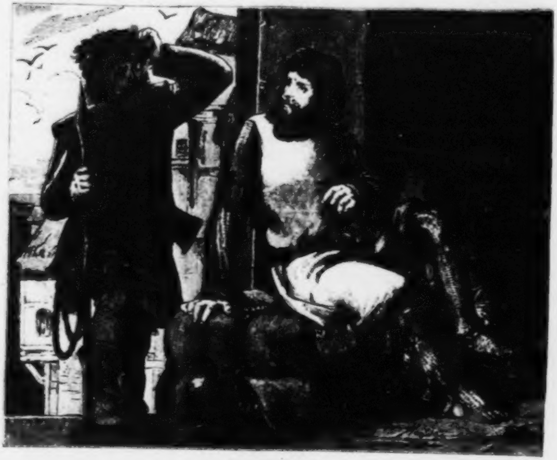
Neben der Geiſtlichkeit, deren Gliederung vom Dorfpfarrer bis zum Fürſten-Erzbiſchof, vom Kloſterbruder bis zum reichsfürſtlichen Abt ſich aufſtufte, und neben dem „hohen“ Adel, den Grafen, Markgrafen und Herzogen, bildete zur Zeit der Heinriche die eigentliche Maſſe der Bevölkerung unſeres Landes die Bauerſchaft und die Ritterſchaft (der „niedere“ Adel). Die Städteburgerſchaft konnte an Zahl nicht mit dieſer, geſchweige mit jener wetteifern. Die Ritterſchaft iſt auch noch zu dieſer Zeit, unter den Heinrichen, nur erſt als Reiterſchaft zu nehmen, wie unter den der Ottonen. Ritter waren entweder die Abkömmlinge der alten Gemeinfreien oder aber die an die Stelle derſelben getretenen Miniſterialen, welche ihrer Heerbannspflicht als reiſige Reiter genügten. Die Bauerſchaft beſtand aus einer Minderzahl von Freibauern und einer Mehrzahl von Knechtebauern. Der freie Bauer war beſitz- und rechtsfähig: er beſaß wirkliches Eigenthum, d. h. ſolches, für welches er niemand zum Dienſt verpflichtet war, welches er verkaufen und vererben konnte; er konnte ferner als Schöffe auf der Gerichtsbank ſitzen und durfte Waffen tragen. Ihm ſtand es zum Zeichen ſeiner Freiheit zu, das Haar lang wachſen zu laſſen, wie der Edelmann that. In Friesland, in Sachſen und Weſtphalen, in Alemannien, inbegriffen die Schweiz, auch längs des bairiſchen und öſtreichiſchen Laufes der Donau ſaßen ſolche Freibauerſchaften, welche an Standesſtolz dem Adel nichts nachgaben, einzig und allein dem Kaiſer und Reiche ſich unterthan fühlten, „Mißheirathen“ mit Unfreien ängſtlich mieden und bei Gelegenheit ſogar dem allmächtigen Pfaffenthum durch die That bewieſen, daß in ihnen noch ein Funke vom altgermaniſch-heidniſchen Trotzfeuer glühte. Die unfreien Bauern — warum deren Anzahl die maſſenhafte war, iſt früher gezeigt worden — mußten ihr Haar kurzgeſchoren tragen, konnten weder Schöffen noch Zeugen ſein, durften ſich nicht beweiben, ohne daß es ihnen ihr Herr erlaubte, durften Waffen nur führen, wenn ſie der Herr mit ins Feld nahm, konnten wirkliches Eigenthum nicht beſitzen und durften ſich von dem Grundſtücke, welches ihnen zur Bebauung angewieſen war, nur entfernen, wenn der Herr es befahl oder geſtattete. Der hörige Bauer — das Wort „leibeigen“ wurde erſt ſpäter, vom 15. Jahrhundert an, bräuchlich — war alſo keine Perſönlichkeit, ſondern eine Sache. Und nicht etwa nur Adelige, ſondern auch Freibauern hatten Hörige. Für die geringſten von dieſen wiederum waren die hörigen Knechte angeſehen, welche nicht eine Hufe Landes als Meier bebauten, ſondern im unmittelbaren Dienſte der Herrſchaft Haus und Hof, Feld und Forſt beſorgten; und doch wurde dieſe tiefſte Stufe der Unfreiheit gar häufig die Staffel zur Freiheit; denn ſo ein Haus- und Hofknecht gelangte, beſonders in fürſtlichen Häuſern, mittels treuer Dienſte nicht allzu ſchwer dazu, durch ſeinen Herrn zum Range eines Ritters erhoben zu werden. Später iſt das viel ſchwieriger, ja wenigſtens in der Theorie unmöglich geworden, weil die Ritterwürde die Ritterbürtigkeit, d. h. die Herkunft von einem Ritter zur Vorausſetzung hatte.

Der Kleriſei, dem Hoch- und Niederadel, der Ritterſchaft und der Bauerſchaft ſtand das Städteburgerthum gegenüber, obzwar daſſelbe urſprünglich aus adeligen und bäuerlichen, aus freien und unfreien Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war. Der Baurgja — dies iſt die älteſte, d. h. gothiſche Lautung des Wortes — der Burger nannte ſich von der Burg, welche ihm Bergung bot. Die deutſchen Städte — von denen aus römiſcher Zeit ſtammenden abgeſehen — ſind demnach in ihrer älteſten Anlage Burgen geweſen, königliche oder biſchöfliche oder fürſtliche Burgen. Solche machten, auch noch mit Hinzunahme von einflußreichen Klöſtern, überall den Kern ſtädtiſcher Gemeinweſen aus. Königliche, biſchöfliche, herzogliche Miniſterialen waren es, aus welchen die erſten Gemeinſchaften der Burger beſtanden. Dazu traten noch ſtandesgleiche Gemeinfreie, welche vom Lande in die werdende Stadt hereinſiedelten. Alle dieſe erſten ſtädtiſchen Anſiedler bildeten mitſammen den Stand der Altburger, der Burgenſes, den Stadtadel, deſſen Mitglieder ſpäter die „Geſchlechter“ hießen oder auch „Glevener“, weil ſie als Hauptwaffe die lange Ritterlanze (die „Gleve“) führten. Lange Zeit hindurch waren nur dieſe Altburger im Beſitze politiſcher Rechte. Die hörigen Bauern und Handwerker, welche ſich im Schutze der Stadtburg anſiedelten, hießen „Schutzburger“ oder von ihrer Waffe, dem kurzen Spieße, „Spießburger“ oder auch „Pfahlburger“, weil ſie anfänglich ihre Behauſungen außerhalb der Umpfählung der eigentlichen Stadt errichten mußten. Auch unter der Burgerſchaft traten demnach die Standesunterſchiede frei und unfrei nicht weniger ſcharf hervor als unter der Bauerſchaft und die Ausgleichung dieſer Gegenſätze hat bekanntlich im ſpäteren Mittelalter innerhalb der Städte die heftigſten Partei- und Klaſſenkämpfe hervorgerufen, deren Reſultat geweſen iſt, daß ſich die ariſtokratiſchen Städterepubliken, mit wenigen Ausnahmen, in demokratiſche umwandelten. Wir werden weiterhin davon hören. Vom Anfang des deutſchen Städteweſens an unterſchied man im übrigen Reichsſtädte und Landſtädte. Die erſteren unterſtanden der Hoheit und Gerichtsbarkeit des König-Kaiſers, die letzteren der eines geiſtlichen oder weltlichen Landesfürſten. Die kaiſerlichen oder biſchöflichen oder fürſtlichen Beamten, welche in den Städten das Hoheitsrecht vertraten und den Gerichten vorſaßen, hießen da Burggrafen, dort Vögte, anderswo Schultheißen. Die Reichsſtädte tagten auf den Reichstagen mit, die Landſtädte auf den Landtagen; denn zu ſolchen parlamentariſch-repräſentativen Einrichtungen ſchrumpften ja allgemach die vorzeitlichen Verſammlungen ſämmtlicher Freien zuſammen. Mit der Volkszahl und dem ſteigenden Wohlſtand in den nahrhaften Städten regte ſich auch mächtig der Unabhängigkeitstrieb. Demzufolge wußten die ſtädtiſchen Gemeinden auf dem Wege von Kauf, Vertrag und Schenkung gewiſſe Hoheitsrechte, wie die Gerichtsbarkeit und das Münzrecht, von ihren Oberherren, den Kaiſern, Fürſten, Biſchöfen, Aebten zu erwerben und gelangten auf dieſer Bahn nach und nach zur Selbſtverwaltung, ſo daß nicht mehr kaiſerliche oder fürſtliche Beamte in den Städten das Regiment führten, ſondern Schöffenräthe, aus den „Geſchlechtern“ gewählt und mit einem „Rathsmeiſter“ oder „Burgermeiſter“ an der Spitze. Jnbetreff des Münzrechtes ſei angemerkt, daß unter den Heinrichen im deutſchen Reiche nur eine Münze geprägt wurde, eine Silbermünze, der Denar, von welchem 12 auf 1 Solidus gingen. Der letztere, ungefähr dem ſpäteren Gulden entſprechend, wurde nicht geprägt, ſondern war nur eine Rechnungsmünze. Kupfermünzen gab es nicht und wurden ſolche bei uns erſt ſpät geprägt, erſt im 16. Jahrhundert. Die cirkulirenden Goldmünzen ſtammten entweder aus merowig'ſcher Zeit oder häufiger waren es byzantiniſche. Der gäng und gäbe Name für Goldſtücke war darum „Byzantiner“.



Freibauer und Bürger.

Jn den aufblühenden Städten fanden neben der Gewerbigkeit und dem Handelsbetrieb auch die aus den verwildernden Klöſtern mehr und mehr entweichenden Wiſſenſchaften und Künſte Zufluchts- und Pflegeſtätten. An die Stellen der Kloſterſchulen, welche ja ein Kardinal des 11. Jahrhunderts, Damiani, aufgehoben wiſſen wollte, maßen ſie „für die Andacht der Mönche ein Störniß wären“ — traten die ſtädtiſchen Domſchulen, wie ſolche namentlich in Lüttich, Straßburg, Mainz, Würzburg, Hildesheim, Osnabrück und Regensburg unter der Leitung von Geiſtlichen, Magiſtern und Scholaſtikern blühten. Selbſtverſtändlich waren auch die Dom- oder Kathedralſchulen, gerade wie die Kloſterſchulen, wenn nicht ausſchließlich, ſo doch vorzugsweiſe für Knaben und Jünglinge beſtimmt, welche Prieſter werden wollten. Hießen doch ſelbſt die mechaniſchen Vorbedingungen aller höheren Geiſteskultur, die Fertigkeiten des Leſens und Schreibens, „geiſtliche Künſte“ (artes clericales), als müßten ſie der Prieſterſchaft vorbehalten bleiben und wären den Laien nicht vonnöthen. Zu Regensburg hatte jener gelehrte Wilhelm, der als Abt von Hirſchau i. J. 1091 geſtorben iſt, die Schule bei St. Emmeran durchgemacht, zweifelsohne den vielſeitigſten Wiſſenden ſeiner Zeit beizuzählen. Er hat zur Unterweiſung ſeiner Zeitgenoſſen eine Art von philoſophiſcher Encyklopädie geſchrieben, woraus wir unter anderem erfahren, wie die gewiegteſten Pädagogen der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts das Studium angefaßt wiſſen wollten. „Die Ordnung im Lernen will — ſagt Wilhelm — daß man, maßen alles Wiſſen auf der Redekunſt beruht, mit dieſer beginne. Sie zerfällt aber in drei Theile: richtig ſchreiben und leſen lehrt die Grammatik, beweiſen lehrt die Dialektik, das Bewieſene in gewählter Rede vortragen lehrt die Rhetorik. Alſo bewehrt und bewaffnet verſchreiten wir zum Studium der Philoſophie, wobei die Methode dieſe iſt, daß man zuerſt im Quadrivium



[illegible] und [illegible].

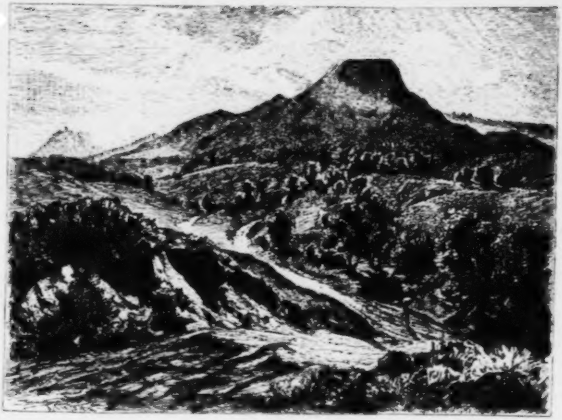
unterrichtet wird und zwar 1) in der Arithmetik, 2) in der Muſik, 3) in der Geometrie, 4) in der Aſtronomie." Dieſer Lehrgang iſt das ganze Mittelalter hindurch der herrſchende geblieben. Die Philoſophie kennzeichnet unſer hirſchauer Abt als „die beſtimmte Erkenntniß der ſichtbaren und der unſichtbaren Welt". Zur letzteren zählt er „den Schöpfer, die Weltſeele, die Engel, die Dämonen und die Menſchenſeele". Bemerkenswerther iſt, wenn er von der Erde ſagt: „Sie iſt der Mittelpunkt der Welt und demnach iſt ſie das unterſte Element, weil ja in allen ſphäriſchen Körpern die Mitte das untere iſt. Die Welt ſieht einem Ei gleich. Die Erde in der Mitte ſtellt den Dotter vor. Ringsher legt ſich das Waſſer, wie das Eiweiß den Dotter umgibt. Um das Waſſer her geht die Luft, wie die Haut um das Eiweiß und zu äußerſt endlich kommt die Feuerſphäre, welche die Eiſchale vorſtellt." Der gute Abt weiß übrigens ſchon und ſagt es ausdrücklich, daß Erde, Waſſer, Luft und Feuer keine „Elemente" ſeien, ſondern vielmehr aus Elementen beſtänden.

Die bei Wilhelm erſt nur angedeutete phyſiſche und moraliſche Weltanſchauung des Mittelalters hat dann im 12. und 13. Jahrhundert durch die „Scholaſtik" ihre Feſtſtellung und Ausbildung gefunden. Dieſe mittelalterliche Philoſophie, für deren Großmeiſter Thomas von Aquino gilt und welche das Fundament für die „Göttliche Komödie" des Dante hergab, machte bekanntlich den Verſuch, das Glauben mit dem Wiſſen zu vermitteln, d. h. das geſammte Denken über den chriſtlichen Dogmenleiſt zu ſpannen oder, mit anderen Worten, das Kameel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu treiben. Dieſe ſogenannte Philoſophie war demnach nichts anderes als dialektiſch aufgeputzte Theologie. Die von ihr aufgeſtellte, entwickelte und vertheidigte Weltanſicht iſt auch in unſerem Lande jahrhundertelang herrſchend geweſen und daher iſt es nur billig, daß wir uns dieſelbe alſo vergegenwärtigen: — In des Weltalls Mitte ſchwebt in Kugelgeſtalt die Erde. Um dieſes Erdcentrum drehen ſich in ſieben über einander aufſteigenden Himmeln die Sonne, der Mond und die fünf Planeten mit verſchiedener Geſchwindigkeit. Die übrigen Geſtirne ſind körperlos und hängen frei im achten Himmelsraume, über welchem ſich eine neunte Sphäre wölbt, der kryſtallene Himmel. Ein zehnter endlich iſt das Empyreum, die Feuerſphäre, welche unbeweglich iſt und der eigentliche „Himmel" heißen muß. Denn allhier thront Gott der Herr mit dem Sohne und mit dem Geiſte. Rings um ihn die Allerſeligſten, die Auserwählten, während die Maſſe der Seligen je nach den verſchiedenen Graden ihrer Würdigkeit in die übrigen neun Himmelsſphären vertheilt iſt. Gott der Herr, von der äußerſten Weltgränze her alles regierend, hat zu ſeinen Boten und Dienern die guten Geiſter, die Engel, deren Anzahl der genannte Thomas von Aquino auf tauſend Milliarden berechnet. Die Erde trägt in ihrem Mittelpunkte die Hölle, allwo der Widergott, der Aftergott, der Teufel, Satan, Lucifer, mit ſeinen Dämonen hauſ't und die Verdammten in ewiger Qual wohnen. Der Teufel und ſeine böſen Geiſter ſind gefallene Engel, welche ihre anerſchaffenen übernatürlichen Kräfte bewahrt haben, aber dieſelben nur noch zur Schädigung des Reiches Gottes und zum Verderben der Menſchen bethätigen. Der Menſch iſt wie die Krone der Schöpfung, ſo auch ihr höchſter Zweck. Seiner wegen iſt die Welt da, und wie ſich Sonne, Mond und Sterne um die Erde drehen, ſo dreht ſich um den Menſchen die geſammte Geiſterwelt. Aber an und für ſich iſt der Menſch nichts, d. h. er iſt von den geiſterhaften Mächten außer ihm abhängig. Die Dämonen ſuchen ihn unabläſſig zum Böſen zu verführen, die Engel ebenſo unabläſſig im Guten zu bewahren. Der große Riß, welcher durch die Welt geht, der Dualismus von Geiſt und Natur, von Kraft und Stoff, von Gut und Bös, von Gott und Teufel, geht auch durch den Menſchen. Er ſchwankt unaufhörlich zwiſchen Chriſtus und Belial. Der Himmel und die Hölle

[illegible]

ſtreiten ſich um ſeine Seele. Das ganze Erdendaſein des Menſchen iſt übrigens nur das Mittel zur Erreichung eines höheren Zweckes, d. h. des Himmels, welcher ja ſeine eigentliche Heimat. Ein Dulder und Büßer auf Erden, ſoll er ſich den Himmel verdienen. Um ihm aber das überhaupt möglich zu machen, hat Gott ſeinen eingeborenen Sohn auf die Erde herabgeſchickt, damit derſelbe durch ſeinen Opfertod die Hölle beſiege und den Menſchen von der Sünde erlöſe und zur Seligkeit befähige.

Die Summe dieſer Weltanſchauung konnte nur der einſeitigſte Spiritualismus ſein und aus dieſem mußte ſich logiſch-nothwendig die ſchroffſte Unduldſamkeit entwickeln. Die Vorausſetzung des ſcholaſtiſchen Syllogismus hieß Gott und die Schlußfolgerung war die Inquiſition.



Der Hohenſtaufen.

5.

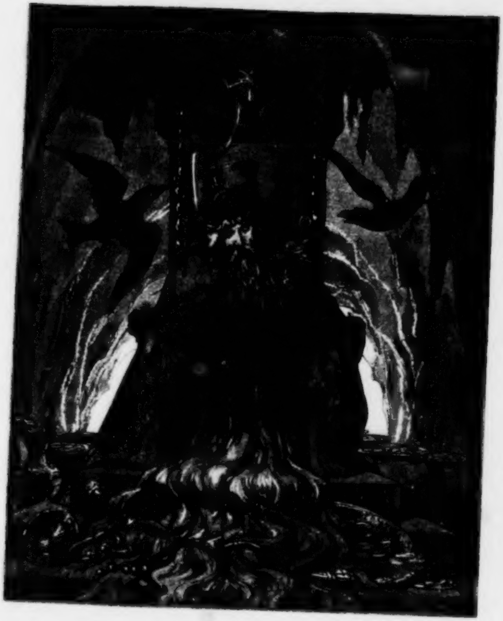
Unter den Friedrichen.

Die Hohenſtaufen! Es ſchwillt ein Klang von Größe aus dem Namen, welcher Erinnerungen weckt, die zu den ſtolzeſten unſeres Volkes gehören. Aber der Triumphton geht in Klagelaute über und dieſe endigen mit einem jähen Schmerzensſchrei. Denn die Geſchichte der Staufer füllt einen hochtragiſchen Akt der Welttragikomödie, — einen hochtragiſchen um ſo mehr, als den Geſchicken des großen Geſchlechtes auch das tragiſche Moment der Schuld nicht fehlte und zur ſchließlichen Sühne dafür gerade jenes ſchuldloſeſte Stauferhaupt fiel, welches am 29. Oktober von 1268 zu Neapel auf das Schaffot rollte.

Die ſtaufiſchen Anfänge ſind dunkel. Das Geſchlecht ſaß bei ſeinem erſten Auftauchen auf einem beſcheidenen Herrenhofe nahe dem ſchwäbiſchen Dorfe Wäſchenbeuren. Darnach nannten ſich auch die Hofbeſitzer Die von Beuren oder Büren. Zu den Adalingen des Landes haben ſie zweifelsohne von altersher gehört, die ihnen ſpäter angedichtete Verwandtſchaft mit den Merowingern und Karlingern aber iſt nur eine Schmeichlerfabel. Das Wachſen des Hauſes an Beſitz und Anſehen bezeichnet die Veränderung ſeines Wohnſitzes. Friedrich von Büren, welcher einen Taufnamen trug, den ſeine zwei größten Nachkommen berühmt machen ſollten, zog um die Mitte des 11. Jahrhunderts mit ſeiner Frau Hildegard aus dem „Wäſcherſchlößle“ bei Wäſchenbeuren auf den Staufen oder Hohenſtaufen, welcher Berg zwiſchen den Thalgeländen der Fils und der Rems in vornehmer Vereinzelung emporragt, der äußerſte Ausläufer vom Aalbuch-Gebirge, dem Hohenrechberg und dem Hohenſtuifen gegenübergeſtellt, gegen Südweſten auf den Bergkranz der Schwäbiſchen Alp ausſchauend, gegen Nordoſten auf jene Hügellehne im Remsthal niederblickend, an welcher das Kloſter Lorch gelegen iſt, allwo ſich die alten Staufer ihre Grabſtätten beſtellten. Denn Staufer oder Die vom Staufen oder Hohenſtaufen nannten ſich fortan Die von Büren, nachdem Friedrich auf dem bezeichneten Berge die Stauferburg erbaut hatte. Sein Sohn, ebenfalls ein Friedrich, war der erſte geſchichtliche Mann des Geſchlechtes. Dem in aller Noth und Gefährde Getreuen gab Kaiſer Heinrich der Vierte ſeine einzige Tochter Agnes zum Weibe und das Herzogthum Schwaben. Als er im Jahr 1105 geſtorben, erbte ſein älterer Sohn Friedrich dieſes Herzogthum, während dem jüngeren, Konrad, ſein kaiſerlicher Ohm Heinrich der Fünfte das Herzogthum Franken verlieh. Alſo in den Kreis der hohen Reichsariſtokratie eingetreten, hatten die Staufer als Blutsverwandte der Salier die nächſte Anwartſchaft auf die deutſche Königskrone. Allein die deutſchen Fürſten, ſtets darauf bedacht, die erbmonarchiſche Feſtigung der königlichen Macht zu hintertreiben, verwarfen das Erbrecht der Staufer und kieſ'ten zum König den Sachſen Lothar von Süpplingenburg. Der Hauptmacher dieſer Wahl war der Erzbiſchof Adalbert von Mainz, ein eifriger Römling und den Staufern ſchon als Enkeln des Büßers und Rächers von Kanoſſa ſpinnefeind. Der ſchlaue Prälat wußte bei dieſer Königswahl auch zum erſtenmal ein Wahlſyſtem in Anwendung zu bringen, welches nachmals zum Kurfürſtenſyſtem entwickelt oder, beſſer geſagt, herabgemindert worden iſt. Denn Adalbert ſetzte es durch, daß ein jeder der vier deutſchen Hauptſtämme, der ſchwäbiſche, fränkiſche, bairiſche und ſächſiſche, zehn Wahlmänner beſtellen ſollte, welche ihrerſeits den König zu küren hätten. Es iſt das eine bedeutſame Neuerung geweſen, ein weiter Schritt zur Oligarchie. Denn bislang hatte, wenigſtens in der Theorie, das bei der Verſammlung der Freien ſtehende Königswahlrecht des Volkes gegolten. Von jetzt an dagegen war es eine vollendete Thatſache, daß die Wahlberechtigung bei einem kleinen Kreiſe weltlicher und geiſtlicher Magnaten ſtand, welcher Kreis beim Abſchluſſe des mittelalterlichen Reichsrechtes bis auf die Siebenzahl von drei geiſtlichen Kur- oder Wahlfürſten (Mainz, Trier, Köln, Pfalz, Sachſen, Böhmen, Brandenburg) ſich verengte.

Nach Lothars Ableben begann der ſtaufiſche Stern mit Glanz emporzuſteigen. Auf dem Reichstage zu Koblenz iſt 1138 der Herzog Konrad als der erſte Staufer zum Könige der Deutſchen gekürt worden. Alsbald wurde die Nebenbuhlerſchaft des großen Hauſes Welf, bei welchem die Herzogthümer Baiern und Sachſen waren, für langehin ein Hauptmotiv der deutſchen Geſchicke und verpflanzten ſich die Parteiloſungen: „Hie Waibling!“ „Hie Welf!“ auch über die Alpen nach Italien hinüber („Ghibellinen“ und „Guelfen“). Der Streit war anfänglich allerdings nur ein dynaſtiſcher, d. h. ein Kampf zwiſchen den zwei mächtigſten Magnatenfamilien um die Vormacht in Deutſchland. Allein ſehr bald erweiterte ſich der Sinn der beiden Kampfrufe. „Hie Waibling!“ hieß dann eigentlich: Staatsmacht und Reichseinheit, „Hie Welf!“: Kirchengewalt und Partikularismus. Welcher Ruf der deutſchere war, liegt auf der Hand. Die welfiſche Partei in Deutſchland befand ſich ja, ſchon als Bundesgenoſſin des römiſchen Erzfeindes, in fortwährender Verrätherei an ihrem Vaterlande und war nie laß und träge, auf päpſtlichen Wink hin die Bürgerkriegswaffen gegen das Reich zu erheben. Zum Unglück unſeres Landes gab die Hauptſchwäche der ſtaufiſchen Politik immer wieder der Welferei freien Spielraum. Dieſe Hauptſchwäche war, daß auch die Staufer den thörichten Heiligen-Römiſchen-Reichstraum weiterträumten, ſtatt den deutſchen Nationalſtaat auf- und auszubauen, und daß ſie ſogar, nachdem des Rothbarts Sohn Heinrich die Normannin Konſtanze gefreit und durch dieſe Heirat das Normannenreich Neapel und Sicilien an ſein Haus gebracht hatte, den Schwerpunkt ihrer Macht nach Italien verlegten. Der raſtloſe Kampf der Kirche wider den Staat, der päpſtlichen Kurie wider die kaiſerliche Krone vermochte aus dieſem Getheiltſein des Stauferthums zwiſchen Deutſchland und Italien immer neue Streitmittel zu ziehen. Auch wußte die Kurie den zweiten Grundfehler der ſtaufiſchen Politik, die entſchiedene Adelstendenz, welche für eine ſo großartige, zugleich nationale und civiliſatoriſche Erſcheinung, wie die ober- und mittelitaliſchen Städterepubliken eine waren, kein Verſtändniß hatte, ebenfalls höchſt geſchickt auszunützen. Die geſchichtliche Betrachtung der menſchlichen Dinge ſoll jedoch ſtets im Auge halten, daß hiſtoriſche Charaktere nach Maßgabe der Lebensbedingungen ihrer Zeiten angeſchaut und beurtheilt werden müſſen, weil eben nur ganz wenige auserwählte Geiſter aus der Gegenwart in die Zukunft vorauszufliegen vermögen, während ſelbſt Männer, die zu den bedeutendſten ihrer Zeitgenoſſen gehören, nur in der ſie umgebenden Gedankenſphäre athmen. Kaiſer Friedrich der Erſte konnte ohne Gewiſſensſkrupel den Arnaldo da Breſcia an den päpſtlichen Scheiterhaufen ausliefern; denn der Arnold war ein Prophet und der Barbaroſſa war nur ein Kaiſer. Friedrich der Zweite iſt gewiß einer der geiſteshellſten Menſchen des Mittelalters geweſen und doch hat er bluttriefende Edikte zur Verſchärfung der Inquiſition erlaſſen, weil ihm die Zeit- und Zweckmäßigkeit dieſer „heiligen“ Einrichtung gar nicht in Frage kam. Die Hohenſtaufen hatten die unglückſelige fixe Idee der Uebertragung des römiſchen Imperium auf die Könige der Deutſchen von den ihnen vorhergegangenen Kaiſerhäuſern als eine Erbſchaft überkommen, welche ſie nur ausſchlagen konnten, ſo ſie ſich über ihre Zeit zu erheben vermochten. Das aber vermochten ſie nicht. Ebenſo wenig vermochten ſie dem eiſernen Gefüge des jetzt vollſtändig entwickelten Lehenſtaates ſich zu entziehen und daher ihre allerdings für ſie ſelber zum Unheil ausgeſchlagene Adelstendenz, welche ſie dem Gedanken unzugänglich machte, mittels der Kraft der aufblühenden Städte der ewigen Junker-Anarchie ein für allemal das Ende zu bereiten. Die in den härteſten Proben bewährte Reichstreue der Städte hätte die Staufer freilich belehren können, wo ihre zuverläſſigſten Stützen zu ſuchen wären. Aber die Menſchen wollten und wollen ja bekanntlich niemals belehrt, ſondern nur belogen ſein, und zwar je plumper, deſto lieber.

So eine plumpſte Lüge, die von dem angeblichen Grabe Jeſu auf einem der Felſenhügel von Jeruſalem, hatte ja auch die Kreuzzüge in Bewegung geſetzt, auf deren kulturgeſchichtliche Bedeutung weiter oben ſchon hingewieſen worden iſt. Auch der erſte deutſche König aus dem Hauſe Hohenſtaufen, Konrad der Dritte, mußte, obzwar widerwillig genug, der Zeitſtrömung nachgeben und nach dem „heiligen Lande“ als Heeresfürſt wallfahren (i. J. 1147), während er als der Realpolitiker, der er war, gar wohl wußte, daß es für ihn daheim Geſcheideres zu thun gab. Bernhard von Clairvaux, der Dichter des edlen Weltverachtungsliedes von der „Vanitas mundi“, ſoll mittels ſeiner flammenden Beredſamkeit den widerſtrebenden Staufer zum Kreuzfahrer gemacht haben. Wahrſcheinlich iſt, daß Konrad der Uebermächtigkeit des Kreuzzugswahnſinns gegenüber dachte: Der Geſcheidere gibt nach. Mitten in dem Getöſe des übrigens durchaus zeitgemäßen, weil in dem Fühlen und Glauben der Menſchen begründeten Kreuzzugsſchwindels geſchah im deutſchen Reiche etwas, das dazumal gewiß nur wenige Menſchen für wichtig anſahen und das doch für Deutſchland von unberechenbarer Wichtigkeit geworden iſt: die Gründung der Mark Brandenburg. König Konrad trennte dieſelbe, nachdem er den Welfen den Meiſter gezeigt, die „Nordmark“ von dem Herzogthum Sachſen und verlieh ſie als „Markgrafſchaft Brandenburg“ an Albrecht den Bären, mit welchem die Sage die Gründung von Berlin in Zuſammenhang bringt. Aus dem armen Sandboden des der ſlaviſchen Barbarei mühſälig abgerungenen Havel- und Spreelandes ſollte, ſo



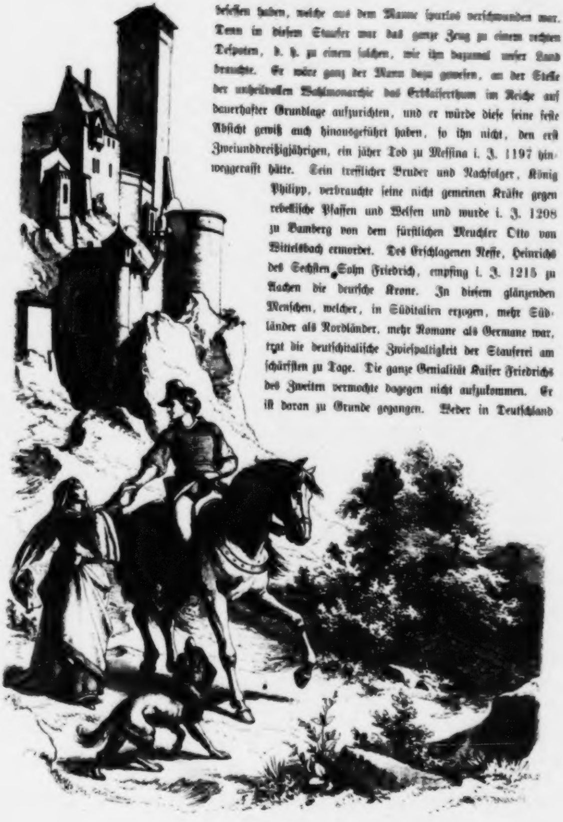
[illegible]

wollten es die deutſchen Geſchicke, eine Zukunftsſaat aufſproſſen, welche erſt in ſpäten Jahrhunderten zur Aehrenreife gelangen konnte.

Konrads Neffe und Nachfolger Friedrich der Erſte, der Rothbart, der Barbaroſſa, wie ihn um ſeines rothblonden Vollbartes willen die Welſchen nannten, ſtellte das mittelalterliche deutſche Imperium noch einmal auf ſeine volle Glanzhöhe. Wie dieſe Helden- und Herrſchergeſtalt der ſtaunenden und ehrfurchtsvollen Erinnerung unſeres Volkes unverwiſchbar ſich eingeprägt hat, beweiſ't rührend die Sage von der Entrückung des großen Kaiſers in den Kyffhäuſerberg und ſeiner dereinſtigen Auferſtehung und Wiederkunft, um des Reiches Herrlichkeit zu erneuen. Aber ein dauerndes Werk hat der Rothbart nicht geſchaffen. Zwar hat er den verrätheriſchen Welfen Heinrich von Sachſen, den ſogenannten Löwen, gebändigt, gerichtet und geſtraft und iſt in das zertrümmerte Mailand als Triumphator eingezogen; aber der deutſchen Adelsanarchie und des italiſchen Städterepublikanismus iſt er darum doch nicht Herr geworden. Ebenſo wenig der päpſtlichen Kurie, welche auch dem gewaltigen Schwaben gegenüber mit Erfolg an der Ungeheuerlichkeit feſthielt, die Kaiſerſchaft ſei nur ein Beneficium, welches der Papſt zu verleihen oder auch zu verweigern habe, — ein Beneficium, was man ebenſo mit „Gnadengeſchenk" als mit „Lehen" verdeutſchen konnte.

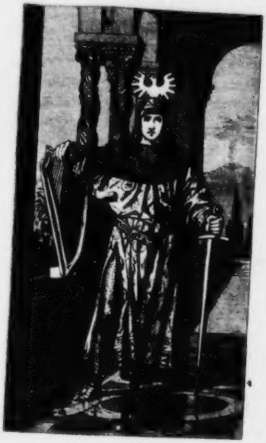
Neben dem vielen Großen, Glänzenden und Geräuſchvollen während der Reichsherrſchaft des Rothbartes geſchah etwas Kleines, Unſcheinbares und Stilles, worauf außer den Nächſtbetheiligten kein Menſch geachtet hat und das dennoch für unſeres Landes Zukunft von größter Bedeutung werden ſollte. Mitteninne zwiſchen den Quellengebieten des Neckars und der Donau ſpringt am Südabhange der Schwäbiſchen Alp ein Felshügel auf, eine kleine Wegſtunde von dem Städtchen Hechingen entfernt. Dieſer Hügel trug auf ſeiner Spitze ſchon im 11. Jahrhundert die Burg Zollern oder Hohenzollern und trägt ſie noch. Die Beſitzer, als deren älteſter Burkard von Zollern i. J. 1061 urkundlich erwähnt wird, gehörten zu den Magnatenfamilien Schwabens. Ein jüngerer Sohn des Hauſes nun, Konrad von Zollern, hat ſo um 1160 herum eines Morgens im Hofe der väterlichen Burg ſein Pferd geſattelt, den gewiß nicht ſehr ſchweren Mantelſack feſtgeſchnallt und iſt, vielleicht von ſeiner weinenden Mutter den Hügel hinab begleitet, in die Fremde geritten, um das Glück zu ſuchen, wie das jüngeren Söhnen zukam. Der junge Glückſucher muß allem nach ein tüchtiger Geſell geweſen ſein, denn er kam als Dienſtmann Kaiſer Friedrichs, an deſſen Hof er gezogen, raſch empor, hat auch im Heiraten Glück gehabt, indem er eine reiche Erbin heimführte, eine Vohburg, und iſt um das Jahr 1170 vom Barbaroſſa zum Burggrafen von Nürnberg gemacht worden. Die ganze Geſchichte dieſes Gründers iſt freilich etwas nebelhaft und die Dämmerung, welche auf den Anfängen der Hohenzollern liegt, weicht erſt mit dem Burggrafen Friedrich dem Dritten von Zollern, in welchem die beiden Linien des Hauſes, die ältere und die jüngere, ihren gemeinſamen Ahnherrn verehren. Die ältere blieb auf den Erbgütern in Schwaben ſitzen und brachte es im Laufe der Jahrhunderte zu den Fürſtenhütlein von Sigmaringen und von Hechingen. Die jüngere fränkiſche wußte ſich ſchon frühzeitig eine glänzendere Bahn zu öffnen. Schon Konrads Urenkel, Burggraf Friedrich der Dritte, ſtellte ſein Geſchlecht in den Kreis der deutſchen Fürſtlichkeit, indem er 1273 das Burggrafenamt zu einem erblichen Burggrafenthum machte. Bald fielen dem Hauſe höhere Ehren zu, denn dieſe Hohenzollern waren ganz die Leute, in Zeiten, wie das 14. und 15. Jahrhundert geweſen ſind, die Glücksgöttin oder, deutſch-mittelalterlich zu ſprechen, die „Frau Sälde" beim Vorüberfliegen reſolut bei der Stirnlocke zu faſſen. Sie hatten auch, ſparſame und geſchäftskundige Herren, die ſie waren, immer Geld, was zu allen Zeiten die größte Tugend unter Menſchen geweſen iſt. Der Scharfblick, die Anſchlägigkeit, der praktiſche Schick und die klingenden Mittel, über was alles die Hohenzollern verfügten, haben unter des Kaiſers Sigismund lotterigem Reichsregiment den Burggrafen Friedrich den Sechſten am 30. April von 1415 zum Markgrafen und Kurfürſten von Brandenburg und zu des Heiligen Römiſchen Reiches Erzkämmerer gemacht. Zweihundert und ſechsundachtzig Jahre ſpäter, am 18. Januar von 1701, ſetzte ſich Kurfürſt Friedrich der Dritte zu Königsberg die Königskrone von Preußen auf und wiederum hundert und ſiebzig Jahre ſpäter, am 18. Januar von 1871, wurde König Wilhelm der Erſte im Schloſſe von Verſailles zum Kaiſer der Deutſchen ausgerufen. Welch ein Aufſchritt von dem Austritt des jungen Glückſchmiedes Konrad an bis zum Kaiſerthron! . . . . .

Noch jung an Jahren gelangte des Rothbartes Sohn, Kaiſer Heinrich der Sechſte, zur Reichsregierung. Wenn das ihm zugeſchriebene Minnelied: „Ich grüße mit Geſang die Süße, die ich meiden nicht will noch mag" — wirklich von ihm herrührt, ſo muß er als Jüngling eine Gemüthsweichheit beſeſſen haben, welche aus dem Manne ſpurlos verſchwunden war. Denn in dieſem Staufer war das ganze Zeug zu einem rechten Deſpoten, d. h. zu einem ſolchen, wie ihn dazumal unſer Land brauchte. Er wäre ganz der Mann dazu geweſen, an der Stelle der unheilvollen Wahlmonarchie das Erbkaiſerthum im Reiche auf dauerhafter Grundlage aufzurichten, und er würde dieſe ſeine feſte Abſicht gewiß auch hinausgeführt haben, ſo ihn nicht, den erſt Zweiunddreißigjährigen, ein jäher Tod zu Meſſina i. J. 1197 hinweggerafft hätte. Sein trefflicher Bruder und Nachfolger, König Philipp, verbrauchte ſeine nicht gemeinen Kräfte gegen rebelliſche Pfaffen und Welfen und wurde i. J. 1208 zu Bamberg von dem fürſtlichen Meuchler Otto von Wittelsbach ermordet. Des Erſchlagenen Neffe, Heinrichs des Sechſten Sohn Friedrich, empfing i. J. 1215 zu Aachen die deutſche Krone. In dieſem glänzenden Menſchen, welcher, in Süditalien erzogen, mehr Südländer als Nordländer, mehr Romane als Germane war, trat die deutſchitaliſche Zwieſpaltigkeit der Stauferei am ſchärfſten zu Tage. Die ganze Genialität Kaiſer Friedrichs des Zweiten vermochte dagegen nicht aufzukommen. Er iſt daran zu Grunde gegangen. Weder in Deutſchland

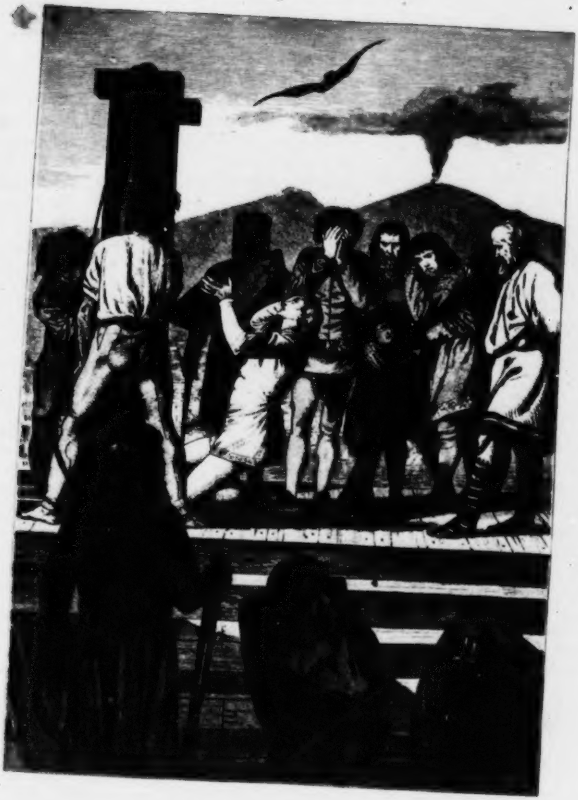


Ausritt Conrads von Zollern.

noch in Italien hat er die Macht ſeines Hauſes neu zu begründen vermocht. Weder das Papſtthum, noch den deutſchen Partikularismus wußte er bleibend zu meiſtern. Dieſer ſchlug noch bei des Kaiſers Lebzeiten wieder einmal zur vollen Anarchie aus, jenes, durch ſo energiſche Prieſter getragen, wie der dritte Innocenz, der neunte Gregor und der vierte Innocenz waren, hielt ſeinen hierarchiſchen Anſpruch auf Univerſalherrſchaft mit Glück aufrecht. Die Tiara duldete die Kaiſerkrone nur noch neben ſich, aber nicht mehr als gleichberechtigt, ſondern als ganz entſchieden untergeordnet. Eitel war alles Ankämpfen Friedrichs gegen dieſe Thatſache geweſen. Als ſich der müde Kaiſer, von welchem der Geſchichtſchreiber der Stadt Rom, Gregorovius, treffend geſagt hat, er ſei „mit allen ſeinen Fehlern und Tugenden der vollſtändigſte und genialſte Menſch des Jahrhunderts und der Repräſentant von deſſen Kultur geweſen", mit dem geiſtvollen Beiſatz, daß Friedrich der Zweite von Preußen, Philoſoph, Poet, Freund der Wiſſenſchaften, Freigeiſt, höchſt verſchlagener Staatsmann und ein Monarch im wahren Sinne des Wortes, „Züge darbiete, welche ſeinem großen Namensvetter porträtähnlich ſeien" — als ſich der müde Kaiſer am 13. December von 1250 zu Ferentinum bei Luceria auf's Sterbebett legte, da mußte er ſich ſagen, daß „der Titanenkampf des Mittelalters", der Streit zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Schwerte, zwiſchen Papſt und Kaiſer, zwiſchen Kirche und Staat zu Gunſten des geiſtlichen Schwertes, des Papſtes und der Kirche entſchieden ſei. Dieſe Entſcheidung war zugleich auch die der Geſchicke des Geſchlechtes der Hohenſtaufen. Kein Haß in der Welt wird jemals an Giftigkeit und Unerbittlichkeit dem Haſſe der Prieſter der „Religion der Liebe" gleichkommen. Er ruhte nicht, bis das verhaßte Haus, welches den Kampf gegen die Prieſterdeſpotie ſo heldiſch gekämpft hatte, mit Stumpf und Stiel ausgerottet war. Friedrichs des Zweiten rechtmäßiger Sohn und Nachfolger im deutſchen Reiche, König Konrad der Vierte, mußte der Anarchie und dem Verrathe weichen und ſtarb im Jahre 1254. Mit ihm hob ſchon in Deutſchland das „Zwiſchenreich" (Interregnum) an, die „kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit". Friedrichs genialer Lieblingsſohn, König Manfred, verlor i. J. 1266 gegen den vom Papſte herbeigerufenen und ausgerüſteten Thronräuber Karl von Anjou bei Benevent Schlacht und Leben. Friedrichs des Zweiten Enkel, Konrads des Vierten Sohn, König Konrad der Junge, von den Italienern Konradino genannt, ſang, dichteriſch begabt wie ſein Urgroßvater und ſein Großvater, daheim in Schwaben das herzige Minnelied: „Ich freue mich der Blumen roth, die uns der Maie bringt." — riß ſich dann aus den Armen ſeiner Mutter los und zog mit ſeinem Freunde, dem Babenberger Friedrich von Oeſtreich, und mit kleiner Heeresmacht über die Alpen in das alte lockende Zauberland, allwo „ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrthe grün und hoch der Lorbeer



Friedrich II.



Konradin von Hohenſtaufen.

ſetzt“, um das Erbe ſeiner Ahnen den Räubern deſſelben abzuſtreiten. Anfangs ſiegreich, iſt er im Thale von Tagliacozzo der ſchlauen Taktik des Uſurpators erlegen, durch den ſchnöden Verrath eines Frangipani, deſſen Haus die Hohenſtaufen mit Wohlthaten überhäuft hatten, dem Anjou überliefert und von dieſem am 29. Oktober von 1268 zu Neapel auf dem Schaffot gemordet worden. „O Mutter, welchen Schmerz bereit' ich dir!“ hat der unglückliche Jüngling ausgerufen, bevor er den Todesſtreich empfing. Friedrichs des Zweiten Tochter Margaretha ſtarb 1270, den mörderiſchen Abſichten ihres wüſten Mannes, des Markgrafen Albert von Meißen, mit Noth entflohen, in der Zufluchtsſtätte, welche die Bürger von Frankfurt treugeſinnt ihr aufgethan hatten, und zwei Jahre nach ihrem Tode erloſch in der Kerkergruft zu Bologna das Leben ihres Bruders, des Königs Enzius, des letzten Hohenſtaufen. So endete das lange, wechſelvolle Trauerſpiel des ſtaufiſchen Hauſes, welches noch keinen ſeiner würdigen Dichter gefunden hat und auch wohl keines Dichters bedarf, weil es in ſeiner geſchichtlichen Thatſächlichkeit ſchon die tragiſche Weihe trägt . . . . .

Der hellſte Glanz- und Glückstag im Daſein des ſtaufiſchen Hauſes war zweifelsohne jener Pfingſttag von 1184, welchen Friedrich der Rothbart zu Mainz feierte. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem großartigſten Feſte der deutſchen Ritterzeit gab die „Schwertleite“ (swertleite), d. h. die Wehrhaftmachung der beiden älteſten Söhne Friedrichs, welche von ihres Vaters eigener Hand den Ritterſchlag erhielten. Da thronte der Imperator des Abendlandes in ſeiner ganzen Macht und Herrlichkeit inmitten der höchſten geiſtlichen und weltlichen Reichsfürſten, welche ihrerſeits Gefolgſchaften von nicht weniger als 70,000 Rittern mitgebracht haben ſollen. Der Rothbart, noch immer ein ſtattlicher Mann von majeſtätiſcher Haltung, betheiligte ſich an den Ritterſpielen in den Turnierſchranken und die Kaiſerin Beatrix, Friedrichs zweite Gemahlin, war wohlberechtigt, als „Königin der Schönheit“ dem Feſte vorzuſitzen. Allen auf uns gekommenen Nachrichten zufolge muß dieſer mainzer Pfingſttag von imponirender Großheit geweſen ſein und ſolche Erſcheinung der Majeſtät deutſcher Kaiſerſchaft entſprach auch der Machtfülle des Reiches zu jener Zeit. Allerdings war die Zeit nicht mehr fern, wo in dem ſchrecklichen Wirrſal des Interregnum die deutſche Monarchie zu Grunde ging und das Reich erſt zu einem lockeren Bundesſtaat und von dieſem zum anarchiſchen Staatenbund abſank; aber in den früheren Stadien dieſes Abſinkens war Deutſchlands Machtſtellung nach außen noch unerſchüttert und dehnte die wachſende Kultur unſeres Volkes namentlich gen Norden und Oſten ſich aus. Schleswig, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg germaniſirten ſich mehr und mehr. Der deutſche Ritterorden vertauſchte ſeine unfruchtbaren Anſtrengungen im ſogenannten heiligen Lande mit der fruchtbaren Beſiedelungsthätigkeit in Preußen und gewann Livland, Kurland und Eſthland dem deutſchen Kulturgebiet. Die Küſten der Oſtſee wurden ebenfalls für dieſes erworben mittels deutſcher Städtegründungen. In Kärnten, in der Steiermark, in der Lauſitz, in Schleſien und in Mähren gewann das Germanenthum der Slaverei mehr und mehr Boden ab. Böhmen war ein deutſches Reichsland und Friedrich der Rothbart hatte auch Polen zur Anerkennung der deutſchen Oberherrlichkeit gezwungen.

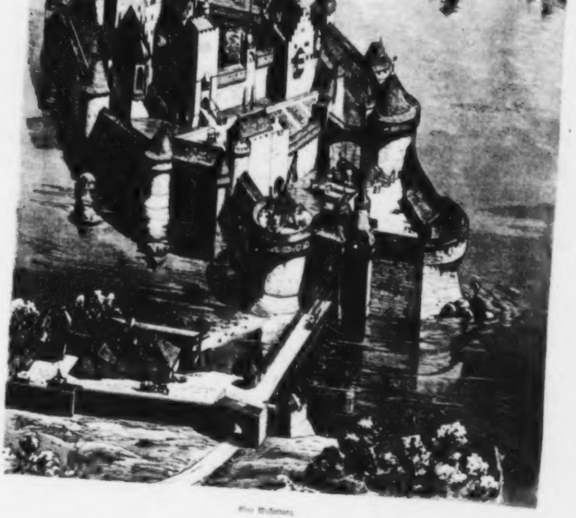
Und wie des Reiches Machtfülle, ſo ließ jene Pfingſtfeier des großen Staufers auch die deutſche Ritterromantik in ihrem Vollglanze ſehen und erwies nach allen Seiten hin die mannigfachen Ergebniſſe der emſigen Kulturarbeit, welche von unſeren Altvorderen im Verlaufe des 12. Jahrhunderts gethan worden. Die Bevölkerung Deutſchlands war zu dieſer Zeit in ſteigender Zunahme begriffen und aus ſelbiger Mehrung der Leute ergab ſich mit Nothwendigkeit eine umfaſſendere und fleißigere Bebauung des Landes, welche ihrerſeits wiederum die altberühmte Fruchtbarkeit der deutſchen Frauen als einen volkswirthſchaftlichen Segen erſcheinen ließ. In den Städten erblühte die handwerkliche Thätigkeit immer vielgeſtaltiger und verband ſich immer häufiger mit der künſtleriſchen. Der Handel vermittelte den erworbenen Wohlſtand mit der Befriedigung der Bedürfniſſe einer ſteigenden Civiliſation. Die Römerzüge und die Kreuzzüge machten ihre Wirkungen unwiderſtehlich geltend. Die aus ihnen entſprungenen Anſchauungen beſeelten und geſtalteten das deutſche Ritterthum, ſowie die demſelben entſprechende Poeſie und Kunſt der deutſch-mittelalterlichen Romantik.

Die Romantik, die romantiſche Weltanſchauung, iſt aus der Berührung von Morgenland und Abendland hervorgegangen. Zuerſt in den Thalen der Provence unter den deutlich nachweisbaren Einflüſſen des hochgebildeten, dem chriſtlichen Europa weit vorangeeilten Mohammedanerthums in Spanien dichteriſch — als Liederkunſt der Troubadours („art de trobar“) — und ſocial — als um Gottes- und Frauenminne werbendes Ritterthum („l'ordre de chevalerie“) — zur beſtimmten Geſtaltung und Entwickelung gelangt, hat die Romantik der geſchichtlichen Wirklichkeit des Mittelalters eine „wundervolle Märchenwelt“ zur Seite geſtellt und der Tageshelle die „mondbeglänzte Zaubernacht“ vorgezogen. Das ganze irdiſche Daſein ſollte — ſo wollte es die romantiſche Doktrin — in Himmelsſehnſucht aufgehen. Natürlich konnte dieſer ſtrenge Idealismus, in welchem die chriſtliche Askeſe in ihrer urſprünglichen Schärfe ſich wieder bethätigte, in der Wirklichkeit nicht durchgeführt werden; immerhin jedoch war das Princip mächtig genug, alle höhere Kultur zu durchtränken und die Vorſtellung von einem chriſtlichen Ritterthum als von einem idealen Orden für einen nicht kleinen Zeitraum zu einem weltgeſchichtlichen Motiv zu machen. Was in Deutſchland während des 10. und 11. Jahrhunderts ein „Ritter“ hieß und bedeutete, iſt früher angegeben worden. Jetzt, vom 12. Jahrhundert an, verband ſich mit dieſer Benennung die Vorſtellung einer chriſtlich-idealiſchen Ritterſchaft, welche die deutſchen Kreuzfahrer aus ihrem Zuſammenſein mit ſpaniſchen, franzöſiſchen und italiſchen Rittern in Paläſtina mitheimgebracht hatten. Mit der Sache waren auch die Formen, die Regeln und Bräuche ritterlicher Lebensführung, aus der Fremde gekommen und wie anderwärts ſäumte auch in Deutſchland die Kirche nicht, der neuen ſocialen Erſcheinung ſich zu bemächtigen und zu bedienen. Als einem Produkte der Kreuzzüge, d. h. des Kampfes zwiſchen Chriſtenthum und Islam, mußte dem Ritterthum ſchon urſprünglich ein religiöſes Element innewohnen. Die Kirche ſuchte daſſelbe zu kräftigen, indem ſie ſich ihre Mitwirkung bei der Aufnahme in den Ritterorden zu ſichern wußte. Das Ritterthum iſt demnach nicht aus deutſchem Boden erwachſen, ſondern als ein aus der Fremde gebrachter Baum in denſelben verpflanzt worden. Er hat Wurzel geſchlagen, Aeſte getrieben, Blüthen getragen und Früchte gereift, aber alledem merkte man doch die Ausländerei an. Den Blüthen und Früchten des Baumes fehlte die volksmäßige Geſundheit und Markigkeit. Es iſt ganz wahr, germaniſche Gemüthstiefe hat manche leere Form des Ritterthums mit edlerem Gehalte zu füllen verſtanden, wie es ja auch dem deutſchen Genius gegeben geweſen, das romantiſche Schönheitsideal dichteriſch zur ſeelvollſten Erſcheinung zu bringen; aber in das deutſche Volksbewußtſein iſt das Ritterthum nicht eingegangen. Es war von Anfang an etwas Gekünſteltes und Ausſchließliches und blieb es, obzwar, wie wir ſehen werden, da und dort ſogar Bauern es ſuchte, die Ritter zu ſpielen und die Formen des ritterlichen Minnedienſtes nachzuäffen, welcher Minnedienſt zwar in Deutſchland nicht ſelten mit herzergreifender Innigkeit gepflegt wurde, aber häufig genug auch, gerade wie anderwärts, zu offenkundiger Zuchtloſigkeit ausſchlug. Idealiſch gefaßt, war das Ritterthum ein ſittlich-ſociales Inſtitut. Denn es begriff ja in ſich das Verhältniß des Ritters zur Kirche, zum Staate (Lehensherrn), zu den Standesgenoſſen und zu den Frauen. Realiſtiſch angeſehen, war es eine Adelsanſtalt, denn vom 12. Jahrhundert an war die Ritterbürtigkeit, d. h. die unmittelbare Abſtammung von einem Ritter, die Vorbedingung der Ritterſchaft, welche jedoch allerdings ausnahmsweiſe auch Nichtadeligen ertheilt werden konnte und wirklich ertheilt wurde. Staatsbürgerliche Rechte, wie der Allod- und der Feod-Adel ſie gab, verlieh das Ritterthum als ſolches nicht, ſondern nur gewiſſe Ehrenrechte. Weil man ſich aber unter der „Ritterehre“ etwas ganz Beſonderes, ſo zu ſagen, die ſublimirte Ehre, die Ehreneſſenz vorſtellte, ſo ſuchten die „Junkherren", und zwar ſtädtiſche wie ländliche, fürſtliche wie dorfmagnatiſche, eifrigſt mittels des Ritterſchlages dieſer Standesehre theilhaft zu werden. Die ritterliche Standesehre ſchuf ſich ein eigenes Geſetzbuch, d. h. eine Zuſammenſtellung der Lehren und Vorſchriften, alſowie mit Rittern und Damen ritterlich zu verkehren ſei. Dieſes Regelbuch der „Courtoiſie" iſt vorzugsweiſe franzöſiſchen Urſprungs, und wie Frankreich überhaupt ſchon im Mittelalter ſeine Moden in die Nachbarländer ausführte, ſo verſorgte es mit ſeiner ritterlichen Sitten- und Anſtandslehre auch die Deutſchen, welche dieſelbe nach ihrem Geſchmacke zuſchnitten und „Höfiſchkeit" nannten. Sachlich ganz paſſend, denn die Höfe der Kaiſer, Könige, Herzoge, Fürſten, Grafen und Biſchöfe waren ja die Lieblingsſtätten ritterlichen Treibens. Das Wort „höfiſch" war übrigens dazumal noch nicht mit der widrigen Nebenbedeutung von heute behaftet. Denn ein höfiſcher Mann und eine höfiſche Frau waren genau das, was wir jetzt unter einem Herrn und unter einer Dame von Bildung verſtehen. Die Ritterſchaft, vom armen Burgſtallbeſitzer bis hinauf zum großmächtigen Kaiſer, machte in Verbindung mit der höheren Geiſtlichkeit im Mittelalter das aus, was wir heutzutage die „Geſellſchaft" oder gar die „Welt" zu nennen pflegen. In den Kreiſen dieſer Geſellſchaft, und zwar vorzugsweiſe in den vornehmeren und vornehmſten, bewegen ſich die Sittenſchildereien, welche ſo reich und farbenhell in den höfiſchen und volksmäßigen Heldengedichten unſerer „mittelhochdeutſchen" oder ſtaufiſch-ſchwäbiſchen Literaturperiode prangen. Wir dürfen denſelben hinſichtlich der Blüthezeit des deutſchen Mittelalters keinen geringeren ſittengeſchichtlichen Werth beilegen, als den homeriſchen Geſängen hinſichtlich der Heroenzeit von Hellas zukommt, und darum muß im folgenden Abſchnitt häufig darauf Bezug genommen werden.

6.

Die Ritterburg.

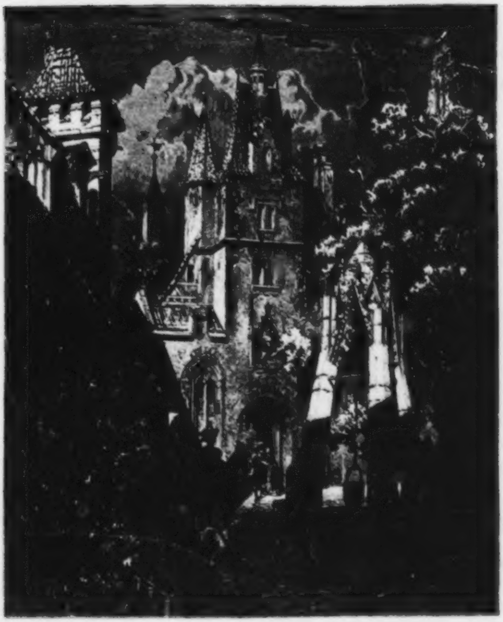
Die „Geſchlechter" (Stadtjunker) in den deutſchen Städten haben erſt im 13. Jahrhundert angefangen, mittels Erſetzung der Holz- und Lehmbauten durch den Steinbau ihren „Höfen" oder „Geſäßen" ein ſtattlicheres Anſehen zu geben. Der Adel auf dem Lande dagegen hatte je nach den Bedürfniſſen und Anſchauungen ſeiner Rangſtellung und Vermögenslage ſchon früher auf die Herſtellung möglichſt feſter Wohnſitze Bedacht nehmen müſſen. Den Hauptunterſchied in der Anlage von Burgen beſtimmte natürlich die Bodenbeſchaffenheit. In dem berg- und hügelreichen Mittel- und Süddeutſchland wurden demnach „Höhenburgen" erbaut, in den Ebenen und Marſchen von Norddeutſchland vorwiegend „Waſſerburgen". Bei jenen beſtand die Wehrfähigkeit in der Benützung von Steilhängen und Fels, bei dieſen in der Verwerthung von Strom, See oder Moor zu Befeſtigungszwecken. Zu dieſer örtlichen Verſchiedenheit der ritterlichen Behauſungen geſellte ſich eine nicht weniger beträchtliche ſtändiſche. Den Kern jeder Burg bildete nämlich ein möglichſt maſſiver Wartthurm, der Bergfried (Berchfrit, Berfredus), ſo genannt, weil er bei Erſtürmungsgefahren den Bewohnern eine letzte Zufluchtsſtätte bot. Aber während bei vornehmeren Ritterſitzen der Bergfried nur ein Theil der Burg war, beſtand gar manche einfache Ritterburg bloß aus dieſem Thurm und einer Ringmauer. Das Leben in ſolchen „Burgſtällen" iſt, vollends in abgelegeneren Gegenden, gewiß das ganze Mittelalter hindurch ärmlich und dürftig geweſen, nur wenig verſchieden von dem Daſein der dem Rittergute zins- und dienſtpflichtigen Bauern. Im



Eine Waſſerburg.

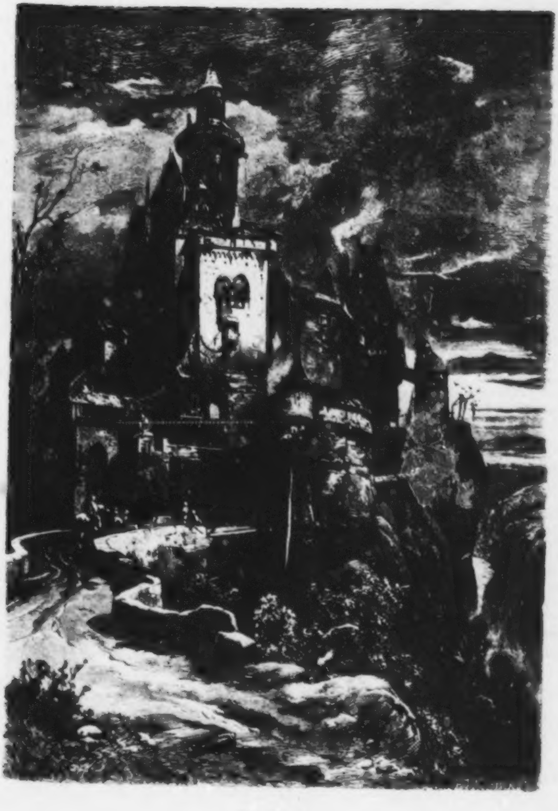
gewöhnlichen Verlaufe der Dinge fiel niemals ein Strahl vom Glanze der Romantik in dieſe engen, finſtern, nur nothdürftig ausgeſtatteten Burgräume, wo die Frauen ein eintönig mühſames Daſein hinſchleppten, mit der Sorge für den Haushalt und für die Erziehung der Kinder beladen, während den Burgherren Jagd und Fehde, ſowie der Zechverkehr mit den Nachbarn und die Einkehr in gaſtfreien Klöſtern immerhin einige Abwechſelung und Zerſtreuung boten.

Ganz anders erſchien das Ritterthum in den „Hofburgen“ oder Pfalzen der großen Barone, der



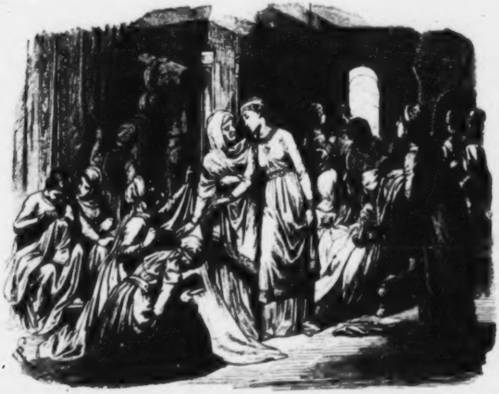
[illegible] einer [illegible]

Fürſten, der Fürſtbiſchöfe und Fürſtäbte. Selbſtverſtändlich bedingten örtliche Umſtände die Grundanlage auch ſolcher Burgen, wie die Vermögens- und Machtverhältniſſe ihrer Beſitzer die größere oder geringere Ausdehnung des Bauwerkes, die Koſtſpieligkeit des Materials und die Abſtufungen in der Pracht der inneren Einrichtung. Indeſſen hatte ſich doch ein beſtimmter Burgbauſtil gebildet, deſſen Grundformen immer wiederkehrten. Demzufolge war eine richtige Ritterburg der ſtattlichen Art ſo gebaut: — Um das ganze Bauwerk her lief eine Ringmauer, benannt die „Zingeln“. In dieſe war das Außenthor eingelaſſen, gewöhnlich von zwei Thürmen flankirt und geſchützt. Hatte man das Außenthor durchſchritten, ſo ſtand man auf dem „Zwinger“ oder „Zwingelhof“, der auch „Viehhof“ hieß, denn hier befanden ſich die Stallungen, die Futtergaden und Getreideſpeicher. Hinter dem Zwinger zog ſich ein tiefer Graben



Ritterburg.

rings um die eigentliche Burg, zu welcher man mittels einer Zugbrücke — bei Waſſerburgen mittels einer Fähre — gelangte. Jenſeits der Brücke war eine Einlaßpforte angebracht, welche mittels Herablaſſen des Fallgatters geſperrt werden konnte. Die Mauerbekrönung über dieſem Thore hieß die „Windberge“, weil daſelbſt das zum Aufziehen und Niederlaſſen der Zugbrücke und des Fallgatters dienende Windwerk geborgen war. Die bedachte Windberge verlängerte ſich rechts und links zu einem Söller, welcher rings um die Burg lief und die „Wehr“ oder die „Letze“ genannt war. Hinter dem Zugbrückethor öffnete ſich ein freier Platz, der eigentliche Burghof, auch „Ehrenhof“ geheißen, mit einem Raſenplatz, mit Blumenbeeten, mit einem Brunnen und mit einer Linde geſchmückt, dem Lieblingsbaum unſerer Altvorderen, denn die höfiſche Kunſtdichtung wie das Volkslied bezeichnen ihn gleichermaßen als ſolchen. Dieſen Hof umſchloſſen die verſchiedenen Burgbautheile. Da waren die Kapelle, die Küche, der Keller, da der Bergfried und das „Palas“ (von palatium). Dieſes Palas oder „Herrenhaus“ iſt die Wohnung der Herrſchaft und zugleich der Feſtraum geweſen. Es enthielt eine große Halle, den Empfangſaal in unſerem Sinne, und verſchiedene Zimmer, „Kemenaten“. Bei Hochzeiten, d. h. bei Feſten — denn jedes Feſt hieß unſeren Ahnen eine hohe Zeit, eine „Hochzeit“, während wir darunter nur noch ein Vermählungsfeſt verſtehen — waren die Wände der Halle mit gewobenen Tapeten („Rückelachen“) beſchlagen, der Fußboden mit Teppichen belegt und mit Blumen beſtreut, auf den längs der Wände ſtehenden Bänken aber lagen Polſter („Kulter“) und Federkiſſen („Pflumiten“). Das Hausgeräthe nahm ſelbſtverſtändlich mit dem Fortſchritt der Civiliſation an Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit zu. Durchſchnittlich iſt jedoch auch noch im ſpäteren Mittelalter der Hausrath ſelbſt in reichen Häuſern mehr dauerhaft als zierlich aus Hartholz gefertigt geweſen. Als Prachtſtücke fanden ſich Lehnſeſſel, aus Maſerholz ſchmuck geſchnitten und gedrechſelt und weich gepolſtert. Auch Tiſche, Stühle, Bänke und Truhen mit reicher Schnitzarbeit. Das Bett — eine der beſten Errungenſchaften menſchlicher Kultur — iſt im 12. Jahrhundert noch ſehr einfach geweſen, wie aus den Bildern des „Hortus deliciarum“ der berühmten Aebtiſſin von Hohenburg im Elſaß, Herrad von Landsberg (ſt. 1195), deutlich zu erſehen. Das auf vier plumpen Füßen ruhende Bettgeſtell hat zumeiſt nur ein Kopfbrett, kein Fußbrett. Das Bett ſelber beſteht aus einer Matratze, welche mit einem weißen oder auch mit einem farbigen Laden umwickelt iſt, und aus einem kleinen viereckigen Kopfkiſſen. Beim Zubettegehen behielt man das Unterkleid an und deckte ſich mit dem Mantel zu. In ſeinem „Parzival“ hat Wolfram von Eſchenbach ein Prachtbett des 13. Jahrhunderts beſchrieben. Es beſtand aus einer großen, mit Sammet überzogenen und mit zwei ſchneeweißen Leilachen bedeckten Matratze und aus einer kleineren, an das Kopfbrett des Bettgeſtells gelehnten und mit goldgeſticktem Seidenzeug überzogenen. Auf der letzteren ruhte das mit Linnen bedeckte „Ohrkiſſen“ und als Decke diente ein mit Hermelin verbrämter Mantel. Genau in demſelben Maße, in welchem das Bett bequemer und wärmer wurde, vereinfachte ſich der Schlafanzug und vom 13. bis ins 15. Jahrhundert gingen Herren und Damen völlig „kleiderblôz“ zu Bette. Abgeſehen von der großen Gaſt- und Feſthalle waren die Gelaſſe in den „Herrenhäuſern“ der Burgen zumeiſt klein, niedrig, mit kalkgetünchten oder mit holzgetäfelten Wänden. Das „Frauenhaus“ oder „Frauenzimmer“ befand ſich entweder im Palas ſelbſt oder war an daſſelbe angebaut. Der ganze Raum hieß die Kemenate oder auch mittelhochdeutſch „der frouwen heimliche“ und war in mindeſtens drei Gemächer getheilt: die eigentliche Familienſtube, zugleich das Schlafgemach der Hausfrau, die Mägdeſchlafkammer und endlich die Werkſtatt, allwo die Herrin mit dem weiblichen Geſinde den vielerlei Arbeiten oblag, welche ihre Pflicht, für die Bekleidung der ſämmtlichen Hausbewohner zu ſorgen, mit ſich brachte. Denn noch im 12. und 13. Jahrhundert unterzogen ſelbſt fürſtliche Frauen ſich dieſer Pflicht in ihrem vollen Umfange, wie dem zur Bezeugung im 6. Abenteuer vom Nibelungenlied alſo geſagt iſt: „Da ließ der König Gunther ſeiner Schweſter melden, daß er und Sigfrid ihr aufwarten wollten. Die Magd empfing die Herren mit Züchten und frug nach ihrem Begehr. Sprach da Gunther: Wir wollen fahren in fremdes Land und bedürfen dazu ſchmucker Gewänder. Da nahm das edle Königkind die beiden Recken bei den Händen und führte ſie zu einem reichen Polſterſitz, und als ſie da mit ihr ſaßen, da ſagte der König: Vielliebe Schweſter, du ſollſt uns helfen. Wir wollen auf Abenteuer fahren nach Brunhilds Land, da müſſen wir uns vor der Fraue ſtattlich ſehen laſſen. Darum beſchafft uns, mir und Sigfrid, Dankwart und Hagen, der Anzüge dreierlei, damit wir an Brunhilds Hofe nicht zu ſchanden werden. Worauf Kriemhild: Ich will für euch thun, was ich kann. Daraufhin nahmen die Herren Urlaub, die ſchöne Königin aber



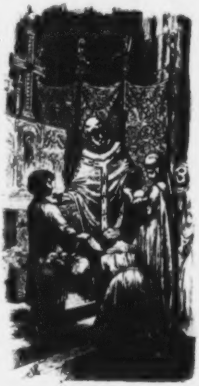
Kriemhild im Kreiſe ihrer Mägde.

berief in ihre Kemenate dreißig ihrer Mägde, ſo zu ſolchem Werke die wägſten waren. In ſchneeweiße Seide aus Arabien und in kleegrüne aus Zazamank ſtickten ſie edles Geſtein. Mit eigner Hand ſchnitt die hehre Kriemhild die Gewänder zu, bei deren Fertigung weder Gold noch Hermelin geſpart wurde. Binnen ſieben Wochen wirkten die waidlichen Jungfrauen das mühſame Werk . . .“ Die Kleiderſtoffe erfuhren vom 12. Jahrhundert an eine außerordentliche Vermehrung und Verfeinerung, maßen die Einfuhr derſelben aus Italien und Spanien, aus Byzanz und Aſien auch die einheimiſche Gewerbthätigkeit zu erfindendem und beſſerndem Wetteifer ſpornte. Beide Geſchlechter kleideten ſich in Leinwand, Wolle und Seide. Das geſchätzteſte Linnen war der auf byzantiniſchen Webſtühlen gefertigte Saben. Seidenſtoffe von mancherlei Gewebe und Farbe trugen die Namen Pfellel, Baldekin, Siglat, Palmat, Purpur, Zindal. Wollenzeuge waren der Barragan, Brunat, Buckeram, Diaſper, Fritſchal, Kamelot, Scharlach, Sei. Für den ſehr ſtarken Verbrauch von Pelzwerk trat der Wildſtand unſerer Wälder ein, welche neben dem Fuchs, Wolf und dem Bären auch der Zobel und Edelmarder durchſtreifte, während an den Waldſtrömen der Biber ſeine Dörfer baute . . . Uns noch einmal flüchtig zum Burgbau zurückwendend, finden wir, daß derſelbe erſt in der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jahrhundert ſeine architektoniſche Vollendung erreichte. In deutſchen Landen gab es viele Hofburgen von großartiger Anlage, künſtleriſcher Ausführung und reicher Ausſtattung. Der bedeutendſten eine war die zwiſchen 1471 und 1483 erbaute Albrechtsburg zu Meißen. Aber ein verwirklichtes Burgideal und zweifelsohne eine der großartigſten und vollendetſten Bauſchöpfungen des Mittelalters überhaupt war das der Hauptſache nach um 1385 ausgebaute Deutſchordensſchloß Marienburg in Weſtpreußen, in welchem der Hochmeiſter ſeinen fürſtlichen Hof hielt, ein eigenartig Gemiſch von Ritterthum und Möncherei. Erſt zu Ende des 15. Jahrhunderts fing jedoch die Wohnlichkeit und Bequemlichkeit im Innern der Herrenburgen der Feſtigkeit und Stattlichkeit des Aeußeren zu entſprechen an. War es doch bis dahin ſelbſt für wohlhabende und ſogar reiche Leute ein unerſchwinglicher Luxus geweſen, Glasfenſter anzuſchaffen, und civiliſirten ſich erſt jetzt die ungefügen und unzulänglichen Heizapparate zu Oefen, welche ſich ſehen laſſen durften und die Wohnräume behaglich zu durchwärmen vermochten. Ohne gutſchließende Glasfenſter und ohne gute Oefen iſt aber bekanntlich in unſerem leidigen, ſogenannten gemäßigten Klima ein menſchenwürdiges Daſein undenkbar.

Was jedoch immer von ſeiten der heutigen Lebensgewohnheiten gegen die Behauſungen der ritterlich-romantiſchen Welt eingewendet werden mag, dieſe Welt wußte ſich darin zu behelfen und ſie hat des Lebens Leid nicht ſchwerer empfunden, wohl aber des Lebens Luſt unbefangener und frohmüthiger genoſſen als wir. Was ſie zuſammen und allen Ausſchreitungen zum Trotz geſund erhielt, war der unaustilgbare germaniſche Familienſinn, welcher unſerem Volke an den gefährlichſten Wendepunkten ſeiner Geſchicke immer wieder aufgeholfen hat. Eine deutſche Frau können wir uns nur als eine gute Mutter denken. Daher rechneten es ſich im Mittelalter die deutſchen Mütter, auch die vornehmſten, zur Freude und zur Ehre, ihre Kinder ſelbſt zu ſtillen. Der große Wolfram hat mit der ihm eigenen naiven Anmuth beſchrieben, wie die Königin Herzeleide, gedenkend, wie Maria, „die höchſte Königin, Jeſu ihre Brüſte bot,“ ihren neugeborenen Sohn Parzival tränkte: —

„Die Königin ohne lange Wahl
Nahm das rothbraune Mal,
Ihres Brüſtleins Zutſcherchen
Und ſchob es in ſein Lutſcherchen;
Selber wollt' ihm Amme ſein,
Die ihn trug im keuſchen Schrein;
Sie erzog ihn an der Bruſt,
Der alles Falſch war unbewußt.“

Durch Wolframs Zeitgenoſſen, Gottfried von Straßburg, erfahren wir, daß die Kinder ſechs Wochen nach ihrer Geburt getauft zu werden pflegten und daß die Mutter ſelbſt die Täuflinge zur Kirche trugen: — „Nun, daß die Fraue gut und rein der Noth geneſen ſollte ſein und ſollte nach ſechs Wochen, wie den Frauen iſt geſprochen, mit ihrem Sohn zur Kirche geh'n, nahm ſie ihn auf die Arme hin und trug ihn ſelbſt mit holdem Sinn zum Gotteshaus, wie ziemlich war, und als ſie chriſtlich zum Altar den Kirchgang angetreten mit Opfern und Gebeten, auch ſchönem Ingeſinde, da war dem kleinen Kinde die heilige Taufhandlung bereit, daß es das Zeichen der Chriſtenheit in Gottes Namen empfinge. Als nun, was Brauch und Sitte iſt beim Taufen, alles bereitet war, da trat der Pfaff, der Täufer, dar und fragte nach dem Kindelein, wie denn ſein Name ſollte ſein.“ War der Täufling ein Mägdlein, ſo ward ihm in der Regel ein nationaldeutſcher Name beigelegt, wie Adelheid, Bertha, Diemuth, Edellind, Guta, Gertrud, Hazicha, Hedwig, Hemma, Heilwig, Hildegard, Hildegund, Kunigund, Mathild, Mechthild, Richinza, Kilind. Daneben kamen allerdings ſchon ſeit dem 8. Jahrhundert die fremden, dem chriſtlichen Heiligenregiſter entlehnten Namen vor und mehr und mehr in Aufnahme. Noch im 12. Jahrhundert überwogen die nationalen Namen, vom 13. an die fremden. Aus bäueriſchen Kreiſen ſind uns in Minneliedern des 13. Jahrhunderts ſehr charakteriſtiſche Frauen- und Mädchennamen überliefert, und zwar in Glimpf und Schimpf. Der erſten Gattung gehören an Engel, Freude, Liebe, Minne, Roſe, Wonne; der zweiten Geiß, Igel, Jutze, Hetze, Matze, Metze. Die erſte Erziehung der Mädchen war in der höfiſchen Geſellſchaft ſelbſtverſtändlich den Müttern anheimgegeben. Die weitere Ausbildung hatte ſtatt entweder im elterlichen Hauſe oder in Nonnenklöſtern oder an befreundeten Fürſtenhöfen. In gut regierten Klöſtern ſtand eine Schulmeiſterin („diu schuole meisterin") dem Unterricht der Zöglinginnen vor. An fürſtlichen Höfen war zu demſelben Zwecke ebenfalls eine „Meiſterin" thätig. Noch im 12. Jahrhundert ſcheint ſich die Erziehung der Mädchen auf die Beibringung von Handfertigkeiten und Haushaltskünſten beſchränkt zu haben. Später, als die hausmütterlichen Scheeren und Nadeln mit dem ſteigenden Kleiderluxus und dem raſchen Modenwechſel nicht mehr zurechtkommen konnten und gewerbsmäßige Schneider und Schneiderinnen die Bekleidungsſorgen übernommen hatten, gewannen Frauen und Mädchen „von Welt" mehr Zeit, auch ihres Geiſtes zu pflegen. Sie wurden demnach in den „geiſtlichen Künſten", d. h. im Leſen und Schreiben unterrichtet und thaten es darin ihren männlichen Standesgenoſſen zuvor, unter welchen dieſe Künſte ſo ſelten waren, daß ſelbſt ein ſo großer Dichter wie Wolfram von Eſchenbach und ein ſo mundfertiger Reimer wie Ulrich von Lichtenſtein weder leſen noch ſchreiben konnten. Der letztgenannte, welchen ich in meiner „Deutſchen Kultur- und Sittengeſchichte" als den deutſchen Don Quijote gekennzeichnet und nachgewieſen habe, ſchildert uns in ſeinen Denkwürdigkeiten in Reimen („Der vrouwen dienest"), welche aber zumeiſt ſehr ungereimt ſind, ſeine komiſche Noth, daß er ein „Büchlein", d. h. einen gereimten Minnebrief, ſo er von ſeiner „Herrin" empfangen, zehn Tage lang ungeleſen laſſen mußte, weil ihm ſein Schreiber und Leſer gerade abhanden war. Wie die ritterlich-höfiſche Welt das Weib als ihren Mittelpunkt betrachtete und daſſelbe, wenigſtens in der Theorie, ſo zu ſagen als ihre Centralſonne verehrte, ſo war die Frau auch der Pol, um welchen die höfiſche Poeſie ſich bewegte. Daher iſt es denn nur billig geweſen, daß die Frauen als Gönnerinnen und Schützerinnen der Literatur ſich hervorthaten. Auf den Tiſchen ihrer Kemenaten müſſen wir uns die zierlich geſchriebenen und bemalten Liederbüchlein der Minneſänger wie die ſchwerfälligen Pergamentbände verſammelt denken, auf deren Blätter die Lieder von der Nibelungen Noth, Hartmanns „Iwein", Wolframs „Parzival" und Gottfrieds „Triſtan" aufgezeichnet waren. Wohlerzogene Frauen und Mädchen verſtanden ſich auf das Singen und Sagen, d. h. auf das mit der Zither oder Harfe begleitete Vorſingen der lyriſchen und

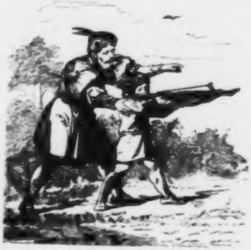


[illegible]

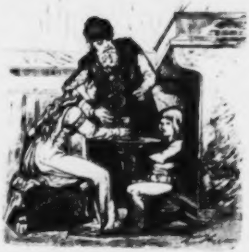
auf das richtig betonte Vorleſen der epiſchen Dichtungen. Von einer gebildeten jungen Dame verlangte
man Geſchicklichkeit in zierlichen Handarbeiten, Fertigkeit im Leſen und Schreiben, im Singen und
Muſiziren, ſowie wohl auch noch Kenntniß der einen oder andern fremden Sprache. Bedeutender ange-
legte weibliche Naturen gaben ſich damit nicht zufrieden, ſondern gelangten zu einer gewiſſen Univerſalität
des Wiſſens, ſoweit dieſe im Mittelalter möglich. Vorragendſte Frauen dieſer Art mußte man in den
Klöſtern ſuchen. Von ihrer Kloſterzelle auf dem Rupertsberge bei Bingen aus übte die geniale, nachmals
heilig geſprochene Aebtiſſin Hildegard (ſt. 1179) einen weitgreifenden Einfluß auf ihre Zeit, in welcher
ſie ſtand wie weiland Veleda in der ihrigen. Es lebte und webte ein Hauch pantheiſtiſcher Weltſeligkeit
in dieſer Seherin, welche mit Päpſten und Königen briefwechſelte und von Friedrich dem Rothbart in
ſeiner Pfalz zu Ingelheim wie ein Weſen höherer Art empfangen und angehört wurde, als ſie ihn
ermahnte, Gerechtigkeit zu üben und ſeine Schuldigkeit als höchſter Herrſcher der Chriſtenheit zu thun.
Sechszehn Jahre nach Hildegard ſtarb die Aebtiſſin von Hohenburg, Herrad von Landsberg, Schülerin
und Nachfolgerin der gelehrten Relindis. Herrad war eine vortreffliche Kloſteroberin und wohl fraglos
die vielſeitigſt gebildete Frau ihrer Zeit. Zeugniß dafür legt ihr lateiniſch verfaßter „Luſtgarten"
(hortus deliciarum) ab, deſſen koſtbare Handſchrift die Beſchießung Straßburgs i. J. 1870 leider im
Feuer aufgehen machte. Das Buch iſt eine Art von Konverſationslexikon für Nonnen, denen es bei-
zubringen unternimmt, was dazumal im Bereiche der Aſtronomie, Geographie, Philoſophie, Theologie,
der Kirchen- und Weltgeſchichte, ſowie der Künſte, für wiſſenswerth galt. Herrad war nicht nur eine
Gelehrtin, ſondern auch eine Dichterin und unter den lateiniſchen Hymnen, welche ſie für ihre hohen-
burger Nönnlein („virgunculae") verfertigte, finden ſich etliche gar nicht unebene. Endlich iſt die gute
Aebtiſſin auch eine Malerin geweſen, welche ihr Buch eigenhändig illuſtrirte, und zwar ſo reich, daß es
eine Hauptquelle für die deutſche Sittengeſchichte des 12. Jahrhunderts geworden.

Die höfiſchen Dichtungen überfließen von Schilderungen weiblicher Schönheit und gehen in der
Beſchreibung und Lobpreiſung einzelner Reize oft ſo weit, als überhaupt möglich. Die Sinnlichkeit ſpielte
bei unſern alten Romantikern eine ſo große Rolle, daß von dem vielgerühmten mittelalterlich-chriſtlichen
Spiritualismus ſehr wenig zu ſpüren iſt. Auch mit den weiblichen Kleidermoden machen uns die Poeten
von damals genau bekannt und ſo wiſſen wir, daß der weibliche Anzug aus vier Hauptſtücken beſtand:
„Pfeit" (Hemd), „Rock" (d. h. Unterrock), „Kürſen" (auch Kurſat oder Kurſit oder Sukenie, d. h. Robe)
und Mantel. Im 13. Jahrhundert eiferten der berühmte Bruder Berchtold und andere Prediger ſchon
heftig gegen den Luxus und die Unzüchtigkeit der Frauenmoden. Die Modedamen verſtanden aus dem
Grunde das Schminken, Malen, Färben, Ausſtopfen und andere Putzkünſte gerade wie heute und ſie
trugen falſche Haare, falſche Buſen und falſche Hüften ganz wie in unſeren Tagen. Wir wollen nun
aber den Meiſter Gottfried von Straßburg, als den kundigſten der kundigen, angehen, daß er uns ſeine
blonde Iſolde in Gala vorführe, als das verwirklichte Ideal einer höfiſchen Dame in Erſcheinung und
Gebaren. Er thut das in jener Scene ſeines großen Gedichtes, wo die Königin Iſot und ihre Tochter,
die „leuchtende Magd Iſold", dem Triſtan vorgeſtellt werden, wobei der Dichter die Verſchiedenheit in
dem Auftreten von Mutter und Tochter, im Benehmen der höfiſchen Frau und der höfiſchen Jungfrau
ſehr fein kennzeichnet. Leicht und ſicher ſchwebt Iſolde neben der Mutter einher, ſchön geſtaltet um und
um, ſchlank und ſchwank „als hätte die Minne ſie gedreht für ſich ſelber zu einem Federſpiel, dem Wunſche
zu einem Endſpiel". Rock und Mantel trug ſie von braunem Sammet und war der Rock an den beiden
Seiten bis zu den Hüften „gefranzet und gezenget" und mittels des Gürtels, der genau lag, „wo er
liegen ſoll", an den Leib „gedränget". Der Rock „ſchmiegte ſich alſo an die Glieder glatt von oben
bis unten überall". Um die Beine her erweiterte er ſich zu reichem Faltenwurf. Der Mantel war

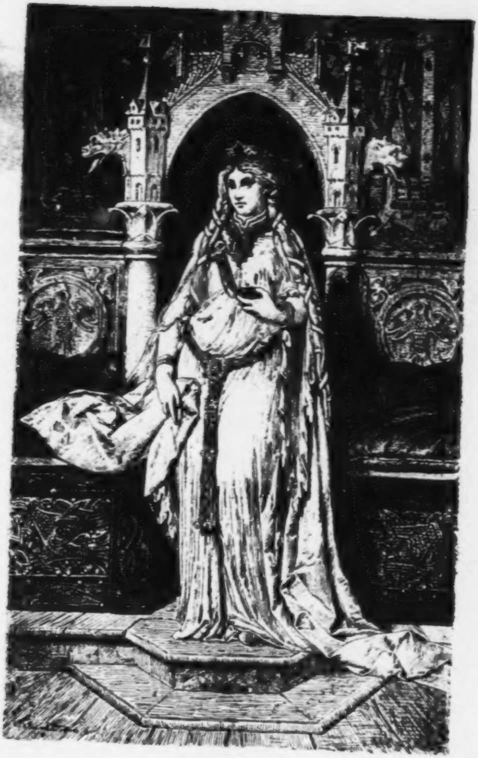
„ganz durchhin“, von außen und innen, mit Hermelinſtreifen durchzogen und hatte einen ſchwarzgrau geſprenkelten Zobelpelzbeſatz. Mittels einer Perlenſchleife war der Mantel vor der Bruſt an die Taſſel (Agraffe) befeſtigt und hier hatte die junge Dame den Daumen der linken Hand eingeſchlagen. Mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand dagegen hielt ſie weiter unten den Mantel zuſammen, ſo daß er reiche Falten um die Füße her bildete und ſein ſeidenes Unterfutter und ſeine reiche Pelzverbrämung zeigte. Auf ihrem Haupte hatte die Prinzeſſin einen ſchmalen, mit Smaragden und Rubinen beſetzten Goldreif ſitzen, welchen aber nur das Gefunkel der Edelſteine verrieth, denn ſonſt wäre das Metall von der Goldblondfülle des Haares nicht zu unterſcheiden geweſen. Froh und ſorgenbar ſchritt Iſolde neben der Mutter einher. Gemeſſen war ihr Gang und Schwang, ihr Schritt weder zu kurz noch zu lang. Aufrecht und freiſam kam ſie gegangen, ſperbergleich, glattgeſtrichen wie ein Papagei. Wie ein Falk auf ſeinem Aſt ließ ſie die Augen ruhig und ſtät umhergehen, und da war Keiner, dem die zwei Spiegel nicht als ſüße Wunder erſchienen wären. Ihrer Schönheit Schein goß ſich als ein Wonne ſpendender Sonnenſtral durch den Sal. Verſchiedenartig aber boten Mutter und Tochter, als ſie mitſammen die Halle entlang wandelten, den Anweſenden ihren Gruß: die Königin grüßte mit Worten, die Prinzeſſin mit ſtummem Neigen; die Mutter ſprach, die Tochter ſchwieg. — Hier hätten wir alſo — hinzugerechnet, daß die blonde Iſolde außer ihrer Mutterſprache auch franzöſiſch und lateiniſch verſtand, leſen und ſchreiben, vielerlei Weiſen ſingen, Zither und Harfe ſpielen, Lieder dichten, Sagen und Märlein erzählen konnte — eine junge Muſterdame vor uns, bei welcher die höfiſche „Moralitas“, d. h. „die Kunſt, die lehret ſchöne Sitten,“ vollkommen angeſchlagen hatte. Vervollſtändigt und ſittlich vertieft wird dieſe Moralitas, wenn in dem bekannten vortrefflichen Lehrgedicht des 13. Jahrhunderts „Der Winsbecke und die Winsbeckin“ die Mutter ihre Tochter alſo unterweiſ't: „Trautes Kind, hochgeſinnt ſollſt du ſein und züchtig ſollſt du leben. Dann wird dein Ruf ein feiner ſein und dein Mädchenkranz dir ſchön ſtehen. Wem Ehre gebührt, dem ſollſt du ehrbaren und ſanften Gruß bieten und ſollſt deine Augen nicht wilde und unehrbare Blicke ſchießen laſſen. Schamhaftigkeit und Maß ſind die zwei Tugenden, mittels welchen wir Frauen hohen Preis erlangen.“ Das inhaltsvolle Wort „Maß“ lehrt bei unſeren größeren



Ritterliche „Jagd“.



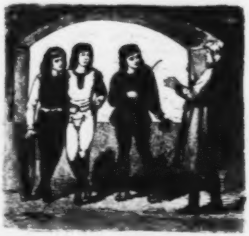
[illegible]

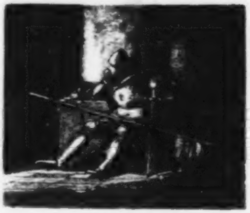


Iſolde.

mittelalterlichen Denkern und Dichtern immer wieder. Walther von der Vogelweide ſagt: „Der Urquell alles Guten, alles Schönen iſt das Trachten nach dem rechten Maß“ — und er bittet die „Frau Maß“, ihm ihren Rath zutheilwerden zu laſſen. Gottfried von Straßburg ſeinerſeits preiſ't „die maze“ als die vollendete Weiblichkeit:

„Von allen Dingen auf dieſer Welt,
Die je der Sonne Licht erhellt,
Iſt keins ſo ſelig wie das Weib,
Das ſtets ſein Leben und ſeinen Leib
Und ſeine Sitten dem Maß ergibt.“


[illegible]

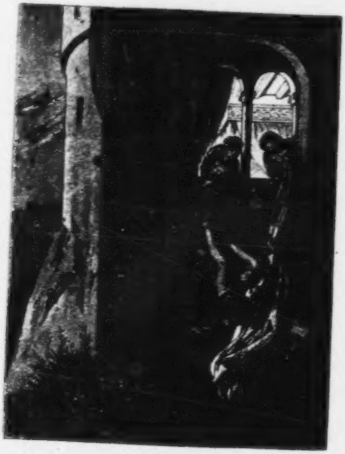

[illegible]

Die Erziehung der Kinder männlichen Geſchlechtes zielte von Anfang an auf die Aneignung ritterlicher Fertigkeiten und höfiſcher Sitten ab, während die „geiſtlichen Künſte“, d. h. alle höhere Geiſteskultur nur ſehr nebenbei beachtet und der perſönlichen Strebſamkeit überlaſſen wurden, ſofern die Söhne adeliger Häuſer, namentlich jüngere, nicht von jugendauf zu Klerikern beſtimmt waren, in welchem ſehr häufigen Falle ſelbſtverſtändlich der kirchliche Unterricht frühzeitig eintrat. Mit dem ſiebenten Lebensjahre wurde der Knabe aus der Frauenkemenate in den männlichen Lebenskreis hinübergeſtellt. Wo der Vater nicht ſelber die Erziehung des Sohnes übernahm, erhielt dieſer einen „Zuchtmeiſter“ oder er wurde bei einem befreundeten Ritter „in die Zucht“ gegeben oder endlich mit anderen ſeiner Alters- und Standesgenoſſen an einem Fürſtenhof erzogen. Die Leibesübungen, Einweiſung in die Künſte der Jagd, des Turniers und des Krieges waren natürlich für die jungen „Edelknechte“, für die „Junkherren“ die Hauptſache. Doch wurden ſie auch im „Chriſtenglauben“, in der höfiſchen Anſtandslehre, im Singen, im Spielen auf der Harfe, der Zither und der Fidel (Geige) unterwieſen. Auch zum Erlernen fremder Sprachen ſuchte man ihnen Gelegenheit zu geben, wie ja auch das Reiſen in fremde Länder ſchon für ein Bildungsmittel galt. Eine edle Seite dieſer ritterlichen Erziehung war, daß man den Jünglingen, ja ſchon den Knaben, das Verhältniß des Mannes zum Weibe in wahrhaft idealiſchem Lichte zu zeigen ſich bemühte und den „Frauendienſt“ (im beſten Sinne des Wortes) als eine unerläßliche Pflicht des höfiſchen Mannes und rechten Ritters darſtellte. Ulrich von Lichtenſtein, welcher i. J. 1222 durch den Herzog Leopold den Glorreichen zum Ritter geſchlagen wurde und nachmals die ritterliche Romantik bis zur groteſken Narrheit überſpannte, berichtet: „Als ich noch ein kleiner Junge war, hört' ich gar oft leſen und ſagen, daß niemand rechte Würde und Ehre zu erwerden vermöchte, wer nicht guten Frauen ſonder Wank dienſtbereit wäre" — und der „Winsbeke" läßt einen Vater ſeinem Sohne rathen:

„Sohn, willſt du zieren deinen Leib,
So daß er ſei dem Unfug gram,
So ehr' und liebe gute Weib'!
Alle Sorgen ſchwenden ſie tugendſam.
Sie ſind der wonnigliche Stamm,
Von dem wir alle ſind geboren.
Der hat nicht Zucht noch rechte Scham,
Der ſolches nicht an ihnen preiſt;
Er iſt zu rechnen zu den Thoren,
Und hätt' er Salomonis Geiſt."

Mit dem vierzehnten Jahre galt die Erziehung des „Junkherrlein" in der „Höfiſchkeit", welche ja keineswegs nur eine Lehre des äußeren Anſtandes, ſondern auch eine ernſte Pflichtenlehre war, für vollendet. Der Jüngling war jetzt wehrfähig und machte als „Knappe" im Dienſte eines Ritters einen praktiſchen Lehrkurſus durch. Seine Knappenzeit verſchaffte ihm kriegeriſche Erfahrungen, lehrte ihn, da ſie ihn ja wohl auch mit ſeinem kreuzfahrenden Herrn ins „heilige" Land oder ins „heidniſche Preußenland" oder mit einem kaiſerlichen „Römerzug" ins ſonnige Welſchland führte, Welt und Menſchen kennen, bot ihm Gelegenheit, die Tüchtigkeit von Kopf und Hand zu bewähren, weihte ihn nicht ſelten in die Geſchäfte des Staates und in die Geheimniſſe der Höfe ein. Nach alſo beſtandener Probezeit that ſich ihm bei einer paſſenden Gelegenheit der Kreis der Ritterſchaft auf, indem er den Ritterſchlag erhielt, was in einfacher Form vor einer anhebenden Schlacht oder nach errungenem Sieg auf der Walſtatt, in feierlicher bei großen Hof- und Kirchenfeſten vor ſich ging. Im letzteren Falle lag es dem Knappen ob, mittels andächtiger nächtlicher „Waffenwacht" in einer Kirche oder Kapelle, wie mittels Beichte und Abendmahl, gehörig ſich vorzubereiten. War dies gethan, ſo reichte ein Prieſter dem vor dem Altar knieenden und mit einem weißen Gewande angethanen Kandidaten das Ritterſchwert. Hierauf hatte er in einer Verſammlung von Rittern und Damen die Rittergelübde zu leiſten, welche darauf gingen, die Kirche zu ſchützen, dem Lehensherren treu, hold und gewärtig zu ſein, keine ungerechte Fehde zu beginnen, Witwen und Waiſen zu ſchirmen, die Frauen zu ehren. Nach geleiſtetem Gelöbniß that man ihm Panzer, Halsberge, Arm- und Beinſchienen an, ſchnallte die goldenen Sporen an ſeine Ferſen, legte das Wehrgehenk um ſeine Hüfte und alſo angethan empfing er knieend von der Hand eines Ritters den Ritterſchlag, d. h. drei mit der flachen Klinge auf die Schulter gegebene Schläge. Dem Neugeritterten reichte man ſchließlich Helm, Schild und Lanze dar und führte ihm ſein Roß vor, auf daß er ſich in voller Wehr und ohne den Steigbügel zu berühren ſchwingen mußte, um es reiterkunſtgemäß im Kreiſe zu tummeln. Den ethiſchen Sinn des Ritterſchlages hat Gottfried angegeben da, wo er in ſeiner ſchönen Schilderung von Triſtans „Schwertleite" den alten Marke zu ſeinem Neffen ſagen läßt: „Nun dir das Schwert geſegnet iſt und nun du Ritter worden biſt, ſo erwäge den Ritterpreis zumeiſt und auch dich ſelber, wer du ſei'ſt, deine Geburt und Edelkeit habe vor Augen allezeit. Sei demüthig und ohne Trug, ſei wahrhaft, halte Zucht und Fug, ſei immer gegen Arme gut und gegen Reiche hochgemuth, ziere und werthe deinen Leib, ehre und ſchirme jedes Weib, der Welt ſei mild und ſei getreu, deine Milde und Treue ſei immer neu!"

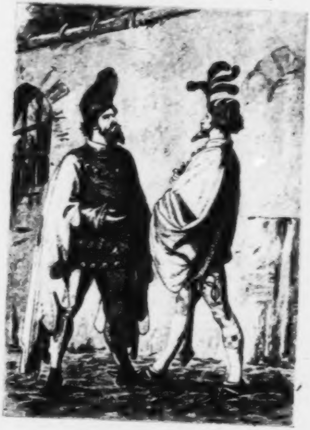
Der junge Ritter hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich eine „Herrin", Mädchen oder Frau, zu erwählen, welcher er nach allen Regeln der Höfiſchkeit ſeinen Minnedienſt weihte. Hierbei iſt anzumerken, daß dieſer Frauendienſt keineswegs immer oder auch nur zumeiſt in den Schranken einer platoniſchen Anbetung ſich hielt, ſondern auf die Erlangung von ſehr realem „Minneſold“ abzielte. Zahlloſe Beiſpiele aus unſerer mittelhochdeutſchen Literatur beſtätigen das. Selbſt bei dem ernſten und keuſchen Wolfram erſcheint im „Parzival“ das Verhältniß der beiden Geſchlechter häufig genug als ein leichtfertiges. Hinwiederum hat aber derſelbe Wolfram in den auf uns gekommenen Bruchſtücken ſeines „Titurel“ der lauteren Minne ein wunderbar ſchönes Denkmal geſtiftet. Daſſelbe beſteht aus den herrlichen Strophen, in welchen das Erwachen der Liebe in den Herzen des jungen Schionatulander und der jungen Sigune und die Sehnſucht, welche ſie zu einander zieht, geſchildert iſt. Nur ganz weniges beim Homer, beim Shakeſpeare und beim Göthe kommt an Innigkeit, Zartheit und Naturwahrheit dieſer Offenbarung echteſter Poeſie gleich. Die ganze Frivolität des ritterlichen Minnedienſtes dagegen legt ſich mit breitſpuriger Selbſtgefälligkeit dar in den Denkwürdigkeiten Ulrichs von Lichtenſtein, des mehrerwähnten deutſchen Don Quijote, welcher ja ein verheirateter Mann war, aber trotzdem, einer anderen Frau, ſeiner „Herrin“ zu dienen, die verrückteſten Abenteuer aufſuchte und zu ſeiner rechtmäßigen Ehefrau nur heimkehrte, wann er, verwundet oder wenigſtens tüchtig durchgebläut, ihrer Pflege bedurfte. Ulrichs „Frauendienſt“ beweiſ't, daß die Ritterromantik mitunter zur blanken Narrheit ausgeſchlagen iſt. Auch zeigt das Buch, wie unbarmherzig geſcheide „Herrinnen“ oft mit ihren närriſchen Minnedienſtmannen



Ulrich von Lichtenſtein's großes Abenteuer.

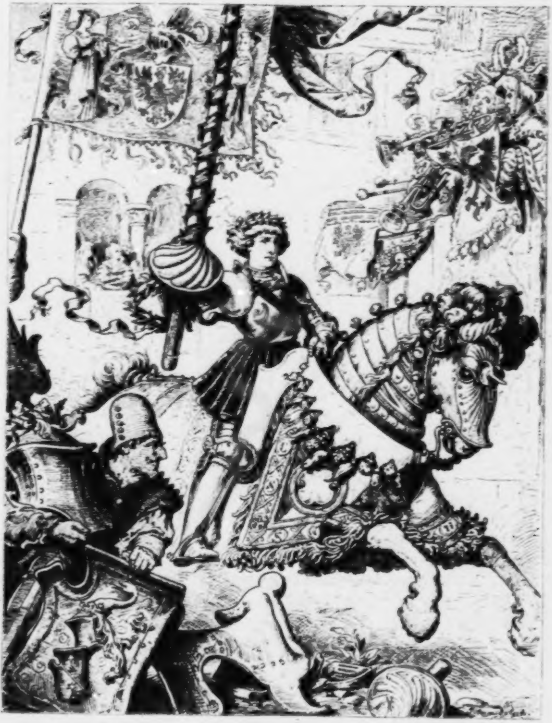
umſprangen. Der gefährliche Spaß, welchen ſich Ulrichs Herrin mit dem armen „Minnerlein“ machte, als dieſer endlich die Stunde der Auszahlung des Minneſoldes gekommen glaubte, gehört zu den tollſten Schwänken des Mittelalters.

Ein richtiger „Minner“ wußte ſchon in der Farbenwahl zu ſeinem Anzug den Leuten kundzugeben, wie es zwiſchen ihm und ſeiner Herrin beſtellt wäre. Denn die verſchiedenen Farben ſymboliſirten die verſchiedenen Stadien des Minnedrama's. Wir haben ein mittelhochdeutſches Gedicht „Von den Farben“, worin ſich eine Geminnte bitterlich beklagt, daß ihr Ritter ſich gelb kleidete. Denn gelb war ſo zu ſagen

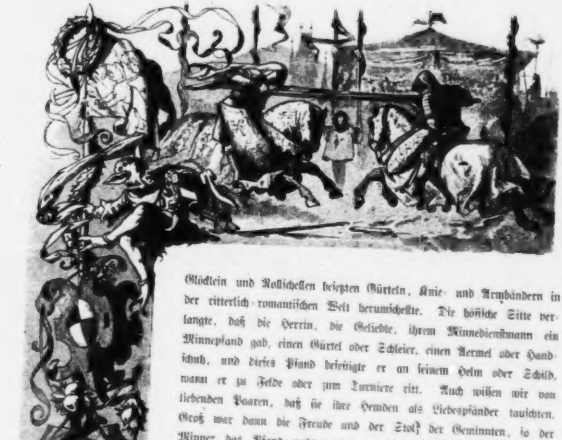


Schnabelſchuhe und Schellentracht

die Quittung für das vollwichtig empfangene Gold des Minneſoldes. Uebrigens wechſelten auch in der männlichen Tracht wie in der weiblichen die Moden raſch. Stehend blieben bis zum Aufkommen der ſogenannten ſpaniſchen Tracht im 15. und 16. Jahrhundert nur die drei Hauptſtücke der Männerkleidung: Beinkleid, Leibrock und Mantel. Die „gezattelten“ und die „geſchlitzten“ Kleider waren Barockheiten, welche zu den noch größeren der Pluderhoſen und Pluderärmel hinüberleiteten. Am Ende des 12. Jahrhunderts begegnet uns die ritterliche Mode, das Wappenthier des Geſchlechtes auf einem oder mehreren Theilen des Anzugs geſtickt zu tragen. Vom 13. Jahrhundert an wurde mit Baretten, Hüten und Schuhzeug ein großer Luxus getrieben, wie ſelbſtverſtändlich auch mit reichverzierten Waffen. Modiſche Verrücktheiten erſter Sorte waren die „Schnabelſchuhe“, welche ſchon im 11. Jahrhundert auf und noch im 15. vorkamen, und die „Schellentracht“, die zur letztgenannten Zeit in Geſtalt von mit

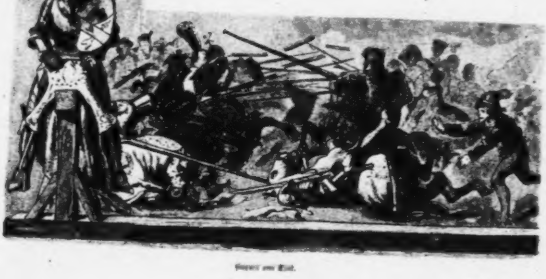


Der Sieger im Turnier.



Glöcklein und Rollſchellen beſetzten Gürteln, Knie- und Armbändern in der ritterlich-romantiſchen Welt herumſchellte. Die höfiſche Sitte verlangte, daß die Herrin, die Geliebte, ihrem Minnedienſtmann ein Minnepfand gab, einen Gürtel oder Schleier, einen Aermel oder Handſchuh, und dieſes Pfand befeſtigte er an ſeinem Helm oder Schild, wann er zu Felde oder zum Turniere ritt. Auch wiſſen wir von liebenden Paaren, daß ſie ihre Hemden als Liebespfänder tauſchten. Groß war dann die Freude und der Stolz der Geminnten, ſo der Minner das Pfand recht zerhauen und zerſtochen aus dem Kampfe heimbrachte. Aber die höchſte Befriedigung weiblicher Eitelkeit mag es doch geweſen ſein, falls eine Dame bei einem Feſtturnier zur „Königin der Schönheit“ erleſen wurde, um den Siegern, worunter ja auch der eigene Geliebte ſein mochte, die Turnierpreiſe auszuhändigen.

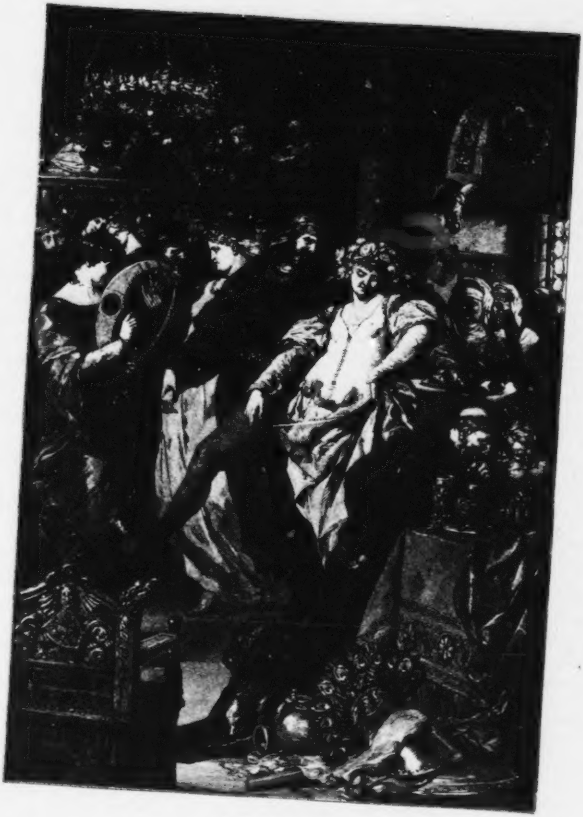
Das Turnier (vom franzöſiſchen tourner) iſt das allbekannte



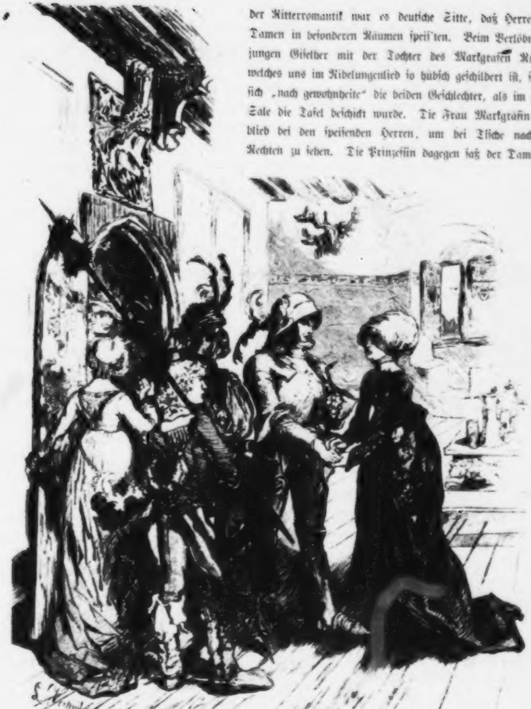
[illegible]

Turnſpiel der Ritterzeit und der Mittelpunkt und Hauptakt aller ritterlichen Feſtlichkeiten geweſen. Regelrecht ausgebildet wurde das deutſche Turnierweſen vom 12. Jahrhundert an und es hat bis ins 16., ja ſogar bis ins 17. Jahrhundert beſtanden, obzwar die ernſte Seite der Sache vom 15. Jahrhundert an mehr und mehr ſich minderte. Die Turnierkämpfe wurden ausgefochten entweder zu Pferde mit Lanze und Schwert oder zu Fuße mit Streitaxt, Streitkolben, Speer und Schwert. Stritten die Parteien in ganzen Scharen gegen einander, ſo war das ein „Buhurd“. Gewöhnlicher jedoch war der Einzelkampf von Mann gegen Mann und für die ritterlichſte Kampfweiſe galt das Lanzenrennen zu Pferde, der „Tjoſt“. Man „buhurdirte“ demnach oder man „tjoſtete“. Der Lanzenkampf aber war entweder ein „Schimpfrennen“ mit ſtumpfen Lanzen oder ein „Scharfrennen“, welches letztere häufig genug den Boden innerhalb der Turnierſchranken mit Todten und Verwundeten bedeckte. Der „Turnierdank“, welcher anfangs aus einfachen Gaben, goldenen Ketten, zierlichen Stickereien, Waffen, einem ſchönen Roß u. dgl. m. beſtanden hatte, iſt nachmals zum Gegenſtande verſchwenderiſcher Erfindungen und bizarrer Einfälle gemacht worden. Bei einem Turnier, welches die Stadtjunker von Magdeburg zu Pfingſten von 1229 veranſtalteten, war gar ein ſchönes junges Mädchen der Turnierdank.

Wie bei ihren Turnierfahrten, ſo mußten die reiſenden Ritter und Damen überhaupt die Gaſtfreundſchaft im weiteſten Umfang in Anſpruch nehmen. Man reiſ'te ja nur zu Pferde und nur mit eigenen Pferden auf Straßen, welche eigentlich Nichtſtraßen waren, man konnte folglich nur kleine Tagmärſche machen, und da ſich erträgliche öffentliche Herbergen nur in den Städten befanden, ſo mußte man Sorge tragen, Abends bei Zeiten eine Burg zu erreichen, wo man eines gaſtfreien Willkomms ſicher ſein konnte. Die Gäſte wurden dann auch nach allen Vorſchriften der Höfiſchkeit empfangen. Die Hausfrau bot, umgeben von ihren Töchtern, in der Ehrenhalle dem Gaſtfreund mit Hand und Mund den Willkomm, entledigte ihn der Rüſtung, verſah ihn mit einer bequemen Hauskleidung, kredenzte ihm einen Becher Wein und ſchaffte, daß ihm ein Bad bereitet wurde. Nachher ward ihm bei der Abendmahlzeit der Ehrenplatz angewieſen, die Burgfrau oder das Burgfräulein legte ihm die Speiſen vor, und wann er ſich dann zur Ruhe begab, geleitete ihn die Wirthin oder eine Tochter bis zu ſeiner Kemenate. Bei großen Gaſtgeboten, wozu die zahlreichen Kirchenfeſte, Vermählungen, Taufen, Reichstage häufige Veranlaſſungen gaben, ging es hoch her. Reiche Magnaten zeigten da ihren auf „Treſuren“ prunkend zur Schau geſtellten Vorrath von koſtbaren Kannen, Bechern und Schüſſeln, wie die gediegene Ausſtattung ihrer Gemächer mit Hausrath, mit Tapeten und Teppichen. Dann ließen ſich, während zu gewöhnlichen Zeiten der Tiſch auch der Vornehmen ſehr einfach mit geräuchertem und geſalzenem Fleiſche, mit Kohl und Hülſenfrüchten, mit Bier und Meth beſetzt war, Küche und Keller feſtlich ſehen. Für unſeren Geſchmack dürfte freilich die ritterlich romantiſche Kochkunſt mit Würzwerk aller Art viel zu verſchwenderiſch umgegangen ſein. Auch hinſichtlich der Weine, die man — welſche und griechiſche hatten den Vorzug — ſelten lauter trank, obzwar gerade die ſtark mit allerhand Gewürzen gemiſchten und gekochten wunderlich genug „Lautertrank“ hießen. In den Hofburgen und deren Nebengebäuden herbergten an Hochzeit, d. h. Feſttagen, oft hunderte, ja tauſende von Gäſten und Gäſtinnen. Das feſtliche Tagwerk hob mit einem Hochamt an, damit die religiöſe Weihe ihm nicht fehlte. Nach ihrer Rückkehr aus der Kirche ſetzte ſich die Geſellſchaft zum „Imbiz“, d. h. zum Frühmahl, welches ſchon aus ſehr ſubſtanziellen Speiſen und Getränken beſtand. Den Vormittag füllte entweder ein Turnier oder eine Jagd aus, welche letztere die Damen als kühne Reiterinnen mitmachten, ſo daß wir uns ein richtiges Edelfräulein gerne vorſtellen, wie es mit dem Falken auf der Fauſt der rechten Hand zur Reiherbeize reitet. Erſt gegen Abend zu riefen Hörner und Zinken zur Hauptmahlzeit. Dabei war es Brauch, die Tafel mit Blumen zu beſtreuen und Blumenkränze darüber aufzuhängen; auch die Schmauſenden ſelbſt trugen oft ſolche. In der beſten Zeit

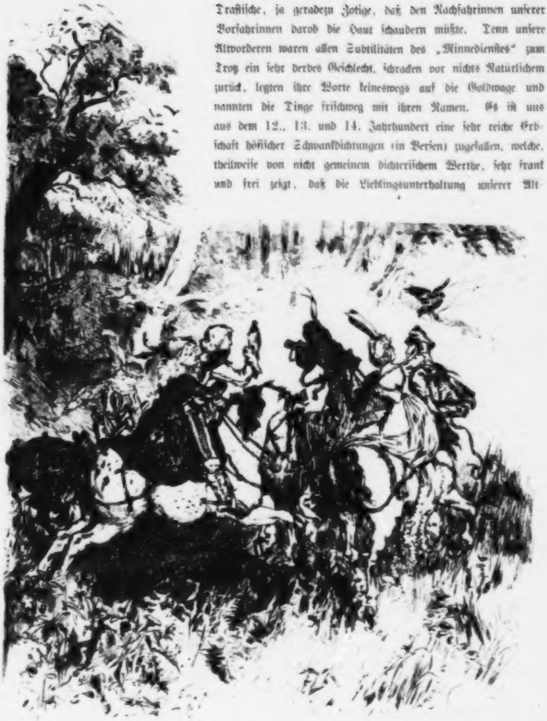


Höfiſches Tanzfeſt.



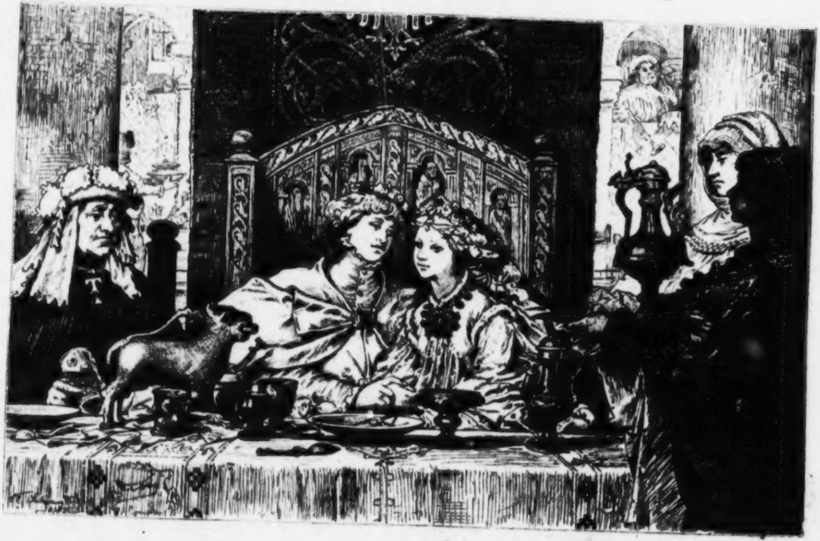
der Ritterromantik war es deutſche Sitte, daß Herren und Damen in beſonderen Räumen ſpeiſ'ten. Beim Verlöbniß des jungen Giſelher mit der Tochter des Markgrafen Rüdeger, welches uns im Nibelungenlied ſo hübſch geſchildert iſt, ſchieden ſich „nach gewohnheite“ die beiden Geſchlechter, als im großen Sale die Tafel beſchickt wurde. Die Frau Markgräfin allein blieb bei den ſpeiſenden Herren, um bei Tiſche nach dem Rechten zu ſehen. Die Prinzeſſin dagegen ſaß der Damentafel in einem anderen Gemache vor. Später jedoch griff auch in Deutſchland die franzöſiſche Speiſeart platz, der zufolge Herren und Damen paarweiſe bei Tiſche ſaßen. Das Tiſchgeſpräch war friſch und froh, aber die Schwänke, die erzählt, die Scherze, welche losgelaſſen wurden, gingen häufig genug ſo ins Derbe,

Empfang eines Gaſtes.



Reiherbeize

Draſtiſche, ja geradezu Zotige, daß den Nachfahrinnen unſerer Vorfahrinnen darob die Haut ſchaudern müßte. Denn unſere Altvorderen waren allen Subtilitäten des „Minnedienſtes“ zum Trotz ein ſehr derbes Geſchlecht, ſchracken vor nichts Natürlichem zurück, legten ihre Worte keineswegs auf die Goldwage und nannten die Dinge friſchweg mit ihren Namen. Es iſt uns aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert eine ſehr reiche Erbſchaft höfiſcher Schwankdichtungen (in Verſen) zugefallen, welche, theilweiſe von nicht gemeinem dichteriſchem Werthe, ſehr frank und frei zeigt, daß die Lieblingsunterhaltung unſerer Altvorderen ſich vorzugsweiſe auf einem in der jetzigen guten Geſellſchaft verpönten Gebiete bewegte, d. h. auf dem der Unzweideutigkeiten. Man muß auch, was das Verhältniß und den Verkehr der beiden Geſchlechter angeht, ſtets im Auge halten, daß die ritterlich-romantiſchen „Herrinnen“ in der Wirklichkeit das ganze Mittelalter hindurch rechtlich die gehorſamen Dienerinnen ihrer Väter und

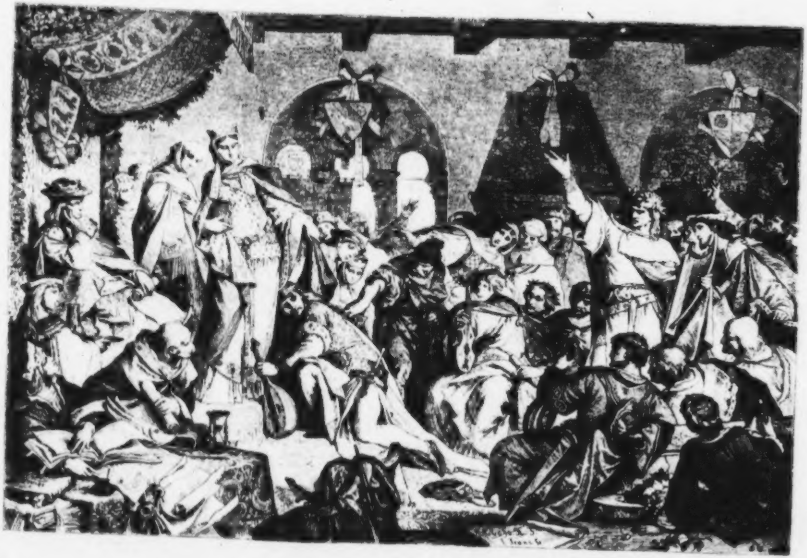


Höfisches Brautmahl.

Ehemänner waren und daß die letzteren oft in ſehr brutaler Weiſe die Herren ſpielten. Iſt doch von dem Spiegel aller Heldenſchaft, vom Sigfrid geſungen, daß er keinen Anſtand nahm, ſeine „hehre“ Frau Kriemhild mit Schlägen zu züchtigen, weil ſie eine böſe Klatſcherei angerichtet hatte. „Was ich der Brunhild zu Leide gethan — ſagt die Königstochter zum grimmen Hagen — hat mich ſchwer ſchon gereut. Auch hat mein Herr von wegen meines Klatſches mir unſanft genug den Leib zerbläut ...“ Während des Mahles wurden Spielleute vorgelaſſen, um ihre mancherlei Künſte zu zeigen. Was alles man aber unter „Spielleuten“ verſtand, erklärt uns das berühmte mittelalterliche Rechtsbuch, der „Sachſenſpiegel“, nämlich „pfifer, puker, videler, ſinger, ſpringer, koukeler (Gaukler), ſeier, ſcherer, beder und alle gerende lute und herolde und ſchreyer.“ Bei einbrechender Dämmerung gingen die Damen, in der Schloßkapelle die Veſper ſingen zu hören. Hierauf vereinigte ſich die Geſellſchaft wieder in der großen Halle zu mancherlei „Spiel“, denn das mittelhochdeutſche Wort „ſpil“ bedeutete Zeitvertreib oder Kurzweil überhaupt. Die älteren Herren vertrieben ſich die Zeit mit dem Wurfzabel- und dem Schachzabelſpiel (Würfel- und Schachſpiel) und ließen es ſich dabei angelegen ſein, den Weinfäſſern ihres Wirthes auf den Grund zu kommen. Die älteren Damen machten, in den in die klafterdicken Mauern eingelaſſenen „Lauben“ beiſammen ſitzend, mehr oder weniger romantiſchen Klatſch. Das junge Volk erluſtigte ſich mit „Geſellſchaftsſpielen“ — deren es gerade wie „Kinderſpiele“ ſchon eine Menge gab, ſo daß die meiſten der jetzt noch bräuchlichen von unſeren Vorfahren aufgebracht worden ſind — oder auch mit Muſik und Geſang, indem Laute und Lied unter ihnen umging, oder am vergnüglichſten Vergnügen der Jugend, am Tanze. Die Höfiſchkeit kannte zwei Hauptarten von Tänzen, den eigentlichen „Tanz“ und den „Reihen“. Jener war eine ſchreitende oder ſchleifende Bewegung, dieſer eine ſpringende. Beim „Tanze“ faßte der Ritter eine oder zwei Damen bei den Händen und umſchritt ſchleifenden Schrittes mit ihnen den Sal, zu welchem Schreiten Saiteninſtrumente und „Tanzlieder“, welche von dem Vortänzer und der Vortänzerin angeſtimmt wurden, den Takt angaben. Dieſe gemeſſene, wohlanſtändige Tanzweiſe nahm ihre feierlichſte Geſtalt an in den „Fackeltänzen“, wie ſolche bei fürſtlichen Vermählungen üblich waren. Die „Reihen“ wurden im Freien getanzt oder vielmehr gehüpft und geſprungen. Maßen ſich hierbei nicht nur Tänzer, ſondern auch Tänzerinnen durch hohe und „klafterweite“ Sprünge auszuzeichnen ſuchten und die Tanzenden „wie Kraniche, Bären und Böcke“ ſprangen und tollten, ſo konnten die „Reihen“ nichts weniger als ſchön ſein und es mußten ſich aus ihnen unſchwer unſchickliche und zuchtloſe Tänze entwickeln, welche, wie wir ſehen werden, zur Reformationszeit üblich waren. Bevor die Geſellſchaft, freudenſatt, ſich trennte, um die Schlafkemenaten aufzuſuchen, wurde ihr noch der „Schlaftrunk“ geboten, Wein, wozu man friſches oder eingemachtes Obſt genoß.

Höfiſche Hochzeiten im modernen Wortſinne gehörten natürlich mit zu den glänzendſten Lebensäußerungen der ritterlich-romantiſchen Welt. Dabei fällt zweierlei auf: erſtens, daß die Ehefähigkeit der Mädchen als ſchon mit dem 13. und 14. Jahre eingetreten angenommen wurde und uns aus fürſtlichen Kreiſen von der vollzogenen Vermählung ſogar zwölfjähriger Bräute gemeldet wird; und zweitens, daß die kirchliche Trauung nur ſo nebenbei geſchah. Eine ausführliche Beſchreibung einer höfiſchen Heirat aus dem 13. Jahrhundert finden wir beim Heinrich von Freiberg, dem Fortſetzer von Gottfrieds „Triſtan“, da, wo er erzählt, wie Triſtan mit der jungen Herzogin von Arundel, Iſolde Weißhand, Hochzeit macht. In dem Palas der Herzogsburg iſt die Bankettafel gerüſtet, und nachdem zuerſt der Braut, dann den Gäſten je nach ihrem Range das Handwaſſer gereicht worden, beginnt die Feſtmahlzeit, wobei aus auserleſenem Geſchirre gegeſſen und der Wein aus Goldbechern getrunken wird. Nach beendigtem Mahl verwandelt ſich der Speiſeſal in den Tanzſal, denn die Tiſche werden beiſeite gerückt und die Spielleute beginnen ihre Fideln zu ſtreichen. Triſtan faßt Iſolde bei der Hand, um ſie zum Tanze zu führen, und Herren und Damen thun es dem Brautpaare nach. Sie ſchreiten und ſchleifen ſacht und ſanft, denn die langen Schleppen („ſwanze", „ſwänzelein") der Damen verwehren eine raſchere Bewegung. Wie ſie nun „froſam tanzen und in Freude herumſchwanzen", tritt ein „Biſchof" in den Sal, mit ſeinem Ornat angethan. Der Tanz wird ausgeſetzt, die Gäſte bilden einen Ring und mitten in denſelben hinein wird die Braut geſtellt, und zwar von ihrem Vater an der einen, von ihrem Bruder an der andern Hand geführt. Der Bräutigam ſtellt ſich ihr zur Seite, das Paar ſpricht das Gelübde der Treue, tauſcht die Ringe und der Biſchof „gap Isoten die maget im ze rehter è und gap in ir." Darnach werden die Kerzen angezündet und beginnen die Weinbecher zu kreiſen. Bald aber wird dem Bräutigam angeſagt, daß es an der Zeit wäre, ſich in die Brautkammer zu verfügen, und nachdem er ſich dorten zu Bette gelegt, wird ihm die Braut durch ihre Mutter zugeführt, im Geleite einer ganzen Damenſchar. Die Herzogin legt ihre Tochter dem Bräutigam in die Arme, ſpricht Segenswünſche, in welche die Frauen einſtimmen, und die Ehe gilt für vollzogen, „ſowie eine Decke das Paar beſchlägt".

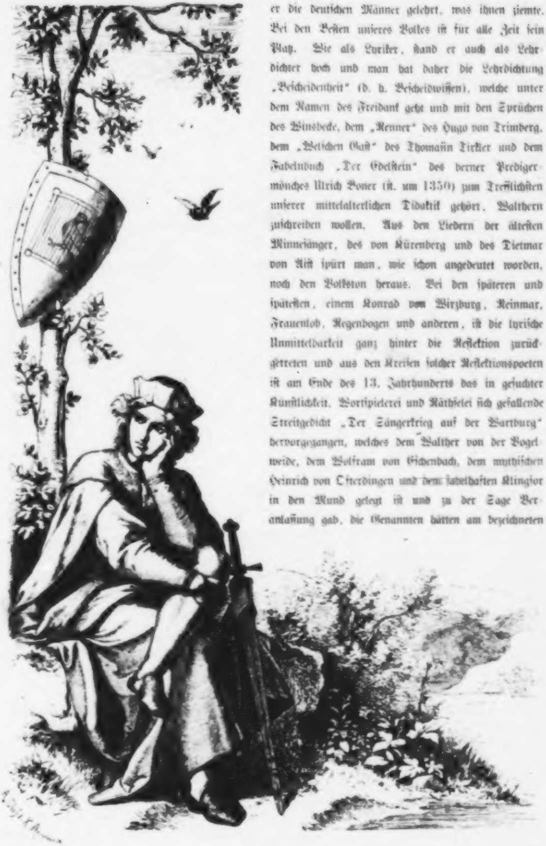
Die edelſte Kurzweil im höfiſchen Burgleben bot ohne Frage die Theilnahme, welcher die außerordentlich reiche Entwickelung unſerer dichteriſchen Literatur unter den ſtaufiſchen Friedrichen in den ritterlich-romantiſchen Kreiſen, ja allenthalben begegnete, wo überhaupt Sinn für Edleres vorhanden war. Am Throne der Hohenſtaufen iſt das fremde Reis der Romantik fröhlich aufgeſproßt und zu einem Baume aufgewachſen, der ſich mit prächtigen Blüthen bedeckte. Die heimatliche Mundart der ſchwäbiſchen Kaiſer, das vokalreiche, wohllautende Mittelhochdeutſch, wurde für drei Jahrhunderte die Schriftſprache Deutſchlands. An den Höfen der Landgrafen von Thüringen, der Markgrafen von Brandenburg und der babenbergiſchen Herzoge von Oeſtreich hatte die höfiſche Liederkunſt ihre Lieblingsſtätten. Die ſchöne, reichgeſegnete, fröhliche deutſche Oſtmark an der Donau war aber die vor allen übrigen bevorzugte. Die Minne — vom althochdeutſchen meinan, gedenken, meinen, lieben — in ihrer zweiſeitigen Offenbarung als Gottesminne und als Frauenminne war die Seele der romantiſchen Dichtung unſeres Mittelalters. Als die Gränzſteine ihrer Blüthezeit laſſen ſich etwa die Jahre 1150 und 1350 ſetzen. Sie offenbarte ſich ſchöpferiſch in den Formen der Lyrik, der Didaktik und der Epik. Die letztere holte ihre Stoffe aus der Fremde, indem ſie die welſch-britoniſchen Sagenkreiſe vom König Artus, vom heiligen Gral, vom König Marke und ähnliche behandelte, nahm ſie aber auch aus der Heimat, indem ſie die altnationale Heldenſage wieder aufgriff. Die durch Byzanz und Rom vermittelte Kenntniß der antiken Mythenwelt machte ſie ſich ebenfalls dichteriſch zunutze. Alle dieſe von Natur ſo verſchiedenartigen Stoffe mußten ſich aber nicht allein die ritterliche Gewandung, ſondern auch die romantiſche Beſeelung gefallen laſſen. Griechiſche und römiſche Heroen und Heroinen, germaniſch-heidniſche Könige und Recken, keltiſche Prinzen und Prinzeſſinnen, Dietrich von Bern, Attila und Karl der Große, Aeneas und Lavinia, Sigfrid und Kriemhild, ſie alle treten wie höfiſche Ritter und Damen der Stauferzeit auf. Und alles dreht ſich um die Minne, ſo daß von dieſer ganzen Literatur der Ausruf Wolframs von Eſchenbach gelten kann: „Der Minne Macht bewältigt die Nähe wie die Ferne; Minne herbergt auf der Erden und in den Himmel geleitet ſie gerne; allerwärts iſt Minne, nur nicht in der Hölle drinne." Die Anzahl der ritterlich-romantiſchen Lyriker, Didaktiker und Epiker war ſehr groß, aber leider iſt die Ueberlieferung, was die Perſönlichkeiten der Dichter angeht, nur eine ganz karge. Selbſt von den bedeutenderen und bedeutendſten wiſſen wir ſehr wenig und noch dazu beruht dies wenige mehr nur auf Vermuthungen als auf unbeſtreitbaren Thatſachen. Unſere Altvorderen haben es offenbar nicht der Mühe werth gehalten, ſich um die Lebensverhältniſſe der Poeten zu kümmern, welche ja doch am Ende aller Enden auch nur zu den „Spielleuten" gehörten. Iſt es doch von jeher ein Hauptlaſter unſeres Volkes geweſen und bis auf den heutigen Tag geblieben, daß es ſich gegen ſeine Denker, Dichter und Künſtler, ſo lange ſie lebten und der Theil-



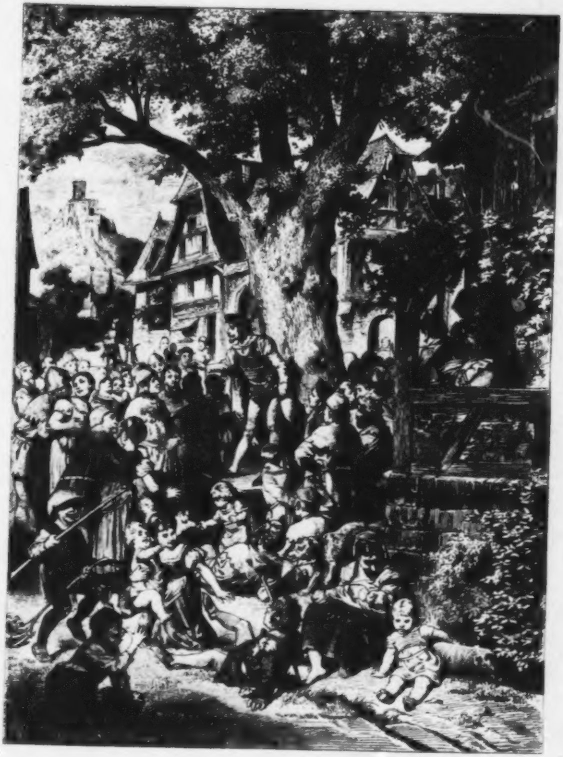
Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

nahme bedurften, kalt und karg, geradezu knauſerig und „knorzig“ verhielt. Auch gereichte es den Poeten zum Schaden, daß zur Stauferzeit die Poeſie ſo zu ſagen Mode war. Es iſt ja ein Zubehör höfiſcher Zucht und Standesſitte geweſen, zu einer gegebenen „Weiſe“ (Melodie) ein Lied dichten und daſſelbe mit Begleitung der Zither oder Harfe oder Fidel vortragen oder auch wohl mit dem neuen Lied zugleich eine neue Weiſe erſinnen zu können, und darum finden wir unter unſern nahezu zweihundert Minneſängern Bürger, Edelleute, Prälaten, Fürſten, Könige. Aber gerade dieſe große Verbreitung des dichteriſchen Dilettantismus mußte der Schätzung der lyriſchen Kunſt Eintrag thun und daher das Bettelhafte, welches der Minneſängerei anhaftete. Es berührt uns doch ſehr widerwärtig, wenn wir ſogar einen Mann, wie der hochherzige Walther einer war, vor Freude darüber, daß Kaiſer Friedrich der Zweite endlich ſeine Bitten erhört und ihm ein kleines Lehen verliehen hat, ganz außer ſich gerathen ſehen. Ja, ja, die deutſche Nation hat ſich nie darum gekümmert, den Trägern ihres Genius den Kampf um's Daſein auch nur ein klein wenig zu erleichtern. Zu keiner Zeit! Im 13. Jahrhundert hatte Kaiſer Friedrich eine ſtets verſchwenderiſch offene Hand für allerhand Menſchenkehricht männlichen und weiblichen Geſchlechtes: der Walther aber mußte lange bitten, bis ihm ein Lehensgütlein zugewieſen wurde. Im 18. Jahrhundert beſoldete z. B. ein deutſcher Fürſt eine aus Paris verſchriebene Zeitvertreiberin mit 30,000 Thalern jährlich, den Leſſing dagegen mit 300 . . . .

Was die Formen des Minnegeſangs angeht, ſo beſtanden dieſe in „Leichen“ (vom franzöſ. lais), d. h. in einfach fortlaufenden Reimpaaren, in „Reihen“ oder Tanzweiſen, in Spruchſtrophen, wie wir ſie z. B. bei dem Lehrdichter der „Winsbecke“ treffen, und in „Liedern“, zuſammengeſetzt aus mehreren, in künſtlichen Reimverſchlingungen ſich bewegenden Strophen. Der Gehalt dieſer Lyrik, deren älteſte Aeußerungen noch ihr Hervorgewachſenſein aus dem Volksliede aufzeigen, iſt ein deutſch nationaler und als ſolcher namentlich durch die Sinnigkeit der Naturbetrachtung wie durch die Innigkeit des Liebegefühls gekennzeichnet. Aber die Gedankenleere dieſes Minnegeſangs wirkt doch ſehr ermüdend, die ewige Wiederkehr derſelben Bilder und Wendungen ſehr langweilend. Es wohlet einem ordentlich, wenn uns aus der Treibhausatmoſphäre dieſer minniglichen Ritter- und Damenwelt der derbrealiſtiſche Nithart von Reuenthal unter ſeine bairiſchen und öſtreichiſchen Bauern führt und die mit den „Törpern“ ([illegible] unſer Tölpel) und „Törperinnen“ getriebenen Eulenſpiegeleien ſchildert, wobei die Anwendung der [illegible] minneſängerlichen Formen hochkomiſch wirkt. Nur bei einem unſerer alten Lyriker, beim Großmeiſter des deutſchen Minnegeſangs, erſcheinen dieſe Formen als der völlig natürliche Ausdruck einer edlen Perſönlichkeit, beim Walther von der Vogelweide, deſſen Heimatſtätte man im Tirol aufgefunden zu haben glaubt. Er lebte und ſtarb unter den zwei großen ſtaufiſchen Friedrichen. Wie ein Alpenberg über Hügelgebreite, ſo hebt ſich Walther an Genius und Charakter über alle die andern Minneſänger hinweg. In hohem Maße verband ſich in ihm mit dem Dichter der Denker, mit Phantaſiefülle und Gemüthstiefe die klare Einſicht in ſeine Zeit, ihre Bedürfniſſe und Schmerzen. In eminentem Sinne war er Patriot, ſtand feſt zum Kaiſer und Reich, ſtrafte die anarchiſchen Gelüſte der Fürſten, züchtigte die Verderbtheit der Pfaffen und brandmarkte den Papſt als einen „neuen Judas“. Wir können ihn unſchwer uns ſo vorſtellen, wie er ſich ſelbſt in einem ſeiner Gedichte gezeichnet hat: auf einem Stein an einem Bache ſitzend, ein Bein über das andere gelegt, das Kinn in die aufgeſtützte Hand gedrückt, gramſchwer über die Zerrüttung Deutſchlands nach dem Tode Heinrichs des Sechſten nachſinnend und nach Auskunftsmitteln ſuchend, die Noth zu wenden. Für alles, was das Menſchenherz bewegt, hatte er einen Ton, einen echten Bruſtton in der Bruſt. Er ſang das herzigſte aller Minnelieder („Unter der linden“), aber er dichtete auch das ſtolzeſte deutſche Vaterlandslied, welches im Mittelalter erklungen („Ir sult sprechen willekomen!“), und wenn er die deutſchen Frauen verherrlicht hat wie kein zweiter, ſo hat



er die deutſchen Männer gelehrt, was ihnen ziemte. Bei den Beſten unſeres Volkes iſt für alle Zeit ſein Platz. Wie als Lyriker, ſtand er auch als Lehrdichter hoch und man hat daher die Lehrdichtung „Beſcheidenheit“ (d. h. Beſcheidwiſſen), welche unter dem Namen des Freidank geht und mit den Sprüchen des Winsbecke, dem „Renner“ des Hugo von Trimberg, dem „Welſchen Gaſt“ des Thomaſin Zirkler und dem Fabelnbuch „Der Edelſtein“ des berner Predigermönches Ulrich Boner (ſt. um 1350) zum Trefflichſten unſerer mittelalterlichen Didaktik gehört, Walthern zuſchreiben wollen. Aus den Liedern der älteſten Minneſänger, des von Kürenberg und des Dietmar von Aiſt ſpürt man, wie ſchon angedeutet worden, noch den Volkston heraus. Bei den ſpäteren und ſpäteſten, einem Konrad von Wirzburg, Reinmar, Frauenlob, Regenbogen und anderen, iſt die lyriſche Unmittelbarkeit ganz hinter die Reflektion zurückgetreten und aus den Kreiſen ſolcher Reflektionspoeten iſt am Ende des 13. Jahrhunderts das in geſuchter Künſtlichkeit, Wortſpielerei und Räthſelei ſich gefallende Streitgedicht „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“ hervorgegangen, welches dem Walther von der Vogelweide, dem Wolfram von Eſchenbach, dem mythiſchen Heinrich von Oſterdingen und dem fabelhaften Klingsor in den Mund gelegt iſt und zu der Sage Veranlaſſung gab, die Genannten hätten am bezeichneten

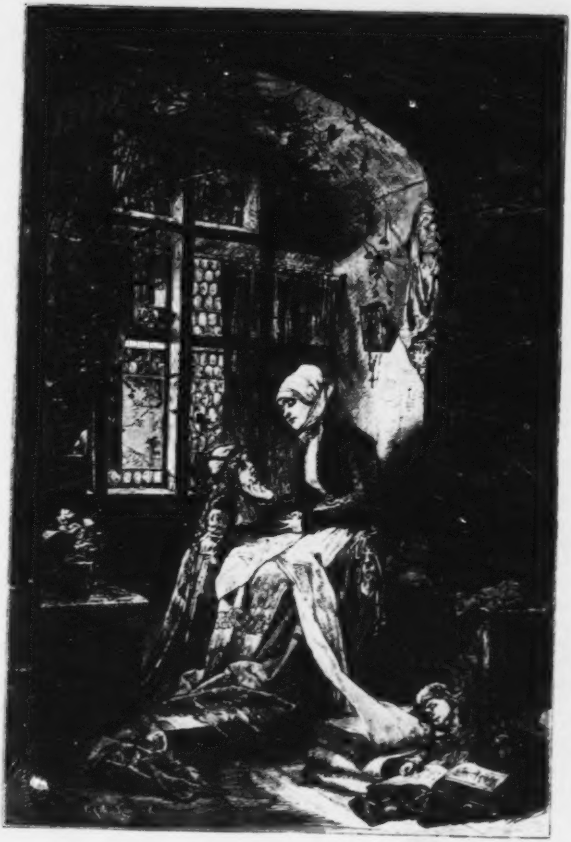


Der Spielmann unter der Dorflinde.

Orte ein Wettſingen um Leben und Tod gehalten. Für den letzten echten Minneſinger kann der i. J. 1445 geſtorbene Tiroler Oſwald von Wolkenſtein gelten, welcher zugleich einen ſo richtigen „irrenden" oder „fahrenden" Ritter darſtellt, wie Deutſchland keinen zweiten gehabt. Denn ſchon als Knabe von 10 Jahren nahm er theil an einer „lieben Reiſe" ins Preußenland und 15 Jahre lang iſt er von dort aus abenteuernd in Polen und Rußland, in den Oſt- und Nordſeegegenden, in Britannien, im Orient bis nach Perſien hinein herumgefahren. Nach ſeiner Heimkehr ward es dem Raſtloſen bald wieder zu enge zwiſchen den tiroler Bergen. Er fuhr abermals aus, zuvörderſt als Pilger zu dem „heiligen Grabe", ſpäter nach Italien. Auch ſonſt war ſein Leben ein hochbewegtes, ſchroffgegenſätzlich zwiſchen der Menſchen Gunſt und Ungunſt, zwiſchen Ruhm und Schmach, Glück und Unglück wechſelnd. Er war wohl der ſprachkundigſte Deutſche des Mittelalters, denn er verſtand 10 Sprachen. Seine Gedichte muthen uns an wie ein Altweiberſommer der Minnelyrik.

Die höfiſche Epik hob in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an und iſt zuerſt in der Pflege von Geiſtlichen gediehen. Der „Pfaff" — im Mittelalter bekanntlich kein Schimpf-, ſondern ein Ehrenname — der Pfaff Konrad dichtete ein „Rolandslied", der Pfaff Lamprecht ein „Alexanderslied". Dann ſtellte Heinrich von Veldeke mittels ſeiner rieſig langen „Eneit" den Stil der ritterlich-romantiſchen Heldendichtung feſt und verſchaffte Hartmann von der Aue mittels ſeines „Erek" und ſeines „Iwein" dieſem Stil die höchſte „Zierheit" und Beliebtheit. Aber zur Vollendung geführt wurde die deutſche Ritterepik durch die beiden Zeitgenoſſen und Gegenſätzler, den fränkiſchen Ritter Wolfram von Eſchenbach und den elſäſſer Meiſter Gottfried von Straßburg. Jener war der größte Idealiſt, dieſer der größte Realiſt unter den deutſchen Dichtern des Mittelalters, beide aber ſind Männer von Genie und, jeder in ſeiner Art, von vollendeter Kunſt geweſen. Wolfram ſchuf in ſeinem „Parzival" die welſche Gral- und Artusſage zu einer deutſchen Dichtung um, welche an Großartigkeit und Tiefſinn ganz einzig im Mittelalter daſtehen würde, ſo ihr nicht hundert Jahre ſpäter die Göttliche Komödie des Dante nachgefolgt wäre. Der Deutſche wollte in ſeinem großen Gedichte die Idee des Ritterthums in ihrer höchſten Faſſung zur dichteriſchen Erſcheinung bringen. Sein Parzival iſt daher eine Art von mittelalterlichem Fauſt, welcher, vom Zweifel geſtachelt, in der Märchenwelt des Glaubens herumabenteuert. Zum erſtenmal iſt auf deutſchem Boden durch den „gottverworrenen Mund" Wolframs, der übrigens auch ſchalkhaft zu lächeln verſtand, die Frage nach dem Zwecke des Daſeins, nach des Menſchenlebens Sinn und Frommen geſtellt worden und das heldiſche Ringen des deutſchen Gedankens mit dieſer Frage im Parzival iſt von wahrhaft tragiſcher Größe. Gottfried ſeinerſeits hat aus der heißen keltiſchen Liebesſage von Triſtan und Iſolde ein leider nicht zum Abſchluſſe gebrachtes Gedicht von höchſtem Kunſtwerth geſchaffen. Wie ſeine Sprache in ihrer zauberhaften Friſche, Geſchmeidigkeit und Klarheit zu dem dunkeln, oft etwas ſchwerfälligen Stile Wolframs im Gegenſatze ſteht, ſo ſtellt ſich Gottfried dem großen Grübler als der vorzugsweiſe lebensfreudige, ſtets des Daſeins heller Seite zugewandte Dichter in bewußter und ausgeſprochener Oppoſition gegenüber. Der kundigſte „Herzenskündiger" ſeiner Zeit, weiß er uns die geheimſten Irrgänge menſchlicher Leidenſchaften aufzudecken und ebenſo geiſtvoll verſteht er es, uns mitten in die höfiſche Welt hineinzuſtellen. Die Feinheit ſeiner mitunter von leiſer Ironie angehauchten Charakterzeichnungen hat im Mittelalter nicht ihres Gleichen und ſein unverholener Spott über die Ordalien verräth uns eine bei einem Dichter, welcher zu Anfang des 13. Jahrhunderts ſchrieb, wahrhaft beſtaunenswerthe Geiſtesfreiheit. Wer aber erfahren will, mit welcher keuſchen Grazie Gottfried das höchſte Vollgenügen beglückter Minne darzuſtellen vermag, der folge dem ritterlichen Triſtan und der blonden Iſolde in ihre Zufluchtsſtätte in der Wildniß. Anmuthigeres als dieſe vom Morgenthau der Waldeinſamkeit funkelnde Schilderei hat „Frau Aventure" nicht erſonnen und iſt wohl von keinem antiken, romantiſchen oder modernen Dichter dargeſtellt worden.

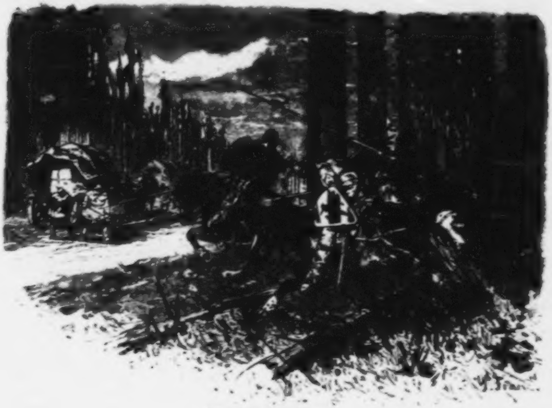
Der höfiſchen Seite deutſch-mittelalterlicher Heldendichtung geſellte ſich nun aber mit Glanz eine nationale, deren Möglichkeit darauf beruhte, daß die heimiſche Heldenſage jahrhundertelang treulich im Volksgemüthe bewahrt und behütet worden war. Sonſt hätte ja die alte Sagenwelt im 12. und 13. Jahrhundert nicht plötzlich wieder aus der Verborgenheit, wohin ſie vor der anmaßlichen kirchlich-romaniſchen Kultur ſich geflüchtet hatte, hervortreten können. Die Stauferzeit weckte mit ihrer anregenden Kraft auch die Maſſen aus ihrem dumpfen Hinbrüten, ſo daß ſie in ihrer Weiſe an der geiſtigen Bewegung der Epoche ſich zu betheiligen begehrten. Die Poeſie wirkte auch auf das Volk, nur mußte ſie hier, um rechte Theilnahme zu wecken, andere Töne anſchlagen als jene fremdländiſch-vornehmen, jene keltiſch-welſchen, welche in den Hofburgen ſo begehrt waren. Das Volk verlangte nach einer geſunderen, wahlverwandteren dichteriſchen Nahrung für Phantaſie und Herz und mit richtigem Inſtinkte griffen ſeine Sager und Singer, die „Fahrenden“, die wandernden Spielleute, aus der mündlichen Ueberlieferung die nationalen Stoffe auf, an welchen die Einbildungskraft des Volkes von Geſchlecht zu Geſchlecht ſo lange im Stillen gearbeitet hatte. Vor den Pforten der Wallfahrtskirchen, auf den Jahrmärkten der Städte und im Schatten der Dorflinden tönten nun wieder zum Klange der Fidel die alten Heldenweiſen, in welche unſer Volk die Erinnerungen an ſeine heidniſch-germaniſche Vorzeit und an die Völkerwanderung eingeſchloſſen hatte. Der alte deutſche Sagenwald begann mächtig aufzurauſchen und aus ſeinen Schatten hervor ſchritten die rieſenhaften Geſtalten eines Sigfrid, Hagen, Dietrich, Hildebrand, Ilſan und Wate und traten mitten in die höfiſch geſchniegelten und gebügelten Kreiſe der Ritter von König Artus' Tafelrunde und ihrer Damen hinein. Denn nicht lange ja blieb die dichteriſche Arbeit an der nationalen Heldenſage ausſchließlich bei den volksmäßigen Singern und Sagern. Die Vorträge derſelben hatten gelegentlich auch auf Ritterburgen und in Hofpfalzen Hörer und Hörerinnen gefunden und demzufolge nahmen höfiſch geſchulte Dichter zu Anfang des 13. Jahrhunderts die alteinheimiſchen Sagen auf, ſtellten die einzelnen erzählenden Lieder der Fahrenden zu größeren Kreiſen zuſammen und überarbeiteten die alſo gewonnenen Heldengedichte nach den Anforderungen der ritterlich-romantiſchen Kunſt. Aus dieſem Hergang erklärt ſich die Geſtaltung, welche unſere nationale Heldenſage in ihren verſchiedenen Auszweigungen in der Glanzzeit höfiſcher Romantik erhalten hat. Freilich waren die höfiſchen Bearbeiter derſelben lange nicht unbefangen genug, ihre Aufgabe im altnationalen Tone durchzuführen, obzwar ſie mit richtigem Takte gegenüber den kurzen Reimpaaren, in welchen die höfiſche Epik ſich bewegte, das altnationale langzeilige Versmaß wieder zu Ehren brachten; freilich auch behandelten ſie ihre Stoffe mit romantiſcher Willkür und trübten die Reinheit ihres Materials durch fremdländiſch-ritterthümliche Zuthaten: trotzdem aber hat die der nationalen Sage innewohnende Urkraft ſie gezwungen, derſelben im ganzen und großen ihr Recht widerfahren zu laſſen. Zudem haben einzelne Sagenkreiſe Bearbeiter gefunden, welche dichteriſch hochbegabt geweſen ſein müſſen. Solche Gunſt des Geſchickes haben namentlich unſere zwei herrlichen Heldenlieder erfahren, welche mitſammen das ſogenannte „Große Heldenbuch“ ausmachen: Das Lied von der „Nibelunge Noth“ und das Lied von der „Kudrun“. Man hat ſie nicht unzutreffend als die deutſche Ilias und als die deutſche Odyſſee gekennzeichnet. Was insbeſondere das Nibelungenlied angeht, ſo zeigt es in ſeiner jetzigen Form die vielfachen Umgeſtaltungen und Erweiterungen des uralten Sigfridsmythus, mit welchem hier die burgundiſche, hunniſche und oſtgothiſche Stammſage zuſammengefloſſen ſind. Ohne Frage ſteht es in der Weltliteratur als das naturwüchſigſte, eigenartigſte und gewaltigſte Epos da, welches ſeit der homeriſchen Ilias aus irgend einem Volke hervorgewachſen iſt. Es toſt von dem Waffengewühle der Völkerwanderungszeit. Groß im Entwurf, prächtig in der Ausführung, reich an einer Seelenmalerei, welche die Abgründe des Menſchenherzens blitzartig erhellt, verkündet es erſchütternd das Walten der Nemeſis in der Weltgeſchichte. Und wer iſt der Mann, welcher um 1210 dieſem unſerem Nationalepos,



Im Frauengemach.

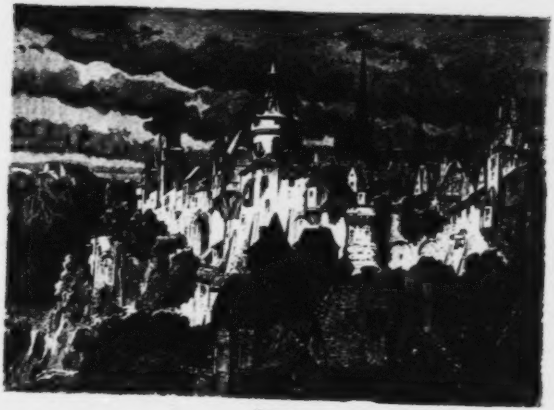
das, wie Göthe ſagte, jedermann kennen ſollte, um nach dem Maßſtabe ſeines Vermögens die Wirkung davon zu empfangen, ſeine jetzige Geſtalt gegeben hat? Man weiß es nicht. Alle Bemühungen, den Nibelungendichter aufzufinden und nachzuweiſen, haben nur ſehr problematiſche Reſultate gehabt. Das Werk beſteht, der oder die Werkmeiſter ſind verſchollen ....

Eine Geſellſchaft, welche eine Literatur, wie ſie im Vorſtehenden ſkizzirt worden, hervorzubringen vermochte, mußte nothwendig einen hohen Kulturgrad erreicht haben, ja geradezu den höchſten, welcher überhaupt unter der Herrſchaft der mittelalterlichen Weltanſchauung ſich erreichen ließ. Aber dieſe Bildungsblüthe hatte das Loos alles Menſchlichen: ſie ging vorüber. Vom 14. Jahrhundert an verfiel die ritterlich-romantiſche Welt raſch und immer raſcher und mit ihr auch ihre Literatur. Das höfiſche Epos löſ'te ſich in die breitſpurige und ſchlüpfrige Proſa des Ritterromans auf, das volksmäßige Heldenlied in die geiſtloſe und plumpe Proſa des Volksromans, wie er mit Benützung der nationalen und der höfiſchen Sagenkreiſe in unſeren deutſchen „Volksbüchern“ jahrhundertelang gepflegt wurde. Der ritterliche Minnegeſang fiel zum bürgerlichen Meiſtergeſang ab und ſank von dieſem tiefer und immer tiefer zu unflätiger Bänkelſängerei hinunter. Wie hätte auch das verwilderte Ritterthum des 15. Jahrhunderts Sinn für wirklich Schönes und Hohes haben können? Auf den Burgen in Folge übermäßigen Aufwandes ökonomiſche Zerrüttung und Mißwirthſchaft. Die Männer nicht ſo faſt mehr Ritter als vielmehr Räuber, welche das Fauſt- und Fehderecht zur handwerksmäßigen Wegelagerei ausnützten, einer Raufluſt ſich überließen, die nicht einmal mehr Ehrgefühl genug beſaß, den Gegner mittels eines „Abſage“- oder



„Reiten und Rauben iſt keine Schande,
Das thun die Beſten im Lande.“

„Fehdebriefes“ zu warnen, und ihr Vergnügen nur in rohen Zechgelagen und unſauberen Poſſen ſuchten. Die Frauen ebenfalls vergemeinert, Modenärrinnen, Buhlerinnen, Betſchweſtern. Allerdings gab es zahlreiche Ausnahmen, allerdings ſtemmten ſich alle Beſſeren von beiden Geſchlechtern der hereingebrochenen Verrohung und Verwilderung wacker entgegen, allerdings gab es auch am Ende des 15. Jahrhunderts noch ritterſchaftliche Haushalte, wo der Burgherr ein Ritter im beſten Sinne und die Burgherrin die ſittſame, eingezogene, fleißige Hausfrau, die liebevolle Pflegerin und Unterweiſerin ihrer Kinder war; aber alle die Tugenden und Mühewaltungen von Einzelnen vermochten den Verfall des Ganzen nicht aufzuhalten. Die Ideale der Romantik waren verblaßt, ihre Erſcheinungsformen waren verwittert und die ritterlich-romantiſche Welt ging raſch der Zerſetzung entgegen.



7.

Dorf und Stadt.

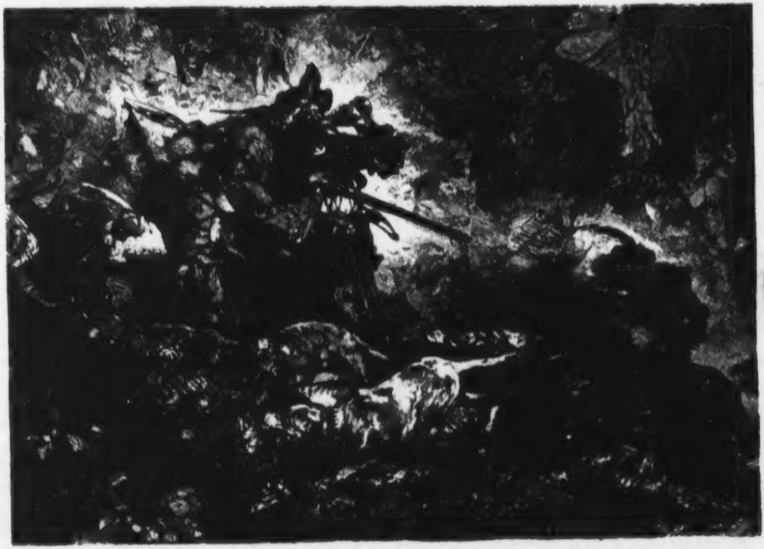
Wie ſah es derweil im Dorf und in der Stadt aus und wie ging es unter Bauern und Bürgern her?

Schwer wuchtete die Pyramide des Feudalſtaates auf ihrer Grundlage, der Bauerſchaft, aber doch iſt der deutſche Bauer überall, wo das harte „Herrenrecht“ nicht materiell und moraliſch bis zu ſeinen äußerſten Schlußfolgerungen vorging, während des 12., 13. und 14. Jahrhunderts beſſer daran geweſen als in den drei folgenden. Die Kulturwirkungen der Kreuzzüge erſtreckten ſich auch auf die Landwirtſchaft, die Beſiedelung der ſlaviſchen Landſtriche in den Oſt- und Nordoſtmarken durch deutſche Koloniſten gab dem Bauer Gelegenheit, heimiſchem Drucke zu entweichen, und gerade dieſe Möglichkeit auferlegte den großen und kleinen Herren einen gewiſſen Zwang, ihre „Rechte“ nicht allzu ſcharf zu handhaben, ſo ſie ihre Hörigen und Leibeigenen nicht zur Verzweiflung und Flucht treiben wollten. Bei alledem war und blieb jedoch die Mehrzahl der deutſchen Bauern hörig und leibeigen, d. h. halb oder ganz außerhalb die Rechtsſphäre geſtellt, jeder Willkür und Plackerei preisgegeben und mehr oder weniger nur als Sache, als

Waare betrachtet und behandelt, welche vertauſcht, verkauft, verſchenkt wurde. Ja, man beſchenkte einander mit Leibeigenen, wie man ſich heutzutage mit Blumenſträußen, Spielzeug und Kunſtſachen beſchenkt. Ein Graf Hartmann von Kyburg z. B. ſchenkte laut Urkunde vom Jahre 1230 ſeiner lieben Ehefrau Grethe das Dorf Veltheim ſammt allen dazu gehörigen männlichen und weiblichen Leibeigenen zur Morgengabe. Man iſt auch nur allzu berechtigt, zu ſagen, daß in der „guten alten frommen Zeit“, in der „mondbeglänzten Zaubernacht“ mittelalterlicher Romantik in unſerem Lande ein förmlicher Sklavenhandel betrieben worden ſei, und zwar nicht etwa nur mit fremden Kriegsgefangenen, ſondern auch mit eingeborenen leibeigenen Männern, Weibern und Kindern. Es gibt der Urkunden genug wie jene von dem Ritter Konrad von Urach i. J. 1333 ausgeſtellte, wonach beſagter Ritter zwei leibeigene Schweſtern, Agnes und Mahilt, ſammt ihren Kindern um 3 Pfund Heller (etwa 4 Reichsmark) an den Abt von Lorch verkaufte. Von einem phariſäiſchen Schauder brauchen wir uns darob nicht anwandeln zu laſſen. Die bäuerliche Leibeigenſchaft war eine logiſche Konſequenz des Lehenſtaates und dieſer ſelbſt eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Zudem gereichte dem deutſchen Bauer des 14. Jahrhunderts ſeine Leibeigenſchaft ſicherlich weniger zur Unehre, als dem deutſchen Bauer des 19. Jahrhunderts ſeine Geiſteigenſchaft zur Schande gereicht.

Die Landwirthſchaft nahm vom 12. Jahrhundert ab beträchtlich zu an Umfang, maßen ihr durch Rodung von Wäldern viel neuer Boden zugeführt wurde, wie auch an Vielgeſtaltigkeit des Getreide- und Gemüſebaus und an Verbeſſerung der Ackergeräthe. Obſt- und Weinzucht gewannen an Sorgfalt und Mannigfaltigkeit. Noch immer zeichneten ſich die Klöſter darin aus, welche ja auch die Teichwirthſchaft, die Fiſchzucht, ſich ſehr angelegen ſein ließen. Der maſſenhafte Verbrauch von Honig zur Bereitung von „Lautertrank“ und von Wachs zur Herſtellung von Kirchenkerzen mußte die Bienenzucht heben. In der Viehwirthſchaft wurde die meiſte Mühe auf die Zucht von Schweinen und Pferden gewendet, denn Schweinefleiſch gehörte zur Koſt von Vornehm und Gering und das Ritterthum verbrauchte gar viele Jagd-, Turnier- und Schlachtroſſe. Vom 13. Jahrhundert an beförderte der ſteigende Bedarf von Wolle auch die Schafzucht zuſehends. Zur ſelben Zeit begann man auch ſchon der Wälderverwüſtung Einhalt zu thun, denn die ſteigenden Preiſe des Holzes, insbeſondere des Bauholzes, riethen zur Schonung des Baumwuchſes. Noch waren übrigens die deutſchen Forſte ſo voll von Wild, daß das „große“ und das „kleine Waidwerk“, die „hohe“ und die „niedrige“ Jagd keineswegs nur zum Vergnügen, ſondern auch und mehr noch um des Nutzens willen betrieben wurde. Damals und noch lange nachher, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, konnten die Jagdberechtigten auf eine Jagdrente rechnen. Die „hohe“ Jagd war dem Adel vorbehalten, die „niedrige“, d. h. das Fangen der Wildthiere mittels Fallen und Schlingen ſtand auch dem Bauer zu; nämlich auf ſeinem eigenen Grund und Boden, ſo er ſolchen beſaß. Das änderte ſich freilich mit der Zeit dahin, daß dem Bauer das Recht, zu jagen, überhaupt entzogen wurde. Denn in dem Maße, in welchem vielerorten in Deutſchland die alte freie bäuerliche Markgenoſſenſchaft durch Vereinigung größeren Grundbeſitzes in den Händen Einzelner verſchrumpfte oder auch völlig verſchwand, verwandelte ſich das urſprünglich am Grund und Boden haftende Jagdrecht in einen „Wildbann“ mächtiger Herren, welche jede Beeinträchtigung ihres Vorrechtes als eine Schädigung ihres Beſitzes mit grauſamer Härte ſtraften. Als ſodann der Begriff der Staatshoheit zur Entwickelung gedieh, wurde das Jagdrecht für einen Ausfluß der Hoheitsrechte erklärt, zu einem „Regal“ gemacht und dadurch das Jagdrecht oder vielmehr Jagdunrecht auf fremdem Boden zum Geſetz erhoben.

Selbſtverſtändlich unterſchieden ſich Bauerſchaften, welche ihre alte Bauernfreiheit bewahrt hatten, von den hörigen und leibeigenen in ihrem ganzen Gehaben und Gebaren ganz augenſcheinlich. Schon ihre Höfe und Dörfer ſahen ganz anders aus. Während die Hütten höriger Bauern, durchweg aus Holz,



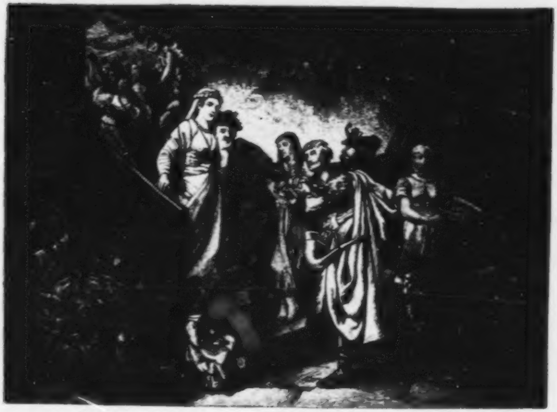
Eberjagd.

Lehm und Stroh gefertigt, als von ihren Schweineſtällen kaum merklich verſchieden ſich darſtellten, wohnte der Freibauer in Niederſachſen und Weſtphalen, in Oberſchwaben und in der Schweiz, in Niederbaiern und Oeſtreich in verhältnißmäßig ſtattlichen Häuſern, die je nach Landesbrauch entweder aus Holz und Fachwerk oder auch aus Stein erbaut, mit regelrechten Thüren, Fenſtern (obzwar noch unverglas'ten) und Treppen verſehen und mit Geräth, Geſchirr und Bettzeug hinlänglich ausgeſtattet waren. Dieſer hablichen Bauerſame wurde eine beträchtliche Verſtärkung zugeführt durch das Aufkommen des Meier- oder Pächterweſens, welches vom 13. bis zum 15. Jahrhundert immer zunahm. Adelige und geiſtliche Herren fanden es nämlich vortheilhafter, ihre Güter, ſtatt ſie von trägen Leibeigenen ſchlecht bebauen zu laſſen, pachtweiſe an freie Bauern zu verleihen, welche einen regelmäßigen Pachtzins entrichteten und um des eigenen Vortheils willen eine geordnete Landwirthſchaft treiben mußten. Es lag im Intereſſe des Grundbeſitzers wie des Pächters, dieſes gegenſeitig nutzbringende Verhältniß zu einem dauernden zu machen, und ſo wurde aus dem Zeitpacht ein Erbpacht und ging die Meierſchaft vom Vater auf den Sohn über. Zur Beſſerung der Umſtände von Freibauern und Meiern trug nicht wenig bei, daß ihre Leiſtungen an Abgaben und Zinſen aus Naturallieferungen vielfach in beſtimmte Geldanſätze umgewandelt wurden, denn alſo kam es ja ihnen zu gut, wenn, wie geſchah, die Erzeugniſſe der Landwirthſchaft verhältnißmäßig raſch im Preiſe ſtiegen.

Der rechte deutſche Bauer hatte von ſeinen Altvorderen die Gewohnheit überkommen, lieber auf einem Einzelhof als in einem Dorfe zu hauſen. Die Gemeinden, welche ganz oder großentheils aus Frei- und Meiergütern beſtanden, bildeten demnach weithin zerſtreute Dorfmarken. In ſüddeutſchen Dörfern dieſer Art und auf ihren Fluren ſpielen die bäueriſchen Scenen, welche uns zeitgenöſſiſch-mittelalterliche Dichter, ein Tanhuſer, ein Nithart, ein Wernher (der „Gartener") und andere in ihren Liedern und Schwänken geſchildert haben, nicht ſelten mit einem deutlich ſichtbaren Anflug von Neid, daß den „Törpern" ihre Mittel erlaubten, ſo üppig zu thun. Denn da werden uns geſtiefelte und beſpornte Bauernburſche vorgeführt, welche, Federhüte auf dem Kopfe und Schwerter an der Seite, unter der Dorflinde den „Törperinnen" den Hof machen, die Vorſchriften der Höfiſchkeit plump karikirend. Die dörflichen Schönen ihrerſeits, in modiſchen Schleppkleidern, den Handſpiegel am Halſe oder am Gürtel, das Haar mit Seidenborten aufgebunden und mit einem Blumenkranze geſchmückt, ſehen über die galanten Tölpel weg und nach galanten Rittern aus, welche dann auch ſich einſtellen, um mit den drallen und keineswegs ſpröden Dirnen Abenteuer zu beſtehen, wie ſie der luſtige Nithart luſtig genug beſchrieben hat. Ernſter iſt die berühmte mittelalterliche Dorfgeſchichte vom Meiersſohn Helmbrecht, welche uns Wernher der Gartener zu Anfang des 13. Jahrhunderts vortrefflich erzählt hat und die eine tragiſche Wendung nimmt. Dieſes lebensvolle Sittengemälde zeigt uns, wie ein junger Bauer aus hablicher Familie ins Ritterleben hineinpfuſcht, aber es nur zum Räuber bringt und in Folge ſeiner Miſſethaten erſt geblendet und dann gehenkt wird. Und weiter zeigt uns dieſe älteſte deutſche Dorfnovelle, welche tiefe Sittenverderbniß und welche gräuliche Rohheit hinter den zierlichen Formen der Romantik ſich verbarg.

Eine andere derbrealiſtiſch aus dem Leben gegriffene Dorfgeſchichte von ſittengeſchichtlicher Wichtigkeit iſt uns unter dem Titel „Von Metzi's Hochzeit" aus dem 14. Jahrhundert überliefert. Sie muß unter einer am Bodenſee heimiſchen Bauerſchaft geſpielt haben, vielleicht im Thurgau. Der junge „Maiger" (Meier) Bärſchi hat die junge Metzi lieb und ſie ihn, jedoch ſo, daß ſie in allen Ehren geheiratet ſein will. Der Bärſchi läßt ſich dazu herbei und in Gegenwart der beiderſeitigen Verwandten wird, nachdem die Sache bäueriſch-geſchäftsmäßig geordnet iſt, zur Verlobung geſchritten. Die Metzi bringt als Mitgift dem Bräutigam ein Pferd, eine Kuh, ein Kalb, einen Bock und drei Bienenſtöcke. Der Bärſchi ſchenkt ſeiner Braut eine Juchart Flachsland, zwei Schafe, einen Hahn mit vierzehn Hennen und ein Pfund

Pfennige. Dies abgemacht, findet man für gut, die Heirat noch an demſelben Abend zu vollziehen und zwar „ohne Pfaffen“, d. h. ohne kirchliche Trauung. Dann hebt in dem geräumigen Hauſe des Bärſchi der Hochzeitsſchmaus an, wozu die Nachbarn mit Weib und Kind und Kegel geladen werden. Kübel voll Hirſebrei, dann Speck und Rüben, endlich Bratwürſte und das „Brautmuß“ werden mit Händen und Löffeln — es gab alſo dazumal in ſüddeutſchen Bauernhäuſern bereits Löffel, während Gabeln erſt zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Deutſchland aufzukommen begannen und zwar vorerſt nur in feinen Haushalten — aufgegeſſen und dazu wird unmäßig viel Wein getrunken, ſo daß zuletzt die Gäſte nicht

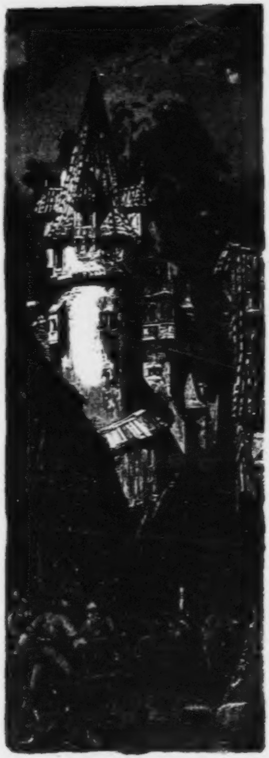


[illegible]

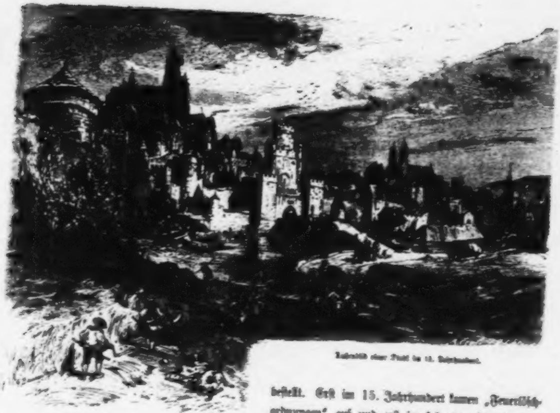
mehr wiſſen, ob „es Tag oder Nacht“. Nun wird die Braut zum Bärſchi in die Brautkammer geführt, wobei ſie ſich bäueriſcher Sitte gemäß heftig ziert und ſträubt und „O, weh!“ ſchreit. Am nächſten Morgen bringt man dem Paare die Frühſuppe ans Bett und beglückwünſcht es. Der Bärſchi ſchenkt dann ſeiner Frau Metzi zur „Morgengabe“ ein ſchönes Mutterſchwein. Hierauf findet der „Brutloff“ (Brautlauf) ſtatt, d. h. das junge Ehepaar wird unter Pfeifenſchall und Trommelſchlag unter Begleitung ſämmtlicher „Törpel“ zur Kirche geleitet und da nachträglich „zuſammengegeben“. Dann wird abermals im Hauſe des Hochzeiters tüchtig geſchmauſ't und gezecht, während dem ſich die „beſten zwei Mannen“ der Braut zur Seite ſetzen und für ſie die Hochzeitsgeſchenke — einen Melkkübel, einen Krug, einen Kamm, einen Gürtel, einen Handſpiegel, Leinwandſtücke und dreißig Pfennige an Geld — in Empfang nehmen. Den Dank für dieſe Gaben erſtattet der Vater Metzi's. Darnach macht ſich die ganze Geſellſchaft zur Dorflinde auf, allwo zum Tanze aufgeſpielt wird. Der Tanz aber verwandelt ſich unverſehens in eine „urchige“ allgemeine Prügelei, womit das Idyll einer richtigen Bauernhochzeit der guten alten frommen Zeit ſeinen naturgemäßen Abſchluß fand.

Politiſch angeſehen, war der Bauer eine Null. Dagegen war ſchon im 13. Jahrhundert der Bürger eine politiſche Ziffer geworden, mit welcher der Lehensſtaat und die Kirche, Kaiſerthum und Papſtthum gleichermaßen zu rechnen hatten. Das deutſche Städteweſen, auf deſſen Entwicklung das italiſche ſonder Zweifel höchſt bedeutenden Einfluß, mittelbaren und unmittelbaren, geübt hat, — das deutſche Städteweſen zeigte gerade von der Zeit an, wo die Ritterromantik zu ſiechen begann, einen raſchen und allſeitigen Aufſchwung. Nach außen, indem die Städte inmitten der anhebenden Reichsverlotterung die Geſundheit, Kraft und Vorſchrittsfähigkeit in ſich gefeſtigter republikaniſcher Gemeinweſen darſtellten. Nach innen, indem ſie eine große Reform des ſtädtiſchen Regiments durchführten. Dieſe Reform beſtand in der Umwandelung des ariſtokratiſchen Stadtjunkerregiments in das demokratiſche Zunftregiment. Das ging ſelbſtverſtändlich nicht ohne ſchwere und langwierige Kämpfe zwiſchen Adel und Volk innerhalb der Städtemauern ab. Die Altbürger, die Geſchlechter, die Patricier ſuchten ihren Machtbeſitz mit verzweifelter Zähigkeit feſtzuhalten. Die Zünfte, Innungen oder Gilden der Handwerker, auf denen ja doch wie die Nährfähigkeit ſo auch die Wehrfähigkeit der Städte vorzugsweiſe beruhte, wußten ſich nach und nach den Zutritt zum Vollbürgerrechte, zum Mitgenuſſe des Gemeindevermögens, zur erſt theilweiſen, dann vollſtändigen Aemterberechtigung zu verſchaffen und ſchließlich gewann in der großen Mehrzahl der Städte in der ſchon erwähnten Form des „Zunftregiments“ die Demokratie den entſchiedenen Sieg über die Ariſtokratie. Es war ein hartes Ringen geweſen, das nicht allein in den Wortſchlachten der Rathſäle, der Geſchlechter- und Zünftetrinkſtuben, ſondern auch in blutigen Straßenkämpfen ausgefochten worden. Nur in wenigen deutſchen Städten, vorab in Nürnberg, erhielt ſich bis zur Reformationszeit das Stadtjunkerthum im Vollbeſitze der Gewalt.

Wie das Volk innerhalb der Städte im Kampfe mit den Geſchlechtern ſeine Kraft kennen und fühlen gelernt hatte, ſo lernten die Städte als ſolche ihre Kraft im Kampfe gegen die Adelsanarchie fühlen und kennen, deren Tumult das ſinkende Mittelalter erfüllte. Nichts konnte und mußte den gewerbefleißigen und handelseifrigen Städtern verhaßter ſein, als die fortwährenden Störungen des Landfriedens durch das ritterliche, d. h. räuberiſche Fauſt- und Fehderecht, welches ſeit dem Sinken der Kaiſergewalt zu mehr und mehr ungeheuerlicher Geltung gelangt war. Ihre Induſtrie und ihren Handel dagegen zu ſchützen, wie nicht weniger auch ihre bürgerliche Freiheit gegen die vielfach verſuchten Eingriffe weltlicher und geiſtlicher Fürſten in das Städteleben zu wahren, brachten die deutſchen Stadtgemeinden das große Nothmittel der Verbündung, der Aſſociation, von deſſen Wirkſamkeit ja ihr Zunftweſen zeugte, auch nach außen im großen Stile zur Anwendung, indem ſie ſich zu Städtebünden zuſammenthaten, von welchen nur zu beklagen iſt, daß das alte deutſche Nationalunglück, der Centrifugalgeiſt, es nur zu partikularen Städtebündniſſen, nicht aber zu einem nationalen Städtebund kommen ließ. An Macht und Ruhm trug es der norddeutſche Städtebund, die Hanſa — ein flämiſches Wort, welches urſprünglich eine zu einem gemeinſamen Zwecke erhobene Beiſteuer bedeutete — über alle übrigen davon. Ihr Urſprung war das Schutz- und Trutzbündniß, welches Hamburg und Lübeck im Jahr 1241 mitſammen eingingen und beſchworen und welchem Braunſchweig und Bremen bald darauf beitraten. Zur Zeit ſeiner Blüthe umfaßte der Hanſabund, die größte politiſche That des alten deutſchen Bürgerthums, 85 Städte mit den Vororten („Quartierſtädten“) Lübeck, Köln, Braunſchweig und Danzig. Mittels der im Jahr 1364 zu Köln berathenen und beſchloſſenen Bundesakte gewann die Hanſa ihre feſte innere und äußere Geſtaltung. Im 15. Jahrhundert beherrſchte die Hanſa thatſächlich nicht allein Norddeutſchland, ſondern auch die ſkandinaviſchen Länder, die Oſt- und Nordſee, eine Land- und Seemacht, die unzweifelhaft auf die Heimat und die Fremde kulturbringend wirkte, aber doch das engherzig Berechnende einer von A bis Z kaufmänniſchen Politik nie verleugnen konnte. Selbſt dannzumal nicht, als, wie wir ſpäter ſehen werden, im 16. Jahrhundert ein genialer Mann der Hanſe eine große nationale und ſociale Aufgabe zu ſtellen kühn unternahm. Die ſüddeutſchen Städte richteten im 14. Jahrhundert ebenfalls ein großes Bündniß unter einander auf, welchem ſchon im Jahre 1327 die Städte Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Baſel, Freiburg, Zürich, Solothurn, Bern, Konſtanz, Ueberlingen, Ravensburg und Lindau beitraten. Später vereinigten ſich die rheiniſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſch-ſchweizeriſchen Städte zu einem großen Bund, welcher den im Jahre 1388 entbrannten „großen Städtekrieg" wider den gegen die Städte haßvoll geſchaarten fürſtlichen und ritterſchaftlichen Adel Süddeutſchlands nicht eben glücklich führte. Damals waren die Bewohnerzahl, die Wehrhaftigkeit und die Geldmittel von deutſchen Städten wie Augsburg und Straßburg ſo groß, daß ſie 30—40,000 Bewaffnete zu ſtellen vermochten. Aber es fand ſich weder ein Staatsmann noch ein Feldherr, welcher alle dieſe reichen Kräfte des deutſchen Bürgerthums zu großem nationalem Thun zuſammenzufaſſen und zu lenken vermocht hätte . . . . .

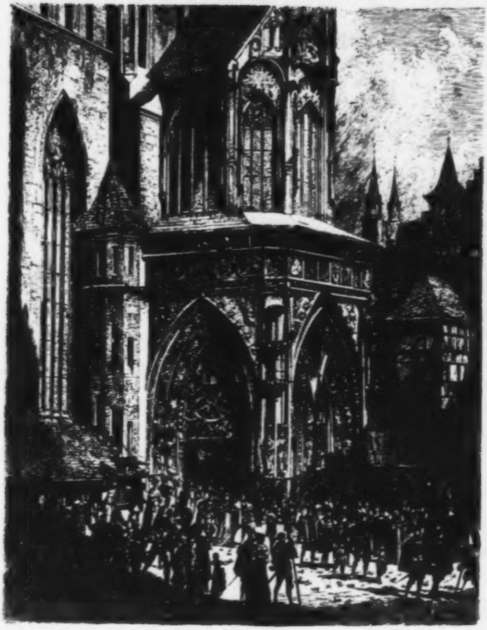

Stadtgaſſe mit Feuersbrunſt.

Noch im 13. Jahrhundert boten die meiſten deutſchen Städte mit ihren möglichſt eng um ihren feſten Kern, die königliche oder fürſtliche Burg, die Biſchofspfalz oder Reichsabtei, zuſammengedrängten ſchmalen, krummen und feuchten Gaſſen, von deren Ausſehen die da und dort bis in die neuere Zeit, freilich nicht unverändert, herübergekommenen „Judengaſſen" eine ziemlich deutliche Vorſtellung geben könnten, ein nichts weniger als erfreuliches Bild dar. Noch im 14. Jahrhundert beſtand ſogar in Städten wie in Frankfurt und Augsburg das Baumaterial für Privathäuſer faſt ausſchließlich aus Holz, Lehm, Rohr und Stroh. Da es noch keine Rauchfänge und keine Schornſteine gab, ſo waren ſtädtiſche Feuersbrünſte ſo zu ſagen etwas Alltägliches, und was dieſe für Verheerungen anrichten mußten, läßt das erwähnte Baumaterial leicht errathen. War es doch auch mit den Löſchanſtalten kläglich genug



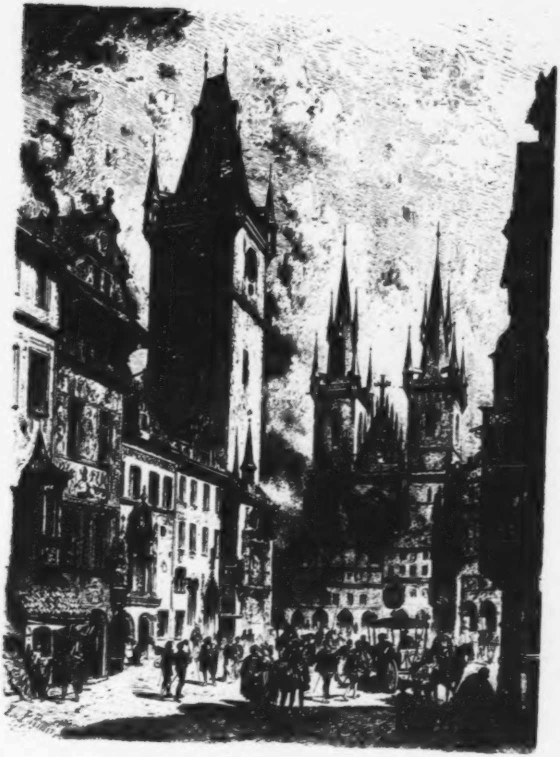
Außenbild einer Stadt im 15. Jahrhundert.

beſtellt. Erſt im 15. Jahrhundert kamen „Feuerlöſchordnungen“ auf und erſt im folgenden Feuerſpritzen. Augsburg durfte ſich im Jahre 1518 des Beſitzes einer ſolchen rühmen, jedenfalls einer der älteſten dieſer Maſchinen in Deutſchland. Die großen Feuersbrünſte räumten aber tüchtig auf und ſchufen Raum zu einer zweckmäßigeren Anlage ſtädtiſcher Straßen und Bauten, welche letztere dann auch mit ſolideren Materialien aufgeführt wurden, ſo zwar, daß in den ſüddeutſchen Städten der Hauſteinbau, in den norddeutſchen der Backſteinbau vorherrſchte. Dazu kamen, um das äußere und innere Ausſehen der Städte umzugeſtalten, die Rückſichten, welche die in Folge der Erfindung und Anwendung des Schießpulvers eingetretene Veränderung des Kriegsweſens mit ſich brachte. Die Anwendung von Feuergeſchütz bei Belagerungen machte ja eine weſentlich neue und verwickeltere Befeſtigungsart nothwendig, die ſogenannte Baſtionirung, welcher dann auch das Innere der Städte mehr oder weniger angepaßt werden mußte. Die typiſche äußere Geſtalt einer richtigen deutſchen Stadt von Bedeutung im 15. Jahrhundert war ſo: — Ringsher um das ſtädtiſche „Weichbild“ (vom lat. vicus) zog ſich ein tiefer Graben, welcher zur Zeit der Gefahr mit Waſſer gefüllt werden konnte und welchen vorgeſchobene Wartthürme vertheidigten. Hinter dem Graben war der Stadtwall aufgeböſcht, welchen die mit Laufzinnen verſehene Ringmauer krönte. In mehr oder weniger regelmäßig abgemeſſenen Zwiſchenräumen war die Vertheidigungsfähigkeit von Wall und Mauer durch über dieſe emporragende Thürme verſtärkt und bei oder zwiſchen ſolchen runden oder viereckigen Thürmen befanden ſich auch die wohlverwahrten, zinnenbekrönten, mit Fallgattern verſehenen Thore, von welchen aus ſich Zugbrücken über den Stadtgraben legten. Wer wiſſen will, wie ein muſtergiltiges mittelalterliches Stadtthor ausſah, der gehe nach Baſel und ſehe ſich dorten das Spahlenthor an oder nach Lübeck und betrachte das dortige Holſtenthor. Es iſt überhaupt ein ſchöner Zug im mittelalterlichen Städteleben geweſen, daß auf die öffentlichen Bauwerke, als Kirchen, Rathhäuſer, Kaufhallen, Spitäler, Brunnen, ſchon viel Kunſt und große Koſten verwandt wurden, als man die Privathäuſer noch mit großer Einfachheit



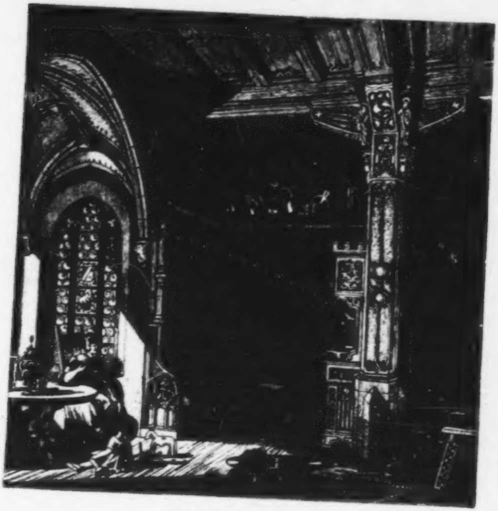
Frauenkirche in Nürnberg.

baute und einrichtete. Nord- und ſüddeutſche Städte zeigen noch jetzt edle Zeugniſſe dieſes löblichen Gemeinſinns auf, wie z. B. das Rathhaus zu Braunſchweig und der Artushof zu Danzig. Das reiche Nürnberg hatte bekanntlich den, freilich erſt im 16. und 17. Jahrhundert vollſtändig gewonnenen Ruhm, das ſchönſte mittelalterliche Geſammtſtadtbild auf deutſchem Boden darzuſtellen, wie es in ſeinem „ſchönen Brunnen“ den ſchönſten in Deutſchland beſaß und beſitzt. Die Verbequemlichung und Verſchönerung der Städte ging übrigens nur langſam vor ſich. Erſt mit dem 14. Jahrhundert wurde die Entfernung der Düngerhaufen und Miſtlachen von den Gaſſen und die Pflaſterung der letzteren in den beſſeren Städten allgemeiner. Erſt im 15. Jahrhundert begannen die Stadtgemeinden eifriger für die



Stadtbild aus dem 16. Jahrhundert.

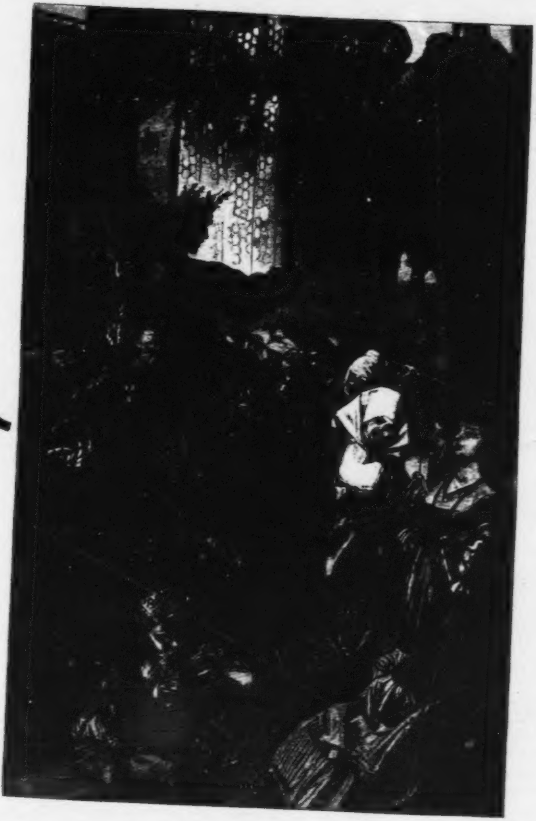
Herbeileitung von gutem Trinkwaſſer zu ſorgen und zu gleicher Zeit traten bei öffentlichen Gebäuden Glasfenſter an die Stelle der Tuchfenſter. Die ſteigende Grundrente, die Ergebniſſe des Handelsbetriebes und der höhere Bildungsgrad machten es mitſammen dem ſtädtiſchen Adel möglich, im ſpäteren Mittelalter ſeine „Höfe" und „Geſäße" nach allen Vorſchriften des Profanbauſtils der Gothik prächtig auszubauen und einzurichten, und ſo erhoben ſich in Augsburg, Ulm, Frankfurt, München, Wien, Mainz, Köln,



Gothiſches Gemach in einem Stadtjunkerpalaſt.

Bremen, Lübeck, Breslau und anderen deutſchen Städten jene ſtolzen oder zierlichen Stadtjunker- und Handelsherrenhäuſer, von deren Aeußerem das „ſteinerne Haus" in Frankfurt und das „Haus Naſſau" in Nürnberg eine Anſchauung verſchaffen und die im Inneren mit kunſtvoll gefügtem und geſchnitztem Getäfel, mit vielgeſtaltigem Mobiliar, mit zierlicher Tapezerei, mit farbenbunten Glasfenſtern, mit weichen Teppichen und mit „Treſuren" ausgeſtattet waren, die von künſtleriſch gearbeitetem Gold- und Silbergeſchirre ſchimmerten. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die deutſchen Städte ihrer Schönheit, ihres Reichthums und ihres Wohllebens wegen im Auslande berühmt. Aeneas Silvio Piccolomini, der nachmalige Papſt Pius der Zweite, ſowie ſein Landsmann Bonfini haben von dem Wien der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine wahrhaft begeiſterte und verführeriſche Beſchreibung entworfen, welche freilich weder die Wiener noch die Wienerinnen als ſehr nüchtern und züchtig erſcheinen läßt — im Gegentheil, ſehr im Gegentheil! Zur ſelben Zeit erklärten auch Italiener, welche doch wiſſen mußten, was ſchön ſei, eine reizendere Stadt als Köln wäre nicht zu finden, und im 16. Jahrhundert urtheilte der geiſtvollſte Franzoſe deſſelben, Michel de Montaigne, Augsburg ſei weit ſchöner als Paris.

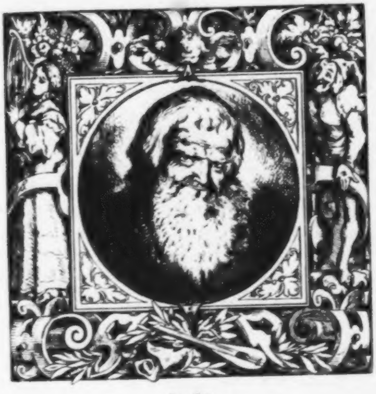
Der Aufſchwung des deutſchen Stadtlebens zu der Lebensfülle, welche daſſelbe im ſpäteren Mittelalter entfaltete, begann nach den ungeheuren Trübſalen, nach den phyſiſchen und moraliſchen Peſtilenzen des „Schwarzen Todes“, der Geißlerfahrten und Judenſchlachten, welche im 5. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts unſer Land verheert haben. Im fernen China zuerſt ausgebrochen, durchzog die ſchreckliche Seuche des ſchwarzen Todes oder des „großen Sterbent“, wie ſie von unſeren Altvorderen genannt wurde, ganz Aſien, brach in Europa ein und ſuchte in den Jahren 1348—50 auch unſer Vaterland mit ihrer ganzen Wuth heim. Die Zahl der von ihr weggerafften Opfer ging in's Ungeheuerliche: in Baſel raffte der ſchwarze Tod 14,000, in Straßburg 16,000, in Lübeck 9000, in Danzig 13,000, in Weimar 5000, in Erfurt 16,000, in Münſter 11,000, in Trier 13,000, in Wien 40,000 Menſchen weg. In letztgenannter Stadt tödtete dieſe Cholera des Mittelalters an einem Tage 960 Leute. Viele Städte verloren die Hälfte ihrer Bewohnerſchaft. Im Umfange des deutſchen Reiches verſtarben nur von dem einen Orden der Barfüßer 124,434 Mönche an der Peſt, welche im ganzen nicht weniger als 25 Millionen Europäern das Leben gekoſtet haben mag. Um das entſetzliche Wüthen der Seuche zu begreifen, muß man den rohen Aberglauben der Maſſen im Auge halten, welche in dieſer Epidemie ein göttliches Strafgericht erblickten, gegen das es überhaupt kein Mittel gäbe; ferner den niedrigen Stand der Arzneikunde und endlich den Umſtand, daß der unſinnige Brauch, die Todten in den Kirchen und um dieſelben herum zu begraben, jede Stadt zu einem Peſtherde machte. Der Anblick des unermeßlichen Jammers um ſie her trieb die Menſchen aus den regelmäßigen Bahnen und Geleiſen des Lebens hinaus. Eine Art moraliſcher Trunkenheit machte ihnen die Köpfe wirr und wüſt. Die einen tobten in wilder Sinnenluſt, in lärmenden Orgien ihre Todesangſt aus, bei den andern ſchlug dieſe in krankhafte Zerknirſchung um und rief die toll aſketiſche Erſcheinung des Flagellantiſmus oder der Geißlerfahrten hervor, welche allerdings in Italien ſchon ein Jahrhundert früher in kleinerem Stile bemerkbar geweſen, jetzt aber, unter den Schreckniſſen des ſchwarzen Todes, auch in Deutſchland im großen und größten Maßſtabe ihr geräuſchvoll fanatiſches Weſen trieb. Der ſchwärmeriſche Einfall, mittels Pilgerfahrten voll Selbſtqual den Zorn Gottes zu beſchwichtigen, wurde zu einer geiſtigen Peſt, zu einer wahren Raſerei, die, wie es ſcheint, zuerſt in Oeſtreich zum Ausbruche kam. Bald aber widerhallte ganz Deutſchland von den Geißelſchlägen und Bußgeſängen der Flagellanten. Zu Hunderten, zu Tauſenden kamen ſie in langen Proceſſionen in die Dörfer und Städte gezogen, entweder mit der härenen Büßerkutte oder auch nur mit einem Hemde bekleidet, ſchwere Kreuze ſchleppend, dreiſchwänzige Geißeln in der Rechten haltend. So wanderten ſie Paar an Paar in die Kirchen, warfen ſich vor den Altären nieder, thaten ihre Kutten oder Hemden aus, geißelten ſich, daß ihr Blut die Kirchenwände beſpritzte und ſangen dazu ihr: „Nu trete her, wer büßen wölle! So fliehen wir die heiße Hölle. Lucifer iſt ein böſer Geſelle.“ Der Taumel ergriff auch die Kinderwelt, wie er ſie zur Zeit der Kreuzzüge ergriffen hatte: aus der Stadt Speier z. B. machte ſich mit Kreuz und Fahnen ein Geißelbrüderzug von 200 Knaben auf, deren älteſte zwölfjährig waren. Mit der Volkskrankheit der Geißlerei berührte ſich vielfach eine andere, die Tanzwuth, die zweifelsohne ebenfalls eine epidemiſch gewordene Wirkung ekſtatiſcher Seelenzuſtände, fanatiſcher Wahnvorſtellungen geweſen iſt und noch im 15. Jahrhundert hier und dort graſſirte, z. B. im Elſaß. Die Aeußerungen dieſer Seuche gehörten gewiß mit zu den abenteuerlichſten Erſcheinungen des Zeitalters der Romantik. Auf Landſtraßen und in



„Schule-Singen“ einer Meiſterſängerzunft.

Stadtgaſſen, auf Kirchhöfen und in Kirchen ſelber gaben ſich Scharen von Männern und Weibern jedes Alters, halbnackt, die Schläfen mit Blumen bekränzt, die Hände in einander verflechtend, ſtundenlang, halbe Tage lang einer raſenden Tanzluſt hin, Schreie ausſtoßend, Lieder brüllend, bis ſie halb oder ganz beſinnungslos zu Boden ſtürzten. Weiterhin iſt auch der wüthende Judenhaß, welcher die entſetzlichen Judenſchlächtereien im 14. Jahrhundert zur Folge hatte, als eine durch die Drangſale des „großen Sterbent" veranlaßte oder wenigſtens mitveranlaßte Volkskrankheit unſerer Altvorderen zu bezeichnen. Der mittelalterliche Chriſt in ſeiner Begriffsverwirrung glaubte ſich nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet, die Juden zu haſſen, maßen „ſie den Herrn Jeſum umgebracht", und die Juden, vom Grundbeſitz- und Handwerksbetrieb ausgeſchloſſen, auf Schacher und Wucher angewieſen, in ihre Ghetto's eingepfercht, mußten ihrerſeits in jedem Chriſten einen Feind ſehen. Dazu kam, daß genau in demſelben Verhältniß, in welchem das Finanzgenie und das weite Finanzgewiſſen der Kinder Iſrael in den Judengaſſen Reichthümer anhäuften, auch der Chriſtenneid wuchs. Zu verſchiedenen Zeiten ſchon hatten die Bekenner der Religion der Liebe ihrem Haß und Neid durch maſſenhafte Judenmorde Luft gemacht. Auch in Deutſchland. Aber das große Judenſchlachten und Judenbrennen ging erſt zur Zeit des ſchwarzen Todes los, den man ja auf Brunnenvergiftung durch die Juden zurückführte. Dieſes Märchen war gerade ſo blödſinnig wie das andere von den ermordeten Chriſtenkindern, deren Blut die Juden zur Feier ihres Oſterfeſtes benöthigt ſein ſollten, oder wie das dritte von den durch Juden geſtohlenen, gequälten und geſchändeten Hoſtien. Aber der Blödſinn iſt überall eine Macht, wo er den gemeinen Inſtinkten und wüſten Leidenſchaften der Menſchen zu baß kommt. In den Jahren 1348–50 rauchten die Städte am Rhein und in der Schweiz, in Schwaben, Franken und Baiern bis weit nach Mittel- und Norddeutſchland hinein von rieſigen „Judenbränden" und rieſelten überall die „Judengaſſen" von Blut. Tauſende, wieder Tauſende und abermals Tauſende von Juden und Jüdinnen jedes Alters ſind da erbarmungslos hingeſchlachtet worden, mitunter nach heldiſcher Gegenwehr der „Jüdiſchheit", die ebenſo vergeblich war wie die heldiſchen Verſuche einzelner denkender und fühlender Chriſten, dem ſchnöden Gräuel Einhalt zu thun. Der Wahnwitz wollte durchgeraſt ſein. Es war eine ſchreckliche Zeit und man begreift es, daß ein deutſcher Zeitbuchſchreiber des 14. Jahrhunderts ſagen konnte: „Darnach, da das Sterben, die Geißelfahrt und die Judenſchlacht ein Ende hatte, hob die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu ſein."

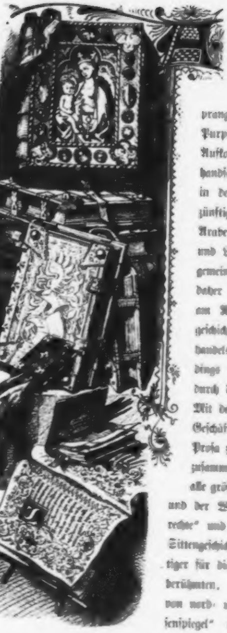
Man iſt verſucht, zu meinen und zu ſagen, die deutſchen Städte hätten das Bedürfniß gefühlt, die ſchauderhaften Barbareien, deren Schauplätze ſie zur Zeit des ſchwarzen Todes, der Geißlerfahrten und Judenſchlachten geweſen, mittels einer verdoppelt emſigen Kulturarbeit zu ſühnen und gutzumachen. Denn auf allen Gebieten intellektueller und materieller Civiliſation regte es ſich in den Städten friſchkräftig und erfolgreich. Zwar der Goldfaden der Dichtung, welchen die Bürger aus der Hand des verwilderten Adels übernahmen, gewann keinen neuen Glanz, ſondern verſchimmerte und verblaßte in der Form des bürgerlichen „Meiſtergeſanges" mehr und mehr. Es war ja recht löblich, weil immerhin von Theilnahme an der idealiſchen Seite des Lebens zeugend, daß ſich die ehrſamen Handwerksmeiſter zu Reim- und Singſchulen zuſammenthaten, wie ſolche namentlich zu Nürnberg, Ravensburg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und Straßburg blühten, nachdem der Sage zufolge die erſte zu Mainz durch Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, geſtiftet worden und Kaiſer Karl der Vierte dieſe Genoſſenſchaften mit förmlichen Zunftrechten begabt hatte (1378). Der Vorſtand ſo einer Reimer- und Singerzunft hieß das „Gemerk" und ſeine Mitglieder (der „Büchſenmeiſter", „Schlüſſelmeiſter", „Merkmeiſter" und „Kronenmeiſter") leiteten die dichteriſchen und muſikaliſchen Uebungen und Wettkämpfe, welche in Gegenwart der Frauen und Töchter der Zunftgenoſſen in der Kirche oder im Rathhausſaale an den Sonntagsnachmittagen ſtattfanden. Das hieß man „Schule ſingen“ und nach dem Ausſpruche des Merkmeiſters wurden den wetteifernden Singern durch den Kronenmeiſter beſcheidene Preiſe zugetheilt, welche aus Kränzchen von Gold- oder Silberdraht beſtanden. Das meiſterſängerliche Regelnbuch hieß die „Tabulatur“, das Lied „Bar“, die Strophen hießen „Geſätze“, die Versarten „Gebäude“, die Melodieen „Töne“ oder „Weiſen“. Wem die Tabulatur noch nicht völlig geläufig war, hieß ein „Schüler“, wer ſie innehatte, „Schulfreund“, wer nach einem gegebenen Ton ein Lied zu fertigen verſtand, „Dichter“, wer eine neue Weiſe zu finden wußte, „Meiſter“. Vier Jahrhunderte hindurch hat des Meiſtergeſangs „holdſelige“ Kunſt gedauert: erſt im Jahr 1770 iſt in Nürnberg, der Heimat des einzigen wirklichen „Meiſterſängers“ Hanns Sachs, zum letztenmal feierlich



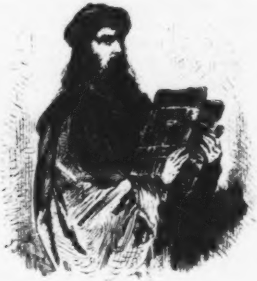
Hanns Sachs

Schule geſungen worden. Aber die Form des Meiſtergeſanges iſt von Anfang an eine ſchnörkelhafte geweſen und der Inhalt dieſer wunderlich gezierten Spruchpoeſie verwäſſerte ſich bald zur ödeſten Langweiligkeit.

Die Verdienſte der deutſchen Städte um die Weiterführung der civiliſatoriſchen Arbeit lagen nach einer anderen Seite hin, nach der realiſtiſchen. Mußte ſich doch ſchon frühzeitig die Nothwendigkeit fühlbar machen, dem Gewerbebetrieb und der Handelsthätigkeit gewiſſe realiſtiſche Kenntniſſe und Fertigkeiten zur Grundlage zu geben. Das rief die mittelalterlichen „Stadtſchulen“ hervor, deren älteſte eingerichtet wurden in Leipzig, Köln, Hamburg, Lübeck, Roſtock, Stettin und Wien. Das war ein erſter, allerdings ſehr ſchüchterner Verſuch, die deutſche Schulbildung aus hierarchiſchen Feſſeln zu löſen. Leſen, Schreiben, Rechnen, viel kirchliche Dogmatik und in den höheren Klaſſen das Latein — darauf ging der Unterricht in dieſen ſtädtiſchen Schulen.



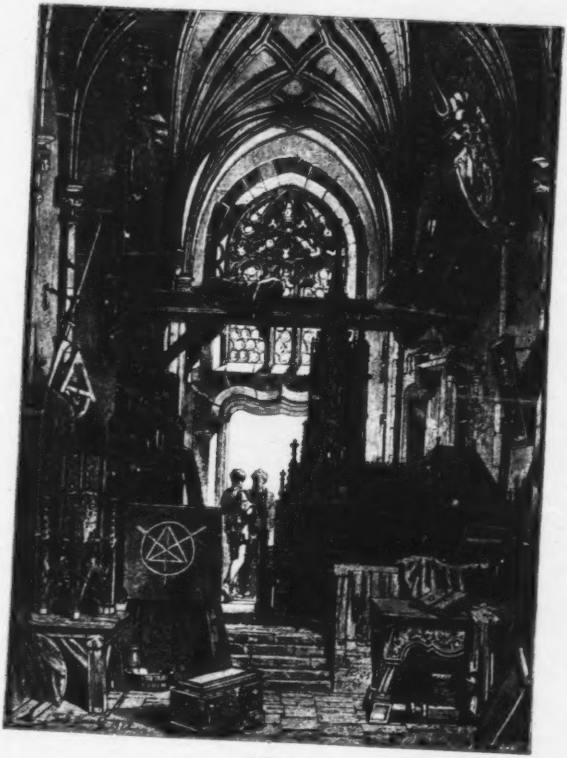
Auf das Schreiben wurde bis zur Einführung des Bücherdruckes fortwährend viel Zeit und Mühe gewendet. Schönſchreibung und Miniaturmalerei haben bekanntlich wahre Prachtſtücke von Handſchriften zuwegegebracht, welche in den „Büchereien“ der Fürſten, Prälaten und reichen Bürger prangten. Prachtſtücke von Urkunden u. dgl. m. wurden auf Purpurpergament mit Gold- oder Silberdinte geſchrieben. Mit dem Aufkommen des Pergaments war die Rollenform der Papyrushandſchriften der Buchform gewichen. Die Buchbinderei, früheſtens in den Klöſtern geübt, wurde erſt im ſpäteren Mittelalter ein zünftiges Gewerbe. Die aus China ſtammende und durch die Araber nach dem Abendlande gebrachte Erfindung des Baumwolle- und Linnenpapiers machte die Herſtellung von Handſchriften allgemeiner und wohlfeiler. Die Errichtung von Papiermühlen iſt daher auch für Deutſchland – die älteſten wurden um 1320 am Rheine zwiſchen Mainz und Köln erbaut – ein kulturgeſchichtlich wichtiger Vorgang geweſen. Die Anfänge des Buchhandels und des Bibliothekweſens in unſerem Lande ſind allerdings ſchon in den Klöſtern zu finden, doch gewannen ſie erſt durch die Stiftung der Hochſchulen an Umfang und Bedeutung. Mit dem ſtädtiſchen Schulweſen und dem vielgeſtaltigen ſtädtiſchen Geſchäftsbetrieb hing auch die mälige Ausbildung einer deutſchen Proſa zum Geſchäfts-, Kanzlei-, Gerichts-, Predigt- und Chronikſtil zuſammen. Vom Ende des 13. Jahrhunderts an veranſtalteten alle größeren deutſchen Städte Aufzeichnungen ihrer Rechtsſatzungen und der Wahrſprüche ihrer Gerichte und ſo entſtanden die „Stadtrechte“ und die „Weisthümer“, welchen unſere Rechts- und unſere Sittengeſchichte zu ſo warmem Danke verpflichtet ſind. Noch wichtiger für die deutſche Rechtsgeſchichte aber ſind bekanntlich die beiden berühmten, zwiſchen 1215 und 1276 veranſtalteten Sammlungen von nord- und ſüddeutſchen Geſetzen und Rechtsbräuchen, der „Sachſenſpiegel“ und der „Schwabenſpiegel“. Mochte man doch beim Hereinbrechen einer geſetzloſen Zeit das Bedürfniß eines ſchriftlich fixirten Rechtes nur um ſo lebhafter fühlen. Nicht minder lebhaft regte ſich, und zwar vorab in den Städten, das Gefühl, es müßte gegen die einreißende Frevelluſt und Verwilderung alles Gute aufgeboten werden, was im Menſchen vorhanden. Daß dieſes auf religiös-kirchlichem Wege geſchah, lag im Geiſte der Zeit. Daher ſehen wir im 13. und 14. Jahrhundert eine ganze Reihe von eifrigen und weithin gehörten Predigern und Moraliſten auftreten, einen Berchthold von Regensburg, von welchem ein Zeitgenoſſe geſagt hat: „Durch ſinen munt rett (redet) got vom himelriche“, – einen Bruder Eckart, einen Johannes Tauler, einen Heinrich von Nördlingen, einen Hermann von Fritzlar, einen Heinrich Seuſe, welche allzumal mit hinreißender Beredſamkeit gegen die ſittliche Verſunkenheit ihrer Zeitgenoſſen eiferten oder auch, angehaucht von einem Vorwehen deutſcher Philoſophie, das ja ein Wolfram von Eſchenbach ſchon verſpürt hatte, mit myſtiſchem Forſchungstriebe in die Myſterien des Chriſtenthums ſich verſenkten und alſo, ihre Nichtbefriedigung durch das hierarchiſche Dogma verrathend, mit zu den Pfadſuchern reformatoriſcher Tendenzen ſich ſtellten. Die ſtädtiſche Zeitbücherſchreibung hatte ſich, wie die kölner Chronik des Gottfried Hagen ausweiſ't, anfangs noch der Reimform bedient, war aber dann zur paſſenderen Form der Proſa übergegangen und in dieſer hat das 14. Jahrhundert zwei für ihre Zeit muſtergiltige Chroniken geſchaffen, die „Elſäſſiſche und ſtraßburger Chronik“ des Jakob Twinger von Königshofen und die „Limpurger Chronik“, deren Anfänge dem Johannes Gensbein zugeſchrieben werden. In alledem offenbarte ſich eine thatkräftige Strebſamkeit der deutſchen Städte, welche ja auch durch die Gründung von Siechenhäuſern, Fremdenherbergen und Findelhäuſern — Nürnberg hatte ſchon 1368, Ulm 1386 ein „funden kindlin hus“ — einen werkthätig erbarmungsvollen Sinn bethätigten und auch der Geſundheitspolizei im Mittelalter zuerſt eine umfaſſendere und folgenrichtigere Aufmerkſamkeit und



Johannes Gutenberg.

Sorge widmeten. Schon in den erſten Decennien des 15. Jahrhunderts finden wir ſtädtiſche Aerzte und Apothekerordnungen. Die geſuchteſten Aerzte waren übrigens das ganze Mittelalter hindurch die jüdiſchen und es mag als denkwürdig hier vermerkt werden, daß es ſchon dazumal weibliche Arzneikünſtler gab, jüdiſche Medicinfrauen. Im Jahre 1419 erhielt die Jüdin Sarah von dem Biſchof von Würzburg einen Patentbrief als Aerztin, im Jahre 1428 war zu Frankfurt die Jüdin Zerline als Augenärztin berühmt.

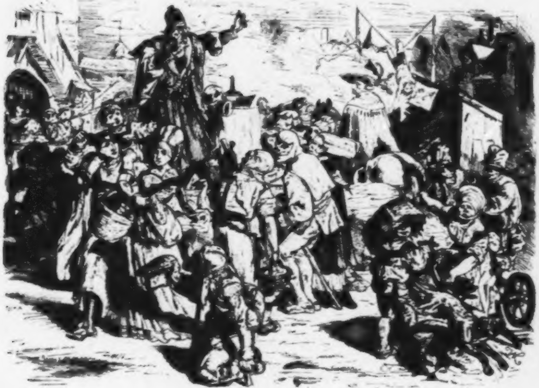
Das ſtrenggeregelte ſtädtiſche Zunft- oder Gildenweſen mag uns heutzutage wohl engherzig vorkommen, aber im Mittelalter war es zeitgemäß und auf dieſen feſten Zunftgeſetzen und Innungsbräuchen beruhte vorzugsweiſe die Tüchtigkeit der gewerblichen und künſtleriſchen Leiſtungen. Am großartigſten und erfolgreichſten kam dieſer korporative Geiſt des deutſchen Mittelalters zur Erſcheinung in Geſtalt der „Bauhütten“, der ſtädtiſchen Baubrüderſchaften von Künſtlern und Handwerkern, von Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen, von Baugewerksleuten jeder Art und jeden Grades, welche durch feſte Satzung und Ueberlieferung, durch Loſung und Gelübde zu einem vielgegliederten Ganzen verbunden waren, das den Winken und Worten des Meiſters gehorchte. Nur die Bauhütten ermöglichten der Kirche die Herſtellung ihrer mittelalterlichen Rieſenbauten, von welchen weiterhin noch die Rede ſein wird. Ueberhaupt aber war die



Bauhütte.

deutſche Gewerbigkeit im Mittelalter eine ſehr beträchtliche und auch in der Fremde hoch angeſehene, ja eine dorten ſogar höher angeſehene als die heutzutägige. Unſere Altvorderen waren berühmt als Bergbauer, Erzgießer, Waffenſchmiede, Tiſchler, Tuch- und Leineweber, Scharlachfärber und Drahtzieher. Als

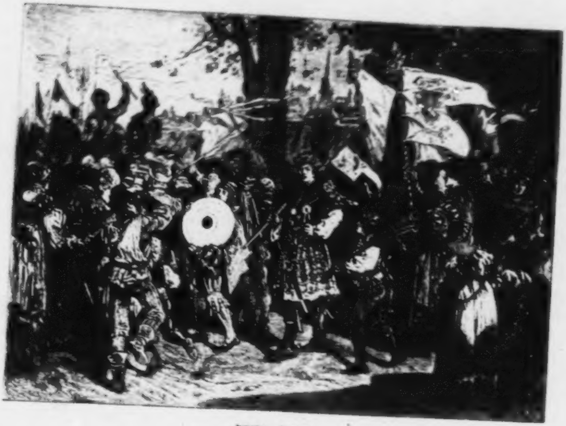
Goldſchmiede hatten namentlich die von Köln einen großen Ruf im Auslande. Nicht weniger anerkannt war die Erfindungsgabe der Deutſchen im ganzen Umfange der Mechanik. Man ließ ihnen willig den Ruhm, die Taſchenuhren, die Feuergewehre, die Mühlwerke, die Glasmalerei, die Kupferſtecherei, die Holzſchneidekunſt, den Diamantenſchliff, die Orgel und viele andere Inſtrumente erfunden oder wenigſtens weſentlich verbeſſert zu haben. Die ruhmreichſte Findung aber, welche jemals ein Deutſcher auf mechaniſchem Gebiete gemacht, war die von dem Bürger von Mainz, Johannes Gensfleiſch, genannt Gutenberg, um 1436–40 gefundene Kunſt des Bücherdruckes, erfloſſen aus des Mannes genialem Gedankenblitz, die



Jahrmarktstreiben.

Holzſchneiderei zur Vervielfältigung von Handſchriften zu benützen. Mit aus Holz geſchnitzten Lettern druckte Gutenberg i. J. 1456 die Kirchenbibel („Vulgata“). Dann hat er mit Beihilfe des Metallgießers Peter Schöffer und des Goldſchmiedes Johann Fauſt die hölzernen Lettern in metallene umgewandelt. Damit war ein Kulturmittel von unermeßlicher Wirkſamkeit geſchaffen und hatte ſich der ſchlichte Bürger von Mainz in die Reihe der ehrwürdigſten Kulturhelden geſtellt. Vom Jahre 1462 an ging von Deutſchland die Buchdruckerkunſt aus in die Welt. Als im Jahre 1464 der deutſche Buchdrucker Ulrich Hahn aus Ingolſtadt in Rom einwanderte und ſeine „Schwarzkunſt“ auszuüben begann, ſchwante es dem Papſte Paul dem Zweiten nicht, daß die menſchliche Vernunft in ihrem Kampfe gegen das Papſtthum die furchtbarſte aller Bundesgenoſſinnen gefunden und der Mann von jenſeits der Berge in ſeinem Letternkaſten Blitze und Donner mitgebracht hätte, mit denen verglichen alle Bannblitze und Interdiktsdonner des Vatikans bloßes Kinderſpielzeug wären . . . . .

Im 15. Jahrhundert durfte eine nicht geringe Zahl von deutſchen Städten für reich gelten. Nur darf man an den ſtädtiſchen Reichthum des Mittelalters nicht den modernen Millionenmaßſtab legen. Bevor in Folge der Auffindung Amerika's die Gold- und Silberſchätze der neuen Welt flüſſig zu werden begannen, iſt der Geldwerth in der alten ein ſo hoher geweſen, daß in dem reichen Augsburg als ein reicher Mann angeſehen war, wer ein Jahreseinkommen von 200 bis 300 Gulden hatte. Wer aber eine Rente von 2000 Gulden oder drüber beſaß, galt geradezu für einen Krösus. Die durchſchnittlich beträchtliche Wohlhabenheit, zu welcher die Bürgerſchaften mittels ihrer Induſtrie und ihres Handels

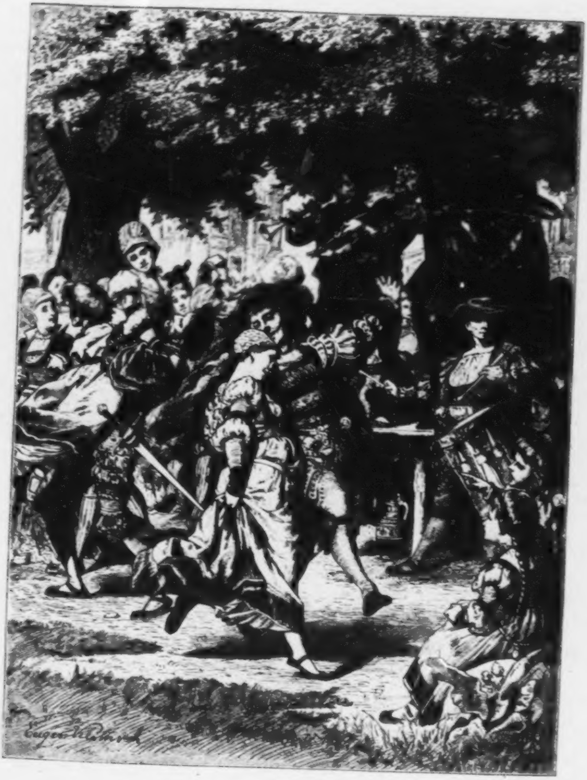


Städtiſches „Schießen“.

gelangt waren, machte im ſpäteren Mittelalter die deutſchen Städte zu Sitzen einer ſehr belebten Geſelligkeit, aber auch zu Stätten der Völlerei und Ausſchweifung, wozu beſonders das ſehr zwangloſe Zuſammenſein der beiden Geſchlechter in den ſtark beſuchten Badſtuben, ſowie die ſelbſt in kleinen Städten offenſtehenden „Frauenhäuſer“ nur allzu bequeme Gelegenheit gaben. Wie übermäßig der ſtädtiſche Luxus ſich aufthat, beweiſen die häufigen, immer wieder erneuerten ſtädtiſchen Luxusgeſetze, die „Kleiderordnungen“, und wie ſcham- und ſcheulos die wilde Begierde nach brutaler Befriedigung trachtete, zeigen die nicht weniger häufig gegen das Verbrechen der „Nothnumpft“ erlaſſenen Strafgeſetze. Konrad von Wirzburg und ſpätere Novelliſten wiſſen uns eine Unzahl von bedenklichen Stadtgeſchichten zu erzählen, von leichtfertigen Ehefrauen, verliebten Pfaffen und ſchlauen „Fügerinnen“ (Kupplerinnen). Die Geſchichten der Reichstage und der Kirchenverſammlungen, namentlich die des Koncils von Konſtanz, berichten uns draſtiſch, wie zuchtlos die kraftſtrotzende Lebensluſt unſerer Altvorderen ſich Luft zu machen ſuchte und wußte. Ebenſo die Schilderungen, welche zeitgenöſſiſche Beobachter von dem Treiben und Toſen, dem Pokuliren und Jubiliren, dem leidenſchaftlichen Spielen und unzüchtigen Tanzen entworfen haben, was alles an den mittelalterlichen Badorten daheim war, — z. B. in dem vielbeſuchten und modiſchen Baden im Aargau.

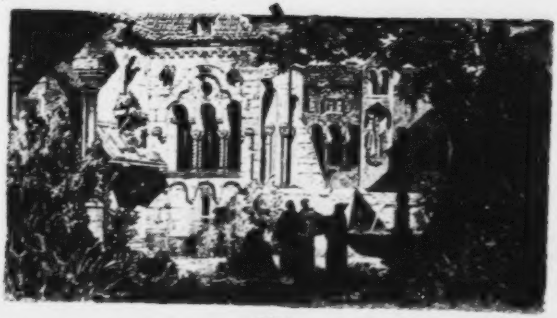
Doch auch nach der harmloſeren Seite hin kam die ſtädtiſche Geſelligkeit zu farbenreicher und buntwechſelnder Erſcheinung. Es fehlte jahrein jahraus nie an „Anläſſen“ und „Fröhlichkeiten“. Kirchliche Feierlichkeiten wechſelten mit Jahrmärkten und Gemeindefeſten. Täglich gab es etwas zu ſchauen, zu hören, zu lachen; denn das ganze luſtige Volk der „Fahrenden“, Spielleute, Gaukler, Thierbändiger, Wunderärzte und Wahrſager, ſie alle ſuchten mit Vorliebe die Städte auf. Heute veranſtalteten die Stadtjunker ein Turnier und beſchloſſen daſſelbe mit einem Geſchlechtertanz, morgen gaben Rath und Bürgerſchaft ein ſtattliches Schießen, wobei die Zünftler ihre wehrhafte Geſchicklichkeit in der Handhabung der Armbruſt (wunderlich verdorben aus dem lateiniſchen arcubalista) und ſpäter auch des Feuergewehres ſehen ließen. Hochzeiten in reichen Familien wurden zu Feſtlichkeiten für die ganze Stadt. Zur Winterszeit ergötzte ſich die ſtädtiſche Jugend an Schlittenfahrten, am „Schembartlauf“ und an anderem Faſtnachtsmummenſchanz, aus welchem ſich das „Faſtnachtſpiel“ herausbildete, der ungeſchlacht poſſenhafte Anfang des weltlichen Schauſpiels in Deutſchland. Zur Oſterzeit gewährte die in den Kirchen oder längs ihrer Außenwände aufgeſchlagene Myſterienbühne der frommen Schauluſt reiche Augenweide. War dann der Frühling ins Land gekommen, ſo wurde das aus dem germaniſchen Heidenthum ſtammende Maifeſt, welches den Sieg des Sommers über den Winter darſtellte, in den Städten ſinnig und frohmüthig begangen. Da mittels Aufpflanzung des „Maibaums“, welchen die Jugend unter Führung des erwählten Maikönigs („Maigrowe“) und der von ihm erkorenen Maikönigin („Maiin“) umtanzte; anderswo mit einem vielgeſtaltigeren Apparat. In der auf der Gränzſcheide von deutſchem und welſchem Lande gelegenen Stadt Freiburg in Uechtland z. B. iſt das Maifeſt ſo begangen worden. Auf dem Marktplatze war eine hölzerne Burg aufgebaut, um und über mit Blumen und Laub geſchmückt und mit Fahnen, Schleifen und Sinnſprüchen geziert. Die Vertheidigung dieſer Burg war den ſchönſten, mit ihren beſten Feierkleidern angethanen Mädchen der Stadt anvertraut. Die Jünglinge dagegen, ebenfalls auf's ſtattlichſte herausgeputzt, berannten und belagerten die Feſtung. Zu Angriffs- und Vertheidigungswaffen dienten Laubkränze und Blumenſträuße. Wann die Vertheidigerinnen und das Schloß ſelber ganz mit Laub und Blumen überſchüttet waren, zog es die weiße Fahne auf, worauf die Kapitulation mit allerhand artigen und ſchalkhaften Wendungen vereinbart wurde. Eine Beſtimmung derſelben war, daß jede der Beſiegten einem der Sieger Löſegeld zahlte. Das Löſegeld aber war die Roſe, die das Mädchen im Haare getragen. Dieſe bot die Jungfrau dem Jünglinge dar und küßte ihn dazu auf den Mund. Die Sieger ſteckten das Löſepfand vor die Bruſt, beſtiegen ihre Roſſe und zogen unter Trompetenſchall durch die Stadt, während geputzte Frauen aus den Fenſtern Roſenblätter auf ſie herabſtreuten. Ein Tanz beſchloß das ſchöne, ſinnige und ſittſame Feſt.

Wenn ſo die edleren Volksfreuden überall auf den reichen Hort von Poeſie hinwieſen, der im Volksgemüthe verborgen lag, ſo trat dieſer Hort ſchon zu Tage in der Volksliederdichtung, wie ſie vom 14. Jahrhundert an unter Städtern und Dörflern immer vieltöniger heimiſch wurde. Das deutſche Volkslied, welches die ganze Tonleiter des inneren wie des äußeren Lebens durchläuft und das Fühlen und Denken aller Volksſchichten und Stände naturwahr und naturwüchſig offenbart, iſt eine der geſundeſten und duftreichſten Blüthen der Civiliſation unſeres Landes. In dieſen Liedern, deren urkräftiger Born noch heute quillt, ſind die Laute der Luſt ebenſo echt und innig wie die des Leides, die Töne des Spottes ebenſo wahr wie die des Zornes und der Klage. Hier pulſirt wirklich und voll das Herz des deutſchen Volkes und ſtellt dieſes ſich dar in ſeiner Kraft und in ſeiner Schwäche, in ſeinen Tugenden und in



Ein Reihen im Freien.

ſeinen Führern. Man kann unſere Volksliederdichtung als die geheime Geſchichte unſeres Landes bezeichnen. Sie iſt aber zugleich auch die öffentliche Geſchichte deſſelben und zwar iſt ſie das vermöge jener reichen Kette von hiſtoriſchen Liedern, deren älteſte Ringe aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſtammen. Am kräftigſten hat das geſchichtliche Volkslied, welches die vertrocknete Ritterdichtung ablöſ'te, in der zweiten Hälfte des 15. und in der erſten des 16. Jahrhunderts geklungen. Es ſang das Mittelalter zu Grabe und bot einem anbrechenden neuen Weltalter den Willkomm.

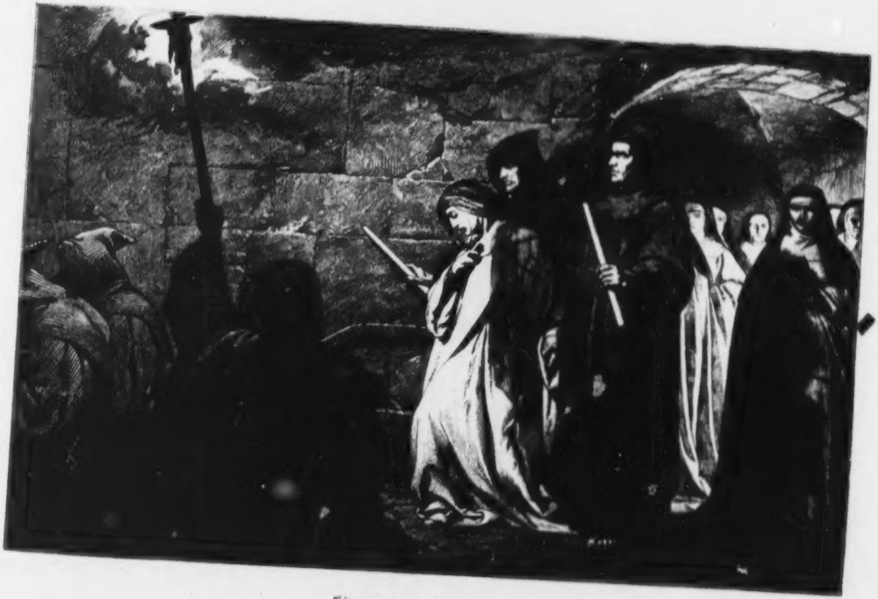


[illegible]

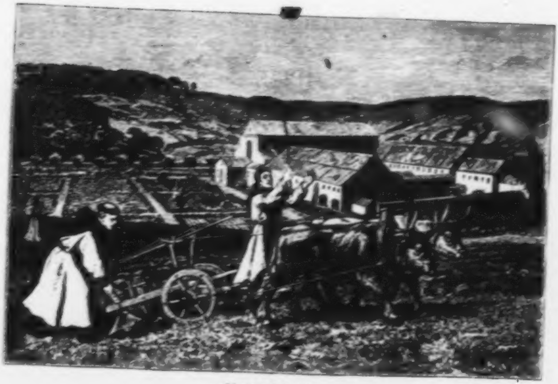
8.

Kirche und Staat.

Das Pracht- und Prunkgebäude der Hierarchie hatte mit dem Sieg der Tiara über die Kaiſerkrone ſeine Vollendung und Krönung erhalten. Der römiſche Stuhl iſt, unbeſtritten oder beſtritten, von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die erſte Großmacht Europa's geweſen. Aber dem äußeren Glanz entſprach die innere Vervollkommnung mit nichten. Das päpſtliche Rom war nur ein übertünchtes Grab, außen voll Ehrwürdigkeit, innen voll Fäulniß. Schon im 14. Jahrhundert haben weiſe, gelehrte, fromm katholiſche Männer, wie z. B. Franceſko Petrarka, die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt gekennzeichnet als eine Spelunke und als ein Lupanar, als eine ungeheure Diebshöhle, die zugleich ein ungeheuerliches Luſthaus. Die unermeßlichen Reichthümer, welche die Kirche im Laufe des Mittelalters erworben, wurden für ihre Diener zu einer Verderbniß, deren Lockungen nur außergewöhnliche Menſchen zu vermeiden vermochten. Im 14. und 15. Jahrhundert waren die Unſitten der Weltprieſter, der Mönche und Nonnen eine allgemein bekannte Thatſache, welche man hinnahm als ein nothwendiges Uebel. Selbſtverſtändlich erſtreckte ſich daſſelbe auch auf Deutſchland, wo die wüſte Zeit des Interregnums den Klerus unſäglich verwildert hatte, ſo daß Mönchereien, welche der ſtrengen Regel ihrer Stifter gemäß lebten, arbeitſam den Landbau betrieben und ſeelſorgerlichen Obliegenheiten gewiſſenhaft nachkamen, zu den Ausnahmen gehörten. Klöſterliche Bildungsanſtalten, welche im deutſchen Reiche vordem großen und größten Rufes genoſſen hatten, waren ſo verfallen, daß, beiſpielsweiſe zu reden, um 1291 der Abt von



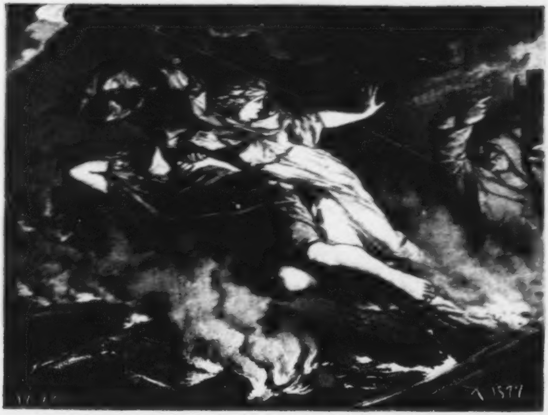
Einmauerung einer Nonne.



Ciſterzienſer als Landbauer.

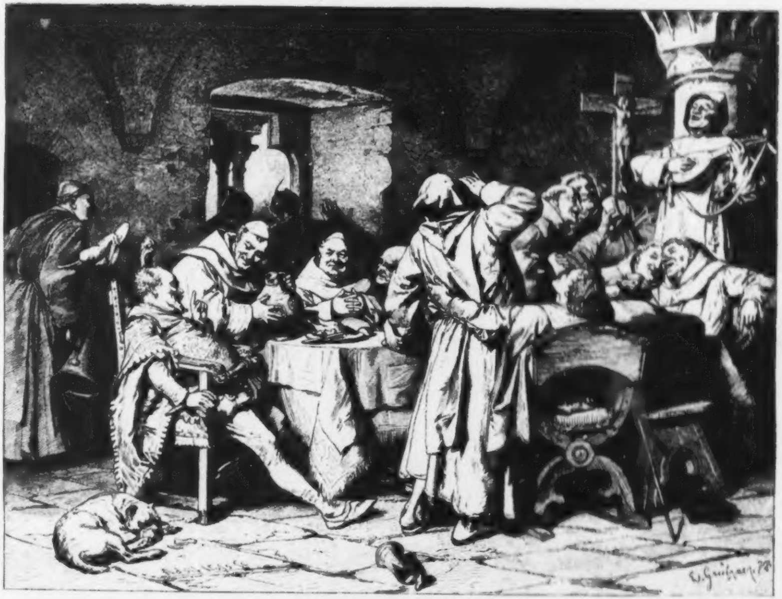
St. Gallen mitſammt ſeinem ganzen Konvent nicht zu ſchreiben verſtand. Kein Wunder daher, daß im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert deutſche Klöſter geradezu für „Laſterhöhlen“ galten und Männerklöſter dem umwohnenden Landadel zu Trinkſtuben, Nonnenklöſter zu „Frauenhäuſern“ dienten. Allerdings waren auf den Bruch des Gelübdes der Keuſchheit ſchwere Strafen geſetzt. Aber wenn die ſchwerſte, die Einmauerung („Vermauerung“) der Schuldigen, zur Anwendung kam, mochte davon zumeiſt nur ſo ein armes Nönnlein betroffen werden, welches im Sündigen weniger ſchlau und im Vertuſchen der Folgen weniger gewiſſenlos geweſen als andere Kloſterſchweſtern. Wer genauer wiſſen will, wie es zur angegebenen Zeit in vielen Klauſuren der „Gottesbräute“ herging, der mag nachleſen, was von der Wirthſchaft in den drei ſchwäbiſchen Nonnereien Gnadenzell, Kirchheim und Söflingen aktenmäßig überliefert iſt. Und mit der klerikalen Zuchtloſigkeit ging der roheſte Aberglaube Hand in Hand. In Wahrheit, ſo man das mittelalterliche Chriſtenthum ſeiner künſtleriſchen Gewandung entkleidet, bleibt nur der nackte Fetiſchismus, wie er in dem häufig genug aus dem Lächerlichen ins Ekelhafte fallenden Reliquienplunderdienſt ſich breitmachte. Zuweilen ſchlug auch der mittelalterlich-chriſtkatholiſche Götzendienſt zu brutaler Selbſtverhöhnung aus; denn für eine ſolche müſſen die unflätigen Orgien der ſogenannten „Narrenfeſte“ und „Eſelsmetten“ angeſehen werden. Es iſt ganz vergeblich, glauben machen zu wollen, ſolche poſſenhafte Ausſchreitungen ſeien wohl in Frankreich, nicht aber in Deutſchland vorgekommen. Bezeugt uns doch ſchon aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Aebtiſſin Herrad von Sankt Odilien wörtlich: „In wüſten Zuſammenkünften von Klerikern und Laien werden die Kirchen mit Freſſen und Saufen, Poſſenreißen, unſauberen Späſſen, Hazardſpiel, Waffengeklirr, in Anweſenheit verrufener Dirnen durch Eitelkeiten und Ausſchweifungen aller Art entweiht.“

Freilich wurden auch zur ſelben Zeit ſchon in unſerem Lande Regungen von Widerſtand gegen die Verderbtheit der Kirche in Lehre und Kult bemerkbar. Ein denkwürdiges Beiſpiel findet ſich in den



Eine Ketzerin.

Aufzeichnungen des Priors Cäſarius von Heiſterbach, welcher im vierten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts geſtorben iſt. Er meldet, daß zur Zeit des Erzbiſchofs Reinald in Köln um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Mitglieder einer ketzeriſchen Sekte zur Haft gebracht und zum Feuertode verurtheilt wurden. Man führte die Ketzer, ihren „Meiſter“ Arnold an der Spitze, aus der Stadt nach dem Judenkirchhof, wo ein mächtiger Scheiterhaufen errichtet war. Als derſelbe in Brand geſetzt worden und die darauf gebundenen Ketzer ſchon von den Flammen ergriffen waren, ſah man den Meiſter ſeine Hände auf die halbverbrannten Köpfe ſeiner Jünger legen und hörte ihn ſagen: „Bleibet ſtandhaft in eurem Glauben!“ Es befand ſich aber unter den Ketzern auch eine Jungfrau, deren Schönheit das Mitleid erregte. Darum nahm man ſie von dem Holzſtoß herunter und verſprach ihr, ſo ſie ihren Irrthümern entſagte, eine gute Heirat oder die Verſorgung in einem Kloſter. Sie aber frug nur: „Wo liegt der Meiſter?“ und als man ihr denſelben in den Flammen zeigte, entriß ſie ſich den Armen der ſie Haltenden, ſtürzte ſich, ihr Antlitz mit dem Gewande verhüllend, mitten in das Feuer, warf ſich über den todten Arnold, und — ſetzt der gute Prior hinzu — „fuhr mit ihm zur Hölle“ . . . Es iſt dieſes edle Beiſpiel von weiblichem Märtyrermuth in Sachen des Glaubens auf deutſchem Boden eins der älteſten, ſo uns überliefert worden. Daſſelbe zeigt, wie die Prieſter der „Religion der Liebe“ ſchon frühzeitig auch bei uns mit Solchen umſprangen, welche an die Unfehlbarkeit und an die alleinſeligmachende Kraft des römiſchen Dogma's nicht glauben wollten. Im 13. Jahrhundert iſt dann das durch Papſt Innocenz den Dritten zu feſter Organiſation gebrachte Glaubensgericht, die Inquiſition, das „heilige Offiz“ (sanctum officium), im deutſchen Reiche förmlich eingeführt worden. Nicht ohne Widerſtreben der meiſten deutſchen Biſchöfe



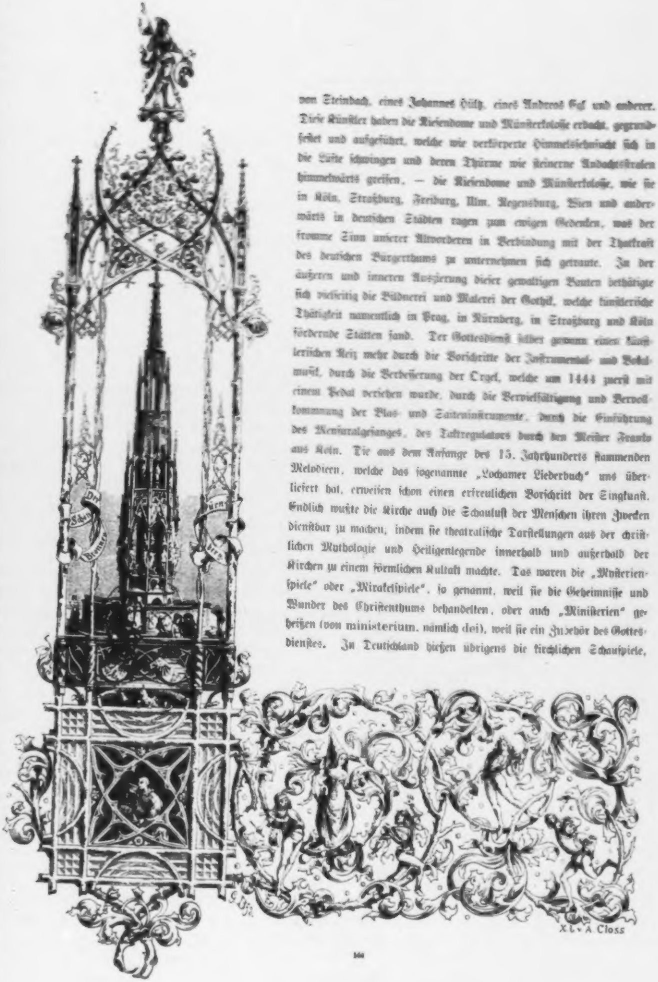
Beim Kloſterwein.

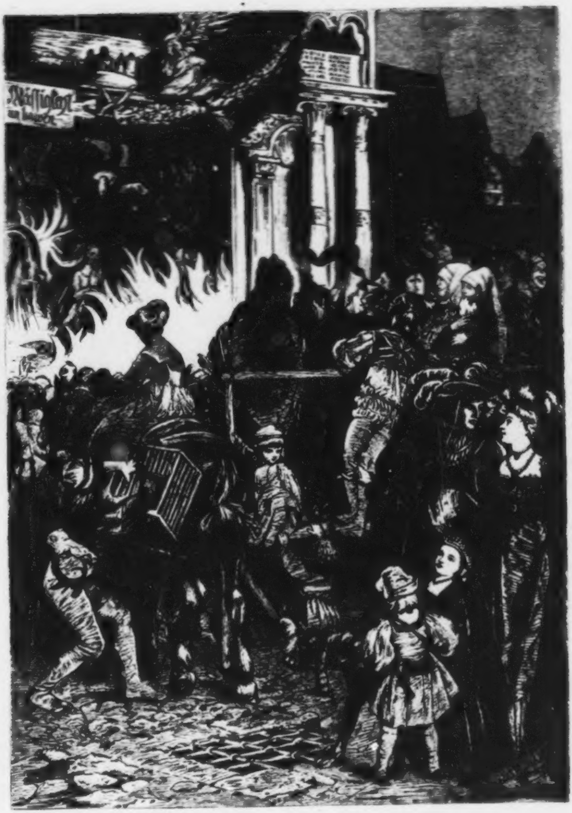
(15. Jahrhundert.)

welche darin mit Recht eine Beeinträchtigung ihrer eigenen Macht erblickten. Es hat auch lange gedauert, bis der päpſtliche Inquiſitionsdrache ſich in Deutſchland heimiſch zu machen wußte. Der zum erſten Großketzerrichter im deutſchen Reiche ernannte Konrad von Marburg wurde ſogar auf offener Straße todtgeſchlagen (1233). Später iſt es damit freilich anders geworden. Die päpſtliche Gewalt hat ja im 13. Jahrhundert, wie überall, ſo auch in Deutſchland einen mächtigen Aufſchwung genommen in Folge der energiſchen Thätigkeit, welche die durch den Italiener Franceſko von Aſſiſi und den Spanier Domingo geſtifteten beiden großen Bettelorden (Franciſkaner und Dominikaner mit ihren verſchiedenen Spielarten) entwickelten. Die Blüthezeit des mittelalterlichen Aberglaubens und Verfolgungseifers brach jetzt ſo recht an, erreichte jedoch in Deutſchland ihren Höhepunkt erſt in der Epoche des Hexenwahnſinns. Daher wird es für zweckdienlich erachtet, das beregte Thema hier einſtweilen fallen zu laſſen, um daſſelbe im dritten Hauptſtück an geeigneter Stelle wieder aufzunehmen.

Weil die Kirche in allen Aeußerungen des Daſeins die oberſte Inſtanz war, mußte folgerichtig alles das kirchliche Gepräge tragen. So auch die Wiſſenſchaft und die Kunſt, welche beide von der Kirche ſoweit gefördert wurden, als es ihr zweckdienlich ſchien. An die Stelle der verrotteten Kloſter- und Stiftsſchulen traten vom 14. Jahrhundert an auf päpſtliche Genehmigung hin bei uns die Hochſchulen, deren älteſte, wenn wir von Prag abſehen, Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt geweſen ſind. Hochſchulen im Sinne von heute, Univerſitäten, allwo die Geſammtheit der Wiſſenſchaften (universitas literarum) gelehrt wird, waren es freilich nicht, ſondern eine mittelalterliche Univerſität war eine Korporation, welche ſich um des Lehrens und des Lernens willen aus Docenten und Studenten gebildet hatte. Zumeiſt pflegte eine ſolche Univerſität nur eine oder doch vorzugsweiſe eine beſtimmte Diſciplin. Lehrgegenſtände waren im allgemeinen die Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz und Medicin. Alles beherrſchte die „Scholaſtik", welche man als die kirchlich-officiell-wiſſenſchaftliche Weltanſchauung bezeichnen kann. Sie war, in Deutſchland durch den Schwaben Albert von Bollſtädt mit höchſten Ehren vertreten, im ganzen und großen der mit weitſchichtiger Gelahrtheit und unermüdlicher Tiftelei hundertfach unternommene Verſuch, das Kameel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu zwängen. Die Jurisprudenz beſchäftigte ſich mehr oder weniger ausſchließlich mit dem römiſchen Recht, welches in Folge deſſen leider auch in Deutſchland das einheimiſche mehr und mehr zu verdrängen begann. Wie die Medicin waren alle Naturwiſſenſchaften durch die ſtarre kirchliche Satzung eingeengt. Doch lagen ſie nicht brach und die deutſche Chemie des Mittelalters hat bekanntlich die Erfindung des Schießpulvers (um d. J. 1334) zuwegegebracht, welches einer Ueberlieferung von nur ſagenhaftem Werthe zufolge der Bettelmönch Barthold Schwarz (Ancklitzer) zuerſt in Körnerform hergeſtellt haben ſoll, das aber freilich den Chineſen, Indern und Arabern ſchon früher bekannt geweſen ſein mag. Daß die mathematiſchen Diſciplinen, insbeſondere die Geometrie, eines erfolgreichen Studiums ſich erfreuten, dafür zeugen die Werke der deutſchen Architektur des 13., 14. und 15. Jahrhunderts unwiderſprechlich.

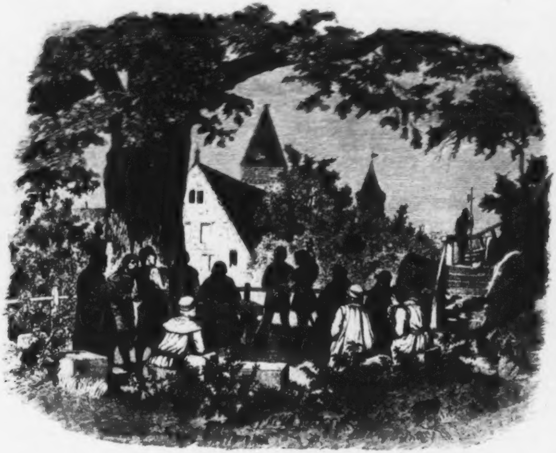
Hier, auf dem Gebiete der Kunſt, hatte die mittelalterliche Kirche ihre Kulturmiſſion noch werkthätig und ſchöpferiſch beibehalten, wie ja ſchon die künſtleriſche Geſtaltung des ganzen Gottesdienſtes darthat. Unter Förderung von kirchlicher Seite verband ſich mit dem Geiſte der chriſtlichen Lehre die deutſche Natur zur Schöpfung jenes Kunſtſtils, welcher vom 12. Jahrhundert an den romaniſchen abzulöſen begann, unter dem Namen des germaniſchen oder gothiſchen bekannt iſt und namentlich in der Architektur Staunenswerthes vollbracht hat. Man darf und muß die Gothik geradezu als die Vollendung der chriſtlichen Kunſt bezeichnen, inſofern ſie die chriſtliche Idee, d. h. die Vergeiſtigung der Materie, mit tiefſinnigſter Auffaſſung und konſequenteſter Ausführung zur künſtleriſchen Erſcheinung brachte. Zeuge deſſen ſind die architektoniſchen Thaten unſerer großen deutſchen Meiſter, eines Gerhard von Rile, eines Erwin von Steinbach, eines Johannes Hültz, eines Andreas Egl und anderer. Dieſe Künſtler haben die Rieſendome und Münſterkoloſſe erdacht, gegrundfeſtet und aufgeführt, welche wie verkörperte Himmelsſehnſucht ſich in die Lüfte ſchwingen und deren Thürme wie ſteinerne Andachtsſtralen himmelwärts greifen, — die Rieſendome und Münſterkoloſſe, wie ſie in Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm, Regensburg, Wien und anderwärts in deutſchen Städten ragen zum ewigen Gedenken, was der fromme Sinn unſerer Altvorderen in Verbindung mit der Thatkraft des deutſchen Bürgerthums zu unternehmen ſich getraute. In der äußeren und inneren Auszierung dieſer gewaltigen Bauten bethätigte ſich vielſeitig die Bildnerei und Malerei der Gothik, welche künſtleriſche Thätigkeit namentlich in Prag, in Nürnberg, in Straßburg und Köln fördernde Stätten fand. Der Gottesdienſt ſelber gewann einen künſtleriſchen Reiz mehr durch die Vorſchritte der Inſtrumental- und Vokalmuſik, durch die Verbeſſerung der Orgel, welche um 1444 zuerſt mit einem Pedal verſehen wurde, durch die Vervielfältigung und Vervollkommnung der Blas- und Saiteninſtrumente, durch die Einführung des Menſuralgeſanges, des Taktregulators durch den Meiſter Franko aus Köln. Die aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts ſtammenden Melodieen, welche das ſogenannte „Lochamer Liederbuch“ uns überliefert hat, erweiſen ſchon einen erfreulichen Vorſchritt der Singkunſt. Endlich wußte die Kirche auch die Schauluſt der Menſchen ihren Zwecken dienſtbar zu machen, indem ſie theatraliſche Darſtellungen aus der chriſtlichen Mythologie und Heiligenlegende innerhalb und außerhalb der Kirchen zu einem förmlichen Kultakt machte. Das waren die „Myſterienſpiele“ oder „Mirakelſpiele“, ſo genannt, weil ſie die Geheimniſſe und Wunder des Chriſtenthums behandelten, oder auch „Miniſterien“ geheißen (von ministerium, nämlich dei), weil ſie ein Zubehör des Gottesdienſtes. In Deutſchland hießen übrigens die kirchlichen Schauſpiele,





Ein Myſterienſpiel.

welche anfänglich durch die Prieſter allein, ſpäter mit Hinzuziehung gewerbsmäßiger „Spielleute“ in Scene geſetzt wurden. „Weihnachtſpiele“ und „Oſterſpiele“, weil zu dieſen Feſtzeiten zur Aufführung gebracht und den Legendenkreis von der Geburt und dem Tode Jeſu darſtellend. Die Oſterſpiele hießen darum auch „Paſſionsſpiele“. Dieſes ganze kirchliche Theaterweſen iſt ſehr alt. Auch in Deutſchland, wo uns Anfänge des Paſſionsſpiels im Kloſter St. Gallen ſchon aus deſſen älteſter Zeit bezeugt ſind. Für die Aufführung von Weihnachtſpielen im 12. Jahrhundert gibt die Aebtiſſin Herrad Zeugniß. Zur ſelbigen Zeit entſtanden

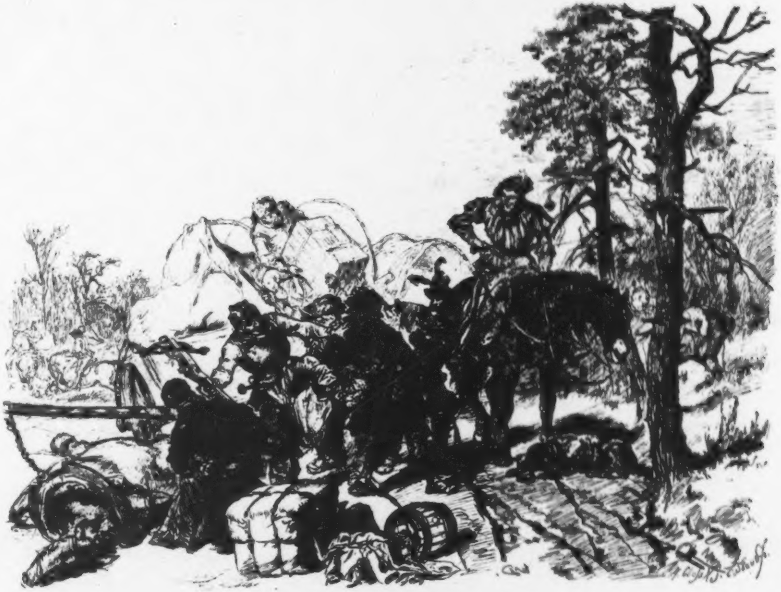


Femgericht.

auch die älteſten Textbücher dieſer geiſtlichen Spiele, zunächſt in lateiniſcher Sprache verfaßt, aber ſchon im folgenden Jahrhundert mit deutſchen Einſchiebſeln verſehen, bis dann ſpäter das Latein der Landesſprache völlig wich. Im 15. Jahrhundert erreichten die Myſterienſpiele ihren Glanzpunkt. In drei Stockwerken (Hölle, Erde, Himmel) war die Bühne aufgebaut und wurde von ganzen Scharen von „Aktoren“ in reicher Gewandung beſchritten. Tagelang währten die Vorſtellungen und Dekorations- und Maſchineriekünſte, Koſtümluxus, Deklamation, Geſang, Muſik und Tanz vereinigten ſich zu einer opernhaften Geſammtwirkung, welche als „Andacht“ empfunden wurde oder doch als ſolche empfunden werden ſollte.

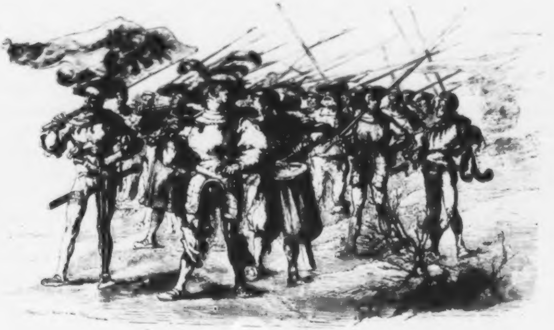
Vermöge ihrer Bemühungen um die Kunſtentwickelung, wie vermöge der ſchon früher berührten Thätigkeit ſinnender Myſtiker und energiſcher Sittenprediger, hat die deutſche Kirche unſere Vorfahren mit der idealiſtiſchen Seite des Daſeins in Beziehung zu ſetzen und zu halten geſucht und gewußt. Sie beherrſchte aber unmittelbar oder mittelbar das Daſein unſeres Volkes überhaupt und verfügte, wie über deſſen Gewiſſen, ſo auch über deſſen Geldſäckel, zu welchem ſie ſich den Zugang in hunderterlei Art zu verſchaffen wußte. Sie war nicht ein Staat im Staate, ſondern ein Staat über dem Staate. Allem verſtand ſie ſich anzupaſſen oder vielmehr alles ihr. Auch die noch immer nicht ganz verſchwundenen Ueberkommenſchaften aus dem germaniſchen Heidenthum, wie z. B. das gerichtliche Ordal, das Gottesurtheil, welches im ſpäteren Mittelalter unter kirchlicher Obhut ſtand und als Zweikampf, als Feuerprobe, Waſſerprobe, Kreuzprobe und Bahrprobe in Anwendung kam, aber freilich auch, wie weiter oben ſchon erwähnt worden, den Spott denkender Menſchen herausforderte. Daran brauchte ſich aber die Kirche nicht zu kehren. Wußte ſie ſich doch allmälig ſo ziemlich die ganze Rechtsſphäre dienſtbar zu machen, indem ſie in den unendlichen deutſchen Rechtswirrwarr von Landrechten, Stadtrechten, Lehensrechten, Dienſtrechten, Eherechten und Erbrechten geſchickt und feſt ihr kanoniſches Recht hineinſtellte. Ueberhaupt iſt ja im Vorſchritte des Mittelalters unſer einheimiſches Recht durch das fremde (römiſche und kanoniſche) immer mehr zurückgedrängt worden, namentlich ſeit die beiden ſtaufiſchen Friedriche, der Rothbart und ſein Enkel, das juſtinianiſche „Corpus juris" als das allgemein giltige „kaiſerliche" Geſetzbuch auch für Deutſchland anerkannt hatten. Im Strafrecht insbeſondere wurde dieſe tief einſchneidende Aenderung bedeutſam. Während noch im „Sachſenſpiegel" das altnationale Wergeldſyſtem obenauf iſt, hat der „Schwabenſpiegel" ſchon das römiſche Princip der Wiedervergeltung (jus talionis). Der jüdiſch-chriſtlich-kanoniſchen Rechtsanſchauung zufolge ſtrafte die Obrigkeit von ſich aus alle Vergehen oder Verbrechen, ob ſie den Staat oder Privatperſonen berührten, gleichviel. Die Folge war, daß an die Stelle des alteinheimiſchen öffentlichen und mündlichen Strafverfahrens mit Anklageproceß die geheime Inquiſitionsprocedur trat mit ihren ſcheuſäligen Kerker- und Folterkünſten, ihren ſchamlos-unflätigen Bußen und ihren erfinderiſch-grauſamen Verſtümmelungs- und Todesſtrafen. Ein Reſt des germaniſchen Rechtsſchutzes und Strafverfahrens erhielt ſich bis zum Ausgange des Mittelalters in den „Freiſtühlen" Weſtphalens, in den „Femgerichten" — (Feme, Veme, Vehme bedeutete Gericht und verfemt gerichtet, verurtheilt). Wenn man dieſelben der künſtlichen Schnörkel und Schauder entkleidet, womit moderne Dichter ſie angethan haben, ſo bleiben Tribunale, welche ſich ihr Anſehen als kaiſerliche bewahrt hatten, am hellen Tage, unter freiem Himmel, an allbekannten Malſtätten Weſtphalens ihre Sitzungen hielten und durchaus nach den Regeln des altdeutſchen Strafproceſſes verfuhren ohne Einkerkerung und Folterung des Angeklagten, nur mit Kapitalverbrechen ſich befaßten und darum auch nur eine Strafſentenz kannten, den Tod. Allerdings verſtärkten ſich die Macht der Feme und der Schrecken, welchen ſie den Miſſethätern einflößte, noch beträchtlich durch das ſo zu ſagen Freimaureriſch-Geheimnißvolle, welches die Aufnahme der „Freiſchöffen" und ihre Erkennungszeichen, Handgriffe und Wortloſungen in den Augen von „Nichtwiſſenden" umgab. Die weſtphäliſchen Femgerichtevorſitzer, die „Freigrafen", häufig einfache Bauern, ſind nicht ſelten die einzigen Rechtshandhaber im deutſchen Reiche geweſen. Denn ihre Wahrſprüche trafen ſelbſt die vornehmſten Sünder und ſie wußten vermöge der Femorganiſation dieſen Wahrſprüchen auch den Vollzug zu ſichern.

Dem Rechtswirrwarr der Zeit entſprach ganz und gar das bunte Durcheinander von Maß, Gewicht und Münze im deutſchen Reiche. Zu Aachen gab es eine kaiſerliche Münzſtätte, aber eine Menge von weltlichen und geiſtlichen Magnaten, ſowie von Städten, hatte und übte ebenfalls das Münzrecht. Für die ſchönſten Goldmünzen des Mittelalters galten die „Auguſtalen", welche Kaiſer Friedrich der Zweite ſchlagen ließ. Den Werth der Münzen von damals genau zu beſtimmen, iſt unmöglich, weil der Münzfuß ein zu verſchiedener war und noch dazu beſtändig wechſelte. So auch das Verhältniß von Gold und Silber. Auch der Begriff der „Mark" war kein feſtſtehender; denn hier prägte man die



Räuberiſcher Ueberfall.

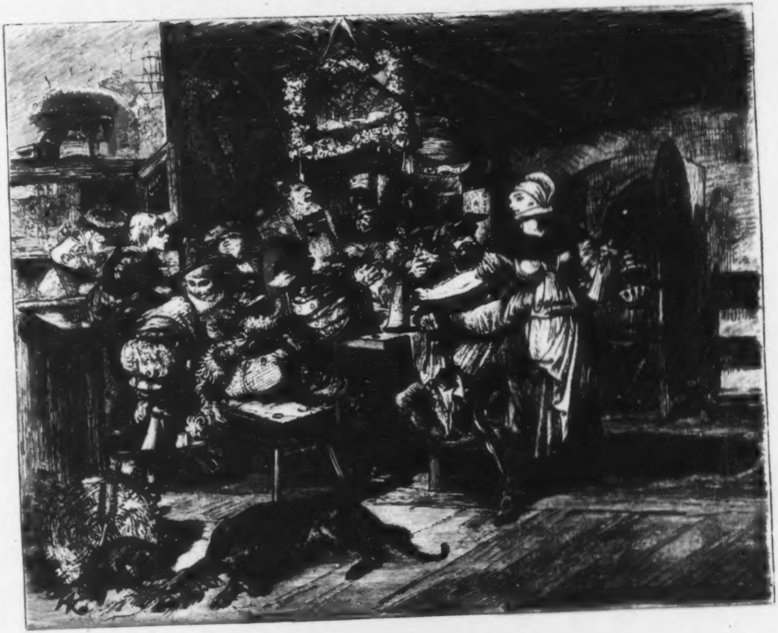
Mark Silber zu 12, dort zu 24, anderswo zu 44 oder 50 oder 60 Schillingen aus und dieſe Schillinge von ſo verſchiedenem Silbergehalt verhielten ſich natürlich wiederum ſehr verſchieden zu der Scheidemünze der Denare, Pfennige, Kreuzer, Häller. Wie ſollten bei ſolchem Durcheinander die mittelalterlichen Preiſe der Lebensmittel und Machwaaren, die Skala der Arbeitslöhne, die Steuer- und Zollſätze ermittelt werden können? Sicher iſt nur, daß der Steuerdruck — Grundſteuern, Zehnten, Gilten, Kopfſteuern, Herdſteuern, Erbſchaftsſteuern, Verbrauchsſteuern — bei der Steuerfreiheit von Adel und Geiſtlichkeit ſchwer auf dem Bürgerſtand und noch ſchwerer auf der Bauerſchaft laſtete. Die letztere hatte ~~ohnehin durch~~ die unaufhörlichen Kriege und Fehden am ſchwerſten zu leiden. Denn die ganze Kriegsführung war eine barbariſche, eine auf Vernichtung von Menſchenleben und Eigenthum mit grauſamer Rohheit abzielende.



Landsknechte.

Das deutſche Kriegsweſen hat die Grundformen, welche unter den Ottonen und Heinrichen feſtgeſtellt worden, das ganze Mittelalter hindurch behalten. Der Lehensſtaat kannte nur ein Heer von Lehensleuten, nach den Beſtimmungen des Feudalrechts ausgehoben, gegliedert und geführt. Oberſter Heerbefehliger war im Reichskriege der deutſche König oder Kaiſer. Unter ihm führten die großen Kronvaſallen ihre Ritterſchaften, denen ihre Knappen und Knechte in den Kampf folgten. Oberſtes Heerzeichen war die Reichsſturmfahne mit dem einköpfigen ſchwarzen Adler im goldenen Felde, ſchon unter Otto dem Zweiten aufgekommen, doch erſt ſeit Friedrich dem Rothbart allgemein anerkannt. Den Schwaben ſtand die Ehre zu, in den Schlachten des Reiches dieſe „Reichsſturmfahne“ voranzutragen. Schutzwaffen waren Schild, Helm, Harniſch, Arm- und Beinſchienen, die Rüſtungen aus Platten von Eiſenblech zuſammengefügt, nachdem die Ringpanzer der älteren Zeit in Abgang gekommen. Als Angriffswaffen führte die ritterliche Eiſenreiterei Lanzen und zweihändige Schwerter, Streithämmer, Streitäxte und Streitkolben, während die ſtädtiſchen Bürgermilizen ſich der Armbrüſte und Bolzen, der Piken und Hallbarten bedienten. Von ſtrategiſchen und taktiſchen Künſten war noch wenig zu ſpüren, wohl aber von ſogenannten Kriegsliſten. Anprall und Handgemenge gaben die Entſcheidung im offenen Felde, während allerdings der Feſtungskrieg ſchon mehr entwickelt war mit ſeinen Belagerungsthürmen, mit ſeinem „Stoßzeug“ (Widder, Katzen, Sturmböcke) und mit ſeinen Wurf- und Schleudermaſchinen („Baliſten“, „Blyden“, „Gewerf“, „Quotwerke“). Die Anfänge ſoldatiſcher Uniformirung reichen ins Mittelalter zurück und ſind in den gleichfarbigen Feldbinden zu ſuchen, welche die Harſte als Erkennungszeichen über den Waffenröcken trugen. Dann wählten zu den Waffenröcken ſelbſt einzelne Harſte die gleiche Farbe; doch ſcheint es, daß am früheſten, von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an, ſtädtiſche Söldner uniformirt geweſen ſeien. Die Anfänge der Söldnerei reichen in Deutſchland bis ins 12. Jahrhundert hinauf, weil die Unzulänglichkeit der feudalen Heerverfaſſung ſchon ſo frühzeitig eine Ergänzung durch die berufsmäßige Soldaterei herbeirief. Im deutſchen Reiche gelangte die Söldnerei, welche in Italien, Frankreich und England ſchon im 14. Jahrhundert ſtehend geworden, erſt im 15. zu jener in den Kriegen den Ausſchlag gebenden Bedeutung, welche ihr die ſchweizeriſchen „Reisläufer“ und die deutſchen „Landsknechte“ verſchafften. In den Kämpfen der ſchweizeriſchen Bauerſchaften gegen die Herzoge von Oeſtreich, entſchiedener aber noch in den Schlachten der eidgenöſſiſchen Städter- und Bauerſchaften gegen den Burgunderherzog Karl erbleichte der Glanz der Feudalreiterei und die Entſcheidung über Sieg oder Niederlage war fortan beim Fußvolk, für deſſen Organiſation und Führung in den letzten Zeiten des Mittelalters die ſchweizeriſchen Einrichtungen muſtergebend geweſen ſind. Dazu kam die Einführung des Pulvergeſchützes im 14. Jahrhundert. Bevor daſſelbe zu Ende, befanden ſich deutſche Fürſten und Städte bereits im Beſitze von „Bombarden“, „Karthaunen“, „Feldſchlangen“ und „Büchſen“. Dieſe ungeſchlachten Kanonen verkleinerten ſich zu Handfeuerwaffen, welche in Geſtalt von „Tarasbüchſen“, „Hakenbüchſen“ und „Arkebuſen“ freilich noch ungefüge genug waren. Doch gab es ſchon in der Zeit von 1388 in Deutſchland auch Piſtolen („Fauſtrohre“ oder „Fäuſtlinge“).

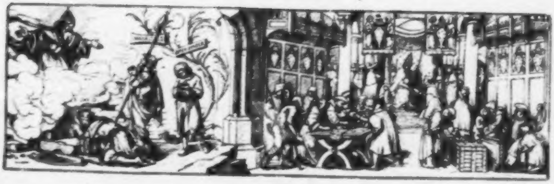
Hier iſt nun aber unſere Wanderung durch die mittelalterlich-deutſche Welt zu Ende. Schon von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an ging es bergab mit ihr. Mit dem Untergange der Hohenſtaufen war das deutſche Reich ſeiner herrſchenden Weltſtellung verluſtig gegangen. Das wurde offenkundig, als nach der „ſchrecklichen kaiſerloſen Zeit“ des „Zwiſchenreiches“ der Schweizergraf Rudolf von Habsburg zum deutſchen König gewählt war (1273). Als echter Schweizer iſt derſelbe ein geborener Geſchäftsmann geweſen, dem nichts ferner lag als die Phantaſie, die Reichsherrſchaft im Sinne der Ottonen, der Heinriche und Friedriche faſſen und führen zu wollen. Was er wollte, war gute Geſchäfte machen, und er hat dann auch ſein Hauptgeſchäft, die Begründung einer habsburgiſchen Hausmacht durch die Erwerbung des ſchönen Oeſtreichs, geſchickt eingeleitet und glücklich durchgeführt. Sein Sohn und Nachfolger Albrecht war nicht weniger erwerbsluſtig, aber viel weniger anſtellig als der Vater. Seine und ſeiner Sprößlinge Anſprüche und Uebergriffe forderten die ſchweizeriſchen Freibauern, welche mittels Bundesbriefes vom Jahre 1291 ihre Eidgenoſſenſchaft geſtiftet hatten, und die ſchweizeriſchen Reichsſtädte heraus, ihre altherkömmliche Reichsfreiheit zu behaupten und zu vertheidigen, obzwar ohne die in das Gebiet des Mythus und der Sage zu verweiſenden und verwieſenen Telle und Winkelriede. Glücklicher als im 12. und 13. Jahrhundert die norddeutſchen Bauerſchaften der Stedinger und Ditmarſen an der Eider und Elbe in ihren heldiſchen Freiheitskämpfen gegen Junker- und Pfaffenthum geweſen waren, haben die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen im 14. Jahrhundert mittels ihrer Siege beim Moorgarten, bei Laupen, bei Sempach und Näfels vor fürſtlicher Unterthanſchaft ſich bewahrt und ihre Reichsunmittelbarkeit gerettet, um dann durch ihre bei Grandſon, Murten und Nanzig über Karl von Burgund



In den Zechſtuben der Landsknechte.

erfochtenen Triumphe ihren republikaniſchen Staatenbund ſicherzuſtellen. Dieſes Emporkommen der Eidgenoſſenſchaft markirte ebenſo deutlich, wie das nach anderer Seite hin der Gebrauch des Schießpulvers und die Einführung des Bücherdruckes thaten, den raſch vorſchreitenden Verfall des mittelalterlichen Feudalſtaates, ſowie des deutſchen Reichs- und Kirchenweſens. Einzelne Wiederherſtellungsverſuche, wie ſolche, freilich von ſehr verſchiedenen Standpunkten aus, die drei Kaiſer aus dem luxemburgiſchen Hauſe Heinrich der Siebente, Karl der Vierte und Sigismund, und zwiſchenhinein der treffliche, warmpatriotiſche Ludwig der Baier unternahmen, mißlangen und mußten mißlingen. Denn das Mittelalter war unwiederbringlich um und dahin. Die Ideale, welche die Romantik aufgeſtellt hatte, waren verblaßt und verblichen. Der romantiſche Gedanke hatte ſeine Zeugungskraft eingebüßt. Neue Anſchauungen und Vorſtellungen erhoben ſich allwärts. Freilich verſchwand das Mittelalter nicht plötzlich. Seine Formen überlebten den Geiſt und blieben in unſerem Lande noch lange aufrecht ſtehen, ſogar nicht ſelten recht brutal und trotzig. Aber ſie waren doch nur ein Leib ohne Leben, eine Hülſe ohne Kern, eine Ritterrüſtung ohne Ritter. Alles Gute und Beſte in unſerem Volke wandte ſich von dieſem geſpenſtigen Geweſen ab und einem neuen Werden zu.

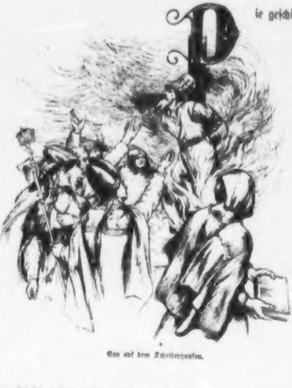
1517
LVTHER
VLRIC
Die
Reformationszeit



[illegible]

I.

Vorwehen und Vorläufer.



Hus auf dem Scheiterhaufen.

Die geſchichtliche Epoche, worin der Uebergang von der mittelalterlichen Romantik zur ſogeheißenen Reformation ſich bewerkſtelligte, läßt ſich einem Baume vergleichen, welcher im Frühling neue Blätter- und Blüthenknoſpen treibt, während das dürre Laub vom letzten Herbſte noch an ſeinen Zweigen hängt.

Noch beſtanden die kirchlichen und ſtaatlichen Formen des Mittelalters, aber neben, unter und über ihnen knoſpeten neue Ideen und lebte und webte ein neuer Gedanke.

Was für einer? Der modern-realiſtiſche.

Als derſelbe jedoch ſich zu bewegen und auszuſchreiten begann, mußte er alsbald bemerken, daß ihm an das eine ſeiner Beine eine Kette mit Bleikugel befeſtigt war. Er ſchleppte ja die chriſtlich-romantiſche Weltanſchauung, die ſupranaturaliſtiſch-theologiſche Doktrin mit aus dem Mittelalter herüber.

So eine Fußfeſſel iſt wohl für eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit anzuſehen, damit der menſchliche Vorſchritt ſich nicht ins Blaue verlaufe. Auch muß man des Woher? eingedenk ſein, um das Wohin? richtig bemeſſen zu können. Die Menſchheit iſt auf ihrem endloſen Marſche mit einem ungeheuren Gepäck- und Troßzeug beſchwert: ſie zieht die ganze, bislang aufgelaufene Summe von menſchlicher Weisheit und Thorheit hinter ſich her. Nur der Unwiſſenheit iſt es erlaubt, zu wähnen, die Geſellſchaft vermöchte je zu machen, was man „reinen Tiſch“ nennt, oder ſie vermöchte jemals das

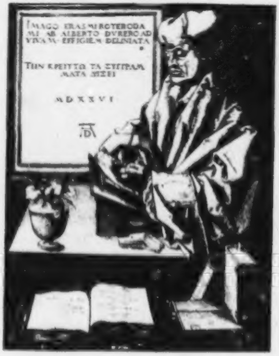
Tiſchtuch zwiſchen der Vergangenheit und der Gegenwart zu zerſchneiden. Tauſend unzerreißbare Fäden verknüpfen das, was war, mit dem, was iſt, und dieſes hinwiederum mit dem, was wird. Alles iſt Uebergang, alles ruheloſe Wandelung.

Aber dieſer Weltlauf geht nicht allzeit im gleichen Schritt und Tritt. Er gleicht der Bewegung eines Wanderers, welcher jetzt gemächlich durch die Ebene hinſchlendert, dann langſam ein Gebirge hinanſteigt, mühſälig über Schutthalden aufwärtsklimmt, mit Anſpannung ſeiner ganzen Muſkelkraft ſchäumende Gletſcherbäche überſpringt, mit keuchender Lunge die höchſten Felskuppen überwindet und hierauf jenſeits derſelben leichteren Athems und beſchleunigteren Ganges wieder thalwärts eilt. Und wie kürzere oder längere Raſten eine ſolche Wanderung unterbrechen, ſo auch ſtockt dann und wann die geſchichtliche Entwickelung, wenigſtens ſcheinbar. Zeiten gibt es, wo ſie zu kriechen, und Zeiten, wo ſie zu fliegen ſcheint. Wer für das innere Getriebe der Geſchehniſſe kein Auge hat, muß nothwendig mitunter den Eindruck bekommen, als ginge alles rückwärts, und dieſer optiſchen Täuſchung entſpricht die andere von einem zeitweiligen plötzlichen Vorwärtsſtürzen der Weltgeſchichte. Revolutionen ſehen freilich ſo aus; aber der Kundige weiß, daß ihre Blitze und Donner nur Entladungen elektriſcher Maſſen ſind, die ſich ſehr allmälig angeſammelt hatten. Die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts verhielt ſich zum mittelalterlichen Papalſyſtem wie die Wirkung zur Urſache, wie die logiſche Schlußfolgerung zur gegebenen Vorausſetzung. Der Kirche ſelbſt war die Räthlichkeit, ja die Nothwendigkeit einer „Reform an Haupt und Gliedern" längſt klar geworden. Aber der traurige Verlauf der ſo hoffnungsvoll angehobenen Kirchenverſammlungen von Piſa, Konſtanz und Baſel hatte in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Unmöglichkeit einer ſolchen Selbſtreform dargethan. Auf die ſchüchternen Verbeſſerungsanträge wohlmeinender Theologen gab die Kurie den Scheiterhaufen, auf welchem Hus verbrannt wurde, zur Antwort und an des Jahrhunderts Neige entzündete Papſt Alexander der Sechſte den Holzſtoß, auf welchem Savonarola ſtarb, als ſollte dieſes Feuer die borgia'ſche Gräuelwirthſchaft im Vatikan noch deutlicher beleuchten, der Chriſtenheit ſo recht zum Hohn. Erſt das in unabweiſbare Bedürfniſſe und Forderungen hoch- und übermüthig hineingerufene „Nolumus!" Roms machte das ſanft-reformiſtiſche Säuſeln zum rauh-revolutionären Sturm anſchwellen.

Schon in der „mondbeglänzten Zaubernacht" der Romantik ſind wir da und dort, auch auf deutſchem Boden, einem Menſchen begegnet, welcher ein Vorgefühl neuzeitlicher Tageshelle hatte. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts aber war das, was den entſcheidenden Unterſchied und Gegenſatz vom und zum Mittelalter ausmachte und ausmacht, alſo der Sinn für das Wirkliche und Thatſächliche, mächtig erſtarkt. Dem einſeitigen romantiſchen Spiritualismus trat, obzwar erſt noch ſehr ſchüchtern und vorſichtig, ja häufig ſogar nur ſehr widerwillig, der Realismus gegenüber, welcher als das Hauptcharaktermerkmal des ganzen Zeitraums vom 16. Jahrhundert bis heute anerkannt iſt. In der Periode der Reformation trug er noch das theologiſch-dogmatiſche Kleid, nur hatte er das bunte Meßgewand mit der ſchwarzen Prädikantenkutte vertauſcht. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an ging er in Laientracht einher und ſpielte ein ſkeptiſches Lächeln unverhohlen um ſeine Mundwinkel.

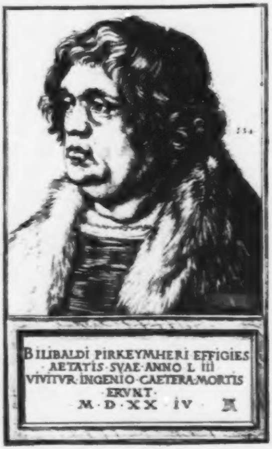
Die Ketzerei war und iſt überall und allzeit die Zwillingsſchweſter der Orthodoxie, die Sekten waren und ſind die Stieftöchter der Mutter Kirche. Die Geſchichte der letzteren iſt zugleich die Geſchichte einer fortwährenden Auflehnung gegen ſie. Was die ſogenannte Welthiſtorie vom Chriſtenthum erzählt, iſt nichts als eine endloſe Variation des gegenſätzlichen Thema's Glaube und Zweifel, Autorität und Freiheit, Dogma und Selbſtbeſtimmung. Kaum hatte das Papſtthum ſeinen Sieg über das Kaiſerthum mit der Vernichtung des hohenſtaufiſchen Hauſes beſiegelt, als die Dauer ſeiner Macht und Herrlichkeit von verſchiedenen Seiten her mehr oder weniger kühne Anzweifelungen zu befahren hatte. Die Troubadours der Provence, die drei Begründer der italiſchen Literatur, Dante, Petrarka und Boccaccio, denen ſich ſpäter ihre Landsleute Pulci und Machiavelli geſellten, ebenſo die franzöſiſchen Fabliauxreimer, die deutſchen Schwänkedichter, der Vater der engliſchen Poeſie, Chaucer, — ſie alle machten Oppoſition, ſei es aus der pathetiſchen ſei es aus der ſatiriſchen Tonart. Allein dieſe Oppoſition ließ das Dogma noch unberührt und richtete ſich nur gegen die pfäffiſche Zuchtloſigkeit, ſowie gegen die Uebergriffe hierarchiſcher Machtgelüſte, gegen welche ja ſchon zur Stauferzeit der deutſche Walther von der Vogelweide ſo tapfer vorgegangen war. Größeren Umfang und größere Vertiefung gewann die Befehdung der Hierarchie, als die wieder erweckten „klaſſiſchen Studien“, wie ſie von der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts an, zunächſt in Italien, eifrig betrieben wurden, ihre Wirkungen zu äußern begannen. Der „Humanismus“ — unter welcher Bezeichnung man im unbewußten oder bewußten Gegenſatz zum Theologismus die Beſchäftigung mit der antiken Poeſie und Kunſt, Philoſophie und Hiſtorik und die Ergebniſſe dieſer Beſchäftigung zuſammenfaßte — der Humanismus war in das Dunkel mittelalterlicher Möncherei als eine Morgenröthe hineingeſtellt, welche einen neuen Tag europäiſcher Kulturarbeit ankündigte. In der Helle, welche von dieſem Morgenroth ausſtralte, blickten die Menſchen um ſich her und erkannten mit Verwunderung, wie ſo eng und beſchränkt doch eigentlich die Welt ſei, welcher das römiſch-kirchliche Syſtem auf den Leib gepaßt war. Ein unwiderſtehlicher Hang und Drang nach Erweiterung des geographiſchen wie des kosmiſchen Horizonts machte ſich geltend, und zwar auf der Grundlage eines ſehr realiſtiſchen Bedürfniſſes. War doch der Handelsverkehr der europäiſchen Völker nachgerade ſo vielgeſtaltig und lebhaft geworden, daß er mit den mittelalterlichen Mitteln nicht mehr ausreichte. Namentlich ſtellte ſich die Vermehrung der Tauſchmittel, der Edelmetalle, als eine ſo gebieteriſche Forderung heraus, daß ſie um jeden Preis befriedigt werden mußte. Das öſtliche Aſien galt als eine unerſchöpfliche Fundgrube von Gold und Silber und der Wunſch, zu dieſen Fundgruben in Katai (China) und Zipangu (Japan) zu gelangen, war das leitende und treibende Motiv der großartigen Entdeckungsfahrten eines Diaz, Gama und Kolon, welcher letztgenannte einen neuen Erdtheil fand, die „neue Welt“ Amerika, als er ausgefahren war, auf weſtlichem Seewege die Oſtküſte von Aſien zu erreichen. Die geographiſchen Findungen des 15. Jahrhunderts und die Koloniſationen des folgenden haben, verbunden mit den vom Humanismus gegebenen Anregungen, die Naturforſchung auf eine neue Baſis geſtellt, von welcher aus ſie zu den großen Entdeckungen eines Kopernik, Kepler, Galilei und Newton vorſchreiten konnte.

Die romaniſchen Völker, Italiener, Portugieſen, Spanier und Franzoſen, warfen ſich mit edler Begeiſterung oder auch mit gemeiner Gier auf die Bahnen unerhörter Abenteuer, welche die neu aufgethanen Meere und Länder ihnen eröffneten. Bedächtiger folgten Entdecker, Händler und Anſiedler von germaniſcher Raſſe, die Holländer und Engländer. Und auch die Deutſchen machten einen Verſuch, an dem Wettrennen nach dem „Dorado“ in der Neuen Welt theilzunehmen, — einen Verſuch, der zwar mißlungen, aber doch der Erwähnung werth iſt. Die Rothſchilde des 16. Jahrhunderts ſind, wie jedermann weiß, die Welſer und Fugger zu Augsburg geweſen. Zu ihren Hauptſchuldnern gehörte der Kaiſer Karl der Fünfte, in deſſen Kaſſe die Leere nie ausging, obzwar in ſeinen Reichen „die Sonne nie unterging“. Im Jahre 1528 verpfändete oder verkaufte der Kaiſer die Küſte von Venezuela, welche wenige Jahre zuvor durch den ſpaniſchen Ritter Ojeda gefunden und für Spanien in Beſitz genommen worden war, an den augsburger Bankherrn Bartholomäus Welſer, welcher dieſe Erwerbung nutzbar machen wollte. Sein Agent am Hofe von Madrid, Ambros Dalfinger, ein ulmer Kind, rüſtete im Hafen von Sevilla ein Geſchwader, beſtellte ſeine Landsleute Bartholomäus Sailer und Klaus Federmann zu ſeinen Stellvertretern und ſegelte im Oktober von 1529 mit 400 deutſchen und ſpaniſchen Soldaten und 80 Pferden nach Venezuela ab, welches er für das Haus Welſer in Beſitz nahm und koloniſiren wollte. An Muth und Thatkraft ſtand dieſer „deutſche Kortez“ dem viel berühmteren ſpaniſchen nicht nach, aber auch nicht an Härte und Fühlloſigkeit. Er zwang die Indianer am See Marakaibo und weit umher zur Sklaverei, er trug bis ins Thal Eupari, bis zu den indianiſchen Stämmen der Pokabuyes und Alkaholadi, ja weiter und weiter bis zu den Nebenflüſſen des Orinoko und bis hinauf in die kühlen Vorthäler der Andes erobernde, zerſtörende und verwüſtende Waffen und ſtarb 1535 zu Koriana an im Gefechte mit den Eingeborenen erhaltenen Wunden. Sein Nachfolger in der Statthalterſchaft, Georg von Speier, ſetzte Dalfingers Eroberungszüge drei Jahre lang fort, verrichtete Erſtaunliches, nahm aber ein dunkles Ende, wahrſcheinlich von den eiferſüchtigen Spaniern ermordet. Dieſe thaten überhaupt alles, was Liſt und Gewalt ihnen eingab, um in jenen überfruchtbaren Landſchaften keine deutſche Kolonie aufkommen zu laſſen, und ihr Vorhaben mußte um ſo mehr gelingen, als die deutſchen Anſiedler von daheim nur unzulängliche und bald gar keine Unterſtützung mehr erhielten. Daheim in Deutſchland hatte man anderes zu thun als die dargebotene günſtige Gelegenheit, einen Antheil an der Neuen Welt jenſeits des Oceans zu erwerben, thatkräftig zu benützen: man mußte ſich ja in theologiſchen Zänkereien und Stänkereien gegenſeitig aufreiben. Im Jahre 1555 oder etwas ſpäter ſoll, ſo behaupten die Spanier, ein Spruch des „Rathes von Indien“, der oberſten Kolonialbehörde Spaniens, das „Königreich Venezuela“ dem Hauſe Welſer förmlich abgeſprochen haben. Damit war der kurze El-Dorado-Traum unſerer Vorfahren zu Ende. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß dieſer Verſuch der Deutſchen, in Amerika koloniſirend Fuß zu faſſen, nicht ſo traurig ausgegangen wäre, ſo er nicht in eine Zeit gefallen, wo die Seemacht des deutſchen Reiches, d. h. die der Hanſa, raſch dem Verfall entgegenging. Die unſelige ſtaatliche Zerriſſenheit Deutſchlands hat unſerem Volke eine in großem Stile betriebene Koloniſationsarbeit allzeit ſehr erſchwert oder wenigſtens dieſelbe, wo ſie dennoch unternommen und gethan wurde, für das Mutterland unfruchtbar gemacht. In alter, neuerer und neueſter Zeit haben Deutſche Kur-, Liv- und Eſthland, das „Sachſenland“ in Siebenbürgen und einen großen Theil vom „fernen Weſten“ Nordamerika's koloniſirt und civiliſirt. Aber was waren und ſind leider alle dieſe deutſchen Kolonien? Nichts als „verlorene Poſten“ des Deutſchthums . . . . . .


IMAGO ERASMI ROTERODAMI AB ALBERTO DVRERO AD VIVAM EFFIGIEM DELINIATA
ΤΗΝ ΚΡΕΙΤΤΩ ΤΑ ΣΥΓΓΡΑΜΜΑΤΑ ΔΕΙΞΕΙ
MDXXVI
AD

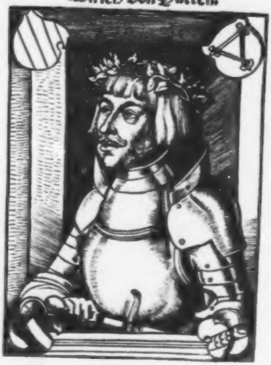
Zur Zeit alſo, wo die romaniſchen Völker ſich mit Eifer und Glück auf das Koloniſiren verlegten, verlegten ſich unſere Altvorderen mit nicht geringerem Eifer, obzwar mit weniger Glück, auf das Theologiſiren. Sie nahmen es mit der als nothwendig erkannten „Wiedergeburt“ viel ernſter als die Romanen mit ihrer „Renaiſſance“, welcher ja nur eine künſtleriſche, höchſtens eine wiſſenſchaftliche, aber keine religiöſe Bedeutung zukam. Den Germanen war das Chriſtenthum zu einer innerlichen Macht geworden, während es den Romanen nur ein äußerlicher Dienſt geblieben war, der, wenn es hoch kam, zu einem

Kunſtwerk hinaufgebildet wurde. Daher konnte ein italiſcher Maler das Madonnen-Ideal ſchaffen zur gleichen Zeit, wo ein deutſcher Mönch die Rückkehr zum evangeliſchen Chriſtenthum forderte, und daher auch konnte ein Papſt ſelber über die geniale Verhöhnung des chriſtlichen Pfaffenthums in Machiavelli's „Mandragola“ herzlich lachen, während die päpſtliche Inquiſition jede Auflehnung gegen dieſes Pfaffenthum mit Marter und Tod ahndete.

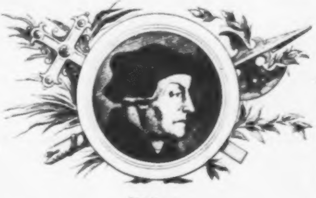

BILIBALDI PIRKEYMHERI EFFIGIES
AETATIS SVAE ANNO L III
VIVITVR INGENIO CAETERA MORTIS
ERVNT
M·D·XX·IV

Wenn jenſeits der Alpen der Humanismus, von ſeinen äſthetiſchen Wirkungen abgeſehen, nur ein Zeitvertreib der Ariſtokratie des Geiſtes war und innerhalb derſelben bloß zu einer Gleichgiltigkeit inbetreff der Religion führte, mit welcher die Kirche ſich ganz gut abzufinden vermochte, ſo richtete ſich dagegen in Deutſchland die humaniſtiſche Bewegung bald mehr oder weniger deutlich gegen Rom. Schon darum, weil die deutſchen Humaniſten gegen die ſcholaſtiſch-theologiſche Denk- und Lehrmethode ſturmliefen, welche von der Kirche als die alleingiltige patentirt war. Durch die barbariſche Form dieſer Methode hindurch trafen die humaniſtiſchen Angriffsſtöße und Verhöhnungen auch den bislang für ſakroſankt gehaltenen Inhalt. Die heidniſch hellen und heiteren Anſchauungen, welche die Humaniſten aus der griechiſch-römiſchen Literatur gewonnen hatten, ſtellten ſie, zuvörderſt in naiver Begeiſterung, ſpäter dann mit polemiſcher Abſichtlichkeit, der dunkeln und dumpfen Barbarei nordiſchen Mönchthums gegenüber. Die Wirkungen konnten nicht ausbleiben, obzwar die Führer des älteren Humanismus bei uns zu Lande weit davon entfernt waren, gegen die herrſchende Kirchenlehre und Kirchenverfaſſung eine ausgeſprochene oder gar eine ſyſtematiſche Oppoſition machen zu wollen. Dieſe Führer, ein Rudolf Agrikola, ein Gregor von Heimburg, ein Konrad Celtes, ein Wilibald Pirkheimer, ein Johann Wimpfeling, ein Johann Reuchlin und der zu Rotterdam geborene, aber frühzeitig in Deutſchland heimiſch gewordene Deſiderius Eraſmus, ſie waren Gelehrte, welchen vor allem, ja einzig daran gelegen geweſen iſt, die wiſſenſchaftliche Erziehung der deutſchen Jugend auf eine geſündere Baſis zu ſtellen, die ſcholaſtiſch verrotteten Hochſchulen mittels eines rationelleren Studiums der klaſſiſchen Sprachen und Literaturen zu reformiren und alſo wie in die Geſchichteforſchung, in die Jurisprudenz und in die Theologie, ſo auch in die phyſikaliſche, mathematiſche und geographiſche Wiſſenſchaft neue Anregungen und Triebkräfte zu bringen. Allerdings wurden die philologiſchen Arbeiten eines Reuchlin und eines Eraſmus, welche zur Beſchäftigung mit den alt- und neuteſtamentlichen Schriften die richtigen Wege wieſen, zu wirkſamen Vorarbeiten der Reformation; aber mit dem Gedanken der Möglichkeit oder auch nur der Wünſchbarkeit einer ſolchen ſich zu befaſſen fiel keinem der beiden ein. Im Gegentheil, Eraſmus wenigſtens hat ſich als der zahme und furchtſame

Stubengelehrte, der er war, über den Trubel und Tumult der losgebrochenen Reformation ſo entſetzt, daß er gegen ſie that, was ihm ſeine Feigheit zu thun geſtattete. Von einer Wirkung auf die Volksmaſſen konnte bei dieſen älteren Humaniſten ſchon darum keine Rede ſein, weil ſie die heimiſche Sprache verachteten und es ſich zum höchſten Ruhme rechneten, ein möglichſt ciceroniſches Latein zu ſprechen und zu ſchreiben. Das hatte freilich einen triftigen Grund, nämlich dieſen, daß bei der argen Verwilderung und Vernachläſſigung, in welche die einheimiſch-nationale Literatur im Verlaufe des 15. Jahrhunderts gefallen war, jedermann in deutſchen Landen, wer überhaupt auf Bildung Anſpruch machte, des Lateins ſich befleißigte. Aber auf die öffentliche Meinung im weiteren Sinne, auf das Stadtbürgerthum und theilweiſe auch auf die Bauerſchaft, begannen die erfriſchenden und anregenden Motive, welche im Humanismus lagen, erſt dann zu wirken, als die jüngere Generation der deutſchen Humaniſten dieſe Motive aus den engen Wänden der Schulen ins Leben hinaustrug und die Reſultate der wiſſenſchaftlichen Wiedergeburt mit den thatſächlichen Zuſtänden in Berührung und Wechſelwirkung zu bringen unternahm. Jetzt erſt erhob der Zweifel, der Vater alles Vorſchritts, laut und lauter ſeine Stimme und begann an dem Beſtehenden in Kirche und Staat eine kühne und nur allzu berechtigte Kritik zu üben. Die Reformfrage war offen auf die Tagesordnung der Zeit geſetzt.

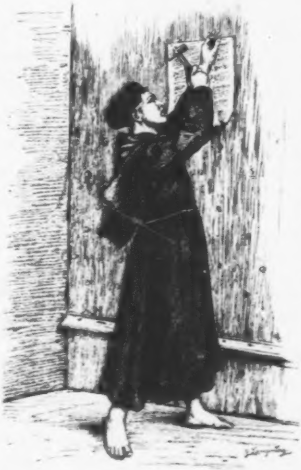

Vlrich von Hutten.

Von ſolcher Wendung nun iſt nicht zu reden, ohne daß des Hauptbannerträgers dieſes jüngeren, bewußt und entſchieden reformatoriſchen Humanismus gedacht würde. Das war der Ritter und Dichter Ulrich von Hutten, auf der Steckelburg in Franken 1488 geboren. Was die beſten ſeiner Volks-, Zeit- und Altersgenoſſen erfüllte und bewegte, er verdichtete es zum blitzenden Gedanken und formte es zum zündenden Wort. Seine humaniſtiſchen Lehr- und Wanderjahre hatten ihn weitum in deutſchen Landen, ſowie über die Alpen geführt und allenthalben hatte er mit verſtändnißvollem Blicke die Schäden der Zeit und das erkannt, was ſeinem Vaterlande noththat. Er war viel zu genial angelegt, als daß Großquark und Kleinkram wie theologiſche Beſchränktheit, gelehrter Studirſtubendünkel und Zunftneid oder hofräthliche Gunſtbuhlerei — wie ſolche ja ſchon im 16. Jahrhundert widerlichſt getrieben wurde — an ihm hätten haften können. Vom humaniſtiſchen Versſchmied wuchs er zum Herold der kirchlichen Reform und der ſtaatlichen Verjüngung Deutſchlands empor, vom lateiniſchen Rhetor zum deutſchen Zeitſchriftſteller, vom adeligen Ritter zum nationalen Kämpfer. Ein Deutſcher vom Scheitel bis zur Sohle, ein Idealiſt in jeder Fiber, iſt er von keinem ſeiner Zeitgenoſſen an ſelbſtloſer Begeiſterung und Hingebung für die Sache der Nation erreicht, geſchweige überboten worden und wohl durfte darum das ſtolze „Ich hab's gewagt!" womit das ſchöne Troſt- und Ermuthigungslied anhebt, welches Hutten im Jahre 1521 an ſich ſelber richtete, zu einem liebſten Erinnerungsworte der Deutſchen werden. Huttens Eingreifen in die Zeitbewegung erwies ſich zuerſt nachdruckſam bei Gelegenheit der Verketzerung Reuchlins durch die Dunkelmänner („viri obscuri"), welchen Geſammtnamen die Bekenner des Humanismus ihren Gegnern gaben, d. h. den Anhängern der ſcholaſtiſch-orthodoxen Meinung und Methode. Die literariſche Fehde, welche ſich aus dieſer Veranlaſſung zwiſchen den „Theologiſten", deren Hauptburg die von den Dominikanern beherrſchte Univerſität Köln war, und den Humaniſten erhob, lieferte den unwiderſprechlichen Beweis, daß die Ueberlegenheit an Geiſt und Wiſſen den letzteren zukam. Aus ihren Kreiſen iſt zur gleichen Zeit jenes im derbſten Mönchslatein geſchriebene Meiſterſtück von Satire hervorgegangen, welches Dunkelmännerbriefe („epistolae virorum obscurorum," 1516—17) überſchrieben und wahrſcheinlich von Johann Krotus unter Mitwirkung von Peter Eberbach, Hermann von Nuenar und Hutten verfaßt war. Mit dem letztgenannten Vorkämpfer der Oppoſition dürfte von allen ſeinen Zeitgenoſſen die nächſte Wahlverwandtſchaft gehabt haben der ſchweizeriſche Reformator Ulrich Zwingli, geboren 1484 im toggenburger Bergdorfe Wildhaus, unzweifelhaft einer der freieſten und zugleich feinſten Köpfe von damals. Milder, beſonnener und maßvoller in ſeiner Anſchauung und Lebensführung als Hutten, hatte er wie dieſer die Seele großgenährt mit den klaſſiſchen Studien und war daher weit mehr Humaniſt als ſonſt einer der Reformatoren. Auch hatte er mit dem deutſchen Ritter das Weitere gemein, daß er ganz weſentlich Politiker war. Das Staatsbewußtſein, welches dem Luther unglücklicher Weiſe ganz abging, iſt in Zwingli mächtig geweſen, und wie Hutten mittels der kirchlichen Reform zu einem Um- und Neubau des deutſchen Reiches zu gelangen hoffte, ſo wollte Zwingli, ein Republikaner jeder Zoll, mit dieſer Reform die Reinigung, Feſtigung und Weiterbildung der Freiſtaaten ſeines Heimatlandes verbinden. Es war ihm auch das hohe, aber tragiſche Loos beſchieden, auf der Walſtatt von Kappel (1531) als Blutzeuge für ſeine religiöſen und politiſchen Ueberzeugungen zu ſterben. Für Männer wie Hutten und Zwingli, für Männer der Grundſatztreue, Begeiſterung, Folgerichtigkeit und Uneigennützigkeit iſt unter den Glücklichen der Erde kein Raum . . . . .


Ulrich Zwingli.

Der leiſe taſtenden Oppoſition der älteren und der keck und laut einherſtürmenden der jüngeren Humaniſten zur Seite ging eine religiöſe, welche die Ueberlieferungen der mittelalterlichen Ketzerſekten, der Waldenſer, der Huſſiten, der „Brüder des gemeinſamen Lebens", der „Begharden" und „Beghinen" bewahrte und weiterbildete. Mit unſern mittelalterlichen Myſtikern hatte dieſe reformiſtiſche Tendenz die Abneigung gegen die Verweltlichung des Klerus, gegen den Abſolutismus der päpſtlichen Kurie und gegen die götzendieneriſche Veräußerlichung der Kirchenlehre gemein. In letztgenannter Beziehung mußte ja namentlich der ſkandalvolle fetiſchiſtiſche Unfug, welcher mit den ſogenannten Reliquien getrieben wurde, die Mißbilligung aller redlichen und anſtändigen Menſchen erregen. Es würde zum lachen ſein, wenn es nicht zum weinen wäre, das Verzeichniß der heiligen Koſtbarkeiten anzuſehen, welche Kaiſer Karl der Vierte, ein Hauptförderer des Reliquienſchwindels, in der prager Domkirche mit Verausgabung großer Summen zuſammenzubringen ſo glücklich geweſen iſt. Da waren die Skelette der drei Patriarchen Abraham, Iſaak und Jakob, item die Köpfe der Evangeliſten Markus und Lukas, des Apoſtels Bartholomäus und des Märtyrers Stephan, item ein von dem Evangeliſten Lukas gemaltes Bild der Muttergottes, item Milch aus den Brüſten derſelben und ein Theil des blutgetränkten Schleiers, mit dem ſie unter dem Kreuze Jeſu ſtand, item die Windeln des Heilands und ein Stück von der Krippe, worin er gelegen, ſowie das Tiſchtuch, deſſen man ſich beim letzten Abendmahle bediente, und ein Stück dieſes Tiſches nebſt dem Handtuche Chriſti, einem Ausſchnitt aus dem Purpurmantel, worin Herodes Jeſum dem Geſpötte preisgegeben, dem Stricke, womit er gebunden war, zwei Dornſpitzen ſeiner Krone und verſchiedenen Tropfen ſeines Blutes, item ein Theil des Schwammes, womit er am Kreuze getränkt wurde, und ein Steinſplitter von dem Felſen, ſo ſich beim Tode Chriſti ſpaltete, item eine Hand des Lazarus und etliche Haare der Maria Magdalena, item der Palmzweig, ſo der Evangeliſt Johannes bei dem Begräbniß der Muttergottes getragen hat. Aehnliche Schätze, häufig mit denſelben Aufſchriften verſehen, fanden ſich an zahlreichen anderen Orten und vor dieſen Raritäten knieten und beteten Tauſende, Hunderttauſende, Millionen von „vernünftigen“ Weſen. Schon angeſichts dieſer Thatſache war denn doch das Verlangen denkender und frommer Menſchen aus ſolchem „elenden Heidenthum“ heraus und zum „wahren Chriſtenthum“, wie es in den Evangelien gepredigt war, zurück zu kommen, ein ſehr natürliches und naheliegendes. Aus den Niederlanden, alſo aus einem deutſchen Reichslande, war in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Ruf nach ſolcher Rückkehr laut erſchollen. Thomas van Kempen — dem das hochberühmte Büchlein „Von der Nachahmung Jeſu“ zugeſchrieben ward — Johann von Goch und Johann Weſſel hatten dieſen Ruf erhoben, welcher deutlich genug die Autorität der Bibel, als der einzigen zuverläſſigen Quelle des Glaubens, der Autorität des Papſtes entgegenſtellte, wenigſtens in den Ohren von allen, welche überhaupt Ohren hatten, womit man hört, und damit hören wollten. In den Rheinlanden wurde der Ruf aufgenommen und weitergetragen. So durch Johann von Weſel, welcher auch ſchon verſuchte, was dann ſeinem Zeitgenoſſen Johann Geiler von Kaiſersberg (ſt. 1509) beſſer, ja geradezu meiſterlich gelang, nämlich die reformiſtiſch-theologiſche Anſchauung und Geſinnung mit volksmäßiger Beredſamkeit zu verbinden. Geiler, erſt in Baſel und hierauf in Straßburg Prediger, iſt zweifelsohne einer der größten Sprachevirtuoſen geweſen, welche je in Deutſchland die Kanzel betraten. Manchmal erſcheint er in ſeinen Predigten wie ein vorweggenommener Abraham a Sankta Klara, doch iſt er innerlicher und gehaltvoller als der Kapuziner-Humoriſt des 17. Jahrhunderts.

Auch auf der Kanzel mochten unſere Vorfahren den Scherz und Spaß nicht miſſen. Sie hielten etwas auf ein geſundes Lachen und hörten die Wahrheit um ſo lieber, je lachender ſie geſagt wurde. Zeugen dafür jene „luſtigen Räthe“ an den Höfen, jene förmlich beſtellten „Hofnarren“, welche ſich zur Reformationszeit mitunter einen großen Stand bei ihren Herren zu machen verſtanden. So vor allen Kaiſer Maximilians des Erſten luſtiger Rath Kunz von der Roſen, welchen ſein Gebieter, dem Zeugniß des Sebaſtian Frank zufolge, „in hohen wichtigen hendeln probiert vnd allzeit weiß, trew vnd vnder geſtalt der thorheit gar anſchlegig fande, alſo daz dieſer ſchalcksnarr nit der geringſt vnder Maximilian gar geheimen räthen ward geachtet.“ Aber auch das Volk hatte ſeine Hofnarren, die fahrenden Schwänkereimer, deren ſatiriſche Auslaſſungen vom 13. Jahrhundert an — das Schwänkebüchlein vom „Pfaffen Amis“ beweiſ't es — mit Vorliebe gegen pfäffiſche Zuchtloſigkeit ſich richteten. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin fanden auch die hoch und weitum beliebten, ebenfalls oppoſitionell gefärbten Schwänke, die unter dem Namen des „Till Eulenſpiegel“ gingen, ihre ſchriftliche Zuſammenfaſſung zu dem alſo genannten Volksbuch und etliche Jahre ſpäter wurde, ſehr charakteriſtiſch, das uralte deutſche Thierepos vom Wolf Iſegrimm und vom Fuchs Reinhart in niederdeutſchen Reimen erneuert („Reineke Vos“), freilich mit Beiſeiteſetzung des waldurſprünglich-naiven Sinnes und Tones, wofür eine bewußt-ſatiriſch-widerhierarchiſche Tendenz eintrat. Gelehrte von mehr oder weniger großem Ruf, wie Deſiderius Erasmus und Heinrich Bebel, betheiligten ſich, obzwar ohne vom Latein zu laſſen, an der volksmäßigen Verſpottung ſcholaſtiſcher Tifteleien oder pfäffiſcher Unſitten. So richtete nach der erſtgenannten Seite hin Eraſmus ſein ſcharfſatiriſches „Lob der Narrheit", ſo entlud nach der letztgenannten hin Bebel, Profeſſor in Tübingen, das grobe Geſchütz ſeiner „Facetien", wobei manche Kugel über die Kleriſei hinweg und auf das kirchliche Dogma ſelber abgefeuert wurde. So z. B. der höchſt ergötzliche Schwank von der über die Erlöſung des Menſchengeſchlechtes rathſchlagenden Dreieinigkeit, welchen heutzutage wiederzuerzählen nicht rathſam wäre.

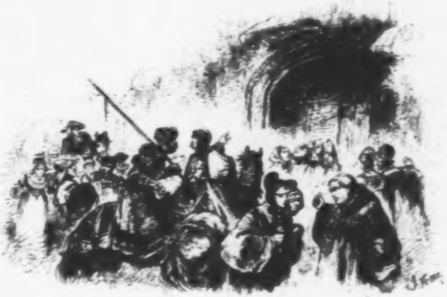


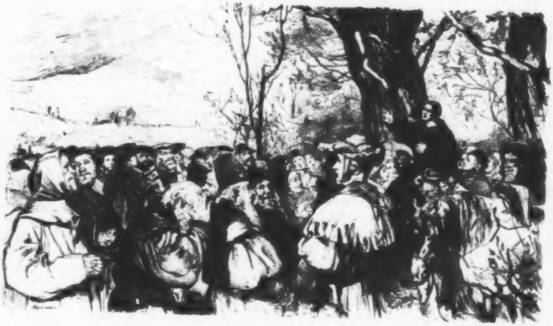
Luther ſchlägt ſeine Theſen an.

Natürlich nahmen die Anhänger und Pfründner des Beſtehenden es nicht ruhig hin, wenn das kirchliche und pädagogiſche Syſtem, welches ſie nährte, alſo von allen Seiten angegriffen, verſpottet und verurtheilt wurde. Sie waren in der Abwehr nicht läſſig und in der Wahl der Waffen nicht heikel. Es iſt auch wahr, daß die Gegner ſchwache Seiten genug hatten. Der Lebenswandel von vielen „Poeten" — alſo wurden die Humaniſten, insbeſondere die der jüngeren Generation von den Theologiſten und Scholaſtikern verachtungsvoll genannt — war nichts weniger als erbaulich und häufig genug zeigte das humaniſtiſche Treiben ſo viel Zigeunerhaftes, daß es eine leichte Kunſt, demſelben allerhand Schlimmes nachzuſagen. Die literariſche Fehde, welche mittels des immer gewandter und vielgeſtaltiger ſich rührenden Bücherdruckes einen fortwährend ſich vergrößernden Umfang gewann, wurde hüben und drüben unter der Fahne des heiligen Grobianus geführt, welcher ſo recht der Schutzpatron und Nothhelfer der deutſchen Literaten dieſer Zeit geweſen iſt. Möglich auch, daß der Streit zwiſchen den Theologiſten und den Humaniſten wie ſo mancher literariſche Zank vorher und nachher innerhalb der gelehrten Kreiſe ausgefochten worden und ſchließlich im Sande verlaufen wäre, falls die politiſchen Verhältniſſe im deutſchen Reiche befriedigendere waren und falls nicht ein ſchamloſer kirchlicher Mißbrauch auf die deutſche Geduld einen ſo frechen Schlag that, daß er das empörte deutſche Gemüth zu einem Gegenſchlag herausforderte, welcher Rom und das römiſche Weſen ganz anders traf, als die Witzpfeile der Humaniſten es zu treffen vermocht hatten.

Im Vatikan, wo ein geiſtreicher Medici als Papſt Leo der Zehnte hofhielt, lebte man üppig von „den Sünden der dummen Deutſchen", den beſten Kunden der päpſtlichen Ablaßzettelfabrik. Aber man brauchte immer mehr Geld, namentlich weil der Rieſenbau der Peterskirche, welchen Bramante begonnen hatte, Rafael weiterführte, Michel Angelo mit der wunderſamen Kuppel krönte und Bernini ſpäter vollendete, ungeheure Summen verſchlang. Demzufolge mußte das Ablaßgeſchäft unter den „nordiſchen Barbaren" in erhöhten Schwung gebracht werden. Vielleicht wäre daſſelbe auch diesmal ebenſo glatt als einträglich abgelaufen, wenn der päpſtliche Handelsreiſende, der Dominikanermönch Tetzel, etwas weniger geräuſchvoll und unverſchämt im Ablaß gemacht hätte. Als er ſeine Wanderbude in Sachſen aufgethan hatte und ſeine „Indulgenzen“ — gut für alle möglichen Sünden der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — mit der Stirne und Stimme eines ausgeſchämten Marktſchreiers ausbot, erwachte das deutſche Gewiſſen und zwar in dem Doktor Martin Luther, der ein Auguſtinermönch und ein Profeſſor der Theologie an der unlängſt aufgethanen kurſächſiſchen Hochſchule Wittenberg war. Am 31. Oktober von 1517 nagelte er 95 gegen den ſchnöden Unfug des Ablaßkrams gerichtete Streitſätze an das Portal der wittenberger Schloßkirche und anerbot ſich, wie das dazumal Gelehrtenbrauch, dieſe Theſen gegen männiglich ſchriftlich oder mündlich zu verfechten und zu behaupten.

Die Hammerſchläge, mittels welcher dieſes Stück Papier angeheftet wurde, gaben das Signal zur Kirchenſpaltung.





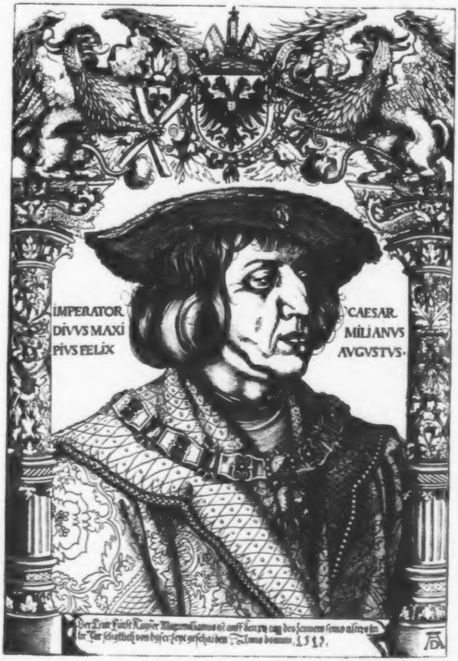
Luthers Volkspredigt zu Möra.

2.

Von Wittenberg bis Münſter und Oſnabrück.

Die Zerklüftung und Zerfahrenheit des deutſchen Staatsweſens, wie ſelbige zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein leidiger Thatbeſtand war, hat das Auseinanderfallen der deutſchen Kirche in zwei feindliche Theile weſentlich begünſtigt und befördert. Dem böſen Centrifugalgeiſt unſeres Volkes gab ja die Reformation ein neues kräftiges Rüſt- und Werkzeug an die Hand, welches er alsbald eifrig faßte und führte. So kam es dann, daß gerade zur Zeit, wo in Spanien, in Frankreich, in England, in Skandinavien der einheitliche und monarchiſche Nationalſtaat der Vollendung entgegengeführt wurde, das deutſche Reich ſchon ganz entſchieden der Auflöſung in ein Bundesgemengſel von Partikular-Staaten und Städtchen ſich zuneigte. Patriotiſche Denker hatten das Unheil der Zerriſſenheit, das Uebel der Viel- und Kleinſtaaterei ſchon lange kommen ſehen und bitterlich beklagt. Einer der beſten Männer ſeiner Zeit, Gregor von Heimburg, hatte ja ſchon kurz nach 1450 zürnend ausgerufen: „Oh, du blindes und vernunftloſes Deutſchland, dem einen Kaiſer weigerſt du den Gehorſam und unterwirfſt dich dafür lieber tauſend Tyrannen!“

Aber freilich, das Kaiſerthum iſt eben auch nicht ein ſolches geweſen, wie es die Nation und die Zeit nöthighatten. Das Haus Habsburg war nach dem Tode Kaiſer Sigismunds in den Beſitz der lützelburgiſch-böhmiſchen Lande und in den der deutſchen Reichskrone gekommen, welche ihm verblieb, bis

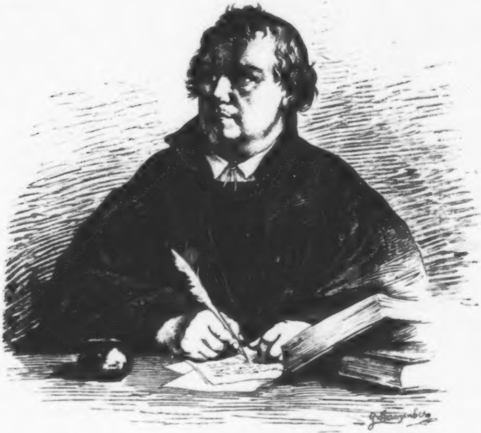


der habsburgiſche Mannsſtamm mit Kaiſer Karl dem Sechſten erloſch. Das Reichsregiment Albrechts des Zweiten und Friedrichs des Dritten war ſo, wie es ſich von ſo geiſtloſen und charakterſchwachen Fürſten erwarten ließ. Reichsverfaſſung und Reichsverwaltung ſchienen nur noch zum Hohn und Spott da zu ſein. Es herrſchte eine offenkundige Anarchie. Die „Landeshoheit“ kümmerte ſich um das kaiſerliche Anſehen lediglich nur dann, wann es ihr gerade paßte. Sonſt thaten große und kleine Fürſten, Prälaten und Herren und ebenſo große und kleine Städte, was ſie mochten und konnten. Unter Maximilians des Erſten Reichsregierung (1493—1519) ſchien es beſſer werden zu wollen, doch gingen die auf ihn geſetzten Hoffnungen nur ſehr theilweiſe in Erfüllung. Und zwar darum, weil er erſtens aus freilich naheliegenden Gründen mehr an die habsburgiſche Hausmacht als an das Reich dachte und ſeine Heirat mit der burgundiſchen Erbin Maria, der Tochter Karls des Kühnen, ſowie die Heirat ſeines Sohnes Philipp mit der verrückten Infantin Juana, der Erbtochter Ferdinands von Aragon und Iſabella's von Kaſtilien, zum Hauptgeſchäfte ſeines Lebens machte und weil er zweitens lieber den „letzten Ritter“ ſpielte als daß er ein rechter Kaiſer einer anhebenden neuen Zeit zu ſein verſuchte. Er iſt in der That das geweſen, was man einen „ritterlichen Herrn“ zu nennen pflegt, von großem perſönlichem Muth, idealiſtiſch und romantiſch geſtimmt, dabei human geſinnt und nicht ohne einen Zug von gutmüthigem Humor. Aber, hiſtoriſch angeſehen, war er nur eine unerquickliche Zwielichtsfigur, ein Anläufer, kein Zielerreicher, ein ruheloſer Herumtaſter, aber kein Anpacker und Durchgreifer, ein Plänezeichner und Projektemacher, aber bei der Ausführung und Verwirklichung im Kabinett und im Felde gleich ungeſchickt. Am traurigſten iſt dieſe diplomatiſche und militäriſche Ungeſchicklichkeit im ſogenannten „Schwabenkrieg“ zum Vorſchein gekommen, welcher das deutſche Reich um die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft gebracht hat. Der wiederholt von den Schweizern tüchtig geklopfte Kaiſer mußte kraft des Friedens von Baſel (1499) die thatſächliche Loslöſung der Eidgenoſſen vom Reiche anerkennen. Dadurch wurde der Schweiz die Entwickelung ihrer republikaniſchen Kleinſtaaterei geſichert, aber nicht nur war dem Reiche ſeine ſchönſte Provinz entfremdet, ſondern auch ſtellte ſich dieſe, bald unter den übermächtigen Einfluß der franzöſiſchen Politik gerathen, fortan häufig genug feindlich zu Deutſchland .... Den vorhin erwähnten Heiratsgeſchäften Maximilians geſellte er ſpäter noch ein drittes gewinnreiches, indem er ſeinen Enkel Ferdinand, den zweiten Sohn Philipps und Juana's, mit des Ungarn- und Böhmenkönigs Wladiſlaws Tochter Anna vermählte. Sein älterer Enkel Karl erbte dann vom Vater Philipp die burgundiſch-niederländiſchen Provinzen und von der Mutter Spanien mit Neapel und Sicilien, ſowie den unermeſſlichen ſpaniſchen Kolonialbeſitz in der Neuen Welt, der jüngere Enkel Ferdinand vom Großvater die deutſch-öſtreichiſchen Lande und vom Schwiegervater die Krone von Ungarn und Böhmen. Bei ſothanem Machtvorſchritt der beiden Linien des „Erzhauſes Oeſtreich“, der ſpaniſchen und der deutſchen, rechtfertigte es ſich glänzend, daß der Spruch ausging: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube (Andere mögen erobern, du, glückliches Oeſtreich, erfreie“ — nämlich Land und Leute)! Aber was Habsburg erheiratete, kam Deutſchland keineswegs zu gut. Im Gegentheil! Je mehr der Königskronen, Herzogshüte und Fürſtenmützen die Habsburger ſich aufſetzten, deſto mehr entfremdeten ſie ſich ihrem Vaterlande. Schon Maximilians Enkel waren vollſtändig entdeutſcht und die Hiſpaniſirung des Erzhauſes — denn das ſpaniſche Element trug es ſchließlich über das deutſche, burgundiſch-walloniſche, ungariſche und ſlaviſche davon — iſt ein deutſches Nationalunglück geworden. Dieſe unſelige Umwandelung des Kaiſerhauſes hat demſelben das Verſtändniß der Reformation benommen, hat es derſelben feindlich gegenübergeſtellt und in Folge deſſen iſt ſie zu einem Flick- und Stückwerk eingeſchrumpft. Dazu kam der anhebende und zwei Jahrhunderte währende Nebenbuhlerſtreit zwiſchen den Häuſern Habsburg und Valois-Bourbon, wobei das deutſche Reich nur noch als ein Mittel habsburgiſcher Hauspolitik in Betracht gezogen wurde. Die Strafe hierfür iſt nicht ausgeblieben, „denn alle Schuld rächt ſich auf Erden ....“

Kaiſer Max war voll guten Willens ans Reichsregiment gekommen, und wäre er, ſtatt ein „ritterlicher Herr“ zu ſein, ein Staatsmann geweſen, ſo würde er wohl vermocht haben, dem allſeitig ſich regenden kirchlichen und ſtaatlichen Reformbedürfniſſe ganz anders gerecht zu werden, als er es wirklich ward. Etwas aber mußte jedenfalls geſchehen, um die Reichsanarchie zu bändigen und das Reich den von Weſten her, vonſeiten Frankreichs, ſchon deutlich genug ſich ankündigenden und den von Südoſten her, vonſeiten der Oſmanen, bereits offen drohenden Gefahren gegenüber nicht ganz wehrlos erſcheinen zu laſſen. In den Reihen der deutſchen Ariſtokratie ſtand damals ein Mann, der Kurfürſt-Erzbiſchof von Mainz, Berthold von Henneberg, welcher als der letzte geiſtliche Patriot und Politiker großen Stils betrachtet werden muß. Er war die Seele jener reformiſtiſchen Beſtrebungen und Betreibungen, welche auf dem Reichstage zu Worms i. J. 1495 reichsgeſetzliche Geſtalt gewannen. Da ward der ſogenannte „Ewige Landfriede“ aufgerichtet, welcher den entſetzlichen Verwüſtungen, die das Fehde- oder Fauſtrecht anrichtete, ein Ende machen ſollte; da zur Schlichtung von Streitigkeiten unter den Reichsſtänden ein oberſtes Reichsſchiedsgericht, das ſogeheißene Reichskammergericht eingeſetzt, deſſen bleibender Sitz ſpäter Wetzlar wurde; da endlich die Einhebung einer allgemeinen Reichsſteuer („Der gemeine Pfennig“) behufs der Gründung und Füllung einer Reichskaſſe beſchloſſen. Hieran ſchloß ſich, um die Reichsverwaltung und Reichsrechtspflege überſichtlicher und handlicher zu machen, die Eintheilung des Reiches in zehn Kreiſe: — öſtreichiſcher, baieriſcher, ſchwäbiſcher, fränkiſcher, kurrheiniſcher, oberrheiniſcher, niederrheiniſch-weſtphäliſcher, burgundiſcher, oberſächſiſcher und niederſächſiſcher Kreis. Der Kurfürſt-Erzbiſchof Berthold hatte aber eine noch viel gründlichere Reform der Reichsverfaſſung im Sinne. Ihm ſchwebte ein aus den geiſtlichen und weltlichen Fürſten, ſowie aus den Vertretern der reichsſtädtiſchen Bürgerſchaften zu bildendes Reichsparlament, ein konſtitutionell-parlamentariſches Regiment vor, wodurch aber das deutſche Reichskönigthum nicht geſchwächt, ſondern vielmehr geſtärkt werden ſollte. Seine hierauf gerichteten Anregungen und Anſtrengungen ſcheiterten aber an der beſchränkten Einſicht und unbeſchränkten Selbſtſucht ſeiner Mitfürſten, ſowie an der Thatkraftloſigkeit des Kaiſers, welcher ja auch recht wohl fühlte und wußte, daß und wo Deutſchland der römiſche Schuh drückte — i. J. 1510 ließ Maximilian eine umfaſſende Denkſchrift über die deutſchen Beſchwerden gegen den römiſchen Stuhl ausarbeiten — aber doch viel zu unſtät, unentſchloſſen und ungeſchickt war, um zur Entfernung dieſes Druckes einen tüchtigen Verſuch zu wagen. Der Vielgeſchäftige machte ſich an allen Ecken und Enden zu thun und that darum nirgends etwas Rechtes. Die zweifellos guten und lebensfähigen Reformkeime, welche in den wormſer Beſchlüſſen von 1495 lagen, blieben unentwickelt: der günſtige Zeitpunkt, das Reich umzugeſtalten, d. h. den centrifugal-ſchlotterigen deutſchen Lehensſtaat in die centripetal-ſtraffe moderne Monarchie herüberzubilden, war verpaßt. Während in Frankreich in der Form des abſoluten Königthums, in England in der Form der konſtitutionellen Monarchie die nationale Einheit feſt begründet wurde, fiel ſie in Deutſchland dem Partikularismus der Ariſtokratie zum Opfer. Gerade in der Uebergangsepoche vom Mittelalter zur Neuzeit wurden die deutſchen Magnaten aus Lehensträgern vom Kaiſer und Reich, was ſie rechtlich noch immer waren, thatſächlich zu ſouveränen Landesfürſten. Die Kirchenſpaltung hat dieſes Elend der Viel- und Kleinſtaaterei, dieſe Ausbildung der fürſtlichen Landeshoheit zum ſchrankenloſen Willkürregiment unſtreitig höchſt bedeutend gefördert. Zweifelsohne gab es deutſche Fürſten, welche aus Ueberzeugung und Herzensdrang der Reformation beitraten, andere aber wurden ihr durch nichts weniger als edle Motive zugeführt. Gleichviel jedoch, die ſo oder ſo zum Lutherthum oder zum Kalvinismus bekehrten Herren fanden es bequem, dem römiſch gebliebenen Kaiſer den Gehorſam zu weigern, immer „von wegen der Religion“, verſteht ſich. Und ihre im Schoße der katholiſchen Kirche verbliebenen Herren Mitfürſten? Ei, dieſe wollten es ſich doch nicht bieten laſſen, daß ihre lutheriſchen und kalviniſtiſchen Standesgenoſſen ſelbſtſtändiger und ſelbſtherrlicher wären als ſie, und gebärdeten ſich demnach ebenfalls ſo ſouverän und „von Gottes Gnaden“, als ſie es nur immer zu erſchwingen vermochten.

Die Folgen von Luthers Auftreten am 31. Oktober von 1517 und den Gang der Reformation kennt jedermann. Ebenſo den Lebenslauf von Martin Luther, welcher, am 10. November von 1486 zu Eisleben in Sachſen geboren, unter Hunger und Kummer aus einem Kloſterſchüler ein Auguſtiner-Mönch und aus dieſem ein Doktor und Profeſſor der Theologie wurde, dann zum Rebellen gegen Rom, zum

Banntrotzbieter und Reformator emporwuchs, angeſichts von Kaiſer und Reich ſeine Meinung behauptete, der Reichsacht verfiel, die Bibel ſo verdeutſchte, wie ſie annoch nicht verdeutſcht worden war, die geweſene Nonne Katharina von Bora heiratete, bei viel und redlich gethaner Arbeit einen ehrbar-gemüthlichen Haushalt mit „Weib, Wein und Geſang“ führte, das lutheriſche Kirchenweſen begründete und zu deſſen Feſtigung ein Kompromiß mit den der Reformation zugeneigten Fürſten ſchloß, die Sache des Lutherthums ſcharf von der Sache der national-politiſchen Reform und der ſocial-politiſchen Revolution trennte, an die Stelle des Papſtes den Bibelbuchſtaben ſetzte, jede Anzweifelung dieſes lutheriſchen „Unfehlbaren“ als Ketzerei verwarf, jeden, der hinſichtlich des pauliniſch-auguſtiniſchen Lehrbegriffs eine von der ſeinigen abweichende Anſicht zu hegen und zu bekennen wagte, als einen „Schwarmgeiſt“ verfolgte, den großen Streitchoral der Reformation („Ein feſte Burg iſt unſer Gott“) dichtete, aber auch das Dogma vom beſchränkten Unterthanenverſtand erfand („daß 2 und 5 gleich 7 ſind, das kannſt du faſſen mit der Vernunft; wenn aber die Obrigkeit ſagt: 2 und 5 ſind 8, ſo mußt du's glauben wider dein wiſſen und dein fühlen“ —) und am 18. Februar von 1546 zu Eisleben ſtarb. Herder hat in dem Kraftgenieſtil ſeiner Jugendzeit den Reformator alſo gekennzeichnet:



Martin Luther

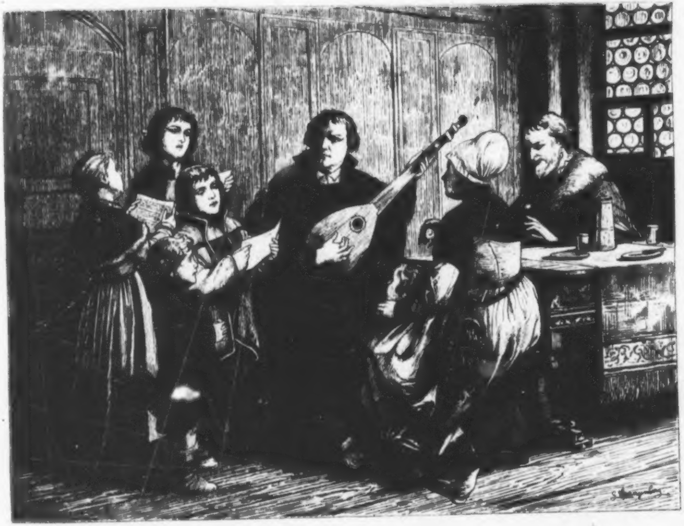
„Mächtiger Eichbaum!
Teutſchen Stammes! Gottes Kraft!
Droben im Wipfel brauſ't der Sturm,
Du ſtehſt mit hundertbogigen Armen
Dem Sturm entgegen und grünſt!
Der Sturm brauſ't fort. Es liegen da

Der dürren, armen Aeſte
Zehn darnieder geſauſ't. Du Eichbaum ſtehſt.
Biſt Luther!“ —

und es unterſteht keinem Zweifel, daß dieſe kraftgeniale Kennzeichnung im ganzen und großen eine auch kulturgeſchichtlich zutreffende ſei. Aber fragwürdig iſt und bleibt es dabei doch, ob nicht dieſer oder jener der im Reformationsſturm „darniedergeſauſ'ten armen Aeſte“ für unſer Volk nicht einen mindeſtens ebenſo großen Werth hatte wie das ſtehen und grünen gebliebene orthodoxe Lutherthum, über deſſen Knechtſchaffenheit und Unduldſamkeit ſchon ein Zeitgenoſſe Luthers, Sebaſtian Frank, einer der hellſten Köpfe und eines der beſten deutſchen Herzen des 16. Jahrhunderts, alſo i. J. 1534 ſich vernehmen ließ: „Sunſt im Papſtthum iſt man viel freier geweſen, die Laſter auch der Fürſten und Herren zu ſtrafen; jetzt muß alles gehofirt ſein oder es iſt aufrühriſch, Gott erbarm's!“ Die Klage war nur allzu berechtigt, aber was half es, die Menſchennatur und die geſchichtliche Nothwendigkeit zu verklagen? Denn beiden gemäß iſt es ja, daß die Empörung, ſobald ſie in dem raſtlos wogenden Kampfe zwiſchen Autorität und Freiheit zur Macht gelangt, ihrerſeits ſelber konſervativ wird und ihre Autorität mit allen Mitteln behauptet. Die Rebellen von geſtern ſind allzeit die Deſpoten von heute.

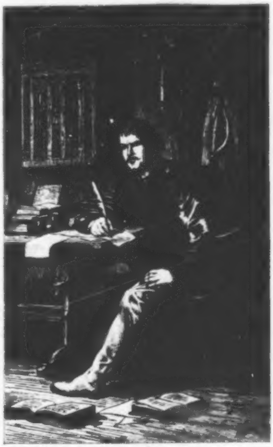
Luther war eine kernhafte niederdeutſche Bauernnatur, ein Mann von tiefem Gefühl, von der Wahrheit und Heilſamkeit des bibliſchen Chriſtenthums innigſt überzeugt und durchdrungen, dabei eiſenköpfig und rechthaberiſch wie ein richtiger niederſächſiſcher Bauer, von beſchränktem Blick und von theologiſch beſchränkter Bildung. Seiner Gottesfurcht kam nur ſeine Teufelsfurcht gleich, wie ja bekanntlich der Reformator und ſein gelehrter Famulus Philipp Melanchthon (Schwarzerd) an dem ganzen Wuſt des Teufels-, Zauber- und Hexenglaubens ihrer Zeit mit fanatiſcher Gläubigkeit hingen. Für die Größe und Schönheit des klaſſiſchen Alterthums und ſeiner Kultur hatte Luther gar kein Organ und die humaniſtiſche Bewegung hatte ihn kaum geſtreift. Dagegen ſchwellte ſeine Seele ein Hauch von elementarer Poeſie. Seine Gemüthsfülle liebte und verſtand die muſikaliſche Ausſtrömung in Wort und Weiſe. Sein Sprachſinn war von ſchöpferiſcher Genialität. Auf dem Untergrunde der meißniſch-ſächſiſchen Mundart hat er mittels ſeiner Bibelüberſetzung und mittels ſeiner Lehr- und Streitſchriften unſere neuhochdeutſche Kulturſprache geſchaffen, bereichert, geſtählt und geſchmeidigt. Im übrigen iſt er all ſein Lebtag, wenn nicht Mönch, ſo doch Theologe geblieben und hat als ſolcher auch Staatsſachen angeſehen und behandelt. Es begreift ſich, daß dem in eine doch eigentlich ſehr enge Sphäre von Vorſtellungen und Begriffen gebannten Manne die Anſchauungen und Forderungen der nationalen Reformpolitiker — von den ſocial-politiſchen Revolutionären gar nicht zu reden — bange machten. Er mochte auch, und zwar mit Recht, der Unzuverläſſigkeit der Maſſen und dem Wankelmuthe der Menge mißtrauen. Aber trotz alledem hatte ſeine wilde und blutdürſtige Parteinahme gegen das Volk im Bauernkriege („Steche, ſchlage, würge die Bauern, wer da kann!“) etwas unſäglich Widerwärtiges und das zur Sicherſtellung ſeiner Kirchenreform mit den Fürſten auf Koſten des Volkes getroffene Uebereinkommen etwas Uebereiltes, ja geradezu Selbſtſüchtiges.

So aber nun, wie er einmal war und ſich gab, iſt Luther der rechte Mann geweſen, die Fahne eines Kampfes auf Leben und Tod gegen Rom aufzupflanzen und mit dem Koloß des Papſtthums Schulter an Schulter zu ringen. Er fürchtete nur Gott und den Teufel, Menſchenfurcht kannte er nicht. Sein Ausſchreiten auf dem Wege widerpäpſtlicher Rebellion hatte anfangs etwas Bedächtiges, faſt Schüchternes. Zu wiederholten malen ſtand es bei den Römlingen, den Rebellen umkehren oder wenigſtens ſtillſtehen



Luther im Kreiſe ſeiner Familie.

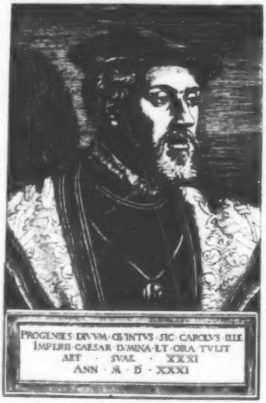
zu machen. In dem Grade aber, in welchem die Maßnahmen der Gegner des kühnen Mönches an Verkehrtheit, Verſtocktheit und Gehäſſigkeit zunahmen, wuchs ſeine Geſtalt zur heldiſchen empor. So recht auf die Gipfelhöhe perſönlicher Größe und weltgeſchichtlicher Bedeutung trat er i. J. 1521. Da that er ja auf einem ſchlechten Bauernkarren ſeine Heldenfahrt gen Worms, um ſich vor Kaiſer und Reich zu ſtellen und ſeine Lehre zu behaupten und zu rechtfertigen. Als den durch Weimar Reiſenden beſorgte Freunde warnten, ſagend, es könnte ihm zu Worms ebenſo ein Scheiterhaufen errichtet werden, wie vordem zu Koſtnitz dem Hus einer errichtet worden, entgegnete er: „Und ob ſie zwiſchen hier und Worms ein Feuer anzündeten, das bis zum Himmel ginge, ſo will ich doch hindurch und dem Behemoth in ſeine großen Zähne treten.“ Unterwegs iſt er dann auch einmal als Volksprediger im großen Stil aufgetreten und zwar zu Möra, einem Dorfe bei Eiſenach, aus welchem ſeine Vorfahren ſtammten. Da hat er ſich unter die Dorflinde geſtellt und hat einer unzählbaren Volksmenge, die von nah und fern gekommen war, ihn zu ſehen und zu hören, die evangeliſche Lehre dargelegt und warum und wasmaßen er gegen die „widerchriſtliche Gewalt“ des römiſchen Papſtes aufgeſtanden. Dieſe Volkspredigt unter der Dorflinde zu Möra gehört, menſchlich angeſehen, zu den bedeutſamſten Auftritten in Luthers Leben. Ein nicht minder bedeutſamer hatte an jenem 13. Junitag von 1525 ſtatt, als ſich der Reformator mit ſeiner „Käthe“ trauen ließ. Das hieß die theoretiſch bekämpfte Widernatur des Cölibats auch praktiſch abthun und den Prieſter in den Kreis der Familie zurückführen. Vier Jahre ſpäter dagegen hat zu Marburg eine Scene geſpielt, welche, menſchlich, chriſtlich und politiſch angeſehen, dem Reformator zur Schmach gereicht. Es handelte ſich bei dieſem „Religionsgeſpräch“, wie jedermann weiß, um die Beilegung des von Luther im bornirt-bibelbuchſtäblichen Sinne gefaßten und geführten Abendmahlsſtreites der Lutheraner mit den Zwinglianern. Zwingli, der inzwiſchen in der deutſchen Schweiz den Streit gegen Rom ſo geſchickt und tapfer geführt und die Reformation ſo tüchtig vorangebracht hatte, erwies ſich an Geiſt, Wiſſen und Debattirkunſt dem Luther überlegen, that aber alles, was ſein Gewiſſen ihm zu thun erlaubte, um einen Bruch zwiſchen den deutſchen und den ſchweizeriſchen Reformirten hintanzuhalten. Allein Luther wollte von keiner Vermittelung hören, ſondern führte den höchſt beklagenswerthen Bruch recht abſichtlich und grob herbei, indem er mit der Brutalität eines in ſeiner vorgefaßten Meinung ſich unfehlbar und unnahbar fühlenden Bauers



Luther auf der Wartburg.

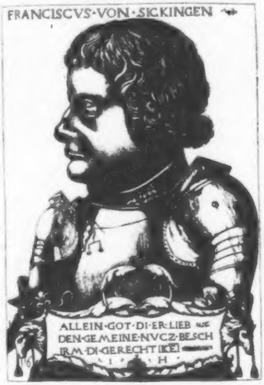
ſeinem Gegner das Wort zuſchleuderte: „Ihr habt nicht den rechten Geiſt!“ Das hieß denn doch ſo recht wie ein Erzpfaffe ſprechen. Es iſt leicht zu ſehen, daß in den beiden Reformatoren, welche damals (1529) zu Marburg für immer ſich trennten, die Verſchiedenheit der ſüddeutſchen und der norddeutſchen Volksart ſich ausprägte: daher das Bewegliche und Kühnvorſchreitende im Zwingli, daher das Maſſive und Stabile im Luther. Jener war, alles in allem geſagt, ein Radikaler, dieſer ein Konſervativer, welcher, wie er ganz praktiſch rechnete, ſein Reformwerk den deutſchen Fürſten und Städtemagiſtraten annehmlicher zu machen glaubte, ſo er in Lehre und Kult möglichſt viel vom alten Kirchenweſen beibehielte. Ja, dieſe Rechnung war richtig, denn „die Gewohnheit nennt ja der Menſch ſeine Amme“. Der ſtark konſervative Zug im Lutherthum hat zweifelsohne der raſchen Verbreitung deſſelben ſtarken Vorſchub geleiſtet. Andere mitwirkende Motive waren die nationale Abneigung der Deutſchen gegen das welſche Weſen, der Widerwille gegen die ewige Ausbeutung durch Rom, die Sehnſucht unzähliger fühlender und denkender Menſchen nach einer Verinnerlichung und Vertiefung des Gottesglaubens und Gottesdienſtes und zuletzt, aber nicht als das Letzte, die ungeheuer reiche Beute, welche die Aufhebung der Klöſter und Biſthümer, die Einziehung der Stifts- und Kapitelsgüter den fürſtlichen und ſtädtiſchen Schatzkammern zuführten. Das Intereſſe, in der gemeinſtwirklichen Bedeutung des Wortes, hat auch in der Reformation, wie bei allen weltgeſchichtlichen Kriſen und Kataſtrophen, höchſt bedeutend mitgeſpielt. Ueberhaupt kann nur der gedankenlos ſchönſelige Optimismus wähnen und behaupten, die Maſſen ſeien durch inneren Trieb aus der alten in die neue Kirche herübergeführt worden. Innerer Trieb und ſelbſterworbene Ueberzeugung waren natürlich nur in einer kleinen Minderzahl vorhanden und thätig. Der große Haufe dagegen folgte eben der Reformationsmode, wie er vordem der Kreuzzugs- oder der Geißlerfahrtenmode gefolgt war, und nicht wenige, ſondern ſehr viele Menſchen bekannten ſich keineswegs um ihres „ewigen Heils“, ſondern vielmehr um ihres zeitlichen Vortheils willen zu der „neuen Lehre“. Die Mitwirkung der unſauberſten Antriebe war hierbei mit nichten ausgeſchloſſen. Namentlich ſah eine nicht geringe Anzahl der Inſaſſen und Inſaſſinnen der aufgethanen Klöſter das Bekenntniß des Lutherthums als einen Freibrief für jede Zuchtloſigkeit an und es geſchah nicht etwa nur in Nürnberg, daß, wie uns der zeitgenöſſige nürnberger Zeitbuchſchreiber Anton Kreutzer erzählt, „die Nunlein von ein Kloſter in das andere luffen, das was in das lieb Frawenhaus.“

Derweil hatte die Bewegung alle Stände und Klaſſen im deutſchen Reiche ergriffen, ſei es, daß ſie anziehend oder abſtoßend wirkte. Die Frage war, ob ſie mächtig genug wäre, auch die widerſtrebenden Elemente lawinenartig einzuwickeln und mit ſich fortzureißen. Das Ja oder das Nein ſtand, wie die Sachen lagen, zunächſt beim Reichsoberhaupt, beim Kaiſer. Selten hatten die Deutſchen — wenigſtens die Ritterſchaft, das Bürgerthum und die Bauerſchaft — einen Kaiſer mit ſo frohen Hoffnungen auf dem Throne begrüßt, wie ſie den Enkel Maximilians, Karl den Fünften, begrüßten, und ſelten auch waren die Hoffnungen eines Volkes ſo arg getäuſcht worden wie diesmal. Der Kaiſer der Deutſchen war und blieb ein Fremdling in Deutſchland. Halb Wallone, halb Spanier, hat er wie die deutſche Sprache, welche er nur in der flämiſchen Mundart nothdürftig radbrechen konnte, ſo alles Deutſche verachtet. Den Gedanken der Reformation zu faſſen, dieſen Gedanken geiſtig und gemüthlich zu begreifen, dazu hatten ihn natürliche Anlage und ſpaniſch-bigote Erziehung untauglich gemacht. Ein fanatiſcher Anhänger der römiſchen Kirche war er nicht, weil er überhaupt viel zu kaltſinnig, um ein Fanatiker ſein zu können. Er ſtand nicht an, den Papſt in Rom belagern und die „Hauptſtadt der Chriſtenheit“ nach ihrer Erſtürmung allen Gräueln der „Kriegsfurie“ von damals preisgeben zu laſſen, wann das ſeinen Intereſſen entſprach. Aber er ſpürte inſtinktmäßig die im Reformationsprincip liegenden Freiheitskeime und er beſann ſich nicht, dieſelben zu zertreten, ſoweit er es vermochte. Er war, was man heute einen Realpolitiker nennt, ein Realpolitiker des 16. Jahrhunderts. Was er verſtand, glaubte und handhabte, iſt demnach jener Inbegriff von diplomatiſcher Schlauheit, Findigkeit und Skrupelloſigkeit geweſen, welchen man die „Welſche Praktik“ nannte, weil dieſe Staatskunſt, die von Idealen ſo wenig als von Völkern wußte oder wiſſen wollte und rein nur auf die dynaſtiſche Selbſtſucht berechnet war, an den italiſchen Höfen ihre bis zur äußerſten Ruchloſigkeit gediehene Ausbildung erhalten hatte. Wie hätte ein Politiker dieſes Schlages, ein Abſolutiſt in jeder Faſer, welcher die Brauchbarkeit des römiſchen Autoritätsglaubens für ſein Syſtem gar wohl erkannte und außerdem in dem angehobenen Kampfe zwiſchen Habsburg und Valois-Bourbon der Allianz des päpſtlichen Stuhles gegen Franz von Frankreich ſich verſichern wollte, ein Fürſt, welchem Deutſchland als ſolches ganz gleichgiltig war und der nur Sinn hatte für die Größe ſeines Hauſes und die Macht Spaniens, wie hätte er ſich der Reformation annehmen können? Es war unmöglich. Die Reichsacht, welche er im April von 1521 zu Worms über Luther verhängte, zeigte, daß vom Kaiſer für die Reform nichts zu hoffen wäre, und ſignaliſirte das Auseinanderfallen des Reiches in ein katholiſches und ein proteſtantiſches Deutſchland.

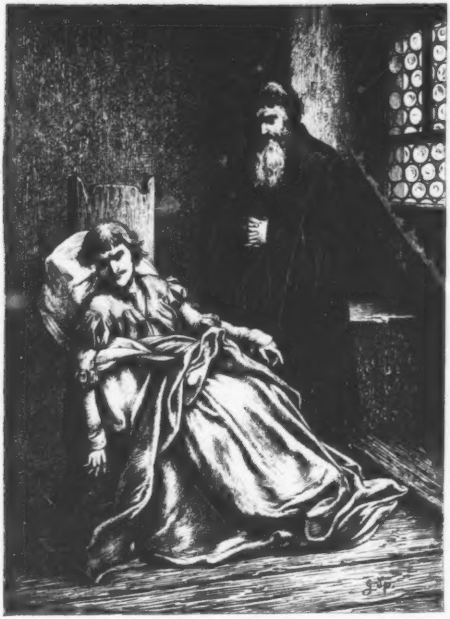

PROGENIES·DIVVM·QVINTVS·SIC·CAROLVS·ILLE
IMPERII·CAESAR·LVMINA·ET·ORA·TVLIT
AET · SVAE · XXXI
ANN · M · D · XXXI

Kaiſer Karl V.

Denn dazu kam es raſch. Daß der Kurfürſt Friedrich von Sachſen den gebannten und geächteten Mönch ſchützte, daß der Landgraf Philipp von Heſſen und andere Große, wie nicht minder ganze Städtebürgerſchaften und ganze Bauerſchaften offen „dem Evangelio“ ſich zuneigten, erwies ja klärlich, wie ſehr in einem guten Theile von Deutſchland der päpſtliche Bann und die kaiſerliche Acht ihre Schrecken verloren hatten. Der Sturm, ſo in die Zeit gefahren, war eben einer von jenen weltgeſchichtlichen Entwickelungsſtürmen, welche mittels Machtſprüchen und Gewaltmaßregeln nicht zu ſtillen, ſondern höchſtens etwas aufzuhalten ſind. Aber die aufhaltenden Kräfte, welche dem Zeitſturm ſich entgegenſtemmten, die päpſtliche Autorität und die kaiſerliche Macht, ſie waren im Verein mit den bei der alten Kirche verharrenden deutſchen Fürſten doch ſtark genug, dieſen Sturm zur vollen Entfaltung ſeiner Schwingen nicht kommen zu laſſen. Das ward offenbar, als die von verſchiedenen Seiten her unternommenen Verſuche, die religiöſe Bewegung auch national und ſocial fruchtbar zu machen, durch die Parteigänger und Nutznießer des Beſtehenden in Kirche und Staat zum ſcheitern gebracht wurden. So der Verſuch der Reichsritterſchaft, des niederen Adels, vom ſüdweſtlichen Deutſchland aus eine auf Beſchränkung der fürſtlichen Partikularmacht und auf Ausbreitung der kirchlichen Reform abzielende Umwandelung der Reichsverfaſſung zuwegezubringen. Der Führer dieſes Unternehmens war jener weitum bekannte und beliebte Ritter Franz von Sickingen, welcher auf ſeiner Ebernburg zuerſt den Gottesdienſt nach lutheriſch-evangeliſchem Ritus eingerichtet hatte. Sein Freund Hutten unterſtützte das Wagniß mit dem ganzen Feuereifer ſeiner patriotiſchen Seele. Luther dagegen, welchem Sickingen hochherzig ſeinen Schutz angeboten hatte, wollte nichts davon wiſſen und er that mit dieſer Zurückhaltung nur ſeiner bei jeder Gelegenheit nachdrücklich ausgeſprochenen Anſicht vom leidenden Gehorſam des wahren Chriſten genug. („Ein Chriſt iſt ganz und gar ein Paſſivus, der nur leidet … Der Chriſt muß ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, geduldig drücken und ſchinden laſſen. Weltliche Dinge gehen ihn nicht an; er läßt vielmehr rauben, nehmen, drücken, ſchinden, ſchaben, preſſen und toben, wer da will; denn er iſt ein Märtyrer auf Erden.") So gerade von der Seite her, wo er ſich die beſte Hilfe verſprochen hatte, im Stiche gelaſſen, ging Sickingen zu Grunde. Seine Burg Landſtuhl gegen die vereinte Streitmacht des Pfalzgrafen, des Landgrafen von Heſſen und des Kurfürſten von Trier tapfer vertheidigend, iſt er tödtlich verwundet worden und am Tage darauf geſtorben (Mai 1523). Seine ſiegreichen Gegner umſtanden ſein Sterbelager und einem derſelben, der ihm ein tröſtlich Wort ſagte, gab er zur Antwort: „Um mich iſt's ein Geringes; ich bin nicht der Hahn, darum man tanzt" — d. h. ſeine Perſon und ſein Geſchick ſei von wenig Bedeutung im Vergleich zu der Sache, welche er verfochten. Ein Verwandter hat dem „letzten Ritter", wie Sickingen mit beſſerem Grund als Kaiſer Max heißen kann, das ehrende Wort in's Grab nachgerufen: „Wie er in Zeit ſeines Lebens ſein männlich, ehrlich und trutzig Gemüth gehabt, ſo hat er es auch bis in die Stund' ſeines Todes behalten." Hutten, den ſchon zuvor die Feindſeligkeit der Gegner des Reformgeiſtes als einen thatſächlich Geächteten über den Rhein getrieben hatte, erfuhr im Auguſtinerkloſter zu Mülhauſen, wo er eine kurze Zuflucht gefunden, den Ausgang des Freundes und damit den Bankbruch ſeiner letzten Hoffnung. Bald darauf mußte er — wie Eraſmus mit gemeiner Schadenfreude berichtete — bei Nacht und Nebel vor den Nachſtellungen der Dunkelmänner aus Mülhauſen nach Zürich flüchten, wo ihn Zwingli großmüthig aufnahm. In Zürich oder im Wildbade Pfäfers, wo ihn der reformatoriſch geſinnte Abt von Pirminsberg gaſtfreundlich herbergte, verfaßte er ſeine letzte patriotiſche Streitſchrift „Gegen die Tyrannen" (in tyrannos), zugleich ein Racheruf für den Todten von Landſtuhl. Zwingli mittelte dem unheilbar ſiechen und todmüden Kämpfer ein letztes Aſyl aus bei dem heilkundigen Pfarrherrn Hanns Schnegg auf der anmuthigen Inſel Ufnau in Zürichſee. Auch in dieſe Einſamkeit verfolgte ihn noch der Haß und die Angeberei des niedriggeſinnten und ränkevollen Eraſmus. Bald aber war der gehetzte Flüchtling über die Leute vom Schlage dieſes höfiſchen Gelehrten, über alle ſeine Feinde und über die ganze Noth und Sorge des Daſeins hinweg. Am 31. Auguſt oder am 1. September von 1523 iſt er auf der Ufnau geſtorben. Die Inſel iſt ſein Grab, deſſen eigentliche Stätte daſelbſt man nicht kennt. Mit Hutten war der Mann verſchwunden, welcher den Gedanken der Reformation zweifellos am großartigſten gefaßt hatte: er wollte ja auf der Baſis dieſes Gedankens einen ſtaatlichen und kirchlichen Neubau Deutſchlands aufgeführt wiſſen und hoffte, in der Reichsritterſchaft unter der



Franz von Sickingen.



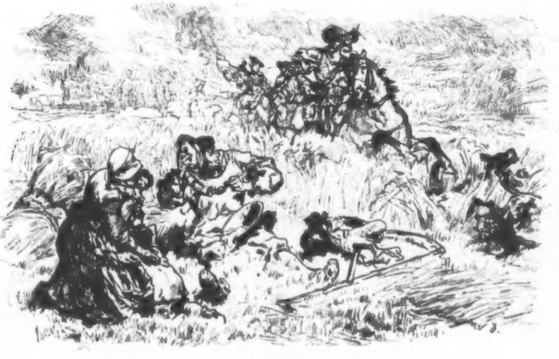
Der ſterbende Hutten.

Führung ſeines kriegskundigen Freundes Sickingen das richtige Werkzeug gefunden zu haben. Der Verſuch war geſcheitert, aber er blieb doch nicht der einzige.

Denn die Fahne der national- und ſocialpolitiſchen Reform, welche der Hand des ſterbenden Ritters entſunken war, der deutſche Bauer nahm ſie auf. Doch freilich nur, um die bald wieder zu Boden geſchlagene mit ſeinem Blut zu überſtrömen.

Wenn wir die Schilderungen von einheimiſchen und fremden Schriftſtellern des 16. Jahrhunderts zu Rathe ziehen, ſo finden wir, daß die volkswirthſchaftlichen Zuſtände Deutſchlands dazumal und insbeſondere unmittelbar vor dem Beginn der Reformation im ganzen und großen befriedigende waren. Namentlich in den Städten hatte ſich ein beträchtlicher Wohlſtand angehäuft. Hinter dieſem Vorſchritt des dritten

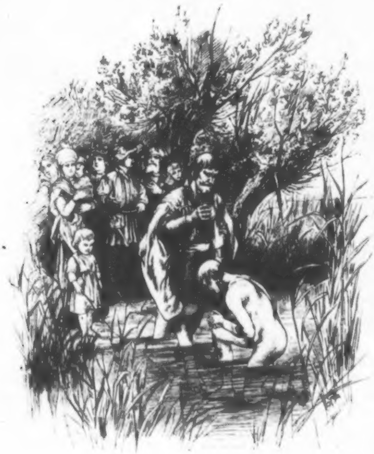
Standes war jedoch der vierte, der Bauernſtand, weit zurückgeblieben. Es gab wohl da und dort im Reiche noch Bauerſchaften von Frei- und Groß-Bauern, welche verhältnißmäßig gut daran waren; aber im allgemeinen waren die deutſchen Bauern doch ein „mühſälig Volk, jedermanns Fußhader und mit fronen, ſcharwerken, gülten, zinnſen, ſteuern und zöllen hart beſchwert und überladen.“ Der Bauer hieß und war der „arme Mann“. Das bäuerliche Elend lag ſo erſchreckend zu Tage, daß fühlende und denkende Fürſten und Edelleute ſich dadurch nicht ſelten in ihrem Gewiſſen beſchwert fühlten. So jener thüringiſche Gutsherr, Heinrich von Einſiedel, welcher ſich an Luther wandte mit der Frage, ob er, Einſiedel, nicht verpflichtet wäre und gutthäte, die erdrückende Frohnenlaſt von ſeinen Bauern zu nehmen. Worauf der



Bäuerliches Elend.

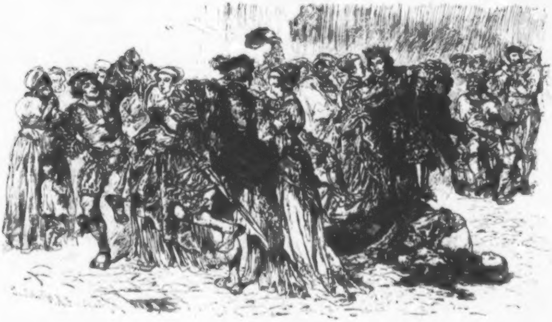
Reformator die das Lutherthum kennzeichnende Antwort gab: „Nein, ſo der Gutsherr die Frohnen nicht ſelbſt auferlegt, ſondern nur überkommen habe.“ Denn es ſei „nicht gut“, auf Rechte zu verzichten, die einmal beſtänden; der „gemeine Mann müſſe mit Bürden überladen ſein, ſonſt werde er zu muthwillig.“ Die deutſchen Bauern hatten nun aber, als auch ſie von der „neuen Lehre“ ergriffen und tief erregt worden waren, von der „chriſtlichen Freiheit“ eine andere Vorſtellung gefaſſt, als dem Reformator gefiel. Waren ſie doch vielerorten ſchon vor dem Kundwerden der frohen Botſchaft von dieſer Freiheit der Meinung geweſen, das Joch der Knechtſchaft, unter welchem ſie keuchten, müßte zerbrochen werden. Schon gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die Verzweifelung ganze Bauerſchaften zur offenen Empörung getrieben. So waren 1471 im Würzburgiſchen, 1502 in den Rheingegenden, 1514 in Wirtemberg die Bauern aufgeſtanden. Hier im wirtembergiſchen Remsthal hatte ſich ſeit 1503 eine bäueriſche Verbrüderung gebildet, welche der „arme Konrad“ hieß, weil für die Noth des Volkes kein Rath (mundartlich „koan Roth“) zu finden wäre. Dieſer ſchwäbiſche

Bauernbund hatte auch zuerſt den Bundſchuh — („Eine Zwilchgippe, zwen Buntſchuh und ein Filzhut iſt der Bawern Kleidung,“ ſchrieb Sebaſtian Münſter 1545) — als Symbol und Feldzeichen der unzufriedenen Bauerſame aufgebracht. Alle dieſe vereinzelten Erhebungen waren niedergetreten und grauſam geahndet worden. Allein die Gährung war nun einmal da, wuchs an Kraft und Umfang und führte gegen 1525 hin zu einem Ausbruch, welcher das zuerſt in Schwaben, im Elſaß und in Franken aufgeflammte Feuer einer deutſchen Bauernrevolution über das ganze Reich hintragen zu wollen ſchien. Für den Herold oder Propheten dieſes demokratiſchen Verſuches, Deutſchland ſocialpolitiſch umzugeſtalten, mag jener Thomas Münzer von Altſtädt angeſehen werden, welcher eine Art von Abbé Lamennais des 16. Jahrhunderts geweſen iſt. Denn im altteſtamentlichen Bibelton verkündigte er ein aus evangeliſchem Chriſtenthum und vorweggenommenem modernem Kommunismus wunderlich gemiſchtes Evangelium. Die meiſten Führer der großen Empörung, die Schappeler, Hubmaier, Metzler, Rebmann, Weigand, ſtammten aus Schwaben, Baiern und Franken. Der oberſte politiſche Leiter war der redliche, juriſtiſch und ſtaatsmänniſch gebildete Wendel Hipler, der beſte Kriegsmann nicht der ſehr gewöhnliche Götz von Berlichingen, ſondern ein anderer Edelmann, der Florian Geier, welcher nicht wie ſein genannter Standesgenoſſe halb gezwungen, ſondern aus freien Stücken und mit ganzer Seele die gute Sache des Volkes ergriffen hatte und derſelben in reiner und hochfliegender Begeiſterung Herz und Arm, Gut und Blut weihte. Wo und ſolange Männer wie Hipler und Geier die Führerſchaft hatten, ging alles gut und mitten in der Revolution ſo zu ſagen ordentlich. Die apokalyptiſche und kommuniſtiſche Schwarmgeiſterei eines Münzer fand da keinen Raum. Das große Manifeſt, die „gründlichen und rechtlichen zwölf Hauptartikel aller Bauerſchaft und Hinterſaſſen der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten, von welchen ſie ſich beſchwert vermeinen“ — dieſes im Frühling von 1525 aus Oberſchwaben gekommene Bauernmanifeſt iſt ohne Frage das bedeutſamſte ſocialpolitiſche Aktenſtück der ganzen Reformationszeit. Es ging auf gänzliche Abſtellung der Leibeigenſchaft, auf ein billiges Abkommen hinſichtlich der Frohnen, Gilten und ſonſtigen Dienſte, auf Beſchränkung des adeligen Jagdvorrechts, auf Zurückgabe der den Gemeinden widerrechtlich entriſſenen Güter, auf das Recht der Gemeinden, ihre Pfarrer zu wählen, auf eine Reform des Gerichtsweſens. Alle dieſe Forderungen der Bauern waren ebenſo begründet als gemäßigt und außerdem erklärten ſie noch ausdrücklich, daß ſie bereit wären, jede derſelben, welche man ihnen „mit dem Worte Gottes unziemlich nachwieſe“, fallen zu laſſen. Sogar Luther, welcher doch zur Stunde ſein Kompromiß mit der Fürſtenſchaft und dem Adel thatſächlich bereits geſchloſſen hatte, konnte, als die Bauern auf „die Rechtmäßigkeit ihrer zwölf Artikel, auf die heilige Schrift und auf den Dr. Luther“ ſich beriefen, nicht umhin, die Berechtigung von mehreren der aufgeſtellten Artikel anzuerkennen und die Gewalthaber zu einem billigen Abkommen mit den Bauern zu ermahnen, während ſein Famulus Melanchthon die Bauern kurzweg verdammte, weil ihr Vorgeben dem chriſtlichen Gebote des unbedingten Gehorſams und des widerſtandloſen Duldens zuwiderliefe. Daß es Luther mit ſeiner Mahnung zum Frieden und zu einer billigen Ausgleichung auch nach oben hin ernſtlich meinte, unterſteht keiner Frage. Wie hätte er, ſelber ein Bauernſohn, dem bäueriſchen Elend ſeine Augen und Ohren ganz verſchließen können? Aber die Fürſten und Feudalherren, die Preſſer und Schinder des Volkes, wollten von einem Aufgeben, einem auch nur theilweiſen Aufgeben ihrer „wohlerworbenen Rechte“ — in ſolche verwandeln ſich ja bekanntlich mit der Zeit alle Mißbräuche, Anmaßungen und Ungerechtigkeiten — durchaus nichts wiſſen. Jetzt thaten die Bauern, was ihnen von rechtswegen zuſtand: was man den Bittenden verſagte, wollten ſie mit dem Schwert in der Hand erzwingen. In Schwaben und Franken ſtanden die Bauerſchaften auf und trugen die Bundſchuhfahne gegen Fürſten, Junker und Pfaffen zu Felde. Zweierlei Anſchauungen hemmten und bekämpften jedoch einander von Anfang an in den Lagern der bäueriſchen Rebellen. Die gemäßigtere, deren bedeutendſter Stimmführer Wendel Hipler war, wollte zwar allerdings die Bauern der Feudallaſten entledigen, aber den Adel für das Aufgeben ſeiner feudalen Anſprüche mittels der einzuziehenden geiſtlichen Güter entſchädigen und alſo namentlich die Ritterſchaft zur Parteinahme für die Volksſache gewinnen. Die radikalere Meinung, welcher ſich Florian Geier zuneigte, ging auf Vernichtung des Junker- und Pfaffenthums und auf die Aufrichtung einer einheitlich-kaiſerlichen Reichsgewalt mit Beſeitigung der Partikular-Fürſtenſchaften. Natürlich war an die Verwirklichung dieſes abſtrakt-vernünftigen Ideals nicht zu denken. Um ſo weniger, da der Mangel an



Die Wiedertaufe

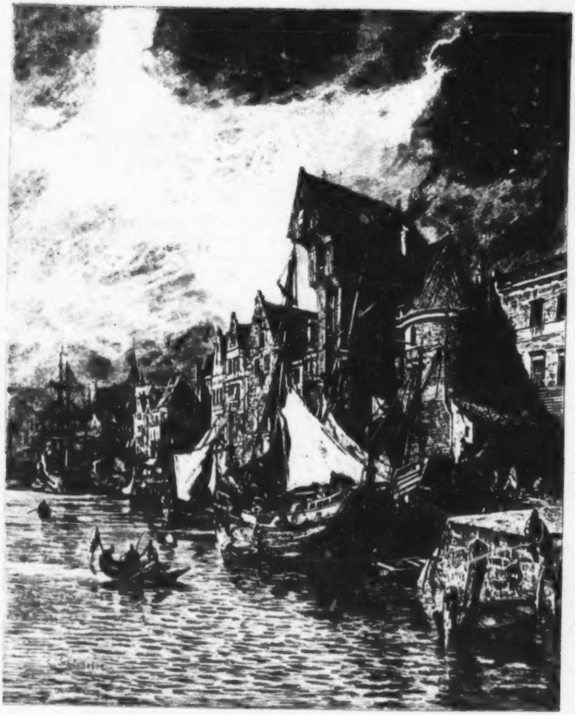
Diſciplin in den bäueriſchen Haufen raſch die trübe Grundſuppe der Empörung, wilde Leidenſchaften und wüſte Begehrlichkeiten, obenauf kommen ließ; um ſo mehr, als der Feldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes, der Truchſeß von Waldburg, im Allgau und im Hegau bei ſeiner Bekämpfung des Aufſtandes eine wahrhaft kanibaliſche Grauſamkeit entwickelte und Rachegeiſter heraufbeſchwor, welche in Geſellen, wie der Jäcklein Rohrbach einer war, dämoniſche Werkzeuge fanden. Dieſe „Schreckensmänner“ von damals, welche laut erklärten, dem Adel müßte „ein ſonderbar Entſetzen eingejagt werden“, waren es nun auch, welche im April von 1525 das Blutoſterfeſt zu Weinsberg anrichteten und feierten, nachdem die Bauern aus dem Hohenlohiſchen und vom Odenwalde Stadt und Burg mit Sturm genommen und den Befehlshaber, den Grafen Ludwig von Helfenſtein — er war mit der von der Bank gefallenen Tochter Kaiſer Maximilians Margarethe vermählt — ſammt ſeinen Rittern und Knechten zu Gefangenen gemacht hatten. Am zweiten Oſterfeiertag beleuchtete die aufgehende Sonne auf einer Wieſe vor dem Unterthore von Weinsberg ein furchtbares Schauſpiel. Der Graf von Helfenſtein — vergebens hatte ſeine Frau, die Kaiſerstochter, mit ihrem zweijährigen Söhnlein im Arme, ſich vor dem Jäcklein Rohrbach, dem Anſtifter, Anordner und Vollzieher der Blutthat, auf die Kniee geworfen, um das Leben des Gatten zu erflehen — und mit ihm ſein Leibknappe und ſein Hofnarr und nach ihm dreizehn Edelleute, ſie alle wurden unter Zinkenklang und Trommelſchlag erbarmungslos „durch die Spieße gejagt“. Dieſes gegen den Willen und hinter dem Rücken von Hipler und Geier angeſtellte Rachegericht, welches allerdings mehrere als arge „Bauernſchinder“ bekannte Adelige getroffen hatte, hat der Bauernſache großen Schaden gethan. Schon darum, weil Florian Geier, empört über die Mörderei, mit ſeiner „ſchwarzen Schar“ das Bauernheer — den „hellen Haufen“ — verließ und der Name dieſes wahren und wirklichen Edelmannes fortan in dem leitenden Bauernrathe nicht mehr genannt wurde. Aber noch mehr deſſhalb, weil der Schrecken, welchen der Jäcklein und ſeine Mordgenoſſen hatten erregen wollen, auf die Bauern und ihre Sache zurückfiel. In vollem Ingrimm ließ jetzt Luther ſeine Schrift „Wider die mörderiſchen und räuberiſchen Bauern“ ausgehen, die man — hieß es darin — „zerſchmeißen, würgen und ſtechen ſoll, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie tolle Hunde.“ Und wie er es haben wollte, ſo geſchah es. Die Machtmittel der Fürſten, Prälaten und Herren erwieſen ſich den ſchlecht organiſirten, ſchlecht diſciplinirten und ſchlecht geführten Streitkräften der Bauern überlegen. Stromweiſe floß das Bauernblut auf den Walſtätten ihrer Niederlagen bei Sindelfingen, Frankenhauſen, Würzburg und Königshofen und ſtromweiſe floß es von den für die Beſiegten aufgeſchlagenen Schaffoten.



Ein Markttanz zu Münſter i. W. 1537.

Der Bauernkrieg und ſein Ausgang hat fraglos ſehr viel dazu gethan, die Reformationsſtrömung zu ſtauen und rückwärts zu treiben. Ein anderes Vorkommniß, welches der Reformſache großen Schaden that und derſelben tauſende und wieder tauſende von Gemüthern entfremdete, war die bekannte, aus Groteſkem und Grauenhaftem gemiſchte Orgie des Größenwahns, der Unzucht und der Grauſamkeit, zu welcher die wiedertäuferiſche Sektirerei in der weſtphäliſchen Stadt Münſter in den Jahren 1534—35 ausſchlug. Ein Augen- und Ohrenzeuge und Mitleidender, der Bürger Heinrich Greſbeck von Münſter, hat uns in ehrlichem Plattdeutſch den ganzen Gräuel beſchrieben und mittels ſeiner ſchlichten und naiven Erzählung eines der lehrreichſten Bücher damaliger Zeit zuwegegebracht. Die Möglichkeit, daß zwei hergelaufene Holländer, der verlumpte Bäcker Jan Matthys und der verlumptere Schneider Jan Bockelſon, mittels der tollſten Phantaſmen und Fanatiſmen in einer deutſchen Biſchofsſtadt des Regiments ſich bemächtigen, die Stadt gegen ihren rechtmäßigen Fürſten vertheidigen, über die Bürger eine blutige Tyrannei üben, die roheſten Träume des Kommunismus und der Vielweiberei für eine Weile verwirklichen konnten — dieſe Möglichkeit zeugt doch furchtbar ernſt dafür, daß die Zeit in ihren Grundtiefen aufgewühlt ſein mußte, daß der an und für ſich ſo berechtigte Reformtrieb auf die wüſteſten Abwege gerieth und daß eben darum das Alte doch gar häufig wieder dem Neuen den Sieg zu entreißen vermochte.

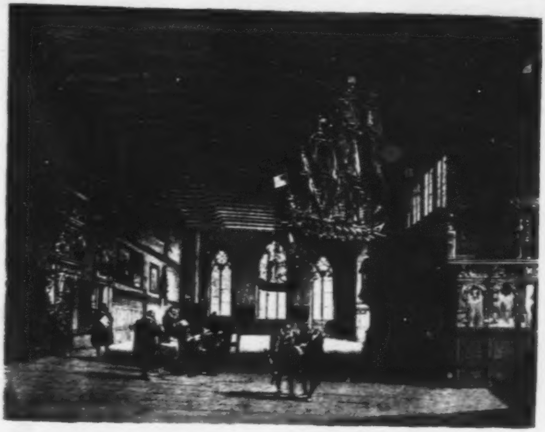
Zur ſelben Zeit, wo im ſüdlichen Deutſchland die Anſtrengungen ſowohl der Ritter als der Bauern, die Reformation auch national und ſocial fruchtbar zu machen, geſcheitert ſind, ging es in Norddeutſchland mit der größten politiſchen Schöpfung des Bürgerthums, mit der Hanſa, dem Untergange zu und im ſelben Jahre 1535, wo auf der rothen Erde Weſtphalens die Verkehrung der reformiſtiſchen Idee zu einem wahnwitzigen Zerrbild in die finſterſte Reaktion umſchlug, erfolgte zu Lübeck der Sturz des Bürgermeiſters Jürgen Wullenweber und damit die Vernichtung der großartigen Entwürfe dieſes Mannes, welcher in **ſeiner** Weiſe und mit **ſeinen** Mitteln war und wollte, was in der **ihrigen** und mit den **ihrigen** Sickingen und Hipler geweſen waren und gewollt hatten. Der große Städtebund der Hanſen hatte in den erſten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ſeine Machthöhe erreicht. Die hanſe'ſchen Orlogſchiffe beherrſchten die Oſt- und Nordſee und mittels ihrer Kriegsgaleeren wie mittels ihrer Handelsbarken ſpielte die Hanſa eine vortretende, oft die erſte Rolle in den Geſchicken der ſkandinaviſchen Reiche. Zur Zeit, als König Chriſtiern der Zweite von Dänemark, durch ſeine Gemahlin Eliſabeth der Schwager Kaiſer Karls des Fünften, die ſogenannte ſkandinaviſche Union, d. h. die Vereinigung der Krone Schweden mit der von Dänemark-Norwegen, gewaltthätigſt aufrecht zu halten ſtrebte, wurde die widerdäniſche Einmiſchung der Hanſa in die nordiſchen Händel für ſie ſelber verhängnißvoll. Dazumal ſpielte in der Geſchichte der hanſe'ſch-deutſchen Seemacht eine Epiſode, welche wohl der Erwähnung werth iſt. Der junge Ritter Guſtav Erikſon, der Stifter der ſchwediſchen Königsdynaſtie Waſa, war der däniſchen Haft entflohen und hatte zu Lübeck eine Zuflucht geſucht und gefunden. Der Vorort der Hanſa, gegen welche Chriſtiern der Zweite thatſächlich Krieg führte, verweigerte dem Dänenkönig die verlangte Auslieferung des jungen Schweden, welchem beſtimmt war, die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes wieder herzuſtellen. Noch mehr, Niklas Brömſen, der Bürgermeiſter von Lübeck, faßte mit ſeinen Rathsgenoſſen den Beſchluß, den ſchwediſchen Flüchtling ſicher an die heimatliche Küſte geleiten zu laſſen. Guſtav Waſa ging im Mai von 1520 an Bord einer lübiſchen Galeere und dieſe brachte ihn durch die däniſchen Kreuzer hindurch glücklich an das Geſtade der Landzunge von Stenſö unweit Kalmar, obſchon der däniſche Admiral Norby mit einem ſtarken Geſchwader die Küſte bewachte. Der gerettete Schwede hat freilich ſeinen deutſchen Rettern ſpäter übel vergolten. Denn in der Politik gibt es keine Moral und Dankbarkeit ſteht im Katechismus weder der Könige noch der Völker . . . Der Kampf um die nordiſchen Kronen, welcher



Im Hafen einer Hanſaſtadt.

(Motiv aus Danzig.)

unter ſehr kräftiger Mitwirkung der Hanſen mit der Vertreibung Chriſtierns des Zweiten, der Erhebung Friedrichs von Holſtein auf den däniſchen und Guſtav Waſa's auf den ſchwediſchen Thron endigte, ſchien die Macht der Hanſa aufs neue gefeſtigt zu haben. Nicht minder hatte es den Anſchein, als ſollte aus dem großen Riß, welcher durch die Zeit ging, ein vermehrtes Gedeihen dieſer Macht erblühen. In den Jahren 1530—31 kam die „neue Lehre" und mit ihr die Demokratie im Vororte Lübeck und in den hanſe'ſchen Bundesſtädten obenauf. Seele und Führer dieſer Bewegung war der lübecker Kaufmann



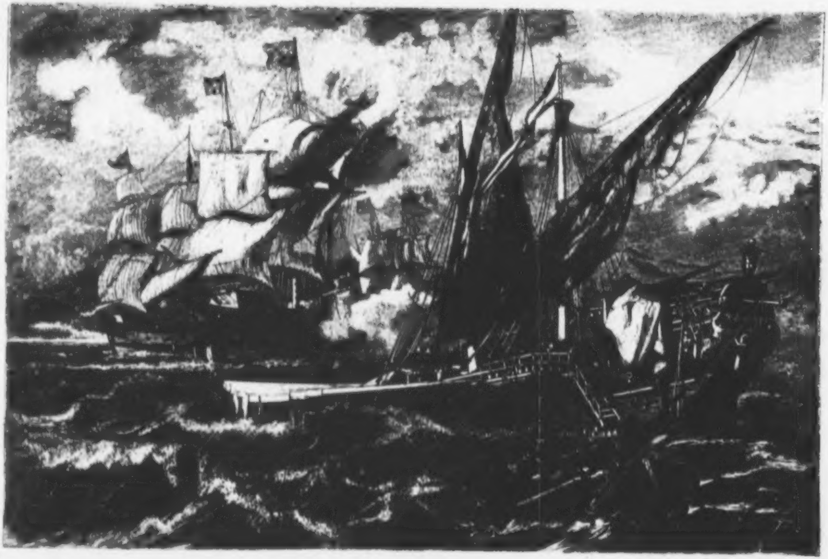
Der Rathhausſaal in Bremen zur Zeit Wullenwevers.

Jürgen Wullenweber, wohl die bedeutendſte politiſche Geſtalt, ſo bislang überhaupt im deutſchen Bürgerthum aufgeſtanden iſt. Bürgermeiſter von Lübeck geworden, wurde er bald Diktator der Hanſa und als ſolcher führte er den heftig entbrannten Kampf der hanſe'ſchen Demokratie gegen das hanſe'ſche Stadtjunkerthum und zugleich gegen den zurückgekehrten und von der Macht Habsburgs unterſtützten Dänenkönig Chriſtiern und deſſen Nebenbuhler und Beſieger Friedrich, einen Kampf, welcher auch den gegen das römiſche Kirchenweſen in ſich ſchloß. Bis zum Jahre 1535 hielt Wullenwebers Genie und Thatkraft gegen alle dieſe Feinde das Banner der norddeutſchen Demokratie aufrecht. Dann erlag er einer Koalition, welche die lutheriſche Pfaffheit in ſchnödem Undank gegen das Volk und deſſen Führer mit der grollenden und racheſchnaubenden ſtädtiſchen und ländlichen Junkerſchaft einging. Wullenweber fiel ſpäter einem ſeiner Todfeinde, dem fanatiſch-römiſchen Herzog Heinrich von Braunſchweig in die Hände und als Opfer eines der ſchamloſeſten Juſtizmorde, welche die Welt geſehen, im September von 1537 dem Henkerbeil anheim. Das große Werk, an welchem er gearbeitet hatte, war zertrümmert, die ſeegewaltige Stellung der Hanſa dahin für immer. Das Lutherthum allerdings war in Norddeutſchland eingeführt, aber um welchen Preis! Die knechtſchaffene lutheriſche Orthodoxie verband ſich mit dem Stadt- und Landjunkerthum zur Unterdrückung des Volkes, welches demzufolge in den Städten zur charakterloſen Spießbürgerei und auf dem Lande zu hündiſcher Leibeigenſchaft herabſank.

So traurig haben nach einander die Verſuche geendigt, welche im Süden und Norden Deutſchlands von der Ritterſchaft, von der Bauerſchaft und von der Bürgerſchaft unternommen worden ſind, die kirchliche Reform zu einer ſocialpolitiſchen zu erweitern. Mit dem Scheitern dieſer Verſuche hatte die Reformation ihre beſte Spannkraft eingebüßt und war aus einer Angelegenheit der Nation zu der einer Partei, aus einer Sache des Volkes zu der von Fürſten und Theologen abgeſunken. Die Gelehrten machten daraus das Objekt geiſtloſer Haarſpalterei und Wortfuchſerei. Die Fürſten erklärten ſich für oder wider ſie, je nachdem ihre dynaſtiſchen Intereſſen es heiſchten oder zu heiſchen ſchienen, und es kam demzufolge bald ſoweit, daß der ruchloſe Satz, der Landesfürſt habe über das Glaubensbekenntniß der Unterthanen zu verfügen und zu beſtimmen, ſtaatsrechtliche Bedeutung und Geltung gewann („Cujus regio, ejus religio“).

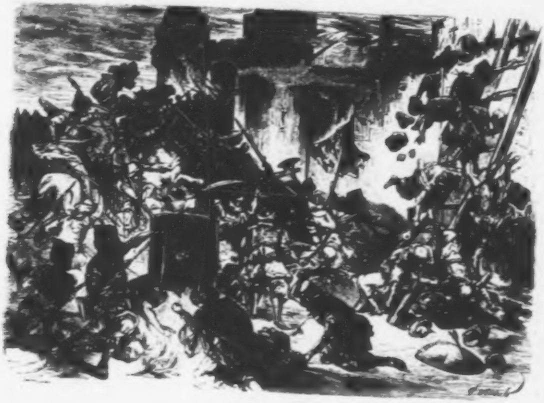
Ueberzeugte Lutheraner waren vor allen der Kurfürſt von Sachſen Friedrich der Weiſe und ſein Bruder und Nachfolger Johann der Beſtändige. Auch der Landgraf Philipp von Heſſen darf ihnen beigeſellt werden. Nebenbei ließ er ſich freilich von den beiden dienſtwilligen Reformatoren Luther und Melanchthon den „geiſtlichen Konſens“ geben, bei Lebzeiten ſeiner rechtmäßigen Frau eine zweite „rechtmäßige“ nehmen zu können. Wie verlockend für gar manchen Fürſten und reichsſtädtiſchen Bürgermeiſter es ſein mußte, mittels Annahme des Lutherthums der fürſtlichen oder bürgermeiſterlichen Würde auch noch die eines Landes- oder Stadtbiſchofs beifügen zu können, liegt am Tage. Und dann das fette Finanzgeſchäft der „Säkulariſation“ von Stiftern und Klöſtern — wie unwiderſprechlich bewies es die Nützlichkeit, die Nothwendigkeit der Reformation! Mitunter ſogar gelang es dem fürſtlichen „Eifer für das Evangelium“, ein ganzes Land zu „ſäkulariſiren“. Ein Hohenzollern, Albrecht von Brandenburg, der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, erwies ſich als der richtige Hochmeiſter der Säkulariſirungskunſt, indem er mittels Einführung des Lutherthums in Preußen dieſes Land ſeinem rechtmäßigen Eigenthümer, dem deutſchen Orden, abreformirte und zu einem erblichen Herzogthum für ſich und ſeine Nachkommen machte, wobei es ihm auch nichts verſchlug, ſich in die Vaſallenſchaft der Krone Polen zu begeben. Der Ausbreitung der Reformation in Mittel-, Nord- und Süddeutſchland kam übrigens zu baß, daß der Kaiſer Karl durch ſeine europäiſche Machtſtellung vielfach auswärts verwickelt war und daß ſein Stellvertreter in Deutſchland, ſein Bruder und Nachfolger Ferdinand, das Lutherthum im Reiche vorderhand gewähren laſſen mußte, weil er der Hilfe auch der lutheriſchen Reichsfürſten gegen die Türken nicht entbehren konnte. Bedrängten doch die Osmanli, dazumal noch in der Vollkraft ihrer Macht und Eroberungsluſt ſtehend, Ungarn und Oeſtreich gar hart. Im Jahre 1529 trugen ſie ihre Waffen bis vor die Mauern Wiens und das 16. wie das 17. Jahrhundert hindurch iſt die „Türkengefahr“ ein wichtiges Motiv der Reichspolitik geblieben. Der Türkenſchrecken aber hat ſich dem Gedächtniß unſeres Volkes ſo tief eingeprägt, daß in Süddeutſchland noch im 19. Jahrhundert Mütter unartige Kinder mit dem „der Türk' kommt!“ zu bedrohen und zu geſchweigen pflegten.

Die erſten Vorzeichen einer künftigen kriegeriſchen Austragung des angehobenen Zwiſtes zwiſchen den Anhängern des alten und den Bekennern des neuen Kirchenweſens wurden auf dem Reichstag von Speier (1529) bemerkbar, denn die reichsſtändiſche Mehrheit beſchloß daſelbſt, daß gegen den weiteren Vor-



Deutſche Hanſa.

ſchritt der Kirchenſpaltung Vorkehrungen getroffen werden ſollten. Dagegen proteſtirten 19 der Reformation zugewandte Reichsſtände, Kurſachſen und Heſſen an der Spitze, und davon erhielten ſie den Parteinamen „Proteſtanten". Der ſpätere Sprachgebrauch hat denſelben auf ſämmtliche reformirte Konfeſſionen übergetragen, ſo daß „Proteſtantismus" der große Gegenſatz zum Katholicismus wurde. Ein Jahr darauf (1530) hielt Kaiſer Karl, welchem ſeine über den Franzoſenkönig Franz und über den Papſt Klemens den Siebenten davongetragenen Erfolge jetzt in Reichsſachen freiere Hand gaben, einen großen Reichstag zu Augsburg und wies das von den Proteſtanten vorgelegte, vom Melanchthon verfaßte Glaubensbekenntniß



Die Türken vor Wien.

(„Die augsburgiſche Konfeſſion"), die dogmatiſche Formulirung des Lutherthums, zurück. Da der Kaiſer noch dazu im „Reichstagsabſchied" ſtrenge Maßregeln gegen die Proteſtanten in Ausſicht ſtellte und das Reichskammergericht anwies, gegen fürſtliche Säkulariſirungskünſtler proceſſualiſch vorzufahren, ſo thaten ſich die proteſtantiſchen Fürſten und Städte zum ſogenannten ſchmalkaldiſchen Bunde zuſammen (1531). Der im folgenden Jahr zuſtande gebrachte „nürnberger Religionsfriede" verkleiſterte die Spaltung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten nothdürftig noch für eine Weile, welche jedoch lang genug war, um dem Proteſtantismus ſehr beträchtliche Verſtärkungen zuzuführen (Kurbrandenburg, Wirtemberg, Herzogthum Sachſen, Pommern, Kleve u. ſ. w). Der Kaiſer, durch ſeinen romantiſchen Seezug gegen Tunis, ſeinen dritten Krieg mit Franz dem Erſten und durch Händel mit ſeinen Niederländern beſchäftigt, ließ den Proteſtantismus im Reiche gewähren bis zum Jahre 1541. Weder das unter des Kaiſers Augen zu Regensburg gehaltene „Religionsgeſpräch", noch das Koncil von Trident, welches die Proteſtanten als ein

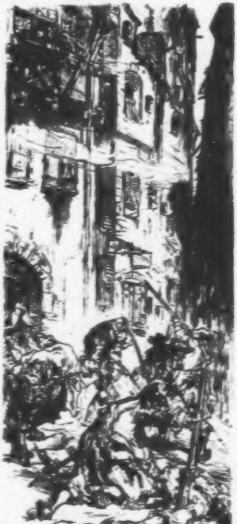
„unfreies" verwarfen, vermochte den großen Streit zu ſchlichten. Doch erſt i. J. 1547 konnte Karl gegen die Proteſtanten jenen Feldzug führen, zu deſſen Gelingen der verrätheriſche Abfall des jungen Herzogs Moritz von Sachſen, deſſen Ehrgeiz und Ränkeſucht ſeinen Vetter Johann Friedrich aus der Kurwürde verdrängen wollte, ſehr viel beigetragen hat und welcher durch die Schlacht von Mühlberg an der Elbe entſchieden wurde. Im Herbſte des genannten Jahres war der ſiegreiche Kaiſer der unumſchränkte Gebieter im Reiche. Es ſchien aus mit dem Proteſtantismus in Deutſchland, aber es ſchien nur. Denn derſelbe hatte in unſerem Lande denn doch ganz anders ſich eingewurzelt, quantitativ und qualitativ, als in den Ländern der Romanen, wo er ja zeitweilig ſogar in Italien und in Spanien Anhänger gewonnen. Und dann trat jene Wendung vom Jahre 1552 ein, welche der neue Kurfürſt von Sachſen, der ſkrupelloſe Moritz, herbeiführte, indem er ſeinem Meiſter in der „welſchen Praktik", dem Kaiſer Karl, in ſelbiger Praktik den Meiſter zeigte. Freilich vermochte ſich der ſchlaue Sachſe zu der diplomatiſchen und kriegeriſchen Unternehmung, kraft welcher er zu Gunſten der Proteſtanten dem überraſchten und überfallenen Kaiſer den Vertrag von Paſſau abzwang, nur durch einen ſchnöden Verrath an der Integrität des Reiches ſtarkzumachen, indem er den Franzoſenkönig Heinrich den Zweiten zum Kriege gegen Karl hetzte und die Kriegswillfährigkeit des Valois damit bezahlte, daß er und die mit ihm verſchworenen Fürſten von Brandenburg, Mecklenburg und Heſſen denſelben geſtatteten, die Städte und Bisthümer Kambrai, Metz, Toul und Verdun vom deutſchen Reiche loszureißen und dadurch die Weſtgränze unſeres Landes der franzöſiſchen Eroberungsgier zu öffnen.

Das Schandmal dieſes Reichsverraths bleibt dem Proteſtantismus aufgedrückt und keine Schönfärberei vermag es zu übermalen. Es iſt denkwürdig, daß des Franzoſenkönigs Kriegsmanifeſt gegen den Kaiſer ſchon jene Phraſe von der „Beſchützung der deutſchen Freiheit" enthielt, welche ſeither immer wieder von den Franzoſen und Franzoſenfreunden hergelogen worden iſt, ſo oft ein franzöſiſcher Raubzug gegen Deutſchland vorbereitet und ausgeführt wurde. Und denkwürdig iſt auch, daß die Franzoſen nur mittels ſchmählichen Luges und Truges der reichstreuen Stadt Metz ſich zu bemächtigen vermochten, wobei ihnen, wie ſelbſtverſtändlich, Pfaffenhände halfen, die des metzer Biſchofs. Man muß es als das Beſte anerkennen, was Karl der Fünfte als Reichsoberhaupt unternommen, obzwar leider nicht vollbracht hat, daß er noch in demſelben Jahre (1552), wo Metz dem deutſchen Reiche geſtohlen worden, die größten Anſtrengungen machte, dieſes Reichsbollwerk zurückzuerobern. Erſt 318 Jahre ſpäter ſollte das gelingen. Uebrigens muß geſagt werden, daß der deutſche Katholicismus nicht lange berechtigt war, ſchadenfroh auf den Reichsverrath der Proteſtanten hinzuweiſen. Die beiden Religionsparteien hatten einander hinſichtlich der Untreue am Vaterlande bald nichts mehr vorzuwerfen. Die Katholiken verriethen die Sache Deutſchlands an den Jeſuitengeneral und an den König von Spanien, die Proteſtanten an die Könige von Schweden und von Frankreich.

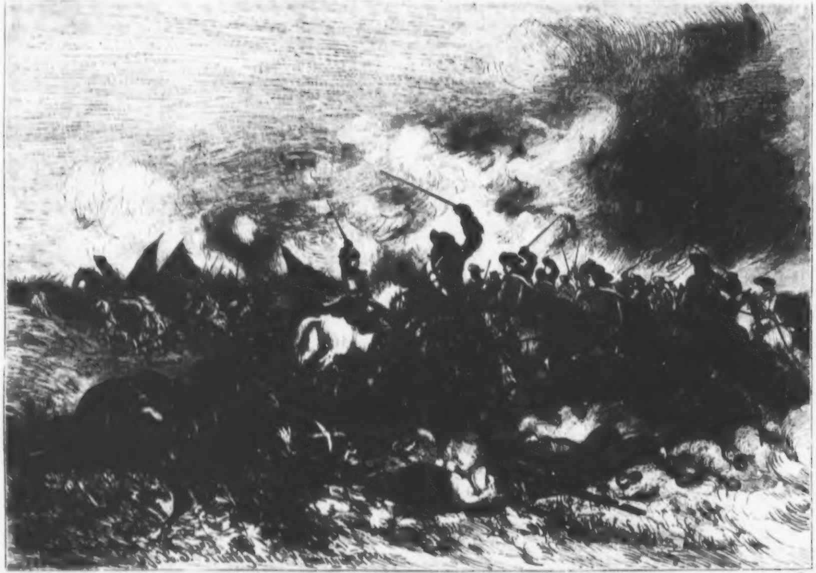
Denn der aus dem Paſſauer Vertrag folgerichtig hervorgegangene Religionsfriede von Augsburg (1555), kraft deſſen die Proteſtanten (augsburgiſcher Konfeſſion) den Katholiken im Reiche politiſch gleichgeſtellt wurden, war eben auch nur ein Waffenſtillſtand und konnte nichts anderes ſein. Lag es doch ebenſoſehr in der Natur des Proteſtantismus, ſich ausbreiten zu müſſen, als es in der des Katholicismus lag, die verlorenen Herrſchaftsgebiete wieder zurückgewinnen zu wollen. Und dieſer Gebiete waren viele. Denn der Proteſtantismus hatte ſich aus Mitteldeutſchland nicht allein nordwärts ſiegreich verbreitet, ſondern auch weit nach Süden und Südoſten vorgedrückt. Der größere Theil der deutſchen Schweiz wurde durch Zwingli und ſeine Mitarbeiter reformirt und blieb es. Weite Landſchaften in Baiern, in Oeſtreich, im Salzburgiſchen und in der Steiermark, welche heutzutage zu den Lieblingsdomänen Roms gehören, waren im Verlaufe des 16. Jahrhunderts lutheriſch geworden. Es gab eine Zeit, wo Wien ſelbſt für eine lutheriſche Stadt gelten konnte. Sogar der Umſtand, daß die öſtreichiſche Linie des Hauſes Habsburg nicht minder feſt als die ſpaniſche an der alten Kirche hielt und daß die Baiernherzoge fanatiſche Römlinge blieben, ſchien dem Vorſchreiten und der Befeſtigung des Proteſtantismus im ſüdlichen und ſüdöſtlichen Deutſchland keinen Damm ſetzen zu können. Aber im letzten Drittel des Jahrhunderts bereitete ſich eine Wendung vor, welche einen großen Umſchwung herbeiführte.

Der Katholicismus hatte nämlich derweil einen innerlichen Verjüngungsproceß durchgemacht, der ihm die nöthigen Kräfte verlieh, den Proteſtantismus nicht nur aufzuhalten, ſondern auch zurückzuwerfen. Um ſo mehr, als der giftige Zwiſt, welcher zwiſchen den Lutheranern und den Kalviniſten entbrannt war, einen ſcharfen Keil in die proteſtantiſche Einheit getrieben hatte. Dieſen Zwiſt muß man betrachten, ſo man wiſſen will, bis zu welcher teufeliſchen Bosheit chriſtliche Theologen, „Diener am göttlichen Worte“, verwildern können. Dem zerſpaltenen, zerriſſenen, vom eigenen Princip abgefallenen Proteſtantismus ſtand der durch die Geſellſchaft Jeſu neuorganiſirte und durch die Beſchlüſſe des tridentiner Koncils (1562) eiſern disciplinirte Katholicismus als ein Rieſe aus *einem* Guß gegenüber. Er zögerte auch nicht zu handeln. Die ſtrategiſche Leitung und taktiſche Führung des großen Feldzuges, welchen Rom, geſtützt auf die Macht Philipps des Zweiten von Spanien und unterſtützt durch die deutſchkaiſerlichen Habsburger und die Baiernherzoge, gegen den Proteſtantismus eröffnete, war bei dem Jeſuitenorden, deſſen auf die Herrſchaft über die Menſchen berechnete Organiſation als bewunderungswürdig zweckentſprechend anerkannt werden muß. Denn ſie war und iſt ja auf die menſchliche Dummheit, Schlecht- und Knechtſchaffenheit geſtellt. Der Jeſuitismus machte mittels ſeiner Moral, einer Traveſtie der ſogenannten chriſtlichen, den kirchlichen Herrgott zu einer leicht handirlichen, unter Umſtänden auch ganz beiſeite zu ſtellenden Taſchenprovidenz und darum war es ganz in der Ordnung, daß der Orden raſch zu ungeheurem Einfluß gelangte, ſowohl in der „kleinen“ Welt, als auch und noch mehr in der „großen“. Vom „Mutterhaus“ der „Kompagnie Jeſu“ am Fuße des Kapitols aus lenkte ihr „General“ die Drähte, an welchen der Papſt, ſowie die katholiſchen Könige und Fürſten — nicht ſelten auch proteſtantiſche — als Marionetten tanzten.

Nachdem die jeſuitiſch-katholiſche Reaktion noch im Laufe des 16. Jahrhunderts den Proteſtantismus in den romaniſchen Ländern theils, wie in Spanien und Italien, ausgetilgt, theils, wie in Frankreich, zur Bedeutungsloſigkeit herabgebracht hatte, begann ſie zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf deutſchem Boden den offenen Kampf, welchen ſie während der duldſamen Reichsregierung Kaiſer Ferdinands des Erſten und Kaiſer Maximilians des Zweiten bislang nur heimlich hatte führen können. Ihre rechte Zeit kam erſt mit Kaiſer Ferdinand dem Zweiten, in welchem der ganze Fanatismus ſeines ſpaniſchen Vetters Philipp wiedergeboren war und deſſen bekanntes Wort: „Lieber über eine menſchenleere Wüſte als über ein ſchönes Land voll Ketzer herrſchen!“ ſeine Anſchauung und Politik vollſtändig kennzeichnet. Nachdem ſchon in den Jahren 1608—9 die deutſchen Fürſten in den zwei Parteilagern der „Proteſtantiſchen Union“ und der „Katholiſchen Liga“ einander drohend gegenübergeſtanden hatten, brach im Jahre 1618 jener entſetzlichſte aller Kriege aus, welcher dreißig Jahre lang das deutſche Reich durchtobte, unſer Land zu einer Einöde und Wüſte machte, ſeine Bevölkerung von 18 Millionen auf 4 herabbrachte, die höchſte Summe von Elend häufte, ſo jemals über Menſchen gekommen und mit dem zu Münſter und Osnabrück unterhandelten, ſo zu ſagen vom franzöſiſchen Hofe diktirten, ſogenannten „weſtphäliſchen“ Frieden ein klägliches und ſchmähliches Ende fand (1648). Denn dieſer Friedensſchluß machte die Verſtümmelung des Reiches nach außen — mittels Anerkennung der gemeldeten franzöſiſchen Raubthaten im Weſten, der ſchwediſchen Erwerbungen im Norden, ſowie der Loslöſung der Schweiz und der Niederlande — und die Zerriſſenheit nach innen zu einer völkerrechtlichen Thatſache. Die europäiſche Machtſtellung Deutſchlands war dahin, ſeine nationale Einheit nur noch ein Schein und Schatten. Die fremde Diplomatie, vorab die franzöſiſche, hatte ja zu Münſter und Osnabrück dafür geſorgt, daß die ſämmtlichen Reichsſtände in ihren Territorien die volle Landeshoheit erhielten und das Recht, unter ſich und mit auswärtigen Mächten Bündniſſe einzugehen, „ſoweit ſolche nicht wider Kaiſer und Reich", wie ein ſchamhafter, aber in der Praxis zumeiſt ganz wirkungsloſer Vorbehalt beſagte. Dem Reichstag ſollte die Reichsgeſetzgebung und die Reichsbeſteuerung, ſowie die Erklärung von Reichskriegen und die Schließung von Reichsfrieden zuſtehen. Der Reichstag, welchem der Kurfürſt von Mainz als des Reiches Erzkanzler vorſaß, zerfiel 1) in den „Reichsfürſtenrath", in welchem außer den weltlichen und geiſtlichen Fürſten (mit zuſammen 98 Stimmen) auch die vier „Bänke" der Reichsgrafen und die zwei Bänke der Prälaten ebenſo viele Bänkeſtimmen hatten, und 2) in das „reichsſtädtiſche Kollegium", getheilt in die ſchwäbiſche und in die rheiniſche „Bank", welcher letzteren 14 Stimmen zukamen, während die erſtere 37 führte. Dieſe Einrichtung des Reichsparlaments wurde zur ſtehenden ſeit der Losreißung des Elſaßes vom Reichskörper. Auch verwandelte ſich der Reichstag bei der fortwährenden Bedrohung des Reiches durch die Türken und die Franzoſen aus einer zeitweiligen Verſammlung in eine ſtändige, die zu Regensburg ihren Sitz nahm und deren Verhandlungen nicht mehr, wie früher geſchehen war, von den Reichsſtänden in Perſon geführt wurden, ſondern durch Bevollmächtigte („Komitialgeſandte"), welche lediglich den Weiſungen ihrer Bevollmächtiger gemäß ſtimmen durften. Die ganze Reichstagsmaſchine war ein wahres Ungeheuer von Weitſchichtigkeit, Umſtändlichkeit und Unbehülflichkeit und doch war dieſer Mißgeburt von Parlament eine Kompetenz zugewieſen, welche dem Reichsoberhaupt alle wirkliche Macht benahm und die Stellung des Kaiſers zur Bettelhaftigkeit herabbrachte. Im übrigen war durch den weſtphäliſchen Frieden die reichsſtändiſche Gleichberechtigung der Proteſtanten mit den Katholiken anerkannt worden und wurden demzufolge auch der „Reichshofrath" und das „Reichskammergericht" mit Mitgliedern beider Konfeſſionen beſetzt. Zu den ſieben mittelalterlichen Kurfürſtenhüten des Reiches war als achter der bairiſche gekommen. Die Geſammtſumme der Abmachungen von Münſter und Osnabrück iſt die Verkleinerung, Lähmung und Ohnmacht unſeres Landes geweſen, ſeine politiſche und kulturelle Abhängigkeit vom Ausland, vorweg von Frankreich.

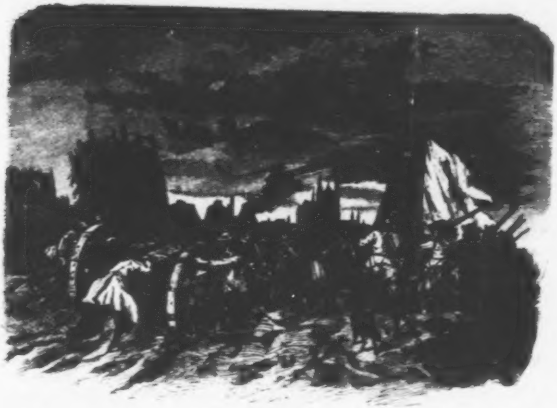


Die Franzoſen in der Pfalz.



Die Entſcheidung bei Fehrbellin.

Der Titel „Reich“ war nur noch ein Spott auf unſere Armuth, unſere ſtaatliche, materielle und geiſtige Armſäligkeit. Deutſchland kam in den Berechnungen der europäiſchen Politik nur noch als Lieferant von Kanonenfutter in Betracht, ſo wie als Kriegsſchauplatz und als Raubobjekt, welches jeden lockte, der die nöthige Frechheit und Kraft zum Rauben beſaß. Die beſaß aber Ludwig der Vierzehnte vorzugsweiſe und ſeine Raubkriege waren es, welche im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts unſere Rhein-, Moſel-, Saar- und Neckarlandſchaften mit ſprichwörtlich gewordener hunniſch-barbariſcher Verwüſtung heimſuchten, noch bevor die Wunden des dreißigjährigen Krieges zu vernarben begonnen hatten. Der ehr- und gewiſſenloſe Deſpot von Bourbon war es auch, welcher, ſeine Bundesgenoſſen, die Türken und die Schweden, gegen das ſieche deutſche Reich hetzend, deſſen Bedrängniſſe benützte, uns das Elſaß zu ſtehlen und dieſen Diebſtahl mit der unſäglich nichtswürdig eingefädelten Wegnahme Straßburgs zu krönen (1681). Ein deutſcher Junker und Prieſter, der ſtraßburger Fürſtbiſchof Egon von Fürſtenberg, hat ihm dazu die Verrätherhand geboten. Solches mußte ſich Deutſchland gefallen laſſen, ſo wehrlos war es geworden, ſo tief war es durch die Entdeutſchung der Habsburger, durch die mißglückte oder wenigſtens nur halb gelungene Reformation, durch die Kirchenſpaltung, den Bürgerkrieg und den Partikularismus heruntergekommen. Das ganze Reformationszeitalter ſchien ſich zum Ende neigen zu wollen, ohne daß aus der Düſterniß, in welche ſeine anfängliche Hoffnungshelle ſich verkehrt hatte, ein Stern aufgeſtiegen wäre, welcher die Möglichkeit einer lichteren Zukunft angekündigt hätte. Ganz unerwartet geſchah daher ein



In den Laufgräben vor Magdeburg.

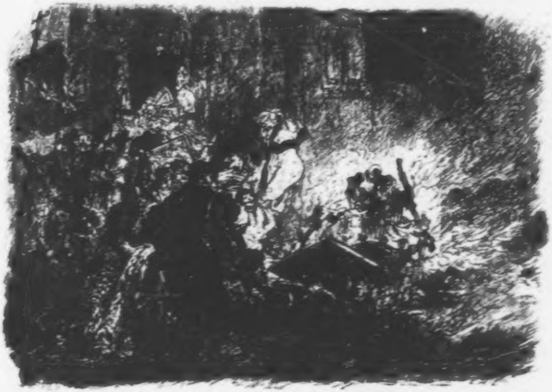
ſolches Zeichen und leuchtete über unſerem unglücklichen Lande ein Hoffnungsſternſchimmer auf. Im Norden Deutſchlands erſtand ein Heerführer und Staatsmann, wie einen ſolchen die Deutſchen ſeit langer Zeit nur allzuſehr entbehrt hatten. Das war der brandenburger Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der „große“ Kurfürſt mit Fug geheißen. Denn er iſt es ja geweſen, der den brandenburgiſch-preußiſchen Staat begründet hat, und er war es, welcher durch ſeinen glänzenden Sieg über die Schweden bei Fehrbellin (1675) zuerſt wiederum der Welt bewies, daß die Fremden denn doch noch nicht ganz die Herren und Meiſter wären auf deutſchem Boden.

3.

Das eherne Zeitalter der Orthodoxie.

Nur die Oberflächlichkeit könnte ſich verſucht fühlen, leugnen zu wollen, daß durch die Anfänge des Reformationszeitalters ein Hauch edler Sehnſucht nach dem Beſſeren und ein im beſten Sinne tiefreligiöſer Zug gegangen ſei. Daß die ſchönſten „Blüthenträume“ von damals nicht zu Früchten ſich verwirklichten, iſt freilich wahr und im vorſtehenden Abſchnitte nachgewieſen worden. Aber auch in ihrer Halbheit erwies ſich die Reformation immerhin als eine Kulturmacht, deren wohlthätige Einflüſſe anerkanntermaßen ſelbſt in das feindliche Lager, in die alte Kirche hinüber ſich erſtreckten. Und dann iſt es doch ſchon an und für ſich etwas Bedeutſames, etwas unſerem Volksthum zur Ehre Gereichendes geweſen, daß in deutſchen Landen und aus der Mitte des Volkes ein Mann aufgeſtanden, welcher im Weltgeſchichtebuch ein neues Kapitel aufgeſchlagen hat. Der Verſuch, das Chriſtenthum von ſeiner abgötteriſchen Veräußerlichung zu ſeiner urſprünglichen Innerlichkeit zurückzuführen, war ernſt gemeint und tapfer unternommen. Auch muß ſchon die Vereinfachung des Gottesdienſtes ein nationaler Gewinn genannt werden, weil der ſtrenge Ernſt und die ſchmuckloſe Einfachheit des proteſtantiſchen Kultus der germaniſchen Anſchauungs- und Empfindungsweiſe zweifelsohne mehr entſprach als das auf ſüdliche Phantaſiefülle und

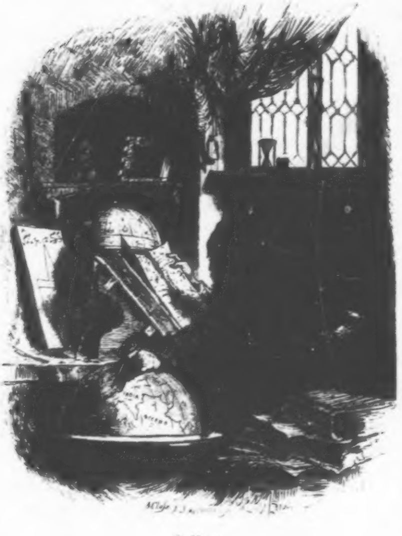
Gedankenloſigkeit berechnete römiſche Ceremonienweſen, welches häufig genug geradezu in's Spektakelhafte und Komödiantiſche ſich verlief. Wenn es aber hochlöblich, ſo alle Menſchenvernunft und Menſchenwürde ſchändende Auswüchſe des Katholicismus, wie der Reliquienplunderdienſt und der Ablaßkram waren, abzuthun, ſo konnte es doch fraglich bleiben, ob die Reformatoren inbetreff der gottesdienſtlichen Einrichtungen die ſinnlichen Bedürfniſſe der Menſchen nicht allzu wenig berückſichtigt hätten. Luther war in dieſer Beziehung der praktiſchere Mann als Zwingli, den ſein Radikalismus zu dem Mißgriffe trieb, den Orgeln und der kirchlichen Muſik den Krieg zu machen und die deutſch-ſchweizeriſch-reformirten Kirchen ſo entſetzlich kahl und den Gottesdienſt ſo ſchneidig-nüchtern einzurichten, daß man ſich in jenen und von dieſem angefröſtelt fühlen mußte. Der Schönheitsſinn und das Formgefühl, wofür die Völker germaniſcher Raſſe ohnehin nur-dürftig begabt ſind, hat unter dieſer Kahlheit und Kälte des Kultus zweifellos ſehr gelitten. Auch war die gottesdienſtliche Proſa ſicherlich eins der Motive proteſtantiſcher Sektenbildung. Ein anderes, noch ungleich mächtigeres, iſt die ſo raſch eingetretene dogmatiſche Erſtarrung und Verſteinerung des proteſtantiſchen Lehrbegriffes geweſen, wobei das gemüthlich-religiöſe Bedürfniß leer ausging. Als ein drittes kam noch hinzu das Wuthgebrüll, welches die verſchiedenen Bruchtheile der orthodoxen Partei gegen einander erhoben und welches zarter beſaitete Seelen aus der Region einer von Zank und Zeter toſenden Rechtgläubigkeit in die Konventikelſtille der Sektirerei hineinſcheuchte.


Bilderſtürmer.

Für den rohen und unſauberen Ton, welchen die lutheriſchen „Streitpfaffen" gegen ihre zwingliſchen und kalviniſchen Gegner anſchlugen, iſt zweifelsohne Luther ſelber in erſter Linie verantwortlich geweſen. Denn er hat in ſeinen theologiſchen Streitſchriften, z. B. in dem Abendmahlspamphlet „Wider die Schwärmer", dieſen hannswurſtigen Ton zuerſt angeſchlagen, welcher dann von einem ganzen Rudel von Paſtoren aufgenommen und bis zu jenem Aeußerſten geſteigert wurde, das einer dieſer ehrwürdigen „Diener am Worte", Johann Aurifaber, andeutete, indem er i. J. 1557 an einen Freund ſchrieb: „Wir wollen nun gar mit der Sauglocke läuten." Der ganze Vorrath unſerer Sprache an Schelt-, Schimpf- und Schmähworten — und er iſt bekanntlich nicht klein — wurde verbraucht in den ärgerlichen Streitigkeiten, welche im Lutherthum losbrachen, als Melanchthon eine Vermittelung zwiſchen der lutheriſchen und der zwingli-kalviniſchen Auffaſſung der Lehre vom Abendmahl als für den Proteſtantismus vortheilhaft verſuchte und anrieth. Ganz wüthend rumorte und raſaunete da als Kämpe für die „reine (lutheriſche) Lehre" namentlich der Matthias Flacius. Nicht minder tollhäusleriſch und grobſchlächtig wurde über die Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit der „guten Werke", über bedingte oder unbedingte „Prädeſtination" und über andere theologiſche Tifteleien und Schnurrpfeifereien, welche aber, weil eben die Theologie alles bedingte und beſtimmte, große Zeitfragen waren, hin und her geſtritten, geſcholten und geſchimpft. Und es verblieb nicht immer bei häßlichen Worten. Dieſe „Streitpfaffen" ſtanden ja gar nicht an, ihren chriſtlichen Liebeseifer auch thätlich an den Gegnern auszulaſſen, wo immer ſie konnten.

Man darf überhaupt die landläufige Meinung, die Reformation habe ſichtlich die Sitten geſänftigt und gebeſſert, nur mit großer Einſchränkung auf- und annehmen; ja man kann dieſe Sänftigung und Beſſerung durchweg nicht als Regel, ſondern nur als Ausnahme gelten laſſen. War es doch mit der ſittlichen Führung der Herren Paſtoren ſelbſt durchſchnittlich ſehr übel beſtellt. Man muß freilich zugeſtehen, das geiſtliche Material, welches die Reformatoren vorfanden, war in der Regel ein ſehr ſchlechtes. Wir wiſſen ja aus unzähligen Zeugniſſen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, wie verwüſtend unter dem deutſchen Klerus Unwiſſenheit, Völlerei und Unzucht graſſirten. Die Mehrzahl der „ehrwürdigen" proteſtantiſchen Paſtoren war aber in den erſten Zeiten um kein Haar beſſer, als die Mehrzahl ihrer „hochwürdigen" katholiſchen Amtsbrüder geweſen. Im Gegentheil! Denn während die römiſche Kirche, aus ihrer moraliſchen Laxheit durch die Kirchenſpaltung aufgeſchreckt, die hierarchiſche Sittenpolizei wieder viel ſtraffer handhabte und ihre Diener ſtrenger anhielt, wenigſtens kein offenes Aergerniß zu geben, ſahen gar viele verkommene geiſtliche Subjekte das proteſtantiſche Bekenntniß als eine Gelegenheit zu einem zwanglos wüſten Leben an. Und ſolchen Geſellen mußte in Ermangelung von beſſeren häufig genug der proteſtantiſche „Dienſt am göttlichen Worte" anvertraut werden. Wie langſam es damit beſſer wurde, zeigt ein Zeugniß, das wir aus dem Jahre 1592 und zwar von der Hand eines mit Recht geachteten proteſtantiſchen Theologen (Dr. Selnecker) beſitzen und welches, in der draſtiſchen Sprache von dazumal den hochwürdigen Amtsbrüdern ausgeſtellt, alſo lautet: „Der meiſte Theil der Wächter iſt blind; ſie gehen dahin wie eine blinde Kuh, wo ſie ihres Herzens Luſt hintreibt, zur Hurerei, wie man an Papiſten hat geſehen, zur Völlerei und gutem Schlampamp. Denn in den Sünden, die ſie am meiſten ſollten ſtrafen, Ehebruch, Sauferei und anderen Laſtern, ſtecken ſie bis an die Ohren. So iſt das Leben gar fern von der Lehre, daß man ſchier nicht mehr weiß, wo man einen feinen Mann, Lehrer oder Pfarrherrn, finden ſoll, der nicht große Laſter auf ſich hätte."

Die „ſittliche Vertiefung", welche die Reformation mit ſich gebracht haben ſoll, blieb demnach vorderhand und noch lange mehr oder weniger eine bloße Redensart. Zeugniſſe hierfür werden ſich weiterhin finden. Trotzdem iſt es eine kulturgeſchichtliche Thatſache, daß die proteſtantiſche Theologie von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die erſte Geiſtesmacht in Deutſchland geweſen. Die jeſuitiſch-ſtreitfertig zugeſpitzte katholiſche Gottesgelahrtheit hat ihrer Gegnerin freilich ſtellenweiſe das Feld mit Glück ſtreitig gemacht. Aber mochten ſich auch beide unter einander auf's giftigſte haſſen und befehden, darin waren und blieben ſie doch einig, der geſammten Kultur unſeres Landes während der angegebenen Periode die Charaktermarke des Theologismus aufzudrücken. Die Hochſchulen und Gymnaſien ſtanden nicht weniger unter der theologiſchen Fuchtel, als die ſtädtiſchen und dörflichen Volksſchulen. Für dieſe hat der Proteſtantismus unzweifelhaft viel gethan und der Eifer, welchen nach Luthers eigenem Vorgang manche ſeiner Schüler, ſowie wohlmeinende proteſtantiſche Fürſten und Städteobrigkeiten, für den bislang gräulich vernachläſſigten Volksunterricht in Städten und Dörfern bethätigten, hat dann auch katholiſche Machthaber und Magiſtrate zum Nach- und Wetteifer angeregt. Freilich darf man ſich von den Leiſtungen dieſes Volksſchulweſens nur die allerbeſcheidenſte Vorſtellung machen. Wenn es die begabteren und begabteſten Schüler ſoweit brachten, daß ſie Geſchriebenes und Gedrucktes mühſälig zuſammenbuchſtabiren, noch mühſäliger ſchreiben oder vielmehr Buchſtaben malen und die allererſten Anfänge der Rechenkunſt ſich aneignen konnten, ſo war das viel. Was die Maſſe der Schüler angeht, ſo glaubten Stadt- und Dorfſchulmeiſter vollauf ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wenn es ihnen gelungen, denſelben die Hauptſtücke des Katechismus, das Vaterunſer, ſowie etliche andere Gebetformeln und wenn es hoch kam, dieſes oder jenes geiſtliche Lied einzubläuen, im wörtlichſten Wortſinn einzubläuen; denn der Stock hat in der Pädagogik unſerer Vorfahren eine, nein, geradezu die Hauptrolle geſpielt. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein war erzogen und geprügelt werden ein und daſſelbe.



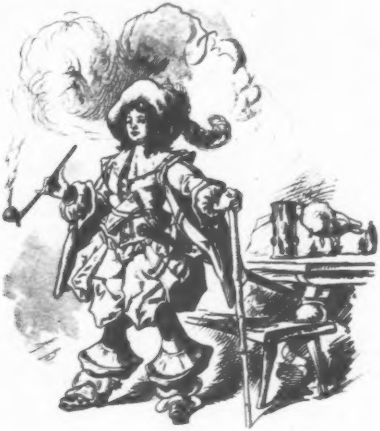
Ein [illegible]

Den höheren Unterricht auf beſſere Grundlagen zu ſtellen hatte der Humanismus zwar verſucht, aber es war ihm dazu nicht die nöthige Zeit gelaſſen worden. Wo es galt, gegen die klaſſiſchen Studien, ſowie gegen die kaum erwachten naturwiſſenſchaftlichen, mit Liſt und Gewalt dreinzufahren, da waren die zwei zeternden Zankweiber, die proteſtantiſche und die katholiſche Theologie, ſchweſterlich einig. Luther wollte von der Philologie und Philoſophie ſchlechterdings nur als von demüthigen Mägden der Theologie wiſſen, und wie er ſich zur wirklich freien Forſchung ſtellte, erhellt ja ſattſam ſchon daraus, daß er die Vernunft grob eine „Närrin", gröber eine „tolle Beſtie", am gröbſten „des Teufels Hure" nannte.

Melanchthon ſeinerſeits eiferte gegen das neue Weltſyſtem Kopernik's noch heftiger als die Römlinge und
hat es auch ausdrücklich gebilligt, daß der finſtere Fanatiker Kalvin den gelehrten Spanier Miguel Ser-
vedo im Jahre 1553 zu Genf lebendig verbrennen ließ, weil der „Ketzer“ ſo ehrlich geweſen, zu geſtehen,
daß er das Dogma von der Dreieinigkeit nicht mit dem Einmaleins in Uebereinſtimmung zu bringen ver-
möchte. Mit der Mathematik lebte die proteſtantiſche Theologie überhaupt auf geſpanntem Fuß. Sie
wollte von jener nicht einmal dann etwas wiſſen, wann ſie ſich ihr als Dienerin anbot. Noch im Jahre
1679 zwang die theologiſche Fakultät von Jena dem dortigen Mathematiker Weigel einen feierlichen Wider-
ruf ab, weil derſelbe wohlmeinend den halsbrecheriſchen Verſuch gemacht hatte, das „Myſterium“ der
Dreieinigkeit mathematiſch zu erweiſen. Die Jeſuiten, welche ſich ja ſehr raſch des geſammten höheren
Unterrichts in den katholiſchen Gegenden unſeres Landes bemächtigt hatten, führten ihrerſeits den Krieg
gegen die Denkfreiheit und den Humanismus nicht minder eifrig. Ihre Erziehungskunſt arbeitete folge-
richtig darauf hin, an die Stelle der geiſtigen Selbſtthätigkeit des Menſchen einen orthodoxen Formalismus,
die römiſche Schablone zu ſetzen. Das Griechiſche war in ihren Gymnaſien ganz vernachläſſigt, das Natur-
ſtudium verpönt. Die lateiniſchen Autoren gaben ſie ihren Zöglingen nur verſtümmelt in die Hände
oder auch erſetzten ſie dieſelben durch eine abgeſchmackte Mönchsliteratur. Sie führten in ihren Schulen
und Kollegien auch das Lateinſprechen ein und durch, um ihre Schüler deſto leichter zu entdeutſchen.
Proteſtantiſche Gymnaſien und Hochſchulen machten es ihnen nach und ſo wurde das Latein auf's neue
die officielle Gelehrtenſprache. Wie nachtheilig das für die nationale Kultur werden mußte, liegt auf der
Hand. Der Fühlung mit dem Volksgeiſte verluſtig, büßte die regelrichtige Gelahrtheit das Verſtändniß
der eigentlichen Intereſſen unſeres Landes mehr und mehr ein und verknöcherte, in die Schranken einer
todten Sprache eingeſchloſſen, zur dünkelhaften Pedanterei. Die deutſche Sprache aber, von den regel-
richtigen Gelehrten vernachläſſigt und verachtet, war in Gefahr, einer bleibenden Verrohung und Verwil-
derung anheimzufallen, ſo nicht ſelbſt während der ſchlimmſten Zeit, während des dreißigjährigen Krieges,
immer wieder vaterländiſch geſinnte Männer aufgeſtanden wären, welche der von den Schulfüchſen ver-
nachläſſigten und verachteten Mutterſprache liebreich ſich annahmen. Wir werden am paſſenden Orte
mehr davon hören . . .

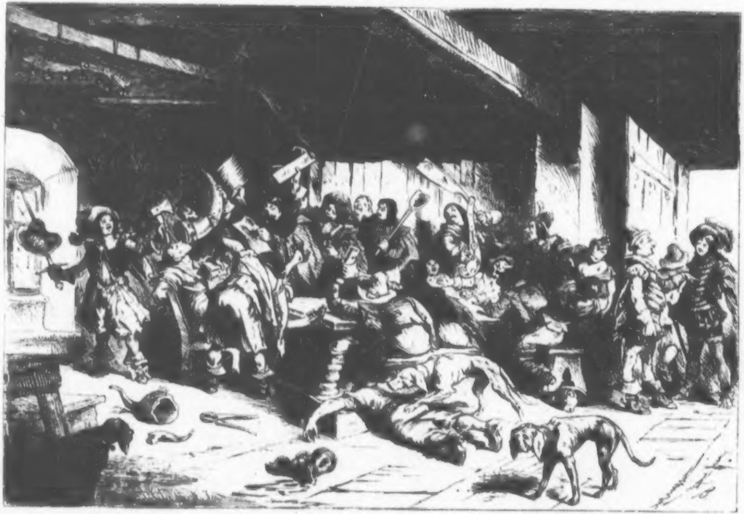
Die Hauptſtätten, allwo die Gelehrſamkeit des Reformationszeitalters in der gekennzeichneten Weiſe
thätig war, allwo aber auch im 16. und 17. Jahrhundert die Anfänge einer freieren und höheren
Wiſſenſchaftlichkeit ſich bemerkbar machten, waren die Univerſitäten. Der vier älteſten deutſchen Hochſchulen
iſt ſchon im 2. Hauptſtück gedacht worden. An dieſe reihten ſich vom Beginn des 15. bis zum Ende
des 17. Jahrhunderts die weiteren: Würzburg (1403), Leipzig, Roſtock, Freiburg, Greifswald, Baſel,
Ingolſtadt, Tübingen, Mainz, Wittenberg, Frankfurt a. d. O., Marburg, Königsberg, Jena, Dillingen,
Helmſtädt, Altdorf, Gießen, Paderborn, Rinteln, Kiel, Innsbruck, Halle (1694). Die fürſtlichen Stifter
von proteſtantiſchen Univerſitäten anerkannten ſelbſtverſtändlich das im Mittelalter giltig geweſene päpſtliche
Beſtätigungsrecht nicht mehr, wohl aber, obzwar nur der Form halber, das kaiſerliche. Der Organismus
der Hochſchulen war und blieb noch der ſpätmittelalterliche: die drei erſten „Fakultäten“ bildeten die Theo-
logie, die Jurisprudenz und die Medicin; die vierte, nach neuerem Sprachgebrauche die philoſophiſche,
umfaßte die ſogenannten ſieben freien Künſte („artes liberales“), alſo Grammatik, Rhetorik, Muſik,
Dialektik, Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie. Die drei erſten Fakultäten „kreirten“ Doktoren, die
vierte „machte“ Magiſter. Zur Reformationszeit erfuhr aber die Stellung der Hochſchullehrer eine bedeut-
ſame Aenderung, inſofern ſie als Diener der fürſtlichen Stifter angeſehen und als ſolche beſoldet wurden,
während ſie früher durchweg auf die von den Hörern bezahlten Kollegiengelder angewieſen waren. So
erfreuten ſie ſich allerdings eines mehr geſicherten Einkommens, allein ſie mußten dieſe Sicherheit mit

Darangabe ihrer Unabhängigkeit theuer erkaufen; ſie waren und blieben fortan Fürſtendiener im unterwürfigſten Sinne des Wortes. Da nun die Beſoldungen kärglich genug bemeſſen waren — die geſammten Jahreskoſten der Univerſität Wittenberg betrugen zu Luthers Zeit 3795 Gulden; Luther ſelbſt und Melanchthon bezogen die höchſten Profeſſorengehalte, jeder 200 Gulden jährlich, während zur gleichen Zeit der höchſte Profeſſorsgehalt an der Hochſchule Wien auf 300 Gulden ſtand und die Durchſchnittsbeſoldung für die Profeſſoren überall 150 Gulden nicht überſtieg — ſo war das Einkommen der Hochſchulmeiſter, auch mit Hinzurechnung der Kollegien- und Diſputationsgelder, ein unzureichendes, ja zumeiſt ein geradezu bettelhaftes. Das ganze Daſein dieſer Gelehrten trug demzufolge nur allzu häufig die Färbung der Bettelhaftigkeit und war eine Kette von Demüthigungen. Die gewiſſenhafteren verkümmerten in der ewigen Sorgen- und Schuldennoth, die weltklügeren und charakterloſeren erſchwindelten ſich als Aſtrologen und Alchymiſten höhere Einnahmen oder bildeten zum gleichen Zwecke die Kunſt der Gunſtbuhlerei und Schmeichelei bis zum tiefſten Grade der Niederträchtigkeit aus. Wieder andere betrieben neben ihrer Profeſſur die Bier- und Weinverzapferei und hielten in ihren Wohnungen öffentliche Schänkſtuben für die Studenten. Wie ſehr unter alledem in den Gelehrtenkreiſen die edlere Sitte litt, welche Zerrüttung in das Familienleben einging und wie gröblich ſehr oft die Frauen und Töchter der Univerſitätslehrer gegen Zucht und Anſtand fehlten, darüber geben die Strafakten der deutſchen Hochſchulen aus dem 16. und 17. Jahrhundert betrübenden Aufſchluß. Zur Mehrung der Zuchtloſigkeit in der akademiſchen Welt trug nicht wenig der Umſtand bei, daß es adelige Gepflogenheit war, die Junker mit reichen Geldmitteln auf die Hochſchulen zu ſchicken, wo ſie dann „Studirens halber" mit „Prangen", „Bankettiren" und „Schwelgen" ſich hervorzuthun ſtrebten. Da und dort übertrug man auch das Hochſchulrektorat an ſolche Junker-Studenten und dieſe oft blutjungen Rektoren zeigten dann der akademiſchen Gemeinde, was im Brauſen und Sauſen, im Raufen und Saufen geleiſtet werden könnte.



„Ein [illegible]"-Student.

Und doch waren ſolche Vorbilder ganz und gar überflüſſig. Denn die ganze Schelmerei, Leicht-



Allwie im 17. Jahrhundert aus einem „Pennal“ (Fuchs) ein „Schoriſt“ (Burſch) wurde.

fertigkeit und Rohheit, welche dem fahrenden Schülerthum des Mittelalters eigen geweſen, war auf die Studentenſchaft der Reformationszeit übergegangen. Der Gegenſatz, welchen die Geſchehniſſe der akademiſchen Wirklichkeit zu den ſtrengen Konſtitutionen und Statuten deutſcher Hochſchulen bildeten, ging bis zur derbſten Komik. Man vergleiche z. B. die „constitutio“ und „ordinatio“ der Univerſität Tübingen vom Jahre 1518 mit dem Gebaren der dortigen Studenten zur gleichen und ſpäteren Zeit. Der deutſche Student hatte von jeher die Neigung, ſchon durch ſeine Tracht und durch ſeine Manieren vom „Philiſter“ — welcher Begriff und Ausdruck übrigens zuerſt in Jena und zwar i. J. 1693 aufgekommen ſein ſoll — als „Burſch“ — von bursarius, Mitglied einer „Burſa“! — ſcharf ſich zu unterſcheiden. Daher auch die ſtudentiſche Sucht, die jeweiligen Kleidermoden zu übertreiben. So übertrieben die Studenten im 16. Jahrhundert die Knappheit der durch den kaiſerlichen Hof aufgebrachten „ſpaniſchen Tracht“ ins Unanſtändige, ſo ſpäter die Flatterigkeit der Pluderhoſenmode ins Verrückte. Auch den Anzug des 17. Jahrhunderts wußte der deutſche Student ins Phantaſtiſche zu ſteigern. Dazumal trug er Schnurr- und Knebelbart und auf langwallendem Haupthaar den breitkrämpigen Filz mit wehender Feder. Ueber das an Bruſt und Aermeln mit Schlitzpuffen verſehene Wamms war ein Spitzenkragen weit hinausgelegt. Der Aermelmantel war keck geachſelt, mehr als Schauſtück denn als Kleidungsſtück getragen. Unſinnig weite Pluderhoſen waren unter den Knieen gebunden und die weiten Stulpen der beſpornten Stiefeln ließen die Waden ſehen. Ein gewaltiger Stoßdegen mit großem Stichblatt zierte die linke Hüfte und im Gurte deſſelben ſteckte das „Stammbuch“; in der rechten Hand aber führte der Bruder Studio einen tüchtigen Knotenſtock und in der linken die Tabakspfeife. Denn in ſtudentiſchen Kreiſen war die während des dreißigjährigen Krieges durch ſpaniſche, holländiſche und engliſche Kriegsvölker nach Deutſchland gebrachte indianiſche Sitte des Tabakrauchens ebenſo ſchnell heimiſch geworden wie in ſoldatiſchen und alles Zetern der Geiſtlichkeit gegen den neuen Genuß — („Mäuler, welche Tabak rauchen, ſind lauter Höllenſchlöte“) — war von ſo geringem Erfolg, daß die hoch- und ehrwürdigen Herren ſehr bald ſelber zu den eifrigſten Rauchern oder, wie man zuerſt ſagte, „Tabakstrinkern“ gehörten. Unter den Studenten fanden förmliche Wettkämpfe im Rauchen ſtatt, ganz wie im Trinken. Denn das alte deutſche Laſter der Trunkſucht wurde zur Reformationszeit auf den deutſchen Hochſchulen zur förmlichen Saufkunſt ausgebildet. Und damit verband ſich jede anderweitige Ausſchweifung. Unter Luthers Augen führten die wittenberger Studenten ein Leben voll „Sauferei, Unzucht und Wüſtheit“. So war es überall und der Völlerei und Lüderlichkeit geſellte ſich eine zügelloſe Raufluſt, welche ſich nicht nur in zahlloſen Zweikämpfen und vielen blutigen Krawallen Luft machte, ſondern auch Todſchlag und Mord keineswegs ſcheute. Solche Rohheit fand in den Studentenliedern von damals ihren richtigen Ausdruck. Es kennzeichnet die ſtudentiſche Weltanſchauung und Lebensphiloſophie, wenn zu Anfang des 17. Jahrhunderts die akademiſchen Bürger von Jena bei ihren Gelagen ſangen:

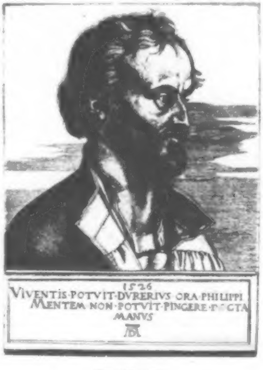
„Laſſet uns ſchlemmen und demmen bis morgen!
Laſſet uns fröhlich ſein ohne Sorgen!
Wir haben nur kleine Zeit hier auf Erden;
Drum muß ſie uns kurz und lieb doch werden.
Wer einmal ſtirbt, der liegt und bleibt liegen;
Aus iſt es mit dem Leben und mit dem Vergnügen.
Wir haben von Keinem noch vernommen,
Daß er aus der Hölle zurückgekommen
Und habe verkündet, wie dorten es ſtünde.
Gute Geſellſchaft pflegen iſt ja keine Sünde;
Sauf' alſo dich voll und lege dich nieder,
Steh' auf und ſauf' und beſaufe dich wieder!“

Auch eine recht niedliche Probe von der „ſittlichen Vertiefung“, welche durch die Reformation unter unſern Landsleuten gefördert worden ſein ſoll, nicht wahr? Selbſtverſtändlich half es auch gar nichts, daß der Paſtor Matthias Friedrich i. J. 1552 gegen das Sauflaſter ſeinen „Saufteufel“ ausgehen ließ, wie eben alle die verſchiedenen zu damaligen Zeiten wider die verſchiedenen Laſter losgelaſſenen Teufel (der „Tanzteufel“, der „Fluchteufel“, der „Hurenteufel“ u. ſ. w.) nichts ausrichteten. Während des dreißigjährigen Krieges nahm die Verwilderung des akademiſchen Daſeins noch bedeutend zu, ſo bedeutend, daß die Gränzlinien zwiſchen Studenten-, Soldaten- und Räuberleben nicht ſelten ganz verwiſcht waren. Wir werden die wüſten Spuren davon noch deutlich genug im 18. Jahrhundert antreffen. Die Ausbildung ſtudentiſcher Bräuche und Sitten — „Philiſter“ dürfen kecklich von Mißbräuchen und Unſitten reden — hat von der Reformationszeit an beſonders innerhalb der „Landsmannſchaften“ ſtattgefunden, welche auf den Hochſchulen an die Stelle der mittelalterlichen Nationen getreten waren und ſich durch Deviſen und Farben von einander unterſchieden. In dieſen Landsmannſchaften, zu welchen im 18. Jahrhundert die ſtudentiſchen „Orden“ und im 19. die „Korps“ und „Burſchenſchaften“ ſich geſellten, fand jenes Geſetzbuch deutſchen Studententhums, welches den franzöſiſchen Titel „Komment“ führt, ſeine allmälige Entwickelung und Geltendmachung. Zu den älteſten Beſtimmungen dieſes abſonderlichen Kodex gehörten fraglos die Beſtimmungen über den „Pennalismus“, welche noch von der fahrenden Schülerſchaft des Mittelalters, von den „Lyranten“, „Bakchanten“ und „Baganten“ herrührten. Ein „Pennal“ (von der Federbüchſe des Schuljungen) hieß der angehende Hochſchüler — wie heutzutage ein „Fuchs“ — und er war ſein Pennaljahr hindurch ein hartgeplagter Sklave ſeiner älteren Kommilitonen in der Landsmannſchaft. Die feierliche Losſprechung der vom Pennalismus, die ſogenannte „Depoſition“, war eine arge Quälerei, gegen welche verſchiedene Landesobrigkeiten und ſogar der Reichstag fruchtlos einſchritten. Noch aus dem Jahre 1713 iſt eine „Depoſitionsrede“ auf uns gekommen, welche die verſchiedenen Stadien der mitunter bis zur Lebensgefährlichkeit getriebenen Mißhandlung der loszuſprechenden Pennäle, welchen mit Kamm, Scheere und Feile, mit Beil, Hobel und Säge, mit Ohrlöffel, Bohrer und Bartmeſſer — lauter Inſtrumente von ungeſchlachter Größe — zugeſetzt wurde, ausführlich angibt und den Beweis liefert, wie ſchwierig es dazumal war, aus einem Fuchs ein Burſch zu werden. So brutal geht es heute nicht mehr zu. Auch der „Komment“ hat ſich civiliſirt. Die Hauptſache jedoch haben die jüngſten Bekenner deſſelben mit den älteſten gemein: das Streben, im unfreien Staat ein unfreies Stäätchen zu bilden.

Zur Zeit, von der die Rede, war die akademiſche Lehrmethode noch eine ſehr dürftige. Die theologiſchen Vorträge oder, wie ſie amtlich hießen, die „Lektionen“ und „Exercitien“ beſchränkten ſich zumeiſt auf Dogmatik und Exegeſe, die juriſtiſchen auf den Kodex, die Inſtitutionen, die Pandekten und den Kanon, die mediciniſchen auf die Erläuterung der Schriften des Hippokrates, Galenus und Avicenna, wozu etwa noch Bemerkungen über Anatomie, Diagnoſe und Pharmacie kamen, die philoſophiſchen auf etliche wenige lateiniſche und noch wenigere griechiſche Autoren, Rhetorik, Dialektik, Moral, Mathematik, und Phyſik. Die Geſchichtswiſſenſchaft war entweder gänzlich vernachläſſigt oder ſie wurde geiſtlos mißhandelt. Die grellen Mängel und klaffenden Lücken des akademiſchen Unterrichtes ſuchte man mittels häufiger Deklamationen und Diſputationen möglichſt zu erſetzen und zu verkleiſtern und dieſe akademiſchen, häufig mit viel gaukelhaftem Flitter verbrämten Uebungen mußten zugleich die noch nicht vorhandene wiſſenſchaftliche Preſſe vertreten. Dieſe Andeutungen verrathen genugſam, daß es im Reformationszeitalter viel unbequemer war und viel mehr Mühe koſtete, ein tüchtiger Gelehrter zu werden, als heutzutage, wo ſelbſt der mittelmäßigſte Kopf bei einigem guten Willen dieſe oder jene Fachwiſſenſchaft unſchwer ſich einmethodiſiren laſſen kann, um dann als „Mann von der Zunft“ mit dem Angelernten ſtaatzumachen. Dazumal dagegen konnten es nur ungewöhnlich begabte Menſchen mittels großer Anſtrengung, eigenem

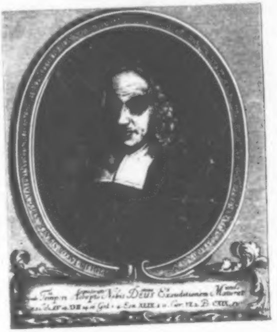
Nachdenken und raſtloſem Selbſtſtudium dazu bringen, wirklich Wiſſende zu ſein, ſoweit der allgemeine Kulturzuſtand überhaupt es geſtattete. Trotzdem gab es während des 16. und 17. Jahrhunderts in deutſchen Landen eine nicht geringe Anzahl von Wiſſenden und eine ganz ſtattliche Schar von Gelehrten.

Der lutheriſche Muſtertheologe war Melanchthon, in deſſen dogmatiſchen Geleiſen die Chyträus, Kalixtus und Hutter weiterfuhren, während die freiere Anſchauung Zwingli's deſſen Mitarbeiter und Nachfolger Oekolampad, Bucer, Kapito und Bullinger zu verbreiten ſuchten und wußten. Als ein verdienſtvoller Mann ragte ſpäter aus den Reihen der proteſtantiſchen Theologen Arnold hervor, weil er am Ende des 17. Jahrhunderts mittels ſeiner „Unpartheyiſchen Kirchen- und Ketzerhiſtorie“ (1699) die Kirchengeſchichtſchreibung begründete. Auf katholiſcher Seite haben ſich die beiden Jeſuiten Kaniſius und Buſenbaum als Dogmatiker, Katecheten, Moraliſten und kampffertige Streithähne berufen gemacht. Innerhalb des Proteſtantismus blieben die Ueberlieferungen der mittelalterlich-deutſchen Myſtik lebendig und fanden ſo verzückte Verkündiger wie Schwenkfeld und Weigel oder auch ſo verrückte wie Kuhlmann, welchen armen Narren die Moſkowiter i. J. 1689 zu Moſkau verbrannten, weil er zuletzt das Orakel ausgegeben, er wäre Chriſtus, der leibhaftige Sohn Gottes. In jener myſtiſchen Region, welche Luther kurzweg als „Schwarmgeiſterei“ bezeichnete, wurzelte auch die theoſophiſche Gedankenarbeit des grübelnden Schuſters von Görlitz, Jakob Böhm, durch deſſen rührend unbeholfene Sprache ein Vorwehen von modernem Pantheismus geht und ein Hauch von neuzeitlich-deutſcher Naturphiloſophie. Von der Art und Weiſe, wie dieſer „philosophus teutonicus“ — ſolchen Ehrennamen gab man ihm — philoſophirte, gibt ſchon eine Verſtellung der Titel ſeines Hauptwerkes: „Morgenröte im Aufgang, das iſt die Wurtzel oder Mutter der Philosophiae, Astrologiae und Theologiae, Aus rechtem Grunde. Oder Beſchreybung der NATUR wie Alles geweſen und im Anfang worden iſt: wie die Natur und Elementa Creatürlich worden ſeynd; auch von beyden Qualitäten Böſen und Guten, woher alle Ding ſeinen Urſprung hat, und wie es jetzt ſtehet und würcket, und wie es am Ende dieſer Zeit werden wird; Auch wie Gottes und der Höllen Reich beſchaffen iſt, und wie die Menſchen in jedes creatürlich würcken. Alles aus rechtem Grunde, in Erkäntniß des Geiſtes im Wallen Gottes mit Fleiß geſtellet durch Jacob Böhme, In Görlitz, im Jahr Chriſti 1612, ſeins Alters 37 Jahr, Dienſtag in Pfingſten.“ Böhms begeiſterter Anhänger Gichtel ſtiftete die Sekte der böhm'ſchen Engelsbrüder, doch vermochte das proteſtantiſche Sektenweſen erſt dann gegen die Orthodoxie aufzukommen, als ſich Männer wie Philipp Jakob Spener, welcher in Frankfurt i. J. 1670 zuerſt ſeine „collegia pietatis“ aufthat und dadurch die Bezeichnungen Pietismus und Pietiſten in den deutſchen Sprachgebrauch einführte, die harte und fruchtloſe Tyrannei des lutheriſchen Bibelbuchſtabendienſtes nicht mehr gefallen laſſen wollten. Der Pietismus

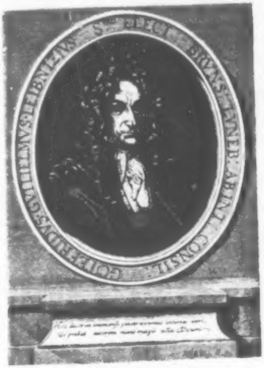

1526
VIVENTIS·POTVIT·DVRERIVS ORA·PHILIPPI
MENTEM NON·POTVIT·PINGERE·F GTA
MANVS
AD

Philipp Melanchthon.

veranlaſſte allerdings ſeine Anhänger bald zu allerhand tollen Ausſchreitungen; allein in ſeinen Anfängen war er ein Bewegungselement von großer Wirkung. Der Grundſatz Speners, die Religion ſei Sache des Gemüthes, iſt ein wirklicher Vorſchritt geweſen, ein Vorſchritt über das ſeelloſe Formelweſen des dogmatiſch verſteinerten Lutherthums hinaus. Außerdem drangen die erſten und echten Pietiſten darauf, an die Stelle des widerwärtigen und unfruchtbaren Gezänkes um Dogmen und Formeln ein duldſames und werkthätiges Chriſtenthum zu ſetzen. Auch gingen ſie in dieſer Richtung mit löblichem Beiſpiele voran, indem ſie ſich des vonſeiten der lutheriſchen Staatskirche nur ſehr läſſig oder gar nicht betriebenen Volksſchulweſens eifrig annahmen. Ein Lieblingsjünger Speners, Auguſt Hermann Francke, der Stifter des Waiſenhauſes zu Halle, hat vor allen andern die pietiſtiſche Erziehungskunſt mit Hingebung und Erfolg betrieben. Zur gleichen Zeit, wo der Pietismus den Bann proteſtantiſcher Erſtarrung zu brechen begann, wurde das auch von anderer Seite her unternommen. Denn der philoſophiſche Gedanke fand in der Perſon von Gottfried Wilhelm Leibniz in Deutſchland zum erſtenmal einen Träger, welcher denſelben eine methodiſche Entwickelung angedeihen zu laſſen vermochte. Leibniz hatte in dem Deutſchland des 17. Jahrhunderts ungefähr die Stellung, welche Alexander von Humboldt zweihundert Jahre ſpäter behauptete. Mit vielſeitiger Gelehrſamkeit verband er ſelbſtſtändiges Denken. Dies befähigte ihn, das erſte philoſophiſche Syſtem in ſeinem Vaterland aufzuſtellen, ein Syſtem, worin die idealiſtiſch-moniſtiſche Weltanſchauung zu wiſſenſchaftlichem Ausdruck gelangte. Außerdem wirkte er mittels Leiſtungen und Anregungen auf die mathematiſchen und phyſikaliſchen wie auf die ſtaatsrechtlichen und hiſtoriſchen Studien bahnbrechend und wegzeigend. Er ſodann war es, welcher darauf ausging, die Studirſtube wieder mehr mit dem Leben in Beziehung zu ſetzen und einen friſchen Luftzug aus dieſem in die Dumpfheit von jener zu leiten, indem er mit dem Gelehrten den Weltmann verband und namentlich in den vornehmen Kreiſen für Wiſſenſchaft und Vorſchritt zu wirken ſuchte und wußte. Endlich muß ihm noch nachgerühmt werden, daß er, getrieben von dem Wunſche, Leben und Studium in Wechſelwirkung zu bringen, gegenüber der gelehrten Lateinſucht ſeiner Zeit nicht anſtand, den Gebrauch der Mutterſprache auch bei Behandlung wiſſenſchaftlicher Probleme zu empfehlen, wie er es ja nicht verſchmähte, gelegentlich deutſche Verſe zu machen. Die vielſeitige und aufhellende Thätigkeit von Leibniz fand nach mehreren Richtungen hin einen hochvortrefflichen Fortſetzer in Chriſtian Thomaſius, dem eigentlichen Vater des deutſchen Rationalismus, dem großen Aufklärer des 17. Jahrhunderts, deſſen energiſche, gegen theologiſche wie gegen juriſtiſche Barbarei tapfer angehende Aufräumungsarbeit noch ins 18. Jahrhundert hinüberreichte. Thomaſius hat es auch gewagt, i. J. 1687 die erſte deutſchgeſchriebene Vorleſungsankündigung ans „Schwarze Brett“ der Univerſität Leipzig zu ſchlagen, und das Aergerniß, welches dieſes Wagniß ſeinen Herren Kollegen verurſachte, zeigte deutlich, daß es geradezu eine nationalpolitiſche That war.


Spener.

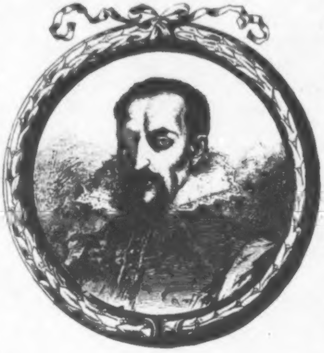
Der auf das Wirkliche und Thatſächliche gerichtete Grundtrieb des Zeitalters der Reformation verſchwand zwar zeitweilig theilweiſe oder ſogar ganz unter der theologiſchen Verhüllung und Verdunklung. Doch arbeitete er ſich dann auch wieder unter derſelben hervor und erwies namentlich nach zwei Seiten hin ſeine Lebenskraft. Nach der einen hin nämlich eiferte er unſere Vorfahren an, mittels einer beſtimmteren und erweiterteren Kenntniß der Vergangenheit ſich beſſer in der Gegenwart zurechtzufinden, und nach der andern hin machte er es ihnen zum Bedürfniß, mit den Geſetzen und Erſcheinungen der Natur vertrauter zu werden. Hieraus entſprang die geſteigerte Thätigkeit im Fache der Geſchichtſchreibung und in den exakten Wiſſenſchaften. Was jene betrifft, ſo war es ſchon ein Gewinn, daß auch gelehrte Hiſtoriker an die Stelle der lateiniſchen mehr und mehr die deutſche Sprache ſetzten. Zuvörderſt ſchlug freilich der mittelalterlich gläubige und unkritiſche Geiſt in der deutſchen Chronikſchreiberei noch vor und ſelbſt beſſere und beſte Zeitbücherſchreiber aus dem 16. Jahrhundert, ein Turmair-Aventin, ein Kantzow, ein Tſchudi, ſind mit dem Makel naiver Nachſprecherei oder gar, wie der letztgenannte, mit dem noch dunkleren abſichtlicher Mythenbildnerei behaftet. Doch regte ſich in etlichen der Chroniſten von damals, obzwar noch ſehr ſchüchtern, eine mehr kritiſche und philoſophiſche Anſchauung. So in dem ſchon mehrfach angezogenen Schwaben Sebaſtian Frank, welcher, vielſeitig literariſch thätig, die erſte deutſche Sprichwörterſammlung angelegt und neben einer deutſchen Chronik die erſte Weltchronik in deutſcher Sprache verfaßt hat („Chronica Zeytbuch vnd geſchycht bibel von anbegyn biß inn diß gegenwärtig jar“, 1531). Die ungefügen Anfänge von Geographie und Ethnographie veranſchaulicht die unlange nachher geſchriebene „Koſmographei“ des Sebaſtian Münſter. Verdienſtlich iſt die „Hiſtoria der Herren Georg und Kaſpar von Frundsberg“ von Reißner, weil wir daraus ein deutliches Bild vom Kriegsweſen der Landsknechtezeit gewinnen, und von großem kulturgeſchichtlichen Werthe ſind die ſelbſtbiographiſchen Denkſchriften, womit im Reformationszeitalter die deutſche Memoirenliteratur anhob. Es ſind insbeſondere vier ſolcher Erinnerungsbücher namhaft zu machen: eins aus dem Süden von Deutſchland, das des Ritters Götz von Berlichingen; eins aus dem Oſten, das des Ritters Hanns von Schweinichen; eins aus dem Weſten, das des Freiherrn Kaſpar von Fürſtenberg; eins aus dem Norden, das des Bürgers Bartholomäus Zaſtrow. Für die „diplomatiſche“ Geſchichtſchreibung wurden die zwölf Foliobände der „Ferdinand'ſchen Annalen“ (1640 fg.) von dem Grafen Franz Chriſtoph von Khevenhiller eine grundlegende Leiſtung. Wiſſenſchaftliche Methode jedoch kam in die Erforſchung, Sichtung und Behandlung des geſchichtlichen Stoffes erſt durch Puſendorf, welcher in ſeiner „Einleitung in die Hiſtorie der vornehmſten Reiche und Staaten“ (1682) ein wirkſames Vorbild aufſtellte.



Leibniz.

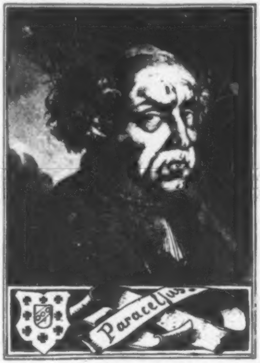
Aehnlich wie die Anfänge der Geſchichtewiſſenſchaft mühſälig mit den phantaſtiſchen Ueberlieferungen des Mittelalters zu ringen hatten, ſo auch die Anfänge der ſelbſtſtändigen Naturſtudien in unſerem Lande.

Nur ſehr langſam vermochte die junge Naturwiſſenſchaft Breſche zu legen in die Umwallung der ungeheuer großen und ungeheuer feſten Wahnburg, in welcher die Aſtrologie mit ihren Horoſkopen und Prognoſtikationen, die Alchymie mit ihrem Stein der Weiſen, ihrer Goldtinktur und ihrem Lebenselixir, die „weiße" und die „ſchwarze" Magie mit ihren Geiſterbeſchwörungen, Be- und Entzauberungen, Schätzehebungen und Teufelspakten ihre Narretheien und Gaunereien trieben, und zwar mit jener Logik des Unſinns, mit jenem furchtbaren Ernſte der Ueberzeugung, mit jener Grauſamkeit der Geiſtesblindheit, wovon uns weiterhin der Hexenglaube und der Hexenproceß ein ſchreckliches Zeugniß an die Hand geben werden. Zwar erhob ſich ſchon mitten im tollſten Faſchingsgetoſe des Aberglaubens dann und wann eine Stimme, welche den ganzen gruſlichen Spuk verneinte. So die des hochgelehrten Agrippa von Nettesheim, welcher, nachdem er viele Jahre ſeines Lebens den „geheimen" Wiſſenſchaften gewidmet hatte, ſchon frühzeitig im 16. Jahrhundert laut erklärte, all das angebliche „geheime" Wiſſen wäre Wind und Dunſt. Solche Auslaſſungen des geſunden Menſchenverſtandes verhallten natürlich unbeachtet, wie es ja überhaupt zu allen Zeiten rein vergeblich war und iſt, gegen eine gerade in der menſchlichen Geſellſchaft graſſirende Schwindel- und Drehkrankheit anzukämpfen. Selbſt ein ſo genialer Kopf, wie der i. J. 1541 verſtorbene Paracelſus (Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim) einer war, vermochte ſein reformiſtiſches Wirken als Chemiker und Heilkünſtler, welchem der große Gedanke von der Einheit alles Seins und Lebens zu Grunde lag, nicht reinzuhalten von bedenklichen Trübungen durch aſtrologiſche, alchymiſtiſche und magiſche Träumereien und mußte, um als Wanderarzt Erfolg zu haben, ſich mit dem Nimbus eines Wunderdoktors umgeben. Die von ihm gegebenen naturwiſſenſchaftlichen und heilkünſtleriſchen Anregungen ſind von ſeinen jüngeren Zeitgenoſſen Agrikola, Lieber, Würtz und Geſſner aufgenommen und fachmäßig fruchtbar gemacht worden. Der letztgenannte, vielleicht der vielſeitigſte Schweizer, ſo je gelebt, kann als der eigentliche Begründer unſerer Geologie, Geognoſie und Mineralogie bezeichnet werden und hat auch für Botanik und Zoologie viel gethan. Als Mathematiker und Aſtronomen ſtanden die Deutſchen voran und leiſteten Großes und Größtes. Die Forſchungen eines Köpernik (auch Koppernik geſchrieben, geb. 1473) und eines Kepler (geb. 1571) führten zu jenen epochemachenden Findungen, welche eine neue Weltanſchauung aufthaten und der Erde ihre Stellung im Weltſyſtem anwieſen. Nachdem Köpernik mit ſeinem großen Geſetz der Himmelsbewegungen („De orbium coelestium revolutionibus," 1543) hervorgetreten war, welches die Sonne als den Mittelpunkt unſerer „Welt" nachwies, fand (1609–17) Kepler die drei nach ihm benannten Geſetze der Planetenbewegung, wodurch das koppernik'ſche Syſtem erſt



Kepler.

ſeine rechte Begründung und Entwickelung erhielt, ſo daß dann die Vollendung des neuen Weltbauplans dem Engländer Newton ermöglicht war. Die Bedeutung der heliocentriſchen Lehre war eine unberechenbar große. Die Kirche begriff dieſe Bedeutung anfänglich nicht ganz. Nachdem ſie aber eine richtige Vorſtellung davon bekommen, ging ſie feindſelig dagegen vor und hat dieſe Feindſeligkeit beſonders Galilei, der große Zeitgenoſſe und Mitſtrebende Keplers, zu befahren gehabt. Uebrigens war der kirchliche Widerſtand gegen das neue Weltſyſtem ſehr erklärlich: daſſelbe hob ja die theologiſche Fiktion von einer willkürlich-göttlichen Weltregierung auf und ſetzte an die Stelle derſelben die Thatſache des ſtreng geſetzmäßigen Waltens der Naturkräfte. Die praktiſch-philoſophiſchen Schlußfolgerungen aus der koppernik-kepler'ſchen Prämiſſe hat erſt eine ſpätere Zeit gezogen.



Paracelſus.

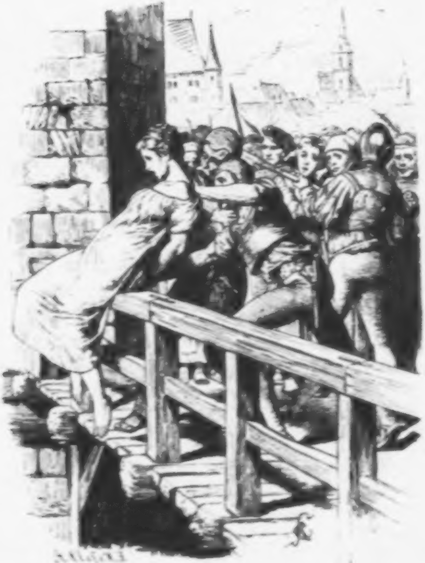
Aus Vorſtehendem erhellt, daß unſer Land an der großen philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Bewegung, welche durch Denker wie Bruno, Descartes, Bacon und Spinoza in die europäiſche Kulturarbeit des 16. und 17. Jahrhunderts eingeführt worden, ſeinen rühmlichen Antheil hatte. Dabei muß jedoch ſtets im Auge gehalten werden, daß die oben verzeichneten vorſchrittlichen Wollungen und wiſſenſchaftlichen Vollbringungen das ganze Reformationszeitalter hindurch das ſtaatliche, kirchliche und ſociale Daſein unſerer Altvorderen unmittelbar entweder gar nicht oder doch nur ſehr wenig beeinflußt haben. Was immer in der Sphäre idealiſtiſcher Thätigkeit ſich vorbereiten oder vollziehen mochte, auf der Wirklichkeit laſtete das eherne Joch der Orthodoxie, deſſen Schwere freilich die Menſchen von damals in ihrer Köhlergläubigkeit nicht allzu ſehr empfanden. Das Joch war übrigens aus Theologismus und Juriſterei zuſammengeſchweißt. Beide handirten ja gleich barbariſch. In der deutſchen Rechtsgelahrtheit war noch im 17. Jahrhundert von dem Aufſchwunge, welchen die natur-, ſtaats- und völkerrechtlichen Theorieen eines Grotius, Machiavelli, Spinoza, Hobbes, Sidney und anderer Ausländer in die Staatswiſſenſchaften brachten, wenig zu ſpüren, trotzdem daß deutſche Gelehrte vom erſten Range wie Leibnitz und Pufendorf an dieſem Aufſchwunge mitarbeiteten. Die unglückſelige Geſtaltung, d. h. Mißgeſtaltung der Reichszuſtände ſprach ja allen rechtsphiloſophiſchen Staatstheoremen Hohn und verwehrte jede Hoffnung auf eine Verwirklichung derſelben, ſei es, daß ſie auf den Ausbau der abſoluten Monarchie wie in Frankreich oder auf den der konſtitutionell-parlamentariſchen wie in England abzielten. Selbſt der leichtlebigſte Optimiſt mußte auf den Glauben an die Möglichkeit verzichten, daß aus dieſem vielhundertfältigen Durcheinander von größeren, kleineren und kleinſten landeshoheitlichen Staaten und Stäätchen, als welches Durcheinander das deutſche Reich aus dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe hervorgegangen war, jemals wieder ein rechter Staat zu machen wäre. Daß übrigens die Bezeichnung „barbariſch" füglich auf die deutſche Juriſterei des Reformationszeitalters angewandt werden dürfe, kann uns ſchon die kriminalrechtliche Schriftſtellerei einer der größten Autoritäten von damals darthun, die des leipziger Profeſſors Benedikt Karpzov, welchem die traurige Ehre zukommt, eine der ſtärkſten Stützen des Hexenprozeßgreuels im 17. Jahrhundert geweſen zu ſein. Der Hauptgegenſtand ſtrafrechtlich-gelehrter Unterſuchung und Erörterung war die „Karolina“, will ſagen das auf Anordnung und Befehl Kaiſer Karls des Fünften i. J. 1532 zuſtandegebrachte Reichsſtrafgeſetzbuch, welches dieſen Titel trug: „Des allerdurchleuchtigſten großmechtigſten vnüberwindtlichſten Keyſer Karls des fünfften vnd des heiligen römiſchen Reichs peinlich gerichts ordnung, auf den Reichstagen zu Augspurgk vnd Regenſpurgk in jaren dreiſſig vnd zwei vnd dreiſſig gehalten, auffgericht vnd beſchloſſen.“ Dieſe „Peinliche Halsgerichtsordnung“, deren Beſtimmungen freilich die Nerven der überempfindſamen, die Verbrecher förmlich hätſchelnden Juriſten, deren es in unſeren Tagen zahlreiche gibt, furchtbar erſchüttern müſſen, iſt für das 16. Jahrhundert immerhin eine wohlthätige Neuerung geweſen, indem ſie in den unendlichen Strafrechtswirrwarr eine reichsgeſetzliche Einheit zu bringen und die Vorſchriften der nun einmal leider im deutſchen Reiche auf- und angenommenen römiſchen Strafjuſtiz mit denen der einheimiſchen zu kombinieren ſuchte. Sehr glücklich iſt freilich dieſe Kombination nicht ausgefallen: das Romaniſche überwog darin weit das Germaniſche. Die Karolina war mit Blut geſchrieben. Sie erhob zum Hauptbeweismittel die Folter, ermuthigte demnach zur Erfindung raffinierter Marterkünſte und ſchwelgte förmlich in der Verhängung grauſamer Verſtümmelungs- und Todesſtrafen. Auch inbetreff dieſer Strafrechtspflege erweiſt ſich die Fabel von der Beſſerung und Sänftigung der Sitten durch den Proteſtantismus wieder als ſolche. Die Proteſtanten haben nicht weniger eifrig gefoltert, verſtümmelt, gehenkt, geköpft und gerädert als die Katholiken. Sie ſcheuten auch ſo wenig davor zurück, dem Moloch ihres Dogma's Blutopfer zu bringen, wie die Katholiken, und nicht eben viele auf katholiſcher Seite verübte Juſtizmorde kamen an Schändlichkeit jenem gleich, welchen eine lutheriſche Regierung an dem kurſächſiſchen Kanzler Nikolaus Krell verübt hat, der nach zehnjährigen ſchrecklichen Kerkerleiden, jedes Rechtsmittels und Rechtsbeiſtandes beraubt, krank und elend am 9. Oktober von 1601 als angeblicher „kalviniſcher Hochverräter“ von den Henkersknechten zu Dresden auf dem Judenhof zum Schafott getragen wurde, um enthauptet zu werden. Es iſt auch wohl der Erwähnung werth, daß nachdem in ſämmtlichen katholiſchen deutſchen Ländern die Folter längſt abgeſchafft war, dieſe „ehrwürdige“ Einrichtung in dem orthodox-lutheriſchen Hannover noch immer zu Recht beſtand, noch in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts zu Recht beſtand.

[illegible]

Alſo den Satzungen der Karolina gemäß wurde während des Reformationszeitalters in unſerem Lande unterſucht, d. h. gefoltert, und gerichtet, d. h. hingerichtet. Denn eine ganze Menge von ſolchen Vergehen, welche jetzt als „Bagatellſachen“ angeſehen und behandelt werden, galten damals für Verbrechen, bei deren Beſtrafung es ſich um Leib und Leben handelte. Die Henkersgilde, ebenſo verachtet und für

Dirnen), des Hände-, Ohren- und Naſenabſchlagens, des Zwickens mit glühenden Zangen, der verſchiedenen Arten des Henkens und des Köpfens, des Lebendigverbrennens, des Siedens in Oel, des Räderns, des Säckens (von Kindermörderinnen), des Pfählens, des Zerreißens mit vier Pferden, des Lebendigviertheilens, des Lebendigbegrabens wollten gelernt ſein; aber ſie ſicherten auch ihrem Inhaber ein ſehr nahrhaftes Daſein. Wie angeſtrengt die Henker beſchäftigt waren, läßt ſchon die Thatſache errathen, daß der obenerwähnte Rechtsgelehrte Karpzov ſich berühmen konnte, bei der Fällung von 20,000 Todesurtheilen mitgewirkt zu haben. Von deutſcher „Gemüthlichkeit“ war in dieſer Strafrechtspflege wenig zu ſpüren, wohl aber dann und wann ein wahrhaft teufliſches Talent zum Ausſinnen ſcheußlicher Martern. So iſt man z. B. zu Frankfurt a. M. im Jahre 1570 darauf verfallen, einen ſtandhaften Angeſchuldigten, an welchem alle bekannten Folterkünſte vergeblich erſchöpft worden waren, dadurch zum Bekenntniß ſeiner vorausgeſetzten Schuld zu bringen, daß man ihm eine umgekehrte Schüſſel, in welche man eine lebende Maus that, auf den bloßen Leib band. In derſelben Stadt verſtanden es auch die Henker, die Todespein armer Sünder tagelang andauern zu laſſen. Im Jahre 1588 iſt zu Frankfurt ein Jude an den Füßen dermaßen an den Galgen gehangen worden, daß ihn der Tod erſt am ſiebenten Tage, ſage erſt am ſiebenten Tage erlöſte. So machte ſich des Kaiſer Karls „Peinliche Halsgerichtsordnung“ in der Praxis. Nur ſelten fiel eine menſchliche Regung wie ein unverhoffter Lichtſtrahl in dieſe Finſterniß. So, wenn die „Karolina“ beſtimmte, „ſo jemandt durch recht Hungers not, die er, ſein weib oder kinder leiden, etwas von eſſenden dingen zu ſtelen geurſacht würde,“ ſollte er „unſträflich“ ausgehen. Es iſt auch der Aufzeichnung werth, daß wenigſtens dann und wann, allerdings unter abſonderlichen Umſtänden, an Miſſethätern Gnade für Recht erging. Zum Zeugniß mag eine unverbürgte baſeler Stadtgeſchichte vom Jahre 1567 hier ſtehen. Eines Wintermorgens fand man zu Baſel beim Kornmarktbrunnen im ſogenannten „Birſigloche“ den Leichnam eines neugeborenen, erwürgten Kindes. Die Mutter und Mörderin wurde ermittelt in der ledigen Tochter eines angeſehenen Bürgers und ihre Verſchuldung noch erhöht durch den Umſtand, daß ſie das ermordete Kind im Ehebruch mit dem Gatten ihrer Schweſter erzeugt hatte. Das gegen die arme Sünderin gefällte Urtheil lautete auf Lebendigbegrabenwerden. Es müſſen aber Umſtände vorhanden ſein, welche die öffentliche Meinung der Stadt zur Milde ſtimmten. Denn auf die Fürbitte der Geiſtlichkeit ward an die Stelle des Lebendigbegrabens die ſanftere Todesart des Ertränkens geſetzt. Alſo wurde die Verurtheilte auf die Rheinbrücke geführt und ſtimmte da den Pſalm an: „Aus tiefer Noth ſchrei' ich zu dir!“ Hierauf banden ihr die Büttel die Hände auf den Rücken und warfen die nur mit dem Armeſünderhemde Bekleidete über das Brückengeländer in den Strom. Der aber trug ſie fort, ohne daß ſie unterſank, und ſchwemmte ſie unten beim Thomasthurm dem Ufer zu. Da waren mitleidige Frauen hinzugelaufen und zogen die noch Athmende aufs Trockene. Der Rath aber rechnete ihr die ausgeſtandene Todesangſt für den Tod ſelber an und ſchenkte ihr das Leben. Sie ſcheint auch der Gnade nicht unwürdig geweſen zu ſein; denn es wird uns gemeldet, daß ſie ſpäter einen braven Mann genommen habe.

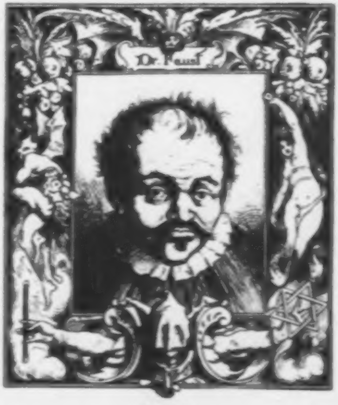
Die Rechtspflege eines Volkes iſt die Zuſammenfaſſung der Summe ſeiner jeweiligen Civiliſation, gerade wie auch ſeine Wohnart und Lebensführung, ſeine Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie ſolche Zuſammenfaſſungen ſind. Jede Zeit hat demnach die Richter, welche ſie verdient. Allerdings ſpielten und ſpielen allzeit die Thorheiten und Leidenſchaften der Menſchen auch bei der Rechtſprechung die Rolle, welche ſie



[illegible]

grauenhafteſten Erſcheinungen der allgemeinen menſchheitlichen Leidensgeſchichte und der beſonderen Leidensgeſchichte unſeres Volkes, den Hexenglauben und die Hexenverfolgung, nicht als etwas willkürlich Gemachtes anſehen, ſondern als etwas geſchichtlich Nothwendiges. Es iſt eine traurige Thatſache, daß unſere Vorfahren, als hätten ſie das ſeinerzeit der Inquiſition Verſäumte reichlich hereinbringen wollen, die Hexenverfolgung eifriger betrieben haben als ſonſt irgendein Volk, und unter den maſſenhaft in deutſchen Landen angeſtrengten Hexenproceſſen ſind verhältnißmäßig manche, viele, ſogar ſehr viele geweſen, welche dem Reiche beſchäftigten Richtern, Schöffen, Prieſtern, Angebern und Henkern zufiel. Es iſt eine bedeutſame Thatſache, daß zur Zeit, wo der Hexenproceß in Deutſchland am heftigſten wüthete, alſo vom letzten Drittel des 16. bis zum letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, Hexenangeber, Hexenrichter und Hexenbrenner auffallend ſich bereicherten. Trotz alledem jedoch bleibt es als unanfechtbar geſchichtlich beſtehen, daß die große Mehrzahl der Hexenrichter in gutem Glauben und in voller Treue gehandelt haben, indem ſie tauſende und wieder tauſende von unglücklichen Frauen und Mädchen auf die Folterbank ſpannen ließen und die mittels gräßlicher Qualerei „überwieſenen“ Teufelsbuhlinnen, die „Unholdinnen“ zum Feuertode, zur „Einäſcherung“ verurtheilten. Gewiß iſt vielen dieſer Mitglieder der „Malefizgerichte“ das Herz ſchwer genug geworden, wenn ſie ſtundenlanger, tagelanger Marterung von Mädchen, Matronen und Greiſinnen von amtswegen anwohnen mußten; allein ſie ſchleppten das eherne Joch der Rechtgläubigkeit pflichtmäßig weiter und glaubten nur ihre Schuldigkeit zu thun, ſo ſie Blut- und Feuerverdikte fällten. Und das war noch nicht alles. Denn nicht nur die Opferer waren von der ſchrecklichen Geiſteskrankheit des Teufels-, Zauber- und Hexenwahns befallen, ſondern häufig auch die Opfer. Es iſt erwieſen, daß manche „Hexen“ auch ohne Folterzwang, ganz aus freien Stücken eingeſtanden, ja ſich rühmten, mit dem Teufel gebuhlt, die Hexenſabbathsgelage mitgemacht, Unwetter heraufbeſchworen und Menſchen und Vieh krankgehext zu haben. Aber daß in ſolchen Bethörten, in ſolchen Närrinnen unglückliche Kranke zu erblicken wären, fiel lange Zeit hindurch unter einer Million ihrer Zeitgenoſſen vielleicht einem ein; alle übrigen ſahen in den Aermſten nur todeswürdige Verbrecherinnen und wollten ſie als ſolche behandelt wiſſen. Vom Standpunkte hiſtoriſcher Seelenkunde aus angeſehen, war alſo das Hexenweſen eine geiſtliche Peſtilenz und mit ähnlichen Peſtilenzen, mit dem mittelalterlichen Kreuzzugs-, Flagellanten- und Judenmordwahn auf die gleiche Stufe zu ſtellen.

Am Schluſſe des 4. Abſchnitts vom zweiten Hauptſtück iſt das Bild der mittelalterlichen Weltanſchauung gezeichnet worden und darauf muß hier wiederum verwieſen werden. Denn der Zauber- und Hexenglauben wurzelte ja in dem beiläufig angenommenen Gegenſatze zwiſchen Gott und Satan, Gottesreich und Teufelsreich, Himmel und Hölle, Lichtwelt und Dunkelwelt. Ueber die Schwierigkeit, wie ſich denn das Daſein eines Teufels und eines Teufelsreiches mit dem Dogma von Gottes Allweisheit, Allgüte und Allmacht vertrüge, half man ſich mit dem theologiſchen Aushülfsmittel der göttlichen „Zulaſſung“ hinweg. Der große Teufelswahn nun zeugte ein ganzes Nachtgeſpenſterheer von Wahnvorſtellungen, die ganze abergläubige Litanei vom teufliſchen Beiſchlafen, von Ver- und Entzauberungen, Teufelsbündniſſen, Teufelsbuhlſchaft, Wettermachen, Schatzheben, Todtenbeſchwören, Spukgeiſtern und deren Erlöſung, Neſtelknüpfen, Schlößchenſchließen und Vernageln, Treffſchießen, Feſtmachen, Freikugelngießen, Liebesgiften und Liebeszauberbildern, Alraunen, Galgenmännlein, Zauberſpiegeln, Zauberſtäben und allerhand Teufelsbannerapparaten, Exorciſmenritualen und Schatzgräberverſchwörung. Theorie und Praxis dieſer „heimlichen“ Wiſſenſchaft der „ſchwarzen Magie“ wurden in eigens zu dieſem Zwecke verfaßten „Zauberbüchern“ vorgetragen, deren Autorſchaft man auf berühmte Männer des Alterthums, des Mittelalters und der Reformationszeit zurückführte, auf Salomon, Vergilius, Papſt Silveſter, Michel Scotus, Noſtradamus, Agrippa von Nettesheim, Paracelſus. Die geſuchteſten dieſer Zauberbücher waren die, welche unter dem Namen des Doktor Fauſt gingen, der „große und gewaltige Höllenzwang“ und der „dreifache Höllenzwang“, welche Sammelſurien von Unſinn man noch im 19. Jahrhundert in gebildet haben. Die erſte ſchriftliche Faſſung der Fauſtſage, das älteſte Fauſtbuch, iſt zu Frankfurt a. M. im Jahre 1587 im Druck erſchienen unter dem Titel „Hiſtoria von D. Johann Fauſten, dem weitbeſchreyten Zauberer und Schwarzkünſtler“ – und das nicht viel ſpäter entſtandene „Puppenſpiel vom Dr. Fauſt“ hat bis weit ins 19. Jahrhundert herab eins der beliebteſten, wenn nicht geradezu das beliebteſte Volksſchauſpiel abgegeben. Der Doktor Fauſt hat aber wirklich gelebt. Zu Knittlingen in Schwaben geboren, war er in den erſten Zeiten des 16. Jahrhunderts als ein Gelehrter berühmt, der in Phyſik und Chemie vielerfahren geweſen. Im ehemaligen Kloſter Maulbronn zeigt man noch heute den „Fauſtthurm“, allwo der Doktor, von dem Abte Johann Entenfuß beherbergt, i. J. 1516 ſein Laboratorium gehabt haben ſoll. Er führte als Arzt ein unſtätes Wanderleben, wie es dazumal Brauch, und zu dieſer Abenteuerlichkeit kamen nun ſeine nicht gemeinen Kenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften, ſeine Erfahrungen und Geſchicklichkeiten, kraft welcher er auffallende Krankenkuren zuwegebringen konnte. Dieſe mußten in einer wunderſüchtigen Zeit den Leuten als Wunder erſcheinen und ſo war es ja ganz in der Ordnung, daß die Menge ſeiner Zeitgenoſſen in dem Doktor bald einen unzweifelhaften Schwarzkünſtler und Hexenmeiſter erblickte. Ein ſolcher aber konnte man fraglos nur ſein, ſo man ſich dem Teufel ergeben und mit demſelben ein Verbündniß gemacht hatte. Frühzeitig bemächtigte ſich demnach die deutſche Volksphantaſie dieſer Geſtalt und machte daraus ihre Lieblingsfigur. An der Entwickelung derſelben zum Haupthelden unſerer Zauberſage haben jedoch auch Gelehrte mitgearbeitet, z. B. Melanchthon, aus deſſen Munde wir durch Vermittelung ſeines Schülers Mennel einen Bericht beſitzen, wie und woraufhin der große Hexenmeiſter ſchließlich vom Teufel geholt worden ſei, nachdem die Friſt ſeines Vertrages mit dem böſen Feind abgelaufen war.



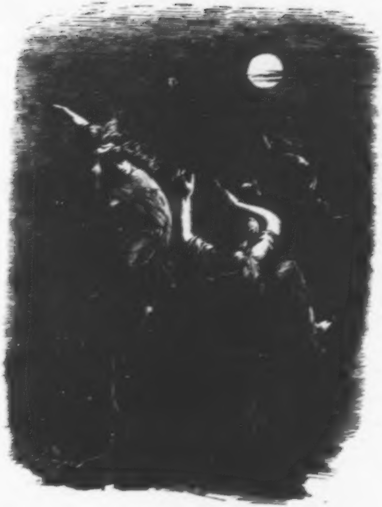
Doktor Fauſt.

Dieweil es nun aber das tragiſche Verhängniß der Menſchen von Anbeginn geweſen iſt, einander nach Kräften das Leben zu verbittern und ſchwer zu machen, ſo konnten ſie es nicht dabei bewenden laſſen, daß die Gottesverleugner und Teufelsbekenner ſchließlich feierlich zur Hölle fahren, um mittels ewiger Pein das Verbrechen der Zauberei zu büßen. Nein, ſie machten vielmehr in ihrer Unkenntniß der Natur-

Legenden zufolge, welche für bare Wahrheit genommen wurden, verübten ja die Heiligen ſolche Eingriffe tagtäglich. Aber ſie thaten das mit dem Beiſtande Gottes, ſie waren weiße „Magier“, ſie „wunderten“. Die Bekenner und Bündler des Teufels dagegen verrichteten ihre Mirakel mit dem Beiſtande des Höllenfürſten, ſie waren „ſchwarze“ Magier, ſie „zauberten“. Und mit ganz beſonderer Vorliebe wählte der böſe Feind das „ſchwache Gefäß“, das Weib, zum Werkzeuge ſeines teufeliſchen Thuns. Wider dieſes aber mußte jede mögliche Vorkehr getroffen werden. Die chriſtlichen Gottes- und Rechtsgelehrten beriefen ſich, als es galt, den Hexenproceß zu ſchaffen, zuvörderſt auf das ſogenannte Geſetz des Moſe, allwo (Bücher Moſis, II. 22, 18) geboten iſt: „Die Zauberinnen ſollſt du nicht leben laſſen!“ Doch hat für unſer Land das Signal zu den Hexenproceduren vornehmlich die von Papſt Innocenz dem Achten am 4. December von 1484 erlaſſene Bulle gegeben, allworin Se. Heiligkeit ein ungeheuerliches Sündenregiſter der deutſchen Hexen — (althochdeutſch Hagzis oder Hazuſa, mittelhochdeutſch Hegxſe, Hexſe oder Heſſe; auch männlich gebraucht: der Hex) — oder, wie man eigentlich ſagen müßte, der „Unholdinnen“, denn erſt im 16. Jahrhundert iſt dafür die Bezeichnung Hexen bräuchlicher worden, aufrollte und die beiden Dominikanermönche, Ketzermeiſter und Profeſſoren der Theologie zu Köln Heinrich Krämer (Inſtitor) und Jakob Sprenger beauftragte und bevollmächtigte, mit der Inquiſition gegen dieſes ketzeriſche Aergerniß vorzufahren. Die beiden Mönche, Profeſſoren und Inquiſitoren erwieſen ſich des päpſtlichen Vertrauens würdig. Sie gingen in Vollziehung ihres Auftrages methodiſch zu Werke. Sprenger verfaßte mit Beihilfe Krämers und eines dritten Gottesgelehrten Namens Gremper eines der ſcheußlichſten Bücher, die jemals zur Schmach der Menſchheit geſchrieben wurden, den „Malleus maleficarum“ (Hexenhammer), weil ſelbiger die Hexen ſo recht zuſammenhämmern, zermalmen ſollte. Für uns moderne Menſchen kann der „Hexenhammer“ nur ein Machwerk ſein, welches „mit dem Geifer eines vor Glaubenswuth, Habſucht, Wolluſt und Henkersluſt wahnſinnig gewordenen Mönches geſchrieben iſt“, allein für unſere Vorfahren konnte und mußte er ſogar ein „liber sanctissimus“, ein ſehr heiliges Buch ſein und war es wirklich. Im erſten Theil desſelben wird gehandelt von dem Teufel, von dem Hex und der Hexin, item von der göttlichen Zulaſſung; im zweiten von den Wirkungen der Hexerei und den Vorkehrungen dagegen; im dritten iſt eine ausführliche Anweiſung gegeben, wie geiſtliche und weltliche Richter die Hexenproceduren zu führen hätten. Für das kanoniſche Anſehen des Hexenhammers hatte der Papſt ſchon dadurch vorgeſorgt, daß er männiglich mit Bann und Interdikt bedrohte, wer ſeinen Bevollmächtigten bei der Hexenverfolgung Hinderniſſe in den Weg legen würde. Maximilian der Erſte verlieh mittels ſeiner kaiſerlichen Beſtätigung der päpſtlichen Bulle reichsgeſetzliche Geltung, der Hexenhammer erſchien i. J. 1489 mit Billigung der Kölner theologiſchen Fakultät im Drucke, wurde für die Malefizgerichte raſch ein begehrtes und verehrtes Geſetz- und Handbuch, und der Hexenproceßgräuel begann im großen Stile zu wüthen. Die Reformation that ihm nicht nur keinen Eintrag, ſondern förderte ihn auch noch beträchtlich. Denn der Proteſtantismus ſetzte eine Ehre darein, an Teufelsfürchtigkeit keinen Zoll, keine Linie hinter dem Katholicismus zurückzubleiben. Die lutheriſchen Kanzeln ertönten nicht weniger als die jeſuitiſchen von wüthendem Gezeter gegen die Hexen. Das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch haben die katholiſchen und die proteſtantiſchen Malefizgerichte in deutſchen Landen in der Vertilgung von Hexen förmlich miteinander gewetteifert. Die Beſtimmungen der „Carolina“ inbetreff des Verbrechens der Zauberei waren von äußerſter Strenge. Sie verordneten gegen Angeſchuldigte das Vorgehen mit der „peinlich frag“, d. h. mit der Folter, und verfügten vertraut und außerdem weiter gar nichts gethan haben.“ Und — um ein katholiſches Seitenſtück zu geben — in der „Landgerichtsordnung des Erzherzogthums Oeſtreich unter der Enns vom 30. December 1656“ hieß es (Art. 60, §. 5): „Dann auf rechte Zauberey, ſie geſchehe mit ausdrucklich- oder verſtandener Verbindniß gegen den böſen Feind, dardurch den Leuthen Schaden zugefügt wird, oder auch auf diejenige, welche neben Verlaugnung des Chriſtlichen Glaubens ſich dem böſen Feind ergeben, mit denſelben umbgangen oder Fleiſchlich vermiſcht, ob ſie ſchon ſonſten durch Zauberey niemand Schaden zugefüget, gehört die Straff deß Feurs, welche doch auß erheblichen Umſtänden und wann der Schaden nicht groß, den bußfertigen Leuthen durch die vorhergehende Enthauptung gelindert werden kann.“

Wie aber haben unſere Vorfahren den Lebenswandel einer Hexe rechtgläubig ſich vorgeſtellt? Und wie war in Wirklichkeit das jammervolle Schickſal ſo einer Unglücklichen? Die möglichſt kurze, ſelbſtverſtändlich mit aktenmäßiger Treue gegebene Beantwortung dieſer beiden Fragen markirt in charakteriſtiſcher Weiſe die Signatur der „guten alten frommen Zeit“.

Eine junge Frau iſt, nehmen wir an, durch ein Zuſammenwirken trauriger Erfahrungen, phantaſtiſcher Vorſtellungen und körperlicher oder gemüthlicher Verſtimmungen zu dem Wunſche gelangt, in den Beſitz von Zauberkräften zu gelangen. Sie trachtet alſo, ein Bündniß mit dem Teufel zu machen, und ſucht zu dieſem Zwecke die Bekanntſchaft mit Weibern, ſo im Verdachte der Hexerei ſtehen, damit ihr die Vermittelung derſelben zutheil werde. Dieſe Vermittelung tritt ein und die Kandidatin erfährt, wie ſie ſich anzuſtellen habe. Oder auch gibt der Teufel, welcher ja ſein Abſehen insbeſondere auf fromme und tugendſame Mädchen und Frauen geſtellt hat, dieſer oder jener Hexe den Auftrag, ihm das auserſehene Opfer ins Garn zu treiben. In dieſem oder jenem Falle gibt ſich die in den Höllenbund Aufzunehmende dem böſen Feinde zu eigen, indem ſie feierlich, ſo ſie eine Katholikin, „Gott und Maria“, oder, ſo ſie eine Proteſtantin, „unſern Herrgott und ſeine zehn Gebot“ verleugnet und abſchwört. Aber zur Beſiegelung des teufliſchen Bündniſſes gehört nothwendig die Buhlſchaft mit dem Teufel, welcher hierbei die Geſtalt eines in Grün gekleideten Junkers, eines Reiters- oder Jägermannes annimmt und der Namen Voland, Hämmerlein, Federlein, Gräßle, Grünhütl und ähnlicher mehr ſich bedient. Der Böſe drückt dann ſeiner Buhlin irgendwie an ihrem Leibe den Höllenſtempel, das „Hexenmal“ (stigma diabolicum) auf und die Hexe iſt fertig. Indeſſen erübrigt noch, um ſie ihren Hexenſchweſtern völlig gleichzuſtellen, ihre förmliche Einführung in die den Widergott, den Aftergott, den Affen Gottes, den Teufel anbetende Gemeinſchaft. Dieſe Einführung erfolgt in der nächſten Hexenſabbathnacht. Jedes Land hat eine oder mehrere Hexenſabbathſtätten. In Deutſchland ſind von der Nord- und Oſtſee bis zu den Alpen mindeſtens ein Dutzend „Hexenberge“ zu zählen. Denn Bergesgipfel ſind die Lieblingsorte dieſer Verſammlungen und von deutſchen Bergen wiederum der Brocken oder Blocksberg im Harz der auserwählte. Lokale Zuſammenkünfte von Hexen und Hexenmeiſtern finden allwöchentlich zu beſtimmten Nächten ſtatt; aber die Generalverſammlung der deutſchen Hexerei, das Hauptfeſt der Teufelskirche fällt in die erſte Mainacht und dieſe „Walpurgisnacht“ — eine deutliche Erinnerung an das große Frühlingsopferfeſt unſerer heidniſchen Ahnen — wird auf dem Brocken gefeiert. Unſere Hexe macht ſich dazu auf, indem ſie ſich entkleidet, ihren Körper und einen Beſenſtiel mit der nach Anleitung des Teufels aus den zu Brei gekochten Gliedmaßen von ungetauften Kindern bereiteten „Hexenſalbe“ beſtreicht und ein geheimes Paßwort murmelt, worauf ſie

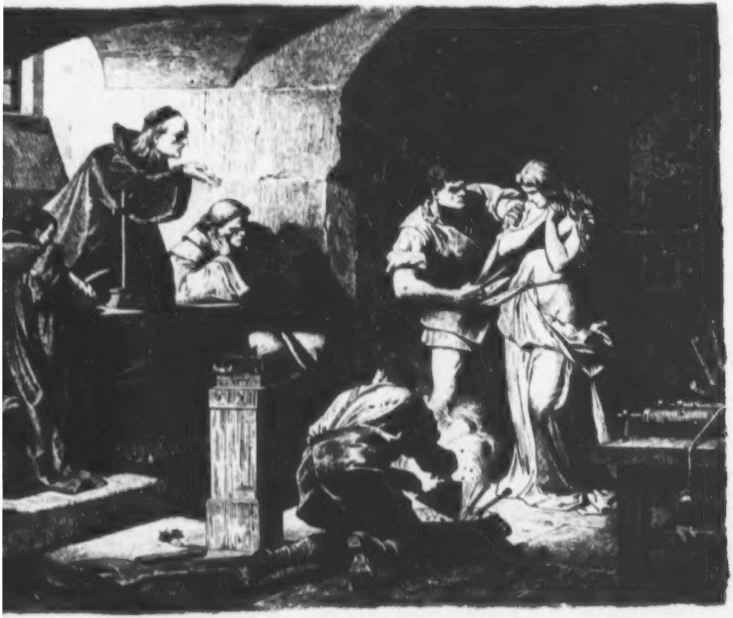


[illegible]

bunten Gewühle auf der Spitze des Brockens. Da ſitzt er in der ganzen Düſterniß ſeiner Höllenmajeſtät auf einem mit Gold beſchlagenen Ebenholzthron, halb Menſch, halb Bock. Er hat einen Bocksbart und einen langen Schweinſchwanz. Seine Finger laufen in ſchreckliche Krallen aus und von ſeinen Füßen gleicht der eine einem Pferdefuß, der andere einem Gänſefuß. Mehrere kleine Hörner verflechten ſich auf ſeinem Scheitel zu einer Art von Krone, aus ſeiner Stirne aber ragt ein langes Horn hervor, von deſſen Spitze ein Licht ausgeht, heller als der Mond. Dieſes Licht beleuchtet, verbunden mit dem Höllenfeuer ſprühenden Glanze ſeiner großen Eulenaugen die ganze Scene. Um die neunte Abendſtunde heben die Sabbathsbräuche an. Die ganze verſammelte Gemeinde ordnet ſich zur Proceſſion und zieht an dem Höllenkönig vorüber, wobei ſich alle vor demſelben niederwerfen, ihn unter Verleugnung Gottes ihren Herrn und Meiſter nennen und ihm die linke Hand, den linken Fuß und den Hintern küſſen. Hierauf folgt eine Art von

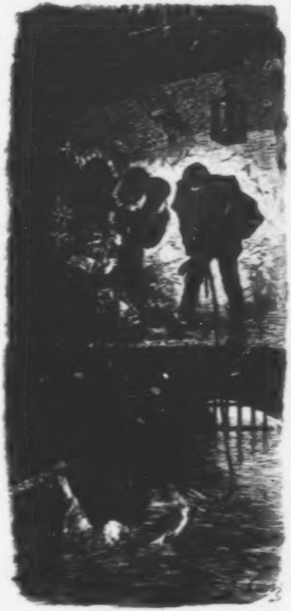
Am Schluſſe des Hochamtes reicht er, die blaſphemiſche Parodie des chriſtkatholiſchen Gottesdienſtes zu vollenden, ſeinen Bekennern das Abendmahl in beiderlei Geſtalten; aber die ſchwarze Hoſtie ſchmeckt wie faules Holz und der hölliſche Kelch bietet einen widerlichen Trank. Folgt nun ein Feſtbankett, wobei jedoch alle Speiſen und Getränke ekelhaft ausſehen und ſchlecht ſchmecken, wie ja überhaupt der Teufel ſeine Anhänger übel belohnt, bei jeder Gelegenheit belügt — er iſt und bleibt eben der „Vater der Lüge" — und ſo betrügt, daß auch das Geld, zu welchem ſie mit ſeiner Hilfe gelangen, über Nacht in Sägmehl, Kohlen oder Koth ſich verwandelt. Hierauf beginnt der große Hexentanz und zwar ſo, daß alle Tänzer und Tänzerinnen ſich zum Ringelreihen die Hände reichen mit nach der Außenſeite des Kreiſes gewandten Geſichtern. Mit dem Tanze iſt eine allgemeine Orgie der Unzucht verbunden. Der Schlußakt des ganzen Feſtes beſteht darin, daß der Bockteufel, nachdem er ſeine Gemeinde ermahnt hat, recht viel Böſes zu wirken, ſich ſelber zu Aſche brennt, und von dieſer nehmen die Hexen mit, weil ſie das kräftigſte Zaubermittel. Der ganze Spuk iſt vor Mitternacht aus und vorbei.

Das Regiſter der „Anzeichen" (indicia) der Hexerei war buchſtäblich ein unendliches, weil alles und jedes, das Kleinſte wie das Größte, das Erhabenſte wie das Lächerlichſte den Verdacht der Zugehörigkeit zum großen Teufelsbunde hervorrufen konnte und in tauſend und abertauſend Fällen irgend ein elender Zufall dieſen Verdacht auch wirklich hervorrief. Es iſt eine furchtbare Wahrheit, daß, ſeitdem der „Hexenhammer" kanoniſches Anſehen erlangt hatte, nahezu zwei Jahrhunderte lang kein deutſches Mädchen und keine deutſche Frau nicht eine Stunde ſicher war, als Hexe angegeben, verhaftet, angeklagt und verurtheilt zu werden. Denn das ganze Verfahren der aus Theologen und Juriſten zuſammengeſetzten Malefizgerichte — ſie waren ſo beſtellt, weil die Hexerei für ein „crimen fori mixti" galt, d. h. für ein vor den geiſtlichen und den weltlichen Richter gleichermaßen gehörendes Verbrechen — ja das ganze Verfahren der Malefizgerichte war ſo, daß in 99 Fällen von 100 die Anklage auch eine Verurtheilung geweſen iſt. Die deutſchen „Hexenthürme", dieſe Orte voll Qual und Grauen, in deren Verließen die armen „Hexen" — mitunter unmannbare Mädchen — der brutalen Lüſternheit der Büttel ſchutzlos preisgegeben waren, ſie hätten von rechtswegen die Aufſchrift der Dante'ſchen Höllenpforte führen ſollen: „Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr eingeht!" Es iſt erwieſen, daß gar manche „Hexen", nur um nicht länger die Kerkerpein ausſtehen zu müſſen, alles bekannt haben, was ihre Richter bekannt wiſſen wollten. Zur Werthung der Hexenbekenntniſſe und der Mittel, wodurch dieſelben in der Regel erlangt wurden, kann die Thatſache beitragen, daß „peinlich befragte" Hexen Leute zu Tod gehext zu haben geſtanden, welche unter den Augen der Richter lebend und wohlauf herumgingen; ſowie daß der Hexerei angeklagte Mädchen von 11, 9 und 7 Jahren bekannten, ſie wären vom Teufel guter Hoffnung geworden ..... In ſo einem Hexenthurm treffen wir die Hexe wieder, welche wir, dem Wahnglauben ihrer Zeitgenoſſen uns anbequemend, zum Hexenſabbath fahren ſahen. Da die Angeklagte von kräftiger Natur und energiſchem Willen, hat das Kerkerverließ ſeinen Zweck, das „Mürbemachen", nicht erreicht. Sie behauptet ihre Schuldloſigkeit. Die Procedur hat mit der „Ausforſchelung in Güte" begonnen. Hauptfrage: „Glaubt Delinquentin an die Exiſtenz von Hexen?" Eine häkliche Frage! Wird ſie verneint, ſo gibt ſich die Angeklagte offen als Ketzerin zu erkennen; wird ſie bejaht, ſo iſt das ein „Indicium", daß die Bejaherin „mehr von der Sache wiſſe". Zunächſt wird noch immer „auf gütlichem



„Du ſollſt ſo dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich ſcheint!“

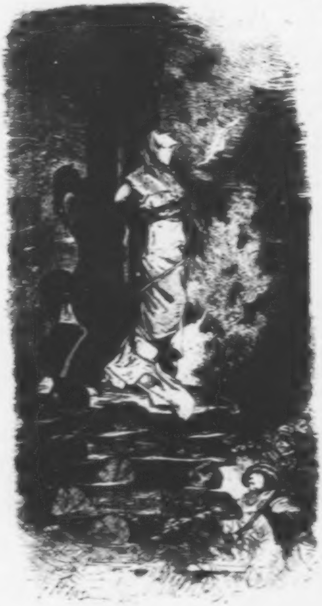
hält, woran die Hexe gebunden iſt, fügt es, daß ſie auf dem Waſſer ſchwimmen bleibt. Ein böſes „Anzeichen", denn das Waſſer nimmt ja nichts Unreines, Sündhaftes in ſich auf. Alſo wird das Verfahren fortgeſetzt und kommt nun die ſchamloſe „Nadelprobe" an die Reihe, welche die Aufſuchung und Erweiſung des „Hexenmals" an dem Körper der Angeſchuldigten bezweckt. Liefert auch dieſe Probe kein klares Ergebniß — der Teufel löſcht nämlich das Stigma häufig aus, um ſeine Buhlin zu retten — ſo wird zur „peinlichen Frage" geſchritten. In der Folterkammer werden in Anweſenheit des proceßleitenden Richters, ſeines Protokollſchreibers und zweier Schöffen die Marterwerkzeuge eines nach dem andern durch den Büttelmeiſter der Hexe vorgezeigt, ihr Gebrauch und ihre Wirkung erklärt. Auch das löſ't die Verſtocktheit der „Unholdin" nicht. Sie bleibt noch ſtandhaft, als ſie ſchon entkleidet iſt und der Henker ſeine ſchreckliche Handirung mit der Formel anhebt: „Du ſollſt ſo dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich ſcheint!" Unſere „Hexe" iſt eine Heldin. Alles Gräßliche, was an ihr verübt wird, alle die haarſträubende, gliederverrenkende, knochenzerbrechende, fleiſchzerreißende Pein, welche „Daumenſchrauben" und „ſpaniſche Stiefeln", die „Leiter" und der „geſpickte Haſe", der „Schraubſtock" und die „Karbatſche", brennender Schwefel, ſiedendes Oel und flüſſiges Blei verurſachen — zweiundzwanzig ſich ſteigernde Foltergrade hält ſie aus mit ſchier übermenſchlichem Duldmuth und erſt der dreiundzwanzigſte bricht in dieſem gebrochenen, blutrünſtigen, verſengten Leibe die Kraft der Seele. Mit einer Stimme, die nichts Menſchliches mehr hat, geſteht ſie alles, was man von ihr geſtanden haben will. Sie würde auf Verlangen bekennen, daß ſie Gott ermordet hätte, noch bevor er die Welt geſchaffen. Nun kann das Malefizgericht in feierlicher Sitzung mit heiterm Gewiſſen das Todesurtheil über die „ſchuldige" Hexe



Die Hexenprobe.

mit jenem wunderſamen Heroiſmus, welchen ja tauſende ihrer Unglücksgefährtinnen auf der Blutbühne oder auf dem Scheiterhaufen erwieſen haben.

Wie ſchon angegeben worden, hat das Hexenbrennen in Deutſchland erſt im 16. Jahrhundert an Kraft und Umfang ſo zugenommen, daß etwa von 1560—70 an maſſenhafte „Einäſcherungen" vorkamen. Man darf wohl ſagen: jede Stadt, jede Prälatur, jedes Dorf, jeder Edelhof in deutſchen Landen mußten ihren Hexenbrand haben. Die Statiſtik dieſer gerichtlichen Morde iſt das Grauenhafteſte, was die Geſchichte der menſchlichen Narrheit zu melden weiß. Die Bezifferung der gerichtlich in Deutſchland gemordeten „Hexen" auf 100,000 dürfte mehr unter als über der Wahrheit ſein. Ein Hexenproceß zog meiſtens eine ganze Reihenfolge von ſolchen nach ſich, und aus den geringfügigſten Anfängen entwickelten ſich oft wahrhaft rieſige Proceduren, welche Menſchen aller Stände und Berufsklaſſen, Kinder beiderlei Geſchlechtes, Edelfrauen und Dienſtmägde, Laien und Geiſtliche, Handwerker, Junker und Domherren, Beamte, Gelehrte und Künſtler, Mädchen von blendender Jugendſchöne und Weiber von abſchreckender Altershäßlichkeit mitſammen ins Verderben riſſen. Um ſich hiervon zu überzeugen, braucht man bloß das Verzeichniß der 219 Perſonen anzuſehen, welche in der Stadt Würzburg von 1627 bis 1629 „wegen Hexerei" hingerichtet wurden, während in derſelben Zeitfriſt im ganzen Bisthum Würzburg unter dem „milden" Krummſtab des Biſchofs Philipp Adolf von Ehrenberg nicht weniger als 900 „Hexenleute" vom Leben zum Tode ge-

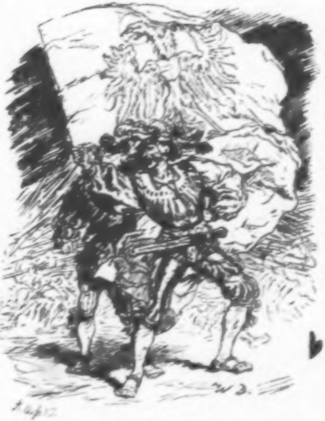

[illegible]

[illegible] Seite veranſtaltete der Erzbiſchof von Salzburg wieder einmal erſchreckend klar, daß die „ſittliche Weltordnung“, von welcher die Leute ſo viel reden und um welche ſie ſich ſo wenig kümmern, immer erſt dann ſich geltend machen kann, wann die unſittliche bis zu zeitweiliger Erſchöpfung ſich ſattgetollt hat. Einen der erſten ſchüchternen Verſuche, die Wirklichkeit der Hexerei anzuzweifeln, wagte in demſelben Jahre 1489, in welchem der „Hexenhammer“ gedruckt wurde, Ulrich Molitor in ſeinem „Schön geſprech von den Unholden“. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts traten der Prieſter Loos und der Arzt Weier mit Einwürfen gegen den Hexenwahn und den Hexenproceß hervor, wurden aber nicht gehört und hart verfolgt. Im Jahre 1593 ſodann ließ Auguſt Lercheimer ſein „Chriſtlich Bedencken vnnd Erinnerung von Zauberey“ ausgehen, worin er beſonders den wüſten Blödſinn von der teufliſchen Buhlſchaft bekämpfte. Achtunddreißig Jahre ſpäter, 1631, erſchien die berühmte Streitſchrift „Cautio criminalis“, deren Verfaſſer, Graf Friedrich von Spee — als Dichter der „Trutz Nachtigal“ (1649) auch literargeſchichtlich mit Ehren zu nennen — einer der beſten Deutſchen von dazumal geweſen iſt, obgleich ein Mitglied des Jeſuitenordens. Dieſer hochherzige Mann, dem ſeine Amtspflicht, als „Auströſter“ verurtheilte Hexen zum Scheiterhaufen zu begleiten, vorzeitig das Haar ergrauen gemacht hatte, richtete, durch den Schleier der Anonymität gegen die Gefahr, ſelber als Ketzer verklagt und verurtheilt zu werden, nur unzulänglich geſchützt, in der erwähnten Schrift ebenſo taktvoll als energiſch ſeinen Angriff nicht ſo ſehr auf den Hexenglauben als vielmehr auf den Hexenproceß, deſſen ganze Scheuſäligkeit er meiſterhaft enthüllte, um zu dem Schluſſe zu kommen, daß ein ſolches Verfahren ſchlechterdings alle Angeklagten, auch die ſchuldloſeſten, auf den Scheiterhaufen bringen müßte. Aber auch dieſe redliche Stimme fand nur wenig Gehör. Man horchte lieber auf die des blödſinnig-gelehrten Karpzov. Erſt zu Ende des 17. Jahrhunderts fand Spee einen ebenbürtigen Nachfolger in dem Niederländer Balthaſar Bekker, deſſen Buch „Die bezauberte Welt“ (1691) endlich ein durchſchlagendes Licht in die Nacht des Zauberglaubens hineinwarf. Weiterhin hat unſer trefflicher Thomaſius, ſtets rüſtig voran, wo es gegen Unvernunft und Unrecht zu ſtreiten galt, in der Zeit von 1701 bis 1712 wiederholt und nachdruckſam den Hexenwahn und den Hexenproceß befehdet.

Allein noch war trotz alledem das eherne Zeitalter der Orthodoxie nicht zu Ende und wir werden daher noch mitten im 18. Jahrhundert, ja noch gegen den Ausgang deſſelben hin mitanſehen müſſen, daß und wie auf deutſchem Boden gerichtliche Morde an „Hexen“ verübt wurden.

4.

Landsknechtſchaft und Kriegsfurie.



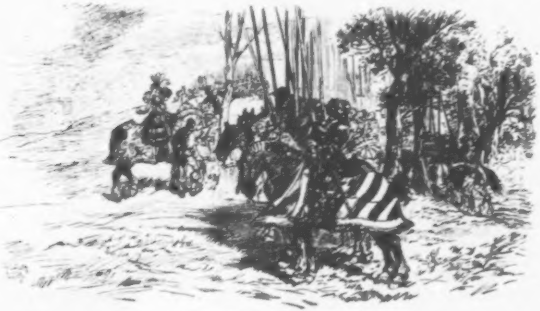
[illegible]

Vormals waren, wie jedermann weiß, die Kanonen förmlich die „ultimae rationes principum“, die letzten Beweisgründe der Fürſten zubenannt. Sie konnten aber ebenſowohl die letzten Beweisgründe der Völker heißen. Denn der Menſch iſt ein kriegeriſches Thier vom Anfang geweſen und wird es bleiben bis zum Ende. Bedeutſam läßt ſogar der anerkannte Dichter der Freiheit und Humanität ſeinen beſonnenen Rechtsbodenmann Stauffacher auf dem Rütli ſagen:

„Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt uns das Schwert gegeben“ …

Denn auf alle die wohlmeinenden Fragen nach der Möglichkeit eines „ewigen“ oder auch nur eines etwas dauerhaften Friedens unter den Menſchen gibt die Geſchichte ein entſchiedenes „Nein!“ zur Antwort. Allzeit ging und geht, wie die Menſchen nun einmal ſind und allen Vervollkommnungsphraſen zum Trotz dem Weſen nach immer ſein werden, Macht vor Recht und war und iſt dieſes ohne jene nur das bekannte Meſſer ohne Heft, dem die Klinge fehlt. Alle verſtehen alle, welche im Weltgeſchichtebuch mit ſehenden Augen leſen, unſchwer, daß und warum die Sorge für das Kriegsweſen unter den Sorgen der Völker allzeit und überall mitvoranſtehen mußte.

So war es auch im Reformationszeitalter. Die kriegeriſchen Charaktermerkmale deſſelben ſind geweſen, daß es den Uebergang vom Feudalheer zum Söldnerheer vollendete und daß es an die Stelle der mittelalterlichen Taktik die Anfänge der neuzeitlichen ſetzte. Jenes wurde zuwegegebracht dadurch, daß der handwerksmäßige Solddienſt den zeitweiligen Lehensdienſt verdrängte und verdrängen mußte, weil zur Kriegsführung, wie ſie durch den Gebrauch der Pulverſchießwaffen ſich geſtaltet hatte, nur Berufsſoldaten ausreichten; dieſes dadurch, daß die Entſcheidung in den Schlachten nicht mehr wie im Mittelalter bei der Reiterei und auch nicht mehr wie im 15. Jahrhundert bei den „wandelnden Mauern gleichen“ Fußvolkhaufen der Huſſiten und der Schweizer war, ſondern vielmehr beim planmäßigen Zuſammenwirken der drei Waffengattungen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die beiden Schlachten von Marignano (1515) und Pavia (1525) veranſchaulichen dieſe große Wendung in der Kriegskunſt. In ſittlicher und nationaler Beziehung war gegenüber dem Lehenkriegsdienſt der Soldkriegsdienſt ein entſchiedener Rückſchritt. Der Lehenskrieger hatte, indem er dem Rufe zum Reichsheerbann oder auch nur zur Fehdeführung ſeines Lehensherrn folgte, einem Gebote der Pflicht und Ehre genügt; der Soldkrieger verkaufte ſeine Haut dem Meiſtbietenden, häufig genug den ausgeſprochenen Feinden des eigenen Landes. Pflicht und Ehre war bei ihm erſetzt durch den Nutzen, den perſönlichen Vortheil. Für alle andern ſittlichen Motive mußte bei dem Söldner der ſoldatiſche Korpsgeiſt, die Fahnentreue aufkommen und dieſes Erſatzmittel erwies ſich nicht ſelten bedenklich ſchwach. Das Unſittliche, das Volk- und Landver-

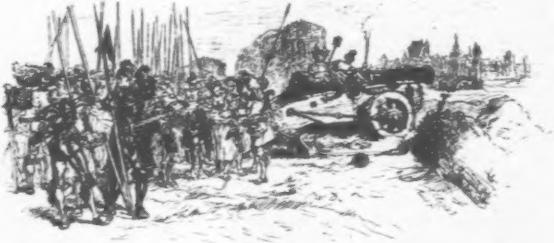


Reitern aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts

Ein großer deutſcher Kriegsmann, Georg von Frundsberg, hat ſich ſodann als Organiſator der Landsknechtſchaft den Ehrennamen eines „Vaters der Landsknechte“ erworben. Dieſe Söldner, anfänglich aus der deutſchen Bauernſchaft rekrutirt, waren die eigentliche Kraft und Stärke nicht allein des Fußvolkes, ſondern des Heerweſens der Reformationszeit überhaupt. Der Befehliger der ganzen Landsknechtſchaft einer Armee führte den Titel „General-Oberſt oder Oberſter-Feldhauptmann“ und war nur dem „Kriegsherrn“ oder „Soldherrn“ verantwortlich. Der Generalſtab beſtand aus dem Kriegszahlmeiſter, dem Oberproviantmeiſter, dem Generalquartiermeiſter, dem Oberſt-Feldarzt, dem Heer-Herold, dem „Generalgewaltiger“ (Oberſt-Profoß) und dem „Brandmeiſter“, welcher die Brandſchatzungen beſorgte. Der Landsknechtsharſt war in Regimenter gegliedert. Das Regiment befehligte der Oberſt, deſſen Monatsſold durchſchnittlich 400 Gulden betrug. Den Regimentsſtab bildeten der Oberſtleutnant, der Wachtmeiſter, der Quartiermeiſter, der Regimentsfurir, der Feldprediger, der Oberfeldſcheerer, der Regimentsprofoß und der „Hurenweibel“, welcher die Troßbuben und Lagerdirnen zu überwachen hatte. Das Regiment beſtand aus 8 bis 10 Fähnlein, deren jedem ein Hauptmann mit 40 Gulden Monatsſold vorgeſetzt war. Unter dem Hauptmann ſtanden der Leutnant, der Fähnrich, der Feldwebel, der Kaplan und die Rottenmeiſter. An der Spitze des Fähnleins marſchirten gewöhnlich 12 bis 15 „Muſketire“. Sie waren mit „kleinen Doppelhaken“ oder Muſketen bewaffnet und trugen an einem über die linke Schulter hängenden Riemen zwölf hölzerne Kapſeln, deren jede eine Pulverladung enthielt, und an demſelben Riemen hingen auch der Kugelbeutel und die Zündpulverbüchſe. Hinter den Muſketiren kamen die „Arkebuſire“, deren Hauptwaffe die Arkebuſe, auch Halbhaken genannt, früher mit einem Luntenſchloß, ſeit 1517 mit dem zu Nürnberg erfundenen Radſchloß. Arkebuſire wie Muſketire hatten auch ein kurzes, breites, zweiſchneidiges Seitengewehr und trugen leichte Panzer und Sturmhauben. Folgten die „Pikenire“, bewehrt mit Harniſch, Arm- und Beinſchienen, Blechſchürzen und Pickelhauben, bewaffnet mit Kurzſchwert, zwei Radſchloßpiſtolen und einer ſehr langſchäftigen Pike, ſtatt welcher etliche Rotten des Fähnleins auch zweihändige Schlachtſchwerter oder aber Hallbarten, d. h. langſtielige Beile führten. Ein Fähnlein beſtand ſeit Kaiſer Karl dem Fünften in der Regel aus 400 „Fußknechten“. Den höchſten Sold bezogen die Muſketire, durchſchnittlich 10 Gulden monatlich. Alle mußten ſich auf eigene Koſten bewehren und bewaffnen. Die Uniformirung war noch nicht durchgeführt; denn die Herren Landsknechte hielten es in der Regel für ausreichend, Feldbinden von der Farbe ihres jeweiligen Soldherrn zu tragen, und überließen ſich im übrigen allen Launen der herrſchenden Mode, ſowie des perſönlichen Geſchmackes oder Ungeſchmackes. Nirgends graſſirte z. B. der „pludrichte, zuluderte, zucht- und ehrverwegene Hoſenteufel“, wie der brandenburger Hofprediger Andreas Muſkulus die närriſche Pluderhoſenmode ſchalt, ſo toll wie unter den Landsknechten, die es dahin zu bringen wußten, daß zu einem Paar Pluderhoſen von 60 bis zu 130 Ellen Zeug erforderlich war. Die Landsknechtſchaft war überhaupt ein Hauptherd der Vergeudung, Unſitte und Ausſchweifung. Die Söldner hörten es gern, wenn man ſie die „frummen“ Landsknechte nannte und nannten ſich ſelber ſo. Aber man leſe nur die Schilderungen, welche zeitgenöſſiſche Schriftſteller von ihrem Thun und Treiben entworfen haben, und man wird erfahren, daß ſie in der That „gar ein bös Volk“ geweſen ſind, als welches der ehrliche Hanns Sachs ſie bezeichnete. Allerdings war das „Kriegsrecht“, unter welchem ſie ſtanden, ſtreng genug und ſetzten die einzelnen „Kriegsartikel“ furchtbare Strafen auf Inſubordination, Fahnenflucht, Meuterei, Raub, Mord, Brandſtiftung, Nothzucht u. ſ. w., Anwendung gebracht, ſo ſchloß das Regiment einen Kreis, in deſſen Mitte der Bezichtigte und der Regimentsprofoß ſtanden, welcher letztere als Ankläger amtete. Das Verfahren war ſo ſummariſch wie möglich. Der Angeklagte wurde durch das Handmehr ſeiner Kameraden entweder freigeſprochen oder aber verurtheilt, auf der Stelle „durch die Spieße gejagt zu werden". In dieſem Falle bildete das Regiment eine Gaſſe mit vorgeſtreckten Spießen, in welche der Profoß den Miſſethäter hineinſtieß zu mehr oder weniger raſchem Tod. Eine Abſchwächung, freilich nur eine noch ſattſam barbariſche Abſchwächung dieſes „Spießgerichtes" war das „Gaſſenlaufen", welches der Schwedenkönig Guſtav Adolf unſere Vorfahren gelehrt haben ſoll. Ein tüchtig Stück brutalen Humors iſt der Landsknechtſchaft nicht ſelten zu eigen geweſen und derſelben nicht übel zu Geſichte geſtanden. Weltgeſchichtlich iſt dieſer deutſche Landsknechthumor einmal zu Tage gekommen bei jenem ſchrecklichen „Sacco di Roma", in den Maitagen von 1527, nachdem das Heer Karls des Fünften in dem Streite des Kaiſers mit Papſt Klemens dem Siebenten die „ewige Stadt" mit Sturm genommen hatte. Wer aus dem Grunde wiſſen will, was dazumal die Erſtürmung einer Stadt zu bedeuten hatte, der muß die Schilderungen kennen lernen, welche Augen- und Ohrenzeugen von dieſem Gräuel hinterlaſſen haben. Tagelang war Rom die Hölle des Dante. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Schilderer derſelben den deutſchen Soldaten das Zeugniß geben, dieſe hätten ſich gegenüber den unglücklichen römiſchen Mädchen und Frauen nicht ſo ſchandbar und grauſam aufgeführt wie die welſchen. Dagegen leiſteten unſere Landsleute in der Verſpottung des Papſtes, der ſich in die Engelsburg geflüchtet hatte, das Landsknechtiſch-Mögliche und die nachſtehende von ihnen aufgeführte Poſſe kennzeichnet draſtiſch die Stimmung, welche zehn Jahre nach Luthers Auftreten unter den deutſchen Landsknechten des kaiſerlichen Heeres umging. Eines ſchönen Maitages kam der landsknechtiſche Feldwebel Wilhelm von Sandizel auf einem Maulthier vor die Engelsburg geritten. Er hatte pontifikale Prachtgewänder an und eine dreifache Krone auf dem Kopf. Eine Anzahl ſeiner Kameraden umgab ihn. Sie waren als Kardinäle und Biſchöfe verkleidet und erzeigten dem Landsknecht-Papſte mit Kopfneigen, Kniebeugung und Fußküſſen in poſſenhafter Weiſe alle die Reverenzen, ſo dem wirklichen von ſeinen Prälaten erzeigt zu werden pflegten. Trabanten und „Schweizer" eröffneten und ſchloſſen den Zug, welcher unter Pfeifenklang und Trommelſchlag auf den Borgo rückte. Dort ließ ſich angeſichts der Engelsburg Papſt Sandizel der Erſte einen Becher mit Wein füllen, ſchwenkte denſelben ſegnend gegen das Kaſtell und trank dem dort eingeſchloſſenen ſiebenten Klemens ein Proſit zu. Die nachgemachten Biſchöfe und Kardinäle thaten ihrem „heiligen Vater" reichlich in Wein Beſcheid und brüllten, jetzt wollten ſie einmal recht fromme Päpſte, Biſchöfe und Prälaten machen, die dem Kaiſer gehorſam und keine Rebellen wären. Zum Schluſſe ſchrie der Herr von Sandizel: „Den Luther ernenn' ich zu meinem Nachfolger, dem will ich das Papſtthum ſchenken. Wer beiſtimmt, hebe die Hand auf!" worauf alle die luſtigen Geſellen die Hände emporhielten und in den Jubelruf ausbrachen: „Luther Papſt! Papſt Luther!"

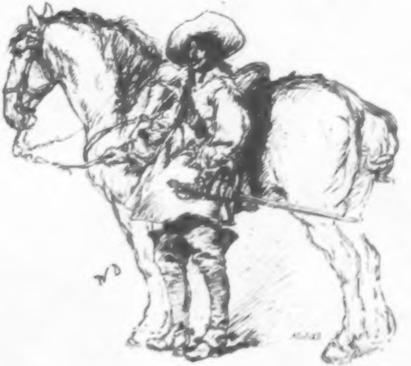
Das Reiterregiment zählte im 16. Jahrhundert 750 bis 1000 Pferde. Es gliederte ſich in „Standarten", und eine Reiterſtandarte beſtand in der Regel aus 180 ſchweren Reitern („Kyriſſern") und aus 60 leichten („Karabinern"). Jene waren noch ganz die „Eiſenreiter" des Mittelalters, ritten ſchwere Hengſte, führten eine ſtarke Lanze, waren außerdem mit einem langen, zu Hieb und Stoß dienlichen Degen, mit zwei „Fauſtrohren" und einem Streitkolben bewaffnet; dieſe ritten leichtere Pferde, trugen leichtere Rüſtung, hatten Degen und „Fäuſtlinge", führten aber als Hauptwaffe den Karabiner.

ſtand unter der oberſten Leitung des „Feldzeugmeiſters". Zu nächſten Untergebenen hatte er einen Leutnant, einen Zahlmeiſter, einen Zeugwart und verſchiedene Zeugknechte. Die Bedienungsmannſchaft des einzelnen Geſchützes kommandirte der Büchſenmeiſter (ſpäter Konſtabler) mit Beihilfe des Feuerwerkers (ſpäter Bombardir). Die „Büchſen" oder „Karthaunen" waren entweder Feldgeſchütze oder Belagerungsgeſchütze. Das kleinſte von jenen war das „ſcharfe Tindlein", welches eine halbpfündige Bleikugel ſchoß, dann folgten in aufſteigender Linie das Falkonet, die Falkaun, die ordinäre Schlange und die Nothſchlange, welche letztere von 18 Mann bedient wurde und eine Vierzigpfundkugel ſchoß. Die Belagerungsgeſchütze hießen in abſteigender Linie die Scharfmetze, welche eine hundertpfündige Eiſenkugel warf, der Baſilisk, die Nachtigall, die Singerin und die große Quartanſchlange. Außerdem gab es ſogenannte Steinbüchſen, „Hauffnitz" (Haubitzen), welche Steinkugeln bis zu 200 Pfund ſchleuderten. „Sprengende



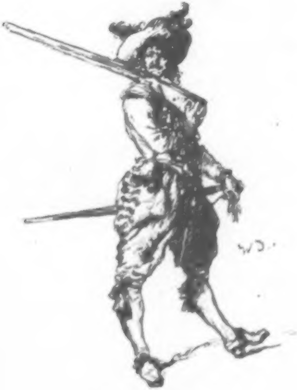
[illegible]

Kugeln", d. h. Bomben kannte man frühzeitig und ſeit 1524 waren auch die Handgranaten (wovon „Grenadire") in Gebrauch. Die vielartigen naturwiſſenſchaftlichen und techniſchen Findungen des 16. Jahrhunderts kamen der Verbeſſerung der Schießwaffen, wie dem Feſtungsbau („Baſtionirung") und der Belagerungskunſt zu ſtatten. Die ſoldatiſche Dreſſur zielte noch immer weit mehr auf die Schlagfertigkeit des einzelnen Mannes als auf die Beweglichkeit der Maſſen. Die Märſche waren ſehr langſam, die Anſchickung zur Schlacht war ungemein weitſchichtig, die Führung des Gefechtes ſelbſt ſchwerfällig im höchſten Grade. Generale wie Frundsberg und Schertlin haben allerdings für die Taktik und Strategie manche Neuerung angeregt, aber im ganzen und großen iſt im 16. und, was die deutſchkaiſerlichen Heere angeht, auch noch im 17. Jahrhundert alles beim Alten geblieben. In den „Armada's", welche Tilly und Wallenſtein beſchäftigten, beſtand ein Regiment Fußvolk aus 10 Kompagnien zu 400 Mann (200 Muſketire koſtete, iſt einigermaßen aus dem Umſtand erſichtlich, daß kraft Vertrags Kaiſer Ferdinand der Zweite ſeinem General-Oberſt Wallenſtein für die Errichtung jedes Infanterieregiments 600,000 Gulden zahlte. Der genannte General erkannte beſſer als ſein Zeitgenoſſe Tilly die Wichtigkeit der Artillerie und vermehrte daher das kaiſerliche Feldzeug bis auf 80 Geſchütze. Sein Gegner, der Schwedenkönig Guſtav Adolf, unbedingt der fähigſte Feldherr des 17. Jahrhunderts, führte techniſche und taktiſche Verbeſſerungen in ſein Heerweſen ein, welche dann mehr oder weniger raſch auch in das deutſche Eingang fanden. Guſtav Adolfs Abſehen ging auf die größere Leichtigkeit und Beweglichkeit von Mann und Zeug. In den Fußvolkregimentern gab er der Mehrzahl der Mannſchaft ſtatt der Piken und Hallbarten Feuergewehre, die Leiſtungsfähigkeit der Reiterei erhöhte er durch leichtere Rüſtung und Bewaffnung, in der Artillerie richtete er zuerſt die „fliegende" ein, indem er die ſchwerfälligen Karthaunen durch Vierpfünder erſetzte, welche auch ſchon mit Patronen geladen wurden, während bei Bedienung der kaiſerlichen Geſchütze die offene Pulvertonne noch neben dem Stücke ſtand und der Konſtabler mittels einer Schaufel das Pulver in die Mündung ſchüttete. Der Schwedenkönig lehrte ſeine Regimenter als taktiſche Körper ſich fühlen, bewegen und ſchlagen, auch hat er eine neue Schlachtordnung eingeführt und mit Glück erprobt, indem er von der üblichen dichtgedrängten Viereckſaufſtellung, auf welche das Geſchütz ſo mörderiſch wirken mußte, abging und dafür eine Schlachtlinie bildete, welche dem Fußvolk, das in Zwiſchenräumen und auf den



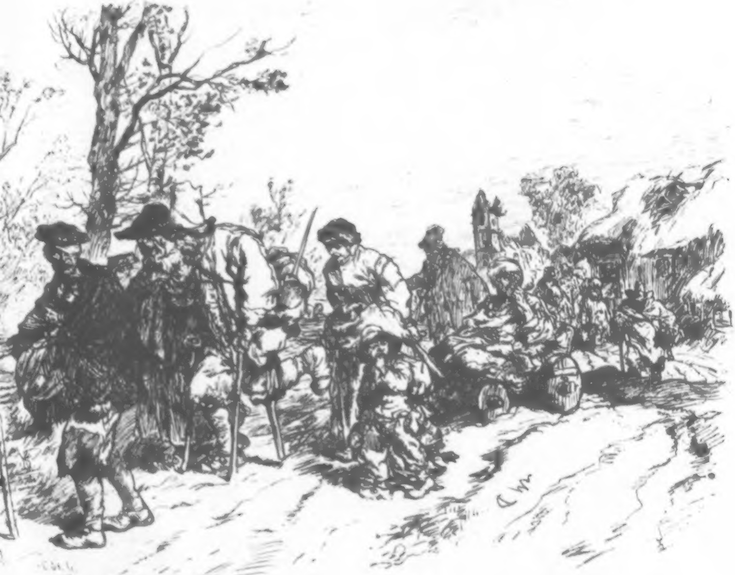
Dragoner.

neueren und neueſten Zeit nicht entfernt den Vergleich aushalten. Im 16. Jahrhundert galt ein Heer von 25,000 Mann, im 17. eins von 50,000 Mann für groß. Die verhältnißmäßig zahlreichſte Armee in Europa unterhielt gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hin Brandenburg-Preußen, nachdem der große Kurfürſt die Stellung ſeines Staates als Militärmacht begründet hatte. Beim Tode dieſes Fürſten (1688) zählte das preußiſche Heer 26,858 Mann mit 40 Geſchützen und erforderte einen jährlichen Koſtenaufwand von 2½ Millionen Thalern, nahezu die Hälfte der Geſammteinkünfte des Landes. Zu dieſer Zeit war übrigens die Umbildung der auf Zeit in Dienſt genommenen Soldtruppenheere in mittels Werbung zuſammengebrachte ſtehende Armeen in den Hauptzügen ſchon vollendet. Zum Vorbilde dienten in Deutſchland, wie überall, die militäriſchen Einrichtungen Frankreichs, wie Ludwig der Vierzehnte, ſein Kriegsminiſter Louvois und ſeine Marſchälle ſie aufgebracht hatten. Der Landsknecht war gegangen, der Soldat gekommen. Die Heere, willenloſe Werkzeuge einer ränkevollen Kabinetspolitik, nahmen an Größe und Uniformenluxus zu. Noch vor dem Ende des 17. Jahrhunderts war das geſammte Fußvolk mit Feuergewehren bewaffnet, mit Beifügung der Bajonnette. Nur die Subalternoffiziere trugen noch das „Sponton“, eine leichte Partiſane. Bei der Reiterei kamen zu den älteren Küraſſieren und Karabinieren die neueren Ulanen und Huſaren. Im Verhältniß zur techniſchen Entwickelung der Soldaterei wurde die ſociale Stellung derſelben mehr und mehr eine bevorrechtete. Es bildete ſich ein eigener militäriſcher Ehrbegriff aus, der Gegenſatz von Bürger und Soldat nahm an Schärfe und Schroffheit zu und die Kluft zwiſchen Volk und Heer erweiterte ſich zuſehends. Der Zutritt zum Offizierſtand wurde bald zu einem ſtehenden Privilegium des Adels. Die gemeine Soldateska, freilich zumeiſt aus der Hefe der Bevölkerung zuſammengeworben, führte im Banne grauſam ſtrenger „Martialgeſetze“ und unter dem Zwange des Korporalſtockes ein ſklavenhaftes Daſein. Aber dieſe elenden, der ſänftigenden Bande des bürgerlichen Lebens ledigen Söldner, dieſe uniformirten Sklaven betrachteten trotzdem in Folge ihres ſyſtematiſch genährten Standesgefühls die Bürger und Bauern als weit unter ihnen ſtehende Weſen und behandelten ſogar im Frieden die Unterthanen des Fürſten, deſſen Rock ſie trugen, häufig genug wie Feinde.



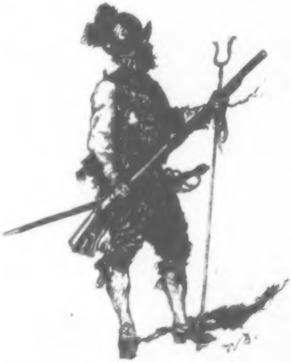
Musketier aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Art der Kriegsführung war im Mittelalter eine, ſo zu ſagen, naturaliſtiſch-barbariſche geweſen. Die Landsknechte des 16. Jahrhunderts brachten Methode in dieſe Barbarei und im 17. Jahrhundert



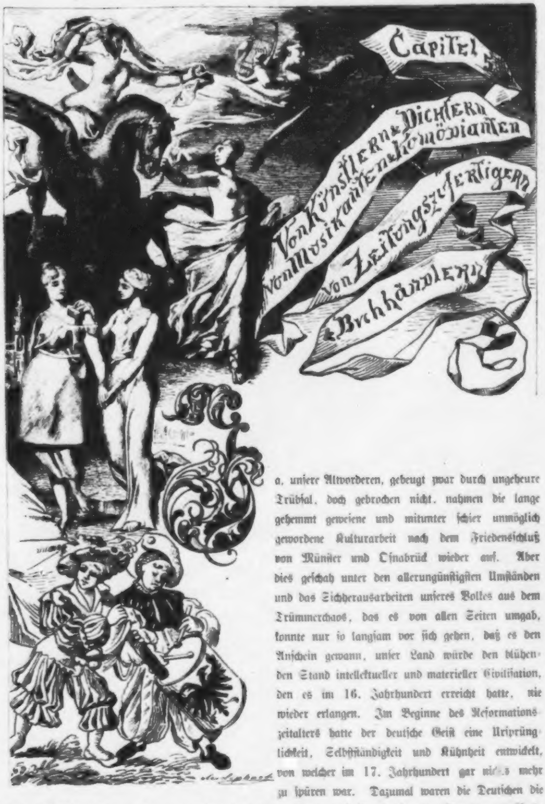
Nach dem dreißigjährigen Krieg.

teufeliſche Phantaſie vermag die Qualen zu erdenken, welche die beſagte „Kriegsfurie“ ausgeheckt und über jedes Alter und Geſchlecht verhängt hat. Erbarmungsloſe Raubſucht und wüthende Zerſtörungsluſt, roher Blutdurſt und raffinirte Grauſamkeit, wilde Unzucht und erfinderiſche Marterkunſt, ſie häuften mitſammen eine Gräuelmaſſe, wie ſie ſo berghoch, feuerflammend und blutſtrömend zum zweitenmal kaum jemals und irgendwo aufgehäuft worden iſt. Zwei zeitgenöſſiſche Autoren, Grimmelshauſen in ſeinem „Simpliciſſimus“ und Moſcheroſch in ſeinen „Geſichten Philanders“, haben uns das Soldatenleben von damals, welches zugleich ein Räuberleben geweſen iſt, gemalt; aber die von ihnen gebrauchten Farben erreichen kaum die entſetzliche Färbung der Wirklichkeit und doch erhält man von ihren Schilderungen oft den Eindruck, als habe man in dieſen verwilderten Soldatenbanden keine menſchlichen Weſen mehr vor ſich, ſondern lauter Beſeſſene, raſende Dämonen, Horden von Teufeln, welche auch das Furchtbarſte, das Rauben, Sengen, Schänden, Martern und Morden in allen Formen wie einen harmloſen Spaß betrieben.


Arkebuſier aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Im Vollglanze ihrer Schrecklichkeit ließ ſich die dreißigjährige Kriegsfurie zuerſt bei der Eroberung von Magdeburg durch die Truppen der katholiſchen Liga ſehen (1631). Dieſe Eroberung war, wie jedermann weiß, zugleich eine Zerſtörung: die Trümmer der verbrannten Stadt deckten nahezu 30,000 ihrer niedergemetzelten Bewohner. Der Katholicismus hatte hier unter der Führung von Tilly und Pappenheim gezeigt, was alles an Werken der „chriſtlichen Liebe“ er zu vollbringen vermöchte. Bald jedoch durfte der Proteſtantismus inbetreff grauſamer Kriegsweiſe den Generalen und Soldaten der alleinſeligmachenden Kirche nichts mehr vorwerfen. Allerdings, ſo lange der Schwedenkönig der oberſte proteſtantiſche Führer geweſen iſt, wurde auf dieſer Seite wenigſtens einigermaßen nach menſchlichen Grundſätzen verfahren. Nachdem aber Guſtav Adolf von der Kriegsbühne verſchwunden, wetteiferten auf derſelben die Bibelgläubigen in aller Schnödigkeit und Abſcheulichkeit mit den Meßbuchgläubigen. Wo die Furia mordend und verheerend vorübergefegt, kamen als ihre Schleppträgerinnen die Hungersnoth und die Peſtilenz hintendrein. Kanibaliſches geſchah: in der Zeit um 1636–37 gab es im Elſaß, in Heſſen und in Sachſen Menſchenfreſſer und Menſchenfreſſerinnen. Nicht nur holte man Todte aus den Gräbern, ſondern man machte auch Jagd auf Lebende, um ſie zu tödten und zu verzehren. Man hörte von Eltern, die ihre Kinder ſchlachteten und aßen; von Söhnen und Töchtern, die das Fleiſch ihrer vor Elend zu Grunde nicht weniger als 934,000 Menſchen durch das Schwert, das Feuer, den Hunger und die Seuche vernichtet worden. Eins der am dichteſten bevölkerten deutſchen Länder war damals das Herzogthum Wirtemberg. In der Zeit von 1634—41 gingen von den Bewohnern deſſelben 345,000 zu Grunde, ſo daß ſieben Jahre vor dem Ende des fürchterlichen Krieges das Land etwa noch 47,000 Einwohner hatte. Und in dieſem kleinen Wirtemberg waren verbrannt worden 8 Städte, 45 Dörfer, 65 Kirchen, 158 Pfarr- und Schulhäuſer, im ganzen 36,000 Gebäude. Von den 500,000 Bewohnern, welche die Kurpfalz i. J. 1618 hatte, waren i. J. 1648 nur noch 48,000 vorhanden. Aehnlich verhielt es ſich mit dem Wegſchmelzen der Bevölkerung in Franken, in Thüringen, in Niederdeutſchland, kurz überall, wohin der Schreckensarm der Furia reichte. Man hat vollwichtige Gründe, anzunehmen, daß die Einwohnerſchaft vom deutſchen Reiche, welche i. J. 1618 gewiß nicht weniger als 16 bis 18 Millionen betragen hatte, i. J. 1649 auf nahezu 4 Millionen herabgekommen war. Kein Wunder, daß man da und dort zu abſonderlichen Mitteln griff, die ſchrecklichen Lücken wieder auszufüllen. So ſind wir z. B. aktenmäßig vergewiſſert, daß im Februar von 1650 der zu Nürnberg verſammelte fränkiſche Kreistag den Beſchluß faſſte, es ſollte in den nächſten zehn Jahren keine Mannsperſon unter dem 60. Lebensalter zum Mönchsgelübde zugelaſſen werden, item alle Prieſter, „ſo nit ordensleuth“, ſollten ſich verheiraten dürfen, item ſollte „jedem Mannßperſohn 2 Weyber zu heyrathen erlaubt ſeyn“.

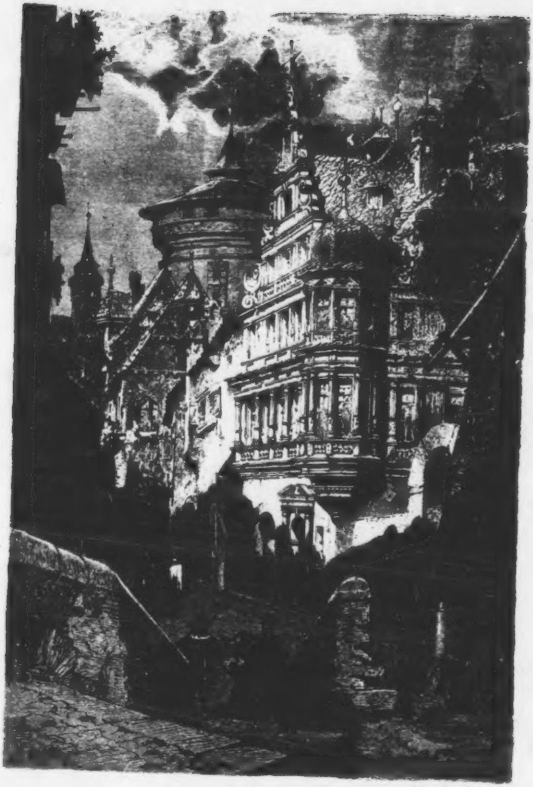
Angeſichts der furchtbaren Geſammtſumme von materiellen und moraliſchen Einbußen, welche der dreißigjährige Krieg unſerem Lande verurſachte, iſt man wohl berechtigt, zu ſagen, daß kein Volk jemals einer ſchwereren Prüfung unterzogen worden ſei als dazumal das deutſche. Und ferner, daß unſer Volk ſeine unzerſtörbare Lebenskraft nie deutlicher erwieſen habe, als es ſie jetzt erwies, indem es inmitten der Armuth, Drangſal, Oede und Verwüſtung, welche die Kriegsfurie hinter ſich zurückgelaſſen, die unterbrochene Kulturarbeit wieder aufnahm.



Da, unſere Altvorderen, gebeugt zwar durch ungeheure Trübſal, doch gebrochen nicht, nahmen die lange gehemmt geweſene und mitunter ſchier unmöglich gewordene Kulturarbeit nach dem Friedensſchluß von Münſter und Oſnabrück wieder auf. Aber dies geſchah unter den allerungünſtigſten Umſtänden und das Sichherausarbeiten unſeres Volkes aus dem Trümmerchaos, das es von allen Seiten umgab, konnte nur ſo langſam vor ſich gehen, daß es den Anſchein gewann, unſer Land würde den blühenden Stand intellektueller und materieller Civiliſation, den es im 16. Jahrhundert erreicht hatte, nie wieder erlangen. Im Beginne des Reformationszeitalters hatte der deutſche Geiſt eine Urſprünglichkeit, Selbſtſtändigkeit und Kühnheit entwickelt, von welcher im 17. Jahrhundert gar nichts mehr zu ſpüren war. Dazumal waren die Deutſchen die führende Geiſtesmacht von Europa geweſen, jetzt lebten ſie vom Geiſtesalmoſen der Fremde und Nachahmung wurde für lange der Charakter ihrer Kultur. Der ſchreckliche Krieg hatte die Wirkung gehabt, welche ſolche Kriege zu haben pflegen. Er hatte die Gemüther verwirrt, verdüſtert und verdummt. Die Verzweifelung hatte die Menſchen verleitet, da, wo natürliche Mittel machtlos zu ſein ſchienen, von übernatürlichen Hilfe zu erwarten. Ganz in der Ordnung alſo, daß der Aberglaube und damit die Macht der Rechtgläubigkeit, folglich die Macht der Prieſter und Prediger außerordentlich zunahm und daß demzufolge während des dreißigjährigen Krieges und unmittelbar nach demſelben mit anderem Unſinn auch der beklagenswertheſte, der Hexenproceßgräuel, wie wir ja geſehen haben, die Zenithhöhe ſeiner Raſerei erreichte. In jeder Beziehung ſteht das 17. Jahrhundert, was Deutſchland angeht, hinter dem 16. zurück, welches auf mehr als einem Kulturgebiete Leiſtungen aufzuweiſen hatte, welchen bis heute nichts Ebenbürtiges zur Seite geſtellt werden kann. Nehmen wir z. B. das deutſche Kunſtgewerbe. Niemand wird behaupten wollen, daß unſer Kunſthandwerk von heute dem des 16. Jahrhunderts an künſtleriſchem Sinn und Geſchmack gleichkomme, ungeachtet dieſes gegenüber von jenem durch alle die ſeither gemachten naturwiſſenſchaftlichen, techniſchen und mechaniſchen Entdeckungen und Erfindungen ganz unverhältnißmäßig im Vortheil iſt. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die deutſchen Kunſthandwerker von wegen ihrer Findigkeit und Fertigkeit, von wegen ihrer Eigenartigkeit im Entwurf und ihrer Tüchtigkeit in der Ausführung in ganz Europa berufen und berühmt, geradezu tonangebend; in unſeren Tagen vermögen ſie ſich durchſchnittlich in keiner dieſer Eigenſchaften mit den franzöſiſchen zu meſſen.

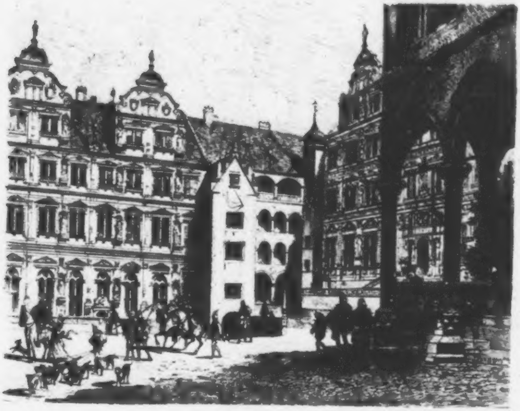
Nur konfeſſionelle Beſchränktheit könnte leugnen, daß die deutſche Kunſt, vorab die bildende, vor der Reformation höher ſtand als nach derſelben. Nahezu zwei Jahrhunderte lang brachten die Baukunſt, Bildnerei und Malerei nichts mehr in Deutſchland zuwege, was den Schöpfungen dieſer Künſte unmittelbar vor oder gleichzeitig mit der Kirchenſpaltung gleichzuſtellen wäre. Sehr natürlich! Der Katholicismus iſt die Religion der Phantaſie, der Proteſtantismus die Religion des Gemüthes. Dieſes kann aber zu Kunſtſchöpfungen der Beihilfe von jener ſchlechterdings nicht entbehren. Solche Beihilfe nachzuſuchen und anzuwenden unterſagte aber der Proteſtantismus in der Herbigkeit ſeines Jugendeifers. Daher die phantaſieloſe, öde Nüchternheit des proteſtantiſchen Gottesdienſtes und die künſtleriſche Unfruchtbarkeit des proteſtantiſchen Dogma's. Dagegen halte man die blühende Sinnlichkeit der katholiſchen Mythologie, den an künſtleriſchen Motiven unerſchöpflichen Mariendienſt, ſowie den phantaſievollen Pomp des katholiſchen Kultus, und man wird unſchwer verſtehen, daß und warum alle die vorragenden Künſtler, welche vom Ende des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in unſerem Lande thätig waren, ihre Anregungen aus dem Katholicismus holen mußten und wirklich geholt haben.

Um ſo mehr, als die katholiſche Kunſt, zunächſt in Italien, mittels der willigen An- und Aufnahme von antik-heidniſchen, helleniſch-humaniſtiſchen Anſchauungsweiſen und Bildungselementen zu jener neuſchöpferiſchen Kraft und Schöpfungsluſt ſich verjüngt hatte, welche die italiſche „Renaiſſance“ kennzeichnet. Der Einfluß derſelben machte ſich bald auch auf der Nordſeite der Alpen bemerkbar. Was die Baukunſt anbelangt, in Deutſchland ſpäter als in Frankreich; denn erſt von der Mitte des 16. Jahrhunderts an haben die deutſchen Baumeiſter den gothiſchen Spitzbogenſtil mit dem griechiſchen Säulenbau und der römiſchen Kuppelform des Renaiſſanceſtils vertauſcht und zwar zunächſt noch nicht bei kirchlichen, ſondern nur bei weltlichen Bauten, Schlöſſern, Paläſten und Patrizierhäuſern. So recht Prachtbautenmuſter dieſes Stils bieten dar der Theil des heidelberger Schloſſes, welcher Otto-Heinrichsbau heißt und zur Zeit der deutſchen Frührenaiſſance geſchaffen wurde (1556–59), ſowie die aus der Spätrenaiſſanceperiode ſtammende Martinsburg in Mainz und das ungefähr gleichzeitige Schloß zu Offenbach. In reichen Handelsſtädten wie Köln, Ulm, Augsburg und Nürnberg wandelten ſich am Ende des 16. Jahr-



Patrizierhaus in Nürnberg.

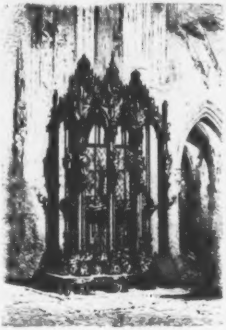
hunderts manche mittelalterlichen „Geſäße" ſtadtjunkerlicher Familien in Renaiſſancepaläſte um mit beſäulten Faſſaden, zierlich prächtigen Erkern und phantaſtiſchen Giebeln. Bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ſtand der Renaiſſancebau in Deutſchland ſehr in Blüthe, wie beiſpielsweiſe das von Holl (1615–20) erbaute Rathhaus zu Augsburg und das gleichzeitig von Holzſchuher aufgeführte Rathhaus zu Nürnberg zeigen. Nach vertobtem Kriegsſturm regte ſich künſtleriſche Bauluſt insbeſondere in norddeutſchen Städten, indem ſie die Grundmotive des Renaiſſanceſtils beibehielt, dieſelben aber freier



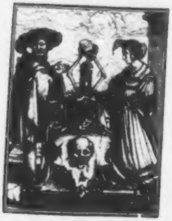
Der Hof des Schloſſes zu Heidelberg.

behandelte oder auch wohl mit dem ſogenannten Barockſtil (des Bernini) entlehnten Zuthaten verſetzte oder endlich zur antiken Einfachheit zurückſtrebte. Der letztgenannten Richtung neigten ſich die Baumeiſter zu, welche zu Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts die Hauptſtadt des aufſtrebenden brandenburg-preußiſchen Staates mit Monumentalbauten ſchmückten: Nehring und Bodt, die Erbauer des berliner Zeughauſes, und der geniale Andres Schlüter, der Planzeichner und Leiter des imponirend-großartigen berliner Schloßbau's (1699–1706), zweifelsohne der bedeutendſte deutſche Künſtler ſeiner Zeit. Am nächſten kam ihm von ſeinen Zeitgenoſſen J. B. Fiſcher von Erlach, welcher Wien zum Schauplatze ſeiner baukünſtleriſchen Thätigkeit machte, aber zwiſchen der antikiſirenden Richtung und der barockhaften ſchwankte. Von jener zeugt das von ihm erbaute kaiſerliche Luſtſchloß Schönbrunn (1696–1700), von dieſer die ſpäter von ihm aufgeführte Karl-Borromäuskirche. Der Barockſtil verwilderte dann zum Perücken- oder Rokokoſtil, welcher die Dekoration zur Hauptſache der Architektur machte und von geiſtloſer Phantaſtik zum Abſurd-Schnörkelhaften abſank.

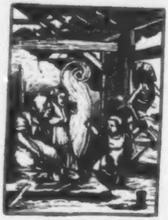
Die deutſche Bildnerei in Stein, in Holz, in Elfenbein und in Metall hatte am Ende des 15. Jahrhunderts erfreuliche Vorſchritte gemacht und trat im 16. mit Leiſtungen hervor, welche zu den beſten künſtleriſchen der Zeit überhaupt gehörten. Hier zeigten ſich ſo recht augenſcheinlich die glücklichen Ergebniſſe, welche aus der innigen Verbindung von Kunſt und Handwerk entſpringen. Die deutſchen Bildhauer, Bildſchnitzer, Gießer, Gold- und Silberſchmiede, Ciſelirer und Schleifer von damals hielten es nicht unter ihrer Würde, tüchtige Handwerker zu ſein, und weil ſie alle Vortheile, welche die Fertigkeit und Erfahrung des Handwerkes ihnen an die Hand gab, den Eingebungen ihres Künſtlergeiſtes zu gut kommen zu laſſen wußten, verſtanden ſie es, das Handwerk in die Sphäre der Kunſt zu erheben. So arbeiteten Bildnermeiſter wie ein Adam Kraft und ein Jörg Syrlin, welche den mittelalterlich-germaniſchen Skulpturſtil zur höchſten Vollendung führten. Zeugniſſe deſſen ſind die Darſtellung der Leidensgeſchichte Jeſu an der Sebalduskirche zu Nürnberg und das herrliche Sakramentshäuslein im Münſter zu Ulm. In der reichen Thätigkeit der nürnberger Rothgießerfamilie Viſcher erkennt man die Verſchmelzung der Ueberlieferungen unſerer Gothik mit den Einflüſſen der Renaiſſance. Der große Meiſter des Bronceguſſes war Peter Viſcher und das Hauptwerk ſeines Lebens das Sebaldsgrab in der Sebaldskirche ſeiner Vaterſtadt, das er i. J. 1508 begann und mit Beihilfe ſeiner Söhne i. J. 1519 vollendete, eine Kunſtſchöpfung erſten Ranges, von welcher mit Fug geſagt worden iſt, daß kein zweites Werk deutſcher Bildnerei „mit der Innigkeit des Nordens die Schönheit des Südens ſo reich, ſo gedankenvoll und ſo harmoniſch“ verbunden habe wie dieſes. Kennzeichnend für die Sinnesweiſe der Träger deutſcher Kunſt von damals iſt die Inſchrift am Fuße des edlen Denkmals deutſchen Genie's und liebevollſten Fleißes: — „Petter Viſcher porger zv Nurmberg machet das werk mit ſeinen ſunnen vnd ward ſolbracht im jar 1519 vnd iſt allein Got dem allmechtigen zv lob vnd ſankt Sebolt dem himelfurſten zv eren mit hilff frumer leut von dem allmuſſen bezalt.“ Hocherfreulich iſt auch die Gemeinnützigkeit des deutſchen Bürgerthums, welche es ermöglichte, die Kirchen, Rathhäuſer, Zunftſtuben und Markthallen ſo vieler Städte unſeres Landes mit Werken der bildenden Künſte zu ſchmücken. Ueberhaupt muß man dem 16. Jahrhundert zu ſeiner Ehre nachſagen, daß in den gebildeten Klaſſen der Schönheitsſinn ſehr geweckt war und daß nicht allein in Fürſtenpaläſten und Herrenſchlöſſern, ſondern auch in Bürgerhäuſern nach dem Beſitze von Kunſtwerken getrachtet und bei dieſem Trachten mit wirklichem Kunſtverſtändniß verfahren wurde.


Das Sebaldsgrab in Nürnberg.

Hinter der deutſchen Bau- und Bildnerkunſt blieb die Malerei nicht zurück. Ihre Anregungen hatte ſie zuvörderſt aus Flandern erhalten, wo in der Künſtlerfamilie van Eyck die neue Richtung dieſſeits der Alpen frühzeitige Pflege genoß. Erklärlich daher, daß die erſten deutſchen Malerſchulen dieſer Zeit in Niederdeutſchland aufgethan wurden, zu Köln und zu Münſter. Oberdeutſchland folgte bald nach. Im Elſaß, in Schwaben und in der Schweiz traten Maler auf, welche ſich einen guten Namen machten.

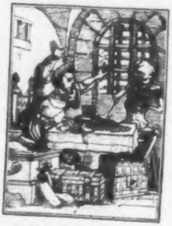


Das Wappen des Todes, von Holbein

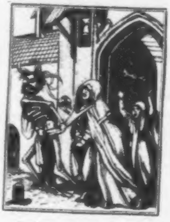


Der Tod und das Kind, von Holbein.

So Martin Schongauer, Bartholomäus Zeitblom, Hanns Schühlein und Niklas Manuel. Die wachſende Theilnahme ſteigerte die Hervorbringung. Augsburg, Baſel und Nürnberg, durch geiſtige Regſamkeit, Gewerbsfleiß und Handelsreichthum vor vielen Städten ausgezeichnet, wurden Lieblingsſitze der deutſchen Malerkunſt. Zu Augsburg war die Malerfamilie Holbein heimiſch, aus welcher die drei Hannſe hervorgingen, Großvater, Sohn und Enkel, von welchen der letztere, Hanns Holbein der jüngere (1495–1543), ein Großmeiſter deutſcher Art und Kunſt geworden iſt, namentlich durch ſeine in Baſel gethane Arbeit. Ein großer Madonnenmaler, hat er die Muttergottes zum Ideal deutſcher Hausfräulichkeit zu machen gewußt. Die Schönheit der Zeichnung in ſeinen Bildern, die Naturwahrheit des Kolorits ſind allbekannt. Aber ſein Beſtes, Eigenartigſtes leiſtete er doch als Schöpfer von jenem „Todtentanz“, welcher als einer der höchſten Triumphe des tragiſchen Humors der germaniſchen Raſſe zu bezeichnen iſt. Albrecht Dürer (1471–1528) wurde zu Nürnberg geboren und hat, Wanderſchaft und Künſtlerfahrten abgerechnet, bis zu ſeinem Tode daſelbſt gelebt. Einer von jenen vielſeitig beanlagten Menſchen, wie die Natur ſie nur ſelten ſchafft, hat er die verſchiedenen Geſtaltungsweiſen der deutſchen Malerei des erſten Viertels vom 16. Jahrhundert in ſich vereinigt und alleſammt zu vollendetem Ausdruck gebracht. In allen ſeinen Werken, ſei es, daß ſie der Oelmalerei, der Kupferſtecherei oder der Holzſchneiderei angehören, hat er die Früchte ſeiner in Italien und in den Niederlanden gemachten Studien mit durchaus ſelbſtſtändigem Geiſte verarbeitet und mit dem Weſen echtdeutſcher Innerlichkeit die blühenden Formen und Farben der italiſchen und der brabantiſchen Schule glücklich verbunden. In allem, was er in der Reife ſeiner Kraft und Bildung hervorgebracht hat, finden wir tiefes Naturgefühl, religiöſe Innigkeit und ſittliche Großheit, nicht weniger aber auch einen friſchquillenden Humor. Bis zuletzt iſt er ein Strebender geblieben, denn eine ſeiner letzten Arbeiten iſt zugleich die gedankenreichſte und ſtilgrößte: jene zwei Tafeln mit den vier „Kirchenſtützen“ Johannes und Petrus, Markus and Paulus, welche bekannter ſind unter dem Namen der „Vier Temperamente“. Zum Holbein und Dürer trat als nicht unebenbürtiger Dritter Lukas Kranach (eigentlich Sunder geheißen, aus Kranach in Franken), welcher ſeine Hauptſtärke in der Porträtirungskunſt hatte und ſeiner Begeiſterung für die kirchliche Reform auch in ſeinen Gemälden Ausdruck zu geben ſuchte und wußte. In der Glasmalerei, welche zu dieſer



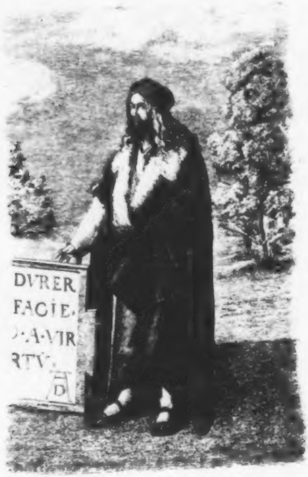
Der Tod und der Geizhals, von Holbein.



Der Tod und die Nonne, von Holbein.

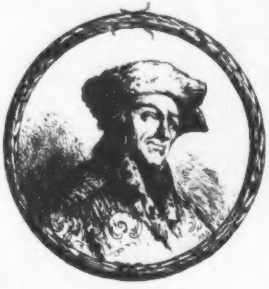
Zeit ihre farbenprächtigſten Schöpfungen entſtehen ſah, thaten ſich Hirſchvogel und Wild hervor und die Künſte des Kupferſtichs und Holzſchnitts hatten ſich der Weiterbildung durch Meiſter erſten Ranges wie Holbein, Dürer und Kranach zu erfreuen. Später, im 17. Jahrhundert, haben beſonders mehrere des Namens Merian als Kupferſtecher geglänzt.

Die redenden Künſte, Muſik, Poeſie und Schauſpielerei, ſtanden unzweifelhaft im Reformationszeitalter gegen die bildenden zurück. Die Inſtrumentalmuſik erfuhr jedoch ſchon im 16. Jahrhundert äußerliche Verbeſſerungen durch Vermehrung und Verfeinerung der Blas- und Saiteninſtrumente: zu den Pfeifen, Zinken, Trompeten, Hörnern, „Rauſchpfeifen“ (Poſaunen) und „Pumbarten“ kamen namentlich die Fagotte und die Mechanik der verſchiedenen Arten von Geigen wurde weſentlich verbeſſert. Die weitaus bedeutendſte vokalmuſikaliſche Errungenſchaft dieſer Zeit war das proteſtantiſche Kirchenlied, welches ja, was die Texte betrifft, auch einen vortretenden nationalliterariſchen Platz behauptete. Der vielſtimmige Choralgeſang iſt unzweifelhaft für die fernerweitige Entwickelung der deutſchen Muſik von großer Wichtigkeit geworden; allein dieſe Entwickelung ging im 16. Jahrhundert nur ſehr langſam voran und ſtockte im 17. ganz, weil mit vielem anderem „alamodiſchen“ Unheil auch das welſche Opernweſen über unſer Vaterland hereinbrach und an den deutſchen Höfen begierige Aufnahme und verſchwenderiſche Pflege fand. Die erſte in Deutſchland, am kurſächſiſchen Hofe zu Torgau i. J. 1627, zur Aufführung gekommene Oper war die „Daphne“, von Opitz aus dem Italiſchen übertragen, von Schütz in Muſik geſetzt. Das fremde Opernſpektakel mit ſeinem abſcheulichen Kaſtratenunfug und ſeiner zuchtloſen Balletgaukelei bannte unſere einheimiſche Muſik für lange Zeit in die Kirchen, und zwar vorzugsweiſe in die proteſtantiſchen, weil ja in den katholiſchen die Jeſuiten, wo immer ſie konnten, das Girren und Trillern der welſchen Opernmuſik einführten. Es mußte ſpäter, wie wir ſehen werden, ein muſikaliſcher Genius von rieſiger Kraft aufſtehen, Johann Sebaſtian Bach, um die deutſche Muſik gegenüber der elenden Nachäfferei fremden Ungeſchmacks wieder und recht zu Ehren zu bringen, die im proteſtantiſchen Choralgeſang gelegenen muſikaliſchen Keime zur reichſten Entfaltung zu zeitigen und überhaupt die religiöſe Tonkunſt auf die höchſte Stufe der Kunſtvollendung zu ſtellen.



Albrecht Dürer.

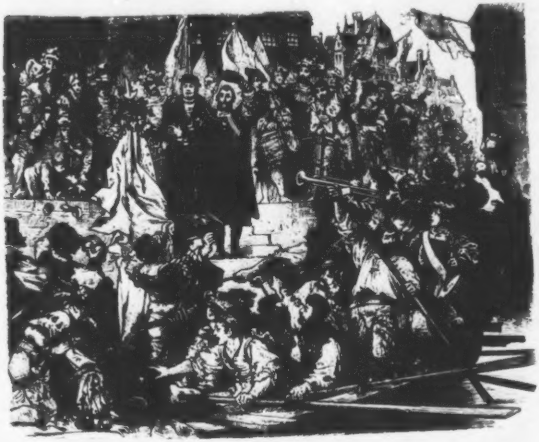
Was die Nationalliteratur unſeres Landes im Reformationszeitalter und bis weit ins 18. Jahrhundert hinein angeht, ſo haben wir uns derſelben, ſo wir ehrlich ſein wollen, nicht eben hoch zu berühmen. Dieſe ganze Zeit ſah bei uns nicht eine einzige Dichtung entſtehen, welche für ein nationales Originalwerk, für ein großes poetiſches Manifeſt der Reformbewegung, für eine Zuſammenfaſſung der unſer Volk dazumal bewegenden und treibenden Gefühle und Gedanken, Wollungen und Strebungen zu einem dichteriſchen Typus gelten könnte. Unſere Literatur blieb hinter der italiſchen, ſpaniſchen und engliſchen, ja ſogar hinter der franzöſiſchen unermeſſlich weit zurück. Die Armuth des 15., 16. und 17. Jahrhunderts an bleibenden poetiſchen Schöpfungen tritt recht deutlich zu Tage, ſo wir ſie mit dem Reichthum unſerer Literatur in ihrer erſten Blüthenperiode im Mittelalter und mit ihrer zweiten am Schluſſe des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts vergleichen. Im ganzen Zeitalter der Reformation ſuchen wir vergebens auch nur einen einzigen Dichter erſten Ranges, eine Erſcheinung, die für ihre Zeit die nationalliterariſche Bedeutung gehabt hätte, welche für das Mittelalter ein Walther, ein Wolfram, ein Gottfried hatten und für die Neuzeit ein Leſſing, ein Göthe, ein Schiller. An Talenten hat es allerdings bei uns auch im 16. und 17. Jahrhundert nicht gefehlt, es gab ſogar recht viele; aber keins derſelben erhob ſich zum Genie, keins vermochte ſich aus dem Bann und Zwang des Theologismus zur menſchlich-freien Anſchauung, aus den Banden der Nachahmung fremder Muſter zu eigenartigem und großem Schaffen emporzuringen. Im einzelnen wurde da und dort Treffliches, Tüchtiges, ſogar Schönes zuſtandegebracht, aber im ganzen und großen haben die nationalliterariſchen Hervorbringungen von dazumal doch weit mehr nur kulturgeſchichtlichen als äſthetiſchen Werth.



Johann Fiſchart.

Neben dem hellen Weitertönen des Volksliedes im 16. Jahrhundert, insbeſondere des hiſtoriſchen, war eine der erfreulicheren Erſcheinungen auf nationalliterariſchem Felde die proteſtantiſche Kirchenliederdichtung, zu der ja Luther ſelber mit ſtarker Bruſtſtimme den Ton angab, welchen dann eine ganze Reihe von frommen Liederdichtern mit mehr oder weniger Glück fortführte. Im 17. Jahrhundert erklang der luther'ſche Bibelton zum letztenmal kraftvoll in den Liedern von Paul Gerhardt. Zur gleichen Zeit dichtete auf katholiſcher Seite der edle Friedrich von Spee ſeine andächtigen Lieder und reimte Angelus Sileſius (Johann Scheffler), ein Jakob Böhm in Verſen, ſeine myſtiſch-pantheiſtiſchen Betrachtungen, welche eigentlich im Sinne der Theologie von damals höchſt verdammenswerthe Ketzereien waren. In der That äußert ſich der Pantheismus Schefflers da ſo kühn, daß man den alten perſiſchen Pantheiſten Dſchelaleddin, und dort ſo innig, daß man einen modernen deutſchen Verkündiger des pantheiſtiſchen Evangeliums, Leopold Schefer, ſprechen zu hören glaubt. Es erklärt ſich aus dem zu Anfang des 16. Jahrhunderts unter unſeren Vorfahren ſehr mächtigen Geiſt des Zweifels und des Widerſtandes unſchwer, daß ihnen von allen Schreibarten die ſatiriſche am meiſten zuſagen mußte. Die Satirik eines Eraſmus und der Verfaſſer der Dunkelmännerbriefe wurde demnach auch in deutſcher Sprache gepflegt und nach allen Seiten hin erweitert. So im reformiſtiſchen Sinne durch Sebaſtian Brandt in ſeinem „Narrenſchiff“, an deſſen Bord alle Stände und Volksklaſſen ihre Narretheien ſehen laſſen, und weiterhin durch den heftig katholiſchen

Pamphletiſten Thomas Murner und durch den begabteſten und vielſeitigſten deutſchen Poeten ſeines Jahrhunderts, durch Johann Fiſchart aus Mainz (geb. zwiſchen 1545 und 1550). Er war ein im Sinn und Dienſte der Reformation unermüdlicher und allzeit ſtreitfertiger Publiciſt, ein nachdrückſamer Bekämpfer der Jeſuiten, ein großer Satiriker, der nie anſtand, die Thorheiten und Laſter ſeiner Zeitgenoſſen ſehr fühlbar-grobianiſch zu geißeln, ein origineller Wortſchöpfer, welcher die deutſche Sprache ſehr bereichert und ſie ſo ſouverän behandelt hat, wie ein Virtuoſe ſein Inſtrument behandelt. Am ergötzlichſten, nicht ſelten aber auch am groteſkeſten hat er dieſe ſprachliche Virtuoſität erwieſen in ſeiner Verdeutſchung des

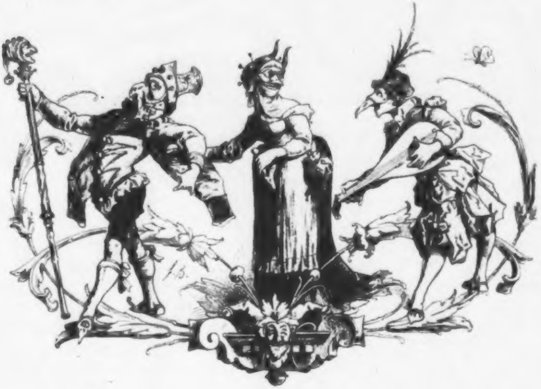


Das glückhafte Schiff landet in Straßburg.

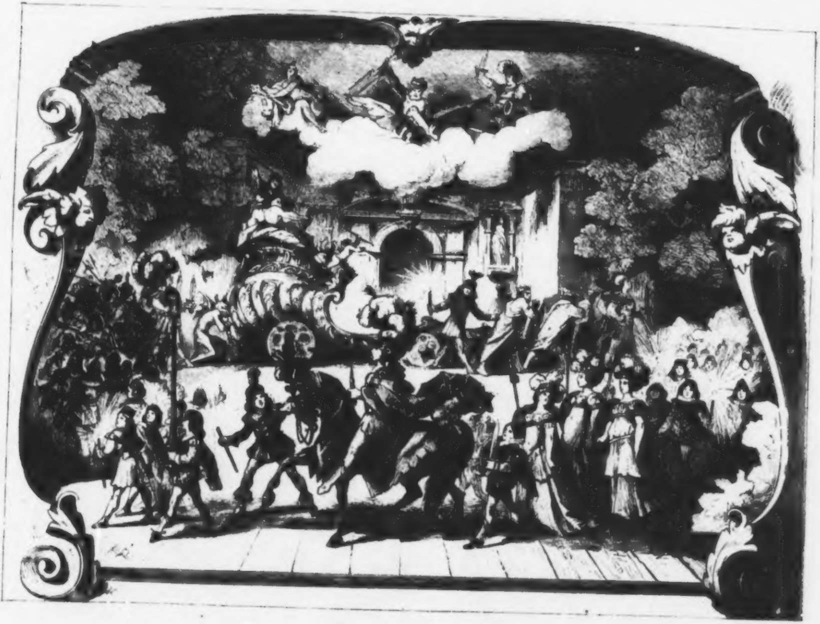
berühmten ſatiriſchen Romans des Franzoſen Rabelais, welche unter dem Titel „Affentheuerliche, Naupengeheuerliche Geſchichtklitterung von Thaten und Rathen der Helden und Herrn Grandgoſchier, Gorgellantua und Pantagruel“ erſchien. Daß übrigens dieſer ſprachgewaltige, geiſtvolle Grobian auch recht gemüthlich und anmuthig zu ſchreiben verſtand, hat er mittels ſeiner poetiſchen Erzählung „Das Glückhafft Schiff von Zürch“, welche die bekannte Stromfahrt der Züricher mit dem heißen Hirſebrei nach Straßburg ſchildert, unwiderſprechlich bewieſen. Dieſe hiſtoriſche Novelle in Verſen erzählt ein Geſchehniß, welches eine der anſprechendſten Epiſoden des deutſchen Bürgerlebens im 16. Jahrhundert ausmacht. Die Reichsſtadt Straßburg, auf welche ſchon damals die Franzoſen begehrliche Blicke richteten, hielt viel auf gute Nachbarſchaft mit den ſchweizeriſchen Eidgenoſſen, ſo dazumal ganz das Zeug hatten, ihren Freunden im Nothfall hilfreich beiſpringen zu können. Doch war gelegentlich in Straßburg das Bedenken laut geworden, ob die befreundeten Schweizer nicht allzu weit entfernt wären, als daß ſie in Nothfällen mit ihrem Beiſtande raſch genug zur Hand ſein könnten. Solches vernahm man in Zürich und zwar gerade zur Zeit, als i. J. 1576 zu Straßburg ein großes Armbruſtſchützenfeſt im Gange war. Sofort that ſich eine Schar von flinken Geſellen zuſammen, welche eine große Barke rüſteten, auf das Verdeck derſelben einen großen eiſernen Topf voll kochend heißen Hirſebrei's ſtellten und ſodann in Wehr und Waffen die Limmat hinab in die Aare, mit dieſer in den Rhein und Säckingen, Baſel, Breiſach vorbei abwärts fuhren, alſo daß ſie in Straßburg anlangten, bevor der Brei kalt geworden. Sie wurden mit großen Ehren und lautem Jubel empfangen, der Beweis ihrer Hilfefertigkeit war erbracht und unlange darauf ſchloß Straßburg einen förmlichen Bund mit Zürich und Bern . . .

Die oppoſitionelle Neigung und Richtung der Literatur in Brandts und Fiſcharts Zeit bemächtigte ſich auch der Form des in ſeinen Anfängen ſtehenden weltlichen Drama's, welches im deutſchen Süden bälder zur Geltung kam als im Norden. Die älteſte Nachricht, welche wir von einem in Berlin deutſch aufgeführten Stücke beſitzen, reicht nur bis 1593 zurück und meldet uns, daß dieſes Stück geweſen ſei „Ein ſör ſchön vnd nützlich ſpiel von der lieblichen geburt unſers Herrn Jeſu Chriſti“ — ein richtiges mittelalterliches „Myſterium“ alſo. Nun waren allerdings auch in den katholiſchen Gegenden von Süddeutſchland die Myſterienſpiele nicht nur damals noch im Gange, ſondern ſie haben ſich daſelbſt, wie im 4. Hauptſtück gezeigt werden ſoll, bis ins 18. und 19. Jahrhundert erhalten. Allein daneben waren in den ſüddeutſchen Städten, vorab Nürnberg, ſchon frühzeitig im 15. Jahrhundert weltliche Poſſen aufgekommen, die ſogenannten „Faſtnachtſpiele“,, welche ſich aus den Mummereien der faſtnächtlichen „Schembartläufe“ allmälig zu feſterer, obzwar immer noch ſehr roher Dramatik herausbildeten, deren Schauplatz die Straße und deren vornehmſte Motive Zoten und Prügel waren, bis gegen das Ende des Jahrhunderts zu die weniger unſauberen, aus der religiöſen Oppoſition geſchöpften in ſie Eingang fanden. Schon um 1480 kam das „Spil von fraw Jutten“ auf, „welche Bapſt zu Rhom geweſen“, eine dramatiſch-ſatiriſche Behandlung der mittelalterlichen Päpſtin-Johanna-Fabel alſo. Dieſe widerrömiſche Polemik wurde in ſchärfſter Weiſe fortgeſetzt in den Faſtnachtſpielen des berner Malers Manuel, in welchen „die wahrheyt in ſchimpffs wyß vom pabſt vnd ſiner prieſterſchaft gemeldt würt“ und die der Verfaſſer i. J. 1522 in ſeiner Vaterſtadt durch Bürgerſöhne aufführen ließ. Die Reden, welche der Prior Relling, der Kaplan Nüßbluſt, der Vikar Fabler und die „Seelenkuh“ (Pfarrköchin) Lucia Schnebeli darin führen, ſind nicht weniger ergötzlich als charakteriſtiſch. Neun Jahre ſpäter wurde in Nürnberg ein luſtiges Faſtnachtſpiel „Das heiß Eyſen“ von Hanns Sachs zum erſtenmal aufgeführt, welches ſchon einen ganz unverkennbaren Vorſchritt von der Rüpelpoſſe zum Geſellſchaftsluſtſpiel zeigte. Dieſer echte und gerechte „Meiſterſinger“, der treffliche nürnberger Schuhmacher und Poet Hanns Sachs, iſt zweifelsohne eine der eigenartigſten Charaktergeſtalten des 16. Jahrhunderts geweſen, eine Erſcheinung noch dazu, die einen durchaus wohlthuenden Eindruck macht. Von wahrhaft erſtaunlicher Fruchtbarkeit, hat er mehr als 6000 Dichtungen größeren und kleineren Umfanges geſchrieben, „Meiſtergeſänge“, „Tragedi“ und „Komedi“, Schwänke, Fabeln und Parabeln, Kirchenlieder und „Bublieder“. Es gibt in der deutſchen Literatur nur noch einen Poeten, Friedrich Rückert, dem ſo wie dem guten Hanns Sachs alles, was ſeine Zeit und ihn ſelber bewegte, zum Gedichte geworden iſt. Tiefgemüthlich und mildbeſonnen, wie er war, hat er den Anſchauungen und Vorſtellungen der Reformationszeit in den mannigfaltigſten Formen zu wirkſamem Ausdruck verholfen. Sein Beſtes leiſtete er im Schwank und im Faſtnachtſpiel, wobei ihm noch das beſondere Lob gebührt, daß er die reinlichſte und keuſcheſten Lieder führte, welche es zu ſeiner Zeit überhaupt gab.

Während ſo, namentlich durch Sachs, das deutſche Volksſchauſpiel auf den Weg künſtleriſcher Entwickelung geführt wurde, ſuchten die gelehrten Kreiſe in ihrer Weiſe das Schauſpielweſen zu heben und zwar durch Begünſtigung der ſogenannten „Schulkomödien“, welche an Gymnaſien und Hochſchulen durch Docenten und Studenten zur Aufführung gebracht wurden. Man führte die Stücke des Plautus und Terenz in der Urſprache auf, man wagte ſich ſogar an den Ariſtophanes, wie z. B. am Neujahrstag von 1531 in Zürich die ariſtophaniſche Komödie „Plutos“ durch Lehrer und Schüler in griechiſcher Sprache agirt wurde. Ein Chriſtoph Klauſer ſpielte die Rolle der Frau des Chremylos und ſo wurden überhaupt alle weiblichen Rollen noch lange von Knaben und Jünglingen gegeben. Die Jeſuiten wußten die Schuldramatik mittels der Vielgeſtaltigkeit des Repertoire und theatraliſcher Künſte aller Art zu einem Hebel ihres Anſehens und Einfluſſes zu machen. Eine wichtige Wendung im deutſchen Schauſpielweſen wurde herbeigeführt dadurch, daß an die Stelle der zeitweiligen Bühnen ſtehende traten. Die Meiſterſingerzunft von Nürnberg erbaute daſelbſt das erſte Schauſpielhaus unſeres Landes i. J. 1550. Augsburg und andere Städte folgten bald dieſem Vorgang. Aber man darf ſich von dieſen älteſten deutſchen Theatern nur ganz beſcheidene Vorſtellungen machen. Nur die Bühne, welche keinen Vorhang und eine ſehr dürftige Ausſtattung hatte, war bedacht, ſo daß man ſich im Zuſchauerraume mit Wind und Wetter, Sonne und Regen abfinden mußte, ſo gut es eben ging. Der künſtlichen Beleuchtung konnte man entbehren, maßen nur bei Tage geſpielt wurde. Von nicht geringerer Wichtigkeit als die Erbauung von Theatern iſt für das deutſche Schauſpielweſen der Umſtand geworden, daß vom Ende des 16. Jahrhunderts an die Stelle der Schauſpieler aus Liebhaberei allmälig Schauſpieler vom Handwerk traten. Engliſche und holländiſche Komödiantenbanden, welche in Deutſchland gaſtirten, gaben die Vorbilder für einheimiſche ab. In den erſten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts hatten deutſche Höfe, wie der brandenburgiſche, braunſchweigiſche, kurſächſiſche und heſſenkaſſel'ſche, ſchon zeitweiſe Banden von Berufs-



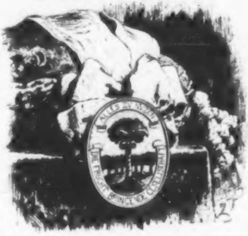
Komödianten.



Eine „Haupt- und Staatsaktion“.

ſchauſpielern in ihren Dienſten. Daß der Ruf der Komödiantenbanden, welche ſich unter der Führung von „Principalen“ oder „Komödiantenmeiſtern“ ganz zunftmäßig organiſirten und hielten, nicht der feinſte war, ja daß der Komödiant für „unehrlich“ galt und mit dem Henker ſo ziemlich auf derſelben Sproſſe der ſocialen Leiter ſtand, begreift ſich, wenn man bedenkt, daß die Schauſpielerbanden ſich vorzugsweiſe aus der Klaſſe der verlorenen Exiſtenzen rekrutirten. Was die von ihnen dargeſtellten Stücke angeht, ſo waren das entweder Poſſen oder ſogenannte „Mordſpektakel“. In beiden führte der Hannswurſt, welcher von ſeinem Stammverwandten, dem holländiſchen Pickelhäring, noch etliche nicht gerade ſaubere Eigenheiten und Gewohnheiten entlehnt hatte, das große Wort. Im Grunde waren alle dieſe Schauſtücke nur Puppenſpiele in vergrößertem Maßſtab, mit lebenden Marionetten agirt. Dann und wann trat ein Mann von Talent und Thatkraft an die Spitze einer der Wandertruppen. So in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts jener Magiſter Johannes Velthen, welcher die Komödien Molière's auf die deutſche Bühne brachte und die Neuerung einführte, daß im Schauſpiel die Frauenrollen durch weibliche Darſtellerinnen gegeben wurden. Damit war übrigens die Oper ſchon vorangegangen, gegen welche zur Zeit Velthens das Drama ſchlechterdings nicht aufzukommen vermochte. Denn die Uebertragung und platte Nachahmung der italiſchen Opernkünſte beherrschte zu einer Zeit, wo ja die Ausländerei bei uns überall und in allem obenauf war, das ganze Theaterweſen. Bevor das Jahrhundert zu Ende, hatten alle größeren Reſidenzſtädte, wie nicht minder die Handelsſtädte Hamburg, Leipzig, Nürnberg und Augsburg, ihre Opernhäuſer. Die auf den Opernbühnen lärmende Spektakelei ging ins Ungeheuerliche. Alle möglichen Stoffe, religiöſe und profane, mythologiſche und hiſtoriſche, tragiſche und komiſche wurden mit dem verſchwenderiſchſten Aufwand von Maſchinerie, Dekoration und Koſtüm, von maſſenhaftem Perſonal, und zwar ſowohl menſchlichem als thieriſchem, in Scene geſetzt. Kein Wunder daher, daß wir aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts von einzelnen Opernaufführungen wiſſen, welche die für jene Zeit höchſt bedeutenden Summen von 50, 60 und 70,000 Gulden koſteten. Die Schwäche des ſittlichen Gefühls von dazumal kennzeichnet es, daß unſere Ahnherren und Ahnfrauen durchaus nichts dagegen hatten, Arien von höchſt unzüchtigem Inhalt, wie ſie namentlich in den paſtoralen und komiſchen Opern ſtehend waren, auf der Bühne durch Mädchen und Frauen vortragen zu hören, welche ſo zu ſagen nur mit ihren Rollen bekleidet waren. Die Komödianten vom Schauſpiel ſuchten mit ihren Kameraden von der Oper in Spektakelmachen nach Kräften zu wetteifern, um doch auch Zuſchauer zu haben. Sie führten daher neben ihren Hannswurſtiaden auch ſogenannte „Haupt- und Staatsaktionen“ auf, d. h. rohgezimmerte und mit zotiger Komik verſetzte Schauertrauerſtücke aus der bibliſchen und der profanen Sage und Geſchichte, welche Stücke unter gliederverrenkendem Gebärdenſpiel, wüthendem Augenrollen und heftigem Zähneknirſchen hergebrüllt wurden.

Dieſe Verwilderung der deutſchen Schaubühne hat zu einem nicht geringen Theile die Elendigkeit der Literatur dieſer Zeit verſchuldet. Von einer Nationalliteratur konnte man kaum noch ſprechen. Denn die nationalliterariſche Ueberlieferung war durch den dreißigjährigen Krieg nicht allein unterbrochen, ſondern wie für immer abgeſchnitten und damit auch die Möglichkeit dahin, daß ſich bei uns aus dem mittelalterlichen Myſterienſpiel ſtufenweiſe ein nationales Drama hätte entwickeln können, wie das in Spanien und in England ſo erfreulich geſchah. Auch fehlten in Deutſchland die großen Dichter, welche in den genannten beiden Ländern der dramatiſchen Poeſie und Kunſt die Wege geſund nationaler Entfaltung vorzuzeichnen vermochten. Daß vor Zeiten unſer Volk eine reiche und ſtolze heimiſche Dichtung beſeſſen, war vergeſſen, die deutſche Heldenſage, wie großer Dichter Zungen ſie geſagt und geſungen, war verſchollen. Kaum daß dann und wann, aber immer ſeltener, ein echtes Volkslied auftönte, wie das ſchöne „Komm' Troſt der Nacht, o Nachtigall!“ Das hiſtoriſche Lied, noch im 16. Jahrhundert ſo volksmäßig-friſch, vertrocknete im 17. zu gelehrter Pedanterei. Schon vor dem dreißigjährigen Kriege war in Folge der Verbindung der katholiſchen Höfe Deutſchlands mit dem ſpaniſchen und der proteſtantiſchen mit dem franzöſiſchen die Ausländerei und namentlich auch die jämmerliche Sprachenmengerei, die Verhunzung unſerer edlen Sprache mittels ſpaniſcher, italiſcher und franzöſiſcher Brocken in Schwung gekommen. Allerdings nicht ohne Widerſtand zu finden und zwar ging dieſer Widerſtand zuvörderſt von den vornehmen Kreiſen aus, in welchen vor allen der feingebildete Fürſt Ludwig von Anhalt-Köthen gegen die einreißende „Verwelſchung" thätig war. Auf Eingebung des thüringiſchen Freiherrn Kaſpar von Teutleben ſtiftete er i. J. 1617 in Form eines Ordens, welcher den Palmbaum zum Sinnbild und zum Sinnſpruch das Wort „Alles zu Nutzen" nahm, die „Fruchtbringende Geſellſchaft", auch „Palmorden" genannt, „darin man rein teutſch zu reden und zu ſchreiben ſich befleißige und dasjenige thäte, was zur Erhebung der Mutterſprache dienlich." Dieſe Geſellſchaft, welche anderen zum Vorbilde diente („Pegnitzſchäferorden" zu Nürnberg, „Teutſchgeſinnte Genoſſenſchaft" in Hamburg, „Schwanenorden" an der Elbe), trieb allerdings mit Symbolen, Deviſen und Titeln viel leere Spielerei, allein ihre Mitglieder haben ſich doch den Dank erworben, daß ſie ſogar in den wüthenden Stürmen des dreißigjährigen Krieges die nationale Fahne zwar oft ſinken, aber doch nie zu Boden treten ließen.



Das Ordenszeichen der fruchtbringenden Geſellſchaft

Im ganzen und großen freilich vermochten ſolche vereinzelte patriotiſche Bemühungen der während des entſetzlichen Krieges mit Macht vorſchreitenden „Verwelſchung" und der alle Stände unſeres Landes mehr oder weniger ergreifenden „Alamoderei" nicht zu wehren. Auch die Literatur folgte der unglücklichen Zeitſtrömung ſo ſehr, daß ſelbſt entſchieden deutſchgeſinnte Poeten und Literaten, wie z. B. ein Georg Rudolf Weckherlin, ſich zufrieden gaben, ſo ſie in verhältnißmäßig reinem Deutſch fremde Muſter nachahmten. Weiter brachte es auch Martin Opitz nicht, der Stifter der erſten ſchleſiſchen Dichterſchule, den man auch wohl den Vater der neuzeitlich-deutſchen Poeſie zu nennen pflegt. Er iſt ein vielſeitig gebildeter und patriotiſch denkender Gelehrter geweſen, aber in ſeinen Liedern, Sonetten und Eklogen, ſowie in ſeinen langwierigen und langweiligen Lehrgedichten, ohne eine Spur von Originalität. Sein „Buch von der teutſchen Poeterey" (1624) war epochemachend, inſofern es für lange Zeit das mit großer Autorität ausgeſtattete Geſetzbuch einer „Poeterey" abgab, welche auf Urſprünglichkeit und Selbſtſtändigkeit ganz verzichtet hatte und alles Heil in die verſtandesmäßige Nachahmung der Alten, der Italiener, der Spanier und Franzoſen ſetzte. Der Einfluß der letztgenannten wurde bald ſo übermächtig, daß die deutſche „Poeterey" nur „korrekt" erſchien, wenn ſie im klappernden Hundetrab des franzöſiſchen Alexandriners einherging. Wenn da und dort ein dichteriſcher Bruſtton laut wurde, wie das in den ſtimmungsvollen weltlichen und geiſtlichen Liedern des Paul Flemming geſchah, ſo verklang er bald wieder, und wenn einer der beſten Deutſchen des 17. Jahrhunderts, Friedrich von Logau, in ſeinen gedankenreichen und formſtraffen „Sinngedichten" neben anderen Thorheiten und Laſtern ſeiner Landsleute auch die literariſchen ſtrafte, ſo achtete man des Mahners ſo wenig, daß er das Reſultat ſeiner Anſchauungen und Beſtrebungen zuletzt achſelzuckend in das Epigramm:

„Die Welt iſt rund und dreht ſich 'rum,
Drum ſind die Leute ſchwindeldumm" —

zuſammenfaßte. Die ſogenannte zweite ſchleſiſche Dichterſchule verſuchte gegen die trockene Verſtandespoeterey, welche Opitz empfohlen hatte, zu reagiren, brachte aber dadurch unſere Literatur nur aus dem Regen unter die Traufe oder vielmehr aus dem Sand in den Sumpf. In den Sumpf der ſüßlichen und ſchwülſtigen Unzüchtelei, welche die Hoffmannswaldau und Lohenſtein in ihren „galanten" Schmutzgedichten und bluttriefenden Bombaſttrauerſpielen den italiſchen Mariniſten nachmachten. Wir erhalten den betrübendſten Eindruck von den Sittenzuſtänden einer Zeit, in welcher eine ſo gedunſene, bis zur wüſteſten Zotenreißerei abſinkende Lyrik, Idyllik und Tragik das Wohlgefallen der gebildeten Kreiſe erregen konnte. Und dieſe gereimte Ausſchweifung muß um ſo widerlicher erſcheinen, als ſie keineswegs das Produkt der Leidenſchaft, ſondern nur das des berechnenden Verſtandes war, ganz naturlos, hohl und gemacht. Man merkt ihr von weitem an, daß hier deutſche Pedanten ſich abmühten, den Ovid, Petron und Martial zu ſpielen. Die geſunde und naive Zote, wie ſie aus unſerer mittelalterlichen Schwankdichtung herauslachte, konnte man ſich gefallen laſſen, aber dieſer raffinirte Schmutz, welchen die Hoffmannswaldau und Lohenſtein frech zu Markte brachten und zwar als eine Waare, für welche ſie der Nachfrage in der „guten Geſellſchaft" gewiß waren, iſt einfach ekelhaft, in literariſcher wie in ſittlicher Beziehung ein trauriges Armuthszeugniß für unſer unglückliches Land, wie es durch den unſeligſten der Kriege geworden. Ein Zeitgenoſſe der beiden genannten Poeten, Andreas Gryph, war höher begabt und ernſter geſtimmt. Er bemühte ſich, unſerer Literatur ein Kunſtdrama zu geben, arbeitete aber ſeine Trauerſpiele leider nach einem ſehr ſchlechten Muſter, das freilich dazumal für ein beſtes galt, nach dem römiſchen Schlächtertragöden Seneka. Zur Schaubühne konnten dieſe gryph'ſchen Buchdramen, in welchen aufgedonnerter Wortpomp die Charakteriſtik und die Handlung erſetzen mußte, gar keine Beziehung gewinnen. Beſſer glückte es dem Dichter mit ſeinen Luſtſpielen: er hat in ſeinem „Horribilikribrifax" die ſoldatiſche Bramarbaſerei und in ſeinem „Peter Squenz" die bettelhafte „Poeterey" ſeiner Zeit zu wirklich typiſcher Geſtaltung gebracht. Die beliebteſte Literaturgattung war übrigens ſchon im 17. Jahrhundert, wie ſie es noch heute iſt, der Roman. Selbſtverſtändlich war auch die deutſche Schäfer- und Heldenromanſchreibung eine nachahmende. Der Spanier Montemayor, der Franzos D'Urfé und die Franzöſin Madeleine Scudery waren die Vorbilder, denen unſere Dietrich von dem Werder, Philipp von Zeſen, Heinrich Buchholz und Herzog Ulrich von Braunſchweig nacheiferten. Für die gelungenſten unter dieſen entſetzlich dickleibigen, aus allen möglichen Zuthaten wunderlich gemiſchten und gemanſchten Romanen galten unſeren Vorfahren „Die aſiatiſche Baniſe" von Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen und „Die Liebes- und Lebensgeſchichte des heldenmüthigen Arminius und der durchlauchtigen Thuſnelda" von Kaſpar von Lohenſtein. Dem marzipanheroiſchen Roman machte aber eine glückliche Konkurrenz der ſogenannte pikareſke (vom ſpan. picaro, Schelm), der Schelmenroman, wie ihn die beiden Spanier Mendoza und Quevedo aufgebracht hatten. Das war gegenüber der närriſch-ſublimen Ritter- und Schäferromantik ein geſunder Realismus, welcher auch auf deutſchem Boden Tüchtiges und Erfreuliches ſchuf, ja wohl das Tüchtigſte und Erfreulichſte, was nationalliterariſch im 17. Jahrhundert bei uns geſchaffen wurde. Es iſt der „Abenteuerliche Simplicius Simpliciſſimus" (1669) von Hanns Jakob Chriſtoffel von Grimmelshauſen, ein Buch, welches als der erſte deutſche Originalroman bezeichnet werden darf und geradezu unſchätzbar iſt als die allſeitige und genialiſche Abſpiegelung unſerer Volkszuſtände während der dreißigjährigen Kriegsnoth. Von hohem, ſittengeſchichtlichem Werthe ſind auch die etwas früher veröffentlichten, durch Quevedo's „Sueños" angeregten „Wunderbaren und wahrhaften Geſichte Philanders von Sittewalt" (1644) von Hanns Michel Moſcherosch, die uns in ſatiriſchem Rahmen nur allzu geſchichtliche Zeitgemälde bieten. Moſcheroſch hat als der geſcheide Menſch und aufrichtige Patriot, der er war, gemeinſam mit Logau, Rachel, Gryph und anderen ſeiner beſſeren Zeitgenoſſen gegen die heilloſe Sprachverderbniß und den alamodiſchen Sprachenmiſchmaſch redlich gekämpft. Die Schlußſtrophe eines ſeiner Strafgedichte lautet:

„Wir han's verſtanden
Mit Spott und Schanden,
Wie man die Sprach verkert
Und gantz zerſtört,
Ihr böſe Teutſchen
Man ſolt euch peitſchen,
In unſerm Vatterland,
Pfuy dich der Schand!"

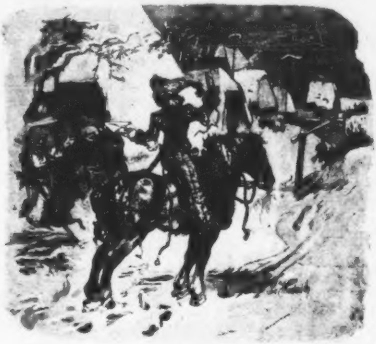
und wie berechtigt ſein Zürnen war und noch im letzten Drittel des Jahrhunderts berechtigt geweſen wäre, zeigt dieſes dazumal unter dem Namen des Konfuſius von Ollapotrida umgegangene „Alamodiſche Lied" ſatiriſch auf:

REverirte Dame,
Phoenix meiner ame,
Gebt mir audienz:
Euer Gunſt meriten,
Machen zu falliten
Meine patientz.
Ach ich admirire,
Und considerire,
Eure violentz:
Wie die Liebesflamme
Mich brennt, ſonder blasme,
Gleich der Peſtilentz.
Ihr ſeyd ſehr capable,
Ich bin peu valable
In der eloquentz:
Aber mein serviren
Pflegt zu dependiren
Von der influentz.
Meine Larmes müſſen
Von den jouen flüſſen
Nach der Singcadentz:
Wie der Rhein couliret,
Und ſich degorgiret,
Nechſt den Cobelentz.

Solche amertume
Macht Neptuno ruhme
In oceans Grentz',
Komt ihr Flußnajaden
Und ihr Meertriaden,
Schaut die consequentz.
Belle, werd ihr lieben,
Und nicht mehr betrüben
Eure conscientz,
Werdt ihr rejouiren,
Die im Meer versiren,
Nach der aparentz.
Die coquilles tragen
Werden tandem fragen
Nach der excellentz,
So die talileten
adulciret hätten,
Durch die Abstinentz.
Abstinentz von haſſen,
Und ſich lieben laſſen
Sonder insolentz,
Kan das Meer verſüßen,
Bis zu euren Füſſen
Macht Euch reverentz.

Selbſtverſtändlich richtete weder die ernſte Strafrede noch die ſpottende Satire im ganzen und großen gegen den ſprachlichen Unfug etwas aus. Der Verwelſchungsteufel ging noch lange näſelnd in Deutſchland um. Auch iſt nicht wahrzunehmen, daß die ſatiriſche Romanſchreibung, wie ſie Chriſtian Weiſe aus dem 17. Jahrhundert in die Anfänge des 18. Jahrhunderts hinübertrug, oder die ſatiriſche Predigtweiſe, wie ſolche auf proteſtantiſcher Seite ein Balthaſar Schupp draſtiſch-derb und auf katholiſcher der Pater Abraham a Sankta Klara (Ulrich Megerle), dieſes Urbild eines richtigen Kapuziners, hochburlesk und tiefgrotesk betrieben hat, die Sitten ihrer Zeitgenoſſen irgendwo und irgendwie gebeſſert hätten . . . .

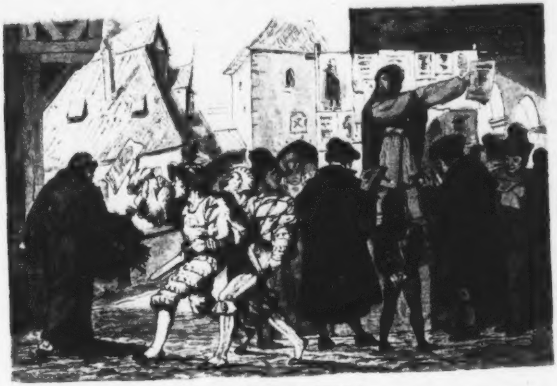
Wir wenden uns vom Ausgang des Reformationszeitalters noch einmal zum Anfang deſſelben zurück, um eine kulturgeſchichtliche Erſcheinung in's Auge zu faſſen, welche ſeither an Wichtigkeit ſtets zugenommen hat. Es iſt das gemeint, was wir jetzt „die Preſſe“ zu nennen pflegen, das geiſtige Verkehrsmittel der zeitſchriftlichen Literatur. Als Anfänge derſelben ſind in unſerem Lande die hiſtoriſchen Volkslieder zu bezeichnen, welche im 14., 15. und noch im 16. Jahrhundert von Mund zu Mund gingen. Dazu kamen dann im letztgenannten die Berichte der „Zeitungszufertiger“, welche die deutſchen Höfe in allen wichtigen Städten beſoldeten, und die „Relationen“ von Geſandten und anderen Beamten. Der Verbreitung und folglich auch dem Einfluß der fliegenden Blätter und der Flugſchriften, wie ſolche ſeit dem Beginn der Reformation immer häufiger wurden, kamen zwei Umſtände ſehr zu ſtatten: die immer eifriger betriebene Druckerkunſt und die Poſteinrichtung. Es iſt bekannt, daß ſchon am Ende des 14. Jahrhunderts der deutſche Orden in Preußen „Reitpoſten“ zur Beſorgung von Briefen einrichtete.



Ein Poſtreiter.

Zwiſchen den Hanſeſtädten gingen im 15. Jahrhundert ſchon Fahrpoſten, die aber auch nur mit der Briefbeförderung ſich befaßten. Im Jahre 1516 ſodann ließ Kaiſer Max durch Franz von Thurn und Taxis — welches Haus 29 Jahre ſpäter in den erblichen Beſitz des Reichsoberpoſtamtes kam — den erſten regelrechten Briefpoſtkurs zwiſchen Wien und Brüſſel erſtellen, welcher für die Poſteinrichtungen in den verſchiedenen Reichsländern das Vorbild wurde. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an übernahmen die deutſchen Poſten dann auch die Beförderung von Perſonen, doch iſt das Reiſen mit der Poſt erſt im 18. Jahrhundert bräuchlicher geworden.

Das anhebende deutſche Zeitungsweſen — wenn man die raſch ſich mehrende Flugſchriftenliteratur ſo nennen darf — hat aber neben den erwähnten Förderungen ebenſo frühzeitig auch böſe Hemmungen erfahren. Man kann daher wohl ſagen, daß die Maßregelung der deutſchen Preſſe zugleich mit dieſer ſelbſt angehoben habe. Die Druckſchriftencenſur — kennzeichnender Weiſe eine Machenſchaft des verrufenſten aller Päpſte, Alexanders des Sechſten (Bulle von 1501) — mußte die Scheere abgeben, der Preſſe die kaum entfalteten Schwingen arg zu beſchneiden. Dem Kaiſer Karl dem Fünften erregten die maſſenhaft im Reiche gedruckten Flugblätter, Zwiegeſpräche, Lieder und Zerrbilder, welche gleichzeitig Kirchen- und Staatsſachen behandelten, ſo ſtark die Galle, daß er die erſte Cenſurordnung entwerfen ließ und dieſelbe auf den Reichstagen von Speier (1529) und von Augsburg (1530) durchſetzte. Sie beſtimmte, daß „hinfürter nichts neues, weder öffentlich oder heimlich, gedichtet, gedruckt und feilgehabt werden dürfe, es ſei denn zuvor durch von der geiſtlichen oder weltlichen Obrigkeit dazu verordnete verſtändige Perſonen beſichtigt“ (und gebilligt). Zuwiderhandelnde „Dichter, Drucker und Verkäufer“ ſollten „nach Gelegenheit an Leib und Gut geſtraft werden.“ Die Cenſur hat in deutſchen Landen 318 Jahre gewährt, von 1530 bis 1848; denn alles Dumme iſt langlebig, vieles ſogar unſterblich.



Deutſcher Buchhandel im 16. Jahrhundert.

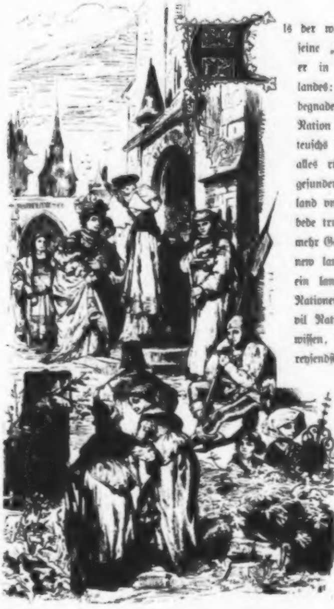
Einen Vorſchritt von den Berichten der Zeitungszufertiger und von den fliegenden Blättern zu wirklichen Zeitungen gaben die ſogenannten „Poſtreiter“ ab, Büchelchen, welche beim Schluſſe des Jahres die Begebenheiten deſſelben überſichtlich zuſammenſtellten. Ebenſo die Kalender, wobei zu bemerken, daß erſt kurz vor 1550 jährliche Kalender aufgekommen ſind, während die früheren auf mehrere Jahre berechnet waren. Im 17. Jahrhundert fand das, was im 16. die „Poſtreiter“ und Flugſchriften gewollt und geleiſtet hatten, eine großartige Erweiterung, indem Sammlungen von geſchichtlichen Relationen, Aktenſtücken und Parteiſchriften zu Foliantenwerken anwuchſen, deren einzelne Bände, mit Kupferſtichen und Holzſchnitten ausgeſtattet, periodiſch erſchienen. Die bedeutendſte Hervorbringung ſolcher Publiciſtik iſt das deutſchgeſchriebene „Theatrum Europaeum“, welches von 1662 an zu Frankfurt in 21 Foliobänden herauskam. In der regſamen Reichsſtadt am Main iſt auch, und zwar ſchon von 1615 an, die erſte Wochen-regelmäßig erſcheinende Zeitung gedruckt worden, ein von dem Bürger Egenolf Emmel gegründetes Wochenblatt, nicht allein in Deutſchland, ſondern in Europa die erſte in ſo kurzen Terminen erſchienene Zeitung.

Die Konkurrenz ſtellte ſich raſch ein. Frankfurt ſelbſt erhielt ſchon 1616 eine zweite Zeitung. Dann, von 1619 an, kamen ſolche in Nürnberg, Augsburg, Hanau, Hildesheim, Köln und Wien auf. Berlin mußte bis 1655 auf den Beſitz einer regelmäßig erſcheinenden Zeitung warten. Allen deutſchen und europäiſchen Blättern gewann aber „Der hamburger Korreſpondent“ den Vorſprung ab. In der Begründung einer wiſſenſchaftlichen Publiciſtik gingen die Franzoſen den Deutſchen voran. Denn die älteſte wiſſenſchaftliche Zeitſchrift unſeres Landes, die von Otto Mencken und anderen leipziger Profeſſoren gegründeten „Acta eruditorum“ (1683), war eine Nachahmung des franzöſiſchen „Journal des Scavans“ (1565). Nationale Bedeutung gewann die publiciſtiſche Thätigkeit der Gelehrten erſt dann, als der nicht nur gelehrte, ſondern auch im ſchroffen Gegenſatze zu vielen, ſehr vielen ſeiner Kollegen geſundmenſchenverſtändige Thomaſius wiſſenſchaftliche Fragen und Erſcheinungen in ſeinen „Monatsgeſprächen“ in deutſcher Sprache zu behandeln begann.

Wie in der Anwendung und Weiterbildung des Bücherdruckes war das ſüdliche Deutſchland auch in der Entwickelung des Buchhandels, welcher Hand in Hand mit jenem aufzublühen anfing, dem nördlichen ziemlich weit voraus. Frankfurt a. M., „das Kaufhaus der Deutſchen“ und „das Haupt aller Jahrmärkte auf Erden“, war ſchon im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts als Büchermarktort berühmt. Vom 16. Jahrhundert an begann ihm aber Leipzig im Buchhandel eine ſtarke Konkurrenz zu machen. Im Jahre 1564 erſchien der erſte frankfurter Büchermeſſkatalog, i. J. 1594 der erſte leipziger. Von 1564 bis 1600 ſind in Frankfurt und in Leipzig mitſammen 21,941 Nummern von Büchern auf den Markt gebracht worden, der großen Mehrzahl nach aus den deutſchen Preſſen hervorgegangen. Wie ſehr aber damals das Latein im literariſchen Verkehr das Deutſche noch überwog, beweiſ't die Thatſache, daß von jenen 21,941 Büchern nicht weniger als 14,478 in lateiniſcher und nur 6618 in deutſcher Sprache geſchrieben waren. Unter der Geſammtzahl befanden ſich auch 457 franzöſiſche, 351 italiſche und 37 ſpaniſche, woraus man auf die abgeſtufte Kenntniß dieſer drei Sprachen in unſerem Lande ſchließen kann. Drucker, Verleger und Verſchleißer von Büchern war dazumal ein und derſelbe Geſchäftsmann. Das Geſchäft mehrte ſich übrigens raſch: i. J. 1564 gab es nur 12 deutſche Verlagsorte, 1596 ſchon 59 mit nicht weniger als 117 Firmen. Genau in demſelben Verhältniß, in welchem der Buchhandel wuchs und gedieh, vervielfältigten ſich aber auch die Cenſurplackereien. Kaiſerliche und fürſtliche Mandate, katholiſche Ordinariate und proteſtantiſche Konſiſtorien überboten einander in der Bücherverfolgung und Buchhändlerdrangſalirung. Die Verbote, Viſitationen, Konfiſkationen, Geld- und Gefängnißſtrafen nahmen im deutſchen Reiche kein Ende. Daß i. J. 1524 der Buchhändler Johann Herrgott wegen Verkaufes verbotener Bücher zu Leipzig mit dem Beile hingerichtet wurde, gehört auch mit zum Charakter eines Jahrhunderts, welches in der Brutalität der Strafjuſtiz das Unmenſchlichmögliche leiſtete. Man denke beiſpielsweiſe nur an die im Grumbach'ſchen Proceſſe (1567) gefällten Sentenzen, namentlich an die unter unmittelbarer Einwirkung des Kurfürſten Auguſt von Sachſen über den unglücklichen Ritter ſelbſt verhängte, welche lautete: „Ob nun wohl gedachter von Grumbach eine gar ernſte Strafe verdient, ſo wollen doch ſeine kurfürſtliche Gnaden dieſelbige aus angeborener Güte alſo mildern, daß er nur lebendig geviertheilt werden ſoll.“

6.

Hütte und Haus, Schloß und Palaſt.



Als der wackere Sebaſtian Frank im Jahre 1538 ſeine „Deutſche Chronik“ in Druck gab, ſchrieb er in der Vorrede dieſes Lob ſeines Vaterlandes: „Germania iſt jetzt alſo vonn Gott begnadet, begabet vnnd erhöcht, das ſich keine Nation icht rühmen mag, des ſich nit alleyn teuſchs landt, das alle landt beſonders habenn, alles rühmen möge, langwiriges treyd, gutter geſunder wein, lufft, volck, fruchtpar, volckreich land vnnd leut, all künſt auffs höchſt, alſo das bede truckerey vnd büchſſen gieſſen vnd noch vil mehr Germania erfunden hat, vnnd noch täglich new land, welt vnnd künſt erfindenn. Es iſt ein langmütig, leutſelig, vnnd gegen anderen Nationen gehalten, ein Gottſelig volck, das gegen vil Nationen an ſitten, Gotsforcht, gutem gewiſſen, heylthumb iſt. Da findt man die weitreyſendſten, reicheſten kaufleut, als kaum in einem land, ſo künſtlich arbeyt im malen, ſticken, graben, ſchnitzen, bauwen, gieſſen, ſchreiben, vnnd allerley kunſt, das ſich deß auch der türk verwundern, vnnd den teutſchen drumb zu gnaden kommen muß. Es iſt auch ein mutig rinfertig leichtſinnig volck, zu allerley ſchimpff und ernſt gericht, vnnd auff alle ſättel gerecht. Alſo das einer Gott loben ſolt, das er in Teutſchland geporn were, ein Teutſcher.“

Hundert Jahre ſpäter hat ein nicht minder guter Patriot, Friedrich von Logau, den herben Ausſpruch gethan:

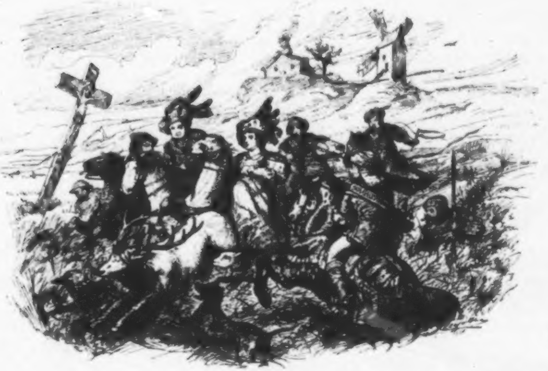
„Deutſchland bei der alten Zeit
War ein Stand der Redlichkeit,
Iſt jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laſter, Schand und Schmach,
Was auch ſonſten auß man fegt,
Andre Völcker abgelegt."

Das ergibt einen ungeheuren Unterſchied: um die Mitte des 16. Jahrhunderts konnte ſich ein ſo wiſſender und redlicher Mann wie Frank ſeines Landes laut rühmen, um die Mitte des 17. mußte ſich ein ſo wiſſender und redlicher Mann wie Logau ſeines Landes bitterlich ſchämen. Beides geſchah mit gleich gutem Grund: im 16. Jahrhundert war unſer Volk, der kirchlichen Spaltung zum Trotz, eine wohlhabende, ſogar reiche, ſtolze, geiſtig tonangebende, politiſch noch immer angeſehene, geachtete und gefürchtete Nation; im 17. dagegen war es eine verarmte, ja bis zur äußerſten Dürftigkeit herabgekommene, politiſch machtlos, geiſtig eine Magd und Aeffin des Auslandes, ein Gefäß fremder Unſitten, ein Gegenſtand fremder Ränkekunſt und Raubgier, ruinenhaft, kaum noch ein Schatten ihrer ſelbſt. Die Urſachen dieſer traurigen Wandelung ſind in den vorhergegangenen Abſchnitten angegeben worden. Hier aber mag noch mit Betonung daran erinnert werden, daß zum Herabkommen unſeres Landes im 17. Jahrhundert ganz weſentlich auch ein Umſtand beigetragen hat, der freilich ebenfalls ſchon flüchtig berührt wurde. Es iſt die veränderte Strömung des Welthandels gemeint, welche in Folge des gefundenen Seeweges nach Oſtindien und der Koloniſation von Amerika eingetreten war. Der deutſche Handel, obzwar noch im 16. Jahrhundert ſehr bedeutend — Frankfurt a. M. galt bis gegen 1530 zu für den erſten Handelsplatz Europa's; die Fugger, Welſer, Baumgarten in Augsburg waren europäiſche Geldfürſten — vermochte dieſer Strömung, welche den Großhandel aus der Mitte unſeres Erdtheils nach deſſen Weſtküſte verſetzte, in die Länge nicht zu folgen. Schon darum nicht, weil der innere Reichswirrwar und die mehr und mehr entwickelte deutſche Kleinſtaaterei es unſern Altvorderen verwehrte, von der Beute der neuen Welt ihren Theil zu fordern und zu nehmen und mittels der Gründung und Behauptung von Kolonien in den überſeeiſchen Ländern feſte Anhaltspunkte für ihren Großhandelsbetrieb zu gewinnen . . . .

Die deutſche Bauerſchaft hat ſich, im ganzen und großen genommen, von dem Schlage, welcher im Bauernkriege auf ſie niedergefallen war, ſocialpolitiſch zweihundert Jahre lang nicht wieder erholt. Politiſch kam der Bauer gar nicht mehr in Betracht, wenn auch in ſolchen deutſchen Ländern, wo das mittelalterlich-ſtändiſche Weſen dem mehr und mehr ſich entwickelnden landesfürſtlichen Abſolutismus zum Trotz ſich zu behaupten vermochte und die „Landſtände" demnach in Landesſachen ein Wort mitzuſprechen hatten, war immer nur von der Geiſtlichkeit, von der Ritterſchaft und vom Städtebürgerthum, nicht aber von der Bauerſchaft die Rede. Der Bauer war der leibeigene, der hörige, der gemeine Mann, gerade gut genug, das Feld zu beſtellen, für die Gutsherrſchaft zu frohnen, ſeine Zehnten, Gülten, Beden zu entrichten und im übrigen zu thun, was ſeine geiſtlichen und ſeine weltlichen Obrigkeiten ihm befahlen. Wenn die lutheriſche Geiſtlichkeit ſeiner intellektuellen und moraliſchen Verwahrloſung ſich annahm, ſo geſchah es ausnahmsweiſe; dagegen ließ ſie ſich allerdings die Mühe nicht verdrießen, die niederträchtige Knechtſchaffenheit, welche ja ſo frühzeitig eine Eigenſchaft des orthodoxen Lutherthums geweſen war, den Bauern als Gott wohlgefällig einzupredigen. Die katholiſche Prieſterſchaft machte es ihrerſeits auch nicht beſſer; auch ihr Abſehen im Verhalten zur Bauerſchaft zielte in der Regel nur darauf, dieſelbe in köhlergläubiger Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu erhalten. Katholiſche Prälaten ſtanden ja auch voran unter jenen fürſtlichen

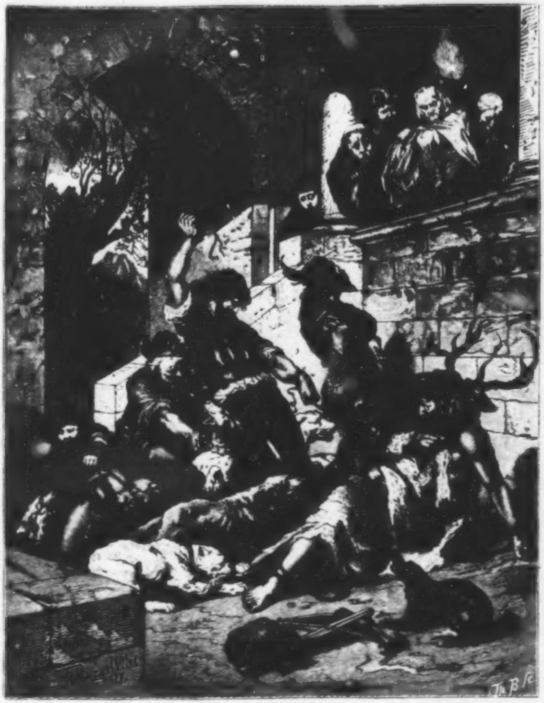
„Jagdwütherichen“, deren rückſichtsloſer und grauſamer Waidwerksbetrieb eine ärgſte Plage des Landmanns war. Ertappten Wilderern die Augen ausſtechen zu laſſen, ſah man im 16. Jahrhundert für ein gäng und gäbes Herrenrecht an. Die raffinirteſte von allen derartigen Grauſamkeiten hat aber doch wohl jener Erzbiſchof von Salzburg ausgeheckt, der i. J. 1537 einen Bauer, welcher auf ſeinem eigenen Ackerfelde einen daſſelbe verwüſtenden Hirſch erlegt hatte, in das Fell des Thieres nähen und von der Meute zerreißen ließ.

Die Jagd war ein adeliges und prälatiſches Vorrecht und füllte im Reformationszeitalter einen großen Theil von der Zeit der bevorrechteten Stände aus. Der Wildſtand muß ein ungeheuer großer geweſen ſein, wenn man bedenkt, daß bei einer einzigen „Hetze“ eines der leidenſchaftlichſten Liebhaber



[illegible]

der „Wildfuhr“ von dazumal, des Landgrafen Philipp von Heſſen, nicht weniger als 1000 Wildſchweine und 150 Hirſche ins Garn getrieben wurden, und daß Philipps Zeitgenoß, der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, mit eigener Hand in allem 3583 Wölfe, 208 Bären und 200 Luchſe tödtete. In den Wäldern des nördlichen Deutſchlands, vorab in den preußiſchen, gab es noch Auerochſen und Elennthiere, im ganzen deutſchen Reiche noch Bären, Wölfe, Luchſe und Biber in Menge. Der Steinbock war ſchon um 1650 aus den deutſchen Alpen verſchwunden, wurde aber noch in den „Thiergärten“ gehegt, die ſchon im 16. Jahrhundert ein ſehr beliebtes Zubehör fürſtlicher Hofhaltungen geweſen ſind. Der letzte Bär iſt im deutſchen Reiche 1686 erlegt worden und zwar in Thüringen. Neben der Jagd auf Hochwild war unter der deutſchen Ariſtokratie immer noch das mittelalterliche „Federſpiel“, die Reiherbeize mittels Stoßfalken, beliebt und es nahmen daran, wie überhaupt am Waidwerk, auch die Damen theil, nicht ſelten mit ebenſo großer Leidenſchaft wie die Herren, auf ihren Sanfttrabern („Zeltern“) oft dieſen voraneilend und mit die Erſten auf dem Platze, wenn das Hallali geblaſen wurde.

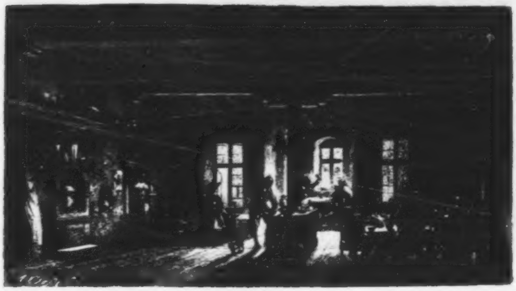


Prälatiſches Jagdvergnügen.

Alle der Belaſtung und Plackerei ungeachtet hatte ſich die deutſche Landwirthſchaft im 16. Jahrhundert bedeutend gehoben und damit zugleich hatte die Hütte des deutſchen Bauers im Aeußeren und im Inneren ein beſſeres Ausſehen gewonnen. Die unerſchöpfliche Geduld und unermüdliche Ausdauer, die Arbeitsluſt und der Ordnungs- und Erwerbſinn unſerer Bauern wußten vielerorten über alle Hinderniſſe zu triumphiren. Zwar behielten ihre Behauſungen noch die hüttenhafte Geſtalt und waren faſt durchgehends nur aus Holz und Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt. Allein dieſe Bauernhütten enthielten einen auskömmlichen und ſolid gearbeiteten Hausrath, die Linnen- und Kleidertruhen waren gefüllt, in irgend einem ſicheren Winkel barg ſich der Spartopf mit einem erklecklichen Vorrath von Silbermünzen, im Stall ſtand wohlgepflegtes Vieh an der Krippe, vor den, obzwar noch nicht verglaſ'ten Fenſtern — („die Fenſter von mein[illegible] Vaters Haus waren dem Sankt Nitglas gewidmet," heißt es noch im „Simpliciſſimus") — breitete ſ[illegible]a Wurz- und Blumengärtlein aus und hinter dem Hauſe ſchattete ein Obſtgarten. Aus Nord-, Mittel- und Süddeutſchland ſind uns im 16. Jahrhundert aufgezeichnete und durchaus glaubwürdige Bezeugungen überliefert worden, daß dazumal deutſche Bauerſchaften ganz auskömmlich, ja ſogar üppig lebten, daß Bauern und Bäuerinnen großen Kleiderſtaat trieben, daß es bei bäuerlichen Kirchweihen, Hochzeiten, Kindtaufen und Leichentrunken hoch herging. Mit der Sittenzucht in der bäueriſchen Welt war es freilich ſo beſtellt, daß man den ſehr duldſamen Maßſtab der „guten alten frommen Zeit" anlegen muß, um kein Aergerniß zu nehmen. In proteſtantiſchen wie in katholiſchen Gegenden war im Verhalten der beiden Geſchlechter zu einander von der mehrerwähnten „ſittlichen Vertiefung", welche die Reformation wie die Gegenreformation gefordert hatte, wenig zu ſpüren. Gegen gefallene Mädchen wurde mit harten Kirchenbußen und weltlichen Strafen vorgegangen. Mit welchem Erfolge das z. B. in Baiern geſchah, zeigt das dortige „Sittenmandat" von 1598, welches verordnete, daß eine erſte uneheliche Mutterſchaft mit einer Geldſtrafe und mit Anhängung der „Geige" gebüßt werden ſollte, eine vierte aber mit Landesverweiſung. Anderwärts wurde nicht weniger ſtreng gegen die armen Mädchen verfahren, welche Mütter geworden, ohne Ehefrauen zu ſein, und bis weit in das 18. Jahrhundert hinein, ja ſogar in die Anfänge des 19. erhielt ſich in katholiſchen wie in proteſtantiſchen Gegenden unſeres Landes die grauſame Buße, daß ſie Sonntags im Büßerhemd und mit einem Strohkranz auf dem Kopf an der Kirchthüre ſtehen und den Hohn der Ein- und Ausgehenden erdulden mußten, wie das ſchadenfrohe Lieschen in Goethe's Fauſt zum Gretchen von dem verführten Bärbelchen ſagt:

„Da mag ſie ſich bucken nun,
Im Sünderhemdchen Buße thun."

Der landwirthſchaftliche Betrieb iſt im 16. Jahrhundert beträchtlich erweitert und geſteigert worden. Weite Wälder wurden gerodet, große Moorſtrecken entſumpft, um Nutzboden zu gewinnen. Fürſten und Herren mußte daran gelegen ſein, ihre Güter ergiebiger zu machen, und ſo leiteten viele derſelben die Bauern zu einem verſtändigeren Feld-, Wieſen-, Obſt- und Weinbau an. Es wurden zu dieſem Zweck ſogenannte „Landesordnungen" erlaſſen, Fürſten und Fürſtinnen beſchäftigten ſich perſönlich mit der Landwirthſchaft im Großen oder im Kleinen — wie z. B. die Kurfürſtin Anna von Sachſen eine berühmte Viehzüchterin und Käſemacherin geweſen iſt — und man wandte auch der landwirthſchaftlichen Theorie die nöthige Aufmerkſamkeit zu. Schon 1580 wurden die „Sieben Bücher vom Landbau" gedruckt. Vierzig Jahre ſpäter erſchien das „Sehr liebreich und außerleſen Obsgarten vnd Pelzbuch," aus welchem wir erfahren, daß man dazumal im deutſchen Reiche 13 Arten von Kirſchen, 19 von Pflaumen, 110 von Birnen und 115 von Aepfeln kannte. Von auswärtsher iſt der Land- und Gartenbau unſerer Vorfahren im Reformationszeitalter durch Einführung neuer Pflanzen- und Fruchtarten nicht wenig bereichert worden. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts iſt der Buchweizen eingeführt worden, ſpäter brachten aus den Niederlanden vertriebene Proteſtanten den Repsbau zu uns. Auf dem Umwege über Italien kam (um 1650) das „Welſchkorn“ nach Süddeutſchland, d. h. der zuerſt durch Kolon nach Europa verpflanzte Mais. Von noch größerer, geradezu von allergrößter Wichtigkeit iſt die Einführung der amerikaniſchen „Erdbirne“ oder „Grundbirne“, in der Schweiz „Erdapfel“, geworden, die Einführung der Kartoffel, welche zuerſt der Botaniker Kluſius in deutſchem Boden gepflanzt hat (1588). Die Pflege dieſer Nährfrucht, welche heutzutage nicht ein, ſondern das Hauptnahrungsmittel von Millionen unſerer Landsleute iſt, hatte anfänglich mit großem Widerſtande zu kämpfen. Die Geiſtlichkeit zeterte, weil ihr ein Kartoffelzehnten nicht zukam, aufs heftigſte wider die „Teufelswurzel“ und die „Teufelsknollen“, und die Bauern glaubten da und dort, z. B. in Brandenburg und Pommern, ſo feſt an die Teufelei der guten Kartoffel, daß ihnen der Anbau derſelben nicht nur befohlen, ſondern mit Gewalt aufgezwungen werden mußte. Die Verbreitung des Kartoffelbau's im Reiche war daher eine ſehr verſchiedene. Zwar wiſſen wir, daß ſchon in den zwei erſten Decennien des 17. Jahrhunderts da und dort die Kartoffel als Nährfrucht gebaut wurde; aber erſt um 1640 wurde ſie in Heſſen, Weſtphalen und Niederſachſen gepflanzt, 1647 in Braunſchweig, 1650 in Berlin, erſt 1716 in Bamberg und Baireuth, in der Pfalz, in Baden und Schwaben. Am ſpäteſten wohl gelangte der Kartoffelbau in die Dörfer der ſchwäbiſchen Alp, nämlich erſt um 1740. Für den Futterkräuterbau iſt das Aufkommen des Klee's im 17. Jahrhundert epochemachend geworden. Zu dieſer Zeit hatte ſich auch der Gartenbau ſchon bedeutend vervielfältigt und verfeinert: es wurden in den Küchengärten gezogen verſchiedene Arten von Kohl, Rüben, Rettigen und Salaten, ferner Zwiebeln und Lauch, Peterſilie, Sellerie, Erbſen, Linſen, Bohnen, Gurken und Kürbiſſe. Die Blumenzucht bevorzugte Veilchen, Roſen, Lilien, Hyacinthen, Nelken, Anemonen, Roſmarin, Goldlack und Tulpen. Die Ziergärtnerei, wie ſie insbeſondere an den deutſchen Fürſtenhöfen und Prälatenſitzen gedieh, arbeitete zuvörderſt in dem italiſch-florentiniſchen Geſchmack, dann in dem holländiſchen und endlich in dem franzöſiſchen der angeblichen „Naturverſchönerung“, d. h. in dem verſailler Geſchmack einer geometriſch-ſteif gezirkelten Perückengartenkunſt. Botaniſche Gärten ſind in Deutſchland von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an zur Anlage gelangt: den erſten erhielt Königsberg (1551). Der Weinbau lohnte ſich ſogar noch in norddeutſchen Gegenden, wo er jetzt ſchon lange eingegangen iſt. Freilich gab es zu Hamburg eigene Verſüßungsanſtalten für dieſe norddeutſchen Rebenſäfte. Neben den Rhein- und Moſelweinen hielten die vom Neckar, aus der Pfalz und dem Elſaß ihren alten Ruf aufrecht. Ulm war für ganz Süddeutſchland der Hauptort für den Weinhandel. Ein feiner Weinkenner, Johannes Raſch, gab 1582 ſein „Weinbuch von Baw, Pfleg und Bruch des Weins“ heraus und ein nicht minder feiner Kenner des Bieres, Heinrich Krauſt, hatte ſchon etwas früher (1575) ſeine lange hochangeſehenen „Fünff Bücher von der Göttlichen und edlen Gabe der philoſophiſchen, hochthewren und wunderbaren Kunſt, Bier zu brawen“, zum Nutzen und Frommen ſeiner Landsleute veröffentlicht. In das Zeitalter der Reformation fiel auch die Einführung der vier neuen Genußmittel: Tabak, Kaffee, Chokolade und Thee in unſer Land. Des erſten iſt ſchon früher gedacht worden und mag daher hier nur noch geſagt ſein, daß der anfängliche Widerſtand gegen die neue Sitte des „Tabaktrinkens“ da und dort bis zum Komiſchen ging. So, wenn in der Stadt Bern noch i. J. 1661 ein Pönalmandat erlaſſen wurde, worin in dem Verzeichniß der zehn Gebote unmittelbar hinter dem „Du ſollſt nicht ehebrechen!“ ein „Du ſollſt nicht rauchen!“ eingeſchoben wurde. Anderwärts war man derweil aufmerkſam geworden, daß eine Tabaksſteuer ſehr einträglich ſein dürfte, und förderte daher den Tabaksgenuß und den Tabaksbau, welcher letztere ſeit 1630 in verſchiedenen deutſchen Landſchaften betrieben wurde. Der Kaffee, in Arabien daheim, iſt in Deutſchland zuerſt genannt worden i. J. 1582 und zwar durch den Arzt Rauwolf, dem ſeine von ihm beſchriebene „Raiß in die Morgenländer“ die Bekanntſchaft mit dieſem Getränke verſchafft hatte. Abermals wurde daſſelbe ſodann i. J. 1647 durch einen anderen Reiſenden, den berühmten Olearius, erwähnt und zwar unter der Benennung „Kahowä“. Im Abendland iſt aber der Kaffee zuerſt in Paris am Hofe des vierzehnten Ludwigs getrunken worden, wohin ein Geſandter Mohammeds des Vierten die Bohnenfrucht der arabiſchen Kaffeeſtaude gebracht hatte. Zur gleichen Zeit muß aber das neue Genußmittel auch in England Eingang gefunden haben, denn das älteſte abendländiſche „Kaffeehaus“ wurde ſchon 1652 in London aufgethan, während das erſte franzöſiſche erſt 1671 zu Marſeille eröffnet worden iſt. Wie es ſcheint, hat man in Deutſchland zuerſt am brandenburger Hofe Kaffee getrunken (um 1675). Das erſte deutſche Kaffeehaus hatte Wien (1683), noch heute die Muſterſtadt für Kaffeehäuſer.

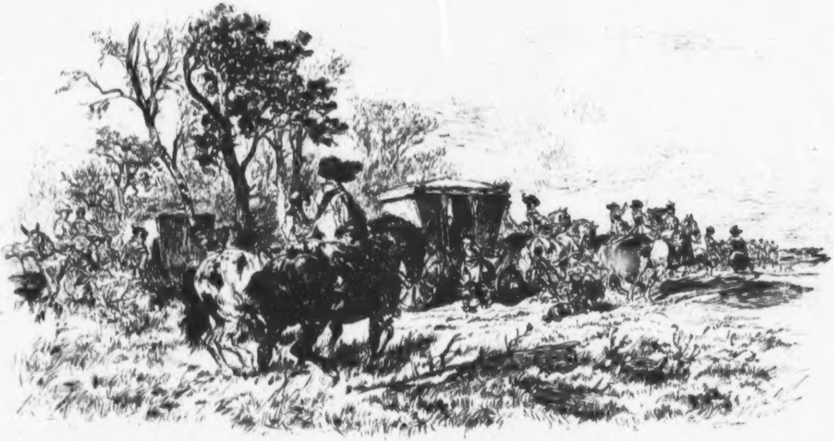


Das Gaſthaus zur goldenen Gans in Nürnberg.

Stuttgart erhielt erſt 1712 ein ſolches. Gleichzeitig mit dem Genuſſe des Kaffees machte ſich auch der des „Chokolatl“, welchen die Spanier aus Mexiko nach Europa verpflanzt hatten, in Deutſchland heimiſch, ebenſo der aus China eingeführte Thee, ſo daß die genannten drei Getränke vom letzten Viertel des 17. Jahrhunderts an zunächſt als Frühſtückskoſt von den Vornehmen genoſſen wurden. Es mußten hundert und mehr Jahre vergehen, bis dieſe überſeeiſchen Gewächſe, namentlich der Kaffee, in unſerem Lande aus einem Luxusgenuß der Reichen zu einem billigen Volksnahrungsmittel werden konnten . . . .

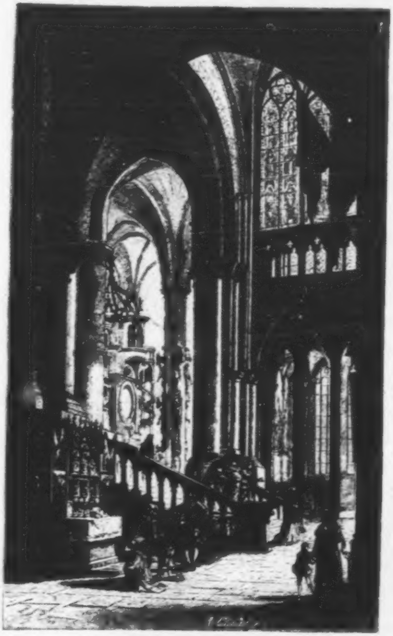
Während des dreißigjährigen Krieges und unmittelbar nach demſelben war die Lage der deutſchen Bauerſchaft, mit Abrechnung der wenigen Landſchaften, welche der Verheerungsſturm nicht durchtobt hatte, geradezu ein Jammerſal. Wie dieſer Sturm nicht nur an den Menſchen und ihren Behauſungen, ſondern auch an den Feldern ſeine Wuth ausgelaſſen, ergibt ſchon die eine Thatſache, daß im Herzogthum Wirtemberg allein 40,000 Morgen Weinberge gänzlich wüſtgelegt worden waren. Auf den Brandſtätten ihrer Dörfer ſtand unſere arme, furchtbar zuſammengeſchmolzene Bauerſame ohne Geld, ohne Vieh, ohne Saatfrüchte, ohne Werkzeuge, nur noch mit Fetzen und Hadern angethan, jeder Unbill der Witterung preisgegeben und in ihrer unter Kummer und Noth wieder anhebenden Arbeit fortwährend geſtört und an Leib und Leben bedroht durch jene Raub- und Mordbanden der „Merodebrüder“, welche ſich im Verlaufe des Krieges gebildet hatten und auch nach dem Friedensſchluſſe ihr wildes Geſindeldaſein fortſetzten. Zu den Marodeurs aus allen den verſchiedenen Heeren hatten ſich Vagabunden und Bettler, Stromer und Strolche, verlaufene Pfaffen und Schulmeiſter, Zigeuner und Juden, fahrende Schüler und fahrende Dirnen aus aller Herren Länder geſellt. Dieſe „Landſtörzerei“ machte, im tollen Sprachengemengſel des dazumal aufgekommenen „Rothwelſch“ mitſammen verkehrend, in hunderterlei Geſtalten mit Lug und Trug, mit Liſt und Gewalt das Land unſicher und konnte das meiſt ungeſtraft thun, da die jämmerlichen Sicherheitsanſtalten im Reiche der gauneriſchen Organiſation nicht gewachſen waren. Eine Hauptkunſt der deutſchen Polizeien iſt damals und noch lange nachher das „Abſchieben“ geweſen, d. h. erwiſchte Stromer und Strolche, welche keines ſchwereren Verbrechens als eben der Vagantenſchaft geziehen werden konnten, prügelte man „rechtſchaffen“ ab und ſchob ſie freundnachbarlich über die Gränze, von welcher her gelegentlich ein ebenſo freundnachbarlicher Rückſchub erfolgte, und ſo ſchoben die zahlloſen deutſchen Territorien ihren Reichthum an „Landſtörzern“ und „Freileuten“ fortwährend einander zu. Gerade zur Zeit nun, wo in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unſere Bauerſchaft das eigne Daſein und die deutſche Landwirthſchaft ſo zu ſagen ganz neu begründen mußte, iſt die ſo eben gekennzeichnete Landplage am allergrößten geweſen. Wenn man dieſelbe zu allen den übrigen Hinderniſſen und Nöthen hinzuthut, welche der wiederaufgenommene Landbau zu befahren und zu erdulden hatte, und wenn man damit das verhältnißmäßig befriedigende Ausſehen der deutſchen Dörfer, Felder, Wieſen, Wein- und Obſtgärten am Ende des 17. Jahrhunderts zuſammenhält, ſo wird man ſich eines warmen Gefühls der Achtung für die ſittliche Kraft, die Anſtelligkeit, die Genügſamkeit und Beharrlichkeit unſerer Bauerſame nicht entſchlagen können. Um ſo weniger, als dazumal der Bauer in weit höherem Grade als heute auf die eigene Kraft verwieſen war. Der ſchroffe Ständeunterſchied einestheils und die Mangelhaftigkeit der Verkehrsmittel anderntheils hielten ja das bäueriſche Daſein in einer Abgeſchiedenheit, von welcher wir uns jetzt kaum noch eine Vorſtellung machen können. Gerade wie auch von der Elendigkeit des Straßenweſens, von der Umſtändlichkeit der Flußſchifffahrt, von der Unſauberkeit und Dürftigkeit der Gaſthäuſer, wenigſtens auf dem Lande. Der Humaniſt Eraſmus, ein freilich etwas weichlicher Mann, hat in einem ſeiner „Geſpräche“ (colloquia) von ſo einer ländlichen Herberge im 16. Jahrhundert eine Schilderung gegeben, welche einem Reiſenden des 19. die Haut ſchauern machen kann. Noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch reiſ’ten die Rüſtigen beider Geſchlechter zu Pferde, obzwar die weitſchichtigen Fuhrwerke wie die „Gutzwagen“ oder „Gutſchen“ und „Karoſſen“ des Reformationszeitalters geweſen ſind, für ältere Herren und Damen, für Prälaten und Kranke bereits im Gebrauche waren. Vornehme Leute ſchleppten auf Reiſen einen ungeheuren Troß mit; was allerdings zum Theil aus Prunkſucht geſchah, zum Theil aber auch deßhalb, weil man vieles von Hauſe mitnehmen mußte, was jetzt in jedem anſtändigen Gaſthauſe zu finden iſt. Ein Beiſpiel dieſer Troßſchlepperei kann die Reiſe abgeben, welche Wallenſtein i. J. 1630 vom Karlsbad in Böhmen aus zum Fürſtentag in Regensburg machte. Sein Gefolge beſtand aus 6 Fürſten, 150 Edelleuten und einer vom Grafen und Oberſt Ottavio Piccolomini befehligten Standarte Leibkyriſſer, ſein Reiſezeug aus 17 Staatskaroſſen, 24 „Gutſchen“, 60 Packwägen und 700 Pferden ....

Die deutſchen Städte hatten ſich im 16. Jahrhundert ſo herausgemacht, daß Fremde, welche unſer Land durchreiſ’ten, ſich in bewundernden Beſchreibungen derſelben ergingen. Städte wie Augsburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt, Mainz und Köln durften geradezu für prächtige gelten. Noch war auch in den Bürgerſchaften jener hochlöbliche Gemeinſinn thätig, welcher einen edlen Stolz darein ſetzte, mittels



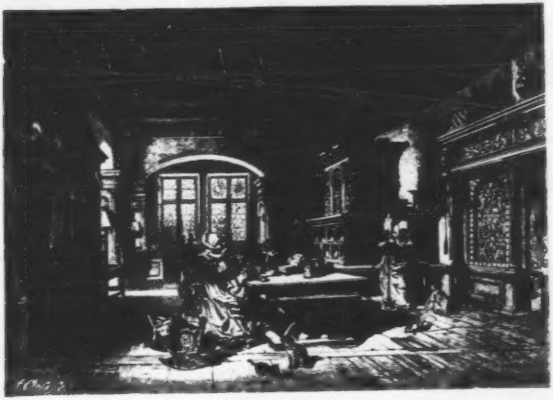
Vornehme Reiſeart im 17. Jahrhundert.

großer Opfer die Vaterſtadt mit Monumentalbauten zu ſchmücken und dieſe mit Kunſtwerken auszuzieren. Als ein ſchönes Beiſpiel, was dieſe bürgerliche Opferwilligkeit zu unternehmen und was die deutſche Mechanik und die deutſche Kunſt im 16. Jahrhundert zu leiſten vermochten, ſteht das berühmte aſtronomiſch-künſtleriſche Uhrwerk im Münſter zu Straßburg da, welches ein „ehrſamer und wohlweiſer“ Rath i. J. 1547 „aufzurichten“ beſchloß und deſſen Plan durch die „fürtrefflichen Mathematikos“ Heer, Bruckner und Herlin „angegeben, geordnet und aufgeriſſen“ wurde. Die alsdann unter ſothaner Leitung durch „wohlerfahrene Handwerksleut“ begonnene Ausführung des Werkes gerieth aber ins Stocken, bis es i. J. 1571 wieder aufgenommen wurde, „da Iſaak und Joſias Habrecht, von Schaffhauſen bürtig, Gebrüder und beide Uhrmacher, hieher nach Straßburg kamen; denen iſt neben dem Herrn Profeſſor Konrad Daſypodius, David Wolkenſtein aus Breſlau und Tobia Stimmern, dem Maler, ſolches zu verfertigen, anvertraut und befohlen worden, die es dann auch treulichſt und fleißigſt verrichtet und anno 1574 vollendet, wie es der Augenſchein erweiſet und das Werk die Meiſter lobet.“ Fiſchart hat dieſe kunſtvollſte aller Uhren in hübſchen Reimen beſchrieben. Auch gibt es eine ſchöne Sage, welche meldet, daß in einer Septembernacht von 1680 zu ganz ungewöhnlicher Stunde das Glockenſpiel des Uhrwerks erklungen ſei und daß eine helle Knabenſtimme dazu die Choralworte:


Die Uhr im Straßburger Münſter.

„Nach Leib und Leben ſie uns ſtahn
Und ſtellen uns wie Ketzern nach“ —

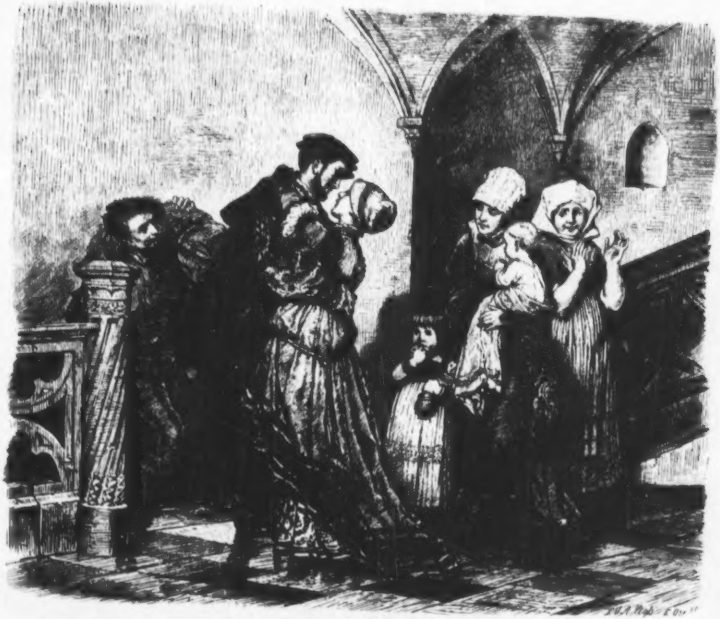
geſungen habe, was auf bevorſtehendes großes Unheil gedeutet wurde. Nicht mit Unrecht. Denn nach Jahresfriſt hielten die Proteſtanten zum letztenmal ihren Gottesdienſt in dem Prachtbau Erwins. Ihr Angſtruf: „Aus tiefer Noth ſchrei' ich zu dir!“ verhallte wirkungslos in den hohen Wölbungen. Sie wurden, obzwar es dazumal nur wenige ſeßhafte katholiſche Familien in Straßburg gab, durch die franzöſiſchen Räuber aus dem Münſter vertrieben und an der Pforte deſſelben begrüßte der ſchnöde Verräther des Reiches und der Reichsſtadt, der Biſchof Egon von Fürſtenberg, den Räuberkönig Ludwig mit den Huldigungsworten niederträchtiger Schmeichelei.



Ein nürnberger Wohnzimmer.

Das deutſche Bürgerhaus war zur Reformationszeit in ſeiner Bauart und ſeiner Einrichtung ſchon über die mittelalterliche Plumpheit und Dürftigkeit hinweg. Die großen Vorſchritte, welche das deutſche Handwerk nach allen Seiten hin gemacht hatte, mußten nothwendig auch den beſcheideneren bürgerlichen Wohnbauten zu ſtatten kommen. An Hausrath finden wir den Angaben gleichzeitiger Urkunden und Beſchreibungen zufolge in den Wohnſtuben ſolcher Bürgerhäuſer Tiſche, Stühle und Bänke, beſonders die an drei Seiten des gewaltigen Kachelofens hinlaufende und mit Sitzkiſſen bedeckte Ofenbank, außerdem in einer Ecke ein „Faulbett“ oder „Lotterbett“ (das Sopha oder Kanapee von damals), dann den „Gießkalter“, einen niedrigen Schrank, worauf man mit Waſſer handiren, ſich waſchen oder Geſchirre reinſchwenken konnte, und das „Kandelbrett“ oder das „Buffett“, auf welchem Kannen, Becher, Flaſchen und Kühlkeſſel ſtanden. Eine Sanduhr fehlt nicht, denn ſchon ſeit 1500 hatte man, vorab zu Nürnberg, gelernt, die Thurmuhren zu Zimmeruhren und zu Taſchenuhren („nürnberger Eier“ von ihrer ovalen Form) zu verkleinern. In der Wohnſtube treffen wir auch einen kleinen Wandſpiegel, einen Leuchter mit Lichtſcheere, ein Schreibzeug mit Papier und Siegel, ein Schachbrett, einen Würfelbecher und ein Kartenſpiel. Denn ſchon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war bei uns der Spielkartendruck erfunden worden. Unſern Vorfahren gehört auch die zweifelhafte Ehre an, eins der älteſten Kartenſpiele — (das wahrſcheinlich älteſte und jedenfalls feinſte, L'Hombre, ſoll von den ſpaniſchen Moriſkos aufgebracht worden ſein) — erſonnen zu haben, das „Landsknechtsſpiel“. Als die Reformation in Gang gekommen, kam bei uns ein ſehr eigenthümliches Kartenſpiel auf, der „Karniffel“ oder „Karnöffel“, auf deſſen Blättern und in deſſen Regeln die religiöſen und politiſchen Wirrſale der Zeit ſich abſpiegelten. Die Geſellſchaftsſpiele zählten damals nach hunderten; wenigſtens weiß Fiſchart in ſeiner „Geſchichtsklitterung“ nahezu 500 ſolcher Zeitvertreibe und Beluſtigungsweiſen aufzuzählen und zu benamſen. Neben dem Schachbrett, dem Würfelbecher und dem Kartenſpiel fanden ſich aber auf dem Brett an der Tiſchwand im deutſchen Bürgerhauſe des 16. Jahrhunderts auch „die Bibel vor und andere Bücher mehr zu Kurzweil und ſittlicher Lehr“, wie beim Hanns Sachs geſchrieben ſteht. Selbiger führt uns ſodann in die bürgerliche „Schlafkammer“, allwo wir ein „Spannbett“ mit Strohſack, Matratze, Pfulmen, Kiſſen, Betttuch und Decke vorfinden, ſowie alle die kleinen Vorrichtungen nächtlicher Bequemlichkeit, und im Weiteren etliche „Gewandkalter“ (Kleider- und Weißzeugſchränke) und die eiſenbeſchlagene, mit ſchwerem Schloß verſehene „Truhe“, in welcher das Geld des Hausvaters und die „Mandiglein“ und andere „Kleinodighen“ der Hausfrau und der erwachſenen Töchter aufbewahrt wurden. In ſo beſchaffenen Wohnräumen ſind die meiſten jener Männer, welche in der deutſchen Kulturgeſchichte der Reformationszeit als leuchtende Sterne ſtehen, zur Welt gekommen, in ſolchen haben ſie ihre Arbeit gethan, in ſolchen ſind ſie geſtorben. Das deutſche Bürgerhaus mit ſeiner Heimeligkeit, Ehrbarkeit und Frömmigkeit tritt uns namentlich auch in der Kunſt von dazumal anmuthend und herzbewegend entgegen. Man muß die bürgerlich-beſcheidene Daſeinsweiſe unſerer großen alten Meiſter mit in Betracht ziehen, wenn man ihren Schöpfungen ganz gerecht werden will. Aber ein edler Hauch von Poeſie ging durch alle dieſe Einfachheit und dieſes Sichbeſcheiden. Man nehme z. B. den kindlich-guten Brief zur Hand, welchen Meiſter Dürer über den i. J. 1513 erfolgten Hingang ſeiner Mutter ſchrieb,

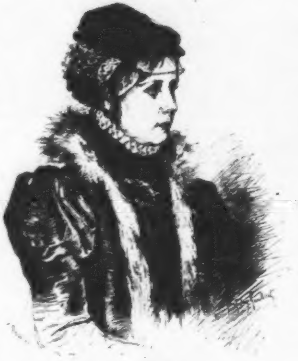
Ein augsburger Garten.



Familienſzene aus dem 16. Jahrhundert.

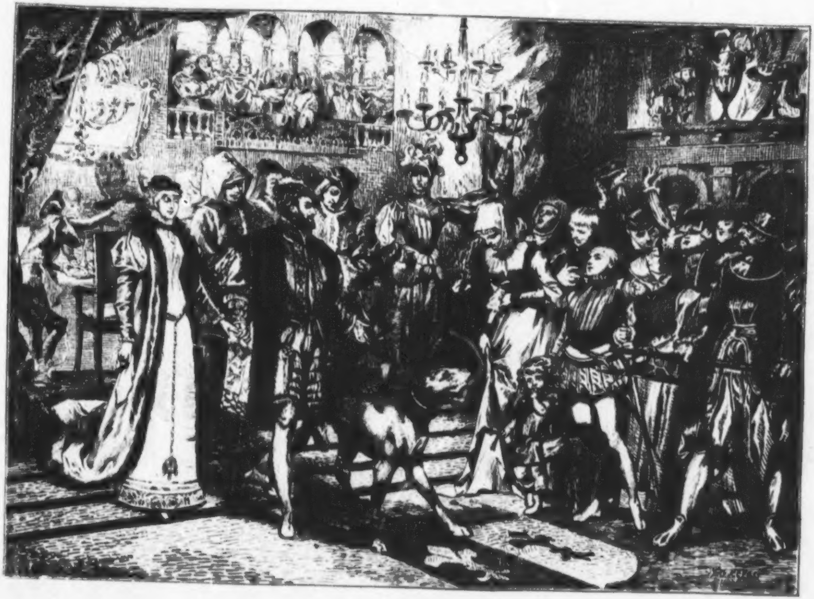
und man wird ſich eine Vorſtellung bilden können, welche Fülle von Liebe, Zartſinn und edler Sitte allen Ausſchreitungen des Jahrhunderts zum Trotz im bürgerlichen Familienleben daheim geweſen iſt.

Der Glanz des mittelalterlichen Stadtjunkerthums verblich zur Reformationszeit vor dem der Geldbarone, der Großkapitaliſten, welche ſich ſchon ganz gut auf's „Gründen" verſtanden und die einträglichſten Handelszweige zu monopoliſiren wußten. Welche ungeheure Gewinne die Kapitalmacht im 16. Jahrhundert erzielte, zeigt die Thatſache, daß eine Bilanz der Firma Fugger ergab, binnen 7 Jahren ſei ein Reingewinn von 13 Millionen Gulden gemacht worden, und eine andere, daß einmal das fugger'ſche Vermögen die für dazumal koloſſale Höhe von 63 Millionen Gulden erreicht habe. Mit den Geldmitteln, welche ſolche Handelsherren beſaßen, ließ ſich das Leben ſchon reich und genüßlich geſtalten. Die deutſchen Handelsſtädte waren denn auch in Bauart und häuslicher Einrichtung, wie in der Kunſtpflege und in gemeinnützigen Anſtalten, den fürſtlichen Reſidenzſtädten, mit Ausnahme etwa von Wien, weit voran. Nicht weniger auch in der Bewohnerzahl. Berlin z. B. war, verglichen mit Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Köln, Lübeck, Bremen und Hamburg, nur ein armſeliges Neſt, deſſen Einwohnerſchaft erſt nach der Mitte des 17. Jahrhunderts auf 20,000 Seelen anſtieg. Erſt die Mühwaltung des großen Kurfürſten hat Berlin aus ſeinen bäueriſchen Zuſtänden herausgehoben. Denn dieſer Regent war es, welcher die werdende Hauptſtadt eines werdenden Staates mit monumentalen Bauwerken ſchmückte, die Straßen pflaſtern, reinigen und beleuchten ließ und für eine beſſere Bau- und Feuerlöſchordnung ſorgte.



Frauentracht des 16. Jahrhunderts.

Wollte man im 16. Jahrhundert die ganze Fülle ſtädtiſchen Lebens ſehen, ſo mußte man in die erwähnten Handelsſtädte gehen, namentlich in die ſüddeutſchen, welchen die raſchere und bequemere Verbindung mit Italien allen höheren Schmuck des Daſeins reichlicher zuführte als den norddeutſchen. Da ſah man zierlich-prächtige Patrizierhäuſer im Renaiſſanceſtil, außen und innen mit Freskomalereien verziert, Vorhallen und Treppenaufgänge mit Marmorſäulen geſchmückt, Erker, an welchen die Bildnerei, Fenſter, an denen die Glasmalerei ihre ganze Kunſt entfaltet hatte. Drinnen Säle und Stuben, welche mit den koſtbarſten überſeeiſchen Holzarten getäfelt oder mit bemalter und vergoldeter Stukkatur vergipſt waren. Auf den ſorgſam parkettirten Fußboden prächtige Teppiche aus der Türkei oder Perſien, an den Wänden Tapeten aus Arras und Spiegel aus Venedig, in den Prunkzimmern antike Statuen und neue Gemälde, auf den „Triſuren" ganze Sammlungen kunſtvoll aus Gold, Silber und Kriſtall gearbeiteter Gefäße und Tafelgeräthe aller Art, die einzelnen Stücke des Hausrathes ebenſo viele Kunſtwerke der Holzſchnitzerei. Hinter den Häuſern weite Gartenanlagen mit den ſeltenſten ausländiſchen Bäumen, Sträuchern und Blumen,

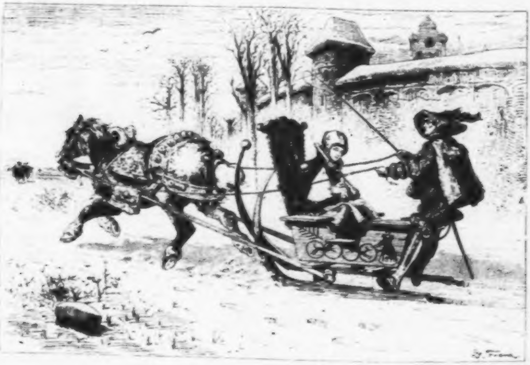


Karl der Fünfte als Gaſt im Hauſe Fuggers.

Springbrunnen, Weihern mit Goldfiſchen, Badſtuben mit Marmorwannen, Vogelhäuſern mit Papageien und „Kanaris". In ſolchen Räumlichkeiten bewegte ſich die patriziſche Geſellſchaft in den maleriſchen und koſtſpieligen Herren- und Damentrachten der Zeit. Grundmode blieb das ganze Jahrhundert hindurch die burgundiſch-ſpaniſche, deren Knappheit jedoch bei beiden Geſchlechtern zeitweilig der „Pludrigkeit" wich. Die Damenmoden wechſelten natürlich vielfältig; doch muß man den deutſchen Frauen der Reformationszeit nachrühmen, daß ihre Anzüge entſchieden ehrſamer und ſchamhafter waren als die ihrer Vorgängerinnen im 15. Jahrhundert. Eine Verirrung ins Häßliche war es, als die Halskrauſen bei Männern und Frauen zu jenen pflugradgroßen, ſteifgeſtärkten „Mühlſteinkragen" ſich vergrößerten, auf welchen der Kopf alswie auf einer Schüſſel lag, ſo daß die Freiheit der Hals- und Hauptbewegung ganz verloren ging. Ueberhaupt lag in dem Schnitt und in den Stoffen der Herren- und Damentracht etwas Steifes, etwas die Bewegungen und Gebärden in ſtrengem Zwange Haltendes und iſt ſchon darum in das Gebaren der höheren Stände viel von der Gemeſſenheit ſpaniſcher Etikette eingegangen.

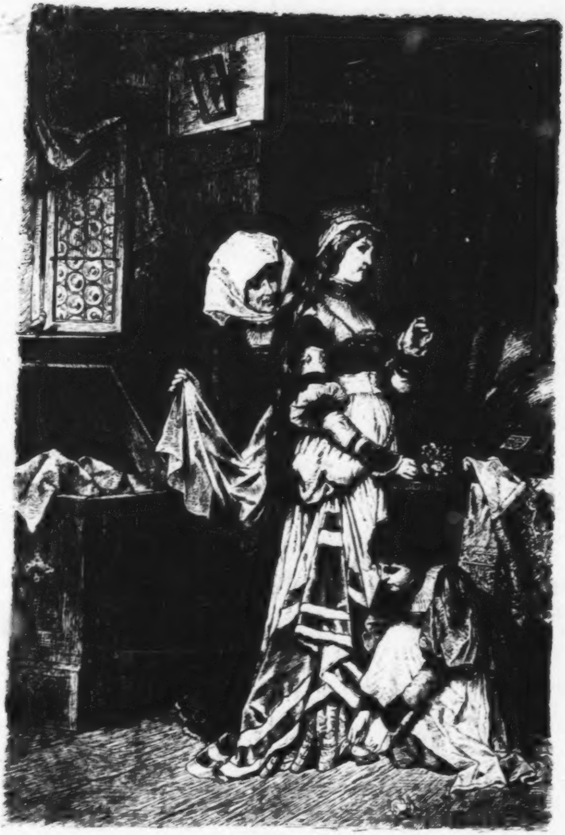
Auf die Tafelfreuden wurde ſehr viel gehalten und in einem patriziſchen Haushalte waren Küche und Keller wohlverſorgt. Was den letztern angeht, ſo trank man neben den heimiſchen Rhein-, Neckar- und Moſelweinen mit Vorliebe ungariſche, ſpaniſche und griechiſche. Wir beſitzen ein Kochbuch, welches der Kochkünſtler und Feinſchmecker Marx Rumpolt i. J. 1587 herausgab und erfahren daraus, daß dazumal 63 Arten von Suppen, 127 Fiſchgerichte, 70 Sorten von Fleiſchpaſteten, 225 von Zugemüſen, 46 von Torten und fünfzigerlei Salate auf den Tiſch kamen; item, daß man aus Ochſenfleiſch 83, aus Kalbfleiſch 59, aus Hammelfleiſch 45, aus Schweinefleiſch 43 und aus Hirſchfleiſch 37 Arten von Geſottenem, Geſchmortem und Gebratenem herzuſtellen verſtand. Starke Würzung der Speiſen war allgemein, woraus ſich auch erklärt, daß nicht nur die Herren, ſondern auch die Damen einen guten Trunk ertragen konnten und einen guten „Zug" in der Kehle hatten. Einen unzweifelhaften Kulturfortſchritt bezeichnete der jetzt allgemeiner gewordene Gebrauch von Löffeln und Servietten, ſowie die Vertauſchung der fünfzinkigen Naturgabel, der Hand, mit der zwei- und dreizinkigen Kunſtgabel. An den Tiſchen der beſſeren Stände war die Gabel zu Ende des 16. Jahrhunderts ſchon heimiſch, es hat aber noch ein volles Jahrhundert gewährt, bis ſie es auch unter den Bauern wurde.

Die ſtädtiſchen „Fröhlichkeiten" und „Anläſſe des Mittelalters" erfuhren im Reformationszeitalter eine beträchtliche Steigerung. Die Leute trieben gern Kurzweil aller Art und in den Städten löſten die Schauſtücke der Gauklerbanden, die Aufführungen von Schulkomödien, Thierhetzen, Pferderennen, Schützenfeſte, Schlittenfahrten und Mummereien einander ab. Bei allen dieſen Gelegenheiten ließ ſich die ſtrotzende Lebensluſt unſerer Altvorderen häufig in ſo derber Art aus, daß der verfeinertere oder auch heuchleriſchere Sinn unſerer Tage ſich zu abſchätzigem Naſerümpfen veranlaßt finden dürfte. Freilich, ſie trieben es mitunter ſo arg, unſere lieben Altvorderen, beſonders am Zechtiſch und auf dem Tanzboden, daß die beiden Pfarrherren Matthäus Friederich zu Schönberg und Florian Daul zu Schnellewalde gar wohl wußten, warum ſie, jener ſeinen „Sauffteuffel" (1557) und dieſer ſeinen „Tanzteuffel" (1567) ausgehen ließen, um beiderlei Unſitte und Unfläterei zu bekämpfen. Friederich verfuhr mehr ironiſch und ſatiriſch, Daul mehr zeternd und wetternd. Beide aber malen draſtiſch, was ſie bekämpfen. Im „Tanzteuffel" wird zuvörderſt den „ſittigen, erbarn und züchtigen Däntzen" Lob geſpendet, „da par vnd par im reyen fein züchtig, vernünfftig vnd höflich nach einander gehen, ohn drewen, ohn hwirgeln, ohn pochen, hochſpringen, ſchwingen, hin und wider werffen vnd rucken." Dann wird losgezogen gegen die „leichtfertigen und unverſchämten, zucht- und ehrvergeſſenen Welt- und Nachttänze", allwobei die tanzenden Paare „durcheinander unordentlich gehen und lauffen wie die biſenden Küh', ſich werffen und verdrehen, welches man verködern heiſſet. So geſchiehet nun ſolch ſchendtlich ſchwingen, werffen, verdrehen und verlöddern von den Tanzteuffeln, ſo geſchwinde, auch in aller Höhe, wie der Bawer den flegel ſchwinget, daß bißweilen den Jungfrawen, Dirnen vnd Mägden die kleider bis über den Gürtel, ja bis über den Kopf fliegen. Oder werffens ſonſt zu Boden, fallen auch wol beide vnd andere viele mehr, welche geſchwinde vnd unvorſichtig hernach lauffen vnd rennen, daß ſie über einem hauffen liegen. Die gern unzüchtig Ding ſehen, denen gefellt ſolch ſchwingen, fallen vnd kleiderfliegen ſehr wol, lachen vnd ſeind fröhlich dabey." Erwägt man, daß dieſe „Tanzteuffelei" aus proteſtantiſchen Kreiſen gemeldet wird, ſo hat man auch hier wiederum eine eigenartige Probe von der durch das Lutherthum zuwegegebrachten „ſittlichen Vertiefung" unſerer Vorfahren. Die Wahrheit iſt, daß edlere Sitte und Lebensführung in



Schlittenfahrt.

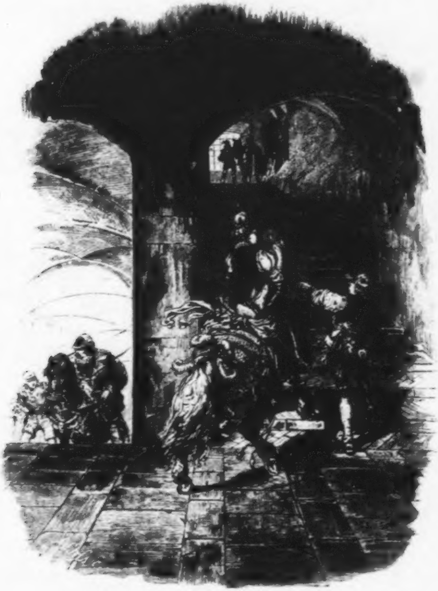
unſerem Lande nicht im ehernen Zeitalter der katholiſchen und proteſtantiſchen Orthodoxie aufkam, ſondern erſt im Zeitalter des Zweifels und des entſchieden angehobenen Kampfes gegen die „Rechtgläubigkeit". Uebrigens verſanken in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutſchland die Städter in kaum minder großes Elend wie die Landleute. Die dreißigjährige Kriegsfurie nahm auch die Städte grauſam mit, ſo grauſam, daß z. B. Augsburg während der Kriegstrübſal nahezu 60,000 ſeiner Bewohner einbüßte. Die erbarmungsloſeſten Brandſchatzungen und Plünderungen vernichteten den ſtädtiſchen Wohlſtand und damit auch das ſtädtiſche Wohlleben. Die Gewerbe lagen darnieder, der Handel ſtockte, die Künſte verkümmerten. Armuth, Drangſal, Noth überall. Erſt von 1650 an vermochte das tiefgebeugte deutſche Bürgerthum ſich allmälig wieder aufzurichten und ſeine Arbeiten wieder aufzunehmen. Während des dreißigjährigen Krieges dagegen gehörte es wohl zu den Seltenheiten, wenn ein Mann aus dem Mittelſtande eine Hinterlaſſenſchaft hatte wie zu Ende des Jahres 1631 jener Johannes Ziſeniſen, beider Rechte Doktor, zu Hannover, welcher in Kapitalbriefen die Summe von 5000 Reichsthalern hinterließ, etwa 50 Reichsthaler bar, viele



Eine Braut im 16. Jahrhundert.

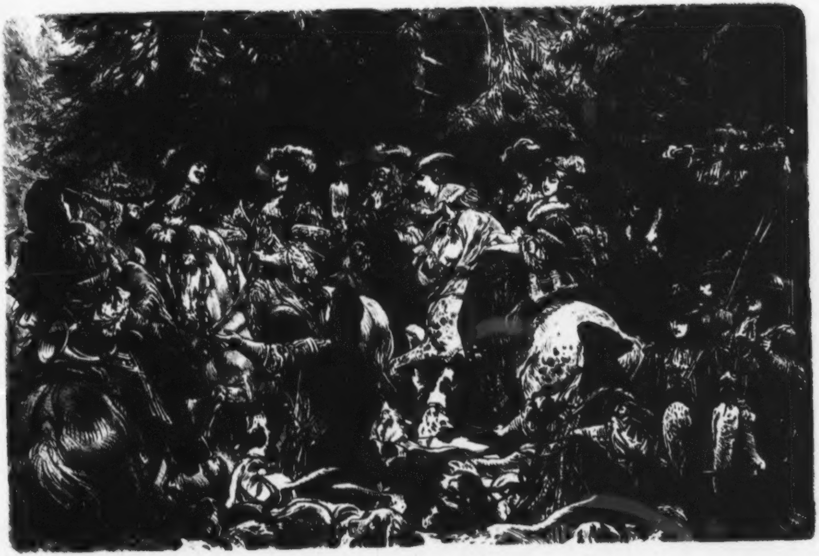
goldene und ſilberne Kleinode, Schaumünzen, Ringe, Ketten und Becher. „Item an Waſſen einen Harniſch, Bruſtſtück, Halskragen und Sturmhaube, einen Doppelhaken, eine Muſkete und einen Degen mit verſilbertem Griff. Item an Büchern einen Horatius und einen Heſiodus, eʒliche Bücher in franzöſiſcher Sprach, auch eʒliche wenige Juriſtenbücher, ein Konvolut allerhandt Diſputationen, ein eingenähtes Buch in Pergament, eine Synopsis juris civilis, ein klein Buch in italieniſcher Sprach, das Hirten Ambt Chriſti und eʒliche Leich-Predigten.“ Achtundſechzig Jahre ſpäter wies der Nachlaß des Stadtſekretärs Daniel Mäder zu Hannover doch ſchon eine verhältnißmäßig ſtattliche Bibliothek von mehr als 300 Bänden auf. Darunter waren die griechiſchen und römiſchen Klaſſiker ziemlich vollſtändig, dann Grammatiken und Wörterbücher der neueren Sprachen, auch die juriſtiſchen, philoſophiſchen und ſchönwiſſenſchaftlichen Werke der Zeit . . .

Wenden wir uns von den bürgerlichen Kreiſen zu den adeligen, ſo finden wir, daß ſich im Laufe des 16. Jahrhunderts die mittelalterliche Ritterburg allmälig in das neuzeitliche Herrenhaus umwandelte, ſei es, daß die Burgen, welche ja gegen das verbeſſerte Pulvergeſchütz doch nicht mehr ſtandzuhalten vermochten, zu Schlöſſern umgebaut oder auch von ihren Beſitzern ganz verlaſſen wurden, weil es dieſe bequemer fanden, an wohlgelegenen Stellen in der Ebene ſich anzuſiedeln und Schlöſſer zu erbauen, die allerdings zunächſt im Aeußern und Innern noch viel burgartiges hatten, doch aber nach und nach die architektoniſchen Motive des Renaiſſance- und dann des Barock- und Rokokoſtils aufnahmen. Wie dieſe Schlöſſer hinſichtlich ihres Umfangs, der Pracht oder Dürftigkeit ihrer Einrichtung, der Zierlichkeit oder Vernachläſſigung ihrer Umgebung eine unendliche Verſchiedenheit aufzeigten, ſo machten ſich ſelbſtverſtändlich auch in der Lebensweiſe ihrer Bewohner eine Menge von Abſtufungen und Schattirungen bemerkbar. Zuvörderſt kamen da in Betracht der Unterſchied zwiſchen Hofadel und Landadel, hernach bei dieſem wie bei jenem der größere oder kleinere Beſitz, endlich die verſchiedenen Bildungsgrade und kirchlichen Bekenntniſſe. Die bäueriſche Einfachheit, um nicht zu ſagen Dürftigkeit, in welcher die Söhne und Töchter eines nur mäßig begüterten Landedelmanns heranwuchſen, zeigen uns die Denkwürdigkeiten des ſchleſiſchen und lutheriſchen Ritters Hanns von Schweinichen, welche von 1552 bis 1602 reichen. Der Junker Hanns mußte als Knabe die Gänſe hüten, wurde vom Dorfſchreiber und dann in der lateiniſchen Schule zu Goldberg nur ſehr nothdürftig unterrichtet, diente, erwachſen, ſeinem Vater als Dreſcher, Pferde- und Mahlknecht, kam dann an den Hof des Herzogs von Liegnitz, wo er ſich „mit ſaufen eine große Kundſchaft machte“, und begleitete ſpäter ſeinen armen Teufel von Herzog auf deſſen bettelhaften Reiſen durch das Reich, welche er ſo ergötzlich beſchrieben hat. In ganz anderem Stile lebte Schweinichens Zeitgenoſſe, der reiche weſtphäliſche und katholiſche Freiherr Kaſpar von Fürſtenberg, geſtorben als Landdroſt von Weſtphalen, deſſen Tagebücher von 1572 bis 1615 reichen. Kaſpar war ein im elterlichen Hauſe durch einen tüchtigen Hofmeiſter, dann auf der Hochſchule zu Köln gebildeter Mann, welchem die Citate aus lateiniſchen Autoren ſein Lebenlang leicht von der Hand gingen und der, als ſeine zweite Frau — eine Bürgerliche — in ſeinem Schloſſe Bilſtein einzog, durch ihre Schönheit an die Korinna des Ovidius ſich gemahnt fühlte. Mit dem Landedelmann, welcher die Bewirthſchaftung ſeiner Güter ſorgſam überwachte, verband ſich in ihm der Hofedelmann, inſofern er als eifriger Katholik in den Angelegenheiten des Kurfürſtenthums Köln zu einer ſehr bewegten Zeit wiederholt eine vortretende Rolle ſpielte und in Sachen der Verwaltung und der Diplomatie vielfach gebraucht wurde. Seine diplomatiſchen Geſchäfte waren mitunter abſonderlicher Art. So ſchrieb er z. B. am 13. Juni 1589 in ſein Tagebuch: „Ich werde neben anderen abgefertigt in werbung ahn das Thumkapittul belangendt den künftigen Landtag, Beſſerung ihres klerikaliſchen wandels und weſens und abſchaffungh der huren.“ Im Jahre 1591 verlobte er ſeine Tochter Goda mit Bernhart von Heiden und bemerkte hierüber: „Ich zeige meiner Tochter Göden Heidens werbung und meinen und der Freunde wiſſen ahn, Befinde jungfrauwlichen ſchaam und wehemut bei ihr." Im Juli des ſolgenden Jahres fand zu Neuhaus die Hochzeit ſtatt, ausgerichtet von dem Oheim der Braut, dem Biſchof Theodor von Fürſtenberg: „Der Breutigam nebſt einem anſehentlichen Geleite ſeiner Freunde



Die Reittreppe im Schloſſe zu Stuttgart.

beiderlei geſchlechts khomen den Nachmittag ahn, Und geſchicht für abenteſſen die Zuſammengebung und Bettſezung uf dem großen Saal und gehet ein anſehentlich fürſtlich mall ahn." Am nächſten Tage „exhibiren die patres societatis Jesu nachmittags eine herliche comoediam, Ester, Sonſten geſchicht nichts, dan freudt mit eſſen, drincken und tantzen, Meiner tochter der Braut wirdt ihr morgengab verordnet und ſunſten von Ihrer fürſtlichen Gnaden (dem Oheim-Biſchof) und Graf Simon zu Lipp herliche Kleinoter



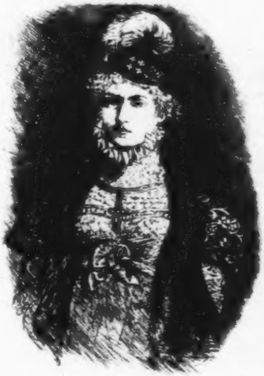
Aufbruch zur Hofjagd.

(Am Ende des 17. Jahrhunderts.)

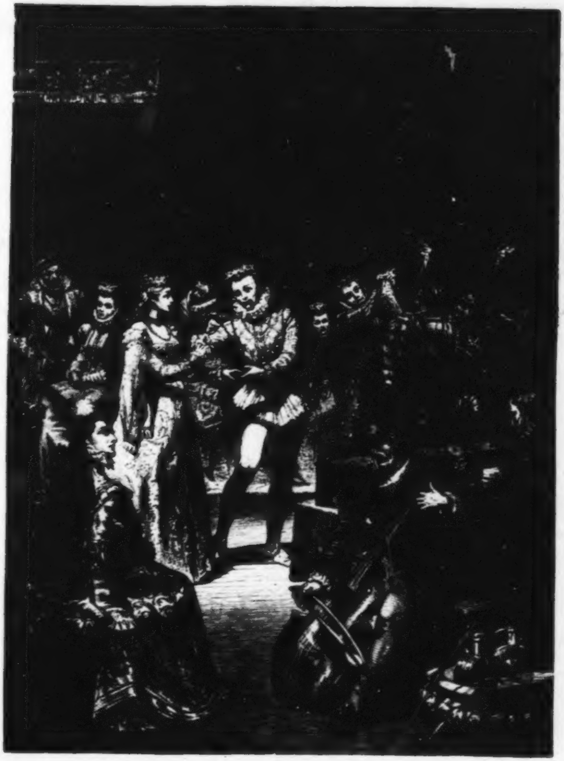
und geſchir verehret.“ Bemerkenswerth iſt, daß der weſtphäliſche Freiherr trotz ſeiner Katholicität ſeine Tochter doch einem Proteſtanten zur Ehe gegeben hatte. Freilich war es ohne einen Stoßſeufzer dabei nicht abgegangen: — „Mein tochter Jungfrauw Göda iſt ahn einen ehrlichen von Adell Bernhardt von Heiden verheiratet. Utinam esset catholicus!“ Sehr häufig findet ſich in den Tagebüchern die Notiz: „Wir ſein untereinander gar luſtig und gehet ein ſtarker Trunck umb.“ Dann kommen Einzeichnungen über landwirthſchaftliche Vorrichtungen und Verrichtungen, auch über Reiſen, wobei der Freiherr nicht vergißt, anzumerken, daß „die Wirthe rechneten wie ſchelmen“. Ein Haus wie das fürſtenbergiſche mußte nach der Sitte der Zeit von ſtandeswegen viel auf den Beſitz eines ſtattlichen Vorraths von Gold- und Silbergeſchirr halten. Im Jahre 1591 hatte das Goldgeſchmeide des Freiherrn ein Gewicht von 28 Pfund und einen Geldwerth von 11,000 Thalern, für dazumal ein beträchtliches Kapital, für deſſen Hälfte man in Städten wie Mainz und Köln das ſchönſte Haus mit Garten kaufen konnte. Fürſtenberg erbaute ſich zu ſeinem Ruheſitz etwas ſpäter das Schloß Schnellenberg bei Attendorn, welchen Bau aber erſt ſein Sohn und Erbe Friedrich vollendete und zwar ſo, daß derſelbe recht als das Muſter eines Herrenſchloſſes beim Uebergang aus dem 16. in's 17. Jahrhundert gelten konnte.

Als ein typiſcher Schloßpalaſt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſteht in ſeinen Grundformen noch jetzt das „alte Schloß“ in Stuttgart da, welches i. J. 1570 fertiggebaut worden iſt. Charakteriſtiſche Räumlichkeiten deſſelben waren dieſe: im Erdgeſchoſſe des nach Südoſten gerichteten Flügels befand ſich eine große Halle, die „Türnitz“, welche 136 Fuß lang und 51 Fuß breit war, für gewöhnlich dem Hofgeſinde zum Speiſeſal diente, bei großen Anläſſen aber den Feſtſchauplatz abgab. Ueber der Türnitz lag die „Ritterſtube“, d. h. das Arbeitskabinett, das Audienzzimmer und der Speiſeſal des Herzogs, und über der Ritterſtube das „Frauenzimmer“ für die Herzogin und ihr weibliches Geſinde, „Stuben und Kammern gar heimlig und ſtill“. Im Flügel gen Norden war die Küche untergebracht und ein großer Sal hergerichtet zum bankettiren und tanzen, während im ſüdlichen Flügel die Hofkapelle ihren Platz gefunden hatte. Die Wände in den Sälen und in den Privatgemächern der herzoglichen Herrſchaften waren mit ſeidenen oder wollenen Tapeten bekleidet, auf welchen ſich bibliſche Geſchichten dargeſtellt fanden. An der Nordfronte des Schloſſes lag das „Paradies“, wie der kunſtreich angelegte und ſorgfältig gepflegte Luſtgarten hieß, der auch die erſte in Deutſchland aufgeſtellte Orangerie beſaß. Ein „Thiergarten“ mit allerhand Gewild und Gevögel fehlte in den das Schloß umziehenden breiten Gräben auch nicht und zum Ganzen dieſer Fürſtenburg gehörten noch der Marſtall, das Harniſchhaus und das Zeughaus.

In ſolchen fürſtlichen Schlöſſern verlief das 16. Jahrhundert hindurch das alltägliche Daſein ganz ſo wie auf den Herrenſitzen reicher Landedelleute, nur eben auf größerem Fuße. Den Prinzen gab man gern eine halbgelehrte theologiſche Erziehung, ſchickte ſie mit Hofmeiſtern auf die Hochſchulen, dann auf Reiſen, um insbeſondere in Wien am Kaiſerhofe den letzten Erziehungsſchliff zu bekommen. Später wurde leider Paris das Lieblingsreiſeziel der deutſchen Prinzen, welche von dort alle die „Courtoiſie“ und „Galanterie“, wie ſie am „Hofe der Lilien“ im Schwange ging, d. h. alle mögliche Zuchtloſigkeit mitheimbrachten. Auf die Erziehung der Prinzeſſinnen iſt dazumal, wo noch von einer deutſchen Fürſtin vor allem gefordert wurde, daß ſie eine kenntnißreiche, geſchickte und thätige Hausfrau wäre und dem gar nicht leichten Geſchäfte der Führung ſo großer und verwickelter Haushalte tüchtig vorzuſtehen verſtände, nach der wiſſenſchaftlichen Seite hin in der Regel keine große Achtſamkeit gewandt worden. Leſen und ſchreiben, etwas rechnen, ein wenig Erdkunde und ungeheuer viel Katechismus, das waren die Unterrichtsgegenſtände. Ausnahmsweiſe kam es allerdings vor, daß fürſtliche und adelige Mädchen eine auf die Kenntniß und Handhabung der lateiniſchen Sprache baſirte, höhere Bildung erhielten. Es erhellt dies aus der nicht geringen Anzahl von Frauen, welche zur Reformationszeit in die kirchlichen und politiſchen Verhältniſſe mehr oder weniger thätig eingegriffen haben. So die Königin Maria von Ungarn, Schweſter Karls des Fünften, welche mit Luther briefwechſelte, dann die Herzoginnen Katharina von Sachſen und Eliſabeth von Braunſchweig, die Prinzeſſin Margaretha von Anhalt, die Kurfürſtinnen Sibylle und Anna von Sachſen und Eliſabeth von Brandenburg, verſchiedene Frauen und Töchter der Grafenhäuſer Stolberg und Mansfeld, die hochbegabte Freifrau Argula von Grumbach, auf deren entſchiedenes Anrathen vielleicht Luthers Entſchluß, ſich zu verheiraten, zurückzuführen iſt, und endlich auch die beiden bürgerlichen Frauen Katharina Junker aus Eger und Magdalene Haymer aus Regensburg, welche beide in geiſtlichen Liedern und in offenen Sendbriefen die Sache der Reformation verfochten haben.


Philippine Welſer.

Der Umgangston war in den vornehmen Familien ein gemeſſener. Das vertrauliche Du kam wohl im mündlichen Verkehre vor, nicht aber im ſchriftlichen. Die meiſtgebrauchte briefliche Anredeformel zwiſchen fürſtlichen Eheleuten war „Eure Liebden!“ Prinzen und Prinzeſſinnen unterſtanden ſich nicht, Vater und Mutter anders anzuſchreiben als mit „Eure Gnaden“ oder mit „Gnädiger Herr Vater“ und „Gnädige Frau Mutter“. Das Wort „Buhle“ wurde zu jener Zeit noch ganz harmlos im Sinne von Freund und Freundin gebraucht, ſelbſt unter Geſchwiſtern. Ebenſo harmlos hieß ein Mädchen, auch eine Fürſtentochter, „ein Menſch“. Von Ziererei und Prüderie wußte man wenig und ſcheute ſich nicht im geringſten, alle Dinge mit ihren Namen zu nennen, ſelbſt in der höchſten und beſten Geſellſchaft, welcher es auch gar nicht einfiel, das Lachen über die meiſt ſehr draſtiſchen und plaſtiſchen Auslaſſungen des Volkshumors zu verhalten. Die Unbefangenheit, womit briefwechſelnde Fürſtinnen einander von ehelichen Sachen unterhielten, muß Fürſtinnen unſerer Zeit höchſt verwunderlich vorkommen. Uebrigens hielten ſich im 16. Jahrhundert im allgemeinen die fürſtlichen Ehen in unſerem Lande auf der feſten Grundlage der Sittlichkeit, obzwar im beſonderen grelle Verſtöße vorkamen. Aufrichtige und innige gegenſeitige Neigung, feſte gegenſeitige Treue war in fürſtlichen Ehen nicht ſelten. Das grundverderbliche Maitreſſenweſen war noch nicht vom „Hofe der Lilien“ herübergeholt, wurde es aber leider im 17. Jahrhundert. Fürſten, welche ihre Herzen an Bürgerstöchter verloren, ſchracken vor „Mißheiraten“ nicht zurück. Der Herzog Wilhelm von Baiern heiratete in aller Form ſeine Marie Pettenbeck, der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich-Tirol ſeine Philippine Welſer, die ſchöne Augsburgerin, deren Hals ſo fein war, daß man ihr, ſo ſie Rothwein trank, dieſes Roth die Kehle hinabgleiten ſah. Auch im 17. Jahrhundert übrigens kamen ſolche Fürſtenehen vor: der Herzog Rudolf Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg heiratete i. J. 1681 die Barbierstochter Eliſabeth

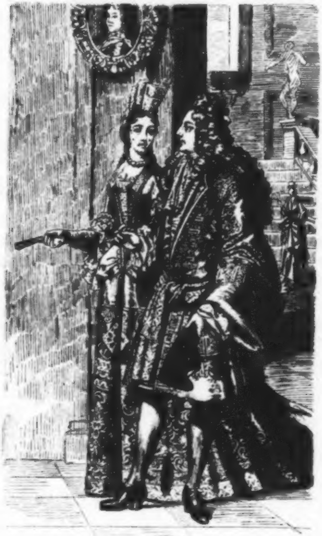


Fackeltanz.

(Hochzeit des Herzogs Wilhelm von Jülich mit Jakobe von Baden 1585.)

Roſine Menthe und der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau i. J. 1698 die Apothekerstochter Anna Liſe Föhſe.

Die Heiraten der Prinzen und Prinzeſſinnen waren ſchon dazumal nur in Ausnahmefällen Herzensſachen, in der Regel dagegen Familien- oder Staatsgeſchäfte, die umſtändlich eingeleitet, weitſchweifig geführt und pünktlich abgeſchloſſen wurden mittels Eheverträgen, worin alles Mögliche vorgeſehen war. Die vonſeiten der Braut beizubringende Mitgift oder das „Heiratsgut“ und die vonſeiten des Bräutigams zu leiſtende „Morgengabe“ waren genau ausgemacht. Prinzeſſliche Mitgiften bewegten ſich auf der Skala von 20 bis 40,000 Gulden, die Morgengaben auf der von 4 bis 5000 Gulden jährlich. Wenn ein Heiratsgut auf die Höhe von 70,000 Reichsthalern ſtieg, wie das der Prinzeſſin Anna, Tochter des Kurfürſten Moriz von Sachſen, welche Wilhelm von Oranien, den „Schweigſamen“, heiratete und nach ſehr unglücklicher Ehe — im Säuferwahnſinn ſtarb, ſo war das eine ſeltene Ausnahme. Die Herren Bräutigame oder beziehungsweiſe ihre Räthe und Heiratsgeſchäfteführer ſahen auch ſehr darauf, daß die Bräute von elterlicher Seite auskömmlich mit Kleidern, Linnenzeug und „Kleinodighen“, ja namentlich mit dieſen ausgeſtattet wurden. Nachdem alles vereinbart worden, erfolgte in feierlicher Audienz die Verlobung, wobei der Brautwerber des fürſtlichen Bräutigams die Stelle deſſelben vertrat. Der Vater richtete an die Tochter vor verſammeltem Hofe die Frage, ob ſie den Fürſten, ſo um ihre Hand geworben, mit aufrichtigem Sinne zum Ehegemahl haben wollte, und darauf erfolgte vonſeiten der Gefragten die ſtehende Antwortsformel: „Weil es meinem gnädigen Herrn Vater alſo gefällt, bin ich es wohlzufrieden“. Die Vermählungsfeſte wurden in den Fürſtenkreiſen mit verſchwenderiſchem Prunk begangen und an hunderte, ja an tauſende von Gäſten ergingen Einladungen dazu, wobei jedoch die Vorausſetzung ſtatthatte, daß die Gäſte hübſche Geſchenke für die Brautleute mitbringen würden. Den Gang und Verlauf von ſo einer Hochzeit mag die veranſchaulichen, welche der Herzog Johann Wilhelm der Dritte von Jülich-Kleve-Berg mit der Prinzeſſin Jakobäa von Baden am 16. Juni von 1585 zu Düſſeldorf beging. Zur Veſperzeit am genannten Tage bewegte ſich der Hochzeitszug zur Schloßkapelle, allwo die Zuſammengebung ſtattfinden ſollte, und zwar alſo: Voran ſchritt eine Muſikbande mit Saiten- und Blasinſtrumenten, ſowie ein Dutzend Edelleute, welche brennende Wachsfackeln trugen. Kam dann das Brautpaar, von dem Vater und der Schweſter des Bräutigams begleitet, von „Brautführern“ und „Brautjungfern“ umgeben und von dem ganzen Gäſteſchwarm gefolgt. Die Braut trug einen weitausgeſchnittenen Rock von „Silberſtuck“, mit Goldfäden durchzogen, und einen prächtigen „Karakanten“ (Halsſchmuck) aus Gold, Diamanten und Rubinen. Ihr Haar war „niedergeſchlagen“ und darauf ſaß ein gülden Krönlein. Vor der Trauung erging ſich der Hofprediger in einer der unendlichen Predigten jener Zeit. Dann empfing er von dem Bräutigam einen Ring, welchen er der Braut an den Ringfinger ſteckte, und von der Braut einen Kranz, den er dem Bräutigam aufſetzte. Nach vollzogener Einſegnung wurde unter Trompeten- und Paukenſchall das Tedeum angeſtimmt. Hierauf ging die ganze Verſammlung in Proceſſion zum Bankettſaal, wo die Tafel gerichtet war. Edelleute in ſpaniſchen Mänteln trugen unter Führung des Hofmarſchalls die Speiſen auf. Nach beendigter Mahlzeit begannen in einem anderen Saale, deſſen Tapeten allerhand bibliſche Scenen darſtellten, die feierlichen Hoftänze und that den erſten der Bräutigam mit der Braut, denen man, wie es in der alten Relation heißt, „mit Flambos vor- und nachtanzete“. Nach dem Tanze verfügte man ſich in ein Seitengemach, wo eine „Kollation“ von Zuckerwerk aufgeſtellt war in Geſtalt eines Gartens mit Bäumen, Felſen, Waſſerfällen, Flüſſen, Burgen und allerhand Thiergattungen. Nachdem man von dieſem Schaueſſen Stücke abgebrochen und genoſſen hatte, wurde das Brautpaar in die Brautkammer geleitet zum Beilager. Der folgende Morgen war zur Empfangnahme der Morgengabe und der Hochzeitsgeſchenke beſtimmt und noch mehrere Tage lang hatten die Gäſte gute Kurzweil mit Ringelrennen, Banketten, Tänzen, Mummereien und Feuerwerken.



Hoftracht in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Rieſige Verhältniſſe nahmen die fürſtlichen Vermählungsfeſte im 17. Jahrhundert an, welches ja überhaupt ſeine geiſtige Armuth und ſeine materielle Dürftigkeit mit den gleißenden Lappen einer weitſchichtigen Pomphaftigkeit und eines gedankenloſen Aufwandes zu bedecken ſuchte. Der kaiſerliche Hof behauptete ſeinen Vorrang in aller Prachtentfaltung und Wien ſah i. J. 1666, als Kaiſer Leopold der Erſte die ſpaniſche Infantin Margarita Tereſa heimführte, die prunkvollſte von allen Hochzeiten, welche jemalen auf deutſchem Boden gefeiert worden ſind. Die Hochzeitsfeſtlichkeiten währten volle drei Monate und der Glanzpunkt von allen den dabei vorgekommenen Prachtſpektakeln war das „Famöſe Roßballett“, deſſen Beſchreibung im „Theatrum europaeum“ nicht weniger als 16 Folioſeiten einnimmt. Dieſes Schauſtück, welches von Angehörigen der hohen Ariſtokratie agirt wurde, iſt ein „Ringelrennen“ im größten Stil geweſen, mit einem ungeheuren Apparat und mit allen theatraliſchen Behelfen und Hülfemitteln von damals ausgeſtattet. Die Ringelrennen aber waren von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr an die Stelle der ernſthafteren Ritterſpiele, der Turniere, getreten. Man kann den Unterſchied zwiſchen Turnier und Ringelrennen kurz und gut dahin beſtimmen, daß jenes ein Kampfſpiel und dieſes ein Maſkenſpiel war, bei welchem Reiter-, Schneider- und Tänzerkünſte den Ausſchlag gaben. Von kundigen Händen geordnet und geleitet, waren jedoch dieſe Maſkenſpiele mit ihren phantaſtiſchen „Inventionen“, ihren „Mantenadores“ und „Aventureros“, ihren „Deviſen“ und „Mottos“ wirklich farbenprächtige Aufzüge und Schauſpiele. Als weitere Kurzweil geſellten ſich denſelben in der vornehmen Geſellſchaft die „Schäfereien“, ein Mummenſchanz, welcher ein erfabeltes Arkadien ſüßlich in Scene ſetzte, und die „Wirthſchaften“, wobei Fürſt und Fürſtin die Rolle von Gaſtwirth und Gaſtwirthin ſpielten. Ohne Maſkeraden konnte es im 17. Jahrhundert nicht abgehen. Vielleicht fühlten ſich die Deutſchen von damals durch „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl“ getrieben, etwas anderes vorzuſtellen, als ſie waren.

Auch die erwähnten höfiſchen Zeitvertreibe waren ſelbſtverſtändlich aus der Fremde geholt, aus Italien, Spanien, Frankreich. Das 17. Jahrhundert und noch ein großer Theil des folgenden, das war ja für unſer Land die traurige Periode der Abwendung vom Heimiſchen und Nationalen, die Schwerenothzeit der Ausländerei, Afferei und Verwelſchung. Die katholiſchen Höfe und Adelskreiſe hielten noch eine Weile an den ſpaniſchen Moden feſt, nachdem die proteſtantiſchen bereits die franzöſiſchen angenommen hatten. Vorangegangen waren hierin der kurpfälziſche Hof zu Heidelberg und der landgräflich-heſſiſche zu Kaſſel. Lange vor dem Ende des 17. Jahrhunderts herrſchten „Monſieur und Madame Alamode“, wie vaterländiſch geſinnte Männer jener Zeit die Franzoſerei nannten, unbeſchränkt über die ganze vornehme Welt im deutſchen Reiche. Herren und Damen anerkannten dieſe Herrſchaft förmlich durch die Annahme der franzöſiſchen Hoftracht, wie ſie unter Ludwig dem Vierzehnten aufgekommen war, mit ihren Allongeperücken, Spitzenhalsbinden, übermäßig langen Weſten, frackartigen Röcken, Kniehoſen und Bandroſenſchuhen, ihren die Bruſtentblößung fordernden und fördernden Korſetten, ungeheuren Reifröcken und unmäßigen Schleppen.

Aber Perücke und Reifrock waren nicht das Schlimmſte, was uns von jenſeits der Vogeſen zukam. Monſieur und Madame Alamode brachten viel Uebleres mit ſich: jene Raffinirtheit der Ausſchweifung, welche das Laſter doppelt gefährlich machte, weil ſie daſſelbe mit dem Nimbus einer feineren Bildung umgab und demzufolge als ein Vorrecht der Leute von „Diſtinktion“ erſcheinen ließ. Es wäre keine ſchwere Aufgabe, nachzuweiſen, wie unter dem unmittelbaren und mittelbaren Einfluſſe des franzöſiſchen Hofes an den äffiſch-gelehrigen deutſchen Höfen und mittels des Vorganges dieſer in der vornehmen Geſellſchaft unſeres Landes überhaupt der höchſtverwerfliche und höchſtverderbliche Wahn ſich ausbildete, das Sittengeſetz wäre nur für den gemeinen Mann da, für den Bürger und Bauer, nicht aber für Fürſten, Edelleute und Prälaten. War man erſt einmal ſoweit, ſo verſtand ſich jeder Bruch von Recht und Sitte ſo zu ſagen von ſelbſt. Daher die raſche Entwickelung eines fürſtlichen Deſpotismus, wie ſolchen Deutſchland bislang noch nicht geſehen hatte, und dem hochmüthigen Aufbäumen dieſes Sultanismus gegenüber das Herabkommen des Adels zur Schranzenſchaft, die Verknöcherung des Bürgerthums zur Spießburgerei, das Verſinken der Bauerſchaft in völlige Rechtloſigkeit. Schon in den erſten Zeiten des 17. Jahrhunderts wurden die Folgen der Franzöſirung deutſcher Höfe ruchbar. So am Hofe des Landgrafen Moriz zu Kaſſel, wo i. J. 1615 ein höfiſches Trauerſpiel in Scene ging, zu deſſen Perſonen der Landgraf und die Landgräfin Juliane ſelbſt gehörten, ſowie Hofherren und Hofdamen, und deſſen Motive Ehebruch und Rachſucht geweſen ſind, Motive, welche eine Kataſtrophe voll Blut und Wahnſinn herbeiführten. Die Zerrüttung der Familienverhältniſſe in den Fürſtenhäuſern führte gegen das Ende des Jahrhunderts hin Schandbarſtes herbei. Wie jeder deutſche Dynaſt ſein Verſailles haben wollte, ſo auch ſeine Monteſpan, um es dem Erzfeinde Deutſchlands, dem deſſenungeachtet als herrliches Muſter und Vorbild angeſtaunten vierzehnten Ludwig möglichſt gleichzuthun. Was das Maitreſſenunweſen an den deutſchen Höfen zuwegebrachte, zeigten furchtbar zwei in demſelben Jahre 1694 ausgeborſtene Gräuel: der mit wüſtem Aberglauben verquickte tragiſche Ausgang des Maitreſſenſkandals, welchen der Kurfürſt Johann Georg der Vierte von Sachſen mit der ſchon in Backfiſchjahren grundverdorbenen Sibylle von Reitſchütz aufgeführt hatte, und die Tragödie im Schloſſe zu Hannover, allwo der Buhler der Kurprinzeſſin Sophia Dorothea, der Graf Philipp Chriſtoph von Königsmark, auf Betreiben der ebenfalls in ihn verliebten Maitreſſe des Kurfürſten, einer Gräfin Platen, nachtſchlafender Weile in einen Hinterhalt gelockt und ermordet wurde. Will man die Verwüſtungen kennen lernen, welche der „ſtolze, falſche und lüderliche Franzoſengeiſt“, wie ein zürnender Patriot i. J. 1689 die Alamoderei ſchalt, in der Frauenwelt jener Tage anrichtete, braucht man nur den Aufſatz zu leſen, welchen die junge Gräfin Aurora von

Königsmark, nachmals Maitreſſe Auguſts des Starken, nach der Ermordung ihres Bruders über deſſen Beziehungen am und zum kurfürſtlich-hannover'ſchen Hofe niedergeſchrieben hat. Die feingebildete Dame bewegt ſich da in der Region der Obſcönitäten ſo frank und frei wie heutzutage kaum noch ein Stallknecht oder Matroſe. Und, wohlverſtanden, das war nicht mehr die naturwüchſige Naivetät, womit unſere Aeltermütter noch im 16. Jahrhundert in aller Unſchuld dann und wann ein Zötlein mitunterlaufen ließen — nein, es war die alamodiſche Galanterie, die bewußte und berechnete Unzüchtelei und Koketterie.

Man darf mit Beſtimmtheit ſagen, daß in der Frauenwelt unſeres Landes die Verderbtheit niemals ſo groß geweſen ſei, wie ſie zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts war. Zum Glück war dies Verderbniß nicht allgemein und auch zur angegebenen Zeit begegnen uns auf allen Stufen der deutſchen Geſellſchaft Mädchen und Frauen, welche weder dem Monſieur noch der Madame Alamode Einräumungen machten, ſondern vielmehr die guten Ueberlieferungen des deutſchen Familiengeiſtes treulich wahrten und pflegten, die Pflichten von Töchtern, Gattinnen und Müttern redlich und einſichtig erfüllten, ſowie auch für höhere Dinge, für kirchliche und ſtaatliche Angelegenheiten, für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt Theilnahme und Bethätigung erwieſen. Es hieße befangen und ungerecht urtheilen, ſo man dieſe preiswürdigen Bewahrerinnen der Sitten und edler Anſchauungen der einen oder der andern Konfeſſion zutheilen wollte. Katholiſche und proteſtantiſche Frauen der bürgerlichen, adeligen und fürſtlichen Kreiſe haben an dem geſpendeten Lobe gleichmäßigen Antheil.

So laſſen wir das Zeitalter der Reformation doch nicht hinter uns, ohne noch durch eine tröſtliche Thatſache der Sittengeſchichte deſſelben erfreut worden zu ſein. Außerdem freilich iſt auf der Thürſchwelle von der Reformationszeit zur Neuzeit des Tröſtlichen wenig oder nichts wahrzunehmen. Das Reich in unaufhaltſamem Verfall, die Viel- und Kleinſtaaterei krankhaft entwickelt, die Bauerſchaft verknechtet, das Bürgerthum verknöchert, der Adel verſchranzt oder verbauert, die Fürſten verfranzöſ't, der Katholicismus jeſuitiſch verfälſcht, der Proteſtantismus dogmatiſch verſteinert, die Sprache verſchändet, die Literatur verausländert, die Kunſt verſchnörkelt — ſo trat Deutſchland aus dem Zeitalter der Orthodoxie in das der Aufklärung hinüber.

Es bedurfte daher einer ungeheuren Arbeit, um unſer Volk wieder zu einer Nation und unſer Land wieder zu einem Staat zu machen. Daß und wie dieſe Arbeit gethan worden, wird das vierte Hauptſtück dieſes Buches zu veranſchaulichen ſuchen.

VIERTES HAUPTSTÜCK
DIE NEUZEIT

I.

Geiſt der Neuzeit.

Wenn wir das Zeitalter der Reformation als die Brücke gelten laſſen, auf welcher die europäiſche Civiliſation aus der mittelalterlichen Welt in die neuzeitliche herüberwandelte, ſo wird das Verhältniß von jener zu dieſer gegenſätzlich dermaßen zu kennzeichnen ſein: Glauben und wiſſen, phantaſiren und forſchen; romantiſch und verſtändig, geiſtlich und weltlich, hierarchiſch und humaniſtiſch. Auf dieſen Gegenſätzen erhob ſich die Grundforderung der Neuzeit: Die Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft ſoll und muß nicht, wie bisanhin behauptet und geglaubt worden, nach eingebildeten ſogenannten göttlichen Satzungen, ſondern nach den wirklichen Geſetzen der Natur und nach den dieſen entſprechenden Beſtimmungen der menſchlichen Vernunft vor ſich gehen.

Es bedarf keines Nachweiſes, daß dieſe moderne Aufſtellung gegenüber dem mittelalterlichen Glaubensbekenntniß einen ungeheuren Vorſchritt markirte. Von der Zeit, wo die erlauchteſten Helden der Menſchheit, d. h. ihre großen Denker und Forſcher, an die Stelle des blinden Glaubens das begreifende Wiſſen zu ſetzen begannen, von der Zeit, wo ſie die prieſterlich überlieferten und für unantaſtbar-heilig erklärten Dogmen unter die Lupe einer vorausſetzungslos-kritiſchen Prüfung nahmen, von dieſer Zeit datirt die mälige Befreiung der Geſellſchaft von der Knechtſchaft hierarchiſcher Bevormundung.

Im Mittelalter war das ganze Daſein in die Mauern der Kirche eingeſchloſſen geweſen und von ſeiner Geburt bis zu ſeinem Begräbniß hatte der Menſch nur ſoweit die Fähigkeit gehabt, ſich zu regen und zu bewegen, als das eiſerne Gängelband der kirchlichen Satzung reichte. Wer ſich davon losgeriſſen hatte oder auch nur davon losreißen wollte, wurde erbarmungslos zermalmt. Allerdings hatte, wie wir ja geſehen, dieſe Unterdrückung ſchon frühzeitigen Widerſtand hervorgerufen, aber im Mittelalter, wie auch noch zur Reformationszeit, war dieſer Widerſtand ein weſentlich religiöſer geweſen und geblieben. Demzufolge hatte die kirchliche Reform des 16. Jahrhunderts nur die Formen der hierarchiſchen Bevormundung verändert, das Weſen derſelben aber beſtehen laſſen. Der Grund iſt klar. Denn wenn Luther und ſeine Mitreformatoren den Grundſatz der Gewiſſensfreiheit und der aus dieſer erfließenden freien Forſchung aufſtellten, ſo verleugneten und verwarfen ſie thatſächlich dieſes angeblich „proteſtantiſche" Princip ſofort wieder, indem ſie die Freiheit, zu denken und zu forſchen, an die Kette des Bibelbuchſtabens legten. Und das war nicht der einzige Widerſpruch innerhalb des reformatoriſchen Theologismus. Denn worauf beruhte der Glaube an die unfehlbare Autorität der ſogenannten Bibel? Auf dem Glauben an die unfehlbare Autorität der kirchlichen Tradition, welche im Papſtthum ihren höchſten Ausdruck, gleichſam ihre Verkörperung gefunden hatte. Logiſcher Weiſe mußte demnach mit der hinfällig gewordenen Autorität der kirchlichen Tradition auch die Autorität der Bibel, als nur auf jener beruhend, hinfällig werden. Weil nun aber die Theologie ſich niemals um die Logik kümmerte, glaubte ſie die Schlußfolgerung feſthalten zu können, während ſie die Vorausſetzung fallen ließ. Die nothwendige Folge hiervon iſt geweſen, daß der proteſtantiſche Theologismus, obzwar von ihm manche höchſt bedeutſame Anregung und Förderung intell[illegible]ler und materieller Kulturarbeit ausgegangen iſt, im ganzen und großen die Geſellſchaft und folglich auch unſer Volk nicht vorwärts, ſondern nur im Kreiſe herum zu führen vermochte. Daß auch die Verbeſſerung der Sitten durch die Reformation nur eine von den Thatſachen überall lügengeſtrafte Redensart der konfeſſionellen Befangenheit iſt, daß im 16. und 17. Jahrhundert der dumpfeſte Aberglauben in den proteſtantiſchen Volkskreiſen unſeres Landes nicht weniger heimiſch war als in den katholiſchen, daß an den proteſtantiſchen Höfen Praſſerei, Völlerei und geſchlechtliche Zuchtloſigkeit nicht weniger frech umgingen als an den katholiſchen, ja ſogar noch frecher, das iſt im dritten Hauptſtücke dieſes Buches ſattſam dargethan worden und mag nur von der Unwiſſenheit oder von der Parteilichkeit beſtritten werden.

Sogar dieſe beiden jedoch werden ſich kaum unterfangen, beſtreiten zu wollen, daß der Proteſtantismus dem anbrechenden Lichte der Neuzeit eine weit ſchwächere Macht der Finſterniß entgegenzuſtellen hatte als der Katholicismus. Dieſer hatte ja vor jenem eine Organiſation, eine Geſchloſſenheit, eine Diſciplin voraus, welche ihn zur Abwehr und zum Angriff gleich geſchickt machten. Die katholiſche Kirche wußte überdies nichts von jenen Skrupeln, von welchen die proteſtantiſchen Konfeſſionen mitunter erfaßt wurden, ſo ſie ſich erinnerten, daß ſie doch eigentlich aus dem Freiheitsprincip entſprungen wären. Dadurch gerieth der Proteſtantismus den gleichzeitig mit ihm oder bald nach ihm aufgekommenen neuen Erſcheinungen gegenüber häufig in ein unſicheres Schwanken und Taſten, welches ihn zu Kompromiſſen führte, während der Katholicismus zu ſolchen ſich nicht herbeiließ. Hieraus erklärt es ſich, daß der dem Theologismus zum Trotz in jenen Erſcheinungen ſich offenbarende Geiſt der Neuzeit in die proteſtantiſchen Bevölkerungen unſeres Landes allerdings leichter und raſcher eingehen konnte als in die katholiſchen.

Die gemeinten Offenbarungen des modernen Geiſtes, neue ideale und reale Lebensmächte, ſind geweſen der Humanismus, deſſen Schlußfolgerungen auf eine Verweltlichung, auf eine — falls dieſe Wortſchöpfung geſtattet iſt — Verdieſſeitigung der geſammten Anſchauungs-, Gefühls- und Denkweiſe abzielten; dann die erweiterte Erdkunde, welche mit dem phyſiſchen Geſichtskreiſe der Menſchen zugleich auch den moraliſchen ausdehnte mittels der Einführung neuer Nahrungspflanzen die Landwirthſchaft bereicherte und mit der Fülle amerikaniſcher Edelmetalle die europäiſche Gewerke- und Handelsthätigkeit befruchtete; weiter die großartige Zunahme des Wiſſens von der Natur und endlich das Aufkommen und Herrſchendwerden des neuzeitlichen Staatsbewußtſeins.

Der Theologismus — einerlei, ob katholiſch oder lutheriſch — hatte guten Grund, gegen die ungeheure naturwiſſenſchaftliche Umwälzung, welche Köpernik, Kepler und Galilei zuwegebrachten, indem ſie die Sonne als Centrum unſeres Planetenſyſtems nachwieſen und die heliocentriſche Weltanſchauung an die Stelle der mittelalterlichen geocentriſchen ſetzten, mit allen Kräften und Mitteln ſich zu ſträuben. Denn ſeit unſere arme kleine Erde aufgehört hat, für den unbeweglichen Mittelpunkt des Weltalls zu gelten, ſeit ſie nur noch ein winziges Ding von Planet iſt, welcher um die Sonne kreiſ't, ſeitdem iſt der Größenwahn, das Univerſum ſei um der Menſchen willen geſchaffen worden und da, aus den Schädeln denkender Menſchen — alſo vorderhand freilich nur einer kleinen Minderheit — weggefegt. Auf dieſem Größenwahn war aber das ganze jüdiſch-chriſtliche Dogmengerüſte erbaut: es ſteht oder ſchwebt demnach in der Luft von der Stunde an, wo ſeine Baſis unter ihm weggezogen wurde. Zugleich mit dieſem bis ins Mark der Knochen dringenden Stoß empfing der Hierarchismus auch einen wuchtigen Schlag vonſeiten der modernen Staatsidee, welche eine logiſche Folge der verweltlichten Anſchauungsweiſe der Menſchen war. Allerdings nicht laut, aber doch ſchweigend wurde anerkannt, daß die Staaten fürder nicht mehr von geiſtlichen, ſondern von weltlichen Intereſſen bedingt und beſtimmt werden ſollten. Man leugnete keineswegs das Jenſeits, aber man machte das Dieſſeits zum Hauptgegenſtande des auf die Bedürfniſſe und Forderungen der Wirklichkeit gegründeten Sorgens und Handelns. Das eben war der neuzeitliche Staatsgedanke, welcher ſich zunächſt in der Form des fürſtlichen Deſpotismus, des abſoluten Königthums verwirklichte. Einer jener prächtigen Witze, welcher das Trauerſpielgewölke der ſogenannten Weltgeſchichte lachend durchblitzen, hat es gewollt, daß ein Kardinal der römiſchen Kirche, Richelieu, es ſein ſollte, welcher die moderne Staatsidee zuerſt ſo recht zur That, zur Staatspraxis machte. Auch Richelieu war einer jener Schickſalsmenſchen, welche immer dann erſcheinen, wann ſie nöthig ſind. Er hat das abſolute Königthum geſchaffen, welches, wo immer in Europa es zu vollem Ausdruck und zu ungehemmter Thätigkeit kam, als ein ganz unbeſtreitbarer Vorſchritt, als eine gewaltige Kulturmacht ſich darſtellte. Es war ein großer Drache, gewiß, aber es fraß tauſend kleine Drachen auf, Feudaldrachen und Hierarchendrachen. Es räumte auf mit der Adelsanarchie, zwang die Kirche zur Anerkennung des Staatsgedankens und ſchuf Ordnung, alſo die Vorausſetzung aller höheren Civiliſation. Denn nur eine ſtätige Ordnung, welche, wie die Menſchen einmal ſind, ohne ein ſtraffes und ſtrenges Polizeiſyſtem nicht möglich iſt, ermöglichte eine regelrechte, nicht allein die Gegenwart, ſondern auch die Zukunft ins Auge faſſende Landwirthſchaft und dieſe hinwiederum die Mehrung und Kräftigung der Induſtrie und des Handels. Rationeller Landbau, vervielfältigte Gewerkigkeit und weitausgreifender Handel ſchufen mitſammen Wohlſtand und Reichthum. Dieſer ſeinerſeits ermunterte und lohnte die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Thätigkeit. Die Findungen der Gelehrten und die Schöpfungen der Künſtler erweiterten ſodann den Kreis der Bildung mehr und mehr und ſtreuten unabläſſig neue Gedankenſaaten aus, welche, in Halme geſchoſſen und zu Aehren gereift, neue Entwickelungsphaſen der europäiſchen Geſellſchaft aufnährten.

So angeſehen — und daß dieſe Anſicht die kulturgeſchichtlich richtige ſei, unterſteht keinem Zweifel — erſcheint uns der fürſtliche Abſolutismus des 18. Jahrhunderts als der nothwendige und äußerſt wirkſame Vorläufer und Vorarbeiter des Demokratismus unſerer eigenen Zeit, und wenn wir das Verhältniß zwiſchen jenem und dieſem näher unterſuchen, wird uns die alte Wahrheit neu beſtätigt, daß die ewigen Schüler, die Menſchen und die Völker, in der unendlichen Schule der Erziehung des Menſchengeſchlechtes keine Klaſſe überſpringen können. Demnach war die Ausbildung des Abſolutismus nicht an und für ſich ein Unglück für Deutſchland, ſondern das Unglück war nur, daß der große Drache bei uns nicht zu umfaſſendem und vollem Auswuchſe gelangte, daß er ſich vielmehr, dem alten Unheil unſerer Vielſtaaterei gemäß, wiederum in eine ganze Menge von kleinen Drachen zertheilte und daß häufig gerade die kleineren und kleinſten am wüſteſten wirthſchafteten, als gälte es, ſich als richtige Ungethüme von Gottes Gnaden zu erweiſen. Es iſt daher für die künftigen Geſchicke unſeres Landes ganz unleugbar von höchſter Bedeutung geweſen, daß im Norden deſſelben durch die Hohenzollern ein Staatsweſen gegründet worden war, welches ſeit des großen Kurfürſten Walten im Krieg und Frieden ganz entſchieden das Zeug hatte, zu einem Großſtaat heranzuwachſen und das abſolute Königthum in Deutſchland zur Geltung zu bringen. Der 18. Januar von 1701, allwo der brandenburger Kurfürſt Friedrich der Dritte im Audienzſaale des Schloſſes zu Königsberg mit eigener Hand die Königskrone von Preußen auf ſein Haupt ſetzte, iſt zweifelsohne ein rechter Schickſalstag für unſer Land geweſen. Der Mann war klein trotz ſeiner ſtelzenartigen Schuhabſätze und ſeiner ungeheuren Perücke, klein nicht nur von Körper. Aber ſeine Selbſtkrönung zum König Friedrich dem Erſten von Preußen, welche zunächſt nur ſeiner gränzenloſen Eitelkeit und Prunkſucht genugthun ſollte, hatte eine Bedeutung und Tragweite, welche er ſelber wohl nicht zu ermeſſen vermochte. Die Glocken, welche dieſe Königskrönung einläuteten, haben zugleich das Heilige Römiſche Reich Deutſcher Nation ausgeläutet, waren die Sterbeglocken deſſelben, obzwar der Leichnam noch hundert und etliche Jahre lang die Menſchen verunbequemte und anwiderte. Der Enkel des erſten Preußenkönigs, Friedrich der Zweite, hat die logiſch-hiſtoriſchen Schlußfolgerungen aus der Prämiſſe jenes königsberger Januartages gezogen, indem er das Staatsdaſein ein für allemal von der hierarchiſchen Fiktion emancipirte und zugleich das junge Preußen auf eine Bahn wies und zwang, welche, mit Beharrung verfolgt, die Hohenzollern eines Tages zu Herren Deutſchlands machen konnte, machen mußte, weil ſchlechterdings im deutſchen Reiche nirgends eine zweite Macht weder vorhanden war noch ſich bildete, welche der kühn aufſtrebenden preußiſchen für die Dauer hätte das Gleichgewicht halten oder die Spitze bieten können.

Der hohenzollern'ſche Abſolutismus mußte es — das ſei ſchon hier, die Zeit vorwegnehmend, geſagt — ſchließlich über die anderen deutſchen Abſolutismen, auch über den habsburgiſchen und lothringiſchen, davontragen, weil er ſich zeitgemäß entwickelte und den veränderten Zeitverhältniſſen ſich anzupaſſen verſtand. Er zuerſt hat in Deutſchland, ja in Europa, in der Perſon Friedrichs des Großen den Uebergang vom brutalen Deſpotismus zum aufgeklärten vollzogen, nachdem ſchon Friedrichs Vater, Friedrich Wilhelm der Erſte, an die Stelle des gedankenlos-brutalen den wohlmeinend-brutalen geſetzt hatte. Die weitere Wendung des 18. Jahrhunderts, die Wendung von der Aufklärung zur Umwälzung, hat der preußiſche Abſolutismus allerdings nicht mitgemacht, aber er hatte es ſchwer genug zu büſſen, daß er es nicht gethan. Im Banne der Stillſtanderei, im Dienſte der Rückwärtſerei war Preußen nahe daran, ſeine Beſtimmung zu verfehlen, bis es ſich endlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder darauf beſann. Den Berlinern iſt in den Märztagen von 1848 nur ein lokaler Putſch gelungen, aber der hohenzollern'ſche Abſolutismus machte i. J. 1866 eine nationale Revolution und er handelte dabei aus ſeinem eigenſten Weſen heraus, da er ja ſelber revolutionären Urſprungs war und ſich als ein eiſerner Keil in den alten morſchen Reichskörper hineingezwängt hatte, um denſelben früher oder ſpäter ganz auseinander zu ſprengen . . . . .

Faſſen wir das bislang Geſagte zuſammen, ſo gewinnen wir als Summe, daß das neuzeitliche Staatsbewußtſein und die moderne Staatslehre allmälig vom kirchlichen Dogma losgelöſ't und auf die Idee des Menſchen und des Menſchlichen geſtellt wurden. In dieſer langſamen Umwandelung laſſen ſich drei Stufen unterſcheiden. Auf der erſten trägt die Politik noch die kirchliche Färbung, aber ſie wird thatſächlich mehr nur in dem überkommenen kirchlichen Sinn und Geiſt als nach hierarchiſchen Machtgeboten gehandhabt (wohlmeinend-brutaler Abſolutismus). Auf der zweiten Stufe machen ſich die Fürſten nicht nur immer entſchiedener von den kirchlichen Anſchauungen und Einflüſſen los, ſondern ſie ſtellen auch ihre Machtvollkommenheit, welche ja in ihrer Auffaſſung mit dem Staatsintereſſe zuſammenfällt, über die Intereſſen der Kirche (aufgeklärter Deſpotismus). Auf der dritten Stufe endlich erfolgt der vollſtändige Bruch mit den mittelalterlichen Ueberlieferungen und vollzieht ſich der fernerweite Entwickelungsproceß nicht mehr in der Form des Kampfes zwiſchen Staat und Kirche, ſondern in der Form des Streites zwiſchen Fürſten-, Adels- und Volksrechten oder, mit anderen Worten, zwiſchen Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie (Zeitalter der Revolutionen). Dieſem großen Kampfe ſind dann vom Ende des 18. Jahrhunderts an neue ſocialpolitiſche Motive zugeführt worden durch die Zerklüftung des dritten Standes, des Volkes, in eine ſogeheißene Bourgeoiſie und in ein ſogenanntes Proletariat, in welchen beiden Klaſſen der alte Gegenſatz von Beſitz und Beſitzloſigkeit, Reichthum und Armuth, Kapital und Arbeit ſo ſchroff und ſchneidig zum Bewußtſein kam wie niemals zuvor.

Die wiſſenſchaftliche Entwickelung der neuzeitlichen Rechts- und Staatstheorie iſt nicht von Deutſchland ausgegangen, obzwar die Deutſchen ſchon frühzeitig an dieſer Arbeit ſich betheiligten. War es doch unſer Samuel Pufendorf, der mit ſcharfer Beſtimmtheit nachwies, daß das Recht nicht blos eine Sache der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit wäre, ſondern vielmehr eine ſittliche Idee. Der Erſte, welcher die prieſterliche Dichtung vom ſogenannten göttlichen Rechte ganz beiſeite ſtellte und die Begriffe des Rechtes und des Staates frei und unmittelbar aus dem menſchlichen Bewußtſein herleitete, war bekanntlich der Holländer Hugo de Groot (geſt. 1645). Mit ihm begann die lange Reihe der Staats-, Privat- und Strafrechtslehrer und der Socialpolitiker, welche bejahend oder verneinend die Lehre vom modernen Demokratismus feſtgeſtellt haben. Im 17. Jahrhundert waren es vorzugsweiſe Engländer und Holländer (Hobbes, Milton, Sidney, Locke, Spinoza), welche dieſes Geſchäft verrichteten, im 18. insbeſondere Franzoſen. Einer derſelben, Montesquieu, hat, wie jedermann weiß, die konſtitutionell-monarchiſche Bibel des europäiſchen Liberalismus geſchrieben („De l'esprit des lois,“ 1749), ein anderer, Rouſſeau, den Katechismus der republikaniſchen Demokratie („Le contrat social,“ 1762). Im 19. Jahrhundert ſind es wiederum namentlich Franzoſen geweſen, welche aus der demokratiſchen Vorausſetzung die ſocialiſtiſche und kommuniſtiſche Schlußfolgerung zogen und in gutem Glauben die Wolkenkuckuksburgen des Socialismus und Kommunismus erbauten (Saint-Simon, Fourier, Blanc, Cabet) oder auch dieſelben mit dem ſcharfen Windhauch der Kritik wieder zerblieſen (Proudhon). Deutſche haben ſich dieſen franzöſiſchen Vorgängern angeſchloſſen und mit Eifer an dem Ausbau der ſocialiſtiſchen Theorie teilgenommen, wie denn ja in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unſer Land ein Hauptſchauplatz des heftig entbrannten Krieges zwiſchen Arbeit und Kapital, zwiſchen Individualismus und Socialismus geworden iſt.

Bei allen im Vorſtehenden berührten Erſcheinungen iſt wiederum an die uralte und ewigjunge kulturgeſchichtliche Wahrheit zu erinnern, daß beim Sonnenaufgang die Bergſpitzen ſchon in hellem Licht erglänzen, während in den Thälern noch lange die Nachtſchatten dunkeln; ſowie, daß im Unterholz eines Forſtes noch dumpfe Ruhe brütet, wann der Sturm ſchon in den Wipfeln hochragender Tannen und Buchen rauſcht. Nicht in den Niederungen der Alltagspraxis, ſondern auf den Berghöhen der Gedankenarbeit gehen die Morgenlichter einer neuen Zeit auf. Nicht im Gewühle und Getöſe des Marktes, ſondern in den ſtillen Studirſtuben einſamer Denker hat der Genius der Menſchheit ſeine Werkſtätten. Nicht der angeblich vernünftige, von jedem jämmerlichen Volksſchmeichler leicht zu nasführende Volkswille zeugt die großen Anſchauungen und Ueberzeugungen, ſondern das Thun, der Scharfſinn und die Begeiſterung einzelner auserwählter Männer von Kopf und Herz. Wenn die Volksmaſſen nicht immer ihre wahren Führer und Helden verjagen, kreuzigen oder ſteinigen, ſo hinken ſie denſelben doch allzeit in einer Entfernung von Jahrdutzenden, von Jahrhunderten hintendrein. Daher die ungeheuren Unterſchiede und Gegenſätze in den Bildungsgraden jeder Nation. Auch der deutſchen. Gewiß gibt es hunterttauſende von deutſchen Männern und Frauen, welche ganz auf der Höhe der Geiſtesbildung des Jahrhunderts der Deſcendenztheorie, der Dampfroſſe und der Blitzbriefe ſtehen. Aber das hindert nicht, daß ein richtiger Tiroler noch heute ſo denkt, d. h. nicht denkt wie einer ſeiner Vorfahren zur Zeit der Grethe Maultaſche. Ein naturwüchſiger Bauer in Pommern oder Mecklenburg muß ſchon tüchtig von der Kultur beleckt ſein, wenn er ſoweit iſt, daß er Luthers kleinen Katechismus für den Inbegriff aller menſchlichen Weisheit zu halten vermag. Baieriſchen Kaplänen von der ſtrikten Seminardreſſur ſind die herrlichſten Schöpfungen unſerer Klaſſik eitel Teufelswerk oder im mildeſten Falle unnützes Zeug. Eine weſtphäliſche Bäuerin vom echten Schinkenſchlag würde noch heute mit derſelben Wolluſt der Andacht, womit ihre Urältermutter den Jan Bockelſon mit glühenden Zangen zu Tode zwicken ſah, einen Ketzer röſten ſehen. Und doch gehören alle dieſe Typen einer noch weit, ach, ſehr weit in deutſchen Landen verbreiteten Unkultur zu dem Volke, für welches Kant und Leſſing gedacht, Göthe und Schiller gedichtet, hunderte von genialen Gelehrten und Künſtlern geforſcht und geſchaffen haben.

Die angedeuteten Unterſchiede und Gegenſätze ließen ſich zu einer langen Reihe ausſpinnen. Wir könnten ja unter anderem auch daran erinnern, daß in unſerem Lande das vorzeitliche Kaſtenweſen zwar nicht mehr rechtlich aber doch noch thatſächlich beſteht und daß das blöde Ammenmärchen vom rothen und vom blauen Blut noch immer die deutſche Geſellſchaft mächtig beeinflußt. Aber wir müſſen eingedenk ſein, daß dieſem Buche von der Germania beſtimmte räumliche Schranken geſteckt ſind, innerhalb welcher es ſich zu bewegen hat. Und gerade hier am Eingange zum Schlußhauptſtück iſt dieſes Gedenken ſehr vonnöthen. Denn je reicher und vielſeitiger das Leben unſeres Volkes im 18. und 19. Jahrhundert ſich ausgeſtaltet hat, um ſo weniger dürfen wir uns verlocken laſſen, allen vor uns aufgethanen Wegen nachzugehen, wenn wir die Hauptrichtung nicht verlieren und in dem Gewirre der Einzelnheiten den Blick auf die Ganzheit nicht einbüßen wollen.

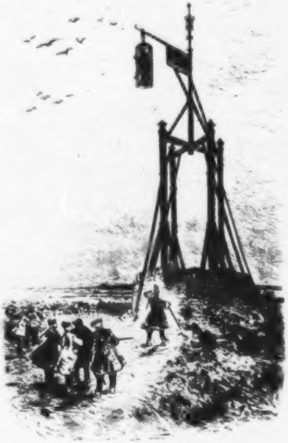
2.

Zopf und Puder.

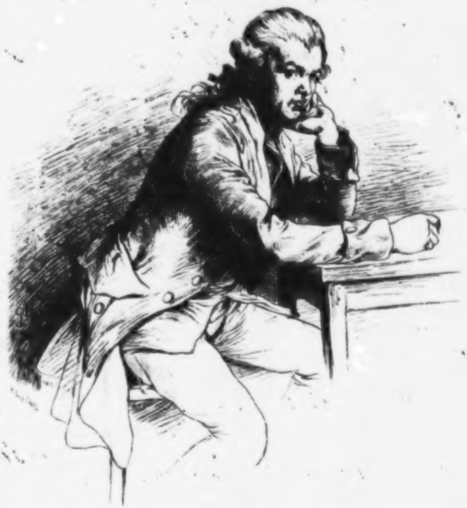
Zur Zeit, als bei uns und anderwärts die Neuromantik in ihrer Blüthe ſtand, war es literariſcher Ton, vom Jahrhundert der Aufklärung nur wegwerfend zu reden. „Zopf und Puder!“ Damit glaubten die Herren von der romantiſchen Schule jene Zeit ſattſam gekennzeichnet und der wohlverdienten Verachtung anheimgeſtellt zu haben. Wiſſenden freilich konnte es nicht entgehen, daß dieſe romantiſche Ueberhebung nur eine bodenloſe Dummheit war; allein die wahrhaft Wiſſenden bilden ja bekanntlich immer und überall nur die ebenſo kleine als machtloſe Partei der Vernunft und darum war es in der Ordnung, daß unſere Landsleute ſich für eine Weile die fruchtbarſte und ruhmreichſte Epoche ihrer Kulturgeſchichte durch eine Bande von mehr oder weniger unſauberen Geſellen verſchreien und verleiden ließen. „Zopf und Puder!“ Ja wohl! Aber aus gepuderten und bezopften Köpfen ſind die friedrich'ſchen Schlachtenpläne von Roßbach und Leuthen hervorgegangen wie die kant'ſche „Kritik der reinen Vernunft“, das joſephiniſche „Toleranzedikt“ wie der leſſing'ſche „Nathan“, die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Abſchaffung der Folter wie der „Fauſt“ Göthe's und der „Don Juan“ Mozarts.

Allerdings war das Jahrhundert des Puders und des Zopfes eine Zeit der Verſchnörkelung und des naturloſeſten Zwanges, aber nicht minder eine Zeit der leidenſchaftlichſten Sehnſucht nach Natur und Freiheit. Selten, vielleicht nie iſt die menſchliche Geſellſchaft von ſo ſchroffen und ſo zahlreichen Gegenſätzen beſtimmt und bewegt worden, wie die geweſen ſind, welche die Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts beſtimmten und bewegten. Am Eingang deſſelben herrſchte der franzöſiſche Sultan ſein übermüthiges: „Der Staat bin ich!“ und am Ausgang erſcholl die „Erklärung der Menſchenrechte.“ Was alles drängte, ſchob, ſtieß ſich innerhalb dieſer zehn Jahrzehnte! Hier eine Staatskunſt gewiſſenloſeſter Intrike, eine Politik der Ueberliſtungen, der Geheimtreppen, der Hinterthüren, der „ſchwarzen“ Kabinette, der „Oubliettenׅ“, der Giftphiole und des Bravodolches — dort die aufgehende Morgenröthe eines neuen Welttages, deſſen Sonne das Freiheits- und Humanitätsideal. Myſticismus, Pietismus und Jeſuitismus in Konventikeln und Geheimbündelogen dunkelnd und munkelnd und gegenüber die Beſtürmung des Zwing-Uri der Orthodoxie und des Aberglaubens durch die kühnen Scharen der engliſchen Freidenker, der franzöſiſchen Encyklopädiſten, der deutſchen Aufklärer und Illuminaten. Der verneinende, zerſtörende, zu einer aufräumenden Kulturmacht gewordene Witz und Spott Voltaire's abgelöſ't durch die nicht minder kulturmächtige bejahende, ſchaffende, bauende Begeiſterung Rouſſeau's und Schillers. Der deutſche Genius im Banne des kirchlichen Dogma's und im Zwange fremden Ungeſchmackes ſchlafend, wie todt, und dann ſein Auferſtehen in Glanz und Herrlichkeit: dort Göze, da Leſſing; dort Gottſched, hier Göthe. Man hat das 18. Jahrhundert das der großen Abenteurer genannt und man durfte es ſchon darum ſo nennen, weil zum Anfang der Zar Peter und der zwölfte Karl und zum Ende der Napoleon Bonaparte die weltgeſchichtliche Bühne beſchritten. Aber wenn es die Epoche der Projektmacher und Ränkeſpinner, der Gaukler, Gauner und Schwindler, der Law, Dubois, Görtz, Alberoni, Clement, d'Eon, Bieren, Agdolo, St. Germain, Caglioſtro, Caſanova und Schrepfer geweſen iſt, ſo war es auch die der heldiſchen Naturen wie Friedrich der Große, Koſciuſko und Mirabeau und der großen Bürger wie Waſhington, Franklin und Peſtalozzi. Auch in der Frauenwelt wurde dieſe grelle Gegenſätzlichkeit der Zeit offenbar: der franzöſiſchen Verworfenheit einer Pompadour und einer Dubarry gab die deutſche einer Koſel und einer Grävenitz nichts nach; aber kein Land außer dem unſrigen hatte Frauengeſtalten aufzuzeigen wie die der Kaiſerin-Königin Maria Thereſia, der Herzogin Luiſe von Sachſen-Weimar und der Königin Luiſe von Preußen, in welchen drei, in jeder eigenartig, die edelſte Weiblichkeit zur vollen Erſcheinung kam. Anders freilich in jener Katharina von Anhalt-Zerbſt, welche, eine wunderſame Miſchung von Genie, Thatkraft und Laſter, als „die Semiramis des Nordens“ altbabyloniſche Mythen zur geſchichtlichen Wirklichkeit gemacht hat. Und ſo widerſtrebend und widerſtreitend wie die Perſönlichkeiten waren auch die Anſchauungen und Wollungen. Hart neben einander ſtand die bedientenhafteſte Unterthänigkeit und der kühnſte Freimuth, die verächtlichſte Wegwerfung der Menſchenwürde und ihre heldenhafteſte Behauptung, die kyniſche Zweifelei und der ſchwungvolle Enthuſiasmus, der herzloſe Sinnengenuß und die ſchwärmeriſche Gefühlsſeligkeit. Ueber all das Gewirr und Gewühle von Gegenſätzen und Diſſonanzen erhob ſich immer wieder der Sehnſuchtslaut, welcher nach Freiheit und Gerechtigkeit, nach Wahrheit und Schönheit rief. Im Glauben und in der Hingebung an die Götter, an die Ideale der Menſchheit, ſteht unſere entgötterte, realpolitiſche, verjüdelte Kurszettelzeit dem Jahrhundert des Zopfes und Puders unermeßlich weit nach. Aber freilich mußten ſich unſere Vorfahren mit ihrem Idealismus „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken“ flüchten, ſo ſie ihren Göttern dienen wollten; denn „in dem engen, dumpfen Leben“ der Wirklichkeit, in dieſem ungeheuren Krähwinkel des vermorſchten, in allen Fugen klaffenden deutſchen Reiches war ja für ſolchen Dienſt kein Raum.

Eine ungefügere, ſchwerfälliger und ächzender arbeitende Maſchine als die regensburger Reichstagsmaſchine mit ihrem „Korpus Katholikorum“ und „Korpus Evangelikorum“, ihrem „Reichsfürſtenkollegium“, ihren reichsſtädtiſchen, reichsgräflichen und reichsprälatiſchen „Bänken", ihren „Propoſitionen", „Deliberationen", „Ratifikationen" und „Proteſtationen", ihren Aktenbergen, Gutachten, Rekurſen, Kommiſſionen und Deputationen haben Menſchenaugen nie geſehen. Es war ein wunderliches Gedränge und Gedrücke, Geſchiebe und Gepolter, bis dieſe Maſchine einen „Reichsdeputationshauptſchluß" zu Tage förderte, und gar häufig iſt dieſe ganze unſäglich umſtändliche Procedur nur das Kreißen des bekannten Berges geweſen, welcher mit Ach und Krach eine Maus gebar. Denn zwiſchen den Beſchlüſſen des Reichstages und ihrer Ausführung lag ein gar weiter Weg, welcher gerade in den wichtigſten Sachen nur ſelten ganz zurückgelegt wurde. Fügt man noch hinzu, daß dieſe Spottgeburt von Parlament ihre klägliche Ohnmacht mit dem Flitterſtaat einer pedantiſchen Gelahrtheit und einer ſteifleinenen Etikette zuzudecken ſich bemühte, ſo kann es nicht wundernehmen, daß das Reichstagsgeſpenſt komiſch ausſah und daheim den Spott, wie draußen das Lachen herausforderte.


Das Rad.

Noch am lebensfähigſten von allen den gealterten und veralteten Reichseinrichtungen waren das Reichskammergericht zu Wetzlar und der Reichshofrath in Wien. Der Geſchäftsgang dieſer höchſten Gerichtsſtellen war freilich ebenfalls ein furchtbar ſchleppender, allein trotzdem gewährten ſie wenigſtens mitunter einigen Schutz gegen die grauſame Willkür der fürſtlichen Kabinettsjuſtiz. Die Ungeheuerlichkeiten, welche die „Halsgerichte" der großen und kleinen deutſchen Dynaſten bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, ja bis zum Ende deſſelben zuwegebrachten, ſind haarſträubend. Der bettelhafte Apparat, welchen die Rechtspflege von reichsunmittelbaren Miniaturſouveränen aufzuwenden hatte, wäre rein lächerlich geweſen, ſo dieſe Bettelhaftigkeit nicht mit unmenſchlicher Härte verbunden war. Solche Miniaturſouveräne übten ihre hohe und niedere Gerichtsbarkeit häufig genug im geradezu raubritterlichen Sinne. Will man erfahren, wie es dabei zu- und herging, muß man beiſpielsweiſe der häßlichen Procedur ſich erinnern, welche der Graf von Wittgenſtein in den Jahren 1704–5 durch ſein Halsgericht zu Laaſphe an der Lahn gegen die „Mutter Eva" (von Buttlar) und ihre muckeriſche Rotte anſtrengen ließ und welche ganz offen darauf abzielte, die Häuptlingin dieſer Pietiſtenbande, die auf dem gräflichen Hofgut Saßmannshauſen ein lichtſcheues Schandweſen getrieben hatte, ihres Geldes und Gutes zu berauben. Als ein Beiſpiel von Kabinettsjuſtiz in größerem Stile kann der Proceß gelten, welcher nach dem Tode des Herzogs Karl Alexander von Wirtemberg gegen deſſen erpreſſeriſchen, hartherzigen und übermüthigen erſten Miniſter, den Juden Süß Oppenheimer, angehoben worden und welcher damit endigte, daß der Angeklagte am 4. Februar von 1738 an der Galgenſteige bei Stuttgart in einem an einem eiſernen Galgen befeſtigten Eiſenkäfig aufgehängt wurde. Formal angeſehen, iſt das eigentlich nicht viel mehr als ein greller Juſtizmord geweſen; aber ſachlich hatte der Mann



Schubart auf dem Asperg.

ſein Schickſal vollauf verdient als einer der ärgſten Volksſchinder ſeines Jahrhunderts. Er war zugleich ein abſchreckendes Beiſpiel von dem gränzenloſen Hoch- und Uebermuth, in welchen die Leute ſemitiſcher Raſſe häufig zu verfallen pflegten, ſobald ſie obenauf gekommen waren. Man muß nicht zur Entſchuldigung, aber zur Erklärung des Volksjubels, womit nicht allein in Wirtemberg, ſondern weitum das Ende des „Jud Süß" begrüßt wurde, auch noch ſagen, daß die Juden zur damaligen Zeit, als auf Schacher und Wucher durch das chriſtliche Vorurtheil angewieſen, vielerorten in Deutſchland wahre Blutegel der Bevölkerungen geweſen ſind, insbeſondere der bäuerlichen, welche erbarmungslos von ihnen geſchunden und ausgepreßt wurden. Ein charakteriſtiſches Zeitmerkmal war es, daß dem verurtheilten Oppenheimer lutheriſche Prädikanten mit zudringlichen Bekehrungsverſuchen zuſetzten und daß, während der zum eiſernen Galgenkäfig emporgezogene arme Sünder ſein angſtvolles „Adonai Elohim!“ herächzte, ihn der Vikarius Hoffmann „auströſtete“ mit dem Zuruf: „Du verſtockter Jud! Wann du denn nit anders willt, ſo fahre hin! Jeſus lebet!“ Das wirtemberger Land hat übrigens auch ſpäter grelle Fälle von Kabinettsjuſtiz geſehen. Allbekannt iſt ja, welche jahrelange Kerkerqualen der wüſte Deſpot Herzog Karl Eugen über den redlichen Rechtsbodenmann Moſer und über den genialen Patrioten Schubart rein willkürlich ohne alles Recht und ohne Urtheil verhängte.

Schon zur Zeit jedoch, wo in unſerem Lande die Kabinettsjuſtiz ſelbſt von Friedrich dem Großen noch als ein ſelbſtverſtändliches Vorrecht des Abſolutismus von Gottes Gnaden betrachtet und gehandhabt wurde, hatte der Geiſt der Neuzeit auf die Barbarei der Strafrechtspflege humaniſirend einzuwirken begonnen, wie ja auch hinſichtlich der Civilrechtspflege die Nothwendigkeiten und Bedürfniſſe des entwickelten Polizeiſtaates die Regierungen zwangen, dem unendlichen Rechtswirrwar wenigſtens einigermaßen dadurch zu ſteuern, daß die zahlloſen Ortsrechte in „Landrechte“ zuſammengefaßt und alſo für einzelne Staaten, vorab für den preußiſchen, Civilgeſetzbücher geſchaffen wurden. Preußen war es auch, welches dem geſammten Feſtlande von Europa mit der Abſchaffung der Folter voranging. Im Jahre 1740, am 3. Tage ſeiner Regierung, verbot Friedrich die fernerweite Stellung der „peinlichen Frage“, und das iſt ſicherlich eine der beſten Thaten des großen Königs geweſen. Das gegebene gute Beiſpiel blieb auch nicht ohne Nachahmung: in der Markgrafſchaft Baden iſt die Tortur 1767, in Kurſachſen 1771, in Oeſterreich 1776 abgeſchafft worden. Anderwärts freilich folterte man noch lange — beſtand doch geſetzlich die „peinliche Frage“ in Baiern bis 1807, in Hannover bis 1822! — rüſtig darauf los, wie ja auch die „Malefizgerichte“ ihre gottesfürchtige Thätigkeit da und dort im gewohnten Stile ſo unbefangen fortſetzten, als gäbe es kein „Jahrhundert der Aufklärung“ in der Welt. Dabei wäre es ein Irrthum, zu meinen, der Proteſtantismus hätte den malefizrichterlichen Eifer für das Reich Gottes dem Katholicismus überlaſſen. Die letzte feierliche „Einäſcherung“ einer Hexe im deutſchen Reiche fand allerdings im Fürſtbisthum Würzburg ſtatt, allwo das Opfer einer viehiſchen Juſtiz, die ſiebzigjährige Nonne Maria Renata Singer, Subpriorin des Kloſters Unterzell, welche, wie die Proceßakten beſagen, „als ein noch unverſtändiges Kind von 6 bis 7 Jahren durch einen Officier (verſtellten böſen Geiſt) zur Zauberei verführet worden“, wegen „ausgeübter Hexerei, als wodurch ſie ihren Mitnonnen hölliſche Geiſter in den Leib gezaubert hatte, zum Schwert und Feuer verdammt“ und am 21. Juni von 1749 hingerichtet wurde. Mit weniger Umſtänden ward zu Landshut in Baiern i. J. 1756 ein armes Mädchen von 14 Jahren geköpft, „dieweil es mit dem Teufel gewettet hatte“. Die Unehre des letzten auf deutſchem Boden verübten Hexenjuſtizmordes fällt aber auf das proteſtantiſche Ländchen Glarus, wie denn überhaupt die kleineren und kleinſten Schweizerkantone mit zu den ſpäteſten Zufluchtsſtätten barbariſcher Mittelalterlichkeit gehört haben. Eine arme Dienſtmagd, Anna Göldi, wurde verdächtigt und angeklagt, in einem vom Teufel erhaltenen „Leckerli“ dem Töchterlein ihres Dienſtherrn „Stecknadelnſamen, welcher im Magen des Kindes aufging“, beigebracht und überdies ein Bein lahmgehext zu haben. Das glarner Malefizgericht that ſeine orthodoxe Schuldigkeit, entpreßte mittels zweimaliger Folterung der Hexe das gewünſchte „Eingeſtändniß“ und verurtheilte ſie zum Tode. Am 18. Juni von 1782 iſt die Unglückliche auf dem Spielhof zu Glarus enthauptet und unter dem Galgen verſcharrt worden. Dieſer anachroniſtiſche Hexenproceß war es, welchen Schölzer in ſeinen „Staatsanzeigen“ mit dem von ihm erfundenen und bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal gebrauchten Worte „Juſtizmord“ brandmarkte. Man muß überhaupt feſthalten, daß wenigſtens in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts das proteſtantiſche Deutſchland mit dem katholiſchen in allem Aberglauben wetteiferte. Als ein kennzeichnendes Zeugniß dafür ſtehe hier ein Erlaß der berliner Akademie der Wiſſenſchaften aus dem Jahre 1732 inbetreff der Hebung von vergrabenen Schätzen. Der Präſident des beſagten gelehrten Inſtitutes, ein Herr Graf von Stein, gab in Form einer Bekanntmachung dieſe akademiſche Weisheit von ſich: „Alldieweil es eine beſtändige Tradition iſt, daß in der Kurmark, ſonderlich in der Gegend von Lebus, Lehnin und Bilsneck konſiderable Schätze vergraben liegen, zu deren Beſichtigung, und um zu wiſſen ob ſie noch vorhanden ſind, gewiſſe Ordensleute, Jeſuiten und anderes dergleichen Geſchmeiß und Ungeziefer von Rom kommen, ſo muß der Vicepräſident dieſem Pfaffenpack fleißig auf den Dienſt paſſen und keinen Fleiß ſparen, daß er vermittelſt der Wünſchelruthe, durch Segenſprechen und Alrunken die Schätze ausfindig mache, und ſollen ihm die Zauberbücher aus unſerem Archiv, wie das Speculum Salomonis, dazu verabfolgt werden.“ Auf ſolchem „wiſſenſchaftlichen“ Standpunkte ſtand i. J. 1732 die berliner Akademie, welche durch die Fürſorge der „philoſophiſchen“ Königin Charlotte, Friedrichs des Erſten Gemahlin, unter der Beihilfe von Leibnitz ins Leben gerufen worden war. Freilich durfte die gelehrte Anſtalt dazumal jährlich nicht über 300 Thaler koſten. Mehr wollte Friedrich Wilhelm der Erſte dafür ſchlechterdings nicht hergeben. Dieſer König, halb Bauer, halb Korporal, behandelte Gelehrſamkeit und Gelehrte mit brutaler Verachtung. Den Leibnitz nannte er einen „Kerl, welcher zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwachtſtehen taugte“, und ſeinen gelehrten Hofnarren, den Magiſter Morgenſtern, ließ er in feierlicher Verſammlung mit den Profeſſoren der Univerſität Frankfurt a. d. O. über die höchſtſelbſt von ihm gegebene Theſe diſputiren: „Gelehrte ſind Saalbader und Narren.“ Freilich darf nicht verſchwiegen werden, daß die ſklavenhafte Niedertracht der deutſchen Gelehrten von damals eine ſolche Verachtung und Mißhandlung nur allzu häufig herausforderte und verdiente. Nur dem lutheriſchen Bonzenthum war es allenfalls gegeben, die Gelehrtenſchaft an Kriecherei noch zu überbieten. Wer erfahren will, in welcher Schlammtiefe der Verleugnung aller Wahrheit, der Selbſtwegwerfung und ſchamloſeſter Schmeichelei deutſche Gelehrte, auch ſolche von Namen und Ruf, behaglich ſich wälzten, muß die gelehrten Kniebeugungen und profeſſorlichen Speichelleckereien anſehen, welche Auguſt dem Starken von Sachſen, alſo einem der ehr- und gewiſſenloſeſten Vertreter des gedankenlos-brutalen Sultanismus, einem der ärgſten Land- und Leuteverderber, einem zügelloſen Wüſtling, welcher ſelbſt vor der Buhlſchaft mit den eigenen Töchtern nicht zurückſchreckte, dargebracht worden ſind. Dieſen Menſchen feierte die Univerſität Leipzig i. J. 1727 in einem Feſtgedicht als den „Titus unſerer Zeit“ und lobpoſaunte ihn an —

„Als den mächtigſten Auguſt, als Kleinod dieſer Welt
Und als ein Wunderwerk, von Gott ſelbſt dargeſtellt . .“

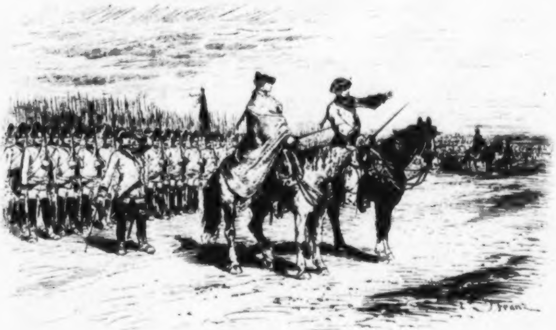
während Gottſched ein Lobhudelkarmen verfertigte, worin derſelbe Auguſt, der nur im Fliehen groß war, als Krieger über alle Helden Homers erhoben und ſchließlich dermaßen angereimt wurde:

„Im Frieden biſt du zwiefach groß,
Du freuſt dich, deinen Unterthanen
Den Weg zu lauter Heil zu bahnen;
Drum ſitzen ſie dem Glück im Schoß —“

eine geradezu grauſame Verhöhnung der armen Sachſen, welchen der „zwiefach große“ Auguſt bekanntlich namenloſe Leiden bereitet hat.

Die unglücklichen, ſchmählich verlaufenen Kriege, welche dieſer „ſächſiſche Herkules“ um den Beſitz der Scheinkönigskrone von Polen führte, zeigen traurig, für welche Hirngeſpinnſte der Kabinettspolitik, für welche Launen und Marotten ihrer Fürſten dazumal die Deutſchen ihr Gut und Blut vergeuden mußten. Was das Kriegsweſen ſelbſt angeht, ſo hat es, während die „Reichsarmee“ zu einem Spott wurde, zur

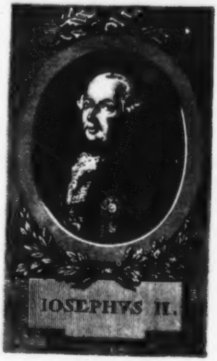
Zopfzeit namentlich vonſeiten Oeſtreichs und Preußens bedeutſame Umwandelungen erfahren. Auf öſtreichiſcher Seite waren dafür thätig Kriegsmänner wie Prinz Eugen, Ludwig von Baden, Daun, Liechtenſtein und Laudon, auf preußiſcher Friedrich Wilhelm der Erſte und ſein „alter Deſſauer“ (Leopold von Deſſau), dann Friedrich der Große mit ſeinem Bruder Heinrich und ſeinen Generalen Ferdinand von Braunſchweig, Winterfeld, Seidlitz, Schwerin, Ziethen und anderen. In der letzten Zeit Karls des Sechſten, des letzten Habsburgers, war das öſtreichiſche Heer ſehr vernachläſſigt worden und zählte beim Tode des Kaiſers nicht mehr als 68,000 Streitfähige. Unter Maria Thereſia aber wurde es auf 200,000 Mann gebracht und erforderte einen jährlichen Koſtenaufwand von 14 Millionen Gulden. Dieſe Streitmacht bot ſchon um der vielerlei Nationalitäten willen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt war, einen bunten Anblick dar und einen prachtvollen gewährten die verſchiedenen Gardetruppen. Bis zum Jahre 1772 blieb die Werbung



Oeſtreichiſche Truppen.

die Grundlage der Rekrutirung, von da ab lieferte die „Konſkription“ das Hauptmaterial für das ſtehende Heer. Preußen iſt ſchon durch den großen Kurfürſten zu einem Staat gemacht worden, deſſen Daſein und Zukunft auf des Degens Spitze geſtellt war. Die ganze Staatswirthſchaft Friedrich Wilhelms des Erſten ſodann zielte auf die Weiterbildung des preußiſchen Militärſtaates ab. In dieſer Wirthſchaft verſchmolzen ſich Bäuerlichkeit und Korporalität. Kein Verſtändniß, geſchweige eine Förderung höherer Kulturzwecke, aber viel rechtgläubige Gottesfurcht, noch mehr Königsfurcht, möglichſt viel Dünger und eine eiſerne Sparſamkeit. Dieſe ermöglichte es dem „gekrönten Korporal“, wie ſeine Feinde den König halb ſpöttiſch, halb ängſtlich ſchalten, ſeinem kleinen Lande, welches ja nur 2275 Geviertmeilen mit 2,240,000 Bewohnern zählte, eine Armee von 72,000 „Kerls“ zu geben, von welchen „Kerls“ 26,000 geworbene, d. h. mittels Liſt und Gewalt zuſammengebrachte Nichtpreußen waren. Von der Geſammtjahreseinnahme des Staates, welche 7,371,707 Thaler betrug, verſchlang das Heer 5,977,407 Thaler. Jeder Preuße, welcher das Soldatenmaß hatte, war verpflichtet, „des Königs Rock zu tragen“. Ausgenommen waren die Söhne von Predigern und die von Bürgern, welche 6 – 10,000 Thaler Vermögen nachzuweiſen vermochten, auch einzige Söhne und ſämmtliche Söhne des Adels, welche jedoch faſt durchweg als Offiziere dienten. Friedrich Wilhelm der Erſte hat den Zopf-, Puder- und Kamaſchenſoldaten geſchaffen, wie er zwar nicht im Buche, aber in der berühmten „potsdamer Wachtparade“ ſtand, jenem Grenadierregiment, das aus 3000 „langen Kerlen“ gebildet war. Es gab darunter Prachtexemplare von Rieſen, welche der knorzige König mit 5 – 10,000 Thaler bezahlt hatte. In der militäriſchen Dreſſur wurde ſchon dazumal in Preußen noch Niedageweſenes geleiſtet: die Handgriffe, die maſchinenartig-einheitlichen Bewegungen, das Peloton-, Bataillon- und Regimentsfeuer, alles ging wie am Schnürchen. Friedrich der Große gab dieſer Heermaſchine den treibenden Geiſt, ſein Feldherrngenie. Unter ihm wurde zuletzt die Armee auf eine Stärke von 200,000 Mann gebracht, welche jährlich 13 Millionen Thaler koſteten, alſo mehr als die Hälfte ſämmtlicher Staatseinkünfte. Das Menſchenmaterial, aus welchem das Heer beſtand, machte eine furchtbar ſtrenge Diſciplin zur unbedingten Nothwendigkeit; es gab ja damals kein „Volk in Waffen“, ſondern nur eine aus den unterſten, häufig genug aus den unſauberſten Schichten hervorgegangene Soldateska, deren faſt ausſchließlich adelige Offiziere mit ihr nichts gemein hatten als die Luft und den Schlachtentod. Friedrichs Eigenart als Stratege beruhte auf der von ihm zuerſt im großen Stile betriebenen Raſchheit der Bewegungen ſeiner Heere, während er als Taktiker von den Vortheilen der ſogenannten ſchrägen Schlachtordnung meiſterlichen Gebrauch zu machen verſtand. Das preußiſche Heerweſen iſt bekanntlich bald ein Muſter und Vorbild geworden, das freilich in den deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten mehr nur in ſeinen Aeußerlichkeiten nachgeahmt wurde. Bettelhafte Sedez- und Duodezdeſpoten machten die Soldaterei zu einer Karikatur, welche wenigſtens den Vortheil der Komik vor jenem ſchnöden Handel mit Soldaten voraushatte, der als eine der ärgſten Sünden der deutſchen Fürſten des 18. Jahrhunderts zu brandmarken iſt und ein wahrhaft erſchreckendes Zeugniß abgibt von der ſchafsmäßigen Willenloſigkeit, zu welcher ſeit dem weſtphäliſchen Frieden unſere Vorfahren herabgebracht worden waren. Ein Volk, welches ſolches ſich gefallen, noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Aufklärung ſich gefallen ließ, ſchien jeder Hoffnung auf eine beſſere Zukunft entſagt zu haben. Die Sünder von „Landesvätern“, welche ihre in Soldatenmonturen geſteckten Unterthanen wie Sklaven an die Holländer, die Engländer und die Franzoſen verkauften, waren die Herzoge von Braunſchweig und von Wirtemberg, der Fürſt von Anhalt-Zerbſt und der Markgraf von Anſpach; aber der eigentliche Großhändler in Menſchenfleiſch war der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, welcher aus dem Blut von 16,992 ſeiner an die Engländer verſchacherten Unterthanen Millionen von Thalern für ſich gemünzt hat. Den Widerhall, doch nur einen gedämpften Widerhall der Seufzer und Flüche, welche dieſer fürſtliche Menſchenhandel unſerem armen Volke ausgepreßt hat, hört man aus Schubarts „Kaplied“ heraus. Deutlicher hat der mannhafte Seume, ſelber ein Opfer des landgräflich-heſſiſchen Seelenverkäufers von Gottes Gnaden, in ſeiner Selbſtbiographie geſprochen.

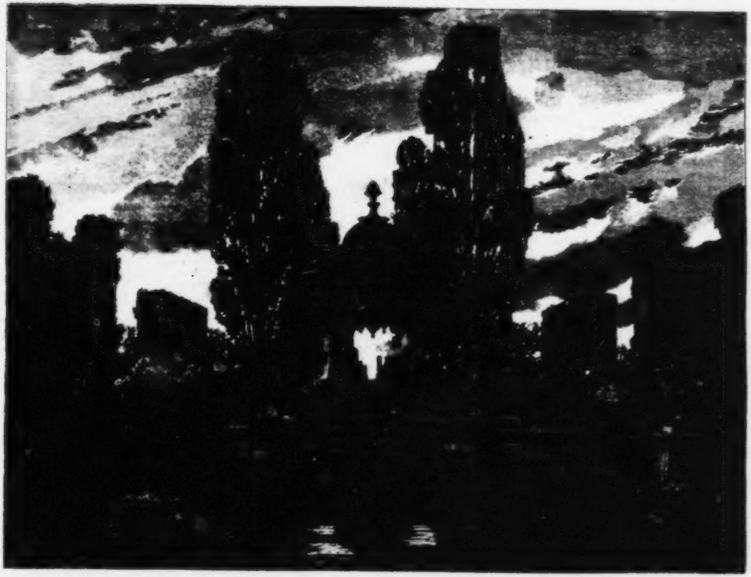
Mit der Throngelangung Friedrichs des Zweiten, welchem, ſo man die Summe ſeines Waltens im Krieg und im Frieden zieht, nur der Unverſtand den Beinamen des Großen weigern kann, begann auf deutſchem Boden der aufgeklärte Deſpotismus ſein Stockſkepter zu führen, während in Frankreich, von den übrigen Kontinentalſtaaten gar nicht zu reden, der gedankenloſe ſein aus Brutalität und Schlaffheit wunderlich-verderblich gemiſchtes Regiment noch lange fortſetzte. Friedrich iſt einer jener geſchichtlichen Markſteingeſtalten, welche zwei Epochen von einander ſcheiden, eine jener Initialfiguren, womit im Weltgeſchichtebuch neue Kapitel anheben. Seine Großthat als Krieger war, daß er, obzwar ſeiner Franzoſerei halber von Klopſtock nicht mit Unrecht „der Fremdling im Heimiſchen“ geſcholten, den deutſchen Namen wieder vor Europa zu Ehren brachte und daß er mittels ſeines ſiebenjährigen heldiſchen Ringens gegen eine ungeheure Uebermacht die preußiſche Macht der öſtreichiſchen als gleichberechtigt zur Seite ſtellte, dadurch dem Heiligen-Römiſchen-Reichsſpuk thatſächlich ein Ende und damit zugleich den lothringiſch-hohenzollernſchen Dualismus zu dem Pol oder vielmehr zu den zwei Gegenpolen machte, um welche die Entwickelung der deutſchen Geſchicke fortan ſich zu bewegen hatte. Das alſo von dem Kriegsmanne Friedrich geſchaffene Preußen machte der Staatsmann Friedrich dauerhaft, indem er den Geiſt der Neuzeit, ſoweit derſelbe im Polizeiſtaat überhaupt zur Geltung gelangen konnte, in die Geſetzgebung und Verwaltung ſeines Landes einführte. Daß hierbei alles auf dem Kommando von oben beruhte, daß Friedrich, ſo ernſt und aufrichtig ſein: „Ich bin nur der erſte Diener des Staates!“ gemeint war, dennoch die unbeſchränkte Verfügung über das Gut und Blut ſeiner Unterthanen als ſein königliches Recht betrachtete, das lag gleichermaßen in dem Weſen des aufgeklärten Deſpotismus wie in der thatſächlichen Unmündigkeit der Völker. Dieſe mußten kommandirt werden, um vorwärts zu marſchieren. Auch mußte ihnen erſt ein König ſagen: „In meinen Staaten kann jeder nach ſeiner Façon ſelig werden!“ damit ſie den großen Gedanken der religiöſen Duldſamkeit faſſen lernten, welchen der katholiſche wie der lutheriſche Hierarchismus ſo lange verfemt und verpönt hatte. In ſeinen treufleißigen Bemühungen um die Hebung der Volkswirthſchaft hat der große König als ſtarrer Anhänger des „Merkantilſyſtems“ große Mißgriffe nicht vermieden und konnte ſie nicht vermeiden, denn das (übrigens auch nicht ſeligmachende oder gar alleinſeligmachende) „Evangelium der Arbeit“, welche dem „Induſtrieſyſtem“ die Bahn brach, Adam Smiths „Wealth of nations“ erſchien ja erſt 1776, alſo zu einer Zeit, wo der „alte Fritz“ ſchon viel zu alt war, es mit neuen volkswirthſchaftlichen Principien verſuchen zu können oder auch nur zu wollen. Am fruchtbarſten haben ſeine Bemühungen um die Hebung der Bauerſchaft ſich erwieſen. Es hat zwar bis nach der Kataſtrophe von Jena, bis zu den großen vom Freiherrn vom Stein geplanten und angehobenen Reformen gewährt, daß in Preußen ein freier Bauernſtand aufkam; allein ſchon Friedrichs Edikt von 1764 hat zu einem ſolchen den Grund gelegt, indem es die vollſtändige Beſeitigung der Leibeigenſchaft und der Hörigkeit anbahnte. Auch ließ es der König keineswegs bei Edikten bewenden, ſondern griff mit Rath und That überall ein, wo es galt, die ackerbauliche Thätigkeit zu ermöglichen und zu fördern. Es gehört zum beſten Menſchlichen, was von dem großen Fritz zu erzählen iſt, wenn man daran erinnert, wie der von Siechthum und Sorgen gequälte Greis, der ja überhaupt ein Muſter und Vorbild von Pflichtgefühl und Pflichterfüllung geweſen iſt und ſeine Königsarbeit bis zu ſeinem letzten Athemzug ſo raſtlos gethan hat, noch in ſeiner letzten Lebenszeit in den von ihm angelegten Bauernhöfen und Bauerndörfern herumfuhr, um ſich perſönlich von der Vollziehung ſeiner bezüglichen Anordnungen und von dem Wohlergehen der „Koloniſten“ zu überzeugen.


IOSEPHVS II.

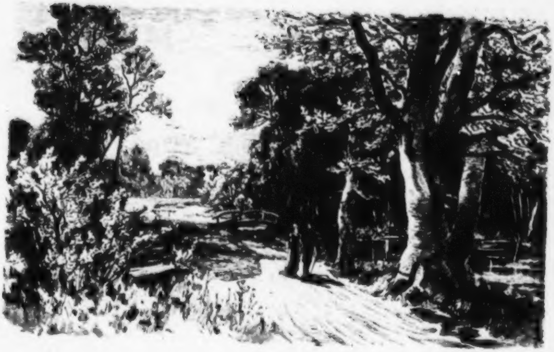
Joſeph der Zweite.

Hierin, wie in vielem anderen, war er muſtergebend für ſeinen hochherzigen Nachahmer und Nebenbuhler, Joſeph den Zweiten, welcher das Rieſenwerk unternahm, Oeſtreich zu entmittelalterlichen, und daran zu Grunde ging, weil er erſtens zu viel, ja alles auf einmal thun wollte, weil er zweitens ſein ungeheures

Unternehmen zu einer Sache des Herzens ſtatt des Kopfes machte und weil er drittens die Menſchen und Völker für viel geſcheider und beſſer hielt, als ſie ſind. Ein reineres Wollen, eine aufrichtigere Begeiſterung hat nie ein Fürſtenherz erfüllt als das, welches in Joſephs Bruſt ſchlug. Auch iſt der Grundgedanke ſeiner inneren Politik, daß Oeſtreich centraliſirt und germaniſirt werden müßte, [illegible] es Beſtand haben ſollte, ein ganz richtiger geweſen. Aber die Ausführung iſt hinter dem Entwurfe zumeiſt und überall zurückgeblieben aus den vorhin betonten drei Urſachen und dann auch darum, weil in Oeſtreich niemand vorbereitet war und demnach dem Kaiſer keine Beamtenſchaft und kein Heer zur Hand waren, wie ſie Friedrich Wilhelm der Erſte für ſeinen Sohn gedrillt hatte. Trotzdem ſind die joſephiniſchen Reformen, die Zeitunterſchiede in Rechnung gebracht, nicht nur das Beſtgemeinte, ſondern das ſchlechthin Beſte, was jemals eine öſtreichiſche Regierung gethan hat. Es iſt ja wahr, an allem Wollen und Thun des edlen Kaiſers hafteten die Mängel des erleuchteten „Deſpotismus", das Generaliſiren, das Schabloniſiren, die Nichtberückſichtigung der Menſchen- und Völkerperſönlichkeiten. Aber trotz alledem und alledieſem gehörten die Einführung der Denk-, Rede- und Preſſefreiheit in Oeſtreich („Cenſuredikt" 1781), die ſtaatsbürgerliche Gleichſtellung der Proteſtanten mit den Katholiken („Toleranzedikt" 1781), die Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenſchaft, die Ablöſbarkeit der Robot, die Herbeiziehung aller Staatsbewohner zur Tragung der Staatslaſten („Steueredikt" 1789), die Gleichheit vor dem Geſetz ſtatuirende Civil- und Strafgeſetzgebungsreform („Civilgeſetzbuch" 1786, „Kriminalgeſetzbuch" 1787), die Aufhebung von 700 Klöſtern als Brutneſtern der Faulheit und des Fanatismus, die Sorge für das Volksſchulweſen, die Gründung und Ausſtattung wiſſenſchaftlicher und humaner Anſtalten aller Art — ja, das alles gehörte zu den beſten Kulturthaten des Jahrhunderts und ihr Vollbringer Joſeph hat ſich damit für allzeit in die Vorderreihe der Kulturhelden unſerer Nation geſtellt. Nicht Volksdummheit, nicht Junkerhochmuth, nicht Pfaffenherrſchſucht — ſeine drei Erzfeinde — werden ihn jemals aus dieſer Stellung verdrängen. Knechtiſche Seelen freilich urtheilen nur nach dem Erfolg oder Nichterfolg, freie wiſſen zwiſchen Verdienſt und Glück zu unterſcheiden. Solchen wird das Andenken des unglücklichen Kaiſers ſchon darum theuer ſein, weil er im ſchönen Gegenſatze zu dem verfranzoſeten Erfinder der „nation prussienne" das aufrichtig gemeinte Wort geſprochen: „Ich bin ſtolz darauf, ein Deutſcher zu ſein!" (Brief Joſephs vom 18. Juli 1787 an Dalberg.) Und auch das war nicht bedeutungslos, daß der Kaiſer an die Stelle des brutalen Er-Stils im mündlichen und ſchriftlichen Verkehr mit jedermann das höflichere „Sie" ſetzte. Lag doch darin eine deutliche Mißbilligung der Rüpelhaftigkeit, womit dazumal die ſogenannten oberen Klaſſen die ſogenannten unteren behandelten. Diener und Dienerinnen hießen bis in die letzten Jahre des Jahrhunderts durchweg „Kerle" und „Menſcher" und mit dieſer Grobheit im Reden verband ſich nur allzu häufig eine unglaubliche Rohheit im Handeln. Offiziere ſchlugen beim Exerciren arme Soldaten zu Krüppeln, vornehme Herren ſchlugen ihren Lakaien Augen aus dem Kopfe und Zähne aus dem Munde, adelige Damen rauften ihren „Kammermenſchern" die Haare handvollweiſe aus oder riſſen ihnen Ohrläppchen ab. Auch im amtlichen Verkehr herrſchte der unflätige Schimpfton der Hannswurſtkomödie. Vor allen waren die öſtreichiſchen, baieriſchen und wirtembergiſchen Beamten ihrer Dreckflegelhaftigkeit halber berüchtigt. Als ein kurzes, aber ſprechendes Zeugniß ſtehe hier folgende Leiſtung eines herzoglich wirtembergiſchen Konſiſtorial-Verweiſes: — „Pfarrer in Leonbronn! Nun kommt Er auch einmal wieder vor das herzogliche Konſiſtorium, heilloſer Tropf, liederlicher Geſell, Laſter, habituirtes Laſter, 26jährig aneinander hängendes Laſter, Ignorant von Haus aus, Idiot von jeher, verſoffener Zapf, Branntenweinkolb, Bierlägel, Sünden-Kloak! Das iſt jetzt das letztemal, wir ſehen einander nimmer. Bei dem geringſten Exceß (es darf zwar kein Exceß, ſondern nur ein kleiner Fehler ſein) iſt Er ohne Gnade kaſſirt. Er hat zwar dießmal kaſſirt werden ſollen, das hochpreißliche geheime Rathskollegium hat aber dießmal noch Gnade vor Recht — verſteht Er mich? — vor Recht ergehen laſſen,



Rokoko-Garten.

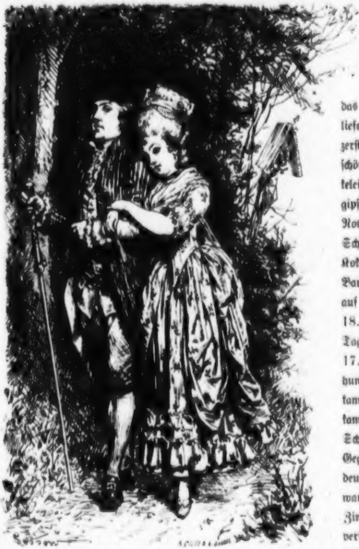


Eine „engliſche“ Gartenanlage.

und befohlen, man ſoll ihn noch einmal rechtſchaffen putzen, was hiemit geſchieht. — Jetzt diximus et salvavimus. Stuttgart, geſchehen den 26. September 1759. Frommann, Konſiſtorialrath.“ . . .

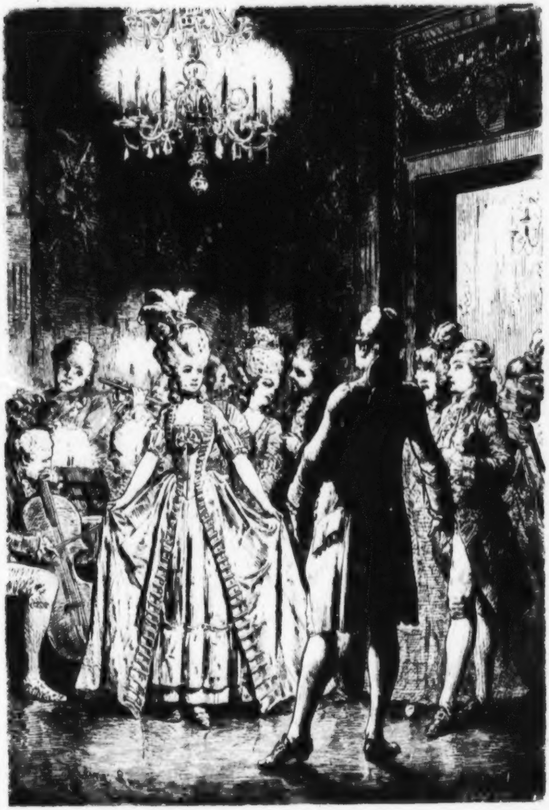
Die Anregungen und Anordnungen, welche zur Hebung der Landwirthſchaft theilweiſe ſchon von Maria Thereſia, tiefer greifend und umfaſſender von Friedrich und Joſeph ausgingen, kamen ſo ziemlich allen deutſchen Ländern zu gut. Denn überall drang ſich ja den Fürſten die Nothwendigkeit auf, Grund und Boden leiſtungsfähiger zu machen. Indeſſen währte es doch bis in die ſiebziger Jahre des Jahrhunderts, bevor der alte Schlendrian im Landbau einer verſtändigeren Methode wich. Dieſe brachte den Kartoffelbau in Aufnahme, verallgemeinerte den Kleebau, führte die Beſömmerung der Brachfelder und die Stallfütterung durch, beförderte die Zerſchlagung der übergroßen Bauernhöfe wie die Auftheilung der wenig nutzbringenden Gemeindeallmenden, vervollkommte die Düngung und verbeſſerte und vervielfältigte die landwirthſchaftlichen Geräthe und Werkzeuge. In der Pfalz blühte der Tabaksbau, in Baden der Hanfbau, in Wirtemberg, Weſtphalen und Schleſien der Flachsbau, in Franken und Böhmen der Hopfenbau. In der Viehzucht, Milcherei, Käſerei und Butterung ſtanden natürlich die Schweiz, das baieriſche Hochland, Vorarlberg, Tirol und Steiermark voran, in der Pferdezucht Holſtein, Mecklenburg und Hannover. Eine blühende Obſtkultur zog ſich von den Landſchaften um den Bodenſee her durch Schwaben, die Pfalz, Franken und Heſſen den ganzen Rhein hinunter. In demſelben Südweſten Deutſchlands erzielte der immer fleißiger und geſchickter betriebene Weinbau immer beſſere Reſultate, während im Nordoſten die Rebe der naturgemäßeren und ergiebigeren Kartoffel faſt gänzlich das Feld räumte. Eine rationellere Forſtwirthſchaft kam zuerſt in Thüringen auf, doch lernte man im allgemeinen die Wälder und die Holzkultur erſt mit der Steigerung des induſtriellen Brennſtoffbedarfes recht ſchätzen. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vollzog ſich auch im Gartenbauſtil eine große Wendung. Die Freude an den ſteifgeſchorenen franzöſiſchen Hecken, Boſketten und Lauben, an den geometriſch gezirkelten Wegen, den mathematiſch regelrechten Blumenbeeten und den mythologiſchen Statuen verlor ſich und an die Stelle der „Naturverſchönerung“ trat bei Garten-

Anlagen die „Naturnachahmung“, für welche die engliſchen Parks mit ihren Raſengründen, Baumgruppen, maleriſch vertheilten Zierſträuchern und Blumengruppen, ihren Bewäſſerungs[illegible]nſten und geſchlängelten Wegen die Vorbilder abgaben.



Bürgerliches Paar in Rokokotracht.

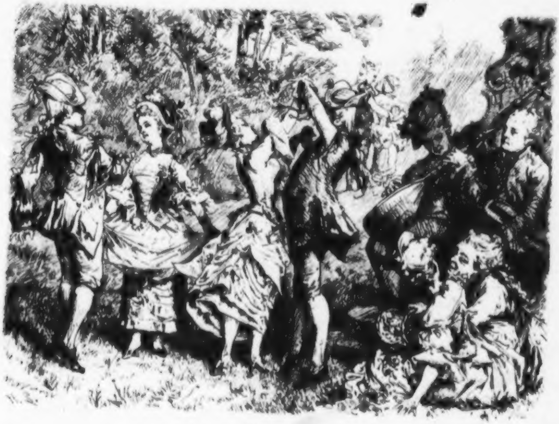
Länger hielt ſich in der Architektur und in der Häusereinrichtung der franzöſiſche Rokokogeſchmack, welcher zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten den Höhepunkt ſeiner Bizarrerie und Verſchnörkelung erreichte und darum auch paſſend der Pompadourſtil hieß. Man braucht bloß das Wort zu nennen, um den Eindruck des Putzigen, Flitterigen und Ueppigen zu empfangen. Nicht ſelten auch den des Vandaliſchen, denn bekanntlich ging das Rokoko gegen die Werke und die Ueberlieferungen der Gothik und der Renaiſſance zerſtöreriſch vor, wo es konnte, um das ſchönere Alte durch ſeine launiſchen Schnörkeleien zu erſetzen oder wenigſtens zu übergipſen. Denn der Gips war der große Nothhelfer dieſer nicht auf das Große und Schöne, ſondern auf das Niedliche und Kokette, auf Schein und Blendung geſtellten Baukunſt. In guten Häuſern, namentlich auf dem Lande, erhielten ſich das ganze 18. Jahrhundert hindurch, ja bis auf unſere Tage herab Zimmereinrichtungen aus dem 17., ſogar aus der beſten Zeit des 16. Jahrhunderts, und zwar nicht etwa als Raritätskammern, ſondern als Wohnräume. Das kam und kommt insbeſondere in der deutſchen Schweiz vor, wo überhaupt in manchen Gegenden das Feſthalten an der heimiſch-deutſchen Art und Sitte ein erfreulich zähes war. Hier war darum der Brauch, die Zimmerwände mit zierlicher Holztäfelung zu verſehen, ſtehend geblieben, wie auch im 16. und 17. Jahrhundert die Kunſt des Ofenbaus in der deutſchen Schweiz ihre höchſte Entwickelung gefunden hatte. In einem alten Herrenhauſe, das aber längſt ein Bauernhaus geworden iſt, zu Wülflingen bei Winterthur ſteht noch jetzt ein aus jener Zeit ſtammendes Prachtſtück von Kachelofen, welches den Beweis liefert, mit welcher künſtleriſchen Sorgfalt unſere Vorfahren dieſen den größeren Theil des Jahres hindurch unentbehrlichen Freund und Tröſter behandelten. Weniger als die ſüddeutſchen Städte ſind die norddeutſchen, namentlich die norddeutſchen Seeſtädte von der Pompadourmode in Bau- und Wohnart berührt worden. Die maſſiven Häuſer mit ihren gezackten Giebeln ſahen ſtattlich aus. Die innere Einrichtung war mittelalterlich einfach und dauerhaft, aber in Folge der regen



Menuett zur Rokokozeit.

Handelsverbindung mit England ſchon mit mancher Bequemlichkeit ausgeſtattet, wovon man anderwärts noch nichts wußte.

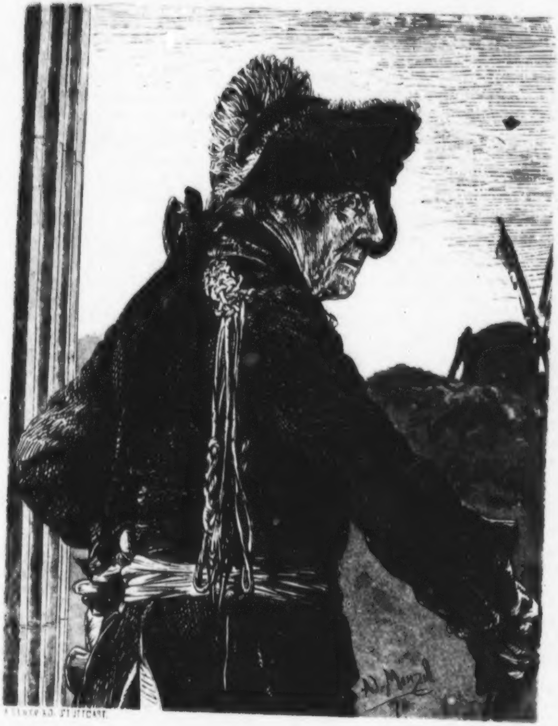
Daß die Rokokotracht in ihrer Formenlaune und Farbenbuntheit mit der glitzernden Phantaſtik der Gemächerausſtattung in einer nicht ungefälligen Harmonie ſtand, läßt ſich nicht beſtreiten. Der Staatsanzug, wie ihn die Männer vom wohlhabenden Reichsſtadtbürger bis aufwärts zum Miniſter, zum Fürſten, zum Kaiſer trugen, beſtand aus einem Rock von hell- oder dunkelfarbigem Sammet- oder Seideſtoff, am Kragen, an den Nähten, auf den weit zurückgeſchlagenen Aermeln reich mit Gold- oder Silberſtickerei verſehen. Die weitgeöffnete Brokatweſte ließ die Spitzenhalsbinde und das ſpitzenbeſetzte Vorhemd ſehen, womit die Spitzenmanſchetten übereinſtimmten. An die Kniehoſe, welche aus demſelben Stoff wie der Rock, aber von anderer Farbe war, ſchloſſen ſich ſeidene Strümpfe und die Füße ſteckten, da man Stiefel nur auf der Jagd, zu Pferde und bei ganz ſchlechtem Wetter trug, in Schuhen mit ſtählernen, ſilbernen oder goldenen Schnallen. So lange die Lockenperücke ſich hielt, wurde der kleine, ſchwarzſeidene „Chapeaubas“ zumeiſt unter dem Arme getragen. Als aber der Zopf, bekanntlich von der Soldateska Friedrich Wilhelms des Erſten auf die ganze europäiſche Männerwelt übergegangen, die Perücke verdrängt hatte, nahm der dreiſpitzige ſchwarze Filzhut einen größeren Umfang an und ſeinen naturgemäßen Platz auf dem Kopfe ein. Das Geſicht eines „Mannes von Welt“ mußte völlig glattraſirt ſein und der Bart kam erſt im 19. Jahrhundert wieder ganz zu Ehren. Alle Männer, die zur Geſellſchaft zählten, jung und alt, trugen den Degen an der Seite und ältere Herren ſah man nie auf der Straße ohne ihr „ſpaniſches Rohr“ mit Gold- oder Silberknopf. Die Rokokotracht unſerer



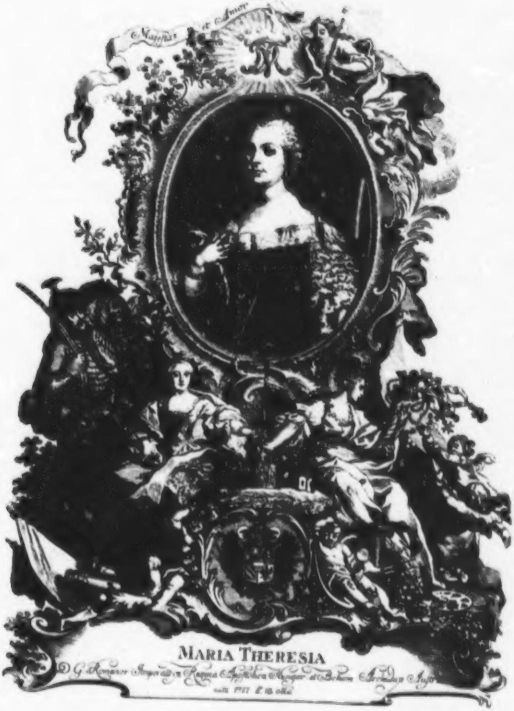
Schäferſpiel.

Aeltermütter müßte uns recht abſonderlich vorkommen, ſo die weiblichen Trachten und Moden unſerer eigenen Zeit nicht ebenſo abſonderlich wären. Wollten die Schönen und auch die Nichtſchönen der Puder- und Zopfzeit in Gala erſcheinen, ſo war ihr Anzug ein Kunſtwerk, deſſen Herſtellung nicht wenig Mühe und Zeit koſtete, vom Gelde gar nicht zu reden. Die Erſcheinung einer „Dame von Welt" im Feſt- und Ballkleide war ſo: Auf ihrem Kopfe war ein mächtiger, mit Drahtgeſtell und Roßhaarwulſt unterbauter, aus verſchiedenen Stockwerken beſtehender, gekleiſterter, gepuderter, mit einer Maſſe von Bändern, Blumen und Federn verzierter Haarthurm emporgemauert, welcher ſeine Trägerin um eine Elle oder mehr höher ſcheinen ließ, als ſie war. Ein aus Fiſchbeinſtäbchen zuſammengeſetzter Korſett-Panzer zwängte Schultern und Arme zurück, preßte die Bruſt heraus und ſchnürte den Leib über den Hüften weſpenhaft zuſammen. Ueber dem umfangreichen Drahtgeſtelle des Reifrockes ſpannte ſich das mit allerhand Falbeln, Litzchen und Schleifen beſetzte Seidenkleid und darüber floß das mit einer Schleppe verſehene, vorn ſich öffnende, auf beiden Seiten mit reicher Garnitur ausgeſtattete Obergewand von gleichem Stoffe hinab. Die mit Spitzen beladenen Aermel reichten bis zum Ellbogen und den Vorderarm deckte der lange parfümirte Handſchuh. Hals, Nacken und Buſen wurden ſo offenherzig getragen, daß es der hoch- und ehrwürdigen Geiſtlichkeit beider Konfeſſionen zu häufigem Aergerniß gereichte und der anhaltiſche Hofprediger Hermes in ſeinem 1770 gedruckten Sittenroman „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen" gar beweglich klagen mußte: „Euch, ihr edleren des weiblichen Geſchlechtes, bitte ich, zu erwägen, in welche Verlegenheit die gegenwärtige Kleidungsart des Frauenzimmers den Prediger ſetzt und jeden Mann, der nicht bei euch auf die Naſenſpitze und nicht tückiſch wie ein Schurk neben euch in den Winkel hinſehen will." Natürlich blieben ſolchem Gepredige und Geklage zum Trotz Nacken, Hals und Buſen ſo bloß wie zuvor. Zum Staatsanzug der Damen gehörte der Fächer und das ſpitzenbeſetzte Taſchentuch; auch führte die elegante Schöne ſtets ein Perlmutterdöschen in der Taſche, welches einen Vorrath von „Schönpfläſterchen" enthielt. Denn die richtige Wahl und Anklebung der ſchwarzen, aus engliſchem Pflaſter in allerhand „galanten" Formen geſchnittenen „Mouchen", welche der Männerherzen mordenden Wirkung halber, die ſie hervorbringen ſollten, „Aſſaſins" hießen, machte eins der wichtigſten Geheimniſſe der Toilettekunſt und Koketterie aus. Die Damen trugen Schuhe von Atlas oder Sammet, welche mit goldgeſtickten Schleifen verziert und in der Mitte der Sohle mit einem zollhohen Stelzchen verſehen waren, wodurch die Schönen gezwungen wurden, beim Gehen auf den Fußſpitzen zu ſchweben. Dieſe Fußbekleidung, wie überhaupt der ganze Damen- und Herrenanzug erklärt das Gezirkelte der Haltung und Bewegung der Geſellſchaft des Rokoko und insbeſondere auch das gemeſſene Schreiten und Schleifen beim Tanzen. Alles war wie auf die „Menuett" berechnet und zugeſchnitten. Uebrigens muß man zugeſtehen, daß dieſer Lieblingstanz der Zopf- und Puderzeit nicht nur viel anſtändiger und züchtiger, ſondern auch viel künſtleriſcher und anmuthiger war als das Gedrehe, Geſchiebe, Geſtoße, Geraſe, was man zu unſerer Zeit tanzen heißt.

Der geſellige Verkehr war in den erſten zwei Dritteln des 18. Jahrhunderts einer ſehr ſtrengen Regelung unterworfen und die Scheidung der Stände noch geradezu kaſtenartig. Selbſt nach der Sturm- und Drangzeit noch und ſogar in Weimar galt ein i. J. 1800 von Adeligen und Bürgerlichen gemeinſam veranſtalteter Ball für ein beiſpielloſes Ereigniß. In der eigentlichen Puder- und Zopfzeit war namentlich im höheren Bürgerſtande die ganze Lebensführung ſehr ſtreng geregelt und ſtanden da Mädchen und Frauen unter dem Zwange einer ſteifen Konvenienz. Der Hausherr führte ein Regiment, welches irgendwie anzuzweifeln niemand auch nur entfernt einfiel. Nicht allein die Kinder, ſondern auch die Hausfrau zollten ihm unbedingten Gehorſam. Die Frauenbildung ſtand durchſchnittlich niedrig. Der Katechismus herrſchte in katholiſchen und lutheriſchen Häuſern mit Unantaſtbarkeit. Romane zu leſen galt geradezu für ſündhaft. Die „höhere" weibliche Kultur gelangte bei adeligen und bürgerlichen Damen bis



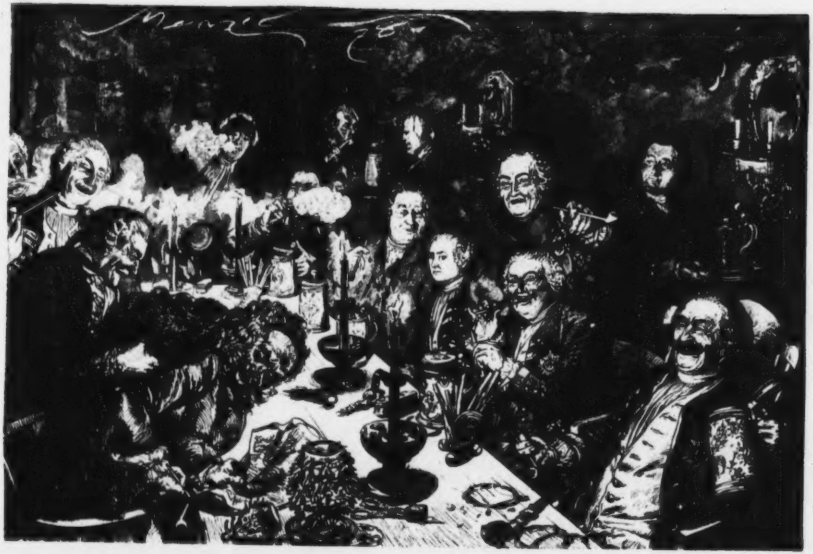
„Der alte Fritz“.



zum Franzöſiſchplappern, Spinettſchlagen und Arientrillern. Das Erſcheinen von Frauen ohne männliche Begleitung auf Spaziergängen, im Theater, im Koncert ging gar nicht an. Es würde ſchon ſehr aufgefallen ſein, wenn ein Mädchen oder eine Frau aus gutem Hauſe über die Straße, in die Kirche oder in einen Kaufladen gegangen wäre, ohne von ihrem „Kammermenſch“ begleitet zu ſein. Uebrigens wurde allen franzöſiſchen Kleider-, Sprach- und Tanzmoden zum Trotz nicht allein in den bürgerlichen, ſondern auch in den adeligen Kreiſen der gute alte deutſche Grundſatz feſtgehalten, das häuſliche Walten der Frauen und Töchter ſei ihre ſchönſte Beſtimmung. Da war z. B. die Freifrau Anna Dorothea von Hardenberg, deren Sohn Friedrich Auguſt ſpäter (um die Mitte des 18. Jahrhunderts) wirtembergiſcher Miniſter geweſen iſt. Sie hat ein Notizbuch hinterlaſſen, welches uns einen Einblick in die Daſeinsweiſe einer niederdeutſchen Adelsfamilie der Zopfzeit aufthut. Die Freifrau führte eine ſcharfe Aufſicht über die Back- und Spinnſtube, über die Butter- und Käſebereitung, über die Knechte- und Mägdekammern. Auch ihren Töchtern ließ ſie es, gerade wie den Mägden, nicht hingehen, ſo ſie das ihnen täglich aufgegebene Ellenmaß nicht richtig abgeſponnen hatten. Einem ihrer „Küchenzettel" zufolge beſtand der werktägliche Mittagstiſch aus „Brühſuppe, Rindsflecken in ſaurer Brühe und jungen Rüben." Die Einrichtung des Edelhofes war einfach und die Zimmer hatten keine Dielung, ſondern waren nur mit Eſtrich gepflaſtert, die Wände nicht tapezirt, ſondern nur geweißt. Dagegen war das Mobiliar ſolid gearbeitet und Silber- und Weißzeug in Fülle vorhanden. Das Leben ſpann ſich eintönig hin. Gaſtereien kamen nur bei Familienanläſſen und etwa bei Jagden vor; doch pflegten dann die geladenen Nachbarn immer gleich mehrere Tage zu verweilen, denn der über alle Begriffe elende Zuſtand der Wege geſtattete die Her- und Hinfahrt von und nach zwei oder drei Stunden entfernten Nachbarhöfen nur in den längſten Sommertagen.

Für das deutſche Hofleben fuhr Verſailles den Ton anzugeben fort, namentlich ſeit unter dem letzten Habsburger die franzöſiſchen Moden die ſpaniſchen auch aus der wiener Hofburg verdrängt hatten. Maria Thereſia's berühmter Staatskanzler Kaunitz war ein Typus dieſer Verfranzoſung, welche in der wohllebigen Donauſtadt, wenigſtens in der vornehmen Welt, eine abſonderliche Miſchung von pariſer Schliff und pariſer Laſcivität mit plumper innerlicher Unkultur und einem ſtarken Reſte von ſpaniſch-katholiſcher Bigoterie zuwegebrachte. Daher kam es, daß man Herren und Damen nach orgienhaft durchſchwelgten Nächten in den Straßen und in den Kirchen von Wien öffentliche Bußwerke der fratzenhafteſten Art verrichten ſah, um nach alſo erleichtertem Gewiſſen unbefangen wieder weiterzuſündigen. Maria Thereſia ſelbſt, welche nicht bloß die Schmeichelei das ſchönſte Weib ihrer Zeit nannte, war als Gattin und Mutter eine Frau von beſter deutſcher Art. Sie beſaß ein reiches Gemüth und ſie wußte auch die Sprache der eigenartig-wieneriſchen Gemüthlichkeit meiſterhaft zu handhaben. Ihr Haus- und Hofhalt wurde in verſchwenderiſch-prächtigem Stile geführt. Sie liebte es, bei ihren Ausfahrten mit kremnitzer Dukaten im wörtlichen Sinne um ſich zu werfen. Sie hat ſich auch redlich bemüht, ihre vornehmen und niedrigen Unterthanen ſo ehrbar und ſittſam zu machen, wie ſie ſelber war; aber ſie ſollte erfahren, daß man mit bloßen Polizeimaßregeln gegen die Zuchtloſigkeit nicht aufkommen, daß man gute Sitten nicht befehlen könne. Die vielberufenen von ihr beſtellten „Keuſchheitskommiſſionen" machten das Uebel nur ärger, indem ſie das Laſter lehrten, ſich in Heuchelei zu hüllen. Die Kaiſerin hatte das Vollbewußtſein ihres „droit divin" und dachte und handelte durchweg als abſolute Selbſtherrſcherin; allein ſie verſchloß ſich doch nicht halsſtarrig dem Verſtändniſſe der Zeitforderungen, und wenn man ihre Erziehung und Gewöhnung berückſichtigt, ſo muß es ihr hoch angerechnet werden, daß ſie den Verſuch nicht ſcheute, durch Männer wie Swieten und Sonnenfels etliche Stralen der Aufklärungsſonne des Jahrhunderts in das mönchiſch-dunkle Oeſtreich hineinzuleiten.

Am berliner Hofe war durch König Friedrich den Erſten die Franzoſerei ganz obenauf gebracht worden. Friedrich Wilhelm der Erſte, der da ſagte: „Ich mag die Blitz- und Schelmfranzoſen nicht; ich bin ganz deutſch!" verſuchte einen Rückſchlag. Allein maßen der reckenhafte König-Korporal, welcher ſeinen Haus- und Hofhalt auf dem Fuß eines vermöglichen märkiſchen Landedelmanns einrichtete und auf Küche und Keller, Speiſekammer und Haferkiſte ein ſcharfes Augenmerk hatte, das Deutſchthum in teutoniſcher Rohheit ſuchte und gefunden zu haben glaubte, ſo bot unter ihm der preußiſche Hof einen nichts weniger



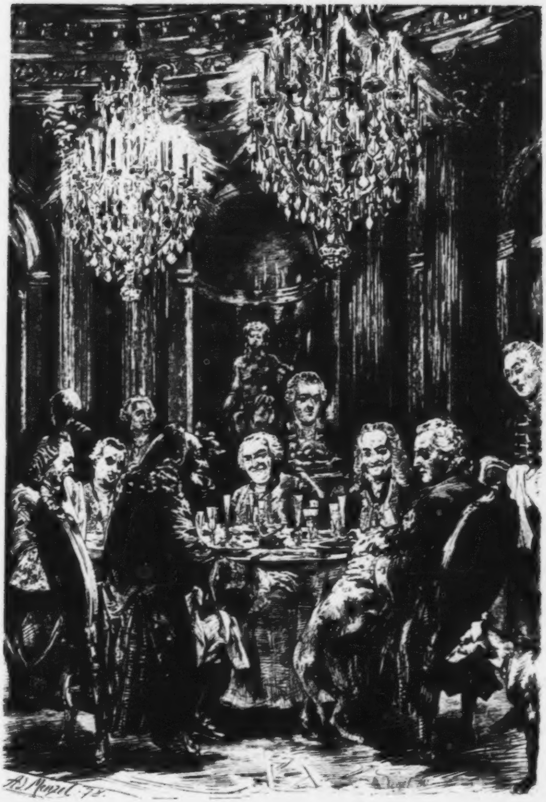
Im Tabakskollegium Friedrich Wilhelms des Erſten.

als anſprechenden Anblick dar. Das Bild wechſelte zwiſchen dem einer Wachtſtube und dem eines Konventikels. Des Königs Tochter Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, hat in ihren „Mémoires" dieſes Bild in die allergrellſte Beleuchtung gerückt. Wollte man der ſpitzen Zunge und ſpitzeren Feder dieſer Prinzeſſin glauben, ſo müßte man annehmen, der ſparſame Monarch hätte die eigene Familie nur nothdürftig genährt. Ganz Furchtbares erzählt die unverſchwiegene Tochter von der Brutalität des orthodox-frommen Vaters, namentlich ſeinem Sohne Friedrich gegenüber, welcher mehrmals, behauptet Wilhelmine, den mörderiſchen Händen des Wüthenden nur mit knapper Noth entriſſen werden konnte. Dabei war es wunderlich und kennzeichnet die Zeit, daß der Teutone von Preußenkönig ſeinen Kronprinzen durch lauter Franzoſen und Franzöſinnen von Abkunft oder von Anſtrich erziehen ließ, ſo daß Friedrich ſchon als halbwüchſiger Junge durch und durch franzöſirt war und zur deutſchen Kultur ſein Lebenlang keine Beziehung zu gewinnen vermochte. Als das eigenartigſte Sittenbild vom Hofe Friedrich Wilhelms des Erſten ſteht das bekannte „Tabakskollegium" des Königs da, deſſen deutſch-bürgerlich-biderbe Einfachheit zu der unſinnigen Prachtentfaltung, Praſſerei und Lüderlichkeit anderer deutſcher Höfe von dazumal, namentlich des dreſdener, einen charakteriſtiſchen und nicht unangenehmen Gegenſatz darſtellte. Die Späſſe, welche die biertrinkende und tabakrauchende Geſellſchaft von Generalen, Miniſtern und Diplomaten unter dem Vorſitze des Königs nach Erledigung der ernſten Geſpräche über Staats- und Kriegsſachen mit den beiden hochgelahrten Profeſſoren-Hofnarren Gundling und Faßmann zu treiben pflegte, waren freilich keineswegs fein, ſondern ſehr maſſiv; aber immerhin nahm ſich Friedrich Wilhelm in ſeinem Tabakskollegium beſſer aus, als ſein Nachbar Auguſt der Starke von Sachſen im Kreiſe ſeiner deutſchen, polniſchen, italiſchen und türkiſchen Odaliſken und ſeiner wimmelnden Baſtardeſchar zum Vorſchein kam. Friedrichs des Großen Hofhalt war ſo eingerichtet, daß er Sparſamkeit mit Würde zu verbinden vermochte. Bei großen Veranlaſſungen zeigte er in allem den Glanz der Majeſtät, während die gewöhnliche Junggeſellenwirthſchaft des Königs zu Potsdam und Sansſouci jährlich einen Aufwand von nur 220,000 Thalern erforderte. In ſeiner perſönlichen Erſcheinung hielt ſich Friedrich nicht weniger einfach als ſein Vater, aber er war kein Jäger, kein Raucher, kein Trinker wie dieſer. Seine Erholung ſuchte er in der Muſik, im Flötenſpiel, in der Leſung franzöſiſcher Bücher, in der Anfertigung franzöſiſcher Verſe und Aufſätze, in der Unterhaltung mit ſeinen franzöſiſchen Tiſchgenoſſen Voltaire, Maupertuis, d'Argens, La Mettrie und anderen. Die „Soupers de Sanssouci" waren weltberühmt, aber für Deutſche nicht vorhanden. Denn für die einheimiſche Wiſſenſchaft und Kunſt, wie für ihre Träger, hegte Friedrich eine Mißachtung, welche nur ſeiner Unkenntniß ihres Wollens und Könnens gleichkam. Hatte er es doch niemals der Mühe werth gehalten, richtig deutſch ſprechen und ſchreiben zu lernen. Hätte er auch nur einen kleinen Theil der Zeit, welche er auf ſeine im Grunde doch ganz elende franzöſiſche Verſemacherei verwandte, darauf wenden wollen, die nationale Kulturbewegung einer Epoche, in welcher Wieland und Leſſing allbereits ihr Beſtes geſchrieben und der Genius Göthe's ſchon ſeine jugendlichen Adlerflüge begonnen hatte, zu betrachten und zu beachten, ja hätte er ſich nur deſſen erinnern wollen, was ihm Gellert in ſeinem berühmten Geſpräche mit dem König am 18. December von 1760 geſagt hatte, er würde doch wohl nicht noch i. J. 1780 die ebenſo thörichte als beſchimpfende Meinung geäußert haben, die Deutſchen hätten zu nichts das Zeug als „zum zuſchlagen". Im übrigen war es für die Entwickelung unſerer Literatur zweifellos ein großes Glück, daß Schiller von der deutſchen Muſe mit Recht ſagen konnte:

„Von des großen Friedrichs Throne
Ging ſie ſchutzlos, ungeehrt —"

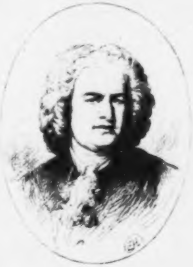
denn nie und nirgends hat eine geſunde, eigenartige und markige Poeſie und Kunſt in der Treibhausluft der Hofgunſt ſich entfaltet. Die deutſchen Fürſten haben von jeher redlich dafür geſorgt, daß alles Beſte und Schönſte, was der deutſche Geiſt geſchaffen, ohne ihr Zuthun, ja ſogar ihnen zum Trotz entſtanden iſt und ſich emporgekämpft hat .... Der Großmeiſter des erleuchteten Deſpotismus, der „Philoſoph von Sansſouci" hatte übrigens am ſorgenumdüſterten Abend ſeines Lebens Grund genug, zu ſagen, er ſei „es müde, über Sklaven zu herrſchen". Aehnlich klingenden Aeußerungen zufolge hat er ein deutliches Vorgefühl gehabt, daß die von ihm auf ihre Spitze geſtellte Pyramide der Großmacht Preußen eines böſen Tages zu jähem Falle kommen könnte. Unter anderen übeln Merkmalen und Vorzeichen konnte ihm ja auch dieſes nicht entgehen, daß in dem unter ſeiner Regierung zu einer Einwohnerzahl von 150,000 Seelen angewachſenen Berlin laut unverwerflicher Zeugniſſe „eine totale Sittenverderbniß beide Geſchlechter aller Klaſſen beherrſchte".

Als ein charakteriſtiſches Seitenſtück ſtellte ſich zu dem friedrich'ſchen Arbeitskabinett auf der Terraſſe von Sansſouci der joſephiniſche „Kontrolorgang" in der Hofburg zu Wien. Eine Vergleichung der berühmten, aller Regeln der Rechtſchreibung ſpottenden „Marginalreſolutionen", die aus jenem Kabinett ergingen, mit den mündlichen Beſcheiden, welche in dieſem Audienzkorridor ertheilt wurden, würde den Unterſchied von Friedrichs und Joſephs Regierungsweiſe deutlich veranſchaulichen. Der König dürfte dabei als Regent, der Kaiſer als Menſch im Vortheil ſein. In den Gang, auf welchen die Thüren der Hofkontroloramtskanzlei ſich öffneten, pflegte Joſeph, nachdem er von der fünften Morgenſtunde an mit ſeinen Sekretären gearbeitet hatte, gegen neun Uhr herabzuſteigen, um die Anliegen der daſelbſt zur' Audienz Verſammelten perſönlich in Empfang zu nehmen. Hier iſt im Jahre 1785 auch ein zu jener Zeit berühmter deutſcher Schriftſteller, Auguſt Gottlieb Meißner, der Verfaſſer der „Skizzen", von dem Kaiſer in ſchlichteſter Weiſe empfangen und angehört worden. Der Auftritt kennzeichnet Joſephs Art. Mittelgroß, gut gebaut, etwas voll, mit runden Wangen ſtand er vor dem ſächſiſchen Gelehrten. Die Augen von klarer Bläue fixirten ihn einen Augenblick, ohne daß der Zug um die Lippen den Ausdruck der Freundlichkeit und Offenheit verlor. „Ich höre," ſagte der Kaiſer, „daß es Ihnen in meinen Landen gefällt und daß Sie hier eine Anſtellung wünſchen, wie ſie Ihren Kenntniſſen und Fähigkeiten entſpricht. Ich halte Sie für geeignet, eine Lehrkanzel für ältere und neuere deutſche Literatur zu übernehmen. Was halten Sie von Prag?" — „Ich würde mich beſtreben, einen Platz, den Eure Majeſtät mir anweiſen, nach beſten Kräften auszufüllen." — „Man wird es nicht gut finden, daß ich einem Ausländer den Vorzug gebe; doch da denke ich anders. Als ich den Prater und den Augarten einrichten ließ, nahm ich zum Verſetzen ſogleich herangewachſene Bäume, unter deren Schatten meine Mitmenſchen Vergnügen finden konnten. Ebenſo muß ich es mit den öffentlichen Anſtalten meines Landes halten. Ich kann nicht warten, bis in Oeſtreich eine hinreichende Anzahl von Männern heranwächſt, welche die Neuzeit repräſentiren; ich muß ſie nehmen, wo ich ſie finde. Daher ſtoß' ich mich nicht daran, daß Sie Ausländer und Proteſtant ſind." — Meißner wollte darauf etwas ſagen, aber der Kaiſer fiel ihm in's Wort: „Von dieſer Seite fordere ich nichts als Verträglichkeit. Mir iſt der redliche und tüchtige Mann gleich lieb, ob er glaube, daß der Meſſias bereits gekommen ſei oder noch kommen ſoll; um wie viel weniger mache ich einen Unterſchied unter den verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſen. Ich ſage wie Nuſchirwan: Mir ward die Sorge für das Glück meiner Unterthanen, nicht die für ihren Glauben verliehen." Der letzte Satz enthielt eine ſehr freundliche Anſpielung auf eine der Schriften Meißners, welcher etliche Tage darauf ſeine Beſtallung als Profeſſor an der Prager Univerſität erhielt. Joſeph war überhaupt, wie der deutſchen Muſik, ſo auch der deutſchen Literatur herzlich zugethan. Mit dem von ihm hochgeſchätzten und bewunderten Großmeiſter Mozart hat er oft in vertraulich-menſchlicher Weiſe verkehrt, mit demſelben „Muſikanten" Mozart, den ein brutaler Bonze, Se. hochfürſtliche Gnaden der Herr Erzbiſchof Kolloredo von Salzburg, noch vor kurzem einen „Fex", „Trottel" und „Lausbuben" geſcholten und wie einen Sklaven behandelt hatte. Nachdem „Die Entführung aus dem Serail" aufgeführt worden, ſagte der Kaiſer: „Zu ſchön für unſere Ohren und gewaltig viele Noten, lieber Mozart." Worauf der Mozart: „Gerade ſo


Ad. Menzel. 72.

Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sansſouci.

viele Noten, als nöthig ſind, Majeſtät." Als der „Don Juan" bei der erſten Aufführung in Wien nicht zog, äußerte Joſeph: „Das Werk iſt himmliſch; es iſt noch ſchöner als die Hochzeit des Figaro, aber es iſt kein Biſſen für meine Wiener." Worauf wieder friſchweg der Mozart: „Ei was, man laſſe ihnen nur Zeit, den Biſſen zu koſten." Zu einem werkthätigen Eingreifen in die Bewegung der deutſchen Literatur hatte der Kaiſer weder Zeit noch Geſchmacksbildung genug. Das Wien von damals war auch keine Stätte, wo die neuzeitlichen Ideen ſich gern und leicht in nationalliterariſche Formen hätten kleiden können. Bildete ſich ja die öſtreichiſche Hauptſtadt ſchon auf einen Blumauer und einen Alxinger etwas ein. Im übrigen hätten Joſephs ſittliche Lebensführung und einfacher Hofhalt den deutſchen Fürſten zu einem guten Muſter dienen können, ſo ſie es hätten beachten und nachahmen wollen. Wie wenig das geſchah, zeigten die meiſten deutſchen Höfe bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin in abſchreckender Weiſe auf. Auch zur Zeit des aufgeklärten Deſpotismus ging das vornehme Prangen und Praſſen, das höfiſche Laſter- und Lotterleben vielerorten ſeinen gewohnten wüſten Gang weiter. Die Einzelnheiten des ſtuttgarter Hoflebens unter Herzog Karl Eugen, des münchener unter Kurfürſt Karl Theodor, des berliner unter König Friedrich Wilhelm dem Zweiten füllen häßliche Seiten im Buche der Unſittengeſchichte, und wenn, wie ja geſchah, die höfiſche Mißachtung des Sittengeſetzes und die vornehme Lüderlichkeit von der Menge als ſelbſtverſtändlich angeſehen und hingenommen wurden, ſo ließ das doch entſchieden auf eine bedenkliche Schwäche des Ehrgefühls und des ſittlichen Bewußtſeins in der Volksgeſammtheit ſchließen.

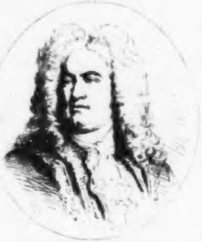

Bach.

Solcher Schluß fand ſeine Bekräftigung in der Lebensführung der katholiſchen wie der proteſtantiſchen Bevölkerungen unſeres Landes bis gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts hin. Reiſende Deutſche, welche vor und nach der Mitte des Jahrhunderts Deutſchland durchzogen, Männer von ſcharfem Blick und zweifelloſer Wahrheitsliebe, ein Keyßler, ein Riſbeck, ein Nikolai, haben Berichte von dem Geſehenen und Gehörten veröffentlicht, welche den Beweis erbringen, daß nicht einmal nur die höfiſchen und adeligen, ſondern auch die bürgerlichen und bäuerlichen Kreiſe häufig genug alſo ſich gebärdeten, als gäbe es etwas wie ein Sittengeſetz gar nicht mehr in der Welt. Ihre wüſteſten Erſcheinungsformen nahm aber die Ausſchweifung an, wo ſie ſich, wie z. B. in Altbaiern, mit fetiſchiſtiſch-katholiſchem Aberglauben oder, wie z. B. in der Wetterau und in Schleſien, mit proteſtantiſcher Muckerei verband. Die pietiſtiſche „Erweckung", welche namentlich in den vier erſten Jahrzehnten des Jahrhunderts unter den Vornehmen zu einer mächtigen Mode geworden — eine Erweckung, wie ſie in höchſter Potenz als kulturgeſchichtliche Charakterfigur der Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf vertrat, der Gründer von „Herrnhut", der Stifter der Herrnhuterſekte — dieſe Erweckung vermochte wohl im Adel und im Bürgerthum ſehr zahlreiche Anhänger zu werben und denſelben alle die ſogenannten „Mitteldinge", Putz und Tanz, die Freuden der Geſelligkeit und des Theaters, ja ſogar die Leſung von Zeitungen, als ſündhaft zu verleiden. Allein ſolche trübſälige Kopfhängerei und ſüßliche Lämmelei hat im ganzen und großen zweifelsohne weit mehr Schaden als Nutzen geſtiftet, insbeſondere dadurch, daß ſie das ungeſunde Gefühl der Staatsloſigkeit pflanzte und nährte und das Dichten und Trachten der Menſchen von dem Dieſſeits mit ſeinen praktiſchen Aufgaben ab- und einem erfabelten Jenſeits zukehrte. Immerhin jedoch darf nicht verſchwiegen werden, daß es im damaligen Deutſchland noch etwas Widerlicheres gab als die Süßlichkeit der Konventikelei, nämlich die akademiſche Rohheit. Ein zeitgenöſſiſcher Poet, J. F. W. Zachariä, welcher nach dem Vorgange von Pope und Boileau die Gattung des komiſchen Heldengedichtes mit einigem Talent in unſere Literatur einführte, hat das ſtudentiſche Unweſen lebenswahr aus der Wirklichkeit herausgegriffen und in ſeinem erzählenden Gedichte „Der Renommiſt“ (1744) ſo naturgetreu dargeſtellt, daß wir dieſe verwilderten „Muſenſöhne“,

> „Bei denen hieß vergnügt ſo viel als wüſt und toll,
> Die tranken nicht aus Durſt, ihr Trinken war ein Saufen,
> Ihr Spiel war ein Gezänk und ihre Freude raufen“ —

leibhaft, aber nichts weniger als liebenswürdig vor uns zu ſehen glauben.

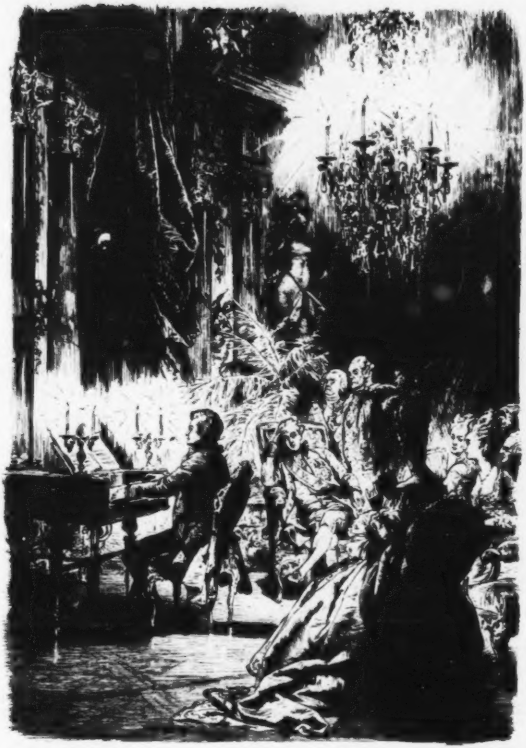
Gerade zu dieſer Zeit nun, wo unſer Volk in allen ſeinen Schichten des Untröſtlichen ſo viel ſehen ließ, hatte ſich der deutſche Genius in der Stille zu künſtleriſchen und literariſchen Thaten gerüſtet, welche ebenſoſehr eine zu Ende gehende Kulturperiode, das Zeitalter der Orthodoxie, beſchließen als eine anhebende, die der „Aufklärung“ und der „Kraftgenialität“, einleiten ſollten.



Händel.

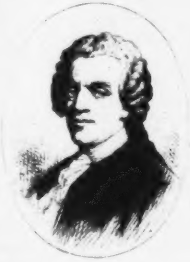
Aus Gründen, welche im 3. Hauptſtück am geeigneten Orte berührt worden ſind, hat der deutſche Proteſtantismus für die bildenden Künſte überhaupt wenig gethan. Das Feld, welches er vermöge ſeines urſprünglichen und wirklichen Weſens, vermöge ſeiner Innerlichkeit, zu befruchten vermochte, war vielmehr das der redenden. Da, in Muſik und Poeſie, hat er gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hin eine ſchaffende Kraft erwieſen, welche zu höchſten Leiſtungen ſich aufſchwang, wenigſtens in der Tondichtung. Denn es ſteht ja feſt, daß das proteſtantiſche Princip in ſeiner Reinheit und Größe die Seele der Muſik von Bach und Händel war und iſt. Johann Sebaſtian Bach (1685 – 1750) aus Eiſenach, der ſchlichte „Kantor“ von St. Thomas zu Leipzig, hat zum erſtenmal die ganze Fülle von muſikaliſchem Gefühl und Ausdruck, welche unſerem Volke zu eigen, entbunden und als einen majeſtätiſchen Töneſtrom einherfluten laſſen, dem er mit genialer Sicherheit ſeine Bahn vorzeichnete. Seine Kompoſitionen für die Orgel lehrten dieſe zuerſt einen des herrlichen Inſtrumentes vollkommen würdigen Geſang. Das aus Italien ſtammende Oratorium ſchuf er zu einer Kunſtform um, welche als die bedeutendſte Schöpfung der religiöſen, der chriſtlichen Muſik anerkannt werden muß, und dieſe Kunſtform handhabte der Meiſter namentlich in ſeiner „Matthäus-Paſſion“ ſo, daß darin das Erhabene und das Liebliche zu einer wunderſamen Harmonie zuſammenfließen. Bachs Zeitgenoſſe Georg Friedrich Händel (1684 – 1759) aus Halle hat mittels ſeiner groß gedachten und im edelſten Stile durchgeführten Oratorien und Kantaten („Samſon“, „Makkabäus“, „Meſſias“, „Alexanderfeſt“) drüben in England der deutſchen Art und Kunſt nie dageweſene Triumphe bereitet und hat alſo zum voraus muſikaliſch wettgemacht, was wir nachmals den Briten dichteriſch ſchuldigwurden, als unſere Literatur den Einfluß der engliſchen verſpürte, insbeſondere den gewaltigen Einfluß Shakſpeare's. Die Werke von Bach und Händel ſtehen in der Kulturgeſchichte als die großartigſten Kunſtſchöpfungen, welche der kirchlich-gläubige Proteſtantismus hervorzubringen vermochte.

Bei weitem nicht mit ſolcher Macht und Pracht wie die deutſche Muſik hob die deutſche Dichtung eine neue Periode ihrer Thätigkeit an. Zu Anfang des Jahrhunderts ſah es noch geradezu armſälig aus



Mozart und Kaiſer Joſeph.

in unſerer Literatur, für welche die nationalen Ueberlieferungen ganz verloren gegangen waren und die ſich darin gefiel, die Rolle einer Magd der franzöſiſchen mit Beeiferung zu ſpielen. Jämmerliche Reimer von Hofpoeten, wie die Kanitz, Beſſer und König geweſen ſind, führten das Wort und ſuchten die Trockenheit ihrer Alexandriner durch Beimiſchung von Schlüpfrigkeiten, welche ſie der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule des 17. Jahrhunderts abgeſehen hatten, annehmlicher zu machen. Da und dort tauchte ein wirkliches Talent auf, aber auch ſofort wieder unter in der Ungunſt der Zeit, ohne eine dauernde Spur zu hinterlaſſen. So jener Johann Chriſtian Günther, aus deſſen Reimen vereinzelte Bruſttöne deutſcher Lyrik hervorklangen, welchen aber die Wüſtheit des Studentenlebens von dazumal raſch in ihren verderblichen Strudel hinunterriß. Die Gallomanie, als deren unfehlbarer Wahrer und Wächter der leipziger Profeſſor Johann Chriſtoph Gottſched — übrigens als Sprachereiniger und Stilbildner ein verdienter Mann — ſich gebärdete, beherrſchte alles mit ihrem nüchtern verſtändigen Formalismus, welchen der genannte „Diktator des Geſchmackes“ auch auf der deutſchen Schaubühne heimiſchmachen wollte, um dem daſelbſt ſpektakelnden und polternden Naturalismus ein Ende zu bereiten. Er veranſtaltete zu dieſem Zwecke eine ſymboliſche Verbrennung des Hannswurſt auf der Bühne des leipziger Stadttheaters (1737) und ſuchte unter Beihilfe der talentvollen Schauſpielerin Karoline Neuber die Mordſpektakel und Hannswurſtiaden durch franzöſiſch zugeſchnittene Stücke zu erſetzen. Selbſt Poeten von unzweifelhafter Begabung wie der große ſchweizeriſche Gelehrte Albrecht von Haller und der Hamburger Friedrich von Hagedorn arbeiteten durchweg nach der franzöſiſchen Schablone. Auch der Dichter, welcher zuerſt wieder mit einem Werke hervortrat, welches die ganze Nation anſprechen konnte und wirklich anſprach, auch Chriſtian Fürchtegott Gellert (1715–69) aus Hainichen in Sachſen war von tiefem Reſpekt vor der äſthetiſchen Theorie und Praxis der Franzoſen erfüllt. Aber er wußte in ſeine „Fabeln“ (1746) ſoviel vom Beſten, was in unſerem Volke lebt, hineinzuarbeiten, daß wir unſchwer verſtehen, wie dieſe anſchaulich-redſeligen, die menſchlichen Thorheiten, Schwächen und Laſter mild-verſtändig aufzeigenden und tadelnden Dichtungen eine ſeit lange nicht dageweſene nationalliterariſche Wirkung thun konnten. Die gellert'ſche Fabulei war es, welche unſere Literatur zuerſt wieder aus den Studirſtuben herausholte und ins Leben hineinſtellte, namentlich auch in den Mittelſtand, deſſen hochbedeutſame Theilnahme an der literariſchen Bewegung der treffliche Fabelndichter in verdankenswertheſter Weiſe anzuregen wußte.

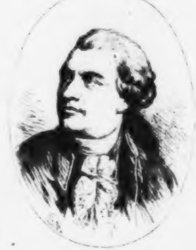


Gellert.

Zur ſelbigen Zeit kam aus der deutſchen Schweiz, welche dazumal an der deutſchen Kulturarbeit thätigregſam ſich betheiligte, ein wirkſamer Stoß auf die Gallomanie. Die beiden züricher Gelehrten Bodmer und Breitinger erhoben eine geſchickt geführte literariſche Fehde gegen die Gottſchederei und ſtellten, auf die engliſche Literatur hinweiſend, den äſthetiſchen Grundſatz auf, nicht in der formalen Korrektheit beſtände das Weſen der Dichtung, ſondern in der Geſtaltung der Ausgeburten einer lebendigen Phantaſie und eines friſchen und warmen Gefühls, für welche Seelenkräfte die liebevolle Naturbetrachtung ein unerſchöpflicher Jungbrunnen wäre. Und ferner: Naturwahrheit und Unmittelbarkeit der Stimmung müßte in die Poeſie zurückkehren, die bloß beſchreibende und lehrende Dichterei ſollte zurücktreten vor den großen Gattungen, vor dem Epos und dem Drama. Endlich: der abgeriſſene Faden der lange vernachläſſigten und faſt verſchollenen nationalliterariſchen Ueberlieferung müßte wieder aufgeſucht und zuſammengeknüpft werden, zu welchem Ende die mittelalterlichen Schätze deutſcher

Dichtung unter dem Schutte der Vergeſſenheit hervorgegraben werden ſollten. Mit dieſen theoretiſchen Neuerungen ſtimmten weniger grundſätzlich als aus Abneigung gegen die gottſchediſche Anmaßlichkeit die Literaten überein, welche die „Bremer Beiträge“ geheißene Zeitſchrift als ihr gemeinſames Organ gegründet hatten. Im Grunde war aber mit alledem wenig mehr erreicht, als daß eine Nachahmung von einer andern abgelöſt wurde und in unſerer Literatur als Muſter die Thomſon, Gray und Young an die Stelle der Boileau, Chaulieu und Chapelle traten, gerade wie man in der Gartenkunſt die franzöſiſche Manier durch die engliſche erſetzte. So blieb es —

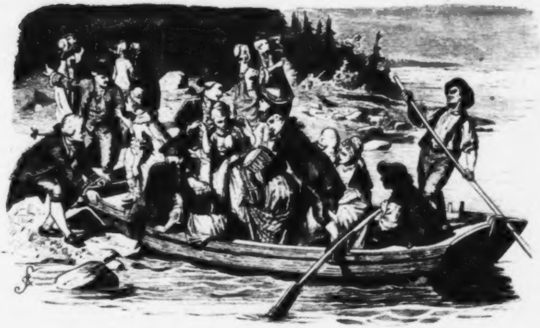
> „Bis Klopſtock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung
> Und das Maß herſtellt und die Sprache beſeelt und befreit von der galliſchen Knechtſchaft,
> Zwar ſtarr noch und herb und zuweilen verſteint, auch nicht jedwedem genießbar;
> Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit göthe'ſcher Anmuth.“



Klopſtock.

Friedrich Gottlieb Klopſtock (1724—1803) aus Quedlinburg ließ in den „Bremer Beiträgen“ 1748 die drei erſten Geſänge ſeines „Meſſias“, 1750 ſeine erſten „Oden“ erſcheinen und markirte damit zweifelsohne den Beginn einer neuen literariſchen Epoche. Unſer Land hatte endlich wieder einen Originaldichter. Denn ein ſolcher war Klopſtock. Freilich nicht ſo faſt als Sänger des „Meſſias“, deſſen Anlehnung an Milton ja handgreiflich war, als vielmehr durch ſeine Odendichtung. Dennoch war die Wirkung des Meſſias zunächſt die bedeutendere, obzwar kritiſch angelegte Leſer die Schwächen dieſer in ziemlich holperige Hexameter gekleideten Miſchung von bibliſchem Pathos und deutſcher Fühlſamkeit ſofort unſchwer herausfanden. Aber das langathmige und zuletzt in eintönig-langweiliges Hallelujahen ſich verflüchtigende Gedicht traf, wenigſtens mit ſeinen Anfängen, eine ſympathiſche Stimmung in der Jugend, vorab in der weiblichen. Es ging in dieſem ſchildernden Hymnus vom Heiland ſo deutſch-gemüthlich her; alles war da „empfindſam“, nicht nur die Engelſchaft, ſondern auch die Teufelſchaft (in der Figur des Abbadonna), und die Empfindſamkeit ſchickte ſich ja gerade an, die deutſche, wie die (von Rouſſeau gepredigte) europäiſche Modeſtimmung zu werden. Auch trug zu der zeitweiligen Beliebtheit der Meſſiasdichtung jenes bewußte oder unbewußte Gefühl elegiſchen Bedauerns bei, womit wir von verſinkenden Illuſionen Abſchied nehmen. Klopſtocks Gedicht war ja das Lebewohl, welches die ins Zeitalter der Aufklärung hinüber tretende deutſche Bildung dem ſcheidenden ehernen Zeitalter der Orthodoxie zurief. Sein Beſtes vollbrachte Klopſtock als Odendichter. Reger Naturſinn, warmes Freundſchaftsgefühl, keuſche Liebe, edler Lebensgenuß und inniges Vaterlandsgefühl reden in ſeinen Oden eine Sprache voll Friſche und Kraft, voll kühner und doch wohllautender Wendungen, voll genialer Würfe und kernhafter Geſchloſſenheit.

Wo von dem Wiederherausſchreiten der Deutſchen aus der tiefſten Zerfallenheit und Demüthigung geſprochen wird, ſoll und muß Klopſtocks mit hohen Ehren gedacht werden; denn er war eine kulturgeſchichtliche, eine reinigende und ſittigende Macht. Seines Dichteramtes mit einer Würde waltend, welche etwas im beſten Sinne Prieſterliches hatte, lehrte er die Literatur eine würdigere Haltung und verſchaffte der heimiſchen Poeſie in der Geſellſchaft ein Anſehen, wie ſie es bislang noch nie beſeſſen hatte. Er bewies den deutſchen Gelehrten und Poeten, daß ſie vor allem ſich ſelber achten müßten, ſo ſie von anderen geachtet ſein wollten. Wie ſehr es aber der deutſchen Kulturarbeit zu gut kommen mußte, wenn die Intelligenz aus ihrer zu nicht geringem Theile ſelbſtverſchuldeten demüthigenden, ja verächtlichen Stellung emporgehoben wurde, das bedarf keines weiteren Nachweiſes. Von wahrhaft unberechenbar gutem Einfluß war der ſittliche Gehalt von Klopſtocks Dichten auf die Veredelung des Verhältniſſes der beiden Geſchlechter und der Formen, in welchen daſſelbe zum Ausdrucke kam. Wenn er von Liebe ſang, fand er Töne, die an Innigkeit mit den innigſten unſerer alten Volkslieder wetteiferten, und ſo hat er in die Beziehungen von Jüngling und Jungfrau, von Mann und Weib die Reinheit, den Zartſinn, den Seelenſchwung zurückgeführt und der Liebe die religiöſe Weihe gegeben. Man halte nur mit unſerer Liebespoeſie, wie ſie mit Klopſtock



Klopſtocks Zürichſeefahrt.

begann, die „galante“ Reimerei des 17. und der erſten Decennien des 18. Jahrhunderts zuſammen und man wird anerkennen, daß der Sänger von Fanny und Cidli uns ſchon darum hochehrwürdig ſein und bleiben muß, weil er ſeine Landsleute bei jeder Gelegenheit nachdruckſam an jenen Ausſpruch des Tacitus erinnerte, demzufolge unſere Altvorderen glaubten, es wohnte dem Weibe etwas Heiliges und Göttliches inne. Dabei war der von Klopſtock im Verhalten der beiden Geſchlechter angegebene Ton nichts weniger als ein frömmelnder, nein, im Gegentheil ein herzlich und herzhaft fröhlicher, der in die ſtockige Luft der geiſtlos ſteifen Umgangsformen faſt wie ein revolutionärer Windzug hineinfuhr. Ein anmuthiges Zeugniß hierfür war jene Fahrt auf dem Zürichſee, welche Klopſtock eines ſchönen Sommertages von 1750 mit ſeinen jungen züricher Freunden und Freundinnen unternommen und die ihn zu einer ſeiner ſchönſten Oden („Der Zürichſee“) angeregt hat. Aus der Schilderung, welche einer der Mitfahrenden, Hirzel, in einem Briefe an Kleiſt von dieſem Ausflug entworfen hat, weht wie ein Frühlingshauch die erregte Stimmung, die feinfühlige Schwärmerei und die ſchuldloſe Heiterkeit der von Klopſtock begeiſterten deutſchen Jugend.

welche ja ihr geliebter Dichter auch wieder den Vollklang des Wortes „Vaterland“ fühlen machte. Allerdings war in Klopſtocks Deutſchheit viel, zu viel nebelhafter Teutonismus, der ja dann auch die Schüler des Meiſters zu hohlem Bardengebrülle verführte. Aber es war doch ſchon etwas Löbliches, ja geradezu Großes, den lange verſtummt geweſenen patriotiſchen Ton, welchen im 16. Jahrhundert die Hutten und Fiſchart, im 17. die Logau und Moſcheroſch angeſchlagen hatten, wieder aufzunehmen und den zur Krähwinkelei verkümmerten, um alles Staatsbewußtſein gekommenen Deutſchen zu ſagen und immer wieder zu ſagen, daß ſie ein Volk, daß ſie eine Nation wären und ein Vaterland hätten. So man ſich den traurigen, troſtloſen Anblick vergegenwärtigt, welchen um die Mitte des 18. Jahrhunderts unſer zerriſſenes, zerfetztes, unfreies und machtloſes Land darbot, ſo wird man begreifen, daß die innigſte Liebe zu ſeinem Volke und das feſteſte Vertrauen auf deſſen Unverwüſtlichkeit den Dichter beſeelen mußte, welcher dieſem Deutſchland zurief:

„Dir iſt dein Haupt umkränzt
Mit tauſendjährigem Ruhm; du hebſt den Tritt der Unſterblichen
Und geheſt hoch vor vielen Landen her —
Ich liebe dich, mein Vaterland!“

3.

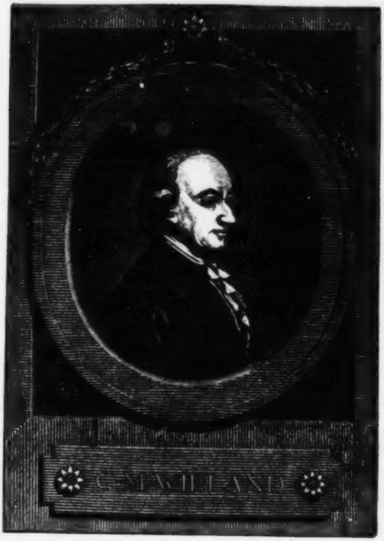
Aufklärung und Kraftgenialität.

Wenn die vaterländiſche Regung, zu welcher Klopſtock den Anſtoß gegeben und die von der klopſtock'ſchen Dichterſchule weitergeleitet wurde, um ihrer entſchieden religiös-proteſtantiſchen Haltung willen wie eine letzte bedeutſame Nachwirkung der Reformation des 16. Jahrhunderts erſcheint, ſo ſignaliſirt dagegen die Bewegung, welche ſich ihr anſchloß, den anhebenden Bruch mit der kirchlichen Tradition, und zwar mit der proteſtantiſchen nicht weniger als mit der katholiſchen. Jene Regung, die als aus der deutſchen Volksſeele ſelbſt entſprungen bezeichnet werden darf, kann als die erſte Stufe einer Wiederverjüngung des Kulturlebens unſeres Landes bezeichnet werden; dieſe Bewegung, d. h. die Aufklärungsarbeit, welche nicht deutſchen Urſprunges war, ſondern von England und Frankreich aus zu uns kam, iſt die zweite Stufe geworden. Daß ſie es werden konnte, war zu einem großen Theile der Regierungsweiſe Friedrichs des Großen und ſpäter Joſephs des Zweiten zu verdanken. Das Beiſpiel dieſer Beiden rüttelte doch die Mehrzahl der deutſchen Regierungen aus ihrer Trägheit und aus ihrem Schlendrian auf — ſogar die etlicher geiſtlicher Fürſtenthümer, ſonſt die Lieblingsſitze der Dunkelei — rüttelte ſie dermaßen auf, daß überall mehr oder weniger geſchickte Anſtalten zum Betreten der neueröffneten Bahnen der Bildung und Humanität gemacht wurden. Dieſem guten Willen der meiſten deutſchen Regierungen kamen alle Empfänglichen und Verſtändigen der Nation mit jenem edlen Enthuſiasmus entgegen, welcher das ſchönſte Merkmal des 18. Jahrhunderts geweſen iſt.

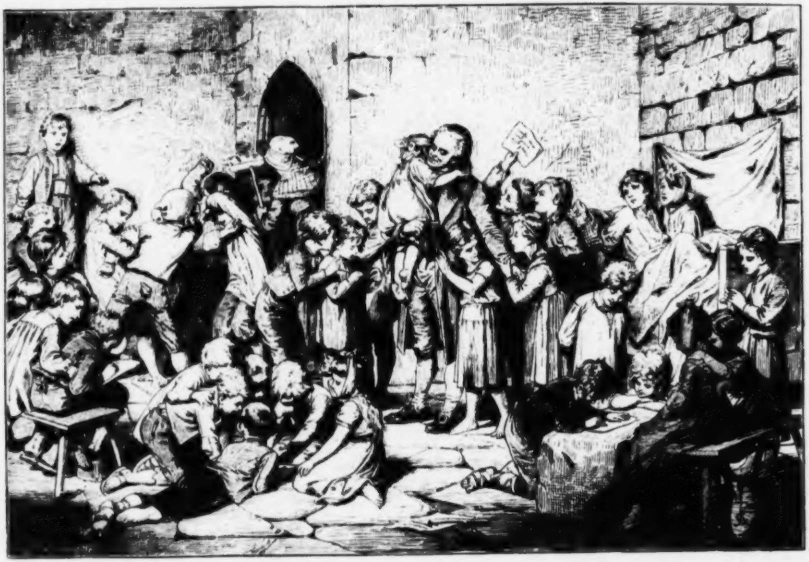
Ein Engländer, Locke, ein Schotte, Hume, und ein Franzos, Bayle, hatten den großen Hebel vorſchreitender Erkenntniß, den Zweifel, wiſſenſchaftlich in Thätigkeit geſetzt. Der Feldzug, welchen der ſkeptiſche Forſchungseifer dieſer Drei gegen den ſogenannten Offenbarungsglauben eröffnet hatte, wurde weitergeführt durch die engliſchen „Deiſten", deren „Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes" Voltaire nach Frankreich verpflanzte, von wo ſie in alle civiliſirten Länder Europa's ausging, um durch die deutſchen „Aufklärer" ihre größte Vertiefung und feſteſte Begründung zu finden, während ſie ſich in Frankreich ſelbſt ihr wirkſamſtes Werk- und Streitzeug bereitete in der von Diderot und d'Alembert begründeten „Encyklopädie", jenem erſten und berühmteſten Konverſationslexikon, welches auf die geſammte europäiſche Geſellſchaft einen unberechenbaren Einfluß geübt hat.

Was hieß nun aber „Aufklärung"? Was verſtanden unſere Vorfahren darunter? Der große Immanuel Kant hat ſich herbeigelaſſen, uns das zu ſagen und zwar ſo: „Aufklärung iſt der Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit. Dieſe iſt das Unvermögen, ſich ohne Leitung ſeines Verſtandes zu bedienen. Selbſtverſchuldet iſt dieſe Unmündigkeit, wenn die Urſache derſelben nicht am Mangel des Verſtandes, ſondern der Entſchließung und des Muthes liegt, ſich ſeiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Wage weiſe zu ſein! Habe den Muth, dich deines eigenen Verſtandes zu bedienen! iſt alſo der Wahlſpruch der Aufklärung." Das Wort ſelbſt war außerordentlich glücklich gewählt: aufklären ſollte ja die freie und ſelbſtſtändige Verſtandesthätigkeit die orthodoxe Finſterniß, aufhellen ſollte das Licht der Forſchung die Nacht einer Weltanſchauung, deren religiöſe, politiſche und ſociale Dogmen den Bedürfniſſen einer neuen Zeit nicht mehr genugzuthun vermochten. Dieweil aber tief im Weſen unſeres Volkes eine von Pedanterei nicht ganz freie Methodik und Syſtematik begründet iſt, ſo ging bei uns die aufkläreriſche Bewegung weiter ausholend und ſyſtematiſcher vor als in England und Frankreich. Wie dort wurden auch in Deutſchland als praktiſche Ziele die freie Religion und der freie Staat ins Auge gefaßt, allein die methodiſchen Deutſchen fühlten die Nothwendigkeit eines Mittelgliedes zwiſchen jener und dieſem und darum betonten und forderten ſie mit beſonderem Nachdruck die freie Bewegung des Menſchen im Gedankenreiche, in Wiſſenſchaft und Kunſt. Mit anderen Worten: ſie glaubten, die Befreiung der Perſönlichkeit ſei die unumgängliche Vorausſetzung einer Befreiung der Geſellſchaft. Selbſtverſtändlich mangelte dem Aufklärungslichte der Schatten nicht, d. h. es laſſen ſich den deutſchen Aufklärern der Mißgriffe und Fehlſchritte genug nachweiſen; aber nur ein der geſchichtlichen Wahrheit ganz verſchloſſener Sinn kann leugnen, daß dieſe Männer ihre ſchwere Arbeit redlich gethan und mittels derſelben die ſegensreichſten Erfolge gewonnen haben.

Nationalliterariſch und im weiteſten Umfange that dieſe Arbeit zuvörderſt Chriſtoph Martin Wieland (1733—1813) aus Oberholzheim bei Biberach. Als Anfänger auf Klopſtocks Pfaden wandelnd und deſſen religiös-aufgeſpannte Fühlſamkeit noch überbietend, hat er ſich bei Zeiten auf das wirkliche Weſen ſeines Naturells und ſeines Talentes beſonnen und iſt dann der literariſche Gegenpol, aber auch die heilſame und nothwendige Ergänzung des Meſſiasſängers geworden. Denn wenn dieſer die ernſtgeſtimmten, die religiöſen, die ſentimentalen Kreiſe für die Bewegung der heimiſchen Literatur gewonnen hatte, ſo bedurfte es jetzt eines Schriftſtellers, der ſeinerſeits die Herren und Damen „von Welt", die franzöſiſch Gebildeten, die Geiſtreichen, die Leichtfertigen dafür zu gewinnen vermochte. Das vermochte und leiſtete Wieland. Muß man doch offen zugeſtehen, daß jener weltmänniſch leichte und gefällige Ton und Schliff, mittels deſſen die franzöſiſche Literatur die europäiſche „Geſellſchaft" erobert und unterworfen hatte, der unſerigen bislang allzu ſehr abgegangen war. Wieland brachte nun dieſen Schliff und Ton. Er zeigte mittels ſeiner in langer Reihe einander folgenden Novellen in Verſen und Romanen in Proſa den Leuten von Welt, daß ein deutſcher Dichter in deutſcher Sprache ebenſo aufgeklärt und tolerant, ebenſo geiſtreich und graziös-witzig, ebenſo leichtfertig und, wenn nöthig, ebenſo üppig ſchreiben könnte wie ein pariſer Poet in franzöſiſcher. Und gerade das war von großem Belang. Wieland hat für die Weckung und Stärkung der Theilnahme an der vaterländiſchen Literatur in den vornehmen Kreiſen außerordentlich viel, ja zunächſt alles gethan, und wer die ſocialen Bedingungen des Aufblühens einer Literatur kennt, wird dieſes Verdienſt nicht gering anſchlagen. Als Dichter war Papa Wieland, ſtreng genommen, ſelbſt in ſeinen beſten Hervorbringungen („Muſarion“, „Oberon“, „Die Abderiten“) nie mehr als ein angenehmer Plauderer; aber gerade als ſolcher hat er mittels ſeines reichen Wiſſens, ſeiner unerſchöpflichen Gutherzigkeit und der nie verſagenden Anmuth ſeiner Rede eine Fülle von Ideen in Umlauf geſetzt und zeitbewegenden Gedanken auch in ſolchen Kreiſen, die ſich jedem andern als ihm verſchloſſen hätten, Zutritt verſchafft.

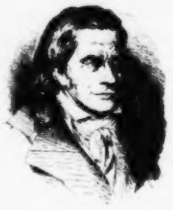


Weit größere und fruchtbarere Wirkung jedoch als in den ſogenannten höheren Klaſſen hatte die Aufklärung im deutſchen Mittelſtande, welchen ſie zum fortanigen Hauptträger der von ihr neugeſchaffenen und in Achtung geſetzten öffentlichen Meinung erzog und heranbildete. Hierbei kam ihr gerade jene etwas hausbackene Verſtändigkeit vortrefflich zu ſtatten, jenes bürgerliche Mittelmaß, welche und welches freilich ſpäter nicht mehr ausreichten, die höheren Ziele der Kraftgenialität, des weltbürgerlichen Humanismus und des modernen Griechenthums gerecht zu werthen. Alſo, mit ihrer ganzen Licht- wie mit ihrer ganzen Schattenſeite, zeigte ſich die Aufklärung in der typiſch gewordenen Geſtalt des berliner Schriftſtellers und Buchhändlers Nikolai, welchen ein Leſſing ſeiner Freundſchaft und ein Göthe ſeiner Feindſchaft würdigte. Von dem Kreiſe, welcher ſich um dieſe Charakterfigur von Aufklärer her gebildet hatte, ging unmittelbar oder mittelbar der Aufſchwung der deutſchen Zeitſchriftſtellerei aus, die ſich in den „Literaturbriefen“, der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek“, den „Göttinger“ und den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, dem „Deutſchen Merkur“, der „Jenaiſchen Literaturzeitung“ und ähnlichen anderen periodiſchen Blättern mehr oder weniger beliebte und einflußreiche Boten ſchuf, welche ſich bemühten, die Kunden von den Forſchungen und Findungen im Bereiche deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt in immer weitere Kreiſe hinauszutragen. Wenn demzufolge die deutſche Bildung glücklicher Weiſe aufhörte, die Sache gelehrter Ausſchließlichkeit zu ſein, wenn ſie anfing, mit dem praktiſchen Leben mehr und mehr in Beziehung zu treten, ſo iſt es bei der gerade im deutſchen Mittelſtande noch vorwiegend theologiſchen Anſchauung und Stimmung von höchſter Wichtigkeit geweſen, daß die aufkläreriſche Strömung in den Sumpf der Theologie ſelber hineingeleitet wurde. Der Pietismus war mit der Zeit ebenſo verdumpft wie die Orthodoxie, gegen welche er ſich vordem empört hatte. Das abwechſelnd tragiſche und groteske Ringen eines Dippel und eines Edelmann, die Feſſeln der Sektirerei zu zerbrechen, vermittelte den Uebergang vom Myſticismus zum Kriticismus. Gelehrte wie Michaelis, Semler und Reimarus („Wolfenbüttler Fragmente“) ſuchten mit weniger oder mehr Kühnheit den Grundſatz wirklich freier Forſchung auch in die theologiſche Gelehrſamkeit einzuführen und in unmittelbarem oder mittelbarem Zuſammenhange damit gingen Popularphiloſophen wie Abbt, Spalding, Eberhard, Sturz, Iſelin, Hirzel, Garve, Mendelsſohn und Zimmermann gegen pfäffiſche Unduldſamkeit und Herrſchſucht, gegen orthodoxen und pietiſtiſchen Mißbrauch der Religion, gegen kirchlichen und ſtaatlichen Aberglauben tapfer an. Die gemeinſamen Bemühungen dieſer Schriftſteller weckten Duldſamkeit in zahlloſen Gemüthern und verhalfen in Sachen des Glaubens jener liberalen Anſchauungsweiſe zum Sieg, welcher man mit Fug den Ehrennamen „Rationalismus“ gab. Denn auf die ratio, auf die Vernunft, war ſie gegründet. Nicht weniger wichtig war die herkuliſche Mühwaltung einer anderen Reihe von Aufklärern, welche — voran Vater und Sohn Moſer, dann Pütter, Möſer (der mit Recht ſo geheißene „Anwalt des Vaterlandes“) und Schlözer (der raſtloſe Anzeiger und Ankläger von Thorheit, Unrecht und Gewaltſamkeit) — es unternahmen, die politiſchen Vorſtellungen ihrer Landsleute aufzuhellen, die Ausſchreitungen des Deſpotismus zu rügen und das eingeſchlafene Bewußtſein ſtaatsbürgerlicher Rechte und Pflichten unter den Deutſchen wieder aufzuwecken. Dieſe Tendenz war, verbunden mit den joſephiniſchen Reformen, mächtig genug, auch innerhalb der katholiſchen Kirche Deutſchlands einen national-oppoſitionellen Anlauf hervorzurufen. In einem deutſchen Prälaten von vaterländiſchem Sinne regte ſich der Gedanke, die deutſchen Katholiken von dem jeſuitiſch geleiteten römiſchen Stuhle dadurch zu emancipiren, daß die Organiſation einer deutſchen Nationalkirche angebahnt würde. Der Weihbiſchof von Trier, Nikolaus von Hontheim, ſchrieb zu dieſem Zwecke unter dem Namen Febronius ſein berühmtes Buch „Ueber den Zuſtand der Kirche und die Geſetzmäßigkeit der päpſtlichen Gewalt“. Daraufhin traten die vier Erzbiſchöfe des Reiches i. J. 1786 in Ems zu einer Berathung zuſammen, um mittels der ſogenannten „Emſer Punktation“ die Gründung einer katholiſch-deutſchen Nationalkirche anzuregen. Allein das kühne Unternehmen ſcheiterte an dem Widerſtande der Biſchöfe und an der Beherrſchung Baierns durch die Jeſuiten. Von der 1736 geſtifteten Univerſität Göttingen ging eine fruchtbare Reform der philologiſchen, hiſtoriſchen und exakten Wiſſenſchaften aus. Dort lehrte Heyne, der Vorgänger von Friedrich Auguſt Wolf, dem Neubefruchter der



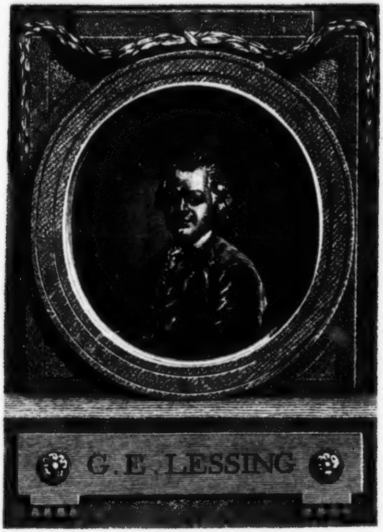
Peſtalozzi unter den Waiſenkindern von Nidwalden (1798).

Alterthumskunde, klaſſiſche Literatur, der witzige Epigrammatiker Käſtner Mathematik, der ſcharfäugige Humoriſt Lichtenberg Phyſik. Schröckh und Planck ſtellten die kirchliche, Spittler und Heeren die weltliche Geſchichtewiſſenſchaft auf neue Grundlagen, nämlich auf die einer vorurtheilsfreien Kritik. Daſſelbe leiſtete Eichhorn für die Kulturgeſchichtſchreibung und Winckelmann, der geniale Begründer unſerer Kunſthiſtorik, that mittels ſeiner Auffaſſungs- und Betrachtungsweiſe der griechiſchen Kunſt äſthetiſche Ausſichten auf, welche, wie jedermann weiß, der Klaſſik unſerer Literatur weſentlich zu gut gekommen ſind. Endlich richtete ſich die aufkläreriſche Arbeit auch auf das Gebiet der Erziehung und des Unterrichts, von welchem ſo viel ſcholaſtiſcher Wuſt, ſo viel theologiſcher Schlendrian wegzufegen war, um für realiſtiſch-humaniſtiſche Anſchauungen und Grundſätze Raum zu gewinnen. Freilich iſt gerade auf dieſem Felde von Anfang an manche Selbſttäuſchung und Ueberſpannung mituntergelaufen und namentlich ſind die in den ſogeheißenen „Philanthropinen“ angeſtellten pädagogiſchen Kraftgenialitäten eines Baſedow von Ueberhebung und Marktſchreierei nicht frei geblieben. Dagegen hat ſich die von dem hochherzigen und begeiſterten Peſtalozzi (1746—1827) aus Zürich durchgeführte pädagogiſche Neuerung im ganzen und großen durchaus bewährt und es iſt anerkannt, daß dieſer Mann mittels ſeiner mathematiſch-analytiſchen Methode des Anſchauungsunterrichts eine neue Epoche für das Volksſchulweſen heraufführte. Erſt die peſtalozziſche Unterrichtsreform eröffnete die Möglichkeit, die Geſammtheit unſeres Volkes nach und nach in den Kreis menſchenwürdiger Bildung einzuführen. Selbſtlos, uneigennützig und darum, wie ſelbſtverſtändlich, in ſeinen perſönlichen Beziehungen unglücklich, hat dieſer große Schulmeiſter für unſer Land und für die Menſchheit unendlich viel gethan und nebenbei mittels ſeiner noch heute unübertroffenen Dorfgeſchichte von „Lienhard und Gertrud“ gezeigt, wie man für das Volk ſchreiben ſoll. Für Augen, welche im Kleinen das Große und im Unſcheinbaren das wahrhaft Glänzende zu erblicken vermögen, iſt und bleibt einer der erhebendſten Vorgänge des Jahrhunderts der Aufklärung jener, als Peſtalozzi nach den ſchrecklichen Septembertagen von 1798 in das von den Franzoſen gräulich verheerte, ausgeraubte und ausgemordete Nidwalden kam, um eine Schar von halbverhungerten und halbverthierten Waiſenkindern, deren Eltern von den „Freiheitbringern“ erſchlagen worden, um ſich zu verſammeln und ſie mit himmliſchem Erbarmen zu pflegen und zu unterrichten.



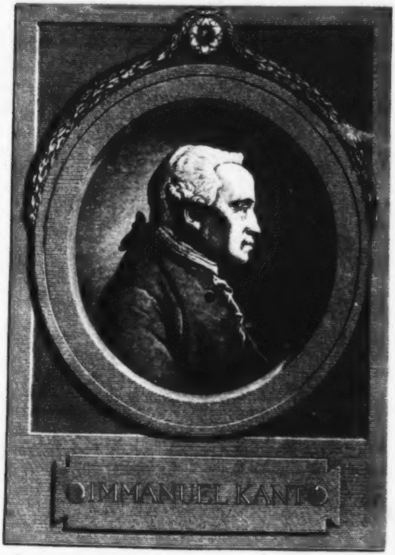
Peſtalozzi.

Aus dem Vorſtehenden erhellt, wie vielſeitig und eifrig die Aufklärung arbeitete. Um jedoch ihrer Arbeit den Stempel der Vollendung aufzudrücken, bedurfte es zweier Männer von überlegenem Genius. Das waren Gotthold Ephraim Leſſing (1729—81) aus Kamenz und Immanuel Kant (1724—1804) aus Königsberg. Der eine brachte die aufkläreriſche Bewegung nach der nationalliterariſchen, der andere nach der wiſſenſchaftlichen Seite hin zum Abſchluß. Leſſings Stellung in der deutſchen Kulturgeſchichte hat man nicht ohne Fug mit der Voltaire's in der franzöſiſchen verglichen, inſofern der Deutſche wie der Franzoſe die geſammte geiſtige Bewegung der Zeit in ſich vereinigte. Aber ſcharf und ehrenvoll unterſchied ſich unſer Leſſing von dem großen Spötter dadurch, daß er mit heiligem Ernſt und Eifer die Wahrheit ſuchte und daß er ſie nur um ihrer ſelbſt willen ſuchte. Der kritiſche Geiſt der germaniſchen Raſſe offenbarte ſich in dem Paſtorsſohn aus der Oberlauſitz zum erſtenmal in ſeiner ganzen Kraft und Macht. Leſſing erhob die Kritik zu einer Kunſt und zwar zu einer Kunſt, welche ſchuf, indem ſie zerſtörte. In ſeinem „Laokoon“ (1766) gab er der deutſchen Kunſtphiloſophie ihre Magna Charta. Er analyſirte in dieſer berühmten Schrift die bildende Kunſt und die Dichtkunſt ihrer innerſten Natur nach und beſtimmte als Weſen der letzteren Bewegung und Handlung, wodurch dem Anſehen der bloß ſchildernden, beſchreibenden und reflektirenden Dichterei endlich einmal ein Ende gemacht wurde. Den großen kritiſchen Feldzug gegen die Gallomanie, welchen er in ſeinen „Literaturbriefen“ eröffnet hatte, führte er in ſeiner „Hamburger Dramaturgie“ ſiegreich zu Ende. Denn mit überzeugender Beſtimmtheit ſtellte er klar, in welche Unnatur die Franzoſen ſich verrannt hätten, indem ſie ſich aus den Griechen und Römern ein Schema der Poeſie abſtrahirten, ohne daſſelbe mit dem weſenhaften Gehalt der eigenen Nationalität und Zeit zu füllen. Auch er ja anerkannte die Größe der Alten, wie er ja ebenfalls nachdruckſam auf den Shakſpeare hinwies, und zeigte, was ſeine Landsleute von jenen und von dieſem zu lernen hätten und lernen könnten. Allein nicht das Gelernte ſklaviſch nachzuahmen, nein, die gewonnene Erfahrung mit den ewigen Geſetzen der Natur und mit der Eigenart des heimiſchen Volksbewußtſeins zu vermitteln, das ſei das Wahre, dadurch werde die Selbſtſtändigkeit der vaterländiſchen Kunſt und ihrer Erſcheinungsformen erreicht, dadurch



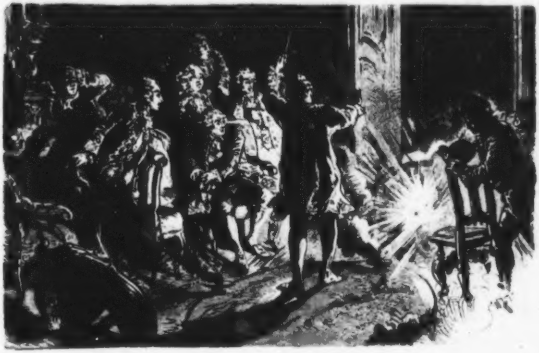
die Füllung dieſer Formen mit nationalem Geiſte geſichert. Ich habe es anderwärts geſagt und wiederhole es hier: Von Leſſing kann ein wiſſender Deutſcher nicht reden, ohne daß ihm freudig das Herz pochte. Er ja iſt es geweſen, welcher, franzöſiſchem Uebermuth deutſches Selbſtgefühl entgegenſetzend, das ſtolze Wort ſprach: „Man zeige mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte" — und welcher mit Thaten bewies, wie ſehr er berechtigt war, ſo zu ſprechen. Schon 1755 ſtellte er den geſchraubten Deklamationen des franzöſiſchen und franzöſirenden Drama's die bürgerliche Lebenswahrheit ſeiner „Sarah Sampſon" entgegen, gab 1763 unſerer Literatur ein klaſſiſches Luſtſpiel, die „Minna von Barnhelm", und ſchuf 1772 die erſte deutſche Tragödie, welche dieſen Namen verdiente, die „Emilia Galotti". Und dieſer geiſtige Befreier ſeines Volkes, dieſer Gelehrte, Forſcher, Kritiker, Dichter, welch' ein Menſch und Mann! Nie iſt ein gemeiner Gedanke in dieſes einſame und edle Herz gekommen und nur einmal ſtieß der tapfere Kämpfer einen halbunterdrückten Schmerzensſchrei aus, als der Tod das Weib, welches ihn liebte, vorzeitig hinwegnahm. Der friſche, klare, energiſche Gedankenſtrom des theuren Mannes drang reinigend bis in die dunkelſten Winkel des Augiasſtalles deutſcher Philiſterei. Immer auf ſeinem Poſten, immer ſchlagfertig, hat er, ob er ſtrafte oder anerkannte, die Wirkung ſeines Wortes durch edelſtes Maßhalten erhöht. Dem Lichte der Vernunft ein unbeirrbares Auge zugekehrt, ſchritt er vor, das Gewürme der Finſterniß unter ſeinen Ferſen zermalmend, nach allen Seiten hin das Geſtrüppe barbariſcher Gewöhnung und konventioneller Lüge niedertretend, überall anregend, pfadzeigend, muſtergebend. Er iſt der erſte wahrhaft freie Menſch, Denker und Künſtler in unſerem Lande geweſen. Von ſeiner Vaterlandsliebe ſprach er nicht, aber auf Schritt und Tritt bethätigte er ſie. Und Deutſchland erſchöpfte nicht die Fülle ſeiner Liebe. Jene weltweite Geſinnung, welche „die Sache der Menſchheit als die eigene betrachtet und dadurch an der Götter Geſchäft, am Verhängniſſe theilnimmt", ſchwellte ſeine Seele und gab ihm zum herrlichen Beſchluſſe ſeiner Laufbahn das Gedicht vom weiſen „Nathan" ein, dieſes Hohelied deutſcher Weltbürgerlichkeit und Humanität, welches nebenbei auch dadurch epochemachend wurde, daß es den fünffüßigen Jambus in unſere Dramatik einführte und in derſelben heimiſch machte. Alles in allem: Leſſing hat unſerer Klaſſik ihr Ziel vorgezeichnet, alſo die Füllung helleniſch maßvoller und ſchöner Formen mit deutſchem Gemüth und Geiſt, mit germaniſcher Innerlichkeit. Dieſes „moderne Griechenthum", welches durch Göthe und Schiller ſeine Vollendung fand, hatte wie alles Menſchliche ſeine Gebrechen und Mängel; aber trotzdem war es das moderne Griechenthum, welches uns Deutſche zu freien Menſchen machte und als ſolche befähigte, auch freie Staatsbürger zu werden. . . . Zur gleichen Zeit, wo der erlauchte Bibliothekar von Wolfenbüttel ſeine zukunftsvolle Miſſion erfüllte, führte dahinten in Königsberg ein unſcheinbares Männchen ein ſtilles, unbeachtetes Forſcherleben mit pedantiſch abgemeſſener Regelmäßigkeit. Niemand ſah dem ſaubergebürſteten, höchſt behutſam auftretenden Profeſſor an, daß er eigentlich der größte Revolutionär des Jahrhunderts der Revolution war, welcher aus ſeiner ſtillen Studirſtube geräuſchlos Gedankenwerke — „Kritik der reinen Vernunft" 1781, „Kritik der praktiſchen Vernunft" 1785, „Kritik der Urtheilskraft" 1787 — ausgehen ließ, die als „Syſtem des kritiſchen Idealismus" titaniſch den chriſtlichen Olymp ſtürmten und die bislang giltig geweſene Weltanſchauung geradezu umkehrten, indem ſie unſere Welt zum Zwecke machten und die Gottesidee nur noch als einen Nothbehelf zur Löſung ihrer Widerſprüche gelten ließen, alſo Gott als eine Forderung der praktiſchen Vernunft hinſtellten, als ein Etwas, deſſen Daſein auf theoretiſchem Wege nicht zu erweiſen wäre. Indem Kant die Löſung der höchſten Probleme der Aufklärung in die Sphäre ſtrengſter Wiſſenſchaftlichkeit emporhob, erkannte er, daß er den Denkproceß ganz von neuem beginnen, d. h. bis zu den Quellen unſeres Erkenntnißvermögens hinaufſteigen müßte, um durch die Ergründung derſelben die Möglichkeit zu gewinnen, das Reich des Wiſſens ganz unabhängig von dem Material des ſogenannten

Offenbarungsglaubens aufbauen zu können. Die Prüfung der letzten Gründe menſchlicher Erkenntniß lieferte ihm das Reſultat, daß nicht das Wahrnehmen die Quelle des Allgemeinen und Nothwendigen ſei, ſondern vielmehr die menſchliche Subjektivität, das ſelbſtbewußte „Ich“. Dieſes Ich iſt in der kant'ſchen Philoſophie das vorausſetzungsloſe Centrum, nach welchem ſich die Dinge als Objektivirungen des erkennenden Ichs zu richten haben. Aus der Unfähigkeit des Anſchauungsvermögens, die weſenhafte Natur der Dinge zu erkennen, folgert er dann weiter, es ſei nur ein Umhertappen im Dunkeln, wenn wir uns aus den Gränzen der Erſcheinungswelt ins Ueberſinnliche verſteigen, und demzufolge ſeien unſere Vorſtellungen von einer angeblichen überſinnlichen Welt nur leere Hirngeſpinnſte, nur willkürliche Behauptungen inbetreff von Dingen, deren Nichtexiſtenz ſich ebenſo gut oder ebenſo ſchlecht wie ihre Exiſtenz beweiſen ließe, inbetreff von Dingen, von welchen man ſchlechterdings nichts wiſſe und nichts wiſſen könne. Das eben war die Erſtürmung und Demolirung des chriſtlichen Olympos, wie ſie Kant in ſeiner „Kritik der reinen Vernunft“ vollzog. Aber wenn nun der große Denker aus der Firnregion ſeiner unerbitt-



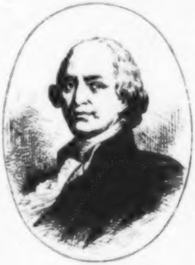
lichen Logik auf ſeine armen ſchwachen Mitmenſchen und Zeitgenoſſen niederblickte, fühlte er ſich von einem menſchlichen Rühren angewandelt und darum geſtattete er achſelzuckend der „praktiſchen“ Vernunft, das von der reinen Verneinte wieder zu bejahen. Die praktiſche Vernunft nämlich, zeigte Kant, findet an der angedeuteten Beweisführung der reinen kein Genügen. Die praktiſche zielt ja auf die Beſtimmung des menſchlichen Willens zum Handeln. Die Aufgabe des Willens beſteht aber in der Verwirklichung des höchſten Sittengeſetzes, welches lautet: „Handle jederzeit nach Grundſätzen, welche fähig ſind, allgemeine Geſetze zu werden!“ und die allgemeine Verbindlichkeit dieſes Sittengeſetzes äußert ſich als „kategoriſcher Imperativ“, d. h. in der Form des unbedingt befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unſere ſelbſtiſchen Triebe und Neigungen der durch den kategoriſchen Imperativ befohlenen, um ihrer ſelbſt willen zu erfüllenden Pflicht, ſo ſind wir tugendhaft. Um aber der Tugendhaftigkeit ein entſprechendes Aequivalent zu bieten, iſt es praktiſch-vernünftig, das rein-vernünftig Beſeitigte, die Gottesidee und den Unſterblichkeitsglauben, wieder herzuſtellen. Man ſieht, ſowie der Weiſe von Königsberg die praktiſchen Folgerungen ſeines Syſtems zog, ließ ſein revolutionärer Gedanke die Flügel hängen. Deſſenungeachtet iſt die Philoſophie Kants die granitene Grundlage für den fernerweiten Ausbau deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt, ja für unſere geſammte Kultur geworden. Es wohnt dieſer Philoſophie eine ſittliche Kraft und Macht ohne Gleichen inne. In allem Guten und Beſten, was ſeither unſerem Volke gelungen, weht ein Hauch vom Geiſte Kants. Alle ſpäteren deutſchen Philoſophen ſtehen auf den Schultern dieſes Rieſen und ſolche, welche dieſe Stütze entbehren zu können wähnten oder gar umzuſtürzen verſuchten, ſind ſtatt Philoſophen nur Sophiſten geworden.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen war und iſt es allzeit nur ein Schritt. Genau zur Zeit, wo die Aufklärung innerhalb der katholiſchen Welt ihren höchſten kulturgeſchichtlichen Erfolg in der Aufhebung des Jeſuitenordens durch Papſt Klemens den Vierzehnten (Ganganelli) erreichte (1773) und wo ſie innerhalb des Proteſtantismus mittels Schaffung von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ ihren höchſten wiſſenſchaftlichen, mittels der Nathan-Dichtung Leſſings ihren höchſten künſtleriſchen Triumph feierte, war die deutſche, wie die geſammte europäiſche Geſellſchaft von einer geiſtigen Epidemie heimgeſucht, die etwelche Aehnlichkeit mit den moraliſchen Epidemieen des Mittelalters hatte, von der Myſterienſucht. Die Folge war, daß den Großthaten der Aufklärung die plumpſten Mirakel des Obſkurantismus hart zur Seite traten. Die Möglichkeit des ganzen Myſterienkrams und Wunderſpektakels erfloß eineſtheils aus der durch Meſmer in die Mode gebrachten Schwindellehre von der Univerſalheilkraft des Magnetismus, anderntheils aus der Ausartung der Freimaurerei, welche bekanntlich als ein Nachſchößling der mittelalterlichen Baubrüderſchaften zuerſt in England aufgekommen war und dort i. J. 1717 ihre erſte Organiſation erhalten hatte. Ihre Verpflanzung nach dem Feſtlande war frühzeitig erfolgt und ſchon um die Mitte des Jahrhunderts gab es in Deutſchland kaum eine Stadt von Bedeutung, welche nicht ihre „Loge“ gehabt hätte. In dem Freimaurerorden rang die deiſtiſche Humanitätsidee, alſo der gute Geiſt der Zeit, nach einer ſocialen Erſcheinungsform, welche, wie die Sachen lagen, vorderhand nur die des Geheimbundes ſein konnte. Doch iſt dieſer Geheimbund ein öffentliches Geheimniß geweſen: alle Welt wußte, daß viele der beſten Männer der Nation, Friedrich der Große, Wieland, Herder, Göthe, Karl Auguſt von Weimar, Freimaurer waren. Unbewußt zuvörderſt, dann mit Bewußtſein ſtellte ſich die Maurerei der großen Organiſation des Obſkurantismus, der Jeſuiterei, entgegen. Aber die Söhne Loyola's waren ſchlauer als die Kinder des „großen Baumeiſters der Welten“. Ausgelernt in allen Ränken und Schwänken, wußten die Jeſuiten ſchon vor der päpſtlich-amtlichen Aufhebung ihres Ordens und nachmals als „Krypto-Jeſuiten“ allerhand verfälſchende Zuthaten in die Maurerei einzuſchmuggeln, um den Feind von deſſen eigenem Lager aus verderben und vernichten zu können. Dieſe Zuthaten ſind dann von Gaunern, von gewerbemäßigen Geheimnißkrämern und Wunderhändlern zur taſchenſpieleriſchen Kunſt der Verblendung und des Betrugs ausgebildet und als ſolche in Anwendung gebracht worden. Die Krankheit der Zeit, d. h. die ſchon erwähnte, aus religiöſer Myſtik, ſchwärmeriſcher Empfindſamkeit und überſpanntem Erkenntnißtrieb zuſammengefloſſene Myſterienſucht wollte Wunder und Zeichen ſehen und demzufolge mangelte es nicht an Magiern, welche ihr ſolche zeigten. Sehr lehrreich iſt in dieſer Beziehung die Laufbahn des Sicilianers Giuſeppe Balſamo (Graf Caglioſtro von eigener Mache), welcher ſeine glänzende Laufbahn in deutſchen Kreiſen, unter dem kurländiſchen Adel zu Mietau, begann. Dort war eine vorragende deutſche Frau von dazumal, Eliſe von der Recke, zuerſt eine ſchwärmeriſche Verehrerin, dann aber auch die muthige Entlarverin des märchenhaft frechen Gauklers. Was alles von plumpſten Gaukeleien die vornehme Geſellſchaft ſich bieten ließ, zeigten auch die Machenſchaften des früheren leipziger Kaffeewirthes und ſpäteren „Adepten“ Schrepfer. Namentlich iſt die von demſelben in einer Februarnacht von 1773 zu Dreſden vorgenommene und zu ſo lächerlichem Entſetzen ſeiner Zuſchauer ausgeſchlagene Geiſterbeſchwörung eine Charakterſcene des Jahrhunderts der Aufklärung, welche darthut, wie oberflächlich es mit dieſer gerade in der „vornehmen Welt“ häufig genug beſtellt war. Gegen die jeſuitiſch-obſkurantiſtiſche Fälſchung der Maurerei durch das „Syſtem der ſtrikten Obſervanz“, durch die „Roſenkreuzerei“ und ähnliche Blendwerke erhoben endlich die dem urſprünglichen Sinn und Geiſt des Ordens treugebliebenen Brüder aufkläreriſchen Widerſtand. Ihre Führer wie Bode und Knigge, welche kein Hehl hatten, daß der echte Maurer ein geſchworener Feind jedes Aberglaubens und jeder Deſpotie ſein müßte, brachten i. J. 1782 auf dem großen Freimaurerkonvent im Wilhelmsbad bei Hanau eine Reinigung und Reform des Bundes zuwege, deren Grundlinien ſeitdem in den deutſchen Logen eingehalten worden ſind. Etliche Jahre vor dieſer Reform war in Süddeutſchland der Verſuch gemacht worden, aus der Maurerei einen Geheimbund herauszubilden, welcher weſentlich aggreſſiv ſein und dem Vorſchritt entſchieden dienen



Geiſterbeſchwörung zu Dreſden (1773).

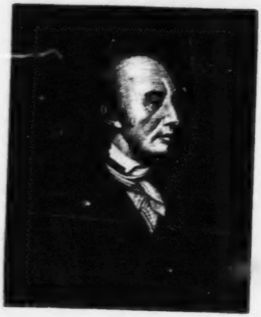
ſollte. Es war das der vom Profeſſor Weishaupt und vom Studenten Zwackh 1776 zu Ingolſtadt geſtiftete Orden der Erleuchteten, der „Illuminaten“, welcher ſich ziemlich raſch in Baiern und Oeſtreich verbreitete, ja ſogar im Tirol Anhänger fand. Bevor jedoch von einer aufhellenden Wirkung des Illuminatismus in jenen finſteren Gegenden ernſtlich die Rede ſein konnte, erlag er der wüthenden Verfolgung, welche die Hof und Kabinett des lüderlichen Kurfürſten Karl Theodor beherrſchenden Jeſuiten von der langen und kurzen Robe gegen ihn anfachten. In Oeſtreich iſt in dem Sturme der Reaktion, welcher nach dem Tode Joſephs unter der Regierung Leopolds des Zweiten alsbald hereinbrach, auch das aufkläreriſche Ordensweſen mit zu Grunde gegangen. Sehr groß war übrigens dieſer Schaden nicht. Denn, alles zuſammengenommen, war die Geheimbündelei doch weit mehr nur eine geiſtreiche und wohlmeinende Spielerei, mehr nur eine „erhabene Kinderei“ — das Wort ſtammt von Friedrich dem Großen — als ernſte Kulturarbeit und konnte eine ſolche ſchon darum nicht ſein, weil der ganze Geheimbundsapparat, welcher noch dazu der Mehrzahl der Freimaurer und Illuminaten die Hauptſache geweſen iſt, mit dem Geiſte der Neuzeit, deſſen Lebensluft die Oeffentlichkeit iſt, ſich durchaus nicht vertrug. Viel mehr dieſem Geiſte gemäß dachten daher und handelten jene ſchweizeriſchen Patrioten, welche im März von 1762 zu Schinznach im Aargau zuſammentraten, um die berühmte „Helvetiſche Geſellſchaft“ zu ſtiften, welche ſich die Aufgabe ſtellte, „den verſchwundenen Gemeinſinn wieder aufzuſuchen, den faſt erſtorbenen öffentlichen Geiſt wieder zu entflammen“, und an der Löſung dieſer Aufgabe mit redlichem Eifer und großem Erfolge gearbeitet hat. Die helvetiſche Geſellſchaft gab eins der erſten und anregendſten Beiſpiele von der Bedeutung des Vereinsweſens in unſerem modernen Leben. Doch iſt dieſes große Hilfsmittel der neuzeitlichen Civiliſation, die freiwillige Aſſociation, bekanntlich erſt im 19. Jahrhundert zu einer Entwickelung gelangt, kraft welcher es befähigt wurde, die mittelalterliche Korporation nicht nur zu erſetzen, ſondern auch an Wirkſamkeit weit zu überbieten, — an Wirkſamkeit im Guten wie im Böſen . . . . .



[illegible]

Unter den mehr und mehr ſich ſteigernden Einwirkungen der mit allem Zauber blendender Beredſamkeit vorgetragenen pädagogiſchen, politiſchen und ſocialen Theorieen Rouſſeau's, unter den Antrieben auch, welche von der unſern Vorfahren allmälig aufgethanen dichteriſchen Welt Shakſpeare's ausgingen, hatte der gemeſſene Gang der deutſchen Aufklärung einen raſcheren Marſchtakt angenommen und wurde im letzten Drittel des Jahrhunderts zum ungeſtümen Sturmlauf. Das neue Geſchlecht, ſo um die Mitte des „dintenkleckſenden Säculi“ geboren, war aufgeſchoſſen. Auf die regelrichtigen Aufklärer mit Zöpfen und Haarbeuteln folgten die rebelliſchen „Originalgenies“, die „Kraftgenies“, die „Stürmer und Dränger“ mit „Schwedenköpfen“ und in Wertherfräcken. Ein ausgeſprochener Geiſt der Widerſetzlichkeit durchſtürmte die auf Bildung Anſpruch machenden Kreiſe, welche zwiſchen den Ueberlieferungen der Vergangenheit und der ſehnſüchtigen Zukunftshoffnung auf Erlöſung von dieſen Ueberlieferungen ſchwankten. Die Literatur wurde keck, revolutionär, abenteuerlich und ging mit äußerſter Rückſichtsloſigkeit gegen alles Greiſenhafte und Ueberlebte, gegen die Tyrannei anmaßlicher Schulſatzungen, gegen alle Kleingeiſterei und Pedanterei vor. Ihre Träger ſelbſt wurden zu abenteuerlichen Figuren, und wenn das Auftreten und

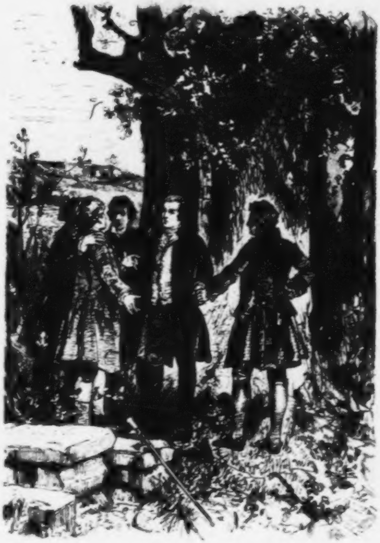
Gebaren des ſchwäbiſchen Poeten, Muſikers, Patrioten und Märtyrers Schubart oder das des öſtreichiſchen Exkapuziners und Erzfreimaurers Feßler oder das des ſchweizeriſchen „Helfers“ vom St. Peter in Zürich, des Miſſionärs einer dranggenialen Chriſtlichkeit, Lavater, oder endlich das des oſtpreußiſchen „Magus im Norden“, des Bibelthum und Kraftgenialität wunderlichſt zuſammenorakelnden Hamann äußerlich noch ſo ſehr von einander abſtand, ſo trug es innerlich doch den Geſammtſtämpel einer raſt- und ruhloſen Abenteuerlichkeit. Eine Art von Trunkenheit hatte ſich der Gemüther, und zwar nicht allein der jugendlichen, bemächtigt. Der Schrei nach Erlöſung von der Lüge des Rokoko, und zwar des Rokoko im weiteſten Sinne, der Ruf nach Befreiung von dem Bann und Zwang abgelebter Zuſtände wurde überall laut. Krieg den Pfaffen! Spott den Philiſtern! Haß den Deſpoten! Natur und Freiheit! ſo brauſ'te und ſauſ'te es durch unſer Land. Der hochidealiſtiſche Grundton dieſer Sturm- und Drangzeit ſchlug durch alle Variationen derſelben immer wieder durch, und wo er nicht ſtürmte und raſ'te, da ſäuſelte und flötete er wenigſtens. Es iſt dieſer ſehnſuchtsvolle Idealismus geweſen, welcher etliche Jahre nach der Stiftung des göttinger Dichterbundes im proteſtantiſchen Norden von Deutſchland im katholi[illegible] Süden den revolu[illegible] Illuminatenorden aus der aufkläreriſchen Freimaurerei hervorgetrieben hat. Dieſer Idealismus war es, welcher den Lorenzo-Doſen-Brüdern des Gleim'ſchen Kreiſes in Halberſtadt und des Jacobi'ſchen in Pempelfort, ſowie den Beſuchern des myſtiſch-katholiſch-platoniſchen Cönakels der Fürſtin Gallizin in Münſter und den Mitgliedern des vornehm-pietiſtiſchen Konventikels der Stolberg und Reventlow in Holſtein alle die Ueberſchwänglichkeiten einer zum Kultus geſteigerten Freundſchaftlerei eingab. Er war es ferner, welcher einem Herder das kosmopolitiſche Verſtändniß des Getöns der Rieſenharfe aller Völkerpoeſie erſchloß, einem Göthe ſeine ſüßeſten Jugendlieder auf die Lippen lockte, einem Jeruſalem-Werther das ſelbſtmörderiſche Piſtol und einem achtzehnjährigen Schiller die Feder in die Hand gab, womit er ſeine „Räuber“ aufs Papier warf, das genial-unbändigſte Manifeſt der Sturm- und Drangzeit, deren Schmerzen und Hoffnungen, deren Verzweifelung und Begeiſterung, deren titaniſches Wollen, Wünſchen und Ringen der Dichter des „Fauſt“ dann zum Weltgedichte der Neuzeit geſtaltet hat. Und endlich war es derſelbe idealiſtiſche Sturm und Drang, welcher in Berlin die modiſchen Damen ſich anſchicken ließ, aus Korſett und Reifrock heraus- und ins „griechiſche Hemd“ hineinzuſchlüpfen, was wahrhaftig nicht weniger revolutionär ausſah, als wenn etwas früher noch, im Jahre 1783 nämlich, ein berliner Poet in einer berliner Zeitſchrift den glücklichen Ausgang des Unabhängigkeitskampfes der nordamerikaniſchen Republik mittels einer ſchwungvollen Ode feierte, welche in der Strophe gipfelte:



[illegible]

„Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einſt glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirſt, deine Fürſten
Scheuchſt und ein glücklicher Volksſtaat grüneſt!“

Ein ſo frankes und freies Bekenntniß republikaniſcher Anſchauung und Hoffnung in dem Berlin Friedrichs des Großen, in demſelben Preußen, welches der durchreiſende große Italiener Alfieri gleichzeitig „eine ununterbrochene Wachtſtube“ nannte, zeichnet das nicht die chaotiſche Gährung der Epoche, welche nach dem Titel eines kraftgenialiſchen Drama's von Klinger füglich die „Sturm- und Drang-Zeit“ heißt?


[illegible]

Aber in unſerem Lande war und blieb die ſturm- und drangvolle Bewegung weſentlich eine literariſche. Das Wieſo? und Warum? wurde ſchon früher beantwortet und wir haben jetzt des Mannes zu gedenken, der wie kein zweiter dazu geſchaffen war, dieſe literariſche Bewegung weiter zu führen und ihr die richtigen Wege zu zeigen, indem er ſeine kritiſche Thätigkeit an die Leſſings knüpfte und zugleich mit kosmopolitiſch empfänglichem und gebildetem Ohr die Univerſalharmonie der Weltpoeſie auffing, um dieſelbe auch ſein Volk vernehmen und verſtehen zu machen. Das war Johann Gottfried Herder (1744 – 1803) aus Morungen in Oſtpreußen, der als Dichter nur Kleines, dagegen als Anreger und Erzieher unſerer Dichtung Großes geleiſtet hat. Leſſing und Herder verhalten ſich zu einander wie Aufklärung und Kraftgenialität. Die leſſingſche Kritik räumte Stein für Stein der Wahnburg hinweg, die herder'ſche warf die Zwingveſte im Sturmſchritt nieder. Von der Kritik zur eigenartigen Hervorbringung vorzugehen, wie es der Leſſing vermochte, das war allerdings dem Herder verſagt. Aber dafür erwarb er ſich das wahrlich nicht kleine Verdienſt einer ebenſo feinfühligen als energiſchen Vermittelung zwiſchen der antik-klaſſiſchen und der chriſtlich-romantiſchen Bildung, ſowie zwiſchen dem kritiſchen Erkennen und dem originalen Schaffen. Er lehrte unſere Dichter in die eigene Bruſt ſchauen, indem er ſie überall auf das Urſprüngliche, Eigenwüchſige, Naturfriſche und Volksmäßige hinwies. Er that für Göthe in deſſen ſtraßburger Studentenzeit das im Beſondern, was er für unſere Literatur im Allgemeinen gethan hat, d. h. er vollendete die Befreiung des Freundes wie der deutſchen Poeſie von der franzöſiſchen Kunſtregel und zwar dadurch, daß er jenem wie dieſer die Welt der Bibel, die des Homeros und die Shakſpeare's erſchloß. Die Summe ſeiner äußerſt fruchtbaren und befruchtenden Thätigkeit als weltbürgerlicher Dolmetſch, Ausleger und Erklärer zog er in ſeinen „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778), mittels welcher er ſeinen nach Naturunmittelbarkeit dürſtenden Zeitgenoſſen einen wahren „Jungbrunnen“ aufgrub. Herders wiſſenſchaftliche Schriftſtellerei veranſchaulicht in erfreulicher Weiſe das traute Bündniß, welches deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt in der höheren Einheit der Nationalliteratur eingingen. Auch auf dem gelehrten Gebiete erwies ſich der vielſeitige Mann als erfolgreicher Anreger, namentlich für eine vernunftgemäßere Behandlung theologiſcher Fragen und für die Geſchichtewiſſenſchaft. Die letztere verdankt ihm geradezu ihre philoſophiſche Begründung, welche Herder mit ſeinen epochemachenden „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ (1784) vollbrachte, einem der beſten Bücher des Jahrhunderts, einem weltbürgerlichen Seitenſtück zu den „Völkerſtimmen“. Ueber dem Gedanken der Kosmopolitik hat er übrigens die Thatſache ſeines Deutſchthums keineswegs vergeſſen. Mit patriotiſchem Gram blickte er auf das vermorſchte Reich, auf die deutſche Vielſtaaterei, und rief i. J. 1778 dem Kaiſer Joſeph zu:

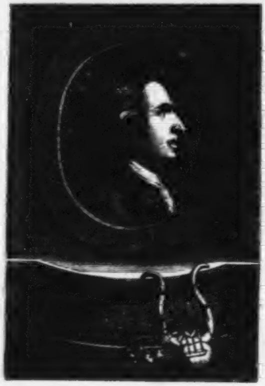
„O, Kaiſer, du von neunundneunzig Fürſten
Und Ständen wie des Meeres Sand
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürſten:
Ein deutſches Vaterland!

Dieſer Vaterlandston, welcher — wohl zu merken! — bei dem Weltbürger Herder doch ſchon beſtimmter klang als bei dem Teutonen Klopſtock, wurde mit der vollen Bruſtſtimme jugendlicher Begeiſterung auch in dem „Hainbund“ in klopſtock'ſcher Weiſe fortgeführt. Es war die Zeit der Muſenalmanache und der Dichterbünde. Boie, welcher den göttinger „Muſenalmanach“ (1770) ſtiftete, hat auch den Grund zu dem göttinger Dichterbunde gelegt, in deſſen Gebaren bardenhaft-alterthümelnder Patriotismus und empfindſamſte Rührſeligkeit wunderlich genug ſich miſchten. Johann Heinrich Voß (1751 – 1826) aus Sommersdorf in Mecklenburg, welcher ſo recht die Seele dieſes Vereins war, hat die idylliſch-phantaſtiſche Stiftung deſſelben in ſeiner Ode „Die Bundeseiche“ geſchildert. Er erzählt, wie er (am Abend des 12. Septembers 1772) mit etlichen ſeiner Freunde aus der Stadt ins freie Feld wanderte und wie ſie da in einem vom Vollmond beſchienenen Eichengrunde plötzlich von dem Gedanken angefaßt wurden, den „Bund der Freundſchaft“ zu beſchwören.

„Ha! ſcholl der Ausruf: ſchaut die gewaltige,
Schaut an die Dragon-Eiche des Vaterlands!
Langſam des Keims Urkraft entfaltend
Stieg ſie empor und vertraut dem Himmel.
Urplötzlich trug uns feuriger Ungeſtüm
Zum weiten Obdach, und von geeichelten
Laubkränzen all, umhüllt die Scheitel,
Fügten wir Bund mit getreuem Handſchlag.
Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu ſchau'n,
Was gut und ſchön ſei, was zum Aether
Hebe vom Wahn und Geluſt des Staubes!
Voll ſtiller Ehrfurcht ahn' er die Göttlichkeit,
Die Menſchen einwohnt, weiteres Alterthums
Ausflug (der Freiheit Schwing' erhöht ihn!)
Merkend in Red' und Geſang und Hochthat!

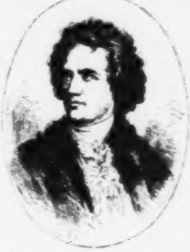
Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegſam dem Anſeh'n,
Frank, ein Verächter dem Neid und ſchamhaft.“

Dieſe Verſe deuten an, wie hoch und weit die jugendlichen Stürmer und Dränger die Ziele ihres Bundes ſteckten. Sie träumten davon, ihre Dichterei zu einem unmittelbar ins Leben greifenden ethiſchen und patriotiſchen Faktor zu machen, und das ergab dann, wie der ſcharfverſtändige Merck ganz richtig bemerkte, in Summa „nichts als dummes Zeug“. Die hainbündiſche Auf- und Ueberſpannung fiel bald in ſich zuſammen. Das namentlich von dem Grafen Friedrich von Stolberg, dem baldigen Ueberläufer ins Dunkelmännerlager, bis zum Aberwitz getriebene Freiheitbardengebrüll mußte raſch allen Denkenden zum Ekel werden, gerade wie die [illegible] Empfindelei, welche ein anderer Hainbündler, Miller, in ſeinem ſogenannten Kloſterroman „Siegwart“ den Leuten vorweinte. Zu dauernder Bedeutung gelangten nur zwei Mitglieder der göttinger Dichtergruppe, Voß und Bürger, welcher letztere übrigens an den Ueberſchwänglichkeiten der Hainbündler ſich nicht betheiligt hatte. Voß entwickelte ſich zu einem wahren Charakterkopf von Rationaliſten und hat ſein Leben lang die Rechte der Vernunft und ſeines Volkes ſtreitbar verfochten, hat auch mit ſeiner Erneſtine unter oft ſchweren Bedrängniſſen und Sorgen einen echt deutſch-bürgerlich ehrbaren Muſterhaushalt geführt, welcher höchſt vortheilhaft abſtach von der leichtfertigen Behandlung der Ehe, wie ſie durch die Kraftgenialität befürwortet, und von der liederlichen, wie ſie ſpäter durch die Romantik gefordert und thatſächlich aufgebracht wurde. Als Dichter hat ſich Voß das bleibende Verdienſt erworben, die Poeſie des norddeutſchen bürgerlichen und bäuerlichen Kleinlebens erſchloſſen zu haben, namentlich die Poeſie des Pfarr- und Schulmeiſterhauſes. Es geht da freilich etwas hausbacken zu, aber man fühlt aus den voß'ſchen Idyllien von der paſtorlichen „Luiſe“ und vom redlichen Schulmeiſter „Tamm“ doch etwas vom Beſten heraus, was unſerem Volke zu eigen. Wahrhaft Großes für die nationale Kultur leiſtete Voß mittels ſeiner Verdeutſchung des Homer (von 1781 an), wodurch den Deutſchen die Welt des Alterthums eigentlich erſt aufgethan wurde. Wie ſehr dies auch der Nationalliteratur zu ſtatten kommen mußte, welcher Strom von Licht und Schönheit ihr dadurch zugeführt worden iſt, beweiſ't ja ihre ganze Geſchichte im letzten Fünftel des 18. Jahrhunderts. Gottfried Auguſt Bürger (1748–94) aus Wolmerswende, der ſeiner Molly, dem Glück und der Qual ſeines Lebens zu Ehren das herrliche „Hohelied von der Einzigen“ geſungen, erkannte frühzeitig, daß mit klopſtock'ſchen Abſtraktionen unſerer Literatur auf die Dauer nicht geholfen wäre. Sein richtiges Gefühl, daß volksthümlicher gedichtet werden müßte, führte ihn zur Balladen-



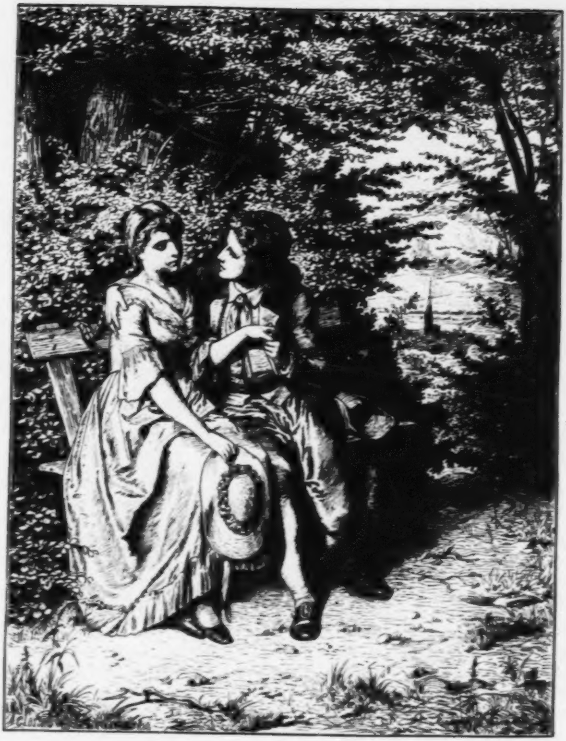
dichtung, welche er der deutſchen Poeſie aneignete, nachdem er ſein großes Talent dafür an den altengliſchen, durch Percy wieder an's Licht gezogenen Balladen geſchult hatte. So ſchuf er ſeine Ballade vom wilden Jäger, ſein Lied vom braven Mann, ſeine Lenore und andere derartige Dichtungen, welche durch glückliche Stoffwahl, durch Beſtimmtheit der Zeichnung und Lebendigkeit der Malerei, durch Leichtigkeit des Versbau's und volksmäßige Friſche der Sprache nun ſchon ſo vieler Geſchlechter Einbildungskraft und Gemüth ergriffen haben und ihren Hervorbringer zu jenen gar nicht zahlreichen Dichtern ſtellen, welche nicht allein in der Literaturgeſchichte, ſondern im Herzen und im Munde unſeres Volkes fortleben.

Derweil im Norden unſeres Landes die Hainbündler um ihre „Bundeseiche“ tanzten, hatte ſich im Südweſten, in den Main- und Rheingegenden, eine Genoſſenſchaft von jungen Stürmern und Drängern zuſammengefunden, die von keinen Bundesſatzungen wußten, ſondern nur durch den in die Zeit gefahrenen Sturm und Drang gelegentlich zuſammen- und bald wieder aus einander geblaſen wurden. Frankfurt, Darmſtadt, Gießen, Straßburg, Wetzlar waren die Oertlichkeiten, wo dieſe Originalgenies ſich umtrieben. Es war eine ganze Rotte von „Titanen“, dieſe Wagner, Hahn, Lenz, Klinger, oder wenigſtens hielten ſie ſich dafür; aber nur dem einen Göthe war es gegeben, den Olymp der Poeſie wirklich zu erſtürmen, wozu ihm Herder und Merck die richtigen Wege und Stege gewieſen. Doch nein, nicht ihm allein. Denn, das Bild feſthaltend, kann man ſagen, daß, während der Wolfgang Göthe auf der einen Seite den Götterberg hinaufſtürmte, ſein jüngerer und ebenbürtiger Zeitgenoß, der Friedrich Schiller, auf der andern zum Gipfel emporzuklimmen begann. Es bedarf kaum des Winkes, daß die Ausdrücke „ſtürmen“ und „klimmen“ abſichtlich gewählt ſind, um den Unterſchied ſowohl im Lebenslauf der beiden Beſten unſeres Volkes als auch in ihrem Emporgang zur ſittlichen Vollendung zu kennzeichnen.



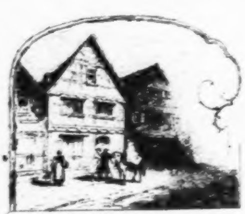
Göthe.

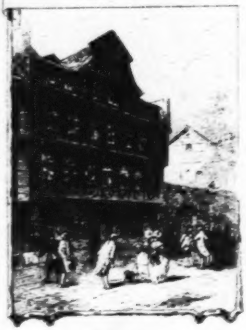
Das Auftreten des jugendlich-ſchönen Göthe war überall das ſiegreiche des auserwählten Menſchen, ſchon in Leipzig, dann in Straßburg, allwo, wann der „prächtige Junge von Student“ in eine Gaſtſtube trat, die Anweſenden Meſſer und Gabeln ruhen ließen und die erhobenen Gläſer niederſetzten, um des Jünglings Schönheit anzuſtaunen. Weiterhin in Seſſenheim, wo ihm die Liebe von Friederike Brion eine Sonne war, welche die reinſten Glückstage ſeines Lebens heraufführte, in Darmſtadt, wo dem „jungen Götterſohn“, ſo er ſeinen Mentor Merck beſucht hatte, die ſchönſten und artigſten Frauen und Mädchen der Stadt zum Thore hinaus das Geleite gaben, in Wetzlar, wo er „Werthers Leiden“ erleben durfte, auf daß er ſie dichten könnte, und vollends in Weimar, wo er „Männlein und Weiblein“ gleichermaßen bezauberte. Damit halte man die kümmerliche Jugend Schillers zuſammen, im unſtäten ärmlichen Elternhauſe zu Marbach, in Kannſtadt, in Ludwigsburg, in Lorch, dann auf der „Sklavenplantage“ der Solitude und in der Militärakademie zu Stuttgart. Oder man ſtelle dieſe beiden Auftritte einander gegenüber: — wie Göthe 1779 in Weimar zum Entzücken des Hofes und der Gäſte deſſelben im griechiſchen Chiton die Rolle des Oreſt in ſeiner Iphigenie ſpielt, während ſein herzoglicher Duzbruder Karl Auguſt den Pylades macht, — und wie der „Regimentsfeldſcheerer“ Schiller eines Hochſommertages von 1782 im Schloſſe zu Hohenheim von wegen der „Räuber“ vom Herzoge Karl Eugen wie ein Sklave angefahren, wie ein Miſſethäter geſcholten und mit dem Drohwort fortgewieſen wurde: „Jetzt geh' Er, und ich ſag' Ihm, Er



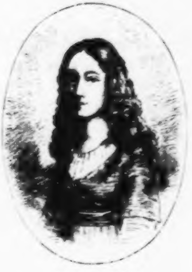
Goethe und Friederike Brion.

läßt ins Künftige keine anderen, durchaus keine anderen Schriften mehr drucken als mediciniſche! Hat Er mich verſtanden? Ich ſag' Ihm, Er ſchreibt keine Komödien mehr, bei Kaſſation und Feſtungsſtrafe!“ Und dann: der junge Göthe wurde von ſeinem Herzog wie ein erſehnter Freund aus dem behäbigen Vaterhauſe nach Weimar gerufen, der junge Schiller aber mußte vor dem ſchon am Schubart ſo ſchändlich ausgelaſſenen Groll ſeines Herzogs bei Nacht und Nebel aus der kargen Heimat entfliehen. Erklären dieſe Gegenſätze nicht ausreichend, wie es kam, kommen mußte, daß im Göthe die Souveränität des Genius, im Schiller der kategoriſche Imperativ der Pflicht die beſtimmende und führende Macht geweſen iſt?

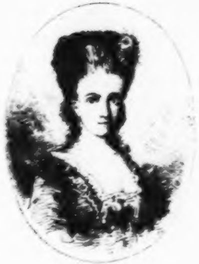

Schillers Geburtshaus


Göthe's Geburtshaus

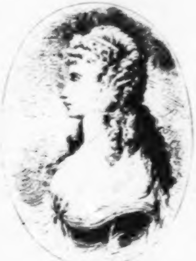
Das Erſcheinen Göthe's am weimarer Hofe, des Dichters Duzbruderſchaft mit dem Herzog, das kraftgenialiſche Weſen und „Wüthen“ in der kleinen Reſidenz an der Ilm markirt geräuſchvoll den Vorſchritt des neuzeitlichen Geiſtes, auch in Kreiſe hinein, die ihm bislang verſchloſſen geweſen waren. Dieſer „Muſenhof“ mit ſeinen kommenden und gehenden „Genies“, mit ſeinen oſſianiſch-wertheriſch-fauſtiſchen Stimmungen, Auslaſſungen und Ausſchreitungen, mit ſeinen ariſtophaniſchen Poſſen und ſhakſpeareſchen Humoren, mit ſeinen lenz'ſchen „Affenſtreichen“ und ſeinen klinger'ſchen Titanismen, mit ſeinen Komödien- und Liebesſpielen, ſeinem Reiten und Rennen, Jagen, „Miſeln“ und Zechen, mit ſeiner über alle Schranken der Etikette und Konvenienz hinwegſpringenden und doch auch in ihrer tollſten Kurzweilerei wieder idealiſtiſch angehauchten Keckheit — ja, war dieſer Muſenhof an der Ilm nicht ein erklecklich Stück von Revolution? Und zwar von einer Revolution, welche nicht etwa nur die herkömmlichen ſocialen Formen, ſondern mitunter auch — es ſoll nicht vertuſcht werden — die ſittlichen Grundbegriffe ſo ſehr erſchütterte, daß in dieſer Atmoſphäre ſelbſt eine ſo hochſittliche Natur wie Schiller alles Ernſtes auf die ungeheuerliche Idee einer Doppelehe mit zwei Schweſtern verfallen konnte. Die Stellung, welche während der „luſtigen Zeit von Weimar“ die Frauen in der dortigen Geſellſchaft einnahmen, iſt kulturgeſchichtlich ſehr beachtenswerth: — die geiſt- und gemüthvolle, excentriſche Herzogin Amalie; die Lotte von Kalb, die „Titanide“, Schillers und Jean Pauls Geliebte, Göthe's, Fichte's und Hölderlins Freundin, welche ihre Sturm- und Drangvölle bis ins Uralter bewahrte; die Lotte von Stein, die „beſte von allen“, die „große Flamme“ Göthe's, welche Flamme aber doch recht bedenklich trüb aufqualmte, als der geliebte Freund ſich die Freiheit nahm, in den Armen der jugendlich friſchen und hübſchen Chriſtiane Vulpius ſeine



Lotte von Lengefeld.

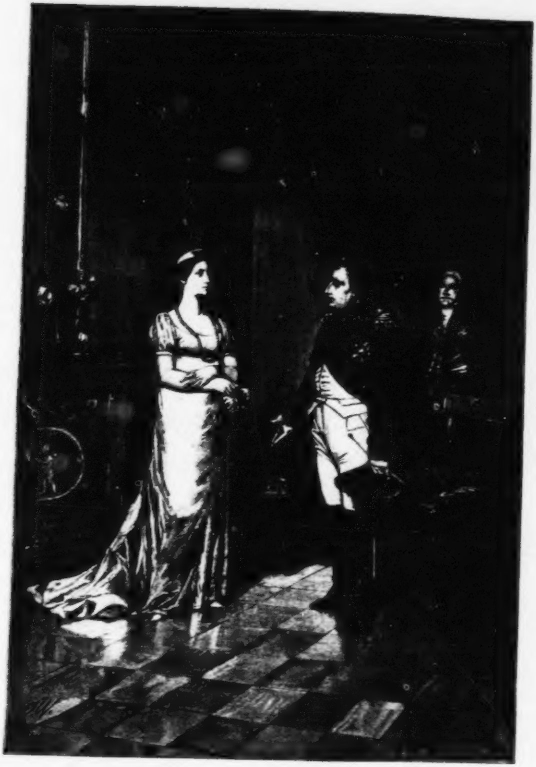


Lotte von Kalb.



Lotte von Stein.

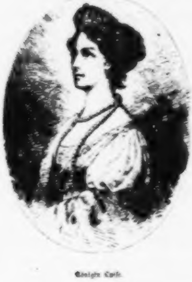
„Römiſchen Elegieen" zu dichten; ferner die nach unſerem Sinn und Urtheil „beſte" der Lotten, Lotte von Lengefeld, das Licht und der Troſt von Schillers Daſein, mit ihrer hoch und ſchön erregten Schweſter Karoline; dann die ſchöne Sängerin Korona Schröter, zeitweilig auch eine nicht ganz kleine Flamme Göthe's, die Emilie von Berlepſch, eine „Emancipirte" jeder Zoll, die Sophie von Schardt, welche ihres Freundes Herder Humanitätsevangelium nicht vor der „Bekehrung" zum Papismus zu bewahren vermochte, und endlich die Dichterin Amalie von Imhof, blendend-ſchön in ihrem weißen griechiſchen Gewande und mit ihren in Begeiſterung glühenden großen Kornblumenaugen. Mehrere von dieſen mehr oder weniger genialiſchen Frauen haben in den Gährungsproceß, aus welchem unſere Klaſſik hervorging, wirkſam eingegriffen. Aber wenn man, alles in allem genommen, die Beziehungen der deutſchen Frauenwelt von dazumal zu vorragenden Männern genau anſieht, wenn man die ganze auf das Ungewöhnliche, Phantaſtiſche, Ueberſchwängliche abzielende Art und Weiſe der Sturm- und Dranggeſellſchaftskreiſe, das Leben zu faſſen und zu führen, unbefangen prüft, ſo wird man verſtehen, daß Jean



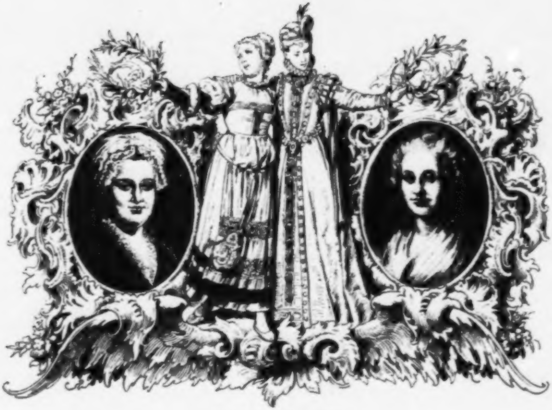
Die Königin Luiſe und Napoleon in Tilſit.

Paul noch i. J. 1798 im Hinblick auf die Ausſchreitungen der franzöſiſchen Staatsumwälzung aus Weimar an einen vertrauten Freund ſchreiben konnte: „Hier ſind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann. Hier iſt alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten nichts. So viel iſt gewiß, eine geiſtige und größere Revolution als die politiſche und nur eben ſo mörderiſch wie dieſe ſchlägt im Herzen der Welt.“ Und doch ging es in der Muſenſtadt an der Ilm ehrbar und unſchuldig her im Vergleiche mit dem Lotterleben, welches gleichzeitig in Berlin graſſirte. Ein gewiß unverwerflicher Zeuge, der Akademiedirektor Schadow, welcher in ſeinen jungen Tagen dieſes Lotterleben mit angeſehen, hat es in ſeinen alten alſo draſtiſch geſchildert: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Zweiten herrſchte die größte Lüderlichkeit, alles beſoff ſich in Champagner, fraß die größten Leckereien, fröhnte allen Lüſten. Alle Familien ſuchten nur mit dem Könige, mit dem Hofe zu thun zu haben, Frauen und Töchter bot man um die Wette an, die größten Adeligen waren darin am eifrigſten. Die Leute, die das wüſte Leben mitgemacht haben, ſind alle früh geſtorben, zum Theil elendiglich, der König an der Spitze. Man kann ſich gar nicht mehr vorſtellen, wie wohlthätig auf jene Ueppigkeit das Beiſpiel Friedrich Wilhelms des Dritten kam, die ſtille Häuſlichkeit, die Schönheit, Lieblichkeit und Bravheit der Königin Luiſe.“ Glücklicher Weiſe ſtand dieſe erlauchte fürſtliche Frau, eine begeiſterte Verehrerin Schillers und Jean Pauls, in ihrer Zeit nicht allein, ſondern hatte mehr als eine gleichgeſinnte Zeit- und Standesgenoſſin. So vor allen die Herzogin Luiſe von Sachſen-Weimar. Solche Frauen haben durch ihre ganze Lebensführung auf der Gränzmarke von zwei Jahrhunderten auf die Wiederveredelung der Sitten ſehr heilſam eingewirkt und Göthe's berühmten Rath gerechtfertigt:

„Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!“



Königin Luiſe.



Goethe's Mutter und Schillers Mutter.

4.

Klaſſik und Romantik.

Irrthum wäre es, zu glauben, die geduldige Minirarbeit der Aufklärer oder die ungeſtümen Anläufe der Stürmer und Dränger hätten die Mauern der deutſchen Krähwinkelei zu raſchem Falle gebracht. Ueber die ſtockige Volksmaſſe ging die wiſſenſchaftliche und nationalliterariſche Bewegung zunächſt noch wirkungslos hinweg. Was wußte und wollte der deutſche Bauer, was der deutſche „Spießbürger“ von unſerer Klaſſik und Romantik? Nichts. Auch hier wieder war das Bild von den Berggipfeln, welche beim Sonnenaufgang taghell über den annoch umnachteten Thälern ſtehen, eine kulturgeſchichtliche Wirklichkeit. Langſam, langſam, langſam ſenkte ſich die Helle von den Höhen hinab in die Niederungen. Erſt mußte der eiſerne Kriegspflug der napoleoniſchen Zeit den deutſchen Volksboden ſchmerzhaft bis in ſeine Tiefen aufwühlen, bevor die Gedankenſaat unſerer befreienden Denker in dieſem Boden einen Keimraum und eine Aufwuchsſtätte finden konnte. Und mit welchen Schwierigkeiten hatte auch dann noch das Keimen, mit welchen Hemmniſſen hat der Aufwuchs dieſer Saat bis zur Stunde noch zu kämpfen! Erſt von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab iſt mittels des allſeitig erweiterten und verbeſſerten Schulweſens, wie nicht minder durch die rieſige Regſamkeit der Zeitſchriftſtellerei und die hundertgliedrige Vereinethätigkeit, die Möglichkeit gegeben, den intellektuellen Nibelungenhort der Wahrheit und

Schönheit, welchen unſere Forſcher, unſere Dichter und Künſtler aufgehäuft haben, allmälig, obzwar langſam, langſam, langſam zu einem Gemeingut der Nation zu machen. Und auch angenommen, dieſer Bildungsproceß werde ſtätig vorſchreiten und keine gewaltſamen Unterbrechungen erfahren, ſo muß die beſonnene Erwägung doch zu dem Schluſſe kommen, daß noch Jahrhunderte, ja Jahrtauſende vergehen werden, bevor das Volk — das wirkliche, nicht das geſchriebene oder gemalte — im ſtande ſein wird, die Kraft einer kant'ſchen Beweisführung, die Schönheit einer göthe'ſchen Elegie, den Tiefſinn eines ſchiller'ſchen Gedankenliedes, die Größe einer beethoven'ſchen Symphonie zu fühlen, geſchweige zu verſtehen.

Es iſt ja wahr, unſere Kulturhelden eilten der Volksmaſſe ſo weit voran, daß ſie dieſelbe mitunter ganz aus den Augen verloren. Aber hätten ſie ihren Vorſchritt nach der Nachfolgefähigkeit Krähwinkels bemeſſen, ſo ſtänden wir wiſſenſchaftlich noch heute beim Paſtor Göze und literariſch beim Profeſſor Gottſched. Was ſollte aus dem himmliſchen Genius werden, ſo man ihm zumuthen wollte, bei ſeinem Thun das Begriffsvermögen des trägen Erdenkloſſes zu berückſichtigen? Seien wir daher unſeren Sehern und Propheten dankbar, daß ſie kühn aus- und vorſchritten, unbekümmert um Krethi und Plethi, und weiſen wir auch ſofort das vom rohen Parteigeiſt mit der ſchamloſen Unwiſſenheit gezeugte Vorurtheil zurück, als wären gerade die Deutſchen, welche den deutſchen Namen am höchſten verherrlicht haben, undeutſch geſinnt geweſen und hätten unpatriotiſch gehandelt, weil ſie, Göthe und Schiller voran, der kosmopolitiſchen Stimmung wie alle großen Männer und bedeutenden Frauen des 18. Jahrhunderts ihren Tribut zollten. Wohl, Göthe und Schiller waren Weltbürger im edelſten Sinne des Wortes, aber gerade als echteſte und beſte Deutſche waren ſie es, und wenn ſie aus der elenden Wirklichkeit, die ſie umgab, einengte und bedrängte, in die Wolkenkuckuksburg der Weltbürgerei als in eine Zufluchtsſtätte ihres Genius hinauf ſich flüchteten, ſo haben ſie da droben doch das Deutſcheſte geſchaffen, was in unſerer Literatur exiſtirt: Göthe ſeine Lieder, ſeinen Fauſt und ſeinen Hermann, Schiller den Karlos, das Glockenlied und den Tell.

Die innere Gediegenheit und die äußere Formſchönheit der Schöpfungen antik-klaſſiſcher Poeſie und Kunſt haben, wie jedermann weiß, uns Modernen ſo imponirt, daß wir jedes in ſeiner Art Vollendete und Vollkommene „klaſſiſch" zu nennen pflegen. Darum iſt und heißt uns auch die Periode deutſcher Dichtung, welche mit Klopſtock anhob und durch Göthe und Schiller auf ihre Glanzhöhe geführt wurde, die Zeit deutſcher Klaſſik. Aber das Wort hat, gerade in Beziehung auf die zwei großen Freunde, noch die beſondere Bedeutung, daß damit das künſtleriſche Ideal der Beiden, alſo das „moderne Griechenthum" oder, genauer geſprochen, der deutſche Hellenismus gekennzeichnet werden ſoll. Es iſt das zweifelsohne die höchſte Stufe der Freiheit und Schönheit, welche der Geiſt unſeres Volkes, ja des Germanenthums überhaupt, bislang zu erreichen vermochte. Laßt uns zuſehen, wie die Beiden, deren in der Geſchichte keiner zweiten Literatur ſo dageweſene Freundſchaft unſerem Lande zur hohen Ehre gereicht, da hinauf gelangt ſind.

Johann Wolfgang Göthe (1749—1832) aus Frankfurt a. M. war der Sohn eines ſorgſamen, in ſeiner Art auch ſtrebſamen Vaters und einer genialiſchen Mutter, deren „Frohnatur" der Sohn geerbt zu haben dankbar bekannte. Johann Chriſtoph Friedrich Schiller (1759—1805) aus Marbach in Schwaben war der Sohn eines Vaters, welcher, bei aller Verſchiedenheit der Lebensſtellung, mit dem Vater Göthe's nicht nur die Taufnamen Johann Kaſpar, ſondern auch in Anſchauung und Gebaren gar viel gemeinſam hatte, und einer Mutter, welche freilich der genialen Frohnatur der „Frau Aja" ermangelte, aber in Wärme und Innigkeit des Gefühls dieſe noch übertraf. Göthe wuchs unter auskömmlichen, ſogar reichen Verhältniſſen fröhlich, Schiller unter kärglichen mühſelig auf. Wer die Knaben- und Jünglingsjahre der Beiden vergleichend anſieht, merkt unſchwer, wie es kam, daß der blühende Realismus von Göthe's Poeſie auf den Dienſt der Schönheit, der ringende Idealismus von Schillers Dichtung auf den Dienſt der Freiheit ſich richten mußte. Das Glück gab dem jungen Göthe gerade im empfänglichſten Alter in Heinrich Merck einen Freund, welcher ihn aus dem Gedränge jugendlicher Leidenſchaft und aus dem kraftgenialiſchen Trubel und Tumult immer wieder in die Stille des eigenen Herzens hinüberwies und ihm auch zuerſt ſeine Beſtimmung und Aufgabe als Dichter klarmachte: das Wirkliche dichteriſch zu geſtalten, dem realen Stoff das ideale Gepräge aufzudrücken. Indem Göthe dieſe Aufgabe faſſte und löſ'te, konnte er ſpäter mit Fug und Grund ſagen, alle ſeine Werke ſeien Bekenntniſſe, d. h. er habe nur gedichtet, was er gelebt. Um das recht zu verſtehen, braucht man nur ſeine Frauengeſtalten zu betrachten, auf deren herrlicher Naturwahrheit ja einer der ſchönſten Vorzüge göthe'ſcher Schöpfungskraft beruht — („Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.") Dem Schiller ward es nicht ſo gut. Sein Erlebtes trieb ihn nicht zur Verſchönung, ſondern vielmehr zur Bekämpfung der Wirklichkeit. Nicht das „Ewig-Weibliche", ſondern das Ewig-Männliche iſt die Seele ſeiner Poeſie geweſen und darum ſind ihm Männergeſtalten viel beſſer gelungen als Frauenbildungen. Charakteriſtiſch endlich iſt auch die Verſchiedenheit der Bildungsmittel, durch deren Gebrauch die Beiden aus der Sturm- und Drangsgährung zum deutſchen Hellenismus ſich hinaufläuterten. Göthe hat ſich am Studium der bildenden Künſte und der Naturwiſſenſchaft emporgebildet — am letzteren ſo, daß er als ſelbſtſtändig-naturwiſſenſchaftlicher Forſcher und Finder daſtand — für Schiller wurde das Studium der Geſchichte und der kant'ſchen Philoſophie zu einem Reinigungsproceß, deſſen Strenge und Fruchtbarkeit zunächſt in des Dichters geſchichtlichen und bedeutſamer noch in ſeinen kunſtphiloſophiſchen Arbeiten ſich erwieſen. Mittels jener ſchuf er den Deutſchen zuerſt einen im beſten Sinne volksthümlich-hiſtoriſchen Kunſtſtil, mittels dieſer hat er „die Geſetze der Schönheit, welche er gab, ſchon im Geben erfüllt".

Göthe's und Schillers nationalliterariſche Jugendthaten — „Götz von Berlichingen" (1773), „Werthers Leiden" (1774) „die Räuber" (1781) — trafen die Herzen aller Empfänglichen in der Nation mit elektriſch-ſympathiſchen Schlägen. Hier war, das fühlte man, was die Zeit bewegte, durchſtürmte, aufrühete, mit urſprünglicher Kraft in dichteriſchen Gebilden vor die Augen der Zeitgenoſſen hingeſtellt. Der Götz zeigte in dem lebensvoll heraufbeſchworenen Sturm und Drang des 16. Jahrhunderts zugleich den des achtzehnten und gab ſich in Gehalt und Form als ein echtnationales Volksdrama, deſſen Nerv das patriotiſche Freiheitsgefühl, wie es durch Klopſtock zuerſt in der deutſchen Jugend angefacht worden. Der Werther, dieſer erſte Originalroman unſerer Literatur und ein Kunſtwerk erſten Ranges, war ein literariſches „Ereigniß", wie es jetzt keine mehr gibt. Dieſer aus tiefſter Bruſt der ſocialen Verdumpfung, der philiſterhaften Gewöhnung zugeſchleuderte Schmerzens- und Empörungsruf wirkte ſo gewaltig auf die Zeitſtimmung, daß der bedächtige Leſſing, wie bekannt, dem unwiderſtehlichen Büchlein ein draſtiſch-derbes Schlußkapitel beigefügt haben wollte, um den Triumph der Mächte des Gemüthes nicht in ſentimentale Verſchrobenheit und Tollheit ausarten zu laſſen, wozu es ja wirklich vielfach kam. Die Räuber waren die gewaltſamſte Entladung des kraftgenialiſchen Gewitters, das ſich in der Seele des Studenten Schiller unter dem Druck äußerer Umſtände noch einmal zur Auslaſſung ſeiner vollen Energie geſammelt hatte. Mit ſo erſchreckender Helle zuckten die Gedankenblitze dieſes Stückes durch die Verrottung des deutſchen Lebens, ſo unbändig-rebelliſch rollten und grollten die Wortdonner der Räubertragödie, daß man begreift, wie und warum jener deutſche Fürſt ſagen konnte: „Wäre ich der Herrgott und im Begriffe geweſen, die Welt zu ſchaffen, und hätte ich vorausgeſehen, daß in dieſer Welt ein Stück wie die Räuber würde geſchrieben werden, ich hätte ſie ungeſchaffen gelaſſen." Was würde die Durchlaucht erſt geſagt haben, wenn ſie hätte mitanſehen können, wie in der alten ſchwäbiſchen Univerſitätsſtadt Tübingen zur Zeit, wo die Glanztage der franzöſiſchen Revolution auch dieſſeits des Rheines ſogar ernſte Männer, geſchweige die Jugend, blendeten, der Sturm und Drang, welcher in Schillers Räubern rumorte, in abſonderlichen Formen ſich ausließ! War doch der Jakobinismus ſogar durch die klöſterlichen Mauern des ehrwürdigen theologiſchen „Stiftes" gedrungen, von welchem Myriaden ſchwäbiſcher Paſtoren und Magiſter predigend und unterweiſend in die Welt ausgegangen. Dazumal ſtudirten mitſammen im Stift Schelling, Hölderlin und Hegel, und that ſich namentlich der letztgenannte, der ſpätere königlich preußiſche Staatsphiloſoph, als „derben Jakobiner“ auf. Eines ſchönen Tages zog auch die geſammte Stiftlerſchaft auf den Marktplatz, um allda einen „Freiheitsbaum“ aufzurichten und unter großem Jubel die „Karmagnole“ rundum zu tanzen. Das Bild gehörte ſicherlich auch zur Signatur der Zeit, wie die „Stiftler“ in ihrem Stiftshabit, in ſchwarzen Fräcken, ſchwarzen Strümpfen, Schnallenſchuhen, ein ſchmales ſchwarzes Mäntelchen den Rücken hinabflatternd, über den Mäntelchen lange Zöpfe, über den Zöpfen große Dreimaſter, zur Geburtsfeier der franzöſiſchen Republik den Freiheitsbaum umtanzten . . . .

Göthe rettete ſich und ſeinen Genius aus den Nachwehen der luſtigen Zeit von Weimar unter den blauen Himmel und zu den Kunſtſchätzen Italiens, wo der „Egmont“ und die „Iphigenie“ — dieſe ſchönſte Blüthe des deutſchen Hellenismus — zur Vollendung gediehen und auch am eigentlichen „Lebenswerke“ des Dichters, am „Fauſt“, weitergeſchaffen wurde. Dieſes große Problem, mit deſſen Löſung ſchon die deutſche Volksſage des 16. Jahrhunderts in ihrer Art ſich abgemüht hatte, war von allen den anderen Sturm- und Drangproblemen ſeiner Jugend — Prometheus, Ahaſver, Mohammed — dem Herzen Göthe’s am nächſten geblieben und er hat es, immer wieder zu demſelben zurückkehrend, zur Krone deutſcher Dichtung ausgeſtaltet, zum modernen Univerſalgedicht, ſo daß dieſe „Tragödie der Menſchheit“ von wahrhaft „Menſchengeſchicke beſtimmender“ Bedeutung für die ganze civiliſirte Welt ſchon geworden iſt und immer mehr wird. Schiller hatte ſich derweil durch die Kümmerniſſe ſeiner Wanderjahre durchzuringen, als deren ſchönſte Frucht er ſeinen „Don Karlos“ davontrug, dieſes glühend koſmopolitiſche und doch zugleich ſo innig deutſche Gedicht, in welchem ſich des Dichters Sturm- und Dranggenialität zur Künſtlerſchaft abgeklärt hat, zu jener Künſtlerſchaft, welche er unlange darauf in ſeinem Prachthymnus „Die Künſtler“ als die höchſte Stufe der Menſchheit feierte. Damit hatte Schiller ſchon das Feld der „Gedankenlyrik“ betreten, von welchem er nachmals manches von dem Beſten holte, was er ſeinem Volke gegeben. Gerade in der lyriſchen Hervorbringung treten aber die göthe’ſche und die ſchiller’ſche Eigenart charakteriſtiſch auseinander. Auch hier iſt Göthe vorzugsweiſe der freie Künſtler, Schiller der Seher und Völkerlehrer. Die ganze Tonleiter der göthe’ſchen Lyrik, von dem flüchtigen Liebesſeufzer an, mit welchem der Dichter in der Sommernacht die Hütte der Liebſten verläßt, bis hinauf zu den edlen Oden und Hymnen, in welchen er dem von ihm geſchilderten Zeus gleich aus rollenden Wolken ſegnende Blitze über die Erde ſäet, durchweht eine Unmittelbarkeit der Empfindung und eine Wahrhaftigkeit des Ausdrucks, daß der Leſer oder Hörer mühelos emporgehoben wird über die Noth des Daſeins, deſſen Realität hier idealiſch verklärt erſcheint. Schillers Lyrik dagegen fordert den Leſer oder Hörer auf, ihm die ſteilen Pfade ſelbſtſtändiger Denkarbeit aufwärts zu folgen und auch mühvolles Klimmen und Klettern nicht zu ſcheuen, um dann droben von der Aetherhöhe der Vernunft gelaſſen auf die „Angſt des Irdiſchen“ niederzublicken.

Als Schiller in das Alter männlicher Reife eingetreten war und Göthe noch in der Vollkraft derſelben ſtand, fanden ſich die Beiden (1794). In dem Gedanken, daß die Schönheit das höchſte Geſetz des Menſchen ſein müßte, damit er zum Bürger des weltbürgerlichen Vernunftſtaates herangebildet werden könnte, in der Ueberzeugung auch, daß die Menſchheit nur auf dem Wege „ruhiger Bildung“, nicht aber auf dem gewaltſamer Kriſen und Krämpfe, wie ſie dazumal von Paris aus Europa durchſchütterten, wirklich und wahrhaft vorwärtsſchritte, trafen ſie zuſammen. Was ſie einander geworden und was ſie mittels ihrer Freundſchaft ihrem Lande geleiſtet, weiß jeder wiſſende Deutſche. Ihre Einwirkung auf einander hat bei Beiden einen neuen Frühling ſchöpferiſcher Thätigkeit herbeigeführt. Es war Schiller, welcher nicht abließ, den Freund zur Wiederaufnahme des „Fauſt“ und des „Wilhelm Meiſter“ anzueifern. Es war Göthe, welcher den Freund zum Wetteifer in der Xenienkriegsführung, wie in der Balladen- und Romanzendichtung ermunterte. Dem Wetteifern der beiden Meiſter in dieſer verdanken wir eine ganze Reihe von

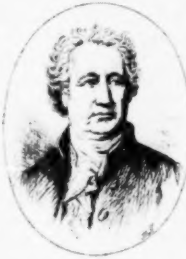
Balladen und Romanzen, welche wie zu den verbreitetſten ſo auch zu den bildendſten Schätzen unſerer Literatur gehören. Der ſchiller-göthe'ſche „Xenienkrieg" (1797) hat manchen Fehlſchlag gethan, im ganzen und großen aber die literariſche Atmoſphäre heilſam gereinigt. Beide Freunde ſtanden zu dieſer Zeit auf der Höhe der Weltbürgerlichkeit. Schiller ließ in den Xenien das Wort ausgehen:

> „Deutſchland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
> Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf —"

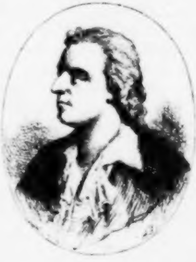
und Göthe ſetzte darauf noch den Trumpf:

> „Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutſche, vergebens;
> Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen euch aus!"

Aber ſchon hatten die Ereigniſſe dafür geſorgt, in den großen Freunden das Gefühl zu erregen, auf die Länge wäre es in der koſmopolitiſchen Wolkenkuckuksburg doch nicht ſehr heimelig. Die Soldateska der franzöſiſchen Republik, welche anfangs das Maul von Weltbürgerlichkeit ſo voll genommen hatte, lieferte in den Rheinlanden zu dem koſmopolitiſchen Texte ſo eindringlich-lehrreiche Kommentare, daß die deutſchen Koſmopolitiker ſich auf die eigene Nationalität zu beſinnen begannen. Nicht als Weltbürger wahrlich, ſondern nur als Deutſcher vermochte Göthe ſein unvergleichlich ſchönes Bürger-Idyll von Hermann und Dorothea zu dichten und gerade ſo Schiller ſein von echtgermaniſchem Metall tönendes Lied von der Glocke und das nach Entwurf und Ausführung großartigſte ſeiner Werke, den „Wallenſtein". Sowohl im göthe'ſchen Hermann als im ſchiller'ſchen Glockenlied lag die ausgeſprochene Abwendung von der Art und Weiſe, wie die franzöſiſche Revolution ihre Theorie in die Praxis überſetzt, d. h. traveſtirt hatte, und der Wallenſtein war voll prophetiſcher Vorahnung einer Zeit, wo „auf des Degens Spitze die Welt ruhte" und der Napoleonismus den Verſuch machte, die Idee des Weltbürgerthums in die Wirklichkeit einer Weltzwingherrſchaft zu verwandeln.


Göthe.

Ein Rückblick auf die deutſche Kulturarbeit in ihren höchſten Wollungen gerade zur Zeit, wo der Napoleonismus ſeine Machtarbeit anhob, muß in uns Deutſchen doch ſehr gemiſchte Gefühle hervorrufen. Denn auch wenn wir die Berechtigung Göthe's und Schillers anerkennen, ihr Volk auf den Wegen „ruhiger Bildung" vorwärts führen zu wollen, ſo macht doch die Wichtigkeit, womit ſie unter ſolchen, ihr Vaterland geradezu mit Vernichtung bedrohenden Umſtänden literariſche Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten behandelten, recht häufig den unerquicklichen Eindruck abſtrakter Kunſtduſelei. Etwas, viel ſogar von ſolcher haftete auch an den ſonſt ſo löblichen und heilſamen Bemühungen der beiden Freunde, die weimarer Schaubühne auf die Höhe einer wirklichen Kunſtanſtalt zu ſtellen, was ja zur gleichen Zeit auch anderwärts in Deutſchland verſucht wurde. Denn das deutſche Theaterweſen hatte ſich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts doch allmälig aus dem rohen Naturalismus herausgearbeitet. Das Stehendwerden der Bühne war hierzu der erſte bedeutſame Schritt und das Vorbild hierfür die Fixirung der berühmten Ackermannſchen Truppe, zu welcher auch Eckhof gehörte, i. J. 1767 zu Hamburg geweſen. In dieſer Stadt wurde das erſte deutſche „Nationaltheater" aufgethan und kurz darauf, 1776, erhob Kaiſer Joſeph, welcher, auch hier im ſcharfen Gegenſatze zum König Friedrich, der deutſchen Bühne ſeine Theilnahme und Gunſt ſchenkte, das „Theater nächſt der Burg" in Wien zum Nationaltheater und verordnete, daß „von nun an nichts als gute regelmäßige Originale und wohlgerathene Ueberſetzungen aus anderen Sprachen darin aufgeführt werden ſollten". Das war die Stiftung des berühmten „Burgtheaters", welches durch allen Wechſel der Zeiten hindurch und auch jener unglaublichen Stupidität der Theatercenſur zum Trotz, wie der Kulturhaß des franz-metternich'ſchen Abſolutismus ſie übte, ein Jahrhundert lang ſeine Stelle als Muſterbühne des recitirenden Schauſpiels in deutſchen Landen behauptet hat. Weiterhin hatten zur Hebung des Theaterweſens und zur Steigerung der Theilnahme unſerer Vorfahren dafür kräftig mitgewirkt die durchſchlagende Thätigkeit Leſſings als Dramaturg und Dramatiker, die genauere Bekanntſchaft mit den Werken Shakſpeare's, die Aufrichtung von Nationaltheatern in Mannheim und in Berlin, die dramatiſchen Jugendthaten Göthe's und Schillers, von welchen vor allen der Götz, die Räuber und „Kabale und Liebe" von den Brettern herab, „welche die Welt bedeuten", die Menſchen elektriſirten, und zuletzt, aber nicht als das Letzte, das Auftreten ſo großer Schauſpieler, wie namentlich Schröder, Iffland und Fleck waren. Nicht unwerth der Erwähnung dürfte es ſein, daß zur Zeit, wo die deutſche Klaſſik unter unmittelbarer Betheiligung von Göthe und Schiller im proteſtantiſchen Deutſchland eine moderne Muſterbühne zu ſchaffen unternahm, im katholiſchen die mittelalterliche Myſterienbühne noch in voller Aktion ſich befand. So z. B. in der Reichsſtadt Schwäbiſch-Gmünd, allwo das alljährlich zu Oſtern tragirte Paſſionsſpiel ſo ſehr Gemeingut der Bürgerſchaft geworden war, daß in der Stadt kaum eine Familie gefunden wurde, welche nicht eins oder auch mehrere ihrer Mitglieder zu den „Aktores" geſtellt hätte. Das in 24 Auftritte getheilte, auf der an der Nordſeite der Kathedralkirche aufgeſchlagenen Bühne zur Darſtellung gebrachte Trauerſpiel von der Paſſion Chriſti füllte die Nachmittage und Abende vom Gründonnerstag und Karfreitag aus. 15,000 und mehr Zuſchauer wohnten dieſer „Andacht" an. Zu Oſtern von 1803 fand die letzte Aufführung ſtatt.



Schiller

Es gab alſo dem vorhin Geſagten zufolge in Deutſchland Bühnen, auf welchen die dramatiſchen Hervorbringungen unſerer Klaſſik in würdiger Weiſe zur Darſtellung gelangen konnten und wirklich gelangten. Schillers große Trilogie Wallenſtein, die höchſte Leiſtung der tragiſchen Kunſt der Deutſchen, ging 1799 zuerſt zu Weimar in Scene und in den erſten Jahren des neuen Jahrhunderts erſchienen in raſcher Folge auf den Brettern die „Maria Stuart", die „Jungfrau von Orleans" und die „Braut von Meſſina". Auch in dieſen Stücken athmet der ſchiller'ſche Genius und erweiſ't ſich der Dichter als der größte Dramatiker ſeines Landes und ſeiner Zeit, daneben jedoch haben dieſelben etwas vom fatalen Beigeſchmacke des Experimentirens. Man fühlt, wie Göthe und Schiller, ſtatt ein großartig-reales Nationalleben dichteriſch auffaſſen zu können, peinlich in der abſtrakten Kunſtſphäre ſich abmühten, einen Erſatz für jenes zu ſchaffen. Mit der Maria Stuart und der Jungfrau griff Schiller eigentlich aus der Klaſſik ſchon in die Romantik hinüber, während die Braut von Meſſina ein Verſuch war, das Kunſtideal des modernen Griechenthums im deutſchen Drama zu verwirklichen. Dieſer Verſuch iſt nicht eben gelungen und alles in allem war der deutſche Helleniſmus überhaupt kein geſundes Experiment. Er hat viel Schönes geſchaffen, keine Frage, aber welche Gefahren er in ſich barg, wo er ganz ernſt genommen wurde, das bewies das Schickſal des armen Friedrich Hölderlin, welcher ein Landsmann und Zeitgenoſſe Schillers geweſen iſt und einer der größten Lyriker unſerer Literatur bleibt, den aber der Gegenſatz ſeines Hellenismus zur deutſchen Wirklichkeit wahnſinnig gemacht hat. An der Schwelle des 19. Jahrhunderts ſchien Schiller ſeine Flucht vor und aus dieſer Wirklichkeit in die abſtrakte Kunſtregion ebenfalls vollbracht zu haben oder wenigſtens vollbringen zu wollen. Denn dazumal rief er einem Freunde zu:

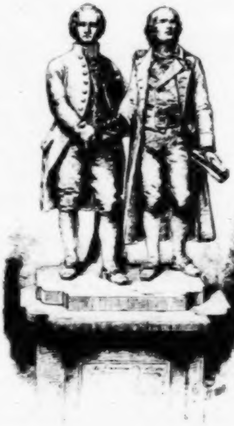
„Ach, umſonſt auf allen Länderkarten
Spähſt du nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht.
In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Geſang."

Allein ein gutes Geſchick hat unſer Land davor bewahrt, daß der große Prophet des Idealismus in ſolchem Quietismus endigte. Schiller war ſo glücklich, die Unglückszeit von Deutſchlands größter Hilfloſigkeit, Erniedrigung und Schmach nicht mehr erleben zu müſſen; aber als der Seher, der er war, hat er dieſe Zeit vorgefühlt und vermöge prophetiſcher Schaukraft erkannte er zum voraus im Napoleon den Welttyrannen. Und nicht weniger erkannte er, daß in der ſchon durch die erobernde franzöſiſche Republik und mehr noch durch den Bonapartismus verzerrten und gefälſchten Koſmopolitik keine Rettung für ſein Volk zu ſuchen wäre. Da vollzog ſich in ihm die glückliche Wendung von der weltbürgerlichen zur nationalen und vaterländiſchen Anſchauung und aus dieſer Anſchauung heraus gab er ſeinem Lande ein koſtbares Vermächtniß: das Gedicht vom Wilhelm Tell, welches die Idee der Freiheit, unlösbar verbunden mit dem Gedanken des Vaterlandes, in dem verklärenden Lichte geläuterter Schönheit herrlich aufzeigte und dieſes Licht ſeitdem in unzähligen deutſchen Herzen immer und immer wieder entzündete. Wenige Menſchenwerke nur gibt es in der ganzen Entwickelungsgeſchichte unſeres Geſchlechtes, welchen eine ſo nimmer alternde Wirkungsmacht, eine ſo Thaten zeugende ſittliche Kraft innewohnt wie Schillers Tell.

Untrennbar wie ihre Erzbilder zu Weimar ſtehen die zwei großen Freunde in der Geſchichte ihres Landes. Beide haben, jeder in ſeiner Art, den vollkommen freien Menſchen, die von der theologiſchen Vorausſetzung durchaus emancipirte Perſönlichkeit in ſich dargeſtellt. Göthe wollte nur der freie Künſtler ſein und ſah als ſolcher ſeine Aufgabe darin, alles, was Vergangenheit und Gegenwart an ſüßen und ſchmerzlichen Erinnerungen, an Kraft und Leidenſchaft, an Erkennen und Streben beſaß, zu Kunſtwerken zu geſtalten. Schiller dagegen betrachtete die Schönheit oder, was ihm gleichbedeutend war, die allſeitige humane Bildung als eine Schule der Freiheit und wies, von der Kunſt zum Staat, vom Künſtler zum Bürger aufſteigend, nachdruckſam auf die Ziele der Zukunft hin. Wir aber wollen dankbar zu den Beiden aufſchauen, wollen uns auch vor der thörichten Frage: Wer der größere geweſen? hüten und uns herzlich freuen, daß, mit Göthe zu ſprechen, „ein paar ſolche Kerle da ſind". Dieſe beiden „Kerle" waren echt vornehme Naturen, unter denen „tief im wechſelloſen Scheine das Gemeine lag", Verächter des Pöbels und alles Pöbelhaften, Ariſtokraten im Hochſinn des Wortes, welche nicht zur Menge herabſtiegen, ſondern ihr Volk zu ſich emporzuheben ſtrebten, im Purpur des Genius geborene Herrſcher im Geiſterreich. Es iſt lehrreich, zu ſehen, daß und wie Schiller, der Prophet der Freiheit, noch entſchiedener als Göthe, der Prieſter der Schönheit, dieſen zu allen Zeiten hochberechtigten Ariſtokratismus bekannt hat:

„Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein."

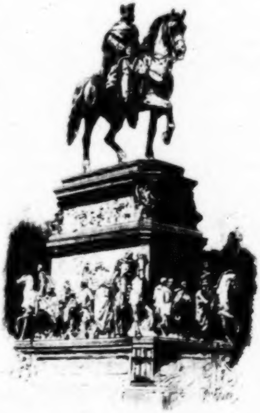
Von unſerer durch Klopſtock und Wieland, durch Leſſing und Herder, durch Göthe und Schiller um- und neugeſchaffenen Nationalliteratur ging eine Fülle von Anregungen für die künſtleriſche Thätigkeit aus. Hierzu kam jene Empfänglichkeit für das Schöne, von welcher die deutſche Geſellſchaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in hohem Maße erfüllt war und welche ſich in der Anlegung und Mehrung von Kunſtſchätzeſammlungen — in Wien, Berlin, Dreſden, Düſſeldorf, Kaſſel, Mannheim — ſowie in der Eröffnung von Kunſtſchulen werkthätig erwies. Die eigene Hervorbringung auf dem Felde der bildenden Künſte, der Baukunſt, Bildnerei und Malerei, war freilich zunächſt noch eine dürftige. Zwar haben dazumal ein Mengs, ein Hackert, ein Tiſchbein, ein Graff, eine Angelika Kaufmann, ein Chodowiecki den künſtleriſchen Gaben und Leiſtungen der Deutſchen daheim und auswärts Ruf und Achtung verſchafft; allein erſt mußte das von Winckelmann angeregte Studium der Antike durchgreifen, erſt mußten die von Leſſing aufgethanen äſthetiſchen Anſchauungen wirken, erſt mußte unſere glanzvoll aufſtrebende Dichtung dem Künſtlerauge neue Welten aufſchließen, bevor den Zeichnern und Malern Carſtens, Schick und Wächter, dem Bildner Dannecker, dem Baumeiſter Schinkel die Möglichkeit gegeben war, in unſerem Lande eine Kunſt zu begründen, welche die Schnürbruſt und den Reifrock des franzöſiſchen Rokoko weggeworfen hat. Die deutſche Bildnerkunſt konnte übrigens bei ihrem raſchen Vorſchreiten, welches mit dem 19. Jahrhundert anhob, und bei ihrem mehr und mehr kundgegebenen Streben nach Naturwahrheit auf näher liegende Vorbilder als die der Antike hinblicken. Sie brauchte ja nur auf die deutſche Kunſt des 15. Jahrhunderts zurückzuſehen, um ſich in ihrem Streben nach naturwahr-ſcharfer Ausprägung des individuellen Lebens ermuntert zu fühlen. Dieſe Richtung verfolgte mit großem Geſchick Schadow in Berlin und ſein großer Schüler Chriſtian Rauch, der unübertroffene Plaſtiker des Charaktervollen, hat dann derſelben auf ſeiner langen und äußerſt fruchtbaren Laufbahn den Sieg verſchafft. Das von Rauch geſchaffene Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin gehört zu den großartigſten, ſein Grabdenkmal der Königin Luiſe zu Charlottenburg zu den anmuthigſten Schöpfungen der europäiſchen Kunſt. Der Schüler dieſes Meiſters, Ernſt Rietſchel, iſt auch ſeinerſeits ein Meiſter geweſen, welcher mit bis zuletzt aushaltender Schöpferkraft unſerem Lande mehrere ſeiner beſten Denkmälerzierden gegeben. Was er in idealiſtiſcher Großheit des Entwurfes und in realiſtiſch vertiefter Charakteriſtik bei der Ausführung zu leiſten vermochte, bezeugen ſeine Standbilder Luthers, Leſſings, Göthe's und Schillers. Das Lutherdenkmal zu Worms iſt fraglos eine der gewaltigſten Wollungen und Vollbringungen der modernen Bildnerei. Im Rauch und im Rietſchel hat der Geiſt unſerer Klaſſik gelebt und in den



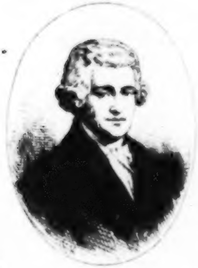
Göthe- und Schiller-Denkmal in Weimar.

Bildungen dieſer Künſtler kam dieſer Geiſt zu nicht minder edler Erſcheinung alswie in den Meiſterwerken unſerer klaſſiſchen Wort- und Tondichter.

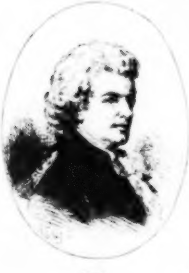
Was unſere Tondichtung angeht, ſo iſt zu ſagen, daß der herrliche Aufſchwung, welchen ſie mit Bach und Händel genommen, im Laufe des Jahrhunderts nicht wieder erlahmte oder gar zum Stillſtande kam. Wie auf den Gebieten der Poeſie und der bildenden Künſte ging auch auf dem der Muſik die bahnbrechende und wegzeigende Theorie mit der ſchöpferiſchen Praxis Hand in Hand. Was Winckelmann und Leſſing für jene gethan, das thaten die geiſtvollen Kritiker und Theoretiker Mattheſon und Marpurg für die Tonkunſt. Aber dieſe gelangte raſcher zu zahlreichen und großen Triumphen als die bildenden Künſte, deren Großthaten ja nicht mehr ins 18. Jahrhundert fielen. Denn der Klärung des Wiſſens vom Muſikaliſch-Schönen folgte das reichſte Schaffen auf dem Fuße nach. Georg Benda führte das Melodram, Johann Adam Hiller das Liederſpiel bei uns ein. Joſeph Haydn gab ſeinen Zeitgenoſſen ſeine anmuthig-heiteren Quartette und Symphonieen und ließ an ihren entzückt lauſchenden Ohren den Schöpfungsmythus und der Jahreszeiten Wechſeltanz in zwei großen Tongemälden vorüberziehen. Chriſtoph von Gluck verſchaffte der Naturwahrheit und dem Tiefſinn deutſcher Muſik einen glänzenden Sieg über welſche Weichlichkeit und Ueppigkeit und begründete mittels ſeiner Opern („Iphigenie in Aulis“, „Iphigenie in Tauris“ „Echo und Narciß“) einen edleren und eigenartig-deutſchen Opernſtil. Auf Haydn und Gluck folgten Wolfgang Amadäus Mozart und Ludwig Beethoven, beide dem Bach und dem Händel in kirchlicher oder, beſſer geſagt, in religiöſer Muſik durchaus ebenbürtig — jener durch ſein „Requiem“, dieſer durch ſeine „Missa solennis“. Mozart, der gemüthvolle, ſchlichtbürgerliche Salzburger, ſchüttete aus einem unerſchöpflichen Phantaſie- und Gefühlsfüllhorn ſeine Sonaten, Quartette und Symphonieen und ſchuf unſere klaſſiſche Oper. Seine Opern („die Entführung aus dem Serail“, „Figaro's Hochzeit“, die „Zauberflöte“) waren das Entzücken unſerer Großväter und werden noch die Freude unſerer Enkel ſein. Aber obenan ſteht ſein „Don Juan“, welchen man nicht ohne Grund das muſikaliſche Seitenſtück zum göthe'ſchen „Fauſt“ genannt hat. In dieſer Meiſteroper iſt alle Süßigkeit, aller Farbenſchmelz, alle Grazie und Heiterkeit des Südens mit dem Ernſte, der Tiefe und Erhabenheit des germaniſchen Geiſtes zu einem wunderbaren, kunſtſchön-vollendeten Ganzen zuſammengefloſſen. Und wie zum Göthe der Schiller, ſo trat zum Mozart der ſturm- und drangvolle Rheinländer Beethoven, welcher den „Fidelio“ tondichtete und mittels Schaffung ſeiner neun großen Symphonieen dieſe Kunſtform zur klaſſiſchen Vollendung führte. Mit der ſchiller'ſchen Dichtung hat die beethoven'ſche Muſik die Fülle von Zukunftsahnung gemein. Zur Tondichtung Mozarts verhält ſich die Beethovens



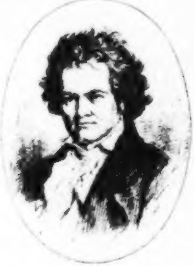
Denkmal Friedrichs des Großen von Rauch.



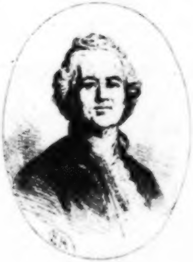
Haydn.



Mozart.



Beethoven.



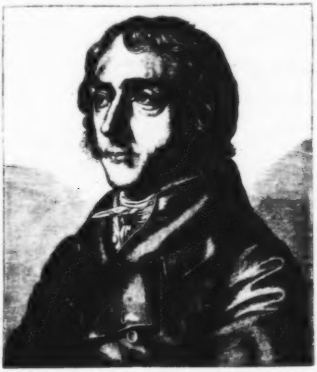
Gluck.

wie zur Liederdichtung Göthe's die Gedankenlyrik Schillers. Und noch eine andere Vergleichung ſcheint mir zutreffend. Wer nämlich nach Anhörung einer beethoven'ſchen Meiſterſymphonie Schillers „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ zur Hand nimmt, der dürfte unſchwer zu der Erkenntniß kommen, daß der deutſche Idealismus kühnere Adlerflüge als in dieſen Werken nie und nirgends unternommen habe.

Derweil alſo die gemeldeten Siege der deutſchen Kulturarbeit im Bereiche der Künſte gewonnen oder vorbereitet wurden, hatte auch die Wiſſenſchaft, durchdrungen und befruchtet von den Grundſätzen der kantiſchen Philoſophie, eine jugendfriſche, ebenſo vielſeitige als erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Der Hellenismus unſerer Klaſſik trieb zu einer gründlichen und umfaſſenden Erforſchung des Alterthums und ein ſo geiſtvoller Lehrer und Schriftſteller wie Friedrich Auguſt Wolf hat dann die Alterthumskunde auf ganz neue Grundlagen geſtellt, indem er ſie dem Buchſtabendienſt entrückte und nachwies, warum und wie ſie ein ebenſo mächtiges als unerſetzliches Mittel humaner Bildung wäre und immer mehr werden müßte. Wolfs berühmte „Prolegomena zum Homer“ (1795) ſchloſſen der Philologie und Archäologie neue Arbeitsgebiete auf, welche von ſeinen Mitſtrebenden und Nacheiferern wie Buttmann, Böttiger, Böckh, Hermann, Ottfried Müller, Thierſch, Lachmann, Welcker, Jakobs emſig angebaut worden ſind. Aus dem Boden der Sprachforſchung erwuchs auch die umfaſſende wiſſenſchaftliche Thätigkeit Wilhelms von Humboldt, der wie durch ſeine innige Freundſchaft mit Schiller ſo durch ſeine äſthetiſche Kritik auf unſere klaſſiſche Literatur ſehr bedeutſam eingewirkt und durch ſein Werk über die Kawiſprache die vergleichende Sprachwiſſenſchaft begründet hat, welche ſpäter in Franz Bopp ihren Großmeiſter fand. Der philologiſche und archäologiſche Kriticismus mußte auch der Hiſtorik kräftig unter die Arme greifen und i. J. 1780 trat Johannes von Müller mit ſeiner „Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft“ hervor, welche als das erſte in unſerer Literatur erſchienene hiſtoriſche Kunſtwerk mit großer Theilnahme begrüßt wurde und große Wirkung that. Die Mangelhaftigkeit von Müllers Quellenforſchung vermochte man dazumal noch nicht zu erkennen und der Inhalt des Buches, der freiheitlichen Zeitſtimmung ſo ſympathiſch, half über den effekthaſcheriſchen, dem Salluſt und Tacitus affektirt nachgekünſtelten Stil des charakterloſen Verfaſſers hinweg, welchen nachmals Napoleon bekanntlich im Handumdrehen aus einem glühenden Haſſer in einen glühenden Anbeter verwandelt hat. Viel ſtrenger nahm es mit dem hiſtoriſchen Kriticismus Barthold Georg Niebuhr, deſſen „Römiſche Geſchichte“ durch Forſchungsernſt, Kritikſchärfe und Stilwürde für die deutſche Geſchichtewiſſenſchaft ein Muſterwerk geworden iſt. Feſt auf dem Boden der kantiſchen Aufklärung und Moral ſtand ſein Lebenlang Friedrich Chriſtoph Schloſſer, welcher mit ſeinen zwei Hauptwerken, der Kulturgeſchichte des Alterthums und der Geſchichte des 18. Jahrhunderts, weit ins 19. hereingegriffen hat, aber wie als Menſch und Mann ſo auch als Geſchichtſchreiber ganz und gar von den Ideen unſerer Klaſſik erfüllt und geleitet war. Wie andere Disciplinen verſpürte auch die deutſche Rechtswiſſenſchaft den reformiſtiſchen Einfluß Kants. Auch auf dieſem Felde machte ſich die philoſophiſch-kritiſche Methode geltend, welche die Erfahrung mit der Idee zu vermitteln vermochte und in der Praxis den Grundſätzen der Humanität Eingang verſchaffte. Nach jener Seite hin wurde namentlich Guſtav Hugo durch ſeine Geſchichte des römiſchen Rechtes von Bedeutung, nach dieſer hin hat vor allen Anſelm Feuerbach eine raſtloſe und durchgreifende Thätigkeit entwickelt. Endlich begegnen wir den Spuren des Weiſen von Königsberg auch auf dem Gebiete der kühn aufſtrebenden deutſchen Naturwiſſenſchaft, für welche zuerſt der tübinger Profeſſor Kielmeyer die kantiſchen Principien fruchtbar zu machen ſtrebte. Aus der ſchon von dieſem Forſcher geahnten Erfaſſung des Naturganzen als *eines* Organismus entfaltete ſich dann eine vielſeitige naturwiſſenſchaftliche Arbeit, wie ſolche Johann Friedrich Blumenbach, welcher die Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie bei uns begründete, und Abraham Gottlob Werner, der Vater der Geognoſie, mit hohem Ruhme verrichteten.

Unſere Klaſſik — Wiſſenſchaft, Nationalliteratur und Kunſt zuſammengethan — hatte die Deutſchen (d. h. die wiſſenden, auf der Höhe der Zeitbildung ſtehenden) zu freien Menſchen gemacht, aber auch nicht ſelten zu Wolkenwandlern, welchen erſt wieder durch das Umſchlagen der Koſmopolitik in das Nationalbewußtſein ein deutlicheres Gefühl der Erden- und Staatsbürgerſchaft beigebracht wurde. Dieſen Umſchlag hervorgerufen und gefördert zu haben, iſt ganz weſentlich ein Verdienſt Schillers, welcher ſchon in ſeiner

Jeanne d'Ark und lauter noch und mahnender in ſeinem Tell den Gedanken des Vaterlandes betont, ja zum Grundmotiv aller Civiliſation gemacht hatte. Dem Fein- und Tiefgefühl des großen Sehers war ja die Wandelung, welche im Weſen der franzöſiſchen Revolution vorgegangen, in ihrer ganzen Bedeutung frühzeitig ſpürbar geworden. Die geiſtige Umwälzung, welche bei uns gleichzeitig mit der politiſchen jenſeits des Rheins im Gange geweſen, hatte erreicht, was bei der ſtaatlichen Unform unſeres Landes und auf der Kulturſtufe unſeres Volkes überhaupt zu erreichen war: Die Freiheit und Selbſtbeſtimmung der Kunſt, die Freiheit und Selbſtbeſtimmung der wiſſenſchaftlichen Forſchung und in beiden und durch beide die Befreiung des Menſchen, die Autonomie der Perſönlichkeit. So war die weltbürgerliche Idee des 18. Jahrhunderts,



Barthold Georg Niebuhr.

während in Frankreich ein praktiſcher Anlauf zu ihrer Verwirklichung genommen wurde, bei uns in Deutſchland zu allſeitiger theoretiſcher Durchbildung gelangt. Nun aber kam das große Fiasko der franzöſiſchen Praxis, welches nothwendig auch die deutſche Theorie gewaltig erſchüttern mußte. Der Jakobinismus, Tyrann und Henker nach innen, Eroberer und Räuber nach außen, hatte ſchon die Blüthenträume vom koſmopolitiſchen Freiheitsbaume geſchüttelt. Der Napoleonismus hieb den Baum um. Verwundert rieben ſich die deutſchen Idealiſten die Augen. Das weltbürgerliche Evangelium von der Freiheit und Gleichheit war alſo nur ein ſchimmernder Traum geweſen? Aber die napoleoniſche Zwingherrſchaft war eine furchtbare Wirklichkeit. Unter dem zermalmenden Drucke derſelben begannen die Deutſchen ſich wieder auf Deutſchland zu beſinnen. Im Jahre 1797, als dem unſeligen baſeler Frieden Preußens mit Frankreich der unſeligere, welchen Oeſtreich zu Kampoformio ſchloß, gefolgt war und kraft deſſelben Mainz, der Schlüſſel des Reiches, den Franzoſen ausgeliefert wurde, da hatte ein Deutſcher, Joſeph Görres, der in ſeinen jungen Tagen zum Jakobiner ſich hinaufphantaſirte, wie er in ſeinen alten zum Kapuziner ohne

Kutte ſich hinabfanatiſirte, dieſe Schmach mit dem ſchamloſen Jubelſchrei begrüßt: „Die Integrität des Reichs iſt zertrümmert! Es lebe die Frankenrepublik!“ Jetzt, im Jahre 1804, nachdem der Friedensſchluß von Lüneville das ganze linke Rheinufer an Frankreich gegeben hatte und der galliſche Empereur ſchon ſich bereitete, Oeſtreich und Preußen die wohlverdienten Schläge von Ulm und Auſterlitz, Jena und Tilſit zu geben, um dann unter dem Titel eines Rheinbundesprotektors ganz Deutſchland thatſächlich zu beherrſchen, auszupreſſen, zu brutaliſiren, jetzt, im ſeheriſchen Vorgefühle von all dieſem Elend und all dieſer Schande, aber auch im Vorgefühle deſſen, was aus ſolchem Jammer retten könnte, retten müßte, jetzt hatte unſer theurer Dichter empfunden —

„Wie mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!“

und hatte angeſichts des Todes ſeinem Volke beſchwörend zugerufen:

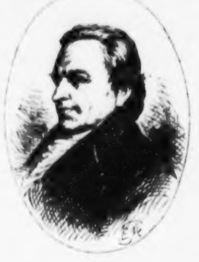
„O, lerne fühlen, welchen Stamms du biſt!
Die angebornen Bande knüpfe feſt,
An's Vaterland, an's theure ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen,
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft!“

Doch es iſt Menſchen- und Völkergeſchick, daß auch aus reinſter Quelle entſprungene Gefühls- und Gedankenſtröme nicht lange ungetrübt bleiben. Kaum hatte der „Trieb des Vaterlandes“ ſich in unſeren Landsleuten wieder zu regen begonnen, als er auch ſchon mit unheilvollen Zuthaten ſich verquicken laſſen mußte. Auf der Gränzmark der zwei Jahrhunderte hatte ja die große Rückwärtsbewegung angehoben, welche, aus der Verzweifelung an dem unglücklichen Verlaufe der Revolution entſprungen, zuvörderſt von franzöſiſchen Autoren wie Bonald, Maiſtre und Chateaubriand weitergeleitet und bald zu einer europäiſchen geworden war. Das Nationalitätsprincip wurde durch dieſe Rückſtrömung zweifelsohne befruchtet, aber zugleich auch vergiftet, mit dem Zuſatze von hierarchiſchen und feudaliſtiſchen Wollungen und Strebungen vergiftet. Mit andern Worten: die angehobene Gegenrevolution beutete das Nationalgefühl zu ihrem Vortheil aus. Sie erfand und erzog die ſogenannte Romantik, eine religiöſe, politiſche und äſthetiſche Anſchauungsweiſe und Stimmung, welche alles in allem die willkürlich aufgeputzte und gleißend geſchminkte Mittelalterlichkeit geweſen iſt. Sie lehrte Menſchen und Völker nicht vorwärts, ſondern rückwärts ſchauen, rückwärts hinter die Revolution, ja rückwärts hinter die Reformation. Sie log ihnen vor, dort hinten, weit hinten in heiliger Dunkelheit wäre das Heil zu ſuchen. Sie ſchmeichelte ihnen die Wahnvorſtellung von der „guten alten frommen Zeit“ in die Phantaſie. Sie verſtand es — auch abgeſehen von den materiellen Vortheilen, welche ſie zu bieten hatte — Leute von Geiſt dadurch zu gewinnen, daß ſie denſelben weiszumachen wußte, es vertrüge ſich nicht mehr mit der guten Lebensart, proteſtantiſch, freigeiſteriſch oder gar revolutionär zu denken, wohl aber zierten „frommer Väter Sitten“, ein Stückchen Feudalismus, ein bißchen Katholicität Herren und Damen von Welt. Der urtheilsloſen Menge verſicherte ſie ſich dadurch, daß ſie derſelben das Blendwerk einer „Ritterzeit“ vorgaukelte, wie es eine ſolche nie gegeben hatte. Die Geſchäfte dieſer Rückwärtſerei, welche an der Verwirklichung des tollen Gedankens, Europa ins Mittelalter zurückzuſchrauben, mit keckem Ernſt und Eifer arbeitete, beſorgte in Deutſchland die „romantiſche Schule“. Zur Erklärung der großen, obzwar dauerloſen Wirkung dieſer „Umkehr“ kann die Betrachtung beitragen, daß die europäiſche Geſellſchaft durch die Leiden, welche der Jakobinismus und der Napoleonismus über ſie verhängt hatten, phyſiſch und moraliſch tief erſchöpft, ja geradezu zermürbt worden war. In dieſem Zuſtande konnte ſie unſchwer zu der Vorſtellung gebracht werden, die Kulturwege, welche das 18. Jahrhundert eingeſchlagen, wären ganz falſche geweſen und hätten ſie ins Unglück führen müſſen.

Einmal ſoweit, ließen die Menſchen ſich von den Rückwärtspredigern unſchwer überreden, in der „guten alten frommen Zeit“ wäre alles beſſer geweſen und ſo könnte und müßte es wieder werden.

Die Anfänge der Umkehr, d. h. die Uebergänge von der Klaſſik zur Romantik, ließen übrigens, wenigſtens in Deutſchland, die Weiterſchritte derſelben und das Endziel nicht vorherſehen. Denn dieſe Anfänge knüpften ſich ja an einen Dichter und an einen Philoſophen von ganz entſchiedener Freiheitstendenz, Johann Paul Friedrich Richter, genannt Jean Paul (1763 – 1825), aus Wunſiedel und Johann Gottlieb Fichte (1762 – 1814) aus Rammenau. Jener, fraglos der größte Humoriſt unſerer Literatur, iſt aus der „Eſſigfabrik der Satire“, worin er ſeine Laufbahn begann, in die Aetherſphäre hinaufgeſtiegen, allwo der Humor, „dem fliegend ſchlafenden Paradiesvogel gleich auf den ausgebreiteten Flügeln die unteren Brandungen des Lebens verſchlummert im ſeligen ſchönen Traum von ſeinem idealiſchen Mutterlande.“ An Reichthum der Phantaſie ging Jean Paul allen unſern Dichtern vor, aber niemals hat ſich ihm das Geheimniß der Form erſchloſſen und darum vermögen ſeine Werke, ſelbſt die beſten, ſelbſt das großgedachte und genialiſch geplante Hauptwerk, der „Titan“, nicht ausgenommen, keinen reinen Eindruck hervorzubringen. Der „Titan“ ſollte das Seitenſtück oder vielmehr Gegenſtück zum Fauſt werden und hatte, was Grundgedanken und Anlage betrifft, allerdings das Zeug dazu. Denn die Abſicht des Werkes war, die Entwickelungsgeſchichte einer durch Naturell, Erziehung und Verhältniſſe harmoniſch vollendeten Perſönlichkeit zu geben, von früheſter Kindheit an bis zu allſeitig gereifter Befähigung, das Daſein in ſeinen höchſten Aufgaben zu faſſen und zu führen. Aber die Form wurde dem Gehalte nicht gerecht. Man hat doch auch beim Leſen des Titan immer das Gefühl, als hätte man einen Korreggio und einen Teniers vor ſich, aber beide Gemälde in Streifen und Lappen von allen möglichen Geſtalten zerſchnitten und dieſe Streifen und Lappen wirr durcheinander gemiſcht. Da und dort blickt das ſeelenvollſte Auge, lächelt der holdſeligſte Mund, winkt die anmuthigſte Hand, blüht der reizendſte Buſen aus dem Wirrſal hervor und dicht daneben ſehen wir verzerrte Spielergeſichter, verſoffene Bauernnaſen, verſchüttete Getränke, Küchenabfälle, ſtrampelnde Stallmägdebeine und geſchwungene Knüttel, kurz überall Disharmonie. Die Werke Jean Pauls hatten eine außerordentlich große Wirkung, insbeſondere auf gebildete Frauenkreiſe, was freilich, wie die ſehr geſcheide berliner Jüdin Henriette Herz meinte, mit davon herrühren mochte, daß der große Humoriſt die Frauen, namentlich die vornehmen, viel idealiſcher darſtellte, als ſie in der Wirklichkeit waren und ſind. Der Vorzug dieſer Dichtungen beſtand darin, daß ſie die Freiheit des Fühlens ihrem ganzen Umfange nach forderten und erkämpften; ihre Gefährlichkeit lag darin, daß ſie die Willkür der Genialität zum höchſten Kunſtgeſetz erhoben und daneben durch Verklärung der kleinen Jammerſale des Lebens eine thatlos ſentimentale Schwärmerei pflanzten. Dieſe hat Jean Paul freilich keineswegs gewollt, er, welcher ja gegen die napoleoniſche Zwingherrſchaft, und zwar in der gefährlichſten Zeit derſelben, in verſchiedenen ſeiner Schriften als muthiger Patriot aufgeſtanden iſt und bei all der gränzenloſen Liebe und Milde ſeines Gemüthes des mannhaften Zornes über die Schmach ſeines Landes nicht entbehrte. Allein die Kehrſeite des Jean-Paulismus, d. h. der Abfall von der Klaſſik, welchen er mitherbeiführen half, war in dem Weſen des Humors, wie ihn Jean Paul verſtand und übte, ſelber gegeben. Dieſer Humor nämlich ſetzte das menſchliche Ich als den Mittelpunkt der Welt, um mit dieſem abſoluten Maßſtab alle Erſcheinungen zu meſſen und ſie durch ihre Gegenſätzlichkeit zur Idee zu vernichten. Das humoriſtiſche Ich anerkennt demnach nur ein Geſetz, die ſouveräne Willkür ſeines Selbſtgefühls, in welchem ſich als in einem Hohlſpiegel die gegenſtändliche Welt zu einem Zerrbild geſtaltet. . . . Die Philoſophie Fichte's hatte mit dieſer Humoriſtik vieles gemein. In ihrer erſten und eigenthümlichſten Form („Wiſſenſchaftslehre“ 1794) war ſie die ſtrenge Schlußfolgerung der kantiſchen. Fichte potenzirte ja den kritiſchen Idealismus zum abſoluten, indem er es unternahm, aus einem Grundprincip heraus die Welt mit wiſſenſchaftlicher Folgerichtigkeit zu entwickeln und zu geſtalten. Dieſes Grundprincip ſei, proklamirte der Philoſoph, das Ich, der menſchliche Geiſt, der ſchöpferiſche Mittelpunkt der Dinge. In ſeiner unbedingten Selbſtherrlichkeit ſetze das Ich ſich ſelbſt und damit auch die Welt, welche nur die endliche Gegenſtändlichkeit des unendlichen Ich. Kein Wunder, daß es dem armen Ich, nachdem es glücklich auf dieſer Matterhornſpitze der Vernunftſouveränität angelangt war, ſchwindlig und unheimlich zu werden begann. Hier, wenn irgendwo, wurde dem Menſchen „vor ſeiner Gottähnlichkeit bange“ und er begann daher unterweilt von der beſagten Matterhornſpitze wieder vorſichtig herabzuklettern. Mit andern Worten: die von Fichte, wie er glaubte, theoretiſch bewieſene abſolute Freiheit des menſchlichen Ich vermochte er praktiſch nicht feſtzuhalten, gerade wie Kant den durch die Kritik der reinen Vernunft abgeſetzten Gott als eine Forderung der praktiſchen wieder eingeſetzt hatte. Die fichte'ſche Wiſſenſchaftslehre wurde in ihren verſchiedenen Umarbeitungen allmälig eine „Anweiſung zum ſeligen Leben“ (1806), worin an die Stelle des Ich wiederum Gott und an die Stelle des Nicht-Ich die Welt getreten war und der ganze rebelliſche Tumult des philoſophiſchen Gedankens in der Umkehr zum chriſtlichen ſich beruhigte. Fichte hat ſich übrigens, ganz und gar abgeſehen von ſeinem philoſophiſchen Syſtem, in der Geſchichte unſeres Landes eine vorragende Ehrenſtelle verdient als ein furchtloſer und zäher Kämpfer für Denk- und Sprechfreiheit, als welcher er wie kein deutſcher Gelehrter vor ihm die unmittelbare Beziehung der freien Wiſſenſchaft auf den freien Staat ſcharf betonte. Und er iſt auch ein ebenſo hellſichtiger als tapferer Patriot geweſen. Als ſolcher that er die beſte Arbeit ſeines Lebens, indem er im Winter von 1807—8 im berliner Akademiegebäude ſeine „Reden an die deutſche Nation“ hielt, an eine Nation, welche vor ſich ſelbſt und vor anderen Völkern beiſpiellos erniedrigt war. Sahen dazumal Wilhelm von Humboldt und Johannes von Müller eines Tages im Thiergarten Soldaten exerciren, wobei der Korporal wacker herumfuchtelte. Weil der Regimenter ſo viele ab- und zumarſchirten, ſo wußten die Beiden nicht gleich, ob es Deutſche oder Franzoſen wären, welche letzteren ja die preußiſche Hauptſtadt beſetzt hielten, und Humboldt fragte einen zufällig daherkommenden Soldaten darum. Der Gefragte, ein Franzos, antwortete mit verachtungsvoller Gebärde: „Ce sont des Allemands; vous voyez bien, qu'on les bat!“ Ja, ſo weit waren die Deutſchen herunter, daß ſie nur noch da zu ſein ſchienen, um geſchlagen, ausgeſogen, getreten und verhöhnt zu werden. Alles in Deutſchland lag chaotiſch durcheinander. Bleiſchwer wuchteten die Schmach des Rheinbundes auf dem Süden und die Beſtimmungen des tilſiter Friedens auf dem Norden. Da unternahm es der unerſchrockene Denker Fichte, die wie zerſchmetterten Geiſter wieder aufzurichten, die verdüſterten Gemüther wieder hoffen zu lehren und einem durch die Schuld ſeiner herrſchenden Klaſſen hinter der Zeit zurückgebliebenen und darum elend beſiegten Volke die Zukunftsbahn zu zeigen. Die alte Zeit iſt todt; laßt uns eilen, ſie zu beſtatten. Die neue iſt geboren, ſie lebt; aber ſie muß erzogen werden. Wie wird ſie es? Mittels einer völligen Umſchaffung unſerer Geſinnung, mittels einer gänzlichen Erneuerung der Volksſtimmung durch alle Stände hindurch. Und wie dieſe Umſchaffung, dieſe Erneuerung zuwegebringen? Mittels einer gründlichen und umfaſſenden Nationalerziehung, welche mit der ſpannkräftigſten ſittlichen Energie durchzuführen iſt. Dies die Grundgedanken, welche Fichte in ſeinen berühmten Reden aufſtellte und überzeugend ausführte. An die ganze Nation gerichtet, haben ſie wenigſtens auf den beſſeren Theil derſelben gewirkt. Unbeirrt und ungeſchreckt durch das Schlagen franzöſiſcher Trommeln, welche draußen durch die Straßen von Berlin gingen, zeigte drinnen der begeiſterte Redner dem preußiſchen, dem deutſchen Volke den Weg, den es zu wandeln hätte, um die übermüthigen Eroberer wieder aus Deutſchland hinauszuwerfen.

Auf die fichte'ſche Lehre vom abſoluten Ich und auf die jean-paul'ſche Souveränität des Humors ſtellte die romantiſche Schule ihr Dogma von der „Ironie“, kraft welcher der Menſch, d. h. der Menſch von Geiſt, der Ideal- und Normalmenſch, der Dichter, der Künſtler, kurzum „das Genie“, befähigt und berechtigt ſei, mit der objektiven Welt ein willkürlich-ironiſches Spiel zu treiben. Den Gipfel ſolcher Genialität und Exkluſivität erreichte der richtige Romantiker, ſo er in der „gottähnlichen Kunſt der Faulheit" zur Meiſterſchaft gelangt wäre. Zur Vervollſtändigung dieſer romantiſchen Doktrin, welche es, wie man ſieht, glücklich zur vollſtändigen Umkehr des kategoriſchen Imperativs der Aufklärung gebracht hatte, trug dann die ſchelling'ſche Naturphiloſophie, die Vergottung des Weltalls, weſentlich bei, weil ſie dem romantiſchen Hang und Drang nach Univerſalität entgegenkam. Friedrich Wilhelm Joſeph Schelling (1775—1854) aus Leonberg baute in der erſten Periode ſeines Philoſophirens auf die Umkehr des fichte'ſchen Satzes von der Konſtruktion der Welt durch das ſchöpferiſche Ich eine Anſchauung, derzufolge das Ideale aus dem Realen hervorginge, die Natur ſich zum Gedanken vergeiſtigte und demnach die Natur der ſichtbare Geiſt, der Geiſt die unſichtbare Natur wäre. Dieſe „Identität", dieſe Dieſelbigkeit von Geiſt und Materie, vom Idealen und Realen, vom Denken und Sein iſt das „Abſolute", welches ſich in dem allumfaſſenden Leben der Natur als ein durch den Widerſtreit entgegengeſetzter Kräfte nach einem allgemeinen Geſetze der Polarität bildendes Princip offenbart, im ſubjektiven Bewußtſein des Menſchen aber zu ſich ſelbſt kommt, wobei alle Stufen des natürlichen Daſeins ebenſo viele Sproſſen ſind, auf welchen der Geiſt zu ſeiner Freiheit und zum Wiſſen von ſich emporſteigt. Das Weltall wäre demnach eine organiſche Einheit, beſeelt von der abſoluten Vernunft. Schellings zweite Periode verſtrich unter wenig ausgiebigen Bemühungen, mittels aus den griechiſchen Philoſophen, aus Bruno, Spinoza, Böhm und Leibnitz geſchickt zuſammengeleſenen Entlehnungen dieſen Pantheismus ſyſtematiſch zu geſtalten. In ſeiner dritten und letzten Periode ſodann ſtellte Schelling allerlei phantaſtiſche Verſuche an, ſeinem Weltgott oder ſeiner Gottwelt eine Mythologie zu ſchaffen, als welche ſich ihm, beim gänzlichen Mangel an ſchöpferiſcher Kraft, ſchließlich die chriſtliche ergab, maßen das Bedürfniß, etwas Myſtiſches und Mythiſches zu haben, an die Mythen und Myſterien des Chriſtenthums ſich anklammerte. Der Ausgang der ſchelling'ſchen Philoſophie war alſo der vollzogene Abfall vom Vernunftprincip zum Offenbarungsglauben.



[illegible]

Bei Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, in welchem die romantiſche Schule ihren Seher und Propheten verehrte, ſehen wir die Umkehr vom Proteſtantismus zum Katholicismus vollbracht, ohne daß von einem formalen Uebertritt bei ihm die Rede geweſen. Novalis war ein genialer Menſch und eine reine Seele. Sein anfängliches Ringen, eine Form zu finden, in welcher Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft ſich begegnen könnten, ohne die Freiheit zu gefährden, iſt rührend anzuſehen. Ermattet, glaubte er endlich das Geſuchte in einem willkürlich zurechtgemachten Katholicismus gefunden zu haben, zu welchem ihn namentlich die Poeſie des Muttergotteskultus hinzog. Zu dir —

„Zu dir, Maria, heben
Schon tauſend Herzen ſich;
In dieſem Schattenleben
Verlangen ſie nur dich;

Sie hoffen zu geneſen
Mit ahnungsvoller Luſt,
Drückſt du ſie, heil'ges Weſen,
An deine treue Bruſt" —

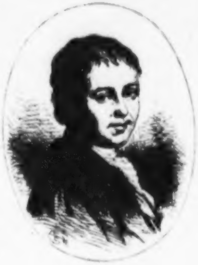
ſang er und ſeine „Geiſtlichen Lieder" feiern überhaupt mit einer unvergleichlichen Glut und Innigkeit die

Verſchmelzung von Myſtik und Sinnlichkeit im Katholicismus. Folgerichtig verwirft Novalis die Reformation, ſowie die Aufklärung, lobt die Jeſuiten, kehrt ſich ab von dem „frechen Licht“ des Tages und preiſ't in „Hymnen an die Nacht“, welche, dichteriſch angeſehen, zweifelsohne die eigenartigſte Hervorbringung der geſammten Romantik waren, das „heilige, unausſprechliche, geheimnißvolle“ Dunkel. Als echter Romantiker war Novalis in ſeinem Denken und Dichten Fragmentiſt. Denn die romantiſche Willkür beſaß weder die Kraft noch die Geduld, große Werke zu ſchaffen. Darum ſind gerade die bedeutendſten poetiſchen Anläufe der Romantiker, Hardenbergs „Heinrich von Oſterdingen“, Tiecks „Cevennenkrieg“, Arnims „Kronwächter“ und Brentano's „Roſenkranzromanzen“, halbwegs ſtecken geblieben. Der aus ſolcher Ohnmacht geborene Neid war es, welcher die Romantiker antrieb, gegen Schiller zu geifern, die Zwerge gegen den Rieſen, der verachtungsvoll über ſie hinwegſchritt und nur gelegentlich ſo etwas von „Laffen“ und „Lumpen“ fallen ließ. Am giftigſten gegen Schiller, deſſen ſchöpferiſche Macht und ſittliche Energie den Romantikern ein großes Aergerniß ſein mußte, waren die Brüder Auguſt Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, dieſer der eigentliche Doktringeber der Romantik, indem er das beim Fichte, Jean Paul, Schelling und Novalis Geholte geſchickt zu einem Programm zu verbinden und aufzuputzen verſtand; jener der Reiſeprediger und Literaturreiſende der neuen Schule. Die eigenen Dichtereien der beiden Brüder ſind Nullen, kalte, geſpreizte, nach den Recepten der romantiſchen Doktrin angefertigte Sachen, gemacht in des Wortes nüchternſter Bedeutung. Aber die beiden Schlegel haben nicht geringe Verdienſte als Weiterbildner des herder-göthe'ſchen Gedankens einer Weltliteratur und als Begründer der deutſchen Literaturhiſtorik. Beide Brüder gehörten mit zu den erſten, welche ihren Landsleuten die Poeſie und Weisheit des alten Orients erſchloſſen haben. Auguſt Wilhelm eröffnete auch der deutſchen Ueberſetzungskunſt neue Gebiete, gab, ein Ueberſetzungskünſtler erſten Ranges, ſeinem Lande einen deutſchen Shakſpeare und machte ſeine Zeitgenoſſen zuerſt in größeren Kreiſen mit Dante, Calderon und Camões bekannt. Die romantiſche Mode des Katholiſchwerdens hat er nicht mitgemacht, wie das ſein Bruder Friedrich that, welcher gleich den beiden Affiliirten der Romantik, Adam Müller und Friedrich Gentz, ſich „bekehrte“, um ſeine Feder an Metternich verkaufen und alſo zur Dukatenkaſſe der wiener Staatskanzlei gelangen zu können. Dieſe Geſellen und ſpätere „Konvertiten“ haben als Anwälte der kirchlichen und ſtaatlichen Rückwärtſerei, als Sprach- und Schreibrohre des Abſolutismus und Ultramontanismus ihrem Vaterlande großen Schaden zugefügt. Syſtematiſch, aber ſehr geiſtlos und langweilig hat der konvertirte Haller aus Bern mittels ſeiner „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft“ (1816) den romantiſchen Rückwärtsgelüſten den Weg gezeigt. Geiſtreich und ſtilfertig hing der feile Friedrich Gentz allen Tendenzen und Thaten der Reaktion einen gleißenden Wortmantel um, das viel nachgeahmte, aber bislang nicht wieder erreichte Vorbild aller käuflichen Skribenten. Die Mode des Katholiſchwerdens graſſirte eine Weile auch unter den deutſchen Künſtlern. Schaarenweiſe liefen ſie nach Rom, im Glauben, ſie würden rafael'ſche Madonnen malen oder buonarotti'ſche Propheten meißeln können, ſo ſie ihre Stirnen, hinter denen kein Hirn, mit römiſchem Chriſam beſalben ließen. Eine der auffallendſten „Bekehrungen“ war die des ur- und erzromantiſchen Karfunkelpoeten Zacharias Werner, von welchem das auf ihn gemünzte, übrigens noch auf gar manchen dazumal „Bekehrten“ paſſende Epigramm:

„Viele Verwandlungen gibt's, ſo iſt in dem Leben die Ordnung,
Erſtens die Lüderlichkeit, zweitens die Bigoterie“ —

nur die Wahrheit ſagte. Denn aus einem freigeiſteriſchen Wüſtling der unſauberſten Sorte wurde er ein katholiſcher Bußprediger, deſſen Kanzelkapuzinaden den blaſirten Vergnüglingen und Buhlſchweſtern des wiener Kongreſſes zu einem neuen Zeitvertreib gereichten.

Es fehlte unſerer Romantik nicht an Adepten von großen Gaben und ſolche haben dem Schatze der Nationalliteratur manch ein Juwel, obzwar von mehr oder weniger bizarrer Faſſung, hinzugefügt. So thaten Achim von Arnim und Klemens Brentano, deren Dichten und Trachten urſprünglich von dem richtigen Inſtinkt geleitet war, auf das Volksmäßige, National-Eigenartige müßte zurückgegriffen werden. Sie haben dann auch mitſammen „Des Knaben Wunderhorn“ (1808) herausgegeben, jene berühmte Sammlung deutſcher Volkslieder, welche, obſchon allzu häufig mit romantiſcher Willkür aufgeputzt, zur Erfriſchung und Neukräftigung unſerer Lyrik viel gethan hat. Die eigenen Dichtungen der Beiden waren im ganzen mehr nur kühne Wollungen als erfreuliche Vollbringungen und verliefen im einzelnen zuletzt ganz ins Formloſe, Schemen- und Fratzenhafte. Als ihren Hauptpoeten riefen die Stimmführer der romantiſchen Schule den Ludwig Tieck (1773–1853) von Berlin aus. Der ſollte, verkündigten ſie unter Trompeten- und Paukenſchall, den Schiller wegwiſchen und auch dem Göthe zeigen, was eigentlich Dichten hieße. Der romantiſche Berg gebar dann unter ſehr geräuſchvollem Kreißen richtig eine Maus oder vielmehr verſchiedene Mäuſe: die literariſch-ſatiriſch-polemiſchen Komödien Tiecks, worin eine Arbeit, welche Göthe und Schiller mittels ihrer „Xenien“ ſchon viel beſſer gethan hatten, nachträglich noch einmal verrichtet wurde, und die epiſch-lyriſch-dramatiſchen Sagenſpiele „Genovefa“ und „Kaiſer Oktavianus“, wahre Sammelſurien aller möglichen Motive und Formen, ein ſinnloſes Durcheinander romantiſcher Klingklingelei. Das alles und anderes ähnliche Tieck'ſche mehr iſt jetzt gründlich verſchollen und vergeſſen. Aber daß die „Genovefa“, dieſe plan- und einheitsloſe, aus den grellbunteſten Flicken und Lappen willkürlich zuſammengeplätzte Verhimmelung des Mittelalters von romantiſchen Narren unbedingt neben oder gar über Göthe's Fauſt geſtellt wurde, das wirft denn doch, zuſammengehalten mit der Thatſache, daß gleichzeitig, als Schiller der Nation ſeine dramatiſchen Meiſterwerke gab, der gemeine Poſſen- und Zotenreißer Kotzebue einer unermeſſlichen Popularität ſich erfreute, ein eigenthümlich-trauriges Licht auf die Frechheit der Parteibornirtheit, ſowie auf die Stellung, welche der große Haufe zum wirklich Großen und Schönen zu nehmen pflegt. Tieck übrigens hat ſich als wirklicher Dichter erwieſen in ſeinen im „Phantaſus“ zuſammengeſtellten „Märchen“, wo er es verſtand, den Zauber der vielberufenen romantiſchen „Waldeinſamkeit“ wunderſam wirken zu laſſen, und als Stilkünſtler von höchſter Vollendung in ſeinen zahlreichen Novellen, welche mit großer Seelenkunde feine Ironie und quillenden Humor verbinden. Schade, daß er auch ſeine Novelliſtik zumeiſt in den Dienſt romantiſcher Marotten ſtellte. Dadurch ging ſie der nationalen Wirkung verluſtig und ſah und ſieht ſich darauf beſchränkt, literariſchen Schleckern zum Leckerbiſſen zu dienen.



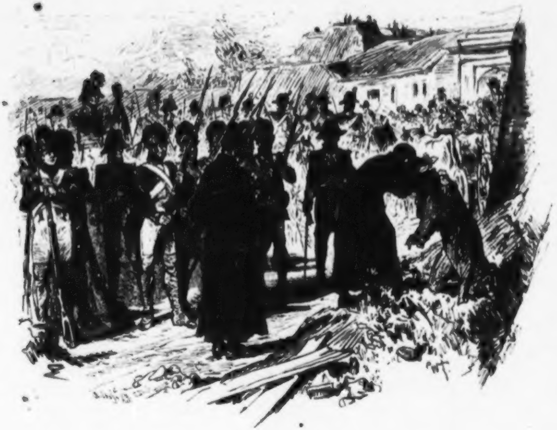
Heinrich von Kleiſt.

Weitaus das Erfreulichſte und Fruchtbarſte in der Romantik war die vaterländiſche Ader, welche in ihr pulſirte. Mittels dieſer Ader hing ſie, ob ſie es zugab oder leugnete, auf's genaueſte mit der von Schiller im „Tell“ vollzogenen Wendung von Koſmopolitismus zum Nationalbewußtſein zuſammen. Das Vaterland, das von Napoleon bejochte, das unterdrückte, ausgeraubte und gequälte Vaterland ſtieß aus der Seele des genialſten der Romantiker, aus der Seele Heinrichs von Kleiſt (geb. 1776 zu Frankfurt a. d. O.), einen markdurchbohrenden Schmerzensſchrei aus, das i. J. 1808 mit rachedurſtiger

Beziehung auf die franzöſiſche Zwingherrſchaft gedichtete Drama „Die Hermannsſchlacht", welches weder geſpielt noch gedruckt werden durfte und auf deſſen Titelblatt darum der Verfaſſer das Klagewort:

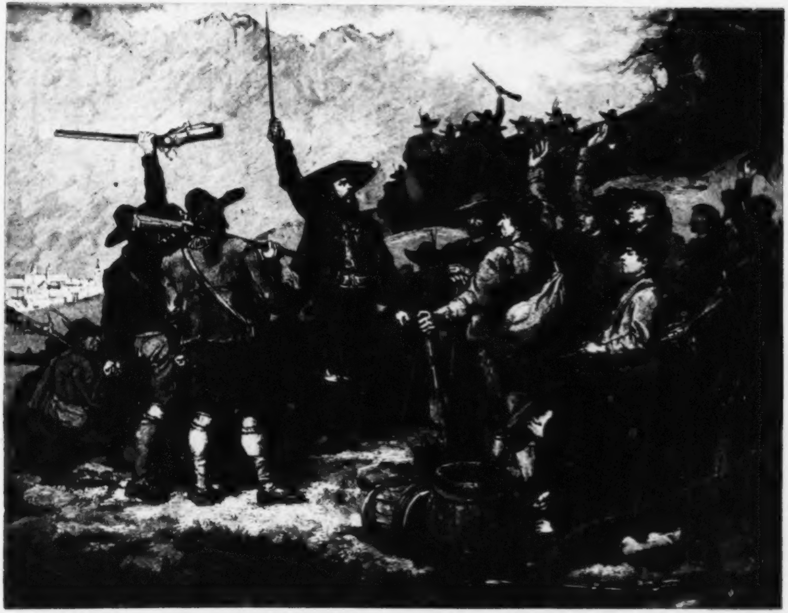
„Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum Ruhm dir zu ſchlagen,
Iſt, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt" —

geſchrieben hat. Kleiſt, welcher dem Krankhaften, das der Romantik anhaftete, in ſeinem „Käthchen von Heilbronn" einen unverkennbaren Tribut zollte, bereicherte unſere Litteratur mit dem meiſterlichen Luſtſpiel



Erſchießung Palms.

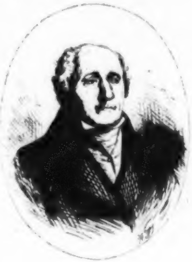
„Der zerbrochene Krug", mit dem meiſterlichen hiſtoriſchen Schauſpiel „Der Prinz von Homburg" und mit der meiſterlichen Erzählung „Kohlhaas". Er war aber auch durch ſeinen Lebenslauf und deſſen Ausgang eine der Charakterfiguren der trübſten Zeit unſeres Landes. In einen Abgrund von Tragik läßt Kleiſts Verhältniß zu Henriette Vogel blicken, ſeiner Freundin, nicht ſeiner Geliebten. Sie war eines anderen Frau, hätte aber, ſelbſt im Innerſten zerfallen, auch ohne das den Dämon in der Seele des Dichters, welcher unter dem Drucke der Fremdherrſchaft an ſich ſelbſt und an der Nation verzweifelte, nicht zu beſchwichtigen vermocht. Das Ende war eine Kataſtrophe, deren Wirklichkeit die im Werther gedichtete an Furchtbarkeit übertraf. In einer unglücklichen Stunde hatte Kleiſt der kranken Freundin verſprochen, ſie zu tödten, wenn ſie das Leben nicht mehr zu ertragen vermöchte, und er hielt Wort.



Andreas Hofer auf dem Iſelberge.

Am 21. November 1811 erſchoß der Dichter am Ufer des Wannſee's bei Potsdam erſt Henriette und dann ſich ſelbſt.

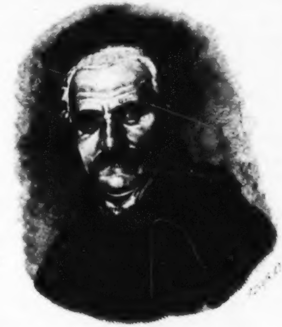
Der von Kleiſt angeſchlagene vaterländiſche Ton klang in mächtigen Schwingungen durch die ganze Zeit von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung und ſeiner Erhebung gegen den Napoleonismus. So recht kennzeichnend für dieſen war der Beginn unſerer Schmachzeit, nachdem am 12. Juli von 1806 die napoleoniſche Präfektur auf deutſchem Boden, der Rheinbund, zum Abſchluß gekommen, die ſklavenhaften napoleoniſchen Präfekten, die Rheinbundsfürſten, am 1. Auguſt zu Regensburg ihren Austritt aus dem deutſchen Reich „für immer“ zu Protokoll gegeben, fünf Tage ſpäter der Kaiſer Franz die Krone des „Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation“ niedergelegt und damit dieſes arme Reich auch dem Namen nach zu exiſtiren aufgehört hatte, — ja, ſo recht kennzeichnend war von dem Schlachtenmeiſter und Welttyrannen der Beginn dieſer Schmachzeit markirt worden durch jenen ſchnöden, auf ſeinen ausdrücklichen Befehl verübten Juſtizmord an dem nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm. Der Zuſammenſturz des deutſchen Reiches hatte nur einen ſchüchternen Widerhall hervorgerufen, einen Schmerzensſeufzer mehr nur als einen Schmerzensſchrei, das Büchlein „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung“. Weil der Verfaſſer nicht aufzuſpüren war, wurde Palm als Drucker und Verbreiter verhaftet, der brutalen Poſſe einer franzöſiſchen Kriegsgerichtsprocedur unterzogen und am 26. Auguſt 1806 zu Braunau von den Franzoſen erſchoſſen, ein beſcheidener, aber ſtandhafter Blutzeuge für die Sache ſeines Landes. Man muß wiſſen, wie die Franzoſen zur „Franzoſenzeit“ in Deutſchland gewirthſchaftet und gewüthet haben, man muß ſich erinnern, daß Napoleon in Tilſit dem armen, zertretenen, ausgeplünderten, um die Hälfte ſeines Gebietes verringerten Preußen die darum geradezu ungeheuerliche Kriegskontribution von 1,020,299,494 Franken auferlegte, um den kochenden Ingrimm zu verſtehen, welcher die Seelen der deutſchen Patrioten erfüllte, und ihren Abſcheu vor allem „Welſchen“ und vor allen, welche „tief im Sündenpfuhl der Welſchſucht ſchlemmten oder im Nebel der Weltbürgerlichkeit zierbengelten“. Das Wort iſt vom „Turnmeiſter“ Friedrich Ludwig Jahn, welcher dazumal mit zu den beſten Weckern und Treibern gehörte. Am Schiller, am Fichte, am Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom Stein richteten ſich die Gemüther wieder auf und lernten an die Stelle des Verzweifelns das Handeln ſetzen. Stein, von dem geſungen und geſagt wurde:



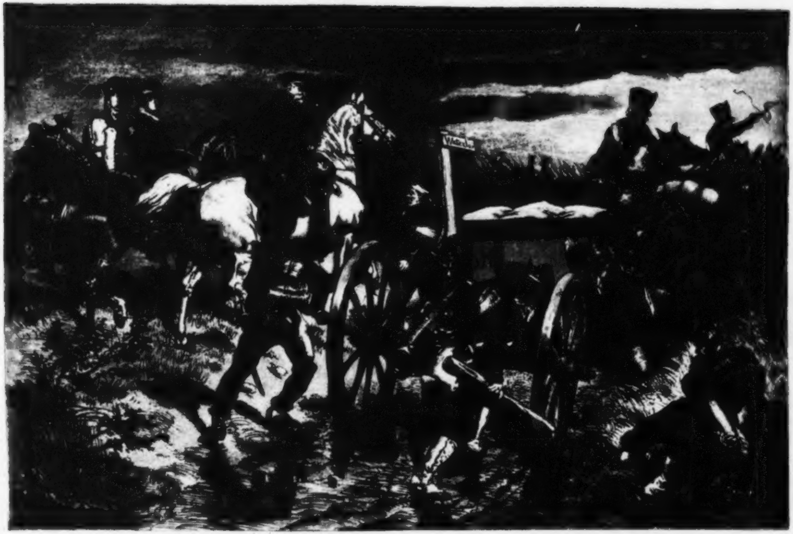
Freiherr von Stein.

„Das iſt der deutſche Stein,
Von Trug und Falſch entblößt,
Wer an dem Stein ſich ſtößt,
Der kann kein Deutſcher ſein“ —

war in Wahrheit der erſte deutſche Staatsmann, welchen unſer Land ſeit lange geſehen hatte. Ein „Reichsfreiherr“ jeder Zoll, hat er ſich dennoch der Einſicht nicht verſchloſſen, daß eine neue Zeit neuer Mittel bedürfte, und in dieſem Sinne hat er gedacht und gethan während der kurzen, von der napoleoniſchen Tyrannei ihm gegönnten Friſt ſeiner preußiſchen Reformminiſterſchaft. Er, der Ariſtokrat, ſcheute ſich nicht, zu den großen Ideen von 1789 zu greifen. Dieſe, aber gereinigt von terroriſtiſcher und bonapartiſtiſcher Fälſchung, wurden von Stein und ſeinen Mithelfern auf die beſtehenden Verhältniſſe ſo angewandt, daß, im Gegenſatze zur franzöſiſchen Centraliſation und Staatsallgewalt, der große Grundſatz der Freiheit und Selbſtverwaltung der Gemeinden in ſeiner praktiſchen Verwerthung die Grundlage eines freien Staatsbürgerthums ſein ſollte. Aus ſolchem Geiſte ging die ganze Geſetzgebung der ſtein-hardenberg'ſchen Reform hervor, welche Preußen aus der altfritzig-bureaukratiſchen Verſteinerung heraus und zu neuem Leben gerufen hat. Die Hauptthaten dieſer ſocialen und politiſchen Reform, mit welcher bekanntlich die ihr entſprechende Umformung des Heerweſens durch die Scharnhorſt, Gneiſenau, Grolmann und Boyen Hand in Hand ging, waren, wie jedermann weiß, das berühmte Edikt über „den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums" vom 9. Oktober 1807 und die „Städteordnung" vom 19. November 1808. Aber Stein war nicht bloß ein preußiſcher Miniſter, ſondern ein nationaler Staatsmann, welcher mit ſeinen Gedanken ſtets über Preußen hinaus oder auch mittels Preußens auf Deutſchland hinübergriff, um „in der Nation einen ſittlichen, religiöſen und vaterländiſchen Geiſt zu pflanzen, ihr wiederum Muth, Selbſtvertrauen und Opferwilligkeit für die nationale Unabhängigkeit, Selbſtſtändigkeit und Ehre einzuflößen, um mit der ſo erneuten, wiedergeborenen, tüchtig erzogenen den Kampf für die höchſten Güter zu wagen". Mit dem Namen Steins engverbunden iſt der ſeines Begleiters im ruſſiſchen Exil, der Name von Ernſt Moritz Arndt, welcher, mit ſeinem „Geiſt der Zeit" (1807) eine nationale Zeitſchriftſtellerei großen Stils eröffnete, die dann durch Jahn („Deutſches Volksthum" 1810) fortgeſetzt und durch Görres („Der rheiniſche Merkur" 1813) zu einer Kühnheit und Kraft politiſcher Beredſamkeit erhoben wurde, wie ſolche Deutſchland, ja Europa noch nicht vernommen hatte. Denn, wie der zweifelsohne urtheilsfähige Genz in ſchreckensvollem Staunen erklärte, hatte noch niemand „erhabener, furchtbarer, teufliſcher" geſchrieben als der vom franzöſiſchen Jakobinismus zum deutſchen Patriotismus bekehrte Rheinländer. Und die Bemühungen der redenden, ſchreibenden, handelnden Vaterlandsfreunde waren auch nicht eitel. Ueberall thaten ſich deutſchgeſinnte Männer und Frauen zu Rath und That zuſammen. Weniger in dem bekannten, wohlgemeinten, aber in ſeinen Wirkungen überſchätzten „Tugendbund" als in dem, welchen Gneiſenau bezeichnete, als er ſchrieb: „Mein Bund iſt nur die Gleichgeſinntheit mit Männern, die der Fremdherrſchaft nicht unterworfen ſein wollen" — oder in dem, welchen Jean Paul meinte, als er das deutſche Volk aufforderte, „am Jahrestage der Schlacht von Jena einen Bußtag zu begehen, um am Schmerze den Muth zu entzünden, damit die ganze Nation in der Trauer hoch aufſtehe, gemeinſam ſich die Wunden zu heilen und ſich zu neuem Kampfe zu rüſten". Das Jahr 1809 mit ſeiner glorreichen Aſpernſchlacht, mit den kühnen, wenn auch unglücklichen Kriegs-

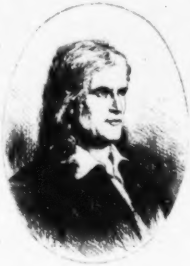


Blücher.



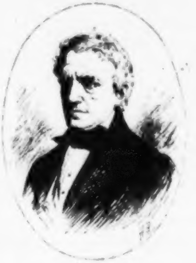
Blücher im Eilmarſch auf Waterloo.

fahrten des „Vorreiters" Schill und des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig, mit dem heldiſchen tiroler „Bauernſpiel" brachten Zukunftsdämmerungen für Deutſchland, aber auch nur ſolche; denn der Tag der Befreiung vom „ſchnöden Franzenjoche" ſtand noch jahrelang aus. Doch zeigte zum Troſte der gequälten Menſchheit der Unabhängigkeitskampf der Tiroler mit ihrem Anderl Hofer, dieſer in der Weltgeſchichte ganz einzig daſtehenden Geſtalt eines Heldenbauers und Bauernhelden, an der Spitze, was auch ein kleines Volk zu thun vermag, wenn es, vom Gedanken des Vaterlandes erfüllt, alles einzuſetzen bereit iſt. Und auch darum iſt das tiroler Bauernſpiel ein ſo eigenthümliches Stück deutſcher Geſchichte, weil ſich darin dem Heldiſchen und Tragiſchen ſo mancher Zug einer urgeſund-naiven Komik und eines erquicklich-gutmüthigen Humors beigeſellte ... Was die patriotiſche Romantik in Geſtalt von Gefühlen und Gedanken geſät hatte, iſt im großen Erhebungsjahre 1813 in Geſtalt von Thaten aufgegangen. Damals und bis 1815 hat ſich Preußen — nur der Unverſtand, die Unwiſſenheit oder die Böswilligkeit könnten es leugnen — die Anwartſchaft auf die künftige Vorherrſchaft in Deutſchland redlich erworben. Denn es hat für die Befreiung deſſelben von der napoleoniſchen Zwingherrſchaft nicht nur unendlich viel mehr geleiſtet als die ſämmtlichen übrigen deutſchen Staaten, ſondern es hat auch, Oeſtreich, Rußland und England an Kraftaufwand, Arbeit und Opfern weit voran, für die Niederwerfung des Napoleonismus überhaupt das Beſte und Größte gethan, wie es in der Perſon von Gebhart Lebrecht Blücher den „Vorwärts", Durchgreifer und Durchhauer von Feldherrn ſtellte, ohne welchen es kein Leipzig und kein Waterloo gegeben hätte. Der Dichterherolde des Befreiungskrieges waren viele. Mit großer Wirkung warf Ernſt Moritz Arndt ſeine feurigen und Max von Schenkendorf ſeine ſeelvollen Vaterlandslieder in das kriegeriſche Getümmel. Aber an einer Dichtergeſtalt, am Theodor Körner, dem Sohne von Schillers vertrauteſtem Freunde, hingen alle Augen, vorweg die Augen der Jugend und die Augen der Frauen, welche dazumal in deutſchen Landen, vorweg in Berlin, die Geſinnungen, ſo ihre Lieblinge Schiller und Jean Paul ihnen eingeflößt hatten, opferwillig und hilfreich erwieſen. Körner war aber auch das verwirklichte Ideal einer deutſchen Jugend, welche am Tell ſich herangebildet hatte. „Zugleich ein Sänger und ein Held", lebte er ſeine zündende Befreiungskriegslyrik und gab am 26. Auguſt von 1813 auf der Walſtatt von Gadebuſch ſein Herzblut hin für das, wofür er ſeine Kameraden und ſein Volk zu begeiſtern geſucht und gewußt hatte. Niemals darf die Eiche von Wöbbelin, an deren Fuß der jugendlich-ſchöne Sängerheld unter den Klängen ſeines herrlichen Liedes von „Lützows wilder, verwegener Jagd" beſtattet wurde, aufhören, ein deutſches Heiligthum zu ſein.



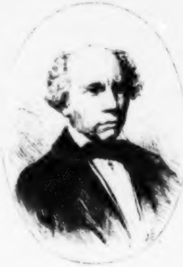
Körner.

In den Stimmungen, Nöthen und Hoffnungen der Befreiungskriegszeit wurzelten auch die Anfänge von zwei Dichtern, welche ſpäter weit auseinander gingen, die Anfänge von Friedrich Rückert (1788—1866) aus Schweinfurt und Ludwig Uhland (1787—1862) aus Tübingen. Rückerts „Geharniſchte Sonette" und viele ſeiner „Zeitgedichte" ſind ein Theil des Beſten, was die ſogenannte „politiſche" Lyrik dazumal und ſpäter hervorgebracht hat. Aber die Bedeutung des Dichters beruht nicht darauf, ſondern vielmehr auf ſeiner lyriſchen Univerſalität, — dieſe ſubjektiv und objektiv genommen. Denn wenn Rückert vermöge ſeiner weltliterariſchen Empfänglichkeit im ſtande war, uns mittels unvergleichlich genialiſcher Dolmetſchung in der Poeſie des Morgenlandes heimiſch zu machen, ſo hat er uns ebenſo die reiche Gemüthswelt eines deutſchen Dichters aufgeſchloſſen, dem alles, was in Freud und Leid ihn berührte, alles, was das Leben lehrt, was es verſpricht und erfüllt, was es gibt und nimmt, zum Liede ward. Aber er iſt nie der Meinung geweſen, das Lied müßte gedankenleer ſein, um lyriſch ſein zu können. Die Poeſie Rückerts iſt keine leere Schelle, ſondern ein Glockengeläute voll Gedankenmetallklang. Er iſt der deutſche Brahman, nicht nur um ſeiner trefflichen Lehrdichtung „Die Weisheit des Brahmanen" willen, ſondern weil er überhaupt die Eingebungen germaniſcher Weisheit mit dem Bilderglanz einer ſo unerſchöpflichen und vielgeſtaltigen Phantaſie, wie ſolche nur im alten Indien daheim war, zu umgeben wußte. Rückert könnte der letzte unſerer Klaſſiker genannt werden, ſo nicht Franz Grillparzer (1791–1871) aus Wien dieſe Ehre ebenfalls anſpräche und verdiente. Grillparzer hat ſeine romantiſche Jugendſünde, „Die Ahnfrau", glänzend geſühnt, indem er ſeine „Sappho", ſeine „Medea", ſeine „Hero" und ſeine „Eſther" ſchuf, vier Dichtungen, welche in der Schatzkammer unſerer Nationalliteratur unmittelbar unter den dramatiſchen Meiſterwerken Leſſings, Göthe's und Schillers aufzuſtellen ſind. Zweifelsohne iſt dieſer Dichter der bedeutendſte, welchen Deutſch-Oeſtreich ſeit dem Walther von der Vogelweide dem Vaterlande gab, und wohl durften ihn die Wiener mit einem wahrhaft königlichen Pomp zum Grabe geleiten. Auch der Klaſſiker unſerer mundartlichen Dichtung, Johann Peter Hebel (1760–1826), welcher in ſeinen von Naturwahrheit, Herzensfriſche und Frohſinn überquellenden „Alemanniſchen Gedichten" dem ſchönen Lobwort Göthe's zufolge „die Welt in anmuthigſter Weiſe verbauerte", darf an dieſer Stelle nicht vergeſſen werden. Endlich mag noch erwähnt ſein, daß neben Rückert die Ueberlieferungen unſerer Klaſſik in Geiſt und Form bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bewahrt und gepflegt worden ſind. So durch den Lehrdichter Leopold Schefer, welcher im ſtillen grünen Parke von Muſkau ſein mildes, alle jüdiſchen, chriſtlichen und iſlamiſchen Prieſterbreviere beſchämendes „Laienbrevier" dichtete, nein, betete; ſo durch den Lyriker Eduard Mörike, welcher den göthe'ſchen Liederton wiederfand und demſelben die herzigſte Schalkheit zu geſellen verſtand. Dagegen hat den romantiſchen Liederton Joſeph von Eichendorff wohl am beſten getroffen und dieſer Nachzügler der Romantiker leiſtete darum als Lyriker, was ſeine Vorgänger nur gewollt hatten. Etwas unſicher ſchwankte zwiſchen dem Geiſte der Klaſſik und den Formen der Romantik Adalbert von Chamiſſo, ein Meiſter der Novelle in Verſen und ein zum zweitenmal nicht dageweſenes Beiſpiel von einem verdeutſchten Franzoſen. Uhland ſeinerſeits, zu welchem die Darſtellung ſich zurückwendet, hat als Dichter die Summe der Romantik gezogen, wie er als Gelehrter die von ihr ausgegangenen Anregungen zur Erforſchung und Klärung des vaterländiſchen Alterthums als einer der erſten „Germaniſten" in treffliche Leiſtungen zu verwandeln wußte. Ihm iſt es gelungen, dem wirklich dichteriſchen Gehalt der romantiſchen Stimmung und Strebung zur nationalliterariſchen Wirkung und Geltung zu verhelfen. Er trat an die mittelalterlichen Stoffe heran mit dem ruhigen und klaren Wollen eines ſinnigen Künſtlers, welcher aus ſeinem Material nicht mehr machen will, als es verträgt. Er ließ ſich vom Mittelalter nicht bewältigen, ſondern er bewältigte es künſtleriſch, indem er ſich zu den Problemen der romantiſchen Epoche ganz ſo verhielt, wie ſich Göthe zu denen der Kraftgenialitätszeit verhalten hatte. Darum auch konnte



Grillparzer.

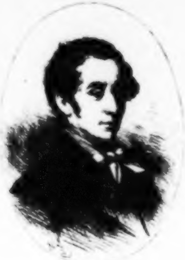
er freien Gemüthes den Beſtrebungen der neuen Zeit, welche auf die Verwirklichung der Idee des Rechtsſtaates abzielten, jene wackere Theilnahme zuwenden, die ihn, der ſtets deutſch war, ohne jemals zu deutſchthümeln, zu den bewährteſten Vaterlandsfreunden ſtellte. Wie er nach den bitteren Enttäuſchungen, welche die Befreiungskriege im Gefolge hatten, den Mahnruf nach Erfüllung feierlichſter Verſprechungen in edelſter Liederform furchtlos an die Fürſtenburgen klopfen ließ, ſo hat er auch im großen Sturmjahre 1848–49, welches ſo viel Spreu von ſo wenigem Korn ſonderte, bis zuletzt an der nationalen Fahne feſtgehalten. Die Nation hat ſich dankbar erwieſen und es gereichte ihr zum Lobe, daß ſie des Balladenmeiſters Uhland Balladen und Romanzen in ihr Herz geſchloſſen und ſeine Lieder auf den Lippen trägt, während ſie weitaus die meiſten Hervorbringungen der Romantik nach raſch geſtillter Neugierde dem Schlummer der Vergeſſenheit in den Büchereien anheimgegeben hat. Da und dort trifft dieſer Bann freilich auch dieſes und jenes Dichterwerk, welches ohne Frage eines beſſeren Looſes würdig wäre. Der Spätlingsromantiker Karl Immermann z. B. ſollte nicht allein durch ſeinen allerdings prächtigen weſtphäliſchen Hofſchulzen und die blonde Lisbeth (im „Münchhauſen“) im Andenken der Deutſchen fortleben, ſondern auch durch ſeine großgedachte tragiſche Trilogie „Alexis“ und ſein reizendes Gedicht von „Triſtan und Iſolde“. Uebrigens reichen die Spuren der Romantik ebenfalls bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts herüber. Man ſtößt auf ſie in der freilich ſtark mit Byronismus verſetzten, kühn nach höchſten Zielen greifenden und dieſelben mitunter auch ſtreifenden Tragik eines Chriſtian Grabbe und eines Friedrich Hebbel, wie in der melodiſchen Lyrik eines Emanuel Geibel.



Ludwig Uhland

Wie unſere Klaſſik zur allſeitigen Erforſchung und Klarſtellung des antiken Dichtens und Trachtens angetrieben hatte, ſo die Romantik zur Aufhellung einheimiſch-alter Art und Kunſt. Maßen im ganzen und großen die romantiſche Stimmung und Strebung nichts anderes geweſen iſt als der Verſuch, das Mittelalter in Poeſie und Kunſt, in Kirche und Staat wieder zu erwecken, ſo mußte ſie naturgemäß die gelehrte Arbeit auf die Vorzeit hinweiſen. Man fing daher an, den Quellen des mittelalterlichen Daſeins wieder nachzuſpüren, und wo ſprudelten dieſe voller als in den Hervorbringungen unſerer alten Literatur? Man grub dieſelben unter dem Staube der Jahrhunderte hervor. Aber dieſe Werke der Ahnen blickten das nachgeborene Geſchlecht ſo fremdartig an, daß Verſtändniß und Würdigung nur möglich wurde auf der feſten Unterlage gelehrter Unterſuchung. Hier nun griff wahrhaft großartig und muſtergebend die Sprach-, Religions-, Rechts-, Sagen- und Dichtungsforſchung von Jakob Grimm (1785–1863) aus Hanau ein, welcher, treulich unterſtützt von ſeinem Bruder Wilhelm und von Gleichſtrebenden wie Uhland, eine Reihe von grundlegenden und aufbauenden Arbeiten lieferte: Deutſche Grammatik (1818), Deutſche Rechtsalterthümer (1828), Deutſche Mythologie (1843), Geſchichte der deutſchen Sprache (1849), Deutſches Wörterbuch (1852). Das ſind Rieſenbauten, kyklopiſch aufgeblockt, unvergängliche Zeugniſſe, was die deutſche Forſchung zu leiſten vermöge, von dem innigſten Vaterlandsgefühl durchweht, nebenbei auch den großen Mangel der deutſchen Gelehrſamkeit aufzeigend, den Mangel an Formſinn. Mittels ihrer Thätigkeit als Sagen- und Märchenſammler (Kinder- und Hausmärchen 1812, Deutſche Sagen 1816) haben die Gebrüder Grimm die Ueberlieferungen unſerer Vergangenheit in jedem deutſchen Haushalt und bis in die

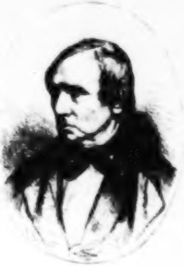
Kinderwelt hinein wieder wachgerufen und auch dadurch für die Pflanzung und Pflege von nationaler Anſchauung und Fühlung fürwahr nicht Kleines gethan. Unter ihren Nachfolgern that der dichteriſch begabte **Karl Simrock** für die Verbreitung vaterländiſcher Alterthumskunde in weitere Kreiſe das Beſte . . . Die Wiederaufnahme des nationalen Geiſtes und Stils in den bildenden Künſten, wie ſie durch die Romantik gefordert wurde, hat ſich nicht ohne bedenkliche Trübungen vollzogen, weil die romantiſche „Sehnſucht nach der Heimat“, d. h. nach dem katholiſchen Mittelalter, unter den deutſchen Künſtlern zur Mode wurde und jene in der mittelalterlich-kirchlichen Anſchauung befangene Schule hervorrief, welche man die „nazareniſche“ zu nennen pflegt und für deren Großmeiſter der Konvertit **Friedrich Overbeck** (geb. 1789) aus Lübeck anzuſehen iſt. In der Malerei ſollte nach der Meinung der Nazarener nicht über den Geiſt, die Formen und Farben des 14. und 15. Jahrhunderts hinausgegangen werden, für die Architektur und Skulptur wäre außerhalb der ſtrengſten Gothik kein Heil. Etwas Gutes hat dieſe Beſchränktheit immerhin mit ſich gebracht: die achtungsvollere Behandlung der Werke unſerer alten Kunſt. Die Mißachtung, Mißhandlung und Verunſtaltung der Kunſtſchöpfungen des Mittelalters hörte auf, machte einem pietätvollen Verſtändniſſe platz und von dieſem ging dann der Antrieb zu ſo großartigen Wiederherſtellungen und Vollendungen aus, wie die Dome von Speier, Ulm und Köln ſie aufzeigen. Freieren Geiſtes als die Nazarener wußte **Peter Cornelius** (geb. 1783) aus Düſſeldorf die Eindrücke und Einflüſſe der Romantik in ſich zu verarbeiten und dieſelben mit den von der Klaſſik ausgehenden in Einklang zu bringen. Von ſeinen erſten Arbeiten an, von den im beſten Sinne deutſchnationalen Zeichnungen zu den Nibelungen und zum Fauſt an bis zu den Entwürfen zum Freskencyklus für den berliner Campo ſanto iſt Cornelius ein Aufſtrebender geweſen, welcher den germaniſch-chriſtlichen Idealismus der Auffaſſung mit helleniſcher Formſchönheit zu ſeltener Stilgröße zu verbinden ſuchte und wußte, obzwar das Geheimniß der Farbe ihm verſchloſſen war und blieb und eins ſeiner berühmteſten Werke, das „Jüngſte Gericht“ in der Ludwigskirche zu München, nicht allein durch ſeine Farbengebung ſehr begründete Einwürfe hervorruft. Denn es iſt doch wohl fragwürdig, ob der große Gedanke des Weltgerichts hier zu einer künſtleriſchen Erſcheinung gebracht worden ſei, welche der Bildung des 19. Jahrhunderts würdig wäre. Ein bekanntes Wort von



Karl Maria von Weber.

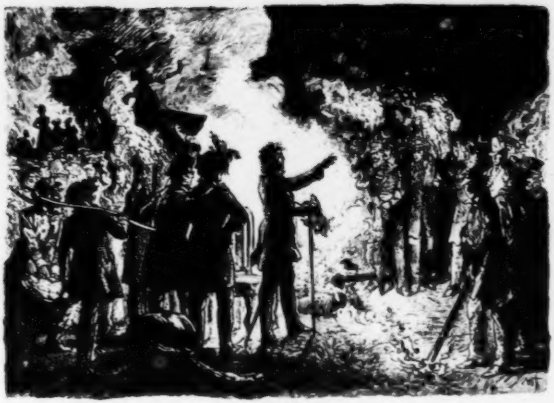
Schiller („Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!") beantwortet dieſe Frage und zwar verneinend. Ihren reinſten, reichſten und erquicklichſten künſtleriſchen Ausdruck fand die deutſche Romantik in der Muſik, und zwar in der Muſik von Karl Maria von Weber (1786—1826) aus Eutin, deſſen von Melodienfülle quillenden und ſprudelnden Tondichtungen, namentlich „Der Freiſchütz", „Precioſa" und „Oberon", zu einem koſtbaren Gemeingut unſeres Volkes geworden ſind.

Zum Kapitelſchluß ſei noch an zwei Frauen erinnert, welche mit unſern Klaſſikern und Romantikern mittels freundſchaftlicher und verwandtſchaftlicher Bande vielfach verknüpft waren, mittels Rede und Schrift einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Geſellſchaft und die Literatur geübt und die Stellung von öffentlichen Charakteren gewonnen haben: Rahel Levin (1771—1833) und Bettina Brentano (1785—1859), jene an Varnhagen von Enſe verheiratet, dieſe, die Schweſter von Klemens Brentano, an Achim von Arnim. Die Rahel hat man ja wohl die „Prophetin der Klaſſik", die Bettina die „Sibylle der Romantik" genannt. Rahel iſt nicht als Schriftſtellerin aufgetreten, ſondern hat ſich begnügt, als die Geſprächskünſtlerin, welche ſie im höchſten Grade war, den Deutſchen zu zeigen, wie man das, was die Franzoſen einen literariſchen Salon nennen, halten müßte, ſowie mittels brieflichen Verkehrs auf ihre Freunde und Freundinnen anregend und beſtimmend zu wirken. Bettina hat als die unermüdliche, mit der Wahrheit ſehr leicht umſpringende Fabuliererin, die ſie geweſen, den „Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde" und derartige „Briefwechſel" mehr zuſammenfabulirt. Die Rahel hat man ihrer Anſichten und Urtheile halber, die in der Regel viel Sinn für das Wahre, Richtige und Tüchtige bezeugen, den „perſönlichen Chor im großen Drama ihrer Zeit" genannt. Die Bettina war eine elfiſche Spukgeſtalt, halb Ariel, halb Puck. In die Länge wurde aber die Spukerei ungemüthlich und widerwärtig, insbeſondere, ſo das alte „Kind" noch dieſelben Grimaſſen und Kapriolen machte wie das junge. Der Deutſche hat zuviel Schwerfälligkeit, um ſich für den „Kultus des Genius" aus freier Hand zu begeiſtern. Hat er ſich jedoch die Begeiſterung einmal recht einreden laſſen, ſo übertreibt er dieſelbe gern gerade dann, wann ſie ziemlich überflüſſig iſt. Demzufolge hat man eine Weile in Deutſchland den Rahel- und Bettinakult ſchwärmeriſch getrieben. Das ging vorüber. Man zuerkennt jetzt den beiden Frauen eine gewiſſe kulturgeſchichtliche Bedeutung, aber



Cornelius

man verſchließt ſich nicht mehr der Einſicht, daß gar vieles von den Orakeleien derſelben auf verhaltene Sinnlichkeit hinauslief und daß bei beiden der Ueberſchuß an Geiſt mitunter bis zur Narrheit, bis zum Größenwahn ſich verſtieg. So wenn Bettina ausrief: „Oft dacht' ich, ich müßte mit fliegender Fahne den Völkern voranziehen!“ oder Rahel ſchrieb: „Ich habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin ſo einzig als die größte Erſcheinung dieſer Erde. Der größte Künſtler, Philoſoph oder Dichter iſt nicht über mir. Wir ſind vom ſelben Element, im ſelben Range und gehören zuſammen.“ Viel anmuthender und wohlthuender als die Erſcheinung dieſer beiden „Emancipirten“ war denn doch die mädchenhaft-edle und deutſch-anſpruchsloſe der „letzten Romantikerin“, welche zugleich die größte bislang in Deutſchland aufgeſtandene Dichterin geweſen iſt, die Erſcheinung der Annette von Droſte-Hülshof (1797–1848) aus Weſtphalen. Die Romantik konnte einen würdigeren nationalliterariſchen Abſchluß als die Gedichte (1844) Annette's nicht finden. Denn hier iſt alles, was in der romantiſchen Richtung geſund, gut und groß war, rein, wahrhaftig und in einer Sprache voll Mark und Nerv zur dichteriſchen Geltung gebracht.



Das Burſchenſchaftsfeſt auf der Wartburg.

5.

Idealismus und Materialismus.

Ein Sänger der Befreiungskriegszeit hat am Ende des großen Kampfes ſeine patriotiſche Beſorgniß in dieſen drei Strophen ausgeſprochen:

„Zu welch' hohem Heldenleibe
Einer Rieſin voller Mark
Könnteſt du aus ſchwachem Weibe
Wachſen, Deutſchland, groß und ſtark!

Wenn nur auf dem Bau der Glieder
Gleich ein kriegeriſches Haupt
Oben wollte wachſen wieder,
Das man dir im Schlaf geraubt.

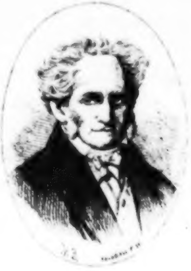
Wenn nur Glieder nicht, die kleinen,
Statt ein Leib zu ſein vereint,
Selber wollten Leiber ſcheinen
Oder gar dem Ganzen feind —"

und dieſe Beſorgniß, daß die Viel- und Kleinſtaaterei in Deutſchland fortwähren würde, iſt in traurigſter Weiſe gerechtfertigt worden. Die Hoffnungen, welche die Deutſchen an ihre Erlöſung vom Napoleonismus geknüpft hatten, wurden kläglich getäuſcht. Die berühmte Proklamation von Kaliſch (März 1813), welche die Auflöſung des Rheinbundes verkündigt und die Wiederherſtellung Deutſchlands mit einer Verfaſſung verſprochen hatte, welche „hervorgehend aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volkes die Nation verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener unter Europa's Völkern erſcheinen laſſen wird" — ſtellte ſich als eine gleißende Lüge heraus. Was die deutſchen Schwerter auf ſo vielen, von der Katzbach bis zur Seine gelegenen, mit dem beſten deutſchen Blut überſtrömten Walſtätten gutgemacht hatten, das verdarben die Diplomatenfedern wieder. Und zwar nicht die fremden nur, ſondern auch die heimiſchen. Preußen, welches zur Brechung der franzöſiſchen Zwingherrſchaft die größten Opfer gebracht und das Beſte gethan hatte, ſah ſich von ſeinen eigenen „hohen Alliirten" verrathen und verlaſſen. Die wiener Hofburg verbündete ſich mit England und mit dem beſiegten Frankreich, um Preußens und Deutſchlands gerechte Anſprüche zu vereiteln. Auf dem wiener Kongreß, allwo zur Verhöhnung der namenloſen Leiden, welche die Völker ſeit einem Vierteljahrhundert durchgemacht hatten, die „Privilegirten" und ihr unſauberer Anhang in Ueppigkeiten und Ausſchweifungen aller Art ſich berauſchten, führte einer der verrufenſten Feinde Deutſchlands, der Geſandte der Bourbons, Talleyrand, das große Wort, und flüſterte nebenbei dem öſtreichiſchen Haus-, Hof- und Staatskanzler Metternich den einzigen politiſchen Gedanken ein, welchen dieſer jemals gehabt, den Spottgedanken „Legitimität". Mit Ach und Krach kam im Juni von 1815 die Mißgeburt „Deutſcher Bund" zur Welt und die „Wiener Bundesakte" war die förmliche Beſiegelung der Zerriſſenheit unſeres Volkes nach innen und ſeiner Ohnmacht nach außen. Durch alle die freiheitfeindlichen, rückwärtstreibenden, haltloſen Machenſchaften des wiener Kongreſſes lief der ſchwefelfarbene Faden romantiſcher Schwindelei. Das Geſaſel vom „chriſtlichen" Staat, welches die Romantiker ausgehen ließen, führte zu der feierlichen Poſſe der ſogenannten „Heiligen Allianz" (September 1815), für welche kennzeichnender Weiſe ein wirrſäliger Philoſophaſter und eine von der Buhlerei zur Beterei übergelaufene Dame die unmittelbare Anregung gegeben haben. Die „Karlsbader Beſchlüſſe" (1819) und die „Wiener Schlußakte" (1820) vollendeten für Deutſchland, die Kongreſſe von Aachen, Troppau, Laybach und Verona für Europa das Syſtem einer ebenſo ſtupiden als erbarmungsloſen Rückwärtſerei und Unterdrückung, welche ſelbſtverſtändlich aufs engſte mit der reſtaurirten „Kirchlichkeit" ſich verband, mit der römiſchen Kurie „Konkordate" abſchloß, welche den Papalismus zu den kühnſten Hoffnungen ermunterten und zu den keckſten Uebergriffen ermuthigten. Die amtliche Wiederherſtellung des ſeit 1773 nur im Geheimen thätig geweſenen Jeſuitenordens (1814) wurde von der romantiſchen Staatsweisheit mit Jubel begrüßt. Die Völker, bis zur völligen Erſchöpfung herabgekommen und mundtod gemacht, ließen ſich eine Weile alles gefallen. Was Deutſchland angeht, ſo war es politiſch nur noch „ein geographiſcher Begriff", wie Herr von Metternich dekretirt hatte. Die deutſche Jugend, in welcher die Stimmungen und Hoffnungen der Befreiungskriege fortlebten und welche an den Hochſchulſitzen zu „Burſchenſchaften" ſich zuſammengethan hatte, um in freilich oft wunderlichen Formen (Wartburgfeſt 1817) und mittels fehlgreifender Ausſchreitungen (Ermordung Kotzebue's durch Ludwig Sand 1819) den Gedanken deutſcher Einheit und Freiheit pflegen und wachzuhalten, verwarf dieſes Dekret. Aber ſie hatten ihre patriotiſchen Träume ſchwer zu büßen, die ſchwarzrothgolden geſinnten Studenten und Turner. Welche Hetzjagd auf ſie angeſtellt wurde, ſteht in trüber Erinnerung. Preußen, von lauter Mittelmäßigkeiten regiert und willenlos am Gängelbande der Metternichigkeit geführt, ließ durch ſeine Kamptz, Schmalz und Tzſchoppe dieſe Hetzjagd mit größter Beeiferung betreiben. Die franzöſiſche Julirevolution von 1830 warf zwar ihre Schallwellen auch über den Rhein herüber, aber die Unterthanen der deutſchen Staaten und Städtchen waren durch ein fünfzehnjähriges Polizeiregiment ſo zuſammenregiert, daß es die Vorgeſchrittenſten unter ihnen nur zu nichtsſagenden oder ganz vergeckten Demonſtrationen (Hambacher Feſt 1832, Frankfurter Attentat 1833) und da und dort, wie in Kaſſel und Braunſchweig, zu Duodezrevolutiönchen brachten. Der Konſtitutionalismus, wie ſolcher in deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten ſeit 1816 aufgekommen, war an und für ſich ſchon nur ein trügeriſcher Schein und konnte bei dem in Wien und Berlin und folglich auch am „Bundestag“ in Frankfurt herrſchenden Abſolutismus nichts anderes ſein. Aber die Volksfürchtigkeit ſcheute ſogar dieſen konſtitutionellen Schein und daher wurde demſelben mittels der berüchtigten wiener „Miniſterkonferenz“ von 1834 ein Dämpfer aufgeſetzt, welcher die verfaſſungsmäßigen und parlamentariſchen Formen und Formeln in den Mittel- und Kleinſtaaten zu Hülſen ohne Inhalt machte. Für das erſte blaſſe Wiederaufdämmern einer beſſeren Zukunft unſeres Landes konnte es angeſehen werden, daß die ſchläfrige Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten ſich endlich einmal wieder auf den „deutſchen Beruf“ Preußens zu beſinnen ſchien und es wagte, ſoweit vom Gängelbande der wiener Staatskanzlei ſich loszumachen, um den preußiſch-deutſchen Zollverein ſtiften zu können (1828–34), wodurch wenigſtens auf materiellem Gebiete, welches bekanntlich kein unwichtiges, ſondern allzeit das erſte und das letzte iſt, die nationale Einheit angebahnt wurde.

Die Ideale der Nation, von der Betheiligung am Staatsleben brutal ferngehalten, zogen ſich in die Studirſtuben der Gelehrten, in die Hörſäle der Hochſchulen, in die Dachkammern der Dichter, in die Werkſtätten der Künſtler zurück. Im Volke fanden Stimmen, welche riethen, für die Leiden, Enttäuſchungen und Entmuthigungen der Zeit in der Religion Troſt zu ſuchen, ſtarken Anklang. Der Katholicismus war durch die Romantik kräftigſt aufgefriſcht worden und der Proteſtantismus mußte, wollte er nicht vor Rom die Waffen ſtrecken, ebenfalls zu neuem Eifer „für das Reich Gottes“ ſich aufraffen. Demzufolge verblaßten und verglühten die Lichtſtralen, welche die Aufklärung auch in die deutſchen Kirchen geworfen hatte, mehr und mehr und ſchließlich ganz. Die Verblendung der deutſchen Regierungen beförderte die Einfuhr des modernen Ultramontanismus aus Frankreich, allwo er ſich als Rückſchlag gegen die atheiſtiſchen Saturnalien der Schreckenszeit zuerſt ſyſtematiſch ausgebildet hatte. Wie mächtig die ultramontane Doktrin und Praxis ſchon während der Reſtaurationszeit in Deutſchland waren, zeigten erſchreckend die Maßregelungen und Mißhandlungen, womit vonſeiten des römiſchen Stuhls gegen deutſche Prälaten und Gelehrte vorgegangen wurde, welche, obzwar gute Katholiken, es wagten, die Rechte des Gemüthes wie der milde Sailer oder die unſeres Volkes wie der nationalgeſinnte Weſſenberg oder die der Vernunft wie der rationaliſtiſche Hermes gegen die Tyrannei des Jeſuitismus zu vertheidigen. Die neubefeſtigte, zu wildem Fanatismus aufgeblaſene Rechtgläubigkeit trug hüben und drüben, im Katholicismus wie im Proteſtantismus, die entſprechenden Früchte, — Früchte, welche von denen mittelalterlicher Glaubensbarbarei, den Ketzer-, Hexen- und Judenmorden, nur quantitativ, nicht qualitativ verſchieden waren. Namentlich richtete das orthodoxe Blutopferdogma in der glücklich wieder verfinſterten Volksphantaſie furchtbare Verheerungen an. In einem Dorfe bei Linz in Oeſtreich ſchlachteten katholiſche Schwärmer am Karfreitag von 1817 ein junges Mädchen ab, damit es gleichwie vordem Chriſtus mittels der Hingabe ſeines Blutes die Seinigen erlöſ'te. Sechs Jahre darauf, im März von 1823, wurde in einem proteſtantiſchen Bauernhauſe zu Wildisbuch im Kanton Zürich ein unerhörtes religiöſes Gräuelſpiel tragirt, die Kreuzigung der „Heilandin“ Margarethe Peter, als Schlußakt eines pietiſtiſchen Drama's, deſſen Verlauf an das ſchreckliche, von dem frommen Novalis geſprochene Wort mahnt: „Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Religion, Wolluſt und Grauſamkeit die Menſchen auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz aufmerkſam gemacht hat.“

Während man in Volkskreiſen mit der neugekräftigten Religion alſo „Ernſt machte“ und die bis zur äußerſten Erhitzung geſteigerte „Erweckung“ derartige „Wunder“ wirkte, hatte innerhalb der deutſchen Wiſſenſchaft ein hochbegabter Mann und wackerer Patriot, F. D. E. Schleiermacher, es unternommen, eine Vermittelung zwiſchen Glauben und Wiſſen, Dogma und Vernunft, Theologie und Philoſophie zu finden oder, wenn er ſie nicht fände, ſelber zu ſchaffen — („Der nackten Wahrheit Schleier machen, iſt kluger Theologen Amt“) — und zwar mittels ſeiner „Chriſtlichen Glaubenslehre“ (1821). Dieſes idealiſtiſche Unternehmen iſt ausgeſchlagen, wie ſolche Unternehmen auszuſchlagen pflegen, d. h. Schleiermacher überzeugte mittels ſeiner lauen „Vermittelungstheorie“ niemand, der nicht ſchon vorher überzeugt war. Vorausſetzungsloſer, kühner und ſelbſtbewußter als die Theologie konnte die Philoſophie vorgehen, nachdem ſie in Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) aus Stuttgart einen Träger gefunden, welcher für die erſte Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde, was Kant für die zweite Hälfte des 18. geweſen war, d. h. der wiſſenſchaftliche Syſtematiker des Zeitbewußtſeins. Hegels Kredo iſt der abſolute Idealismus. Er ſetzt als höchſte Aufgabe der Vernunft die Aufhebung der Gegenſätze von Geiſt und Sinnlichkeit, von Intelligenz und Natur, von Ich und Welt, von Subjekt und Objekt in der Einheit des allumfaſſenden Seins, des „Abſoluten“. Dieſes Abſolute iſt aber keine ſtarr und ruhig beharrende Einheit, ſondern ein Proceß ohne Anfang und ohne Ende, eine ewig vorſchreitende Bewegung, mittels welcher das ſubſtanzielle, unperſönliche, unendliche, unbedingte, nur nach ſeinen eigenen Geſetzen und Formen thätige Denken ſeinen ideellen Inhalt in der Form des äußerlichen Daſeins und der unmittelbaren Exiſtenz darſtellt und verwirklicht. Die alſo zur Selbſterfaſſung gelangte abſolute Idee oder Vernunft iſt 1) die reinlogiſche, abſtrakte Idee, 2) die Natur, 3) der Geiſt. Folglich zerfällt die Philoſophie in Logik, Naturphiloſophie und Geiſtesphiloſophie. Der Geiſt iſt „die zu ſich ſelbſt gekommene Idee“, der „ſeiner ſelbſt bewußte Gedanke“. Als ſolcher offenbart er ſich ſubjektiv als Erkenntniß und Wille, objektiv als Recht, Sitte und Staat, abſolut als Schönes, als Kunſt, welche mit der Architektur anhebt und die Skulptur, Malerei und Muſik hindurch zu ihrer Vollendung in der Dichtung ſich fortbildet — als Religion, welche iſt die Verſöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen, die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen. Zerbricht ſodann der Geiſt die Form der religiöſen Vorſtellung, ſo wird er „abſolute Philoſophie“, welche iſt der ſich ſelber als alle Wahrheit wiſſende, das ganze natürliche und geiſtige Weltall aus ſich ſelbſt ſchaffende Gedanke. In ſeinen Erörterungen der objektiven Erſcheinungsform des Geiſtes legt Hegel eine feierliche Betonung auf die Heiligkeit der Ehe und der Familie und neigt ſich der antiken Auffaſſung des Staates zu, indem er die freie Bewegung der Perſönlichkeit dem Gedanken der Staatsallgewalt opfert. Als Staatsform zieht er die ſtändiſch-konſtitutionelle, in welcher „der König das Tüpfelchen auf dem i“, allen übrigen vor. Doch ſind die politiſchen Auslaſſungen des „königlich preußiſchen Staatsphiloſophen“ Hegel, der ja auch die „Karlsbader Beſchlüſſe“ zu rechtfertigen unternommen, ſo ſehr verſchleiert und verklauſulirt, daß der Abſolutismus oder wenigſtens der Bureaukratismus ſich ebenſo gut auf ihn berufen konnte als der Liberalismus, welcher letztere, ſichtbar unter dem Einfluſſe der hegel'ſchen Philoſophie, ſeine Doktrin ſehr umſtändlich formulirte in dem von Rotteck und Welcker redigirten „Staatslexikon“, das den deutſchen Liberalen lange für eine Art politiſcher Bibel gegolten hat. Hegels kulturgeſchichtliche Bedeutung für ſein eigenes Land und für die ganze civiliſirte Welt war dieſe, daß er die Vernunft als das eigentliche Weſen des geſammten Seins erfaßte und das freie Weltvernunftbewußtſein in dem ganzen Umfange der Wiſſenſchaft methodiſch durchführte. Er hat, wie jedermann weiß, ſein Syſtem in dieſe Proklamation einer abſoluten Souveränität der Vernunft zuſammengefaßt: „Alles Wirkliche iſt vernünftig und alles Vernünftige iſt wahrhaft wirklich.“

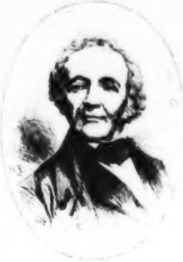
Auf dieſem Satze baut ſich ſein Syſtem — nur da ſchwach und lückenhaft, wo es ſich zu Einräumungen an das Beſtehende in Kirche und Staat herbeiließ — mit logiſcher Folgerichtigkeit zu einem Arſenal auf, welches der zerſtörenden und aufräumenden Kritik die ſchärfſten Waffen geliefert hat. Drei große Kritiker haben ſich ſolche Waffen aus dem Arſenal des Hegelthums geholt: — David Friedrich Strauß, welcher, aus der „tübinger Schule“ des großen Streittheologen Chriſtian Baur hervorgegangen, mit ſeinem in den theologiſchen Kreiſen mit furchtbarem Rumor empfangenen „Leben Jeſu“ (1835) die hiſtoriſchen Fundamente des kirchlichen Chriſtenthums unterwühlte, Ludwig Feuerbach, der mit ſeinem „Weſen des Chriſtenthums“ (1841) die chriſtliche Dogmatik in Mythologie, die Theologie in Anthropologie auflöſ'te — (im Grunde nur eine lange Umſchreibung des kurzen alten Spruches: „Wie der Menſch, ſo ſein Gott“) — und Arnold Ruge, welcher als der Hauptſtreithahn der höchſt wirkſamen „Halle'ſchen Jahrbücher“ die Hohlheit und Verlogenheit der Romantik aufzeigte und den Maßſtab einer philoſophiſch-radikalen Kritik an die Probleme und Thatſachen der Politik legte. Die „abſolute Vernunft“ hat ſich freilich in ihrer Erſcheinungsform als ſouveräne Kritik nicht immer ſehr vernünftig gebärdet. Wenn z. B. Strauß in ſeinem ſchriftſtelleriſchen Teſtament („Der alte und der neue Glaube“ 1873) wähnte, in den Maſſen könnte das Gottesbewußtſein jemals durch die Menſchheitsidee, die Religion durch die Aeſthetik, die Mythologie durch die Naturwiſſenſchaft, der Gottesdienſt durch den Kunſtgenuß erſetzt werden, ſo erwies er ſich nur als den, der er war, als den Stubengelehrten, welcher ſein Lebtag jede Fühlung mit dem Volke ängſtlich vermied und die Welt nur aus Büchern kannte. Und wenn derſelbe Kritiker das „Myſtiſche“, welches ihm in der Religion unfindbar geweſen, im Königthum aufgefunden haben wollte, ſo blieb er in ſeiner Rolle, er, der gegen die „himmliſchen Mächte“ ſo tapfer angegangen war, vor den irdiſchen Machthabern dagegen ſo reſpektvoll ſich verbeugt hatte. Die „ſich ſelbſt erfaſſende“ und vergötternde menſchliche Eitelkeit vermag eben in dem gefahrloſen Kriege gegen jene mehr vor ſich zu bringen als in dem gefährlichen Kampfe gegen dieſe. Der optimiſtiſche Idealismus Hegels, als Modephiloſophie betrachtet, mußte von der Mitte des 19. Jahrhunderts an dem peſſimiſtiſchen Idealismus das Feld räumen, welchen Arthur Schopenhauer (1768—1860) in die Mode gebracht hat. Dieſer deutſche Buddha, mit welchem unſere Philoſophie zweifelsohne bei einem bedeutſamen Wendepunkt angelangt iſt, ſchrieb ſein Hauptwerk („Die Welt als Wille und Vorſtellung“), wie überhaupt ſeine Bücher, in einem fließenden, klarſchönen Deutſch, welches zu der hegel'ſchen Verhegelung, d. h. Kauderwelſchung unſerer Sprache einen höchſt wohlthuenden Gegenſatz bildet und den Beweis erbringt, daß man nicht dunkel zu ſein braucht, um tief ſein zu können. Schopenhauers Philoſophie kehrt das bekannte Axiom Hegels in ſein Gegentheil um: — „Alles Wirkliche iſt unvernünftig und alles Vernünftige iſt unwirklich“ — variirt mit viel Geiſt und reichem Wiſſen das uraltindiſche „Leben iſt Leiden!“ und findet als der Weisheit letzten Schluß, was der hebräiſche Koheleth auch ſchon gefunden hatte; — „Alles iſt nichts!“ Die da und dort aufgetauchten Beſorgniſſe vor den „verheerenden moraliſchen und politiſchen Folgen“ dieſes philoſophiſchen Peſſimismus ſind rein lächerlich. Alle Männer von Genius ſind vom Anbeginn an im Grunde Peſſimiſten



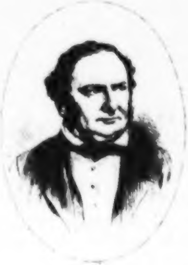
Schopenhauer.

geweſen, aber die Welt iſt darum nicht aus ihrem Geleiſe gekommen; denn die ungeheure Mehrzahl der Menſchen hatte nie Zeit oder Luſt und wird nie Luſt oder Zeit haben, zum peſſimiſtiſchen Idealismus ſich zu erheben oder gar mit der „Verneinung des Willens zum Leben“ ernſtlich ſich zu befaſſen.

Die wiſſenſchaftliche Regung und Bewegung war in Deutſchland vom Beginne der Reſtaurationsperiode an eine ebenſo vielſeitige als nachhaltige. Auf allen Gebieten des Wiſſens wurde mit Eifer und Erfolg gearbeitet. Die Neubefruchtung der Geſchichtewiſſenſchaft durch die klaſſiſchen und germaniſtiſchen Studien führte zu glänzenden Ergebniſſen. Leopold Ranke gründete die „diplomatiſche“ Hiſtorikerſchule, leiſtete als archivaliſcher Forſcher Erſtaunliches, als Forſchungsmethodiker Bedeutendes und hob als geſchichteſchreibender Stilkünſtler die deutſche Hiſtorik auf die Stufe marmorner Glätte, in welcher man freilich den ſittlichen Puls häufig genug vermißt. Pertz, der Biograph Steins, leitete den Aufbau des rieſigen Quellenwerkes der „Monumenta Germaniae historica“, welches auf die Anregung vonſeiten Steins zurückzuführen iſt. Eine ganze Schar von begabten Hiſtorikern hat ſodann die Felder der alten, der mittelalterlichen und modernen, der fremden und der heimiſchen Geſchichte durchforſcht und bearbeitet und zwar ſo, daß unſere Hiſtorik keiner andern mehr nachſteht, ja ſogar, wenigſtens inbetreff der Methode, allen übrigen zum Muſter dient. Die Literatur- und Kunſtgeſchichte fanden ebenfalls würdige Pflege und hier haben Gervinus mit ſeiner großen „Geſchichte der deutſchen Dichtung“ und Schnaaſe mit ſeiner großen „Geſchichte der bildenden Künſte“ die erſten Preiſe gewonnen. In der Rechtsgelehrſamkeit traten die von Savigny geſtiftete ſogenannte „hiſtoriſche“ und die von Thibaut geführte ſogenannte „philoſophiſche“ Juriſtenſchule einander gegenüber: jene ſtellte die Meinung auf, daß Recht und Geſetz nur aus dem geſchichtlichen Entwickelungsgange des nationalen Rechtsbewußtſeins erwachſen könne; dieſe verfocht die Anſicht, Recht und Geſetz ſei aus dem lebendigen Volksgeiſte und Zeitbewußtſein zu entwickeln. Im Vorſchritte der Zeit machte ſich die Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Formulirung der volkswirthſchaftlichen Principien, wie der Schotte Smith und der Franzoſe Say für England und Frankreich ſchon früher eine ſolche gegeben hatten, mehr und mehr fühlbar. Dabei zeigte ſich freilich, wie ſehr der Mangel an öffentlichem Leben und die mannigfachen Hemmungen der induſtriellen und kommerciellen Praxis auch der volkswirth-



Leopold Ranke



Gervinus

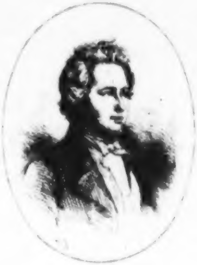
ſchaftlichen Theorie hinderlich und ſchädlich waren. Der erſte in Deutſchland aufgeſtandene Lehrer der Nationalökonomie, welcher mit umfaſſender Kenntniß der thatſächlichen Verhältniſſe einen eigenartigen Geiſt und ſelbſtändiges Urtheil verband, war Friedrich Liſt (geb. 1781), deſſen nationales Syſtem der politiſchen Oekonomie die wiſſenſchaftliche Grundlage geworden iſt für alle ſeither angeſtellten Verſuche, das große Problem: Schutzzöllnerei oder Freihändlerei? zu löſen. An die Erörterung volkswirthſchaftlicher Fragen ſchloß ſich die auch in Deutſchland, ja in Deutſchland vorzugsweiſe, immer lauter und lauter werdende Debatte der „ſocialen“ Frage, welche übrigens ſo alt iſt wie die menſchliche Geſellſchaft, und ebenſo wenig im Sinne gutmüthiger Schwärmer als im Sinne kalkulirender Gauner jemals gelöſ't werden wird. Zu weit größeren Ergebniſſen als die Volkswirthſchaftslehre iſt bei uns die mächtige Bewegung gelangt, welche das 19. Jahrhundert in die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften gebracht hat. Mathematiker und Aſtronomen wie Gauß, Mädler, Jakobi, Dirichlet und andere haben mittels ihrer genialen Forſchungen und Findungen die Wunderthaten der neuzeitlichen Technik ermöglicht und vorbereitet. Hochverdienſtvoll eröffneten Männer wie Oken und Liebig die glänzende Reihe von Entdeckern, Sammlern, Ordnern und Erklärern, welche in Geologie, Geognoſie, Mineralogie, Phyſiologie, Zoologie, Phyſik, Chemie und Botanik deutſches Talent und deutſche Arbeitskraft ruhmreich erwieſen. So recht als ein Weltbürger der Wiſſenſchaft faßte Alexander von Humboldt (geb. 1769) die naturwiſſenſchaftlichen Diſciplinen in ſeinem Geiſte zuſammen und wie kein anderer durfte er es unternehmen, einen „Koſmos“ zu ſchreiben, eine Weltgeſchichte der Natur, welche die Aufgabe ſtellte und löſ'te, den „rohen Stoff empiriſcher Anſchauung durch die Idee zu beherrſchen“. Der Univerſalismus unſerer Klaſſik war es auch, welcher den Schöpfer der vergleichenden Erdkunde, Karl Ritter (geb. 1779), antrieb, ſein großartiges Gemälde der Erdoberfläche zu entwerfen. Für allzeit muß zu den beſten Beſitzthümern unſeres Volkes gezählt werden, was ihm die mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Forſchung und Findung der Zeitgenoſſen Humboldts erobert hat. Dieſer, welcher mit dem Gelehrten den Weltmann verband, hat durch Wort und Beiſpiel zur fruchtbareren Verbindung von Wiſſenſchaft und Leben viel gethan und die Verallgemeinerung des Wiſſens von der Natur ungemein gefördert.

Mit der Berufung von Cornelius nach München (1825) hob, wie mit Fug geſagt worden, für die deutſche Kunſt eine neue Aera an. In der Iſarſtadt, wo Klenze baute und Schwanthaler meißelte, entſprang aus der Verbindung von Klaſſik und Romantik der deutſch-moderne Kunſtſtil, wie denſelben Wilhelm Kaulbach in großartigen hiſtoriſch-ſymboliſchen Kompoſitionen erhaben-pathetiſch, in humoriſtiſchen ſcharf-ſatiriſch gehandhabt hat. Wer hätte am „Reineke Fuchs“ des Meiſters, dieſem Triumphe deutſchen Humors, nicht ſich ergötzt? Andere Richtungen der münchener Schule haben Schwindt und Genelli zur Vollendung geführt, während in der gleichzeitig zur Blüthe gelangten düſſeldorfer Malerſchule Karl Friedrich Leſſing mittels ſeiner Hiſtorien den erſten Platz gewann. Seither hat ſich in München und Düſſeldorf, in Wien und Berlin, in Dresden und Frankfurt, in Stuttgart und Karlsruhe die deutſche Kunſt in Architektur, Skulptur und Malerei ſo reich und vielgeſtaltig entwickelt, deutſche Städte ſind durch Baukünſtler wie Semper und Hanſen, durch Bildhauer wie Zumbuſch und Schilling mit ſo viel Prachtbauten und plaſtiſchen Werken geſchmückt worden, daß Rückerts Strophe:

„Deutſchlands Völkerſtamm
War groß von Anbeginne:
Erſt der Freiheit Damm,
Dann der Herrſchaft Zinne;
Endlich durch Himmelsgunſt
Zum Gipfel jeglicher Kunſt
Iſt es emporgeſtiegen,
Um auch durch Geiſt zu ſiegen“ —

nicht wie eitle Selbſtberühmung klingt, ſondern nur die Bezeugung einer unwiderſprechlichen Thatſache iſt.

Die deutſche Nationalliteratur war in den 20er und 30er Jahren noch ſtark von der Romantik beeinflußt, ſo ſtark, daß dieſer Einfluß ſelbſt in den Anfängen des ſogenannten „Jungen Deutſchlands" ſehr deutlich ſpürbar geweſen. Auch der Dichter, welcher den Bruch mit der Romantik zuerſt am entſchiedenſten vollzog, Graf Auguſt von Platen-Hallermünde (1796–1835) aus Anſpach, hat jugendlich-romantiſch geſchwärmt. Dann aber hat er in ſeinen literariſch-polemiſchen Komödien der Romantik Fehde geboten und in ſeiner gehaltvollen und formſchönen Lyrik den freiheitlichen und humaniſtiſchen Geiſt unſerer Klaſſik wieder aufgenommen. Bei Platen trat auch ſchon die unmittelbare Beziehung der Poeſie auf die zeitbewegenden Fragen und Probleme in den Vordergrund und er führt den Reigen unſerer „politiſchen" Lyriker. Die Politik, die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die Parteinahme für und wider wurde ſchon von den Befreiungskriegen und mehr noch vom Jahre 1830 an ein Hauptmotiv der Literaturbewegung. Die Verbindung der literariſchen Kritik mit der politiſchen vollzog meiſterlich Ludwig Börne (1786–1837), der publiciſtiſche Kämpe, welchen der vorgeſchrittene, der republikaniſch angehauchte deutſche Liberalismus vorſchickte und der die ſcharfe Schneide ſeines Wortes unter den Blumenkränzen des Humors mehr zu zeigen als zu bergen liebte. In der berühmteſten Hervorbringung ſeiner Zeitſchriftſtellerei, in den „Briefen aus Paris", hat er gegen Deutſchland, dem er mit zornvoller Liebe zugethan war, viele ſchwere Anklagen geſchleudert, auch manche ungerechte; aber er hat hinwieder den Franzoſen das ſtolze Wort zugerufen: „Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpenlandſchaft; es iſt groß, königlich, die Krone der Erde, mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmernd." Und hat nicht auch der Stamm- und Zeitgenoß und Widerſacher Börne's, Heinrich Heine (1799–1856) aus Düſſeldorf, der Mutter Germania, wann er ſie mit bitterſten Sarkaſmen überhäuft hatte, immer wieder Kränze aufgeſetzt, deren Blätter und Blüthen vom Himmelsthau der Dichtung ſchimmerten? Beim Heine ſchlägt die Romantik noch einmal ihre ſüßeſten Töne an, um in einem Lachtriller zu erſterben. Ganz romantiſch iſt bei ihm auch die zügelloſe Willkür der genialen Perſönlichkeit. Aber er war ein Dichter. In der reinen Lyrik, im Liede, ſteht in der europäiſchen Literatur über Heine nur einer, Göthe; in der Poeſie des Witzes erreicht ihn keiner, ſelbſt Voltaire nicht. Er eignete unſerem Schriftthum eine Fülle, einen Glanz, eine Macht des Witzes an, wovon es vordem keine Ahnung gehabt hatte. Gleichzeitig mit ihm und nach ihm haben von verſchiedenen Seiten her und nach verſchiedenen Richtungen hin Dichter wie Gutzkow, Moſen, Lenau, Grün, Freiligrath, Bodenſtedt und andere, andere viele, die Literatur unſeres Landes bereichert und geſchmückt, aber an elementarem Genie und leichtſpielender Kunſt kam dem Heine doch keiner gleich. Man hat nur allzu ſehr Urſache, dies und das und vieles an ihm zu tadeln, zornig zu tadeln; aber alles angeſehen, ſteht doch feſt, daß Heine der bedeutendſte Dichterkopf, welcher ſich in Deutſchland erhoben, ſeitdem der Patriarch von Weimar den ſeinen auf das Sterbekiſſen gelegt hat.



Heinrich Heine

Das allſeitige Blühen und Früchtereifen von Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts lieferte den Beweis, daß dazumal die idealiſtiſchen Anſchauungen und Stimmungen in unſerem Lande die herrſchenden waren. Der Hauptgewinnſt hiervon iſt geweſen, daß der Hang und Drang zur nationalen Einheit allmälig die Macht und Stärke einer ſittlichen Idee gewonnen hatte, ſo ein weltgeſchichtlicher Gedanke geworden war vom Schlage jener, welche nicht mehr umzubringen ſind. Für die Wachhaltung, Stärkung und Vertiefung des deutſchen Vaterlandsgedankens zu arbeiten, waren die ideellen Mächte Wort, Feder und Lied raſtlos beſtiſſen geweſen. Das Lied namentlich hatte in der Form des vierſtimmigen Männergeſangs, um deſſen Ausbildung der Schweizer Hanns Georg Nägeli aus Zürich die größten Verdienſte ſich erworben, große Dienſte geleiſtet. Eine Kette von „Liederkränzen", eine Reihe von „Liedertafeln" zog ſich durch die deutſchen Länder hin und dieſe Vereine gaben, mancher Ausartung ins Spieleriſche und Phraſenhafte ungeachtet, zweifellos ein wirkſames humanes und patriotiſches Bildungsmittel ab. Es wäre auch ganz irrthümlich, ſo man glauben wollte, das Vorwiegen der ideellen Intereſſen hätte die materiellen beeinträchtigt und gehemmt. Gerade in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts ſind bei uns in der Landwirthſchaft, welcher der große Reformer Albrecht Daniel Thaer ſein Wiſſen und ſeine Erfahrung zu gut kommen ließ, in der Ausdehnung und Vervielfältigung von Induſtrie und Handel, in der Hebung der Schifffahrt, in der Schaffung von Straßen und Eiſenbahnen, in der Verbeſſerung aller Verkehrsmittel wahrhaft große und geſunde Vorſchritte gemacht worden. — Vorſchritte, deren Solidität ſich höchſt vortheilhaft unterſcheidet von der Schwindelhaftigkeit, welche ſpäter die Bewegung der materiellen Intereſſen vergiftete.

Das Jahr 1850 markirt ziemlich ſcharf den Uebergang vom Idealismus zum Materialismus. Das Jahr 1848, welches unſerem Volke die Verwirklichung ſeiner Ideale von Einheit und Freiheit hätte bringen ſollen, hatte nur grauſame Enttäuſchungen gebracht. Der Liberalismus, der Hauptträger patriotiſcher Hoffnungen und Wünſche, hatte ſich ebenſo unfähig als muthlos erwieſen. Die Demokratie ihrerſeits hatte es auch nur zu unzulänglichen Verſuchen gebracht, welche der ſiegreiche Abſolutismus mit blutiger Härte niedertrat und ahndete. Mit ſtumpfer Ergebung ſtand das Volk an den Gräbern ſeiner Märtyrer in der Brigittenau, in Mannheim, Raſtadt und Freiburg. Wer von denen, welche treu zur guten Sache geſtanden, nicht dafür gefallen war, verkümmerte im Kerker oder irrte im Exil umher. Der Liberalismus beugte ſich der Gewalt oder er lernte, wie er ſelbſt das ausdrückte, mit Thatſachen rechnen und das Facit dieſer Rechnung war, daß die Summe ſtaatsmänniſcher Weisheit, die richtige, die alleinſeligmachende „Realpolitik" enthalten ſei in den zwei inhaltſchweren Worten „opportun" und „inopportun". Davon lebte er fortan.

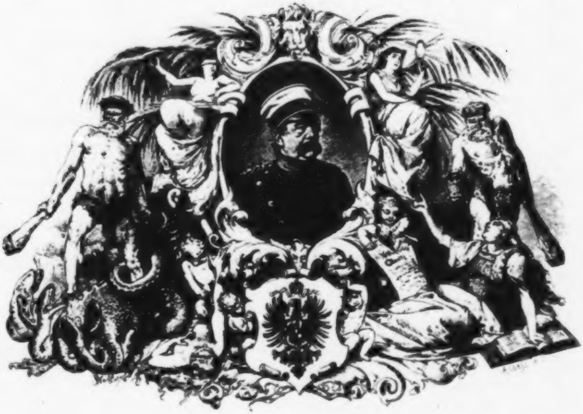
Erſcheinungen, wie ſie Zeiten der Enttäuſchung, der Erſchlaffung und Niedertracht eigen, traten ein. Die Rückwärtſerei wurde Trumpf. Die Regierungen rächten ſich für die Angſt, welche die freiheitlichen Theorieen ihnen eingeflößt hatten, dadurch, daß ſie der verdummend-dunkelmänniſchen Praxis freie Bahn gaben. Deutſchland wurde das Lieblingsarbeitsfeld der Jeſuiten. Klöſter ſchoſſen in katholiſchen Gegenden auf wie Pilze und erhoben ſich ſogar in proteſtantiſchen. Die von Jahr zu Jahr ſich ſteigernden Anmaßungen des römiſchen Stuhles wurden vonſeiten der Höfe, insbeſondere auch vonſeiten des preußiſchen, mit größter Devotion anerkannt und ermuntert. Dieſelbe Aufmunterung ward ebenſo auch der proteſtantiſchen Orthodoxie und Hierarchie zutheil. Neben der „Kirchlichkeit" aber wurde „Pflege der materiellen Intereſſen" die Loſung. Nach beiden Richtungen hin, d. h. in der Bemühung für die Wiederherbeiführung pfäffiſcher Finſterniß und in der Hinlenkung der Gemüther auf materiellen Erwerb und Genuß, äfften die deutſchen Regierungen ihr geprieſenes Vorbild nach, Napoleon den Dritten, den ruchloſen Verbrecher vom December 1851. Die Folgen kamen. Die Ideale wurden zum Spottlachen und mit breitſpuriger Unverſchämtheit ſtellte ſich der Geldſack an ihren Platz. Zügellos raſ'te die wilde Jagd nach dem „Glück" einher, d. h. nach dem Geld, denn ein anderes Glück, als welches mit Geld zu erkaufen wäre, wollten die Leute bald nicht mehr kennen. Alles Geſchäft wurde mehr oder weniger zum Glücksſpiel. Von der Börſe gingen die Orakel dieſer entgötterten Zeit aus, welche des Ehrgefühls und Rechtsbewußtſeins ganz verluſtig gehen zu wollen ſchien. Der Eiſenbahnbau, an und für ſich eine der glorreichſten Errungenſchaften des Jahrhunderts, wandelte ſich in eine Schwindelei von rieſenhafter Schädlichkeit. Die Kapitalwirthſchaft geſtaltete ſich in der Form des Aktienweſens zum organiſirten Diebſtahl: Gauner raubten mit dem Geſetze in der Hand am hellen Tage die Gimpel aus. Der überſteigerte und überſtürzte, fieberhaft haſtende und raffende Induſtrialismus entzog dem Landbau die Arbeitskräfte, züchtete in den waſſerſüchtig anſchwellenden Städten ein maſſenhaftes Proletariat und richtete in gedankenloſer Selbſtſucht den Boden her, welcher die Wahnſaat des Kommunismus aufnehmen, keimen und in Halme ſchießen machen konnte. Die auch in Deutſchland zur Geltung gekommenen Lehren der engliſchen Mancheſterei haben keineswegs ein goldenes, ſondern nur ein papierenes Zeitalter heraufgeführt und der überſchwänglich geprieſenen „Gewerbefreiheit“ verdanken wir es, daß das vordem auch in der Fremde ſo hochangeſehene deutſche Handwerk ſo vielfach zum Pfuſchwerk geworden iſt. Die moraliſchen Verheerungen, welche der Materialismus angerichtet hat, ſind furchtbar. Betrug und Fälſchung brüſten ſich ſchamlos im Sonnenlicht. Die ſittliche Laxheit hat auch die Rechtspflege angefreſſen und zu den Empfindeleien modiſcher Juriſten ſteht die zunehmende Maſſenhaftigkeit und Brutalität der Verbrechen in einem ſchreienden Gegenſatz. Die traurigſten Wirkungen der materialiſtiſchen Anſchauung und Doktrin machen ſich in der Frauenwelt bemerkbar. Putzwuth und Vergnügungsſucht haben die Preisgebung von Frauen und Mädchen auch in ſolchen Kreiſen, wo früher kein Gedanke an eine ſolche Schmach hätte aufkommen können, zu einer häufigen Gepflogenheit gemacht und die maſſenhafte Zunahme des Kindermordes beſtätigt die alte Wahrheit, daß von der Ausſchweifung bis zum Verbrechen nicht weit iſt. Es läßt ſich auch nicht beſtreiten, die vielgerühmten Leiſtungen der modernen Volkserziehung verringern ſich bei näherem Zuſehen beträchtlich. Was die Maſſen etwa auf der einen Seite an Wiſſen oder Halbwiſſen gewonnen, das haben ſie auf der andern an geſundem Menſchenverſtand und Mutterwitz, an Pflichtbewußtſein, Arbeitsluſt, Zuverläſſigkeit und Genügſamkeit eingebüßt. Nachdenklich muß jene eigenthümliche, i. J. 1877 ſtatiſtiſch erhärtete Thatſache ſtimmen, daß von den 22 Kantonen der Schweiz gerade die zwei, welche die ſchlechteſten Schulen hatten, Obwalden und Wallis, die wenigſten Verbrecher aufwieſen. Ein ſittliches Kurioſum aber, ein Unikum, wie es in Deutſchland, in Europa, auf Erden nicht zum zweitenmal vorkommen dürfte, iſt die Gemeinde Königsfeld im Schwarzwald, von welcher 1876 amtlich bezeugt wurde, daß in derſelben im Laufe von 50 Jahren keine polizeiliche Beſtrafung, geſchweige ein ſchwerer Straffall, keine Vergantung, keine uneheliche Geburt, keine Eheklage, kein Proceß und kein Bettler vorgekommen.

In der Wiſſenſchaft hat die materialiſtiſche Weltanſchauung glücklich bis zum Bewußtſein der Unfehlbarkeit ſich hinaufgeforſcht. Keinem wird es einfallen, die großen Anſtrengungen und Leiſtungen der naturwiſſenſchaftlichen Specialforſchung auf den Gebieten der Phyſik und Chemie, der Geologie und Geognoſie, der Mineralogie, Botanik, Zoologie und Ethnologie, der Phyſiologie und Pathologie nicht mit dankbarſter Anerkennung zu betrachten, keinem auch, die großen Findungen, welche in Anwendung der mathematiſchen und phyſikaliſchen Ergebniſſe auf die Mechanik und Technik in allen ihren Zweigen gemacht worden, bemäkeln zu wollen; allein ebenſo wird niemand leugnen können, daß die materialiſtiſche Forſchung immer und immer wieder an das bekannte mephiſtopheliſche Wort:

„Wer will was Lebendigs erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geiſtige Band —“

gemahne. Und doch macht ſich das Bedürfniß des „geiſtigen Bandes“ ſo gebieteriſch geltend, daß man mit dem atomiſtiſchen „Stoff“ allein nicht wirthſchaften kann und darum unter dem Namen „Kraft“ wieder eine Art von Seele in die Materie hineinzuſchmuggeln ſich gezwungen ſah, obzwar man das „Ammenmärchen“ von einer „ſogenannten Seele“ oder von einem „ſogeheißenen Geiſt“ endlich „aus der Wiſſenſchaft hinausgeworfen“ zu haben laut ſich berühmte. Im Sichberühmen waren überhaupt die Herren vom unfehlbaren Mikroſkop und von der alleinſeligmachenden Retorte ſehr ſtark. Wenn man vollends die feurige Jüngerſchaft Darwins die Abſtammungs- und Zuchtwahltheorie des Meiſters predigen hörte, ſo konnten naive Leute zu dem Glauben kommen, endlich wäre das Götterbild von Sais entſchleiert, endlich ſtänden wir unmittelbar vor der Löſung der großen Räthſelfrage nach des Menſchenlebens Sinn und Frommen und hätten nach der Antwort auf das Warum aller Warum nur noch die Hand auszuſtrecken. Wiſſende jedoch ſahen den materialiſtiſchen Ochſen rathlos vor demſelben Berge ſtehen, über welchen der idealiſtiſche Adler ſo oft und immer vergeblich hinwegzufliegen verſucht hatte.

Gewiß iſt es traurig zu ſagen, aber es muß geſagt werden, daß der Kulturſtolz unſerer Zeit Grund genug hätte, ſich zu demüthigen. Wenn wir die kulturgeſchichtliche Summe einer hundertjährigen Entwickelung ziehen, ſo gewinnen wir das demüthigende Reſultat, daß wir durch die Aufklärung, durch die Klaſſik und Romantik, durch Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach und Strauß, durch den Idealismus und den Materialismus hindurch glücklich wieder beim „raſirten Pavian“ Voltaire's, beim „homme-machine“ La Mettrie's, beim „Système de la nature“ Holbachs und ſeiner Tafelrunde angelangt ſind. Die Zukunft mag entſcheiden, ob dieſes Ziel der langen Wegmühe werth war. Der Gegenwart aber ſteht das Recht zu, die ernſte Forderung zu erheben, daß der materialiſtiſche Taumel, welchem ja im praktiſchen Leben ſchon die unausbleibliche Ernüchterung gefolgt iſt, auch in der Wiſſenſchaft ſich ernüchtere. Denn dieſer Taumel hat ungeheuren Schaden angerichtet. Die mit ſo lächerlicher Selbſtgefälligkeit und Selbſtüberhebung, ſo zu ſagen mit Trompeten und Pauken vorgetragene und ausgeſchrieene materialiſtiſch-mechaniſtiſche Unglaubenslehre hat das gegenüberſtehende Extrem, den ſupranaturaliſtiſch-orthodoxen Aberglauben, ſo recht herausgefordert und die beiden Popanze ringen jetzt wüthend miteinander, um in ihrer feindlichen Umklammerung nebenbei die Vernunft zu erdrücken, welche verlangt, die materialiſtiſch erforſchte und begriffene Welt ſei idealiſtiſch zu beſeelen und zu erleuchten. Die Folgen ſind ſchon da. Dem hochmüthigen wiſſenſchaftlichen Schwindel mit dem Materiellen hat ſich ein rieſiger populärer Schwindel mit dem Immateriellen gegenübergeſtellt. Die Ritter vom Stoff verſtanden es prächtig, die Maſſen in das geſchickt und keck ausgeſpannte pfäffiſche Fanggarn zu treiben. Natürlich! Die Menſchen wollen und müſſen Götter haben; nimmt man ſie ihnen, ſo machen ſie ſich Götzen, Fetiſche. Verſchüttet man ihnen die Brunnen des Idealglaubens, ſo beginnen die Wunderquellen von Lourdes und Marpingen zu ſprudeln. Eine verſchwindend kleine Minderzahl von Menſchen, von ſtarkgeiſtigen und kaltherzigen Menſchen, mag allenfalls dazu angethan ſein, in der Mechaniſirung des Daſeins, wie der wiſſenſchaftliche Materialismus ſie will, Beruhigung und Befriedigung zu finden. Aber die ungeheure Mehrzahl wird überall und allzeit davon nichts wiſſen wollen. Die Saturnalien des „Spiritismus“, welche gleichzeitig mit denen des Materialismus aufgekommen ſind, zeigen handgreiflich deutlich, daß der Menſch vom Brot der Wiſſenſchaft allein ſchlechterdings nicht leben kann. Er bedarf auch des Weins der Phantaſie, er will und muß Illuſionen, Ideale, Götter haben, und es iſt wohl kein Wagniß, keine Ueberhebung, zu glauben und zu hoffen, daß es dem deutſchen Geiſte gegeben und gegönnt ſein werde, die heilſame und nothwendige Vermittelung und Ausgleichung zwiſchen Idealismus und Materialismus zu finden, auf welcher zweifelsohne das fernerweite Gedeihen der Kulturarbeit unſeres Volkes beruht.



[illegible]

6.

Das neue Reich.

Als am 30. September von 1862 der neuernannte preußiſche Miniſterpräſident Otto von Biſmarck-Schönhauſen in der Budgetkommiſſion des Abgeordnetenhauſes das Wort fliegen ließ: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeſchlüſſe werden die großen Fragen der Zeit entſchieden — das iſt der Irrthum in den Jahren 1848 und 1849 geweſen — ſondern durch Eiſen und Blut!“ da entſtand darob ein großer Lärm in Deutſchland und in Europa und ſchlugen die Unwiſſenheit und die Heuchelei ſchweſterlich die Hände über den Köpfen zuſammen. Als ob jemals „große Fragen“, ſo lang es ſolche unter den Menſchen gab, anders als durch Eiſen und Blut entſchieden worden wären! Man faſelte ſcheinheilig von der „Inaugurirung einer Politik der Gewalt“. Als ob jemals in der Staatskunſt etwas Tüchtiges hätte gethan, etwas Rechtes hätte durchgeſetzt werden können ohne Gewaltanwendung!

Das auf den Wegen „ruhiger Bildung“ wandelnde göthe'ſche Vorſchrittsideal iſt recht ſchön, aber in der Politik, welche nicht allein mit Ideen, ſondern auch mit Thatſachen zu thun hat, wird es ſtets ein Schein und Schemen bleiben. Denn

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.
Wo eine platznimmt, muß die andre weichen,
Wer nicht vertrieben ſein will, muß vertreiben,
Da herrſcht der Streit und nur die Stärke ſiegt.“

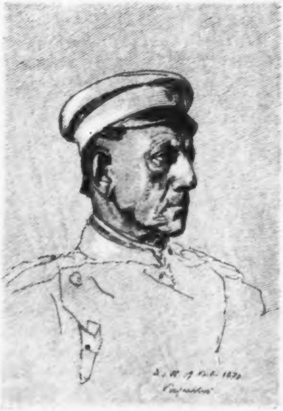
Dieſer Ausſpruch des großen Idealiſten Schiller könnte der Politik des großen Realiſten Bismarck als Deviſe vorgeſetzt werden. Die ſittliche Idee der deutſchen Einheit hätte noch wer weiß wie lange eine ſittliche Idee ſein und bleiben können, ſo ſich nicht die Stärke, die Macht, die Gewalt in ihren Dienſt geſtellt. Kein gerechter Urtheiler wird beſtreiten wollen, daß dieſe Idee das Leitmotiv der deutſchen Demokraten wie der deutſchen „Reichsprofeſſoren“ von 1848 geweſen; aber wie kläglich waren die Verſuche der machtloſen Republikaner wie der machtloſen Monarchiſten, die Einheit Deutſchlands zu ſchaffen, geſcheitert! Auch in den Centraliſten wie in den Föderaliſten, welche nach dem großen Bankbruch von 1849 die Arbeit am deutſchen Einheitswerke wieder aufnahmen, lebte die „ſittliche Idee“. Aber was brachten ſie zuwege? Worte, Worte, Worte. Endlich iſt es nur billig, anzuerkennen, daß die ſittliche Idee auch den deutſchen Fürſtentag vom Auguſt 1863 durchwehte, und doch wie jammerſelig-reſultatlos war dieſe feierliche Poſſe verlaufen! Warum? Weil die Macht und Stärke, den Gedanken zur That zu machen, die Idee zu verwirklichen, bei Preußen war, nur bei Preußen. Und hat dieſes die Idee verwirklicht, ganz und voll verwirklicht? Ganz und voll, nein. Wo hat es überhaupt, außerhalb etwa des Bereiches der Kunſt, jemals ein verwirklichtes Ideal gegeben? Aber Preußen hat alles gethan, was es nach Maßgabe ſeiner Kräfte thun zu können glaubte, und ſein Thun war — nur die Dummheit, der Neid und die Bosheit können das verneinen — ein großes. Es hat das deutſche Reich wieder aufgerichtet und damit den Sehnſuchtstraum vieler Generationen unſeres Volkes erfüllt, es hat um die deutſchen Stämme her den neuen Reichsrahmen gelegt, innerhalb deſſen der Einheitsproceß ſich vollziehen kann. Alles Gemäkel und Genörgel von links und rechts und aus der Mitte kann gegen dieſe große Thatſache nicht aufkommen.

Klar erkannt zu haben, daß die Zeit, allwo Preußen die deutſche Frage löſen müßte, gekommen wäre, und dieſe Erkenntniß in wohlvorbedachte und wohlvorbereitete, kühn anpackende, ſtandhaft feſthaltende und thatkräftig durchgreifende Handlung umgeſetzt zu haben, das iſt das deutſchnationale und weltgeſchichtliche Verdienſt des Königs Wilhelm von Preußen, ſeines Miniſters und ſeiner Feldherrn.

Das Drama der Neuſchaffung Deutſchlands mittels bismarckiſcher Politik verlief in drei Akten, drei Kriegsakten: Schleswig-Holſtein'ſcher Krieg von 1864, Preußiſch-Oeſtreichiſcher Krieg von 1866, Deutſch-Franzöſiſcher Krieg von 1870—71. Ein regelrechtes Schickſalsdrama der Weltgeſchichte! Mit logiſch-zwingender Nothwendigkeit folgte Aufzug auf Aufzug, Auftritt auf Auftritt. Die Eroberung und Einverleibung der Elbeherzogthümer durch Preußen ſignaliſirte zur Freude aller denkenden Deutſchen den Anfang vom Ende der deutſchen Viel- und Kleinſtaaterei. Höchſt bemerkenswerth war es auch, daß in demſelben Jahre, in welchem Preußen mit Entſchloſſenheit an die Erfüllung ſeines deutſchen Berufes ging, der wahre und wirkliche „Erbfeind“ unſeres Landes, der jeſuitiſch dreſſirte Papalismus, ſeinen mittels der Fluchelitanei des „Syllabus“ formulirten und zunächſt an Deutſchland adreſſirten Fehdebrief gegen die geſammte neuzeitliche Civiliſation erließ. Auf den allerdings ſchmerzlichen Krieg von 1866 paßte Hölderlins Ausſpruch:

„Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrtauſenden gelingt“ —

denn der unſelige öſtreichiſch-preußiſche Dualismus mußte beſeitigt werden, ſo aus Deutſchland etwas werden ſollte, und nur „Eiſen und Blut“ waren im ſtande, dieſer Nothwendigkeit zu genügen, an dem Tage von Sadowa. Das jedoch wird kein Friedensſchlußprotokoll und kein Gränzpfahl uns Deutſchen einreden, daß nicht ein Tag, ein hoher Feſttag kommen werde, kommen müſſe, welcher die 9 Millionen Deutſchöſtreicher in die Arme der Mutter Germania zurückführen wird.


Moltke

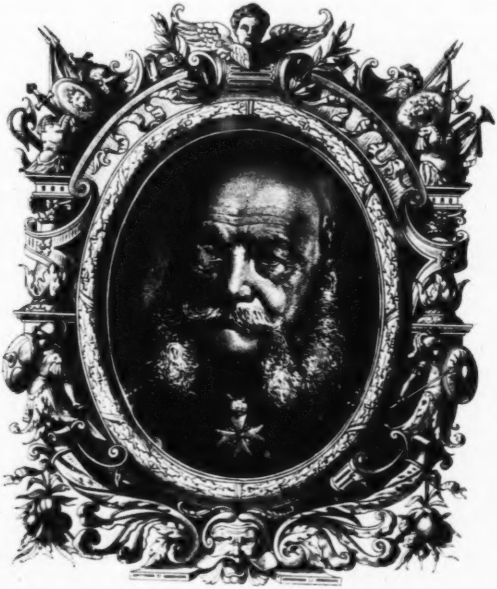
Der Krieg von 1870—71, dieſes größte Ereigniß des Jahrhunderts, war in ſeinen Grundmotiven und Endzielen ein Kampf des Romanismus gegen das Germanenthum. Am 18. Juli von 1870 ließen die Jeſuiten das „vatikaniſche“ Koncil die Vergötzung des Papſtes dekretiren und am Tage darauf erging die franzöſiſche Kriegserklärung an Deutſchland. Das römiſche Unfehlbarkeitsdogma und das pariſer Boulevardsgeſchrei: „Nach Berlin! Nach Berlin!“ ſie hatten einen und denſelben Sinn. Die jeſuitiſche Rechnung war ſchlau, aber die Probe ſchlug fehl. Man hoffte in den Tuilerien wie im Vatikan, die brutale Herausforderung an ein uneiniges Deutſchland gerichtet zu haben; aber Nord und Süd, Oſt und Weſt, Liberal und Konſervativ, Reich und Arm, Fürſt, Edelmann, Bürger und Bauer, Katholiſch und Proteſtantiſch erhob ſich als ein „Volk in Waffen" und —

„Es brauſt' ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!"

Wir wiſſen, Dummheit, Unwiſſenheit, Lüge, Neid und Bosheit ſind große Gewalten auf Erden. Aber die vereinigte Macht dieſer fünf Großmächte reicht doch nicht aus, den Ruhmesglanz der Rieſenarbeit zu trüben, welche Deutſchland binnen ſieben Monaten gethan hat. Mit dauernderen Flammenzügen, als ſie der Blitz in Felſen ſchreibt, wird die Geſchichte den Verlauf dieſer Arbeit in das Buch der Ewigkeit ſchreiben und dort wird, wann die Leidenſchaften, die Verhetzungen und Gehäſſigkeiten der Gegenwart längſt verſchollen ſein werden, zu leſen ſein, daß die Großartigkeit des deutſchen Heldenſpiels von 1870—71 weſentlich beruhte 1) auf der Reinheit und Gerechtigkeit unſerer Sache; 2) auf der in der Geſchichte unſeres Landes bis dahin beiſpielloſen Einheit aller Volksſchichten, Stände und Berufsklaſſen in dem nationalen Gedanken — (denn daß eine kaum ſichtbare Minderheit, „vaterlandsloſes Geſindel", zuſammengeſetzt aus ſchwarzen und rothen Pfaffen, Fanatikern des ultramontanen und des kommuniſtiſchen Afterglaubens, in ohnmächtiger Niedertracht an dieſem Gedanken gern Verrath geübt hätte, hatte nichts zu bedeuten); 3) auf dem Alleinſtehen deutſcher Nation, ſo daß ſie ohne alle und jede Beihilfe von außen, ganz und gar aus eigener Kraft ihre ſtaunenswerthen Erfolge und ihren gerechten Siegespreis Elſaß-Lothringen gewann, vordem uns geſtohlenes, jetzo mit „Eiſen und Blut" zurückgekauftes Eigenthum.

In ſchlichter Heldengröße haben die Deutſchen ihre Siegesfahnen von Weißenburg, Wörth und Spicheren über Mars la Tour, Vionville, Gravelotte, Beaumont, Sedan, Noiſſeville, St. Quentin, Beaune la Rolande, Orleans, Le Mans, Champigny, Héricourt und Belfort auf den Concordeplatz von Paris getragen. Binnen 180 Tagen haben ſie 17 Schlachten geſchlagen und 156 Treffen geliefert, 385,000 franzöſiſche Soldaten, worunter 11,650 Offiziere, gefangen genommen, 26 feſte Plätze erobert, 120 Adler und Fahnen und 6700 Geſchütze erbeutet. So etwas war buchſtäblich noch nie dageweſen. Es fehlte dieſem unerhörten Epos der Wirklichkeit auch nicht an vielen ergreifend ſchönen, reinmenſchlichen Epiſoden und reich war es an kulturgeſchichtlichen Charakterzügen. Als ſolche muthen uns an, wenn ein deutſcher Huſarenleutnant auf der Walſtatt von Sedan einen Schlachtbericht im Sanſkrit verfaßt oder wenn ein deutſcher Bombardir an ein Blockhaus der Blockirungslinie von Metz die ciceroniſche Frage ſchreibt: „Quousque tandem, Bazanius, abutere patientia nostra!" oder wenn, nach der Kapitulation von Paris, ein ſoldatiſcher „Liederkranz" die Wölbung der Königsgruftkirche zu St. Denis von den Klängen von Uhlands „Das iſt der Tag des Herrn!" widerhallen macht. Aber ein Charakterzug von welthiſtoriſcher Bedeutung war die germaniſche Antwort vom 1. September 1870 auf die romaniſche Anfrage vom 18. Juli: derſelbe gute deutſche Schwertſchlag, welcher den erlogenen, erſchlichenen, erfrevelten Thron des Pſeudo-Bonaparte bei Sedan zermalmte, hat den Italienern die Thore von Rom aufgethan.

Das Bewußtſein des Rechtes, der Gedanke der Einheit, das Gefühl der Pflicht, die greifbar-deutliche Empfindung der Nationalkraft, ſie waren es, welche dem deutſchen Heere ſeine Unwiderſtehlichkeit gegeben haben. Dieſes Heer ſtellt dem bewundernden Auge ſich dar als die hoch und ſtolz aufgegangene Männerſaat, welche unſere Kulturhelden, unſere großen Denker und Dichter, geſät, gepflegt, gejätet und gezeitigt haben. Alles Beſte und Höchſte, was der deutſche Genius je gedichtet und getrachtet, gewollt und geſtrebt, jeder deutſche Soldat, vom leitenden Strategen bis zum letzten Fuhrknecht herab, trug es bewußt oder unbewußt in der Bruſt. Großes leiſtete darum die ſtrategiſche Wiſſenſchaft der Feldherrn, Größeres die taktiſche Tüchtigkeit der Offiziere, Größtes die Mannszucht, Hingebung, Ausdauer und Todesverachtung der Truppen. Ehre, dreimal Ehre den Erſinnern und Ausführern des Feldzugsplanes: ihre Namen werden

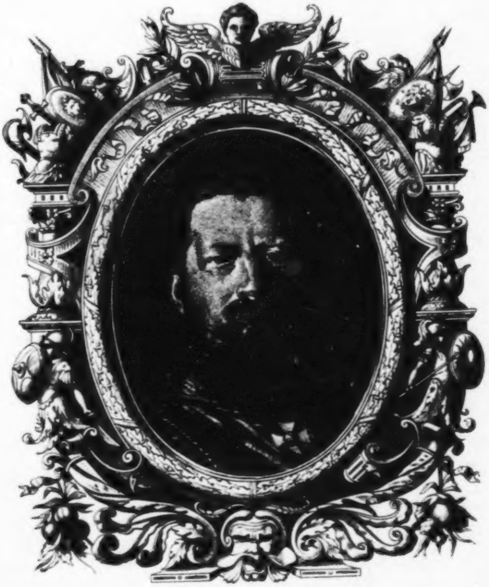


Kaiſer Wilhelm.

die Jahrhunderte hinabglänzen; aber mit noch tieferer Ehrfurcht, mit noch innigerer Dankbarkeit laßt uns der namenloſen Helden eingedenk bleiben, die in Frankreichs Boden ſchlafen, der Helden, deren Namen kein Lied, kein Heldenbuch nennt und die nur fortleben in der Erinnerung ihrer vielleicht in Noth und Kümmerniß geſtürzten Eltern, Witwen und Waiſen. Denn mit ſchweren Opfern aller Art hat unſer

Volk ſeinen Sieg erkauft und unter ungeheuren Wehen wurde das neue deutſche Reich geboren, obzwar es die logiſch-nothwendige Schlußfolgerung aus der Prämiſſe dieſes Kriegs geweſen iſt.

Hochheilige Nemeſis, „Tochter der Gerechtigkeit", ſpät kommſt du, aber du kommſt! Vier Jahrhunderte entlang hatte Frankreich — ob Königreich, ob Republik, ob Kaiſerthum, gleichviel — gegen Deutſchland Raubkriege geführt, hatte uns Städte und Provinzen entriſſen, hatte unſere Gaue ausgeraubt und verwüſtet, hatte das alte Reich deutſcher Nation erſt unterwühlt und dann vernichtet, war wiederholt auf die Zerſtörung des deutſchen Namens ausgegangen, und nun mit einmal kam zum Staunen der Welt



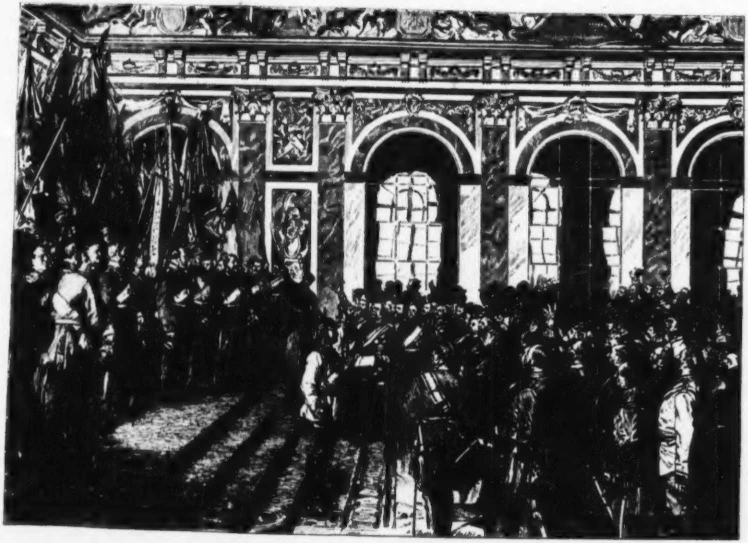
Kronprinz Friedrich Wilhelm.

die Vergeltung im Schlachtendonnerſchritt daher. Dabei hat ſie ſich auch diesmal, wie ſo oft im Verlaufe der Völkergeſchicke, als die unvergleichliche Meiſterin der Ironie erwieſen.

Denn im Palaſt eines der grauſamſten und hochmüthigſten Feinde Deutſchlands, in demſelben Schloſſe von Verſailles, welches dieſer vierzehnte Ludwig gleichſam als ein Prunkdenkmal der Demüthigung des alten deutſchen Reiches errichtet hatte, iſt der Bundesfeldherr der Deutſchen, der König Wilhelm von Preußen, der Beſieger Frankreichs, am 18. Januar von 1871 als Kaiſer des neuen deutſchen Reiches verkündigt und ausgerufen worden.

Zwei Monate ſpäter, am 21. März, hat der deutſche Kaiſer den erſten Reichstag in Berlin mit einer Thronrede eröffnet, welche klar und würdig die Stellung des neuen deutſchen Reiches inmitten Europa's bezeichnete: — „Der Geiſt, welcher im deutſchen Volke lebt und ſeine Bildung und Geſittung durchdringt, nicht minder die Verfaſſung des Reiches und ſeine Heereseinrichtung bewahren Deutſchland inmitten ſeiner Erfolge vor jedem Mißbrauche ſeiner durch die Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutſchland für ſeine eigene Selbſtſtändigkeit in Anſpruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der ſchwachen wie der ſtarken. Das neue Deutſchland, wie es aus der Feuerprobe dieſes Krieges hervorgegangen iſt, wird ein zuverläſſiger Bürge des europäiſchen Friedens ſein, weil es ſtark und ſelbſtbewußt genug iſt, um ſich die Ordnung ſeiner eigenen Angelegenheiten als ſein ausſchließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenſtellendes Erbtheil zu bewahren. Möge die Wiederherſtellung des deutſchen Reiches für die Nation auch nach innen das Wahrzeichen deutſcher Größe ſein! Möge dem deutſchen Reichskriege, den wir ſo ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutſchen Volkes fortan darin beſchloſſen ſein, ſich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu bewähren!“

Von den Thaten der Deutſchen im „großen“ Jahre und ihren Ergebniſſen hat daheim manches gute Wort geſprochen und manches ſchöne Lied geſungen. Aber die wahrhafteſte Kennzeichnung und das höchſte Lob dieſer Thaten und Ergebniſſe ſind aus der Fremde zu uns herübergeklungen, von jenſeits der Alpen, aus dem Mund eines der tüchtigſten Söhne Italia's. Denn zur ſelben Zeit, wo der „Statthalter Chriſti“ für das neue deutſche Reich nur Flüche und Verwünſchungen hatte, ließ ſich Giuſeppe Civinini zu Florenz alſo vernehmen: — „Wenn Preußens Waffen den großen Gedanken der deutſchen Einheit materiell verwirklichten, ſo war dieſer Thatarbeit eine Ideenarbeit vorausgegangen, welche mit Leibnitz begonnen hatte und bis zu unſeren Tagen fortgeführt wurde. Dichter und Philoſophen, Kritiker und Geſchichtſchreiber haben dabei mitgewirkt, ſo daß man ſagen darf, die Wiedergeburt Deutſchlands ſei ſo recht das Werk des Gedankens und der Wiſſenſchaft. Auf jedem Felde menſchlichen Wiſſens, in jeder Form dichteriſchen Schaffens hat das geiſtige Deutſchland das neue politiſche Deutſchland vorbereitet. Wiſſenſchaft und Literatur, Philoſophie und Geſchichte haben dem deutſchen Volke das tiefe Gefühl der eigenen Nationalität gegeben, haben es gelehrt, ſich als für eine große geſchichtliche Miſſion beſtimmt anzuſehen, haben ihm die Erfüllung dieſer Miſſion als eine Pflicht auferlegt. Ja, das iſt ſo recht das Hauptmerkmal der deutſchen Bewegung, daß ſie zuerſt ein Werk des Geiſtes geweſen und erſt dann, wann dieſes zur Reife gediehen war, ein Werk der materiellen Kraft wurde. Wie der Blitz dem Donner ging die Idee der That voran, und bevor die Deutſchen das materiell mächtigſte Volk Europa's wurden, waren ſie das ideell gebildetſte: die politiſche Führerſchaft iſt Wirkung und Folge der geiſtigen. Wer immer des Glaubens lebt, daß der Geiſt etwas bedeute in dieſer Welt, ſetzt wenig Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit von Werken, welche nur die Frucht politiſcher und militäriſcher Machenſchaften ſind, ohne genügende geiſtige und ſittliche Vorbereitung. Aber wo ein Volk bereits eine wahrhaft nationale, von allen geſchaffene, allen gemeinſame Philoſophie, Wiſſenſchaft, Hiſtorik, Poeſie und Muſik hat, wo ſeit länger als einem Jahrhundert



„Der deutsche Kaiser Wilhelm lebe hoch!“

(Im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles, 18. Januar 1871.)

eine fortwährend gewachſene Entwickelung ſchon die Einheit im Bereiche des Denkens und Wiſſens gegründet hat, da mögen Sadowa und Sedan kommen: ſie finden einen urbaren Boden, der geſunde Früchte hervorbringen wird. Das neue deutſche Reich iſt alſo nicht, wie gedankenlos geſagt worden, ein Kind der Gewalt; es iſt die langſam gezeitigte Frucht des Gedankens, es iſt die politiſche Ausprägung der geiſtigen Bildung, es iſt der Triumph einer langen Kulturarbeit, erlangt — wie die Siege auf der Walſtatt der Thatſachen immer erlangt werden — durch die Verwendung der Kraft im Dienſte der Idee."

Mit dieſer beredſamen Rühmung, welche zugleich eine nachdruckſame Mahnung für die Zukunft iſt, ſei dieſes Buch beſchloſſen, und ich, der ich es, ſoweit mein Können dem Wollen entſprach, geſchrieben habe meinem Vaterlande wie zur Ehre ſo auch zur Lehre, — ich bin gewiß, im Sinne aller Deutſchen von Kopf und Herz zu handeln, wenn ich als Schlußwort dieſen Segenswunſch ſpreche:

Raſtlos in ſeiner Arbeit, kühn in ſeinem Denken, gerecht
in ſeinem Thun, feſt in ſeiner Sitte, ſicher in ſeinem
Recht, ſtark in ſeiner Wehr, ſo wandle unſer Volk
zuverſichtlich ſeine Zukunftsbahn! Mäßig im
Glück, muthig im Miſſgeſchick, erring'
es die Vollendung ſeiner Einheit,
den Frieden, die Freiheit!
Heil dir, Germania!